Erstellt die Locke!

Der

Lockenraub

ein

scherzhaftes Heldengedicht

von A. Pope

frey und metrisch übersezt

von

G. Merkel.

Leipzig,

bey Joh: Gottlob Feind.

1797.

ex B. dep. in aed.

Simonis

Dem

Hochwohlgebohrnen Fräulein

Amalie von L — —

als

ein Denkmaal

der aufrichtigſten Verehrung und Dankbarkeit

gewidmet.

Gnädiges Fräulein!

Es gab eine Zeit — wie auf ein ſchmerzliches Krankenlager, ſeh' ich auf ſie zurück! — in der ich von Allen verlaſſen, einſam und muthlos da ſtand. Ueberall zurück gewieſen, wohin ich mich wandte, überall mit niederdrückender Kälte behandelt, wo ich berechtigt war, Theilnahme zu finden, war ich auf dem Wege allen Glauben an

mich

mich selbst zu verlieren und zu werden, wofür man mich wollte gehalten wissen. Kaum wagte ich noch zu denken, die Zurücksetzung, die ich erfahren mußte, sey ungerecht. Da erschienen Sie, gnädiges Fräulein, mir, ein rettender Engel, und die ganze Scene veränderte sich. Sie allein hielten es der Mühe werth, den unglücklichen Jüngling, für den weder Freunde noch Aeußeres sprach, einiger Aufmerksamkeit zu würdigen. Wie glücklich war ich, daß Sie sie nicht verschwendet zu haben glaubten!

Sie sprachen mir Muth ein; Sie munterten mich auf, glücklichere Tage zu hoffen; Sie schenkten mir Ihre Freundschaft, und mein Selbstgefühl kehrte zurück. Wie stolz schlug oft mein Herz, wenn ich, selbst unbemerkt, in glänzenden Zirkeln allem

les

les Ihrem hellen Verstande, mehr noch als Ihren jugendlichen Reizen, huldigen sah und mir sagte: „Diese bewunderte, diese gefeierte Grazie ist meine Freundinn! Alle die „Männer, die aus dem Nimbus ihrer Würden und Titel so hoch auf mich herabsehen, „werden sich die Theilnahme nie erschmeicheln, mit der Sie mich beehrt!“ Und dies Gefühl ward noch dadurch erhöht, daß niemand mein Glück ahnden konnte!

Sie auch, gnädiges Fräulein, Sie vorzüglich flößten mir den Gedanken ein, das kühne Unternehmen zu wagen, das mir wahrscheinlich mein Vaterland kostet, ihm aber, ich hoff' es freudig zur Vorsehung! nützlich seyn wird. Oft mußten Sie den hypochondrischen Schwächling anspornen, oft Rechenschaft von seinen Fortschritten fordern, wenn er nicht stehen

blei-

bleiben ſollte. „Amalie, meine Wohlthä-
„terinn, wird zufrieden ſeyn!“ das war der Gedanke, der mich bey meiner Arbeit begeiſterte *); er war mein Lohn, wenn mir ein Theil derſelben gelungen ſchien.

Es iſt geſchehen! Ich habe die Unterdrücker meines Vaterlandes öffentlich ihrer Unthaten bezüchtigt. Ich habe eine Fehde begonnen, deren Abſicht und Rechtlichkeit Beifall und Unterſtützung fordern kann. Aber ſchon beym Anfange muß ich ein theures Opfer bringen. Nie vielleicht werd' ich Ihnen mehr mündlich meine Dankſagungen abſtatten können! — Nehmen Sie

*) Dem Werke: die Letten vorzüglich in Liefland, am Ende des philoſophiſchen Jahrhundertes, ein Beitrag zur Völker- und Menſchenkunde, von G. Merkel. 1797.

Sie sie also mit dieser geringfügigen Gabe öffentlich hin! Oeffentlich gestehe ich, daß ich Ihnen allein das Wenige, was ich bin, oder noch werden kann, verdanke.

Auch dieses Werk gehört eigentlich Ihnen, denn auf Ihren Befehl unternahm ich es einst. Hätte Pope später gelebt und Sie gekannt, hätte er bey Ihnen gesehen, wie philosophischer Scharfsinn mit Anmuth und Reizen durch zarte Weiblichkeit so schön zusammen fließen können; nicht seinen Lockenraub, seinen Versuch über den Menschen hätte er ihnen gewidmet und eine geringe Huldigung zu bringen geglaubt.

Ich — kann Ihnen nur eine Uebersetzung seines früheſten Meisterwerks anbieten. Möchten Sie wenigstens nicht viele Schönheiten, die Sie einst im Original

nal entzückten, in derselben verwischt finden! Möchten Sie die Mängel meiner Arbeit dem aufrichtigen warmen Dankgefühle verzeihen, mit dem ich Ihnen darbringe, was ich habe, und mit dem ich Sie versichere, daß nie die feurigste Erkenntlichkeit und Verehrung gegen Sie in meiner Seele erlöschen werde.

Ich habe die Ehre zu seyn,

Gnädiges Fräulein,

Ihr

Leipzig,
den 17ten Sept. 1796.

gehorsamster Diener
G. Merkel.

Popens

Lockenraub.

Vorrede.

„Ich sende Ihnen zwey oder drey Gedichte „von Herrn Pope, dem besten Dichter in „England und jetzt in der ganzen Welt. — „Was mich anlangt, ich glaube, daß sein „Versuch über Kritik“ Horazens Dichtkunst „übertrifft, und sein Lockenraub ist nach mei„ner Meinung mehr werth, als Despreaux's „Pult. Nie sah ich eine so liebli„che Einbildungskraft, so einneh„mende Anmuth, so große Man„nigfaltigkeit, so viel Witz und „so feine Weltkenntniß, als in „diesem kleinen Werke.“

So schrieb Voltaire in einem Briefe, den Warburton in dem Commentar des

Prologs zu Popens Satyren anführt, im Jahre. 1726, nachdem die großen Dichter seiner Nation schon geglänzt hatten. Wer Voltaire's Eifersucht auf Dichterruhm kennt, und die scharfe Critik, die er vorzüglich über die englischen Dichter bey jeder Gelegenheit ergehen ließ, — der wird nicht in Versuchung kommen, die Autorität dieses abgezwungenen Lobes in Zweifel zu ziehen. Hätte Teutschland nicht einen Wieland, so könnte man den letzten Theil jenes Ausspruches noch mit der weitesten Ausdehnung wiederholen.

In der That, der Lockenraub ist einzig in seiner Art, — obgleich es scherzhafte Heldengedichte fast in jeder cultivirten Sprache genug giebt. Das eigentlich Dichterische in demselben ist so innig mit gefälligem Scherz und Witz durchwebt, daß es nur zur Einkleidung desselben da zu seyn scheint; und wiederum sollte man den Witz nur für die zufällige Würze der blühenden Dichtung halten. Es läßt sich nicht entscheiden, ob eines von beiden besonders der Hauptgegenstand des Verfassers war. Die Satyre in demselben ist so angenehm, daß man sie nur für gefälligen Scherz, und der Scherz so treffend, daß man ihn für absichtliche beißende

Satyre

Satyre ansehen möchte. Der Gang ist so regelmäßig, der Plan so berechnet, als ein ernsteres Heldengedicht fordern würde, und dennoch sind sie unter der anmuthsvollen Behandlung so schön versteckt, daß das Ganze bei'm ersten Anblick fast eine planlose Ejaculation der Einbildungskraft und des Witzes scheint. Kurz, dieser ganze Scherz trägt die Physiognomie eines Dichters, der mit großen Talenten und großer Gelehrsamkeit, feine Lebensart und Weltkenntniß verbindet. Man erkennt ihn für das Werk eines jungen geistreichen Gelehrten, der aus dem Studirzimmer in den Saal der schönen Welt tritt und, was er dort lernte, hier so vorzutragen weiß, daß es hier zu Hause zu seyn scheint. Der bloß dilettirende Weltmann findet anziehende Unterhaltung darin, der Dichter Belehrung und der Critiker Gelehrsamkeit und Befriedigung jeder seiner Forderungen. Ich möchte es in Ansehung seiner reizenden Phantasie und seiner Feile, selbst über die übrigen Werke des großen Pope setzen. Der Versuch über den Menschen ist die Frucht seines Geistes, aber der Lockenraub ist die schönste Blüthe desselben.

Brauche ich wohl anzumerken, daß ich alles Gesagte, von dem Original, ohne Hinsicht auf meine Uebersetzung, verstehe? Unendlich schwerer als irgend eine Gattung von dichterischen Produkten, ist es, ein Werk dieser Art in eine andre Sprache zu übertragen. Man hat nichts gethan, wenn man treu den Sinn wieder gegeben hat: der Ausdruck muß so gewandt werden, daß die Pointe, die oft nur in der Stellung der Worte liegt, nicht abgestumpft werde. Und ist dies geschehen, so hat man dennoch wieder sehr wenig geliefert, wenn der Gegenstand der Bonmots nicht so modernisirt wird, daß er ohne die Beleuchtung eines Commentars helle in die Augen fällt. Der Witz ist unter allen Blüthen des menschlichen Geistes die vergänglichste. In wenig Jahren sind die Menschen, denen er verständlich war, oder doch die Verhältnisse, für die er berechnet ward, verschwunden. Der ganze Zauber ist dahin, und nur das geübte Auge des Critikers kann seine Spuren auffinden. Er wandelt wie unter Ruinen einher und deutet mühsam in weitläuftigen Commentaren: „hier tanzte eine Grazie!“ „hier lachte ein „Satyr!“

C'est

C'eſt une fleur, qui brille aujourd'hui,
Et qui démain ſe fane, à peine éclose.

Dieſer Vergänglichkeit, und nicht dem blo-ßen Zufalle, muß man es zuſchreiben, daß der Margites des Homer, die meiſten Werke des Ariſtophanes und ſo viele andre glänzende Produkte des Alterthums verloren giengen *). Von allen neuern Produkten des eigentlichen Witzes möchte die Pucelle d'Orleans das einzige ſeyn, das dieſem Schikſale entgehen wird, weil ſie ſo viele Jahrhunderte nach dem Tode der handelnden Perſonen in derſelben, geſchrieben ward, und der Witz alſo nur allgemeine Beziehungen haben konnte, die verſtändlich bleiben müſſen, ſo lange die Geſchichte dauert.

Die erwähnten Schwierigkeiten ſind, glaube ich, die Urſache, warum der Lockenraub nicht längſt überſetzt ward. Außer Duſchens alter proſaiſcher, kenne ich keine Verdeutſchung. Giebt es eine, ſo muß ſie we-

*) „Aber der Froſch- und Mäuſekrieg erhielt ſich doch „ganze Jahrtauſende lang?“ Ja, weil Fröſche, Mäuſe und Krebſe in Charakter und Tracht ziemlich beſtändig ſind.

nigſtens kein Glück gemacht haben; denn ſelbſt Männer, die mehr in der neuern Litteratur leben, als ich, konnten mir ſie nicht zuweiſen. Die meinige iſt frey; aus Gründen, die aus dem oben Geſagten erhellen, mußte ſie es ſeyn. Freilich ward dadurch mancher Fächerſchlag des Originals, ein Geiſſelhieb; und manche zu ſpröde Grazie mag mir entſchlüpft ſeyn, ohne daß ich es bemerkte. Ich bedaure es: — aber für die Anachronismen und die Einwebung teutſcher Fäden in das engliſche Gewebe, glaube ich Beyfall zu verdienen; denn ich ſchrieb für teutſche Leſer.

Nun noch ein Paar Worte von der Geſchichte des Originals.

Lord Petre hatte bei einer Luſtpartie der Miß Arabella Fermor eine Locke geraubt und ihre beiderſeitigen Familien waren im Begriff, darüber in eine heftige Feindſchaft zu gerathen. Herr Carge, Sekretär der Königinn Maria, Gemahlinn Jacobs des Zweyten, trug Popen auf, den Vorfall zu illuſtriren, um durch Scherz den lächerlichen Streit zu endigen. In vierzehn Tagen war der Lockenraub geſchrieben und der Verfaſſer überſchickte ihn der Heldinn deſſelben, die ſich ſo wenig dadurch beleidigt fand, daß ſie ihren

Freun-

Freundinnen Abschriften gab. Ueberall fand er so vielen Beyfall, daß Pope sich entschloß, ihn dem Druck zu überlassen.

Bei dieser ersten Erscheinung hatte der Lockenraub nur zween Gesänge und enthielt dasjenige, was übrig bleibt, wenn man die Sylphen wegläßt. Die günstige Aufnahme bewog den Verfasser, diese Maschinerie hinzu zu setzen, obgleich Addison, der auf Popens steigenden Ruhm eifersüchtig gewesen seyn soll, es ihm widerrieth, weil, sagte er, es in seiner damaligen Gestalt ein köstliches kleines Ding, ein merum sal wäre. — So bekam denn dies Werk seine jetzige reizende Form.

Die niedlichen Geister, welche in demselben die wunderbaren Nebenrollen spielen, werden selbst meinen Leserinnen alte Bekannte seyn, da Wieland und auch Zachariä sie auftreten ließen. Pope selbst und Warburton erklären sich über ihre Entstehung. Ich brauche also nur anzumerken, daß, obgleich schon Spencer, Chaucer und Shakespeare sich der Elfen und Sylphen bediente, Pope doch der erste war, der sie so weit civilisirte, daß sie in der scherzhaften Epopöe figuriren

konnten: er lehrte sie geistreich tändeln. — Welche traurige Figur machen neben diesen interessanten Geschöpfen, die personificirte Zwietracht, Trägheit und Nacht des Boileau, Wesen, die für ein scherzhaftes Heldengedicht viel zu stupid und schwerfällig sind!

Zueig-

Zueignung des Originals.

An

Miß Arabella Fermor.

Gnädiges Fräulein!

Vergeblich würde ich läugnen, daß ich einigen Werth auf dieſes Werk ſetze, da ich es Ihnen zueigne. Sie können mir indeß bezeugen, daß es nur zum Vergnügen einiger jungen Damen beſtimmt war, die Vernunft und Gutmüthigkeit genug haben, nicht nur die kleinen unbeachteten Schwachheiten ihres Geſchlechts, ſondern auch ihre eigenen zu belachen. Man theilte ſich es aber mit geheimnißvollen Minen mit, und ſo ward es bald bekannt. Einem Buchhändler ward

ſogar

ſogar eine fehlerhafte Abſchrift angeboten, und dies bewog Sie, um meinetwillen in einen correkteren Abdruck zu willigen. Ich ward zu demſelben gezwungen, noch eh' ich meinen Plan halb ausgeführt hatte; denn die Maſchinerie fehlte noch ganz zu ſeiner Vollendung.

Maſchinerie, gnädiges Fräulein, iſt ein Ausdruck, den die Kunſtrichter erfunden haben, um diejenigen Rollen zu bezeichnen, welche Gottheiten, Engel oder Dämonen in einem Gedichte ſpielen. Die alten Dichter gleichen nehmlich in einer Rückſicht vielen heutigen Damen. Ein Umſtand ſey noch ſo geringfügig: ſie geben ihm allezeit den Anſtrich der äußerſten Wichtigkeit. Meine Maſchinen beſchloß ich, auf einem ſehr drolligen Grunde, auf die Geiſterlehre der Roſenkreuzer zu bauen.

Ich weiß, wie unſchicklich es iſt, ſich gegen eine Dame rauhklingender Worte zu bedienen: aber einem Dichter iſt ſo viel daran gelegen, verſtanden, vorzüglich von ihrem Geſchlechte verſtanden zu werden, daß Sie mir ſchon erlauben müſſen, Ihnen zween oder drey ſchwierige Ausdrücke zu erklären.

Ich

Ich muß Sie mit den Roſenkreuzern bekannt machen. Die beſte Nachricht von ihnen, die ich kenne, befindet ſich in einem franzöſiſchen Buche, das Le Comte de Gabalis heißt und einem Romane an Titel und Größe ſo ähnlich ſieht, daß manche Dame es dafür geleſen hat. Dieſen Herren zufolge, werden die vier Elemente von Geiſtern bewohnt, welche ſie Sylphen, Gnomen, Nymphen und Salamander nennen. Die Gnomen oder Erdgeiſter finden Vergnügen daran, Unheil zu ſtiften: aber die Sylphen, welche die Luft bewohnen, ſind die beſtartigſten Geſchöpfe, die man ſich denken kann. Jeder Sterbliche, ſagen ſie, kann in die genaueſte Vertraulichkeit mit dieſen niedlichen Geiſtern treten, wenn er eine allen wahren Adepten ſehr leichte Bedingung, eine unverletzte Keuſchheit beobachtet.

Was das Gedicht ſelbſt betrifft, ſo ſind alle Vorfälle in demſelben eben ſo fabelhaft, als das Geſicht am Anfange und die Verwandlung am Ende deſſelben: den Verluſt Ihres Haares ausgenommen, deſſen ich allezeit mit Achtung erwähne. Die menſchlichen Perſonen ſind eben ſo erdichtet als die luftigen, und der Charakter Belindens, wie

er

er jetzt ist, gleicht dem Ihrigen nur durch die Schönheit.

Hätte dies Gedicht alle die Reize, die Ihre Gestalt und Ihren Geist schmücken, so dürfte ich dennoch nicht hoffen, daß es halb so ungetadelt seine Laufbahn vollenden würde, als Sie die Ihrige gehn. Doch, sein Schicksal sey welches es wolle! Ich bin glücklich genug, daß ich diese Gelegenheit fand, Sie zu versichern, ich sey mit der aufrichtigsten Hochachtung,

Gnädiges Fräulein,

Ihr

gehorsamster und unterthäniger Diener

A. Pope.

Der

Der Lockenraub.

Nolueram, Belinda, tuos violare capillos.
Sed juvat hoc precibus me tribuisse tuis.

Mart.

Erster Gesang.

Welch blutigen Zwist Cupid aus tändelnden Fehden erhebe;
Welch Schreckengewirr er selbst aus seidenen Haaren sich webe,
Erzählt mein Lied! Gieb, daß es den Beifall der reizenden Welt,
Ja, Muse! — welch Glück! — Amaliens Lächeln erhält!
Es flattert um Myrthen-Gebüsch: doch schöner als Lorbeeren gürten,

Win-

Windet die Huldinn den Kranz, die Schläfe mir duftende Myrthen.
S — — der feineren Witz der Presse schon vorenthielt,
Als für sein launigstes Stück Herr Bretzner undique stiehlt,
Mein S — — winket mir Muth: Beginne Göttinn erzählen!
Ein wohlgekleideter Herr, wie konnt er den Wohlstand verfehlen?
Wie fand eine Nymphe den Muth die goldene Weste zu sehn,
Das schöngeformte Toupé, und — doch zu widerstehn.
Ein Stutzerherz*), kann 's solche Riesen-Entwürfe gebähren?
Kann solche schreckliche Wuth so sanfte Busen empören?
Scheu blinzt durch weiße Gardinen der Sonne lüsterner Blick,
Dem tausend Rosen sich an jedem Nachttisch entschließen;

Der

*) Liele men im Original.

Der Spiegel blitzt den sengenden Mittag zurück,
Den schlaflose Liebende, schon erwachend, mit Gähnen begrüßen.
Pantoffeln klappen herum; der Schellen Silbergetön
Gellet durchs Haus, und alle Zofen erstehn;
Die welke Cokette, noch eh sie den Wangen die Runzeln entstrich,
Betet und seufzt, der Schooßhund dehnet sich.
Noch liegt in dem traulichen Pfühl Belinde die Schöne versenkt,
Denn ihren balsamischen Schlummer hat heut ihr Sylphe verlängt.
Er selber, er winkte zum einsamen Bette
Den Morgentraum, der an ihr Küssen sich schmiegt.
Ein Jüngling mit blitzenden Schnallen und hoher Vergette,
So reizend, daß selbst im Schlaf die Wangen ihr glühen, biegt
Lächelnd sich über sie hin und flüstert mit traulichem Kosen:

Schönſte der Sterblichen, die bey Tage und Nacht
Sorgſam ein Heer von Luftbewohnern bewacht!
Wenn je dein Herz voll gläubiger Einfalt verehrte,
Was dir die Amme erzählt, der ernſte Prieſter dich lehrte:
Wie geiſtige Freier, mit goldnen Kronen geſchmückt
Und himmliſchen Blumengewinden, oft Jungfrau'n heimlich entzückt,
Und wie Großmütter ſahn, beym Liede der Grille nach Zwölfen,
Zirkeln auf thauigem Graſ' im Mondſchein die Tänze der Elfen:
So höre dein hohes Geſchick, von heiligem Schauder erfüllt,
Und ſenke den Blick nicht weiter auf glänzenden Tand von hienieden!
Manch tiefes Geheimniß, das nie gelahrter Dünkel enthüllt,
Wurde den Schönen allein und Kindern beſchieden:

Denn

Denn Unſchuld glaubt, wo Zweifel Vernünftler ermüden.
Wiſſe, der Lüfte leichte Miliz, ein rüſtiger Geiſterſchwarm hüpft
Raſtlos immer um dich, ja, ſchützend ſchlüpft
Er mit dir in Tanzſaal und Bett, obgleich er dir niemals erſchienen.
Schlummernd fächelt er dich und wiegt ſich in den Gardinen.
Bedenke, welch luſtig Gefolge dein waltender Stern dir gab,
Und ſieh mit verachtendem Stolz auf Jockeys und Kutſchen herab.
Einſt waren wir Geiſter, wie du, von weiblicher Schönheit umſchloſſen:
Doch leichte Verwandlung ſtreifte die Menſchheit uns ab
Und ſchuf aus irdiſchem Tande, luſtige Poſſen.
Denn wenn der ſterbenden Nymphe Auge ſtarret und bricht,
Und ſie das Leben verläßt, ſo läßt ſie das Tändeln drum nicht.
Die Freude an goldnen Wagen, die ſie als Mädchen ergötzt,

An Aeſchen und Stutzern, wird auch in den Geiſt mit ihr überſetzt.
Als Sylphe noch kann ſie die Stunde der Aſſemblée kaum erwarten,
Und wenn ſie dort ſelber nicht ſpielt, ſo überſieht ſie die Karten.
Entblättert die Roſe der Schönheit des Todes fühlloſe Hand,
So flattert die Seele zurück zum Urſtoff, aus dem ſie entſtand.
Vierſchrötige Amazonen, voll feurigen Muthes, wandern
Flammend zur Sonne hinauf und werden zu Salamandern;
Sanfte nachgiebige Schönen gleiten hinab in die See
Und ſchlürfen dort mit den Najaden elementariſchen Thee;
Gebannt in den irdiſchen Schlamm, der Freude gram und dem Frieden,
Flattern in Gnomengeſtalt die majeſtätiſchen Prüden;
Zum Sylphen gewandelt und über die Wolken empor gelüpft

Lieb-

Liebäugelt die flücht'ge Coquette noch immer
und tändelt und hüpft.
Vernimm die Belohnung der Schönen, die
still die Tugend geehrt: —
(Die lärmende Keuschheit der Häßlichen gleicht
an innerem Werth
Dem ernsten pythagorischen Schweigen der
Todten,
Und Tantalus Nüchternheit, dem Minos das
Trinken verboten). —
Die niemals geküßt, den blinden unbärtigen
Buben gehaßt,
Wird oft in schweigender Nacht von Sylphen
zärtlich umfaßt,
Da sich in Mann und Weib und alle belieb'ge
Gestalten
Die Geisterſubstanzen, wie Wolken plastische
Nordwinde, falten.
Was sichert die Keuschheit gefühlvoller
Mädchen wider den Fall,
Den jede nur einmal thut, auf mitternächtli-
chem Ball?
Wann traulich Gelegenheit winkt, der kühne
modische Wicht

Koſet und liſpelt und bittet; beym dämmernden Licht
Die junge Unſchuld minder fürchtet und minder erröthet;
Die Tugend leiſe nur ſpricht und laut die Wolluſt flötet;
Der wirbelnde Walzer den Buſen euch ſchwellt:
Welch Wunderwerk hindert, daß jede nicht fällt?
„Dann, ſchnattert die ſtolze Miß Luz, dann ſtützt uns die Ehre!“
O, ein zerſtoßenes Rohr, wenn euer Sylphe nicht wäre!
Andere Nymphen, zu innig der Roſenwangen bewußt,
Beſtimmte das Schickſal der Gnomen ſchlüpfriger Luſt.
Die ſchwellen der ernſten Närrinn den Kamm,
Wenn ſie aus Hochmuth Liebe verſagte, Freier nicht nahm.
Dann ſchwärmen Herzoge, Grafen, geſtickte Geſtirne,
Ein ſchimmerndes Tohu-Wawohuh, im aufgebuns'nem Gehirne.

Es kützelt „Ihr Gnaden! Ihr Gnaden!“ in
süßen Tönen ihr Ohr:
Zwey Wörtchen, die oft nur heißen: Du weib-
licher Thor.
Sie lehren das winzigste Herz den Stutzern alle
gegen beben,
Das Auge dreizehnjähr'ger Coketten schmach-
ten und glühn,
Den leeren Busen künstlich durch Seufzerchen
heben
Und, wann es die Mode gebeut, die Wangen
mit Schaam überziehn.
Oft wähnet die Welt, daß Labyrinthe euch
Weiblein verstricken.
Aber durch mystische Irren leiten Sylphen den
Schritt.
Ihr taumelt im Wirbel der Welt: den Possen
die Spitze zu knicken
Durch neue Possen, drehen die Sylphen
sich mit.
Welch zärtliches Mädchen würde der Ball
Pedrills nicht berücken,
Setzte das Feuerwerk Damons ihr Herz nicht
in Brand;

Und drückte Leander nicht heimlich die niedliche Hand,
Welches ergäbe sich nicht, wenn Florio complimentiret.
Durch uns wird immerdar neu mit Schnörkelchen, bunt und schön
Der wandelnde Puppenladen des weiblichen Herzens garniret,
Wo gegen Perücken seidene Westen zu Felde gehn,
Strotzende Beutel mit Titeln, Livreen mit goldenen Wagen,
Uniform mit Stutzern und Zöpfe mit Waden sich schlagen.
Das, wähnt die verblendete Welt, das müsse wohl Leichtsinn seyn?
Kurzsichtige Thoren! Die Sylphen, die Sylphen thun es allein.
Ich selber, Belinda, der ich mit dauer Beschützung mich brüste,
Bin einer der wachsamen Geister; Ariel nennen sich mich.
Jüngst las ich in deinem regierenden Stern, da ich die Wüste

Des hellen chryſtallenen Aethers durchſtrich:
Ein Unfall drohe dir heut, bevor in die weſtlichen Wogen
Die dampfenden Roſſe der Sonne vergoldeten Phäethon zogen;
Aber wohin die ſtrenge Geiſſel des Schickſals dich trift,
Verhehlte dem ſpähenden Blick die hohe magiſche Schrift.
Drum laſſe Vorſicht dir rathen, gläubiges Mündel,
Und komme der treueſten Warnung Fingerzeig nach.
Meide, ach! meide vor allem das kühne Stutzergeſindel!
Warnen iſt alles, was heute dein Sylphe vermag.
So ſprach er, als Phaon, ihr Mops, dem ſie zu lange geſchlafen
Belinde dem Traum mit ſchmeichelnder Zunge entrief.
Sprich, Muſe, von allen möglichen Dingen, was trafen

Die holden Augen zuerſt! Ach, einen Liebesbrief.
Kaum hatte ſie Reize, Wunden und Flammen geleſen,
So war ihr prophetiſch Geſicht als wär'es nimmer geweſen.
Und *) nun entſchleierte ſich der Nachtiſch in ſtralender Pracht,

Mit

*) Die Ueberſetzung dieſer Beſchreibung in lateiniſche Verſe durch Dr. Parnel fügt der engliſche Commentator, ihrer Laune wegen, bey, und ich glaube ſie meinen Leſern nicht entwenden zu müſſen. —

Et nunc dilectum ſpeculum, pro more rectum,
Emicat in menſa, quae ſplendet pyxide denſa.
Tum primum lympha ſe purgat candida nympha,
Jamque ſine menda, coeleſtis imago videnda
Nuda caput, bellos retinet, regit, implet, ocellos.
Haec ſtupet explorans, ceu cultus numen adorans.
Inferior claram Pythoniſſa apparet ad aram,
Fertque tibi caute, dicatque Superbia! Caute,
Dona venuſta; oris, quae cunctis, plena laboris
Excerpta explorat, dominamque deamque decorat.
Pyxide devota ſe pandit India tota,
Et tota ex iſta tranſpirat Arabia ciſta;

Teſtu-

Mit ſeinen ſilbernen Vaſen, in myſtiſche Ordnung gebracht.
Flatternden Haares, von weißen Gewändern umfloſſen,
Begrüßt die Nymphe, voll Ehrfurcht, jede cosmetiſche Macht
Und ſieht: — ein himmliſches Bild wird in den Spiegel gegoſſen.

Sie

Teſtudo hic flectit, dum ſe mea Lesbia pectit,
Atque Elephas lente te pectit Lesbia dente;
Hunc maculis noris, nivei jacet ille coloris,
Hinc jacet et munde, mundus muliebris abunde;
Spinula reſpendens aeris Congo ordine perdens,
Pulvis ſuavis odore, et epiſtola ſuavis amore.
Induit arma ergo Veneris pulcherrima virgo;
Pulchrior in praeſens tempus de tempore creſcens,
Jam reparat riſus, jam ſurgit gratia viſus,
Jam promit cultu mirac'la latentia vultu;
Pigmina jam miſcet, quo plus ſua Purpura gliscet,
Et geminans bellis ſplendet mage fulgor ocellis.
Stant Lemures muti, Nymphae intentique ſaluti.
Hic figit Zonam, capiti locat ille coronam,
Haec manicis formam, plicis dat et altera normam;
Et tibi vel Betty vel nitidiſſima Letty!
Gloria factorum temere conceditur horum.

Sie neigt ſich vor ihm; auf ihm nur haftet bewundernd ihr Blick.
Sie winkt voll erhabenem Ernſt: wie ihre Winke gebieten
Beginnet die Unterprieſterin zitternd die heiligen Riten.
Unzählbare Schätze öfnen den Schooß; gefaſſet in Gold
Stralen die Gaben, die jede dienſtbare Zone gezollt.
Sie prüfen mit feierndem Ernſte, wählen, verwerfen und wählen,
Und ſchmücken die Göttinn, bis keine Reize die Wirkung verfehlen.
Dies Käſtchen hier läßt Golkondens verſteinte Funken glühn;
Die Büchſe Arabiens Hauch den ganzen Tempel durchziehn;
Und Wunder, desgleichen ſelbſt ungekämmte Heilge nicht ſahn,
Dich ſtreichelt, Belinda, das Elephanten glänzender Zahn;
Schildkröten ſchleichen bedächtig, in bunter Kämme Geſtalten,

Durch

Durch dein ſeidenes Haar. Hier liegen Spieße von Erz
In glänzenden Reihen, und hier in zierlichen Falten
Billetsdoux im Gebetbuch, im [illegible]ber manch flammendes Herz.
Bald ſtralt die furchtbare Schönheit im vollen Waffengeſchmeide!
Im Glanz ihrer Reize muſtert die Nymphe, übet und zählt
Die Wunder ihres Geſichts und denkt welche Schönen mit Neide,
Und welche Stutzer mit Sehnſucht ihr ſiegreiches Lächeln heut quält.
Sie lächelt, ſie will — und, folgſam dem holden Gebot,
Umdämmert die Wangen mählich ein helleres Roth.
Itzt ſchmachtet ihr Blick, itzt ſchreckt er, als würfe mit tändelnder Hand
Cupido zehrende Blitze, die er dem Donnerer entwandt.
Geſchäftig gaukelt um ſie der Sylphen hülfreiche Schaar;

Der

Der blähet den Cul de Paris, der ordnet ihr Haar,
Der legt die Manſchetten in Falten, der ſpannt dſen Gürtel ihr um:
Aber die müßige Betty ärndtet den Ruhm.

Zweiter Geſang

Nicht ſtralender klimmt die hohe ätheriſche Bahn,
Ueber das purpurne Meer, die Sonne hinan,
Als ihres Glanzes Rivalinn, im ſchaukelnden Kahn,
Auf wallendem Buſen der Thems' ihre Siege begann.
Reizende Nymphen, wohlgeſchniegelte Stuzzer umſchimmern

Die

Die Schöne, doch jedes Auge huldigt mir ihr.
Sie wiegt auf blendender Bruſt ein Kreuz, deſſen Flimmern
Juden mit Ehrfurcht erfüllt und Türken mit heißer Begier.
Es malt ſich ihr feuriger Geiſt im Auge, lieblich und hell,
Wie ihre Blicke voll Huld und eben ſo ſchalkhaft und ſchnell,
Gunſt gewähret ſie Keinem, Lächeln gewähret ſie Allen:
Oft verweist ſie und zürnt, doch ihre Verweiſe gefallen.
Glut wie die Sonne, blendet ihr Auge alles umher,
Und, ähnlich der Sonne, ſtralet es gleich auf Alle nieder.
Erſpäht ihr weibliche Schwächen an ihr, o blicket nur wieder
Auf in ihr Mayengeſicht, die Schwächen ſind alle nicht mehr.
Reizender Gleichmuth, beſcheidene Huld: o, welche Mängel

Würden durch dieſe verſchleiert, — wären nicht makellos Engel.
Zärtlich pflegte die Nymphe, mehr als ihr übriges Haar,
Zum Wehe des Männergeſchlechts, ein ſchweſterlich Lockenpaar.
Symmetriſch gewunden vom Finger der Grazien, hiengen
Sie weit den blendenden Hals in duftenden Ringeln hinan;
Liebliche Irren, wo tauſend ſträubende Herzen ſich fiengen,
Und Amor den trotzigſten Held mit leichten Feſſeln umſpann.
Haare berücken des Hayns melodiſche Schaaren;
Haar entvölkert die Flut, mit zierlich gebogenen Haaren
Feſſelt die Schönheit der Schöpfnng trotzigen Herrſcher, den Mann,
Zu ihren Füßen an.
Der Locken goldne Wellen bewunderte lange ſchon,
Aus altem Heldenſtamm, ein junger verwegner Baron

Vom Muthe der Ahnen entflammt, ſinnt er, — durch liſtige Schlingen
Oder durch offne Gewalt das goldne Vlies zu erringen:
Denn, wann die glorreiche Myrthe die Stirn des Liebenden ſchmückt,
Wer forſcht, ob ſie Liſt oder Stärke gepflückt?
Eh Phöbus das Stralen-triefende Haupt den Wogen enthoben,
Flehte ſchon unſer Baron um Glück und Gedeihen von oben.
Vor allen zum Amor. Ihm errichtet er einen Altar
Von allen Leiden und Freuden, die Göthens Lotte gebahr.
Ihn deckt ein buntes Gemiſche: Handſchuhe, Schleifen und Sträußer,
Trophäen der Liebe, und manches zierliche Band,
Das, trotz ſträubender Schaam, er magdlichen Waden entwand.
Hochzeitgedichte ſetzen, ſtatt trockener Reiſer,
Den paphiſchen Schober in Flammen, drei Seufzer ſchüren die Glut.

Itzt beugt der Freiherr das Knie und bittet mit sehnlichem Blicke,
Daß bald ihn und lang das Ziel seiner Wünsche beglücke.
Die Götter nicken gerührt ihr Fiat dem halben Gebet:
Die größere Hälfte ward von losen Westen verweht.
Sicher tanzet indeß der Nachen auf silbernen Wellen,
Die unter dem zitternden Stral der Sonne sinken und schwellen.
Der Flöten schmelzende Stimme, der Geigen Gesang
Hallt zu den Wolken hinauf und flattert die Ufer entlang,
Leiser und leiser, bis ins Lispeln des Schilfes gemischt,
Ihr Girren erstirbt, wie Farb' in Farben erlischt.
Sanft fließen die Wellen hinab in ihr väterlich Meer
Und Weste gaukeln auf ihnen, in weiten Kreisen, umher.

Belinda lächelt und — Alles fühlt sich beglückt,
Nur Ariel nicht, den ach! mit zärtlichem Harm
Der Sterne prophetische Drohung bedrückt.
Er winkt: Der Trabanten luftiger Schwarm
Umwimmelt den Fürsten der Sylphen in folgsamer Eile.
Harmonisch durchsäuselt ihr Flattern Segel und Seile:
Mit wonnigem Sinnen lauschet die Schöne und wähnt,
Daß Zephyr das Seufzen der Stutzer in Melodien dehnt.
Die gaukeln im Hauche des Westes, andere falten
Goldene Wolkentalar um ihre durchlauchte *) Gestalten;
Ihr flüßiger Körper, dem sterblichen Auge zu fein,

*) Transparent.

Schwindet zur Hälfte, wie Sternenschimmer,
im Sonnenschein.
Auf murmelnder Woge des Windes bebt
Ihr luftig Gewand, aus Nebeln gewebt,
Auf die der Sonnenblick, in tausend Stralen
gespalten
Des Himmels Feiergeschmuck, der Iris Schim-
mer gießt:
Ein täuschendes Farbengemisch das, wie die
Schwingen sich falten,
Chamäleontisch in neue schönere Schimmer
zerfließt.
Mitten im Kreise, auf der Spitze des Ma-
stes, sitzt
Mit königlichen Gebärden Ariel, stützt
Auf seinen azurnen Scepter die Rechte, brei-
tet dem Licht
Den majestätischen Purpur der Schwingen ent-
gegen und spricht:
Sylphen, Sylphiden! Herrschaften,
Thronen *)!
Genien, Feen, Elfen, Dämonen!
Kund

*) Die Titel zweier Ordnungen christkatholischer Engel.

Kund und bewußt iſt jedem, daß uns Bewoh-
ner der Luft
Ein ewigs Geſetz zu verſchiednen Sphären und
Aemtern beruft.
Wenn dieſe des Aethers Gefilde durchſtreichen,
Im Strale des Lichts ſich ſommern und
bleichen,
Leiten jene Comheten den hohen myſtiſchen
Gang
Ueber uns hin, des Himmels Geſtaden ent-
lang.
Andere gleiten hinab, aus gröberm Stoffe
geknetet,
Mit dem ſinkenden Stern, der den Mantel der
Mitternacht röthet;
Färben im Regenbogen die Schwingen ſich
golden und blau,
Schleiern die Erde in Nebel und träufeln den
Thau.
Andre vertheilen zur Farce des Erdlebens die
Rollen
Und leiten die Spielenden ſo, daß keiner die
ſeine verfehlt.

Der freie Mensch, er prüft, vernünftelt und wählt,
Und geht mit großem Bedacht — wohin die Sylphen wollen.
Den mächtigsten Geistern gehört die Sorge für Scepter und Thron;
Denn Diademe bewacht des Himmels beste Schwadron.
Dem Dienste der Schönen geweiht, ist, wie euch allen bewußt,
Unser Aemtchen zwar ärmer an Ehre, doch reicher an Lust.
Wir flattern, wie Bienen, umher auf Hügeln und Flur
Und rauben, die Nymphen zu schmücken, des Frühlings schönste Tinktur,
Und reineres Naß der himmlischen Zone, bevor sie zerfleußt.
Wir wachen, damit kein Wind unhöflich den Puder verwische,
Oder die theure Essenz dem chrystallenen Kerker entwische.
Wir führen der Schönen die Hand, wenn sie die Locke sich kräuft,

Und

Und gießen ihr Schaam auf die Wangen, in ihre Bewegungen Geist;
Ja, oftmals machten wir ihr in Traumgesichtern kund,
Ihr Busen de France sey zu voll, ihr seidner Cul sey zu rund.

Heute, — wachet mit mir, ihr treuen Gehülfen! —
Drohn schreckliche Zeichen dem schönsten Mündel der Sylphen,
Ein grausend Geschick durch schleichende List oder offene Macht:
Aber das „Wann“ und „Wie“ verhüllen die Parcen in Nacht.

Ob heute die Nymphe Dianens Gesetze,
Oder ein Unfall ihr Fläschchen verletze;
Ob sie ihr Herz oder Strumpfband verliert,
Ihre Ehre beflecket oder den Saum sich beschmiert,
Ob sie die Vesper oder die Masquerade verfehlt,
Oder ob gar das Fatum beschloß, daß Phaon heut falle,

Hat mir, ihr Sylphen, das Schickſal verhehlt.
Drum, luſtige Krieger, Gefährten, ermahn' ich euch alle,
Wohl nehm' ein jeder der hohen Pflichten heut wahr!
Den athmenden Fächer empfehl' ich dir, Zephyrette;
Dir, Brillantine, die blitzende theure Aigrette;
Crispiſſa bewache das lockigte Haar;
Die Hut, Momentilla, der goldnen Uhre ſey dein,
Und Phaons Beſchützer wird Ariel ſelber ſeyn.
Funfzig erleſene Sylphen von höchſtem Muthe und Stand
Beziehn das Gibraltar *) der Schönen, des ſeidnen Unterrocks Rand.
Oft fanden wir leider! Fiſchbein und Hoſchen zu ſchwach
Und ſahn, wie Cupid die ſiebenfältge Verſchanzung durchbrach.

Drum

*) Den Unkundigen zu Liebe merken wir an, daß Gibraltar der Schlüſſel zum mittelländiſchen Meere ſey und einen ſchönen Hafen habe.

Drum schließt ein vestes Cordon ums silberver-
brämete Rund,
Und sichert des Rockes weiten befalbelten
Mund.
Wer von euch, Sylphen, wider die tak-
tischen Pflichten verstößt,
Das reizende Mündel und seinen Posten ver-
läßt,
Der Treulose finde
Den Pfeil der Strafe so schnell als den Ra-
benfittig der Sünde.
Er werd' in Phiolen gesperrt, mit Nadeln ar-
quebusirt,
Oder in Meere von bittern Essenzen versenkt;
Sein Körper, wie Semlers *) Vermögen,
durch Luftsalz epitomisirt,
Oder ins Ohr der winzigsten Nadel gezwängt;

*) Dieser berühmte Mann vertauschte im Alter den Schmelztiegel der Exegese gegen den chemischen, und versuchte, ob sich aus Luftsalz so gut Gold machen ließe, wie aus theologischem salzlosem. — — Seine Erben sollen sich aber beklagen, daß der erstgenannte Versuch nicht so gut gelungen sey wie der andere.

Geheftet am Dreher klappernder Mühlen
Naße und ſchwindle, wie weiland Jxion, der
Gauch,
Und ſonder ein Tröpflein Thau die brennen-
den Lippen zu kühlen,
Häng' er ſchlotternd in ſiedender Chocolate
Rauch.
Sprach's. Gehorſam entgleiten die Geiſter
dem Segel, umringen
Jn dichtgeſchloſſenen Reihen die Nymphe. Ei-
nige ſchwingen
Sich auf die Ringel des Haars und den Bril-
lanten im Ohr;
Die blinzeln unter der Schürze, die aus dem
Buſen hervor.
Bang, wie Flur und Hayn bey näher rollen-
den Schlägen
Des Donners, bebet ihr Heer der Zukunft
Schrecken entgegen.

Dritter Gesang.

Dicht an dem Fuße von ewig blumigten Hügeln,
Wo in der Themse stolz Londonas Thürme sich spiegeln,
Erhebt sich in gothischer Pracht ein majestätischer Bau
Und lehnt den Namen von Hamptons benachbartem Gau.
Hier deuteten vormals Minister, in tiefen Ernst versenkt,
Was jene Nymphen flüstern und was der Mogul denkt;
Hier flegte sonst Anna, Gebieterin dreier stralenden Kronen,

Im

Im Cirkel des Raths und auch am Theetiſch zu thronen:
Hier iſts, wo ländlich Vergnügen, reinere Luſt
Und — Langeweile, Stutzer und Schönen zuſammen beruft.
Buntes Geſpräch beflügelt die lehrreichen Stunden.
Der lehrt wer das neuſte Bonmot, die neueſte Mode erfunden,
Der preiſt die hohe unſterbliche Ehre,
Die Suworow bey Warſchau, — der die grande miſere,
Die Stax im Clubb gewann, die witzigſte Nymphe zeigt,
Was der Blick ihrer Freundinn ſagt, und was er verſchweigt.
Jeder in Galle getauchter Pfeil verſehrt
Den Leumund des Nächſten, und iſt der giftige Köcher geleert,
Gähnen ſie, lächeln, zupfen die Krauſe ſich breiter,
Fächeln ſich, huſten, ſchnupfen Taback und ſo weiter.

Indeß

Indeß verſenget die Erde Phöbus mit fürſtlichem *) Blick
Und ſenkt ſich, glühend vor Sehnſucht, in Thetis Arme zurück.
Hungrig verſtummt der Fiskal; die den Strang der Gerechtigkeit halten,
Hängen in Eile den Dieb, damit nicht die Suppen erkalten.
Der Kaufmann vergißt das Procent und lächelt die Flaſchen an,
Und ſelbſt des Nachttiſches Werk iſt gethan.
Belinda, lechzend nach Ruhm, beſchließt, wie der Vorzeit Marpeſſen
Und Pentheſileen, ſich mit zween Rittern im Dreikampf zu meſſen,
Und Lorbeer, den ſie der Wiege künftiger Solos entwand,
Schlingt durch ihr duftendes Haar der Ahndung gefällige Hand.
Stracks zieht, wie Cäſar-Heile **) gebeut, die dreifache Reih'n

Der

*) Oblique.

**) Wer ſollte Heilens unſterbliches Werk vom L'Hombre nicht kennen?

Der pappenen Krieger einher in glänzenden Reihn.
Ariel ſenkt, mit ihm ſein Gefolge, ſich nieder.
Er flattert, ein Mars, durch alle Reihen und Glieder,
Lispelt jegiichem Streiter beſeelende Worte ins Ohr,
Und ruhet dann aus auf einem Matador.
Die übrigen Krieger, nach Stand und Würden, beſetzt
Sein Heer, das, klug wie die ſterblichen Schweſtern,
Und innig ſich ihres Verdienſtes bewußt, wie ein Fähndrich ſeit geſtern,
Jeden nach ſeiner Stelle und keine zu gut für ſich ſchätzt.
Doch aufgeſchaut! Vier Majeſtäten der beſten Art,
Mit grauer Perücke und ſpitzigem Bart,
Ziehen ins Feld. Seht, züchtiglich treten
Vier Königinnen einher, mit Geißblatt bezeptert, — der Macht,
Durch welche die ſchnurrende Spindel Alzidens Keule verlacht,

Aus-

Ausdruckvolles Emblem. — Mit Hallebarden und Mützen
Folgen vier rüstige Buben, nach Lehnspflicht die Fürsten zu schützen.
Dann drängt sich der Pöbel in nationaler Tracht
Aufs sammetne Feld und ordnet sich muthvoll zur Schlacht.
Die Nymphe durchläuft ihr Heer mit prüfendem Blick.
Pique werde Trumpf! (ruft sie) und Trumpf wurde Pique.
Und nun beginnen die Schlacht ihre muthigen Matadoren,
Aehnlich an Farbe den Fürsten wolliger Mohren.
Spadillio, ein unüberwindlicher Sieger, erlegt
Zween feindliche Trümpfe, schleppt sie von dannen und fegt
Im Scheiden den Tisch. Zween andre besiegt Manillo, der Held,
Und läßt triumphirend das grünende Feld.
Ihm folgt der muthige Basto mit schnellem trotzigem Schritt:

Doch

Doch nur ein einziger Trumpf und einer vom
Pöbel gehn mit.
In großer Allongenperück erſcheint der König
der Spaden,
Schlägt ſeinen Mantel zurück und zeigt die
pausbackigten Waden.
Getroffen von ſeiner ſiegreichen Hand,
Sinkt der Rebell Ogier *) in den Sand.
Auch Hektor erliegt. Was nützt dir, un-
glücklicher Held,
Daß du haufenweis Griechen wie D — —
Krähen gefällt, **)
Und daß dir der blinde Trompeter ***) ein
ewiges Grablied ſang,
Da dich am Skamander Achill an der Themſe
der Spaden bezwang.

So

*) Ogier, Pube von Pique, Hektor, vom Treffle, Lancelot von Carreaux.

**) The Count of D — — ſlew
If his report ſays true,
Which his great Courage ſhows,
Near Leiplick thouſand Crows.
PETER PINDAR.

***) Die Trompete iſt das Attribut der epiſchen Muſe.

So weit erlagen die feindlichen Heere Belinden nun schon,
Da lächelt tückisch Fortuna und wälzt zum Baron
Den ewig rollenden Reifen. Er sandte Pallas*) voran,
Die mit Erlegung Carls des Großen begann.
Weder Lilienschild noch Zwickel, nichts barg ihn
Gegen die siegreiche Rechte der Spaden-Monarchinn.
Umsonst daß sein stattlicher Purpur den Boden hinter ihm fegt,
Von allen gekrönten Häuptern die Nase am höchsten er trägt.
Verzweifelnd erliegt er der Königinn Blumengewehre,
Und knirschend über die Schmach, stirbt er im Bette der Ehre.
Der schön brodirte Monarch, des halbes Gesicht
Kein

*) Pallas, Dame von Pique; Carl, König vom Treffle.

Kein ſterbliches Auge noch ſah, und der mit der Linken nur ficht,
Nach ihm ſein hohes Gemahl, die tapfre Königinn der Schuppen,
Ziehen für den Freiherrn ins Feld. Ihr mächt'ger Verein
Beſiegt mit leichter Mühe der Feinde gebrochene Reihn.
Es ſtürzen Herze, Schuppen und Kreuze in ſcheckigten Gruppen
Und decken das ebene Grün.
Wenn vor Rutheniens Donner itzt Selims kriegriſche Schaaren,
Die der glühende Oſt und Afrika's Wüſten gebahren,
Beflügelt vom Schreckem entfliehn:
Dann wimmeln der ſchwärzliche Mohr, der gelbe Aſiate
So bunt durch einander und flehn in zwanzig Sprachen um Gnade,
Und taumeln, im Fallen nur gleich, in Haufen auf Haufen dahin.
Launcelot wußte durch Liſt die Kön'ginn der Herzen zu fangen.

Als Belinde ſah, wie ſich die Prinzeſſinn vergangen,
Erloſch ihr funkelnder Blick, erbleichte das roſige Roth
Der Wangen: ſie ſieht mit Beben, wie nah die Codille ihr droht.
Nun hieng das Schickſal des Ganzen, Verderben und Sieg,
Wie oft in krankenden Reichen, an einem kühlichen Stich.
Das As der Herzen erſcheint. Im Hinterhalte verbarg
Sich racheſchnaubend ſein greiſer Monarch.
Sie ſchlägt, die Stunde der Ahndung! Wie Blitze ſchrecklich und ſchnell,
Stürmt ihn Belinda herab auf den gefällten Rebell.
Laut jauchzt ſie Triumph, daß weit der Himmel erſchallt,
Laut jauchzen mit ihr die Triften, der Anger, der Wald.
Verblendeter Menſch! Wie blind wenn er jubelt, wie blind wenn er klagt!

Ein Nichts beſeliget ihn; ein Nichts ſtürzt ihn zur Hölle.
Oft weinet der Thor, daß ihm ſein Unglück das Schickſal verſagt,
Und jauchzt vor Luſt an des Verderbens Schwelle! —
— Bald fällt, mit Thränen bethaut, der Lorbeer, Belinda, dir ab,
Und du verwünſcheſt den Tag, der Sieg und Ehre dir gab.
Seht! Taſſen und Löffel zieren den Tiſch, ſtatt krigeriſcher Spiele.
Es krachen die bräunlichen Bohnen, es kreiſt die malmende Mühle.
Die ſilberne Lampe wird auf dem Altar erhöht.
Die blaue Flamme zittert, ein Salamander-Corps weht
Mit raſchem Fittig die ſteigende Glut.
In weite chineſiſche Becken ſtrömt die ſiedende Flut.
Schaalen auf Schaalen werden gefüllt und geleert. Es nippen
Nymphen und Stutzer mit zierlich gefalteten Lippen.

Sorg-

Sorgſam umgaukelt Belinda ihr luſtiges Chor:
Die kühlen den dampfenden Nektar, die ſchmekken ihr vor;
Sorgſam und zitternd für des ſeidenen Stoffes Loos,
Breiten ihr buntes Gefieder andre über den Schooß.

Coffee, der den Staatsmann mit Weisheit erfüllt,
Und mancher Sybille rothem Auge die Zukunft enthüllt,
Caffee begeiſtert den Lord, ein neu Stratagem zu erſinnen,
Das duftende Haar und ewigen Ruhm zu gewinnen.
Ach, unbeſonnener Jüngling! Geh' in dich, eh' es zu ſpat!
Fürchte die Rache der Götter und laß die entſetzliche That!
Bedenke, wie lange ſchon Scylla in krauſen Trillern bereut,

Daß sie die rothe Perücke des König Nisus entweiht *).

Doch neigt sich zum Bösen der menschliche Sinn,
So werden vom boshaften Zufall ihm schnell die Waffen geliehn.
Mit zaubrischer Grazie zog Clarissa aus dem Futteral
Ihr zwooklingigt Gewehr von hell polirtem Stahl:
So rüsteten Damen der Vorzeit Ritter zum Lanzengefecht,
Reichten den tödtlichen Speer und schoben die Helme zurecht! —
Voll Ehrfurcht ergreift's der Baron und, sicher das Haar zu besitzen,
Bewafnet er sich — der Finger äußerste Spitzen;

Und

*) Scylla, Tochter des Nisus, Königs von Athen, verliebte sich in Minos, der ihren Vater belagerte, schnitt letzterem das rothe Haar ab, von dem das Schicksal des Staats abhieng, und ward dafür in eine Lerche verwandelt. S. Ovids Verwandlungen.

Und itzt, da die Nymphe über die dampfende Taſſe ſich bückt,
Hält er den drohenden Stahl ob ihrem Nacken gezückt.
Raſch flattern tauſend Sylphen zur Locke herauf und hernieder,
Zupfen die Schöne am Ohr und wehn, dem ernſten Geſchick
In die Ruthe zu greifen, dreimal die Haare zurück:
Dreimal wandte ſie ſich, und dreimal — naht er wieder,
Indeß, voll Sorgen über den Strauß gebückt,
Ariel ſorgſam den Buſen der Schönen durchblickt.
Hier *) ſah er, wie bunte Blumen, Ideen
Im Strale des Zufalls entblühn und vergehn:

*) Der Verfaſſer folgt dem gelehrten Ulug Bey, der in ſeinem Traktat über das Seelen-Organ, behauptet, die Mädchen dächten mit dem Herzen.

Warburton.

Ein amüſantes Gewimmel! Doch ach, mit Beben entdeckt
Der Sylphe, ſo ſchlau ſie den Liebling verſteckt,
Im fernſten Winkel Belindens und ſeinen Beſieger.
Traurig, beſchämt, verwirrt von dem, was er ſieht,
Fühlt er vom Schickſal ſich übermannet und flieht.
Itzt öfnet der Pair die doppelt-gähnende Scheere weit,
Umſchließt die duftende Locke und ſchneidt —
Eh die verderblichen Klingen ſich ſchloſſen,
Kömmt patriotiſch wild ein Sylphe dazwiſchen geſchoſſen. —
Die Parzen winken, trotz ſeinem Geſchrei,
Kneipt ihn die Scheere mitten entzwey.
— Doch ein ätheriſcher Leib fließt, wie getheilete Flammen,
Unzerſtörbar wie Chloens J — — ſchaft, wieder zuſammen;
(O wüchſe uns ſterblichen Helden ein Köpfchen oder ein Bein

So

So ſchnell, wie tapfer wär' ich und Lieutenant St. —)
So ſchließt denn die Scheere und beißt mit boshaftem Schimmer
Die ſchönſte Locke von ſchönſten Nacken auf immer und immer.
Thränen erſticken den Blitz im Auge der Schönen,
Und die erſchrocknen Wolken zerreißt ſie mit jammernden Tönen.
Mit minder gellenden Klagen wird der Himmel erweichzt,
Wenn ein zärtlicher Gatte oder ein Schooßhund erbleichzt,
Oder theure Pagoden, der Nichtigkeit Raub,
Den Boden decken mit bunten Fragmenten und blinkendem Staub.
„Der köſtliche Preis iſt errungen! Unſterblicher Lorbeer umlaubt,
So frohlockt der Sieger, mein glorreiches Haupt.
So lange den Fiſchen der Strom, den Vögeln des Aethers Gezelt,

Romanus *) ſein ſinnloſer Vers und Miris ſich ſelber gefällt,
So lange die modiſche Welt Viſiten macht,
Kein Stutzer oft weiß, worüber er lacht,
Kein Mädchen am Tage zärtlicher küßt, als im Dunkeln,
Wird heller mein Name als Cäſars Glorie funkeln.
Monumente, wie Menſchen, beſtimmte das Schickſal zum Fall,
Und was Saturnens Sichel verſchont, zerſtöret der Stahl.
Stahl hat die Werke der Götter und der — Franzoſen zerſtört,
Die Thürme Dezakows wie Troja's, in Trümmer verkehrt;

Er

*) Freilich ein Name, der meinen Leſern in Teutſchland ſo unbekannt ſeyn muß, wie er es — den Muſen iſt. Er gehört dem erſten Hochzeitdichter Riga's.

Tale carmen divini Poetae
Quale ſopor duro in gramine, quale
Dulcis aquae ſaliens rivus.

VIRG. Ecl, V.

Er lähmt den steigenden Fittig des fürstlichen Stolzes und haut
Zu Schutt triumphirende Bogen, für Ewigkeiten erbaut:
Was Wunder, reizende Nymphe, daß Stahl, dem nichts widersteht,
Der Fürsten Unsterblichkeit raubt, auch deine Locke gemäht?

Vierter Gesang.

Mit Schlangenbissen peinigt der Kummer Belinde.
Wild kämpfen Leidenschaften in ihrem Busen, wie Winde
In Aeols Bastille *). Nicht Fürsten, die eine mislungene Schlacht

Im

*) S. die Aeneis.

Im Lenze des Lebens um Ruhm und Freiheit
und Krone gebracht;
Nicht mürrische Jungfern, die ach! den letzten
Zahn
Eher, als ihr vestalisches Kränzchen, fallen
sahn;
Nicht heiße Amanten, die Eifersucht zu Com-
baben gemacht,
Nicht alternde Phrynen, wenn Amor ein Rit-
terdienstchen versagt,
Kein blutdürstger Tyrann, der unbereuend er-
blichen,
Selbst Cynthia nicht, wenn Letty schlecht die
Manschetten gestrichen;
Fühlen so wüthenden Schmerz, so wichtig der
Anlaß war,
Als du, gebeugte Nymphe, bey deinem ver-
stümmelten Haar.
Denn als zurück das traurende Corps
der Sylphen sich zog,
Und Ariel weinend dem reizenden Mündel
entflog,
Senkete Umbriel sich — ein melancholischer
Wicht,

Finstrer

Finstrer als je ein Magister dem frohen schönen Gesicht
Des Tages entgegen geschmollt, — mit boshaft froher Gebärde
Zur dunkeln Höle des Spleen, im Centrum der Erde.
Rasch flattert mit rußigem Fittig der Gnom
Zum Nebel-umfloßnen traurigen Dohm.
Nie hat ein verirrter Zephyr diese Sierra gekühlt,
Die ohne Pausen der Ost mit dumpfem Scheiten durchwühlt,
Und mit der Glut des Mittags, ein trauriges Zwielicht versengt:
Hier ists, wo der grollende Spleen, von dichten Schatten umschränkt,
Auf Dornen-durchwirkten Eiderdaunen sich wiegt,
Und im feindseligen Sinn das Universum bekriegt.
Auf die Rechte gestützt an des Canapees Lehne
Sitzet der Mismuth, zum Haupt die Migräne.

Gleich

Gleich an Schimmer und Rang und auch gleich wenig schön,
Sieht man am dunkeln Thron zwo Lieblinge stehn.
Hier schmunzelt hämisch die Bosheit, eine alternde Dirne;
Schwarz und weiß ist ihr Putz und fleckigt die runzligte Stirne;
Morgen- und Abendsegen und manches Stoßgebet,
Prangen in ihrer Hand, im Busen steckt ein Stilet.
Mit rosenfarbenen Wangen und wäßrigtem Blick
Lehnet die Ziererei sich dort ans Kissen zurück.
Sie seufzet, lispelt, hängt das Köpfchen manierlich
Auf die Schulter zurück und sinkt dann zierlich
In Ohnmacht und zeigt, übermannt vom modischen Weh,
Der Nerven Zartheit und auch ihr — Deshabillé.
Ewiger Nebel umwallt den Pallast, in seinen Falten

Trägt

Trägt er gen Aether phantaſtiſche dunkle Geſtalten,
Bald graß mit Beelzebub im Hirn der Heiligen ſpückt,
Bald ſchön wie der Bräut'gam der Seelen ſterbende Mädchen entzückt,
Flammende Schlangen, die ziſchend ſich offenen Schlünden
Getünchter Gräber und modiſcher Schönen entwinden;
Unzüchtige Dichter mit glühendem Lorbeer umlaubt,
Moraliſirende Drachen und Cicero's ohne Haupt;
Chryſtallne Paläſte mit Thoren von grünen Rubinen,
Verfechter des Vaterlands, Schutzengelchen in Maſchinen:
Die alle wälzet der Dampf hinauf zu ſchwindelnder Höh,
Dann fallen ſie wieder ſo tief, — ſo tief faſt wie Andrä *).

Schaa-

*) Im zweiten Theil ſeines Heldengedichts Ryno und Jeanette. 1794. Amphora coepit inſtitui: currente rota, cur urceus exit?

Schaaren von Körpern, in komiſche Formen gefalten vom Spleen,
Sieht man in buntem Gemiſche durch die Dämmerung ziehn.
Hier krümmt ein lebendiger Thectopf den einen Arm, reckt ſchief
Den andern empor, als Röhre dieſen, jenen als Griff.
Hier predigt ein lediges Faß, dort reimt eine Gänſepaſtete;
Hier weint ein ſchwärzlicher Stein, da bläſt ein Punſchnapf die Flöte;
Spinnen erdenken Syſteme, manch Töpfchen ſpaziert
Wie der Dreifuß Homers, manch Dintenfaß philoſophirt;
Schwangere Männer rufen nach Hebamm und Tropfen,
Und in Bouteillen verwandelte Mädchen nach Pfropfen.
Mit ſicherndem Milzkraut gieng durchs phantaſtiſche Geſindel
Umbriel, trat vor den wolkichten Thron und begann ſeinen Spruch:

Heil-

Heil, majeſtätiſcher Zwitter, der von der Windel
Allmächtig die Weiber beherrſcht bis wieder ins Leichentuch!
Ewiger Quell von hyſteriſchem und poëtiſchem Schwindel,
Vater des weiblichen Witzes und der Vapeurs,
Ernährer der Todtengräber, Aerzte, Akteurs!
Verſchiednen Charaktern gewährt dein Zauber verſchiedenes Loos:
Pillen nimmt dieſer und jener ſkribelt poetiſches Moos *).
Du machſt, daß Livia plötzlich aus Stolz Viſiten verſchiebt,
Und Beata den Heiland ſo warm wie den — Beichtvater liebt:
Nur eine Nymphe trotzt deiner Macht und deinen Getreuen,
Und lehrt durch heiteren Blick auch tauſend andre ſich freuen.

*) Im Jahre 1793. erſchien in Riga unter dem Titel „Moos vom Parnaß" eine Sammlung von Hochzeitgedichten, das Non plus ultra gereimten Unſinns.

Doch hat mit Finnen dein Gnom je schöne Wangen entstellt,
Die Nasen der Amazonen wie Puternasen geschwellt,
Zuckende Stirnen mit luft'gen Geweihen geschmückt,
Unterröcke zerbogen und Betten zerdrückt,
Wenn niemand was Böses gedacht, die Trommel des Argwohns gerühret,
Die Lippen der Schönen verzerrt, wenn sie ein Solo verlieret,
Pruden den Kopfputz zerzaust und Hündchen die Raude ertheilt,
Die keine Thränenflut der schönsten Augen mehr heilt:
So höre mich, mächtiger Gott, und gieb Belinden den Spleen.
Die einzige That muß tausend Stirnen mit Runzeln durchziehn.
Mit mürrischen Minen empfängt der Gott das Gebet:
Und doch gewähret er gern, um was der Gnome gefleht.

Er füllt einen magiſchen Schlauch mit Zanken,
Seufzen und Stöhnen,
Waffen, mit denen die Götter die weiblichen Lungen verſahn,
Und eine Phiole von verſteinerten Thränen,
Mit bleichem Gram und banger Bekümmerniß an.
Der Gnom empfängt die Gaben mit freudig boshaftem Blick:
Dann ſäuſelt ſein Eulenflug ins Reich der Sonne zurück.
Troſtlos fand er an Riekchens Schulter Belinde gelehnt,
Matt ihr reizendes Aug', ihr Buſen von Seufzern gedehnt.
Er faßte mit beiden Händen das Wundergefäß und riß es
Ueber der Schönen Scheiteln entzwey, und wie aus Ulyſſes
Sacke die Freiherrn von Wind *) entflogen mit adlichem Braus,

*) Eine uralte — Undiſche Familie, die Se Hochwohlehrwürden der Paſtor Hupel in ſeinen Adelsverzeichniſſen vergeſſen hat: ein Beweis, daß auch groſſe Männer irren können.

Flatterten kreiſchend zur Breſche die Furien alle heraus.

Belinda glüht von übermenſchlicher Wut
Und Riekchen, die Mannhafte, ſchürt die ſteigende Glut.
Sie ſchägt die Hände zuſammen und ruft: Geſchändete Nymphe!
(Geſchändete Nymphe! erwiedern die Hügel und buſchichten Sümpfe)
Hat deine ſo unermüdete Hand
Darum auf dieſe Locke Pomad und Eſſenzen verwandt?
Haſt du ſie deshalb ſo oft mit glühenden Eiſen gedrückt,
Und deine zarte Scheitel mit Flechten umſtrickt? —
Schon dünkt mich, ich höre dein Schluchzen ins Ziſchen
Der giftigen Natter Verläumdung ſich miſchen!
Schon hör ich wie deine Geſundheit ſelbſt — trinkt,
Und wenn du tanzeſt, alles ziſchelt und winkt —
Ach, Brandmaal wird es ſeyn, dann deine Freundinn zu ſcheinen,

Und

Und ich kann nichts, als dich und deine Ehre beweinen! —
Ihr Götter, die ihr die Ehre beleidigter Schönen beschützt:
Soll das kostbare Haar auf seinen räub'rischen Händen,
In Chrystallen gefaßt, und von Demanten umblitzt,
Staunende Damen und neidische Gaffer verblenden?
Das verbietet der Wohlstand, dem willig unser Geschlecht
Glück und Gesundheit opfert, und Tugend und Recht!
Eh werde der Witz aus Clubben verbannt, auf dem Fischmarkte zünftig,
Die Promenade begraft, die Mode vernünftig!
Eh will ich, Erde, Himmel und Meer in Chaos vergehn,
Und Papchen, Stutzer und Affen erbleichen sehn!
Sprach's und gebot ihrem Stutzer mit pochender Brust,

Daß er des duftenden Haares Erſtattung begehre.
Der Edle von Trutthahn *), mit Recht ſich einer Tabattiere
Von Gold und einer Lionner Weſte innig bewußt,
Mit ernſtem Blick und rundem gedankenloſem Geſicht,
Eröfnet zuerſt ſeine Doſe, dann ſeine Meynung und ſpricht:
„Beym Henker Mylord! Wie? Was? Zum Teufel!
„Donner und Wetter! Morbleu! Sie werden nicht — ohne Zweifel!
„Ich bitte gehorſamſt! Pardio! Hören Sie — Du!
„Gieb der Dame das Haar!“ — und ſchnappt die Doſe zu.
Wie ſehr bedaur' ich, erwiedert lächelnd Lord Flach,
Daß

*) Sir George Brown. Er war der einzige, wie Warburton meldet, der den Scherz übel nahm. Es verdroß ihn, daß der Dichter ihm nichts als klaren Unſinn in den Mund gelegt hatte.

Daß ſo ein zierlicher Redner vergeblich dieſesmal ſprach.
Ich ſchwör's bey dem Haar, bey dieſen heiligen Haaren,
Die nimmer fortan den blendenden Nacken umwehn
Und ſeinen Schnee durch liebliche Schatten erhöhn;
So lang meine Naſe Leben athmet, die Pulſe mir ſchlagen,
Wird die ſie gewann, die glorreiche Rechte ſie tragen!
Er ſprach's mit hohem Triumph und hob, indem er es ſprach,
Den Ruhm ihres Nackens empor, ſie mehr zu beſchämen.
Auch dies gnügt Umbriel nicht. Der Boshafte brach
Die Jammer-gefüllte Phiole und Klagen entſtrömen
Belindens roſigen Lippen. In ſchönen Kummer gehüllt
Schmachtet ihr Auge, mit hellen Zähren gefüllt.

Sie ſenkt, eine welkende Roſe, nieder ihr ſchönes Geſicht
Auf die ſchwellende Bruſt, erhebt es dann traurig und ſpricht:
Erlöſchen müſſe der Tag in ewger Finſterniß,
Der meinem Nacken die ſchönſte der Locken entriß.
Glücklich wär' ich, Aermſte, zehnfach beglückt,
Hätte dies thränende Auge Hampton niemals erblickt!
Könnt' ich auf einſamer Inſel unbewundert verblühn,
Wo keine vergoldte Caroſſen die Straßen donnernd durchziehn,
Wo, ſtatt gepuderter Stutzer, ich weiße Haſen geſehn
Und niemand, als der Bach, geliſpelt hätte: „wie ſchön!“
Da hätt' ich, unbegaffet und unberückt,
Wie Roſen der Wüſten geblüht, die Zephyr erziehet und pflückt.
Was hat mich doch, unglückſeliges Mädchen, getrieben,

Mit jungen Herren zu schwärmen! O! wär' ich zu Hause geblieben
Den Morgensegen zu beten! — Denn dieses Leid
Haben bedenkliche Zeichen schon früh mir prophezeiht.
Dreimal entglitt der bebenden Hand das Muschendöschen;
Dreimal wehte von selbst des Bettes Falbala,
Phaon zerfließ sich am Spiegel das Näschen
Und Pape saß stumm und denkend da.
Auch warnete mich ein Geist in deutungsvollem Gesicht:
Ach, ich Bethörte glaubte ihm nicht! —
Betrachte, Barbar, des verstümmelten Haares traurigen Rest!
Meine Hände zerstören, was deine Raubsucht mir läßt!
Wie majestätisch verschönernd, wie lieblich umfiengen
Die Zwillings-Locken den Hals mit goldenen Ringen!
Nun hängt die übrig gebliebne, die ihre Bestimmung sah

Im Loose der Schwester, unsymmetrisch und einsam da!
Traurig und ungekräuft, ruft sie die mördrischen Scheeren
Und dich, Heliogabal! sie auch zu zerstören.
O hättest du, Grausamer, nur, — mit Freuden wär' es erlaubt, —
Minder sichtbares Haar, von wannen du wollest, geraubt!

Fünfter Gesang.

Sie sprachs: ein jeder gerührter Hörer zerfließt
In Zähren; doch Zevs und das Fatum verschließt
Das Ohr des Barons. Umsonst bestürmt mit Verweisen und Gründen

Ihn Riekchen. Was rühret ihn noch? Er widerstand ja Belinden.
Itzt winkt mit dem Fächer Clariſſa und hebt den Finger empor:
Die ernſte Nymphe beginnt und alles wird Ohr.
„Sprecht, Schweſtern, was iſt es an uns, was jeder Dichter beſingt,
Wofür der Weiſeſte ſeufzt, der Eitle ſich betrinkt?
Warum man willig uns zollt, was Meer und Erde gewähret?
Engel uns nennt und uns wie Engel verehret?
Warum von ferne der bunte Säuberling ſcharrt,
Den Wagen umhüpft und Complimente uns ſchnarrt?
Eitele Glorie, eiteler Tand, verewiget nicht
Vernunft den Kranz, den Jugend und Schönheit uns flicht:
Daß, wenn auf dem Clubb' in hüpfenden Tänzen,
Oder um Oſtern in Kirchen wir glänzen,
Die zierlichen Stutzer mit Seufzen geſtehn,

Sie

Sie iſt ſo weiſe, als reizend und ſchön.
Ja, würden durch Tanzen die Pocken verjagt,
Die Reize durch Putzen unſterblich gemacht,
Wer wollte mit Hohn und Verachtung nicht ſehn,
Wozu ſich ſo ſorgſam Wirthinnen verſtehn?
Ich ſelber, und böte man mir Sankt Marthens Ruhm,
Ich ſelber, beym Amor! ich gäbe nicht dieſe Muſche drum.
Putzen und tanzen wär hoher Beruf,
Liebäugeln und ſchminken, wozu der Himmel uns ſchuf.
Doch ach! Die Schönheit verſchießt, wie überreife Nelken,
Nach kurzem Schimmer, zu Saamenkapſelchen welken.
Zu wahr ſagt Salomo ſchon, daß ſchnell der Reiz verſchleißt,
Friſirt und glatt ein jeder Schädel einſt greiſt,
Ein jeder Buſen ſich ſenkt durch oder ohne Kuß,

Und

Und die das Küſſen verſchmäht, als Jungfer
ſterben muß! —
Drum Schweſtern, was heiſcht die Vernunft?
Im Sonnenſchein
Der Jugend, froh wie er und freudeſpendend
zu ſeyn:
Und fällt der letzte Zahn, wir wollen ihn la-
chend beſehn.
Wer weiſe geſpielt, kann froh zu Bette gehn.
Auch, glaubet mir nur, der frohen Laune ver-
dankt
Man oft, warum man vergebens geſchmollt
und gezankt.
Oft kann das Rollen des ſchönſten Auges die
Wirkung verfehlen.
Die Sinne berücket der Reiz; Verdienſt be-
herrſchet die Seelen.“
Sie ſprachs und — fächelte ſich: doch
ungelobt!
Belinda zürnet und Riekchen tobt
Und nennt die erhabene Weisheit, Ziererey.
„Zu'n Waffen, zu'n Waffen!“ ruft ſie und alle
fliegen herbey,
Wie rächende Blitze, zur Schlacht.

Fächer

Fächer klirren und Seide rauschet und Fischbein kracht.
Hier donnert ein brüllender Baß, dort zirpt ein secondo Soprano,
Hier wimmert ein Silber-Diskant im rührendsten Piano.
Sie kämpfen Göttern gleich und scheuen nicht Wunden noch Tod,
Obgleich kein gemeines Gewehr in ihren Rechten droht.
Wenn der Begeistrung Feuerstrom Homeren durchschäumet,
Den Sänger mit Wut und er die Götter erfüllt,
Mavors die Heere durchstürmt und wie Zehntausend brüllt,
Ihm Pallas Minerva, Hermes Latonen entgegen sich bäumet,
Den bangen Olympus Verwüstung umheult: dann toben und krachen
Des Donnerers Keule so, wie Sturm-gepeitschete Nachen;
Schwanket des Himmels Gewölb; Poseidon rasselt durchs Meer

Und

Und geißelt die ſchäumende Flut: des Züchtigers Schlägen
Blöket der offene Abgrund entgegen.
Die Erde ſchaudert und ſtreut ihre Thürme in Trümmern umher;
Der Erebus ſchließet ſich auf: ein plötzlicher Lichtſtrom erhellt
Die Wohnung der bleichen ſtaunenden Schatten, — und Cerberus bellt.
Umbriel ſetzt ſich indeß, um auszuruhn, auf den Spiegel,
Blickt in das Toben der Schlacht und ſchlägt vor Luſt mit dem Flügel.
Die Sylphen ſtehen umher auf ihre Speere gelehnt,
Schüren den flammenden Kampf und ſchwingen ihre Gewehre.
Ein Fingerhut iſt ihr Helm, mit Mückenſchweifen verſchönt,
Ein Nadelküßchen ihr Schild und Nadeln ſind ihre Speere.
Rickchen, die Tod und Verderben aus beiden Augen ſpricht,

Fliegt voll flammender Wut durchs wilde Gedränge.
Ein Stutzer und auch ein Witzling erliegen im Handgemenge;
Trillernd starb jener und dieser verschied
Im schönsten Bonmot, wie ein Lustspiel. Mich brennt zu Asche der Schnee
Des göttlichen Busens; rief er und sank vom Canapee.
Noch einen traurigen Blick wirft Herr von Zipp um sich her,
„Ich bin ein armer Knabe!*)“ so singt er und singet nicht mehr.
So liegt auf Mäanders Blumengestaden ein sterbender Schwan
Und haucht in süßen Accenten die Seele himmelan.
Kaum hatte Sir Truthahn Clarissa zu Boden gelegt,
Als Chloens zürnender Blick den Helden erschlägt.

Sie

*) Aus Figaro's Hochzeit.

Sie lachte der That: des Lächelns Sonnenschein
Haucht wieder Leben dem ſeidnen Leichnam ein.
Itzt hängt der Lady Haar mit dem Witz der Stutzer zu wirzen.
Zevs ſeine Waage aus. Unſchlüſſig ſchaukelt und winkt
Lange der goldene Schaft: doch endlich fliegen
Die leichten Schädel empor; die Locke ſinkt.
Seht, wie Belinda dem Freiherrn entgegen ſtürmet! Wie glühn
Die Atlas-Wangen! Wie blitzen die rollenden Augen!
Auch ſucht er nicht dem ungleichen Kampf zu entfliehn:
Denn auf der Feindinn gebettet den letzten Athem zu ſaugen,
Iſt alles, was er wünſcht. Doch leider begannen ſie kaum
Den ſchrecklichen Kampf, ſo erlag ſeine Heldenkraft ihrem Daum
Und ihrem Zeigefinger. Denn ſchlau dechargirte

Die Jungfrau ihm in die Schleusen der Luft eine Prise Rappé.
Eilend flattert ein Schwarm von Gnomen herbey und führte
Zum Sitz der Seele den kützelnden Staub in die Höh.
Thränen rollten so fort die männlichen Wangen herab,
Und laut wiederhallte der Dohm das Brausen der *) herrlichen Nase.
„Nun, rief die glühende Heldinn, Corsar, begrüße dein Grab!“
Und zog einen schrecklichen Speer aus der Schleif' am Busen, der Base
Pathengeschenk, das vormals ein dreifacher Siegelring
Ihres Urältervaters ehrwürdigen Finger umfieng.
Dann ward es Agraffe der Aelter-Mama; durch schöpfrische Flämmen Floß

*) Ew. Herrlichkeit ist der Titel eines brittischen Pairs.

Floß für die Großmutter es zur Klapper zu-
sammen;
Aigrette sodann, war's manch Jahrzehend der
Schmuck
Der Base, den vorn am wallenden Busen
Belinda itzt trug. —
Erhebe dich nicht meines Falles, höhnende
Feindinn! rief
Beschämt der Lord, einst legt dich ein andrer
eben so tief!
Auch glaube nur nicht, ich fürchte dem Tode
entgegen zu gehn:
Ich fürchte nichts als, scheidend, dich bleiben
zu sehn.
Tausendmal lieber, — gewähre den Wunsch,
o Heldinn! erständ' ich
Und brennt' in Amors Flammen: — aber le-
bendig.
„Erstatte die Locke!“ kreischt die Nymphe
mit glühendem Blick:
„Erstatte die Locke!“ kreischt die gewölbte Decke
zurück.
Nicht mit so schreckender Stimme, so tobend,
so wild

Hat nach dem Schnupftuch, dem Quell seines Harms, Othello gebrüllt.
Doch seht, wie in stinkendem Rauch der Plan der Ehrsucht zerfliegt
Und Helden oft kämpfen, bis sie vergeblich gesiegt.
Die Locke, durch List erschlichen, bewahrt trotz drohender Wunden,
Wird allenthalben gesucht, doch nirgend gefunden.
„Ein solches Kleinod ist allen Erdenbewohnern zu schön!“
Entscheidet das Schicksal und — wer kann widerstehn?
Einige wähnten, sie sey zur Sphäre des Mondes empor
Geflogen, die alles bewahrt, was man auf Erden verlor.
Da sieht man Heldenwitz in schweren pausbackigen Schaalen,
Und Stutzerverstand in Muschendosen und Ringfutteralen;
Finanzprojekte die Nationen beglücken — im Traum;

Manch Sittenſyſtem und manchen Mückenſeim zaum;
Gebrochne Gelübde, Hofmannslächeln und Krankenbettsſpenden,
Ertrunkene Milben und Metaphyſik in ſtrotzenden Bänden.
Doch glaubet der Muſe! Sie ſah ſie himmelan fliegen,
Obgleich nur von ſchnellen Dichteraugen gewahrt.
(So ward, als Romulus einſt den Olympus erſtiegen
Es Prokulus nur im geheimen Geſicht offenbart.)
Zum Stern gewandelt, durchfliegt ſie des Aethers wogendes Meer
Und zieht einen ſtralenden Schweif von Haaren hinter ſich her.
So majeſtätiſch, ſo hell durchſchimmerte nicht
Berenicens Locke den Himmel mit flatterndem Licht.
Die Sylphen ſehen ſie glühn im ſteigenden Lauf,

Und flattern entzückt mit ihr zum Aether hinauf.

Ihn wird, promenirend, erstaunt die schöne Welt sich zeigen
Und grüßen den modischen Stern mit Hörnern, Flöten und Geigen;
Ihn sieht der beglückte Amant und wähnt die Venus zu sehn,
Und seufzt Gelübde hinauf zu seinen luftigen Höh'n;
Ja, Ziehen *) lernet aus ihm, wann Rom und Stambul stürzen,
Und wann der Himmel vergönnt — die Haare zu kürzen.

Drum, reizende Nymphe, betraure nicht mehr des Haares Verlust,
Das neue Schimmer der himmlischen Bühne gewähret.
Von allen Locken, Die dir so lieblich Nacken und Brust

Umwal-

*) Prophetischen, wahrscheinlich noch nicht erloschenen, Andenkens.

Umwallen, wird keine so sehr, als die verlorne, geehret.
Wann einst der tödtliche Blitz in deinen Augen erlischt
Und, nach Millionen Siegen, der Tod Dich auch besieget;
Dein fröhlicher Geist ins Chor der Sylphen sich mischt
Und unter den Rasen — ach! — dein schöner Nacken sich schmieget:
Dann wird die Muse dies Haar der Ewigkeit weihn,
Und schreibt ins Buch der Gestirne Belindens Namen ein.

Warburtons Commentar *)

zum

Lockenraube.

Erſter Geſang.

„Ihren balſamiſchen Schlummer hatte ihr Schutzgeiſt verlängt.“

Als Pope beſchloß, dieſem Gedichte die gegenwärtige Form zu geben, mußte er eine Maſchinerie auffinden. Der Gegenſtand des epiſchen Gedichts iſt zum Theil überirdiſch und zum Theil menſchlich. Dies ſcherzhaft-epiſche Gedicht, das ſatyriſch iſt und ſeine größte

*) Meine Leſerinnen werden ſich mit der Ueberſetzung des Gedichtes begnügen; den etwanigen gelehrten Leſern glaube ich aber auch mit dieſen Commentar einen Gefallen zu thun.

gröſste Anmuth von der Nachachmung des Pompes und der Feierlichkeit jener Gattung, erhält, mußte also eben so eingetheilt werden. Der menschliche ist vorsätzlich durch die Wahl einer unbedeutenden Handlung herabgesetzt; eben das mußte also auch mit dem überirdischen Theile geschehen, durch die Anwendung irgend eines ausschweifenden Systems: eine Regel, die zu befolgen, weder Garth noch Boileau sorgfältig genug gewesen sind: aber unser Autor hatte zu viel Geschmack, sie zu übersehen. Seine bewundernswerthe Erfindungskraft gewährte ihm bald die Art von Maschinerie, die seine critische Einsicht ihn als die einzig brauchbare erkennen ließ. Es gab nur ein solches System, die Philosophie der Rosenkreuzer, und dieses Systems bemeisterte er sich sogleich, durch seine wohlgeleitete Phantasie. Die fanatischen Alchemisten hatten, bey ihrem Enträthseln des groſsen Geheimnisses, Mittel ersonnen, die ihrem Endzwecke entsprachen. Es war eine Art von theologischer Philosophie, zusammengesetzt aus fast gleichen Theilen des heidnischen Platonismus,

des christlichen Quietismus und der jüdischen Cabbala, ein Gemische, das hinreicht, den Verstand von allem menschlichen Umgange zurück zu schrecken. Dies allgemeine System nahm er, wie er selbst sagt, ganz fertig aus einem kleinen französischen Traktat, le Comte de Gabalis. Es ist in Gesprächen abgefaßt und eine feine und sehr sinnreiche Satyre des Abt Villiers gegen die unsichtbare Sekte, deren Geschichte damals vielen Lärm in Paris machte. Aber Pope fand in diesem satyrischen Gespräche verschiedene hoch- mysteriöse Thorheiten, in Betref der Natur jener elementarischen Wesen, — die sich gar nicht dazu schickten, in die Maschinerie eines solchen Werkes aufgenommen zu werden. Er ließ sie also mit vieler Einsicht weg und bediente sich statt derselben, der Legenden von Schutzengeln und der Ammenmärchen von Feen, die er sehr künstlich dem übrigen Rosenkreutzer - System anpaßte. Hierauf (wenn wir anders nicht so unfreundlich seyn wollen zu glauben, er habe ein ganz unnöthiges Aergerniß geben wollen,) müssen wir annehmen, daß er die Zeilen bezog:

Wenn

Wenn je dein Herz voll gläubiger Einfalt
verehrte,
Was dir die Amme erzählt, der ernste Prieſter
dich lehrte.

So hat er durch die ſchönſte Erfindung, die man ſich denken kann, es erlangt, daß, — wie in der ernſten Epopoe der Volksglauben die Maſchinerie unterſtützen muß, — in dieſem Scherzgedichte die Maſchinerie dient, den philoſophiſchen Stolz und Hochmuth herab zu ſetzen.

„Einſt waren wir Geiſter, wie du, von
weiblicher Schönheit umſchloſſen.“

Hier verläßt er das Roſenkreutzeriſche Syſtem, welches in dieſem Stück zu ausſchweifend ſogar für die Dichtkunſt iſt. Statt deſſen giebt er eine eigene ſchöne Fiktion nach der platoniſchen Theologie, der zufolge die Leidenſchaften in einem andern Zuſtande fortdauern, wenn die Seele in dem gegenwärtigen nicht durch Philoſophie gereinigt und geheiliget iſt; welches Gelegenheit zu ſehr nützlicher Satyre

giebt.

giebt. — Er ahmt die Verſe aus dem 6ten Buche der Aeneide nach:

Quae gratia currum
Armorumque fuit vivis, quae cura nitentes
Paſcere equos, eadem ſequitur tellure repoſtos.

„Wird oft in ſchweigender Nacht von Sylphen zärtlich umfaßt.“

Hier wendet der Dichter wieder einen Zug an, der den Roſenkreuzern gehört: aber der Grund deſſelben paßte nicht in ein Gedicht dieſer Art.

„Warnen iſt alles, was heute dein Sylphe vermag.“

Es iſt ſehr viel Comiſches in der Ausführung dieſer Scene. Die Lehre der Roſenkreutzer ward nur Adepten mit der äußerſten Vorſicht und unter dem feierlichſten Siegel der Verſchwiegenheit mitgetheilt. Hier wird ſie einem Frauenzimmer eröfnet und durch ein Mittel, von dem ſie am liebſten ihre Unterhaltung hernimmt, durch einen Traum.

„Er-

„Geſchäftig gaukelt um ſie der Sylphen
hülfreiche Schaar.“

Es iſt eine alte Tradition der Rabbiner, daß verſchiedene von den gefallenen Engeln ſich in Weiber verliebten und mit einigen einen vertraulichen Umgang haben. Unter ihnen iſt auch Aſael, der fortfährt unbußfertig zu ſeyn und über die Toilette der Weiber herrſcht.

Zweyter Geſang.

„Die Götter nickten gerührt ihr Fiat dem
halben Gebet:
„Die größere Hälfte ward von loſen Weſten
verweht.“

— Audiit et voti Phoebus ſuccedere
partem

Mente

Mente dedit, partem volucres dispersit in auras.

Aeneis Lib. XI.

„Ob heute die Nymphe Dianens Gesetze ꝛc.“ Der Unfall, der den Gegenstand dieses Gedichts ausmacht, ist nur eine ernsthaft behandelte Kleinigkeit: der Dichter mußte also natürlich auf diese seine Satyre gegen die weibliche Beurtheilung menschlicher Unglücksfälle kommen.

Des seidnen Unterrocks Rand.

(Bey dieser Gelegenheit führt Warburton eine Stelle aus dem Ovid und eine andre aus dem Homer an, um zu beweisen, daß Pope in der Beschreibung des Unterrocks — Achills und Ajax Schild vor Augen hatte. Credite, posteri!)

Dritter Gesang.

„Und nun beginnen die Schlacht ihre muthigen Matronen.“

Die ganze Idee dieser Beschreibung eines L'hombre-Spiels, ist von Vida's Beschreibung eines Schachspiels, in seinem Gedicht Scocchia Ludus, entlehnt.

„Verblendeter Mensch, wie blind wenn er jubelt, wie blind wenn er klagt. ꝛc.“

Nescia mens hominum fati sortisque futurae
Et servare modum, rebus sublata secundis.
Turno tempus erit, magno cum optaverit emptum
Intactum Pallanta; et cum spolia ista diemque
Oderit.

VIRGIL.

Doch

Doch ein ätherischer Leib fließt, wie getheilete Flammen ꝛc.

Siehe das sechste Buch des verlornen Paradieses, wo Satan vom Erzengel Michael mitten von einander gehauen wird.

„So lange den Fischen der Strom, den Vögeln des Aethers Gezelt,
Romanus sein sinnloser Vers und Miris sich selber gefällt, ꝛc.“

Dum juga montis aper, fluvios dum piscis amabit,
Semper honos, nomenque tuum, laudesque manebunt.

VIRGIL.

Was Wunder, reizende Nymphe, das Stahl, dem nichts widersteht,
Der Fürsten die Ewigkeit stiehlt, auch deine Locke gemäht?

— Ille quoque eversus mons est etc.
Quid faciant crines, cum ferro talia cedent?

CATULL. de com. Berenices.

Vierter Gesang.

„Bald graß wie Beelzebub im Hirn der Heiligen ſpückt,
„Bald ſchön wie der Bräutzam der Seelen verſcheidende Mädchen entzückt.“

Der Dichter wollte durch dieſe Vergleichung andeuten, daß die Verſuchungen der ſich caſteienden Einſiedler der römiſchen Kirche und die ecſtatiſchen Geſichte ihrer weiblichen Heiligen eben ſo wohl die Wirkungen hypochondriſcher Uebel, des Spleen, oder nach dem Modeworte, der Vapeurs wären, als irgend eine von den eingebildeten Verwandlungen, von denen er hernach ſpricht.

„manch Töpfchen spaziert
Wie der Dreifuß Homers;“

Von Homers wandelnden Dreifüßen siehe das achtzehnde Buch der Iliade.

„Dort reimt eine Gänsepastete;“

Bezieht sich auf einen wirklichen Vorfall mit einer Dame von Stande, die sich einbildte, sie hätte eine solche Verwandlung erlitten.

„Ich schwör's bey dem Haar, bey diesen heiligen Haaren,
Die nimmer fortan ꝛc.“

Ich sage dir aber, sagt Achill im 1sten Buch der Iliade, und schwöre dir einen heiligen Eyd bey diesem Scepter, der nie mehr mit Blättern und Zweigen prangen, noch Knospen treiben wird, nachdem er einmal den Stamm auf dem Berge verließ, ꝛc.

Fünfter Gesang.

„Itzt winkt mit dem Fächer Clarissa und hebt den Finger empor.“

Ein neuer Charakter, der den letzten Ausgaben des Originals eingeschaltet ward, um die Moral des Gedichts deutlicher zu zeigen in einer Parodie der Rede des Sarpedon an Glaukus, in der Iliade.

„Wenn der Feuerstrom der Begeistrung Homeren durchschäumet,
„Den Sänger mit Wut und er die Götter erfüllt ꝛc.“

Siehe das zwanzigste Buch der Iliade.

„Sie sprachs und fächelte sich, doch ungelobt.“

Eine Wendung die Homer nach jeder Rede wiederholt: Er sprachs und alle Helden gaben ihm Beyfall.

»Umbriel setzt sich indeß, um auszuruhn,
auf den Spiegel
»Blickt in das Toben der Schlacht und schlägt
vor Lust mit dem Flügel.«

Eben so setzt sich Minerva, indeß Ulysses in der Odyssee die Freier bekämpft, auf einen Balken im Dach und sieht zu.

»So liegt auf Mäanders Blumengestaden ein
sterbender Schwan ꝛc.«

Sic ubi fata vocant, udis abjectus in herbis,
Ad vada Maeandri concinit albus olor.
Ovid. Ep.

»Itzt hängt, der Lady Haar mit dem Witz der
Stutzer zu wiegen,
»Zevs seine Wage aus ꝛc.«

Wie er im achten Buch der Iliade und im zwölften der Aeneide und Gott Vater im vierten Buch des verlornen Paradieses thut.

— — — — der Base Pathengeschenk, das einst, ein dreifacher Siegelring ꝛc.

Eine Nachahmung der Geschichte des Scepters Agamemnons, im zweyten Buch der Iliade.

Ja, Ziehen lernet aus ihm, wenn Rom und Stambul stürzen ꝛc.

Im Original steht Partridge.

John Partridge war ein lächerlicher Sterngucker, der in seinen Almanachen jedes Jahr den Sturz des Pabstes und des Königs von Frankreich, der damals mit England Krieg führte, vorhersagte.

(Es ist derselbe, dessen Tod Swift in Bickerstaffs Weissagungen auf das Jahr 1702.

prophezeite. Als der angesetzte Todestag verflossen war, ließ Partridge eine Widerlegung jener Weissagungen drucken, worin er behauptete, daß er nicht nur noch lebte, sondern auch an jenem Tage gelebt habe. Swift gab hierauf eine ausführliche Krankengeschichte des Propheten heraus und bewies ihm aus jener Aeußerung so bündig, er wäre gestorben, daß der arme Mann wirklich angefangen haben soll, an seinem Leben zu zweifeln. — Er war von Profession ein Schuhflicker.)

„Zum Stern gewandelt, durchfliegt sie des
Aethers wogendes Meer,
„Und zieht einen stralenden Schweif von Haaren hinter sich her.“

Flammiferumque trahens spatioso limite crinem
Stella micat.

Ovidius.

Druckfehler.

Pag. 24 Zeile 3 unten ließ statt sich, sie
— 26 — 2 oben statt Nachtisch, Nachttisch.
— 28 — 4 unten statt das, des.
— 36 — 9 unten statt seiner, seinen.
— 45 — 12 oben statt beschießt, beschließt.

Druckfehler.

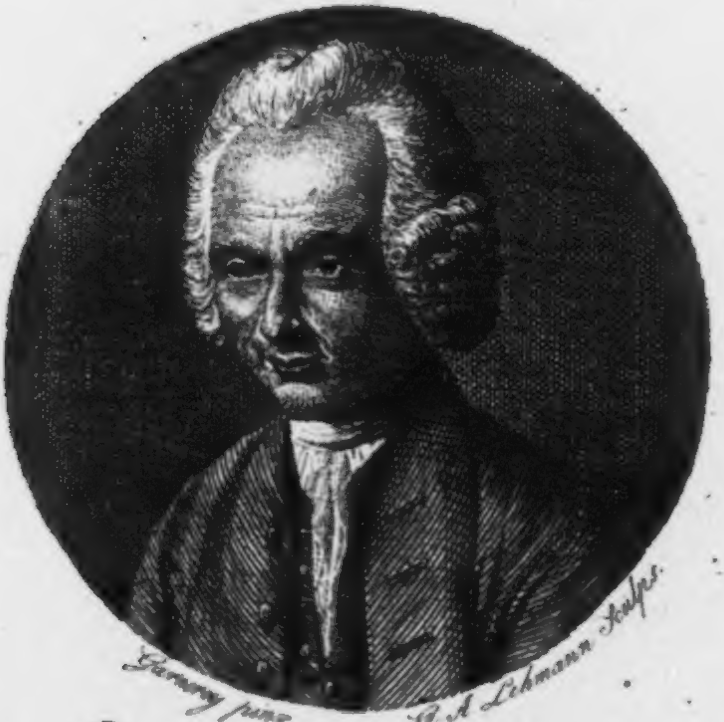
S. 7 Z. 5 lies Vergänglichkeit st. Vergängligkeit.
— 8 — 8 v. u. l. Caryl st. Carge.
— 10 — 6 l. schwerfällig st. schwerfällich.
— 20 — 8 l. nippen st. schlürfen.
— 23 — 13 l. Labyrinthe st. Labyrinthen.
— 24 — 13 l. Uniformen st. Uniform.
— 26 — 7 l. Nachttisch st. Nachtisch.
— 27 — 16 v. u. l. Spinula resplendens aeris longo ordine pendens.
— 30 — 4 l. den Gürtel st. die Gürtel.
— — — 2 v. u. l. Reizende st. Reizendende.
— 31 — 14 l. Gluh st. Glut.
— 37 — 8 l. Cometen st. Commeten.
— — — 4 v. u. l. Erdenlebens st. Erdlebens.
— 50 — 8 v. u. l. Mohr st. Moor.
— 54 — 8 l. Fut'ral st. Futterral.
— 57 — 12 und 14 l. erweicht st. erweichet und erbleicht st. erbleichet
— 66 — 5 l. Juckende st. Zuckende
— 78 — 3 und 4 v. u. sind die Parenthesen überflüssig, und nach so fehlt das,
— 86 — 3 l. Ihn st. Ihm.

Erzählungen

von

G. Merkel.

Erstes Bändchen.



Berlin,
bey Johann Daniel Sander.
1800.

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

Goe 2154(1)
G[anlicb]

Vorrede.

Diese Erzählungen sind weder Fiktionen, noch historische Gemälde, sondern — Erzählungen, das heißt, Versuche die Wirklichkeit romantisch zu behandeln, sie durch die Mondbeleuchtung der Phantasie zu veredeln, und nebenher selbst bloßen Romanenlesern nützliche Kenntnisse in die

Tasche zu spielen. Der Hauptinhalt der ersten fünf ist wahr; die Ordnung der Vorfälle aber und das Detail gehören mir: Leser und Kritiker wissen also, woran sie sind.

Die sechste Erzählung ist, wie ihr Titel besagt, eine Reminiscenz — leider nicht aus dem Leben des Verfassers, sondern aus einem Französischen Dichter, den ich nicht mehr mit Sicherheit angeben kann.

Inhalt.

I. Rouſſeau's Reiſe nach Paraclet. . . . . Seite 1

II. Rouſſeau, der Rächer der Unſchuld. . . . . — 67

III. Snitger. Ein Bruchſtück aus der Hamburgiſchen Geſchichte. — 125

IV. Signora Contarini. Eine Venezianiſche Novelle. . . . Seite 171

V. Männerſtolz vor Fürſtenthronen. . . . . — 223

VI. Auch ich war in Arkadien. Eine Reminiscenz. . . . . — 241

Erzählungen

von

G. Merkel.

Erstes Bändchen.

I.

Rousseau's Reise nach Paraclet.

Einleitung.

Ich wünsche dem Publikum Glück! Ihm stehen große Genüsse, große Rührungen und große Entzückungen bevor. Noch ist nicht alles gedruckt, was Rousseau schrieb. In den Händen der edelsten unter seinen Freundinnen, der Mylady Howard, ist ein Manuskript, das an Interesse für das Herz vielleicht selbst der Heloise an die

Seite gesetzt werden kann. Eine Abschrift desselben lag im Portefeuille des bekannten Grafen d'Antraigues, das ihm bei seiner Verhaftung abgenommen wurde, und soll itzt bei dem Bürger Lakanal seyn. Es enthält Rousseau's Urtheil über Wielands Agathon, der ihm übersetzt zugeschickt wurde; ferner, seine zürnende Antwort, als Diderot ihm im Namen der Kaiserin von Rußland eine Pension von zehntausend Livres antrug, mit der verschwiegenen Bedingung, sie nicht in seinen Schriften herabsetzend zu beurtheilen; es enthält endlich auch die beiden folgenden Begebenheiten. Ich hörte die letztern, — man frage nicht, wo? — ich

hörte sie, und sie brachten die tiefe Rührung bei mir hervor, welche die Antwort jedes gefühlvollen Herzens ist, wenn Rousseau zu ihm spricht. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehn, sie aus dem Gedächtnisse niederzuschreiben, und übergebe sie dem Publikum, so gut — das heißt, bey Begebenheiten dieser Art, so einfach — ich sie vorzutragen vermochte. Wozu Beredsamkeit, wo die Sache selbst tiefdringender anspricht, als die gewähltesten Ausdrücke es vermöchten? Wozu Schilderung von Gefühlen, die von selbst in dem Herzen des Lesers erwachen müssen, wenn die Erzählung nicht ganz verunglückt ist?

Wer weiß, wie viele Jahre noch vergehen, ehe Rousseau's eigne Erzählung erscheint! Und wenn es einst geschieht, — o, ich werde der Erste seyn, der dann der meinigen vergißt!

Rousseau's Reise nach Paraclet.

I.

Man hat Rousseau unzähligemal verächtlich bemitleidet und getadelt, daß er die wirklichen und vermeinten Angriffe seiner Feinde so tief empfand, und jeden Tropfen Galle, den sie ihm bereiteten, mit so klägelicher Emsigkeit in den Kelch seines Lebens sammelte. Aber war diese Reizbarkeit nicht Grundlage seines bewundernswürdigen Talents, die innersten Gefühle des menschlichen Herzens mit so erschütternder Wahrheit nachzutönen, und die erhabenen Sätze, die

seinen Geist unabläſſig beſchäftigten, mit ſo furchtbarer Energie zu verkündigen? Hätte er die Heloiſe ſchreiben, hätte er durch ſeinen Emil und ſeinen Urvertrag den Charakter des jetzigen Zeitalters ſo entſcheidend beſtimmen können, wenn er fähig geweſen wäre, ganz unempfindlich zu bleiben bey den beſchimpfenden Angriffen Voltaire'ns und Diderot's? oder auch nur jener kleinen Elenden, die jedes aufglänzende Talent umflattern, wie Motten und Fledermäuſe das Licht? die „ihres Nichts durchbohrendes Gefühl" wenigſtens durch das ſchmähende Geheul übertäuben wollen, mit dem ſie überall das wahre Verdienſt verfolgen? Immerhin nenne man das Huldigung; immerhin ſage man: die Nachtigall ſingt lauter zum Monde empor, die Wölfe heulen, und beides iſt Anerkennung ſeiner Stralen! — Kalte Ver-

nünftler, die ihr so sprecht, stolz auf die zähe Stumpfheit eurer Nerven! Wenn ihr sagt: „wir hätten uns gleichmüthiger, philosophischer benommen, als er!" — sagt ihr nicht zugleich: wir haben nicht sein Genie? —

Einst kehrte er ernst und trübe von einem Spaziergange in den Tuilerieen zurück. Er war Colportören begegnet, die eben ein neues Pasquil gegen ihn ausriefen. Eine Menge Vorübergehender hatten ihn mit einer beleidigenden Neugier angestaunt; einige waren ihm sogar mit heimlichem Flistern gefolgt: wenigstens überredete ihn seine Hypochondrie davon, und legte die schlimmste Deutung hinein. Voll bittern Schmerzes über die unermüdet sinnreiche Bosheit seiner Feinde, floh er nach Hause. „Nur das also ist die Freistatt, wo ich die Verläum-

dung wenigstens überhören kann, und mich die dummdreiste Unverschämtheit nicht erreicht!" dachte er, indem er die letzte Treppe erstiegen hatte, und die Thüre seines Dachstübchens öffnete. Da saß ein Fremder, und unterhielt sich mit Theresen. Rousseau ging mit einer finstern Mine auf ihn zu, und fragte heftig: „Wer sind Sie, mein Herr? Was wollen Sie?"

Der Fremde stand einige Augenblicke stumm vor ihm da, und betrachtete den Verfasser des Emile mit Rührung und Ehrfurcht. Endlich überreichte er ihm einen Brief. Kaum hatte Rousseau die Aufschrift desselben gesehn, so drückte er den unbekannten Jüngling schon an seine Brust, und zwanzig zärtliche Fragen drängten sich über seine Lippen. Es war die Handschrift der Lady H——, der geistreichen, zartfühlen-

den Frau, die, allein unter der groſsen Schaar ſeiner ſogenannten Freunde und Freundinnen, an dem unglücklichen Weiſen nie auf einen Augenblick irre ward; deren idealiſch-ſchönes Bild immer wie ein lächelnder Genius vor ſeiner Seele ſchwebte, wenn ſie Kraft gewann, ſich über das Gewölk des Unmuths zu erheben; deren Freundſchaft und Hochachtung ihn ſo beſeligte, daſs er ohne Neid ihren ſchönen, jugendlichen Liebling im Beſitz ihrer Reize ſah.

2.

Der Fremde war ein junger Künſtler aus der Schweiz, und hieß Thurneiſen. Er verdiente, von einer Lady H—— einem Rouſſeau empfohlen zu werden: das heißt alles ſagen. Er mußte während ſeines kurzen Aufenthalts täglich das Dachſtübchen beſuchen, das er mit Recht das Heiligthum von Paris zu nennen pflegte. Rouſſeau gewann ſeinen edeln, hellen Geiſt und ſeinen biederen Charakter bald ſo lieb, daß er ſeine Bekanntſchaft als eine neue Gunſtbezeigung der angebeteten Freundin betrachtete.

Am achten Tage kam der Jüngling in Reiſekleidern zu Rouſſeau. „In einer Stunde," ſagte er, „fahre ich nach Paraclet. Ich will zu Heloiſens Grabe wallfahrten; ich will es mir öffnen laſſen." — Reiſen Sie

allein? fragte Rousseau zerstreut. „Nein," erwiederte der Fremde mit einiger Verlegenheit; „ein Herr Lille begleitet mich." Rousseau ging unruhig und immer zerstreuter auf und ab. Das Gespräch wollte nicht fließen, und Thurneisen ging.

In der Thüre wendet er sich plötzlich noch einmal um. „Ich muß es nur gestehen," sagt er stockend und erröthend; „der Herr Lille, der mich begleiten sollte, — sind Sie! — Ich hoffte, ich rechnete so fest darauf, auch Sie würden wünschen, einmal an Heloisens Grabe zu stehn, daß ich gleich zwei Sitze in der Diligence bedungen habe." Rousseau umarmte ihn lebhaft. Thurneisen hatte den Wunsch errathen, der in St. Preux's Seele bei dem Namen Paraclet entstehen mußte. In wenigen Minuten stiegen sie schon in den Wagen.

3.

Ihnen gegenüber saß ein alter Roßtäuscher mit einer rothen Plüschweste, dem grellen, altmodischen Putze, und den schlau-bedeutenden, unaufhörlich nach baarer Realität spähenden Blicken, welche die wandernden Handelsleute aller Nationen auszuzeichnen pflegen; neben ihm ein feister Kanonikus, auf dessen breitem Gesichte Wohlgefallen an sich selbst und an der Welt, die so viele köstliche Weine und Speisen hervorbringt, lächelte, wiewohl durch geistlichen Stolz und orthodoxen Ernst gemäßiget; neben ihm ein Mädchen von etwa neunzehn Jahren. — Froh über die Reise, noch unendlich froher, einmal, ohne vom Fluche der Celebrität verfolgt zu werden, unter den Menschen wan-

dein zu können, drückte sich unser Lille, dicht in seinen Mantel gewickelt, in die Ecke des Wagens, und betrachtete seine Reisegefährten. Bald würdigte er die beiden Männer keines Blickes mehr; das Mädchen allein zog seine ganze Aufmerksamkeit an.

Man weiß, wie offen sein Herz stets den Eindrücken der Schönheit und Unschuld war: aber hier wurde eine viel edlere Saite berührt. Die lebhafteste Theilnahme erwachte in seiner Seele; denn das Mädchen schien unglücklich, sehr unglücklich zu seyn. Auf einem reizenden Gesichte, neben dem lieblichen Ausdruck der Sanftmuth und Sittsamkeit, hatten tiefer Gram und untröstlicher Schmerz ihr Gepräge eingegraben. Die großen, seelenvollen Augen, die das Mädchen so unverwandt auf die Räder heftete, schienen der Thränen sehr gewohnt zu seyn,

und ihre dichtgeschlossenen Lippen zu oft vergebens um Theilnahme gefiehet zu haben, um nur noch einen Seufzer entschlüpfen zu lassen.

Lille's Augen ruhten sinnend auf den Augen des Mädchens, auf ihren abgehärmten Wangen. Sein menschenfreundliches Herz blutete schon für sie, ohne daß er noch ahnen konnte, welches Mißgeschick es sey, das diese reizende Blüthe zu Boden beuge. Seine rege Phantasie erzählte sich zehn Lebensgeschichten des interessanten Geschöpfes. Nein, sagte er zu jeder, so arg kann es nicht seyn! Und doch, wie tief blieben alle seine Gebilde unter der Wahrheit!

Er sann nach, zu welchem seiner Gefährten das Mädchen gehören könne. Zum Roßtäuscher vielleicht? Etwa eine tyrannisirte Tochter, — oder Nichte, — oder gar Frau?

— Ihre

— Ihre Kleidung, die sehr rein, aber äußerst ärmlich war, widersprach den Blicken voll Geldgefühl, die der Mann um sich her warf; auch starrte er ihr eben mit der unverschämten Neugier der Rohheit in's Gesicht. — Vielleicht zum Geistlichen? Noch eh' er sich deutlich machen konnte, was es in den beiden Gestalten eigentlich sey, das ihm nicht erlaube, sie als Gefährten zu denken, wandte sich der Kanonikus mit einem breitgesprochenen: „Apparemment que Vous allés à — —?" an das Mädchen.

Also allein, allein auf einem öffentlichen Wagen, und erst neunzehn Jahr? — Läge nicht dieser hohe Seelenadel auf ihrem bleichen Gesichte; hätte sie nicht bey der Frage des Kanonikus ihr schönes, schwarzes Auge so langsam und ruhig aufgeschlagen, so gefaßt ihr „Nein!" gelispelt, und dann wieder

den schwermüthigen Blick auf die Gleise geheftet — Unmöglich! Nur Liebe, unglückliche, hoffnungslose, verrathene Liebe konnte dieses Gesicht so rührend abzehren.

4.

Lille schwieg, das Mädchen auch; der Geistliche und der Roßtäuscher besprachen sich von dem Marstalle des Erzbischofes: das konnte dem jungen Künstler nicht sehr unterhaltend seyn. Er zog ein Buch aus der Tasche, und las. Als er es auf einen Augenblick niederlegte, warf ein Stoß des Wagens es in den Schooß des jungen Frauenzimmers. Sie that einen Blick hinein, und mit einem sanft bittenden Tone, der aber alles das dringend Begehrende leidenschaftlich exaltirter Seelen hatte, sagte sie: „O, haben Sie noch einen Band bey sich, so bitte ich Sie, ihn mir zu leihen." Thurneisen gab ihr das Buch, und Lille sah seinem Freunde neugierig über die Schulter. Welche Lektüre hätte ein gefühlvolles Herz für die Reise

nach Paraclet wählen können, als — die neue Heloiſe! Selten hat wohl ein junger Dichter mit ſolchem Herzklopfen aus ſeiner Gitterloge in's Parterre hinabgelauſcht, das eben ſeine Lieblingsarbeit richten ſollte, als Lille das Mädchen beobachtete. Er fühlte, ihr Herz mußte zu den wenigen gehören, für die allein er ſo oft wünſchte, geſchrieben zu haben.

Sie hatte noch nicht lange geleſen, da füllte ſich ihr Auge mit Thränen, da wallte ihr Buſen mit Heftigkeit, und ſie riß ihr Schnupftuch aus der Taſche, um ihr Geſicht zu verhüllen und ihr Schluchzen zu dämpfen. Das Buch entſank dabey ihrer Hand. Wie ein Olympiſcher Sieger nach ſeinem fallenden Kranze, griff Lille ſchnell zu, ehe das Buch zuſchlagen konnte, um zu ſehen, welches die gelungene Stelle ſey, die ihm dieſen

Preis erworben habe. Es war der herzzerreißende Brief, den St. Preux auf jenem Felsen schrieb, von dem er Juliens Wohnstatt sah, und zugleich die nahe Wahrscheinlichkeit einer ewigen Trennung.

Er zürnt mit der nie weilenden Sonne, mit der flüchtigen Zeit, mit der entschlüpfenden Gelegenheit, und mit seiner verblendeten Geliebten, die ein chimärisches Glück für eine Zeit sucht, da sie beide nicht mehr seyn werden. „Deine Schönheit, selbst deine Schönheit, blühet nur für eine bestimmte Frist: sie muß schwinden und untergehen, wie eine Blume, die ungepflückt abfällt; und ich indeß, ich ächze und leide: meine Jugend verzehrt sich in Thränen, und welket im Schmerz. Bedenke, bedenke Julie, daß wir schon Jahre zählen, die für das Glück verloren sind! — Nur noch ein Wort! Du

kennst den alten Gebrauch des Leukadischen Felsens, die letzte Zuflucht unglücklich Liebender. Mein Aufenthalt ist ihm ähnlich in vielfacher Rücksicht. Der Felsen ist steil; das Wasser ist tief, und ich bin in Verzweiflung!" Wie viele zärtliche Thränen mögen schon auf diese Worte geflossen seyn!

Lille legte schweigend das Buch wieder auf den Schooß des Mädchens, und hüllte sich dicht in seinen Mantel, um zu verbergen, wie tief auch er gerührt war. Welche Erinnerungen wurden in St. Preux's Seele erweckt, und wie innig bemitleidete er das Mädchen, das schon im neunzehnten Jahre jenen Ausbruch der Verzweiflung so ganz verstand! —

5.

Der Geiſtliche war allmählig eingeſchlummert, und hatte von dem ganzen Vorgange nichts bemerkt: jetzt reizte die Rührung des jungen Mädchens ſeine Neugier. Auch er langte nach dem niedergelegten Buche; aber kaum hatte er den Titel geleſen, als er es voll Abſcheu wieder hinwarf. „Wie?" rief er entrüſtet, und mit dem ganzen Vornehmthun ſeines Standes; „wie, Jungfer? Sie ſchämen ſich nicht, ein ſolches Buch zu leſen? Und noch dazu öffentlich, auf dem Poſtwagen? Dacht' ich es doch gleich, als ich Sie allein einſteigen ſah, daß Sie ein ſolches Früchtchen wären! Iſt es nicht eine Schande, daß alles Geſindel, wenn es nur ein paar Livres in der Taſche hat, ſich in die Diligence pfropfen darf?"

Das Mädchen warf einen matten Blick auf ihn, der niederschlagen sollte, aber nur flehte; Muthlosigkeit und inniges Bewußtseyn des Unglücks erstickten den schwachen Schimmer des Selbstgefühls in ihm. Der junge Schweizer fuhr mit Heftigkeit auf: „Keine Beleidigung, Herr Kanonikus, wenn Sie nicht mit mir wollen zu thun haben! Dies junge Frauenzimmer hat im Postwagen, und überall, so viel Recht, wie Sie. Das Buch hat sie von mir: was kümmert es Sie, wenn sie es liest! Es gefällt Ihnen nicht? Das glaube ich wohl! Für — Kanonikos wurd' es nicht geschrieben."

Nur einen grimmigen Blick warf der Geistliche auf ihn; dann fuhr er fort, obgleich mit merklich sanfterem Tone: „Sie haben das Buch nicht mitgebracht, Mademoiselle? Das verändert die Sache. Sie

kannten es wohl gar nicht einmal. Dann muß ich Sie warnen; dann beschwöre ich Sie bey dem Heil Ihrer Seele, es nicht mehr anzurühren. Es ist voll der entsetzlichsten Gotteslästerungen; es ist das verderblichste Gift, das je die Hölle ausgespieen hat. Sie wissen wohl nicht, daß der Verfasser ein niedriger Abtrünniger ist, den unsre allerheiligste Kirche ausgestoßen, und selbst — (mit einem verächtlichen Seitenblick auf den Schweizer, den seine Aussprache verrathen hatte) — die Ketzer nicht mehr unter sich dulden wollen? Ein rebellischer Aufwiegler; ein Wahnsinniger, den man einsperren sollte, und der die schwärzesten Verbrechen begangen hat; ein Kindermörder; kurz, ein Ausbund der Verworfenheit!"

Was unser Lille bey dieser Lobrede gedacht oder gefühlet habe, weiß ich nicht zu

ſagen. Er blieb ruhig in ſeinen Mantel gehüllt; nur bey dem Worte „Kindermörder" machte er eine lebhafte Bewegung. Mit blitzenden Augen öffnete Thurneiſen den Mund; aber das junge Frauenzimmer kam ihm zuvor.

„Halten Sie ein, mein Herr!" rief ſie mit einem Muthe, den man nach ihrer vorigen Niedergeſchlagenheit nicht von ihr hätte erwarten dürfen; — „halten Sie ein mit Ihren Verläumdungen! In wie fern die Grundſätze des großen Mannes, von dem Sie ſprechen, nicht mit den Lehren der Kirche und den Maximen des Staates übereinſtimmen, kann ich nicht beurtheilen. Aber daß er kein Wahnſinniger, daß er vielleicht das glänzendſte Genie iſt, das jemals gelebt hat, zeigt jede Seite der wenigen Werke von ihm, die ich noch das Glück hatte, zu

leſen. Auch ein Verworfener iſt er nicht. Wer die Menſchenliebe und jede Tugend ſo wahr, ſo warm, ſo unwiderſtehlich hinreißend lehrt, der kann kein Böſewicht ſeyn. Ich habe von dem gehört, was Sie ſeine Verbrechen nennen; aber ich weiß auch, daß er ſehr unglücklich iſt. Man muß es ſelbſt geweſen ſeyn, um die Handlungsweiſe der Unglücklichen beurtheilen zu können, und zu wiſſen, wie leicht man ohne Schutz und ohne Freunde zu Handlungen gebracht werden kann, die ſehr tadelhaft ſcheinen, und doch oft ſehr edel ſind; wie man . . . ſogar ein Selbſtmörder werden — und doch . . . ſehr unſchuldig ſeyn kann."

Ihr Muth war nur eine fieberhafte Aufwallung geweſen. Er ſank ſichtlich wieder, indem ſie ſprach. Gegen das Ende ihrer Rede ſtockte ſie oft, und die letzten Worte

sagte sie so leise, daß sie kaum hörbar waren; ja, ein neuer Thränenguß, der bereit schien, über ihre von edlem Unwillen geröthete Wangen niederzuströmen, zeigte, daß sie sich selbst von den Unglücklichen nicht ausnahm, die dem verzweifeltsten Entschlusse nahe, und doch sehr unschuldig seyn könnten.

6.

Lille und sein Gefährte schwiegen bewundernd. Was hätten sie auch einer solchen Schutzrede beifügen sollen? Der Roßtäuscher räusperte sich, sah voll Erstaunen bald das Mädchen, bald den Geistlichen, bald Thurneisen an, und nahm endlich aus Verlegenheit eine Prise Tabak. Der Kanonikus schien alle Fassung verloren zu haben. Gerührt hatten die Aeußerungen des edeln Mädchens ihn nicht; aber der erst so feste, dann so zitternde Ton, worin sie sprach, that doch die Wirkung auf ihn, daß er nicht sogleich den finden konnte, in welchem er antworten sollte. Indeß öffnete er schon wieder den aufgeworfenen Mund, als der Wagen hielt. Thurneisen sprang heraus, und hob das Mädchen vom Wagen, ehe Lille, der

auf der andern Seite ausgestiegen war, und geschäftig in eben der Absicht herbeieilte, anlangen konnte. Es schien ihn einen Augenblick lang zu schmerzen, daß er zu spät gekommen war.

Man fand im Wirthshause ein Frühstück aufgetragen. Das Frauenzimmer aß nichts davon; Lille bemerkte aber, daß sie sich heimlich ein Stück trocknes Brot geben ließ, sogleich dafür bezahlte, und es in die Tasche steckte. Der Anblick hätte ihm alle Eßlust geraubt, wenn er welche gehabt hätte. Thurneisen aß mit dem Appetite eines jungen gesunden Mannes, und die beiden andern für achte. Am Ende machten sie aber alles wieder durch die Erklärung gut, daß sie von hieraus einen andern Weg nehmen müßten. Lille war so froh darüber, mit der anziehenden Unglücklichen und seinem

Reisegefährten allein zu seyn, daß er es kaum bemerkte, als der Geistliche seinen Abschiedsgruß beym Einsteigen nicht erwiederte, und, von diesem aufgehetzt, der Roßtäuscher nur an seinen Hut griff, ohne ihn zu rücken.

7.

So saßen denn unsre edeln Reisenden allein beisammen, und der Wagen rollte fort. Fast eine Viertelstunde verging, ehe sie Worte sprachen; ihre Blicke waren desto beredter. Das gute Mädchen sah zwar wieder von Zeit zu Zeit auf die Räder; doch nur, wenn ihr furchtsam aufgeschlagenes Auge Thurneisens oder Lille'ns Augen, voll innig er Theilnahme, begegnet war. Alle Drei schienen heimlich bewegt zu seyn, und es verbergen zu wollen. Vorzüglich wallte der Busen des Mädchens ungestüm. Ihr Schutzgeist schien ihr zuzuflistern, daß Rettung — Rettung! — nahe sey. Die Empfindung, die aus allen Blicken glänzte, schlang ein magisches Band um sie, das sie immer fester und fester an einander knüpfte. Sie

waren

waren schon Vertraute, noch ehe sie sprachen. Bringt wahrhaft gute Menschen zusammen: sie finden sich aus, und lieben einander in kürzerer Zeit, als Falsche sich entschließen, ob sie sich ausspähen wollen.

Endlich begann Thurneisen das Gespräch. Seine Stimme hatte jenen zitternden, eindringenden Ton, dem Leidende nie widerstehn, und dann am wenigsten, wenn es eine schöne Männerstimme ist, der die Rührung diese Vibration ertheilt, die keine Kunst erreicht, und die das Einzige ist, was der Heuchler nicht nachzuahmen vermag.

„Sie vertheidigten vorhin," sagte er zu dem Frauenzimmer, „den großen und unglücklichen Verfasser der Heloise so lebhaft und unwiderstehlich. Glauben Sie mir, er verdient es; aber um es so thun zu können, muß man selbst sehr traurige Schicksale über-

ſtanden haben." (Schon wieder blinkten Thränen im Auge des Mädchens.) „Es iſt eine kühne Forderung," fuhr er fort, und faßte ihre Hand mit einer Mine voll Ehrfurcht; „aber glauben Sie es der Bewegung, in der Sie uns Beide ſehn, wir würden Ihr Zutrauen nicht mißbrauchen, und vielleicht... Es giebt ja nur ſehr wenige Uebel, welche freundſchaftliche Theilnahme nicht wenigſtens lindern könnte. Vertrauen Sie ſich unſerer Ehre; ich ſage mehr, vertrauen Sie ſich unſern Herzen an."

Das Frauenzimmer warf einen gerührten Blick auf ihn. Sie wollte reden; aber aus ihren Worten wurden Seufzer. Jetzt ſchien ſie im Begriff, zu ſprechen: indem erinnerte ſie ſich, daß Lille ihr noch kein Wort der Theilnahme geſagt hatte. Sie ſah flüchtig auf ihn hin. Der hohe Ausdruck der Em-

pfindung in seinem Gesichte hätte hingereicht; doch er faßte ihre andre Hand, er sprach — Beredt war unser Lille nie, selbst dann nicht, wenn er gerührt war: aber dann warf er nicht Floskeln, dann schüttete er Feuerfunken in die Seele des Hörers. Aus jedem Zuge seines Gesichtes glänzte der Adel seiner Seele; in jeder Mine sprach schwärmerisch-erhabne Menschenliebe, und das Feuer seiner Augen glühte ernst und verzehrend. Er erwärmte nicht: er elektrisirte; er gewann nicht: er unterjochte. Annette widerstand ihm nicht lange. Hier ist ihre Geschichte. Tausendmal zerriß Schluchzen den Faden ihrer Erzählung, und an zwanzig Orten mußte man nur aus der verdoppelten Röthe ihrer schönen Wangen errathen, was ihr Stocken verschwieg.

8.

Annette war die jüngſte Tochter eines klei-nen Beamten in L., einem Städtchen der Champagne. So arm er war, that er doch das Aeußerſte, ſeinen Kindern eine gute, bildende Erziehung zu geben, und man weiß, wie wenig bei dem Feuertemperamente der Franzoſen nöthig iſt, alle Anlagen des Her-zens und Geiſtes, wenn nur welche da ſind, wenigſtens in Spiel zu ſetzen. Obgleich erſt vierzehn Jahre alt, als ihr Vater ſtarb, zeichnete ſich Annette doch ſchon eben ſo ſehr durch ihren Verſtand und Geiſt aus, als durch ihre Schönheit. Ach, ſagte ſie: die Bewohner von L. ſind ſo gute Leute: ſie hat-ten mich ſo lieb! Warum führte mich doch mein unglückliches Geſchick nach Paris! Was werden meine alten Freunde jetzt ſagen!

Werden sie mich nicht verachten? Ich wollte, sie hätten mich weniger geliebt!

Annettens ältere Schwester war bey weitem nicht so liebenswürdig, als sie: von Natur zänkisch, starrsinnig, boshaft. Annettens Vorzüge erfüllten ihr Herz mit Neid und Haß. Jede Auszeichnung, welche diese von den ältern Nachbarn und Jünglingen des Orts erhielt, mußte sie zu Hause ihrer Schwester durch Mißhandlungen abbüßen. Es geschah vielmehr, um sie vor diesen zu sichern, als um sie zu versorgen, daß die gute Mutter, die ihrem Tode täglich entgegensah, ihre Lieblingstochter, Annette, zu einer nahen Verwandten nach Paris schickte.

Diese Verwandte hatte einen Kramladen, in welchem Annette ihr helfen mußte. Aber auch die Bildung ihrer Talente wurde mit

Sorgfalt fortgesetzt, so sehr die Umstände des Mütterchens es erlaubten. Annette liebte und pflegte sie dafür mit wahrhaft kindlicher Sorgfalt. Auf dem Sterbebette ließ die gute Frau ihren einzigen Sohn zu sich kommen. „Deine Cousine," sagte sie zu ihm, „ist ein wackeres, verständiges Mädchen, und sie versteht meinen Kramhandel so gut, als ich. Daß du ihre Schönheit bemerkst, hat mir dein Betragen gegen sie öfter gezeigt, als es mir lieb war. Versprich mir, sie zu heirathen, so sterbe ich ruhig; denn gewiß, ihr werdet glücklich leben." Annette zerfloß bey diesen Worten in Thränen; auch der junge Mensch weinte herzlich. Sie knieeten neben einander hin, und fügten in der kalten Hand ihrer Mutter ihre Hände in einander. Einige Stunden nachher drückten sie ihr die Augen zu.

9.

Anton war, was man gewöhnlich einen guten Menschen nennt, und eigentlich einen Charakterlosen nennen sollte. Er konnte leicht gerührt werden; aber eben so leicht ließ er jeden Eindruck wieder verwischen. Jede Vorstellung flößte ihm gute Vorsätze ein, und jedes tadelnswürdige Beispiel riß ihn zur Nachahmung hin. Seine Mutter hatte ihn ein Gewerbe lernen lassen, das mit ihrem Kramhandel in Verbindung stand; aber er vernachlässigte es so sehr, daß sie gewöhnlich Fremde brauchen mußte. Ganze Tage und Nächte durchschwelgte er mit liederlichen Gesellen. Wenn er zu Hause kam, und seine Mutter ihm ihren Kummer bezeugte, weinte er, und war nun einige Tage lang

anhaltend fleißig, bis ihn einer seiner Kameraden abrief. Bey Annetten schien er nur für sie Sinn und Gefühl zu haben; aber er liebkos'te ihr oft so begehrend, daß sie Mühe hatte, sich seiner Zudringlichkeit zu entwinden. Sobald er sie nicht mehr sah, vergaß er sie, und warf sich in die Arme der ersten feilen Nymphe, die er antraf. In den kleinen Städten und auf dem Lande werden Leute dieser Art gewöhnlich sehr rechtliche Menschen; in den großen Städten sind sie in der Regel Böſewichte.

Dieſer zweideutigen Eigenſchaften ungeachtet, fühlte Annette doch mehr für den ſchönen jungen Mann, als ſie gerade ihrem Vetter und dem Sohne ihrer Wohlthäterin ſchuldig war. Jetzt zeigte er bey der Bahre ſeiner Mutter eine ſolche Rührung, ſo viele gute Entſchlüſſe; er behandelte Annetten ſo

zärtlich und so ehrerbietig, daß sie herzliche Liebe für ihn empfand.

Als sie von der Leichenbestattung zurückkamen, und sich nun allein in dem Hause sahn, worin sie bis jetzt ihrer guten Mutter so gern gehorchet hatten: — sie standen vor dem Lehnstuhle, auf dem sie zu sitzen pflegte; sie sahen einander an, fielen sich weinend um den Hals, gelobten sich ewige Treue, und redeten den Tag der Trauung ab. In der folgenden Nacht fand Anton Mittel, sich in Annettens Schlafzimmer zu schleichen, und nach einigem Widerstreben gestand das arme Mädchen ihm wirklich zu, was der rechtliche Mann von der erwählten Gefährtin seines Lebens erst als Gatte zu fordern pflegt.

10.

Schon am folgenden Tage ging Anton wieder aus, um sich, wie er sagte, zu zerstreuen. Zwar kam er am Abend nach Hause; aber sein leichtsinniges Benehmen zeigte sehr deutlich, daß es nur die Freuden der Nacht waren, die ihn zurückgeführt hatten. Sie behielten nicht lange den Reiz der Neuheit; schon in der nächsten Woche wartete die trostlose Annette bey ihrer Arbeit bis zur Mitternacht vergebens auf ihn. Als der Tag kam, der zur Trauung bestimmt war, hatte sie ihn seit zweimal vierundzwanzig Stunden nicht gesehn, und noch zwey Tage vergingen, eh' er sich einfand. Er sah Annetten ganz entstellt von Kummer und Weinen. Er wurde gerührt; er flehte um Verzeihung: ach, die mußte sie ihm wohl zuge-

ſtehn! Ein neuer Hochzeittag wurde angeſetzt, und eben ſo wenig beobachtet. Endlich verloren auch ihre rührenden Klagen alle Gewalt über ihn, und er beantwortete ſie oft mit Schimpfen und Drohen. O, was für Barbaren ſind dieſe guten Menſchen oft!

Noch mehr! Anton verſchwendete viel Geld; er ſpielte, und oft verlor er an einem Abende alles, was Annette ſeit zwey Wochen in der Kaſſe ihres Krames geſammelt hatte. Konnte ſie ihm nichts mehr geben, ſo wurde er wild, ſo wüthete er; ja, eines Tages beſchuldigte er ſie der Veruntreuung, und ſchlug ſie ſogar. Der Abgang im Laden wurde nicht wieder erſetzt, und Annette ſah den Tag kommen, da ſie ihn aus Mangel an Waaren würde verſchließen müſſen, oder da die Gläubiger es thun würden.

In dieser ängstlichen Lage schrieb sie an ihre Mutter, erzählte ihr aufrichtig — nur das Laster ist schlau genug, sich zu verbergen; die gefallene Unschuld vermag es nicht, auch wenn sie wollte! — ihre Geschichte und ihre Fehltritte. Sie bat um Erlaubniß, nach L. zurückzukehren, und um etwas Geld dazu. Mit welcher schmerzlichen Sehnsucht sah sie der Antwort entgegen! Viele Wochen vergingen, ohne daß sie erschien.

II.

Einſt zitterte ſie, als ſie Anton die Straße herunterkommen ſah. Sie hatte den ganzen Tag keinen Sou gelöſ't, weil ſie die meiſten Kunden aus ihrem ſchon beinahe geleerten Laden unbefriedigt hatte fortſchicken müſſen. Sie hatte ſich am Mittage mit einem Stück trockenen Brotes beholfen, und zitterte vor Antons Wildheit, wenn ſie ihm nichts zu geben hätte: aber er grüßte ſie freundlich im Eintreten, liebkoſ'te ihr, und zog ſie auf ſeinen Schooß. Sie litt es mit jener traurigen Faſſung, die aller Hoffnung längſt entſagt hat, aber doch nicht muthig genug iſt, neue Betheurungen mit der Verachtung zurückzuweiſen, die ſie verdienen.

„Annette," ſagte Anton, „du haſt mich lange nicht an unſre Hochzeit erinnert; es

iſt ja wohl einmal Zeit, daß wir dazu thun.“ Sie warf einen Blick auf ihren ſchwangern Leib, ohne zu antworten. „Zuerſt aber,“ fuhr er fort, „müſſen wir unſre Sachen wieder in Ordnung bringen. Ich bin ſehr verſchwenderiſch geweſen; doch will ich mich beſſern. Ich weiß ein Mittel, viel Geld anzuſchaffen. Wir wollen unſre Schulden bezahlen,“ — Annette hatte keine gemacht! — „unſern Laden fällen, und uns trauen laſſen. Es wird noch alles gut gehn, und wir werden ſo glücklich ſeyn, als unſre gute Mutter uns prophezeite.“

Annette ſah ihm mit einem zweifelnden, kläglichen Blicke ins Auge, und ſchüttelte traurig den Kopf.

„Höre,“ ſagte er weiter; „der Prinz von L. hat dich vor dem Laden geſehen, und mein kleines Nettchen ſo ſchön gefunden, als es

wirklich ist. Die sanfte Melancholie in diesen großen, schwarzen Augen hat ihn gerührt: — kurz, er hat mir durch seinen Kammerdiener, der mein Freund ist, hundert Louisd'or anbieten lassen, wenn du ihn ein Stündchen allein sprechen willst."

Ungeheuer! rief Annette, indem sie sich von ihm losriß, und ihm einen Stoß vor die Brust gab. Mir, deiner Cousine, deiner Braut, die bald Mutter deines Kindes seyn wird, wagst du, einen solchen Antrag zu thun? Geh; ich verabscheue dich! Jetzt mag ich nicht deine Frau werden, und sollte ich im Spitale sterben!

Mit diesen Worten stürzte sie hinaus auf ihr Zimmer, wo sie sich verschloß, und, die Hände ringend, auf einen Stuhl warf. Anton ging trotzig fort, und schlug die Thüre des Ladens zu, daß das ganze Häuschen bebte.

12.

Am Abend kam er wieder, voll Reue, wie es ſchien, wenigſtens ſanft und liebkoſend. Annette war ſtill und traurig. Dieſe Nacht blieb er nach langer Zeit wieder zu Hauſe. Annette hörte ihn an ihrer Kammerthüre klinken; aber ſie hatte ſie verriegelt. O, warum unterließ ſie das je! — Auch den folgenden Tag blieb er zu Hauſe. Er bat Annetten auf den Knieen ab; er hatte ſie nur prüfen wollen; er erkannte jetzt die ganze Größe ihres Werthes, und war bereit, jedes Schickſal mit ihr zu tragen. Ob ſie ihn gleich verachtete, durfte ſie doch um ihrer Ehre und ihres Kindes willen nicht unverſöhnlich ſeyn.

Der dritte Tag war ein Feſt, an dem ihr Laden verſchloſſen blieb. Anton forderte ſie zu einem Spaziergange auf; ſie folgte ihm

ſchweigend. Er führte ſie an einen Luſtort, und er ſelbſt brachte ihr eine Taſſe Schokolade. Kaum hatte ſie dieſe getrunken, als ſie ſich von einer unnatürlichen Betäubung ergriffen fühlte. Mit ſorgſamer Geſchäftigkeit führte Anton ſie in ein Cabinet, ſetzte ſie auf einen Sofa, und eilte fort, ihr ein Glas Limonade zu bringen. Unmittelbar hernach trat der Prinz von L. herein. Annette hatte kaum Beſinnung genug, zu bemerken, was um ſie her vorging: wie hätte ſie ihm widerſtehen können?

In ſtumpfſinniger Verzweiflung ſchwankte ſie nach Hauſe: allein; denn Anton kam nicht wieder. Zwei Tage und Nächte brachte ſie zu, ohne ihren Laden zu öffnen, ohne ſich auszukleiden, ja, faſt ohne Nahrung zu ſich zu nehmen. In dumpfem Hinbrüten bemerkte ſie kaum, ob es Tag oder Nacht ſey.

Mehr als Eine Krankheit wüthete in ihrem Körper. Außer der Schwangerſchaft, außer dem Fieber, das der lange Kummer ihr endlich zugezogen hatte, fühlte ſie ſich noch von einem dritten Uebel ergriffen, das ſie anfangs nicht kannte, bald aber wohl errathen mußte. Der Prinz hatte es vielleicht in einer ernſthaften affaire du coeur von einer Gräfin oder Marquiſe erhalten: warum hätte er Bedenken tragen ſollen, es in einer avanture fortuïte einem kleinen Bürgermädchen wiederzugeben?

13.

Am dritten Tage weckten die Gerichtsdiener Annetten aus ihrer Betäubung. Anton war für seine Schandthat nicht so gut bezahlt worden, als man ihn hatte hoffen lassen, weil, wie der Kammerdiener sich sehr witzig ausdrückte, der Prinz kein Liebhaber davon war, à prendre du gibier mort et entamé. Das Geld hätte kaum hingereicht, die Hälfte von Antons Schulden zu bezahlen. Aus Verzweiflung verspielte er es denselben Abend an jenen Menschen wieder, und nahm am folgenden Morgen Handgeld. Seine Gläubiger eilten, sich des Ueberrestes von seinem Vermögen zu bemächtigen. Man fragte Annetten, was ihr im Hause gehöre?

Stumm deutete sie auf ihren kleinen Kasten nieder. Man trug ihn vor die Thüre, führte sie zu ihm hinaus, und verschloß das Häuschen.

14.

Ausgestoßen aus dem Hause, das sie als ihr väterliches anzusehen gewohnt war, und das Fremde jetzt hinter ihr verschlossen; krank, ihrer Ehre beraubt, allein in einer ungeheuren Stadt: — hätte sie volle Besinnung gehabt, sie würde in diesem Augenblicke ihr Leben von sich geworfen haben, wie eine beschwerliche und unnütze Bürde, nach der man sich nicht umsieht, wenn man sie hingeworfen hat! Aber ihre Brust war gewaltsam beklemmt; ihr Kopf schwindelte. Maschinenmäßig schwankte sie die Straße hinauf, in eine Kirche, an einen offenen Beichtstuhl, worin sie sonst zu beichten pflegte. Sie knieete auf der Schwelle desselben nieder, und stützte ihren Kopf an die Lehne, ohne zu bemerken, ob jemand darin sey. Es

befand sich in demselben ein Wesen, das auch in Palästen und auf Lehrstühlen der Moral nur selten ist: ein wahrer, edler Mensch!

Der ehrwürdige Greis, der sonst Annettens Beichtvater gewesen war, freuete sich, sie nach langer Zeit einmal wiederzusehen. Als er einige Minuten gewartet hatte, ohne daß sie sprach, fragte er sie, was ihre Base mache? Ohne aufzusehen, wer sie frage, antwortete sie langsam: „Vor vier Monaten scharrte man sie ein!" Der Ton ihrer Stimme hatte etwas so furchtbar Kaltes, Hohles, Unnatürliches, daß der Mönch schauderte. Indeß fragte er weiter: Und wie geht es Ihnen jetzt? — Ohne aufzublicken, fuhr sie eben so fort: „Man hat mich geschändet, verkauft, mit einer gräßlichen Krankheit angesteckt, und aus dem Hause gestoßen."

Heiliger Gott! rief der Greis, und schlug die Hände zusammen. Er hob ihr den Kopf auf, um ihr in's Gesicht zu sehn. Ihr Auge war stier und trocken; ihr Gesicht kalt und starr; in jedem Zuge Verzweiflung, Wahnsinn, Tod. „Annette!" rief er; „Mademoiselle Annette!" und schüttelte sie. Sie fuhr zusammen, sah ein bekanntes Gesicht vor sich, sah inniges Mitleiden darin, und brach in einen Thränenstrom aus, der ihr das Leben rettete.

15.

Der Mönch war arm; man iſt das aber nie ſo ſehr, daß man nicht noch Gutes thun könnte, wenn man den ernſtlichen Willen dazu hat. Sobald er Annettens ganze Lage kannte, führte er ſie zu einem Wundarzte, der ſein Freund war, übergab ſie ſeiner Kur, und ging fort, für ihre Sachen Sorge zu tragen, und von ſeinen reichern Beichtkindern das nöthige Geld zur Heilung zu erbitten.

Der Wundarzt ließ die Kranke zu Bette bringen, und ſchlug ihr eine Ader; auch ſeine wackre Frau war äußerſt geſchäftig an dem Lager der Unglücklichen, die alles ohne Widerſtreben erduldete, und alles hinnahm, ohne zu danken. In wenigen Stunden zeigte ſich ein fürchterliches hitziges Fieber.

Während des Laufes der Krankheit ward sie von einem todten Kinde entbunden. Endlich besserte es sich mit ihr; und als sie gänzlich wieder hergestellt war, verschaffte ihr der wackere, menschenfreundliche Mönch die Stelle der Ausgeberin in einem Nonnenkloster.

O, laßt uns auch in der Kutte den Bruder nicht verkennen! Laßt uns auch den Fanatismus und seine Diener nicht fanatisch verfolgen! — Weil wir aufgehört haben, gewisse Stände für heilig zu halten; müssen wir deshalb lauter Verworfene in ihnen sehen?

16.

Endlich glaubte Annette Ruhe gefunden zu haben. In Klöstern wohnet sie nicht. Annette stand ihrem Amte mit Treue und Sorgfalt vor; aber man umspähte sie mit jener lebhaften Neugier, welche, auf wenig Gegenstände beschränkt, diese mit immer regem Argwohne bewacht. Man bemerkte bald, daß Annette viel las, und wußte bald, daß es nicht Legenden waren, die sie beschäftigten. Auch die Heloise war unter den wenigen Büchern, die sie in ihrem Kasten gerettet hatte, und die man ihr eines Tages, mit bittern Verweisen, wegnahm. Bald darauf wurde durch einen unglücklichen Zufall bekannt, daß das Fieber nicht die einzige Krankheit gewesen sey, von welcher der Wundarzt sie geheilet hatte; und nun bestan-

den die heiligen Schwestern darauf, daß sie sogleich das Kloster räumen solle.

Annette flehte den Himmel um das Erbarmen an, das sie bey den Menschen vergebens suchte. Ihre wenigen Habseligkeiten hatte sie bald, unter lautem Jammer, zusammengepackt. Eben war sie im Begriff, das Kloster zu verlassen, ohne daß sie wußte, wohin sie sich wenden solle, als ihr ein Brief gebracht wurde. Leider erkannte sie sogleich an der Aufschrift, daß ihn nicht ihre Mutter, sondern ihre Schwester geschrieben hatte.

Diese meldete, daß ihre Mutter vor einem halben Jahre gestorben sey — sie hatte es nicht der Mühe werth geachtet, Annetten früher davon zu benachrichtigen; — daß sie nichts nachgelassen habe; daß sie selbst verheirathet, aber nicht reich genug sey, Annetten zu ernähren. „Damit du aber deinem Schandleben entkommest, und nicht

länger deine Familie beschimpfest," schrieb sie, „will ich meine Magd entlassen, und du kannst an ihre Stelle treten."

Welche Aussichten auf Härte, schimpfliche Vorwürfe und Mißhandlungen! Und doch war Annette so unglücklich, daß sie selbst diese als eine Versorgung betrachten mußte. Sie bebte vor der schrecklichen Zukunft, die ihr bevorstand: aber es war doch eine Art von Daseyn, die ihr angeboten wurde. Für die Gegenwart stand ihr kein Ausweg offen, — sie hätte denn den Selbstmord dafür ansehen müssen. Ihre Aeußerung gegen den Kanonikus scheint zu beweisen, daß sie mit dieser Vorstellung vertraut geworden war.

Indeß verkaufte sie ein Paar goldne Ringe, die sie noch von ihrer Mutter und Base besaß, und bestieg den Postwagen, auf dem wir sie fanden.

17.

Annette ſchloß ihre jammervolle Geſchichte mit einem tiefen Seufzer, und blickte furchtſam auf. Thurneiſen hatte den Kopf auf die Bruſt geſenkt, und ſeine Brauen tief über die Augen herabgezogen, in denen ein trübes, melancholiſches Feuer blitzte. Lille dagegen war in einem Zuſtande, der ſogar Annettens Jammer übertraf. Er rang die Hände mit wilden, verzweiflungsvollen Blicken, und warf ſich in ſeinem Wagenwinkel voll Ungeduld hin und her. Selbſt Annette fühlte Drang, ihn zu tröſten. Sie öffnete die Lippen: — was konnte ſie ſagen? Sie ſank zurück, und weinte ſtill. Allmählig ſchien er ſich zu beruhigen. Er drückte ſich in die Ecke, und ſchlug den Mantel vor ſein Ge-

ſicht. Den ganzen übrigen Weg machte man ſchweigend; nur leiſe Seufzer wurden gewechſelt.

Als man im Wirthshauſe zu Paraclet abgeſtiegen war, trat Lille plötzlich zu Annetten, und faßte ihre Hand. „Nein, armes, unglückliches, ſanftes Geſchöpf! Du ſollſt nicht zu deiner Schweſter, zu unnatürlichen Menſchen, die deinen Jammer nicht verſtehn, deren Härte dich tödten würde! Die ganze übrige Welt ſcheint dir verſchloſſen; ich weiß aber noch ein Haus, das eine Freyſtätte des Unglücklichen iſt, und worin du als ein heiliges Opfer des Schickſals behandelt werden wirſt. Ich kenne eine Frau, deren Seelengröße ſie über jedes Vorurtheil erhebt, die dich liebevoll aufnehmen, und mit zärtlicher Sorgfalt deine Thränen trocknen wird!"

Er ging fort, an seine Freundin zu schreiben. Noch einmal: ich wünsche dem Publikum Glück! Es wird einst diesen Brief lesen, vielleicht das Beredteste, was jemals der begeisterte Dolmetscher aller edeln Gefühle niederschrieb; es wird den großen Unglücklichen für fremdes Elend rechten sehn, wie sonst nirgends, und wie er für sich selbst nie zu sprechen vermochte.

Er erzählt Annettens Schicksale; er fordert Dank von seiner Freundin für die Huldigung, daß er ihr diese Unglückliche zuweise. Er schließt: „Ein solches Geschick legt der Himmel nur den Herzen auf, die er zur erhabensten Tugend veredeln will. Eine Seele, die durch solche Lagen gehen konnte, ohne herabgewürdigt zu werden, ist vollendet, und des Höchsten werth, was die Erde bieten kann. Ich lege ihr Schicksal in Ihre Hän-

de, und bin darüber beruhigt. — Sie suchten eine Freundin, die würdig wäre, Ihre Sorgfalt für Ihre Kinder mit Ihnen zu theilen. Wollen Sie eine, die mit wahrhaft mütterlicher Treue über sie wachen, sie zu jeder Vollkommenheit des Herzens bilden wird? Nehmen Sie dies seltne, vom Geschick geprüfte, geläuterte, vollendete Wesen aus meinen Händen an."

18.

Voll bescheidenen Bewußtseyns einer guten That, wallfahrteten Lille und sein Freund an Heloisens Grab. Annette fuhr mit dem Reisegelde, das Thurneisen ihr vorschoß, nach ....., wo Lille'ns Freundin sich damals aufhielt. Sie ging in das Haus derselben, schickte ihr den Brief hinein, und erwartete zitternd im Vorzimmer die Entscheidung ihres künftigen Schicksals. Sie mußte lange warten; denn der Brief war nicht kurz, und die edle Frau brauchte Zeit, sich von der Rührung zu erholen, in die er sie versetzte.

Endlich geht die Flügelthür auf. Eine edle, hohe weibliche Gestalt tritt heraus, und kommt mit offenen Armen auf Annetten zu. Kommen Sie, meine Freundin, kom-

men Sie an mein Herz, und vergessen Sie jede Ungerechtigkeit des Schicksals! Sie wären mir willkommen und heilig, auch wenn es nicht Rousseau wäre, der Sie mir empfiehlt. Aber Sie sollen sehn, daß ich die unglückliche Tugend zu ehren weiß, und daß ich Rousseau's Zutrauen verdiene.

„Wie?" rief Annette; „Rousseau ist es, der große Rousseau selbst, der mich von der Verzweiflung rettet?" Sie schwankte so sehr, daß Mylady Howard kaum Zeit behielt, ihr einen Armstuhl hinzurücken, in den sie niedersank.

II.

Rousseau, der Rächer der Unschuld.

I.

Es gab eine Zeit, da die Engländer in den Romanen ihrer Nachbarn immer die edlen Rollen spielten; selbst Rousseau huldigte ihnen durch seinen Lord Bomston. Das mag eine Kleinigkeit scheinen; aber es ist das ehrenvolleste Zeugniß, das je eine Nation erhalten hat. Die Britten verdienten es. Bis weit über die Hälfte unsers Jahrhunderts waren gerader fester Sinn, vorurtheilsfreie Denkungsart, kraftvolles Selbstgefühl und Großmuth die hervorstechendsten Züge ihres Charakters. Jetzt, sagt man, sey kaum

noch eine Spur derſelben zu erkennen. Der furchtbare Mann, der die Freiheit Groß-brittanniens aufopferte, um ſeinen vorüber-gehenden Despotismus unbeſchränkt zu machen, und der durch ſeine ehrſüchtigen Plane einen Abgrund grub, in den der unglückliche Staat ohne Rettung hinabſtürzen wird; — der Furchtbare habe noch unendlich mehr als das, er habe die Depravation ſeines Volkes verſchuldet. — Die Nachwelt wird es rächen. Iſt jene Anklage wahr, ſo ſetzt ſie dereinſt einen verabſcheuten Namen mehr auf jene ſchreckliche Liſte, auf der die Piſiſtrate und Catilina's prangen; und der Geſchichtſchreiber wird wieder einmal, indem er die Thaten eines großen Mannes niederſchreibt, mit Thränen des Unwillens hinzufügen müſſen: „der Thron ſeiner Größe ruht auf dem Nacken ſeines Volkes. Den

Beweis seiner Kraft giebt die Entwürdigung seiner Brüder! Bewundert ihn mit Entsetzen!"

Es giebt keinen empörendern Anblick, als eine sinkende Nation. Ich wende den Blick mit bitterm Schmerz.

2.

Jeden Zug, den man einst in dem Brittischen Charakter ehrte, vereinigte der junge Eduard Jackson in dem seinigen. Er war edelmüthig, ernsten, hellen Geistes, vorzüglich von fester Selbstständigkeit, und voll glühender Liebe zur Freiheit. Sein Vater, ein Landgeistlicher, der nur ein sehr mäßiges Einkommen besaß, hatte selbst an Eduards Bildung gearbeitet. Er hatte sich bestrebt, seinen Verstand durch jede nützliche Kenntniß zu entwickeln, aber noch ungleich mehr Sorgfalt darauf gewendet, die Keime jener Kraft, die den wahren Mann macht, — selbst und bestimmt wollen zu können, was Herz und Ueberlegung für recht erklären; nicht vor einem fremden Willen sich zu beugen, wenn er Unrecht gebietet, und nicht

durch kleinliche Rücksichten und Eigennutz den einmal gefaßten muthigen Entschluß wieder lähmen zu lassen, — die Keime dieser Kraft, sage ich, in der Seele des Knaben ungeknickt zu erhalten. „Setze dich in den Stand," sagte er auch oft zu ihm, „die Gaben des Glückes selbst gewinnen oder entbehren zu können, so werden sie dich nicht verderben, wenn sie dir zufallen, und ihr Mangeln wird dich nicht unglücklich machen. Du wirst ein freier Mann seyn, wie auch das Schicksal über dich walten mag."

Eduard hatte die Lehren seines weisen Vaters wohl gefaßt, und benutzte sie. Ob sie gleich — wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, wenn man eine jugendliche Seele mit den Maximen des späten Alters nährt — seinem Geiste einen etwas romantischen Schwung gegeben hatten, so war der Jüng-

ling doch, als er im achtzehnten Jahre in die Handlung seines Oheims zu London trat, ein viel festeres, selbstständigeres Wesen, als gewöhnliche Männer im vierzigsten zu seyn pflegen. Sein immer gleiches, gefälliges Betragen, sein strenger Fleiß, sein offner Kopf machten ihn bald zum Lieblinge des ganzen Hauses. Sein Oheim war stolz auf ihn, und freute sich heimlich über die Aussicht, wie glücklich einst seine einzige Tochter durch ihn werden würde: denn es war sein Lieblingsplan, ihn durch eine Heirath mit derselben zu seinem Erben zu machen. Eduard ahnete nichts davon. Das junge, etwas coquette Frauenzimmer ließ ihn gleichgültig, und er ging, ohne Plane, unbefangen seinen rechtlichen Weg vor sich hin.

3.

Er mochte etwa vier und zwanzig Jahre alt seyn, als ihn ein Geschäft in die Wohnung einer armen Wittwe führte, die mit ihrer Tochter von dem Ertrage ihrer Arbeiten lebte. Er sah diese Tochter: nie hatte er eine edlere und reizendere Gestalt gesehen! — Und der unerkünstelte Ausdruck schüchterner Jungfräulichkeit, der über Milly's ganze Person verbreitet war und jede ihrer Bewegungen begleitete, machte ihre Reize unwiderstehlich. Er redete sie an, und erstaunte über den richtigen Verstand und das innige Gefühl, die aus jeder ihrer leise und furchtsam gesagten Antworten sprachen. Sinnend über die neuen Empfindungen, die das Mädchen in ihm erweckt hatte, ging er endlich fort; doch schon am folgenden Tage

erneuerte er seinen Besuch. Nach einem ununterbrochnen Umgange von vier Monaten war ihm Milly unendlich reizender und hochachtungswerther, als am ersten Tage. Er hatte ihr nie gesagt, daß er sie liebe; aber die Sehnsucht, mit der sie ihn immer erwartete, und die offene, zutrauliche Zärtlichkeit, mit der sie ihn behandelte, verriethen, daß sie seine Empfindungen kenne, und sie erwiedere. Er fühlte, daß er mit ihr, und nur mit ihr, glücklich leben würde: ganz unbefangen ging er also zu seinem Oheim, ihm das zu sagen, und ihn um seine Einwilligung zu der Heirath zu bitten.

4.

Der alte Kaufmann erſtaunte über ſeines Neffen Einfall. Er ſtellte ihm die Armuth des Mädchens vor, und die ſeinige; erinnerte ihn an die Hinderniſſe, die eine ſo frühe Heirath ſeinem Glücke in den Weg legen würde; — ſchloß ihn endlich mit Rührung in ſeine Arme, rief ihm die Liebe und das Zutrauen ins Gedächtniß, die er ihm bis jetzt erwieſen habe, und ſagte ihm unverhohlen, er habe gehofft, ſeiner Tochter in ihm einen Gatten zu geben, der ſie glücklich machen würde. Eduard wurde hierdurch gerührt. Er dankte ſeinem Oheim mit der herzlichſten Wärme für ſeine gütigen Abſichten, blieb aber feſt dabey: er liebe Milly, habe ſich um ihr Herz beworben, und ſey alſo ſchuldig, ſie nicht zu täuſchen.

Nach tausend vergeblichen Vorstellungen gerieth der Alte endlich in Zorn darüber, daß der Jüngling seine Güte verschmähte. Geh hin, undankbarer Thor! sagte er; thue, was du für gut findest! Aber wenn du darauf bestehst, dich an die Bettlerin zu hängen, so lasse dies das letzte Mal seyn, daß ich dich sehe, und räume noch heute mein Haus!

Eduard ging. Er war nicht undankbar; er fühlte tief, welche Ergebenheit er seinem wohlwollenden Oheime schuldig sey, aber auch, daß keine Wohlthaten jemand berechtigen können, von Andern das Opfer ihres Glückes oder gar ihrer Rechtschaffenheit zu fordern. Sein Entschluß war bald gefaßt. „Mein Oheim verläßt mich?" sagte er zu sich selbst. „Und was denn mehr? Bin ich nicht jung und gesund? Hab' ich nicht so

viel gelernt, daß ich mich und meine Milly ernähren kann? Auch mein Oheim hat sich ja aus der Armuth empor gearbeitet. Es wäre feige und lächerlich, wenn ich nicht eben das zu versuchen wagte, wenn ich der Sorge für mein tägliches Brot das aufopfern wollte, was das Glück meines Lebens ausmachen wird; es wäre schändlich, wenn ich um des Geldes willen ein Mädchen verließe, um dessen Liebe ich mich bewarb, und das mir sie schenkte."

5.

Indeß fühlte er doch, als er eben im Begriff war, das Haus seines Oheims zu verlassen, daß es vernünftig und schicklich sey, Milly vorher förmlich um ihre Hand zu bitten. Er ging zu ihr. Sie saß an dem Krankenlager ihrer Mutter, die einen Anfall vom Schlagflusse gehabt hatte. Bey diesen Umständen ließ sich nicht von Liebe sprechen. Er theilte Milly's Sorgfalt für die Sterbende drei Tage lang, und arbeitete indessen an der Ausführung des Planes, den er sich entworfen hatte. Es fiel ihm nicht ein, daran zu zweifeln, ob Milly Entschlossenheit genug haben würde, jede Lage mit ihm zu theilen; und da sein Entwurf unvermuthet schnell gelang, so eilte er zu ihr, um endlich seine entscheidende Anfrage zu thun. Er

fand

fand ſie in halbwahnſinnigem Schmerze: ſo eben war ihre Mutter verſchieden. Als er hereintrat, fiel ſie ſprachlos an ſeine Bruſt. „Was würde jetzt aus mir, wenn Sie nicht mein Freund wären!" Das waren die erſten Worte, die ſie nach einer halben Stunde zu ſagen vermochte.

Eduards Entſchluß forderte Eil. Auf die Bahre der Mutter gelehnt, und Milly, die ſich an ſeine Schulter ſtützte, im Arme haltend, ſagte er ihr: „Liebe Milly! Sie haben mich bis jetzt vielleicht für reich gehalten. Ich bin arm. Ich lebte in dem Hauſe eines Verwandten. Ein Zwiſt mit ihm hat mich bewogen, mich von ihm zu trennen. In wenigen Tagen verlaſſ' ich England. Lieben Sie mich genug, um mit mir zu gehen?" — Um die Welt folge ich Ihnen! fliſterte ſie erröthend, indem ſie ihr naſſes Geſicht an

ſeiner Bruſt verbarg, und ihre ſchönen Arme um ihn ſchlang.

Milly wurde beym Worte genommen. Eduard hatte einen Poſten im Dienſt der Oſtindiſchen Compagnie erhalten, und ſollte in acht Tagen abreiſen. Den Tag nach der Beerdigung wurden ſie getraut, und bald waren ſie eingeſchifft.

6.

Arm in Arm ſtanden ſie am Fenſter der Cajüte, als ſich die Küſte Großbrittanniens, wie ein weißes Wölkchen, das hinter den Horizont hinabſinkt, aus ihren Augen verlor. Sie ſahen ſich mit einer ſchmerzlichen Rührung an; ſie umſchloſſen ſich feſt und innig: aber ſie gelobten ſich keine ewige Zärtlichkeit, keine unerſchütterliche Treue. Wie ſie den ganzen Roman der zärtlichen Gefühle durchgeſpielt, ohne das Wort „Liebe" auszuſprechen, hatten ſie im Herzen das Gelübde der Treue bis in den Tod abgelegt, ohne ſich ſelbſt eines Entſchluſſes bewußt zu ſeyn, oder von einander ein Wort darüber zu erwarten.

Ihre Fahrt ging mit geſchwellten Segeln fort. Hatten ſie Stürme auszuſtehn, Be-

ſchwerden zu ertragen, Gefahren zu überwinden? Ich weiß das alles nicht; aber ihre Reiſe war glücklich: ſie geſchah im Arm der Liebe.

7.

Bey seiner Ankunft zu Calcutta erhielt Eduard einen unbedeutenden Posten in der Kriegs-Kanzelei. Er lebte mit seiner Milly äußerst still und unbemerkt. Von der schwelgerischen, sultanischen Lebensweise, die den Europäern dort eigen ist, hielt sie eben sowohl ihr Verstand und ihr Herz, als ihr geringes Einkommen zurück. Seine Redlichkeit verbot ihm, es auf die leider nur zu übliche Weise zu vergrößern; aber Milly's Wirthlichkeit wußte viel aus Wenigem zu machen: sie ersparte sogar. Mit den üppigen Weibern der andern Beamten hatte sie fast gar keinen Umgang. Sie bewohnte ein Landhäuschen vor der Stadt, und schöpfte ihre Freuden aus dem Genusse der schönen Indischen Natur, welche ihr durch

Neuheit doppelt reizend war; und wenn sie Unterhaltung wünschte, besuchte sie einige Banianen-Frauen, die in der Nachbarschaft wohnten, und mit denen sie sich bald verstehen lernte.

In eben dem Verhältnisse lebte Eduard mit seinen Nebenbeamten. Still und pünktlich that er seine Geschäfte, und sobald sie vollendet waren, eilte er zu dem Hüttchen zurück, das in seinem reizenden Weibe alles umschloß, was die Erde Kostbares für ihn hatte. Die übrigen Beamten suchten ihn anfangs an sich zu ziehen: da aber seine Verschlossenheit sie zurückstieß, so nannten sie ihn einen Grillenfänger; da sie seine einfache Lebensart bemerkten, so fingen sie an, ihn zu verachten. Bald war nur noch dann von ihm die Rede, wenn man zu irgend einem wichtigen Geschäfte einen Mann von großer

Geſchicklichkeit und ſtrenger Treue bedurfte. Der Glückliche, wenn es immer ſo geblieben wäre! Er bemerkte die Vernachläſſigungen nicht; denn was waren ihm Reichthum und Ehrenſtellen, wenn er ſeine Milly im Arme hielt!

8.

Man weiß, daß der hohe Kriegermuth, deſſen Beſitzer wir Helden zu nennen pflegen, ſehr oft im Grunde nur unempfindliche Rohheit iſt, die, von Leidenſchaften getrieben, ohne Hinderniß und Gefahr zu achten, auf ihr Ziel ſtürzt. Man weiß, daß niemand leichter von der Herrſchermacht berauſcht wird, und ſie wilder mißbraucht, als wer zum Gehorchen geboren ſchien, und ſich mit ſeinem Schwerte zur Herrſcherſtelle hinaufwürgte. Man weiß endlich, daß ein Brittiſcher General-Guvernör in Oſtindien mit noch viel unbeſchränkterer Gewalt despotiſirt, als die Nabobs, die er unterjocht und entthront. Brauche ich noch etwas hinzu zu ſetzen, um Lord C** zu charakteriſiren, der im elften Jahre ſeines Alters zum Scherz auf der Re-

gentrauſe einer Thurmſpitze ritt, ſich vom Schreiber zum Feldherrn und Pair empor-kämpfte, und zum dritten Male als General en Chef und Guvernör nach Calcutta geſchickt ward, um die verfallenden Angelegenheiten der Compagnie mit Strenge und Nachdruck in Ordnung zu bringen? — Doch ja! Denn das geht noch nicht aus dem Geſagten hervor, daß er keinen Begriff von einer andern Ehre hatte, als die mit dem Degen gewonnen wird; daß er mit ſtumpfſinniger Thierheit nach Wollüſten lechzte; daß er weibliche Tugend für die lächerlichſte aller Chimären hielt, und daß ihn ſeine finſtre Melancholie, die Folge ſeiner Ausſchweifungen, die Menſchen im Allgemeinen verachten lehrte.

Auf einem Spazierritte vor der Stadt ſah er eine reizende Europäerin an der Thür

eines kleinen Landhäuschens stehen. Ihre schlanke, edle Gestalt, der Liebreiz ihres schönen Gesichtes, zog die Aufmerksamkeit des wollüstigen Tyrannen auf sich. Ohne sie nur zu grüßen, hielt er an, und betrachtete sie mit der finstern Gier, mit der ein Tiger das Reh hüpfen sieht, welches bald unter seinen Zähnen verbluten soll. Die junge Frau erröthete, und ging in ihr Haus zurück. Er befahl seinem Kammerdiener, Erkundigungen einzuziehen, und setzte seinen Weg fort. Der Kuppler brachte bald die Nachricht, daß es die Gattin eines vor nicht langer Zeit aus Europa angekommenen Unterbeamten sey, der aus Dürftigkeit enge und einsam zu leben scheine. Er bekam sogleich einen neuen Auftrag.

9.

Am zweiten Morgen nachher war Eduard kaum zu seinen Geschäften in die Stadt gegangen, als der Kammerdiener des Lords Milly in ihrem Gärtchen überraschte. „Er bitte um Verzeihung wegen seiner Zudringlichkeit, hoffe aber gewiß, die gute Botschaft, die er bringe, werde sie entschuldigen." — Und nun nach wenigen Umschweifen entdeckte er, mit der rücksichtlosen Unverschämtheit, welche Kupplern höchster Machthaber eigenthümlich ist, der erröthenden Frau: Se. Herrlichkeit selbst sey der vornehme Mann gewesen, den ihr Anblick vor einigen Tagen so entzückt habe. Se. Herrlichkeit wünschten die nähere Bekanntschaft einer so reizenden Frau zu machen, und zu erfahren, worin Sie ihr dienen könnten. Fürs erste

bitte der Lord sie um die Gefälligkeit, sich die Summe von hundert Pfund, als ein Unterpfand des Wohlwollens, aus dem Palaste abzuholen. — „Oder," setzte der Nichtswürdige mit vertraulichem Winken hinzu, „wäre es Ihnen gelegener, daß Se. Herrlichkeit selbst Ihnen die Summe überbrächten?"

Milly ward blaß vor Unwillen über diesen erniedrigenden Antrag, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Indeß faßte sie sich bald. Sie dankte für die Aufmerksamkeit des Lord-Guvernörs. Ihr Mann, sagte sie, sey zwar nicht reich; doch lange sein Einkommen hin, sie Beide gut zu erhalten. Sie würde — setzte sie mit einer Mine hinzu, die drohen sollte, aber ihrem lieblichen Gesichte viel zu sanft gelang, um das errathen zu lassen — ihn von der güti-

gen Gesinnung Sr. Herrlichkeit benachrichtigen, damit er sie zu verdienen suchte."

Der Kuppler lächelte ein wenig spöttisch bey der letzten Aeußerung; indeß lobte er ihre Gewissenhaftigkeit, und empfahl sich mit vielen Complimenten.

10.

Milly hatte ihn ſchrecken wollen: — das Täubchen ſuchte bey dem Täuber Schutz vor dem Geier, und — lieferte dieſem eine doppelte Beute aus. Der Kuppler war ſo weit entfernt, jenen Sinn ihrer Aeußerung nur zu ahnen, daß er dem Lord die Nachricht brachte: ſie habe ihn wegen der Bedingungen an ihren Mann gewieſen. „Das Weib iſt ſchlau!" rief C** mit einem menſchenfeindlichen Lachen aus. „Wir wollen indeß den Contrakt billig zu machen ſuchen." Es erging ſogleich der Befehl an Eduard, ſich bey dem Statthalter einzuſtellen.

Er kam voll Erſtaunen, daß er die Aufmerkſamkeit des oberſten Befehlshabers erregt habe, und voll froher Erwartungen.

Sobald ihn der Kammerdiener angemeldet hatte, wurde er vorgelaſſen. Der Lord ſaß allein im Cabinette, und hieß ihn mit erzwungener Freundlichkeit willkommen. Er erkundigte ſich nach ſeinem Poſten, ſeinen Geſchäften, ſeinem Vermögen. Als er hörte, daß dieſes ſehr beſchränkt ſey, ſagte er vornehm lächelnd: „nun, das wird ſich bald ändern. Sie beſitzen einen Schatz, und ſind zu verſtändig, ihren Freunden die Theilnahme daran zu verweigern.“ Eduard erſtaunte. „Sie haben eine Frau; auf mein Wort, eine ſehr reizende Frau!“ —

Mylord, rief Jackſon, blaß vor Zorn; meine Ehre iſt unbeſcholten! —

„Still, mein Kind!“ fuhr Lord C** fort. „Ihre Frau hat mich mit meinem Antrage an Sie gewieſen. Ich liebe die Weitläuftigkeiten nicht. Sie ziehn in mei-

nen Palast, und ich werde so für Sie sorgen, daß Sie zufrieden seyn sollen.“ Bey diesen Worten stand er voll Selbstgefühl auf, und ging mit großen Schritten auf und ab.

Fast eine Minute verfloß, ehe Jackson Worte fand. Endlich sagte er mit einer Fassung, die ihm die äußerste Anstrengung kostete: Mylord, der Orden den Sie tragen, die Würde die Sie verwalten, sichert Sie vor der Antwort, die Sie verdienen. Wissen Sie aber, daß ich ein Mann von Ehre bin, und jeden Angriff auf die Tugend meiner Frau werde zu rächen wissen!

Mit diesen Worten wollt' er das Zimmer verlassen; der Lord hielt ihn aber beym Arme zurück, maß ihn mit blitzenden Augen, und fragte ihn endlich höhnisch: „Ernst, Knabe, oder Scherz?“

Schänd-

Schändlicher! schrie Jackſon, indem er ſich losriß. Laß mich gehn, ehe ich mich an dir vergreife!

Er ſtürzte hinaus. Lord C** rief aber ſeinen Bedienten im Vorſaale zu: trotz ſeinem Widerſtreben wurde Jackſon in das Cabinet zurückgeführt. Der Kammerdiener blieb darin; die andern Bedienten lauſchten im Saale.

Der Lord ging einige Minuten auf und ab, indeß Jackſon trotzig ſchweigend an der Thüre ſtand. Endlich trat C** mit einem Blicke, der das höchſte Gefühl ſeiner Obermacht ausdrückte, vor ihn hin, und ſagte: „Junger Thor, du haſt vergeſſen, daß du in meiner Gewalt biſt, daß es nur von mir abhängt, dir deine Frau ohne Umſtände zu nehmen, und dich im Kerker verſchmachten zu laſſen, oder mit Schande beladen fortzu-

jagen. — Wähle! Du ziehst in den Palast als erster Sekretair des Gouvernements, und benimmst dich vernünftig; oder . . .“

Tyrannisches Ungeheuer! schrie Jackson, indem er den Lord an der Brust faßte: das Leben kannst du mir nehmen; aber . . . —

Er konnte nicht vollenden. Der Kammerdiener fiel ihn an; die Bedienten stürzten herein, und überwältigten ihn. Er ward als ein Majestätsverbrecher gefesselt, und auf die Hauptwache geschleppt, mit dem strengen Befehle, daß niemand ihm ein Wort sagen oder ihn anhören solle.

II.

Milly saß während dessen in einer Laube ihres Gärtchens, bey einem kleinen Mahle, das sie nicht eher anrühren mochte, als bis ihr geliebter Eduard zurückgekehrt wäre. Sie hatte mit unruhig klopfendem Herzen überlegt, ob sie ihm das Ansinnen des Guvernörs erzählen solle oder nicht. Aus Furcht, sein feuriges Ehrgefühl möchte ihn zu einer Uebereilung hinreißen, und in der Hoffnung, ihre Antwort werde die ganze Sache geendet haben, hatte sie beschlossen, zu schweigen. Sie bemühte sich, alle Spuren des Verdrusses oder des Schreckens aus ihrem Gesichte zu verwischen, und trat eben zum achtenmal in die Hausthür — „Kommt mein Eduard noch nicht?" —: da erschien der Kammerdiener mit einem Palankin. Sie erbebte bey

seinem Anblicke. Er meldete ihr: der Lord-Guvernör verlange sie zu sprechen; wenn sie sich nicht gutwillig hinbegeben wolle, habe er Befehl, Gewalt zu brauchen. Die Arme berief sich auf ihren Mann. „Der Böse-wicht liegt schon in Ketten," war die harte Antwort. Sie sank ohnmächtig nieder, und ward so in den Palankin gehoben. Selbst als man sie in das Cabinet des Lords hinauf-trug, hatte sie noch nicht volle Besinnung wieder erlangt.

12.

Als sie sich endlich erholt hatte, fand sie sich auf einem Sofa, und sah den Lord neben sich sitzen. Das trübe Feuer thierischer Begierde brannte in seinen Augen, die er auf ihren entblößten Busen heftete, indeß er unruhig mit seiner Dose spielte.

Wo ist mein Mann? rief sie heftig, und wollte aufspringen. „Ruhig, schöne Frau!" sagte der Lord, indem er einen Arm um sie schlang, sie zurückzog, und eine Liebkosung versuchte. — Mein Mann! mein Mann! schrie sie, stieß ihn gewaltsam zurück, und sprang wieder auf.

In rohen Seelen gränzen keine Empfindungen näher an einander, als Wollust und Grausamkeit; gereizte Begierde geht in ihnen sehr schnell in wilden Zorn über. Dein

Mann, sagte Lord C**, liegt in Ketten, thörichtes Weib! Er hat Hand an mich gelegt, mich ermorden wollen. In einer Viertelstunde lass' ich ihn vor deinen Augen erschießen, wenn du nicht sogleich, hier auf der Stelle, mein Verlangen befriedigst.

„Mein Mann! mein Mann!" schrie Milly halb wahnsinnig, und versuchte die Thür zu öffnen, die verschlossen war. Lord C** zog seine Uhr aus der Tasche. Sieh! sagte er, indem er sie auf den Tisch legte; eine Viertelstunde hast du Bedenkzeit, dann ist dein Mann ohne Rettung verloren. Mit diesen Worten öffnete er die Thür, schleuderte die unglückliche Frau, die ihm folgen wollte, zurück, und ging fort.

Milly jammerte und schrie; umsonst! Es stieg ein Gedanke in ihrer Seele auf: sie eilte an das Fenster. Da stand ihr Mann auf

dem Hofe, mit gesenktem, von innrer Wuth entstelltem Gesichte; um ihn her Soldaten, die sich zum Anschlagen bereiteten. C** hatte sie durch diesen Anblick erschüttern wollen. — „Eduard! mein Eduard!" rief Milly, und lag, indem er aufblickte, mit zerschmettertem Kopfe vor seinen Füßen. —

13.

— Rousseau war zu ** eben beschäftigt, die Ausbeute zu ordnen, die ihm eine botanische Excursion gewährt hatte. Er fühlte sich so glücklich in dieser Beschäftigung, bey der er die Bosheit seiner Feinde vergessen konnte! Die erhabensten Gedanken und Empfindungen knüpften sich in seinem Geiste an die Freude, ein seltnes Pflänzchen, oder ein solches gefunden zu haben, das irgend eine glückliche Jugendscene vor sein Gedächtniß rief. Er pflegte dabey so heiter zu seyn; seine Phantasie schuf nur lachende Bilder, und sein Herz klopfte stärker bey der Erinnerung so mancher von ihm Geliebten, die schon der

Rasen deckte. — Plötzlich geht die Thür auf, und, ohne angeklopft zu haben, tritt ein fremder Mann mit dem Hut auf dem Kopfe herein, geht auf ihn zu, und fragt mit Ungestüm in gebrochenem Französisch: Sind Sie Rousseau?

Rousseau erschrak, und alles Mißtrauen, an dem sein so oft, so schmerzhaft verwundetes Herz litt, erwachte. Er warf einen flüchtigen, aber genau prüfenden Blick auf den Fremden, dessen Aeußeres höchst vernachlässiget, obgleich nicht ärmlich war: sein dunkles Haar hing ihm lang in den Nacken und über die Stirn herab; in seinen Blicken lag eine tiefe, finstre Melancholie. Seine Bewegungen waren leidenschaftlich lebhaft; alles an ihm schien zu rufen: sehet da einen Menschen, den das Schicksal bis zum Wahnsinn beugte!

Mit etwas zitternder Stimme antwortete der Genfer Weise: Ich heiße Rousseau, mein Herr.

„Sind Sie," fuhr der Fremde mit steigender Heftigkeit fort, „sind Sie der Verfasser der Heloise und des Emil?"

Ja, mein Herr! sagte Rousseau, mit einer verzweifelnden Fassung, die sich auf das Aergste bereitete; aber . . .

„So erbarmen Sie Sich meiner!" schrie der Fremde, und stürzte vor ihm aufs Knie, und hob die gefalteten Hände zu ihm empor. „Vor Richterstühlen und Thronen hab' ich vergebens Gerechtigkeit gesucht. Sachwalter der Tugend, ich fodre von Dir, was mir die lasterhaften Menschen versagten: Gerechtigkeit, Rache an einem Bösewicht, der meine Gattin ermordet, und mich wahnsinnig gemacht hat!" —

Rousseau's Entsetzen und Mitleid, die ausbrechende Verzweiflung des Fremden, die Ermattung, in die er zuletzt sank — Nein wahrlich, ich versuche es nicht, diese Scene zu mahlen. —

14.

— „Meine Gattin, meine angebetete Milly, die mit zerschmettertem Kopfe vor mir auf dem Steinpflaster lag, war der letzte Gedanke, dessen ich mich entsinne. — Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einer elenden Hütte auf einem Binsenlager, und zwey Indier saßen neben mir. Sie sahen sich mit großen Augen an, als ich sie fragte, wo ich sey? Ich wollte mich aufrichten; doch ich fühlte mich kraftlos, und bemerkte, daß meine Arme gebunden waren. Ich fragte aufs neue; ihre Antwort war mir unverständlich, und ich sank wieder in die vorige Betäubung. Nach einiger Zeit fühlte ich, daß jemand meine Hand ergriff. Ich schlug die Augen auf. Ein Wundarzt, ein sehr edler Mann, und vormals mein einziger Freund, stand

vor mir, und unterſuchte meinen Puls. Wo bin ich, Sir? fragte ich; warum bin ich gebunden? Er bat mich, ruhig zu ſeyn, und befahl, mir die Banden abzunehmen. Aus den nächſtfolgenden Tagen erinnere ich mich nur einzelner Stunden: allmählig kehrte aber bleibenderes Bewußtſeyn zurück; und da ich mich ziemlich erholt zu haben ſchien, erfuhr ich denn — der ſorgſame Menſchenfreund glaubte mit Recht, alles, was ich ohnehin erfahren mußte, würde mich bey meiner gegenwärtigen Erſchöpfung weniger erſchüttern, als ſpäterhin; — ich erfuhr: ſeit jenem ſchrecklichen Tage ſey ein halbes Jahr verfloſſen, während deſſen ich bald in Raſerey, bald in ſtumpfem Blödſinn gelegen habe; der Lord ſey durch den Anblick der Leiche erſchüttert worden; er habe ſie in mein Landhaus zurücktragen, mich ihr nachführen,

und den Wundarzt hinausschicken lassen. Milly sey am folgenden Tage begraben worden, und jedermann habe von dem Wahnsinnigen gesprochen, der den Lord ermorden wollen, und von seiner Frau, die sich zum Fenster hinausgestürzt, weil es ihr nicht gelungen sey, ihn loszubitten. In wenigen Tagen habe man alles vergessen. Mein Amt sey einem Andern gegeben worden, und um mich habe sich sonst niemand bekümmert, als der edle Wundarzt. Dieser hatte von einem Bedienten den wahren Zusammenhang erfahren, mich in die Hütte gebracht, und unermüdet an meiner Heilung gearbeitet."

15.

„Das Alles hörte ich mit dumpfer Faſſung an. Ich ſelbſt ſchien mir fremd, und meine Geſchichte däuchte mir eine Fabel, die kaum meine Neugier reizte. Milly's Bild ſchwebte meiner Seele nur dunkel und gleichgültig vor, und ich lebte in der armſeligen Hütte unter meinen Indiern faſt noch eine Woche lang, ohne daß mir einfiel, es ſolle eigentlich etwas um mich her anders ſeyn, als es wirklich war. Nur zuweilen, als ſich die Kräfte meiner zerrütteten Maſchine wiederfanden, ſchnitt die Erinnerung an einen Umſtand aus meinem vorigen Leben, an einen Vorzug meiner ermordeten Gattin, an eine Liebkoſung, die ich von ihr erhalten hatte, brennend durch meine Seele, und

verursachte mir einen Schmerz, bey dem ich unwillkührlich aufschrie. Das war aber nur für einen Augenblick: nur ein Blitz, der in finstrer Mitternacht einen blutigen Leichenhügel sichtbar macht, und sogleich wieder erlischt. "Ich sank immer wieder in meine wohlthätige Apathie."

16.

„Indeß kamen dieſe hellen Augenblicke mit jedem Tage häufiger; und einſt, da ich nach einem langen erquickenden Schlaf erwachte, folgten Blitze auf Blitze, und ließen immer einen andern Theil von jenem grauſenvollen Gemählde meiner Schickſale ins Licht treten, das nur mein Stumpfſinn mir bis jetzt verſchleiert hatte. In ſtummer Angſt ſtand ich auf, wankte, die Hände ringend, aus der Hütte, und ging immer weiter und weiter, ohne Abſicht und Wahrnehmung. Plötzlich ſtand ich vor einem Gebäude, das mir bekannt ſchien. Ich ſah es an, rieb mir die Stirn, beſann mich: — es war mein ehemaliges Landhaus."

„Mit dieſem Erkennen ſtürzte die ganze Laſt meines Elends auf meine Seele. Ich

stieß ein fürchterliches Geschrei aus, warf mich auf den Boden, wühlte den Rasen mit meinen Händen auf: ich wollte mich durchwühlen, bis zu der Leiche meiner Milly."

„In diesem Zustande fanden mich der Wundarzt und meine Wärter. Es kam ein neuer Anfall von Raserei; aber noch an demselben Tage verging er, und ich sank in eine verzweiflungsvolle Stille, in der ich über Mord brütete."

17.

„Eines Tages, als mein Wohlthäter mich lange getröstet hatte, und voll Zufriedenheit über die Fassung, mit der ich ihm antwortete, eben fortgehen wollte, riß ich ihn noch an der Thüre zurück, fiel vor ihm nieder, und flehte ihn an, mir einen Dolch oder irgend ein Gewehr zu geben, das ich dem Böſewicht oder mir ſelbſt ins Herz ſtoßen könnte."

„Er ſagte mir, Lord C** ſey ſchon vor zwey Monaten nach Europa zurückgekehrt. Das beruhigte mich plötzlich. Die Idee, ihm zu folgen, die Geſetze gegen ihn aufzurufen, ihn auf dem Schafotte büßen zu ſehn, bemächtigte ſich meiner ganzen Seele. Jetzt dachte ich ſogar daran, meine zerrütteten Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Der Menſchenfreund, der mein Leben rettete, hatte auch für mein geringes Vermögen ge-

sorgt, und verschaffte mir sogar die Auszahlung meines rückständigen Gehaltes. Mit diesem und dem Wenigen, was ich aus dem Verkauf meiner Sachen löfete, ging ich auf das erste Schiff, das nach Europa segelte."

„Als ich zu meinem Retter kam, um Abschied von ihm zu nehmen, schloß er mich weinend in seine Arme, ließ mich los, sah mich starr an, und umarmte mich aufs neue. Er schien mit einem wichtigen Entschlusse zu ringen. „Ich begehe vielleicht eine entsetzliche Thorheit," sagte er; „aber ich kann mich nicht entschließen, einen solchen Raub an Ihnen zu verüben. Hier, Unglücklicher! dies Heiligthum gehört Dir!" — Er gab mir ein großes Glas in die Hand, umarmte mich noch einmal, und führte mich an die Thür. Es war, — schrie Jackson, und schlug sich mit der geballten Faust an die Stirn — es war Milly's Herz! —"

18.

Es dauerte lange, ehe Jackſon im Stande war, fortzufahren, oder Rouſſeau, zu hören.

Gleich bei ſeiner Ankunft in London hatte er eine Klage erheben wollen. Die Rechtsgelehrten, die er um Rath fragte, zeigten ihm, daß er nichts ausrichten würde. Wo waren die Beweiſe, die er geben, die Zeugen, die er aufſtellen mußte? Ja, welches war die ſtrafbare Handlung, die der Lord begangen hatte? Welches Geſetz verbietet, einem Ehemann Vorſchläge zu thun? Jackſons Gefangennehmung war die Folge ſeines gewaltthätigen Angriffs auf den Lord. Milly hatte ſich ſelbſt getödtet.

Jackſon ging zu den Miniſtern; er warf ſich dem Könige zu Füßen. Ohne Richter-

ſpruch konnten ſie ja in dem damals noch ſo glücklichen England keine Strafe verhängen; — und hätten ſie es vermocht: welche durften ſie ſich nur verſucht fühlen, dem Sieger bey Plaſſey aufzulegen: dem Eroberer dreier Reiche, der erſt vor kurzer Zeit mit Sieg und Ruhm aus einem andern Welttheile zurückgekehrt war, und auf die glänzendſten Belohnungen Anſpruch machte? ihm, den ſelbſt das Parlament ſpäterhin, als er wegen Erpreſſungen angeklagt wurde, ohne Unterſuchung mit der Erklärung entließ: „er habe dem Staate große Dienſte geleiſtet!" Man wies Jackſon, als einen halb Wahnſinnigen, überall mit Unwillen zurück.

Er war auf dem Wege, völlig wahnſinnig zu werden, und hätte vielleicht einen Meuchelmord begangen, wenn ſich ſein Oheim nicht ſeiner angenommen, und ihn

gezwungen hätte, zur Zerstreuung eine Reise durch Frankreich, die Schweiz und Italien zu machen. Ueberall begleitete ihn seine Reliquie und das Jammerbild seines Geschikkes. Er kam in die Gegend von Rousseau's Wohnorte; der Name des großen Mannes erreichte ihn. — Er fiel bey Endigung seiner Geschichte aufs neue mit dem Jammerruf: „Gerechtigkeit! Rache!" vor ihm nieder.

19.

Rousseau sah ihn tief erschüttert eine Weile an. Endlich sagte er langsam und leise: „Ich bin ein armer, kranker, unglücklicher Mann, ohne Freunde und Verbindungen. Meine Zeitgenossen verkennen, hassen, verfolgen mich. Was kann ich für Sie thun? — Ich will," setzte er mit blitzenden Augen und heftiger Stimme hinzu, „ein Brandmahl auf die Stirn des Bösewichts drücken, zu dem die Tyrannen aller künftigen Zeitalter mit Abscheu empor sehen sollen!"

Jackson gab ihm seine Adresse. Als Rousseau vierzehn Tage später an ihn schrieb, um die nähere Bestimmung eines Umstandes zu erfahren, meldete ihm sein Correspondent zurück: Man wisse nichts

weiter von einem Jackſon, als daß man in der Aar einen Leichnam gefunden habe, auf deſſen Bruſt ein verwaſchenes Gemählde mit der Unterſchrift „Milly Jackſon" geweſen ſey. — Das Elend des Armen hatte geendet. —

20.

Rousseau hatte Jacksons Geschichte mit der rührendsten Gewalt der Beredsamkeit niedergeschrieben, als eine Bedenklichkeit bey ihm aufstieg. Ihm schien ihre Wahrheit nicht zweifelhaft: der Wahnsinn des Unglücklichen selbst, war das furchtbarste Document; — aber bey einem Angriffe, der einen hochgefeierten Helden zum verabscheuungswürdigen Böſewicht herabsetzen sollte, würde die Welt mit Recht andre Beweise, als die Aussage eines melancholischen Selbstmörders, gefodert haben. — Er legte die Erzählung zu den Papieren, die erst nach seinem Tode erscheinen sollten.

Sie hatte schon Jahre gelegen, als er erfuhr, daß Lord C** zu Montpellier sey.

Auch Lady Howard, dieselbe Freundin, in deren Haus Rousseau Annetten wider die Stürme des Schicksals barg, war dort. Er schickte ihr eine Copie seiner Schrift. „Ein Ungeheuer, das den Namen Mensch entehrt," schrieb er in einem beiliegenden Briefe, „wagt es, die Luft zu verpesten, in der Sie athmen. Senden Sie dem Lord C** die beiliegende Schrift, und deuten Sie ihm an, daß er sogleich Montpellier, daß er Frankreich verlassen solle, oder daß ich ihn ohne Verzug dem Abscheu der Welt übergeben werde, den er verdient."

Dieser Schritt hatte Folgen, die Jacksons Aussage rechtfertigten. Lord C** kehrte sogleich nach England zurück, und versuchte noch einige Zeit, durch Ausschweifungen der gröbsten und der feinsten Art, die Furien des Gewissens zu verscheuchen, die ihn

überall mit geschwungener Geißel verfolgten. Er fand kein Mittel dazu, als selbst zu thun, was eigentlich der Blutrichter hätte thun sollen. Wahrscheinlich standen Milly's und Jacksons Geister in dem Augenblicke vor ihm, da er die Pistole abdrückte, die sein Gehirn zerschmetterte.

III.

Snitger,

ein Bruchstück aus der Hamburgischen Geschichte.

Beatus ille, qui —

— — — —

Forum vitat!

Hor.

Jüngling, mit dem hochlodernden Ehrgeiz! Es ist eine verderbliche Flamme, die deinen Busen entzündet! Sie wird das Glück deines Lebens verzehren. Laß dich nicht durch bloße Lüsternheit verleiten, aus dem wohlthätigen Schatten der Unbemerktheit hervorzutreten. Mische dich nicht aus Vorwitz in das Spiel der glänzenden Unglücklichen, die um das Loos der Staaten würfeln. Der Gewinn, der ihrer am sichersten wartet, ist ihr eigenes Elend! — Oft mißlingt schon der erste Schritt auf der schlüpfrigen Bahn des Ruhms: dann schallt das Hohngelächter der

Welt dir nach, wohin du auch flieheſt; und in der ödeſten Wildniß bricht noch oft der Widerhall des verjährten Spottes aus deinem eigenen Buſen hervor. — Geſetzt, er gelinge — was haſt du erworben? — Politiſche Celebrität iſt das untilgbare Zeichen Cains, das die Ruhe, die Menſchen, und alle Freuden, die ſie zu geben vermögen, von dir ſcheuchet! Doch nein! die Menſchen nicht; nur ihr Herz. Sie ſammeln ſich um dich her, dich zu beſehn, auszuforſchen, zu verläumden. Fortan haſt du keinen Freund und keine Geliebte. Der Sonnenſtich des Ruhms tödtet die zarten Blüthen des Gefühls, und läßt ſie zum Ehrgeiz verdorren. Und dufteten ſie dir: du vermöchteſt nicht mehr ihrer zu genießen. Weiter und weiter, vorbey an allen ſanften Genüſſen, geißelt dich die Furie der Nothwendigkeit, zu

vollen-

vollenden! — Es iſt falſch, daß man den Tempel jeglichen Ruhmes erklimme! Der den Muſen geweihte ſtrahlt auf der Spitze des Pindus; doch zu dem Altar der politiſchen Ehre führet die Bahn bergab, einen ſteilen Gletſcher bergab, auf dem die folgenden Schritte nicht mehr in deiner Gewalt ſind, ſobald du den erſten gethan haſt! Ueber die ſchwankenden Schollen des Frühlingseiſes im Strome führet ſie hin. Die, auf der du jetzt ſteheſt, verſinkt, wenn du weileſt; die hinter dir, trug die Fluth ſchon davon, und die vor dir ſind, tauchen ſchon halb. Eile! beflügle den Schritt! dem Untergange kann dich nur ein Wunder entziehen! —

Zähme die thörichte Gier, Thema der Zeitung zu werden. — Reißen dich aber empörtes Gefühl des Rechts, und Bruderliebe unwiderſtehlich hin, dich dem Despo-

tismus und dem Verrath entgegen zu werfen; fühlst du den glühenden Pfeil in deiner Seele, durch den der Schutzgeist der Völker dem Einzelnen verkündet, an ihm sey jetzt die Reihe zu handeln; vermagst du — das nie täuschende Unterpfand des edeln Berufes! — vermagst du die That, die dich auszeichnen wird, zu denken, ohne zugleich die Gloriole des Rufes zu sehn und seinen Posaunenton zu vernehmen: — so gehe denn, gehe, wohin dein Genius dir winkt. Die Segenswünsche aller Guten, aller Edeln begleiten dich! Aber gehe mit der melancholischen Fassung, mit der ein guter Mann, der nicht Lust hat am Würgen, zur unvermeidlichen Schlacht geht: mit der kalten Resiguation eines freiwilligen Opfers, und mit dem Entschlusse, nur als Sieger zu leben! Möge, der dich berief, über dich

wachen, daß nie der Strahlenguß des Ruhmes dich blende, oder der Weihrauch der Volksgunst dich betäube! — Der Mann, dessen Geschichte ich hier erzähle, war ein edler, großer Mensch! Nur Einmal wankte er; und er war ohne Rettung verloren.

Man hat es, bis zur Französischen Revolution, der neuern Geschichte sehr oft vorgeworfen, daß sie so leer an Thaten des glänzenden Patriotismus, an großen Charakteren überhaupt sey. Kommt das nicht vielleicht daher, daß Europa jetzt fast lauter große Staaten enthält, und daß wir die Geschichte der kleinen zu wenig der Aufmerksamkeit würdigen? In jenen fühlt der Einzelne zu sehr, welch ein unbedeutender Theil des

Ganzen er ist, als daß er dies bis zur Aufopferung seiner selbst lieben sollte *); in diesen werden die Wirkungen des Patriotismus gewöhnlich durch die Einmischung übermächtiger Nachbarn so völlig vereitelt oder doch geschwächt, daß seine Thaten schnell vergeßne Unbesonnenheiten scheinen müssen. Sähen wir auf Eifer und Absicht: vielleicht gäb' es nur sehr wenige Reichsstädte in Teutschland, die nicht ihren Themistokles und ihren Timoleon gehabt hätten. Es würde mich freuen, wenn das folgende Bruchstück kein unbedeutender Beleg dieser Vermuthung wäre. —

Nach dem Urtheil Aller, die sie genauer kennen, ist die Verfassung von Hamburg

---

*) „Je größer der Staat, desto kleiner der Bürger."

eine der vortrefflichſten, die ein Freiſtaat haben kann. Nicht das Nachdenken eines einzelnen Geſetzgebers, nicht ein politiſches Syſtem hat ſie gebildet, ſondern die Nothwendigkeit und die ungeſchwächte Kraft jedes Einzelnen, auch ſeinen Anſpruch auf Wohlſeyn geltend zu machen. Jede neue Beſtimmung derſelben war das Produkt des jedesmaligen Bedürfniſſes ſeiner Bürger. Daher waren die Hamburger als Fiſcher glücklich, ſie waren es als Brauer und als Fabrikanten; ſie ſind es jetzt als Zwiſchenhändler der meiſten Europäiſchen Staaten, und geben vielleicht dadurch allen Völkern der Erde die wichtige Lehre: um auf Jahrtauſende das Glück der Staatsbürger zu ſichern, müſſe eine Verfaſſung nie zur unbiegſamen Hülle erſtarren; müſſe ſie nichts Unabänderliches haben, als die Freiheit ſeiner Glieder, und

die Fähigkeit, ohne gewaltsame Erschütterung nach dem Drange der Umstände umgestaltet zu werden. —

Folgendes ist die Form, die seit einem Jahrhundert in Hamburg besteht.

Der Magistrat hat die vollziehende Gewalt, bestimmt die auswärtigen Verhandlungen, sorgt für die innere Ruhe und Wohlfahrt, und für die strenge Beobachtung der schon vorhandenen Gesetze; doch neue darf er nur vorschlagen. Er ist in Rechtssachen Einzelner der höchste Richter; aber um Abgaben darf er nur anhalten, und über die Disposition des Staatsvermögens muß er Bewilligung einholen.

Neben ihm steht das Collegium der Oberalten. Funfzehn der ehrwürdigsten, zuverlässigsten Männer der Stadt bilden es. Sie haben mancherlei kleinere Geschäfte im

Staat; ihre Hauptbestimmung aber ist, über das Verfahren des Magistrats zu wachen, jede Verletzung der Gesetze oder der Verfassung, die er sich erlauben könnte, zu rügen, und die beeinträchtigten Bürger zu vertreten.

Was zwischen dem Senat und diesem Collegium nicht geschlichtet werden konnte, wird an ein zweites, die Sechziger, und von diesem an ein drittes, die Hundert-achtziger, gebracht.

Der oberste Richter in den Streitigkeiten über die Verfassung, der Bestätiger der neuen Gesetze, die der Magistrat vorschlug und die Collegien billigten, der Bewilliger der Abgaben und ihres Gebrauchs, ist das Corps der gesammten Bürgerschaft, das sich zu bestimmten Zeiten versammelt. Die Berufung desselben kann der Magistrat, wenn

es ihm heilsam dünkt, zwar unterlassen, aber nicht wider den Willen der Collegien vornehmen. Die versammelten Bürger votiren einzeln, ohne zu debattiren. —

Die letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts waren die Periode, in der diese Form, deren ausführlichere Beurtheilung hier wohl nicht am rechten Orte wäre, nach mannichfaltigen Unruhen vollendet wurde. Damals zerrütteten wüthende Faktionen den kleinen Staat, und Mißtrauen und Feindseligkeit entfernten alle Gewalten von einander. Der Magistrat schloß heimliche Bündnisse mit benachbarten Fürsten, um sich, wie man mit großer Wahrscheinlichkeit behauptete, souverain zu machen. Die Oberalten erlaubten sich offenbare Ungerechtigkeiten und Veruntreuungen der öffentlichen Gelder. Der Herzog von Zelle, als Bun-

desgenoſſe des Magiſtrats, ſtand im Begriff, ſich des Stadtgebietes zu bemächtigen; und der kaiſerliche Hof, der bereitwillig jeden Anlaß ergriff, ſich als Herr der Reichsſtädte zu benehmen, ertheilte den Schuldigen Schutzbriefe, diktirte Geſetze, welche die Verfaſſung umwarfen, und drohte jeden Augenblick mit der Reichsacht.

Ich übergehe das Detail jener Händel. Verwickelungen dieſer Art ſind der Fluch des Geſchichtſchreibers, und die Pein ſeiner Leſer. Voll Freude, hier nur die Pflichten des unterhaltenden Erzählers zu haben, begnüge ich mich, zu ſagen: die Bürgerſchaft, von allen Seiten bedrängt und gequält, hatte den Muth verloren, ihre Stimme zu erheben. In dumpfer, furchtſamer Betäubung ergab ſie ſich ſchon darein, über ſich ſchalten zu laſſen; ihre Rechte, vielleicht die Selbſt-

ständigkeit des ganzen Staates, waren nahe daran, auf immer verloren zu gehen, als ein kühner Patriot, Hieronymus Snitger, sich an die Spitze seiner Mitbürger stellte, und alles rettete.

Obgleich im Besitz eines großen Vermögens, obgleich wegen seines hellen Verstandes und seiner muthigen, unerschütterlichen Rechtschaffenheit allgemein hochgeachtet, hatte er doch nie nach einer Würde gestrebt, und selbst in den Unruhen sich nie dazu gedrängt eine Rolle zu spielen. Erst als der Untergang der Stadt unvermeidlich schien, trat er auf. Er legte der Bürgerschaft Dokumente vor, die das Unrecht bewiesen, das der kaiserliche Hof gegen sie verübte. „Wollet ihr offenbare Ungebühr dulden, weil ihr keine Heere auszusenden habt? Jeder zahm erlittene Druck wird Berechtigung zu einem

neuen. Die wahre Kraft des freien Mannes und sein Schutz bestehen in seinem Muth. Oft ist das sicherste Mittel, dem Untergange zu entgehn, daß man ihm trotzet. Muthig also widerstanden, ihr Bürger! Verlasset euch selbst nicht; und ihr seyd gerettet! Wenn euch Mächtige drohen, werden sich Mächtige finden, euch zu beschützen." —

Man kennt jene ausschweifende Hypothese eines Philosophen: die Seele erschaffe sich den Körper, den sie bewohnen solle. In der Politik ist sie gegründet. Snitgers kühner Geist ging auf die Versammlung über. In einer kraftvollen Erklärung deutete sie dem Magistrate an, daß sie ferner keine fremde Autorität in ihren Angelegenheiten anerkennen, keine Eingriffe in ihre Rechte dulden werde, und daß sie die Bestrafung der Schuldigen fordere.

Ihr Verfahren entsprach dem Geiste dieſer Erklärung. Der Magiſtrat entſagte ſeinen ehrſüchtigen Planen wenigſtens zum Schein, und verſöhnte ſich mit den Bürgern; die ſtrafbaren Oberalten wurden abgeſetzt, und mußten das Veruntreute erſtatten. Der Bürgermeiſter Meurer, der ſich den fremden Höfen verkauft hatte, wurde kaſſirt, und mußte ſchwören, die Stadt nicht zu verlaſſen, brach aber ſeinen Schwur ſogleich, indem er nach Zelle floh, wo ihn der Kaiſer zum Reichshofrath ernannte. Der große Churfürſt von Brandenburg drang bey dem Herzoge von Zelle auf die Einſtellung aller Feindſeligkeiten; und dieſer ſowohl, als der kaiſerliche Hof, ſahen, durch den einſichtsvollen Muth eines einzigen Bürgers, alle ihre Plane vereitelt, und die Stadt, die ſie ſchon als ihre ſichere Beute

betrachtet hatten, freier und selbstständiger als je.

Sie gaben ihre Absichten deshalb nicht auf; doch ehe sie von neuem an der Ausführung derselben arbeiteten, suchten sie den Mann aus Hamburg zu entfernen, den sie mit Recht als das Palladium der Stadt ansahen. Der kaiserliche Hof befahl Snitgern, zu entdecken, woher er die Papiere bekommen, die er den Bürgern vorgelegt habe. Er antwortete kalt: „da er sein Wort gegeben, das zu verschweigen, so sehe man wohl, daß es ihm unmöglich sey, zu antworten." Seine Mitbürger unterstützten ihn, indem sie die Geschichte jener Papiere für ein Staatsgeheimniß erklärten, und sich unter einander verpflichteten, Gut und Leben für das Wohl ihres Patrioten aufzuopfern. — Das Cabinet von Wien forderte den Magi-

ſtrat auf, Snitgern als einen Meuter zu verhaften und zu beſtrafen. Die Bürgerſchaft wiederholte ihren Eid, und hing ſeitdem mit völliger Hingebung an Snitgers Willen. Er benutzte das, alle Parteien vollends zu verſöhnen, und, wie er glaubte, den letzten Samen der Zwietracht zu erſticken.

Die feindlichen Höfe, die ſich ſcheueten, einen offenbaren Angriff auf die Reichsſtadt zu thun, ſchlugen, wahrſcheinlich auf des meineidigen Meurers Anſtiften, einen hinterliſtigern Weg zu ihrem Ziele ein.

Als Snitger am Abend des 15ten März 1685 mit ſeiner Gattin aus einem Garten, den er in Ham beſaß, nach der Stadt zurückkehrte, ward ſein Wagen plötzlich von einem Trupp Reiter umringt. Sie riſſen ihn heraus, banden und knebelten ihn, war-

fen ihn rücklings in einen bereit ſtehenden Leiterwagen, ſetzten ſeine Gattin zu ihm, und jagten auf einem wenig befahrenen Wege davon. In Kurzem waren ſie aus dem Gebiete der Stadt.

Eine einzige alte Frau, die während des Getümmels unbemerkt an der Gruppe von Reitern vorübergegangen war, hatte den Vorgang geſehn. Sie zeigt ihn im Thore an; und in Einem Augenblick jammert die Trauernachricht durch alle Straßen. Zitternd vor Schrecken und Wuth wimmeln die Bürger aus ihren Häuſern hervor, die meiſten ſchon unbekleidet, aber alle bewaffnet. Der rennt im Hemde mit bloßem Degen hin; der ſchleppt eine alte Flinte, jener eine Axt mit ſich; und wer nichts anders erhaſchen konnte, ſchwingt drohend ſeinen Stock. So ſtürmen ſie zum Rathhauſe, wo

ſich der Magiſtrat, voll Entſetzen, ſchon verſammelt hat. Von ihm fordern ſie ihren geſtohlnen Retter. „Snitger!" iſt der Name, den ein blaſſer Mund dem andern nachſpricht. „Snitger!" ſchluchzen die Weiber an der Seite ihrer Gatten, und ſelbſt die Kinder ſtammeln weinend auf allen Straßen den Namen des verehrten Patrioten.

Der äußerſt erſchrockene Senat thut, ſo viel er vermag. Er läßt alle ſeine reitenden Diener und Dragoner aufſitzen; er verſpricht dem Retter Snitgers eine Belohnung von tauſend Thalern; er befiehlt, um Geiſſel zu haben, Meurers Verwandten zu verhaften. Die Thore werden geöffnet: aus jedem ſtürzen Tauſende von bewaffneten Bürgern, die ſich auf alle Wege vertheilen, um ſicher die Frevler nicht zu verfehlen. Eignes Gebiet oder fremdes: ihr Enthuſiasmus läßt ſie

nicht

nicht darauf merken. Beflügelt von patriotiſcher Wuth, ſtürmen ſie fort.

Die Räuber waren indeß ſchon längſt auf Zelliſchem Boden, wo ſie ſich in Sicherheit glaubten, und gemächlicher flohen. Bey Attelnburg wollen ſie über die Elbe gehen. Die Fähre iſt am andern Ufer; doch auf den erſten Wink ſtößt ſie vom Lande. Man hebt indeß Snitgern vom Wagen, und wirft ihn ins Gras. Weinend ſetzt ſich ſeine Gattin neben ihn, indeß der Anführer des Trupps auf der andern Seite das Taſchenbuch des Gefangenen unterſucht. Jetzt landet die Fähre, und — jetzt ſtürzt der Major Eberrank an der Spitze der Hamburgiſchen Dragoner vom Hügel daher. Die Räuber, ſtarr vor Schrecken, werden, ohne Widerſtand zu thun, gefangen genommen, entwaffnet und gebunden. Snitgers Bande werden zerriſ-

sen; er besteigt wieder das Fuhrwerk, auf dem er noch vor wenigen Minuten so hülflos gelegen hatte: in einen Siegeswagen verwandelt, wird es zur Stadt zurückgelenkt.

Die Nachricht von Snitgers Befreiung jauchzt vor ihm her. Lange vor ihm erreicht sie Hamburg, und verwandelt den Jammer, der noch auf allen Straßen weint, in das lauteste Jubelgeschrei. Die Männer, die von den andern Landstraßen, ohne Spuren gefunden zu haben, trostlos und erschöpft zurückkehren, vernehmen nicht so bald die freudige Nachricht, als sie schon wieder zum Steinthore hinausjagen, um den edlen Bürger zu empfangen. Wer keines Pferdes mächtig wird, und sich noch rüstig genug dazu fühlt, wandelt zu Fuß davon, und die Freude trägt ihn flüchtig hin. Frauen und Mädchen raffen ihren schönsten Putz zusam-

men, beladen ſich mit allen Blumen und Früchten, welche die frühe Jahreszeit noch in Zimmern und Treibhäuſern bietet, und folgen der Spur ihrer Männer und Väter. Greiſe, Kranke und Kinder ſchleichen an das Thor, oder lagern ſich wenigſtens vor den Häuſern der Straßen, durch die der Triumphzug gehen muß.

Bey Bergedorf traf Snitger am 20ſten März auf den Vorderzug ſeiner ihn brüderlich liebenden Mitbürger. Willkommen und Heil! riefen ihm tauſend Stimmen entgegen. Das dichte Gewimmel zwang den Wagen, zu halten. Jeder arbeitete ſich durch, und ſchätzte ſich glücklich, wenn es ihm gelang, die Hand des Geretteten zu ſchütteln; jeder bot alles auf, ihn bemerken zu laſſen, daß auch er entzückt ſey. Die rauhen Männer fühlten kaum, daß ihnen

heiße Zähren über die Wangen herabfloſſen. Faſt erſchöpft von Liebkoſungen, die er empfing und erwiederte, trat Snitger ſeinen weiteren Zug an; ſeine Mitbürger drängten ſich dicht um ihn her, alle die Augen auf ihm, alle nur ihn im Herzen und Munde.

Indem ſie ſo hinziehn — immer treffen noch Andre ein, immer muß der Wagen noch einmal halten, weil ein Bürger die Begierde nicht länger mäßigen kann, Snitgers Hand an ſeine Bruſt zu drücken. Jetzt tönen ihnen laute Geſänge entgegen. Es iſt die Schaar der Bürgerinnen, und die Männer jubeln leiſer, damit man die ſanfteren Stimmen ihrer Weiber und Töchter beſſer höre. Myrtenreiſer und Apfelſinen fliegen von allen Seiten in Snitgers Wagen, und Blumen werden ihm auf den Weg geſtreut.

Langsam rückte der Zug so fort. Jetzt war er am Thore der Stadt, und ein drittes Freudengeschrei ertönt, das rührendste von allen: die Greise und die Kinder erheben ihre schwachen Stimmen und ihre zitternden Hände! — So folgte eine ganze Stadt ihrem biedersten Manne durch die Straßen nach, und grade zum Rathhause. Snitger steigt ab, und fliegt die Stufen hinan. Parteigeist, Haß und Formalität sind vergessen. Weinend vor Freude, wie die Kinder und Weiber und Männer, empfangen ihn die Väter der Stadt. Er geht aus Einer Umarmung in die andre, und es verfließen Stunden unter Liebkosungen und Jubel.

Die Nacht brach ein, und mit ihr begann eine neue Feier. Ohne Verabredung wurden alle Häuser erleuchtet; und wer kein

Licht hatte, stellte wenigstens seine Lampe an das Fenster des Kellers, den er bewohnte. Das Volk trug Holzstöße auf den Märkten zusammen, zündete sie an, und tanzte und sang um sie her, bis der anbrechende Morgen es erschöpft nach Hause sendete. —

Welch ein Fest! Wann herrschte der Fürst, dem je ein solches begangen wurde? O, hätte der wackre Snitger es nicht überlebt! — Es giebt in der Geschichte fast jedes ausgezeichneten Menschen Augenblicke, die zu ähnlichen Wünschen bewegen. Fast immer ist der Moment der höchsten Ehre — das prunkende Portal eines dumpfigen Leichenhauses! —

Von dem Zeitpunkte seiner Rettung an galt Snitger für den Schutzgeist Hamburgs, war er der Held und der Weise seiner Vaterstadt. Bey jedem Bedrängniß, in jeder

Verlegenheit ſah man auf zu ihm, und glaubte mit Zuverſicht, er werde ſie wenden. Jede Meinung ward in den Bürgerverſammlungen als widerlegt angeſehen, und ſchweigend zurückgenommen, ſobald Snitger äußerte, ſie ſey nicht die ſeinige. Selbſt der Magiſtrat wagte keinen Vortrag, über den er nicht vorher mit ihm Rückſprache genommen hatte. Es gab keinen Bürger in Hamburg, der nicht mit Enthuſiasmus Gut und Leben aufgeopfert hätte, ihn dem Staate zu erhalten. Snitger erwiederte dieſe Liebe mit gleich warmen Gefühlen. Ihr Wohl war von nun an das Geſchäft ſeines Lebens, das höchſte und einzige Ziel ſeiner Gedanken. Aber er empfand zugleich ſehr tief, welche furchtbare Bürde das Zutrauen war, das die Wohlfahrt des Staates in ſeine Hände legte. Mit trüber Entſchloſſenheit bemühte er ſich,

sie würdig zu tragen; doch — es gefiel der Vorsehung, ihn erliegen zu lassen.

Leider war es seine Rettung selbst, was Hamburg bald in äußerst große Bedrängnisse brachte. Die gefangenen Räuber wurden auf die Folter gelegt; sie bekannten, daß sie in auswärtigen Kriegesdiensten ständen, und den Streich zufolge eines Auftrages von zwei in Hamburg residirenden Gesandten unternommen hätten. Der Magistrat glaubte darauf keine Rücksicht nehmen zu dürfen, und ließ sie auf offenem Markt enthaupten. Weit entfernt, ihre Theilnahme an dem Menschenraube zu läugnen, beschwerten sich jene Gesandten mit Heftigkeit darüber, daß man sich unterstanden habe, ihre Werkzeuge zu bestrafen; als wenn wirklich ihr Name hinreichen müßte, ein Bubenstück und dessen Vollzieher zu heiligen. Der kaiserliche Hof

drohete mit der fürchterlichſten Rache, forderte ungeheure Geldſummen als Genugthuung, und verwies, da ſie nicht bewilligt wurden, die Hamburgiſchen Deputirten aus Wien. Der Herzog von Zelle verlangte Satisfaktion dafür, daß man ſein Gebiet bey der Gefangennehmung der Räuber verletzt habe; und Hamburg ſah ſich — das gewöhnliche Schickſal zu kleiner Staaten — mit neuen Mißhandlungen bedroht, weil es ihm gelungen war, eine vorhergehende zu vereiteln.

Im Anfange des Jahres 1686 nahmen Zelliſche Truppen unvermuthet den größten Theil des Hamburgiſchen Gebietes in Beſitz. Der Magiſtrat wendete ſich mit dringenden Bitten um Vermittelung an jenen Fürſten, der, ſo klein auch ſein Land verhältnißmäßig war, doch mit ungleich gegründeterm Rechte,

als Ludwig der Vierzehnte, der Stolz ſeines Jahrhunderts genannt zu werden verdiente. Der große Churfürſt hatte ſich während der Unterhandlungen in Wien und Zelle ſehr lebhaft für Hamburg verwendet. Auch jetzt ließ er dem Herzoge ernſtliche Vorſtellungen thun, und bot der Stadt eine Beſatzung an; aber ſich in einen offenen Krieg für ſie einzulaſſen, erlaubten ihm die Rückſichten auf das Wohl ſeines eigenen Staates nicht: und ſo ſchien Hamburg ſeinem Schickſale hülflos hingegeben.

Jetzt bemächtigte ſich der ganzen Stadt jene ängſtliche Ungewißheit, die niederſchlagender iſt, als die Gegenwart der furchtbarſten Gefahr. Handel und Gewerbe ſtockten, weil Fremde erſt den Ausſchlag des Geſchikkes erwarten wollten, ehe ſie neue Geſchäfte einleiteten, und weil ſelbſt die Einwohner

der Stadt heimlich Vorkehrungen trafen, ſich, im Fall einer unglücklichen Belagerung, zu retten. Kaum kamen noch Lebensmittel zu Markte. Mit geſenktem Haupte und in trübes Sinnen verloren, ſchlichen Rathsherren und Bürger zu ihren Verſammlungen, und wieder nach Hauſe, ohne Auskunft gefunden zu haben. Nur zu Snitgern ſah man noch zuweilen mit Hoffnung auf; aber auch ſeine Mine zeigte tiefen Gram und jene finſtre Faſſung, mit der ein feſter Mann der letzten, endenden Scene eines rühmlichen Lebens entgegen zu gehen pflegt. Auf der Stirne größerer Menſchen glaubt die Menge die Zukunft enträthſeln zu können, wie an den Gipfeln der Berge das Wetter des folgenden Tages. Snitger zagte: nun ſchien alles verloren. —

Plötzlich erschien er wieder mit heiterem Gesicht auf der Börse und in der Bürgerversammlung; er besorgte ruhig seine Handelsgeschäfte, schlug eben so ruhig Maßregeln vor, dieser oder jener Unannehmlichkeit abzuhelfen, und ermunterte jedermann zu guten Hoffnungen. Was ihn so umgewandelt hatte, vermochte man nicht zu errathen: aber seine Zuversicht ging wie ein Sonnenstrahl über die Stadt aus; und hätte man nach dem wiedergekehrten Frohsinn der Bürger schließen wollen, so würde man alles haben für beigelegt halten müssen. Zwar ward diese Stimmung durch die Nachricht unterbrochen, daß sich ein Corps Dänischer Truppen bey Glückstadt versammle; doch Snitger und seine Freunde wußten dies so vortheilhaft zu deuten, daß man es bald nur als einen Gegenstand der Neugier ansah,

und die Aengſtlichkeit belachte, die der Magiſtrat dabey zeigte. Deſto größer aber war das Entſetzen, als die Dänen am 19ten Auguſt 1686 die Stadt einſchloſſen, und ihre Unterwerfung forderten, auch gleich nachher einen lebhaften, aber vergeblichen Angriff auf eins ihrer Außenwerke machten.

Iſt die Gefahr erſt entſchieden, ſo kehrt gewöhnlich Kraft in die Seele der Zagenden zurück. Die Bürger von Hamburg bewaffneten ſich, und eilten auf die Wälle. Selbſt fremde Matroſen und Handwerksgeſellen thaten bereitwillig Wache. Sogar der Herzog von Zelle vergaß ſeinen Groll, und ließ, auf das Erſuchen des Magiſtrats, eben die 4000 Mann, die bis jetzt das Hamburgiſche Gebiet feindlich beſetzt hatten, als Garniſon in die Stadt rücken. Die fremden Geſandten, die in Hamburg anweſend waren, be-

gaben ſich in das Däniſche Lager, um zu vermitteln. Der Churfürſt von Brandenburg drohete, und die Herzoge von Mecklenburg zogen ihre Truppen zuſammen. Der König von Dännemark ſah alſo, daß mit der fehlgeſchlagenen Ueberrumpelung ſeine ganze Abſicht auf Hamburg verunglückt ſey. Bereitwillig verſtand er ſich zu einem Vergleiche. In acht Tagen war die Gefahr, die Hamburgs Freiheit bedrohet hatte, abgeleitet; ſchon am 27ſten Auguſt zogen ſich die Dänen wieder zurück.

Aber noch ehe ſie ſich entfernten, war über die Veranlaſſung ihres Unternehmens ein Licht aufgegangen, das alle Bürger Hamburgs mit Entſetzen erfüllte. Der Däniſche Reſident Paulli hatte ſich am 19ten Auguſt aus der Stadt entfernt. Eine Magd zeigte dem Senat an, ſie habe ihn in der Nacht

vor ſeiner Abreiſe einen Kaſten in ſeinem Garten vergraben ſehn. Der Magiſtrat ließ dieſen Kaſten erheben, öffnete ihn, unterſuchte die Papiere, die er enthielt, und fand, — daß Snitger ein geheimes Verſtändniß mit dem Däniſchen Cabinet gehabt hatte. — Er war der Eifrigſte bey der Vertheidigung geweſen; die Polizey-Diener, die ihn verhaften und in die Frohnerei führen ſollten, fanden ihn in einer angegriffenen Schanze unter dem Gewehr; er hatte ſich überhaupt faſt nicht von den Wällen entfernt, ſeitdem die Dänen erſchienen waren: gleichwohl zeugte ſeine unverkennbare Handſchrift ſo unwiderſprechlich gegen ihn, daß kein Zweifel möglich blieb. —

Niedergedrückt von dem Bewußtſeyn, daß Er, obgleich unſchuldig, es ſey, der ſeiner Vaterſtadt die Zelliſche Beſetzung ihres

Gebietes und den Zorn des kaiſerlichen Hofes zugezogen habe; gerührt durch die Anhänglichkeit, die ſeine Mitbürger ihm trotz jenen Widerwärtigkeiten zeigten, hatte er, ängſtlicher als jemand in der Stadt, überall nach Hülfe umhergeſpäht. Endlich glaubte er einen Ausweg gefunden zu haben. Eine ſchon in der Jugend geknüpfte Freundſchaft verband ihn mit einem andern Bürger von Hamburg, Conrad Jaſtram, der zwar an Geiſt und Muth weit unter ihm ſtand, aber dafür ihm unerſchütterlich ergeben war. Dieſem theilte Snitger ſeinen Gedanken mit. Jaſtram billigte ihn mit Wärme; und ohne Verzug gingen nun Beide an die Ausführung.

Schon im Jahr 1679 hatte Dännemark für eine Summe von 350,000 Thalern ſeinen Anſprüchen auf Hamburg zum Theil

entſagt,

entſagt, zum Theil ſie künftiger richterlicher Entſcheidung überlaſſen. Der Magiſtrat glaubte zwar nicht, ſehr auf dieſen Vertrag bauen zu dürfen; aber den beiden graden, rechtſchaffenen Bürgern ſchien er hinlänglich, um mit Zuverſicht auf Dännemarks Hülfe gegen den Herzog von Zelle zu hoffen, ſobald man ſie anriefe. Nur über die Art, wie dies geſchehen ſolle, waren ſie verlegen.

Zufolge der Verfaſſung beſaß nur der Magiſtrat das Recht dazu; er hatte ſich aber durch ſeine ehemaligen geheimen Verbindungen mit Zelle ſo verdächtig gemacht, daß die Bürger ſelbſt die Beſitznehmung des Gebietes für eine Folge derſelben anſahen. Wollte man die Bürgerſchaft bereden, die Unterhandlung zu übernehmen, ſo durfte man von der einen Seite nicht auf die nothwendige Geheimhaltung rechnen; und von der andern

wäre dies ein äußerst bedenklicher Bruch der Verfassung gewesen, der den furchtbarsten Zwiespalt nach sich gezogen hätte. — Im Vertrauen auf die Liebe seiner Mitbürger und auf die Rechtlichkeit seiner Absichten, entschloß sich Snitger, in seinem Namen die Unterhandlungen anzufangen, und beging so aus Patriotismus — Hochverrath.

Die beiden Freunde wendeten sich an den obengenannten Dänischen Residenten; und in kurzer Zeit war der Traktat geschlossen. Der König von Dännemark versprach, die Zellischen Truppen mit Gewalt aus dem Gebiete von Hamburg zu vertreiben, und Snitger gelobte dagegen, daß die Stadt dem Könige durch eine feierliche Deputation danken, und ihm die Kosten der Rüstung bezahlen solle.

Er hatte nichts versprochen, was er nicht

erfüllen konnte. Aus Liebe zu ihm würden die Bürger sich zu den größesten Aufopferungen verstanden haben: wie konnten sie wohl zögern, einen so wichtigen Dienst, als Dännemark versprach, durch eine bloße Danksagung und durch Kostenersatz zu erwiedern? Hätte Snitger mit einem rechtschaffenen Privatmanne zu thun gehabt, so würde er sich eine neue Bürgerkrone verdient haben: er hatte sich aber an ein Cabinet gewandt; und so mußte er schwer für sein unbesonnenes Zutrauen büßen. Dännemark versammelte Truppen, doch nur, wie wir gesehen haben, um die Unterdrückung Hamburgs zu vollenden.

Offen und ruhig erzählten Snitger und Jastram im Verhör ihre Absichten und ihre Maßregeln; allein die Eifersucht und der Haß des Magistrats waren aufs neue erwacht.

Sie wurden auf die Folter gespannt. Unter den gräßlichsten Martern konnten Beide nichts mehr bekennen, als was sie ohnehin schon gestanden hatten: ihren Wunsch, Hamburg zu retten; ihr unüberlegtes Zutrauen zu ihrem Einflusse; ihren übereilten Glauben an die Redlichkeit eines Cabinettes.

Ihre Freunde bebten von ihnen zurück, und ihre erbitterten Feinde hatten den unmenschlichen Genuß, den schrecklichsten Sinn in ihre patriotische Unbesonnenheit hinein zu deuteln: so war sie hinreichend, ihnen das Todesurtheil zuzuziehen.

Indeß wagte man es noch immer nicht, rasch zum Aeußersten zu gehn. Erst als man den Bürgern einige Monate Zeit gelassen, sich in den Versammlungen an die Abwesenheit ihrer Patrioten zu gewöhnen; erst als man noch mehr fremde Truppen — theils

Brandenburgiſche, theils Mecklenburgiſche — in die Stadt gezogen hatte, ward das Urtheil publicirt. Es entſchied: „daß Snitger und Jaſtram enthauptet und geviertheilt, und ihre Köpfe dann über zwey Stadtthoren aufgeſteckt werden ſollten.“ Was dieſen Spruch völlig als den Sieg einer Faktion bezeichnet, iſt der Umſtand, daß man zugleich die Rückberufung des meineidigen Meurer und ſeine Herſtellung in die Bürgermeiſter-Würde beſchloß.

Der 4te Oktober 1686 war der furchtbare Tag, dem alle rechtſchaffene Bürger Hamburgs mit Schrecken, und ſogar Snitgers blutgierige Feinde nur mit banger, zweifelnder Freude entgegen ſahn: der Tag der Vollziehung. Snitger ſelbſt war vielleicht der Einzige, der ihn mit voller Faſſung erwartete.

Als die Stunde der Hinrichtung anbrach, beſetzte man die Märkte, die Thore und den Richtplatz vor der Stadt mit fremden Truppen. Dann erſt begannen die Glokken ihren feierlichen Ruf, bey dem ſich alle Bürger in ihren Häuſern mit Thränen des Jammers verſchloſſen. Der ganze Staat ſchien einem Todeskampfe entgegen zu gehn.

Eine ſtarke Bedeckung holte zuerſt Jaſtram aus ſeinem Gefängniſſe ab. Sein zärtlicher Körperbau, ſein furchtſamer Geiſt hatten den Schmerzen der Folter, dem Schrecken des Kerkers und des nahenden Todes nicht widerſtehen können; er zitterte zum Richtplatze hin. Als er durch das Steinthor geführt ward, ſah er die Knechte des Büttels eben beſchäftigt, die Stange zu befeſtigen, auf welcher der Kopf ſeines Freundes, als ein lange dauerndes Schmach-

zeichen, ſtehen ſollte. Er ſank ohnmächtig an dem Fuße der angelehnten Leiter nieder. Man riß ihn auf, man zerrte ihn fort: faſt ohne Bewußtſeyn empfing er den Streich des Todes.

Noch rührender war die Scene, die Snitgers edles Leben endigte. Man erinnert ſich ſeiner Gattin, die einſt den ſchönſten, rührendſten Triumph mit ihm theilte, den je ein Staatsbürger gehabt hat. Auch ins Gefängniß war ſie ihm treu gefolgt; auch in die Folterkammer hatte ſie ihn, mit dem unerſchütterlichen Muthe einer Spartanerin, begleiten wollen. Man war ſo menſchlich geweſen, es nicht zu erlauben: aber welche Gefühle mögen während der gräßlichen Zeit ſeiner Marter das Herz der Verlaſſenen zerriſſen haben! Und wenn man ihn nun, halb ſinnlos vor Schmerz,

und unfähig, seinen verrenkten Gliedern zu gebieten, ihrer jammervollen Pflege zurückgab — Vorüber! vorüber! Es giebt Situationen, vor denen die Seele des Erzählenden zurückschaudert, und die er, aus Schonung, die Hörer kaum darf ahnen lassen. —

Mit festem, entschlossenem Schritte trat Snitger aus seinem Kerker hervor, unter die schreckliche Begleitung, die ihn erwartete. Hinter ihm bebte ein bleiches, abgezehrtes Gespenst über die Schwelle. Der dumpfe Schreckenruf der Glocken, der ihr zugleich mit der ungewohnten, freiern Luft entgegen kam; die Weiber und Kinder, die in der Entfernung jammerten; die starren, gefühllosen Gesichter der Soldaten — Die Unglückliche ertrug es nicht: sie stürzte ohnmächtig zu Boden. Ein mitleidiger Büttel

sprang zu, ihr zu helfen. Snitger sah sich um. „Ein Ehrloser sollte seine treue, angebetete Genossin auch nur berühren?" Er schleuderte den Büttel zurück, raffte selbst seine unglückliche Gattin vom Boden auf, und lehnte sie an die Stufen des Gefängnisses. Als ein Zeichen seiner Bürgerwürde, hatte man ihm einen schwarzen Mantel umgehängt. Er riß ihn von den Schultern, deckte ihn über die Ohnmächtige, drückte noch einen Abschiedskuß auf ihre blassen, welken Lippen, und ging gefaßt und freimüthig den Weg, den er nie zurückgehen sollte. Als sie ihr Bewußtseyn wieder erhielt, triefte schon sein Kopf über demselben Thore, durch das ihn an ihrer Seite, kaum achtzehn Monate vorher, der laute Jubel der ganzen Stadt begleitet hatte. —

Snitgers Vermögen wurde eingezogen, um dem Könige von Dännemark die Kosten der Belagerung zu bezahlen. Seine Wittwe schmachtete noch einige Jahre bey Almosen, ehe der Gram sie tödtete. Seine Kinder, sagt Heß, wurden im Waisenhause von den Folgen der Vernachlässigung aufgezehrt. —

Beatus ille, cui licet forum vitare!

IV.

Signora Contarini,

eine Venezianiſche Novelle.

I.

Blickt her, hieher auf den murmelnden Quell! Mit bunten Bläschen spielt er aus dem Rasen hervor, schleicht durch duftende Kräuter, wiegt hier eine abgewehte Blüthe hin, trägt dort einen Zweig drei Schritte weit, und setzt ihn dann an einen Blumenstengel ab. Kühn und rasch schreitet die Wasserspinne auf ihm einher; mit jedem Ansatz erreicht sie das gegenseitige Ufer. Die Biene läßt sich auf ein Gräschen nieder: es beugt sich unter ihrer Last, und sie stillt furchtlos ihren Durst. Angelockt durch das friedliche Rieseln, schlägt die Nachtigall hoch

und fröhlich auf im nahen Gebüsche. — Da hüpfet der Quell rüstig den Hügel hinab in den Strom.

Seht hin in den Strom! Majestätisch und unaufhaltsam wandelt er durch die Länder: diesem Segen spendend, und jenem, Verderben. Ob hier mit dem unterwaschenen Ufer ein Dorf in die Fluthen hinabstürzt, dort eine üppige Stadt an seiner Bucht emporwächst, da eine andre in Trümmer zerfällt: er wallt ihn hin, den erhabenen Gang, stolz und kraftvoll, ein Bote der Allmacht. Aus tausend Quellen erwuchs der Wasser-Koloß, und jede seiner brausenden Wogen floß aus Wellchen zusammen, die einst, wie diese hier, flimmernde Ringe um Blumenschäfte zogen. Wer gedenkt ihrer noch im Drange der furchtbaren Masse? — Geschick der Nationen, du gleichest dem

Strome! Dem Schicksal einzelner Menschen gleichest du, Quell!

Wie Wogen rollt die Geschichte Völker auf Völker dem Blicke vorüber. Wir sehen sie stolz gebläht aus der Tiefe heraufsteigen, wachsend vorbeyziehn, sinken, und im Gedränge der Schwestern zerfließen. Den einzelnen Tropfen im Strom, den einzelnen Menschen im Volk, gewahren wir nicht. Die donnernde Stimme der Geschichte spricht von Millionen wie von Einer Erscheinung; und doch, wenn sie gefühllos uns von zehntausend hier, von zwanzigtausend dort erzählt, die der Rasen wie Eine Leiche verschlang —: doch trug jeder dieser Tausende eine Welt von Gefühlen in seiner Brust; jedem hatte die jugendliche Phantasie ihr buntes Gewebe aufgespannt, und jedem die Liebe ihre süße Lüge erzählt! —

Der Blick auf das Wogengetümmel ermüdet und betäubt; das melancholische Murmeln der Quelle tönet in das Herz. Die Geschichte tödtet das Gefühl: folget, Leser, dem Biographen den romantischen Pfad längs dem Quell, der hier unter Cypressen den Hügel hinabrauscht. Es ist ein heiliger Quell; und was ihr ihm entschöpfet, deutet vielleicht das Rauschen des Stromes. —

2.

Rheinwald an Treumann.

„Deinen nächsten Brief adressire nach Rom. So reizend mein Aufenthalt hier ist, so viel Vergnügen ich mir davon versprach, die übrigen Sommermonate am Ufer der Brenta zuzubringen: — es ängstiget mich doch zu sehr, in dem Gebiet eines Staates zu leben, der nur für Böswichter gestiftet, nur auf die menschliche Verderbtheit berechnet scheint. Wie ein Gespenst, schleicht mir hier überall eine schreckliche Erinnerung nach, und entstellt alle Reize der Natur um mich her. Ich muß fort, schnell fort, wenn mir nicht Italien verhaßt werden soll! —

Vor einigen Tagen irrete ich, ganz in die Schönheit der Gegend verloren, längs der Brenta hin, aus einem Citronen- und Lorbeerwäldchen ins andre, und ſtand unvermuthet vor der offenen Thür eines Gartens. Seine Schattengänge ſchienen mir ſo einladend, und die ländliche Gaſtfreiheit der Nobili ſteht in ſo gutem Rufe, daß ich ohne Bedenken hineinging, um ihn näher zu betrachten. Es ſchien niemand gegenwärtig zu ſeyn; unbefangen ſtieg ich alſo eine Terraſſe hinan, an deren Fuße auf der einen Seite der Strom hinfloß, und die auf der andern ein Bosket von blühenden Pomeranzen-Bäumen hatte. Ich näherte mich dem letztern; und es ſchallten mir Lautentöne entgegen, ohne daß ich ſogleich entdecken konnte, wer ſie hervorriefe. Ich lauſchte. Eine ſanfte, klagende Weiſe wechſelte, noch unvollendet,

mit einer stürmischen ab, die bald wieder in eine fröhlich hüpfende überging: dann folgte ein äußerst melancholischer Gang; dann jauchzten die Töne wieder. Nicht zwey Minuten blieben Takt und Ausdruck dieselben. Die einzelnen Gänge verriethen eine Meisterhand, aber im Ganzen war kein Zusammenhang, kein Verschmelzen der Abwechselungen. Obgleich die sonderbare Musik meine Neugier reizte, so war ich doch im Begriffe, mich zu entfernen, als sich eine schöne weibliche Stimme erhob. Sie sang zu der Laute. Der Inhalt ihres Gesanges hatte völlig den Charakter des vorhergehenden Spieles: es waren lauter abgerissene Zeilen, bald aus diesem, bald aus jenem Dichter, ohne Zusammenhang, oft ohne verständlichen Sinn. Diese Worte Petrarca's machten den Schluß:

„Sie kannt' ihn nicht, die Welt, so lange sie ihn hatte!
Ich kannte ihn, und blieb zurück, zu weinen *)."

Als ich die Aeste leise aus einander bog, sah ich ein Frauenzimmer am Fuß' eines Lorbeerbaumes sitzen. Es hatte eine sehr edle, idealisch-schöne Gestalt: eine hohe Stirn, schwarze Augen voll blitzenden Feuers, aber ohne bestimmten Ausdruck, langes dunkles Haar, das in dichtem Guß auf die entblößten Schultern und die vollen weißen Arme herabfloß, welche die Laute umfingen. Ihr kostbarer Anzug deutete auf vornehmen Stand; er war aber äußerst verwirrt, und um ihren Hals hing ein verdorrter Blumenkranz.

---

*) Non lo connobbe il mondo, mentre l'ebbe;
Mà lo connobi io, ch'a pianger quì rimasi.

Eine lebhafte Bewegung verrieth mich der schönen Sängerin. Sie sprang auf, als sie mich erblickte, warf ihre Laute weg, und lief auf mich zu. Ich wollte mich entfernen, weil mich ein sonderbares Grauen ergriff; aber: „Nein!“ rief sie bittend; „nein! du mußt nicht fliehen, Dandolo! Ich habe dich, ich lasse dich nicht mehr!“ Mit diesen Worten schlug sie ihre Arme um meine Schultern.

„Lange,“ sagte sie, „lange hab' ich gewartet! Alle Tage saß ich hier und hoffte. Die bösen Menschen!“ — (sie sprach leiser, und blickte furchtsam um sich;) — „sie sagten, man hätte dich erdrosselt. Ich sah einen Engel, der dich zu Gott führen wollte; aber ich bat ihn, o, wie bat ich ihn! bis er dich zurückließ, und allein zum Throne hinaufflog. Du böser Dandolo kamst nicht

zu deiner Bianca. — Den Kranz hier hab' ich für dich geflochten. Es waren die letzten Blumen meines Gartens. Da!" —

Sie warf ihn mir um den Hals, umarmte mich von neuem, drückte meinen Kopf auf ihre schöne Brust, ihr Gesicht auf meinen Nacken, und seufzte tief. Mich schauderte. Nur zu deutlich war mir jetzt die Seltsamkeit des Spieles und Gesanges erklärt.

Signora, sagte ich, Sie sind in einem Irrthume! —

Den Sinn meiner Worte schien sie nicht zu fassen; aber der Ton meiner Stimme und das Fremde meiner Aussprache fielen ihr auf. Sie sah mir starr ins Gesicht, und stieß mich dann zornig von ihrer Brust zurück. „Du bist nicht Dandolo!" rief sie, und rang die Hände. „Wo ist er hin? Wohin ist er

geflohen! Dandolo! — Aber ich hole dich ein!"

„Dandolo! mein Dandolo!" rief ſie wieder, und ſchlüpfte zur Laube hinaus. Ich eilt' ihr nach. „Dandolo!" rief ſie; mein Dandolo!" — fort an das Ufer des Stroms; ich eilte nach. Noch einmal ſchmerzhaft: „Dandolo!" und ſie ſtürzte hinab in die Fluth. Ich ſtürzte nach. —

Nur nach einem langen Kampfe mit den reißenden Wellen erreicht' ich die unglückliche Wahnſinnige, und brachte ſie an das Ufer zurück. Eine Menge Dienerinnen, und mitten unter ihnen ein Mann von edelm Anſtande, empfingen den erſchlafften Körper aus meinen Händen. Sie hatten den Vorgang aus den Fenſtern des Landhauſes angeſehn, und waren herbeigeeilt, um zu helfen. Alle Mühe war vergeblich.

Die Arme kehrte nicht wieder in ihr jammervolles Leben zurück. Hier ist ihre Geschichte, wie ihr Bruder, jener junge Mann, sie mir am folgenden Tage mit tiefer Rührung erzählte."

3.

Die Familien der Foscari und Dandoli gehörten zu den älteſten und edelſten des ehemaligen Venezianiſchen Staates. Schon vor der Geburt der Republik ſelbſt waren ihre Stammväter Bewohner der Inſel Rialto; die Urenkel derſelben ſtimmten unter den Wählern des erſten Doge, und eine lange Reihe von Generationen vertraute ihren Nachkommen am zuverſichtlichſten die Anführung der Heere Venedigs und die Verwaltung ſeiner angeſehenſten Würden. Faſt in jedem Saale des Markuspalaſtes hangen Gemählde, die einen Sieg oder eine patriotiſche Handlung eines Foscari oder eines Dandolo verherrlichen; aber Neid und Eiferſucht trennten ſeit langer Zeit dieſe beiden Häuſer, und jeder Vater pflanzte ſorgſam

den geerbten Haß auf seine Söhne und Enkel fort.

Was kümmert den freien Trieb der Jugend die politische Grämelei starrsinniger Väter! — Antonio Dandolo sah auf einem Carnavals-Balle die schöne Bianca Foscari in der naiven Lebhaftigkeit des funfzehnten Jahres. Ohne ihren Namen zu wissen, bewunderte er ihren schlanken Wuchs und die Anmuth ihrer Bewegungen. Er bat um ihre Hand zum nächsten Tanze; sie gab sie gern dem gewandten Tänzer, dessen schöne Gestalt und dessen edler Anstand schon längst ihr Auge auf sich gezogen hatten. Als sie jetzt in das Seiten-Cabinet gingen, eine Erfrischung zu nehmen, und er sie mit abgezogener Maske bat, die ihrige abzuthun; als er jetzt die Reize ihres lieblichen Gesichts, sie den ausdrucksvollen Adel in dem seinigen

ſah: es war zu ſpät, daß ſie ſich nannten. Sie erinnerten ſich wohl an den Zwiſt ihrer Väter, aber nur, um ſich deſto ſchneller über alle Förmlichkeiten der erwachenden Liebe wegzuſetzen, deſto ſchneller ſich einzuverſtehen.

Sie kehrten mehr als Einmal zurück in den Tanzſaal und wieder in das Cabinet. Endlich eröffnete Bianca dem Jünglinge, wo und in welcher Maske er ſie in der folgenden Nacht wiederſehen könne. Ein raſch geraubter Kuß bürgte Beiden für die Empfindungen, mit denen es geſchehen würde.

4.

Wie schnell, wie froh, wie glücklich verfloß den Liebenden jetzt die geräuschvolle Zeit des Carnavals! Nie hatte Antonio sich so unermüdet in jede Vergnügung gestürzt, die es darbot: und doch nahm er selten wirklich Theil an derselben, doch war er still in sich gekehrt, oder irrte unruhig umher, bis er die Maske erblickte, die ihm Bianken verrieth. Nie hatte sie eine leidenschaftlichere Tänzerin geschienen: und doch ermattete sie bald, wenn es nicht Antonio war, an dessen Arm sie hüpfte. Jede Nacht trafen sie einander, in jeder fanden sie Gelegenheit, sich dem Gedränge wenigstens auf einige Minuten zu entziehn; und wo dies nicht anging, da hielt ein oft wiederholter Hände-

druck im Vorübergehen ſie ſchadlos, oder die Durchführung des Charakters ihrer Masken bot ihnen Gelegenheit an, ſich tauſend Verſicherungen zu geben, die den Zuhörern nur myſtiſche Witzeleien ſchienen.

Indeß näherte ſich das Carnaval ſeinem Ende. Noch eh' es verfloſſen war, hatte ein neidiſches Auge Bianca's Verſtändniß bemerkt. Obgleich Dandolo die Vorſicht gebrauchte, jedesmal in einer andern Verkleidung um ſie zu ſchwärmen, ſo verrieth ihn doch ſein Wuchs; und nun erfuhr man leicht, wer er ſey. Voll Zorn beſchloß der alte Foscari, Bianca's ſchon verabredete Heirath mit Francesco Contarini, dem dermaligen Haupte der furchtbaren Zehnmänner, zu vollziehen. Ihre Weigerung wurde mit Drohungen und Verweiſen erwiedert, und, trotz ihren Thränen, trotz ihrem

Sträuben, wurde das feurige junge Mädchen in die Arme eines kalten, rauhen, funfzigjährigen Mannes geworfen, der nur deshalb heirathete, weil sein jüngerer Bruder gestorben war, ohne Kinder zu hinterlassen.

5.

Von dem Augenblicke an, da man Verdacht auf Bianca geworfen hatte, hielt man sie unter strenger Bewachung. Erst am Tage nach der eilig veranstalteten Hochzeit fand sie Mittel, dem Geliebten in einigen Zeilen ihr Schicksal bekannt zu machen.

Antonio hatte sie indeß überall mit Angst und Verzweiflung vermißt, und endlich nur mit der größesten Mühe erfahren, daß man sie eingeschlossen halte. Jeder kühne Versuch, zu ihr zu gelangen, war hintertrieben worden, ohne daß sie etwas davon erfahren hatte. Als er endlich vernahm, sie habe in eine Heirath gewilliget, und der Tag derselben sey festgesetzt, stürzte ihn der Gram in eine gefährliche Krankheit.

Er hatte eben einen heftigen Fieberanfall überſtanden, als eine verſchleierte Frau ihm Bianca's Billet vor das Bett brachte. Tauſendmal küßte er die geliebte Handſchrift; als er aber den Inhalt des Blättchens geleſen hatte, fiel er in ein neues Delirium zurück, in welchem er ſich bald ermorden, bald aus den Fenſtern des Palaſtes ſtürzen wollte, um dem Tyrannen Foscari und dem Räuber ſeiner Geliebten einen Dolch ins Herz zu ſtoßen. Nur mit der äußerſten Mühe hielt man ihn ab, ſich Schaden zu thun. Endlich legte ſich ſeine Wuth; ſie wurde in ſtille Wehmuth verwandelt, als ſein Kammerdiener ihm im Namen der Botſchafterin ſagte: ſie habe das Billet mitgenommen; aber ſie werde ihn am folgenden Tage wieder beſuchen, Nachricht von ſeinem Befinden, und, wenn es möglich ſey, eine Antwort zu holen.

„Ich

„Ich ſtehe am Rande des offenen Grabes, Bianca!“ ſchrieb er. „Laß mich nicht hinabſinken, ohne noch einmal die Verſicherung deiner Liebe von deinen Lippen geküßt zu haben. Auf meinen Knieen will ich zu dir wallfahrten, wenn mir meine Erſchöpfung nicht zu gehen erlaubt.“

6.

Das Billet ward nicht abgeſandt. Als am folgenden Tage die Verſchleierte wiederkam, enthielt das Blättchen, das ſie brachte, nichts als die Worte: „Entferne den Bedienten, Antonio!“

Man ließ ihn allein; die Frau verriegelte die Thür, warf die Schleier ab, und — Bianca ſelbſt fiel Antonio um den Hals. Mit der Unbeſonnenheit jugendlicher Liebe hatte ſie die Kleider ihrer Vertrauten genommen, und war zu ihrem ſterbenden Geliebten geflogen. Nicht Worte, nur Küſſe wechſelten ſie; ſie umarmten ſich, trockneten ihre Thränen, umarmten ſich wieder, und weinten aufs neue. Vielleicht wären

ſie nur zu lange Zeit in dieſem beredten Schweigen geblieben, wenn nicht der Kammerdiener an die Thür gepocht und angezeigt hätte, daß Antonio's Vater komme, ſeinen Sohn zu ſehn. Bianca verſprach in Eil, ihren Beſuch zu wiederholen, hüllete ſich in ihre Schleier, und entfloh durch eine Nebenthüre.

Welche Wunder thut die Liebe nicht! Als die zärtliche Bianca nach zwey Tagen wiederkam, fand ſie Antonio ſchon der Geneſung nahe. Wegen der großen Gefahr, beſchloſſen die Liebenden, daß ſie nicht wiederkommen ſolle; man verabredete aber Mittel, ſich in Contarini's eignem Palaſte zu ſehen. Der Zwieſpalt ihrer Häuſer hatte ſie einander ſchneller nahe gebracht, als es ſonſt wahrſcheinlich geſchehen wäre. Bianca's erzwungene Heirath trieb ſie über die

Schranken der Tugend hinaus. Schon in der achten Morgendämmerung ſeit ihrem letzten Beſuche ſtahl ſich Antonio durch ein Hinterpförtchen aus Contarini's Palaſte.

7.

Die Schlaffheit, welche die Venezianiſche Regierung in den letzten Lebensjahren ihres Staates zeigte, hat das Andenken jener Gräuel nicht auszulöſchen vermocht, durch welche das ſchreckliche Doppel-Tribunal der Staatsinquiſition ſo viele Jahrhunderte hindurch die Menſchheit beleidigte. So lange man Venedigs Namen nennt, wird man auch vor dem Bilde zurückſchaudern, das wohlunterrichtete Schriftſteller mehrerer Nationen einſtimmig von den blutdurſtigen Zehnmännern und ihrem noch ſchrecklichern Ausſchuß, den Staats-Inquiſitoren, entwarfen. Ihre Spione ſchwärmten nicht nur auf allen öffentlichen Plätzen umher; ſie ſchlichen ſich in die geheimſten Zufluchtsorte der Privat-Wohnungen, und hinterbrachten

alles, was sie erspähten, Richtern, deren Hauptmaxime es war, schon den Anschein eines Verbrechens so streng zu bestrafen, als das Verbrechen selbst. Die ersten Collegia des Staats, selbst der große Rath und der Senat, bebten vor ihnen, die niemand Rechenschaft zu geben brauchten. Wollten sie einen Beamten hinrichten lassen, so zeigten sie dem Rathe nur an, die Stelle desselben sey erledigt. Sogar der Doge durfte sich in seinem Bette nicht regen, wenn es dieser Fehme gefiel, bey Nacht in sein Schlafzimmer zu gehn, um seine geheimsten Papiere zu durchsuchen. Sie konnte ihn, wenn ihre Mitglieder einig waren, ins Gefängniß setzen, oder hinrichten lassen.

Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war es kein ungewöhnlicher Anblick, Männer aus den ersten Familien, oft

von den größesten Verdiensten um den Staat, am Morgen zwischen den Porphyrsäulen des Markusplatzes an den Füßen aufgehängt zu finden. Späterhin nahmen die Inquisitoren die Milde an, die Verurtheilten im Canale Orfano ersäufen zu lassen. Die Nobili zitterten bey dem Anblicke dieser geheimen Würger, und dem Volke waren sie so schrecklich, daß es nie wagte, ihren Namen auszusprechen, sondern sie furchtsam und leise nur „die, dort oben" nannte *). Und doch hieß Venedig ein Freistaat! —

Einst vernahmen die Venezianer mit Schrecken, daß Francesco Contarini und Alessandro Foscari, die hartherzigsten und

*) Alle diese Züge, so wie der Keim der erzählten Geschichte selbst, sind aus Mayers vortrefflicher Beschreibung von Venedig entlehnt.

rauheſten der Zehnmänner, für das anfangende Jahr zu Staats-Inquiſitoren ernannt wären. Der dritte war Matteo Dandolo: das tröſtete die Zitternden zum Theil. Dieſer ehrwürdige Greis, der ſiegreich gegen die Türken gefochten und die glänzendſten Würden ruhmvoll verwaltet hatte, verband mit Tapferkeit und Einſicht ausgezeichnete Menſchenfreundlichkeit und Sanftmuth.

Nein, ſagte ein Nobile im Aufwallen der Freude, Matteo ſpricht gewiß kein Todesurtheil, das nicht verſchuldet iſt, und mildert ſelbſt das Schickſal der überwieſenen Verbrecher. „Wiſſet," erwiederte ein ehemaliger Zehnmann mit Strenge, „daß ein Inquiſitor aufhören muß, Menſch zu ſeyn, ſobald es ihn hindert, als Inquiſitor zu handeln."

In der folgenden Nacht wurden Beide aufgehoben, drei Monate lang in die abscheulichen Camerotti gesperrt, und dann erst mit einem Verweise entlassen, dessen Härte dem Nobile eine Krankheit zuzog. Aber die Worte des Beamten bewährten sich nur zu schnell an dem unglücklichen Matteo.

8.

Wenige Tage nach Matteo's Ernennung hinterbrachten Spione den Inquiſitoren: ſie hätten zu wiederholten Malen einen Mann, den ſie zwar nicht erkennten, aber für einen Nobile hielten, nach Mitternacht aus dem Palaſte des Franzöſiſchen Geſandten ſchleichen ſehn. — Es erging ſogleich der Befehl, ihm nachzuſpüren und ihn zu verhaften. In der dritten Nacht wurden die Inquiſitoren durch die Anzeige zuſammenberufen, daß ihr Auftrag vollzogen ſey.

Mit beklemmtem Herzen begab ſich der menſchenfreundliche Matteo in den Saal des Gerichts. Tief ſchmerzte ihn die Ausſicht, zum erſten Male bloß dem unerbittlichen Argwohne gehorchen, und vielleicht

einen Unschuldigen dem Tode überliefern zu müssen: denn ein nie gemildertes Gesetz verdammte jeden Nobile dazu, der sich des Umganges mit einem fremden Minister auch nur verdächtig machte; und nun vollends verstohlne, nächtliche Besuche! War wohl zu vermuthen, daß der Verhaftete sich würde rechtfertigen können?

Voll bittern Unmuthes über sein Amt, nahm er den Platz zwischen seinen Gehülfen ein, und gab das Zeichen, das Schlachtopfer herbeizuführen. Mit einem traurigen, aber gefaßten Gesichte trat es herein. Wer könnte das Entsetzen des unglückseligen Greises beschreiben! Es war sein Sohn, sein einziger Sohn! —

Contarini's Palast stieß nehmlich unmittelbar an den Palast des Gesandten. Erst lange nachher hat man erfahren, daß es nicht

Irrthum, daß es überlegte Bosheit war, was die Spione annehmen ließ, die kleine Hinterthür, durch welche Antonio sich von Bianca stahl, gehöre zum letztern.

9.

Antonio ſchien bey dem Anblicke ſeines Vaters Muth zu ſchöpfen, und ſeine Augen gewannen wieder die freimüthige Zuverſicht der Unſchuld. Auch Matteo, ſobald ihm das erſte Schrecken wieder etwas zu bemerken erlaubte, zog einige Hoffnung aus dem ruhigen Anſtande ſeines Sohnes; aber das Verhör zu eröffnen, wie ſeine Pflicht gebot, vermocht' er nicht. Mit kalter Strenge that es Contarini; und Foscari — Nein, es wäre eine zu harte Läſterung des menſchlichen Herzens, wenn man annähme, es ſey Freude geweſen, was in ſeinen Augen funkelte; doch Mitleid ſprach nicht aus ihnen.

Antonio Dandolo! hob Contarini mit rauher Stimme an; du ſtehſt vor den unumſchränkten Richtern über dein Leben oder

deinen Tod. Sie kennen dich genau. Das erſte unwahre Wort, das du ſagſt, ſpricht unwiderrufliches Verderben über dich aus! — Wo kamſt du her, als die Diener der Inquiſition dich ergriffen?

Antonio erbleichte und wankte bey dieſer Frage aus Contarini's Munde. Er that einen tiefen Seufzer, der ſeiner Bianca unverbrüchliche Treue ſchwor; er hob das Auge zum Himmel, die gebundenen Hände zur Bruſt auf, und antwortete langſam und feſt: „Ich werd' es nicht ſagen!"

Antonio Dandolo! fuhr Contarini noch rauher fort, indem er auf die Stricke und den Sack, die auf dem Richtertiſche lagen, deutete: In welcher Verrätherei biſt du mit dem Franzöſiſchen Geſandten befangen, aus deſſen Palaſte du ſo oft um Mitternacht ſchlicheſt?

Bey der Erwähnung des Gesandten schien Antonio sich zu erholen. Er sagte mit Heftigkeit: „Ich kam nicht von ihm! Ich kenne ihn nicht!"

Foscari hob mit einem stechenden Blick auf Matteo wieder an: Verstockten Verbrechern bestimmt das Gesetz die Folter. Er gab das Zeichen, und die Schergen traten herein.

„Halt!" rief Matteo, indem er aufsprang; „zurück!" — Die Schergen entfernten sich. „Das Gesetz, welches du anführest, erlaubt, daß einer von den Richtern die Vertheidigung des Angeklagten übernehme: ich thu' es; ich bürge mit meinem grauen Kopfe für Antonio's Unschuld. Mein Sohn ist nicht fähig, eine Unwahrheit zu sagen. Er kam nicht vom Französischen Gesandten, ich stehe dafür. Er kam . . ." — — Nach einer

Pauſe, mit gefalteten Händen und flehender Stimme: „Antonio, wo warſt du geweſen?"

Der Jüngling ſenkte ſein bleiches Geſicht traurig auf die Bruſt, und ſchwieg.

„Mein Sohn!" rief Matteo mit bebenden Lippen, — er legte die eine Hand auf Antonio's Schulter, und hielt ihm mit der andern ſeine greiſe Locke entgegen —: „Mein Sohn! keine thörichte Verſtocktheit! Wo kamſt du her?"

Antonio war bis zum Schwanken erſchüttert: er öffnete ſeine Lippen; doch in dem Augenblicke traf ſein Auge auf Contarini's lauerndes Geſicht. „Vater," ſchluchzte er, indem er ſich aufs Knie warf; „meine Seligkeit für dich! Das kann, das werd' ich nicht ſagen. Die Ehre verbietet es!"

Was

Was ſoll das Poſſenſpiel? rief der herzloſe Contarini.

„Die Ehre?" ſtammelte Matteo. „Genug!" Er ſchwankte mühſam längs dem Tiſche, auf den er ſich ſtützte, zu ſeinem Seſſel zurück.

Zur Folter! ſagte Foscari.

Zur Folter! ſprach Contarini kalt und langſam.

„Nein, nein!" rief Matteo, indem er wieder aufſpringen wollte, aber zurückſank.

Signore Inquiſitor, ſagte Foscari mit dem Hohn eines triumphirenden Feindes: Sie waren Venezianer, ehe Sie Vater wurden, und ſind hier, um über das Wohl der Republik zu wachen. Zur Folter!

Matteo ſchlug die Hände vor ſein Geſicht, das von Todesangſt entſtellt ward,

und ſtammelte leiſe: „Zur Folter!“ Als die Schergen ſeinen Sohn ergriffen, ſank er ſinnlos vom Stuhle; und ehe die Träger mit ihm ſein Haus erreichten, hatte ihn der Schlag entſeelt.

10.

Umſonſt zerrte und drückte man die ſchönen Glieder des Jünglings aus Gelenk und Form: er hatte dem Jammern ſeines Vaters widerſtanden, und hätte der Marter nachgeben ſollen? Zuweilen wehklagte er wohl um Erbarmen; aber er verrieth die Geliebte nicht. Umſonſt ſtieg man bis zur höchſten Stufe der Qual: keins ſeiner Glieder hatte er mehr in der Gewalt, doch ſein Wille blieb unerſchüttert. Als die Inquiſitoren ihn im Begriff ſahen, vor Schmerz den Geiſt aufzugeben, ließen ſie inne halten, und ſprachen das Urtheil, vor deſſen Vollſtreckung ſie, nach dem Geſetze, ihre Seſſel nicht verlaſſen durften. — — — — — — — — — Indem ſie jetzt

aufſtehen wollten, langte die Nachricht von Matteo's Tode an. Sie umarmten ſich ſchweigend, und gingen nach Hauſe: aber die Strafe ihrer Unmenſchlichkeit ereilte ſie! —

11.

Ueber alle Beſchreibung fürchterlich war die Marter, durch die Antonio zum Tode ging; und doch litt Bianca vielleicht noch mehr. Ihre Vertraute hatte, indem ſie die kleine Thür hinter Antonio verſchließen wollte, ihn von den Dienern der Inquiſition umringen ſehn, und war voll Angſt mit der Nachricht zu ihrer Gebieterin geflohen. Bianca fiel in Ohnmacht. Sobald ſie ſich erholt hatte, ſandte ſie in Antonio's Behauſung. Zehn Boten brachten die Nachricht wieder: er ſey nicht zurückgekommen; der elfte: ſein Vater ſey ſterbend nach Hauſe gebracht.

Bianca warf ihrer Vertrauten alle Summen und Koſtbarkeiten hin, die ſie beſaß, und befahl ihr athemlos, Nachricht zu kau-

fen. Ehe dieſe einlief, ward es Mittag, und Bianca lag indeß faſt ohne Bewußtſeyn bald auf dem Ruhebette, bald auf dem Boden, und rang ſich die Hände blutig, ohne es zu merken. Endlich hatte die Abgeſchickte einen Diener der Inquiſition gefunden, der treulos genug war, ihr das Geheimniß des Tribunals zu verkaufen, und auf der Stelle mit dem erhaltenen Preiſe zu entfliehen.

Bianca eilte ſogleich zu ihrem Gemahle; ſie wollte ſich ihm zu Füßen werfen, und ihm alles geſtehn, um Antonio's Leben zu retten. Contarini war aber durch die Trottiera *) in den großen Rath berufen.

Der Name des großen Raths ſchien eine

---

*) Eine Glocke, auf deren Schall alle Beamten ſich in den Markus-Palaſt begeben mußten. Wer zu ſpät kam, ward für den Tag ausgeſchloſſen.

kühne Idee vor Bianca's Seele zu führen. Sie ſtarrte einige Minuten mit trocknen Augen aus ihrem Fenſter nach dem Markus-Palaſte hin, und befahl dann ihrem Kammermädchen, ſie ſchnell zu kleiden. Sie hüllte ſich in Trauerſchleier, warf ſich in ihre Gondel, und fuhr, nur von ihrer Vertrauten begleitet, nach dem Palaſte.

12.

Noch nicht lange war der große Rath im Saale del Scrutinio verſammelt geweſen, als ihm gemeldet wurde: Signora Contarini begehre unverzüglich Audienz, weil ſie ein höchſt wichtiges Geheimniß zu eröffnen habe. Alle erſtaunten; aber Foscari und ſein Schwiegerſohn bebten vor Schrecken. Sie ſprangen von ihren Sitzen auf, um zu Bianca hinauszueilen. Der Doge erinnerte ſie aber: wer dem Staate ein Geheimniß angekündiget habe, gehöre von dem Augenblick an nur ihm; ſie würden ſich verdächtig machen, wenn ſie nicht blieben.

Der Eintritt ward geſtattet; die Thüren rauſchten auf. Mit der fahlen Bläſſe einer Leiche, mit lang flatterndem Haare, und

einem Auge, das schon nicht mehr diese Welt zu sehen schien, wankte Bianca am Arm ihrer Dienerin herein. Sie sah die ganze feierliche Versammlung ernster Männer Blicke des Erstaunens auf sie richten, sah ihren Vater und ihren Gemahl, bleich wie Gespenster, neben dem Doge stehn: sie wäre zu Boden gesunken, wenn der hülfreiche Arm ihrer Vertrauten sie nicht gehalten hätte.

„In diesem Augenblicke," dachte sie, „stirbt Dandolo vielleicht für dich!" Sie richtete sich wieder auf, und erhob ihr Auge zum Tribunale. Das berühmte Gemählde des jüngern Palma, das jüngste Gericht, hängt über demselben: in dem Vordergrunde schwingt sich ein Engel mit einem Auferstandenen zum Throne des Richters empor. Der Anblick schwand nie mehr aus Bianca's Seele. Sie stieß ein lautes Geschrei aus,

und verbarg ihr Geſicht in dem Buſen ihrer Gefährtin.

Signora iſt krank, ſagte der Doge; bringt ſie nach Hauſe!

„Nein, nein!" rief Bianca, und trat mit der Stärke der Verzweiflung wieder vor.

„Ehrwürdige Väter," hob ſie an, und faltete die Hände vor ihren Augen. „Eine zitternde Verbrecherin kommt, euch eine Miſſethat zu geſtehen, um eine größere zu verhindern. Antonio Dandolo iſt im Kerker der Inquiſition. Der muthige Jüngling wird mich nicht verrathen, ich weiß es; aber — er kam nicht vom Geſandten! Er kam — er kam" (mit einem heftigen Schrei) — „er kam aus meinen Armen!"

Unglückliche, ſchweig! rief ihr Bruder, der ſich ihr genähert hatte. Seine Leiche hängt zwiſchen den Säulen!

Für todt wurde Bianca hinausgetragen. Der ganze Rath ſchwieg, und in vielen Augen glänzten Thränen der Bewunderung und des Erbarmens.

Endlich erhob der Doge, der ehrwürdige Greis Mocenigo, ſeine Stimme. Er wendete ſich zu Foscari und Bianca's Gemahl: „Ich bedaure Sie aufrichtig, meine Herren. Iſt Signora ſchon lange wahnſinnig?"

Jedermann verſtand den Wink; er war eine Weiſſagung. Bianca hatte ihren Verſtand auf immer verloren. Nur dies rettete ſie von den Dolchen ihres Gatten und Vaters. Mitleidig nahm ſich ihr Bruder ihrer an, und verbarg ſie in einem Landhauſe, das er am Ufer der Brenta beſaß. —

13.

Ein dürrer Stamm mit zersplitterten Aesten im üppig-schattenden Forste! Jeder Nachbar bekleidet, jeder treibt seine Blüthen und Blätter, greift in jeglichem Lenze kraftvoller mit neuen Wurzeln um sich her, streckt neue Zweige empor in die Luft: nur ihm kehret kein Frühling wieder, gießet kein Mayregen Erfrischung herab, schaudert kein Gewitter regere Kraft durch die Elemente. Alle Jahreszeiten sind ihm nur ein fortgesetzter Winter, und verwitternd düngt er den Boden für jenen jüngern Anflug, der ihn verzehret. — So stand, aufgelöst von der innern Fäulniß tyrannischer Oligarchie, Venedig schon seit Jahrhunderten im Gedränge der Nationen. Die

Windsbraut der Revolution fuhr unwiderstehlich daher, und seine Riesenglieder bleichen am Boden! — Nach wenigen Decennien ist vielleicht der Hauptsitz des ältesten, mächtigsten Freistaats in Europa, ein sparsam bewohnter Sumpf in Habsburgs weitem Reiche. Schon liegt die prunkende Hauptstadt, einst der Thron des Handels, mit ihren verödeten Palästen wie eine Leiche da: ihr beseelender Geist, politische Selbstständigkeit, ist auf immer entflohn, und fortan gedenken die Völker Venedigs nicht mehr in ihren stolzen Annalen! Nur in gebrochenen Tönen, wie das Echo im Rauschen des Waldes verhallet, wie der Sturm einzelne Sylben zu heulen scheint, lispelt, selten vernommen, der Ruf seiner gefallenen Größe in das tosende Thatengedränge der Nachwelt. —

Soll der Weltbürger klagen? Soll er ſich freuen? Hat die äußere Selbſtſtändigkeit eines Volkes Werth, wenn ſie nur dazu gebraucht wird, es im Innern herabzuwürdigen und elend zu machen? —

V.

Männerſtolz vor Fürſtenthronen.

„Wiegt Mann den Mann im Felde auf, warum nicht auch im Cabinette? warum nicht überall?" fragt Yorik. Das iſt eine eitle, müßige Frage! „Weil ſie nicht gleich ſind. Sie ſind es nicht einmal im Felde." Wichtiger wäre wohl die Frage: Warum unterliegt ſo oft der Stärkere dem Schwächeren? Warum ſpielt — um meinem Gegenſtande mit einem Schritte nahe zu treten — der Mann von Kopf, dem Manne von Würden, der nichts weiter iſt, gegenüber, oft eine ſo untergeordnete Rolle? Laßt es uns nur geſtehen! Tyrannen despo-

tiſiren, nicht weil ſie ſtark, ſondern weil die Unterdrückten feige ſind. Rang und Reichthum imponiren, nicht weil ſie etwas Erhabnes, nein, weil die Rangloſen und Unbegüterten lüſtern ſind. —

Teutſche Gelehrte! Warum man immer noch ſo wenig auf eure Meinung giebt? warum die Wiſſenſchaften noch an ſo manchen Höfen nur als Mode-Spielwerk, und, die ſie üben, als luſtige Räthe betrachtet werden, oder doch als unterthänige Diener, die ein Wink erhebt oder vernichtet? Ja, wenn euch nicht nach ſinnloſen Titeln gelüſtete, und nach Penſionen! — „Aber man muß doch leben!" — Glaubt ihr im Ernſte, daß man eurer entbehren könne? Vorausgeſetzt, daß ihr wirklichen Werth habt. — Das Amt, das euch erhält, giebt euch, wer eurer bedarf: daran laßt euch genügen, und

habt euch selbst nicht feil für Babiolen und Ueberfluß. — Es ist mit den Männern von Talent, wie mit den Weibern: die sich anbietet, dient; nur die sich suchen läßt, wird geachtet.

Beispiele von festem Selbstgefühl, von Uneigennützigkeit und Muth, verfehlen nie ihre Wirkung; sie sind aber nicht so häufig, daß die Mittheilung der folgenden Anekdote überflüssig wäre. —

J**, ein noch lebender, berühmter Schriftsteller, — Teutschland verehrt ihn mit Recht, wegen seines Scharfsinnes und Witzes, der Klarheit und correkten Eleganz seines Styls, seiner Gelehrsamkeit und seines geraden Charakters — hatte vor etwa dreißig Jahren eben angefangen, durch seine ersten Schriften großes Aufsehen zu machen, als er von G** aus eine Reise nach A**,

der Hauptstadt eines nicht unbedeutenden Fürstenthums, machte.

Der Fürst desselben, der wissenschaftliche Bildung erhalten hatte, lud ihn an seinen Hof, und fand bald so großes Wohlgefallen an dem feinen, witzigen Kopfe, daß er ihn täglich sehen wollte, und ihm völlig freien, selbst unangemeldeten Zutritt erlaubte. Es versteht sich, daß Minister und Höflinge wetteifernd das Beispiel ihres Durchlauchtigen Herrn befolgten.

Diese Behandlung, die Stadt selbst, ihre Lage, und ihr, für die damalige Zeit sehr gutes Theater, bewogen unsern Reisenden, seinen Besuch auf mehrere Wochen auszudehnen. — Den Direkteur des Theaters kannte er schon seit längerer Zeit, und schätzte ihn, als einen rechtschaffenen, bescheidenen Mann: er nahm also aufrichtig Theil daran,

als sich dieser durch die geringe Einnahme gezwungen sah, einen andern Aufenthalt zu suchen. Er versprach ihm sogar, ihm bey den Ministern eines andern größern Hofes, die er persönlich kannte, ein Privilegium zu bewirken, doch mit der Bedingung, daß der Fürst in die Entfernung der Gesellschaft willige. Der Direkteur fragte an; J** selber that es, und Beide erhielten mündlich die freundliche Antwort: Se. Durchlaucht hätten nichts dawider, daß R** mit seiner Gesellschaft einen vortheilhaftern Ort suchte, und wünschten ihm Glück. Wohlgemuth reiseten Beide nach N**, und kamen in vierzehn Tagen mit dem gewünschten Privilegium zurück. Wie erstaunten sie aber, als man ihnen gleich bey ihrer Ankunft die Nachricht brachte, der Fürst habe alle vorzüglichern Glieder der Gesellschaft für seine

Rechnung engagirt, um ein Hoftheater zu bilden.

Der Direkteur sah sich durch diese Maßregel, bey der damals großen Seltenheit leidlicher Schauspieler, an den Bettelstab gebracht, und wankte betäubt umher, ohne Muth, nur eine Vorstellung zu wagen. Nicht so J**. Er lehnte ohne Umschweife alle Einladungen ab, an den Hof zu kommen, sprach laut und heftig über die Treulosigkeit, mit der man seinen Freund behandelt habe, und setzte jedem Höflinge, der ihm in den Weg kam, die begangene Ungerechtigkeit so nachdrücklich, aber zugleich in so vorsichtig gewählten Ausdrücken, aus einander, daß seine Worte mit ihrem ganzen Gewichte auffielen, ohne Injurie zu werden.

Man kann denken, daß alles dem Fürsten sehr vergrößert hinterbracht wurde: aber

was ſollte er thun? J** aus der Stadt verweiſen, oder ihn gar arretiren laſſen? Das erlaubte die Humanität des Fürſten nicht. — Und was würde das Publikum dazu ſagen? dachten die Höflinge. Ihm ſein Urtheil abkaufen? Wenn der Unbiegſame nur nicht gleich nach jenem Vorgange alle Unterhandlungen über einen Poſten, den man ihm antrug, abgebrochen hätte! — Man ſchickte mehrere Hofbeamten nach einander an ihn ab, um ihn zu beſänftigen: jeder kehrte mit einer energiſcheren Erklärung zurück; und wenn er gleich pflichtmäßigſt ſeinem Herrn nicht vorenthielt, was dieſem zugefallen war, ſo verſchwieg er doch ſorgfältig die eigene Ausbeute ſeiner Sendung.

Der Fürſt war außer ſich, vorzüglich als er hörte, J** bereite ſich zur Abreiſe, um nun in G**, dachte er, das Publikum zum

Richter zu machen, und das Aufsehen zu erregen, welches er so sehr fürchtete. Sein erster Minister, ein alter, schlauköpfiger Geschäftsmann, sprach ihm Muth ein, und übernahm es, J** entweder zu gewinnen, oder zu überzeugen, oder — zu schrecken. Es erging eine äußerst verbindliche Einladung an ihn, sich bey dem Herrn von Z** einzufinden. Hier ist ihre Unterredung, wie mein verehrter Freund selbst sie mir erzählt hat.

Herr v. Z. (mit einer herablassenden Miene, als J** hereintritt). „Ich freue mich außerordentlich, Herr Magister, Sie wiederzusehn. Verzeihen Sie, daß ich Sie nicht stehend empfange; aber Sie wissen ja — (indem er auf den Pelzsack deutete, worin seine podagrischen Füße steckten.) Haben Sie doch die Gewogenheit, einen Stuhl zu nehmen."

J** setzte sich. Nach den ersten unbedeutenden Reden fuhr der Minister fort:

„Sie sind ein talentvoller, vortrefflicher Mann. Se. Durchlaucht schätzen Sie aufrichtig, und wir Alle, der ganze Hof thut es. Sie können dem Fürsten einen Dienst leisten, für den er Ihnen sehr verbunden seyn wird."

J**. Se. Durchlaucht haben mir so viele Beweise Ihrer Gnade gegeben, daß mir jede Gelegenheit, meine Erkenntlichkeit zu bezeigen, sehr willkommen seyn muß.

Hr. v. Z. „Sie sind ein edler Mann. Aber stellen Sie Sich nur vor, da ist der Direkteur R**: der Mensch soll ein gewaltiges Geschrei darüber machen, daß Illustrissimus sich eine eigene Hofstruppe halten wollen. Ist der Kerl wahnsinnig?"

J**. Verzeihen Ew. Excellenz, daß ich

Ihnen widerſpreche. R** iſt ein ſehr furchtſamer, ſtiller Mann: er weint wohl über ſein Unglück; aber er klagt nicht einmal laut.

Hr. v. Z. „Ich ſage Ihnen, ich weiß es gewiß: der Menſch ſchimpft und tobt."

J**. Ich bedaure, Sie falſch benachrichtigt zu ſehn. Ich ſpreche ihn täglich, und kann ihm das Zeugniß geben, daß er nie ein heftiges Wort über die Sache geſagt hat.

Hr. v. Z. „Ich ſage Ihnen noch einmal: es iſt gewiß, ganz gewiß! Er ſchimpft und ſchäumt. (ſtolz) Man könnte ihm wohl leicht den Mund ſtopfen; aber Se. Durchlaucht wollen nun einmal nicht Strenge brauchen. (ſanft) Sie ſind ſein Freund: bedeuten Sie ihn doch, daß er ſchweige, und lehren Sie ihn, daß Se. Durchlaucht thun können, was Sie wollen."

J**. Ob ich gleich R** nie schimpfen hörte, so will ich Ihrem Befehle doch gehorchen, und ihm rathen, es nicht zu thun. Die zweite Hälfte Ihres Auftrages muß ich mir aber verbitten. Die Meinung Ihrer Excellenz über diesen Punkt ist nicht die meinige.

Hr. v. Z. „Was? Glauben Sie, daß es Sr. Durchlaucht nicht freistehe, sich eine eigne Komödianten-Truppe zu halten?"

J**. Davon kann nicht die Frage seyn. Wären Sie oder ich reich genug dazu, so könnten wir es auch. Nur das steht Sr. Durchlaucht nicht frei, R**'s Truppe zu engagiren, da sie ihm gehört, und da der Fürst versprochen hatte, sie gehen zu lassen.

Hr. v. Z. „Und was sollte Se. Durchlaucht abhalten, Ihr Wort zurückzunehmen?"

J**. Ein Reichsgesetz zwar nicht; aber das Gesetz der Moral.

Hr. v. Z. (lauernd). „Wie? Glauben Sie, daß Se. Durchlaucht unmoralisch handeln?"

J**. Nein; denn ich bin überzeugt, daß Sie bey besserem Bedenken dem armen N** seine Truppe, von der er lebt, wiedergeben werden.

Hr. v. Z. Das glaub' ich nicht."

J**. So thut es mir leid, daß Sie weniger gut von Ihrem Herrn denken, als ich. Ich halte den Fürsten für einen sehr moralischen Mann.

Hr. v. Z. (etwas betroffen, aber mit einem listigen Blick). „Was nennen Sie moralisch?"

J**. Es giebt, nach meinen Begriffen, drei Stufen in der Moralität. Die erste

iſt Gerechtigkeit, und beſteht darin, daß man vorſetzlich niemandem raubt, was ihm gehört. Nur ein niedriger Verläumder könnte einen Zweifel erregen wollen, daß Se. Durchlaucht immer auf dieſer Stufe ſtanden. Sie hätten R***'s Truppe gewiß nicht engagirt, wenn Sie ſie für das, was ſie iſt, für das Eigenthum des Mannes, anſähen. Die zweite iſt Billigkeit, und beſteht darin, daß man ſelbſt erregte Erwartungen befriedigt; und Andern auch das nicht nimmt, was man allenfalls mit einigem Rechte glaubt nehmen zu können, vorzüglich, wenn ſie dabey zu Grunde gehen müßten. Dieſe Stufe werden Se. Durchlaucht gewiß ſchon von ſelbſt beſteigen, beſonders wenn Sie Sich Ihres Verſprechens erinnern. Die dritte Stufe iſt Großmuth. Ein ſo edler Fürſt wird auch von dieſer nicht

zurückbleiben. Ich bin überzeugt, Se. Durchlaucht werden, — sollte es auch (lächelnd) erst auf die Vorstellungen Ewr. Excellenz geschehen, den armen N** bey seiner Abreise durch ein Geschenk für die gehabte Angst entschädigen.

Hr. v. Z. (glühend vor Aerger). „Wer giebt Ihnen das Recht, so zu sprechen?"

J**. Sie, Herr Geheimer Rath; denn Sie fragten mich.

Hr. v. Z. (nach einer Pause, hämisch, und mit dem vornehmsten Tone). „Was meinen Sie, Herr Magister, soll ich Sr. Durchlaucht das alles so wieder erzählen, was Sie da gesagt haben?"

J** (steht lebhaft auf, und geht an den Tisch des Ministers). Ich halte Se. Durchlaucht für einen edeln und aufgeklärten Fürsten, der Verstand und Stärke genug besitzt,

wohlgemeinte Wahrheiten ohne Zorn zu hören, und dem, der sie sagte, Dank dafür zu wissen. Irrte ich mich nicht, so wird es mich freuen, wenn Sie Sr. Durchlaucht unser Gespräch mittheilen; glauben Sie aber, daß ich mich irre, so bitte ich Sie, es nicht zu thun.

Hr. v. Z. (verwirrt). „O, ganz gewiß! Se. Durchlaucht sind ein weiser und großmüthiger Herr! Sie haben nichts zu fürchten."

J**. Das glaube ich auch, und so empfehle ich mich Ihnen gehorsamst.

Am folgenden Tage wartete J** dem Fürsten auf, um Abschied zu nehmen. Er wurde mit ernster Verschlossenheit empfangen und entlassen. Am nächstfolgenden Tage aber ward die ganze Schauspielergesellschaft auf das Schloß beschieden, und, bis auf

Einen, ihres Wortes entbunden. Der gerettete R** ging fröhlich mit ihr nach N** ab.

Der Vorgang macht unstreitig dem edeln J** sehr viel Ehre, aber gewiß dem damals noch jungen Fürsten nicht weniger. Wohl dem Lande, dessen Beherrscher Einsicht und Ehrgefühl genug hat, die Stimme des öffentlichen Rufes zu achten, Weisheit genug, auch die kühn gesagte Wahrheit nicht zu verkennen, und so warme Liebe zur Gerechtigkeit, daß er ihr ohne Bedenken seine Lieblingswünsche aufopfert! Wohl dem Fürsten, der, wenn er im Begriff ist zu fehlen, auf einen so muthigen und rechtschaffenen Mann stößt, wie sich J** hier und überall zeigte.

VI.

Auch ich war in Arkadien!

Eine Reminiscenz.

Vixi!

„Aber was nutzt ihr Dichter denn mit euren ewigen Idealen?“ sagte Erlau mit einiger Heftigkeit. (Rohrbach hatte ihm lachend Spöttereien über die unendlichen Förmlichkeiten der Juristen gesagt.) „Ihr stellt moralische Riesenbilder auf, die so hoch über die Menschheit hinausragen: — wenn man nur zu ihnen hinaufsehen will, schmerzt schon der Nacken. Wozu? Wer kann sie erreichen?“

Sie vergessen Lessings Ausspruch, erwiederte Rohrbach: das Streben nach gewissen Gütern sey allein schon ein großes Gut,

ſollten jene auch nie ganz erreicht werden können.

„Mit Erlaubniß, das Gut, von dem Leſſing ſprach, iſt die Wahrheit. Eure romantiſchen Ungeheuer ſind aber gar kein Gut. Auch die beſten ſind ſo unnatürlich und übertrieben, daß es der ſicherſte Weg wäre, ſich lächerlich zu machen, wenn man ſie nachahmen wollte. Der Vernünftige betrachtet ſie wie Phantaſie-Gebilde, an deren bunten Farben man ſich ergetzt, ohne eine weitere Anwendung von ihnen zu machen; wie Armidens Feenſchloß, oder wie jenes arkadiſche Schlaraffen-Leben, das ihr Dichter einander immer ſo unaufhörlich nachpreiſet. Man kann recht gut euer ganzes Corps dafür verantwortlich machen. Exiſtirte es jemals, ſo wußten die ungebildeten Menſchen, die es genoſſen, es nicht zu ſchätzen:

und bey gebildeten Völkern hebt die Cultur seine Möglichkeit auf." —

Ich wünschte nur eine Gelegenheit, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. Der Ernst in Erlau's Aeußerungen machte meinem guten Rohrbach, der selbst ein leicht exaltirter Dichter ist, schlimmes Spiel, und ich liebe den wohlmeinenden Schwärmer zu sehr, als daß mich seine Verlegenheit nicht geschmerzt haben sollte. Ich sagte also — Dank sey meinem Genius, der mir eingab, es zu sagen! —:

„Ihr Gleichniß ist nicht passend, lieber Erlau. Das ländliche Glück der Unschuld ist nicht so unnatürlich, daß man es geradezu für eine Chimäre erklären dürfte, ohne allen Versuch, ob sich nicht wenigstens ein Theil desselben auch von cultivirten Menschen realisiren ließe. Eine Gesellschaft von

Freunden, die sich verbände, einige Tage bloß in der Natur zu leben, könnte uns den besten Aufschluß darüber gewähren."

„Vortrefflich!" rief Lindenhayn, der bis jetzt noch kein Wort gesagt hatte. „Was hält uns ab, sogleich selbst den Versuch zu machen? Mein Gütchen, zwey Meilen von hier, hat eine schöne, einsame Lage und reizende Partien umher. Ich werde Sorge tragen, daß alles angeschafft wird, was zum angenehmen Schäferleben gehört. Damit wir keine Zeit verlieren, wollen wir sogleich hingehn und unsere Schäferinnen einladen. Morgen Abends fahren wir hinaus."

„Ich muß wohl zurückbleiben," sagte Rohrbach traurig. „Ihr Glücklichen habt geliebte Freundinnen, die euch eine solche Bitte gern gewähren, und es mit Anstand thun können. Aber ich — Und daß ich ein

grämlicher Zeuge eures Glückes seyn soll, werdet ihr nicht verlangen."

„Um Ihrer Freunde willen," erwiederte Lindenhayn lachend, „müssen Sie Sich entschließen, einmal mit einer Gleichgültigen schön zu thun. Ich werde meine Schwester unter dem Vorwande mitnehmen, daß sie die Wirthin machen soll. Es versteht sich, daß wir Schäfer keiner bedürfen."

Rohrbach erröthete. Schon lange liebte der junge Dichter die reizende Wilhelmine; aber die sechzehnjährige Schöne war noch zu unbefangener Unschuld, um darauf zu achten. Sie ahnete kaum, was seine Seufzer und sein Händedruck meinten.

Wir kehrten zur Gesellschaft zurück, um unsre Gebieterinnen in das Geheimniß zu ziehn. Theone hörte Erlau sehr aufmerksam an, und nickte ihm dann mit ruhiger Grazie

ihre Einwilligung zu. Die ſanfte Roſalie that einige furchtſame Fragen, ehe ſie mir erröthend ihr „Ja!" lispelte. „Wann reiſen wir ab?" rief die lebhafte Henriette, als ſie Lindenhayns Vorſchlag hörte. Wilhelmine, die Rohrbach in der Entfernung zagend beobachtete, warf ihrem Bruder eine Roſe ins Geſicht, und hüpfte ans Clavier, einen Walzer zu tändeln.

Ich behaupte kühnlich: die guten Mädchen erwarteten den folgenden Tag ſo ſehnſuchtsvoll, als wir. Um vier Uhr Nachmittags fuhren wir ab, dem ſtädtiſchen Anſtande gemäß, unſre Schönen in Einem Wagen, und wir in dem andern. Wie lang ſchien uns der Weg, obgleich jeden Augenblick ein Paar Köpfe zu den Fenſtern herausnickten, liebkoſende Neckereien zu rufen!

Lindenhayns Pachter empfing uns mit

der Anzeige, daß alles bereit sey. Kaum hatten wir uns erholt, so öffnete Lindenhayn ein Cabinet, und zeigte den Frauenzimmern auf einem Tische vier vollständige Hirtinnen-Kleidungen. Sie schrieen laut auf, alles so geschmackvoll zu finden. „Das ist für mich!" rief Wilhelmine, und eignete sich ein weißes Gewand mit rosenfarbenen Bändern zu. Rosalie nahm ein himmelblau und weiß gestreiftes Kleid; Theone ein pfirsichfarbenes mit weißem Mieder; und Henriette versuchte ein strohgelbes zu ihrem braunen Haare.

Im anstoßenden Cabinette waren vier Schäfermasken für uns. Wir hatten unsre Toilette bald vollendet, und klopften dann an die benachbarte Thür, unsre Dienste anzubieten. „Fort!" rief Wilhelmine, die eben noch ihr Knieband knüpfte. Ihre

Freundinnen waren weniger ſtrenge: wir lärmten herein. Der glückliche Erlau durfte das Schnüren des weißen Mieders vollenden. Lindenhayn ſteckte einen Blumenſtrauß an einen hochwallenden Buſen, und gewann dabey einen leichten Schlag auf die frevelnden Lippen. Roſalie erlaubte mir, ihre ſonnengelben Locken zu ordnen, und den zierlichen Strohhut zu rücken. Nur Wilhelmine war allein. Sie bemerkte es erröthend, und zugleich, daß der ſchüchterne Rohrbach müßig da ſtand. Als er ſich zögernd näherte, ward ihm vergönnt, die rothen Bänder zu knüpfen, welche die Aermel über den Elbogen von zwey vollen, weißen Armen befeſtigen ſollten. — Zwar verſuchten die Schönen mitunter, Aenderungen im Schäfer-Coſtüme zu machen; doch, eiferſüchtig auf unſere Rechte, litten wir es durchaus nicht.

Erst als wir nun vor das Haus hinaushüpften, bemerkten sie ganz, wie schlau gewählt die Tracht war, zu der wir sie überlistet hatten. Bey jedem Schritt enthüllten sie ein schönes Bein; alle ihre Reize waren bedeckt, und alle verrathen. Verschämte Verlegenheit zürnte einige Augenblicke auf ihren schönen Wangen; doch wir ließen ihnen keine Zeit zu Betrachtungen. Wir sind im Lande der Unschuld! jauchzten wir, und führten sie triumphirend in das Thal, das uns für einen glücklichen Tag Tempe seyn sollte.

Hier, am Ufer eines murmelnden Flüßchens, fanden wir große Haufen grüner Zweige geschichtet. Wir stießen Stangen in die Erde, und flochten Zweige zu einer Laube umher: eine errichteten wir für die geliebten Mädchen; eine für uns.

Ich winde einen Kranz! rief Henriette, und tanzte hin, Blumen zu ſuchen. Die andern folgten ihr, und zerſtreueten ſich im Thale. Wir glaubten die Grazien in Amathunt geſchäftig zu ſehn. Oft hielten wir inne, um ihnen mit frohem Seufzen nachzublicken: aber dann ermunterten wir einander wieder zur Arbeit, und eilten, um bald bey ihnen zu ſeyn.

Eben hatten wir vollendet, als ſie Arm in Arm zurückkehrten. „Her zu mir, Damötas!" rief Henriette. Lindenhayn knieete vor ihr hin, und ſie drückte ihm ihren Kranz um die Schläfe. Erlau und ich, wir beteten vor unſern Göttinnen an, und erhielten dieſelbe Gunſt. Wilhelmine ſpielte verlegen mit ihrem Kranze; heimlich that ſie einen Seitenblick auf Rohrbach. Er bemerkte ihn; und ſo unentſchloſſen er da geſtanden hatte,

ſank er dennoch vor ihr nieder. Sie ſetzte ihm den Kranz ſchief auf; denn, indem ſie es that, hüpfte ſie ſchon wieder davon.

Wir ſtanden auf; jeder umarmte ſeine Geliebte, und jeder rief: „So eign' ich dich zu meiner Schäferin!" Nur Rohrbach ſah ſich traurig um; denn — wie furchtſam macht oft die wahre Liebe! — er wagte es nicht, ſeine ſchon fern von ihm gaukelnde Geliebte zu verfolgen. Wir haſchten die flüchtige Spröde mit lautem Gelächter, und in Henriettens Armen mußte ſie, trotz ihrem Sträuben, dem blöden Schäfer den Kuß auf ihren Lippen geſtatten. Er raubte zwey; doch die Worte der Weihe zu ſprechen, getraut' er ſich nicht.

„Du böſer Bruder!" rief Wilhelmine, als wäre ſie zornig, und entführte Lindenhayns Kranz. „Das bringt Rohrbach noch einen

Kuß!" rief er, und wir verfolgten sie. Neues Getümmel! Ihre Gespielinnen kamen ihr zu Hülfe. Wilhelmine wollte im Fliehn ihre wehenden Gewänder dem Winde entziehn, sah hinter sich, stolperte, und fiel — in Rohrbachs Arm, der mit Entzücken die verordnete Strafe vollzog.

Jetzt traten die Mädchen in den Eingang ihrer Laube. „Vortreffliche Hauswirthe, ihr!" sagte Rosalie. „Drei Wände und ein Dach, aber kein Hausgeräth; nicht einmal eine Schütte Stroh oder Heu zum Lager!" Wir eilten fort auf die nahe Wiese, wo frisch gemähetes Gras in langen Schwaden lag, und trugen große Lasten duftender Kräuter herbey. Hoch schwoll das Lager auf, das die schönen Glieder unserer Geliebten umfangen sollte. Sie hatten indeß einen Teppich vor dem Eingange der Laube

befeſtigt, und weiße Tücher über das Lager ausgebreitet. „Nun bereiten wir auch das eurige!" ſagte Theone; und, ſo ſehr wir auch widerſprachen, begleiteten die Mädchen uns dennoch auf die Wieſe. Lange vor ihnen legten wir unſere Laſten in der Laube ab, und eilten ihnen entgegen. Als ſie ſo ſchwer beladen einher gingen, liebkoſ'ten wir ihnen. Sie wollten ſich wehren: da lag ihre blumige Schütte weit verſtreuet, und wir jagten uns lärmend auf ihr herum.

Feierlich ehrbaren Schrittes wandelte jetzt die Pächterin mit ihren Mägden daher. Jede trug eine Schüſſel, voll geronnener Milch, friſch gepflückter Früchte, leckerer Forellen und Schoten. Die Götter Arkadiens mögen es verzeihen! auch eine kalte Paſtete ward aus der reinlichen Serviette hervorgethan, und vier Flaſchen duftenden

Steinweins und perlenden Champagners begleiteten sie. Er selbst, der ehrenfeste Pachter, trug die Flaschen: der wackre Alte kannte den Werth des Göttergetränkes zu gut, um es andern Händen anzuvertrauen. Manches volle Glas belohnte ihn.

Alle mußten sich zu uns lagern. Der freudige Scherz lachte so fesselos und gewinnend um den Maulwurfshügel, der unsre Schüsseln trug, daß selbst die braune Mieke anfing, von ihrem Töffel zu erzählen.

Bald hüpften wir wieder auf. Lindenhayn setzte sich auf einen Baumstrunk nieder, stützte die Elbogen aufs Knie, und breitete die gefalteten Hände flach vor sich hin. Henriette knieete vor ihm; sie legte das Gesicht in seine Hände, und hielt ihre zierliche Rechte empor. Theone klappte sanft hinein. „Rosalie!" rief sie; und wir jauchzten: „Gefehlt!"

„Gefehlt!" Sie hob die Linke. Wilhelmine ſchlich herbey, ſpreizte die kleinen Finger weit aus einander, damit ſie eine Männerhand ſchiene, und that einen weitſchallenden Schlag. Aber Lindenhayn hatte mitleidig die Finger geöffnet, und Henriette errieth. Sie ſetzte ſich jetzt, und Wilhelmine knieete. Als ſie das Händchen hob, drückte ihm Rohrbach den zärtlichſten Kuß auf. Das Herz der Schönen verrieth ihr den Thäter, und voll Verlegenheit rief ſie: „Henriette!" Wie lachten wir Alle! „So war es Rohrbach!" ſagte Wilhelmine mit verſtelltem Unwillen.

Jetzt ſollt' er ſein Geſicht in ihrem Schooß verbergen. Ob er wohl die Faſſung gehabt hätte, oft fehl zu rathen? — Aber „zum Tanz!" rief Wilhelmine, freudig, eine Ausflucht gefunden zu haben. Wir gaben ihr

fröhlichen Beifall; denn von einem benachbarten Hügel tönten zwey Hirtenflöten ins Thal. Die Jünglinge mußten näher kommen, und einen Tanz spielen, wie das Dorf ihn gern hört. Wir hüpften und walzten dazu im Mondenschein, bis dichtere Nebel den Wiesen entstiegen. Dann führten wir die lieblichen Mädchen zu ihrer Laube, sagten zärtlich „gute Nacht!" und hörten sie noch lange scherzen und lachen, ehe wir in die unsrige schlüpften.

Welch ein Morgen folgte dieser Nacht! Noch stand die Morgenröthe am Himmel, als wir erwachten, und vor die Laube der Mädchen schlichen. „Ob sie noch schlafen?" Wir lüpften die Ecke des Teppichs. In reizender Unordnung lagen sie da, und ein süßer Morgentraum schien auf jeder schönen Wange zu brennen. Züchtig ließen wir den

Teppich ſinken, ſuchten auf der Wieſe jeder einen friſchen Blumenſtrauß, kehrten zurück, und ſtimmten ein ſanftes ländliches Morgenlied an. Bald riefen die Mädchen uns mit Schäfernamen zu; und noch hinter dem Teppich beſchloſſen ſie gebieteriſch: Erlau ſollte Damon, und Rohrbach Thyrſis heißen. Lindenhayn blieb Damötas; aber — Palämon wird mir ewig der ſchönſte Name ſcheinen: die ſanfte Roſalie gab ihn mir.

Friſch, wie eben aufgeblühete Roſen, gingen die Mädchen aus der Laube hervor, noch mit flatterndem Haare. Sie tauchten die weißen Arme in den Bach, und netzten die vollen Wangen, indeß wir das Frühſtück anordneten. Unter einer dichtſchattenden Eiche lagerten wir uns. Alle Mädchen waren reizender als je, indem ſie ihre Träume erzählten, erröthend über das, was

ſie verſchwiegen; alle Schäfer waren zärtlicher.

Arm in Arm wandelten wir durch den Erlenbuſch am Ufer des Baches hin. Wir gelangten auf eine Wieſe, wo Mäherinnen und Mäher rüſtig ihre Schwaden wendeten. „Wer rafft am ſchnellſten den Schober? ihr Männer oder wir?" ſagte Roſalie ſcherzend. Wir ließen uns die Wette gefallen, und nahmen den Arbeitern die Rechen aus der Hand. Schon näherte unſer Schober ſich der vollendenden Spitze, und der ihrige reichte ihnen noch kaum über das Knie. Auf einmal ſtürmten die loſen Mädchen herbey, ſchlugen ihre Rechen in unſern Schober, und zerrten ihn mit lautem Gelächter weit aus einander. Halt! riefen wir; halt! und warfen die Rechen hin, die Bosheit zu ſtrafen. Da flatterten ſie, leicht

wie Oreaden, vor uns her durch die Windungen des Thals davon. Erſt auf dem Abhange des Hügels, den ſie hinaufflohn, erreichten wir ſie.

Auf ſeinem Gipfel ſtand eine Hütte, und vor ihr eine Stadt von Bienenſtöcken. Wir ſchlichen uns vorſichtig um die Hütte herum, und bewunderten lange die raſtloſe Emſigkeit, mit der die kleinen Vögelchen zu den Aeſten der blühenden Linden empor, und wieder zu ihrer Wohnung zurück ſummten. Ihr Eigenthümer bemerkte uns; und mit der redlichen Gaſtfreundlichkeit des Dörfers bracht' er uns in einer reinlichen Schale Waben zum Geſchenk, die er erſt am vorigen Abende geſeidelt hatte. Frohlockend nahmen die Mädchen das ſchöne Geſchenk in Empfang; aber eine Biene, angezogen vom Honig-Geruche, verfolgte uns. Zornig

ſummte ſie lange um uns her: plötzlich haftete ſie auf Henriettens Buſentuch, und krümmte eifrig den Leib, den doppelten Flor zu durchſtechen. Henriette ſtieß ein Geſchrei aus. Sie riß in Angſt das Tuch vom Nakken, und ſchleuderte es weit von ſich. Wir alle ſahen den ſchönen Hals, die weißen Schultern entblößt. Die Mädchen erröthe-ten; eiferſüchtig aber erröthete auch Linden-hayn. Er warf ſeinen Kranz um den blen-denden Hals, ehe er hinſprang, das Tuch von dem erzürnten Inſekte zu ſäubern.

„O, laß ſie leben!" rief Wilhelmine. Lindenhayn ſchlug das Tuch aus einander, und die undankbare Biene flog ihrer Retterin in das Haar. Auf Wilhelminens ängſtli-ches Geſchrei nahm Rohrbach ſie aus den Locken: ſie ſtach ihn in die Hand. „Armer Mann!" ſagte das Mädchen gerührt. Sie

ſelbſt zog den Stachel aus der Wunde, hauchte die geſtochene Stelle an, und, ſo heimlich ſie es auch that, bemerkten wir doch alle, daß zwey niedliche Finger die Hand drückten, die Wilhelmine mit friſcher Erde rieb. Der Glückliche!

Kaum hatten wir das leckere Mahl in unſre Laube geborgen, ſo ſchwamm ein breiter Kahn hinter dem Hügel hervor. Grünende Birkenäſte bogen ſich über ihm zu einem Schirmdache zuſammen, und zwey Burſche lenkten ihn herbey. Wir ſtiegen hinein. Erlau ergriff das Steuer, und ich die Ruder. Wie ſelig war ich! So oft ich mich im Rudern vorwärts beugte, näherten ſich meine Lippen Roſaliens Knieen, und ſie that, als bemerke ſie nicht, daß ich zuweilen einen leichten Kuß auf ſie wagte.

Wir fuhren das Flüßchen hinan. Es

bildet an einem Orte eine Inſel, und in ihrer Mitte ein rund umſchattetes Becken. Welch ein Badeplatz! fliſterte Henriette Theonen in's Ohr. Der Boden iſt ſicher, ſagte Lindenhayn. Wir ſetzten die Mädchen auf der Inſel ab, und ruderten hundert Schritte weiter, in eine andere buſchige Krümmung des Fluſſes. Noch ehe wir in's Waſſer ſprangen, hörten wir ſchon die Mädchen plätſchern und lachen. Wir riefen ihnen zu; unſerer Ehrfurcht gewiß, antworteten ſie. Im Vertrauen: jeder von uns erröthete vor Bildern der Phantaſie, die er nicht zu geſtehen wagte. Erſt als die Mädchen uns riefen, ſtießen wir ab zu ihnen. Wie reizend waren ſie in ihren zerſtörten Gewändern!

Langſam trugen die kleinen Wellen den Kahn zurück. Wir ließen die Ruder ruhen,

und jeder ſchmiegte ſich zu ſeiner Schönen in den Schatten. Wir erzählten abwechſelnd, und die Mädchen ſangen, indeß der Bach uns wiegte.

Rohrbach nahm ſeine Laute, die den ſinnigen Dichter faſt nie verläßt. Er that einige wilde, ſchwärmeriſche Griffe, und begann:

Wohin ich blicke, ſeh' ich dich! Dein Bildniß lacht
Aus jeder Wolke mit Aurorens Pracht.
Es ſchwebt vor mir das Blüthenthal entlang;
Es winkt im Hayn von jeder Raſenbank.

Dein Seufzen fächelt in der Frühlingsluft,
Dein Athem labt mich in der Roſe Duft!

Und wenn ich ſchlummre, rauſchet mich
der Bach
Aus einem Traum von dir, mit deinem
Namen wach! —

Er hatte, indem er es melodiſch ſprach, ſeinen zärtlichen Blick faſt nicht von Wilhelminen verwendet; und das reizende Mädchen, roth wie der anbrechende Morgen, wagte es zwar nicht, die langen Wimper aufzuſchlagen: doch Mißvergnügen verrieth ihre ſchöne Verlegenheit nicht.

Hoch und brennend ſtand die Sonne im Mittage, als wir bey unſern Lauben landeten. Wir eilten mit dem Mahl, um nach dem ermüdenden Bade zur Sieſte zu kommen.

Ein Paar Stunden waren wir ſchon über den Mittag hinaus, und wir ſchlum-

merten noch: da flogen uns einige Handvoll Blumen gerad' ins Geſicht. Wir ſprangen auf: ihr Lachen verrieth uns die loſen Mädchen bald im nahen Erlengebüſche.

Wilhelmine ſchlug vor, im Walde Beeren zu leſen. Sie ging an Rohrbachs Arm vorauf. Bey jedem ablenkenden Fußpfade verſchwand eins der folgenden Paare hinter ihr, und als ſie an einer Stelle, wo urväterliche Buchen ſich in einem Halbcirkel zu einander hinüber lehnten, ihren Geſpielen ihre Freude darüber mittheilen wollte, bemerkte ſie mit bangem Erröthen, daß ſie mit Rohrbach allein war. — Ihr Nymphen des Waldes zu Buchenthal! Sahet ihr je vier ſo glückliche Paare in eurem Schatten gelagert?

Wie ſchnell floſſen uns die ſeligen Stunden hin! Die Abenddämmerung würde uns

hier überraſcht haben, wenn uns nicht ein dichter Sturzregen und ein weitrollendes Gewitter verſcheuchet hätte. Wir flohen nach Hauſe, und fanden uns in der Stube des Pachters zuſammen, indeß der Regen ſchon niedergoß. Neckend unterſuchten wir das Gefundene. Alle Hüte waren leer; nur Henriette hatte einige halbreife Beeren beiſammen. Dafür ſah ſie verſtört aus, und ihre Heiterkeit hatte ſich in ernſtes Sinnen verwandelt. Auf Rohrbachs Geſicht glänzte verklärende Freude. Im erſten einſamen Augenblick entdeckt' er Lindenhayn, er habe das holde Mädchen um Liebe gefleht: — ſie habe gewähret.

Eben rollten unſre Wagen in den Hof. Zufrieden, aber nicht geſättigt von dem genoſſenen Glücke, kehrten wir in die Stadt zurück. Der Himmel hatte ſich wieder auf-

gehellt; jeder Baum, jeder Strauch duftete Wohlgeruch, und die Lerchen wirbelten der ſinkenden Sonne ihr Lebewohl zu.

Wir hatten einen glücklichen Tag verlebt: aber der folgende Monat gab uns einen noch glücklichern. — Als er in dieſem Sommer wiedergekehrt war, fuhren wir noch einmal nach Buchenthal hinaus, ihn zu begehen: doch keine geliebten Mädchen begleiteten uns mehr. Jede war eine zärtliche Gattin geworden. Auch ward nicht wieder im Mondenſcheine getanzt; es hätte ihren Säuglingen ſchaden können. —

Wir errichteten den Waldgöttern und der Freude einen Raſenaltar; wir pflanzten vier Roſenſtöcke hinauf, und gelobten uns Hand in Hand ewige Freundſchaft, und lange, lange Liebe.

Skitzen

aus

meinem Erinnerungsbuche

von

G. Merkel.

Neue Ausgabe.

Sapere aude!

Riga und Dorpat 1824
bei Johann Friedrich Meinshausen.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HALLE (SAALE)

1951 K 1289

Vorrede.

Diese Skizzen sollen weder für Memoiren, noch für eine Selbstbiographie gelten. Sie sollen in einer Reihe leicht, aber mit höchster Wahrheitsliebe hingeworfener Zeichnungen und Urtheile, einen Beitrag zur Kenntniſs meines Zeitalters, vorzüglich, aber nicht allein, in literarischer Hinsicht geben, so weit ich es durch eigne Anschauung kennen lernte.

Ob dies Buch meinen Zeitgenossen gefallen wird, weiſs ich nicht; aber ich hoffe, daſs es für manche künftige Generation einige Wichtigkeit haben könne. Welchen Werth würden wir darauf legen, wenn wir über das Blüthenalter irgend einer alten oder neuern Literatur besäſsen, was ich hier zu leisten wünschte!

Diese Hinsicht auf die Zukunft machte mir manches zur Pflicht, was in einem für die Gegenwart berechneten Werke fehlerhaft wäre. Ich muſste in meine Schilderungen eine Menge kleiner Züge aufnehmen, die jezt müſsig scheinen, aus denen künftige Leser aber vielleicht mehr schlieſsen und errathen können, als ich sel-

ber ahne; ich mußte überall von mir selbst mitsprechen, um treu und ungezwungen den Standpunkt anzugeben, von dem aus ich beobachtete; ich mußte mich endlich zuweilen bei meinen Freunden über manche zartère Rücksicht wegsetzen, die mir sonst heilig gewesen wäre. Hoffentlich wird dies durch die strenge Gerechtigkeit gut gemacht, mit der ich dagegen die etwanigen Vorzüge und Verdienste auch meiner Feinde anerkenne.

Vielleicht wär' es klug gewesen, dies Buch als Manuskript bis zu meinem Tode liegen zu lassen: aber ich halt' es einem rechtlichen Manne nicht ganz anständig, aus seinem Grabe hervor seinen Mitbegrabenen

eine gute oder böse Nachrede zu machen. Lebend will ich den Lebenden sagen, wie sie und ihre kürzlich verstorbenen Freunde mir erschienen. Irrte ich, was freilich sehr oft geschehen seyn kann, so mögen sie berichtigen. Ich werd' es benutzen, und mein Buch wird dabei gewinnen.

Merkel.

Erstes Buch.

Leipzig. Jena. Weimar.

Einleitung.

Nichts ist bedenklicher, als von sich selbst zu erzählen: das Publikum liest oder hört in der Regel ganz etwas anders, als man vorzutragen glaubt. Gleichwohl erfüllt jeder, der viel von andern spricht und Glauben fordert, nur eine unerlaßliche Pflicht, wenn er vor allen Dingen saget, wer er selber sey. — Nun denn!

Ich hatte noch nicht mein neunzehntes Jahr vollendet, und keine Universität besucht, als mich einer von den vorzüglichsten Gelehrten in Riga, zu einer Hofmeisterstelle auf dem Lande empfahl. Eine kurze Unterbrechung abgerechnet,

verbrachte ich seitdem sieben Jahre in der Einsamkeit mit, ich darf es sagen, angestrengtem Studium der Alten, der Englischen, Französischen und Italienischen Literatur; die Deutsche kannte und liebte ich am wenigsten.

Eine patriotische Idee ergriff und begeisterte mich. Ohne jemand zu Rathe zu ziehn, führte ich sie aus, brach, als ich fertig war, plötzlich meine Verbindungen ab, und ging nach Deutschland, um meine Schrift drucken zu lassen.

Es war ein schöner Maienmorgen im Jahr 1796, an dem ich vor Travemünde ans Land trat. Ich wandte mich um: da lag die Ostsee, von der eben aufgehenden Sonne geröthet, mit einer ihrer gröfsesten Breiten zwischen mir und meinem Vaterlande. Ich glaubte auf immer von ihm geschieden zu seyn, und unter den sechs und zwanzig Millionen Bewohnern des weiten Reiches, an dessen Ufer ich stand, wufste ich nich[illegible]en, der nur mein Daseyn kenne. [illegible] dieser, von manchem Nebenumstande geschäftten Be-

trachtung, fühlt' ich mich tief und ängstlich beklemmt. — In dem Augenblick schmetterte zehn Schritte von mir, auf dem Wipfel einer jungen Linde, ein Finke sein fröhliches Lied. Mit den wohlbekannten Tönen traten die Betrachtungen vor meine Seele, die ich so oft auf Spaziergängen in den Liefländischen Wäldern, über den Werth des Lebens und seiner Verhältnisse angestellt hatte. — Ich nickte dem Vogel lächelnd meinen Dank, und ging ruhig ins Wirthshaus, mir ein Frühstück und ein Fuhrwerk nach Lübeck zu bestellen.

Kennen meine Leser mich jezt? Die Psychologen unter Ihnen gewifs.

S e u m e.

Grafs, der Mahler und Dichter, hatte mir eine Adresse an eine alte Dame zu Leipzig mitgegeben, die viel Gutmüthigkeit mit Bildung des Geistes verband. Ich trug das Blättchen hin, fand sie krank, schickt'

es ihr hinein mit der Bezeichnung meiner Wohnung, und ging fort, um einen Spaziergang zu machen.

Als ich nach Hause kam, fand ich einen Fremden, der in meinem Vorzimmer mit starken Schritten auf- und abging: ein kleiner magrer Mann, in einem sehr bescheidnen Ueberrocke, mit einem Blicke, dessen Bestimmtheit zu der hellen Bläue seiner Augen nicht recht zu passen schien, einem buschigten Backenbart und schlichtem braunem Haar. Er brachte mir ein Compliment von der Professorin, mit der Bitte, den folgenden Mittag bei ihr zu essen. Ich versprach zu kommen, wenn es möglich sei. „Was, möglich!“ erwiederte der Fremde; „Sie müssen bestimmt zusagen, und auch kommen. Heut' ist sie wirklich krank, und zu morgen bittet sie Gesellschaft für Sie.“ Dieser Ton fiel mir an einem Bedienten auf, denn dafür hielt ich ihn. Nun gut, antwortete ich; ich werde gewifs die Ehre haben. Mit diesen Worten schlofs ich meine Thüre auf — Der Fremde gieng rasch

vor mir hinein, warf seine Panduren-Mütze auf den Tisch, und rief, indem er mir die Hand entgegen reichte: „So seyn Sie denn herzlich willkommen in Deutschland! — Ich bin Seume.“ Wir hatten uns während seines Aufenthalts in Liefland dem Namen nach kennen gelernt, aber nie gesehn. Mit lebhafter Freude umarmt' ich ihn.

Er hatte die Dame, die auch seine Freundin war, besucht; sie hatte ihm von dem erhaltenen Briefchen erzählt, und er war nun darauf bestanden, ihre Botschaft an mich zu übernehmen.

Unsre Bekanntschaft verwandelte sich bald in eine vertraute Freundschaft. Er machte in Leipzig meinen Cicerone. Anfangs zeigte er mir mit einem gewissen patriotischen Stolz, eine Menge ausgezeichneter Männer und merkwürdiger Dinge: aber ich fing bald an, ihn mit diesen grofsen Gelehrten, von denen es sich bei näherer Nachfrage ergab, dafs sie das Reich des Wissens mit keinem einzigen grofsen oder nur neuen Gedan

ken bereichert hatten, diesen talentvollen Köpfen, die so allerliebste Almanachsliederchen, Erzählungen und Mode-Romane geschrieben hatten, diesen Merkwürdigkeiten endlich zu necken, die ihren Ruhm irgend einer Anekdote aus der Jugend der Deutschen Literatur oder eines berühmten Schriftstellers verdankten. Er wurde böse und demonstrirte; aber bald lachte er mit. Der Maafsstab, nach dem ich würdigte, war im Grunde auch der seinige, sobald er sich besann. Er war aus den ältern, gleichsam abgeschlossenen Literaturen entlehnt, durch die ich mich gebildet hatte, und das Studium einer solchen ist von dem Anblick einer lebenden verschieden, wie ein Spaziergang durch den Wald im Winter, von einem im Sommer. Auf jenem erblickt man nur noch die grofsen dauernden Formen der Natur, denen der Wechsel der Jahreszeit nichts anhaben kann; auf diesem macht sich jedes Büschchen mit seinem leicht verwehten Blätterputz breit. Es ist wahr, der Anblick des Lebens, in welchem alles Kleine

und Grofse mit ganzer Kraft strebt, seine volle Persönlichkeit geltend zu machen, hat Reize, die jenen Uebersichten fehlen, wo, nach geendetem Wettkampf, alles Unbedeutende und Schwache verschwunden ist, und nur noch das Grofse, das Klassische, gleichsam in Unveränderlichkeit ruhend, dasteht. Ich, in der Einsamkeit gebildeter Avtodidakt, war indefs zu sehr an die leztern gewöhnt, um die Wahrheiten die sie mich gelehrt hatten, nicht jeden Augenblick geltend machen zu wollen. Vielleicht war das gewissermafsen ein Beruf zum Kunstrichter; aber es zog mir alle die Feindschaften zu, über die ich nur spät mich hinwegsetzen lernte. Selbst Männer, die aufrichtig meine Freunde waren, und die ich als Menschen liebte und hochschätzte, wurden heftig erbittert, wenn ich es gar nicht mehr vermeiden konnte, öffentlich über ihre schriftstellerischen Leistungen zu sprechen, und nun fast unwillkührlich den Maafsstab des Bleibenden oder Grofsen anlegte, nach dem sie tief unter

dem erschienen, was sie zu seyn glaubten. Die höchste Vorsicht im Ausdruck, half dabei selten oder nie.

Mit Seume verständigte ich mich bald, und unser gutes Vernehmen ist nie unterbrochen worden, selbst da nicht, als ich seinen „Spaziergang“ (in der Spenerschen Zeitung) nur kurz und tadelnd anzeigte, und mich gradezu weigerte, über seinen „Sommer“ ein Wort öffentlich zu sagen.

Als ich im Herbst 1796 nach Jena gegangen war, besuchte er mich schon vier Wochen nachher; in den folgenden Jahren machten wir gegenseitig zuweilen Reisen von zehn oder zwanzig Meilen, um ein Paar Tage mit einander zu leben, und der früheste meiner Freunde in Deutschland, war fast auch der lezte derselben, den ich sah. Er hatte mich im Oktober 1806 in Berlin besucht; zwei Tage vor der Schlacht bei Jena schieden wir nach einer langen, trüben Unterredung — auf immer. —

Seit Seume todt ist, gehört es unter

gewissen Schriftstellern zum guten Tone, mit Enthusiasmus von ihm zu sprechen. In eben der Stadt, in welcher man ihn am Jubelabend der Universität, zu deren ehrenwerthesten Mitgliedern er gehörte, einsam von den dunkeln Gassen zu den erleuchteten Sälen hinaufblicken liefs, wehklagten bald viele Schriftstellerstimmen laut über den Verlust ihres innigst geliebten Freundes. Sie bewiesen nur, dafs zu den Gewerben welche bei den Alten von Weibern geübt wurden, und bei uns in den Händen der Männer, oder vielmehr der Mannsleute sind, auch das Leichenbejammern für Geld gehört. Der Tod eines ausgezeichneten Mannes: welch' ein Stoff zu Almanachsartikelchen! Sie werden so trefflich honorirt!

Was ich über Semme sagen werde, wird nicht empfindsam und enthusiastisch klingen, aber es wird ein Urtheil, ein so gerechtes Urtheil seyn, als ich wünsche, dafs man einst an meinem Grabe mir sprechen möge.

Sein Charakter gehörte zu den rein-

sten, edelsten, festesten, die ich gekannt habe; aber er war zugleich derjenige, an dem mir der Unterschied zwischen Stärke und Kraft, das heifst, zwischen dem Vermögen zu widerstehn, und jenem zu wirken oder zu schaffen, am hellsten eingeleuchtet hat. Man kennt die sonderbaren Wechsel seines Lebens. Es ist nicht möglich, ihn aus allen seinen niederbeugenden Lagen und dann wieder aus sehr glänzenden, durchaus unverändert hervorgehen zu sehn, ohne seine Stärke zu bewundern. Aber bei den auffordernden Situationen, durch die er ging: wie kam es doch, dafs er sich nie eine bedeutende, selbstständige Rolle nahm, nie auch nur Eine grofse, oder historisch-wichtige That beging? Ihm fehlte Kraft. — Die Stärke des Geistes ist Vernunft und Gefühl: alle seine Schriften sind voll hellen Räsonnements und lebhaft ausgedrückter Empfindungen. Die Kraft des Geistes ist Verstand und Phantasie: nach grofsen, neuen Ansichten und Gedanken sucht man bei ihm vergebens, und ein Kunst-

werk hat er nie zu schaffen vermocht. Er hatte das Talent des glücklichen Ausdrucks: daher sind ihm, bei stürmisch aufgeregtem Gefühl, einige lyrische Gedichte gelungen, die in ihrer Art vortrefflich sind. Die bedeutendste seiner mit Vorbedacht abgefafsten Schriften, ist sein Spaziergang: aber ihr ganzer Werth besteht in der Treue, mit welcher er seine Eigenthümlichkeiten ausdrückt. Hätte Semme so viel Kraft als Stärke des Charakters besessen, er würde wahrscheinlich schon in Amerika gewaltig in den Gang der Begebenheiten eingegriffen, und die Britten es theuer haben bezahlen lassen, dafs sie ihn wider seinen Willen dahin transportirten. Wäre sein Verstand und seine Phantasie, seiner Vernunft und seinem Gefühle gleich gekommen, er wäre vielleicht einer der gröfsesten Schriftsteller oder Dichter seiner Nation geworden.

Wieland hat ihn einen wahren Cyniker im edelsten Sinn des Worts, genannt. Das ist eine Bestätigung meines Urtheils.

Der Triumph der Stoa war Widerstand, nicht Unternehmung. Merkwürdiger scheint es mir, dafs Seume sich heimlich in diesem Stücke sehr richtig beurtheilte. In einem unserer vertrautern Gespräche macht' ich ihm einst freundschaftliche, ziemlich lebhafte Vorwürfe darüber, dafs er in allen Verhältnissen seines Lebens immer und immer nur damit beschäftigt gewesen, seine moralische Individualität zu retten. Ich ging so weit zu behaupten, dafs es Gröfse sey, allenfalls selbst jene Individualität der Ausführung einer grofsen, wohlthätigen Idee zu opfern. Er stritt heftig; endlich aber schüttelte er mit jener sonderbaren Weise, die seine Freunde wohl alle an ihm gekannt haben, murrend den Kopf und rief: „Lassen Sie mich in Ruhe! Ich gehöre nun einmal zu den Menschen, die nur: Ich will nicht! sagen können.“ Dieses Gefühl selbst mag die Ursache gewesen seyn, warum er bei den Alltäglichkeiten des Lebens so gern und so oft: „Ich will!“ sagte, und dabei unerschütterlich

beharrte. Es war doch immer nur ein umgewandtes: Ich will nicht.

Sein Aeusseres war in der Regel bizarr und vernachlässigt: aber wer hierin cynische Ziererei sah, irrte eben so sehr, als wer es gänzlich für Zufall hielt. Er folgte seiner Laune und Bequemlichkeit, weil er wufste, dafs ihm das keinen Schaden that. Hunderte, die seinen Werth nicht begriffen, sahen in der Gröfse seines Backenbartes, in seiner Mütze und seinem barschen, kurz angebundnem Wesen, die Bürgschaft desselben.

— Legt man den Maafsstab der Kunst oder Wissenschaft an seine Gedichte und Schriften, so sind sie, ein Paar der erstern ausgenommen, sämtlich unter dem Mittelmäfsigen: aber viele sind reich an stark ausgedrückten Gedanken und Gefühlen.

Chr. F. Weisse.

Unter den achtungswerthen Gelehrten und Künstlern, die Leipzig damals besafs, zeichneten sich vorzüglich zwei durch glänzende Verdienste aus: der geistreiche Philosoph und Redner, Plattner, und der genialische Maler Oeser, dem Deutschland gewissermafsen seinen Winkelmann verdankt. Beide waren indefs unter den Leipzigern nicht in der Mode. Den ersten priesen fast nur die Studirenden mit Enthusiasmus, den leztern die jungen Maler; aber: „Haben Sie schon Weisse besucht?“ fragte mich jeder alte und jeder junge Bellettrist, und: „Haben Sie unsern Weisse noch nicht gesprochen?“ lispelte jede schöngeisterische Dame.

Die Wahrheit zu sagen, ich fühlte keinen lebhaften Drang, seine Bekanntschaft zu suchen. Was ich von ihm gelesen hatte, gefiel mir nicht sehr. Seinen Kinderfreund hielt ich, wie jede Schrift, in der man Kinder von Kindern

unterhält, für einen pädagogischen Fehlgrif; in seinen Trauerspielen schienen mir alle Leidenschaften an der Engbrüstigkeit zu leiden, und seine höchst manierlichen kritischen Erörterungen fand ich oberflächlich und matt. Indefs bat ich endlich Semme, mich zu ihm zu führen.

Ich fand einen alten, starkbeleibten Mann mit einem hübschen nichtssagendem Gesicht, in einer zierlich frisirten Perücke und einem, wo ich nicht irre, seidenem Schlafrock, aus dessen Aermeln lange, steife Manchetten hervorgingen. Er legte sogleich die Feder aus der starkzitternden Hand, und unterhielt mich mit einer förmlichen Freundlichkeit von — den vornehmen Bekannten, die er in meinem Vaterlande habe, und von den vielen jungen Männern, denen seine Empfehlung glänzende Carrieren eröffnete. Was das sagte, errieth ich leicht und lächelte.

Auf dem Rückwege konnt' ich mich nicht enthalten, gegen Semme zu äussern:

wie Weisse in seinem eleganten Schlafrock, mit den in Manchetten zitternden Händen dagesessen, habe er mir eine Personification, eine lebendige Titelvignette seiner sämtlichen Schriften geschienen. Halbböse erwiederte Seume: „Er ist aber doch ein sehr wackrer Mann!“ Diesen Charakter hört' ich ihm überall beilegen; nur sein alter Jugendfreund Engel schüttelte einmal den Kopf über ihn, und wollte ihn versteckt und hämisch gefunden haben. Bekanntlich war es eine ähnliche Bemerkung, die Lessing und Sulzer mit Weissen entzweite. Das ist indefs die Form, welche der Aerger in schwachen Charakteren, starken gegenüber, immer anzunehmen pflegt, und vorzüglich der brausende Engel mag seinen sanften Freund nicht selten geärgert haben.

Meine spätere, genauere Bekanntschaft mit der Literatur, hat mein früheres Urtheil über Weissen's Schriften nicht geändert, wohl aber meine Ansicht seiner Verdienste um das Aufblühen des bessern literarischen Geschmacks in Deutschland.

Sie sind in der That sehr grofs, obgleich von einer andern Art, als man gewöhnlich annimmt.

Er gehörte nicht zu den originellen kräftigen Köpfen, die sich eine eigne Bahn brechen, und ihr Zeitalter mit sich auf dieselbe fortreissen, aber er besafs hellen Verstand, Empfänglichkeit für das Schöne und Grofse, leichten Witz und das Talent wohlklingender Versification. Mit diesen Gaben hatte er das Glück, dafs seine Bildung in jene Zeit fiel, da eine Zahl ausgezeichneter Geister, die der bleibende Stolz ihrer Nation geworden sind, ihren Aufschwung nahmen. So bald er sie kennen lernte, verliefs er Gottsched, und schlofs sich ihnen an. Sie trugen ihn mit sich empor, und da er, was originellen Köpfen ihrer Natur nach zu fehlen pflegt, sehr grofsen Fleifs und nicht geringere Vielseitigkeit besafs, so pflanzte er die Wirkung, die sie auf ihn gethan hatten, weiter und glücklicher fort, als sie vermocht hätten.

Fast jedes Fach, in das Weisse sich

warf, wurde Mode: aber es würde schwer halten, unter seinen zahlreichen Dichtungen und Schriften eine einzige auszufinden, deren Idee ihm gehörte.

Lessings Hang zum Theater begeisterte, und Lessings richtiger Geschmack belehrte ihn. Wetteifernd setzte er jedem Trauer- oder Lustspiel seines Lehrers, bald ein Vierteldutzend entgegen. Es ist wahr, jene sind bleibend, und diese längst vergessen: aber als Zwischenstufen erhoben sie das Publikum dahin, jenen und Shakespeare, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nikolai und Mendelssohn fingen die erste vorzügliche kritische Schrift, die Bibliothek der schönen Wissenschaften an: als sie ermüdeten, übernahm Weisse dieselbe. — Gleim liefs seine Kriegslieder, wie sie gedichtet waren, einzeln drucken: noch ehe sie in eine Sammlung gebracht waren, erschien Weisse mit seinem Bändchen Amazonenlieder. Seine Operetten sind Nachbildungen Französischer; selbst die einfache Fabel nur von einer gehört

ihm, nämlich vom Aerndtekranz [1]). — Adelung gab eine Wochenschrift für Kinder heraus: als er sie schliefsen wollte, setzte Weisse sie durch seinen Kinderfreund fort, aber freilich mit viel gröfserm Glück, weil er mit gefälligerm Geiste schrieb [2]). Selbst sein Abcbuch hat Epoche gemacht, und selbst die Idee zu

---

[1]) Sie verdankten ihr erstes Glück den Hillerschen oder vielmehr Standfufsischen Melodien, und dem reizenden Spiel einer jungen, schönen Schauspielerin, der Demoiselle Steinbrecher, die man die Deutsche Favart nannte. Unter dem Namen Madame Hübler, starb diese geistvolle Künstlerin vor einigen Jahren, unbekannt und verlassen, zu Riga.

[2]) In Rücksicht des Kinderfreundes kam Weisse in eine der lustigsten Verlegenheiten, in die ein Schriftsteller gerathen kann. Er hatte den Spectator darin nachgeahmt, dafs er bestimmte Personen, bekanntlich eine Familie mit Kindern von dem Alter, wie er sich seine Leser dachte, aufstellte: aber da er die Schrift zehn Jahr fortsezte, so erwuchs ihm das junge Volk unter den Händen fast zu männlichen und mannbaren Jahren, und taugte nicht mehr zum Zweck der Schrift. Da er und sein Verleger gleichwohl die einträgliche Speculation nicht fallen lassen

diesem war nicht die seinige. Es war eine Buchhändlerspekulation, und Weisse selbst scheint die Wichtigkeit der vorge-

---

wollten, suchte er sich aus dieser komischen Verlegenheit durch einen, wo möglich, noch komischern Fehlgriff zu ziehen. Statt kurz und gut von jenem Erwachsen keine Notiz zu nehmen, oder eine andere Familie aufzustellen, oder eine andre Form zu wählen, nahm er an, sein Publikum bestehe immer aus denselben Personen, sei also mit seinen fingirten Kindern erwachsen, und glaubte so im ganzen Ernst, den „Kinderfreund" durch seinen „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes" fortzusetzen, in welchem jene Kinder als Jünglinge und Jungfrauen auftreten. Aber seine wirklich erwachsenen ersten Leser waren ins thätige Leben übergegangen, und konnten also nicht viel Interesse mehr an dieser zahmen Lektüre finden, und für das nachspriefsende eigentliche Publikum der Wochenschrift, taugte der Briefwechsel nicht. So geschah es denn, dafs der Kinderfreund immerfort für Kinder von zehn bis zwölf Jahren gekauft wurde und wird, der Briefwechsel aber sich längst unter der Zahl nichtssagender Romane würde verloren haben, wenn man ihn nicht etwa noch nähme, weil er zur Vollständigkeit des erstern zu gehören scheint.

sezten Abhandlung über das Lesenlehren, die mit Recht für die Wurzel aller der seitdem ersonnenen Methoden gilt, nicht eingesehen zu haben: sie wurde ihm anonym eingesandt, und er soll sich nicht einmal nach dem Verfasser erkundigt haben, der offenbar ein heller Kopf war.

Den höchsten Werth unter seinen Dichtungen, scheinen mir, in ihrer Art, die Amazonenlieder, unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten, seine Beiträge zu der Bibliothek der schönen Wissenschaften zu haben. Will man seine Verdienste zusammenfassen? Er war der wohlgesprächige Dolmetscher des bessern literarischen Geistes, der bei seinem Entstehen Mühe hatte, sich dem Volk verständlich zu machen.

Verschiedne Gestaltung der Deutschen Literatur.

Die Literatur einer Nation ist die in schriftstellerisches Wort gefafste Ideen- und Gedankenmasse derselben. In den todten Literaturen ist diese Masse abgeschlossen, keiner Vermehrung mehr fähig; in den lebenden treibt das Bedürfnifs der Nation ihre guten Köpfe unwiderstehlich an, diese Masse ohne Stillstand durch Forschungen, Prüfungen, Kunstschöpfungen zu erweitern, zu berichtigen, zu veredeln. Auf dieses Schauspiel, auf den Anblick jener lebendigen Thätigkeit hatte ich mich gefreut, als ich nach Deutschland ging. Das konnte mir keine andre Literatur — damals wenigstens — zeigen.

„Recht gut definirt!“ antwortete Seume; „auch haben Sie den richtigen Weg eingeschlagen, indem Sie grade hierher kamen. Denn, fügte er hinzu, wenn die Literatur eines Volks in seiner schriftstellerischen Gedankenmasse besteht, so

ist Leipzig das Hirn Deutschlands, in welchem diese Masse wohnt und von dem sie ausgeht.“

Für dieses halb im Scherz gesagte Wort, hat er mir oft gebüfst.

Ich hatte mich gleich nach meiner Ankunft in Leipzig als Studirender der Medizin, einschreiben lassen, und machte nun die Runde in den Hörsälen.

Als ich die meisten besucht hatte: Lieber Semme, sagte ich; das Hirn Deutschlands scheint mir in einigen Theilen am Schlagfluss zu leiden. Plattner reifst mich hin; bei Hebenstreit lern' ich in jeder Stunde etwas, wenn mich sein eintöniges Orgeln nicht einschläfert. Was die meisten übrigen Professoren betrifft, so dünkt mich das ungedruckte Buch, das sie ablesen, viel schlechter, als die gedruckten, aus denen sie es zusammenschrieben. In den Hörsälen schreitet die Literatur nicht fort.

„Das soll sie auch nicht! fuhr er auf. Die Universität ist eine freilich etwas alte Schule, in welcher junge Leute durch die Wissenschaften für die Wissenschaften gebildet

werden sollen. Verstehn Sie mich, junge Leute! Wer heißt sie so spät kommen? — Die Literatur selbst fortschreiten zu machen, hat die Universität keine Verpflichtung. Sie lehrt, was da ist.“

Diese Wahrheiten brauchen nur ausgesprochen zu werden, um einleuchtend zu seyn; aber Seume schien mir doch etwas betroffen, als ich ihn aufmerksam darauf machte, welche beträchtliche Verminderung das Hirn Deutschlands durch sie erlitt.

Die nächste Klasse, die ich jezt beobachtete, waren die Buchhändler. Ich lernte mehrere derselben kennen. Der hohe Ernst, mit dem sie, oft bei sehr sichtbarer Unwissenheit, über den Werth der Schriftsteller absprachen, den sie nach dem Absatz ihrer Werke bestimmten; die Mäcenaten-Miene, welche sie dabei gegen junge Gelehrte, oft auch gegen ältere, wenn sie arm waren, annahmen, und die Wichtigkeit, welche diese auf ihre Freundschaft

legten, überraschte mich anfangs, fing aber bald an, mich zu belustigen. Ich liefs einem von ihnen den Verlag meines mitgebrachten Manuskriptes vorschlagen. Er fragte Semme in höchster Vertraulichkeit: ob er wirklich glaube, dafs die Schrift Lärm machen werde? — und da dieser es für sehr wahrscheinlich erklärte, bot er einen Dukaten für den Bogen, also etwa drei und zwanzig für das ganze Buch.

Ich hätte mich bei dieser Schrift durch jedes Feilschen über das Honorar, wegzuwerfen geglaubt. Ich liefs sie ihm ohne Einwendung, und machte nur die Bedingungen: dafs sie zu einer bestimmten Zeit fertig seyn, dafs sie so sauber und correkt als möglich gedruckt werden müsse, und dafs nicht mehr als 500 Exemplare abgezogen würden. Er versprach es heilig. Sie erschien viel später als abgemacht worden, war so schlecht und fehlerhaft gedruckt, als mir selten ein Buch vorgekommen ist, und ich fand bald hohen Anlafs zu glauben, dafs er wenig-

stens die dreifache Zahl von Exemplaren gemacht habe.

Voll Zorn kam ich zu Semme. Das Hirn Deutschlands, rief ich ihm zu, verfährt sehr sonderbar bei der Gedanken-Production! Sehn Sie —

„Aber, erwiederte er mir, gehören denn die Buchhändler zur Literatur? So wenig, als die Bäcker zu den Landwirthen, ob sie sich gleich von Verarbeitung der Produkte derselben ernähren.“

Endlich kam die Messe. Von allen Seiten strömten Schriftsteller, auch sehr bekannte und hochachtungswerthe, herbei. Semme triumphirte. Aber was führte die Männer her? Der eine bot einen Plan aus; der andre wollte einen Contrakt völlig abschliefsen; der dritte ein schon verdientes Honorar, der vierte, ein Recensent, Verlegergeschenke in Empfang nehmen, u. s. w. Gestehn Sie, sagte ich zu Semme, gehört Leipzig zu dem Hirn der Deutschen Literatur, so ist es doch nur der Theil desselben, der gewisse physi-

sche Funktionen des Lebens besorgt, an die man bei der literarischen Thätigkeit grade nicht denken mufs, um diese zu ehren.

Meine Schrift war indefs erschienen, und der Wunsch des Verlegers, dafs sie Lärm machen möge, gieng in gröfsere Erfüllung, als er erwartet hatte. Die Buchhändler fingen an, mich zu Gaste zu bitten; die Leipziger Gedichtmacher legen ihre sentimentale Würde gegen mich ab, und mancher betrachtete mich so scierlich, wie ein Schoofshündchen einen Wolf; der aufmerksame Blick aber, mit welchem die alten Facultäts-Herren mich ansahen, sprach deutlich: „Ei, sieh doch!“ Weniger unterhaltend, als diese Bemerkungen, waren die Besuche oft von sehr interessanten Neugierigen, die ich erhielt. Betrachtete ich mich als angehenden Schriftsteller, so konnten diese Erscheinungen mich *ein wenig eitel machen;* aber sie contrastirten allzu lappisch mit dem Zwecke, für den ich eigentlich geschrieben hatte, als dafs sie nicht hinge-

reicht hätten, mir Leipzig zu verleiden, wenn ich es nicht ohnehin nöthig gefunden, einen Ort zu suchen, der mehr Hülfsmittel zum Studium der Medicin darböte, als Leipzig damals.

Ich reiste nach Jena, miethete mir ein Studenten-Stübchen und beschlofs, den Winter blos meiner gewählten Wissenschaft zu widmen. Die Bekanntschaft der berühmten Männer, die damals Jena Glanz verliehen, wollt' ich nicht suchen, als in so fern ich sie etwa beim Bezahlen eines Collegiums machen würde.

Loders gütige Aufmerksamkeit verschob meinen bizarren Plan ein wenig. Er, als Professor der Anatomie, war der erste, zu dem ich gehen mufste, und er ladete mich zu den Gesellschaften ein, die sich in seinem geschmackvoll-eleganten Hause versammelten. Hier fand ich zuweilen den gröfsten Theil des berühmten Gelehrten-Zirkels beisammen, der den hohen Ruf dieses Städtchens veranlafste, und in dem Loder selbst der Geistreichste, Gebildeteste und Liebenswürdigste war.

Auch Göthe und Humboldt sah ich bei ihm zuerst.

Der wissenschaftliche Ton in Jena hatte durchaus einen weit bestimmtern und lebendigern Charakter, als der in Leipzig. Die Wissenschaften waren das einzige Lebensgewerbe, das vorherrschte, und bei dem grofsen Eifer, mit dem jeder in seinem Fache etwas Ausgezeichnetes leisten wollte, und alles was im übrigen Deutschland darin geleistet wurde, in Anspruch nahm; vorzüglich aber bei dem hohen Ton der hier erscheinenden Literatur-Zeitung, vergafs ich fast, dafs auch hier nur eine Schule sei, und glaubte, den Mittelpunkt der Deutschen Literatur gefunden zu haben. Meine lächerliche Täuschung dauerte indefs nicht lange.

Der erste Umstand, der mich auf meinen Irrthum aufmerksam machte, war die völlige Abgeschiedenheit, in welcher Schiller hier lebte. Er hatte so gut als keinen Einfluſs auf die Universität, und sie keinen auf ihn: und doch hing ganz Deutschland bewundernd an ihm. Bald bemerkte

ich, dafs alle das literarische Treiben und Lärmen sich hier blofs mit Gegenständen beschäftigte, die Kleinigkeiten, kaum nennenswerthe Kleinigkeiten wurden, so bald man aus dem magischen Kreise der ernstern Gelehrsamkeit hinaustrat; und dafs diese nicht zur eigentlichen National-Literatur, dafs sie der allgemeinen des Zeitalters gehöre, war mir längst einleuchtend gewesen. „Das Oel dieser Studirlampe, sagte ich zu — — —, als er mir die Vorzüge Jena's pries, kann sich nicht mit dem Wein des Nationalgeistes vermischen, oder sie verderben sich gegenseitig.“ Er lachte, aber ärgerte sich doch, und berief sich auf die Literatur-Zeitung. Ich kannte diese noch nicht genug ihrem innern Wesen nach, sonst hätte sie gerade zum Belege für jenes Verderben dienen können. Ihr Geschäft war das Zusammenrütteln des Oels und des Weines, und sie hat gewirkt, — was nicht ausbleiben konnte.

Unstreitig ist es eine anziehende Idee, der Nation in einer alle Fächer der literari-

schen Leistungen umfassenden Schrift, ununterbrochen über alles Neue in denselben, belehrende Rechenschaft abzulegen: aber ist sie überhaupt ausführbar, so ist sie es nur, als eine Unternehmung des Staates. Selbst über merkantilische Rücksichten dabei erhaben, kann er die mit der Leitung Beauftragten auch darüber wegsetzen; bei wichtigen Werken Preise für die einsichtvollsten Beurtheilungen aufstellen; für jedes Fach die Redactoren aus den Besten desselben wählen, und wo einer von ihnen bei seinem officiellen Geschäft, das in ihn gesezte Zutrauen, durch Parteilichkeit täuscht, entsprechende Gerechtigkeit gewähren, ohne dafs sein Ansehn und die Geltung der Anstalt dadurch herabgesezt wird.

Die Jenaische Literatur-Zeitung war der Gedanke eines recht guten kaufmännischen Spekulanten, des Buchhändlers Bertuch zu Weimar: die ganze Anlage wurde also merkantilisch gemacht. Er verband sich zu der Ausführung mit einem sehr gelehrten Philologen, Schütz, der für einen

Mann von Geschmack galt, weil er Witz besafs. Für die Fächer der eigentlichen Gelehrsamkeit war das sehr gut: aber der Ton, der Ideengang und die Ansichten, die für diese vortrefflich sind, werden pedantisch und schädlich, so bald man sie auch bei der frei und lebendig sich fortbildenden Gegenwart als Gesetz anwenden will. (Hätten die Griechen, was Kunst und Wissenschaft bei ihnen hervorbrachten, nur nach dem Maafs schätzen wollen, als es den alten Werken ihrer Lehrer, der Egypter, ähnlich sah, sie wären eben nicht weit gekommen.) Man eröffnete das Blatt damit, dafs man das erhabne Werk eines Genie's, das alles im Grofsen und Ganzen sah, von dem schärfsten, alles streng zerlegenden Analytiker des Jahrhunderts, Herders Ideen von Kant zerreifsen liefs. Dieser im Grunde lächerliche Fehlgriff, den ich in Weimar dem persönlichen Grolle des Buchhändlers gegen Herder, zuschreiben hörte, machte anfangs grofsen Eindruck, bestrafte sich aber bald selbst, indem er zum voraus für alles, was dem Bereich der

philologischen Pedanterei entging, den Ton des philosophirenden Pedantismus angab, der sich vollends festsezte, als Reinhold über die „Kritik der reinen Vernunft“ Wunder schrie. Es hatten sich indefs eine grofse Anzahl ausgezeichneter Männer zur Unterstützung der Zeitung verbunden, und gaben ihrem Beginnen Glanz, ohne die innern Gebrechen ihrer Anlage heben zu können. In wenig Jahren wurden diese sichtbar, und die Literatur-Zeitung, so vortreffliche einzelne Beurtheilungen sie, damals wie jezt, von Zeit zu Zeit enthielt, traf das unvermeidliche Loos aller Privat-Unternehmungen dieser Gattung: sie artete im Ganzen zu einer Gevatterwirthschaft aus. Um ihren weiten Umfang zu erfüllen, und ihrem Versprechen der Allgemeinheit treu zu seyn, bedurfte sie Mitarbeiter in allen Gegenden, von allen Klassen der Schriftsteller, und durfte in ihrer Wahl nicht ekel seyn: aber wer einmal zu ihren Mitarbeitern gehörte, mufste ihr, um ihrer selbst willen, für einen ausgezeichneten Mann gelten, und

Recht haben, mochte er schreiben was er wollte: so entstanden in Deutschland eine Menge von literarischen Reputationen, die sich schlechterdings auf nichts gründeten, als auf geheime, fleifsige Mitarbeit an dieser Zeitung. Nicht genug, dafs auf diese Weise viel Schlechtes als vortrefflich ausgerufen wurde: die Mitarbeiter, so wie die Unternehmer und Mitredaktoren, hatten ihre Feinde, wozu vorzüglich diejenigen gehörten, durch die sie in ihrem gelehrten Fach verdunkelt wurden: da hat man den Grund, warum im Gegensatz viel Treffliches erst nach Jahren, oder gar nicht angezeigt, oder aufs ungerechteste verschrieen wurde. Was aber einmal in der Literatur-Zeitung gestanden hatte, mufste die Redaktion als richtig geltend machen. Das einträgliche Bestehen des Blattes hing von dem Glauben an seine Unfehlbarkeit ab.

Dies Joch der Kleinstädterei, des Pedantismus und des Kaufmanns-Geistes, mufste endlich einen Ausbruch veranlassen, der es wegwarf. Als ich nach Jena

kam, hatte dieser eben Statt gehabt. Göthe und Schiller hatten den Anblick der vielen Männchen, die neben ihnen zu grofsen Männern emporschwollen, nicht länger ertragen können, und in den Xenien dem Deutschen Publikum, neben vielen Ungerechtigkeiten, eine Menge bittrer Wahrheiten zugerufen. Der Literatur-Zeitung hatten sie eigentlich nicht schaden wollen, aber sie litt am meisten. Sehr viele von ihr gemachte Reputationen waren zertrümmert; das Publikum war zur schärfern Sichtung angeblicher literarischer Verdienste aufgereizt, und der Spott gegen die pedantischen Anmafsungen entfesselt worden.

Ich werde öfter auf die Xenien zurückkommen, und dann manche andre Seite und Folge derselben erwähnen müssen. Hier mag die Bemerkung hinreichen, dafs ich es ihnen vorzüglich verdanke, wenn ich die Literatur-Zeitung bald in ihrer wahren Gestalt erblickte.

Der Frühling kam, und ich zog nach Weimar, das damals im höchsten Prunk

seines literarischen Ruhmes stand. Ich fand — etwa vier Studirzimmer, in denen ein ausgezeichneter Mann, unter dem Schutz eines grofsgesinnten Fürsten, für die Nation arbeitete, ohne sich um das Städtchen, in welchem es geschah, mehr zu bekümmern, als die alltäglichen Lebens-Verhältnisse es forderten; ausserdem einige Buchmacher, die von einer Leipziger Messe zur andern eifrig fertig machten, was ihre Patrone bestellt hatten.

Aber, fragt' ich einst Herder, wo ist denn der Lebenspunkt der Deutschen Literatur? Wohin versammeln sich die talentvollen Köpfe aller Art, um sich gegenseitig zu bilden, Belohnung zu finden, wenn sie sich Verdienste erwarben, und ihres Ruhmes zu geniefsen? Wohin stralen die glücklichen Gedanken der Einzelnen in der Nation zusammen, um ihr als erwärmendes Licht, als heilverbreitende That zurückgegeben zu werden? Ich sehe nichts als Schulen, Fabriken und Messen.

Aber, antwortete er mit einem Seuf-

zer, wo ist denn die politische Hauptstadt von Deutschland? Wie wollen Sie, dafs die Literatur einen vereinenden Mittelpunkt habe, da es für die wichtigsten Angelegenheiten der Nation keinen giebt? Hätten wir Deutsche politischen Verstand, politische Energie: statt der funfzig Landstädte mit Hofhaltungen, hätten wir uns vor Jahrhunderten eine gemeinschaftliche Hauptstadt gewählt, oder mit gemeinsamer Anstrengung erbaut, die der Stolz und das Heil aller wäre. Jezt kann unsre reiche Literatur nichts seyn, als was unsre furchtbare National-Macht, unser unermefsliches National-Vermögen ist: — *disjecta membra!* Höchstens ein bunt zusammengeflickter Bettler-Mantel!

So sprach der grofse Herder im Jahr 1797. — Etwa anderthalb Jahr später kam ich nach Berlin, und nun erst erkannte ich ganz den Gehalt seines Urtheils.

Berlin war nicht die Hauptstadt Deutschlands, nicht einmal des nördlichen. Sechs und vierzig Jahr hatte Friedrich II. die

Deutsche Literatur hier, neben seiner Französischen Akademie, gleichsam nur mit Spott ertragen; in den zehn folgenden Jahren wurde sie von mystischen Heuchlern bedrängt, die bekanntlich selbst die Allgemeine Bibliothek zur Auswanderung zwangen, und der jezt regierende Monarch hatte noch nicht Zeit gehabt, etwas für sie zu thun. Berlin hatte vielleicht weniger grofse Gelehrte, als selbst Jena; keinen einzigen Schriftsteller, der die Vergleichung mit den drei Heroen Weimars aushalten konnte, und weniger buchhändlerisches Gewerbe, als das fünfmal kleinere Leipzig. Gleichwohl — wie unendlich verschieden war der Anblick, den die literarische Thätigkeit hier gewährte, von der Kleinstädterei Jena's, Weimars und Leipzigs! In Berlin waren 170,000 Menschen versammelt; es war der Punkt, auf den zehn Millionen alles bezogen, weil ihnen Licht und Heil, oder das Gegentheil, von ihm ausgehen konnte. Aus dem Leben schöpften hier Literatur und Kunst ihre Gegenstände, und wirkten

kräftig auf dasselbe zurück. Jeder Irrthum fand schnell Berichtigung, jede Berichtigung hatte nahe, heilsame Folgen; jeder glückliche Gedanke die Aussicht, zu einer nützlichen Einrichtung bethätigt zu werden. Denn die Bedürfnisse des verhältnifsmäfsig grofsen Staates forderten kräftiges Wirken, und er hatte Athem etwas zu unternehmen, Spielraum für seine ausgezeichneten Menschen. — Selbst alle Genüsse der Literatur oder Kunst, waren hier viel höher, als sonst irgendwo in Deutschland, durch die Wirkungen, die man sie auf Tausende von gebildeten Mitgeniefsenden machen sah. Mit einem Worte: hier waren der Gedanke und der Buchstabe lebendig, und je mehr sie es wurden, desto höher stieg der Einfluls Berlins auf das übrige Deutschland.

Was hätte der Erfolg seyn müssen, wenn Friedrich der Einzige, in dem Glanz seiner Thaten, mit der gewaltigen Kraft seines Genies, funfzig Jahre früher darauf hingewirkt hätte, seine Hauptstadt für den Geist aller nördlichen Deutschen zur

Hauptstadt zu machen! — Ist ein Thron der Sammelpunkt des Geistig-Grofsen eines Volkes, so fliefst endlich auch alles um ihn zusammen, was in andrer Rücksicht grofs heifst. —

— —

Göthe.

Wie gesagt: die Xenien wären so eben erschienen, als ich nach Jena kam. Die eigentliche Veranlassung dieser „Saat von zehntausend Pfeilen," durch die sie fast entschuldigt wird, war mir unbekannt: sie thaten also ungefähr dieselbe Wirkung auf mich, wie auf jedermann: sie ergezten und empörten mich. Eben hatt' ich das Büchelchen eines Tages mit Unwillen auf den Tisch geworfen, als ich eine Einladung von Loder erhielt, mit der Bemerkung, Göthe brächte den Abend bei ihm zu.

Bei meinem Eintritt in den Gesellschafts-Saal fand ich eine hohe, stattliche Gestalt, mit einem Gesicht voll ruhiger

Gröfse und — Stolz, an den Spiegeltisch in der hellsten Beleuchtung lehnen, und die meisten Professoren von Jena, alle im möglichsten Putz, bildeten einen ehrfurchtsvoll-lauschenden Zirkel um sie her.

Den ganzen Nachmittag war ich mit mir selbst uneins gewesen, ob das glänzendste Genie eines Dichters wohl hinreichen sollte, ihm ein solches Produkt desselben, wie die Xenien waren, verzeihen zu lassen? — und hier fand ich den Hauptverfasser derselben, wie er sich mit hohem Selbstgefühl huldigen liefs. Noch dazu waren unter den Ehrfurchtsvollen manche der Verhöhnten selbst. Diese Erscheinung machte einen höchst widerlichen Eindruck auf mich, der nie ganz verwischt worden ist.

Loder stellte mich Göthen vor. Nach ein Paar gewechselten Worten, zog ich mich in den Halbkreis, nach einigen Minuten aus demselben zurück, und suchte Göthen weder an diesem Abend, noch während der drei folgenden Jahre, von

denen ich den gröfsten Theil in seinem Wohnort zubrachte, jemals wieder nahe zu kommen. Das entgegengesezte Betragen wäre unstreitig klüger gewesen: aber die allgemeine Stimme in Weimar über ihn, hatte nichts, das mich dazu aufmuntern konnte.

Vorüber daran! Wie ein grofser Mann die Privat-Verhältnisse des Lebens nimmt, gehört, was auch die moralischen Klätscher sagen mögen, nur in so fern vor das Publikum, als es mit seinem öffentlichen Charakter zusammenfliefst. Darin aber vorzüglich besteht der Fluch der Celebrität, dafs sie, wie der Phosphor-Funken den Leuchtekäfer, ihren Besitzer selbst da beobachten läfst, wo auch die edelste Natur der Dunkelheit bedarf, und jeder Unbedeutende in ihrem Schutz sich gehen läfst.

Hat irgend ein Deutscher Schriftsteller das Recht, achtungsvolle Rücksicht in diesem Punkt zu fordern, so ist es Göthe. Es ist wahr, die Energie seines Geistes hat ihn nicht selten jene schonende Zartheit aus den Augen setzen lassen,

welche die ganze Liebenswürdigkeit so vieler Schwächlinge ausmacht: aber eben diese Energie war es auch, die mehr als einmal das literarische Deutschland aus einer Erschlaffung aufrifs, und so viele originelle Meisterwerke schuf, die ihr bleibender Stolz sind. Es ist ferner wahr, sein Spott ist bitter und schneidend, aber selbst wo er seinen Gegenstand bestimmt auszeichnet, wie in dem Rattenfänger, den Grazien und Musen in der Mark, und in den Xenien, trifft er doch immer nur den literarischen Thoren, ohne den Bürger oder Menschen in ihm zu verletzen. Man hat sehr niedrigen Charakteren um des Witzes willen Pasquille hingehn lassen und vergessen: wie ungerecht wär' es, einem Dichter wie Göthe, als unverzeihlich anzurechnen, dafs er manche wirklich Verirrte seines literarischen Zeitalters etwas unsanft zurecht wies.

Nicht alles was er schrieb, ist vortrefflich, und in manchem einzelnen Fache stehen andre über ihm; aber im Ganzen scheint Göthe mir durchaus das un-

fassendste und kräftigste Dichtergenie, das die Deutsche Nation hervorgebracht hat. Er ,empfing das Höchste, wodurch die Natur zum grofsen Dichter beruft: das Vermögen jeden Charakter, jedes Gefühl, jedes Verhältnifs mit vollem Leben vor seinen Geist zu stellen, und für alles, was er aussprechen wollte, den eigenthümlichsten Ton und Ausdruck ungesucht zu finden. Verstand, Phantasie und Witz sind die unerlafslichen Bedingungen dieses Vermögens, doch Tausende besitzen sie ohne dasselbe; der Geschmack aber ist nur eine Anlage, die durch Bildung des Geistes entwickelt wird. Noch war sie es nicht in sehr hohem Grade bei Göthe, als er schon Deutschland entzückte.

Er begann im achtzehnten Jahr mit seiner „Parodie auf Clodius Medon", die nur durch Witz glänzt. Ihr folgten „Lieder", sinnvolle Worte des Gefühls; und seine Beiträge „zur teutschen Baukunst", die den richtig würdigenden Verstand des Jünglings bewiesen: aber schon im zwan-

zigsten Jahre fing er die erste jener Schöpfungen an, die sein ganzes Genie entfalteten, Götz von Berlichingen. Als sie vier Jahr später erschien, fuhr ein elektrischer Schlag durch die Deutsche Literatur; noch gröfser aber war die Kraft, mit welcher der darauf erscheinende Roman, „die Leiden des jungen Werthers," alles ergrif. Beide sind im Aeussern unregelmäfsig, im Innern aber treu der obersten Regel der Kunst, dem Gesetz: lebendige Wahrheit so darzustellen, wie sie die höchste Wirkung zu thun vermag.

Wie viel richtiger in dieser Rücksicht das Genie des jungen Mannes, vielleicht ohne alles Räsonnement, sah, als die hellsten Denker seiner Zeit, Herder ausgenommen, beweist eine Seichtheit, die Lessing über jenen Roman sagte. Sie ist merkwürdig, wär' es auch nur, weil sie vielleicht die einzige ist, die dem einsichtsvollen Kunstrichter entschlüpfte. Er tadelt nehmlich [1]), dafs Göthe nicht we-

---

[1]) Wenn ich nicht irre, steht es im 27sten Bde

nigstens durch ein Paar Winke erklärt habe, wie Werthers Charakter zu seiner Ueberspanntheit gekommen sey, und wie ein andrer Jüngling von ähnlichen Anlagen sich vor ihr zu bewahren habe. „Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen und glauben, dafs der gut gewesen sey, der unsre Theilnahme so stark beschäftigt.“ — Dieser Tadel ist um nichts gehaltvoller, als wenn man die Nacktheit der Antiken verwerflich finden wollte, weil sie wollüstige Gefühle einflöfsen kann. Ein Künstler, der im Stande gewesen wäre, solche der Kunst fremde Rücksichten zu nehmen, hätte schwerlich „Werthers Leiden“ zu schreiben vermocht, und hätte Göthe sich solche Zuthaten einreden lassen, schwerlich hätte das Buch ein Hunderttheil seiner Wirkung gethan. So bald die Leser daran erinnert wurden, dafs der Held ein ta-

---

Seite 65 seiner sämmtlichen Schriften. Ich schreibe ohne Bibliothek.

delnswürdiger und kranker Mensch sey, konnte es fast nur noch ein pathologisches Interesse einflöfsen. Den Beweis wird man weiter unter finden.

Dafs Lessings Besorgnifs überschwenglich in Erfüllung ging, weifs man. Göthe büfste aber bald einen grofsen Theil jener Zaubermacht über das Publikum, die er im Götz und Werther übte, ein, und zwar durch sein Bestreben nach dem Klassischen. Das lag in der Natur der Sache. Die Menge wird nur durch die Schönheit der Einzelnheiten ergriffen; aber in dem Klassischen wird die Schönheit und Wirkung derselben, der Schönheit und Wirkung des Ganzen untergeordnet. Geringe Geisteskraft erliegt dem Gewicht dieser Regel, und liefert höchstens geschniegelte Sterblinge; das Genie schafft durch sie Unvergängliches, das die Gebildeten jedes Zeitalters entzückt, eben deshalb aber der Menge keines einzigen ganz ansprechend und verständlich ist.

Statt der bekannten Behauptung, das Genie sey über der Regel, möchte ich

daher den Satz aufstellen: nur das Genie solle es wagen, ihr genügen zu wollen. Bei geringern Kräften gebe man alles Gute was man hat, in der lebendigsten Weise deren man fähig ist. Es ist wahrlich auch nichts Geringes, seinem Zeitalter lebhaft gefallen zu haben.

Unter Göthen's dramatischen Dichtungen ist ohne Zweifel Iphigenia die am meisten klassische; zunächst möcht ich die Mitschuldigen, in ihrer Gattung, stellen; in weiterer Entfernung Tasso, die Geschwister und Clavijo. Egmont gehört eigentlich noch Göthen's früherer, freien Weise an, und von Faust werd' ich weiter unten sprechen.

Von der hinreifsendsten Schönheit scheinen mir Göthens kürzere Dichtungen, seine Lieder, Romanzen, Balladen und Elegieen. Hier flieſsen beide Weisen, die freiere und die klassische, mit reizender Leichtigkeit zusammen. Es sind lauter genialisch hingeworfene Einzelheiten, die für sich mit reinem Kunstgefühl ausgebildet wurden.

In der epischen Dichtung ist Göthe am wenigsten glücklich gewesen. Was mancher Kunstrichter auch sagen mag: „Herrmann und Dorothea“ ist ein Zwitter vom Epos und vom Idyll, der für das erste zu wenig Interesse der Handlung hat, und dem für das zweite, die freundliche, glückliche Ruhe fehlt, die den Leser in die Stimmung des Beschauens sezt. Trotz dem schönen Detail, bleibt daher der Gesammteindruck unbestimmt und schwach.

Was Wilhelm Meister betrifft: ungeachtet seiner herrlichen Charakterzeichnungen, seiner fesselnden Situationen, seiner bezaubernden Lieder, gesteh' ich es nicht zu begreifen, wie ein Dichter, der im 24sten Jahr „Werthers Leiden“ schrieb, als reifer Künstler ein so sonderbares, plan- und im Ganzen wirkungsloses Gemisch als ein Werk aufstellen konnte. — Von den „Wahlverwandtschaften“ hab' ich schon an einem andern Orte bemerkt, dafs dies Buch ein Gegenstück zu Göthen's frühestem Roman, dafs Ottilie ein

weiblicher Werther, wie die Baronin ein weiblicher Albert ist. Ich glaube hinzufügen zu können, dafs der Verfasser bei dieser neuen Bearbeitung des ältern Gegenstandes, Lessings oben angeführten Rath befolgt hat, und dafs sie vorzüglich deshalb mislungen ist. Das Entstehen der Ueberspannung der Helden wird uns möglichst breit psychologisch entwickelt, und wir erfahren oft, dafs Ottilie krank, dafs ihre Liebe tadelhaft sey. Wie das wirkt? — mag das Gefühl der Leser beantworten.

Mir scheint das Fehlerhafte in Göthens beiden spätern Romanen, die Folge einer unrichtigen Theorie dieser Dichtungsart zu seyn. Es ist als hielte er betrachtendes Räsonnement und psychologische Erörterung für nothwendige Bestandtheile und Zierden des Romans, da sie ihm doch nur sind, was der Monolog dem Drama ist, Nothbehelf für Sachen, die durchaus zum Verstehen des Ganzen gehören, und sich gleichwohl nicht in

der Form geben lassen, die der Gattung des Werkes eigenthümlich ist.

In bewundernswürdiger Gröfse steht Göthe dagegen wieder in der Satire da. Er hat sich, wie ihn der Genius leitete, der meisten Formen derselben bedient, und ist in jeder unübertrefflich, im Epigramme, wie im Spottliede und der Farce, und selbst im Lehrgedicht, denn zu dieser Höhe erheben sich manche Scenen seines Faust, des originellsten, vielleicht des genialischesten Produkts der Deutschen Literatur. Helle philosophische Ansicht verbindet sich hier mit den barockesten Gaukeleien des Witzes, die höchste Naturwahrheit im Komischen wie im Rührenden, mit den romantischen Gebilden einer fesellosen Phantasie. So entstand ein Ganzes, das ich nicht zu classificiren weifs, das ich aber nie ermüde zu bewundern.

Werther, Götz, Iphigenia und Faust sind unvergängliche Blüthen des Genies; giebt es indefs Maafse in der Unsterblichkeit, so traue ich Faust das längste zu,

nicht weil er das vollendeteste dieser Werke, sondern weil er das lebendigste ist.

Die neueste Schrift des unsterblichen Greises: „Dichtung und Wahrheit," gehört, nach dem ersten Bande zu urtheilen, nicht zu seinen Werken. Die freundliche Bekanntschaft indefs, in die man hier mit seiner moralischen Eigenthümlichkeit trit, und der Zauber seines Vortrages, macht sie für die Zeitgenossen in hohem Grade anziehend. Ob diese Vorzüge hinreichen werden, sie, trotz der Formlosigkeit des Ganzen und der Ueberladung mit allzu unwichtigen Dingen, lange zu erhalten? — Ob die Blumenkrone seines Geistes nicht selbst dadurch hier und dort an Geltung verlieren könne, dafs er uns Wurzel und Stengel derselben deutend zerlegt? — Auf jeden Fall ist es eine reizende Unterhaltung, die uns Göthe hier auf seine Kosten giebt.

Schiller.

Auch in Rücksicht auf Schiller ist eine Lücke in meinen Erinnerungen aus Deutschland, die mich jezt schmerzt. Als ich ihn, im Winter 1796, zum ersten Male besuchte, fand ich ihn von Kränklichkeit erschöpft und mislaunigt. Sein Gespräch war nicht wohlthuend, wenigstens für einen Fremden: ungeachtet seiner sehr gütigen Einladung ging ich also nicht eher wieder zu ihm, als da ich im Begriff war, Jena zu verlassen. Jezt fand ich ihn in seinem Garten, gesund und heiter. Sein geistvolles, wiewohl etwas krampfhaft gespanntes Gesicht, sein scharfes Auge, hatten viel einnehmend Ergreifendes, ohne schön zu seyn, und sein Benehmen war unbefangen und anspruchlos; aber die halbe Stunde, die ich diesmal bei ihm zubrachte, ist auch der ganze Genuſs, den mir seine persönliche Bekanntschaft gewährt hat. Die seltnen Besuche, die ich von Weimar aus in Jena machte, waren zu kurz, um sie zu etwas

anderm als zu Geschäften anzuwenden, und als Schiller im Jahr 1804 nach Berlin kam; hatte ihn meine Beurtheilung der Braut von Messina, wie seine Aeusserungen zeigten, zu sehr gegen mich verstimmt, als dafs ich ihn hätte suchen mögen. —

Ein herrliches Denkmaal der Seelengröfse, hat Göthe sich durch seine männlich-sorgfältige Freundschaft für Schiller gesezt. Sie erscheint doppelt ehrwürdig dadurch, dafs sie zu einer Zeit begann, da Schiller schon angefangen hatte, mit ihm zu wetteifern, und ungeschwächt fortdauerte, ja zu wachsen schien, als er ihn, wenigstens in der Schätzung und der Vorliebe des Publikums, überboten hatte.

Schiller bedurfte eines Freundes dieser Art, um sich zu der Höhe emporzuschwingen, auf der er endigte; nicht als Dichter bedurfte er ihn, aber als Mensch, bei den Kämpfen gegen sein äusseres Geschick und den Einfluss seiner langen Kränklichkeit. Seine Jugendlage war be-

kanntlich eine der ungünstigsten, die einen aufstrebenden Geist beengen kann. Er verbrachte die Jahre seiner Entwickelung in einer Art von militärischem Kloster, wo es hoch verpönt war, Beweise jener Talente zu geben, durch die er einst seine Nation bezaubern sollte. Mir hat das Unmoralische, das man seinen dort geschriebenen „Räubern“ so oft vorwarf, durchaus nur der verzweiflungsvolle Trotz seiner starken Seele gegen den tyrannischen Druck geschienen, unter dem er schmachtete. Endlich erhielt er die scheinbare Entschädigung für denselben, indem er als Regimentsarzt angestellt wurde: aber der Zwang wollte ihn noch nicht entlassen. Die Räuber wurden gedruckt; einige Graubündtner glaubten ihr Volk durch einen Einfall in diesem Stück, beleidigt; sie verklagten den Verfasser, und der Fürst desselben verbot ihm, jemals etwas drucken zu lassen. Schiller nahm nun seinen Abschied und warf sich aufs Gerathewohl in die Welt.

Ein Genie wie das seinige, läuft freilich bei einem solchen Entschlusse nicht Gefahr, unterzugehen: aber es trägt doch oft in dem Kampfe gegen das Schicksal unheilbare Wunden davon, und Schiller mufste diesen Kampf lange, vielleicht bis zu seinem Tode, fortsetzen. Schon genofs er seit Jahren die Bewunderung von ganz Deutschland, als immer noch sein einziges bestimmtes Einkommen eine Pension war, die er, nicht von einem Deutschen Fürsten, sondern von dem Dänischen Finanzminister, dem edeln Grafen von Schimmelmann, so geheim erhielt, dafs aufser mir[1]), vielleicht nicht vier Personen in Deutschland darum wufsten.

Täuscht mich mein Gefühl nicht, so sind die Spuren seines Ganges und seiner Jugendstimmung auch in seinen Dichtungen zu erkennen, in der sichtlichen An-

---

[1]) Ich erfuhr es in Kopenhagen zufällig, wo ich nicht irre, von der Gemahlin des Grafen. Jezt ist diese Erwähnung wohl kein Verrath.

strengung, die ihn seine Gröfse kostete. Er selbst beklagte sich in der Ankündigung seiner Rheinischen Thalia, er habe in den Räubern die Menschen (und die Natur) zwei Jahr früher zu schildern versucht, als er sie kennen gelernt. Als er sie endlich sah, begrif sein heller Verstand sie freilich bald sehr genau: aber wenn sein so lange gewaltsam verschlossenes Auge, wirklich das Farbenspiel der Naturbeleuchtung in seiner ganzen Lieblichkeit erkannte, warum denn sind alle seine kleinen und grofsen Dichtungen nur von dem magischen, bald blendenden, bald schauerlich düsterm Fackelglanz der Phantasie bestralt? Wenn sein Gehör, nach seinem Eintritt in die Natur, jemals leise Empfänglichkeit für die zarteren Stimmen derselben gewann: warum seufzt oder tobt denn in seinen Werken immer nur Ueberspannung der Leidenschaft? — Umsonst sieht man sich in allen seinen Werken nach jenen aus der Natur aufgegriffenen, durch ihre Wahrheit vergnügenden oder ruhrenden Zügen um, wel-

che der anziehendste Reiz anderer grofsen Dichter sind, und selbst manches Produkt eines kleinen, unvergefslich machen. Er weifs den Leser immer nur zu berauschen oder zu erschüttern. Wo er ruhigere Gefühle ausdrücken sollte, findet er nichts als Sentenzen und Gemälde zu geben. Freilich sind jene immer mit hoher poetischer Kraft ausgedrückt, und diese immer voll erhabner Schönheit: nur — das Rechte sind sie doch nicht. Läfst sich dieser Mangel aber durch irgend etwas ersetzen, so hat Schiller alles, wodurch es geschehen kann, in überschwenglichem Maafse.

Die vorherrschenden Kräfte Schillers waren Phantasie und Reflexionsvermögen. Jene erhob jeden Stoff, den er ergrif, zu idealischer Geltung; schuf ihm eine Welt, die nirgend existiren kann oder konnte, aber von gleichsam mehr als menschlichen Kräften bewegt, in überirdischer Schönheit glänzte. Dieses wiederum lehrte ihn, dieser Welt die Haltung und Einheit geben, welche in idealischen Gebilden an

die Stelle der psychologischen Wahrheit tritt, die, in strengem Sinne, in ihnen unmöglich ist.

Es ist jezt hergebracht, Schillers dramatische Laufbahn in drei oder vier Perioden zu theilen. Was die innere Beschaffenheit seiner dramatischen Werke betrift, seh' ich keinen Grund dazu. Alle, von den Räubern bis zur Jungfrau von Orleans und zur Braut von Messina, gehören zu Einer Gattung. In allen sind wenigstens die Hauptpersonen, die Leidenschaften und meistentheils die Motive idealisch. Nur Schillers Kunstgeschmack, seine Herrschaft über die Form, sein Reichthum an Kunstmitteln zeigte sich in jeder neuen Dichtung vollendeter und gröfser. Das einzige Stück, worin er von seiner bisherigen Weise abzuweichen scheint, ist sein letztes, Wilhelm Tell. Hier findet man in vielen Scenen Annäherung zur Natur, wohl aber mehr, weil der Stoff es forderte, als weil der Dichter eine neue Bahn einschlagen wollte. Nur da hat Schiller volle Naturwahrheit, wo er

sich zum Komischen herabläfst, zum Beispiel in der militärischen Posse „Wallensteins Lagèr.“ Ich glaube daher, wenn Schiller alt geworden wäre, so würde er sich bei gesunkener Kraft einmal den Spafs gemacht haben, die Deutschen Komiker in der Mode, sämmtlich von der Bühne zu jagen. Ein Paar Stücke von ihm, hätten hingereicht, jene dem Publikum zu verleiden.

Von Schillers lyrischen, erzählenden und lehrenden Gedichten gilt dasselbe, was ich von seinen Trauerspielen sagte. Sie enthalten Stürme der Leidenschaft, poetische Reflexionen und lebendige Gemälde, alles in vortrefflichen Versen. — Seine wenigen witzigen Gedichte haben in ihrer Art nur die von Göthe neben und über sich. Fast jeder Einfall ist zugleich ein poetischer Gedanke.

Einige der obengesagten Bemerkungen waren es was mich bewog, in meinen Briefen über die Literatur zu behaupten, Schillers eigentliches Fach sei die

epische Dichtung, nicht die dramatische. Damals spottete man darüber; späterhin hat es mancher der Spottenden als seinen eignen Gedanken nachgesagt. Wahr oder unwahr: wir haben Ursache uns zu freuen, dafs Schiller die dramatische wählte, und ihr treu blieb. Auch durch das vollendeteste ernsthafte Epos würde er schwerlich die Wirkung gethan haben, die das am wenigsten vortreffliche seiner Trauerspiele that.

Die an seine Götter glaubenden Griechen waren es, bei denen Homers Ilias im Munde des Volkes lebte: bei den spätern genofs sie nur die Bewunderung derer, die gebildeten Kunstgeschmack besafsen. Als Virgil sie in der Aeneis nachbildete: — Ich biete allen Philologen Trotz, mir durch eine einzige Stelle eines alten Schriftstellers zu beweisen, dafs sich das freigeisterische Römische Volk viel um seine schön erzählten Mährchen bekümmerte. Livia, glaub' ich, fiel bei dem läppischen obgleich fein gewandten Kompliment: *Tu Marcellus eris!* aus

grofsmütterlicher Zärtlichkeit in Ohnmacht, und die Kunstgenofsen bewunderten die Arbeit an dem Werk: das sind nicht die Erfolge, die einen grofsen Dichter, der für seine Nation dichten will, begeistern können. Als die Bewohner Italiens aber wieder einen herrschenden Wunderglauben hatten, und nun Tasso auftrat: wieder sang jeder Gondelruderer seine Stanzen, und jeder Vornehme wufste sie so gut auswendig als jener. Voltaire's echtes National-Epos dagegen hatte bei den Franzosen das Schicksal, das die Aeneide bei den Römern fand, und hätte Klopstock ahnen können, wie bald seine Nation sich mit kalter Bewunderung von ihr abwenden würde, ich glaube nicht, dafs er den Muth gehabt hätte, zwei Gesänge seiner Messiade zu dichten.

Ein aufgeklärtes Volk kann keine hohe Empfänglichkeit für eine andre Art des ernsten Epos haben, als für seine eigne, schön und lebendig vorgetragne Geschichte, in so fern es von ihrer Wahrheit überzeugt ist. Diese letzte Bedingung schliefst

natürlich alle Maschinerie, alle dichterische Fiktion, selbst alle sehr poetische Behandlung des Details aus, und verwandelt den Heldendichter in den Geschichtschreiber, — in jenen wahren, der nicht blofs treu erörtern und benachrichtigen, sondern künstlerisch wirken will. Wie viel Schiller als solcher hätte leisten können, beweist das was er geleistet hat: aber wir hätten einen grofsen Dichter weniger gehabt.

Seine beiden historischen Werke wurden, wie man weifs, mit hohem Enthusiasmus aufgenommen. Der Umstand, dafs sie in einer Zeit erschienen, in welcher der Unterschied zwischen Geschichtforschern und Geschichtschreibern noch nicht gehörig ins Licht gesezt war, und so viele sehr hochachtungswerthe Glieder der ersten Klasse, mit den Ansprüchen dastanden, zu der zweiten gerechnet zu werden, noch mehr aber die auffallende Sonderbarkeit der Manier, in welcher Johannes Müller seine Schweizergeschichte

schrieb, hat jezt den Schillerschen Werken einen Theil der hohen Auszeichnung entzogen, deren sie würdig sind, und anfangs genossen. Das Publikum ist in seinem Urtheil gleichsam ungewifs geworden, besonders durch die Menge der Nachahmer, welche die Müllersche Manier fand, die so leicht zu erreichen ist, indefs Schillers wahrhaft historischer Stil auf einer so mühsam zu erklimmenden Höhe stralt. Die Nachwelt pflegt sich in ihren Urtheilen über die Vorzeit, nicht durch die Parteien und vorübergehende Moden derselben irren zu lassen. Sie wird die Schillersche Geschichte der Niederlande, als den ersten gelungenen Versuch in der Deutschen Literatur, bei der Geschichtschreibung eben so sehr die lebendige Wirkung durch Schönheit, als die Belehrung durch Treue zu bezwecken, noch ungetheilt und innig bewundern, wenn alle die lächerlichen Versuche der zwecklosen Alterthümlichkeit im Vortrage, vergessen, und die historischen Materialiensammlungen unsrer Geschichtforscher,

zu wirklichen Geschichten umgearbeitet sind [1]).

„Der Geisterseher“ ist bekanntlich der einzige Roman, den Schiller schrieb; — wohl auch der einzige, den er schreiben

---

[1]) Lessing sagt irgendwo in seinen Literatur-Briefen: wahre Geschichtschreiber wären im Grunde nur diejenigen, die als Augenzeugen die Geschichte ihrer Zeit niederschrieben. Die Unhaltbarkeit dieses Satzes, durch den plötzlich alle Chronikenschreiber über Livius, Robertson, Gibbon u. s. w. gesezt würden, bedarf wohl keiner Widerlegung; besonders da es in vielen Rücksichten grade den Zeitgenossen fast unmöglich ist, die Wahrheit auszumitteln. Faſst man dagegen den Satz so, daſs der wahre Ton eines Geschichtschreibers der eines Augenzeugen sei, so enthält er eine sehr wichtige Kunstregel, ja fast die ganze Theorie der Geschichtschreibung. „Erzähle wie ein Augenzeuge,“ das heiſst, ohne die Forschungen und die Mühe, die dich die Ergründung deines Gegenstandes gekostet hat, zu verrathen, so anschaulich und lebendig, wie ein für die weiseste und gerechteste Partei handelnder Theilnehmer an jeder Begebenheit, seinen Bericht erstatten würde. So erzählten Thucydides und Xenophon, was sie selbst erlebten. Wer die Geschichte einer frühern Zeit vorträgt, hat den Vortheil,

konnte. Der Roman mufs in der Wirklichkeit spielen, und kannte Schiller diese auch, so war sie ihm doch ohne das Zauberlicht der Phantasie nicht anziehend genug zum Kunstwerk. Einer solchen Abgeschmacktheit, der Wirklichkeit Wunder-

---

dafs er seine Partei und seinen Standpunkt wählen, und viele Zeugnisse über eine und dieselbe Begebenheit vergleichen kann. In diesem Punkt haben wir, Dank sei es dem Fleifs unsrer Geschichtforscher, die Möglichkeit, die Alten zu übertreffen. Der Weg dazu, glaub' ich, ist über Gegenstände, in denen Manner wie Heeren, Schlötzer, Müller und Hegewisch selbst nicht weiter kommten, die Akten der Hauptsache nach für geschlossen anzusehen, und nun das was sie erforschten, als Künstler zu lebendigen, auf Wirkung berechneten Erzählungen zu verarbeiten. Lessing sezt, zur Rechtfertigung seines obenerwähnten Gedankens, hinzu: „was jemand über ein früheres Zeitalter erzähle, werde immer wieder von einem andern berichtigt, überboten und antiquirt.“ Freilich, bis endlich das Vortrefflichste geleistet ist, was geleistet werden kann. Dann hört das Ueberbieten und Antiquiren auf; und die Erreichung des Vortrefflichen durch Legung einer Mittelstufe möglich zu machen, ist auch Verdienst.

bares anzulügen, war er nicht fähig: es blieb also nichts übrig, als seinen Stoff ins Räthselhafte hinüber zu spielen, und das ist ihm, wie man weiſs, vortrefflich gelungen. Als Kunstwerk ist das Buch vollendet: es thut seine volle Wirkung, indem es den Leser in staunende Spannung sezt, und ist folglich so gut geschlossen, als Göthen's bekannte Gespensterromanze, die mitten im Verse mit den Worten abbricht: „Die wendet sich —“ Daſs jemand die Geschichte fortsezte, und die Räthsel zu lösen versuchte, beweist nur, daſs dieser jemand den Kunstcharakter des Buchs nicht begriff.

Schillers Erzählung „der Sonnenwirth, oder Verbrecher aus Verlust der bürgerlichen Ehre,“ geht wieder auf einer andern Weise, im Gebiet der Leidenschaft und der aussergewöhnlichen Schickung, neben dem Wirklichen oder auf dessen äusserster Gränze hin: aber ihr Romantisches ist von zu gräſslicher Art; ich möchte sie nicht zu den Schillerschen Kunstwerken rechnen.

Seine philosophischen Schriften sind der unbedeutendste Theil seines Nachlasses. Sie enthalten vortreffliche Gedanken, und Stellen die in Rücksicht des Stils eine wahrhaft klassische Vollendung haben: aber das philosophische Erörtern widersprach seinen Dichtertalenten. Selbst wo er von einem unbestreitbaren Satze ausgeht, gelangt er nicht zu entschiednen Resultaten. Seine bekannte Sonderung der Dichtungsarten in naive und sentimentale, ist zum Beispiel nicht viel besser, als wenn man sie in schwarze und weiſse theilen wollte.

Herder.

Zwei Treppen hoch, in einem sehr einfach möblirten Zimmer fand ich ihn: einen ziemlich langen Mann mit jener mäfsigen Körperfülle, welche das höhere Mannesalter zu geben pflegt, einer sehr geraden Haltung, einem geistreich-gedankenvollen Blick, und überhaupt einem Gesicht, in welchem edle Würde und der Ausdruck leisen Gefühls, jenen der Kraft überboten, ohne ihn zu verschleiern.

Er nahm mich sehr gütig auf, wie einen alten Bekannten; er sagte mir sogar einige Verbindlichkeiten über die Art, wie ich als Schriftsteller begonnen hatte. Allmälig bracht' er das Gespräch auf meine frühern Verhältnisse. Ich erzählte ihm ohngefähr dasselbe, was die Leser in der Einleitung fanden. Er hörte mich aufmerksam an; dann reichte er mir mit Herzlichkeit die Hand und sagte: „Nun weifs ich, wer Sie sind!“ In der That war es mir, als durchdränge mich sein Blick.

Er stellte mich seiner Frau vor, die

auch im Alter und bei dem Anstand der häuslichen Matrone, durch ihr Auge voll Verstand und Feuer imponirte. Sie war in jeder Rücksicht des grofsen Mannes werth, dem sie angehörte.

Herders Haus ward mir bald die gröfseste Annehmlichkeit, die mich in Weimar fesselte, die mich immer wieder dahin zurückführte, wenn ich mich auf einige Monate entfernt hatte, und mich die kleine Stadt fast als meine Heimath betrachten liefs. Nie trat ich aus diesem Hause, mocht' es nach einer einsam mit Herder in seiner Studirstube verbrachten Stunde, mocht' es nach einem im Zirkel seiner Familie verlebten Abend seyn, ohne eine gewisse feierliche Stimmung und ohne eine Menge neuer, grofser Ideen von ihm erhalten zu haben.

Soll ich den Menschen in ihm erörtern? Dergleichen Charakteristiken führen nie eine bestimmte Idee vor die Seele des Lesers. Ich will ein Paar Vorgänge aus jener Zeit erzählen. Wem es gege-

ben ist, einen hohen Geist zu verstehen, lernt aus solchen Bruchstücken mehr, als aus den gründlichsten psychologischen Entwickelungen.

Einige Monate, nachdem ich ihn kennen gelernt, liefs er mich eines Tages zú sich bitten. Mit lebhafter Freude theilt' er mir einen Brief mit, in welchem er den Auftrag erhalten hatte, mich im Namen des Dänischen Finanzministers, Graf Schimmelmann, nach Kopenhagen einzuladen.

Wir gingen zu seiner Frau hinunter. Sie sagte mir Glückwünsche, sprach von der glänzenden Carriere, die ich machen würde. Herder ging lächelnd auf und nieder; endlich brach er lachend aus: „Der eine Carriere machen! Der! Sieh' ihn doch an! Auf seiner Stirne steht deutlich das Gegentheil von der Devise des Prinzen von Wales: Ich diene nicht! Er wird eine interessante Erfahrung machen, die grofse Welt in der Nähe sehn: das ist's alles.“

Die Herderin hoffte Gutes von mir

und gab mir, obgleich mit grofser Feinheit, fast mütterliche Ermahnungen. Herder hörte wieder einige Zeit zu: „Lafs ihn gehen! sagte er endlich unzufrieden. Er bleibt nun einmal so, und das ist recht gut.“

Diese Aeusserung war eigentlich nicht sowohl ein Beweis seiner Zufriedenheit mit mir, als der Ausdruck seiner allgemeinen Achtung für Individualität überhaupt. Ich habe ihn einst einen jungen Mann, der ihn bei jedem Anlafs mit voller Hingebung in seine Autorität um Rath fragte, dringend auffordern gehört, lieber seinen eigenen Ansichten zu folgen. „Jeder Mensch, sagte Herder zu ihm, hat seinen eigenen Schritt für das Leben; wenn er den geht, so kommt er leicht und mit Sicherheit aus der Stelle. Wer immer fremden Rath sucht, bemüht sich den Schritt eines andern einzulernen, arbeitet sich ab und stolpert jeden Augenblick. Ich würde in Ihrer Lage das und das thun: aber ich rathe Ihnen nicht dazu.“ — Als im Jahr 1799 der berühmte David Friedländer zu Berlin, Teller in ei-

nem gedruckten Sendschreiben öffentlich aufgefordert hatte, seine Meinung über den moralischen Werth der Judentaufe zu sagen, bat er mich, auch Herdern zu bewegen, dafs Er darüber etwas schreiben möge. Herder antwortete mir: Ich möchte Friedländer für das übersandte Exemplar des Sendschreibens danken, und wenn ich eine höfliche Wendung dazu fände, hinzufügen, er wisse keine andre Antwort, als den Zuruf Voltairen's: *Puisque Vous êtes juif, soyés-le donc!*

— Noch eine kleine Scene, die etwa ein Jahr später vorfiel, als die oben erzählte.

An einem schönen Sommer-Nachmittage machte er mit seiner Familie eine Spazierfahrt auf den Ettersberg, zu der ich, der ich längst aus Kopenhagen zurückgekehrt war, auch eingeladen wurde. Am Rande des Waldes hielt der Wagen. Es wurde das Theegeräthe ausgepackt; wir selbst lasen schnell trocknes Holz zusammen; die Herdern und ihre liebenswürdige Tochter ordneten das Service im

Grase, indefs der Bediente in einer Niederung Feuer anmachte und das Kochen des Wassers besorgte. In einer halben Stunde zündeten Herder und ich froh unsre Pfeifen an, und wir safsen auf Steinen oder im Grase um die Serviette her.

Herder genofs der schönen Aussicht mit Innigkeit; wir fanden alle, dafs sie reizend war, aber vor seiner Seele stand sie unter einer andern Beleuchtung, als vor der unsrigen. Wir sahen eine schöne Gegend, er — einen wichtigen Theil des Schauplatzes der Reformation. Er fing an, uns bald von diesem Städtchen, bald von jenem Dorf etwas Wichtiges aus jenem Zeitalter zu erzählen; an dieses knüpfte sich, ohne dafs der einfache Gesprächston einen Augenblick unterbrochen wurde, eine lebendigere und philosophischere Charakteristik des Deutschen Volkes im 15ten und 16ten Jahrhundert, als wohl jemals eine geschrieben wurde. Plötzlich unterbrach er sich selbst mit dem Ausruf: „Ach, da waren wir Geist-

lichen in Deutschland auch noch etwas, als man uns in Ehren Pfaf nannte. (*Pastores Fideles Animarum Fidelium.*) Wir sprachen zu einem gesunden, kräftigem Volk, und unser Wort wurde lebendige That, war selbst eine That. Jezt — pflegen wir sorgsam und kunstvoll die gebrechlichen Blüthen einer Pflanze, der die Politik die Herzwurzel weggenagt hat!“ Er stand auf, und ging langsam in den Wald. Als ich ihm nach einigen Minuten folgte, hörte ich ihn die Weise eines alten Volksliedes summen.

Jene Worte sind, dünkt mich, der erschöpfendste Commentar zu einer oft erzählten und gemisdeuteten Anekdote. Als Herder nämlich an einem Feiertage predigen sollte, und das Glockengeläut hörte, rief er aus: „Wer doch im Mittelalter lebte! —

Herders Gedankengang bei unsrer Bergfahrt ist gewissermaafsen ein Bild seines ganzen literarischen Lebens. Sein Blick faſste jeden Gegenstand nicht nur hell und richtig auf, sondern sah auch zugleich Ver-

hältnisse und Beziehungen desselben, welche weniger vortreffliche Köpfe oft nicht ahneten, nachdem sie sich ein ganzes Lebensalter mit ihm beschäftigt hatten. Er besafs jene oberste Geistesgabe, mit der man sich in den Besitz fast eines jeden Talentes sezt, so bald man will, einen hoch genialischen Verstand, der nur in seiner Aeusserung durch Phantasie und zu reizbares Gefühl zuweilen getrübt wurde. Welches Fach er daher vorübergehend wählen mochte: er machte wichtige Entdeckungen darin, erweiterte, veredelte, gestaltete es um; aber er sah zugleich die Gränzen desselben: es genügte ihm nicht. Er ging zu einem neuen über, in dem er bald eben so grofse Entdekkungen und Umgestaltungen bewirkte, und aus dem er eben so bald weiter ging. Das ganze Gebiet des Wissens war seine Heimath; er durchwandelte es unermüdet, ohne sich in irgend einem Bezirk desselben niederzulassen.

War Herder Theolog? Er hat der Theologie in Deutschland einen höhern,

edlern Aufschwung gegeben, zuerst die poetischen Bücher der Bibel aus dem richtigen Gesichtspunkt ansehen gelehrt u. s. w.: aber so lang' es noch Dogmatiker und Exegeten giebt, werden sie nicht aufhören, über viele seiner kühnen Ideen den Kopf zu schütteln.

War er Philosoph? Die Grundideen seines Werkes zur Geschichte der Menschheit, sind von einer erhabenern Wahrheit, als alles was Kant jemals gelehrt hat: aber in allen seinen Werken sieht man sich vielleicht vergeblich nach einer erschöpfenden Erklärung, einer strengrichtigen Schlufsfolge um. In der Beurtheilung des grofsen Herderschen Werkes hatte Kant im Ganzen unbedingt Unrecht, in jedem einzelnen Punkte vielleicht Recht. Als ich dagegen Herders Streitschriften gegen Kant las, glaubte ich einen Igel mit einem Rosenzweige schlagen zu sehen: die Blume zerflog, und die Dornen drangen nicht durch.

War Herder Dichter? Mit flammender Begeisterung hat er einen unermefs-

lichen Reichthum philosophischer Gedanken und zarter Gefühle in Bilder gefafst, die fast nirgend ganz passend sind und in Verse, die in der Regel wenig Wohlklang haben. Das Feilen war ihm zu geringfügig, daher hat er ausser dem fast nur zufällig entstandenen und gelungenem Cid, fast nichts hinterlassen, das durch seine Form fortdauern könnte.

War er Redner? Sein Vortrag ist immer lebendig und ergreifend, aber auch die gelungenste seiner rednerischen Arbeiten ist ein weites Gewölk mit zerfliessenden Umrissen, — aus dem tausend Engelköpfe hervortauchen.

Ich könnte eine lange Reihe solcher Fragen thun, und müfste immer eine ähnliche Antwort hinzufügen.

W a s war Herder denn? — Mit mehr Phantasie und Kunsttalent als beide besafsen, der dritte Mann zu Baco und Leibnitz. Man finde der Klasse einen Namen.

— Wenige Stunden vor seinem Tode fafste er ängstlich den Arm seines ältesten

Sohnes und flehte ihn an, ihm eine, nur Eine grofse und neue Idee zu sagen! Es war das Gebet eines Erstickenden um noch Einen Athemzug. Grofse Ideen waren das Lebens-Element seines Geistes. Sie erhielten ihn hoch aufrecht unter dem Druck oft sehr beklemmender Lebensverhältnisse, und gelang es einem Feinde, ihn zur Leidenschaft zu reizen, so stellten sie bald wieder die erhabne Reinheit seines Charakters her.

Schelling.

Seit ich das Wesen, oder vielmehr Unwesen der Methaphysik ein wenig näher kennen lernte, hat mir dieses immer das Merkwürdigste von ihr geschienen, dafs Männer von Verstand sich in vollem Ernst und Eifer mit ihr beschäftigen konnten, wie mit einem Lebensberufe. Adepten der Art besafsen wenigstens nie etwas Anziehendes für mich: so hatte ich denn Fichten's Bekanntschaft in Jena nicht gesucht, und war Schelling öfter geflissentlich aus dem Wege gegangen. Mein Schicksal wollte indefs, dafs ich mit beiden obgleich nur vorübergehend in Berührung kommen sollte; mit dem erstern späterhin in Berlin, mit dem letztern schon in Jena.

Die Herdern liefs mich einst zu einer ungewöhnlichen Tagesstunde bitten, ich solle sie besuchen. Sie führte mich, so bald ich kam, in ihr Kabinet, und theilte mir eine Besorgnifs mit, die ihr Thränen

in die Augen brachte. Fichte war, wahrscheinlich auf den Antrieb von Feinden, die ihm eine frühere nicht metaphysische Schrift gemacht hatte, beschuldigt worden, seine Wissenschaftslehre predige den Atheismus, und in Folge dessen, hatte man ihm untersagt, ferner in Jena Vorlesungen zu halten. Aus Freundschaft für ihn hatte Schelling, der damals auch in Jena lebte, erklärt, er wolle einen Beweis drucken lassen, dafs man den Vorsteher der gesammten Landesgeistlichkeit, Herder, wegen seiner Schrift: „Gott! Einige Gespräche über das System des Spinoza," eher des Atheismus beschuldigen könne, als Fichte. Die Sache war nicht unwahrscheinlich, da Herder seinen Widerwillen gegen die Metaphysiker oft sehr laut geäussert hatte. Welch ein gefährlicher Skandal, wenn Schelling es wirklich that, der General-Superintendent und Vice-Präsident des Ober-Consistoriums sich gegen die Anschuldigung des Atheismus vertheidigen mufste! Noch dazu wär' es ihm, schon weil ruhiges Polemisiren nicht zu

seinem Charakter paſste, wahrscheinlich nicht leicht gewesen.

Helfen Sie! sagte die Herdern; helfen Sie, wenn Sie können!

Ich!! Der Gedanke schien mir anfangs sehr sonderbar; nach einigem Nachdenken versprach ich indeſs, ihr am andern Tage um dieselbe Stunde Auskunft zu bringen.

Ohne Zeit zu verlieren, lieſs ich einen Wagen kommen, und fuhr nach Jena. Am andern Morgen frühe ging ich zu Schelling. Ich fand einen jungen Mann von mittler Gröſse und sehr gedrungnem Körperbau, mit einem nicht unangenehmen, starkknochigtem Gesicht, dessen Auge mit groſser Bestimmtheit unter einer hochgewölbten Stirne, wie mir es damals schien, hervordrohte.

Nach den ersten Bekanntschafts-Complimenten, brachte ich das Gespräch auf Fichte, dem man, sagte ich, so fern das Zeitalter es erlaube, Galilei's, Vanini's und

Wolf's glorreiches Märtyrerthum bereite. Schelling ging mit Wohlgefallen auf diese Ansicht der Sache ein. Ich deutete ihm die eigentlichen Urheber des Verfahrens an; er hatte auf dieselben gerathen. Ich versicherte ihn, Herder sei an dem ganzen Vorgange durchaus nicht schuld. „Er habe auch wahrlich Ursache, meinte Schelling, sich auf so etwas nicht einzulassen.“ Nun fragt' ich ihn gradezu, ob er gleichwohl die Absicht hege, Herdern unschuldig in diese verhafste Sache zu verwickeln? Seine Antwort war unbestimmt. Ich schilderte ihm die nachtheiligen Folgen, die es für Herdern haben müsse; dafs es ihm sein Alter verbittern, ihn in die widerlichsten Verdriefslichkeiten, vielleicht ins Grab stürzen würde, ohne, darauf legte ich das gröfste Gewicht, ohne Fichten einigen Vortheil zu bringen. Ich stellte die Sache so, dafs sie als das erschien, was sie gewesen wäre, als eine nutzlose Bosheit.

Schelling versicherte mich, dafs er nie im Ernst daran gedacht habe, jenen Ent-

wurf auszuführen, und gab mir Wort und Hand darauf, dafs es nicht geschehen werde.

Froh kehrte ich in das Gasthaus zurück, wo ich meinen Wagen schon wieder angespannt fand. Eine Stunde früher, als ich der Herdern versprochen, bracht' ich ihr eine Antwort, die ich nicht so bestimmt zu erhalten gehofft hatte. Sie stand schon wartend am Fenster. Die Freude der ehrwürdigen Frau war mir ein hoher Genufs. Vergebens suchte sie den Ausdruck derselben zu mildern. Mit Herder selbst hab' ich über den Vorgang nie ein Wort gesprochen, aber die erhöhte Herzlichkeit seines Betragens zeigte mir, dafs er ihn kannte.

Ueber Schelling's literarischen Gang und seine Naturphilosophie weifs ich den Lesern nichts zu sagen: sie sind mir fremd geblieben. Ich glaube indefs, die Rechtlichkeit, mit welcher er seinen gut ersonnenen Plan aufgab, so bald er auf die allzu nachtheiligen Fol-

gen desselben für — einen Gegner aufmerksam gemacht wurde, und die Biederkeit, mit der er sein Wort erfüllte, ist so ehrenvoll, als die scharfsinnigste Hypothese. Ich halte ihn für einen sehr wackern, edeln Mann. Das ist ein Lob, das grade nicht jedem berühmten Schriftsteller ertheilt werden kann.

Jean Paul.

Dafs ich mein näheres Studium der Deutschen Literatur nicht mit den Romanen-Dichtern in der Mode, angefangen, brauch' ich wohl kaum zu bemerken: als mir daher, bei einem Besuche in Leipzig, ein Bekannter auf der Gasse sagte, er gehe eben zu Jean Paul, und mich dringend aufforderte, ihn zu begleiten, so wufste ich in der That nicht, wer das sei. Ich ging indefs mit, und — habe mich in meinem Leben nicht beim ersten Blick so unangenehm zurückgestofsen gefühlt, als von diesem damaligen Lieblingsschriftsteller. Ich übergehe seine Gestalt, und will nur bemerken, dafs ich in seinem Wesen den Ausdruck krampfhafter Spannung und ungeheurer Ansprüche zu lesen glaubte. Sie sezten mich in Verlegenheit. Ich hätte meinen ersten Besuch doch wohl mit einigen Komplimenten einleiten und motiviren sollen, und ich hatte kein Blatt seiner Schriften gelesen. Er schien meinem Stillschwei-

gen darüber eine feindliche Deutung zu geben, und glaubte sich vielleicht um so mehr dazu berechtigt, da man, wie ich erst nach einem Jahr erfuhr, in meinem kleinen, kurz vorher erschienenen Halb-Roman, „Rückkehr ins Vaterland,“ eine Annäherung an seine Manier entdecken wollen. So entstand die erste Misstimmung zwischen uns, sogleich bei der ersten Bekanntschaft. Noch an demselben Tage liefs ich mir eine seiner Schriften geben, ich weifs nicht mehr welche: aber ich konnte sie nicht durchlesen. Ich habe es nie mit einer seiner gröfsern Schriften zu thun vermogt, den ersten Theil des Titan abgerechnet, den ich lesen mufste, weil ich ihn beurtheilen wollte. Die ungeheure Form- und Geschmacklosigkeit derselben schien mir durch ihren Reichthum an glänzenden, witzigen, oft grofsen Gedanken, nur noch greller zu werden.

Wieland sagte einst, als er eine Schrift von Jean Paul las: da kommt Einer, mit Einem Flügel von Shakespeare. Der ehrwürdige Dichtergreis hat die seltne Gabe,

in seinen Bonmots immer eine tiefgeschöpfte Wahrheit zu sagen. Jener Einfall ist eine so vollständige Charakteristik, dafs ich ihr nichts beizufügen weifs. Ueberall in Jean Pauls Schriften hab' ich gefunden, dafs sein Geist nicht zum ruhigen Gange, sondern zum Fluge geschaffen ist; weil er aber nur Einen Flügel auszustrecken hat, wird jeder versuchte Aufschwung, ein schiefer Sprung. Fehlt ihm der zweite Flügel ganz? Ich glaube, nein! Er war nur ein wenig schwach, und Jean Paul hat sich ihn in den kleinen Fränkischen Landstädten, in denen er nicht nur seine Bildungsjahre, sondern auch die kräftigsten seines Mannesalters verbrachte, vollends lahm gelegen; der Papierdrache aber der allgemeinen Belesenheit, den er sich statt dessen anheftete, thut ihm keine Dienste.

Richter zog im Jahr 1799 nach Weimar. Hier trafen wir oft bei Herder zusammen, der seinen Umgang als eine Erheiterung liebte, gern mit ihm, und eben so oft über ihn lachte.

Die drei Romandichter.

Jean Paul und ich konnten eigentlich niemals Freunde seyn, aber wir lebten doch einen Sommer hindurch in Weimar auf ziemlich verträglichem Fufs. Wir machten sogar einst eine kleine Reise zusammen, nach Gotha. Unterwegs stieg er oft aus, schlenderte einige Minuten hinter dem Wagen her, und kam dann wieder herein. Die Neugier bewog mich endlich, hinaus zu sehen, was er mache? Er hatte ein Blatt Papier in der Hand und kritzelte im Gehen mit dem Bleistift darauf. Als er sich wieder zu mir gesezt hatte, wollt' ich ihn fragen, was er denn schreibe? — aber er kam mir zuvor, und erkundigte sich, ob er etwas, das ich vorhin erzählt, richtig gehört habe; zog dann sein Papier heraus, und verbesserte. Er hatte sich den Inhalt unsers Gesprächs notirt. — Einige Tage später besuchte ich ihn. Ich fand ihn, einen Katechismus in der Hand, an einem Schreibepult mit Fächern; in jedem lagen eine Menge Blättchen mit

Notizen aus Büchern. Er sagte mir, er läse alles, alles was ihm in die Hände fiele, und noch sei ihm keine Schrift vorgekommen, in der er nicht Stoff zu einer Vergleichung gefunden. Bekanntlich bestehen seine Romane fast nur aus Vergleichungen. — Unter den Notizenblättchen sah ich auch das von der Reise. Er kam mir vor, wie ein einsames liebesieches Canarienweibchen, das täglich zu Neste trägt, aber kein lebensfähiges Ei zu legen vermag: das Hähnchen fehlt, das Kunsttalent. Ich sagte ihm, wo nicht dieses, doch etwas Aehnliches. Diesen Gedanken notirte er nicht; aber er hat ihn mir nie vergessen.

— Auf einer Reise, die mich durch Halle führte, besuchte ich Lafontaine. Der erste Blick auf ihn, nahm mich ein. Es ist nicht leicht, offene, empfängliche Gutmüthigkeit unverkennbarer darzustellen, als sein Blick und sein ganzes Wesen sie ausdrückten; seine ungeheure Corpulenz widersprach ihnen eben nicht. Wir geriethen bald in einen vertrautern

Ton. Ich bezeugte ihm meine Verwunderung, über seine Fruchtbarkeit. „Das Schreiben, sagte er, macht mir keine Mühe. Den Plan zu einem Romane ersinn' ich in einer Viertelstunde; und wenn ich mich ans Pult setze, sind ein Paar Druck-Bogen geschrieben, ehe ich aufstehen mag.“ — Aber die Feile? — Nach einigem Stocken gestand er mir, dafs er selten zu überlesen pflege, was er geschrieben. Er verlasse sich wegen der Richtigkeit auf seinen Freund Sander in Berlin. In der That gehört diesem das Verdienst des reinen Stils, vielleicht sogar oft des Zusammenhanges mancher Lafontainischen Romane. — Ich machte ihm mein Compliment über die Zartheit und Tiefe des Gefühls in vielen seiner Schriften; seine Frau versicherte mich lächelnd, er weine selbst oft herzlich beim Schreiben. Ein Schalk erzählte mir später: Sie habe ihren Gatten einmal, da sie ihn in Thränen gefunden, mitleidig um die Ursache derselben gefragt. Er schildert ihr die rührende Lage, in welche er so eben

seine liebenden Helden versezt hat. Auch sie wird erweicht, auch sie bricht in Thränen aus und fleht ihn an: Gieb sie ihm doch! Ach, antwortet er schluchzend, das geht nicht an! Ich bin ja noch beim ersten Bande. — Es ist leichter, über die Reizbarkeit dieses wirklich genialischen Kopfes zu spotten, als mit ihm zu wetteifern.

— Der literarische Unfug, der mich bewog, meine „Briefe über Literatur" zu schreiben, und die Streitigkeiten, in welche diese nun mich selbst verwickelten, machten mich im Winter 1800—1801 (in Berlin) so verstimmt, dafs ich zuweilen in drei Tagen keinen Menschen sah, als die Boten des Buchhändlers und Buchdruckers, die mir neue Bücher und Correcturen brachten. Sobald indefs der Abend kam, warf ich die Feder weg, und eilte zu Engel, obgleich der Weg fast eine halbe Stunde betrug. Unsere Unterhaltung fing gewöhnlich damit an, dafs er mich mit meiner verdrieflichen Miene aufzog; bald hatte er mich in seine Jovialität hineinge-

rissen, und viele Abende haben wir ganz allein, von fünf Uhr bis zwölf, fröhlich verplaudert. Einst kam das Gespräch auf die Proben eines Romans, die er in Schillers Horen mitgetheilt. Schiller hatte diese Proben mit grofser Achtung aufgenommen, aber ihm doch einige Bemerkungen darüber, nach seiner Kunst-Ansicht gemacht. Engel, der ihn als Kritiker zu übersehen glaubte und wirklich übersah, hatte die Correspondenz sogleich abgebrochen, und voll Aerger auch den Roman nicht fortgesetzt. Ich bezeugte ihm mein Bedauern darüber: Nun, sagte er, fertig ist er im Kopfe; ich brauche ihn nur hinzuschreiben! und nun entwickelte er mir nicht nur den Plan, sondern sagte mir auch im Feuer ganze Capitel in den gewählten Ausdrücken her, in welchen sie das Publikum nachmals gelesen hat. Er hatte diesen Roman vor mehr als zwanzig Jahren im Kopfe entworfen, hatte die Haupttheile desselben bis ins Kleinste eben so ausgearbeitet, und ihn nur nicht hinschreiben mögen. Ich drang in ihn, es

zu thun; er entschlofs sich endlich dazu und, ich sag' es mit einigem Stolz, das Publikum verdankt den „Lorenz Starck" gewissermaafsen mir.

Eines Abends fand ich Engel sehr übelgelaunt. Er hatte vom Morgen an, einen Ausdruck gesucht, und ihn nicht gefunden. Er fragte mich, und hätte beinahe einen Zank darüber angefangen, dafs ich ihn auch nicht wufste. Indem trat David Friedländer in's Zimmer. Wie nennt ihr Kaufleute, rief Engel ihm entgegen, das Stück Zeug, das aus dem Ballen heraushängt, um zu zeigen, was drin ist? „Das Schau-Ende", antwortete Friedländer. — „Das ist's! Hätt' ich mich nicht geschämt, Ihnen heute früh darüber ein Billet zu schreiben, so wären ein Paar Kapitel vom Stark mehr fertig geworden." Ich erzählte ihm lachend, wie Lafontaine seine Romane schreibe. „Ja, antwortete er; der Mann hat weder Kritik noch Geschmack, aber Genie. Ich habe nur Kritik und einiges Talent" Hätte er statt „einiges Talent," glänzende Talente gesagt, so

äre seine Aeusserung das richtigste Urheil gewesen, das je über ihn gesprohen worden.

— Engels Starck, den er zwanzig Jahr mit sich herumtrug, und zu dem er jedes Wort sorgsam wählte, ist ein unvergängliches Meisterwerk: aber wer möchte auf die Bedingungen Romane schreiben? — Lafontainen's hingebrudelte Bücher interessiren immer lebhaft, — von einer Messe zur andern. — Jean Pauls vergleichender Witz berauschte eine Zeit lang einen Theil des Publikums, und kommt us der Mode.

Falk und Kotzebue.

Man hat mir zuweilen die Ehre erzeigt, mich zu den witzigen Köpfen zu rechnen. Grosen Dank dafür; aber ich hoffe, durch meine Schriftsteller-Thätigkeit wohl ein besseres Lob verdient zu haben, als dieses. Der Witz ist eine zweideutige Eigenschaft, die ihren Besitzer, je nachdem er Herr über sie ist, oder von ihr beherrscht wird, eben so wohl der öffentlichen Verachtung, als der ehrenvollsten Auszeichnung würdig zu machen vermag. Man kann ein sehr hochachtungswerther, selbst ein grosser Mann seyn, ohne einen Funken Witz zu haben; aber wer hat nicht witzige Köpfe gekannt, die dabei höchst unverständige, auch wohl gradezu verächtliche Menschen waren, und zwar grade durch ihren Witz, und durch den Werth, den sie darauf legten. Wer in Witz seinen Ruhm setzt, gewöhnt sich nur zu leicht daran, alles, auch das Ehrwürdigste und Wichtigste mit Leichtfertigkeit zu betrachten und zu behandeln,

und glaubt den gröfsesten Gegenstand übersehen und ergründet zu haben, wenn er ihm Stoff zu einem Bonmot abgewonnen hat.

Mit dieser allgemeinen Ansicht der witzigen Köpfe von Profession, trat ich in die Deutsche Schriftstellerwelt; und was ihre witzige Literatur selbst betrifft: — Ich wufste seit meinem zwanzigsten Jahre fast den ganzen Pope auswendig. Durch ihn an witzige Gedanken in tadellosen Formen, gewöhnt, fand ich in manchem, wodurch das grofse Publikum in gellendes Lachen gesezt wurde, nur einen seichten ungehobelten Spafs. — Man sieht, dafs ich gut vorbereitet war, mich nicht leicht bestechen zu lassen.

Falk hatte in jener Zeit durch seine Satyren eben grofses Aufsehen gemacht, noch mehr aber durch das ungemessene Lob, das Wieland ihnen ertheilte, der den Geist Juvenals siebenfach in ihnen erblickt zu haben versicherte. Mir schienen sie meistentheils eine gut gewählte und gut versificirte Blumenlese aus den

witzigen Dichtern des Alterthums und des Auslandes. Doch — auch Boileau und Pope entlehnten Manches: warum sollte man es einem Anfänger grade übel nehmen, viel erborgt zu haben? Der Gebrauch, den er von dem Entlehnten machte, wie das zugefügte Eigene, verrieth offenbar Talente. Daher, als ich in Halle erfuhr, daſs Falk in eben dem Hause, in welchem ich einen ältern Bekannten verfehlt hatte, wohne, ging ich mit Erwartungen zu ihm hinauf.

Ich fand einen jungen schönen Mann von groſser Lebhaftigkeit, der mir aber von seinem literarischen Glück ganz trunken schien. Er sprach in einem viel höhern Ton, mit sehr viel gröſserm Selbstgefühl, als Wieland, dem er seinen Ruf gröſstentheils verdankte. Im Lauf des Gesprächs theilte er mir seinen Lebensplan mit: er glaubte seinen Beruf ausgefunden zu haben; er wollte sich ausschlieſsend nicht sowohl der Literatur als der Satyre widmen, heirathen und nach Weimar ziehn, um dort seinem

Fach in einsamer Stille ganz zu leben. Mir war, als träumte ich. Ein junger rüstiger Mann ohne Vermögen, der es zu seinem ernsthaften Lebensgeschäfte machen wollte, beissende Scherze zu versificiren; der die Satyre wie ein bürgerliches Gewerbe betrachtete, auf das er heirathen könne, und der gleichwohl sich in eine halb ländliche Einsamkeit zurück ziehen, das heisst, so viel möglich allem Stoff, an dem er sein Talent üben könnte, aus dem Wege gehen wollte !!! Ich hatte keinen Begrif davon, wie sich so etwas in einem hellen Kopfe reimen könne.

Unsre Bekanntschaft war zu neu, als dafs ich ihn auf die Unhaltbarkeit dieses im Rausch der Eigenliebe entworfnen Plans aufmerksam machen durfte. Mit heimlichem Bedauern entfernte ich mich, und sezte am folgenden Tage meine Reise fort. Als ich fünf Monat später nach Weimar zurückkehrte, fand ich ihn schon dort mit seiner jungen Frau. Er hatte seinen Entwurf ausgeführt, ist ihm seither treu geblieben.

und darüber in literarischer Rücksicht zu Grunde gegangen.

Unstreitig ist in seinen ersten Satyren, vorzüglich in den „Gebeten“ und „heiligen Gräbern,“ so wie in den ersten seiner Taschenbücher, viel Witz und ein glänzendes Talent für Versification sichtbar. Er schrieb sie noch in Halle. Seit seiner Zurückgezogenheit wurden seine Arbeiten von Jahr zu Jahr matter, leerer an eignem Witz und überfüllter an entlehnten, allbekannten und noch dazu geschmacklos benutzten Einfällen. Er kam endlich ganz aus dem Ton, der das Publikum zu ergreifen vermag, verlor durch Gemeinheiten die Achtung desselben und wurde so gut als vergessen.

Er selbst fühlte zu spät, welchen Fehlgriff er gemacht hatte, und suchte den Verlust seines eigentlichen Faches, auf dem Gebiet der ernstern, wissenschaftlichen Literatur zu ersetzen. Doch dort stand er allein, hier im Gedränge, und seine Bemühungen, sich aus demselben durch Auszeichnung hervorzuheben, sind ihm bisher nicht geglückt. Seine „Abhandlungen über

oesie und — Kunst," sind ein Gemisch
inkel gedachter, oft wunderlicher Behaup-
ungen; sein dramatisches Lehrgedicht Pro-
ethetus ist ein planloses Gewirr versificir-
r wissenschaftlicher Notizen, in dem nur
ier und dort ein guter Einfall, eine glück-
che poetische Stelle glänzt, und sein neue-
es Werk, „Römisches Theater der Eng-
nder und Franzosen," eine Berechnung
ühsamer und unglücklicher Buchmache-
ei. Selten ist diese wohl mit flacheren
lotiven geübt worden als hier, wo drama-
sche Werke zweier Nationen dadurch zu
inem Ganzen von vielen Bänden zusam-
engereihet werden sollen, dafs ihre Fabel
us der Römischen Geschichte entlehnt
urde. Heifst das nicht Bäume nach der
arbe des Erdreichs classificiren, aus dem
ie erwachsen sind? —

Nicht ohne lehrreiche Resultate scheint
s mir, mit seinem Gange und Schicksal, das
ines andern ihm nahe verwandten Kopfes
u vergleichen.

Prüft man Falks erste Arbeiten neben
len früheren ähnlichen von Kotzebue,

so ist es unverkennbar, dafs Falk weniger aber gediegenern Witz besafs, und reineren, höhern Kunstsinn: gleichwohl ist er so bald veraltet, und Kotzebue hat sich eine lange Reihe von Jahren hindurch, trotz allen Anfeindungen tief Beleidigter, trotz den fast immer gegründeten Rügen der Kunstrichter, selbst trotz dem oft aufs lebhafteste erregten Unwillen [1]) des Publikums, bei dem gröfsesten Theil desselben als Lieblingsschriftsteller zu erhalten gewufst, und selbst dem kleinern, dem gebildeten Theile manches zufriedne Lächeln abgewonnen. Woher dieser Unterschied? Jener machte sich's auf seinen Lorbeern

---

[1]) Herr v. Kotzebue versichert im 5ten Bändchen „der jüngsten Kinder meiner Laune“: „er habe dem unseligen Hange zur Satyre — selten und wahrlich nie aus hämischen Absichten den Zügel schiessen lassen.“ Hämisch seyn heifst bekanntlich kränken oder schaden wollen; und eine Satyre ist eine Spottschrift, worin Thorheiten und Laster lächerlich gemacht werden, ohne Angrif auf bestimmte oder gar genannte Personen.

bequem, und der Andre, vom eignen Hange und durch die Begünstigung des Schicksals durch die mannigfaltigsten Lagen und Umgebungen geführt, übte überall sein Talent, charakteristische Eigenthümlichkeiten — wiewohl nur oberflächliche — zu ergreifen, als Dichter zu benutzen, und ermüdete nicht, nach jedem glücklichen Erfolge, nach einem neuen zu streben.

Seine Talente sind muntre Auffassung des Lächerlichen sowohl als des Rührenden, leichter treffender Ausdruck, leicht hingaukelnde Phantasie, und eben so leichter, wiewohl oft sehr seichter Witz. Sein Kunststudium scheint sich dagegen fast nur auf das einzuschränken, was durch Ueberraschung wirkt. — Als Produkte dieser Gaben, werden viele seiner Lustspiele noch lange immer ein Publikum finden, das sie ein- oder zweimal mit Vergnügen sieht, ohne sie zu bewundern. Jedes ist reich an glücklichen Zügen und guten Einfällen; wendet man aber den strengern Begrif eines Lustspiels auf sie an, so möchten doch wohl nur „die Kleinstädter" Werth genug haben, um diesen Na-

men zu verdienen. „Don Ranudo“ gehört bekanntlich nicht ihm, sondern Holberg.

Seine sentimentalen Dramen zählen zu einer Gattung, die an und für sich keinen hohen Gehalt erlaubt; dafs Stücke dieser Art aber auch ohne diesen eine allgemein angenehme Unterhaltung gewähren und vorübergehend ein grofses Glück machen können, hat vorzüglich „Menschenhafs und Reue“ bewiesen, das auch wohl das beste seyn mag, was der Verfasser in dieser Gattung geschrieben hat.

In seiner „Octavia“ hat ihn die Begierde Schiller zu erreichen, über sich selbst erhoben. Dies Trauerspiel scheint mir in vielfacher Rücksicht Kotzebue's höchstes dramatisches Werk: aber die Sphäre desselben war seinem Geiste zu wenig entsprechend, und forderte wahrscheinlich zu viel Anstrengung, als dafs er einen zweiten Versuch, so viel ich weifs, in derselben gemacht hätte.

Seine Erzählungen und Romane sind mit Leichtigkeit und Witz geschrieben; auf Kunstwerth haben sie wenig Anspruch.

Auch er, wie Falk, hat sich bei dem Ge-

fühl der Erschöpfung des Witzes, in ein ernstes, wissenschaftliches Fach, in das historische geworfen: aber die ernsten Wissenschaften fordern so gut wie die Werke des Witzes, die ganze Kraft des Jugend- und Mannesalters, wenn man in ihnen etwas Ausgezeichnetes leisten will. Für den Geschichtschreiber fehlt ihm Nerv, philosophischer Geist und Gelehrsamkeit; und die Hülfsmittel, durch die dieser Mangel ersezt werden soll, das Aufspüren wenig bekannter Nachrichten, Deklamation und Seltsamkeit der Schreibart, sind sehr unzulänglich.

Meine Bekanntschaft mit Kotzebue entstand auf eine durchaus unliterarische Weise. Bei einem kurzen Aufenthalte in Bremen, wurde ich in dem Hause seiner Schwester sehr gütig aufgenommen. Sie kam im folgenden Sommer nach Weimar und ladete mich dringend ein, sie bei einem Besuche, den sie ihrem Bruder in Jena machte, zu begleiten. Ich brachte dort einen recht angenehmen Tag zu, aber die Verschiedenheit zwischen Kotzebue's Charakter und dem meinigen war zu grofs, als dafs ein näherer

Umgang zwischen uns hätte entstehen können. Ich sah ihn erst wieder, als er auf einer Reise nach Rufsland durch Berlin ging, und dann, als er mir 1802 den Antrag machte, mit ihm den Freimüthigen herauszugeben. Selbst als dieses späterhin geschah, war doch zwischen uns als Menschen, so wenig Uebereinstimmung, dafs ich ihm in dieser Zeit einmal ganz offenherzig schrieb: „Ich bin nur mit dem Verstande Ihr Freund.“

Mit Falk lebte ich während meines Aufenthaltes in Weimar auf einem freundschaftlichen Fufs. Ich hatte sogar einmal bei Gelegenheit seiner Streitigkeit wegen des Berliner Krankenhauses, das Vergnügen, ihm einen nicht ganz unwichtigen literarischen Dienst zu leisten. Als er auf einen Abweg gerieth, erinnerte, warnte ich ihn, z. B. in dem 10ten meiner Briefe über Literatur, mit freundschaftlicher Wärme. Er antwortete mit versificirten Schimpfworten, — und wir waren geschieden.

Wieland.

Die freundlichsten Erinnerungen aus meinem Aufenthalt in Deutschland, beinah' aus meinem ganzen Leben, bieten mir die Sommer 1798 und 99 an. Die vorhergehenden Winter hatte ich in grofsen Städten zugebracht; und satt ihres Geräusches, war ich mit dem Frühlinge nach Weimar zurückgekehrt. Auch dort schien es mir noch zu städtisch: ich miethete mir eine Sommerwohnung in dem Dörfchen Tieffurt, wo die verwittwete Herzogin ihren Landsitz hatte. Der kleine, einfache, aber höchst reizende Park desselben war mein Lesekabinet. Hier studirte ich die Deutsche Literatur, gleichsam unter dem Schutz der humanen Fürstin, die so Manches zu ihrem Aufblühen beigetragen hat, und deren schönes Bild Wieland in seiner Olympia

der Nachwelt erhalten wird. Hier schrieb ich den gröfsesten Theil meiner „Vorzeit Liefslands," für die ich die Bibliotheken zu Kopenhagen und Dresden durchsucht hatte; hier meine „Briefe über Hamburg und Lübeck," nachdem ich einen Winter dazu angewendet hatte, die Geschichte der Hansastädte, und sie selbst kennen zu lernen; hier auch den kleinen, von Schilderungen und Erzählungen aus der Wirklichkeit, vielleicht nicht kunstlos gewebten Roman: „Eine Reisegeschichte," bei dem ich zuerst den schon aufgeregten Groll der kritischen Wochenstuben empfinden sollte [1]). Zuweilen verflofsen acht Tage, ohne dafs ich meine Stadtwohnung sah.

---

[1]) Um das Buch mit scheinbarem Grunde verwerfen zu können, zeigte die Allgemeine Deutsche Bibliothek diesen Roman unter der Rubrik „Erdbeschreibung" an, tadelte, dafs darin keine Reiseroute angegeben worden, und fand es schlecht in geographischer Rücksicht. So verfuhren die rezensirenden Cliquen, wenn sie einen Schriftsteller unterdrücken wollten. Ich werde manchen ähnlichen Zug anzuführen haben.

Fühlt' ich indefs das Bedürfnifs des Umganges, stieg ich aus meinem Zauberthale zu dem Rande des Hügels hinauf, der es jenseit der Ilm begrenzt: rechts läuft längst dem Flusse ein lieblicher Fufspfad durch Wiesen und Gebüsche nach Weimar, wo ich bei Herder und Böttiger ein immer freundlich empfangener Besuch war; links führt die Fahrstrafse nach Osmanstädt, wo damals der ehrwürdige Dichtergreis wohnte, der mir immer einer der liebenswerthesten Sterblichen geschienen hat, wie er einer der merkwürdigsten ist. Auch bei ihm war ich ein willkommener Gast. Einmal überraschte er mich sogar mit seinem Besuche, um an meiner sehr einfachen Junggesellen-Tafel mit Falk zu Abend zu essen. Wenigstens nahm er die Mahlzeit in Olympiens schönster Rosenlaube ein, und die edle Fürstin hatte die fast beschämende Humanität, sich bei ihrem Abendspaziergange die Gegend des Gartens zu versagen, die ich mit meiner kleinen Gesellschaft in Besitz genommen hatte. — Ein andres Mal, da jemand aus

politischen Gründen Zweifel an meiner persönlichen Sicherheit in Weimar äusserte, bot mir Wieland mit lebhafter Wärme sein Haus zum Schutzorte an. Ich wufste, dafs ich keines solchen bedurfte, und lehnte es mit dankbarer Rührung ab. Will man die Anführung dieser Züge für Prunk der Eigenliebe erklären? Meinethalben! Ich sehe es in der That für einen glänzenden Titel an, dafs Wieland so freundschaftlich und gütig gegen mich war.

Auf seine Bekanntschaft war ich gespannter gewesen, als auf die irgend eines andern Berühmten, nicht aus jener gewöhnlichen Neugier, die zu sehen wünscht, wie ein Mann der etwas Merkwürdiges schrieb oder that, in Gesellschaft blicke oder schreite, oder zu hören wie er spricht; sondern weil mir seine Schriften ein sonderbares psychologisches Räthsel dargeboten hatten. Ich besafs schon Erfahrung genug um zu wissen, dafs der Mensch in dem Schriftsteller und Künstler eigentlich nur das Erdreich

ist, aus welchem das Talent seinen Blumenstengel hervortreibt; und dafs es grade den Genufs der Hyacinthen-Glocke nicht erhöht, wenn man die Nase auf das Wasserglas herabsenkt, aus dem sie die Nahrung zum Aufblühen zog *). Diese Ansicht war in mir so lebendig, dafs ich fähig gewesen wäre, die persönliche Bekanntschaft eines Dichters über dem Lesen seines neuesten Werkes zu vernachlässigen, und wirklich zuweilen gleichgültig an der Wohnung eines grofsen Künstlers vorbeieilte, um eine seiner Arbeiten zu bewundern. Aber Wieland —

Ich hatte fast alles gelesen, was er geschrieben, und die sonderbare, sich oft gradezu widersprechende Mannigfaltigkeit in dem Charakter seiner Schriften, verwirrte meine Ansicht des Mannes. Hier erscheint er als ein Schwärmer, an dessen Heilung man verzweifeln möchte: dort als der

*) Aus diesem Grunde scheinen mir die Selbstbiographieen berühmter Männer sehr schlecht berechnete Arbeiten.

hellste philosophische Kopf, vor dessen durchdringendem Blick jedes Vorurtheil zerfliefst; hier ist er von zärtlicher Empfindsamkeit bis zur Ohnmacht übermannt: dort zerlegt er kalt und licht als tief erfahrner Psycholog, die Leidenschaft in ihre feinsten Regungen, und belächelt sie; hier kämpft er so unbehülflich mit den Schwierigkeiten der Sprache und der Kunstform, dafs man ihm alle Möglichkeit des jemaligen Gelingens glaubt absprechen zu müssen: dort schaltet er über beide mit der Allgewalt des Genies; hier scheint er blos in der Welt der Phantasie athmen zu können: dort überrascht er durch gründliche Gelehrsamkeit und so tiefe Kenntnifs des Weltlaufs, dafs man einen Wahrsagergeist aus ihm zu hören glaubt; und wiederum, wenn der Moralphilosoph in ihm alles andre unterworfen zu haben scheint, steht er plötzlich als grofser Dichter da.

Freilich liegt eine Antwort nahe, die diese Erscheinungen zu erklären scheint. Die meisten jener Widersprüche zeigen sich

erst, wenn man seine frühen Schriften mit den spätern vergleicht; also: „er reifte.“ Doch, mit Erlaubnifs! die längste und vollkommenste Reife wird eine Pflaume nie zu einer Ananas ausbilden, und die Gegensätze seiner spätern Schriften unter sich, sind nicht weniger entschieden, als ihre Widersprüche mit den frühern. Das blofse Reifen konnte dem Verfasser der Empfindungen eines Christen, nicht den Agathodämon; dem der Sympathien, den Agathon; dem des Antiovid, die komischen Erzählungen; dem der Musarion, die Gespräche unter vier Augen, eingeben, und vor allem den Verfasser des goldnen Spiegels nicht fähig machen, fast zehn Jahr nach demselben einen Oberon zu schaffen. Uebrigens — kommt es freilich darauf an, was man unter Reifen versteht. —

Die gewöhnlichen Bekanntschafts- oder vielmehr Bewunderungs-Besuche, die man berühmten Männern macht, sind für flüchtig Vorübergehende recht gut; aber für den, der ihren eigentlichen Umgang zu geniefsen wünscht, verschieben sie sehr oft die Ver-

hältnisse. Daher, so sehr ich Wieland kennen zu lernen wünschte, besuchte ich ihn doch nicht, und schlug es sogar wiederholt aus, als Böttiger sich anerbot, mich auf Osmannstädt einzuführen. Der Zufall sollte mich den dichterischen Weisen kennen lehren, und endlich, endlich war ich so glücklich, ihn bei Herder zu finden. Die sinnige Gemüthlichkeit, die geistvolle Zartheit in dem Benehmen des liebenswürdigen Greises bezauberte mich. Mit Eifer und sehr bald benutzte ich seine Einladung, ihn zu besuchen.

Eines Morgens fand ich ihn einsam in seinem Gartenhause. Wir wanderten eine Stunde lang allein in der anstofsenden Allee auf und ab, und diese Unterredung — in meinem Leben hab' ich nicht aufmerksamer beobachtet, als in dieser Stunde; — löste mir das Problem, das mich so lange beschäftigt hatte.

Man wird mir hoffentlich nicht die Plumpheit zutrauen, dafs ich ihn sich selbst als Räthsel vorlegte, dessen deutendes Wort ich von ihm erwarte. Es giebt gewisse

psychologische Erläuterungen, die, wie die geheimen Namen der Städte im Alterthum, von denen die sie angehn, nie ausgesprochen werden dürfen, und von andern ausgesprochen, Unheil stiften. Diejenigen die ich suchte, schienen mir dahin zu gehören. Ich mufste sie von Wieland erhalten, ohne dafs er es wufste oder wollte, oder ich erhielt sie nie, — wie ich glaubte. Ich begnügte mich also, das Gespräch, oder vielmehr seinen Vortrag, denn er sprach fast allein, auf die verschiedenartigsten Gegenstände zu leiten. Ich bemerkte wiederholt, dafs seine Urtheile sehr hell, bis zum Schneidenden treffend waren, sobald von einem wichtigen Gegenstand die Rede war, der eine Anstrengung des Geistes verdiente; dafs er sich aber gleich darauf bei Kleinigkeiten den sonderbarsten Täuschungen der Phantasie hingab und einer Spannung des Gefühls, deren Naivetät zuweilen zum unwillkührlichen Lächeln zwang [3]). So fand

---

[3]) Es sei mir erlaubt, hier zur Erklärung eine

ich denn bald, nicht ein Geheimnifs, wohl aber, dafs ich hier vor einem jener wunderseltenen und beneidenswerthen Sterblichen stand, denen die Natur neben dem Uebermafs der Phantasie und des leicht erregten Gefühls, ohne welches der grofse Dichter nicht scheint entstehen zu können, so hellen kräftigen Verstand und so festen Charakter verlieh, dafs sie jene, ohne sie zu lähmen, beherrschen, sobald es ihnen gefällt. Um als Dichter zu sehn und zu empfinden, darf Wieland sich

---

einzige Wendung unsers Gesprächs, wie sie mir mein Tagebuch darbietet, mitzutheilen. Wir sprachen von der grofsen Begebenheit des Jahrhunderts. Wieland strahlte, wenn ich so sagen darf, lichte Wahrheiten darüber aus, die mich gleichsam blinzeln machten, und urtheilte mit einer nüchternen Strenge, die mich zuweilen verletzte. Um den Gegenstand zu ändern, erkundigte ich mich nach einer Pflanzung, die eine grofse Strecke Landes einnahm. Es war ein neues Futterkraut. Wieland lobte es und gab zugleich eine so reiche Beschreibung von dem Ausdruck des Wohlbehagens, der Zufriedenheit und Dankbarkeit, mit wel-

nur gehen lassen; um als Weiser zu denken und zu urtheilen, braucht er sich nur besinnen zu wollen.

Das obenerwähnte leise Schwanken seines Geistes bemerkt man auch in der Art, mit der er die gesellschaftlichen Verhältnisse behandelt. Er beträgt sich mit Feinheit und Weltkenntnifs, doch ohne seinen Willen, gewinnt alles was er thut und sagt, einen leichten romantischen Anstrich. Er begrüfst z. B. sehr vornehme Personen

---

chem eine Kuh, die er auf einem Spaziergange gesehn, davon gefressen habe, dafs das gute Thier um halb so tiefe Empfindungen an den Tag zu legen, eines sehr ausdrucksvollen Menschenantlitzes bedurft hätte. Ich fand es demungeachtet sonderbar, dafs man diesem Kraut einen so beträchtlichen Theil eines Gartens eingeräumt habe: aber er behauptete mit Wärme, man erfülle nur eine Pflicht, wenn man Raffinement und Aufwand nicht scheue, um den Thieren, die man nun einmal zu häuslichen Sklaven gemacht habe, die Genüsse eines höhern Wohllebens zu verschaffen. Den ökonomischen Zweck dieser Pflanzung schien er nicht zu kennen.

nicht mit einem Bückling, sondern mit einer halben Spanischen Kniebeugung, und solche Uebersetzungen des Nichtssagenden in das Bedeutende, wie hier des Complimentes in die eigentliche Reverenz, widerfahren ihm unaufhörlich, wenn er — nicht daran denkt. Im Gegensatz behandelt er seine poetischen Arbeiten, bei Entwerfung des Plans und wiederum, wenn er diesen mit Begeisterung ausgeführt hat, bei der Feile, mit der Kälte des unbefangensten Kunstrichters, selbst mit ganz prosaischer Bedachtsamkeit *). Daher sind sie eben so bewundernswerth durch ihre Kunstrichtigkeit, als durch ihre poetische Schönheit.

Wieland war in seinen Jünglingsjahren wirklich der religiöse, moralische Schwärmer, den man in seinen frühesten Schrif-

*) Man erzählt, und es sieht ihm so ähnlich, dafs ich es glaube: als Wieland mit dem Plan seines Oberon fertig gewesen, und an die Ausführung gehen wollen, hab' er sich vorher — von seinem Arzt eine zehntägige Frühlingscur anordnen lassen.

ten zu erkennen glaubt: aber er blieb es nur so lange, bis — nicht etwa seine Jugendkraft erschöpft, seine Ueberspannung in Schlaffheit übergegangen war, sondern — das Studium mehr der geistvollen als der klassischen Schriftsteller des Alterthums und der Fremde, vorzüglich Lucian's und Shaftesbury's, richtigere Ansichten vor seine Seele führten, die er eifrig verfolgte. Die Schwerfälligkeit und Geschmacklosigkeit wiederum in seinen Arbeiten vor 1759, rührte davon her, dafs die Dichter und Kritiker der Schweizerschule seine frühesten Muster, Lehrer und Gönner waren. Die Kanzleidirector-Stelle in Biberach, bei deren Antritt Wieland bitter klagte, dafs er nun seinen poetischen Arbeiten werde entsagen müssen, und die sie wirklich unterbrach, scheint ihm eben dadurch die nöthige Unbefangenheit des Geistes gegeben zu haben, hellere Ansichten der grofsen Dichter und der Kunst überhaupt zu gewinnen. Sobald er die wahren Zwecke und Mittel derselben erkannte, strengte er sich unermüdlich an, Meister in derselben zu werden, und es ge-

lang ihm. Die Fähigkeiten dazu hatte er von der Natur empfangen: aber dafs diese nicht verloren gingen, verdankt er seiner Festigkeit und seinem Fleifs. So pafst das Motto: *Quid virtus et quid sapientia possit*, das er dem Agathon gab, eigentlich mehr auf ihn und sein eigenes Leben, als auf seinen Helden.

Auch Wieland fing, wie Göthe, doch mit ganz verschiednem Erfolg, sehr früh seine Dichterlaufbahn an. Im siebzehnten Jahre sandte er Bodmern anonym ein Fragment eines Heldengedichts, Arminius, zu, das ihm die Aufmerksamkeit und Freundschaft der Schweizerischen Kunstrichter erwarb. Zwischen seinem achtzehnten und einundzwanzigsten Jahre liefs er zwei moralische Lehrgedichte (die Natur der Dinge und Antiovid), zwei Sammlungen moralischer Briefe, einen Band sehr empfindsamer Erzählungen, eine biblische Epopöe, Hymnen, und ich weifs nicht wie viel philosophische und kritische Abhandlungen drucken. Wär' er indefs vor seinem 26sten Jahre gestorben, trotz seiner

mannigfachen Fruchtbarkeit, würde man ihn als einen befangenen Kopf kaum bedauert und schnell vergessen haben. Wär' es vor seinem 46sten geschehen, so hätte er zwar schon zu den ausgezeichneten, vortrefflichen Dichtern Deutschlands gezählt, aber nicht zu den wenigen grofsen, unvergänglichen. Ihm, der langsam und durch Anstrengung fortschritt und als Meister der Kunst, nicht durch frühen glücklichen Flug des Genies, dahin gelangte, Unsterbliches zu schaffen, ihm war es dafür aufbehalten, in einem Alter, in dem man andern Dichtern das Ermatten verzeiht, sein höchstes Werk aufzustellen. 1733 wurde Wieland geboren, und erst 1780 entfaltete er im Oberon den ganzen Reichthum seines Geistes und seiner Kunst. Zwei Jahr später trat er mit einer im engern Sinn gelehrten Arbeit auf, der Uebersezzung und Erklärung der Horazischen Briefe. Seitdem hat er mehr als dreifsig Jahr seine Nation bald als Gelehrter, bald als Weltweiser belehrt, und so durch sein Beispiel die Sage, welche die meisten

Dichter und Weise des Alterthums als Greise ihren höchsten Ruhm erstreben läfst, glaubwürdig gemacht [5]).

Es wäre eine Ungerechtigkeit gegen Wieland, bei der Würdigung seiner Gröfse, auch seine frühesten Schriften mitzurechnen. Das erste Werk, in dem er, 1758, mit Entschiedenheit ankündigte, was er einst werden würde, war Araspes und Panthea. Jezt fing er selbst oder das Schicksal, an, seine Verbindung mit der Schweizer-Schule zu lösen, und zugleich machten seine übermächtigen Empfindungen, philosophischen und satirischen An-

---

[5]) Eine kleine Bemerkung für diejenigen die, wenn ihre Kräfte zum Spiel der Kunst nicht mehr hinreichen, sich noch für gut genug halten, ohne weiteres in dem Geschäft des Gelehrten aufzutreten, und es sehr ungerecht finden, wenn man sie hier auch nur als Spielende belächelt. An der Gelehrsamkeit, deren Anwendung sich Wieland seit seinem 50sten Jahre zum Hauptgegenstand machte, hatte er schon vor dem 20sten angefangen zu sammeln, und nie aufgehört, sie eifrig zu vermehren und zu reifen.

sichten Platz. Diana und Endymion, (geschr. 1761) scheint mir ein schalkhafter Verrath, was sein hellerer Blick hinter dem Schleier der Sentimentalität entdeckt; Don Sylvio de Rosalva, das triumphirende Flügelschlagen seines Genius, der sich glücklich aus den Gespinsten der Schwärmerei losgewickelt hatte, und seine eigene Verirrungen unter fremdem Namen belachte. Agathon (angefangen 1764), in seiner ersten Gestalt, ist in meinen Augen eine ernstere Fortsetzung dieser Selbstbetrachtung, eine versteckte Schutzrede, durch Entwickelung welcher Schwärmerei auch ein gut organisirter Kopf und ein gehaltvoller Charakter fähig sei, und wie er davon geheilt werden könne. Nach Wielands eigner Erklärung, waren es vorzüglich seine Amtsgeschäfte in Biberach, die ihn an der Vollendung dieses Werkes hinderten. Vielleicht irrt man sich aber nicht, wenn man auch die Fortbildung seiner eignen Ansichten bei dieser Verzögerung in Anschlag bringt, so wie die Unsicherheit, die jeden lichten Kopf er-

greift, wenn er sich selbst zum Gegenstande eines Kunstwerkes macht; vielleicht auch den Ueberdruſs, der leicht dabei entsteht. (Die dunkeln Köpfe haben hier einen nicht beneidenswerthen Vorzug: sie sprechen über nichts mit mehr Sicherheit und mit unermüdlicherem Wohlgefallen, als über ihr theures Selbst, ohne Ahnung, daſs sie sich täuschen könnten.) Als Beleg der ersten dieser Meinungen kann man die während seiner langsamen Arbeit am Agathon, schnell geschaffenen und erschienenen (1766) komischen Erzählungen anführen, in welchen Wieland, der als Jüngling so frommen Abscheu gegen Rost's Schlüpfrigkeiten äusserte, ihn als Mann eben so sehr an dichterischer, feiner Ueppigkeit, als an Grazie überbot; und Musarion, wo (1768) eine Philosophie gelehrt wird, die nur eine besser erzogene Zwillingsschwester jener scheint, die im Agathon, in dem Munde des Sophisten Hippias, als höchst verwerflich aufgestellt wurde. Die Unsicherheit und der Ueberdruſs aber gehen ziemlich sichtbar aus

der ofmaligen Unterbrechung und Umgestaltung dieses Werkes hervor, wenn man sich erinnert, mit wie fester Hand Wieland seine übrigen Arbeiten entwarf und vollendete.

Doch die Nemesis winkt! Ich breche dieses psychologische Nachschleichen und Deuteln, das nur zu leicht unbescheiden wird, ab, und gehe statt dessen zu einer kurzen Aufzählung von Wielands wichtigsten Werken über.

Vorzüglich grofs ist er als poetischer Erzähler, durch beinahe alle Stufen, auf denen dieser erscheinen kann, bis zum eigentlichen Epopöen-Dichter hinauf. Selbst seine ersten Erzählungen (Balsora, Zemin und Gulhindy u. s. w.) die lange vor der Umgestaltung seiner Ansichten (1752) erschienen, haben Werth, obgleich die empfindsame Geschichte derselben, ganz in frommen und weichen moralischen Betrachtungen zerfliefst. — Studium war es, was seinen Geist entfesselte: seine ersten komischen Erzählungen (1765), die er späterhin mit Recht Griechische genannt

hat, sind eben so reich an sprudelndem Witz als an poetischen Gemälden, aber er scherzt so gelehrt, dafs sie für den gröfsten Theil der Lesewelt einer fortlaufenden Erklärung bedürfen. Sie sind ein unvergänglicher Schmuck der Deutschen Literatur, vorzüglich Aspasia, die Grazien und Endymion, doch ihr Verfasser würde, wenn er bei dieser Gattung stehen geblieben wäre, nie etwas anders als einen sogenannten unfruchtbaren Ruhm erworben haben, das heifst: von Kennern geschäzt worden seyn, ohne je ein eigentliches Publikum zu finden.

Wieland ging zu romantischen Stoffen über: Gandalin und Geron der Adeliche sind Meisterstücke in ihrer Art; — zu den Mährchen: und wen hat nicht Schach Lolo und Pervonte entzückt? Jezt wählte er frei wechselnd den Stoff woher er wollte, und hatte mit genialischer Kraft den einzig passenden Ton für jeden in seiner Gewalt. In Idris und Zenide wagte er den ersten Wettstreit mit Ariost; ich glaube, er blieb nur im Wohlklang hinter

ihm. Im neuen Amadis schien er zurück zu weichen, indem er ganz sich seiner Laune hingab und flache Wirklichkeit mit Poesie vermischte: aber es geschah gleichsam nur, um desto vollere, gelenkere Kraft zum lezten, höchsten Kampf zu sammeln. Oberon, das vollendeteste Gedicht unsrer Sprache an streng berechnetem Plan und üppig schöner Ausführung desselben, — Oberon steht neben Orlando, wie Raphaels schönstes historisches Gemälde neben seinem lieblichsten Arabesken-Gewimmel.

Was Wieland in andern Fächern der Dichtkunst, zum Beispiel als lyrischer und dramatischer Dichter geleistet hat, würde allenfalls hinreichen jemand berühmt zu machen, der sonst nichts geschrieben hätte: neben Wielands epischen Werken wird es kaum bemerkt, — Musarion ausgenommen, das reizendste Lehrgedicht, das irgend eine Sprache besizt.

Wielands prosaische Werke sind schwerer zu würdigen, als seine in bestimmtern Sinne poetischen, nicht sowohl wegen ih-

rer Mannigfaltigkeit, als weil sie meistentheils einen doppelten Charakter besitzen. Sie wurden fast alle mit philosophischen und gelehrten Zwecken geschrieben, und sollten denn doch auch zugleich Kunstwerke seyn: so entstanden Gestalten wie jene nicht sehr seltenen Gesichter, die kein reines Profil, und auf jeder Seite desselben einen andern Ausdruck haben. Ein solches Antlitz kann sehr anziehend seyn, aber nicht schön. Die Fülle von Menschenkenntnifs, hellen Ansichten der Welt, zartem Gefühl, Phantasie und Witz, ist in allen diesen Schriften so grofs, dafs, wenn man diese Eigenschaften zum Maafsstab nehmen wollte, man fast ohne Bedenken die längsten für die besten erklären könnte. Soll indefs ein strengerer gelten, so gesteh' ich, dafs ich den Abderiten, den Dialogen des Diogenes, der Geschichte des Danishmend, den Beiträgen zur geheimen Geschichte des menschlichen Herzens, und dem goldnen Spiegel, den Vorzug vor den Griechischen Romanen und Halbromanen gebe, weil der

witzige und gefühlvolle Weise in jenen mit der Form und der Gelehrsamkeit nur spielt, ohne uns im Genufs seiner Betrachtungen durch die Nebenansprüche des Künstlers und des Gelehrten zu stören. Aus dem entgegengesetzten Grunde, nämlich weil in ihnen die Kunstform entschieden genug vorherrscht, um das Räsonnement zur Nebensache zu machen, gebührt den kleinen Romanen, Menander und Glycerion, Krates und Hipparchia, der Vorzug vor den gröfsern. Unter diesen ist Agathon der reichste an glänzenden Partieen, an hinreifsend schönen Gemälden, beredten philosophischen Untersuchungen und anziehenden Situationen, aber ihm, wie Schillers Don Carlos, merkt man es an, dafs er nicht in Einem Gufse geschaffen wurde, ohne dafs der Verfasser es über sich gewinnen konnte, alles was für die frühere Gestaltung vortrefflich war, doch für die spätere nicht ganz pafste, aufzuopfern. — Peregrinus und Agathodämon sind historisch-psychologische Entwickelungen, die in ihrer Art

einzig dastehn, und wenn Aristipp nicht eine so ins Einzelne gehende und richtige Ansicht des alten Griechenlandes giebt, als die Reisen des jüngern Anacharsis, so gewährt er dagegen eine lebendigere und mehr geistvolle.

Auch als Uebersetzer hat Wieland sich entschiedne Verdienste erworben. Später gekommene, die seine Leistungen benuzzen konnten, mögen ihn übertroffen haben, oder es künftig thun: aber er war der Erste, der es wagte, Shakespear ins Deutsche zu übertragen; sein Commentar zu den Horazischen Briefen, mag er auch manche zu leicht gewagte Conjektur enthalten, ist wie die Uebersetzung selbst, an Geist und Witz und Leichtigkeit ein Muster; und die Bearbeitung der Ciceronianischen Briefe des Greises würdig, der eine solche Laufbahn zurücklegte, als Wieland.

— Man hat es ihm übel genommen, ihn sogar darüber zu verspotten gesucht, dafs er im Vorbericht zu seinen sämmtlichen Werken sagte: „er habe seine lite-

ierliche Laufbahn begonnen, als die Vor-
nröthe unserer Literatur vor der aufge-
nden Sonne zu verschwinden angefan-
n; und er beschliefse sie, wie es scheine,
it ihrem Untergange.“ Wie sehr haben
e achtzehn Jahre die seitdem verflossen
nd, seine Wahrnehmung bestätigt! Und
ch! es war nicht blos der Anbruch einer
terarischen Nacht, die der edle Greis
u erleben bestimmt war!

Böttiger.

Es giebt Menschen, für die man nicht eher wirkliche Freundschaft und offenes Vertrauen fassen kann, als bis man sie nicht mehr sieht. Es sind solche, aus denen der Gang des Schicksals und spätere Neigung, etwas anders gemacht haben, als wozu Natur und die erste Bildung sie bestimmten, besonders wenn die Umwandlung im Mannesalter eintrat. Dann trägt Persönlichkeit und Benehmen das Gepräge des Früheren, und der Contrast desselben mit dem späteren Gedankengange und der Handlungsweise, flößt andern eine immer wiederkehrende Ungewißheit ein, was der Mann denn eigentlich sei? In der Entfernung hingegen, vergißt man die Form der Persönlichkeit, und schätzt ihn nach Wort und Werk.

Für mich gehörte Böttiger zu diesen Menschen. Er war fast mein erster Bekannter in Weimar, und seine Gefälligkeit für mich ermüdete nie: gleichwohl mußte ich mich immer erst darauf besinnen und

einen Vorsatz darüber fassen, wenn ich freundschaftlich offen mit ihm sprechen wollte. Als ich dagegen aus Weimar entfernt war, legte ich bald jene Zurückhaltung gegen ihn ab; wir wurden Freunde im engeren Sinne des Wortes, blieben es acht Jahr hindurch, und waren bei mehr als Einem literarischen Vorgange, wenn ich so sagen darf, Waffengefährten, denen es gegenseitig gar nicht einfiel, einen Zweifel über die unerschütterliche Zuverlässigkeit des andern zu haben. Seit ich Berlin und Deutschland verliefs, spielt er eine Rolle gegen mich, die mich zuweilen geschmerzt hat *). — Es ist den Menschen so wenig gegeben, ihrer Festigkeit etwas zuzusetzen, als ihrer Länge. Das Urtheil das die Leser hier über ihn finden werden, wird in keinem wesentlichen Punkte von dem ver-

*) Man hat niedrige Verläumdungen gegen mich drucken lassen, die kein Mann von Ehre selbst widerlegen kann. B. ist von ihrer Unwahrheit überzeugt, denn er kennt mich, — und er schweigt, wie die Menge, die einst —

schieden seyn, das ich niedergeschrieben hätte, wenn noch das alte Verhältnifs zwischen uns bestände.

Böttiger ist ein achtungswerther, sehr rechtlicher Mann, und unstreitig einer der gröfsten Gelehrten, die Deutschland besitzt. Er weifs unendlich viel Gelehrtes, Geschmackvolles und Witziges, hat sich eine grofse Gewandheit erworben, es zu benutzen, und besitzt einen unermüdlichen Fleifs. Mit diesen Vorzügen hatte er den Ruf eines gründlichen Philologen und eines vortrefflichen Schulmannes verdient, als er aus Bautzen, wo er Rector war, nach Weimar als Director des dortigen Gymnasiums berufen wurde. Hier bekamen sein Geist und seine Thätigkeit eine durchaus veränderte Richtung.

Die Nähe der grofsen Dichter die hier lebten, entflammte den Ehrgeiz in ihm, sich auch als geistvoller Schriftsteller auszuzeichnen; jene des hier residirenden Hofes, sich als feinen Weltmann zu zeigen, und als interessanten Gesellschafter geltend zu machen. Alles dieses mislang ihm we-

nigstens nicht, ob man sich gleich oft mit Lächeln — mudder Scholarch, Herder, mit ernstem Kopfschütteln — erinnerte, dafs man ihn nicht um dieser Eigenschaften willen zum Vorsteher der Schule berufen hätte. Jetzt trug Bertuch ihm die Redaktion des Journals des Luxus und der Moden; bald auch Wieland die des Deutschen Merkurs auf. Dadurch, und da viele Fremde das berühmte Weimar besuchten, die alle auch Böttiger, und zwar als den zuvorkommendsten, gefälligsten Mann kennen lernten, der ihnen überall Zutritt zu verschaffen suchte und wufste, und keinen Dank verlangte, als Nachrichten, gelang es ihm in wenig Jahren, einen literarischen Briefwechsel anzuknüpfen, der im eigentlichsten Sinne alle Länder Europa's umfafste, und über den Postenlauf hinausreichte. Bald flofs ihm ein Uebermaafs von Materialien zu, das er in jenen beiden Journalen nicht aufwenden konnte: er fing ein drittes an, „London und Paris,“ trat als Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung,“ später hin auch dem Freimüthigen

und andern Zeitschriften bei. Bedenkt man, dafs er zugleich einem Amte vorstand, das allein seinen Mann forderte, dafs er jährlich sechshundert Briefe nicht nur erhielt, sondern auch beantwortete, nebenher noch gelehrte Werke, wie seine Erklärung von Vasen-Gemälden, und die Sabina, ausarbeitete, und jeden gesellschaftlichen Genufs mitnahm, so wird man es fast nicht für eine Hyperbel halten, wenn ein etwas langsamerer Mann einst sagte: bei dem blofsen Ueberdenken von dem was Böttiger thäte, bliebe ihm der Athem aus.

Diese Thätigkeit war nicht ohne Nutzen für Weimar, und nicht ohne Verdienst um die allgemeine wissenschaftliche Bildung in Deutschland. Böttiger war es vorzüglich, der Weimar eine gewisse Wichtigkeit für den literarischen Geschäftsgang gab, die mit seiner Entfernung meistentheils aufgehört hat; er war der Vermittler einer Anzahl literarischer Verbindungen und Unternehmungen, die ohne ihn nicht zu Stande gekommen waren; er endlich hat

durch seine unzählbaren Journal-Artikel, die nie ohne Gelehrsamkeit und Geist geschrieben waren, eine gröfsere Masse von Kenntnissen und Gedanken in Umlauf gebracht, als vielleicht irgend ein anderer Deutscher Schriftsteller. Von einer entgegengesezten Seite hat er dafür vielleicht der Deutschen Literatur mehr Schaden gethan, mehr zu ihrer Herabwürdigung beigetragen ohn' es zu wollen, als seine Thätigkeit ihr Nutzen schaffte.

Der merkantilische Gewinn von dieser Thätigkeit, scheint die Klippe an der er scheiterte. Die Herausgeber der Zeitschriften zahlten ihm hohe Honorare [7]): um diese verdienen zu können, durfte er nicht ekel in Rücksicht der Materialien und der Correspondenten seyn, mufste er der Eitelkeit der leztern, wo sich Gelegenheit darbot, öffentlich schmeicheln, ihre literarischen Pläne befördern, wohl gar ihre An-

---

[7]) So erhielt er für seine Beiträge zum Freimüthigen, der gewöhnlich nur gehaltvolle Artikel von ihm bekam, ein jährliches Honorar von 400 Thalern in Gold.

sichten als die seinigen aufstellen. Die Buchhändler sendeten ihm, um seine vielstimmige Empfehlung zu erwerben, von beinahe allen ihren Verlagsartikeln elegant gedruckte und gebundene Exemplare, und bei dem Anblick der kostbaren Bibliothek die sich dadurch bildete, mag wohl jede andere Rücksicht für ihn allmälig verschwunden seyn. Er konnte doch die Erwartung der aufmerksamen und freigebigen Spender nicht täuschen! Er mufste das Uebersandte loben, wenigstens die öffentliche Aufmerksamkeit darauf hinlenken, mocht' es auch noch so mittelmäfsig seyn; — und so sank denn die ganze Literatur für ihn zu einem Fabrikgewerbe hinab, zu dessen Behuf er gleichsam den öffentlichen Ausrufer machte. Der Dienst den er ihr durch die Bekanntmachung des Vortrefflichen und Wichtigen leisten konnte, wurde dadurch entkräftet, dafs er auch für das Mittelmäfsigste, nicht selten für das Schlechte, die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Dafs er von diesem lezten gleichsam nur mit wunden

Lippen sprach, sich künstlicher Wendungen bediente, um nur nicht gradezu als Lobredner dessen zu erscheinen, von dem er selbst sehr wohl fühlte, dafs es eigentlich nur mit entschiednem Tadel genannt werden müfste, verbesserte die Sache sehr wenig. Es schmerzt mich, es sagen zu müssen, aber es ist wahr: von den lächerlichen und werthlosen Unternehmungen, welche die Deutsche Literatur in den letzten zwölf oder funfzehn Jahren verunziert und verwirrt haben, wären viele höchst wahrscheinlich unterblieben, hätten die Unternehmer nicht auf Böttigers Empfehlungen gerechnet. Wenn das grofse Publikum, das immer nur nach gehörten Urtheilen würdigt, in der Schätzung des wirklich Guten so oft irre wurde, so ist es wiederum grofsentheils Böttigers Schuld, der das Mittelmäfsige wie das Vortreffliche behandelte, beides, wenn er mit den Unternehmern in Verbindung stand, in einer ganzen Reihe von Zeitschriften preisend nannte. Und wüfste er nur, Er, der so ganz dazu geeignet ist,

sich als grofser Gelehrter und heller Kopf, bei den Zeitgenossen und der Nachwelt in gegründete, unerschütterliche und reine Achtung zu setzen, mit welchem Lächeln der einsichtsvollere Theil der Leser jezt seine, an hundertmal da gewesene Wendungen kenntliche Anzeigen und Uebersichten hinlegt! —

Dafs jemand in ihr eine solche Rolle spielen, und dafs ein Mann wie Böttiger, die schönste Zeit seines Lebens an eine solche Rolle verlieren konnte: beides ist sehr charakteristisch für den Zustand der Deutschen Literatur.

In seiner Erklärung einer Reihe von „Vasengemälden," seiner „Sabina," seiner Untersuchung „über die Furienmaske," und seinen übrigen archäologischen Schriften, offenbart sich die gründliche und geistvolle Gelehrsamkeit Böttigers, und was er den Wissenschaften hätte seyn können, wenn er sie nicht mit dem Buchhandel verwechselt hätte. — Doch warum sollte er nicht jezt noch nachholen, was er versäumte?

Die Brüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel.

Wenn die fabrikenmäfsige Unform des literarischen Geschäftsganges, wie man eben gesehen hat, hier und dort einen Mann von wahrem Gehalt auf einen Irrweg leitete, der seiner unwürdig war, so hob sie dagegen eine Anzahl Leute von beschränktem oder gar zweifelhaftem Werth, auf einige Zeit zu grofser Bedeutung empor. Man könnte sagen: wie ein Bach mit unreinem Bette, warf sie Blasen, die eine Weile breit und schimmerd fortschwammen, bis sie etwa an einen — Strohhalm stiefsen. —

Ich war in dem sogenannten Paradiese (einem Spaziergange) bei Jena öfter einem jungen Manne begegnet, der eine sehr wichtige Miene machte. Bei meiner Erkundigung nach ihm, sagte man mir nicht: Er heifst, sondern: „Das ist August Schlegel!“ Ist? Dies Wort sezte schon einen anerkannten Ruf voraus; natürlich fragte ich begierig, worauf dieser sich gründe?

„Er arbeite an der Literatur-Zeitung.“ Nun; das ist ein Geschäft, das von hundert gut und schlecht getrieben wird; das aber allein noch nicht seinen Mann macht. Wenn jene grofse Wasserbeschaumungsanstalt nicht existirte; wenn ihr Ansehen seinen Urtheilen nicht Geltung gäbe: was wäre er dann, durch sich? Man wies mir eine Anzahl Gedichte und kritische Abhandlungen nach. Ich fand in den ersten sehr viel Regelmäfsigkeit des Versbaues, bei Gedanken die zwanzig Dichter schon gesagt hatten; in den lezten viele gesammelte Kenntnisse in einem reinen Vortrage. Mit diesen untergeordneten Vorzügen würden sie indefs wenig Aufmerksamkeit erregt haben, wenn Bürger und Schiller sie nicht in ihre Zeitschriften aufgenommen hätten. Endlich las ich Uebersetzungen von ihm. Sie waren mit Fleifs und Gewandheit gemacht, und gaben das Original mit grofser Treue wieder: aber die poetisch-schönen, witzigen und erhabnen Gedanken, die er hier vortrug, und die man bewunderte, gehörten

ja nicht ihm, sondern dem Original. Also zum dritten Mal höhere Geltung durch fremden Werth, als der eigne fordern konnte! Der gute Uebersetzer eines grofsen Dichters verhält sich zu diesem, wie ein Schreiber der eine schöne Handschrift malt, zu einem einsichtsvollen Minister, dessen weise Verordnungen er ausfertigt; und doch war ich überzeugt, dafs Herrn Schlegels Minister, Dante und Shakespear, nie mit so viel Stolz und Gefühl der Wichtigkeit aufgetreten sind, als er verrieth. Ich fand mich ein Paar Mal in Gesellschaften mit ihm zusammen, und sein Gespräch lehrte mich bestimmt, ich sei — auf eine Blase getroffen. Das Zerflieſsen wird nicht ausbleiben, dacht' ich; und in der That trat es bald ein.

Schlegel scheint förmlich den Plan gehabt zu haben, sich, wie vormals Gottsched und dann Klotz, zu einer alles entscheidenden Autorität wenigstens in der sogenannten schönen Literatur zu erheben. Was er sich selbst zu schaffen nicht genug Kraft gehabt hätte, Schauplatz und

Werkzeug, bot ihm die Jenaische Zeitung bereitet an. Ihren Herausgebern mufste ein so rüstiger, kenntnifsreicher und wirklich damals auch geschmackvoller Mitarbeiter sehr willkommen seyn. In kurzem bemächtigte er sich fast des ganzen bellettristischen Faches, und nahm, als oberster Richter uber Leben und Tod, in seinen Beurtheilungen einen sehr vornehm wegwerfenden Ton an. Die Herausgeber hörten ihn, sagt man, mit grofsem Vergnügen, da Schlegel im Namen ihrer Zeitung sprach, die besonders nach der Erscheinung der Xenien, so etwas zur Erhaltung ihres Ansehns zu bedürfen schien; und die Menge wurde wirklich dadurch in Ehrfurcht geschreckt. Indefs gab es eine ganze Reihe von Celebritäten, die vor Schlegel schon da gewesen waren, und ihn verdunkelten. Er grif diejenigen, mit denen es thunlich schien, nach einander und zwar mit steigender Heftigkeit an, und stellte dagegen andre auf. Er erklärte eine Reihe von Köpfen von sehr mittelmäfsigen Talenten fur Genies:

so schuf er sich Anhänger, die nicht von ihm abfallen konnten, da ihr eigner Ruf mit dem seinigen stieg oder sank. Zu diesen gehörten vorzüglich sein eigner Bruder, Tiek, Novalis, und wer sich ihm sonst mit tiefer Ehrfurcht nahte, und zu dem Zirkel taugte.

Es ist möglich, dafs diesem ganzen Gange, den Schlegel nahm, anfangs nicht ein überlegter Plan zum Grunde lag; aber die Consequenz mufste wohl hineinkommen, da die Eigenliebe seinen Blick unverrückt auf das Ziel heftete, das sie ihm gesteckt hatte.

Auch dieses Verfahren sahen die Eigenthümer der Literatur-Zeitung ruhig an; aber Schlegel wollte nicht blos eine unfruchtbare Autorität besitzen: sie sollte ihm ein gutes Einkommen verschaffen. Dieses konnte nur aus der Casse jener Herren fliefsen. D a s, sagte man damals, führte Entzweiung herbei. Schlegel dehnte die meisten seiner Recensionen zu dem Umfange von Abhandlungen aus, und erhob so in Einem Jahre achthundert

Thaler Honorar. Bei der Gröfse dieser Summe wurden die Herren endlich gewahr, dafs er allein den dritten Theil des Jahrganges geschrieben, und für alle andre Zweige der Literatur und alle andre Mitarbeiter zusammen, nur zwei Drittel übrig gelassen hatte, von denen noch dazu ein beträchtlicher Theil von seinen Freunden gleichfalls für Belletristik verwandt worden. Es wurde ihnen um die Allgemeinheit des Blattes bange, und als Schlegel wieder, statt einer Recension, eine Abhandlung [8]) brachte, strich Schütz, als Redakteur, die Hälfte derselben weg, ohne Rücksprache mit dem Verfasser zu nehmen. Schlegel empfand diese Unfeinheit sehr übel. Es kam zu einem Streite, in welchem er erklärte, der Literatur-Zeitung seine Mitarbeit entziehen zu wollen. Die Herausgeber nahmen dies Erbieten an, und sein Herrscherplan war gescheitert, wenn er ihn nicht durch eigene Kraft fortsetzen konnte.

---

[8]) Ueber Herders Terpsichore.

In der That versuchten er und die von ihm geschaffenen und mit ihm gefallenen Genies das auf eine Weise, die mich immer an das Muckrennen der Javanesen erinnert hat. Wenn diesen ein grofses Unglück begegnet, verschlucken sie eine Quantität Opium, laufen mit blofsem Schwerdt durch die Gassen und stofsen nieder, wer ihnen begegnet. So griffen sie in einer Reihe von Zeitschriften, die aber gewöhnlich nach ein Paar Heften aufhörten, eine Menge berühmter Schriftsteller aufs bitterste an; ja, sie erklärten endlich grade heraus, die Deutschen besäfsen noch gar keine Literatur. Auf diesem Wege ging es aber nicht. Sie erhielten wenigstens eben so viel und so derbe Schläge zurück, als sie austheilten; der Geschmack des Publikums war noch zu wenig verderbt, um ihnen Beifall zu geben, vor allen Dingen, da sie ihm statt dessen, was sie ihm verleiden wollten, nichts darzubieten hatten. Dafür mufste gesorgt werden. Die alten Dichterheroen auf ihrem eigenen Gebiete zu übertreffen,

hätte einen langen Kampf gekostet, dessen Ausgang ihnen doch wohl selbst ungewifs scheinen mochte. Leichter war es, die man nicht zu besiegen hoffte, aus der Mode zu bringen. Es wurden also mancherlei Abwege eingeschlagen, und Spielereien in Umlauf gesezt: der Altdeutsche Ton, läppische Mährchen, die Gedichtsformen der Italiener und Spanier, die Assonanzen, endlich gar die Frömmelei und Mystik. Das gebildete ältere Publikum belachte diese Dinge, aber sie hatten dafür eine Seite, die ihnen schnell eine Menge Anhänger unter den jungen Leuten verschaffte: die Leichtigkeit nämlich, mit der sie sich nachmachen liefsen. Wer es versuchte, dem gelang es, und die Eitelkeit sorgte denn dafür, dafs man darin nicht einen Beweis für die Unbedeutendheit der Aufgabe, sondern für die eignen Dichtertalente fand. Aber Dichter zu seyn ist wenig: man mufs ein grofser seyn. Wie aber dafür gelten, so lange so viele andre da waren, die seit einer Reihe von Jahren so genannt wurden, und nie Spiel-

werk jener Art getrieben hatten? Daher die allgemeine Verschwörung, die um jene Zeit unter den Jünglingen, also auch unter den jungen schöngeisterischen Weibern gegen Alles zu bestehen schien, was einen älteren Schriftsteller- oder Dichterruhm besafs.

Um ihrem Siege eine gewisse Festigkeit, einen grofsen Schauplatz zu geben, auf dem sich auch reelle Früchte desselben hoffen liefsen, versammelten sich die Häupter der neuen Schule in Berlin. — Hier gerieth ich mit ihnen in offne Fehde, aber von dieser und dem endlichen Ausgange der entworfenen literarischen Weltumwälzung, werd' ich künftig sprechen. Vorizt nur noch einen Blick auf den eigentlichen literarischen Werth der beiden Schlegel.

Nie hab' ich des ältern Schlegels frühere Schriften lesen können, ohne zu bedauren, dafs ihn das Schicksal, die lose Gestaltung der Deutschen Literatur und überspannte Eigenliebe den Weg führten, den er gegangen ist. Zu dem, wofür er

gelten wollte, waren seine Talente nicht hinreichend, und es fehlte ihm Originalität: aber er besizt hellen Verstand, in vielen Fächern solide Gelehrsamkeit; ja, in seinen Recensionen in der Literatur-Zeitung (und wieder in seinen Vorlesungen über die dramatische Literatur) zeigte er so viel Bildung des Geschmacks, dafs ich mich des Glaubens nicht erwehren konnte, er halte die Schellen, die er der Deutschen Poesie aufzuheften suchte, selbst für Schellen. Diese Ansicht war es vorzüglich, was mich gegen ihn erbitterte: denn welch ein unermefslicher Dünkel gehört dazu, seine Nation zum Besten haben zu wollen! Wie dem auch seyn mag: zu einer eigentlichen philosophischen Ansicht der Kunst, die über die Weisen und Regeln der einzelnen Schulen hinweg, auf den Grundzweck der Kunst blickt, und von ihm Liberalität des Urtheils erlernt, hab' ich ihn sich nie erheben sehn.

Das vorzüglichste was er geleistet hat, ist ohne Zweifel seine Uebersetzung des

Shakespeare, ob er gleich dabei nach einem nicht ganz richtigen Grundsatze verfuhr, und sich grade das, was ihm die meiste Mühe gemacht haben mufs, die Uebertragung der oft so faden Witzeleien und der kleinen Zufälligkeiten des Ausdrucks, ja selbst des Klanges, hätte ersparen können. Was man auch sagen mag: das Höchste, nach dem man bei der Uebersetzung eines Dichterwerks streben kann, ist, dafs sie der Nation, deren Sprache sie angehört, eben den Genufs gewähre, den das Original der seinigen giebt. Wer sich es aber zum Ziel aufsteckt, selbst solche unwesentliche Kleinigkeiten nachzuahmen, die den Landsleuten des Originals sogar Störungen des Genusses, und denen der Uebersetzung ohne Commentar unverständlich sind, liefert pedantisches Schnitzwerk, dessen Treue ungefähr jene der Rückseite einer gewirkten Tapete, gegen die Hauptseite ist.

Die bedeutendsten unter seinen Dichtungen sind Ariadne, die Elegie „Rom,“ und das Schauspiel „Jon.“ Sie haben alle

die Vorzüge, welche berechnender Verstand und eiserner Fleifs ohne eigentliches Talent, einem Kunstwerke geben können. Das meiste Leben unter seinen kleinen Gedichten hat ein etwas schlüpfriges. Irr' ich nicht, so heifst es: die verfehlte Stunde.

Dem jüngern Schlegel, Friedrich, den ich nicht persönlich kenne, trauten seine Bekannten mehr Phantasie und Talent zu, als seinem Bruder. Vielleicht ist die erste Hälfte dieses Urtheils gegründet, wär' es auch nur, weil es ihm mit seinen Verirrungen mehr Ernst war. Auch er trat zuerst mit ein Paar Schriften auf, die von wissenschaftlichem Fleifs und hellem Verstande zeigten, ob sie gleich auch manche Schiefheit enthielten. Ich meine das Werk: die Griechen und Römer; und Georg Forster, ein Fragment. Mit seinem Bruder wurde er Mitarbeiter der Literatur-Zeitung; mit ihm verliefs er sie und warf sich in die Genialität. Sein erstes Probestück darin war der Anfang eines mehr als schlüpfrigen Romans, Lucinde,

und eine Zeitschrift, Europa, voll wunderlicher Behauptungen neben einigen glücklichen Gedanken. Der erste entzündete alle Berlinerinnen von einem gewissen Alter und Temperament, zu seinen heimlichen Verehrerinnen; die zweite wurde der Heerruf seiner Freunde und die Zielscheibe seiner Gegner. Späterhin überredeten ihn die ersteren, es hänge nur von ihm ab, Dichter zu seyn. Sein Trauerspiel Alarkos, und seine lyrisch gemeinten Gedichte waren die bündigsten Widerlegungen, die es geben konnte. Als die Pläne seiner Partei gemisglückt, vielleicht auch bei ihm der Rausch des erzwungnen Kunstgeistes verflogen war, ging er nach Paris, und seinem Fleifs in der kaiserlichen Bibliothek, verdanken die Wissenschaften ein Werk, das nicht mit Ordnung und Wohlredenheit geschrieben, aber für das allgemeine Sprachstudium von grofser Wichtigkeit scheint. In den lezten Jahren soll er sich bekanntlich in Wien, als Staatsdiener, bei einem wichtigen Anlafs, des in ihm ge-

sezten ehrenvollen Zutrauens sehr würdig gezeigt haben. — Ein solches Erwachen aus dem Traum der Romantik zur ernsten Wissenschaft, ein solches Abwenden von unglücklichen Kunststrebungen, zur staatsbürgerlichen Nützlichkeit, zeigt von Kraft des Charakters, und ist eine eben so seltne als achtungswerthe Erscheinung.

Seine neueste Schrift, über die Geschichte Oesterreichs, ist meistentheils gut geschrieben; nur hat ihn Parteilichkeit für das Regentenhaus und den Oesterreichischen Adel, zu mancher Verschiebung der Ansichten und Vorgänge verleitet. Um ihm dies zu verzeihen, mufs man sich erinnern, dafs jenes Buch der Abdruck von Vorlesungen ist, die er in Wien gehalten hat; und — Hätten die Deutschen nur mehr Parteilichkeit für alles was ihnen angehört! Sie ist die Wurzel der moralischen Nationalkraft; der hochgebrüstete Weltbürgersinn dagegen in der Regel nichts als verächtliche Schlaffheit und herzloser Undank.

Gleim.

Es war noch im Sommer 1797, als ich nach einer einsamen aber genufsreichen Fufsreise durch den Harz, vom Brocken nach Halberstadt hinunterging, um Gleim, diese ehrwürdige Ruine aus dem Jugendalter der Deutschen Literatur, kennen zu lernen. Herder hatte mich beim Abschiede versichert, auch in seiner Blüthenzeit habe der Mensch in Gleim viel gröfsern Werth gehabt, als der Dichter, und die Herderin hatte mir ein Päckchen für ihn mitgegeben, das die einfach herzliche Aufschrift trug: „An Vater Gleim.“

Als ich ihm dieses aus meinem Gasthause, gleich nach meiner Ankunft zusendete, erhielt ich eine dringende Einladung. Ich war müde, und benutzte sie ein wenig spät. Da ich kam, fand ich ihn, wie er einige Schritte vor seine Hausthür hinausgetreten war, und mir entgegen sah: ein Beweis mit welcher jugendlichen Ungeduld der 77jährige Greis noch alles betrieb. Dies Alter hatte seinen

Nacken ein wenig gekrümmt, aber seine Gestalt hatte noch immer einen Anstrich von Kraft, und der Ausdruck weichen Gefühls, der in seinem damals schon etwas trüben Auge (er wurde bekanntlich einige Jahre später blind,) an die Stelle des ehemaligen Feuers getreten war, machte einen anziehenden Gegensatz zu den starken Zügen seines Gesichts und der Lebhaftigkeit seiner Bewegungen und Reden.

Er hiefs mich mit zuvorkommender Freundschaftlichkeit willkommen, überhäufte mich mit Gefälligkeiten, und zankte schon nach einer halben Stunde mit mir. Ich blieb zwei Tage in Halberstadt, während welchen der Greis die Güte so weit trieb, mit mir in die umliegenden Gärten herum zu fahren, und Besuche mit mir zu machen, aber wir wären in beständigem Streite gewesen, hätten mich nicht Hochachtung und Erkenntlichkeit bald gelehrt zu schweigen, wenn er widersprach. Sein Betragen war ein beständiger Wechsel von Heftigkeit [9]) und Aeu-

[9]) Ein Beispiel davon. Es entschlüpfte m

Äußerungen rührender Herzensgüte, sein Gespräch nicht lehrreich oder angenehm, aber aufregend durch das Eigenthümliche seiner Ansichten, und die Lebhaftigkeit mit der er sie vorbrachte.

Gleim war ein reicher Mann; allein sein Haus alterthümlich einfach möblirt, sein Tisch ohne Aufwand, sein Keller nur für Freunde gut versorgt, denn er selbst trank fast nie Wein, und daſs er eine Kutsche brauchte, erklärte er für eine groſse Altersbeschwerde. Die Herrlichkeiten und Genüsse des Lebens bestanden für ihn noch immer nur in der Bedeutung, welche die Einbildungskraft und das Herz in die Einzelnheiten desselben legte. Es war nicht möglich, den reinen, schönen Jünglingssinn dieses Achtzigjährigen sich

---

eine Aeusserung über Friedrich den Zweiten, die ihm nicht ehrerbietig genug schien. Der alte Mann sprang auf, schlug mit der flachen Hand auf den Tisch und antwortete mir, als einem Russen, mit einer Bemerkung über Peter den Groſsen, den er übrigens sehr verehrte.

in dieser Hinsicht äussern zu hören, ohne von Bewunderung überrascht zu werden.

Nicht weniger merkwürdig als diese Erscheinung selbst, war die Wendung die Geist und Gefühl bei ihm genommen hatten. Ob er mit seinem immer lebendigen Herzen jemals ernstlich geliebt habe, wufste mir niemand zu sagen; selbst einer von seinen ältesten Jugendfreunden, Klopstock, versicherte mich, er glaube es nicht. Wahrscheinlich wurde er in seiner Jugend oft entflammt, fand immer bald den Gegenstand unter den Ansprüchen seiner Phantasie, und wurde dann durch seine Heftigkeit zum raschen Bruche hingerissen. Er stand indefs in seinem Alter nicht als einsamer Hagestolz da. Er hatte Neffen und Nichten um sich, denen er väterlich wohl wollte, und die es zu erwiedern schienen; aber der Familien-Zirkel seines Geistes, der wichtigste Gegenstand seiner Theilnahme, war die Literatur. Literatur und Leben waren ihm durchaus nur Eins; jede mi-lungne Schrift schien ihm ein Vergehen, jede gelungene eine edle Hand-

ung. Ich bin fast überzeugt, dafs ihm manche gelehrte oder politische Aeusserung seiner Freunde, die ihm misfiel, Kummer und schlaflose Nächte; und ihre gelungenen Arbeiten mehr Freude gemacht haben, als seine eigenen.

Um sich diese Art von Leidenschaftlichkeit für die Literatur zu erklären, mufs man einen Blick auf Gleims Schicksal werfen. Seinen Talenten für die Dichtkunst verdankte er die glücklichsten Stunden der Jugendfreundschaft, mit Uz und Götz in Halle. Die ersten Gedichte, die von ihm (1744) gedruckt erschienen, machten Epoche; und bald hernach (1747) erhielt er ein Amt, das Domsekretariat zu Halberstadt, das ihm von der einen Seite ein Auskommen verschaffte, das seine Bedürfnisse weit überstieg, und von der andern seine staatsbürgerliche Laufbahn schlofs: denn hier gab es keinen Schritt weiter. Früh und genügend abgefunden mit den prosaischen Ansprüchen an das bürgerliche Leben, konnte er sich mit voller Jugendkraft der Dichtkunst weihen. Es wurde

ihm so leicht, sich Ruhm zu erwerben; und neben ihm glänzten seine Freunde Klopstock, Uz, Lessing, Ramler, Weisse, Kleist, immer heller empor, und liefsen gern ihren Ruhm auf ihn zurückstralen, den nie eifersüchtigen Freund und Dichtergenossen, den herzlichen Verkündiger ihrer Gröfse. In schönem Gedränge blühten jezt von Jahr zu Jahr neue Talente auf. Gleims edler Sinn sah in jedem einen neuen Freund, dem er Dienste leisten, und von dem er Liebe empfangen werde. Froh wie über einen gefundenen Schatz, rief er ihm sein „Willkommen!“ seinen Beifall, selbst Bewunderung zu; wer es bedurfte,' fand Rath, Vorsprache, selbst häusliche Aufnahme und Geldunterstüzzung. Die meisten erwarben bleibenden Werth und waren Gleims Freunde bis ans Grab. Ein literarischer Anflug nach dem andern schofs so während sechsundfunfzig Jahren auf, die Gleim bei nie wechselnden Verhältnissen und immer gleicher Gesinnung dastand, und aus jedem fand eine Zahl der ausgezeichnetesten Köpfe bei ihm,

wessen ihre Jugend zum Kampf des Aufstrebens bedurfte. Wie hätte er nicht allmälig ein gleichsam väterliches Gefühl gegen die schöne Literatur im allgemeinen annehmen sollen? Manche, die er als Jünglinge aufgemuntert und unterstüzt hatte, sah' er noch als Greise auf unvergänglichen Lorbeeren ruhn. Nur die lezte Generation, jene die seit den Xenien erwuchs und die Genies mit dem Schlegelschen Stempel, die keine Deutsche Literatur anerkannten, weil sie selbst erst eine schaffen wollten, vernachlässigten und — verspotteten den edeln Gleim. Ich hörte ihn einst kurz, aber schmerzlich darüber klagen, wie etwa ein Grofsvater über einen undankbaren Enkel klagen könnte.

Bei aller Einfachheit, enthielt Gleims Haus zwei Schätze von wahrer Nationalität: eine Sammlung von zum Theil meisterhaft gearbeiteten Original-Bildnissen ausgezeichneter Deutscher Schriftsteller, mit denen er einst in freundschaftlicher Verbindung gestanden hatte; und seinen

Briefwechsel mit ihnen. Ziemlich sonderbar hing in der ersten ein alter Hut Friedrichs des Einzigen, oben an. Gleim hatte ihn von dem Herzoge Friedrich von Braunschweig-Oels zum Geschenk erhalten. Bei dem bekannten satirischen Geist dieses Fürsten, ist es nicht unmöglich, dafs diese Aufmerksamkeit ein feiner Spott war; aber des alten Dichters kindlicher Enthusiasmus für Friedrich, sah in diesem zerknickten Filz eine fast heilige Reliquie. Von dem Briefwechsel hat man nach Gleims Tode angefangen einen Gebrauch zu machen, der schwerlich gebilligt werden kann. Mit zu weit getriebner Rücksichtlosigkeit auf Lebende, hat man mehrere Bände von Briefen drucken lassen, die wenig literarisches Interesse haben, wohl aber manche Verhältnisse und Privatansichten verrathen, die nicht vor das Publikum gehören. Am besten wär' es wohl, die ganze Sammlung ungedruckt in eine öffentliche Bibliothek, zum Beispiel die Göttingische niederzulegen, und nur einen streng gesichteten Auszug solcher

Briefe drucken zu lassen, die wirkliche literarische Wichtigkeit haben. Der bisher eingeschlagne Weg streift an verrätherischer Klätscherei, die nicht einmal dann ganz zu entschuldigen ist, wenn sie schon längst Gestorbene trifft.

Gleims eigene Leistungen in der Dichtkunst haben fast alle gröfsere Wichtigkeit durch die Zeit in der sie erschienen, als durch sich selbst. In mehr als einer Gattung der leichten Poesie war er der erste, wenigstens der etwas Geschmackvolles schrieb, aber in den meisten wurde er bald überboten. So sind seine Romanzen im naiven und Volkston, unstreitig die frühesten Muster in der neuern Gestaltung der Sprache und Literatur; aber sie halten keine Vergleichung mit denen von Schiebler und Bürger aus. — Seine Fabeln sind an reizender Leichtigkeit der Erzählung noch nicht übertroffen, aber die er selbst erfand, häufig nicht recht passende Gleichnisse, und an Witz und Kraft stehen sie weit hinter den Pfeffelschen, und selbst denen von Lessing. — Seine wenigen dra-

matischen Versuche, der blöde Schäfer und der Apfeldieb, verdienen kaum der Erwähnung. Eben das gilt von seinen Satiren, ob sie gleich manchen witzigen Gedanken enthalten.

Gleims vorzüglichstes Dichterfach war das lyrische, und er hat sich in allen Gattungen desselben versucht. Seine ersten scherzhaften Lieder leisteten etwas, dessen man damals (1744) die Deutsche Sprache, in Rücksicht der Gewandheit und des Wohllautes schwerlich fähig gehalten haben mag. Sie, wie seine anakreontischen Gedichte, fanden indefs bald eine Unzahl von Nachahmern, unter denen manche, zum Beispiel Jacobi und Götz, nicht hinter ihm zurückblieben. Jezt sind sie vergessen, weil die Stimmung die sie eingab, dem Zeitalter nicht entspricht. In einer glücklicheren wird man wahrscheinlich viele derselben mit neuer Bewunderung lesen. Die höchste Blüthe seines Geistes sind die Kriegslieder, die er in den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges sang. Diese sind, was eigentlich jedes lyrische Gedicht seyn sollte, einer

reinen Begeisterung entsprofsen, und gehören zu der äusserst kleinen Anzahl Deutscher Dichterprodukte, die ganze, volle Nationalität athmen, nicht Produkte des Kunststudiums, sondern des vom Gange der Begebenheiten patriotisch entflammten Talentes sind. Man hat Gleim dieser Lieder wegen, den Deutschen Tyrtäus genannt. Ich finde, dafs man dem Griechen zu viel Ehre erwiesen hat. Er sang, weil er berechnet hatte, dafs es gut thun könnte; der Deutsche, weil sein Enthusiasmus ihm nicht verstattete zu schweigen: und ihre Lieder tragen das Gepräge ihrer Entstehungsart. Diese Kriegslieder und jene die er zur Zeit des Bairischen Krieges verfertigte, sind nicht die einzigen Produkte seiner Theilnahme an dem Gange der Staatenschicksale. Manche kräftige und herzlich gemeinte Worte rief seine Muse den Völkern und Fürsten zu. Sie verdienen eher gesammlet und aufbehalten zu werden, als die übersüfsen halb poetischen Briefe, die er einst vorzüglich mit Jacobi wechselte. — Unter seinen „Liedern fürs Volk“ ist manches sehr ge-

lungen; der reinste Abdruck seines edeln Sinnes und schönen Herzens ist indefs „Halladat oder das rothe Buch.“ Wozu er es laut dem Titel bestimmt hatte, zum Vorlesen in den Schulen, möchte es wohl wenig brauchbar seyn: aber es lehrt ihn näher kennen und lieben.

Seine Heftigkeit verwickelte ihn häufig in Streit mit den geliebtesten Freunden; vorzüglich zankte er mit ihnen, wenn sie ihm nicht oft schrieben, worin er sogleich Kaltsinn, den er zuweilen Treulosigkeit nannte, zu entdecken glaubte. In seinen bekannten öffentlichen Fehden mit Spalding und Ramler hatte er offenbar Unrecht; aber die Kränkung die ihm in den Xenien widerfuhr, ist sicher das Tadelnswürdigste in denselben.

Fafst man Gleims Charakter zusammen, so steht eine Erscheinung da, die bei tausend kleinen Mangeln, nicht blos der Deutschen Literatur, nicht blos seiner Nation, sondern unserm ganzen Geschlecht Ehre macht.

Klopstock pries mit Wahrheit

Seinen brennenden Durst, Freunden ein
Freund zu seyn!
Wie er auf das Verdienst des, den er liebet, stolz,
Edel stolz ist, vom halben,
Kalten Lobe beleidiget!

Liebend, Liebe gebeut! hier nur die zögernde
Sanfte Mäßigung haßt, oder, von Friederichs,
Wenn von Friederichs Preise
Ihm die trunknere Lippe trieft,

Ohne Wünsche nach Lohn; aber auch
unbelohnt! —

Voltairens fade, oft mit Unverschämtheit abwechselnde Schmeicheleien, erwiderte Friedrich mit unverdienter Wärme, Ehrenbezeigungen und persönlicher Freundschaft. Gleim, der ihn vergötterte, der so viel zu dem Enthusiasmus beitrug, mit welchem Deutschland für ihn entflammt wurde, Gleim kannte er kaum oder gar nicht. — La Mettrie, la Beaumelle, und eine lange Reihe schöngeisterischer

Schwätzer gehörten eine Zeit lang zu Friedrichs täglichen Gesellschaftern, selbst seinen Tischgenossen, weil sie Franzosen waren. Das Leben weniger grofsen Deutschen Schriftsteller prunkt mit der Denkwürdigkeit, dafs Friedrich eine Viertelstunde mit ihnen sprach, — wobei er sie Er nannte. — Friedrichs alter Hut hing in dem Heiligthum, an dessen Schätzen Gleims Herz sechzig Jahr gesammelt hatte, oben an; sein Orden und seine Schärpe aber hängen als Siegeszeichen in der Invalidenkirche zu Paris. — —

Zweites Buch.

Die Hansastädte.

Einleitung.

Die ersten Deutschländer — ein Deutscher bin ich ja auch, — die ich in ihrer Heimath kennen lernte, waren Republikaner. Keine Athenienser; das wußt' ich. Auch keine Spartaner oder Römer; das lehrte mich schon der Anblick der militärischen Karikatur unter dem Lübecker Thor, noch mehr aber die tiefe Geringschätzung, mit der ich bald hernach Bürger diese „Flintenknechte" behandeln sah, „denen sie ja Lohn und Brodt gäben." Die Wahrheit zu sagen, diese sonderbare Soldateska mochte nicht viel Besseres verdienen.

Sie bestand, sagte man mir, dem gröfsten Theile nach aus zusammengelaufenen Ausreissern der benachbarten Fürstenthümer. Eine Republik indefs, die solchen Leuten ihre augenblickliche Vertheidigung, und die Aufrechthaltung der Gesetze und der persönlichen Sicherheit in ihrem Innern anvertraute, schien mir doch auch viel Aehnlichkeit mit dem bekannten Krebse zu haben, dem die Natur einen nackten Schwanz gab, und der ihn daher in ausgefaulte Schneckenhäuschen birgt.

Diese Nebensache abgerechnet, fand ich Lübek schon bei meinem ersten kurzen Aufenthalte interessant. Im folgenden Jahre besuchte ich es, so wie Hamburg, zu verschiedenen Malen, und im nachfolgenden wandte ich den gröfsten Theil des Winters dazu an, alle drei Hansastädte nach einander gleichsam zu studiren. —

Ein Anderes ist der politische Charakter eines Staates; ein Anderes der gesellschaftliche seiner Bürger. Ich fand die

Hanseaten, trotz den gewöhnlichen Schwächen der Handelsstädter, in vielen Rücksichten sehr hochachtungswerth, selbst liebenswürdig; aber ich gesteh' es, seit dem Augenblick, da ich ein wärmeres Interesse für Deutschland gewann, es als mein zweites Vaterland betrachtete, hab' ich mich nie ohne Empörung des Verhältnisses der Hansa zu demselben erinnern können. Es hat mir immer das entschiedenste Todeszeichen Norddeutschlands, selbst eine der wichtigsten Ursachen seines nahenden Unterganges geschienen.

Drei Städte, welche den gröfsten Theil des Wohlstandes der angränzenden Provinzen ihres Volkes an sich gezogen, und gleichwohl ihr politisches Interesse streng von jenem dieser Länder getrennt, es ihm grade entgegengesezt hatten! Drei Städte, die ihre Ueberlegenheit gegen andre, zum Theil besser gelegene Städte, blos darauf gründeten, dafs sie alle Verordnungen weiser Fürsten zum Besten des gemeinsamen Vaterlandes, nicht zu beachten brauchten, sie sinnreich unwirksam machten;

die, weil sie Procente dabei gewannen, in einem ununterbrochenen stillen Kriege mit der Industrie ihres Landes, für den Kunstfleifs der Fremde waren, mit deren Produkten sie es überschwemmten! Deren Bestehen keinen Rechtsgrund für sich hatte, als die Constitution ihrer Nation, und die ihr gleichwohl immer mit Hohn entgegen riefen: das Ausland werd' es nicht leiden, dafs man sie zur Erfüllung ihrer Pflicht gegen die Nation anhalte! Die dieser, wenn sie für ihre Existenz ringen mufste, ihren Beitrag dazu entweder ganz versagten, oder wenn sie einen bis zur Lächerlichkeit unbedeutenden, die Römermonate, leisteten, zugleich ungescheut dem Feinde selbst die Kriegsmittel um so emsiger zuführten, je weniger er ohne diese Unterstützung hätte schaden können!

Wenn Nantes, Bordeaux und Marseille in diesem Verhältnisse zu ihrer Nation gestanden, sich ein halbes Jahrtausend darin erhalten hätten: was wäre Frankreich geworden? Und was England, wenn das einzige London ihm gewesen,

was Hamburg, Bremen und Lübek für Norddeutschland waren? —

Grade während des Winters, in dem ich die Hansastädte besuchte, beschäftigte man sich in denselben sehr lebhaft mit dem — ich weifs nicht, ob schon gefafsten oder erst gehofften — Beschlufs des Rathes, alle ihre Festungswerke fortzuschaffen. Die Einwohner freuten sich sehr darüber. Damals gab ich ihnen Recht; späterhin sah ich darin nur einen offenbaren Verrath an dem Interesse Deutschlands.

Wenn, sagte ich einst zu einem Manne, der mit Recht für sehr einsichtsvoll galt; wenn Ihr Senat selbst zu thun beschliefst, was sonst für eine der gröfsesten Strafen galt, die man über eine Stadt verhängen konnte: erinnern Sie Sich denn Ihrer eignen Geschichte nicht? Eben diese Festungswerke, die Sie jezt niederreissen wollen, waren es, was ein halbes Jahrtausend hindurch Ihre Freiheit und Ihren Wohlstand sicherte. Wie viel versuchte Besitznahmen sind misglückt, weil diese Wälle vertheidigt wurden, bis Hülfe

kam oder Vermittelung, oder ein Vertrag geschlossen wurde, der Ihre gröfsesten Güter rettete.

„Die Belagerungskunst, antwortete er, war damals nicht was sie jezt ist.“

Aber auch nicht die Befestigungskunst; und Sie haben Geld und Raum genug, das Höchste aufzubieten, was sie zu leisten vermag. Werfen Sie ihre Wälle nieder, so ist jedes vorübermarschirende Husarenregiment Herr bei Ihnen, sobald es will.

„Eine Belagerung, auch wenn sie völlig mislänge, könnte unendlich mehr Schaden anrichten, als eine zehnfache Kriegssteuer.“

Aber sie bilden einen Staat, der gegen den Staatenbund, zu dem er gehört, und von dem er beschüzt wird, Bürgerpflichten hat, und zur Erfüllung derselben hinlängliche Soldaten und brauchbare Festungswerke halten sollte.

„Unsre Handelswichtigkeit für Europa beschüzt uns, und nicht das Deutsche Reich.“

Gegen die Deutschen Fürsten schüzt Sie freilich das Ausland; aber wer gegen dieses? Es ist gewifs, dafs kein Deutscher Nachbar, aus Furcht vor seinen eigenen Alliirten, leicht wagen wird, sich die Hansastädte zuzueignen, oder nur von ihnen grofse Kriegssteuern zu erzwingen: wie aber, wenn einmal das Heer einer fremden Macht zu Ihnen durchdränge?

Er zuckte mit den Achseln.

Wie ich die Sache sehe, fuhr ich fort, liegt sie eigentlich so: Ihr Hanseaten habt Euch grofse Reichthümer auf Kosten des Vaterlandes gesammelt. Ihr seid stolz darauf, dafs das Vaterland Euch nicht zwingen darf, etwas Nennenswerthes davon zu seiner Rettung herzugeben; und zugleich fest entschlossen, diese Schätze nicht zu vertheidigen, wenn etwa eine fremde Macht sie zur Bekriegung desselben hinnehmen wollte.

„Possen!“ erwiederte er ärgerlich, indem er mich verliefs. „Hamburg ist unser Vaterland.“

Ein Londoner, Lyonner oder Bordelese, der so von seiner Stadt gesprochen hätte,

wäre ein verächtlicher Mensch, selbst ein Staatsverbrecher gewesen, hätte man ihn auch nicht so behandelt; aber im Jahr 1800, da dieses Gespräch gehalten wurde, hatte ein Hamburger noch einen Schein des Rechtes dafür, so zu denken! Darin, vorzüglich darin lag die Schwäche des nördlichen Deutschlands.

Klopstock.

Nie hat ein Deutscher Dichter eine glänzendere Laufbahn zurückgelegt, als Klopstock. Ich denke dabei nicht an die Auszeichnungen, mit welchen zwei hochgesinnte Fürsten [1]), seltne Menschen auf dem Throne, oder die Französische Nationalversammlung, oder nach seinem Tode die beiden Städte Hamburg und Altona, ihn und sich selber ehrten. Nicht was das Wohl- oder Uebelwollen Einzelner unter den Zeitgenossen, oder der ganzen Masse derselben, gewähren oder versagen kann, macht den wahren Glanz eines grofsen Mannes. Aus der unwillkührlichen Huldigung stralt er auf, deren sie sich gar nicht erwehren können: aus den veredelnden Wirkungen, die das Genie unwiderstehlich auf sie thut, auch wenn sie es hassen, verfolgen oder tödten.

---

[1]) Der König Friedrich der Fünfte von Dännemark, und der damalige Marggraf, nachmaliger Grofsherzog von Baden.

Schon der flüchtigste Blick auf Klopstocks literarisches Leben reicht hin zu erkennen, wie viel von diesem Glanze ihm zu Theil ward.

Bekanntlich entwarf er die Messiade schon auf der Schul-Pforte. Von ihm selbst wissen wir, dafs es geschah, noch eh' er Miltons „verlornes Paradies" gelesen hatte. Eben so gewifs ist es wohl, dafs er als Schüler, noch weniger jenen Plan kannte, den Leibnitz zu einem grofsen, alle Mythen der mosaischen und christlichen Religion umfassenden Gedicht entwarf, auf den der geistreiche Forscher Morgenstern vor Kurzem aufmerksam machte. Das Genie findet auch ohne Leitung seinen Weg, und so gelangte Klopstock von selbst zu dem einzigen erhabnen Stoffe in dem ganzen Ideenkreise der heutigen Völker, der bei einer epischen Behandlung, der Phantasie Raum zu einer Wunderwelt gab, für die man den Glauben in ernsten Anspruch nehmen konnte.

Er schrieb den Anfang seines Gedich-

tes in Prosa nieder: aber diese stand in keinem Verhältnifs zu der hohen Poesie seiner Gedanken. Der Alexandriner, damals der edelste Vers der Deutschen Sprache, war ihm zu schleppend, der Jambus zu enge. So erfand er sich denn eine Versart, die er selbst der Aehnlichkeit wegen, Hexameter nannte, die man aber späterhin wegen ihrer Abweichung von der antiken hexametrischen Form, getadelt hat. Die Zeit ist vielleicht nicht mehr fern, da man ohne Rücksicht auf jene Aehnlichkeit oder Abweichung, allgemein anerkennen wird: Klopstock habe der Deutschen Sprache den einzigen heroisch-epischen Vers geschaffen, der bei ihr, ohne ihrer Eigenthümlichkeit Gewalt zu thun, die Stelle des ewig fremdartigen Hexameters vertreten kann.

Mit dem Auffinden der Melodie waren die Lippen des Sängers entsiegelt. In der Eile der Begeisterung und mit jener gründlichen Leichtigkeit, die das Zeichen wahrer Kraft ist, schrieb er die drei ersten Gesänge seines Messias nieder, aber ver-

barg seine Arbeit jugendlich verschämt, jedem andern, als seinem innigsten Freunde, Schmidt. Er wollte sein Werk vollenden, eh' er es bekannt machte. Wahrscheinlich wäre das erst nach einer langen Reihe von Jahren, vielleicht nie oder zu einer Zeit geschehen, da die öffentliche Stimmung weniger Empfänglichkeit für jene Erscheinung gehabt, hätte der Zufall nicht anders entschieden.

Die Studenten Cramer und Schmidt streiten eines Tages zu Leipzig, ob der Englischen Sprache oder der Deutschen der Vorrang an Wohllaut und Bildsamkeit gebühre? Endlich, um den Sieg für die leztere zu entscheiden, langt Schmidt aus einem Kleiderkasten das Manuskript seines Stubengefährten Klopstock hervor, und fängt an, es wider den Willen des Verfassers abzulesen. Der geistvolle Cramer wird von der genialischen Originalität und der Erhabenheit dieser Dichtung ergriffen. Er dringt in Klopstock, sie seinen Freunden mittheilen zu dürfen: und diese Freunde waren die Jünglinge Schlegel,

Ebert, Gieseke, Gellert, Rabener. Von ihnen allen bestürmt, willigt Klopstock ein, dafs diese drei Gesänge (1748) in die Bremischen Beiträge gerückt werden. Bald hernach fügt er einige Oden von gleicher Kühnheit des Gedankenfluges, gleicher Kraft des Wortes und Neuheit der Form hinzu, und die Umgestaltung der Deutschen Literatur ist dadurch allein schon entschieden.

Der alte Kritiker Bodmer, obgleich noch kurz vorher in offener Fehde mit den Bremischen Beiträgern, ist einer der Ersten, die ihr Entzücken über den Messias laut ausrufen. In seiner Begeisterung wird er selber Dichter, und eifert dem Jünglinge durch die Noachide nach, sein einziges Produkt von einigem dichterischen Werthe. In einer Epistel mit der huldigenden Ueberschrift: „Sehnsucht nach dem Poeten," ladet er ihn zu sich nach Zürich ein, und empfängt ihn wie einen Heiligen [2]). Als Klopstock ihn verlassen

---

[2]) Er soll indefs bald an dem frohen Lebens-

hatte [3]), bezog bald nachher Wieland das Stübchen desselben in Bodmers Hause mit

---

sinn, mit welchem Klopstock sich jugendlichen Gesellschaften hingab, grofsen Aerger genommen haben. Er konnte die Fröhlichkeit des jungen Mannes nicht recht mit der religiösen Erhabenheit seiner Dichtungen in Einklang finden.

[3]) Nach dem gewöhnlichen Schicksal ausgezeichneter Köpfe in Deutschland, kämpfte Klopstock in der Glorie seines Ruhmes, mit Dürftigkeit. Schon hatte sich der Sänger der Messiade entschlossen, um eine Schullehrerstelle in Braunschweig anzuhalten, die ihm Jerusalem verschaffen wollte, als der Minister eines fremden Staates schutzreich ins Mittel trat. Der grofse Bernstorff bewirkte, dafs der König der Dänen den Homer der Deutschen (1751) an seinen Hof berief, und ihm durch eine Pension ehrenvolle Musse zur Vollendung seines unsterblichen Gedichtes gab. Als Friedrich der Fünfte gestorben und Bernstorff entfernt worden, erhielt Klopstock die Erlaubnifs, seine Pension ausserhalb Landes zu verzehren, und er ging nach Hamburg, wo er, ein Jahr abgerechnet, das er am Hofe des Marggrafen von Baden zubrachte, ununterbrochen bis zu seinem Tode blieb. — Nicht weniger edel und zartsinnig wurde er vierzig Jahr nach seiner Berufung nach Kopenhagen, unter einem andern Könige, von andern Ministern

einer ernsten Spannung, und Wielands früherer Irrweg, von dem er nur mit Mühe

---

des achtungswerthen Dänischen Volkes behandelt. Ihn, wie so viel andre vorzügliche Köpfe, hatten die ersten Schritte der Französischen Nationalversammlung enthusiasmirt. Er strömte sein Entzücken in Oden aus, die ihm freilich das Französische Bürgerdiplom erwarben, aber monarchischen Ministern bei ihrer damaligen gerechten Reizbarkeit, sehr mifsfallen mufsten. Vorzüglich sah der jüngere Bernstorff darin eine herbe Beleidigung und einen Undank, der Ahndung fordre. Der edle Graf Schimmelmann übernahm diese. Er trug dem Dänischen Residenten zu Hamburg auf, genaue Erkundigung einzuziehn, ob Klopstock's Vermögensumstände so wären, dafs er die Dänische Pension entbehren könne? Der feurige Dichter fühlte sich dadurch sehr gekränkt. Nur mit Mühe hielten seine Freunde ihn ab, selbst der Pension, da er sie wirklich nicht entbehren konnte, zu entsagen. Der Gang der öffentlichen Begebenheiten, vorzüglich der Tod Ludwigs, kühlte seine Gefühle indefs bald ab, und von der Dänischen Regierung geschah auch kein weiterer Schritt. Die Erkundigung war nur ein ernst freundliches: „Besinne Dich!“ gewesen. Klopstock behielt die Pension, und wahrscheinlich geniefst auch seine Wittwe noch derselben.

zurückkam, bestand vorzüglich darin, dafs er Klopstock nachahmte, anstatt den eigenthümlich-schönen Weg zu gehen, zu dem die Natur seines eigenen Genius ihn berief.

Wichtiger war die Wirkung Klopstock's auf den Gang der Deutschen Sprache und Literatur im Allgemeinen. Es ist anerkannt, dafs beide ihren höhern Charakter von jenem Zirkel junger talentvoller Köpfe erhielten, der sich kurz vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Leipzig zusammenfand; noch wenig oder gar nicht beachtet ist es aber, dafs der edlere Ton den dieser angab und hielt, eigentlich aus Klopstock's Lyra erklungen war. Wenn die Bewunderung und Liebe, die seine Freunde ihm bezeugten, ihm Muth zu seinem immer höhern Schwunge gab, so empfingen sie dagegen von ihm das Muster, dem sie nacheiferten. Seit er mit ungeahntem Vollaut erhabene Gedanken sang, wie hätten sie sich nicht mit Ekel von dem kraftlosen Girren des bisherigen Stils in Versen und Prosa, und von der pedantischen

Nachahmung der Französischen Schule wegwenden sollen? Jeder strebte mit Originalität in seinem Fache zu werden, was Klopstock in dem seinigen war. Jezt schrieb auch Kleist Hexameter, und Ramler suchte mit eben so viel Glück als Muth, die lyrischen Versmaafse der Alten im Deutschen nachzubilden. Beiden war Klopstock vorgegangen und hatte sie durch sein Beispiel ermuntert.

Die literarische Menge indefs? Ihre Rolle auch bei der heilsamsten Neuerung, ist, sie entweder zu verschreien, oder durch Aneignung zur Lächerlichkeit zu verzerren. Sie vernachlässigte auch diesesmal nicht ihr Geschäft. Alle, die in der alten Manier zu sehr verknorpelt waren, um die neue Weise zu versuchen, vorzüglich Gottsched, Triller, Schönaich und Hudemann, ergossen sich in Tadel, Parodien und Schmähungen [4]). Sie be-

---

[4]) Sehr charakteristisch für den Gesichtspunkt, aus welchem die alt-prosaischen Köpfe Klopstock's poetische Erhabenheit sahen, scheint mir folgende Anekdote, die er

wirkten, dafs ihre Namen auch jezt fast nur mit verächtlichem Lächeln genannt werden. Andre wiederum schrieben nun alles in rhythmischer Prosa, mit hochfliegenden, abentheuerlichen Wörtern. Man soll sogar hier und dort in Hexametern gepredigt haben, und ein Schwarm reim- und gedankenloser Oden rasselte durch Deutschland.

All dieser Tand verhallte; aber als Klopstock's literarische Generation selbst schon zu erlöschen begann, waren es sein Messias und seine Oden, woran sich der Glanz der folgenden entzündete; waren

---

selbst zuweilen bei froher Laune erzählt haben soll. Eines Morgens, da er in Bernstorff's Vorzimmer darauf wartete, den Minister sprechen zu können, redete ihn ein alter General an, sprach viel mit ihm und schien Gefallen an seiner Unterhaltung zu finden. Endlich wurde der General abgerufen. „Um Verzeihung, sagte er zu Klopstock, wie heifsen Sie?“ — Klopstock. — „Doch wohl nicht derselbe, der den Messias und die Oden da geschrieben hat?“ — Derselbe. — „Mein Gott! Sie reden ja ganz zusammenhangend und vernünftig!“

sie es, an denen sich, wie ihre Jugendgeschichte lehrt, Vofs, die Stollberge, Göthe, Schiller, und wie viele andre mit ihnen! zuerst zu Dichtergedanken und Dichtergefühlen erhoben. So kann man mit Bestimmtheit sagen, dafs die ganze schöne Periode der Deutschen Poesie grofsentheils von Klopstock ihren Charakter empfing, wie die Griechische von Homer.

Schon in den lezten Gesängen des Messias ging indefs Klopstock's epischer Schwung ganz in den lyrischen über, und dieser blieb auch für seine übrige Lebenszeit seine glänzendste Eigenthümlichkeit. Unter seinen zahlreichen Oden sind viele vom höchsten lyrischen Werth.

In dem herrlichen „Lied eines Skalden" hatte Gerstenberg sich, vom Gegenstande gezwungen, der nordischen Mythologie bedient. Dies lenkte Klopstock's Aufmerksamkeit auf sie hin [5]), und er faste eine

---

[5]) 1766. In den neueren Ausgaben der Klopstockischen Oden tragen manche, in welchen die nordische Mythologie angewandt ist, eine frühere Jahreszahl, z. B. Bardale,

Idee, deren Ausführung mislang, die aber an Kühnheit seiner würdig war. Er wollte nämlich in der Deutschen Poesie an die Stelle der Griechischen Mythologie, den Gebrauch der Nordischen setzen, weil er jene als fremd, diese aber als das urväterliche Eigenthum seiner Nation betrachtete. Er übersah, dafs wir in Rücksicht auf Geist und Kunst, eigentlich die Nachkommen desjenigen Volkes sind, von dem unsre Bildung kam, nicht aber desjenigen, von dem zwar unsre Körper in grader Linie abstammen, dessen Sitten und Dichtungen uns aber fast fremder sind, als die phantastischen des Orients.

Konnte jene Idee von irgend jemand ausgeführt werden, so mufste es dem Dichter möglich seyn, der die christlichen Mythen zu einer Wunderwelt zusammengefügt und ausgebildet hatte, welche die Griechische Mythologie wenigstens

---

Wingolf u. s. w.: aber es sind spätere Umarbeitungen früherer Gedichte, in denen vorher die Griechische Mythologie gebraucht war.

eben so sehr an Erhabenheit übertrifft, als sie ihr an gefälliger Schönheit nachsteht. Hätte Klopstock in der Zeit seiner Jugendkraft nur so viel Kenntnifs der Nordischen Götterlehre bei seiner Nation gefunden, als sie jezt besizt, und hätte er dann seinen epischen Stoff aus jener entlehnt, so ist es nicht unwahrscheinlich, dafs er einen glänzenden Erfolg geärndtet, der Deutschen Dichtkunst eine Eigenthümlichkeit errungen hätte, dergleichen jeder andern eines neuern Volkes fehlt. Jezt — überrascht es beim ersten Blick, dafs er, der sich in Rücksicht unsrer heiligen Erzählungen so grofse und so glückliche Freiheiten nahm, sich für die Nordische Götterlehre auch nicht eine einzige grofse Fiktion erlaubte.

— Folgender Umstand erklärt indefs alles.

Von Jugend auf mit den Lehren des Christenthums beschäftigt, fühlte sich der Jüngling, als er den Messias begann, völlig Herr seines Stoffes. Die Vorliebe für die Nordische Mythologie hingegen wurde erst in

seinem zweiundvierzigsten Jahre bei ihm erweckt, und bei dem Mangel unsrer Literatur an Hülfsmitteln sie zu studiren, schritt seine Kenntnifs derselben nur langsam fort, und scheint nie grofse Vollständigkeit erlangt zu haben. So mufste er sich denn wohl begnügen, einzelne Namen und Mythen derselben in seinen Oden und unsterblichen Bardieten aufzuführen, ohne dafs sie durch diese Einmischung schöner geworden sind. Ihr Werth liegt, unabhängig davon, in dem erhabnen lyrischen Fluge seiner Gedanken.

Ausser diesen Bardieten, die bekanntlich eine dramatische Form haben, und in unsrer Literatur eine Zeit lang die Barden-Poesie Mode machten, hat Klopstock auch ein Paar biblische Trauerspiele geschrieben. Schade, dafs sie gedruckt wurden.

In seinen prosaischen Schriften ist er der gewöhnlichen Klippe grofser lyrischer und epischer Dichter — dramatischen Dichtern ist sie weniger gefährlich, da der poetische Dialog die vorzüglichsten Eigen-

schaften der Prosa auch bedingt; — nicht entgangen, nämlich überall etwas Ausserordentliches, und auch das Gewöhnlichste, das sich wegen des Zusammenhanges nicht überhüpfen läfst, hoch- und volltönend sagen zu wollen. Die unausweichlichen Folgen eines solchen Bestrebens, sind Schwulst der Gedanken, Geziertheit des Ausdrucks, und Misgestaltung der Redeformen. Diese Fehler sind in den meisten von Klopstocks prosaischen Schriften so häufig, dafs das Lesen derselben einem Deutschen fast dieselbe Anstrengung auflegt, die das Studium einer gelehrten Schrift in einer fremden Sprache die man nicht recht inne hat, fordern würde. Noch dazu wird diese Mühe nicht durch grofse Resultate belohnt, sondern nur durch einzelne sinnreiche Gedanken. Die schätzbarsten dieser Schriften sind übrigens: „Ueber Sprache und Dichtkunst,“ und „grammatische Gespräche.“

Ich kehre zur Messiade zurück.

Bei ihrer Erscheinung erfüllte sie alle Gebildete mit Enthusiasmus, und ihre

Wirkung war nicht auf Deutschland beschränkt. Man hat sie ins Englische, Französische, Holländische, Italienische, Schwedische, einen Theil derselben auch ins Griechische übersezt, und Lessing selbst hatte eine Lateinische Uebersetzung angefangen, die er vorzüglich deshalb aufgab, weil er hörte, dafs man schon in Spanien eine solche vollendet habe, die indefs nie erschienen ist. An die Stelle dieses Enthusiasmus ist allmälig eine völlige, so entschiedene Gleichgültigkeit bei den Deutschen selbst, getreten, dafs die Bemerkung eines Spötters wahrscheinlich gegründet war: „von den Hunderten, die den grofsen Sänger des Messias mit dem höchsten Pomp zu Grabe begleiteten, hätten vielleicht nicht zehn Personen sein Gedicht durchgelesen, und nicht zwei würden es künftig thun.“

Es ist in der Regel freilich unstatthaft, aus dem Schicksale eines Werkes auf seinen Werth zu schliefsen; aber bei der Messiade glaube ich, dafs man nicht irrt, wenn man ihr früheres Schicksal unbe-

dingt ihren hohen Vorzügen, das spätere, wenigstens grofsentheils, ihren Mängeln zuschreibt. Nur fordert die Gerechtigkeit zu gestehen, dafs die erstern dem Genie des Dichters, die leztern dem Stoffe gehören.

Er war, wie ich oben bemerkt, der einzige im Ideenkreise der modernen Völker, der es erlaubte, eine Wunderwelt aufzustellen, die den Glauben in ernsten Anspruch nahm; dagegen hatte er vorzüglich den Fehler, keiner wahrhaften epischen Handlung fähig zu seyn. Er führt als einziges Motiv ein allmächtiges Wesen auf, das der Schöpfer aller andern ist, und alles was geschieht, von Ewigkeit vorherbestimmt hat. Dieser höchsten Persönlichkeit gegenüber verliert jede andre alle Bedeutung: selbst was ihre Gegner versuchen um ihr entgegen zu wirken, wollen und vermögen sie nur, weil es ihr gefällt, der Vollstreckung ihres Rathschlusses dieses Detail zu geben. Wie wäre hier eine Handlung möglich? — das heifst, ein Kampf psychologisch motivirter Ereig-

nisse, welche den geahneten Ausgang bald herbeizuführen, bald abzuwenden verheifsen, und deren Resultat es endlich ist, dafs die Katastrophe unausweichlich wird. Der Dichter kann uns nichts als die Einzelnheiten eines unabwendbaren Vorganges aufzählen, deren Zweck wir nicht überall begreifen.

Ein zweiter Mangel des Stoffes, ist, dafs seine Behandlung im Ganzen keinen bestimmten Eindruck zu machen vermag. Der Versöhnungstod des Erlösers ist die höchste Wohlthat, das höchste Glück was unserm Geschlechte begegnen kann; aber wir sehen dieses Glück aus einer Reihe tief und schmerzlich rührender, oft erschütternder Ereignisse erwachsen: was sollen wir fühlen, Schmerz oder Freude?

Man glaube nicht, dafs diese unbesiegbaren Fehler des Stoffs, bei der ersten Erscheinung der Messiade von den lobenden Kunstrichtern übersehen wurden. Nein! Aber sie meinten sie und die aus ihnen entspringenden Mangel des Gedichts entschuldigt zu haben, wenn sie

dieses eine Religionsepopöe nannten. Allein was sagt denn dies Wort? Soll es ein Epos bezeichnen, dessen Maschinerie von dem herrschenden Glauben der Zeitgenossen entlehnt ist, so sind die Ilias, die Aeneis und selbst der Fingal, so gut Religionsepopöen, als der Messias. Soll es aber eine epische Dichtung anzeigen, deren Inhalt eine heilige Mythe, und deren Bestimmung es ist, religiöse Empfindungen auszudrücken und einzuflößen, so wäre eine Religionsepopöe ein Epos mit lyrischen Zwecken, d. h. ein Epos das eigentlich kein Epos ist. —

Wie dem auch sey: die Unmöglichkeit dem Stoff eine Handlung abzugewinnen, ließ dem Dichter nichts übrig, als durch das Detail zu wirken, die Begebenheit die er vortragen wollte, in einzelne erhabene Momente zu zerlegen, sie mit freudigen, rührenden und schauderhaften Episoden zu durchweben, und den Gefühlen die er ausdrückte, den höchsten Odenflug zu geben. Alles dies that Klopstock mit einer so überschwenglichen Kraft und Fülle des

Genies, so viel Erhabenheit und Zartheit, dafs er die hohe Begeisterung wohl entzünden mufste, mit welchem man dem Anfange der Messiade entgegen jauchzte, und dafs sie ohne Zweifel noch jezt die Lieblingsdichtung aller Klassen gebildeter Leser seyn würde, wenn sich das Verhältnifs des Zeitgeistes zu ihr, in religiöser Rücksicht, nicht verschoben hätte.

Man denke sich jezt, da der Zauber der Neuheit verflogen ist, echte, gläubige Christen als Leser des Messias. Mufs ihnen die Freiheit, die sich der Dichter mit der heiligen Geschichte genommen, müssen ihnen die willkührlichen Fiktionen, die er darin verwebt hat, nicht ein Aergernifs seyn? Müssen sie sich nicht heimlich versucht fühlen, ihn wohl gar, wie der lächerliche Hudemann that, wegen dieser Fiktionen, irreligiöser Frechheit zu beschuldigen? — Im Gegensatz, mufs gleichgültigen Lesern der hohe Flug der Gefühle, die sie nicht zu theilen vermögen, Ueberspannung, und die Zuversichtlichkeit, mit welcher diese Empfin-

dungen als die höchsten Merkmale moralischen Werthes aufgestellt werden, eine beleidigende Zudringlichkeit scheinen. Beide Klassen können kein Interesse mehr an dem Gedichte haben.

Sollte indefs ein Zeitalter erscheinen, in welchem das Lehrgebäude, aus welchem Klopstock seinen Stoff entlehnte, nur noch historisches Interesse hätte, und man den epischen Theil der Messiade mit derselben Unbefangenheit wie die Ilias Homers, den lyrischen, wie die Oden Pindars läse: dann würde eine neue Periode des Ruhmes für den Verfasser beginnen, und man würde vielleicht bereitwillig anerkennen, dafs der Deutsche das Genie der beiden grofsen Griechen in sich vereinigte.

So viel ist gewifs, dafs als Kunstwerk, Miltons „verlornes Paradies“ keine Vergleichung mit dem Messias aushält. Es hat so wenig Handlung als dieses, und die grofs gedachten, aber schwerfälligen, oft ekelhaften Allegorien des Britten, so wie die mühsame Schulgelehrsamkeit die dem

Leser überall entgegen stäubt, stören im Genufs des reizenden Details.

— Auch als gesellschaftliche Erscheinung mufs Klopstock sehr interessant gewesen seyn. Eine Menge Züge voll sinniger Fröhlichkeit, die ich nach anderthalb Menschenaltern noch in dem Gedächtnifs seiner Jugendfreunde Schmidt, Gleim und Gerstenberg lebendig fand, so wie seine begeisterte Vorliebe für den Eislauf, beweisen seine Genialität. Schon war er über sein funfzigstes Lebensjahr vorgeschritten, als Sturz von ihm schrieb:

„Klopstock ist munter in jeder Gesellschaft; er fliefst über von treffendem Scherze, bildet oft einen kleinen Gedanken mit allem Reichthum seiner Dichtergaben aus, spottet nie bitter, streitet bescheiden und verträgt auch Widerspruch gern. — — Selten findet man ihn in der sogenannten guten Gesellschaft der feinen abgeschliffenen Leute ohne alles Gepräge. Dafür zieht er lieber mit ganzen Familien seiner Freunde aufs Land. Weiber und Männer, Kinder und Diener, alle folgen

und freuen sich mit. Immer ist er mit Jugend umringt. — — Klopstock's Leben ist ein beständiger Genufs. Er überläfst sich allen Gefühlen, und schwelgt beim Mahle der Natur. In der Malerei liebt er nur das, was Leben, tiefen Sinn und sprechenden Ausdruck hat; in der Musik, was das Herz bewegt u. s. w.“

Nicht auf den grofsen Dichter allein, auch auf den merkwürdigen Menschen war meine Erwartung also hoch gespannt, als ich mich, gleich bei meiner ersten Durchreise durch Hamburg, bei ihm einführen liefs. Leider kam ich zu spät. Ich fand nur noch einen erschöpften 73jährigen Greis, mit einem ziemlich vernachlässigten Aeussern. Der Ausdruck seines Gesichtes hatte nichts Ergreifendes mehr, und sein Auge fiel fast nur durch Form und Weite auf. Noch immer erwärmte ihn das Schöne und Grofse, eigentlich lebhaft wurde er aber nur, wenn von seinen eignen Werken oder von Lieblingsgegenständen seiner Jugend die Rede war.

Bei Gelegenheit der erstern klagte er,

mit einiger Bitterkeit darüber, dafs Angelika Kaufmann aus einer Grille den Gedanken aufgegeben habe, eine Messias-Gallerie zu malen. Nach der Erzählung der Gräfin St. zu Tr. war der Bewegungsgrund der Malerin aber wohl etwas Besseres als eine Grille. Die Gräfin war grade zu Rom, als Angelika den Dichter über das Unternehmen zu Rathe zog. Eines Morgens stürzt diese zu der Gräfin ins Zimmer, wirft einen Brief auf den Tisch und ruft mit Thränen aus: „Lesen Sie, was er fordert! Ich werd' ihm niemals genügen können!" Klopstock hatte es als unerlafslich aufgestellt: „dafs die Engel ohne Flügel oder irgend ein conventionelles Zeichen, gleichwohl aber so gemalt würden, dafs man auf den ersten Blick blofs an dem höhern Grade des Aetherischen, ihre Menschengestalt von jener der verklärten Seelen unterscheide; diese wiederum müfsten sich eben so von den blofs Erstandenen, und die Erstandenen von den noch Lebenden unterscheiden." Eine ähnliche entgegengesezte

Abstufung wäre dann wieder von den verdammten Seelen zu den Teufeln nothwendig gewesen. Ob es überhaupt in dem Vermögen der Malerei ist, ohne Spielerei diese Dichterforderung einigermaafsen zu erfüllen, weifs ich nicht: dafs aber Angelika, mit den drei oder vier immer wiederkehrenden Köpfen ihrer Gemälde, sich nicht an diese Aufgabe machte, scheint mir sehr verständig.

Vofs.

Etwa nur ein Vierteljahrhundert nach jenem merkwürdigen Verein junger Dichter zu Leipzig, aus dessen Mitte Klopstock sich zur Unsterblichkeit erhob, bildete sich ein ähnlicher Bund zu Göttingen, und der ausgezeichneteste Kopf aus diesem, steht neben jenem grofsen Dichter, wie ein zweiter Regenbogen neben dem ersten, blässer, aber doch mit denselben Farben schimmernd, in eigenthümlicher Ordnung. Wie Klopstock der Dichterliteratur der Deutschen ein erhabnes Epos und die wahre Ode, gab Vofs ihr ein eigenthümliches Idyll und das wahre Volkslied. Wenn Klopstock seiner Sprache durch eine grofse Anzahl eigener Versmaafse, die er erfand, höhere Bildsamkeit zum Wohlklange erwarb, so brachte Vofs in ihr die Nachbildung der antiken Verse zur höchsten Vollendung, deren sie fähig ist. Der Zufall spielte sogar in den Gang ihrer Lebensschicksale einige Aehnlichkeit hinein.

Wie Klopstock sich einst aus Dürftigkeit entschlofs, seinen Dichtergeist unter die Last einer Schullehrerstelle zu beugen, so auch Vofs: nur trat bei jenem sein Genius schützend ins Mittel; dieser trug die fremdartige Bürde mehr als zwanzig Jahr, bis auch ihm ein edler Prinz des Holsteinischen Hauses, und derselbe grofsgesinnte Fürst von Baden, der Klopstocks Gönner war, ehrenvolle Musse des Alters gewährten.

— Folgende Betrachtung ist vielleicht nicht überflüssig, um das Verdienst, das Vofs sich erwarb, in sein volles Licht zu setzen.

In jener poetischen Literatur, die, so viel wir wissen, ohne Vorbild frei aus der Natur glücklich organisirter Menschheit erblühete, und die der Kunstbildung aller modernen Völker in Europa zur Grundlage dient, in der Griechischen waren die beiden höchsten Preise, der des Erfindens, und jener der schönsten Vollendung einer Gattung von Dichterwerken. In den spätern Literaturen sind es zwei

andre. Zu Erfindung neuer Gattungen ist wenig oder kein Raum übrig: aber hohen Ruhm erwirbt der glücklichste Nachahmer der Alten; ein unendlich höherer — den, streng genommen, kein einziger Römischer Dichter errungen hat, — gebührt demjenigen, der bei treuer und glücklicher Beobachtung der allgemeingültigen Kunstregeln, die volle Eigenthümlichkeit seines Volkes und Zeitalters bewahrt, und ihm auf diese Weise wird, was die Griechischen Dichterheroen ihrem Volke waren. Die Dichterwerke, in denen dieses geschieht, sind es eigentlich allein, welche die poetische Literatur einer Nation bilden. Auch die glücklichste Nachahmung der Griechen und Römer ist nur eine Vorarbeit dazu [6]).

---

[6]) Als Voltaire'ns Oedip zum erstenmale in Paris gegeben wurde, schien das Parterre unruhig. *Ah, les Barbares!* rief der Verfasser; *c'est du Sophocle tout pur!* Wie aber, wenn das Parterre geantwortet hätte: „Wir sind Franzosen! Wir wollen auf unsrer Bühne nichts hören, was Sophokles auf den Charakter der Athenienser berechnete,

Einem unbefangenen Leser werden diese Wahrheiten einfach und einleuchtend scheinen; gleichwohl giebt es wenig andre, die so allgemein und anhaltend übersehen und verkannt werden. Man schlage die Werke welches ältern oder neuern Kunstlehrers oder Kunstrichters man wolle, auf; gewöhnlich wird man die Nachahmung der Griechen und Römer mit einer Bestimmtheit vorgeschrieben finden, als wäre sie an sich eine Kunstregel. Der höchste Schwung, den man sich in neuern Zeiten erlaubte, war, daſs man den Deutschen statt jener, die groſsen Dichter andrer neuen Völker, der Franzosen, Engländer, Spanier, Italiener, oder auch der Deutschen eines andern rohern Zeitalters, als Musterbilder aufdrin-

---

sondern etwas das mit gleicher Kraft und Schönheit auf den unsrigen berechnet wurde." — Ich glaube, das Parterre hätte Recht gehabt. Voltaire's übrigen Trauerspielen wirft man vor, seine Araber, Griechen, Amerikaner sprächen alle wie edelgebildete Franzosen. Mit gewissen Einschränkungen, die sich von selbst ergeben, war das aber eben das Rechte.

gen wollte. Es ist wahr, viele derselben haben eine sehr selbstständige Eigenthümlichkeit, aber wenn sie auch nicht dagegen so oft die zweite Forderung, die strenge Beobachtung der allgemein gültigen Kunstregeln verlezten, so sind ihre Werke uns doch wenigstens eben so fremdartig, als die der Griechen, aus deren Schriften unsre Kunst-Bildung stammt.

Es giebt Dichtungs-Arten, für welche jedes Zeitalter selbst sein Recht in der bezeichneten Rücksicht geltend macht. Es sind jene, die auf eine unmittelbare Theilnahme aller Klassen des Publikums berechnet werden, z. B. das Lustspiel und das leichte Lied. Das Volk lacht und singt nicht, wenn es sich nicht eigenthümlich angesprochen fühlt; es bleibt also denjenigen, die es zum Lachen oder Singen bewegen wollen, nichts übrig, als ihm nachzugeben. In dem Trauerspiele ist es schon anders. Man kommt mit einer gewissen feierlichen Spannung zu demselben, in der man sich allenfalls wohl eine

Verletzung durch Fremdartigkeit gefallen läfst, wenn man nur erschüttert wird. Merkwürdig aber und ein Beweis, dafs diese Freiheit nicht zu weit getrieben werden darf, ist es, dafs selbst die Französischen Tragiker, die mit ihrer Treue gegen die Alten prunken, gleichwohl nicht, wie diese, Mythen, sondern nur historische Gegenstände zum Stoff ihrer Trauerspiele wählen durften. Das Wunderbare ist in die Oper verwiesen.

Beim ersten Blick hat es etwas Auffallendes, dafs in derjenigen Dichtungsart, welche es gradezu mit einer Schilderung der Wirklichkeit zu thun hat, im Idyll, die Dichter aller neuern Völker am längsten und treuesten nur Nachbeter der Alten geblieben sind. Höchstens wagten sie es, wie Thomson und seine Nachahmer, die leblosen Schönheiten der sie umgebenden Natur zu schildern. Glaubten sie aber ihre Schilderungen durch Personen beleben zu müssen, so stellten sie entweder Wesen auf, deren hochgeschrobne Sentimentalität nirgend einheimisch war,

oder sie verlegten die Scene nach Griechenland, als wenn die Pflüger, Hirten und Fischer der Griechen, Menschen einer höhern Gattung gewesen wären, als die unsrigen. Beides that sogar der zart- und tieffühlende Gefsner in einem Lande, das an Schönheit Griechenland gewifs nicht nachsteht, und dessen freie Landbewohner glücklicher und gebildeter waren, als die Arkadier vielleicht je gewesen sind.

Vofs besizt eben so hellen Künstlerblick, als gröfse klassische Gelehrsamkeit. Ihm konnt' es nicht entgehn, dafs die wahre Schönheit des Idylls, nicht in dem Griechischen Anstrich und noch weniger in der Sentimentalität besteht, sondern in der reizenden Wahrheit des Lebens in demselben, einer Wahrheit, die sich nur der Wirklichkeit, und zwar der gegenwärtigen sowohl, als jener des Alterthums, abgewinnen läfst. Selbst der Sohn eines geringen Landmanns, kannte er das Leben eines solchen mit allen seinen Abwechselungen, und die schönsten Züge desselben erschienen ihm in der dichteri-

schen Beleuchtung der Jugenderinnerung. Da hat man die Entstehungsgeschichte des Deutschen Idylls.

Den Gedanken dazu mag vielleicht mancher andre, zum Beispiel der Maler Müller, früher gehabt haben: aber die schwierige Ausführung konnte nur einem Manne von sehr geläutertem Geschmack und sehr reifem Kunstsinne gelingen. Als Gegenstand der poetischen Behandlung, gleicht das gesellschaftliche Leben jenen Mineralquellen, die auf ihrer Oberfläche gemeines Wasser fortströmen, und deren Bett mit Schlamm bedeckt ist. Nur ihre Mitte bietet das edlere Fluidum stark und rein. Vofs fand die Kunst, es so zu schöpfen. Seine Schilderungen aus dem heutigen Landleben sind fern von jener allzu ekeln Zartheit, die, aus Furcht niedrig zu werden, nur charakterlose Allgemeinheit liefert, aber eben so kunstgerecht hat er meistentheils zu vermeiden gewufst, was durch Plattheit oder betrübende Nebenideen, den ruhig vergnü-

genden Eindruck des Ganzen gestört hätte. Wo er nicht ausdrücklich eine andere Wirkung beabsichtigt, sind seine Idyllen eben so reizend, als wahr.

Für „Luise“ wählte er seine Personen aus dem einzigen gewissermaafsen poetischen Stande unsrer Lebenswelt, aus jenem, dessen Geschäft es ist, aus der Natur immer auf eine übersinnliche Welt hinzudeuten: seine Helden sind Landprediger. Trotz dem drollig prosaischen Hexameter:

„Meine Kinder! Ich wünsch' Euch eine gesegnete Mahlzeit!“

und der etwas zu breiten Redseligkeit des „ehrwürdigen Pfarrers zu Grünau,“ wird dies lebendige, sich fortgestaltende Gemälde in der Deutschen Literatur wohl schwerlich übertroffen werden, da Göthe selbst es nicht erreichte. Für seine kürzere Idyllen, die nur eine einzeln aufgegriffene Situation darstellen, wählte er mit genialischer Künstler-Keckheit sehr mannigfach, und giebt in ihnen zuweilen noch kräftigeres Leben,

als in Luise. Viele Züge und Ausdrücke in denselben, die jezt hart scheinen, wird man einst um ihre Wahrheit bewundern.

Dasselbe gilt von seinen Volks- und gesellschaftlichen Liedern. Manche derselben sind auch Idyllen in lyrischer Form, aber fast jedes eigentliche Lied ist ein kurzer Strom kräftigen Gefühls in poetischem Vollaut des Ausdrucks. Herder pries oft Vofs und Overbeck glücklich, einen Componisten wie Schulz gefunden zu haben: aber ein Liederdichter wie Vofs, schafft seinen Componisten. Der Wortklang seiner Verse ist selbst schon die einzige ganz entsprechende Melodie zu den Gefühlen, die der Inhalt seines Liedes sind: der Musiker braucht sie gleichsam nur in die Sphäre seiner Kunst hinüber zu tragen.

Als grofser metrischer Künstler hat Vofs sich vorzüglich in seinen Uebersetzungen gezeigt. Ist aber die Metrik an und für sich eine achtungs-

werthe Kunst, sobald sie sich aus dem Dienst des poetischen Gedankens losreifst, und ihn beherrschen will? Hat ihr schwierigstes Werk einigen Kunstwerth, wenn sie, statt Kraft und Wohllaut der Sprache zur eindringendsten oder gefälligsten Darstellung des Sinnes zu verwenden, der Sprache Wendungen aufdringt, die ihr nicht natürlich, und den Gedanken in Ausdrücken versteckt, die schwer zu enträthseln sind, blos um Klänge nachzubilden, die irgend ein alter Dichter — nicht gebraucht hätte, wären sie in seiner Sprache nicht so zwanglos und natürlich entstanden, als sie in der unsrigen gezwungen und unnatürlich sind? — Vor mehr als zwölf Jahren schrieb ich in Rücksicht dieser Uebersetzungen von Vofs: „Es sind Versuche, aus einer Geige den Klang einer Flöte zu gewinnen. Sie werden verhallen, ohne das Instrument verwandelt zu haben; aber die Kunst es zu behandeln, wird fortgerückt seyn.“

Diese Ansicht hab' ich noch jezt, und ich weifs nicht, sie besser auszudrücken.

Nach einer Reihe von frohen Tagen, die ich der Gastfreiheit der Lübeker (im Winter 1799) verdankte, fühlte ich das Bedürfnifs eines höhern Genusses. Ich lehnte ein Paar Einladungen ab, und fuhr nach Eutin, wo Vofs damals noch Rektor war.

Ich fand einen etwa funfzigjährigen Mann, mit einem ehrwürdig-einfachen Aeussern, dessen ruhige, starke Gesichtszüge nicht sowohl viel sagten, als etwas Grofses zu verschweigen schienen. Er nahm mich mit patriarchalischer Freundlichkeit auf, und ich verlebte zwei Tage bei ihm, die mir eben so lehrreich als angenehm waren, und deren Eindruck nie bei mir erloschen ist.

Zufällig und ohn' es zu wünschen, lernte ich bei ihm auch den Grafen Fr. Leopold Stolberg persönlich kennen. Stolbergs Jamben waren einst die ersten Deutschen Dichtungen gewesen, die ich

mit Genuſs gelesen hatte. Jezt war sein schöner poëtischer Sinn schon in religiöse Ueberspannung aufgelodert. Mir war als säſs' ich an dem Lager eines sehr geliebten Kranken, und er schien mich mit einem gewissen Mistrauen zu betrachten.

Von Voſs dazu aufgefordert, besuchte ich auch den vornehmen Philosophen Jacobi. Doch ihm gebührt entweder ein eigner Artikel, oder keine Erwähnung hier.

Büsch und Ebeling.

Der alte wackre Professor Büsch zu Hamburg hatte mich eingeladen, einen Abend bei ihm zu essen. Wir wollten nur unter uns seyn; auch fand sich fast niemand weiter ein, als der wohl noch ältre Ebeling. Jener war fast blind, dieser fast stocktaub; beider Geist durch das Schulleben und eine beschränkte, obwohl männlich ertragne und geordnete, häusliche Lage der froheren Schwungkraft beraubt: ich wandelte also unter Ruinen. Doch nur die erste halbe Stunde war mir peinlich. Ebeling, einst ein witziger, talentvoller Kopf, jetzt ein grosser Gelehrter, hatte mit Lessing gelebt, war ein Jugendgenosse Klopstocks und Cramers gewesen. Die Erwähnung jener Zeiten blies die Asche von den Kohlen: er ward lebendig, geistvoll, selbst so heiter, dass er mir ein Paar Stellen aus einer jener Parodien hersagte, durch die er einst Klopstock bitter böse gemacht. Er liess mich sehr unterhaltende und belehrende Blicke

in die Gelehrten - Verhältnisse und Geschichte jener Zeit thun. Büsch, der mit innigem Wohlgefallen erzählte, dass man in seiner Persönlichkeit sehr viel Aehnliches mit jener des unsterblichen Franklin fände, und dem grossen Manne wenigstens nicht viel an Patriotismus und an Eifer, die Gewerbe wissenschaftlich zu veredeln, nachstand, spann sich und mich bald in Berechnungen ein, von denen ich zwar wenig verstand, bei denen mich aber der Eifer des ehrwürdigen Greises interessirte. Es ist wahr, einige Tage später sah ich den praktisch einsichtsvollen Kaufmann Sieveking über die Handelsberechnungen, die Büsch aufstellte, ein wenig spöttisch lächeln, aber im Allgemeinen zeigten alle Gebildete Hamburgs viel Hochachtung für Büsch und Ebeling, und selbst einen Stolz auf sie, der beiden Theilen Ehre machte.

Schlötzer.

Ein Brief des gelehrten Münter (jezt Bischoff von Seeland) hatte mir die Bekanntschaft des bald nachher verstorbenen Buchholz, Syndikus von Lübek, verschafft. Eines Tages schlug Buchholz mir vor, bei dem Senator Rodde zu Mittage zu speisen. Wir fuhren hin. Hier ist die kleine Gesellschaft mit der wir uns zu Tische sezten.

Den ersten Platz schmückte einer der schönsten Frauenköpfe, die ich leben sah, ein Kopf, in dem sich Hebe zur Juno schien ausgebildet zu haben. Göttingen hatte ihn um seiner Gelehrsamkeit willen, mit dem Doktorhut verziert; aber was mir ihn viel lieber und merkwürdiger machte, war, dafs er gleichwohl, bei dieser Mahlzeit wenigstens, so oft sich seine Lippen öffneten, nicht etwas Gelehrtes, sondern etwas sehr hell und verständig Gedachtes sagte.

Neben der Frau Doktor Rodde safs ein alter Mann mit einer Physiognomie, die

man nicht ansehen konnte, ohne Lust zu bekommen, einen Zank mit ihr anzufangen, so zurückscheuchend, übelwollend und zugleich anspruchsvoll sah sie um sich her. Nichts desto weniger gehörte sie dem Vater der schönen Wirthin, dem tiefgelehrten, hochberühmten, und was mehr ist als beides, dem verdienstvollen Schlötzer.

Der dritte Platz versöhnte mich wieder. Ein Mann von etwa dreifsig Jahren nahm ihn ein, dessen rundes fast noch jugendlich volles Gesicht, Geist, Ernst und, eine seltne Mischung, zugleich unerschöpfliche Gutmüthigkeit ausdrückte. Es war Villers, derselbe, der späterhin als der Beurtheiler der Reformation so viel durchdachte Gelehrsamkeit, und als Vertheidiger von Lübek und Göttingen, so viel muthigen Edelsinn zeigte.

Aus dem trüben Blick, der gramvollen Miene des vierten Tischgenossen, liefs sich nicht leicht errathen, dafs er der Gemahl der schönen Wirthin, der Besitzer des bequemen, geschmackvoll gezierten Hauses, der reichste Mann der reichen Stadt, ein

Kaufman war, dessen Vermögen auf mehrere Millionen geschäzt wurde.

Als wären sie ausdrücklich nach den Regeln des Kontrastes geordnet worden, sass neben ihm der ehrwürdige Buchholz, dessen grosses Gesicht voll Kraft und geistvoller Unbefangenheit, genau das Mittel zwischen einem Jupiterskopf und dem eines Holländischen Bauren schien [7]). Ich trennte ihn von der Wirthin.

Vielleicht schliesst man aus den Gliedern dieses Zirkels, dass die Unterhaltung sehr anziehend war? Ganz und gar nicht. Ich habe selten an einer Prunktafel gesessen, an welcher mehr einsilbiger Zwang geherrscht hätte, als an diesem Tischchen. Umsonst gaben Villers und Buchholz sich Mühe, das Gespräch zu beleben: es glich immer nur einem Feuer, das durch einen

---

[7]) Es ist eine alte und sehr wahre Bemerkung, dass der erste nur die Idealisirung der Gattung ist, zu welcher der lezte gehört. Der Charakter dieser Gattung ist Stärke und Phlegma; des erstern, Majestät, d. h. ruhiges Bewusstseyn der Macht.

beregneten Tannenbusch flattert, und jeden Augenblick bald hier bald dort ein helles Flämmchen giebt, das sogleich wieder erlischt, weil der nächste Zweig es nicht auffafst. Woher das kam, konnt' ich nicht sogleich finden, aber als ich einige Tage später wieder in einem ausdrücklich nur um des Frohseyns willen versammelten Zirkel, im Clubb wenn ich nicht irre, mit Schlötzer zusammen traf, fand ich, dafs die Unterhaltung in seiner Nähe immer diese Gestalt annahm. Der Mann war zu berühmt und alt, als dafs man nicht unwillkührlich ihm überlassen hätte, den Ton anzugeben, und er schien den Professor durchaus nicht ablegen, schlechterdings aus der zugeknöpften Brust keinen Gesellschaftston hervorbringen zu können — oder zu mögen.

Das Talent zur gesellschaftlichen Unterhaltung darf nicht in Anschlag gebracht werden, wo von der Würdigung eines Mannes von Verdienst die Rede ist. Wer hat nicht schon entschiedne Nichtswürdige gesehn, die es gleichwohl im glänzendsten

Grade besafsen? Wer nicht schon den Mangel desselben, Leuten gerne verziehen, die nicht ein Hunderttheil von Schlötzers Werth entschuldigte?

Ob Deutschland je einen viel gröfsern Gelehrten hatte, als Schlötzer war, weifs ich nicht; aber gewifs besafs es nie einen, der mit mannigfachern Fähigkeiten für sein Fach ausgerüstet, es vielseitiger übersah und bearbeitete. Von seiner ersten Dissertation de vita Dei, mit der er als 19jähriger Jüngling seine Laufbahn anfing, bis zum lezten Bande seines Nestors, mit welchem er sie im 74sten Jahre schlofs: welche unübersehbare Gelehrsamkeit entfaltete er nicht! Er war der eigentliche Begründer der höhern kritisch-historischen Forschung in Deutschland; und tausend dunkle Ungewifsheiten der Geschichte hat Er zuerst theils selber aufgehellt, theils zur Prüfung gereift. An Scharfsinn wurde er vielleicht von seinem frühesten Rival, Thunmann, an echt philosophischem Geist ohne Zweifel von Spittler, Müller und Heeren weit übertroffen, und vom Talent

zur eigentlichen historischen Composition hat er wenigstens keinen Beweis zurückgelassen. Aber die Männer, die ihn als Geschichtschreiber verdunkelten, hatte er grofsentheils gebildet, und als Forscher blieb er wenigstens in Rücksicht des Weitumfassenden seiner Forschung und der glücklichen Combination in derselben, unerreicht. Noch sehr viel wichtiger und höher aber als sein gelehrtes Verdienst, war sein nationales. In seinem Briefwechsel und späterhin in seinen Staats-Anzeigen, wagte er zuerst — freilich unter einer Regierung, die in England die Preſsfreiheit als ein Grundgesetz vor sich fand, und ihr daher in ihren Deutschen Staaten ihren Schutz nicht wohl versagen konnte, — die Publicität den tausend und aber tausend Abscheulichkeiten entgegen zu stellen, welche in manchen der zweihundert Duodez-Staaten Deutschlands geübt wurden. Sie wurden seitdem täglich seltner und geringer, denn viele Dinge braucht man nur nachzusagen, um sie aufhören zu lassen. Hier war seine

Energie, die bei seinen gelehrten Streitigkeiten oft in empörende Grobheit ausartete, sein Witz, der oft boshaft wurde, und seine hartnäckige Rechthaberei ganz an ihrer Stelle, und nicht selten erhob sich sein Vortrag dabei zu einer glänzenden Beredsamkeit.

Als er aufhörte, sezten Spittler, Häberlin, und später — Andre das grofse Werk ohne Namen in edlern Formen, mit umfassendern Ansichten fort: doch Ihm gebührt die Ehre, es in Deutschland begonnen zu haben.

— Friede sei der Asche dieses unermüdlichen Streiters! Seinem Zeitalter war er sehr viel! Die künftigen Jahrhunderte werden indefs, fürchte ich, wenig von ihm wissen. Nur für das schaffende Talent giebt es Unsterblichkeit: das wirkende und forschende wird gewöhnlich durch die Früchte seiner Anstrengungen selbst, antiquirt und der Vergessenheit ausgeliefert.

—

Der Schauspieler Schröder.

Der Genuſs den berühmten Schröder auf der Bühne zu sehn, wurde mir nicht zu Theil; er hatte sie schon verlassen, als ich nach Hamburg kam. Durch seinen Lebensgang aber, soweit ich ihn kannte, und als Meister in einer Kunst, in welcher es so leicht ist mittelmäſsig, so sehr schwer, groſs zu seyn, war er mir zu merkwürdig, als daſs ich nicht seine persönliche Bekanntschaft hätte suchen sollen. Um sie ungestört, gleichsam Aug' in Auge zu machen, fuhr ich zu ihm auf seinen Landsitz, Rellingen, hinaus, wo er, sagte man mir, gewöhnlich einsam war. —

Shröder betrat die Bühne schon als Kind und zu einer Zeit, da noch neben den Staatsaktionen, Harlequin und Kolombine herrschten, und jeder Schauspieler, wo nicht Sänger, doch Ballet-Tänzer seyn muſste; er soll das leztere in vorzüglichem Grade, sogar Balletmeister gewesen seyn. In seinem Jünglingsalter verdrängten die Trauer- und Lustspiele und Operetten

nach Französischem Zuschnitt, jene Rohheiten von der Bühne; und wurden bald darauf von den Lessingschen Stücken und von dem Brittischen Geschmack wenigstens in Schatten gestellt. Kaum kannte man einige Shakespearsche Dichtungen, so führte Götz von Berlichingen die Ritterspektakel ein. Bald folgten die Dramen und das leichtsinnige Possenspiel, das man in den neuesten Zeiten auch Lustspiel nennt; endlich blühte die hohe Schillersche Tragödie auf — Allen diesen Umwandlungen sah Schröder nicht blofs zu: er ärndtete als darstellender Künstler in jeder Gattung die höchste Bewunderung, und ordnete als Direktor meisterhafte Darstellungen von jeder an. Noch mehr! Er selbst wurde Dichter, und es ist nur Gerechtigkeit, wenn man seinen Lustspielen in Rücksicht des Planes, der Wahrheit der Charaktere und des immer anständigen und feinen Witzes, eine Stelle nahe an denen von Lessing und Engel einräumt. Welchen Reichthum, welche Vielseitigkeit und Gewandheit des

Geistes sezte das zusammengenommen
voraus! „Gleichwohl wurde dieses alle
noch merkwürdiger dadurch, dafs diese
genievolle Künstler und geistreiche Dich
ter zugleich ein so geschickter Geschäfts
mann war, dafs er sich ein sehr beträcht
liches Vermögen erwarb; und dafs diese
Schauspieler, trotz den ungünstigen Ur
theilen gegen seinen Stand, welche vor
züglich in Handelsstädten wie Hamburg
zu herrschen pflegen, eine so grofse bür
gerliche Achtung genofs, dafs er nicht nu
zum Grofsmeister der bedeutendsten Fre
mäurerloge in Hamburg, sondern auc
zum Vorsteher mehr als einer öffentliche
Anstalt gewählt worden, deren Verwaltun
ein hohes Zutrauen forderte. Im Genu
aller dieser Vorzüge, hatte er der Ausübun
seiner Kunst entsagt, hatte selbst die D
rektion der Bühne grofsentheils niederge
legt, und sich in einem noch kräftige
Alter, scheinbar in ländliche Ruhe zurück
gezogen. — Ich hätte geglaubt, eine d
wichtigsten Früchte meiner Reise verfeh
zu haben, wenn ich den Mann, der ein

so merkwürdige psychologische Erscheinung schien, nicht in der Nähe gesehn.

Um mich selbst über die Fortschritte in meiner Lieblingswissenschaft, zu prüfen, machte ich mir auf dem Wege nach Rellingen die Aufgabe, zu errathen, was ich zu erwarten habe?

Ich sagte zu mir selbst: ein Mann von grofsem Verstand, dem es Beruf während eines langen Lebens blieb, die Menschen genau zu beobachten: kann er sie wohl noch achten oder gar lieben?

Ein Mann, dessen Geschäft es von der Kindheit bis zur Grenze des Greisenalters war, aus der wahrhaften Nichtigkeit der Coulissen, die nichtige Herrlichkeit des Theaters entstehen, und sie wieder in jene zurückkehren zu lassen; dessen scharfem Blick es nicht entgehen konnte, dafs dieser Wechsel selbst ein unendlich wahreres Bild des Lebens ist, als alles, was man auf der Bühne dafür ausgiebt: kann es für einen solchen noch irgend eine freundliche Illusion geben, die ihn erwärmt und erheitert, — wenn er das

50ste Jahr überschritten, und keine Kinder hat, die ihn von neuem in alle die lieblichen Irrthümer des Lebens verlocken?

Ich fragte mich ferner: Ein Künstler, der es errang, jede edle und unedle, freundliche und feindselige Leidenschaft bis zur höchsten Wahrheit darzustellen, ohne sie zu fühlen: kann es ihm wohl noch möglich seyn, sich einem wahren Gefühle hinzugeben, — wenigstens ohne sich den Augenblick darauf im Geist vor den Spiegel zu stellen? — —

Endlich: Ohne den Verstand eines Engels zu besitzen, wie ist es möglich im Zirkel von Schmeichlern — (ein unabhängiger und reicher Theaterdirecteur hat viel eifrigere als mancher Fürst,) — und als Ordenshaupt, von befangenen Gläubigen angestaunt, zu altern, ohne statt des edeln Stolzes, der sich auf das Bewufstseyn des eigenen Werthes gründet, jenen zu empfinden, der aus der Kenntnifs fremden Unwerthes entsteht? —

Vielleicht war in diesen Fragen viel Vorurtheil wider den grofsen Schauspieler,

und noch mehr gegen den Mystagogen. Die Antwort die ich mir gab, und in wiefern ich diese gegründet zu finden glaubte, mag hier also fehlen.

Schröder empfing mich mit einer gewissen förmlichen Freundlichkeit und Aufmerksamkeit, die mich eben nicht bezauberte. Wir brachten den Tag fast allein zu. Als ich am andern Morgen zurückfahren wollte, schickte er mir sein — Stammbuch aufs Zimmer. Ich schrieb die erste beste Schmeichelei hinein, die aus der Feder wollte. Vermuthlich hätte er es wenigstens artig erwiedert, wenn ich auch ein solches Ding besessen hätte. Er selbst brachte mich indefs in seinem Wagen nach Hamburg zurück, und ich mufste dort noch den Mittag mit ihm speisen. — Wiedergesehn hab' ich ihn nicht, so viel ich mich erinnere. Aber als ich nach' einigen Jahren den Charakter des Billing für meinen kleinen Roman: „Bruder Anton" entwarf, schwebten mir einige Aeusserungen Schröders so lebhaft vor, dafs ich, aus Furcht vor dem Por-

trätiren, Billing blos deshalb zu einem kleinen, magern Mann machte, weil Schröder ein grofser, starker ist.

Etwa im 59sten Lebensjahre verliefs Schröder die Bühne; — im 69sten oder 70sten kehrte er zu ihr zurück, übernahm wenigstens die Direktion derselben. Wenn die Andeutungen Glauben verdienen, die von mehrern Seiten ausgestreut wurden, so hatte er den Plan, den bessern dramatischen Geschmack auf der Deutschen Bühne wieder herzustellen, das heifst jenen, der in den Mitteljahren seines Lebens herrschte. Ich traue dem Mann zu viel Verstand zu, als dafs ich glauben könnte, er wolle in seinem Greisenalter das Publikum auf eine solche Weise über eine Sache in die Schranken fordern, die sich so wenig erkünsteln oder erzwingen läfst. Er hat indefs Trauerspiele, Lustspiele und Opern nach dem alten Zuschnitt, den er für den klassischen hält, schreiben lassen oder wohl selbst geschrieben. Man hat sie in Hamburg und in Berlin mit grofser Sorgfalt gegeben,

und diese ganz eigentlich bestellten Fabrikate sind kalt aufgenommen worden. Die Folgen davon für die Kassen, werden das Publikum wohl gegen diese versuchte Erweckung unsrer theatralischen Grofsväter sichern.

Sei der Ausgang welcher er wolle, so wird Deutschland dabei weder etwas gewinnen noch verlieren. Die Wichtigkeit die man seit einer Reihe von Jahren in den Deutschen halbliterarischen Zeitungen dem Theater beilegt, ist eine eben so lächerliche als traurige Erscheinung. Die Bühne, sagt man, gehört zu den öffentlichen Bildungs-Anstalten. Man könnte fast so gut die Thierhetze für ein Collegium über Naturgeschichte erklären.

Unstreitig ist das Schauspiel die geistvollste Volks-Vergnügung, aber mehr wahrlich nicht; und behandelt man es irgendwo als eine öffentliche Angelegenheit, so ist das immer ein Zeichen einer durch ihre Folgen furchtbaren Ausartung des öffentlichen Charakters. Was waren die Römer und Rom, als der Senat unter

Nero Consulte über die Vortrefflichkeit eines Schauspielers faſste? Und was die Griechen und das Griechische Kaiserthum, als man sich in Constantinopel für die Ehre der blauen Quadrille und der grünen schlug? — Die unendlichen Nachrichten in den gelesensten Zeitschriften Deutschlands, über jede Ausgeburt eines wizzigen oder unwitzigen Theaterskribenten, und von der Weise wie der unbedeutende Schauspieler X an irgend einem Abende die noch unbedeutendere Rolle Y in dem Städtlein Z ausgeführt, und ob die zweihundert Anwesende mit Recht geklatscht oder gezischt haben, diese Nachrichten, sag' ich, sind an und für sich zwar nur eine ekelhafte Erbärmlichkeit: als Zeichen der Zeit sollten sie bei jedem Vernünftigen Trauren erregen. „Aber wovon sollen denn diese Blätter das Publikum unterhalten?“ — Wenn ihre Herausgeber ihm nichts Bessers melden können oder dürfen, so sollten sie so viel Ehrgefühl besitzen, es gar nicht unterhalten zu wollen, sondern es seinen Betrachtungen un-

gestört überlassen. — Denke ich mir eine Nachwelt, die neben den Annalen unsers Zeitalters die Unterhaltungsschriften desselben aufschlägt, so, meine Deutschen Schriftsteller-Genossen mögen mir es verzeihen, wenn sie wollen, — ich schäme mich ihrer *).

*) Vielleicht wiederholt hier mancher den Vorwurf, der mir schon einmal gemacht wurde, ich selbst habe durch die Berliner Theater-Chronik und durch die Schauspielnachrichten im Freimüthigen, — ein Beispiel zu dieser Behandlung des Theaters, gegeben. Der Vorwurf ist ungegründet. Jene Schriften erschienen zu einer andern Zeit, sie hatten einen bestimmten nützlichen Zweck, und ich hielt das Maafs, das diesem Zwecke entsprach. — Im zweiten Bande dieser Skizzen werd' ich Gelegenheit haben, mich darüber zu erklären.

Der Literator —h.

Dieser berühmte Literator hatte, von Böttiger dazu erbeten, es übernommen, mir in Hamburg eine Wohnung zu besorgen, eh' ich ankäme. Er war also mein erster Bekannter daselbst.

Von ihm selbst weifs ich wenig mehr zu sagen, als dafs ich ihn böse machte, und es noch jezt bedaure.

Er ist bekanntlich Verfasser einer ganzen Menge in der That recht sehr nützlicher Werke, die aber alle fast nichts sind als Register. Diese Art von Gelehrsamkeit und Schriftstellerei kam mir so possirlich vor, dafs ich unwillkührlich mit dem kleinen lebhaften Mann immer in einen neckenden Ton gerieth. In der Regel stimmte er ein und blieb mir nichts schuldig: aber der gewöhnliche Erfolg eines solchen Tones im Umgange, blieb nicht aus. Einst machte ich ihm, in Beziehung auf seine Register, grofse Lobeserhebungen „über seine Geschicklichkeit, den Fasan der Wissenschaft beim

Schwanze zu haschen.“ Sehr ernsthaft bemerkte er: bei einer solchen Jagd flöge der Vogel davon, und liefse die Federn zurück. Das Gleichnifs war zu richtig fortgebildet, als dafs ich etwas einwenden konnte. Es entstand zwischen uns Kälte und ich hab' ihn selten wiedergesehn, aber lange Zeit, so oft ich an ihn dachte, murrte ich voll Unzufriedenheit mir den Popischen Ausspruch vor:

Curs'd be the verse, so smooth it ever flow,
That serves to make an honest man my foe! *)

*) Deutsch und auf meinen Fall angewandt: „Verwünscht sei der Einfall, so artig er klinge, der einen wackern Mann zu meinem Feinde macht.“

Leonhard Wächter.

—h hatte seinen Auftrag besorgt wie Gelehrte in Dingen des täglichen Lebens zu sorgen pflegen. Die materielle Hauptsache, die Wohnung, war schlecht: eng, elend möblirt, kalt, hatte einen rauchenden Ofen, und war dabei ungefähr eben so theuer, als sie in einem Gasthause gewesen wäre. Die geistige Nebensache, der Umgang den sie mir gewährte, war dagegen anziehend. In meinem Wirth, dem Professor Vogt, der eine vortreffliche Unterrichts-Anstalt unterhielt, fand ich einen sehr verständigen und wackern Gelehrten, und als ich am ersten Abende bei ihm speiste, stellte er mir in seinem Gehülfen, einem beinahe vierzigjährigen Manne mit einem kräftig ausdrucksvollem Gesichte, den unter dem angenommenen Namen Veit Weber bekannten, einstmaligen Lieblingsschriftsteller des Deutschen Publikums, vor. Ich war angenehm überrascht, und schlofs mich ihm mit freundschaftlicher Wärme an.

Unter den talentvollen Dichtern der Deutschen Literatur, die sich Einer Manier hingaben und darüber die eigentliche Künstlerkraft einbüfsten — ihre Zahl ist grofs, — ist Wächter einer der vorzüglichsten die ich kenne. Seine „Sagen der Vorzeit," und sein „Bund für Freiheit und Recht" sind voll blühender, selbst üppiger Phantasie, reich an kräftigem Gefühl und echt männlichem Geist, so wie seine „Betfahrt des Gramsalbus" des schneidenden Witzes fast zu viel hat. Mit allen diesen Vorzügen gelang es ihm nicht, seinen Geist zu jener Künstlerfreiheit zu erheben, die schönen Stoff überall wo sie ihn findet, sich anzueignen und für jeden den sie behandelt, einen andern, den passenden Ton zu finden vermag.

In voller Kraft angeboren wird diese Freiheit nur dem Genie. Blos talentvolle Köpfe dagegen müssen es, vorzüglich im Anfange ihrer Künstler-Laufbahn, zu ihrer wichtigsten Sorge machen, sich die Anlage dafür zu erhalten, und auszubilden, wenn sie nicht Sklaven Einer

Manier, und mit derselben bald wollen vergessen werden. Gewöhnlich ist es ein früher glücklicher Erfolg, der auf diesen Abweg verlockt. Ein erstes Produkt das grofsen Eindruck macht, verleitet die jungen Künstler sehr leicht, den Charakter und Ton desselben für das einzig Vortreffliche in seiner Gattung zu halten, und nun fangen sie an, in Werken immer von derselben Art, sich selbst nachzuahmen, mit sich selbst zu wetteifern: — das Verderblichste was ein Schriftsteller und Künstler thun kann [10]).

Wächter machte durch den ersten Band seiner Sagen aus der Altdeutschen Vorzeit, eine lebhafte Sensation. Dadurch bestochen,

---

10) Um der Jünglinge von Talent willen, die etwa diese Skizzen auch lesen, will ich ein psychologisches Zeichen nachweisen, an dem sie erkennen mögen, ob sie sich jener Klippe nähern. Ich bitte sie, sich bei der Wahl des Stoffes zu einer neuen Arbeit, zu beobachten. Ertappen sie sich darüber, dafs sie nicht untersuchen, welcher Ton und welche Form ihm am angemessensten sei, sondern in wiefern er zu ihrer Liebling-weise tauge, so ist die Gefahr da.

studirte er seitdem nicht Natur und Kunst, sondern — die Altdeutschen Sitten und Gebräuche, und schrieb immer neue Dichtungen, in denen diese die Hauptsache waren. Endlich wurde das Publikum dieser Weise, die seinem eigenen Charakter allzu fremd war, um ihm lange zu gefallen, überdrüfsig; es wandte sich ab zu neuen, eben so bald veraltenden Weisen, und Wächter — Er mufste die Feder niederlegen. Glücklicherweise besafs er genug praktischen Verstand und gelehrte Kenntnifse, um statt der Poesie, ein durch seine Nützlichkeit ehrwürdiges Geschäft ergreifen zu können: er wurde ein ausgezeichneter Lehrer.

Einer grofsen Zahl andrer guten Köpfe in Deutschland, welkte wie ihm der früh errungne Lorbeerkranz, ohne dafs sie Kraft übrig gehabt hätten, statt seiner nach einer Bürgerkrone zu streben. —

Archenholz.

An einem garstigen December-Abend führte mich —h in ein dunkles Haus, dessen Treppe wir hinauftappen mufsten, in ein geräumiges, sehr schwach beleuchtetes Zimmer. Eine Gestalt erhob sich hier vom Schreibepult, hinkte uns schwerfällig einige Schritte entgegen und bewillkommte uns mit einer von jenen Stimmen, die allein oft hingereicht haben, mich von manchen Menschen zurück zu stofsen. Ich weifs sie nicht zu benennen, aber das Charakteristische derselben ist, dafs sie im Gespräch gleichsam aus gepreſster Lunge eine Reihe dumpfer, dissonirender Klänge wechseln lassen. Diese Gestalt war übrigens der berühmte Archenholz. —h verliefs uns bald, weil, glaub' ich, am folgenden Morgen eine Nummer einer Zeitung, die er redigirte, erscheinen sollte.

Ich mufs Archenholz das Recht widerfahren lassen, dafs er in unserm Tête-à-Tête

das Gespräch mit der Gewandheit eines vielseitig gebildeten Weltmannes zu leiten versuchte: aber welche Wendung er ihm auch gab, immer zeigte sich in unsrer Art zu sehen und zu fühlen, bald ein so kreischender Widerspruch, dafs er schnell eine andre nahm. Er sprach von der Deutschen Literatur: die Tagesbegebenheiten, selbst den historischen Gang derselben kannte ich wenig; aber ich hatte schon fleifsig den Charakter ihrer grofsen Produkte studirt, die er eben auch nur als historische Erscheinungen betrachtet hatte. Sehr bald thaten wir also beide Fragen, die der andre nicht zu beantworten wufste. — Das Gespräch kam auf die bildenden Künste. Er hatte eine grofse Menge von Kunstwerken, in Italien und England, gesehen; ich sehr wenige. Aber er hatte sie nur besehen, und ich hatte mich mit der Theorie der Künste überhaupt ziemlich ernsthaft beschäftigt: wieder also das vorige Resultat. — Wir kamen auf Schriftstellerei. Ueber die grofse Wichtigkeit derselben vorzüglich in Deutschland,

waren wir völlig Einer Meinung: nur zeigte es sich bald, dafs wir darunter ganz etwas Verschiedenes verstanden. Er sah sie statistisch und als Erwerbszweig an; mir war sie ehrwürdig als gewaltiges Mittel, zu wirken was man für recht und heilsam erkannt. Jezt glaubt' er mich zu haben. Er hielt mich für einen sentimentalen Schwärmer, und liefs sich mit einer sehr selbstgefälligen Breite und schön klingendem Pathos, über seine gelungene Bemühungen aus, das traurige Schicksal Lafayette'ns und seiner Unglücksgefährten zu mildern, und sie endlich ganz aus Olmütz zu befreien. In mehrern Zirkeln Hamburgs aber hatte man mich einstimmig versichert, seine lebendige Theilnahme an dem Schicksal der Leidenden, und seine wiederholten Deklamationen für sie, in der Minerva, seien von den Amerikanischen Freistaaten bestellt und gut bezahlt worden. — Je gefühlvoller er also sprach, desto kälter wurde ich.

Er schlug mir endlich vor, mit ihm in die Komödie zu fahren, wo ich die

erste Gelegenheit ergriff, ihn zu verlieren.

+ Feindselig gegen mich gestimmte Leser — ich weifs, dafs meine Skizzen auch solche erwarten müssen; — werden in diesem Bericht über meine einzige Unterredung mit Archenholz', nur ein schlecht verstecktes Selbstlob finden. Ich habe ihnen nichts zu erwidern, als dafs ich mich entweder einer solchen Auslegung blofsgeben, oder — meine Erinnerungen verfälschen mufste. Uebrigens will ich mir die Beschuldigung gefallen lassen, dafs mich die Eigenliebe täuschte, wenn man bei einer genauen Prüfung unsrer Charaktere, nicht wirklich die flüchtig angedeuteten Contraste zwischen ihnen finden sollte.

Für eine bewundernswerthe Erscheinung möchte ich Archenholz nicht erklären; aber eine merkwürdige war er unstreitig, wär' es auch nur durch den Einflufs, den er auf die Gestaltung der periodischen Schriftstellerei in Deutschland hatte. —

Er war im Jahr 1741 in Danzig gebo-
ren, kam 16 Jahr alt ins Cadetten-Corp
zu Berlin und wurde 1759, also im 18te
Jahre, nach Breslau zur Armee gesandt
In seiner Geschichte des siebenjährige
Krieges versichert er, es sei in seinem
14ten geschehn: aber nach seinem Tod
ist es aus den Listen des Corps nachge
wiesen worden, dafs er sich um viertehal
Jahr zu jung angab; und dafs er nicht
wie er sich vor seinen Schriften nannte
Johann Wilhelm, sondern Johann Danie
hiefs. Diese Freiheiten, die er sich i
Rücksicht auf sich selbst nahm, sin
kein unbedeutender Zug, sondern ei
Fingerzeig darüber, was er sich in Rück
sicht auf andre Gegenstände erlaubte.

In der Schlacht bei Torgau wurde
verwundet. — Als der König nach de
Frieden die überflüfsigen Offiziere entlie
erhielt auch der Fähnrich Archenho
seinen Abschied, als solcher. Er kam i
dess bei dem Könige mit einem Gesuch
ein, worin er versprach, sich mit seine
Vermögen im Preussischen niederzulasse

wenn der König ihm den Titel eines Hauptmanns beilegen wollte, und Friedrich der Zweite gab gern ein Wort, um einen reichen Unterthan damit zu erkaufen. (Die Kabinetsordre darüber an den General Möllendorff, ist vor Kurzem in den Berliner Nachrichten gedruckt worden.) Wenn Archenholz sich daher vor seinen Schriften immer mit gewissem Prunk „vormaligen Hauptmann in Königlich Preussischen Diensten“ nannte, so gehört auch dieser Zug zu den beiden oben erzählten. Im Preussischen Dienst ist er nie Hauptmann gewesen, sondern er erkaufte diesen Titel nach seiner Entlassung, durch ein hochklingendes Versprechen.

Ob er übrigens das „Kapital,“ das er mitzubringen verhiefs, wirklich besafs, ist sehr problematisch. So viel scheint gewifs, dafs er nach seiner Entlassung, zu Berlin als Spieler lebte, und wegen eines groben Unfuges von Friedrich nach Spandau geschickt wurde. Ueber das worin dieser Unfug bestand, ist nach seinem

Tode eine öffentliche Debatte erhoben. Engel erzählte mir: Archenholz habe einem reichen und vornehmen Jüngling, im Spiel sehr bedeutende Summen abgewonnen. Als Sulzer, dem die Leitung des jungen Mannes aufgetragen gewesen, sich bei dem Könige darüber beklagt, habe Archenholz, um sich zu rächen, auf einen Wagen geschossen, in welchem Sulzer fuhr. — — So viel ist gewifs, dafs Friedrich der Zweite bis an seinen Tod die entschiedenste Verachtung gegen Archenholz äusserte, und seine häufigen Gesuche um eine neue Anstellung, gar nicht oder wegwerfend beantwortete, und die Bücher die er ihm zuschickte, unangesehen zurücksendete.

Nach seiner Entlassung aus dem Arreste, streifte Archenholz in Europa herum. In England, dem Treibbeete der Journalistik, bildete er sich zu dem aus, als was er sich nachmals auf seiner Schriftstellerlaufbahn zeigte. Er lernte beobachten und sammeln, und, ohne Rücksicht auf Wahrheit und Gründlichkeit, dem Zusammen-

gerafften einen auffallenden, oft einen schimmernden Anstrich geben. Diese Kunst machte seinen ganzen schriftstellerischen Werth aus. Ihm war die Beschäftigung mit der Literatur durchaus nichts, als ein Mittel zum Gelderwerb; und zusammenhängende Kenntnisse besafs er so wenig, dafs er selbst in der Sprache in welcher er so zahlreiche Bände drucken liefs, nie auch nur mit einiger Richtigkeit zu schreiben verstand. Obgleich seine Schriften vor dem Abdruck korrigirt wurden, sind sie fast alle voll lächerlicher Sprachschnitzer. Welcher Leser der Minerva, der selbst Deutsch versteht, erinnert sich z. B. nicht mit Lachen, wie oft Archenholz sich darin „einen im siebenjährigen Kriege gefochtenen Offizier" nannte.

Eine genaue Charakteristik seiner Schriften erwarte man hier nicht. Sie sind ohne Ausnahme hamsterartig zusammen getragene Haufen von Notizen, die in der Regel keine Prüfung aushalten; von Aktenstücken die nicht gewählt, sondern aufgehascht wurden; endlich von übersezten

Bruchstücken andrer Werke, bei denen er den Ursprung verschwieg. Was ihm daran gehört, ist gewöhnlich nichts als das Talent, mit dem er seinen Wust so zu stellen und zu wenden vermochte, dafs er etwas Bedeutendes schien, bis man näher untersuchte. Ob er es früher im eigentlichen Sinne gethan, weifs ich nicht, aber in der Literatur spielte er fast immer falsch.

Seine Zeitschriften haben wegen der Aktenstücke die sie enthalten, die Wichtigkeit eines archivalischen Schrankes, dessen Inhalt nicht richtig geordnet ist; seine historischen Bücher, die man zur Zeit ihrer Erscheinung unterhaltend fand, sind schon grofsentheils veraltet. Das Bleibendste was er leistete, war, dafs er zuerst jene verworfene Ansicht der literarischen Thätigkeit auch unter den Schriftstellern selbst verbreitete, der zufolge sie nichts ist, als eine Geldspekulation, ohne höhere Zwecke. Die erbärmliche, schlaffe, und doch pralende Charakterlosigkeit gewisser Schriftstellerklassen in Deutschland ist sein Werk. Er brachte die Seuche aus England.

Die glänzendste aber unwahrste seiner Compilationen ist sein England und Italien, worin er blos um des Contrastes willen, der Käufer herbeilocken soll, eine Nation ohne Maafs erhebt, und die andre mit einer bittern Ungerechtigkeit herabwürdigt. — Den gröfsesten eignen Werth unter seinen Schriften hat die Geschichte des siebenjährigen Krieges, doch nur als historisches Unterhaltungsbuch. Blankenburgs Ausspruch, dafs sie bei näherer Prüfung weder dem Geschichtsforscher, noch dem Militär, einigermaafsen nützlich sei, scheint nur allzu gegründet. Seine Geschichte Gustavs Wasa zeichnet sich vor den übrigen seiner Produkte dadurch aus, dafs sie wohl das einzige ist, in welchem er wirklich wahr zu seyn versuchte: doch dabei zugleich anzuziehn, fehlte ihm das Talent — des Herzens. Hier verliefs ihn seine sonst oft einnehmende und lebhafte Darstellungsgabe.

—

Gerstenberg.

Gerstenbergs Gang bildet einen vollkommnern Contrast mit dem des verstorbenen Archenholz, als der leztre für irgend eine von seinen Schriften erkünstelt hat. Die literarische Fruchtbarkeit des Herrn v. Archenholz gleicht einem Sprudel, der plötzlich schäumend und lärmend aus der Mitte eines Sumpfmoors hervorbricht, in langen und breiten Streifen seine schillernde Fetthaut über die Wiesen ausbreitet und sie versäuert, so weit sein schlammiges Wasser reicht. Gerstenbergs Schriftstellerei ist eine krystallene Quelle, die auf der Stirn eines sonnigen Hügels unter Blumen hervorbricht, leise murmelnd eine Strecke fortrinnt, bald romantisch rauschende Fälle bildet, und endlich sich in ein schattiges Dickicht verliert.

Auch er war Offizier und zwar wirklich Rittmeister, aber vorher hatte er mit offenem Geist und dem Fleifs der wahren Liebe zu den Wissenschaften,

studirt. Er war schon ein von Weisse geliebter, von Lessing öffentlich mit Wärme gepriesener, vom Publikum bewunderter Dichter, als ihn kriegerische Verhältnisse seines Vaterlandes bewogen, sich den Vertheidigern desselben beizugesellen. Er zeichnete sich durch seinen Geist aus, wurde schnell befördert, dann in das Civilfach hinübergezogen und dort in den mannigfachsten Geschäften gebraucht. Die Revolutionen in der Dänischen Regierung scheinen ihn indefs in Mifsverhältnisse gebracht zu haben. Um ihn auf eine ehrenvolle Weise zu entfernen, ernannte man ihn zum Dänischen Residenten in Lübek; ja, als er dieses Postens überdrüfsig war, erlaubte ihm die humane Regierung, ihn (für zwanzigtausend Thaler) zu verkaufen: — eine Begünstigung, die offenbar nur den Zweck hatte, die Vermögensumstände eines Mannes, den man hochachtete, zu verbessern.

Als ich ihn im Jahr 1798 in Altona kennen lernte, war er Justiz-Direktor der Dänischen Lotterieen, und 62 Jahre alt.

Den genialischen Dichter kündigte sein Aeusseres nicht an; aber sein Blick, voll Sanftheit und ruhigen Nachdenkens, gewann und imponirte zugleich. Ich brachte ein Paar Abende in einer Gesellschaft mit ihm zu. Er sprach wenig, aber immer gehaltvoll. In nähere Beziehung mit ihm zu kommen gelang mir nicht. Ich suchte den Dichter in ihm, und dieser war längst in den Kantischen Philosophen untergegangen, — dem ich nichts zu sagen hatte, ob ich gleich ihn ehrte.

Ohne eigentliches Genie, — denn zu diesem gehört auch höhere Kraft zum Schaffen oder Wirken des Grofsen, — besafs Gerstenberg doch viel Genialität. Unter seinen frühesten Produkten, die aber nicht zuerst gedruckt wurden, seinen „prosaischen Gedichten," sind ein Paar voll echt dithyrambischer Ueppigkeit, die fast zur poetischen Wildheit steigt. Nicht mit diesen aber, sondern mit den lieblichen „Tändeleien," in welchen der rücksichtlose Taumel des Jünglings schon durch das Bestreben nach Ge-

schmack und Feinheit gezähmt wird, machte er sich im 22sten Jahre dem Publikum bekannt; erst als ihn die günstige Aufnahme derselben ermuthigt hatte, liefs er auch die „prosaischen Gedichte“ drucken, die indefs weniger gefielen.

Die grofse Verschiedenheit in dem Charakter dieser beiden kurz nach einander geschriebenen Sammlungen von Poesieen Einer Gattung, deutete auf ein schnelles Reifen des Verfassers, folglich auch darauf, dafs der Verstand in ihm bald das Dichtungsvermögen begränzen und vielleicht unterdrücken würde: und dieser Erfolg trat ein. Er ging von der Poesie zur Kritik über, und nur nach langen Zwischenräumen erschienen noch von ihm vier lyrische Gedichte: die Amerikanerin; Hymnus an den Mai; Lied eines Skalden; und die Kantate Ariadne auf Naxos; — und zwei dramatische Dichtungen: „Ugolino,“ und „Minona.“ Sonderbar genug, aber eine nicht selten gesehene Erscheinung, war es, dafs das Studium der Kritik und die öffentliche An-

wendung derselben, ihn selbst als Künstler nicht weiter brachte, sondern zurück. Alle hier genannte Dichtungen haben herrliche, tief ergreifende Züge und Situationen, aber keines hält die kritische Probe aus, wenn man sie mit dem Zweck der Gattung zu der sie gehören, vergleicht. Ugolino und Minona lassen sich so wenig genufsreich darstellen, als das Lied eines Skalden sich singen läfst. Ariadne mufste, um dazu tauglich zu seyn, oft umgearbeitet werden. Die Amerikanerin und der Hymnus fanden an Bach und Kunzen grofse Komponisten, ohne deshalb viel Glück zu machen.

Ein höchst naiv klingendes Selbstgeständnifs, das Gerstenberg einmal öffentlich that, das aber doch etwas anders sagt, als es anfangs zu sagen scheint, giebt einigen Aufschlufs über seine künstlerischen Mifsgriffe. Er sagt: „er habe sich bei seinen mit anmaafsendem Tone zuversichtlich hingeworfener. kritischen Machtsprüchen, nie ganz der sich aufdringenden Selbstfrage erwehren können: worauf

sich denn diese Machtsprüche eigentlich gründeten? und die freundschaftlichen Debatten mit seinen Mitarbeitern, hätten diese lästige Sorge immer dringender gemacht, u. s. w." — — Also er beurtheilte (in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" und in seinen „Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur") ohne selbst bestimmt zu wissen, worauf seine Urtheile sich gründeten? — Eben so verfahren in diesem Augenblick ein Paar hundert lautlärmende Recensenten in Deutschland; aber Gerstenbergs Ungewifsheit hatte einen edlern, tiefern Sinn, als die ihrige. Er — was bei ihnen selten der Fall ist, — kannte die Regeln der Kunst sehr wohl, aber ihn dürstete nach der metaphysischen Erörterung des Begriffs der Kunst an sich, und der Begriffe, die ihre Lehre aufstellt. Darüber wurde ihm die Beobachtung ihrer Regeln über die Form, bei seinen Dichtungen gleichgültig, und als Kant sein kritisches Philosophiren durch den Druck lehrte, — nachdem er es fünfundzwanzig

Jahre hindurch mündlich gethan hatte[11]), — glaubte Gerstenberg gefunden zu haben, wessen er bedurfte, und ergab sich ganz der Metaphysik, — ohne dafs seine Lotto-Geschäfte dabei litten.

---

11) Kant liebte die gute Gesellschaft, und brachte daher vorzüglich die Abende in derselben zu. Etwa in seinem fünfundfunfzigsten Jahre verbot ihm seine Gesundheit diesen Genufs. Er mufste seine Abende zu Hause zubringen, und um sie auszufüllen, schrieb er — seine „Kritik der reinen Vernunft." Freilich enthält sie die Resultate eines vieljährigen, tiefen Nachdenkens, aber wenn man ihre gelegentliche Entstehung — die vielleicht nie Statt gehabt, wenn Kant einen bessern Magen besessen, — mit ihren Wirkungen vergleicht; wenn man sich den Greis, der zum Zeitvertreib arbeitet, den Tausenden gegenüber denkt, die das Studium ihres Lebens aus seiner Zeitverkürzung machten, und sich wohl gar für grofse Männer hielten und erklärten, weil sie sie verstanden oder ihr etwas zusetzen konnten, so — wird einem, unter andern, auch der ungeheure Abstand anschaulich, der unter den Menschenköpfen Statt findet.

Die wichtigsten unter seinen nicht poetischen Schriften sind seine schon erwähnten „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur,“ und seine „Theorie der Kategorieen.“

Claudius.

Ein schöner Herbstmorgen, zu Hamburg eine seltne Erscheinung, regte in mir die Begierde nach einem Genusse auf, den ich lange entbehrt hatte, und der gleichwohl zu meinem geistigen Wohlseyn gehörte. Ich wünschte wieder einmal einen Tag in angenehmer Umgebung einsam zu verleben. Nach einer flüchtigen Abrede mit einem gefälligen Bekannten, fuhr ich nach Wandsbeck hinaus, das an heitern Morgen, nicht aber an solchen Abenden, nichts ist als ein zierlich gebautes, ruhiges Dorf.

Ich verbrachte hier mehrere Stunden mit Spazierengehen in der Gegend und dem noch in seinem Verfall reizenden, ehemals sehr berühmten Schimmelmannschen Garten, der, wenn ich nicht irre, der früheste geschmackvolle in Deutschland war. Nach Tische strömten frohe Gesellschaften aus allen Classen von Hamburg herbei. Die Hauptgasse von Wandsbek gewann das Ansehen einer offenen

Gaststube. Sie wurde zu beiden Seiten, unter den hohen Bäumen, mit Tischen und Stühlen fast angefüllt, die alle schnell in Beschlag genommen waren. Da ich keinen Bekannten unter der versammelten Menge fand, störte sie meine Einsamkeit nicht, sondern machte sie nur anziehender. Wie man, um die Schönheit eines Vogels ganz zu beurtheilen, ihn sein Gefieder im Sonnenschein des Frühlings muſs haben blähen und putzen sehn, lernt man ein Völkchen, und den Menschen überhaupt, am besten kennen, wo es sich im Gefühl eines ungewohnten Wohlseyns gehen läſst. Mir war als säh' ich ein Schauspiel aufführen, dessen Gegenstand die Entwickelung des Hamburgischen Volkscharakters wäre, und die Betrachtung der einzelnen immer wechselnden Scenen desselben, vergnügte mich so, daſs es mir fast unangenehm war, als mich gegen Abend die Ankunft meines Bekannten unterbrach. Er kam, nach unserer Verabredung, mich zu Claudius zu führen. Ein so verlebter Tag lieſs sich

nicht besser schliefsen, als durch eine solche Bekanntschaft.

Ich fand einen Mann mit einem geistvollen aber etwas bizarrem Gesichte, und einem Aeussern und Benehmen, das durch seine sonderbare Schlichtheit mehr auffiel, als einnahm. Ungefähr so hatte ich mir aber den Mann gedacht, zu dessen hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten es gehörte, oft sublime Gedanken, aber mit einer zuweilen an Plattheit grenzenden Drolligkeit zu sagen.

Claudius nahm uns gemüthlich auf, und da wir diesmal nicht lange bei ihm bleiben konnten, ladete er uns förmlich auf den folgenden Sonntag-Mittag zu Gaste. Wir kamen mit der Erwartung froh zu seyn, und waren es; unser Wirth selbst am meisten. Zu meiner Ueberraschung hörte ich aber auch nicht Einen jener glänzend naiven Einfälle von ihm, die ihn berühmt gemacht haben, und deren Sammlung ich mir bei ihm immer als die Nachlese von fröhlichen Stunden gedacht hatte. Noch mehr! Ich bemerkte,

dafs ihn bei seinen immer lebhaft angefangenen Erzählungen, häufig das Gedächtnifs so völlig im Stich liefs, dafs er seine Gattin zum Aushelfen aufrief, weil er die Pointe nicht finden konnte. Offenbar war das eine Wirkung des Alters, die seine nachmalige frömmelnde Verirrung erklärt und entschuldigt.

Claudius, geboren 1743, ist der Sohn eines Holsteinischen Bauren. Der lebhafte Geist den er als Knabe zeigte, erwarb ihm Aufmerksamkeit, und wahrscheinlich auch Unterstützung zum Studiren: er wurde indefs weder ein wirklicher Gelehrter, noch ein ausgezeichneter Denker, noch auch ein grofser poetischer Künstler. Er besafs mehr Scharfsinn als Verstand, und hatte mehr Wohlgefallen an treffenden Gedanken, als Begierde sich Kenntnisse zu erwerben: also zum Geschäftsmann und zum Gelehrten wenig Anlage. Seine hervorstechendsten Eigenschaften sind leises, obgleich nicht immer zartes Gefühl, lebhafter Witz und einiges Talent für Versification. Ein Mann

dieser Art konnte sich keine glänzende Laufbahn öffnen. Nach Vollendung seiner Universitäts-Jahre privatisirte er in Wandsbeck, und gab dort eine politische Zeitung heraus. Im Jahr 1776 wurde er als Ober-Landcommissär in Darmstadt angestellt; aber schon nach einem Jahre resignirte er und kehrte nach Wandsbeck zurück, wo er, glaub' ich, von der Pachtung eines Bauergutes und seinem schriftstellerischen Erwerb, in ziemlich drückenden Umständen lebte, bis auch bei ihm die Dänische Regierung, die edle Beschützerin so vieler Deutschen Dichter, ins Mittel trat, und ihm, nach einem artigen Dänischen Ausdrucke, ein „Lebensbrodt reichte," das heifst, ihm bei der Holsteinischen Bank und der Lotterie in Altona, ein Amt verlieh, mit dem sehr wenig Geschäfte, und ein hinreichendes Einkommen verbunden waren.

Im Jahr 1763 gab Claudius sein erstes Büchelchen heraus. Es enthielt „Tändeleien und Erzählungen," in denen er Gerstenberg nachahmte. Das Publikum

übersah sie, aber die Kunstrichter tadelten sie ein wenig hart. Dies heilte Claudius von seiner Lust, einer fremden Manier nachzuschwanken; aber zu der Erfindung seiner eignen, sehr originellen, scheinen ihn Umstände erst viel später geleitet zu haben. Er schrieb, wie schon gesagt, von 1770 bis 1775 eine politische Zeitung, die der Wandsbecker Bote hiefs. Ihr eigentliches Publikum war das Landvolk, das die steife conventionelle Sprache des Hamburger Correspondenten, unschmackhaft und unverständlich fand. Claudius bemühete sich in einem für jene Klasse entsprechendern und anziehendern Ton zu erzählen, und es gelang ihm, da er aus seiner Kindheit her, die Menschen für die er schrieb, genau kannte. Um dem Blatte aber gebildete Leser zu gewinnen, fand er für gut, zuweilen literarische Artikelchen und Gedichte beizufügen: auch diese mufsten indefs dem Hauptcharakter des Blattes in Rücksicht der Behandlung entsprechen. So kam er in jenen geistvollnaiven Ton, den man so lange an ihm

bewundert hat, und der so oft höchst unglücklich nachgeahmt worden ist. Die vier ersten und zugleich besten Bändchen seines „*Asmus omnia secum portans*“ bestehen fast nur aus jenen, nach dem Schluſs der Zeitung, aus derselben gesammelten Artikeln. Das Glück das jener Ton machte, bewog Claudius, ihn zu seinem einzigen zu wählen, — und der Erfolg war der gewöhnliche. Das Publikum wurde gleichgültig dagegen.

Ein eigentliches Werk hat er, soviel ich weiſs, nie geschrieben, sondern nur verschiedne Französische Schriften übersezt. Dagegen muſs man gestehen, unter jenen Zeitungsartikeln ist mancher der nur wenige Zeilen enthält, mehr werth als viele dicke Bücher, und dies und jenes seiner einfachen, aber gefühlvollen Lieder, hat wenigstens soviel poetischen Gehalt, als manches hoch-pathetische Drama. Nicht sowohl weil man ihren Werth erkannte, als weil sie unwiderstehlich hinrissen, hallten viele seiner Lieder von Mund zu Mund fort, soweit die Deutsche Sprache geht.

Overbeck.

Indefs tausend Zirkel froher Männer „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher!“ nach Claudius anstimmten, sangen hunderttausend fröhliche Mädchen und selbst Kinder: „Blühe liebes Veilchen!“ „Wo warst du Hannchen doch so lange!“ und „Freut euch des Lebens!“ ohne zu wissen, dafs ein Dichter Overbeck in der Welt sei. Ein so sonderbares Ding ist oft das Glück des Liedersängers! Das leichte poetische Wort ertönt von seiner Lippe, und wer es hört, spricht es wohlgemuth mit, und frägt nicht, wer es gesagt, wie man einem schönen Schmetterling bewundernd nachsieht, unbekümmert an welchem Strauch die Puppe hängt aus welcher er schlüpfte. Gleichwohl, wer möchte diese freundliche Celebrität nicht lieber besitzen, als manche andre gewichtigerer Art? Ich wenigstens finde den kleinen Seufzer mit dem Herder zuweilen bedauerte, sie nicht zu haben, sehr natürlich. (Seine immer philosophischen

Dichtungen eigneten sich freilich nicht dazu, ein solches Glück zu machen.) Es ist so süfs, im Munde der Fröhlichen zu leben, ihnen Lieblingsworte zu leihn!

Ich sagte Overbeck, den ich in Lübek besuchte, ein Compliment über das Schicksal seiner Lieder. Mit der liebenswürdigsten und unbefangensten Bescheidenheit antwortete er: „das Glück mancher derselben, freue ihn zwar; vielleicht verdankten sie ihren Flug aber nur dem, dafs sie so leicht an poetischem Inhalt zu tragen hätten.“ Ganz unrecht hatte er nicht. Er hat sehr liebliche, echt dichterische Lieder gemacht, aber nicht diese sind es, die man überall nachsang, sondern grade solche, über welche Kenner und Kunstrichter ein wenig den Kopf schütteln würden.

Ich fand in ihm einen ziemlich schlanken Blondin, mit einer sanften, feinsinnigen Miene. Die Poesie schien er mit echt poetischem Leichtsinn zu betrachten, wirklich nichts in ihr zu lieben, als das Mittel frohe Stunden zu verschönern. Wir spra-

chen von den Römischen Dichtern: er hatte eine Auswahl Horazischer Oden — in Musik gesezt, und spielte und sang mir sie vor. Von den Griechen: er hatte den Anakreon sehr glücklich verdeutscht. Die übrigen Griechen und Römer waren ihm ziemlich gleichgültig.«

Diese Consequenz der Denkungsart überraschte und erfreute mich; noch mehr aber was ich bald darauf erfuhr, dafs nämlich dieser liebliche Liederdichter ein sehr achtungswerther Familienvater sei, und ein vortrefflicher juristischer Geschäftsmann. Als ich ihn kennen lernte, war er noch Syndikus des Lübeker Domkapitels; bald hernach aber wurde er in den Senat gewählt. Bekanntlich ging er seitdem öfter als Deputirter der Stadt nach Paris.

Unser Umgang dauerte nur einige Tage, aber er war mir sehr reich an Genufs. Ich habe wenige so liebenswürdige und hochachtungswerthe Bekannte gehabt, als ihn.

Die Dichterinnen.

Schmuck oder Ausartung: der Deutschen Literatur fehlten die Dichterinnen nicht. In mancher Gegend Norddeutschlands hatten sogar die meisten Landstädtchen neben ihrem Gemeinde-Poeten, auch ihre Poetin. So pflegt es bei jeder Nation zu seyn, wenn eine hinlängliche Menge Dichter-Phrasen in ihrer Sprache geschaffen sind, dafs es nicht mehr schwer ist, eine Auswahl derselben zu einer poetischen Mosaik zusammen zu schieben.

Es giebt recht verständige Leute, welche behaupten, gewisse Gattungen der Poesie, von denen zum Volksverbrauch immer frisch herbeigeschafft werden mufs, sollten eigentlich nur den Frauen überlassen seyn. Als Grund dafür geben sie an, dafs das Talent der leichten Unterhaltung eigentlich zu den Geschlechtsgaben derselben gehöre, und dafs die Männer die in jenen Gattungen die Lieferung übernehmen, immer Karikaturen bilden und — wie manche Klassen anderer Handwerker, — selbst dazu werden.

Andre, wenigstens eben so einsichtsvolle Männer hab' ich dagegen sagen gehört: die eigentliche Poesie, wie die eigentliche Bildhauerei, sei eine unweibliche Kunst, weil dem schönen Geschlecht die Kraft dazu fehle, und es sie nicht ausüben könne, ohne Gefühle, welche nur die zart verschwiegenen Triebfedern seiner Handlungen seyn sollten, als Kunstmaterial für öffentliche Schaustellungen zu behandeln. Zum Beweise führten sie die Zerrüttung des Seelenfriedens und den unsichern Lebensgang an, die sie an den meisten Dichterinnen bemerkt haben wollten. —

Untersuchen, in wiefern alles das gegründet ist, oder nicht; und ob sich ein Widerspruch zwischen den beiden aufgestellten Meinungen findet, — mögen die Leser selbst, wenn es Ihnen gefällt. Mein Geschäft ist hier nur, kurz und flüchtig einiges Unverfängliche von dem nieder zu schreiben, wessen ich mich von Deutschen Dichterinnen erinnere, die meine Zeitgenossinnen waren.

Diejenige unter ihnen, deren Produkte

mir immer den gröfsesten poetischen Reiz, also auch Werth, zu haben schienen, ist Maria Mnioch. Die Geschichte dieser liebenswürdigen Dichterin hat etwas Rührendes. Sie hatte in dem ersten jungfräulichen Alter einen genialischen Jüngling zum Lehrer. Indem er ihren Geist bildete, gab sie ihm ihre Liebe. Sie heirathete ihn in ihrem 17ten Jahre, theilte mit treuer Anhänglichkeit die drückenden Lagen, durch die er ging, und da es ihm endlich gelungen war, eine bequemere zu erhalten, starb sie, vor ihrem 20sten Jahre. Sie hatte, nur weil der geliebte Lehrer es ihr einst empfohlen, die Gewohnheit angenommen, wenn ein Gedanke der ihr glücklich schien, in ihrem Geiste aufstieg, oder ein Gefühl bei ihr lebhaft wurde, sie auf ein Blättchen niederzuschreiben; zuweilen in leichten Versen, wenn ihr dergleichen zuflossen. Diese Blättchen trug sie dem Gatten hin, wie ehemals dem Lehrer. An das Publikum dachte sie dabei nicht, und es wufste nichts von ihr. Erst als sie gestorben war, wurden diese

Blättchen gedruckt, und siehe da! sie enthielten so zarte, liebliche Blüthen, als je einem weiblichen Herzen entsprofsten, und Gedanken eines sehr hellen Verstandes.

— Als ich die sinnvollen Gleichnisse von Karoline Pichler (in Wien) las, in der ersten Gestalt derselben, dachte ich: So hätte Maria Mnioch geschrieben, wenn es ihr eingefallen wäre, sich für das Publikum zu putzen. Die spätern Produkte derselben Dichterin eifern Männer-Werken nach und übertreffen viele derselben. Persönlich kenne ich sie so wenig, als ich Maria Mnioch kannte: aber Madame Pichler, die Tochter und die Gattin sehr achtungswürdiger Geschäftsmänner, soll eine einfache ernste Hausfrau seyn.

— Auch Hamburg hatte seine berühmte Dichterin: eine gutmüthige, alte Jungfrau, die, soviel ich mich erinnere, nur Ein helles Auge, und eine zu hohe Schulter befafs. Das Versemachen und die Celebrität die sie dadurch zu erlangen glaubte, schienen der Trost eines trüben, kränklichen Lebens zu seyn, und sie hatte

einen so freundlichen Sinn, dafs sie ein recht glückliches verdiente. Sie war die Vorsteherin einer Erziehungs-Anstalt, die sie späterhin nach Süddeutschland verlegte. Als sie starb, füllten ihre Zöglinge ihre Gruft mit Blumen. Das thut mir herzlich leid. Es scheint mir die Bestätigung eines heimlichen Argwohns, dessen ich mich bei ihrer Bekanntschaft nicht erwehren konnte, nämlich dafs sie ihre Schülerinnen ein wenig zur Empfindelei verschrob.

— Eine andre Dichterin die ich kennen lernte, (nach ihrem 30sten Jahr noch eine anziehende, blühende Gestalt,) war die Gattin eines Mannes der Millionen besafs, und ihr den Pallast einer kurz vorher gestorbenen Königin zur Wohnung kaufte. Sie hat die schönsten Länder Europens zu wiederholten Malen besucht, die meisten berühmten Gelehrten kennen gelernt und von ihnen die ausgesuchtesten Complimente erhalten. Sie hat mehrere Sammlungen ihrer Gedichte drucken und neu auflegen lassen, zuweilen, sagte man, ehe die ersten Ausgaben vergriffen waren. Sie

hat nach jeder Reise, der Welt, einige Bände voll Empfindungen und Bemerkungen mitgetheilt. In ihrem Hause herrschte geschmackvoller Aufwand und Gastfreiheit. Nur eins störte den Genuſs in demselben: die Besitzer schienen nicht glücklich zu seyn; und hat Madame * ihre Töchter, die damals noch sehr jung waren, späterhin nicht mit dem Bestreben gequält, sie zu glänzenden Künstlerinnen, oder was einerlei ist, zu Kunstprodukten zu bilden, so bitte ich sie sehr um Verzeihung: denn dies Prognostikon stellte ich ihnen.

— Wieder eine andre Dichterin war in ihrer Jugend von einem der gröſsesten Deutschen Dichter geliebt worden. Mit prosaisch-praktischem Verstande hatte sie nicht ihn, sondern einen andern sehr geachteten Mann geheirathet, der schon in einem bedeutenden Amte stand. Nach der Hochzeit kehrte ihre Neigung zur Dichtkunst und, in allen Ehren, zum Dichter zurück. Dieser gab ihre bändereichen Werke heraus, schrieb Vorreden zu ihren Romanen und gefühlvollen Bildungsbüchern, und be-

reitete ihr einen ausgebreiteten Ruf; der Biograph ihres Gatten aber hat unter den Bedrängnissen die das Leben des wackern Mannes trafen, seine häuslichen Verhältnisse nicht vergessen. — Als ich die Frau kennen lernte, stattete sie in ihrem 62sten Jahre einen Besuch bei ihrem 64jährigen Jugendfreunde ab. Begleitet von ihrer Enkelin, umringt von seinen Kindern und Enkeln, war sie ganz Gefühl und Spannung. Einmal rief sie aus: „Wenn ich so bei Ihnen sitze, lieber — —, ist mir noch ganz so, wie einst in —.“ Mir auch, erwiederte er, mir auch, in der Dämmerung.

— Eine andre Dichterin wiederum war die Gattin eines vornehmen Beamten, der durch seine Kenntnisse und durch seinen unruhigen Geist so berühmt wurde, als sie durch die Musenalmanache, zu denen sie Beiträge lieferte. Nach einer langen lebhaften Ehe liefsen sie sich scheiden. Einst kam sie nach Weimar um das Handwerk zu grüfsen, und da war es wo ich sie sprach. Sie hatte einen erwachsenen Sohn bei sich, der selbst schon eine nicht unbedeutende Würde be-

kleidete. Kurz darauf reiste sie mit zwei jungen Schottländern nach Schottland. Als sie zurückkehrte, heirathete sie einen Mecklenburgischen Landwirth, und zog nach der Schweiz.

— Wiederum eine Dichterin bot sich einst einem berühmten Dichter, der um zwei verstorbene Gattinnen trauerte, durch ein Gedicht zur dritten an. Er hatte die Schwachheit, darin einen Beweis von seltnem Geist zu sehen, und die noch gröfsere, zu glauben, dafs ihn eine solche Seltenheit glücklich machen werde. Er heirathete sie, und als er sich um seiner Ehre willen von ihr scheiden liefs, hatte der Gram schon seine Lebenskraft gebrochen. Er starb bald nachher; sie aber trägt als sehr mittelmäfsige Schauspielerin und schlechte Declamatrice, seinen berühmten Namen in Deutschland herum, nicht zur Verherrlichung desselben.

— Eine andre Dichterin war mit einem neupoetischen Poeten verheirathet, und machte mit ihm zur Wette Canzonen, Sonnette u. s. w. voll der herrlichsten Assonanzen; sie schrieb sogar ein Paar Bände Mähr-

chen, die völlig so sinnlos waren, als die Regel der Schule vorschrieb. Ihr Mann bewunderte sie so lebhaft als sie ihn, und beide verkündeten gegenseitig ihr Lob. Endlich aber hatte sie den poetischen Einfall, ihren Mährchen, ihren Kindern und ihrem Vielgeliebten den Rücken zu kehren und in unterhaltender Gesellschaft nach Rom zu reisen, und er dachte so dissonirend und unpoetisch, das übel zu nehmen und sich scheiden zu lassen. Seit dieser Zeit soll er ihre Mährchen, und sie seine Canzonen sehr fade finden.

— Ich schliefse diese Gallerie, die ich noch lange fortsetzen könnte. Ist sie nicht unterhaltend, so ist es die Schuld meiner Bescheidenheit; aber wer sie nicht wenigstens in Einer Rücksicht lehrreich findet, mufs es sich selbst zuschreiben.

Eine eigne Charakteristik der Dichtungen der zuletzt erwähnten Frauen wäre überflüssig. Jede hatte ihren poetischen Helden, den sie besonders verehrte, dem sie nachahmte und von dem sie in der Stille überzeugt war, dafs sie ihn weit übertreffe. Ein Echo aber ist immer nur ein Echo, mag es für den Augenblick einen Homerischen Hexameter zurückrufen, oder das Witzwort eines lustigen Knaben.

Drittes Buch.

Einleitung.

Mein erster Aufenthalt in Berlin.

Ich kannte Städte von einer freundlichern, einnehmendern Schönheit, ich hatte in Kopenhagen und Dresden gelebt, aber ich kam aus den Hansastädten: daher erfüllte mich die Schönheit Berlins, als ich es (im Februar 1799) zum erstenmal sah, mit Bewunderung. Der Grund indefs von allen den Krümmen und Winkeln und Unebenheiten der erstern; und jener, der die Schönheit der glänzenden Königsstadt möglich machte, eignet sich sehr dazu, das Vergnügen über die lezte, herabzustimmen. In Hamburg vorzüglich

war jede Fufsbreite Bodens innerhalb den Mauren, von hohem Werth, da sie Raum, Freiheit und Sicherheit zum Gewerbe zu einer Zeit gewährte, da diese lezte besonders in Deutschland noch so selten war; und die Verfassung erlaubte jedem sein Plätzchen, ohne die untergeordnete Rücksicht auf Symmetrie, in der Weise zu bebauen und zu nutzen, die seinem Geschäfte am zuträglichsten war. In der grofsen unfruchtbaren Sand-Ebene hingegen, in welcher Berlin liegt, hatte der Boden wenig Werth. Die Gegenden ausgenommen, die unmittelbar an das Ufer der seichten Spree stiefsen, waren alle Stellen, die man zu einem Gebäude wählte, gleich unbedeutend; und jeder mochte so viel vom Platze einnehmen als ihm beliebte, wenn er nur das unangetastet liefs, was schon ein andrer sich zugeeignet hatte. In Rücksicht der Form aber wurden die Ansichten und Wünsche der Besitzer, durch die Regierung beschränkt, die den Geschmack des Fürsten als ein Gesetz aufstellte.

Berlin mufste [1]) eine schöne Stadt werden; die Hanseaten hinderte niemand, es dem Gewerbfleifs in ihren Städten bequem zu machen. Es geschah auf Kosten der Schönheit, an die man nicht dabei dachte, aber sie wenigstens bestätigten dafür die Behauptung eines Engländers, dafs in Deutschland gemeiniglich die häfslichen Städte reich sind, die schönen sehr arm. Dafs Berlin, im Vergleich mit Hamburg,

---

[1]) Die Gerechtigkeit fordert zu bemerken, dafs unter Friedrich dem Einzigen das Wohlseyn der Einwohner nicht durch dieses Müssen gefährdet wurde. Der grofse Monarch hatte eine Finanz-Maafsregel ersonnen, die ihn in den Stand sezte, die Verschönerung seiner beiden Residenzen mit Erhöhung ihrer Wohlhabenheit zu bewirken. Von dem Courant-Gelde, das allein bei gewissen Cassen angenommen werden durfte, liefs er jährlich einige hunderttausend Thaler zu Scheidemünze umprägen, und zwar nach dem Fufse, dafs dadurch aus hundert Thalern, dreihundert wurden. Der Gewinn der daraus herflofs, wurde dazu angewandt, Häuser zu bauen, die er verdienstvollen Leuten aus allen Ständen, und Hausvätern die eine starke Familie hatten, schenkte; oder er gab solchen

ein Beleg zu der lezten Hälfte dieses Satzes war, glaubte ich bald zu bemerken, und ich hatte mich im Ganzen nicht geirrt.

Dagegen fand ein nachtheiliges Vorurtheil das ich mitbrachte, eine sehr erfreuliche Widerlegung. Es war mir nämlich gegangen, wie vielen andern Reisenden, die aus weniger geregelten und reicheren Staaten in die Preussischen kamen: die

---

deren Vermögen allenfalls hinreichte, ihr schlechtes Häuschen eben so wieder aufzubauen, einen Zuschuſs der sie in den Stand sezte, statt dessen ein schönes Haus auffuhren zu lassen. So wurden die Gewerke beschäftigt, und eine grofse Anzahl armer Familien in wohlhabende verwandelt, was von einer andern Seite den Staats-Kassen wieder zu gute kam. — Dafs eine Zeit erscheinen könne, in welcher der Staat sich gezwungen sehen würde, selbst jene Scheidemünze zu verrufen u.s.w., liefs sich damals nicht vermuthen. Jene Einrichtung ist nicht unbekannt, aber wohl nicht genug beachtet, da sie, so viel ich weifs, nirgend nachgeahmt wurde. Sie dauerte unter Friedrich Wilhelm II. fort, aber die Leute die beschenkt werden sollten, wurden nach andern Ansichten gewählt.

militärische Steifheit, die disciplinarische Ordnung, die überall in jeder Kleinigkeit beobachtet wurde, so wie der Ernst und die Wirthlichkeit der Einwohner, hatten, so oft ich auf meinen Reisen das Preussische berührte, eine unangenehme Wirkung auf mich gethan, mich gleichsam beklemmt. In den kleinen Sächsischen Staaten und noch mehr in den Hansastädten, befand man sich so zwanglos wohl! — Ich gestehe, dafs ich zwei freudenlosen Monaten entgegen zu gehn, und der Erweiterung meiner Kenntnisse ein Opfer zu bringen glaubte, als ich nach Berlin reiste.

Wie sehr täuschte ich mich! Wenige Tage reichten hin, mich zu überzeugen, dafs dieses ernste Volk in vielfacher Rücksicht ein sehr glückliches, dafs es in Besitz grofer Vortheile sei, die so manchen frei genannten oder reichern, aber mit Schlaffheit organisirten und veralteten Deutschen Staaten fehlten!

Der unschätzbarste dieser Vortheile, der daher hier recht gut als der Repräs-

sentant aller andern, allein aufgeführt werden kann, war, dafs es sehr weise Gesetze und eine Verfassung besafs, welche diesen Gesetzen unverletzliche Geltung zusicherte. Der Monarch selbst war in Rücksicht der vorhandenen Gesetze nur der höchste Bewahrer ihrer Gültigkeit, und wenn er eins derselben, kraft seiner legislativen Macht, aufzuheben oder zu verändern für nöthig fand, so hatte das neue Gesetz doch keine rückwirkende Geltung: alles was vor der Stunde der Bekanntmachung des neuen gethan oder geschehen war, wurde unabänderlich nach dem alten gewürdigt. So kannte jeder Gebildete genau seine Pflichten und seine Rechte; was er zu thun, und was er zu erwarten habe. Nichts aber ist erhebender und beglückender, als wenn der rechtliche Mann jeden Standes mit sicherm Bewufstseyn zu sich sagen kann: „Ich habe nichts Sträfliches begangen, also hat auch die Laune und selbst die Leidenschaft keines Obern Gewalt über mich: meine Rechte und mein Glück ste-

hen unter der Obhut einer Autorität, deren Aussprüchen selbst der Regent sich unterwirft.“

In der Theorie machten freilich alle andre Deutsche Staaten seit einem Jahrhundert auf dieselben Vorzüge Anspruch: wie sehr aber die Ausübung von jener abweichen könne, davon hatte das Schicksal der Preussischen Monarchie selbst sehr entscheidende Beweise gegeben. Friedrich Wilhelm der Erste hatte mit despotischer Laune nicht sowohl regiert, als gewaltet. Friedrich der Zweite, der erhabne Schöpfer jener weisen Gesetze und Verhältnisse, hatte sich gleichwohl selbst zuweilen in der Leidenschaft über sie hinweg gesezt; öfterer noch aus eigenthümlicher Ansicht eines einzelnen Falles. Beide Monarchen pflegten indefs gegen ihre Beamten strenge zu seyn, wenn diese ihnen nachahmten, und das milderte wenigstens den Nachtheil des Beispiels. Unter Friedrichs Nachfolger dagegen erschlaffte alles, und wenn er zu gutmüthig war, um selbst zu despotisiren, so war er es leider auch

zu sehr, um die Beamten zu strafen die es thaten, und zu sorglos, um darauf zu halten, dafs den Unterdrückten immer der Weg offen bliebe, seine Autorität zum Schutze aufzurufen. Trotz den vortrefflichen Gesetzen wurden also Ungerechtigkeiten in grofser Zahl verübt, und das Selbstgefühl der Grofsen artete oft, sagt man, in Bassenstolz aus. Noch einige Jahre, und der Preussische Staat wäre in seiner Organisation so zerrüttet gewesen, als in seinen Finanzen. — Ein ersehnter Retter in drohenden Gefahren, trat Friedrich Wilhelm der Dritte die Regierung an. Sein einfacher, edler Charakter, sein streng rechtlicher Sinn, selbst die Häuslichkeit seiner Lebensart, hatten die ganze Nation mit der Erwartung erfüllt, er werde schnell und kräftig herstellen was zerrüttet war, und goldne Zeiten allgemeiner Gerechtigkeit herbeiführen. Mit wahrhaft ehrwürdigem Eifer begann der junge Monarch die schwierige Arbeit. Als ich nach Berlin kam, hatten schon anderthalb Jahre voll Verbesserungen den

Preussischen Staatsbürgern bewiesen, dafs ihre Hoffnungen sie nicht täuschten, und das hatte sie mit neuem Selbstgefühl und Muth erfüllt. —

Nicht weniger günstig war mir der Zeitpunkt meines jetzigen Besuchs in Berlin, in literarischer Rücksicht, wie ich vorbeigehend schon im ersten Buch bemerkte. Der vorige König hatte seine Regierung damit angefangen die Deutsche Literatur aus dem nachtheiligen Verhältnisse zu heben, in welchem sie gegen die Französische in Berlin stand. Er hatte den alten Spott gegen die Akademie der Wissenschaften, der sie ein Lazareth für Französische Invaliden nannte, dadurch weniger treffend gemacht, dafs er Deutsche Gelehrte von entschiednem Verdienst darin aufzunehmen befahl, (zum Beispiel Ramler und Engel, späterhin auch Teller, Gedike, Meierotto und andre [2]), was vorhin nur in ausserordentlichen Fällen geschah.

---

[2]) Sollte man es glauben? Grade die verdienstlosesten unter den alten Französischen Mit-

— Er kaufte dem alten tragischen Possenreisser Döbbelin seine Theatereinrichtung, und gewissermaafsen seine Schauspielergesellschaft ab, und gab Berlin sein eigenes Deutsches Theater, zu dessen Directoren er Ramler und Engel ernannte. —, Er zog endlich berühmte Deutsche Gelehrte in seinen Dienst und zeichnete sie aus.

Dafs alles dieses indessen mehr geschehen mochte, um einen gefallenden Gegensatz mit Friedrichs Schwäche für die Französche Literatur, zu bilden, als weil der König die Deutsche liebte, zeigte sich we-

---

gliedern konnten sich nie überzeugen, dafs es nicht eine Ungerechtigkeit sei, Deutsche in diese Akademie einer Hauptstadt Deutschlands aufzunehmen. Sie behaupteten, Friedrich der Zweite habe sie ausdrücklich nur für Franzosen gestiftet. Dafs Männer wie Ramler, Engel, Nicolai und Mendelssohn gleichsam an der Thüre der Akademie Greise wurden, ohne Eintritt zu finden, indefs es fast zu den Amtsaussichten jedes Predigers und Lehrers der Französischen Colonie gehörte, Akademiker zu werden, war indefs ein zu lächerlicher Uebelstand, um Friedrich zu überleben.

nige Jahre nachher, durch die Freiheit die ein Paar Heuchler erhielten, sie, unter dem Vorwande der Orthodoxie und der Furcht vor Neufränkischen Gesinnungen, zu drücken und zu verfolgen. Diese Anfeindung aber diente, ihr einen Triumph zu bereiten. Es entstand ein schweigender doch lebhafter Kampf zwischen der öffentlichen Meinung und den öffentlichen Maafsregeln, in welchem alle Vernünftige auf der Seite der erstern waren. Die Deutsche Literatur hatte einmal Anerkennung ihres wahren Werthes in Berlin gefunden, und alles was dort jezt gegen sie unternommen werden konnte, verlieh ihr nur das Ansehn des verfolgten Verdienstes, und erhöhte die Liebe für sie zum Enthusiasmus, der indefs unthätig bleiben mufste. — Jezt ging das Scepter auf Friedrich Wilhelm den Dritten über. Die Heuchler wurden bei Seite geschickt; die aufgeklärten Theologen, über deren Ausschliefsung aus der Akademie man berathschlagt hatte, mit ehrender Auszeichnung behandelt; Engel, den vielfache

Kränkungen bewogen hatten, seinen Abschied zu nehmen, und nach Mecklenburg zu gehn, wurde zurückberufen und mit einem Gehalt ohne Geschäfte, in Berlin fixirt. Selbst die Allgemeine Bibliothek kehrte aus ihrem Exil wieder, und der König gab huldreiche Beweise, dafs er das Entstehen literarischer Unternehmungen gern sähe und sie unterstützen wolle. Nun war jeder Minister ein erklärter Beschützer der Deutschen Literatur und es galt ihm gleichsam für einen Theil des Decorums, Deutsche Gelehrte in seinem Hause zu versammeln. Jeder untere Beamte aber suchte wenigstens zu beweisen, dafs er selbst wissenschaftliche Bildung besitze.

Eine Sonderbarkeit in Berlin fiel mir anfangs auf, wurde mir aber erklärt, sobald ich mich der Schicksale der Literatur in dieser Stadt erinnerte. Ich traf nämlich in den Gelehrten-Zirkeln fast auf lauter sehr alte oder auf ganz neue, erst beginnende Celebritäten, gleichsam auf eine Kette, der ein Paar Mittelglieder fehlten.

Die Philosophen zum Beispiel waren fast alle vor Kant gebildet worden, dessen Schule hier nur Einen, von jenen wenig beachteten Repräsentanten an Kiesewetter hatte; dagegen fanden sich schon von den Universitäten ziemlich zahlreich eben fertig gewordene Jünger Fichte'ns ein, und machten grofse Ansprüche. Unter den seit lange geschäzten Theologen mochte Zöllner der jüngste seyn; nach ihm war eine Lücke bis auf den vielleicht halb so alten, talentvollen Schleiermacher. — Die Bellettristen, die — damals noch — den Ton angaben, waren durchgehend Zeitgenossen, zum Theil persönliche Freunde Lessings gewesen. Aus der folgenden Göthe-Schillerschen Periode hatte Berlin noch keinen Dichter, und die Jenaische Literatur-Zeitung wurde wie eine fremde feindselige Macht angesehen: dagegen zogen die Schlegelschen Genie's immer häufiger herbei, und bildeten Cotterien, in denen man schon anfing, die alten Herren zu verspotten u. s. w.

Woher diese Erscheinung kam? Fried-

rich's des Einzigen Glanz und Einsicht hatte hier bedeutende Gelehrte versammelt, und sie zogen ihre Gleichen nach, und verwendeten sich für solche. Unter der folgenden Regierung verloren sie, nach den ersten Flitterjahren, allen Einfluſs, und gab es irgend eine Gelehrten-Stelle zu besetzen, so wählten Wöllner und Gefährten, so unbedeutende Subjecte als möglich: denn Schwachsinnigen ist jeder durch sich Bedeutende verdächtig und verhaſst. (Weil sie nämlich durch fremdes Licht glänzen, wollen sie niemand neben sich, der nicht bloſs durch ihre Gunst leuchtet.) Jezt, da ein neuer literarischer Frühling für Berlin begann, jezt fand sich zuerst ein, wer noch am wenigsten anderswo gefesselt war, das heiſst, die jüngste literarische Generation. Daſs diese, eben weil sie jung war, in den eigentlichen Gesellschaftszirkeln bald den Ton angeben würde, lieſs sich voraus sehen. Die bekannte Bemerkung, Ein Thor mache viele Thoren, lieſse sich füglich so verändern: Ein junger Thor macht viele Thörinnen.

Ich nahm mir einst die Freiheit, in Berlin selbst drucken zu lassen: „es sei keine grofse Stadt, sondern ein Bündel von kleinen Städten, die ein gemeinschaftliches Schauspielhaus hätten.“ Man wurde nicht böse, ungeachtet ich eine leider! ganz unwiderlegliche Wahrheit in vielfachem Sinne gesagt hatte; vielleicht weil ich damals selbst schon völlig für einen Berliner galt. Dieser Mangel an Einheit hat für Berlin in ernstern Rücksichten häufig nachtheilige Folgen gehabt, aber er gab dem Umgange für einen Fremden viel Reiz, durch die grofse Mannigfaltigkeit deren man geniefsen konnte.

Die literarische Welt zum Beispiel, in welcher ich bei meinem ersten Aufenthalt fast allein lebte, zerfiel in drei solche durchaus verschiedne Städte. Die erste bildeten die ältern Deutschen Gelehrten und Geschäftsmänner, die ehemals Gelehrte gewesen waren und noch dafür galten, nebst ihren Freunden. Hier spielten die Damen eine untergeordnete Rolle, hörten aufmerksam den muntern oder

ernsten Unterhaltungen ihrer Väter oder Männer zu, und wagten kein anderes Urtheil über die neuern Erzeugnisse der Literatur, als sie von jenen hörten. In dieser Region ging es sehr vernünftig und anständig her; nur bisweilen etwas langweilig.

Die zweite bestand aus den Gelehrten und schönen Geistern der Französischen Colonie, nebst ihren Damen. Hier waren nur die ältern Frauen noch ehrbare Hörerinnen; die jungen hingegen und die Mädchen übten wenigstens so lautes Stimmrecht als die Herren, und es gab des unterhaltenden Zwiespalts schon viel: doch wurde man gemeiniglich mit pedantischer Schautragung der Belesenheit in den ältern Französischen Dichtern gequält, und diese sonderbare Gattung von Staatsbürgern Deutschlands, hatte Mühe zu verbergen, dafs sie auf die Nation die sie so wohlthätig aufgenommen, und auf alles was diese hervorbrachte, mit heimlicher Verachtung herabsähe.

Die dritte und unterhaltendste Region

oder Stadt, war die Jüdische Kolonie. Hier galt die Stimme der Männer fast nichts; die der Frauen und Mädchen war entscheidend. Man mufs aber auch gestehn, dafs es unter diesen sehr viel mehr witzige, belesene und talentvolle gab, als unter den Christinnen; und ihre literarische Kenntnifs umfafste oft nicht blofs die Deutsche und Französische, sondern auch die Englische und Italienische schöne Literatur. Ich kannte eine Dlle. S. die ausserdem heimlich Griechisch lernte, um den Homer lesen zu können, Auszüge aus dem Helvetius, Machiavelli und Shaftesbury machte, vortrefflich das Klavier spielte und über ihrem Sopha einen von ihr selbst schön gemalten Christuskopf, nach Guido Reni glaub' ich, hängen hatte [3]). — Der Ton in diesen Zirkeln

---

[3]) Bei allen diesen Vorzügen und einem beträchtlichen Vermögen, hatte sie doch Vernunft genug, einen unbemittelten Jüdischen Kaufmann zu heirathen, der das Jünglingsalter längst zurückgelegt hatte, aber den Ruf eines

hatte das meiste Grofsstädtische: er war zwanglos, leichtsinnig und so vielseitig und seicht als möglich. Die Unterhaltung bestand aus einem beständigen Haschen nach Witz; aber man fing wirklich oft sehr treffenden. Man folgte den Französischen Dichtern; die Tagesgeschichte der Deutschen Literatur flöfste indefs das gröfseste Interesse ein, und führte oft sehr geistreiche, oft auch ziemlich plumpe Debatten an Theetischen und Toiletten herbei. Denn hier war die Gesellschaft immer sehr gemischt. Da die Juden als solche, keine durch die Verfassung bestimmte bürgerliche Geltung in dem Staate hatten, empfingen sie die ihrige von der Masse ihres Vermögens. Jeder reiche Jude war ein vornehmer Mann, der selbst zu den Gesellschaftszirkeln der Minister gehörte, und Beamte von hohem Range auch bei sich sah; jeder arme war ein gemeiner

---

nes verständigen, rechtlichen Mannes besafs. Sie verliefs Berlin mit ihm, und ich kenne ihre spätern Schicksale nicht.

Mensch, bis er reich wurde: dann gehörte er gleich zu den ersten Gesellschaften, ohne immer den Ton seiner vorigen ablegen zu können.

Die Vorliebe der Jüdischen schönen Welt für die Deutsche Literatur gründete sich vorzüglich darauf, dafs es unter den Berliner Juden selbst allgemein geachtete Deutsche Schriftsteller gegeben hatte, zum Beispiel Mendelssohn und Herz. Auch der alte Kaufmann Friedländer konnte dazu gerechnet werden. Lessing galt hier für den gröfsten Deutschen, der je geschrieben hatte, weil er den Nathan gedichtet und Mendelssohn's Freund gewesen. Zunächst an ihm stand Engel, gleichfalls als ein Freund von Mendelssohn und Friedländer. Diese Stimmung veränderte sich aber bald hernach, als die Schlegelsche Poetik Mode wurde, und es der persönlichen Eitelkeit der Jüdischen Bellettristen und Bellettristinnen so leicht machte, sich selbst für grofse Dichter oder Schriftsteller zu halten.

— Vorstehende Bemerkungen haben

schlechterdings keinen Anspruch darauf, eine Schilderung Berlins zu seyn. Sie erzählen nur im Allgemeinen einige Wahrnehmungen und Eindrücke, die ich bei meinem ersten Aufenthalte in Berlin sammelte, und erklären so gewissermaafsen meinen Entschluſs, dahin zurückzukehren und mich dort anzusiedeln.

Engel.

Aufrichtig zu seyn: es war nicht Bewunderung oder Vorliebe für seine Werke, was mich zu diesem berühmten Schriftsteller führte. Sein unvergänglichstes Meisterwerk, Lorenz Stark, war noch nicht geschrieben, und was seine übrige treffliche Schriften betrifft: — Nannte man sie beredt, so vermiſste ich das Feuer Rousseau's und Raynal's in ihnen. Sprach man von Engels Witz, so fand ich ihn zu zahm gegen Voltaire und Sterne. Der Klarheit und dem Scharfsinn aber, womit er die Begriffe entwikkelt, der sichern Festigkeit seines Gedankenganges, der weisen Anmuth seines Vortrages, der Gediegenheit seines Ausdrucks und seiner meisterhaften Behandlung der Sprache überhaupt, ihr volles Recht widerfahren zu lassen, dazu hatte ich nicht heitre Ruhe des Geistes und philosophisches Studium der höhern Kunst der Schriftstellerei, — mit Einem Wort, nicht Reife genug. Ich liebte noch das

stürmische Fortreissen mehr, als das Ueberzeugen; das Blendende, als die ruhige Beleuchtung; das Witzige und Gefühlvolle, als das Verständige. So traten mir denn bei dem Lesen seiner Schriften fast alle die schiefen Einwürfe gegen ihn vor den Geist, die ich späterhin mit grofser Indignation die Schlegelianer öffentlich ausrufen hörte.

Wie sehr war ich überrascht, als ich — leider erst mehrere Wochen nach meiner Ankunft in Berlin, — Engel besuchte, und in ihm einen Mann von sehr hoher Energie des Geistes fand, von einem nicht selten allzu lebhaft aufflammenden Feuer, und einem unerschöpflich sprudelnden, bald caustischen, bald schmeichelndem Witze.

Späterhin, als ein gewisser Ton der Vertraulichkeit zwischen uns eingetreten war, gestand ich ihm einmal, dafs ich seine Unterhaltung sehr viel anziehender, hinreissender fände, als seine Schriften. „Warum schrieben Sie nicht, wie Sie sprechen?“ fragte ich. Er antwortete

sehr ernsthaft: „Weil das unpassend gewesen wäre. Die Natur des Gegenstandes muſs die Art des Vortrages bestimmen, nicht die Natur dessen der ihn hält. Ich habe nie solche gewählt, bei denen ich mich gehen lassen konnte.“ — Aber warum thaten Sie das nicht? — „Weil man dann nicht weiſs, wie weit der Weg führt, und mir meine Ruhe zu lieb ist.“ — In der That gieng es Engel bei seinen Schriften in Rücksicht der Lebhaftigkeit seines Geistes, wie Münchhausens schnellem Läufer, der, wenn er in einer Stunde hundert Meilen zurücklegen sollte, sich die Füſse zusammenband, um nicht tausend über das Ziel hinauszulaufen. Man kann sich es kaum vorstellen, wie schwer es oft Engel wurde, sich kräftigere Dinge nicht entwischen zu lassen, als gewisse andre Schriftsteller sich höchlichst anstrengten hervorzubringen, und in denen sie Beweise ihrer Genialität gegeben zu haben glaubten.

Erst als ich ihn so kannte, begriff ich den ganzen Werth seiner schriftstellerischen

Arbeiten; und als er mir einst die Ehre erzeigte, mich zu einem Beitrage zum dritten Theil seines Philosophen für die Welt aufzufordern, lehnte ich sie ab, um mich nicht selbst in dichten Schatten zu stellen. Ich hätte vielleicht etwas Kräftigeres oder Witzigeres geschrieben, als er schreiben mochte: aber um desto mehr hätte man wahrscheinlich bei der Vergleichung den Mangel der klassischen Vollendung der Composition gefühlt, in welcher Engel ein Meister war, wie ich keinen zweiten kenne. Es ist wahr, in der Zeit literarischer, noch mehr aber politischer Stürme, scheint es den Lesern eine Art von Pedantismus, wo nicht gar von Kleinheit des Geistes, so hohen und sorgfältigen Fleifs auf die innere und äussere Gestaltung des Vortrages zu wenden, als Engel immer that. Es giebt so viel grofse und wichtige Dinge zu sagen, dafs man fast mit Unwillen einen ausgezeichneten Kopf seine Kraft an die Form des Sprechens, so scheint es, verschwenden sieht. Aber Engel gehörte einem ruhigen,

glücklichen Zeitalter, das ihm erlaubt hatte, sich zum wahren Künstler auszubilden; und wenn eine Periode eintritt, in welcher die Werke eines solchen ihrer Vollendung wegen geringfügig scheinen, so — ist es nicht sein Fehler, sondern die Generation die so empfindet, ist zu bedauren. Dafs Engel Muth genug hatte, wo er Wirkung hoffte, mit würdevollem Wort einzugreifen, hat er bewiesen.

Selbst mündlich that er es wohl, und dann oft mit zu grofser Lebhaftigkeit. Diese, die freilich zuweilen in rücksichtlose Hitze ausartete, war die einzige Rüge, die man gegen ihn aufstellen konnte. Dennoch wagten Menschen, die selbst mit Fehlern der Schwäche behaftet waren, über diesen starken, edeln Mann den Kopf zu schütteln und von Flecken zu sprechen und zu schreiben, die seinem Charakter „ankleben“ sollten! Ich habe Engel sehr genau gekannt, und psychologische Beobachtung war immer mein Lieblingsgeschäft: ich gestehe, dafs ich wohl in meinem Leben einige seltne Menschen

gefunden habe, die ihm an Reinheit, hochsinniger Rechtlichkeit und männlicher Milde des Charakters verglichen werden konnten; doch keinen der ihn daran übertraf. Und jene Vorzüge standen unter der Obhut eines sehr hellen Verstandes und eines edeln Selbstgefühls.

Männer von diesem Gehalte sind nicht Produkte ihres Schicksals, aber Einfluss auf ihre mehr oder minder vollendete Entwickelung hat es jederzeit. Engel hatte, wie er selbst mit froher Zufriedenheit gestand, ein günstiges gehabt.

Die Hauptzüge desselben will ich aufzählen.

Er war der Sohn wohlhabender Eltern die, was mehr bedeutet, von ihrem ganzen Lebenszirkel, wegen ihres Verstandes und ihrer Handlungsweise sehr hoch geachtet wurden; aber eine noch bedeutendere Gestalt stand neben ihnen, sein mütterlicher Grofsvater, ein reicher Kaufmann, Namens Brasch, der durch seine Einsicht und seinen Edelmuth der Gegenstand der Verehrung und der Stolz des ganzen

Städtchens war [4]). Unter den Augen solcher Menschen, gab Engel die frühesten Zeichen seiner Talente; diese Menschen freuten sich derselben und verhehlten ihm die frohen Hoffnungen nicht, die sie von ihm hatten: aber es giebt keinen kräftigern Sporn zum Guten und Grofsen, als die Hoffnung Solcher zu seyn, die man verehret und verehren sieht.

Ein Gedicht das er im vierzehnten Jahr verfertigte und das gedruckt wurde, erwarb ihm damals schon öffentliche Aufmerksamkeit. Er studirte auf den kleinen Mecklenburgischen Universitäten Theologie, und hielt bei Gelegenheit des Friedens, der den siebenjährigen Krieg endigte, in Bützow eine Friedenspredigt, die zuerst seinen Rednertalenten laute Bewunderung erwarb. Ein alter orthodoxer Theolog, und noch dazu der Superintendent

---

[4]) Engel hing als er selbst schon Greis war, noch mit ganzem Herzen an dem Andenken dieses Mannes; er schrieb ein Gemälde desselben, und dieses — Lorenz Stark, — ist sein bestes Kunstwerk.

selbst, glaubte indefs neologische Grundsätze an ihm zu bemerken, und verleidete ihm die Theologie durch Zank darüber. Engel entsagte ihr und ging nach Leipzig, um sich ganz den philosophischen Wissenschaften zu widmen. Unstreitig ein Entschlufs, bei dem er und die Literatur sehr viel gewannen.

Leipzig war damals (1765) der Sammelplatz einer grofsen Zahl ausgezeichneter Köpfe, mit denen Engel bald in enge Verbindung und in einen freundschaftlichen Wettstreit gerieth. Leipzig war aber auch ein sehr froher Ort, und der jovialische junge Mann, ohne je in Ausschweifungen zu gerathen, verzehrte doch mehr, als seine Mutter — Sein Vater und Grofsvater waren gestorben, und das Vermögen, das Engels Eltern besafsen, gehörte eigentlich nur der Mutter; — ihm jährlich bestimmt hatte. Er gerieth in Schulden, und sie, ohnehin unzufrieden darüber, dafs er der Theologie entsagt, und dafs er ohne Amt lebte, bezahlte seine Schulden zwar, aber schrieb ihm zugleich einen sehr bittern Brief.

Diesen Vorgang pflegte Engel nicht zu den glücklichen seines Lebens zu rechnen; gleichwohl gehört er zu den glücklichsten. Er fühlte seinen Stolz durch die Vorwürfe seiner Mutter so tief gekränkt, dafs er ihrer Unterstützung völlig entsagte und von seinem Fleifse zu leben beschlofs. Er hielt Vorlesungen, die bald berühmt wurden, und versuchte sich als Schriftsteller. Sein frühestes Produkt ist „der dankbare Sohn“ (1769), wodurch er mit Einem Schritte sich als sehr achtungswerther Rival fast neben Lessing stellte. Der Erfolg dieses Stückes bewog ihn zu mehrern dramatischen Versuchen, unter denen „der Edelknabe“ der vorzüglichste ist. Schon diese erwarben ihm einen ausgezeichneten Ruhm, aber der erste Band des „Philosophen für die Welt“ war es, der den eigentlichen Umfang und die reiche Vortrefflichkeit seines Geistes verrieth. Mit diesem Büchelchen war sein hoher Rang unter den Klassikern der Deutschen Prosa entschieden, und der Ruf den er erworben hatte, hörte auf, blofs schöne Blüthe

für ihn zu seyn: er erndtete materielle Früchte von demselben.

Als den Erfolg der ihm die meiste Freude machte, hat er mir oft die Wirkung genannt, die sein Ruhm auf seine Mutter that. Der Oberprediger zu Parchim, der Amtsnachfolger ihres Gatten, hatte ihr gesagt, dafs die Büchelchen ihres Sohnes, von denen sie, trotz dem Zwiespalt, immer Ehrenexemplare erhalten hatte, für vortrefflich erkannt würden. Sie schrieb ihm darüber einen Brief voll Zufriedenheit, und erklärte ihm, „von jezt an habe er wieder ganz offne Kasse bei ihr.“ In wie fern er damals davon Gebrauch gemacht hat, weifs ich nicht, aber noch in seinem lezten Jahre sprach er mit lächelndem Frohlocken über seinen Triumph; und als er 1794 sein Amt in Berlin niederlegte, ersezte sie ihm seinen verlornen Jahrgehalt durch einen andern. Nur zu einer Theilung ihres Kapitals mit ihren beiden Söhnen war sie nicht zu bewegen. Denn, sagte sie, die Menschen sind nicht verheirathet, und

wissen also noch nicht mit Geld umzugehn. Endlich, nach seinem sechzigsten Jahre forderte sie ihn auf, sie zu besuchen, um ihm den Zustand ihres Vermögens vorzulegen. „Sie wird mir es jezt wohl ansehn, sagte Engel lächelnd, dafs ich kein junger Mensch mehr bin!“ So pflegte sie ihn nämlich noch zuweilen zu nennen. Leider fand sie in ihm in der That nur noch einen kranken, erschöpften Greis, der nach ein Paar Wochen in ihren Armen starb. —

Die persönliche Situation Engels war, wie man sieht, sein ganzes Leben hindurch ziemlich unabhängig von allem andern, als von dem Wohlwollen einer zärtlichen, wiewohl gegen ihre Kinder nichts weniger als schwachen Mutter. Ich glaube Engel nicht herabzusetzen, wenn ich dieses Verhältnifs bei dem edeln, männlichen Selbstgefühl mit in Anschlag bringe, von dem er so oft in seinem Leben erhebende Beweise gab [5]).

---

[5]) Man sehe in meinen „Erzählungen“ und im

— Ungefähr um eben die Zeit, wie den Sühnebrief von seiner Mutter, erhielt Engel vier verschiedne Rufe, nämlich nach Göttingen, Gotha, Paris (wo er Erzieher eines Grafen werden sollte) und Berlin. Er nahm den lezten an und wurde ausserordentlicher Professor der Philosophie. Er behielt diese Stelle eilf Jahre. Alle seine ehemaligen Schüler, die ich darum befragte, stimmten darin überein, dafs er seine wenigen Lehrstunden eben nicht sehr ordentlich abgewartet habe, aber dafs jede derselben für sie gleichsam eine fröhliche Feierlichkeit gewesen sei. Sein hinreissender Vortrag lichtvoller Ideen

---

zweiten Bande meiner „erzählenden Schriften," die Anekdote: „Männerstolz vor Fürstenthronen," die sich bis zu dem kleinsten Zuge auf Engels eigene Erzählung gründet. Wer seine wackre, edle Mutter näher kennen will, lese in dem kleinen Romane: „Bruder Anton" den Besuch Billings bei seiner Mutter. Billing hat freilich nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit Engel, doch die Scene begegnete dem leztern, und ist fast mit seinen Worten niedergeschrieben.

habe auch den langsamsten Kopf befeuert. Sein Lieblingsschüler war der gegenwärtig so grofse Naturforscher Humboldt.

Die meisten von Engels hell gedachten und vortrefflich geschriebenen philosophischen Abhandlungen, stammen aus dieser Periode her; das wichtigste Werk aber das er in derselben ausarbeitete, sind seine „Ideen zu einer Mimik.“ Dies Werk führte eine Veränderung seiner Lage herbei. Friedrich Wilhelm der Zweite machte den etwas sonderbaren Schlufs, dafs, wer so einsichtsvoll über das Wissenschaftliche der Schauspielkunst philosophire, auch ein guter Theaterdirekteur seyn werde, und übergab ihm und Ramlern die gleichsam neue Bühne zu Berlin. Ramler figurirte fast nur bei diesem Geschäfte, aber Engel erfüllte die Erwartung die man von ihm hatte, in hohem Grade: nicht durch jenen philosophischen Geist, der ihm die Mimik eingegeben hatte, sondern weil er einen eben so scharfen praktischen Verstand besafs, und die Bühne einst durch Eckhof liebgewonnen hatte. Er verwal-

tete dies Amt acht Jahr, organisirte das Theater einsichtsvoll, verschaffte ihm eine bedeutende Zahl ausgezeichneter Künstler, von denen er mehrere selbst bildete, indem er ihre Rollen mit ihnen einstudirte, gab ihm ein geschmackvolles Repertorium und erhob es wohl zu der ersten Bühne Deutschlands. Endlich ermüdet und krank gemacht durch Verdrieſslichkeiten tausendfältiger Art, die bei keiner Bühne fehlen, aber vorzüglich bei solchen die vor einem Hofe stehen, häufig zu seyn pflegen, und die bei Engels Mangel an Nachgiebigkeit gegen unwissende Beschützer, und bei seiner Heftigkeit, oft sehr ernsthaft wurden, forderte er seinen Abschied. Er erhielt ihn ohne Pension, sogar ohne einen Titel. Glücklicher Weise bedurfte er beides nicht. Sein Name war ein Ehrentitel und seine Mutter eine hinlänglich reiche Gönnerin. Er zog nach Schwerin und ruhete aus. Nach vier Jahren aber berief ihn der jetzige König, dessen Lehrer er einst gewesen war, nach Berlin zurück.

— Engel hatte in seinen jüngern Jah-

ren eine sehr wohlgebildete, schlanke Gestalt besessen. Als ich ihn kennen lernte, hatte das Alter schon lange an derselben seine Zerrüttungen geübt. Nach einem hartnäckigen kalten Fieber, das ihm wahrscheinlich eine Erschlaffung im Innern zurückgelassen hatte, war er sehr dick geworden. Der Verlust fast aller seiner Zähne machte seine mündliche Mittheilung oft unverständlich. Nur sein Auge sprach noch hinreissend, und wenn ihn bei guter Laune ein Gegenstand der Unterhaltung ergriff, so bezauberte er noch immer durch die Anmuth und das geistige Feuer seines Gesprächs, durch die Neuheit seiner Ansichten und seinen immer treffenden Witz. Aber wer seinen Umgang geniefsen wollte, mufste zu ihm kommen. Er selbst verliefs seine Wohnung fast nie, als etwa um den Sitzungen der Akademie beizuwohnen. Hatte er irgend einmal einem seiner alten Freunde einen Besuch zugesagt, so pflegte man dazu wie auf eine Festlichkeit einzuladen. In dem Zirkel der sich dann

um ihn versammelte, widerfuhr es ihm wohl, sich des Gesprächs allein zu bemächtigen, und Widerspruch oder zu oft widerkehrende Unterbrechuung übel zu nehmen. Er sprach indefs und erzählte vorzüglich so schön, dafs man einen sehr lebhaften Drang zum Selbstreden haben mufste, um ihm nicht mit vergnügtem Schweigen zuzuhören. Eine liebenswürdige Aeusserung seiner Herzensgüte war es, dafs er nach jeder Uebereilung zu der er hingerissen wurde, wochenlang darüber mit sich selber schmollte, und lange nachher mislaunigt wurde, wenn ihn etwas daran erinnerte. Am einnehmendsten fand ich ihn, wenn wir allein waren.

— Vor der Würdigung seiner Werke, mufs ich mir Raum zu einer jener erklärenden Abschweifungen nehmen, die manche Leser wahrscheinlich wenig unterhalten, aber unabänderlich zum Plan dieser Schrift gehören.

Es giebt drei Quellen und Gattungen der Beredsamkeit, und eine vierte gleichsam unechte.

Die Beredsamkeit des Gefühls — wie echte lyrische Poesie, — drückt Gefühle aus, um dergleichen entsprechende zu erwecken. Fordert irgend eine Art der Künstlerthätigkeit einen hohen Grad angebohrnen Talentes, so sind es Werke der Redekunst, die diese Bestimmung haben. Dem lyrischen Dichter stehen unterstützende Kunstmittel zur Hand, z. B. Rhythmus, Metrum, Reim; der Redner des Gefühls, darf keines anwenden, als nur in der Herbeiführung des Anlasses. Er mufs so einfach sprechen, als es aus seinem Herzen emporruft. Feile wird leicht Putz und Geschniegel, das die Wirkung stört. Darin aber, dafs er seinem Herzen ergreifende, hinreissende, wohltönende Wahrheit nachzusprechen habe, darin liegt der Beruf des Künstlers.

Die zweite Gattung der Beredsamkeit ist die der Einbildungskraft. Sie entspringt aus dem Talent des Redners, alle Züge einer Begebenheit oder eines Gegenstandes aufzufassen und zu einem Ganzen zu ordnen. Sie äussert sich dadurch, dafs er dieses

mit gleichem Leben vor die Seele des Hörers oder Lesers hinzustellen vermag. Bei den Werken dieser Art der Beredsamkeit — Seitenstücken zu den epischen Dichtungen, — kann die Kunst wichtige Hülfe leisten: aber das Höchste was diese o h n e Talent leisten kann, steht immer tief unter dem was zuweilen einsichtloses Talent hervorbringt [6]).

Die dritte Gattung der Beredsamkeit ist die des Verstandes, und ihre Produkte, ohnehin meistentheils Anreden oder Dialoge, lassen sich auch ihrer innern Gestaltung nach, den dramatischen Dichtungen gegenüber stellen. Wie nämlich in diesen, sofern sie sind, was sie seyn sol-

---

[6]) Man vergleiche zum Beispiel die Bruchstücke aus alten Chroniken, die mancher hochkünstlich philosophirende Geschichtler um ihrer Naivetät willen anführt, mit seinem Werke selbst. Er billigt mit vornehmem Lächeln, ohne zu ahnden, dafs er von seinen Meistern spricht, die er nie erreichen wird. — Noch lächerlicher aber, ohne Widerrede, sind diejenigen, welche das Vortreffliche solcher lebendig schildernder Schriften, in der altväterlichen Sprache suchen, und diese nachlallen.

len, die Katastrophe mit Nothwendigkeit aus einer Reihe einander veranlassender oder entgegen strebender Ereignisse hervorgeht, so in jenen der strenge Erweis der der Zweck des Werkes ist, aus der Entwickelung, Erörterung und Würdigung einer Reihe von Sätzen, die aus einander folgen, oder sich widersprechen. Gelungene Werke dieser Art setzen freilich einen sehr hellen, scharfsichtenden Verstand, das Talent des kräftigen, lichten Ausdrucks und des volltönenden Wortes als unnachlafsliche Naturgaben voraus, aber sie bedingen eben so bestimmt tief durchdachte, mit Gewandheit ausgeübte philosophische Kunst.

Die vierte Gattung ist die Wohlredenheit, deren Produkte ohne Anspruch durch die innere Gestaltung (das heifst durch die Wahl, Ordnung und Behandlung der Gedanken zu einem Kunstzweck,) auf den Rang von Kunstschöpfungen, blofs durch die Behandlung des Aeussern, durch Zierlichkeit und Wohlklang der Sprache wirken. Die Verfasser der Werke dieser Art, die literarischen Fein- und Schönsprecher, ver-

halten sich zu einem wahren Redekünstler, wie die Zimmerschmücker zu einem eigentlichen Maler. Jene wie diese arbeiten in allen Gattungen ihrer Kunst, aber auch ihre besten Produkte sind nichts als ein zierliches Farbeverquisten nach den Forderungen der Mode, oder einem vorgeschriebenen Muster. Das sind aber eben die Lieblings-Maler und Schriftsteller der zu einem Anschein von Bildung abgerichteten Menge. Ihre Arbeiten versteht und geniefst jedermann, ohne besondern Werth darauf zu legen. Ist eine verwohnt oder einmal durchgelesen, so schafft man sie ruhig bei Seite und läfst sich eine andere besorgen.

Ich kehre zu Engel zurück.

Proben von der Beredsamkeit der ersten Art, sind in seinen Schriften selten. Einige Scenen in seinen dramatischen Werken, und Stellen in seiner Lobrede auf Friedrich den Zweiten, in der Entzückung des Las Casas, und seiner Vorrede zu Mendelssohn's Schrift: „An die Freunde Lessings," können indefs dafür gelten. Er fühlte tief und fein, aber auch das in-

nigste Gefühl gestaltete sein kräftiger Verstand bald zu einer philosophischen Betrachtung um, und wo das geschieht, ist es um die Kraft und Frische des pathetischen Ausdrucks geschehn.

Die zweite Gattung der Beredsamkeit war dagegen ganz in seiner Gewalt. Um das zu fühlen, durfte man ihn nur sprechen hören. Er erzählte mit einer Lebendigkeit des Ausdrucks, dafs man Zeuge der Begebenheit zu seyn glaubte, die er vortrug. In einer edlern, höhern Gestalt zeigte sich dies Talent aber in seinen Schriften, vorzüglich im Lorenz Stark und den erzählenden Aufsätzen seines Philosophen, die lauter Meisterstücke sind; und selbst in seiner Mimik glänzt es oft.

In Rücksicht der dritten Gattung kenn' ich keinen Deutschen Schriftsteller, der mit ihm verglichen werden kann. Selbst Lessing, so fein und scharf, so geistvoll und gewandt er argumentirt, steht doch in der Kunst des lichtvollen Entwickelns der Begriffe, und besonders in der einnehmenden Durchführung einer Reihe

philosophischer Wahrheiten, tief unter ihm [7]). Engel raisonnirt so unwiderstehlich, dafs er überzeugt wovon er will, und doch zugleich mit so viel Anmuth, dafs man nur unterhalten zu werden glaubt, indefs man belehrt wird. Welche Form er dazu wählen mag, den Brief, das Gespräch, die Erzählung oder die Rede,, in jeder giebt er etwas eigenthümlich Schönes und Vollendetes.

— Engels Ruhm begann durch seine dramatischen Arbeiten; indefs sind diese grade das am wenigsten Vorzügliche, was er geschrieben hat. Es ist wahr, „der

---

7) Diese beiden ausgezeichneten Männer waren einander indessen von Seiten des Geistes zu nahe verwandt, als dafs nicht bei Engels erstem Auftreten eine gewisse Spannung durch Rivalität zwischen ihnen hätte entstehen sollen. So fein die Rügen auch ausgedrückt sind, die Engel im ersten Theil seines Philosophen gegen „Emilia Galotti" aufgestellt hat, fand sich Lessing doch dadurch gekränkt; und diese Stimmung vielleicht war schuld, dafs er, als er späterhin nach Berlin kam, eine Reihe von Tagen verfliefsen liefs, ohne Engels Bekanntschaft zu suchen. End-

dankbare Sohn“ und „der Edelknabe“ sind tadellos in Rücksicht des Plans und der Charaktere, und der Dialog ist leicht, natürlich, voll Gefühl und Witz: aber das Interesse das sie einflößen, ist nur moralisch, nicht poetisch, und seine übrigen dramatischen Werke, das Fragment Stratonice ausgenommen, verdienen nicht, neben dem genannt zu werden, was er in andern Fächern leistete.

Das Schauspiel, Eid und Pflicht oder die Geisel, wurde durch eine Wette mit Cacault, nachmals Französischem Gesandten in Rom, veranlaßt. Engel hat sein Wort gelöst, den

---

lich trafen beide an der Tafel des Ministers Zedlitz zusammen, und bald waren sie in einen philosophischen Streit gerathen, der immer verwickelter und lebhafter wurde. Ermüdet wendete sich Lessing zum Minister und sagte lächelnd: „Ew. Excellenz können mir es glauben, Er hat Unrecht: aber ich werde nicht mit ihm fertig.“ — Und nun, erwiderte Engel, haben Sie mich doch überwunden. — Am folgenden Morgen war Engel kaum aufgestanden, als Lessing schon in seine Thüre trat. Sie wurden innige Freunde und blieben es.

Plan eines Stückes zu verfertigen, das alle Französische Theaterwerke an strenger Beobachtung der drei Einheiten überträfe. Indem er diesen Plan aber wirklich ausführte, bewies er mehr, als er wollte: nämlich dafs ein solches Werk trotz jener Beobachtung ein widerliches seyn könne. — Sein bester Entwurf zu einem Schauspiele wurde ihm durch die Zwischenkunft eines Dritten verleidet, und er schuf ein Meisterwerk anderer Art daraus.

Von seinem „Philosophen für die Welt," dieser schriftstellerischen Kunstgallerie, hab' ich schon so oft gesprochen, dafs es hinreichen wird, die bedeutendsten Stücke nach meiner Ansicht darin zu bezeichnen. Jedes derselben, das von Engel ist, verdient, nachdem man es um seines Inhaltes willen gelesen und wieder gelesen hat, um der Kunst seiner Composition noch öfter studirt zu werden, vorzüglich aber: die Göttinnen, die Eiche und die Eichel, nebst den dazu gehörigen Briefen an Hn. Dutens, der Traum des Galiläi, die Bildsäule, der Aetna, Fragment eines Gastmahls, das Irrenhaus, Entzükkung des Las Casas, die Standrede und über

die Furcht vor der Rückkehr des Aberglaubens. Der vortreffliche Brief des „Mäcen an August“ ist zugleich ein Beweis von der edeln und weisen Freimüthigkeit des Verfassers, und hat unter den beiden Regenten, die auf Friedrich den Zweiten folgten, der Deutschen Literatur grofse Vortheile gebracht.

Seine ästhetischen Abhandlungen, die er allzu bescheiden, Versuche nannte, und jene über andre Gegenstände der Philosophie, enthalten einen Reichthum an scharfsinnigen Beobachtungen und neuen Wahrheiten, die aber gleichsam nur langsam aufkeimende Saamenkörner sind. Sie wurden bisher mehr bewundert als benuzt, vorzüglich von den Philosophen von Metier. Widerlegen lassen sie sich nicht; und wollte man sie anwenden, so fiele die Hälfte manches Systems zusammen: so ist es bequemer, sie zu ignoriren. — Die wichtigsten unter den erstern Schriften ist die „über die musikalische Malerei,“ unter den leztern, „über das Licht.“

Die Form der eigentlichen Rede liebte Engel nicht, weil sie dem freien Gedankengange zu viel Zwang auflegt, und immer schon die Seite vorschreibt, von welcher die

Gegenstände betrachtet werden sollen. Wir haben nur drei Reden von ihm, aber sie beweisen, dafs er auch hier Meister war. Vorzüglich schön ist die „auf den König."

Der „Versuch einer Theorie der Dichtungsarten" gehört im Ganzen zu seinen sehr wenigen mislungenen Arbeiten, beweist aber die schöne Unbefangenheit seines Geistes. Er glaubte völlig Herr seines Gegenstandes zu seyn, und das ganze Werk stand dem Plane nach vollendet vor seinem Geiste, als er, 1778 glaub' ich, anfing es zu schreiben, und die geschriebenen Bogen einzeln zum Druck schickte. Dieser war bis zum achten Bogen fortgeschritten, da bemerkte Engel, bei dem immer schärfern Eindringen in die Materie, der gewählte Gang sei fehlerhaft. Er hörte auf, zu schreiben, und die fertigen Bogen lagen mehrere Jahre ohne Fortsetzung. Nicolai, der Verleger und hier einmal ganz platter Fabrikherr, drang endlich auf diese, und drohte, das Bändchen selbst fertig zu schreiben, wenn Engel es nicht thäte. Nun blieb diesem nichts übrig, als fortzufahren, aber er that es, wie er mir sagte, mit dem Vorsatz, die Untersuchung im zweiten Bande so zu leiten, dafs die Fehlerhaftigkeit der zu Anfang aufgestellten Theorie erwiesen würde, und dann eine neue zu geben. Der Ge-

danke war kühn, aber ich glaube, es war besser, lieber das zweite Bändchen ungeschrieben zu lassen. Uebrigens enthält das Buch viele einzelne Bestimmungen von hohem Scharfsinn und Werth.

Eben das Lob gebührt in sehr viel höherm Grade, seinen „Ideen zu einer Mimik.“ Ein eigentliches System wollte er darin nicht aufstellen, wie schon der Titel erklärt, aber er bildet ein solches in der Seele jedes Lesers, der ihn ganz versteht, und die äussere, scheinbar nur sehr leicht gehaltene Form, ist von einer so vollendeten Schönheit, dafs man das Werk noch um ihretwillen bewundern wird, wenn einst alle die scharfsinnigen Wahrheiten die es enthält, zu den allbekannten gehören.

Sein „Fürstenspiegel“ den er mir selbst einmal scherzend den Epilog zu den Vorlesungen nannte, die er dem Kronprinzen gehalten, ist eine glückliche Anwendung seines Erzähler-Talentes auf sehr wichtige Gegenstände.

Die früheste Veranlassung zum Lorenz Stark gab Engels Zorn gegen Diderot, der ihn, ich glaube in Leipzig, einmal in einer grofsen Gesellschaft bei Seite zog, um ihm zu demonstriren, es gäbe keinen Gott. „Die Argumente des Schwätzers, sagte Engel,

hatte ich als Student schon von den Fingern geschnellt. Um mich zu rächen, nahm ich mir vor, zu beweisen, er sei ein schlechter Dramatiker, und zwar durch die That, durch einen bessern Hausvater, als der seinige ist.“ Sein Plan war fertig, auch schon ein Akt, wenn ich nicht irre, geschrieben, als Gemmingens „Deutscher Hausvater“ erschien. Das Glück dieses Stückes benahm Engel die Lust, das seinige fortzusetzen, und er beschlofs einen Roman daraus zu machen. Die fernere Geschichte dieses Buches hab' ich früher erzählt, — und der hohe Werth desselben bedarf keiner Erörterung.

— Zum Schlufs wollte ich einige jener vielen Züge aus seinem Leben anführen, die seinen treffenden Witz und seine nicht zu störende Gegenwart des Geistes beweisen: aber alle Anekdotensammlungen Deutschlands enthalten dergleichen; und ich werde im zweiten Bande noch Manches von ihm zu erzählen haben.

Friedrich Nicolai.

Vielleicht kein Schriftsteller hat so viel literarische Feinde, und so viele, ihn mit Grund hochachtende persönliche Freunde gehabt, als Friedrich Nicolai. Sein Charakter und Lebensgang erklären beides.

Er besass einen sehr umfassenden, aber nicht tief dringenden Verstand, und noch mehr Gedächtniss. Von einer brennenden Wissbegier angetrieben, hatte er vom Knabenalter an, Alles gelesen, was sich ihm in dem Buchladen seines Vaters darbot, und Alles gelernt, wozu sich eine Gelegenheit darbot. So erwarb er eine ungeheure und sehr vielseitige historische Gelehrsamkeit, aber Alles blieb bei ihm eigentlich auch nur historische Notiz, und da er sich nun von dieser Seite fast allen Andern Schriftstellern überlegen wusste, glaubte er auch, Alles versuchen und vorzüglich Alles beurtheilen zu können. Doch seine Talente zur Schriftstellerei waren beschränkt und sein Urtheil bei Allem, was sich über das Ge-

wöhnliche erhob, nicht falsch, aber einseitig. Er sah, könnte man sagen, den auffliegenden Pegasus genau, aber nur von unten her, den Bauch desselben. Seine Kritiken verfehlten daher fast nie, jeden ausgezeichneten jüngern Kopf, gleich bei seinem Auftreten, gegen ihn zu erbittern, und in seinen eignen Schriften gab er dieser Erbitterung reichlich Stoff zur Erwiederung.

Als Geschäftsmann besass er unerschütterliche Rechtlichkeit, sehr richtigen Blick und eiserne Thätigkeit. So musste er wohl Zutrauen, Achtung und — ein grosses Vermögen erwerben, das er mit Sorgfalt zu erhalten suchte, und doch auch mit Geschmak und Liberalität, selbst in einzelnen Fällen mit Freigebigkeit genoss und verwandte. Als Mensch zeichnete ihn gesellschaftliche Dienstwilligkeit aus und zugleich ein wirklich ehrwürdiger Eifer für Recht und Wahrheit. Sein Kampf gegen den Kryptokatholicismus ist ein Beweis davon, und ich meine, man wird sich desselben oft erinnern müssen. Mir hat dieser grosse Hoch-

achtung, aber immer zugleich auch Bedauren eingeflösst, dass er mit zu wenig Talent geführt wurde, um durch den entscheidenden Sieg gekrönt zu werden.

Seine Persönlichkeit war nicht einnehmend. Man denke sich einen ziemlich langen, hagern Mann mit einem kleinen Kopf, einer selbst für diesen zu kleinen Nase, hoher Stirn und aufgeworfenen Lippen, der beständig spricht und dabei auf Schrittesweite sprudelt. Aber diesen unangenehmen Mann hab' ich nie in einer einsamen Stunde besucht, ohne viel zu lernen, und nie hab' ich den Gesellschaften die er gab, beigewohnt, ohne geistvolle Unterhaltung zu finden.

Sein Einfluss auf den Gang der Deutschen Literatur war mehrere Jahrzehende hindurch sehr gross, vorzüglich durch die Literatur - Briefe und so lange die „Allgemeine Deutsche Bibliothek" fast die einzige, alle Fächer umfassende kritische Schrift war. Als Lessing, Engel und Mendelssohn ihn nicht mehr unterstüzten, musste dieser Ein-

fluss allmälig aufhören, und dass er ihn gleichwohl noch durch eigene Kraft erhalten wollte, zog ihm die feindseligsten Spöttereien zu, besonders seit die besser organisirte „Allgemeine Literatur-Zeitung“ mit den Schwingen der kritischen Philosophie ihren Aufschwung nahm. -- Für die besten seiner eignen Schriften halte ich seine Romane und seine „Beschreibung von Berlin“.

Fünftes Buch.

Vorbericht.

(Geschrieben im November 1815.)

Die drei ersten Hefte dieser Skizzen erschienen zu Anfange des Jahres 1812. Diesen Umstand anführen, heifst zugleich erklären, warum sie bisher nicht fortgesetzt wurden. Jetzt aber darf ich es nicht länger aufschieben, den ersten Band derselben zu endigen. Es geschieht durch diesen vierten Heft.

Inhalt und Behandlung desselben weichen von denen der ersten Hefte ab. Dort sprach ich nur so viel von mir selbst, als nöthig war, den Standpunkt anzugeben, aus dem ich Andre sah. Hier ist ein Theil meines eigenen literarischen Strebens und Wirkens der Hauptgegenstand. Ist das ein

Fehlgriff, so mag die Rachgier meiner Feinde in der deutschen Schriftstellerwelt das verantworten. Weil ich vor langer, langer Zeit ihre Bücher schlecht fand, haben sie noch im laufenden Jahre jede Gelegenheit, die sich ablangen liefs, ergriffen, mich zu schmähen. — Was mag es doch seyn, was sie bewegt, noch immer von einem, nach ihrer Versicherung, höchst unbedeutenden Kritiker so viel Böses zu sagen, ob er gleich ihr Land schon vor neun Jahren verliefs, und sich seither sehr wenig um sie bekümmert hat? —

Mag das zusammenhängen, wie es wolle: da die Herren so geschäftig waren, Fratzen als Gemälde von mir auszurufen, scheint es mir in gewisser Rücksicht, die sie aber nicht angeht, nothwendig, irgendwo mein wahres Bildnifs, wenn auch nur im Schattenrifs, niederzulegen. Meine Antwort auf alle bisherige literarische Schmähungen sey, dafs ich das Publikum in Deutschland kurz und einfach daran erinnere, was ich ihm wirklich gewesen und geleistet.

Es mag wenig seyn, aber das, was jene Leute behaupten, war es nicht. —

Nur Einen Schriftsteller, der sich wiederholt Verunglimpfungen meines persönlichen Karakters erlaubt hat, glaub' ich hier gleich auf der Stelle besonders abhandeln zu müssen. Auch dies wird indefs nur im Vorbeigehn geschehen, indem ich seinen ersten und ärgsten Angriff auf meine Ehre in das Licht stelle, das die wahre Gestalt desselben erscheinen läfst. Finden die Leser den Gegenstand dieser Berichtigung geringfügig, so bitt' ich Sie, zu erwägen, dafs die Anklage moralische Wichtigkeit hat, und dafs ich, wenn man mit Distelknöpfen nach mir wirft, freilich keine Lanzenstöfse abzuwehren habe, aber doch auch jene nicht immer auf dem Kleide mit' mir herumtragen kann. Als was mich mein Selbstbewufstseyn jene Verläumdung ansehn liefs, beweist das ruhige Gefühl, mit dem ich sechs Jahr darüber schwieg, ungeachtet es mir so sehr leicht war, sie zu widerlegen. Wie dies Gefühl heifst, ist wohl zu errathen. Zur Sache!

Im Sommer 1806 hatt' ich die Gefälligkeit, zu Berlin für Hrn. von Kotzebue, den Dichter, eine kleine Geldsumme in

Empfang zu nehmen. Der Mann, dem sie ausgezahlt werden sollte, meldete sich nicht; sie blieb also bei mir liegen, bis ich Berlin, einige Monate später, plötzlich verlassen mufste. Im Herbst 1807, da ich zu Riga war, forderte Hr. von Kotzebue sie für sich selbst. Ich hatte eine sehr gerechte Gegenforderung an ihn, zog also den Betrag derselben von jener Summe ab, und zahlte den Ueberschufs für ihn an den Buchhändler Hrn. Hartmann aus. Kotzebue klagte darüber bei der Liefländischen Gouvernements-Regierung. Ich beantwortete seine Klage mit einer Erklärung, worin ich, nach Auseinandersetzung der Gründe meiner Forderung, sagte: [1]) „so hatte ich volle Befugnifs, jede rechtliche Sicherheits-Maafsregel zu ergreifen, die in mei-

---

1) Ich schreibe diese Stellen meiner Erklärung eigenhändig zum Druck aus einer gerichtlichen Kopie ab, die ich mir aus der Liefländischen Gouvernements-Regierung erbeten habe, und die mit dem Siegel derselben und folgender Formel beglaubigt ist:

„Mit dem in der Liefländischen Gouvernements-Regierung befindlichen Original gleichlautend. Regierungs-Sekretär Hehn.“

ner Gewalt stand. Dies that ich also endlich, indem ich Hrn. von Kotzebue über die 50 Thlr. quittirte, und ihm die übrigen 28 Thlr. Preufs. Cour. auszahlte, worüber ich *sub* ‡ die eigenhändige Quittung desselben beilege."

Weiter gegen das Ende meiner Erklärung fügte ich hinzu:

„Um indefs diese Sache völlig zu beendigen, und weil ich es meiner für unwürdig halte, mit einem Manne, der viele Jahre hindurch öffentlich für meinen Freund galt, wegen 50 Thlr. Preufs. Cour. einen Rechtsstreit zu haben, erbiete ich mich, Hrn. von Kotzebue — jedoch unter Vorbehalt aller meiner Rechte — jene Summe auszuzahlen, wenn er mir darthut, dafs er wirklich seinen Antheil vom Gewinn, den er zu den Kosten der Unternehmung rechnet, noch von der Frölichschen Buchhandlung zu empfangen hat, und mir die Quittung, die ich ihm über jene 50 Thaler an Zahlungsstatt gab, wieder einhändigt."

Diese meine Erklärung wurde Hrn. von Kotzebue, wie es der Rechtsgang heischt, gerichtlich mitgetheilt. Er beantwortete

sie, ohne die vorstehenden Bedingungen zu erfüllen, und verlor den Proceſs.

Höchlich erbittert darüber, ertheilte er nun im achten Stück des zweiten Jahrganges seiner Biene eine Nachricht von diesem Proceſs, worin er die Sache so stellt, als hätte ich mit seiner Quittung beweisen wollen, ihm die 50 Thlr. baar ausgezahlt zu haben. Er sagt S. 220 wörtlich:

„Auf jeden Fall konnte Hr. Hartmann vernommen werden, und würde bezeugt haben, daſs M. die 50 Thlr. nicht gezahlt; dann hätte der Beklagte die Bewandniſs einräumen mögen oder nicht, so war er doch immer überwiesen. — — — Mit einem Worte: K. wurde aus der einzigen Ursache abgewiesen, weil M. die klare Bewandniſs nicht eingeräumt, daſs heiſst mit andern Worten: er hat behauptet, die 50 Thlr. gezahlt zu haben."

Ich wiederhol' es: meine Erklärung wurde Hrn. v. Kotzebue gerichtlich mitgetheilt. Er hat sie auch gelesen, denn er hat sie beantwortet:

Was that er also in dieser Nachricht an das Publikum? —

Ich überlasse es dem Ehrgefühl der Leser, seiner Handlung einen Namen zu geben, und begnüge mich, aufmerksam zu machen, welchen Stempel sie allen seinen spätern Anschuldigungen und Angriffen gegen mich, in der Biene, der Grille, den Flugblättern, und Gott weifs wo sonst, aufdrückt.

Merkel.

Einleitung.

Die Schrift, zu deren Bekanntmachung ich 1796 nach Deutschland kam, war ihm und seiner Literatur fremd; sie fand indefs daselbst die warme, rein-menschliche Aufnahme, auf die ich für ihre Wirksamkeit mitgerechnet hatte. Dagegen schien sie mir auf lange Zeit die Rückkehr in mein Vaterland zu verschliefsen, und zwang mich, meinen künftigen Lebensplan auf Deutschland zu berechnen.

Welches Geschäft konnt' ich wählen? Ich entschied mich schnell für Schriftstellerei. Ich liefs die Fächer derselben an mir vorübergehn. Manches hatte grofsen Reiz für mich, aber bei jedem Einzelnen fühlte ich mich beklemmt und zurückgestofsen, sobald ich es mir als das einzige

dachte, auf das sich künftig mein Geist beschränken sollte. Nach einigem Nachsinnen glaubt' ich einen Ausweg gefunden zu haben. Gewöhnt, meine Ansichten, zu wiederholter Prüfung, aufs Papier zu werfen, schrieb ich nieder:

„Es giebt eine Art schriftstellerischer Thätigkeit, auf die vielleicht diejenigen, die sich für die ihrige ein abgeschlossenes Feld wählten, mit Geringschätzung herabsehen mögen, die aber, indem sie alle Fächer des Wissens und Schaffens unmittelbar für das Leben fruchtbar zu machen sucht, die nützlichste von allen werden kann."

„Der Stützpunkt ihres Wirkens ist jene Gränze, wo Wissenschaft und Kunst und das bürgerliche Leben in einander fliefsen; der Kreis ihres Strebens aber vorzüglich nur das Letzte."

„Wer sie üben will, mufs den Grundgedanken der Wissenschaften, und ihren jedesmaligen Standpunkt, er mufs Zweck und Mittel und Kraft jeder schönen Kunst kennen, und ihren Fortschritten wenigstens historisch folgen: aber sein Geschäft ist, das Leben des Volks, zu dem

er sich zählt, mit immer wahrer Aufmerksamkeit zu beobachten, mit immer reinem, furchtlosem Willen bei jeder öffentlichen Verhandlung, der er sich gewachsen fühlt, laut Partei für's Recht zu ergreifen; und wo etwas Verderbliches abgewandt, etwas Heilsames befördert werden mag, so kraftvoll er kann, selbst die Verhandlung zu eröffnen."

„Um das zu können, muſs er die Schriftstellerei als eine Kunst studiren und üben, damit ihm nie und nirgend der eigenthümliche Ton entstehe, den ein Gegenstand fordert. Er muſs das menschliche Herz erforschen, um zu wissen, welche Gefühle am besten zu Unterstützung einer wichtigen Wahrheit in Anspruch genommen werden können, und wie sie zu erwägen sind. Er muſs mit den bürgerlichen und den politischen Verhältnissen seines Volkes bekannt seyn, um nicht, indem er hier oder dort ein Gut zu befördern sucht, ein gröſseres Uebel zu stiften."

„Schriftsteller dieser Art werden vielleicht Kunstwerke schaffen, wenn sich ihnen Zwecke darboten, die am besten durch dergleichen zu erreichen sind; aber

die Angemessenheit dazu wird ihnen das höchste Ziel seyn, nicht die Kunstvollendung. Sie werden es nicht scheuen, sich auf wissenschaftliche, selbst philosophische Erörterungen einzulassen, aber nur wo durch dergleichen praktische Nützlichkeit gefördert werden kann. Nicht der Lorbeer des Künstlers und des Philosophen, der Epheu des Bürgerverdienstes ist ihr Ziel."

Ein Freund, den ich verehrte, — und Deutschland verehren wird, so lang es werth ist, ihn besessen zu haben, — nahm mir, als ich ihm diese Ansicht mittheilte, das Blatt aus der Hand, und setzte hinzu:

„Schriftsteller dieser Art müssen nie auf versorgende Aemter rechnen: denn überall wird man sie als unbequeme Genossen betrachten. Sie müssen so etwas aber auch nicht begehren, weil sie dadurch für höhere Zwecke gefesselt würden. — Titel, Orden und Pensionen liegen nicht auf ihrer Bahn: denn die Bewerbung um jenes Wohlwollen, das sie zu verleihen pflegt, ist ihr fremd, und Grofse, die das ungefällige literarische Verdienst belohnen, sind sehr selten. — Vielleicht werden sie sogar nie

Lieblinge des lesenden Publikums seyn: denn sie werden nie darnach streben, dem Geschmack desselben zu schmeicheln; sie werden ihm nur zu nützen suchen. — Giebt es einen Lohn für sie aufser dem Selbstbewufstseyn, so liegt er jenseits des Endes ihrer Laufbahn, und vielleicht ferne jenseits." — Sie wollen sich also, fuhr er nach einer Pause mündlich fort, zu einer öffentlichen, unabhängigen Stimme für Deutschland ausbilden? Bleiben Sie dem Plane treu! Er ist wichtig: dergleichen brauchen wir.

Der Beifall meines ehrwürdigen Freundes setzte das Ideal für meine schriftstellerische Thätigkeit fest, und ermuthigte mich, ihm nachzustreben; aber er liefs mich nicht verkennen, wie viel mir noch fehlte, um es mit gegründeten Hoffnungen zu thun.

Der auffallendste Mangel war, dafs ich, ein Fremder, Leben und Wandel der Nation noch zu wenig kannte, zu deren öffentlichen Sprechern ich mich gesellen wollte. Ich machte daher ein paar Jahre hindurch Reisen in die bedeutendsten Städte Norddeutschlands, kehrte aber immer wie-

der in meine Studirstube zu Weimar zurück. Eine Frucht dieser Reisen sind meine „Briefe über Hamburg und Lübeck," die zugleich einen Beweis ablegen, dafs ich beobachtete.

Ein zweiter, schwerer zu beseitigender Mangel war, dafs es mir noch, ich fühlt' es sehr lebhaft, an schriftstellerischer Gewandtheit gebrach. Man hatte meiner ersten Schrift Beredsamkeit nachgerühmt. So gern ich dies Lob für wahr annahm, leuchtete mir doch ein, dafs die Sprache jenes Werkes die des leidenschaftlich erhöhten Gefühls war, die eigentlich nur für sehr wenig Gegenstände passend ist. Es war mein Ton, in welchem ich gesprochen hatte; aber ein Schriftsteller der Gattung, zu der ich gehören wollte, mufs bei jeder Aufgabe, die er sich macht, den des Gegenstandes und Zweckes mit sichrer Fertigkeit treffen und halten können.

Diese Fertigkeit zu erwerben, arbeitete ich ein paar Jahre hindurch Schriften von so mannigfachem Inhalt und so verschiedener Gattung aus, als ich wählen konnte. Ich schrieb zwei leicht hingeworfene Ro-

mane (Rückkehr ins Vaterland und eine Reisegeschichte), eine philosophische Abhandlung (Ueber Geschichte der Menschheit, vor den Völkergemälden), ein Mährchen (Guthindy, zuerst in der Aglaja), historische Darstellungen (Völkergemälde, die Biographien der Königin Johanna I. von Neapel, und der Königin Christina, beide in der Aglaja), eine Reihe hoch-sentimental gehaltner Erzählungen (Berlin bei Sander), eine andere Reihe nur leicht und scherzhaft vorgetragener (die Unterhaltung beim Punschnapf, in den Randzeichnungen), endlich ein kleines psychologisches Gemälde, in welchem ich beide Tonarten neben einander zu halten suchte (der Uebersponnte, ein Tagebuch, ebendaselbst).

Die meisten dieser Arbeiten, von denen manche erst später erschienen, haben bei dem Publikum einiges Glück gemacht, weniger bei den Recensir-Instituten, deren Vorsteher schon sämmtlich erzürnt gegen mich waren. Aus der Mannigfaltigkeit der Gattungen, die ich nach einander wählte, haben meine Feinde Anlafs geschöpft, mich planloser Unstetigkeit zu beschuldigen.

Ich gestehe, unter allen den ungerechten Vorwürfen, die ich unbeantwortet liefs, hat es mich bei diesem am wenigsten Mühe gekostet.

Nähere Veranlassung und Vorbereitung zu meiner ersten Zeitschrift.

Während meines Aufenthaltes zu Weimar, und meines ersten Besuches in Berlin, hatte ich es gerade nicht vermieden, meinen Unwillen über das Benehmen der zu Jena entstandenen neupoetischen und neukritischen Schule gegen die ältern, zum Theil klassischen Dichter und Schriftsteller Deutschlands laut werden zu lassen. Als ich daher im Herbst 1799 nach Berlin, wo jene Schule sich ihren Hauptsitz bereiten wollte, zurückkam, mag sie das unbequem gefunden haben. Wahrscheinlich um mich mit einem Schlage wieder von dort zu vertreiben, sandte also einer ihrer Stifter ein Schmähgedicht gegen mich von Jena nach Berlin [1]). Ein anderer liefs es

[1]) Ich glaube ihn achtungsvoller zu behandeln, indem ich seinen Namen hier weglasse, als ein Recensent in den Heidelberger Jahrbü-

drucken und durch Gassenbuben öffentlich feiltragen. — Ich selbst begegnete einem solchen Buben, kaufte ihm mehrere Exemplare ab, und sendete eins der Polizey, die auch sofort Untersuchungen anstellte; zu gleicher Zeit liefs ich es aber auch in zwei Zeitungen rücken, mit der Anzeige, dafs ich selbst die Aufnahme erbeten.

Der Handschuh war mir zugeworfen, und ich beschlofs, der erhaltenen Aufforderung, so kraftvoll ich könnte, Genüge zu leisten: nicht, wie ich angegriffen wurde, durch Schmähgedichte, sondern indem ich mir es zur ersten Aufgabe bei meiner neuen Laufbahn machte, die Schwächen der neupoetischen Schule kritisch aufzudecken. Für den Winter fesselten mich indefs noch einige übernommene Arbeiten, und als ich mit diesen fertig war, fühlte ich, dafs ich zu jener Fehde noch einer besondern Vorbereitung bedurfte. Zwar war ich kein Neuling im Fache der Kritik, wie schon

---

chern that, da er ihm öffentlich einen freundschaftlichen Vorwurf darüber machte, diese Schimpfreimerei nicht in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen zu haben.

das kleine Lehrgedicht: „Versuch über Dichtkunst," beweist, das ich, zwei Jahr ehe ich nach Deutschland kam, in Riga drucken liefs. Aber der eigenthümliche Karakter und Gang der Kunstkritik in Deutschland war mir sehr wenig bekannt. Wohl versorgt also mit den neuesten und bedeutendsten Produkten derselben, ging ich im Frühlinge 1800 nach Potsdam, um sie dort einige Monate hindurch in Einsamkeit zu studiren. Ich hielt es nicht lange mit ihnen aus. Das Spitzfindige und dann wiederum das Verworrene, das ich in ihren Behauptungen zu sehen glaubte, vorzüglich aber das Pedantische in dem Verfahren, überall von philosophischen Begriffen ausgehen zu wollen, wo es darauf ankam, ganz einfach aus den Zwecken und Eigenschaften eines einzelnen Dichterprodukts zu zeigen, dafs es gelungen oder mifslungen sey, stiefs mich zurück. Statt mich weiter mit ihnen zu befassen, beschlofs ich, meine eignen Ansichten der Dichtkunst systematisch zu ordnen, dann dann aber ihre Anwendung nicht auf die Bekämpfung der neuen Schule zu beschränken, sondern sie auf die ganze

schöne Literatur Deutschlands auszudehnen.

Mein System ging nicht von philosophischen Grundbegriffen aus, sondern leitete aus der Entstehungsweise der Dichtungsarten ihren Karakter, aus den Zwekken einer jeden die Regeln derselben ab. Die Beurtheilungen, die ich darauf gründete, sind von meinen Gegnern verhöhnt worden, sobald mir irgend ein Verschn entschlüpfte; aber zu widerlegen hat man sie fast nie versucht. Ich bin so zuversichtlich, dies der Güte meines Systems zuzuschreiben, und so erlaube ich mir, es hier wenigstens durch ein kurzes Bruchstück desselben, über die Entstehung der Dichtungsarten, zu karakterisiren.

— „Die erste poetische Stimme, die aus dem Herzen des Menschen heraufsang, war ergreifender Ausdruck des Gefühls. — Ihm selber lauschte man ab, was ihm Schmuck werden konnte: Rhythmus und Metrum. — Die sinnvolle Anwendung davon schuf das Lied."

„Mit einem Vorrath gelungener Lieder, wohl auch mit kunstgeübtem Talent, neue zu dichten, zogen Sänger in Griechenland

nher. Doch in je höherem Grade ein Lied
ar, was es seyn sollte, wahrer und schö-
er Ausdruck des Gefühls, desto mehr
ufsten die Hörer wünschen, die Vorgänge
nd die Lage zu kennen, welche dieses
efühl erregt hatten. Die Sänger mufsten
rzählen und beschreiben, mufsten dieselbe
rzählung und Beschreibung oft wieder-
olen. Je anziehender sie das thaten, desto
rgreifender wirkte das folgende Lied. Es
rang sich ihnen auf, auch der Erzählung
chönheit und Schmuck zu finden: Ord-
ung der Vorgänge, malerische Worte,
berraschende Wendungen, endlich ein
igenthümliches Versmaafs. So entstand im
Munde der Sänger, als Vorrede und Erklä-
rung des Liedes, — das Epos, — das
lann späterhin ein genialischer Kopf, der
las Talent des Erzählens in vorzüglichem
Grade, nicht aber das des Liedes, besafs,
zu einer eigenen Gattung absonderte."

„Sobald die poetische Erzählung einige
Umständlichkeit gewonnen hatte, mufste
die Nothwendigkeit eintreten, gewech-
selte Reden anzuführen. Wo sie lebhafte
Gefühle auszudrücken hatten, machte man

Wechsellieder daraus. Mit dem Bedürfnifs, diese von verschiedenen Stimmen vortragen zu lassen, war der Gedanke geboren, die Erzählung der Begebenheiten zur Darstellung derselben zu erhöhen, das heifst: der Gedanke des Drama."

„Diese höchste Dichtungsart reifte indefs sehr langsam der abgesonderten Eigenthümlichkeit entgegen. Längst schon hatte Homer im reinen Epos das Höchste geleistet, ehe Tespis auf den glücklichen Gedanken gerieth, die Personen, die seine Wechselreden und Wechsellieder vortrugen, zu verlarven und zu verkleiden; und erst Euripides bereitete durch die besondere Gestaltung seiner Lieder, des Chors, die völlige Aussonderung des Lyrischen aus dem Drama vor, ohne dafs übrigens irgend ein tragischer Dichter des Alterthums sie wirklich gewagt hätte. Die komischen Dichter waren kühner in Rücksicht des Lyrischen; aber das Kennzeichen des epischen Ursprungs, den Prolog, behielten auch sie." —

Dafs diese Ansicht nicht alltäglich war, bewiesen bald nachher eine grofse Zahl

gelehrter Untersuchungen: Wie der Chor in der antiken Tragödie entstanden sey? Was die Dichter damit bezweckten? u. s. w. Fragen, die bei der angegebenen Entstehungsart des Drama um nichts gehaltvoller sind, als wenn man untersuchte, wie und warum die Bäume an den Aepfeln entstehn. —

Briefe an ein Frauenzimmer

über

die wichtigsten Produkte der schönen Literatur. Berlin, 1800.

Als ich gegen den Herbst 1800 nach Berlin zurückkehrte, fand ich die neue Schule dort schon so ausgebreitet, und ihre meisten Glieder so erbittert gegen mich, dafs mir, auch wenn ich nicht schon den Entschlufs dazu mitgebracht hätte, nichts übrig blieb, als mit ihr gleichsam *pro loco* zu disputiren, wenn ich dem Aufenthalt in der schönen Königsstadt nicht entsagen wollte. Bei ihrer scheinbaren Furchtbarkeit konnte ich indefs nicht einmal einen Buchhändler finden, der eine Schrift gegen sie verlegen mochte; ja derjenige, der sich endlich dazu verstand, meine „Briefe" in

Kommission zu nehmen, rechnete mir das als einen ausgezeichneten Freundschaftsdienst an, und liefs eine Bewahrung drukken, dafs man daraus ja nicht schliefsen möge, meine Ansichten seyen auch die seinigen. — Alles dieses schreckte mich indefs nicht ab, sondern befeuerte mich, da es mir mein Unternehmen immer als nothwendiger erscheinen liefs.

Ich wählte den Titel: „Briefe an ein Frauenzimmer," um mir das Hauptgesetz dabei immer gegenwärtig zu erhalten, dafs meine Urtheile nicht nur so erschöpfend und unparteiisch, sondern zugleich auch so unterhaltend als möglich seyn sollten. Es galt hier nicht sowohl, die Ueberspannten und Sophisten selbst zu bekehren und zu widerlegen, als sie aus der Mode zu bringen, indem ihre Schwächen und Fehlgriffe dem zur Unterhaltung lesenden Publikum aufgedeckt würden.

Man hat ihm vor kurzem vorgesagt, es habe diese Briefe längst vergessen, und ich bin nicht eitel genug zu glauben, dafs es sich ihres Karakters, dreizehn Jahr nachdem sie geschlossen wurden, noch lebhaft erinnere. So ist es für den Zweck dieser

Skizzen wohl nicht überflüssig, hier eine kurze Probe meines Tones und Verfahrens in jenen Briefen zu geben. Sie wird beweisen, dafs sie doch wohl etwas Besseres, als eine blofse beifsende Parteischrift waren. Ich wähle dazu aus dem 17ten Briefe die bildliche Darstellung des Unterschiedes zwischen Kunst und Künstelei. —

„Denken Sie sich das ungebändigte Rofs der Wüste, wie Reisende uns dasselbe beschreiben. Wildes Feuer sprüht aus seinen Augen, Kraft hüpft in jedem Muskel, seine Mähne wehet im Winde. Es fliegt den Hügel hinan mit der Schnelligkeit eines Vogels; es stürzt von demselben hinab, mit reifsender Gewalt, um seinen Feind im Thale zu zertreten. Wahrlich ein interessantes Thier! Doch sein Körper ist stark gebaut, aber klein; sein Haar ist lang und zottig, und giebt ihm ein unförmliches Ansehn; seine struppige Mähne ist voll Disteln und Schmutz. Jetzt geht es wüthend auf einen Tiger los, und jetzt flieht es mit bangem Entsetzen vor einem Schatten davon, den es unvermuthet erblickt. Es hat überströmende Kraft, aber

es vergeudet sie in wildem, zwecklosem Rennen, — wie das ungebildete Genie die seinige, indem es ohne Regel und Kunstsinn den Eingebungen einer zügellosen Phantasie folgt."

„Sehen Sie weg von ihm auf das Streitrofs, das eben mit seinem Herrn in die Schlacht ziehen soll. Jede Anlage, die jenes Ungethüm nur so eben noch verrieth, ist hier zur Tugend, jede Eigenschaft zur Zierde ausgebildet. Sein Wuchs ist hoch und edel; sein Auge füllt, anstatt des wilden Feuers, ein Ausdruck von besonnenem Muthe; selbst sein Haar ist glänzend und glatt, und seine Mähne, nicht mehr ein verworrener Filz, fliefst lang in schönen Wellen herab. Jetzt fliegt es über die Ebene hin: es scheint in der wildesten Wuth; es scheinet Alles, was ihm begegnet, mit ehernem Hufe zermalmen zu wollen: aber ein Zug des dünnen Zügels, und es wendet sich hierher oder dorthin, wie die Vernunft seines Reiters gebietet. Umsonst sprühen ihm Flammen und zischende Kugeln entgegen: es durchbricht unaufhaltsam die Reihen der Feinde; und trifft es im Fortstürmen auf einen Gefallenen, so

setzt es, auch in dem Feuer das es fortreißt, vorsichtig über ihn hin, um ihn nicht zu verletzen. — Nun trägt es den Sieger ruhigen Schrittes zurück. Ein Zeichen: und es tändelt selbst in Courbetten mit Majestät. — Das ist das Bild des Genies, welches durch wahre Kunst veredelt ward."

„Jetzt folgen Sie mir in jenen Bretterverschlag, in welchem das Volk so laut auflacht. Die kleinen puppenartigen Klepperchen, die Sie da, mit bunten Bändern verziert, nach dem Schnarren der Geigen ein Menuet carikiren, oder durch den Reifen springen sehn: sollte man nicht glauben, sie thäten nur so, als wären sie Pferde? Welche Aehnlichkeit haben sie noch mit dem furchtbaren Wilden der Wüste, und mit dem edeln Kampfgenossen des Feldherrn? — Sie sind das Bild des Dichterlings, der in krausem Spielwerk Ruhm sucht, anstatt erhabne Gedanken vorzutragen; der mit Gefühlen witzelt, und seinen Vortrag, anstatt ihn dem Inhalt edel anzumessen, nach pedantisch kleinlichen Formen schnitzt." —

„Das Abrichten dieser Klepper hat vielleicht unverhältnifsmäfsig mehr Mühe gekostet, als die Bildung des Streitrosses: worin liegt es denn, dafs diese letztere so edel, und jenes so läppisch ist? Ihre Antwort wird den ewigen Unterschied aussprechen zwischen Kunst und Künstelei.“

— Eine Schilderung der Verwickelungen, Ereignisse und Verhältnisse, welche diese Briefe für mich und andre herbeiführten, wäre vielleicht ein unterhaltender und grade nicht unwichtiger Beitrag zur Kenntnifs jener Zeit, in der sie erschienen. Sie würde aber bei vielen unangenehme Erinnerungen und Gefühle wecken, die besser ruhen. Manche, deren ästhetische Jugendirrthümer ich mit Bitterkeit glaubte rügen zu müssen, sind seitdem zu vortrefflichen Schriftstellern gereift, ohne dafs jene Irrthümer deshalb weniger Irrthümer gewesen. Manche sind längst in andre Fächer der Literatur oder in das Geschäftsleben übergegangen; andre sind nicht mehr. Manches Unrecht, das ich rügte, hat aufgehört; andres, das ich selbst beging, hab' ich erkannt. Vorüber daran! — Nur eines mufs ich berühren: den eigen-

ähnlichen Ursprung der zum Theil noch dauernden Feindseligkeit einiger Schriftsteller, die einst meine Freunde waren. Er lag darin, dafs ich über sie so unparteiisch urtheilte, als über andre.

Mit Friedrich Richter, gewöhnlich Jean Paul genannt, stand ich zum Beispiel noch im Sommer 1800 auf so freundlichem Fufs, dafs er mich in Potsdam aufsuchte, um mir ein Buch einzuhändigen, das mir Herder durch ihn schickte. Im Herbst zeigte ich den ersten Band seines Titan in meinem dritten Briefe an. Ich liefs seinem Genie die vollste Gerechtigkeit [1]) widerfahren, aber ich rügte zugleich die ungeheuren Geschmacklosigkeiten, die er begangen hatte, und schlofs mit den Worten:

„Er ist ein Genius, der auf Wolken hinschwebt, und lächelnd sein Füllhorn umstürzt. Ananas und Bohnen, Pisang-

---

[1]) Nichts hat mir mehr Nachtheil gebracht, als eben dafs ich mir es zum Gesetz machte, auch gegen Feinde gerecht zu seyn. Die Anerkennung des Guten, das sie hatten, machten sie als eine unwillkührliche Huldigung gelten, und sagten dann nur Böses von mir.

Aepfel und taube Nüsse fallen herab, — und er selbst sieht nicht hin, was ihm entfalle. Aber, nicht wahr, meine Freundin, er sollt' es doch thun?"

Richter fand sich beleidigt, und beleidigte mich. Der Streit war angefangen, und was von nun an zwischen uns gewechselt wurde, gerieth leider immer bitterer.

Falk hatte in seinem satyrischen Taschenbuche auf 1801 viele nicht unwitzige Ausfälle auf die neupoetische Schule gethan; aber er hatte eben diesem Taschenbuche eine Karikatur beigefügt, und durch eine schimpfliche Unterschrift und einen angeführten Buchtitel gradezu darauf hingedeutet, dafs die beiden Hauptfiguren Porträts zweier eifrigen Freunde jener Schule seyn sollten. Ich zeigte das Taschenbuch im zehnten Briefe mit grofsem Lobe an, aber über diese Karikatur äufserte ich mich mit dem Unwillen, den sie verdiente. Ich sagte:

„Ich bitte Falk, um seiner Ehre willen, den erniedrigenden Verdacht von sich abzuwälzen, als habe er, wegen irgend eines Privaturtheils über ihn, eine hochachtunge-

würdige Frau öffentlich dem Hohngelächter Preis geben wollen; — das hörte auf Satyre zu seyn: das wäre — — — —. Kann Falk sich rechtfertigen, so wird er mir für meine Aufforderung Dank wissen. Wo nicht — Ich schätze ihn zu sehr, um den harten Namen herzusetzen, den man seinem Verfahren geben müsste."

Falk rechtfertigte sich nicht, aber er reimte Schimpfreden gegen mich. —

Mehr Aufsehen, als diese, hat mein Streit mit Spazier erregt, der bis zum Tode dieses nicht bedeutenden, aber gebildeten Kopfes dauerte. Ich hatte den Anfang seiner Zeitung für die elegante Welt mit grosser Theilnahme dafür angezeigt. Kaum hatte sie indess ein halbes Jahr gedauert, als sie in einem empörenden Tone eine Menge Sachen auftischte, welche die höchste Missbilligung verdienten und erregten. Jetzt gab ich in meinem 38sten Briefe eine rügende Durchsicht ihres Inhaltes, und schloss so:

„Ein ungleich gröberer Verstoss aber nicht nur gegen Humanität, sondern selbst gegen die gewöhnliche Sittlichkeit, ist in einem der neuesten Blätter. Von einem

Manne (dem verst. Buchhändler Frölich), der das Unglück gehabt, einen Fehltritt zu begehen, heifst es darin, er habe seine gerichtliche Strafe mit 15,000 Thalern abgekauft. Das ist eine Unwahrheit, deren Berichtigung aufser meinem Kreise liegt. Aber es wird hinzugefügt: „Es ist doch so übel nicht, eine reiche Frau geheirathet zu haben, und seine dummen Streiche mit ihrem Gelde gut zu machen." Das ist ein so boshafter, hämischer, niedriger Ausfall, dafs er denjenigen, der ihn thun, und denjenigen, der ihn aufnehmen konnte, verächtlich macht, — wenn dieser es nicht etwa aus Unbesonnenheit that. Fühlte der Redakteur denn nicht, dafs es immer schändlich sey, Gefallene zu verhöhnen, und noch viel mehr, vorsätzlich das häusliche Glück eines Mannes zu Grunde richten zu wollen? u. s. w."

Gern gesteh' ich, der Ton, in welchem ich hier sprach, war stark: aber ich glaube, der Anlafs rechtfertigt ihn. Spazier antwortete noch platter als Falk. Der Streit hatte begonnen [2]), und dauerte leider mit

2) Dieſs geschah im Sommer 1801, also andert-

immer wachsender Erbitterung bis zum Tode Spaziers. Jetzt schrieb Herr Mahlmann mir, er wolle um der Wittwe des Verstorbenen willen die Redaktion seiner Zeitung übernehmen, wenn ich aufhörte, sie zu befehden. — Was ich antwortete, versteht sich.

Ueber den Erfolg dieser Briefe glaub' ich den Umstand anführen zu dürfen, dafs am Ende des ersten Jahrganges, und noch mehr des zweiten, sich verschiedene Buchhändler um den Verlag eben der Schrift bewarben, die bei ihrem Entstehen keinen Verleger finden konnte. Ich gab den dritten Jahrgang wirklich einer Leipziger Buchhandlung; aber schon nach dem zweiten Heft desselben schlofs ich die Schrift. Ich fühlte nämlich, dafs ich in Wiederholungen gerieth, dafs ich mich also für dieses Geschäft erschöpft haben mufste. Auch war es ja nicht mein Plan, blofs Kritiker zu seyn, sondern freier Sprecher im Pu-

---

halb Jahr vor Anfang des Freimüthigen. Ich bemerke diesen Umstand zur Berichtigung der Artikel des Conversations-Lexikons über die beiden Blätter. Beide Artikel enthalten fast nichts als Unwahrheiten.

blikum, über jeden Gegenstand, dessen Behandlung nützen konnte.

Der artistisch-literarische Artikel in den Berlinischen Nachrichten, von Hande und Spener, vom Okt. 1803 bis zum Okt. 1806.

Schon seit einigen Monaten hatte sich mir dazu ein weiteres Feld ungesucht eröffnet. Der berühmte Gelehrte Gedike hatte mich ersucht, ihm zuweilen einen beurtheilenden Artikel für die Vossische Zeitung zu geben, deren Eigenthum er zum Theil an sich gebracht hatte. Kaum hatte ich das ein Paarmal gethan, als mich der Buchhändler Spener aufforderte, den wissenschaftlichen Artikel seiner Zeitung ganz zu übernehmen. Ich kannte Hrn. Spener zwar nicht persönlich, durch den Ruf aber als einen der feinsten Köpfe und der wackersten Männer Berlins. Mit Vergnügen nahm ich seinen Antrag an.

Auch hier gab ich Bücher-Beurtheilungen, aber nur ganz kurze; aufserdem aber Aufsätze über jeden literarischen, artisti-

schen, oder aus dem Leben der Königsstadt selbst aufgefaſsten Gegenstand, der mir eine Seite darbot, von der ich glaubte, daſs sie sich mit Interesse behandeln liefse; der Hauptinhalt aber meines Artikels war eine stehende

„Kronik des Berlinischen Nationaltheaters,"

die eine Beurtheilung der Stücke und jeder Darstellung gab. Ihre Bestimmung war, die gerechten Forderungen des Publikums geltend zu machen, und die Direktion gegen ungerechte zu vertheidigen. Diese Arbeit übertrug ich nach einem Jahre andern, behielt mir aber die Redaktion vor. In dieser Gestalt dauerte sie vier Jahre fort, bis ich Berlin verliefs.

Alle diese Aufsätze, aus der Tagesgeschichte geschöpft und für sie geschrieben, sind jetzt, beides, zu alt und zu jung, um hier bei ihnen zu verweilen. Sie sollten für den Augenblick wirken, und thaten es. Haben sie einen andern Werth: — vielleicht erinnert sich die Zukunft daran.

Ernst und Scherz.

Ein Unterhaltungs-Blatt.

Ungefähr um eben die Zeit, als ich den wissenschaftlichen Artikel der Spenerschen Zeitung übernahm, kam Hr. von Kotzebue zu mir, um mir den Antrag zu machen, mit ihm ein Blatt wie die „Zeitung für die elegante Welt" herauszugeben, das dieser, die ihn angefeindet hatte, entgegen wirken sollte. Mir war es lokkend, ein Mittel mehr zur öffentlichen Wirksamkeit zu finden. Wir verabredeten den Plan und Titel des Freimüthigen, und kündigten ihn an, wurden aber über einen Zusatzartikel zum Kontrakt, den ich forderte, uneins. Ich trat zurück [3]); Herr von Kotzebue fing den Freimüthigen allein an, ich aber einige Monate später die oben genannte Zeitschrift.

---

3) Ich lasse die nähere Geschichte dieser Verabredung und des Zwistes hier weg, da sie zu viel außerliterarische Dinge berührt. In meiner „Zeitung für Literatur und Kunst" hab' ich sie erzählt. In der Grille steht ein grober Aufsatz dagegen, vom — Herausgeber der Biene. Man erinnere sich meines Vorberichts.

Mitten im Jahre und ohne Voranstalten begonnen, sollte sie eigentlich selbst nur eine Voranstalt seyn zu einer gröfsern Unternehmung; und um ungehindert die Hauptgegenstände nach dem Gange der literarischen Ereignisse wählen zu können, gab ich ihr einen Titel, der alles umfafste, ohne etwas zu bestimmen. Sie enthält indefs einige meiner besten Recensionen (über die Braut von Messina, den Falkschen Prometheus, den Schlegelschen Ion) und theoretische Erörterungen (über die Karikatur, die Parodie, die Travestie u. s. w.).

Mit dem Freimüthigen gerieth sie bald in Streit. Hr. von Kotzebue hatte ihm eine Karikatur beigelegt; ich zeigte, dafs sie in hohem Grade mifslungen sey. Er hatte eine Stelle aus einem Briefe von Rousseau falsch übersetzt, und von dem unrichtigen Sinne, den er selbst hineingelegt, Gelegenheit genommen, den Genfer Philosophen herabzuwürdigen. Ich rügte und berichtigte es. Hr. v. Kotzebue erwiederte das durch persönliche Anzüglichkeiten, aber bald nachher kam er zu mir, gestand, dafs er den Freimüthigen nicht fortsetzen könnte,

und unterschrieb jede Bedingung, auf die ich mich entschloſs, ihm denselben abzunehmen. Ich verband sein Blatt mit dem meinigen.

Der Freimüthige, oder Ernst und Scherz.

Sobald es mir einigermaſsen gelungen war, die Fehden zu endigen, die zugleich mit dem Freimüthigen an mich gekommen waren, suchte ich den ursprünglichen Karakter desselben, den einer literarischen Parteischrift, zu entfernen, und das neue Blatt zu einer parteilosen, aber thätiggerechten Stimme der Publicität zu erheben, und zwar nicht nur im Gebiet der Wissenschaften und Künste, sondern auch für das staatsbürgerliche Leben in Deutschland. Die Unterstützung vieler Gelehrten von ausgezeichnetem Ruf und Werth, und eine Flut gesuchter und ungesuchter Korrespondenten, setzte mich in den Stand, meinem Ziele nachzustreben. Mit welchem Glück? — Ich darf getrost auffordern, die Jahrgänge 1805 und 1806 darüber nachzuschlagen, und begnüge mich, hier nur an

die Mnemonik und an die Gallesche Schädellehre zu erinnern, an die Achtung, mit welcher die hochfahrenden Pariser Kritiker, selbst in den *Archives literaires*, die Urtheile des Freimüthigen anführten, und an die mannigfachen Ansprüche aus allen Gegenden Deutschlands auf die Vorsprache in diesem Blatte.

Mehr aber als das stufenweise Gelingen meines Planes, darf ich mich wohl der Weise freuen, wie mein Freimüthiger endigte.

Bis zum Sommer 1805 war mir die Politik sehr gleichgültig gewesen; jetzt aber, da man von einem Kriege zwischen meinem natürlichen Vaterlande und dem meiner damaligen Wahl, zwischen Rufsland und Preufsen, sprach, wurde ich ein eifriger Leser der Zeitungen. Ich erstaunte zu finden, dafs in beinahe allen Ländern des Kontinents nur Eine Stimme erschallte, die eherne des Tyrannen an der Seine. Er liefs seine Lohnschreiber vernünfteln und schmähen, wie seine Pläne forderten; und vorzüglich in Deutschland schien man fast kein anderes Mittel zu kennen, ein politisches Blatt anziehend zu machen, als dafs

man jenen nachsprach. Mein Unwille darüber begeisterte mich zu dem Entschlusse, ihm auf eigne Gefahr ins öffentliche Wort zu fallen, und sobald es entschieden war, dafs Preufsen nicht mit ihm, sondern gegen ihn seyn würde, kündigte ich, in Verbindung mit Johannes Müller, ein Blatt an, das jenem Zweck geweiht war.

Der Gang der Begebenheiten erlaubte indefs in jenem Jahre die Ausführung des Planes nicht; sobald aber im folgenden Jahre der Krieg entschieden war, wiederholte ich meine Ankündigung, und bis die neue Schrift beginnen könnte, stimmte ich ihren künftigen Ton schon im Freimüthigen an. Eine Folge davon und von meinem Schlachtliede: „Die Trommel ruft, die Fahne weht!“ das 1806 das Glück hatte, auf den Bühnen, vom Volk und bei der Armee gesungen zu werden, war, dafs es Tollkühnheit gewesen, den blutdürstigen Sieger nach der Schlacht bei Jena in Berlin zu erwarten.

Ich ging nach Stettin, und dort legte ich dem Minister Schulenburg den Plan zu einem officiellen, fliegenden Blatte vor,

das die Völker und Heere Preufsens zu muthvollem Widerstande aufforderte. Er schüttelte den Kopf, und rieth mir, mit meinem Vorschlage nach Königsberg zu gehen. Ich machte im November eine lange, gefährliche Seereise dorthin, fand aber bald, dafs sich mein Plan dort eben so wenig ausführen liefse, als in Stettin.

Ich trug ihn nach Rufsland, und in Riga, wiewohl erst im April 1807 gelang es mir, ihn einigermafsen auszuführen, durch meine ganz politischen

Ich sage einigermafsen, denn freilich war der Hauptzweck meiner Unternehmung, die Wirkung auf Deutschland, nicht zu erreichen, da alle Verbindung zwischen Rufsland und Deutschland schon aufgehoben war, und während des Krieges blieb. Auch nach dem Frieden durften, da Napoleon herrschte, diese Blätter nicht öffentlich dorthin gebracht werden. Sie sind daher dort ganz unbekannt geblieben, und nur Einen Schriftsteller kenne ich, der ihrer zu erwähnen wagte. Bredow führte

sie in seiner Kronik des Jahres 1807 an; es versteht sich, mit dem unnachlafslichen Tadel, ohne dessen Zusatz es üble Folgen für ihn gehabt hätte [4]).

Der Zweck dieser Schrift fordert, dafs ich eine Probe von dem Karakter und Tone jener Blätter mittheile. Ich wähle dazu den Anfang eben des Aufsatzes, den Bredow für wichtig genug hielt, ihn in seiner Kronik anzuführen, und der, als frühestes Beispiel einer öffentlichen Beleuchtung eines Buonapartischen Bulletins, vielleicht einiges politisch-historisches Interesse hat. Finden die Leser darin manches berührt und gesagt, was seit zwei Jahren in Deutschland oft berührt und gesagt wurde, so ersuche ich Sie, sich zu erinnern, dafs mein Aufsatz im Frühlinge 1807 gedruckt ward.

4) Hofrath Becker zu Gotha sagt in der Geschichte seiner Gefangenschaft, er habe bei dem Verhöre bemerkt, dafs die Buonapartische Polizei einen ihm unerklärlichen Hafs gegen mich gehabt. Er kannte wohl die Supplementblätter nicht.

Das blecherne Löwenmaul, oder die Bülletins Buonaparte's.

(Gedruckt zu Riga, am 16ten [28sten] April 1807.)

In der Wahlversammlung zu Paris, welche das Basiliskenei war, aus dem sich die Revolution entwickelte, trat eines Morgens ein Mitglied auf, mit blitzenden Augen, mit flammenrothem Gesicht, fast aufser Athem vor — erheucheltem — Zorn, und rief: „Ich hab' es gesehn! Ich hab' es gesehn, das gräfsliche Symbol, das Aushängeschild unsrer Tyrannen! Die höhnende Schamlosigkeit der Volkswürger geht so weit, es öffentlich aufzustellen. An der Barriere —— sah' ich es, und ging schaudernd vorüber! Hört, hört und schaudert mit mir! Ein scheufslicher Löwenkopf speit aus weit aufgerissenem Rachen — speit Ketten aus, Ketten, die ganz Paris umziehn!" — Von Unwillen empört, fuhr die Versammlung auf, und fafste leichtsinnig gewaltsame Beschlüsse gegen die Regierung.

Marmontel — der gleichfalls diesen Vorgang in seinen Memoires erzählt, — war noch vor einer Stunde durch die bezeich-

nete Barriere gegangen, und hatte nichts Auffallendes bemerkt. Voll Neugier eilte er wieder hinaus, sah sich spähend um, und konnte lange nichts finden, das der denunciirten Gräfslichkeit ähnlich sah. Endlich entdeckte er: der Schmidt, der die Ketten der Barriere an die Pfosten geschlagen, hatte sie zum Schmuck mit kleinen blechernen Schildern versehen, welche Löwenköpfchen — eine damalige *Mode*verzierung — vorstellten. Marmontel brach unwillkührlich in ein lautes Gelächter aus: doch bald schauderte auch er. Denn welche schamlose, tückische Bosheit verrieth diese an sich alberne Anklage! Sie verkündigte, durch was für niedrige Mittel man das Volk zu leiten beschlossen habe, und von diesen liefs sich leicht auf das Ziel schliefsen, — wohin? — Marmontels Ahnung ist gräfslich erfüllt worden. Das blecherne Löwenmaul hat während der ganzen Revolution nicht aufgehört zu toben, und das französische Volk zu immer neuen Verbrechen, in immer neues Elend gejagt, — endlich sogar unter das Joch eines tyrannischen Fremdlings. Noch mehr! Dies Löwenmaul hat ganz Europa

erschüttert, und geifert und brüllt noch immer in Bonaparte's Bülletins. Nie hat es einen gröfsern Meister in der Kunst, durch tückische Uebertreibungen zu beunruhigen und zu täuschen, durch Trug und Lug aufzuwiegeln gegeben, als dieser wohlgerathene Zögling des Jacobinerklubs ist. Durch Täuschung und Pralerei schwang er sich zum Consul auf; durch Täuschung und Prahlerei brachte er die Franzosen dahin, es zu dulden, dafs er sich zu ihrem bleibenden Despoten erklärte; — dahin, das Volk in Italien, in der Schweiz, in Holland uneins zu machen und es zu unterjochen; durch Betrug und Grofssprecherei hat er Deutschland zu Grunde gerichtet, und versucht es noch jetzt, Europa zu zähmen. Das blecherne Löwenmaul sollte sein Reichssiegel seyn. — Das unfehlbarste Mittel, ihn in seiner wahren Gestalt zu zeigen, ist, dafs man seine Prahlereien einzeln sichtet, und das soll hier geschehen. Die Verirrung der öffentlichen Meinung baute seinen Thron, die Zurechtführung desselben kann ihn zerschellen.

Den Anfang in dieser Gallerie von halb empörenden, halb possierlichen Produkten mag hier das sechzehnte Bülletin machen, das am 31. October 1806 in den Pariser Zeitungen, und am 8. November in der Berliner Hofzeitung stand.

„Sechzehntes Bülletin der grofsen Armee."

Der Herzog von Braunschweig hat seinen Oberst-Hofmeister an den Kaiser gesandt, und durch ihn einen Brief bestellen lassen, worin der Herzog Sr. Majestät seine Unterthanen empfiehlt. Der Kaiser fragte ihn: " —

Ehe man weiter liest, fasse man die Situation recht ins Auge. Ein überwundener, durchaus wehrloser Feind bittet um Schonung; — er bittet nicht für sich; er denkt in dem Augenblicke des tiefsten Körper- und Seelenschmerzes nur an die Unschuldigen, die sein Unglück theilen, ohne an der Veranlassung den fernsten Antheil zu haben. Dieser flehende Feind ist selbst ein berühmter, ein grofser Feld-

herr; er ist ein edler Fürst, ein Greis, der sein ganzes Leben nur dazu anwandte, sein Volk glücklich zu machen. Wie kann ein Sieger, der nur einen Funken Edelmuth in der Seele hat, ihm antworten? Wie würden vorzüglich die ehemaligen französischen Feldherren zu antworten stolz gewesen seyn, — bei dem chevalcresken Edelmuth, mit dem sie prunkten, und der als Nationalzug den alten Franzosen so viel Ehre machte? — Doch davon ist hier nicht die Rede. Ein kecker Glücksritter ohne Erziehung, — kein Franzose, ein Korse ist es, für den die französische Armee den Sieg bei Auerstädt erfochten hatte, und dieser entehrte sie durch folgende Antwort, die er selbst in seinem Bülletin verkündigte:

„Was würde Ihr Herzog sagen, wenn ich Braunschweig schleifen, und keinen Stein auf dem andern lassen wollte?"

Was der ehrwürdige Greis vielleicht gesagt haben, — die Nachwelt aber

gewifs sagen würde, Herr General? — dafs Sie einen Beweis mehr von der Grausamkeit, der Rohheit Ihres Karakters gegeben hätten. Aber es bedarf desselben nicht. Diese Frage selbst ist ein solcher Beweis.

„Erlaubt das Vergeltungsrecht nicht, dafs ich mit Braunschweig mache, was es mit meiner Hauptstadt machen wollte?"

Erlauben Sie, Herr General, Ihnen zu sagen, dafs schwerlich irgend ein Unbefangener diese Stelle gelesen hat, ohne in Lachen auszubrechen. Ihrer Hauptstadt hätte der Herzog gedroht? — Nicht doch! Die Stadt, zu welcher er den Emigranten in dem bekannten Manifest Drohungen zu sprechen erlaubte, war die rebellirende Hauptstadt Ludwig des Sechzehnten, Ihres rechtmäfsigen Monarchen. Sie, Herr General, waren damals nur einer der tausend unbedeutenden militärischen Pflastertreter in derselben, die im Jacobinerklub Gönner suchten. Die Talente, die Sie nach-

her entwickelten, erwarben Ihnen eine übertriebene Bewunderung in ganz Europa, bis der scheufsliche Mifsbrauch, den Sie davon machten, Sie dem allgemeinen Abscheu weihete: aber das berechtigt Sie wahrlich nicht dazu, das damalige Paris Ihre Hauptstadt zu nennen. — Das Vergeltungsrecht, von dem Sie sprechen, konnte die damalige Regierung von Frankreich befugen, ähnliche Drohungen gegen die feindlichen Monarchen auszustofsen, und sie hat das im Uebermaafs gethan; doch wenn Sie davon reden, die etwanigen, vergessenen Beleidigungen, die jener widerfuhren, zu rächen, so ist das gerade so lächerlich, als wenn sich ein Räuber, weil er einen Mann ermordet und der Wittwe desselben Gewalt angethan hätte, für berechtigt hielte, die Schuldforderungen desselben einzukassiren. — Dies niedrige Vorwerfen eines längst erkannten und vergessenen Fehlgriffs soll offenbar nichts weiter, als die Franzosen erbittern, und sie glauben lassen, Ihnen, Herr Ge-

neral, wär' es äuſserst wichtig, jedes Unrecht, jede Beleidigung auszuwetzen, die man einst der französischen Nation angethan haben kann. Aber wenn Ihnen das Ernst ist, so fangen Sie damit an, Ihre selbstgeschaffene Krone niederzulegen. Der französischen Nation ist nie ein gröſseres Unrecht widerfahren, als das Sie ihr angethan haben, indem Sie, der Fremdling, die consularische Gewalt, die Ihnen auf drei Jahre übertragen wär, dazu miſsbrauchten, sich zum unumschränkten Despoten zu machen, und ihre Macht dazu verschwenden, Ihrer verdienstloaen Sippschaft Thronen zu erfechten. Daſs Ihr Bruder Joseph sich auf dem Throne Ferdinand des Vierten brüsten, daſs Ihr Bruder Louis die alte ehrwürdige Republik der Niederlande mit seinen sonderbaren Einfällen als König lächerlich machen kann, kostet wenigstens dreimal hunderttausend Franzosen — *Signore!* Franzosen! — das Leben, von denen jeder Einzelne wenigstens eben so viel werth war, als

Ihre Brüder, die keine Ansprüche haben, als dafs sie die Brüder eines Menschen sind, der die Gelegenheit fand und nicht versäumte, eine entfallene Krone zu rauben.

„Dafs er Städte zu schleifen Lust hatte, war freilich ein wenig unsinnig;"

Unsinnig? — Welche Sprache zwischen — doch es ist wahr! Hier spricht ja nicht ein Fürst zum andern, sondern ein Abentheurer, den der Hochmuth berauscht, weil er einem Fürsten ungestraft Grobheiten sagen darf,

„aber dafs er einer ganzen tapfern Armee ihre Ehre rauben, und ihr, durch die bloſse Aufforderung der preufsischen Armee, befehlen wollte, in vorgeschriebenen Tagemärschen Deutschland zu verlassen, das wird die Zukunft schwerlich glauben."

Die Nachwelt wird sehr klug handeln, wenn sie es nicht glaubt, denn es ist

nicht wahr. Dafs hier von den Armeen gesprochen wird, ist nichts als — das bekannte blecherne Löwenmaul, ist eine jener arglistigen Wendungen, durch welche Bonaparte den Franzosen immer einzubilden sucht, er führe ihre Sache, indefs er sie seiner Ehrsucht aufopfert. Es ist nie eine Aufforderung von der preussischen Armee und ihrem Feldherrn, dem Herzoge von Braunschweig, an die französische Armee ergangen. Wohl aber forderte der Schutzherr von Norddeutschland von dem französischen Gewalthaber, dafs er endlich einmal sein Wort halten, seine Usurpationen endigen, und seine Truppen, durch die er mitten im Frieden Deutschland aussaugen liefs, nach Hause rufen möge.

„So was hätte sich Ihr Herzog nicht sollen zu Schulden kommen lassen! Wer unter den Waffen grau geworden ist, mufs militärische Ehre in Ehren zu halten wissen. War es etwa in der Champagne, wo

der Herzog das Recht erworben hat, der französischen Fahne so schnöde zu begegnen?"

Wieder das gemeine Vorrücken längst gut gemachter Unfälle einem überwundenen, flehenden Feinde! Wenn Bonaparte bei Auerstädt als französischer Feldherr gesiegt hat, so benutzt er den Sieg in dem Bülletin, nach der Weise einer gewissen Klasse seiner eigentlichen Landsleute, deren Glieder, wenn sie jemand niedergeschossen haben, hinzulaufen, um auch ihr Stilet dem Todten in die Brust zu stoßen u. s. w.

Diese „Supplementblätter zum Freimüthigen" dauerten bis zu dem Tage fort, an welchem die Nachricht von dem Waffenstillstande bei Tilsit zu Riga eintraf. Daß sie nach dem Frieden nicht fortgesetzt werden konnten, verstand sich von selbst, und eben so sehr, daß der Heraus-

geber derselben nicht nach Deutschland zurückkehren durfte, so lange Bonaparte dort allmächtig war. Ich trieb die Vorsicht so weit, dafs ich selbst alle Verbindungen, die ich in Deutschland hatte, um niemand Verlegenheiten zuzuziehn, abbrach.

Von jetzt an widmete ich meine schriftstellerische Thätigkeit meinem eigentlichen Vaterlande. Unter dem Titel: „Der Zuschauer," gab ich für dasselbe eine räsonnirende politische Zeitung heraus, die bald ihren zehnten Jahrgang anfangen wird, und während des Krieges 1812 bis 1814 ihre patriotische Pflicht sehr eifrig erfüllt hat *). Ich fügte eine „Zeitung für

*) Siehe „Aufsätze während des Krieges geschrieben, von G. Merkel. Drei Hefte. Bei Meinshausen." Keine der drei deutschen Literatur-Zeitungen hat eine Anzeige davon gemacht. Warum nicht? Diese Aufsätze sind selbst für die Geschichte des Krieges viel wichtiger, als zwei Drittheile der Flugschriften, mit denen sie so viel Bogen fülleten.

Literatur und Kunst" hinzu, die durch den Krieg unterbrochen wurde, mir aber, drittehalb Jahr nach ihrer Unterbrechung, eine ehrenvolle Aufforderung, sie fortzusetzen, von dem Ministerium der Aufklärung erwarb. Leider erlaubten mir die Umstände nicht, dieser Aufforderung zu gehorchen.

Mit Hinsicht auf Deutschland schrieb ich während der jüngst verflossenen neun Jahre, aufser diesen Skizzen, nur zwei kleine Flugschriften. Als nämlich 1809 selbst Schriftsteller von grofsem Ruf Lobredner der Universalmonarchie wurden, liefs ich mein „Sendschreiben an Heeren" drucken, worin ich freilich die Frage untersuchte: „Ist das Fortschreiten der Menschheit ein Wahn?" deren versteckter Zweck aber die Erörterung der wahren Entstehung und Natur der Universalmonarchie war. — Wiederum, während des beklemmenden Waffenstillstandes in Schlesien, schrieb ich anonym: „Lago

und Aussichten Europa's im August 1813" (Riga, bei Deubner und Treug). Diese Schrift ist in der Hallischen Literatur-Zeitung (1814. Nr. 168.) mit warmen Lobeserhebungen angezeigt worden, aber zugleich mit der sonderbaren Betheurung des Recensenten, dafs er den Verfasser nicht kenne. Hätte er ihn gekannt? Dann wäre auch wohl diese Schrift gar nicht, oder wegwerfend angezeigt worden? —

Glückliche, die mit höherer Kraft gerüstet, von günstigern Umständen unterstützt, von einer grofsen, wichtigen Laufbahn auf die meinige herabsehn, werden mir wenigstens die Anerkennung nicht versagen, dafs mir beifallswerthe Zwecke vorschwebten, und dafs ich ihnen ernst und redlich nachstrebte. Die Leute aber, die es noch immer nicht vergessen können, dafs ich einst ihre Bücher schlecht fand, ersuche ich, mir zu glauben, dafs ich gar nicht stolz darauf bin,

so viel Zeit und Mühe an die Prüfung solcher Dinge verschwendet zu haben. Die öffentliche Kritik hat indeſs wirklich nur einen kleinen Theil meiner jetzt zwanzigjährigen schriftstellerischen Thätigkeit ausgemacht.

Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit.

Garlieb Merkel

über

Deutſchland zur Schiller-Goethe-Zeit.

(1797 bis 1806.)

Nach des Verfaſſers gedruckten und handſchriftlichen Aufzeichnungen zuſammengeſtellt und mit einer biographiſchen Einleitung verſehen

von

Julius Eckardt.

1774

Bibliotheca Universitatis Lipsiensis 1887.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1887.

43

Alle Rechte vorbehalten.

Einleitung.

Unter den literariſchen Freiſchärlern, welche zu Ende des vorigen und zu Anfang des laufenden Jahrhunderts die Siege der klaſſiſchen und der romantiſchen Schule unſerer Literatur über das Schriftthum der Aufklärungsperiode aufzuhalten verſuchten, iſt der Livländer Garlieb Merkel einer der bekannteſten und verrufenſten geweſen. Weil er die Mehrzahl Gleichgeſinnter an Keckheit und Unermüdlichkeit übertraf, nahm der Verfaſſer der „Briefe an ein Frauenzimmer“ und Herausgeber des „Freimüthigen“ neben Kotzebue die ſichtbarſte Stellung unter den Oppoſitionsführern unſerer goldenen Literaturperiode ein. In dieſem Sinne hat Merkel verdient, daß die Nachwelt ſeinem Namen nur noch in den „Invectiven“ und in den erläuternden Notizen begegnet, mit welchen die Commentatoren die kritiſchen Goethe-Ausgaben[1]) begleitet haben. Für die Beurtheilung der Merkel und Genoſſen wird Goethe's Scherzwort

„Wollt', ich lebt' noch hundert Jahr'
Geſund und froh, wie meiſt ich war,
Merkel, Spazier und Kotzebue
Hätten auch ſo lang' keine Ruh',
Müßten's collegialiſch treiben,
Täglich ein Pasquill auf mich ſchreiben.“

[1]) Vgl. v. Loeper, „Goethe's Werke“, Bd. 3, p. 317, 320, 327, 330.

immerdar schwerer wiegen als die Summe aller mildernden Umstände, die zu Gunsten des Mannes geltend gemacht werden können, der den Kampf gegen Napoleon fortsetzte, als die große Mehrzahl der Deutschen vor dem Sieger von Jena auf den Knieen lag[1]) und von dem actenmäßig feststeht, daß er zu den schlimmsten seiner kritischen Excesse durch die Vertrauten seiner Freunde Herder und Wieland angestiftet worden[2]). Wer fragte heute darnach, daß Merkel's Parteinahme für die Berliner und gegen die Weimarer „Schule" wesentlich darauf zurück zu führen war, daß dieser Prediger des altväterlichen „Aut prodesse volunt aut delectare poetae" die providentielle Bedeutung Preußens ebenso deutlich vorahnte, wie die Ueberlebtheit der Kleinstaaterei, und daß er in einer Zeit der Vorherrschaft ästhetischer Gesichtspunkte immer wieder darauf zurückkam, daß es für die Beurtheilung deutscher Gesellschaftszustände einen andern als den literarischen Maßstab geben müsse. Unter den Genossen unserer Zeit ist Keiner, der nicht der Meinung wäre, „daß die Grundsteinlegung des Hauses, in welchem ein Volk wohnen soll, wichtiger ist, als seine Bemalung", und daß der Publicist, der über der sittlichen und staatlichen Gesundheit eines Staatswesens wacht, wichtigere Pflichten erfüllt, als der Richter über die Reinheit des ästhetischen Geschmacks: vor achtzig Jahren, wo dieser Standpunkt gleichbedeutend erschien mit einer Mißtrauenserklärung gegen die dem Wilhelm Meister zu Grunde liegenden Lebensauffassungen und mit einseitiger Parteinahme für das, was von dem Staate Friedrich's des Großen übrig geblieben

[1]) Vgl. Eckardt, York und Paulucci. Leipzig 1865.

[2]) Vgl. die Unzufriedenen in der Schiller-Goethe-Zeit (Grenzboten).

war, — vor achtzig Jahren ſetzte ſich ins Unrecht, wer ſeiner Zeit vorauseilen und einen Standpunkt einnehmen wollte, den er nicht zu fundamentiren vermochte.

Von einem Schriftſteller, der den Beſten ſeiner Zeit feindlich gegenüber geſtanden, verſteht ſich von ſelbſt, daß er vergeſſen iſt. So weit dieſe Vergeſſenheit Merkel's kritiſche Thätigkeit und literariſche Production betrifft, ſoll und wird es bei derſelben unverändertes Bewenden behalten — ein Gedächtniß dürften dagegen diejenigen Aufzeichnungen des „Freimüthigen" verdienen, in welchen derſelbe als Genoſſe einer der merkwürdigſten Abſchnitte deutſcher Geſchichte von ſeinen Wahrnehmungen über Zeit und Zeitgenoſſen berichtet hat.

Bevor auf den Inhalt der in mehrfacher Rückſicht bemerkenswerthen Merkel'ſchen Denkwürdigkeiten aus den Jahren 1796 bis 1806 eingegangen wird, muß auseinandergeſetzt werden, warum dieſelben bisher völlig unbeachtet geblieben ſind und warum die vorliegende Verſion derſelben ſich nicht als Wiederabdruck, ſondern als Bearbeitung des Originals ankündigt.

Außer einer Anzahl ungedruckt gebliebener Memorabilien hatte Merkel zwei Druckſchriften autobiographiſchen Inhalts hinterlaſſen: die im Jahre 1812 bei Meinhauſen in Riga erſchienenen „Skizzen" und die ſiebenundzwanzig Jahre ſpäter gedruckten „Darſtellungen und Charakteriſtiken aus meinem Leben" (2 Bände, Leipzig bei K. F. Köhler 1839 und 1840). Die Skizzen, deren Erſcheinen in das Kriegsjahr 1812 fiel, blieben der Zeitumſtände wegen ſo völlig unbeachtet, daß (nach des Verfaſſers eigener Angabe) kaum ein Dutzend Exemplare nach Deutſchland gelangt iſt, — die „Darſtellungen" aber enthielten in ihrem erſten

Bande livländische Local-Reminiscenzen, deren Inhalt deutschen Lesern keine Veranlassung bot, den zweiten Band überhaupt in die Hand zu nehmen. Dazu kam, daß beide Bücher außerordentlich ungeschickt disponirt sind, daß sie dieselben Personen und Gegenstände betreffen und dennoch auseinandergehen, daß die „Darstellungen" auf die „Skizzen" Bezug nehmen, ohne doch eine Ergänzung derselben zu bilden und daß weder den einen noch den andern ein bestimmter Plan zu Grunde liegt. Mittheilungen von unzweifelhaftem Interesse wechseln mit Anekdoten und platten Ausfällen auf politische oder literarische Gegenstände, — Berichte über Männer von geschichtlicher Bedeutung mit breiten Charakteristiken zufälliger Bekannter des Verfassers. An mehr wie einer Stelle wird der Faden der Erzählung durch Einschaltungen zerrissen, in welchen der Verfasser seine Ansichten über zeitgenössische Personen und Verhältnisse breitestens auseinandersetzt oder uralte Lesefrüchte nutzbar macht. Den Schluß des bis zum Jahre 1796 reichenden, ausschließlich livländische Verhältnisse behandelnden ersten Bandes bildet eine Darstellung der preußischen Ereignisse von 1805 und 1806, während dem zweiten, auf die deutsche Literaturgeschichte bezüglichen Bande, Briefe gleichgültiger Jugendbekannter beigegeben sind, die aus der ersten Hälfte der neunziger Jahre datiren. Endlich macht die Selbstgefälligkeit Merkel's sich häufig in so unerträglicher Weise breit, daß dem zeitgenössischen Publicum nicht verübelt werden konnte, wenn dasselbe den Publicationen des ohnehin übel angeschriebenen Gegners seiner größten Dichter keine Beachtung schenken wollte.

Merkel selbst mag empfunden haben, daß er die Sache falsch angegriffen hatte. Die von ihm hinterlassenen Papiere

enthalten Entwürfe zu einer nach verändertem Plane angeordneten Darstellung der Hauptabschnitte seines Lebens, die er in hohem Alter begonnen, aber nicht mehr zum Abschluß gebracht hatte. Diese ihrer Zeit in der „Deutschen Rundschau" zum Abdruck gebrachten Ergänzungen von Merkel's früheren Schriften enthielten neben einer Anzahl unvermeidlicher Wiederholungen so bemerkenswerthe neue Mittheilungen, daß sie nicht übergangen werden durften.

So setzt die vorliegende Publication sich aus Einzelheiten zusammen, welche über drei verschiedene Schriften zerstreut waren und dennoch in directem innerem Zusammenhang standen. Der Herausgeber hat sich wesentlich dem in dem zweiten Bande der „Darstellungen" enthaltenen Berichte über des Verfassers deutsche Erlebnisse angeschlossen, diesen durch Auszüge aus den „Skizzen" und den erwähnten posthumen Aufzeichnungen ergänzt und unter Weglassung des Ueberflüssigen, Störenden und Veralteten einen einheitlichen Text herzustellen versucht. Der Wortlaut der Merkel'schen Niederschriften ist unverändert beibehalten, jede Hinzufügung zu demselben vermieden und an dem Original überhaupt nur so weit geändert worden, als im Interesse des Zusammenhanges und der Aufeinanderfolge unbedingt nothwendig war.

Im Uebrigen muß das Unternehmen, die Merkel'schen Aufzeichnungen der Aufmerksamkeit unserer Generation zu empfehlen, sich selbst rechtfertigen. Zu Gunsten derselben soll nur noch geltend gemacht werden, daß Merkel als naher Freund Herder's, Wieland's, J. J. Engel's, Seume's u. A. Jahre lang in der Lage gewesen ist, gewisse auf die literarische Bewegung seiner Zeit bezügliche Verhältnisse aus der Nähe zu betrachten und Dinge in Erfahrung zu bringen, die der Mehrzahl der Zeitgenossen unbekannt blieben. Wo seine Berichte all' zu

subjectiv gefärbt sind, verräth sich das auf den ersten Blick, weil der Verfasser naiv genug ist, den Leser überall in seine Karten sehen zu lassen, — bewußt ausgesprochene Unwahrheiten aber werden dem bei aller Leidenschaftlichkeit und Selbstgefälligkeit ehrlichen Manne nicht nachgewiesen werden können. — Wichtiger noch erscheint es, daß die Stimme eines Zeugen zu öffentlichem Gehör gebracht werde, der die Weimarer Zustände seiner Zeit unter anderen als den damals maßgebenden Gesichtspunkten betrachtete, und der von den Böttiger und Kotzebue ebenso differirte, wie von Denjenigen, welche um die „gemeine Deutlichkeit" der Verhältnisse des alten Weimar den „goldenen Duft" poetischer Morgenröthe zu weben gewohnt waren. Derselbe Mann, der in ästhetischen Dingen den Standpunkt einer vergangenen Epoche vertrat und sich vielfach als laudator temporis acti geberdete, besaß, wo es sich um Fragen des wirklichen, insbesondere des staatlichen Lebens handelte, unzweifelhaft eine ziemlich sichere Witterung der neuen Zeit. Sein Unvermögen, sich an der idealen Seite des Weimarer Kleinlebens genügen zu lassen und in die künstlerischen Interessen desselben aufzugehen, verräth den *modernen* Menschen, der die ihn umgebenden Zustände vor Allem auf ihren realen Gehalt und ihre Entwicklungsfähigkeit prüft. Daß „allein die Künstler damals den echten Lebensgehalt, der den wirklichen Zuständen fehlte, besaßen, und daß sie dem bloßen gesunden Menschenverstande demgemäß Spott und Hohn entgegensetzen durften" (Jul. Schmidt, Geschichte der deutschen Literatur I. p. 9), hat Merkel allerdings nicht verstanden, aber auch nicht verstehen *dürfen*, wenn er als zeitgenössischer Publicist mit der Nation (oder, wie man damals sagte, „mit dem Publicum") in Zusammenhang bleiben und demselben sagen wollte, was die Weltuhr geschlagen habe.

Im Interesse der Vollständigkeit lassen wir die nachstehenden Bemerkungen über Merkel's äußern Lebensgang folgen.

Garlieb Hellwig Merkel wurde im Jahre 1769 in einem Pfarrhause des damals halb mittelalterlichen, erst fünfzig Jahre zuvor von Peter dem Großen der Krone Schweden abgewonnenen Livland geboren. Sein in Straßburg ausgebildeter, viele Jahre in Hamburg ansässig gewesener Vater war eingefleischter Voltairianer, als solcher Verächter der Lehre und des Amtes, dem er sein Leben gewidmet hatte, und so ausgemachter Freigeist, daß seine im Jahre 1770 ausgesprochene Remotion von der Stellung eines livländischen Landpfarrers auch die laxesten Zeitgenossen nicht Wunder nehmen konnte. Mit einem ziemlich reich bemessenen „Gratial" zur Ruhe gesetzt, widmete Merkel, der Vater, den Rest seiner Tage der Ausbildung seines in dritter Ehe geborenen Lieblingssohnes, der schon als Knabe mit dem „écrasez l'infame" besser Bescheid wußte, als mit dem lutherischen Katechismus, und der es nach dem Tode des Vaters (1782) als heiligste Pflicht ansah, dessen Traditionen fortzusetzen und Herrn von Var's „Consolations dans l'infortune" ebenso auswendig zu lernen, wie die „Epitres diverses", die Horazischen Satiren und die Hauptcapitel des Bayle'schen Wörterbuchs. Drei Jahre verbrachte der vaterlose Knabe so ausschließlich in der väterlichen Bibliothek und mit dem Studium der römischen, französischen, englischen und italienischen Classiker und Pseudo-Classiker derselben, daß er für regelmäßigen Schulbesuch ebenso verdorben war, wie für den Confirmationsunterricht, den er von einem auf „halbem Wege" stehen gebliebenen Freunde seines Vaters erhielt. Da die mittellos hinterbliebene Familie des removirten Predigers nicht in der Lage war, den jungen

Autodidakten auf eine deutsche Hochschule zu senden, mußte derselbe als Beamter einer Rigaer Regierungskanzlei, und — als es damit nicht gehen wollte, als „Informator adliger Jugend" sein Heil versuchen.

Sechs Jahre seines Lebens (1789 bis 1795) verbrachte Merkel als Hauslehrer in der Familie eines fern ab von der großen Heerstraße vegetirenden livländischen Edelmannes. Ein in der Nachbarschaft ansässiger, frisch aus der Schule des Herrn Professor Kant heimgekehrter, in zeitgemäßer Aufklärungsphilosophie schwelgender junger Baron und ein Paar in der Umgegend heimisch gewordene, aus Deutschland eingewanderte „Hofmeister" sorgten dafür, daß der humanitäre Eifer des zwanzigjährigen Voltairianers die gehörige Nahrung erhielt und daß demselben von den neueren deutschen Literatur-Errungenschaften (Wieland, Klopstock und Lessing) eine gewisse Kunde wurde. Die in diesem Kreise verhandelten literarischen und ästhetischen Interessen hielten indessen nur kurze Zeit vor: ungleich lebhafteren Antheil, als an Wieland's Musarion und der Lessing'schen Dramaturgie nahm man an der „Encyklopädie", an Jean Jacques Rousseau's „Gesellschaftsvertrag" und an der Möglichkeit, die Ideen dieses Buchs auf die Verhältnisse der nächsten Umgebung anzuwenden. Besonderen Eindruck hatte es gemacht, daß Diderot einige Jahre zuvor nach St. Petersburg berufen und von der „Semiramis des Nordens" mit einer Auszeichnung behandelt worden war, die vermessene Hoffnungen auf praktische Anwendung derselben Grundsätze weckte, die eben damals das französische Leben bewegten. Merkel griff diese Gedanken zuerst und mit besonderer Lebhaftigkeit auf, um dieselben — soweit an ihm war — in Ausführung zu bringen.

In dem gesammten Osten Europas galt während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Hörigkeit des leibeigenen Landvolks für den allein möglichen Rechts- und Wirthschaftszustand. Nirgend in der gebildeten Welt hatte dieser Zustand sich so schroff entwickelt und erhalten, wie in dem durch den nordischen Krieg und die Lotterwirthschaft der Nachfolger Peter's des Großen zu bettelhafter Armuth herabgekommenen alten Livland. Umstände der verschiedensten Art hatten sich dazu verbunden, die Kluft zwischen den deutschen Herren und den lettisch-esthnischen Bebauern des Landes über ihr früheres Maß hinaus zu vertiefen und zu verbreitern, und einen wirthschaftlich, social und politisch gleich widersinnigen Zustand herzustellen. Mit dem Feuer der Jugend und mit der Begeisterung eines Schülers der Voltaire und Bayle faßte Merkel den Gedanken, eine Beseitigung der auf seinem Vaterlande schwer lastenden agrarischen Mißwirthschaft zu versuchen und die Auswüchse derselben an den Pranger zu stellen. Im tiefsten Geheimniß schrieb er während der Jahre 1795 und 1796 ein dreiundzwanzig Bogen starkes Buch „Die Letten, vorzüglich in Livland, am Ende des philosophischen Jahrhunderts", in welchem er den unwürdigen Zustand des livländischen Landvolks in glühenden Farben schilderte, den grundbesitzenden Adel mit heftigen Vorwürfen überschüttete und von der „gekrönten Philosophin" an der Newa die sofortige Aufhebung der Leibeigenschaft forderte; nicht ohne handgreifliche Nebenabsicht war die Schrift dem damaligen General-Gouverneur von Livland, Feldmarschall Fürsten Repnin, gewidmet worden. — Daß dieses Buch von Einseitigkeiten und Uebertreibungen wimmelte, und daß der eigentlich entscheidende Punkt, die Nothwendigkeit einer Reform

im Sinne wirthſchaftlicher Selbſtändigkeit des Bauernſtandes, unklaren humanitären und „ſtaatsbürgerlichen“ Geſichtspunkten zu Liebe in den Winkel geſtellt worden war, ſei nur beiläufig erwähnt: das Verdienſt Merkel's, durch dieſen Allarmruf den Anſtoß zu einer Reform unleidlich gewordener Zuſtände gegeben und das Gewiſſen des deutſchen Adels der ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen geweckt zu haben, war und blieb ein großes und unbeſtreitbares. —

Um ſein Buch drucken zu laſſen, ſiedelte der inzwiſchen ſiebenundzwanzig Jahre alt gewordene Verfaſſer im Frühjahr 1796 nach Deutſchland über, wo er die folgenden zehn Jahre ſeines Lebens verbrachte.

Die Geſchichte ſeiner deutſchen Erlebniſſe aus den Jahren 1796 bis 1799 hat Merkel auf den Blättern des vorliegenden Buches ausführlich erzählt; das Schlußcapitel desſelben berichtet über ſeinen Antheil an den Ereigniſſen des Jahres 1806 und über die Gründe, die ihn zur Rückkehr in ſeine Heimath beſtimmten. — Rückſichtlich der dazwiſchen liegenden Jahre 1799 bis 1805 und der ferneren Schickſale des immerhin merkwürdigen Mannes werden einige Andeutungen genügen.

Im Sommer 1800 war Merkel von Weimar nach Berlin, dann für kurze Zeit nach Frankfurt a. d. O. übergeſiedelt, wo er den Doctorgrad erwarb und eine Weile Vorleſungen hielt. Um dieſe Zeit entſtanden die berüchtigten „Briefe an ein Frauenzimmer über die neueſten Producte der ſchönen Literatur in Deutſchland“, in denen Herder, Wieland und Engel auf Unkoſten Schiller's und Goethe's verherrlicht, insbeſondere Wilhelm Meiſter und die Schiller'ſchen „Weiberſtücke“ (Maria Stuart, Jungfrau von Orleans und Braut von Meſſina) einer im eigentlichſten Sinne des Wortes unverantwortlichen Kritik unterzogen und nebenbei

die aufſtrebenden Romantiker als politiſche und äſthetiſche Reactionäre bitter angefeindet wurden. Auf den Antheil, welchen Frau Herder und andre Neider der beiden Unſterblichen an dieſen Miſſethaten genommen, gehen wir hier nicht näher ein. In Berlin, dem Sitze der alten Schule und ihrer Feindſchaft gegen die beiden Heroen, fanden die in den Jahren 1801 bis 1803 veröffentlichten „Briefe“ ſo viele Zuſtimmung, daß dem Verfaſſer die Leitung des literariſchen Theils der „Spener'ſchen Zeitung“, ſpäter auch die Theater-Chronik dieſes einflußreichen Blattes übertragen wurde. 1803 begann derſelbe die Herausgabe eines wöchentlich erſcheinenden Unterhaltungsblattes „Ernſt und Scherz“, deſſen Erfolge ſo glänzende waren, daß Merkel auf Kotzebue's Andrängen deſſen „Freimüthigen“ mit ſeinem Journal vereinigte. Einfluß und Verbreitung des „Freimüthigen“ nahmen in demſelben Maße zu, in welchem Merkel von dem literariſchen auf das politiſche Gebiet überging, um ſeinem glühenden Haſſe gegen Napoleon und die franzöſiſche Herrſchaft über Süd- und Weſtdeutſchland Ausdruck zu geben und die Nation zur Sammlung um den Thron „Friedrich's des Einzigen“ einzuladen. Die politiſche Rubrik des „Freimüthigen“ (die den für die damaligen Verhältniſſe bezeichnenden Titel „Nichtpolitiſche Zeitung“ führte) wurde von Jahr zu Jahr, ſpäter von Nummer zu Nummer auf Unkoſten der literariſchen erweitert, jedes Ereigniß des Tages auf ſeine Bedeutung für die Zukunft Deutſchlands und Preußens geprüft, und mit einer Entſchiedenheit, die in den Berliner Regierungskreiſen peinliches Mißfallen erregte, zu einer allgemeinen Volksbewaffnung aufgefordert. Daß der Schwerpunkt von Merkel's Anlagen und Neigungen auf dieſem und nicht auf dem literariſchen Gebiete lag, trat mit beſonderer Deutlichkeit

bei Gelegenheit der Erſchießung Palm's hervor, an welche der „Freimüthige" Aufrufe zur Rache knüpfte, die in ganz Europa abgedruckt und beſprochen wurden und ſelbſt in Paris einigen Eindruck machten. Unter ſolchem Umſtand verſtand es ſich von ſelbſt, daß Merkel nach der Schlacht von Jena die Stadt, die ihm zur zweiten Heimath geworden war, verlaſſen mußte. Die Einzelheiten ſeiner Flucht hat er in dem Schlußcapitel des vorliegenden Buchs ebenſo lebensvoll geſchildert, wie die Geſchichte der derſelben vorhergegangenen Monate.

Gemeinſam mit ſeinem Verleger wandte er ſich nach Stettin, dann nach Königsberg — allenthalben begegnete er der gleichen Muthloſigkeit, allenthalben wurde ſein Vorſchlag, die Bevölkerung durch die öffentlichen Blätter zu den Waffen zu rufen, als unausführbar zurückgewieſen. So blieb nichts als die Rückkehr in die zehn Jahre zuvor verlaſſene Heimath übrig. Im December 1806 traf Merkel in Riga ein, wo er fortan ſeinen dauernden Wohnſitz aufſchlug, um in „Supplementblättern zum Freimüthigen", ſpäter in der von ihm begründeten Zeitung „Der Zuſchauer" den begonnenen Kampf gegen Frankreich fortzuſetzen, ſoweit das unter den durch den Tilſiter Frieden veränderten Umſtänden möglich war. Den Höhepunkt von Merkel's Thätigkeit bildete der Winter 1812/13, wo der „Zuſchauer" heimlich nach Kurland geſchmuggelt wurde, um die von York befehligten preußiſchen Truppen über den Gang der Kriegsereigniſſe im Innern Rußlands zu unterrichten und auf die Solidarität ruſſiſcher und preußiſcher Intereſſen hinzuweiſen.

Trotz der ihm anfangs in Riga beſchieden geweſenen journaliſtiſchen Erfolge vermochte der Herausgeber des „Zu-

ſchauer" in ſeinem Geburtslande nicht mehr heimiſch zu werden. Er fühlte ſich aus der Welt weggeſetzt, von dem deutſchen Publicum vergeſſen und in der Fortſetzung der kritiſchen Arbeit gehemmt, durch welche er ſich einen Namen gemacht zu haben glaubte. Von den 1812 veröffentlichten „Skizzen" waren nur wenige Exemplare auf den deutſchen Büchermarkt gelangt, der von dieſer Schrift ſo gut wie gar keine Notiz nahm. Dazu kam, daß Merkel auch in ſeiner Heimath die dominirende Stellung nicht zu erwerben vermochte, die er als „Freund Herder's, Wieland's und Engel's" und als in der großen deutſchen Welt berühmt gewordener Tagesſchriftſteller in Anſpruch nahm. Goethe und Schiller zählten auch in der weitabliegenden deutſchen Colonie am Riga'ſchen und Finniſchen Meerbuſen ſo zahlreiche und ſo entſchiedene Anhänger, daß der anſpruchsvolle Gegner der Weimarer Dioskuren alsbald von den eigenen Landsleuten angefeindet und lächerlich gemacht wurde. Wie in Deutſchland, ſo lag auch in den baltiſchen Ländern der eigentliche Schwerpunkt der Intereſſen auf dem literariſchen Gebiete, und wog der Vorwurf, „gegen Goethe geſchrieben zu haben", ſchwerer als das Verdienſt, in Zeiten allgemeiner Entmuthigung mannhafter Franzoſenfeind geweſen zu ſein. Ein im Winter 1812 zu Dorpat geſchriebenes, höchſt geiſtreiches Puppenſpiel „Die Prinzeſſin mit dem Schweinerüſſel" gibt über die damaligen Stimmungen und über das Verhältniß der Gebildeten zu der äſthetiſchen Theorie des „Zuſchauers" ſo charakteriſtiſche Auskunft, daß ein paar kurze Anführungen aus demſelben geſtattet ſein mögen. — Der Hanswurſt wird nach den Rigaer Literaturzuſtänden gefragt und ertheilt darauf die folgende Antwort:

Es treibt hier Garlieb, ein Halb-Literat,
Viel Unfugs, ſchreibt und ſchreit desparat.
Das Kerlchen hat die kritiſche Raude,
Und wenn's ihn juckt, ſchreit er „Sapere aude“ [1]),
Stolzirt umher wie ein Kakadu,
Und wo was geſchieht, da ſchaut er zu.
Auch legt er Eier mit Sturm und Blitzen,
Und iſt's gethan, ſind's eben „Skizzen“.

An einer andern Stelle heißt es von der ſeit dem Anwachſen des Schweinerüſſels zur Partei Merkel's übergegangenen „Prinzeſſin“:

„Von Goethe will ſie gar nichts mehr wiſſen,
Hat all' ſeine Werke ins Feuer geſchmiſſen,
Behauptet, daß er „kein Deutſch“ verſteht [2])
Und „im Purpurtalare barfuß geht“ [3]),
Der Schelling ihr nun keinen Schilling gilt,
(Beim bloßen Namen ſchon wird ſie wild)
Aber Merkel und Kotzebue (Pagat und Skis) [4]),
Sind ihre Hausgötter und Urgenies [5]).“

---

[1]) „Sapere aude“ lautete das aus dem „Freimüthigen“ herüber genommene Motto des „Zuſchauers“.

[2]) Eine ähnliche Phraſe war im „Freimüthigen“ gebraucht worden.

[3]) Vgl. die „Briefe an ein Frauenzimmer“.

[4]) Zwei Hauptkarten in dem damals weit verbreiteten Tarokſpiele.

[5]) Nicht minder ergötzlich als dieſer Ausfall gegen Merkel iſt die in derſelben Burleske enthaltene Charakteriſtik Kotzebue's (von welchem Merkel ſich übrigens ſchon im erſten Jahre der Leitung des „Freimüthigen“ in Unfrieden getrennt und der den ehemaligen Genoſſen in der Poſſe „Herr Merx der Kritikus und Recenſent“ bitter verhöhnt hatte):

„Er frißt Anekdoten und zieht ſie wie Bänder
Aus der Naſe als bunte „Theaterkalender“ —
Bald thut er Thalien, als wär's 'ne Thio (eſthniſche Bauerndirne),
Bald buhlt er gar mit der ernſten Klio,
Dann lieſt er den Voß (nämlich Julius)
Und blickt in den Spiegel und gibt ſich 'nen Kuß.“

In der Hoffnung, die Superklugen unter ſeinen Landsleuten widerlegen und ſeine frühere deutſche Stellung wiedererobern zu können, verließ Merkel zu Anfang des Jahres 1816 Riga, um ſich nach zehnjähriger Abweſenheit aufs Neue in Berlin niederzulaſſen. Daß der Zeitgeſchmack ſich ſeit Abſchüttelung des franzöſiſchen Jochs unkenntlich verändert und nicht nur den Heroen des claſſiſchen Idealismus, ſondern auch den Romantikern zu einem vollſtändigen Siege über die „alte Schule“ verholfen hatte, wollte der ſtarrköpfige Mann ebenſowenig wahr haben, wie daß der „Freimüthige“ von 1806 im Laufe der weltbewegenden Ereigniſſe, die ſeitdem Preußen und Deutſchland gewandelt und umgeſtaltet hatten, bis auf den Namen vergeſſen ſei. Mit Gubitz, dem bekannten Holzſchneider, Kalenderſchriftſteller und Journaliſten verband er ſich alsbald nach ſeiner Rückkehr in die preußiſche Hauptſtadt (Sommer 1816) zur Herausgabe einer Zeitſchrift, die er in Anknüpfung an die Glanzzeit ſeiner ſchriftſtelleriſchen Erfolge „Ernſt und Scherz, oder der alte Freimüthige, ein politiſch-literariſches Zeitblatt“ nannte. Gubitz, der die Verhältniſſe und Stimmungen des „neuen Deutſchland“ unbefangener beurtheilen mochte, als ſein zehn Jahre lang aus demſelben entfernt geweſener, aus Grundſatz rückſichtsloſer College, zog ſich nach dem Erſcheinen der vier erſten Nummern von dem verfehlten Unternehmen zurück, Merkel aber ſetzte dasſelbe noch bis zum April 1817 fort, um ſodann einen Mitarbeiter aus früherer Zeit, den unglücklichen, ſchließlich verhungerten Julius von Voß (denſelben, der bei Gelegenheit einer Beurtheilung der Reichard'ſchen „Vertrauten Briefe“ Kotzebue als Dramatiker über Shakeſpeare geſtellt hatte) zum Nachfolger zu beſtellen. Bereits am 1. Juli 1817 wurde

der alte „Freimüthige“ für immer zu Grabe getragen. Merkel ſelbſt kehrte, nachdem er eine längere Reiſe unternommen, unverrichteter Sache in die verlaſſene Heimath zurück, in der ſein literariſcher Mißerfolg natürlich kein Geheimniß geblieben war. Seine Reiſeeindrücke legte er in der trotz mancher höchſt zutreffender Bemerkungen über die damalige politiſche Lage völlig unbemerkt gebliebenen Schrift „Deutſchland, wie ich es nach einer zehnjährigen Abweſenheit wiederfand“ (2 Bände, Riga 1818) nieder.

Die letzten zweiunddreißig Jahre ſeines Lebens hat Garlieb Merkel ununterbrochen in und bei Riga (auf ſeinem Landgute Depkinshof) zugebracht, abwechſelnd als Landwirth und Publiciſt thätig, glücklich verheirathet und im Genuß eines beſcheidenen, aber auskömmlichen Vermögens, deſſen Erträge ſeit dem Jahre 1820 durch eine Penſion vermehrt wurden, die Kaiſer Alexander I. bei Gelegenheit der Aufhebung der Leibeigenſchaft in Livland dem alten Vorkämpfer für die Freiheit der „Letten“ ausgeſetzt hatte. An den Anſchauungen ſeiner Jugend zähe feſthaltend, blieb der unermüdliche Mann noch viele Jahre lang mit der Feder thätig — Erfolge ſollten ihm aber nicht beſchieden ſein. Die von ihm redigirten Zeitſchriften (das Tageblatt „Der Zuſchauer“ und die von 1827 bis 1838 herausgegebene Wochenſchrift „Provinzialbla[illegible]“) bereiteten dem alten Liberalen ſo unerträgliche Cenſurſchereereien, daß er die Zeitung 1831 in andere Hände übergehen ließ, und daß die Wochenſchrift 1838 verboten wurde, — auf Merkel's Büchern aber laſtete der Bann, daß ſie von einem Manne herrührten, „der gegen Goethe geſchrieben hatte“, der eine Weile Kotzebue nahe geſtanden, und den die jüngere Welt höchſtens aus Varnhagen's „Testimonia auctorum de Merkelio, d. i.

Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel", oder aus der erwähnten Kotzebueſchen Poſſe kannte.

Auch nach dem Urtheil ihm nicht befreundeter Zeitgenoſſen war Merkel ein Mann von guten, gefälligen Umgangsformen und (wie Fr. Laun in ſeinen Aufzeichnungen ſagt) „ein recht netter, zierlicher Mann von vieler geſelliger Bildung". Wenn Goethe ihn in ſeinen „Invectiven" den „charmanten kleinen Merkel" nennt, ſo beſtätigt das die Schilderungen, welche Gubitz und Andere von der kaum mittelgroßen, aber wohlproportionirten Figur und dem feingeſchnittenen Geſicht des beweglichen, formgewandten Livländers entwerfen, der ein unterhaltender und liebenswürdiger Geſellſchafter ſein konnte und namentlich in feinen gebildeten Frauenkreiſen gern geſehen wurde: auch in dieſem Stück das directe Gegentheil ſeines — ihm eigentlich immer antipathiſch geweſenen — Genoſſen Kotzebue, der nach E. M. Arndt's unverwerflichem Zeugniß das Ausſehen und die Manieren eines „Altflickers" hatte. — Merkel's Privatleben war durchaus achtbar, ſeine Hauptfehler, maßloſes Selbſtgefühl, kindiſche Eitelkeit und rückſichtsloſe Rechthaberei, waren Producte des eigenthümlichen Bildungsganges eines in der Einſamkeit aufgewachſenen, ausſchließlich von der Weisheit der Aufklärungsliteratur genährten Autodidakten.

Faſt einundachtzig Jahre alt geworden, ſtarb Garlieb Merkel am 9. Mai 1850 (27. April a. St.) auf ſeinem Landgute Depkinshof bei Riga.

Erſter Abſchnitt.

1796 bis 1797.

Von Riga nach Lübeck.

Die Dichter verſichern, die erſte Liebe ſei unvergeßbar. Ich will ihnen nicht widerſprechen; aber die erſte Seereiſe iſt es auch, und tauſend andere erſte Eindrücke ſind es ebenfalls; ja, indeß ich mich kaum erinnern kann, welches Frauenzimmer zuerſt meine Phantaſie reizte, ſteht das Bild immer noch lebhaft vor meiner Seele, wie mein Schiff ſich, unter dem zehntauſendfältigen Geſchrei von Seevögeln, durch dichte Eisſchollen aus der Mündung der Düna in die offene See hinausdrängte, und die erſten Wogen an ihm hinaufhüpften. Jede trug mich weiter hinweg von Allem, was ich bisher geliebt und gehofft hatte, was meine Erinnerung füllte, was der Inhalt meines Lebens geweſen war, um mich in eine Welt hinüber zu führen, die ich nicht kannte, wo mich Niemand erwartete, und wo ich keinen Erſatz zu hoffen wußte für das, wovon ich mich auf immer losgeriſſen. Tiefſchmerzlich fühlt' ich, daß ich nun allein ſtand, ganz allein, — mit meinem Entſchluſſe. Wär' es möglich geweſen, wer weiß, ob ich nicht ans Land geſp.ungen wäre, um meinem Plane zu entſagen. Aber ich hoffe, ich hätte

bald einen Rücksprung gethan. Mich wenigstens haben dergleichen Stimmungen immer, wenn sie vorübergegangen, gestärkt und kräftiger zurückgelassen.

Nie war mir so poetisch zu Muthe, als an dem trüben Abende, da ich meine Reise antrat, und an dem herrlich heitern, sonnenwarmen Morgen, an dem ich darauf zuerst aus der Kajüte heraufstieg. Ich konnte mich meinen Gefühlen und Betrachtungen ungestört überlassen, da mich kein Uebelbefinden ergriff.

Die Ueberfahrt dauerte lange; zehn Tage, glaub' ich. Am 21. April 1796 (alten Stils) war das Schiff aus der Bolderaa abgesegelt. Als ich vor Travemünde ans Land stieg, rief ich mit einem ahnenden Frohgefühl aus: Heut ist der erste Mai! — „Um Vergebung," antwortete Jemand; „wir schreiben heut den zwölften." Diese Bemerkung erinnerte mich so lebhaft daran, daß ich in der Fremde sei; ich sah mit einer Art Heimweh nach dem Schiffe zurück. Mir war es auf demselben gar nicht übel ergangen. Der Schiffer, der Steuermann und die drei oder vier Matrosen waren alle Lübecker, damals wenigstens ein treuherziger Menschenschlag. Noch dazu war der Steuermann, ein junger verständiger Mensch, nach Seemanns Weise von seinem Betragen, und Bräutigam der Tochter des Schiffers. So hatte denn das Leben auf dem Schiffe einen Anstrich von Häuslichkeit, in die ich, der einzige Kajüten-Passagier, mich gleichsam einlebte. So etwas ist leicht in einer abgeschlossenen Lage, wie die auf einem Schiffe. Ich hatte den Schiffer als Mensch hochachten gelernt und selbst so freundschaftliches Gefühl für ihn bekommen, daß ich es bedauerte, als wir uns zum Abschied die Hände schüttelten.

Es war ein schöner Maienmorgen im Jahre 1796, an

dem ich vor Travemünde ans Land trat. Ich wandte mich um; da lag die Oſtſee, von der eben aufgehenden Sonne geröthet, mit einer ihrer größeſten Breiten zwiſchen mir und meinem Vaterlande. Ich glaubte auf immer von ihm geſchieden zu ſein. — In dem Augenblicke ſchmetterte zehn Schritte vor mir, auf dem Wipfel einer jungen Linde, ein Fink ſein fröhliches Lied. Mit den wohlbekannten Tönen traten die Betrachtungen vor meine Seele, die ich ſo oft auf Spaziergängen in den Livländiſchen Wäldern über den Werth des Lebens und ſeiner Verhältniſſe angeſtellt hatte. — Ich nickte dem Vogel lächelnd meinen Dank und ging ruhig ins Wirthshaus, mir ein Frühſtück und ein Fuhrwerk nach Lübeck zu beſtellen.

Lübeck.

Die erſte Stadt des alten Stammlandes, die ich betreten ſollte, erfüllte mich mit mannigfachen Erwartungen. Sie galt mir, wenn ich — navita de ventis! — eine ſchriftſtelleriſche Vergleichung wagen darf, für das Titelblatt Deutſchlands. In gewiſſem Sinne irrte ich nicht; nur ſtand auf dem Titel und in dem Werke ſelbſt etwas ganz Anderes, als ich zu leſen gehofft. Ich erinnerte mich auf der Fahrt nach Travemünde, ich würde eine Republik beſuchen, die ſchon ihr ſechſtes Jahrhundert (ſeit 1182) überlebte, einſt hochberühmt durch ihren wichtigen Handel, einſt mächtig im Kriege geweſen, auch manchen großen Mann zu ihren Söhnen zählte und ihn, nach hergebrachtem Rechte der Kleinen, ſobald ihn das Glück verließ, aufs Schaffot geſchickt hatte. — Ich dachte an Rom, dann an die Handels-Republiken Tyrus, Corinth, Carthago. — Eben fuhren wir durch das Stadtthor. Vor einem Häuschen, das einige hingelehnte

Flinten als eine Wachtſtube bezeichneten, ſaß ein Officier und las; das Aeußere des Buches verrieth ſeinen Urſprung aus einer Leihbibliothek. Er ſtand auf und grüßte den Schiffer, der mit mir zur Stadt gefahren war, aber erhielt faſt nur ein Kopfnicken zum Dank. Als ich ſpäter gegen einen Handwerker, der Etwas für mich zu thun hatte, über die geringe Aufmerkſamkeit für das Militär meine Verwunderung äußerte, antwortete er: „Die Leute ſtehen ja in unſerm Lohn und Brot.“ — Aber ſie verbürgen doch die Exiſtenz der Republik! rief ich aus. — „Republik!“ wiederholte er langſam. — Der Republikaner ſchien das Wort nicht zu verſtehen. — Ich meine, erklärte ich mich, ſie bewachen die Stadt. — „Ih ja, bei Tage;“ antwortete er. „Bei Nacht thun wir es ſelbſt.“ — Am Abend ſah ich ein Dutzend Kerle in alten, ſchmutzigen Friesröcken einzeln vorüber ſchlendern, von denen Jeder eine Flinte in der Hand neben ſich herſchleppte. Am andern Morgen wiederholte ſich die Erſcheinung. Ich fragte. „Es iſt die Bürgerwache, die von der Bewachung der Thore kommt“, antwortete man. Sind dieſe ſchmutzigen, zerlumpten Kerle Lübecker Bürger? — „Nicht doch“, ſagte man lachend. „Die ſchicken meiſtentheils ihre Hausknechte zur Wache.“ Dieſe ſpießbürgerliche Sorgloſigkeit des kleinen Staates, indeß vielleicht kaum 50 Meilen entfernt das weſtliche Deutſchland in blutigem Kriege um ſein Daſein kämpfte, erfüllte mich mit einem faſt ſchaudernden Erſtaunen. Als ich zwei Jahre nachher Hamburg und Bremen beſuchte, fand ich, obgleich dieſe Städte der indeß noch höher angewachſenen Gefahr noch viel näher lagen, eine ähnliche Verſunkenheit und das Vertrauen auf das Herkommen, geſchont zu werden; ja, ſie betrachteten ihr Loos für ſo getrennt von dem Schickſale des übrigen Deutſchlands,

daß die Franzoſen, wie man laut erzählte, aus Hamburg und Bremen Zufuhr an Munition und Kriegsbedürfniſſen zur Ueberwältigung der Deutſchen erhielten. Freie Handelsſpeculation, ohne politiſche Rückſicht auf das Schickſal des deutſchen Reiches, von dem doch zuletzt das Ihrige abhing! Die Gleichgültigkeit der Hanſeſtädte gegen das übrige Deutſchland hatte im Frieden wie im Kriege es vorbereitet, daß ſie endlich ſehr bedrückte „gute Städte Frankreichs" wurden. Lübeck büßte ſeine philiſtröſe Zuverſicht auf herkömmliche Sicherheit zuerſt im Jahre 1806. Eine reiche Handelsſtadt, die zugleich eine Feſtung ſein ſoll, iſt freilich ein Säbel mit goldner Klinge, der den Räuber mehr anlocken, als ſchrecken, und zur Abwehr nicht taugen würde. Da aber die Stadt einmal Wälle, Artillerie, eine zur Wehrhaftigkeit verpflichtete Bürgerſchaft beſaß: hätte die Stadt die Artillerie und die Mannſchaft auf die Wälle geführt und ſo die Thore geſchloſſen, Blücher hätte ſie nicht zur gebrechlichen Nothwehr brauchen können, und die Franzoſen hätten ſie nicht geplündert und — ſo weiter. Hamburg und Bremen entgingen wenigſtens dem letztern Schickſale, da es, wie ich glaube, nur einer Capitulation bedurfte, ſie zu beſetzen, keiner Erſtürmung. Ihre Buße kam ſpäter. —

21 Jahre ſpäter fand ich Lübeck in vielen Punkten ſehr verändert. Ich forſchte nach mehreren angeſehenen Familien, in denen ich früher Zutritt gehabt, nach verſchiedenen ausgezeichneten Männern, die ich gekannt hatte. Dieſe waren faſt alle todt, Jene theils verarmt, theils weggezogen. Eine reizende Frau, die mich lebhaft intereſſirt hatte und ein glänzendes Leben führte, war von ihrem Gatten geſchieden worden und beſorgte jetzt die Wirthſchaft eines ihrer ehemaligen Verehrer. — Selbſt den einnehmenden Dichter

Overbeck, dem Deutſchland ſo manches ſeelenvolle Lied verdankt, fand ich ſehr verändert. Er ſchien zu ſehr der Sonne ausgeſetzt geweſen zu ſein und ſeinen moraliſchen Teint verdorben zu haben. Er hatte als Delegirter der Stadt lange in Paris gelebt, oft Napoleon geſehen, und ſeine ehemalige einfache Liebenswürdigkeit hatte einem Anſtrich höfiſcher Vornehmheit Platz gemacht. Weltlauf! dachte ich und war beruhigt.

Im Ganzen glaubte ich zu ſehen, daß mit dem alten Reichthum Lübecks, den die Franzöſiſchen Gewalthaber an ſich zu bringen gewußt, auch die alte, heitere und in mehreren Rückſichten achtungswerthe Spießbürgerei verſchwunden ſei, die im Grunde nichts iſt, als der nationale Patriotismus ſehr kleiner Staaten. In dieſem Sinne war der größte Theil Deutſchlands im vorigen Jahrhundert voll Spießbürgerei. — Die Lübecker waren jetzt durch die Gewalt der Ereigniſſe aus ihrer alten Beſchränktheit fortgeriſſen, zur Verknüpfung ihres Intereſſe, ihrer Sitten und Gebräuche mit vielſeitigen Fremden. Sie dachten geringer von der Würde und Wichtigkeit ihrer Stadt, aber ſtrebten eben deshalb vernünftiger darnach, vielartige Verbindungen außer derſelben anzuknüpfen. Ihr alter Handel war zerrüttet und ihr Reichthum dahin; dafür war ſichtlich eine umfaſſendere Induſtrie erwacht, und die Hoffnung erhielt ihren Muth, das Verlorene ließe ſich wiedergewinnen.

Ich kann nicht ſagen, daß das kleine, achtungswerthe Völkchen mir durch die Verwiſchung ſeiner herkömmlichen Individualität intereſſanter ſchien, als bei meinen Beſuchen im vorigen Jahrhunderte; aber ich freute mich über die Entſchloſſenheit, mit der es Wege ſuchte, ſich wieder empor zu helfen.

Im Poſtwagen.

Ueber meine Fahrt von Lübeck nach Leipzig ſpricht mein Tagebuch ſehr wenig. Es thut mir leid. Eine Schilderung des Schleichens vor 43 Jahren durch Gegenden, die man jetzt durchfliegt, müßte manchen piquanten Zug darbieten. Um ganz zu begreifen, welche Fortſchritte Deutſchland gemacht hat, muß man im vorigen Jahrhundert dort mit der fahrenden Poſt gereiſt ſein. Für Alle, die nicht reich genug waren, ein eigenes Fahrzeug zu beſitzen und Extrapoſt zu bezahlen, gab es kein anderes Reiſemittel. Die Geſtalt der Einrichtungen aber zum Dienſt der ärmeren Claſſen hat mir immer ein untrüglicher Maßſtab davon geſchienen, wie viel Achtung eine Regierung für ihr Volk hat. — Man hatte mir den Poſtwagen in Lübeck als vorzüglich bequem gerühmt. Ich glaube, das Ding hieß ſogar die „gelbe Kutſche". Mich ſchauderte, da ich es ſah. In Livland gab es freilich damals gar keine öffentliche Paſſagierwagen; aber eben daher fuhr Jedermann, der nicht Bauer war, in mehr oder weniger bequemen Equipagen. Hier ſtand ein ungeheuer langer, ſchwerer, unſaubrer Rumpelkaſten vor mir, der auf den Achſen ruhte, und in dem für die Reiſenden durch Nichts geſorgt war, als durch das Verdeck, durch die aus übelriechendem Leder beſtehenden Seitenwände und dadurch, daß die ungepolſterten Sitzbretter mit Riemen an die Rippen des Wagens geſchnallt waren.

Meine Reiſegeſellſchaft beſtand aus zwei Jünglingen aus Holſtein, die nach Jena wollten, einem Leinwandhändler aus Gera, zwei Juden und — mehreren Käſtchen und Körben voll übelriechender Seefiſche, Krabben u. ſ. w., die als Leckerbiſſen des Strandes ins Innere Deutſchlands

verſendet wurden. Weiterhin wechſelten ſie mit anderen Proviſionen ab. Ich erinnere mich, ſpäter einmal in einem ſolchen Wagen mit zwei todten Rehen gefahren zu ſein. — Bald knüpfte ſich eine allgemeine Unterhaltung an, aber ſie wurde mir durch ihre Abgeſchmacktheit faſt noch unerträglicher, als der Geruch der rohen Leckerbiſſen.

Der Poſtwagen hielt in Mölln an, und wir ſtiegen aus. Dem Hauſe, wo es geſchah, gegenüber ſtand ein altes gothiſches Kirchlein auf einem Hügel, an dem eine Treppe hinaufführte. Wir gingen ihr näher. Als wenn jeder Reiſende ſogleich mit der Glorie des Städtchens bekannt gemacht werden ſolle, hatten die Möllner Eulenſpiegel's Grabſtein mit der auf einem runden Spiegel ſitzenden Eule außen an die Kirchenmauer gelehnt. Wir freuten uns lachend, ihn geſehen zu haben, aber es hatte die ſchlimme Folge, daß, als wir wieder im Wagen ſaßen, Jeder einige der meiſtentheils albernen Streiche des argen Schalksnarren erzählte. Alle hatten den bekannten Pöbelroman geleſen, aber Jeder ſchien vorauszuſetzen, daß er allein ſo glücklich geweſen. Endlich machte der Leinwandhändler den unglücklichen Spaß, zu fragen, ob wohl Eulenſpiegel auch im Himmel noch Spaß treiben möge? und das führte zu einer ſo faden, anfangs ſcherzenden, bald aber ernſthafteren und ſo immer faderen, endlich eifrig werdenden Debatte über die Freuden der Seligkeit. Auch die Juden nahmen zuletzt Theil, und da das Geſpräch anfing, in einen Streit auszuarten, verlor ich endlich die Geduld. Ich forderte, man möge nun auch meine Meinung hören, und hielt aus dem Stegreif eine Rede in Knittelverſen, in der ich nach einander jede der aufgeſtellten Hypotheſen von dem, was im Himmel geſchehe, perſiflirte. Nach jeder Abfertigung einer ſolchen

lachten Alle, bis auf Den, der ſie aufgeſtellt hatte; als ich aber ſchloß:

Nur die Vermuthung hatte Gewicht —
In ſolchen Wagen fährt man nicht.

rief die ganze Reiſegeſellſchaft lachend: „Nein! Nein! Nein!“ denn wir hatten ſo eben ein paar entſetzliche Stöße erhalten.

Leipzig zu Ende des vorigen Jahrhunderts.

Nach einer Reiſe von mehreren Tagen und Nächten kam ich bei Nacht in Leipzig an. Man führte mich in ein Haus, das man das Poſthörnchen nannte und das, glaub' ich, vorzüglich zur Einkehr für Poſtpaſſagiere beſtimmt war. Ich erhielt ein artiges Zimmerchen und ein bequemes Bett mit einem ungeheueren Deckpfühl von Dunen. Ich bebte anfangs vor ihm zurück, aber nach der langen, kalten Nachtfahrt that es mir wohl.

Als ich am Morgen mich beim Kaffee mit meinen Erwartungen von Leipzig beſchäftigte, das man mir ſo oft wegen ſeiner anziehenden Geſtalt, ſeines Reichthums, ſeines Geſchmacks, der Bildung ſeiner Einwohner und der Gelehrſamkeit ſeiner Univerſität gerühmt hatte, erhielt ich wenigſtens einen Beweis der artigſten Zuvorkommenheit. Die Wirthin meldete mir den Herrn Magiſter Ou— an, und gleich darauf trat ein freundliches, etwa 40jähriges Männchen ein, in einem eleganten, etwas ſehr langen Ueberrocke, ſchön friſirt und gepudert, aber mit einem jener freundlich kalten Geſichter, denen man beim erſten Blick unterwürfiges und gefaßtes Ertragen unangenehmer Lagen anſieht. Der Magiſter hieß mich willkommen in Leipzig,

bezeigte sein Vergnügen, mein erster Bekannter zu werden, und erbot sich zu Gefälligkeiten, deren ich etwa bedürfen könne. Ich glaubte im ersten Augenblicke, er wolle mir Cicerone sein. Das war aber nicht der Fall. Ich habe nie erfahren, was ihn zu seiner gütigen Aufmerksamkeit bewog, wenn es nicht etwa war, eine leere Wohnung in dem benachbarten Hause einer Freundin durch mich zu besetzen. Seine Bekanntschaft wurde mir indeß in der Folge angenehm und oft nützlich. Er war kein glänzender Geist und kein großer Gelehrter, aber besaß doch ein bedeutendes gelehrtes Wissen und aufgeklärten Verstand. Ueber seine persönliche Lage erfuhr ich im Laufe des ersten Gesprächs, daß er unverheirathet sei, ein Gehalt aus einem Fonds der Universität besitze, die Leipziger — damals sehr unbedeutende — Zeitung redigire und außerdem Corrector für Buchhandlungen sei.

Das Geschäft eines Solchen war damals in Leipzig geachtet. Man trug es nur Gelehrten auf, von dem Fache, zu dem die im Drucke stehende Schrift gehörte. Sie trieben es mit oft ängstlicher Gewissenhaftigkeit, schlugen wegen der Schreibart einzelner Wörter viele Bücher nach, ja correspondirten darüber*). Als Göschen, ein trefflicher, selbst hochgebildeter Mann, nachdem er Wieland's Werke verlegt hatte, auch Klopstock's sämmtliche Schriften in Grimma drucken ließ, gab er seinem Freunde Seume dort Wohnung und ein jährliches Correctur-Honorar von 3 bis 400 Thalern sächsisch; ja, als er das Neue Testament griechisch mit

*) Sie brachten zu ihrem Geschäfte Federn *καὶ νοῦν* und verbesserten selbst wohl Versehen der Verfasser. So that Sander mit Lafontaine's Romanen und Seume mit Klopstock's Schriften, und Lafontaine und Klopstock dankten ihnen dafür.

neuer, für jeden Buchſtaben gewählter und friſch gegoſſener Schrift drucken ließ, wurde die Correctur von drei in verſchiedenen Städten wohnenden gelehrten Theologen beſorgt. Nach Vollendung des Druckes bot er eine Prämie von einem Ducaten für jeden Druckfehler, den man ihm noch zur Verbeſſerung nachwieſe. — Ein fehlerhafter Druck galt damals für eine ſchimpfliche, den Verleger ſelbſt herabſetzende Erſcheinung.

Mein guter Magiſter Ou— war, wie ich bald fand, einer von jenen Köpfen, die viel Empfänglichkeit für Wahrheiten haben und ſie begreifen, aber nicht die Geiſteskraft, ſelbſt eine neue zu entdecken, oder eine erlernte geltend zu machen. Die kritiſche Philoſophie war damals Mode, wiewohl noch lebhaft von den Leipziger Eklektikern beſtritten. Die Verhandlungen über ſie reizten Ou —. Auch er trat einige Jahre ſpäter mit einer philoſophiſchen Schrift auf. Für welche Seite, weiß ich nicht mehr, wohl aber, daß er mir ſie nach Berlin ſchickte und mich um Hilfe bat gegen Diejenigen, die ſie als unbedeutend behandelten. Gern hätte ich ihm dadurch für ſeine Gefälligkeit gedankt; ich geſtehe indeß, es ſchien mir, jene Leute hätten Recht.

Auch körperlich war mein armer neuer Freund ſtiefmütterlich ausgeſtattet. Seine ſchiefen Schultern bemerkte ich ſogleich, und als bei ſeinem Fortgehen der lange Ueberrock etwas auseinander ſchlug, zeigte ſich, daß an den Beinen Etwas zu verbergen war. Als ich mich, ihn bedauernd, gegen meine Wirthin äußerte, ſagte ſie: „Ja freilich! Er iſt ein Leipziger Kind.“ Und Sie? fragte ich. „Ich bin aus — —“ Ich weiß nicht mehr, woher, aber ſie war, wenn auch etwas zu dick, doch wohlgeſtaltet.

Was ſie mit ihrer Bemerkung hatte ſagen wollen, errieth

ich bald. Ich brachte der Professorin Cl. eine Empfehlung. Sie nahm mich äußerst gütig auf; um so mehr that es mir leid, daß sie bucklig war. Ich wandte das Gespräch so, daß sie ihren Geburtsort nennen mußte. „Ich bin eine geborene Leipzigerin!“ sagte sie mit Selbstgefühl. — Der erste Professor, bei dem ich mich zum Collegium einschreiben ließ, war der als medicinischer Schriftsteller damals sehr geachtete Hebenstreit. Der Vortrag des wackeren Mannes, obgleich in einem sehr eintönigen Wörterflusse, war lehrreich und klar; er selbst aber klein und verschoben gewachsen. Ich erfuhr bald, daß schon sein Vater ein berühmter Arzt zu — Leipzig gewesen. — Ich beobachtete den Wuchs der Leute, die mir auf der Gasse begegneten, und fand zu meinem Erstaunen, daß ein sehr großer Theil derselben ausgewachsen war oder verdrehte Glieder hatte; fast so oft ich aber Gelegenheit hatte, Solche um ihren Geburtsort zu befragen, war die Antwort: Leipzig. Ein Arzt, dem ich meine Bemerkung mittheilte, behandelte den Gegenstand als allbekannt und erklärte ihn dadurch, daß die Rhachitis und ähnliche Uebel hier bis vor Kurzem die am meisten herrschenden Kinderkrankheiten gewesen. Bis vor Kurzem! fuhr ich freudig auf. „Ja!“ sagte er. „Sehen Sie nur, wie hoch viele unserer Häuser und wie eng unsere Gassen sind; denken Sie sich die eigentlich kleine Stadt noch mit stinkenden Gräben und jenseit derselben mit verschlossenen Gärten der Reichen umgeben: so wird es Ihnen einleuchten, welches elende, eingeschlossene Leben die Kinder der Aermeren aller Classen führen mußten. Seit aber der Kriegsrath Müller, unser Bürgermeister, die Stadtgräben zuwerfen ließ und sie in parkähnliche Spaziergänge verwandelte, tummelt sich die Kinderwelt fröhlich darin umher und — bleibt gesund.

Ich als ein ſeit lange hier praktizirender Arzt kann es beurtheilen."

Vortrefflich! rief ich aus. Und wie iſt der Mann belohnt worden, der die künftigen Generationen in einer ganzen bedeutenden Stadt vor Verkrüppelung ſicherte?

„Der Kurfürſt hat ihn zum Kriegsrath gemacht."

Zum Kriegsrath? Alſo iſt er nicht mehr an dem Platze, wo er ſo nützlich war?

„Nicht doch", erwiderte er lächelnd; „Müller iſt geblieben, was er war; er wird nur Kriegsrath genannt."

Ich kehre zu meinem guten Magiſter Ou— zurück. Der wackere Mann war von unermüdlicher Gefälligkeit. Er orientirte mich in Rückſicht der erſten Maßregeln, die ich zu nehmen hatte, und verſchaffte mir in ſeiner Nachbarſchaft ein ſehr artiges Meßquartier, d. h. freilich ein ſolches, das ich nur zwiſchen den Meſſen bewohnen konnte, weil es während derſelben viel theurer an Kaufleute vermiethet wurde. Es beſtand indeß aus zwei artig möblirten Zimmern, eine Treppe hoch, in der Grimmaiſchen Straße und koſtete nicht viel. Ich war dankbar und zufrieden. Er wollte mich auch an ſeinen Genüſſen Theil nehmen laſſen und führte mich auf die Funkenburg, wo es, nach ſeinem Ausſpruche, ganz vortreffliches — Bier gäbe. Ich fand ein Getränk, das bei einem fade ſäuerlichen Geſchmacke und wenig Geiſt die Unverſchämtheit hatte, ſtärker zu mouſſiren als Champagner, und habe, nach dem erſten Koſten, ſeiner nie wieder begehrt. Mein freundſchaftlicher Führer wurde mir wegen dieſer Verſchiedenheit des Geſchmackes nicht böſe; er ging in ſeiner Theilnahme ſo weit, daß er mir, als er erfuhr, daß ich kein Vermögen beſäße, vorſchlug, mich um die Aufnahme in eine der vier Leipziger Nationen zu

bewerben, deren Mitglieder aus alten Fonds der Universität eine Art Pension erhalten. Diese vier Nationen waren oder sind noch, wenn ich mich richtig erinnere, die Meißener, die Sachsen, die Thüringer und die Polen. Ich entgegnete ihm, daß ich nicht das Glück hätte, aus einer dieser Nationen abzustammen. Er sann einen Augenblick nach und meinte dann, da Livland einmal zu Polen gehört habe, ließe sich die Sache wohl machen.

Ich ging zum Rector, legte ihm meinen Paß vor, den er kaum ansah, und zahlte die Gebühr der Inscription. Ich erhielt eine Matrikel und ein Exemplar der Gesetze der Universität, versprach sie zu beobachten, — und war Leipziger Student der Medicin. Dies Verfahren war noch in jenem liberalen Geiste, in welchem man einst Universitäten stiftete. Sie sollen nichts sein als Anstalten, wo Jeder, der gelehrte Bildung wünscht, die Gelegenheit findet, sie zu erwerben. Wie und mit welchen Ansichten er sie benutzen wolle, wurde dem Bedürfnisse seines Geistes überlassen; wer sie aber nicht benutzte, trug die Folgen seiner Nachlässigkeit. So bildeten sich die großen, originellen Geister, durch welche die Wissenschaften und die Geistesbildung im Allgemeinen während der letzten Jahrhunderte erstaunenswerthe Fortschritte machten.

Jetzt ist, besonders auf den preußischen Universitäten, eine andere Einrichtung getroffen, wahrscheinlich in Folge der politischen Verirrungen mancher studirenden Jünglinge nach dem Befreiungskriege; auch wohl weil sich die Aspiranten nach Staatsämtern zu sehr häuften. Es werden von jedem Jünglinge, ehe er die Matrikel erhält, allerlei Atteſtate gefordert, und in vielen Fällen muß er sich noch einem Examen in allen Wissenschaften unterwerfen, und dieses ist

nach Umständen so strenge, daß der berühmte Philologe Wolf, als er einmal ein solches Examen mitgemacht hatte, ausrief: „Gott sei Dank, daß ich seit fünf und zwanzig Jahren Professor bin. Student könnt' ich nicht werden." Ich glaub' es selbst. Wie jedes große, in einem Fache eminente Talent, hatte er ganz für das seinige gelebt und sich um viele andere Wissenschaften fast nur so viel bekümmert, als sie für jenes erforderlich wurden. Ich erinnere mich ganz bestimmt, daß er in einem Gespräche verrieth, die beiden Pythagoräischen Lehrsätze nicht zu kennen und Chile für eine brasilianische Provinz zu halten.

Ich hielt nun meinen Umgang in den Collegien, doch nicht mit sonderlichem Erfolge. Bei dem berühmten Hebenstreit ließ ich mich einschreiben zur Physiologie. Etwa fünfzehn Zuhörer fanden sich täglich für zwei Stunden zusammen in einer engen, heißen Stube, in welcher ein kleines, engbrüstiges Männchen am Fenster hinter einem Tischchen saß und leise und höchst eintönig sehr wichtige und verständige Dinge vortrug, die ich zwar meistentheils schon aus Haller's classischem Lehrbuch wußte, er aber so bereichert und erweitert aufstellte, daß ich vielleicht keine Vorlesung versäumte. Ob einer von den Hörern nachschrieb, erinnere ich mich nicht; ich that es nicht, ob ich mir gleich dazu Haller's Physiologie in mehrere Hefte hatte zerlegen und mit Papier durchschießen lassen. — Ich hospitirte bei dem Professor der Anatomie. In einem dunkeln, unheimlichen Saale des Paulinums saßen ungefähr eben so viele, als bei Hebenstreit, aber nicht auf Stühlen, sondern Bänken, die Raum für mehr als die zehnfache Zahl darboten. Ein kleiner alter Mann mit einer etwas schief sitzenden Perrücke bewegte sich vor dem Katheder hin und her und sprach;

ſein Famulus aber trug auf einem Brette von Zeit zu Zeit den linken Schenkel einer alten Weibsperſon herum, die kühnlich genug geweſen, ſich in der Pleiße zu ertränken, wahrſcheinlich bei hohem Frühlingsſtande des Waſſers. Dafür hatte ſie nun das Schickſal, daß Herr Profeſſor H. die Nerven ihres Schenkels mit der Pincette hervorzupfte. Ich nahm Priſe auf Priſe, die meine Nachbarn mir boten und kam nicht wieder. — Die Botanik hatte immer viel Reiz für mich gehabt, und Leipzig hatte einen berühmten Profeſſor derſelben, Hedwig, den Entdecker der Natur der Kryptogamen. Ohne erſt zu hoſpitiren, ging ich zu ihm ins Haus, mich aufſchreiben zu laſſen. Ich fand einen ältlichen Mann, deſſen etwas finſtere, ſinnige Miene beim erſten Blicke den mühſamen, ſtillen Forſcher verrieth, aber zugleich, wie es mir ſchien, etwas Sorgenvolles hatte. Sein Geſpräch war freundlich und einfach; ſeine Ausſprache verrieth, wie es mir ſchien, den Ausländer; er war ein Ungar. Daß ich ſogleich mein Honorar mit zwei Ducaten pränumerirte, was ungewöhnlich ſein mochte, erwiderte er durch eine Einladung, am folgenden Tage, einem Sonntage, bei ihm zu Mittag zu eſſen. Ich kam und begrüßte ihn in der Mitte einer kleinen, aber liebenswürdigen Familie, mit der ich indeß nicht in nähere Bekanntſchaft kam. Weniger, als dieſe, gefiel mir ſein Collegium. Es wurde in dem Geräthſchaftshäuschen des botaniſchen Gartens gehalten. Dieſer Garten ſelbſt war ein zwiſchen Häuſern eingeſchloſſenes Plätzchen, etwa dreißig Schritte lang und noch weniger breit. Das Merkwürdigſte, was ich darin fand, war ein Prachtexemplar der Asclepias Syriaca, das in der eingeſchloſſenen heißen Luft zu einer ungewöhnlichen Höhe und Blüthenfülle gelangt war. Hedwig's Vortrag war gründlich,

aber einfach und ſchmucklos. Er ſelbſt ſchien zu bemerken, daß ich nicht ſehr davon angezogen wurde, und als er die allgemeine Phyſiologie der Pflanzen und ihre Klaſſification vollendet hatte, ſagte er mir, den er ſchon wegen meiner höheren Altersreife nicht mit den anderen Studenten in eine Klaſſe ſetzte, im Vertrauen, er käme jetzt zur Erklärung der Nomenclatur, die für mich nicht belehrend ſein könne. Er würde mich es wiſſen laſſen, wenn er zum Botaniſiren ins Freie ginge. Es geſchah pünktlich, und mit der Mappe unterm Arme, zum Einlegen der Pflanzen, machte ich einige ſeiner Ausflüge mit, ermüdete aber bald.

Ich ſetzte meine Profeſſoren-Schau in mehreren mediciniſchen Auditorien fort, ohne mich gereizt zu fühlen, mich in ihnen einzubürgern. Eines Tages indeß ſah ich eine ſich faſt drängende Menge von Studenten in ein Haus gehen. Ich folgte ihr und gelangte in einen geſchmackvoll ausgemalten Saal, in dem viele Reihen von Stühlen beſetzt waren und eine große Anzahl Hörer noch ſtanden. Endlich kam ein ſchon ziemlich bejahrter Mann — Leipzig hatte damals nur einen jungen Profeſſor —, modern, doch ohne Ziererei gekleidet, aus einem Cabinette, ging raſchen, leichten Schrittes durch die Verſammelten, beſtieg ein zierliches, mahagoniſarbenes Katheder, begrüßte die Geſellſchaft, legte einige Blätter vor ſich hin, zog in Gold gefaßte Augengläſer heraus, blickte einen Augenblick auf ſeine Papiere und begann nun einen glänzenden, geiſtreichen Vortrag, nur ſelten durch einen flüchtigen Blick auf ſeine Blätter unterbrochen. Offenbar improviſirte er nur, aber der Fluß treffender Lichtgedanken und witziger Einfälle, meiſtentheils Sarkasmen gegen Kant und deſſen Jünger, hielt die Zuhörer in dauernder, froher Spannung.

Ich blickte in der Verſammlung umher; alle Geſichter zeigten den lächelnden Ausdruck des Genuſſes. Viel zu bald für mich und Alle, glaub' ich, ſchlug die Glocke. Der Profeſſor ſchob ſeine Papiere zuſammen, grüßte die Verſammlung und kehrte ſo rüſtigen Ganges, als er gekommen war, ins Cabinet zurück. Dies ſtand offen, und ich konnte mir nicht verſagen, hinein zu blicken. Es war leer, und ich *ging hinein. Ich fand es ſehr elegant meublirt, mit* ſeidnem Sopha, Spiegeln und Kupferſtichen. Einer dieſer letzteren zeigte eine Eule, die mit einer Brille auf dem Schnabel, neben einer brennenden Lampe in ein offenes Buch blickte. Unter — oder über — ihr hing — Kant's Porträt. Der Anblick und die Nachbarſchaft machte lachen, aber ich geſtehe, daß ich den Sinn des ſatyriſchen Einfalls nie habe völlig herausbringen können. Daß Kant den Vogel der Weisheit durch Brille und Lampe — Vorurtheil und Pedanterei — geblendet habe, wäre doch wahrlich ein allzu wenig paſſender Vorwurf, da die kritiſche Philoſophie gerade das Ziel hatte, Blendwerke, die man für Weisheit gab, zu zerſtören, — jene Brille zu zerſchlagen und jene Lampe auszulöſchen. Ich erfuhr ſpäter, dies Cabinet ſei für Damen und hohe Durchreiſende beſtimmt, die der Ruhm der Beredſamkeit und des Witzes, den der Profeſſor beſaß, nicht ſelten bewöge, bei ihm einmal zu hoſpitiren. — Jetzt iſt ſein Ruhm vergeſſen und die „kritiſche Philoſophie" ſo ſehr aus der Mode gekommen, als ein Gewand der Wahrheit es kann. Sie ſelber iſt unſterblich.

Beim Herausgehen rief mir ein Bekannter zu: „Nicht wahr, Platner lieſt vortrefflich?" — Hinreißend! antwortete ich. Aber worüber las er denn heute? — „Nun,

über mediciniſche Anthropologie.“ So, ſo. Ich habe nichts Mediciniſches bemerkt. —

Als ich ſpäter Seume meine Erfahrungen bei der mediciniſchen Facultät zu Leipzig klagte, runzelte er die Stirn und antwortete: „Gehen Sie zu unſeren Philologen und Juriſten, und Sie werden Leipzigs gelehrten Glanz anerkennen.“ Dazu fühlte ich denn keinen Beruf. Eben ſo wenig kann ich über den Ton unter den Studenten Etwas ſagen. Sie mochten mich zu alt finden, wie ich ſie zu jung fand, und ſo kamen wir nicht in Berührung.

Intereſſanter war es mir, das Verhältniß der Univerſität und der Gelehrten zu dem Handelsſtande in Leipzig zu beobachten. Ich freute mich, zu bemerken, daß beide Klaſſen freundſchaftlich in einander zu fließen ſchienen. Die Profeſſoren nahmen an allen geſellſchaftlichen Veranſtaltungen gleich lebhaften Antheil, als die Kaufleute, und hatten ſelbſt für die ſtädtiſchen Verwaltungs-Angelegenheiten rege Theilnahme; der Handelsſtand wiederum, in dem es zu Leipzig mehr wiſſenſchaftlich Gebildete gab, als ich je ſpäter in einer Handelsſtadt fand, behandelte die Gelehrten weder mit ſcheuer Zurückhaltung, noch mit einer vornehmen Beſchützermiene. Freilich gab es unter den Profeſſoren ſehr reiche, und einige beſaßen ſogar Rittergüter in der Nähe der Stadt. Selbſt die ſchönen Geiſter, ſonſt die ungefügigſten gegen die Forderungen der bürgerlichen Geſellſchaft und daher meiſtentheils am ſchlimmſten ſituirt, befanden ſich, wenigſtens die älteren, in Leipzig ſehr wohl und ſtanden häufig in bürgerlichen Geſchäften und Ehren. Daß ein geiſtreicher Dichter Bürgermeiſter war, nämlich Müller, hab' ich ſchon angeführt. Weiſſe war bekanntlich Kreis-Steuereinnehmer, was vor ihm ein noch glänzenderer Kopf,

ſein Freund Rabener, geweſen war. Bei dem erſten Einkaufe ferner, den ich in einem Schnittwaaren-Laden machte, war es einer der beliebteſten deutſchen Luſtſpiel-Dichter, der mir die Zeuge vorlegte und meinen Kauf zumaß, Bretzner. Genug, die Autoritäten in Stadt und Staat hielten die dichteriſchen Köpfe nicht unfähig zu ernſten Geſchäften, und die Poeten glaubten nicht ihren Geiſtesberuf herabzuwürdigen, wenn ſie ihn mit proſaiſcher Nützlichkeit in Verbindung brachten. Beides iſt gar nicht ſo alltäglich, als es vernünftig iſt.

Seume.

Graß, der Maler und Dichter, hatte mir eine Adreſſe an eine alte Dame zu Leipzig mitgegeben, die viel Gutmüthigkeit mit Bildung des Geiſtes verband. Ich trug das Blättchen hin, fand ſie krank, ſchickte es ihr hinein mit der Bezeichnung meiner Wohnung und ging fort, um einen Spaziergang zu machen.

Als ich nach Hauſe kam, fand ich einen Fremden, der in meinem Vorzimmer mit ſtarken Schritten auf- und abging, einen kleinen mageren Mann, in einem ſehr beſcheidenen Ueberrocke, mit einem Blicke, deſſen Beſtimmtheit zu der Bläue ſeiner Augen nicht zu paſſen ſchien, einem buſchigen Backenbart und ſchlichtem braunen Haar. Er brachte mir ein Compliment von der Profeſſorin, mit der Bitte, den folgenden Mittag bei ihr zu eſſen. Ich verſprach zu kommen, wenn es möglich ſei. „Was, möglich!“ erwiderte der Fremde; „Sie müſſen beſtimmt zuſagen und auch kommen. Heut' iſt ſie wirklich krank, und zu morgen bittet ſie Geſellſchaft für Sie.“ Dieſer Ton fiel mir an einem Bedienten auf, denn dafür hielt ich ihn. Nun gut, antwortete ich;

ich werde gewiß die Ehre haben. Mit dieſen Worten ſchloß ich meine Thür auf. — Der Fremde ging raſch vor mir hinein, warf ſeine Pandurenmütze auf den Tiſch und rief, indem er mir die Hand entgegen reichte: „So ſeien Sie denn herzlich willkommen in Deutſchland! — Ich heiße Seume.“ Wir hatten uns während ſeines Aufenthalts in Livland dem Namen nach kennen gelernt, aber nie geſehen. Mit lebhafter Freude umarmte ich ihn.

Er hatte die Dame, die auch ſeine Freundin war, beſucht; ſie hatte ihm von dem erhaltenen Briefchen erzählt, und er darauf beſtanden, ihre Botſchaft an mich zu übernehmen.

Unſere Bekanntſchaft verwandelte ſich bald in eine vertraute Freundſchaft. Er machte in Leipzig mein Cicerone. Anfangs zeigte er mir mit einem gewiſſen patriotiſchen Stolz eine Menge ausgezeichneter Männer und merkwürdiger Dinge; aber ich fing bald an, ihn mit dieſen großen Gelehrten, von denen es ſich bei näherer Nachfrage ergab, daß ſie das Reich des Wiſſens mit keinem einzigen großen oder nur neuen Gedanken bereichert hatten, dieſen talentvollen Köpfen, die ſo allerliebſte Almanachsliederchen, Erzählungen und Mode-Romanzen geſchrieben hatten, dieſen Merkwürdigkeiten endlich zu necken, die ihren Ruhm irgend einer Anekdote aus der Jugend der deutſchen Literatur oder eines berühmten Schriftſtellers verdankten. Er wurde böſe und demonſtrirte; aber bald lachte er mit. Der Maßſtab, nach dem ich würdigte, war im Grunde auch der ſeinige, ſobald er ſich beſann. Er war aus den älteren, gleichſam abgeſchloſſenen Literaturen entlehnt, durch die ich mich gebildet hatte, und das Studium einer ſolchen iſt von dem Anblick einer lebenden verſchieden, wie ein Spaziergang durch den Wald

im Winter von einem im Sommer. Auf jenem erblickt man nur noch die großen dauernden Formen der Natur, denen der Wechsel der Jahreszeit nichts anhaben kann; auf diesem macht sich jedes Büschchen mit seinem leicht verwehten Blätterputze breit.

Seume's Charakter gehörte zu den reinsten, edelsten, festesten, die ich gekannt habe; aber er war zugleich derjenige, an dem mir der Unterschied zwischen Stärke und Kraft, das heißt zwischen dem Vermögen, zu widerstehen, und jenem, zu wirken oder zu schaffen, am hellsten eingeleuchtet hat. Man kennt die sonderbaren Wechsel seines Lebens. Es ist nicht möglich, ihn aus allen seinen niederbeugenden Lagen und dann wieder aus sehr glänzenden durchaus unverändert hervorgehen zu sehen, ohne seine Stärke zu bewundern. Aber bei den auffordernden Situationen, durch die er ging — wie kam es doch, daß er sich nie eine bedeutende, selbständige Rolle nahm, nie auch nur eine große oder historisch-wichtige That beging? Ihm fehlte Kraft. — Die Stärke des Geistes ist Vernunft und Gefühl; alle seine Schriften sind voll hellen Räsonnements und lebhaft ausgedrückter Empfindungen. Die Kraft des Geistes ist Verstand und Phantasie; nach großen, neuen Ansichten sucht man bei ihm vergebens, und ein Kunstwerk hat er nie zu schaffen vermocht. Er hatte das Talent des glücklichen Ausdrucks; daher sind ihm, bei stürmisch aufgeregtem Gefühl, einige lyrische Gedichte gelungen, die in ihrer Art vortrefflich sind. Die bedeutendste seiner mit Vorbedacht abgefaßten Schriften ist sein „Spaziergang"; aber ihr ganzer Werth besteht in der Treue, mit welcher er seine Eigenthümlichkeiten ausdrückt. Hätte Seume so viel Kraft als Stärke des Charakters besessen, er würde wahrscheinlich schon in Amerika gewaltig in den Gang der

Begebenheiten eingegriffen und die Briten es theuer haben bezahlen laſſen, daß ſie ihn wider ſeinen Willen dahin transportirten. Wäre ſein Verſtand und ſeine Phantaſie ſeiner Vernunft und ſeinem Gefühle gleich gekommen, er wäre vielleicht einer der größten Schriftſteller oder Dichter ſeiner Nation geworden.

Wieland hat ihn einen wahren Cyniker, im edelſten Sinne des Wortes, genannt. Das iſt eine Beſtätigung meines Urtheils. Der Triumph der Stoa war Widerſtand, nicht Unternehmung. Merkwürdiger ſcheint es mir, daß Seume ſich heimlich in dieſem Stücke ſehr richtig beurtheilte. In einem unſerer vertrauten Geſpräche machte ich ihm einſt freundſchaftliche, ziemlich lebhafte Vorwürfe darüber, daß er in allen Verhältniſſen ſeines Lebens immer und immer nur damit beſchäftigt geweſen ſei, ſeine moraliſche Individualität zu retten. Ich ging ſo weit, zu behaupten, daß es Größe ſei, allenfalls ſelbſt jene Individualität der Ausführung einer großen, wohlthätigen Idee zu opfern. Er ſtritt heftig; endlich aber ſchüttelte er mit jener ſonderbaren Weiſe, die ſeine Freunde wohl alle an ihm gekannt haben, murrend den Kopf und rief: „Laſſen Sie mich in Ruhe! Ich gehöre nun einmal zu den Menſchen, die nur: Ich will nicht! ſagen können.“ Dieſes Gefühl ſelbſt mag die Urſache geweſen ſein, warum er bei den Alltäglichkeiten des Lebens ſo gern und ſo oft: „Ich will!“ ſagte und dabei unerſchütterlich beharrte. Es war doch immer nur ein umgewandtes: „Ich will nicht!“

In Leipzig, das Seume, aus einem benachbarten Dorfe gebürtig, als ſeine Vaterſtadt betrachtete, lebte er jetzt auf dem Fuße eines wohlhabenden Fremden. Der General und Ambaſſadeur Igelſtröm, deſſen Sohn er ein paar Jahre auf

der Universität zu leiten bemüht gewesen, und bei dem selber er später in Warschau Secretär für die militärischen Dienstsachen war, hatte ihn bewogen, einen jungen Russen aus vornehmer Familie als Führer und Vorsorger wieder nach Leipzig zu begleiten. Der Jüngling, ein Herr von Muromzow, hatte zu Warschau bei der Revolution 1794 einen Schuß in die Brust erhalten, war dann zugleich mit Seume gefangen und durch die Capitulation der Stadt befreit worden. Da seine Wundärzte in Rußland an Heilung der die Lunge berührenden Wunde verzweifelten, hatten sie ihn ins Ausland geschickt, um dort dem Tode entgegen zu welken; doch ehe es geschah, führte ihn Kaiser Paul's Befehl an alle Russen im Auslande nach Hause, wo er wenigstens im Zirkel seiner Familie gestorben sein wird. Zu retten war er, nach dem geheimen Ausspruche des geschicktesten Wundarztes in Leipzig, nicht. Es war ein lebhafter, geistreicher Jüngling, von hoher Gutmüthigkeit und brennender Begier, seine etwas vernachlässigte Bildung zu vervollkommnen. Er war überzeugt, daß er gesund werden würde. Oft rührte es mich tief, ihn mit froher Hoffnung von seiner Zukunft sprechen zu hören, indeß sein schönes Auge fieberhaft glänzte und ein rother Flecken auf seiner Wange die Nichtigkeit aller Hoffnungen für ihn aussprach.

Der neunzehnjährige Herr von Muromzow war Major, sein 36jähriger Mentor, der berühmte Seume, nur Lieutenant, beide im Dienst; aber sie waren ein paar sonderbare Militärs! Der Major, wahrscheinlich als Kind in die Garde aufgenommen, so bei der Entlassung daraus zu seinem Range gelangt und dann sogleich aus dem Vaterhause der Gesandtschaft in Warschau beigegeben, hatte eine fast kindliche Naivetät und Liebenswürdigkeit. Vom Felddienst

kannte er ſelbſt die meiſten Ausdrücke nicht, und ſchwerlich hatte er jemals in einer feindlichen Abſicht den Degen gezogen. Er ſelbſt verſicherte einmal, er ſei ganz unſchuldiger Weiſe zu ſeiner Wunde gekommen, und war deshalb am meiſten gegen die Polen erbittert.

Seume wiederum hatte urſprünglich Theologie ſtudirt, war aber aus Vorliebe für die griechiſchen Dichter zur Philologie übergegangen, dann auf einer Fußreiſe, die er, als ganz friſcher Magiſter, machte, von den Heſſen mit Gewalt enrollirt und nach Amerika geſchickt als gemeiner Soldat. Ob er als ſolcher ſich im Dienſt auszeichnete, weiß ich nicht, aber er wurde in dieſer Lage nicht müde, den Theokrit und Horaz zu ſtudiren, und machte Gedichte. Nach Europa zurückgekehrt und entlaſſen, wurde er wieder mit Gewalt von den Preußen enrollirt, deſertirte aus Weſel, wurde gefangen, pardonirt und endlich, ſchon mit der ſchweigenden Vorausſetzung, daß er nicht zurückkehren würde, beurlaubt. In Leipzig machte er ſeinen Magiſtergrad geltend, erlangte aber Nichts durch denſelben, als die Hofmeiſter-Stelle bei dem jungen Baron Igelſtröm; dann wurde er vom Vater desſelben als brauchbarer Secretär angeſtellt und trat in ruſſiſche Dienſte als Lieutenant. Hat er jemals in Amerika einem Gefechte beigewohnt, ſo hat er gewiß mit Unerſchrockenheit Stand gehalten; als ruſſiſcher Militär hat er, ſelbſt zur Zeit der Revolution in Warſchau, nicht gefochten. Bei dem Rückzuge der Ruſſen vergeſſen, ſteckte er während des Tumults auf einem Oberboden hinter Fäſſern und kam erſt, als der Lärm vorüber war, hervor, um ſeinen Degen abzugeben, ein Verfahren, das ich ſehr vernünftig finde, und das eben kein nachtheiliges Licht auf ſeinen Muth wirft. Ob er viel vom ruſſiſchen

Dienſtreglement wußte, kann ich nicht ſagen; aber er hatte als Lieutenant nothwendig gefunden, neben den alten Dichtern auch Cäſar und Polybius eifrig zu ſtudiren. Er demonſtrirte mir einmal nach dieſen, daß der Erſtere höchſt wahrſcheinlich mit ſeinen Römern die meiſten jetzigen Heere ſchlagen würde, gab mir aber doch recht, als ich meinte, des Imperators erſte Maßnahmen dazu würden ſein, ſich Artillerie zu verſchaffen, ſeiner Infanterie aber Flinten und ſeiner Reiterei Steigbügel zu geben. Er ſelbſt wäre, glaub' ich, nicht zum Militär zurückgekehrt, ſelbſt wenn man ihn zum Oberſten gemacht hätte, behielt aber doch aus dem Dienſte mit Vorliebe einen großen Backenbart bei und einen barſchen, ſoldatiſchen Ton im Sprechen und Benehmen, der ſeinen oft zarten, immer edelen Aeußerungen einen ganz eigenthümlichen Charakter gab.

Als ich im Herbſt 1796 nach Jena gegangen war, beſuchte er mich ſchon vier Wochen nachher; in den folgenden Jahren machten wir zuweilen Reiſen von zehn oder zwanzig Meilen, um ein paar Tage mit einander zu leben, und der früheſte meiner Freunde in Deutſchland war faſt auch der letzte, den ich ſah. Er hatte mich im October 1806 in Berlin beſucht; zwei Tage vor der Schlacht bei Jena ſchieden wir nach einer langen, trüben Unterredung — auf immer. —

Der Schauſpieler Chriſt.

Nächſt Seume machte der Schauſpieler Chriſt, trotz der großen Verſchiedenheit unſeres Alters, mir den Aufenthalt in Leipzig angenehm. Wir hatten uns ſchon in Riga gekannt. Auch er war, wenn nicht ein geborener Leipziger, doch höchſt wahrſcheinlich ein Sachſe; denn ich beſitze noch

ein Briefchen von ihm, in welchem er mich verſicherte, es ſei ihm ſehr gleichgültig, ob er einmal „die Berlendore des Paradieſes“ zu ſehen bekäme, aber er hoffe von der „Küte Kottes“, daß ſie ihm ſeine muthwilligen „Strecke verkeben“ werde. Merkwürdig war es, daß er nicht ſo fehlerhaft ſprach, als er ſchrieb, vorzüglich nicht auf der Bühne. Als Schauſpieler trage ich kein Bedenken, ihn, ob ich ihn gleich erſt in ſeinem weit vorgeſchrittenen Alter kennen lernte, neben Iffland und Fleck zu ſtellen. Er war Meiſter in ſeiner Kunſt, ſowohl in den geiſtigſten Theilen derſelben, als in den niedrigſten. Sein Gedächtniß war ſchwach geworden; ſeine Stimme hatte den Klang verloren; ſeine Stirn durchzogen ſchon Runzeln, aber ſein Geiſt war noch lebhaft und ſein Körper gewandt. In Riga, wo er neben Koch und Porſch ſtand, war es immer für Gebildete eine wirkſame Lockung, wenn ſie ſeinen Namen auf dem Komödien-Zettel fanden. Helden und erſte Liebhaber konnte er ſchon damals längſt nicht mehr ſpielen, aber in den verſchiedenartigen Fächern, die ihm noch übrig waren, vergriff er keine bedeutende Rolle und wußte auch der geringſten Bedeutung zu geben. Ich erinnere mich noch mit Bewunderung, wie er einſt in einer Woche zu Riga König Philipp im Don Carlos mit einer Schauder erregenden Würde, hernach den Mohren im Fiesco gewandt wie ein Jüngling und dann den alten, berauſchten Gärtner in Figaro's Hochzeit zum lebendigſten Ergötzen ſpielte. Dabei war er auch in den Nebendingen der Darſtellung und der Ausrüſtung der Rollen wahrer Künſtler. Er malte z. B. auf ſeinem Geſichte den Charakter jeder derſelben meiſterhaft hin, ſo daß man immer ein anderes zu ſehen glaubte.

Chriſt hat, bei weit höherem Talent und reiferer Kunſt,

als die Allermeisten der seit vierzig Jahren hochgepriesenen und dann wieder bald vergessenen Schauspieler, nie einige Berühmtheit besessen. Die Hauptursache war: es gab zur Zeit seiner Blüthe keine Tagesschriftstellerei in Deutschland, die, aus Mangel an Stoff, die Bühne und ihre Leistungen in allen Städten und Städtchen als eine Nationalangelegenheit behandelte. Lessing und Engel haben ihn wahrscheinlich nie gesehen, und ihre Stimme war es vorzüglich gewesen, die Eckhof's und Schröder's glänzenden, vielleicht unerreichbaren Talenten Anerkennung verschaffte. Zudem fehlte seinem Charakter die liebenswürdige Einfachheit Eckhof's und die imponirende Persönlichkeit und Schriftstellergabe Schröder's. Er nahm das Leben leicht und froh, und sein reicher, sarkastischer Witz eignete sich mehr dazu, ihm Feinde, als Freunde zu machen. Besonders hatte er unwiderstehlichen Hang zu — um seinen Ausdruck beizubehalten — muthwilligen „Streechen", deren er mir selbst mehrere spielte.

Es geschieht so selten, daß ältliche Männer Scherz verstehen, daß ich einen Vorgang hersetzen will, der in diese Kategorie gehört.

In Berlin saß ich eines Tages bei einer kranken Freundin auf dem Sopha, als plötzlich mit raschen Schlägen an die Thür geklopft, diese dann ebenso rasch geöffnet wurde, und ein nicht großer Mann hereintrat mit geistvollem Gesicht und ziemlich queckfilbern in jeder Bewegung. Er ging auf die Dame zu und fragte mit etwas quäkender Stimme: „Wie geht's heute?" Ich errieth, daß es der Arzt sei und entfernte mich ins Vorzimmer. Als er wegging, redete er mich an und es entspann sich ein kurzes, aber lebhaftes Gespräch zwischen uns. Endlich fragte er: „Wer sind Sie?", nickte dann freundlich, lief fort ohne Hut, den

er gewöhnlich im Wagen liegen ließ, und ſprang in ſein Fahrzeug. Nach zwei oder drei Tagen wiederholte ſich der Auftritt und ſchloß wieder mit jener Frage. Ich beantwortete ſie lächelnd, als ſie aber nach einigen Tagen zum dritten Male wiederkehrte, verdroß ſie mich, und ich ſagte ſo beſcheiden wie möglich: Ich bin der Hofrath Heim. — Er prallte einen Schritt zurück, ſah mich einen Augenblick ſtarr an und rief: „Sehen Sie mal, bis jetzt habe ich geglaubt, ich ſei der Hofrath Heim. Wer bin ich denn?“ So viel ich weiß, antwortete ich, ſind Sie der Doctor Merkel. „Gut, gut,“ rief er. „Wie man ſo vergeßlich ſein kann. Alſo ich bin der Doctor Merkel.“ Und er nickte ſo freundlich und lief ſo eilig fort wie ſonſt.

Chr. F. Weiſſe.

Unter den achtungswerthen Gelehrten und Künſtlern, die Leipzig damals beſaß, zeichneten ſich vorzüglich zwei durch glänzende Verdienſte aus: der erwähnte Philoſoph und Redner Plattner und der geniale Maler Oeſer, dem Deutſchland gewiſſermaßen ſeinen Winkelmann verdankt. Beide waren indeß unter den Leipzigern nicht in der Mode. Den Erſten prieſen faſt nur die Studirenden mit Enthuſiasmus, den Letzteren die jungen Maler; aber: „Haben Sie ſchon Weiſſe beſucht?“ fragte mich jeder alte und jeder junge Belletriſt, und: „Haben Sie unſern Weiſſe noch nicht geſprochen?“ liſpelte jede ſchöngeiſtige Dame.

Die Wahrheit zu ſagen, ich fühlte keinen lebhaften Drang, ſeine Bekanntſchaft zu ſuchen. Was ich von ihm geleſen hatte, gefiel mir nicht ſehr. Seinen Kinderfreund hielt ich, wie jede Schrift, in der man Kinder von Kindern unterhält, für einen pädagogiſchen Fehlgriff; in ſeinen

Trauerſpielen ſchienen mir alle Leidenſchaften an der Engbrüſtigkeit zu leiden, und ſeine höchſt manierlichen kritiſchen Erörterungen fand ich oberflächlich und matt. Indeß bat ich endlich Seume, mich zu ihm zu führen.

Ich fand einen alten, ſtark beleibten Mann mit einem hübſchen, nichtsſagenden Geſicht, in einer zierlich friſirten Perücke und einem, wo ich nicht irre, ſeidenen Schlafrocke, aus deſſen Aermeln lange, ſteife Manſchetten hervorgingen. Er legte ſogleich die Feder aus der ſtark zitternden Hand und unterhielt mich mit förmlicher Freundlichkeit von den vornehmen Bekannten, die er in meinem Vaterlande habe, und von den vielen jungen Männern, denen ſeine Empfehlung glänzende Carrièren eröffnete. Was das ſagte, errieth ich leicht und lächelte.

Auf dem Rückwege konnte ich mich nicht enthalten, gegen Seume zu äußern: wie Weiſſe in ſeinem eleganten Schlafrock mit den in Manſchetten zitternden Händen da geſeſſen, habe er mir eine Perſonification, eine lebendige Titelvignette ſeiner ſämmtlichen Schriften geſchienen. Halb böſe erwiderte Seume: „Er iſt aber doch ein ſehr wackrer Mann!“ Dieſen Charakter hörte ich ihm überall beilegen; nur ſein alter Jugendfreund Engel ſchüttelte einmal den Kopf über ihn und wollte ihn verſteckt und hämiſch gefunden haben. Bekanntlich war es eine ähnliche Bemerkung, die Leſſing und Sulzer mit Weiſſe entzweite. Das iſt indeß die Form, welche der Aerger in ſchwachen Charakteren, ſtarken gegenüber, immer anzunehmen pflegt, und vorzüglich der brauſende Engel mag ſeinen ſanften Freund nicht ſelten geärgert haben.

Weiſſe gehört nicht zu den originellen kräftigen Köpfen, die ſich eine eigene Bahn brechen und ihr Zeitalter mit

sich auf dieselbe fortreißen, aber er besaß hellen Verstand, Empfänglichkeit für das Schöne und Große, leichten Witz und das Talent wohlklingender Versification. Mit diesen Gaben hatte er das Glück, daß seine Bildung in eine Zeit fiel, da eine Zahl ausgezeichneter Geister, die der bleibende Stolz ihrer Nation geworden sind, ihren Aufschwung nahmen. Sobald er sie kennen lernte, verließ er Gottsched und schloß sich ihnen an. Sie trugen ihn mit sich empor, und da er, was originellen Köpfen ihrer Natur nach zu fehlen pflegt, sehr großen Fleiß und nicht geringere Vielseitigkeit besaß, so pflanzte er die Wirkung, die sie auf ihn geübt hatten, weiter und glücklicher fort, als sie vermocht hätten. Fast jedes Fach, in das Weisse sich warf, wurde Mode; aber es würde schwer halten, unter seinen zahlreichen Dichtungen und Schriften eine einzige aufzufinden, deren Idee ihm gehörte.

Lessing's Hang zum Theater begeisterte, und Lessing's richtiger Geschmack belehrte ihn. Wetteifernd setzte er jedem Trauer- oder Lustspiel seines Lehrers bald ein Viertelduzend entgegen. Es ist wahr, jene sind bleibend und diese längst vergessen: aber als Zwischenstufen erhoben sie das Publicum dahin, jenen und Shakespeare Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nicolai und Mendelssohn fingen die erste vorzügliche kritische Schrift, die Bibliothek der schönen Wissenschaften an: als sie ermüdeten, übernahm Weisse dieselbe.

Gleim ließ seine Kriegslieder, wie sie gedichtet waren, einzeln drucken: noch ehe sie in eine Sammlung gebracht waren, erschien Weisse mit seinem Bändchen Amazonenlieder. Seine Operetten sind Nachbildungen französischer; nur von einer gehört die einfache Fabel ihm, nämlich vom Erntekranz.

Sie verdankten ihr erſtes Glück den Hillerſchen oder vielmehr Standfuſiſchen Melodien und dem reizenden Spiel einer jungen, ſchönen Schauſpielerin, der Demoiſelle Steinbrecher, die man die deutſche Favart nannte. Unter dem Namen Madame Hübler ſtarb dieſe geiſtvolle Künſtlerin vor einigen Jahren unbekannt und verlaſſen zu Riga. — Adelung gab eine Wochenſchrift für Kinder heraus: als er ſie ſchließen wollte, ſetzte Weiſſe ſie durch ſeinen Kinderfreund fort, aber freilich mit viel größerem Glück, weil er mit gefälligerem Geiſte ſchrieb. In Rückſicht des Kinderfreundes kam Weiſſe in eine der luſtigſten Verlegenheiten, in die ein Schriftſteller gerathen kann. Er hatte den Spectator darin nachgeahmt, daß er beſtimmte Perſonen, bekanntlich eine Familie mit Kindern von dem Alter, wie er ſich ſeine Leſer dachte, aufſtellte: aber da er die Schrift zehn Jahre fortſetzte, ſo erwuchs ihm das junge Volk unter den Händen faſt zu männlichen und mannbaren Jahren und taugte nicht mehr zum Zweck der Schrift. Da er und ſein Verleger gleichwohl die einträgliche Speculation nicht fallen laſſen wollten, ſuchte er ſich aus dieſer komiſchen Verlegenheit durch einen, wo möglich, noch komiſcheren Fehlgriff zu ziehen. Statt kurz und gut von jenen Erwachſenen keine Notiz zu nehmen, oder eine andere Familie aufzuſtellen, oder eine andere Form zu wählen, nahm er an, ſein Publicum beſtehe immer aus denſelben Perſonen, ſei alſo mit ſeinen fingirten Kindern erwachſen, und glaubte ſo im ganzen Ernſt, den „Kinderfreund“ durch ſeinen „Briefwechſel der Familie des Kinderfreundes“ fortzuſetzen, in welchem jene Kinder als Jünglinge und Jungfrauen auftreten. Aber ſeine wirklich erwachſenen erſten Leſer waren ins thätige Leben übergegangen, konnten alſo nicht viel Intereſſe

mehr an dieser zahmen Lectüre finden, und für das nachsprießende eigentliche Publicum der Wochenschrift taugte der Briefwechsel nicht. So geschah es denn, daß der Kinderfreund immerfort für Kinder von zehn bis zwölf Jahren gekauft wurde und wird, daß der Briefwechsel aber sich längst unter der Zahl nichtssagender Romane würde verloren haben, wenn man ihn nicht etwa noch nähme, weil er zur Vollständigkeit des erstern zu gehören scheint.

Selbst sein ABCbuch hat Epoche gemacht, und selbst die Idee zu diesem war nicht die seinige. Es war eine Buchhändlerspeculation, und Weisse selbst scheint die Wichtigkeit der vorgesetzten Abhandlung über das Lesenlehren, die mit Recht für die Wurzel aller der seitdem ersonnenen Methoden gilt, nicht eingesehen zu haben: sie wurde ihm anonym eingesandt, und er soll sich nicht einmal nach dem Verfasser erkundigt haben, der offenbar ein heller Kopf war. —

Meine Schriftstellerei.

Ueber Vorlesungen und freundschaftlichen Genüssen vergaß ich den Zweck nicht, der mich nach Deutschland geführt hatte. Ich theilte denselben Seume mit und las ihm einige Stellen meiner „Letten" vor. Er ging mit hoher Wärme auf den Gegenstand ein und brachte mir am folgenden Tage ein Gedicht, das am Ende der ersten Auflage des Buches steht, und erlaubte mir, dasselbe als *seinen* Beitrag, seine Stimme beizufügen. Doch galt es vorerst, einen Verleger zu finden. Für jede erste Schrift hat das Schwierigkeit und mußte dergleichen vorzüglich für mich haben, der ich den literarischen Geschäftsgang gar nicht kannte.

Christian August Fischer, den ich in Riga *einmal* sprach, bot mir sogleich eine Empfehlung an einen Buch-

händler an, für den Fall, daß ich Etwas herausgeben wolle. Fischer hatte damals eine Art von Celebrität in der Lesewelt wegen eines kleinen Romans, der, wenn ich nicht irre, „die Savoyardische Familie“ hieß. Ich habe denselben wegen seiner erkünstelten Empfindsamkeit nie lesen können. Späterhin hat er den angenommenen Namen „Althing“ durch eine Reihe bis zur Liederlichkeit schlüpfriger Romane verrufen gemacht und seine literarische Laufbahn durch eine lange Reihe lebhaft geschriebener, aber mit flacher Ansicht zusammengestoppelter Reisebeschreibungen geendigt. — Der Buchhändler, an den er mich adressirt hatte, war der Verleger seiner Schriften und unter den Buchhändlern, was Fischer unter den Schriftstellern. Die Hauptartikel seines Verlages waren Dinge wie „Elisa oder das Weib, wie es sein soll,“ und unendlich viele Broschüren; aber er machte einen solchen Lärm über seine Verlags-Artikel, daß sie wirklich Abgang fanden. Von der elenden „Elisa“ erschienen sechs oder sieben Auflagen.

Ich beging die Uebereilung, nicht vorher mit Seume oder Ou— über den Mann und meinen Plan zu sprechen, sondern ging wenige Tage nach meiner Ankunft zu ihm, voll Vertrauen auf die Fischer'sche Empfehlung, und trug, so wenig mir der Mann gefiel, ihm meine Schrift an. Ich setzte ihm die Beschaffenheit und den Zweck derselben auseinander und gab ihm endlich einen Theil derselben zur Durchsicht. Er bot mir — einen Ducaten für den Bogen, und ich — nahm ihn an für die mit Enthusiasmus und sorglicher Kritik gemachte Arbeit mehrerer Jahre. Nur die Bedingung machte ich, daß die Schrift in einigen Wochen, bis zum August, erscheinen und gut gedruckt werden solle. Die erste Bedingung erfüllte er, da ich ihm gesagt hatte,

der Abſatz würde ſehr dabei gewinnen, wenn das Buch vor dem Herbſtlandtage zu Riga erſchiene; was aber die typographiſche Ausſtattung betrifft, ſo war es auf ſchlechtem Druckpapier in irgend einer kleinen Thüringiſchen Stadt gedruckt und ſo nachläſſig behandelt, daß ich kaum eine Schrift kenne, die mit noch mehr Druckfehlern befleckt iſt.

Die „Letten" waren nicht das einzige literariſche Product, das ich in dieſem Jahre in die Welt ſchickte. Indem ich meine Papiere ordnete, fiel mir eine Ueberſetzung des „Lockenraubes" in die Hände. Ich blätterte darin, als gerade Seume in mein Zimmer trat. Soll ich das drucken laſſen? fragte ich ihn. Er las darin. „Warum nicht?" erwiderte er und ſetzte hinzu, daß ein Buchhändler von ſeiner Bekanntſchaft noch heute den Wunſch geäußert hätte, Etwas von mir zu verlegen. Ich gab ihm das Manuſcript, empfing nach zwei Tagen ein Honorar und eine Einladung zum Abendeſſen vom Verleger. Dieſe kleine Arbeit, ein Spielwerk, bei dem ich mir hier und dort einigen Muthwillen erlaubt hatte, that mir beim Publicum vielleicht Schaden. Ihr Charakter ſtach zu ſehr von dem der „Letten" ab; er mußte an dem meinigen irre machen.

Glücklicher war ein anderes Product, zu dem ich hier in Leipzig den Anfang machte. Es ſchien mir, als müßten mir meine „Letten" die Rückkehr nach Livland auf immer verſchließen. Meine Phantaſie malte mir daher die verlorenen Freuden einer ſolchen ſehr reizend aus; aber bald ward ich müde, mich dabei mit mir ſelbſt, mit meiner Wirklichkeit zu beſchäftigen. Ich dichtete mir einen fremden Charakter, dachte mir Verhältniſſe, die intereſſanter waren, als die meinigen, und warf nun einzelne Aufſätze hin, in denen ich meine Gefühle jenen anpaßte. So entſtand meine

„Rückkehr ins Vaterland“. Die Aufsätze, aus denen dieses Buch besteht, sind übrigens einzeln, zum Theil nach langen Zwischenräumen, an sehr verschiedenen Orten geschrieben. Hier in Leipzig entstanden die ersten. Das Büchelchen erwarb mir eine ungehoffte, glänzende Ehre, die ich aber — erst vierzig Jahre später erfuhr. Als eine solche betrachte ich mit hohem Rechte den Brief, den Wieland darüber an Böttiger schrieb, und in welchem er mein Werkchen „delicids“ nannte und neben das „Exquisiteste“ in unserer Sprache stellte.

Jena.

In Leipzig entsprachen die Hilfsmittel zum Studium der Medicin meinen Wünschen wenig, und der Aufenthalt daselbst war für mich zu theuer; ich ging also nach Jena, noch im Herbste 1796. Die Fahrt geschah im offenen, rumpelnden Wagen der Fahrpost. Auch zwei anständig gekleidete Frauen saßen im Wagen. Die Rücksichten, so burschikos diese waren, mit denen ein paar mitfahrende Studenten sie behandelten, fielen mir auf. Ich fragte und hörte, es seien Schwestern, berühmt als Dichterinnen. Wirklich erinnerte ich mich, den Namen der Einen unter Liedern voll überzarter Gefühle gelesen zu haben. Ich kann nicht sagen, daß sie mir dadurch interessanter wurde, wohl aber ward sie mir merkwürdig durch einen Zug am folgenden Morgen; denn die kurze Strecke von neun Meilen forderte damals mit der Passagierpost eine Fahrt von nicht viel weniger als 24 Stunden. Als der Wagen nach überstandener Nacht anhielt, winkte die ältere dieser Damen einem Auf-

wärter im Poſt- oder Wirthshauſe und zog ſich in einen Winkel zurück. Er brachte ihr ein Glas voll einer waſſerhellen Flüſſigkeit, die ſie raſch austrank. Ich fühlte, daß ich auch der Stärkung bedurfte, und rief dem Menſchen zu: Mir auch ein Glas! Er brachte das Glas, ich koſtete und ſpuckte das Erhaltene ſchnell wieder aus, unwillkürlich mit einem Blick auf die Dame, den ſie mir nie verzieh. Der Nektar, an dem dieſe Sappho ſich labte, war der gemeinſte Fuſel. — Ein Bekannter hatte die Gefälligkeit, mich bei dem Eintreffen des Poſtwagens zu erwarten und mich ſogleich in meinen neuen, von ihm beſorgten Jenaer Palaſt einzuführen, im Hauſe des ehemaligen Seilermeiſters Fuchs, in der Johannisgaſſe. Dieſe Umſtände ſind mir im Gedächtniß geblieben, denn ich betrat meine Wohnung mit einer Art Schaudern: zwei Treppen hoch ein kleines, dunkles, ſchmutziges Stübchen, mit einem anſtoßenden Käſterchen ohne Thüre oder Vorhang, das ich nach Belieben zum Schlafzimmer oder zum Holzſtall benutzen konnte. Nebenan war ein völlig gleiches Stübchen, und darin wohnten gar zwei Studenten, Ungarn; aber ſie hatten Raum genug zum Frohſein, wie mir ſehr bald das Anſtimmen von Studentenliedern bewies.

Die jetzigen Leipziger müſſen mir verzeihen, wenn ich ihnen geſtehe, daß ihre Stadt vor 43 Jahren nicht meinen Erwartungen entſprach, trotz der ſchönen Promenaden in den ehemaligen Stadtgräben, der geputzten Gärten und der fruchtbaren und freundlichen Landſchaft um ſie her. Ich glaubte Glanz und Eleganz in ihr zu finden, im Aeußern der Stadt, wie im Geiſt und in der Lebensweiſe ihrer Bewohner. Ich fand eine Stadt, die überall neben den Spuren der Wohlhabenheit noch mehr die ihres Lebensprincipes, des

Landhandels, zeigte, und dieſe waren nicht reizend. Ich fand ein Völkchen, das bei vollem Beutel und oberflächlicher Bildung zwar viele Anſprüche auf feineren Lebensgenuß machte und ſie in manchen Häuſern und Zirkeln mit Aufwand zu befriedigen ſuchte, doch ohne das Gepräge der Kleinſtädterei irgendwo ganz verwiſchen zu können. Nur zur Zeit der Meſſen erſchien Leipzig als große Handelsſtadt. Als ich aber von dort nach Jena kam, war mir, als träte ich aus einem Hôtel des quatre nations in eine Dorfkneipe. Die ſchmalen, ſchmutzigen Gaſſen mit der Goſſe in der Mitte, die altväteriſchen Häuſer, unſauber von außen und nur zu häufig auch im Innern, die Armſeligkeit der Bürger und vieler Studenten aus den umliegenden Städtchen, der Geſellſchaftston, der, wenn er ſich über die Gemeinheit erheben wollte, in den Pedantismus gerieth, der rohe Ton der Studenten und noch vieles Andere flößte mir Ekel ein. Als ich mich darüber gegen Bojanus, den nachmals rühmlich bekannten Naturforſcher und Profeſſor in Wilna, äußerte, der in jener Zeit hier ſtudirte und ſich durch feinere Sitte liebenswürdig auszeichnete, gab er mir Recht, aber erwiderte: „Dafür haben wir hier große Gelehrte und ſchöne Gegenden.“ Es iſt wahr, Jena beſaß damals Paulus und Grießbach, Loder, Hufeland, den Arzt, und Hufeland, den Juriſten, den Philologen oder vielmehr Polyhiſtor Schütz, der die Jenaiſche Literatur-Zeitung ſtiftete und redigirte, Fichte und mehrere damals Hochgeprieſene. Auch Schiller lebte hier als Profeſſor. Alle dieſe Gelehrten ſtudirten und lehrten, ſchriftſtellerten aber noch mehr; aber zur Annehmlichkeit des öffentlichen Lebens trugen ſie faſt nichts bei, und ſelbſt ihre Geſellſchaften — und Loder gab zuweilen recht ſplendide — trugen den Stempel des Pedantismus.

Jena beſaß indeſſen unzweifelhafte Vorzüge. Derſelbe offene, helle Sinn, mit dem Herzog Karl Auguſt Weimar durch die Verſammlung großer Dichter glänzend gemacht, hatte ihn auch bewogen, mit mancherlei Aufopferungen ſo viele ausgezeichnete Gelehrte nach Jena zu ziehen, als er nur gewinnen konnte, und bereitwillig half er, ſo weit ſeine Finanzen es erlaubten, auch den öffentlichen Anſtalten nach. Dennoch waren die Bibliothek und die Naturalienſammlung kaum nennenswerth, der botaniſche Garten, obgleich von dem verdienſtvollen Batſch angelegt, neu und unbedeutend; eine Sternwarte und ein allgemeines Krankenhaus ꝛc. fehlten ganz. —

Am verletzendſten für mich war der rohe Ton, der hier, trotz der Nähe des äſthetiſchen Weimar, nicht nur unter den Studenten herrſchte, ſondern auch bei mehreren Profeſſoren, die in ihren Collegien ſich der gemeinſten Ausdrücke bedienten, um populär zu ſein, wohl gar Zoten riſſen, um die Hörer zu unterhalten. Namentlich reichte ein einmaliges Hoſpitiren bei dem Profeſſor der Naturgeſchichte L. und bei dem durch einige mediciniſche Schriften ſogar berühmten Gr—r hin, mich auf immer aus ihren Auditorien zu verſcheuchen, obgleich der letztere mir gegenüber wohnte. Was die Studenten betrifft, ſo lag eine Entſchuldigung für ſie darin, daß die meiſten von ihnen im väterlichen Hauſe ſelbſt keine geiſtige Bildung genoſſen hatten, und daß ſich ihnen in Jena keine andere Unterhaltung darbot, als ſich die wilden Streiche zu erlauben, die ſie in der Schule nicht gewagt hatten. Die Anſtändigſten waren im Allgemeinen die Kur-, Liv- und Eſthländer, aber auch unter dieſen gab es gar Manchen, der etwa heute in einem der ſeltenen Geſellſchafts-Zirkel bei Loder oder Schütz ſich fein oder artig

gezeigt, oder in einem Abonnements-Concert im ſchwarzen Bären, dem einzigen, ſehr einfachen Gaſthauſe, ſeinen Damen die Cour gemacht hatte, morgen aber im ſchmutzigen Flausrocke „zu Dorfe ſtieg“, ſich in Bier berauſchte und mit Handwerksburſchen und Bauern herumſchlug. Raufereien mit dem herzoglichen Militär, den Laubfröſchen, wie die grün gekleideten Jäger genannt wurden, Duelle, Austrommeln eines Profeſſors, Katzenmuſiken und Einwerfen von Fenſtern waren ziemlich häufig. In Leipzig hatte ich nichts der Art erlebt und den Umgang mit den Studenten vermieden; es verſteht ſich, daß ich es in Jena eben ſo ſorgfältig verſuchte, doch ließ ſich das weniger thun, da Profeſſoren und Studenten hier ja faſt das ganze Publicum ausmachten, und ich unter den letzteren viele Landsleute hatte.

Der Anatom Juſtus Ch. Loder

war in vielen Rückſichten der ausgezeichnetſte und intereſſanteſte unter den Profeſſoren. Obgleich ſchon tief in den Vierzigen, verband er mit dem vielſeitigſten Wiſſen und tiefem Studium ſeiner Wiſſenſchaft eine faſt jugendliche Lebhaftigkeit im Sprechen und Handeln. Dabei war ſein Benehmen das eines, in feiner Geſellſchaft geſchliffenen Weltmannes und edelſinnig, ſeine Unterhaltung geiſtvoll — und ſein Haus das glänzendſte in Jena.

Sein Lebensgang iſt merkwürdig. Er wurde 1753 zu Riga geboren. Im 17ten Jahre bezog er die Univerſität zu Göttingen, erhielt im 24ſten die mediciniſche Doctorwürde, im 25ſten die Profeſſur der Anatomie, Chirurgie und Hebammenkunſt zu Jena, machte auf Koſten des Herzogs von Weimar eine Reiſe nach England und Frankreich, trug 25 Jahre hindurch ſehr viel zur Berühmtheit der Univerſität

Jena bei durch ſeine Schriften und ſeine Collegia, — ging dann als Profeſſor nach Halle; als die Franzoſen dieſe Stadt einnahmen, nach Königsberg, von dort nach Petersburg, dann als wirklicher Staatsrath und Kaiſerl. Leibarzt nach Moskau, leiſtete im Jahre 1812 große Dienſte, indem er die Einrichtung der Armee-Spitäler leitete, und wurde Director des großen Militärhoſpitals zu Moskau, nachdem er wichtige Fehler in der bisherigen Verwaltung zu gerichtlicher Unterſuchung gebracht hatte. Er beſorgte dort den Bau eines anatomiſchen Theaters, hielt nach deſſen Vollendung unentgeltlich Vorleſungen in demſelben und ſtarb als Geheimerath und mit vielen Orden geſchmückt, über achtzig Jahre alt.

Merkwürdig iſt es und war vielleicht gut, daß er erſt bei herannahendem Greiſenalter, nachdem er Deutſchland verlaſſen hatte, einen großen praktiſchen Wirkungskreis fand. In Jena lebte er bloß ſeiner Wiſſenſchaft, ſeinen Vorleſungen und der kleinen chirurgiſchen Heilanſtalt, deren Anlegung, ſo wie den Bau eines trefflich eingerichteten anatomiſchen Theaters er bei dem Herzoge ausgewirkt hatte. Er bildete zugleich eine anatomiſche Präparaten-Sammlung, der man hohen Werth beilegte. Der Eifer, mit dem er für ihre Vermehrung thätig war, gab ſelbſt zu mancher Drolligkeit Anlaß. So zahlte er einem jungen Menſchen von ſeltener Verkrüppelung, einem Aufwärter der Studenten oder „Mulatten", einen Monatsgehalt gegen die contractmäßige Bedingung, daß das Skelett desſelben dereinſt in ſeine Sammlung käme. Der junge Menſch, der ſeitdem wegen ſeiner doppelt gekrümmten Beine bei den Studenten nur „Loder's Kaffeetiſch" hieß, verſicherte, er hoffe ſeinen mehr als doppelt ſo alten Patron zu überleben, aber die Hoffnung

täuſchte. Der „Kaffeetiſch" hatte trotz der Mißgeſtalt ſeiner Beine einmal die Keckheit, einen ſtörriſchen Miethsgaul zu beſteigen, fiel herunter und zerbrach völlig. Ob ſein Skelett indeß ſeine Beſtimmung erreichte, weiß ich nicht. Loder hatte an dem Stadtphyſicus Starke, Profeſſor der Chirurgie, der auch über Anatomie las, einen feindlich geſinnten Rival, der Anſpruch auf die Leichen aller durch Unfall oder Selbſtmord Umgekommenen machte, und das war um ſo ärgerlicher, weil in der kleinen Stadt nur ſelten Cadaver zu haben waren. Der Eifer der Zuhörer Loder's half indeß zuweilen aus. So war einſt die Leiche eines Umgekommenen zu Starke gebracht worden, der ſie in ſeinem Vorhauſe niederlegen ließ und ſelbſt die Hausthüre verſchloß. Zu ſeinem großen Erſtaunen war die Leiche am andern Morgen verſchwunden, und Loder zeigte beim Eintreten in ſein Auditorium eben ſo großes Erſtaunen, als er ſie auf ſeinem Tiſche daliegen ſah. Er ſchlug die Hände zuſammen und rief: „Nun, meine Herren, werden Sie doch nicht mehr daran zweifeln, daß der heilige Antonius von Padua vier Meilen weit mit dem abgeſchlagenen Kopfe unterm Arme gegangen iſt! Konnte doch dieſer todte Schuſterjunge da durch verſchloſſene Thüren ſpazieren, um ſich auf unſern Tiſch zu legen. Er ſoll uns willkommen ſein!" und das Zerlegen fing an.

Es hieß, Starke habe eine Klage anhängig gemacht; es ließ ſich indeß kein Thäter nachweiſen, und der Wunſch des Herzogs ſchlug die Sache nieder.

Von folgendem Vorgange war ich ſelbſt Zeuge. Eine Schneidersfrau in mittleren Jahren war, ich weiß nicht wie, in die Saale gerathen und ertrunken. Loder hatte ſogleich auf die Leiche ſpeculirt und ſie von dem wahrſcheinlich dürftigen Ehemanne zur Oeffnung im anatomiſchen Theater

erhalten, gegen das Verſprechen, ſie ſodann anſtändig auf eigene Koſten beerdigen zu laſſen.

Zu dieſer Zeit wurde unter den Studenten der Medicin eine Subſcription eröffnet, die ſchnell das Nöthige zuſammenbrachte; denn auf allen Gaſſen ertönte die frohe Nachricht, Loder habe einen „ganz himmliſchen Cadaver geſchoſſen“. Daß ich in der Stunde der Oeffnung nicht im anatomiſchen Theater fehlte, verſteht ſich. Unter den anweſenden Dilettanten war auch Alexander von Humboldt. Endlich erſchien Loder mit einer hohen, ſeine Kleidung vorn vom Halſe ab bedeckenden ſchneeweißen Schürze und Wachstuch-Aermeln und legte einen eleganten Secir-Apparat in Ordnung. Jetzt ergriff er das Laken, mit dem die Leiche bedeckt war — aber zufällig blickte er nach oben, zog mit einem lauten „Ha!“ das Laken wieder über und ſetzte ſich nieder, noch immer nach oben ſehend. Alle folgten ſeinem Blicke, und ſiehe da! die oberſten Reihen der amphitheatraliſchen Bänke waren mit einem zahlreichen, wohlgeputzten Publicum gefüllt, das gar nicht burſchikos ausſah. Man ſtaunte eine Minute, bald aber folgte das Erkennen, und während eines allgemeinen Scharrens und Rufens: „Schneider hinaus!“ zogen die Elezants beſchämt davon. Wirklich hatten ſich ſämmtliche Schneidergeſellen Jena's in den Sonntagsputz geworfen und verſammelt, die wohlbekannte Frau Meiſterin in Parade liegen zu ſehen. Während des ganzen Vorganges hatte Loder ruhig und lächelnd dageſeſſen und mit ſeiner goldenen Tabatière geſpielt. Jetzt ſtand er auf, legte die Tabatière neben ſich, zog die Decke ab, und ein Murmeln: „Göttlich! Göttlich!“ lief durch die Reihen. In der That war die Frau Meiſterin ein wohlconditionirtes, ſehr fleiſchiges Exemplar, woran ſich beſonders die Myologie und

Syndesmologie sehr gut hätte demonstriren lassen. In ihrem Unterleibe aber entdeckte Loder bei der Section eine so seltene Mißgestaltung, daß sie sein Auge vor Freude funkeln machte. Er zeigte sie uns vor und erklärte ihre köstliche Merkwürdigkeit ausführlich. Als am anderen Tage einige Wißbegierige sich früh einfanden und den Prosector ersuchten, ihnen die Köstlichkeit zur näheren Prüfung noch einmal zu zeigen, war sie verschwunden. Wohin? ließ sich leicht errathen, und wir Studenten fanden das recht und vernünftig. Nicht so die Schneidergesellen. Es verbreitete sich unter ihnen das Gerücht, der — Magen der Frau Meisterin sei geraubt, und sie erklärten, die Beerdigung nicht zulassen zu wollen, wenn die Frau nicht vollständig wäre. Es war ein Scandal zu fürchten; doch Loder wußte Rath, dem vorzubeugen und doch im Besitze der „Köstlichkeit" zu bleiben. Zur plötzlich und am Abende festgesetzten Stunde der Beerdigung fanden sich sämmtliche Studenten der Medicin und viele Andere, manche mit Fackeln, bei dem anatomischen Theater ein und bildeten, als Procession geordnet, eine so zahlreiche Grab-Begleitung, daß sich kein Schneidergesell zu nähern wagte. Mit großer Auszeichnung, doch ohne — Magen, sank die Frau Meisterin defect in die Gruft.

Daß Loder in Jena ein Haus machte, habe ich schon gesagt. Er hatte eine schöne Wohnung, wenn ich nicht irre, einen Theil des Schlosses, die elegant möblirt war, und gab oft Mahlzeiten, bei denen es stattlich herging. So oft ein ausgezeichneter Gelehrter aus der Fremde nach Jena kam, machte Loder gleichsam die Honneurs der Stadt, und die anständigsten Studenten hatten Zutritt bei ihm, so oft sie es wünschten. Gegen mich zeigte er viel freundschaftliche Güte.

In ſeinem Hauſe war es auch, daß ich zum erſten und einzigen Male mit

Goethe

zuſammentraf, aber leider auf eine Weiſe, die unſere perſönliche Antipathie auf immer entſchied.

Ich las eines Abends gerade in dem Schiller'ſchen Taſchenbuche auf 1797 die Xenien und las ſie mit ſteigendem Unwillen. — Schon durch meine Geiſtesnatur nicht zum blinden, enthuſiaſtiſchen Bewunderer berufen, war ich es am wenigſten für die deutſche ſchöne Literatur, die mir fremder geblieben war als die engliſche und franzöſiſche. — Ihre Tagesgeſchichte, aus welcher die Veranlaſſung jener Spottgedichte hervorgegangen, war mir völlig unbekannt. So ſah ich in dieſen nichts, als die inſolente Anmaßung der Verfaſſer, einer großen Anzahl ausgezeichneter Männer Beleidigungen zu ſagen; daß dieſe witzig waren, machte die Sache noch ſchlimmer. Uebrigens herrſchte die ohne Zweifel richtige Anſicht, daß, wenn Schiller auch Antheil an den Xenien habe, er doch nur von Goethe zu dieſem Muthwillen hingeriſſen ſein konnte. Indem ich über meinem Mißvergnügen brütete, erhielt ich ein Billet von Loder, mich ja ſo bald als möglich zur Abendgeſellſchaft bei ihm einzufinden; auch Goethe würde da ſein. Meine erſte Regung war, zu antworten, ich würde eben deshalb nicht kommen; aber bald beſchwichtigte mich die Betrachtung, daß durch mein Wegbleiben Niemand verlieren könne, als ich ſelbſt. Ich kleidete mich an und ging hin.

Ich fand eine ſehr zahlreiche Verſammlung von faſt allen Profeſſoren und einigen Studenten beiſammen. Im Prunkzimmer ſtand Goethe mit ernſter, ſtolzer Miene

vor dem Spiegeltiſche, auf beiden Seiten von Kerzen und vorn vom Kronleuchter beleuchtet, prunkend da, und um ihn eine Halbrunde von mehreren Reihen ehrfurchtsvoll Lauſchender. Bei dem Gefühl, mit dem ich ſo eben die Xenien geleſen, widerte mich dieſes Schauſpiel an. Ich glaubte den Triumph ſtraſloſer Inſolenz feiern zu ſehen. Loder ſtellte mich Goethe vor als den Verfaſſer der Letten. Er nickte herablaſſend und fuhr fort in ſeiner Rede. Das verdroß mich, denn ich war mir bewußt, in Rückſicht meiner Zwecke über dem Verfaſſer der Xenien zu ſtehen. Daß er mein Buch wahrſcheinlich gar nicht kannte, fiel mir nicht ein.

Er ſprach gerade in einem docirenden Tone über Raphael's Gemälde im Vatican. Den letzten Umſtand hatte ich nicht bemerkt und ſagte: Es wäre viel, wenn die Franzoſen ſich ihrer nicht bemächtigten. Mit einer wegwerfenden Miene, als hätte ich eine Dummheit geſagt, erwiderte Goethe: „Sie ſind ja auf die Mauer gemalt." — Doch nur auf Stuck, antwortete ich, zog mich aus dem bewundernden Halbkreiſe zurück und habe mich Goethe nie wieder genähert. Mir hatte bei meiner Antwort dunkel vorgeſchwebt, es müſſe ein Mittel geben, die Stucklagen abzulöſen ohne Verletzung der Gemälde, die ſie verherrlichen. Welcher Art dies Mittel ſein könne, ahnte ich freilich nicht; doch wenige Monate ſpäter erzählten die Zeitungen, daß die Franzoſen Wandgemälde abgeſägt hätten. Mit welchem Erfolge, weiß ich nicht mehr; gewiß aber hätten ſie ihr Verfahren bis zum glücklichſten ausgebildet, wenn ſich ihnen nicht bald die Ausſicht eröffnet hätte, Rom ſelbſt ſammt ſeinen Herrlichkeiten zu behalten.

Ich brachte meine Verſtimmung gegen Goethe mit, als

ich einige Monate ſpäter nach Weimar zog, und ſie wurde durch das, was ich von ſeinem Verfahren in literariſchen und nicht literariſchen Rückſichten hörte, nicht geändert. So verlebte ich einen großen Theil von drei Jahren dort, ohne einen Verſuch, ihm näher zu kommen. Er ſchien ſchon damals meine Abneigung zu erwidern, wie aus manchen kleinen Kränkungen hervorging. Als z. B. Iffland nach Weimar kam, wurde Morgenſtern, der bei mir wohnte, zu einem großen Dejeuner eingeladen, das Goethe Iffland gab, und an dem faſt ganz Weimar Theil nahm; ich erhielt keine Einladung. Ich tröſtete mich leicht durch den Gedanken, daß ich ohnehin nicht hingegangen wäre, aber ich ſollte noch eine Art Satisfaction erhalten. Kaum war Morgenſtern fortgegangen, als der rühmlich bekannte Schauſpieler Graff zu mir eintrat, ein ernſter Mann, von achtungswerthem Charakter. Wie! rief ich ihm entgegen; Ihre ganze Geſellſchaft iſt bei Goethe verſammelt, und Sie ſind nicht da? — „Nein!“ antwortete er. „Da der Herr Geheimerath ſonſt außer dem Theater keine Notiz von uns nimmt, ſo mag ich die Ehre, die man mir um Iffland's willen zu erzeigen geruht, auch nicht.“ — Sie ſind ein braver Mann, und Ihr Selbſtgefühl iſt gerecht, ſagte ich, indem ich ihm die Hand ſchüttelte.

In kleinen Städtchen wird Alles bekannt. Goethe erfuhr Graff's Beſuch an jenem Morgen bei mir, vielleicht auch meine Aeußerung und beſchuldigte mich nachher einmal, ich machte ihm die Schauſpieler aufſäſſig. Die Anſchuldigung war durchaus unwahr. Ich war zwar zum Theater abonnirt, aber, außer mit Graff, mit keinem Gliede der Bühne bekannt, und auch dieſen ſah ich ſelten.

Da ich ſpäterhin als Kritiker auftrat und mit freier

Unbefangenheit auch über ſeine Schriften urtheilte, zürnte er heftig, und ſein Zorn wurde Erbitterung, als ich mich mit Kotzebue, den er verfolgte, zur Herausgabe des Freimüthigen verband. So lange ich in Deutſchland war, that mir das keinen Schaden, wohl aber ſehr großen, als ich dasſelbe 1806 verlaſſen hatte, und ſeit die Bewunderung für ihn eine Art Aberglaube wurde. Alle Halbköpfe, über die ich einmal gelacht hatte, verbanden ſich gegen mich, um meinen Namen beim Publicum verhaßt zu machen, und hatten immer dabei Goethe ſelbſt oder das Berufen auf ihn zum Rückenhalt. Zwanzigmal hab' ich den Vorwurf gehört: „Selbſt Goethe hat er getadelt oder angegriffen". Nun freilich ging meine Bewunderung des großen Dichters nie bis zur Stupidität, ihn für unfehlbar zu halten, und was ich tadelhaft fand, darüber ſprach ich ſehr offen.

Schiller.

Ich hatte ſchon ein paar Monate in Jena verlebt, ohne Schiller auch nur geſehen zu haben, als mir Graß, der ſich mit Schiller's Freundſchaft ſchmeichelte, einen Brief an ihn ſandte und mich dringend aufforderte, dieſen Brief ſelbſt abzugeben. Ich that es eines Vormittags um elf Uhr und fand Schiller erſchöpft und matt auf dem Sopha. Er war ſoeben erſt aus dem Bette gekommen, und jene ſichtliche Erſchöpfung war die Folge ſeiner unregelmäßigen Lebensart, die ihn auch früh ins Grab führte. Es iſt bekannt, daß er faſt nur in der Nacht arbeitete. Zu jener Zeit aber pflegte er, wie ein damaliger Hausfreund und Koſtgänger hat drucken laſſen, Nächte hindurch Karten zu ſpielen.

Den Brief meines lieben Graß las Schiller nicht in meiner Gegenwart, ich weiß nicht, ob aus Höflichkeit gegen mich oder aus Gleichgültigkeit gegen Graß. Ich mußte mich ihm alſo ſelbſt bekannt machen, und ſo ſah er in unſerem erſten Geſpräche Nichts in mir, als einen Studenten der Medicin, der das Glück haben wollte, ihn kennen zu lernen. Dazu war ich indeß nicht bewundernd und warm genug in meinen Aeußerungen; ich erinnere mich in der That nicht Eines Complimentes, das ich ihm geſagt hätte. Der Gegenſtand unſeres Geſpräches war größtentheils nur Graß, deſſen Entſchluß, ſich als Künſtler in die Welt zu werfen, er nicht billigte. Ich ſprach nicht von ſeinen Werken, was gewiß Unrecht war, er nicht von meiner Schrift, die er wahrſcheinlich nicht kannte; ſo fand ſich kein Berührungspunkt zwiſchen uns, und ich verließ ihn nach einer halben Stunde, faſt mit Bedauern, daß ich Graß's Wunſch erfüllt hatte. Kurz darauf wurde Schiller ſchwer krank und blieb es lange; ſo konnte ich meinen Beſuch nicht wiederholen, wozu er mich mit Höflichkeit eingeladen. Ich ſprach ihn nur zufällig wieder. Im Begriff, im Frühling Jena zu verlaſſen, machte ich noch einen Spaziergang und fand Schiller vor ſeiner Gartenthüre. Da er meinen Gruß wie den eines Bekannten erwiderte, trat ich zu ihm, machte ihm meinen Glückwunſch zu ſeiner Geneſung und nahm Abſchied. Er ſchien jetzt mehr von mir zu wiſſen, und wir gingen ein halbes Stündchen im Gärtchen umher. Ich fand ihn heiter und geſund ausſehend. Sein geiſtvolles, wiewohl etwas krampfhaft geſpanntes Geſicht und ſein ſcharfer Blick hatten viel Einnehmendes. Seitdem ſah ich ihn nur 1805 in Berlin wieder, ich weiß nicht, wo? aber damals war er ſchon wegen meiner Kritik der „Braut von

Meſſina“ feindſelig gegen mich geſinnt; wir ſprachen uns nicht.

Hier ſcheint es mir am Ort, eine ſchiefe Darſtellung zu berichtigen, die mich gekränkt hat, ohne daß ich indeß bisher über ſie ſprechen mochte.

Eine lange Erzählung, ich glaube, im Morgenblatte, in der Goethe's Darſtellungsweiſe und ſchöner Vortrag nicht zu verkennen war, berichtete einmal über die Vorbereitung dazu, Schiller's Wallenſtein zum erſten Male zu geben, über die Art, wie es geſchah, und über den Enthuſiasmus, mit dem er aufgenommen worden. „Nur Merkel,“ heißt es darin, „ging am Ende des dritten Actes fort und erklärte, er fände es viel vernünftiger und ſogar poetiſcher, nach Hauſe zu gehen und einen Sardellen-Salat zu eſſen.“ Jene erſte Darſtellung geſchah im Herbſte 1799. Der fragliche Aufſatz aber wurde ſpät in den zwanziger Jahren des jetzigen Jahrhunderts gedruckt. Das Factum iſt übrigens richtig. Ich erinnere mich ganz beſtimmt, daß ich jene Worte einem Bekannten zurief, indem ich meinen Mantel umnahm, und dann erſt bemerkte, daß Goethe drei Schritte von mir ſtand. Sie waren indeß nicht gegen das Stück gerichtet, das ich noch nicht kannte, und deſſen Darſtellung zu ſehen ich meine Abreiſe nach Berlin um mehrere Tage aufgeſchoben hatte. Sie waren ein Ausbruch des Unwillens *darüber*, daß Goethe, als Director der Bühne, mit ſeiner gewöhnlichen Rückſichtsloſigkeit auf Andere, jenen Genuß dem einheimiſchen Publicum dadurch verbitterte, daß er eine ganz unbeſtimmte Menge von Billetten an Fremde ausgeben ließ, wodurch das Haus erſtickend überfüllt wurde. Ich fand den Sardellen-Salat nicht vernünftiger und poetiſcher als Schiller's Wallenſtein, ſondern als das längere Ausharren in einem

unerträglichen Gedränge und einer Hitze, die den Athem verſetzte; und zwar mit der Gewißheit, daß es noch einige Stunden währen ſolle. Und es hat ſo lange gewährt. Ich hatte längſt meinen zum Voraus beſtellten Sardellen-Salat zu mir genommen, mich in die Kaleſche geworfen und vielleicht ſchon eine Meile zurückgelegt, als die von halb Thüringen gepreßten Weimaraner noch ächzten: „Ach, wie ſchön!“

In jenem Aufſatze aber wurden meine Worte für einen Beweis der Feindſeligkeit gegen Schiller erklärt, und es wurde verſichert, erſt ſpäter hätte ich mit Lobeserhebungen von ihm geſchrieben und ihn über Goethe geſetzt, um — die beiden Freunde zu veruneinigen. Warum hätte ich Feindſeligkeiten gegen Schiller haben ſollen? Den Dichter bewunderte ich; der Menſch war mir gleichgültig. Und welchen Vortheil hätte es mir bringen können, Schiller und Goethe uneins zu machen? —

Fichte und Schelling.

Fichte's Charakter erſchien mir in Einem Punkte völlig der Gegenſatz von Seume's Charakter. Wie dieſer mehr Stärke als Kraft, beſaß Fichte mehr Kraft als Stärke. Wie Seume faſt nichts unternahm, aber an dem einmal Ergriffenen unerſchütterlich feſthielt und keinem fremden Einfluſſe offen ſtand, unternahm Fichte mancherlei mit großer Kühnheit, gab es aber, wenn er Widerſtand fand, leicht auf, ging nicht ſelten zum Entgegengeſetzten über und geſtattete untergeordneten Geiſtern, ihn zu lenken. Als er Profeſſor zu Jena wurde, was ſeine erſte Anſtellung war, ſo viel ich weiß, trat er mit der Erklärung auf, er wolle die Studenten-Orden vernichten, ſprach heftig gegen ſie und bemühte ſich, officielle Maßregeln gegen ſie zu veranlaſſen.

Studenten warfen ihm die Fenster ein, versuchten ins Haus zu brechen und drohten, in der nächsten Nacht wieder zu kommen und Alles im Hause zu zerstören. Fichte dagegen machte bekannt, er werde die Nacht mit geladenen Pistolen durchwachen, rief indeß doch die Hilfe des Senats auf, der strenge Sicherheitsanstalten traf. Seitdem gab er seinen Plan und selbst den Wunsch, den Gesetzgeber der Studenten zu spielen, so vollständig auf, daß er bald auf einem freundlich-gemüthlichen Fuße mit ihnen stand, auch mit den bekannten Senioren ihrer Orden. — In seiner Wissenschaftslehre und seinen Vorträgen kam Vieles vor, was gegen die Lehrsätze der Religion, oder doch der Kirche zu streiten schien. Der Superintendent und das Consistorium zu — Dresden klagten darüber bei der Oberbehörde, und diese konnte — geschah es auch nur Anstands halber — nicht umhin, ein ernstes Abmahnungsschreiben, obgleich in schonenden Ausdrücken, an ihn ergehen zu lassen, er möge sich solcher Aeußerungen enthalten. Fichte hatte ein zu stolzes Selbstgefühl und eine zu hohe Vorstellung von seiner Unentbehrlichkeit an der Universität, um den Schritt der Nutritoren nicht als eine Beleidigung anzusehen. Statt durch eine ruhige Erklärung, daß es nicht seine Absicht sei, die Religion herabzusetzen, und daß er sich bemühen wolle, solchem Mißverständnisse sorgsamer auszuweichen, womit man sich ohne Zweifel würde begnügt haben, — denn der Schritt des Dresdener Consistoriums hatte am Weimarer Hofe selbst großes Mißvergnügen erregt, — antwortete er trotzig: wolle man ihm Verweise ertheilen und die Lehr-Freiheit beschränken, so sähe er sich genöthigt, um seine Entlassung zu bitten, und mehrere Professoren würden ihm folgen zum großen Nachtheile der Universität.

Jetzt fand die Oberbehörde, ſie ſei es ihrer Ehre ſchuldig, ihm wirklich die Entlaſſung zu ertheilen, mit deren Forderung er gedroht hatte, und Fichte, der dies gar nicht für möglich gehalten, ſah ſich plötzlich aus dem Wirkungskreiſe verſtoßen, den er ſo lange geſucht und in dem er ſich ſo wichtig, ja unentbehrlich glaubte, und zugleich Nahrungsſorgen bloßgeſtellt. Was das Schlimmſte war, der Anlaß dazu ſchien wenigſtens der Art, daß ſeine Anſtellung auf einer anderen Univerſität dadurch erſchwert werden mußte. Man erzählte von Schritten, die er nun gethan, damit jene Entlaſſung zurückgenommen werde, und da dieſe vergeblich waren, ging er nach Berlin, wo er darzuthun ſuchte, der Sinn der Wiſſenſchaftslehre ſtimme völlig überein mit der chriſtlichen Religion, ja ſogar Gedichte ſchrieb im Stile der altfränkiſchen Tieck'ſchen Manier, die fromm ausſahen *).

*) Sie bewieſen nur, daß der tiefe Denker keinen Beruf zum Dichten habe, und klangen gar ergötzlich. Mir ſchwebt ein Fragment eines derſelben im Gedächtniß, und ich will es herſetzen als Beleg zu dem, was ich über ſie ſagte:

Niemals erquickender,
Niemals entzückender
Phöbus ſich wieſe,
Als da erfunden ward,
Als da ward offenbart
Das Paradieſe.

— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Lebensbaum Jeſus iſt,
Unſer Herr Jeſus Chriſt!
Geh'n wir in Garten! —

Dieſe merkwürdige Verirrung eines ſonſt ſo ausgezeichneten Kopfes wurde in einem poetiſchen Taſchenbuche gedruckt.

In Berlin fand er glücklicher Weiſe Viele, ſelbſt unter den höchſten Beamten, die, wenn ſie ihn auch nicht für ſehr religiös hielten, doch ſeinen Scharfſinn und ſeine Talente zum akademiſchen Lehrer gebührend ſchätzten. Sie intereſſirten ſich für die Vorleſungen, die er in Berlin hielt, und gaben ihm nach einigen Jahren eine neue Profeſſur in Erlangen und ſpäter in Berlin ſelbſt.

Die Beziehungen, in die ich zu ihm kam, waren ſehr einfach. Ich ließ mich in Jena einmal bereden, bei ihm zu hoſpitiren, ſtieg Abends um ſieben Uhr in einem unfreundlichen Häuschen zwei Treppen hinauf, in eine wenig erhellte, kleine Stube, wo ich etwa acht oder zehn Hörer beiſammen fand. Mir ſchien ſein Vortrag noch dunkler als ſeine Stube, und ich kam nicht wieder. Als er ſeine Entlaſſung erhalten hatte, beſuchte er mich in Berlin und ſchien mich zur öffentlichen Theilnahme für ſeine Angelegenheit anwerben zu wollen. Das ſetzte mich in Verlegenheit. Nach meiner Meinung hatte er ſehr unrecht gethan, der Oberbehörde trotzig zu antworten, und noch mehr, indem er ſpäter durch Sophismen in ſein Syſtem hinein erklären wollte, was offenbar nicht darin lag. Ueber das letzte Verfahren hatte ich noch dazu in einem kleinen Romane, der ſo eben ausgegeben wurde, geſcherzt. Ich mochte Fichte's Beſuch nicht erwidern, und er mußte ſpäter meinen Scherz erfahren und ſehr übel genommen haben, denn er ſchimpfte in mehreren Schriften, als Bundesgenoſſe der Schlegel'ſchen Schule, auf mich.

Schon früher hatte mich ſeine Angelegenheit in Anſpruch genommen, glücklicher Weiſe aber nur kurz und mit gutem Ausgange.

In Weimar ließ die Herdern mich einſt zu einer

ungewöhnlichen Tagesſtunde bitten, ich ſolle ſie beſuchen. Sie führte mich, ſobald ich kam, in ihr Cabinet und theilte mir eine Beſorgniß mit, die ihr Thränen in die Augen brachte. Aus Freundſchaft für Fichte hatte Schelling, der damals auch in Jena lebte, erklärt, er wolle einen Beweis drucken laſſen, daß man den Vorſteher der geſammten Landesgeiſtlichkeit, Herder, wegen ſeiner Schrift: „Gott! Einige Geſpräche über das Syſtem des Spinoza", eher des Atheismus beſchuldigen könne als Fichte. Die Sache war nicht unwahrſcheinlich, da Herder ſeinen Widerwillen gegen die Metaphyſiker oft ſehr laut geäußert hatte. Welch' ein gefährlicher Scandal, wenn Schelling es wirklich that, wenn der General-Superintendent und Vice-Präſident des Ober-Conſiſtoriums ſich gegen die Anſchuldigung des Atheismus vertheidigen mußte! Noch dazu wär' es ihm, ſchon weil ruhiges Polemiſiren nicht zu ſeinem Charakter paßte, wahrſcheinlich nicht leicht geweſen.

„Helfen Sie"! ſagte die Herdern; „helfen Sie, wenn Sie können."

Ich!! Der Gedanke ſchien mir anfangs ſehr ſonderbar; nach einigem Nachdenken verſprach ich indeß, ihr am anderen Tage um dieſelbe Stunde Auskunft zu bringen.

Ohne Zeit zu verlieren, ließ ich einen Wagen kommen und fuhr nach Jena. Am anderen Morgen früh ging ich zu Schelling. Ich fand einen jungen Mann von mittlerer Größe und ſehr gedrungenem Körperbau, mit einem nicht unangenehmen, ſtarkknochigen Geſicht, deſſen Augen mit großer Beſtimmtheit unter einer hochgewölbten Stirne, wie mir es damals ſchien, hervordrohten.

Nach den erſten Bekanntſchafts-Complimenten brachte ich das Geſpräch auf Fichte, dem man, ſagte ich, ſofern das

Zeitalter es erlaube, Vanini's und Wolf's glorreiches Märtyrerthum bereiten wolle. Schelling ging mit Wohlgefallen auf dieſe Anſicht der Sache ein. Ich deutete ihm die eigentlichen Urheber des Verfahrens an; er hatte auf dieſelben gerathen. Ich verſicherte ihn, Herder ſei an dem ganzen Vorgange durchaus nicht ſchuld. „Er habe auch wahrlich Urſache," meinte Schelling, „ſich auf ſo Etwas nicht einzulaſſen." Nun fragte ich ihn geradezu, ob er gleichwohl die Abſicht hege, Herder unſchuldig in dieſe verhaßte Sache zu verwickeln? Seine Antwort war unbeſtimmt. Ich ſchilderte ihm die nachtheiligen Folgen, die es für Herder haben müſſe; daß es ihm ſein Alter verbittern, ihn in die widerlichſten Verdrießlichkeiten, vielleicht ins Grab ſtürzen würde, ohne, — darauf legte ich das größte Gewicht — ohne Fichte einigen Vortheil zu bringen. Ich ſtellte die Sache ſo dar, daß ſie als das erſchiene, was ſie geweſen wäre, als eine nutzloſe Bosheit.

Schelling verſicherte mich, daß er nie im Ernſt daran gedacht habe, jenen Entwurf auszuführen, und gab mir Wort und Hand darauf, daß es nicht geſchehen werde.

Froh kehrte ich in das Gaſthaus zurück, wo ich meinen Wagen ſchon wieder angeſpannt fand. Eine Stunde früher, als ich der Herdern verſprochen, brachte ich ihr eine Antwort, die ich nicht ſo beſtimmt zu erhalten gehofft hatte. Sie ſtand ſchon wartend am Fenſter. Die Freude der ehrwürdigen Frau war mir ein hoher Genuß. Vergebens ſuchte ſie den Ausdruck derſelben zu mildern. Mit Herder ſelbſt habe ich über den Vorgang nie ein Wort geſprochen, aber die erhöhte Herzlichkeit ſeines Betragens zeigte mir, daß er ihn kannte. —

Ueber Schelling's literariſchen Gang und ſeine Natur-

philoſophie weiß ich den Leſern nichts zu ſagen; ſie ſind mir fremd geblieben. Ich glaube indeß, die Rechtlichkeit, mit welcher er ſeinen gut erſonnenen Plan aufgab, ſobald er auf die allzu nachtheiligen Folgen desſelben für — einen Gegner aufmerkſam gemacht wurde, und die Biederkeit, mit der er ſein Wort erfüllte, iſt ſo ehrenvoll, als die ſcharfſinnigſte Hypotheſe. Ich halte ihn für einen ſehr wackeren, edlen Mann. Das iſt ein Lob, das gerade nicht jedem berühmten Schriftſteller ertheilt werden kann.

— Wie es zuging, iſt mir niemals recht klar geworden, aber Fichte's Vorherſagung in dem Schreiben an die Oberbehörde wurde erfüllt. Die meiſten berühmten Männer, welche den Glanz der Univerſität gebildet hatten, verließen Jena in den nächſten Jahren, ſobald ſich eine Gelegenheit dazu bot, Paulus, Schelling, Loder, die beiden Hufeland, Niethammer, ſogar Schütz und mit ihm die allgemeine Literatur-Zeitung. — Freundſchaft für Fichte kann ſie nicht dazu bewogen haben, ob ſie gleich Alle ihn ſchätzten. Mißmuth über ſein Schickſal, das ihren Standesgeiſt kränkte, konnte wohl dazu mitwirken, aber nicht die Haupturſache ſein. Wahrſcheinlicher war es die Abberufung aller Schweizer durch die Zerrüttung ihres Vaterlandes, dann aller Liv-, Kur- und Eſthländer, die den Haupttheil der Studenten, beſonders in Rückſicht des Aufwandes, ausmachten, und die Bemühung anderer Regierungen, beſonders der preußiſchen und bayeriſchen, ihre Univerſitäten durch die Berufung berühmter Männer blühender zu machen. Genug — Jena ſank.

Zum Schluſſe dieſes Artikels muß ich eines Vorganges erwähnen, den Herr Lewald in ſeinen unterhaltenden „Aquarellen“ erzählt, aber wohl beſſer nicht erzählt hätte, da die

Geſchichte, dem größten Theile nach, von feindſeliger Klatſchſucht erſonnen ſcheint. Schon vor drei Jahren bat mich der Hofrath von Kotzebue, jetzt Geſchäftsträger in Bukareſt, ein Sohn des Dichters, die Erzählung zu berichtigen; aber ich fand, trotz meinem eifrigen Bemühen, weder in meinem Gedächtniſſe, noch in meinen Notizen, noch auch im Freimüthigen Data, dieſem Vertrauen zu entſprechen. Hier will ich meine Anſicht desſelben geben und muß es wohl, da man auch mich darin verwickelt hat.

Die Aquarellen erzählen, als der Dichter Kotzebue einmal zu Königsberg ins Theater gekommen, hätten die Studenten ihn mit einem beleidigenden Tumulte empfangen und ſelbſt mit Stöcken an ſeine Loge geſchlagen, ſo daß er ſich hätte entfernen müſſen. Möglich iſt das wohl. Fichte ſelbſt machte ja, wie oben erzählt wurde, eine ähnliche Erfahrung darüber, wie weit Studenten in ihrer jugendlichen Aufregung gehen können; und Kotzebue hatte ſehr viele Feinde, ſo viele, daß ich zwanzig Jahre vor ſeiner Ermordung ſeine Mutter öfter mit Unwillen über ſeine Streitigkeiten ausrufen hörte: „Der Auguſt ſtirbt gewiß keines natürlichen Todes!“ Wenn aber die Aquarellen ſagen, dieſer Tumult ſei aus Ergebenheit und Theilnahme für Fichte entſprungen, ſo ſcheint mir das unglaublich. Ich wenigſtens habe 1806, alſo bald nach jenem angeblichen Lärmen, in Königsberg bei den Studenten keine Spur von Enthuſiasmus für den auch dort anweſenden Fichte*) bemerkt. — Als Anlaß des öffentlich geäußerten Unwillens wird angegeben: Fichte habe in Berlin ein

*) Er war dorthin geflohen, hieß es, wegen deſſen, was er in ſeiner vor zwölf Jahren erſchienenen Schrift „Ueber die Franzöſiſche Revolution“ geſchrieben.

philoſophiſches Collegium geleſen, und Kotzebue ſei auch unter den Zuhörern geweſen. (Ja! deſſen erinnere ich mich.) In der erſten Stunde habe Fichte den Verſammelten zur Pflicht gemacht, ſich aller beurtheilenden Aeußerungen über ſeine Vorträge zu enthalten, bis er ſie geſchloſſen. Wer ſich dazu nicht verbindlich mache, den erſuche er, ſich zurück zu ziehen. (Das iſt allerdings in Fichte's Charakter. Ich glaube es, ob ich mich gleich deſſen nicht erinnere. Aber hatte er ein Recht zu dieſer Forderung, da er ſie nicht in ſeiner Ankündigung gethan, ſondern ohne ſie Subſcription angenommen hatte?) Alle Anweſende hätten, ich weiß nicht mehr, ob ſchweigend oder ausdrücklich, die Bedingung angenommen; gleichwohl ſei einige Tage nachher ein ſpöttiſcher Aufſatz über die Vorträge anonym in einer Zeitſchrift erſchienen. In der nächſten Vorleſung habe ſich Fichte darüber beſchwert und deutlich zu verſtehen gegeben, er halte Kotzebue für den Verfaſſer, doch dieſer habe es betheuernd abgelehnt und geäußert, der Aufſatz könne ja von mir ſein. In der nächſtfolgenden Vorleſung indeß habe Fichte geradezu Kotzebue deſſen beſchuldigt, und da er wieder betheuernd geleugnet, ein Billet *von mir* vorgeleſen und herumgezeigt, worin ich erklärte, der Aufſatz ſei mir von Kotzebue zum Abdrucke zugeſandt, der hierauf beſchämt fortgegangen ſei.

Dieſe letzte Anführung drückt der ganzen Erzählung in meinen Augen den Stempel der Unwahrheit auf. Nie habe ich in meinem Leben an Fichte geſchrieben, und was in aller Welt hätte mich wohl bewegen können, ihm, meinem offenen Feinde, einen Freund zu verrathen, der anonym bleiben wollte?

Schütz und die Allgemeine Literatur-Zeitung.
A. W. Schlegel.

Zu den berühmteſten Gelehrten Jena's gehörte Schütz. Von ſeiner philologiſchen Gelehrſamkeit ſprachen ſelbſt Wolf und der alte Voß, Ueberſetzer des Homer, Virgil u. ſ. w., mit großer Achtung; aber er war auch zugleich, wie Wolf, ein witziger Kopf, ein philoſophiſcher Denker und, was jener nicht war, ein gewandter literariſcher Geſchäftsmann, in praktiſchen Lebensverhältniſſen entſchloſſen und feſt. Er ſoll in ſeinem Hauſe nicht glücklich geweſen ſein; aber man behauptete und führte Vorgänge als Beweiſe an, daß er nicht betrogen werde, ſondern nur mit Verachtung überſehe, was er nicht verhindern könne. Als ſein Sohn als Student einem Collegen ſeines Vaters eine Katzenmuſik gebracht und die Fenſter eingeworfen hatte, ſagte Schütz zu ihm: „Wenn Du noch Knabenſtreiche machſt, gehörſt Du nicht auf die Univerſität!“ und ſchickte ihn auf ein Jahr zurück ins Gymnaſium zu Gotha.

So erzählte man, und dieſe und ähnliche Züge neben der Rhadamanthus-Rolle, die man ihm in der Literatur beilegte, ſpannten meine Erwartung auf ſeine perſönliche Erſcheinung, die ich mir ſehr ſtattlich und imponirend dachte. Ich fand mich ſehr getäuſcht, als mich, ich weiß nicht mehr, welcher Anlaß, zu ihm führte. Statt des kräftigen Mannes, den ich erwartete, ſah ich eine abgewelkte, mühſelige Geſtalt mit mattem Auge. Nur ein zuweilen ſchalkhafter Strahl in dieſem und einige Raſchheit im Sprechen und in den Bewegungen, noch viel mehr freilich der Geiſt ſeiner Reden entſprachen einigermaßen der Vorſtellung, die ich mir von ihm gemacht hatte; übrigens trug Alles an ihm das Gepräge eines Mannes, der ſich nach einem ſehr entſprechenden Aus-

drucke, den ich einmal hörte, am Pulte verſeſſen hatte. Selbſt ſein Gang zeugte von gelehrter Vernachläſſigung; er trat immer zuerſt mit den Hacken auf. Sein Geſpräch war lebhaft und voll witziger Gedanken und bewies ſeine große Gelehrſamkeit nicht nur, ſondern, was ſehr viel mehr iſt, ſeinen durchdringenden Verſtand; aber auch hier blickte eine gewiſſe Abnutzung durch, nämlich des Gemüthes. Er hatte eine Welt von Gedanken und Gegenſtänden geprüft, erwogen und bei ihnen gefühlt, es gebe nichts Neues für ihn, das ihn lebhaft intereſſiren konnte.

Er nahm mich ſehr freundlich auf, lud mich ein paar Mal zu Gaſte, wo es, ein Verdienſt ſeiner geſchmackvollen Gattin, faſt ſo elegant zuging wie bei Loder, und auch als ich Weimar verlaſſen hatte, gab er mir mehr als einen Beweis ſeiner freundſchaftlichen Geſinnung. So war z. B. während meines Aufenthaltes in Kopenhagen für das Intelligenz-Blatt der Literatur-Zeitung ein ſehr verfänglicher Angriff auf mich eingeſandt worden, und zwar in der Form von Fragen, bei denen ein Termin zur Beantwortung feſtgeſetzt war, den ich in meiner großen Entfernung nicht hätte beobachten können. Schütz legte ihn bei Seite, bis ich wieder in Weimar eingetroffen war. Nun wurde er gedruckt und geziemend ſchnell zurückgewieſen.

Der Univerſität leiſtete Schütz damals als Profeſſor ſehr wenig. In dem Halbjahre, das ich dort verlebte, kündigte er ſehr ſpät ein einziges Collegium an, von wöchentlich drei Stunden, glaube ich. Es erregte einen Jubel unter den Studenten, ihn wieder einmal hören zu können; doch nach der dritten oder vierten Vorleſung erklärte er ſeiner Kränklichkeit wegen nicht fortfahren zu können; die Zuhörer möchten ihr Honorar zurücknehmen. Das war keine geringe

Aufopferung, wenn Alle, die subscribirten, auch bezahlt hatten. Es waren über hundert und fünfzig Zuhörer, und das bescheidene Honorar betrug doch drei Laubthaler. Dies Abbrechen wurde allgemein bedauert. Schütz las so geistvoll und die Aufmerksamkeit fesselnd, wie Platner, aber viel gründlicher. Ich habe keinen besseren Docenten gehört. Nur Wolf mochte ihn übertreffen.

Schütz litt wirklich oft an hartnäckigen Beschwerden, wohl auch Folgen seines Sitzens beim Studiren und Schreiben; aber das Haupthinderniß seiner Vorlesungen war die Allgemeine Literatur-Zeitung, deren Redaction ihm unendliche Arbeit auflegte.

Die Stiftung dieses viele Jahre hindurch hochwichtigen Blattes war die Ausführung eines glücklichen Gedankens zu rechter Zeit. Wer diesen zuerst gehabt, ob Bertuch oder Schütz, weiß ich nicht; aber die Verbindung gerade dieser beiden Männer zu seiner Ausführung sicherte zum Voraus das Gelingen.

Am meisten wirkte zu ihrem Vortheil der damalige Zustand der Kritik in Deutschland. Es gab fast nur zwei kritische Zeitschriften von Ruf, welche die neue Zeitung zu überbieten hatte. Die Göttingischen gelehrten Anzeigen, angefangen mit der Stiftung der Göttinger Universität und zuerst vom großen Haller unterstützt oder vielmehr geleitet, hatten sich in würdigem Ansehen erhalten und gaben noch immer sehr werthvolle Beurtheilungen in anständigem Tone; aber ihre wöchentlich erscheinenden Bogen in klein Octav waren viel zu eng, um ihre Leistungen weiter als auf die wichtigsten Erscheinungen der gelehrten Literatur auszudehnen. — Die Allgemeine Deutsche Bibliothek, von Friedrich Nicolai zu Berlin gestiftet, redigirt und verlegt,

umfaßte zwar alle Zweige der Literatur, trug aber in jeder Rückſicht das Gepräge einer engherzigen, buchhändleriſchen Speculation. Sie ſprach nur von ſolchen Schriften, die in Deutſchland verlegt wurden; denn nur ſolche pflegten auf der Leipziger Meſſe zu erſcheinen und verrechnet zu werden. Ihr Aeußeres, enge deutſche Schrift auf grauem Druckpapier, war nichts weniger als einladend und bewies zu deutlich, daß ſie auf hohen Geldgewinn berechnet werde. Das Honorar, das die gelehrten Mitarbeiter erhielten, war nach dem Maßſtabe zugeſchnitten, der in der Mitte des Jahrhunderts gegolten hatte, und zu gering, um zu thätiger Theilnahme anzulocken und dafür zu entſchädigen.

Ihr größtes Gebrechen war aber der einſeitige, enge Sinn, in dem ſie redigirt wurde. Nicolai, ein wohlunterrichteter Mann, aber weder ein Gelehrter, noch ein philoſophiſcher Kopf, hielt ſich gleichwohl für Beides, weil einſt Leſſing und Mendelsſohn ſeine Freunde geweſen, und glaubte in der Literatur als Autorität verfahren zu können, weil ſich aus Mangel eines beſſeren Mittelpunktes gute Köpfe ihm und ſeiner Bibliothek angeſchloſſen hatten. Wirklich hatte er auch für einige Jahre großen Einfluß gewonnen, doch dieſer mußte mit dem Auftreten jüngerer talentvoller Köpfe und der Fortbildung der Wiſſenſchaften und der Literatur ſinken. Da er dieſer Fortbildung bald nicht mehr folgen konnte, verfielen er und die meiſten ſeiner mit ihm gealterten Freunde in die Altersſchwachheit, die Höhe, auf der ſie ſtanden, für den Gipfel des Wiſſens und Leiſtens anzuſehen. Er ſuchte Stillſtand zu gebieten, feindete alles Neue mit vornehmem Tone an — und zog ſich bald vielfachen Spott zu.

Außer dieſen beiden kritiſchen Schriften waren noch in

Gotha, in Erfurt und in mehreren kleinen Städten, wo etwa ein geistvoller, mitunter auch ein geistloser Schriftsteller und ein Buchhändler einigen Unternehmungsgeist besaßen, sogenannte gelehrte Zeitungen entstanden und vegetirten kürzere oder längere Zeit, ohne viel beachtet zu werden. Selbst manche politische Zeitungen lieferten Recensionen. Alles dieses deutete nur das Bedürfniß eines gut organisirten kritischen Institutes an, ohne es zu befriedigen, und ward verdunkelt, sowie der Plan der Allgemeinen Literatur-Zeitung hervortrat.

Nicht nach buchhändlerischen, sondern nach gelehrten Zwecken berechnet, umfaßte dieser Plan die gesammte Literatur aller gebildeten Nationen, und er übernahm so die Fortschritte aller Wissenschaften zu befördern, indem er von ihnen ununterbrochen und schnell Nachricht gab; denn täglich sollte ein halber Bogen in Quart erscheinen. An die Spitze jedes Faches stellte er einen berühmten Gelehrten desselben, doch mit der Bewahrung, daß dadurch den ihm ebenbürtigen Männern des Faches nicht ein Zwang in der Aeußerung ihrer Ansichten geschehen solle; es sollten nöthigenfalls mehrere Beurtheilungen desselben Gegenstandes aufgenommen werden. —

Das bedeutende Honorar, 18 Thaler in Gold für den Bogen, und selbst das durch seine Neuheit imponirende Aeußere des Blattes trugen dazu bei, ihm schnell eine Autorität zu verschaffen, vor der sich Alles beugte. Der größte Philosoph des Zeitalters, Kant, eröffnete es durch die Beurtheilung des am meisten bewunderten Werkes der Zeit, der berühmten „Ideen" Herder's, leider, indem er sie herabsetzte. — Zum Sitz der Haupt-Redaction wurde ein eigenes großes Haus außerhalb Jena's erbaut, in dem Schütz

wohnte, und das bei den Studenten und Bürgern kurzweg „die Literatur" hieß.

Die der Allgemeinen Literatur-Zeitung zu Grunde liegende Idee war ohne Widerrede für das Deutſchland jener Zeit großartig und einſichtsvoll, und eben ſo ſehr die erſte Ausführung derſelben, bei der überall die Unterſtützung eines nicht reichen und mächtigen, aber hochgebildeten, die Wiſſenſchaften ehrenden Fürſten und ſeines weiſen Miniſters, des Geheimen Rath Voigt, durchblickte.

Die Wirkungen, welche die Literatur-Zeitung anfangs übte, waren entſcheidend, groß und wohlthätig. Durch ſie erſt gewann die deutſche Literatur einen Mittelpunkt, den ihr keine der vielen Hauptſtädte und Reſidenzen Deutſchlands zu geben vermochte, einen beſtimmten Charakter und ihrer würdige Geltung bei anderen Nationen; und dieſe Wirkungen waren dauernd und wuchſen fort, als das Blatt ſchon im Sinken war. Als ich nach Deutſchland kam, war dieſes Sinken bereits bemerklich, und die Urſache in der Stille anerkannt.

Schütz, kränklich und nicht mehr jung, war nicht lange im Stande, der ungeheuren Arbeit der Redaction, neben den Geſchäften ſeiner Profeſſur, zu genügen. Er fühlte ſich erſchöpft und mußte Gehülfen ſuchen, nicht bloß für den geſchäftlichen Theil, ſolche waren nicht gefährlich, ſondern auch für den geiſtigen, für das Denken; — hier aber mußte Jedem Spielraum gelaſſen werden, ſich und ſeine Individualität geltend zu machen, und das konnte nachtheilig werden und ward es. Schütz' Wahl fiel auf junge Männer von Gelehrſamkeit und Geiſt; aber *ihr* Geiſt und *ihre* Zwecke waren nicht die urſprünglichen des Inſtitutes, und ſo verfälſchten ſie ſeinen Charakter und führten es auf

Abwege. Einer der früheſten Gehülfen war Reinhold, ein ehemaliger Mönch, der in Wieland's Hauſe Aufnahme fand und ſein Schwiegerſohn wurde. Dazu mußte er ſich ein Fach der Gelehrſamkeit wählen und ſich ſchnell darin ſo ſehr auszeichnen, daß es ihm ein bürgerliches Auskommen verſchaffte. Er wählte die damals neue, noch wenig gekannte kritiſche Philoſophie, ſtudirte ſie mit großem, aber, nach dem Urtheil von anderen Kantianern und von Fichte, nicht mit dem glücklichſten Eifer, ließ ein paar Schriften und Recenſionen in ihrem Geiſte drucken und fand nun als Profeſſor und Mitarbeiter der Literatur-Zeitung ein Auskommen, das ihm zu heirathen erlaubte. Dieſe hatte in ihrer erſten Nummer ſelbſt die Fahne der Kantiſchen Philoſophie aufgeſteckt, doch wohl mehr zum Schmuck, als um ihr zu folgen; aber daß Reinhold ſie nun überall einflocht, ſie als das Höchſte behandelte, ſchien jetzt nur Conſequenz, und Kantiſche Principien wurden, da andere Recenſenten den Charakter des Blattes darin zu ſehen glaubten, gleichſam die Livrée der Kritiker. Reinhold wurde durch eine einträgliche Profeſſur nach Kiel entfernt, aber der ſchwerfällige Charakter des Blattes war ſtehend geworden. Neue Helfer bei der Redaction brachten neue, fremdartige Schattirungen desſelben hinein, da Jedem das Wichtigſte war, ſich geltend zu machen.

Als ich nach Jena kam, führten ein paar junge Männer das Wort darin, deren Dünkel und Anmaßung allgemeinen Unwillen erregte, und die Schütz, den ſelber ſie bei Seite zu ſchieben anfingen, endlich zwangen, ſie von aller ferneren Mitarbeit auszuſchließen.

Ich war in dem ſogenannten Paradieſe, einem Spaziergange bei Jena, öfter einem jungen Manne begegnet, der

eine ſehr wichtige Miene machte. Bei meiner Erkundigung ſagt man mir nicht, „er heißt“, ſondern „es iſt Auguſt Schlegel.“ Iſt! Dieſes Wort ſetzte ſchon einen anerkannten Ruf voraus, und begierig fragte ich, worauf dieſer ſich gründe. „Er arbeitet an der Literatur-Zeitung.“ .... Man wies mir ferner eine Anzahl Gedichte und kritiſche Abhandlungen nach ... und endlich las ich Ueberſetzungen von ihm. Sie waren mit Fleiß und Gewandtheit gemacht und gaben das Original mit großer Treue wieder ..... Der gute Ueberſetzer eines großen Dichters verhält ſich zu dieſem, wie ein Schreiber, der eine ſchöne Handſchrift malt, zu einem einſichtigen Miniſter, deſſen Verordnungen er ausfertigt. Und doch war ich überzeugt, daß Herrn Schlegel's „Miniſter“ Dante und Shakeſpeare nie mit ſo viel Stolz und Gefühl der Wichtigkeit aufgetreten ſind, als er verrieth. Ich fand mich ein paar Mal in Geſellſchaft mit ihm zuſammen, und ſein Geſpräch lehrte mich beſtimmt, — ich ſei auf eine Blaſe getroffen.

Schlegel ſcheint förmlich den Plan gehabt zu haben, ſich wie Gottſched und dann Klotz zu einer Alles entſcheidenden Autorität, wenigſtens in der ſogenannten ſchönen Literatur zu erheben. Was er ſich ſelbſt zu ſchaffen nicht genug Kraft gehabt hätte, Schauplatz und Werkzeug, bot ihm die Jenaiſche Literatur-Zeitung. Ihren Herausgebern mußte ein ſo rüſtiger, kenntnißreicher und damals auch geſchmackvoller Mitarbeiter ſehr willkommen ſein. In Kurzem bemächtigte er ſich faſt des geſammten belletriſtiſchen Faches und nahm als oberſter Richter über Leben und Tod in ſeinen Beurtheilungen einen ſehr vornehmen, angreifenden Ton an. Die Herausgeber hörten ihn mit großem Vergnügen, da Schlegel im Namen ihrer Zeitung ſprach, die beſonders nach

dem Erscheinen der Xenien so Etwas zur Erhaltung ihres Ansehens zu bedürfen schien, und die Menge wurde dadurch wirklich in Ehrfurcht geschreckt. Indessen gab es eine ganze Reihe von Celebritäten, die schon vor Schlegel da gewesen waren und ihn verdunkelten. Er griff diejenigen, bei denen es thunlich schien, nach einander und zwar bei steigender Heftigkeit an und stellte dagegen Andere auf. Er erklärte eine Reihe Köpfe von sehr mittelmäßigen Talenten für Genies: so schuf er sich Anhänger, die nicht von ihm abfallen konnten, da ihr eigener Ruf mit dem seinigen stieg oder sank. Zu diesen gehörten vorzüglich sein eigener Bruder, Tieck, Novalis und wer sich ihm sonst mit tiefer Ehrfurcht nahte und zu dem Zirkel paßte.

Auch dieses Verfahren sahen die Eigenthümer der Literatur-Zeitung ruhig an; aber Schlegel wollte nicht bloß eine unfruchtbare Autorität besitzen: sie sollte ihm ein gutes Einkommen verschaffen. Das, sagte man damals, führte Entzweiung herbei. Schlegel dehnte die meisten seiner Recensionen zu dem Umfange von Abhandlungen aus und erhob so in einem Jahre achthundert Thaler Honorar. Bei der Größe dieser Summe wurden die Herren endlich gewahr, daß er allein den dritten Theil des Jahrganges geschrieben und für alle anderen Zweige der Literatur und alle anderen Mitarbeiter zusammen nur zwei Drittel übrig gelassen habe, von denen noch dazu ein beträchtlicher Theil an seine Freunde gleichfalls für Belletristik verwandt worden. Es wurde ihnen um die Allgemeinheit des Blattes bange, und als Schlegel wieder statt einer Recension eine Abhandlung über Herder's Terpsichore brachte, strich Schütz, als Redacteur, die Hälfte derselben weg, ohne Rücksprache mit dem Verfasser zu nehmen. Schlegel empfand diese Unfeinheit sehr

übel. Es kam zu einem Streite, in welchem er erklärte, der Literatur-Zeitung seine Mitarbeit entziehen zu wollen. Die Herausgeber nahmen dieses Erbieten an, und die bisherigen Verbündeten wurden jetzt Feinde. Das that der Zeitung keinen Schaden; wohl aber, daß sie in Leipzig und Erlangen Nachbildungen erhielt, die sich nicht mit ihr messen konnten, ihr aber doch für einige Jahre manchen trefflichen Kopf entzogen. Noch mehr war es ihr nachtheilig, daß ihr Hauptzweck erreicht war. Sie hatte den literarischen Geist in Deutschland zu lebendiger Thätigkeit aufgeregt, und dieser war nun unermüdlich darin, neue Formen zu schaffen, durch welche *ihre* Form allmälig antiquirt wurde. Endlich ging sie *entzwei*. Sie wurde ihr eigener Doppelgänger. Schütz zog nach Halle und verlegte die Herausgabe seiner allgemeinen Literatur-Zeitung dorthin; sein bisheriger Hauptgehülfe Eichstädt, unterstützt vom Herzoge, ließ in Jena auch eine Fortsetzung derselben erscheinen, die den bisherigen Titel: *Jenaische* allgemeine Literatur-Zeitung führte und der Goethe und Schiller ihre Theilnahme zusicherten. Dem Publicum blieb es überlassen, welche es für die echte Fortsetzung ansehen wolle. Ich glaube, es ist noch nicht darüber im Reinen.

Weimar.

Kaum halb so groß und bevölkert als Erfurt, beträchtlich kleiner und weniger bevölkert als Gotha, konnte Weimar zu dieser Zeit für eine Hauptstadt Thüringens gelten, oder war es vielmehr. Der Geist hochgebildeter Humanität, der schon seit mehr als einem Menschenalter die Regierung

beſeelte, die berühmten Schriftſteller, die ſie verſammelte, ſelbſt das Theater, das einzige ſtehende zu jener Zeit, machten es dazu, beſonders ſeit der nur noch die ernſten Wiſſenſchaften als Kenner liebende Herzog von Gotha gealtert war. Jede veranſtaltete Feier oder öffentliche Beluſtigung, beſonders jedes neue Schauſpiel führte aus den Städten der benachbarten Ländchen, und ſelbſt von den Gütern viele Theilnehmer nach Weimar. Es zogen ſelbſt manche adlige Familien für den Winter dorthin, wie nach einer glänzenden Reſidenz, und ſelbſt manche Engländer und Franzoſen ließen ſich dort förmlich nieder und hatten als Ausländer bei Hofe den Zutritt zu allen Feſten, ſie mochten von Adel ſein oder nicht. Alles dieſes wurde durch den literariſchen Ruhm der Stadt ſo verherrlicht, daß man überall, in Deutſchland nicht nur, ſondern auch in anderen Ländern, Weimar als einen wichtigen Glanzpunkt betrachtete zu dem man weither wallfahrtete. Freilich ſchwand die hohe Vorſtellung ſehr bei längerem Verweilen daſelbſt. Es ließ ſich nicht lange verkennen, daß der Fürſt eines Ländchens, das ungefähr 150000 Einwohner hatte und nicht viel mehr als eine Million Gulden eintrug, auch bei dem liberalſten und gebildetſten Geiſte nicht viel und nicht mit Ausdauer für Kunſt und Wiſſenſchaft thun konnte. Alle Herrlichkeiten Weimars, obgleich mit Geiſt und Geſchmack geleitet, waren nur einzelne Blitze in dichter Dämmerung, die ſchnell verloſchen und immer die alte Dunkelheit zurückließen: aber freilich hallte jedem ein langes Donnern in den Zeitſchriften nach. Es konnte nicht anders ſein, da Stadt und Land zu klein für größere Leiſtungen waren. Ich geſtehe, daß mir bei jeder Rückkehr aus einer der bedeutenden Städte, die ich nach einander beſuchte, die Kleinſtädterei, die dort herrſchte,

und die arge Spießbürgerlichkeit ſelbſt in den Verhältniſſen der hochberühmten Männer, die dort lebten, einleuchtender und zuletzt unerträglich wurde.

Meine Lebensweiſe in Weimar war angenehm. Böttiger's Sorgfalt verdankte ich eine bequeme Wohnung. Ich arbeitete beſonders am Tage viel, aß zu Mittag im Gaſthauſe, und am Abend bot der Beſuch bei einer befreundeten Familie oder eine gebetene Geſellſchaft oder das Theater erheiternde Genüſſe. Das Letzte war, Dank ſei es der Liberalität des Herzogs, ein wohlfeiles Vergnügen. Die wenigen Greiſe, die ſich noch mit mir der damaligen Darſtellungen auf der Weimariſchen Bühne erinnern, fanden wahrſcheinlich ſo wenig als ich nachmals in mehreren bedeutenden Rollen das überboten, was Demoiſelle Jagemann in claſſiſchem Geſang und edlem Spiel, Madame Becker, Goethe's Euphroſine, in reizender Anmuth, Graff und Becker im ernſten Schauſpiele leiſteten. Es verſteht ſich, daß nie ein leeres Haus den Genuß ſchmälerte, wohl aber that bei Darſtellung bedeutender neuer Stücke Ueberfüllung dasſelbe, die beſonders an Sonnabenden von Jena her, nach geendigten Collegien, zuſammenfloß.

Selbſt das war ein Genuß, die vielen von Vergnügen verklärten Geſichter um ſich her zu ſehen. Es gab Abende, beſonders bei zweiten oder dritten Vorſtellungen, wo mich das Beobachten dieſes Schauſpiels mehr beſchäftigte und ergötzte, als was auf der Bühne vorging. Beſonders unvergeßlich iſt mir ein Antlitz, an dem eines Abends faſt bis zur Unbeſcheidenheit mein Blick haftete. Es war das eines Greiſes, der auf einer Seitenbank dicht hinter dem Orcheſter ſaß, ſo daß die Rampe es beleuchtete. Es war nicht ſchön, und die feinen, geiſtvollen Züge desſelben zeigten

eine gemüthliche Abſpannung, ſobald er mit ſeinen Nachbarn gleichgültige Worte wechſelte. Jetzt ging der Vorhang auf und das Antlitz in den Ausdruck ernſter Aufmerkſamkeit über, die, ſo wie die Intrigue anfing, zur Theilnahme wurde, die immer lebhafter wurde, je mehr die Verwickelung wuchs. Jede frohe Wendung derſelben begrüßte eine freudige Miene, jede bedenkliche eine ängſtliche. Ja, ich ſah ſein Auge zuweilen vor Zorn funkeln, dann wieder ſich vom weichen Gefühle trüben. Bei glücklichen Worten des Dichters nickte er freundlich, bei mißlungenen ſchüttelte er mißbilligend leicht den Kopf. Zuweilen bewegte er die Lippen und ſprach leiſe. In den Zwiſchenacten unterhielt er ſich ruhig und ſah gleichgültig auf die Verſammlung hin, doch als die Schlußſcene eine glückliche Auflöſung gab, ſchien er tief aufzuathmen; wenigſtens blickte er mit froher Zufriedenheit um ſich her. Ich fragte ſeinen Nachbar, ob er wirklich während des Spieles für ſich geſprochen? Ja! In einzelnen Ejaculationen. Bei den Streichen des jungen Buben im Stück hat er geſagt: „Du ſollteſt mein Sohn ſein!“ Der alten Ränkemacherin hat er leiſe zugerufen: „Vetula pravissima!“ Dem jungen Mädchen, das verführt werden ſollte: „Kindchen! Trau' ihm nicht.“ Ich war ſo glücklich, am Abend mit ihm zu eſſen. Das Geſpräch kam auf das Stück: er erklärte es für ſehr mittelmäßig, hatte es ſchon halb vergeſſen. Und dennoch — —. Ja! denn der Beruf des Dichters iſt Gefühl, das wie ein wohlgeſtimmtes Aeolsſpiel der leichteſte Weſt durchathmet und beſeelt. Es hört auf, und was es tönte, iſt auf immer geſchwunden — wenn die Kunſt es nicht der Nachbildung werth findet. Jener Greis aber war Wieland, der, nach meinem Urtheil, größeſte Dichter der deutſchen Nation. Seine üppig reiche Phantaſie

und ſein zartes Gefühl haben nicht die gewaltige Schwungkraft des Klopſtock'ſchen, nicht die hochgenialiſche Keckheit des Goethe'ſchen, nicht die erſchütternde Emphaſe des Schiller'ſchen, aber mit höherer Kunſt, als jene drei Heroen beſaßen, ſchuf er Schöneres, Bleibenderes. Ein ſo wunderliches Wunderwerk, wie der Meſſias iſt, hätte er ſich von vorn herein gar nicht zu ſchaffen entſchließen können. Den erſten Theil des „Fauſt" hätte er nicht ſchreiben, aber auch nicht den ſonderbaren Fehlgriff begehen können, einen zweiten Theil geben zu wollen, auch nicht ſolche Fehler mit ſolcher Herrlichkeit verſchleiern können, wie Schiller den Gedankengang z. B. „Der Braut von Meſſina". Mit reifer, vollendeter Kunſt verwandte er den Reichthum ſeines Genies zu der tadelloſeſten, reizendſten Schöpfung in unſerer Sprache: zum „Oberon". —

Mit Eintritt des Sommers wurde Weimar in der Regel wieder eine gewöhnliche, nicht große Landſtadt. Die Schauſpieler gingen nach Lauchſtädt, die Familien vom Lande kehrten auf ihre Güter zurück, und nur einige Ausländer blieben zurück: der ehemalige Nationalverſammlungs-Deputirte Mounier, Graf Dumanois, einige andere Emigranten und ein paar Engländer; einige der wohlhabendſten unter den Einwohnern reiſten in ein Bad oder bezogen einen Garten. Auch der Herzog machte häufig Reiſen; die Herzogin-Mutter zog nach Tiefurt; nur die regierende Herzogin mit ihren Kindern blieb in der Stadt; von den Einwohnern faſt nur, wen ein fortlaufendes Geſchäft feſthielt. Was mich betrifft, ich hielt meine Villeggiatur in Tiefurt. Im Sommer 1798 hatte ich ein ſehr einfaches Stübchen von einer Bauernfrau gemiethet; im folgenden Sommer eine faſt elegante Wohnung von drei Zimmern im Hauſe

eines Hofgärtners. In dieſer erhielt ich zuweilen ausgezeichnete Beſuche. Herder und ſeine Familie und ein paar Fremde kamen einmal, ich glaube zum Kaffee, zu mir. Wieland aß eines Abends mit Falk und deſſen junger Frau in meiner Junggeſellenwirthſchaft zu Abend. Die Schweſter Kotzebue's, die Senatorin Gildemeiſter aus Bremen, in deren Hauſe ich den Winter vorher ſehr gütig aufgenommen worden war, nahm mit einer ſehr reizenden Tochter eine Collation bei mir ein. Böttiger und Andere ſpazierten oft zu mir heraus. Man ſieht, ich hätte eine Art Haus machen können, wenn es nicht zu koſtbar für mich geweſen wäre. Meine hochfürſtliche Nachbarin und ihr kleiner Hof thaten mir durchaus keinen Zwang an. Ich luſtwandelte des Morgens in ihrem kleinen Park, der aber eigentlich nur aus zwei oder drei ſchattigen Baumreihen zwiſchen der Ilm und einem Bergrande beſtand. Ich arbeitete in einer kleinen Grottenhöhle, die auf dem Rande dieſer letzteren ſtand und eine weite Ausſicht gewährte. Zu Mittag machte ich einen Spaziergang durch eine üppige Wieſe und im Schatten des Dickichts eines ſchönen Gehölzes nach Weimar, um an der Wirthstafel im „Gaſthof zum Erbprinzen" zu eſſen, wo häufig Freunde an der Mahlzeit Theil nahmen. Von Zeit zu Zeit machte ich kleine Reiſen nach Jena, Erfurt, Gotha, Eiſenach, Kahla; — einmal auch auf ein paar Wochen nach Dresden und ins Erzgebirge, ſpäter nach Hamburg, Lübeck, Bremen und Berlin. Wer meine durchaus zwangsloſe Lebensweiſe ſah, pries mich glücklich. Fühlte ich mich ſo? Nein! ich hatte vom Baum der Erkenntniß gegeſſen, hatte eine Reihe großer Städte in kräftig ſtrebender Thätigkeit geſehen, ſehnte mich darnach, dabei ſelbſt praktiſch einzugreifen *durch* literariſche Arbeiten, nicht aber bloß *für* dieſe da zu ſein.

„Wo iſt denn," fragte ich Herder eines Tages, „wo iſt der Lebenspunkt der deutſchen Literatur? Wohin verſammeln ſich die ausgezeichneten Köpfe aller Art, um ſich gegenſeitig zu bilden, Belohnung zu finden, wenn ſie ſich Verdienſte erwerben, und ihres Ruhmes zu genießen? Wohin ſtrahlen die glücklichen Gedanken der Einzelnen in der Nation zuſammen, um ihr als erwärmendes Licht, als heilverbreitende That zurückgegeben zu werden?"

„Aber," antwortete er mit einem Seufzer, „wo iſt denn die politiſche Hauptſtadt Deutſchlands? Wie wollen Sie, daß die Literatur einen vereinigenden Mittelpunkt habe, da es für die wichtigſten Angelegenheiten der Nation keinen gibt? Hätten wir Deutſche politiſchen Verſtand, politiſche Energie: ſtatt der fünfzig Landesſtädte mit Hofhaltungen hätten wir uns vor Jahrhunderten eine gemeinſame Hauptſtadt gewählt oder mit gemeinſamen Anſtrengungen erbaut, die der Stolz und das Heil Aller wäre. Jetzt kann unſere reiche Literatur nichts ſein, als was unſere furchtbare Nationalmacht, unſer unermeßliches Nationalvergnügen iſt: Disjecta membra — höchſtens ein bunt zuſammengeflickter Bettlermantel!"

So ſprach der große Herder im Jahre 1797! Etwa anderthalb Jahre ſpäter kam ich nach Berlin, und nun erſt erkannte ich ganz den Gehalt ſeines Urtheils. Was war denn Frankreich, als der König ohne Reich, René poetiſchen Gedächtniſſes, an ſeinem kleinen Hofe in der Provence alle ausgezeichneten Talente und Gelehrte der Franzoſen verſammeln konnte? — Hätte Berlin 1797 nur zur Hälfte für das gegolten, was es bald nachher zu werden anfing und jetzt iſt, ich hätte Weimar acht Tage beſehen und wäre nach Berlin gezogen; doch dort herrſchten noch — dunkle

Gewalten, die ſogar die „Allgemeine Deutſche Bibliothek“ verjagt hatten. In Weimar war es licht und geiſtig warm, und ich beſchloß, dort zu bleiben.

Durch den Legationsrath und Cabinetsſecretär des Herzogs, Weyland, wurde ich in die Weimarer Geſellſchaft eingeführt. Weyland ſelbſt lebte ſtill und war mit Geſchäften überhäuft. Aber er führte mich als Gaſt in einen Club, der wöchentlich, ſo viel ich mich erinnere, zuſammenkam. Die Verſammlung war dieſen Abend ſehr zahlreich, das heißt, faſt ganz Weimar war da, ausgenommen den Hof und die drei literariſchen Heroen: Herder, Wieland und Goethe. Uebrigens lernte ich die ganze obere, äſthetiſche Beamtenwelt mit ihren gleichfalls äſthetiſchen Familien kennen und den feineren Geſellſchaftston Weimars, den ſonderbarſten, den ich irgendwo bemerkt habe. Man hat eine Schreibart, die man poetiſche Proſa nennt; der hieſige Ton hätte ſehr gut proſaiſche Poeſie genannt werden können. Er war zuſammengeſetzt aus Kleinſtädterei, höfiſchen Rückſichten und literariſcher Wichtigthuerei. Die Ereigniſſe in der Literatur wurden wie Stadtneuigkeiten beſprochen und dieſe als literariſche Conſequenzen. Beſonders fiel es mir auf, immer nur vom Hofrath Wieland, Geheimen Rath Goethe, Vicepräſidenten Herder ſprechen zu hören. Man nannte ſie gar nicht ohne den Titel. In der ganzen Geſellſchaft war wahrſcheinlich, mich ausgenommen, kein einziger Unbetitelter, ſelbſt unter den wenigen Kaufleuten, und ſo ſetzte ſich denn Jeder, wenn er die großen Dichter auch bei dem Titel nannte, mit ihnen in dieſelbe Kategorie. Der Gebrauch fing damals ſchon an in Deutſchland allgemein zu werden, daß jeder Schriftſteller mit einem Titel begabt wurde, oder ſich begaben ließ für Geld und gute Worte. Ich betrachtete

es daher bald als Lebensregel, besonders bei Schriftstellern: Quilibet praesumitur — Rath, donec probetur contrarium. Ich täuschte mich fast nie, machte aber oft die Erfahrung, daß der Deckel mehr werth war als das Buch.

Trotz dem, was ich von Weimar wußte und dachte, hatte es doch etwas Ueberraschendes, als Weyland mich jetzt einem vollwangigen, elegant gekleideten und frisirten Manne mit lebhaften Augen und etwas höfisch freundlicher Miene vorstellte und ihn den — ich weiß nicht, ob Hof- oder Consistorial-Rath — Böttiger nannte; dann einem kleinen und ältlichen Blondin von ziemlich bürgerlichem Aeußeren, den ich für einen Krämer ansah, bis Weyland mir sagte, es sei der Legations-Rath Bertuch; dann einem Manne von schlichtem Ansehen, aber geistvollem Blick, dem Kammerherrn der verwittweten Herzogin, von Einsiedel, schon damals als Schriftsteller geschätzt; dann einer ganzen Reihe von Räthen, sogar einem Paar Commercien-Räthen, bei denen er mir aber meistentheils leise zuflüstern mußte, was sie geschrieben hätten.

Nach den Räthen kamen, wie wir so durch die Gesellschaft hingingen, die Räthinnen an die Reihe. Auch bei diesen raunte mir mein gütiger Führer bald den Titel eines anonymen Romans, bald eines Gedichtes zu, und Manche, bei denen dies nicht geschehen konnte, hatten doch eine andere literarische Merkwürdigkeit. So war z. B. eine alte Legations-Räthin von sehr verständigem und entschiedenem Blick, Ton und Benehmen, die mit hohem Ernste Karten spielte, die Mutter des Dichters Kotzebue, und eine nicht mehr ganz junge, aber doch wohl aussehende, durch ihre Lebhaftigkeit interessante Kammer-Räthin, die Schwester von — Werther's Lotte.

Bei einer frohen Abendtafel 1799, im Gasthof zum „Hofjäger", entschlüpfte Einem der Anwesenden, der auch Schriftsteller war, aber die Unart hatte, in frohen Gesellschaften häufig alle Sarkasmen, die ihm einfielen, gerade herauszusagen, der Einfall: „Weimar scheine ihm, in literarischer Hinsicht, ein großes Raupennest, über dem nur einige schöne Schmetterlinge flatterten, der Atlasvogel Wieland, der majestätische Riesen-Trauermantel Herder, der prächtige Schillervogel, das Pfauenauge Goethe, der C-Vogel Böttiger, der große Fuchs Bertuch. — Jena liefere die kritischen Schröter dazu. Voran summe der große Hirschkäfer Schütz." — Lachen und Unwillen unterbrachen ihn, denn zwei Drittheile der Tafelnden bestanden aus Schriftstellern, von denen die meisten fühlen mochten, daß sie nicht flatterten. Ein 50jähriger Hofadvocat, mit breitem, weinrothem Angesichte, aber einem feinen, verständigen Kopfe, der als täglicher Gast präsidirte, vermittelte Alles, indem er die Gesundheit der literarischen Raupen trank, die ja alle Beruf und Hoffnung hätten, Schmetterlinge zu werden, und dann die Frage aufwarf, wieviel Schriftsteller wohl gerade jetzt in Weimar lebten? Man zählte und zählte und brachte in dem Städtchen von noch nicht 6000 Menschen 59 zusammen. „Schade," rief Jemand, „daß nicht noch Einer da ist, um das Schock voll zu machen!" — „Den kann ich liefern!" sagte der Hofadvocat. „Feiertag!" rief er, und dienstwilligst lief der aufwartende Lohnbediente, der heute den alten, stattlichen „Schachschaber" unterstützte, mit einem leeren Teller herbei; aber der Hofadvocat hielt den seinigen, auf dem ein delicioses Stück Rehrücken dampfte, mit beiden Händen fest, und —: „Wie heißt das Buch, das Sie geschrieben haben?" fragte der Hofadvocat. Mit selig-

verſchämtem Lächeln ſagte der alte Bediente einen Titel her. Die ganze Geſellſchaft brach in Lachen aus. Das fragliche Buch war die Beſchreibung einer Hoffête auf dem Ettersberge aus dem Standpunkte eines bewundernden Lakaien.

Es heißt nur eine Pflicht erfüllen, wenn ich anführe, daß der Herzog ſich zwar an ſeiner Poeten-Volière und deren Ruhm ergötzte, ſich aber nie von ihr in der proſaiſch-weiſen, trefflichen Verwaltung ſeines Ländchens irre machen ließ.

Herder und das Herder'ſche Haus.

Eine der erſten Fragen, die Böttiger an mich richtete, war, ob ich ſchon bei Herder geweſen ſei. „Sie müſſen ihn durchaus ſehen," rief er. „Er liebt noch ſehr die Erinnerung an Riga, — er wünſcht Sie zu ſehen." Ich ging auf der Stelle zu Herder. Zwei Treppen hoch in einem ſehr einfach möblirten Zimmer fand ich ihn, einen ziemlich langen Mann, mit jener mäßigen Körperfülle, welche das höhere Mannesalter zu geben pflegt, einer ſehr graden Haltung, einem geiſtreich-gedankenvollen Blicke, überhaupt einem Antlitz, in welchem edle Würde und der Ausdruck leiſen Gefühls jenen der Kraft überboten, ohne ihn zu verſchleiern.

Er nahm mich gütig auf, wie einen alten Bekannten; er ſagte mir ſogar einige Verbindlichkeiten über die Art, wie ich als Schriftſteller begonnen hatte. Allmälig brachte er das Geſpräch auf meine früheren Verhältniſſe. Er hörte mich aufmerkſam; dann reichte er mir mit Herzlichkeit die Hand und ſagte: „Nun weiß ich, wer Sie ſind!" In der That war es mir, als durchdränge mich ſein Blick.

Er ſtellte mich ſeiner Frau vor, die auch im Alter und bei dem Anſtande der häuslichen Matrone durch ihr Auge

voll Verſtand und Feuer imponirte. Sie war in jeder Rückſicht des großen Mannes werth, dem ſie angehörte.

Herder's Haus ward mir bald die größte Annehmlichkeit, die mich an Weimar feſſelte, die mich immer wieder dahin zurückführte, wenn ich mich auf einige Monate entfernt hatte, und mich die kleine Stadt faſt als meine Heimath betrachten ließ. Nie trat ich aus dieſem Hauſe, mochte es nach einer einſam mit Herder in ſeiner Studirſtube verbrachten Stunde, mochte es nach einem im Zirkel ſeiner Familie verlebten Abende ſein, ohne eine gewiſſe feierliche Stimmung und ohne eine Menge neuer, großer Ideen von ihm erhalten zu haben.

Herder's Lage war drückend. Sein Einkommen als General-Superintendent und Vice-Präſident des Conſiſtoriums mag nach dem Maßſtabe der kleinen deutſchen Fürſtenthümer nicht unbedeutend geweſen ſein; aber er hatte eine ſtarke Familie, und ſeine Kinder, vorzüglich die Söhne, ſtanden in dem Alter, wo die Vollendung ihrer Bildung größere Ausgaben forderte. Man nehme hinzu, daß er nothwendig, ſchon ſeines Amtes wegen, auf anſtändigem Fuße leben und auch die Fremden, die ſein Ruhm zu ihm führte, zuweilen bewirthen mußte. Die Lücken, die alles dieſes in ſeiner Kaſſe machen mußte, durch literariſche Arbeiten auszufüllen, wie ſich faſt alle Beamten Weimar's halfen, war freilich ein ehrenvoller Ausweg, und ſo oft er ihn einſchlug, erhielt Deutſchland etwas Bleibendes; aber ſein Conſiſtorialamt ließ ihm wenig Zeit dazu. Der Präſident des Conſiſtoriums, ein adliger weimarſcher Landſtand, mochte oder konnte nicht arbeiten, und Herder, deſſen großer Geiſt nur für die Welt hätte denken und ſchaffen ſollen, mußte den größten Theil ſeines Tages damit

hinbringen, Eheſcheidungs-Acten u. dergl. zu leſen und darüber zu votiren. Nur in wenigen Freiſtunden konnte er ſich dem Nachdenken, den Gegenſtänden überlaſſen, die ſeinem Geiſtescharakter angemeſſen waren, und die Producte ſeiner letzten Jahrzehnte tragen die Spuren davon. Sie ſind, auch wo ſie ein größeres Ganze bilden, nur an einander geknüpfte Fragmente. Auf dieſe Lage und ihre Reſultate vorzüglich mag ſich der bittere, erſchütternde Klageruf bezogen haben, den er wenige Stunden vor ſeinem Tode that: „O mein verlorenes Leben!“

Der Herzog, der ſeinen General-Superintendenten nach dem Landes-Etat gut verſorgt wußte, hätte nur auf beſondere Anregung mehr für ihn gethan, und dieſe hätte in Weimar nur von Goethe kommen können. Sie wäre nicht unwirkſam geblieben. Als ich im Jahre 1803 oder 1804 in ein Berliniſches Blatt einen Artikel rückte, worin ich Herder's Lage beklagte und beſonders darauf hinwies, daß er als Vice-Präſident unter Arbeiten gealtert ſei und ermatte, die ſeines hohen, philoſophiſchen Geiſtes unwürdig ſeien, indeß ein Unthätiger die höheren Vortheile der Präſidenten-Stelle genöſſe, erhielt Herder dieſe ſo bald nachher, daß ich es immer für die Wirkung meines Artikels gehalten habe. Der Edelſinn des großherzigen Fürſten durfte nur auf eine ſolche Ungerechtigkeit aufmerkſam gemacht werden, um ſie aufhören zu laſſen. Leider kam die Verbeſſerung zu ſpät. Herder war ſchon erſchöpft und kränklich. Wenigſtens hatte er jetzt die Muße, eine Erholungsreiſe nach Dresden und, glaub' ich, nach Bayern zu machen, wo einer von ſeinen Söhnen, mit damals ſehr glücklichem Erfolge, eine Landwirthſchaft angetreten hatte, zu deren Erwerb der katholiſche Monarch ihn dadurch befähigte, daß er den proteſtantiſchen

General-Superintendenten, um ſeiner Verdienſte willen, in den Adelſtand erhob. Dieſe Reiſe mag der letzte Genuß geweſen ſein, der Herder gewährt wurde. Er ſtarb bald nachher.

Er wäre viel früher erlegen, wenn er nicht eine in jeder Rückſicht vortreffliche Gattin gehabt hätte. Dieſe Frau, hochgebildet und fähig, den Geiſtesflug ihres Gemahls zu verſtehen und ihm zu folgen, war zugleich ein Muſter verſtändig ſorgſamer Ehefrauen, Mütter und Hauswirthinnen. Als ich ſie kennen lernte, bewunderte ich ihren hellen Verſtand; als ich bemerkte, was ſie ihrem Gatten und ihrer Familie war, verehrte ich ihren Charakter. Sie theilte nicht nur die perſönlichen, ökonomiſchen und Familien-Sorgen ihres Gatten; ſie nahm ſie ihm größtentheils ab und trug ſie, ſo viel als möglich, allein. Manche drückende Verlegenheit erfuhr er erſt, wenn ſie ſeine nothwendige Zuſtimmung zu der getroffenen Abhilfe einholte, oder ihm ihre Freude über das Gelingen derſelben mittheilte. Eben ſo ſorgfältig, wie über der Abwendung aller Unannehmlichkeiten, die ſich ihm erſparen ließen, wachte ſie über ſeine Bequemlichkeit. Ich habe es geſehen, daß ſie den Vorrath in ſeiner Tabaksſchachtel, an Thonpfeifen, an Papier der Gattung, die ihm die angenehmſte war, ſchweigend unterſuchte und in der Stille Befehl gab, ihn zu vervollſtändigen. Ein andermal kam ich zufällig dazu, als ſie mit einem Handwerker über Kleidungsſtücke ihres Mannes verhandelte, der jedes Bedürfniß zu rechter Zeit befriedigt fand, oft, ehe er es bemerkt hatte.

Auch die Erziehung ihrer Kinder leitete ſie und zwar ſo vortrefflich, daß ſie noch erlebte, ihre vier Söhne als achtungswerthe, junge Männer auf Bahnen zu ſehen, die

ſie zu großer Auszeichnung durch Verdienſte zu führen verſprachen. Der vor Kurzem verſtorbene, ſo allgemein betrauerte ſächſiſche Ober-Berghauptmann von Herder war einer derſelben. Ihre einzige Tochter wurde an häuslicher Tugend und hellem Sinn ihrer Mutter werth. Zwanzig Jahre ſpäter ſah ich ſie wieder, als glückliche und weiſe Hausfrau und Mutter.

Ihre Wirthſchaft führte Frau Herder mit einer Sparſamkeit, die ihren Mitteln angemeſſen war; doch aber wußte ſie vorkommenden Anläſſen mit anſtändigem Aufwande zu entſprechen, und auch die kleineren Zirkel in ihrem Hauſe, beſonders der ſonntägliche um ihren Theetiſch, vermißten Nichts, was geſellige Behaglichkeit befördern konnte. Außer ihrem Hauſe habe ich die ehrwürdige Frau faſt nie geſehen, außer bei den Spaziergängen und ſeltenen Spazierfahrten, welche die Familie machte, und zu denen auch ich eingeladen wurde.

Köſtliche Stunden, die ſo verfloſſen! Wie reich an geiſtreichen, witzigen, großen Gedanken! Die intereſſanteſte Erſcheinung für mich war es, wie Herder, der gewöhnlich mit trübernſtem Geſichte auftrat, ſich allmälig erheiterte, erwärmte, endlich in aufwallendem Feuer der Lebendigſte, Witzigſte von Allen wurde, und jeder ſeiner Einfälle, ſo leicht er hingeworfen ſchien, hatte zum Kern eine tiefgeſchöpfte, pſychologiſche Beobachtung, oder einen kühnen, oft einen erhabenen Gedanken. Herder's Geiſt war eben ein Baum der edelſten Gattung, der keine anderen, als eben ſolche Früchte tragen konnte.

Ich will die Geſchichte einer Spazierfahrt erzählen, die ich mit Herder und ſeiner Familie machte.

An einem ſchönen Sommer-Nachmittage machte er mit

ſeiner Familie eine Spazierfahrt auf den Ettersberg, zu der ich, der ich längſt aus Kopenhagen zurückgekehrt war, auch eingeladen wurde. Am Rande des Waldes hielt der Wagen. Es wurde das Theegeräthe ausgepackt, wir ſelbſt laſen ſchnell trockenes Holz zuſammen; Herder's Frau und ihre liebenswürdige Tochter ordneten das Service im Graſe, indeß der Bediente in einer Niederung Feuer anmachte und das Kochen des Waſſers beſorgte. In einer halben Stunde zündeten Herder und ich froh unſere Pfeifen an, und wir ſaßen auf Steinen oder im Graſe um die Serviette her.

Herder genoß die ſchöne Ausſicht mit Innigkeit; wir fanden Alle, daß ſie reizend war, aber vor ſeiner Seele ſtand ſie unter einer anderen Beleuchtung, als vor der unſrigen. Wir ſahen eine ſchöne Gegend, er — einen wichtigen Theil des Schauplatzes der Reformation. Er fing an, uns bald von dieſem Städtchen, bald von jenem Dorfe etwas Wichtiges zu erzählen; an dieſes knüpfte ſich, ohne daß der einfache Geſprächston einen Augenblick unterbrochen wurde, eine lebendigere Charakteriſtik des deutſchen Volkes im 15. und 16. Jahrhunderte, als jemals eine geſchrieben worden. Plötzlich unterbrach er ſich ſelbſt mit dem Ausrufe: „Ach, da waren wir Geiſtliche in Deutſchland auch noch Etwas, als man uns in Ehren Pfaff (Pastores Fideles Animarum Fidelium) nannte. Wir ſprachen zu einem geſunden, kräftigen Volke, und unſer Wort wurde lebendige That, war ſelbſt eine That. Jetzt — pflegen wir ſorgſam und kunſtvoll die gebrechlichen Blüthen einer Pflanze, der die Politik die Herzwurzel abgenagt hat!“ Er ſtand auf und ging in den Wald. Als ich ihm nach einigen Minuten folgte, hörte ich ihn die Weiſe eines alten Volksliedes ſummen.

Jene Worte ſind, dünkt mich, der erſchöpfendſte Com-

mentar zu einer oft erzählten und mißdeuteten Anekdote. Als Herder nämlich an einem Feiertage predigen ſollte und das Glockengeläute hörte, rief er aus: „Wer doch im Mittelalter lebte!“ —

Herder's Gedankengang bei unſerer Bergfahrt iſt gewiſſermaßen ein Bild ſeines ganzen literariſchen Lebens. Sein Blick faßte jeden Gegenſtand nicht nur hell und richtig auf, ſondern ſah auch zugleich Verhältniſſe und Beziehungen desſelben, welche weniger vortreffliche Köpfe nicht ahnten, nachdem ſie ſich ein ganzes Lebensalter mit ihm beſchäftigt hatten. Er beſaß jene oberſte Geiſtesgabe, mit der man ſich in den Beſitz faſt eines jeden Talentes ſetzt, ſo bald man will; einen hoch genialiſchen Verſtand, der nur in ſeiner Aeußerung durch Phantaſie und allzu reizbares Gefühl zuweilen getrübt wurde. Welches Fach er daher vorübergehend wählen mochte — er machte wichtige Entdeckungen darin, erweiterte, veredelte es, geſtaltete es um; aber er ſah zugleich die Grenzen desſelben, es genügte ihm nicht. Er ging zu einem neuen über, in dem er bald eben ſo große Entdeckungen und Umgeſtaltungen bewirkte, und aus dem er eben ſo bald weiter ging. Das ganze Gebiet des Wiſſens war ſeine Heimath; er durchwanderte es unermüdet, ohne ſich in irgend einem Bezirk desſelben niederzulaſſen.

Noch genußreicher als dieſe Spazierfahrt war mir beſonders ein Abend, den ich bei Herder zubrachte. Ich hatte allein mit ihm, ſeiner Gattin und ſeiner Tochter zu Abend gegeſſen. Nach Tiſche kam ſein älteſter Sohn, der ſchon ſeit einigen Jahren ausübender Arzt und ſeit Kurzem verheirathet war, aber noch oben im väterlichen Hauſe wohnte, herunter und lud uns ein, an einer Bowle Punſch Theil zu nehmen, die er für ein paar Freunde, die auch die Eltern kannten,

zurecht gemacht hatte. Herder ging mit Vergnügen darauf ein, der Gast seines Sohnes zu sein. Wir gingen hinauf, und in einem sehr einfachen Lokale wurden ein paar Stunden in einer halbphilosophischen Begeisterung verbracht. Herder selbst trank, offenbar nur ehrenhalber, ein Glas, aber theilte die frohe Stimmung des kleinen Zirkels sehr lebhaft, besonders als seine Schwiegertochter sich ans Clavier setzte. Sie war nicht Virtuosin, aber sie trug leichte Melodien mit Gefühl und Geschmack vor, und Herder selbst stimmte mit schönem Ausdrucke des Vergnügens in manchen Gesang. Ich glaubte Sokrates zu sehen, der sich in der Mitte seiner jungen Freunde mit Rosen bekränzte.

Unter allen deutschen Schriftstellern, die ich persönlich oder durch ihre Werke kennen lernte, ist Keiner, der, so vorleuchtend wie Herder, Größe des Charakters gezeigt hat in seinem Lebensgang wie in seinen Schriften. Er sah die Menschenwelt und die Wissenschaften gleichsam aus der Vogelperspective an, er durchschaute Verhältnisse derselben, die Andere kaum ahnten, er erkannte den Weg, den die Welt zurückgelegt hatte und eine weite Strecke des Weges, auf dem sie weiter schweben mußte.

Was ihn in seinem Gedankengange so gewaltig machte, sie wie mit Adlersschwingen hob, war sein echtes Dichtertalent, dem er aber nicht diente, sondern das ihm nur Werkzeug war. Er war zu hohen Geistes, um seine Kraft auf Fiction oder auf die Künstlerfeile dessen zu verwenden, was in ungesuchter poetischer Gestaltung aus seiner Seele hervorbrach. Fast keines seiner reizenden lyrischen Gedichte ist von fehlerfreier Form, aber manche seiner Predigten enthält mehr wahre Gedankenpoesie, als ein halbes Dutzend der freundlichen Goethe'schen Lieder und Romanzen. Sein

Lebensberuf und die Natur ſeines tiefdenkenden Geiſtes wieſen ihn darauf hin, ſeine Dichtertalente vorzugsweiſe als Redner zu verwenden. Dieſer Dichternatur ſind die Schwächen ſeiner Schriftſtellerei und ſeines Geiſtesganges zuzurechnen. Er dachte immer mit hoher Klarheit, aber indem er ſeine Gedanken niederſchrieb, riß ihn die Lebhaftigkeit ſeiner Phantaſie zuweilen hin, es in ſo poetiſchem Schwunge zu thun, daß ſeine Darſtellung dunkel wurde. Ebenſo hatte er jene hohe Reizbarkeit, die ein nothwendiger Beſtandtheil der Dichternatur iſt, — und er beherrſchte ſie nicht immer, verkannte ſeine aufrichtigſten Freunde und ſchalt auf ſie in ihrer Abweſenheit, wenn ſie ihn durch irgend eine Unterlaſſung verletzt hatten. Er tadelte mit bitterer Heftigkeit — doch nur mündlich — die Mängel an Werken (z. B. an Schiller'ſchen), die höchſtens ruhige Rügen verdienten, und ließ ſich bereden, in jenen Kampf gegen Kant zu treten, der ihm ſo nachtheilig wurde, nicht dadurch, daß er Unrecht hatte, ſondern weil Alles in der Literatur voll von Kantianern war, die es bleiben mußten, wenn ſie irgend Etwas ſein wollten. Kant hatte ihn aber auch ungereizt auf eine Weiſe gekränkt, die er nicht verwinden konnte, und Böttiger, Falk und Jean Paul Friedrich Richter, von denen Keiner Kant's Lehrſyſtem verſtand, die aber den lächerlichen Unfug der Kantianer ſahen, hörten nicht auf, ihn zu reizen, ihm mit dem glänzendſten Erfolg zu ſchmeicheln. Er mußte glauben, er dürfe auf eine gewichtige Theilnahme rechnen. So gab er dem Zorn und dem Ehrgeiz nach und ſtieg in die Arena hinab. Sein Gegner ſtellte ſich *nicht*, wohl aber ſah er (Herder) ſich bald von einem neckenden, ſchmähenden Haufen literariſcher Underlings umgeben, gegen die zu ſtreiten ſein Selbſtgefühl ihm verbot. Er ſah ſich

nach den Anhängern, den Kampfgenoſſen um, auf deren Vertheidigung er gerechnet hatte, und Keiner war da. Sie hatten ihn nur für ſich wollen ſtreiten laſſen. Er erlag ſeinem Unmuth darüber.

Wer ein vollſtändiges Verzeichniß der Herder'ſchen und Goethe'ſchen Schriften nebſt den Jahreszahlen ihrer Erſcheinung vergleichen will, wird vielleicht davon überraſcht werden, wie oft Goethe, von der Würdigung altdeutſcher Kunſt an, der Nachtreter Herder's, der Verarbeiter urſprünglich Herder'ſcher Ideen war. Und iſt nicht der weſtöſtliche Divan, den man dem abgeſchwächten Greiſe verzeihen muß, noch eine Nachwirkung deſſen, was Herder einſt zur Würdigung der orientaliſchen Poeſie gedacht und geſchrieben? Bekannt iſt ferner, daß Goethe von Herder Shakeſpeare und die Griechen eigentlich kennen gelernt und die edlere Richtung ſeines Geiſtes empfangen hat. Wenn nun aber Goethe prahlt, er könne nicht unterſcheiden, was im erſten genialiſcheſten Buche der „Ideen zur Geſchichte der Menſchheit" ihm oder Herder gehöre, indeß in allen ſeinen Schriften keine Spur davon iſt, daß er ſich je zu ſo hohen Anſichten der Menſchheit erheben könne; Herder dagegen nie damit prunkt, wie viel ihm Goethe verdanke, ſelbſt dazu ſchweigend nur lächelte, daß man es als einen Beweis von Jean Paul's hohem Genie ausrief und dieſer ſelbſt es fröhlich dafür anerkannte, daß er die Borromeiſchen Inſeln mit ſo treuer Schönheit geſchildert habe, ungeachtet er ſie nie geſehen, — indeß jeder Zug, den er anführt, aus Herder's mündlicher und ſchriftlicher Mittheilung entlehnt iſt: wem fühlt man ſich gezwungen, die höhere Geiſteshoheit zuzugeſtehen?

Bekanntlich hat Leſſing zuerſt den Gedanken gefaßt, Fauſt als höheren Charakter, als wiſſensdurſtigen Jüngling

darzuſtellen, den ſein Hang zum Grübeln auf den Abweg leitet. Alle, die nach ihm dieſen Gegenſtand behandelten, ahmten Leſſing nach, aber keiner hat dieſen Charakter ſo lebendig und kräftig gezeichnet wie Goethe, — es verſteht ſich in den erſten Scenen des Fragments — ſo lebendig und wahr, daß es mir immer gewiſſer wurde, er habe nach einem Lebenden geſchildert. Man hat angenommen, er habe ſich ſelbſt dabei geſchildert, aber das iſt offenbar nicht wahr. Goethe war ſehr wißbegierig, aber den Drang zum Ergründen und Ergrübeln, den Fauſt zeigt, hatte er nie gehabt. Am wenigſten ſah er in ſeinen früheren Jahren (da doch Fauſt bald nach Werther angefangen worden war) alle Wiſſenſchaften aus der Vogelperſpective an, indem er zugleich ihre Mängel erblickte. Selbſt der bittere Witz, mit dem er dieſe Mängel rügt, ſieht Goethe nicht ähnlich. Er muß — ſo dachte ich — einen ſolchen Grübler von hochfliegendem Geiſte gekannt und aus deſſen Munde geſammelt haben. Aber wer war, wie hieß dieſer Mann? Namenlos kann ein ſolcher in der Literatur nicht geblieben ſein. Nachdem ich Herder's frühere Schriften, beſonders ſeine „Aelteſte Urkunde", dann ſein Tagebuch auf der Reiſe nach Nantes und ſodann *das* geleſen hatte, was Goethe ſelbſt über ſeinen Umgang mit Herder in Straßburg erzählt, war es mir klar, und als ich den Fauſt wieder aufſchlug ... war ich augenblicklich im Klaren: ich erkannte den ſtürmiſch nach allen Seiten hindrängenden Forſcher im Fauſt, den bitter witzigen Verſpotter jeder wiſſenſchaftlichen Thorheit in den Sarkasmen, mit denen Mephiſtopheles den Schüler ausführt. Da Goethe aber bald den Fauſt zum elenden Lüſtling werden läßt, unterſagt mir die Pietät gegen das ehrwürdige Original ihn zu nennen. Gervinus hat von dem jungen Herder

geſagt, „es habe ſich der Geiſt Fauſt's in ihm geregt". Nicht doch! Gervinus hätte ſagen ſollen: „Herder's Geiſt iſt es, dem Goethe, als er in Straßburg das Tagebuch las, den Fauſt nachbildete!"

Wieland.

Trotz meiner hohen Achtung und Bewunderung für Wieland's Meiſterwerke ſuchte ich doch nicht ihn kennen zu lernen, als ich nach Weimar kam. Als ich indeß eines Nachmittags bei Herder einen alten Mann mit einem unſchönen, aber ausdrucksvollen Geſicht und ſeiner Bürgerlichkeit im ganzen Aeußeren am Fenſter ſitzen fand, und Herder's Gattin ihn, indem ſie mich ihm vorſtellte, Herrn Hofrath Wieland nannte, fühlte ich eine freudige Erſchütterung; aber ich gab ihr keine Worte, machte nur eine tiefe Verbeugung. Ich war ſelbſt ſehr unzufrieden mit mir darüber und prüfte mich über die Urſache meines ſtumpfen Benehmens. Ich fand ſie theils in meiner Blödigkeit bei der Ueberraſchung, theils aber auch in dem „Hofrath". Hätte die Herderin geſagt: „Das iſt Wieland", ich glaube, ich hätte aufgejauchzt. Aber ſie hätte damit einen Verſtoß gegen die Etiquette der kleinen Reſidenz gemacht. In dem Hofzirkel wurde trotz der vorurtheilsfreien Denkungsart der Herzogin-Mutter und der faſt burſchikoſen Genialität des Herzogs die Etiquette ſo pünktlich beobachtet, daß ich nie gehört habe, daß Herder und Wieland als Bürgerliche zu den Hoffeſten und Aſſembleen eingeladen wurden. Daß es mit ihren Gattinnen nicht geſchah, weiß ich gewiß, und ob es mit Goethe, ehe er geadelt worden, anders war, weiß ich nicht; wohl aber, daß er, als es geſchah, ſich gleichwohl

darin nicht zurecht zu finden wußte. Die regierende Herzogin beſchwerte ſich einmal, daß er dabei ſteif und ſtumm ſei, was bei der anerkannten Ueberlegenheit ſeines Geiſtes unangenehm und läſtig ſei.

Ich kehre zu Wieland zurück. Mit Beſchämung geſtehe ich, daß der ehrwürdige, berühmte Greis mir vielmehr Beweiſe der Güte gab, als ich ihm Ausdrücke meiner wirklich tiefen Hochachtung darbrachte. In mehreren ſeiner Briefe an Böttiger forderte er ihn auf, mich zum Beſuche bei ihm in Osmannſtädt mitzunehmen. Böttiger hat mich nie dazu eingeladen. Ueberhaupt ſchien es mir, als wenn er und Falk meine Annäherung an Wieland mit einer Art Eiferſucht betrachteten. Das hinderte mich nicht, nach Osmannſtädt zu wallfahrten, und Wieland nicht, mir manchen Beweis ſeiner Freundſchaft zu geben.

Ich rechne dahin auch folgenden Vorgang: Falk und ſeine junge, recht hübſche, wenn auch eben nicht geiſtreiche Frau äußerten den Wunſch, einmal einen ſchönen Sommerabend im Freien zu verbringen. Ich lud ſie ein, bei mir in Tieffurt zu Abend zu eſſen. Ich konnte es mit Zuverſicht, denn meine Sommerwohnung beim Hofgärtner beſtand aus drei, ziemlich elegant meublirten Zimmern, eleganter und bequemer als Falk's Wohnung in der Stadt, und meine freundlich zuthätige Wirthin war eine gute Köchin, wie ich an ſolchen Tagen öfter erprobt hatte, an denen Regenwetter und Hitze mich abhielten, zum Mittageſſen in die Stadt zu gehen. Es war verabredet, daß Frau Falk eine Freundin mitbringen ſollte, und ich hatte ein anderes Ehepaar, einen Kaufmann, deſſen Frau eine Rigaerin war, eingeladen. Als Falk's aber kamen, war ich ſehr erſtaunt, anſtatt des weiblichen Gaſtes einen Mann zu ſehen. Ich eilte ihnen, es

war im Park, entgegen und prallte vor Ueberraſchung einen Schritt zurück, als ich ſie erreicht hatte. Der zweite Mann war Wieland. Er war am Nachmittage zur Stadt gekommen, hatte durch Falk von meiner Abendgeſellſchaft gehört und ſich entſchloſſen, ſie mitzumachen. Ich wußte die Ehre, die mir dadurch widerfuhr, nach Gebühr zu würdigen, und die Freude darüber riß mich zu einer Unbeſonnenheit hin. Wieland's Gegenwart mochte ich nicht in der Stube genießen. An den Park ſtieß eine ziemlich große Roſenlaube, die eben in Blüthe ſtand. Ich fragte den Hofgärtner, und in der Vorausſetzung, daß die Herzogin Amalie ſo ſpät nicht im Garten ſpazieren würde, willigte er ein, den Tiſch in der Laube decken zu laſſen, ob ſie gleich zu dem eigentlichen Garten der Herzogin gehörte. Kaum hatte die Mahlzeit begonnen, ſo brachte der Diener die Nachricht, die Herzogin komme mit ihren Hofdamen gerade den Gang zur Laube her; ſie war ihr Lieblingsſitz. In großer Verlegenheit ſprang ich auf und wollte der Fürſtin entgegen gehen, um ihre Verzeihung zu erbitten; ſie war der Geſellſchaft aber bereits gewahr worden, bog eben lächelnd in einen anderen Gang ein und kehrte zurück in ihr Schlößchen. Dies ſo ſchonend nachſichtsvolle Benehmen der edlen Fürſtin war ganz in dem ſo geiſtvoll humanen Charakter, den ihr ganzes Benehmen bezeugte: ein kleiner, aber vielſagender Zug.

Bei einem einſamen Spaziergange fragte ich Wieland einmal, ob es wahr ſei, daß Goethe bei einer Luſtpartie auf dem Ettersberge eine Eiche erſtiegen, Jacobi's Waldemar an den Baum geragelt und vom Baum herab eine burleske Rede über die Schlechtigkeit des Buches gehalten? „Ja, ja!“ antwortete Wieland, „er fand damals oft Vergnügen daran, den Scaramuz zu ſpielen. Wenn er nur

nicht im höheren Alter ſo etwas vom Pantalone wird!“ Mir fiel dieſe Aeußerung beim „weſt-öſtlichen Divan“ oft bei und am lebhafteſten, als ich las, Goethe ſei im achtzigſten Jahre oder in deſſen Nähe, mit Mühe davon abgehalten worden, eine junge polniſche Gräfin zu heirathen, die er in Karlsbad kennen gelernt hatte, und die ihm wirklich nach Weimar folgte.

Was Wieland bei vielen der neueſten Kritiker in Schatten ſtellte, iſt die Meinung, er ſelbſt habe ſich Goethe tief untergeordnet. Das war nicht der Fall. Er erkannte Goethe's Genie an mit voller Gerechtigkeit, aber über mehrere von deſſen Schriften und Handlungen ſchüttelte er ernſthaft den Kopf, ſagte wohl auch einmal halblaut wie vor ſich hin: „Solch' Zeug ſollte ich wagen, es würde mir ſchlecht bekommen. Seiner anmaßenden Keckheit geht Alles hin.“ Einen öffentlichen oder auch nur lauten geſellſchaftlichen Tadel auszuſprechen, war er zu rückſichtsvoller Hofmann und ſcheute ihn auch wohl als Gegner. Im Ganzen aber dachte Goethe viel höher von Wieland als dieſer von ihm. Man höre!

In einem Geſpräche mit Goethe warf Falk die Frage auf: Was Wieland's Seele jetzt wohl vornehmen möge. Goethe antwortet: „Nichts Kleines, nichts Unwürdiges, nichts mit der ſittlichen Größe, die er ſein ganzes Leben hindurch behauptete, Unverträgliches. Es iſt etwas um ein achtzig Jahr lang durchaus würdig und rühmlich geführtes Leben; es iſt etwas um die Erlangung ſo zarter Geſinnungen, wie ſie in Wieland's Seele ſo angenehm vorherrſchten; es iſt etwas um dieſen Fleiß, um dieſe eiſerne Beharrlichkeit und Ausdauer, worin er uns Alle mit einander übertraf.“ Weiterhin, als von der Fortbildung der Monaden der

Seele die Rede war, ſagte er ſogar: „Ich würde mich ſo wenig wundern, daß ich es ſogar meinen Anſichten völlig gemäß finden müßte, wenn ich einſt dieſem Wieland als einer Weltmonade, einem Stern erſter Größe nach Jahrtauſenden wieder begegnete und ſähe und Zeuge davon wäre, wie er mit ſeinem lieblichen Lichte Alles, was irgend nahe käme, erquickte und aufheiterte. Wahrlich, das nebelhafte Weſen irgend eines Kometen in Licht und Klarheit zu erfaſſen, das wäre wohl für die Monade unſeres Wieland's eine erfreuliche Aufgabe zu nennen."

Dieſe Anerkennung von Wieland's hohem Werthe iſt ſchön und wahr. Sie ſtimmt mit den Ermahnungen überein, die Goethe ſeinen alles Andere anklaffenden Anbetern oft zurief, wenn ſie auch Wieland anfielen: „Laßt mir den alten würdigen Herrn in Ruhe!" Ich will ſie damit erwidern, daß ich keines der ſehr bitteren Urtheile anführen will, die Wieland unter vier Augen zuweilen entfielen. Es ſei dem Leſer überlaſſen, zu unterſcheiden, welcher von den Lobſprüchen, die Goethe hier ausſprach, ihm ſelber und ſeinem Lebensgange gebühre.

Von Wieland's Familienleben weiß ich wenig zu berichten. Seine Gattin war, als ich ſie kennen lernte, ein ſchon veraltetes, kleines Hausmütterchen, das, ohne geiſtige Anſprüche, für Haus und Gatten ſinnig und angelegentlich ſorgte und von Letzterem aufrichtig geliebt zu werden ſchien. Ihre Töchter ſchien ſie zu guten Wirthinnen zu erziehen, und ihre Söhne ſollten auf dem gewöhnlichen Wege werden, was das Schickſal wollte. Der Aelteſte war ein geiſtreicher Kopf und iſt als Schriftſteller bemerkenswerth aufgetreten, aber er ſchien zu Jena in die Schlegel'ſche Genoſſenſchaft

gerathen zu ſein, wenigſtens trug er in Urtheil und Benehmen das Gepräge derſelben.

Ein jüngerer Sohn hatte ſich, glaube ich, zum Landwirthe beſtimmt. Wieland ſelbſt ſchien ſich nicht in ihren Bildungsgang zu miſchen und that vielleicht recht daran.

Wieland's Perſönlichkeit hatte, wenn er ruhig war, wenig Auszeichnendes. Sein Geſicht war, wenigſtens im vierundſechzigſten Jahre, da ich ihn kennen lernte, trotz einer hohen, aber nicht gewölbten Stirn, ein ſo gewöhnliches, daß man häufig auf Menſchen traf, die ihm ſehr ähnlich ſahen. In Weimar ſelbſt traf ich, kurz nachdem ich ihn zum erſten Mal geſprochen, auf einen Mann, den ich geradezu mit ihm verwechſelte. Ich trat auf ihn zu und redete ihn mit ſeinem Titel an. Gemüthlich lächelnd ſagte der Alte: „Ich errathe wohl, für wen Sie mich anſehen. Ich wollte, ich wär's, aber ich bin's nicht. Ich bin u. ſ. w.“ Es war ein Oberamtmann aus Ilmenau, glaube ich. Selbſt der bekannte Feßler prahlte damit, Wieland ſehr ähnlich zu ſehen, und dem war ſo; doch nur, wenn Beide in ſchlaffer Ruhe waren. Wurde Wieland lebhaft angeregt, und das geſchah leicht, ſo funkelte ſein Auge noch im hohen Alter und ſprach gutmüthige, frohe oder trauernde Theilnahme aus. Sein Secretär Lüdkemüller, bekannt durch eine Ueberſetzung des Arioſt, verſicherte, wenn er zu Wieland bei einer dichteriſchen Arbeit eingetreten, habe in deſſen Geſicht eine Art von Verklärung geglänzt und habe nachher von der dabei gehörten Mittheilung nichts gewußt. Ich glaube es wohl, dieſer wahre Dichter konnte noch im hohen Alter leicht und ſehr lebhaft aufgeregt werden. Wenn Feßler lebhaft wurde, glänzte ſein Auge auch, aber höhniſch und liſtig. —

Wieland's Aeußeres und gesellschaftliches Benehmen war bürgerlich, mit einer leichten Beimischung vom Höfischen, in manchen Augenblicken auch vom Romantischen. Denn den größten Theil seines Lebens verbrachte er an dem kleinen Hofe der Herzogin Amalie, und von der Romantik seines Dichtungskreises ging, ihm wahrscheinlich unbewußt, mancher Zug in sein Benehmen über. So war die Verbeugung, mit der er vornehme Damen begrüßte, immer eine Art Adoration mit einem gebogenen Knie, eine eigentliche Reverenz.

Sein moralischer Charakter war rechtlich und bis zum Edelmuth nachsichtsvoll und liberal. Als ich nach meiner Rückkehr aus Kopenhagen die deutsche Literatur studirte, also auch Alles, was ich von Wieland's Schriften erhalten konnte, wenigstens durchsah, setzte es mich in Erstaunen, daß ihm von den vier Vorzügen, die nach meiner Ansicht den großen Mann bilden, drei, nämlich Hoheit, Kraft und Stärke des Geistes, nicht nachgerühmt werden konnten. Ich sah bald, — aber auch das konnte ich nicht begreifen, — wie sich die bewunderungswürdige Klarheit seiner Ansichten*), die in vielen seiner Schriften und selbst in seinen Gesprächen oft blitzartig zum Ausdruck kam, mit den sonderbaren Nebeln, die auf einigen seiner Werke, besonders den früheren ruhen, vereinbaren ließen: die moralische Strenge bis zur Frömmelei, die bis zur Ohnmacht zerfließende Empfindsamkeit, die schriftstellerische Schwerfälligkeit grade seiner früheren kräftigeren Jahre mit schlüpfrigem Muthwillen und vorurtheilsfrei-religiösen Ansichten der scharf-

*) Man erzählte mir, daß Wieland, als er mit dem Plan seines Oberon fertig gewesen und an die Ausführung hatte gehen wollen, sich von seinem Arzte eine zehntägige Frühlingscur habe verordnen lassen.

blickenden, pſychologiſch ſpöttelnden Zerlegung der feinſten Regungen, endlich mit der reizend tändelnden Grazie ſeiner ſpäteren Jahre. Er erſchien mir in vieler Rückſicht in der Jugend altersſchwach, im Alter jugendlich.

Folgende Familienſcene, welche mir Falk 1799 nach Berlin ſchrieb und die ich mit ſeinen Worten erzählen will, amüſirt und charakteriſirt: „Der alte Vater hat neulich einen argen Schrecken gehabt. Denken Sie! Da iſt ein kleiner Großſohn (Liebeskind), ein Junge wie ein Tatar, der barfuß und im Eiſe oft ſchon frühmorgens die ganze Gegend durchſtreift; dieſer findet die geladene Flinte des Jägers im Hauſe, zieht den Hahn auf und ſchießt unten im Hauſe die Gangthüre durch und durch. Wieland, der gerade über ſeinem Agathodämon am Schreibepult brütet, ſpringt erſchrocken auf. Keiner wagt hinunter zu gehen. Der kleine Nimrod hat ſich unterdeſſen aus dem Staube gemacht. Endlich faſſen die Weiber ein Herz. Sie finden das Loch in der Thüre, die Flinte; der Junge fehlte. Wieland's rege Phantaſie ſetzte ſich ſogleich das Fürchterlichſte zuſammen: endlich wird das Kind aus ſeinem Winkel herbeigezogen. Wieland iſt außer ſich: Der Junge ſei kein Chriſtenkind, er ſei ein Tatar, ein Baſchkire, ein Mameluck. Er, Wieland, werde es noch erleben, daß er ihn eines Tages, wie einen tollen Hund, an ſeinem Pulte vor den Kopf ſchieße. — Sie kennen die liebenswürdigen Launen des Alten, der ſelbſt in der heftigſten Aufregung noch humoriſtiſch bleibt, ich darf Ihnen die Scene alſo nicht weiter ausmalen."

Eine Erſcheinung bedauere ich im Wieland'ſchen Hauſe verſäumt zu haben. Im fünfundſechzigſten Jahre erhielt er einen mehrtägigen Beſuch von ſeiner noch älteren erſten

Geliebten, der bekannten Schriftſtellerin Sophie von Laroche, einer ziemlich hohen Geſtalt mit breiten Schultern und Hüften und anſpruchsvollem, affectirtem Weſen. Ich möchte ſie wohl neben der verſtändigen Frau geſehen haben, die ihres ehemaligen Liebhabers Leben glücklich machte; und Wieland's Verlegenheit zwiſchen Beiden. Sie mag ſich oft ſehr naiv geäußert haben. So ſagte man, in der Dämmerung auf dem Sopha neben Wieland ſitzend, ergriff die veraltete Geliebte ſeine Hand und rief mit empfindſamem Tone: „Iſt mir doch ganz, als wie wir in — — neben einander ſaßen. Ihnen nicht auch?" „Ja," antwortete er trübſelig; „ehe die Lichter gebracht werden." So erzählte man, und ich trau' es der Naivetät zu, die ihn beſonders bei mißmuthigen Stimmungen überraſchte; und Mißmuth mußte doch wohl einen Greis erfüllen, dem eine Greiſin mit dem Anſpruche auf Jugendgefühle naht, die ſie vorlängſt nicht mehr einflößen, er nicht empfinden konnte.

Ich ſah die Dame erſt in Weimar, eine Stunde, ehe ſie ihre Rückreiſe antrat. Falk kam zu mir, um mir zu ſagen, daß ſie ſoeben bei dem Rath Krauſe ein Dejeuner einnehme, und drang ſo ſehr in mich, mit ihm dorthin zu gehen, daß ich der Neugier nachgab: aber wirklich ſah ich ſie nur. Mir fiel nicht die geringſte Artigkeit ein, der Frau zu ſagen, die mir durch die parfümirte Moralität und die empfindelnde Gelehrſamkeit ihrer Bildungsſchriften für junge Frauenzimmer ſchon in Livland unausſtehlich geweſen war. - Glücklicher Weiſe hatten wir uns gefreut, einander kennen zu lernen, als der geſchäftige Wirth eine dringende Frage an ſie that.

Der Polyhiſtor Böttiger

hatte den Ruf eines gründlichen Philologen und vortrefflichen Schulmannes verdient, als er aus Bautzen, wo er Rector geweſen war, nach Weimar als Director des dortigen Gymnaſiums berufen wurde. Hier bekamen ſein Geiſt und ſeine Thätigkeit eine durchaus veränderte Richtung.

Die Nähe der großen Dichter, welche hier lebten, entflammte den Ehrgeiz in ihm, ſich auch als geiſtreicher Schriftſteller auszeichnen zu wollen, jene des hier reſidirenden Hofs, ſich als feiner Geſellſchafter zu zeigen und als intereſſanten Geſellſchafter geltend zu machen. Alles dies mißlang ihm wenigſtens nicht, ob man ſich gleich oft mit Lächeln — und der Scholarch Herder mit ernſtem Kopfſchütteln — erinnerte, daß man ihn nicht um dieſer Eigenſchaften willen zum Vorſteher der Schule berufen hatte. Jetzt trug Bertuch ihm die Redaction des Journals des Luxus und der Moden, bald auch Wieland die des Deutſchen Mercurs auf. Dadurch, und da viele Fremde das berühmte Weimar beſuchten, gelang es ihm in wenig Jahren, einen literariſchen Briefwechſel anzuknüpfen, der im eigentlichſten Sinne alle Länder Europas umfaßte und über den Poſtenlauf hinausreichte. Bald floß ihm ein Uebermaaß von Materialien zu, das er in jenen beiden Journalen nicht aufwenden konnte; er fing ein drittes an, „London und Paris“, trat als Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung“, ſpäterhin auch dem „Freimüthigen“ und anderen Zeitſchriften bei.

Der mercantiliſche Gewinn von dieſer Thätigkeit war die Klippe, an der er ſcheiterte. Die Herausgeber der Zeitſchriften zahlten ihm ſehr hohe Honorare: um dieſe ver-

dienen zu können, durfte er nicht ekel in Rückſicht der Materialien und der Correſpondenten ſein, mußte er der Eitelkeit der Letzteren, wo ſich Gelegenheit darbot, öffentlich ſchmeicheln, ihre literariſchen Pläne befördern, wohl gar ihre Anſichten als die ſeinigen aufſtellen. Die Buchhändler ſendeten ihm, um ſeine vielſtimmige Empfehlung zu erwerben, von beinahe allen ihren Verlagsartikeln elegant gebundene und gedruckte Exemplare. Er konnte doch die Erwartung der aufmerkſamen und freigebigen Spender nicht täuſchen! Er mußte das Ueberſandte loben, wenigſtens die öffentliche Aufmerkſamkeit darauf hinlenken, mochte es auch noch ſo mittelmäßig ſein; — und ſo ſank denn die ganze Literatur für ihn zu einem Fabrikgewerbe hinab. Der Dienſt, den er ihr durch die Bekanntmachung des Vortrefflichen und Wichtigen leiſten konnte, wurde dadurch entkräftet, daß er auch für das Mittelmäßigſte, nicht ſelten für das Schlechte die öffentliche Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Daß er von dieſem Letzteren gleichſam nur mit wunden Lippen ſprach, ſich künſtlicher Wendungen bediente, um nur nicht geradezu als Lobredner deſſen zu erſcheinen, von dem er ſelbſt ſehr wohl fühlte, daß es eigentlich nur mit entſchiedenem Tadel genannt werden dürfe, verbeſſerte die Sache ſehr wenig. Es ſchmerzt mich, es ſagen zu müſſen, aber es iſt wahr: von den lächerlichen und werthloſen Unternehmungen, welche die deutſche Literatur in den letzten zwölf oder fünfzehn Jahren verwirrt und verunziert haben, wären viele höchſt wahrſcheinlich unterblieben, hätten die Unternehmer nicht auf Böttiger's Empfehlungen gerechnet. Wenn das große Publicum, das immer nur nach gehörten Urtheilen würdigt, in der Schätzung des wirklich Guten ſo oft irre wurde, ſo iſt es wiederum großentheils Böttiger's Schuld, der das Mittel-

mäßige wie das Vortreffliche behandelte, Beides, wenn er mit den Unternehmern in Verbindung ſtand, in einer ganzen Reihe von Zeitſchriften preiſend nannte.

Böttiger's perſönliche Geltung war in Weimar groß, von der Herzogin Amalia an bei allen literariſchen Damen, und von Herder und Wieland an bei allen Gelehrten und Schriftſtellern, mit Ausnahme von Goethe und — Vulpius, dem Verfaſſer des Rinaldo Rinaldini und einer Unzahl ähnlicher Greuel. Goethe zürnte darüber, daß Böttiger ſich bei ſeinen Verbindungen nicht von dem Wohlwollen oder der Abneigung Goethe's leiten ließ, ſondern mit deſſen Feinden und Verehrern auf gleich freundſchaftlichem Fuße ſtand; Vulpius aber, von den Studenten gewöhnlich „König von Bantam" genannt, grollte „in dem durchbohrenden Gefühle ſeines Nichts", daß Böttiger von ihm und ſeinem romantiſchen Pöbel-Confecte niemals, nicht einmal lachend, Notiz nahm. Goethe's Abneigung ging, ſeit Böttiger für den „Freimüthigen" gewonnen worden, bis zu Verfolgungen und Kränkungen, und Böttiger, deſſen Gewinn durch literariſche Verbindungen ſein Gehalt in Weimar vielfach überſtieg, entſchloß ſich endlich, ſeine Stelle zu verlaſſen und einer Berufung nach Dresden zu folgen. Seine Verbindungen dauerten fort, bis das Tyrannen-Joch der Franzoſen Alles in Deutſchland erdrückte; aber mit dem glänzenden Standpunkte, von wo aus er ſie angeknüpft hatte, verloren ſie an Intereſſe. Mehr, viel mehr aber büßte Weimar durch Böttiger's Entfernung ein. Es hörte auf, ein Mittelpunkt des literariſchen Lebens zu ſein, wozu es eigentlich nur Böttiger's Verbindungen gemacht hatten und die Heroldsſtimme, mit der er, in zehn Schriften durch ganz Deutſchland rufend, die Aufmerkſamkeit auf Weimar immer von Neuem lenkte.

Harzreiſe und Beſuch bei Gleim.

Meine Vorarbeiten zu der Geſchichte Livlands, die ich ſchreiben wollte, und die Aufſätze, die ich zur „Rückkehr ins Vaterland“ von Zeit zu Zeit niederſchrieb, beſchäftigten mich, ſeit ich in der Bibliothek zu Weimar manche mir nöthigen Hilfsmittel zu der erſteren entdeckt hatte, ziemlich ausreichend; aber wenn ich mein Studirzimmer ermüdet verließ und in Geſellſchaft ging und überall Namen fand, die neben Geſchäften zur Erholung auch ſo Etwas trieben, desgleichen mir Geſchäft war, erſchien ich mir als ein Müßiggänger ohne Zweck und Beſtimmung. Ich äußerte mich einmal darüber gegen Böttiger. „Halt!“ rief Böttiger. „Ich muß heute an den Kammerherrn von Hennings zu Ploen ſchreiben. Ich will ihn für Sie um Rath fragen. Legen Sie auch ein Briefchen bei, worin Sie um ſeine Verwendung bitten. Er hat ausgebreitete und wichtige Verbindungen in Dänemark und Hannover. Ich wette, er findet aus, was Ihnen entſpricht.“ Ich hatte den Namen des Mannes noch nicht gehört. Böttiger gab mir ein paar Schriften desſelben mit, um mich mit ſeinem Geiſtescharakter bekannt zu machen, den ich bald als ſehr ehrenwerth anerkennen mußte. Die Briefe würden ſchnell geſchrieben und gingen ab.

Um dieſelbe Zeit kam der Chemiker Scherer nach Weimar, um ſeine letzten Inſtructionen zu einer wiſſenſchaftlichen Reiſe nach England abzuholen. Er ſagte mir, er wolle unterwegs den Harz durchwandern. „Ich auch!“ rief ich. Wir nahmen die Abrede, in Wernigerode zuſammen zu treffen. Ich theilte Herder meine Abſicht mit. Er gab mir den Auftrag, in der Bibliothek zu Wernigerode, die über 30,000 Bände enthielt, Etwas aufzuſuchen, ſie bat mich,

ein kleines Päckchen für den alten Dichter Gleim mitzunehmen; denn den müſſe ich durchaus in Halberſtadt beſuchen. — Der folgende Morgen war ſchön, und ich trat den Weg an, den man auf 16 Meilen anſchlug, ein paar ſtählerne Doppelterzerole, die ein Gedenk-Geſchenk des Majors Muromzow waren, Papier und Bleiſtifte in der Taſche, hinter mir ein etwa 14jähriger munterer Burſche, der mein kleines Ränzel trug. So durchwanderte ich, am Brocken vorüber, zuerſt nach Halberſtadt, Gott weiß, wie viel unumſchränkte Monarchien, ohne mich um ihre Namen zu bekümmern. Gewiß, der Broſamen, die von des Kaiſers Tafel gefallen, waren zu viele. Zuweilen mußte ich laut auflachen, wenn ich in einem kleinen, ärmlichen Orte, in welchem es wohl gar nicht einmal ein Gaſthaus, ſondern nur Schenken gab, zu Mittag eſſen oder nächtigen wollte und nach ſeinem Namen fragte und einen in Deutſchlands Geſchichtsbüchern mit ſelbſtändiger Wichtigkeit figurirenden hörte. Es wird eine Zeit kommen, und ich denke, ſie iſt nahe, in welcher man die ausführliche Erzählung aller der inneren Raufereien in Deutſchland, als der Geſchichte ganz unwürdig, vergeſſen wird.

Ich fand viele ſchöne Anſichten und Gegenden. Dann pflegte ich wohl ein halbes Stündchen mich hinzuſetzen, oder vom Wege ab herum zu ſtreifen, meine Entdeckung zu genießen. Der Weg zog ſich durch eine blumige Wieſe hin, die in einer ziemlichen Entfernung von einem Halbzirkel ſchön bebuſchter und bewaldeter, faſt kegelförmiger Hügel eingefaßt war. Ich erinnerte, ja beſtimmt erinnerte ich mich, daß dieſem gegenüber noch ein höherer Hügel ſein müſſe, auf deſſen Spitze ein einzelner großer Baum eine Hütte beſchattete. Ich wandte mich um; Beides war da.

Ich erſtaunte. Nie war ich in dieſer Gegend geweſen, und doch, je länger ich ſie betrachtete, deſto mehr Bekanntes fand ich in ihr. Endlich entſann ich mich genau, daß ich ſie als Knabe im Traume geſehen und durchwandert hatte, mit einem Vergnügen, das mich den Traum noch oft wachend wiederholen ließ. Welche Folgerungen würden nicht myſtiſche Pſychologen daraus gezogen haben!

In einem kleinen thüringiſchen Städtchen überraſchte mich ein Abenteuer anderer Art. Ich hatte meine Fußbekleidung vor meiner Wanderung nicht genau unterſucht. Ein Regen hatte den Weg aufgeweicht, und ſie mußte durchaus verbeſſert werden. Ich bat den Wirth des Hauſes, wo ich einkehrte, mir den beſten und ſchnellſten Schuhmacher des Oertchens kommen zu laſſen. Es erſchien ein Mann mit auffallend feinem Anſtande. Er ſprach nur gebrochen Deutſch. Ich fragte ihn um ſeinen Namen. Er nannte mir den einer vornehmen franzöſiſchen Familie, den ich aus der Geſchichte kannte. Es gibt, ſagte ich, Grafen Ihres Namens. Ganz unbefangen antwortete er: „Auch ich bin Graf.“ — Ich ſah betroffen auf ihn, dann auf meine Stiefel, dann wieder auf ihn. „Sorgen Sie nicht,“ verſetzte er lächelnd, „Ihre Stiefel ſollen deswegen doch früh und recht gut hergeſtellt ſein.“ Und er hielt Wort.

Endlich langte ich in Halberſtadt an. Ich ſandte das Päckchen der Frau Herder ab, das ganz einfach: „An Vater Gleim“ adreſſirt war, und fragte, wann ich ihm mein Compliment machen könnte? Ich erhielt zur Antwort, ich möge ja gleich kommen, und als ich nach einiger Verzögerung hinging, fand ich den lebhaften Greis ſchon vor ſeiner Hausthüre, wo er mich erwartend auf- und abging. Frau

Herder's Brief mußte ſehr warme Empfehlungen enthalten haben.

Ich hatte dieſen Dichter ſchon früh kennen gelernt. In der Schule erwarb ich einmal durch die öffentliche Declamation eines ſeiner Gedichte (ich glaube, es heißt das „Lob des Landlebens“ und iſt die Nachbildung einer Horaziſchen Ode) ermunternden Beifall. Daran knüpfte ſich bei mir ein Intereſſe für ihn. Von ſeinen übrigen Dichtungen hatten mir nur einige ſeiner Kriegslieder gefallen. Dichteriſcher und kriegeriſcher Schwung der Gedanken iſt in ihnen nicht ſelten, aber ich habe nicht gehört, daß eines derſelben jemals von Soldaten geſungen worden ſei; vielleicht iſt ſogar keines in Muſik geſetzt, ſo wenig, als von ihren Nachahmungen, den Amazonenliedern von Chr. F. Weiſſe. Ihre Zeitgenoſſen, der Deſſauer Marſch und die Operetten-Liedchen desſelben Weiſſe, mit den Hiller'ſchen Melodien, dagegen wurden überall und lange gehört und ſind noch bekannt, ſowie das viel ältere: „Prinz Eugenius, der edle Ritter“. Dem geringen Kunſtwerth jener Lieder oder dem Mangel an Patriotismus im Publicum darf das nicht zugeſchrieben werden; ſelbſt manche Studentengeſänge, aus der Zeit des ſiebenjährigen Krieges, ſind voll Enthuſiasmus für den großen König. Gedankengang und Sprache in den Gleimſchen Liedern waren nur zu hoch für das Volk, um Wiederhall im Gemüthe desſelben zu erlangen.

Gleim war ein viel edlerer Menſch als Dichter. Er beſaß ein bedeutendes Vermögen oder doch Einkommen als Canonicus und Secretär des proteſtantiſchen reichen Domcapitels zu Halberſtadt; er lebte bürgerlich einfach und verwandte einen großen Theil ſeines Ueberfluſſes zur Unterſtützung dürftiger — Dichter oder doch Schriftſteller, ob

auch anderer Armer, weiß ich nicht. Jedes aufstrebende, literarische Talent, vorzüglich das poetische, hatte eine offene Zuflucht bei ihm. Manche junge Dichter lebten Jahre lang bei ihm als geachtete Freunde; Manchen verschaffte er eine Versorgung, zum Theil bei dem Domstifte selbst, wie Tiedge und Eberhard Karl Klamer Schmidt. Alle ausgezeichneten Dichter der schönen Periode, die mit dem Untergang der Gottsched'schen Schule begann, Klopstock, Herder, Ramler, Kleist, Jacobi, Claudius und viele Andere waren freundschaftlich mit ihm verbunden*), und er war ein zuverlässiger, treuer Freund, nur etwas zu ungestüm. So soll es z. B. gefährlich gewesen sein, sich in einen Briefwechsel mit ihm einzulassen. Er, der wenig Geschäfte hatte, schrieb dann mit jedem Posttage und wurde sehr böse, sah es als eine beleidigende Vernachlässigung, einen Bruch der Freundschaft an, wenn man ihm nicht pünktlich antwortete, und war schwer zu versöhnen.

Die Kritik konnte er nicht leiden; ich zweifle daher, daß er auch Lessing zu seinen Freunden zählte. Mit seinem alten und grauen Freunde Ramler veruneinigte er sich bekanntlich auf immer wegen sehr schätzbarer Aenderungen, die dieser sowohl an Gleim's eigenen Gedichten, als an denen seiner anderen Freunde vor dem Abdrucke gemacht. Am heftigsten pflegte er sich über die Umgestaltung von Kleist's Frühling zu äußern, und dieser hätte beinahe auch mir

*) Bei meinem zweiten Besuche führte er mich in eine ziemlich große Stube, die er sein „Pantheon der Freundschaft" nannte, das einzige mit Anspruch auf Eleganz meublirte Zimmer, das ich in seinem Hause sah. Jener Name war unglücklich gewählt. Als ich alle Wände mit Porträts bedeckt sah, fiel mir ein reicher Student zu Jena ein, der seinem armen Factotum auftrug, zu einem Commers, den er geben wolle, nur 70 bis 80 der intimsten Freunde einzuladen.

Gleim's Zorn oder doch Unwillen zugezogen. Da er nämlich darüber ſprach, meinte ich, der „Frühling" ſei in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt ein ſo herrliches Gedicht, daß Ramler's Aenderungen doch wohl nicht Fehlgriffe geweſen ſein könnten. „Aber es iſt nicht Kleiſt's Frühling!" rief Gleim heftig; „die Eigenthümlichkeit jedes Dichters muß heilig ſein." Der Einwurf lag nahe. Kleiſt ſelbſt habe, indem er Ramler die Ueberarbeitung auftrug, die Anſicht ausgeſprochen, daß es wichtiger ſei, der Literatur ein vollendeteres Werk zu ſchenken, als die vielleicht tadelhaften Eigenthümlichkeiten des Verfaſſers zu bewahren. Er könne nur dabei gewonnen haben, daß ſein Name vor einem fehlerfreien Werke, ſtatt vor einem fehlervollen ſtehe. Ich ſchwieg indeß nachgiebig ſtille*). Eben ſo ging es mir in Rückſicht Friedrich's des Zweiten, der bekanntlich Gleim's höchſter Heros war. Ich ſtimmte lebhaft in die Lobſprüche ein, die er ihm ertheilte, und erzählte ihm, daß ich 1786 bei einer Feierlichkeit in der Domſchule zu Riga als Secundaner öffentlich eine Lobrede auf ihn habe declamiren müſſen, bei der ich öfter vor Rührung geſtockt, und daß, als ich bei einem Spaziergange auf dem Rigaer Walle mit einer Schildwache ins Geſpräch gekommen, die ein preußiſcher Deſerteur war, und ich ihr ſagte, daß ſoeben die Nachricht vom Tode des Königs eingelaufen ſei, der Menſch in Thränen ausbrach. Gleim hörte dieſe Kleinigkeiten mit großem Vergnügen als neue Beweiſe, wie ſehr Friedrich auch außerhalb Deutſchland verehrt

*) Gleim beſaß eine Abſchrift des „Frühlings" in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, ließ ſie aber nicht drucken. Sein Erbe that es und hat, fürchte ich, dem Publicum das ſchöne Gedicht in beiden Geſtalten verleidet. In ſeiner urſprünglichen würde es, nach meiner Anſicht, ſchwerlich berühmt geworden ſein.

worden; aber als mir die Bemerkung entſchlüpfte, dieſes Land ſelbſt habe eben keine Urſache, ihn zu lieben, da ſeine Begierde, ein Stück mehr davon zu beſitzen, drei ſo blutige inländiſche Kriege veranlaßte, wurde der jugendlich lebhafte Greis ſehr böſe, und ich ſchwieg aus Pietät.

Es wäre ſehr undankbar geweſen, wenn ich weniger Nachgiebigkeit dem in ſo vielen Rückſichten ſo ehrwürdigen Manne bewieſen hätte. Die Aufnahme, die er mir ſchenkte, war gütig über alle meine Erwartung. Er ſelbſt führte mich am folgenden Tage in ſeiner Kutſche zu den Spiegelbergen, einem Luſtorte bei Halberſtadt, und in allen Partien derſelben herum. Ich nahm am Abende mit dankbarer Verehrung für den herrlichen Greis Abſchied, und früh am folgenden Morgen wanderte ich mit meinem jungen Ränzelträger ab, nach Wernigerode.

Vor dem Thore dieſes Städtchens, das eben nicht vielverſprechend ausſah, überraſchte mich der Anblick eines großen, ſchönen Gebäudes. Ich fragte einen Vorübergehenden um die Beſtimmung desſelben. Er antwortete mit ſpöttiſchem Tone: „Ih, das iſt ja die gräfliche Schenke.“ Mir fiel die Benennung auf. Er fügte die Erklärung bei: „Es kommen oft Fremde her, den Brocken zu beſteigen und den Harz zu bereiſen, und geben viel Geld aus; da wird das neue Gaſthaus wohl etwas eintragen.“ Aber warum ſteht es denn nicht in der Stadt? „Die Acciſe am Thore iſt preußiſch,“ ſagte er; „hier vor dem Thore kann Alles wohlfeiler angeſchafft werden. Auch wäre es gegen die Rechte der Bürger.“ Aber ſo werden ja die Gaſthäuſer in der Stadt zu Grunde gehen! rief ich aus. Der Mann zuckte die Achſeln. — Ich ging nicht in die gräfliche Schenke, ſondern zur Forelle, wo nach einigen Stunden auch

Scherer eintraf. Wir brachten den Abend damit zu, mit Gemächlichkeit die Gegend zu beſehen. — Am folgenden Morgen gingen wir zum Schloſſe hinauf, das auf der Höhe eines ſtark bewaldeten Berges liegt, der Park genannt wird. Unterwegs erſchreckten uns zwei kämpfende Hirſche. Wir gelangten indeß glücklich zum Schloſſe und in die Bibliothek. Der Bibliothekar, der Rath — das verſteht ſich! — Benzler war ſtocktaub, aber gefällig. Es gelang mir, mich ihm verſtändlich zu machen. Ich erhielt, wovon Herder Auskunft gewünſcht hatte, und ſchrieb die Notizen darüber auf, indeß Scherer ſich in der Bibliothek umſah. Ich kam noch zu rechter Zeit, um zwei Merkwürdigkeiten kennen zu lernen: eine Sammlung von beinahe zweitauſend Bibeln, ferner eine Leſemaſchine, aus einer Zahl von Brettern zuſammengeſetzt, die an beiden Enden auf den Speichen von Rädern lagen. Benzler rühmte, wenn man die Bücher, die man über einen Gegenſtand nachſchlagen wolle, auf den Brettern zurecht gelegt hätte, brauche man die Maſchine nur zu drehen, um nach einander zu blättern, worin man wolle. Mir ſchien die Erfindung ſehr vernünftig und bequem, beſonders als ich einige Monate ſpäter zu Kopenhagen den berühmten Suhm beſuchte und ihn zwiſchen langen Tiſchen voll aufgeſchlagener Bücher auf- und abgehen fand, um Notizen auszuziehen, aus denen er einen Kämpfer-Roman zuſammenſetzte. Mit einer ſolchen Maſchine hätte er ſeine ſogenannten Romane zuſammen walzen können, ohne vom Stuhle aufzuſtehen. —

Gegen Abend machten wir uns auf, um den Brocken zu erſteigen. Ein langer Schuſtergeſell aus Wernigerode erbot ſich zum Wegweiſer, und wir nahmen ihn an; auf dem halben Wege aber wurde ihm ſo wohl, daß er ſich

niederwarf und ſich vor Behaglichkeit im Graſe wälzte. Wir forderten ihn auf, weiter zu gehen, aber er ſtreckte ſich auf dem Rücken aus und verſicherte, es ſei hier ſo ſchön unter den großen Bäumen, daß er ſich ein halbes Stündchen ausruhen wolle. Wir ließen ihn liegen und gingen um ſo zuverſichtlicher weiter, da wir uns auf einer Fahrſtraße ſahen. Bald kam er uns nachgelaufen und beklagte ſich, daß wir ihn verlaſſen; er hätte ſich ja im Walde verirren können! Verirren? fragten wir erſtaunt, und es zeigte ſich bald, daß er auch zum erſten Mal den Brocken beſtieg und die Gelegenheit hatte wahrnehmen wollen, es für Geld zu thun.

Wir langten endlich nach Sonnenuntergang in einem ziemlich ſchlechten Wirthshauſe an, vielleicht zweitauſend Schritt oder mehr vom Gipfel des Berges. Außer uns waren nur zwei junge Männer da, die auch die Neugier heraufgeführt hatte. Wir aßen zu Abend und legten uns ſchnell nieder, um am folgenden Morgen die Sonne aufgehen zu ſehen. Das mißlang indeß. Der Morgen war neblig, oder vielmehr wir traten unſeren Weg in dichten Wolken an. Ein tüchtiger Windſtoß warf endlich die Wolken nach Weſten hin zuſammen, und die Sonne brach durch. Ich wandte mich um und ſah zwei ungeheure, koloſſale Menſchengeſtalten in mäßiger Entfernung von uns. Ich machte Scherer aufmerkſam darauf. Er rief mit Entzücken: „Das Geſpenſt! das Geſpenſt!“ Entzückend fand ich die grauen Recken nicht, aber ich zog den Hut ab und begrüßte ſie. Einer von ihnen erwiderte den Gruß in demſelben Augenblicke, aber eine Wolke zog ſich plötzlich vor die Sonne, und unſere Doppelgänger waren verſchwunden.

Am folgenden Tage trennten wir uns. Scherer ging, um, ich weiß nicht wo, die Poſt nach Hamburg zu nehmen; ich ſchlug den kürzeſten Weg nach Weimar ein.

Ich that wohl, zu eilen. Ich war kaum zu Hauſe, als Herder's Diener mir ein Billet brachte mit der Nachricht, — General-Superintendent Sonntag aus Riga ſei mit ſeiner Gattin am Abend Herder's Gaſt, und man erwarte auch mich. Mit welcher Freude eilte ich hin!

Zweiter Abſchnitt.

1797 bis 1799.

Reiſe nach Dänemark.

Vom Kammerherrn von Hennings fand ich bei meiner Rückkehr noch keine Antwort vor, aber nach einigen Tagen ließ Herder mich zu ſich bitten und theilte mir voll lebhafter Freude einen Brief der Gräfin Schimmelmann mit, der Gemahlin des däniſchen Finanz-, oder eigentlich ſeit Bernſtorff's Tode Premier-Miniſters. Sie trug ihm darin auf, mich im Namen ihres Gemahls aufzufordern, ich möge nach Kopenhagen kommen, um die Stelle eines Secretärs bei ihm einzunehmen. (Schmidt Phiſeldeck, der vor einigen Jahren als dirigirender Geheimer Conferenzrath ſtarb, hatte, wie Herder wußte, dieſe Stelle früher beſeſſen, und nach ihm der durch ſeine ſpäteren hiſtoriſchen Schriften berühmte Niebuhr; dieſer war aber aus einer Urſache, die ich nicht anführen kann, entfernt und zum Secretär der Königlichen Bibliothek ernannt worden.) Die Ausſicht, ſechzehn Monate, nachdem ich aus den Livländiſchen Wäldern hervorgetreten war, zum Secretär-Poſten des erſten Miniſteriums eines,

beſonders damals, nicht unbedeutenden Staates berufen zu werden, hatte etwas Berauſchendes für mich. Es war gar keine Frage, ob ich dem Rufe folgen würde.

Wir gingen zu Herder's Frau hinunter.

Sie ſprach mir ihre Glückwünſche aus und redete von der glänzenden Carrière, die ich machen würde. Herder ging lächelnd auf und nieder, endlich rief er lachend aus: „Der eine Carrière machen! Der! Sieh' ihn doch an! Auf ſeiner Stirn ſteht deutlich das Gegentheil von der Deviſe des Prinzen von Wales: „„Ich diene nicht!““ Er wird eine intereſſante Erfahrung machen, die große Welt in der Nähe ſehen; das iſt Alles."

Frau Herder hoffte Gutes von mir und gab mir mütterliche Ermahnungen. Herder hörte wieder einige Zeit zu. „Laß ihn gehen!" ſagte er endlich unzufrieden. „Er bleibt nun einmal ſo, und das iſt recht gut."

Dieſe Aeußerung war eigentlich nicht ſowohl ein Beweis ſeiner Zufriedenheit mit mir, als der Ausdruck ſeiner allgemeinen Achtung für Individualität überhaupt. Ich habe ihn einſt einen jungen Mann, der ihn bei jedem Anlaß mit voller Hingebung in ſeine Autorität um Rath fragte, dringend auffordern gehört, lieber ſeinen eigenen Anſichten zu folgen. „Jeder Menſch," ſagte Herder zu ihm, „hat ſeinen eigenen Schritt für das Leben; wenn er den geht, ſo kommt er leicht und mit Sicherheit aus der Stelle. Wer immer fremden Rath ſucht, bemüht ſich, den Schritt eines Anderen einzulernen, arbeitet ſich ab und ſtolpert jeden Augenblick. Ich würde in Ihrer Lage das und das thun; aber ich rathe Ihnen nicht dazu." Als im Jahre 1799 der berühmte David Friedländer zu Berlin Teller in einem gedruckten Sendſchreiben öffentlich aufgefordert hatte,

ſeine Meinung über den moraliſchen Werth der Judentaufe zu ſagen, bat er mich, auch Herder zu bewegen, daß er darüber etwas ſchreiben möge. Herder antwortete mir, ich möchte Friedländer für das überſandte Exemplar des Sendſchreibens danken und, wenn ich eine höfliche Wendung dazu fände, hinzufügen, er wiſſe keine andere Antwort als den Zuruf Voltaire's: „Puisque vous êtes juifs, soyez — le donc!“ —

Meine Anſtalten zur Reiſe waren bald getroffen. Ein Umſtand aber ſetzte mich und — die Weimariſche Regierungsbehörde in Verlegenheit. Da ich Deutſchland verlaſſen wollte, glaubte ich eines Paſſes zu bedürfen. Ich bat darum; aber Jeder, mit dem ich darüber ſprach, auch auf der Behörde, ſah mich verwundert an, doch ohne meine Anſicht zu widerlegen. Es ſchien, als wäre ein Paß etwas ſo Unerhörtes, daß man gar nicht wiſſe, wie ein ſolcher einzurichten ſei. Endlich fand man einen alten gedruckten Schein über geſunde Luft und Abweſenheit anſteckender Krankheiten in Weimar, unterzeichnete und beſiegelte ihn. Lachend legte ich ihn zu meinem alten ruſſiſchen Paſſe und meinen akademiſchen Matrikeln und brauchte ſie alle nicht auf der Reiſe. Als ich zwanzig Jahre ſpäter Deutſchland durchreiſte, forderte man mir überall, wo ich ein paar Tage verweilen wollte, meinen Paß ab, verwahrte ihn auf der Polizei und gab mir für anſehnliche Gebühr einen Aufenthaltsſchein. Da gerade der Buchhändler Sander in Weimar war, fuhr ich mit ihm bis Halle, wo ich an einem Tage eine Reihe intereſſanter Bekanntſchaften machte. Sander führte mich zu Niemeyer, ſeinem Univerſitätsfreunde, der ſchon längſt berühmt war. Mir ſchien der Mann bei großer Freundlichkeit in Haltung und Benehmen etwas ſteif. Deſto leb-

haſter war ſeine Gattin, eine reizende und geiſtvolle Blondine. Bei ihm fand ich ſeinen Schwiegervater, Hofrath Köpke, den Dichter ſehr artiger, gemüthlicher Liederchen, und Morgenſtern, deſſen Freundſchaft mich ſeitdem nun 42 Jahre erfreut. Er führte mich zu Falk, ſeit Kurzem durch einige ſatyriſche Gedichte berühmt, die Wieland mit hoher Wärme geprieſen hatte.

Ich fand einen jungen, ſchönen Mann von großer Lebhaftigkeit, der mir aber von ſeinem literariſchen Glücke ganz trunken ſchien. Er ſprach in einem viel höheren Tone, mit ſehr viel größerem Selbſtgefühl als Wieland, dem er ſeinen Ruf größtentheils verdankte. Im Laufe des Geſpräches theilte er mir ſeinen Lebensplan mit; er glaubte ſeinen Beruf ausgefunden zu haben; er wollte ſich ausſchließend nicht ſowohl der Literatur als der Satyre widmen, heirathen und nach Weimar ziehen, um dort ſeinem Fache in einſamer Stille ganz zu leben. Mir war, als träumte ich. Ein junger, rüſtiger Mann ohne Vermögen, der es zu ſeinem ernſten Lebensgeſchäfte machen wollte, beißende Scherze zu verſificiren, der die Satyre wie ein bürgerliches Gewerbe betrachtete, auf das er heirathen könne, und der gleichwohl ſich in eine halb ländliche Einſamkeit zurückziehen, das heißt, ſo viel als möglich allem Stoffe, an dem er ſein Talent üben konnte, aus dem Wege gehen wollte!!!

Zu Mittag aß ich mit Sander bei Lafontaine, der in einiger Entfernung von Halle in einem ſehr artigen Garten wohnte. Wie Falk durch einen raſchen Entſchluß aus einem Friſeur zum Literaten und Satyriker, war Lafontaine aus einem Feldprediger Roman-Dichter geworden; aber mit dauernderem Glücke als Falk. Er blieb bekanntlich länger als zwei Jahrzehnte der Lieblings-Schriftſteller eines großen

Publicums und verdiente es. Der erſte Blick auf ihn nahm mich ein. Es iſt nicht leicht, offene, empfängliche Gutmüthigkeit unverkennbarer darzuſtellen, als ſein Blick und ſein ganzes Weſen ſie ausdrückten; ſeine ungeheuere Corpulenz widerſprach ihnen eben nicht. Wir geriethen bald in einen vertrauteren Ton. Ich bezeugte ihm meine Verwunderung über ſeine Fruchtbarkeit. „Das Schreiben," ſagte er, „macht mir keine Mühe. Den Plan zu einem Romane erſinne ich in einer Viertelſtunde, und wenn ich mich ans Pult ſetze, ſind ein paar Druckbogen geſchrieben, ehe ich aufſtehen mag." — Aber die Feile? — Nach einigem Stocken geſtand er mir, daß er ſelten zu überleſen pflege, was er geſchrieben. Er verlaſſe ſich wegen der Richtigkeit auf ſeinen Freund Sander in Berlin. In der That gehört dieſem das Verdienſt des reinen Stils, vielleicht ſogar oft des Zuſammenhanges mancher Lafontaine'ſchen Romane. — Ich machte ihm mein Compliment über die Zartheit und Tiefe des Gefühls in vielen ſeiner Schriften; ſeine Frau verſicherte mich lächelnd, er weine ſelbſt oft herzlich beim Schreiben. Ein Schalk erzählte mir ſpäter, ſie habe ihren Gatten einmal, da ſie ihn in Thränen gefunden, mitleidig um die Urſache derſelben gefragt. Er ſchildert ihr die rührende Lage, in welche er ſo eben ſeine liebenden Helden verſetzt hat. Auch ſie wird erweicht, auch ſie bricht in Thränen aus und fleht ihn an: „Gieb ſie ihm doch!" „Ach," antwortete er ſchluchzend, „das geht nicht an! ich bin ja noch beim erſten Bande." — Es iſt leichter, über die Reizbarkeit dieſes wirklich genialiſchen Kopfes zu ſpotten, als mit ihm zu wetteifern.

Am ſelben Abend führte mich Morgenſtern in den Profeſſoren-Club. Der ganze lange Tiſch war ausſchließlich mit

literariſchen Namen beſetzt, unter denen manche mit Recht berühmt waren. Neben mir ſaß ein ältlicher Mann, deſſen ſtarke Geſichtszüge und raſches Benehmen mir auffielen, noch mehr aber die entſchiedene Weiſe, mit welcher er die ſonderbarſten Dinge erzählte. Ich erkundigte mich leiſe nach ſeinem Namen. Es war Reinhold Forſter, der mit Cook die Reiſe um die Welt gemacht und Friedrich dem Zweiten das bekannte Compliment geſagt hatte, er habe fünf wilde und zwei zahme Könige kennen gelernt, aber Friedrich ſei der größte.*)

Mitten in ſeinem Vortrage, den er größtentheils an mich richtete, wahrſcheinlich weil er von mir, als einem Fremden, den meiſten Glauben erwartete, unterbrach ihn von der anderen Seite des Tiſches her eine noch rauhere Stimme als die ſeinige mit den Worten: „Herr Schwiegervater! Lügen Sie doch nicht ſo entſetzlich! Das iſt ja rein unmöglich, was Sie ſagen.“ Ich erinnere mich nicht, was Forſter antwortete; aber ſeine Antwort gehörte zu den zahmen. Ich erkundigte mich nach dem Zurechtweiſenden und hörte wieder einen berühmten Namen — Sprengel.

Meine nächſte Station war Hamburg. Der Brief der

*) Der König ſoll, erzählte man mir zu Potsdam, dieſe Artigkeit lächelnd mit der Frage erwidert haben, ob ihm die Neuſeeländer nicht das Indigenat ertheilt hätten? — Weniger bekannt ſcheint mir folgender Vorgang: Als Forſter aus England nach Deutſchland zurückkehrte, lud ihn ein reicher Kaufmann in Hamburg, an den er eine Adreſſe hatte, zu einem Gaſtmahle, das er für ihn anſtellte. Als Forſter die Einladung erhielt, ging er zu dem Kaufmanne und erſuchte ihn um einen Geldvorſchuß. Der Kaufmann lehnte es ab. „So hab' ich auch den Teufel von Ihrer Freſſerei!“ rief Forſter und ging fort, ſoll ſich indeß, wie man ſehr unwahrſcheinlich behauptete, dennoch zu Tiſche eingefunden haben.

Gräfin hatte beſtimmt, daß ich dorthin gehen möge, wo ich im däniſchen Poſt-Comptoir weitere Inſtructionen finden würde. Ich reiſte hin; ich ging zum däniſchen Poſtmeiſter, um meine Inſtructionen zu holen. Sie beſtanden in der Aufforderung, in Ploen den Kammerherrn von Hennings, einen vertrauten Univerſitätsfreund des Grafen Schimmelmann, in Tremsbüttel die Gräfin Stolberg, die Gemahlin des älteren der dichteriſchen Brüder, in Knoop die Gräfin Baudiſſin, die Schweſter des Grafen Schimmelmann, zu beſuchen und dann mit dem Packetboote von Kiel nach Kopenhagen zu kommen. Zu den Koſten dieſer Nebenreiſe hatte der Poſtmeiſter Befehl, mir eine nicht unbedeutende Summe auszuzahlen. Ich ſtand erſtaunt da. Ich war alſo, ohne es zu wiſſen oder zu wollen, ein Damen-Schützling! Ich ſollte eine Schaureiſe machen, nämlich beſchaut zu werden! Und zwar von gelehrten Damen! Das wird nicht gut gehen, dachte ich. — Der Poſtmeiſter, der meine Ueberraſchung bemerkte, ſagte lächelnd: „Die Damen protegiren Sie. Sie werden Glück machen.“ Ich ſchüttelte den Kopf. — Er fuhr fort: „Bei dem ſchönen Wetter werden Sie eine angenehme Reiſe haben, durch einige der reizendſten Gegenden von Holſtein.“ — Mir fiel Herder's Bemerkung ein. Ich erklärte, ich würde am folgenden Morgen abreiſen, und bat ihn nur noch um Rathſchläge, wie ich das am beſten einrichtete, zugleich aber, wann ich dem Bruder des Grafen, der däniſcher Reſident in Hamburg war, mein Compliment machen könnte? — „Ich rathe Ihnen nicht, zu ihm zu gehen,“ ſagte der Poſtmeiſter. — Ich merkte alſo wohl, daß der Bruder nicht gut mit den Damen ſtehe.

Hamburg kennen zu lernen, ja nur flüchtig zu beſehen, hatte ich dieſes Mal keine Zeit.

Am folgenden Morgen trat ich meine officielle Luſtreiſe durch das an reizenden Gegenden reiche Holſtein an. Zuerſt beſuchte ich Herrn von Hennings. Als Amtmann der Landſchaft Ploen bewohnte er das Ploener Schloß, das zwiſchen zwei Seen romantiſch auf einem Berge liegt. Ich beſah erſt das Städtchen und die reizende Gegend eine Stunde lang, ehe ich zu ihm hinaufging. Ich fand einen einfachen, ſehr verſtändigen und lebhaft theilnehmenden Mann in ihm, deſſen Charakter mir hohe Achtung einflößte. Auf Weimar ſah er nicht mit Vorliebe hin; er war in den Xenien mißhandelt worden. Ueber Goethe mochte er ſich in ſeinem „Genius der Zeit“ einmal zu kaltblütig geäußert haben, und Schiller — wußte wahrſcheinlich nicht, wieviel Hennings dazu mitgewirkt hatte, daß ihm die Penſion von 1000 Thalern ausgeſetzt wurde, die er ſechs Jahre, glaube ich, von einigen vornehmen däniſchen Damen erhielt, die ich nun auch kennen lernen ſollte.

Ich fuhr nach Tremsbüttel, wo der ältere Graf Stolberg Amtmann war. Daß er Gedichte geſchrieben, wußte ich, aber ich kannte ſie nicht; ſie konnten mir nicht Stoff zu einer Artigkeit geben. Er war ſehr einſilbig. In ſeiner Gemahlin dagegen fand ich eine Frau von lebhafter und geiſtvoller Unterhaltung. Sie erzählte beim Theetiſche und Abendeſſen viel von Rom, wo ſie ziemlich lange geweſen war. Ich — war ein aufmerkſamer Zuhörer.

Die Gräfin Baudiſſin zu Knoop, der ich zunächſt meine Aufwartung machte, war in bekannter Heimlichkeit gefühlvolle Dichterin, wovon ich aber nichts wußte. Ich fand ſie corpulent und empfindſam, und Beides gefiel mir nicht,

beſonders durch ſeine Verbindung, und ich bin gewiß, daß ich ihr auch nicht gefallen habe. Ihr ſchöner Park am Kieler Kanal ergötzte mich mehr als ihr Geſpräch.

Beſſer erging es mir in Kiel. Wieland hatte mir einen Brief an ſeinen Schwiegerſohn, Profeſſor Reinhold, geſchickt, Böttiger ein paar Billete an Andere mitgegeben. Ich wurde von Allen freundlich aufgenommen. Daß ich als Secretär des allvermögenden Miniſters nach Kopenhagen ging, gab mir einen Anſchein von Wichtigkeit, und ſelbſt der alte Staatsrath Profeſſor Hegewiſch beſuchte mich im Wirthshauſe, ohne daß ich bei ihm geweſen war.

Ich fand in Reinhold einen einfachen, frohen Mann, an dem nichts den Grübler verrieth, der die kritiſche Philoſophie, nachdem ſie ein Jahrzehnt faſt nur ein todter Schatz geweſen, in kurzer Zeit zum Hauptthema der Univerſitäten und bald aller Gelehrten machte. Doch freilich — wäre er tiefer Grübler geweſen, er hätte das nicht vermocht. Eben weil er ſie ohne tiefe Grübelei mit Gewandtheit behandelte, erhob er ſie zum allgemeinen Gegenſtande, dem ſich Jeder gewachſen glaubte. Seine Frau machte keine Anſprüche als die, gute Hausfrau und aufmerkſame Wirthin zu ſein. Die ganze Familie des großen Dichters, ſeinen älteſten Sohn ausgenommen, war faſt allzu einfach. Die Profeſſorin lud eine Geſellſchaft zum Mittagseſſen für mich; ſie ordnete eine Luſtfahrt nach Tiſche an. Am Abende begleiteten mich ein paar jüngere Männer, die ich bei ihm kennen gelernt, aufs Packetboot. Der Capitän hatte die Gefälligkeit, für meine Rechnung eine Bowle Punſch zu bereiten, — die mich viel koſtete. Wir tranken und ſchwatzten nämlich, bis der Anker etwas ſpät gelichtet wurde, und ich verſchlief nun eine herrliche Mondſcheinnacht und den maleriſchen

Anblick der meiſten Inſeln, zwiſchen und an denen vorüber die Fahrt hin ging. Dieſe war glücklich und ſchnell. Schon gegen Abend des anderen Tages ſtiegen die Thürme Kopenhagens, dann die Außenwerke des Hafens vor unſeren Augen allmälig aus dem Meere empor, dann die Stadt ſelbſt. Der Anblick war ſehr ſchön. Der Eindruck, den er machte, wurde noch erhöht, als ich durch die breiten Straßen hinging, deren hohe Häuſerreihen oft durch Paläſte und palaſtähnliche Gebäude unterbrochen wurde. Alles fand ich hier großartig in der Handelsſtadt zwiſchen zwei Meeren, die zugleich Haupt- und Reſidenzſtadt war.

Der Premier-Miniſter Graf Schimmelmann.

Ich trat in einem Gaſthofe ab und ſandte die Nachricht von meiner Ankunft am anderen Morgen ins Palais des Grafen mit der Anfrage, wann ich ihm meine Aufwartung machen könne. Der Haushofmeiſter des Grafen ſandte mir die Antwort, ich möge meine Sachen ins Palais bringen laſſen, wo Zimmer für mich bereit wären. Der Graf und die Gräfin wären auf ihr Gut Seeluſt hinausgefahren und hätten für den Fall meines Eintreffens befohlen, daß ich ſo bald als möglich hinauskommen ſolle. Ein Fahrzeug dazu würde bereit ſein.

Ehe ich mein erſtes Auftreten bei dem Grafen erzähle, glaube ich mittheilen zu müſſen, was ich in Deutſchland und Kopenhagen ſelbſt von Wohlunterrichteten über ihn und ſeine Laufbahn erfuhr. Der edle Mann in ſeiner ſtillen Größe ſcheint mir außerhalb Dänemark ſo wenig gekannt, als er dort häufig ſehr verkannt wurde. —

Der Vater des Grafen, ein Magdeburger Kaufmann

oder Schiffs-Eigenthümer, erwarb im siebenjährigen Kriege durch glückliche Speculationen ein Paar Millionen, zog mit seinem Schatze nach Dänemark, ließ sich für Geld zum Grafen und zum Geheimrath machen, kaufte Güter in Holstein und eine wichtige Plantage in Westindien, baute ein großes Palais in Kopenhagen und nahm, bei seinem Reichthume und seiner Klugheit, bald mit voller Anerkennung einen Platz unter den dänischen Großen ein. Bei seinem Tode verwandelte er zwei Millionen in einen Familien-Fidei-Commiß und vertheilte unter seine drei Kinder den Ueberschuß.

Der älteste Sohn, der Minister, schloß in seinen Jünglingsjahren, vorzüglich auf der Universität, eine enge Freundschaft mit den jungen Grafen Bernstorff, Reventlow und Ranzau. In ihren vertrauten Gesprächen war ein immer wiederkehrendes Thema das Bedauern des Schicksals ihres Vaterlandes. Dänemark wurde damals von dem Ministerium verwaltet, das die Stiefmutter des Königs, Juliane Maria, nach Struensee's Katastrophe aus ihren bürgerlichen Anhängern gebildet hatte, und an dessen Spitze ein ehemaliger Conrector, Guldberg, stand. Dänemark wurde, sagte man, unter diesen Ministern im Innern tyrannisch und unklug regiert, und nach außenhin versank es in Unbedeutendheit. Gewiß ist es, daß der hohe Adel in Holstein und Dänemark sich unter diesem Cabinet, an dessen Spitze ein Schullehrer stand, in den Hoffnungen getäuscht sah, mit denen er den Sturz des früheren, dessen Haupt ein Arzt gewesen war, angesehen, vielleicht mit bewirkt hatte. Es bildete sich unter den jüngeren Adligen ein Bund; Haupt des Bundes war der erfahrenere Graf Bernstorff, der schon einmal vor Struensee Minister gewesen, Neffe jenes Ministers Bernstorff,

der den Beinamen „der Große" führte und einst Klopstock's Freund und Beschützer gewesen war. Man unterlegte den gemachten Plan dem sechzehnjährigen Kronprinzen. Längst unzufrieden mit der Regentschaft seiner Stiefgroßmutter, billigte er ihn.

Als der Tag der Volljährigkeit des Prinzen herangekommen, wurde eine feierliche Minister-Versammlung veranstaltet. Der König selbst mußte darin präsidiren, was sonst selten oder nie geschah. Das bisherige Cabinet hatte sich zu der bevorstehenden Erweiterung durch ein neues Mitglied verstärken zu müssen geglaubt und einen Herrn Steemann zum Minister ernannt, aber es gab nur Anlaß zu Scherzen. Man fand, daß sein Ministerium seinem Namen Stehmann vollkommen entspräche, und lobte, daß er sich während desselben nicht einmal gesetzt habe. Das konnte er nämlich nicht vor Eröffnung der Conferenz, der Prinz aber hielt sogleich beim Eintreten stehend eine Anrede an seinen königlichen Vater, worin er demselben für die Anerkennung seines Rechtes, an der Regierung Theil zu haben, dankte, doch zugleich erklärte, er könne davon nicht Gebrauch machen, so lange die bisherigen Minister im Amte blieben. Um das Geschäft ihrer Entfernung abzukürzen, habe er die fertige Acte ihrer Entlassung mitgebracht und lege sie Sr. Majestät zur Unterschrift vor. — Der König hatte bei der unglücklichen, ihm angekünstelten Krankheit, die seinen Geist zerrüttete, doch seinen Sinn für komische Lagen und bitteren Witz behalten. Er sah die Männer, die ihn so lange nach dem Willen der Stiefmutter despotisirt und gekränkt haben mochten, mit schadenfrohem Lächeln an, unterschrieb die Schrift schnell und rief ihnen zu: „Glückliche Reise!" Sie traten ab und wurden sogleich von einigen

Offizieren in Empfang genommen, zu bereit stehenden Wagen und in diesen nach einer kleinen Stadt geführt. Nach ihrer Entfernung legte der Kronprinz dem Könige eine andere Schrift vor, in welcher die Regentschaft dem Prinzen übertragen und ein neues Cabinet ernannt wurde, an dessen Spitze die Grafen Bernstorff und Schimmelmann standen. Sie waren schon in der Nähe und traten sogleich ein. Die Entlassenen wurden gut versorgt in untergeordneten, aber einträglichen Posten. Noch im Jahre 1797 war Guldberg Stiftsamtmann, das heißt, was der Graf Stolberg und Hr. v. Hennings waren — Verwalter einer Provinz. Wirklich ließ sich diesen Männern wenig Schlimmeres vorwerfen als Unfähigkeit. Die alte Königin hatte in ihnen nur fügsame Werkzeuge ihrer Pläne gewollt und gefunden.

Den schwierigsten Auftrag bei diesem so leicht und schnell durchgeführten Staatsstreiche hatte Graf Schimmelmann. Er sollte verhindern, daß die bisherige Regentin, die Königin Juliane Maria, der Conferenz beiwohne. Bei der Scheu, die der kranke König vor seiner Stiefmutter hatte, die ihn oft mit unwürdiger Härte behandelt haben soll, hätte ihre Einmischung Alles hintertreiben können. Ihr Verbot hätte den König wahrscheinlich abgehalten, zu unterschreiben, und somit hätte die Hauptform zur Ausführung des Planes gefehlt, der sich dann vielleicht nur durch Gewalt hätte realisiren lassen. Vielleicht wäre die ganze Residenz mit Tumult erfüllt worden. Mochte die Königin nun durch die Aufstellung des Regiments des Kronprinzen im Schloßhofe beunruhigt worden sein, mochte sie ohnehin ihre Gegenwart bei der Conferenz nöthig gehalten haben — sie kam wirklich eilenden Schrittes aus ihren Zimmern, um sich in die Versammlung zu begeben. Im

Vorſaale trat ihr indeß Graf Schimmelmann, der ſich für dieſen Tag als dienſtthuender Kammerherr eingefunden hatte, entgegen und theilte ihr in tiefſter Ehrerbietigkeit den Wunſch Sr. Majeſtät des Königs mit, Ihre Majeſtät möge vor Beendigung der Conferenz nicht Höchſtdero Appartements verlaſſen. Es nicht beachtend, wollte ſie ſpöttiſch lachend ihren Weg fortſetzen, aber Schimmelmann warf ſich vor der Saalthüre aufs Knie, breitete beide Arme aus, um die Thüre zu füllen, und rief aus: „Unterthänigſt flehe ich Ew. Majeſtät um Verzeihung an. Ich muß Sr. Majeſtät des Königs Befehl vollziehen.“ — Die Königin ſah ſich im Vorſaale um; es war Niemand gegenwärtig als einige Offiziere des Kronprinzen, die neben dem Grafen ſtanden. Sie ſtampfte mit dem Fuße und ſtürzte zornig in ihre Appartements zurück. Indeß ſie hier ungeſtüm auf und ab ging und vergeblich auf einen Ausweg dachte, wurde Alles vollendet, und ſie ſah ihre Miniſter abreiſen. Als ſie noch einmal in den Vorſaal zurückkehrte, war der Graf Schimmelmann ſchon abgerufen, um ſeinen neuen Miniſterpoſten anzutreten, die Offiziere hatten ſich entfernt, und nur ihre Dienerſchaft war wieder eingetreten, um ehrfurchtsvoll ihre Befehle zu empfangen. Ihre ganze Situation als Königin-Mutter wurde keinen Augenblick weiter geſtört; ſie regierte nur nicht mehr und beſtimmte nicht mehr die Behandlung des unglücklichen Königs. Ihre Anhänger bei Hofe und in der Stadt zogen ſich zurück, und ſie — konnte ſich einem ruhigen, beſchaulichen Leben überlaſſen, bei dem ſie ſich indeß nicht glücklich gefühlt haben ſoll. —

So erzählte man mir im Jahre 1797 die merkwürdige Begebenheit des Jahres 1784. Als Urheber des Planes nannte man den Grafen Schimmelmann. Ihm auch ſchrieb

man es zu, daß die jetzt eintretende Regierung sehr einsichtsvolle Maßregeln ergriff und trotz des herrischen, sich oft hart äußernden Sinnes des jüngeren Grafen Bernstorff nie den Charakter schonender Humanität und Vorsicht verleugnete, wenigstens immer wieder zu ihm zurückkehrte. Selbst in den Verhältnissen zu anderen Staaten soll der stürmische Minister des Auswärtigen den ruhigen, weisen Rathschlägen seines Freundes, des Finanzministers, gefolgt sein. Nur Schimmelmann soll beim Anbruche der französischen Revolution Bernstorff abgehalten haben, der Neutralität zu entsagen.

Gleiche Humanität, wie bei dem Ausgange des Ministerwechsels, und gleich ruhige Weisheit, wie bei der Beurtheilung der politischen Verhältnisse, bewies er in der Verwaltung des Innern. In jedem Zweige derselben war seine Stimme die entscheidende, der die anderen Minister meistentheils folgten, besonders seit Bernstorff's Tode. Alle Theile des Staatshaushaltes waren blühend, und wer das anerkannte, nannte immer dankbar Schimmelmann als den wohlthätigen Stifter davon. So hatte ich es in Holstein überall gefunden, so war es auf dem Packetboote, so auch in den vierundzwanzig Stunden, die ich in Kopenhagen zugebracht hatte, ehe ich nach Seeluft hinausfuhr. Ich entwarf mir darnach ein sehr vortheilhaftes Bild von seiner Persönlichkeit, von dem geistvollen Benehmen des Verehrten. —

Als ich in dem verhältnißmäßig einfachen Landhause ankam, führte man mich in ein Zimmer, wo ein Mann von unvortheilhaftem Aeußeren einsam um ein Billard wandelte; sein Gesicht war völlig ausdruckslos, seine Miene trüb, ernst; sein röthliches Haar stand fast struppig empor, und dabei schielte er ein wenig. Die Haltung seines mageren Körpers

von Mittelgröße war faſt nachläſſig und ſeine Kleidung einfach. Er ſprach leiſe und langſam und ſtockte oft, als ſuche er Worte; als ich ihn näher beobachten konnte, ſchien es mir, als käme dies Stocken mehr auf Rechnung der Gedankenfülle, als des Mangels an Worten. Ich glaubte zu bemerken, daß ſich ihm im Sprechen immer Nebengedanken und Rückſichten aufdrängten. Nicht ſelten ließ er eine Phraſe unvollendet. Nur ein einziges Mal habe ich ihn fließend und mit Wärme, aber auch dann noch mit halblauter Stimme ſprechen gehört, bei einem Abendbeſuche, den ihm der Staatsſecretär Bernſtorff machte, der Sohn, glaube ich, ſeines verſtorbenen Freundes und Collegen und ſein Zögling in der Politik.

Dies war der Miniſter Schimmelmann, wie ich ihn fand. Er nahm mich gütig auf und richtete mancherlei unbedeutende Fragen über meine Reiſe an mich; nach einer Viertelſtunde etwa reichte er mir die offene Hand mit den Worten: „Ihren Handſchlag auf Treue und Verſchwiegenheit!“ Ich legte meine Hand in die ſeinige. „Nun gehören Sie zu uns!“ ſagte er. Nach einigen kurzen Reden, die wir noch wechſelten, forderte er mich auf, Billard zu ſpielen. Er ſpielte zerſtreut, ich ſchlecht; bald führte er mich durch ein paar Zimmer zu ſeiner Gemahlin.

Er hatte früh mit großer Liebe geheirathet, aber ſeine Gemahlin war nach wenigen Jahren geſtorben, ohne ihm Kinder nachzulaſſen. Man erzählte mir, daß ihr Tod ihn in eine lange troſtloſe Betrübniß geſtürzt habe. Noch jetzt ſah ich ihn zuweilen, wenn er in dem Garten ſpazierte, der ſich auf Seeluſt zwiſchen dem Hauſe und dem Strande des Sundes hinzog, einige Minuten bei einem Denkmale ſinnend und ſich die Augen trocknend verweilen, das er ihr hatte

errichten lassen. Es war ein einfacher Obelisk aus Norwegischem Marmor, worauf ihr Namen und ihr Lebensalter mit einer gefühlvollen Sentenz stand. Im Fußgestelle war dicht an dem Boden eine Oeffnung, wie ein Auge gestaltet, und eine kleine Quelle rieselte durch sie ins Gras. Das ewig thränende Auge war nicht geschmackvoll, aber ich gestehe, daß es mich rührte. — Einen Tag, nachdem wir nach Kopenhagen in den Palast gezogen waren, sah ich einen zweiten Beweis, wie tief dieser Staatsmann fühlte. Im Vorsaale, zwischen seinen Gemächern und denen seiner Gemahlin, stand auf einem Marmortische eine Büste von Bronze. Die Härte in ihren Zügen fiel mir auf, und ich blieb vor ihr stehen. (Später sah ich denselben Kopf in weißem Marmor ausgeführt und bemerkte jene Härte nicht, nur hohen Ernst. Sie war also wohl die Wirkung der Bronzefarbe.) — Der Minister kam eben heraus, um zur Conferenz zu fahren, aber er blieb einen Augenblick neben mir vor der Büste stehen mit einem Ausdrucke des Gesichts, der mir auffiel. Ich sah die Büste an, dann ihn, und mein Blick muß fragend gewesen sein. „Es ist Bernstorff," sagte er, indem er sich zum Fortgehen wandte und sich mit dem Finger eine Thräne aus dem Auge wischte. —

Als Minister konnte er nicht unvermählt bleiben, schon damit eine Dame die Honneurs bei seinen officiellen Gastmählern mache, aber auch wegen der Lenkung seines Hauswesens, um das sich zu bekümmern, er weder Zeit noch Neigung besaß. Er hatte ein armes, nicht ganz junges Fräulein gewählt. Man versicherte mich, daß sie dem Range, den ihr Gemahl ihr verlieh, durch die gemessene Würde ihres Benehmens entsprach, — und dem Berufe der Hausregentin mit etwas mehr Strenge, als gerade noth-

wendig war. Zu dieſer Dame, meiner noch ungekannten Mäcenatin, kam ich jetzt.

Ich fand eine Frau mit einem vollen, wohlgebildeten Geſicht, aber gebieteriſchem Ausdrucke in Blick und Miene, etwa vierzigjährig, hinter dem reichbeſetzten Theetiſche. Sie war allein; nur ein etwa zehnjähriges, munteres Mädchen tändelte im Saale umher. Sie fragte mich nach ihren Freundinnen, zu denen ſie mich geſchickt hatte. Die Erinnerung an dieſe Schaureiſe verſtimmte mich. Ich antwortete kurz und gleichgültig. Lebhafter ſprach ich, als ſie ſich nach Weimar erkundigte, aber von Schiller hatte ich nichts zu berichten, und es ſchien, daß ſie von ihm etwas durch mich erwartet hatte; denn ſie war eine der Gönnerinnen, die ihm die Penſion ausgeſetzt hatten. Sie war ſehr ergiebig an Lobſprüchen auf Weimar, wie ſie es ſich dachte, fand es beneidenswerth, daß dort ſelbſt faſt alle hohen Beamten Dichter wären, und nannte Weimar deshalb einmal über das andere das Deutſche Athen, eine Benennung, die damals neu und Mode war. Ich wagte die Bemerkung, daß zu Athen die Archonten keine Verſe gemacht und die Athenienſer ihre Dichter nicht zu Archonten ernannt hätten. Das ſchien ihr auf unangenehme Weiſe überraſchend. Sie hatte mich enthuſiaſtiſch für Weimar gehalten. Der Miniſter ging indeſſen, nachdem er eine Taſſe getrunken hatte, wieder gedankenvoll im Saale auf und ab und miſchte ſich nur ſelten in unſer bald ermattendes Geſpräch durch wenige hingeworfene Worte.

Um dem Geſpräche eine angenehme Wendung zu geben, lobte ich die liebenswürdige Lebhaftigkeit der kleinen Comteſſe; doch die Gräfin berichtigte ſogleich, das kleine Mädchen ſei die Tochter des verſtorbenen Capellmeiſters Schultz; ſie

mache ſich nur ein Vergnügen daraus, ſie zu erziehen und ausbilden zu laſſen. Sie tanze ſchon ſehr artig, zeichne und ſpreche Franzöſiſch. „Lebt die Mutter noch?“ fragte ich. „Ja,“ erwiderte die Gräfin, „ſie arbeitet in unſerer Küche als Scheuermagd.“ — Nur mühſam unterdrückte ich einen Einwurf gegen die Inconſequenz dieſes Verfahrens und die Frage, was die hohe Bildung der Tochter in vornehmen Zirkeln machen ſolle und könne, indeß die Mutter in ihrer Nähe als Scheuermagd diene. —

Ich blieb drei Wochen auf Seeluſt, während deren ich nur zwei- oder dreimal auf wenige Stunden die Gräfin nach Kopenhagen begleitete, ohne die kurze Zeit in der fremden Stadt benutzen zu können. Am Tage ſtreifte ich in dem königlichen Thiergarten herum, der an den Garten zu Seeluſt ſtößt, oder ſchrieb oder las Däniſches. Zu Mittage hörte ich die Nachrichten an, die der Graf aus der Stadt mitgebracht und für unverfänglich genug hielt, ſie mitzutheilen; aber für mich Fremden hatten ſie kein Intereſſe. Am Abende las ich der Gräfin zuweilen vor. Zu meinem Befremden fanden ſich nur ſelten Beſuche ein. Zwar kam einmal die verwittwete Königin Juliane Maria zum Thee heraus, und die Ankunft von Schildkröten aus der Plantage in Weſtindien wurde durch ein ſplendides Diner gefeiert; außerdem aber ſtellten ſich nur einzeln und ſelten deutſche Gelehrte ein, auch wohl deutſche Studenten, die dem Schutze des Grafen empfohlen waren. Sie wurden jedesmal zur Tafel behalten und mit Achtung behandelt. Am merkwürdigſten war mir unter ihnen ein Geiſtlicher, Namens Chr., durch die neuen Beweiſe, die ſeine Behandlung mir von der großen Humanität des Grafen gab. Der Mann war in einer kleinen Stadt oder auf dem

Lande Prediger geweſen, hatte ſich aber ſo viele Neuerungen in der Liturgie und in ſeinen Lehren erlaubt, daß die Gemeinde und die benachbarten Prediger ſelbſt ihn verklagten. Man mußte ihre Beſchwerden für gerecht erkennen, und um ihnen abzuhelfen, — berief man ihn als zweiten deutſchen Hofprediger nach Kopenhagen. Zu fungiren hatte er hier wenig; er legte alſo eine Unterrichtsanſtalt an und erhielt viele Penſionäre. Nach Seeluſt kam er, den Grafen um Mittheilungen aus den Archiven zu einer Biographie des vor Kurzem verſtorbenen Bernſtorff zu bitten. Der Graf überlegte das etwas bedenkliche Anſinnen. Um den Entſchluß desſelben zu beſchleunigen, fuhr Chr. unbeſonnen mit dem Verſprechen heraus, die Biographie des Grafen dereinſt mit noch höherer Vorliebe zu ſchreiben. Der Graf ſah ihn feſt an und fragte dann: „Wie alt ſind Sie?“ Chr. ſagte es. „Ich,“ erwiderte Schimmelmann lächelnd, „ich bin alſo zwei Jahre jünger als Sie und befinde mich wohl.“ — Man denke ſich die Beſtürzung des Mannes, der jetzt erſt die lächerliche Abgeſchmacktheit fühlte, die er begangen. Dieſe hinderte indeß nicht, daß nicht nur er, ſondern auch der jüdiſche Penſionär, den er mitgebracht, zur Tafel gezogen wurden, wo er nicht unterließ, lebhaft zu peroriren.

Endlich, da der Herbſt unfreundlich wurde, zogen wir in die Stadt, zu meiner großen Freude; denn die auf dem Lande verbrachte Zeit betrachtete ich mit Recht als verloren. Sehr viel beſſer fühlte ich mich indeſſen doch nicht ſituirt. Zwar machte ich jetzt faſt täglich an der Tafel des Miniſters irgend eine neue Bekanntſchaft und oft eine ſehr intereſſante, aber ich konnte ſie, durch meine Verhältniſſe im Hauſe des Grafen behindert, wenig benutzen. Bei den Beſuchen, die ich machte, fand ich zwar in den deutſchen Häuſern und

Zirkeln, z. B. in dem reichen Hauſe der Dichterin Brun, bei dem berühmten Münter, bei Marezoll, freundliche Aufnahme; aber bei den däniſchen Gelehrten eine ſo förmliche, zurückhaltende, daß es mich ſchmerzte. Ich klagte es Marezoll, und er antwortete: „Sie wohnen im Palaſte eines Miniſters, und Miniſter, beſonders deutſche, lieben die Dänen jetzt nicht.“ Das zuerſt machte mich auf den öffentlichen Geiſt aufmerkſam, von dem ich weiterhin ſprechen werde.

Dieſer Umſtand trug dazu bei, mir meine Lage noch drückender zu machen, als ſie ohnehin war. Man erinnere ſich meines Aergers über die Reiſe, auf welche mich die Gräfin in Holſtein herumgeſchickt hatte. Der erſte Abend ſchon in Seeluft hatte meine Empfindlichkeit gegen ſie in Widerwillen verwandelt. Frauen täuſchen ſich über dergleichen Gefühle nie, und ſo erwiderte ſie das meinige ſehr bald, und dieſe Stimmung wurde täglich dadurch noch herber gemacht, daß ich, als einmal gütig aufgenommener Hausgenoſſe, mich beſtreben mußte, jeden Anlaß zur Aeußerung des Mißfallens zu vermeiden, und wir uns täglich ſahen. Ich bin überzeugt, daß ſie bald anfing, mich zu haſſen, und mir war der Aufenthalt im Palaſte eine Marter.

Der Graf blieb immer gleich wohlwollend gegen mich, ja, ſeine Güte ſchien noch dadurch geſteigert zu werden, daß er meine trübe Stimmung bemerkte.

Die große Güte des Miniſters beſchämte mich indeß faſt noch mehr, als ſie mich erfreute. Ich fühlte, daß ich nichts thun konnte, um ſie zu verdienen. Von geſchickten und eingeübten Männern, die er zum Theil ſelbſt gebildet hatte, umgeben, bedurfte er meiner Dienſte nirgends in allen den Departements der inneren Verwaltung. Mich, den

Fremden, dem Departement der ausländiſchen Angelegenheiten zuzuweiſen, war der Miniſter zu klug; aber in ſeinem Hauszirkel abzuwarten, daß ich mich gleichſam naturaliſirt hätte, ſchien mir bei der Stimmung der Gräfin gegen mich unleidlich.

In einer Stunde aufwallenden Mißmuthes äußerte ich dieſen gegen einen Vertrauten des Grafen mit dem Wunſche, nach Weimar zurückzukehren. Er ſuchte mir zwar Muth einzuſprechen, erzählte aber dem Grafen, was ich geſagt. Bei dem letzten Geſpräche, das ich mit dieſem hatte, ſagte er, man habe die Abſicht, in Leipzig einen Conſul anzuſtellen; ob dieſer Poſten mir wünſchenswerth ſchiene? Ich geſtand offen, daß ich mich dazu untauglich fühle und es vorzöge, zu den Verhältniſſen einer unabhängigen literariſchen Thätigkeit zurückzukehren. Ganz unerwartet ließ er mir am folgenden Tage eine bedeutende Summe als Entſchädigung für die Reiſe und vierteljähriges Gehalt auszahlen. Ich verließ den Palaſt ſechs Wochen nach meiner Ankunft und bezog einen Gaſthof mit dem Vorſatze, noch vier Wochen in Kopenhagen zu verweilen, um es nun wirklich kennen zu lernen.

Kopenhagen.

Die öffentliche Stimmung fand ich zu meiner Ueberraſchung in Kopenhagen ſehr gereizt und unruhig. Schwerlich irgendwo in Deutſchland, vielleicht ſelbſt in manchen Städten Frankreichs nicht, wurde über die Franzöſiſche Revolution in allen ihren Phaſen ſo eifrig debattirt als hier. In den öffentlichen Geſellſchaften nahm Jeder Partei darüber, ſtritt, citirte aus dem Moniteur, prophezeite. Mancher wußte die ganze Geſchichte jedes Mannes auswendig, der in der

Revolution einmal eine Rolle gespielt hatte und zufällig genannt wurde. Diese Stimmung mußte wohl bald auf die einheimischen Verhältnisse übertragen werden, und die Heftigkeit, mit der man rücksichtslos über diese sprach, erklärte mir die trübe Stimmung, die ich fast immer den Grafen Schimmelmann beherrschen sah. Ihn klagte die öffentliche Stimme in keiner Rücksicht an, aber er stand zwischen zwei Parteien als erzwungener Vermittler da, zwischen den Herrschsüchtigen, die jede Aeußerung des Mißvergnügens mit Härte ersticken und strafen wollten, was wahrscheinlich sehr wilde Scenen herbeigeführt hätte, und dem Volke, das sich unruhig bewegte, ohne bestimmt zu wissen, was es erlangen wollte, aber doch häufig Anlaß hatte, mit Recht sich verletzt zu fühlen.

In der That schien es beim ersten Blicke sonderbar, daß Mißvergnügen herrschen konnte. Der Bauernstand in den dänischen Provinzen noch mehr, als in den deutschen, war im Ganzen wohlhabend. Die Industrie und der Handel hatten freie Hand nicht nur, sondern wurden von der Regierung aufgemuntert und unterstützt. Die Gelehrten wurden geschätzt und durch Anstellungen und Auszeichnungen versorgt und gehoben. Der Adel war meistentheils reich und konnte seinen Reichthum ungehindert genießen. Woher denn die allgemeine Unzufriedenheit? —

Man weiß, daß im Jahre 1660 in der allgemeinen Ständeversammlung der Bürgerstand und die Geistlichkeit, um dem Drucke des Adels zu entgehen, den König für völlig unumschränkt erklärten, und daß der Adelsstand endlich sich gezwungen sah, diesem Beschlusse beizutreten, der die Existenz aller Privilegien und Rechte von der Stimmung des Monarchen abhängig machte. Jetzt, da die französische Revolution

Freiheit und Volksrechte ſo unaufhaltſam predigte, fühlten viele Dänen aller Stände ſich ſchon von dem bloßen Gedanken empört, daß ſie, wenigſtens dem Grundgeſetze nach, ſich ſchrankenlos, ganz ohne Rechte, der Willkür des Regenten preisgegeben ſahen. Ferner: die unumſchränkte monarchiſche Gewalt kann in den Händen eines wohlwollenden, weiſen und kräftigen Monarchen unendlich viel Gutes ſtiften; aber Dänemark hatte nun ſchon ſeit dreißig Jahren einen wahnſinnigen König, der ſelbſt unter perſönlicher Obhut ſtand, und ohne deſſen Willen vier Cabinetsrevolutionen die Regierung in andere Hände gelegt hatten. Dieſe mußte wohl in eine Bureaukratie ausarten, die im Allgemeinen mild herrſchte, um nicht verhaßt zu werden, in einzelnen Fällen aber, wie man behauptete, auf die Vollgewalt des Königs geſtützt, tyranniſirte, ohne daß der noch junge, unter ihr erwachſene Kronprinz ihr wehren konnte. Er hatte nur Theil an der Regentſchaft und folgte den Beſchlüſſen der Miniſter. Jeder von dieſen war in ſeinem Departement faſt ſouverän, ohne von ſeinen Collegen, die gleiche Gewalt forderten, beſchränkt zu werden. Man kann hinzuſetzen: Jeder mag nur zu oft ſelber durch den Einfluß von Untergebenen gelenkt worden ſein. Hinter allen dieſen Gruppen von Regenten und jedem Einzelnen aber denke man ſich die ohne Souveränitäts-Erklärung überall mitherrſchende Frauenwelt! — Die Dänen mögen zuweilen wohl Urſachen zu Beſchwerden gehabt haben, ob ich gleich keine ſah.

Als auf ein Gegengewicht gegen jene Uebel der Verwaltung berief die Miniſterial-Partei ſich auf die Preßfreiheit. Leider wurde dieſe gerade damals von jungen, vorlauten Brauſeköpfen durch Mißbrauch gefährdet. Einer von dieſen ließ drucken: „Wir wollen frei werden, trotz des

Geſetzes von 1660.“ Die Regierung ließ ſich bisher durch nichts bewegen, die Preßfreiheit zu beſchränken, und nahm von ähnlichen Ausbrüchen keine Notiz. Dieſe Kampfverkündigung gegen die Verfaſſung ſchien indeß doch zu ſtark. Der General-Procureur denuncirte ſie, und der Verfaſſer ſollte verhaftet werden. Er wurde in der Stille benachrichtigt, entfloh auf die jetzt ſchwediſche Inſel Hven, die im Sunde liegt, vielleicht drei Meilen von Kopenhagen. Dort brachte er ſechs Wochen zu und wurde dann, auf die dringende Verwendung des Grafen Schimmelmann, begnadigt. „Wenn wir nicht Nachſicht mit der feurigen Unbeſonnenheit der Jugend haben,“ ſagte der Graf, „ſo zerſchellen ſich die beſten Köpfe der Nation an dem Fuße des Thrones.“ Der junge Mann kam zum Grafen, ihm zu danken, und dieſer entließ ihn mit Vorſtellungen in wahrhaft väterlichem Geiſte. Der Reuige verſprach, wie es ſchien aufrichtig, ſich nicht mehr in die Politik zu miſchen, verſprach, was zu halten ſeiner Aufregung unmöglich war. Kurz darauf erklärte ein nicht viel älterer Beamter der Kammer in einer Flugſchrift: „Als Schriftſteller ſei Niemand an den Eid gebunden, den er dem Könige als Beamter geleiſtet habe.“ Das war allerdings in einem Staate wie Dänemark eine ſehr kecke Behauptung, aber doch immer nur eine Hypotheſe, welche eine Widerlegung, höchſtens eine officielle, ernſte Zurechtweiſung hätte veranlaſſen ſollen; doch bei dieſer Gelegenheit zeigte es ſich, daß die Klagen des Volkes über Willkür der Beamten nicht grundlos waren. Der Ober-Procureur denuncirte bei dem Collegium, unter dem der Aſſeſſor C. angeſtellt war; dieſes fragte bei der däniſchen Canzlei, der Oberbehörde für Beſtallungsſachen, Privilegien u. ſ. w. an, was ein Beamter verdiene, der ſo

etwas habe drucken laſſen? Die Antwort war: Abſetzung, — und dieſe wurde, ohne Verhör, ohne abgeforderte Erklärung, dem Aſſeſſor C. angekündigt. Der Vorgang empörte alle Gemüther, beſonders da C. ein paar Wochen vorher geheirathet hatte und kein Vermögen beſaß. In den Clubs, an der Börſe, auf den Gaſſen declamirte man dagegen. Der vor Kurzem begnadigte junge Feuerkopf aber griff wieder zur Feder und ſchrieb in Verbindung mit einem Freunde eine Flugſchrift, die alles Frühere an Heftigkeit überbot. Sie hieß: „Tria juncta in uno," und enthielt unter Anderm den Ausruf: „Wenn Gründe nicht mehr bei den Miniſtern helfen, ſo muß man mit Kugeln und Dolchen ſprechen!" Der Drucker wurde vor Gericht gefordert und übergab ein ſchriftliches Zeugniß des Dichters Malthe Brun, der ſich als Verfaſſer bekannte, Dänemark aber bereits verlaſſen hatte. — Er wurde bald eine der geſchätzteſten gelehrten Autoritäten einer fremden Literatur, und zwar der Franzöſiſchen. Den Namen des abgeſetzten Aſſeſſors, Collat, eines Norwegers, trug bei den erſten Verſammlungen des Storthings der hohe Beamte, der, mit dem vollen Vertrauen des Königs beehrt, dort die Rechte der Krone vertrat, und der literariſche Waffengenoſſe von Malthe Brun hieß Kjerulf, wie der Ober-Präſident von Kopenhagen, der Chriſtian den Achten im Namen der Stadt complimentirte. In gewiſſen kleinen Staaten hätten dieſe drei ausgezeichneten Köpfe für ihre jugendlichen Uebereilungen vielleicht die Jahre ihrer größten Tauglichkeit in irgend einer Feſtung vertrauern müſſen, wären vielleicht wahnſinnig geworden. — Schimmelmann und der griechiſche Dichter Alexis hatten Recht:

„Der junge Wein, der junge Menſch muß gähren, iſt

herb, ſtößt Hefen aus — dann ſetzt er ſich, wird klar und ſüß und bleibt auf immer ſo.“ Darum, alte Menſchen, habt Nachſicht für junge Menſchen. —

Dieſe Vorgänge veranlaßten eine heiße Debatte im Miniſterrathe und den Vorſchlag, die Preßfreiheit aufzuheben, die den Freunden der Willkür immer wie überall tödtlich verhaßt war. Jetzt regte ſich aber Alles, und ſelbſt alte, ſonſt ruhig zuſehende Männer griffen zur Feder.

Rückkehr nach Weimar.

Mitte December reiſte ich in Geſellſchaft eines Landsmannes von Kopenhagen ab. Die Witterung wurde bald ſchlecht; die öffentlichen Reiſeanſtalten waren in Dänemark ebenſo elend als damals in Deutſchland, die Wege abſcheulich, das Ueberſetzen über die beiden Belte war langwährend und zu dieſer Jahreszeit ſogar gefährlich. Warum reiſten wir denn nur jetzt? Was meinen Reiſegefährten antrieb, wußte ich; aber ich?! — Die Wahrheit zu ſagen — hätte ein Anderer mich um Rath gefragt, ich hätte Alles wohl erwogen und ihm dringend angerathen, den Frühling und das Fahren des Packetbootes zu erwarten; aber für mich ſelbſt — es iſt ein Naturfehler! — pflegte ich Alles ſehr leicht zu nehmen. Ich hatte eine Art Heimweh nach Weimar, der einzigen Stadt des Auslandes, wo ich erprobte Freunde und viele Bekannte hatte, und ſo trat ich, ohne lange Erwägung, die äußerſt beſchwerliche

und ſehr koſtbare Reiſe an, und da das einmal geſchehen war, führte ich ſie auch ſo ſchnell als möglich durch. Ich begleitete meinen Reiſegefährten nach Kiel, lehnte es ab, dort die Weihnachtsferien zuzubringen, und fuhr ſchon am folgenden Morgen mit Extrapoſt weiter.

Am Sylveſtertage ziemlich ſpät ſtieg ich zu Weimar in dem Quartiere ab, das Böttiger mir beſorgt hatte. Ich hörte, es ſei ſoeben alle Welt auf einer Maskerade. Ich ließ mir Larve und Domino holen und ging auch hin. Meine überraſchten Freunde begrüßten mich mit Herzlichkeit; Fremden war ich für den Abend eine Merkwürdigkeit. Recht hübſch! Aber einer ſolchen eilenden Reiſe vom Sunde her, in der widerwärtigſten Jahreszeit, war es nicht werth.

Weimar erſchien mir im Winter ganz anders, als ich es im Auguſt verlaſſen hatte. Es waren mancherlei Veranſtaltungen zu Beluſtigungen getroffen, und faſt jede, die der Hof machte, beſchäftigte die ganze gebildete Bevölkerung; denn mit großer Humanität war immer dafür geſorgt, daß ſie daran Theil nehmen konnte. So war z. B. das Abonnement zum Theater ſo gering, daß im Parterre der genußreichſte Abend nur drei Groſchen koſtete, und unter Goethe's Direction hatten die Leiſtungen der Bühne oft großen Kunſtwerth, wenn ſie auch nicht ſo hoch ſtanden, als damals ſchon im „Journal des Luxus und der Moden" von ihnen geprieſen wurde. Ich erinnere mich nur eines einzigen Mitgliedes derſelben, deſſen Spiel durchaus unausſtehlich war, und das war ein Sänger mit einer ſchönen Stimme.

Am meiſten wurde Weimar im Winter dadurch belebt, daß adelige Familien aus dem Lande, ſelbſt auch aus

anſtoßenden Ländchen, herzogen, um hier die traurige Jahreszeit froher zu verbringen. Jede bedeutende neue Erſcheinung auf der Bühne und jede Luſtbarkeit, die merkwürdig ſchien, führte Viele aus allen anderen benachbarten Städten zuſammen. Weimar gewann für mich ein eigenes, neues Intereſſe dadurch, daß die Weimaraner mich ſeit meiner Rückkehr aus ſo großer Ferne als einen Einheimiſchen behandelten. Ich nahm es mit Dank an, und in der That wurde mir die Stadt bald ſo lieb, daß ich ſie gern zu meinem bleibenden Wohnſitze gewählt haben würde, — hätte es nur in irgend einer Weiſe zu dem Lebensplane gepaßt, den ich mir endlich mit Beſtimmtheit entwerfen mußte.

Mein erſter Beſuch am Morgen nach meiner Ankunft war bei Böttiger. Dann ging ich zu Herder. Als ich in die Thüre trat, rief er aus: „Da iſt er ja wieder, der Freiheitsvogel! Habe ich's nicht geſagt, er paßt in keinen Amtskäfig.“ Auch ſeine Gattin begrüßte mich mit mütterlicher Freude; aber ſpäter im Laufe des Geſprächs ſchüttelte ſie doch den Kopf und ſagte: „Sie haben eine ſchöne Carrière verſäumt. Sie hätten fügſamer ſein ſollen.“ Ich antwortete ganz aufrichtig: „Ich hätte es ſelbſt gern gemacht; ich konnte es aber nicht.“ — „So iſt's, er konnte nicht anders!“ rief Herder; „er gehört nun einmal zu denen, die wie die Frauen nicht durch das gelten, was ſie thun, ſondern durch das, was ſie ſind.“ Ich verſtand ihn nicht und ſah ihn betroffen an. Er bemerkte es und fuhr fort: „Sie ſind aus Ihrer Einſamkeit mit ganz fertigem Geiſt und Charakter hervorgetreten. Es iſt, als wenn Sie als Erwachſener geboren wären. Sie ſind in ſich abgeſchloſſen. Sie können Fortſchritte machen, aber nie werden Sie ſich

verändern. Sie können eine Laufbahn verfolgen, aber die wird immer eine eigenthümliche ſein, und Sie werden immer allein ſtehen."

Die freundliche Theilnahme des Herder'ſchen Ehepaares war keine Ehre, die ich ausſchließend genoß. Die edlen Menſchen ſchenkten ſie Mehreren, die ihnen einmal nahe ſtanden. Man weiß aus gedruckten Briefen, wie Herder's Frau ſich ſogar dafür intereſſirte, daß und wie Jean Paul ſich verheirathete; und zwar, nachdem er von ihrer eigenen Tochter, einem trefflichen, gebildeten, aber nicht empfindelnden Mädchen, einen Korb erhalten hatte, — nach dem ſtillen Wunſch der Eltern.

Unter den neuen Bekanntſchaften, die ich jetzt in Weimar machte, war auch die des erwähnten ehemaligen franzöſiſchen Volksvertreters bemerkenswerth. Mounier war ein Mann von Kopf und reichen Kenntniſſen und von ſo beſtimmtem Blick und Benehmen, daß man ihm einen durchaus unerſchütterlichen Charakter zutrauen mußte. Sonderbarer Weiſe ſchien ſein Lebensgang gerade das Gegentheil darzuthun. Vor der Revolution war er Mitglied eines Parlaments im ſüdlichen Frankreich geweſen, wurde dann Mitglied der Nationalverſammlung und wieder des Nationalconvents, in dem er für die Errichtung der Republik geſtimmt hatte, ob auch für den Tod des Königs, weiß ich nicht. Er war ſtrenger Republicaner: gleichwohl emigrirte er; gleichwohl ſiedelte er ſich in der Reſidenz und unter dem Schutz eines deutſchen Fürſten an und ſtiftete er eine Bildungsanſtalt für junge Edelleute und Engländer. Wieder im Gegenſatze dazu ſuchte er jetzt die Erlaubniß nach, in die Republik zurückkehren zu können. Selbſt in der Art, wie er ſich darüber gegen mich äußerte, war ein Widerſpruch. Als ich

nämlich im folgenden Jahre aus Berlin zurückgekehrt war, und er, ich weiß nicht wie, von meiner Bekanntschaft mit Sieyes gehört hatte, kam er zu mir und bat mich, ich möchte diesem seinen Wunsch, nach Frankreich zurückzukehren, mittheilen u. s. w. Ich sagte ihm, daß mein Umgang mit Sieyes nur kurz und flüchtig gewesen, und daß ich in keiner weiteren Verbindung mit ihm stände. „Aber," setzte ich hinzu, „warum wollen Sie nicht geradezu selbst an ihn schreiben? Ich müßte ihn durchaus verkannt haben, wenn er nicht mit Vergnügen darein willigen sollte, der Republik einen Mann, wie Sie sind, wiederzugewinnen." „Ach," rief er aus: „C'est un brutal!" und nun erzählte er mir, er habe in einer lebhaften Debatte im Convente Sieyes widersprochen, sei aber im Hinausgehen zu ihm getreten, um sich mit ihm zu verständigen; Sieyes habe ihn zwar angehört, aber ihn plötzlich verlassen mit den Worten: „Nous ne sommes pas faits pour nous entendre!" Das hatte er sehr übelgenommen und war noch böse darüber, gleichwohl. — Unter der Consularregierung ging Mounier wirklich wieder nach Frankreich, und ich habe seinen Namen oder den seines Sohnes, der bei ihm in Weimar war, sowohl unter den kaiserlichen Beamten als denen der Restauration gefunden.

Das damalige Weimar hatte Alles, was eine Hauptstadt bietet, aber Alles nach dem kleinsten Maßstabe und fast einzeln. Sein kleines, aber schon viel berühmtes Theater mit einem Orchester, das zugleich Hofcapelle war, und seine freilich nur seltenen Hoffêten zogen den Adel der Nachbarschaft dorthin, d. h. acht oder zehn Familien; seine literarischen Celebritäten, vier oder fünf allgemein anerkannte, und ebensoviel wissenschaftliche Jenensische, seine Bibliothek, seine und Jena's Zeitschriften verbreiteten weithin einen

hohen Glanz, aber die celeberen Männer — Herder, der wie ein Einſiedler lebte, ausgenommen — litten im Leben mehr oder weniger an Kleinſtädterei oder Kleinhöfelei, die ihren geiſtigen Werth wie eine Kruſte umgab. Die Bibliothek wurde wenig benutzt, die Zeitſchriften ſammelten ihren Inhalt aus ganz Deutſchland und durch Böttiger aus England und Frankreich, vorzüglich aus dem Tagesleben und der Literatur fremder Städte; von Weimar ſelbſt konnten ſie faſt nichts berichten, ohne daß es als eine Klatſcherei betrachtet wurde, Händel oder Spott veranlaßte. Das Letztere war mit den Lobreden nur zu oft der Fall, durch die Böttiger Hof machen wollte. Las man ſeine Berichte, ſo ſchien Weimars Glanz ſelbſt Engländer und Franzoſen feſt zu halten: die Engländer beſtanden damals aus einem ehemaligen Kaufmann, der aus ſeinem Handel ſo viel gerettet hatte, daß er nicht in England, wohl aber in einer kleinen Stadt Deutſchlands, mit ſeiner Familie behaglich leben konnte, und aus einem ſchottiſchen Gelehrten, der ſeinen reichen Vetter als Hofmeiſter begleitete, mit ihm in Weimar gutes Deutſch und die deutſche Literatur kennen lernen wollte und um Böttiger's willen dort, wie ich glaube, ein Jahr verweilte. Die Franzoſen aber waren ein paar Emigranten in bedrängten Umſtänden. Weimar hatte nur einen Buchladen, der gewöhnlich mit dem Neueſten ſehr ſpärlich verſehen war, und einen buchhändleriſchen Speculanten, Bertuch, der aber außer ſeinen Zeitſchriften nur wenig verlegte; einen Maler, der eine Zeichenſchule hielt, und einen zweiten, der Goethe's Hausgenoſſe war und für ihn mehr als gelehrter Kunſtkenner ſchrieb denn malte; ferner einen Bildhauer, der aber faſt nur Thonfiguren verfertigte und brannte, was Böttiger als „keramiſches“

Institut ankündigte; einen Confiturier, der zugleich Sardellensalate verfertigte und Früchte, Austern und Wein verkaufte; nur einen Gastwirth mit einem Stammgaste und zwei Wirthshäuser, in deren einem man auch essen konnte, dessen Tisch aber, wie jener des Gastwirths, nur an solchen Abenden besetzt war, an denen ein neues Theaterstück Jenaer Studenten herübergelockt hatte.

Trotz des dünnen Gespinnstes allen Glanzes in Weimar, den Jemand einmal mit einem kurzen, zierlichen Frack ohne Unterfutter verglich, war es damals doch der Geltung nach die Hauptstadt Thüringens. Der großsinnige Geist des Herzogs und seine zuweilen bis zum Naiven gehende, durchaus natürliche Humanität, der Ruhm der drei großen Dichter, die dort lebten, und des nahen Schiller, endlich Böttiger's polygraphische Thätigkeit, die an zwanzig Orten anonym über Weimar berichtete, hatten die kleine Stadt zu der in literarischer Hinsicht fast am meisten beachteten und besprochenen Stadt in Deutschland gemacht; besonders da Wöllner und Consorten Berlin in dichte Wolken gehüllt und seinen geistigen Fortschritt gehemmt hatten.

Aus dem großen, prachtvollen Kopenhagen zurückgekehrt, fand ich Weimar zwar anfangs sehr beengend; aber ich richtete mich ein und befand mich bald sehr wohl. Im Herbst trat ich meine Reise an, um die Hansestädte kennen zu lernen, brachte den Winter in Lübeck, Hamburg und Bremen zu, ging mit dem Ende des Winters nach Berlin, von dort nach einigen Wochen über Leipzig nach Weimar zurück. Nachdem ich hier den Sommer verbracht, reiste ich nach Berlin, — um nicht wieder zurückzukehren.

Friedrich Richter (Jean Paul)*).

Als Jean Paul im Jahre 1800 in Berlin war, gab man ihm unter Anderem ein Gaſtmahl in einem öffentlichen Garten. Ich hatte ſo viel Spaßhaftes von dem Enthuſiasmus gehört, mit dem die Damen, die eigentlich das Feſt veranlaßt hatten, ihn behandelten, daß ich mir nicht verſagen mochte, einen Spaziergang durch den Garten zu machen, in der Hoffnung, etwas Ergötzliches zu ſehen. Indem ich wieder hinausgehen wollte, begegnete ich Richter ſelbſt, der eben erſt kam. Er drang mich, ich ſolle mit ihm zur Geſellſchaft kommen, der er mich als ſeinen Mitgaſt vorſtellen wolle. Ich antwortete: „Lieber Richter! Ich ſchmeichle mir wirklich, zu viel Subſtanz zu haben, um Ihren Schatten zu ſpielen.“ So ließ ich ihn ſtehen, und das waren die letzten Worte, die wir mit einander wechſelten. — Doch nein! Ich ſprach ihn noch einmal bei Sander, aber nur wenige Worte wechſelten wir. Ich ging, weil er gekommen war. Bei jenem Gartenfeſte war es, daß ſeine Heirath eingeleitet wurde auf eine drollig-ſentimentale Weiſe. Sein nachmaliger Schwiegervater, ein Kriegsrath Maier, hatte drei literariſch gebildete Töchter, die auch alle drei an Schriftſteller verheirathet wurden: an Spazier, Mahlmann und Jean Paul. Jean Paul hatte bei Tiſch ſtark getrunken und legte ſich nachher in einem Nebenzimmer auf ein Sopha,

*) Von dieſem Abſchnitt der Merkel'ſchen Aufzeichnungen hat ſich nur die Ueberſchrift erhalten. Auf den Inhalt deſſen, was Merkel über Jean Paul zu ſagen hatte, läßt das nachſtehende, in der „Rigaiſchen Zeitung“ veröffentlichte Fragment aus einer Notizenſammlung des Verfaſſers ſchließen.

um ſeinen Rauſch zu verſchlummern. Die Damen vermißten ihn und durchſtreiften alle Zimmer, um ihn zu finden. Endlich ſehen ſie ihn ſchlafen, und Demoiſelle Maier tritt hinzu und drückt dem Endymion einen Kuß auf den Mund. Er erwachte davon und, entzückt von dieſer förmlichen Liebeserklärung, war er überzeugt, ſein Glück in ihr gefunden zu haben.

Einen widrigen Eindruck hat es immer auf mich gemacht, daß Jean Paul ſo gern an den kleinen Höfen in Deutſchland herumſchlich, wo man ihn als eine komiſche Perſon behandelte, und daß er oft um Penſionen petitionirte. Er war dann freilich überhaupt nicht delicat im Annehmen von Geſchenken. In Berlin galt ein Herr von Ahlefeld für ſeinen intimſten Freund, und wirklich war dieſer es eigentlich, der ihn überall herumführte und für ihn Bekanntſchaften anknüpfte. Ahlefeld war Bräutigam einer geſchiedenen Gräfin Schlaberndorf, und ſie hatte ihm als Braut einen ſchönen Pelz, in Deutſchland ein ſeltener und theurer Putz, geſchenkt. Es entſtand indeß ein Zwiſt zwiſchen dem Paare, und Ahlefeld ſchickte ihr den Pelz zurück. Voll Zorn bot ſie ihn Jean Paul an, und — er — nahm — ihn an und ſtolzirte heute in dem Putze, den ſein Freund geſtern getragen hatte, der nun neben ihm im bloßen Ueberrocke gehen mochte.

Die Frau von Kalb in Weimar, die, nach Herrn Laube, Jean Paul heirathen wollte, nennt Herr Laube eine „ſchöne, bedeutende Frau von phantaſievollem Schwunge". Sie mag ehemals ſchön geweſen ſein und damals, von ihrem Manne geſchieden, auch heirathsluſtig. Ich fand, als Böttiger mich einmal, halb wider meinen Willen, zu ihr führte, eine dicke Frau, die nach meiner Schätzung gegen vierzig Jahr alt war,

und ihre geziert-gelehrte Unterhaltung scheuchte mich auf immer von ihr zurück.

Johannes Falk.

Wie ich Falk's Bekanntschaft auf einer Durchreise in Halle machte, habe ich bereits erzählt und ebenso, daß er während meines Aufenthaltes in Kopenhagen geheirathet hatte und nach Weimar gezogen war. Neugier, wie er hier lebe, und was er für eine Frau gewählt, trieb mich bald zu ihm. Ich fand ihn mit einem abgetragenen Flausrocke und Filzschuhen, ganz mit dem Wesen eines Handwerkers in häuslicher Bequemlichkeit, an einem hohen Pulte Boileau's und andere Satyren excerpirend, seine Frau aber war zartes Fleisch mit einem niedlichen Gesichtchen, hinter dem nicht besonders viel Verstand wohnte.

Falk war bekanntlich der Sohn eines Perrückenmachers zu Danzig, und nachdem er nothdürftig zur Schule gehalten worden, erlernte er das Handwerk seines Vaters, doch mit Widerwillen. Da er sich in der Schule durch glückliches Gedächtniß und Lebhaftigkeit des Geistes ausgezeichnet hatte, hielt er das für Beruf zum schönen Geiste und Gelehrten, und da ihn einst ein Kunde seines Vaters beim Frisiren mit kaltem Patrizierhochmuth verächtlich behandelt hatte, warf er zu Hause den Puderbeutel zur Erde und erklärte heftig und entschlossen, wenn sein Vater ihn nicht studiren lasse, wolle er Soldat werden. Das untere Militär war in dem kriegerisch geformten Preußen und besonders in der noch vor Kurzem republicanischen Handelsstadt verachtet und gehaßt. Aus erzwungenen Cantonisten und ausländischen Taugenichtsen zusammengerafft, die auch bei der

besten Aufführung als Nichtadlige nicht Officiere werden konnten, wurde die Armee schlecht bezahlt und hart behandelt, der Soldat entschloß sich leicht zu manchen Bübereien, um etwas zu gewinnen. Ich erinnere mich, daß noch 1806 zu Berlin ein Gauner- und ein Soldatenstreich für ziemlich gleichbedeutend galten. Falk's Vater machte es also aus Besorgniß möglich, dem Jünglinge einigen Privatunterricht in den alten Sprachen ertheilen und ihn dann nach Halle ziehen zu lassen.

Falk studirte sehr fleißig, hatte viel jugendliche Vorliebe für Schöngeisterei und mochte schon oft unbedeutende Versleien gemacht haben, als ihn gerade beim Studiren des Juvenal ein mit Fieber verbundenes Blutspeien befiel. In der fieberhaften Exaltation dieser Krankheit — ich folge hier seiner eigenen Mittheilung —, bei der er das Studium unterbrechen mußte, faßte er den Gedanken, Satyren zu dichten. Er schrieb wirklich zwei von ausgezeichneter Gelungenheit: „Die Gräber zu Rom“ und „Die Gebete“. Er sandte sie Wieland zu. Der leicht aufgeregte, gutmüthige Greis, der hier wirklich ein glänzendes Genie glaubte aufgehen zu sehen, führte sie mit ganz übertriebenen Lobeserhebungen durch den „Mercur“ beim Publicum ein. Ein Buchhändler bezahlte ein gutes Honorar. Es erschien eine zweite Auflage, und Falk hielt sich nun seines Berufes zum Satyriker gewiß. Er schloß mit dem Buchhändler einen Contract, nach dem er ihm jährlich ein satyrisches Taschenbuch liefern und dafür 600 Thaler erhalten sollte. Hierdurch glaubt er seine bürgerliche Existenz gesichert und heirathete. Glücklicher Weise besaß das Frauenzimmer, das er heirathete einige Tausend Thaler. Falk zog nun nach Weimar, um, seinem literarischen Beschützer nahe zu sein und sich den

dortigen Größen anzuſchließen. Doch Herder und Goethe behandelten ihn kalt.

Sein Plan, die Satyre wie ein bürgerliches Gewerbe zu betreiben, war abenteuerlich, beſonders in einem Lande, wo eine Menge ſouveräner Fürſten nach Belieben Cabinets-Juſtiz übten, ſobald es ihnen beliebte; wo daher Liscow, wohl der geiſtreichſte Satyriker, den Deutſchland gehabt, im Kerker ſtarb, Huber und Schubart ein paar beißende Einfälle durch vieljährigen Feſtungsarreſt büßten. Aber dem armen Falk war noch ein anderes Unglück widerfahren. Mit ſeiner Krankheit waren auch ſein Witz und ſein Dichtertalent verſchwunden. Ich wenigſtens entſinne mich keines recht glücklichen Einfalls und keines gelungenen Gedichtes von ihm nach ſeiner Geneſung. Statt des Witzes war ihm nur Malice und vom Dichtertalent nur die Kunſt des Versmachens geblieben. So begann er denn bald die älteren Satyriker auszubeuten, und ſtatt der großen Gegenſtände, der Laſter und öffentlichen Thorheiten, die der edlere Satyriker bekriegt, nach kleinen Schwächen umherzuhorchen, ſelbſt ſeinen Bekannten dergleichen abzulauſchen, auch wohl ihnen Fallen zu ſtellen, um ſie lächerlich zu finden und dann auch wohl zu machen. Mir ſelbſt, ſo warme Freundſchaft er mir zeigte, verſuchte er einige Male ſolche Streiche zu ſpielen.

Ungeachtet ſeiner ſchleichenden Schadenfreude, von der ich mich bald überzeugte, blieben wir in recht freundſchaftlichem Tone, und bei einer ſchlimmen Verlegenheit, in die er ſich durch ungeſchicktes Satyriſiren geſetzt, hatte er ſo viel Vertrauen zu mir, daß er mich bat, ihn herauszuziehen, und ich Gutmüthigkeit genug, es zu thun und ſeinen Feind auch zu dem meinigen zu machen. Ich weiß nicht, was es

in meinem Charakter oder dem meiner Schriften war oder ist, was mir mehr als hundertmal von Bekannten oder Unbekannten solche Anmuthungen zuzog oder vielmehr erwarb. Falk war den Sommer vor seiner Hochzeit in Berlin gewesen, um Stoff zu seinem ersten satyrischen Taschenbuch zu suchen, hatte aber nicht viel gesammelt, theils weil die Stadt in dieser Jahreszeit nur halbes Leben hat, theils weil man ihn errieth und den Mann floh, der sich als Satyriker ankündigte; theils auch weil — ihm wirklich das Talent der Auffassung komischer Züge ziemlich fehlte. Er hatte indeß die Charité und die Veterinär-Anstalt besucht und erzählte nun in seinem Taschenbuche, die Kranken in der Ersteren würden mit Fleisch voll Würmern und faulen Fischen gespeist, die Pferde in der Letzteren aber bekämen häufig Chocolade. Die Anklage machte große Sensation, ob sie gleich sehr witzlos vorgetragen und auch für ein Taschenbuch, das durch Scherze gefallen sollte, zu ernst und unpassend war. Der bekannte Gelehrte Biester, königlicher Bibliothekar, war Hausfreund und wöchentlicher Tischfreund des auf einem glänzenden Fuß lebenden Oeconomie-Directors der Charité und glaubte sich durch sein köstliches Couvert verpflichtet, für seinen Mäcen zu kämpfen. Er galt für einen witzigen Kopf, doch gegen Falk getraute er sich nicht als solcher aufzutreten, sondern erklärte in mehreren schmähenden Artikeln in den Berliner Blättern alle Angaben Falk's für unwahr, für verleumderisch und drohte mit einem Injurienproceß und Auftreten des Fiscals. Falk verlor den Muth und forderte nun den Prediger der Charité, Prahmer, einen jungen, sehr rechtlichen, aber talentlosen Mann auf, Zeugniß für ihn abzulegen. Der brave Mann, obgleich mit seiner ganzen Lage abhängig von dem Mächtigen,

auf den die Anſchuldigung fiel, erklärte dennoch muthig Falk's Angaben für wahr, fügte ſogar noch neue hinzu. Aber die Schrift des wackeren Predigers war ſchlecht geſchrieben, und Bieſter fiel über alle Schwächen derſelben mit dem beißendſten Hohn her und ſuchte die ganze Sache lächerlich zu machen. Jetzt wandte ſich Falk in einem faſt angſtvollen Briefe an mich nach Hamburg, wo ich damals war, ſchickte mir ſein Taſchenbuch, Bieſter's und Prahmer's Aufſätze und forderte meinen Beiſtand. Das war eigentlich ein ſonderbares Anſinnen. Auch ſchrieb ich Falk, er mache es, wie man vom Hirſche erzählt, der, wenn ihn die Jagd zu nahe bedrängt, einen Kameraden aus dem Lager treibt, ſtatt ſeiner die Flucht fortzuſetzen. Den biſſigen Kläffer, der ihn verfolgte, wollte ich indeß wohl „auf die Hörner nehmen".

Ich war noch nie in Berlin geweſen; ich hatte ſelbſt den Namen der Charité eigentlich erſt aus dieſen Schriften kennen gelernt, und der Gegner, den ich auf mich ziehen wollte, zeigte ſchon in den vorliegenden Aufſätzen ganz den giftigen Charakter, um deſſen willen witzige Damen zu Berlin ihn, wie ich dort erfuhr, nicht Bieſter, ſondern den Dr. „Beißler" zu nennen pflegten. Mußte ich nicht bei meiner Unkenntniß des Gegenſtandes Blößen geben, und wie würde er ſie benutzen!

Wer eine Bedenklichkeit, vor der er ſteht, mit unbefangenem Nachdenken feſt ins Auge faßt, findet meiſtentheils einen Ausweg, ſie zu umgehen. Auch ich fand ihn, und zwar darin, durchaus nicht *mehr* zu thun, als ich als Unbetheiligter an der Sache ſelbſt ohne Widerſpruch thun konnte, das aber mit aller Kraft. Ich habe den Aufſatz nicht mehr, aber ich glaube mich ſeines Inhalts genau zu erinnern. In einer

kurzen Einleitung, worin ich daran erinnerte, daß die Opfer, die der Staat bringe, zur Erleichterung des Elends ſeiner leidenden Bürger beſtimmt ſeien, berichtete ich kalt und einfach über den Inhalt der Angaben Falk's und Prahmer's, ohne ſie für wahr zu erklären; dann aber ebenſo kalt, aber unwillkürlich mit Bitterkeit über Bieſter's Entgegnungen, indem ich auseinanderſetzte, daß ſie bloße Ableugnung, keine Widerlegung enthielten, und ſchloß mit der Frage, ob Herr Bieſter als Menſchenfreund, als patriotiſcher Staatsbürger, ja, ſchon als redlicher Mann, es nicht zeitlebens mit Schamröthe bereuen würde, wenn ſeine grundloſen, giftigen Invectiven bewirkten, daß die Verwaltung der Charité nicht officiell unterſucht, alſo den gerügten, empörenden Uebelſtänden, falls ſie exiſtirten, auch nicht abgeholfen würde? — Ich ſandte den Aufſatz dem Kammerherrn von Hennings für den „Genius der Zeit".

Mehrere Monate hörte ich nichts über die Angelegenheit, denn Bieſter — ſchwieg. Als ich indeſſen im folgenden Frühlinge nach Berlin gegangen war, fand ſich bald nach meiner Ankunft der Prediger Prahmer bei mir ein, dankte mir ſehr warm für meine Verwendung und meldete mir, daß die Unterſuchung, die ich als nothwendig aufgeſtellt, wirklich angeſtellt worden. Ueber das Reſultat derſelben verlautete nichts öffentlich, aber die gerügten Mißbräuche und andere, die ſich gezeigt, wären und würden abgeſchafft. Nur für ſich ſelbſt hatte der brave Mann noch Beſorgniſſe, da er in ſeiner ärmlichen Stellung ſehr abhängig war von dem Director der Anſtalt. In der That wurde er bald nachher aus ihr entfernt, aber nur indem man ihm eine Pfarre außerhalb Berlins gab. Auch Falk ſchrieb mir Ende Februar für meine Verwendung im December einen

Dankſagungsbrief, zu dem er offenbar nur durch neue Anſprüche bewogen wurde, die er auf meine Gefälligkeit machen wollte. Falk gehörte zu den ſchwachen, unedlen, dünkelvollen Charakteren, die leicht hochmüthig werden, wenn es ihnen wohl geht, und die, wenn man ihnen einen Dienſt leiſtet, darin nicht einen Anlaß zur Dankbarkeit ſehen, ſondern eine Anerkennung ihrer Superiorität. Eine ſolche glaubte er wirklich über mich zu haben, aber ſeine Meinung wurde ſehr bald geſtört.

Er ſetzte ſeinen Almanach 1799 und 1800 fort, ohne viel Anderes als Indignation zu erregen. Der Abſatz ſtockte, der Verleger wollte nicht mehr ein bedeutendes Honorar bezahlen; für 1801 glaubte Falk etwas recht Auszeichnendes, etwas recht Kräftiges zu liefern. Er wählte dazu vorzüglich Peter Pindar's ſehr witzige, aber ſehr ekelhafte — Lauſiade, die noch dazu für Deutſche alles Pikante der Perſonalſatyre des boshaften Originals ermangeln mußte. Freilich hatte Falk dies durch Ausfälle auf deutſche Schriftſteller zu erſetzen geſucht und recht fließende Verſe gemacht; aber die politiſche Satyre, die in England großen Eindruck gemacht hatte, war für das gegen die Politik ſehr gleichgültige Publicum und blieb in Falk's Bearbeitung immer nur ein — Pasquill über einen ekelhaften Gegenſtand. Vorzüglich trug ein karikirender Kupferſtich, den er einem Originalartikel, der neue Jahrmarkt zu Plundersweilern, beigefügt hatte, den pasquilliſchen Charakter. Er enthielt eine Menge, zum Theil nicht übel gedachter Gruppen; aber im Vordergrunde trug eine hohe weibliche Figur in ihrem Strickkorbe einen kleinen Buckligen, den ſeine Kleidung als Geiſtlichen bezeichnete, und aus deſſen Taſche ein Buch herausſah mit dem Titel: „Reden über die Religion".

So hieß eine Schrift von Schleiermacher, der bekanntlich verwachsen und klein war. Die colossale weibliche Figur, von der eine Linie zu der Unterschrift „Judenweiber“ führte, bedeutete die Gattin des jüdischen Arztes Marcus Herz, die wirklich ihren junonisch schönen und geistvollen Kopf auf einem sehr hohen Körper trug. Falk war in ihrem Hause, sagte man, recht gut aufgenommen worden und hatte dort bemerkt, daß Schleiermacher in demselben sehr bekannt war, aber auch eine Aeußerung der Frau erlauscht, die ihm mißfiel. Die Perfidie und die Gemeinheit seines Angriffes empörte mich, obgleich ich mit den Verletzten in keiner Verbindung stand. Daher, nachdem ich im zehnten meiner „Briefe an ein Frauenzimmer“ unbefangen so viel Gutes, als sich von dem Taschenbuche allenfalls sagen ließ, gesagt, schloß ich in Beziehung auf jene Gruppe: „Ich bitte Falk, um seiner Ehre willen, den erniedrigenden Verdacht von sich abzuwälzen, als habe er wegen irgend eines Privaturtheils über ihn eine hochachtungswürdige Frau öffentlich dem Hohngelächter preisgeben wollen; — das höre auf, Satyre zu sein; das wäre Pasquill; — oder er habe sich so weit herabwürdigen können, über die Mißgestalt eines Menschen zu spotten. Die schiefen Köpfe seien ihm preisgegeben: sie treiben Unfug; aber die schiefen Rücken zu verhöhnen, überlasse er der lieben Jugend. Das Unglück, sagt ein ehrwürdiger Sittenspruch, das Unglück ist heilig. — Kann Falk sich rechtfertigen, so wird er für meine Aufforderung Dank wissen. Wo nicht — ich schätze ihn zu sehr, um den harten Namen herzusetzen, den man seinem Verfahren geben müßte.“

Er schwieg, aber schimpfte gelegentlich auf mich. Unser Verhältniß war aufgelöst, ohne daß ich es bedauerte. So

viel ich mich erinnere, war dies Taſchenbuch ſein letztes. Er verſuchte ſich in mancher anderen Weiſe, unter Anderem auch als Kritiker in einer Zeitung, die er „Elyſium und Tartarus“ nannte, in der er alle Schriftſteller, die er lobte, ins Elyſium verſetzte und die Getadelten in den Tartarus. Dieſe dünkelvolle Plattheit wurde vom Publicum gar nicht beachtet. — Im Jahre 1807 leiſtete er bei Gelegenheit der franzöſiſchen Invaſion den Einwohnern Weimars als Unterhändler dankenswerthe Dienſte, und als er ſeine vier Kinder verloren hatte, ſtiftete er eine Beſſerungsanſtalt für Straßenbuben, die Gutes bewirkt haben ſoll. Er hätte nicht aus der bürgerlichen Sphäre heraustreten ſollen.

Dritter Abſchnitt.

Berlin in den Jahren 1805 und 1806.

Während des Jahres 1805 herrſchte im ganzen preußiſchen Staate der lebendigſte Enthuſiasmus. Der ſchändliche Druck, unter welchem ſchon ein großer Theil Deutſchlands ächzte, und der dem übrigen daſſelbe Loos androhte; die Inſolenz, mit welcher die franzöſiſchen Beamten und Generale die preußiſchen in Weſtphalen und an der Grenze behandelten oder doch zu behandeln verſuchten; die ſcham- und maßloſe Inſolenz der officiellen und nicht officiellen Zeitungen in Paris gegen Deutſchland, ſeine Fürſten und Völker; zuletzt noch der höhnende, verachtungsvolle Durchmarſch ohne Anfrage, den das franzöſiſche Heer zuerſt durch Heſſen, das ein Alliirter Preußens war, dann durch die preußiſchen Provinzen Ansbach und Baireuth gemacht, hatten alle Gemüther empört. Der perſönliche Freundſchaftsbund zwiſchen Kaiſer Alexander und dem Könige erweckte die lebendigſten Hoffnungen, und als nun die preußiſche Armee wirklich mobil gemacht wurde, flammte freudige Hoffnung in allen Ständen auf. Die einzelnen Provinzen erboten ſich zu unentgeltlichen Lieferungen von ſo hohem Belange, daß der väterliche Sinn des Monarchen ſie zum Theil ablehnte. Beurlaubte Soldaten ſtrömten, ohne den

Termin der Zurückberufung zu erwarten, zu ihren Fahnen, ja, ein Unterofficier von einem in Königsberg in Preußen ſtehenden Regimente, der auf drei Monate beurlaubt worden, um am Rhein eine für ihn wichtige Erbſchaft zu ordnen, ließ dieſe im Stich, als die erſten franzöſiſchen Truppen ſich Norddeutſchland näherten, nahm nur das nöthige Reiſegeld davon und eilte nach Königsberg. Auch in den Städten, vorzüglich in Berlin, brach frohe Begeiſterung auf jede Weiſe aus, vorzüglich vor der Bühne. Nur die franzöſiſche Colonie machte ernſte Geſichter, und die jüdiſche lauſchte und flüſterte noch: nicht Beweis von Verrath, ſondern von Fremdheit mit dem Staatsintereſſe. Um dieſe Zeit verfaßte auch ein Officier den Feſtgeſang: „Heil unſerm König, Heil!“, der immer noch geſungen wird. Er erſchien zuerſt in meinem Freimüthigen. Da alle publiciſtiſchen Stimmen in Deutſchland verſtummten, glaubte ich, da meine Stimme in Norddeutſchland die geltendſte war, eintreten zu müſſen. Ich erklärte, der Freimüthige ſolle künftig auch politiſchen Aufſätzen gewidmet ſein, und erhielt ſogleich mehrere dergleichen, zuerſt von Böttiger in Dresden. Ich ſelbſt machte mir es zum Geſchäfte, die Rodomontaden und Impertinenzen des Journal de l'Empire, des Journal de Paris etc. zurückzuweiſen und zu perſifliren. Um aber nicht nur durch gelegentliche Entgegnung, ſondern in offenem Kampf der niedrigen Anmaßung des franzöſiſchen Cabinets und dem Halloh ſeiner publiciſtiſchen Schreier ihr Recht widerfahren laſſen zu können, machte ich den Plan zu einem Blatte, das ausſchließlich dieſe Beſtimmung haben und unter dem Titel „Der Zuſchauer“ erſcheinen ſollte. Ich lud Johannes von Müller ein, ſich mit mir dazu zu verbinden, nicht weil ich etwas Populäres und überhaupt zu meinem Zwecke recht

Taugliches von ihm erwartete, ſondern weil er in den Hof- und Gelehrten-Zirkeln viel galt, und Viele, die meine Feinde waren, ſich ſeinem berühmten Namen angeſchloſſen hätten. Er ſchlug ein, und ich legte nun den Plan dem Cabinete vor mit der Bitte, mich bei der Ausführung durch Nachrichten und Weiſungen zu unterſtützen. Hierauf antwortete Cabinetsrath Beyme:

„Potsdam, 20. November 1805.

Sowohl der Zweck, den Ew. Wohlgeboren bei Ihrer neuen Zeitſchrift ſich vorgeſetzt haben, als der dazu entworfene Plan verdienen den Beifall eines jeden Patrioten. Ihre eigenen Talente und die Talente Ihrer Mitarbeiter laſſen etwas nicht Gemeines hoffen. Darum danke ich Ihnen nicht allein für meine Perſon, ſondern ich kann Ihnen auch die Verſicherung von dem Beifall Sr. Majeſtät des Königs geben; ſo daß Sie ſich bei der Ausführung des Beiſtandes der Regierung verſichert halten dürfen. Wenn die Ausführung, wie ich nicht zweifle, der Erwartung entſpricht, ſo wird die Regierung Ihnen auch gern thätige Beweiſe ihres Beifalls geben, und ich werde mir es zur angenehmſten Pflicht machen, Ihnen auf alle Weiſe dankbar und nützlich zu ſein. Zwar kann die preußiſche Regierung es mehr als irgend eine andere entbehren, die öffentliche Meinung durch öffentliche Blätter zu ſtimmen, weil ihr ganzes Thun in einer Reihe von Maßregeln nach einer unverrückten, weiſen Maxime laut und wahr genug zu ihren Unterthanen ſpricht. Aber in einer Periode, wie die jetzige, wo die Entſchloſſenheit der Regierung durch ungewöhnliche Anſtrengung der Unterthanen

unterſtützt werden muß, kann eine ſolche Zeitſchrift dazu dienen, den Enthuſiasmus zu beleben und zu erhalten, vorzüglich aber dem Auslande zu beweiſen, daß, wer den König angreift, es mit der ganzen Macht der Unterthanen zu thun bekommt. Schon haben die Unterthanen dem Könige ſehr ſprechende und rührende Beweiſe davon gegeben. Es liegt in dem Charakter unſerer Regierung nicht, viel zu ſprechen, ſondern zu handeln. Aber die Unterthanen erkennen aus den Handlungen der Regierung ihre Abſicht oder errathen ſolche vielmehr. Der König rüſtet ſeine Armee und läßt ſolche zum Schutze ſeines Reiches ausrücken, während er raſtlos daran arbeitet, den allgemeinen Frieden in Europa herzuſtellen, und darin den Frieden für ſein eigenes Reich und zugleich Genugthuung, die ſchönſte, die ſich denken läßt, für widerfahrenes Unrecht zu ſuchen. Wir haben noch keinen Krieg, noch keinen erklärten Feind, und die Schritte der Regierung ſind ſo wenig mit Glanz umſtrahlt, daß ſie überall, außer in den preußiſchen Staaten, eher das Gegentheil als die Aeußerungen des Patriotismus zu wecken geeignet ſchienen. Dennoch haben die Stände in den Marken, in Pommern und in Magdeburg bei der erſten Nachricht von der Ausrüſtung der Armee ſogleich ohne alle Veranlaſſung beſchloſſen, das zur Verpflegung der Armee erforderliche Getreide und Mehl dem Könige unentgeltlich zu liefern. Bürger und Bauern und alle Claſſen von Unterthanen haben ſich an die Stände eng angeſchloſſen und dadurch den übrigen Provinzen das Beiſpiel gegeben, ſo daß die Provinzen mit einander wetteifern, die Laſten der Ausrüſtung der Armee zu tragen. Die ganze Reinheit dieſes edeln Wettſtreites äußerte ſich darin, daß keine ihr patriotiſches

Opfer zuerſt darbringen, ſondern alle gemeinſchaftlich es dem Könige zu Füßen legen wollten. Jede aber ging in ihren Anſtrengungen weiter, als es das Bedürfniß erforderte und als ihre Kräfte es verſtatteten. So hatte die Kurmark allein dem Könige ein Geſchenk von 10000 Wispel Roggen notirt. Und dies Alles geſchah in einem Jahre, wo man nur eben, durch die größten Aufopferungen der Regierung, einer Hungersnoth entgangen war, ſo daß der König ins Mittel treten, das Opfer ſich verbitten und, damit keine Provinz über ihre Kräfte angeſtrengt würde, die Lieferungen für angemeſſene Mittelpreiſe verhältnißmäßig auf das ganze Land vertheilen mußte. Wo hat man je ein ſo ſchönes Einverſtändniß zwiſchen Herrn und Volk geſehen? Wo anders als in Preußen kann man ſo etwas erwarten? In Preußen allein, deſſen Völker den ſiebenjährigen Kampf gegen ganz Europa ruhmvoll beſtanden und nicht verzweifelten, als die Hauptſtadt zweimal in die Hände der Feinde gerieth, als, nach den unglücklichen Schlachten bei Collin und Kunersdorf, faſt alle Provinzen vom Feinde überwältigt waren, und der Staat nur in den Lagern der zuſammengeſchmolzenen Heere des großen und einzigen Königs zu ſuchen war.

„Lange habe ich angeſtanden, ob ich auch nur einmal dieſe Thatſache bekannt werden laſſen ſollte. Der Gedanke, daß das Verſchweigen derſelben eine Ungerechtigkeit gegen die heldenmüthige Nation ſein würde, wozu Ew. Wohlgeboren Plan mir Veranlaſſung gab, ſiegte endlich, und ich bitte Sie daher, den Vorgang ohne alle Schminke, die ihn nur entſtellen würde, im „Freimüthigen" zu erzählen und hiernächſt in die Zeitungen übergehen zu laſſen. Ich komme in einigen Tagen nach Berlin, und da ſoll es mir

ſehr angenehm ſein, mit Ihnen über Ihren Plan mehr zu ſprechen.

21. November 1805. Beyme.

N. S. Ich komme heute ſchon nach Berlin und werde mich freuen, wenn Ew. Wohlgeboren mich morgen gegen 1 Uhr beſuchen wollen."

Dieſer Brief, ſo ſehr er meinen Plan begünſtigte, machte einen trüben Eindruck auf mich. Von Beyme hatte ich größere, umfaſſendere Anſichten und Ideen erwartet, — wenn er einmal für gut fand, ſich umſtändlicher gegen mich zu erklären. Dieſes Trotzen auf die Theilnahme des Volkes an dem Könige durch dargebrachte Getreide-Maſſen, von Seiten des Adels bewieſen, beklemmte mir die Bruſt. Mir ſchien, hier hätte nur die Rede davon ſein ſollen, daß das Volk ſein eigenes Wohl, nicht durch 10000 Wispel Roggen, ſondern durch Bereitwilligkeit und Vorbereitung zum Mitkämpfen vertheidigen werde. Doch man ſcheute noch die Vorſtellung von Wehrhaftigkeit des Volkes. Erſt Spaniens und Rußlands Beiſpiel ermuthigte dazu. Endlich die abgebrauchte Parade mit dem ſiebenjährigen Kriege. Sie war längſt zur Floskel geworden, die nichts wirkte, und jetzt, da es darauf ankam, die deutſchen Völker zu gewinnen, ſie für das gemeinſchaftliche Intereſſe zu vereinigen, hätte jener Krieg gar nicht genannt werden ſollen. Denn gegen wen war er eigentlich geführt worden, als gegen das übrige Deutſchland?

Ich ging am folgenden Tage zu Beyme; es wurden noch einige Abreden genommen, und die Ankündigung des Blattes zum Anfang des Jahres erfolgte. Bald nachher

fiel die unglückſeligſte der Schlachten für Deutſchland, die bei Auſterlitz, vor. — Ich beſuchte Beyme wieder, um zu fragen, ob nach dieſem Ereigniſſe die Erſcheinung des Blattes nicht beſchleunigt werden ſolle? „Wenn Sie jetzt noch den Muth haben, es zu ſchreiben," ſagte er fragend. — „Jetzt gerade ſcheint es mir am nothwendigſten, da die Hauptrolle des Handelns an Preußen gekommen iſt." — „Nicht doch! Unſere Truppen ſind auf dem Rückmarſche." — „Ohne Ansbach und Baireuth wieder genommen zu haben?" — „Man unterhandelt darüber. Haugwitz iſt in Wien." — „Haugwitz!" wiederholte ich bang und faltete die Hände unwillkürlich. Beyme bemerkte es und ſagte: „Haugwitz iſt ein ſehr gewandter Unterhändler und hat beſtimmte Inſtructionen." (Von Lombard! dachte ich ſeufzend.) „Und wen hätten wir ſonſt ſchicken können?" Ich war im Begriff, Hardenberg's Namen auszuſprechen, aber mir fiel ein, daß — durch Lombard's Ränke, ſagte das Publicum — Beyme und Hardenberg Todfeinde waren. — Das Erſcheinen des Blattes wurde bis zu Ende Februar verſchoben und ſodann ganz aufgegeben.

Daß die Befürchtungen des Publicums, das heißt, des Theils desſelben, mit dem ich lebte, — daß dieſe Befürchtungen gegründet geweſen, bewies der Erfolg ſehr ſchnell. Das Vertrauen des hochgeſinnten, edeln Monarchen wurde aufs vollkommenſte getäuſcht, und das Unglück des folgenden Jahres planmäßig eingeleitet. Haugwitz ſchloß einen Tractat, der den höchſten Unwillen des Königs erregte, der ſich aber den Umſtänden nach nicht mehr umſtoßen ließ, da der Frieden in Preßburg zu Stande gekommen war. Preußen wurde durch das ihm aufgedrungene Hannover mit England verunreinigt, und das Mißtrauen gegen ſeine Politik, das

heißt Lombard's Ränke, erhöht. Das Heer kehrte unmuthig zurück und zeigte ſogar Spuren von Indisciplin bei dem unverdienten Spott des Volkes über ſeine erzwungene Unthätigkeit. Der Enthuſiasmus war bald ſo ganz erloſchen bei allen Ständen, daß, als ſie im folgenden Jahre aufgefordert wurden, Winterkleider fürs Heer zu liefern, es ſtrenger Verordnungen dazu bedurfte, und die Lieferung doch ſehr ſaumſelig geſchah. Ja, auch dieſe Stimmung ſchien die Partei des Verderbens durch eigene Maßregeln zu befördern.

Eines der argliſtigſten Mittel, das Bonaparte damals ergriff, war, daß er die Juden in Deutſchland an ſich zog, die durch ihren Reichthum an den meiſten Orten und ihre Einmiſchung in die politiſchen Geſchäfte und Verhältniſſe ihm jedes Geheimniß verrathen und die Maßregeln der einzelnen Regierungen lähmen konnten. Der Biſchof Gregoire, ein redlicher, wohlmeinender Mann und ein vorzüglicher Gelehrter, aber ein leicht zu bethörender Geiſt, hatte ein Buch zu Gunſten der Juden geſchrieben, das dieſe mit Enthuſiasmus laſen. Ihn alſo ſchickte Napoleon im Sommer 1805 nach Norddeutſchland ab, um Verbindungen anzuknüpfen. Der Vorwand dieſer Reiſe war, Gregoire ſolle die Schuleinrichtungen und Erziehungsanſtalten Deutſchlands kennen lernen. Das erfreute dann die deutſchen Schulmänner gar ſehr; aber der [illegible]nüthige (1806. Nr. 185) bewies durch ein Billet von [illegible]'s Hand, daß der Herr Senateur ſich um die Schulen wenig oder gar nicht bekümmerte, es ſogar ablehnte, die Schule der jüdiſchen Colonie in Berlin zu beſuchen. Was wollte er denn in Deutſchland? Daſſelbe Blatt führt das Geſtändniß des angeſehenſten Mitgliedes der Colonie an, Gregoire wolle

„die Lage der jüdiſchen Gemeinden" kennen lernen; das heißt, den Einfluß der Eltern, nicht den Unterricht der Kinder.

Am längſten, einige Wochen, hielt er ſich zu Braunſchweig auf, bei dem Rabbi und — Hofagenten Iſrael Jacobſohn. Dieſer hatte in letzter Qualität, da alle Gelder des Herzogs, der Regierung und großentheils des ganzen Herzogthums durch ſeine Hände gingen, ungeheuren Reichthum erworben und wandte ihn mit viel Klugheit und Wohlmeinen zum Beſten ſeines Volkes an. Man behauptete, ſeine Verwendung, das heißt ſein Geld, habe die Juden in mehreren deutſchen Staaten von dem ſchmählichen Leibzoll befreit. In Seeſen, einem kleinen braunſchweigiſchen Orte, ſtiftete er eine Schule für die jüdiſche Jugend, in die aber — auch Chriſtenkinder aufgenommen werden ſollten. Eifrig lud Jacobſohn chriſtliche Gelehrte ein, ihre Einrichtung zu prüfen und durch kluge Rathſchläge zu verbeſſern. Bei dieſem, wie geſagt, hielt Gregoire ſich einige Wochen auf und kehrte dann nach Paris zurück. Die Früchte dieſer Reiſe zeigten ſich bald. Von dem Reichthum und dem Einfluſſe der Juden in Norddeutſchland unterrichtet, berief Napoleon einen Sanhedrin, der ihre Verfaſſung und ihre Verhältniſſe als Nation erwägen und Vorſchläge zu deren Verbeſſerung machen ſollte. Die Juden in den Provinzen von Frankreich wurden darüber beſorgt. Sie fürchteten, der Convent werde ihnen Abänderungen ihrer Religion nach den politiſchen Abſichten Napoleon's aufdringen, ihre Söhne würden zur Conſcription gezogen werden und ſo weiter, in Deutſchland aber wirkte die Maßregel ſehr aufregend. Dies war offenbar ihr Zweck, und ihn zu befördern, ließ Jacobſohn Napoleon eine Bittſchrift überreichen, des Inhalts:

„Um die deutſchen Juden glücklich zu machen, müſſe „ein ſouveräner jüdiſcher Rath, mit einem Patriarchen „an der Spitze, in Frankreich niedergeſetzt werden; müſſe „die ganze jüdiſche Gemeine (communauté, hier ſo viel als „Nation) in Diſtricte eingetheilt werden, von denen jeder „ſeinen eigenen Synod beſäße, der unter Aufſicht der „franzöſiſchen Regierung und des ſouveränen „jüdiſchen Rathes in allen gottesdienſtlichen Angelegen„heiten entſcheide und die Rabbiner ernenne; müſſe der „ſouveräne Rath (in Frankreich) die Gewalt „haben, jedem Juden die nöthige Autoriſation (les dis„penses) zu ertheilen, um in allen Ländern die „Bürgerpflichten zu erfüllen", folglich die Bürgerrechte zu genießen. (Der Freimüthige Nr. 164, nach dem Journal de Paris vom 5. Auguſt.)

Dieſe Bittſchrift wurde franzöſiſch und deutſch gedruckt und in vielen tauſend Exemplaren gratis vertheilt, und der Hof- und Kammer-Agent, der für die — freilich im Ganzen gerechte — Sache ſeines Volkes dieſen für Deutſchland hochverrätheriſchen Plan ausgebrütet hatte und ihn ſo frech unter Napoleon's Autorität bekannt machte, blieb Hofagent und in der nächſten Umgebung eines regierenden Fürſten, der anti-franzöſiſchen Partei, des deſignirten Oberfeldherrn des preußiſchen Heeres, für den ſchon entſcheidend feſtgeſetzten Krieg!

Man überdenke, was die Ausführung dieſes Planes zuerſt in Nord-Deutſchland, allmälig aber auch in allen andern Ländern geſtiftet hätte. Einen jüdiſchen Staat in jedem chriſtlichen Staate, und das Oberhaupt des Inteſtinal-Staates wäre der Beherrſcher Frankreichs geweſen; ein förmliches Seitenſtück zu dem, was einſt die katholiſche

Geiſtlichkeit mit ihrem Oberhaupte zu Rom war, und gewiß mit noch verderblicheren Folgen. Es wäre die erſte geſetzliche Grundlage zur Anerkennung der franzöſiſchen Univerſal-Monarchie geweſen.

Glücklicher Weiſe wohl hielt ſich Napoleon dieſer nach der Schlacht bei Jena durch ſeine Unbeſiegbarkeit zu ſicher, als daß er die Juden dazu anzuwenden brauchte. So verſammelte ſich zwar der Judenconvent und wurde mit Feierlichkeit eröffnet, ließ auch ſeine Verhandlungen drucken, die denn ein jüdiſcher Buchhändler zu Hamburg, Bran, eiligſt in deutſcher Ueberſetzung verbreitete, aber nach der Beſiegung Preußens wurde der Convent, nach unendlichem Gezänke der Glieder, auseinandergeſchickt, und Napoleon begnügte ſich, aus eigener Machtvollkommenheit für und über die Juden zu decretiren, was er ſeinen Plänen zuträglich fand.

In faſt ganz Deutſchland regte ſich dagegen unerwartet eine Stimmung, die ihm bedenklich ſein mochte. Man weiß, wie geſagt, ein Volkskrieg war ihm furchtbar. Das erſte öffentliche Symptom, daß ein ſolcher durch die allgemeine Stimmung ſich bilden könne, war die Schrift „Deutſchland in ſeiner tiefſten Erniedrigung", die der Buchhändler Palm zu Nürnberg drucken ließ. Er wurde auf Napoleon's Befehl erſchoſſen, aber das bewirkte, wie dergleichen pflegt, nicht Furcht, ſondern Erbitterung. Jetzt begriff Jedermann, wie wahr jene Schrift geſprochen. In der Septembernummer der „Minerva" von Archenholz erſchien ein rührender Bericht über Palm's Benehmen und Tod, der im mehr verbreiteten Freimüthigen wiederholt wurde. Dieſer Bericht war aus München ſelbſt eingeſandt worden, trotz dem Vaſallenverhältniß, in welchem Baiern zu Frankreich ſtand. Er erzählte, die Stadt Nürnberg habe ihrem Bürger Palm bei ſeiner Abführung einen

Conſulenten zur juriſtiſchen Vertheidigung mitgegeben, den das Blutgericht indeß gar nicht zugelaſſen. Noch auf dem Richtplatze habe man Palm Begnadigung angeboten, wenn er den Verfaſſer der Schrift nenne, aber er habe „heldenmüthig" den Tod dem Verrathe vorgezogen. Die Schüſſe der Soldaten hätten ihn nicht getödtet; er habe noch lange im Todeskampf gelitten, bis ihm ein mitleidiger Soldat ſein Gewehr vor der Stirne losgebrannt „und ſo die Leiden dieſes edlen Opfers deutſchen Patriotismus geendigt habe." So wagte man ſchon in München zu ſchreiben und in Hamburg zu drucken; aber der Bericht erzählte noch Merkwürdigeres. Die Franzoſen hatten angefangen, in mehreren ſüddeutſchen Städten Männer zu verhaften, die eine patriotiſche Schrift geleſen und weitergegeben hatten, — und Fürſten des Rheinbundes hatten ſich dem widerſetzt. Davouſt hatte einen Bürger zu Heilbronn mit Gewalt aus dem bürgerlichen Gewahrſam reißen und nach Braunau ſchleppen laſſen, doch der König von Württemberg hatte darüber an Berthier einen ſo ſtarkſprechenden Brief geſchrieben, daß dieſer für gut fand, ihm ſeinen Unterthanen auszuliefern. Zwei Andere ließ der König den Händen der Franzoſen entreißen und zu ihrer Sicherheit auf die Feſtung Hohenasperg bringen. Als zu Würzburg der franzöſiſche Geſandte die Auslieferung des Buchhändlers Stahel forderte, ſandte der damalige Kurfürſt von Würzburg, ein öſterreichiſcher Prinz, den Präſidenten ſeiner Regierung zu dem Bedrohten, ließ ihm ſeine Gefahr melden, aber zugleich Muth einſprechen und ihn auffordern, ſich mit dem Präſidenten in die Verſammlung der Regierung zu begeben. „Wir wollen doch ſehen," hatte der Erzherzog-Kurfürſt geſagt, „ob man ihn aus unſerer Mitte fortführen wird." Das wagten die Franzoſen wirklich nicht: die Schergen

zogen mit leeren Händen ab, und Stahel war gerettet. — Jener Bericht aus Süddeutschland schließt so: „Den Deutschen wird es einleuchtend sein, daß wir wirklich dahin gekommen sind, als Rebellen erschossen zu werden, wenn wir zur Rettung für unser gemeinsames Vaterland die Stimme erheben und unsern Schmerz in Schriften *ausweinen*. Welch' eine Aussicht, wenn das so fortgehen sollte! Sodann dürfte ein jeder Preuße, Hesse, Sachse, kurz ein *jeder Deutsche*, der mit dem Schwerte in der Hand sein Vaterland vertheidigen wird, als Rebell schmählich hingerichtet werden."

Im Jahre 1806, sobald in Deutschland der Krieg zwischen Preußen und Frankreich unausbleiblich schien, erwachte jener Gedanke um so lebhafter, da man Preußen längst für die letzte Schutzwehr der Existenz Deutschlands ansah und seiner Unentschlossenheit die Uebel zuschrieb, die dieses erlitt; aber zugleich vollkommen begriff, daß Preußens Macht der Napoleon's, wenigstens auf die Dauer, nicht gewachsen war. Diesmal boten die preußischen Provinzen nicht ihren Kornvorrath dar, sondern mehrere derselben fragten um Erlaubniß an, neue Regimenter auf ihre Kosten errichten und die Einwohner der Grafschaft Mark, Wesel, überrumpeln zu dürfen. In Schlesien erklärten mehrere noch dazu kleine Städte, Grüneberg, Sagan, Sprottau, bei dem Ausmarsch ihrer Garnisonen den Soldaten, sie bei ihrer Rückkehr belohnen und ihre Wittwen und Waisen versorgen zu wollen, wozu auch sogleich Subscriptionen eröffnet wurden. In Sachsen selbst, bei dessen Einwohnern gegen Preußen seit dem siebenjährigen Kriege nachbarliche Abneigung herrschte, zeigten sich in diesem Jahre bei dem Militär dieselben Zeichen

patriotiſcher Kriegsluſt, wie voriges Jahr im preußiſchen Heere. Ein Artikel aus Leipzig vom Ende September ſagte: „Auch in unſerem Lande iſt der Enthuſiasmus, für Heimath und Sicherheit zu kämpfen, heilig und allgemein. — Es glüht ein ſchönes Feuer in dem Herzen der deutſchen Völker, — nur daß ſo viel geſchehen mußte, es zu wecken! Der Muth des Militärs iſt unbeſchränkt, und unſer Heer wird zeigen, daß die Sachſen nicht aufgehört haben, Deutſche zu ſein und ihr Vaterland zu lieben. Nur einige Züge laſſen Sie ſich erzählen! Zwölf Gemeine aus dem Erzgebirge ſtellten ſich unaufgefordert von ihrem Urlaub beim Regimente ein mit der Aeußerung, ſie hätten gehört, daß es ins Feld und gegen die Franzoſen ginge, und wollten deshalb nicht die Letzten ſein. — — Die Officiere von dem Bataillon, das hier zurückbleiben ſoll, haben ſich an den Kurfürſten gewandt: Sie würden es für eine Gnade halten, wenn er ihnen erlaubte, an dieſem ſo ehrenvollen Feldzuge Theil zu nehmen. — Warum iſt das kein Krieg der ganzen Nation, und Jeder, ſelbſt die Vornehmſten, nähmen Theil und ließen Alles zurück, um ein Kleinod zu erringen, bei deſſen Verluſt wir und Alles, was uns theuer iſt, gefährdet werden."

Eine andere Nachricht von dort meldete, daß viele Studenten die Univerſität verließen, um ſich als Freiwillige dem Heere anzuſchließen. Einen ſchönen Beweis von dem tiefen und feurigen Gefühl, das die Jünglinge jener Zeit erfüllte, gibt ein patriotiſches Gedicht, das mir der mit ſo großem und vielſeitigem Rechte berühmte Gelehrte Hofrath Fr. Thierſch, auch damals in Leipzig Student, zuſandte mit einem Briefe, in dem er Abſchied nahm, weil

auch er fürs Vaterland zu kämpfen ginge. Hermann's Geiſt wird darin getröſtet:

Schon tönt der Botſchaft frohe Verkündigung:
Dein Volk erhebt ſich, ſchreitet mit Heeresmacht
Einher, es zeucht der Enkel Friedrich's
Zürnend voran, und in Myriaden
Stehn kampfentzündet über dem Vaterland
Zahllos der Heerſchaar Helden; es glüht die Bruſt,
Hinweg der Heimath Schmerz zu tilgen,
Niederzuſchmettern den Hohn des Fremdlings ꝛc.
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
Wohl auf! Die Rache waltet im Schlachtenruf,
Und hingeſunken flehet mit ſtiller Angſt
Euch Euer Volk: Kämpft um der Rettung
Köſtlichen Preis und erlöſt die Heimath.*)

Das Angeführte reicht hin, zu zeigen, daß die heroiſchen Gefühle, welche die deutſchen Völker in den Jahren 1813 und 1814 ſo herrlich entwickelten, auch 1806 ſchon erwacht waren und nur der Ermunterung und Benutzung bedurften, um Napoleon's Siege zu erſchweren oder fruchtlos zu machen.

Als Kern einer allgemeinen Volksbewaffnung hätte das preußiſche Heer eine Furchtbarkeit haben müſſen, die Napoleon wahrſcheinlich abgehalten hätte, auch nach einem Siege weit und ungeſtüm vorzudringen. Die ruſſiſchen Hilfsheere hätten ihn noch in Deutſchland gefunden, und wie hätte ihre Unterſtützung einen Volkskrieg furchtbar machen können!

*) Leider war der Tag, an dem dies Gedicht im „Freimüthigen" erſchien, derſelbe, an dem die Schlacht bei Jena verloren wurde.

Warum jene Stimmung nicht benutzt wurde? Mir ſcheint es, der Gedanke, die Völker ſelbſt wehrhaft zu ſehen, hatte für Miniſter und Generale etwas ſehr Schreckendes. Die Erſteren konnten ihn nicht von dem einer Revolution trennen, und die Anderen ſahen darin eine begonnene Vernichtung der Vorzüge, deren das Militär vor den unbewehrten Bürgerclaſſen genoß. Jener weiſe Plan der allgemeinen militäriſchen Dienſtpflichtigkeit aller Stände, wodurch jeder Kampffähige in der Nation eigentlich dem Heere einverleibt wird, ohne daß dieſes an Geltung verlöre, konnte für Deutſchland erſt durch die ſpäteren Ereigniſſe reifen. Immer waren indeß die Wünſche des Jahres 1806 eine fruchtbare Vorbereitung der Thaten von 1813. Die meiſten Heldenjünglinge dieſes Jahres konnten in jenem freilich wenig mehr als Knaben ſein, aber auch ſo hatten ſie doch ſchon warme Empfänglichkeit für die Idee der Vertheidigung des Vaterlandes durch die Anſtrengung jedes ſeiner Bürger und reiften mit ihr heran, den Bemühungen des Tugendbundes für dieſelbe Idee entgegen.

Es iſt mir ſehr theuer zu ſtehen gekommen, aber es erfreut mich noch, daß mein „Freimüthiger" — mein „Freimüthiger", denn ſeit ich im Herbſte 1803 eingewilligt hatte, meine Zeitſchrift „Ernſt und Scherz" mit dem Freimüthigen zu verbinden, hatte ich auch die ganze Redaction des Doppel-Blattes an mich genommen, und ſie trug bis zum October 1806 meinen Charakter, daß mein „Freimüthiger" die Haupt- und nach Palm's Ermordung die einzige Quelle war, aus der jener Gedanke und die Ermuthigung, gegen den Druck der franzöſiſchen Herrſchſucht aufzuſtehen, mit jedem Poſttage in neuer Geſtalt verbreitet wurde. Dies Blatt, das damals Beiträge lieferte von

A. v. Humboldt, J. v. Müller, Böttiger und beinahe von Allen in Deutschland, Ungarn, Dänemark, Holland und Livland, die gelehrten oder sonst literarischen Ruf besaßen, genoß einer Verbreitung und eines Einflusses, wie kein anderes. In Amsterdam wurde eine Zeitlang jede Nummer desselben gleich nach der Ankunft ins Holländische übersetzt und so gedruckt. Ich wandte seine ganze Geltung und meine sehr verbreitete Correspondenz jetzt mit heißem Eifer auf für Preußens politisches Interesse und vorzüglich für die Empfehlung der Volksbewaffnung. Ich kann mir dreist das Zeugniß geben, ich hatte schon damals den schweigenden, aber wachsamen Groll der französischen Gewalthaber verdient, mit dem ich im Jahre 1811 von einem Elsässer gewarnt wurde, bei dem bevorstehenden Kriege mit Rußland nicht eine ähnliche Rolle zu spielen, — und mit dem im Sommer 1812 zweimal von einem vorgeschobenen Piquet meine Aufhebung in meinem Landhause versucht wurde; — aber auch die schöne Belohnung, daß Ihre Majestät die Königin Luise nach geschlossenem Frieden durch den damaligen Obristen von Maltzahn von Königsberg aus mir, als „der letzten Stimme Deutschlands", schriftlich danken ließ.

Während des Sommers 1806 wurden der Regierung mehrere Pläne zur allgemeinen Volksrüstung und zur Vertheidigung von Berlin übergeben. Man sprach von den Anerbietungen mehrerer Provinzen, Freicorps zu errichten. Die Regierung, im Mittelpunkte des ganzen Staates, mußte natürlich die Räthlichkeit derselben am besten beurtheilen können und fand nicht für gut, sie auszuführen. Ihre freundliche Ablehnung wurde indeß vom Volke mißverstanden, das größtentheils darin nur Mißtrauen, Geringschätzung und die Erklärung sah, daß es sich um die Sache, die es

bereit war, mit Gut und Leben auszufechten, nicht zu bekümmern habe. Mich dünkt, dies erklärt hinlänglich, wie der Enthuſiasmus ſich ſpäterhin in ſo bittere Gleichgültigkeit verwandeln konnte. Es erklärt, wie jene Gleichgültigkeit hier und dort ſogar in noch verwerflichere Empfindungen übergehen konnte, als der Verſuch, die Sache durch das Heer allein auszufechten, ſo ſehr mißlang, und nun das Volk die Folgen trug, zu deren Abwendung es ſo gerne mitgewirkt hätte.

In Berlin erhielt ſich die Theilnahme am längſten; ſie verwandelte ſich ſogar wieder in Enthuſiasmus, als die Armeen ſich nun einander näherten; aber auch dieſer ging wieder in Aerger über, als nach Entfernung des Hofes durchaus keine Nachrichten mehr nach Berlin geſandt oder doch nicht bekannt gemacht wurden. „Man hält es nicht der Mühe werth, uns etwas erfahren zu laſſen," hörte man häufig ſagen, ſelten ohne eine beigefügte Verwünſchung gegen den Cabinetsrath Lombard, der ſich einmal Haß und Argwohn beim Publicum zugezogen hatte.

In trüber, unruhiger Erwartung ſchmachtete man vom Morgen bis zum Abend und wieder vom Abend bis zum Morgen Nachrichten entgegen, die nicht einliefen. Schon ganz früh eilten Viele von einem Bekannten zum anderen, um nachzufragen, oder warfen ſich beim Anbruch der Nacht noch einmal in die Kleider, um wieder nachzuforſchen. Der einfache Umſtand, den ein Reiſender erzählte, er habe den König in Weimar ſehr heiter ſpazieren reiten ſehen, erheiterte und beſchäftigte die ganze große Reſidenz einen Tag lang.

Endlich verbreitete ſich das preußiſche Kriegsmanifeſt. Man hatte ſich ſo ſehr darnach geſehnt, die Regierung

über dieſe Angelegenheiten ſprechen zu hören, daß man es mit Entzücken las, es für ein Meiſterſtück der Beredſamkeit erklärte. —

Wieder eine peinliche Stille. Am 13. October lief eine Nachricht ein, aber nur durch einen Privatbrief. Der Fürſt von Hohenlohe hatte einer Prinzeſſin geſchrieben: General Tauenzien habe ſich glücklich bis Orlamünde zurückgezogen und werde Tags darauf zu ihm ſtoßen. — Tauſend Abſchriften liefen von dieſer unbedeutenden Nachricht umher, und Tauenzien war der gefeierte Held des Tages: er hatte doch Etwas gethan; man wußte doch Etwas von ihm.

Dieſe Freude wurde ſchon am folgenden Tage durch die Nachricht von der Niederlage und dem Tode des Prinzen Louis Ferdinand hundertfach verbittert. Anfangs wollte Niemand daran glauben. Auf Märkten und Gaſſen, in den Clubs und Caffeehäuſern ſah man große Haufen ſtehen, und wer in ihnen zu Worte kommen konnte, bewies die Unmöglichkeit des Ereigniſſes. Mit immer wachſender Ueberzeugung hörte man ihn an, bis etwa Jemand hinzutrat, der noch einen Umſtand des Vorganges zu dem ſchon Bekannten hinzufügte, der alle Beweiſe vom Gegentheil zu Boden ſchlug. Traurig und ſchweigend ſchlich dann die Verſammlung auseinander. — Als die Gewißheit von dem Tode des Prinzen ſich nicht beſtreiten ließ, brach eine allgemeine Trauer aus: er galt für ein Nationalunglück. Alte Frauen, die den Prinzen nie mochten geſehen haben, zerrauften auf offener Gaſſe ihr graues Haar darüber; und ernſte, feſte Männer, die mit dem Prinzen in keiner Verbindung geſtanden, ſprachen mit Händeringen von ſeinem Verluſt.

Die Vaterlandsliebe, die durchaus nicht fürchten wollte, kämpfte auch dieſe Erſchütterung nieder. Man überlegte die Umſtände der Niederlage; bald zürnte man mit dem Prinzen, daß er die erhaltene Ordre übertreten, und hätte man Zeit gehabt, man wäre vielleicht zu Verwünſchungen gegen ihn gekommen.

Aus Potsdam meldete man, dort werde ein ſehr entfernter Kanonendonner gehört. Bald erfuhr man, auch in einer Gegend von Berlin höre man ihn. Geiſterbleich ſtrömte die Menge hinaus, ihn zu hören, und auf den Gaſſen ſah man häufig Menſchen langſam gehen und leiſe auftreten und dabei nach dem Boden lauſchen, ob nicht auch unter ihren Füßen die furchtbaren Bebungen, wie unvernehmliche Geiſterſtimmen, vom Heil oder Untergang verkündeten. — Endlich lief die Nachricht ein, der Kanonendonner entferne ſich. „Alſo Sieg!“ ſchloß man, „die Feinde fliehen!“ — Es ſcheint das Gefecht bei Halle geweſen zu ſein, das man hörte; denn auch von dorther kam, ungeachtet der Nähe von Halle, keine Nachricht nach Berlin.

Auch ich gehörte zu den immer wieder Ermuthigten, die aus Grundſatz hofften. Ruhig lag ich früh an einem der ſchönſten Herbſtmorgen — ich glaube, es war am 17. October — im Fenſter und ſann auf einen recht kräftigen Schluß für einen Aufſatz, der an demſelben Tage gedruckt werden ſollte. Am Abend vorher waren dunkle Gerüchte von einer verlorenen Schlacht umgelaufen. „Deſto gewiſſer,“ dachte ich, „kommt es jetzt zu einem Aufruf an das Volk, der dem Kriege eine andere Geſtalt und zum Eintreffen fremder Hülfe Zeit ſchaffen muß.“ Indem ſah ich einen Courier langſam die Friedrichſtraße herauffahren. Ein langſamer Courier konnte kein Freudenbote ſein. Ich kleidete mich

ſchnell an und ging zu dem Geheimrath T—r. Er war ſchon ſeit zwei Stunden bei dem Gouverneur, Miniſter Schulenburg. Ich folgte ihm dahin. Vor dem Hauſe ſtand ein dichtes Gedränge von Menſchen; aber ein Gorgonenhaupt ſchien darin zu walten: jeden Augenblick gingen Menſchen mit lebhaft geſpannten Geſichtern hinein, und Andere kamen geſenkten Hauptes mit erloſchenem Blick wieder heraus. Der Vorſaal war mit Beamten gefüllt. T—r war unter ihnen. Er ſagte mir mit erzwungener Faſſung: „Wir haben eine Schlacht verloren!“ und reichte mir eine Bekanntmachung. Ich nahm ſie mit der feſten Ueberzeugung, ſie ſei ein Aufruf zu den Waffen, und las — die ſo famös gewordenen Worte: „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht!“ Die Hände ſanken mir, und ich las nicht weiter. Erſt auf der Straße wurde ich hernach auf den ferneren Inhalt aufmerkſam, als ein alter Mann ſeiner Frau vorlas, alle Prinzen ſeien wohl, und ſie ihm antwortete: „Aber was macht denn unſer Jacob?“ —

Ich fragte nach dem Miniſter, und T—r flüſterte mir zu, er ſei ausgegangen, um ſelbſt Anſtalten zur Räumung von Berlin zu treffen. Ich zog mich in eine Fenſterblende zurück, um meine Lage zu überdenken. Während des Sommers hatte ich wegen meiner Aufſätze gegen Frankreich anonyme Warnungen und endlich gar Drohungen erhalten, die mich immer bewogen, nur noch heftiger zu ſchreiben. Mit den Pariſer Zeitungen war ich längſt darüber in offenem Kampf, denn ich hatte härtere Sachen gegen ſie und ihr Treiben drucken laſſen, als der unglückliche Palm, den Bonaparte vor acht Wochen in Freundes-Land arretiren und erſchießen ließ. Zudem war ich ein Fremder, ein Ruſſe, und konnte keine Autoriſation vom Preußiſchen

Hofe aufzeigen. Man hätte mich für einen Emiſſär erklärt, und das gelindeſte Loos*), das ich erwarten durfte, war, in harter Gefangenſchaft nach Frankreich geſchleppt zu werden.

Eben trat der Miniſter herein. Ich bat ihn um einen Paß. „Ja," ſagte er, „Ihnen iſt wohl zu rathen, daß Sie ſich entfernen. Aber eilen Sie. Ich werde bald verbieten, Pferde hinaus zu laſſen.

Betäubt von dem Vorgange, den ſchnell unterzeichneten Paß in der Taſche, gehe ich fort. Aus einer Seitengaſſe tönt Geſang. Ich lauſche hin. Die Currende-Schule ſteht vor einem Hauſe und ſingt aus meinem Schlachtliede:

Auf Jüngling, auf! und Greis und Mann!
Kühn unſerm Recht vertraut!
Zu Kampf und Sieg heran!

Für Preußens Thron und alten Ruhm!
Für Weib und Kind und Eigenthum!
Der Bräut'gam für die Braut!

Die Trommel ruft! Die Fahne weht!
Es gilt fürs Vaterland!
Heran zur Schlacht fürs Vaterland!

Ich eilte zu dem Verleger meines Freimüthigen, um ihn zu bitten, da er beſſer darin Beſcheid wiſſen mußte, als ich, die Anſtalten zu meiner Abreiſe zu treffen. Ich fand den armen Mann ganz außer ſich und ſelbſt zur

*) Noch ſechs Jahre nachher war einer der Punkte, über welchen der verhaftete Rath Becker ſich vor der Franzöſiſchen Commiſſion zu Magdeburg vertheidigen mußte, ein alter Brief, in dem mein Name genannt war. Siehe „Becker's Leiden und Freuden ꝛc. S. 53."

Flucht entschlossen. Wir wurden bald einig, gemeinschaftlich zu reisen. Ein Freund versah ihn mit einem schon bespannten Wagen bis zur nächsten Station; aber er war so eilig, daß er mir nicht einmal Zeit ließ, meinen Koffer zu packen. Ich ließ ein kleines Bündel von Kleidern und Wäsche in den Wagen werfen, und wir traten die Reise an. Die öffentlichen Plätze waren schon mit Wehklagenden gefüllt. Wir sahen viele Bekannte darunter; aber der einzige Gruß, den wir erhielten oder gaben, bestand im Aufheben der Hände und in traurigem Achselzucken. „Wie so ganz anders," dachte ich, „wäre die Physiognomie dieser Stadt gegenwärtig, wenn statt der Ermahnung zur Ruhe ein zündender Aufruf zu den Waffen erlassen worden wäre!"

Der Weg zum Thore führte uns durch eine abgelegene Stadtgegend. Hier war die Schreckens-Botschaft noch nicht hergelangt, und das Alltagsleben zeigte noch überall sein ruhiges, nichtssagendes Gesicht. Mir, der den heranbrausenden Orkan schon hörte, der dies Alles zusammenwerfen würde, war auch die gewöhnlichste Scene anziehend. Nicht bloß die Mutter, die, vor der Thür sitzend, auf ihren Säugling herablächelte, auch die Buben, die sich haschten und rauften, selbst ein Jude und ein Hausknecht, die um eine alte Jacke feilschten, schienen mir idyllische Gruppen.

Vielleicht eine halbe Stunde vor Berlin senkt sich der Weg einen Hügel hinab. Hier, glaubte ich, müsse man die Ansicht der Stadt verlieren, der Stadt, die ich mir als lebenslängliche Heimath gedacht, die ich als eine solche liebgewonnen, die ich jetzt so schnell und vielleicht auf ewig verlassen hatte, und die ein so trauriges Schicksal wenigstens bedrohte. Ich ließ den Wagen halten und stand auf, um noch einmal auf Berlin zurückzusehen. Die Bewegung, die

mich ergriff, wurde, ich geſtehe es gern, durch die Betrachtung deſſen, was für mich auf dem Spiele ſtand, erhöht. Ich hatte ein unabhängiges jährliches Einkommen von dreitauſend Thalern beſeſſen, eine anſehnliche Bücherſammlung u. ſ. w. Alles das hatte ich vielleicht geopfert; hundert Friedrichsd'or, die ich zufällig in der Kaſſe gehabt, waren jetzt meine ganze Habe.

Ich weiß nicht mehr beſtimmt, warum wir den Umweg nach Stettin, der über Freienwalde und Stargard führt, einſchlugen. Auf dieſem gelangten wir am folgenden Tage zu einem Rittergute, das einem Bekannten meines Gefährten gehörte. Hier ergriff ich eine Gelegenheit, mich von ihm zu trennen. —

Während meiner ziemlich langſamen Weiterreiſe hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß eine Menge Juden herumſtreifte und das Landvolk eifrig von dem Unfalle der Armee in Kenntniß ſetzte. Ebenſo auffallend war mir die Weiſe, wie dieſe Nachricht vom Volke aufgenommen wurde. Es ſah meiſtentheils darin nur eine Demüthigung der ihm verhaßten Armee. Eine pommerſche Bauernfrau unter andern rief aus: „Nun werde es dieſer und jener Prahlhans (ſie meinte Soldaten von ihrer Bekanntſchaft) wohl kleiner zugeben.“ — An einem Sonntag-Nachmittag traf ich in Stargard ein, ruhte bis zum folgenden Morgen und fuhr dann nach Stettin.

Schon indem ich durch die Gaſſen fuhr, bemerkte ich viele Bekannte, die ich in Berlin zurückgelaſſen, und die ſich hier mit großem, eben nicht traurigem Lärm herumbewegten. Man ſagte mir nochmals, ſobald es in Berlin bekannt geworden, daß die Königin nach Stettin gegangen, ſei es guter Ton geworden, auch dahin zu fliehen. Wenigſtens

ſah ich Viele hier, die auch nicht die entfernteſte Urſache zur Flucht hatten.

Da die Kürze der Reiſe und die Lebendigkeit auf der Heerſtraße die Flucht faſt zur Luſtpartie gemacht hatten, brachten die Perſonen höherer Stände noch alle ihre heimathlichen Anſprüche zum Vorſchein, aber es fehlte an Raum, ſie geltend zu machen, und ſie kamen jeden Augenblick in Colliſion mit den laut verkündeten Forderungen ſolcher Perſonen, die ſich zu Hauſe zwar immer ſehr untergeordnet fühlten, hier aber durch ihre Flucht ſelbſt bewieſen zu haben glaubten, daß ſie politiſche Wichtigkeit beſäßen. Es entſtanden Auftritte, die reichen Stoff zu einem komiſchen Romane hätten geben können.

Einen ernſteren und edleren Anblick als die Berliner Flüchtlinge gewährten die Stettiner ſelbſt. So drückend ihnen auch die Ueberfüllung der Stadt mit Flüchtlingen war, zu denen ſich bald auch die Berliner Garniſon geſellte, nahmen ſie ſie doch gaſtfrei auf. Der öffentliche Ton war dabei ſo patriotiſch, daß ich überzeugt bin, es hätte nur einer Proclamation bedurft und eines thätigen Commandanten, um die Stettiner ſo gut, als ſpäterhin die Kolberger thaten, die Vertheidigung ihrer Feſtung ſelbſt übernehmen zu machen. Doch an ſo etwas dachte hier Niemand. Stündlich vergrößerte ſich die Maſſe der koſtbaren Vorräthe und Effecten, die hierher geflüchtet wurden; aber weder der Gouverneur, noch der Commandant, trafen ſichtbare Anſtalten zur Vertheidigung, ohne daß gleichwohl die Rede davon war, die Berliner Garniſon, ein Corps von ſechstauſend Mann, das dem Staate jetzt äußerſt wichtig ſein mußte, weiter marſchiren zu laſſen. Es ergab ſich ſpäterhin mit der Feſtung.

ohne daß, wie man verſicherte, ein Kanonenſchuß gefallen wäre.

Bald lieſen nun auch die Berliniſchen Zeitungen ein, angefüllt mit hochtönenden franzöſiſchen Bulletins und mit Schmähreden gegen die preußiſche Regierung. Dieſe Blätter, denen man freien Anlauf ließ, die ſtündlich eingehenden üblen Nachrichten von der zerſprengten Armee, endlich die ſichtbare Unentſchloſſenheit der Commandirenden verwandelten die Stimmung der Stettiner binnen vierundzwanzig Stunden. Bald erinnerte man ſich mit Bitterkeit einer Menge wirklicher oder vermeintlicher Kränkungen, welche der Stettiner Handel vorzüglich durch den Miniſter Haugwitz erlitten habe. — Die feindſelige Stimmung wurde immer heftiger, je mehr die moraliſche Perſon „Regierung" vor den Augen der Einwohner in eine Reihe von Beamten zerfiel, die ſie perſönlich gar nicht liebenswürdig fanden. Endlich hörte ich in eben dem Stettin, deſſen patriotiſcher Sinn mich vor wenig Tagen ſo erfreut hatte, einen Mann laut im Schauſpiele ſagen: „Wir Bürger leiden es nicht, daß Stettin vertheidigt wird." —

Die Völker ſind einmal ſo ſonderbare Inſtrumente, daß ſie ſich ſelbſt ſpielen, wenn der Meiſter es nicht thut; aber dann gerade nicht immer das Stück, das er wünſcht. —

Bei dieſen Erſcheinungen ſchien es höchſt nothwendig, daß zu dem Volke geſprochen werde. Ich ging zu dem Miniſter Schulenburg, erzählte ihm, was ich bemerkt hatte, und bot ihm meine Feder zu einer Proclamation oder einem fliegenden Blatte an. Er antwortete: „Hier bin ich nur der ausgewanderte Gouverneur von Berlin. Ich habe meine Pflicht gethan," beliebte ihm zu ſagen, „indem ich die Garniſon von Berlin unverletzt hierher geführt habe.

Ich kann Sie hier zu nichts autoriſiren; aber da Ihre Anſicht wichtig iſt, ſo rathe ich Ihnen, ſich nach Graudenz an den König zu wenden.“ Ich ſtellte ihm vor, daß es am nothwendigſten ſei, hier in Stettin zu wirken. Mit einem kaum merklichen Lächeln ſagte er: „Sind Sie beim Gouverneur und beim Commandanten geweſen?“ „Nein,“ erwiderte ich. „Sprechen Sie doch ja erſt mit dieſen Beiden und kommen Sie dann wieder zu mir.“ Ich that, was er ſagte, und lernte nun ſein Lächeln verſtehen. Beide waren alte, abgelebte Männer, die ſich ſelbſt in ihren Zimmern nur mit Beſchwerde bewegen zu können ſchienen, und von denen mir der Eine ſagte: „Wenn die Franzoſen näher kämen, würden ſich wohl alle Fremde aus der Stadt entfernen müſſen.“ Als Antwort darauf reichte ich ihm meinen Paß zur Unterſchrift.

„Nun?“ ſagte Schulenburg, als ich wieder zu ihm kam: „Sind Sie da geweſen? Was meinen Sie jetzt?“ „Ich glaube nichts Beſſeres thun zu können,“ ſagte ich, „als Ew. Excellenz um einen Befehl an alle Poſtmeiſter zu bitten, daß man mir auf der Reiſe nach Königsberg ohne Schwierigkeit Pferde giebt.“

Er ſchlug mir vor, ſtatt deſſen mir eine Cajüte auf einem Schiffe anweiſen zu laſſen, das mit dem königlichen Schatz nach Danzig gehen ſollte, zwei Schiffer, doppelte Bemannung und keine Paſſagiere hatte, als ein paar königliche Beamte, die den Schatz begleiteten. Ich nahm es mit Dank an, und Schulenburg ließ dem Schiffer befehlen, „mir ſeine Cajüte zu vermiethen.“

Die Reiſe dauerte ſehr lange. Wir fuhren am Mittage von Stettin ab und warfen ſchon am Abende beim Eingange des eigentlichen Haffs Anker, weil der Lootſe „bei

der ſchlechten Beſorgung der Signale," ſagte er, nicht weiter zu fahren wagte. Am folgenden Morgen wurde der Anker gelichtet, aber es trat bald Windſtille ein, und wir lagen beinahe den ganzen Tag unbeweglich auf dem Haff. Eine freundliche Situation, da wir in der Ferne ſchon eine Kanonade hörten, und es ſich von ſelbſt verſtand, daß die Franzoſen bei ihrer Ankunft in dieſer Gegend zuerſt den Schatzſchiffen nacheilen würden. Gegen Abend wurde der Wind günſtig; wir trafen mit Einbruch der Nacht bei Swinemünde ein und — warfen wieder Anker, denn bei Nacht ließ ſich die Durchfahrt durch die ſehr enge Mündung, die außerhalb noch durch eine Sandbank halb maskirt wird, nicht wagen. Einer der Schiffer ging ans Land, blieb bis Mitternacht und brachte, außer einem tüchtigen Rauſche, die Nachricht mit, den ganzen Tag hindurch ſeien ſchon Flüchtlinge über die Peene gegangen. Die Brücke bei Anklam ſei abgebrochen, und die Bauern hätten ſich geweigert, die flüchtigen Soldaten ohne hohe Bezahlung überzuſetzen. Endlich brach der Morgen an: unfreundlich, ſtürmiſch, und zwar wehte der Wind aus einer ſolchen Gegend her, daß er die Ausfahrt erſchwerte. Sie mußte indeß erzwungen werden, denn ſchon wieder donnerte eine Kanonade, viel näher als geſtern. Man ſpannte Boote vor das Schiff, und wir wurden durch die hohe Brandung hinaus bugſirt.

Endlich waren wir denn ſo glücklich, von den grauen, wild im Sturme brauſenden Meereswogen geſchaukelt zu werden und uns von der gefährlichen Küſte zu entfernen. Am folgenden Morgen hatten wir Hela erreicht; aber hier begann erſt der wahrhaft furchtbare Theil unſerer Reiſe. Der Wind war ungünſtig zum Einſegeln, und unter beſtändigen Klagen der Schiffer über Vernachläſſigung der

Baaken lavirten wir drei Tage und Nächte bei Hela auf und ab, indeß das Schiff bald von Schnee, bald von Glatteis bedeckt wurde. Endlich glückte es uns, hinein zu ſchlüpfen; endlich erreichten wir die Rhede von Danzig. Da liegt es vor uns in ſeiner Stattlichkeit. Der Schiffer wirft Anker; giebt ſein Signal. Bald hüpft eine Schaluppe auf den hoch rollenden Wogen heran. Mit Vergnügen macht der eine Schiffer die Bemerkung, der Lootſencapitän ſelbſt komme. So war es in der That; aber der andere Schiffer erklärte, jeder andere Lootſe wäre ihm lieber geweſen. „Der Mann ſei zu — neu in ſeiner Kunſt; er verdanke ſeine Stelle nur dem Umſtande, daß er früher Kammerdiener bei Haugwitz geweſen.“

Wir kamen nicht in den Fall, eine Probe von ſeiner Geſchicklichkeit zu erhalten. Aus der Ferne rief er uns durchs Sprachrohr zu: „Königlicher Befehl! die Treſorſchiffe, ohne einzulaufen, nach Königsberg.“ Ich wollte ihn anflehen, wenigſtens mich ans Land zu bringen, aber ſchon war die Schaluppe wieder weit entfernt. Wir von Mühſeligkeit Erſchöpften ſahen uns ſtumm an und ſchlichen in die traurige Cajüte zurück.

Noch mehr! das Abſegeln war durchaus unmöglich, denn ein ſtarker Wind wehte gerade auf die Stadt. So blieben wir denn wieder drei Nächte und zwei Tage während eines nur ſelten von Sonnenblicken unterbrochenen Schneegeſtöbers und Glatteiſes auf der Rhede, mit der dumpfen Ergebung einer völligen Niedergeſchlagenheit.

Eines Morgens, da ich ſpät erwachte, ſehe ich den einen Capitän ruhig ſchlafen. Ich bemerkte eine regelmäßige Bewegung des Schiffes und hörte auf dem Verdeck Nichts als das wohlbekannte, breitbeinige Auf- und Ab-

traben der Wachhabenden während des Segelns. Faſt athemlos vor Erwartung eile ich hinauf. Richtig! Kein Land iſt mehr zu ſehen, und wir ſegeln mit friſchem Winde. Ein Steuermann war am Ruder, der andere, ein alter Däne, ſchritt munter auf und ab. Er grüßte mich freundlich und erzählte mir, daß wir mit dem früheſten Morgen die Rhede verlaſſen und daß er mich ſchon lange erwartet habe. Wirklich zog er auch ſogleich das geſchriebene Lehrbuch hervor, das er in Holland, am Ende ſeines Unterrichts in der Steuermannskunſt, gegen Erlegung von hundert Gulden erhalten hatte, — um die Erklärungen fortzuſetzen, die ich mir während unſeres Lavirens vor Hela von ihm hatte geben laſſen. Fröhlich, daß wir nun wieder im Freien waren, erfreute ich ihn dadurch, daß ich mich zu ihm auf einen Tauhaufen ſetzte und mich ein halbes Stündchen von ihm belehren ließ.

Endlich, ich glaube am folgenden Tage, erblickten wir Pillau, ein Schauſpiel, das uns gar nicht wieder vom Verdecke ließ. — Am folgenden Tage eilte ich nach Königsberg. Was ich hier fand, war im Ganzen die Wiederholung der Scenen, die ich zu Stettin zurückgelaſſen hatte, nur in größerem Stil und anders nüancirt. Die Berliner Beamten waren während meiner Seereiſe zu Lande hier eingetroffen, und zu ihnen hatte ſich eine Menge anderer aus ganz Brandenburg und den anderen beſetzten Provinzen geſellt. Die übrigen Berliner Flüchtlinge waren aus Stettin mit leicht erlangten Päſſen größtentheils heimgekehrt. Statt der Stettiner und Berliner Garniſon, die ſchon in Gefangenſchaft war, fand ich hier die Ueberbleibſel faſt aller Regimenter der zerſprengten Armee. Unter dieſen waren mir beſonders die älteren Officiere und Soldaten, die noch

in Preußens glanzvoller Periode gefochten hatten, mit ihrer finsteren, aber festen Haltung und ihrem Schweigen, ein Achtung einflößender Anblick. Die Jüngeren, die noch keine erhebenden Erinnerungen hatten, sondern bei ihrem ersten Auszuge nach Ruhm so viel Unglück gehabt, schienen anfangs gedemüthigt, bald aber kehrte ihr leichterer Sinn zurück; leider aber auch mit ihm der rauhe, harte Ton, mit dem sie sonst die friedlichen Classen zu behandeln gewohnt waren. Er fand jetzt häufig eben so rauhe Erwiderung und erregte mehr Erbitterung als je. Diese Stimmung theilten auch die Königsberger Beamten und Einwohner gegen die Beamten aus Berlin, die hier in hohem Tone zu ordnen und zu befehlen versuchten, weil sie aus der Residenz kamen, aber oft auf eine kränkende Weise daran erinnert wurden, daß sie sich hier in der Hauptstadt des eigentlichen Königreiches Preußen befanden, und zwar als unglückliche Gäste, die nur Theilnahme fordern könnten.

Das Resultat der mannigfaltigen, einander entgegengesetzten Ansprüche waren eben so widersprechende Anordnungen, und in den ersten Tagen eine Verwirrung, die ich nicht besser glaubte charakterisiren zu können, als durch einen Einfall des berühmten Gelehrten Kraus:

Ich hatte eine Wohnung in der Kneiphof'schen Langgasse gemiethet. Bei einem Gegenbesuche, den er mir machte, stand er am Fenster, indeß mich irgend ein Geschäft entfernt hatte. Als ich zurückkam, sagte er: „Schade, daß Sie nicht hier waren. Es zogen so eben einige Rotten Cavallerie vorbei mit schönen Remonte-Pferden. Doch warten Sie nur, sie werden wohl bald zurückkommen."

„Wie so?" fragte ich.

„Nun, eben weil ſie dorthin zogen", ſagte er, „glaube ich, daß ſie da nicht hingehören." —

Alles dies änderte ſich indeß, vorzüglich nach der Ankunft Sr. Majeſtät des Königs. Die Geſchichte wird es mit Achtung aufbewahren, welch' ein kräftiger, wenn auch nicht glücklicher Widerſtand aus den kleinen Ueberreſten des preußiſchen Staates in kurzer Zeit organiſirt wurde, und welchen ſtandhaften Patriotismus die Einwohner Königsbergs und das Königreich Preußen ſowohl bei ihren Leiſtungen, als bei ihren Leiden bewieſen haben. — —

Hier in der letzten, nicht großen Grenzprovinz des preußiſchen Staates, die genau genommen nicht einmal zu Deutſchland gehörte, mußte ein Aufruf an die deutſche Nation, ſich zu bewaffnen, Vielen hoffnungslos erſcheinen. Mir nicht! Je weiter Napoleon vorgedrungen war, deſto gefährlicher konnte ihm eine Volksbewaffnung in ſeinem Rücken ſein, der ſich gewiß bald viel Militär angeſchloſſen hätte. Ich war überzeugt, daß er dann nicht nach dem Königreich Preußen zu kommen wagen würde, beſonders da das ruſſiſche Heer in ſchnellem Anmarſch war und mit dem wieder organiſirten Ueberreſt der preußiſchen Armee ihn zugleich von vorne bedroht hätte. Wie es mir in Berlin mündlich gelungen war, beſonders einen alten Grafen Wartensleben, einen ehemals von Friedrich dem Zweiten perſönlich geachteten Militär, unermüdigen königlichen Schloßhauptmann, ſo für den Gedanken zu enthuſiasmiren, daß er erklärte, ſelbſt die Volksſcharen im Gebrauch der Waffen einzuüben, gewann ich auch in Königsberg Viele für meinen Plan; nur nicht Diejenigen, die über ſeine Ausführung zu entſcheiden hatten. Ich beſchloß, weiter zu reiſen. Indem ich in den Wagen ſtieg, kam Herr Reimann, der Erzieher

des Prinzen Louis, mit freudeglühendem Geſicht, mir zu melden, nun ſei der Aufruf beſchloſſen. Jetzt zweifelte ich und erklärte, ich wolle ihn in Memel erwarten. Ich machte wirklich dort mehrere Tage Halt deshalb. Endlich kam ein Aufruf an, der Studenten und Bürger aufforderte, — ins Militär zu treten, mit dem Verſprechen, während des Krieges ſollten auch Bürgerliche Officiere werden können. Ich ſetzte meine Reiſe fort. —

Inhalt.

Einleitung 1

Erſter Abſchnitt (1796 bis 1797).

Von Riga nach Lübeck 18
Lübeck 20
Im Poſtwagen 24
Leipzig zu Ende des vorigen Jahrhunderts. 26
Seume 37
Der Schauſpieler Chriſt 43
Chr. Fr. Weiſſe 46
Meine Schriftſtellerei 50
Jena 58
Der Anatom Juſtus Ch. Loder 57
Goethe 62
Schiller 65
Fichte und Schelling 68
Schütz und die Allgemeine Literatur-Zeitung. A. W. Schlegel 77
Weimar 86
Herder und das Herder'ſche Haus 96
Wieland 107
Der Polyhiſtor Böttiger 116
Harzreiſe und Beſuch bei Gleim 119

Zweiter Abschnitt (1797 bis 1799).

Reise nach Dänemark 129
Der Premier-Minister Graf Schimmelmann 138
Kopenhagen 150
Rückkehr nach Weimar 155
Friedrich Richter (Jean Paul 162
Johannes Falk 164

Dritter Abschnitt (1805 bis 1806).

Berlin in den Jahren 1805 und 1806 173

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Therſites

Die Erinnerungen des deutſch-baltiſchen Journaliſten

Garlieb Merkel

1796 – 1817

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Herausgegeben und mit Zwiſchenkapiteln verſehen

von

Maximilian Müller-Jabuſch

1 9 2 1

Deutſche Verlagsgeſellſchaft für Politik und Geſchichte m. b. H. in Berlin W 8

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

1. Auflage

1. bis 4. Tausend

Alle Rechte, besonders das der Uebersetzung, vorbehalten
Für Rußland auf Grund der deutsch-russischen Uebereinkunft
Amerikanisches Copyright 1921 by Deutsche Verlagsgesellschaft für
Politik und Geschichte m. b. H. in Berlin W 8, Unter den Linden 17/18
Gedruckt in der Buchdruckerei der Landesaufnahme
in Berlin S 59, Urbanstraße 71

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Einleitung	VII
Leipzig	1
Die Universität Leipzig	3
Semme	8
Der Schauspieler Christ	11
„Die Letten“	14
Jena	19
Jena	21
Loder	24
Goethe	26
Schiller	28
Fichte	31
Schütz und die Allgemeine Literatur-Zeitung	37
Die Schlegels	42
Weimar	47
Weimar	49
Herder	56
Wieland	62
Böttiger	70
Jean Paul	73
Gleim	76
E. v. d. Recke	82
Reise nach Dänemark	85
Halle. Falk und Lafontaine	87
Der Minister Graf Schimmelmann	92
Theater in Kopenhagen. König Christian	96
Kopenhagener Literaten	98
Rückkehr nach Weimar	99
Falk	103
Berlin	107
Der Kritikus	109
Das literarische Berlin	109
Feierblatt zum Weihnachtsfeste von 1800	121
Meine Verhältnisse zum Berliner Theater	132
Zur Geschichte des Freimütigen von Dr. G. Merkel	139
Der Politikus	166
Aus dem Sommer und Herbst 1806	184
Abgesang	197
Wieder in der Heimat	199
Merkel und Paulucci	201
Die preußische Staatszeitung	211
Namenverzeichnis	215

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Einleitung

Mohrenwäschen sind immer ein undankbares Geschäft, und nichts liegt mir ferner, als dem Manne, dessen Erinnerungen hier für die Nachwelt wieder ans Licht gebracht werden, ein Ehrendenkmal aufzurichten. Sofern die Literaturgeschichte sich mit ihm befaßt hat, hat sie ihn in einen verflucht schlechten Geruch gebracht. Ein paar Beispiele:

Der alte Koberstein schreibt: „Merkel war einer von den Schriftstellern jener Zeit, die in der widerlichsten und schamlosesten Weise ihren Haß zugleich gegen Goethe und gegen die Männer der neuen Schule ausließen. Wodurch er sich zuerst von jenem oder diesem beleidigt oder gekränkt glaubte, weiß ich nicht anzugeben, ebensowenig wo und wie er bereits während seines Aufenthaltes in Weimar seinem Ingrimm Luft gemacht hatte. Jedenfalls muß er vor dem letzten Drittel des Jahres 1800 die Schlegel und ihre Freunde hinlänglich dazu gereizt haben, ihn vor dem Publikum zu züchtigen."

Richard M. Meyer nennt ihn „jenen politisch nicht verdienstlosen, ästhetisch mehr als roben Pamphletisten", und Herman Grimm tut ihn gelegentlich als „Wanze" ab.

Das ist hart und vielleicht zu hart, denn Merkel ist, trotz allem, eine originelle Persönlichkeit, die sicherlich deswegen, weil sie es wagte, sich einem Goethe entgegenzustellen, zu sehr in den Schatten gedrängt worden ist. Ein Goethephilolog kann ein crimen laesae majestatis nie und nimmer verzeihen. Auch Kotzebue, der als Mensch erheblich minderwertiger war als der sicher von der Rechtlichkeit seiner Anschauungen überzeugte Merkel, hat das erfahren müssen.

Zugegeben freilich: als ästhetischen Richter müssen wir Merkel ganz und gar ablehnen. Seine Verdienste liegen auf ganz anderem Gebiete, auf politischem und auf dem des Journalismus, und zwar eines Journalismus im modernen Sinne.

Man muß seine Herkunft kennen, um den Mann zu verstehen. Er ist Autodidakt und ist es sein Leben lang geblieben, mit den Vorzügen und den großen Mängeln, die das Autodidaktentum mit sich bringt. Am 19./31. Oktober 1769 wurde er in dem livländischen Pastorat Loddiger geboren, wo sein Vater Prediger war. Er ist ein nachgeborener Sprößling, dem der sonst gallige Vater alle Liebe, die er aufbringen kann, gibt. Merkel hat in seinen Erinnerungen den Vater als verfolgten und von der Mitwelt nicht verstandenen Mann gezeichnet. In Wahrheit war der Alte nichts weniger als eine Idealgestalt. Auf deutschen Universitäten zum leidenschaftlichen Anhänger der Aufklärung geworden, dem Bayle und Voltaire die Bibel ersetzten, lag der Alte mit seinem Patron, dem Konsistorium und seinen Bauern gleicherweise in Fehde, und so kam es zu dem für damalige Zeiten in Livland ziemlich unerhörten Fall, daß man ihn vor der Zeit emeritierte. Nun saß der Vater als Pensionär in einer Pfarre und vergrub sich in seinen Büchern. Die Familie bekam ihn nur beim Essen zu sehen. Nur dem jüngsten Sohn, dem er den sonderbaren Namen Garlieb ge-

geben hatte, widmete er seine Liebe und brachte ihm auf seine Weise Lesen, Schreiben und sonst einige Kenntnisse bei.

Der Junge kam dann zwar in Riga in die Schule, besuchte auch die alte Domschule, aber bestimmend blieb doch der Einfluß des Vaters. Der Schüler ist stolz darauf, in die Gedankenwelt Rousseaus, Voltaires, Bayles und Popes eingeführt zu sein, und als der Alte 1782 starb, vergrub der Sohn sich drei Jahre lang bei der Mutter in dessen Bibliothek. Den Siebzehnjährigen versuchte man noch einmal auf die Domschule zu schicken, aber er dünkt sich mit seinen Kenntnissen mehr als seine Mitschüler. Zum Studieren langte das Geld doch nicht, also nahm man ihn herunter und steckte ihn in eine Regierungskanzlei. Es kam, wie es kommen mußte. „Von jetzt an führte ich ein Doppelleben," erzählt Merkel. „In der Kanzlei war ich ein unbrauchbarer Tropf; im Zimmer unter meinen Büchern der Vertraute der glänzendsten Geister" Als er einem Vorgesetzten ein paar Sprachschnitzer korrigierte, setzte man ihm den Stuhl vor die Tür. Die Bekanntschaft mit dem Schauspieler Grohmann, der damals am Rigaer Stadttheater wirkte, das unter der Protektion des Barons Vietinghoff eine Blütezeit erlebte, und die Liebe zu einer Schauspielerin brachten ihn auf den Gedanken, zur Bühne zu gehen; einmal trat er in Mitau auf, aber das genügte, seine Illusion zu zerstören. Die Freundschaft mit Grohmann bringt ihn in die Kreise der damaligen literarisch interessierten Rigaschen Jugend, eine provinzmäßig zugeschnittene Bohème, die sich im sogenannten „Prophetenklub" zusammenfand. Hier wird er veranlaßt, seinen ersten Artikel zu schreiben und kritisch Stellung zu nehmen. Es ist seltsam bezeichnend, daß es sich hier um einen Vergleich zwischen Schiller und Voltaire handelt und daß Merkel g e g e n Schiller Stellung nimmt. Diese Bohèmezeit dauert freilich nicht lange. Grohmann selbst sorgt dafür, daß der Jüngling wieder eine nützliche Tätigkeit erhält. Er geht als Hofmeister auf ein Pastorat.

Sieben Jahre lang dauert seine Hofmeisterei, die ihn auf verschiedene Güter führt. Er sieht viel und lernt viel, aber stets als Autodidakt und um so stolzer auf sein Wissen. Seinen Brotherren blieb er innerlich fremd, aber gelegentlich kommt eine Befruchtung von einem Baron, der von deutschen Universitäten zurückkommt, wo er von Kant und Reinhold in Jena beeinflußt ist, Friedrich von M e c k , dem er sich eng anschließt, und durch den er Zutritt zu einem Kreise von Intellektuellen erhält, der dem Prophetenklub erheblich überlegen war. Immerhin rümpfte man auch über diesen Kreis in Livland die Nase. Auch der Malerdichter Carl Graß, der später Schiller nahe stand, und damals mit dem Plan umging, Pfarrer in Livland zu werden, trat ihm nahe.

Zwischendurch schriftstellert er, schreibt Gedichte, wie sie andere auch schrieben, übersetzt Pope, den er zeitlebens heiß geliebt hat, ohne sich mit dergleichen besonders hervorzutun. Das, was seinen Namen zuerst bekannt machen sollte, wächst während dieser Zeit in aller Heimlichkeit.

Merkel hatte während seiner Hofmeisterjahre reichlich Gelegenheit gehabt, die ungesunden sozialen Zustände in seiner Heimat zu beobachten. Der Anhänger der Aufklärung, nüchtern, skeptisch, dem historische Gewordenheiten nicht imponieren konnten, dessen Menschheitsgefühl von manchem krassen Fall des Mißbrauchs angeerbten Herrenrechts erregt und empört war, begann eine Schrift über die Ureinwohner des Landes, die in der Leibeigenschaft des deutschen Adels lebenden L e t t e n. Er war nicht der erste, der sich an diese Frage wagte, von der auch der livländische Adel langsam inne wurde, daß sie ein schweres Problem der Zukunft darstellte. Vereinzelte Gutsbesitzer, etwa jener Schoultz von Ascheraden, hatten begonnen, auf eigene Faust das Los ihrer Leibeigenen zu bessern; selbst der livländische Landtag dachte von ferne daran, die peinliche Frage irgendwie zu erörtern. Inzwischen war das Buch Merkels fertig ge-

schrieben. Das Manuskript bekam der Rigasche Generalsuperintendent Sonntag zu lesen, der ihm ganz beistimmte, und dann ging es als gewichtigstes Stück im Gepäck des Autors mit nach Leipzig, wo dieser Deutschlands hohe Schule besuchen wollte. Mit dieser Leipziger Zeit im Jahre 1796 beginnen Merkels Erinnerungen in diesem Buche.

Zuvor aber noch einige Worte über die Entstehung dieser Neuausgabe der Erinnerungen, die ein Kriegskind ist. In der Bibliothek des Mitauer Museums fand ich Merkels Schriften, und neben der Tagesarbeit, die einen g.-v.-Armierungssoldaten, auch wenn er als Schreiber beim Armeeoberkommando, als Feldbuchhändler oder als Feldredakteur auf sogenanntem Druckposten sitzt, plagt, ist das Material in Mitau, Riga, Kowno und Wilna zusammenzutragen. Für ihre Hilfe bin ich dabei dem stellvertretenden Bibliothekar der Mitauer Bibliothek, Oberlehrer William Meyer, dem Rigaschen Stadtarchivar Mag. Nicolaus Busch und dem Enkel Merkels, Stadtrat Lehmann in Riga zu Dank verpflichtet. Bei meiner weiteren Arbeit fand ich Material in der Dresdener Bibliothek, in der Berliner Staatsbibliothek und im Berliner Geheimen Staatsarchiv. Hier muß ich den Herren Archivrat Klinkenborg und Prof. Otto Tschirch danken.

Die hier zusammengestellten Artikel sind in der Hauptsache zwei autobiographischen Werken Merkels entnommen, den „Skizzen aus meinem Erinnerungsbuch", die 1812 (und in einer neuen Ausgabe 1824) erschienen, und von denen nach Merkels Angabe nur einige Exemplare nach Deutschland gelangten (und infolge der unruhigen Zeit gänzlich unbeachtet blieben), und den 1839 in zwei Bänden erschienenen „Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben". Das zweite Werk ist zum geringen Teile eine Wiederholung des ersten; ein vollständiges Bild bietet keines, denn Merkel hat mit außerordentlichem Ungeschick hier Wesentliches und Belangloses gemischt. Daneben war noch in Zeitschriften Material enthalten, und außerdem hatte Julius Eckardt in den sechziger Jahren Ungedrucktes aus Merkels Nachlaß veröffentlicht. Eckardt hat es 1887 auch bereits übernommen, aus diesen verschiedenen Elementen einen einheitlichen Text herzustellen in seinem Buche „Garlieb Merkel über Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit". Dieses Buch, das im Text übrigens die Herkunft der einzelnen Kapitel nicht angibt, ist für mich keine Vorlage gewesen. Eckardt gibt hier den Kritiker Merkel vollkommen preis und versucht dafür eine Rettung des Politikers. Die eigentliche Wesenheit Merkels, die des Journalisten, dessen rein journalistische Qualitäten auch heute noch die Probe bestehen, ist ihm entgangen. Das soll daher doch der Hauptgesichtspunkt sein, nach dem die folgenden Abschnitte zusammengestellt sind. Ich habe dabei trotz der Gefahr gelegentlicher Wiederholungen und Widersprüche, Eckardts Beispiel folgend, Merkels Aufzeichnungen zu abgeschlossenen Kapiteln zusammenzuschweißen gesucht. Daß man dabei die Lötfugen und wohl gar die Nietköpfe sieht, scheint mir nicht wesentlich und wird dadurch ausgeglichen, daß ich stets die Herkunft der Ausführungen angebe. In Zwischenkapiteln habe ich Ergänzungen geben können, die zeitweilig recht breit ausgesponnen werden mußten. Diese Kapitel unterscheiden sich durch die kleinere Schrift von den Ausführungen Merkels. Wenn ich schließlich den Versuch mache, die Stelle des Mannes im Schrifttum seiner Zeit zu fixieren, so soll das eine Probe aufs Exempel sein.

Charlottenburg, 28. Juni 1920

Maximilian Müller-Jabusch

Leipzig

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Die Universität Leipzig

Nach[1]) einer Reise von mehreren Tagen und Nächten kam ich bei Nacht in Leipzig an. Man führte mich in ein Haus, das man das Posthörnchen nannte, und das, glaub ich, vorzüglich zur Einkehr für Postpassagiere bestimmt war.

Als ich am Morgen mich beim Kaffee mit meinen Erwartungen von Leipzig beschäftigte, erhielt ich wenigstens einen Beweis der artigsten Zuvorkommenheit. Die Wirtin meldete mir den Herrn Magister Qu. an, und gleich darauf trat ein freundliches, etwa vierzigjähriges Männchen ein, in einem eleganten, etwas sehr kargen Überrock, schön frisiert und gepudert, aber mit einem jener freundlich kalten Gesichter, denen man beim ersten Blick unterwürfiges und gefaßtes Ertragen unangenehmer Lagen ansieht. Der Magister hieß mich willkommen in Leipzig, bezeigte sein Vergnügen, mein erster Bekannter zu werden, und erbot sich zu Gefälligkeiten, deren ich etwa bedürfen könne. Seine Bekanntschaft wurde mir in der Folge angenehm und oft nützlich. Er war kein glänzender Geist und kein großer Gelehrter, aber besaß doch ein bedeutendes gelehrtes Wissen und aufgeklärten Verstand. Über seine persönliche Lage erfuhr ich schon im Laufe des ersten Gesprächs, daß er unverheiratet sei, einen Gehalt aus einem Fonds der Universität besitze, die Leipziger — damals sehr unbedeutende — Zeitung redigiere und außerdem Korrektor für Buchhandlungen sei.

Das Geschäft eines solchen war damals in Leipzig geachtet. Man trug es nur Gelehrten auf von dem Fache, zu dem die in Druck stehende Schrift gehörte. Sie trieben es oft mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit, schlugen wegen der Schreibart einzelner Wörter viele Bücher nach, ja, korrespondierten darüber. (Sie brauchten zu ihrem Geschäfte Federn κατ' ἐξοχήν und verbesserten selbst wohl Versehen der Verfasser. So tat Sander mit Lafontaines Romanen und Seume mit Klopstocks Schriften, und Lafontaine und Klopstock dankten ihnen dafür.) Als Göschen, ein trefflicher, selbst hochgebildeter Mann, nachdem er Wielands Werke verlegt hatte, auch Klopstocks sämtliche Schriften in Grimma drucken ließ, gab er seinem Freund Seume dort Wohnung und ein jährliches Korrekturhonorar von 3 bis 400 Talern sächsisch; ja, als er das Neue Testament

[1]) Darstellungen II, Seite 21.

griechisch, mit neuer, für jeden Buchstaben gewählter und frisch gegossener Schrift drucken ließ, wurde die Korrektur von drei, in verschiedenen Städten wohnenden gelehrten Theologen besorgt. Nach Vollendung des Druckes bot er eine Prämie von einem Dukaten für jeden Druckfehler, den man ihm noch zur Verbesserung nachwiese. — Ein fehlerhafter Druck galt damals für eine schimpfliche, den Verleger selbst herabsetzende Erscheinung. — Mit Unrecht?

Mein guter Magister Qu. war, wie ich bald fand, einer von jenen Köpfen, die viel Empfänglichkeit für Wahrheiten haben und sie begreifen, aber nicht die Geisteskraft, neue zu entdecken oder eine erlernte geltend zu machen. Auch körperlich war mein armer neuer Freund stiefmütterlich ausgestattet. Seine schiefen Schultern bemerkte ich sogleich, und als er beim Fortgehen den langen Überrock etwas auseinanderschlug, zeigte sich, daß an den Beinen etwas zu verbergen war. Als ich mich, ihn bedauernd, gegen meine Wirtin äußerte, sagte sie: „Ja freilich! Er ist ein Leipziger Kind!"

Was sie mit ihrer Bemerkung sagen wollte, erriet ich bald. Ich brachte der Professorin Cl. eine Empfehlung von Graß. Sie nahm mich äußerst gütig auf; und um so mehr tat es mir leid, daß sie bucklig war. Ich wandte das Gespräch so, daß sie ihren Geburtsort nennen mußte. „Ich bin eine geborene Leipzigerin!" sagte sie mit Selbstgefühl. Ich beobachtete den Wuchs der Leute, die mir auf der Gasse begegneten, und fand zu meinem Erstaunen, daß ein sehr großer Teil derselben ausgewachsen war oder verdrehte Glieder hatte; fast sooft ich aber Gelegenheit hatte, solche um ihren Geburtsort zu befragen, war die Antwort: L e i p z i g. Ein Arzt, dem ich meine Bemerkung mitteilte, behandelte den Gegenstand als allbekannt und erklärte ihn dadurch, daß die Rhachitis und ähnliche Übel hier bis vor kurzem die am meisten herrschenden Kinderkrankheiten gewesen. „Bis vor kurzem!" fuhr ich freudig auf. „Ja", sagte er. „Sehen Sie nur, wie hoch viele unserer Häuser und wie eng unsere Gassen sind; denken Sie sich die eigentlich kleine Stadt noch mit stinkenden Gräben und jenseit derselben mit verschlossenen Gärten der Reichen umgeben: so wird es Ihnen einleuchten, welches elende, eingeschlossene Leben die Kinder der Ärmern aller Klassen führen mußten. Seit aber der Kriegsrat Müller, unser Bürgermeister, die Stadtgräben zuwerfen ließ und sie in parkähnliche Spaziergänge verwandelte, tummelt sich die Kinderwelt fröhlich darin umher — und bleibt gesund. Ich, als ein seit lange hier praktizierender Arzt, kann es beurteilen."

„Vortrefflich!" rief ich aus. „Und wie ist der Mann belohnt worden, der die künftigen Generationen in einer ganzen bedeutenden Stadt vor Verkrüppelung sicherte?"

„Der Kurfürst hat ihn zum Kriegsrat gemacht." „Zum Kriegsrat? Also ist er nicht mehr an dem Platze, wo er so nützlich war?"

„Nicht doch," erwiderte er lächelnd, „Müller ist geblieben, was er war; er wird nur Kriegsrat g e n a n n t."

„Und das ist eine Belohnung? Ein Wort, das keine Bedeutung hat!"

„Doch! Ein Titel ist eine öffentliche A n e r k e n n u n g des Verdienstes."

Ich kehre zu meinem guten Magiſter Qu. zurück. Der wackere Mann war von unermüdlicher Gefälligkeit. Er orientierte mich in Rückſicht der erſten Maßregeln, die ich zu nehmen hatte, und verſchaffte mir in ſeiner Nachbarſchaft ein ſehr artiges Meßquartier, d. h. freilich ein ſolches, das ich nur zwiſchen den Meſſen bewohnen konnte, weil es während dieſer Zeit viel teurer an Kaufleute vermietet wurde. Es beſtand indes aus zwei artig möblierten Zimmern, eine Treppe hoch, in der Grimmaiſchen Gaſſe, und koſtete nicht viel. Ich war dankbar und zufrieden. Er wollte mich auch an ſeinen Genüſſen teilnehmen laſſen und führte mich auf die Funkenburg, wo es, nach ſeinem Ausſpruche, ganz vortreffliches — Bier gäbe. Ich fand ein Getränk[1]), das bei einem fade ſäuerlichen Geſchmacke und wenig Geiſt die Unverſchämtheit hatte, ſtärker zu mouſſieren als Champagner, und habe, nach dem erſten Koſten, ſeiner nie wieder begehrt. Mein freundſchaftlicher Führer wurde mir wegen dieſer Verſchiedenheit des Geſchmackes nicht böſe; er ging in ſeiner Teilnahme ſo weit, daß er mir, als er erfuhr, daß ich kein Vermögen beſäße, vorſchlug, mich um die Aufnahme in eine der vier Leipziger Nationen zu bewerben, deren Mitglieder aus alten Fonds der Univerſität eine Art Penſion erhalten. Dieſe vier Nationen waren oder ſind noch, wenn ich mich richtig erinnere, die Meißner, die Sachſen, die Thüringer und die Polen. Ich entgegnete ihm, daß ich nicht das Glück hätte, aus einer dieſer Nationen abzuſtammen. Er ſann einen Augenblick nach und meinte dann, da Livland einmal zu Polen gehört habe, ließe ſich die Sache wohl machen.

Ich ging zum Rektor, legte ihm meinen Paß vor, den er kaum anſah, und zahlte die Gebühr der Inſkription. Ich erhielt eine Matrikel und ein Exemplar der Geſetze der Univerſität, verſprach, ſie zu beobachten, — und war Leipziger Student der Medizin. Dies Verfahren war noch in jenem liberalen Geiſte, in welchem man einſt Univerſitäten ſtiftete. Sie ſollten nichts ſein, als Anſtalten, wo jeder, der gelehrte Bildung wünſcht, die Gelegenheit findet, ſie zu erwerben. Wie und mit welchen Anſichten er ſie benutzen wolle, wurde dem Bedürfniſſe ſeines Geiſtes überlaſſen; wer ſie aber nicht benutzte, trug die Folgen ſeiner Nachläſſigkeit. So bildeten ſich die großen originellen Geiſter, durch welche die Wiſſenſchaften und die Geiſtesbildung im allgemeinen während der letzten Jahrhunderte erſtaunenswerte Fortſchritte machten.

Jetzt iſt, beſonders auf den preußiſchen Univerſitäten, eine andere Einrichtung getroffen, wahrſcheinlich infolge der politiſchen Verirrungen mancher ſtudierender Jünglinge nach dem Befreiungskriege; auch wohl, weil ſich die Aſpiranten nach Staatsämtern zu ſehr häuften. Es werden von jedem Jünglinge, ehe er die Matrikel erhält, allerlei Atteſtate gefordert, und in vielen Fällen muß er ſich noch einem Examen in allen Wiſſenſchaften unterwerfen, und dieſes iſt nach Umſtänden ſo ſtrenge, daß der berühmte Philolog Wolf, als er einmal ein ſolches Examen mitgemacht hatte, ausrief: „Gott ſei Dank, daß ich ſeit fünfundzwanzig Jahren Profeſſor bin. Student könnt' ich nicht werden."

[1]) Die Leipziger Goſe.

Ich hielt nun meinen Umgang in den Kollegien, doch nicht mit sonderlichem Erfolge. Bei dem berühmten Hebenstreit[1]) ließ ich mich einschreiben zur Physiologie. Etwa fünfzehn Zuhörer fanden sich täglich für zwei Stunden zusammen in einer engen, heißen Stube, in welcher ein kleines engbrüstiges Männchen am Fenster hinter einem Tischchen saß und leise und höchst eintönig sehr wichtige und verständige Dinge vortrug, die ich zwar meistenteils schon aus Hallers klassischem Lehrbuch wußte, er aber so bereichert und erweitert aufstellte, daß ich vielleicht keine Vorlesung versäumte. — Ich hospitierte bei dem Professor der Anatomie. In einem dunklen, unheimlichen Saale des Paulinums saßen ungefähr ebensoviele als bei Hebenstreit. Ein kleiner Mann mit einer etwas schief sitzenden Perücke bewegte sich vor dem Katheder hin und her und sprach; sein Famulus aber trug auf einem Brette von Zeit zu Zeit den linken Schenkel einer alten Weibsperson herum, die kühnlich genug gewesen war, sich in der Pleiße zu ertränken, wahrscheinlich bei hohem Frühlingsstande des Wassers. Dafür hatte sie nun das Schicksal, daß Herr Professor H. die Nerven ihres Schenkels mit der Pinzette hervorzupfte. Ich nahm Prise auf Prise, die meine Nachbarn mir boten, und kam nicht wieder. —

Ich setzte meine Professorenschau in mehreren medizinischen Auditorien fort, ohne mich gereizt zu fühlen, mich in ihnen einzubürgern. Eines Tages sah ich indes eine fast sich drängende Menge von Studenten in ein Haus gehen. Ich folgte ihr und gelangte in einen geschmackvoll ausgemalten Saal, in dem viele Reihen von Stühlen besetzt waren und eine große Anzahl Hörer noch standen. Endlich kam ein ziemlich bejahrter Mann — Leipzig hatte damals nur einen jungen Professor —, modern, doch ohne Ziererei gekleidet, aus einem Kabinette, ging raschen, leichten Schrittes durch die Versammelten, bestieg ein zierliches, mahagonifarbenes Katheder, begrüßte die Gesellschaft, legte einige Blätter vor sich hin, zog in Gold gefaßte Augengläser heraus, blickte einen Augenblick auf seine Papiere und begann nun einen glänzenden, geistreichen Vortrag, nur selten durch einen flüchtigen Blick auf seine Blätter unterbrochen. Offenbar improvisierte er nur, aber der Fluß treffender Lichtgedanken und witziger Einfälle, meistenteils Sarkasmen gegen Kant und dessen Jünger, hielt die Zuhörer in dauernder froher Spannung.

Ich blickte in der Versammlung umher; alle Gesichter zeigten den lächelnden Ausdruck des Genusses. Viel zu bald für mich und alle, glaub ich, schlug die Glocke. Der Professor schob die Papiere zusammen, grüßte die Versammlung und kehrte so rüstigen Ganges, als er gekommen war, ins Kabinett zurück. Dies stand offen und ich konnte mir nicht versagen, hineinzublicken. Es war leer, und ich ging hinein. Ich fand es sehr elegant möbliert, mit seidenem Sofa, Spiegeln, Kupferstichen. Einer dieser letzteren zeigte eine Eule, die mit einer Brille auf dem Schnabel neben einer brennenden Lampe in ein offenes Buch blickte. Unter — oder über — ihr hing Kants Porträt. Der Anblick und die Nachbarschaft machte mich lachen, aber ich gestehe, daß ich den Sinn des satirischen Ein-

[1]) Hebenstreit, 1758—1803, war a. o. Professor der Chirurgie und Anatomie in Leipzig. Er schrieb Lehrsätze der medizinischen Polizeiwissenschaft.

falls nie habe völlig herausbringen können. Daß Kant den Vogel der Weisheit durch Brille und Lampe — Vorurteil und Pedanterei — geblendet habe, wäre doch wahrlich ein allzu wenig passender Vorwurf, da die kritische Philosophie gerade das Ziel hatte, Blendwerke, die man für Weisheit gab, zu zerstören, — jene Brille zu zerschlagen und jene Lampe auszulöschen. Ich erfuhr später, dieses Kabinett sei für Damen und hohe Durchreisende bestimmt, die der Ruhm der Beredsamkeit und des Witzes, den der Professor besaß, nicht selten bewöge, bei ihm einmal zu hospitieren. — Jetzt ist sein Ruhm vergessen und die „kritische Philosophie" so sehr aus der Mode gekommen, als ein Gewand der Wahrheit es kann. Sie selber ist unsterblich.

Beim Herausgehen rief mir ein Bekannter zu: „Nicht wahr, Platner[1]) liest vortrefflich?" — „Hinreißend!" antwortete ich. „Aber worüber las er denn heute?" — „Nun, über medizinische Anthropologie." „So, so. Ich habe nichts Medizinisches bemerkt." —

Interessanter war es mir, das Verhältnis der Universität und der Gelehrten zu dem Handelsstande in Leipzig zu beobachten. Ich freute mich, zu bemerken, daß beide Klassen freundschaftlich ineinander zu fließen schienen. Die Professoren nahmen an allen gesellschaftlichen Veranstaltungen gleich lebhaften Anteil als die Kaufleute und hatten selbst für die städtischen Verwaltungsangelegenheiten rege Teilnahme; der Handelsstand wiederum, in dem es zu Leipzig mehr wissenschaftlich Gebildete gab, als ich später in einer Handelsstadt fand, behandelte die Gelehrten weder mit scheuer Zurückhaltung, noch mit einer vornehmen Beschützermiene. Freilich gab es unter den Professoren sehr reiche, und einige besaßen sogar Rittergüter in der Nähe der Stadt. Selbst die schönen Geister, sonst die ungefügigsten gegen die Forderungen der bürgerlichen Gesellschaft und daher meistenteils am schlimmsten situiert, befanden sich, wenigstens die älteren, in Leipzig sehr wohl und standen häufig in bürgerlichen Geschäften und Ehren. Den berühmten Verfasser des Kinderfreundes, der Amazonenlieder usw. Weiße[2]) fand ich bei meinem ersten Besuche in der Steuerexpedition hinter großen Folianten voll Zahlen. Weiße war bekanntlich Kreissteuereinnehmer, was vor ihm ein noch mehr

[1]) Ernst Platner, Sohn des Leipziger Mediziners Joh. Zach. Platner, geb. 11. Juni 1744 in Leipzig, gest. ebendort am 27. Dezember 1818. Nach einer Reise nach Straßburg, Paris und Belgien wurde er 1770 a. o. Professor der Medizin in Leipzig, 1780 o. Professor der Physiologie, las zugleich über Augenheilkunde, gerichtliche Medizin, Logik, Metaphysik, praktische Philosophie und Ästhetik. Seit 1801 a. o. und später o. Professor der philosophischen Fakultät. In seinen philosophischen Schriften (Philosophische Aphorismen 1776—82) geht er von Leibniz aus, ging aber später zu den Aufklärern über.

[2]) Chr. Fel. Weiße, geb. 28. Januar 1726 in Annaberg, trat in Leipzig Lessing nahe, war 1759—65 Redakteur der Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste, später bis 1788 der Neuen Bibliothek der Wissenschaften und freien Künste. In literarischen Dingen rückständig, Verherrlicher Ramlers, als Dichter von Opern, Operetten, vor allem von Jugendschriften von ungeheurer Fruchtbarkeit und entsprechend populär. Seit 1762 Kreissteuereinnehmer, Schwager Platners. Merkel urteilt über ihn: „Fast ein jedes Fach, auf das er sich warf, ist durch ihn Mode geworden; aber unter allen seinen Schriften ist nicht eine einzige, deren Idee ihm angehörte." Starb 16. Dezember 1804.

glänzender Kopf, sein Freund Rabener, gewesen war. Bei dem ersten Einkaufe ferner, den ich in einem Schnittwarenladen machte, war es einer der beliebtesten deutschen Lustspieldichter, der mir die Zeuge vorlegte und meinen Kauf zumaß, Bretzner[1]).

Seume[2])

Graß[3]), der Maler und Dichter, hatte mir eine Adresse an eine alte Dame in Leipzig mitgegeben. Ich trug das Blättchen hin, fand sie krank, schickt' es ihr hinein mit der Bezeichnung meiner Wohnung und ging fort, um einen Spaziergang zu machen.

Als ich nach Hause kam, fand ich einen Fremden, der in meinem Vorzimmer mit starken Schritten auf- und abging, einen kleinen, magren Mann in einem sehr bescheidenen Überrocke, mit einem Blicke, dessen Bestimmtheit zu der hellen Bläue seiner Augen nicht zu passen schien, einem buschigten Backenbart und schlichtem braunen Haar. Er brachte mir ein Kompliment von der Professorin mit der Bitte, den folgenden Mittag bei ihr zu essen. Ich versprach, zu kommen, wenn es möglich sei. „Was, möglich!" erwiderte der Fremde; „Sie müssen bestimmt zusagen und auch kommen. Heut' ist sie wirklich krank, und zu morgen bittet sie Gesellschaft für Sie." Dieser Ton fiel mir an einem Bedienten auf, denn dafür hielt ich ihn. „Nun gut," antwortete ich, „ich werde gewiß die Ehre haben." Mit diesen Worten schloß ich meine Tür auf. — Der Fremde ging rasch vor mir hinein, warf seine Pandurenmütze auf den Tisch und rief, indem er mir die Hand entgegenreichte: „So seien Sie denn herzlich willkommen in Deutschland! — Ich heiße Seume." Wir hatten uns während seines Aufenthaltes in Livland dem Namen nach kennen gelernt, aber nie gesehn. Mit lebhafter Freude umarmte ich ihn.

Unsere Bekanntschaft verwandelte sich bald in eine vertraute Freundschaft. Seumes Charakter gehörte zu den reinsten, edelsten, festesten, die ich gekannt habe; aber er war zugleich derjenige, an dem mir der Unterschied zwischen Stärke und Kraft, das heißt zwischen dem Vermögen zu widerstehen, und jenem, zu wirken oder zu schaffen, am hellsten eingeleuchtet hat. Man kennt die sonderbaren Wechsel seines Lebens. Es ist nicht möglich, ihn aus allen seinen niederbeugenden Lagen und dann wieder aus sehr glänzenden durchaus unverändert hervorgehen zu sehen,

[1]) Christian Friedrich Bretzner, geb. in Leipzig am 10. Dezember 1748, gest. daselbst am 31. August 1807. Schrieb zahlreiche Lustspiele und Opernterte, darunter Belmont und Konstanze und die Entführung aus dem Serail.

[2]) Darstellungen II, Seite 41.

[3]) Karl Gottlard Graß, geb. 1767 in Sorben in Livland, studierte in Jena Theologie. Auf einer Reise in die Schweiz brach seine Neigung zur Landschaftsmalerei durch. Zwar machte er einen Versuch, ein Pfarramt anzutreten, die Untreue seiner Braut bewog ihn aber, seine Heimat zu verlassen und ganz seinen malerischen und dichterischen Neigungen nachzugeben. Er ging nach Zürich und später nach Paris und Rom, wo er 1814 starb. Schiller schätzte ihn. Merkel hatte ihn während seines Aufenthaltes in Riga kennen gelernt. Graß arbeitete später auch für Merkels Rigaer Zeitschriften.

ohne seine Stärke zu bewundern. Aber bei den aufforderndn Situationen, durch die er ging, — wie kam es doch, daß er sich nie eine bedeutende, selbständige Rolle nahm, nie auch nur eine große oder historisch-wichtige Tat beging? Ihm fehlte Kraft. — Die Stärke des Geistes ist Vernunft und Gefühl; alle seine Schriften sind voll hellen Räsonnements und lebhaft ausgedrückter Empfindungen. Die Kraft des Geistes ist Verstand und Phantasie; nach großen, neuen Ansichten sucht man bei ihm vergebens, und ein Kunstwerk hat er nie zu schaffen vermocht. Er hatte das Talent des glücklichen Ausdrucks; daher sind ihm, bei stürmisch aufgeregtem Gefühl, einige lyrische Gedichte gelungen, die in ihrer Art vortrefflich sind. Die bedeutendste seiner mit Vorbedacht abgefaßten Schriften ist sein Spaziergang; aber ihr ganzer Wert besteht in der Treue, mit welcher er seine Eigentümlichkeiten ausdrückt. Hätte Seume so viel Kraft als Stärke des Charakters besessen, so würde er wahrscheinlich schon in Amerika gewaltig in den Gang der Begebenheiten eingegriffen und die Briten es teuer haben bezahlen lassen, daß sie ihn wider seinen Willen dahin transportierten. Wäre sein Verstand und seine Phantasie seiner Vernunft und seinem Gefühl gleich gekommen, er wäre vielleicht einer der größesten Schriftsteller oder Dichter seiner Nation geworden.

Wieland hat ihn einen wahren Zyniker im edelsten Sinne des Wortes genannt. Das ist eine Bestätigung meines Urteils. Der Triumph der Stoa war Widerstand, nicht Unternehmung. Merkwürdiger scheint es mir, daß Seume sich heimlich in diesem Stücke sehr richtig beurteilte. In einem unserer vertrauten Gespräche macht' ich ihm einst freundschaftliche, ziemlich lebhafte Vorwürfe darüber, daß er in allen Verhältnissen seines Lebens immer und immer nur damit beschäftigt gewesen sei, seine moralische Individualität zu retten. Ich ging so weit, zu behaupten, daß es Größe sei, allenfalls selbst jene Individualität der Ausführung einer großen, wohltätigen Idee zu opfern. Er stritt heftig; endlich aber schüttelte er mit jener sonderbaren Weise, die seine Freunde wohl alle an ihm gekannt haben, murrend den Kopf und rief: „Lassen Sie mich in Ruhe! Ich gehöre nun einmal zu den Menschen, die nur: Ich will nicht! sagen können."

In Leipzig, das Seume, aus einem benachbarten Dorfe gebürtig, als seine Vaterstadt betrachtete, lebte er jetzt auf dem Fuße eines wohlhabenden Fremden. Der General und Ambassadeur Igelström[1]), dessen Sohn er ein paar Jahre auf der Universität zu leiten bemüht gewesen, und bei dem er selber später in Warschau Sekretär für die militärischen Dienstsachen war, hatte ihn bewogen, einen jungen Russen aus vornehmer Familie als Führer und Vorsorger wieder nach Leipzig zu begleiten. Der Jüngling, ein Herr von Muromzow, hatte zu Warschau bei der Revolution 1794 einen Schuß in die Brust erhalten, war dann zugleich mit Seume gefangen und durch die Kapitulation der Stadt befreit worden. Da seine Wundärzte in Rußland an Heilung der die Lunge berührenden Wunde

[1]) Otto Heinrich Graf von Igelström, bevollmächtigter Minister und General en chef der russischen Truppen in Warschau während der letzten Jahre der Selbständigkeit Polens.

verzweifelten, hatten sie ihn ins Ausland geschickt, um dort dem Tode entgegenzuwelken; doch eh' es geschah, führte ihn Kaiser Pauls Befehl an alle Russen im Auslande nach Hause, wo er wenigstens im Zirkel seiner Familie gestorben sein wird. Zu retten war er, nach dem geheimen Ausspruche des geschicktesten Wundarztes in Leipzig, nicht. Er war ein lebhafter, geistreicher Jüngling von hoher Gutmütigkeit und brennender Begierde, seine etwas vernachlässigte Bildung zu vervollkommnen. Er war überzeugt, daß er gesund werden würde. Oft rührte es mich tief, ihn mit froher Hoffnung von seiner Zukunft sprechen zu hören, indes sein schönes Auge fieberhaft glänzte und ein roter Flecken auf seiner Wange die Nichtigkeit aller Hoffnungen für ihn aussprach.

Der neunzehnjährige Herr von Muromzow war Major; sein 26jähriger Mentor, der berühmte Seume, nur Leutnant, beide im Dienst; aber sie waren ein Paar sonderbare Militärs! Der Major, wahrscheinlich als Kind in die Garde aufgenommen, so bei der Entlassung daraus zu seinem Range gelangt und dann sogleich aus dem Vaterhause per Gesandtschaft in Warschau beigegeben, hatte eine fast kindliche Naivität und Liebenswürdigkeit. Vom Felddienste kannte er selbst die meisten Ausdrücke nicht, und schwerlich hatte er jemals in feindlicher Absicht den Degen gezogen. Er selbst versicherte einmal, er sei ganz unschuldigerweise zu seiner Wunde gekommen, und war deshalb am meisten gegen die Polen erbittert.

Seume hatte ursprünglich Theologie studiert, war aber aus Vorliebe für die griechischen Dichter zur Philologie übergegangen, dann auf einer Fußreise, die er, noch ganz frischer Magister, machte, von den Hessen mit Gewalt enrolliert und nach Amerika geschickt als gemeiner Soldat. Ob er als solcher sich im Dienste auszeichnete, weiß ich nicht, aber er wurde in dieser Lage nicht müde, den Theokrit und Horaz zu studieren, und machte Gedichte. Nach Europa zurückgekehrt und entlassen, wurde er wieder mit Gewalt von den Preußen enrolliert, desertierte aus Wesel, wurde gefangen, pardoniert und endlich, schon mit der schweigenden Voraussetzung, daß er nicht zurückkehren werde, beurlaubt. In Leipzig machte er seinen Magistergrad geltend, erlangte aber nichts durch denselben, als die Hofmeisterstelle bei dem jungen Baron Igelström; dann wurde er vom Vater desselben als brauchbarer Sekretär angestellt und trat in russische Dienste als Leutnant. Hat er jemals in Amerika einem Gefechte beigewohnt, so hat er gewiß mit Unerschrockenheit standgehalten; als russischer Militär hat er, selbst zur Zeit der Revolution in Warschau nicht gefochten. Bei dem Rückzuge der Russen vergessen, steckte er während des Tumults auf einem Oberboden hinter Fässern und kam erst, als das Lärmen vorüber war, hervor, um seinen Degen abzugeben, ein Verfahren, das ich sehr vernünftig finde, und das eben kein nachteiliges Licht auf seinen Mut wirft. Er wäre, glaub ich, nicht zum Militär zurückgekehrt, selbst wenn man ihn zum Obersten gemacht hätte, behielt aber doch aus dem Dienst mit Vorliebe einen großen Backenbart bei und einen barschen, soldatischen Ton im Sprechen und Benehmen, der seinen oft zarten, immer edlen Äußerungen einen ganz eigentümlichen Charakter gab.

Als ich im Herbst 1796 nach Jena gegangen war, besuchte er mich schon vier Wochen nachher; in den folgenden Jahren machten wir gegen-

ſeitig zuweilen Reiſen von zehn oder zwanzig Meilen, um ein paar Tage miteinander zu leben, und der früheſte meiner Freunde in Deutſchland war auch faſt der letzte derſelben, den ich ſah. Er hatte mich im Oktober 1806 in Berlin beſucht; zwei Tage vor der Schlacht bei Jena ſchieden wir nach einer langen, trüben Unterredung — auf immer.

Der Schauſpieler Chriſt

Nächſt[1]) Seume machte der Schauſpieler Chriſt[2]) trotz der großen Verſchiedenheit unſeres Alters mir den Aufenthalt in Leipzig angenehm. Wir hatten uns ſchon in Riga gekannt. Auch er war, wenn nicht ein geborener Leipziger, doch höchſtwahrſcheinlich ein Sachſe; denn ich beſitze noch ein Briefchen von ihm, in welchem er mich verſicherte, es ſei ihm ſehr gleichgültig, ob er einmal „die Verlendore des Paradieſes“ zu ſehen bekäme, aber er hoffe, von der „Küte Kottes“, daß ſie ihm ſeine mutwilligen „Streeche verkeben“ werde. Merkwürdig war es, daß er nicht ſo fehlerhaft ſprach als wie er ſchrieb, vorzüglich nicht auf der Bühne. Als Schauſpieler trage ich kein Bedenken, ihn, ob ich ihn gleich erſt in ſeinem weit vorgeſchrittenen Alter kennen lernte, neben Iffland und Fleck zu ſtellen. Er war Meiſter in ſeiner Kunſt, ſowohl in den geiſtigſten Teilen derſelben, als in den niedrigſten. Sein Gedächtnis war ſchwach geworden; ſeine Stimme hatte den Klang verloren; ſeine Stirne durchzogen ſchon Runzeln, aber ſein Geiſt war noch lebhaft und ſein Körper gewandt. In Riga, wo er neben Koch[3]) und Porſch ſtand, war es immer für Gebildete eine wirkſame Lockung, wenn ſie ſeinen Namen auf dem Komödienzettel fanden. Helden und erſte Liebhaber konnte er ſchon damals längſt nicht mehr ſpielen, aber in den verſchiedenartigen Fächern, die ihm noch übrig waren, vergriff er keine bedeutende Rolle und wußte auch der geringſten Bedeutung zu geben. Ich erinnere mich noch mit Bewunderung, wie er

[1]) Darſtellungen II, Seite 52.

[2]) Joſeph Anton Chriſt, geb. 1744 in Wien, alſo nicht wie Merkel annimmt, ein Sachſe, einer der beſten Charakterkomiker jener Zeit. Er war bei den Geſellſchaften der „Prinzipale“ Ilgner, Döbbelin, 1775 bei Schröder in Hamburg, 1783 in Petersburg, 1784 bei Meyrer und Koch in Riga, eine Zeitlang am Mainzer Nationaltheater und ſchließlich bei der auch in Leipzig und Dresden wirkenden Secondaſchen Geſellſchaft. Daß er, wie Merkel erzählt, ein ausgezeichneter Meiſter der Maske war und ſeinen Dialekt nie ganz ablegte, wird auch von anderer Seite beſtätigt. Seine Erinnerungen ſind vor einigen Jahren in den braunen Büchern des Verlages Langewiſche unter dem Titel „Schauſpielerleben im 18. Jahrhundert“ erſchienen. Er ſtarb 1824. Zwiſchen Chriſts Erinnerungen und Merkels Aufzeichnungen laſſen ſich mehrfach Parallelen feſtſtellen. Merkel ſcheint Chriſt auch in Rhodes Theaterzeitung 1800 anonym beſprochen zu haben. Bilder von Chriſt befinden ſich außer in der Ausgabe ſeiner Erinnerungen noch im Gothaer Theaterkalender auf das Jahr 1779 und 1796.

[3]) Siegfried Gotthelf Eckardt, genannt Koch, geb. 31. Oktober 1754 in Berlin, ſtudierte urſprünglich Kameralia, ging dann aber zur Bühne. In Mitau entdeckte ihn 1780 der Baron Vietinghoff, der ihn für ſein Rigaer Theater engagiert; hier führt er zuerſt Regie und übernimmt dann ſelbſt die Direktion. 1788 geht er als artiſtiſcher Direktor an das Mainzer Nationaltheater, wo er unter Dalberg großen Anteil an der Blüte dieſer Bühne hat. Geſt. 1831.

einſt in einer Woche zu Riga König Philipp im Don Carlos mit einer ſchaudererregenden Würde, hernach den Mohren in Fiesko gewandt wie ein Jüngling und dann den alten berauſchten Gärtner in Figaros Hochzeit zum lebendigſten Ergötzen ſpielte. Dabei war er auch in den Nebendingen der Darſtellung und der Ausrüſtung der Rollen wahrer Künſtler. Er malte z. B. auf ſeinem Geſichte den Charakter jeder derſelben meiſterhaft hin, ſo daß man immer ein anderes zu ſehen glaubte. Er war ſchon mehrere Wochen in Riga, als der Geheimrat von Vietinghoff[1]) bei einem Gaſtmahle, das er den Schauſpielern gab, ihm entgegenrief: „Es freut mich, nun einmal zu erfahren, wie Sie ſelbſt ausſehen.“

Chriſt hat, bei weit höherem Talent und reiferer Kunſt als die allermeiſten der ſeit vierzig Jahren hochgeprieſenen und dann wieder bald vergeſſenen Schauſpieler, nie einige Berühmtheit beſeſſen. Die Haupturſache war: es gab zur Zeit ſeiner Blüte noch keine Tageszeitungsſchriftſtellerei in Deutſchland, die die Bühne und ihre Leiſtungen als eine National-Angelegenheit behandelte. Leſſing und Engel haben ihn wahrſcheinlich nie geſehen, und ihre Stimmen waren es vorzüglich geweſen, die Eckhofs und Schröders glänzendem, vielleicht unerreichbarem Talente Anerkennung verſchafften. Er nahm das Leben leicht und froh, und ſein reicher, ſarkaſtiſcher Witz eignete ſich mehr dazu, ihm Feinde als Freunde zu machen. Beſonders hatte er unwiderſtehlichen Hang zu — um ſeinen Ausdruck beizubehalten — mutwilligen „Streechen“. Mir ſelbſt ſpielte er einmal einen ſolchen, der uns auf immer hätte entzweien müſſen, wenn ich geneigt geweſen wäre, ihn ernſthaft zu nehmen.

Meine Wirtin war eine kinderloſe Witwe über 30 Jahre, die in ihrer Jugend ſchön geweſen war. Ihr Benehmen war immer ernſt und anſtändig und flößte Achtung ein. Eines Tages, da ich aus einem Kolleg zurückkehrte, begegnete ich Chriſt, der aus meiner Haustür trat. Ich forderte ihn auf, in meine Wohnung zu kommen, aber er weigerte ſich. „Ich habe“, ſetzte er hinzu, „lange auf Sie gewartet. Gehn Sie nur hinauf! Sie werdens kriegen!“ und ſo eilte er ſchadenfroh lachend fort. Ich ſah ihm verwundert nach, aber meine Verwunderung ſtieg, als ich in den Saal trat. Hier ſtand meine Wirtin vor einem großen Schranke und kramte darin. Sobald ſie mich ſah, erklärte ſie mir, ſie habe mich bisher für einen verſtändigen und guten jungen Mann gehalten; es täte ihr leid, daß ſie ihre Meinung ändern müſſe. Nun folgte ein Strom von Vorwürfen über die üble Nachrede, die ich ihr mache. Worin dieſe beſtände, ſagte ſie nicht, aber aus dem Zuſammenhang ging hervor, ich hätte mich eines Glückes gerühmt, nach dem zu ſtreben mir nie eingefallen war. Vergebens verſicherte ich, es ſei nicht wahr. Sie antwortete, Herr Chriſt habe es ihr geſagt, und der ſei ein zu alter Freund von ihrem Hauſe,

[1]) Otto Hermann Frhr. v. Vietinghoff, geb. 3. Dezember 1722 in Riga, ruſſiſcher Militär, dann livländiſcher Verwaltungsbeamte, ein Mann von außerordentlichen künſtleriſchen Fähigkeiten und echtem Mäzenatenſinn. Nachdem er ſchon vorher ein eigenes Hausorcheſter gehalten hatte, wurde er der Gründer des Rigaer deutſchen Theaters, dem er in der Königſtraße ein eigenes Haus erbaute, das 1782 mit Emilia Galotti eröffnet wurde. Geſt. 1791. Seine Tochter iſt die als „Mutter der heiligen Allianz“ bekannte Frau von Krüdener.

als daß er sie täuschen würde. Sie mochte in der Tat eine frühere Liebschaft von ihm gewesen sein, sonst hätte er sich wohl eine so leichtfertige Neckerei nicht erlaubt.

Da ich sah, daß ihr Wortfluß nicht zu unterbrechen war, faltete ich die Hände, lehnte mich ans Fenster und hörte zu; aber als sie einmal eine Pause machte, rief ich: „Stellen Sie sich vor, Madame B., die Franzosen sind wieder total geschlagen!" Sie zuckte die Achseln mit einer Miene, als wolle sie sagen: Ich kann nichts davor!, schämte sich aber den Augenblick darauf ihrer Überraschung, warf den Schrank zu und eilte fort. Ich ging still lachend in mein Zimmer. Späterhin hat sie zu Christ gesagt, mein kaltblütiges Hinwerfen der Neuigkeit hätte sie so erbittert, daß sie mich hätte schlagen mögen. Mich vermied Christ ein paar Tage, dann aber kam er wieder und wünschte mir Glück zu der Art, wie ich mich aus der Verlegenheit gezogen. Als ich ihm ernsthafte Vorwürfe machte, antwortete er, ich sei zu lange weggeblieben, und er habe Langeweile gehabt. Ich forderte, daß er seine Anklage bei der Witwe zurücknehmen sollte, doch es war schon geschehen. Er hatte ihr gestanden, er habe sie nur necken wollen. Ich bat ihn, mich ein andermal bei dergleichen Späßen aus dem Spiele zu lassen, und die Sache war abgetan. Madame B. war eine so aufmerksame und gefällige Wirtin, und ich machte mit Christ so angenehme Spaziergänge im Rosental wie vorher. Hier pflückte er zuweilen Pilze, die er roh aß; eines Abends aber, da wir spät herumgelaufen waren, sammelte er Johanniswürmchen ein, um sie seinen Töchtern aufs Bett zu streuen. Vorzüglich dieser Einfall scheint mir an dem viel mehr als fünfzigjährigen Manne sehr charakteristisch.

Es ist so selten, Menschen, besonders ältliche Männer zu finden, die Spaß verstehn und ihn gefällig fortspinnen.

Ich saß in Berlin bei einer kranken Freundin auf dem Sofa, als plötzlich mit raschen Schlägen an der Tür geklopft, diese dann ebenso rasch geöffnet wurde und ein nicht großer Mann hereintrat, mit geistvollem Gesicht und ziemlich quecksilbern in jeder Bewegung. Er ging auf die Dame zu und fragte mit etwas quäkender Stimme: „Wie gehts heute?" Ich erriet, daß es der Arzt sei und entfernte mich ins Vorzimmer. Als er wegging, redete er mich an. Es entspann sich ein kurzes, aber lebhaftes Gespräch zwischen uns. Endlich fragte er: „Wer sind Sie?", nickte dann freundlich, lief fort ohne Hut, den er gewöhnlich im Wagen liegen ließ, und sprang in sein Fahrzeug. Nach zwei oder drei Tagen wiederholte sich der Auftritt und schloß wieder mit jener Frage. Ich beantwortete sie lächelnd, aber als sie nach einigen Tagen zum dritten Male getan wurde, verdroß sie mich, und ich sagte so bescheiden als möglich: „Ich bin der Hofrat Heim[1])." — Er prallte einen Schritt zurück, sah mich einen Augenblick starr an und rief: „Sehn Sie'n mal! Bis jetzt hab ich geglaubt, i ch sei der Hofrat Heim. Wer bin ich denn?" „Soviel ich weiß," antwortete ich, „sind Sie der Doktor Merkel." „Gut, gut", rief er. „Wie

[1]) Ernst Ludwig H e i m, 1747—1834, der populärste Arzt des damaligen Berlin. Vor allem durch seine fabelhafte Diagnostik als Arzt bedeutend, die fast zur Legendenbildung Anlaß gegeben hat.

man ſo vergeßlich ſein kann. Alſo ich bin der Doktor Merkel.“ Und er nickte ſo freundlich und lief ſo eilend fort wie ſonſt.

Chriſt tat mir ein paarmal den Gefallen, als Zuſchauer Darſtellungen beizuwohnen, in denen er nicht zu tun hatte, was eigentlich ſonſt ſo wenig eine Liebhaberei der alten Schauſpieler iſt, als das Konfekteſſen der Konfituriers. Am folgenden Tage, beim Herumſtreifen im Roſental, gab er mir dann eine genaue Kritik der Charaktere und der geleiſteten Darſtellungen. Ich bekenne, dadurch mehr gelernt zu haben, als durch meine häufigen Unterhaltungen mit Engel über Schauſpielkunſt und ſelbſt aus deſſen klaſſiſcher Schrift über Mimik, die Chriſt übrigens ſehr ſchätzte.

„Die Letten“

Bei[1]) meinen Kollegien und freundſchaftlichen Genüſſen vergaß ich den Zweck nicht, der mich nach Deutſchland geführt. Ich teilte ihn, ſchon wenige Stunden nach Anknüpfung unſerer Bekanntſchaft Seume mit und las ihm einige Stellen meiner Schrift vor. Am folgenden Tage brachte er mir das Gedicht, das am Ende der erſten Auflage meiner „Letten“ ſteht, und erlaubte mir, es als ſeinen Beitrag, ſeine Stimme, der Schrift beizufügen. Doch es galt vornehmlich, einen Verleger zu finden. Für jede erſte Schrift hat das Schwierigkeit und mußte dergleichen vorzüglich für mich haben, der ich den literariſchen Geſchäftsgang gar nicht kannte.

Chriſtian Auguſt Fiſcher[2]), den ich in Riga einmal ſprach, bot mir ſogleich eine Empfehlung an einen Buchhändler an, für den Fall, daß ich etwas herausgeben wollte. Der Buchhändler[3]), an den er mich adreſſiert hatte, war der Verleger ſeiner Schriften. Die Hauptartikel ſeines Verlages waren Dinge wie „Eliſa, oder das Weib, wie es ſein ſoll“, und unendlich viele Broſchüren, ich glaube gar ein Journal über den — Akazienbau; aber er machte ſolchen Lärm über ſeine Verlagsartikel, daß ſie wirklich großen Abgang fanden.

Ich beging die Übereilung, nicht vorher mit Seume oder Qu. über den Mann und meinen Plan zu ſprechen, ſondern ging wenige Tage nach meiner Ankunft zu ihm, voll Vertrauen auf die Fiſcherſche Empfehlung, und trug, ſo wenig mir der Mann gefiel, ihm meine Schrift an. Ich ſetzte ihm die Beſchaffenheit und den Zweck derſelben auseinander und gab ihm endlich einen Teil derſelben zur Anſicht. Doch es war kein Roman und handelte auch nicht vom Akazienbau; er verſtand nichts davon. Er bot mir —

[1]) Darſtellungen II, Seite 62.

[2]) Chr. Aug. Fiſcher, geb. 1771 in Leipzig, hatte in Riga kaufmänniſche Verbindungen und gab Unterricht in der Korreſpondenz. Später herzogl. Sachſen-Koburg-Meiningſcher Legationsrat und o. Profeſſor der Kulturgeſchichte und ſchönen Wiſſenſchaften in Würzburg. Wegen einer Schrift gegen den bayriſchen Finanzminiſter von Lerchenfeld zu mehrjähriger Feſtungshaft verurteilt, ſtarb 1829 in Mainz.

[3]) Es war der Buchhändler Heinrich Gräff. Ganz ſo ſchlecht, wie Merkel behauptet, ſcheint ſein Verlag nicht geweſen zu ſein, denn die bei ihm von Roſegarten herausgegebene Ausgabe der Klariſſa erſchien mit Kupfern von Chodowiecki. Nach 1813 hat er mit der Enthüllungsſchrift „Vertraute Briefe“ und „Neue Feuerbrände“ großen Erfolg. Vgl. das Kapitel: Der Politikus.

einen Dukaten für den Bogen, und ich — nahm ihn an, für die mit Enthusiasmus und sorglicher Kritik gemachte Arbeit mehrerer Jahre. Nur die Bedingung machte ich, daß die Schrift in einigen Wochen, bis zum August erscheinen und gut gedruckt werden solle. Die erste Bedingung erfüllte er, da ich ihm gesagt hatte, der Absatz würde sehr dabei gewinnen, wenn das Buch vor dem Herbstlandtage zu Riga erschiene; was aber die typographische Ausstattung betrifft, — es war auf schlechtem Druckpapier in irgendeiner thüringischen Stadt gedruckt und nachlässig behandelt. Die Wirkung übertraf meine gespannteste Erwartung. Zuerst ward ich ihrer in Leipzig gewahr, und zwar zu allererst in meiner eigenen Wohnung. Ich hatte einen jungen und dürftigen Wundarzt, der bisher nur als Gehilfe eines preußischen Regiments-Chirurgus gelernt hatte, und sich jetzt wissenschaftlich ausbilden wollte, seit einigen Wochen als Gesellschafter aufgenommen. Der junge Mann war immer sehr bescheiden gewesen, aber seit er ein Buch mit meinem Namen auf meinem Tische gesehen und darin gelesen hatte, behandelte er mich mit einer Art scheuer Ehrfurcht, auf die ich keinen Anspruch hatte. Zunächst erhielt ich den Besuch zweier junger livländischer Edelleute, die in dem frohen Bewußtsein, daß die nachteiligen Schilderungen in meiner Schrift nicht auf ihre Väter paßten, auf eine mich ehrende Weise meine Bekanntschaft suchten. Mit Stolz erinnere ich mich, daß einer derselben das tätigste Mitglied bei der Verfassung der Bauernverordnung war, durch deren kaiserliche Bestätigung 1819 die Leibeigenschaft in Kur-, Liv- und Estl[illegible]d de jure aufgehoben wurde. Diesem ersten Besuche folgten schnell so[illegible] belästigende Besuche, daß ich, um sie wenigstens abzukürzen, mit großen Buchstaben an meine Tür den virgilischen Vers schrieb:

At fugit interea, fugit irrepabile tempus!

Sobald nun ein Besuch zu lange währte, blickte ich wie von ungefähr ein paarmal auf jene Zeile, und er wurde, meistenteils mit einiger Verwirrung, geendigt.

Nachdem einige Zeitungen von der Schrift gesprochen hatten, liefen auch aus mehreren Gegenden Deutschlands, aus der Schweiz und Kopenhagen Briefe an mich und Nachrichten ein, die von dem vorteilhaften Aufsehen zeugten, welches mein Buch gemacht hatte. Mein Aufenthalt war indes damals so wechselnd und unbekannt, daß mich viele Briefe, die nicht an meinen Verleger adressiert wurden, verfehlten und ich erst später erfuhr, daß sie geschrieben wurden.

Den sprechendsten Beweis, daß mein Buch Sensation machte, gab mir der Verleger selbst. Als er von mir hörte, daß ich Leipzig verlassen wolle, bat er mich zu Gaste, und nach dem Ende der Mahlzeit zog er mich beiseite und fragte: wenn eine neue Auflage der Schrift nötig würde, ob er darauf rechnen könne, sie zu erhalten? Ich versprach es ihm. Es ist wirklich eine, etwas besser honorierte und gedruckte Ausgabe erschienen, aber ich glaube, oder vielmehr ich hoffe, sie ist Makulatur geworden. In der ersten Ausgabe war die Schrift dem Inhalte und der Form nach gerade, was sie sein mußte, um Wirkung zu tun. Zur zweiten Ausgabe, die der Verleger erweitert wünschte, hatte ich mancherlei philosophisch-politisches Räsonnement hinzugefügt, das nur dem Hauptzweck schaden

konnte. Die Universitätsluft hatte mich pedantisiert. Sollte jemals ein neuer Abdruck aus literarischer Absicht gemacht werden, so wünsche und verlange ich hiermit, daß es nach der ersten Ausgabe geschehe, die mit der Jahreszahl 1797 im Sommer 1796 zu Leipzig erschien.

*

Es ist hier der Ort, einige Worte über Merkels Kampf für die Letten zu sagen. Freilich kann dieser Kampf, der seine Persönlichkeit in seiner Heimat zu einer vielumstrittenen gemacht hat, in diesem Buche nur gestreift werden; denn hier das Endgültige zu sagen, muß friedlicheren Zeiten und einem anderen vorbehalten werden, der der Berufene dazu ist. Im Rahmen dieses Buches interessiert er nur nebenbei.

Im Vorwort habe ich bereits die Entstehung der Schrift geschildert, die 1796 in Leipzig mit dem Titel „Die Letten, vorzüglich in Liefland, am Ende des philosophischen Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Völker- und Menschenkunde von G. Merkel", 378 Seiten stark, mit einem Gedicht von Seume als Anhang erschien. Das Aufsehen, das das Buch erregte, war außerordentlich. Die lettische Frage, die auch heute noch nicht erledigt ist, wurde damit vor einem breiten Forum zur Diskussion gestellt, und die Glut, mit der das Buch, das im Grunde nur ein Pamphlet ist, geschrieben ist, hat ihm Achtung unter den Schriftstellern gewonnen. Das spricht sich, um nur ein Beispiel zu nennen, in der Besprechung aus, die Herder dem folgenden Buche Merkels „Humes und Rousseaus Abhandlungen über den Urvertrag. Nebst einem Versuch über Leibeigenschaft, den Liefländischen Erbherren gewidmet" (1797) am 14. September 1797 in den Erfurter Nachrichten widmet. Herder schreibt darin: Der Verfasser dieser Übersetzung ist durch seine patriotische Schrift „Die Letten . . ." aufs rühmlichste bekannt. Er hat das Elend der livländischen Nation in der Leibeigenschaft so herzzerreißend geschildert, daß — er nicht etwa nur in Deutschland Beifall und Lob erhalten (eine sehr unbefriedigende Belohnung), sondern daß seine Schrift da, wo sie Gutes wirken sollte, schon Gutes gewirkt hat. Mehrere der wahren Edeln, sagt man, sollen gemeinschaftlich Beschlüsse genommen haben, denen die durchgreifendsten Folgen zu wünschen sind, zur Ehre der Provinz und zur Ehre der Emporhebung der unterdrückten Menschheit.

Im Busen unseres Verfassers glüht ein Funke, der ihn sein Werk fortzusetzen anregt . . .

Finde diese Apologie eines jahrhundertelang gekränkten und erniedrigten Menschenstammes bei edeln Menschen ein günstiges Gehör und eine wohlwollende Beratung. Einen Kranz um seine Stirn wird unser junger Trasybulus nicht erwarten; einst aber, wenn nach erfüllten Hoffnungen er in sein Vaterland zurückkehrt, mögen ihm beide Nationen Livlands auch für das, was er so stark gewünscht und in Regung gebracht hat, durch eine gewonnene neue Existenz danken."

Herders letzte Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Noch heute bewirkt dieses Buch, daß man seinem Verfasser in seiner Heimat nicht gerecht wird. Er hat zuerst die wohl von vielen gefühlte Diskrepanz vor aller Welt ausgesprochen, die darin liegt, daß eine zahlenmäßig kleine Schicht über ein anderes Volk uneingeschränkt herrscht, mag es nun diesem Volke seine Kultur gebracht haben oder nicht, und sein Menschheitsgefühl empört sich über die Äußerungen dieser Tatsache des Herrschens. Man hat den „Letten" mit Recht Einseitigkeit, Übertreibung und sonst noch manches vorgeworfen, aber das ändert nichts an der Tatsache, daß Merkel, als er dieses Buch schrieb, zuerst den Finger auf eine schwärende Wunde legte. In Kreisen der nationalistischen Letten ist daher der Name Merkels stets ein verehrungswürdiger gewesen. Einer der ersten Führer

der lettischen Bewegung, E. Woldemar, äußert sich darüber: „Uns ist es gleichgültig, was Merkel als Kritiker galt oder war. Seine wahre Bedeutung hat Merkel doch nur als Apostel der Freiheit der Letten und Esten." (Vaterländisches und Gemeinnütziges, Heft 1, Moskau 1871.) Die Letten haben ihm auch 1869 auf seinem Grabe auf dem Friedhofe zu Kallakaln ein Denkmal gesetzt und seinen Todestag bis zum Kriege jährlich mit einer Gedächtnisfeier begangen.

Andererseits ist der Widerstand, den Merkel auch heute noch in deutsch-baltischen Kreisen erfährt, nicht zum geringsten Teile auf diese seine Tätigkeit zurückzuführen. 1838 schrieb freilich A. Samson von Himmelstiern in seinem Vorwort zum „Historischen Versuch über die Aufhebung der Leibeigenschaft in den Ostseeprovinzen" (abgedruckt als Beilage der Zeitung Inland): „Die Zeit der Anklagen und Fehden ist vorbei, und niemand wird mehr verdächtigt wegen seiner politischen und patriotischen Ansicht über die Geltung des Herrn Dr. Merkel. Man hat, soviel ich weiß, keinen Tadel zu befürchten, wenn man unverhohlen bekennt, daß Herr Dr. Merkel ein großes Verdienst um die erfreuliche Umgestaltung der Dinge in betreff der Bauern habe. Er sprach mit Leidenschaft, aber mit Wahrheit, die Leidenschaft war Eifer für die gute Sache und ist daher nicht allein zu entschuldigen, sondern auch vollkommen zu rechtfertigen. — Hätte der Herr Dr. Merkel nicht mit der Leidenschaft gesprochen, welche seine Sprache eben so begeisterte, als sie sein Herz erwärmt hatte, so würde er gewiß mit seinen Vorgängern gleiches Schicksal gehabt haben. Man hätte ihn überhört und übersehen gleich ihnen. Seinem Freimut verdanken wir im Jahre 1796, als ‚Die Letten' erschienen, manche Jünglinge edle, heilbringende Ansichten für die Zukunft."

Auch von amtlicher Stelle wurde Merkels Verdienst anerkannt. 1826 ließ er einen Abriß der Bauernbefreiung unter dem Titel „Die freien Letten und Esten" erscheinen, den er Kaiser Alexander I. mit folgendem Schreiben (nach Merkels eigener in meinem Besitz befindlicher Kopie) übersandte:

Ew. Kaiserl. Majestät

wage ich hierbei nicht eine Lobrede, sondern eine historische Charakteristik der menschenfreundlichsten Regentenschaft Allerhöchst Ihrer Regierung zu Füßen zu legen, der Befreiung der Letten und Esten.

Vor zwanzig Jahren, in der Ew. Kaiserl. Majestät dedizierten Dichtung „Wannem Vmanta", sagte ich jene Wundererscheinung vorher. Meine Zuversicht konnte nicht irren, da sie auf die weise Großmut Ew. Majestät rechnete. Jetzt glaubte ich auch durch den Erfolg berechtigt, die Geschichte der erhabenen Begebenheit zu schreiben, die ich geweissagt hatte. Möchte mir der Versuch nicht ganz mißlungen sein, die Größe wie die Schwierigkeiten der unsterblichen Wohltat anschaulich zu machen, welche Ew. Majestät der Menschheit erzeugte.

Mit der tiefsten Verehrung usw.

Ew. Kaiserl. Majestät
allerunterthänigster
Merkel

Alexander verlieh Merkel daraufhin eine lebenslängliche jährliche Pension von 200 Rubeln.

Ganz anders lautet jedoch, was ein Kurländer über Merkel urteilt, der Mitausche Oberlehrer H. Diederichs in seiner Besprechung von Eckardts „Merkel über Deutschland" (Rigasche Zeitung 1887, Nr. 93). „Merkels wirkliche Bedeutung reduziert sich darauf, daß er ein rücksichtsloser, gewandter Pamphletist und ein handfester Journalist von beschränktem und engem Horizont gewesen

ist. Seine politische Einsicht war auch auf naheliegendem Gebiete vielfach oft unreif. Eckardts Versuch, ihm eine höhere Bedeutung und eine bleibende Stellung in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Geisteslebens zu vindizieren, halten wir für aussichtslos. Merkel gehört völlig der Vergangenheit an, und alle Versuche, sein Gedächtnis wieder zu beleben, werden scheitern. Man sollte den Alten von Derkinshof[1]) nicht immer von neuem als Revenant der Gegenwart verführen." Freilich, auch Diederichs, der ihm gewiß nicht wohlgeneigt ist, muß seine Bedeutung für die engere Heimat zugestehen, indem er schließt: „Was allem noch zu tun übrig bleibt, ist eine zusammenfassende Darstellung und Würdigung der gesamten literarischen und politischen Tätigkeit Merkels im Zusammenhang mit den Verhältnissen und Zuständen seiner Heimat; es würde das ein nicht unrichtiger Beitrag zur Kulturgeschichte unseres Landes sein."

Hier spricht sich klar aus, daß der Deutschbalte, der nie vergessen hat, daß der Lette, der Undeutsche, auch einmal ein Unfreier war, Merkel im Grunde seines Herzens für einen Verräter an der deutschen Sache hält. Ich brauche nicht besonders zu betonen, daß ich Diederichs grämliche Ansicht über Merkel nicht teile, denn das, was der Mitausche Oberlehrer wünscht, geschieht hier nicht.

Wir bedauern nur, daß die Balten es nicht verstanden haben, der äußeren Befreiung der Letten die innere folgen zu lassen. Der Aufhebung der Leibeigenschaft stimmte der Adel nur innerlich widerstrebend zu. Die Gelegenheit, die damit gegeben war, die Letten jetzt auch einzudeutschen, wurde versäumt; die Großväter verfehlten damals, was heute — ich schreibe dies im März 1919 — die Enkel büßen müssen. Damals ist dem Deutschtum die älteste deutsche Kolonie verloren gegangen.

Baltische Fragen haben die deutsche Politik während des Krieges bestimmend beeinflußt. Das mag diese Abschweifung rechtfertigen, die mit dem Hauptthema der Erinnerungen Merkels nur lose zusammenhängt. Heute ist diese deutsche Ostpolitik erledigt, und nicht wir haben die Bedeutung Merkels für seine engere Heimat hier zu untersuchen. Die Republik Lettland ist gegründet und wird sich, ob im Anschluß an Sowjet-Rußland oder als selbständiger Staat ist belanglos, erhalten. Mögen lettländische Historiker die Bedeutung Merkels als des Apostels der Lettenbefreiung endgültig und gerecht festlegen; uns gebi hier die Rolle an, die er im deutschen Schrifttum spielte.

[1]) Merkels Gut.

Jena

Jena

Als[1]) ich von Leipzig nach Jena kam, war mir, als träte ich aus einem Hotel des quatre nations in eine Dorfkneipe. Die schmalen, schmutzigen Gassen, mit der Gosse in der Mitte, die altväterischen Häuser, unsauber von außen und nur zu häufig auch im Innern, die Armseligkeit der Bürger und vieler Studenten aus den umliegenden Städtchen, der Gesellschaftston, der, wenn er sich über die Gemeinheit erheben wollte, in den Pedantismus geriet, der rohe Ton der Studenten und noch vieles andere flößte mir Ekel ein. Als ich mich darüber gegen Bojanus[2]) äußerte (den nachmals rühmlich bekannten Naturforscher und Professor in Wilna), der in jener Zeit hier studierte und sich durch feinere Sitte liebenswürdig auszeichnete, gab er mir recht, aber erwiderte: „Dafür haben wir hier große Gelehrte und schöne Gegenden." Es ist wahr, Jena besaß damals Paulus[3]) und Grießbach, Loder, Hufeland, den Arzt, und Hufeland, den Juristen, den Philologen oder vielmehr Polyhistor Schütz, der die Jenaische Literatur-Zeitung stiftete und redigierte, Fichte und mehrere damals Hochgepriesene. Auch Schiller lebte hier, als Professor besoldet, doch ohne Collegia zu lesen. Alle diese Gelehrten studierten und lehrten, schriftstellerten noch mehr; aber zur Annehmlichkeit des öffentlichen Lebens trugen sie fast nichts bei, und selbst ihre Gesellschaften — und Loder gab zuweilen recht splendide — trugen den Stempel des Pedantismus.

Als die Universität zu Berlin gestiftet wurde, debattierte man in Schriften darüber, ob solche Institute besser in kleinen oder in großen Städten angelegt würden. Ich erinnere mich nicht, wie der Standpunkt und der Charakter der Wissenschaft in den verschiedenen Zeitaltern dabei

[1]) Darstellungen II, Seite 79.

[2]) Ludw. Heinr. Bojanus, geb. 16. Juli 1776 in Buchsweiler im Elsaß, studierte in Jena; 1797 Dr. med., Arzt in Darmstadt, machte wissenschaftliche Reisen nach Frankreich und England, wurde 1806 Professor an der Tierarzneischule in Wilna, 1816 auch Professor der vergleichenden Anatomie, 1822 Rektor der Universität. Später kränkelnd, ging er wieder nach Deutschland und starb am 2. April 1827 in Darmstadt. Von seinen zahlreichen wissenschaftlichen Schriften seien genannt: Über die Seuchen der Hausniere und Anatomie der Schildkröte.

[3]) Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, der „Rationalist", geb. 1761 in Leonberg, gest. 1851 in Heidelberg. Wurde 1789 als Professor der orientalischen Sprachen nach Jena berufen und wurde 1793 o. Professor der Theologie. Von Jena ging er nach Würzburg. Seine Tochter Caroline heiratete später A. W. Schlegel. Paulus war der erste, der auf Merkels „Letten" aufmerksam machte, und zwar in den Theologischen Annalen.

in Anschlag gebracht wurde, und dieser, glaub ich, war doch das entscheidende Moment. Als Griechisch und Latein der Hauptteil der Gelehrsamkeit war und man aus der neuern Zeit nur läppische Studien, als Genealogie, Heraldik usw., selbst die Kunst des Bratenzerlegens, zu entlehnen wußte, da waren die Universitäten wirklich nichts, als Schulen und wurden am besten in kleinen Städten angelegt, und die ärmlich ausgestatteten Bibliotheken fast ohne Fonds zu ihrer Vergrößerung oder Fortsetzung. Die noch unbedeutenderen Anstalten zur Unterstützung der Studien, anatomische Theater und Sammlungen, Krankenhäuser usw. mochten damals als hinreichend betrachtet werden; doch seit die wahre Wissenschafte selbständig fortschreitet, seitdem werden auch die Universitäten armer Fürsten in kleinen Landstädtchen immer unzulänglicher. Ich glaube, daß die meisten in wenig Jahrzehnten eingehen, nur die in den großen Residenzen Wien, Berlin und München übrig bleiben, und dann nicht bloß Schulen, sondern in jeder Rücksicht Bildungsanstalten sein werden.

Jena besaß mancherlei Vorzüge. Derselbe offene, helle Sinn, mit dem Herzog Karl August Weimar durch die Versammlung großer Dichter glänzend machte, hatte ihn auch bewogen, mit mancherlei Aufopferungen so viele ausgezeichnete Gelehrte nach Jena zu ziehen, als er nur gewinnen konnte, und bereitwillig half er, soweit seine Finanzen erlaubten, auch den öffentlichen Anstalten nach.

Am verletzendsten für mich war der rohe Ton, der hier, trotz der Nähe des ästhetischen Weimar, nicht nur unter den Studenten herrschte, sondern auch bei mehreren Professoren, die in ihren Kollegien sich der gemeinsten Ausdrücke bedienten, um populär zu sein, wohl gar Zoten rissen, um die Zuhörer zu unterhalten. Namentlich reichte ein einmaliges Hospitium bei dem Professor der Naturgeschichte L. und bei dem durch einige medizinische Schriften sogar berühmten Gr. hin, mich auf immer aus ihren Auditorien zu verscheuchen, obgleich der letztere mir gegenüber wohnte. Was die Studenten betrifft, so lag eine Entschuldigung für sie darin, daß die meisten von ihnen im väterlichen Hause selbst keine geistige Bildung genossen hatten und sich ihnen in Jena keine andere Unterhaltung bot, als nur sich die wilden Streiche zu erlauben, die sie in der Schule nicht gewagt hatten. Die anständigsten waren im allgemeinen die Kur-, Liv- und Estländer, aber auch unter diesen gab es gar manchen, der etwa heute in einem der seltenen Gesellschaftszirkel bei Loder oder Schütz sich fein artig gezeigt oder in einem Abonnements-Konzert im Schwarzen Bären, dem einzigen, sehr einfachen Gasthause, feinen Damen die Cour gemacht hatte, morgen aber im schmutzigen Flausrocke „zu Dorfe stieg", sich in Bier berauschte und mit Handwerksburschen und Bauern herumschlug. Man erzählte mir sogar von einem förmlichen Kriegszuge, den ein paar hundert Studenten nach einem Dorfe machten, und einer großen Prügelschlacht, die dabei vorfiel. Raufereien mit dem herzoglichen Militär, den Laubfröschen, wie die grün gekleideten Jäger genannt wurden Duelle, Austrommeln eines Professors, Katzenmusiken und Einwerfen der Fenster waren ziemlich häufig.

Einen Beleg für Merkels etwas grämliches Urteil über den Ton in Jena bietet das folgende Gedicht „Der alte Bursch", das ein anderer Balte in Jena ein paar Jahre früher, 1795, um eine Champagnerwette zu gewinnen, in ein paar Minuten improvisierte. Der Verfasser ist der spätere Dorpater Bibliothekar Karl Petersen, heute noch im Baltikum unter dem Spitznamen „Der Dicke" bekannt, einer der originellsten Köpfe der Ostseeprovinzen und von einer fabelhaften Reimfertigkeit, die sich mit grotesкem Humor paarte. Ich zitiere später noch einige Stachelverse, die sich gegen Merkel richteten.

Der alte Bursch

Ein alter Bursch, der semper idem bleibet,
Mit sel'ger Ruhe Glas und Pfeife füllt
Und — selbst im Schiffbruch — seine Schwiten treibet,
Bis sich des Schicksals Donner heiser brüllt . . .

Gleich groß als Präses im Gewühl der Freunde,
Wo sein Gesang wie Orgelton ertönt,
Und im Gefechte, wo er seinem Feinde
Den Stahl mit Lächeln aus der Rechten dröhnt . . .

Wenn er als Papst, gehüllt in Dampf und Funken,
Sein: O lector lectorum! brüllt und trinkt, —
Und als poeta laureatus trunken —
Doch mit dem Siegerblick — zu Boden sinkt . . .

Wenn scheu vor seinem Tritt die Schnurren fliehen
Und nichts die Allmacht seines Armes hemmt, —
Und wenn er sechsmal, ohne auszuziehen,
Sein atemloses Mädchen überschwemmt; — (Ovid, Ars am.)

Wenn er vor dem versammelten Senate
Wie Catilina schnöde Reden führt,
Und wenn ihn ein Beschluß vom hohen Rate
Auf neunundneunzig Jahre relegiert; —

Bald lebt er bon, traktiert sein Geld wie Plunder,
Geht hoch in Wichs, tut gegen Damen fein,
Raucht Knaster, wäscht die Nille mit Burgunder
Und reitet in des Lebens Lust hinein! —

Bald kommt er en chenille herangezogen; —
Doch sebt, der alte Bursche bleibt sich gleich,
Lacht um die Welt mit beiden Ellenbogen
Und ist bei Bier und „Blühe Sachsen" reich.

Und wenn der Satan auch die Betten führet,
Legt er auf ebner Erde sich zur Ruh
Und deckt sich, wenns den würd'gen Alten frieret,
Genügsam mit der Kammertüre zu.

Loder

Der[1]) berühmte Anatom Justus Ch. Loder[2]) war in vielen Rücksichten der ausgezeichnetste und interessanteste unter den Professoren. Obgleich schon tief in den vierziger, verband er mit dem vielseitigsten Wissen und tiefem Studium seiner Wissenschaft noch eine fast jugendliche Lebhaftigkeit im Sprechen und Handeln. Dabei war sein Benehmen das eines in feiner Gesellschaft geschliffenen Weltmannes und edelsinnig, seine Unterhaltung geistvoll — und sein Haus das glänzendste in Jena.

Sein Lebensgang ist merkwürdig. Er wurde 1753 in Riga geboren. Sein Vater war Prediger und Rektor des Lyzeums. Von diesem weise geleitet, erwarb Loder, mit dem glücklichsten Gedächtnis begabt, frühe so viel Kenntnisse, daß er schon als Gymnasiast eine mit Beifall aufgenommene Schrift herausgab. Im 17. Jahre bezog er die Universität Göttingen, erhielt im 24. die medizinische Doktorwürde, im 25. die Professur der Anatomie, Chirurgie und Hebammenkunst zu Jena, machte auf Kosten des Herzogs von Weimar eine Reise nach England und Frankreich, trug 25 Jahre hindurch sehr viel zur Berühmtheit der Universität Jena bei durch seine Schriften und Collegia, — ging dann als Professor nach Halle; als die Franzosen diese Stadt einnahmen, nach Königsberg, von dort nach Petersburg, dann als wirklicher Staatsrat und kaiserl. Leibarzt nach Moskau, leistete im Jahre 1812 große Dienste, indem er die Einrichtung der Armeespitäler leitete, und wurde Direktor des großen Militärhospitals zu Moskau, nachdem er wichtige Fehler in der bisherigen Verwaltung zur gerichtlichen Untersuchung gebracht. Er besorgte dort den Bau eines anatomischen Theaters, hielt nach dessen Vollendung unentgeltlich Vorlesungen in demselben und starb als Geheimrat und mit vielen Orden geschmückt, über achtzig Jahre alt.

In Jena lebte er bloß seiner Wissenschaft, seinen Vorlesungen und der kleinen chirurgischen Heilanstalt, deren Anlegung sowie den Bau eines anatomischen Theaters er bei dem Herzoge ausgewirkt hatte. Er bildete zugleich eine anatomische Präparaten-Sammlung, der man hohen Wert beilegte. Der Eifer, mit dem er für ihre Vermehrung tätig war, gab selbst zu mancher Drolligkeit Anlaß. So zahlte er einem jungen Menschen von seltner Verkrüppelung, einem Aufwärter der Studenten oder „Mulatten", einen Monatsgehalt gegen die kontraktmäßige Bedingung, daß das Skelett desselben dereinst in seine Sammlung käme. Der junge Mensch, der seitdem wegen seiner doppelt gekrümmten Beine

[1]) Darstellungen II, Seite 90.

[2]) Geb. 12. 3. (28. 2.) 1753 in Riga, 1778 o. Professor der Medizin, Chirurgie und Anatomie in Jena, als Gelehrter und Organisator eine der Leuchten der Universität Jena, dessen Vorlesungen Goethe oft beiwohnte. 1803 ging er nach Halle, nach Aufhebung der Universität nach Königsberg. 1809 quittierte er den Dienst, erhielt den preußischen Adel und ging nach Petersburg. Während des Krieges zeichnete er sich als Leiter des Lazarettwesens aus. Starb am 16. April 1832 in Moskau. Eine der bedeutendsten, durch seine Vielseitigkeit hervorragende Erscheinung der medizinischen Welt seiner Zeit. Sein Hauptwerk: Anatomische Tafeln zur Beförderung der Kenntnis des menschlichen Körpers, 1794—1803.

bei den Studenten nur „Loders Kaffeetisch" hieß, versichert, er hoffe, seinen mehr als doppelt so alten Patron zu überleben; aber die Hoffnung täuschte. Der „Kaffeetisch" hatte, trotz der Mißgestalt seiner Beine, einmal die Keckheit, einen störrischen Mietsgaul zu besteigen, fiel herunter und zerbrach völlig. Ob sein Skelett indes seine Bestimmung erreichte, weiß ich nicht. Loder hatte an dem Stadtphysikus Starke, der auch über Anatomie las, einen feindlich gesinnten Rival, der Anspruch auf die Leichen aller durch einen Unfall oder Selbstmord Umgekommener machte, und das war um so ärgerlicher, weil in der kleinen Stadt nur selten Kadaver zu haben waren. Der Eifer der Zuhörer Loders half indes zuweilen aus. So war einst die Leiche eines Umgekommenen zu Starke gebracht, der sie in seinem Vorhause niederlegen ließ und selbst die Haustür verschloß. Zu seinem großen Erstaunen war die Leiche gleichwohl am andern Morgen verschwunden, und Loder zeigte beim Eintreten in sein Auditorium ebenso großes Erstaunen, als er sie auf seinem Tische liegen sah. Er schlug die Hände zusammen und rief: „Nun, meine Herren, werden Sie doch nicht mehr daran zweifeln, daß der heilige Antonius von Padua vier Meilen weit mit dem abgeschlagenen Kopf unter dem Arm gegangen ist! Konnte doch dieser tote Schusterjunge da durch verschlossene Türen spazieren, um sich auf unseren Tisch zu legen. Er soll uns willkommen sein!" Und das Zerlegen fing an.

Von folgendem Vorgange war ich selbst Zeuge. Eine Schneidersfrau in mittleren Jahren war in die Saale geraten und ertrunken. Loder hatte sogleich auf die Leiche spekuliert und sie von dem wahrscheinlich dürftigen Ehemanne zur Öffnung im anatomischen Theater erhalten gegen das Versprechen, sie sodann anständig auf eigene Kosten beerdigen zu lassen.

Zu dieser Zeit wurde unter den Studenten der Medizin eine Subskription eröffnet, die schnell das Nötige zusammenbrachte; denn auf allen Gassen ertönte die frohe Nachricht, Loder habe einen „ganz himmlischen Kadaver geschossen". Daß ich in der Stunde der Öffnung nicht im anatomischen Theater fehlte, versteht sich. Unter den anwesenden Dilettanten war auch Alexander von Humboldt. Endlich erschien Loder mit einer hohen, seine Kleidung vorne vom Halse ab bedeckenden schneeweißen Schürze und Wachstuchärmeln und legte einen eleganten Sezierapparat in Ordnung. Jetzt ergriff er den Laken, mit dem die Leiche bedeckt war, aber zufällig blickte er nach oben, zog mit einem lauten „Ha!" den Laken wieder über und setzte sich nieder, noch immer nach oben sehend. Alle folgten seinem Blicke, und siehe da! die obersten Reihen der amphitheatralischen Bänke waren mit einem zahlreichen, wohlgeputzten Publikum gefüllt, das gar nicht burschikos aussah. Man staunte eine Minute, bald aber folgte das Erkennen, und während des allgemeinen Scharrens und Rufens: „Schneider hinaus!" zogen die Elegants beschämt davon. Wirklich hatten sich sämtliche Schneidergesellen Jenas in den Sonntagsputz geworfen und versammelt, die wohlbekannte Frau Meisterin in Parade liegen zu sehen. Während des ganzen Vorganges hatte Loder ruhig und lächelnd dagesessen und mit seiner goldenen Tabatiere gespielt. Jetzt stand er auf, legte die Tabatiere neben sich, zog die Decke ab, und

ein Murmeln: „Göttlich! göttlich!“ lief durch die Reihen. In der Tat war die Frau Meisterin ein wohl konditioniertes, sehr fleischiges Exemplar, woran sich besonders die Myologie und Syndesmologie sehr gut hätte demonstrieren lassen. In ihrem Unterleibe aber entdeckte Loder bei der Sektion eine so seltene Mißgestaltung, daß sie sein Auge vor Freude funkeln machte. Er zeigte sie uns vor und erklärte ihre köstliche Merkwürdigkeit ausführlich. Als am anderen Tage sich einige Wißbegierige früh einfanden und den Prosektor ersuchten, ihnen die Köstlichkeit zur näheren Prüfung noch einmal zu zeigen, war sie verschwunden. Wohin, ließ sich leicht erraten, und wir Studenten fanden das recht und vernünftig. Nicht so die Schneidergesellen. Es verbreitete sich unter ihnen das Gerücht, der — Magen der Frau Meisterin sei geraubt, und sie erklärten, die Beerdigung nicht zulassen zu wollen, wenn die Frau nicht vollständig wäre. Es war ein Skandal zu fürchten; doch Loder wußte Rat, dem vorzubeugen und doch im Besitz der „Köstlichkeit“ zu bleiben. Zur plötzlich und am Abend festgesetzten Stunde der Beerdigung fanden sich sämtliche Studenten der Medizin und viele andere, manche mit Fackeln, bei dem anatomischen Theater ein und bildeten, als Prozession geordnet, eine so zahlreiche Grabbegleitung, daß sich kein Schneidergeselle zu nähern wagte. Mit großer Auszeichnung, doch ohne — Magen, sank die Frau Meisterin defekt in die Grube.

Goethe

In[1]) Loders Hause war es auch, daß ich zum ersten und einzigen Male mit Goethe zusammentraf, aber leider auf eine Weise, die unsere persönliche Antipathie auf immer entschied. Noch in seinen Gesprächen mit Herrn Eckermann habe ich Spuren derselben gefunden[2]).

Ich las eines Abends gerade im Schillerschen Taschenbuche auf 1797 die Xenien und las sie mit steigendem Unwillen. — Schon durch meine Geistesnatur nicht zum blinden, enthusiastischen Bewunderer berufen, war ich es am wenigsten für die deutsche schöne Literatur, die mir noch immer fremder geblieben, als die englische und französische. — Ihre Tagesgeschichte, aus welcher die Veranlassung jener Spottgedichte hervorgegangen, war mir völlig unbekannt. So sah ich in diesen nichts, als die insolente Anmaßung der Verfasser, einer großen Anzahl ausgezeichneter Männer Beleidigungen zu sagen; daß diese witzig waren, machte die Sache noch schlimmer. Übrigens herrschte die ohne Zweifel richtige Ansicht, daß, wenn Schiller auch Anteil an den Xenien habe, er doch nur von Goethe zu dem Mutwillen hingerissen sein konnte. Indem ich über meinem Mißvergnügen brütete, erhielt ich ein Billett von Loder, mich ja so bald als möglich zur Abendgesellschaft bei ihm einzufinden; auch Goethe würde da sein.

[1]) Darstellungen II, Seite 98.

[2]) Gemeint ist hier wohl Eckermanns Aufzeichnung über den 16. Mai 1828, wo Goethe sich an den Erinnerungen seiner Streitigkeiten mit Kotzebue und Konsorten amüsiert und Stachelverse rezitiert. Vgl. das Kapitel Der Kritikus.

Ich fand schon eine sehr zahlreiche Versammlung von fast allen Professoren und einigen Studenten beisammen. Im Prunkzimmer stand Goethe mit ernster, stolzer Miene vor dem Spiegeltische, auf beiden Seiten von Kerzen und vorne vom Kronleuchter beleuchtet, prunkend da, und um ihn eine Halbrunde von mehreren Reihen ehrfurchtsvoll Lauschender. Bei dem Gefühl, mit dem ich soeben die Xenien gelesen, widerte mich dieses Schauspiel an. Ich glaubte, den Triumph straffloser Insolenz feiern zu sehen. Loder stellte mich Goethen vor als den Verfasser der Letten. Er blickte herablassend und fuhr fort in seiner Rede. Das verdroß mich, denn ich war mir bewußt, in Rücksicht meiner Zwecke über dem Verfasser der Xenien zu stehen. Daß er mein Buch wahrscheinlich gar nicht kannte, fiel mir nicht ein.

Er sprach gerade in einem dozierenden Tone über Raphaels Gemälde im Vatikan. Den letzten Umstand hatte ich nicht bemerkt und sagte: „Es wäre viel, wenn die Franzosen sich ihrer nicht bemächtigten." Mit einer wegwerfenden Miene, als hätte ich eine Dummheit gesagt, erwiderte Goethe: „Sie sind ja auf die Mauer gemalt." — „Doch nur auf Stuck", antwortete ich und zog mich aus dem bewundernden Halbkreise zurück und habe mich Goethen nie wieder genähert. Mir hatte bei meiner Antwort dunkel vorgeschwebt, es müsse ein Mittel geben, die Stucklagen abzulösen ohne Verletzung der Gemälde, die sie verherrlichen. Welcher Art dies Mittel sein könne, ahnte ich freilich nicht; doch wenige Monate später erzählten die Zeitungen, daß die Franzosen Wandgemälde abgesägt hätten. Mit welchem Erfolge, weiß ich nicht mehr; gewiß aber hätten sie ihr Verfahren bis zum glücklichsten ausgebildet, wenn sich ihnen nicht bald die Aussicht eröffnet hätte, Rom selbst samt seinen Herrlichkeiten zu behalten.

Ich brachte meine Verstimmung gegen Goethe mit, als ich einige Monate später nach Weimar zog, und sie wurde durch das, was ich von seinem Verfahren in literarischen und nichtliterarischen Rücksichten hörte, nicht geändert. So verlebte ich einen großen Teil von drei Jahren dort, ohne einen Versuch, ihm näher zu kommen. Er schien damals schon meine Abneigung zu erwidern, wie aus manchen kleinen Kränkungen hervorging. Als z. B. Iffland[1]) nach Weimar kam, wurde Morgenstern[2]), der bei mir wohnte, zu einem großen Dejeuner eingeladen, das Goethe Iffland gab, und an dem fast ganz Weimar teilnahm; ich erhielt keine Einladung. Ich tröstete mich leicht durch den Gedanken, daß ich ohnehin nicht hingegangen wäre, aber ich sollte noch eine Art Satisfaktion erhalten.

[1]) Es handelt sich wohl um Ifflands Gastspiel im April—Mai 1798. Interessant ist in diesem Zusammenhang Schillers Brief an W. von Humboldt vom 21. 3. 1796: „Ich habe Goethen versprochen, während Ifflands Anwesenheit . . . ihm Gesellschaft zu leisten, damit er für Iffland um so eher eine Sozietät eröffnen könne. Er wollte nicht gern zu viel Anstalten Ifflands wegen machen, und doch wissen Sie, daß man in Weimar alles aufbieten muß, um auch nur etwas von Sozietät zu haben. Nun geht ein Teil des Sozietäts-Arrangements auch auf meinen Namen, und wenn wir, Goethe und ich, zusammen sind, so verwandelt sich die ganze Historie in eine Komödie für uns." Damals wollte man Iffland für Weimar gewinnen.

[2]) Karl Morgenstern, der berühmte Dorpater Universitätslehrer, war 1794—98 als Dozent in Halle und hat von hier aus wohl Merkel in Weimar besucht.

Kaum war Morgenstern fortgegangen, als der rühmlich bekannte Schauspieler Graff[1]) zu mir eintrat, ein ernster Mann von achtungswertem Charakter. „Wie!“ rief ich ihm entgegen, „Ihre ganze Gesellschaft ist bei Goethe versammelt, und Sie sind nicht da?“ — „Nein!“ antwortete er. „Da der Herr Geheime Rat sonst außer dem Theater keine Notiz von uns nimmt, so mag ich die Ehre, die man mir um Ifflands willen zu erzeigen geruht, auch nicht.“ — „Sie sind ein braver Mann, und Ihr Selbstgefühl ist gerecht“, sagte ich, indem ich ihm die Hand schüttelte.

In kleinen Städten wird alles bekannt. Goethe erfuhr Graffs Besuch an jenem Morgen bei mir, vielleicht auch meine Äußerung, und beschuldigte mich nachher einmal, ich mache ihm die Schauspieler aufsässig. Die Anschuldigung war durchaus unwahr. Ich war zwar zum Theater abonniert, aber außer Graff mit keinem Gliede der Bühne bekannt, und auch diesen sah ich selten.

Da ich späterhin als Kritiker auftrat und mit freier Unbefangenheit auch über seine Schriften urteilte, zürnte er heftig, und sein Zorn wurde Erbitterung, als ich mich mit Kotzebue, den er verfolgte, zur Herausgabe des Freimütigen verband. Solange ich in Deutschland war, tat mir das keinen Schaden, wohl aber sehr großen, seit ich es 1806 verlassen hatte, besonders seit die Bewunderung für ihn eine Art Aberglaube wurde. Alle Halbköpfe, über die ich einmal gelacht hatte, verbanden sich gegen mich, um meinen Namen beim Publikum verhaßt zu machen, und hatten immer dabei Goethe selbst oder das Berufen auf ihn zum Rückenhalt. Zwanzigmal hab ich den Vorwurf gehört: „Selbst Goethe hat er getadelt oder angegriffen.“ Nun freilich ging meine Bewunderung des großen Dichters nie bis zu der Stupidität, ihn für unfehlbar zu halten, und was ich tadelhaft fand, darüber sprach ich sehr offen.

*

Über Merkels Stellung zu Goethe müssen hier diese kurzen Notizen genügen. Die Auseinandersetzungen zwischen den beiden erfolgten in der Hauptsache während seines Aufenthaltes in Berlin. Immerhin ist das halb naive Eingeständnis Merkels wertvoll, daß eine von ihm als persönliche Kränkung empfundene Zurechtweisung den ersten Grund zu seiner Abneigung legte. Der von ihm eben so sehr betonte Unmut über die Xenien erscheint daneben sehr künstlich aufgebauscht.

Schiller

Mein[2]) persönliche Bekanntschaft mit Schiller beschränkt sich auf Jena. Es lag nicht in meiner Individualität, die Zelebritäten aufzusuchen und ihnen den Hof zu machen. Das Nil admirari war mir nicht sowohl Grundsatz als natürlich. So hatte ich denn schon ein paar Monate in Jena verlebt, ohne Schiller gesehen zu haben, als mir Graß, der sich

[1]) Johann Jacob Graff, Heldenspieler des Weimarer Theaters, der erste Darsteller des Wallenstein, Attinghausen, geb. 1768 oder 69, studierte in Straßburg Theologie, flüchtete vor der Revolution und wurde Schauspieler. Aus der Bossschen Truppe engagierte ihn Goethe 1793. Dem Weimarer Theater gehörte er bis 1841 an. Starb 1848.

[2]) Darstellungen II, Seite 103.

mit Schillers Freundschaft schmeichelte, einen Brief an ihn sandte und mich dringend aufforderte, diesen Brief selbst abzugeben. Ich tat es eines Vormittags um elf Uhr und fand Schiller erschöpft und matt auf dem Sofa. Er war soeben erst aus dem Bette gekommen, und jene sichtliche Erschöpfung war die Folge seiner unregelmäßigen Lebensart, die ihn auch früh ins Grab führte. Es ist bekannt, daß er fast nur in der Nacht arbeitete und sich dabei durch Wein begeisterte. Zu jener Zeit aber pflegte er, wie ein damaliger Hausfreund und Kostgänger hat drucken lassen, Nächte hindurch Karten zu spielen. Man weiß ja aus seinen Biographien, daß sein glänzendes Dichtergenie mancherlei Schwächen zu übersehen zwang.

Den Brief meines lieben Graß las Schiller nicht in meiner Gegenwart; ich weiß nicht, ob aus Höflichkeit gegen mich oder aus Gleichgültigkeit gegen Graß. Ich mußte mich ihm also selbst bekannt machen, und so sah er in unserm ersten Gespräche nichts in mir, als einen Studenten der Medizin, der das Glück haben wollte, ihn kennen zu lernen. Dazu war ich indes nicht bewundernd und warm genug in meinen Äußerungen; ich erinnere mich in der Tat nicht eines Komplimentes, das ich ihm gesagt hätte. Der Gegenstand unseres Gespräches war größtenteils nur Graß, dessen Entschluß, sich als Künstler in die Welt zu werfen, er nicht billigte. Ich sprach nicht von seinen Werken, was gewiß unrecht war, er nicht von meiner Schrift, die er wahrscheinlich nicht kannte; so fand sich kein Berührungspunkt zwischen uns, und ich verließ ihn nach einer halben Stunde fast mit Bedauern, daß ich Graß' Wunsch erfüllt hatte. Kurz darauf wurde Schiller schwer krank und blieb es lange; so konnte ich meinen Besuch nicht wiederholen, wozu er mich mit Höflichkeit eingeladen. Ich sprach ihn nur zufällig wieder. Im Begriff, im Frühlinge Jena zu verlassen, machte ich noch einen Spaziergang und fand Schiller vor seiner Gartentüre. Da er meinen Gruß wie den eines Bekannten erwiderte, trat ich zu ihm, machte ihm meinen Glückwunsch zu seiner Genesung und nahm Abschied. Er schien jetzt mehr von mir zu wissen, und wir gingen ein halbes Stündchen in lebhafterem Gespräch im Gärtchen umher. Seitdem sah ich ihn nur 1805 in Berlin wieder, ich weiß nicht, wo. Aber damals war er schon wegen meiner Kritiken feindselig gegen mich gesinnt; wir sprachen uns nicht.

Hier scheint es mir am Ort, eine schiefe Darstellung zu berichtigen, die mich gekränkt hat, ohne daß ich indes bisher über sie sprechen mochte.

Eine lange Erzählung, ich glaube, im Morgenblatte, in der Goethes Darstellungsweise und schöner Vortrag nicht zu verkennen war[1]), berichtete einmal über die Vorbereitung dazu, Schillers Wallenstein zum ersten Male zu geben[2]), über die Art, wie es geschah, und den Enthusiasmus, mit dem er aufgenommen worden. „Nur Merkel", heißt es darin, „ging

[1]) Dieser Artikel stammt, wie Diederichs in der Rigaschen Zeitung (1887) mitteilt, nicht von Goethe. Er erschien 1822.

[2]) Wahrscheinlich handelt es sich um die Uraufführung von Wallensteins Tod, die am 20. April 1799 in Weimar stattfand. Das Lager wurde am 12. August 1798, die Piccolomini am 30. Januar 1799 zum ersten Male aufgeführt. Wallensteins Tod wurde damals nur „Wallenstein" genannt.

am Ende des dritten Aktes fort und erklärte, er fände es viel vernünftiger und sogar poetischer, nach Hause zu gehen und einen Sardellensalat zu essen." Jene erste Darstellung geschah im Herbste 1799. Der fragliche Aufsatz wurde aber spät in den Zwanzigern des jetzigen Jahrhunderts gedruckt. Ich fühlte mich dem Verfasser sehr verbunden für das Schmeichelhafte, das darin lag, daß er sich nach so langer Zeit noch meiner unbedachtsamen Äußerung erinnerte, und halte es für eine entsprechende Erwiderung, daß ich seine wichtige Nachricht erst zu Ende der Dreißiger ins rechte Licht setze. Das Faktum ist übrigens richtig. Ich erinnere mich ganz bestimmt, daß ich jene Worte einem Bekannten zurief, indem ich meinen Mantel umnahm und dann erst bemerkte, daß Goethe drei Schritte von mir stand. Sie waren indes nicht gegen das Stück gerichtet, das ich noch nicht kannte, und dessen Darstellung zu sehen, ich meine Abreise nach Berlin um mehrere Tage aufgeschoben hatte. Sie waren ein Ausbruch des Unwillens darüber, daß Goethe als Direktor der Bühne mit seiner gewöhnlichen Rücksichtslosigkeit auf andere jenen Genuß dem einheimischen Publikum dadurch verbittert hatte, daß er eine ganz unbestimmte Menge von Billetts an Fremde ausgeben ließ, wodurch das Haus erstickend überfüllt wurde. Ich fand den Sardellensalat nicht vernünftiger und poetischer als Schillers Wallenstein, sondern als das längere Ausharren in einem unerträglichen Gedränge und einer Hitze, die den Atem versetzte, und zwar mit der Gewißheit, daß es noch einige Stunden währen solle. Und es hat so lange gewährt. Ich hatte längst meinen zum voraus bestellten Sardellensalat zu mir genommen, mich in die Kalesche geworfen und vielleicht schon eine Meile zurückgelegt, als die von halb Thüringen gepreßten Weimaraner noch ächzten: „Ach wie schön!"

In jenem Aufsatze wurden aber meine Worte für einen Beweis der Feindseligkeit gegen Schiller erklärt, und es wurde versichert, erst später hätte ich mit Lobeserhebungen von ihm geschrieben und ihn über Goethe gesetzt, um die beiden Freunde zu veruneinigen. Das ist ein Pröbchen von den boshaft niedrigen Deutungen, durch die man mich so lange beim Publikum verunglimpfte. Wie unglücklich, daß ich sie, weit von Deutschland entfernt, immer so spät erfuhr, daß sie, nachdem sie ihre Wirkung getan, schon veraltet waren! Warum hätte ich Feindseligkeiten gegen Schiller haben sollen? Den Dichter bewunderte ich; der Mensch war mir gleichgültig. Und welchen Vorteil hätt' es mir bringen können, Schiller und Goethe uneins zu machen? —

Die Wahrheit ist, daß ich immer Schiller bei gleichem Genie für einen viel größeren Künstler gehalten habe, als Goethe war. Unter Schillers gedruckten Dichtungen kenne ich keine, zu der sich Goethe nicht hätte mit Ehren bekennen können, aber unter den seinigen sehr viele, die Schiller, wenn es ihm widerfahren wäre, sie zu schreiben, sicher nicht hätte bekannt werden lassen, z. B. Stella, der Großkophta, der westöstliche Divan und besonders die ungeschlachte Fortsetzung des herrlichen Faust. Hätte aber wohl im Gegensatz Goethe vermocht, einen Charakter wie den Marquis Posa zu schaffen? Ich wage ein unbedingtes „Nein!", denn er war keines Enthusiasmus fähig.

Schillers Dichtungen hab ich immer mit wahrer Bewunderung genossen, doch ohne ihre Fehler zu übersehen, — und wenn ich sie beurteilen mußte, auch nachzuweisen. Den Wallenstein selbst z. B. hab ich in meinen Briefen an ein Frauenzimmer mit großer Wärme gepriesen, aber die — wunderbar ergreifende — Episode der Liebe zwischen Max und Thekla getadelt, weil sie nicht, was Episoden sein sollen, in die Handlung eingreift, sie motivieren hilft. Ich nannte sie deshalb „ein wunderschönes — drittes Bein. Striche man die Rollen der beiden Liebenden weg, so verlöre das Stück den größten Teil seines Interesses, aber von seinem Zusammenhange nichts."

Ein zweiter, noch größerer Fehlgriff, den ich aber eben deshalb nicht rügen mochte, hat mir immer die Weise geschienen, wie Max endet. Hätte er, nachdem er seinen idealischen Glauben an Wallenstein und seine Liebeshoffnung getäuscht sah, von seinem Kammerdiener gefordert, er solle sich zur Gesellschaft mit ihm erschießen, so würde man das ohne weiteres als eine tyrannische Tollhäuslerei verabscheut oder belacht haben. Und er opfert seinem Unmute tausend tapfre Männer, die ihm innig ergeben und von seinem Monarchen ihm anvertraut sind! Vorsätzlich! Man erinnere sich nur der Worte, mit denen er scheidet, und der Äußerung des schwedischen Offiziers: „Man sagt, er wollte sterben!" Freilich! Sonst hätte er nicht eine ganze Armee mit einem Regimente angefallen. Es ist wohl einer der glänzendsten Beweise von der Zaubergewalt des Schillerschen Genies, daß das Stück trotz solchen Fehlgriffen so allgemeine — und übrigens gerechte — Bewunderung erwerben und behalten konnte.

*

Daß Schiller in Hinsicht Merkels durchaus zu Goethe stand, unterliegt keinem Zweifel. Auch hier muß ich auf das spätere Kapitel „Der Kritikus" verweisen.

Eine ausführliche Darlegung seiner Ansichten über Schillers Kunst hat Merkel in seinen Skizzen veröffentlicht. Sie ist so breit angelegt und im einzelnen so anfechtbar, daß sie hier füglich ausgelassen werden kann.

Fichte

Seit[1]) ein großer Dichter, ich weiß nicht, ob Schiller oder Goethe, ausrief: „Vergänglich ist des Mimen Kunst!" ist und wird das Sprüchelchen unzähligemal wiederholt. Die Kunstleistungen der Schauspieler (jedoch) scheinen mir lange nicht so vergänglich, als die der Schulphilosophen. Der Ruhm eines Roscius, Lecain, Talma, Garrik, Eckhof, Schröder dauert, und selbst die Überlieferung davon, wie sie diesen oder jenen großen Charakter, ja einzelne Momente gaben, erhält sich lange mit Bewunderung auf der Bühne; die Schulphilosophen überleben gewöhnlich die Geltung ihres Systems, und mit ihm sinkt auch die ihrige, schlimmer als in Vergessenheit, in Nichtachtung.

[1]) Darstellungen II, Seite 114.

Das Auffallendste dabei ist Unbefangenen, daß jeder von ihnen mit der Behauptung auftritt, er habe das Höchste der Wahrheit gefunden; weiter lasse sich nicht dringen. Nie hat wohl einer das bestimmter und kecker verkündigt als Fichte. Nach seiner Äußerung, vielleicht auch wohl Überzeugung, gelangte seine Wissenschaftslehre an die höchste Grenze des Vermögens menschlichen Denkens. Das kam mir so drollig vor, daß ich dem Medailleur Abramson[1]), der mir zuweilen die Ehre bezeigte, mich um Ideen zu Arbeiten zu bitten, vorschlug, eine Medaille auf jene Lehre zu verfertigen: ein Sackgäßchen und Fichte, der hineinlaufend mit der Stirn an die Schlußmauer stößt und ruft: „Hier ist das Ende der Welt!" Abramson meinte, das ließe sich wirklich ausführen, tat es aber weislich nicht.

Besonders gab Fichtes oberster Satz: „Ich setze mich schlechthin", im Grunde nur eine Verunstaltung des alten „Cogito, ergo sum!", viel Anlaß zu Spott. Baggesen[2]) persiflierte es in einem witzigen Trinkliede, das zu Jena selbst in einem frohen Zirkel von Professoren gesungen wurde. Es hieß, Fichte selber solle mitgesungen haben. Die Art, wie er einen anderen leichten Scherz aufnahm, macht das wahrscheinlich. Er glitt in Weimar auf dem gerade nassen Pflaster aus und fiel in einer sitzenden Stellung zu Boden. „Fichte setzt sich schlecht hin!" rief ein Student, der hinter ihm ging. Die Begleitenden lachten hell auf, und Fichte lächelte wenigstens mit.

Er besaß unstreitig sehr viel Scharfsinn und Energie des Charakters. Er dachte hell und kräftig und besaß, sein Haupttalent, viel und feurige Beredsamkeit. Sein System war freilich dunkel und blieb es, wie man versicherte, selbst den Geweihtesten unter seinen Anhängern, aber es war ihm auch nur das mühsam erarbeitete Rüstzeug zum akademischen Lehrer. Kant war ein froher, feiner, witziger Lebemann und seit vielen Jahren ein gepriesener Lehrer, ehe er seine „Kritik der reinen Vernunft" niederschrieb. Er tat dieses nur, wie bekannt ist, weil sein Magen ihm verbot, die Abendgesellschaften in der reichen und wohllebenden Handelsstadt, in denen er bisher selten fehlte, länger mitzumachen. Fichte dagegen, wahrscheinlich Kants bester Schüler, übrigens in sehr bedrängten Vermögensumständen, mußte als junger Mann die Philosophie, fast sein einziges Studium, zum Broterwerb machen. Kantianer zu sein, zeichnete nicht mehr aus und genügte seinem Ehrgeiz nicht. Er versuchte und es gelang ihm, ein neues System aufzustellen und davon lange zu subsistieren. „Kant", sagte jemand, „philosophierte, weil er nicht mehr essen konnte; Fichte, weil er essen wollte." Wenigstens konnte der Zorn, der ihn er-

[1]) Abr. Abramson, geb. 1754, gest. 1811 als preuß. Münzmeister, verfertigte eine große Anzahl von Medaillen auf Zeitereignisse. Er hatte auch, wie die von ihm geprägte Denkmünze auf die Akademia Petrina in Mitau beweist, Beziehungen zum Baltikum.

[2]) Jens Baggesen, geb. 15. Februar 1764, gest. 3. Oktober 1826, unter den dänischen Dichtern derjenige, der vor allem die Bedeutung Schillers verkündigte, bei dem ihn Reinhold 1790 eingeführt hatte. Die Unterstützung Schillers durch den Herzog Friedrich Christian von Augustenburg und den Grafen Schimmelmann ist ihm in erster Linie zuzuschreiben. Das von Merkel erwähnte Lied folgt am Schlusse des Kapitels.

füllte und zu gemeinen Schimpfworten hinriß, wenn sein System angegriffen wurde, wohl zu der Vermutung bewegen, daß er mehr für den Herd stritt, als für den Altar der Wahrheit. Immer war seine Art des Streitens und die Arroganz, mit der er aufzutreten pflegte, ein Beweis jener Roheit der Sitten, die zu jener Zeit nur zu häufig an den akademischen Lehrern, die selbst nur in den kleinen Universitätsstädtchen gebildet waren, sich zeigte[1]). Fichte scheint sie indes in den letzten Jahren seines Aufenthaltes in Berlin abgelegt und sich so ganz den Grad hoher Achtung erworben zu haben, den er in so mancher Rücksicht verdiente.

Sein Charakter erschien mir in einem Punkte völlig der Gegensatz von Seumes Charakter. Wie dieser mehr Stärke als Kraft, besaß Fichte mehr Kraft als Stärke. Wie Seume fast nichts unternahm, aber an dem einmal Ergriffenen unerschütterlich festhielt und keinem fremden Einflusse offenstand, unternahm Fichte mancherlei mit großer Kühnheit, gab es aber, wenn er Widerstand fand, leicht auf, ging nicht selten zum Entgegengesetzten über und gestattete untergeordneten Geistern, ihn zu lenken. Als er Professor zu Jena wurde, was seine erste Anstellung war, trat er mit der Erklärung auf, er wolle die Studentenorden vernichten, sprach heftig gegen sie und bemühte sich, offizielle Maßregeln gegen sie zu veranlassen. Studenten warfen ihm die Fenster ein, versuchten ins Haus zu brechen und drohten, in der nächsten Nacht wiederzukommen und alles zu zerstören. Fichte dagegen machte bekannt, er werde die Nacht mit geladenen Pistolen durchwachen, rief indes doch die Hilfe des Senats auf, der strenge Sicherheitsanstalten traf. Seitdem gab er seinen Plan auf und selbst so ganz seinen Wunsch, den Gesetzgeber der Studenten zu spielen, daß er bald auf einem freundlich-gemütlichen Fuße mit ihnen stand, auch mit den bekannten Senioren ihrer Orden. — In seiner Wissenschaftslehre und in seinen Vorträgen kam vieles vor, was gegen die Lehrsätze der Religion oder doch der Kirche zu streiten schien. Der Superintendent und das Konsistorium zu — Dresden klagten darüber bei der Oberbehörde, und diese konnte doch, geschah es auch nur anstandshalber, nicht umhin, ein ernstes Abmahnungsschreiben, obgleich in schonenden Ausdrücken, an ihn ergehen zu lassen, er möge sich solcher Äußerungen enthalten. Fichte hatte ein zu stolzes Selbstgefühl und eine zu hohe Vorstellung von seiner Unentbehrlichkeit an der Universität, um den Schritt der Nutritoren nicht als eine Beleidigung anzusehen. Statt durch eine ruhige Erklärung antwortete er trotzig: wolle man ihm Verweise erteilen und die Lehrfreiheit beschränken, so sähe er sich genötigt, um seine Entlassung zu bitten, und mehrere Professoren würden ihm folgen, zum großen Nachteile der Universität.

Jetzt fand die Oberbehörde, sie sei es ihrer Ehre schuldig, ihm wirklich die Entlassung zu erteilen, mit deren Forderung er gedroht hatte, und Fichte, der dies gar nicht für möglich gehalten, sah sich plötzlich aus dem Wirkungskreise verstoßen, den er so lange gesucht und in dem er sich so

[1]) Der Helmstedter Professor Beireis pflegte von seinen ihm unsympathischen Kollegen in den Vorlesungen nur als von „Hundeschwänzen" zu sprechen.

wichtig, ja, unentbehrlich glaubte, und zugleich Nahrungssorgen bloßgestellt. Was das schlimmste war, der Anlaß dazu schien wenigstens derart, daß seine Anstellung auf einer anderen Universität dadurch erschwert werden mußte. Man erzählte von Schritten, die er nun getan, damit jene Entlassung zurückgenommen werde, und da diese vergeblich waren, ging er nach Berlin, wo er darzutun suchte, der Sinn der Wissenschaftslehre stimme völlig überein mit der christlichen Religion, ja sogar Gedichte schrieb im Stile der altfränkischen Tieckschen Manier[1]), die fromm aussahen. In Berlin fand er glücklicherweise viele, selbst unter den höchsten Beamten, die, wenn sie ihn auch nicht für religiös hielten, doch seinen Scharfsinn und seine Talente zum akademischen Lehrer gebührend schätzten. Sie interessierten sich für die Vorlesungen, die er in Berlin hielt, und gaben ihm nach einigen Jahren eine neue Professur in Erlangen und später in Berlin selbst[2]).

Die Beziehungen, in die ich zu ihm kam, waren sehr einfach. Ich ließ mich in Jena einmal bereden, bei ihm zu hospitieren, stieg abends um 7 Uhr in einem unfreundlichen Häuschen zwei Treppen hinauf in eine wenig erhellte, kleine Stube, wo ich etwa acht oder zehn Hörer beisammen fand. Mir schien sein Vortrag noch dunkler als seine Stube, und ich kam nicht wieder. Als er seine Entlassung erhalten hatte, besuchte er mich in Berlin und schien mich zur öffentlichen Teilnahme für seine Angelegenheit anwerben zu wollen. Das setzte mich in Verlegenheit. Nach meiner Meinung hatte er sehr unrecht getan, der Oberbehörde trotzig zu antworten, und noch mehr, indem er später durch Sophismen in sein System hinein erklären wollte, was offenbar nicht darin lag. Über das letzte Verfahren hatte ich noch dazu in einem kleinen Romane, der soeben ausgegeben wurde, gescherzt. Ich hatte nämlich von einer Philosophie gesprochen, die damit geprunkt, „sine Dis animosus infans" zu sein, aber sobald die Theologie gescholten, bekehrt die Hände gefaltet habe. Ich mochte Fichtes Besuch nicht erwidern, und er mußte später meinen Scherz erfahren und sehr übel genommen haben, denn er schimpfte in mehreren Schriften, als Bundesgenosse der Schlegelschen Schule, auf mich[3]).

Schon früher hatte mich seine Angelegenheit in Anspruch genommen, glücklicherweise aber nur kurz und mit gutem Ausgange[4]).

Die Herdern ließ mich einst zu einer ungewöhnlichen Tagesstunde bitten, ich solle sie besuchen. Sie führte mich, sobald ich kam, in ihr Kabinett und teilte mir eine Besorgnis mit, die ihr Tränen in die Augen brachte. Aus Freundschaft für Fichte hatte Schelling, der damals auch in Jena lebte, erklärt, er wolle einen Beweis drucken lassen, daß man

---

[1]) Nach Bruchstücken solcher Gedichte, die Merkel hier zitiert, habe ich anonyme Übersetzungen lateinischer Hymnen in Varnhagens und Chamissos Musenalmanach als von Fichte herrührend nachweisen können.

[2]) Merkels sehr einseitige Darstellung des Fichteschen Konflikts hier im einzelnen zu berichtigen, erscheint unnötig.

[3]) Diese Darstellung Merkels von seinen Beziehungen zu Fichte in Berlin ist durchaus unvollständig, ja irreführend. Vgl. später das Kapitel „Der Kritikus".

[4]) Die im folgenden erzählten Begebenheiten spielen während Merkels Aufenthalt in Weimar, wo er Herder sehr nahestand.

den Vorsteher der gesamten Landesgeistlichkeit, Herder, wegen seiner Schrift: „Gott! Einige Gespräche über das System des Spinoza" eher des Atheismus beschuldigen könne, als Fichte. Die Sache war nicht unwahrscheinlich, da Herder seinen Widerwillen gegen die Metaphysiker oft sehr laut geäußert hatte. Welch ein gefährlicher Skandal, wenn Schelling es wirklich tat, der General-Superintendent und Vizepräsident des Oberkonsistoriums sich gegen die Anschuldigung des Atheismus verteidigen mußte!

„Helfen Sie!" sagte die Herdern; „helfen Sie, wenn Sie können!"

Ohne Zeit zu verlieren, ließ ich einen Wagen kommen und fuhr nach Jena. Am andern Morgen früh ging ich zu Schelling. Ich fand einen jungen Mann von mittlerer Größe und sehr gedrungenem Körperbau mit einem nicht unangenehmen, starkknochigtem Gesicht, dessen Auge mit großer Bestimmtheit unter einer hochgewölbten Stirne, wie es mir damals schien, hervordrohte.

Nach den ersten Bekanntschaftskomplimenten brachte ich das Gespräch auf Fichte. Ich bedeutete ihm die eigentlichen Urheber des Verfahrens; er hatte auf dieselben geraten. Ich versicherte ihn, Herder sei an dem ganzen Vorgange durchaus nicht schuld. Er habe auch wahrlich Ursache, meinte Schelling, sich auf so etwas nicht einzulassen. Nun fragt' ich ihn geradezu, ob er gleichwohl die Absicht hege, Herdern unschuldig in diese verhaßte Sache zu verwickeln? Seine Antwort war unbestimmt. Ich schilderte ihm die nachteiligen Folgen, die es für Herdern haben müsse; daß es ihm sein Alter verbittern, ihn in die widerlichsten Verdrießlichkeiten, vielleicht ins Grab stürzen würde, ohne, darauf legte ich das größte Gewicht, Fichten einigen Vorteil zu bringen. Ich stellte die Sache so, daß sie als das erschiene, was sie gewesen wäre, als eine nutzlose Bosheit.

Schelling versicherte mich, daß er nie im Ernst daran gedacht habe, jenen Entwurf auszuführen, und gab mir Wort und Hand darauf, daß es nicht geschehen werde.

Froh kehrte ich ins Gasthaus zurück, wo ich meinen Wagen schon wieder angespannt fand. Eine Stunde früher, als ich der Herdern versprochen, bracht' ich ihr eine Antwort, die ich nicht so bestimmt zu erhalten gehofft hatte. Sie stand schon wartend am Fenster. Die Freude der ehrwürdigen Frau war mir ein hoher Genuß. Vergebens suchte sie den Ausdruck derselben zu mildern. Mit Herder selbst hab ich über den Vorgang nie ein Wort gesprochen, aber die erhöhte Herzlichkeit seines Betragens zeigte mir, daß er ihn kannte.

Wie es zuging, ist mir niemals recht klar geworden, aber Fichtes Vorhersagung in dem Schreiben an die Oberbehörde wurde erfüllt. Die meisten berühmten Männer, welche den Glanz der Universität zu Jena gebildet hatten, verließen es in den nächsten Jahren, sobald sich eine Gelegenheit dazu bot, Paulus, Schelling, Loder, die beiden Hufeland, Niethammer, sogar Schütz und mit ihm die Allgemeine Literatur-Zeitung. — Freundschaft für Fichte kann sie nicht dazu bewogen haben, ob sie gleich alle ihn schätzten. Genug — Jena sank.

Das von Merkel erwähnte Gedicht Bagaesens, in dem er Fichte verulkt, sei hier als Beispiel damaligen gelebrten Witzes wiedergegeben. Es ist im Vossischen Musenalmanach von 1797 enthalten.

Die gesammelte Trinklehre

Rundgesang

(Nach der Volksmelodie des Heuliedes)

Seit Vater Noah in Becher goß
Der Traube trinkbares Blut,
Trinkt jeder ehrliche Tischgenoß,
Doch keiner weiß, was er tut.
Man trinkt, wie man existiert,
Als wenns sich von selbst so verstünde, was Trinken und Dasein heißt;
Des Trinkers Geist
Hat niemand noch deduziert.
Chor:
Als wenns sich von selbst so verstünde usw.

Die Dichter sagen zwar weit und breit:
„Ich klinge, du klingst, er klingt!"
Und ahneten etwas von Göttlichkeit
Im „Trinkt, ihr Brüderchen, trinkt!"
Sie gaben dem Denker den Wink:
Doch keiner benutzt ihn, ums eine, was not ist, zu finden drin,
Den großen Sinn
Im „Trink, mein Brüderchen, trink!"
Chor:
Nein! keiner benutzt ihn, ums eine usw.

Ich hab ihn errungen, den hohen Geist,
Gefaßt den göttlichen Sinn;
Ich weiß, ihr Trinker, was Trinken heißt
Und alles, was not ist, darin.
Merkt auf! und trinket hernach;
Damit nach Prinzipien ordentlich heut in dem Trinken sei „
Philosophei,
Hört meine Lehre gemach!
Chor:
Damit nach Prinzipien ordentlich heut in dem Trinken sei
Philosophei,
Hört seine Lehre gemach!

Ich setze mich hier an den Tisch voll Wein,
Ihr andern setzt euch herum!
Gesetzt muß jeder Selbsttrinker sein,
Sonst purzelt' am End er doch um.
So sind wir denn alle gesetzt!
Nun setz ich mir richtig Gesetzten entgegen das volle Glas;
Tut ihr auch das!
Jetzt kömmt das beste zuletzt.
Chor:
Wir setzen uns richtig Gesetztem entgegen das volle Glas;
Getan ist das!
Nun kömmt das beste zuletzt.

Das bloße Setzen iſt Theorie,
Man durſtet immer dabei:
Die Praxis iſt eben die wahre Sophie
In unſerer Philoſophei.
Und nun, wie machen wir das?
Ich ſchlürf aus dem Glaſe den drin mir entgegengeſetzten Wein
In mich hinein:
Ein jeder leere ſein Glas!
Chor:
Er ſchlürft aus dem Glaſe uſw.

Ihr merkt, ihr Freunde, beim erſten Trunk,
Die Lehre führe zu was;
Ich philoſophiere nicht bloß zum Prunk,
Doziere nicht bloß zum Spaß!
Zwar trunken ſind wir noch nicht;
Doch füllt uns allmählich das Füllen und Leeren zum höchſten Zweck,
Wenn jeder keck
Erfüllt die zechende Pflicht.
Chor:
Doch führt uns allmählich das Füllen und Leeren uſw.

Drum mach ein jeder ſo oft als ich
Den Wein im Glaſe kapott!
Am Ende findet er ſich wie mich
Den wahren, zechenden Gott!
Dann iſt verſchlungen der Wein!
Und gleichſam ein Ich, der das Nicht-Ich verſchlang, ſitzt man trunken da:
Halleluja!
Drum heißa juchheißa, ſchenkt ein!
Chor:
Ja, gleichſam ein Ich, der das Nicht-Ich verſchlang, ſitzt man trunken da:
Halleluja!
Das wahre Nicht-Ich iſt Wein!

Schütz und die Allgemeine Literatur-Zeitung

Zu[1]) den berühmteſten Gelehrten Jenas gehörte, und ohne Widerrede der Vielſeitigſte und Einflußreichſte unter ihnen war, Schütz[2]). Von ſeiner philologiſchen Gelehrſamkeit ſprachen ſelbſt Wolf und der alte Voß, Überſetzer Homers, Virgils uſw. mit großer Achtung; aber er war auch zugleich wie Wolf ein witziger Kopf, ein philoſophiſcher Denker und, was jener nicht war, ein gewandter literariſcher Geſchäftsmann, in den Lebensverhältniſſen entſchloſſen und feſt.

[1]) Darſtellungen II, Seite 122.

[2]) Chriſtian Gottfr. Schütz, geb. 19. Mai 1747, 1777 Profeſſor am theol. Seminar in Halle, 1779 Profeſſor der Poeſie und Beredſamkeit in Jena. 1785 erſcheint unter ſeiner Leitung die Jenaiſche Literatur-Zeitung. In ſeinem Hauſe verkehrten Goethe, Schiller, W. v. Humboldt, Fichte, Paulus, Reinhold, Karl Auguſt u. a. 1804 geht er als Profeſſor der Beredſamkeit nach Halle, leidet ſehr unter der Aufhebung der Univerſität, bleibt aber in Halle. 1824 verkauft er die Literatur-Zeitung an den Buchhändler Schwetſchke und bleibt nur dem Namen nach Hauptredakteur, gab Xenophon, Äſchylos und Cicero heraus. Starb 7. Mai 1832.

Ich spannte meine Erwartung auf seine persönliche Erscheinung, die ich mir sehr stattlich und imponierend dachte. Ich fand mich sehr getäuscht, als mich, ich weiß nicht mehr welcher Anlaß zu ihm führte. Statt des kräftigen Mannes, den ich erwartet hatte, sah ich eine abgewelkte, mühselige Gestalt mit mattem Auge. Nur ein zuweilen schalkhafter Strahl in diesem und einige Raschheit im Sprechen und in den Bewegungen, noch viel mehr freilich der Geist seiner Reden entsprachen einigermaßen der Vorstellung, die ich mir von ihm gemacht hatte; übrigens trug alles an ihm das Gepräge eines Mannes, der sich, nach einem sehr entsprechenden Ausdrucke, den ich einmal hörte, am Pult *versessen* hat. Selbst sein Gang zeugte von gelehrter Vernachlässigung; er trat immer zuerst mit den Hacken auf. Sein Gespräch war lebhaft und voll witziger Gedanken und bewies seine große Gelehrsamkeit nicht nur, sondern, was sehr viel mehr wert ist, seinen durchdringenden Verstand.

Er nahm mich sehr freundlich auf, ladete mich ein paarmal zu Gaste, wo es, ein Verdienst seiner geschmackvollen Gattin, fast so elegant zuging wie bei Loder, und auch als ich Weimar verlassen hatte, gab er mir mehr als einen Beweis seiner freundschaftlichen Gesinnung. Späterhin ließ er mich durch Böttiger auffordern, an der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" teilzunehmen, und sandte mir dazu Seumes Gedichte. Ich schrieb wirklich eine Beurteilung, schickte sie aber, wie ich auch Böttiger sagte, in der Überzeugung ab, daß sie nicht werde gebraucht werden, wie auch geschah. Später, als ich in meinen „Briefen an ein Frauenzimmer" in „Ernst und Scherz" und im „Freimütigen" auftrat, und unter meiner eigenen Fahne focht, war ich mehr an meinem Platze.

Der Universität leistete Schütz damals als Professor sehr wenig. In dem Halbjahre, das ich dort verlebte, kündigte er sehr spät ein einziges Kollegium an, von wöchentlich drei Stunden, glaub ich. Es erregte einen Jubel unter den Studenten, ihn wieder einmal hören zu können; doch nach der dritten oder vierten Vorlesung erklärte er, seiner Kränklichkeit wegen nicht fortfahren zu können; die Zuhörer möchten ihr Honorar zurücknehmen. Das war keine geringe Aufopferung, wenn alle, die subskribiert, auch bezahlt hatten. Es waren über hundertundfünfzig Zuhörer, und das bescheidene Honorar betrug doch drei Laubtaler. Das Abbrechen wurde allgemein bedauert, und ich tat es gleichfalls. Schütz las so geistvoll und die Aufmerksamkeit fesselnd, wie Platner, aber viel gründlicher. Ich habe keinen besseren Dozenten gehört. Nur Wolf mocht: ihn übertreffen.

Schütz litt wirklich an hartnäckigen Beschwerden, wohl auch Folgen seines Sitzens beim Studieren und Schreiben; aber das Haupthindernis seiner Vorlesungen war die Allgemeine Literatur-Zeitung, deren Redaktion ihm unendliche Arbeit auflegte.

Die Stiftung dieses viele Jahre hindurch hochwichtigen Blattes war die Ausführung eines glücklichen Gedankens *zu rechter Zeit*. Wer diesen zuerst gehabt, ob Bertuch oder Schütz, weiß ich nicht, aber die Verbindung gerade dieser beiden Männer zu seiner Ausführung sicherte zum voraus das Gelingen.

Am meiſten wirkte zu ihrem Vorteil der damalige Zuſtand der Kritik in Deutſchland. Es gab faſt nur zwei kritiſche Zeitſchriften von Ruf, welche die neuere Zeitung zu überbieten hatte. Die Göttingiſchen Gelehrten Anzeigen, angefangen mit der Stiftung der Göttinger Univerſität und zuerſt vom großen Haller unterſtützt oder vielmehr geleitet, hatten ſich in würdigem Anſehn erhalten und gaben noch immer ſehr wertvolle Beurteilungen in anſtändigem Tone; aber ihre wöchentlich erſcheinenden Bogen in Kleinoktav waren viel zu eng, um ihre Leiſtungen weiter als auf die wichtigſten Erſcheinungen der gelehrten Literatur auszudehnen. — Die Allgemeine Deutſche Bibliothek, von Friedrich Nicolai zu Berlin geſtiftet, redigiert und verlegt, umfaßte zwar alle Zweige der Literatur, trug aber in jeder Rückſicht das Gepräge einer engherzigen, buchhändleriſchen Spekulation. Ihr Äußeres, enge deutſche Schrift auf grauem Druckpapier, war nichts weniger als einladend. Das Honorar, das die gelehrten Mitarbeiter erhielten, war zu gering, um zu tätiger Teilnahme anzulocken und dafür zu entſchädigen.

Ihr größtes Gebrechen aber war der einſeitige, enge Sinn, in dem ſie redigiert wurden. Nicolai, ein wohlunterrichteter Mann, aber weder ein Gelehrter, noch ein philoſophiſcher Kopf, hielt ſich gleichwohl für beides, weil einſt Leſſing und Mendelsſohn ſeine Freunde geweſen, und glaubte in der Literatur als Autorität verfahren zu können, weil ſich, aus Mangel eines beſſern Mittelpunktes, gute Köpfe ihm und ſeiner Bibliothek angeſchloſſen hatten. Wirklich hatte er auch für einige Jahre großen Einfluß gewonnen, doch dieſer mußte mit dem Auftreten jüngerer talentvoller Köpfe und der Fortbildung in der Literatur ſinken.

Außer dieſen beiden kritiſchen Schriften waren noch in Gotha, in Erfurt und in mehreren kleinen Städtchen, wo etwa ein geiſtvoller, mitunter auch ein geiſtloſer Schriftſteller und ein Buchhändler einen Unternehmungsgeiſt beſaßen, ſogenannte gelehrte Zeitungen entſtanden und vegetierten eine kürzere oder längere Zeit. Selbſt manche politiſche Zeitung lieferte Rezenſionen. Alles dieſes deutete nur das Bedürfnis eines gut organiſierten kritiſchen Inſtitutes an, ohne es zu befriedigen, und war verdunkelt, ſowie der Plan der Allgemeinen Literatur-Zeitung hervortrat.

Nicht nach buchhändleriſchen, ſondern nach gelehrten Zwecken berechnet, umfaßte er die geſamte Literatur aller gebildeten Nationen und übernahm ſo, die Fortſchritte aller Wiſſenſchaften zu befördern, indem er von ihnen ununterbrochen und ſchnell Nachricht gab; denn täglich ſollte ein halber Bogen in Quart erſcheinen. An die Spitze jedes Faches ſtellte er einen berühmten Gelehrten desſelben, doch mit der Bewahrung, daß dadurch den ihm ebenbürtigen Männern des Faches nicht ein Zwang in der Äußerung ihrer Anſichten geſchehen ſolle; es ſollten nötigenfalls mehrere Beurteilungen desſelben Gegenſtandes aufgenommen werden. —

Das bedeutende Honorar, 18 Taler im Golde, für den Bogen und ſelbſt das für ſeine Neuheit imponierende Äußere des Blattes trugen dazu bei, ihm ſchnell eine Autorität zu ſchaffen, vor der ſich alles beugte. Der größte Philoſoph des Zeitalters, Kant, eröffnete es durch die Beurteilung des am meiſten bewunderten Werkes der Zeit, der „Ideen" Herders, leider, indem er ſie herabſetzte. — Zum Sitz der Hauptredaktion wurde ein

eignes großes Haus außerhalb Jenas erbaut, in dem Schütz wohnte, und das bei den Studenten und Bürgern nur kurzweg „die Literatur" hieß.

Die bei der Allgemeinen Literatur-Zeitung zum Grunde liegende Idee war ohne Widerrede für das Deutschland jener Zeit großartig und einsichtsvoll, und ebensosehr die erste Ausführung derselben, bei der überall die Unterstützung eines nicht reichen und mächtigen, aber hochgebildeten, die Wissenschaften ehrenden Fürsten und seines weisen Ministers, des Geheimen Rat Voigt, durchblickte. Dieser war eigentlich die Seele der Verwaltung des kleinen Staates und berechnete mit ebenso hellem als edlem Sinne die Vorteile desselben. Goethe war in dieser Rücksicht fast nur, wie ich ihn in Weimar selbst einmal nennen hörte, Parademinister.

Die Wirkungen, welche die Allgemeine Literatur-Zeitung anfangs tat, waren entscheidend, groß und wohltätig. Durch sie erst gewann die deutsche Literatur einen Mittelpunkt, den ihr keine der vielen Hauptstädte und Residenzen Deutschlands zu geben vermochte, einen bestimmten Charakter und ihrer würdige Geltung bei andern Nationen, und diese Wirkungen waren dauernd und wuchsen fort, als das Blatt schon im Sinken war. Als ich nach Deutschland kam, war dieses Sinken sehr bemerklich und die Ursache in der Stille anerkannt.

Schütz, kränklich und nicht mehr jung, war nicht lange imstande, der ungeheuren Arbeit der Redaktion neben den Geschäften seiner Professur zu genügen, mußte Gehilfen suchen nicht bloß für den geschäftlichen Teil, sondern auch für den geistigen, für das Denken; — hier aber mußte jedem Spielraum gelassen werden, sich und seine Individualität geltend zu machen, und das konnte nachteilig werden und ward es. Einer der frühesten Gehilfen war Reinhold[1]), ein ehemaliger Mönch, der in Wielands Hause Aufnahme fand und sein Schwiegersohn wurde. Dazu mußte er sich ein Fach der Gelehrsamkeit wählen und sich schnell darin so sehr auszeichnen, daß es ihm ein bürgerliches Auskommen verschaffte. Er wählte die damals neue, noch wenig gekannte kritische Philosophie, studierte sie mit großem, aber, nach dem Urteile von anderen Kantianern und von Fichte, nicht dem glücklichsten Eifer, ließ ein paar Schriften und Rezensionen in ihrem Geiste drucken und fand nun als Professor und Mitarbeiter der Literatur-Zeitung ein Auskommen, das ihm zu heiraten erlaubte. Diese hatte in ihrer ersten Nummer selbst die Fahne der Kantischen Philosophie aufgesteckt, doch wohl mehr zum Schmuck, als um ihr zu folgen; aber daß Reinhold sie nun überall einflocht, sie als das Höchste behandelte, schien jetzt nur Konsequenz, und Kantische Prinzipien wurden, da andere Rezensenten den Charakter des Blattes darin

[1]) Karl Leonhard Reinhold, geb. 26. Oktober 1758 in Wien, 1772 Novize in einem Jesuitenkollegium, später Barnabit, ließ sich 1783 von Prof. Pezold nach Leipzig entführen, wo er bei Platner hörte. 1784 in Weimar bei Wieland, arbeitet am Teutschen Merkur mit und wird Wielands Schwiegersohn, 1787 Professor der Philosophie in Jena, wo er mit großem Erfolg liest. In seiner Philosophie stellt er den Übergang von Kant zu Fichte dar, dessen Anhänger er später ganz wird. 1794 Professor in Kiel. Sein Hauptwerk: Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens. Starb 10. April 1825.

zu sehen glaubten, gleichsam die Livree der Kritiker. Man hat mich ganz ernsthaft versichert, daß sogar Kochbücher und Opernterte nach jenen Prinzipien beurteilt worden, — was indes auf sich beruhen mag. Reinhold wurde durch eine einträgliche Professur nach Kiel entfernt, aber der schwerfällige Charakter des Blattes war stehend geworden. Als ich nach Jena kam, führten ein paar junge Männer das Wort darin, deren Dünkel und verletzende, nichts schonende Anmaßung allgemeinen Unwillen erregte[1]) und Schütz, den selber sie beiseite zu schieben anfingen, endlich zwangen, sie von aller ferneren Mitarbeit geradezu auszuschließen. Sie wurden jetzt Feinde. Das tat der Zeitung keinen Schaden; wohl aber, daß sie in Leipzig und Erlangen Nachbildungen erhielt, die sich nicht mit ihr messen konnten, ihr aber doch für einige Jahre manchen trefflichen Kopf entzogen. Noch mehr war es nachteilig, daß ihr Hauptzweck erreicht war. Sie hatte den literarischen Geist in Deutschland zu lebendiger Tätigkeit aufgeregt, und diese war nun unermüdlich darin, neue Formen zu schaffen, durch welche ihre Form allmählich antiquiert wurde. Endlich ging sie in zwei, ein Livonism, der eigentlich und besonders hier richtiger ist, als das gebräuchliche Wort „entzwei". Sie wurde ihr eigener Doppelgänger. Schütz zog nach Halle und verlegte die Herausgabe seiner Allgemeinen Literatur-Zeitung dorthin; sein bisheriger Hauptgehilfe Eichstädt[2]), unterstützt vom Herzoge, ließ in Jena auch eine Fortsetzung derselben erscheinen, die den bisherigen Titel: Jenaische allgemeine Literatur-Zeitung führte, und der Goethe und Schiller ihre Teilnahme zusicherten. Dem Publikum blieb es überlassen, welche es für die echte Fortsetzung ansehen wolle. Ich glaube, es ist auch jetzt noch nicht darüber auf dem reinen.

•

Die Gothaische gelehrte Zeitung vom 4. September 1803 brachte folgende Notiz:

„Jena. Obgleich Herr Professor Schütz und Esch nach Halle gehen, geht die Jenaische Literatur-Zeitung doch auch nicht ein. Mit dem 1. Januar 1804 erscheint das erste neue Blatt. Es ist zu der neuen Zeitung ein großer Fonds da, und Goethe und Schiller haben sich an die Spitze dieses Unternehmens gestellt. Eichstädt wird Redakteur, und die vornehmsten Gelehrten Deutschlands sind Mitarbeiter."

Interessant ist hierzu und zu der Fichteschen Prophezeiung von Jenas Sinken auch der folgende Brief von Vulpius an Nikolaus Meyer vom 4. September 1803: „Der freimütige Schuft (Merkel gab mit Kotzebue den ‚Freimütigen' heraus) hat Jenas Untergang prophezeit. Die Clique schlägt sich aber selbst, und Jena wird wohl stehen bleiben. Loder hat aus Dankbarkeit für die vielen Gnaden vom Herzog seinen Abgang nach Halle unvergeßlich machen wollen; er hat deshalb so lange durch Kotzebue und die andern großen Männer negoziiert,

[1]) Gemeint sind die Schlegels, vor allem August Wilhelm.

[2]) Heinr. Karl Abr. Eichstädt, geb. 8. Aug. 1772, 1795 a. o. Professor in Leipzig, 1797 o. Hon.-Professor in Jena, von Schütz sehr gefördert, nach dessen Fortgang Professor der Eloquenz und Poesie, 1817 Direktor des philologischen Seminars, zur Leitung der Literatur-Zeitung sehr geeignet, sonst aber als gelehrter Schriftsteller wenig produktiv. Galt als erster Latinist seiner Zeit. Starb 4. März 1848.

bis die Literatur-Zeitung nach Halle kam. Nun gut! Kotzebue stieß sogleich in die Tuba, und siehe da, alles ist voll Furcht und Schrecken.

Aber sie hatten nicht alles wohl überlegt, und die Jenaische Literatur-Zeitung bleibt. Goethe und Schiller sind an die Spitze getreten, und Eichstädt wird Redakteur. Es ist ein Fonds von 5000 Talern dazu da."

Man sieht aus diesen Mitteilungen, welche Aufregung der Plan der Verlegung in den Weimarischen Kreis brachte. Der Plan wurde übrigens bekannt durch eine Indiskretion Kotzebues in seiner Zeitschrift „Der Freimütige", die später Merkel redigierte. Die Übersiedlung nach Halle erfolgte, wenn nicht auf Veranlassung, so doch mindestens mit Unterstützung der preußischen Regierung, die Schütz und dem Verleger Bertuch ein Kapital von 10 000 Talern zur Verfügung stellte. Der Goethesche Plan der neuen Literatur-Zeitung in Jena rief sofort gebarnischte Proteste der Unternehmer des alten Blattes an Friedrich Wilhelm III. hervor und Beschwerden über unlauteren Wettbewerb durch die Fassung des Titels, die dann zu preußischen Sperrmaßnahmen bei der Postbeförderung des neuen Blattes führten. Der ganze Briefwechsel, der einer gewissen Komik nicht entbehrt, befindet sich im Berliner Staatsarchiv. Der Goethesche Plan konnte nur ausgeführt werden, weil damals die Verlobung des weimarischen Erbprinzen mit der russischen Großfürstin stattfand, denn dadurch wurde den Jenaischen Unternehmungen, wie Schiller es in einem ebenfalls im Berliner Archiv befindlichen Briefe drastisch ausdrückt, der nervus rerum gerendarum gesichert.

Die Schlegels

Wenn[1]) die fabrikenmäßige Unform des literarischen Geschäftsganges hier und dort einen Mann von wahrem Gehalt auf einen Irrweg leitete, der seiner unwürdig war, so hob sie dagegen eine Anzahl Leute von beschränktem oder gar zweifelhaftem Wert auf einige Zeit zu großer Bedeutung empor. Man könnte sagen: wie ein Bach mit unreinem Bette warf sie Blasen, die eine Weile breit und schimmernd fortschwammen, bis sie etwa an einen — Strohhalm stießen.

Ich war in dem sogenannten Paradiese (einem Spaziergange) bei Jena öfter einem jungen Manne begegnet, der eine sehr wichtige Miene machte. Bei meiner Erkundigung nach ihm, sagte man mir nicht: Er heißt, sondern „Das ist August Schlegel!" Ist? Dies Wort setzte schon einen anerkannten Ruf voraus; natürlich fragte ich begierig, worauf dieser sich gründe? „Er arbeite an der Literatur-Zeitung." Nun, das ist ein Geschäft, das von hundert gut und schlecht getrieben wird; das aber allein noch nicht seinen Mann macht. Wenn jene große Wasserbeschauungsanstalt nicht existierte, wenn ihr Ansehen seinen Urteilen nicht Geltung gäbe, was wäre er dann, durch sich? Man wies mir eine Anzahl Gedichte und kritische Abhandlungen nach. Ich fand in den ersten sehr viel Regelmäßigkeit des Versbaues bei Gedanken, die zwanzig Dichter schon gesagt hatten; in den letzten viele gesammelte Kenntnisse in einem reinen Vortrage. Mit diesen untergeordneten Vorzügen würden sie indes wenig Aufmerksamkeit erregt haben, wenn Bürger und Schiller sie nicht in ihre Zeitschriften aufgenommen hätten. Endlich las ich Über-

[1]) Skizzen, Seite 147.

setzungen von ihm. Sie waren mit Fleiß und Gewandtheit gemacht und gaben das Original mit großer Treue wieder: aber die poetisch-schönen, witzigen und erhabenen Gedanken, die er hier vortrug, und die man bewunderte, gehörten ja nicht ihm, sondern dem Original. Also zum dritten Male höhere Geltung durch fremden Wert, als der eigene fordern konnte! Der gute Übersetzer eines großen Dichters verhält sich zu diesem wie ein Schreiber, der eine schöne Handschrift malt, zu einem einsichtsvollen Minister, dessen weise Verordnungen er ausfertigt; und doch war ich überzeugt, daß Herrn Schlegels Minister, Dante und Shakespeare, nie mit so viel Stolz und Gefühl der Wichtigkeit aufgetreten sind, als er verriet. Ich fand mich ein paar Male in Gesellschaften mit ihm zusammen, und sein Gespräch lehrte mich bestimmt, ich sei — auf eine Blase getroffen. Das Zerfließen wird nicht ausbleiben, dacht' ich, und in der Tat trat es bald ein.

Schlegel scheint förmlich den Plan gehabt zu haben, sich, wie vormals Gottsched und dann Klotz, zu einer alles entscheidenden Autorität wenigstens in der sogenannten schönen Literatur zu erheben. Was er selbst zu schaffen nicht genug Kraft gehabt hätte, Schauplatz und Werkzeug bot ihm die Jenaische Zeitung bereitet an. Ihrem Herausgeber mußte ein so rüstiger, kenntnisreicher und wirklich damals auch geschmackvoller Mitarbeiter sehr willkommen sein. In kurzem bemächtigte er sich fast des ganzen belletristischen Faches und nahm, als oberster Richter über Leben und Tod, in seinen Beurteilungen einen sehr vornehm wegwerfenden Ton an. Die Herausgeber hörten ihn, sagt man, mit großem Vergnügen, da Schlegel im Namen ihrer Zeitung sprach, die besonders nach der Erscheinung der Xenien so etwas zur Erhaltung ihres Ansehens zu bedürfen schien, und die Menge wurde dadurch wirklich in Ehrfurcht geschreckt. Indes gab es eine ganze Reihe von Zelebritäten, die vor Schlegel schon da gewesen waren und ihn verdunkelten. Er griff diejenigen, mit denen es tunlich schien, nacheinander und zwar mit steigender Heftigkeit an und stellte dagegen andere auf. Er erklärte eine Reihe von Köpfen von sehr mittelmäßigen Talenten für Genies: so schuf er sich Anhänger, die nicht von ihm abfallen konnten, da ihr eigner Ruf mit dem seinigen stieg oder sank. Zu diesen gehörten vorzüglich sein eigener Bruder, Tieck, Novalis und wer sich ihm sonst mit tiefer Ehrfurcht nahte und zu diesem Zirkel taugte.

Es ist möglich, daß diesem ganzen Gange, den Schlegel nahm, anfangs nicht ein überlegter Plan zugrunde lag; aber die Konsequenz mußte wohl hineinkommen, da die Eigenliebe seinen Blick unverrückt auf das Ziel heftete, das sie ihm gesteckt hatte.

Auch dieses Verfahren sahen die Eigentümer der Literatur-Zeitung ruhig an; aber Schlegel wollte nicht bloß eine unfruchtbare Autorität besitzen: sie sollte ihm ein gutes Einkommen verschaffen. Dieses konnte nur aus der Kasse jener Herren fließen. Das, sagte man damals, führte Entzweiung herbei. Schlegel dehnte die meisten seiner Rezensionen zu dem Umfange von Abhandlungen aus und erhob so in einem Jahre achthundert Taler Honorar. Bei der Größe dieser Summe wurden die Herren endlich gewahr, daß er allein den dritten Teil des Jahrganges geschrieben und für alle andere Zweige der Literatur und alle andere

Mitarbeiter zusammen nur zwei Drittel übrig gelassen hatte, von denen noch dazu ein beträchtlicher Teil von seinen Freunden gleichfalls für Belletristik verwandt worden[1]). Es wurde ihnen um die Allgemeinheit des Blattes bange, und als Schlegel wieder statt einer Rezension eine Abhandlung (über Herders Terpsichore) brachte, strich Schütz als Redakteur die Hälfte derselben weg, ohne Rücksprache mit dem Verfasser zu nehmen. Schlegel empfand diese Unfeinheit sehr übel. Es kam zu einem Streite, in welchem er erklärte, der Literatur-Zeitung seine Mitarbeit entziehen zu wollen. Die Herausgeber nahmen das Erbieten an, und sein Herrscherplan war gescheitert, wenn er ihn nicht durch eigene Kraft fortsetzen konnte.

In der Tat versuchten er und die von ihm geschaffenen und mit ihm gefallenen Genies das auf eine Weise, die mich immer an das Muckrennen[2]) der Javanesen erinnert hat. Wenn diesen ein großes Unglück begegnet, verschlucken sie eine Quantität Opium, laufen mit bloßem Schwert durch die Gassen und stoßen nieder, wer ihnen begegnet. So griffen sie in einer Reihe von Zeitschriften, die aber gewöhnlich nach ein paar Heften aufhörten, eine Menge berühmter Schriftsteller aufs bitterste an; ja, sie erklärten endlich geradeheraus, die Deutschen besäßen noch gar keine Literatur. Auf diesem Wege ging es aber nicht. Sie erhielten wenigstens ebensoviel und so derbe Schläge zurück, als sie austeilten; der Geschmack des Publikums war noch zu wenig verderbt, um ihnen Beifall zu geben, vor allen Dingen, da sie ihm statt dessen, was sie ihm verleiden wollten, nichts darzubieten hatten. Dafür mußte gesorgt werden. Die alten Dichterheroen auf ihrem eigenen Gebiete zu übertreffen, hätte einen langen Kampf gekostet, dessen Ausgang ihnen doch wohl selbst ungewiß scheinen mochte. Leichter war es, die man nicht zu besiegen hoffte, aus der Mode zu bringen. Es wurden also mancherlei Abwege eingeschlagen und Spielereien in Umlauf gesetzt: der altdeutsche Ton, läppische Märchen, die Gedichtsformen der Italiener und Spanier, die Assonanzen, endlich gar die Frömmelei und Mystik. Das gebildete ältere Publikum belachte diese Dinge, aber sie hatten dafür eine Seite, die ihnen schnell eine Menge Anhänger unter den jungen Leuten verschaffte: die Leichtigkeit nämlich, mit der sie sich nachahmen ließen. Wer es versuchte, dem gelang es, und die Eitelkeit sorgte denn dafür, daß man darin nicht einen Beweis für die Unbedeutendheit der Aufgabe, sondern für die eignen Dichtertalente fand. Aber Dichter zu sein, ist wenig: man muß ein großer sein. Wie aber dafür gelten, solange so viele andre da waren, die seit einer Reihe von Jahren so genannt wurden und nie Spielwerk jener Art getrieben hatten? Daher die allgemeine Verschwörung, die um jene Zeit unter den Jünglingen, also auch unter den jungen schöngeisterischen Weibern gegen alles zu bestehen schien, was einen älteren Schriftsteller- oder Dichterruhm besaß.

Um ihrem Siege eine gewisse Festigkeit, einen großen Schauplatz zu geben, auf dem sich auch reelle Früchte desselben hoffen ließen, versammelten sich die Häupter der neuen Schule in Berlin. — Hier geriet ich mit ihnen in offene Fehde.

[1]) A. W. Schlegel schrieb in den Jahren 1796—99 nahezu 300 Rezensionen für die Literatur-Zeitung. Die erste Rezension (des poetischen Teils von Schillers Horen) schrieb er auf Schillers Veranlassung.

[2]) Amoklaufen.

Nie hab ich des älteren Schlegel frühere Schriften lesen können, ohne zu bedauern, daß ihn das Schicksal, die lose Gestaltung der deutschen Literatur und überspannte Eigenliebe den Weg führten, den er gegangen ist. Zu dem, wofür er gelten wollte, waren seine Talente nicht hinreichend, und es fehlte ihm Originalität: aber er besitzt hellen Verstand, in vielen Fächern solide Gelehrsamkeit; ja, in seinen Rezensionen in der Literatur-Zeitung (und wieder in seinen Vorlesungen über die dramatische Literatur) zeigte er so viel Bildung des Geschmacks, daß ich mich des Glaubens nicht erwehren konnte, er halte die Schellen, die er der deutschen Poesie aufzuhelfen suchte, selbst für Schellen. Diese Ansicht war es vorzüglich, was mich gegen ihn erbitterte: denn welch ein unermeßlicher Dünkel gehört dazu, seine Nation zum besten haben zu wollen! Wie dem auch sein mag: zu einer eigentlichen philosophischen Ansicht der Kunst, die über die Weisen und Regeln der einzelnen Schulen hinweg auf den Grundzweck der Kunst blickt und von ihm Liberalität des Urteils erlernt, hab ich ihn sich nie erheben sehen.

Das vorzüglichste, was er geleistet hat, ist ohne Zweifel seine Übersetzung des Shakespeare, ob er gleich dabei nach einem nicht ganz richtigen Grundsatz verfuhr und sich die Übertragung der oft so faden Witzeleien und der kleinen Zufälligkeiten des Ausdrucks, ja selbst des Klanges hätte ersparen können.

Die bedeutendste unter seinen Dichtungen sind Ariadne, die Elegie „Rom" und das Schauspiel „Jon". Sie haben alle die Vorzüge, welche berechnender Verstand und eiserner Fleiß ohne eigentliches Talent einem Kunstwerke geben können. Das meiste Leben unter seinen kleinen Gedichten hat ein etwas schlüpfriges. Irr ich nicht, so heißt es: Die verfehlte Stunde.

Dem jüngern Schlegel, Friedrich, den ich nicht persönlich kenne, trauten seine Bekannten mehr Phantasie und Talent zu als seinem Bruder. Vielleicht ist die erste Hälfte dieses Urteils gegründet, wär es auch nur, weil es ihm mit seinen Verirrungen mehr Ernst war. Auch er trat zuerst mit ein paar Schriften auf, die von wissenschaftlichem Fleiß und hellem Verstande zeigten, ob sie gleich auch manche Schiefheit enthielten. Mit seinem Bruder wurde er Mitarbeiter der Literatur-Zeitung; mit ihm verließ er sie und warf sich in die Genialität. Sein erstes Probestück darin war der Anfang eines mehr als schlüpfrigen Romans, Lucinde, und eine Zeitschrift, Europa, voll wunderlicher Behauptungen neben einigen glücklichen Gedanken. Die erste entzündete alle Berlinerinnen von einem gewissen Alter und Temperament zu seinen heimlichen Verehrerinnen; die zweite wurde der Heerruf seiner Freunde und die Zielscheibe seiner Gegner. Als die Pläne seiner Partei mißglückt, ging er nach Paris, und seinem Fleiß in der Kaiserlichen Bibliothek verdanken die Wissenschaften ein Werk, das für das allgemeine Sprachstudium wichtig erscheint. In den letzten Jahren soll er sich bekanntlich in Wien, als Staatsdiener, bei einem wichtigen Anlaß des in ihn gesetzten ehrenvollen Zutrauens sehr würdig gezeigt haben[1]).

[1]) Er war 1809 dem Hauptquartier des Erzherzogs Karl zugeteilt und verfaßte die gegen Frankreich gerichteten Proklamationen. Später wurde er Leiter der Armee-Zeitung und des Österreichischen Beobachters. Beim Wiener Kongreß reichte er einen Entwurf für die Verfassung Deutschlands ein, der zu den Akten wanderte.

Weimar

Weimar[1])

Ich[2]) hatte einen langweiligen und mühseligen Winter in Jena verbracht teils mit Kollegien und Studien über Medizin, teils mit Ausarbeitung der Schrift „Hume und Rousseau über den Urvertrag nebst einer Abhandlung über Leibeigenheit". Ich fühlte das Bedürfnis, eine andere Umgebung zu suchen, als die pedantische, halb rohe Spießbürgerlichkeit Jenas. Nach Weimar war ich oft an Sonnabenden hinübergefahren, hatte dort das Theater besucht, in einem Gasthofe zu Abend gegessen und war dann in der Nacht wieder zurückgefahren. Das zu tun, war ein gewöhnliches Vergnügen der Studenten, wozu drei oder vier eine bedeckte Kalesche mieteten. Die Stadt oder einen ihrer berühmten oder unberühmten Bewohner hatte ich dabei nicht kennen gelernt, aber was ich von der ersteren gesehen, stach so vorteilhaft von Jena ab, daß ich fast schon entschlossen war, hinüberzuziehen, als ein Zufall es entschied.

Kaum[3]) halb so groß und bevölkert wie Erfurt, beträchtlich kleiner und weniger bevölkert als Gotha, konnte Weimar zu dieser Zeit für eine Hauptstadt Thüringens gelten oder war es vielmehr. Der Geist hochgebildeter Humanität, der schon seit mehr als einem Menschenalter die Regierung beseelte, die berühmten Schriftsteller, die sie versammelte, selbst das Theater, das einzige stehende zu jener Zeit, machten es dazu, besonders seit der nur noch die ernsten Wissenschaften als Kenner liebende Herzog von Gotha gealtert war. Jede veranstaltete Feier oder öffentliche Belustigung, besonders jedes neue Schauspiel führte aus den Städten der benachbarten Ländchen und selbst von den Gütern viele Teilnehmer nach Weimar. Es zogen selbst manche adelige Familien für den Winter dorthin, wie nach einer glänzenden Residenz, und selbst manche Engländer und Franzosen ließen sich dort förmlich nieder und hatten als Ausländer bei Hofe den Zutritt zu allen Festen; sie mochten von Adel sein oder nicht. Alles dieses wurde durch den literarischen Ruhm der Stadt so verherrlicht, daß man überall, in Deutschland nicht nur, sondern auch in anderen Ländern, Weimar als einen wichtigen Glanzpunkt betrachtete, zu dem man weither wallfahrtete. Freilich schwand die hohe Vorstellung sehr bei längerem Verweilen daselbst. Es ließ sich nicht lange verkennen, daß der Fürst eines Ländchens, das ungefähr 150 000 Einwohner hatte und nicht viel mehr als eine Million Gulden eintrug, auch bei dem libe-

[1]) Das Kapitel Weimar ist aus Erinnerungen Merkels zusammengestellt, die verschiedenen Zeiten entstammen. Daraus erklären sich gewisse Wiederholungen und Widersprüche im Kapitel selbst und in späteren Ausführungen. Der Stoff erschien mir aber so wichtig, daß ich diese Nachteile gern in Kauf nahm.

[2]) Darstellungen II, Seite 147.

[3]) Eckardt, Seite 86.

ralsten und gebildetsten Geiste nicht viel mehr und nicht mit Ausdauer für Kunst und Wissenschaft tun konnte. Alle Herrlichkeiten Weimars, obgleich mit Geist und Geschmack geleitet, waren nur einzelne Blitze in dichter Dämmerung, die schnell verloschen und immer die alte Dunkelheit zurückließen: aber freilich hallte jedem ein langes Donnern in den Zeitschriften nach. Es konnte nicht anders sein, da Stadt und Land zu klein für größere Leistungen waren. Ich gestehe, daß mir bei jeder Rückkehr aus einer der bedeutenderen Städte, die ich nacheinander besuchte, die Kleinstädterei, die dort herrschte, und die arge Spießbürgerlichkeit selbst in den Verhältnissen der hochberühmten Männer, die dort lebten, einleuchtender und zuletzt unerträglich wurde.

Meine Lebensweise in Weimar war angenehm, Böttigers[1]) Sorgfalt verdankte ich eine bequeme Wohnung. Ich arbeitete besonders am Tage viel, aß zu Mittag im Gasthause, und am Abend bot der Besuch bei einer befreundeten Familie oder eine gebetene Gesellschaft oder das Theater erheiternde Genüsse. Das letzte war, dank der Liberalität des Herzogs ein wohlfeiles Vergnügen[2]). Die wenigen Greise, die sich noch mit mir der damaligen Darstellungen auf der Weimarischen Bühne erinnern, fanden wahrscheinlich so wenig als ich nachmals in mehreren bedeutenden Rollen das überboten, was Demoiselle Jagemann[3]) in klassischem Gesang und edlem Spiel, Madame Becker[4]), Goethes Euphrosyne, in reizender Anmut, Graff[5]) und Becker[6]) im ernsten Schauspiele leisteten. Es versteht sich, daß nie ein leeres Haus den Genuß schmälerte, wohl aber tat bei Darstellung bedeutender neuer Stücke Überfüllung dasselbe, die besonders an Sonnabenden von Jena her, nach geendigten Kollegien, zusammenfloß.

Selbst das war ein Genuß, die vielen von Vergnügen verklärten Gesichter um sich her zu sehen. Es gab Abende, besonders bei zweiten oder dritten Vorstellungen, wo mich das Beobachten dieses Schauspiels mehr beschäftigte und ergötzte, als was auf der Bühne vorging. Besonders unvergeßlich ist mir ein Antlitz, an dem eines Abends fast bis zur Unbescheidenheit mein Blick haftete. Es war das eines Greises, der auf einer Seitenbank dicht hinter dem Orchester saß, so daß die Rampe es beleuchtete. Es war nicht schön, und die feinen geistvollen Züge desselben

[1]) Über Böttiger siehe später im besonderen Kapitel.

[2]) Das Abonnement kostete 1809 monatlich einen Laubtaler.

[3]) Henriette Karoline Jagemann, geb. 1777 in Weimar, gest. 1848 in Dresden, debütierte 1797 in Weimar und war als Sängerin und Schauspielerin eine der besten Kräfte der Weimarer Bühne. Herzog Karl August, dessen Geliebte sie wurde, machte sie zur Frau von Heygendorf. Auf ihren Starrsinn ist Goethes Rücktritt von der Leitung des Weimarer Theaters (Der Hund des Aubry.) 1817 zurückzuführen.

[4]) Christiane Amalie Luise Becker, geb. Neumann. Geboren 1778, Schauspielerkind, Schülerin Corona Schröters, eine der besten Künstlerinnen Weimars. Sie starb schon 1797. Goethe, dem sie viel verdankt, erhielt die Nachricht von ihrem Tode in der Schweiz und widmete ihr die Elegie Euphrosyne; der Titel rührt von der Rolle der Euphrosyne in dem Märchenspiel „Das Peiermännchen" her, in dem Goethe die Becker zuletzt gesehen hatte.

[5]) Über Graff siehe oben Kapitel „Goethe".

[6]) Heinrich Becker, eigentlich von Blumental, Gatte der „Euphrosyne", Schauspieler und Regisseur. 1791—1809 in Weimar, wohin er 1818 zurückkehrte. Starb 1822.

zeigten eine gemütliche Abspannung, sobald er mit seinen Nachbarn gleichgültige Worte wechselte. Jetzt ging der Vorhang auf und das Antlitz in den Ausdruck ernster Aufmerksamkeit über, die, sowie die Intrige anfing, zur Teilnahme wurde, die immer lebhafter wurde, je mehr die Verwickelung wuchs. Jede frohe Wendung derselben begrüßte eine freudige Miene, jede bedenkliche eine ängstliche. Ja, ich sah sein Auge zuweilen vor Zorn funkeln, dann wieder sich vom weichen Gefühle trüben. Bei glücklichen Worten des Dichters nickte er freundlich, bei mißlungenen schüttelte er mißbilligend leise den Kopf. Zuweilen bewegte er die Lippen und sprach leise. In den Zwischenakten unterhielt er sich ruhig und sah gleichgültig auf die Versammlung hin, doch als die Schlußszene eine glückliche Auflösung gab, schien er tief aufzuatmen; wenigstens blickte er mit froher Zuversicht um sich her. Ich fragte seinen Nachbar, ob er wirklich während des Spieles für sich gesprochen? „Ja! In einzelnen Ejakulationen. Bei den Streichen des jungen Buben im Stück hat er gesagt: ‚Du solltest mein Sohn sein!' Der alten Ränkemacherin hat er leise zugerufen: ‚Vetula pravissima!' Dem jungen Mädchen, das verführt werden sollte: ‚Kindchen, trau ihm nicht.'" Ich war so glücklich, am Abend mit ihm zu essen. Das Gespräch kam auf das Stück: er erklärte es für sehr mittelmäßig, hatte es schon halb vergessen. Und dennoch — ja! denn der Beruf des Dichters ist Gefühl, das wie ein wohlgestimmtes Aolsspiel der leichteste West durchatmet und beseelt, es hört auf, und was es tönte, ist auf immer geschwunden — wenn die Kunst es nicht der Nachbildung wert findet. Jener Greis aber war Wieland, der, nach meinem Urteil, größeste Dichter der deutschen Nation. Seine üppig reiche Phantasie und sein zartes Gefühl haben nicht die gewaltige Schwungkraft der Klopstockschen, nicht die hochgenialische Keckheit der Goetheschen, nicht die erschütternde Emphase der Schillerschen, aber mit höherer Kunst, als jene drei Heroen besaßen, schuf er Schöneres, Bleibenderes. Ein so wunderliches Wunderwerk, wie der Messias ist, hätte er sich von vornherein gar nicht zu schaffen entschließen können. Den ersten Teil des Faust hätte er nicht schreiben, aber auch nicht den sonderbaren Fehlgriff begehen können, einen zweiten Teil geben zu wollen, auch nicht solche Fehler mit solcher Herrlichkeit verschleiern können, wie Schiller den Gedankengang z. B. der Braut von Messina. Mit reifer vollendeter Kunst verwandte er den Reichtum seines Genies zu der tadellosen, reizendsten Schöpfung in unserer Sprache: zum Oberon. —

Mit Eintritt des Sommers wurde Weimar in der Regel wieder eine gewöhnliche, nicht große Landstadt. Die Schauspieler gingen nach Lauchstädt, die Familien vom Land kehrten auf ihre Güter zurück, und nur einige Ausländer blieben zurück: der ehemalige Nationalversammlungsdeputierte Mounier[1]), Graf Dumanois, einige andere Emigranten und

[1]) Jean Joseph Mounier, 1758—1806, der Veranlasser des Schwurs im Ballhaus, zeitweilig Vorsitzender der französischen Nationalversammlung, ging in die Schweiz, wo er die „Recherches sur les causes qui ont empêché les Français de devenir libres" schrieb. Von 1793—1801 in Weimar, wo er pädagogische Experimente machte, schloß er später seinen Frieden mit Frankreich und wurde Präfekt und Staatsrat.

ein paar Engländer; einige der wohlhabendsten unter den Einwohnern reisten in ein Bad oder bezogen einen Garten. Auch der Herzog machte häufig Reisen; die Herzogin-Mutter zog nach Tiefurt; nur die regierende Herzogin mit ihren Kindern blieb in der Stadt, von den Einwohnern fast nur, wen ein fortlaufendes Geschäft festhielt. Was mich betrifft, ich hatte meine Villegiatur in Tiefurt. Im Sommer 1798 hatte ich ein sehr einfaches Stübchen von einer Bauernfrau gemietet; im folgenden Sommer eine fast elegante Wohnung von drei Zimmern im Hause eines Hofgärtners. In dieser erhielt ich zuweilen ausgezeichnete Besuche. Herder und seine Familie und ein paar Freunde kamen einmal, ich glaube zum Kaffee zu mir. Wieland aß eines Abends mit Falk und dessen junger Frau in meiner Junggesellenwirtschaft zu Abend. Die Schwester Kotzebues, die Senatorin Gildemeister aus Bremen, in deren Hause ich den Winter vorher sehr gütig aufgenommen war, nahm mit einer sehr reizenden Tochter eine Kollation bei mir ein. Böttiger und andere spazierten oft zu mir heraus. Man sieht, ich hätte eine Art Haus machen können, wenn es nicht zu kostbar für mich gewesen wäre. Meine hochfürstliche Nachbarin und ihr kleiner Hof taten mir durchaus keinen Zwang an. Ich lustwandelte des Morgens in ihrem kleinen Park, der aber eigentlich nur aus zwei oder drei schattigen Baumreihen zwischen der Ilm und einem Bergrande bestand. Ich arbeitete in einer kleinen Grottenhöhle, die auf dem Rande dieser letzteren stand und eine weite Aussicht gewährte. Zu Mittag machte ich einen weiten Spaziergang durch eine üppige Wiese und im Schatten des Dickichts eines schönen Gehölzes nach Weimar, um an der Wirtstafel im Gasthof zum Erbprinzen zu essen, wo häufig Freunde an der Mahlzeit teilnahmen. Von Zeit zu Zeit machte ich kleine Reisen nach Jena, Erfurt, Gotha, Eisenach, Kahla; einmal auch auf ein paar Wochen nach Dresden und ins Erzgebirge, später nach Hamburg, Lübeck, Bremen und Berlin. Wer meine durchaus zwanglose Lebensweise sah, pries mich glücklich. Fühlte ich mich so? Nein! ich hatte vom Baum der Erkenntnis gegessen, hatte eine Reihe großer Städte in kräftig strebender Tätigkeit gesehen, sehnte mich danach, dabei selbst praktisch einzugreifen durch literarische Arbeiten, nicht bloß für diese da zu sein.

*

Weimar[1]) besaß für das Leben alle Inkonvenienzen einer kleinen Stadt ohne die Annehmlichkeiten einer solchen; es machte Ansprüche des großstädtischen Tones, ohne die Hilfsmittel einer großen Stadt darzubieten; endlich legte es den Zwang einer Residenz, und zwar einer kleinen, auf, daß man sich immer unter den Augen des Hofes fühlte, ohne durch die Herrlichkeiten und die Aussichten eines solchen entschädigt zu werden. Um alles zu sagen: ich teilte das Gefühl jener deutschen Patrioten, die das literarische Gewicht und die Bedeutung der kleinen Landstadt nur mit geheimem Schmerz und Ärger betrachteten, als die Usurpation der Rechte einer allgemeinen Hauptstadt Deutschlands, die freilich nirgend vorhanden war, und als ein Krankheitssymptom seiner Zerstückelung und nationalen Schwäche. Hätte Berlin 1797 nur zur Hälfte

[1]) Darstellungen und Charakteristiken, Bd. 2, Seite 152 ff.

für das gegolten, was es bald nachher zu werden anfing und jetzt iſt, ich hätte Weimar acht Tage beſehen und wäre nach Berlin gezogen; doch dort herrſchten noch — dunkle Gewalten, die ſogar die „Allgemeine Deutſche Bibliothek“ verjagt hatten. In Weimar war es licht und geiſtig warm, und ich beſchloß, dort zu bleiben, aber nur mir und der Arbeit, zu der ich mich vorbereitete, nämlich der „Vorzeit Livlands“.

Das Haus, das ich bewohnte, war damals das letzte in der Vorſtadt und gewährte mir die Bequemlichkeit, das Webicht und Tiefurt, den Park und das Schloß Belvedere zu erreichen, ohne daß ich mehr als die äußerſten Gaſſen der Stadt berührte. Für meinen Tiſch uſw. ſorgte mein Hauswirt. Ich konnte, glaubte ich, alſo die Annehmlichkeiten der Gegend genießen und zugleich unbemerkt und in abgeſchloſſener Einſamkeit ſtudieren.

Unbemerkt? — Schon nach zwei Tagen wußte und anekdotelte ganz Weimar von mir, beobachtete und beurteilte mich, zum Glück nicht unfreundlich. Ich ſetzte mein Einſiedlerleben in der Vorſtadt von Weimar wirklich zwei Wochen fort, ohne mich um die Zelebritäten der Stadt zu bekümmern. Es fing indes an, mir allmählich drückend und langweilig zu werden, beſonders ſeit auch meine Entdeckungsreiſen in der Umgegend mir keine Ausbeute mehr gaben. Die Anlagen, durch Kunſt und Aufwand abgerechnet, fand ich ſie arm an anziehenden Punkten, und den eigentlich nur kleinen Park durchwanderte ich nach wenigen Morgenpromenaden ſchon ohne weitere Beachtung. Vorſtellungen im Theater gab es nicht, oder ich beſuchte ſie doch nicht. Ich ſtand auf dem Punkte, das intereſſante Weimar ſo unbemerkt zu verlaſſen, als ich hier zu leben glaubte. Bojanus lachte mich aus mit meiner erkünſtelten Robinſonade, die er hypochondriſch nannte, erzählte mir, daß man in Weimar allgemein darüber ſcherze, und brachte mir zugleich eine Einladung, den Legationsrat und Kabinettsſekretär des Herzogs, Wieland[1]), ſeinen Gönner und Landsmann, zu beſuchen. Er ſelbſt begleitete mich zu ihm, und — ich machte eine der anziehendſten Bekanntſchaften, deren ich mich erinnere, an dem geiſtvollen Manne und ſeiner liebenswürdigen Familie.

Hiermit war meine Eremitenrolle geendigt. Wieland ſelbſt lebte zwar ſtill und war mit Geſchäften überhäuft, auch mit literariſchen Arbeiten, damals noch anonym, glaub ich; aber er führte mich ſchon wenige Tage nachher als Gaſt in den Klub, der wöchentlich[2]), ſoviel ich mich erinnere, zuſammenkam. Die Verſammlung war dieſen Abend ſehr zahlreich, das heißt, faſt ganz Weimar war da, ausgenommen der Hof und die drei literariſchen Heroen Herder, Wieland und Goethe. Übrigens lernte ich die ganze obere, äſthetiſche Beamtenwelt mit ihren gleichfalls äſthetiſchen Familien kennen und den feineren Geſellſchaftston Weimars, den ſonderbarſten, den ich irgendwo bemerkt habe. Man hat eine Schreibart, die man poetiſche Proſa nennt; der hieſige Ton hätte ſehr gut proſaiſche Poeſie genannt werden können. Er war zuſammengeſetzt aus Kleinſtädterei, höfiſchen Rückſichten und literariſcher Wichtigtuerei. Die Er-

[1]) Der Kabinettsſekretär blieb noch lange mit Merkel in Verbindung. In Merkels Briefen an K. A. Böttiger iſt er immer wieder erwähnt.

[2]) Die Klubabende fanden Mittwochs ſtatt. Neben dieſem Klub gab es noch einen literariſchen, der ebenfalls wöchentlich einmal tagte. Merkel ſelbſt teilt das in Rhodes Theaterzeitung 1800 mit.

eignisse in der Literatur wurden wie Stadtneuigkeiten besprochen und diese als literarische Konsequenzen. Besonders fiel es mir auf, immer nur vom Hofrat Wieland, Geheimen Rat Goethe, Vizepräsidenten Herder sprechen zu hören. Man nannte sie gar nicht ohne den Titel. Ich flüsterte Weyland zu, diese Titel gemahnten mich bei diesen Männern wie die Deckel, die man um Bücher schlüge, damit sie selbst nicht vermißt würden. Er lächelte zwar, aber es schien ihn zu verletzen. Eigentlich war jener Gebrauch eine Artigkeit des Sprechenden gegen sich selbst. In der ganzen Gesellschaft war wahrscheinlich, mich ausgenommen, kein einziger Adelstitelter, selbst unter den wenigen Kaufleuten, und so setzte sich jeder, wenn er die großen Dichter auch bei dem Titel nannte, mit ihnen in dieselbe Kategorie. Der Gebrauch fing damals schon an in Deutschland allgemein zu werden, daß jeder Schriftsteller mit einem Titel begabt wurde oder sich begaben ließ für Geld und gute Worte. Ich betrachtete es daher als Lebensregel, besonders bei Schriftstellern; Quilibet praesumitur — Rat, donec probetur contrarium. Ich täuschte mich fast nie, machte aber oft die Erfahrung, daß der Deckel mehr wert war als das Buch.

Doch zurück zu meinem Klubabende. Trotz dem, was ich von Weimar wußte und dachte, hatte es doch etwas Überraschendes, als Weyland mich jetzt einem vollwangigen, elegant gekleideten und frisierten Manne mit lebhaften Augen und etwas höfisch freundlicher Miene vorstellte und ihn den — ich weiß nicht, ob Hof- oder Konsistorialrat — Böttiger nannte; dann einem kleinen und ältlichen Blondin von ziemlich bürgerlichem Äußern, den ich für einen Krämer ansah, bis Weyland mir sagte, es sei der Legationsrat Bertuch; dann einem Manne von schlichtem Aussehen, aber geistvollem Blick, dem Kammerherrn der verwitweten Herzogin, von Einsiedel, schon damals als Schriftsteller geschätzt; dann einer ganzen Reihe von Räten, sogar einem Paar Kommerzienräten, bei denen er mir aber meistenteils leis zuflüstern mußte, was sie geschrieben hätten.

Nach den Räten kamen, wie wir so durch die Gesellschaft hingingen, die Rätinnen an die Reihe. Auch bei diesen raunte mir mein gütiger Führer bald den Titel eines anonymen Romans, bald eines Gedichtes zu, und manche, bei denen dies nicht geschehen konnte, hatten doch eine andere literarische Merkwürdigkeit. So war z. B. eine alte Legationsrätin von sehr verständigem und entschiedenem Blick, Ton und Benehmen, die mit hohem Ernst Karten spielte, die Mutter des Dichters Kotzebue, und eine nicht mehr ganz junge, aber doch wohlaussehende, durch ihre Lebhaftigkeit interessante Kammerrätin, sogar die Schwester von Werthers Lotte[1]). Bei jener fiel mir oft ein, daß sie, hätte sie in Frankfurt a. M. gelebt, gewiß mit der „Frau Rat Goethe", wie ein bekanntes „Kind"[2]) sie nennt, in so arge Fehde geraten wäre, als die Söhne beider. Die zweite fand ich bei näherer Bekanntschaft als Gattin, als Mutter und in der Gesellschaft sehr achtungs- und liebenswürdig.

[1]) Lottes Schwester Amalie hatte 1791 den Kammerrat Riedel in Weimar geheiratet. Lotte besuchte diese Schwester 1816 und sah bei dieser Gelegenheit Goethe wieder.

[2]) Anspielung auf Bettina von Arnim.

Nach einer Berechnung von W. Wenzel gibt es jetzt in Deutschland etwa fünfzigtausend Individuen, die ein Buch schrieben. Bei einer hochgebildeten Nation von — Österreichs deutsche Provinzen mitgerechnet — dreißig und einigen Millionen ist diese Zahl nicht eben hoch. Bei einer solchen könnte jeder, der nicht imstande ist, seine Gedanken durch die Sprache der Schrift auszudrücken, fast als ein Halbstummer betrachtet werden, und es in einer geordneten, für den Druck geeigneten Weise zu tun, ist eben nicht viel schwieriger, als sich deutlich auszudrücken. Die Kunst der Schriftstellerei ist freilich davon so verschieden, wie die Bildhauerei vom Topfdrehen; aber Töpfe sind notwendiger als Bildsäulen, im Volksleben wie im häuslichen. — Nach den Erscheinungen auf einzelnen Punkten zu urteilen, sollte man übrigens fast nicht glauben, daß Herrn Wenzels Angabe auf eine große Vermehrung der Schriftstellerei in Deutschland seit dem vorigen Jahrhundert hindeute. Folgende Anekdote, treu aus meinem alten Chronikon nacherzählt, beweist es.

Bei einer frohen Abendtafel 1799 im Gasthof zum „Hofjäger", der allen, die jemals in Weimar gewesen, wohl bekannt ist, gehalten, entschlüpfte einem der Anwesenden, der, was nicht zu übersehen ist, auch Schriftsteller war, aber die Unart hatte, in frohen Gesellschaften häufig alle Sarkasmen, die ihm einfielen, gerade herzusagen, der Einfall: „Weimar scheine ihm in literarischer Hinsicht ein großes Raupennest, über dem nur einige schöne Schmetterlinge flatterten, der Atlasvogel Wieland, der majestätische Riesen-Trauermantel Herder, der prächtige Schillervogel, das Pfauenauge Goethe, der C-Vogel Böttiger, der große Fuchs Bertuch. — Jena liefere die kritischen Schröter dazu. Voran summe der große Hirschkäfer Schütz." — Lachen und Unwillen unterbrachen ihn, denn zwei Drittel der Tafelnden bestanden aus Schriftstellern, von denen die meisten fühlen mochten, daß sie nicht flatterten. Ein fünfzigjähriger Hofadvokat mit breitem, weinrotem Angesicht, aber einem feinen, verständigen Kopfe, der als täglicher Gast präsidierte, vermittelte alles, indem er die Gesundheit der literarischen Raupen trank, die ja alle Beruf und Hoffnung hätten, Schmetterlinge zu werden, und dann die Frage aufwarf: wieviel Schriftsteller wohl gerade jetzt in Weimar lebten? Man zählte und zählte und brachte in dem Städtchen von noch nicht 6000 Menschen 59 zusammen. „Schade," rief jemand, „daß nicht noch einer da ist, um das Schock voll zu machen!" — „Den kann ich liefern!" sagte der Hofadvokat. „Feiertag!" rief er, und dienstwillig eilte der aufwartende Lohnlieneer, der heute den alten stattlichen „Schachschaber" unterstützte, mit einem leeren Teller herbei; aber der Hofrat hielt den seinigen, auf dem ein delizioses Stück Rehrücken dampfte, mit beiden Händen fest, und —: „Wie heißt das Buch, das Sie geschrieben haben?" fragte der Hofadvokat. Mit seligverschämtem Lächeln sagte der alte Bediente einen Titel her. Die ganze Gesellschaft brach in Lachen aus, und das Raupennest war gerechtfertigt — und vergessen; das fragliche Buch aber — die Beschreibung einer Hoffête auf dem Ettersberge, aus dem Standpunkte eines bewundernden Lakais.

Es heißt nur eine Pflicht erfüllen, wenn ich aufführe, daß der Herzog sich zwar an seiner Poeten-Voliere und ihrem Ruhme ergötzte, sich aber nie von ihr in der prosaisch-weisen, trefflichen Verwaltung seines Ländchens irre machen ließ.

Herder

Eine[1]) der ersten Fragen, die Böttiger an mich richtete, war, ob ich schon bei Herder gewesen sei. Ich verneinte es auf eine Weise, die verraten mochte, daß ich auch nicht gesonnen sei, hinzugehen; aber er rief: „Sie müssen ihn durchaus besuchen! Er liebt noch sehr die Erinnerung an Ri... Er wünscht Sie zu sprechen, und es wäre eine Beleidigung für den großen Mann, wenn Sie in Weimar wären, ohne ihn zu begrüßen.“ Am anderen Tage wiederholte er mir dasselbe noch dringender. Um nicht wieder andern Sinnes zu werden, ging ich auf der Stelle zu Herder.

Zwei Treppen hoch in einem sehr einfach möblierten Zimmer fand ich ihn, einen ziemlich langen Mann mit jener mäßigen Körperfülle, welche das höhere Mannesalter zu geben pflegt, einer sehr geraden Haltung, einem geistreich-gedankenvollen Blicke und überhaupt einem Antlitz, in welchem edle Würde und der Ausdruck leisen Gefühls jenen der Kraft überboten, ohne ihn zu verschleiern.

Er nahm mich gütig auf wie einen alten Bekannten; er sagte mir sogar einige Verbindlichkeiten über die Art, wie ich als Schriftsteller begonnen hatte. Allmählich brach' er das Gespräch auf meine früheren Verhältnisse. Er hörte mich aufmerksam; dann reichte er mir mit Herzlichkeit die Hand und sagte: „Nun weiß ich, wer Sie sind!“

Er stellte mich seiner Frau vor, die auch im Alter und bei dem Anstande der häuslichen Matrone durch ihr Auge voll Verstand und Feuer imponierte. Sie war in jeder Rücksicht des großen Mannes wert, dem sie angehörte.

Herders Haus ward mir bald die größte Annehmlichkeit, die mich in Weimar fesselte, die mich immer wieder dahin zurückführte, wenn ich mich auf einige Monate entfernt hatte, und mich die kleine Stadt fast als meine Heimat betrachten ließ. Nie trat ich aus diesem Hause, mocht' es nach einer einsam mit Herder in seiner Studierstube verbrachten Stunde, mocht' es nach einem im Zirkel der Familie verlebten Abende sein, ohne eine gewisse feierliche Stimmung und ohne eine Menge neuer großer Ideen von ihm erhalten zu haben.

Herders Lage war drückend. Sein Einkommen als General-Superintendent und Vizepräsident des Konsistoriums mag nach dem Maßstabe der kleinen deutschen Fürstentümer nicht unbedeutend gewesen sein, aber er hatte eine starke Familie, und seine Kinder, vorzüglich die Söhne, standen in dem Alter, wo die Vollendung ihrer Bildung größere Ausgaben forderte. Man nehme hinzu, daß er notwendig, schon seines Amtes wegen, auf anständigem Fuße leben und auch die Fremden, die sein Ruhm zu ihm führte, zuweilen bewirten mußte. Die Lücken, die alles dieses in seiner Kasse machen mußte, durch literarische Arbeiten auszufüllen, wie sich fast alle Beamten Weimars halfen, war freilich ein ehrenvoller Ausweg, und sooft er ihn einschlug, erhielt Deutschland etwas Bleibendes; aber sein Konsistorialamt ließ ihm wenig Zeit dazu. Der Präsident des

[1]) Darstellungen II, Seite 167 ff.

Konsistoriums, ein adliger Weimarscher Landstand, mochte oder konnte nicht arbeiten, und Herder, dessen großer Geist nur für die Welt hätte denken und schaffen sollen, mußte den größten Teil seines Tages damit hinbringen, Ehescheidungsakten und dergleichen zu lesen und darüber zu votieren. Nur in wenigen Freistunden konnte er sich d e m Nachdenken, d e n Gegenständen überlassen, die seinem Geistescharakter angemessen waren, und die Produkte seiner letzten Jahrzehnte tragen die Spuren davon. Sie sind, auch wo sie ein größeres Ganze bilden, nur aneinander geknüpfte Fragmente. Auf diese Lage und ihre Resultate vorzüglich mag sich der bittre, erschütternde Klageruf bezogen haben, den er wenige Stunden vor seinem Tode tat: „O mein verlorenes Leben!“

Man möchte glauben, daß Goethe dahin gewirkt haben würde, ihm, seinem alten Jugendfreunde, den er wohl ganz mußte würdigen können, eine bessere Lage zu verschaffen; aber Goethe sah längst in ihm mehr einen Rival im Gebiete des Ruhms, als einen Freund. Man findet in Goethes Selbstbiographie mehrere Erinnerungen daran, daß er sich früher oft durch jovialische Sarkasmen Herders, die er nicht erwidern konnte, verletzt gefühlt; jetzt erwachten Rachempfindungen daran, und Herder litt durch ihn manche Kränkungen, die selbst an Gemeinheiten streiften. Der Herzog aber, der seinen General-Superintendenten nach dem Landesetat gut versorgt wußte, hätte nur auf eine besondere Anregung mehr für ihn getan, und diese hätte in Weimar nur von Goethe kommen können. Sie wäre nicht unwirksam geblieben. Als ich im Jahre 1803 oder 1804 in ein berlinisches Blatt einen Artikel rückte, worin ich Herders Lage beklagte und besonders darauf hinwies, daß er als Vizepräsident unter Arbeiten gealtert sei und ermatte, die seines hohen, philosophischen Geistes unwürdig wären, indes ein Untätiger die höheren Vorteile der Präsidentenstelle genösse, erhielt Herder diese so bald nachher, daß ich es immer für die Wirkung meines Artikels gehalten habe. Leider kam die Verbesserung zu spät. Herder war schon erschöpft und kränklich. Wenigstens hatte er jetzt Muße, eine Erholungsreise nach Dresden und, glaub ich, Bayern zu machen, wo einer von seinen Söhnen mit damals sehr glücklichem Erfolge eine Landwirtschaft angetreten hatte, zu deren Erwerb der katholische Monarch ihn dadurch befähigte, daß er den protestantischen General-Superintendenten, um dessen Verdienste willen, mit seiner Familie in den Adelstand erhob[1]). Diese Reise mag der letzte Genuß gewesen sein, der Herdern gewährt wurde. Er starb bald nachher.

Er wäre viel früher erlegen, wenn er nicht eine in jeder Rücksicht so vortreffliche Gattin gehabt hätte. Diese Frau, hochgebildet und fähig, den Geistesflug ihres Gemahls zu verstehen und ihm zu folgen, war zugleich ein Muster verständig sorgsamer Ehefrauen, Mütter und Hauswirtinnen. Als ich sie kennen lernte, bewunderte ich ihren hellen Verstand; als ich bemerkte, was sie ihrem Gatten und ihrer Familie war, verehrte ich ihren Charakter. Sie teilte nicht die persönlichen, ökonomischen

[1]) Diese Adelung verstimmte den Herzog Karl August außerordentlich, da sie ohne sein Vorwissen stattgefunden hatte. Es dauerte einige Zeit, bis der Adel in Weimar anerkannt wurde, und die Adelung Schillers geschah zum Teil als eine Art Protest gegen Herders Schritt.

und Familiensorgen ihres Gatten; sie nahm sie ihm größtenteils ab und trug sie so viel als möglich allein. Manche drückende Verlegenheit erfuhr er erst, wenn sie seine notwendige Zustimmung zu der getroffenen Abhilfe einholte oder ihm ihre Freude über das Gelingen derselben mitteilte. Das mag z. B. mit der früher erzählten Verhandlung mit Schelling der Fall gewesen sein. Ebenso sorgfältig, wie über die Abwendung aller Unannehmlichkeiten, die sich ihm ersparen ließen, wachte sie über seine Bequemlichkeit. Ich hab es gesehn, daß sie den Vorrat in seiner Tabaksschachtel, an Tonpfeifen, an Papier der Gattung, die ihm die angenehmste war, schweigend untersuchte und in der Stille Befehl gab, ihn zu vervollständigen.

Auch die Erziehung der Kinder leitete sie, und zwar so vortrefflich, daß sie noch erlebte, ihre vier Söhne als achtungswerte junge Männer auf Bahnen zu sehn, die sie zu großer Auszeichnung durch Verdienste zu führen versprachen.

Köstliche Stunden, die so verflossen! Wie reich an geistreichen, witzigen, großen Gedanken! Die interessanteste Erscheinung für mich war es, wie Herder, der gewöhnlich mit trübernstem Gesichte auftrat, sich allmählich erheiterte, erwärmte, endlich in aufwallendem Feuer der lebendigste, witzigste von allen wurde, und jeder seiner Einfälle, so leicht er hingeworfen schien, hatte zum Kern eine tiefgeschöpfte psychologische Beobachtung oder einen kühnen, oft einen erhabnen Gedanken. Herders Geist war eben ein Baum der edelsten Gattung, der keine andre, als eben solche Früchte tragen konnte.

Einige[1]) Monate, nachdem ich ihn kennen gelernt, ließ er mich eines Tages zu sich bitten. Mit lebhafter Freude teilt' er mir einen Brief mit, in welchem er den Auftrag erhalten hatte, mich im Namen des dänischen Finanzministers Graf Schimmelmann nach Kopenhagen einzuladen.

Wir gingen zu seiner Frau hinunter. Sie sagte mir Glückwünsche, sprach von der glänzenden Karriere, die ich machen würde. Herder ging lächelnd auf und nieder; endlich brach er lachend aus: „Der eine Karriere machen! Der! Sieh ihn doch an! Auf seiner Stirne steht deutlich das Gegenteil von der Devise des Prinzen von Wales: Ich diene nicht! Er wird eine interessante Erfahrung machen, die große Welt in der Nähe sehn; das ist alles."

Die Herderin hoffte gutes von mir und gab mir, obgleich mit großer Feinheit, fast mütterliche Ermahnungen. Herder hörte wieder einige Zeit zu. „Laß ihn gehen!" sagte er endlich unzufrieden. „Er bleibt nun einmal so, und das ist recht gut."

Diese Äußerung war eigentlich nicht sowohl ein Beweis von Zufriedenheit mit mir, als der Ausdruck seiner allgemeinen Achtung für Individualität überhaupt. Ich habe ihn einst einen jungen Mann, der ihn bei jedem Anlaß mit voller Hingebung in seine Autorität um Rat fragte, dringend auffordern gehört, lieber seinen eigenen Ansichten zu folgen. „Jeder Mensch", sagte Herder zu ihm, „hat seinen eigenen Schritt für das Leben; wenn er den geht, so kommt er leicht und mit Sicherheit

[1]) Die folgenden Abschnitte sind den Skizzen, Seite 77 ff. entnommen.

aus der Stelle. Wer immer fremden Rat sucht, bemüht sich, den Schritt eines anderen einzulernen, arbeitet sich ab und stolpert jeden Augenblick. Ich würde in Ihrer Lage das und das tun; aber ich rate Ihnen nicht dazu." — Als im Jahre 1799 der berühmte David Friedländer[1]) zu Berlin Teller in einem gedruckten Sendschreiben öffentlich aufgefordert hatte, seine Meinung über den moralischen Wert der Judentaufe zu sagen, bat er mich, auch Herdern zu bewegen, daß er darüber etwas schreiben möge. Herder antwortete mir: Ich möchte Friedländer für das übersandte Exemplar des Sendschreibens danken und, wenn ich eine höfliche Wendung dazu fände, hinzufügen, er wisse keine andere Antwort als den Zuruf Voltaires: Puisque vous êtes juif, soyez — le donc!

Noch eine kleine Sache, die etwa ein Jahr später vorfiel, als die oben erzählte.

An einem schönen Sommernachmittage machte er mit seiner Familie eine Spazierfahrt auf den Ettersberg, zu der ich, der ich längst aus Kopenhagen zurückgekehrt war, auch eingeladen wurde. Am Rande des Waldes hielt der Wagen. Es wurde das Teegeräte ausgepackt, wir selbst lasen schnell trockenes Holz zusammen; die Herdern und ihre liebenswürdige Tochter ordneten das Service im Grase, indes der Bediente in einer Niederung Feuer anmachte und das Kochen des Wassers besorgte. In einer halben Stunde zündeten Herder und ich froh unsre Pfeifen an, und wir saßen auf Steinen oder im Grase um die Serviette herum.

Herder genoß der schönen Aussicht mit Innigkeit; wir fanden alle, daß sie reizend war, aber vor seiner Seele stand sie unter einer andern Beleuchtung, als vor der unsrigen. Wir sahen eine schöne Gegend, er — einen wichtigen Teil des Schauplatzes der Reformation. Er fing an, uns bald von diesem Städtchen, bald von jenem Dorf etwas Wichtiges aus jenem Zeitalter zu erzählen; an dieses knüpfte sich, ohne daß der einfache Gesprächston einen Augenblick unterbrochen wurde, eine lebendigere

[1]) David Friedländer, geb. 1750 in Königsberg, gest. 1834 in Berlin, Schüler Moses Mendelssohns, wirkte nach dessen Tode als Führer der aufgeklärten deutschen Judenheit. Er war ihr Verkämpfer in dem Kampf um ihre bürgerliche Gleichstellung, die 1812 schließlich erreicht wurde. Eine eigenartige Phase in diesem Kampfe bedeutet das von ihm verfaßte Sendschreiben einiger jüdischer Hausväter an den Probst Teller. Der Adressat des Schreibens war der Berliner Probst Wilhelm Abraham Teller, einer der Führer der Aufklärung, von dessen nüchternem Rationalismus Friedländer Verständnis für die Lage der Juden erwarten zu können glaubte. Friedländer führt in dem Sendschreiben aus, daß die Juden nach Aufgabe des Zeremonialgesetzes vermöge des tiefen Ethos ihrer Religion den Christen ebenbürtig seien und fragt an, ob es nach Tellers Anschauung bei solcher Überzeugung für die deutschen Juden einen Weg gebe, vollberechtigte Söhne des Vaterlandes zu werden; sollte eine Form möglich sein, die ihnen das gestatte, ohne von ihnen zu verlangen, „den unglaublichen Lehrsätzen des Christentums, die die Seele erniedrigten, zuzustimmen", so seien sie bereit, wenn es nötig sei, sogar die Taufe anzunehmen.

Teller schrieb darauf die „Beantwortung des Sendschreibens einiger Hausväter jüdischer Religion an mich, den Probst Teller", in der er die Taufe zwar nicht für notwendig erklärt, sie aber doch als Zeichen der Verpflichtung der Reinigkeit des Herzens und des Lebens empfiehlt. Auch das Glauben könne er den Juden nicht ganz erlassen; er fordere aber kein Glaubensbekenntnis. Diese Antwort befriedigte Friedländer nicht.

und philosophischere Charakteristik des deutschen Volkes im 15. und 16. Jahrhundert, als wohl jemals eine geschrieben wurde. Plötzlich unterbrach er sich selbst mit dem Ausruf: „Ach, da waren wir Geistlichen in Deutschland auch noch etwas, als man uns in Ehren Pfaf nannte (Pastores Fideles Animarum Fidelium). Wir sprachen zu einem gesunden, kräftigen Volk, und unser Wort wurde lebendige Tat, war selbst eine Tat. Jetzt — pflegen wir sorgsam und kunstvoll die gebrechlichen Blüten einer Pflanze, der die Politik die Herzwurzel weggenagt hat." Er stand auf und ging langsam in den Wald. Als ich ihm nach einigen Minuten folgte, hörte ich ihn die Weise eines alten Volksliedes summen.

Jene Worte sind, dünkt mich, der erschöpfendste Kommentar zu einer oft erzählten und gemißdeuteten Anekdote. Als Herder nämlich an einem Feiertage predigen sollte und das Glockengeläute hörte, rief er aus: Wer doch im Mittelalter lebte! —

Herders Gedankengang bei unserer Bergfahrt ist gewissermaßen ein Bild seines ganzen literarischen Lebens. Sein Blick faßte jeden Gegenstand nicht nur hell und richtig auf, sondern sah auch zugleich Verhältnisse und Beziehungen desselben, welche weniger vortreffliche Köpfe oft nicht ahneten, nachdem sie sich ein ganzes Lebensalter mit ihm beschäftigt hatten. Er besaß jene oberste Geistesgabe, mit der man sich in den Besitz fast eines jeden Talentes setzt, einen hochgenialischen Verstand, der nur in seiner Äußerung durch Phantasie und zu reizbares Gefühl zuweilen getrübt wurde. Welches Fach er daher vorübergehend wählen mochte, er machte wichtige Entdeckungen darin, erweiterte, veredelte, gestaltete es um; aber er sah zugleich die Grenzen desselben: es genügte ihm nicht. Er ging zu einem neuen über, in dem er bald ebenso große Entdeckungen und Umgestaltungen bewirkte, und aus dem er ebensobald weiterging. Das ganze Gebiet des Wissens war seine Heimat; er durchwandelte es unermüdet, ohne sich in irgendeinem Bezirk desselben niederzulassen.

Was[1]) war Herder eigentlich? — Mit mehr Phantasie, Gefühl und Kunsttalent, als beide besaßen, der dritte Mann zu Bacon und Leibnitz. Man finde der Klasse einen Namen! —

Noch genußreicher als diese Spazierfahrt war mir besonders ein Abend, den ich bei Herder zubrachte. Ich hatte allein mit ihm, seiner Gattin und seiner Tochter zu Abend gegessen. Nach Tische kam sein ältester Sohn, der schon seit einigen Jahren ausübender Arzt und seit kurzem verheiratet war, aber noch oben im väterlichen Hause wohnte, herunter und lud uns ein, an einer Bowle Punsch teilzunehmen, die er für ein paar Freunde, die auch die Eltern kannten, zurecht gemacht hatte.

Herder ging mit Vergnügen darauf ein, der Gast des Sohnes zu sein. Wir gingen hinauf, und in einem sehr einfachen Lokale wurden ein paar Stunden in einer halbphilosophischen Begeisterung verbracht. Herder selbst trank, offenbar nur ehrenhalber, ein Glas, aber teilte die frohe Stimmung des kleinen Zirkels sehr lebhaft, besonders als seine Schwiegertochter sich ans Klavier setzte. Sie war nicht Virtuosin, aber sie trug

[1]) Darstellungen II, Seite 179 ff.

leichte Melodien mit Gefühl und Geschmack vor, und Herder selbst stimmte mit schönem Ausdruck des Vergnügens in manchen Gesang. Ich glaubte Sokrates zu sehn, der sich in der Mitte seiner jungen Freunde mit Rosen bekränzte.

*

„Wo"[1]), fragt ich einst Herder, „ist denn der Lebenspunkt der deutschen Literatur? Wohin versammeln sich die talentvollen Köpfe aller Art, um sich gegenseitig zu bilden, Belohnung zu finden, wenn sie sich Verdienste erwarben, und ihres Ruhmes zu genießen? Wohin strahlen die glücklichen Gedanken der einzelnen in der Nation zusammen, um ihr als erwärmendes Licht, als befruchtende Tat zurückgegeben zu werden? Ich sehe nichts als Schulen, Fabriken und Messen."

„Aber", antwortete er mit einem Seufzer, „wo ist denn die politische Hauptstadt von Deutschland? Wie wollen Sie, daß die Literatur einen vereinenden Mittelpunkt habe, da es für die wichtigsten Angelegenheiten der Nation keinen gibt? Hätten wir Deutsche politischen Verstand, politische Energie; statt der fünfzig Landstädte mit Hofhaltungen hätten wir uns vor Jahrhunderten eine gemeinsame Hauptstadt gewählt oder mit gemeinsamer Anstrengung erbaut, die der Stolz und das Heil aller wäre. Jetzt kann unsre reiche Literatur nichts sein, als was unsre fruchtbare Nationalnacht, unser unermeßliches Nationalvermögen ist: — disjecta membra! Höchstens ein bunt zusammengeflickter Bettlermantel."

So sprach der große Herder im Jahr 1797.

*

Unter[2]) allen deutschen Schriftstellern, die ich persönlich oder durch ihre Werke kennen lernte, ist keiner, der so vorleuchtend wie Herder Größe des Charakters gezeigt hat in seinem Lebensgang wie in seinen Schriften. Er sah die Menschenwelt und die Wissenschaften gleichsam aus der Vogelperspektive an, er durchschaute Verhältnisse derselben, die andere kaum ahnten, er erkannte den Weg, den die Welt zurückgelegt hatte, und eine weite Strecke des Wegs, auf dem sie weiter schweben mußte.

Was ihn in seinem Gedankengange so gewaltig machte, sie wie mit Adlersschwingen hob, war sein echtes Dichtertalent, dem er aber nicht uns seine Kraft auf Fiktion oder auf die Künstlerfeile dessen zu verwenden, was in ungesuchter poetischer Gestaltung aus seiner Seele hervorbrach. Fast keines seiner reizenden lyrischen Gedichte ist von fehlerfreier Form, aber manche seiner Predigten enthält mehr wahre Gedankenpoesie, als ein halbes Dutzend der freundlichen Goetheschen Lieder und Romanzen. Sein Lebensberuf und die Natur seines tiefdenkenden Geistes wiesen ihn darauf hin, seine Dichtertalente vorzugsweise als Redner zu verwenden. Dieser Dichternatur sind die Schwächen seiner Schriftstellerei und seines Geistesganges zuzurechnen. Er dachte immer mit hoher Klarheit, aber indem er seine Gedanken niederschrieb, riß ihn die Lebhaftigkeit seiner Phantasie zuweilen hin, es in so poetischem Schwunge zu tun, daß seine

[1]) Eckardt, Seite 103.
[2]) Skizzen, Seite 42 ff.

Darstellung dunkel wurde. Ebenso hatte er jene hohe Reizbarkeit, die ein notwendiger Bestandteil der Dichternatur ist, und er beherrschte sie nicht immer, verkannte seine aufrichtigsten Freunde und schalt auf sie in ihrer Abwesenheit, wenn sie ihn durch irgendeine Unterlassung verletzt hatten. Er tadelte mit bitterer Heftigkeit — doch nur mündlich — die Mängel an Werken (z. B. an Schillerschen), die höchstens ruhige Rügen verdienten, und ließ sich bereden, in jenen Kampf gegen Kant zu treten, der ihm so nachteilig wurde, nicht dadurch, daß er unrecht hatte, sondern weil alles in der Literatur voll von Kantianern war, die es bleiben mußten, wenn sie irgend etwas sein wollten. Kant hatte ihn aber auch ungereizt auf eine Weise gekränkt, die er nicht verwinden konnte[1]), und Böttiger, Falk und Jean Paul Friedrich Richter, von denen keiner Kants Lehrsystem verstand, die aber den lächerlichen Unfug der Kantianer sahen, hörten nicht auf, ihn zu reizen, ihm mit dem glänzendsten Erfolg zu schmeicheln. Er mußte glauben, er dürfe auf eine gewichtige Teilnahme rechnen. So gab er dem Zorn und dem Ehrgeiz nach und stieg in die Arena hinab. Sein Gegner stellte sich n i ch t, wohl aber sah er (Herder) sich bald von einem neckenden, schmähenden Haufen literarischer Underlings umgeben, gegen die zu streiten sein Selbstgefühl ihm verbot. Er sah sich nach den Anhängern, den Kampfgenossen um, und keiner war da. Sie hatten ihn nur für sich wollen streiten lassen. Er erlag seinem Unmut darüber.

Wenige[2]) Stunden vor seinem Tode faßte er ängstlich den Arm seines ältesten Sohnes und flehte ihn an, ihm eine, nur e i n e große und neue Idee zu sagen! Es war das Gebet eines Erstickenden um noch einen Atemzug. Große Ideen waren das Lebenselement seines Geistes. Sie erhielten ihn noch aufrecht unter dem Druck oft sehr beklemmender Lebensverhältnisse, und gelang es einem Feinde, ihn zur Leidenschaft zu reizen, so stellten sie bald wieder die erhabne Reinheit seines Charakters her.

Wieland

Die[3]) freundlichsten Erinnerungen aus meinem Aufenthalte in Deutschland, beinah aus meinem ganzen Leben, bieten mir die Sommer 1798 und 99 an. Die vorhergehenden Winter hatte ich in großen Städten zugebracht, und satt ihres Geräusches, war ich mit dem Frühlinge nach Weimar zurückgekehrt. Auch dort schien es mir noch zu städtisch; ich mietete mir eine Sommerwohnung in dem Dörfchen Tiefurt, wo die verwitwete Herzogin ihren Landsitz hatte. Der kleine einfache, aber höchst reizende Park desselben war mein Lesekabinett. Hier studierte ich die deutsche Literatur, gleichsam unter dem Schutze der humanen Fürstin, die so manches zu ihrem Aufblühen beigetragen hat, und deren schönes Bild Wieland in seiner Olympia der Nachwelt erhalten wird. Hier schrieb ich den größten Teil meiner „Vorzeit Livlands", hier meine Briefe über Hamburg und Lübeck, hier auch den kleinen Roman „Eine Reisegeschichte".

[1]) Vgl. dazu oben das Kapitel „Schütz".
[2]) Skizzen, Seite 84.
[3]) Skizzen, Seite 113.

Fühlt' ich indes das Bedürfnis des Umganges, stieg ich aus meinem Zaubertale zu dem Rande des Hügels hinauf, der es jenseit der Ilm begrenzt: rechts läuft längs dem Flusse ein lieblicher Fußpfad durch Wiesen und Gebüsche nach Weimar, wo ich bei Herder und Böttiger ein immer freundlich empfangener Besuch war; links führt die Fahrstraße nach Oßmannstädt, wo damals der ehrwürdige Dichtergreis wohnte, der mir immer einer der liebenswertesten Sterblichen geschienen hat, wie er einer der merkwürdigsten ist.

Auf seine Bekanntschaft war ich gespannter gewesen, als auf die irgendeines anderen Berühmten, nicht aus jener gewöhnlichen Neugier, die zu sehen wünscht, wie ein Mann, der etwas Merkwürdiges schrieb oder tat, in Gesellschaft blicke oder schreite, oder zu hören, wie er spricht; sondern weil mir seine Schriften ein sonderbares psychologisches Rätsel dargeboten hatten. Ich besaß schon Erfahrung genug, um zu wissen, daß der Mensch in dem Schriftsteller und Künstler eigentlich nur das Erdreich ist, aus welchem das Talent seinen Blumenstengel hervortreibt, und daß es gerade den Genuß der Hyazinthenglocke nicht erhöht, wenn man die Nase auf das Wasserglas herabsenkt, aus dem sie die Nahrung zum Aufblühen zog. Diese Ansicht war mir so lebendig, daß ich fähig gewesen wäre, die persönliche Bekanntschaft eines Dichters über dem Lesen seines neuesten Werkes zu vernachlässigen und wirklich zuweilen gleichgültig an der Wohnung eines großen Künstlers vorbeieilte, um eine seiner Arbeiten zu bewundern. Aber Wieland —

Ich hatte fast alles gelesen, was er geschrieben, und die sonderbare, sich oft geradezu widersprechende Mannigfaltigkeit in dem Charakter seiner Schriften verwirrte meine Ansicht des Mannes. Hier erscheint er als ein Schwärmer, an dessen Heilung man verzweifeln möchte: dort als der hellste philosophische Kopf, vor dessen durchdringendem Blick jedes Vorurteil zerfließt; hier ist er von zärtlicher Empfindsamkeit bis zur Ohnmacht übermannt: dort zerlegt er kalt und licht als tief erfahrener Psycholog die Leidenschaft in ihren feinsten Regungen und belächelt sie; hier kämpft er so unbehilflich mit den Schwierigkeiten der Sprache und der Kunstform, daß man ihm alle Möglichkeiten des jemaligen Gelingens glaubt absprechen zu müssen: dort schaltet er über beide mit der Allgewalt des Genies; hier scheint er bloß in der Welt der Phantasie atmen zu können: dort überrascht er durch gründliche Gelehrsamkeit und so tiefe Kenntnis des Weltlaufs, daß man einen Wahrsagergeist aus ihm zu hören glaubt, und wiederum, wenn der Moralphilosoph in ihm alles andere unterworfen zu haben scheint, steht er plötzlich als großer Dichter da.

Daher, so sehr ich Wieland kennen zu lernen wünschte, besuchte ich ihn doch nicht. Der Zufall sollte mich den dichterischen Weisen kennen lehren.

Als[1]) ich eines Nachmittags bei Herder einen alten Mann mit einem unschönen, aber ausdrucksvollen Gesicht und feiner Bürgerlichkeit im ganzen Äußeren am Fenster sitzen fand, und Herders Gattin ihn, indem sie mich ihm vorstellte, Herrn Hofrat Wieland nannte, fühlte ich eine

[1]) Eckardt, Seite 107.

freudige Erschütterung; aber ich gab ihr keine Worte, machte nur eine tiefe Verbeugung. Ich war selbst sehr unzufrieden mit mir darüber und prüfte mich über die Ursache meines stumpfen Benehmens. Ich fand sie teils in meiner Blödigkeit bei der Überraschung, teils aber auch in dem „Hofrat". Hätte die Herderin gesagt: „Das ist Wieland", ich glaube, ich hätte aufgejauchzt. Aber sie hätte damit einen Verstoß gegen die Etikette der kleinen Residenz gemacht. In dem Hofzirkel wurde trotz der vorurteilsfreien Denkungsart der Herzogin-Mutter und der fast burschikosen Genialität des Herzogs die Etikette so pünktlich beobachtet, daß ich nie gehört habe, daß Herder und Wieland als Bürgerliche zu den Hoffesten und Assembleen eingeladen wurden. Daß es mit ihren Gattinnen nicht geschah, weiß ich gewiß, und ob es mit Goethe, ehe er geadelt worden, anders war, weiß ich nicht; wohl aber, daß er, als es geschah, sich gleichwohl darin nicht zurechtzufinden wußte. Die regierende Herzogin beschwerte sich einmal, daß er dabei steif und stumm sei, was bei der anerkannten Überlegenheit seines Geistes unangenehm und lästig sei.

Ich kehre zu Wieland zurück. Mit Beschämung gestehe ich, daß der ehrwürdige berühmte Greis mir viel mehr Beweise seiner Güte gab, als ich ihm Ausdrücke meiner wirklich tiefen Hochachtung darbrachte. In mehreren seiner Briefe an Böttiger forderte er ihn auf, mich zum Besuche bei ihm in Oßmannstädt mitzunehmen. Böttiger hat mich nie dazu eingeladen[1]). Überhaupt schien es mir, als wenn er und Falk meine Annäherung an Wieland mit einer Art Eifersucht betrachteten. Das hinderte mich nicht, nach Oßmannstädt zu wallfahrten, und Wieland nicht, mir manchen Beweis seiner Freundschaft zu geben.

Ich rechne dahin auch folgenden Vorgang: Falk und seine junge, recht hübsche Frau äußerten den Wunsch, einmal einen schönen Sommerabend im Freien zu verbringen. Ich lud sie ein, bei mir in Tieffurt zu Abend zu essen. Ich konnte es mit Zuversicht, denn meine Sommerwohnung beim Hofgärtner bestand aus drei, ziemlich elegant möblierten Zimmern, eleganter und bequemer als Falks Wohnung in der Stadt, und meine freundlich zutätige Wirtin war eine gute Köchin, wie ich an solchen Tagen öfter erprobt hatte, an denen Regenwetter und Hitze mich abhielten, zum Mittagessen in die Stadt zu gehen. Es war verabredet, daß Frau Falk eine Freundin mitbringen sollte, und ich hatte ein anderes Ehepaar, einen Kaufmann, dessen Frau eine Rigaerin war, eingeladen. Als Falks aber kamen, war ich sehr erstaunt, anstatt des weiblichen Gastes einen Mann zu sehen. Ich eilte ihnen, es war im Park, entgegen und prallte vor Überraschung einen Schritt zurück, als ich sie erreicht hatte. Der zweite Mann war Wieland. Er war am Nachmittage zur Stadt gekommen, hatte durch Falk von meiner Abendgesellschaft gehört und sich entschlossen, sie mitzumachen. Ich wußte die Ehre, die mir dadurch widerfuhr, nach Gebühr zu würdigen, und die Freude darüber riß mich zu einer Unbesonnenheit hin. Wielands Gegenwart mochte ich nicht in der Stube genießen. An den Park stieß eine ziemlich große Rosenlaube, die eben

[1]) Im Gegensatz dazu erzählt Merkel in den Skizzen, daß Böttiger ihn wiederholt aufgefordert habe, mit nach Oßmannstädt zu kommen, um Wieland kennen zu lernen.

in Blüte stand. Ich fragte den Hofgärtner, und in der Voraussetzung, daß die Herzogin Amalie so spät nicht im Garten spazieren würde, willigte er ein, den Tisch in der Laube decken zu lassen, ob sie gleich zu dem eigentlichen Garten der Herzogin gehörte. Kaum hatte die Mahlzeit begonnen, so brachte der Diener die Nachricht, die Herzogin komme mit ihren Hofdamen gerade den Gang zur Laube her; sie war ihr Lieblingssitz. In großer Verlegenheit sprang ich auf und wollte der Fürstin entgegengehen, um ihre Verzeihung zu erbitten; sie war der Gesellschaft aber bereits gewahr geworden, bog eben lächelnd in einen anderen Gang ein und kehrte zurück in ihr Schlößchen. Dies so schonend nachsichtsvolle Benehmen der edlen Fürstin war ganz in dem so geistvoll humanen Charakter, den ihr ganzes Benehmen bezeugte: ein kleiner, aber vielsagender Zug.

Bei einem einsamen Spaziergange fragte ich Wieland einmal, ob es wahr sei, daß Goethe bei einer Lustpartie auf dem Ettersberg eine Eiche erstiegen, Jacobis Woldemar[1]) an den Baum genagelt und vom Baume herab eine burleske Rede über die Schlechtigkeit des Buches gehalten? „Ja, ja!" antwortete Wieland, „er fand damals oft Vergnügen daran, den Skaramuz zu spielen. Wenn er nur nicht im höheren Alter so etwas vom Pantalone wird." Mir fiel diese Äußerung beim Westöstlichen Divan oft bei und am lebhaftesten, als ich las, Goethe sei im achtzigsten Jahre oder in dessen Nähe mit Mühe davon abgehalten worden, eine junge polnische Gräfin zu heiraten, die er in Karlsbad kennen gelernt hatte, und die ihm wirklich nach Weimar folgte[2]).

[1]) Diese Unbesonnenheit Goethes, die 1779 stattfand, hat viel böses Blut gemacht. Fr. Jacobi selbst schreibt darüber am 10. November 1779 an Joh. Schlosser: „So weißt Du also, was Goethe Woldemar und seinem Verfasser für eine schöne Standrede gehalten. Mit welchen Ausdrücken — beide hätten das Henken verdient — er das Buch verurteilt und zur wohlverdienten Strafe und anderen zum erschreckenden Exempel an beiden Ecken der Decke an eine Eiche genagelt zu werden, wo es so lange flattern sollte, als ein Blatt daran wäre. Wie er selbst das Urteil an einem Exemplar (vermutlich dasselbige, welches ich ihm geschenkt und das er in dieser Absicht zu sich gesteckt hatte) vollzogen und einen großen Jubel über den herrlichen Effekt angestimmt hat. Daß das Buch an der Eiche befestigt gelassen und die Spaziergänger sich mit desselben Anblick zu belustigen ermuntert worden sind." Jacobi hatte deswegen am 15. September auch an Goethe selbst geschrieben, der ihm aber nicht antwortete. Statt seiner schreibt Joh. Schlosser: „Er (Goethe) erzählte offenherzig den ganzen Verlauf: daß er manche mutwilligen Parodien nicht geschrieben, aber mündlich über deinen Woldemar geschwatzt habe. Sagte: so schöne Dinge, so viel herrlicher Sinn auch darin sei, so könne er nun einmal für sich das, was man den Geruch dieses Buches nennen möchte (anders wisse er sich nicht auszudrücken), nicht leiden ... Er sprach mit ganz arglosem Wesen davon und suchte mir zu bedeuten, was dergleichen launigtes Getreibe, in ihm, für eine abgesonderte Sache sei usw. Er schwur darauf, daß er wünschte, Du wärst mit zugegen gewesen. Du selber hättest mit eingeschlagen, mutwillig im Abstrakten einmal zu verharren ... Goethe kann gut und brav, auch groß sein, nur in Liebe ist er nicht rein und dazu wirklich nicht groß genug. Er hat zu viele Mischungen in sich, die wirren, und da kann er die Seite, wo eigentlich die Liebe ruht, nicht blank und eben lassen. Goethe ist nicht glücklich und kann schwerlich glücklich werden." Das Zerwürfnis zwischen Jacobi und Goethe hat sich später wieder ausgeglichen.

[2]) Merkel meint hier Goethes letzte Liebe, Ulrike von Levetzow, die aber keine Polin, sondern Norddeutsche war. Er lernte sie in Marienbad kennen und folgte ihr nach Karlsbad. Der Schmerz der Trennung fand seinen Ausdruck in der Marienbader Elegie.

Was Wieland bei vielen der neusten Kritiker in Schatten stellte, ist die Meinung, er selbst habe sich Goethe tief untergeordnet. Das war nicht der Fall. Er erkannte Goethes Genie an mit voller Gerechtigkeit, aber über mehrere von dessen Schriften und Handlungen schüttelte er ernsthaft den Kopf, sagte wohl auch einmal halblaut wie vor sich hin: „Solch Zeug sollte ich wagen, es würde mir schlecht bekommen. Seiner anmaßenden Keckheit geht alles hin." Einen öffentlichen oder auch nur lauten gesellschaftlichen Tadel auszusprechen, war er zu rücksichtsvoller Hofmann und scheute ihn wohl auch als Gegner. Im ganzen aber dachte Goethe viel höher von Wieland als dieser von ihm. Man höre!

In einem Gespräche mit Goethe warf Falk die Frage auf: Was Wielands Seele jetzt wohl vornehmen möge[1]). Goethe antwortete: „Nichts Kleines, nichts Unwürdiges, nichts mit der sittlichen Größe, die er sein ganzes Leben hindurch behauptete, Unverträgliches. Es ist etwas um ein achtzig Jahr lang durchaus würdig und rühmlich geführtes Leben; es ist etwas um die Erlangung so zarter Gesinnungen, wie sie in Wielands Seele so angenehm vorherrschten; es ist etwas um diesen Fleiß, um diese eiserne Beharrlichkeit und Ausdauer, worin er uns alle miteinander übertraf." Weiterhin, als von der Fortbildung der Monaden der Seele die Rede war, sagte er sogar: „Ich würde mich so wenig wundern, daß ich es sogar meinen Ansichten völlig gemäß finden müßte, wenn ich einst diesem Wieland als einer Weltmonade, einem Stern erster Größe nach Jahrtausenden wieder begegnete und sähe und Zeuge davon wäre, wie er mit seinem lieblichen Lichte alles, was irgend nahe käme, erquickte und aufheiterte. Wahrlich, das nebelhafte Wesen irgendeines Kometen in Licht und Klarheit zu erfassen, das wäre wohl für die Monade unseres Wielands eine erfreuliche Aufgabe zu nennen."

Diese Anerkennung von Wielands hohem Werte ist schön und wahr. Sie stimmt mit den Ermahnungen überein, die Goethe seinen alles andere anklägenden Anbetern oft zurief, wenn sie auch Wieland anfielen: „Laßt mir den alten würdigen Herrn in Ruhe!" Ich will sie damit erwidern, daß ich keines der sehr bitteren Urteile anführen will, die Wieland unter vier Augen zuweilen entfielen. Es sei dem Leser überlassen, zu unterscheiden, welcher von den Lobsprüchen, die Goethe hier aussprach, ihm selber und seinem Lebensgange gebühre.

Von Wielands Familienleben weiß ich wenig zu berichten. Seine Gattin war, als ich sie kennen lernte, ein schon veralltetes, kleines Hausmütterchen, das, ohne geistige Ansprüche, für Haus und Garten sinnig und angelegentlich sorgte und von letzterem aufrichtig geliebt zu werden schien. Ihre Töchter schien sie zu guten Wirtinnen zu erziehen, und ihre Söhne sollten auf dem gewöhnlichen Wege werden, was das Schicksal wollte. Der älteste war ein geistreicher Kopf und ist als Schriftsteller bemerkenswert aufgetreten, aber er schien zu Jena in die Schlegelsche

[1]) Die folgende Stelle ist fast wörtlich dem Falkschen Buche: „Goethe, aus näherem persönlichen Umgange dargestellt" entnommen. Vgl. die Neuausgabe von K. G. Wendriner, Seite 51 und 61.

Genossenschaft geraten zu sein, wenigstens trug er in Urteil und Benehmen das Gepräge derselben[1]).

Ein jüngerer Sohn hatte sich, glaube ich, zum Landwirte bestimmt. Wieland selbst schien sich nicht in ihren Bildungsgang zu mischen und tat vielleicht recht daran.

Wielands Persönlichkeit hatte, wenn er ruhig war, wenig Auszeichnendes. Sein Gesicht war, wenigstens im vierundsechzigsten Jahre, da ich ihn kennen lernte, trotz einer hohen, aber nicht gewölbten Stirn, ein so gewöhnliches, daß man häufig Menschen traf, die ihm sehr ähnlich sahen. In Weimar selbst traf ich, kurz nachdem ich ihn zum ersten Male gesprochen, einen Mann, den ich geradezu mit ihm verwechselte. Ich trat auf ihn zu und redete ihn mit seinem Titel an. Gemütlich lächelnd sagte der Alte: „Ich errate wohl, für wen Sie mich ansehen. Ich wollte, ich wärs, aber ich bins nicht. Ich bin usw." Es war ein Oberamtmann aus Ilmenau, glaube ich. Selbst der bekannte Fessler[2]) prahlte damit, Wieland sehr ähnlich zu sehen, und dem war so; doch nur, wenn beide in schlaffer Ruhe waren. Wurde Wieland lebhaft angeregt, und das geschah leicht, so funkelte sein Auge noch im hohen Alter und sprach gutmütige, frohe oder trauernde Teilnahme aus. Sein Sekretär Lüdemüller, bekannt durch eine Übersetzung des Ariost, versicherte, wenn er zu Wieland bei einer dichterischen Arbeit eingetreten, habe in dessen Gesicht eine Art von Verklärung geglänzt, und [er] habe nachher von der dabei gehörten Mitteilung nichts gewußt. Ich glaube es wohl, dieser wahre Dichter konnte noch im hohen Alter leicht und sehr lebhaft aufgeregt werden. Wenn Fessler lebhaft wurde, glänzte sein Auge auch, aber höhnisch und listig. —

Wielands Äußeres und gesellschaftliches Benehmen war bürgerlich, mit einer leichten Beimischung vom Höfischen, in manchen Augenblicken auch vom Romantischen. Denn den größten Teil seines Lebens verbrachte er an dem kleinen Hofe der Herzogin Amalie, und von der Romantik seines Dichtungskreises ging, ihm wahrscheinlich unbewußt, mancher Zug in sein Benehmen über. So war die Verbeugung, mit der er vornehme Damen begrüßte, immer eine Art Adoration mit einem gebogenen Knie, eine gelegentliche Reverenz.

Sein moralischer Charakter war rechtlich und bis zum Edelmute nachsichtsvoll und liberal. Als ich nach meiner Rückkehr aus Kopenhagen die deutsche Literatur studierte, also auch alles, was ich von Wielands

[1]) Ludwig Wieland (1777—1819), 1809—1811 Bibliothekar des Fürsten Esterhazy, während des Wiener Kongresses dort in preußischem Sinne publizistisch tätig, später Redakteur eines Oppositionsblattes in Jena, im Zusammenhang mit Ludens Organ Nemesis, das in der Burschenschaftsbewegung eine Rolle spielte.

[2]) Ignaz Aurelius Fessler, ehemaliger katholischer Geistlicher, hatte unter Joseph II. an der Klosterreform mitgewirkt. Nach dessen Tode wurde er Vorleser beim Fürsten Carolath und kam nach dessen finanziellem Zusammenbruch 1796 nach Berlin, wo er im selben Jahre mit Buchholz die Mittwochsgesellschaft gründete, der als besonders tätige Mitglieder Marcus Herz, Schadow, Rambach, die Buchhändler Spener und Sander angehörten und die für das geistige Leben Berlins von größter Bedeutung war. Auch in der Freimaurerloge Royal York war er eine führende Persönlichkeit.

Schriften erhalten konnte, wenigstens durchsah, setzte es mich in Erstaunen, daß ihm von den vier Vorzügen, die nach meiner Ansicht den großen Mann bilden, drei, nämlich Hoheit, Kraft und Stärke des Geistes, nicht nachgerühmt werden konnten. Ich sah bald, — aber auch das konnte ich nicht begreifen — wie sich die bewunderungswürdige Klarheit seiner Ansichten[1]), die in vielen seiner Schriften und selbst in seinen Gesprächen oft blitzartig zum Ausdruck kam, mit den sonderbaren Nebeln, die auf einigen seiner Werke, besonders den früheren ruhen, vereinbaren ließen: die moralische Strenge bis zu Frömmelei, die bis zur Ohnmacht zerfließende Empfindsamkeit, die schriftstellerische Schwerfälligkeit gerade seiner früheren kräftigen Jahre mit schlüpferigem Mutwillen und vorurteilsfrei-religiösen Ansichten der scharfblickenden, psychologisch spöttelnden Zerlegung der feinsten Regungen, endlich mit der reizend tändelnden Grazie seiner späteren Jahre. Er erschien mir in vieler Rücksicht in der Jugend altersschwach, im Alter jugendlich.

Eines[2]) Morgens fand ich ihn einsam in seinem Gartenhause. Wir wanderten eine Stunde lang allein in der anstoßenden Allee auf und ab, und diese Unterredung — in meinem Leben hab ich nicht aufmerksamer beobachtet — löste mir das Problem, das mich so lange beschäftigte.

Man wird mir hoffentlich nicht die Plumpheit zutrauen, daß ich ihn sich selbst als Rätsel vorlegte, dessen deutendes Wort ich von ihm erwartete. Es gibt gewisse psychologische Erläuterungen, die, wie die geheimen Namen der Städte im Altertum, von denen, die sie angehn, nie ausgesprochen werden dürfen, und von anderen ausgesprochen, Unheil stiften. Diejenigen, die ich suchte, schienen mir dahin zu gehören. Ich mußte sie von Wieland erhalten, ohne daß er es wußte oder wollte, oder ich erhielt sie nie — wie ich glaube. Ich begnügte mich also, das Gespräch oder vielmehr seinen Vortrag, denn er sprach fast allein, auf die verschiedenartigsten Gegenstände zu leiten. Ich bemerkte, daß seine Urteile sehr hell, bis zum schneidenden treffend waren, sobald von einem wichtigen Gegenstande die Rede war, der eine Anstrengung des Geistes verdiente; daß er sich aber gleich darauf bei Kleinigkeiten den sonderbarsten Täuschungen der Phantasie hingab, deren Naivität zuweilen zum unwillkürlichen Lächeln zwang. So fand ich denn bald nicht ein Geheimnis, wohl aber, daß ich hier vor einem jener wunderseltenen und beneidenswerten Sterblichen stand, denen die Natur neben dem Übermaß der Phantasie und des leicht erregten Gefühls, ohne welches der große Dichter nicht scheint entstehen zu können, so hellen kräftigen Verstand und so festen Charakter verlieh, daß sie jene, ohne sie zu lähmen, beherrschen, sobald es ihnen gefällt. Um als Dichter zu sehn und zu empfinden, darf Wieland sich nur gehen lassen; um als Weiser zu denken und zu urteilen, braucht er sich nur besinnen zu wollen.

Folgende[3]) Familienszene, welche mir Falk 1799 nach Berlin schrieb, und die ich mit seinen Worten erzählen will, amüsiert und charakterisiert:

[1]) „Man erzählte mir, daß Wieland, als er mit dem Plan seines Oberon fertig gewesen und an die Ausführung hatte gehen wollen, sich von seinem Arzte eine zehntägige Frühlingskur habe verordnen lassen." Anmerkung Merkels.

[2]) Skizzen, Seite 120.

[3]) Eckardt, Seite 114.

„Der alte Vater hat neulich einen argen Schrecken gehabt. Denken Sie! Da iſt ein kleiner Großſohn (Lieblingskind), ein Junge wie ein Tatar, der barfuß und im Eiſe oft ſchon frühmorgens die ganze Gegend durchſtreift; dieſer findet die geladene Flinte des Jägers im Hauſe, zieht den Hahn auf und ſchießt unten im Hauſe die Gangtüre durch und durch. Wieland, der gerade über ſeinem Agathodämon am Schreibepult brütet, ſpringt erſchrocken auf. Keiner wagt hinunter zu gehen. Der kleine Nimrod hat ſich unterdeſſen aus dem Staube gemacht. Endlich faſſen die Weiber ein Herz. Sie finden das Loch in der Türe, die Flinte; der Junge fehlt. Wielands rege Phantaſie ſetzte ſich ſogleich das Fürchterlichſte zuſammen: endlich wird das Kind aus ſeinem Winkel herbeigezogen. Wieland iſt außer ſich: der Junge ſei kein Chriſtenkind, er ſei ein Tatar ein Baſchkire, ein Mameluck. Er, Wieland, werde es noch erleben, daß er ihn eines Tages wie einen tollen Hund an ſeinem Pulte vor den Kopf ſchieße. — Sie kennen die liebenswürdigen Launen des Alten, der ſelbſt in der heftigſten Aufregung noch humoriſtiſch bleibt, ich darf Ihnen die Szene alſo nicht weiter ausmalen."

Eine Erſcheinung bedauere ich im Wielandſchen Hauſe verſäumt zu haben. Im fünfundſechzigſten Jahre erhielt er einen mehrtägigen Beſuch von ſeiner noch älteren erſten Geliebten, der bekannten Schriftſtellerin Sophie von Laroche[1]), einer ziemlich hohen Geſtalt mit breiten Schultern und Hüften und anſpruchsvollem affektierten Weſen. Ich möchte ſie wohl neben der verſtändigen Frau geſehen haben, die ihres ehemaligen Liebhabers Leben glücklich machte, und Wielands Verlegenheit zwiſchen beiden. Sie mag ſich oft ſehr naiv geäußert haben. So ſagte man, in der Dämmerung auf dem Sofa neben Wieland ſitzend, ergriff die veraltete Geliebte ſeine Hand und rief mit empfindſamem Tone: „Iſt mir doch ganz, als wie wir in — — nebeneinander ſaßen. Ihnen nicht auch?" „Ja," antwortete er trübſelig, „ehe die Lichter gebracht werden." So erzählte man, und ich trau es der Naivität zu, die ihn beſonders bei mißmutigen Stimmungen überraſchte, und Mißmut mußte doch wohl einen Greis erfüllen, dem eine Greiſin mit dem Anſpruche auf Jugendgefühle naht, die ſie vorlängſt nicht mehr einflößen, er nicht empfinden konnte.

Ich ſah die Dame erſt in Weimar, eine Stunde, ehe ſie ihre Rückreiſe antrat. Falk kam zu mir, um mir zu ſagen, daß ſie ſoeben bei dem Rat Krauſe ein Dejeuner einnehme, und drang ſo ſehr in mich, mit ihm dorthin zu gehen, daß ich der Neugier nachgab: aber wirklich ſah ich ſie nur. Mir fiel nicht die geringſte Artigkeit ein, der Frau zu ſagen, die mir durch die parfümierte Moralität und die empfindelnde Gelehrſamkeit ihrer

[1]) Sophie von La Roche machte dieſen Beſuch 1799 zuſammen mit ihrer Enkelin Sophie Brentano. Freude ſcheint dieſer „mehr drückende als willkommene Beſuch" (Erich Schmidt) dort niemandem gemacht zu haben. Auch Goethe, der ihr in jungen Jahren gewogen war, äußert ſich ſehr abfällig über ſie. Sophie hat ihre Reiſe unter dem Titel „Schattenriſſe abgeſchiedener Stunden" beſchrieben. Danach traf ſie mit Merkel bei einem Eſſen beim Legationsrat Gerning zuſammen. Sie erwähnt Merkel als den „ſchätzbaren Freund der armen Letten". Außer Krauſe und Falk waren Herder, Wieland, Bertuch und Böttiger anweſend. Übrigens fand das Zuſammentreffen nicht unmittelbar vor Sophies Abreiſe ſtatt.

Bildungsschriften für junge Frauenzimmer schon in Livland unausstehlich gewesen war. Glücklicherweise hatten wir uns gefreut, einander kennen zu lernen, als der geschäftige Wirt eine dringende Frage an sie tat.

*

Wieland dachte von Merkels Talent sehr gut. Als Beleg dafür gebe ich einen Brief Wielands an Böttiger (vom 4. August 1798) wieder, in dem er Merkels „Rückkehr ins Vaterland" bespricht: „Sie müssen, mein lieber Freund und Bruder in Aristophanes, Merkels kleines Buch (das hier mit Dank zurückkommt), nur in einer zerstreuten Viertelstunde durchblättert haben, um mir schreiben zu können: ‚es werde mir vielleicht um einiger Schilderungen willen nicht ganz mißfallen'. O, ihr Philologen und Polyhistoren, auch Hof- und Weltmänner, wie kann ich mich zurückhalten, euch nicht ein wenig raub anzulassen! Dieses sogenannte Zwittergeschöpf hat nur einen einzigen Flecken, und der ist das schändliche, lästerliche nos haec novimus esse nihil. Das kann man mit Wahrheit von Myriaden hochgelehrter Folianten und Quartanten sagen, die alle, was den innern wahren Wert betrifft, von diesem dünnleibigen kleinen Zwittergeschöpf bis an den Wagebalken hinaufgezogen werden. Merkel hat noch nichts gemacht, das in jeder Betrachtung diesem deliziösen Werkchen gleich käme, und wird schwerlich in seinem ganzen Leben etwas Besseres machen. Wie kann man doch aus falscher Scham vor den hochgelahrten Herren ein so albernes, ein so übel passendes, in die lieblichste Harmonie von Verstand, Einbildungskraft und Herz so widerlich mißtönend hineingekrächztes Motto auf ein solches Werkchen setzen? Ich sage Ihnen und Herrn Merkel (der den heiligen Geist an diesem Produkt, wozu er, wie es scheint, nur die Finger hergelieben hat, so greulich lästerte), daß diese Rückkehr ins Vaterland, ohne eine Nachahmung von Yoriks sentimental journey zu sein, das einzige Gegenstück dieses Lieblingsbuches aller Leute von Gefühl, Geschmack und Geist ist, und daß es in jedem Betracht neben dem Exquisitesten, was unsere Sprache aufzuweisen hat, stehen kann. Aber freilich, solche Werkchen, die mit freier, ruhiger, in sich selbst und in der Natur wohnenden Seele genossen sein wollen, kann man nur auf dem Lande lesen." — Nach der Rückkehr ins Vaterland wurde später ein Schauspiel gemacht, das in Berlin zum Geburtstag der Königin aufgeführt wurde. Der Verfasser hat sich nicht genannt.

Böttiger[1])

Böttiger[2]) war fast mein erster Bekannter in Weimar, und seine Gefälligkeit für mich ermüdete nie: gleichwohl mußte ich mich immer erst darauf besinnen und einen Vorsatz darüber fassen, wenn ich freundschaftlich offen mit ihm sprechen wollte. Als ich dagegen aus Weimar entfernt war, legte ich bald jene Zurückhaltung gegen ihn ab, wir wurden Freunde im engeren Sinne des Wortes, blieben es acht Jahre hindurch und waren bei mehr als einem literarischen Vorgange, wenn ich so sagen darf, Waffengefährten, denen es gegenseitig gar nicht einfiel, einen Zweifel über die unerschütterliche Zuverlässigkeit des anderen zu haben. Seit

[1]) Karl August Böttiger, geb. 1761 in Reichenbach, gest. 1835 in Dresden, kam 1791 durch Herder als Direktor des Gymnasiums und Oberkonsistorialrat nach Weimar. Über seine literarische Tätigkeit wird noch bei der Besprechung von Merkels kritischer Tätigkeit zu reden sein. Er ging 1804 nach Dresden.

[2]) Skizzen, Seite 138.

ich Berlin und Deutschland verließ, spielt er eine Rolle gegen mich, die mich zuweilen geschmerzt hat. (Man hat niedrige Verleumdungen gegen mich drucken lassen, die kein Mann von Ehre selbst widerlegen kann. B. ist von ihrer Unwahrheit überzeugt, denn er kennt mich, — und er schweigt wie die Menge, die einst —) — Es ist den Menschen so wenig gegeben, ihrer Festigkeit etwas zuzusetzen als ihrer Länge. Das Urteil, das die Leser hier über ihn finden werden, wird in keinem wesentlichen Punkte von dem verschieden sein, das ich niedergeschrieben hätte, wenn noch das alte Verhältnis zwischen uns bestände[1]).

Böttiger ist ein achtungswerter, sehr rechtlicher Mann und unstreitig einer der größten Gelehrten, die Deutschland besitzt. Er weiß unendlich viel Gelehrtes, Geschmackvolles und Witziges, hat sich eine große Gewandtheit erworben, es zu benutzen, und besitzt einen unermüdlichen Fleiß. Mit diesen Vorzügen hatte er den Ruf eines gründlichen Philologen und eines vortrefflichen Schulmannes verdient, als er aus Bautzen, wo er Rektor war, nach Weimar als Direktor des dortigen Gymnasiums berufen wurde. Hier bekamen sein Geist und seine Tätigkeit eine durchaus veränderte Richtung.

Die Nähe der großen Dichter, die hier lebten, entflammte den Ehrgeiz in ihm, sich auch als geistvoller Schriftsteller auszuzeichnen; jene des hier residierenden Hofes, sich als feinen Weltmann zu zeigen und als interessanten Gesellschafter geltend zu machen. Alles dieses mißlang ihm wenigstens nicht, ob man sich gleich oft mit Lächeln — und der Scholarch Herder mit ernstem Kopfschütteln — erinnerte, daß man ihn nicht um dieser Eigenschaften willen zum Vorsteher der Schule berufen hätte. Jetzt trug Bertuch ihm die Redaktion des Journals des Luxus und der Moden, bald auch Wieland die des Deutschen Merkurs auf. Dadurch, und da viele Fremde das berühmte Weimar besuchten, die alle auch Böttiger, und zwar als den zuvorkommendsten, gefälligsten Mann kennen lernten, der ihnen überall Zutritt zu verschaffen suchte und wußte und keinen Dank verlangte als Nachrichten, gelang es ihm in wenig Jahren, einen literarischen Briefwechsel anzuknüpfen, der im eigentlichsten Sinne alle Länder Europas umfaßte und über den Postenlauf hinausreichte. Bald floß ihm ein Übermaß von Materialien zu, das er in jenen beiden Journalen nicht aufwenden konnte: er fing ein drittes an, „London und Paris", trat als Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung", späterhin auch dem Freimütigen und anderen Zeitschriften bei. Bedenkt man, daß er zugleich einem Amte vorstand, das allein seinen Mann forderte, daß er jährlich sechshundert Briefe nicht nur erhielt, sondern auch beantwortete, nebenher noch gelehrte Werke, wie seine Erklärung von Vasen-Gemälden, und die Sabina ausarbeitete und jeden gesellschaftlichen Genuß mitnahm, so wird man es fast nicht für eine Hyperbel halten, wenn ein etwas langsamerer Mann einst sagte, bei dem bloßen Überdenken von dem, was Böttiger täte, bliebe ihm der Atem aus.

[1]) Das Urteil Merkels über Böttiger ist später viel herber geworden. In seinen Aufzeichnungen tritt das sehr deutlich hervor. Vor allem hat er es ihm übel genommen, daß er Wielands Wohlwollen ihm unterschlug. Vgl. auch das Kapitel „Wieland".

Diese Tätigkeit war nicht ohne Nutzen für Weimar und nicht ohne Verdienst um die allgemeine wissenschaftliche Bildung in Deutschland. Böttiger war es vorzüglich, der Weimar eine gewisse Wichtigkeit für den literarischen Geschäftsgang gab. Er war der Vermittler einer Anzahl literarischer Verbindungen und Unternehmungen, die ohne ihn nicht zustande gekommen wären; er endlich hat durch seine unzählbaren Journal-Artikel, die nie ohne Gelehrsamkeit und Geist geschrieben waren, eine größere Masse von Kenntnissen und Gedanken in Umlauf gebracht als vielleicht irgendein anderer deutscher Schriftsteller. Von einer entgegengesetzten Seite hat er dafür vielleicht der deutschen Literatur mehr Schaden getan, mehr zu ihrer Herabwürdigung beigetragen, ohn' es zu wollen, als seine Tätigkeit ihr Nutzen schaffte.

Der merkantilische Gewinn von dieser Tätigkeit scheint die Klippe, an der er scheiterte. Die Herausgeber der Zeitschriften zahlten ihm hohe Honorare: um diese verdienen zu können, durfte er nicht ekel in Rücksicht der Materialien und der Korrespondenten sein, mußte er der Eitelkeit der letzten, wo sich Gelegenheit darbot, öffentlich schmeicheln, ihre literarischen Pläne befördern, wohl gar ihre Ansichten als die seinigen aufstellen. Die Buchhändler sendeten ihm, um seine vielstimmige Empfehlung zu erwerben, von beinahe allen ihren Verlagsartikeln elegant gedruckte und gebundene Exemplare, und bei dem Anblick der kostbaren Bibliothek, die sich dadurch bildete, mag wohl jede andere Rücksicht für ihn allmählich verschwunden sein. Er mußte das Übersandte loben, wenigstens die öffentliche Aufmerksamkeit darauf hinlenken, mocht' es auch noch so mittelmäßig sein, und so sank denn die ganze Literatur für ihn zu einem Fabrikgewerbe herab, zu dessen Behuf er gleichsam den öffentlichen Ausrufer machte. Wenn das große Publikum, das immer nur nach gehörten Urteilen würdigt, in der Schätzung des wirklich Guten so oft irre wurde, so ist es wiederum großenteils Böttigers Schuld, der das Mittelmäßige wie das Vortreffliche behandelte, beides, wenn er mit den Unternehmern in Verbindung stand, in einer Reihe von Zeitschriften preisend nannte.

Seine[1]) persönliche Geltung war in Weimar groß, von der ehrwürdigen Herzogin Amalie an, bei allen literarischen Damen, und von Herder und Wieland an, bei allen Gelehrten und Schriftstellern, mit Ausnahme von Goethe und — Vulpius[2]), dem Verfasser des Rinaldo Rinaldini und einer Unzahl ähnlicher Greuel. Goethe schien gewissermaßen eifersüchtig auf seinen weithin über Deutschland verbreiteten Ruf und Einfluß und zürnte darüber, daß er sich bei seinen Verbindungen nicht von dem Wohlwollen oder der Abneigung Goethes leiten ließ, sondern mit dessen Feinden und Verehrern auf gleich freundschaftlichem Fuß stand; Vulpius aber, von den Studenten gewöhnlich „König von Bantam" genannt, „in dem durchbohrenden Gefühle seines Nichts" grollte, daß Böttiger von ihm und seinem romantischen Pöbel-Konfekte niemals, nicht einmal lachend

[1]) Dorstellungen II, Seite 164.

[2]) Chr. Aug. Vulpius, der Bruder von Goethes Christiane (1760—1827), seit 1797 Bibliothekssekretär in Weimar, von Goethe als Bearbeiter der Operntexte für das Weimarer Theater benutzt. Sozusagen berühmt machte ihn sein 1798 erschienener Räuberroman Rinaldo Rinaldini.

Notiz nahm. Goethes Abneigung ging, ſeit Böttiger für den „Freimütigen“ gewonnen worden, bis zu Verfolgungen und Kränkungen, und Böttiger, deſſen Gewinn durch literariſche Verbindungen ſeinen Gehalt in Weimar vielfach überſtieg, entſchloß ſich endlich, ſeine Stelle zu verlaſſen und einer Berufung nach Dresden zu folgen. Sein literariſcher Einfluß ſcheint indeß durch dieſe Veränderung gelitten zu haben. Zwar dauerten ſeine Verbindungen fort, bis das Tyrannenjoch der Franzoſen alles in Deutſchland erdrückte; aber mit dem glänzenden Standpunkte, von wo aus er ſie angeknüpft hatte, verloren ſie an Intereſſe. Mehr, viel mehr aber büßte Weimar ein durch Böttigers Entfernung. Es hörte auf, ein Mittelpunkt des literariſchen Lebens zu ſein, wozu es eigentlich nur Böttigers Verbindungen gemacht hatten, und die Heroldsſtimme, mit der er in zehn Schriften, durch ganz Deutſchland rufend, die Aufmerkſamkeit auf Weimar immer von neuem erregte. Goethe freilich gewann. Als Herder und Schiller geſtorben waren, und Wieland ſich der anſpruchsloſen Ruhe des Alters widmete, ſtand er als der einzige Erbe des alten literariſchen Glanzes von Weimar da. Man weiß, wie er den gewonnenen Ruhm benutzte, um ſein Pfauenrad zu ſchlagen (se pavaner), und wie ſich bei der nachwachſenden Generation die Täuſchung verbreitete, als ſei jener Glanz allein von ihm ausgegangen, indes er doch nur zu ihm mit wirkte, zu gewiſſen Perioden ihn ſogar trübte.

Für die Fremden, die Dresden ſeiner Kunſtſchätze und ſeiner Gegend wegen jährlich in großer Zahl beſuchten, war Böttigers Verſetzung dahin eine unbezahlbare Gabe. Tauſende fanden in ihm den gefälligſten und einſichtsvollſten Führer. Solange und ſooft ich in Weimar war, hat er ſich mir immer als den bereitwilligſten und teilnehmendſten Freund gezeigt und, was ich bei dem Ungeſtüm und der Launenhaftigkeit meines damaligen Charakters am meiſten bedurfte, als den nachſichtsvollſten. Nachdem ich Weimar auf immer verlaſſen hatte, wurde unſre Verbindung noch enger als vorher[1]).

Jean Paul

Als[2]) mir bei einem Beſuche in Leipzig ein Bekannter[3]) auf der Gaſſe ſagte, er gehe eben zu Jean Paul, und mich dringend aufforderte, ihn zu begleiten, wußte ich nicht, wer das ſei. Ich ging indes mit, und — habe mich in meinem Leben nicht beim erſten Anblick ſo unangenehm zurückgeſtoßen gefühlt, als von dieſem damaligen Lieblingsſchriftſteller. Ich übergehe ſeine Geſtalt und will nur bemerken, daß ich in ſeinem Weſen den Ausdruck krampfhafter Spannung und ungeheurer Anſprüche zu leſen glaubte. Sie ſetzten mich in Verlegenheit. Ich hätte meinen erſten Beſuch doch wohl mit einigen Komplimenten einleiten und motivieren ſollen, und ich hatte kein Blatt ſeiner Schriften geleſen. Er ſchien meinem Still-

[1]) Die Dresdener Staatsbibliothek bewahrt einen Band mit Briefen Merkels an Böttiger auf, der mir vor allem für Merkels Berliner Zeit als wichtige Quelle diente.

[2]) Skizzen, Seite 92.

[3]) Es war der Dichter Mahlmann. Vgl. das Kapitel „E. v. d. Recke“.

schweigen darüber eine feindliche Deutung zu geben und glaubte sich vielleicht um so mehr dazu berechtigt, da man, wie ich erst nach einem Jahr erfuhr, in meinem kleinen, kurz vorher erschienenen Halbroman „Rückkehr ins Vaterland“ eine Annäherung an seine Manier entdecken wollte. So entstand die erste Mißstimmung zwischen uns sogleich bei der ersten Bekanntschaft. Noch an demselben Tage ließ ich mir eine seiner Schriften geben, ich weiß nicht mehr welche; aber ich konnte sie nicht durchlesen. Ich habe es nie mit einer seiner größeren Schriften zu tun vermocht, den ersten Teil des Titan abgerechnet, den ich lesen mußte, weil ich ihn beurteilen wollte. Die ungeheure Form- und Geschmacklosigkeit derselben schien mir durch ihren Reichtum an glänzenden, witzigen, oft großen Gedanken nur noch greller zu werden.

Wieland sagte einst, als er eine Schrift von Jean Paul las: „Da kommt einer mit einem Flügel von Shakespeare.“ Der ehrwürdige Dichtergreis hat die seltne Gabe, in seinen Bonmots immer eine tiefgeschöpfte Wahrheit zu sagen. Jener Einfall ist eine so vollständige Charakteristik, daß ich ihr nichts beizufügen weiß. Überall in Jean Pauls Schriften hab ich gefunden, daß sein Geist nicht zum ruhigen Gange, sondern zum Fluge geschaffen ist; weil er aber nur einen Flügel auszustrecken hat, wird jeder versuchte Aufschwung ein schiefer Sprung. Fehlt ihm der zweite Flügel ganz? Ich glaube, nein! Er war nur ein wenig schwach, und Jean Paul hat sich ihn in den kleinen fränkischen Landstädtchen, in denen er nicht nur seine Bildungsjahre, sondern auch die kräftigsten seines Mannesalters verbrachte, vollends lahmgelegen; der Papierdrache aber der allgemeinen Belesenheit, den er sich statt dessen anheftete, tut ihm keine Dienste.

Richter zog im Jahre 1799 nach Weimar. Hier trafen wir oft bei Herder zusammen, der seinen Umgang als Erheiterung liebte, gern mit ihm und ebensooft über ihn lachte.

Jean Paul und ich konnten eigentlich niemals Freunde sein, aber wir lebten doch einen Sommer hindurch in Weimar auf ziemlich verträglichem Fuß. Wir machten sogar einst eine kleine Reise zusammen nach Gotha. Unterwegs stieg er oft aus, schlenderte einige Minuten hinter dem Wagen her und kam dann wieder herein. Die Neugier bewog mich endlich hinauszusehen, was er mache. Er hatte ein Blatt Papier in der Hand und kritzelte im Gehen mit dem Bleistift darauf. Als er sich wieder zu mir gesetzt hatte, wollt' ich ihn fragen, was er denn schreibe, — aber er kam mir zuvor und erkundigte sich, ob er etwas, das ich vorhin erzählt, richtig gehört habe, zog dann sein Papier heraus und verbesserte. Er hatte sich den Inhalt unsers Gesprächs notiert. —

Einige Tage später besuchte ich ihn. Ich fand ihn, einen Katechismus in der Hand, an einem Schreibepult mit Fächern; in jedem lagen eine Menge Blättchen mit Notizen aus Büchern. Er sagte mir, er läse alles, alles, was ihm in die Hände fiele, und noch sei ihm keine Schrift vorgekommen, in der er nicht Stoff zu einer Vergleichung gefunden. Bekanntlich bestehen seine Romane fast nur aus Vergleichungen. — Unter den Notizblättchen sah ich auch das von der Reise. Er kam mir vor wie ein einsames, liebesieches Kanarienweibchen, das täglich zu Neste trägt, aber

kein lebensfähiges Ei zu legen vermag: das Hähnchen fehlt, das Kunsttalent. Ich sagte ihm, wo nicht dieses, doch etwas Ähnliches. Diesen Gedanken notierte er nicht; aber er hat ihn mir nie vergessen.

Als[1]) Jean Paul im Jahre 1800 in Berlin war, gab man ihm unter anderem ein Gastmahl in einem öffentlichen Garten. Ich hatte so viel Spaßhaftes von dem Enthusiasmus gehört, mit dem die Damen, die eigentlich das Fest veranstaltet hatten, ihn behandelten, daß ich mir nicht versagen mochte, einen Spaziergang durch den Garten zu machen in der Hoffnung, etwas Ergötzliches zu sehen. Indem ich wieder hinausgehen wollte, begegnete ich Richter selbst, der eben erst kam. Er drang mich, ich solle mit ihm zur Gesellschaft kommen, da er mich als seinen Mitgast vorstellen wolle. Ich antwortete: „Lieber Richter! Ich schmeichle mir, wirklich zu viel Substanz zu haben, um Ihren Schatten zu spielen." So ließ ich ihn stehen, und das waren die letzten Worte, die wir miteinander wechselten. — Doch nein, ich sprach ihn noch einmal bei Sander[2]), aber nur wenige Worte wechselten wir. Ich ging, weil er gekommen war. Bei jenem Gartenfeste war es, daß seine Heirat eingeleitet wurde auf eine drollig-sentimentale Weise. Sein nachmaliger Schwiegervater, ein Kriegsrat Maier, hatte drei literarisch gebildete Töchter, die auch alle drei an Schriftsteller verheiratet wurden: an Spazier, Mahlmann[3]) und Jean Paul. Jean Paul hatte bei Tisch stark getrunken und legte sich nachher in einem Nebenzimmer auf ein Sofa, um seinen Rausch zu verschlummern. Die Damen vermißten ihn und durchstreiften alle Zimmer, um ihn zu finden. Endlich sehen sie ihn schlafen, und Demoiselle Maier tritt hinzu und drückt dem Endymion einen Kuß auf den Mund. Er erwachte davon, und entzückt von dieser förmlichen Liebeserklärung, war er überzeugt, sein Glück in ihr gefunden zu haben.

Einen widrigen Eindruck hat es immer auf mich gemacht, daß Jean Paul so gern an den kleinen Höfen in Deutschland herumschlich, wo man ihn als eine komische Person behandelte, und daß er oft um Pensionen petitionierte[4]). Er war dann freilich überhaupt nicht delikat im Annehmen

[1]) Eckardt, Seite 162. Er veröffentlicht das Kapitel mit folgender Fußnote: Von diesem Abschnitte der Merkelschen Aufzeichnungen hat sich nur die Überschrift erhalten. Auf den Inhalt dessen, was Merkel über Jean Paul zu sagen hatte, läßt das nachstehende, in der Rigaschen Zeitung veröffentlichte Fragment aus einer Notizensammlung des Verfassers schließen.

[2]) Der Berliner Buchhändler Johann Daniel Sander, 1759—1825, Inhaber der Vossischen Buchhandlung. Er verlegte Lafontaine, stand auch in Verbindung mit Böttiger und Kotzebue. Trotzdem unterhielt er Beziehungen zu Goethe. Vgl. das Kapitel „Der Kritikus".

[3]) Siegfr. Aug. Mahlmann, 1771—1826, von Haus aus Jurist, Buchhändler in Leipzig, leitete nach dem Tode Spaziers die Zeitung für die elegante Welt und auch die Leipziger Zeitung. Seine Gedichte waren sehr beliebt, seine Lieder „Weg mit den Grillen und Sorgen" und „Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust" werden heute noch gesungen. Am meisten machte ihn seine Parodie auf Kotzebues Rührstück „Die Hussiten vor Naumburg" bekannt.

[4]) Ein Zeugnis für diese Tatsache sind Jean Pauls Eingaben an Friedrich Wilhelm III., die im Berliner Staatsarchiv aufbewahrt werden. Bei seinem Aufenthalt in Berlin war man bestrebt, ihm eine Präbende zu verschaffen, und Königin Luise, der es gelungen war, ihrem Lieblingsdichter Lafontaine eine Präbende zu ver-

von Geschenken. In Berlin galt ein Herr von Ahlefeld für seinen intimsten Freund, und wirklich war dieser es eigentlich, der ihn überall herumführte und für ihn Bekanntschaften anknüpfte. Ahlefeld war Bräutigam einer geschiedenen Gräfin Schlabrendorf, und sie hatte ihm als Braut einen schönen Pelz, in Deutschland ein seltener und teurer Putz, geschenkt. Es entstand indes ein Zwist zwischen dem Paare, und Ahlefeld schickte ihr den Pelz zurück. Voll Zorn bot sie ihn Jean Paul an, und — er nahm ihn an und stolzierte heute in dem Putze, den sein Freund gestern getragen hatte, der nun neben ihm im bloßen Überrocke gehen mochte.

Die Frau von Kalb[1]) in Weimar, die, nach Herrn Laube, Jean Paul heiraten wollte, nennt Herr Laube eine „schöne, bedeutende Frau von phantasievollem Schwunge". Sie mag ehemals schön gewesen sein und damals, von ihrem Manne geschieden, auch heiratslustig. Ich fand, als Böttiger mich einmal, halb wider meinen Willen, zu ihr führte, eine dicke Frau, die meiner Schätzung gegen vierzig Jahr alt war, und ihre geziert gelehrte Unterhaltung scheuchte mich auf immer von ihr zurück.

Gleim

Der[2]) Chemiker Scherer[3]) kam nach Weimar, um seine letzten Instruktionen zu [einer] Reise nach England abzuholen. Er sagte mir, er wolle unterwegs durch den Harz wandern. „Ich auch!" rief ich. Wir nahmen die Abrede, in Wernigerode zusammenzutreffen. Ich teilte Herders meine Absicht mit. Er gab mir den Auftrag, in der Bibliothek zu Wernigerode, die über 30 000 Bände enthielt, etwas aufzusuchen. Sie bat mich, ein kleines Päckchen für den alten Dichter Gleim mitzunehmen; denn den müsse ich durchaus in Halberstadt besuchen. — Der folgende Morgen war schön, und ich trat den Weg an, den man auf 16 Meilen anschlug, ein Paar stählerne Doppelterzerole, die ein Geschenk

schaffen, unterstützte, da sie auch Jean Paul gewogen war, dieses Bestreben. Der Dichter wandte sich am 4. Mai 1801 an den König und bekam am 12. Mai eine Kabinettsordre, in der ihm mitgeteilt wurde, daß er zu einer Präbende „notiert" sei. Dieses Versprechen hatte aber nicht viel auf sich, denn am 23. Februar 1805 petitioniert Jean Paul aufs neue. Nach einer Randbemerkung auf der Eingabe erhielt er die Antwort: „Da jetzt keine Präbende vakant ist, Supplikant auch mit sehr vielen dazu Notierten konkurriert, so muß er sich gedulden, bis Se. Majestät bey eintretender Vakanz nähere Rücksicht auf ihn nehmen kann".

[1]) Charlotte v. Kalb, geb. Marschall von Ostheim. Sie ist bekannt durch ihre Freundschaft mit Schiller. Sie lädt 1796 Jean Paul ein, nach Weimar zu kommen und führt ihn in die Gesellschaft ein. 1797 siedelt er ganz nach Weimar über. Seinetwegen will sie sich scheiden lassen, stößt aber bei dem Dichter auf Ablehnung. Merkel ist hier also ungenau. Auch die Tatsache, daß er sich hier auf das Zeugnis Laubes beruft, beweist, daß er nicht gut unterrichtet war.

[2]) Darstellungen II, Seite 187.

[3]) Alex Nik. Scherer, geb. in Petersburg 1771, als Kind in Riga, sollte in Jena Theologie studieren, wurde aber Chemiker; Karl August schickte den begabten, aber etwas unbeständigen Scherer auf Reisen. Er wurde Professor in Halle, ging dann in die Industrie und wirkte später als Professor in Dorpat und Petersburg, wo sich seinem unruhigen Geist nur geringe Hemmungen entgegenstellten. Starb 1824.

des Majors Muromzow waren, Papier und Bleistifte in der Tasche, hinter mir ein etwa 14 jähriger muntrer Bursche, der einen kleinen Ränzel trug. Ein Verzeichnis der Orte, durch die ich gehen müßte, oder eine Reisekarte hatte ich nicht mitgenommen; ich wollte nur Unerwartetes finden. Aber einen Paß doch? Man hätte mich ausgelacht, wenn ich einen gefordert hätte; ja selbst, daß ich meine Jenaische Matrikul zu mir steckte, war sehr überflüssig; ich habe nirgends nötig gehabt, sie auseinander zu schlagen. So durchwanderte ich, am Brocken vorüber, zuerst nach Halberstadt, Gott weiß, wieviel unumschränkte Monarchien, ohne mich um ihre Namen zu kümmern. Gewiß, der Brosamen, die von des Kaisers Tafel gefallen, waren zu viele. Zuweilen mußte ich laut auflachen, wenn ich in einem kleinen, ärmlichen Ort zu Mittag essen oder nächtigen wollte, und nach seinem Namen fragte und einen in Deutschlands Geschichtsbüchern mit selbständiger Wichtigkeit figurierenden hörte.

Ich fand viele schöne Ansichten und Gegenden. Dann pflegte ich wohl ein halbes Stündchen mich hinzusetzen oder vom Wege ab herumzustreifen, meine Entdeckung zu genießen. Eine Beschreibung von dergleichen find ich nicht in meinem Tagebuche, wohl aber die Bemerkung, daß eine Gegend mich wunderbar dadurch überraschte, daß sie mir völlig bekannt erschien. Der Weg zog sich durch eine blumigte Wiese hin, die in einer ziemlichen Entfernung von einem Halbzirkel schön bebuschter und bewaldeter, fast kegelförmiger Hügel eingefaßt war. Ich erinnerte, ja bestimmt erinnerte ich mich, daß diesem gegenüber noch ein höherer Hügel sein müsse, auf dessen Spitze ein einzelner großer Baum eine Hütte beschatte. Ich wandte mich um; beides war da. Ich erstaunte. Nie war ich in dieser Gegend gewesen, und doch, je länger ich sie betrachtete, desto mehr Bekanntes fand ich in ihr. Endlich entsann ich mich genau, daß ich sie als Knabe im Traum gesehn und durchwandert hatte, mit einem Vergnügen, das mich den Traum noch oft wachend wiederholen ließ. Welche Folgerungen würden nicht mystische Psychologen daraus gezogen haben! — Tat ich nicht etwas Ähnliches? Die Wahrheit zu sagen, ja! Ich finde in meinem Tagebuche den Schluß: die Gegend müsse wohl auf einem Gemälde oder Kupferstich abgebildet sein und ich diese Abbildung vor meinem Traume aufmerksam bewundert haben. —

In einem kleinen thüringischen Städtchen überraschte mich ein Abenteuer anderer Art. Ich hatte meine Fußbekleidung vor meiner Wanderung nicht genau untersucht. Ein Regen hatte den Weg aufgeweicht, und sie mußten durchaus verbessert werden. Ich bat den Wirt des Hauses, wo ich einkehrte, mir den besten und schnellsten Schuhmacher des Örtchens kommen zu lassen. Es erschien ein Mann mit einem auffallend feinen Anstande. Er sprach nur gebrochen Deutsch. Ich fragte ihn um seinen Namen. Er nannte mir den einer vornehmen französischen Familie, den ich aus der Geschichte kannte. „Es gibt", sagte ich, „Grafen Ihres Namens." Ganz unbefangen antwortete er: „Auch ich bin Graf." — Ich sah betroffen auf ihn, dann auf meine Stiefeln, dann wieder auf ihn. „Sorgen Sie nicht," versetzte er lächelnd, „Ihre Stiefeln sollen deswegen doch frühe und recht gut hergestellt sein." Er hielt Wort. Ich habe an diesen Emigranten immer mit Hochachtung zurückgedacht. Daß er im

Unglück lieber von der Fertigkeit leben mochte, die er einst aus Liebhaberei erworben hatte, als sich einem kleinen deutschen Hofe als „unglücklicher Vornehmer" aufdringen, war gewiß edel; aber daß er bei seinem Handwerk nicht glaubte, seinen Namen verbergen zu müssen, ihn nicht durch seinen rechtlichen Erwerb zu beschimpfen meinte, bewies philosophische Seelengröße.

Endlich langte ich in Halberstadt an. Ich sandte das Päckchen der Herdern ab, das ganz einfach: An Vater Gleim adressiert war, und fragte, wann ich ihm mein Kompliment machen könnte. Ich erhielt zur Antwort, ich möge ja gleich kommen, und als ich nach einiger Verzögerung hinging, fand ich den lebhaften Greis schon vor seiner Haustüre, wo er mich erwartend auf- und abging. Der Brief der Herdern mußte sehr warme Empfehlungen enthalten.

Ich hatte diesen Dichter schon frühe kennen gelernt. In der Schule erwarb ich einmal durch die öffentliche Deklamation eines seiner Gedichte (ich glaube, es heißt „Lob des Landlebens" und ist die Nachbildung einer horazischen Ode) ermunternden Beifall. Daran knüpfte sich bei mir ein Interesse für ihn. Von seinen übrigen Dichtungen hatten mir nur einige seiner Kriegslieder gefallen. Dichterischer und kriegerischer Schwung der Gedanken ist in ihnen nicht selten, aber ich habe nicht gehört, daß einer derselben jemals von Soldaten gesungen worden sei; vielleicht ist sogar keins in Musik gesetzt, so wenig als von ihren Nachahmungen, den Amazonenliedern von Chr. F. Weiße. Ihre Zeitgenossen, der Dessauer Marsch und die Operettenliedchen desselben Weiße mit den Hillerschen Melodien dagegen wurden überall und lange gehört und sind noch bekannt, sowie das viel ältere „Prinz Eugenius, der tapfre Ritter". Dem geringen Kunstwert jener Lieder oder dem Mangel an Patriotismus im Publikum darf das nicht zugeschrieben werden; selbst manche Studentengesänge aus der Zeit des siebenjährigen Krieges sind voll Enthusiasmus für den großen König. Gedankengang und Sprache in den Gleimschen Liedern waren nur zu hoch für das Volk, um Widerhall im Gemüte desselben zu erlangen.

Das[1]) Alter hatte Gleims Nacken ein wenig gekrümmt, aber seine Gestalt hatte immer noch einen Anstrich von Kraft, und der Ausdruck weichen Gefühls, der in seinem damals schon etwas trüben Auge (er wurde bekanntlich einige Jahre später blind) an die Stelle des ehemaligen Feuers getreten war, machte einen anziehenden Gegensatz zu den starken Zügen seines Gesichts und der Lebhaftigkeit seiner Bewegungen und Reden.

Er hieß mich mit zuvorkommender Freundschaftlichkeit willkommen, überhäufte mich mit Gefälligkeiten und zankte schon nach einer halben Stunde mit mir. Ich blieb zwei Tage in Halberstadt, während welchen der Greis die Güte so weit trieb, mit mir in die umliegenden Gärten herumzufahren und Besuche mit mir zu machen, aber wir wären in beständigem Streite gewesen, hätten mich nicht Hochachtung und Erkenntlichkeit bald gelehrt zu schweigen. Sein Betragen war ein beständiger

[1]) Skizzen, Seite 162.

Wechsel von Heftigkeit und Äußerungen rührender Herzensgüte, sein Gespräch nicht lehrreich oder angenehm, aber aufregend durch das Eigentümliche seiner Ansichten und die Lebhaftigkeit, mit der er sie vorbrachte.

Gleim[1]) war ein viel edlerer Mensch als Dichter. Er besaß ein bedeutendes Vermögen oder doch Einkommen als Kanonikus oder Sekretär des protestantischen reichen Domkapitels zu Halberstadt; er lebte bürgerlich einfach und verwandte einen großen Teil seines Überflusses zur Unterstützung — dürftiger — Dichter oder doch Schriftsteller, ob auch der anderen Armen, weiß ich nicht. Jedes aufstrebende literarische Talent, vorzüglich das poetische, hatte eine offene Zuflucht bei ihm. Manche junge Dichter lebten jahrelang bei ihm als geachtete Freunde; manchen verschaffte er eine Versorgung, zum Teil bei dem Domstifte selbst, wie Tiedge und Klamer Schmidt[2]). Alle ausgezeichneten Dichter der schönen Periode, die mit dem Untergange der Gottschedischen Schule begann, Klopstock, Herder, Ramler, Kleist, Jacobi, Claudius und viele andere waren freundschaftlich mit ihm verbunden, und er war ein zuverlässiger, treuer Freund, nur etwas zu ungestüm. So soll es z. B. gefährlich sein, sich in einen Briefwechsel mit ihm einzulassen. Er, der wenig Geschäfte hatte, schrieb dann mit jedem Posttage und wurde sehr böse, sah es als eine beleidigende Vernachlässigung, als einen Bruch der Freundschaft an, wenn man ihm nicht pünktlich antwortete, und war schwer zu versöhnen; denn er selbst fühlte und bewies es, daß er der Freundschaft große Opfer zu bringen fähig und bereit war.

Um[3]) sich diese Art von Leidenschaftlichkeit für die Literatur zu erklären, muß man einen Blick auf Gleims Schicksal werfen. Seinen Talenten für die Dichtkunst verdankte er die glücklichsten Stunden der Jugendfreundschaft mit Uz und Götz in Halle. Die ersten Gedichte, die von ihm (1744) gedruckt erschienen, machten Epoche; und bald hernach (1747) erhielt er ein Amt, das Domsekretariat in Halberstadt, das ihm von der einen Seite ein Auskommen verschaffte, das seine Bedürfnisse weit überstieg, und von der anderen seine staatsbürgerliche Laufbahn schloß; denn hier gab es keinen Schritt weiter. Früh und genügend abgefunden mit den prosaischen Ansprüchen an das bürgerliche Leben, konnte er sich mit voller Jugendkraft der Dichtkunst weihen. Es wurde ihm so leicht, sich Ruhm zu erwerben, und neben ihm glänzten seine Freunde Klopstock, Uz, Lessing, Ramler, Weiße, Kleist[4]) immer heller empor und ließen gern ihren Ruhm auf ihn zurückstrahlen, den nie eifersüchtigen Freund und Dichtergenossen, den herzlichen Verkünder ihrer Größe. In schönem Gedränge blühten jetzt von Jahr zu Jahr neue Talente auf. Gleims edler Sinn sah in jedem einen neuen Freund, dem er Dienste leisten,

[1]) Darstellungen, Seite 193.

[2]) Klamer Eberhardt Karl Schmidt, 1746—1824, Halberstädter Kind. Seine Gedichte machten anfänglich viel Aufsehen, und man glaubte, in ihm einen neuen Horaz oder Katull sehen zu können, eine Hoffnung, die sich nicht erfüllte. Von ihm ist das Lied: „Hier sitz ich auf Rasen, mit Veilchen bekränzt." Er war Domkommissarius in Halberstadt.

[3]) Skizzen, Seite 164.

[4]) Hier ist Ewald von Kleist gemeint.

und von dem er Liebe empfangen werde. Die meisten erwarben bleibenden Wert und waren Gleims Freunde bis ans Grab. Ein literarischer Anflug nach dem anderen schoß so während sechsundfünfzig Jahren auf, die Gleim bei nie wechselnden Verhältnissen und immer gleicher Gesinnung dastand, und aus jedem fand eine [illegible] der ausgezeichnetsten Köpfe bei ihm, wessen ihre Jugend zum Kampf des Aufstrebens bedurfte. Manche, die er als Jünglinge aufgemuntert und unterstützt hatte, sah er noch als Greis auf unvergänglichen Lorbeeren ruhen. Nur die letzte Generation, jene, die seit den Xenien erwuchs, und die Genies mit dem Schlegelschen Stempel, die keine deutsche Literatur anerkannten, weil sie selbst erst eine schaffen wollten, vernachlässigten und — verspotteten den edlen Gleim. Ich hörte ihn einst kurz, aber schmerzlich darüber klagen, wie etwa ein Großvater über einen undankbaren Enkel klagen könnte.

Die[1]) Kritik konnte er nicht leiden; ich zweifle daher, daß er auch Lessing zu seinen Freunden zählte. Mit seinem alten und grauen Freunde Ramler veruneinigte er sich bekanntlich auf immer wegen sehr schätzbarer Änderungen, die dieser sowohl in Gleims eigenen Gedichten als in denen seiner Freunde vor dem Abdrucke gemacht. Am heftigsten pflegte er sich über die Umgestaltung von Kleists Frühling zu äußern, und dieser hätte beinahe auch mir Gleims Zorn oder doch Unwillen zugezogen. Da er nämlich darüber sprach, meinte ich, der „Frühling" sei in seiner gegenwärtigen Gestalt ein so herrliches Gedicht, daß Ramlers Änderungen doch wohl nicht Fehlgriffe gewesen sein könnten. „Aber es ist nicht Kleists Frühling!" rief Gleim heftig; „die Eigentümlichkeit jedes Dichters muß heilig sein." Der Einwurf lag nahe, Kleist selbst habe, indem er Ramlern die Überarbeitung auftrug, die Ansicht ausgesprochen, daß es wichtiger sei, der Literatur ein vollendeteres Werk zu schenken, als die vielleicht tadelhaften Eigentümlichkeiten des Verfassers zu bewahren. Ich schwieg indes nachgiebig stille. (Gleim besaß eine Abschrift des „Frühlings" in seiner ursprünglichen Gestalt, ließ sie aber nicht drucken. Sein Erbe tat es und hat, fürcht' ich, dem Publikum das schöne Gedicht in beiden Gestalten verleidet. In seiner ursprünglichen würd' es nach meiner Ansicht schwerlich berühmt geworden sein.) Ebenso ging es mir in Rücksicht Friedrichs des Zweiten, der bekanntlich Gleims höchster Heros war. Ich stimmte lebhaft in die Lobsprüche ein, die er ihm erteilte, und erzählte ihm, daß ich 1786 bei einer Feierlichkeit in der Domschule zu Riga als Sekundaner öffentlich eine Lobrede auf ihn habe deklamieren müssen, bei der ich öfter vor Rührung gestockt, und daß, als ich bei einem Spaziergange auf dem Rigaer Walle mit einer Schildwache ins Gespräch gekommen, die ein preußischer Deserteur war, und ich ihr sagte, daß soeben die Nachricht vom Tode des Königs eingelaufen sei, der Mensch in Tränen ausbrach. Gleim hörte diese Kleinigkeiten mit großem Vergnügen als neue Beweise, wie sehr Friedrich auch außerhalb Deutschlands verehrt worden; aber als mir die Bemerkung entschlüpfte, dieses selbst habe keine Ursache, ihn zu lieben, da seine Begierde, ein Stück mehr davon zu besitzen, drei so blutige inländische Kriege veranlaßte, die dem Interesse der deutschen

[1]) Darstellungen, Seite 194.

Nation durchaus fremd gewesen, wurde der jugendlich lebhafte Greis sehr böse, und ich schwieg aus Pietät.

Bei[1]) aller Einfachheit enthielt Gleims Haus zwei Schätze von wahrer Nationalität: eine Sammlung von zum Teil meisterhaft gearbeiteten Originalbildnissen ausgezeichneter deutscher Schriftsteller, mit denen er einst in freundschaftlicher Verbindung gestanden hatte; und seinen Briefwechsel mit ihnen. Ziemlich sonderbar hing in der ersten ein alter Hut Friedrichs des Einzigen obenan. Gleim hatte ihn von dem Herzog Friedrich von Braunschweig-Öls[2]) zu Geschenk erhalten. Bei dem bekannten satirischen Geist dieses Fürsten ist es nicht unmöglich, daß diese Aufmerksamkeit ein feiner Spott war; aber des alten Dichters kindlicher Enthusiasmus für Friedrich sah in diesem zerknickten Filz eine fast heilige Reliquie. Von dem Briefwechsel hat man nach Gleims Tode angefangen, einen Gebrauch zu machen, der schwerlich gebilligt werden kann. Mit zu weit getriebener Rücksichtslosigkeit auf Lebende hat man mehrere Bände von Briefen drucken lassen, die wenig literarisches Interesse haben, wohl aber manche Verhältnisse und Privatansichten verraten, die nicht vor das Publikum gehören. Am besten wär es wohl, die ganze Sammlung ungedruckt in eine öffentliche Bibliothek, zum Beispiel die Göttingische, niederzulegen und nur einen streng gesichteten Auszug solcher Briefe drucken zu lassen, die wirklich literarische Wichtigkeit haben.

Faßt man Gleims Charakter zusammen, so steht eine Erscheinung da, die bei tausend kleinen Mängeln nicht bloß der deutschen Literatur, nicht bloß seiner Nation, sondern unserm ganzen Geschlecht Ehre macht.

Klopstock pries mit Wahrheit:

Seinen brennenden Durst, Freunden ein Freund zu sein!
Wie er auf das Verdienst des, den er liebet, stolz,
Edel stolz ist, vom halben,
Kalten Lobe beleidiget!

Liebend, Liebe gebeut! hier nur die zögernde
Sanfte Mäßigung haßt, oder, von Friederichs,
Wenn von Friederichs Preise
Ihm die trunkene Lippe trief,

Ohne Wünsche nach Lohn; aber auch unbelohnt! — —

Voltairens fade Schmeicheleien erwiderte Friedrich mit unverdienter Wärme, Ehrenbezeigungen und persönlicher Freundschaft; Gleim, der ihn vergötterte, der so viel zu dem Enthusiasmus beitrug, mit welchem Deutschland für ihn entflammt wurde, Gleim kannte er kaum oder gar nicht. — La Mettrie, la Baumelle und eine lange Reihe schöngeisterischer Schwätzer gehörten eine Zeitlang zu Friedrichs täglichen Gesellschaftern,

[1]) Skizzen, Seite 167.

[2]) Herzog Friedrich August von Braunschweig-Öls, 1740—1808, jüngerer Sohn des Herzogs Karl I., tat sich im siebenjährigen Kriege durch die Entsetzung der Stadt Braunschweig 1761 hervor und stand bei Friedrich dem Großen in hoher Gunst. Der Herzog, der bucklig war, galt als sehr freimütig und gar boshaft. Er betätigte sich auch literarisch und soll an den erotischen „Gedichten im Geschmack Grecourts" beteiligt gewesen sein.

ſelbſt ſeinen Tiſchgenoſſen, weil ſie Franzoſen waren. Das Leben weniger großen deutſchen Schriftſteller prunkt mit der Denkwürdigkeit, daß Friedrich eine Viertelſtunde mit ihnen ſprach, — wobei er ſie Ex nannte. — Friedrichs alter Hut hing in dem Heiligtum, an deſſen Schätzen Gleims Herz ſechzig Jahr geſammelt hatte, obenan; ſeine Orden und ſeine Schärpe aber hängen als Siegeszeichen in der Invalidenkirche in Paris. —

Ich nahm am Abend mit dankbarer Verehrung gegen den herrlichen Greis Abſchied, und früh am folgenden Morgen wanderte ich mit meinem jungen Ränzelträger ab nach Wernigerode.

[Hier trifft Merkel Scherer.]

Am folgenden Morgen gingen wir zum Schloſſe hinauf, das auf der Höhe eines ſtark bewaldeten Berges liegt, der Park genannt wird. Unterwegs erſchreckten uns zwei kämpfende Hirſche. Wir gelangten indes glücklich zum Schloß und in die Bibliothek. Der Bibliothekar, der Rat — das verſteht ſich! — Benzler[1]) war ſtocktaub, aber gefällig. Es gelang mir, mich ihm verſtändlich zu machen. Ich erhielt, wovon Herder Auskunft gewünſcht hatte, und ſchrieb die Notizen darüber auf, indes Scherer ſich in der Bibliothek umſah. Ich kam noch zu rechter Zeit, um zwei Merkwürdigkeiten kennen zu lernen: eine Sammlung von beinahe zweitauſend Bibeln, die mir ein ſehr ſonderbarer Aufwand ſchien, ſo gewiß in allen Sprachen der Erde nicht halb ſo viel Ausgaben vorhanden ſind und — in allen ſteht bekanntlich dasſelbe; ferner eine Leſemaſchine, aus einer Anzahl von Brettern zuſammengeſetzt, die an beiden Seiten auf den Speichen von Rädern lagen. Benzler rühmte, wenn man die Bücher, die man über einen Gegenſtand nachſchlagen wolle, auf den Brettern zurecht gelegt hätte, brauchte man die Maſchine nur zu drehen, um nacheinander zu blättern, worin man wolle. Mir ſchien die Erfindung ſehr vernünftig und bequem, beſonders als ich einige Monate ſpäter zu Kopenhagen den berühmten Suhm beſuchte und ihn zwiſchen langen Tiſchen voll aufgeſchlagener Bücher auf- und abgehen fand, um Notizen auszuziehen, aus denen er einen Kämpfer-Roman zuſammenſetzte. Mit einer ſolchen Maſchine hätte er ſeine ſogenannten Romane zuſammen walzen können, ohne vom Stuhle aufzuſtehen.

E. v. d. Recke

Ich[2]) mochte etwa ſechs Wochen in Weimar geweſen ſein, als Böttiger mir ſchrieb, Frau von der Recke ſei angekommen und wünſche meine Bekanntſchaft; ich möchte ja zu ihr gehen. Ohne Zweifel ſetzte Böttiger dabei voraus, ich kenne den Ruf und die Gedichte und Schriften dieſer vortrefflichen Frau. Dies war aber nicht der Fall. Meine Bekanntſchaft mit der deutſchen Literatur war überhaupt ſo gering, daß, als der Dichter Mahlmann mir eines Morgens in Leipzig vorſchlug, Jean Paul zu beſuchen, der zur Meſſe gekommen ſei, ich ganz unbefangen fragte, „Wer iſt Jean

[1]) Leopold Benzler, trat auch literariſch hervor und gehörte dem Gleimkreiſe an. Er ſtand Klamer Schmidt beſonders nahe.

[2]) Darſtellungen II, Seite 180.

Paul?“ Und doch hatten seine Schriften schon seit einigen Jahren viel Aufsehen gemacht. In der Frau von der Recke sah ich also nur eine kurländische Edelfrau und eine Gelehrte. Meine Abneigung gegen planmäßige und förmlich eingeleitete Bekanntschaften wurde also noch durch den Widerwillen, den ich immer gegen gelehrte Frauen hegte, verstärkt, und ich schlug Böttigers Einladung aus.

Böttiger gab seinen Plan nicht auf. Er kam selbst zu mir, um über meinen Eigensinn zu zanken und meine Vorstellung von der Frau von der Recke zu berichtigen. Es wurde endlich verabredet, daß wir im herzoglichen Parke zusammentreffen sollten, was denn auch geschah.

Daß sie bei meinem ersten Anblick ausrief: „Ei, ei, so jung!“ hab' ich schon erzählt; sowie Böttigers Entschuldigung meiner scheinbaren Jugend und meine Antwort[1]). Sie ging bald auf den Gegenstand über, der ihrem edlen Herzen sehr wichtig war, lobte meine Schrift „Die Letten“ mit Wärme und versicherte mich wiederholt, nur der unerwartete, plötzliche Tod der Kaiserin Katharina habe sie verhindert, mit meinem Buche in der Tasche zu der großen Monarchin zu gehen und die huldvolle Entscheidung des Schicksals der Bauern zu erflehen. Dann kam sie zu dem Plane, den sie sich selbst zum Besten ihrer Bauern ausgesonnen hatte. Hier aber gerieten wir bald in eine lebhafte Debatte. Sie wollte die Bauern eine Reihe von Jahren durch Unterricht, durch Ehrengeschenke für tadelloses Leben usw. bilden, und dann ihnen erst die Aussicht auf Freiheit und endlich diese allmählich in kleinen Portionen zuteilen. Ich warf dagegen ein, auf diesem Wege würde mehr als ein Menschenalter vergehen, ehe man Resultate sähe, und immer würde es dem bösen und eigennützigen Willen einzelner freistehen, alles wieder zu vernichten, was bessergesinnte Vorgänger geschaffen. Lesen und Schreiben machten nicht fähig, die Freiheit gut zu gebrauchen; denn bei jedem Schritte träfe man auf Hochgebildete, die ihre Freiheit zeitlebens mißbrauchten. Sie aber gut anwenden, könne man doch nur durch ihren Besitz selber erlernen. Man müsse das Recht der Bauern dazu sogleich anerkennen und unerschütterlich feststellen, den Genuß der Freiheit aber nicht einzelnen, sondern dem ganzen Stande nach voraus bestimmten Zwischenräumen stufenweise erteilen.

Wir disputierten so lange, daß die Begleiterin der edlen Frau sie endlich erinnern mußte, die Postpferde würden zur Weiterreise angespannt sein. Ich mußte versprechen, ihr meine Ansichten schriftlich auseinanderzusetzen. Da ich aber bald erfuhr, daß sie beim besten Willen gar nicht die Macht habe, mehr für ihre Bauern zu tun, als sie mir gesagt, brach ich die Korrespondenz ab.

Erst im Jahre 1817, während meines Aufenthaltes in Berlin, lernte ich ihre ganze Geistes- und Charakterhoheit durch näheren Umgang genauer kennen. Sie war noch jung und schön, als sie schon den Ruhm einer frommen Dichterin erwarb. Sie mochte den mystischen Gauklern eine lockende und leichte Beute scheinen. Der nur zu bekannte krypto-katholische Oberhofprediger Stark suchte sich ihres Geistes zu bemächtigen; sie durchschaute den Heuchler und wurde seine gefährlichste Gegnerin. Auch

[1]) In unserer Ausgabe ist diese Stelle der Erinnerungen nicht enthalten.

Cagliostro warf seine Netze nach ihr aus; ihr heller Verstand erkannte bald den Charlatan in ihm, und sie machte sich ein Geschäft daraus, ihn in der Nähe zu beobachten, um ihn zu entlarven. Einst kam sie spät am Abende mit ihm von einem Besuch auf dem Lande zurück. Der Weg ging an einem Kirchhofe vorbei. „Willst Du," sagte Cagliostro (der ungehobelte Bauer duzte seine Gläubigen), „so lasse ich alle, die hier liegen, aus ihren Gräbern hervorgehen." „O, tun Sie es doch!" antwortete sie dringend. „Das müßte ja herrlich sein!" — „Na," sagte er, „Du könntest vor Schrecken sterben!" und blieb mit edelmütiger Festigkeit dabei, die Toten nicht zu erwecken.

Reiſe nach Dänemark

Halle. Falk und Lafontaine

Durch Herder und Böttiger bekam Merkel Verbindungen mit dem dänischen Kammerherrn von Hennings und dieser bewirkte seine Berufung als Sekretär des dänischen Ministers Graf Schimmelmann nach Kopenhagen. Einen wesentlichen Anteil an dieser Berufung hatte die Gräfin Schimmelmann, die eine Freundin der deutschen Literatur und vor allem des Weimarer Kreises war. Vor Merkel hatte Niebuhr die Sekretärstelle inne.

*

Meine[1]) Anstalten zur Reise[2]) waren bald gemacht. Ein Umstand setzte mich und — die weimarische Regierungsbehörde in Verlegenheit. Da ich Deutschland verlassen wollte, glaubte ich eines Passes zu bedürfen. Ich bat darum; aber jeder, mit dem ich darüber sprach, sah mich verwundert an. Es schien, als wäre ein Paß etwas so Unerhörtes, daß man gar nicht wisse, wie ein solcher einzurichten sei. Endlich fand man einen alten gedruckten Schein über gesunde Luft und Abwesenheit ansteckender Krankheiten in Weimar, unterzeichnete und besiegelte ihn. Lachend legte ich ihn zu meinem alten russischen Passe und meinen akademischen Matrikuln und brauchte sie alle nicht auf der Reise. Als ich zwanzig Jahre später Deutschland durchreiste, forderte man mir überall, wo ich ein paar Tage verweilen wollte, meinen Paß ab, verwahrte ihn auf der Polizei und gab mir für ansehnliche Gebühr einen Aufenthaltsschein. — Da gerade der Buchhändler Sander in Weimar war, fuhr ich mit ihm bis Halle, wo ich an einem Tage eine Reihe interessanter Bekanntschaften machte. Sander führte mich zu Niemeyer[3]), seinem Universitätsfreunde, der schon längst berühmt war. Mir schien der Mann, bei großer Freundlichkeit, in Haltung und Benehmen etwas steif. Desto lebhafter war seine Gattin, eine reizende und geistvolle Blondine. Bei ihm fand ich seinen Schwiegervater, Hofrat Köpke[4]), einen Dichter sehr artiger, gemütlicher Liederchen, und Morgen-

[1]) Darstellungen II, Seite 109.

[2]) Merkel reiste im August 1797 ab.

[3]) August Hermann Niemeyer, 1754—1828, Urenkel Aug. Herm. Franckes, Theologe und Pädagoge in Halle, Mitdirektor der Franckeschen Stiftungen. Er hat sich besonders um den Religionsunterricht verdient gemacht.

[4]) Friedrich von Köpke, 1737—1811, Jurist, einer der Hauptträger des geistigen Lebens in Magdeburg, Stifter der literarischen Gesellschaft, die Jahrzehnte hindurch außerordentlich blühte. Er trat auch selbst mit dichterischen und kritischen Arbeiten hervor. Besonders nahe standen ihm Gleim, Klopstock, Wieland.

stern. Er führte mich zu Falk[1]), seit kurzem durch einige satirische Gedichte berühmt, die Wieland mit hoher Wärme gepriesen hatte.

Ich fand einen jungen, schönen Mann, der mir aber von seinem literarischen Glücke ganz trunken schien. Er sprach in einem viel höheren Tone, mit sehr viel größerem Selbstgefühl, als Wieland, dem er seinen Ruf größtenteils verdankte. Im Laufe des Gesprächs teilte er mir seinen Lebensplan mit; er glaubte seinen Beruf ausgefunden zu haben; er wollte sich ausschließend nicht sowohl der Literatur, als der Satire widmen, heiraten und nach Weimar ziehen, um dort seinem Fache in einsamer Stille ganz zu leben. Mir war, als träumte ich. Ein junger, rüstiger Mann ohne Vermögen, der es zu seinem ernsten Lebensgeschäfte machen wollte, beißende Scherze zu versifizieren, der die Satire wie ein bürgerliches Gewerbe betrachtete, auf das er heiraten könne, und der gleichwohl sich in eine halb ländliche Einsamkeit zurückziehen, das heißt, so viel als möglich allem Stoff, an dem er sein Talent üben könnte, aus dem Wege gehen wollte!!! Ich hatte keinen Begriff davon, wie sich so etwas in einem hellen Kopfe reimen könne. Falks späterer Gang zeigte, daß meine Besorgnis für ihn begründet war.

Zu Mittag aß ich mit Sander bei Lafontaine[2]), der in einiger Entfernung von Halle in einem sehr artigen Garten wohnte. Wie Falk durch einen raschen Entschluß aus einem Friseur zum Literaten und Satiriker, war Lafontaine aus einem Feldprediger Romanendichter geworden; aber mit dauernderem Glücke als Falk. Er blieb bekanntlich länger als zwei Jahrzehnte der Lieblingsschriftsteller eines großen Publikums und verdiente es. Der erste Blick auf ihn nahm mich ein. Es ist nicht leicht, offene, empfängliche Gutmütigkeit unverkennbarer darzustellen, als sein Blick und sein ganzes Wesen sie ausdrückten; seine ungeheure Korpulenz widersprach ihnen eben nicht. Wir gerieten bald in einen vertrauteren Ton. Ich bezeugte ihm meine Verwunderung über seine Fruchtbarkeit. „Das Schreiben", sagte er, „macht mir keine Mühe. Den Plan zu einem Romane ersinn' ich in einer Viertelstunde, und wenn ich mich ans Pult setze, sind ein paar Druckbogen geschrieben, ehe ich aufstehen mag." — „Aber die Feile?" — Nach einigem Stocken gestand er mir, daß er selten zu überlesen pflege, was er geschrieben. Er verlasse sich wegen der Richtigkeit

[1]) Johannes Daniel Falk, 1768—1826, studierte nach harter Jugend, trat als satirischer Schriftsteller, von Wieland gefördert, hervor, wirtschaftete aber schnell ab. In der Franzosenzeit wirkte er außerordentlich segensreich, wurde von Karl August zum Legationsrat ernannt. Nach dem Tod seiner vier Kinder, die in ganz kurzer Zeit starben, gründete er ein Institut zur Erziehung verwaister und verwahrloster Kinder. Goethe schätzte ihn.

[2]) August Heinrich Julius Lafontaine, 1758—1831, Abkömmling einer Refugié-Familie, studierte Theologie, wurde in Halle Hauslehrer und Feldprediger und entwickelte sich nach schüchternen Anfängen zum beliebtesten Unterhaltungsschriftsteller der Zeit von 1790—1810. Seine Beliebtheit war noch größer als später die der Marlitt, und seine literarische Fruchtbarkeit ist von kaninchenhafter Unheimlichkeit. Er pflegte den, geringe geistige Ansprüche stellenden, Familienroman mit moralisch-strotzendösem Einschlag. Typisch für ihn sind Titel wie „Die Moralsysteme oder Ludwig von Eisack", „Die Familienpapiere oder die Gefahren des Umgangs", „Gemäldesammlung zur Veredelung des Familienlebens", „Der Hausvater oder das liebt sich! und warum?"

auf seinen Freund Sander in Berlin. In der Tat gehört diesem das Verdienst des reinen Stils, vielleicht sogar oft des Zusammenhanges mancher Lafontainischen Romane[1]). Ich machte ihm mein Kompliment über die Zartheit und Tiefe des Gefühls in vielen seiner Schriften; seine Frau versicherte mich lächelnd, er weine selbst oft herzlich beim Schreiben. Ein Schalk erzählte mir später, sie habe ihren Gatten einmal, da sie ihn in Tränen gefunden, mitleidig um die Ursache derselben gefragt. Er schildert ihr die rührende Lage, in welche er soeben seine liebenden Helden versetzt hat. Auch sie wird erweicht, auch sie bricht in Tränen aus und fleht ihn an: „Gib sie ihm doch!" „Ach," antwortet er schluchzend, „das geht nicht an! ich bin ja noch beim ersten Bande." — Es ist leichter, über die Reizbarkeit dieses wirklich genialischen Kopfes zu spotten, als mit ihm zu wetteifern.

Am Abend des Tages führte mich Morgenstern, glaub' ich, in den Professorenklub. Der ganze lange Tisch war mit lauter literarischen Namen besetzt, unter denen manche mit Recht berühmte waren. Neben mir saß ein ältlicher Mann, dessen starke Gesichtszüge und rasches Benehmen mir auffiel, noch mehr aber die entschiedene Weise, mit welcher er die sonderbarsten Dinge erzählte. Ich erkundigte mich leise nach seinem Namen. Es war Reinhold Forster[2]), der mit Cook die Reise um die Welt getan und Friedrich dem Zweiten das bekannte Kompliment gemacht hatte, er habe fünf wilde und zwei zahme Könige kennen gelernt, aber Friedrich sei der größte. (Der König soll, erzählte man mir zu Potsdam, diese Artigkeit lächelnd mit der Frage erwidert haben, ob ihm die Neuseeländer nicht das Indigenat erteilt hätten.)

Mitten in dem Vortrage, den er größtenteils an mich richtete, wahrscheinlich weil er von mir, als einem Fremden, den meisten Glauben erwartete, unterbrach ihn von der anderen Seite des Tisches eine noch rauhere Stimme als die seinige, mit den Worten: „Herr Schwiegervater! Lügen Sie doch nicht so entsetzlich! Das ist ja rein unmöglich, was Sie sagen." Ich erinnere mich nicht, was Forster antwortete; aber seine Antwort gehörte zu den zahmen. Ich erkundigte mich nach dem Zurecht weisenden und hörte wieder einen berühmten Namen — Sprengel[3]).

[1]) Sander klagt denn auch in Briefen an Böttiger Stein und Bein über Lafontaines Manier, Manuskripte in unfertigem Zustande zu senden.

[2]) Johann Reinhold Forster, geb. 22. 10. 1729 in Dirschau, gest. 9. 12. 1798 in Halle. Von Haus aus Geistlicher, aber mit ungeheurem Wissenstrieb und ganz eigenwillige Persönlichkeit, wurde er von der russischen Regierung mit einem wissenschaftlichen Auftrag nach Saratow geschickt. Nach allerhand Schicksalen nahm er 1772—75 an der Weltumsegelung Cooks teil und leistete hier Außerordentliches, zerfiel aber bei der Veröffentlichung der Ergebnisse mit den Engländern. Nach schweren Jahren berief man ihn 1775 als Professor der Naturgeschichte und Mineralogie nach Halle, wo er noch eine reiche schriftstellerische Tätigkeit entfaltete, infolge seines unruhigen Geistes und seiner Unbeherrschtheit aber nicht zum reinen Genuß kommen konnte.

[3]) Matthias Christian Sprengel, 1746—1803, Professor der Geschichte in Halle, aber in vielen Fächern gerecht und besonders hervorragend als Geograph. Literarisch sehr fruchtbar, arbeitete er vielfach in Gemeinschaft mit Reinhold Forster.

Meine nächste Station war Hamburg. Der Brief der Gräfin (Schimmelmann) hatte bestimmt, daß ich dorthin gehen möge, wo ich im dänischen Postkontor weitere Instruktionen finden würde. Sie bestanden in der Aufforderung, in Ploen den Kammerherrn von Hennings, in Tremsbüttel die Gräfin Stolberg, die Gemahlin des älteren der dichtenden Brüder, in Knoop die Gräfin Baudissin, die Schwester des Grafen Schimmelmann, zu besuchen und dann mit dem Paketboote von Kiel nach Kopenhagen zu kommen.

Am folgenden Morgen trat ich meine offizielle Lustreise durch das an reizenden Gegenden reiche Holstein an. Zuerst besuchte ich Herrn v. Hennings[1]). Als Amtmann, das heißt, was in größeren Verhältnissen Gouverneur genannt wird, der Landschaft Ploen, bewohnte er das Ploener Schloß, das zwischen zwei Seen romantisch auf einem Berge liegt. Ich fand einen einfachen, sehr verständigen und lebhaft teilnehmenden Mann in ihm, dessen Charakter mir hohe Achtung einflößte. Auf Weimar sah er nicht mit Vorliebe hin; er war in den Xenien auch mißhandelt. Über Goethe mochte er sich in seinem „Genius der Zeit" einmal zu kaltblütig geäußert haben, und Schiller wußte wahrscheinlich nicht, wieviel Hennings dazu mitgewirkt hatte, daß ihm die Pension von 1000 Talern ausgesetzt wurde, die er sechs Jahre, glaub' ich, von einigen vornehmen dänischen Damen erhielt, die ich nun auch kennen lernen sollte[2]). Hennings lehnte es nicht ab, als ich die Vermutung äußerte, daß auch ich ihm meine Berufung verdanke und meine Erkenntlichkeit dafür aussprach. Über die Situation, der ich entgegenging, gab er mir mancherlei Auskunft und Ratschläge. Sie schienen mir sehr einsichtsvoll, stimmten aber meine Erwartungen gewaltig herab. Wir schieden in freundschaftlicher Stimmung, und er hat mir noch Jahre nachher bewiesen, daß er sie mir bewahrte.

Ich fuhr nach Tremsbüttel, wo der ältere Graf Stolberg[3]) Amtmann war. Daß er Gedichte geschrieben, wußte ich, aber ich kannte sie nicht; sie konnten mir nicht Stoff zu einer Artigkeit geben. Er war sehr einsilbig. In seiner Gemahlin fand ich dagegen eine Frau von lebhafter und geistvoller Unterhaltung. Sie erzählte bei Teetische und beim Abendessen viel von Rom, wo sie lange gewesen war. Ich — war ein aufmerksamer Zuhörer.

Die Gräfin Baudissin[4]) zu Knoop, der ich zunächst meine Aufwartung machte, war in bekannter Heimlichkeit gefühlvolle Dichterin, wovon

---

[1]) August von Hennings 1746—1826, Jugendfreund des Grafen Schimmelmann, zeitweilig im diplomatischen Dienst Dänemarks; nach dem Staatsstreich von 1784 schickte man ihn in die Provinz, 1787 wurde er Amtmann in Plön, wo er, von jeher litterarisch interessiert, den „Genius der Zeit" herausgab, oft genug von Orthodoxen schikaniert.

[2]) Die Pension wurde nicht von dänischen Damen, sondern vom Prinzen von Augustenburg ausgesetzt.

[3]) Es handelt sich hier um den älteren, dichterisch weniger hervorragenden der beiden Brüder, Christian Graf zu Stolberg-Stolberg, 1748—1821, von 1777—1800 als Amtmann in Tremsbüttel.

[4]) Karoline Adelheid Cornelia Gräfin von Baudissin, Tochter des Grafen Heinrich Karl Schimmelmann, 1759—1826; sie dilettierte in Erzählungen und Dramen und schrieb „Die Dorfgesellschaft, ein einleuchtendes Lesebuch für das Volk".

ich aber nichts wußte. Ich fand ſie korpulent und empfindſam, und beides geſiel mir nicht, beſonders durch ſeine Verbindung, und ich bin gewiß, daß ich ihr auch nicht gefallen habe. Ihr ſchöner Park am Kieler Kanal ergötzte mich mehr als ihr Geſpräch.

Beſſer erging es mir in Kiel. Wieland, den ich erſt einige Tage vor meiner Abreiſe bei Herder kennen gelernt, hatte mir einen Brief an ſeinen Schwiegerſohn, Profeſſor Reinhold[1]), geſchickt, Böttiger ein paar Billette an andere mitgegeben. Ich wurde von allen freundlich aufgenommen. Daß ich als Sekretär des allvermögenden Miniſters nach Kopenhagen ging, gab mir einen Anſchein von Wichtigkeit, und ſelbſt der alte Staatsrat Profeſſor Hegewiſch[2]) beſuchte mich im Wirtshauſe, ohne daß ich bei ihm geweſen war.

Ich fand in Reinhold einen einfachen, frohen Mann, an dem nichts den Grübler verriet, der die kritiſche Philoſophie, nachdem ſie ein Jahrzehnt faſt nur ein toter Schatz geweſen, in kurzer Zeit zum Hauptthema der Univerſitäten und bald aller Gelehrten machte. Doch freilich, — wär' er tiefer Grübler geweſen, er hätte das nicht vermocht. Eben weil er ſie ohne tiefe Grüblerei mit Gewandtheit behandelte, erhob er ſie zum allgemeinen Gegenſtande, dem ſich jeder gewachſen glaubte. Seine Frau machte keine Anſprüche als die, gute Hausfrau und aufmerkſame Wirtin zu ſein. Die ganze Familie des großen Dichters (Wieland), ſein älteſter Sohn ausgenommen, war faſt allzu einfach. Die Profeſſorin lud eine Geſellſchaft zum Mittageſſen für mich; ſie erbeutete eine Luſtfahrt nach Tiſche an. So erfreute mich, Reinhold mit warmer Teilnahme nach Meer fragen und ſeinen frühen Tod bedauern zu hören. Am Abende begleiteten mich ein paar jüngere Männer, die ich bei ihm kennen gelernt, aufs Paketboot. Schon gegen Abend des anderen Tages ſtiegen die Türme Kopenhagens, dann die Außenwerke des Hafens vor unſeren Augen allmählich aus dem Meere empor, dann die Stadt ſelbſt.

[1]) Über Reinhold ſiehe Anm. zum Kapitel „Schuy".

[2]) Dietrich Hermann Hegewiſch, 1746—1812, Hiſtoriker, Profeſſor in Kiel, urſprünglich Theologe, zeitweilig Journaliſt in Hamburg; eine „Geſchichte Karls des Großen" lenkte die Aufmerkſamkeit auf ihn und führte zu ſeiner Berufung. Seine ſchriftſtelleriſche Produktion iſt ſehr groß. Die landesgeſchichte Schleswig-Holſteins verdankt ihm viel.

Der Minister Graf Schimmelmann

Der[1]) Vater des Grafen Schimmelmann[2]), ein Magdeburger Kaufmann oder Schiffseigentümer, erwarb im siebenjährigen Kriege durch glückliche Spekulationen ein paar Millionen, zog mit seinem Schatze nach Dänemark, ließ sich für Geld zum Grafen und zum Geheimen Rat machen, kaufte Güter in Holstein und eine wichtige Plantage in Westindien, baute ein großes Palais in Kopenhagen und nahm bei seinem Reichtume und seiner Klugheit bald mit voller Anerkennung einen Platz unter den dänischen Großen ein. Bei seinem Tode verwandelte er zwei Millionen in einen Familien-Fideikommiß und verteilte unter seine drei Kinder den Überschuß.

Der älteste Sohn, der jetzige Minister, schloß in seinen Jünglingsjahren, vorzüglich auf der Universität, eine enge Freundschaft mit den jungen Grafen Bernstorff, Reventlow und Rantzau. In ihren vertraulichen Gesprächen war ein immer wiederkehrendes Thema das Bedauern des Schicksals ihres Vaterlandes. Dänemark wurde damals von dem Ministerium verwaltet, das die Stiefmutter des Königs, Juliane Maria, nach Struensees Katastrophe aus ihren bürgerlichen Anhängern gebildet hatte, und an dessen Spitze ein ehemaliger Konrektor, Guldberg, stand. (Der Mann war so überzeugt, daß aus einem Theologen sich alles machen ließe, daß er oft seinen Bruder, einen Landprediger, dringend aufforderte, nach Kopenhagen zu kommen und ein hohes Staatsamt zu übernehmen. Dieser war indes verständig genug, es auszuschlagen.) Es bildete sich unter den jüngeren Adligen ein Bund; Haupt des Bundes war aber der erfahrenere Graf Bernstorff. Man unterlegte den gemachten Plan dem sechzehnjährigen Kronprinzen. Längst unzufrieden mit der Regentschaft seiner Stiefgroßmutter, billigte er ihn.

Als der Tag der Volljährigkeit des Prinzen herangekommen, wurde eine feierliche Ministerversammlung veranstaltet. Der König selbst mußte darin präsidieren, was sonst selten oder nie geschah. Das bisherige Kabinett hatte sich zu der bevorstehenden Erweiterung durch ein neues Mitglied verstärken zu müssen geglaubt und einen Herrn Steemann zum Minister ernannt, aber es gab nur Anlaß zum Scherzen. Man fand, daß sein

[1]) Darstellungen II, Seite 227.

[2]) Der erste Graf Schimmelmann ist eine außerordentlich interessante Figur aus den Jahren des siebenjährigen Krieges. In Pommern 1724 geboren, versucht er sein Glück als Kriegslieferant mit wenig Erfolg schon im zweiten schlesischen Kriege. Dann wird er Akzisepächter in Kursachsen, tritt aber nach der Einnahme Dresdens sofort wieder zu den Preußen über und wird ihr Hauptgetreidelieferant. Er übernahm die gesamten Vorräte der Meißener Porzellanfabrik, die Preußen beschlagnahmt hatte, und versteigerte sie in Hamburg, pachtete die Münze in Plön und veranlaßte hier die zeitüblichen Münzverschlechterungen. 1761 trat er in dänische Dienste, wurde General-Kommerz-Intendant, Gesandter im Niedersächsischen Kreis, Freiherr und Graf. Auf die dänische Finanzwirtschaft hat er außerordentlich und nicht immer unbedenklich eingewirkt, wie er denn überhaupt Amt und Geschäft ungeniert miteinander verquickte. Er hinterließ bei seinem Tode (1782) 7—8 Millionen Reichstaler.

Sein Sohn Graf Ernst Heinrich Schimmelmann, 1747—1831, trat nach größeren Reisen in den Staatsdienst, wurde 1782 Kommerzminister, 1784 Finanzminister und blieb es bis 1814. 1824 bis zu seinem Tode führte er das Ministerium des Auswärtigen. Unter seiner persönlich untadeligen Verwaltung stieg in den napoleonischen Jahren die Zettelschuld außerordentlich.

Miniſterium ſeinem Namen Stehmann vollkommen entſpräche und lobte, daß er ſich während desſelben nicht einmal geſetzt habe. Das konnte er nämlich nicht vor Eröffnung der Konferenz; der Prinz aber hielt ſogleich beim Eintreten ſtehend eine Anrede an ſeinen königlichen Vater, worin er demſelben für die Anerkennung ſeines Rechtes, an der Regierung teilzuhaben, dankte, doch zugleich erklärte, er könne davon nicht Gebrauch machen, ſolange die bisherigen Miniſter im Amte blieben. Um das Geſchäft ihrer Entfernung abzukürzen, habe er die fertige Akte ihrer Entlaſſung mitgebracht und lege ſie Sr. Majeſtät zur Unterſchrift vor. — Der König hatte bei der unglücklichen, ihm, ſagte man, angekünſtelten Krankheit, die ſeinen Geiſt zerrüttete, doch Sinn für komiſche Lagen und oft bittern Witz behalten. Er ſah die Männer, die ihn ſo lange nach dem Willen der Stiefmutter deſpotiſiert und gekränkt haben mochten, mit ſchadenfrohem Lächeln an, unterſchrieb die Schrift ſchnell und rief ihnen zu: „Glückliche Reiſe!“ Sie traten ab und wurden ſogleich von einigen Offizieren in Empfang genommen, zu bereitſtehenden Wagen und in dieſen nach einer kleinen Stadt geführt. Nach ihrer Entfernung legte der Kronprinz dem Könige eine andere Schrift vor, in welcher die Regentſchaft dem Prinzen übertragen und ein neues Kabinett ernannt wurde, an deſſen Spitze die Grafen Bernſtorff und Schimmelmann ſtanden. Sie waren ſchon in der Nähe und traten ſogleich ein.

Den ſchwierigſten Auftrag bei dieſem ſo leicht und ſchnell durchgeführten Staatsſtreiche hatte Graf Schimmelmann. Er ſollte verhindern, daß die bisherige Regentin, die Königin Juliane Maria der Konferenz beiwohnte. Mochte die Königin nun durch die Aufſtellung des Regiments des Kronprinzen im Schloßhofe beunruhigt worden ſein, mochte ſie ohnehin ihre Gegenwart bei der Konferenz nötig gehalten haben, — ſie kam wirklich eilenden Schrittes aus ihren Zimmern, um ſich in die Verſammlung zu begeben. Im Vorſaale trat ihr indes Graf Schimmelmann, der ſich für dieſen Tag als dienſttuender Kammerherr eingefunden hatte, entgegen und teilte ihr in tiefſter Ehrerbietigkeit den Wunſch Sr. Majeſtät des Königs mit, Ihre Majeſtät möge vor Beendigung der Konferenz nicht Höchſtdero Appartements verlaſſen. Es nicht beachtend, wollte ſie, ſpöttiſch lachend, ihren Weg fortſetzen, aber Schimmelmann warf ſich vor der Saaltüre aufs Knie, breitete beide Arme aus, um die Türe zu füllen, und rief aus: „Untertänigſt flehe ich Ew. Majeſtät um Verzeihung. Ich muß Sr. Majeſtät des Königs Befehl vollziehen.“ — Die Königin ſah ſich im Vorſaale um; es war niemand gegenwärtig, als einige Offiziere des Kronprinzen, die neben dem Grafen ſtanden. Sie ſtampfte mit dem Fuße und ſtürzte zornig in ihre Appartements zurück. Indes ſie hier ungeſtüm auf und ab ging und vergeblich auf einen Ausweg dachte, wurde alles vollendet, und ſie ſah ihre Miniſter abreiſen.

So erzählte man mir im Jahre 1797 die merkwürdige Begebenheit des Jahres 1784. Als Urheber des human und doch kräftig durchgeführten Planes nannte man den Grafen Schimmelmann. Als ich in dem verhältnismäßig einfachen Landhauſe ankam, führte man mich in ein Zimmer, wo ein Mann von unvorteilhaftem Äußern einſam um ein Billard wandelte; ſein Geſicht war völlig ausdruckslos, ſeine Miene trüb, ernſt; ſein rötliches

Haar stand fast struppig empor, und dabei schielte er ein wenig. Die Haltung seines magern Körpers von Mittelgröße war fast nachlässig und seine Kleidung einfach. Er sprach leise und langsam und stockte oft, als suche er Worte; als ich ihn näher beobachten konnte, schien es mir, als käme dies Stocken mehr auf Rechnung der Gedankenfülle als auf Mangel an Worten.

Dies war der Minister Schimmelmann, wie ich ihn fand. Er nahm mich gütig auf und tat mir mancherlei unbedeutende Frage über meine Reise; nach einer Viertelstunde etwa reichte er mir die offne Hand mit den Worten: „Ihren Handschlag auf Treue und Verschwiegenheit!" Ich legte meine Hand in die seinige. „Nun gehören Sie zu uns!" sagte er. Diese Art der Vereidigung hatte für mich etwas Feierliches.

Er hatte frühe mit großer Liebe geheiratet, aber seine Gemahlin war nach wenig Jahren gestorben, ohne ihm Kinder nachzulassen. Noch jetzt sah ich ihn zuweilen, wenn er in dem Garten spazierte, der sich auf Seelust zwischen dem Hause und dem Strande des Sundes hinzog, einige Minuten bei einem Denkmale sinnend und sich die Augen trocknend verweilen, das er ihr hatte errichten lassen. Es war ein einfacher Obelisk aus norwegischem Marmor, worauf ihr Name und ihr Lebensalter mit einer gefühlvollen Sentenz stand. Im Fußgestelle war dicht am Boden eine Öffnung, wie ein Auge gestaltet, und eine kleine Quelle rieselte durch sie ins Gras. Das ewigtränende Auge war nicht geschmackvoll, aber ich gestehe, daß es mich rührte[1]).

Als Minister konnte er nicht unvermählt bleiben, schon damit eine Dame die Honneurs bei seinen offiziellen Gastmählern mache, aber auch wegen der Lenkung seines Hauswesens, um das sich zu bekümmern er weder Zeit noch Neigung besaß. Er hatte ein armes, nicht ganz junges Fräulein gewählt[2]). Man versicherte mich, daß sie dem Range, den ihr Gemahl ihr verlieh, durch die gemessene Würde ihres Benehmens entsprach, — und dem Berufe der Hausregentin mit etwas mehr Strenge, als gerade notwendig war. Zu dieser Dame, meiner noch ungekannten Mäzenatin, kam ich jetzt.

Ich fand eine Frau mit einem vollen, wohlgebildeten Gesicht, aber gebieterischen Ausdrucke in Blick und Mienen, etwa vierzigjährig, hinter dem besetzten Teetische. Sie fragte mich nach ihren Freundinnen, zu denen sie mich geschickt hatte. Die Erinnerung an diese Schaureise verstimmte mich. Ich antwortete kurz und gleichgültig. Lebhafter sprach ich, als sie sich nach Weimar erkundigte, aber von Schiller hatte ich nichts zu berichten, und es schien, daß sie von ihm etwas durch mich erwartet hatte; denn sie war eine der Gönnerinnen, die ihm die Pension ausgesetzt hatten. Sie war sehr ergiebig an Lobsprüchen auf Weimar, wie sie es sich dachte,

[1]) Dieses schaudervolle Denkmal liegt durchaus im Geschmack der Zeit. In Arnims „Gräfin Dolores" läßt z. B. Graf Karl seine verstorbene Gattin mit ihren Kindern auf einem Fels am Meere als Statuen aufstellen. Die Spitzen der Grafenkrone und die Augen sind so eingerichtet, daß sie von innen erleuchtet werden können.

[2]) Schimmelmann war in erster Ehe mit Gräfin Emilie Caroline Amalie Rantzau verheiratet, die 1780 starb. Auf ihr Denkmal schrieb Praun ein Gedicht „Emiliens Quelle". Seine zweite Frau, die Merkels Berufung veranlaßt hatte, war Charlotte von Schubart.

fand es beneidenswert, daß dort selbst fast alle hohe Beamte Dichter wären, und nannte Weimar deshalb einmal über das andere das deutsche Athen, eine Benennung, die damals neu und in Mode war. Ich wagte die Bemerkung, daß zu Athen die Archonten keine Verse gemacht und die Athener ihre Dichter nicht zu Archonten ernannt hätten. Das schien ihr auf unangenehme Weise überraschend. Sie hatte mich enthusiastisch für Weimar gehalten. Der Minister ging indessen, nachdem er eine Tasse getrunken hatte, wieder gedankenvoll im Saale auf und ab und mischte sich nur selten in unser bald ermattendes Gespräch durch wenige hingeworfene Worte.

Ich blieb drei Wochen auf Seeluſt, während deren ich zwei- oder dreimal auf wenige Stunden die Gräfin nach Kopenhagen begleitete, ohne die kurze Zeit in der fremden Stadt benutzen zu können. Am Tage streifte ich in dem königlichen Tiergarten herum, der an den Garten zu Seeluſt stößt, oder ich schrieb oder las Dänisches. Zu Mittag hörte ich die Nachrichten an, die der Graf aus der Stadt mitgebracht und für unverfänglich genug hielt, sie mitzuteilen. Am Abende las ich der Gräfin zuweilen vor.

Endlich, da der Herbst unfreundlich wurde, zogen wir in die Stadt, zu meiner großen Freude. Sehr viel besser fühlte ich mich indessen doch nicht situiert. Zwar machte ich jetzt fast täglich an der Tafel des Ministers irgendeine neue Bekanntschaft, und oft eine recht interessante; aber ich konnte sie, durch meine Verhältnisse im Hause des Grafen behindert, wenig benutzen.

Dieser Umstand trug dazu bei, mir meine Lage noch drückender zu machen, als sie ohnehin war. Man erinnere sich meines Ärgers über die Reise, auf welche mich die Gräfin in Holstein herumgeschickt hatte. Der erste Abend schon in Seeluſt hatte meine Empfindlichkeit gegen sie in Widerwillen verwandelt. Frauen täuschen sich über dergleichen Gefühle nie, und so erwiderte sie das meinige sehr bald, und diese Stimmung wurde täglich dadurch noch herber gemacht, daß ich, als einmal gütig aufgenommener Hausgenosse, mich bestreben mußte, jeden Anlaß zur Äußerung des Mißfallens zu vermeiden und wir uns täglich sahen. Ich bin überzeugt, daß sie bald anfing, mich zu hassen, und mir war der Aufenthalt im Palaste eine Marter.

Der Graf blieb immer gleich wohlwollend gegen mich, ja, seine Güte schien noch dadurch gesteigert zu werden, daß er meine trübe Stimmung bemerkte. In einer Stunde aufwallenden Mißmutes äußerte ich diesen gegen einen Vertrauten des Grafen mit dem Wunsche, nach Weimar zurückzukehren. Er suchte mir zwar Mut einzusprechen, erzählte aber dem Grafen, was ich gesagt. Bei dem letzten Gespräche, das ich mit diesem hatte, sagte er, man habe die Absicht, in Leipzig einen Konsul anzustellen. Ob dieser Posten mir wünschenswert schiene? Ich gestand offen, daß ich mich dazu untauglich fühle und es vorzöge, zu den Verhältnissen einer unabhängigen literarischen Tätigkeit zurückzukehren. Ganz unerwartet ließ er mir am folgenden Tage eine bedeutende Summe als Entschädigung für die Reise und vierteljährlichen Gehalt auszahlen. Ich verließ den Palast sechs Wochen nach meiner Ankunft und bezog einen Gasthof mit dem Vorsatze, noch vier Wochen in Kopenhagen zu bleiben, um es nun wirklich kennen zu lernen.

Theater in Kopenhagen. König Christian

Theater[1]) hatte Dänemark damals zwei: das große königliche in Kopenhagen und ein kleineres in Odensee in Fyhnen, von dem man aber auch versicherte, daß es kaum Erwähnung verdiene. Das Schauspielhaus war von außen recht stattlich, selbst geschmackvoll, und bei Verzierung des Saales war kein Gold gespart. Er war geräumig und hatte drei Reihen Logen unter dem Paradiese. Die Dekorationen waren in den wenigen Stücken, die ich sah, sehr mittelmäßig.

Von den Schauspielern sagte man mir, daß diejenigen, die Talent zeigten und sich achtungswert betrügen, häufig in angesehenen Gesellschaften zugelassen würden; die Schauspielerinnen hingegen standen ziemlich unter dem alten Anathem, und ihre Ehrbarkeit soll es gerechtfertigt haben. Die jüngeren, sagte man, werden jetzt von irgendeinem Großen unterhalten, und die älteren wurden es ehemals; ja man nannte mir unter ihnen eine Jomfru (Jungfrau) S., die sechs Kinder hatte, mitten unter ihnen lebte und es gar nicht unrecht fand, wenn man sich nach dem Befinden ihrer Familie erkundigte.

Am ersten Abende, da ich das Theater besuchte, begann die Darstellung mit dem „Mann von vierzig Jahren", aus dem Französischen, wenn ich nicht irre, dann folgte eine sogenannte „Unterhaltung". Diese letztere bestand aus Tänzen. Es hüpften zwei Trupps von Tänzern und Tänzerinnen aus den Kulissen, machten einige Tanzfiguren und zogen sich dann zur Seite. Statt ihrer erschien eine Tänzerin und ein Tänzer in norwegischer Bauerntracht, um einen norwegischen Volkstanz aufzuführen. Sie, artig gekleidet, tanzte mit einnehmender Grazie; er wurde aber auch lebhaft beklatscht, obgleich seine Hauptleistung darin bestand, sich auf die Hüften zu klatschen und mit vorgebogenem Kopfe wie ein Stier und vorgestreckten Händen, als wolle er sich vor dem Falle sichern, so schnell im Kreise zu drehen, daß seine Jacke, die einen kurzen Schafspelz vorstellte, sich wie ein Reifen um ihn ausbreitete. Wahrscheinlich gehörte das alles zum Volkstanze, doch geschmackvoll fand ich es nicht. Die Figuranten machten wieder einige Touren und verschwanden.

In einer großen, besonders dekorierten Loge, den Schauspielern zur Rechten, bemerkte ich etwas Auffallendes. Nur eine Dame und ein kleiner Mann, schwarz gekleidet, mit einem Stern auf der Brust und langen Manschetten, schienen darin zu sein. Während der Vorstellung war er sehr aufmerksam, schien aber immer zu kichern. Am Ende des Aktes sprang er auf und ging schnell in der Loge auf und ab. Ein Stuhl stand ihm im Wege; er hüpfte hinüber. Die Dame, die zugleich mit ihm aufgestanden war und, mit dem Rücken dem Publikum zugewandt, zu ihm zu sprechen schien, zog ihm den Stuhl aus dem Wege, aber nun legte er ihr die Hand auf die Brust und drückte sie gegen die Balustrade, als wolle er sie hinüberstürzen. In dem Augenblicke wurde ein Paar andere Gestalten aus dem Hintergrunde sichtbar, er aber setzte seinen Spaziergang fort, lachend,

[1]) Darstellungen II, Seite 269.

wie es schien, über den leeren Schrecken, den er der Dame verursacht. „Um Gottes willen! Wer ist der Mann?“ flüsterte ich dem Bekannten zu, mit dem ich ins Schauspiel gegangen war. „St!“ antwortete er. „Sehn Sie nicht hin! Er nimmt das leicht übel. Es ist der König.“ — Der König!! — Nein! Ich sah nicht wieder hin. Ich sah einige Augenblicke lang gar nichts um mich her. So tief hatte mich der Anblick des unglücklichen Mannes ergriffen, der, einst mit herrlichen Talenten zu dem höchsten Berufe des Menschen bestimmt, durch die boshafteste Hinterlist, sagte man, so tief gestürzt worden. Er soll noch dazu, wenigstens in hellen Augenblicken, sein Mißgeschick tief gefühlt und zuweilen ausgerufen haben: „Armer Christian, was hat man aus dir gemacht!“ — G e m a c h t! Das war allerdings die Ansicht, die man sich einander zuflüsterte. Vielleicht aber gehört dazu nichts mehr, als daß man dem jugendlichen Hange des sechzehnjährigen Prinzen in Paris Nahrung gab.

Seine Persönlichkeit erwachte manchmal unerwartet und äußerte sich sehr launenhaft. So hatte einmal ein Gesandter in voller Versammlung des Hofes sein Kreditiv überreicht mit einer feierlichen Rede; statt aber die von Bernstorff entworfene Antwort herzusagen oder abzulesen, ließ der Angeredete einen gewöhnlich nicht sichtbaren Teil des Mundes erblicken, kehrte dem Gesandten den Rücken und lief davon mit den Worten: „Ich kann hot Menneske (den Menschen) nicht leiden.“ Alles war starr; nur der Minister Bernstorff verlor nicht die Gegenwart des Geistes. Er folgte ruhig dem Entfernten, kam aber gleich zurück und sprach mit feierlichem Ernste: „Der König und Herr, von einem plötzlichen Übelbefinden ergriffen, hat mir aufgetragen, in seinem Namen usw.“ So erzählte man in Kopenhagen.

Ein anderes Mal hatte man den König mehrere Höflinge, die er nicht liebte, zu Kammerherren ernennen lassen. Eines der Diplome war ohne Namen zurückgeblieben; wahrscheinlich zur Aushilfe bestimmt, wenn eine Unterschrift mißglückte. Am folgenden Morgen kam der Monarch früher als gewöhnlich aus seinem Gemache, fand einen Ofenheizer beschäftigt, sah ihm eine Zeitlang zu und rief dann plötzlich: „Rasmus! (der allgemeine Knechtsnamen in Dänemark). Du bist ein geschickter Mensch! Komm, mache hier die Türen auf! — Gut! Mache sie wieder zu! — So! Setze einen Stuhl her! — Setze ihn wieder weg! — Gut! Du kannst so gut Kammerherr sein wie ein anderer. Wie heißest Du?“ — Dann ging er in sein Gemach, füllte das Diplom mit dem Namen des Menschen aus, unterschrieb es und reichte es dem Menschen hin. „Nun, Rasmus, bist Du Kammerherr!“ rief der König und rieb sich freudig kichernd die Hände. Rasmus muß Verstand genug gehabt haben, einen klugen Ratgeber zu finden, um seine Ansprüche geltend zu machen. Die Minister mußten sie anerkennen, wenn die anderen Ernennungen nicht auch ungültig sein sollten. Rasmus wurde mit einer Pension in ein kleines Städtchen geschickt.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Kopenhagener Literaten

Die[1]) leichte Gelehrsamkeit, bei der man Folianten schreiben kann, ohne einen großen oder nur neuen Gedanken von Wert, ging damals zu Kopenhagen in hohem Schwange. An der Spitze stand der Staatsrat Suhm. Ein junger Mann, Herr Jens Krag Höst, besuchte mich eines Morgens, um, wie er mir verbindlichst sagte, meine Bekanntschaft zu machen. Im Laufe unsers Gesprächs fragte er, ob ich nicht wünsche, den berühmten und ehrwürdigen Suhm kennen zu lernen, und schlug mir vor, mich zu ihm zu führen. Ich nahm es an. Als wir in Suhms Studierkabinett traten, bat der junge Mann, die Störung zu verzeihen. Ich hätte so dringend gewünscht, ihm meine Verehrung zu bezeigen. — Ich sah meinen Führer überrascht an und brauchte einige Augenblicke, mich zu fassen und auch ein Kompliment zu sagen. Ich fand übrigens einen kleinen, breit gebauten Greis, der im Morgenanzuge, Papier und Feder in der Hand, zwischen langen Tischen herumzugehen schien, die mit aufgeschlagenen Büchern bedeckt waren. Er nahm mich artig auf und teilte mir mit, da er mich die Bücher betrachten sah, er arbeite an einem Kämpfer-Romane. Diese Art, einen Roman zu dichten, setzte mich in Erstaunen; aber was ich später von seinen Kämpfer-Romanen hörte (selbst gelesen hab ich keinen), bewies mir, daß ich den wackern Mann mißverstanden. Er exzerpierte oder ordnete nur zu einem Ganzen, was dieser oder jener Saga-Dichter von einem alten nordischen „Kjämper", d. h. Helden, gedichtet. Selber zu dichten, war er, schien es mir, zu stolz; ja, wenn einer der alten Skalden, die er so sorgfältig ausbeutete, in seiner rohen Einfachheit sich bei ihm eingestellt hätte, wer weiß, ob der Herr Etatsrat ihn nicht im Vorzimmer hätte stehen lassen.

Bei der Dichterin und Schriftstellerin Friederike Brun[2]), geborene Münter, führte mich, soviel ich weiß, Schmidt-Phiseldeck[3]) ein. Madame Brun war die Gattin eines Kaufmanns, der sich den Titel Etatsrat hatte geben lassen und für einen Millionär gehalten wurde. Er hatte den ehemaligen Palast einer Königin gekauft, weil, sagte er, seine Frau es gewünscht, und sie lebten darin halb bürgerlich, halb mit großem Aufwande, aber ich glaube, nicht sehr glücklich.

Der Gatte war ein einsichtsvoller Kaufmann, aber von sehr prosaischem Geiste. Er fühlte sich von dem Hange seiner Frau verletzt und war daher oft mürrisch gestimmt. Übrigens ließ er sie ruhig gewähren,

[1]) Darstellungen II, Seite 283.

[2]) Friederike Brun, 1765—1835, Tochter des Geistlichen an der Kopenhagener Petrikirche Münter, schon als Kind von Klopstock beeindruckt; ihre Gedichte gab Matthissen 1795 heraus. Eine Art Selbstbiographie von ihr erschien 1813 mit dem Titel: Wahrheit aus Morgenträumen oder Idas ästhetische Entwicklung.

[3]) Es handelt sich hier um Konrad Friedrich von Schmidt-Phiseldeck, einen Bruder des durch seinen Streit mit dem Herzog Karl II. von Braunschweig bekannten Ministers. Er wurde 1770 geboren, trat 1790 als Hauslehrer in das Haus der Friederike Brun, wollte sich in Helmstedt habilitieren, wurde aber von Schimmelmann, der ihn unterstützte, zurückgehalten und schrieb auf dessen Wunsch eine Darstellung der Kantischen Philosophie. Später trat er in dänische Staatsdienste und starb 1832.

nur durfte sie ihn nicht mit zu ihren Ansichten und in ihre poetische Welt hinüberziehen wollen; dann entschlüpften seinem Unmute zuweilen Äußerungen, die als pikante Anekdoten umliefen und ihm unrecht taten. So sprach sie einst bei Tische mit einem so hohen Enthusiasmus von Klopstock, daß es ihm langweilig wurde. Er rief lachend aus: „Klopstock! Klopstock! Wer ist der Mann? Ich habe seinen Namen an der Börse nicht gehört." Ein paar Enthusiasten flüsterten einander zu: „Welche barbarische Unwissenheit!" und erzählten es weiter. Aber Brun kannte Klopstock persönlich recht gut und besuchte ihn, wenn er nach Hamburg kam. — Ein anderes Mal, da ihn seine Frau beredet hatte, sie bis in die Schweiz zu begleiten, erstieg er mit ihr den Rigi. Sie sahen den Sonnenaufgang; er schweigend mit großer Aufmerksamkeit, sie mit einem unerschöpflichen Erguß bewundernder Phrasen. Endlich rief er ungeduldig aus: „Meine Speicher in Kopenhagen machen mir doch mehr Vergnügen!" und kehrte dahin zurück.

Wie schon gesagt — trotz seiner Abneigung gegen die ästhetischen Liebhabereien seiner Gattin, ließ der Etatsrat Brun sie gewähren. In Kopenhagen gab sie Diners, Bälle und Konzerte, sooft sie wollte, denen er selbst aber selten beiwohnte, sagte man mir, oder sie schloß sich in ihr Studierzimmer ein, und nach Italien reiste sie, sooft es ihr gefiel. Ich glaube, sie hat es drei- oder viermal getan, und jedesmal erschien eine Beschreibung ihrer Reise, zierlich und selbst mit Aufwand gedruckt, denn mehr verlangte sie nicht vom Verleger. Ihre Beschreibungen sind nicht ohne Geist und enthalten manche interessante Nachricht, manche artige Anekdote, manches hübsche Gedicht.

Rückkehr nach Weimar

In[1]) der Mitte Dezembers reisten wir ab. Ich hatte eine Art Heimweh nach Weimar, der einzigen Stadt des Auslandes, wo ich erprobte Freunde und viele Bekannte hatte, und so trat ich, ohne lange Erwägung, die äußerst beschwerliche und sehr kostbare Reise an. Am Silvestertage ziemlich spät trat ich zu Weimar in dem Quartiere ab, das Böttiger mir besorgt hatte. Ich hörte, es sei eben alle Welt auf einer Maskerade. Ich ließ mir Larve und Domino holen und ging auch hin. Meine überraschten Freunde begrüßten mich mit Herzlichkeit; Fremden war ich für den Abend eine Merkwürdigkeit. Recht hübsch! Aber einer solchen eilenden Reise vom Sunde her, in der widerwärtigsten Jahreszeit, war es nicht wert. Ich hatte indes das Vergnügen, zu bemerken, daß die Weimaraner mich von jetzt an als einen Einheimischen betrachteten und behandelten. — Das war noch mehr der Fall, als ich im Frühlinge 1799 von meiner noch längern Reise durch die Hansestädte zurückkehrte. Sie sahen darin einen Beweis, daß ich von ihrer teuren Stadt nicht lassen könne, als gehöre ich zu ihnen. Aber von der Reise, die ich im Herbst des genannten Jahres nach Berlin machte, kam ich nicht wieder. Ich nahm jetzt teil an dem lite-

[1]) Darstellungen II, Seite 283.

rarischen Tagesleben, und Berlin fing damals an, der Mittelpunkt desselben zu werden.

Mein erster Besuch am folgenden Morgen war bei dem allgefälligen Freunde, bei Böttiger, der mich nach allen Verhältnissen, der Gelehrten, besonders der deutschen, in Kopenhagen so genau ausfragte, daß ich auf ein näheres persönliches Interesse schloß. In der Tat hatte man bei ihm vorläufig wegen einer Berufung angefragt, die er auch wirklich später erhielt. Ich riet ihm dringend ab. In Deutschland war er durch seine allseitige literarische Tätigkeit sehr vielbedeutend; in Kopenhagen wär er sehr bald bloßer Schulmann geworden.

Nun ging ich zu Herders. Als ich eintrat, rief er aus: „Da ist er ja wieder, der Freiheitsvogel, dem nirgends wohl ist, als im offnen Walde!" und begrüßte mich herzlich. Das tat auch sie; doch schüttelte sie ein wenig den Kopf und meinte, ich hätte gefälliger, fügsamer sein sollen. „Er kann nun einmal nicht!" sprach Herder dazwischen. Sie erwähnte die schönen Aussichten, die ich gehabt. „Für ihn passen sie nicht!" sagte er.

„Aber," fuhr er fort, als sie uns verlassen hatte, — „aber was wollen Sie jetzt?"

„Pain bis et liberté!" antwortete ich lachend.

Er nickte mit dem Kopfe. „Doch wozu wollen Sie diese verwenden?"

Ich setzte ihm meine Ansicht und meinen Plan auseinander; ich wollte noch ein paar Jahre anwenden, Norddeutschland und seine Literatur kennen zu lernen und meinem Stile durch Ausarbeitung von Schriften verschiedener Gattung höhere Gewandtheit zu geben, dann aber als entschiedener und allgemeiner Sachwalter für Wahrheit und Recht auftreten, überall rücksichtslos eingreifen, wo mein Parteinehmen nützen könne.

Herder stand auf und ging ein paar Minuten lang auf und ab; endlich setzte er sich wieder zu mir und sagte: „Ich würde Ihren Plan für jeden andern abenteuerlich nennen; für Sie ist er es nicht. Sie sind aus Ihrer Einsamkeit mit ganz reifem und abgeschlossenem Charakter zu uns gekommen, für Deutschland gleichsam als Erwachsener geboren. Sie haben hier keine angestammten Verhältnisse, keine anerzogenen Rücksichten und Vorurteile, die Sie parteiisch machen oder täuschen können; wollen keine Brotkarriere machen, keine Beförderungen. — Was Sie tun wollen, leistete Lessing für die Literatur und Schlözer in seinen Staatsanzeigen für die innerern Verhältnisse vieler deutschen Staaten, beide, vorzüglich der erstere in einer glänzenden Weise. Es ist also möglich! Sie stecken sich einen viel weitern, einen fast unbeschränkten Raum der Tätigkeit und wollen sich zu dem ausdrücklich vorbereiten, was jene taten, weil es eben auf ihrer Bahn lag. Sollten Sie sie auch in keinem einzelnen Fache erreichen, so können Sie doch im allgemeinen sehr viel Gutes wirken. Aber haben Sie auch erwogen, was Sie dabei aufopfern werden? Sie werden sich eine Welt von Feinden zuziehen und dürfen dabei nicht einmal auf Dankbarkeit rechnen; Sie —"

Doch ich will nicht anführen, was er mir alles mit Wärme auseinandersetzte. Aber er schloß: „Sind Sie übrigens entschieden, zu verzichten auf das, was man ein Glück machen nennt, so führen Sie Ihren Plan aus. Er kann sehr nützlich, selbst wohltätig werden, wenn Sie es

mit Unparteilichkeit und Uneigennützigkeit, mit unerschrocknem und reinem Eifer tun."

„Nehmen Sie meinen Handschlag darauf, daß ich es wenigstens immer ernstlich wollen werde!" rief ich.

Wir lächelten beide über die Feierlichkeit, welche die Beratung angenommen hatte, und — gingen zu Tische.

Ich bin meinem Handschlage treu geblieben. Auch ohne diesen hätt' ich wohl gehandelt, wie ich tat; aber ich gestehe, daß die Erinnerung an dieses Gespräch mir zuweilen eine Festigkeit gab, wenn ich in Ausführung meines Planes schwankte.

Die[1]) freundliche Teilnahme des Herderschen Ehepaares war keine Ehre, die ich ausschließend genoß. Die edlen Menschen schenkten sie mehreren, die ihnen einmal nahestanden. Man weiß aus gedruckten Briefen, wie Herders Frau sich sogar dafür interessierte, daß und wie Jean Paul sich verheiratete; und zwar, nachdem er von ihrer eigenen Tochter, einem trefflichen, gebildeten, aber nicht empfindenden Mädchen, einen Korb erhalten hatte, — nach dem stillen Wunsch der Eltern.

Weimar[2]) erschien mir im Winter ganz anders, als ich es im August verlassen hatte. Es waren mancherlei Veranstaltungen zu Belustigungen getroffen, und fast jede, die der Hof machte, beschäftigte die ganze gebildete Bevölkerung; denn mit großer Humanität war immer dafür gesorgt, daß sie daran teilnehmen konnte. So war z. B. das Abonnement zum Theater so gering, daß im Parterre der genußreichste Abend nur drei Groschen kostete, und unter Goethes Direktion hatten die Leistungen der Bühne oft großen Kunstwert, wenn sie auch nicht so hoch standen, als damals schon im Journal des Luxus und der Moden von ihnen gepriesen wurde. Ich erinnere mich nur eines einzigen Mitgliedes derselben, dessen Spiel durchaus unausstehlich war, und das war ein Sänger mit einer schönen Stimme.

Am meisten wurde Weimar im Winter dadurch belebt, daß adelige Familien aus dem Lande, selbst auch aus anstoßenden Ländchen herzogen, um hier die traurige Jahreszeit froher zu verbringen. Jede bedeutende neue Erscheinung auf der Bühne und jede Lustbarkeit, die merkwürdig schien, führte viele aus allen anderen benachbarten Städten zusammen. Weimar gewann für mich ein eigenes, neues Interesse dadurch, daß die Weimaraner mich seit meiner Rückkehr aus so großer Ferne als einen Einheimischen behandelten. Ich nahm es mit Dank an, und in der Tat wurde mir bald die Stadt so lieb, daß ich sie gern zu meinem bleibenden Wohnsitz gewählt haben würde, — hätte es nur in irgendeiner Weise zu dem Lebensplane gepaßt, den ich mir endlich mit Bestimmtheit entwerfen mußte.

Unter[3]) den neuen Bekanntschaften, die ich jetzt in Weimar machte, war auch die eines ehemaligen französischen Volksvertreters bemerkenswert. Mounier war ein Mann von Kopf und reichen Kenntnissen und von so bestimmtem Blick und Benehmen, daß man ihm einen durchaus un-

[1]) Eckardt, Seite 158.
[2]) Eckardt, Seite 156.
[3]) Eckardt, Seite 158.

erschütterlichen Charakter zutrauen mußte. Sonderbarerweise schien sein Lebensgang gerade das Gegenteil darzutun. Vor der Revolution war er Mitglied eines Parlamentes im südlichen Frankreich gewesen, wurde dann Mitglied der Nationalversammlung und wieder des Nationalkonvents, in dem er für die Errichtung der Republik gestimmt hatte, ob auch für den Tod des Königs, weiß ich nicht. Er war strenger Republikaner; gleichwohl emigrierte er; gleichwohl siedelte er sich in der Residenz und unter dem Schutze eines deutschen Fürsten an und stiftete er eine Bildungsanstalt für junge Edelleute und Engländer. Wieder im Gegensatze dazu suchte er jetzt die Erlaubnis nach, in die Republik zurückkehren zu können. Selbst in der Art, wie er sich darüber gegen mich äußerte, war ein Widerspruch. Als ich nämlich im folgenden Jahre aus Berlin zurückgekehrt war und er, ich weiß nicht wie, von meiner Bekanntschaft mit Siéyès gehört hatte, kam er zu mir und bat mich, ich möchte diesem seinen Wunsch, nach Frankreich zurückzukehren, mitteilen usw. Ich sagte ihm, daß mein Umgang mit Siéyès nur kurz und flüchtig gewesen, und daß ich in keiner weiteren Verbindung mit ihm stände. „Aber", setzte ich hinzu, „warum wollen Sie nicht geradezu selbst an ihn schreiben? Ich müßte ihn durchaus verkannt haben, wenn er nicht mit Vergnügen darein willigen sollte, der Republik einen Mann, wie Sie sind, wiederzugewinnen." „Ach," rief er aus, „c'est un brutal!" und nun erzählte er mir, er habe in einer lebhaften Debatte im Konvent Siéyès widersprochen, sei aber im Hinausgehen zu ihm getreten, um sich mit ihm zu verständigen; Siéyès habe ihn zwar angehört, aber ihn plötzlich verlassen mit den Worten: „Nous ne sommes pas faits pour nous entendre!" Das hatte er sehr übel genommen und war noch böse darüber, gleichwohl. — Unter der Konsularregierung ging Mounier wirklich wieder nach Frankreich, und ich habe seinen Namen oder den seines Sohnes, der bei ihm in Weimar war, sowohl unter den kaiserlichen Beamten als denen der Restauration gefunden[1]).

Das damalige Weimar hatte alles, was eine Hauptstadt bietet, aber alles nach dem kleinsten Maßstabe und fast einzeln. Sein kleines, aber schon viel berühmtes Theater mit einem Orchester, das zugleich Hofkapelle war, und seine freilich nur seltenen Hoffeten zogen den Adel der Nachbarschaft dorthin, d. h. acht oder zehn Familien; seine literarischen Zelebritäten, vier oder fünf allgemein anerkannte und ebensoviele wissenschaftliche Jenensische, seine Bibliothek, seine und Jenas Zeitschriften verbreiteten weithin einen hohen Glanz, aber die zelebren Männer — Herder, der wie ein Einsiedler lebte, ausgenommen — litten im Leben mehr oder weniger an Kleinstädterei oder Kleinhöfelei, die ihren geistigen Wert wie eine Kruste umgab. Die Bibliothek wurde wenig benutzt, die Zeitschriften sammelten ihren Inhalt aus ganz Deutschland und durch Böttiger aus England und Frankreich, vorzüglich aus dem Tagesleben und der Literatur fremder Städte; von Weimar selbst konnten sie fast nichts berichten, ohne daß es als eine Klatscherei betrachtet wurde, Händel oder Spott veranlaßte. Das letztere war mit den Lobreden nur zu oft der Fall, durch die Böttiger Hof machen wollte. Las man seine Berichte, so schien Weimars Glanz

[1]) Siehe auch S. 51.

ſelbſt Engländer und Franzoſen feſtzuhalten: die Engländer beſtanden damals aus einem ehemaligen Kaufmann, der aus ſeinem Handel ſo viel gerettet hatte, daß er nicht in England, wohl aber in einer kleinen Stadt Deutſchlands mit ſeiner Familie behaglich leben konnte, und aus einem ſchottiſchen Gelehrten, der ſeinen reichen Vetter als Hofmeiſter begleitete, mit ihm in Weimar gutes Deutſch und die deutſche Literatur kennen lernen wollte und um Böttigers willen dort ein Jahr, wie ich glaube, verweilte. Die Franzoſen aber waren ein paar Emigranten in bedrängten Umſtänden. Weimar hatte nur einen Buchladen, der gewöhnlich mit dem Neuſten ſehr ſpärlich verſehen war, und einen buchhändleriſchen Spekulanten, Bertuch, der aber außer ſeinen Zeitſchriften nur wenig verlegte; einen Maler, der eine Zeichenſchule hielt, und einen zweiten, der Goethes Hausgenoſſe war[1]) und für ihn mehr als gelehrter Kunſtkenner ſchrieb als malte; ferner einen Bildhauer, der aber faſt nur Tonfiguren verfertigte und brannte, was Böttiger als „keramiſches" Inſtitut ankündigte; einen Konfiturier, der zugleich Sardellenſalate verfertigte und Früchte, Auſtern und Wein verkaufte; nur einen Gaſtwirt mit einem Stammgaſte und zwei Wirtshäuſer, in deren einem man auch eſſen konnte, deſſen Tiſch aber wie jener des Gaſtwirts nur an ſolchen Abenden beſetzt war, an denen ein neues Theaterſtück Jenaer Studenten herübergelockt hatte.

Trotz des dünnen Geſpinſtes alles Glanzes in Weimar, den jemand einmal mit einem kurzen zierlichen Frack ohne Unterfutter verglich, war es damals doch der Geltung nach die Hauptſtadt Thüringens. Der großſinnige Geiſt des Herzogs und ſeine zuweilen bis zum Naiven gehende, durchaus natürliche Humanität, der Ruhm der drei großen Dichter, die dort lebten, und des nahen Schiller, endlich Böttigers polygraphiſche Tätigkeit, die an zwanzig Orten anonym über Weimar berichtete, hatten die kleine Stadt zu der in literariſcher Hinſicht faſt am meiſten beachteten und beſprochenen Stadt in Deutſchland gemacht; beſonders da Wöllner und Konſorten Berlin in dichte Wolken gehüllt und ſeinen geiſtigen Fortſchritt gehemmt hatten.

Aus dem großen, prachtvollen Kopenhagen zurückgekehrt, fand ich Weimar zwar anfangs ſehr beengend; aber ich richtete mich ein und befand mich bald ſehr wohl. Im Herbſt trat ich meine Reiſe an, um die Hanſeſtädte kennen zu lernen, ging mit dem Ende des Winters nach Berlin, von dort nach einigen Wochen über Leipzig nach Weimar zurück. Nachdem ich hier den Sommer verbracht, reiſte ich nach Berlin, — um nicht wieder zurückzukehren.

Falk

Wie[2]) ich Falks Bekanntſchaft auf einer Durchreiſe durch Halle machte, habe ich bereits erzählt und ebenſo, daß [er] während meines Aufenthalts in Kopenhagen geheiratet hatte und nach Weimar gezogen war. Neugier, wie er hier lebte, und was er für eine Frau gewählt, trieb mich bald zu ihm. Ich fand ihn mit einem abgetragenen Flausrocke und Hausſchuhen, ganz mit dem Weſen eines Handwerkers in häuslicher

[1]) Heinr. Meyer.
[2]) Eckardt, Seite 164.

Bequemlichkeit, an einem hohen Pulte Boileaus und andere Satiren exzerpierend, seine Frau aber war zartes Fleisch mit einem niedlichen Gesichtchen, hinter dem nicht besonders viel Verstand wohnte.

Falk war bekanntlich der Sohn eines Perückenmachers zu Danzig, und nachdem er notdürftig zur Schule gehalten, erlernte er das Handwerk seines Vaters, doch mit Widerwillen. Da er sich in der Schule durch glückliches Gedächtnis und Lebhaftigkeit des Geistes ausgezeichnet hatte, hielt er das für Beruf zum schönen Geiste und Gelehrten, und da ihn einst ein Kunde seines Vaters beim Frisieren mit kaltem Patrizierhochmut verächtlich behandelt hatte, warf er zu Hause den Puderbeutel zu Erde und erklärte heftig und entschlossen, wenn sein Vater ihn nicht studieren lasse, wolle er Soldat werden. Das untere Militär war in dem kriegerisch geformten Preußen und besonders in der noch vor kurzem republikanischen Handelsstadt verachtet und verhaßt. Aus erzwungenen Kantonisten und ausländischen Taugenichtsen zusammengerafft, die auch bei der besten Aufführung als Nichtadlige nicht Offiziere werden konnten, wurde die Armee schlecht bezahlt und hart behandelt, der Soldat entschloß sich leicht zu manchen Bübereien, um etwas zu gewinnen. Ich erinnere mich, daß noch 1806 zu Berlin ein Gauner- und Soldatenstreich für ziemlich gleichbedeutend galten. Falks Vater machte es also aus Besorgnis möglich, dem Jünglinge einigen Privatunterricht in den alten Sprachen erteilen und ihn dann nach Halle ziehen zu lassen.

Falk studierte sehr fleißig, hatte viel jugendliche Vorliebe für Schöngeisterei und mochte schon oft unbedeutende Verselein gemacht haben, als ihn gerade beim Studieren des Juvenal ein mit Fieber verbundenes Blutspeien befiel. In der fieberhaften Exaltation dieser Krankheit — ich folge hier seinen eigenen Mitteilungen —, bei der er das Studium unterbrechen mußte, faßte er den Gedanken, Satiren zu dichten. Er schrieb wirklich zwei von ausgezeichneter Gelungenheit: „Die Gräber zu Rom“ und „Die Gebete“. Er sandte sie Wieland zu. Der leicht aufgeregte, gutmütige Greis, der hier wirklich ein glänzendes Genie glaubte aufgehen zu sehen, führte sie mit ganz übertriebenen Lobeserhebungen durch den „Merkur“ beim Publikum ein. Ein Buchhändler bezahlte ein gutes Honorar. Es erschien eine zweite Auflage, und Falk hielt sich nun seines Berufes zum Satiriker gewiß. Er schloß mit dem Buchhändler einen Kontrakt, nach dem er ihm jährlich ein satirisches Taschenbuch liefern und dafür 600 Taler erhalten sollte. Hierdurch glaubt er seine bürgerliche Existenz für gesichert und heiratete. Glücklicherweise besaß das Frauenzimmer, das er heiratete, einige tausend Taler. Falk zog nun nach Weimar, um seinem literarischen Beschützer nahe zu sein und sich den dortigen Größen anzuschließen. Doch Herder und Goethe behandelten ihn kalt[1]).

Sein Plan, die Satire wie ein bürgerliches Gewerbe zu betreiben, war abenteuerlich, besonders in einem Lande, wo eine Menge souveräner Fürsten nach Belieben Kabinettsjustiz übten, sobald es ihnen beliebte;

[1]) Was Goethe anbetrifft, stimmt das nicht. Falk stand wenigstens dem alternden Goethe ziemlich nahe, und die Aufzeichnungen seiner Gespräche mit Goethe, wenn sie auch nicht an die Bedeutung anderer Goethe-Gespräche heranreichen, geben manche interessanten Aufschlüsse. Merkel kannte Falks Goethebuch.

wo daher Liscow[1]), wohl der geistreichste Satiriker, den Deutschland gehabt, im Kerker starb, Huber und Schubart ein paar beißende Einfälle durch vieljährigen Festungsarrest büßten. Aber dem armen Falk war noch ein anderes Unglück widerfahren. Mit seiner Krankheit waren auch sein Witz und sein Dichtertalent verschwunden. Ich wenigstens entsinne mich keines recht glücklichen Einfalls und keines gelungenen Gedichtes von ihm nach seiner Genesung. Statt des Witzes war ihm nur Malice und vom Dichtertalent nur die Kunst des Versmachens geblieben. So begann er denn bald die älteren Satiriker auszubeuten, und statt der großen Gegenstände, der Laster und öffentlichen Torheiten, die der edlere Satiriker bekriegt, nach kleinen Schwächen umherzuhorchen, selbst seinen Bekannten dergleichen abzulauschen, auch wohl ihnen Fallen zu stellen, um sie lächerlich zu finden und dann auch wohl zu machen. Mir selbst, so warme Freundschaft er mir zeigte, versuchte er einige Male solche Streiche zu spielen.

Er setzte seinen Almanach 1799 und 1800 fort, ohne viel anderes als Indignation zu erregen. Der Absatz stockte, der Verleger wollte nicht mehr ein bedeutendes Honorar zahlen; für 1801 glaubte Falk etwas recht Auszeichnendes, etwas recht Kräftiges zu liefern. Er wählte dazu vorzüglich Peter Pindars sehr witzige, aber sehr ekelhafte Lausiade, die noch dazu für Deutsche alles Pikante der Personalsatire des boshaften Originals ermangeln mußte. Freilich hatte Falk dies durch Ausfälle auf deutsche Schriftsteller zu ersetzen gesucht und recht fließende Verse gemacht; aber die politische Satire, die in England großen Eindruck gemacht hatte, war für das gegen die Politik sehr gleichgültige Publikum und blieb in Falks Bearbeitung immer nur ein — Pasquill über einen ekelhaften Gegenstand. Vorzüglich trug ein karrikierender Kupferstich, den er einem Originalartikel, der neue „Jahrmarkt zu Plundersweilen" beigefügt hatte, den pasquillischen Charakter. Er enthielt eine Menge, zum Teil nicht übel gedachter Gruppen; aber im Vordergrunde trug eine hohe weibliche Figur in ihrem Strickkorbe einen kleinen Buckligen, den seine Kleidung als Geistlichen bezeichnete, und aus dessen Tasche ein Buch herausah mit dem Titel „Reden über die Religion". So hieß eine Schrift von Schleiermacher, der bekanntlich verwachsen und klein war. Die kolossale weibliche Figur, von der eine Linie zu der Unterschrift „Judenweiber" führte, bedeutete die Gattin des jüdischen Arztes Marcus Herz[2]), die wirklich ihren junonisch schönen und geistvollen Kopf auf einem sehr hohen Körper trug[3]). Falk war in ihrem Hause, sagte man, recht gut aufgenommen worden

[1]) Christian Ludwig Liscow, 1701—1760, witziger Satiriker, der seinen Geist aber fast nur an Mittelmäßigkeiten wetzte. Ins Gefängnis kam er 1750 als sächsischer Kriegsrat wegen unvorsichtiger Äußerungen.

[2]) Henriette Herz, die Frau des Marcus Herz. Über sie im Kapitel „Der Kritikus".

[3]) Der Kupferstich sowohl wie der Text des „Jahrmarktes" sind wirklich unangenehm und eher platt als witzig. Der Text des „Jahrmarktes" richtet sich hauptsächlich gegen Friedrich Schlegels Lucinde. Neben Henriette tritt vor allem Tiecks Schwager Bernhardi redend auf. Übrigens geht dem Jahrmarkt eine absprechende Rezension der Vertrauten Briefe über Lucinde voraus.

und hatte dort bemerkt, daß Schleiermacher in demselben sehr bekannt war, aber auch eine Äußerung der Frau erlauscht, die ihm mißfiel. Die Perfidie und Gemeinheit seines Angriffs empörte mich, obgleich ich mit den Verletzten in keiner Verbindung stand. Daher, nachdem ich im zehnten meiner „Briefe an ein Frauenzimmer" unbefangen so viel Gutes, als sich von dem Taschenbuche allenfalls sagen ließ, gesagt, schloß ich in Beziehung auf jene Gruppe: „Ich bitte Falk, um seiner Ehre willen, den erniedrigenden Verdacht von sich abzuwälzen, als habe er wegen irgendeines Privaturteils über ihn eine hochachtungswürdige Frau öffentlich dem Hohngelächter preisgeben wollen; — das höre auf, Satire zu sein; das wäre Pasquill; — oder er habe sich so weit herabwürdigen können, über die Mißgestalt eines Menschen zu spotten. Die schiefen Köpfe seien ihm preisgegeben: sie treiben Unfug; aber die schiefen Rücken zu verhöhnen, überlasse er der lieben Jugend. Das Unglück, sagt ein ehrwürdiger Sittenspruch, das Unglück ist heilig. — Kann Falk sich rechtfertigen, so wird er für meine Aufforderung Dank wissen. Wo nicht, — ich schätze ihn zu hoch, um den harten Namen herzusetzen, den man seinem Verfahren geben müßte."

Er schwieg, aber er schimpfte gelegentlich auf mich. Unser Verhältnis war aufgelöst, ohne daß ich es bedauerte. Soviel ich mich erinnere, war dies Taschenbuch sein letztes[1]). Er versuchte sich in mancher anderen Weise, unter anderem auch als Kritiker in einer Zeitung, die er „Elysium und Tartarus" nannte, in der er alle Schriftsteller, die er lobte, ins Elysium versetzte und die Getadelten in den Tartarus. Diese dünkelvolle Plattheit wurde vom Publikum gar nicht beachtet. — Im Jahre 1807 leistete er bei Gelegenheit der französischen Invasion den Einwohnern Weimars als Unterhändler dankenswerte Dienste[2]), und als er seine vier Kinder verloren hatte, stiftete er eine Besserungsanstalt für Straßenbuben, die Gutes bewirkt haben soll. Er hätte nicht aus der bürgerlichen Sphäre heraustreten sollen.

[1]) Das ist ein Irrtum. Das Taschenbuch erschien bis 1803.
[2]) Vgl. hierzu Anm. auf Seite 83.

Berlin

Der Kritikus

Das literarische Berlin

Ich[1]) kannte Städte von einer freundlichern, einnehmendern Schönheit, ich hatte in Kopenhagen und Dresden gelebt, aber ich kam aus den Hansastädten: daher erfüllte mich die Schönheit Berlins, als ich es (im Februar 1799) zum erstenmal sah, mit Bewunderung. In Hamburg vorzüglich war jeder Fußbreit Bodens innerhalb der Mauern von hohem Wert. In der großen, unfruchtbaren Sandebene hingegen, in welcher Berlin liegt, hatte der Boden wenig Wert. Die Gegenden ausgenommen, die unmittelbar an das Ufer der seichten Spree stießen, waren alle Stellen, die man zu einem Gebäude wählte, gleich unbedeutend; und jeder mocht' so viel vom Platze einnehmen als ihm beliebte. In Rücksicht der Form aber wurden die Ansichten und Wünsche der Besitzer durch die Regierung beschränkt, die den Geschmack des Fürsten als ein Gesetz aufstellte.

Berlin mußte eine schöne Stadt werden; die Hanseaten hinderte niemand, es dem Gewerbefleiß in ihren Städten bequem zu machen. Es geschah auf Kosten der Schönheit, an die man nicht dabei dachte. Dagegen fand ein nachteiliges Vorurteil, das ich mitbrachte, eine sehr erfreuliche Widerlegung. Es war mir nämlich gegangen, wie vielen andern Reisenden, die aus weniger geregelten oder reichern Staaten in den preußischen kamen: die militärische Steifheit, die disziplinarische Ordnung, die überall in jeder Kleinigkeit beobachtet wurde, sowie der Ernst und die Wirtlichkeit der Einwohner hatten, sooft ich auf meinen Reisen das Preußische berührte, eine unangenehme Wirkung auf mich getan, mich gleichsam beklemmt. In den kleinen sächsischen Staaten und noch mehr in den Hansastädten befand man sich so zwanglos wohl! — Ich gestehe, daß ich zwei freudenlosen Monaten entgegenzugehn und der Erweiterung meiner Kenntnisse ein Opfer zu bringen glaubte, als ich nach Berlin reiste.

Wie sehr täuschte ich mich! Wenige Tage reichten hin, mich zu überzeugen, daß dieses ernste Volk in vielfacher Rücksicht ein sehr glückliches, daß es im Besitz großer Vorteile sei, die so manchen frei genannten oder reichern, aber mit Schlaffheit organisierten und veralteten deutschen Staaten fehlten!

Ein ersehnter Retter in drohenden Gefahren trat Friedrich Wilhelm der Dritte die Regierung an. Als ich nach Berlin kam, hatten schon andert-

[1]) Skizzen, Seite 287.

halb Jahre voll Verbesserungen den preußischen Staatsbürgern bewiesen, daß ihre Hoffnungen sie nicht täuschten, und das hatte sie mit neuem Selbstgefühl und mit Mut erfüllt.

Nicht weniger günstig war mir der Zeitpunkt meines jetzigen Besuchs in Berlin in literarischer Rücksicht. Der vorige König hatte seine Regierung damit angefangen, die deutsche Literatur aus dem nachteiligen Verhältnisse [zu] heben, in welchem sie gegen die französische in Berlin stand. Er hatte den alten Spott gegen die Akademie der Wissenschaften, der sie ein Lazarett für französische Invaliden nannte, dadurch weniger treffend gemacht, daß er deutsche Gelehrte von entschiedenem Verdienst darin aufzunehmen befahl (zum Beispiel Ramler und Engel, späterhin auch Teller, Gedike, Meierotto und andre), was vorhin nur in außerordentlichen Fällen geschah. Er kaufte dem alten tragischen Possenreißer Döbbelin[1]) seine Theatereinrichtung und gewissermaßen seine Schauspielergesellschaft ab und gab Berlin sein eigenes deutsches Theater, zu dessen Direktoren er Ramler[2]) und Engel[3]) ernannte. — Er zog endlich berühmte deutsche Gelehrte in seinen Dienst und zeichnete sie aus.

Daß alles dieses indessen mehr geschehen mochte, um einen gefallenden Gegensatz mit Friedrichs Schwäche für die französische Literatur zu bilden, zeigte sich wenige Jahre nachher durch die Freiheit, die ein paar Heuchler erhielten, sie unter dem Vorwande der Orthodoxie und der Furcht vor neufränkischen Gesinnungen zu drücken und zu verfolgen. Diese Anfeindung aber diente, ihr einen Triumph zu bereiten. Es entstand ein schweigender, doch lebhafter Kampf zwischen der öffentlichen Meinung und den öffentlichen Maßregeln, in welchem alle Vernünftigen auf der Seite der erstern waren. Die deutsche Literatur hatte einmal Anerkennung ihres wahren Wertes in Berlin gefunden, und alles, was dort jetzt gegen sie unternommen werden konnte, verlieh ihr nur das Ansehn des verfolgten Verdienstes und erhöhte die Liebe für sie zum Enthusiasmus, der indes untätig bleiben mußte. — Jetzt ging das Szepter auf Friedrich Wilhelm den Dritten über. Die Heuchler wurden beiseite geschickt, die aufgeklärten Theologen, über deren Ausschließung aus der Akademie man beratschlagt

[1]) Karl Theophilus Döbbelin, 1727—1793, Schauspieler und Theaterdirektor, Prinzipal einer der besten deutschen Wandertruppen, mit der er sich endgültig in Berlin festsetzte und aus der das Kgl. Nationaltheater hervorging. Unter Engel und Ramler blieb er auch Regisseur.

[2]) Karl Wilhelm Ramler, 1725—1798, seit 1748 Professor am Kadettenkorps, stand früh Gleim nahe, befreundet mit Lessing, Odendichter, sein kritisches Ansehen bedeutend, 1786 Mitdirektor des Theaters. Im Alter von stets wachsender Pedanterie. Korrektor vieler Schriftsteller.

[3]) Johann Jakob Engel, 1741—1802, Mecklenburger, seit 1776 Professor am Joachimsthalschen Gymnasium, Prinzenerzieher bei Friedrich Wilhelm II., als Schriftsteller mit dem populären „Philosophen für die Welt", den „Ideen zu einer Mimik" und dem Familienroman „Lorenz Stark" hervortretend. Von 1787—1794 war er Direktor des Berliner Theaters, das er — unter zeitweiliger Mitwirkung Ramlers — bedeutend hob. Er ist noch ganz an Lessing, Mendelssohn, Friedländer geschult und ist einer der angesehensten unter den Geistern der älteren Berliner Generation. Sein Lorenz Stark wurde von Schiller, freilich mit heimlichen Bedenken, in den Horen veröffentlicht. Wöllnersche Umtriebe veranlaßten ihn, Berlin zeitweilig zu verlassen. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III., der sein Zögling war, kehrte er als Mitglied der Akademie zurück.

hatte, mit ehrender Auszeichnung behandelt; Engel, den vielfache Kränkungen bewogen hatten, seinen Abschied zu nehmen und nach Mecklenburg zu gehen, wurde zurückberufen und mit einem Gehalt ohne Geschäfte in Berlin fixiert. Selbst die Allgemeine Bibliothek kehrte aus ihrem Exil wieder, und der König gab huldreiche Beweise, daß er das Entstehen literarischer Unternehmungen gern sähe und sie unterstützen wolle. Nun war jeder Minister ein erklärter Beschützer der deutschen Literatur, und es galt ihm gleichsam für einen Teil des Dekorums, deutsche Gelehrte in seinem Hause zu versammeln.

Eine Sonderbarkeit in Berlin fiel mir anfangs auf, wurde mir aber bald erklärt, sobald ich mich der Schicksale der Literatur in dieser Stadt erinnerte. Ich traf nämlich in den Gelehrtenzirkeln fast nur auf lauter sehr alte oder auf ganz neue, erst beginnende Zelebritäten, gleichsam auf eine Kette, der ein paar Mittelglieder fehlten. Die Philosophen zum Beispiel waren fast alle vor Kant gebildet worden, dessen Schule hier nur einen von jenen wenig beachteten Repräsentanten an Kiesewetter[1]) hatte; dagegen fanden sich schon von den Universitäten ziemlich zahlreich eben fertig gewordene Jünger Fichtes ein und machten große Ansprüche. Unter den seit langem geschätzten Theologen mochte Zöllner[2]) der jüngste sein; nach ihm war eine Lücke bis auf den vielleicht halb so alten, talentvollen Schleiermacher. — Die Belletristen, die — damals noch — den Ton angaben, waren durchgehend Zeitgenossen, zum Teil persönliche Freunde Lessings gewesen. Aus der folgenden Goethe-Schillerschen Periode hatte Berlin noch keinen Dichter, und die Jenaische Literatur-Zeitung wurde wie eine fremde feindselige Macht angesehen: dagegen zogen die Schlegelschen Genies immer häufiger herbei und bildeten Koterien, in denen man schon anfing, die alten Herren zu verspotten usw.

Woher diese Erscheinung kam? Friedrichs des Einzigen Glanz und Einsicht hatte hier bedeutende Gelehrte versammelt, und sie zogen ihresgleichen nach und verwendeten sich für solche. Unter der folgenden Regierung verloren sie nach den ersten Flitterjahren allen Einfluß, und gab es irgendeine Gelehrtenstelle zu besetzen, so wählten Wöllner und Gefährten so unbedeutende Subjekte als möglich: denn Schwachsinnigen ist jeder durch sich Bedeutende verdächtig und verhaßt. Jetzt, da ein neuer literarischer Frühling für Berlin begann, jetzt fand sich zuerst ein, wer noch am wenigsten anderswo gefesselt war, das heißt, die jüngste literarische Generation. Daß diese, eben weil sie jung war, in den eigentlichen Gesellschaftszirkeln bald den Ton angeben würde, ließ sich voraussehen.

Ich nahm mir einst die Freiheit, in Berlin selbst drucken zu lassen, „es sei keine große Stadt, sondern ein Bündel von kleinen Städten, die ein gemeinschaftliches Schauspielhaus hätten". Man wurde nicht böse, ungeachtet ich eine leider! ganz unwiderlegliche Wahrheit in vielfachem

[1]) Johann Gottfr. Karl Christian Kiesewetter, 1766—1819, seit 1793 Professor der Philosophie, Lehrer an der Pepinière und der Militärakademie, begeisterter Jünger Kants, dessen Philosophie er in Berlin heimisch machte.

[2]) Zöllner, Hofprediger, traute Friedrich Wilhelm II. 1787 mit Julie v. Voß und 1796 mit Sophie Gräfin v. Dönhoff zur linken Hand.

Sinne gesagt hatte; vielleicht weil ich damals selbst schon völlig für einen Berliner galt. Dieser Mangel an Einheit hat für Berlin in ernstern Rücksichten häufig nachteilige Folgen gehabt, aber er gab dem Umgange für einen Fremden viel Reiz durch die große Mannigfaltigkeit, deren man genießen konnte.

Die literarische Welt zum Beispiel, in welcher ich bei meinem ersten Aufenthalte fast allein lebte, zerfiel in drei solche durchaus verschiedene Städte. Die erste bildeten die älteren deutschen Gelehrten und Geschäftsmänner, die ehemals Gelehrte gewesen waren und noch dafür galten, nebst ihren Freunden. Hier spielten die Damen eine untergeordnete Rolle, hörten aufmerksam den muntern oder ernsten Unterhaltungen ihrer Väter oder Männer zu und wagten kein anderes Urteil über die neueren Erzeugnisse der Literatur, als sie von jenen hörten. In dieser Region ging es sehr vernünftig und anständig her; nur bisweilen etwas langweilig.

Die zweite bestand aus den Gelehrten und schönen Geistern der französischen Kolonie nebst ihren Damen. Hier waren nur die ältern Frauen noch ehrbare Hörerinnen; die jungen hingegen und die Mädchen übten wenigstens so lautes Stimmrecht als die Herren, und es gab des unterhaltenden Zwiespalts schon viel: doch wurde man gemeiniglich mit pedantischer Schautragung der Belesenheit in den älteren französischen Dichtern gequält, und diese sonderbare Gattung von Staatsbürgern Deutschlands hatte Mühe, zu verbergen, daß sie auf die Nation, die sie so wohltätig aufgenommen, und auf alles, was diese hervorbrachte, mit heimlicher Verachtung herabsähe.

Die dritte und unterhaltendste Region oder Stadt war die jüdische Kolonie. Hier galt die Stimme der Männer fast nichts; die der Frauen und Mädchen war entscheidend. Man muß aber auch gestehn, daß es unter diesen sehr viel mehr witzige, belesene und talentvolle gab, als unter den Christinnen, und ihre literarische Kenntnis umfaßte oft nicht bloß die deutsche und französische, sondern auch die englische und italienische schöne Literatur. Ich kannte eine Demoiselle S., die außerdem heimlich Griechisch lernte, um den Homer lesen zu können, Auszüge aus dem Helvetius, Machiavelli und Shaftesbury machte, vortrefflich das Klavier spielte und über ihrem Sofa einen von ihr selbst schön gemalten Christuskopf, nach Guido Reni glaub ich, hängen hatte. — Der Ton in diesen Zirkeln hatte das meiste Großstädtische: er war zwanglos, leichtsinnig und so vielseitig und seicht als möglich. Die Unterhaltung bestand aus einem beständigen Haschen nach Witz; aber man fing wirklich oft sehr treffenden. Man folgte den französischen Dichtern; die Tagesgeschichte der deutschen Literatur flößte indes das größte Interesse ein und führte oft sehr geistreiche, oft auch ziemlich plumpe Debatten an Teetischen und Toiletten herbei. Denn hier war die Gesellschaft immer sehr gemischt. Da die Juden als solche keine durch die Verfassung bestimmte bürgerliche Geltung in dem Staate hatten, empfingen sie die ihrige von der Masse ihres Vermögens. Jeder reiche Jude war ein vornehmer Mann, der selbst zu den Gesellschaftszirkeln der Minister gehörte und Beamte von hohem Range auch bei sich sah; jeder arme war ein gemeiner Mensch, bis er reich

wurde: dann gehörte er gleich zu den ersten Gesellschaften, ohne immer den Ton seiner vorigen ablegen zu können.

Die Vorliebe der jüdischen schönen Welt für die deutsche Literatur gründete sich vorzüglich darauf, daß es unter den Berliner Juden selbst allgemein geachtete Berliner Schriftsteller gegeben hatte, zum Beispiel Mendelssohn und Herz. Auch der alte Kaufmann Friedländer konnte dazu gerechnet werden. Lessing galt hier für den größten Deutschen, der je geschrieben hatte, weil er den Nathan gedichtet und Mendelssohns Freund gewesen. Zunächst an ihm stand Engel, gleichfalls als ein Freund von Mendelssohn und Friedländer. Diese Stimmung veränderte sich aber bald hernach, als die Schlegelsche Poetik Mode wurde und es der persönlichen Eitelkeit der jüdischen Belletristen und Belletristinnen so leicht machte, sich selbst für große Dichter oder Schriftsteller zu halten.

Verschiedene Bemerkungen haben schlechterdings keinen Anspruch darauf, eine Schilderung Berlins zu sein. Sie erzählen nur im allgemeinen einige Wahrnehmungen und Eindrücke, die ich bei meinem ersten Aufenthalte in Berlin sammelte, und erklären so gewissermaßen meinen Entschluß, dahin zurückzukehren und mich dort anzusiedeln.

*

Es ist wohl dem unseligen Jahre 1806 zuzuschreiben, daß die ersten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts unserem Bewußtsein verhältnismäßig fern liegen. Eine dicke Schicht Staub hat sich über jene Zeit gelegt, und man erstaunt, welche lebendigen Farben zum Vorschein kommen, wenn man den Staub herunterputzt. In jenem Jahre stürzte freilich nicht nur das versteinte fritzische Preußen, auch das literarische Berlin, das sich damals trotz der Jungen ganz als würdigen Erben Lessings und Mendelssohns fühlte, mußte liquidieren. Der letzte literarische Schildknappe dieses Berlin war Merkel. Als die Herrlichkeit vorbei war, war auch seines Bleibens nicht mehr. Aber in den Jahren 1799 bis 1806 hat er eine Rolle gespielt, die für das öffentliche Leben der Stadt von höchster Bedeutung war.

Im Februar 1799 kam er zuerst, auf der Rückkehr von den Hansastädten, mit Empfehlungsbriefen wohl ausgerüstet. Seinen Cicerone macht der Buchhändler Sander, ein kluger, geschäftstüchtiger Mann, der lange Jahre die Vossische Buchhandlung geleitet hatte. Zu ihm hat er bis zum Ende seines Berliner Aufenthalts Beziehungen unterhalten, die freilich oft genug gespannt und zuweilen sogar kriegsmäßig waren, und von denen wir aus den Briefen Sanders an K. A. Böttiger, die die Dresdener Bibliothek bewahrt, ein ziemlich genaues Bild bekommen. Diese Briefe — sie füllen aus diesen Jahren in winzig kleiner Schrift einen dicken Band — und Merkels eigene, ebenfalls in Dresden aufbewahrten Briefe an Böttiger bilden die handschriftliche Hauptquelle für die Geschichte dieser Berliner Jahre.

Sanders Haus bildet in diesem ersten, zwei Monate währenden Aufenthalt den Mittelpunkt seines Daseins. Sanders Frau, eine kluge, schöne, wie Böttiger behauptet, aber auch kokette Frau, scheint dabei sehr anziehend gewirkt zu haben, denn Merkels Herz war damals sehr entzündlich, und für Frau Sander hatte sich, wenn auch nur beiläufig, kein Geringerer als Goethe interessiert, der auch Pate eines ihrer Kinder wurde. Später nannte Goethe die Sanders aber auch einmal Zigeunerpack. Dann lernte Merkel natürlich die alte Generation dessen, was mit Wissenschaft und Kunst zu tun hatte, kennen, Nicolai, der immer noch etwas galt, Göcking, Teller, Marcus Herz, J. J. Engel, den Buchhändler Vie-

weg, den er als sehr grämlich schildert, und den eminent begabten Holzschneider, Buchdrucker und Buchhändler Unger. Als jüngerer Literat erscheint Bernhard Rhode, der kurze Zeit eine Theaterzeitung herausgibt, an der Merkel mitwirkt, und dann kommen die Damen, die „geistvolle Quandt, die boshafte Korb, die blinde Itzig[1]), die sich immer freut, ihn zu sehen, und die graziöse Salomon". Damit sind wir schon in der ganz anderen Schicht, die Merkel in seiner knappen Darstellung des literarischen Berlin zeichnet, bei dem seltsamen, geistig beweglichen und lebendigen Berliner Judentum jener Tage. Männer wie Mendelssohn und nach ihm David Friedländer hatten versucht, ihm die bürgerliche Gleichberechtigung zu erringen, einzelne von ihnen erfreuten sich des Vertrauens der Minister und fanden, wie der freilich nicht ganz einwandfreie Geheimrat Veitel Ephraim zu politischen Missionen Verwendung. Außerdem kommen zu diesen Frauen, von denen das blinde Fräulein Itzig später dem jungen Chamisso, Varnhagen und ihren Freunden nahe steht, noch ein Fräulein Goldschmidt, das viel bei Sander verkehrt, Prinzessinnen Unterricht im Sticken gibt und auch Beziehungen in Weimar unterhält, und dann die beiden vorzüglichsten unter dieser Schar von Frauen, Henriette Herz und Rahel Lewin, Varnhagens spätere Gattin. Bei der junonischen Schönheit, der Herz, scheint Merkel schon damals Eingang gefunden zu haben, und Rahel scheint sogar sein Herz entzündet zu haben. „A Berlin on n'écrit par de longues lettres et je vous attends dans une heure," sagte mir die reizende Rachel, die seit drei Tagen meine Göttin ist," schreibt er an Böttiger. Und Sander beschwert sich später, daß Merkel zwar schon an seine „orientalische Hyazinthe", aber noch nicht an ihn geschrieben habe. Er spricht so viel von seinen Studien in diesem Milieu, daß Böttiger glaubt, ihn warnen zu müssen. Noch eine Begebenheit ist aus dieser Zeit mitzuteilen; Merkel wird Freimaurer, freilich mit größtem Skeptizismus. „Ich eile, Ihnen zu melden," schreibt er an Böttiger, „daß der große Baumeister, der die Welt und die □ im Orient von Berlin erschuf, mir einen Irrwisch gesandt hat, der mich gestern um 10 Taler prellte und in die Moräste von Royal York (der Berliner Loge) landete — wobei ich mehrere Male im Begriff war, ein lautes Ärgernis zu geben: mein Zwerchfell wollte sich durchaus nicht besänftigen lassen. — Und nun kein Wort mehr von der absurdesten aller Absurditäten. Fragen Sie mich ja nicht danach, wenn wir uns wiedersehen; ich habe nicht Lust zu erröten." Zwei Tage später fährt er dann freilich fort: „Als Nachtrag zu dem Obigen will ich Ihnen noch gleich melden, daß man mir nächsten Mittwoch den zweiten und in der folgenden Woche den dritten Grad geben will, es versteht sich, alles ohne Kosten, denn ich habe erklärt, daß ich keinen Groschen mehr um die Ehre gebe." Später ändert sich sein Standpunkt allerdings. Einstweilen zieht er Ende April wieder nach Weimar. Sander meldet aber schon: „Er fängt an, sich in Berlin recht wohl zu fühlen, ob er gleich Ihnen Briefe geschrieben hat, worin ein jedes Wort ein Epigramm ist. Er gefällt auch den Berlinern recht wohl."

Jedenfalls, im September 1799 ist er wieder da und bleibt. Er wohnt am neuen Markt, bei der Doktorin de Lemos, der Mutter der Henriette Herz, und schafft sich seinen ständigen Kreis. Es sind zunächst fast dieselben Personen, Sander vor allem, dann Engel und Nicolai, Marcus Herz, auch einige Leute aus der französischen Kolonie, in Berlin „Kolonie" kurzweg genannt, die ihm auch die Bekanntschaft von Emigranten verschaffen, wie die des Chevalier de St. Paterne, ehemaligen Kammerherrn des sechzehnten Ludwig, der ihm Manu-

[1]) Recha Itzig, die Tochter eines Bankiers, 1765—1840, nach einem Hofballe in Dessau erblindet. Ihre Schwestern waren die Frau Levi, deren bekanntes Haus an der Stelle der Nationalgalerie stand, und die während des Wiener Kongresses eine Rolle spielenden Freifrauen von Arenstein und Eskeles.

skripte Rousseaus mitteilt. Freilich bekommt er von hier aus auch Beziehungen zum französischen Gesandten, dem Bürger Sièyès, der damals in der Berliner diplomatischen Welt kein geringeres Entsetzen erregte, als in unseren Tagen der Sowjetbotschafter Joffe, denn bei der feierlichen Huldigung der Stände für Friedrich Wilhelm III. erschien mitten zwischen den roten, feierlichen Fräcken, den violetten Domherrengewändern und den weißen Puderperücken mit offenem, langem Haar und mit der Trikolore um den Leib der Autor der Schrift von den Rechten des dritten Standes.

War Merkel bei seinem ersten Aufenthalt überall aufgenommen worden, ohne daß man viel nach literarischem Glaubensbekenntnis fragte, so galt es jetzt, wo sein Aufenthalt dauernd werden sollte, für ihn, Stellung zu nehmen. In Berlin war trotz der starken Stellung der alten Schule die Umschichtung in den literarisch interessierten Kreisen bereits im Gange. Tieck hatte sich schon von Nicolai, der ihn gestartet hatte, getrennt, und sein „Gestiefelter Kater", der sich im wesentlichen gegen Böttiger richtete — dessen Verbimmelung Iffflands wird parodiert —, hatte viele stutzig gemacht. Die Schlegels begannen in Berlin zu wirken und fanden Anhänger. Friedrich Schlegels Verhältnis zu Dorothea Veit, der Tochter Moses Mendelssohns, erregte peinliches Aufsehen. Merkel hatte schon im Februar geschrieben: „Schlegel steht hier in einer leichtsinnigen Ehe, wie er es nennt, mit einer Jüdin, Madame Veit, die sich von ihrem Manne um Schlegels willen geschieden hat. Gott segne ihn! Seine Schöne ist häßlich wie eine Nachteule. Er schreibt einen Roman, Lucinde . . ." Im Sommer erschien die Lucinde, über die er schreibt: „Sein Verhältnis zu der buckligen, schielenden, rothaarigen Jüdin Veit kennen Sie. Es gibt ein ganz eigenes Interesse, sich diese . . . in alle die schlüpfrigen Situationen zu denken, die er so con amore malt." Freilich auch die Herz urteilt über das Buch (Brief Sanders an Böttiger): „Der eine Teil ist eine gemeine prosaische Schweinigelei, der zweite eine poetische und der dritte Unsinn!"

Mit den Schlegels hat Merkel auch, von einem kleinen Zank mit Biester abgesehen, seine erste literarische Fehde in Berlin. Zeugnisse davon haben wir in Briefen Merkels und der Frauen der Gegenseite. Merkel selbst berichtet: „Überhaupt geben die wohlberühmten Herren sich alle Mühe, mich auch hier ihren Zorn fühlen zu lassen, aber das macht mir nur Spaß. Ich habe keinen Angriff gegen sie drucken lassen, weil ich sie schon überall verlachen hörte . . . Dagegen hat Herr August eine höchst beleidigende und beschimpfende Bekanntmachung gegen mich hergesandt, um sie erst zirkulieren und dann drucken zu lassen. Die einzige Gegenmaßregel war, daß ich selbst die Sache überall erzählte und einen Brief an den Polizeipräsidenten schrieb, worin ich ihn bat, den Druck zu verhindern. Eisenberg hat mir in äußerst verbindlichen Ausdrücken geantwortet und das Imprimatur versagt." Und später: „. . . jetzt eben ist die Polizei damit beschäftigt, dem Prediger Schleiermacher und dem Subrektor Bernhardi (Tiecks Schwager) zu dozieren, daß es für sie nicht schicke, Pasquille zu kolportieren."

Über diesen Streit, dessen Ursache Merkel verschweigt, sind wir aber auch von der Gegenseite gut unterrichtet. A. W. Schlegel nennt sie in einem Schreiben an Goethe vom 5. 11. 1799: „Man meldet mir authentisch aus Berlin, daß Herr Merkel dort überall das auch hier herumgetragene Gerücht von einem Verweise und Verbote, die ich wegen des Athenäums erhalten haben soll, zu verbreiten sucht, und zwar mit dem Zusatze: Sie hätten ein die Notizen mißbilligendes Zirkular bei den Weimarischen und hiesigen (Jenaischen) Gelehrten herumgehen lassen." Und zu diesen feierlichen Worten komme der lustige Bericht Karolinens vom 28. 10. 1799: „Was die Menschen vor Zeugs ausbecken, das glaubst Du nicht. Ich werde Dir ein Sonett auf den Merkel schicken, der in Berlin geklatscht hat,

der Herzog habe den Schlegels wegen des Athenäums Verweise geben lassen usw. Da haben sich Wilhelm und Tieck letzt abends hingesetzt und ihn mit einem verruchten Sonett beschenkt. Es war ein Fest, mitanzusehen, wie beider braune Augen gegeneinander Funken sprühten und mit welcher ausgelassenen Lustigkeit diese gerechte Malice begangen wurde. Die Veit und ich lagen fast auf der Erde dabei, die Veit kann recht lachen, was sie Dir wohl bestens empfehlen wird. Der Merkel ist ein geliefertes Ungeheuer, davon erholt er sich nicht." Und später schreibt sie an Gries: „Der Merkel hatte, durch Böttiger angestiftet, in Berlin das Gerücht mit dem Herzog gestissentlich ausgebreitet . . . Nun machten Tieck und Wilhelm an einem unvergeßlichen fröhlichen Abend dieses geschwänzte Spottsonett zusam..en, ließen es zierlich drucken, und so wurde es nach Berlin spediert, aber nicht etwa Merkeln zugeschickt: der Zufall benahm sich besser, — es kommt jemand an eine Table d'hote, wo Merkel ist, den er nicht kennt, und liest dieses Sonett vor, worauf Merkel das Ende der Mahlzeit nicht abwartet. Ich hoffe, Sie werden es für ein Meisterstück in dieser Gattung halten, wenn Sie auch fast des Mutwillens zu viel finden sollten."

Das Sonett selbst, das in A. W. Schlegels Werke aufgenommen ist, lautet:

Sonett.

Ein Knecht, hast für die Knechte du geschrieben;
Ein Samojede, für die Samojeden,
Du möchtest gern Vernunft und Freiheit reden,
Doch ist dein eigner Geist leibeigen blieben.

Aus Ländern fort, in Städten umgetrieben,
Quousque tandem wirst du dich entblöden?
In Kneipen, Klubs, Merkuren, deine schnöden
Unwürdgen Merkelwürdigkeiten üben?

Dir ist es Freiheit, frei und frank zu klatschen;
Dir Charité, sie selbst noch auszumerkeln;
Genie, in Hennings Genius dich zu betten.

Kamst du nur darum von den fernen Letten,
Im Dreck der Menschheit überall zu patschen:
Rückkehr ins Vaterland, um da zu ferkeln!

Journale, fürchtet Merkeln!
Merklich zeigt er verkleinernde Natur;
Schon ward Merkur durch ihn zum Merkelmur.

In dem Gedicht ist auf Merkels Streit mit Biester, in dem es sich um die Berliner Charité handelte, auf seine Mitarbeit in Hennings „Genius der Zeit" und auf seinen Halbroman „Rückkehr ins Vaterland" angespielt.

Die Nachricht von Merkels Redereien gelangte durch einen Brief Fichtes an Schelling vom 22. 10. 1799 nach Jena. Den Auftrag dazu hatte ihm Friedrich Schlegel gegeben. Fichte nennt ihn in diesem Briefe einen naseweisen Burschen und verlangt ein gehöriges Dementi, das er zu Merkels Beschämung gebrauchen will. Denselben Merkel, der über Schlegels Lucinde ungemessen geifere und lästere, habe er letzthin darüber in einer gelehrten Gesellschaft ordentlich berichtet.

Fichte deutet hier einen literarischen Disput mit Merkel an. Damit sind aber seine Beziehungen zu ihm nicht erschöpft. Im November berichtet Merkel Böttiger, daß er jetzt viel in der Loge verkehre und auch Fichte dort eingeführt habe. Man nenne Fichte jetzt oft den „jungen Mann"; diese Travestierung des großen Fichte spreche für die Natürlichkeit seines Benehmens. Er erscheine sonst in keiner Gesellschaft. Auch bei Sander will er ihn einführen, wo die Frau seine Bekanntschaft zu machen wünscht. Im Frühjahr 1800 ist Fichte Mitglied der Loge

und doziert in jeder der damals häufigen Versammlungen, da man der Loge neue Satzungen gibt. Er hält auch jeden zweiten Sonntag vor Tische maurerische Vorlesungen, „aus denen man wenigstens sieht, daß er kein Redner ist. — Nach langem Grollen ist es endlich gestern zwischen ihm und mir in der □ zum offenen Zanke gekommen. Er pries die heilige Genoveva von Tieck als das erste, trefflichste Buch, das je in irgendeiner Sprache erschienen war. Ich erkundigte mich lachend bei ihm danach, und er fuhr auf: ich sollte es nur nicht lesen. Ich versicherte ihm, seine Empfehlung würde mich ohnehin nicht dazu bewegen. Er nannte mich auch Nicolai den Zweiten. Ich sagte ihm, ich wisse ihm Dank dafür; ich möchte lieber für Nicolai den Zweiten als für Fichte den Zweiten gehalten werden, Nicolai sei ein Mann von hellem Verstande, großer Gelehrsamkeit und vorzüglich wisse er . . . genau, was er wolle, eine Gabe, die den neueren Mystagogen gewöhnlich fehle. So ging ich von ihm, und wahrscheinlich hab ich nun bald einen Gang mit den Tieck-Fichte-Schlegelianern. They shall be welcome!"

Fichtes Angriff kam dann auch in seinem Buche „Nicolais Leben und sonderbare Meinungen". Die Reihe von Merkels literarischen Zänkereien setzt sich damit weiter fort. Freilich wimmelt das Jahrzehnt von 1796 bis 1806 überhaupt von Pamphleten und Pasquillen. Schiller und Goethe hatten das Unheil mit den Xenien heraufbeschworen. Schon vorher erschien eines der übelsten Pamphlete jener Zeit, Kotzebues „Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn", das er ohne Nennung seines Namens unter dem des Freiherrn Knigge erscheinen ließ und außerordentlich lange verleugnete, bis man ihm die Autorschaft klipp und klar nachwies. Sein Drang, sich aller Bosheit irgendwie zu entladen, hat sich im Bahrdt zum ersten Male, aber auch am übelsten ausgetobt. Abgesehen von Hämischkeiten ist das Pamphlet übrigens nicht witzlos. Der Kampf der alten gegen die neue Schule und der kleinen Geister gegen die großen zeitigt immer neue Produkte. Auch Tiecks „Gestiefelter Kater" gehört ja in diese Kategorie. 1799 bringt Kotzebue einen neuen Beitrag, den „Hyperboräischen Esel oder die heutige Bildung", ein Stück, das sich ausschließlich gegen die Schlegel richtet. Der Witz liegt hier nicht in der alltäglichen Handlung, sondern darin, daß Kotzebue einen jungen Mann einführt, der nur in Zitaten aus dem Athenäum, der Zeitschrift der Brüder Schlegel, redet. Die Wirkung ist sturmi genug. Das Stück wurde übrigens auch in Leipzig aufgeführt.

Solcher Ruhm ließ Merkel nicht schlafen; seit dem Anfange des Jahres 1801 geht er mit einem Plan schwanger, der während eines Sommeraufenthalts in Potsdam ausreift. Vom Frühjahr bis zum August hat er eine Wohnung in einem Garten vor dem Nauenschen Tor gemietet, verkehrt viel beim Feldprobst Kletschke und bereitet seine „Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Produkte der schönen Literatur" vor; die Briefe, die das Motto „Parteilos, aber kühn! Kühn, aber besonnen" tragen, nimmt Sander, der sich vorher schon bitter beschwert hat, daß Merkel ihm kein Manuskript gibt, in Kommissionsverlag. Vom September ab erscheinen die Briefe, wöchentlich ein Bogen in Oktav, und Frau Sander, mit der sich Merkel damals glänzend zu verstehen scheint, wird so sehr die Patronesse, daß ein Geklatsch beginnt, sie sei die Adressatin der Briefe, was dem Ehemann bald reichlich unangenehm wird.

Wenn wir von den Briefen und ihrer heute so wenig verständlichen Tendenz sprechen, so ist dabei das eine Moment nie zu vergessen, daß die Richtung, der sie huldigen, damals zwar alt, aber durchaus noch nicht tot war, daß Goethe zwar viele Verehrer hatte, mehr als irgendein anderer deutscher Dichter, aber daß seine alles überragende Stellung doch durchaus nicht unbestritten war, daß Leute wie die Schlegel und Ludwig Tieck nur in sehr kleinem Kreise für literarische Größen gehalten wurden, kurzum, daß der Herausgeber der Briefe an ein

Frauenzimmer nur der Exponent der ästhetischen Anschauungen sehr breiter Schichten war. Und diesen Schichten, die leise doch ihr Abscheu über den kesse Ton und die literarische Klopffechterweise Merkels fühlten, war denn in diesem Kampfe ging es hart um hart, und man hat auch gerade recht, in gleicher Münze heimgezahlt, was er an Angriffen austeilte. Merkel noch immer

Mit einer Captatio benevolentiae, die aber auch schon vieldeutig genug ist, beginnen die Briefe; aber schon im zweiten Briefe beginnt die Attacke, zunächst gegen Tieck, und damit indirekt auch gleich gegen die Schlegel. Die heilige Genoveva, die Dichtung, die Richte so sehr gelobt hatte, wird in Grund und Boden verrissen. Dabei passiert Merkel allerdings ein kleines Malheur. Er verwechselt Terzinen, die Tieck anwendet, mit dem Triolett. Und die Schlegel, in allem, was Reintechnik anbetrifft, wirklich unbestritten Sachverständige, griffen sofort den Lapsus auf und schickten dem Sonett vom vorigen Jahre nun ein Triolett nach.

Triolett

Mit einem kleinen Triolett
Will ich dir, kleiner Merkel, dienen;
Verwirrst du mächtige Terzinen
Mit einem kleinen Triolett?
Ei, ei, bei solchen Kennermienen?
Ich wies dir neulich das Sonett:
Mit einem kleinen Triolett
Will ich dir, kleiner Merkel, dienen.

Verbreitet wurde das Spottgedicht, indem man es als Visitenkarten druckte. — Aber auch Tieck selbst ruhte nicht. Er war nicht allein von Merkel gekränkt worden, auch der Satiriker Falk hatte sich an ihm gerieben, und Iffland hatte ein Schauspiel „Das Chamäleon" von dem Schauspieler Beck zur Aufführung gebracht, in dem er offen persifliert wurde. Ein Versuch, den Tieck machte, um die weitere Aufführung des Spiels zu verhindern, mißlang durch seine Ungeschicklichkeit gegenüber Iffland. Er wollte dann die Vorstellung von Jfflands Benefiz stören, aber Iffland veranlaßte die Polizei, ihm anzudrohen, daß sie sich an ihn halten würde, wenn Störungen vorfielen. Nun wollte er öffentlich antworten. Sein Schwager Bernhardi kündigte im letzten Hefte des „Archivs der Zeit" an, daß Tieck an einer Antwortschrift arbeite, sie wurde aber nicht veröffentlicht, denn sein Zorn verflog. Die unvollendete Schrift „Bemerkungen über Parteilichkeit, Dummheit und Bosheit bei Gelegenheit der Herren Falk, Merkel und des Lustspiels ‚Chamäleon' mit der Widmung ‚An diejenigen, die sich unparteilich zu sein getrauen', kam erst mit dem Nachlaß an die Öffentlichkeit. Die Stellen der Schrift, die Merkel betreffen, sind nicht ganz vollständig, aber sie rechnen mit ihm vom Standpunkte großer Überlegenheit ab und machen ihm vor allem Nichtwissen zum Vorwurf. „Herr Merkel und seinesgleichen können mich so wenig loben als tadeln. Ihr Lob würde mir ebenso verächtlich dünken, als mich jetzt ihr Tadel nicht berühret, sie müssen erst etwas lernen oder begreifen, was ich will ... Dieses wilde Geschrei, dieses Schimpfen, womit man mich zu ärgern denkt oder zu irritieren, daß ich wieder erschimpfe, kann ich durchaus nicht achten, weil ich nicht darauf höre, weil es für mich nicht existiert!"[1])

[1]) A. W. Schlegel riet Tieck ab, gegen Merkel zu schreiben (Brief vom Dezember 1800): „Liebster Freund, ich höre, daß Du etwas gegen Merkel willst, — es sollte mir leid tun, denn die Lumpenbande sind es doch wahrhaftig nicht wert. Sie haben in der [unlesbar] seitwärts etwas bekommen, und mit dem kleinen Merkel will ich mir noch einen kleinen Spaß machen, er muß allmählich ganz aus Berlin herausgelacht werden ... Bernhardi hat über die Merkelschen Briefe, dünkt mich, schon genug gesagt."

Nach Tieck kam der „Titan“ Jean Pauls in den „Briefen“ an die Reihe, Jean Pauls, der damals gerade in Berlin auf der Freite war, den die Damen umſchwärmten, dem die Königin ſelbſt gewogen war, und den zu kratzen nicht ungefährlich geweſen wäre. Es wird denn auch nicht ſo ſchlimm wie bei Tieck, aber das karge Lob hat doch einen verteufelt bitteren Beigeſchmack: „Auch ich ſchätze Richters Talente, ſein lebhaftes, inniges Gefühl, ſeinen glänzenden Witz, ſeine flammende Phantaſie; — ja, ich liebe den edlen Menſchen in ihm: — aber *berauſchen* laſſe ich mich nun einmal nicht. Reichen jene Anerkennungen hin, Sie ruhig weiter leſen zu machen, ſo werden Sie alſo eine *unparteiiſche* Prüfung des Titans erhalten; ſo laſſe ich Sie und wende mich zu Ihnen, meine Freundin, um Ihnen zu ſagen, daß der Titan mir eins der ſchönſten und widerſinnigſten, der anziehendſten und langweiligſten Bücher ſcheint, die ſeit — Richters vorhergehendem Werke herausgekommen . . . Hat man das Buch einmal in die Hand genommen, ſo kann man ſich nicht mehr entſchließen, es niederzulegen, und doch fühlt man ſich tauſendmal verſucht, es wegzuwerfen.“ Ganz ſchmeichelhaft iſt die auf dieſen Grundton geſtimmte und das Tadelnswerte mit vielen Beiſpielen belegende Kritik alſo nicht. Sander, dem die Briefe ſehr ſchnell Kummer machen, fürchtet, daß Jean Paul deswegen verſchnupft iſt, als er eine Einladung zum Tee bei Madame Sander abſagt. Aber bald darauf kommt er doch und — trifft mit Merkel zuſammen. „Richter war ſehr unbefangen“, ſchreibt Sander an Böttiger, „und ganz vorzüglich heiter. Merkel war — die Rache des böſen Gewiſſens — gerade das Gegenteil. Es ſchien ihn zu ärgern, daß Richter es nicht nötig fand, nur ein Wort über die Kritik des Titan zu verlieren; und nun hat er ſich, möchte ich beinahe glauben, dafür rächen wollen. Leſen Sie das zehnte Blatt ſeiner Briefe, und Sie werden indigniert ſein, wie ich es geweſen bin und noch bin. (Es handelt ſich um die Beſprechung des Taſchenbuches für 1801, herausgegeben von Gentz, Jean Paul und J. H. Voß, in dem Merkel ſchreibt: ‚Neben einem philoſophiſchen Geſchichtsſchreiber und einem wahren Dichter muß ein bloßer Humoriſt immer eine klägliche Rolle ſpielen. Neben dem hellen Verſtande und dem gebildeten Genie macht die Gaukelei der zügelloſen Phantaſie eine zu ſpreckige Figur.‘) Merkel brachte das Manuſkript am Donnerstag abend. Ich las das, was Richter betrifft, mit wahrem Unwillen, forderte ſeine Erlaubnis, meiner Frau und der kleinen Goldſchmidt vorleſen zu dürfen, und erhielt ſie. Unſer Unwillen war allgemein, und Merkel mußte harte Dinge hören. Ich ſagte ihm geradezu, Richters Unbefangenheit vor ſechs oder ſieben Tagen habe ihn verdroſſen. Möge er den lieben Richter doch tadeln, aber er ſollte einen ſo eminenten Kopf nicht als einen Lotterbuben behandeln. ‚Wenn *Sie*‘ ſagte ich, ‚und Engel und Friedländer (die beiden hetzen Merkeln vorzüglich auf und machen ihn durch allzuviel Lob arrogant) ſich zuſammen zehn Jahre hinſetzen und blutigen Schweiß dabei vergießen, ſo bringen Sie doch nicht eine ſolche Stelle zuſammen, wie ich Ihnen neulich einige von Richter vorgeleſen habe, die Sie ſelbſt für ſchön erklären mußten. Sie haben da eine Stelle aus Leſſing zitiert, welcher Ton bleibt Ihnen denn nun für die Kabalenmacher übrig, wenn Sie einen ſo guten Menſchen und ſo eminenten Kopf wie Richter ſo behandeln? uſw.‘ Denken Sie nur, er hatte die Stirn, zu ſagen, den Ton, den Leſſing für *Stümper* beſtimme, den brauche er für Richter, der ein verſchrobener, *verrückter* Kopf ſei. Wir, meine Frau und ich, bezeigten ihm unſere Indignation noch auf mannigfaltige Weiſe und wirkten endlich, daß er ſein Manuſkript wieder mitnahm. Doch am folgenden Morgen ſchickte er es wieder und hatte nichts darin ausgeſtrichen als die wenigen Worte, die ich Ihnen in den Korrekturbogen hineinſchreiben werde.“

Nachdem Merkel zwiſchendurch ſeinen Freund und Gönner Engel in den Beſprechungen von deſſen Philoſophen für die Welt geſtreichelt hat, kommt der

Hauptangriff, der gegen Goethe, als den Beschützer der Schlegel und ihrer Anhänger, die Merkel nur die „Clique" nennt. „Werthers Leiden stürzten alle Holbköpfe Deutschlands in trostlose Empfindsamkeit; Götz von Berlichingen erzeugte die Pseudogenialität, die Ritterschauspiele und -romane; als die Xenien erschienen waren, kiff und biß man in allen Winkeln und tut es noch, da nichts leichter ist, als Anzüglichkeiten zu sagen; — und jetzt hat die Unregelmäßigkeit seiner Gedichte einen ganzen Flug von Klingreimen ausgebrütet. Man behauptet sogar, sein hohes Wohlvernehmen sei es eigentlich, was jenen Klub von Kunstrichtern hervorgerufen habe (die Schlegel), die alles, was neben Goethe oder über ihm steht, herabwürdigen und vor ihm den Staub lecken. Diese letzte Angabe ist indes sicherlich falsch. Ein freundliches Gesicht und dann und wann eine Mahlzeit mag er den Schmeichlern wohl gewähren: — man streichelt ja wohl selbst einen Hund einmal, der einem entgegenwedelt!" Um Goethe recht zu würdigen, will er ihn nun mit Schiller vergleichen, denn von beiden sind eben Gedichtsammlungen erschienen. Und um den Beweis zu führen, erlaubt er sich eine „kritische Operation: die Gedanken des Dichters sind sein Gesang; das Metrum seiner Verse ist das Akkompagnement. Damit wir jenen besser beurteilen können, schweige dieses. Echte Poesie muß auch dann noch Poesie sein, wenn ihre Wortfügung in Prosa aufgelöst ist, und als Prosa werde ich Ihnen ein paar Stellen aus beiden Dichtern hinschreiben . . ." Und nun entsteht folgendes kritische Monstrum:

„Goethe sagt in seiner Braut von Korinth:

‚Ein Jüngling kam von Athen nach Korinth gezogen, wo er noch unbekannt war. Einen Bürger hofft er sich gewogen (zu finden); beide Väter (welche? wessen?) waren gastverwandt, hatten schon frühe voraus Töchterchen und Sohn, Braut und Bräutigam genannt. Aber wird er auch willkommen scheinen, wenn er die Gunst nicht teuer erkauft? Er ist mit den Seinen noch ein Heide und sie (wer?) sind schon Christen und getauft. Meint ein neuer Glaube, wird oft Lieb und Treue wie ein böses Unkraut ausgerauft.'

Glauben Sie, meine Freundin, wenn Sie diese Zeilen irgendwo so fänden, würde es Ihnen wohl einfallen, daß sie möglicherweise nicht etwa nur schlechte, fehlerhafte Prosa seien, sondern der Anfang eines hocherühmten Gedichts? — Vielleicht wird aber aus jedem Gedicht durch die Auflösung etwas Ähnliches. Vielleicht macht der Zwang des Silbenmaßes den Sprachfehler notwendig — Schiller mag Ihnen antworten!

‚Was rennt das Volk? Was wälzt sich dort die langen Gassen brausend fort? Stürzt Rhodos unter Feuers Flammen? Es rottet sich im Sturm zusammen, und aus dem Menschentroß gewahr ich einen Ritter, hoch zu Roß, und hinter ihm, welch Abenteuer! bringt man ein Ungeheuer geschleppt.'

Wie täuschend lebhaft! Wie schön, wie erhaben dichterisch ist die Diktion! — Aber, rufen Sie aus, das sind ja beinahe die Verse selbst, nicht eine Auflösung! — Das ist es eben, meine Freundin. Versuchen Sie einmal diese Verse mehr in Prosa aufzulösen. Kein Wort können Sie anders stellen, ohne der Sprache selbst Gewalt anzutun. Weit entfernt, daß das Sylbenmaß Härten, Verwerfungen oder gar Sprachfehler notwendig machte: keine Prosa könnte natürlicher und fließender sein, als diese Verse und fast alle Schillerschen sind. Bemerkt man, was hierin dem einen großen Dichter möglich war, so sieht man, daß der andere wohl — was man so lange von ihm leugnete — eine Manier hat, nämlich die der Vernachlässigung und Fehlerhaftigkeit."

Der arme Sander schwitzt bei solchen crimen laesae majestatis Blut und Wasser, denn mit Goethe will er es auf keinen Fall verderben. Einige Wendungen, zu denen Frau Sander pfui gesagt hat, hat er Merkel auszureden vermocht. „Ihnen die Wahrheit zu sagen, lieber Freund," klagt er Böttiger seine

Not, „— auch die Briefe gegen Goethe sind mir nicht lieb, ob ich sie gleich nicht ungerecht nennen kann. Hätten sie nur einen anderen Ton! Diesen Ton gönne ich Herrn Tieck und Konsorten. Gegen Tieck, meinen Sie, wäre Merkel zu ungerecht gewesen? Ich, lieber Freund, glaube, Sie sind zu billig. Was ist es denn für Kunst, solche Verse zu machen? Das Talent hatte die alte Karschin in noch viel eminenterem Maße: — sie schrieb nie ein Billett anders als in Reimen." — Dazu kommt die Besorgnis um seine Frau. Schon im Frühjahr ist Merkel ihr gegenüber einmal mehr als liebenswürdig gewesen, sie hat ihn aber abblitzen lassen, nun gilt sie aber als Adressatin der Briefe; Madame Herz zieht ihr schon ein schiefes Gesicht, und der besorgte Gatte fürchtet Angriffe der „Clique". Frau Sander bemüht sich, überall zu betonen, daß sie anders als Merkel denke, und beim Tee bei der Madame Kerls kommt es zwischen ihr und Merkel zu einem Zusammenstoß, der ihr sagt, sie solle ihr Urteil doch nicht von einem Teetisch zum andern tragen. Sie verbittet sich seine Besuche und sagt ihm im Namen ihres Mannes, daß es ihm lieb sei, wenn er die „Briefe" einem anderen in Kommission gebe.

Dazu kommt, daß Jean Paul, der noch einmal bei Sander mit Merkel zusammentrifft, kein Wort mehr mit diesem wechselt, genug, Verleger und Autor einigen sich über eine Erklärung, in der Sander mitteilt, es den geradezu oder nebenher getadelten Schriftstellern, die er fast alle persönlich kennt, schuldig zu sein, darauf hinzuweisen, daß er — ohne Eigennutz — nur Kommissionär sei, ohne des Herausgebers Meinungen zu den seinigen zu machen. Überdies wolle er bei dieser Gelegenheit sagen, daß die Frau, an welche ein Gerücht die Briefe schreiben lasse, dieser irrigen Vermutung mit vollem Recht widersprechen könne. Seinen Briefen an Böttiger, der ihm die Erklärung abrät, merkt man die Erleichterung an, und er bemerkt, daß ihn ohne sie weder Fichte noch Tieck besucht hätten. Aber der Riß zwischen ihm und Merkel ist nur überkleistert und zeigt sich bald wieder. Vor allem die Frau gibt sich nicht zufrieden und kommt, wie Sander später behauptet, aus purer Opposition gegen Merkel, immer mehr in die Kreise, die jener befehdet. Er schimpft in jedem Brief auf ihn, und Ende März 1801 kommt es zum Bruch zwischen beiden. Zugleich meldet er Böttiger, daß — August Wilhelm Schlegel ihn besucht habe.

Die Briefe gehen inzwischen weiter, werden, wie Merkel behauptet, viel gelesen, während Sander den schlechten Absatz beklagt. Die ersten Gegner werden weiter angegriffen, auch A. W. Schlegel, der sonst nur nebenbei etwas abbekommen hat, wird eingehend gerupft, und zum Weihnachtsfeste erscheint Merkels Hauptbeitrag zur Pamphlet-Literatur jener Jahre, das Feierblatt zum Weihnachtsfeste, das aber schon im Sommer in Potsdam geschrieben war.

Feierblatt zum Weihnachtsfeste von 1800

Ein Fragment

Da fühlt' ich mit Schaudern, mit Beben
Mein Bette sich regen, sich heben:
Es schwamm, eine Wolke, dahin

und nahm mich mit. Im ersten Augenblicke zitterte ich: doch bald füllte meine ganze Seele Entzücken. Es war eine mondhelle Frühlingsnacht, und ein azurner Himmel wölbte sich über der zauberhaft beleuchteten Erde. Meine Wolke stieg nicht so hoch, daß mich der Duft der blühenden Gebölze und der Gesang der Nachtigallen nicht hätte erreichen können; in romantischen Gestalten zogen Städte und Dörfer, Berge und Wälder

unter mir hin, und zwischen ihnen blitzte mir das Bild des Mondes aus Seen und Flüssen entgegen. Schon glaubt' ich mich vergöttert, als ich einen hohen Berg erblickte, der in blendender Erleuchtung stand. Mein Flug ging gerade zu ihm: wie ward mir, als ich ihn erkannte.

Kennst Du den Berg, wo Schilf und Moose blühn,
Durch schwarzen Moor die Wasserspinnen ziehn,
Die Eidechs still um nackte Steine spielt,
Und ew'ger Wind in grauen Wolken wühlt?
Dahin, dahin
Sah ich voll Grausen meine Wolke ziehn!

Kennst Du das Haus? Durchs halb zerrissne Dach
Heult laut der Wind ins einzige Gemach, —
Und Felsen stehn umher und seh' es an:
Wer hat das Weh, Spelunke, dir getan?
Dahin, dahin
Mußt' ich, gebannt auf meine Wolke, ziehn!

Kennst Du den Berg und seinen Wolkensteg?
Der Besen sucht im Nebel seinen Weg;
Auf seinem Gipfel flammt der Hölle Glut,
Und Satanas tanzt mit der Hexenbrut?
Dahin, dahin
Mußt' ich allein, so sehr ich bebte, ziehn.

„Wie? Auf den Blocksberg?" Leider! Doch ich erreicht' ihn nicht. Mein schwankendes Fuhrwerk blieb in einer mäßigen Entfernung von demselben schweben, und ein Blick auf ihn vertrieb meine ganze Furcht. Verschwunden war die nackte Spitze des Brockens. Ein Lorbeerhain umschattete ihn und

Der Sumpf, — der sonst im Moore stand,
Floß itzt von einer Felsenwand
Sich als Parnaß hinab.
Die kleine Wolkenhütte war
Ein Marmortempel, Hochaltar
Das alte Hexengrab.

Die Musen, mit großen feuervollen Augen, wallendem Goldhaar und schimmernden Gewändern, — ja, die Musen standen in schönen Gruppen um den Altar her, und Apolls Lichtgestalt thronte auf ihm und strahlte blendende Klarheit über den Berg und die Gegend hin.

Zweifelnd staunte ich noch das wunderbare Schauspiel an, als ein Zephir zu mir heraufflatterte und, auf den Berg deutend, mir zuflüsterte: „Nicht der alte Brocken mehr; Deutschlands Parnaß! Apollo weihte ihn. Alle Sänger Deines Volkes erscheinen heute: denn das Jahrhundert endet. Merk' auf und sage an."

„Eine liebliche Anmutung!“ rief ich aus.
„Der gute Gott vergißt,
Welch irritabile Völkchen
Das Dichter-Genius ist!
Gesetzt, er spendete Ohren aus,
Und sendet . . . wie billig nach Haus
Und — ersähe mein Wölkchen,
Weh mir! des „Witzes lieber Sohn“[1])
Schriebe flugs eine Rezension
Und nenne mich — seinen Bruder! —“

Eine überraschende Erscheinung zerstreute meine Betrachtungen. Tief aus Norden brauste ein gewaltiger Adler herauf. Blitze schienen seine Augen zu schießen, und die Luft sauste vor dem mächtigen Schlage seiner Fittige. Er nahte dem Berge; er senkte sich herab, und wie er den heiligen Boden berührte, stand er als Klopstock vor dem Altare. Lang ruhete Apoll mit einem Blicke voll Wohlgefallens auf seinem erhabenen Lieblinge; noch länger sprach er leise zu ihm. Der Zephir verriet mir, was er ihm weissagte: „Einst, wenn die Lehren der christlichen Religion nur noch als Mythen merkwürdig wären, stiege sein Ruhm unendlich höher als jetzt, ob man gleich darüber einig sein werde, daß sein Messias kaum hundert wahre Hexameter enthalte; obgleich man viele seiner Oden zu kraus und unverständlich finden, von seinen Bardieten nur die Schlacht Herrmanns nicht vergessen und das Dasein seiner prosaischen Schriften bald nicht mehr ahnen werde.“ Kein Sitz war dem Altare näher und dichter von Lorbeeren umschattet, als der, zu welchem die Musen Klopstock feierlich geleiteten.

Aus Südwesten zogen jetzt zwei majestätische Schwäne herauf, der eine weiß wie Ledas Schwan; der andere kündigte sich durch sein graues Gefieder als den Geweihten Apollos an. Ein bunter Reiher — drei Elemente bewohnt er: jetzt braust er hoch durch die Luft; jetzt schreitet er über die Flur hin; jetzt watet er im Sumpfe; — folgte ihnen. Wieland, Herder und Goethe traten vor den Altar.

Ein langes griechisches Gewand von schillerndem Atlas floß von Wielands Schultern nieder, und in seinen Händen schwieg für jetzt eine goldene Leier. „Ich kenne sie wohl,“ sagte Apoll; „ich selber stimmte sie Dir oft: doch als Du

‚Den Ritt ins alte romantische Land‘

beginnen wolltest, schob ich Dir meine eigene unter.“ Von dem übrigen, was der Gott sprach, verstand ich nur die Worte: „Politik“ und „bedenkliches Spielgerät im Alter“. Eben wollte Kalliope Wieland die Hand bieten, als drei andere weibliche Gestalten — der unaussprechliche Reiz,

[1]) „Des Witzes lieber Sohn“ ist Friedrich Schlegel. Vgl. folgende Stelle der Lucinde: Was darf sich der nicht zutrauen, zu dem der Witz selbst durch eine Stimme vom geöffneten Himmel herab spricht: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ Und warum soll ich mir nicht aus eigener Vollmacht und Willkür von mir sagen: „Ich bin des Witzes lieber Sohn.“

die zarte Anmut in ihren Bewegungen lehrten mich, daß es die Grazien wären — ihr zuvor kamen und ihn zu einem seidenen Armsessel geleiteten, der unter einer Myrtengruppe stand.

„Willkommen, unsterblicher Seher", sagte Apoll zu Herder, der in himmelblauem Talare, mit flammendem Blicke und einer Tuba in der Hand, vor ihn trat. „Ich selber schärfte Dein lichtvolles Auge, die Tiefen des Herzens zu durchschauen und die Rätsel der Menschengeschichte zu lösen. Dich mit der unwiderstehlichen Suada zu rüsten, verband sich Minerva mit mir. In tausend Nektarbächen flutete die hehre Gabe bis jetzt, hierher und dorthin: heilsame Gesundheitsquellen dem kranken Zeitalter, helle Spiegel der Sonne Humanität. Doch — Mann des Volks! endlich sammle die irrenden Fluten noch einmal zu einem majestätischen, ewigen Strome. Erhebe Dich in der ganzen Kraft Deines Geistes zu einer vollendeten Schöpfung, daß kommende Jahrtausende mit Neid auf Dein Zeitalter sehen." Polyhymnia und Urania führten ihn zu einem bemoosten Felsensitze. Thuisco ruhte vielleicht auf einem solchen, wenn er dem Volke veredelnde Göttergebote ersann.

Jetzt wandte der Gott den Blick auf Goethe und betrachtete dessen Purpurmantel mit Mißfallen. Hier ist, was ich von seiner Rede verstand. „Dies Prunkgewand erinnert, daß noch etwas Höheres da sei, was Du gern schienest und nie wirst. — Wenige meiner Lieblinge der alten Zeit und der neuen rüstete ich zur Unsterblichkeit, wie Dich. — Am Jünglinge gefällt mutwillige Tat oft, als Überströmen der Kraft; am Manne ist sie verächtlich: sie beweist, daß der Sinn nicht reift mit dem Vermögen. — Auf Werther, Götz, auf Tasso und Euphrosyne deutet der letzte, der Deutsch spricht, prunkend: mein Volk hatte Dichter! — Die krähende Henne, die streitbare Jungfrau Dorothea und ihre langweilige Lippschaft, Egmont, Lila und Elmire sind von schnell vergebendem Geschlechte. Doch Iphigenia lebet. — Glaubest Du, prächtiger Reiher, daß es Dich ehre, König der Frösche zu heißen? Des Pöbels Huldigung schmähet!" So sagte der Gott, und Polyhymnia leitete Goethen zu einem griechischen Säulenstumpfe, den Lorbeer und Efeu umschatteten.

Als ich zum Altare zurücksah, stand vor demselben ein Mann von hoher, edler Miene, voll alter Römer-Festigkeit und Römer-Einfalt, — Voß, dessen treuherziger Handschlag höher ehrt, als die Umarmung eines Fürsten. „Deine Umgestaltungen der deutschen Sprache", sagte Apoll zu ihm, „sind Flötentöne auf einer Geige erkünstelt. Sie verhallen und lassen das Instrument unverändert zurück: doch freilich, die Kunst, es zu spielen, rückt dabei vor. Deine Luise und manche Deiner Lieder wird man nach zweitausend Jahren mit so innigem Genusse studieren, als Dir jetzt Deine Vorbilder gewährten."

„— Und mich!" sagte eine Dohle, die eben zu Meyer geworden war, — „mich, den Verfasser des Tobiat, der wohl erwarten kann, ein Lehrbuch des Volkes zu werden!" — Apoll wandte sich zu ihm, antwortete lächelnd und sprach: — „Ei!" — und wandte sich wieder zu Voß, den die Musen zu einem blumigen Rasensitze führten.

Gleim war jetzt angelangt, wie? sah ich nicht, genug, er war da,

— der von Wein und Liebe
Und blut'gen Schlachten sang;
Jetzt scherzte wie Anakreon,
Jetzt mit Tyrtäus rang:
Doch weislich niemals kämpfte,
Nie liebte und nie trank.

Längst schon hatte Apoll ihm sein Lob gespendet. Euterpe führte ihn zu einem Moossitze und säuberte den Kranz von Lorbeeren und Myrten, den er — was für Launen haben Dichter nicht! — mit bleichen Weidenschößlingen durchflochten hatte. Dankbar griff er nach seiner Leier: die Muse hatte sie schon auf den Altar niedergelegt. Als er aufstand, sie zu erfassen: „Genug, unermüdlicher Alter," sagte sie, indem sie ihm auf die Achsel klopfte, „die Wiesen haben satt." — Aber er fingerte auf dem Ärmel seines Schlafrockes und sang mit halber Stimme sein Liedchen.

Pfeifenden Fluges schoß ein Falke nieder; er erstand — „Trefflicher Pfeffel!" rief Apoll. — „Armer Pfeffel[1])!" setzte er seufzend hinzu, und jede Muse trocknete sich eine Zähre ab.

Mit dem Schlangenstabe Äskulaps in der Hand trat der bescheidene Neubeck[2]) herbei und setzte eine goldene Urne auf den Altar der Musen. „Wärst Du so reich im Erfinden," sagte Apoll zu ihm, „als Du edel und zart in der Ausführung bist; hättest Du mehr Einheit und weniger Einförmigkeit: Virgils Rasensitz gebührete Dir. Dort, jene Espe weihte Lukrez für Dich ein."

Zwei schneeweiße Täubchen sanken girrend ins Gras. „Dorthin, liebenswürdige Tändler!" sagte der Gott und winkte Gerstenberg[3]) und Overbeck[4]) in den Hain.

„Ah, der Sänger der Amazonenlieder!" rief Apoll. „Und" — erwiderte Weiße, indem er sich höflichst bückte. „Wie?" sagte der Gott; „schriebst Du noch mehr?"

In zwei Schleiereulen verkappt erschienen Friedrich Stolberg und Claudius; sie hielten die Hand vor das Gesicht, indem sie sich vor dem Gotte des Lichts erhoben. „Ich fürchte," sagte Apoll zu dem ersteren, „das Übel an Deinen Augen ist unheilbar. Schade! Deine Jamben sind sehr geistvoll, und Dir gelang sonst manches Lied." — Ein Satyr mit stumpfen Hörnern zwang Claudius, sich die Stiefeln auf

[1]) Gottlieb Konrad Pfeffel, elsässischer Dichter, 1736–1809. Arm, weil er früh das Augenlicht verloren hatte, und weil die von ihm gestiftete Kriegsschule in Colmar in den Stürmen der Revolution zugrunde gegangen, Pfeffel selbst in schwere finanzielle Bedrängnis geraten war.

[2]) Valerius Wilhelm Neubeck, 1765–1850. Arzt und Schriftsteller, verfaßte eine Balneologie in Versen, das Lehrgedicht in vier Gesängen „Die Gesundbrunnen". Eine Rezension A. W. Schlegels machte das Werk bekannt.

[3]) Heinrich Wilhelm von Gerstenberg, 1737–1823, am bekanntesten durch seine Hungertragödie Ugolino, stand den im nördlichen Deutschland und in Dänemark lebenden Dichtern nahe.

[4]) Christian Adolf Overbeck, 1755–1821, lübeckischer Senator und Bürgermeister, Dichter vieler Lieder. Von ihm sind: „Das waren mir selige Tage" und „Komm, lieber Mai, und mache die Bäume wieder grün".

dem Rasen zu säubern, und stellte ihn dann dem Gotte vor, der ihn nicht kannte. „Urian!“ sagte der Satyr. „Weg mit ihm!“ rief Apoll unwillig. „Momus!“ schrie der Arme selbst sehr kläglich. „Ja so! Stellt ihn dort hinten im Schatten einen Schemel hin!“ — Man führte ihn zu Stolberg und setzte eine Schale mit grauem Pulver zwischen sie. Der Satyr zwang sie, fleißig zuzulangen, und sie nieften gewaltig.

Alle Musen lächelten freudig, als ein Flamingo sich in Schiller verwandelte. „Zu den Edelsten meiner Geweihten gehörst Du!“ sagte Apoll. „Zu ihren Gaben verlieh ich die seltnere Die, nie mit Deinen Werken zufrieden zu sein, und so jeden Tag des Beifalls der spätesten Nachwelt gewisser zu werden. Aber was dünkt Dich, Melpomene, wenn Dein Liebling die Gleichnisse und Idyllen aus seinen Trauerspielen wegstriche und künftig die Leidenschaften nicht malen, sondern sprechen ließe?“ Ein künstlich gehauener Sitz von parischem Marmor war Schillern bereitet.

„Dein Vaterland“, sagte Apoll zu Kotzebue, „ist ungerecht gegen Dich, oder vielmehr, die Schreier desselben möchten es gern dazu verleiten. Geduld! sie werden verstummen, und man wird eingestehen, nur durch Genie könne man die zartesten Saiten des Herzens so meisterhaft rühren als Du. Deine Eulalien, Gurlys und Oktavia sind wahrlich sehr interessante — Sterbliche.

— „Ein trefflicher Stillebenmaler“, fuhr er fort, als Iffland erschien. „Schade, daß die Porträte, die sonst nichts als ähnlich sind, selten die zweite Generation überdauern.“

Jetzt zog ein sonderbares Schauspiel die Augen des ganzen Parnasses auf sich. Auf einem hölzernen Wagen, der aber wie eine Wolke angemalt war, fuhr Kotzebue daher, von zwei Gänsen gezogen, die lange, lange Hälse machten, um Schwäne zu scheinen. Er erblickte den Parnaß und schrie: „Ein Hain voll Säufel Gottes! Ha!

Welche Agonie der Lust[1])!
Welch würgendes Entzücken,
Welch Schlagen und welch Drücken
Durchtobet die kämpfende Brust!“

Er stieg ab und versuchte, den Berg zu erklimmen; doch jeder Schritt, den er auf dem schlüpfrigen Grase tat, glitt ab. Indes jauchzte er fort:

„Unsterblichkeit wogt mir durch Nerven und Mark!
Röte des Aufgangs entschimmert der Wange! —
Mir entrieselt die Stimm' in melodischem Klange!
Mir entrollen die Locken wie ringelndes Gold!
Der Himmlischen einer durchschwimm ich die Lüfte. —“

Doch ach! der Himmlischen einer war indes um keinen Schritt vorgerückt.

Wehmütig schrie er die Musen an.

„Ein Nick nur von dort oben,
Ein Wink nur, der mich meint!
Ein Augenblick nur Ruhens in Eurem sanften Schoß,
Und ich werd' alles Rasens
Und alles Stürmens los.“

[1]) Die folgenden Strophen sind wirklich Gedichten Kotzebues entnommen.

Aber kein Wink, kein Nick! Nur lautes Gelächter der Satyrn, die von allen Seiten aus dem Haine hervorwimmelten, war seine Antwort. „Wie," schrie er endlich; „bin ich nur deshalb so von weit daher gekommen,

Wo mir pfeift im Verschlag der Häckselschneider? Mir flöten
Während des Sägens die munteren Bursche? Die fröhlichen Dirnen
Säubern dahlend den Stall und bleichen jachternd die Leinwand?

„Goethe und Wieland sitzen oben: und ich? — Bin ich kleiner als sie? Meßt mein Porträt oder fragt meinen Verleger! der Treffliche versichert ja, daß meine Schriften ebenso unterhaltend als lehrreich sind, und daß er selbst — Er!!! — meine Serena dreimal las!" — Ein dichtes Gewölk umzog ihn jetzt und wälzte ihn fort. Es geht, sagte jemand im Lorbeerhaine, mit den besten Köpfen zuweilen, wie oft mit den Porzellanvasen: die Hitze zieht sie schief. Dem irdenen Geschirr widerfährt das weit seltener.

Ein Mann von ernster gefühlvoller Miene stand jetzt vor dem Altare. „Nur einmal", sagte Apoll, „sah ich Dich; aber das reicht hin, Dich nie zu vergessen. Du gleichest, Leisewitz, der Ananas: nur eine Frucht bringt sie, aber von jedem Gewürze durchbalsamiert.

Mit einem etwas linkischen Anstande bückte sich Falk vor dem Gotte. Wieland erhob sich, um ihn vorzustellen; doch Falk war darum nicht verlegen. Er selbst sagte: „Ich bin ein Schalk und Deutschlands Juvenal!" „So?" sagte Apoll lächelnd, „Du kannst etwas Besseres werden, wenn Du Dir die Mühe nehmen willst, die Welt näher als aus Deinen Fenstern kennen zu lernen."

Drei Heidelerchen gestalteten sich zu Matthison, Tiedge[1]) und Salis um. Freundlich winkte sie der Gott auf die Seite des Berges hin, wo sie die beste Aussicht hatten.

Ein Haufen zwitschernder Meisen verwandelten sich in Seckendorff[2]), Gries[3]), Schmidt usw. Sie erhielten die Erlaubnis, sich im Grase zu lagern.

Ein schwerfälliger Kuckuck plumpte nieder und entpuppte sich als Jenisch[4]). Ein Satyr nahm das Wort:

„Der Vater der Borussias,
Die selber, der sie schrieb, nicht las. —"

---

[1]) Christoph August Tiedge, 1752—1841, Dichter aus der Nähe Gleims und Göckingks. Verfasser der „Urania", eines philosophisch an Kant orientierten Lehrgedichtes. Während der letzten Jahrzehnte seines Lebens lebte er in innigster Freundschaft mit Elisa von der Recke. Der Ruhm seiner Werke hat ihn nicht lange überlebt.

[2]) Gemeint ist vermutlich Christian Adolf Frhr. v. Seckendorff, 1767 bis 1833, Verfasser von allerhand Bühnenstücken und den seltsamsten Abhandlungen, wie „Winke über das jetzt übliche Holzstehlen", „Über Rabbin und Rapp", „Ideen über die unmittelbare und freiwillige Erzeugung", „Über den sogenannten heiligen Schein, eine Erscheinung um den Schatten des Kopfes". Der sonst noch in Betracht kommende Franz Karl Leopold v. Seckendorff, 1775—1809, der den Weimarer Dichtern nahe trat, gab seine „Blüten griechischer Dichter" erst 1800 heraus.

[3]) Johann Diederich Gries, 1775—1842, Übersetzer Tassos, in Jena dem Schlegelschen Kreise, aber auch Schiller persönlich nahestehend.

[4]) Daniel Jenisch, Prediger und Philosoph in Berlin. Seine Borussias verherrlicht Friedrich II. Im Rocke der Zeit schrieb er als Gottschall Necker satirische Bilder aus Berlin.

„Ich glaub es wohl", sagte der Gott; „durfte doch sogar der Setzer, um nicht einzuschlafen, sie nur silbenweise lesen."

Fernher aus dem Gebiet der Nacht, wohin Apolls Strahlenguß nicht reichte, schallte ein dumpfes Geräusch, und plötzlich fielen drei dickköpfige Eulen geblendet auf die Grenze des Lichtgefildes herab: nach ihnen eine scheußliche Zahl von Käuzchen, Ziegenmelkern und Fledermäusen. Sie standen auf in Menschengestalt, ordneten sich in Reih und Glied und zogen heran.

Mit flacher Stirn und boshaft scheelem Blicke,
Den Mund voll Zoten und die Brust voll Tücke,
Ein Hirn voll Federn und ein Herz voll Blei,
Zog keck voran ein brüderliches Drei.
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
Von Dünkel sie berauscht, von Branntwein er
Und frech gleich ihnen trabte hinterher
Ein geiferndes unmündiges Gesindel,
Wahnsinnig diese, die kaum aus der Windel.

„Was wollen diese?" fragte ich erschrocken. „Für Dichter gelten", antwortete der Zephir. „Dieser da, dessen Gesicht das Reichssiegel der Weltkönigin Flachheit scheint, stiehlt, wo er kann, und knetet das Gestohlene zu Dingen zusammen, die er Sonette und Romanzen nennt. Jener Träumer fiel aus der Gimpelei in die Liederlichkeit und beschrieb ihre Freuden in einem Romane, den keine Metze lesen kann, ohne sich für tugendhaft, und kein Rasender, ohne sich für vernünftig zu halten. Der dritte — oh, das ist ein schnurriger Kauz! Der lallt Hans Sachsen nach, phantasiert über Kunst und schreibt die Bibliothek der Schenken aus. Als sie so an fünfzig Bände geliefert hatten, sahen sie auf die Literatur und bemerkten, daß solche Plattheiten, solcher Unsinn und solche Zoten, wie die ihrigen, noch nie geschrieben worden waren: darum glauben sie, die Morgenröte einer neuen Dichterperiode heraufgeführt zu haben."

Jetzt war das wütende Heer am Fuße des Parnasses angelangt, und die ganze Versammlung blickte mit Ekel herab. Der Haufe sah . . und beugte sich anbetend vor ihm; aber er verhüllte errötend sein Angesicht in den Mantel.

„Wer seid Ihr?" donnerte Apoll den Nahenden entgegen. „Welcher Frevel führt Euch hierher?"

Der ältere — — nahm seine ganze göttliche Frechheit zusammen und trat als Redner vor.

„Daß Du uns nicht kennst, mein guter Gott, beweiset," sprach er, „daß Du ein Ökonom, ein arger Philister, eine gemeine Natur bist und weit unter der Höhe des Zeitalters stehst. Wisse, die große Tendenz desselben und die unserige ist . . . . ." —

Apoll winkte einem Zephir. Der Schalk hauchte, und die ganze Heerschar stand auf dem Kopfe und gestikulierte mit den Beinen in der Luft. Eine emphatische Rednerfigur! Die Tendenz war erklärt. — Der Zephir hauchte noch einmal, und — wie welkes Laub säuselte der Haufen

wirbelnd zurück ins Gebiet der Nacht, nicht ohne mit lautem Geschre zu drohen, daß er wiederkehren wolle.

Eine groteske Figur, ein menschliches Vieleck, im lächerlichsten Kostüme wankte jetzt zu Fuß herbei. „Der Parodist E(yring), der wie die Harpyien alles besudelt, was er berührt!" rief Klopstock. Mit einer schalkhaft gutmütigen Miene zeigte ein Satyr dem Kommenden seine Geißel; aber er mochte zum Schmause gewesen sein: er hatte Mut. Mit geballter Faust schritt er vor, berührte den Parnaß und — flog heim als Papagei, indem er sich grimmig vermaß, nächstens in der Neuen Hamburger Zeitung witzig zu sein. —

•

Dieses Pamphlet hat Merkel so gut gefunden, daß er es nach Jahrzehnten in ein kleines Buch, das er „Kritische Antiken" nennt, und in dem er noch einige andere Jugendsünden wieder druckte, aufnahm. Freilich mußte er nun doppelt der Gegenangriffe gewärtig sein. Er half sich zunächst mit dem alten Mittel, die Angriffe gegen ihn selbst zu veröffentlichen. Das Sonett und das Triolett kommen mit einigen bissigen Bemerkungen zuerst an die Reihe, später unter dem Titel „Öffentliche Ehrenbezeugungen, welche diese Briefe dem Verfasser erwarben", solche von Fichte, Jean Paul und — Ludwig Theobald Kosegarten. „Dieser Artikel wird fortgesetzt," schreibt er am Schlusse.

Inzwischen war der Verlag der Briefe an Quien, der aber ebenfalls nur Kommissionär war, übergegangen. Es lohnt nicht, seine Angriffe im einzelnen weiter zu verfolgen. Nur ein neuer Gegner muß genannt werden, der Redakteur der Zeitung für die elegante Welt in Leipzig, der Neuwiedische Hofrat K. Spazier, Schwager Jean Pauls und Mahlmanns, dessen Blatt in den nächsten Jahren in der Hauptsache den Kampf gegen Merkel führt. Die „Elegante" wird die eifrige Parteigängerin der Schlegels, und Merkel bindet mit ihr an, als Spazier eines seiner Bücher schlecht besprochen hat. Was er schreibt, ist äußerst boshaft, und die Berlinerin, die ihn einmal Sander gegenüber auf gut berlinisch eine „kriebsche Kröte" genannt hat, hatte schon recht. Trotzdem scheint der Elan verflogen zu sein, seine gesellschaftliche Stellung in Berlin, obwohl er noch die Festrede beim Stiftungsfest der Humanitätsgesellschaft gehalten hat, auch erschüttert worden zu sein; jedenfalls äußert er plötzlich den Entschluß, die akademische Laufbahn einzuschlagen. Im September 1801 ging er nach Frankfurt a. O., dessen Universität ja noch, wenn auch recht kümmerlich, bestand, um im Winter Vorlesungen zu halten. Die „Briefe" werden aber von dort aus fortgesetzt. Übrigens waren auch die Freunde in Weimar nicht von ihnen begeistert. Karoline Herder, obwohl gerade sie eine der Hauptanstifterinnen Merkels war, schreibt skeptisch an Knebel: „Mit Merkels Blättern werden Sie ebensowenig ganz zufrieden sein, als wir. Indessen ist ein Schritt zum Aufräumen Dummer getan. — Das Negative verstehen diese Art Menschen so ziemlich zu behandeln; das Positive aber — das ist der Probierstein —, da schwanken sie und scheitern. Indessen verachten Sie Merkel nicht — er will doch Inhalt, Rechtlichkeit, Wahrheit, Interesse für die jetzige Zeit."

Dieser Aufenthalt in Frankfurt bildet ein seltsames Zwischenspiel[1]). Merkel schreibt an Böttiger, daß fast alle Professoren ihn dringend eingeladen haben zu kommen. Kaum ist er aber da, so mißfällt ihm der Ort und die Universität.

[1]) Merkel wird am 10. Oktober in Frankfurt immatrikuliert. Er trägt sich schon als Dr. phil. ein. Wo und mit welcher Arbeit er den Doktorhut erworben hat, habe ich nicht feststellen können.

Die Klubs sind nur Tabagien, der Professor Schneider ist sein offener, Steinbart sein heimlicher Feind. Die Buchhandlung ist nur ein Trödelladen. Trotzdem liest er im Winter vierstündig Ästhetik. Nachrichten habe ich darüber nicht gefunden. Sander bezweifelt sofort, daß Merkel es in Frankfurt aushält, obwohl es ihm leicht werden würde, Professor zu werden, da der Minister von Massow ihn kenne. Im übrigen freut er sich, daß er die Briefe los ist, denn Merkel hat in die Besprechung von Engels Roman „Lorenz Stark" drei Frauen eingeführt, die alles andere als schmeichelhaft gezeichnet sind, und diese drei Frauen sind Madame Kerls, in die Merkel einmal verliebt war, Madame Büchler, die Frau des Schriftstellers, und Madame Herz. Jetzt wolle er in Frankfurt heiraten. Der neue Dozent erwähnt selbst von solchen Plänen nichts. Er hat sein lettisches Märchen „Wannem Ymanta" fertig gestellt, bei dem die Dedikation an Alexander I. am schwersten geworden ist, hat angeblich Anerbietungen, nach Erlangen zu gehen, kündigt für den Sommer Vorlesungen über den Oberon, über die Geschichte der Menschheit und über Ästhetik an und will nach Berlin reisen, um vom Minister eine Professur zu fordern. Ganz so, wie er sich gedacht hat, klappt diese Forderung nun nicht, jedenfalls liest er im Sommer nicht, sondern taucht, weil er in Frankfurt krank geworden ist, in Berlin auf. Sander behauptet freilich später, man habe ihn aus einer Gesellschaft hinausgeworfen. Auf den Minister ist er böse, weil der ihm nur allgemein den Titel Professor der Philosophie habe geben wollen. Die Fakultät sei sogar zu seiner Überraschung damit einverstanden gewesen. Jedenfalls schimpft er gewaltig auf die alma mater der Oderstadt und ihre Lehrer: „In Frankfurt sind die Wissenschaften nichts als totes Schnitzwerk, das halbschlafende Professoren aus bestaubten Schränken hervorlangen und gelegentlich der lieben gähnenden Jugend vorzeigen . . . In Berlin spektakelt man mitunter, aber man lebt doch." Und über die Professoren: „Hullmann ist auf dem Katheder ein gewaltiger Schreier, im Leben ein schlauer Schleicher, der sich alles gefallen läßt, bis er seine Zeit absieht, eine — Gurke zu mausen. Dann kräht er einen Augenblick lang triumphierend und — kriecht weiter. Weber ist ein lackierter Leipziger, der, mit dem Hut unter dem Arm, die Damen von den Wanzen seines Logis und der Schere unterhält, mit der er sie zerschneidet. Er weiß den halben Wallenstein auswendig, wie auch, daß Schafsdünger den Erbsen nicht gut tut." — Ob er mit diesen Charakteristiken im Grunde so ganz unrecht hat, mögen Frankfurter Spezialhistoriker entscheiden.

Das Berlin, das er vorfand, war nicht in allem mehr das alte; die neue Schule hatte erhebliche Fortschritte gemacht. Rahel Levins Name ist bekannt genug, aber auf ihren Salon wirft doch Sanders, allerdings schon früheren Jahren entstammende Charakteristik ein scharfes Schlaglicht: „Es gibt hier ein kleines, etwa fünfundzwanzig Jahre altes Judenmädchen, namens Rahel Levi; diese ist vor zwei Jahren mit einer anderen, Marianne Meyer (diese später unter dem Namen Frau von Eybenberg Gattin des Fürsten Reuß), einem ehemals außerordentlich schönen und auch jetzt noch in ihrem dreiunddreißigsten Jahre nicht häßlichen Mädchen jüdischer Nation in Karlsbad gewesen, wo beide die Bekanntschaft des Herrn von Goethe gemacht haben, der auch mit ihnen korrespondiert. Die Rahel Levi (oder mit ihrem Spitznamen der kleine Gnome, denn sie ist wirklich zwergartig) ist witzig und dabei ziemlich boshaft; Herr von Humboldt wohnte, als er in Berlin war, ihr gegenüber; da sie nun des Herrn von Goethe gute Freundin ist, ging er natürlich mit in ihr bureau d'esprit. Eins von dessen weiblichen Mitgliedern, eine gewisse Madame Fließ, ist eine gute Freundin von meiner Frau und mir, es wäre uns also leicht, mit in diesen Zirkel zu kommen; doch treiben sie es darin zu toll; wenn es ihnen einfällt, kommen sie noch nachts um 11 Uhr zum Tee zusammen, holen die Fehlenden

aus den Betten und treiben allerhand Unfug." Aber auch die Anhänger Schlegels hatten sich vermehrt. Während Merkel in Frankfurt trübseligen Studenten über Ästhetik las, hatte A. W. Schlegel in Berlin Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst vor einem glänzenden Publikum angefangen und großen Erfolg eingeheimst. Merkel schreibt an Böttiger noch aus Frankfurt recht grämlich: „In Berlin, sagt man, sei die Ästhetik bei den Jüdinnen förmliche Hirnwut geworden." Schlegels Vorlesungen sind natürlich auf ein ganz hohes Niveau gestellt, aber ganz kann er sich einen Angriff auf Merkel doch nicht versagen: „Noch mehr als gegen die Dichterlinge möchte ich den Terrorismus der Formen gegen die zugleich unwissenden und gefühllosen Kritiker wenden. Sie sollten sich nicht erfrechen, über den Geist umfassende Werke abzusprechen, ohne den Buchstaben der Poesie erlernt zu haben, und dabei ganz von unten auf dienen. So gibt es einen oder den anderen Kunstrichter, dem ich raten würde, einmal alle hochfliegenden Gedanken fahren zu lassen und einige Jahre im stillen zu ruminieren, was wohl ein Trielett sei[1])."

Freilich war auch ein Kampfgenosse auf dem Plan erschienen: Kotzebue, der nach seiner Verbannung nach Sibirien und nachdem er nach seiner plötzlichen Begnadigung einige Zeit das deutsche Theater in Petersburg geleitet hatte, sich jetzt nach unangenehmen Erfahrungen in Weimar in Berlin seßhaft machen wollte. Der Hof war ihm gewogen; er hatte sogar Zutritt zur königlichen Loge im Theater, wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften und bekam die Anwartschaft auf eine Präbende des Domstiftes Magdeburg, die ihm — Sander, der sich das Verdienst dafür zuschreibt, berichtet das — das Recht gab, einen Stern, beinahe wie den des Schwarzen Adlerordens, und ein Kreuz um den Hals zu tragen. In seiner literarischen Parteistellung war er festgelegt, denn nicht nur, daß er gegen die Schlegels den Hyperboräischen Esel geschrieben hatte, die Schlegels hatten auch gegen ihn während seiner Verbannung das Pamphlet „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue bei seiner gehofften Rückkehr ins Vaterland" veröffentlicht. Das Stück, das recht witzig, nur hin und wieder zu breit und umständlich ist, ließ alle Figuren aus seinen Dramen sich vereinigen, um ihn zu retten. Die Tatsache freilich, daß der Angegriffene einem sehr ungewissen Schicksal verfallen war, ließ den Zeitpunkt des Angriffs verfehlt erscheinen.

[1]) Gegen Merkel richten sich noch folgende, in der Entstehung im einzelnen nicht nachzuweisende Gedichte A. W. Schlegels:

An Kynosarges

Es hat mich wollen, werter Freund, bedünken,
Daß Du bisher die Dinte müssen sparen,
Daß auch die Federn nicht geschnitten waren,
Weshalb Dir fast die Autorschaft entsunken.

Doch da Dein Ruf so herrlich schon gestunken,
Wirst Du ihn auch hinfüro offenbaren.
Auf, kratze Dich in Deinen krausen Haaren,
Und wag es, in das große Faß zu tunken!
Bald wirst Du sehn Komödien draus erwachsen,
Burlesken und Roman' ans Licht gezogen,
Und Theorie und witzige Kritiken.

Mit dieser Schwanenfeder aus den Aren
Hebst Du die Litratur, der Foliobogen
Wird bald zum Schlachtfeld, wo die Merkel quicken.

•

Von Leibeigenen schriebst Du mit Recht, doch über uns Freie
Willst Du nun schreiben durchaus: Bester, das ist Dir zu hoch!

Was Merkel selbst begann, darüber berichtet er:

Meine Verhältnisse zum Berliner Theater

Ein Blick ins Schriftstellerleben

Der[1]) berühmte Gedike[2]) hatte sich (1802) mit dem Buchhändler Unger zum Ankauf der Vossischen Zeitung zu Berlin verbunden, und beide taten nun alles, was in ihrer Gewalt war, um dem Blatt hohen Absatz zu verschaffen. Unger, als Professor der Holzschneidekunst, legte von Zeit zu Zeit Porträts bei, die er verfertigt hatte, und die das Publikum für gräßliche Fratzen erklärte; Gedike aber rückte häufig Aufsätze ein, unselige Gemische von philologischer Gelehrsamkeit und ästhetischem Pathos, die niemand lesen mochte. Er fühlte selbst, daß er den rechten Ton nicht treffen könne, und forderte mich auf, ihn zu unterstützen. Wie er auf den Einfall gekommen ist, weiß ich nicht: ich hatte in meinem Leben nichts für eine Zeitung geschrieben, ja, die Wahrheit zu sagen, bei meiner damaligen entschiedenen Gleichgültigkeit gegen die Politik las ich zuweilen in drei Monaten kein Zeitungsblatt. Ich versprach indes, ihm von Zeit zu Zeit etwas zu geben, aber bei und lange nach einem delikiösen Mahl beratschlagten wir über einen Gegenstand, den ich bearbeiten sollte, ohne daß wir einen fanden. Ich fühlte mich bei der Entfernung nicht aufgelegt, an mein Schreibpult zurückzukehren, und ging also ins Schauspiel, was ich sonst wenigstens ebenso selten tat, als ich Zeitungen las. Man gab Don Carlos, und Unzelmann — Unzelmann[3]), das heißt alles sagen, wenn man diesen Meister im Niedrigkomischen kennt, spielte den — König Philipp. Ich brach unwillkürlich in Lachen aus, sooft er erschien, und — hatte nun Stoff zu einem Beitrage gefunden. Ich schrieb nämlich eine pathetische Lobrede auf Unzelmann in dieser Rolle und pries vorzüglich die Nationalität seiner Darstellung, da man in seinem Don Philipp beim ersten Blick den König seiner Pedrillos und Leporellos erkenne.

Der kleine Aufsatz machte Spaß und Lärmen, und Unger befliß sich sogleich auszubreiten, seine Zeitung werde von nun an oft von mir dergleichen enthalten.

Einige Morgen nachher klopft es leicht und leise an mein Vorzimmer. Ein kleines Männchen mit einem geistvollen Gesicht, schlichtem grauen Haar und ebenso schlichtem grauen Kleide tritt herein. Er kündigt sich

---

[1]) Veröffentlicht in Merkels „Zeitung für Literatur und Kunst", Riga 1811, Nr. 43 und 45.

[2]) Friedrich Gedike, 1754—1803, Direktor des Friedrichswerderschen Gymnasiums in Berlin, bedeutender Schulmann, mit Biester Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift, gelegentlich auch dichterisch hervorgetreten.

[3]) Karl Wilhelm Ferdinand Unzelmann, 1753—1832, lange Zeit an verschiedenen Bühnen tätig, u. a. in Frankfurt, wo er der Frau Rat Goethe nahestand, seit 1788 mit seiner Frau Friederike — nach ihrer Scheidung Gattin des Schauspielers H. Ed. Bethmann — in Berlin als bestbezahlte Kräfte. Unzelmann war Tänzer, Sänger und Schauspieler und hatte in seiner Jugend selbst den Hamlet gespielt, in Berlin wandte er sich aber immer mehr dem komischen Fach zu und scheint darin unvergleichlich gewesen zu sein. Seine Komik wird etwa der Art Max Pallenbergs entsprochen haben.

mir als den Buchhändler Spener[1]) an, und ich freue mich aufrichtig, diesen wackern, auch als denkender Schriftsteller ausgezeichneten Mann kennen zu lernen. „Aber", sagt er, „warum wollen Sie helfen, mich zugrunde richten?" Ich seh ihn erstaunt an. Er erinnert mich, daß er der Eigentümer der zweiten Berliner Zeitung ist, setzt mir alle die Maßregeln auseinander, die Gedike und Unger genommen hatten, um sein Blatt zu unterdrücken. „Und nun", schloß er, „haben Sie sich auch mit ihnen vereinigt."

Lächelnd über den hypochondrischen Eifer, mit dem er sprach, versicherte ich ihn, daß das nicht sei, sondern daß ich bloß aus Gefälligkeit gegen Gedike einmal etwas hergegeben hätte, daß es aber vielleicht in vielen Wochen nicht wieder geschehen würde. „Wenn Sie sich dort nicht verbunden haben," fuhr er fort, „so bitte ich Sie, es mit mir zu tun. Geben Sie mir für jedes Blatt einen längeren oder kürzeren Aufsatz, über wissenschaftliche oder Kunstgegenstände, und fordern Sie dafür, was Sie wollen." Ich war etwas betroffen, denn der Gedanke überraschte mich. Er glaubte, ich hielte es für erniedrigend, an einer Zeitung zu arbeiten, setzte mir lebhaft auseinander, wie sehr viel mehr man grade durch solche Arbeiten wirken könne als durch Bücher und fügte endlich hinzu, auch Lessing habe ein paar Jahre hindurch den wissenschaftlichen Artikel einer Berliner Zeitung geschrieben. Um mich loszuwickeln, forderte ich endlich eine verhältnismäßig sehr beträchtliche Summe als Redaktionshonorar jenes Artikels: aber Spener gestand sie sogleich zu, und ich war gebunden[2]).

Bei näherer Überlegung gefiel mir mein zufälliges neues Geschäft immer mehr. Es hat viel Angenehmes, mit völliger Freiheit in der Wahl des Gegenstandes zu einem großen Publikum über die Tagesgeschichte der Kunst bei ihm reden zu können und seiner Aufmerksamkeit gewiß zu sein; die regelmäßige Beschäftigung mit dem Theater gab mir Gelegenheit, meine theoretischen Ansichten stille zu prüfen und zu berichtigen; ich hoffte dabei, auf den Geschmack des Publikums eine vorteilhafte Wirkung zu tun, und den Schauspielern selbst, über deren Nachlässigkeit man oft klagte, eine höhere Spannung zu geben durch die Gewißheit, daß sie morgen einen Bericht über das lasen, was sie heute leisteten oder unterließen.

Um gewisser zu sein, daß ich bei dem Theater nützlich eingriffe, schien es mir notwendig, die innern Verhältnisse desselben zu kennen und alles Neue, was bei demselben vorginge oder unternommen würde, sogleich zu erfahren, es versteht sich, in Rücksicht der Kunst, nicht des Privatlebens der Künstler. Dazu gab es viele Wege, aber der einzige reine und für mich passende war, mich an den großen Künstler selbst zu wenden, der an der Spitze der Direktion stand. In der gutmütigen Voraussetzung, daß ein Schauspieler wirklich einem Kritiker aufrichtig die Hand bieten könne,

[1]) Johann Karl Philipp Spener, 1749—1827, Inhaber der Buchhandlung von Haude & Spener und Redakteur der „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" (der Haude & Sponerschen Zeitung). Als Leiter seiner Zeitung bis zu seinem Tode tätig, außerdem Übersetzer vieler Opern.

[2]) Das Honorar betrug 500 Taler.

schrieb ich ein Billett an Iffland[1]) und fragte, wann ich ihn besuchen dürfe, um über einen wichtigen Gegenstand Abrede zu nehmen? Eine Viertelstunde nachher war er schon bei mir, und nun begann eine Unterhandlung, deren Andenken bei der Künstlichkeit, mit welcher Iffland sie führte und zu der ich mich nun auch gezwungen sah, mich noch ergötzt. Man denke sich einen Augenblick ihren Inhalt: Iffland, der mich ein wenig fürchtete, wollte mir eben das Unternehmen, er hatte es erraten, auf eine versteckte Weise verleiden, zu dem ich die wichtigsten Materialien von ihm auszuwirken suchte. Kaum hatte er sich gesetzt, als er schon in bittere Klagen über die fünf oder sechs Monatsschriften ausbrach, die damals in Berlin erschienen und sämtlich darin wetteiferten, über die Bühne und über Iffland beißende Sachen zu sagen: das erste, um zu interessieren, letzteres wohl meistenteils von jenem geheimen Groll getrieben, den jeder in seinem Fach große Mann gewissen Menschen einflößt.

Ich wünschte mir Glück, ihm einen Plan mitteilen zu können, durch dessen Ausführung ich mich fast verbürgen durfte, die meisten dieser Herren um Neujahr (wir waren im Oktober) verstummen zu machen. Ich setzte ihm denselben auseinander und hob vorzüglich den Umstand heraus, daß das Publikum, wenn es dreimal in der Woche Nachrichten über das Theater läse, schwerlich noch die immer veralteten Berichte am Ende des Monats ansehen würde.

Iffland fand das sehr richtig, lobte den Plan, hatte aber sogleich eine verbindliche Bedenklichkeit.

Ich versicherte ihn, bei der Aussicht, von einem Meister in seiner Kunst, wie er, unterstützt zu werden, würde mir das Geschäft sehr anziehend sein.

Er dankte mir; versprach mir, mit der größten Bereitwilligkeit jede Auskunft zu geben, die ich wünschte; „aber" — ein neues sehr gütiges Bedenken.

So kämpften wir fast eine halbe Stunde, bis ich ermüdete und ihm so höflich als möglich erklärte: die entworfene Chronik des Theaters würde auf jeden Fall erscheinen; es würde mich aber sehr schmerzen, wenn ich seiner Mitwirkung entbehren müßte: — ich würde Gefahr laufen, nicht selten seinen einsichtsvollen Plänen und Wünschen geradezu entgegenzuwirken.

Das hob alle Bedenklichkeiten; Iffland versprach —, was ich wollte.

Sein Benehmen zeigte mir bald, daß ich bei meiner Chronik nicht auf ihn rechnen könne; ich sah mich also genötigt, einen schärfer bezeichneten Plan zu entwerfen und eine bedeutendere Rolle zu nehmen. Es war wirklich meine Absicht gewesen, daß jeder Artikel der Direktion ein Mittel darbieten sollte, von der einen Seite das Publikum auf ihre Verbesserungen gewinnend vorzubereiten, von der andern aber die Glieder der Bühne

[1]) August Wilhelm Iffland, geb. 19. 4. 1759 in Hannover, gest. 22. 9. 1814 in Berlin, Schüler Ekhofs, lange Zeit eine der glänzendsten Kräfte des Mannheimer Nationaltheaters, von Goethe für die Weimarer Bühne begehrt, seit 1796 Direktor des Kgl. Nationaltheaters in Berlin. Als realistischer Charakterdarsteller ein Meister seiner Kunst, fruchtbarer Bühnenschriftsteller, dessen „Jäger" noch heute gelegentlich auftauchen, damals neben Kotzebue am häufigsten gespielt. Für die Entwicklung der Berliner Bühne und für die künstlerische und soziale Hebung des Schauspielerstandes von großer Bedeutung.

folgsamer zu machen und zu Anstrengungen zu bewegen. Für das erste schien Iffland das Zutrauen zu meiner Gefügigkeit zu fehlen, für das andere der Mut, da er über dem Direktor nicht vergessen konnte, daß er selbst Schauspieler sei. Vielleicht hatte er in beiden Rücksichten recht: ich aber mußte mich nun auch erinnern, daß ich als Kritiker mehr Beruf habe, die Ansprüche des Publikums auf wahre Kunstleistungen geltend zu machen, als die Direktion zu unterstützen. — Bekanntlich war es ein ähnlicher Plan, der bei der „Hamburgischen Dramaturgie" zum Grunde lag: aber das ganze Theatervölkchen empörte sich dagegen. Lessing gab nach, und statt einer Beurteilung der Darstellungen enthält diese übrigens vortreffliche Schrift fast nur Beurteilungen von Stücken, die er ebensogut in Stockholm hätte schreiben können als in Hamburg.

Hier ist der Weg, den ich wählte. Ich nahm gar keine Notiz von allen Ereignissen und Verhältnissen des Theaters, die nicht auf der Bühne selbst sichtbar wurden. Es war für mich gar nicht da, als bis der Vorhang aufging; ich blieb jeden Abend gegenwärtig, bis er zum letzten Male fiel, und schrieb dann ohne Partei und Rücksicht einen Bericht von dem, was vorgegangen war. Mit dem Lobe war ich sparsam: es gebührt nur dem Ausgezeichneten; das Gewöhnlichgute muß vorausgesetzt werden. Meinen Tadel motivierte ich und kleidete ihn gewöhnlich, ausgenommen bei wirklichem Unrecht, in Scherz. Wurde das Gerügte bei der ersten und zweiten Wiederholung nicht abgelegt, so schwieg ich: denn so viel Raum glaubte ich der Künstlereitelkeit lassen zu müssen, die nicht gern sichtbar nachgeben mag. Bei der dritten Wiederholung sagte ich Sarkasmen und fuhr damit fort, bis man folgte.

Da dieser Gang mit Festigkeit beibehalten wurde, so konnte die Chronik ihren Zweck nicht verfehlen. Sie galt in kurzem für die Stimme des Publikums und wurde eine Autorität, welche die Schauspieler trotz allem Sträuben anerkennen mußten, und deren Verwendung oft anonym aufgefordert wurde. Das Benehmen des Direktors dabei war sehr wechselnd: bald trat er mit der entschiedensten Feindseligkeit gegen mich auf; bald überhäufte er mich mit Freundschaftsbezeugungen, holte bei Verlegenheiten meinen Rat ein und befolgte ihn oft. Ich ließ mich durch beides weder in meiner Achtung gegen den großen Künstler, noch in Befolgung meines Planes irre machen, und die oft laut werdende Äußerung Unbefangener, daß das Theater durch diese Chronik wirklich unverkennbar gewinne, belohnte mich. Nach einem Jahr übertrug ich sie indes dem bekannten Dichter Herklots[1]) und späterhin dem Herrn Julius von Voß[2]), der nachher als Theater- und Romanendichter durch seinen Geist die Aufmerksamkeit des Publikums erwarb. Damit der Charakter des Artikels

[1]) Karl Alexander Herklots, 1759–1830, seit 1790 am Berliner Kammergericht, fruchtbarer Übersetzer, Verfasser vieler Theaterepiloge und ähnlicher Dichtungen, aber auch einer Anzahl Schauspiele.

[2]) Julius von Voß, 1768–1832, ursprünglich Offizier, als welcher er sich auszeichnete und den Pour le mérite erhielt, dann Schriftsteller, durch Not zur Vielschreiberei gezwungen und so seine Gaben zersplitternd. Er ist der Vater der Berliner Lokalposse, hat den „Stralauer Fischzug" geschrieben, sich aber auch an einen Faust gewagt. Ein Kind der Aufklärungszeit, steht er in literarischen Urteilen Merkel sehr nahe.

sich gleich bliebe, behielt ich mir die Durchsicht und das Recht vor, Änderungen zu machen. So dauerte die Chronik, verbunden mit kurzen Bücher-Rezensionen und anderen Aufsätzen, vier Jahre fort bis zu dem Tage, da ich Berlin verließ. Spener hatte übrigens schon nach dem ersten Vierteljahr nicht bloß seine frühere Einbuße am Absatz der Zeitung ersetzt gesehen, sondern einen beträchtlichen Überschuß gewonnen.

*

Wir haben bisher wenig Veranlassung gehabt, Merkel für seine Tätigkeit in Berlin ein Lob zu singen. Mit seiner Tätigkeit für die Haude & Spenersche Zeitung erwirbt er sich aber ein wirkliches Verdienst, denn nun beginnt sein positiver Anteil an der Entwicklung des Berliner Zeitungswesens, das in jenen Jahren einen großen Schritt vorwärts tat. Der, welcher dem Zeitungswesen zuerst den Antrieb gab, war der von Merkel erwähnte Johann Friedrich Unger, ein Geschäftsmann und Organisator großen Formates, etwa von der Art August Scherls oder Reimar Hobbings, der nur zu früh starb. Als Sohn eines Holzschneiders 1754 geboren, wurde er selbst Holzschneider und als solcher Professor, und Buchdrucker. Die heute noch als schöne Schrift Verwendung findende Unger-Fraktur ist nach ihm genannt. Er war Pächter des Kalendermonopols der Akademie der Wissenschaften und bemühte sich, seinen Verlag um eine Zeitung zu erweitern. Seine Ideen auf diesem Gebiet sind ganz außerordentlich kühn und weitschauend. Im Jahre 1801 reichte er dem Kabinett des Königs eine Denkschrift über den Plan eines „National-Anzeigers der Preußischen Monarchie" ein, der das Wesen der politischen Zeitung mit einer Eindringlichkeit erfaßte, wie sie erst nach Jahrzehnten zur Durchführung kam. Er schlug in der Denkschrift, die sich im preußischen Staatsarchiv befindet, tägliches Erscheinen (die anderen Zeitungen erschienen dreimal wöchentlich) und ständige Berichterstattung über die Angelegenheiten des Staates — was natürlich nur im offiziösen Sinne geschehen konnte — vor. Die Minister baten, die Denkschrift abschlägig zu bescheiden: „denn es kömmt auf nichts Geringeres an, als auf eine tägliche öffentliche Anzeige und also Kontrolle aller und jeder Schritte des Gouvernements in der inneren Landesregierung, in Militär- und Zivilfach; wobei wohl nur das Gouvernement selbst prüfen und bestimmen kann, was sich zur Publizität und was, selbst um seinen Zweck nicht zu verfehlen und nicht nebenher sogar noch nachteilig zu wirken, sich zur beständigen oder einstweiligen Verschweigung eignet; und ohne diese unmittelbare Aufsicht des Gouvernements würde ein Werk, wie der von Unger beabsichtigte National-Anzeiger ist, durch allmähliche, aber gewisse Fortschritte auf einem solchergestalt ganz gebahnten Wege aus einer Anzeige und Kontrolle gar bald in eine wirkliche Kritik, Einwirkung und Einfluß in eine anmaßliche, dem Gouvernement imponieren sollende Autorität der öffentlichen Regierung ausarten, deren nicht zu berechnenden Folgen die neuere Geschichte darstellt." Kommt hinzu, daß man eine große Schädigung des staatlichen Anzeigenmonopols befürchtet, aber — Eindruck hatte die Denkschrift doch gemacht, und Friedrich Wilhelm III. befahl, daß man die Verwendbarkeit der Ungerschen Vorschläge auf das Organ des Anzeigen-Monopols, das Intelligenz-Blatt, prüfen soll. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß das Ministerium Grund genug fand, um auch davor zu warnen.

Im folgenden Jahre glückte es aber dem nicht rastenden Unger, wenigstens als Teilhaber eines der beiden Berliner Zeitungsprivilegien festen Fuß zu fassen. Die Erbin des Privilegs der Vossischen Zeitung, Frau Münzdirektor Lessing, mußte Kapital aufnehmen und bekam es von Unger, der auch in den Mitbesitz des Privilegs kam, und von Gedicke. Ungers Betriebsamkeit — die Zeitung hieß

nun jahrelang nach ihm — brachte sofort Schwung in die Schriftleitung. Daß er Holzschnittillustrationen beigab, erwähnte Merkel schon. Die erste dieser Beigaben war ein Bildnis des Negers Toussaint de l'Ouverture, der damals in San Domingo so etwas wie eine Diktatur etabliert hatte, später kam eine schwimmende Badeanstalt und ein miserables Bild des Krode-Altars in Goslar. Immerhin ist Ungers Unternehmen der erste Versuch einer im Text illustrierten Zeitung. Er begann auch, die Fremdenlisten und die Getreide- und Geldkurse zu bringen, was ihm Beschwerden des konkurrenzneidischen Intelligenz-Blattes einbrachte, die er aber abwehrte. Auch den Inseratenteil gestaltete er neu, indem er ihn zweispaltig machte und damit der einzelnen Anzeige größere Geschlossenheit gab. Daß er sonst stets hinter neuem her war, zeigt seine Bemühung um Merkel, der ja wirklich, nachdem schon vorher mehrfach von ihm in der Zeitung die Rede war, einen Beitrag lieferte. Durch Ungers Arbeit gewann das Blatt in acht Monaten 1500 Abonnenten, für jene Zeit ein ganz gewaltiger Zuwachs. Man kann also Speners Kummer verstehen, dem wohl ein Stein vom Herzen fiel, als der rührige Konkurrent schon 1804 starb. Das, was Merkel bei Haude & Spener übernahm, hieß der gelehrte Artikel und war als solcher keine neue Einrichtung in den Berliner Zeitungen. Es sei nur daran erinnert, daß Lessing Jahrzehnte vorher den gelehrten Artikel der Vossischen Zeitung und die Beilage „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes", eine ganz eigenartige Schöpfung, geleitet hatte. Was Merkel aus dem gelehrten Artikel machte, war ebenfalls ganz neu. Er selbst legt das Hauptgewicht auf die Einführung der ständigen und sofortigen Theaterkritik in die Zeitung, durch die er ja tatsächlich zum Vater der Tageskritik in der deutschen Zeitungspresse geworden ist. Das allein ist es aber nicht. Merkel machte aus dem gelehrten Artikel vielmehr nicht mehr und nicht weniger als das erste Zeitungsfeuilleton in ganz modernem Sinne. Und der Feuilletonredakteur malgré lui, über dessen Selbstbewußtsein und Ehrgeiz wir ja im Bilde sind, scheint auch mit einem regelrechten Programm und der Überzeugung, etwas grundsätzlich Neues zu schaffen, an seine Aufgabe herangegangen zu sein. Die schwungvolle Ankündigung, die bei der Aufnahme seiner Tätigkeit am 16. Oktober 1802 in der Spenerschen Zeitung stand — sein Beitrag in der Vossischen Zeitung war am 5. Oktober erschienen —, spricht dafür: „Der Friede, der die Schlachtfelder mit Saaten bedeckt, der die Industrie der Künste und des Handels mit lebendigerem Eifer beseelt, der selbst in den Palästen Ruhe, in den Hütten Überfluß einheimisch zu machen verspricht, der wohltätige Friede macht die öffentlichen Blätter verarmen. Europa hat das Glück, täglich an wichtigen Neuigkeiten dürftiger zu werden. Doch, wenn der Zeitungsschreiber nicht mehr mit wehmütigem Gefühle von politischen Vulkanen zu erzählen braucht, . . . von blutigen Schlachten oder von eroberten, gebrandschatzten und zerstörten Städten, so hat er dagegen die Kränkung, seine Leser täglich kaltsinniger zu werden, ihr Gedränge verschwinden zu sehen.

Sollten die Zeitungen aber wirklich nur durch öffentliches Unglück anziehend werden können? Sollte ihr Publikum in der Tat nur Blutvergießen und Umwälzungen interessant finden? Hoffentlich nicht! Die Musen sind zum wenigsten eine ebenso einnehmende Gesellschaft als Mars und Bellona, und mehr als Verheerungen, Plünderungen . . . verdienen Wissenschaft und Künste die Aufmerksamkeit des gebildeten Privatmannes zu fesseln.

Durch die Beschäftigung mit diesen wird der Herausgeber dieser Zeitung versuchen, ihre Leser für den Abgang wichtiger politischer Neuigkeiten zu entschädigen. Sie wird von diesem Blatte aus einen stehenden Artikel literarischen oder artistischen Inhalts geben: bald eine Beurteilung neuer Schauspiele und ihrer Darstellung auf dem Nationaltheater; bald kurze Rezensionen vorzüglicher, belletristischer Werke; bald Auszüge von wichtigen Artikeln aus Journalen

gleich nach dem Erscheinen derselben; bald merkwürdige Notizen, Anekdoten und was sonst Anspruch darauf machen kann, gebildeten Lesern aller Stände anziehend zu sein.

Verbesserungen und immer neue Verbesserungen verspricht man nicht. Man wird sie schweigend treffen, wenn sie nötig sind, und sich übrigens gleich vom Anfange, so sehr als möglich, um die freundliche Zufriedenheit des Publikums bemühen."

Wenn man dieses Programm besieht, umreißt es ziemlich genau das, was man auch heute noch unter dem Feuilleton einer Zeitung — diesen Teil, den bisher noch kein Redakteur hat genau definieren können — versteht, mit dem einen einzigen Mangel des Zeitungsromans. Und die Ausführung, wenigstens solange sie allein in Merkels Hand lag, entsprach der Absicht. Die Spenersche Zeitung bringt in dieser Zeit ein Feuilleton, das selbst heute noch recht lesbar ist, vor allem das „kleine Feuilleton", in dessen Leitung sich Merkel als ein Journalist von glänzender redaktioneller Begabung zeigt. Man mag sich zu seinem ästhetischen Glaubensbekenntnis stellen, wie man will, daß ein journalistisches Temperament jetzt in der Spenerschen Zeitung wirkt, das merkt man an jeder Nummer, und selbst die Zänkereien und Pressefehden, die sich mit Merkels Auftreten sofort einstellen, gewinnen hier, wo eine viel innigere Verbindung mit dem Publikum besteht, ein viel sympathischeres Aussehen; Merkel spricht, und wenn es auch nicht immer Geist ist, was er von sich gibt, so ist es doch oftmals Witz und eigentlich immer munter von der Zunge hüpfende Schlagfertigkeit.

Mit einer Besprechung von Kotzebues „Menschenhaß und Reue" beginnt die Tätigkeit Merkels, der seine Kritiken meistens mit R. unterzeichnet, aber auch gelegentlich mit G. M. oder mit vollem Namen auftritt. Sehr bald bringt er eine Geschichte, bei der der Konkurrent Spazier und — Goethe die Kosten der Unterhaltung tragen müssen. Goethe veranstaltete in Weimar Kunstausstellungen, die schließlich doch nur mittlerer Güte waren, über die er aber sehr eingehend berichtete. Nun erschien in der Zeitung für die elegante Welt eine lange Besprechung der Weimarer Kunstausstellung, die eine große Anzahl Bilder eingehend besprach. Aber kaum war das Blatt heraus, so wurde offenbar, daß der Herausgeber einem Spaß zum Opfer gefallen war, denn die genau beschriebenen Bilder existierten gar nicht. Alles lachte, die Anhänger der alten Schule gönnten Goethe so gut wie Spazier den Hereinfall, den Merkel mit vergnügtem Schmunzeln registriert; er vergleicht den leichtgläubigen Spazier mit jenem Fräulein von Laudon in seiner livländischen Heimat, die eine Verwandte Münchhausens war und die Galanterie dieses Vetters rühmte, die aber, als ihr Merkel Münchhausens wunderbare Reisen vorgelesen hatte, doch unsicher fragte, ob das denn auch wohl wirklich alles wahr sei. Selbst die Anhänger der Geforpten verstanden Spaß. Sander erzählt, A. W. Schlegel habe erklärt, er wolle den Verfasser der falschen Rezension umarmen, und wenn es Merkel wäre. Als Urheber des gelungenen Streiches nennt er den Dresdener Maler Hortmann, dem Buri, Hummel und Mechau geholfen hätten.

Eine Besprechung des Feuilletons im einzelnen glaube ich mir schenken zu können. Genug, daß es die ästhetische Linie, die wir ja kennen, fortführt. Natürlich bemüht sich Unger, die Konkurrenz, die seinem Blatt damit entstanden war, sofort nachzuahmen, und es kommt sehr bald zwischen der Vossin und der Spener zu heftigen Zänkereien, in denen Merkel, der sonst von der Voß gut behandelt war, schwer angegriffen wurde.

Beide bekamen dann aber einen gemeinsamen Feind. Merkel erzählt selbst, wie sauersüß Iffland sein Beginnen begrüßt habe. Im April 1803 macht er eine Eingabe an den Minister des Auswärtigen, in der er sagt, die Schauspieler würden durch diese Blätter, die man auf allen Wirtstischen finde, in ihrer Be-

rufsfreudigkeit gelähmt; sie wollen lieber die Bühne verlassen, als sich dem Spott der Tagesblätter aussetzen. Er habe die Kritiken zuerst für nützlich gehalten, aber sie seien leider parteilich und bewirkten deshalb nur Erbitterung und Erschlaffung, statt Bildung und Aufmerksamkeit. Die Antwort auf diesen Angriff, der Merkel veranlaßte, Iffland sein Freibillett zurückzuschicken, besagt, die Untersagung der Theaterkritik sei mit der Preßfreiheit (!) nicht vereinbar, aber beide Zeitungen hätten strenge Anweisung bekommen, sich aller beleidigenden Angriffe und Bitterkeiten zu enthalten, widrigenfalls die Zensur einschreiten werde. Damit mußten sich die Schauspieler begnügen, die aber der Kritik noch lange abhold blieben[1]) und es sogar noch im Jahre 1819 durchzusetzen vermochten, daß angeordnet wurde, keine tadelnde Kritik eines Stückes dürfe vor dessen dritter Aufführung erscheinen. Damit war ja dann die von Merkel eingeführte ständige, sofortige Theaterkritik illusorisch gemacht. Aber unterdrücken ließ sich der Fortschritt nicht, den später Saphir mit der Einführung der Nachtkritik noch weiter führte.

Inzwischen hatte man Merkel noch ein anderes Anerbieten gemacht, über das ich seinen eigenen Bericht nach der in meinem Besitz befindlichen Handschrift hier wiedergebe. Sie ist das einzige, was sich neben einem bedeutungslosen Korrekturblatt und dem Briefe an den Zaren bei Merkels einzigem Nachkommen in Riga, Herrn Stadtrat Lehmann, handschriftlich erhalten hat. Es besteht noch die Möglichkeit, daß sich Teile des Nachlasses bei der Schwester dieses Herrn in Moskau befinden; mit ihr in Verbindung zu treten, war mir natürlich nicht möglich. Daran, daß sein Nachlaß sehr reich war, besteht kein Zweifel. Soweit ich unterrichtet bin, hat die Familie ihn, vor allem die wertvollen Briefe an Merkel, etwa 1860 Julius Eckardt übergeben, der allerhand daraus verwertet hat. Aber auch in dessen Nachlaß hat sich nichts mehr erhalten.

Zur Geschichte des Freimütigen von Dr. G. Merkel

Daß auf dem Titel dieses Blattes stand „Herausgegeben von Kotzebue und Merkel", hat zur Folge gehabt, daß man viele Jahre immer unsre Namen zusammen nannte und uns als eng verbunden dachte. Die öffentliche Meinung irrte. Selten wohl hat sie zwei mehr verschiedene Charaktere zusammengestellt und zwei Männer, die einander so fremd blieben als wir. Die Herausgabe des Freimütigen war das einzige Band, das jemals zwischen uns existierte, und so gehört die Geschichte unserer Bekanntschaft zu der jenes Blattes.

Nach meiner Rückkehr aus Kopenhagen machte ich im Sommer 1798 von Weimar aus häufig kleine Fußreisen, nicht sowohl nach größeren Städten, sondern nach Flecken und Dörfern, um die unteren Volksklassen der Nation kennen zu lernen, für die ich schreiben wollte; mit Einbruch des Winters aber trat ich eine Reise nach den Hansestädten und Berlin an. Die alte Legationsrätin Kotzebue, Mutter des Dichters, mit der ich in Weimar zuweilen in Gesellschaften zusammentraf, gab mir, ich weiß nicht mehr, ob einen Auftrag oder eine Adresse an ihre Tochter, die in

[1]) Am 21. Juni 1803 bringt die Vossische Zeitung eine bittere Beschwerde über Merkels kritische Tätigkeit, die anscheinend von einem Schauspieler stammt: „Alle Höllenstrafen, welche sich die kühnste Phantasie je erdacht hat, sind nichts gegen die Verdammung, daß man nur verwunden, nicht cramicken soll. Wenn Herr Merkel sein eigenes Heil bedächte, so gäbe er die Kritik über die hiesigen Theater sogleich auf, ehe sie ihm verboten werden möchte!!"

Bremen an den Syndikus Gildemeister verheiratet war. Ich fand in ihrem Hause eine liebenswürdige Familie und eine sehr gütige Aufnahme. Als sie daher im Sommer 99 nach Weimar kam, wohin ich aus Berlin noch einmal zurückgekehrt war, besuchte ich sie, und als sie mich aufforderte, sie nach Jena zu begleiten, wo ihr Bruder damals in einem Garten wohnte, glaubte ich es nicht ausschlagen zu dürfen. Hier sah ich Kotzebue zum ersten Male. Aber wie es scheint, fühlten wir beide, daß wir nicht zueinander gehörten; wir trennten uns am Abende so fremd, als wir zusammengekommen waren. Ich sah ihn erst wieder, als er seine unglückliche Reise nach Rußland antreten wollte und er mich aufforderte, ihm eine Bestellung nach Riga mitzugeben. Ich gab ihm ein offenes Schreiben an meinen Bruder, den ich aufforderte, den berühmten Dichter gastlich aufzunehmen. Ich glaube mich zu erinnern, daß dieser Brief in Kotzebues „Merkwürdigstem Jahr usw." unter den weggenommenen Briefen genannt wird[1]).

Als ihn das bekannte Mißgeschick getroffen hatte, triumphierte der ältere Schlegel darüber in einem sehr pöbelhaften Pasquill „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue". Diese Niedrigkeit empörte mich, und ich sprach darüber in den Briefen an ein Frauenzimmer so wegwerfend, als sie verdiente. Von jetzt an galt ich für einen genauen Freund Kotzebues, aber ich hatte nur als Feind boshafter Niedrigkeit gesprochen. Er selbst täuschte sich so wenig in Rücksicht meiner Gesinnung für sich, daß er nach seiner Rückkehr aus Petersburg eine ziemliche Zeit schon in Berlin gewesen war, ohne daß wir uns mehr als einmal flüchtig gesehen hatten.

Eines Tages aber 1802 überraschte er mich durch einen Besuch, um mir einen Antrag zu machen, der sein Vertrauen zu meinem Charakter und meinem Geist bewies. Hofrat Spazier hatte, ich glaube seit 1801 angefangen, die „Zeitung für die elegante Welt" herauszugeben. Das Blatt, seiner Form nach eine ganz neue und gefällige Erscheinung, war ursprünglich nur ein Rival des Bertuchschen „Journal des Luxus und der Moden" und bestimmt, über neue Moden, Möbel usw., neue Romane und die Theater in Deutschland, London und Paris zu berichten; aber um seine Berichte unterhaltender zu machen, öffnete Herr Spazier sein Blatt den Schmähungen der Schlegelschen Gesellschaft gegen Kotzebue und mich und schalt endlich mit. Ich habe durch eine bittre Rezension des ersten Jahrgangs seines Blattes in meinen „Briefen" und einige Sarkasmen im literarischen Artikel der Spenerschen Zeitung geantwortet; jetzt schlug mir Kotzebue vor, mit ihm ein eigenes Blatt herauszugeben, das jene Zeitung überböte. Ich ging mit Wärme darauf ein, aber schon die Verhandlung über den Titel des projektierten Blattes bewies, daß wir sehr verschiedene Ansichten hatten und nicht geeignet waren, miteinander zu gehen. Kotzebue wollte es „Der Teekessel" nennen, weil es durch Erzählungen, Nachrichten aus der schönen Welt und Literatur unterhalten, vorzüglich aber unsere Gegner durch leichten witzigen Scherz lächerlich machen sollte. Ich schlug es indes mit Bestimmtheit ab, in einem solchen

[1]) Diese Angabe stimmt.

Blatte — mitzukochen. Mir schwebte der Zweck vor, durch dies Blatt zur Nation über und für ihre höheren Interessen zu sprechen. Ich bestand darauf, es „Der Freimütige" zu nennen. Kotzebue, immer leicht gewonnen, ging auf meine Ansichten ein, und der Name wurde fest bestimmt. Wir machten ab, das Blatt solle unser gemeinschaftliches Eigentum sein, der Verleger aber für seine Auslagen und seine Mühe den dritten Teil des Gewinns erhalten. Wir beide wollten es abwechselnd redigieren, und der jedesmalige Redakteur sollte ein bestimmtes monatliches Honorar beziehen. Zum Verleger hatte Kotzebue schon den Buchhändler Sander angeworben, und ich hatte nichts darwider. Ich achtete den sehr wackeren, selbst edel denkenden und dabei Gelehrsamkeit und Talent besitzenden Sander sehr hoch, und er hatte mir viele Beweise seiner aufrichtigen Freundschaft gegeben; aber er war auch bis zur Schwachheit gutmütig und hatte eine hübsche Frau, die ihn beherrschte, und diese Frau war, nachdem wir zwei Jahre im besten Vernehmen gestanden hatten, meine Todfeindin und eine Anhängerin der Schlegelschen Schule geworden. Wider den Verlag des Freimütigen hatte sie nichts gehabt, da er Gewinn versprach, aber gegen mich — eine schlaue Berechnung.

Wenige Tage, nachdem das Blatt angekündigt worden, kam Kotzebue wieder zu mir und sagte mir mit sichtlicher Verlegenheit, Sander wolle vom Verlage zurücktreten, wenn ich mit Herausgeber wäre. — „So geben wir das Blatt einem andern!" — Kotzebue erklärte, er habe sich schon zu fest mit Sander verbunden. — „So lösen wir unsere Verabredung auf", erwiderte ich. — Kotzebue bat mich, ihn wenigstens als Mitarbeiter zu unterstützen. Ich lachte. Später hat er mir gestanden, die Frau Sander habe ihm vorgestellt, wie viel vorteilhafter es wäre, wenn der Ertrag des Blattes nur in zwei Teile ginge. Meiner Mitarbeit könne er bei meiner Erbitterung gegen die Schlegel ohnehin gewiß sein. Die Frauen, sagt man gewöhnlich, kennen und beurteilen die Männer richtiger als diese sich selbst. Das mag denn doch wohl nur von solchen Männern gelten, die ihnen ähnlich sind und sich von ihnen beherrschen lassen. Die kluge Frau Sander hatte sich in mir geirrt. Ungeachtet unsres zweijährigen, fast täglichen Umgangs. Kotzebue erhielt keine Zeile von mir, wohl aber fing ich nach einem halben Jahre ein *eignes* Blatt an.

Der Freimütige begann mit dem Anfange Januars 1803. Schon das war ein Fehlgriff, daß Kotzebue den von mir gewählten Titel beibehielt. Wie wenig ihm klar gewesen, was ich damit bezeichnen wollte, und wie wenig der Namen mit *seinen* Intentionen übereinstimme, verriet er schon dadurch, daß er über den Titel als Vignette zwei Larven setzte, nämlich die tragische und die komische. „Freimütigkeit en masque!" rief eine witzige Jüdin beim Anblick der ersten Nummer. „Nein," eine andere: „Freimütigkeit *ist* hier eine Maske, heißt es." — Der Druck war ungefällig eng, denn es war den Mitarbeitern ein Honorar von achtzehn Talern (für den Bogen) versprochen, und der Preis des Blattes war hoch: dafür sollten aber auch, hatte der reelle wirtschaftliche Sander gesagt, die Mitarbeiter viel geben und die Leser viel erhalten. Was die Hauptsache, den Inhalt, betrifft: dieser war sehr gemischt. Er bestand aus Erzählungen, Theater- und Modeberichten, sogenannten Lesefrüchten, d. h.

Exzerpten aus älteren Büchern, Beurteilungen von Romanen und Dramen, vorzüglich aber Ausfällen und Spott gegen die feindliche Schule. Ihn zusammen zu bringen, hatte Kotzebue alle die Freunde und Bekannten aufgeboten, die er in den zwanzig Jahren seiner Schriftstellerei und seines wechselnden Aufenthalts sich erworben. Neben einer Menge nichtssagender Aufsätze erhielt man manchen interessanten. Nur eins fehlte, das Blatt hatte keinen bestimmten Charakter, entsprach nicht dem Titel.

Mit dem Anfange des Julius 1803 begann mein Blatt „Ernst und Scherz“[1]) in der Fröhlichschen Buchhandlung. Da mir Kotzebues Fehlgriffe klar waren, sucht' ich den Freimütigen gleich von vornherein zu überbieten, auch in den Nebensachen, die dem Leser zuerst in die Augen fallen mußten. Meine Vignette war in Beziehung auf den Titel, nämlich eine aufrecht stehende Garbe von Weizenähren und Blumen. Mein Papier war schöner, der Druck gefälliger ins Auge fallend als die jenes Blattes. In Rücksicht des Inhalts war ich fast ganz auf mich selbst beschränkt: denn ich hatte wenig freundschaftliche Verbindungen unter den deutschen Schriftstellern, und bei denen, die ich zu meiner Unterstützung hätte auffordern können, war Kotzebue mir schon zuvorgekommen. Dagegen hatte mein Blatt wenigstens den Vorzug der Einheit des Charakters und — vielleicht manches andre. Den Freimütigen hatte ich fest beschlossen nicht anzugreifen, um unsren gemeinschaftlichen Gegnern kein ergötzliches Schauspiel zu geben. Zudem hatte Kotzebue mir zwar wegen meiner „Briefe“ und der Aufsätze in der Spenerschen Zeitung das Kompliment gemacht, meinen Witz fürchte er; aber ich wußte wohl, daß er einen viel populärern und reichern hatte, wenn auch meine Einfälle gediegener sein mochten; und — Corsaires contre Corsaires ne font pas leurs affaires. Ich beschloß, wenn sich eine Gelegenheit fände, gegen ihn zu sprechen, es mit ruhigem, ernstem Anstande, aber kräftigen, überzeugenden Gründen zu tun: das war eine Art des Kampfes, der er nicht gewachsen schien. Der Anlaß fand sich schon nach ein paar Wochen. Und der Erfolg übertraf meine Erwartung. Schon ehe das erste Vierteljahr meiner Zeitschrift beendet war, kam er zu mir und schlug mir vor, mich wieder mit zur Herausgabe des Freimütigen zu verbinden. Ich willigte ein, aber schrieb nun als Sieger die Bedingungen vor.

Die erste war, daß die Titel unserer beiden Blätter verbunden würden: „Der Freimütige oder Ernst und Scherz“, die zweite: der Verlag sollte der Sanderschen Buchhandlung genommen und auch dem Verleger meines Blattes, Fröhlich, übertragen werden. Die dritte, daß ich die Redaktion übernehme mit dem Rechte, das Blatt ganz nach meinen Ansichten einzurichten, nur mit der Beschränkung, daß jeder Aufsatz, den Kotzebue mit seiner Unterschrift einsende, eingerückt werden müßte.

[1]) Die Titelvignette bildete eine Garbe; die Vossische Zeitung brachte darauf folgendes Epigramm:

Frage:
He, warum stehn die meisten Ähren
In Merkels Garbe steif, als ob von Draht sie wären?
Antwort:
Ei, das begreift ja jedes Kind:
Weil sie schon abgedroschen sind.

Ferner, daß ich für meine Bemühung von Kotzebues und meinem Anteil vom Ertrage ein Redaktionshonorar von 100 Talern monatlich und das Honorar für alle frei gelieferten Beiträge bezöge.

Alles dieses wurde in einen Kontrakt gebracht, den wir und der Buchhändler unterschrieben. — Da noch drei Monate vom Jahre übrig waren, so gingen beide Blätter unter meiner Redaktion bis zu Ende des Jahres fort gegen Entschädigung. Kotzebue reiste nach Paris.

Um den Charakter des neuen Blattes — ich sah das für nicht unwichtig an — beim ersten Anblick zu verkünden, gab ich ihm das Bildnis des Aristides zur Vignette, und der Druck wurde gefälliger eingerichtet. Ich entfernte allmählich die Mitarbeiter, die Erzählungen und Gedichte lieferten, und warb solche an, die mir Nachrichten aus dem öffentlichen Leben oder wissenschaftliche Aufsätze lieferten. Böttiger in Dresden übernahm gegen ein Jahreshonorar von 400 Talern in Gold die literarischen und Kunstnachrichten. Ich traf mit der Post die Abmachung, daß sie mir gegen einen Taler monatlich für jede Zeitung alle englischen, französischen und solche deutschen Zeitungen, die ich nicht selbst hielt, die nach oder durch Berlin kamen, zu schneller Durchsicht lieferte. Als alles im Gange, gab ich im August 1804 dem Blatte ein Feuilleton, das den Exzerpten aus ausländischen Blättern, den Korrespondenznachrichten, den Fehden usw. geweiht war, eine Form, welche die Zeitung für die elegante Welt sogleich nachahmte, die Abendzeitung und das Morgenblatt bei ihrem Anfange auch annahmen, und die seitdem für die Unterhaltungsblätter stehend ist.

Meine Arbeit war mühsam, aber der Erfolg belohnte mich reich. Wer sich die Zeit nehmen will, die Jahrgänge des Freimütigen von 1804, 05 und 06 nachzusehen, wird finden, daß er Teilnahme, Geltung und Einfluß nicht nur in ganz Deutschland, sondern auch in Rußland, Dänemark, Holland und der Schweiz gewonnen hatte, ja, daß auch die Pariser Zeitungen sich oft mit dem Sincère und den Wahrheiten beschäftigte, die er dem fruchtbaren Abbé Geoffroi, dem Popanz des „Journal de l'Empire" sagte. Die Katastrophe des Blattes 1806 ist bekannt.

*

Durch seine Tätigkeit für den Freimütigen ist Merkel bisher fast ausschließlich im Gedächtnis der Nachwelt haften geblieben. Daß dieses Andenken, das man ihm bewahrte, nicht für ihn schmeichelhaft war, habe ich schon in der Einleitung betont. Einzig und allein Ludwig Geiger hat in seiner Geschichte des geistigen Lebens in Berlin den Versuch einer sachlichen Würdigung gemacht. Jeder andere sagte nur: Er hat Goethe gelästert, er sei verdammt! Wir werden uns deshalb doppelt bemühen müssen, die Leitung des Freimütigen sine ira et studio zu betrachten.

Dadurch, daß er den literarischen Artikel der Spenerschen Zeitung leitete, hatte Merkel, der seine Briefe an ein Frauenzimmer um diese Zeit eingehen ließ, eine starke Stellung. Daß er zudem in gleicher Front focht, war für Kotzebue Grund genug, ihm die Bundesgenossenschaft anzutragen. Sander vertagte seinen Groll, und Merkels anschlägiger Kopf produzierte sofort Vorschläge für die Ausgestaltung des Blattes. Weshalb es dann vor dem Erscheinen des Blattes zwischen ihm und Sander und Kotzebue zum Bruche kam, ist nicht leicht klarzustellen. Merkels Darstellung ist sicherlich gefärbt, aber auch Sanders

Briefe an Böttiger sind nicht unparteiisch. Jedenfalls scheint der Krach erheblich gewesen zu sein, denn in Sanders erster Mitteilung über den Bruch fließt der Zorn über. Er hat mit Merkel gebrochen, weil er „ein Lügner, ein Prahler, ein Klätscher, ein Keifer, ein mißtrauischer und hämischer Mensch ist". Vierzehn Tage später folgt dann ein eingehender Bericht. Merkel habe Honorar für seine Beiträge, ein Drittel des Gewinns und 400 Taler für die Redaktion verlangt. Er habe zwar mit sich handeln lassen, aber nach dem Erscheinen der Ankündigung mit seinem Namen die alten Forderungen wieder erhoben. Daraufhin habe dann Kotzebue die Trennung herbeigeführt. „Ich habe mit diesem Menschen völlig gebrochen. Die Veranlassung dazu gab eine Rademontade von ihm . . . Meine Begriffe von Schicklichkeit erlauben mir nicht, erklärte Feinde zusammen als Gäste zu mir zu bitten, namentlich also nicht Merkel auf der einen, Fichte und Schlegel auf der anderen Seite. Im vorigen Frühjahr war Herr Merkel zu Besuch aus Frankfurt hier . . . Nun kommt Loder nach Berlin und schreibt mir vorher: wenn ich ihn den ersten Tag seiner Anwesenheit bei mir haben wolle, so wünsche er, nur Bekannte zu finden. Ich lasse ihm also nur ehemalige Jenenser, die Familien Hufeland und Fichte, Herrn A. W. Schlegel und dessen Frau, die gerade hier war, und die beiden Delbrücks, die er ausdrücklich genannt hatte, einladen. Gerade an dem Morgen besucht Herr Merkel mich wieder, und ich sage ihm scherzend: Wenn Sie nicht so ein giftiger Mensch wären, so könnte man Sie auch diesen Abend zum Essen bitten. Aber jetzt! Loder zu Ehren habe ich A. W. Schlegel und Fichte einladen lassen. — Oh, das schadet nichts, ich werde kommen. — Er kam, und nur er betrug sich ungesittet, ließ sich aber durch ein paar ernste Mienen wieder in Ordnung bringen." Im Herbst habe er dann Merkel versehentlich noch einmal zusammen mit Schlegel und Fichte eingeladen. Merkel sei früh gegangen und habe auf der Straße einen Bekannten getroffen, dem er erzählt habe, er habe der Madame Sander so oft gesagt, sie solle ihn nicht mit ihren Hausaffen einladen, und nun sei er doch wieder bei ihr mit Fichte und Schlegel zusammengetroffen; er habe aber beim Weggehen erklärt, jetzt gehe er in eine Bierschenke, um doch wenigstens in vernünftige Gesellschaft zu kommen. — Zur Rede gestellt, habe Merkel klein beigegeben. Und dann bricht Sander ganz verzweifelt aus: „Es ist ein Unglück, daß dieses eitle Geschöpf je in mein Haus gekommen ist. Denn etwa vor zwei Jahren wurde meine Frau, nur ihm zum Possen, eine Schlegelianerin, und nun bleibt sie das, wenigstens noch einigermaßen, um sich kein Dementi zu geben, denn daß sie eine wahre Anhängerin jener Herren sein könnte, ist bei ihrem hellen und freien Verstande gar nicht möglich." Damit ist die Rolle der Frau Sander klar beleuchtet, und die Sandersche Ehetragödie der kommenden Jahre wetterleuchtet jetzt schon. Was hier auf einmal sich Luft macht, ist lange verhaltener Groll des Gatten, der seine Frau sich entgleiten sieht, und der nun einen Sündenbock sucht. Vielleicht ist es sogar möglich, daß das frühere so gute Verständnis zwischen Sophie Sander und Merkel die Grenzen des Liebesverhältnisses streifte, und daß in dem Widerwillen der Frau eine erotische Ambivalenz zutage tritt. Sander sagt selbst, daß Merkel seine Frau habe verführen wollen.

Merkel schimpft einstweilen auf den Freimütigen. In seinen Augen ist er ein schlechtes und charakterloses Blatt; er mißfällt, die Hofzirkel ausgenommen, allgemein. Mit Kotzebue stehe er aber gut. „Man fürchtet und feiert mich", bemerkt er selbstzufrieden. — Auch auf der Gegenseite beachtete man die Pläne genau. Karoline Schlegel, die ja auf der von Sander erwähnten Gesellschaft mit Merkel zusammentraf, berichtet darüber am 24. April 1802 an Julie Gotter: „Wir haben viel Spaß gehabt, unter anderm hat Merkel einmal neben mir bei einem Souper gesessen und mir die Cour gemacht." — Tiefen Eindruck

ſcheint er aber nicht auf ſie gemacht zu haben, denn bald darauf ſchreibt ſie: „Über den Huber (den Redakteur der Allgemeinen Zeitung) muß man ein Kreuz machen, denn er iſt ans Kreuz geſchlagen, denn er iſt ein Schächer. Er hält gewiß den Merkel für einen ernſthaften, unparteiiſchen Mann.“ Und entſprechend am 29. November: „Die neue würdige Allianz zwiſchen Kotzebue und Merkel wird Dir doch nicht entgangen ſein, auch der dicke Sander hat ſich außerhalb der Neutralität erklärt. Es wird ein ſchöner Spaß in Berlin werden.“ Und wie man beim Geheimrat Goethe dachte, das erzählt ſein Schwager Vulpius dem jungen Nicolaus Meyer: „Merkel und Kotzebue haben ſich in Berlin vereinigt, der literariſchen Welt eine Brille aufzuſetzen, und in einem eigenen Journale werden ſie beweiſen, daß Goethe gar kein Dichter iſt, daß Merkel und Kotzebue allein Kenner des Geſchmacks ſind, und daß Kotzebue eigentlich Deutſchlands einziger Dichter iſt, wie er ſein ſoll. — Übrigens hat ſich bei uns ein großer Wind gelegt, ſeit Kotzebue ihn nach Berlin mitgenommen hat, und Böttiger ſitzt ganz ſtill in der antiquariſchen Ecke, um Bolzen zu heizen für die beiden Buben der eleganten Goſſe, soi disant der literariſchen Welt.“

Die Vorgänge in Weimar, auf die der Rinaldini-Dichter in den letzten Sätzen anſpielt, ſind bekannt genug; Kotzebue hatte verſucht, ſich in Weimar ſeßhaft zu machen und auch in Goethes engeren Kreis zu kommen. Das hatte der kühl abgelehnt und dabei geäußert, es ſei ſchwerer, in Weimars geiſtlichen Hof als in den weltlichen aufgenommen zu werden[1]). Der verſchnupfte Kotzebue hatte nun Schiller gegen Goethe ausſpielen wollen und eine Schillerfeier vorbereitet, bei der im Weimarer Rathaus die Glocke dargeſtellt und Schillers Büſte bekränzt werden ſollte. Daraufhin hatte Goethe veranlaßt, daß weder die Büſte, noch der Saal zur Verfügung geſtellt wurde — ſehr zur Freude Schillers, dem beim Gedanken an dieſe „Ehrung“ ſehr ſchwül war —, und Kotzebue war auf der ganzen Linie geſchlagen. Jetzt kam Kotzebues Rache. In einem der erſten Hefte des Freimütigen berichtet er ſchon eine Begebenheit, von der er „wünſcht, ſie ſei nicht wahr“. In Weimar habe man den Ion von A. W. Schlegel gegeben. Das Stück ſei ein Mißerfolg geweſen. Böttiger habe für das Journal des Luxus und der Moden eine abfällige Kritik geſchrieben. Davon habe Goethe vor dem Abdruck erfahren und ſich den Korrekturbogen holen laſſen. Nachdem habe er verlangt, daß der Bogen ungedruckt bleibe und Bertuch gegenüber mit der Drohung, zum Herzog gehen zu wollen, ſeinen Willen durchgeſetzt, auch zugleich verhindert, daß die Rezenſion in den deutſchen Merkur komme. Der Kommentar Kotzebues iſt entſprechend biſſig. Eine Woche ſpäter folgt der zweite Angriff. Friedrich Schlegels Schauſpiel Alarcos hatte in Weimar nicht gefallen. Nun wurde Goethes Verhalten bei der Aufführung geſchildert. „Um mit Anſtand ein gebührendes Klatſchen zu bewirken, hat der Herr Direkteur (nämlich Goethe) ungefähr in der Mitte des Parterre ſich einen ausgezeichneten runden Seſſel machen laſſen, auf welchen er ſich im Notfalle ſetzt, die Arme ſo hoch als möglich in die Höhe ſtreckt und ſo laut als möglich das Signal zum Klatſchen gibt. Da nun der Herr Direkteur zugleich in anderer Rückſicht bedeutenden Einfluß hat, ſo geben alle diejenigen wohl auf ihn acht, die jenen Einfluß ſcheuen . . .“ So komme es, daß nie im Weimarer Theater ein Stück ausgeziſcht werde, aber beim Alarcos habe man dem Publikum doch zu viel geboten, „und in dieſer höchſten Not vergaß man den runden Seſſel ſamt dem, der darauf ſaß: durch ein lautes ſchallendes Gelächter machte das Publikum ſich plötzlich Luft. Umſonſt wandte der Herr Direkteur ſich ganz gegen das Publikum (Referent hat es ſelbſt geſehen), umſonſt gebot er mit zornigen Blicken

[1]) Goethe zeichnete ein Blatt, das ihn mit ſeinen Freunden in einer Halle darſtellte. Draußen ſaß Kotzebue in ſehr deutſcher Stellung, und darunter ſtand: Ach, könnt' ich doch nur dort hinein, gleich ſollt's voll Stank und Unrat ſein.

und lautem Ziſchen Ruhe (Fußnote: In einem gewiſſen Journal . . . heißt es, er habe gerufen: ‚Man ſoll hier nicht lachen!‘), er mußte den Sturm austoben laſſen, und erſt nachdem die Tränen des Lachens getrocknet waren, neigte ſich das Stück ruhig zum ſeligen Ende.“

Zwiſchendurch kommt ein Bericht über A. W. Schlegels Vorleſungen, die dieſer im Saale des Herrn Völke in der Franzöſiſchen Straße hält, und der mit dem Redner nicht ſanft umgeht. Eine Hauptaktion bildet die triumphierende Mitteilung, die allgemeine Literatur-Zeitung ſiedle von Jena nach Halle über, und der König von Preußen habe ihr eine Unterſtützung von 10 000 Talern bewilligt, wobei dann einige Worte über geiſtige Deſpotie in Weimar abfallen. Mit dieſer Mitteilung hatte aber Kotzebue in Wirklichkeit Goethe einen Gefallen getan, denn die Pläne waren längſt nicht zur Reife gediehen. Jetzt konnte Goethe den Herausgeber Schütz ſtellen, und die Folge war der Entſchluß, in Jena eine neue Literatur-Zeitung unter Goethes Oberleitung zu gründen.

Die Univerſität Jena ließ ihrerſeits eine Erklärung gegen den Vorwurf der geiſtigen Tyrannei vom Stapel, erreichte damit aber nur eine beſhafte Erklärung des Freimütigen, in der die Geſchichte des Verbotes der Böttigerſchen Rezenſion noch einmal breit ausgewalzt wurde. Auch Kotzebues Streit mit Goethe, der dazu führte, daß Kotzebue die „Deutſchen Kleinſtädter“ von der Weimarer Bühne zurückzog, weil Goethe Anſpielungen auf Kotzebues literariſche Gegner ſtreichen wollte, wird ausführlich berichtet.

Alle dieſe Angriffe kommen, wohlgemerkt, auf das Konto Kotzebue. Kein Wunder, daß der hypochondriſche Sander, der an ihm wer weiß was gewonnen zu haben glaubt, ſehr bald den Geſchmack verliert. Zunächſt beſchwert er ſich noch bitter über Merkel, von deſſen „Nadotagen“ er ſagt, er ſchäme ſich, daß ſolches Zeug in Berlin ausgeläutet werde. Freilich habe er Talente. Im übrigen ſcheine es, daß man ihn als Profeſſor nach Halle berufen wolle. Dann kommen aber ſchnell die Beſchwerden über Kotzebue. Er, Sander, kümmere ſich nicht mehr um den Freimütigen und wolle den Verlag nicht behalten. Trotzdem — der Abſatz des Blattes ſei unbegreiflich ſtark.

Hat die Art und Weiſe, in der Kotzebue Goethe bekämpft, einen ſehr b ä m i ſ ch e n Charakter, ſo kann man von Merkel, der von Oktober 1803 an den Kampf fortführt, einen gleich ſtarken Ausdruck nicht gebrauchen. Kotzebue greift an, obwohl er die Größe des Gegners begreift, Merkel glaubt e h r l i ch, Schwächen eines großen Mannes zu ſehen. Kotzebue, deſſen geſellſchaftliche Poſition in Berlin durch eine Unvorſichtigkeit erſchüttert war, und der ſeine Frau verloren hatte, ging im Herbſt nach Paris, von wo er eifrig Briefe ſchrieb. Inzwiſchen war in Berlin ein neues anonymes Pamphlet gegen Goethe und die Schlegel erſchienen, das wohl das gröbſte darſtellt, was je gegen Goethe erſchienen iſt. Es hieß: „Erzkteratienen. Ein Kunſtwerk und zugleich ein Vorſpiel zum Alarcos“, knüpfte alſo an den im Freimütigen erwähnten Vorfall bei der Aufführung des Schlegelſchen Stückes an. Der Schauplatz iſt ein Saal, mit Bildern geziert, die Spazier beſorgt hat, eine Anſpielung auf den geſchilderten Reinfall der Zeitung für die elegante Welt. Goethe der Große ſitzt auf einem Throne und murmelt:

„Ich bin doch ein erſtaunlich großer Mann!
In meinem Hauſe zweifelt keiner daran.
Daß ich der größte Dichter auf Erden ſei,
Iſt nun einmal meine Liebhaberei,
Und dazu halt ich mir ein paar Jungen,
Daß es mir täglich wird vorgeſungen,
Die bekommen zum ſüßen Lohn
Meine allerhöchſte Protektion,

Dürfen der Welt ein Rübchen ſchaben
Und ſie mit Floskeln zum beſten haben,
Dürfen von Kunſt wie die Elſtern ſchwatzen,
Vor Eigenliebe wie Fröſche zerplatzen,
Dürfen an Wielands Ruhme nagen
Wie ein paar ausgehungerte Ratzen,
Dürfen dem Voltaire Schnörchen ſchlagen
Und den Euripides zerkratzen,
Dürfen ihre Zoten zu Markte tragen
Wie geile Böcke oder Spatzen,
Dürfen wie Eſel nach Löwen ſchlagen,
Keck jeden Ruhm aus unſern Tagen
Anhauchen wie die wilden Katzen,
Ja, kurz, ſie mögen voll Inkonſequenz
All' Unſinn, Eigenlob, Impertinenz
In ihren Magazinen aufſpeichern,
Wenn ſie nur mich — nur mich beräuchern!" —

Der „kleine Falk" meldet A. W. Schlegel den Wütenden und Fr. Schlegel den Raſenden als ein paar „tüchtige Räucherpfannen", die Goethe begrüßen:

„Du reine poetiſche Poeſie,
Du Poeſie der Poeſie.
Hier naht ſich dein getreues Vieh,
Dem deine Hoheit Schutz verlieh."

Goethe antwortet und ſpuckt aus. Die drei geraten ſich in die Haare, wer das Geſpuckte auflecken darf, aber Falk bleibt Sieger. Nun lädt Goethe die Schlegel zum Eſſen ein und erzählt, was er ihnen vorſetzen will:

„Jetzt aber hab ich eine Tracht
Der leckerſten Schüſſeln euch zugedacht,
Und will euch dermaßen traktieren,
Daß ihr euch ſollt geſättigt verſpüren.
Seht, aufgetragen wird ſoeben:
Ein gebratener Wieland den Anfang macht,
Ein geſteifter Böttiger ſteht daneben,
Ein Haſchee von Kotzebue gehört zur zweiten Tracht.
Ein eingepökelter Lafontaine
Und Collins Regulus noch ganz friſch,
Auch ſeht ihr dort für eure Zähne
Einen geſalzenen Merkel auf dem Tiſch.
Ich weiß, es ſind eure Lieblingsſchüſſeln,
So laß es euch wohl gedeihn Hygica!
Zum Nachtiſch liefr' ich euren Rüſſeln
Noch eine frikaſſierte Adraſtea.
Ihr ſeht, ich laſſe braten und ſieden,
Denn unter euch ſchwillt mir der Kamm.
Hier, zum Getränk ſei euch beſchieden
Türkiſcher Fuſel und Bernhardiſcher Schlamm.
(Er ſetzt ſich zur Tafel.)
Ihr, ihr fremden Ruhms gedungene Mörder,
Nehmt Platz, ich bitte, langet zu!
Beliebt euch etwa ein Stückchen Herder?
Oder eine Portion von Kotzebue?
Eßt nach Gefallen mit friſcher Semmel,

Oder tunkt den Brocken in eigen Gift,
Den man stets bei euch, ihr Neidhämmel,
Im Bläschen unter der Zunge trifft."

August Wilhelm erzählt dann von seinen Vorlesungen:

„Sie müssen es glauben, besonders die Damen,
Die sollen mich auf dem Katheder sehn,
Mich preisen und kein Wort verstehn;
Die werden haufenweis zu mir rennen,
Mit Cicisbeen und Ridikülen
Ein Stündchen sitzen auf meinen Stühlen,
Damit sie nachher sagen können:
‚Als das Kollegium ward gelesen,
Bin ich auch ein paarmal dabei gewesen,
Und während ich strickt' an meinen Strümpfen,
Hab ich lernen auf Wieland schimpfen
Und die Göttinger verunglimpfen,
Und über Virgil die Nase rümpfen;
Die ganze Ästhetik in einer Nuß
Kostet mich nur zwei Friedrichsdor,
Dabei hab ich meinen schönen Fuß
Gezeigt der ganzen Versammlung vor,
Und mein elegantes Negligé
Ist auch nebenher bewundert worden.'
Was nun gedruckt wird in Süden und Norden,
Das kritisier' ich an der Spree,
Nach dem echten kritischen Maßstab,
Bei dem es immer sehr viel Spaß gab."

Friedrich entwickelt seine Pläne, auch Falk gibt guten Rat, und Goethe ist mit allem einverstanden:

„Ja, dieser Rat uns wohl gefällt.
Wohlan, meine Söhne, vollbringet das.
Man muß den Leuten das Judizium schärfen,
Nebenher könnt ihr auch schleudern und werfen
Mir an den Kopf das Weihrauchfaß.
Der Dampf verdunkle immerhin
Das Sonnenlicht,
Ich, der ich dran gewöhnet bin,
Ersticke nicht.
Doch durch Kollegien allein
(Wenngleich durch Freibilletts gefüllt)
Mein Durst nach Ehre nicht wird gestillt,
Es muß auch gedruckt zu lesen sein."

Doch August Wilhelm hat Bedenken:

„Ja, mit dem Drucken ist es schon schlimmer
Als mit dem neugierigen Frauenzimmer,
Immer seltner werden die Verleger,
Im Drucken und Zahlen immer träger,
Sie sprechen alle, man woll' uns nicht kaufen;
Selbst unser neuer Almanach,
Wo wir so christlich beten und taufen,
Dem Jacob Böhm die Federn ausraufen,
Und jedem Heiligen nachlaufen,

Liegt da wie Blei — o Weh und Ach!
Wir möchten platzen vor Ungeduld!
Wir schreien vergebens und schimpfen uns heisch;
Daran ist unter andern der Merkel schuld,
Der ist uns ein spitziger Pfahl ins Fleisch.
Zwar haben wir ein miserables Sonett
Mit allerlei Wortspiel auf ihn gemacht,
Doch werden wir mager, und er bleibt fett,
Und hat uns obendrein ausgelacht."

Auch Friedrich Schlegel hat Bedenken, doch Goethe lehnt sie ab:

„Was wollen die Hunde mich necken und schrauben?
Ich sage 's ist gut, sie müssens glauben,
Ich geb' es von mir, sie müssen es lecken,
Und muß ihnen wie Ambrosia schmecken,
Ich verkaufe die Katze für einen Luchsen,
Sie müssen sie kaufen und dürfen nicht mucksen.
Kenn' ich etwa nicht das Publikum!
Es ist geduldig, fromm und dumm,
Mit eignem Urteil befaßt sichs nicht,
Schnattert nach, was ein anderer spricht.
Schreit nur immer mit großem Geschrei,
Daß ich der größte Dichter sei,
Und jedes Wort aus meinem Munde
In die Ewigkeit fahre zur selben Stunde;
Dann stehen sie alle mit offnem Maul,
Denn selber zu prüfen sind sie zu faul,
Da stehn sie gehorsam jederzeit
Und gaffen mir nach in die Ewigkeit,
Und ich — auf Erden das achte Wunder —
Hofiere vornehm auf sie herunter.
Will das nicht helfen, so haben wir ja
Die Literatur-Zeitung in Jena,
Die seift mir den Bart mit dicker Seife,
Denn die muß singen wie ich pfeife,
Sonst soll der Teufel den Hals ihr brechen!
Wir haben ein großes Wort zu sprechen."

Falk spricht von der Verlegung der Literatur-Zeitung, und Goethe muß bekennen, daß man vor ihm leider nur zwei Meilen in der Runde zittert. Nun kommt die kassierte Rezension des Jon zur Sprache, Kotzebues Theatererfolge, die Ehrenpforte, das Tielett, die Änderungen in den „Deutschen Kleinstädtern", Goethes „Götter, Helden und Wieland", seine frühere Abneigung gegen Schiller und die Schlegel, und schließlich erklärt Goethe, Kotzebue solle zu Gnaden angenommen sein, wenn auch er ihm räuchern wolle. A. W. Schlegel will ihn aber lieber vertilgen, damit nur ihre Poesie das Publikum blende:

„Drum, lieber Gott! vertilge du
Mit Feuer und Schwert, durch Gift und Pest,
Was sich nicht imponieren läßt;
Besonders den verwegnen Kotzebue,
Zerstöre sein verdammtes Glück,
Ehe vor Neid wir alle bersten,
Und send' ihn auf dreihundert Werften
Flugs nach Sibirien zurück!

Uns alle und unſern großen Götzen
Wolleſt du überhäufen mit Schätzen,
Auch das Publikum in Atem ſetzen,
Daß wir nicht mehr allein uns ergötzen
An unſerm Alarcos oder Jon!
Kyrie, Eleiſon!"

Schließlich iſt noch vom Alarcos die Rede. Friedrich Schlegel hat Bedenken, ob er Erfolg haben werde, aber Goethe beruhigt ihn.

Falk:
„Wenn ſie nun aber nicht klatſchen wollen?"

Goethe:
„So iſt der Kamm mir hochrot geſchwellen!
Dann hab ich ſo meine eigne Manier,
Wie ichs erzwinge ohne Bitte;
Ich ſetze mich nämlich in ihre Mitte
Und hebe die Hände wie ein Panier,
Und klatſche ſo lange mit komiſcher Wut,
Und klatſche die Hände mir wund bis aufs Blut,
Und ſchaue umher mit grimmigen Gebärden,
Bis ſie furchtſam oder barmherzig werden;
Dann ſtehn endlich zwei oder drei
In meinen höchſten Nöten mir bei,
Und klatſchen ein wenig unter meiner Leitung;
Dann wird gedruckt in der eleganten Zeitung:
Infarktus hat den Weimaranern allen
Ganz außerordentlich gefallen!"

Friedrich bedankt ſich:

„Nun wohl, ſo ſei zum lebendigen Leben
Dies reine Machwerk dir übergeben;
Beſeel' es mit deinem allmächtigen Hauch,
So will ich dir ſtreicheln den ſchwellenden Bauch."

Goethe:
„So bleiben wir euch in Gnaden gewogen!
Es werde die Welt, wie immer, betrogen,
Und ihr Getreuen wohl Achtung gebt,
Daß ihr ſtets ſchimpfend, grob und bitzig
Nur mich und wiederum mich erhebt,
Und zwar, wo möglich, mitunter witzig.
Zwar habt ihr wenig Witz in bonis.
Doch zeugt mir auch ein ſaftig Sonett;
Drum räuchert nur, den adulationis
Bonus odor ex re qualibet."

Dann ſchlummert Goethe, indem die Brüder räuchern, ein und träumt, er ſei zum Papſt erwählt. Er lächelt und ſchnarcht. A. W. Schlegel ſetzt die Melodie ſeines Schnarchens ſogleich in Noten und preiſt es der Welt als rein muſikaliſche Muſik und als Muſik der Muſik. Friedrich nimmt es als Ouvertüre für ſein Stück. Und der kleine Falk „nimmt den Augenblick wahr, wo Goethe ſchläft, und redet über entſetzlich viele Dinge entſetzlich viel".

Der Skandal, den der neue Alarcos machte, war kaum minder ſtark als der, den vor Jahren Kotzebues Pamphlet „Dr. Bahrdt mit der eiſernen Stirn" gemacht hatte. Das Stück iſt von einem verruchten, bösartigen Witz, voll

von Gift und Galle. Daß man auf Kotzebue als den Verfaſſer riet, lag nahe, er ſelbſt aber verſuchte zu leugnen, mußte aber freilich in einer gewundenen Erklärung zugeben, daß irgend welche Zuſammenhänge zwiſchen den Expektorationen und ihm beſtänden. Der Buchhändler Quien hatte offen erzählt, daß Kotzebue der Verfaſſer ſei. Nunmehr veranlaßte Kotzebue ihn, öffentlich zu erklären, daß er das Manuſkript nicht aus ſeinen Händen empfangen habe. Auf dieſe Erklärung hat ſich auch Kotzebue noch 1812 in der „Grille“ öffentlich berufen, und ſein Sohn W. von Kotzebue, der 1881 eine Art Ehrenrettung ſeines Vaters in „Urteilen ſeiner Zeitgenoſſen und der Gegenwart“ zuſammenſtellte — er bringt darin eine kurioſe Zuſammenſtellung der Kotzebueſchen Stücke nach ihrem moraliſchen Wert, nämlich 163, die den Vorwurf der Immoralität nicht rechtfertigen, 43 Stücke mit zweideutigen, gewagten Situationen und dergleichen und 5 mit unmoraliſcher Tendenz, macht zuſammen 211 (!) Bühnenwerke —, nimmt es für gewiß, daß das Schimpfſpiel nicht von ihm herrührt. Auch der Goetheforſcher Woldemar v. Biedermann, der eine ausgezeichnete Arbeit über Goethe und Kotzebue geliefert hat, erwähnt nur das Gerücht, das ihn als Verfaſſer nennt. Demgegenüber bezeugt Sander in einem Brief an Böttiger, daß er das Manuſkript bei Quien eingeſehen, die Handſchrift verglichen und feſtgeſtellt habe, daß es die Kotzebues ſei. Auch Merkel läßt in einem Artikel ſeiner Zeitung für Literatur und Kunſt (1811 Nr. 21) keinen Zweifel, daß er von der Autorſchaft ſeines Kollegen überzeugt iſt. Und ſchließlich bedarf es nur einer Vergleichung zwiſchen den Angriffen im Freimütigen und den einzelnen Stellen des Pamphletes, um zu der Überzeugung zu kommen, daß Kotzebue ſicher der Verfaſſer iſt.

Den maſſiven Angriffen im erſten Jahrgang des Freimütigen und in den Expektorationen gegenüber iſt das, was Merkel gegen die literariſchen Feinde veröffentlichte, eigentlich nur Kleinkrieg, freilich oft genug überheblich und boshaft, aber doch nie ſo bösartig. Schließlich war auch einmal Schillers Kabale und Liebe in der Voſſiſchen Zeitung mit folgenden Worten verriſſen worden: „In Wahrheit wieder einmal ein Produkt, was unſeren Zeiten — Schande macht. Mit welcher Stirn kann ein Menſch doch ſolchen Unſinn ſchreiben und drucken laſſen, und wie muß es in deſſen Kopf und Herz ausſehen, der ſolche Geburten ſeines Geiſtes mit Wohlgefallen betrachten kann? ... Wer 167 Seiten voll ekelhafter Wiederholungen gottesläſterlicher Ausdrücke, wo ein Geck um ein dummes, affektiertes Mädchen mit der Vorſicht rechtet, und voll kraſſen, pöbelhaften Witzes oder unverſtändlichen Gallimathias durchleſen kann und mag, der prüfe ſelbſt!“ Und der Verfaſſer dieſer Rezenſion war kein Geringerer als K. Ph. Moritz, der Verfaſſer des Anton Reiſer! — Am ſchlimmſten iſt wohl im Freimütigen unter Merkels Leitung ein Artikel „Beweis, daß Herr von Goethe kein Deutſch verſteht“, aber der iſt wieder von Kotzebue, der ſich über den Epilog zu Schillers Glocke hermacht und ihn nach beſter Beckmeſſermanier behandelt. Über die erſte Darſtellung des Epilogs zu Schillers Glocke bei Schillers Gedächtnisfeier im Lauchſtedter Theater hatte das Blatt ſchon vorher einen abfälligen Bericht gebracht. Merkels Stellung läßt ſich etwa mit folgenden, 1805 über Goethe geſchriebenen Worten umreißen: „Es laſſen ſich auf dem Felde der Schriftſtellerei zwar wichtigere Verdienſte erwerben, als die ſeinigen ſind; aber auch dieſe ſind nicht verächtlich. Wir beſitzen von ihm etwa ein Viertelhundert gelungener Gedichte, ein Dutzend Dramen, von denen ſich ein paar jährlich einmal, ohne einzuſchlafen, anſehen laſſen, ein nicht ganz ſchlechtes epiſches Gedicht, ein paar Romane, die beide berühmt ſind, und von denen der eine auch gut iſt — und ungefähr fünf bis ſechs in verſchiedenen Schriften zerſtreute geſunde Gedanken über ſchöne Kunſt.“ Das iſt dumm, borniert, anmaßend, töricht, albern, aber nicht gemein und übel wie etwa der neue Alarcos.

Wie reagierte nun Weimar auf solche Angriffe? Die Briefe an ein Frauenzimmer sowohl wie den Freimütigen besorgte Böttiger an die Herzogin Anna Amalia. Die aber fand keinen Gefallen an dem Blatte. Charlotte von Stein schreibt am 26. Januar 1803 an Knebel: „(die Herzogin) erzählte mir mit Abscheu einige Artikel aus dem Freimütigen. Er ist ein Kotzebuesches Journal, welches mir aber unbekannt war ... Sollte nicht unser Freund Goethe durch seine unglücklichen Xenien diesen Geist, sich alles zu erlauben, ein wenig angefacht haben? Auch hat man den Kotzebue hier etwas unhold behandelt." Schiller soll, als er einige Tage vor seinem Tode ein Blatt davon liegen sah, es haben wegtragen lassen, um in Wahrheit sagen zu können, er habe es nie gesehen. Er erwähnt Merkels Namen auch nur einmal in einem Briefe an Lotte, in dem er bei Gelegenheit der Tell-Aufführung in Berlin sagt, daß selbst Merkel, der immer mit ihm im Streite lag, das Schauspiel mit vollen Backen angekündigt habe.

Goethe dagegen fühlte sich empfindlich verletzt. Er hat freilich nie etwas gegen das Treiben veröffentlicht, und vielleicht hat das die Angreifer am meisten gereizt. Aber dafür, daß er die Stiche empfand, haben wir aus späterer Zeit und aus dem Nachlasse Zeugnisse in Menge. Daß er nicht antworten wollte, zeigt ein Brief von Christiane an Nicolaus Meyer: „Unsern lieben Geheimen Rat beurteilen Sie ganz recht, wenn Sie überzeugt sind, daß er zu den Kotzebueschen Ausfällen schweigen wird." Das Schweigen löste sich erst später, als er die Angriffe verwunden hatte. Eine ganz deutliche Wendung gegen Merkels Argumente, zugleich ein Zeugnis für dessen tatsächlichen Einfluß, enthält folgende Stelle in den Maximen und Reflexionen über Literatur und Ethik: „Wenn ein deutscher Literator seine Nation vormals beherrschen wollte, so mußte er ihr nur glauben machen, es sei einer da, der sie beherrschen wolle. Da waren sie gleich so verschüchtert, daß sie sich, von wem es auch wäre, gern beherrschen ließen." Und mit ähnlichen Worten schreibt er 1822 in der „Geneigten Teilnahme an den Wanderjahren": „In späteren Jahren übergab ich lieber etwas dem Druck als in den mittleren, denn in diesen war die Nation irre gemacht durch Menschen, mit denen ich nicht rechten will. Sie stellen sich der Masse gleich, um sie zu beherrschen; sie begünstigten das Gemeine als ihnen selbst gemäß, und alles Höhere ward als anmaßend verrufen. Man warnte vor tyrannischem Beginnen anderer im Literaturkreise, indessen man selbst eine ausschließende Tyrannei unter dem Schein von Liberalität auszuüben schien. Es bedarf keiner langen Zeit mehr, so wird diese Epoche von edlen Kennern frei geschildert werden."

Von Gedichten, die zu Goethes Lebzeiten veröffentlicht sind, wendet sich nur eine Stelle gegen diese und andere Angriffe, — folgende Strophe im West-Östlichen Divan:

„Wohl, Herr Knitterer, er kann sich
Mit Zersplitterer vereinen
Und Verwitterer, alsdann sich
Allenfalls der Beste scheinen."

Aber auch hier ist der Gegenangriff unverständlich; er wird es erst, seit wir wissen, daß die Stelle ursprünglich lautete:

„Und das Morgenblatt, es kann sich
Mit Freimütigem vereinen,
Und die Elegante dann sich
Allenfalls die Beste scheinen."

Sein Groll richtet sich also nicht allein gegen den Freimütigen, sondern auch gegen andere Journale. Entsprechend äußert er sich am 14. Dezember 1808 zum Kanzler von Müller: „Ein Volk, das ein Morgenblatt, eine elegante Zeitung,

einen Freimütigen hat und Leſer dazu, iſt ſchon wie verloren.“ Ausführlicher noch hat er ſich gegenüber Fernow 1807, alſo nachdem Merkel Deutſchland hatte verlaſſen müſſen, ausgeſprochen; Fernow berichtet: „Ich kam zufällig mit Goethe auf das Journal- und Zeitungsweſen unſeres Vaterlandes zu ſprechen. Sie wiſſen, wie Goethe von jeher über die Neuigkeitskrämerei der Journale gedacht hat, und er war auch jetzt indigniert über ſo manche Nachrichten, welche in den letzten Zeiten über Weimar in einigen Zeitungen geſtanden haben. Er ſagte mir, er habe deshalb auch ſehr ernſtlich an . . . geſchrieben, daß er jetzt beſonders, wo Deutſchland nur eine große und heilige Sache habe, die, im Geiſte zuſammenzuhalten, um in dem allgemeinen Ruin wenigſtens das bis jetzt noch unangetaſtete Palladium unſerer Literatur aufs eiferſüchtigſte zu bewahren, dergleichen Frivolitäten, welche nur zum Geſpött der Schadenfrohen und zum Geklatſche der Müßiggänger, nicht in ſeinen Blättern hegen und pflegen müſſe. Er ſagte, nach dem 14. Oktober müſſe kein Freimütiger mehr exiſtieren . . . Alle die Neckereien, welche ehemals in Zeiten der Ruhe und friedlicher Verhältniſſe, wenn auch unanſtändig, doch im weſentlichen unſchädlich geweſen, würden jetzt höchſt nachteilig werden, wenn ſie dazu beitragen könnten, daß die Franzoſen die einzige Achtung, die ſie jetzt noch für die Deutſchen haben können, die Achtung für unſere Kultur und für unſer geiſtiges Streben, wovon ſie jetzt als Augenzeugen genauer und beſſer unterrichtet werden können, verlieren müßten. Es ſei alſo jetzt, wo alles auf der Spitze ſtehe, eine wahre Verräterei, mit dem alten Leichtſinne fortzufahren, Orte, welche als ein Sitz der Kultur und Männer, welche als tätige Beförderer derſelben einige Anſprüche auf öffentliche Achtung haben könnten, unwürdig zu behandeln, und daß der Feind uns um ſo weniger ehren werde, wenn wir uns ſelbſt ſo wenig ehren und achten, daß wir nichts Beſſeres zu tun wiſſen, als vor ſeinen Augen unſere Blößen aufzudecken. Beſonders müſſe Weimar und diejenigen in Weimar, welche zum Teil dazu beigetragen, auch ſelbſt in den Augen der Franzoſen unſere Literatur achtungswürdig zu machen, jetzt mit gebührender Rückſicht behandelt werden, um ſo mehr, da der Kaiſer Napoleon ſelbſt auf Weimar aufmerkſam geworden, ſo daß er den berühmten Johannes Müller in einer Unterredung gefragt hat, ob denn Weimar auch in Deutſchland ſelbſt wegen ſeiner höheren Bildung in demſelben Anſehen ſtehe, wie bei den franzöſiſchen Gelehrten.“

Das einzige Zeichen, daß man in Weimar Mißbehagen empfand, war eine diplomatiſche Beſchwerde im Mai 1805, die der ruſſiſche Geſandte Alopäus als Sachwalter der Großfürſtin erhob, und in der er erſuchte, den Freimütigen zu veranlaſſen, möglichſt wenig über den Weimarer Hof zu bringen. Man kann annehmen, daß Goethe mit dieſer Aktion auf Umwegen, deren Akten im Berliner Staatsarchiv liegen, zu tun hatte, beweiſen läßt es ſich nicht. Eine ſpätere Beſchwerde der weimariſchen Regierung im Juni 1806 knüpft an einen ganz konkreten Fall an und hat mit den literariſchen Zänkereien nichts zu tun.

Wie Goethe ſeinen Ärger abreagierte, zeigt vielmehr ſeine Äußerung gegenüber Eckermann vom 16. Mai 1818: Er (Goethe) amüſierte ſich an der Erinnerung ſeiner Streitigkeiten mit Kotzebue und Konſorten und rezitierte einige ſehr biſſige Epigramme gegen den erſteren, die übrigens mehr ſpaßhaft als verletzend waren. Ich fragte ihn, warum er ſie nicht in ſeine Werke aufgenommen. „Ich habe eine ganze Sammlung ſolcher Gedichtchen,“ erwiderte Goethe, „die ich geheim halte und nur gelegentlich den vertrauteſten meiner Freunde zeige. Es war dies die einzige unſchuldige Waffe, die mir gegen die Angriffe meiner Feinde zu Gebote ſtand. Ich machte mir dadurch im ſtillen Luft und befreite und reinigte mich dadurch von dem fatalen Gefühl des Mißwollens, das ich ſonſt gegen die öffentlichen und oft boshaften Häkeleien meiner Gegner hätte empfinden und nähren müſſen. Durch jene Gedichtchen habe ich mir alſo perſönlich einen

wesentlichen Dienst geleistet. Aber ich will nicht das Publikum mit meinen Privathändeln beschäftigen oder noch lebende Personen dadurch verletzen. In späterer Zeit wird sich jedoch davon dies oder jenes ganz ohne Bedenken mitteilen lassen."

Diese Goetheschen Stachelverse sind in den „Inwektiven" erhalten. Den Hauptgroll erfahren darin Kotzebue und Böttiger, der Freund Ubique. Immerhin wird auch Merkel nicht zu knapp bedacht. Das älteste der Gedichte dürfte „Der neue Alcinous" sein, der etwa um 1802 entstanden ist. Kotzebue hatte von dem Mediziner Loder einen Garten in Jena gekauft. Daß man dort kegelte, ist auch sonst überliefert.

Der neue Alcinous

Erster Teil

Laßt mir die Phäaken schlafen,
Jene alten, jene fernen!
Freunde, kommt in meinen Garten,
Den gefühlten, den modernen!

Freilich nicht vom besten Boden;
Doch in allerschönster Richtung,
Nächst an Jena gegen Weimar,
Recht im Mittelpunkt der Dichtung.

Will dort unter Freundes Zweigen
Und geschenkten Bäumen leben;
Doch zu ganz gewisser Rührung
Steht der Kirchhof gleich daneben.

Doch weil hinten mancher Toter
An der dumpfen Mauer ranzet,
Hat daher der gute Loder
Lebensbäume hingepflanzet.

Der einst gerne Geld vergeudet,
Der Direktor Graf von Soden,
Schickt für jedes Stück mir vierzehn
Stämmchen aus dem besten Boden.

Ob sie alle wie in Franken
Und bei Sickler, neu bekleiden,
Wird sich finden; wenn sie darren,
Werd ich neue Stücke schreiben.

Hier an diesem Wege stehen
Die Verleger miteinander:
Diese Mispeln pflanzte Kummer,
Diesen Korkbaum schickte Sander.

Sollte dieser Kork nun freilich
Wie der Geber sich verdicken,
Mögen Enkel und Urenkel
Mit dem Weg zur Seite rücken.

Pflaumen hat er mir versprochen,
Der scharmante kleine Merkel,
Und nun sind es Schlehen worden:
Meine Kinder, sind sie Ferkel?

Hahnebutten wählte Bött'ger,
Aus Pomonens bunten Kindern;
Leidlich schmecken sie durchfröstet,
Doch sie kratzen mich am H . . .

Kammerkätzchen, Kammermäuschen
Stifteten die schönsten Nelken,
Wieland gab ein Lorbeerreischen,
Doch es will bei mir verwelken.

Haselstauden will die Gräfin
Mir ein ganzes Wäldchen schenken,
Und sooft ich Nüsse knacke,
Will ich an die Freundin denken.

Auch aus Tiefurts Zauberhainen
Seh ich manches Reis mit Freuden;
Doch um einen Lilienstengel
Will man mich besonders neiden.

Und so pflanzten sie mit Eifer,
Nah und ferne, gute Seelen,
Und der Magistrat zu Naumburg
Ließ es nicht an Kirschen fehlen.

Zweiter Teil

Wenn ich nun im holden Haine
Unter meinen Freunden wandle,
Mögens meine Feinde haben,
Die als Kegel ich behandle.

Kommt mir her, geliebte Freunde!
Laßt uns schleudern, laßt uns schieben;
Seht nur, es ist jedem Kegel
Auch sein Name angeschrieben.

Dort den Procerem der Mitte
Tauft ich mir zu Vater Kanten,
Hüben Fichte, drüben Schelling
Als die nächsten Geistsverwandten.

Braun steht hinten in dem Grunde,
Röschland aber trutzt mir vorne,
Und besonders diesen letzten
Hab ich immer auf dem Korne.

Dann die Schlegels und die Tiecke
Sollen durcheinander stürzen
Und durch ihre Purzelbäume
Mir die lange Zeit verkürzen.

Schieb ich Holz, da wird gejubelt:
Dreie! Fünfe! Sechse! Neune!
Immer stürz' ich meine Feinde
Über ihre steifen Beine.

Aber weil durch ihren Frevel
Sie verdienen ewige Hölle,
Setzt sie der bebende Junge
Immer wieder auf die Stelle.

Und so stürzen meine Feinde
Durch des Arms Geschick und Stärke;
Darum nannt' ich auch die Kugeln
Nach den Namen meiner Werke.

Eine heißt „Die Sucht zu glänzen",
Und dann steigt es immer höher:
Das „Jahrhundert" nannt' ich eine,
Eine den „Hyperboreer"!

Wie Alcinous behaglich
Könnt ich mich auf Rosen betten;
Doch das Weimarsche Theater
Schickt mir mit dem Westwind Kletten.

Und das Unkraut wächst behende,
Und aus jedem Distelkopfe
Seh ich eine Maske blicken;
Gräßlich mit behaartem Schopfe.

Merkel schickt mir einen Boten.
Doch ich schweige, laß ihn warten;
Weiter geh ich, und er folgt mir
Gar bescheiden durch den Garten.

Und wie jener röm'sche König
Sich den höchsten Mohn erlesen,
Also fahr ich mit der Gerte
In das schnöde Distelwesen.

Alle die verdammten Köpfe,
Die so frech herübergucken,
Sollen gleich vor meinen Hieben
Fallen oder niederducken.

Und der Bote merkt verwundert
Mein geheimnisvolles Handeln,
Geht und meldet's meinem Freunde;
Dieser fängt nun an zu handeln.

Und so glänzen wir mit Ehren
Unter allen frit'schen Mächten:
Die Verständ'gen, die Bescheid'nen
Und besonders die Gerechten.

Den überlegensten Humor atmen die Verse, die die posthume Überschrift „Ultimatum" tragen:

Wollt', ich lebte noch hundert Jahr,
Gesund und froh, wie ich meistens war;
Merkel, Spazier und Kotzebue
Hätten auch so lange keine Ruh,
Müßtens kollegialisch treiben,
Täglich ein Pasquill auf mich schreiben.
Das würde nun fürs nächste Leben
Sechsunddreißigtausendfünfhundert geben,
Und bei der schönen runden Zahl
Rechn' ich die Schalttag' nicht einmal.
Gern würd' ich dieses holde Wesen
Zu Abend auf dem Nachtstuhl lesen,

Gute Worte, gelind' Papier
Nach Würdigkeit bedienen hier;
Dann legt' ich ruhig, nach wie vor,
In Gottes Namen mich aufs Ohr.

Auf Merkel, Kotzebue und Böttiger bezieht man auch allgemein folgende Strophen:

Triumvirat

Den Gott der Pfuſchereien zu begrüßen,
Kam Leichtfuß, Genius der Zeit, gegangen:
Laß uns, mein Teurer, aneinander hangen
Wie Klett' und Kleid! Pedanten mags verdrießen.

Wir ruhen bald von unſrer einz'gen ſüßen
Planloſen Arbeit mit genährten Wangen;
Wenn Dilettanten-Skizzen einzig prangen,
Sei ernſte Kunſt ins Fabelreich gewieſen.

An Schmierern fehlt's nicht, nicht am Lob der Schmierer;
Der rühmt ſich ſelbſt, den preiſet ein Verlacher,
Der gleiche den, der Pöbel einen dritten;

Doch fehlt im Ganzen noch ein Rädelsführer,
Ein unermüdlich unverſchämter Pracher
Papierner Münze. Da trat in die Mitten

Herr Überall, in Tag- und Monatstempeln
Den Lumpenbrei der Pfuſcher und der Schmierer
Mit „B + r" zum Meiſterwerk zu ſtempeln.

Ob dieſe Verſe aber wirklich auch Merkel meinen, ſcheint mir zweifelhaft, denn „Genius der Zeit" iſt der Titel der Zeitſchrift des Kammerherrn von Hennings. Aus viel ſpäteren Jahren ſind dann die letzten Verſe:

„Verwandte ſind ſie von Natur,
Der Friſchling und das Ferkel;
So iſt Herr Menzel endlich nur
Ein potenzierter Merkel."

Die Bedeutung der Gegnerſchaft gegen Goethe erforderte es, dieſe Streitigkeiten aus der allgemeinen Darſtellung der Schickſale des Freimütigen herauszuſchälen und für ſich zu entwickeln.

Ich muß nun zum Jahre 1803 zurückkehren, zu dem Zeitpunkt, als Merkel von der Herausgabe des Freimütigen zurückgetreten war. Die Stellung, die er durch die Tätigkeit für die Spenerſche Zeitung einnahm, war ſtark genug, um Merkel den Rücktritt nicht ſchmerzlich empfinden zu laſſen. Dazu kam dann ſein eigenes Blatt „Ernſt und Scherz", das am 7. Juni zum erſtenmal erſchien. Es iſt mir leider nicht gelungen, das Blatt aufzutreiben, aber es dürfte ſich im allgemeinen kaum vom Freimütigen, wie ihn Merkel ausgeſtaltete, unterſchieden haben. Von Oktober an übernimmt er auch die Leitung des Freimütigen und die doppelte, ja zeitweiſe dreifache redaktionelle Tätigkeit ſteigert ſeine tatſächliche kritiſche Macht noch bedeutend. Von jetzt ab bis zum Zuſammenbruch des alten Preußen ſtellt Merkel einen berliniſchen Literaturpapſt im Miniaturformat dar, deſſen Unfehlbarkeit freilich ſtark umſtritten war. Der Hauptwiderſtand kam von Leipzig, wo die Zeitung für die elegante Welt einen erbitterten Kampf gegen ihn führte. Der Zwiſt begann ſchon früh. Noch in der Spenerſchen Zeitung ſetzt Merkel ſich gegen Spazier zur Wehr, immer wieder die alte Taktik gebrauchend, ja ſogar ſich erbietend,

Angriffe gegen ihn, die anderweit nicht untergebracht werden können, selbst zu drucken. Das Jahr 1803 ist das schlimmste. Hier findet sich im Inhaltsverzeichnis der Zeitung für die elegante Welt eine besondere Rubrik mit 25 Beiträgen „Ernst- und scherzhafte Tendenzen gegen den Freimütigen", von dem ein Epigramm zweideutig behauptet:

Il veut donc cinq fois par semaine
Aller a la postérité!

Ein langer Brief eines Frauenzimmers, der vielleicht mit Anspielung auf Frau Sander Sophie unterzeichnet ist, wendet sich gegen Merkel als Verfasser der Frauenzimmerbriefe. Und ein anderes Epigramm meint:

„Mit Doktor M—l ist es eigen,
Dem Bandwurm gleich ist sein Genie,
Er schreibt und schreibt und endet nie,
Es müßte denn der Kopf sich zeigen."

Natürlich melden sich die Schriftsteller, die von ihm schlecht behandelt sind, im redaktionellen und im Anzeigenteil zum Wort. Wir erfahren auch, daß ein Herr K. G. Schelle ein Buch „Gottlieb Merkel als Schriftsteller, Kritiker usw. vor das Forum der Kritik, Philosophie und Kunst gezogen" geschrieben hat, aber gegen Ende des Jahres scheint man auf beiden Seiten des Streites überdrüssig zu sein, denn Spazier erklärt, keine Angriffe mehr bringen zu wollen. Er hält freilich nicht Wort, dann nach einigen Monaten geht der Zank aufs neue los. Merkel hat sich irgendwie über Spaziers Neuwiedischen Hofratstitel mokiert. Der fühlt sich gekränkt und versucht, Merkel bei der Zensur wegen Beleidigung des Fürsten von Neuwied anzuschwärzen. Im Oktober übernimmt ein anderer den Kampf, August Klingemann[1]), der auch der (bisher nicht identifizierte) Verfasser eines Pamphletes gegen den Freimütigen ist, aus dem die Zeitung für die elegante Welt einen Vorabdruck mit seinem Namen bringt. Das Pamphlet selbst ist anonym erschienen: „Freimütigkeiten. Ein Seitenstück zu den Expektorationen und zugleich ein blöder Mitbewerber um den von Herrn v. Kotzebue ausgesetzten Preis für das beste Lustspiel. Abdera." Merkel tritt darin als Theobald, ein Kritikus, und Kotzebue als Hilarius, der berühmteste Dichter, auf. Es ist nach dem Muster des Gestiefelten Katers gearbeitet; die Zuschauer spielen auch hier mit. Das Stück beginnt mit einer Anspielung auf das Schlegelsche Sonett. Theobald hat Apoll und Amor gefangen. Er steckt sie in moderne Kleider, aber Amors Pfeile stören alle Pläne. Apoll bricht in antiker Nacktheit herein und plagt Kotzebues Klärchen, das nach dem Muster Daphnes in einen Lorbeerbaum verwandelt wird. Der Harlekin beschließt das Stück mit einem Epilog; übrigens ist um diese Zeit auch ein ebenfalls gegen Kotzebue und Merkel gerichtetes Stück „Der Freimütige. Trauerspiel in zwei Aufzügen. In Versen a la Gürtel" erschienen, das ich nicht habe auftreiben können.

Spazier scheint aber letzten Endes keine Freude mehr an den Katzbalgereien mit dem Freimütigen gehabt zu haben, denn kurz vor seinem Tode im Januar 1805 läßt er Merkel um Verzeihung bitten. Der Verbreitung des Blattes

[1]) August Klingemann, Braunschweiger, 1777—1831, trat als Student in Jena in die Gefolgschaft Fichtes, Schellings und A. W. Schlegels. 1796 erscheint sein Roman Wildgraf Eckard v. d. Wölpe, dem eine Menge anderer Romane und Dramen folgen (dabei ein Faust), die ihrer Zeit große Erfolge hatten. Früh beginnt sein Interesse für die Bühne, zu der er später ganz als Regisseur und Direktor tritt. Er ist der Gründer und erste Leiter des Braunschweiger Hoftheaters, auf dem er, freilich auf Anregung des Herzogs Karl II., des „Diamantenherzogs", zuerst Goethes Faust auf die Bretter bringt.

hat der Zank nicht geschadet. Im Juli 1804 berichtet Merkel Böttiger, daß die Auflagen zweitausend Exemplare betragen, eine für jene Zeit unverhältnismäßig große Zahl, die sich später noch steigerte, vor allem, als das Blatt anfing, politischen Charakter anzunehmen.

Bei der intensiven Tätigkeit für den Freimütigen konnte Merkel der Spenerschen Zeitung nicht mehr die gleiche Arbeit widmen. Er behielt sich nur noch die Oberaufsicht vor, die eigentliche Arbeit, auch die Theaterkritik, übernahm Julius v. Voß. Übrigens wird der Umfang des literarischen Artikels in der Spenerschen Zeitung in der zweiten Hälfte des Jahres 1803 eingeschränkt.

Was Merkel in der Spener angestrebt hatte, das übertrug er in erhöhtem Maße auf den Freimütigen, unter viel kräftigerer Betonung des Artikelteiles. Der Freimütige übernahm von den alten Literaturzeitungen den Kritikenteil, der auch weiterhin eine bedeutende Rolle spielt. Daneben kommt aber das Unterhaltende, etwa im Sinne der heutigen Familienzeitschriften, freilich mit größerer Hervorhebung gelehrter Tendenzen zur Geltung. Der Freimütige greift alles auf, was der Tag ihm zuträgt, mag der braunschweigische Hofagent Jacobsohn in Seesen eine Schule gründen oder der Doktor Gall Vorträge über seine Schädellehre halten und die Köpfe von Zuchthausinsassen zu Studienzwecken untersuchen, oder mag ein lettischer Küster eine kühne Rettung aus Seenot vollbringen. Ein immer dichter werdendes Netz von Korrespondenten berichtet aus allen Teilen Deutschlands und des Baltikums. Kotzebue schreibt Briefe aus Paris und Italien, Naturwissenschaftler, Historiker und Reisende berichten aus ihren Fachgebieten. Der alte Schadow bespricht Bilder, der Räuber Fetzer — als Sekundaner las ich einen herrlichen Roman in 50 Heften, dessen Held er war, und schwänzte darüber die Homerstunde — ist ebenso interessant wie ein „melancholischer" Mörder in Hamburg und die Kunstschätze des preußischen Königshauses. Daneben stehen Gedichte, Epigramme, Anekdoten, Gedankensplitter, Lesefrüchte, kleinere Glossen. Und allmählich entwickelt sich ein Nachrichtenteil, dem Merkel die Überschrift „Nichtpolitische Zeitung" gibt. Hier drängt sich ganz kurz, aber pointiert gefaßt, zusammen, was er fremden Zeitungen entnimmt — die verblüffend einfache Methode, wie er diese Zeitungen sich verschafft, hat er ja selbst geschildert —, Kunstnachrichten neben gesellschaftlichem Klatsch, Kapitalverbrechen neben politischen Neuigkeiten, Entdeckungen und Erfindungen neben polemischen Bemerkungen. Man muß wieder wie im literarischen Artikel der Spenerschen Zeitung das journalistische Temperament Merkels anerkennen, diese Fähigkeit, auf jeden Reiz im Augenblick zu reagieren, auf der Zunge zu verdauen, die der Verbreitung des Freimütigen den wesentlichsten Antrieb gab, denn die Redaktion ist allein Merkels Werk. Kotzebue erscheint zwar als Herausgeber, liefert aber nur noch Beiträge, und selbst das nicht regelmäßig, denn Merkel nennt ihn gelegentlich faul. Für die technische Entwicklung des deutschen Zeitschriftenwesens ist der Freimütige so von außerordentlicher Bedeutung geworden, von ihm stammen die Familienzeitschriften so gut wie die literarischen Revuen ab, und Merkel sagt nicht zu viel, wenn er auf die Nachahmung durch die Zeitung für die elegante Welt und das Cottasche Morgenblatt hinweist.

Die letzte Entwicklung des Freimütigen gehört nicht mehr in dieses Kapitel, das vielmehr mit dem letzten und gröbsten literarischen Angriff gegen Merkel beschlossen werden muß. Nach dem Tode Spaziers hatten die literarischen Streitigkeiten nachgelassen. Die Elegante ging unter der Leitung Mahlmanns andere Wege. Goethe schwieg, A. W. Schlegel weilte in Frankreich bei Frau von Stael, Friedrich Schlegel saß über Sanskritstudien in Paris. Obwohl ihre Anhänger in Berlin zahlreich waren, fehlte ihnen doch der Wortführer. Nur eine Gesellschaft *sehr* junger Dichter, eine literarische Bohème des damaligen Berlin dachten an Kampf. Die Angehörigen dieses Kreises hatten einen „Nord-

sternbund" geschlossen, dessen Losungswort Τὸ τοῦ πόλου ἄστρον hieß, und der mit freimaurerischen Gebräuchen kokettierte. Brüder des Nordsternbundes waren der 1803 noch nicht zwanzigjährige K. A. Varnhagen, der der Pepinière entlaufen war, in der er zu guter Letzt den vorschriftsmäßigen Zopf an die Haustür genagelt hatte, Adalbert von Chamisso, damals noch Offizier, Wilhelm Neumann, Rahels Bruder Levin Marcus, der sich später Ludwig Robert nannte, Ferdinand Koreff, Julius Klaproth, der Theologe Franz Theremin, Chamissos Freund de la Foye, der Graf von der Lippe, Eduard Hitzig und noch einige andere. Den engsten Kreis bildeten Varnhagen, Chamisso und Neumann, der fast wie ein Sohn im Hause Cohen lebte, in dem Varnhagen damals Hauslehrer war. Natürlich standen ihnen auch die anderen jüdischen Häuser offen, die wir bereits kennen gelernt haben, und ein anderes, dessen Hausfrau schon oft auf diesen Blättern genannt wurde. In Sophie Sander fanden die Nordsternbrüder eine Muse und mehr. Der Erkorene ihres Herzens war Theremin, der spätere Hofprediger, und die Liaison beschäftigte die Mäuler der Leute so, daß der junge Theologe beim ersten Eintreffen der Nachricht von der Jenaer Schlacht angeblich rief: „Ach, das Gerede ist ja nur gemacht, damit sie in der (französischen) Kolonie von etwas anderem zu reden haben, als von mir und der Sander!" Den jungen Romantikern zeigte sie sich als unverstandene Frau, so daß Chamisso an de la Foye schreibt:

„Ich habe letzthin, lieber Guter, und mit inbrünstiger Andacht Deine Gesundheit getrunken. Es war bei der Sander. Sie trank sie mir zuerst zu. Glaubest auch Du an diese Gebete im Weine? Heilig sind sie mir und heilig das Blut der Reben. Besoffen sein ist ein viehischer Zustand, ein göttlicher aber berauschet zu sein, und ich weiß ihn zu genießen. Ich bin oft bei der Sander, trinke oft in ihrem Hause, sie ist ein wundersames, göttliches Wesen, wie alle Weiber, die ich gekannt und die mich angezogen haben. Und sie ganz nach ihrer Weise. Daß sie unglücklich ist, erträgt sie mit Ironie und hat ihr wohl einige Bitterkeit gegeben; aber ich glaube sie natürlich und bei hohen Gaben, die einen Deutschen fesseln können, hat sie alle die, welche einen Franzosen anziehen können. Verstehst Du mich? Man kann bei ihr über das Schreckliche scherzen und lachen und es recht tief fühlen, daß es schrecklich sei. Doch nicht ich liebe sie, aber wie sehr ich sie schätze, habe ich Dir gesagt, und ich glaube, daß auch sie mich schätzet. Sie sehe ich am mehrsten."

Auch ein Sonett auf sie hat Chamisso gemacht, das hier, da es sich in den Chamissoausgaben sonst kaum findet, stehen möge:

An Sophie Sander

Als zu den Trümmern, daß ich sie betrachte,
Des Glückes, dessen Kränze sich mir woben,
Ich um mich her den düstern Blick erhoben,
Und zu den Opfern, die dem Tod ich brachte,

Zu Schmerzens Stürmen mir das Herz erwachte,
Daß ich in Zorneswahnsinn mußte toben,
Daß Wut ich weinte, bald zur Welt gehoben,
Und bald mich selbst mit grimm'gem Hohn verlachte.

Wohl wußt ich, deren Blick ob er mir schiene,
Ins wogende Gemüte Ruhe brächte,
Und Wehmutslächeln würde mir erfunkeln,

Doch unaufhaltsam ohne Hort und Sühne,
Reißt es mich tief und tiefer in die Nächte,
Die alle Lebens Lichte mir umdunkeln.

Als getreue Jünger der Schlegel machten die Nordſternbrüder natürlich Sonette in faſt unheimlichem Umfange. Man findet ſie in dem Muſenalmanach, den Chamiſſo und Varnhagen für die Jahre 1804 bis 1806 herausgeben, unter den Freunden ſeines Umſchlages wegen der „grüne“ Almanach genannt. Es iſt nicht zu leugnen, daß der Almanach nicht ſehr viel Aufſehen erregte. Nun behauptet Varnhagen in ſeinen Denkwürdigkeiten, daß Merkel den Almanach beſonders übel behandelt habe: „Am ſchlimmſten verfuhr Garlieb Merkel mit uns, der verrufene kleine Kritiker, der den Verſtand und den Geſchmack gegen die neue Schule zu verfechten unternommen hatte und in dieſem Kampfe das poſſierlichſte Schauſpiel und die traurigſten Blößen gab. Doch galt er bei vielen Leuten noch als eine Stütze der guten Literatur, und weil er uns unbedingt für Jünger der Schlegelſchen Schule erklärte, ſo mußten wir es auch ſein, obgleich weder durch literariſche Richtung, noch durch perſönliches Anſchließen irgendeiner von uns bis jetzt dahin zu rechnen war.“ Dieſe Merkelſche Kritik des Muſenalmanachs von 1804 hat Ludwig Geiger, der den folgenden Jahrgang in den Berliner Neudrucken herausgegeben hat, vergeblich geſucht. Auch ich habe keine bitterböſe Kritik Merkels gefunden, ſondern nur eine kurze Anzeige in der Spenerſchen Zeitung, in der er den grünen Almanach mit den Worten abtut: „Ein ſehr rührender Beweis, wie ſehr das Poetiſieren durch die Theorie und Weiſe der poetiſch-poetiſchen Schule erleichtert wird.“ Es iſt möglich, daß außer dieſer G. M. gezeichneten Rezenſion noch eine andere in Ernſt und Scherz erſchien, feſtzuſtellen war es beim Fehlen der Zeitſchrift nicht. Möglich iſt vielmehr, daß der Einfluß der Frau Sander die Abneigung gegen Merkel bis zur Höhe geſteigert hat. Im nächſten Jahrgang arbeitete Fichte mit, der zwei Sonette und zwei Überſetzungen lateiniſcher Hymnen anonym beiſteuerte. Dieſer Jahrgang wurde in der Jenaer Literatur-Zeitung ſogar zweimal und in der neuen Berliniſchen Monatsſchrift abfällig beſprochen, ja Fichtes Beiträge beſonders verurteilt und in der Berliner Zeitſchrift ſogar parodiert. Es iſt natürlich möglich, daß Merkel der Verfaſſer der Rezenſion in der Berliner Zeitſchrift iſt, aber viel Wahrſcheinlichkeit hat dieſe Vermutung nicht für ſich, da ihr Herausgeber Bieſter Merkel ſpinnefeind war.— Daß die Nordſternbrüder ſich das Sonettieren dadurch weiter nicht verdrießen ließen, geht aus einem noch nicht gedruckten Spottſonett Wilhelm Neumanns von 1805 hervor, das als artiges Zeugnis der Selbſtkritik aus Varnhagens Nachlaß hier Platz finden möge:

Die Sonettierwut

Freund, ſonettiere, ſonſt erhältſt du Prügel;
Bereitet liegt vor dir Papier aus Lumpen,
Begeiſterung wird herumgereicht in Humpen,
Beſteig den Pegaſus, ſitz feſt im Bügel.

Zahm iſt er ſehr, drum laß ihm nur die Zügel,
Leicht hüpft er über aller Regel Klumpen,
Sein wird Rezenſionen-Regen krumpen,
Dann lacht er aller Kritiker Geklügel.

Schmückſt du dich auch mit fremder Dichtung Lappen,
Wer wiederfo-dert ſie, den mußt du boren,
Den du beſtiehlſt, mußt ſelber Dieb du heißen,

Die Narr dich nennen, tragen ſelbſt die Kappen,
Wer Eſel nennt dich, nenn ihn einen Ochſen.
So macht man die Sonette hier in Preußen.

Aber trotz ſolcher Selbſterkenntnis war die Abneigung gegen den Kritiker, mag ſie nun wie auch immer entſtanden und angefacht ſein, nicht geringer ge-

worden. Und sie äußerte sich in einem Büchlein gegen ihn, dessen Entstehung Varnhagen in seinen Erinnerungen schildert: „Für dieses Mißgeschick (den schlechten Erfolg des Almanachs) . . . mußte uns ein literarischer Streifzug trösten, der gegen Garlieb Merkel ausging. Berlin hatte uns das Treiben dieses Kritikers im widrigsten Eindruck aufgefrischt, einige gedruckte Stellen über ihn von Jean Paul Richter, von Schlegel und anderen lagen zum erneuten Gebrauch fertig, handschriftliche Scherze und Bitterkeiten fanden sich dazu, und alles dies zusammengepackt erschien als Testimonia auctorum de Merkelio (mit dem deutschen Untertitel Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel) gedruckt, um der eben angekündigten Ausgabe seiner sämtlichen Schriften empfehlend vorauszulaufen. Das Büchlein, mit einer Fratze geziert, sauber gedruckt und geheftet, machte Glück. Die Teilnahme Bernhardis wurde sorgfältig verschwiegen; das Geheimnis war um so ratsamer, als Merkel eben in höhere Gunst gekommen war und, im Auftrag der Staatsbehörde, mit Johann von Müller vereint eine politische Zeitschrift herausgeben sollte, eine Zusammenkuppelung, die nicht ungeschickter und schmählicher auszudenken war; denn Müllers geehrter Name war durch Merkels verschrienen mehr als aufgewogen.

Die Entstehung des Büchleins läßt sich aus den Briefen Varnhagens, der in Hamburg weilte, an Chamisso, der mit seinem Regiment in der Wesergegend lag und von Altendorf bei Holzminden ungeduldig um das Heft schreibt, verfolgen. Gedruckt wurde das Buch, das angeblich bei Peter Hammer in Köln, jenem fingierten Verleger so vieler pasquillantischer Bücher, erschienen war, in Hamburg bei Adolf Schmidt. Das Bildnis stellt nicht Merkel dar, sondern ist eine Nachbildung des Veit Weberschen Gramsallus. Ende Februar 1806 liegt das Büchlein vor, 104 Seiten in Oktav stark. Es enthält manches, was uns schon bekannt ist, das Sonett, das Triolett, Stellen aus Bernhardis Bambocciaden, aus Jean Pauls Titan, Fichtes Angriff, einige Briefe aus der Zeitung für die elegante Welt, die Thersitesstelle aus der Ilias und sonst einiges Ältere, was man auf Merkel anwandte. Von größerem Interesse sind die Originalbeiträge. Fichte und Bernhardi waren von Varnhagen um Beiträge angegangen, Chamissos ablehnende Antwort ist noch erhalten, aber auch Fichte hat nichts Neues geliefert, dagegen steuerte Bernhardi folgenden Beitrag bei, dessen Herkunft aber — er forderte Varnhagen das Ehrenwort ab — ganz geheim bleiben sollte.

Variazionen

Thema

Sei stets dein und andrer Plage,
Ärgerlich beim Großen, Rechten,
Huldige dem Platten, Schlechten —
Merk' Elender, was ich sage.

I

Ignorant voll Prätentionen,
Arrogant und aufgeblasen,
Zierst du dich wie junge Hasen,
Schnappst du nach gelehrten Kronen
Doch sie werden nie dich lohnen,
Diesem frechen Wunsch entsage,
Und mit deiner schalen Klage
Und mit deinem matten Klappen
Und mit deinem platten Plappen
Sei stets dein und andrer Plage.

Ausgelacht und ausgepfiffen,
Haſt du dennoch keine Ruh,
Und das Schickſal jagt dich zu
Neuem Kampf und neuen Püffen.
Fliehe denn zu kleinen Kniffen,
Und, um glücklicher zu fechten,
Gatte dich nur andern Knechten;
Tiefer abwärts geht dein Schritt,
Und die Strafe führſt du mit,
Ärgerlich beim Großen, Rechten.

Zankend, gallicht, furchtſam neckend
Gehe fort auf deinem Wege,
Trage die verdienten Schläge,
Dich bald hier, bald dort verſteckend,
Dich in deinem Lager reckend,
Wirſt du bald die Geißel flechten
Dir und deinen andern Knechten.
Drum, uns alle zu verſöhnen,
Und das ſchlaue Werk zu krönen,
Huldige dem Platten, Schlechten.

So wird man dich dann erblicken,
Wo ſich Albernheit gefällt,
Pöbel frech zuſammenhält,
Nichts ſich will zum Beſſern ſchicken,
Voll Verdruß und matten Tücken,
Freund und Feinden eine Plage,
Lebſt du deine jungen Tage,
Und aus frechem, innerm Trieb
Wird das Platte dir Gar lieb —
Merk' Elender, was ich ſage!

II

Als die Mutter dich empfangen,
Kleiner Mann aus Fabelzeiten,
Hat ein — voll Lüſternheiten
Sich mit einer — vergangen.
Was ſie mühevoll errangen,
Steht nun leider klar zutage;
Biſt du nun von ſolchem Schlage,
Trage deine Narrenkappen,
Und mit deinem Schmarren, Plappen
Sei ſtets dein und andrer Plage.

Von den Letten kamſt du Lette,
Wollteſt dich in Deutſchland putzen,
Doch ſie wußten dich zu ſtutzen,
Wälzteſt dich in ſchmutz'gem Bette.
Allen biſt du zum Geſpötte,
Wann nur Kränze andern Knechten
Du mit ſchmutz'ger Hand willſt flechten,
Oder auch in breitem Schmatzen
Edelleute willſt verſchwatzen,
Ärgerlich beim Großen, Rechten.

Nichts verstehst du, alles weißt du,
Und nichts sagend sagst du alles,
Und wenn Böttiger oder Gall es
Billigt, wirst ein großer Geist du!
Doch warum so lang noch schreist du?
Wirst du ohne Recht stets rechten,
In die blaue Luft stets fechten?
Nein! vielmehr die hehre Sendung
Bringe l e b e n d zur Vollendung,
Huldige dem Platten, Schlechten.

Wirst auch jetzo wieder knurren,
Da wir dir dein Bestes raten:
Aber deine Heldentaten
Sind nur matte, platte Schnurren!
Bohnen laß statt Bomben furren,
Immerzu mit Halmen schlage!
Es verkehrt sich dir zur Plage,
Dir zur Schande dein Erbesen,
Uns zur Lust dein dummes Stoßen —
Merk' Elender, was ich sage!

Wilhelm Neumann lieferte die Einleitung, die scharf mit der kritischen Tätigkeit ins Gericht geht, ein recht ledernes Spottgedicht „Meister und Lehrling" und folgendes Sonett:

„A n G a r l i e b M e r k e l

Viel Neid und Hunger trieb die trocknen Räder,
Da du zu deinem Pindus aufgefahren,
Dem Blocksberg, zu den andern Heldenscharen,
Die Kotzebue angeführt und Schikaneder.

Umsonst wohl führt man gegen euch die Feder.
An dir und Kotzebue hat mans erfahren:
Dies schöne Paar trieb keiner noch zu Paaren,
So hart man euch auch stäupt' das nackte Leder.

Wir wissens wohl! so gehts auf dieser Erde:
Doch dich zu bessern, soll es nicht geschehen,
Dem Volk nur soll es dienen zum Exempel.

Nicht daß der Delinquent humaner werde,
Nein, daß das Volk sein Schicksal möge sehen,
Drückt man ihm auf die Stirn den heißen Stempel".

Als eigene Beiträge nennt Varnhagen eine Anekdote, bei der ich nicht weiß, welcher Beitrag gemeint ist, und zwei Seiten mäßige Epigramme. Amüsanter ist Wolf Schlesingers Sonett auf die Adressatin der Frauenzimmerbriefe:

O f f e n b a r u n g

Wer mag wohl die holde Jungfrau kennen,
Der ein gar lieb Männlein Briefe weihte?
Gebt mir doch Bescheid, ihr lieben Leute;
Kann mir keiner ihren Namen nennen?

„Ich bins, ich! Ich will es frei bekennen,
Ich bins, die er so gelehrt erfreute,
Mir ward seine Liebe einst zur Beute,
Und ich werde nie von ihm mich trennen."

Wer sie ist? — Ihr werdet's nicht erraten,
Doch ich will's geradezu verkünden:
Dortchen Lakenreißer ist ihr Name!
Sonst Maitresse mehrerer Soldaten,
Jetzt verschmäht, entstellt durch häufig sünden,
Ward sie jenes Männleins Herzensdame!

Und als letzter Beitrag der Sammlung sei noch der folgende abgedruckt, dessen Autor ich leider nicht feststellen konnte:

Noah der Deutsche
Romanze

Das Ohr befiedert, saß am Pult
Ein Mann, der schoß mit Ungeduld
Auf einer Jagd nach Witze
Bald hin, bald her die Mütze:
Er dachte so in seinem Sinn:
Ich Meister Unfried Schörkel bin
Voll Geist und Kraft wie einer
Und hochstudiert wie keiner!
Nun kam die Feder hinterm Ohr
Und aus dem Pult Papier hervor;
Die freche Stirne rieb er:
„Ihr Schreiber alle" — schrieb er —
„Mich nehm ich aus, seid Lumpenpack,
Euch fehlt Kritik, euch fehlt Geschmack;
Ja, weit umher erschall es,
Euch fehlt nicht mehr als alles!"
„Jean Paul ist toll und butterweich,
Arm an Verstand, an Tränen reich,
Sein Affe Lafontaine;
Die Clique fletscht die Zähne,
Auch Schillern fehlt es hie und da,
Selbst Goethe klimpert nur lola.
Der Rest, ich kanns beteuern,
Heizt mit gemalten Feuern."
Und aus des Mannes Tintenfaß
Rannts unaufhörlich schwarz und naß —
Trotz Gottes Regenbogen,
Erstickt' in Well'n und Wogen
Durch allgemeine Sündenflut
Er Mann für Mann die böse Brut
Der deutschen schönen Geister
Gleich einem Hexenmeister.
Die guten armen Teufel, die,
Wie kläglich schrien um Mitleid sie! —
Er aber fuhr in Wettern
Fort, alle zu zerschmettern.
Nur mit der Tierheit schwamm umher
Auf den Gewässern selber er,
Von Segeln bloß und Masten
Wie Noah in dem Kasten.

So gab er nun die Blößen fein,
Gebärdend ſich nicht eben fein
Bei ſeines Kieles Feſten,
Vor allem Volk zum beſten:
Doch ach! kein frommer Sohn erſchien,
Von hinten her zu decken ihn,
Denn alle, alle machten
Es ſo wie Ham — ſie lachten.

Daß das Paradiesgärtlein einſchlug, berichtet ja Varnhagen ſelbſt. Die Jenaer Literatur-Zeitung beſprach es gut, aber auch Merkel ſelbſt zeigte es im Freimütigen an, verſteht ſich nach dem bewährten Rezept, mit dem er die Angriffe zu regiſtrieren pflegte: „Den Anfang dieſes Büchleins macht eine kleine Abhandlung, worin der anonyme Herausgeber mich einen niedrigen, verworfenen, gemeinen Geiſt, ein literariſches Geſpenſt uſw. nennt, dann in eben dieſem Tone Unterſuchungen über meinen Charakter anſtellt, und endlich erklärt, Bosheit und Neid ſeien die Triebfedern aller meiner literariſchen Unternehmungen ... dann folgen eine ganze Menge Schimpfreden und Schimpfgedichte, welche Schriftſteller, die ich getadelt hatte, gegen mich drucken ließen ... Es iſt ſchade, daß dieſe Sammlung nicht vollſtändig iſt; ſie enthält nicht den zehnten Teil von dem, was man gegen mich gedruckt hat ..."

In Varnhagens eben angeführten Worten war ſchon eine andere Seite von Merkels Tätigkeit, die politiſche, angedeutet. Sie iſt nicht minder intereſſant, ja vielleicht wichtiger als die literariſche, und heute, wo wir wiederum den Zuſammenbruch unſeres Vaterlandes erlebt haben, von einer Aktualität, die manchmal faſt erſchrecken macht.

Der Politikus

Ich[1]) halte es für einen Akt der Pietät gegen Preußen, wo ich acht Jahre lebte, das ich als mein zweites Vaterland, und wo man mich als einen Eingeborenen betrachtete, aus meiner Chronika mitzuteilen, was mir zum Teil in einem ſehr hochachtungswerten, dem Hofe naheſtehenden Zirkel vertraut wurde, und was ich teils als Zeitgenoſſe ſelber ſah.

Nach dem Urteil der Einſichtsvollſten, die ich darüber zu Berlin ſprach, war das Unglück Preußens eine Frucht der vorhergehenden Regierung. Dieſe hatte den Schatz Friedrichs des Zweiten in wenig Jahren geleert und ließ dem Nachfolger eine ſehr bedeutende Schuldenlaſt zurück. Der junge Monarch ſah es für eine Ehrenpflicht an, ſie zu tilgen, ſo ſchnell es ſich tun ließ: bei dieſem rechtlichen, hausväterlichen Beſtreben aber konnte ſich, trotz der verhältnismäßigen Einfachheit des Hoflebens, nur ſehr langſam wieder ein Schatz bilden, und ein reicher war noch nach acht Jahren nicht vorhanden.

Ein zweites, noch ſchlimmeres Erbteil als die Leerheit und Verſchuldung des Schatzes war ein Gewimmel von hinterliſtigen Heuchlern, Ausſchweiflingen von ſchwachem Charakter und ſchmutzigen Habſüchtigen, die nach dem Urteil des Publikums ſelbſt keinen Verrat ſcheuten, der bezahlt wurde. Die Häupter dieſer bisher um den Thron gelagerten Harpyien

[1]) Darſtellungen I, Seite 240.

fühlten wohl, daß ihre Rolle ausgespielt sein würde, sobald der neue Monarch die Regierung ergriffe. Die Häupter derselben, die Gräfin Lichtenau usw., traf unter der neuen Regierung ihr verdientes Schicksal. Zwei ihrer untergeordneten Glieder blieben zurück in dem Kabinett, und sie reichten hin, dem Staate den Untergang zu bereiten: Graf Haugwitz und der damalige Kabinettssekretär Lombard. Den erstern empfahl zur Schonung sein gewandter, von einigen Halbtalenten und gefälligem Geist unterstützter Höflingscharakter und seine vornehme Geburt; den andern das Fürwort des Predigers und Professors, später Geheime Rat Erman, der, soviel ich weiß, der Beichtvater des Königlichen Paares war; und außerdem seine hohe Brauchbarkeit für die französische Korrespondenz. Der dritte, aber entfernt lebende Mann zu ihnen war der Marchese Lucchesini. Er war einst Vorleser und Nebengesellschafter Friedrichs des Zweiten gewesen. Man hatte ihn zu Gesandtschaften gebraucht, und auch ihn ließ der junge Monarch in dieser Laufbahn. Als das Unglücksjahr Preußens eintrat, war Lucchesini schon seit geraumer Zeit Gesandter zu Paris und sandte von dort, versicherte man, Berichte ein, nicht mit der Wahrheit, die das Interesse des Hofes forderte, sondern so gefärbt und beleuchtet, wie es seinem eigenen entsprach: denn er wünschte seine angenehme Situation so lange ununterbrochen fortdauern zu sehen als möglich. Übrigens blickte der eifersüchtige Italiener auf den deutschen Hof, dem er diente, mit der kältesten Gleichgültigkeit, auch wohl mit Ironie hin.

Dem Grafen Haugwitz hab' ich nie etwas anderes schuld geben gehört, als Schwäche des Charakters, die in dringenden Verhältnissen auch Schwäche des Verstandes wird und ihn zum leichtbetörten Werkzeug für fremde Pläne machte. Anders urteilte man über Lombard, der ihn unterjocht hatte, ohne eigentlich ihm an Geist überlegen zu sein.

Der Kabinettsrat Lombard war der Sohn eines Friseurs in der französischen Kolonie zu Berlin, die ihrer Sprache und mancherlei bei ihrer Ansiedlung ihr zugestandenen und von Friedrich dem Zweiten erhöhten Begünstigungen wegen sich für vornehmer hielt als die deutsche Bevölkerung und nicht selten auch so behandelt wurde. Lombard hatte nicht nur vielseitige Fähigkeiten, sondern auch sehr lebhafte Begierden. Er war im geheim einer der ärgsten Wüstlinge Berlins und, seitdem seine Nerven dadurch ruiniert waren, ein wütender Spieler — sagte die öffentliche Meinung, deren Urteile ich hier überall mitteile, ohne mein eignes aussprechen zu wollen. Jenen Lastern schrieb man es zu, daß er immer dürftig war, womit er gelegentlich gern prahlte als mit einem Beweise seiner Redlichkeit. Intrigen waren es, womit Lombard sich erhielt und sich die Mittel zu seiner Lebensart verschaffte. Für das wirksamste Werkzeug dabei galt sein Bruder, den er bei dem Grafen Haugwitz als Privatsekretär anzustellen gewußt. Durch diesen bekam er den Minister ganz in seine Gewalt.

Daß Lombard in französischem Interesse handelte, galt für ausgemacht. Im Grunde schien die ganze französische Kolonie mehr für Napoleon als für Preußen gestimmt; aber sie enthielt viele sehr rechtliche Männer, die auch nicht der entfernteste Argwohn eines Verrates treffen konnte; nur gegen Lombard sprach er sich sehr laut aus. Man nannte

die Summe, mit der er bei seiner Sendung nach Brüssel zu Napoleon von diesem beschenkt, d. h. bestochen worden. Man schrieb seinen Ränken die schwankende Unentschlossenheit des Kabinetts zu in den Jahren 1805 und 1806. Daß Haugwitzens Politik über die männliche feste Staatsklugheit Hardenbergs die Oberhand behielt, war ganz gewiß sein Werk, denn jene war ja die seinige. Ihm schrieb man daher das späte Ausrücken der preußischen Armee im Jahre 1805 zu, ihre Rückkehr, ohne etwas getan zu haben, den Wiener Traktat, die Verspätung der Rüstungen 1806 und der russischen Hilfe, kurz alles Nachteilige, wodurch Preußens Unglück herbeigeführt wurde.

Der keckste und ärgste Streich seines Hochverrats wäre, wenn wahr, folgender Vorfall, den man als ganz bestimmt erzählte. Der König beschloß schon in der Mitte September, Rußlands Hilfe aufzurufen, und um die Aufforderung recht sicher und schnell nach Petersburg gelangen zu lassen, wurde der Oberstleutnant Krusemark[1]) mit ihrer Überbringung beauftragt. Lombard empfahl diesem einen gewandten Menschen, der des Französischen vollkommen mächtig war, zum Reisediener, und er wurde angenommen. Erst später erfuhr man, daß dieser Mensch, der zur Kolonie gehörte, ein Vetter Lombards war. Krusemark trug die Depeschen auf der Brust, bis er in Petersburg anlangte; dort legte er sie, um sich sogleich zu ihrer Übergabe umzukleiden, einen Augenblick ab und ging ins Nebenzimmer: als er zurückkehrt, sind sie verschwunden, und alle Bemühungen Krusemarks und der Polizei, sie aufzufinden, bleiben vergeblich. Es war nichts übrig, als einen Kurier nach Berlin zu senden, nach einer neuen Ausfertigung derselben: es gingen ein paar Wochen darüber hin, und die russische Armee, deren früheres Anrücken die Schlacht bei Jena entweder ganz verhütet oder ihre Folgen schon in Deutschland gehemmt hätte, erschien erst auf dem Kampfplatz, als die Trümmer des preußischen Heeres schon nach Ostpreußen zurückgetrieben waren, die letzte Grenzprovinz.

Wie allgemein und fest die Überzeugung von Lombards Hochverrat war, beweisen folgende Vorgänge. Als Ihre Majestät die Königin auf der Flucht von Berlin in Stettin angekommen war, fand auch Lombard sich ein und erschien, indem sie abreisen wollte, im Landschaftshause, wo sie abgestiegen war. Sowie die Monarchin ihn ansichtig wurde, befahl sie dem Platzmajor, ihn zu verhaften, und stieg in den Wagen. Als ich einige Minuten später dorthin kam, fand ich noch die zahlreich Versammelten sehr aufgeregt und hörte von mehreren Seiten: nun werde die Königin ihre Reise wenigstens sicher fortsetzen können. Man hielt also sein Erscheinen in Stettin für die Einleitung eines neuen Verrats. Die Stadt war voll Freude über seine Verhaftung, und als man Gastwirte aufforderte, ihn auf der Hauptwache mit Betten und Speisen zu versehen, schlugen sie es ab: sie wollten keinen Verräter bedienen. Es war ein eigner, strenger Befehl des Gouverneurs nötig, einen Gastwirt dazu zu bewegen;

[1]) Krusemark, der 60 000 Mann verlangen sollte, ging am 18. September ab. Das Gerücht von dem unterschlagenen Brief hat die Erbprinzessin von Weimar später in Stettin kolportiert, wo es Merkel gehört zu haben scheint. Es gab Veranlassung zu Lombards im folgenden erzählten Verhaftung.

aber man erzählte, er habe erklärt, wenn es vorüber, werde er das Geschirr zerschlagen, aus dem Lombard gegessen, und die Betten verbrennen, worauf er geschlafen.

Sobald der König Lombards Verhaftung erfuhr, eilte ein Kurier von Graudenz nach Küstrin[1]), wohin er bei Annäherung der Franzosen gebracht worden, mit dem Befehl, ihn in Freiheit zu setzen. Das Publikum sah darin nicht einen Beweis seiner Unschuld, sondern nur eine Erklärung, daß die Verhaftung auf inkompetenten Befehl geschehen; denn die so allgemein verehrte Monarchin war keine Autorität im Staate. Man behauptete sogar, es sei in Kolberg mit Trommelschlag auf den Gassen bekannt gemacht worden, Lombard sei nicht Verräter. Er selbst indes erzählte zu Königsberg, wohin er floh, mit noch zitternder Stimme, wie die Postknechte und, wo diese fehlten, die Bauern, die ihm, ohne ihn zu kennen, Vorspann geliefert, davon gesprochen, wenn er des Weges käme, solle er tüchtig durchgewalkt werden. Übrigens hörte seine Funktion als Kabinettsrat auf, und der König ließ ihn nicht mehr vor sich.

War er schuldig oder nicht? Ich habe bisher nur die Ansichten mitgeteilt, die am Hofe, in der Hauptstadt und im Volke über ihn herrschten. Der meinigen nach war er zu entnervt und im Grunde zu charakterlos, um eines eigenen bösartigen Planes fähig zu sein oder auch um gegen Lockungen strenge an seine Pflicht zu halten.

1805 herrschte im ganzen preußischen Staate der lebendigste Enthusiasmus. Der schändliche Druck, unter welchem schon ein großer Teil Deutschlands ächzte, und der dem übrigen dasselbe Los drohte; die Insolenz, mit welcher die französischen Beamten und Generale die preußischen in Westfalen an der Grenze behandelten oder doch zu behandeln versuchten; die scham- und maßlose Insolenz der offiziellen und nichtoffiziellen Zeitungen in Paris gegen Deutschland, seine Fürsten und Völker; zuletzt noch der höhnende, verachtungsvolle Durchmarsch ohne Anfrage, den das französische Heer zuerst durch Hessen, das ein Alliierter Preußens war, dann durch die preußischen Provinzen Ansbach und Bayreuth gemacht, hatte alle Gemüter empört. In den Städten, vorzüglich in Berlin, brach frohe Begeisterung aus, vorzüglich vor der Bühne. Nur die französische Kolonie machte ernste Gesichter, und die jüdische[2]) lauschte und flüsterte noch: nicht Beweis von Verrat, sondern von Fremdheit mit dem Staatsinteresse. Um diese Zeit verfaßte auch ein Offizier den Festgesang: „Heil, unserm König! heil!" der immer noch gesungen wird. Er erschien zuerst in meinem Freimütigen. Da alle publizistischen Stimmen in Deutschland verstummten, glaubt' ich, da meine Stimme in Norddeutschland die geltendste war, eintreten zu müssen. Ich erklärte, der Freimütige solle künftig auch politischen Aufsätzen gewidmet sein, und erhielt sogleich mehrere dergleichen, zuerst von dem berühmten Böttiger in Dresden.; Ich

[1]) Irrtum Merkels. Lombard blieb in Stettin. Der König war in Küstrin, wo ihn die Königin traf. Die unter Trommelschlag erfolgte Bekanntmachung, daß Lombard kein Verräter sei, berichtet auch Hardenberg.

[2]) Merkel, der doch sonst viel in jüdischen Kreisen verkehrt hatte, wird um diese Zeit, unter dem Einflusse der Bemühungen Napoleons, die Judenheit für sich zu gewinnen, zu scharfer Stellungnahme gegen solche Versuche in Berlin veranlaßt.

ſelbſt machte es mir zum Geſchäfte, die Rodomantaden und Impertinenzen des Journal de l'Empire, des Journal de Paris uſw. zurückzuweiſen und zu perſiflieren. Um aber nicht bloß durch gelegentliche Entgegnungen, ſondern in offenem Kampf die niedrige Anmaßung des franzöſiſchen Kabinetts und dem Hallo ſeiner publiziſtiſchen Schreiber ihr Recht widerfahren laſſen zu können, machte ich den Plan zu einem Blatte, das bloß dieſe Beſtimmung haben und unter dem Titel „Der Zuſchauer" erſcheinen ſollte. Ich lud Johannes von Müller ein, ſich mit mir dazu zu verbinden, nicht weil ich etwas Populäres und überhaupt zu meinem Zwecke recht Taugliches von ihm erwartete, ſondern weil er in den Hof- und Gelehrtenzirkeln viel galt und viele, die meine Feinde waren, ſich ſeinem berühmten Namen angeſchloſſen hätten. Er ſchlug ein, und ich legte nun den Plan dem Kabinette vor mit der Bitte, mich bei der Ausführung durch Nachrichten und Weiſungen zu unterſtützen.

(Dieſen Plan Merkels füge ich nach dem im Berliner Geh. Staatsarchiv erhaltenen Original hier ein. M. M.-J.)

Höchſtverehrter Herr Geheimer Kabinetts-Rat[1])! Ew. Hochwohlgeboren gebe ich mir die Ehre einen Plan vorzulegen, der mir wichtig und endlich gereift ſcheint. Auch wenn die Möglichkeit ſeiner Ausführung nicht von Ihrer Entſcheidung abhinge, würde ich ſeinen Wert Ihrem Scharfblick, hochverehrter Herr Kabinettsrat, zur Prüfung unterlegt haben. Aber ich bin ſehr glücklich, in dem erlauchteſten Beurteiler des Planes auch ſeinen Richter zu ehren.

Der furchtbare Einfluß, den Frankreich auf die öffentliche Meinung und folglich auf die politiſche Geſinnung in Deutſchland hat, kommt vorzüglich daher, daß die franzöſiſchen Zeitungen nicht nur offizielle Neuigkeiten, ſondern auch offizielle Räſonnements verbreiten. Dieſe ſind es, was in Frankreich unter allen Umſtänden patriotiſche Einmütigkeit erhält und in Deutſchland allen Gemeingeiſt und Patriotismus zerſtört. Täglich argumentiert im Moniteur eine laute Stimme für Frankreichs Intereſſe und demonſtriert den Franzoſen, daß ihnen die Herrſchaft der Welt gebührt. In Deutſchland hingegen iſt alles ſtumm, ausgenommen der Widerhall: die deutſchen Zeitungen wiſſen mit den Argumenten des Moniteurs nichts anzufangen, als ſie nachzuſprechen, und ſind daher beinahe nichts als Werkzeuge der franzöſiſchen Regierung.

Der einzige Damm, den man jenem gefährlichen Einfluſſe entgegenſetzen kann, ſcheint mir ein deutſches Blatt, das mit ebenſo konſequentem Patriotismus, wie der Moniteur für Frankreich, für Preußens Intereſſe kräftig, würdevoll, aber zugleich populär rechtet.

Ich entwarf den Plan eines ſolchen Blattes, der Herr Geh. Rat von Müller nahm meine Ideen mit Feuer auf und verſprach, der fleißigſte Mitarbeiter zu ſein. Eben das taten mehrere der ausgezeichnetſten Schriftſteller außerhalb Berlins, und das gibt mir den Mut, auch Ihnen, hochverehrter Herr Kabinettsrat, meinen Plan zu unterlegen. Erhält er Ihren Beifall, ſo bin ich ſeines Wertes gewiß, und dann erſuche ich Ew. Hochwohlgeboren um Ihre entſcheidende Vermittlung und die gewogene Zuſicherung des einzigen, was mir noch fehlt. Soll das Blatt wirklich Wert haben,

[1]) Der Brief iſt an Beyme gerichtet.

so muß der Herausgeber gewiß sein, daß er es immer im Geist der Regierung sprechen läßt, — so muß das Kabinett ihn mit Aufträgen und Instruktionen beehren. — Ich würde meine ganze Kraft aufbieten, mich des Wohlwollens Ew. Hochwohlgeboren und des ehrenvollen Zutrauens, nach dem ich strebe, nicht unwert zu zeigen.

Aus der gedruckten, aber noch nicht verteilten Ankündigung, welche ich mir die Freiheit nehme, beizulegen, geht hervor, daß übrigens die bestehenden Zeitungsprivilegien durch mein Blatt nicht würden gekränkt werden. Es ist keine Zeitung, da der Herausgeber sich nennt; die politischen Neuigkeiten werden in ihm nur Nebensache sein, und bezahlte Inserate wird es nicht annehmen.

Ich erwarte die Entscheidung Ew. Hochwohlgeboren, ob ich zur Ausführung meines Planes schreiten darf, und habe die Ehre, mit unbeschränkter Verehrung zu sein

Hochwohlgeborener Herr
Höchstverehrter Herr Kabinettsrat
Euer Hochwohlgeboren
gehorsamster Diener

Berlin, am 18. Nov. 1805. G. Merkel

Hierauf antwortete Kabinettsrat Beyme[1]):

Potsdam, 20. Nov. 1805

Sowohl der Zweck, den Ew. Wohlgeboren bei Ihrer neuen Zeitschrift sich vorgesetzt haben, als der dazu entworfene Plan verdienen den Beifall eines jeden Patrioten. Ihre eignen Talente und die Talente Ihrer Mitarbeiter lassen etwas nicht Gemeines hoffen. Darum danke ich Ihnen nicht allein für meine Person, sondern ich kann Ihnen auch die Versicherung von dem Beifall Sr. Majestät des Königs geben; so daß Sie sich bei der Ausführung des Beistandes der Regierung versichert halten dürfen. Wenn die Ausführung, wie ich nicht zweifle, der Erwartung entspricht, so wird die Regierung Ihnen auch gern tätige Beweise ihres Beifalls geben, und ich werde es mir zur angenehmsten Pflicht machen, Ihnen auf alle Weise dankbar und nützlich zu sein. Zwar kann die preußische Regierung es mehr als irgendeine andere entbehren, die öffentliche Meinung durch öffentliche Blätter zu stimmen, weil ihr ganzes Tun in einer Reihe von Maßregeln nach einer unverrückten, weisen Maxime laut und wahr genug zu ihren Untertanen spricht. Aber in einer Periode, wie die jetzige, wo die Entschlossenheit der Regierung durch ungewöhnliche Anstrengung der Untertanen unterstützt werden muß, kann eine solche Zeitschrift dazu dienen, den Enthusiasmus zu beleben und zu erhalten, vorzüglich aber dem Auslande beweisen, daß, wer den König angreift, es mit der ganzen Macht der Untertanen zu tun bekommt. Schon haben die Untertanen

[1]) Karl Friedrich Beyme, 1765—1838, 1791 Kammergerichtsrat, erregt die Aufmerksamkeit Friedrich Wilhelms III., der ihn 1798 als Kabinettsrat beruft. Geschäftig, ohne an die wirkliche Reform zu gehen. Im Kabinett bearbeitete er die inneren Angelegenheiten. Nach der Katastrophe erwies er sich als nützlich und arbeitete, obwohl Stein und Hardenberg ihm feind waren, an der Reform mit. Von ihm stammt die Idee der Berliner Universität. 1808 wurde er Staatsminister und Großkanzler.

dem Könige sehr sprechende und rührende Beweise davon gegeben. Es liegt in dem Charakter unserer Regierung nicht, viel zu sprechen, sondern zu handeln. Aber die Untertanen erkennen aus den Handlungen der Regierung ihre Absichten oder erraten solche vielmehr. Der König rüstet seine Armee und läßt solche zum Schutze seines Reiches ausrücken, während er rastlos daran arbeitet, den allgemeinen Frieden in Europa herzustellen und darin den Frieden für sein eigenes Reich und zugleich Genugtuung, die schönste, die sich denken läßt, für widerfahrenes Unrecht zu suchen. Wir haben noch keinen Krieg, noch keinen erklärten Feind, und die Schritte der Regierung sind so wenig mit Glanz umstrahlt, daß sie überall, außer in den preußischen Staaten eher das Gegenteil als die Äußerungen des Patriotismus zu wecken geeignet schienen. Dennoch haben die Stände in den Marken, in Pommern und in Magdeburg bei der ersten Nachricht von der Ausrüstung der Armee sogleich ohne alle Veranlassung beschlossen, das zur Verpflegung der Armee erforderliche Getreide und Mehl dem Könige unentgeltlich zu liefern. Bürger und Bauern und alle Klassen von Untertanen haben sich an die Stände enge angeschlossen und dadurch den übrigen Provinzen das Beispiel gegeben, so daß die Provinzen miteinander wetteiferten, die Lasten der Ausrüstung der Armee zu tragen. Die ganze Reinheit dieses edlen Wettstreites äußerte sich darin, daß keine ihr patriotisches Opfer zuerst darbringen, sondern alle gemeinschaftlich es dem Könige zu Füßen legen wollten. Jede aber ging in ihren Anstrengungen noch weiter, als es das Bedürfnis erforderte, und als ihre Kräfte es verstatteten. So hatte die Kurmark allein ein Geschenk von 10 000 Wspl. Roggen votiert. Und dies alles geschah in einem Jahre, wo man nur eben durch die größten Aufopferungen der Regierung einer Hungersnot entgangen war, so daß der König ins Mittel treten, das Opfer sich verbitten und damit keine Provinz über ihre Kräfte angestrengt würde, die Lieferungen für angemessne Mittelpreise verhältnismäßig auf das ganze Land verteilen mußte. Wo hat man je ein so schönes Einverständnis zwischen Herrn und Volk gesehen? Wo anders als in Preußen kann man so etwas erwarten? In Preußen allein, dessen Völker den siebenjährigen Kampf gegen ganz Europa ruhmvoll bestanden und nicht verzweifelten, als die Hauptstadt zweimal in die Hände der Feinde geriet, als nach den unglücklichen Schlachten bei Collin und Kunersdorf fast alle Provinzen vom Feinde überwältigt waren und der Staat nur in den Lagern des großen und einzigen Königs zu suchen war.

Lange hab' ich angestanden, ob ich auch nur einmal diese Tatsache bekannt werden lassen sollte. Der Gedanke, daß das Verschweigen derselben eine Ungerechtigkeit gegen die heldenmütige Nation sein würde, wozu Ew. Wohlgeboren Plan mit Veranlassung gab, siegte endlich, und ich bitte Sie daher, den Vorgang ohne alle Schminke im „Freimütigen" zu erzählen und hiernächst in die Zeitungen übergehen zu lassen.

Ich komme in einigen Tagen nach Berlin, und da soll es mir sehr angenehm sein, mit Ihnen über Ihren Plan mehr zu sprechen.

Beyme

21. Nov. 1805.

N. S. Ich komme heute schon nach Berlin und werde mich freuen, wenn Ew. Wohlgeboren mich morgen gegen 1 Uhr besuchen wollten.

Dieſer Brief, ſo ſehr er meinen Plan begünſtigte, machte einen trüben Eindruck auf mich. Von Beyme hatte ich größere, umfaſſendere Anſichten und Ideen erwartet, — wenn er einmal für gut fand, ſich umſtändlicher gegen mich zu erklären. Dieſes Trotzen auf die Teilnahme des Volkes an dem König durch dargebrachte Getreidemaſſen, von ſeiten des Adels bewieſen, beklemmte mir die Bruſt. Mir ſchien, hier hätte nur davon die Rede ſein ſollen, daß das Volk ſein eignes Wohl nicht durch 10 000 Wiſpel Roggen, ſondern durch Bereitwilligkeit und Vorbereitung zum Mitkämpfen verteidigen werde. Doch man ſcheute noch die Vorſtellung von Wehrhaftigkeit des Volkes. Erſt Spaniens und Rußlands Beiſpiel ermutigte dazu. Endlich die abgebrauchte Parade mit dem ſiebenjährigen Kriege. Sie war längſt zur Floskel geworden, die nichts wirkte, und jetzt, da es darauf ankam, die deutſchen Völker zu gewinnen, ſie für das gemeinſchaftliche Intereſſe zu vereinigen, hätte jener Krieg gar nicht genannt werden ſollen. Denn gegen wen war er eigentlich geführt worden, als gegen das übrige Deutſchland? Und zu welchem Zwecke hatte er ſieben Jahre lang dieſes verheert? Die Erwähnung des ſiebenjährigen Krieges, mit dem die Preußen ſo gern prunken, erregt bei andern Deutſchen nur Ärger und Widerwillen. Und das wußte und bedachte Beyme nicht?

Ich ging am folgenden Tage zu ihm; es wurden noch einige Abreden genommen, und die Ankündigung des Blattes zum Anfang des Jahres erging. Bald nachher fiel die unglückſeligſte der Schlachten für Deutſchland, die bei Auſterlitz, vor. — Ich beſuchte Beyme wieder, um zu fragen, ob nach dieſem Ereigniſſe die Erſcheinung des Blattes nicht beſchleunigt werden ſolle? „Wenn Sie jetzt noch den Mut haben, es zu ſchreiben“, ſagte er fragend. — Jetzt gerade ſcheint es mir am notwendigſten, da die Hauptrolle des Handelns an Preußen gekommen iſt. — „Nicht doch! Unſere Truppen ſind auf dem Rückmarſche.“ — Ohne Ansbach und Bayreuth wieder genommen zu haben? — „Man unterhandelt darüber. Haugwitz iſt in Wien.“ — Haugwitz? wiederholte ich bang und faltete die Hände unwillkürlich. Beyme bemerkte es und ſagte: „Haugwitz iſt ein ſehr gewandter Unterhändler und hat beſtimmte Inſtruktionen. (Von Lombard, dachte ich ſeufzend.) Und wen hätten wir ſonſt ſchicken können?“ Ich war im Begriff, Hardenbergs Namen auszuſprechen, aber mir fiel ein, daß, durch Lombards Ränke, ſagte das Publikum, Beyme und Hardenberg Todfeinde waren. — Das Erſcheinen des Blattes wurde bis Ende Februar verſchoben und ſodann ganz aufgegeben.

Daß die Befürchtungen des Publikums begründet geweſen waren, bewies der Erfolg ſehr ſchnell. Haugwitz ſchloß einen Traktat, der den höchſten Unwillen des Königs erregte, der ſich aber den Umſtänden nach nicht mehr umſtoßen ließ, da der Frieden in Preßburg zuſtande gekommen war. Preußen wurde durch das ihm aufgedrungene Hannover mit England verfeindigt und das Mißvergnügen gegen ſeine Politik, das heißt Lombards Ränke erhöht. Das Heer kehrte unmutig zurück und zeigte ſogar Spuren von Indisziplin bei dem unverdienten Spott des Volkes über ſeine erzwungene Untätigkeit. Der Enthuſiasmus war bald ſo erloſchen bei allen Ständen, daß, als ſie im folgenden Jahre aufgefordert wurden,

Winterkleider fürs Heer zu liefern, es strenger Verordnungen dazu bedurfte und die Lieferung doch sehr saumselig geschah.

*

Von allen Ausführungen Merkels bedarf das Kapitel über die Krisis des Winters 1805/06 vielleicht am meisten der beigefügten Warnungstafel, aber in seiner Einseitigkeit liegt eigentlich auch sein besonderer Wert. Nach dem verlorenen Feldzug von 1806 hatte ein Streit um die Schuldfrage genau so sich erhoben wie in unseren Tagen. Die Ansichten, die Merkel wiedergibt, sind die einseitigen einer ganz bestimmten Gruppe, die die historische Forschung der letzten Jahrzehnte sehr verändert hat. Natürlich steckt auch in seiner Anschauung ein berechtigter Kern, aber er ist nur recht klein.

Die politische Situation jener Jahre muß mit ganz wenigen Strichen umrissen werden. Die Politik Friedrich Wilhelms III., der eine klare Vorstellung von den Schwierigkeiten Preußens hatte, die ihm in der Verwaltung und in der äußeren Politik bei seinem Regierungsantritt drohten, war, was der schwierigen Lage des Staates und seinem eigenen zaudernden Charakter entsprach, die der Neutralität in den Wirren der napoleonischen Kriege. Diese Politik war starken Versuchungen von beiden Seiten ausgesetzt, der stärksten im Jahre 1799, als die Verhandlungen mit Rußland und England ziemlich weit gediehen waren und der französische Gesandte Sièyes sich sehr ungeschickt benommen hatte. Aber auch diesmal wurde die Linie der Neutralität, so starke Opfer sie forderte, innegehalten.

Die Stütze dieser Politik des Königs war sein Kabinett, eine Behörde, die innerhalb der preußischen Verwaltung eine eigenartige Stellung einnahm. Bei der starren Durchführung des monarchischen Gedankens in Preußen hatten die Minister des Landes bei weitem nicht die Vollmachten wie in anderen Staaten. Die Stelle, die ganz allein entschied, war der König, den die Minister verhältnismäßig selten sahen. Solange Friedrich der Große lebte, der diese Zentralisation ganz straff durchgeführt hatte und mit seiner Energie und seinem Verstande die ganzen Staatsgeschäfte zu beherrschen vermochte, konnte sein überragendes Genie den Gedanken der ständigen letzten Entscheidung durch den König selbst wirklich in die Tat umsetzen. Aber auch er konnte die damit verbundene mechanische Arbeit nicht bewältigen. Dazu diente ihm sein Kabinett, das Friedrich Wilhelm I. als sein Privatsekretariat geschaffen hatte. Daneben standen die Minister, die das Generaldirektorium bildeten, und von denen der Minister des Auswärtigen, den der König häufiger sah als seine Kollegen, die Bezeichnung Kabinettsminister führte. Eigene Initiative kam den Beamten des Kabinetts nicht zu, sie hießen Geheime Kabinettssekretäre, wurden schließlich sogar Geheime Kabinettsräte, aber was man von ihnen verlangte, war lediglich unbedingte Zuverlässigkeit, Beherrschung der Formen des Schriftverkehrs, Kenntnis der Geschäfte, letzten Endes also subalterne Fähigkeiten. Selbst eine so bedeutende Persönlichkeit wie der Geheime Kabinettsrat Menken, Bismarcks Großvater, der noch von Friedrich in das Kabinett berufen wurde mußte sich in die Schablone einfügen, wenn auch die persönliche Geschicklichkeit mancher Räte ihnen großen tatsächlichen Einfluß sicherte. Die Stellung des Kabinetts änderte sich, als Friedrichs Augen sich geschlossen hatten und sein Neffe die straffen Zügel sinken ließ. Und Friedrich Wilhelm III. lehnte sich ebenfalls stark auf das Kabinett, in dem er den Träger der Tradition des großen Königs erblicken mußte.

1786 war noch von Friedrich II. der neunzehnjährige Sohn eines Friseurs aus der französischen Kolonie Johann Wilhelm Lombard auf Empfehlung des Oberkonsistorialrates Erman als Kabinettskanzlist angestellt worden. Einige

Probeentwürfe in französischer Sprache hatte der junge Angehörige der Kolonie, von dem der König schon früher ein französisches Drama Virginie, das Lombard als Knabe geschrieben, gesehen hatte, zu Friedrichs Zufriedenheit gemacht. Bald nach dem Regierungsantritt des neuen Königs wurde er Geheimer Kabinettssekretär und arbeitete unter Menken. 1790 heiratete er Dorothea Gilly, eine Verwandte des bekannten Architekten; der Briefwechsel aus ihrer Brautzeit, zärtlicher Liebe voll, ist noch erhalten. Seine Begabung setzte sich schnell durch, so daß man ihn bald zu wichtigeren Geschäften heranzog. Er begleitete den König mit anderen Beamten des Kabinetts auf Reisen, machte auch die Kampagne in Frankreich mit, wurde von den Franzosen gefangen, aber wieder ausgewechselt, erkrankte und kehrte mit dem König zurück, der ihm in dieser Zeit seine Gunst geschenkt hatte. Daß Lombard sich diese Gunst auf dem Umwege über die Lichtenau erschlichen hat, an ihren Gelagen teilnahm oder überhaupt in näheren Beziehungen zu den Ränkeschmieden am Hofe Friedrich Wilhelms II. gestanden hat, ist nicht wahr. Die Gräfin Lichtenau selbst berichtet, sie sei Lombard nur ein einziges Mal im Hause des Grafen Haugwitz begegnet.

Immerhin machte die Gunst des Königs Lombard seinem Nachfolger zunächst verdächtig. Bald freilich wurde sein Einfluß größer als ehedem, indem nämlich innerhalb des Kabinetts eine Ressorteinteilung vorgenommen wurde, bei der Lombard, der erst später zum Geheimen Kabinettsrat ernannt wurde, das Auswärtige zufiel. Bei dieser Geschäftseinteilung hatte er mit dem Minister des Auswärtigen, dem Grafen Haugwitz, zusammen zu arbeiten.

Christian August Heinrich Kurt Graf von Haugwitz war 1752 in Penke in Schlesien geboren, hatte in Halle und Göttingen studiert und in Fühlung mit den Stolbergs, Goethe und Lavater, aber auch mit Cagliostro gestanden. Später zogen ihn die Herrnhuter an, und von den deutschen Dichtern unterhält jetzt Mathias Claudius Beziehungen zu ihm. Den hochgebildeten Mann beruft man 1791 zum Generallandschaftsdirektor von Schlesien. Auch Friedrich Wilhelm II. bemüht sich um ihn, aber erst, als Kaiser Leopold II., der damals ein Bündnis mit Preußen betrieb, ihn sich als Gesandten erbat, willigte er ein, kam aber erst 1792 nach des Kaisers Tod. Dann holt ihn der König als Kabinettsminister nach Berlin. Seine Verhandlungen über Polen und mit Frankreich interessieren hier weniger, jedenfalls behält er sein Amt auch unter dem jungen König und wird der Träger der Neutralitätspolitik. Freilich nicht einer Neutralitätspolitik um jeden Preis, denn bei den schon erwähnten Verhandlungen von 1799 neigt er so gut wie Lombard zum Bruch mit Frankreich. Nur das Zaudern des Königs gab den Ausschlag für die Beibehaltung der Neutralität. Lombard fügte sich der Entscheidung schnell, aber auch Haugwitz blieb trotz der Desavouierung. Die Neutralitätspolitik schien sogar Früchte zu tragen; am 23. Mai 1802 wurde zwischen Preußen und Frankreich unter Vermittlung des Gesandten Luccheſini[1]) ein Entschädigungsvertrag geschlossen; Preußen verzichtete auf die fränkischen Bistümer, das Herzogtum Westfalen und Recklinghausen, erhielt aber den Hauptteil von Münster, einige andere Gebiete, Paderborn, Hildesheim, Erfurt, das Eichsfeld und für den Prinzen von Oranien Fulda und Corvey. Bei den Verhandlungen hatte Lombards Bruder Peter, der sich tatsächlich der besonderen Gunst des Grafen Haugwitz erfreute, als Sekretär Luccheſinis gute Dienste leisten können. Er war später Legationsrat im Auswärtigen Amt. Unser Lombard erhielt, wie das damals gang und gäbe war, von Napoleon beim Abschluß des Vertrages ein Geschenk von tausend Louisdor.

[1]) Girolamo Marquis Luccheſini, 1751 in Lucca geboren, durch d'Alembert bei Friedrich II. eingeführt, 1780 preußischer Kammerherr, unter Friedrich Wilhelm II. zur Diplomatie herangezogen, Gesandter in Warschau und Wien, seit 1800 in Paris. 1807 aus dem Dienste ausgeschieden, ging er in seine Heimat, wo er 1825 starb.

Die nächste Folgezeit brachte Lombard weitere Steigerungen seines Ansehens. Nicht nur, daß sein politischer Einfluß ständig zunahm, auch mit seinen Privatneigungen erntete er Anerkennungen. Er hatte ja schon als Knabe französische Dichtungen verfaßt. Jetzt ließ er in Paris und Berlin eine französische Übersetzung des vierten Gesanges der Aneide erscheinen; unter der Hand hatte man ihm versprochen, ihn zum Mitglied des französischen Instituts zu machen. Er wurde jedoch nur in die Akademie von Nimes aufgenommen. Dafür machte ihn aber die philosophische Klasse der Berliner Akademie — zugleich mit Kotzebue — zu ihrem Mitgliede. 1803 wurde ihm auch eine wichtige diplomatische Mission anvertraut. Die Franzosen hatten Hannover besetzt, und durch die damit verbundene Schädigung des preußischen Ansehens in Norddeutschland waren die Beziehungen wieder gespannt geworden. Haugwitz befürwortete einen schärferen Ton, ja, trat für eine Teilmobilisierung und Verständigung mit Rußland ein. Um Klarheit zu schaffen, entschloß sich der König, Lombard als Sondergesandten zu Napoleon nach Brüssel zu schicken.

Hier, wo Lombard wirklich diplomatische Geschicklichkeit beweisen konnte, hat er sich von Napoleon regelrecht einwickeln lassen. Der erste Konsul begegnete ihm mit gewinnender Liebenswürdigkeit, lud ihn wiederholt ein, schenkte ihm sein von Isabey gemaltes Porträt, aber wirkliche Zugeständnisse machte er nicht. Wohl war Lombard mit geringen Erwartungen gekommen, aber was er zurückbrachte, war auch blutwenig, waren nur angenehme Eindrücke. Die Verhandlungen gingen im Grunde ergebnislos bis zum Frühjahr 1804 weiter. Schließlich verlangte Haugwitz den Anschluß an Rußland, und als sein Ratschlag nicht angenommen wurde, legte er seine Tätigkeit einstweilen nieder.

Sein Nachfolger wurde Hardenberg, der aus braunschweigischen Diensten kommend, Preußen in Ansbach und Bayreuth großen Nutzen gebracht hatte und damals schon zum Kabinettsminister ernannt war. Hardenbergs politische Ansichten entsprachen in dieser Zeit etwa denen von Haugwitz. Die Neutralitätspolitik wurde fortgesetzt, selbst Ereignisse wie die Ermordung des Herzogs von Enghien wurden trotz des Wunsches der Königin, Hoftrauer deswegen anzusagen, krampfhaft übersehen. Haugwitz, der nicht regelrecht aus dem Dienst ausgeschieden war, sondern von allem unterrichtet werden und seinen Rat geben sollte, der auch gelegentlich Hardenberg vertrat, behielt den Standpunkt der schärferen Tonart bei. Da ließ Frankreich in frechem Völkerrechtsbruch den englischen Geschäftsträger für den niedersächsischen Kreis, Ritter Rumbold, durch eine Abteilung Infanterie, die über die Elbe setzte, bei Hamburg verhaften. Diese Gewalttat konnte Preußen sich nicht bieten lassen. Man beschloß, die Freilassung Rumbolds zu fordern, im anderen Falle das Schwert zu ziehen. Wenig Hoffnung war vorhanden, daß Napoleon dem Verlangen entsprechen werde; aber trotzdem geschah das Nichterwartete. Lombard triumphierte, wenn auch nach außen hin der tatsächlich erreichte Erfolg, um Napoleons Eigenliebe zu schonen, nicht betont wurde.

Der Erfolg bedeutete nur einen kurzen Lichtblick. Rußland, England und Österreich hatten die dritte Koalition geschlossen, zu der sie Preußen herüberzuziehen versuchten. Dagegen bot Napoleon Preußen Hannover an, ja, es fehlte wenig, daß es unter Zustimmung Hardenbergs zum Bündnis gekommen wäre, zumal da Alexander reichlich ungeschickt verfuhr: da verletzte Napoleon die Neutralität der fränkischen Bistümer, und damit fiel der König ganz auf die andere Seite. Man brach zwar die Beziehungen zu Frankreich nicht ab, aber allgemein neigte man sich zu der Ansicht, daß Preußen nunmehr losschlagen müßte. Alexander kam selbst nach Potsdam, wo die Fürsten sich am Sarge Friedrichs des Großen Treue gelobten, und am 3. November wurde ein Vertrag mit Rußland geschlossen. In dem Spiel der Parteien schien die Kriegspartei die Oberhand zu behalten.

Denn in den Kreiſen, die verantwortlich oder nicht verantwortlich die preußiſche Politik beeinflußten, beſtanden ſcharf geſchieden, eine Kriegspartei und eine Neutralitätspartei. Der gewichtigſte Vertreter der Neutralität war der König ſelbſt; Haugwitz und Lombard hingen ihr faſt unbedingt an, und die Gegenpartei ſah in ihnen die hervorragendſten Vertreter des Syſtems. Daneben glaubte man den Geſandten in Paris Lucheſini mit ihr verbündet. Schließlich iſt ihr bis zu dieſem Zeitpunkte wenigſtens praktiſch auch Hardenberg zuzuzählen, der ſich ſogar zum Bündnis mit Frankreich hatte verſtehen wollen. Die Stimmung im Volke läßt ſich heute ſchwer beurteilen. Neutralität iſt ein Wort, das nicht geeignet iſt, Begeiſterung zu wecken und die Maſſen mit ſich fortzureißen. Viel beſſer läßt ſich eine frankophile Partei feſtſtellen. Einer ihrer Wortführer war der Publiziſt Friedrich Buchholz, ein Journaliſt mit originellen Ideen, der damals den politiſchen Teil der Voſſiſchen Zeitung leitete. Daß dieſe Zeitung ſchon damals im Grunde dieſelbe, ſtark gegen England gerichtete, ja zum Teil mit denſelben Argumenten operierende Kontinentalpolitik wie heute führte, iſt ein ſeltſamer Zufall. Ein Journaliſt minderer Qualität war Karl Julius Lange, der ſpäter den geradezu liebedieneriſchen „Telegraphen" redigierte und ſich durch ſeine Servilität ſo verhaßt machte, daß er ſpäter fliehen mußte. Daß ſie franzöſiſch orientiert waren, zeigten eine Anzahl von Schriftſtellern, wie der Kriegsrat Friedrich von Cölln, Heinrich von Bülow, Hans von Held, ein tapferer Bekämpfer der Korruption, und der Oberſt von Maſſenbach in Büchern, die ſie nach dem Zuſammenbruch veröffentlichten. Der Gegenſatz der Kriegspartei zur Gruppe Haugwitz und Lombard war in dieſem Augenblick noch nicht ſo ſcharf, wie er ſich ſpäter geſtalten ſollte; ſie hatte ſich auch innerlich noch nicht ſo eng zuſammengeſchloſſen. Ihr Mittelpunkt begann der Freiherr von Stein zu werden. Auch die Königin, Prinz Louis Ferdinand, mehrere andere Prinzen, der General von Rüchel und andere Offiziere zählten ſich dazu, wie denn überhaupt die Stimmung der Armee für ein Losſchlagen gegen Frankreich war. Solche Stimmung fand gelegentlich in geradezu unklugen Taten von Offizieren ihren Ausdruck.

Einſtweilen war die Anſicht, daß es zum Kriege gegen Frankreich kommen müſſe, ziemlich einheitlich. Und deshalb wollte man den Feldzug in jeder Hinſicht ſorgſam vorbereiten. Mit merkwürdiger Einſicht erkannte man damals die Wichtigkeit der öffentlichen Meinung, und ſo entwickelte ſich der Plan, den Merkel in ſeinen Erinnerungen dargeſtellt hat. In der kontinentalen Preſſe — die engliſche hat ihre Sonderentwicklung gehabt — hatte die franzöſiſche Revolution und das Auftreten Napoleons eine neue Strömung gebracht. Napoleon hatte es verſtanden, ſich aus der Preſſe des revolutionären Frankreich ein Werkzeug von größtem Nutzen für ſeine Politik zurecht zu biegen. Der Moniteur wird unter ihm das große offiziöſe Blatt, durch das er zu den Völkern ſpricht. Und die Völker wie ihre Beherrſcher lauſchen den Worten. Die anderen Pariſer Zeitungen gaben die Begleitung zu der Leitmelodie. Man verſteht, daß die fremden Regierungen die Wirkung dieſer Preſſetechnik unangenehm zu ſpüren begannen; daß auch in Preußen mit dem Ungerſchen Vorſchlag eines preußiſchen National-Anzeigers die Idee eines großen offiziöſen Blattes mit ausgedehntem Nachrichtendienſt auftauchte, habe ich bereits früher erzählt. Damals hatte die bureaukratiſche Kurzſichtigkeit und obrigkeitliche Ängſtlichkeit dem bedeutenden Plane kurzweg den Hals abgedreht. Jetzt war eine günſtigere Stimmung vorhanden. Merkel hatte ſchon vor dieſer Zeit den Freimütigen vorſichtig politiſiert, ſeltſamerweiſe, indem er den „Nichtpolitiſche Zeitung" genannten Teil dazu benützte. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob der Gedanke des Antimoniteurs ganz allein in ſeinem eigenen Hirn gewachſen iſt. Das Wahrſcheinliche iſt, daß ſich verſchiedene Pläne gekreuzt haben, daß aber die verſchiedenen Urheber auch die Sache ſelbſt

ganz verschieden angesehen haben. Hardenberg erwähnt in seinen Erinnerungen den Plan zum Zuschauer mit folgenden Worten: „Wir hatten uns auch im voraus mit einer Druckschrift und einem fortzusetzenden Journale beschäftigt, die bestimmt sein sollten, wenn der Krieg ausbräche, die öffentliche Meinung zu gewinnen. Johannes von Müller[1]) hatte die Anfertigung der ersten und die Leitung der letzten übernommen, und dem berühmten Verfasser zu Ehren füge ich (in dem Urkundenanhang) den Plan zu ersterer hier bei. Die Zeitschrift ist ebendieselbe, von der Friedrich Buchholz, bei dem unter anderen sonderbaren politischen Ansichten die Feindschaft gegen England so zur fixen Idee geworden ist, daß er es, wie Don Quichote die Ritter und Riesen, in allen Gegenständen bekämpft, irgendwo unter bitteren persönlichen Bemerkungen sagt, er habe den Antrag abgewiesen, daran teilzunehmen." Die Denkschrift Johannes von Müllers entwickelt mit ausführlicher Disposition den Plan einer Propagandaschrift, die dartun sollte, wie Preußen in den zu erwartenden Krieg hineingezwungen sei. Daran sollten sich dann zwei Zeitungen anschließen, die Müller mit folgenden Worten erwähnt: „Alsdann vom neuen Jahr an ein deutsches und ein französisches historisch-politisches Journal nach der Art, aber im Gegensatz des Moniteurs; wenn die Redaktion der Verfasser (Müller), das übrige der französischen Journale Fauche-Borel, der deutschen Merkel besorgen würde, um der öffentlichen Meinung endlich einen vaterländischen Umschwung zu geben." Hier stellt sich der Plan also anders dar. Der Historiker, der in Büchern zu wirken gewohnt ist, betont in erster Linie die Propagandaschrift; unter der Ausführung des Zeitungsplanes vermag er sich anscheinend nicht so viel Tatsächliches vorzustellen. Er sowohl wie Hardenberg sprechen von den Journalisten — nach Müllers Denkschrift sollte man annehmen, als hätten sie etwa Sekretärdienste zu verrichten — etwas von oben herab. Aber der Plan hat sich schon erweitert. Nicht nur eine deutsche, sondern auch eine französische Zeitung soll entstehen. Fauche-Borel, der sie machen soll, ist ein Buchhändler aus Neufchatel, der als Agent Ludwig XVIII. wirkte. Er hatte lange im Temple gesessen, war dann aber befreit und wirkte nun mit Pichegru und dem Prinzen Condé gegen die Revolution und gegen Napoleon. Er schmuggelte später eine Proklamation des Prätendenten in tausenden von Exemplaren über Wesel und Frankfurt nach Frankreich. Napoleon war dadurch sehr verschnupft; er machte Haugwitz Vorwürfe; als man aber zur Aufhebung Fauche-Borels schreiten wollte, war der schon nach England verschwunden. Später bekam er den preußischen Adel, wie die Allgemeine Zeitung behauptete, wegen seiner Verdienste um die Verbesserung der „nicht stinkenden Abtritte".

Die Erwähnung von Buchholz durch Hardenberg bezieht sich auf Ausführungen in der von diesem anonym 1807 herausgegebenen Schmähschrift „Galerie preußischer Charaktere", die damals von den vielen nach dem Zusammenbruch erschienenen Enthüllungsschriften — das war nicht nur 1919 so — neben Köllns „Feuerbränden" am meisten Aufsehen machte. Sie kennzeichnet die Stellung des Wortführers der Franzosenpartei zu dem Plan und gibt somit das Bild von der anderen Seite. Buchholz, der sich für so bedeutend hält, daß er sich in dem Buche ein besonderes Kapitel widmet, erzählt:

„Herr D. Merkel, bis zum 17. oder 18. Oktober 1806 Redakteur des Freimütigen und ein entschlossener Lobredner Alexanders I., in welchem er ein Genie erster Größe sieht, hatte bald nach der Schlacht bei Ulm den heroischen Gedanken,

[1]) Johannes von Müller, geborener Schweizer, 1752—1809, kam 1804 von Österreich nach Berlin, wurde hier Geheimer Rat, ständiger Sekretär der Akademie und Historiograph des Königlichen Hauses. Man erwartete von ihm eine Geschichte Friedrichs des Großen. Nach dem Zusammenbruch wurde er Renegat und Minister Jérômes.

Herausgeber eines politischen Blattes zu werden, dessen Kühnheit die Welt in Erstaunen setzen und den Moniteur, wenn nicht verdrängen, so doch ihm wenigstens das Gleichgewicht halten sollte. Er teilte seinen Gedanken mehreren Ministern mit, die ihn vortrefflich fanden und Herrn M. Unterstützung versprachen; vorzüglich begünstigten Hardenberg und Schulenburg diese, ihrer Meinung nach dem preußischen Staate sehr angemessene Unternehmung. Es war indes ein Unglück, daß der kühne Merkel (nebenher anzumerken, gleichfalls ein kleiner, gewiß nicht fünf Fuß hoher Mann) kein Jota von der Politik verstand. Wie war nun diesem Übel abzuhelfen? Er wendete sich an den Geh. Rat von Müller, in der Voraussetzung, daß dieser aus allen Kräften an dem Blatte mitarbeiten würde, das er selbst nur zu redigieren gedachte. Und hierin betrog er sich nicht ganz. Müller schlug ein, sobald Merkel nur seinen Antrag vollendet hatte, und versprach fürs erste eine Einleitung in dem preußischen Moniteur, die eine große Sensation hervorbringen sollte. Mit diesem Versprechen kam Merkel zu Friedrich Buchholz, wahrscheinlich, weil er voraussetzte, daß man für Geld und gute Worte alles in der Welt erhalten könne. Buchholz erkundigte sich nach der Tendenz des soi-disant Regierungsblattes, das, wenn ich nicht irre, der Zuschauer genannt werden sollte. Merkel machte ihm kein Geheimnis daraus, daß es gegen Frankreich gerichtet sein sollte. ‚Wer leistet die Garantie für ein solches Blatt?' fragte Buchholz. — ‚Der preußische Staat', erwiderte Merkel. ‚Nun, so kann ich keinen Anteil an dem Blatte nehmen,' fuhr Buchholz fort, ‚denn ich halte diese Garantie für keine. Wozu überhaupt eine solche Opposition? Der Moniteur, sofern er beleidigt, ist nur gegen England und dessen Bundesgenossen gerichtet, und diese Richtung ist gut, weil Englands Verfassung, wenn sie nur noch 20 Jahre fortdauert, den Untergang der ganzen kultivierten Welt nach sich zieht.'

Es war unmöglich, Merkeln hiervon zu überzeugen. Gelockt von dem großen Gewinne, den er sich von der Herausgabe eines preußischen Regierungsblattes versprach, hörte er nicht auf, Buchholzen zur Teilnahme an demselben bereden zu wollen; und als dieser sich gleich blieb, setzte er Personen in Bewegung, von deren Autorität er sich etwas versprach. Buchholz beharrte indes auf seinem einmal gefaßten Entschluß und rettete sich zuletzt vor weiteren Zudringlichkeiten durch die sarkastische Erklärung, ‚daß er sich nicht aufgelegt fühle, zwischen einem Ketten (Merkel) und einem Schweizer (Müller) in der Mitte zu stehen, und daß er einen Schwaben dazu in Vorschlag bringen wolle'. Diese Erklärung wurde ungefähr um eben die Zeit gegeben, als sich die Russen in den Gefilden von Austerlitz schlagen ließen, und nach dieser denkwürdigen Schlacht war denn nicht länger die Rede von einem preußischen Regierungsblatte, welches dem Moniteur das Gleichgewicht halten sollte. Nie kam also Müllers kraftvolle Einleitung zustande[1]).

Außer der Denkschrift Johannes von Müllers, die Hardenberg mit seinen Erinnerungen veröffentlicht hat, befinden sich im Nachlaß Hardenbergs im Berliner Geheimen Staatsarchiv noch einige Akten, die über das weitere Schicksal des Planes Auskunft geben. Nicht Hardenberg, sondern Stein hatte die Denkschrift am 26. Oktober dem König überreicht. Er erhält den Plan genehmigt mit folgender Kabinettsorder vom 2. November zurück: „Mein lieber Staatsminister Frhr. v. Stein. Es ist mir besonders angenehm gewesen, aus Eurem Bericht vom 26. v. M. zu ersehen, daß Ihr, nachdem Ihr die von Mir genehmigten

[1]) Gegen diese Darstellung Buchholz' hat Merkel sich, anscheinend im Zuschauer — die Erwiderung ist dann in den „Aufsätzen, während des Krieges geschrieben" nachgedruckt — zur Wehr gesetzt. Danach hat nicht er, sondern Frau Sander Buchholz als Mitarbeiter vorgeschlagen, und sie scheine auch die „Autoritäten" darstellen zu sollen.

außerordentlichen Hilfsmittel zur Ausführung der für die Sicherheit des Staates erforderlichen Unternehmungen aufs neue in ihrem Zusammenhange, nach ihrer Natur und Wirkung sowohl zu dem vorhabenden Zweck als in Beziehung auf die öffentliche Meinung erwogen habt, in Eurer Meinung von der Zweckmäßigkeit und Sicherheit derselben bestärkt worden seid. Ich finde Euer ganzes Räsonnement hierüber sehr gegründet und insonderheit es sehr ratsam, durch eine in der Stille zu veranlassende und zu autorisierende Schrift die Begriffe des Publikums von der Notwendigkeit dieser Maßregeln und von der Güte der Absichten und Ansichten zu bestimmen und zu befestigen. Ihr könnt daher eine solche Schrift veranstalten, müßt Euch aber dazu eines klassischen Schriftstellers, dem Ihr und der Staatsminister Frhr. v. Hardenberg die nötigen Daten anvertrauen könnt, bedienen, und die Erscheinung der Schrift im Druck so lange aussetzen, bis die Maßregeln publiziert und zugleich die Schritte der Regierung, welche solche erheischen, dem Publikum vorgelegt werden können. Ich bin usw." Damit hat sich der Kreis der Befürworter der Propaganda um Stein und den von Buchholz genannten Minister Grafen von Schulenburg erweitert. Stein, der sich damals in Berlin aufhielt, sandte die Kabinettsorder am 3. November nach Potsdam an Hardenberg. Er fügt ein offizielles deutsches Schreiben, in dem er sich weitere Rücksprache über Inhalt der Schrift und Auswahl des Bearbeiters vorbehält, und ein zweites französisches bei. In den folgenden Tagen ist dann Merkels Plan im einzelnen ausgereift. Am 9. November teilt er Böttiger zuerst mit, daß er ein politisch-historisches Blatt herausgeben will, das unter einem unbefangenen Titel einen Krieg auf Leben und Tod mit dem Moniteur führen soll. Vom Kabinett könne er so ziemlich sicher auf offizielle Nachrichten rechnen. „Die Art, wie man meine kurzen politischen Deklamationen im Publikum aufgenommen hat, bürgt mir für eine sehr lebhafte Empfänglichkeit, und Joh. Müller, Buchholz (!) und andere Bedeutende haben mir ihre eifrige Unterstützung versprochen."

Nach dem Empfang der Antwort Beymes jubelt er (am 1. Dezember): „Mein Plan ist nicht allein gelungen, sondern der König selbst hat mich seines Beifalls versichern lassen, Beyme mir alles verheißen, was er tun könne, um mir nützlich und dankbar zu sein, die Minister sind sehr froh über den Gedanken eines solchen Blattes, versprechen mir Instruktionen, bitten mich zu Tisch usw. Johannes Müller wird mein fleißigster Gehilfe und — Zensor. Kurz, alles geht nach Wunsch, und ich werde so glücklich sein, Deutschlands höchstem Bedürfnis vielleicht abhelfen zu können." Er bittet Böttiger, den Zuschauer im Teutschen Merkur anzukündigen. Um mit möglichst vielen Buchhändlern in Verbindung zu stehen, habe er den Zuschauer Sander, der mit Müller liiert sei, in Verlag gegeben. Die so oft zerrissene Freundschaft ist also wieder geleimt[1]). Ursprünglich freilich sollte Frölich, der auch auf der ersten Ankündigung

[1]) Sander begegnet uns hier zum letzten Male. Er scheint bedeutend genug, um kurz auf seinen Ausgang hinzuweisen, den sein letzter erscheinender Brief an Böttiger aus Stendal vom 18. 5. 1814 offenbart. Nach der Katastrophe von Jena hatte er sich an wilde Geschäfte gewagt und die Buchholzsche Schmähschrift „Galerie preußischer Charaktere" verlegt, bei der er es sich zum Verdienste anrechnete, die Kapitel gegen Personen des königlichen Hauses unterdrückt zu haben. Später sah er sich genötigt, die Buchhandlung seiner Frau zu übertragen, die ihn dann gänzlich hinauswarf und ihm die eheliche Gemeinschaft verweigerte. Er schreibt darüber: „Es kann Ihnen nicht entgangen sein, daß vom Jahre 1803 mein vorher so schönes häusliches Glück zerrüttet war. Die Schuld lag an der neuen Ästhetik der poetischen Poeten, die damals in der deutschen Literatur rumorten, und von denen sich, unter vielen anderen Weibern, auch meine Frau betören ließ; doch auch an mir selbst, daß ich auf den Besitz dieser Frau eitel war und sie daher mit nach Leipzig, Jena und Weimar nahm, wo ihr Schmeicheleien den Kopf verdrehten, so daß sie, eine von Goethe selbst

zeichnet, der Verleger sein. In dieser Ankündigung, einem einseitigen Blatt in Quart, das der Eingabe an Beyme beiliegt, kündigte er als Inhalt des Zuschauers die Geschichte des Tages, kurze politische Abhandlungen, Schilderungen, Erörterungen, historische Bruchstücke und Beurteilungen und Auszüge von wichtigen politischen, militärischen und historischen Werken an. Das Blatt soll zweimal wöchentlich in Folio, also wie der Moniteur und doppelt so groß wie die damaligen deutschen Zeitungen erscheinen. Sein Programm lautet: „Im allgemeinen ist der Zweck dieses Blattes: durch Verbreitung richtiger politischer Begriffe und Ansichten wahren und allgemeinen Patriotismus in Deutschland zu erwecken. Das Nähere sage jedem, der es wert ist, ein Preuße, ein Deutscher zu sein, das eigene Selbstgefühl. — Der Herausgeber wagt dieses Unternehmen auf die Zusage der ersten politischen Schriftsteller Berlins, ihn zu unterstützen, aber auch die Zuversicht, daß die reine Absicht und der Charakter der Schrift ihr bald die Teilnahme aller patriotischen Denker in Deutschland erwerben werden."

Eingehender erörtert er seinen Plan in einem Briefe an Böttiger, der Bedenken erhoben hat (vom 8. Dezember): „Vogue la galère! Ich habe mehr günstigen Wind als ich brauche, nicht nur alle gewünschten Verheißungen von den hiesigen Ministern, sondern auch schon Anerbietungen von zwei Gesandten *großer Höfe*, wenn ich nur Relationen von ihnen *annehmen* will[1]). Die Idee des Blattes wirkt in allen Köpfen lebhaft und glücklich. Ihre Besorgnisse verstehe ich nicht. Daß keine Invektiven gegen B.(onaparte) und sein Volk vorkommen sollen, versteht sich von selbst, und daß ich in dem Sinne des Kabinetts immer bleiben werde, gleichfalls, denn — es fällt mir gar nicht ein, auf meine eigene Hand den Volksprediger machen zu wollen. Ich will Deutschland ein offiziell-räsonnierendes Blatt geben, da es ein solches braucht, nicht aber den philosophischen Messias spielen; hält man mit den Noten und Relationen Wort, so wird für die politisch-literarischen Räsonnements wenig Raum bleiben, und was die übrigen betrifft, so wird man für oder wider England oder Frankreich sprechen, je nachdem das Kabinett gesinnt ist. Die Regierung braucht ein Mittel, die öffentliche Meinung zu lenken, und ich will ihr — *ohne dafür bezahlt zu werden* — eines liefern. Das ist alles. Was ist dabei für Gefahr? Freilich soll mein Zuschauer den Vorzug vor dem Moniteur haben, daß er auch Debatten aufstellt; aber es versteht sich, daß auch diese im Sinne der Regierung geführt werden müssen. Wir Privatmänner müssen es uns nicht herausnehmen, dem Volk *durch Zeitungen* unsere Privatansichten aufdrängen zu wollen. Das führt nur zu Unfug. (!) Etwas anderes ist es mit Büchern. — Mir ist, als sähe ich Sie von den vorstehenden Ausführungen aus *meiner* Feder überrascht; aber sie sind jederzeit meine feste Überzeugung gewesen. Gegen die preußische *Regierung* hätte ich nie so etwas geschrieben, als ich gegen den livländischen Adel schrieb . . ." Man sieht, daß ihn die Gunst

für „*poetisch*" erklärte „*Natur*", auf mich, eine so „*gemeine, prosaische*", nur mit Verachtung herunterſah. Mein Haus wurde mir bald, zu meinem größten Mißvergnügen, ein Sammelplatz der mir so widrigen After-Poeten und After-Philosophen, die sich an dem Teetisch meiner Frau recht wohl befanden und von ihr sehr oft zum Abendessen behalten wurden. Daß eine Zeitlang einer ganz erklärter Liebling war, in so hohem Grade, daß mir die eheliche Treue meiner Frau verdächtig werden mußte, will ich übergehen, um nicht allzu schmerzliche Wunden, die nur vernarbt sind, wieder aufzureißen . . ." Als Sander diesen Brief schrieb, hatte er ein kleines Amtchen, das ihm aber verloren zu gehen drohte. Nun bettelt er Böttiger an, er möge ihm Arbeit besorgen, gleichgültig, was es sei. Böttiger hat, scheint es, den Brief *nicht* beantwortet. Ein literarisches Denkmal hat Fontane Sander im Schach von Wuthenow errichtet.

[1]) Wie die Dinge lagen, wird es sich um Rußland und Österreich handeln.

der Mächtigen schnell zu einer Art von Machiavellismus geführt hat, der, vielleicht um Böttigers Bedenken zu beseitigen, vielleicht auch, um sich selbst zu überzeugen, ganz knallig zum Ausdruck kommt. Um die vermehrte Arbeitslast tragen zu können, will er einen Herrn Friedrichsen, der auch sonst als Mitarbeiter des Freimütigen vorkommt, als Gehilfen anstellen, übrigens Kotzebue ganz den Stuhl vor die Tür setzen.

Noch ein Wort ist über das Bündnis mit Johannes v. Müller zu sagen, den Schweizer Historiker, der als preußischer Historiograph von Wien, wo er ziemlich kaltgestellt saß, nach Berlin geholt war. Sein Ruhm war groß, und man erwartete das Bedeutendste von ihm. Er hatte bald nach seiner Ankunft Merkel besucht, der aber keinen Gefallen an ihm fand. „Ich kann mich nicht überwinden," schreibt er an Böttiger, „den Besuch zu erwidern. Sie fragen mich um mein Urteil über ihn. Hier haben Sie es in vier Worten: ich kann ihn nicht leiden." Ein solches Urteil überrascht selbst bei Merkel. Vielleicht läßt sich die instinktive Abneigung aber dadurch erklären, daß irgend etwas in Merkel gegen eine Eigenschaft des Historikers revoltierte: Müller galt, wie übrigens auch Iffland und der Buchdrucker Unger, als homosexuell und scheint es wirklich gewesen zu sein. Vielleicht liegt darin seine außergewöhnliche Beeindruckbarkeit begründet, die ihn später aus dem erbitterten Feinde Napoleons zu seinem Bewunderer, ja zum westfälischen Minister machte. Jedenfalls machte das Bündnis den allergrößten Eindruck, und insofern hatte Merkel richtig gerechnet. Hören wir wieder den übrigens auch Müllers abnorme Veranlagung zynisch erwähnenden Varnhagen (Brief an Chamisso vom 31. Dezember 1805): „Im neuen Jahr erscheint bei Sander der Zuschauer, eine politische Zeitschrift von Garlieb Merkel, und sein Genosse ist, αὐδῶ Ἀργεῖος! ist — Johannes Müller. Hardenberg und Beyme liefern offizielle Berichte. Es ist Zeit, daß der niederträchtige Merkel nur wieder einmal an seine Sterblichkeit erinnert werde. Und Johannes Müller? Was kann ihn an Merkel, dem Nekel und Ekel gefallen als etwa dessen A....? Die Xenien sagen ihm:

Meinst du, er werde größer, wenn du die Schultern ihm leihest?
Er bleibt klein wie zuvor. Du hast den Höcker davon.

So laß uns denn diese Verschlechterung fester noch gegen die Kanaille verbunden machen."

Inzwischen drohten aber die schönen Pläne schon zu Wasser zu zerrinnen. Haugwitz war am 14. November abgereist, um Napoleon die preußischen Forderungen zu überbringen. Er reiste absichtlich langsam, denn die Mobilisierung sollte mehrere Wochen in Anspruch nehmen. Als er daher am 28. November die erste Unterredung mit Napoleon hatte, formulierte er die preußischen Forderungen nicht. Erst am 14. Dezember hatte er in Schönbrunn die zweite Audienz bei ihm, und inzwischen hatte sich die Lage entscheidend geändert. In der Schlacht bei Austerlitz war Österreich schwer geschlagen, am 6. Dezember hatte es einen Waffenstillstand mit Frankreich geschlossen. Während in Berlin wilde Gerüchte herumschwirrten, ja, während man an einen Sieg der Verbündeten glaubte — Willibald Alexis, der diese Zeit in „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" geschildert hat, führt, anscheinend nach Erzählungen solcher, die es miterlebt haben, bei der Darstellung dieser Tage Merkel als handelnde Person in seinen Roman ein —, mußte der Unterhändler, den man sich in Berlin dachte wie jenen Römer, der den Krieg und den Frieden in den Falten seiner Toga barg, nicht nur den Frieden, sondern sogar ein Bündnis mit dem Sieger mit nach Haus nehmen, das gegen Abtretung von Ansbach, Neufchatel und Kleve den Besitz von Hannover bringen sollte.

Die Enttäuschung in Berlin war fürchterlich. Nur der König und die Kabinettsräte suchten Gutes in den Abmachungen zu finden. Doch zur unbe-

dingten Annahme des Schönbrunner Vertrages konnten auch sie sich nicht entschließen. Aber Napoleon weigerte sich, den veränderten Vertrag anzuerkennen, und so kam es — da man inzwischen die Demobilisierung durchgeführt hatte — zu dem Vertrag von Paris, in dem Preußen ohne ein Mehr dagegen einzutauschen, auch noch Bayreuth, die Grafschaft Mark und Osnabrück abtrat. Um so mehr wuchs die Wut bei der preußischen Kriegspartei. Hardenberg, dem Napoleon besonders feindlich war, mußte zurücktreten, Haugwitz übernahm wieder die Leitung des Auswärtigen Amtes. Freilich verschwand Hardenberg nicht ganz, sondern führte geheime Verhandlungen mit Rußland, die einen Rückversicherungsvertrag zwischen Petersburg und Berlin herbeiführten, nach dem Preußen den Pariser Vertrag so verstand, daß es nicht gehalten sei, an Frankreichs Seite gegen Rußland zu marschieren. Aber gerade diese Politik mit doppeltem Boden schlang später die Schlinge, in der sich Preußen fing. An die Herausgabe des Zuschauers war, nachdem die Dinge sich so gewandt hatten, natürlich nicht mehr zu denken. Das Blatt, dessen Erscheinen zuerst verschoben wurde, wurde gänzlich abgesagt. Daß dieses Experiment, das nach unseren Begriffen offiziöses Blatt, Kriegspressecamt, Oberzensurstelle und vaterländischen Unterricht in einem darstellte, nicht zur Ausführung kam, ist bedauerlich, denn Merkel hätte wohl das Zeug gehabt, die schwierige Aufgabe zu bewältigen.

Man begreift, daß sich unter solchen Umständen die Feinde der Neutralitätspolitik, zu denen Hardenberg jetzt ganz überging, immer fester zusammenschlossen. Sie sahen den Grund der politischen Niederlage in der Kabinettspolitik. Die fürchterlichsten Verdächtigungen gingen um. Sie haben ihren Niederschlag in einer Denkschrift Steins gefunden, in der er die Männer des Kabinetts ohne jede Rücksicht und von keinem Bedenken gehemmt schildert, wie er sie sah: „Der Geheime Rat Beyme besaß als Kammergerichtsrat Achtung wegen seines geraden, offenen Betragens, seiner gründlichen und gesunden Beurteilung, seiner Arbeitsamkeit und seiner Rechtskenntnis. Ihm fehlt aber die zur Leitung der inneren Angelegenheit nötige Bekanntschaft mit den staatswirtschaftlichen Grundsätzen. Das neue Verhältnis, in welches er als Kabinettsrat kam, machte ihn übermütig und absprechend, die gemeine Aufgeblasenheit seiner Frau war ihm nachteilig, seine genaue Verbindung mit Lombard und dessen Familie untergrub seine Sittlichkeit, seine Liebe zum Guten und seine Arbeitsamkeit. — Der Geheime Kabinettsrat Lombard ist physisch und moralisch gelähmt und abgestumpft. Seine Kenntnisse schränken sich ein auf französische Schöngeisterei; die ernsthaften Wissenschaften, die die Aufmerksamkeit des Staatsmannes oder des Gelehrten an sich ziehen, haben diesen frivolen Menschen nie beschäftigt. Seine frühzeitige Teilnahme an den Orgien des Rietz, der Gräfin Lichtenau, an den Ränken und Abscheulichkeiten dieser Menschen haben sein moralisches Gefühl erstickt und an dessen Stelle eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen das Gute und Böse bei ihm gesetzt. In den unreinen und schwachen Händen eines französischen Dichterlings von niederer Herkunft, der mit der moralischen Verderbtheit eine physische Lähmung und Hinfälligkeit verbindet, der seine Zeit in dem Umgange leerer und erbärmlicher Menschen, mit Spiel und Polissonnerien vergeudet, ist die Leitung der diplomatischen Verhältnisse dieses Staates in einer Periode, die in der neueren Staatengeschichte nicht ihresgleichen findet. — Das Leben des mit dem Kabinett affiliierten Grafen von Haugwitz ist eine ununterbrochene Folge von Verschrobenheiten oder von Verworfenheiten. In seinen akademischen Jahren behandelte er die Wissenschaften seicht und unkräftig; sein Betragen war süßlich und geschmeidig. Er folgte dann den Toren, die in Deutschland vor 30 Jahren das Geniewesen trieben, strebte nach dem Nimbus der Heiligkeit, die Lavater umgab, war Theosoph, Geisterseher und endigte mit der Teilnahme an den Gelagen und Intrigen der

Lichtenau, ward ihr geschmeidiger Gesellschafter, verschwendete die dem Staate gehörige Zeit am Lombre-Tisch und seine Kräfte in tierisch-sündigen Genüssen jeder Art. Er ist gebrandmarkt mit dem Namen eines ränkevollen Verräters seiner täglichen Gesellschafterin, eines schamlosen Lügners und eines abgestumpften Wollüstlings. — Der General Köckritz ist ein eingeschränkter, ungebildeter Kopf, von einem gemeinen Charakter und Denkungsart, die ihm einen unwiderstehlichen Hang zur Plattheit in Ansichten, Beschlüssen und in der Auswahl seiner Umgebung gibt, und womit er eine höchst schädliche und unverständige Geschwätzigkeit verbindet."

Daß diese maßlosen Schilderungen eines guten Hassers nicht stimmen, wissen wir heute. Sie können aber an dem grundsätzlichen Wert der Denkschrift, die ein verantwortliches Ministerium, in dem die Geschäfte nach dem Realsystem verteilt sind, und die Rückführung der Bedeutung des Kabinetts fordert, nicht beeinträchtigen. Zugleich zeigt sie aber auch den Kreis, unter dessen Einfluß Merkel urteilt, und von dem er ja auch ausdrücklich sagt, daß er ihm seine Informationen verdanke. Mit dem Fallenlassen des Planes zum Zuschauer waren seine Verbindungen zur Kriegspartei nicht abgerissen, und was der Zuschauer werden sollte, das suchte er jetzt wenigstens zum Teil im Freimütigen zu verwirklichen, der immer politischer wurde. Es hat ja nur theoretischen Wert, wenn man erweisen wollte, daß das strikt durchgeführte Neutralitätssystem Preußen damals am Abgrunde vorbei geführt hätte; das, was einstens Stein zu seinem Handeln trieb, war edelster Patriotismus und geschlossenes politisches Denken. Die Steinsche Denkschrift[1]), die der Königin Luise übergeben wurde, ist dem König kaum zu Gesicht gekommen; aber eine andere, von Johannes Müller verfaßte, von dem Prinzen Louis Ferdinand, August, Heinrich und Wilhelm, dem Prinzen von Oranien, den Generalen von Rüchel und Phull und Stein unterschriebene Eingabe, die in maßvollerer Form dieselben Forderungen stellte, wurde ihm vorgelegt, freilich ohne daß er ihr nachgab.

Den Intentionen des Kabinetts entsprach also Merkels Stellungnahme trotz seiner Ausführungen an Böttiger längst nicht mehr. Wie stark die Partei, auf die er sich stützte, in Wahrheit war, und was sie erreichen würde, konnte er damals nicht ermessen. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, war ringsumher der Widerspruch gegen Napoleon in der deutschen Öffentlichkeit verstummt. Was er tat, bedeutete also eine gehörige Portion Zivilcourage, der man, mag auch journalistisches Sensationsbedürfnis und die Lust am literarischen Kampf da mitsprechen, die Achtung nicht versagen kann. In dieser Tätigkeit hat Merkel später stets einen Ruhmestitel erblickt, und deshalb möge er selbst darüber berichten:

Aus dem Sommer und Herbste 1806

Die[2]) Geschichte des unglücklichen Feldzuges von 1806 und seine Folgen hat die Aufmerksamkeit auf das nichtmilitärische Norddeutschland dieser Periode völlig vernichtet. Und doch sind seine Geschichte und seine patriotische Stimmung in dieser Zeit großer Beachtung wert, schon als Vorbedeutung dessen, was 1813 geschah. Das Vergessen erklärt sich daraus, daß so wenige Andeutungen davon sich erhalten konnten unter der Zwangsherrschaft der Franzosen, die jede Erinnerung daran als rebellisch vernichteten und bestraften. Es mußte ihnen leicht werden, da fast alle patriotischen Nachrichten und Stimmen der Zeit sich allmählich in eine Zeit-

[1]) Die Charakteristik der Kabinettsmitglieder aus dieser Denkschrift verwandte Buchholz in der Galerie preußischer Charaktere.

[2]) Darstellungen I, Seite 270.

ſchrift zuſammendrängten: „Der Freimütige oder Ernſt und Scherz“, die letzten Monate derſelben aber, aus Furcht vor den Franzoſen nach dem Siege derſelben, meiſtenteils ſelbſt vom Verleger ängſtlich vernichtet wurden. (Im Jahre 1817 bemühte ich mich in Berlin ſelbſt vergebens, ein Exemplar davon aufzutreiben, da ich keins beſaß; und erſt mehr als 20 Jahre ſpäter gelang es mir, eins in Riga zu erhalten[1].) Das mußte geſchehen, weil darin dringend und bei jedem Anlaſſe zur Erhebung der Nation in ganz Deutſchland[2]) gegen die Franzoſen aufgefordert wurde, Napoleon aber den Volkskrieg als den gefährlichſten ſcheute, alſo jeden Gedanken daran als Rebellion behandelte. Daß er richtig ſah, hat Rußland 1812 und Deutſchland ſelbſt 1813 bewieſen. Seine Maßregeln dagegen, indem er die Bevölkerung in Norddeutſchland in Parteien zu ſpalten, Gruppen zu bilden ſuchte, die ihr Intereſſe an ihn knüpfte, waren nicht weniger argliſtig, als die er 1806 anwandte, Preußen als Macht zu iſolieren, mit England und Schweden in Krieg zu verwickeln und ſelbſt die deutſchen Fürſten, die der Allianz mit Preußen allein es verdankten, daß ſie noch nicht ſeine Sklaven waren, gegen dasſelbe aufzuhetzen. Der Moniteur, der Publiziſt, das Journal de l'Empire ergriffen jeden Anlaß, Heſſen und Sachſen als von Preußen unterjocht darzuſtellen.

In faſt ganz Deutſchland regte ſich unerwartet eine Stimmung, die Napoleon bedenklich ſein mochte. Man weiß, ein Volkskrieg war ihm furchtbar. Das erſte Symptom, daß ein ſolcher durch die allgemeine Stimmung ſich bilden könne, war die Schrift „Deutſchland in ſeiner tiefſten Erniedrigung“, die der Buchhändler Palm zu Nürnberg drucken ließ. Er wurde auf Napoleons Befehl erſchoſſen, aber das wirkte, wie dergleichen pflegt, nicht Furcht, ſondern Erbitterung. Jetzt begriff jedermann, wie wahr jene Schrift geſprochen. Im September der Minerva von Archenholtz erſchien ein rührender Bericht über Palms Benehmen und Tod, der wenigſtens im mehr verbreiteten Freimütigen wiederholt wurde[3]). Dieſer Bericht war aus München ſelbſt eingeſandt worden, trotz des Vaſallenverhältniſſes, in welchem Bayern zu Frankreich ſtand. Er erzählte, die Stadt Nürnberg habe ihrem Bürger Palm bei ſeiner Abführung einen Konſulenten zur juriſtiſchen Verteidigung mitgegeben, den das Blutgericht indes gar nicht zugelaſſen. Noch auf dem Richtplatze habe man Palm Verſchonung angeboten, wenn er den Verfaſſer der Schrift nenne, aber er habe „heldenmütig“ den Tod dem Verrate vorgezogen.

[1]) Von den Heften des Freimütigen nach dem Juli 1806 habe ich nur im Rigaer Stadtarchiv ein Exemplar gefunden. Ich konnte es während des Krieges kurze Zeit benutzen; jetzt bei der Ausarbeitung ſtehen mir die Hefte nicht zur Verfügung. M.s.J.

[2]) Unter dem Volkskrieg denkt Merkel, was beachtet werden muß, weniger an die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, als an einen Franktireurkrieg. Dieſe Gedanken gehen aber damals überhaupt durcheinander, ſelbſt beim Freiherrn von Stein.

[3]) Der Bericht von Palms Ermordung ſteht im Freimütigen vom 13. Oktober. In der Nummer vom 14. Oktober, wahrſcheinlich der letzten, die erſchienen iſt, findet ſich noch folgende Notiz: Die engliſchen Zeitungen ſagen mit Recht, „das Schickſal des unglücklichen Buchhändlers Palm iſt nicht bloß die Sache ſeines Vaterlandes, ſondern geht jede Nation an, welche das unſchätzbare Gut der Gedankenfreiheit zu würdigen weiß. Auch ſind in London bei Lloyds Subſkriptionen zur Unterſtützung ſeiner Familie eröffnet, die dieſe freilich nicht für den Verluſt ihres Vaters entſchädigen, aber ſie doch vor Elend ſchützen werden. In Deutſchland wird gewiß nicht weniger für das Andenken des edelmütigen Patrioten geſchehen.“

Die Schüsse der Soldaten hätten ihn nicht getötet; er habe noch lange im Todeskampfe gelitten, bis ihm ein mitleidiger Sodlat sein Gewehr vor der Stirne losgebrannt, „und so die Leiden dieses edlen Opfers deutschen Patriotismus geendigt habe". So wagte man schon in München zu schreiben und in Hamburg zu drucken; aber der Bericht erzählte noch Merkwürdigeres. Die Franzosen hatten angefangen, in mehreren süddeutschen Städten Männer zu verhaften, die eine patriotische Schrift gelesen und weitergegeben hatten, — und Fürsten des Rheinbundes hatten sich dem widersetzt. Davoust hatte einen Bürger zu Heilbronn mit Gewalt aus dem bürgerlichen Gewahrsam reißen und nach Braunau schleppen lassen, doch der König von Württemberg hatte darüber an Berthier einen so starksprechenden Brief geschrieben, daß dieser für gut fand, ihm seinen Untertan auszuliefern. Zwei andre ließ der König den Händen der Franzosen entreißen und zu ihrer Sicherheit auf die Festung Hohenasperg bringen. Als zu Würzburg der französische Gesandte die Auslieferung des Buchhändlers Stahl forderte, sandte der damalige Kurfürst von Würzburg, ein österreichischer Prinz, den Präsidenten seiner Regierung zu dem Bedrohten, ließ ihm seine Gefahr melden, aber zugleich Mut einsprechen und ihn auffordern, sich mit dem Präsidenten in die Versammlung der Regierung zu begeben. „Wir wollen doch sehen," hatte der Erzherzog-Kurfürst gesagt, „ob man ihn aus unserer Mitte fortführen wird." Das wagten die Franzosen wirklich nicht: die Schergen zogen mit leeren Händen ab und Stahl war gerettet. — Jener Bericht aus Süddeutschland schließt so: „Den Deutschen wird es einleuchtend sein, daß wir wirklich dahin gekommen sind, als Rebellen erschossen zu werden, wenn wir zur Rettung für unser gemeinsames Vaterland die Stimme erheben und unsern Schmerz in Schriften ausweinen. Welch eine Aussicht, wenn das so fortgehen sollte! Sodann dürfte ein jeder Preuße, Hesse, Sachse, kurz ein jeder Deutsche, der mit dem Schwerte in der Hand sein Vaterland verteidigen wird, als Rebell schmählich hingerichtet werden." (Freim. Nr. 205.)

Man übersehe den Aufruf des Süddeutschen an den Norddeutschen nicht, der den Preußen, Hessen, Sachsen dasselbe Los weissagt, das Süddeutschland drückte, und den Gedanken der allgemeinen Volksbewaffnung, der in dem „jeder Deutsche" liegt. Es ist ebensosehr eine psychologische als politische und historische Merkwürdigkeit, die aber, soviel ich weiß, noch von allen Geschichtschreibern der französischen Kriege übersehen worden ist, daß jener Gedanke immer lebendig sein und doch noch sieben Jahr unausgeführt, ja ganz unbenutzt bleiben konnte, bis fremdes Beispiel, fremde Siege und fremder Wille dazu hinriß. Entstehen mußte er schon beim ersten Einbruch der Franzosen, da man die Heere größtenteils aus aufgebotenen Bürgern und Bauern bestehen sah. Selbst Goethe, so sehr er Höfling und Minister war, wurde von ihm hingerissen, als er während der Belagerung von Mainz, glaube ich, seinen Hermann und Dorothea entwarf, wie der Vers „So stände die Macht auf wider Macht" beweist. Wie lebendig er sich immer erhielt, beweisen die Odenwalder Bauern, auf Jourdans Rückzug, und noch drei Jahr nach der Jenaer Schlacht Schills Auszug; immer vergeblich, weil — nun, die Ursache liegt zu offen da, um sie hier zu erörtern.

Im Jahre 1806, sobald in Deutschland der Krieg zwischen Preußen und Frankreich unausbleiblich schien, erwachte jener Gedanke um so lebhafter, da man Preußen längst für die letzte Schutzwehr der Existenz Deutschlands ansah und seiner Unentschlossenheit die Übel zuschrieb, die dieses erlitt, aber zugleich vollkommen begriff, daß Preußens Macht der Napoleons, wenigstens auf die Dauer, nicht gewachsen war. Diesmal boten die preußischen Provinzen nicht ihren Kornvorrat dar, sondern mehrere derselben fragten um Erlaubnis an, neue Regimenter auf ihre Kosten zu errichten (Freim., Nr. 190), und die Einwohner der Grafschaft Mark, Wesel zu überrumpeln. In Schlesien erklärten mehrere, noch dazu kleine Städte, Grüneberg, Sagan, Sprottau, bei dem Ausmarsch ihrer Garnisonen, den Soldaten, sie bei ihrer Rückkehr zu belohnen und ihre Witwen und Waisen versorgen zu wollen, wozu auch gleich Subskriptionen eröffnet wurden (Freim. Nr. 185). In Sachsen selbst, bei dessen Einwohnern gegen Preußen seit dem siebenjährigen Kriege nachbarliche Abneigung herrschte, zeigten sich in diesem Jahre bei dem Militär dieselben Zeichen patriotischer Kriegslust, wie voriges Jahr im preußischen Heere. Ein Artikel aus Leipzig vom Ende September (Freim. Nr. 193) sagte: „Auch in unserm Lande ist der Enthusiasmus, für Heimat und Sicherheit zu kämpfen, heilig und allgemein. — Es glüht ein schönes Feuer in dem Herzen der deutschen Völker, — nur, daß so viel geschehen mußte, es zu wecken! Der Mut des Militärs ist unbeschränkt, und unser Heer wird zeigen, daß die Sachsen nicht aufgehört haben, Deutsche zu sein und ihr Vaterland zu lieben. Warum ist das kein Krieg der ganzen Nation, und jeder, selbst die Vornehmsten, nähmen teil und ließen alles zurück, um ein Kleinod zu erringen, bei dessen Verlust wir und alles, was uns teuer ist, gefährdet werden."

Eine andre Nachricht von dort meldete, daß viele Studenten die Universität verließen, um sich als Freiwillige dem Heere anzuschließen. Das Angeführte reicht hin, zu zeigen, daß die heroischen Gefühle, welche die deutschen Völker in den Jahren 1813 und 1814 so herrlich entwickelten, auch 1806 schon erwacht waren und nur der Ermunterung und Benutzung bedurften, um Napoleons Siege zu erschweren und nutzlos zu machen.

Als Kern einer allgemeinen Volksbewaffnung hätte das preußische Heer eine Furchtbarkeit haben müssen, die ihn wahrscheinlich abgehalten hätte, auch nach einem Siege weit und ungestüm vorzudringen. — Warum jene Stimmung nicht benutzt wurde? Mir scheint es, der Gedanke, die Völker selbst wehrhaft zu sehn, hatte für Minister und Generale etwas sehr Schreckendes.

Es ist mir sehr teuer zu stehen gekommen, aber es erfreut mich noch, daß mein „Freimütiger" — m e i n Freimütiger; denn seit ich im Herbste 1803 eingewilligt hatte, meine Zeitschrift „Ernst und Scherz" mit dem Freimütigen zu verbinden, hatte ich auch die ganze Redaktion des Doppelblattes an mich genommen, und sie trug bis zum Oktober 1806 meinen Charakter — daß mein Freimütiger die Haupt- und nach Palms Ermordung die einzige Quelle war, aus der jener Gedanke und die Ermutigung gegen den Druck der französischen Herrschsucht aufzustehen, mit jedem Posttage in neuer Gestalt verbreitet wurde. Dies Blatt, das damals Beiträge lieferte von A. v. Humboldt, J. v. Müller, Böttiger und beinahe von

allen in Deutschland, Ungarn, Dänemark, Holland und Livland, die gelehrten oder sonst literarischen Ruf besaßen, genoß einer Verbreitung und eines Einflusses wie kein anderes. (In Amsterdam wurde eine Zeitlang jede Nummer desselben gleich nach der Ankunft ins Holländische übersetzt und so gedruckt.) Ich wandte seine ganze Geltung und meine sehr weit verbreitete Korrespondenz jetzt mit heißem Eifer auf, für Preußens politisches Interesse und vorzüglich für die Empfehlung der Volksbewaffnung. Ich kann mir dreist das Zeugnis geben, ich hatte schon damals den schweigenden, aber wachsamen Groll der französischen Gewalthaber verdient, mit dem ich im Jahre 1811 von einem Elsässer gewarnt wurde, bei dem bevorstehenden Kriege mit Rußland nicht eine ähnliche Rolle zu spielen, — und mit dem im Sommer 1812 zweimal von einem vorgeschobenen Pikett meine Aufhebung in meinem Landhause versucht wurde; aber auch die schöne Belohnung, daß Ihre Majestät die Königin Luise nach geschlossenem Frieden durch den damaligen Obristen von Maltzahn von Königsberg aus mir als „der letzten Stimme Deutschlands" schriftlich danken ließ. Ich hatte nämlich in Riga durch „Supplementblätter zum Freimütigen" meinen Kampf gegen die französische Tyrannei bis zum Waffenstillstande nach der Schlacht bei Friedland fortgesetzt. Nicht vergeblich! Im Jahre 1817 sprach ich zu Berlin einen Hofrat Müller, der mir sagte, mit diesen Blättern in der Tasche habe er Deutschland als Werber für den Tugendbund durchwandert.

Ich glaube diese Nachrichten nicht besser schließen zu können, als durch Schilderungen aus jenem Herbst. Während des Sommers wurden der Regierung mehrere Pläne zur allgemeinen Volksrüstung und zur Verteidigung von Berlin übergeben. In Berlin erhielt sich die Teilnahme am längsten; sie verwandelte sich sogar wieder in Enthusiasmus[1]), als die Armeen sich nun einander näherten; aber auch diese ging wieder in Ärger über, als nach Entfernung des Hofes durchaus keine Nachrichten mehr nach Berlin gesandt oder doch nicht bekannt wurden. In trüber unruhiger Erwartung schmachtete man vom Morgen bis zum Abend und wieder vom Abend bis zum Morgen Nachrichten entgegen, die nicht einliefen. Der einfache Umstand, den ein Reisender erzählte, er habe den König in Weimar sehr heiter spazieren reiten sehen, erheiterte und beschäftigte die ganze, große Residenz einen Tag lang.

Endlich verbreitete sich das preußische Kriegsmanifest. Man hatte sich so sehr darnach gesehnt, die Regierung über diese Angelegenheiten sprechen zu hören, daß man es mit Entzücken las, es für ein Meisterstück der Beredtsamkeit erklärte[2]).

[1]) Dieser Enthusiasmus führte oft zu unangenehmen Übertreibungen, wie wir sie 1914 auch kennen gelernt haben. Die Art, wie etwa die Schauspieler die entlegensten Zitate — selbst in Holbergs politischen Kannegießern — um des Augenblicksbeifalls willen aktualisierten, war recht geschmacklos. Daß vieles nur Strohfeuer war, zeigte sich ja bald.

[2]) Das Manifest war von Lombard verfaßt. Gentz, der in seinen Erinnerungen Interessantes von der Entstehung erzählt, hatte es ins Deutsche übersetzt. Auf seinen Vorschlag wurden mehrere Stellen geändert. Der König sah das Manifest vor dem Drucke nicht mehr, das übrigens das Losschlagen nicht genügend motivierte. Talleyrand riet sofort auf Lombard oder Joh. v. Müller als Verfasser, Napoleon auf Gentz.

Wieder eine peinliche Stille. Am 13. Oktober lief eine Nachricht ein, aber nur durch einen Privatbrief. Der Fürſt von Hohenlohe hatte einer Prinzeſſin geſchrieben, General Tauentzien habe ſich glücklich bis Orlamünde zurückgezogen und werde Tags darauf zu ihm ſtoßen. — Tauſende Abſchriften liefen von dieſer unbedeutenden Nachricht umher, und Tauentzien war der gefeierte Held des Tages: er hatte doch etwas getan; man wußte doch etwas von ihm.

Dieſe Freude wurde ſchon am folgenden Tage durch die Nachricht von der Niederlage und dem Tode des Prinzen Ludwig Ferdinand hundertfach verbittert. Anfangs wollte niemand daran glauben. Auf Märkten und Gaſſen, in den Klubs und Kaffeehäuſern ſah man große Haufen ſtehn, und wer in ihnen zu Worte kommen konnte, bewies die Unmöglichkeit des Ereigniſſes. Als die Gewißheit von dem Tode des Prinzen ſich nicht beſtreiten ließ, brach eine allgemeine Trauer aus: er galt für ein Nationalunglück. Alte Frauen, die den Prinzen nie mochten geſehn haben, zerrauften auf offener Straße ihr graues Haar darüber; und ernſte und feſte Männer, die mit dem Prinzen in keiner Verbindung geſtanden, ſprachen mit Händeringen von ſeinem Verluſte.

Aus Potsdam brachte man, dort werde ein ſehr entfernter Kanonendonner gehört. Bald erfuhr man, auch in einer Gegend von Berlin höre man ihn. Endlich lief die Nachricht ein, der Kanonendonner entferne ſich. Alſo Sieg! ſchloß man, die Feinde fliehn!

Auch ich gehörte zu den immer Ermutigten, die aus Grundſatz hofften. Ruhig lag ich früh an einem der ſchönſten Herbſtmorgen — ich glaube, es war der 17. Oktober — am Fenſter und ſann auf einen recht kräftigen Schluß für einen Aufſatz, der an demſelben Tage gedruckt werden ſollte. Am Abend vorher waren dunkle Gerüchte von einer verlornen Schlacht umgelaufen. „Deſto gewiſſer“, dachte ich, „kommt es jetzt zu einem Aufruf an das Volk, der dem Kriege eine andere Geſtalt und zum Eintreffen fremder Hilfe Zeit ſchaffen muß.“ Indem ſah ich einen Kurier[1]) langſam die Friedrichſtraße[2]) herauffahren. Ein langſamer Kurier konnte kein Freudenbote ſein. Ich kleidete mich ſchnell an und ging zum Geheimrat T—r. Er war ſchon ſeit zwei Stunden bei dem Gouverneur Miniſter Schulenburg. Ich folgte ihm dahin. Vor dem Hauſe ſtand ein dichtes Gedränge von Menſchen; aber ein Gorgonenhaupt ſchien darin zu walten: jeden Augenblick gingen Menſchen mit lebhaft geſpannten Geſichtern hinein, und andre kamen geſenkten Hauptes mit erloſchenem Blick wieder heraus. Der Vorſaal war mit Beamten gefüllt. T—r. war unter ihnen. Er ſagte mir mit erzwungener Faſſung: „Wir haben eine Schlacht verloren!“ und reichte mir eine Bekanntmachung. Ich nahm ſie mit der feſten Überzeugung, ſie ſei ein Aufruf zu den Waffen, und las — die ſo famos gewordenen Zeilen: „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht!“ Die Hände ſanken mir, und ich las nicht weiter. Erſt auf der Straße wurde ich hernach auf den weitern Inhalt aufmerkſam.

Ich fragte nach dem Miniſter, und T—r. flüſterte mir zu, er ſei ausgegangen, um ſelbſt Anſtalten zur Räumung Berlins zu treffen. Ich

[1]) Der Kurier war der Kapitän Thouille.
[2]) Merkel wohnte Friedrichſtraße 62.

zog mich in eine Fensterblende zurück, um meine Lage zu überdenken. Während des Sommers hatte ich wegen meiner Aufsätze gegen Frankreich anonyme Warnungen und endlich gar Drohungen erhalten, die mich immer bewogen, nur noch heftiger zu schreiben. Mit den Pariser Zeitungen war ich längst darüber in offenem Kampf: denn ich hatte härtere Sachen gegen sie und ihr Treiben drucken lassen, als der unglückselige Palm, den Bonoparte vor acht Wochen in Freundesland arretieren und erschießen ließ. Zudem war ich ein Fremder, ein Russe, und konnte keine Autorisation vom preußischen Hofe aufzeigen. Man hätte mich für einen Emissär erklärt, und das gelindeste Los, das ich erwarten durfte, war, in harter Gefangenschaft nach Frankreich geschleppt zu werden. (Noch sechs Jahre nachher war einer der Punkte, über welchen der verhaftete Rat Becker[1]) sich vor einer französischen Kommission zu Magdeburg verteidigen mußte, ein alter Brief, in dem mein Name genannt war. S. Beckers Leiden und Freuden usw., S. 53.)

Eben trat der Minister herein. Ich bat ihn um einen Paß. „Ja," sagte er, „Ihnen ist wohl zu raten, daß Sie sich entfernen. Aber eilen Sie. Ich werde bald verbieten, Pferde hinauszulassen."

Betäubt von dem Vorgange, den schnell unterzeichneten Paß in der Tasche, geh ich fort. Aus einer Seitengasse tönt Gesang. Ich lausche hin. Die Kurrende-Schule steht vor einem Hause und singt aus meinem Schlachtliede:

Auf, Jüngling, auf! und Greis und Mann!
Kühn unserm Recht vertraut!
Zu Kampf und Sieg heran!

Für Preußens Thron und alten Ruhm!
Für Weib und Kind und Eigentum!
Der Bräut'gam für die Braut!

Die Trommel ruft! Die Fahne weht!
Es gilt fürs Vaterland!
Heran zur Schlacht fürs Vaterland!

Ich verwünschte den hämischen Zufall und eilte zu dem Verleger[2]) meines Freimütigen, um ihn zu bitten, da er besser darüber Bescheid wissen mußte als ich, die Bestellungen zu meiner Abreise zu machen. Ich fand den armen Mann ganz außer sich und selbst zur Flucht entschlossen. Wir wurden bald einig, gemeinschaftlich zu reisen. Ein Freund versah ihn mit einem schon bespannten Wagen bis zur nächsten Station. Aber er war so eilig, daß er mir nicht einmal Zeit ließ, meinen Koffer zu packen.

Vielleicht eine halbe Stunde vor Berlin senkt sich der Weg einen Hügel hinab. Hier, glaubte ich, müsse man die Ansicht der Stadt verlieren, der Stadt, die ich mir als lebenslängliche Heimat gedacht, die ich als eine

[1]) Rudolf Zacharias Becker, 1759—1827, Redakteur der Nationalzeitung der Deutschen und des Allgemeinen Anzeigers der Deutschen. Am 30. 11. 1811 wegen eines Artikels in der Nationalzeitung verhaftet und in Magdeburg bis 1813 in Haft.

[2]) Es war der Kommerzienrat Matzdorf. Frölich war gestorben, Merkel war aber schon vorher mit seiner Geschäftsführung unzufrieden.

ſolche liebgewonnen, die ich jetzt ſo ſchnell und vielleicht auf ewig verlaſſen hatte. Ich ließ den Wagen halten und ſtand auf, um noch einmal auf Berlin zurückzuſehen.

Während meiner ziemlich langſamen Weiterreiſe hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß eine Menge Juden herumſtreifte und das Landvolk eifrig von dem Unfalle der Armee in Kenntnis ſetzte. Ebenſo auffallend war mir die Weiſe, wie dieſe Nachricht vom Volke aufgenommen wurde. Es ſah meiſtenteils nur darin eine Demütigung der ihm verhaßten Armee. Einen Sonntagnachmittag traf ich in Stargard ein, ruhte bis zum folgenden Morgen und fuhr dann nach Stettin.

Schon indem ich durch die Gaſſen fuhr, bemerkte ich viele Bekannte, die ich in Berlin zurückgelaſſen, und die ſich hier mit großem, eben nicht traurigem Lärm herumbewegten. Man ſagte mir, ſobald es in Berlin bekannt geworden, daß die Königin nach Stettin gegangen, ſei es guter Ton geworden, auch dahin zu fliehen.

Da die Kürze der Reiſe und die Lebendigkeit auf der Heerſtraße die Flucht faſt zu einer Luſtpartie gemacht hatte, brachten die Perſonen höherer Stände noch alle ihre heimatlichen Anſprüche zum Vorſchein, aber es fehlte an Raum, ſie geltend zu machen, und ſie kamen jeden Augenblick in Kolliſion mit den laut verkündigten Forderungen ſolcher Perſonen, die ſich zu Hauſe zwar immer ſehr untergeordnet fühlten, hier aber durch ihre Flucht ſelbſt bewieſen zu haben glaubten, daß ſie politiſche Wichtigkeit beſäßen.

Einen ernſtern und edlern Anblick als die Berliner Flüchtlinge gewährten die Stettiner ſelbſt. So drückend ihnen auch die Überfüllung der Stadt mit Flüchtlingen war, zu denen ſich bald auch die Berliner Garniſon geſellte, nahmen ſie ſie doch gefällig und gaſtfrei auf. Der öffentliche Ton war dabei ſo patriotiſch, daß ich überzeugt bin, es hätte nur einer Proklamation bedurft und eines tätigen Kommandanten, um die Stettiner ſo gut, als ſpäterhin die Kolberger taten, die Verteidigung ihrer Feſtung ſelbſt übernehmen zu machen. Doch an ſo etwas dachte hier niemand.

Bald liefen nun auch die Berliniſchen Zeitungen ein, angefüllt mit hochtönenden franzöſiſchen Bulletins und mit Schmähreden gegen die preußiſche Regierung. Dieſe Blätter, denen man freien Lauf ließ, die ſtündlich eingehenden üblen Nachrichten von der zerſprengten Armee, endlich die ſichtbare Unentſchloſſenheit der Kommandierenden verwandelten die Stimmung der Stettiner in vierundzwanzig Stunden. Bald erinnerte man ſich mit Bitterkeit wirklicher oder vermeintlicher Kränkungen, welche der Stettiner Handel vorzüglich durch den Miniſter Haugwitz erlitten habe. Endlich hörte ich eben in dem Stettin, deſſen patriotiſcher Sinn mich vor wenig Tagen ſo erfreut hatte, einen Mann laut im Schauſpiele ſagen: „Wir Bürger leiden es nicht, daß Stettin verteidigt wird.“ —

Bei dieſen Erſcheinungen ſchien es höchſt notwendig, daß zu dem Volke geſprochen wurde. Ich ging zu dem Miniſter Schulenburg, erzählte ihm, was ich bemerkt hatte, und bot ihm meine Feder zu einer Proklamation oder einem fliegenden Blatte an. Er antwortete: „Hier bin ich nur der ausgewanderte Gouverneur von Berlin. Ich habe meine

Pflicht getan," beliebte er zu ſagen, „indem ich die Garniſon von Berlin unverletzt hierher geführt habe. Ich kann Sie hier zu nichts autoriſieren; aber da Ihre Anſicht wichtig iſt, ſo rate ich Ihnen, ſich nach Graudenz an den König zu wenden." Ich ſtellte ihm vor, daß es am notwendigſten ſei, hier in Stettin zu wirken. Mit einem kaum merklichen Lächeln ſagte er: „Sind Sie beim Gouverneur und beim Kommandanten geweſen?" „Nein", erwiderte ich. „Sprechen Sie doch ja erſt mit dieſen beiden und kommen Sie dann wieder zu mir." Ich tat, was er ſagte, und lernte nun ſein Lächeln verſtehen. Beide waren alte abgelebte Männer, die ſich ſelbſt in ihren Zimmern nur mit Beſchwerde bewegen zu können ſchienen, und von denen mir der eine ſagte: Wenn die Franzoſen näher kämen, würden ſich wohl alle Fremden aus der Stadt entfernen müſſen. Als Antwort darauf reichte ich ihm meinen Paß zur Unterſchrift.

„Nun?" ſagte Schulenburg, als ich wieder zu ihm kam, „ſind Sie dageweſen? Was meinen Sie jetzt?" „Ich glaube nichts Beſſeres tun zu können," ſagte ich, „als Ew. Exzellenz um einen Befehl an alle Poſtmeiſter zu bitten, daß man mir auf der Reiſe nach Königsberg ohne Schwierigkeiten Pferde gibt."

Er ſchlug mir vor, ſtatt deſſen mir eine Kajüte auf einem Schiffe anweiſen zu laſſen, das mit dem königlichen Schatz nach Danzig gehen ſollte, zwei Schiffer, doppelte Bemannung und keine Paſſagiere hatte, als ein paar königliche Beamte, die den Schatz begleiteten. Ich nahm es mit Dank an, und Schulenburg ſelbſt ließ dem Schiffer befehlen, „mir ſeine Kajüte zu vermieten".

Die Reiſe dauerte ſehr lange. Wir fuhren am Mittage von Stettin ab und warfen ſchon am Abende am Eingange des eigentlichen Haffs Anker, weil der Lotſe „bei der ſchlechten Beſorgung der Signale", ſagte er, nicht bei Nacht weiterzufahren wage. Am folgenden Morgen wurde der Anker gelichtet, aber es trat bald Windſtille ein, und wir lagen beinahe den ganzen Tag unbeweglich auf dem Haff. Gegen Abend wurde der Wind günſtig; wir trafen mit Einbruch der Nacht bei Swinemünde ein und — warfen wieder Anker: denn bei Nacht ließ ſich die Durchfahrt durch die ſehr enge Mündung, die außerhalb noch durch eine Sandbank halb maskiert wird, nicht wagen.

Endlich waren wir denn ſo glücklich, von den grauen, wild im Sturme brauſenden Meereswogen geſchaukelt zu werden und uns von der gefährlichen Küſte zu entfernen. Am folgenden Morgen hatten wir Hela erreicht: aber hier begann erſt der wahrhaft furchtbare Teil unſerer Reiſe. Der Wind war ungünſtig zum Einſegeln, und unter beſtändigen Klagen der Schiffer über Vernachläſſigung der Baken lavierten wir drei Tage und Nächte bei Hela auf und ab, endlich glückt es uns, hineinzuſchlüpfen; endlich erreichten wir die Reede von Danzig. Der Schiffer wirft Anker, gibt ſein Signal. Bald hüpft eine Schaluppe auf den hochrollenden Wogen heran. Mit Vergnügen machte der eine Schiffer die Bemerkung, der Lotſenkapitän ſelbſt komme. So war es in der Tat; aber der andere Schiffer erklärte, jeder andre Lotſe wäre ihm lieber geweſen. „Der Mann ſei — zu neu in ſeiner Kunſt; er verdanke ſeine Stelle nur dem Umſtande, daß er früher Kammerdiener bei Haugwitz geweſen."

Wir kamen nicht in den Fall, eine Probe ſeiner Geſchicklichkeit zu erhalten. Aus der Ferne rief er uns durchs Sprachrohr zu: „Königlicher Befehl! Die Treſorſchiffe, ohne einzulaufen, nach Königsberg.“ Wir von Mühſeligkeit Erſchöpfte ſahen uns ſtumm an und ſchlichen in die traurige Kajüte zurück.

Noch mehr! Das Abſegeln war durchaus unmöglich, denn ein ſtarker Wind wehte gerade auf die Stadt. So blieben wir denn wieder drei Nächte und zwei Tage auf der Reede. Eines Morgens, da ich ſpät erwachte, ſah ich den einen Kapitän ruhig ſchlafen. Ich bemerkte eine regelmäßige Bewegung des Schiffes. Faſt atemlos vor Erwartung, eil' ich hinauf. Richtig! Kein Land iſt mehr zu ſehen, und wir ſegeln mit friſchem Winde.

Endlich, ich glaube, am folgenden Tage, erblickten wir Pillau, ein Schauſpiel, das uns gar nicht wieder vom Verdecke ließ. — Am folgenden Tage eilte ich nach Königsberg. Was ich hier fand, war im ganzen eine Wiederholung der Szenen, die ich in Stettin zurückgelaſſen hatte, nur in größerem Stil und anders nüanciert. Die Berliner Beamten waren während meiner Seereiſe zu Lande hier eingetroffen, und zu ihnen hatten ſich eine Menge anderer aus Brandenburg und den andern beſetzten Provinzen geſellt. Die übrigen Berliner Flüchtlinge waren aus Stettin mit leicht erlangten Päſſen größtenteils heimgekehrt. Statt der Stettiner und Berliner Garniſon, die ſchon in Gefangenſchaft war, fand ich hier die Überbleibſel faſt aller Regimenter der zerſprengten Armee. Unter dieſen waren mir beſonders die älteren Offiziere und Soldaten, die noch in Preußens glanzvoller Periode gefochten hatten, mit ihrer finſtern, aber feſten Haltung und ihrem Schweigen ein Achtung einflößender Anblick.

Die jüngeren, die noch keine erhebenden Erinnerungen hatten, ſondern bei ihrem erſten Auszuge nach Ruhm ſo viel Unglück gehabt, ſchienen anfangs gedemütigt, bald aber kehrte ihr leichter Sinn zurück; leider aber auch mit ihm der rauhe, harte Ton, mit dem ſie ſonſt die friedlichen Klaſſen zu behandeln gewohnt waren. Er fand jetzt häufig ebenſo rauhe Erwiderung und erregte mehr Erbitterung als je. Dieſe Stimmung teilten auch die Königsberger Beamten und Einwohner gegen die Beamten aus Berlin, die hier in hohem Ton zu ordnen und zu befehlen verſuchten, weil ſie aus der Reſidenz kamen, aber oft auf eine kränkende Weiſe erinnert wurden, daß ſie ſich hier in der Hauptſtadt des eigentlichen Königreiches Preußen befanden, und zwar als unglückliche Gäſte, die nur Teilnahme fordern konnten.

Alles dies änderte ſich vorzüglich nach der Ankunft Sr. Majeſtät des Königs. Die Geſchichte wird es mit Achtung aufbehalten, welch ein kräftiger, wenn auch nicht glücklicher Widerſtand aus den kleinen Überreſten des preußiſchen Staates in kurzer Zeit organiſiert wurde, und welchen ſtandhaften Patriotismus die Einwohner Königsbergs und das Königreich Preußen ſowohl bei ihren Leiſtungen, als bei ihren Leiden bewieſen haben. —

Hier in der letzten, nicht großen Grenzprovinz des preußiſchen Staates, die genau genommen, nicht einmal zu Deutſchland gehörte, mußte ein Aufruf an die deutſche Nation, ſich zu bewaffnen, vielen hoffnungslos

erſcheinen. Mir nicht! Je weiter Napoleon vorgedrungen war, deſto gefährlicher konnte ihm eine Volksbewaffnung im Rücken ſein, der ſich gewiß bald viel Militär angeſchloſſen hätte. Ich war überzeugt, daß er dann nicht nach dem Königreich Preußen zu kommen wagen würde, beſonders da das ruſſiſche Heer in ſchnellem Anmarſch war und mit dem wieder organiſierten Überreſt der preußiſchen Armee ihn zugleich von vorne bedroht hätte. Wie es mir in Berlin mündlich gelungen war, beſonders einen alten Grafen Wartensleben, ehemals einen von Friedrich dem Zweiten perſönlich geachteten Militär, jetzt Kaſtellan des königlichen Schloſſes, ſo für den Gedanken zu enthuſiasmieren, daß er erklärte, ſelbſt die Volksſcharen im Gebrauch der Waffen einzuüben, gewann ich auch in Königsberg viele für meinen Plan; nur nicht diejenigen, die über ſeine Ausführung zu entſcheiden hatten. Ich beſchloß, weiterzureiſen. Indem ich in den Wagen ſtieg, kam Hr. Reimann, der Erzieher des Prinzen Louis, mit freudeglühendem Geſicht, mir zu melden, nun ſei der Aufruf beſchloſſen. Jetzt zweifelte ich und erklärte, ich wolle ihn in Memel erwarten. Ich machte dort wirklich mehrere Tage Halt deshalb. Endlich kam ein Aufruf an, der Studenten und Bürger aufforderte, — ins Militär zu treten, mit dem Verſprechen, während des Krieges ſollten auch Bürgerliche Offiziere werden können. Ich ſetzte meine Reiſe fort. —

•

Mit wenigen Worten muß die Darſtellung Merkels durch die Darſtellung der Hauptlinie der großen Politik erläutert werden. Auf die Annexion Hannovers folgte ſofort die Kriegserklärung Englands, auch mit Schweden kam es zu Verwicklungen. Mit Napoleons fernerem Verhalten war man wenig zufrieden, ja, man argwöhnte immer mehr, glaubte ſogar für gewiß, daß er Hannover den Engländern wieder zuſchanzen wolle. Entſprechend war die Stimmung bis zur Siedehitze geſteigert. Wie ſie ſich im Freimütigen entlud, hat Merkel ſelbſt geſchildert. Die Kabinettsregierung wurde ſchon vorher in der Öffentlichkeit angegriffen. Fauche-Borel war mit dabei beteiligt, als der Graf d'Autraignes eine Schrift gegen das Kabinett veröffentlichte. Er nannte ſie „Neu aufgefundenes Bruchſtück aus dem achtzehnten Buche des Polybius“ und ſchildert darin einen Miniſterrat des ſyriſchen Königs Antiochus, in dem der verbannte Hannibal zum Kriege gegen Rom aufruft, während der Kabinettsſekretär Polykrates zur Neutralität rät. Die Anſpielung war deutlich genug. Daß d'Autraignes, der ein Agent der Bourbons war, in Fühlung mit der Kriegspartei handelte, beweiſt ein Bericht Fauche-Borels im Berliner Geheimen Staatsarchiv, wonach die Schrift während der Anweſenheit des Kaiſers Alexander unter Begünſtigung der Königin Luiſe und Hardenbergs in der Königlichen Oberhofbuchdruckerei gedruckt worden iſt. Andere Pamphlete ſind „Bonaparte, der du biſt im Himmel, geheiliget werde dein Name“, — ein witziges Werk, als deſſen Verfaſſer Otto Tſchirch Kotzebue nachgewieſen hat, der übrigens die grundgelehrten Anmerkungen einfach aus Gibbons Römiſcher Kaiſergeſchichte abgeſchrieben hat, dann „Napoleon Bonaparte, wie er leibt und lebt“ von Reichardt, in dem Napoleon heuchleriſch gelobt wird, und das von dem Sachſen J. A. Bergk unter dem Pſeudonym Germanus verfaßte „Verſtehen wir auch Bonaparte?“

Mit der Möglichkeit des Krieges rechnete man in Berlin ſeit der Mitte des Jahres. Am 10. Auguſt gingen auf den Ratſchlag von Haugwitz die Kuriere ab, die die Mobiliſierungsorder überbrachten. Der franzöſiſche Geſandte wurde

mehr als nervös, Napoleon, der einen unvorsichtigen Brief Lucchesinis aufgefangen hatte, tobte. Lucchesini mußte aus Paris abberufen werden; der General Knobelsdorf wurde sein Nachfolger. In Berlin ging der Kampf zwischen Kabinett und Opposition weiter, aber die Entscheidung kam von einer anderen Seite. Zwischen Rußland und Frankreich war es in Paris zu Abmachungen gekommen, die noch der Ratifizierung bedurften. Der Zar aber verweigerte schroff die Ratifizierung, und damit waren die Würfel gefallen. Preußen mußte sich jetzt zwischen Frankreich und Rußland entscheiden; daß die Entscheidung für Rußland fiel, war selbstverständlich. Am 20. September reiste der König ins Hauptquartier ab.

Wenige Wochen später war der Staat Friedrichs des Großen ein Trümmerhaufen. Die Ereignisse der letzten Jahre rücken uns die Schilderung Merkels vom Zusammenbruch fast aufreizend nahe. Um so weniger ist es nötig, sie im einzelnen zu kommentieren. Dagegen müssen wir noch einiges über Lombard berichten. Er war mit dem König im Hauptquartier und hatte unter körperlichen Leiden das Kriegsmanifest und den Absagebrief des Königs an Napoleon entworfen. Dann ging er nach Berlin zurück, wo er am 15. Oktober ankam. Die Unglücksbotschaft putschte aufs neue die Leidenschaften gegen ihn auf, so daß er am 17. Oktober Berlin verließ. Seine Verhaftung in Stettin und seine Befreiung hat Merkel im wesentlichen richtig erzählt. Friedrich Wilhelm war durch die Übereilung der Königin tief verletzt und sandte eine geharnischte Kabinettsorder nach Stettin. Trotzdem war Lombards Laufbahn damit zu Ende. An den Geschäften nahm er nicht mehr teil, und im August 1807 erhielt er seine förmliche Entlassung aus dem Amt und gleichzeitig die Ernennung zum Sekretär der Akademie der Wissenschaften. Im selben Jahre noch veröffentlichte er anonym als Antwort auf die vielen Schmähungen, die seinen Namen beschmutzten, die „Matériaux pour servir a l'histoire des années 1805, 1806 et 1807. Dedié aux Prussiens par un ancien compatriote", ein Buch, das nach den maßlosen Anwürfen der Buchholz, Cölln und Massenbach, gegen die es sich richtet, die erste große Darstellung dieser Jahre bringt und heute noch seinen Wert besitzt. Am 28. April 1812 starb der merkwürdige Mann, der, von einfachem Herkommen, eine Stellung erreicht hatte, die zu den wichtigsten des Staates gehörte, und der begeifert wurde wie wenige andere. Daß er nicht so war, wie ihn die Mitwelt sah, ist erwiesen. Aber er hatte bei aller Geniehaftigkeit doch nicht das große Format des Politikers; vielleicht hat ihn Menken am richtigsten charakterisiert, als er schrieb: „Lombard, mit wirklich großen Talenten, Kenntnissen, außerordentlicher Tätigkeit, unglaublicher Leichtigkeit im Arbeiten ist zu flüchtig, zu unsicher in seinen Grundsätzen und vor allem zu unsittlich." Der Vorwurf der „Unsittlichkeit" wiederholt sich auch sonst bei wohlwollenden Beurteilern, mit wieviel Grund, ist kaum zu entscheiden. Immerhin scheint in seinem Charakter irgendwo eine Bruchstelle zu sein. Verraten aber, wie man damals behauptete, hat er nicht. Was der französische Gesandte an Nachrichten auftrieb, verdankt er in erster Linie dem Geheimen Kommerzienrat Veitel Ephraim, dem Neffen jenes Ephraim, nach dem die minderwertigen Münzen Friedrichs des Großen „Ephraimiten" getauft sind, einem Amateurpolitiker, dessen Verbindungen zwar hin und wieder benutzt wurden, den Eitelkeit und Selbstüberschätzung aber zu allerhand Unvorsichtigkeiten, freilich auch nicht zu bewußter Verräterei verleiteten. Ephraim bezog seine Informationen seinerseits wohl von dem Generaladjutanten des Königs, General von Köckritz, dem Friedrich Wilhelm ein fast abenteuerliches Vertrauen schenkte. —

Merkels Rolle in Berlin ist mit seiner Flucht ausgespielt; was noch folgte, waren die Steinwürfe und Eselstritte. Die Poeten freilich rühren sich nicht mehr, dafür aber die Politiker und die, die es sein wollten. Den Nachruf von Buchholz

habe ich oben schon angeführt. Der Kriegsrat von Cölln, dessen „Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs des Zweiten" — sie erschienen angeblich wie das Paradiesgärtlein bei Peter Hammer, in Wahrheit bei Gräff in Leipzig und wurden später in den „Neuen Feuerbränden" fortgesetzt — einen reißenden Absatz fanden, widmeten ihm folgende Charakteristik, deren Schiefheit ohne weiteres klar ist: „Die Berliner Journalisten fingen alle in einem Ton, der jetzt Mode geworden war, an, den Patriotismus anzufeuern: der Freimütige, der Hausfreund, der Staatsanzeiger, der wiederauferstandene Telegraph und sogar der Beobachter an der Spree. Der Dr. Merkel, der übrigens nie einen tiefen Blick in die Weltbegebenheiten getan hat, als Lette aber sich berufen fühlte, sich für seinen Monarchen zu verwenden und beiläufig den König von Preußen in Schutz zu nehmen (da er hier sein Brot fand), warf sich vorzüglich in die Brust, um den Publizisten niederzudonnern, der den Untergang des preußischen Staates vorausgesagt hatte."

Und später heißt es: „Der kleine Doctor, der, um immer im Widerspruche mit sich selbst zu stehen, in seiner nicht politischen Zeitung zu politisieren begann, kam hier ganz inkognito an, lebte inkognito und war, trotz seiner freimütigen Äußerungen, die er, ehe das Kriegsgewitter begann, in seine verstimmte Trompete gestoßen hatte, der erste, welcher bei der ersten Annäherung des Feindes ganz inkognito abreiste."

Merkels Glanzzeit, wenn man so will, ist mit seinem Fortgang aus Berlin vorüber; die Darstellung seines ferneren Schicksals ist trotz mancher Anläufe und kleinen Aufstiege nur ein Abgesang.

Abgesang

Wieder in der Heimat

Im Dezember 1807 kam Merkel in Riga an. Die Heimat hatte ihn wieder, aber sie wußte diese Ehre durchaus nicht gebührend zu schätzen. Nicht, daß man ihn vergessen hätte, im Gegenteil, dem Autor der „Letten" hatte man schon ein besonderes Andenken bewahrt, aber ein Kalb schlachtete man dem heimgekehrten Sohne nicht. Daß Merkel schweigen würde, war nicht zu erwarten, er ging sofort nach Petersburg, um sich eine Zeitschriftenkonzession zu besorgen, und vom Anfange des nächsten Jahres an gab er in Riga die „Supplementblätter zum Freimütigen" heraus. Der Titel sagt schon, wie das Blatt gemeint war, und daß Merkel hier an seine alte Tradition anknüpfen wollte. Aber die politische Seite wurde jetzt die ausschließliche. Aus dem Nachlasse Merkels habe ich nur wenige Nummern des Blattes erhalten, das in deutschen Bibliotheken überhaupt nicht zu finden ist. Ich muß mich daher im wesentlichen an die Mitteilungen Julius Eckardts halten, die dieser über Merkels Wirken in Riga in seinem Buche „Yorck und Paulucci" macht. Die Supplementblätter waren ein einziger Ruf zum Kampf gegen Napoleon; die Artikel waren teilweise glänzend geschrieben. Man muß diese Aufsätze danach würdigen, wie sie aus dem Tage heraus entstanden sind und in den Tag wirken sollten. Keineswegs sind sie also Meisterstücke historischer Darstellung, aber ihr agitatorischer Wert ist groß und vermag selbst heute noch zu packen. Da heißt ein Artikel „Das blecherne Lügenmaul oder die Bulletins Bonapartes", ein anderer „Tamerlan und Bonaparte", ein dritter, von Kotzebue, „Machiavell und Bonaparte", — daß Glossen, Anekdoten und Nachrichten im selben Sinne gehalten waren, versteht sich. Dafür nur ein Beispiel aus der Nummer vom 30. Mai: „Die Bürgerschaft Kolbergs zeigt den mutigsten Patriotismus in Verteidigung der Stadt. An ihrer Spitze zeichnet sich ein Greis aus, der schon in drei Belagerungen, welche Kolberg im siebenjährigen Krieg überstand, als Jüngling die wichtigsten Dienste leistete. Er ist der Besatzung ein Muster und ein unermüdet sorgsamer Verpfleger, den Bürgern Anführer und Begeisterer. Nettelbeck ist der Name des 70jährigen Bürgerhelden. Seinen Namen höre die Nachwelt mit Bewunderung; — indes sie die Namen einer ganzen Reihe von Generalen nur mit Verachtung wird aussprechen lernen."

Eckardt behauptet, daß die Supplementblätter weit verbreitet waren, nicht nur in den Ostseeprovinzen, sondern auch in Deutschland, soweit es zugänglich war. Ich kann diese Angabe nicht nachprüfen, aber da Eckardt sich auf beste mündliche Überlieferung stützt, ist sie wahrscheinlich. Nach der Anzeige des Verlegers konnte man in Kopenhagen, Danzig und Königsberg auf die Zeitschrift abonnieren. Trotzdem brachten es die Supplementblätter nur auf dreißig Nummern. In der letzten Nummer vom 12. Juni teilt Merkel den Abschluß des Waffenstillstandes mit und schließt mit folgenden Worten: „Gründe, die hellsichtigen Lesern von selbst in die Augen fallen müssen, bewegen mich, dieses

Blatt für ein paar Wochen ruhen zu lassen. Sobald die Umstände sich verändern, fängt es wieder an."

Die Umstände änderten sich aber nicht. Dem Waffenstillstand folgte der Frieden. Die Supplementblätter erschienen nicht wieder; statt dessen gründete Merkel eine Zeitschrift, der er den für jenes Berliner Blatt geplanten Namen „Der Zuschauer" gab, und die vom Juli 1807 ab herauskam. Auch vom Zuschauer gibt es ebensowenig wie von Merkels letzter in Deutschland später herausgegebener Zeitschrift in Deutschland kaum Exemplare, und mir müssen wieder die wenigen Nummern aus seinem Nachlasse dienen. Bis auf einen kurzen Abschnitt gehört aber die Geschichte des Zuschauers nur dem Baltikum an, und baltische Spezialhistoriker mögen ihn eingehend behandeln. Genug, daß er im allgemeinen nach dem Schema des Freimütigen in seiner letzten Zeit zusammengestellt war, nur daß der Nachrichtenteil sehr politisch war — wie Merkel sich das Nachrichtenmaterial auf indirekten Wegen, die wir während des Krieges ja auch kennen gelernt haben, heranholte, ist übrigens bewunderungswürdig — und daß der ganze Zuschnitt trotz allem doch sehr provinziell wurde. Später wurde die Zeitschrift in eine täglich erscheinende Zeitung umgewandelt; Merkel hat mit geringen Unterbrechungen vierundzwanzig Jahre an der Spitze des Zuschauers gestanden. Übrigens lebte wenigstens der Name des Freimütigen wieder in Berlin auf. August Kuhn, ehedem Merkels Mitarbeiter, übernahm ihn für eine Zeitschrift, die er seit April 1808 herausgab, die aber von dem alten Blatte nicht viel mehr als die Aufmachung erbte.

Daß Merkel heiratete, Vater werden sollte und sein Nest baute, erfahren wir aus einem Briefe an Böttiger vom Dezember 1807, indem er diesen als Mitarbeiter am Zuschauer werben will. Er teilt ihm auch mit, daß Kotzebue, der in Estland saß, sich ganz mit ihm entzweit hat, weil jener den Freimütigen ohne ihn weiter herausgeben wollte und unwahre Erklärungen verbreitete[1]). Der alte Kollege benahm sich später sehr übel, indem er Merkel in einer kleinen Burleske „Herr Gottlieb Merks, der Egoist und Kritikus" verhöhnte, die im Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande von 1810 erschien. Merks verreißt darin die Schauspielerin Caroline, die sich rächt, indem sie ihm mit Hilfe des Dichters Foppmann eine persische Prinzessin vermimt. Merks wird Mohammedaner, schließlich wird ihm aber statt der vermeintlichen Prinzessin ein Mädchen untergeschoben, das er verführt hat. — Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß diesem Spiel tatsächliche Geschehnisse zugrunde liegen.

Jedenfalls war weder Merkels noch Kotzebues literarische Stellung im Baltikum unbestritten. Im Jahre 1812 schrieb der Dorpater Bibliothekar Karl Petersen, den wir schon als Dichter des im Kapitel Jena wiedergegebenen Liedes vom alten Burschen kennen gelernt haben, ein Schattenspiel „Die Prinzessin mit dem Schweinerüssel", das mit Anspielungen gespickt ist. Von Merkel heißt es:

Es treibt hier Garlieb, ein Halb-Literat[2]),
Viel Unfugs, schreibt und schreit desparat:
Das Kerlchen hat die kritische Raude,
Und wenns ihn juckt, schreit er „Sapere aude"[3]),
Stolziert umher wie ein Kakadu,

[1]) Nach Mitteilungen von Gubitz hatte Kotzebue den Freimütigen für einen horrenden Preis an Kuhn verkauft. Auch das ist der Grund, warum Merkel sein geistiges Eigentumsrecht am Freimütigen stets so stark betont.

[2]) Nach baltischem Sprachgebrauch ist Literat gleichbedeutend mit Akademiker.

[3]) Motto des Zuschauers.

Und wo was geschieht, da schaut er zu.
Auch legt er Eier mit Sturm und Blitzen,
Und ists getan, sinds eben Skizzen.

Und später von der Prinzessin, die zu Merkels Partei übergegangen ist:

Von Goethe will sie gar nichts mehr wissen,
Hat all' seine Werke ins Feuer geschmissen,
Behauptet, daß er „kein Deutsch" versteht
Und „im Purpurtalare barfuß geht",
Der Schelling hier nun keinen Schilling gilt,
(Beim bloßen Namen schon wird sie wild),
Aber Merkel und Kotzebue (Pagat und Skis)[1]),
Sind ihre Hausgötter und Urgenies.

Noch drolliger ist aber die Charakteristik Kotzebues:

Er frißt Anekdoten und zieht sie wie Bänder
Aus der Nase als bunte „Theaterkalender" —
Bald tut er Thalien als wärs 'ne Dio[2]),
Bald bublt er gar mit der ernsten Klio,
Dann liest er den Voß (nämlich Julius)
Und blickt in den Spiegel und gibt sich 'nen Kuß.

Die Wendungen gegen Goethe sind uns ja bekannt genug. Die „Skizzen" sind die Erinnerungen Merkels, die er zuerst 1811/12 in seiner „Zeitung für Literatur und Kunst" und später als Buch veröffentlicht hat. Der Versuch, den er hier machte, seinen Landsleuten seine ehemalige kritische Wichtigkeit ad oculos zu demonstrieren, scheint demnach nicht ganz geglückt zu sein. Nach Deutschland ist das Buch, das bei der Zusammenstellung der vorliegenden Erinnerungen mit benutzt wurde, kaum gekommen. Wie lange die „Zeitschrift für Literatur und Kunst" erschien, und ob sie selbständig oder nur eine Beilage zum Zuschauer war, habe ich nicht feststellen können. Ihr Inhalt ist jedoch recht gut, und Merkel hatte auch gute Mitarbeiter, wie den bedeutendsten der Dorpater Professoren, Karl Morgenstern, der z. B. darin einen Kantbrief an Herder mitteilt. Merkel bemerkt freilich, unbefangen genug, dazu, daß ihm ein Originalbeitrag Morgensterns lieber sei.

Das geruhige Leben erfuhr aber eine Unterbrechung im Kriege von 1812.

Merkel und Paulucci

Seit[3]) mehr als einem halben Jahre hielt sich zu Riga ein nicht ganz junger Mann, ein Sohn des berühmten Straßburger Gelehrten Oberlin, auf. Man wußte nicht genau, warum; bei Nachfragen aber hieß es, er wünsche eine Lehrstelle. Es scheint ihm aber nicht viel daran zu liegen, und sobald der Gang der Angelegenheiten entschieden war, kehrte er nach Frankreich zurück. Vorher aber suchte er meinen Bruder auf und trug ihm sehr ernstlich auf, mich in Rücksicht meiner Äußerungen über Frankreich zu warnen: „ich möge mich an das Schicksal Beckers in Gotha erinnern." Was konnte er damit wollen? Ich hatte ihn nie gesehen: freundschaftliche Teilnahme konnte ihn nicht bewogen haben. Offenbar war seine Äußerung eine Drohung. In wessen Namen? In dem seinigen nicht; das wäre lächerlich gewesen. Also — „die letzte Stimme Deutsch-

[1]) Bezeichnungen von Spielkarten.
[2]) Einfacher Mädchen.
[3]) Eckardt, York und Paulucci, Seite 21.

lands“ aus dem Jahre 1807 war von Napoleon nicht überhört und nicht vergessen! Man wollte sie zum voraus ersticken. — Nie hat ein Erfolg mich mehr ermuntert als dieser Gedanke. Sie soll, sie wird sich wieder erheben, rief ich aus, und kräftiger als je! — Welche neuen Themata zu den blutigen Vorwürfen boten die vier Jahre seit 1807 dar! Die berechnet boshafte Herabwürdigung Preußens; die Büberei gegen Spanien und dessen Verwüstung; die Beraubung Österreichs 1809 und die erzwungene Vermählung mit des beraubten Monarchen Tochter; die mit bitterm Hohn geübte Mißhandlung des ganzen Deutschlands, endlich gar die tyrannische Kontinentalsperre, die Glück und Wohlsein des ganzen Weltteils zerrüttete, selbst das der eignen Nation des Tyrannen; jetzt wieder der tückische, lange vorbereitete Angriff auf Rußland, zu dem er als widerstrebende Sklaven die Heere unterjochter Völker heranschleppte: ich zähmte mit Mühe die brennende Begierde, mich darüber auszusprechen, bis der Krieg wirklich ausgebrochen sei. — Man denke sich meine Gefühle und meine Stimmung, als mir dies versagt wurde.

Der bekannte Schriftsteller Friedrich Rambach, damals Professor in Dorpat, hatte mit einem russischen Professor den Plan zu einer Armee-Zeitung[1]) gemacht, die Rambach schreiben und sein Kollege übersetzen sollte. Der Plan war angenommen; der Kaiser hatte eine beträchtliche Summe zu der Ausführung angewiesen; Rambach hatte aus den Druckereien zu Riga Setzer und Drucker und Lettern requiriert, aus der Universitätsbibliothek eine Menge Bücher mitgenommen, unter andern Schmidts vielbändige Geschichte der Deutschen. Dieser einzige Zug, den russischen Offizieren, die sich um Deutschland nicht kümmerten, und den russischen Soldaten, die nicht lesen können, aus der deutschen Geschichte recht gründlich dozieren zu wollen, hätte hingereicht, mich über seine Rivalität zu beruhigen. Er scheint dagegen die meinige gefürchtet zu haben und wählte zu ihrer Beseitigung einen nach mehreren Seiten sehr charakteristischen Ausweg. Er war Mitglied der Zensur-Kommission in Dorpat, und — in dem Augenblick beinahe, da die Nachricht einlief, daß die Franzosen in Kurland eindrängen, benachrichtigte mich der Zensor in Riga, daß er von jener Kommission die Weisung erhalten, keinem Artikel über den Krieg das Imprimatur zu erteilen, der nicht aus der Rambachschen Armee-Zeitung geschöpft wäre. —

Empört darüber, faßte ich den Entschluß, die Redaktion meiner Zeitung einem Freunde zu übergeben, selbst aber mit meiner Familie Riga, das mit einer Belagerung bedroht schien, und wo ich nun nichts wirken konnte, zu verlassen und nach Dorpat zu gehen. Zu meinem Glück. Die Franzosen waren indes bis Mitau vorgerückt, und am Abende desselben Tages, da ich mit meiner Familie um Mittag über den Strom nach Riga gegangen war, traf ein feindliches Detachement auf Nebenwegen auf meinem Landsitze ein, um mich aufzuheben, und kehrte am folgenden

[1]) Die Idee der Armee-Zeitung, die uns 1914 ganz neu erschien, ist sehr alt. Schon im dreißigjährigen Kriege hatten die Schweden zeitweilig etwas Ähnliches. Und 1813 hatten sowohl die Österreicher wie die Preußen Armee-Zeitungen. Rambachs Kollege war der Professor der russischen Literatur Kaissarow. Die Subvention des Kaisers betrug 10 000 Rubel. Die Genehmigung hatte der damalige Kriegsminister und Führer der ersten russischen Armee am 5. Juni 1812 erteilt.

Morgen zurück. Es waren Preußen, und ein Major Möllendorf kommandierte sie, den ich in Berlin häufig gesprochen. Sie beobachteten die strengste Mannszucht. Als hätte man ihnen nicht getraut, traf ebenso ein Detachement Bayern ein, das gleichfalls mich suchte und am folgenden Morgen, ohne einen Schritt weiter zu tun, zurückging. Diese ließen Spuren großer Brutalität zurück. Ich sah in diesen Versuchen eine ehrende Anerkennung dessen, was ich geleistet hatte, und was man noch von mir besorgen könne.

Einige Stunden vor meiner Abreise ließ mich der Zivilgouverneur von Riga, Duhamel, ein geistreicher und gebildeter Mann, zu sich bitten. Als wir uns gesetzt hatten, gab er mir ein Papier, forderte mich auf, es zu lesen, und lehnte sich mit schalkhafter Miene in die Sofaecke zurück. Ich fing ernsthaft an zu lesen, aber bald wandelte mich ein Lachen an, das ich nur mühsam unterdrückte. Als der Gouverneur das sah, brach er in lautes Lachen aus, und ich tat mir keine Gewalt mehr an sondern stimmte, in die andere Sofaecke gelehnt, herzlich mit ein. Es war ein Aufruf an die Bewohner der Ostsee-Provinzen, den Rambach an die Regierung zum Druck eingesandt hatte, um sein Amt als offizieller, schriftstellerischer Verteidiger der Interessen Rußlands anzutreten. Er hatte darin die lächerlich empathische Sentimentalität, die alle seine poetisch gemeinten Schriften charakterisiert, aufs höchste getrieben. „Schreiben sie uns einen Aufruf!" bat der Gouverneur. Ich tat es, übersandte dem Gouverneur meinen Aufsatz und reiste ab. — Mein Aufruf hatte ein sonderbares Schicksal. Aus dem „Zuschauer" übersetzte ihn der alte, berühmte Oden-dichter Derschawin ins Russische, für die Petersburger Russische Zeitung, aber er galt für eine Arbeit Kotzebues. Ich bewahrte zwar in den Zeitungen mein Vaterrecht, aber in der allgemeinen Aufregung der Zeit wurde das nicht beachtet, und man hat mich versichert, jener Aufruf soll es entschieden haben, daß Kotzebue den Auftrag erhielt, beim Eindringen der russischen Truppen in Deutschland die Deutschen zum Ergreifen der Waffen zu ermuntern. Dazu fehlte dem genialen Lustspieldichter aber freilich das Talent; indes eröffnete jener Auftrag ihm die Karriere, die ihm schnell Orden und große Gehalte erwarb.

Von der Rambachschen Armee-Zeitung, „Der Russe" betitelt, erschien nur eine einzige Nummer in Groß-Quart, ein halber Bogen mit abwechselnden deutschen und russischen Kolumnen. Sie wurde, wenn ich nicht irre, während des kurzen Aufenthalts in Witebsk gedruckt[1]); seitdem aber fand sich bei dem raschen Rückzugsplane des russischen Heeres keine Muße mehr zum Schreiben und Drucken. Wie Rambach selbst mir klagte, hatte sich im Hauptquartier niemand um ihn gekümmert, was wohl sehr natürlich war. Ein einziger General habe einige Anteilnahme für die deutsche Literatur bezeugt und sich zuweilen mit ihm unterhalten; aber als man einst bei einem raschen Aufbruche die Pferde des Rüstwagens, mit der Bibliothek, der Presse usw. für eine Kanone weggenommen und Rambach den General um Rat gefragt, habe er gesagt: „Verbrennen Sie das unnütze Zeug!" Ob es geschah, weiß ich nicht; Rambach selbst aber fuhr hinter

[1]) Die einzige Nummer der Zeitung erschien am 25. Juli. Ihr Titel lautete: Der Russe. Eine Zeitung, herausgegeben unter der Autorität des H. Kriegsministers im Hauptquartier. Gott mit uns! Glaube — Kaiser — Vaterland!

dem Hauptquartier her bis Moskwa, wo man ihm den Rat erteilte, nach Hause zu gehen, was er denn auch tat.

In Dorpat brachte ich und meine Familie den Sommer recht angenehm zu mit den Professoren Huth, den ich schon in Frankfurt an der Oder kannte, Krause, Parrot dem Älteren, Ledebour und ihren Familien, vorzüglich aber mit Sonntag, der im Herbst auch aus Pernau, wohin er als Generalsuperintendent mit seiner Behörde aus Riga gezogen war, kam. Vom Gange des Krieges hörte man hier, von der Hauptarmee abgeschnitten, sehr wenig. Macdonald war am südlichen Ufer der Düna, zwei Meilen von Riga stehen geblieben und begnügte sich mit der Besetzung Kurlands; Wittgenstein aber hatte seine Heldenkämpfe noch nicht angefangen. Über Petersburg hätte man freilich immer neue Nachrichten haben können; aber da man bis zur Schlacht von Borodino wenig Erfreuliches melden konnte, wurde das Publikum der Residenzstadt selbst selten durch Bulletins benachrichtigt, und auf Provinzialstädte nahm man gar keine Rücksicht.

Zu Ende Oktober wurde mein Aufenthalt in Dorpat plötzlich unterbrochen. Die eine Post brachte die Nachricht, daß ein neuer Generalgouverneur, der Marchese Paulucci[1]), eingetroffen sei, die folgende eine dringende Aufforderung an mich, sogleich nach Riga zurückzukehren.

Mein erstes Zusammentreffen mit diesem genialisch-praktischen Geiste ist mir immer eine der interessantesten Erinnerungen geblieben.

Wenige Stunden, nachdem ich die dreißig Meilen von Dorpat nach Riga zurückgelegt hatte, ging ich gegen Abend aufs Schloß. Der Marchese war für den Augenblick nicht frei, sagte man mir, aber ich wurde in ein besonderes Kabinett geführt und der Obrist von Ekesparre, der sich gerade im Vorsaale befand, ersucht, mir Gesellschaft zu leisten.

Nach ungefähr einer halben Stunde wurde ich zum Generalgouverneur gerufen. Er empfing mich mit einer fast freudigen, achtungsvollen Zuvorkommenheit, führte mich in sein Kabinett, setzte sich mit mir aufs Sofa und überhäufte mich mit Komplimenten, die mich in Verlegenheit setzten, aber mich zugleich mißtrauisch machten. Ich erklärte mich daher, als er mich aufforderte, in Riga zu bleiben und meine Zeitung selbst zu redigieren, zwar bereit, seinen Befehlen zu gehorchen, fügte aber hinzu, das Blatt sei bisher von meinem Schwager so sorgfältig und gut redigiert worden, daß ich es nicht glaubte besser machen zu können, und die Trennung von meiner Familie würde mich sehr genieren. „Ja," antwortete er, „der Zuschauer meldet sehr gut und verständig, was vorgegangen ist, aber ich wünschte, daß Sie selbst schreiben, was nicht nur hier die Einwohner ermuntert, sondern was auch draußen auf die Preußen wirkt, was die Preußen zu unsern Freunden macht." — Ich wies ihn auf die mir bisher auferlegten Beschränkungen hin. „Tas waren Tummheiten," rief er in seinem gebrochenen Deutsch, „schreiben Sie, was Sie wollen und wie

[1]) Marchese Philippo Paulucci, aus dem Modenesischen, mußte wegen einer Verschwörung gegen Napoleon 1796 aus der Heimat fliehen, trat in österreichische Dienste, übergab aber als Kommandant von Cattaro, als diese Festung im Preßburger Frieden an Frankreich fallen sollte, die Stadt statt dessen den Russen, in deren Dienst er trat. Eine Zeitlang lebte er in Kurland — seine Frau war Kurländerin —, dann aber begann seine Karriere. Nach Erfolgen in Georgien wurde er General und ersetzte in Riga den General Essen.

Sie wollen." „Aber die Preußen werden nicht zu lesen bekommen, was ich schreibe," wandte ich weiter ein. „Dafür ist gesorgt", antwortete der Generalgouverneur.

Ich sah ihn mit großen Augen an. Nach kurzem Nachdenken erriet ich, was er im Sinne hatte, ohne daß er mir es aussprach, und mit dem freudigsten Eifer ging ich darauf ein.

Ich entwarf nun meinen Operationsplan, ohne ihn dem Marchese oder irgend jemand mitzuteilen; ich beschloß, die lange Proklamation, die ich hätte geben können, in tausend kleine zu zerlegen, die, in immer neuen Gestalten wiederkehrend, bei den Preußen selbst die Gedanken erwecken sollten, die ich nicht aussprechen wollte. Von dem Tage an, da ich die Redaktion des „Zuschauers" wieder übernahm, bestand sein Inhalt fast nur aus Siegesbulletins, dergleichen täglich einliefen, und aus „Vermischten Nachrichten", die immer eine Reihe von Sarkasmen gegen Napoleon und die Franzosen, von charakteristischen Anekdoten des schmählichen Übermuts und der Unterdrückung, die sie in Deutschland und besonders in Preußen geübt; von Betrachtungen über die herabwürdigende Rolle, welche die tapfern Deutschen und besonders die so tief gekränkten preußischen Truppen als Kriegsknechte Napoleons spielten, von Erinnerungen an die aus Gram gestorbene Königin usw. Selbst die Bannbulle des Papstes, die nirgends auf dem Kontinente hatte gedruckt werden dürfen, fehlte nicht. Ein Jesuit, der Beichtvater des Kriegsgouverneurs, Pater Quoinze, hatte sie mir zu verschaffen gewußt. Ich verschmähte nichts außer gemeinen Schmähungen. Kürze und Mannigfaltigkeit und daß jeder Sarkasmus nur gelegentlich geäußert schien, war dabei die Hauptregel. Der Kriegsgouverneur aber, der inzwischen seine Unterhandlungen mit dem preußischen General Yorck wieder angeknüpft hatte, ließ jede Nummer meines Blattes bei Nacht an die preußischen Vorposten abgeben, und der General Yorck sandte sie nach Berlin.

Die Wirkung, die der Zuschauer im preußischen Lager machte, muß meine lebhafte Erwartung übertroffen haben, denn der Kriegsgouverneur brach einmal, wie mir der Generalsuperintendent Sonntag erzählte, in dessen Gegenwart, nach Eröffnung einer Depesche, in die Worte aus: „Merkel hat mir größere Dienste geleistet, als ein Korps von 20 000 Mann." Wirklich fielen schon kleine Gefechte im feindlichen Lager vor zwischen den Preußen und Franzosen, und die Unterhandlungen nahmen einen lebhaften Aufschwung. — Vielleicht war es folgende Betrachtung (im „Zuschauer" vom 10. Dezember/28. November) oder eine ähnliche, die nach Pauluccis Ansicht so viel auf die Stimmung der Preußen gewirkt hatte:

„Ob die preußischen Truppen es wissen mögen? Napoleon selbst konnte in seinen Proklamationen keine andere Ursache zum gegenwärtigen Kriege anführen als: ‚Rußland habe verlangt, er solle dem Könige von Preußen seine Festungen und Provinzen zurückgeben.' Gegen wen fechten die Preußen also? Gegen sich selbst. — Das ist die tiefste Erniedrigung, die diesem heldenmütigen Volke noch widerfahren ist. — Einziger Friedrich, und Ihr, seine erhabenen Gefährten in Kampf und Sieg, Schwerin und Winterfeld, Seidlitz und Ziethen! Blickt nicht herab auf die Gegenwart!

Trotz Eurer Verklärung würdet Ihr erröten. Auch Du nicht, noch immer so schmerzlich beweinte, liebenswürdige und großgesinnte Luise, der Napoleons roher Übermut das Herz gebrochen hat. — Unsterblicher Schill! Bist Du der letzte wahre Preuße gewesen? Daß einst ein fremder Despot Deine tapferen Gefährten für ihre Vaterlandsliebe auf die Galeeren schicken durfte, war gräßlich; aber daß jetzt auf den Befehl desselben Despoten die preußischen Truppen eine befreundete Nation bekriegen müssen, weil ihr großmütiger Monarch nicht länger dulden wollte, daß Preußen gemißhandelt und unterdrückt würde: welche namenlose Schmach! Du sahst sie voraus und unterlagst wie Brutus in dem Versuch, sie abzuwenden!"

In der Tat bin ich stolz genug zu glauben, daß Aufsätze dieser Art, noch dazu aus dem feindlichen Hauptquartier, wohl im preußischen Lager wirken konnten und mußten. Daß dieser es tat, werden auch die Leser wahrscheinlich finden, wenn sie in nachstehender Korrespondenz den Brief des Generals Yorck vom 16./4. Dezember mit dem vorhergehenden vom 8. Dezember/26. November vergleichen[1]). In der Zwischenzeit war mein Aufsatz im „Zuschauer" erschienen und mit einem neuen, am folgenden Tage vom Kriegsgouverneur geschriebenen Memoire ins preußische Hauptquartier befördert. — Darüber, daß mein Blatt wirklich nach Deutschland durchgedrungen sei, erhielt ich 1817 ein mich sehr erfreuendes Zeugnis. Ein Hofrat Müller, mit dem ich zufällig zusammen kam, sagte mir, er habe im Interesse des Tugendbundes 1813 Deutschland durchwandert und dabei meine Blätter immer in der Tasche gehabt[2]).

Die Unterhandlung mit dem General Yorck nahm jetzt einen so glücklichen und entschiedenen Fortgang, daß er bei seinem Aufbruche aus Mitau die völlig verabredete und entworfene Konvention mit sich nahm und nur die Rückkehr seines Adjutanten, des Rittmeisters Seydlitz, aus Berlin erwartete, um sie zu unterzeichnen. Schon beim zweiten Tagesmarsche trennten sich die Preußen, in zwei Korps geteilt, von Macdonald und marschierten abgesondert. Sie durchzogen Kurland mit der äußersten Langsamkeit, ja, als sie sich der preußischen Grenze näherten, machten sie förmlich Halt. Mit gleicher Ungeduld wohl erwartete General Yorck seinen Adjutanten und ein russisches Korps, das sich ihm in den Weg stelle, damit er abgeschnitten scheine. Zwar hatte Paulucci, jetzt nicht mehr Kriegs-, sondern Generalgouverneur von Liv- und Kurland, den General Löwis mit zehn-, aber eigentlich wohl nur sechs- bis siebentausend Mann zur Verfolgung der Abziehenden ausgesandt und war selbst längs der Küste neben den Preußen in Eilmärschen vorübergezogen und hatte Memel genommen; wie er sagte, um ihnen den Weg übers Haff abzuschneiden. Aber er hatte nur 1800 Mann bei sich, welche die 26 000 Preußen leicht hätten aufheben können, und den Weg über die öde Nehrung zu nehmen, konnte ihnen wohl nicht einfallen. Endlich traf der Adjutant ein und fast zu gleicher Zeit auch Diebitsch und stellte sich auf dem Wege nach Tilsit auf. Zwar hatte auch er nur ungefähr 6000 Mann, aber es war doch ein Korps, und Yorck beeilte sich, mit ihm die Konvention zu unterschreiben, die der Marchese Paulucci bewirkt und verabredet hatte.

[1]) Diese Korrespondenz habe ich in die vorliegende Ausgabe nicht aufgenommen.
[2]) Vgl. dazu S. 188.

— Dieſes Fehlſchlagen der Hoffnung, ſein Werk mit ſeinem Namen in die Geſchichte eintragen zu können, kränkte den Marcheſe tief und erbitterte ihn gegen die Preußen in dem Grade, daß er es noch lange nachher auf manche Art an den Tag legte, die ihm ſelber nachteilig wurde — ungeachtet Kaiſer Alexander den geleiſteten Dienſt ſehr großgeſinnt belohnte, nicht bloß durch Begabungen, ungeachtet er deren ſehr reiche erhielt, ſondern auch durch Erteilung des Generalgouvernements aller drei Oſtſeeprovinzen und Pleskows, vorzüglich aber als glänzendſte Auszeichnung durch das huldvolle, unbeſchränkte Vertrauen, das der Monarch bis an ſeinen Tod ihm ſchenkte.

Einige Monate nach Abſchluß der Konvention gab Paulucci mir eine von ihm ſelbſt verfertigte Abſchrift der ganzen über ſie geführten Korreſpondenz mit der Erlaubnis, eine Kopie zu nehmen. Er fügt hinzu, drucken laſſen ſollte ich ſie nicht. Ich verſprach es, aber ich glaubte nie, daß er annahm, ich werde mein Verſprechen halten. Ich tat es indes dreißig Jahr.

*

Als Beiſpiele von Merkels Arbeit mögen zwei ſeiner Aufrufe folgen.

An die Bewohner der Oſtſeeprovinzen Rußlands

Der[1]) Unterjocher des weſtlichen Europa ſteht an unſern Grenzen. Er ſchleppt die waffenfähige Mannſchaft von zehn früher zertretenen Völkern heran, um ſie auf uns zu werfen. Auch wir ſollen das Spiel ſeiner ehrſüchtigen Willkür werden, und wenn er uns elend gemacht, ihm dienen, wieder andere Länder zu zerrütten.

Der Zeitpunkt iſt furchtbar drohend; aber niederſchlagen muß er uns nicht. Laßt uns tun, was Männern ziemt, wenn Gefahren nahn. Laßt uns mit ruhiger Beſonnenheit prüfen, was wir zu fürchten haben und was uns für Hoffnungen bleiben. Laßt uns unterſuchen, was wir, auch wir ſelbſt, dazu beitragen können, uns zu retten. Wenn wir es erkannten: laßt uns mit unerſchütterlicher Entſchloſſenheit auch das höchſte Opfer nicht ſcheuen für Alexanders Thron, für Rußlands alten Ruhm, für unſere perſönliche Ehre, für Weib und Kind und Eigentum.

Groß iſt des Feindes Heeresmacht, größer vielleicht als je eine ſeit einem Jahrtauſende unſern Weltteil durchzog. Doch ſie beſteht aus Maſſen, die einander fremd und feindlich ſind; aus Maſſen, die ihre Gewehre lieber gegeneinander ſelbſt erhöben, als gegen uns, und in denen nichts lebendiger iſt als das Gefühl des Elends, das ihre Heimat und ſie ſelbſt zu Boden drückt. Schwerlich iſt in der ganzen feindlichen Armee ein Mann, ein einziger Mann von Kopf und Herz, der es nicht einſehen ſollte, daß mit Rußlands Beſiegung die letzte Hoffnung Europas fiele. Nur die Form hält daher noch jene Maſſen in ihrer drohenden Stellung beiſammen; aber wie leicht kann dieſe Form geſprengt werden! Der ſonſt ſo furchtbare Eroberer iſt jetzt ein Kämpfer mit geborſtenem Schwert. Ein einziger Fehlſtreich kann ſeine Klinge zerſplittern, und er ſteht entwaffnet da.

[1]) Aufſätze, während des Krieges geſchrieben, Seite 3. Dies iſt der Aufruf, als deſſen Verfaſſer ſpäter Kotzebue galt.

Ihm gegenüber lagern Rußlands Heere, deren unbesiegbare Tapferkeit er selbst oft grollend anerkannt. Vielleicht sind sie nicht geringer an Manneszahl als die seinigen; gewiß ihnen unendlich überlegen an Einheit des Sinnes und begeisterndem Mut. Das Bewußtsein erfüllt sie, daß sie für die gerechteste Sache kämpfen, für die das Schwert geschwungen werden kann: für die Bewahrung des Vaterlands vor fremden, entehrendem Joche. Und herrlich hat sich schon die Weisheit bewährt, die sie leitet! Derselbe Feldherr, der sonst damit prunkte, daß er seine wichtigsten Kriege in wenig Tagen entschied, derselbe zieht schon eine lange Reihe von Wochen vor unserer Armee auf und ab, ohne etwas zu gewinnen, als was man ihm planmäßig (!) überlassen wollte; ohne einen solchen Angriffspunkt zu finden, wie er ihn wünscht, und ohne Entschlossenheit, den zu benutzen, den man ihm darbietet.

Sollte er sich jetzt gegen unsere Provinzen wenden: wie wird er uns finden?

Meine Mitbürger! Seit einer Reihe von Jahren spricht Europa davon, daß dieser Fall eintreten könne. Jetzt blickt es mit gespannter Erwartung hin, welchen Charakter wir dabei zeigen werden. Unser Betragen in solcher Zeit gehört der Weltgeschichte an. Auf ewig wird es uns mit Schmach bedecken oder unsern Namen mit Glanz umstrahlen. Jeden einzelnen unter Euch kann der Gang der Ereignisse dahin führen, sich durch eine Tat nie endender Verachtung preiszugeben oder sich als edler großer Patriot unsterblich zu machen.

Mitbürger! Was wird der Feind in uns finden?

Männer find' er in uns, die von der Überzeugung beseelt sind, daß sich das Wohl des einzelnen nicht von dem Heil des ganzen trennen läßt. Wo der Staat zugrunde geht, ist jeder Bürger desselben die Beute des Siegers. — Männer find' er, die der Gedanke begeistert, dem Vaterlande jetzt in höherm Sinne dienen zu können. Wen es zur persönlichen Tat aufruft, gehe mit dem Entschlusse daran, lieber zu sterben, als seine Erwartung zu täuschen. Wer etwas besitzt, das zum öffentlichen Wohl erforderlich ist: er preise sich glücklich, es dazu abtreten zu können! Was man dem Vaterlande entzöge, würd' im Unglück der Feind zehnfach von uns erpressen. Seht hin auf die Länder, in welchen man so feige war, ihm einen Teil des öffentlichen Wohlstandes freiwillig zu opfern, um den andern zu retten. In dem schimpflich erkauften Frieden selbst hat er ihnen alles genommen und dann die Blüte ihrer Bevölkerung hinweggetrieben, um für ihn in seinen ungerechten Kriegen zu verbluten.

Mitbürger! In den Zeiten, wie die gegenwärtige, verschwinde jede kleinliche Sonderung. Wir sind Russen! Alle sind wir Russen! Sonst nichts wollen wir sein! Was Rußlands Heere vermögen, hat sich seit einem Jahrzehnt nur in fremden Grenzen entfaltet. Wer die unsrigen feindlich überschreitet, geht in die Höhle des Löwen. Schimpfliche Flucht sei die einzige Rettung, die ihm bleibe.

Wir sind Russen, an unserm Herde wie auf dem Felde der Schlacht zu jedem Opfer bereit, zu jeder Anstrengung, zum Tode selbst

für den geliebten Monarchen und
das Heil des Vaterlandes.

Ein russischer Mann zu seinen Brüdern

Die[1]) Franzosen sind in Moskau! —

Ich blick' um mich her. Das Auge vieler seh ich mit Kummer und Tränen gefüllt. Andre hör ich weiche Worte des Trostes sprechen.

Weinende! Ich ehr' Euern Schmerz, aber ich bedaure Eure Schwäche. Verbergt Euch mit Euren Zähren! Begleitet sie, Tröster, und flüstert ihnen leise zu, was sie bedürfen. Wir Männer brauchen nicht Trost. Wir brauchen zügelnden Rat, daß unser Grimm nicht planlos wüte.

Trotz der weisen und entschlossenen Maßregeln unsers Monarchen, trotz der hohen Kriegserfahrenheit unserer Heerführer, trotz der unübertrefflichen Tapferkeit unserer Truppen ist es der Arglist und Überzahl der Feinde gelungen, Moskau durch ihren Einzug zu entweihen! Rußland erobert haben sie dadurch nicht, aber sie haben es beschimpft! Wer von uns möchte noch leben, wenn sie nicht mit dem Leben dafür büßten? —

Franzosen gebieten in Moskau! Wer von uns ist so ehrlos, Kinder und Enkel zurücklassen zu wollen, wenn er eine solche Schmach unabgewaschen auf sie vererben müßte? In dem alten Herrschersitz unserer Monarchen, in dem ehrwürdigen Kreml, in den heiligen Kirchen, wo unsere Altväter anbeteten, in der Stadt, in der seit sechshundert Jahren der Stolz unseres Namens ist, schwärmen Franzosen übermütig herum und rufen dem erstaunten Europa höhnend zu: Auch Rußlands Größe hat vor uns sich beugen müssen! — Herbei, Männer Rußlands, um sie Lügen zu strafen! Herbei aus allen den Reichen, die Provinzen unsers glorreichen Vaterlandes sind! Herbei von den Gestaden aller unserer Meere, den Ufern aller unserer Ströme! Aus Städten und Dörfern und Steppen: wer sich ein Mann fühlt, wer würdig ist, Russe zu heißen, herbei zum Kampf!

Die Franzosen in Moskau!

Weg nun mit allen Rücksichten auf Familie und Eigentum! Sie ist doch entehrt, und alles ist doch verloren, wenn der Feind triumphiert. Jeder ergreife die erste Waffe, die ihm nahe liegt! Jeder schlage den ersten Feind zu Boden, der ihm zu stehen wagt, und Rußland ist gerettet! Wer von uns berufen ward, in dem ruhmvollen Kampfe zu fallen, sinke freudig, wenn er sich auf den Leichnam eines erwürgten Feindes bettet. —

Die Franzosen [illegible] Wir wollen ihnen glauben. Desto unerschütterlicher sei unser Entschluß, daß sie nichts davon über die Grenze bringen. — Ihr Heer ist in Moskau? Es hat sich selbst dadurch unwiderruflich sein Todesurteil gesprochen, so wahr wir Männer, so wahr wir Russen sind. — Es zählt nicht hundertundfünfzigtausend Streiter? Halten wir russischen Männer alle zusammen, wie wir es müssen, wie wir es werden, so hat jene Schar nicht Blut genug in ihren Adern, um uns allen die Hände zu schmücken.

Herbei zum Kampf! Schmach jedem von uns, der seinem Weibe nicht ein Siegeszeichen heimbringt, das er selbst gewann! — Wer feige seinen Arm dem Vaterlande entzieht, dessen Name müsse sein eigner Lieblingssohn nie aussprechen ohne Verachtung und ohne Erröten.

---

[1]) Aufsätze, während des Krieges geschrieben, Seite 7.

Man merkt der Darstellung Merkels, die etwa um 1830 entstanden sein mag und als Einleitung zu einer Veröffentlichung der Aktenstücke Paulucci dienen sollte, den Stolz an, in das Werk der Befreiung handelnd mit eingegriffen zu haben. Merkel selbst hat die Veröffentlichung der Akten nicht mehr vorgenommen. Julius Eckardt hat dann das inzwischen verloren gegangene Manuskript ans Licht gebracht. Daß der Einfluß seiner Artikel im Zuschauer auf Yorck nicht so groß gewesen sein wird, wie er selbst anzunehmen geneigt ist, brauchen wir nicht zu beweisen. Die Front zwischen Preußen und Russen verlief ja damals fast genau so wie in den Jahren 1915/17; wer in diesen Jahren die deutschen Bemühungen, die Russen durch die Front hindurch zu beeinflussen, miterlebt hat, den berührt die Feststellung, daß genau dasselbe an der gleichen Stelle schon ein Jahrhundert vorher in umgekehrter Richtung versucht worden ist, ganz eigenartig. Die Versuche im Weltkriege, von Dilettanten der Propaganda gemacht, verliefen allerdings ziemlich ergebnislos. Die fulminanten Aufrufe, die in der Druckerei der Mitauschen Zeitung im Frühjahr 1917 gedruckt wurden, hat man bei den Russen nicht sehr ernst genommen. Das russische Heer ist durch diese Propaganda ebensowenig zermürbt worden, wie ich glaube, daß die Ententepropaganda die Westfront in ihrer Widerstandskraft wirklich hat schwächen können; mißt man ihr Wirkung bei, so ist es lediglich die eines Hilfsfaktors, der einen schon im Gange befindlichen Prozeß beschleunigt. Und sehr viel mehr Bedeutung kommt auch wohl dem Zuschauer kaum zu, wobei man eine sehr günstige Prädisposition bei den Preußen Yorcks und die immerhin größere Wirkungsmöglichkeit des gedruckten Wortes in jener zeitungsarmen Zeit ohne weiteres annehmen mag.

Vielleicht hat dieser Erfolg aber Merkel doch letzten Endes zu dem Versuche ermutigt, die ihm in Deutschland verloren gegangene Stellung wieder zu gewinnen. Im März 1816 nimmt er die lange unterbrochene Verbindung mit Böttiger wieder auf, macht ihm leise Vorwürfe, daß er ihn während seiner Abwesenheit aus Deutschland nicht verteidigt habe und kündigt ihm an, daß er in Berlin wieder eine Zeitschrift herausgeben will. Die Zeitschrift, zu deren Herausgabe er sich mit dem Holzschneider F. W. Gubitz[1]) zusammentut, soll „Ernst und Scherz" oder „Der alte Freimütige" heißen. In der Ankündigung schreibt er: „Der Unterzeichnete schmeichelt sich, daß es noch nicht vergessen sei, w o d u r c h er sich im Jahre 1806 die Notwendigkeit zuzog, s e i n e n „Freimütigen" plötzlich abbrechen und Deutschland verlassen zu müssen . . . Es gelte denn den Versuch, demselben Bestreben dieselbe Gunst wieder zu gewinnen, mit dem es damals beehrt ward." Am 1. Juli soll das Blatt bei Haude und Spener anfangen.

Merkel täuschte sich aber. Berlin hatte ihn vergessen, wenigstens beinahe. Wie man ihn empfing, erzählt der Historiker Fr. Rühs in einem Briefe an Tieck: „Herr Garlieb Merkel hat sich wieder eingefunden, um den a l t e n F r e i m ü t i g e n herauszugeben . . . Reimer (der Berliner Buchhändler) hatte den boshaften Einfall, gleich nach Merkels Ankunft in alle hiesigen Zeitungen einrücken zu lassen: es wären jetzt von der Schrift Testimonia auctorum de Merkelio wieder Exemplare vorrätig." Mit Gubitz kam es sehr schnell zum Bruch[2]).

[1]) F. W. G u b i t z, 1786 in Leipzig geboren, Sohn eines Buchdruckers, der der eigentliche Autor der Unger-Fraktur war, studierte Theologie, arbeitete aber gleichzeitig als Holzschneider. In königlicher Gunst stehend, wurde er schon mit 19 Jahren Mitglied der Akademie der Künste und mit 22 Jahren Professor. Die Holzschneidekunst verdankt ihm technisch viel. Später betätigte er sich auch als Schriftsteller und gab lange Jahre den von ihm gegründeten Gesellschafter heraus.

[2]) Über die im einzelnen herzlich uninteressanten Vorgänge hat Gubitz in seinen Erlebnissen genau berichtet. Die betreffenden Briefe befinden sich in der Lessingschen Handschriftensammlung in Berlin.

August Klingemann, Merkels alter Gegner, tröſtet den Ausgeſchiedenen: „Was Herrn Merkel betrifft, ſo kann ſein Zürnen Sie ja vollends gar nicht kümmern. Es iſt ein Kunſtgriff dieſes literariſchen Bettlers, ſich durch Schimpfen Gegner zu erwerben, welche ihn durch ihren Witz ernähren ſollen. Stehen gegen einen ſolchen armſeligen Kläffer, der Sonne, Mond und alle himmliſchen Geſtirne anbellt, keine Gegner auf, ſo verſchwindet er von ſelbſt, ohne daß man ihn auszublaſen braucht."

Klingemann hat Recht behalten. Merkel ſchreibt zwar an Böttiger, das Blatt gehe gut, aber im April 1817 wechſelt er ſchon den Verlag und kündigt an, daß er eine Erholungsreiſe machen wolle. Die Redaktion ſoll ſtatt ſeiner Julius von Voß führen. Von dieſer Reiſe durch Deutſchland iſt Merkel nicht nach Berlin zurückgekehrt. Der alte Freimütige ging am 1. Juli 1817 ein.

Trotzdem hatte Merkel die Flinte dieſes Mal zu früh ins Korn geworfen. Die Öffentlichkeit zwar gedachte ſeiner politiſchen Verdienſte nicht mehr, aber die amtliche Stelle hatte ihn nicht vergeſſen. Der Plan eines offiziöſen preußiſchen Blattes war 1809 von Adam Müller wieder aufgenommen worden, der die glorioſe Idee hatte, nicht nur „öffentlich und unter Autorität des Staates ein Regierungsblatt", ſondern auch „anonym und unter der bloßen Konnivenz desſelbigen ein Volksblatt, mit anderen Worten eine Miniſterial- und Oppoſitionszeitung zugleich zu ſchreiben", damit den Parteien „durch eine überlegene Meinung und durch eine überlegene Oppoſition imponiert" werde. Auch dieſer Plan, bei dem Müller ausdrücklich Merkels Projekt erwähnt, kam nicht zuſtande. Erſt die Reaktion nach den Befreiungskriegen ſchuf endlich das offiziöſe Blatt. Was Merkel mit dieſen Plänen zu tun hatte, hat er in dem 1818 erſchienenen Buche „Über Deutſchland, wie ich es nach einer zehnjährigen Entfernung wiederfand", mitgeteilt:

Die preußiſche Staatszeitung

Es[1]) müſſen Gründe, die ich nicht kenne, vorhanden geweſen ſein, welche das preußiſche Kabinett bisher abgehalten haben, einen offiziellen Wortführer an das Volk aufzuſtellen. Erſt im Frühlinge dieſes Jahres (1817) beſchäftigte es ſich ernſtlich mit der Stiftung eines offiziellen Blattes. Sie haben davon ohne Zweifel in den Zeitungen geleſen; vielleicht auch, daß die Rede geweſen, mir die Redaktion desſelben zu übergeben.

Eines Morgens in der Mitte des März beſuchte mich der Herr Kriegsrat von Cölln, der mit Beſorgung eines vertrauten Geſchäfts für den Fürſten-Staatskanzler und den Fürſten Wittgenſtein beauftragt iſt. Er ſagte mir, er komme ſoeben von dem erſten Bureauchef des Staatskanzlers. Man habe den Plan, eine Staatszeitung herauszugeben, die außer den offiziellen Artikeln auch freie politiſche Unterſuchungen, literariſche und Kunſturteile enthalten ſolle. Ob ich die Redaktion derſelben übernehmen wolle?

Dieſe Anfrage überraſchte mich ſehr angenehm. Gibt es irgendein amtliches Geſchäft, das Reiz für mich haben, ſelbſt meinen Ehrgeiz entflammen könnte, ſo wäre es der Auftrag, für eine gerechte und wohlwollende Regierung zum Volk zu ſprechen. Nach einigem Nachdenken über gewiſſe Nebenumſtände erwiderte ich indes: „Ich erkenne das Ehrenvolle des Vertrauens, das man mir durch einen ſolchen Auftrag beweiſen

[1]) Merkel, Über Deutſchland, Seite 209.

würde, und da ich ihm glaubte gewachsen zu sein, würde ich ihn annehmen. Ich bäte indes, keine bewerbende Schritte von mir zu erwarten. Nur einen Besuch bei dem Minister Staatssekretär von Klewitz wolle ich machen." Herr von Cölln billigte das, empfahl mir aber zugleich, die Sache geheim zu behandeln.

Ein vertrauter Freund von mir fand meine Antwort zu stolz. Ich machte ihn aufmerksam, in welche verfängliche Lage ein Geschäft der Art einen Mann setzen müsse, der seinen Charakter nicht an sein Amt verlieren will. Das einzige Mittel dazu schien mir, die ganze Sache nicht als eine befördernde Versorgung zu behandeln, sondern als eine ehrenvolle Aufforderung zu einer Leistung, deren man nötig habe; als eine Auszeichnung, die ebensowohl der Festigkeit meines Charakters gelte, als dem geistigen Vermögen, das man mir zutraut. Er war befriedigt. Auf jeden Fall handelte ich meiner Eigentümlichkeit gemäß und hatte darin recht. Noch an demselben Morgen machte ich dem Minister Staatssekretär, auf dessen Gewogenheit ich aus früheren Zeiten her rechnete, meine Aufwartung. Ich erzählte ihm die erhaltene Anfrage und meine Antwort und fügte die Bitte hinzu, sich dafür zu verwenden, daß ich, wenn der Plan ausgeführt würde, nichts mit dem gewöhnlichen politischen Zensor, dem Geheimen Rat Renfner, zu tun bekomme. Der Mann schiene mir ohne Plan, ohne Grundsätze, oft ohne Gedanken zu verfahren. Herr von Klewitz versprach mir, um was ich ihn bat, setzte aber hinzu: Wenn eine Staatszeitung wirklich zustande käme, würde sie wohl ganz zensurfrei erscheinen.

Der Plan wurde bekannt, und sogleich gerieten alle Parteien in Bewegung. Jede hatte einen anderen Kandidaten zur Redaktion und bot alle Mittel auf, sie ihm zu verschaffen. Es sollen sich sogar eine Menge Schriftsteller geradezu an den Staatskanzler gewandt haben mit dem Gesuch, sie als Mitarbeiter anzustellen. Zwei Wochen vergingen, ohne daß ich etwas Entscheidendes erfuhr; doch erhielt ich Beweise, die Stimme des Publikums entscheide für mich. Vielleicht war dieses selbst ein Grund, den gewisse Leute gegen mich geltend zu machen suchten. Die Verzögerung langweilte mich; der Kampf der Parteien, dem ich, meinem Vorsatze treu, müßig zusah, war mir widerlich: ich beschloß also kurz und gut, meine längst entworfene Reise an den Rhein zu beschleunigen. Während meiner Abwesenheit, dacht' ich, müsse die Sache sich entscheiden, und geschähe es für mich, so würde man mir ja wohl eine Aufforderung nachsenden. Indes unterließ ich, dem Herrn von Cölln meine Adresse nach Frankfurt zu geben.

Ich erhielt während meiner sechswöchentlichen Reise keine Nachricht, wohl aber hörte ich in Frankfurt am Main, die Redaktion sei einem Herrn von Oelsner[1]) erteilt, dem man in der Geschwindigkeit einen literarischen Ruf zu machen suchte. Das bestimmte mich, meinen Rückweg nach Hause gar nicht über Berlin zu nehmen, und ich führte es aus.

[1]) Karl Ernst v. Oelsner, 1764—1828, lange Zeit in Paris als Geschäftsträger Frankfurts und einiger deutscher Fürsten, bei den französischen Staatsmännern hoch geschätzt. Nach dem Freiheitskriege wurde er preußischer Legationsrat, vermochte sich aber nicht in ein Amt einzupassen. Als Schriftsteller hervorragend, nach Varnhagens Zeugnis, der ihn in der Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgebung charakterisiert, an den Schriften Saint-Simons beteiligt. Hier handelt es sich wohl um einen der Versuche, ihm einen Wirkungskreis zu schaffen.

Schon war ich faſt zwei Monate wieder in Livland, als ich einen Brief aus Berlin erhielt, voll Vorwürfen, daß ich die günſtigen Nachrichten und die Aufforderung zur ſchnellen Rückkehr weder beachtet, noch beantwortet habe. Drei Tage ſpäter bekam ich endlich auch jenen erſten Brief, von dem der andere ſprach. Er ſcheint in Frankfurt und wieder in Leipzig ein paar Tage nach meiner Abreiſe eingelaufen zu ſein. Von letzterem Orte nahm ihn ein Reiſender für mich mit und vergaß ihn in ſeinem Portefeuille. Spiel des Zufalls, wenn es einen gibt!

*

Der Kriegsrat von Cölln, der hier mit Merkel verhandelte, iſt der Autor der vertrauten Briefe und der Feuerbrände, der ebenſo wie Friedrich Buchholz ſpäter ſeinen Frieden mit der Regierung gemacht hatte[1]). Über die Aktion habe ich in den Akten nichts auffinden können. Soweit ſie im preußiſchen Staatsarchiv vorhanden ſind, behandeln ſie erſt eine ſpätere Zeit. Über den alten Freimütigen finden ſich nur eine bayriſche Beſchwerde, die dazu führte, daß das Blatt in ſeinen ausländiſchen Nachrichten der Zenſur des Legationsrates Renfner — hinc illae lacrimae! — unterſtellt wurde.

Mit Merkels letztem Aufenthalt in Berlin ſchließt eigentlich ſein Wirken, ſoweit es für eine breitere Öffentlichkeit Intereſſe hat, ab. Er ging nach Riga zurück, beſtellte ſein Landgut Depkinshof bei Riga, redigierte treu und brav ſeinen Zuſchauer, trat in innerbaltiſchen Angelegenheiten noch ein paarmal hervor, erhielt nach dem Erſcheinen ſeines Buches „Die freien Letten und Eſten“ vom Zaren eine lebenslängliche Penſion von 300 Rubeln und ſtarb, 81 Jahre alt, am 9. Mai/27. April 1850 auf ſeinem Gütchen. In Deutſchland hatte man ihn ganz vergeſſen. Nur die Augsburger allgemeine Zeitung meldete ſeinen Tod, verſetzte aber Depkinshof in die Nähe von Moskau. Der „Freund Herders und Engels“ ſtarb, nachdem er Jahrzehnte lang, und das iſt die Tragik dieſes Lebens, nichts anderes als ein Provinzredakteur außerhalb Deutſchlands geweſen war, er mußte ſeinen „Ruhm“ 45 Jahre überleben. Nur durch den Glanz, der die Namen ſeiner großen Gegner Goethe und Napoleon umſtrahlte, iſt ſein Andenken bisher erhalten geblieben, und ſofern man ihn überhaupt erwähnte, war es dementſprechend.

Daß ich hier keine Rettung des trotzdem zu Unrecht vergeſſenen Mannes veranſtalten wollte, habe ich zu Anfang klar genug geſagt. Trotzdem läuft man bei einem ſolchen Objekt der Darſtellung oft genug Gefahr, daß die ſozuſagen Verliebtheit in den wenig liebenswerten Helden dieſes Buches die Schilderung beeinflußt. Es gilt deshalb, zu Schluſſe noch einmal ausdrücklich Diſtanz zu ihm zu nehmen und zu verſuchen, Merkels Weſenheit auf eine Formel zu bringen.

Daß ſeine äſthetiſchen Anſchauungen trotz Herder, trotz Wieland, trotz Engel und wer ſonſt ihm noch gewogen war, außerhalb jeder Diskuſſion ſtehen, bedarf kaum der Feſtſtellung. Sie waren ſchon überlebt, als er die literariſche Arena betrat, und nur durch das Zuſammentreffen merkwürdiger Zuſtände, dadurch, daß ſeine journaliſtiſche Begabung ſich juſt in dem in äſthetiſcher Hinſicht immer noch im weſentlichen fritziſchen Berlin betätigte, war es überhaupt möglich, daß ſeinem kritiſchen Urteil an ſich zeitweiſe ein Wert beigemeſſen wurde. Als *Politiker* hat ihn Julius Eckardt zu retten verſucht. Auch das war ein zweifelhaftes Beginnen. Ich habe bei der Behandlung jener Jahre

[1]) Zunächſt hatte man ihn auf Feſtung geſetzt. Er flob und konnte ſich aus der Verbannung Hardenberg nützlich machen. Auf die Weiſe erreichte er ſeine Begnadigung.

ohne weiteres zugegeben, daß ihm ein politisches Verdienst zusteht, aber er ist nicht Selbstschaffender, ist nur Werkzeug, das sich in der Hand anderer, in der Hardenbergs, Steins und Pauluccis bewährt. Soweit er überhaupt politisch eingestellt ist, ist seine Anschauung rein negativ, aus der Lust am Streit heraus geboren, richtet seine Feder sich gegen baltische Barone oder gegen den korsischen Eroberer, dem mit reiner Negation ja schließlich nicht beizukommen ist. Seine tatsächliche Bedeutung liegt lediglich im Journalistischen. Ich brauche hier nicht im einzelnen zu wiederholen, was ich früher schon ausgeführt habe, wie wichtig er für die Entwicklung der deutschen Presse geworden ist; wie letzten Endes heute noch nachwirkt, was er zuerst geschaffen und bis zu einem ziemlichen Grade der Durchbildung gebracht hat. Die Journalisten vor ihm waren entweder Gelehrte, die, selbst wenn ein solches Genie wie Lessing auftrat, in der journalistischen Betätigung doch nur ein Nebenprodukt ihrer Wirksamkeit oder aber eine reine gelehrte Arbeit erblickten, oder sie waren nur Handwerker. Den reinen Typ des Journalisten, des Mannes, dessen Schaffen von dem des Gelehrten grundsätzlich verschieden ist, das aber darum noch längst nicht zweiten oder dritten Grades, sondern durchaus gleichwertig ist, stellt er neben unreinen Typen wie Böttiger, Huber, Spazier und Kotzebue mit zuerst dar. Diese Tätigkeit ist auf ganz anderem Boden erwachsen als die gelehrte, was freilich nicht ausschließt, daß auch ein Journalist als Gelehrter Tüchtiges leisten kann. Es ist dann aber nicht das Primäre. Das Was, das Stoffliche, scheidet bei der Wertung der journalistischen Qualitäten vollständig aus; es handelt sich nur um das Wie, um die Technik, wenn man diesen immerhin mißverständlichen Ausdruck gebrauchen will. Merkels Art, die Dinge zu sehen, ist die des Journalisten, der an sie mit einer gewissen Voreingenommenheit herangehen muß, um ihnen schnell das Maß nehmen zu können, und sei diese Voreingenommenheit nur eine normative Ästhetik. Auch sein Stil ist der des Journalisten, Holzschnitt-, beinahe Plakatmanier, die Gegenstände mit der Lupe zeigend, subjektiv vereinfachend, auf jeden Fall dem Publikum die eigene Überzeugung aufoktroyierend, mitreißen wollend. Selbstverständlich, daß solche Urteile keinen Ewigkeitswert haben, selbstverständlich aber auch, da nur in diesem Lichte die Dinge sich so uns zeigen, wie die Mitwelt, der Alltag sie sah; denn der Journalist ist immer der Exponent einer mehr oder minder großen Leserschaft. Das scheint mir hier wertvoll für Goethe und Napoleon, deren Erscheinung die Wissenschaft viel zu abstrakt herauspräpariert hat. Auf der Bühne der Weltgeschichte ist der Journalist kaum je premier acteur, aber er ist immer dabei, steht den Handelnden und dem Handeln oft genug nahe, hat stets mit dem Großen zu tun, ohne freilich damals wesentlich in die Handlung einzugreifen. Trotzdem ist er auch in jener Zeit schon mehr als jener Mann, der mangels anderer Qualitäten „ami de Beethoven" auf seine Visitenkarten druckte, ist immerhin Oberführer. Auch ein Schuß Abenteurerblut gehört zum Journalisten, aber es ist gut, wenn er nur Abenteurer in partibus ist, wenn diese essentielle Eigenschaft sich nur in der journalistischen Betätigung abreagiert. Von Merkel wissen wir, daß er, anders als Kotzebue, trotz seiner Eitelkeit, trotz der bitteren Klagen Sanders über ihn, nicht im geringsten abstoßend wirkte. Nennt man ihn als Gesellschaftsmenschen nett, so ist die Bezeichnung zwar reichlich farblos, aber besagt doch immerhin genug. Daß er ein musterhafter Familienvater war, daß seine finanziellen Umstände stets in guter Ordnung waren, steht fest, macht sein Bild freilich nicht interessanter.

Wenn dieses Buch ihm Ruhm gewinnt, so ist es immer noch ein zweifelhafter Ruhm. Seis drum. Der Journalist von 1920 attestiert dem Kollegen von 1806, daß er seine Mériten hatte. Wenn ich dabei pro domo rede, um so besser: das Handwerk kann nur dabei gewinnen. Und so grüße ich das Handwerk!

Bayerische Staatsbibliothek

Namenverzeichnis

Abramſohn, Abr. 32
Ahlefeld, v. 76
d'Alembert 175
Alexander I., Kaiſer von Rußland 17, 130, 176, 178, 194, 195, 202, 207, 213
Alexis, Willibald 182
Alopäus 153
Anna Amalie, Herzogin v. Sachſen-Weimar 67, 72, 152
Archenholz, v. 185
Arenſtein, Freifrau v. 114
v. Arnim, Bettina 54
Aſcheraden, Schoultz v. VIII
Auguſt, Prinz von Preußen 184
Auguſtenburg, Prinz v. 90
d'Autraignes, Graf 194

Baco 60
Baggeſen, Jens 32, 36
Bartholdy 67
Baudiſſin, Gräfin K. A. C. 90
Bayle VII, VIII
Beck 118
Becker, Chriſtine Amalie Luiſe 50
Becker, Heinrich 50
Becker, Rudolf Zacharias 190, 201
Beethoven 214
Beireis, Prof. 33
Benzler, Leopold 82
Bergk, J. A. 194
Bernhardi 105, 115, 118, 147, 162
Bernſtorff, Graf 92, 93, 97
Berthier, 186
Bertuch, Verleger 38, 42, 54, 55, 69, 71, 103, 140, 145,
Bethmann, Friederike 132 (ſ. a. Unzelmann)
Bethmann, H. Ed. 132
Beyme, Karl Friedrich 170, 171, 173, 180, 181, 182, 183
Bieſter 115, 116, 132, 161
Bismarck 174
Biedermann, Woldemar v. 151
Böhme, Jacob 148
Bojanus, Ludwig Heinrich 21, 53
Bölkt 146
Böttiger, K. A. 38, 50, 52, 53, 54, 55, 56, 62, 63, 64, 69, 70, 71, 72, 73, 75, 76, 82, 83, 87, 89, 91, 99, 100, 102, 103, 113, 114, 115, 116, 119, 120, 121, 129, 131, 143, 144, 145, 146, 147, 151, 152, 154, 155, 157, 159, 164, 169, 180, 181, 182, 184, 187, 200, 210, 211, 214
Brentano, Sophie 69
Bretzner, Chriſtian Friedrich 8
Brun, Etatsrat 99
Brun, Friederike, geb. Münter 98
Buchholz, Friedrich 177, 178, 179, 180, 184, 195, 213
Buff, Charlotte 54
Bülow, Heinrich v. 177
Bürger 42
Buri 138

Caglioſtro 84, 175
Carolath, Fürſt 67
Chamiſſo, Adalbert v. 34, 114, 160, 161 162, 182
Chriſt 11, 12, 13, 14
Chriſtian, König von Dänemark 96, 97
Claudius, Matthias 97, 125, 126, 175
Cohen 160
Collin 147
Cölln, Friedrich v. 177, 178, 195, 196, 211, 212, 213
Condé, Prinz 178
Cook 89

Dalberg 11
Davouſt 186
Delbrück 144
Derſchawin 203
Diebitſch 206
Diederichs, H. 17, 18, 29
Döbbelin, Karl Theophilus 11, 110
Döhnhof, Gräfin Sophie v. 111
Dorville, Kapitän 189
Duhamel, 203
Dumanois, Graf 51

Eckardt, Jul. IX, 17, 18, 49, 61, 63, 68 75, 101, 103, 139, 199, 201, 210, 213
Eckermann, Johann Peter 26, 153

Eckhof 12, 31, 134
Eichstädt, H. K. A. 41, 42
v. Einsiedel, Kammerherr 54
Eisenberg 115
Ekesparre, Obrist 204
Engel, Joh. Jac. 12, 14, 110, 111, 113, 114, 119, 130, 213
Enghien, Herzog v. 176
Ephraim, Veitel 114, 195
Erman, Geh. Rat 167, 174
Esch, Prof. 41
Eskeles, Freifrau v. 114
Essen, General 204
Esterhazy, Fürst v. 67
Euripides 147
Eybenberg, Frau v. 130
Eyring 129

Falk, Joh. D. 52, 62, 64, 66, 68, 69, 87, 88, 103, 104, 105, 106, 118, 127, 147, 148, 149, 150
Fauche-Borel 178, 194
Feiertag 55
Fernow 153
Feßler, J. A. 67
Fichte, Johann Gottlieb 21, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 40, 41, 111, 116, 117, 118, 121, 129, 144, 155, 158, 161, 162
Fischer, Christian August 14
Fleck 11
Fließ, Madame 130
Fontane, Theodor 181
Forster, Reinhold J. 89
Foye, de la 160
Franke, Aug. Herm. 87
Friedländer, David 59, 110, 113, 114, 119
Friedrich II., König von Preußen 80, 81, 82, 89, 110, 111, 127, 166, 167, 174, 175, 176, 178, 194, 195, 196, 205
Friedrich August, Herzog von Braunschweig-Oels 81
Friedrich Christian, Herzog v. Augustenburg 32
Friedrich Wilhelm I., König v. Preußen 174
Friedrich Wilhelm II., König v. Preußen 110, 111, 175
Friedrich Wilhelm III., König v. Preußen 42, 75, 109, 110, 115, 136, 171, 174, 177, 180, 184, 188, 192, 193, 195, 196, 205
Friedrichsen 182
Frölich 142, 180, 190

Gall, Dr. 159
Garrik 31
Gedike, Friedrich 110, 132, 133, 136
Geiger, Ludwig 143, 161
Genß 119, 188
Gerning, Legationsrat 69
Geoffroi, Abbé 143
Germanus 194
Gerstenberg, H. W. v. 125
Gildemeister, Senatorin 52
Gildemeister, Syndikus 140
Gilly, Dorothea 175
Gleim, 76, 78, 79, 80, 81, 87, 110, 125, 127
Göcking 113, 127
Goldschmidt, Frl. 114, 119
Göschen 3
Goethe, Frau Rat 54, 132
Goethe VII, 24, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 37, 40, 41, 42, 50, 51, 53, 54, 55, 57, 61, 64, 65, 66, 69, 72, 73, 75, 88, 90, 101, 103, 104, 111, 113, 115, 117, 120, 121, 123, 124, 127, 130, 139, 143, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 157, 158, 159, 165, 175, 180, 186, 201, 213, 214
Gotter, Julie 144
Gottsched 43
Götz 79
Graff, J. G. 28, 50
Gräff, Heinrich 14, 196
Graß, Karl Gotthard VIII, 4, 8, 28, 29
Gries, J. D. 116, 127
Grießbach 21
Grimm, Herman VII
Grohmann VIII
Gubitz, F. W. 200, 210
Guldberg 92

Haller, A. v. 6, 39
Hammer, Peter 162, 196
Hardenberg, Frh. v. 168, 169, 171, 173, 176, 177, 178, 179, 180, 182, 183, 194, 213, 214
Haude & Spener 133, 136, 137, 210
Haugwitz, Graf Ch. A. H. K. 167, 168, 173, 175, 176, 177, 178, 182, 183, 191, 192, 194
Hebenstreit, Prof. 6
Hegewisch, Dietrich Herm. 91
Heim, Ernst Ludwig 13
Heinrich, Prinz v. Preußen 184
Held, Hans v. 177
Helvetius 112
Hennings, August v. 87, 90, 116, 157
Herder 16, 34, 35, 39, 44, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 76, 79, 82, 87, 91, 100, 101, 102, 104, 123, 124, 147, 201, 213
Herder, Karoline 34, 35, 58, 59, 64, 78, 100, 101, 129
Herklots, K. A. 135
Herz, Henriette 105, 114, 115, 121, 130
Herz, Marcus 67, 105, 113, 114
Hergendorf, Frau v. 50

Hiller 78
Himmelstiern, A. Samson v. 17
Hitzig, Eduard 160
Hobbing, Reimer 136
Hohenlohe, Fürst v. 189
Holberg 188
Horaz 10
Höft, Jens Kraz 98
Hortmann 138
Huber 105, 145, 214
Hufeland, Prof., Jurist 21, 35
Hufeland, Prof., Arzt 21, 35, 141
Hullmann, Prof. 130
Humboldt, Alexander v. 25, 187
Humboldt, Wilhelm v. 27, 37, 130
Hume 49
Hummel 138
Huth, Prof. 204

Jacobi, Fr. 65, 79
Jacobsohn 159
Jagemann, Henriette Karoline 50 (s. a. v. Heygendorf)
Jenisch, Daniel 127
Jérome, König von Westfalen 178
Iffland, Aug. Wilh. 11, 27, 28, 115, 118, 126, 134, 135, 138, 139, 182
Igelström, Graf Otto Heinrich v. 9, 10
Ilgner 11
Joffe, Sowjetbotschafter 115
Josef II. 67
Jourdan 186
Isabey 176
Itzig, Recha 114
Juliane Maria, Königin v. Dänemark 92, 93

Kaissarow 202
Kalb, Charlotte v. 76
Kant, J. VIII, 6, 7, 32, 39, 40, 62, 98, 111, 127, 155, 201
Karl I., Herzog v. Braunschweig 81
Karl II., Herzog v. Braunschweig 98, 158
Karl, Erzherzog v. Österreich 45
Karl August, Herzog v. Sachsen-Weimar 22, 24, 37, 50, 57, 76, 88
Krüdener, J. v. 12
Karsch, Anna Luise 121
Katharina II., Kaiserin v. Rußland 83
Kiesewetter, J. G. K. Ch. 111
Klaproth, Julius 160
Kleist, Ewald v. 79
Kletschke, Feldprobst 117
Klewitz v. 212
Klingemann, August 158, 211
Klopstock, F. G. 3, 51, 79, 81, 87, 98, 99, 123, 129
Klos 43
Knebel, v. 129, 152
Knigge, Freiherr 117
Knobelsdorf, General 195
Koberstein VII
Koch, Siegfried Gotthelf Eckardt gen. 11
Koreff, Ferdinand 160
Köckritz, v., General 184, 195
Köpke, Fr. v., Hofrat 87
Koris, Madame 114, 121, 130
Kosegarten, Ludwig Theobald 126, 129
Kotzebue, A. v. VII, 26, 28, 41, 42, 52, 54, 73, 117, 126, 131, 134, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 156, 157, 158, 159, 164, 176, 182, 194, 199, 200, 201, 203, 207, 214
Kotzebue, W. v. 151
Kotzebue, Frau Legationsrat 139
Krause, Rat 69, 204
Krusemark, Oberstltn. 168
Kuhn, August 200
Kummer 154

La Baumelle 81
Lafontaine, August H. J. 3, 75, 87, 88, 89, 147, 165
La Mettrie 81
Lange, Karl Julius 177
La Roche, Sophie v. 69
Laube 76
Laudon, Frl. v. 138
Lavater 175, 183
Lecain 31
Ledebour 204
Lehmann, Stadtrat IX, 139
Leibnitz 7, 60
Leisewitz, 127
Lemos de, Doktorin 114
Leopold II., Deutscher Kaiser 175
Lerchenfeld, v. 14
Lessing 7, 12, 39, 79, 80, 100, 110, 111, 113, 119, 133, 135, 137, 210, 214
Lessing, Frau 136
Levetzow, Ulrike v. 65
Levi, Frau 114
Lewin, Rahel (verehelichte Varnhagen) 114 130, 160, 212
Lichtenau, Gräfin 167, 175, 183, 184
Lippe, Graf v. der 160
Liscow, Christian Ludwig 105
Lober, Prof., Justus Ch. 21, 22, 24, 25, 26, 27, 35, 38, 41, 144, 154
Lombard, Joh. Wilh. 167, 168, 169, 173, 174, 175, 176, 177, 183, 188, 195
Louis Ferdinand, Prinz v. Preußen 177, 184, 189, 194
Löwis, General 206
Lucchesini, Marchese 167, 175, 177, 195
Lüdkemüller 67
Ludwig XVI., König v. Frankreich 114

Ludwig XVIII., König v. Frankreich 178
Luise, Königin v. Preußen 75, 168, 177, 184, 188, 194, 195, 206

Machiavelli, 112, 199
Macdonald 204, 206
Mahlmann, C. A. 73, 75, 82, 129, 159
Maier, Kriegsrat 75
Maltzahn, v. 188
Marcus, Lewin (s. a. Ludwig Robert) 160
Marlitt, E. 88
Massenbach, Oberst v. 177, 195
Massow, v. Minister 130
Matthisson 98, 127
Matzdorf, Komm. Rat 190
Mechau 138
Meck, Fr. v. VIII, 91
Meierotto 110
Menken, Kab.-Rat 174, 175, 195
Mendelssohn, Moses 39, 59, 110, 113 114, 115
Menzel, W. 54, 55, 157
Meyer 124
Meyer, Heinrich 103
Meyer, Marianne 130
Meyer, Nicolaus 41, 145, 152
Meyer, Rich. M. VII
Mitzler 11
Möllendorf, Major 203
Morgenstern, Karl 27, 28, 89, 201
Moritz, K. Ph. 151
Monnier, Jean Josef 51, 101
Müchler, Madame 130
Müller, Adam 211
Müller, Hofrat 188, 206
Müller, Joh. v. 152, 153, 162, 170, 178, 179, 180, 182, 184, 187, 188
Müller, Kriegsrat 4
Münchhausen 138
Münter, Pastor 98
Muromzow, v. 9, 10, 77

Napoleon 153, 167, 168, 176, 177, 178, 181, 182, 183, 184, 185, 187, 188, 190, 194, 195, 199, 202, 204, 205, 206, 213, 214
Nettelbeck 199
Neubeck, Valerius Wilhelm 125
Neumann, Wilhelm 160, 161, 164
Neuwied, Fürst v. 158
Nicolai, Friedrich 39, 113, 114, 115, 117
Niebuhr, B. G. 87
Niemeyer, Aug. Herm. 87
Niethammer 35
Novalis 43

Oberlin 201
Oelsner, K. E. v. 212
Oranien, Prinz v. 184
Overbeck, Chr. A. 125

Pallenberg, Max 132
Palm 185, 187, 190
Parrot 204
St. Paterne, Chevalier de 114
Paul I., Kaiser v. Rußland 10
Paul, Jean (Richter) 62, 73, 74, 75, 76, 82, 101, 119, 121, 129, 162, 165
Paulucci, Ph. Marchese 199, 201, 204, 205, 206, 207, 210, 214
Paulus, Heinrich Eberhard Gottlob 21, 35, 37
Petersen, Karl 23, 200
Petzold, Prof. 40
Pfeffel, Gottlieb Konrad 125
Phull, General 184
Pichegru 178
Pindar, Peter 105
Platner, Ernst 7, 38, 40
Platner, Joh. Zach. 7
Pope, A. VIII
Porsch 11

Quandt 114
Quien 129, 151
Quoinze, Pater 205

Rabener 8
Rambach, Fr. 67, 202, 203
Ramler, K. W. 7, 79, 80, 110
Rantzau, Graf 92
Rantzau, Gräfin Emilie Caroline Amalie 94
Recke, E. v. d. 73, 82, 83, 127
Reichardt 194
Reimann 194
Reimer 210
Reinhold, K. L. VIII, 32, 37, 40, 41, 91
Renfner, Geh.-Rat 212, 213
Reni, Guido 112
Reventlow, Graf 92
Rhode, B. 11, 53, 114
Riedel, Kammerrat 54
Rietz 183
Robert, Ludwig (s. a. Lewin Marcus) 160
Röschland 151
Roscius 31
Rousseau, Jean Jaques VIII, 16, 49, 115
Rüchel, General v. 177, 184
Rühs, Fr. 210
Rumbold, Ritter 176

Saint-Simon 212
Salis 127
Salomon 114
Sander, Johann Daniel 3, 67, 75, 87, 88, 89, 113, 114, 115, 116, 117, 119, 120, 121, 129, 130, 131, 138, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 151, 154, 180, 181, 182, 214

Sander, Sophie 113, 117, 119, 120, 121, 141, 144, 158, 160, 161, 179, 180, 181
Saphir 139
Schachſchaber 55
Schadow 67, 159
Schelle, K. G. 158
Schelling, Friedrich 34, 35, 58, 116, 155, 158, 201
Scherer, A. N. 76, 82
Scherl, Auguſt 136
Schill 186, 206
Schiller, Friedrich v. VII, 8, 21, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 37, 41, 42, 44, 51, 54, 57, 62, 73, 76, 90, 94, 103, 110, 111, 117, 120, 126, 127, 145, 149, 151, 152, 165
Schimmelmann, Graf, d. Ä. 92
Schimmelmann, Graf Ernſt Heinr. 32, 58, 87, 90, 92, 93, 94, 98
Schimmelmann, Gräfin 87, 90
Schlabrendorf, Gräfin 76
Schlegel, Karoline 115, 144
Schlegel, A. W. VII, 21, 41, 42, 43, 44, 45, 66, 80, 111, 113, 115, 116, 117, 118, 120, 121, 125, 127, 129, 131, 138, 140, 141, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 155, 158, 159, 161, 162
Schlegel, Friedrich VII, 41, 42, 45, 66, 80, 105, 111, 113, 115, 116, 117, 118, 120, 123, 127, 129, 131, 140, 141, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 155, 158, 159, 161
Schleiermacher 105, 106, 111, 115
Schleſinger, Adolf 164
Schloſſer, Johann 65
Schmidt, Adolf 162
Schmidt, Erich 69
Schmidt, Kl. E. K. 79, 82, 127
Schmidt 202
Schmidt-Phiſeldeck, K. Fr. v. 98
Schneider, Prof. 130
Schröder 11. 12, 31
Schröter, Corona 50
Schubart, Charlotte v. 94
Schubert 105
Schulenburg, Graf 179, 180, 189, 191
Schütz, Prof. Chriſtian Gottlieb 21, 22, 35, 37, 38, 40, 41, 42, 44, 55, 62, 146
Schwerin 205
Schwetſchke 37
Seckendorf, Chr. A. Frh. v. 127
Seckendorf, Fr. Karl Leopold v. 127
Seidlitz 205, 206
Seume, Gottfried 3, 8, 9, 10, 11, 14, 16, 33, 38
Starke, Stadtphyſikus 25
Shaftesbury 112
Shakeſpeare 74
Sickler 154
Sibyde 51, 102, 115, 174
Soden, Graf v. 154
Sokrates 61
Sonntag IX, 204, 205
Spazier, K. 75, 129, 138, 140, 146, 156, 157, 158, 159, 214
Spener, Joh. K. Ph. 67, 132, 137, 140, 142, 157, 158, 161
Spinoza, B. 35
Sprengel, Matthias Chriſtian 89
Stael, Frau v. 159
Stahl 186
Stark, Oberhofprediger 83
Steemann 92, 93
Stein, Charl. v. 152
Stein, Frh. v. 171, 177, 179, 180, 183, 184, 185, 214
Steinbart 130
Stolberg, Gräfin 90
Stolberg-Stolberg, Chriſtian, Graf v. 90
Stolberg, Friedrich, Graf v. 125, 126, 175
Suhm, Staatsrat 98

Talleyrand 188
Talma 31
Tauentzien 189
Teller, Wilhelm Abraham 59, 110, 113
Theokrit 10
Theremin, Franz 160
Tieck, Ludwig 34, 43, 105, 115, 116, 117, 118, 119, 121 155, 210
Tietge, Chr. Aug. 127
Touſſaint de l'Ouverture 137
Tſchirſch, Otto IX, 194
Türk 147

Unger 114, 132, 133, 136, 137, 138, 177, 182, 210
Unzelmann, Friederike 132 (ſ. a. Bethmann)
Unzelmann, K. W. F. 132
Uz 79

Varnhagen, Karl v. 34, 114, 160, 161, 162, 164, 166, 182, 212
Veit, Dorothea 115, 116
Vietinghoff, Baron Otto Hermann VIII, 11, 12
Vieweg 113, 114
Virgil 148
Voigt, Geh. Rat 40
Voltaire VII, VIII, 81, 147
Voß, Joh. Heinr. 37, 119, 124
Voß, Julie v. 111
Voß, Julius v. 135, 159, 201, 211
Vulpius, Chriſtiane 72, 152
Vulpius, Chr. Aug. 41, 72, 145

Wartensleben, Graf v. 194
Weber, Prof. 130
Weber, Veit 162

Weiße, Ch. Fel. 7, 78, 79, 125
Wendriner, K. G. 66
Weyland, Kabinettsekretär 53, 54
Wöllner 103, 110, 111
Wieland, Christoph Martin 3, 9, 40, 51, 52, 53, 54, 55, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 87, 88, 91, 104, 123, 127, 147, 148, 149, 155, 213
Wieland, Ludwig 67
Wilhelm, Prinz von Preußen 184
Winterfeld 205
Wittgenstein, Fürst 204, 211
Woldemar, E. 17
Wolf, Fr. A. 5, 37, 38

York 199, 201, 205, 206, 210

Ziethen 205
Zöllner, Hofprediger 111

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Ernst und Scherz.

Erstes Blatt.

Am 4. Junius 1803.

Einleitung.

Die Einleitung ist bei den meisten Werken nur deßhalb nicht die erste Blöße, die der Verfasser giebt, weil sie nach dem Titel und der Vorrede steht. Meine Einleitung — Oder sollte man nicht eigentlich Einläutung buchstabiren, wo von Zeitschriften die Rede ist?

Wenn der Herausgeber einer Zeitung damit anfängt, dem Publikum zu beweisen, daß die Literatur, trotz dem Schwall von Journalen, der sie fast erdrückt, noch immer Eine gewaltige Lücke habe; daß es z. B. diesen oder jenen Ständen noch immer an einem allgemeinen Bande fehle, durch das sie ihrer Fortschritte erst recht froh werden, sie gemeinschaftlich benutzen könnten; wenn er dann, — Er, der so scharfsichtig war, das dringende Bedürfniß, das sonst niemand ahnet, zu erspähen, mit einer Miene voll hohen Selbstgefühls verheißt, es zu befriedigen &c. &c. &c. was thut er? Läutet er, oder — läutet?

Wenn er hoch-pathetisch über die Ansartung und den Verfall der Literatur wehklagt; wenn er ein grausenvolles Gemälde entwirft, von der Parteiwuth, der Geschmacklosigkeit, der Arroganz leerer Köpfe, und zwanzig andern Ungeheuern, welche das Gebiet der Musen verheeren; wenn er unumstößlich darthut, die Geistescultur der Nation sey zu Grunde gerichtet, im Fall sich nicht ein heldenmüthiger Herkules finde, der rücksichtslos und unwiderstehlich niederschlage, was nicht zu leben verdiene, kräftig und mächtig das verfolgte Genie beschütze: — dann aber mit sittsam gefalteten Händen und niedergeschlagenen Augen, kein Heil hat: Er sey der Retter, der Heiland, nach welchem die literarische Kreatur seufze. Er gehe sein einziges Werk zu beginnen: man solle nur Acht geben, welche Wunder er verrichten werde! — Heißt das leiten oder läuten?

Oder wenn er ganz unbefangen erklärt: niemand sey besser im Stande die gebildete Welt nützlich und anziehend zu unterhalten, als Er, der die Hauptstadt des Verkehrs mit allen Welttheilen bewohne, Correspondenten unter den Polen und der Linie habe, und der Mitarbeit der berühmtesten Schriftsteller gewiß sey: was thut er wiederum?

Ich behaupte: er läutet, läutet, läutet, — so gut als der Glöckner, der den Anfang eines Jahrmarktes verkündigt, und mit demselben Erfolg. Der feierliche Ruf vom Thurm herab scheint gar

wichtige Dinge zu verheißen; von den umliegenden Oertern und Flecken lärmt das Volk zusammen, und am Ende — bildet, auf allen Gassen und freien Plätzen, kein Gewerbe so üppig, als das der Gaukler, Taschenspieler und — Taschendiebe. Aber daran liegt nicht viel. Ehe man gewahr wird, daß — das verheißne wohlthätige Band, das um die gebildeten Stände der Nation geknüpft werden soll, aus Abgeschmacktheiten, Impertinenzen und Klätschereien gewebt ist; daß der vielversprechende Löwenbändiger und Schlangenbeschwörer, im Grunde keine andre Absicht hat, als sich selbst der literarischen Mücken zu erwehren und das nicht einmal so recht vermag; — daß endlich die berühmten Mitarbeiter fast nur aus Leuten bestehn, die sich unter ihren Namen längst um allen Credit geschrieben haben, und jetzt durch Anonymität wieder allmälig zu literarischen Ehren gelangen wollen: — ehe man das gewahr wird, sage ich, ist Ein Jahrgang verkauft und die meisten Leser schaffen sich den zweiten an, weil sie den ersten haben. —

Um zu meiner Einleitung zurück zu kommen: — ich werde keine schreiben, — man müßte denn das dafür ansehn, daß ich die Leser ersuche, einen Blick auf den Stock zu werfen, mit welchem die erste Seite dieses Blattes, wenn auch nicht geschmückt, doch auch hoffentlich nicht verunziert ist. Sie werden eine Korn-Garbe finden, die ansprechlos, aber gerade aufrecht, und nirgend angelehnt, dasteht. Ich will sie in dieser Zeitschrift zu binden versuchen, und mit meinem Willen, soll keine taube Aehre sich hinein verirren. — Sie ist mit einer Guirlande umwunden. Möchten die Blumen, die ich dazu sammeln werde, doch alle recht würzhaft duften! Möchten sie der sinnig-nützenden Bienen, und der froh durchs Leben gaukelnden Schmetterlinge, recht viele herbeiziehn, und alle, alle befriedigt entlassen! — Was übrigens die Wichtigkeit und Nothwendigkeit meines Unternehmens betrifft: ich gestehe aufrichtig, ich kann mich nicht überzeugen, daß es jemals einen Menschen, oder ein Unternehmen gegeben habe, dessen die Welt nicht allenfalls auch hätte recht gut entübrigt seyn können. Nichts ist unentbehrlich, also auch nicht dieses Unterhaltungsblatt: ich strebe nur darnach, daß man es dereinst nicht gern entbehre.

Schöne Literatur der Deutschen.

Prometheus. Ein dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen von Falk.

Herr Falk, der vor sieben Jahren durch ein Paar geistungene Satiren und — eine kleine Uebereilung Wielands, schnell berühmt wurde; der dann durch die Beschaffenheit seiner folgenden Arbeiten in der Achtung des Publikums von Jahr zu Jahr sank, und ohne das Vorurtheil seiner Freunde für ihn, vielleicht schon ganz vergessen wäre; der endlich durch seine kürzlich erschienenen kleinen Abhandlungen, die so manchen Feine und Scharfsinnige enthalten, neue Hoffnungen von sich erweckt hat: Hr. Falk legt hier der Welt sein erstes Werk von beträchtlichem — Umfange vor. Es ist merkwürdig, als ein Beweis, ob er seinen Ruf, oder die nachfolgende Geringschätzung seiner Talente, verdiene: aber auch merkwürdiger durch seine Beschaffenheit. Wer es liest, wird erstaunen, nur, leider, nicht über seine Schönheit, sondern über die Möglichkeit, daß eine solche Mißgeburt in einem Kopfe ausgebrütet werden konnte, der vorzügliche Fähigkeit besitzt.

Voran steht ein Gedicht, „an die Welt," in welchem Hr. Falk sagt: er habe tief in sich sein Selbst gefunden, daher wolle er der Satire entsagen, das Hohe der Menschheit auf sein Haupt häufen, und dann — zertrümmern." Ei, ei! Das klingt bedenklich! Nur bei Einem stehn zu bleiben: bloß durch sein Talent für die Satire hatte Hr. Falk seinen Ruhm erworben: entsagt er ihr, hat er da nicht sein Alles aufgegeben? — Thäte ein anderer witziger Kopf ein solches Versprechen, es wäre nur spaßhaft: denn ein wahrhaft satirischer Geist ist eine stets geladene elektrische Batterie, die sich gar nicht erwehren kann, ihre Blitze zu versenden, wenn ihr eine Thorheit nahe kommt. Hr. Falk hat aber in seinen letzten Taschenbüchern einen so glänzenden Beweis gegeben, wie männlich er sich des Witzes enthalten kann, daß man glauben darf, er werde Wort halten. Wenn sich die Satire nur nicht desto emsiger mit ihm beschäftige! Die mitzüchtige Ueberspannung in jenem Gedichte, und dieser Prometheus sind treffliche Gegenstände für sie.

Ein Prolog lehrt uns: Prometheus habe einst behauptet, die höchste Bestimmung des Menschen sei, Eicheln zu essen, und für dieses Paradoxon sei er auf sechstausend Jahr an den Caucasus geschmiedet und dem gefräßigen Geier überliefert worden. Jetzt beschäftige er sich auf einer wüsten Ins-

sel, neue Menschen zu schaffen, die im Naturstande bleiben sollen: aber Merkur der dieses alles der Nacht erzählt, ist auf dem Wege zu ihm, ihn von seinem Vorurtheil zu heilen.

Wie? Prometheus, den reinsten, edelsten, vielleicht den erhabensten Charakter, den die alte Götterlehre aufstellt, und den sie als den Wohlthäter der Menschen schildert; der ihr der Urheber der menschlichen Vernunft und aller Fortschritte derselben ist; den Aeschylus, schon am Caucasus hangend, noch über die Ausbildung jubeln läßt, die seine geliebten Menschen erwerben würden: diesen göttlichen Schwärmer für Recht, Vernunft und Wahrheit, macht Hr. Falk zu einem hypochondrischen Grillenfänger? Heißt das im Geist der Alten dichten, oder ihre edelsten Gebilde zu Fratzen verzerren? — Noch dazu hätte er den angekündigten Charakter seiner Fratze nicht. Denn

den ersten Akt singt Prometheus mit bittern Wehklagen über die Unart seiner Naturmenschen, und über die lange Weile an, die sie ihm machen: ja, da sie sich um ihn her versammeln und Unzeigegenheiten verüben, unter andern auf allen Vieren kriechen und skeptischen Unsinn schwatzen, erbietet er sich, sie allerlei zu lehren, ihnen etwas zu erzählen u. s. w. Bald leist er mit ihnen, bald foppt er sie, bald wehklagt er wieder: kurz er spielt die Rolle einer alten Kindermuhme, die nicht weiß, was sie will, und darüber alle Autorität bei der jungen Herrschaft eingebüßt hat. Man könnte sagen, der Hr. Verfasser habe hier die Inconsequenz der Cultursfeinde schildern wollen: aber dann muß man gestehen, daß er es auf eine sehr platte Weise thut, und warum trug er Prometheus die alberne Rolle auf? Prometheus eine Kindermuhme! Man muß gestehen, die Dichtung ist so kühn, daß sie eines Hanns Sachse würdig wäre! —

Im zweiten Akt deklamirt Merkur dem Prometheus lange Tiraden aus alten und neuern Dichtern her, vorzüglich aber aus Popens Essay on man, um ihn über Vorsehung, Menschennatur u. s. w. zu belehren: doch Prometheus bleibt ihm keine Antwort schuldig, und da er hört, daß noch heut ein Schiff aus England an seiner Insel landen soll, eilt er fort, sich mit dem alten Oceanus zu berathen. Da kommt er indeß übel an. Alle Quellen, Flüsse und Wellen thun die Mäuler auf, und begießen ihn mit unendlichen Beschreibungen, von Brunnen und Pumpen; vom Kochen, Feuerlöschen, von der Schiffahrt und den platten polnischen Frachtkarren, die Hr. Falk in Danzig kennen lernte: kurz von tausend Dingen die in und durch das Wasser, oder auf und mit demselben geschehen: nur das Taufen und das Verfertigen dramatischer Gedichte ist unter den Anwendungen dieses Elements vergessen. Auf die Nachricht, daß das gefürchtete Schiff gelandet ist, kehrt der Titane, seiner Kindermuhmen Pflicht eingedenk, zurück und warnt seine Naturdirnen, sich ja nicht mit den fremden Männern einzulassen: sie würden sonst — nicht mehr ruhig schlafen können. Zuletzt treten einige Naturssöhne auf und disputiren über den Pantheismus.

Der dritte Akt ist ein Auszug aus Campens jüngerem Robinson, Funks Lehrbüchern und Raffs Naturgeschichte in ziemlich übelklingenden Versen. Er könnte etwa auf guten Schulen zur ergetzlichen Abwechselung mit den genannten Büchern, in Quarta eingeführt werden: ich sage in Quarta, denn ein etwas fleißiger Tertianer muß die wunderbaren Dinge schon alle kennen, die Hr. Falk hier lehren läßt. Er öffnet, nach einem Griechischen Sprichwort, einen zweiten Mund, um ein kleines Pfeifchen zu spielen.

Einer von den Naturssöhnen nehmlich, der im ersten Aufzuge auf Vieren ging, hat demungeachtet sich seit einem Jahre eine einsame Wohnung im Walde angelegt, und dort eine große Menge von Künsten ersonnen. Er kann pflanzen, säen, Brot backen; er hat sich ein Boot gezimmert, Pfeile und einen Bogen aus Fischbein geschnitzt, (wo er doch das hernahm? Ging er etwa auch auf den Wallfischfang?) sich einen Hund und eine Heerde gezähmt und eine Sonnenuhr gemacht: ja, er besitzt sogar so große astronomische Kenntnisse, als Hr. Falk aus dem ersten, besten Lehrbuche zu schöpfen vermochte. Alles dieses zeigt und erklärt er im dritten Akt seinen Brüdern gar weitläuftig. Das ist recht löblich von ihm: aber wie kann Hr. Falk dem Publikum, das alle jene Dinge schon in frühen Kinderjahren in einer Schule erfuhr, zumuthen, es auf seinen Knittelreimen noch einmal zu lernen? — Merkur führt die Leutchen an den Strand. Hier finden sie einen Englischen Schiffer und einen Holländischen Matrosen, mit den beiden Naturdirnen in galanten Gesprächen, aber sie haben nichts Angelegentlichers, als ihnen Flinten, Gläser, Spiegel, Leinwand, Beile und zwanzig andre Dinge vorzuzeigen, und weitläuftig zu erklären, wie diese Dinge gemacht werden, und wozu sie nutzen. Der Engländer z. B. hat einen Schuß gethan; da die Naturmenschen darüber erstaunen, zeigt er ihnen Schießpulver vor und sagt:

Den schwarzen Körnern hier ist diese Wirkung eigen.
Satyrer. Schweig nicht: ich will's euch nicht verschweigen,
Mit Kohlenstaub vermischt; dabei mit Salz und Salpet
Dies Alles das mir geschieht aus Erz ein Künstler gießt.

Vorzüglich die Offenherzigkeit über die Beimischung des Kohlenstaubes, ist sehr dichterisch. Als die Naturmenschen sich genug verwundert haben, fährt der Holländer fort:

Und dies dahier in meiner Hand ist Nack,
Und schmackhaft Butterbrot, und Rum und Schiffszwieback.

Die Naturmenschen.

Beglückter Land, wo solche Früchte kriechen,
Wo die Bewohner Wein und Brot genießen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nationaltheater zu Berlin.

Ueber die Jungfrau von Orleans,

dargeſtellt von Madame Meyer.

Unter allen Schauſpielerinnen der hieſigen Bühne, beſitzt Madame Unzelmann vielleicht das glücklichſte, an Genie gränzende, weil umfaſſendſte Talent für ihre Kunſt, aber die größte Künſtlerin im Tragiſchen, iſt ohne Widerrede Madame Meyer. Kleine, leichte Rollen vernachläßigt ſie zuweilen; aber wichtige, ſchwere, die Anſtrengung erfordern, erwecken ihre Kraft. Sie erhebt ſich zu ihrer Ausführung und ſteht dann wirklich groß da, durch heilen Ueberblick des Charakters, durch tiefes Studium deſſelben, durch kräftige Ausführung. Es iſt alſo ſehr glücklich für dieſes Blatt, daß die Jungfrau in dieſen Tagen zweimal gegeben wurde, und man den Theater-Artikel damit anfangen kann, etwas über die Art zu ſagen, wie ſie den romantiſchſten Charakter, den die deutſche Bühne hat, darzuſtellen pflegt.

Madame Meyer hat ſich Johanna als ein ganz einfaches, anſpruchsloſes, nur, wenn ſie in ihrer natürlichen Stimmung iſt, ſchwermüthiges Mädchen gedacht. So erſcheint ſie im Anfange des Prologs; ſo überall, wo ſie noch nicht in die Handlung, die um ſie her vergeht, hineingeriſſen, durch ſie exaltirt wird. Ihre kriegeriſche Kleidung in dem Stücke ſelbſt, abgerechnet, verſchmäht ſie alles, was ſonſt in ihrem Geſichte oder in ihrem Benehmen, die Schwärmerin ankündigen könnte, — bis ſie ſprechen, bis ſie handeln muß. Dann werden ihre Blicke lebhafter, ihre Bewegungen kühn, bis zur Erhabenheit ausdrucksvoll: ihr ganzes Menſchenſpiel ſteigt, ſtufenweiſe bis zum höchſten Ausdruck der Begeiſterung, und hat ſie ihre Rede geendigt, ſpricht oft noch ihre Stellung, ihre Gebährde fort, und ſinkt nur allmälig zur ruhigen Natürlichkeit zurück. Von einem ſchönen Auge, einem reizenden Geſichte, einem kräftigen obgleich nicht männlichem Körperbau dabei unterſtützt, entzückt ſie faſt in jeder Scene. Jeder Wechſel ihrer Stimme, jeder Blick, jede Bewegung iſt überlegt, mit künſtleriſcher Einſicht gewählt: und wenn man von der Theilnahme, dem Erſtaunen zurückkommt, zu dem die Jungfrau hinriß: iſt es unmöglich, nicht der Künſtlerin mit dem wärmſten Enthuſiasmus zu huldigen. Je mehr ſie aber dieſes wahrhaft verdient, deſto zuverſichtlicher kann man hoffen, daß ſie einige kleine kritiſche Zweifel, nicht als ein beleidigendes Meiſtern, ſondern als Gegenſtände der Prüfung aufnehmen wird.

Iſt es wohl ganz richtig, daß Johanna im Anfange des Prologs in ruhiges Nachſinnen verloren daſteht? Iſt es richtig, daß ſie in ihrem Aeußern, wie geſagt, nichts, gar nichts zeigt, das die Schwärmerin verkündigt? Sie hat drei Nächte nacheinander himmliſche Erſcheinungen gehabt; ſie hat um ein Zeichen vom Himmel geflehet: ſie ſteht offenbar nur deshalb vor dem Muttergottesbilde, um dieſes Zeichen zu erlauſchen: und ſie ſollte gar nicht in ihrem Blick, in ihren Bewegungen, die Erhitzung ihrer Phantaſie, den Sturm in ihrem Innern verrathen? An den Familiengeſchäften, die eben abgemacht werden, darf ſie keinen Theil nehmen: aber nicht weil ſie in todte Melancholie verſunken iſt; nein, weil ihre Seele von einem andern Gegenſtande zu heftig bewegt wird. —

Iſt es richtig, daß Johanna im Prolog bei den Worten:

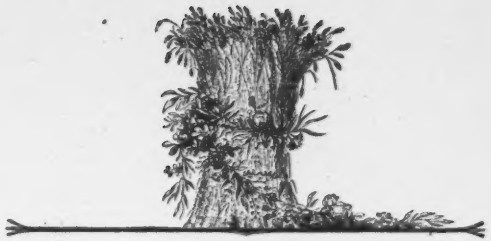
„In frohem Muthe haben ſie geſchworen,
der Schmach zu wehren alle Jungfrauen!“

den Helm auf den Kopf drückt? Das giebt den Sinn: auch ſie fühle ſich bedroht, aber ſie werde die Schmach abzuwehren wiſſen. Kann die Schwärmerin, deren Geiſt darüber brütet, das Schickſal ihres Vaterlandes zu wenden, ſich wohl noch erinnern, ob ſie Weib oder Mann iſt, ob ihrer Unſchuld Gefahren drohn? Die große Künſtlerin wird ſich leicht überzeugen, daß es wenigſtens ſehr viel erhabner wäre, Johanna jene ausdrucksvolle Gebärde erſt da machen zu laſſen, wo ſie erfährt, daß Orleans jede Stunde gewärtig iſt, von dem unterirdiſchen Höllenreiche verſchlungen zu werden. So hat auch Schiller es gefordert.

Endlich: iſt es richtig, daß Johanna im vierten Akt, nach der gefühlvollen Scene mit ihren Schweſtern, gefaßt und ruhig daſtehe, und dem rückkehrenden Krönungszuge zuſiehe? Müßte ſie ſich nicht vielmehr auf ihre Schweſter lehnen, ihr Geſicht an den Buſen derſelben verbergen, wenigſtens durch ihr Menſchenſpiel die innere Unruhe verrathen, die ſie erfüllt? — Dann wäre die vorhergehende Scene fortgeſetzt, und die folgende eingeleitet. Jetzt entſteht eine Lücke; Johanna's Spiel macht einen Sprung.

Das ſind alle wichtige Erinnerungen, die ſich einem ſehr aufmerkſamen Zuſchauer anfordrangen. Wollte er dagegen alles, wodurch die große Künſtlerin ihm warme Bewunderung einflößte, auch nur anführen: — wann würde er endigen!

Nachricht. Das zweite Blatt wird Sonnabend, den 11ten Junius ausgegeben.



Ernst und Scherz.

Zweites Blatt.

Am 11. Junius 1803.

Prometheus von Herrn Falk.

(Beschluß.)

Endlich liest der Engländer noch dem einen Wilden ein langes Collegium über Physik und Astronomie, beschreibt ihm die Bewegung der Erde, die Entstehung der Winde, den Nutzen des Pendels und zehn andere Dinge. Schade nur, daß der gefällige Richmont selbst gar confuse Ideen hat. Was mag er zum Beispiel wohl mit folgenden Versen meinen?

Wie eine Luftsäul', aus durchsichtigem Glase,
So denk dir, ob kein rauher Nordwind blase,
Steh', was der Morgen perlt, der Abend thaut,
Crystallen gleich, gewölbt, heraufgebaut.
Will am Aequator Luft den Lauf verkürzen,
Ist sie gezwungen, Meilen nachzustürzen,
Denn eh' du deine Hand erhebst zum Gruß,
Den Mund zum Sprechen, und zum Geh'n den Fuß,
Bist du mit Meer und Fluß und Bergeshaufen,
Dir unbewußt, fünf Meilen schon gelaufen.

Man erräth wohl, was Herr Falk mit dem Galimathias sagen wollte, aber man sieht auch, daß er die Lehrbücher, aus denen er sein Gedicht zusammenschrieb, nicht recht verstanden hat. — Der Akt schließt sich damit, daß Prometheus mit Merkur und den Fremdlingen über ihre Zudringlichkeit keift, von den letzten aber, besonders durch die Nachricht vom Blitzableiter, in Erstaunen gesetzt wird.

Im vierten Aufzuge spielen die Naturmenschen mit den Geschenken, die sie von den Fremdlingen erhalten haben. Prometheus kommt dazu, unterbricht ihr Spiel und erzählt ihnen in lahmen Stanzen eine lange Entstehungsgeschichte der menschlichen Gesellschaft, die aus allerlei Mythen zusammengeflickt ist; selbst der Platonische Scherz, daß eigentlich anfangs jeder Mensch aus einem männlichen und einem weiblichen Körper bestanden habe, kommt darin vor. — Als er sich entfernt, schleichen sich die Rangen fort, Unfug zu treiben. Ein Theil von ihnen geräth in seine Werkstatt. Der eine belebt den Cerberus, dessen drei Köpfe sogleich aufsagen, was für Vorstellungen Herr Falk sich vom Dogmatismus, Idealismus und Spinozismus macht; ein andrer belebt eine Urania, und geräth sofort in ein Liebesverständniß mit ihr.

Im fünften Akt finden wir Prometheus in der Wohnung des Aeolus. Hier erzählen die Winde ihm allerlei Dinge, unter andern sagen sie ihm ein gemeines Guckkastenlied her, dergleichen schon in zwanzig scherzhaften Gedichten vorgekommen. Dar-

auf erscheinen einige Vögel und klagen, was sie alles von den Menschen leiden müßten. Darauf erscheint die Natur und bestellt sich bei den Winden „einige Centner voll (Herr Falk scheint Centner für ein Maaß zu halten,) vertragne Distelwolle.“ Darauf erscheinen der Hamster, der Bär, die Sau und andre Creaturen und fragen die Natur, wie sie heißen. Sie erzählt dem Prometheus, daß die vier Elemente ihre Lohnlakaien sind, setzt ihm aus einander, wie alles sich in der Welt umgestalte, und läßt endlich, ungefähr wie ein Savoyard seinem Murmelthier befiehlt, Kunststückchen zu machen, einige Träume, das Licht und die Materie und — weiß der Himmel was sonst für Dinge, ihm allerlei Geschwätz vormachen. Das rührt ihn so sehr, daß er seinen Naturmenschen erlaubt, sich zu cultiviren, so viel sie wollen, und sogar Merkur zum Abschiede die Hand reicht. —

Was ist nun dies, trotz seinem lächerlichen Anstrich, sehr ernsthaft gemeinte Ding? Ein Drama? Nein, denn es hat weder eine Handlung, noch Charakterschilderung. — Ein Lehrgedicht? Das sollt' es werden, aber der Plan scheiterte, an zwei übeln Umständen: Hr. Falk wußte nichts zu lehren, und Herr Falk verlor sich in Träumereien und in Reimelei. —

Es ist ein psychologisches Problem, wie ein Mann von Talenten fähig seyn konnte, ein so lächerliches Gemächte in die Welt zu setzen: aber es wird gelöst, so bald man einen Blick auf das vorangeschickte Gedicht zurückwirft und seine precieusen Phrasen in Prosa übersetzt. Herr Falk „fand tief in sich sein Selbst;“ d. h. er prüfte sich, und fand, daß er, vielleicht weil man ihn in der Jugend vernachläßigte, gewaltig unwissend war. Er entsagte also der Satire und fing an, „das Große der Menschheit auf sein Haupt zu häufen,“ das heißt: er las die gewöhnlichsten wissenschaftlichen Lehrbücher; schrieb auf, was ihm merkwürdig war, obgleich es sonst ziemlich jedermann weiß, und zwar, um nicht aus der Uebung des Versmachens zu kommen, in Knittelreimen. Als seine Collektaneen zu Stößen angewachsen waren, jammerte es ihn, daß so viel Geschriebenes ungedruckt bleiben sollte: er brachte es also, so gut es gehen wollte, in eine Art von Form und — war glücklich genug, einen Verleger zu finden. Wohl bekomm' ihm das Honorar, aber es wäre liebenswürdiger von ihm gewesen, wenn er den Beutel seines Gläubigen etwas mehr geschont hätte. Er hat dem — Gedichte einige Bogen Anmerkungen beigefügt, in welchen er nicht nur vieles, was er in Versen gesagt hatte, noch einmal in Prosa sagt, sondern selbst lange Stellen aus den bekanntesten Schriften, sogar die Fanfaronaden, die Garnerin vor einigen Wochen in einer Berlinischen Zeitung über seine Erfahrungen in der obern Luftregion machte, abdrucken läßt. Noch mehr! Die Stellen, zu denen er Anmerkungen giebt, wurden noch einmal eingerückt, und wären sie auch 15 bis 20 Zeilen lang gewesen. Das ist gemeine Buchmacherei, die gerügt zu werden verdient. — Man sieht: dem Witz kann Hr. Falk entsagen *, aber nicht der Satire. Dies Buch ist eine auf ihn selbst.

* Man will behaupten, er habe den edeln Entschluß gefaßt, nachdem er einst eine treffliche Predigt über das Gebot: „Du sollst nicht stehlen!“ gehört hatte.

Jucunde.

Eine ländliche Dichtung in fünf Eklogen von Theoboul Kosegarten.

Der Verfasser sagt in einer versificirten Dedikation an die Leserinnen: „Männlicher Tadel und Preis kümmere ihn nicht sonderlich.“ Wie kommt er dazu, sich selbst diese üble Nachrede zu machen? Gegründeter Tadel und gegründetes Lob, muß dem Künstler aus einem bärtigen Munde so wichtig seyn, als aus einem zarten. Oder hält er das schöne Geschlecht überhaupt für gründlicher im Urtheilen, als das männliche? Das wäre eine ganz neue Tugend der Grazien! Hoffentlich entriß ihm diese Aeußerung nur der Verdruß über den häufigen Tadel, den er seit ein Paar Jahren in mehreren kritischen Blättern erhielt. Warum schrieb er aber auch eine Ida von Plessen und eine Bianca del Giglio? — Weg mit dieser Erinnerung. Diese Jucunde ist in der That eine so anziehende, liebliche, zarte Dichtung, daß sie wohl für noch ärgere Misgriffe Vergessenheit erwerben könnte. Kosegarten hat in ihr einen schönen Beweis geführt, daß ihm der alte Ruhm seiner Talente, so oft er sie auch gemisbraucht hat, gebührte.

Jucunde ist ein idyllisches Epos, wie Vossens Luise und Göthens Herrmann, und verdient mit diesen genannt zu werden. Der Inhalt ist die Geschichte einer liebenswürdigen Familie während eines für sie wichtigen Tages. Sie ist anziehend, aber ganz so einfach, als es die Natur dieser Gattung von Gedichten fordert, in welchen die Handlung nur der Stoff der Gemälde seyn muß.

Fräulein Thekla von Thurn (ein schön gezeichneter, fast männlicher Charakter), erwartet ihren Bruder von seiner großen Reise zurück. Sie bestimmt ihm ihre Freundin Jucunde, die sanfte Tochter des Pfarrers von Medow, zur Gattin, und ladet diese zu einem nächtlichen Spaziergange ein, um ihr ihre

Absicht mitzutheilen. — Die erste Ekloge schildert, oder malt vielmehr sehr reizend Jucunde in ihren häuslichen Verhältnissen und in ihrer kleinen Familie; malt den Spaziergang und die Unterhaltung der beiden Freundinnen. — Thekla's Plan scheint übrigens gescheitert: Jucunde liebt schon einen Unbekannten.

In der zweiten Ekloge, der Sonntags-Morgen, sehn wir die reizende Jucunde ihre häuslichen Geschäfte besorgen, ihre Toilette machen, zu ihrer Freundin zum Besuche eilen, und mit dieser im Garten — ein Gespräch über das Griechische führen, das Thekla erlernt hat. Der Dichter läßt sie eine lange Stelle aus Plato's Phädrus übersetzen, die eine Lobrede der Begeisterung ist. (Der Verfasser sagt immer Wahnsinn. Was wir unter diesem deutschen Worte verstehn, die Krankheit wollte der weise Plato sicher nicht loben.

Die dritte Ekloge, die Uferfeier, führt uns an den Meeresstrand, wo Jucundens Vater (die Scene ist in der Insel Rügen) eine sogenannte Strandpredigt hält, was dem Dichter zu einer Reihe lebendiger Gemälde Stoff giebt. Hätte er nur nicht die Predigt selbst eingerückt, und stände nur nicht in dieser folgende sonderbare Stelle:

Wunderherrlich, o Herr, hast du den Menschen erschaffen!
Hast ihn wie Milch gemolken, wie Käs ihn lassen gerinnen!
Hast ihn zusammengefügt aus Sehnen und Adern, mit Haut ihn
Ueberzogen und Fleisch u. s. w.

Das mag biblisch seyn, aber geschmackvoll, und schön, und dichterisch ist das nicht.

Die vierte Ekloge zeigt uns die Freundinnen, den Pfarrer und seine naive kleine Thekla, die Namenstochter der ersten, bei einem Mahle in einer Bauernhütte, dann auf einem Spaziergange. Sie werden auf demselben von dem erwarteten Bruder überrascht: er ist selbst — Jucundens Unbekannter.

In der fünften Ekloge, der heilige Abend, wird, durch die kluge Vermittelung der erwachsenen Thekla das Bündniß der Liebenden geschlossen und vom Vater bestätigt. — Diese Inhalts-Anzeige ist nicht einmal eine magere Skizze. Die kleinen naiven Abentheuer, aus welchen die Geschichte zusammengesetzt ist, die malerischen Details jeder Scene, hätten durch jeden Auszug verloren: sie werden alle geschmackvolle Leser, und noch mehr die Leserinnen, befriedigen.

Um die Unpartheilichkeit dieses Lobes zu beweisen, darf ich die Rüge nicht zurückhalten, daß sich nach der Theorie des Versbaus, gegen mehrere Hexameter des Gedichtes, viel erinnern ließe, und daß dem Dichter noch mancher Provinzialism und mancher zu platte Ausdruck entschlüpft ist. Dahin gehören z. B. stickel statt steil, und die Phrase: „Durchnäßt bis aufs Leben." Wie lebendig er aber malt, mag eine einzige Stelle belegen:

Fürchterlich rollte die Woge daher, die thürmende Scheitel
Schaumbekränzt; dumpf grollend gewann sie die mächtige Steinwand,
Prallte zurück zerschellt, und schwoll abprallend; entgegen
Bäumte der Schwellenden sich die zweite Gewaltigere. Wuthvoll
Kämpften nun beid' um den Sieg mit gemessenen Kräften, bis endlich
Nachtschwarz, bäumend den Kamm, den gekerbten, die dritte daherfuhr,
Beid' erfaßt' und gewaltig mit sich hinab an den Strand riß.
Ringsum brodelt und gohr nunmehr (?) die kochende Salzfluth.
Rings erscholl das Gestade; vom donnerähnlichen Prasseln
Schütterten Strand und Schlucht und die friedlichen Hütten der Bitte.

Ganz kann freilich die schöne Wahrheit dieses kleinen Naturgemäldes nur derjenige fühlen, der selbst Gelegenheit hatte, das Toben der Meereswogen anzustaunen.

Nationaltheater.

Lehmann oder der Thurm zu Neustadt.

Singspiel in drei Aufz. nach dem Französischen von Sievers; componirt von D'Alayrac. (Zum erstenmal gegeben am 7. Junius.)

Wenn das Talent eine Frucht getragen hat, sogleich eilt die Armseligkeit hinzu und — bossirt sie nach. Man hat diese Oper als ein Seitenstück zu dem Wasserträger angekündigt: es ist nichts als eine äußerst matte, armselige Nachahmung desselben, die recht gut hätte unübersetzt bleiben können.

Der erste Akt zeigt den jungen Fürsten Ragotzy, seinen Freund Lehmann und dessen Tochter, vor einer Jägerhütte im Walde, mit Arbeiten beschäftigt. Die letzte wird auf Kundschaft ausgeschickt. In ihrer Abwesenheit kommt ein Trupp Kaiserlicher Soldaten und sucht Ragotzy und seinen Freund. Der erste verbirgt sich in der Hütte; der andre spielt die Rolle eines alten Jägers und entfernt durch ein listiges — nein, albernes — Vorgeben, die Feinde, bis der Prinz entfliehen kann. Er wird indeß gleichwohl gefangen, und auch Lehmann als Arrestant fortgeführt. Seine Tochter folgt ihm, so bald sie bei ihrer Rückkehr die Hütte leer findet. — Der zweite Akt führt in eine Wachstube, in welcher ein Haufen Soldaten Karten spielt. Lehmann, durch seine Tochter von der Nähe eines Corps Ragotzyscher Truppen benachrichtigt, weiß den commandirenden Officier durch eine erdichtete Anklage, zu bewegen, daß er ihn mit dem Prinzen confrontirt, und benachrichtigt diesen von der nahen Ret-

tung. Indeß er zum Commandanten geführt wird, haben Ameline und der Prinz eine zärtliche Zusammenkunft, wobei die Wache ihnen freiwillig den Rücken kehrt. Endlich kommt ein Courier an, mit dem Befehl, den Prinzen in den Thurm zu sperren. — In diesem (beiläufig gesagt, es war eine Art von Vogelbauer) finden wir ihn im dritten Akt: aber die Handlung geht außerhalb demselben vor. Lehmann wird von ein Paar Soldaten die Freiheit angeboten. Er beredet den Prinzen, statt seiner sich zu retten. Die Flucht schlägt fehl, weil der Prinz seinen Freund in Todesgefahr glaubt, und — in dem Augenblick kommt ein Polnischer General an, erobert den Thurm und setzt die Gefangenen in Freiheit. Schade, daß er nicht frühe genug anlangte, um uns die ganze Erbärmlichkeit zu ersparen. Sie ist im Detail so fade, als im Ganzen. — Die Musik ist leicht und gefällig: auch sie verräth indeß Nachahmung des Wasserträgers, und bleibt weit unter Cherubini's meisterhafter Composition. — „Gleichwohl ist das Stück, ehe es in Deutschland irgendwo aufgeführt wurde, in mehreren Zeitschriften hoch gepriesen, selbst über den Wasserträger gesetzt worden." — Das beweist vielleicht nichts weiter, als daß der Uebersetzer einmal mit einer schlechten Oper eben den Weg versuchen wollte, den manche Verleger und Skribler bei ihren schlechten Büchern gehn, den der Charlatanerie durch Selbstrecensionen. Die Theaterdirektionen werden künftig bei Anpreisungen der Art, auf ihrer Hut seyn müssen.

Die Ausführung des Stücks übertraf sehr weit das Verdienst desselben, und erwarb lauten und einstimmigen Beifall. Herr Gern, dieser treffliche Sänger und eben so ausgezeichnete Schauspieler, gab den Lehmann mit der hinreißendsten Gewandheit und Wahrheit. Herrn Weizmann fehlte noch der gefühlvolle Ausdruck im Spiel; sein Gesang war brav. Madame Müller als Amelina, spielte sehr lebhaft und mit zärtlicher Empfindung. Sie sang vorzüglich die erste Arie im ersten Akt sehr schön. Für die öffentliche Anerkennung des Vorzüglichen in der Darstellung, im Costüme u. s. w. ist anderweitig gesorgt. Lobt dann und wann das Werk den Meister nicht: was liegt daran? Der Meister lobt das Werk, — sagt man.

Anekdote.

„Wiedersehn!" Wie manches gefühlvolle Herz, das von einem geliebten Gegenstande getrennt wurde, klopft stärker bei dem bloßen Worte! Sie ist so reizend die Idee, Verbindungen wieder anzuknüpfen, Empfindungen zurückkehren zu lassen, die einst das Glück unsers Lebens ausmachten. Gleichwohl hat nichts soviel Freundschaften und zärtliche Neigungen zerstört, als — das Wiedersehn, vorzüglich nach einer langen Trennung. — Die Betrachtung ist zu ernst. Hier eine komische Anekdote zu ihrer Bestätigung.

Einer der ersten Schriftsteller, deren sich die deutsche Literatur zu rühmen hat, und dessen sie sich immer rühmen wird, — beschäftigte sich einst damit, ein artiges zwölfjähriges Mädchen, das sich der Bühne widmete, im Deklamiren zu üben. Unter andern ließ er sie besonders oft die Gellertsche Fabel, das Rhinoceros, hersagen. Das Frauenzimmer wurde bald darauf entfernt, erwuchs an einem fremden Orte, und kam nach einer Reihe von Jahren, in der Blüthe der Schönheit, und als eine berühmte Künstlerin, nach — — zurück. Das Andenken ihres frohen, freundlichen, geistvollen Lehrers lebt noch in ihrer Seele. Sobald sie eine Stunde abmüssigen kann, eilt sie zu ihm, und tritt, um ihn zu überraschen, mit den Anfangs-Worten der genannten Fabel zu ihm hinein:

> Um das Rhinoceros zu sehn,
> Beschloß ich vor das Thor zu gehn, —

„O wären Sie doch zu Hause geblieben!" antwortete eine rauhe, heisere Stimme, denn ach! auch den leichten, fröhlichen Gesellschafter hatte die Zeit umgestaltet. Er lag eben, von der Last einer zu starken, kränklichen Corpulenz und einer äußerst hypochondrischen Stimmung niedergedrückt, auf dem Sopha, und sein eigner Witz ließ ihn in jenen Worten eine Anspielung finden, die ihn beleidigte. Auch ohne Erläuterung verschwand das Misverständniß bald, aber der Widerwille, den es eingeflößt, blieb.

Notiz.

Im 69. Stück der Ungerschen Zeitung stehn einige schmähende Zeilen über das erste Blatt dieser Schrift. Mögen recht bald viel ähnliche folgen. Es amüsirt, wenn ein zahnloser Mund zu beissen versucht. Daß der Anonyme dawider protestiren muß, „das ehrwürdige Berlin zum Schauplatz literarischer Vorpostengefechte" werden zu sehn, ist natürlich. Er gehört, seinem Witze und Tone nach, offenbar zur literarischen Bagage, und die geht oft verloren, wenn ihr das Gefecht zu nahe kommt.

Ernſt und Scherz.

Drittes Blatt.

Am 18. Junius 1803.

Schöne Literatur.

Gedichte von Jens Baggeſen. Erſter Theil.

Baggeſen iſt einer der erſten lyriſchen Dichter, welche die Däniſche Literatur beſitzt. Seine Däniſchen Gedichte ſprechen im lieblichſten Wohllaut bald zartes, rührendes Gefühl, bald fröhliche Schalkhaftigkeit, bald ſchwärmeriſche Phantaſie. Daß ſeine Sprache aber nicht ſehr fähig iſt zur Nachbildung der kunſtreichen Versmaaße der Griechen und Römer, das, ſcheint es, bewog ihn, ſich unſern Dichtern zuzugeſellen. Däniſche Patrioten hätten vielleicht nicht unrecht, mit ihm darüber zu ſchmollen, daß er nicht lieber ihrer Sprache, indem er ſeinen Kunſttrieb befriedigte, eben das zu werden ſuchte, was Klopſtock und Voß der Deutſchen geworden ſind, Bildner derſelben zum höhern Wollklange: aber uns muß dieſe poetiſche Apoſtaſie eines genialiſchen Kopfes willkommen ſeyn.

Seine Deutſchen Gedichte haben indeß einen ganz andern Charakter als ſeine Däniſchen. Sie gehören durchaus zu dem, was man gelehrte Poeſie nennt, das heißt, ſtatt der Sprache des Herzens und des naiven Ausdrucks des Gefühls, haben ſie glänzende, prunkende Gedanken, mühſame, obgleich oft majeſtätiſche Bilder, und eine prachtvolle etwas dunkle Diktion. Ihre Versmaaße ſind faſt durchgängig ſehr künſtlich, und ſelbſt, wo B. leichter ſeyn wollte, wurde er ernſt und ſchwer. Man ſieht überall, er, der im Däniſchen Original iſt, hat im Deutſchen nach Muſtern gearbeitet, und dieſe waren Klopſtocks, Voßens und Ramlers Oden. Man muß geſtehen, er hat den vollen, hochtönenden Klang vieler derſelben ſehr glücklich erreicht, aber ihren Wohllaut nicht immer. Wenigſtens möchte es ſchwer ſeyn, in irgend einem guten Deutſchen Dichter eine Strophe aufzufinden, die der folgenden nur einigermaaßen an Härte gleich käme:

Und ſie ward mir, länger nicht Traum: noch eigner
Als die gar zu himmliſche, die mich Dich' ihr
Leher', als ich ſie Liebe dem Strauß lehrte,
Den ſie nun dort liebt.

Wenn man dieſe Strophe lieſt, — und ähnliche ſind in dieſem Bande nicht ſelten, — ſo iſt einem, als verwandelte ſich das Deutſche unter der Feder, oder in dem Munde des Dichters, in das, durch ſeine vielen einſylbigen Worte, ſprödere Däniſche, dem er ausweichen wollte. Eben ſolche Barbarismen, wie hier in Klang und Wortfügung, entwiſchen ihm oft, auch in der Bildung neuer Worte,

an der er großen Gefallen zu finden schrint: z. B. lenzgeflickt; sohnliches Schweigen und dgl. Selbst offenbare grammatische Fehler begeht er zuweilen. In folgendem Verse sind zwei neben einander:

Ermen betretet mein Fuß. (S. 59.)
statt: Ermne betritt mein Fuß. —

Um mein Urtheil über diese Gedichte so kurz zu fassen, als es der Charakter dieses Blattes und — die Billigkeit gegen den ausgezeichneten Fremdling fordert: sie eignen sich zwar sehr wenig dazu, deutschen Lesern Genuß zu geben, aber sie sind merkwürdig, und tragen trotz den Fehlern, durch die sie entstellt werden, das Gepräge des Genies. Glücklich gedacht ist fast jedes, und die meisten wären in der Landessprache des Dichters vielleicht Meisterstücke geworden. Den widrigen Eindruck, den die oben angeführten Stellen machen möchten, zu mildern, mag hier eine poetische Charakteristik von großer Schönheit und Wahrheit stehn, mit welcher der Verfasser seine Dedikation „an Teutona" schließt; sie beweist, wie richtig er die Heroen Teutonens würdigt.

In Fröhlichkeit dort, und dort in Wehmuthsthräne,
Und dort in mittagheller Pracht,
Tanzt Wieland, schwebet Schiller, wandelt Göthe,
Und Klopstock kniet gebückt in Nacht.

Ferdinand,

ein Roman von August von Thümmel.

Von Thümmel, — dieser Name, gehöre er nun dem Verfasser, oder sey er bloß angenommen, muß Aufmerksamkeit und Erwartungen erwecken. Mit Vergnügen gebe ich dem Buche das Zeugniß, daß diese Erwartungen nicht getäuscht worden. Es ist eine der artigsten Dichtungen, die wir im Fache der Romane besitzen. Der Verfasser verbindet blühende Phantasie mit zartem Gefühl und feinem Beobachtungsgeiste: er malt die Wirklichkeit treu, und doch so reizend, daß sie wie eine rein dichterische Schöpfung wirkt. Die Charaktere seiner Helden (den Hauptmann Woronzow nehme ich aus), sind lebendig und schön, die Schicksale, die ihnen widerfahren, interessant. Ist dieses Buch wirklich, wie der Verfasser versichert, der erste Roman, den er versucht, so haben wir in der That für diese Gattung von ihm sehr viel zu erwarten. Er arbeitet mit leichtem, frohem, lebendigem Kunstsinn, und ist frei von jener manierirten Affektation, über die wir uns bei den meisten beliebten Romanendichtern dadurch trösten müssen, daß wir sie ihre Eigenthümlichkeit nennen. Weder das Titelblatt noch der Schluß zeigt an, daß dieser Band nur der erste Theil der Geschichte Ferdinands ist: gleichwohl bricht er mit dem ersten Kusse ab, den der Held von seiner Geliebten erhält, und in seiner frühern Geschichte ist noch das Geheimniß seiner Geburt nicht aufgehellt. Doch warum soll und muß denn in einem Romane alles aufgeheilt werden? Ein Roman ist ja kein historisches Werk. Und warum dürften die Helden desselben nicht eher verlassen werden, als bis sie zu Bette oder zu Grabe gebracht sind? Hat der Verfasser nur keine Dinge unaufgeklärt gelassen, die dem Verstande eine räthselhafte Aufgabe bleiben, hat er zu irgend einem interessanten Ereigniß geführt, das eine Art von Catastrophe wird, so drechte er ab, wenn er will. Ich wenigstens gestehe, ich wäre nicht unzufrieden darüber, wenn der Verfasser auch keinen zweiten Theil gäbe: — doch freilich in der Erwartung, dafür ein neues Werk von ihm zu erhalten.

R. L.

Nationaltheater.

Die Braut von Messina, Trauerspiel in vier Aufzügen, von Schiller.

Der Inhalt dieses Stückes ist aus mehrern periodischen Blättern bekannt. Von seiner Darstellung ist in der Spenerschen Zeitung eine vorläufige Nachricht gegeben worden. Hier und jetzt ein Urtheil über seinen ästhetischen Werth, bei dem ich mich übrigens gern bescheide, daß manches in demselben, nach einer noch genauern Bekanntschaft mit dem Werke, verändert werden dürfte.

Der Stoff desselben ist in erhabnem Stile tragisch, ergreifend, erschütternd. Die Behandlung desselben aber verdient mancherlei Rügen.

Die Handlung des Stückes, so viel imponirende Begebenheiten es auch enthält, ist sehr unbedeutend. Das Ziel derselben, die Ermordung des Don Manuels, und der Selbstmord des Don Cesar, wird eigentlich dadurch erreicht, daß der letzte ein heftiger, roher, fast thierisch-leidenschaftlicher Mensch ist, der jeder augenblicklichen Aufwallung folgt: bei ihm findet kein stufenweise motivirtes Herbeiführen statt, und alles was die andern Personen thun; zweckt nicht dazu ab, die Catastrophe zu bewirken oder abzuwenden, sondern veranlaßt sie nur zufällig.

Die Charaktere sind gleichfalls nur unbedeutend; und größtentheils nicht gehalten. Die Fürstin Isabella, so schöne Dinge sie auch zu sagen hat, ist eine ganz gewöhnliche, vernünftige Frau, die den Zwiespalt ihrer Söhne beilegen will; Beatrice ein verliebtes Mädchen in Bedrängniß, nichts weiter; Don

Manuel ein gutherziger Jüngling, der nicht viel Gelegenheit findet, sich merkwürdig zu machen. Der einzige pronocirte, starke, thätige Charakter ist Don Cesar: aber wie kommt er, der im ersten Akt so sehr von dem Edelmuthe seines Bruders bewegt werden konnte, dazu, Beatricen, ohne Bewerbung um ihre Gunst, und ohne eine Sylbe von ihr gehört zu haben, zu erklären, daß er sie heirathen werde, und sie sogleich als seine Braut zu behandeln? Ist das antik, so ist es doch zugleich auch sehr roh. Wie kommt er zu der Brutalität, seinen Bruder zu ermorden, sobald er ihn ein Mädchen umarmen sieht, auf die er im Grunde keine Ansprüche hat? — Eben so wenig ist der Charakter des Ganzen gehalten, das halb romantische Zärtlichkeit, halb antike Wildheit athmet, ein Gemisch von heidnischem und christlichem Aberglauben aufstellt, seine Heldin aus dem Kloster entführen, und seinen Chor die Annäherung der Eumeniden hören läßt. — Der einzige durchführte und imponirende Charakter in dem Drama ist der räthselhafte, zweideutige, vernunftlose des Fatums: Schiller hat seine Kunstverirrung so weit getrieben, seine Personen fast nur zu willenlosen Marionetten herabzuwürdigen, um dem Alterthum — etwas nachzuschnitzeln, das den Tragödien der Griechen, aus dem Stande der Rohheit, von dem sie ausgingen, anklebte, und das sie wahrscheinlich bei noch höherer Bildung, selbst aus ihrem Gebiet verwiesen haben würden.

Die Sprache des Gedichts ist durchgehend so edel-dichterisch, und fast noch edler und erhabner, als in den meisten andern Schillerschen Stücken. Der Dialog artet zwar auch hier oft in Malerei aus, aber die meisten Gemälde, die er aufstellt, sind von einer so bewundernswürdigen Schönheit und Kraft, daß sie Verdienste des Werkes werden.

Die Form des Stückes erinnert in den ersten Akten noch lebhafter an den Parallelismus der alten orientalischen Poesie, als an die Strophen und Gegenstrophen der Griechischen Chöre. Die meisten Scenen sind in Gedankenreimen geschrieben. Hat der eine Bruder etwas gethan oder gesagt, sogleich thut und sagt der andre etwas Aehnliches, und die Handlung wandelt dabei gleichsam auf zwei Beinen hin, die sie regelmäßig von einander setzt.

Das Auffallendste in der Form sind die Chöre, die nicht, wie bei den Alten gebräuchlich war, singen, sondern nur die letzten Zeilen der Rede ihres Anführers nachsprechen. Sie thaten meistentheils nur eine komische Wirkung. Es ist gut, daß man einmal so etwas gesehn hat, um zu wissen, daß es nichts Schönes ist.

Eine Bemerkung! Die Griechen hatten in ihrer ältern und mittlern Comödie auch Chöre; Menander nahm sich die Freiheit sie wegzulassen, und Lustspiele zu schreiben, deren Form derjenigen glich, welche die unsrigen haben. Man erkennt es an, daß er die Griechische Comödie veredelt hat, und noch ist es keinem neuen Dichter eingefallen, Lustspiele mit Chören zu schreiben. — Daß man in der Tragödie bei den Alten auf demselben Wege war, beweisen die Werke des Euripides, in dessen Stücken der Chor bekanntlich fast nur Verzierung ist. Nimmt man sie weg, so bleibt etwas übrig, das unsren Trauerspielen sehr ähnlich ist. Hätte er den Muth gehabt, den Chor ganz wegzulassen, oder hätte sich zu Aeschylus, Sophokles und ihm, ein vierter großer Dichter gefunden, der es gethan: würden unsre gelehrten Poeten den Chor im Trauerspiele nicht für eben so überflüssig halten, als im Lustspiele? — Die Griechische Tragödie blieb, in Rücksicht ihrer Form, auf halbem Wege stehn, und man glaubt, man müsse durchaus zu ihr zurück. Was ist das? — Ich mag das bezeichnende Wort nicht aussprechen, denn große Dichter sind es, die diesen Irrweg gehn.

An den Herausgeber.

Mein Herr!

Mit einer Hand, die Schrecken und Unwillen zittern macht, ergreife ich die Feder um Sie zu bitten, daß Sie durch Ihr Blatt eine Verlegenheit von mir abwenden sollen, die mir droht. Sie werden mir Ihre Vermittlung nicht abschlagen, wenn Sie meine Lage kennen lernen.

Seit kurzem bin ich aus der Provinz mit einem Gehalt von 1200 Thalern nach Berlin versetzt. Mit dieser Summe in der theuren Residenz die Bedürfnisse einer Familie anständig zu befriedigen, ist schwer: indeß ließ die strenge Wirthschaftlichkeit meiner Frau mich hoffen, daß wir auslangen würden, bis ich heute eine Stütze erfuhr, die mir ganz eigentlich einen Riß durch die Rechnung zu machen droht.

Mein Posten hat mir eine große Menge von Bekannten verschafft. Einer von diesen hat mich der Taufe seines Sohnes beizuwohnen. Ich stelle mich ein, warte die heilige Handlung voll gebührender Andacht ab, und nähere mich dann mit geheimem Selbstgefühl der Wiege, um einen neuen, blinkenden Thaler darauf niederzulegen. Doch plötzlich sah ich einen goldnen Regen auf sie herabsinken: jeder der

vierzig oder funfzig Gevattern opferte einen Friedrichsd'or und mir war nichts übrig, als es nachzumachen.

Lachend erzählte ich am Abend meiner Frau den Vorgang, und pries die Wehmütter und Wärterinnen glücklich, daß sie solche Einnahmen hätten; doch sie war schon besser unterrichtet. „Du irrst dich, sagte sie, wenn du glaubst, daß diese Spenden immer jenen armen Frauen zu Theil werden. Man kauft sie oft mit einem Dutzend Thalern ab, und das Uebrige" — Kommt ins Armenhaus? fragte ich lebhaft. — „Nicht doch! die Eltern behalten es. Der Vater bezahlt alte Spielschulden damit, um in Ehren neue machen zu können, oder die Mutter ein längst versprochenes Souper, oder sie kauft einen Paradiesvogel" — Nun, sagte ich sehr unzufrieden, ich bin froh, daß ich dergleichen Abgaben nicht oft werde zu machen haben. — „Nicht oft?" fuhr meine Frau auf, und rechnete mir fünf und dreißig Bekannte her, die alle den Vaterfreuden entgegen sähen, mich alle zu Gevattern bitten, und mir einen Friedrichsd'or abnehmen würden. Mit 35 Friedrichsd'or also von zweihundert Thalern, mit dem sechsten Theil meiner ganzen Einnahme soll ich — — Nein, so theilnehmend mein Herz auch ist, diese Aeußerung meines Mitgefühls ist mir zu stark! Wenden Sie, mein Herr, die Nothwendigkeit derselben von mir ab. Sie haben in Ihrem Blatte auch Beiträge zur Sittengeschichte versprochen. Lassen Sie diesen Brief abdrucken. Da mein Name wirklich mit einem Buchstaben des Alphabets anfängt, wird man ihn leicht errathen, und dann wahrscheinlich den bittern Kelch der Gevatterehren an mir vorübergehn lassen. Um ihn noch nützlicher zu machen, fügen Sie einige Betrachtungen hinzu. Beweisen Sie, daß es erniedrigend sey, seine Familienfeste als ein Erwerbsmittel zu behandeln; daß jeder, der an Feierlichkeiten der Art Vergnügen findet, billig die frais des bureaux selbst tragen, oder wenn er sie nur um der Nachwelt willen begeht, von dieser den Dank dafür erwarten müsse, daß er sich ihr in Ebenbildern erhalten will.

T.

An die poetische Drehscheibe.

Lied

von poetischen Almanachspoeten bei der Arbeit zu singen.

(In bekannter Melodie.)

Rolle, rolle, rolle,
Du Drehscheibe, rolle!
Opium hat mich entzückt
Die Begeisterung mich verrückt,
In der Dichtkunst Centrum.

Rolle, rolle, rolle,
O Drehscheibe, rolle!
Drehe mir ein Triolet,
Drehe mir auch manch Sonet
Für die Taschentücher.

Rolle, rolle, rolle
O Drehscheibe, rolle!
Dreh' es rund und dreh' es glatt,
Wird es auch ein wenig matt,
Hat's doch seine Fremden.

Rolle, rolle, rolle,
O Drehscheibe, rolle!
Ist der Stoff herausgewickt,
Man die Form zum Ofen schickt,
Daß sie sich durchdringen.

Rolle, rolle, rolle,
Du Drehscheibe, rolle!
Ist es dann recht rein gebrannt,
Lieb es Schüler und Student,
Dreht auch gleich ein andres.

Rolle, rolle, rolle,
O Drehscheibe, rolle!
Schlagen wir die andern todt,
Wird das neue Morgenroth
Sich recht hart sich schminken.

z. D—l.

Anekdote.

Das Original von Lessings Ben Hasi, war bekanntlich ein Jude, Namens Abraham Cassel, ein Mann von außerordentlichen Geisteskräften, aber eben so ausgezeichneter Bizarrerie. — Er las viel, und was er las, prägte sich seinem Gedächtniß fest ein; daher hatte er die Gewohnheit, so wie er in einem Buche weiter kam, die gelesenen Blätter auszureißen, um seine Pfeife damit anzuzünden. Mendelsohn fand einst ein seltnes Werk bei ihm, und bat ihn, es ihm zu überlassen, aber unzerrissen. „Gut, sagte er, ich will mirs auf den Deckel schreiben, daß ich's nicht ausblatten darf." Sobald er mit dem Werke fertig war, brachte er es ihm auch wirklich, und wollte, trotz seiner Armuth, nicht einmal den Einkaufspreis dafür annehmen; aber er versprach, sich an Mendelsohn zu wenden, wenn er einmal etwas brauchen sollte. — Nach geraumer Zeit, da Mendelsohn eben eine große Gesellschaft bei sich hat, geht plötzlich die Thüre auf, und Abraham steht, den Hut auf dem Kopfe, auf der Schwelle. „He, ruft er Mendelsohn zu, erinnert Ihr Euch noch des — — —?" — O ja. — „Habt Ihr mir nicht gesagt, ich sollte zu Euch kommen, wenn ich was brauchte?" — Freilich. — „Nun steht, meine Frau ist eben aus Breslau angelangt, und ich habe nur Einen Stuhl. Gebt mir einen dazu." — Mit den Worten griff er zu und eilte fort.

Ernſt und Scherz.

Viertes Blatt.

Am 25. Junius 1803.

Schöne Literatur.

Jon,

ein Schauſpiel von Auguſt Wilh. Schlegel.

Bei dem Beurtheilen der Nachbildung eines alten Werkes für die Gegenwart, muß der Kritiker ſeinen Leſern vorzüglich zwei Fragen beantworten: erſtlich, welchen Werth hat ſie als Kunſtwerk an und für ſich, ohne Rückſicht auf das Original? — Dann: in wie fern hat der Nachahmer ſein Vorbild verbeſſert oder verſchlechtert? Ich werde mich zuerſt mit der letzten Frage beſchäftigen, weil ſich auf dieſe Weiſe am leichteſten Wiederholungen vermeiden laſſen; — und werde zu dem Ende den Jon des Euripides mit dem des Herrn Schlegel, wiewohl nur flüchtig, vergleichen.

Kreuſa, die Tochter des Königs von Athen, hatte in frühern Jahren von Apoll Gewalt erlitten; das Kind, das die Frucht dieſes Vorganges war, Jon, hatte der Gott in ſeinem Tempel zu Delphi gebracht, wo es von der Pythia erzogen wurde. Sechzehn Jahre nachher wallfahrtet Kreuſa mit ihrem Gemahle, Xuthus, nach Delphi, um von dem Orakel zu erfahren, durch welches Mittel ihre kinderloſe Ehe könne fruchtbar gemacht werden? Der Ausſpruch iſt: Xuthus ſolle den erſten, der ihm außerhalb dem Tempel begegnen werde, für ſeinen Sohn erkennen. — Der erſte, der ihm aufſtößt, iſt Jon. Er nimmt ihn nicht allein zum Sohne an: er glaubt, daß Jon es auch wirklich ſey, da er grade vor ſiebzehn Jahren in der Gegend von Delphi ein verliebtes Abentheuer gehabt. Kreuſa iſt voll Verzweiflung, daß ſie einen Fremdling als Erbe ihres väterlichen Reiches erkennen ſoll; ſie entſchließt ſich, auf den Rath eines Sklaven, Jon bei dem Gaſtmahl vergiften zu laſſen. Der Anſchlag wird durch ein Wunder entdeckt und vernichtet. Kreuſa flieht zum Altar des Apoll, um der Strafe zu entgehn: doch hier wird es durch die Zwiſchenkunft der Pythia, die das Kästchen herbeiträgt, in welchem ſie einſt das Kind fand, entdeckt, daß Jon der Sohn Kreuſens und Apolls iſt. Eine Gottheit erſcheint, beſtätigt die Entdeckung, ſchreibt den Vereinigten ihr künftiges Benehmen vor und weiſſagt ihre Zukunft. Jon zieht mit ſeiner Mutter und ſeinem Stiefvater nach Athen.

Dies iſt die Fabel des Euripideiſchen Stückes. Herr Schlegel hat ſie durchaus beibehalten; nur in einzelnen Theilen der Handlung und in der Ordnung

des Stoffes, hat er Veränderungen getroffen, von denen folgende die vornehmsten sind.

Euripides beginnt sein Werk mit einem Prolog, in welchem Hermes die frühere Geschichte Kreusa's und Jon's erzählt, und den Ausgang des Stückes vorhersagt. Diesen Prolog hat Herr Schlegel weggelassen, und den Inhalt desselben in die folgenden Scenen vertheilt. Dadurch werden mehrere Wiederholungen — denn Kreusa und Jon erzählen hernach selbst ihre Geschichte, so weit sie sie kennen, — vermieden, und die Ungewißheit, wer Jon sey, und wie sich die Verwickelung lösen werde, spannt die Aufmerksamkeit und Theilnahme der Leser: diese Abänderung ist also, nach dem Geist der modernen dramatischen Kunst, eine unverkennbare Verbesserung.

Euripides läßt Xuthos auch das Orakel des Trophonius befragen: aber nur um das zu motiviren, daß Kreusa früher als er, angelangt war. Er hat eine unbestimmte Antwort erhalten, und wirft die Nachricht davon in wenig Worten hin. — Herr Schlegel hebt den Umstand hervor. Sein Xuthus giebt eine lange Beschreibung von dem, was ihm in der Höhle des Trophonius widerfuhr: er hat eine Antwort erhalten, die ihn zittern macht; ja, Herr Schlegel läßt diese gewissermaßen zu den nachfolgenden Verwickelungen, als eine Aengstlichkeit des Wahrsagers, mitwirken. Diese Veränderung scheint mir ein Fehler. Sie macht eine Nebensache zu wichtig, und bringt ein ganz überflüßiges Motiv hervor. Noch mehr: sie verfälscht den Geist des Alterthums, indem sie ein menschenfeindliches Orakel ausstellt, das Unheil zu stiften sucht. Dergleichen kannten die Alten aber nicht haben, da ihre Religion keinen Teufel besaß.

Euripides läßt Kreusa den Erfolg des Orakels durch einen alten Sklaven erfahren, und sie von diesem, während ihres ersten Schmerzes, über das Eindringen eines Fremdlings in ihr Reich, zur Vergiftung bereden. — Herr Schlegel läßt sie die Nachricht von Xuthus selbst erhalten; läßt Jon ihr zärtliche, demüthige Versicherungen thun, und sie dann erst, im folgenden Auftritt, den Mord beschließen. Das ist offenbar eine Verschlimmerung. denn Kreusa erscheint dadurch in einem viel gehässigern Lichte, und ihre That ist nicht mehr Uebereilung, sondern kalte Bosheit: — und doch sollen wir uns noch für sie interessiren?

Euripides läßt Kreusa, nachdem der Mordversuch mislungen ist, von den Delphischen Oberhäuptern verfolgen. Jon eilt mit Begleitern herbei, sie gefangen zu nehmen, und hat nicht die Kühnheit, sie vom Altar seines Gottes zu reißen. Xuthus erscheint gar nicht. — Herr Schlegel läßt Jon allein die Unglückliche während mit Pfeil und Bogen verfolgen, und da er sie nicht vom Altare herabreißen kann, sie auf demselben erschießen wollen. Ist das noch der liebenswürdige Knabe, dessen Schicksal uns wichtig seyn soll? Nein, es ist ein gereizter, wilder Thier. — Der Xuthus des Herrn Schlegel fodert von der Pythia die Auslieferung der Verbrecherin, und da diese abgeschlagen wird, geht er in die Stadt, um die Delphischen Aeltesten zur Bestrafung des Vergangnes aufzurufen. Wie? Hatte er denn bei dem großen Gastmahle, das er dem Delphischen Volke gab, diese einzuladen vergessen, die Häupter der Stadt? Oder hatte sie die Gräuelthat, die sie mißlingen sahen, so kalt gelassen, oder so erschreckt, daß sie nach Hause gingen?

Euripides läßt Kreusa das Kästchen erkennen, ehe Jon es öffnet. Sie springt vom Altare herab und beweist sich dem Knaben als seine Mutter, indem sie ihm richtig vorher sagt, was er in demselben finden werde. — Herr Schlegel läßt Jon alles herausnehmen, was in dem Kästchen ist: dann erst erkennt es Kreusa und erklärt Jon für ihren Sohn. Aber wodurch beweist sie es? O, der Knabe glaubt seinem empfindsamen Herzen und ruft:

Die so sich kennt, muß meine Mutter seyn!

Das ist doch noch sentimental! — Oder gimpelhaft?

Noch eine Ungewißheit schwebt dem frommen, bescheidnen, zartfühlenden, aber nicht empfindsamen Jon des Euripides vor. Er zieht seine Mutter bei Seite, und bringt mit kindlichen Bitten und Vorstellungen in sie, ihm zu gestehen, ob sie nicht einen Fehltritt, den sie mit einem Sterblichen beging, einem Gott aus Ruhmsucht zur Last lege? Ihre Antworten befriedigen ihn nicht: — Da erscheint Pallas, die Schutzgöttin Athens, das Jon einst beherrschen soll. Sie löst seine Zweifel, rechtfertigt Apollo Verfahren, und befiehlt Kreusen und Jon, dem wackern Xuthus den süßen Wahn zu lassen, er führe seinen Sohn heim. — Dieser Ausgang war Herrn Schlegeln zu delikat und einfach. Bei ihm erzählt Jon selbst dem Xuthus, daß er der Bastard Kreusa's und Apollo sey, und Xuthus ist damit zufrieden. Die Pythia legt ein gutes Wort für Kreusa ein; diese selbst erscheint, und fällt vor ihrem Gemahl auf die Knie. Er verzeiht, aber — aber — er möchte gern, um der Leute willen, ein sichtbares Wunderzeichen haben, daß es wirklich Apoll gewesen, der sein Weib entehrte. Jon steht zu dem Gott, und dieser hat die göttliche Frechheit, zu erscheinen, versichert Kreusen so galant, als hab' er die Lucinde studirt: noch

jetzt entzücke ihn das Andenken der Nothzucht, die er an ihr verübt, und schickt den alten eiteln, kriechenden Hahnrei und alle, mit großen Versprechungen nach Hause.

Man sieht, Veränderungen hat Herr Schlegel in Menge getroffen: aber kein Leser von Geschmack wird wohl zweifeln, ob er nicht besser gethan hätte, das Werk des Griechen zu übersetzen, als zu verbilden. Wer darüber ungewiß seyn sollte, der vergleiche einen Augenblick, welchen Eindruck die Personen des Euripides in seiner Seele zurücklassen, und welchen die Personen des Herrn Schlegel. Die erstern sind thätige, kräftige, gute Wesen, die man lieb gewinnt und ehrt; die des letztern ein Haufe gemeiner, bald thierisch-wilder, bald schaamloser Thoren, — den gnädigen, vornehmen Apoll mit eingeschlossen, der so vornehm denkt, wie ein Graf Almaviva, wenn er seinen Bauren die Ehre erweist, ihre Bräute zu verführen.

(Die Fortsetzung folgt.)

La Pitié,

Poëme par Jaques Delille.

Zwanzigtausend Exemplare dieses Gedichtes wurden in zwei Wochen verkauft; (ein Lobredner des Dichters sprach gar von „Tausenden von Auflagen“;) in Paris kann jeder, der sich zu den gebildeten Klassen rechnet, lange Stellen desselben auswendig; und in ganz Europa giebt es wohl wenig Liebhaber der Französischen Litteratur, die es nicht schon mit Begierde gelesen und wieder gelesen haben. Mit ihm bekannt gemacht zu werden, brauchen also gewiß die meisten Leser dieser Blatter nicht: aber einige Bemerkungen darüber sind wohl nicht überflüssig.

Betrachtet man es als ein Lehrgedicht, so muß man gestehn, ein weniger passender Stoff zu einem solchen, in vier Gesängen, ließe sich schwerlich ausfinden, als eine einzelne Empfindung. Er ist entweder sehr schnell erschöpft, oder durchaus unerschöpflich. Man kann ein Gefühl beschreiben, es preisen: dann ist man mit ihm in einer Ode, einem Liede fertig. Will man aber die einzelnen Gegenstände, die es veranlassen können, die besondern Weisen, auf die es sich äußern kann, aufzählen: wann würde man endigen? Hätte Delille sein Leben hindurch, jährlich vier Gesänge geliefert, er würde doch sterben, ohne seinen Gegenstand erschöpft zu haben. Freilich aber: daß man tausend Gesänge über das Mitleid singen könnte, das raubt den vier, die wirklich erschienen sind, nicht ihren Werth, — sobald man sie nicht für ein Lehrgedicht ansieht.

Was sind sie denn? — Eine Reihe anziehender, rührender Gemälde, ein Schatz von kräftig und schön ausgedrückten Betrachtungen und Sentenzen, worin der Dichter dadurch einige Ordnung zu bringen suchte, daß er im ersten Gesange die Aeußerungen des Mitleidens gegen Thiere, Diener, Verwandte, Freunde, im allgemeinen, gegen alle leidende Wesen, besang; — im zweiten, die Sorgfalt, durch weiche Regierungen das Elend einzelner Bürger, oder ganzer Klassen derselben, mildern, oder mildern sollen; im dritten, das öffentliche und geheime Unglück schildert, das die Revolution in Frankreich veranlaßte; — im vierten, den vielfachen Jammer, der durch Proscriptionen und Verbannungen gestiftet wurde. Jeder Gesang ist, wie gesagt, reich an pathetischen Gemälden und Apostrophen, und jeder enthält kurze, episodische Erzählungen, von sehr hoher Schönheit. Eine der hinreißendsten Stellen schien mir die Apostrophe an Howard, im zweiten Gesange. —

Französische Kunstrichter haben dem Dichter vorgeworfen, daß sein Gedicht sehr viel prosaische Stellen, und nicht wenig übelklingende Verse habe. Beides läßt sich nicht läugnen, aber es wird hundertfach durch entgegengesetzte Schönheiten aufgewogen.

Ein wichtiger Flecken des Werkes ist dagegen wohl, daß Delille sich in demselben der gewöhnlichen Schwachheit derühmter Greise nicht enthalten konnte, seine Persönlichkeit für zu wichtig anzusehn, sich selbst in sein Kunstwerk hineinzumischen. Wenn er zum Beispiel den Tadel, den er in seinen Gärten gegen die für Hunde errichtete Monumente ausstellte, als etwas sehr Bedeutendes widerruft; wenn er seine Gattin, die ihn seit einer langen Zeit pflegte, oder den Maler, der in London sein Gemälde verfertigte, dafür in diesem Gedichte ernsthaft besingt, so läßt sich das — nur verzeihen.

Am auffallendsten ist es aber, obgleich es nur in einer Anmerkung geschieht, der Verfasser eines Gedichtes über das Mitleid den Negerhandel vertheidigen zu hören, und zwar mit den seichten abgedroschenen Gründen, daß Europa der Colonial-Waaren bedarf, und daß die Neger doch in ihrem Vaterlande auch unglücklich sind. Als ob Zucker und Caffee weniger wachsen würden, wenn die Colonisten selbst sie pflanzten, oder die Neger kleine Plantagen eigenthümlich besäßen! Als ob die schlechte Verfassung von Afrika die Europäer berechtigte, Unmenschen zu seyn! — Auch in manchen Deutschen Schriften wird jetzt hier und dort wieder ein ähnliches Raisonnement debitirt. Man muß darüber weder erbittert noch besorgt werden. Es ist nur der unausbleibliche Contrecoup der Raserein, die man vor

wenig Jahren über die Freiheit ausschrie. Indeß die öffentliche Stimmung von einem Extrem zum andern schwankt, geht die gute Sache zwischen beiden ihren sichern Weg hin. Einmal gesagt, kann die Wahrheit nie mehr vergessen werden: wer seinem Bruder die Rechte des Menschen vorenthalten will, gesteht dadurch, daß er selbst sie nicht zu besitzen verdient. —

Nationaltheater zu Berlin.

Am 21. Junius gab man die Frauenschule nach Moliere, von Kotzebue. Die Darstellung „verkehrte nicht für sich allein, indeß der Sinn einen andern Weg wandelte"; Arnulph's Spiel „begann stark, hatte eine sanfte Biegung in der Mitte und endete in feierlicher Tiefe"; Sybille (Mdme Fleck) „schaltete und waltete in der Wahrheit"; der geschäftige Nachbar (Hr. Kaselitz) „ließ alle Kräfte der Seele auf und nieder wogen"; Grethe (Dlle Eigensatz) „war gegenwärtig, und verbreitete überall ein stilles blühendes Leben;" Hanns (Hr. Unzelmann) „hatte viel Ründung und Kindlichkeit."

Aber was bedeuten denn diese Phrasen? — Nichts! Oder doch sehr wenig. Dem Berichtenden war es unmöglich, der Vorstellung beizuwohnen, und um gleichwohl keine Lükke zu lassen, borgte er vom Nachbar (Siehe die Theater-Artikel der — — — Zeitung) — Lükkenbüsser.

Miscellen.

Aus einem ungedruckten Briefe.

Barcellona am 1. Dec. 1802.

Wir kamen noch zeitig genug hier an, um in die Comödie zu gehn. Man gab El Sol y el Alba de Asturias, (Sonne und Morgenröthe Asturiens), die Geschichte, wie von Asturien aus, dem weitern Vordringen der Mauren Einhalt gethan ward. Das alte Spanische Kostüme in seinen phantastischen Gestalten, war sehr gut beobachtet u. s. w. Als die Schauspieler sich am Ende des Stückes, wie beständig, zum Compliment gegen das Publikum in Reihe stellten, hörten wir hinter uns eine Deklamation anstimmen. Kaum trauten wir unsern Augen, als wir uns umsahen, und die Schauspielerin, welche in dem Stück die Hauptrolle, eine Art von Zauberin, gemacht hatte, mitten im Parterre auf einem Pferde erblickten, auf welchem sie, von einigen Bedienten umgeben, und einen Souffleur neben sich, eine hochpathetische Lobrede auf sich und die übrigen noch auf dem Theater befindlichen Helden Asturiens hielt. —

(Hat der Erzählende nicht etwa ein Paket Journale oder Zeitungen für ein — Pferd angesehn, so muß man gestehen, die Spanier sind viel weiter als wir. Berittne Selbstrezensenten! Die unsrigen wären zufrieden, wenn sie durch ihre Kunst nur ihre Werke bis zum Gehen brächten!)

An den Herausgeber.

Mein Herr!

[illegible]

Alle Ihre Schriften werden bei uns verschlungen, vorzüglich aber Ihre Artikel in der Spenerschen Zeitung. Die elegante Welt läuft zusammen, sobald die Post ankommt, und zerreißt fast das Felleisen, um so schnell als möglich sich der neuen Blätter, die sie mitbringt, zu bemächtigen. Auch ist man so eifrig bemüht, jeden Wink, den Sie ertheilen, zu benutzen, daß, sobald das Blatt gedachter Zeitung hier anlangte, in welchem Sie die begeisternde Wirkung der Orangefarbe auseinandersetzten, zwei hiesige Zeitungsschreiber den Entschluß faßten, ihre Theater- und Mode-Artikel künftig auf orangefarbigtem Papier drucken zu lassen, um so bei den Lesern zu bewirken, was sie ihrem Blatt nie geben konnten: — Witz.

Das Sonet an die Sonetenmacher.

Seitdem des Schülervolkes wilde Bande
In dichtgedrängter, lauter Pöbelschaar,
Nach Phöbos stillem Hain, zum Hochaltar,
Mit dreister Grobheit seine Schritte wandte:

Dient mein Gesetz der Lüste frevlem Brande,
Bin ich nicht mehr, was ich der Vorzeit war,
Als mich Petrark, der königliche Aar,
Mit Eros Schwingen seiner Laura sandte.

Sie haben meinen Wohllaut mir geraubt:
Mein schön gefügter Bau steht traurig öde,
Und meines Lorbeers Laub ward weil und fahl! —

Erwäget doch, ihr Faunen! welche Qual
Den Hörer faßt, wenn auf der reinen Flöte
Ein Schlauch, von Dunst gefüllt, nach Ehre schnaubt! —

Sch — ch.

Ernst und Scherz.

Fünftes Blatt.

Am 2. Julius 1803.

Schöne Literatur.

Jon,

ein Schauspiel von August Wilh. Schlegel.

(Fortsetzung.)

Noch Ein vergleichender Blick, aber nur Einer, um diesem Werkchen nicht mehr Raum zu schenken, als ihm gebührt. — Herr Schlegel hat die Chöre des Originals weggelassen. Das ist sehr lobenswerth; ja, es war nothwendig, da er seinem Stücke die Bestimmung gab, oder wenigstens wünschte, — auf unsern Bühnen dargestellt zu werden. Die Chöre, — auf dem Theater der Griechen, ein Ueberbleibsel von der ursprünglichen, rohesten Gestalt der poetischen Volks-Unterhaltung, ein durch sein Alter ehrwürdig gewordener Uebelstand, — können und werden bei uns nie einheimisch werden, trotz dem glänzenden Versuche, den Schiller kürzlich in seiner Braut von Messina gemacht hat. Wenn unsre Poesie gleich an Reichthum des Stoffes, und an lockrer Energie in Behandlung desselben, der alten nachsteht, so hat sie uns doch von der andern Seite, zu sehr an weise Zweckmäßigkeit und an einsichtsvollen Zusammenhang gewöhnt, als daß wir uns jemals darein finden könnten, indeß vier oder fünf Personen handeln, und die merkwürdigsten Ereignisse erleben, einen großen Haufen Menschen um sie her allen Vorgängen theilnahmlos beiwohnen, und bloß durch Betrachtungen und Lobslieder die Ruhepunkte der Handlung ausfüllen zu sehn. Das thun unsre Orchester, wenn sie ihre Musik dem Inhalt des Stückes entsprechend wählen, jetzt viel passender. — Hr. Schlegel hat übrigens den Inhalt der Euripidischen Chöre nicht lassen verloren gehn, sondern sorgfältig fast jeden schönen Gedanken derselben, im Laufe des Stückes irgend einer der handelnden Personen in den Mund gelegt. Das ist noch einsichtsvoller als jenes Weglassen, und wenn die Leser die angeführten Punkte noch einmal genau erwägen wollen, so werden sie wahrscheinlich das Urtheil unterschreiben: Herr Schlegel habe zwar Charakter und Handlung seines Griechischen Vorbildes in der Nachbildung verderben, die äußere Form aber durch Modernisirung verbessert. —

Jetzt zu der zweiten Ansicht. Was ist sein Jon, wenn wir ihn ohne allen Rückblick auf Euripides, oder irgend einen alten Dichter, aus dem Hr. Schlegel Sentenzen, Schilderungen u. s. w. entlehnte, betrachten? Das Resultat dieser zweiten Prüfung ist ihm ungleich vortheilhafter, als das der ersten.

Der Stoff des Stückes ist interessant; es ist eine Reihe prunkender, eleganter Scenen; es enthält eine Fülle von zusammengetragenen schönen Gedanken und von Gemälden, die artig und geistreich zugleich sind; seine Sprache ist meistentheils correkt, zierlich, blühend, zuweilen sogar kraftvoll; der Versbau künstlich und oft auch wohlklingend: kurz, alles, was Belesenheit in den alten Dichtern, Studium des Mechanischen der Poesie, und eiserner Fleiß, leisten können, hat Hr. Schlegel geleistet, und das ist nicht unbedeutend und verdienstlos. Nur zu dem, was den wahren, genialischen Dichter, den poetischen Schöpfer macht, und den Schöpfungen desselben das unvergängliche Jugendblühen einhaucht, hat er sich nicht erheben können: zu einer kraftvollen, umfassenden, begeisternden Idee des Ganzen, das er bilden wollte. Daher die Brüche in dem Charakter seiner Personen, und der Handlung des Stückes; daher die Unbestimmtheit auch in dem Charakter und der Haltung des Ganzen. Es ist weder antik noch modern; es gehört weder dem Alterthum noch der Gegenwart an, und wird nie einem Zeitalter angehören. Die alten Griechen hätten es wegen seiner geschraubten Sentimentalität ohne wahren Zartgefühl, und wegen seines Liebäugelns mit der Convenienz todgelacht; das gebildete Deutschland wird es wegen seiner ernsten Mährchenhaftigkeit, seiner unzüchtigen, wirklich erschreienden mithologischen Gottheit, seiner bald rohen und bald galanten Schlüpfrigkeit, und seiner langen, kalten, die Handlung tödtenden Beschreibungen kaum einmal lesen, und es auf der Bühne, sobald der Reiz der Ungewöhnlichkeit verschwunden ist, nicht ertragen können. Es wird bald vergessen seyn. — Das einzige Mittel ihm für den Augenblick lebhaftes Interesse und Umlauf zu verschaffen, wäre, einen recht hitzigen, recht groben Streit über seinen Werth anzufangen. Man wird es wahrscheinlich nicht unterlassen.

Reise

in die mittäglichen Provinzen von Frankreich, im Jahr 1785 bis 1786. Achter Theil.

Reiche, oft üppige Phantasie; feiner, nie sein Ziel verfehlender Witz, der zwar nur höchst selten verwunde, bei dem man aber fühlte, es hänge nur von dem Besitzer ab, durch ihre fürchterlich zu werden; heller, scharfblickender Verstand, sokratisch-frohe Ansicht des Lebens; ein eben so zartes als tiefes Gefühl; leichter, blühender Stil; reizende Mannigfaltigkeit in der Wahl der Gegenstände und noch reizendere Fülle und Farbengebung in ihrer Schilderung: diese seltne Vereinigung glänzender Vorzüge war es, was Thümmel vor vierzig Jahren zu dem Range der vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands erhob, und ihm seine Würde, bei allen Umgestaltungen unserer schönen Literatur, erhalten hat. Sie glänzte in der Wilhelmine des jungen Mannes; sie reißt noch in diesem neuesten Werke des Greises hin.

Um den ganzen Werth dieser Reise, die nun seit einer Reihe von Jahren eine nie veraltende Lieblingslektüre des wahrhaft gebildeten Publikums einzusehn, muß man das so sehr originelle Buch mit dem einzigen Werk, mit dem es eigentlich verglichen werden kann, vergleichen, mit dem Dekameron. Es erzählt bekanntlich so wenig eine wirkliche Reise, als das Dekameron wirkliche Gespräche. In jenem ist das Herumstreifen des Hypochondristen, wie in diesem die Abgezogenheit der Gesellschaft, welche die Pest in einen ländlichen Zufluchtsort zusammendrängte, nur der Ahlaß, eine Gallerie interessanter Erzählungen aufzustellen, und sie aneinander zu knüpfen. Aber wie steif und unbehülflich sind die Einleitung und das Verfahren des berühmten Italieners, gegen die Anlage und den Gang des Deutschen! Sie stehen so weit aus einander, als der Charakter und die Cultur des neunzehnten, und des vierzehnten Jahrhunderts. Boccazens Erzählungen, so naiv und interessant sie sind, gleichen demungeachtet nur schönen Gemälden, mit denen ein Gesellschaftszimmer verziert ist: jedes hängt in seinem Rahmen isolirt da, und hat keinen Zusammenhang mit dem, was im Zimmer vorgeht. — Thümmels Erzählungen oder vielmehr Abentheuer dagegen, sind lebendige Scenen, in die er die ganze Seele des Lesers hinein zu ziehen weiß. Auch die Poesien, mit denen er, wie der Italiener, seinen Vortrag durchwebt, sind unendlich gewandter, leichter, geistvoller.

Ueber den Inhalt dieses achten Theiles, kein Wort. Die Leser wissen, was für eine Unterhaltung sie zu erwarten haben, wenn sie ein Thümmelsches Werk in die Hand nehmen; und eine Aufzählung seiner einzelnen Gegenstände, könnte ihnen mit der Ueberraschung einen Theil des Genusses rauben. Die angenehme Neuigkeit aber darf ich dem Publikum mittheilen, daß der nennte Band, vielleicht der interessanteste des ganzen Werkes, in wenig Wochen erscheint. —

Biographie

einer 50jährigen Schwangerin, aus ihrer Leichenrede.

— — Trauren Sie, trauren Sie, hochverehrte Anwesende! Sie, die Literatur, die Welt, haben in der merkwürdigen Frau, um deren Sarg wir stehen, einen

großen, einem unerſetzlichen Verluſt gelitten. Sie vereinigte alle Tugenden ihres Geſchlechtes und des männlichen, in ſich, beſaß ihrer überhaupt eine ſo große Anzahl, daß der Tag für ſie nicht Vierteiſtunden genug hatte, um alle Schätze ihrer Seele einzeln zu entfalten, daß ſie gezwungen war, ſchnell und unaufhörlich von einer Tugend zur andern, oft zur ganz entgegenſetzten überzugehen, um nur keines ihrer Pfunde zu vergraben. Doch von allem andern wende ich mich hinweg, um nur das einigermaßen anzudeuten, was ſie der Literatur war.

Keine Sonnenwende kann dem Wagen des Phöbus ſtandhafter und unermüdlicher das flache Haupt nachwenden, als Emilie von A. ihr Herz allem Neuen, durch das unſre ſogenannte Literatur in den dreißig letzten Jahren glänzte.

Sie mochte ungefähr neunzehn Jahr alt ſeyn, als Miller (Verfaſſer des Siegwart,) und Conſorten, bei Göthens Juno den Jrion ſpielten, eine Wolke umarmten und ganz Deutſchland unter Waffen ſetzten. Emilie ſchwamm mit, ſchwamm unermüdet beim Licht des „heiligen, keuſchen Mondes“ in ihren Thränen, ja, wer weiß, ob ſie nicht endlich in einem Kloſter gelandet wäre, wenn nicht plötzlich der „genialiſche Sturm und Drang“ über die Erde hingebrauſt wäre und die Gewäſſer aufgetrocknet hätte. Muthig erhob nun auch Emilie ſich wieder, lachte Mond und Sternen ins Geſicht, und ihren Eltern und dem Wohlſtande dazu, und warf ſich endlich mit hohem Heroismus in die Arme des Herrn von V. ohne viel mehr von ihm zu wiſſen, als daß er einen Zopf von zwei Zoll im Durchmeſſer, trug, und einſt einer ehrlichen Bauerfrau, indeß ſie ihm einen Trunk beſorgte, mit echter Genialität, vier junge Katzen in das Butterfaß geworfen hatte, mit dem ſie ſich eben beſchäftigte. — Das Glück machte edle, ſtarke Seelen weich und empfänglich für zartere Eindrücke: auch Emilie ſchmolz in den Armen ihres verdienſtvollen Gatten zu der lieblichen Melancholie herab, mit welcher die tauſend Romanzen Deutſchland füllten, die der Zauberſegen in Bürgers Lenore: „Saſa, Geſindel, hinterdrein!“ aufgerezt hatte. O wie oft, wie oft beneidete ihr gefühlvolles Herz das ſchöne Loos der Tochter des Pfarrers zu Taubenhayn, allnächtlich als zartflimmerndes Flämmchen Wanderer in Wehmuth zu ſehen! — Jhre erſte Entbindung ſtörte dieſe Stimmung. Noch im Bett, alſo ganz außer Stande zu widerſtehen, wurde ſie von Schillers Räubern und einem der erſten Ritterromane überraſcht. Die tragiſche Muſe übermächtigte ſie, und wieder mit hochfliegendem Geiſte machte ſie ihre — Wochenviſiten. Doch es würde mich zu weit führen, wenn ich Jhnen ausführlich erzählen wollte, mit welcher philoſophiſchen Grübelei ſie von Schillers äſthetiſchen Briefen erfüllt wurde; welchen kloſſiſchen Lebensplan ihr ganzes Betragen athmete, ſobald ſie Göthens Römiſche Elegien griffen hatte; wie oft ſie in unnennbaren Empfindungen zerfloß, ſeitdem ſie Jean Pauls überhimmliſches und doch ſo gelehrtes Zartgefühl einmal durchſchauert hatte: — Stellen Sie ſich einen Spiegel vor, den ein lang anhaltender, überflüßig erquickender Regen, aus dichteriſchen Dünſten, mitten auf der Heerſtraße zuſammengoß, und Sie haben ein treues Gleichniß unſrer Verewigten. Alles was über oder neben ihm hingeht, wirft ſein Bild hinein und nimmt es wieder mit ſich fort. Die Sonne ſtralt, die vorüberwallende Schöne lächelt, der müßige Hirt gähnt ſich ſelber in ihm an: — doch — ach! — auch die Heerde kommt oft nach, ſtürzt wild durch den Spiegel hindurch, und — verſprüzt ſeine Cryſtalle auf ewig. — Die Heerde — ach! — ſie kam, — ach! — ſie kam nach, und — noch einmal, ach! — wir ſtehn am Sarge der geiſtreichſten Frau!

Sie alle, Hochgeehrte Anweſende, kennen die neueſte poetiſche Poeſie, dieſes Sediment aller literariſchen Thorheiten eines Viertel-Jahrhunderts, in welchem in Einer Maſſe, alles was den Deutſchen Muſenquell während jener Zeit wechſelnd getrübt hatte, zu Boden ſank. Unſre Verewigte lachte anfangs und zürnte, lauter als ſonſt alle Vernünftigen, über die ſo mannigfache und doch ſo einförmige, ſo abentheuerliche und doch ſo alltägliche Geſtalten, zu denen die poetiſchen Poeten die abgelegten Kappen der Väter zuſammenflickten: aber einſt, da ſie am beredteſten ihren Empfindungen gegen die Lyzinde Luft gemacht hatte, trat ein Unbefonnener zu ihr, und lobte ſie über den Eifer, den ſie für die Tugend ihrer Tochter und Enkelinnen zeigte. — „Wie? für die Tugend meiner Tochter? Nicht für die meinige? rief ſie aus. Bin ich denn ſchon veraltet?“ — Und mit Recht beſtrandete ſie ſich von dem Augenblick an, wir der verfolgten Partei. Sie las die Lyzinde und das Athenäum, und die Genoveva, und den Schlegelſchen und den Vernehmerſchen Muſenalmanach, — zehnmal nach einander, mit immer ſteigendem Entzücken. Sie behielt die Sonette der letzten auswendig; ſie ſagte ſie her, wo ſie nur ein gefälliges Ohr fand: doch das war es eben, was ihrer ſchönen Laufbahn ein trübſeliges Ende machte. Der männliche, heroiſche Strom von Wohllauten, in welchem die poetiſche Poeſie hinwogte, war zu ſtark für ihre zarte Kehle und vernutzte ſie. Die Anſtrengung, mit welcher ſie Klarkos gleich nach ſeiner Erſcheinung einer ſtaunen-

den Geſellſchaft vordeklamiete, zog ihr eine langweilige Haarentzündung zu. Kaum war ſie einigermaßen hergeſtellt, als der berühmte Lakrimas erſchien. Trotz ihrer Schwäche, ließ ſie ſich nicht abhalten, auch ihn zu verklänen: aber ach! — ſeine Harmonien — ſeine eleganten Wortfügungen — ach! — die Fülle ſeines Wohlklanges, ſprengte die Luftröhre der Seligen: — ſie ſeufzte laut und — iſt nicht mehr!

Ueber die Einführung der Maske auf die Deutſche Bühne.

Man hat ſeit einigen Jahren ſo oft, ſo pomphaft, mit ſo wichtigen und gelehrten Mienen verſichert: die Einführung der alten Masken auf unſer Theater ſey nothwendig, ſey möglich, ſey — geſchehen, und durch ſie die Schauſpielkunſt außerordentlich bereichert werden. Wie, wenn ſich ſchon durch eine leicht hingeworfene Unterſuchung beweiſen ließe: daß ſie überflüßig, lächerlich, unmöglich, und die eingeführte Neuerung nichts als ein ſehr lange übliches Verfahren ſey? Wir wollen ſehn!

Die Alten führten ihre Schauſpiele in freier Luft, bei der, alles gleich, alſo das Einzelne weniger deutlich beleuchtenden Tagesheller, in ungeheuer großen Theatern auf. Ihnen waren daher Mittel nothwendig, durch welche man den Sinnen der entfernteren Zuſchauer zu Hülfe kam, die ihnen das Erkennen und Verſtehen möglich machten. Deshalb ſtülpten die Schauſpieler hohle Köpfe über, oder legten Masken vor, auf denen die Geſichtszüge, die einen beſtimmten Charakter zu bezeichnen pflegen, ſo groß, oder vielmehr ſo grob ausgedrückt waren, daß ſie auch dem Entfernteſten ſichtbar wurden; — deshalb brachten ſie in dem Munde der Masken ein kurzes Sprachrohr an, das anfangs aus Erz, ſpäterhin aus Stein gearbeitet war. Das erſte machte nun freilich durch den bleibenden Ausdruck, den Charakter der geſpielten Perſonen überall kenntlich; das zweite trug die Worte des Schauſpielers im ganzen weiten Bezirk des Schauplatzes verſtändlich herum: aber wie war es mit der Bezeichnung der einzelnen Empfindungen, welche die Spielenden im Lauf der Handlung an den Tag zu legen hatten, mit dem Mienenſpiel und der Modulation der Stimme? Faſt lächerlich klingen die wenigen Nachrichten, die ſich darüber austreiben laſſen. Nach einigen hatten die Masken auf der einen Seite einen ernſten, auf der andern einen lachenden Ausdruck, und dann beſtand die Kunſt des Schauſpielers darin, den Zuſchauern in jedem Moment grade die Seite zuzuwenden, die zu dem Inhalt ſeiner Rede paßte. Nach andern vertauſchte er ſeine Maske mit einer neuen, ſo oft er eine neue Gemüthsbeſtimmung zu zeigen hatte. Wie klein, wie kindiſch, ja wie erbärmlich ſind dieſe Auswege, wie beſchränkt muß ihre möglichſt gute Wirkung erſcheinen, wenn wir ſie mit dem vergleichen, was große Künſtler, — und ſelbſt die unbedeutendſten, bei uns zu leiſten vermögen, bloß weil ſie mit freier Gebärde und Stimme, auf kleinern Bühnen, in verſchloſſenen Gebäuden ihre Kunſt üben, und bei einer künſtlichen Beleuchtung, die ihren Lichtſtrom hinfallen läßt, wo etwas deutlich erkannt werden ſoll; ihn zurück hält, wo er blenden kann. Geſtehen wir auch zu, daß die Mittel, welche die Alten erfunden hatten, um Gebrechen, denen ſie nicht abhelfen konnten, weniger fühlbar zu machen, zum Theil ſehr ſinnreich waren: — unſre Bühnen haben jene Gebrechen nicht; warum ſollen wir ihre Gegenmittel anwenden? — Ihre Arzeneien theuer erkaufen und verſchlucken, ohne ihre Krankheiten zu haben?

„Die Masken, ſagt man, ſind ein trefflicher Ausweg, die Individualität des Schauſpielers zu entfernen, die ihm bei ſeinen Bemühungen, eine andre Perſon darzuſtellen, im Wege iſt.“ — In der That, alles was dazu beitragen kann, muß vollkommen ſeyn, aber —

(Fortſetzung folgt.)

Anekdote.

Nicht weit von einem Dorfe fand man in Frankreich einſt einen Stein mit folgender Inſchrift:

IC
ILEC
HEM
INDE
SAS
NES.

Mehrere Akademien ſetzten Preiſe aus, auf die Entdeckung, in welcher Sprache dieſe uralte Inſchrift gemacht ſey, und was ſie bedeute. Umſonſt! Niemand konnte Antwort geben, bis ſich endlich der alte Schulmeiſter des Dorfs einfand, und ſehr um Verzeihung bat, daß er ſo viel Mühe verurſacht. „Ich habe die Inſchrift auf Verlangen der Gemeine vor dreißig Jahren gemacht, ſagte er; aber in der That, die Geſtalt des Steines erlaubte nicht, die Worte: Ici le chemin des Anes, anders einzutheilen.“ — Dies ſehr bekannte Geſchichtchen: kein Geſchichtsforſcher oder Philoſoph ſollte es belachen. Wie oft ſuchen beide in dem Gebiete der Pſychologie, auf den Pfaden hoher Spekulation, die Löſung eines Räthſels vergeblich, die auf dem erſten, beſten Chemin des Anes vor jedermanns Augen offen daliegt!

Ernſt und Scherz.

Sechſtes Blatt.

Am 9. Julius 1803.

Schöne Literatur.

E. Ch. von Kleiſts ſämtliche Werke, nebſt des Dichters Leben aus ſeinen Briefen an Gleim. Herausgegeben von Körte. 2 Bände.

Mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch, machte der ehrwürdige Gleim ſich ein Geſchäft daraus, junge, ausgezeichnete Köpfe an ſich zu ziehn, ſie aufzumuntern, ſie zu unterſtützen, wenn ſie deſſen bedurften. Faſt alle, mit denen wechſelſeitige Achtung ihn zuſammengebracht hatte, verwandelte ſein edler, offner, theilnehmender Charakter in Freunde voll warmer Anhänglichkeit und unbeſchränkten Zutrauens, und ſie unterhielten das angenehme und ehrenvolle Verhältniß gewöhnlich ſo lange ſie lebten. Sie theilten ihm ihre Wünſche und Pläne, ihre Schickſale und Arbeiten im Manuſkripte, mit. Er ſammlete ihre Briefe, ihre Handſchriften, ihre Gemälde, und ließ, da die meiſten ſeiner Freunde Zierden der Deutſchen Literatur wurden, ſeinen Erben ein literariſches Archiv nach, das faſt in mancher Rückſicht, für bloße Privatbeſitzer zu reiche Schätze enthält, um jeden Preis für eine öffentliche Bibliothek erſtanden, und als ein literariſches Eigenthum der Nation aufbewahrt zu werden verdient. Bis das geſchieht, — man muß hoffen, daß es einſt geſchehen werde, — iſt es wenigſtens erfreulich, jene Koſtbarkeiten in guter Hand zu wiſſen, die ihren Werth kennt und ſie zu benutzen verſteht.

Herr Körte hat durch das vorliegende Buch einen Anfang dazu gemacht, der in der That recht intereſſant iſt, — ob es gleich im Ganzen grade das Gegentheil von dem bewirken wird, was der Herausgeber damit beabſichtigte.

Den größten Theil des erſten Bandes füllt das Leben des Dichters. Kleiſts Geſchichte iſt zwar den Hauptzügen nach allgemein bekannt, und hier iſt ſie nur mit wenig ganz neuen Nachrichten bereichert; *) aber Herr Körte hat ſie mit jugendlicher Wärme anziehend erzählt, und ſeine Erzählung mit Auszügen aus den ſchön und herzlich geſchriebenen Briefen Kleiſts ſo einſichtsvoll durchwebt, daß ſie ein ganz

*) Dahin gehört, daß es eigentlich Gleim war, der ihn bewog, die Poeſie als eine Kunſt zu treiben, und ſich ehrere Gegenſtände des Geſanges zu wählen; daß Kleiſt und Gleim einſt damit umgingen, Ramlern eine Penſion aus ihrem Vermögen zu geben; daß das Stürmgemälde auf Kleiſts Tod, von dem man bisher glaubte, Rode habe es der Berliner Garniſons-kirche geſchenkt, von Gleim zu dieſem Behufe beſtellt wurde.

neues, lebhaftes Interesse gewinnt. Wer Kleist als Dichter kennt, wird ihn durch diese Briefe auch als Mensch innig ehren und lieben lernen. Wer seine Gedichte nicht las, wird nach der Lectüre dieser Briefe gewiß begierig auch nach jenen greifen: ich rathe ihm indeß, die ältere Ausgabe derselben zu wählen, denn diese neuere steht so tief unter jener, daß man die Umstände, durch die sie veranlaßt wurde, erwägen muß, um sie Herrn Körte'n zu — verzeihen.

Die ältere Ausgabe ist von Ramler, der sich bekanntlich bei allem, was er von den Arbeiten Anderer drucken ließ, die Freiheit nahm, nach Gutdünken Veränderungen zu machen. Hätte er das mit ältern Werken gethan, so hätte man ihm wahrscheinlich um seinen Fleiß Dank gewußt: aber er vergriff sich an Werke lebender Dichter, und zwar, wie es scheint, meistentheils ohne die geringste Rücksprache darüber mit ihnen zu nehmen. Dies Verfahren war aufs Gelind-ste ausgedrückt, so unbescheiden, daß es allgemein empören mußte, wären auch seine Veränderungen lauter Verbesserungen gewesen. Das waren sie aber nicht durchgängig, vorzüglich diejenigen nicht, die er im spätern Alter machte, da seine eigne Dichterkraft schon im Sinken, seine kritische Aengstlichkeit aber so hoch gestiegen war, daß er ohne Bedenken auch die kleinste Incorrectheit des Gedankens oder des Ausdrucks, durch eine große Mattheit ersetzte, — wenn sich ihm nichts besseres darbot. Die Gekränkten erhoben laute Klagen geger ihn, und da sie ihre Beschwerden wirklich durch manche offenbare Fehlgriffe Ramlers belegen konnten — die wahren Besserungen aber, die er getroffen hatte, anzuführen vergaßen, — so gewannen sie ihre Sache in der öffentlichen Meinung. Das moralische Unrecht Ramlers war so einleuchtend, daß man sich gar nicht die Mühe nahm zu untersuchen, ob er nicht als Kritiker oft Recht gehabt: man verurtheilte ihn auch als Kunstrichter, weil er als Mensch unbescheiden gewesen.

Derjenige, der am heftigsten wider ihn sprach, war Gleim. Daß seine eigne Gedichte zum Theil von Ramlern waren verändert worden, hätte der edle Greis ihm wahrscheinlich bald verziehen: aber die meisten, an die der strenge Aristarch die Hand gelegt hatte, waren Gleims Freunde gewesen, waren durch den Tod außer Stand gesetzt, sich zu vertheidigen. Er glaubte, ihnen den schönsten Lorbeer des Nachruhms geraubt zu sehn, und diese Idee brachte ihn so sehr auf, daß der Verf. dieser Anzeige ihn noch im achtzigsten Jahre mit der Heftigkeit eines Jünglings und der äußersten Bitterkeit, gegen Ramler deklamiren hörte. — Herr Körte hat die Stimmung und die Ansicht seines Großoheims angenommen, und um die erlittenen Unbilden, wenigstens in Rücksicht auf Kleist zu verbessern, giebt er hier, nach einer grollenden Vorrede, die Gedichte desselben in ihrer ursprünglichen Gestalt, nach einer Handschrift aus dem oben erwähnten Archiv. — Es wäre um Kleists willen besser gewesen, er hätte das nicht gethan. Die Umgestaltung von dessen Werken, unternahm Ramler, da er noch die ganze Kraft seines Geistes beisammen hatte; er war Kleist als Verskünstler und an kritischer Einsicht, sehr weit überlegen: schon eine flüchtige Vergleichung beider Ausgaben rechtfertigt ihn daher als Kunstrichter, auf die glänzendste Weise; ja, sie beweist, daß der Sänger des Frühlings bei diesem Gedicht der Sorgfalt seines Freundes den größten Theil seines Ruhms verdankte. —

Reicher als die ältere Ausgabe ist diese neue nur um drei kleine Gedichte, — der Geist, Bruder Kottila, und an Markolph, — und um einen kurzen prosaischen Aufsatz: „Geschichte aus dem Kriege" betitelt. Zur Probe von den Gedichten will ich gleich das erste hersetzen.

Der Geist.

Der Tag entwich in Thetis Schooß;
Ich ging mich zu erfrischen
Am lautern Bach, der silbern floß,
Voll Ruh' im Dunkeln, in Gebüschen.

Die Wachtel schlug; die Nachtigall
Sang mir mit süßer Kehle,
Gehört vom sanften Wiederhall,
Lust und Entzückung in die Seele.

Schnell schrecket mich ein weißer Geist,
Der durch die Sträucher blinket! —
Das Schrecken, das mich aus mir reißt,
Weicht, als der Geist mich ruft und winket.

Die Stimm' entdeckte den Betrug:
Der Geist war Philaminde!
Wir kußten uns, so wie die Wachtel schlug,
Wir seufzten wie die Abendwinde.

Die andern beiden sind nicht bedeutender, und der prosaische Aufsatz ist schlecht geschrieben. Man sieht also wohl, daß Ramler sehr recht that, diese Wasserreiser aus dem Lorbeer seines Freundes wegzuschneiden, und daß Herr Körte sich mit dem Auflesen derselben ein wenig übereilt hat.

Die Veränderungen, die Ramler traf — —

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Einführung der Maske auf die Deutsche Bühne.

(Beschluß.)

„Die Masken, sagt man, sind ein trefflicher Ausweg, die Individualität des Schauspielers zu entfernen, die ihm bei seinen Bemühungen, eine andre

Person darzustellen, im Wege ist." — In der That, alles was dazu beitragen kann, muß willkommen seyn: aber erkennen wir denn einen Menschen bloß an seinem Gesichte? Spricht uns sein Charakter nicht auch in seiner Stimme an, in seinem Gange, in der Art, wie er die Arme bewegt u. s. w. Wenn man die Schauspieler nicht von Fuß zu Kopf in eine Papphülse steckt, und ihre ganze Persönlichkeit vermummt, so wird man sie immer erkennen, wenigstens bei der Wiederholung eines Stückes. Gesetzt indeß man gelangte dahin, daß die Zuschauer, wenn sie den Hamlet oder Wallenstein darstellen sähen, nicht sogleich dabei erriethen, es geschehe durch den bekannten Herrn A. oder B. — wäre es besser, wenn das gemalte, unveränderliche Pappgesicht, das auf der Bühne herumgetragen wird, Ihnen die dunkle Idee in die Seele brächte, sie sähen nur eine bewegliche Puppe? Oder, wenn die Illusion aufs höchste getrieben würde: Hamlet und Wallenstein hätten etwa den partiellen Starrkrampf? — Der Widerspruch zwischen dem Bleiben der Züge und dem Wechsein der Empfindungen, muß auf jeden Fall unendlich mehr beleidigen, als derjenige, der zwischen der Persönlichkeit eines Schauspielers und dem Charakter, den er auszuführen hat, Statt finden kann, wenn anders der Regisseur zu wählen und der Gewählte zu spielen versteht.

„So ist es aber doch gar nicht gemeint, daß man das Gesicht der Schauspieler ganz verstecken will. Man fühlte in Weimar, wo die merkwürdige Erweckung der alten Masken vom Tode, geschah, man fühlte, sagte das Journal d. L. u. d. M., daß die ganze Maske auf unsern Bühnen nicht anwendbar sey, und begnügte sich daher mit der Maskirung der Stirn, der Nase, des Kinns, durch einen Bart oder ein Unterkinn u. s. w.?" — Nichts weiter? Dann mögen die Verkündiger dieser wichtigen Kunsterscheinung mir verzeihen, daß mir jene Herolde eines Königs der Goldküste einfallen, die es dem ganzen Reiche kund und zu wissen thun: Se. Majestät habe auch genießt, oder sich den Kopf mit beiden Händen gekratzt. — That denn nicht Iffland lange vorher dasselbe, was in Weimar geschah, wenn er als Posert eine fleischfarbne, mit spärlichen Haaren benähte Stirnbinde anlegte? That nicht jeder einsichtsvolle Schauspieler seit zwanzig Jahren und länger, bei jedem Anlaß etwas Aehnliches? Höchstens hat die so prunkend verkündigte Erweckung, ein Paar neue Hülfsmittelchen auf die Toilette der Schauspieler gelegt, und — — die Menge betet an, ob der Wunder, die sie sah!

B — r.

Anekdote.

Die Kammerjungfer einer schönen, eitein, koketten Gräfin trat mit eben so viel Reiz als Leichtsinn, in die Fußtapfen ihrer vornehmen Gebieterin. Ihre beiderseitigen Zirkel waren sich freilich ungleich; aber auch Nannette versammelte ein ganzes Heer von Anbetern um sich her, wußte jedem Hoffnung zu geben, ihn hinzuhalten, anzuziehn und wieder abzustoßen, je nachdem es ihre Eitelkeit und Laune mit sich brachte.

Ihr grausamstes Spiel trieb sie mit einem Jäger, der in eben diesem Hause diente. Es war ein schöner, junger Mann von der unliebenswürdigsten Aufführung; er hatte sie lieb gewonnen beim ersten Blicke; hatte sofort ernst und redlich um ihre Gunst geworben, war von ihr bald mit aufmunternder Freundlichkeit, bald mit kränkender Kälte behandelt worden. Wenn er sich dann ermannte, und den Entschluß, das leichtsinnige Mädchen zu verlassen, durchblicken ließ, dann bot sie allen möglichen Liebreiz auf, um ihn aufs neue zu fesseln. Drei bis viermal hatte sie schon in Geheim die Ehe ihm zugesichert, und sich eben so oft wieder zurückgezogen, wenn er öffentliches Verlöbniß begehrte. Aeußerst peinlich war dadurch seine Lage geworden. Zur Eifersucht geneigt, hatte er oft schon den Gedanken gehegt, ihr und sich zugleich eine Kugel durchs Gehirn zu jagen; immer schien sie es zu ahnen, und betrug sich wieder so herzlich gegen ihn, daß er alles vergaß und vergab.

Jetzt hatte abermals ein neuer, vornehmer, vielleicht begünstigter Nebenbuhler seine Eifersucht gereizt. Mit erzwungener Kälte zog er sich einige Tage hindurch zurück; die Bübin lockte ihn wieder nach Möglichkeit an sich, und schlug endlich einen Spaziergang nach ihrem Lieblings-Wäldchen vor, wo sie schon manche Stunde süß verschwatzt, und Pläne zu künftigen glücklichen Tagen entworfen hatten. Immer hatte dieses Hülfsmittel sonst sogleich gefruchtet; jetzt schwieg er ein Paar Augenblicke; dann nahm er die Einladung zwar an, entfernte sich aber noch eine halbe Stunde unterm Vorwand wichtiger Geschäfte, und holte sie endlich ab mit einer Miene voll ernster Schwermuth, gemischt mit einem Anstrich zärtlicher Entschlossenheit.

Scherzend verwieß sie ihm dieses Allzufeierliche in seinem Betragen; bot ihm einen Kuß und dann ihren Arm. Er nahm beides, suchte sich merklich aufzuheitern; blieb aber doch im Gespräch oft stockend, verschloßner in seinen Geständen als sonst. Jetzt befanden sie sich in einem der dunkelsten, schattigsten Gänge des Waldes, und jetzt wandelte sich plötzlich

sein ganzer Zorn. Denn hier hielt er ihr mit überdachten Worten das ganze Betragen gegen ihn, seit mehrern Jahren, vor; und als sie, bestürzt über diese ungewohnte Sprache sich zu verantworten, dann zu entfernen suchte; da umfaßt' er sie mit starkem Arme, zog ein scharfes Messer hervor, zerschnitt ihr mit vier oder fünf Streichen das ganze Gesicht, und rief dabei die fürchterlichen Worte: „Nein! diese Engel„Miene soll keinem mehr den Kopf verrücken. Mir „gab sie selten Minuten lang den Himmel; desto „öfterer, desto länger schon hier die Qual der Ver„dammten! Und jetzt schickt sie mich zur Hölle selbst „herab!“

Rasch war dies vollbracht; und eben so rasch schoß er sich mit einem Terzerol durchs Herz. Todt stürzte er ihr zu Füßen; auch sie ward ohnmächtig; eine lange Zeit lag sie bewustlos auf seinem Leichnam. Als Schmerz und Jammer ihr die Besinnung wiedergaben, eilte sie — man kann leicht erachten, in welcher gräßlichen Gestalt, — nach dem Schlosse zurück, und erzählte unter konvulsivischer Angst, was mit ihr vorgegangen sey. Man verband sie nach Möglichkeit; Boten wurden ausgeschickt und stießen bald auf den schon erkalteten Leichnam. Als man sein Zimmer aufschloß, fand man ein offnes Billet, in welchem er sein ganzes Vorhaben — so wie er es nachher ausgeführt hatte, — erzählte; von Gott, wo möglich, Verzeihung seines Selbstmordes erflehte; aber hinzufügte: es sey ihm durchaus unerträglich länger in einer Welt zu verharren, welche ihm durch jene unmenschliche Zauberin zur Hölle gemacht werde. Daran aber glaube er ein gutes Werk zu thun, wenn er sie noch vorher um ihre Schönheit bringe, und dadurch andre Männer vor ähnlichen Qualen schütze.

Dies war ihm gelungen im weitesten Umfange seiner Absicht. Ihn beklagten Freunde und Verwandte einstimmig; sie behielt lebenslang ein furchtbar zersetztes Gesicht. Eben so unheilbar war die Ruhe ihrer Seele verloren. Mitleid fand sie nirgends. Nach zehn oder zwölf Jahren starb sie unverehlicht, vom Grame verzehrt.

M — r.

Bemerkung. Wie leicht geht man doch irre, wenn man dem Gefühl im Urtheilen folgt! Beim ersten Lesen dieser Anekdote fühlt man sich für den Jäger interessirt, und gegen das Mädchen aufgebracht, und doch war in diesem Fall, wie fast in allen ähnlichen, die ganze Schuld des Mannes. Er war ein kranker Thor, ein schwacher und ein schlechter Mensch dazu. Das erste, indem er ein Mädchen, das sich selbst leicht behandelte, zu ernst nahm; das zweite, da er sich, trotz dem Benehmen des Mädchens nicht von seiner Leidenschaft losreißen konnte; das dritte, da er sie für seine Thorheit und Schwäche strafte. Die kokette Schöne war freilich nicht viel werth; aber nicht viel werth zu seyn ist mehr ein Unglück, als eine Schuld.

„Es giebt —“

Gallerie aus der literarischen Tagesgeschichte.

Es giebt, — ja, es giebt viel Elend und Unfug in der Welt! — Zum Beispiel:

„Es giebt Menschen, denen die Poesie der Alten, der Italiener und Spanier, nichts weiter ist, als der Paradieses-Wald, den Miltons Teufel (im 11ten Gesange des verlornen Par:) plötzlich in der Hölle vor sich aufschießen sahn. In Schlangen verwandelt, klimmten sie an die Stämme hinauf, bissen gierig in die lockenden Früchte: — für sie enthielten diese nur bittersalzige Asche, die sie indeß mit gräßlich verrenkten Kinnladen und lautem Zischen um sich hersprudelten. Und immer trieb Hunger und Durst sie, von neuem anzubeißen, und immer sprudelten sie wieder: — aber es gab doch kein leidendes Publikum um sie her, das ihr Sprudeln inkommodirte.

Es giebt eine chemische Composition, die man den Bononischen Stein nennt. Dieser hat die Eigenschaft, wenn man ihn dem Sonnenschein eine Zeitlang aussetzt, Licht zu verschlucken und dann im Dunkeln, versteht sich nicht lange, zu leuchten, — aber nicht zu wärmen. Auch Leute giebt es, deren sogenanntes poetisches Talent gleichfalls kein Naturprodukt, sondern nur mühsame Composition ist, die aus den Dichterwerken der Alten gleichfalls eine Menge Lichtstrahlen, doch unerwärmt in sich ziehn, und durch sie den Dunkeln leuchten, doch unerwärmend, weil in ihrem kalten Wesen das Feuer der empfangenen Stralen erlosch. Aber, — sie fordern keck, man solle sie selbst für ursprüngliche Sonnen ansehn und sprechen über jeden, der nicht von ihnen in Glut der Bewunderung gesetzt wird, das Anathema der Gemeinheit.

Es giebt in der Gegend von Suriname ein großes Amphibium, Pipa genannt, das zu einer mit den Fröschen nahe verwandten Gattung gehört, deren Namen aber zu häßlich ist, um hier genannt zu werden. Der breite, runde, flache Körper dieser Pipa ist über und über mit Erhöhungen besetzt, die im Sonnenschein wie Carfunkel, Smaragden, Sapphire schimmern. Untersucht man sie, so sind es Blasen, theils leer, theils mit giftigem Eiter gefüllt. Die philosophischen und schlüpfrigen Prunkphrasen in den breiten Büchleins gewisser Leute, —

Es giebt, — ja, es giebt viel Elend und Unfug!

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Magre,

oder Herrn S—ls Begeisterung.

Plötzlich erhoben vom Hauch der Euripideischen Muse,
Stieg jüngst, leichter als Sp[illegible], Makros zum Aether hinauf,
Und er hätte die Luft mit rauschender Eile durchsegelt,
Hätte der Spinne Geweb nicht ihm die Füße verstrickt.
Als er nun hier fünf Tag' und Nächte gehangen, ergriff er
Einen der Fäden und stieg langsam zur Erde herab.

Ernst und Scherz.

Siebentes Blatt.

Am 16. Julius 1803.

Schöne Literatur.

C. Ch. von Kleists sämtliche Werke, u. s. w. Herausgegeben von Körte. 2 Bände.

(Beschluß.)

Die Veränderungen, die Ramler in den kleinern Gedichten seines Freundes traf, auch nur zum Theil durchzugehen, würde langweilig werden. Es sey an ein Paar Beispielen genug. Ich wähle eine offenbare Verbesserung, und eine Verschlimmerung.

Die zweite Strophe des ersten Gedichts der neuen Sammlung: „An Wilhelmine", heißt nach Kleists Handschrift:

Es drängt der Halm sein Kronenhaupt hervor,
Und Zephyr schwebt auf den smaragdnen Wellen;
Die Wiese blüht umkränzt mit jungem Rohr,
Ihr Kleid umbrämt das Silber reiner Wellen;
Die Liebe sucht der Wälder grüne Nacht,
Der Kummer flieht, die todte Welt erwacht.

Der zweite Vers dieser Strophe ist fehlerhaft, weil die smaragdnen Wellen sehr precös sind, und es nicht deutlich ist, was der Dichter darunter verstand. Der dritte und vierte Vers sind fehlerhaft, weil darin als allgemeine Züge des Frühlings angeführt wird, was nur auf einzelne Gegenstände paßt: nicht alle Wiesen umkränzt er ja mit Rohr, umbrämt er mit silbernen Wellen. Im sechsten Verse endlich schleppt das Erwachen der todten Welt sehr matt nach, da wir sie in den vorhergehenden Versen schon im regesten Leben sahn. Sehr einsichtsvoll änderte daher Ramler diese Strophe:

Es drängt der Halm sein Kronenhaupt hervor,
Und Zephyr schwimmt auf Saaten wie auf Wellen.
Die Wiese flickt ihr Kleid, das junge Rohr
Verbrämt den Rand der silberfarbnen Wellen.
Die Liebe sucht der Wälder grüne Nacht,
Und Luft und Meer, und Erd' und Himmel lacht.

Die stickende Wiese ist allerdings auch geziert: aber das Kleid war im Originale.

Ein Beispiel von Verschlimmerung ist schwerer zu finden; hier ist indeß eines. Bei Ramlern heißt die sechste Strophe des Landlebens:

So bald Aurora, wenn der Himmel grauet,
Dem Meer entsteigend, lieblich abwärts schauet,
Flieht er sein Lager, ohn' verzärtelt Schmücken
Mit gleichen Blicken.

Die neue Ausgabe dagegen hat:

So bald Aurora, wenn der Himmel grauet,
Dem Meer entsteigend, lieblich niederschauet,
Flieht er sein Lager, das nur Mayen schmücken,
Mit heitern Blicken.

Das ist freilich sehr viel fließender, einfacher, besser: — aber sollte Herr Körte hier seinem Autor nicht ein wenig nachgeholfen haben? *)

Das größte Verdienst um Kleist erwarb sich Ramler, wie schon gesagt, durch die Umgestaltung des Frühlings. Kleist selbst gestand in einem Briefe an Gleim, daß Ramlers Aenderungen unvergleichlich wären und ein ganz neues Gedicht daraus gemacht hätten; und daß es ein besseres war, hat der Erfolg bewiesen. Die beiden Ausgaben des Frühlings in seiner ursprünglichen Gestalt, die Kleist selbst besorgte, sind vergessen und verloren; aber das Kunstwerk, das die Ramlersche Ausgabe in dem Tempel der Musen aufstellte, ist nun schon seit einem halben Jahrhundert als einer der größten Schätze der Deutschen Dichtkunst, mit Recht geehrt worden. Wie viel davon Ramlern gehört, zeigt sogleich der Anfang, dessen Schönheit mich wegen des Abschreibens entschuldigen wird.

Auf rosenfarbnem Gewölk, mit jungen Blumen umgürtet,
Sank jüngst der Frühling vom Himmel. Da ward sein göttlicher Odem
Durch alle Naturen gefühlt. Da rollte der Schnee von den Bergen,
Dem Ufer entschwollen die Ströme, die Wolken zergingen in Regen,
Die Wiese schlug Wellen: der Landmann erschrak. — Er hauchte noch einmal:
Da flohn die Nebel und gaben der Erde den lachenden Aether.
Der Boden trank wieder die Flut, die Ströme wälzten sich wieder
In ihren bescheidnen Gestaden. Zwar streute der weichende Winter
Bei nächtlicher Wiederkehr oft von kräftig geschüttelten Schwingen
Reif, Schneegestöber und Frost, und rief den unbändigen Stürmen.
Die Stürme kamen mit donnernder Stimm' aus den Höhlen des Nordpols,
Verheerten heulende Wälder, durchwühlten die Meere von Grund auf —
Er aber hauchte noch einmal den allbelebenden Odem:
Die Luft ward sanfter; ein Teppich mit wilder Kühnheit aus Stauden
Und Blumen und Saaten gewebt, bekleidete Thäler und Hügel.
Nun fielen Schatten vom Buchbaum herab; harmonische Lieder
Erfüllten den dämmernden Hayn. Die Sonne beschaute die Bäche;
Die Bäche führeten Funken. Gerüche flossen im Luftraum,
Und jeden schlafenden Nachhall erweckte die Flöte des Hirten.

Diese ganze Schilderung, — durch ihren Reichthum, durch die weise Ordnung der einzelnen Züge, durch Kraft, hohes Leben, selbst Erhabenheit, eines der dichterischesten und vollendetesten Naturgemälde, die irgend eine neuere Sprache besitzt, — gehört fast ganz Ramlern. Kleist fängt an:

Auf rosenfarbnem Gewölke, bekränzt mit Tulpen und Lilien,
Sank jüngst der Frühling vom Himmel. Aus seinem Busen ergoß sich
Die Milch der Erde in Strömen. Schnell glitt von murmelnden Hügeln
Der Schnee in Bächen herab; des Winters Gräber, die Flüsse,
In welchen Felsen von Eis mit hohlem Geräusche sich stießen,
Empfingen ihn, blähten sich auf, voll ungeduldiger Hoffnung,
Durchrissen nagend die Dämme, verschlangen gierig das Ufer —

Und nun verliert sich Kleist in die Beschreibung einer Ueberschwemmung, in welcher man Hirsche fliehn, Bären auf Bäume klettern, Enten in den Baumwipfeln schwimmen sieht u. s. w. Welch eine Verschiedenheit von der Ramlerschen Schilderung! Ramler sah das Erwachen der Welt, Kleist blickte in ein einzelnes niedriges Thal herab; Ramler stellt den Frühling als einen mächtigen Gott auf, dessen Athem die Erde umgestaltet; Kleist hingegen — Das männliche Wesen, aus dessen Busen die Milch strömt, ist ekelhaft und lächerlich zugleich. Ramler brauchte zu seiner Einen, wahrhaft erhabnen Schilderung neunzehn Verse; Kleist hat sein Gewimmel kleiner Bilderchen in mehr als vierzig Versen ausgekramt, die mehr ermüden als gefallen.

In den übrigen Theilen des Gedichtes hat Ramler die einzelnen Abschnitte durch meistentheils sehr glückliche Uebergänge verbunden; eine Menge dichterischer Züge eingeschaltet, und andre veredelt. Die wichtigste Verbesserung aber, nächst der Aenderung des Einganges, traf er gegen das Ende des Gedichts. Hier nahm Kleist von dem Landmanne, der nach Regen seufzt, Gelegenheit, eine mehr als sechzig Verse lange Predigt über die Unzufriedenheit, über die Selbstsucht und den Dünkel der Menschen zu halten. Sie ist nicht ohne einzelne gelungene Gedanken, aber doch offenbar so sehr am unrechten Orte, daß man Ramlern dafür verbunden seyn muß, sie weggestrichen, und die lechzende Erde ohne Zögerung durch den physischen Regen erquickt, den Lesern aber den moralischen erspart zu haben.

Vielleicht scheint manchen Lesern die vorstehende Erörterung, so flüchtigen Schein man ihr vorsetzlich gab, doch zu lang und ausführlich. Ich ersuche sie, sich zu erinnern, daß dies Blatt vorzüglich der Kritik gewidmet, und daß es in der That nicht geringfügig ist, wenn das Andenken eines so ausgezeichneten Dichters, wie Ramler war, angegriffen wird.

*) Herr Körte beschuldigt Ramlern, er habe die sechste Strophe des Kleistischen Trinkliedes:

Zehnmal füllt' ich schon mein Glas
Mit Lyäens edlem Naß,
Und mein Durst wird noch nicht schwächer,
Und die Freude wächst im Becher!

durch folgende Verse entstellt:

Zehnmal werd' ichs wieder füllen,
Und noch meinen Durst nicht stillen!

aber diese Verse stehn gar nicht in der Ramlerschen Ausgabe.

Theater.

Die natürliche Tochter. Ein Schauſpiel in fünf Aufzügen, von Göthe.

Bei genauer Prüfung möchte ſich wahrſcheinlich ergeben, daß dieſes Schauſpiel das originellſte und trefflichſte Werk iſt, mit welchem der berühmte Dichter ſeine Nation noch beſchenkt hat; auf jeden Fall iſt es das erſte große, und tiefbedeutende Kunſtwerk, zu dem der Stoff, oder der Geiſt vielmehr, aus den furchtbaren Ereigniſſen, die zehn Jahr hindurch alle Welttheile erſchütterten, mit echt genialiſcher Kraft abgezogen iſt.

Göthe, ſagt man, — und ſchon bei geringer Aufmerkſamkeit zeigt ſich, daß es wahr iſt; — legte in dieſes Werk die Reſultate ſeiner Beobachtungen und ſeines Nachdenkens während der und über die Revolution, ihre Urſachen u. ſ. w. nieder. So wurde es ein Gemälde, an welchem der dunkle Hintergrund die Hauptſache iſt: die Geſtalten, die aus ihm hervortreten, und ſein Inhalt ſcheinen, ſind nur da, um jenen kennen zu lehren. — Wir ſehen in dieſem Schauſpiel die Schickſale eines jungen, edlen, anziehenden Mädchens, das in eben dem Augenblicke, da es mit hochſtrebendem Geiſt und jugendlicher Begier über die Erreichung des höchſten ihm denkbaren Zieles jubelt, hinabgeſchleudert wird an den Rand eines Abgrundes, und ſich nur dadurch von dem Sturz in denſelben zurückhalten kann, daß ſie auf alles das Verzicht thut, worin ihrem ſchwärmeriſch-ehrgeizigen Sinn das Glück des Lebens zu liegen ſchien. Doch nicht ſie iſt die Haupterſcheinung, um die es dem Dichter zu thun war: ſie giebt ihm nur Gelegenheit das Hippokratiſche Geſicht eines Staates zu malen, der bei allem äußern Anſchein des Wohlſeyns, ſeiner auflöſenden Zerrüttung entgegen ſchwankt, — und die verzerrte Geſtalt der Moralität, in einer ausgeartеten bürgerlichen Geſellſchaft. Zu dieſem Zwecke ſehen wir die edle Eugenia einer im Dunkeln ſchleichenden Cabale, trotz der unbegränzten Liebe ihres mächtigen Vaters, und ſelbſt trotz dem Schutz ihres guten, ehrbahrdenkenden Monarchen, erliegen; — deshalb der ſchreiende Contraſt, den man in dieſem Stücke zwiſchen den Forderungen der reinen Menſchengefühle und den Geboten der verſchrobenen Convenienz, erblickt. Es iſt ein hohes, ernſtes, inhaltſchweres Lehrgedicht, voll tiefen Sinnes. Um es aber als ein ſolches zu beurtheilen, muß man ſeine Vollendung durch die beiden verſprochenen Fortſetzungen, erwarten. Wir ſahen dieſen erſten Theil auf der Bühne: und wir dürfen uns vorjetzt nur daran halten, was er als Drama iſt.

Seine Fabel iſt einfach. Die natürliche Tochter eines Herzogs ſoll durch Legitimation in die fürſtlichen Rechte ihrer Eltern eingeſetzt, der Familie ihres Monarchen einverleibt werden: da wird ſie durch die argliſtigen Ränke ihres Bruders entführt, und, indeß man ihren Tod ſelbſt ihrem Vater gewiß zu machen weiß, gezwungen, durch die Heirath mit einem Bürger, jener hohen Sphäre, deren Anſchein nach auf ewig, zu entſagen. Ob dieſes Ereigniß intereſſant ſeyn würde, oder nicht, hing von der Handlung ab, durch die es herbeigeführt wurde.

Die Handlung iſt reich an großen Motiven, an erſchütternden Situationen, doch ſehr viel bleibt in derſelben dunkel, verworren, unauflöslich. Das mußte geſchehen, da der Dichter die Spannung des Intereſſe aus dieſem erſten Stücke in ſeine Fortſetzungen hinüberführen wollte. Es kann daher für das ganze Werk eine echt künſtleriſche Maaßregel ſeyn: aber man muß geſtehen, daß es dieſem erſten Theil ſehr viel Unbefriedigendes giebt.

Die Charaktere ſind mit jenem umfaſſenden Blick, mit jener feſten Meiſter-Hand entworfen, die Göthen zu dem erſten, größten Seelenmaler machen, den die Deutſche, und, Shakespear ausgenommen, die neue Literatur des ganzen Europa, beſeſſen hat. Jeder Charakter iſt ganz, rein und kräftig aus dem Leben aufgefaßt, und als Kunſtwerk ausgeführt, ohne über die Wahrheit hinweg idealiſirt zu ſeyn. Kein einziger ſteht als Repräſentant irgend eines einzelnen Laſters oder einer einzelnen Tugend da, aber in jedem erkennen wir die allgemeinen Züge einer beſondern moraliſchen Gattung, bis zur höchſten Lebendigkeit individualiſirt. Indeß der liebevolle, unglückliche Vater in dem Herzog innig rührt, erblickt man zugleich in ihm den edlern Staats- und Hofmann, deſſen Geiſt zwar in den Netzen der Staatsverhältniſſe und der Politik befangen liegt, deſſen Herz ſich aber ſein Gefühl rein und empfänglich erhalten hat. — Eugenia iſt ein glänzend ſchönes Gemälde zum Romantiſchen hinaufgeſtimmter Weiblichkeit, die in ihre Geſchlechts-Sphäre zurückſinkt, ſobald der Anlaß dazu ſie unvorgeſehen beſchleicht. Der Weltgeiſtliche ſchließt uns das Entſetzen und das Innere jener nur zu zahlreichen Klaſſe von Menſchen auf, die ſich ſelbſt an ihre Gewohnheiten und Bedürfniſſe verloren haben, und eben deshalb ſchätzt ſind, Alles zu unternehmen, weil ihnen die ſelbſtſtändige Kraft fehlt, ihrem eignen Sinn getreu zu machen. In allen Perſonen wird man ſo in dem Individuellen zugleich das Allgemeine umfaſſend dargeſtellt finden, ſobald man es beachtеn will.

Die einzelnen Situationen ſcheinen vollkommen nicht

sowohl herbeigeführt, als hingestellt: aber der Dichter ist dafür nirgend in den, sonst in berühmten und mit Recht bewunderten dramatischen Werken, so häufigen Fehler gefallen, sie zu Deklamationen und prunkenden, kalten Gemählden zu mißbrauchen. Er läßt in jeder nur die Empfindungen und Gedanken hören, die sie in der Seele der handelnden Personen nothwendig hervorbringen mußte: und sie werden schön und kraftvoll ausgedrückt. Nur sehr wenige Schilderungen hat er gegeben, und jede scheint so durchaus nur ein ausgemaltes Gefühl, daß man sie auch mehr **empfindet**, als **betrachtet**. Wenn z. B. der Herzog, als er erfährt, daß der Leichnam seiner Tochter für das Aufbehalten zu sehr entstellt und verstümmelt ist, und ohne Rettung der Verwesung überlassen werden muß, ausruft:

„O, weise Brauch der Alten, das Vollkommne,
Das ernst und langsam die Natur geknüpft,
Des Menschenbilds erhabne Würde, gleich
Wenn sich der Geist, der Wirkende, getrennt,
Durch reiner Flammen Thätigkeit, zu lösen.
Und wenn die Glut, mit tausend Gipfeln, sich
Zum Himmel hob und, zwischen Dampf und Wolken,
Des Adlers Fittig, deutend, sich bewegte:
Da trocknete die Thräne; freier Blick
Der Hinterlaßnen stieg dem neuen Gott
In des Olymps verklärte Räume nach!“

so geht diese Aeußerung so natürlich aus seiner Lage und den Wünschen, die sie ihm einflößen mußte hervor, daß man erst spät in ihr eine Betrachtung erkennt, und diese wiederum abgesondert prüfen muß, ehe man gewahr wird, daß sie in ein schönes Gemählde verkörpert wurde.

Der Dialog wird zuweilen durch verwickelte Construktion und durch die Länge der Perioden, schwer, aber er ist edel und kraftvoll.

Mit allen diesen Vorzügen konnte das Stück auf der Bühne keinen allgemeinen Effekt thun, weil — die dramatische Form zu sichtbar nur die Maske der philosophisch-politischen Absicht ist, und weil natürlich ein Theil nicht die Befriedigung gewähren kann, die der Dichter erst durch das Ganze zu geben gedachte.

v. — r.

Neuere Moral-Philosophie.

Die neuere Moral-Philosophie scheint mir ein prächtiges Gebäude in Gothischem Geschmack. Der Total-Eindruck ist groß und erhaben; aber fängt man an die Theile einzeln zu betrachten, so kann man nicht umhin zu fragen: Wozu nützt dieser Schnörkel? Was will man durch jenen? Man erhält keine befriedigende Antwort, und drinnen läßt sich gar schlecht und unbequem wohnen. Die Tugendlehre wird zum Prunksaal voll erhabner Bilder und Vorstellungen, aber es ist unmöglich, zumahl bei dem jetzigen Mangel an moralischen Feurungsstoffen, das ungeheure Zimmer zu **erwärmen**! —

v. A.

Anekdote.

„Bei Vincenza, sagt ein Reisender, fand ich ein Echo, das neun und neunzigmal wiederholte.“ — Das ist eine Kleinigkeit, antwortete jemand. Auf meinem Gute ist eines, — wenn ich dem zurufe: Guten Tag, Miß Echo! so antwortet es: Ich bedanke mich, Herr Baron! —

Der Gefangne.

Wie der Flatterer dort — Freund Abel kennt' ihn Geschwindfüßig —
Lüstern zittert er jetzt der Ros' am schwellenden Busen, —
Jetzt dem Veilchen — nicht lange! — die Tulpe lockt ihn — er küßt sie —
Küßt sie noch einmal und flieht, auf immer gesättigt, von dannen.
Fragt nicht, wohin? er gaukelt um Blumen auf Wiesen, im Wald', an
Quellen und Teichen, im Schatten der Gründ' auf sonnigem Hügel,
Dahin eilend und dorthin, nicht fesselnd und nimmer gefesselt: —
Mädchen! so tandelt' auch ich —, Ihr wißt es — unter Euch lange,
Goldner Freiheit genießend. Erblickt ich ein niedlich Gesichtchen —
Meilenweit spaht' ich ihm nach, bis mich das Schönre dem Schönen
Mächtigen Zuges entführte, — ein eben nicht selten Ereigniß:
Täglich begab sichs im Durchschnitt zum mindesten dreimal. Ihr spöttelt?
Lacht nur des Flüchtlings! ich büße den Leichtsinn — ich hüte nun seufzend,
Wie ein Vöglein, gefangen, mit kurzer Schwinge das Zimmer,
Welches Minna bewohnt, und Liebe vergöttert die Circe,
Die mir den Fittig gestutzt, den Wilden verwandelt zum Hausthier.
Circe fürwahr! Denn nicht im Kreise lieblicher Mädchen
Strahlt sie die Schönste, nicht Gaben, die prunken, nicht Schimmer des Ranges —
Keins von allen Gütern, die auf dem Markte des Lebens
Flitternd bewundernde Gaffer und Käufer locken, besitzt sie;
Dennoch — ja! wär' ich ein Dichter, so könnt' ichs sagen und singen,
Was mich bezaubert an ihr! — Die Sanftheit, die himmlische Güte,
Dieses kindliche Herz, die weichen Töne der Lippe,
Und vor allen, des milden Auges zärtliche Sprache;
Dann — Du sähest mich, Jüngling, und schlüg' im Busen ein Herz Dir —
Wahrlich! Du seufztest liebend, wie ich, in magischer Fessel.

C. H. L. Reinhardt.

Ernst und Scherz.

Achtes Blatt.

Am 23. Julius 1803.

Schöne Literatur.

Luna,

ein Taschenbuch auf 1804. von Franz Horn.

Es enthält ein Paar artige Gedichte von Hn. Gramberg und Hn. Kind; — auch soll der Verleger, Hr. Darnmann in Züllichau, ein sehr wackrer Mann seyn. Uebrigens ist das Büchelchen vor Anfang des Jahres 1804. gewiß zwar nicht verbraucht, aber doch vergessen.

Andeutungen für Freunde der Poesie, von Dems. Anhang zur Luna.

Herr Horn ist, wie oft schon anerkannt wurde, ein Kopf von Anlagen, aus dem mit der Zeit ein guter werden kann: aber dieses Buch voll wunderlicher Dinge, — und Rezensionen von Büchern, von denen längst nicht mehr die Rede ist, beweist, daß er noch nicht weit in der Reife vorgeschritten. — Seite 83. scheint er seine eigne Biographie geliefert zu haben. Er sagt: „Die Geschichte von des Dichters Leben hat mehr Perioden, als die allgemeine Weltgeschichte.“ (Was heißt das?) „Der Knabe wacht auf aus dem Traume, das gewöhnliche Leben genügt ihm nicht, er will ein neues schaffen. Er wird Jüngling und versucht es, das neue hervorzurufen, aber es gelingt ihm nicht, weil er sich selbst noch nicht kennt, nicht einmal das gewöhnliche Leben, das er vorerst verachtet. Eine Weile mag er sich täuschen, aber dann ist es plötzlich zu Ende. Dann wechselt es (was?) ab, mit Polemik, Krampf, Uebermuth, Demuth, Arrogant, Zerknirschung, Verachtung“ u. s. w. Zuletzt meint Hr. Horn geschehe ein Wunder zu seiner Rettung. Ich wünsche, daß ihm dieses Wunder bald widerfahren möge. Es ist hohe Zeit.

Bauer Martin der Mörder. Von Filidert.

Der Name des Verfassers, dem wir den anziehenden Roman Graf Friedrich von Werden, verdanken, muß sehr vortheilhafte Erwartungen erwecken, und man wird sie in viel Rücksichten erfüllt finden. In viel, nicht in allen. Denn wer dies Buch in die Hand nimmt, um eine fröhliche Zeitverkürzung zu finden, wird es bald wieder wegiegen. Das wird auch derjenige thun, der ernste, bildende Nahrung für den Verstand und Beschäftigung des Gefühles sucht, aber nur weil er sich oft von einem treffenden Gedanken, von einer erschütternden Situation ergriffen

fühlte, die es ihm nicht erlauben, weiter zu lesen, bis er sich wieder gesammelt hat.

Der Verfasser hatte bei diesem Werke eine sehr wichtige, edle Absicht. Er wollte nicht bloß dichten: er wollte die Ideen über erhebliche Gegenstände berichtigen; die Uebel gewisser Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft ans Licht ziehn; endlich die Entstehung mancher Charaktere, auf deren Gleichen man nicht selten stößt, erklären. Er thut dieses alles in einem schönen, correkten Stile, oft mit erhebender Beredsamkeit, die er seiner lebendigen Phantasie und seinem regen Gefühle verdankt. Es kann seyn, daß der tragische Inhalt dieser Geschichte ihr nur wenig Leser erwirbt: aber wer sie liest, wird sich von inniger Bitterkeit gegen das Misverhältniß, das dem unglücklichen, wackern Martin Glück, Gewissensruhe und Leben raubte, und leider nur in zu viel Ländern noch existirt, durchdrungen fühlen, und dem edeln Verfasser, mit beklemmtem Herzen, aber dankbar, die Hand drücken.

In Rücksicht der Form des Werkes, wäre es ein Fehler, daß es so viel Abschweifungen enthält, wenn der Verfasser nicht offenbar mehr die Absicht gehabt hätte, etwas sehr Nützliches, als etwas Kunstgerechtes zu liefern, und wenn nicht fast jede Abschweifung, für sich betrachtet, so viel Werth und oft auch Schönheit besäße.

Mancherlei.

Anekdote.

Ein Grosser des vormaligen Polens pflegte sich beim Nachtische seiner lebhaften Phantasie zu überlassen, die ihm zuweilen sonderbare Dinge vorgaukelte, und es war gefährlich, ihm zu widersprechen. Einst behauptete er in völligem Ernst, die schwimmenden Batterien vor Gibraltar commandirt zu haben, und berief sich zur Bestätigung eines Umstandes der berühmten Schlacht, die sie zerstörte, auf seinen Haushofmeister. „Verzeihen Ihro Gnaden, antwortete dieser, ich kann das in der That nicht wissen. Sie werden Sich erinnern, daß mich die erste Kanonenkugel der Engländer tödtete.“ Es ist wahr, sagte der Graf. Zur Entschädigung machte ich ihn zum Haushofmeister.

— Das Selbstgefühl ist eine von jenen zweideutigen Eigenschaften der Menschen, die bald eine Thorheit, bald löblich sind. — Wo es sich auf wahre Verdienste gründet, erzwingt es am kräftigsten die Anerkennung derselben, und wir triumphiren selbst mit demjenigen, der uns dadurch imponirt. Wo es nur auf dünkelhafter Eigenliebe beruht, macht es lächerlich. Oft fehlt es dem Manne von glänzendem Werth; oft bläht es den Jüngling von Anlagen so sehr auf, daß er unfähig wird, sie zu benutzen.

Selbstgefühl des Jugend-Dünkels.

Ein junger Künstler von einigem Talent, der aber erst an seiner Bildung zu arbeiten hatte, war öffentlich wegen einer Sache getadelt worden, die er vortrefflich gemacht zu haben glaubte. Er gerieth ausser sich; er befragte seine Freunde um ihr Urtheil, und da es freundschaftlich ausfiel, eilte er zu dem Tadler, versicherte ihn, daß er (nehmlich der Jüngling selbst,) Talente, Uebung, auch einige Einsicht besitze; erklärte ihm mit Ungestüm, das gefällte Urtheil sey unwahr u. s. w. Der Kritiker, sich der Unparteilichkeit bewußt, und ein besonnener Mann, versuchte anfangs, ihm die Fehler zu bedeuten, die er gemacht habe: aber die Hochachtung des jungen Menschen für sich selbst, war so warm, daß er immer heftiger wurde. Jener ergriff also die Partie, ihn ruhig ausreden zu lassen, ehe er eine Maaßregel nähme, — als eben zwei Fremde hereintraten, die ihn besuchen wollten. Er bewillkommte sie, und da ihm jetzt das Geschwätz des jungen Menschen doch anfing, eine unangenehme Störung zu seyn, fragte er ihn kurz: ob er fertig sey? „Nein!“ — So fahren Sie fort. — Er that es. Sind Sie jetzt fertig? — „Ja!“ — Da ist die Thüre. Ich wünsche Ihnen einen guten Morgen. — Dem jungen Manne war natürlich nichts übrig, als zu gehn, und die Zurückbleibenden hatten die Delikatesse, ihm nicht laut nachzulachen. — Waren seine Freunde nicht sehr unverständige Leute, so werden sie ihm wohl haben einleuchtend gemacht, daß sein unüberlegter Schritt zum wenigsten zur Lächerlichkeit führen mußte. —

Selbstgefühl des Verdienstes und seine Wirkung.

Der große Baron spielte einst, da er schon weit über sein siebzigstes Jahr hinaus war, eine jugendliche, kraftvolle Rolle. Der Contrast zwischen seinem Alter und den Sachen, die er zu sagen und zu thun hatte, war in einer Scene so auffallend, daß das Parterre in lautes Gelächter ausbrach. Baron wandte sich um, warf einen hohen Blick durchs Haus und rief: „Besitzt Ihr Geschmack, so war ich es, der ihn Euch gab!“ — Ein allgemeines Beifallklatschen antwortete dem hochverdienten Künstler, und er vollendete seine Rolle, — gab sie aber gleich nachher ab. —

Bemerkung.

Schon oft haben Dichter und andre Künstler den Berlinern den Vorwurf gemacht: — daß sie zu viel kritisirten und zu wenig empfänglich wären für Sachen, die auf das Gefühl berechnet sind, und an andern Orten große Wirkung thaten. Das kommt mir grade so vor, als wenn sich ein Weinhändler darüber beschwerte, daß seine Gäste geübte Weinkenner wären, und sich nicht mit echtem, gerechtem Grüneberger, statt des Burgunders und Nierensteiners, erheitern wollten, da jener doch auch seine Liebhaber habe, und leicht berausche.

— i. —

Die Hypochondrie.

Eine Phantasie.

Die unerweichliche Göttin des Schicksals mit dem ernsten Blick, der nie sich wandelnden Miene voll Strenge, wog jeglichem Stande der Menschen sein Maaß zu, an Glück und an Leiden, an Gaben und Mängeln. Eben hatte sie den Haufen alltäglicher Großen ausgestattet mit Ehre ohne Ruhm, mit Glanz ohne Freude, mit Macht ohne eigene Kraft, mit Ueberfluß ohne Fähigkeit zu genießen. Jetzt begabte sie das Volk mit Gesundheit und enger Beschränktheit des Geistes; mit Stärke, ohne Einsicht sie ganz zu benutzen: mit langem Leben, ohne herzerhebende Freuden; mit ruhigem Genuß, ohne die Fähigkeit ihn zu würdigen. Wie bei den Großen fast alles Schein ohne Wirklichkeit war, gab sie dem Volk dürre Wirklichkeit ohne allen verschönernden Schimmer, und dies Loos war nicht beglückender als jenes. Jetzt kam sie zu dem Gegenbilde von beiden, dem wahren, edeln Gelehrten.

„Dein sey es, sagte sie, aus wahrem Werthe Schimmer aufglänzen zu lassen; Würden zu verdienen, und sie gern zu entbehren; sie ohne Berauschung zu tragen, wenn sie ein Zufall verlieh; Dein, der Erschlaffung des prunkenden Müssigganges, der Erschöpfung und Abstumpfung durch körperliche Anstrengung, zu entgehen; Dein, selbst in den Prunk Genuß hineinzulegen, und auch die dürreste Wirklichkeit mit hellem, geistigem Glanze zu vergülden; Dein, die Nichtigkeit verdienstloser Größe zu belachen, und die Vorurtheile des Volks zu durchschauen: die über dir stehen und unter dir, aufzuklären, zu bilden, zu leiten."

Sie hielt inne. Sie selbst schien es zu schmerzen, daß sie diese köstlichsten ihrer Gaben durch eine Zuthat vergiften müsse. „Indeß alles auf dich traut, setzte sie langsam und mitleidig hinzu, mißtraue dir selbst oft; indeß deine Zeitgenossen dich hochachtend anstaunen, fürchte verächtlich zu seyn; indeß dein Volk deine Gedanken bewundert, müssen deine Hausgenossen oft deine Handlungen bemitleiden oder belächeln; indeß du Tausenden ein leitender Stern bist, strauchle du selbst bei jedem Schritte. Damit du nicht zu übermächtig seyst gegen deine Brüder, räche dein Körper die Veredlung deines Geistes an dir, breche deine Schwungkraft durch — Hypochondrie."

Das Wort der schrecklichen Schöpfung war gesprochen, die furchtbarste aller Harpyen war geworden. Megärens Antlitz fletschte zwischen blauen Lippen das Gebiß einer Hyäne; nackte Fledermausohren krochen aus der grauen Wolle des Scheitels hervor, und zu Vampyrenflügeln waren vier langbekrallte Geierfüße verwunden. Zischend und geifernd flog das Ungeheuer seiner Bestimmung zu, die köstlichsten Gaben der Natur zu rauben, zu zerstören, oder zu verunstalten.

— Ihr Männer, lieben Brüder! Begegnet euch einer der Unglücklichen, die sie verfolget: schonet seiner! Findet ihr zuweilen den Mann, den ihr in der Entfernung bewundertet, in der Nähe durch tausend Fehler — klein: denket, die Schauderhafte schwebt über ihm! Bedauret ihn, aber verfolgt ihn nicht. Findet ihr Widerspruch zwischen dem Großen das er lehrt, und dem — Schwachen, das er thut: verschreiet ihn nicht sogleich als einen Heuchler. Ehret sein Verdienst und verzeihe ihm — sein Unglück. — Ihr Frauen, liebe Schwestern! Zürnet nicht mit ihm, daß er für eure Zirkel voll leichter Fröhlichkeit nicht taugt. Schickt ihm kein leises Spottgelächter nach, wenn er sich furchtsam aus ihnen hinwegstiehlt. Tröstet ihn, richtet ihn auf! Beschwört das Ungeheuer, das ihn verfolgt, durch freundliche Theilnahme, durch eure liebreiche Redseligkeit. Ein holdes, verständiges Weib ist eine hülfreiche Gottheit, in deren Nähe selbst die Furien ihre Schlangengeißeln fallen lassen, und zum Erebus zurückfliehn.

C — r.

Die vollendete Welt-Bildung.

Freund, sprach Omar zu einem großen Künstler der Mechanik; Freund! So will ich dich fortan begrüßen, und reicher Lohn soll dir werden, wenn du mir dies Kästchen mit einem sichern Schlosse versiehst, das niemand zu öffnen vermag. Es soll das köstlichste Kleinod meiner Habe verschließen. — Der Künstler versprach es, und nach dem Laufe mehrerer Monden trat er endlich vor Omar voll Selbstge-

fühl mit diesen Worten hin: „Hier, das Meisterstück meiner Kunst!“ — Begierig hob Omar den Deckel: da war der Raum des Kästchens mit dem künstlichen Gewirre der Riegel und Federn des Schlosses gefüllt. „Thor, rief Omar erzürnt, wohin nun mit dem Kleinod?“ — Höflinge, Staatskünstler, hochgebildete Kenner des Weltlaufs! Gefüllt seyd ihr reichlich mit Schlauheit, mit Gewandheit, mit hoher Klugheit der Welt: Wohin mit dem Einen, das Noth ist, mit dem Kleinod weiser Tugend?

Sch — ch.

An den Herausgeber.

Sie wissen, mein Herr, daß nach der Abreise der Puppencomödie ein höchst interessanter Besuch uns das Vergnügen verschaffte, wieder einmal etwelche liebliche Familiengemälde zu sehen. Daß ich sie nicht versäumte, können Sie leicht denken. Sie erinnerten mich indeß an ein merkwürdiges Urtheil, das einst Voltaire über eine ähnliche Gattung fällte, in seinem bekannten Gedichte: Le pauvre diable. Erlauben Sie mir, es aus dem Gedächtniß abzuschreiben.

Der Pauvre Diable erzählt:

— — — Un batard du Sieur de la Chaussée
Vint ranimer ma cervelle epuisée,
Et tous les deux nous fimes par moitié
Un drame long et non versifié,
Dans le grand gout du larmoyant-comique,
Roman moral, roman sactaphysique —

Voltaire antwortet:

Eh bien, mon fils, je ne te blâme pas,
Il est bien vrai que je fais peu de cas
De ce faux genre, et j'aime assés qu'on rie,
Souvent je baille au tragique bourgeois,
Aux vains efforts d'un auteur amphibia
Qui défigure et qui brave à la fois
Dans son jargon Melpomène et Thalia.
Mais après tout dans une comédie
On peut par fois se rendre interessant,
En empruntant l'art de la tragédie,
Quand par malheur, on n'est pas né
plaisant. —

Gestehen Sie, daß Voltaire ein geschmackloser Wiche war, und theilen Sie diesen Beweis davon dem Publikum mit. Ach, hätte der Franzose nur das Vaterhaus gesehn! Welch ein Gang der Begebenheiten! Welche treue Natur, und doch wiederum — welch' eine Fülle von Erhabenheit! Ihre u. s. w.

Gedichte.

Endlicher Sieg des Genies.

Die Welt hoch elegant zu machen
Schnitt Herr Sp — — r die Feder fein,
Und schrieb und gab recht glatte Sachen.
So wollte er direkt beweisen:
Auf Eleganz sich zu bestehen,
Sey besser als — Hans Taps zu seyn.
Doch purus putus Elegans
Est purus putus — Firlefanz:
Man ließ den Eleganten schrein! —
Da schritt er zum Contrarium,
Ergriff mit glänzenden Talenten,
Den Schlegel flugs mit beiden Händen
Und gab — was man nicht geben soll,
Wenn man als Elegant will gelten.
Das brachte ihm indirekt des Sieges Zoll.
Denn Taps ruft selbst, und Hans und Velten:
„Nein! Was zu toll ist, ist zu toll!
Wir trinken uns nicht wieder voll.“ —
Und um nicht ähnlich ihm zu seyn,
Thut selbst der Vär — nach Bären-Weise sein.

Stoßseufzer.

Sonett.

O glaubt! Nicht läßt mit sich die Verswuth scherzen,
Es sind die Reime nicht sogleich gefunden!
Von Schmerzen Herzen nicht so leicht gesunden
Und Thränen-Sehnen löschet oft die Kerzen.
Will mit Getümmel sich der Himmel schwärzen,
So tönen dumpf und oft die letzten Stunden.
Wir sinken dreimal oft in zwei Sekunden,
Wir sinken hin, weil hart der Reim gleich — Erzen.
Wir schienen gerne Priester hoher Wahrheit,
Und schöpfen Wasser in zerlechzten Eimern:
Zwar trüben weislich wir des Wassers Klarheit:
Doch niemand hat, so sehr er auch gewollt hat,
Sich unterschieden von elenden Reimern:
Drum auch — das Publikum verdienten Sold hat.

Ernst und Scherz.

Neuntes Blatt.

Am 30. Julius 1803.

Schöne Literatur.

Gemälde aus dem häuslichen Leben und Erzählungen von C. W. C. Starke. Fünf Sammlungen.

Das sanfte, aber innige Gefühl, der verständige, helle Geist und der einnehmende Vortrag, welche zusammen die Vorzüge der Starkischen Gemälde ausmachen, erwarben dem Verfasser schon vorlängst ein Publikum, dem er sehr theure ist. Er hat viel zur Ausbildung der Gattung kleiner prosaischen Erzählungen in Deutschland beigetragen, und wenn er gleich keinen blendenden Witz, keine hochfliegende Phantasie, keine stürmische Empfindung zeigt, kehrt gewiß jeder, der seine Gemälde einmal las, mit Vergnügen zu ihnen zurück. Es wird daher einem großen Theil der Lesewelt eine angenehme Nachricht seyn, daß eine neue elegante Auflage derselben erschien, die um einen Band reicher ist, als die vorige. Nur von diesem letztern kann hier die Rede seyn.

Den ersten Platz desselben hat: Serena, ein Gedicht in drei Gesängen. Der Verfasser selbst erklärt es für „ein didaktisches Gedicht in Form eines häuslichen Epos:“ es muß also in doppelter Rücksicht beurtheilt werden.

Es lehrt Duldung, sanfte Menschenliebe, helle Ansicht der Religion, nur etwas zu umständlich, zu salbungsvoll, zu weich, um allgemein gefallen, ja, nur im Lesen festhalten zu können. — Es erzählt eine gedichtete Begebenheit, aus jener Zeit, da noch die christliche Religion mit der heidnischen kämpfte. Diese Begebenheit ist übrigens etwas zu einfach und arm, um drei Gesänge auf eine interessante Weise zu füllen. Das Ganze kann nur in einer gewissen empfindsamen Stimmung einigermaßen anziehn, und macht, daß man es dem geschätzten Verfasser Dank weiß, sich nicht der poetischen, sondern der prosaischen Erzählung vorzüglich gewidmet zu haben.

Den übrigen größten Theil dieses Bandes nehmen neun kleinere Gemälde und Erzählungen ein, die man schon aus Taschenbüchern und Journalen kennt, hier aber mit Genuß noch einmal lesen wird. Das Interessanteste unter ihnen ist: die Reise.

Französische Literatur.

Correspondance originale et inédite de J. J. Rousseau avec Madame Latour de Franqueville et Mr. Du Peyrou. Tome prémier.

Wenn ein Mann, der außerordentliche Energie des Gefühls und schöpferische Phantasie, mit sehr durchdringendem Verstande verbindet, — das heißt, wenn

ein Genie auftritt, bieten ſich ihm zwei Wege dar, aber nicht er, das Schickſal wählte, welchen er gehen ſoll. Iſt es ſeine Phantaſie, die zuerſt und am lebhafteſten zur Thätigkeit aufgereizt wird, ſo führt ſie ihn in die Hallen der Kunſt, und bald glänzt er in dieſen, mag es nun die Feder, der Meißel, der Pinſel ſeyn, was er ergriff, — als ewiges Muſter. — Iſt es ſein Gefühl, das zuerſt zu ſtürmiſchem Erſtaunen erregt ward, dann iſt ihm der Tempel der Kunſt nur Zufluchtsort zu kurzer Ruhe; dann iſt der offene Schauplatz des wirklichen Lebens ſeine Heimath: denn, nicht zu ſchaffen, zu wirken treibt ihn der Geiſt. Wo ſein Verſtand ihm Irrthümer entdeckt, wo Uebel ſein Gefühl empören, greift er ein, durch kühne That oder durch unwiderſtehliches Wort, und geſtaltet um mit Rieſenkraft, was er ergreifet.

Auch das ſchaffende Genie wirket, aber nur weil es ihm gelang, Schöpfungen von vollendeter Schönheit aufzuſtellen. Auch das wirkende Genie ſchaffet zuweilen, doch nur wenn dieſes das einzige ihm erlaubte, oder das beſte Mittel zum Wirken iſt. Es endiget ſeine Laufbahn in der Regel, ohne ein einziges Gebilde von großer Vollendung zurückzulaſſen. Wollt ihr die Spuren ſeines Daſeyns ſehn? Blickt auf ſein Zeitalter: es trägt das Gepräge des Mächtigen.

Noch ſchärfer iſt das Schickſal beider geſendet. Nach kurzem Kampf mit dem Neide ſeiner Zeitgenoſſen, wird die Erhabenheit des ſchaffenden Genies anerkannt. Mit- und Nachwelt bewundert ihn, huldigt ihm gern, denn ſein Wirkungskreis iſt ſo gefondert von dem eigentlichen Leben, daß es, wenn ſein Charakter es ſonſt nicht daran hindert, mit allen im Friede leben kann, — außer mit denen, die es verdunkelt. Nicht ſo das wirkende Genie. Nur in Einem Falle iſt es dieſem möglich, nicht ſehr verfolgt zu ſeyn: es muß ein Scepter halten, wie Peter der Große, wie Friedrich der Einzige. Als Privatmann hat es in der Regel eine Laufbahn vor ſich, die nur durch eine unendliche Reihe von Anfeindungen und Mühſeligkeiten hinführt. Sein Werk iſt, Wahrheiten zu verkünden, dem Unrechte entgegen zu treten: wie ſollten nicht alle, die im Irrthum oder Uebelthun ihr Wohlſeyn finden, oder — ihn nicht verſtehn, ihm nicht voll Erbitterung entgegen ſeyn? Die Mitwelt bewundert es mit — Haß; die Nachwelt zankt auf dem Grabe ihres Wohlthäters, ob ſie ihn den Thoren oder den Weiſen, den Verworfenen oder den Heiligen beizählen ſoll.

Auf Rouſſeau's — eines der kräftigſten und allgemeinſten wirkenden Genies des vorigen Jahrhunderts, — Grabe, hat ſich jener Zank ſchon oft entflammt, iſt erloſchen und wieder aufgehaucht. Auch dieſe Sammlung von Briefen wird ihn wahrſcheinlich von neuem beginnen laſſen. Man wird ihn, um der Rolle willen, die er in denſelben ſpielt, bald für ſehr ſchwach, bald für zu rauh halten. Die Wahrheit iſt, daß er — reizbarerer Gefühl und leichter zu entflammende Phantaſie beſaß, als gewöhnliche Menſchen, alſo nicht handeln konnte, wie ſie gethan haben würden.

Bald nach Erſcheinung der „Neuen Heloiſe“ ſchrieben zwei geiſtvolle Frauen in einem empfindſamen Tone an ihn, unter den Namen Julie und Claire. Rouſſeau war anfangs mißtrauiſch, antwortete kurz und ſtreng, oder gar nicht, bis er gewiß wußte, daß ſie Frauenzimmer wären, endlich auch ihren Namen erfuhr. Die eine, — die Vernünftigſte, — wurde bald abgeſchreckt und ermüdet; die andre, die angebliche Julie, hörte nicht auf, zu ſchreiben. Es gelang ihr Rouſſeau, der noch im Alter oft ſchwärmte, lebhaft zu machen, einen immer vertraulichern Ton einzuführen, ſich endlich einzelne Aufwallungen zärtlicher Freundſchaft von dem enthuſiaſtiſchen Weſen zu erwerben, und ſo, nach dieſem erſten Bande, den Briefwechſel drei Jahre hindurch fortzuſetzen: bis eine kleine Kränkung Rouſſeau über den wahren Werth dieſer Ländeleі und ſeiner ſogenannten Freundin, die Augen öffnete, und er kurz abbrach.

Frau von Franqueville ſcheint zu dem erſten Schritt durch die Schwärmerei gebracht zu ſeyn, in die ſie die Hoheſe ſetzte; Eitelkeit gab ihr die Standhaftigkeit ein, auszudauern, und die Mittel, ſo oft die loſe, leichte Verbindung der Trennung nahe ſchien, wieder anzuknüpfen. Daß Eitelkeit ihre Haupttriebfeder war, verräth ſich überall, z. B. in den kleinen Kunſtgriffen, die ſie anwendet, ihn ihr Porträt wünſchen zu laſſen; in der Coquetterie, mit der ſie es ihm nachher verweigert, endlich, da es ihm nicht gefallen hat, behauptet, es ſey ihr nicht ähnlich; in der Zudringlichkeit, mit der ſie ſich das Recht erzwingt, das Monsieur in ihren Briefen zu unterdrücken, ihn ihrem illuſtre ami, oder ſchlechthin Jean Jaques zu nennen; — und in tauſend andern Zügen. Der Herausgeber verſichert, ſie habe noch in ihrem hohen Alter nur mit Thränen an Rouſſeau gedacht. Das läßt ſich glauben. Auch die flüchtigſte Ergebenheit eines Mannes wie Rouſſeau, iſt ein zu großer Feierſchmuck für eine eitle Frau, als daß ſie ihn je ablegen ſollte.

Dieſe Briefe ſind recht gut geſchrieben: das iſt aber auch ihr ganzes Verdienſt. Das Merkwürdigſte in ihnen iſt, die treuherzige Gutmüthigkeit, mit wel-

cher Rouſſeau ſich dazu hergab, eine Fremde mit ſich ſpielen zu laſſen, — ja, ſich ſogar von Zeit zu Zeit einzubilden, daß er etwas für ſie empfinde. Das Buch lieſt ſich wie ein ſchlechter Roman von einem ſonſt guten Schriftſteller.

Der zweite Band, der Rouſſeau's Briefe an ſeinen Freund Du Peyrou enthält, iſt wahrſcheinlich wichtiger.

Mancherlei.

Aber mein Gott, ſagte jemand vertraulich zu einer Frau, wie haben Sie einen ſo häßlichen Mann heirathen können? — Je nun, antwortete ſie ſehr naiv, die Ehemänner ſind eine Gabe des Himmels: bei denen muß man vorlieb nehmen, wie ſie Gott gegeben hat. Die Liebhaber hingegen, die wählen wir uns ſelbſt aus: die müſſen ſchön ſeyn. — O Sie Verrätherin, rief eine vorſichtigere Nachbarin; müſſen Sie denn alles ausplaudern?

Anfrage. Eine Geſellſchaft junger Gelehrten, aus einer Sächſiſchen Univerſität, hatte den vorigen Winter in — — zugebracht. Ihr vorzüglichſter Genuß war das Theater der Reſidenz geweſen. Sie beſchloſſen bei ihrer Heimkehr ihre Erkenntlichkeit dafür durch eine Art von Denkmaal zu verewigen, und da ſie ſämmtlich Schriftſteller waren, und ſämmtlich auf der Jubilatermeſſe in eigenem Verlage feil hatten, den einzelnen Gliedern jener Bühne von ihrer Waare zu beſchreiben, was das Loos entſcheiden würde. Es beſtimmte:

Herrn — d: Gradheit, die beſte Politik unter rechtlichen Männern. Eine Predigt. Motto: Die Welt liegt im Argen. Stehe auf und wandle — im Licht.

Mdme M. Ueber das Griechiſche Feuer. Eine Abhandlung. Als Anhang eine kleine Unterſuchung: Ob die Römerinnen beim Gähnen die rechte Hand vor den Mund hielten, oder die linke?

Mdme — im —. Beſcheidenheit iſt der Feierſchmuck des Verdienſtes. Eine äſthetiſche Vorleſung.

Mdme — e —. Wie unterſcheidet ſich das Weinen vom Lachen? Eine pſychologiſche Grübelei.

An — und —. Ueber den weiſen Lebensgenuß. Eine Predigt. Motto: Züchtig ſind des Bluts Geſchäfte!

Herrn B. Der Werth des Künſtlers offenbart ſich nicht durch ſeinen Dünkel, ſondern durch das, was er leiſtet. Eine Rede. Motto: Reden ſind keine Spargel: warum verſchluckeſt du denn ihre Spitze?

Man ſieht ſchon aus dieſer kleinen Probe, wie intereſſant die Sammlung ausfiel. Wie kommt es denn, daß man keine dieſer Schriften im Meßcatalog oder in den Buchläden findet? Iſt das etwa ſchon eine Folge von dem Beſchluſſe, den die Buchhändler vor zwei Jahren einander vorſchlugen, in dieſem Jahre bekannt werden ließen, und im künftigen vermuthlich faſſen werden: keine vom Verfaſſer ſelbſt verlegte Schrift in Umlauf zu bringen?

R.

Jemand befand ſich kürzlich in einer Geſellſchaft nicht von Verehrern, — dazu gehört wohl alles, was Geſchmack und Gefühl beſitzt, — ſondern von Anderern Göthend, die ihn für das erſte Erhabenſte, einzige Genie Deutſchlands erklärten, Stellen aus ſeinen Gedichten herſagten, überzeugt waren, ihm könne es nie widerfahren, etwas Mittelmäßiges zu ſchaffen, damit prunkten, daß ſie von ſeiner Erhabenheit zu ſehr befangen ſeyen, um das Verdienſt anderer anzuerkennen. Jemand ſchwieg. Nun, fragte man ihn, — denken Sie denn nicht auch von ihm, wie wir? — Ich, antwortete Jemand, finde den größten Beweis ſeines Genies in der Gewalt, die er immer über einen großen Theil ſeiner Leſer, zuweilen über die öffentliche Stimmung ausgeübt hat. Sollte einer neue Ausgabe ſeiner Werke erſcheinen, ſo würde ich vorſchlagen, folgendes Mottо aus ſeinem Muſenſohn vorzuſetzen:

Und wie ich bei der Linde
Das junge Veilchen finde,
Sogleich erregt ich ſie,
Der ſumpfe Buxbaum blüht ſich,
Das ſteife Mädchen dreht ſich
Nach meiner Melodie.

„Nicht den Worten, den Thaten muß man glauben!“ iſt ein weiſer Erfahrungsſatz, aber auch die Klügſten wenden ihn gewöhnlich nur einſeitig an. Sie halten niemand bloß deshalb für gut, weil er ſchöne, edle Geſinnungen im Sprechen äußert, und darin haben ſie Recht; — aber ſpricht jemand hart, herzlos, empörend: ſo zögern ſie nicht, über ihn den Stab zu brechen, — und darin haben ſie Unrecht.

Fontenelle ſagte einſt: „der Kluge müſſe nichts lieben, als ſich ſelbſt; das ſey ſein Glaubensſatz, bei dem er ſich wohl befinde.“ — Und doch warf ihm jemand ein, haben Sie noch kürzlich ſo große Beweiſe ihrer Zärtlichkeit für Madame — —,

und ihrer treuen, unbeschränkten Freundschaft für Hrn. Brunel gegeben. „Ah, erwiederte er lebhaft, das ist etwas anders. Meine Geliebte, mein Freund! die sind ich selbst.“ — Madame Tencin mochte doch wohl Unrecht haben, da sie ihm einst auf die Brust zeigte und sagte: das ist kein Herz, was Ihnen da klopft; es ist ein zweites Gehirn. —

In einer großen Gesellschaft erklärte er einst: „Um glücklich zu seyn, müsste man durchaus einen guten Magen und ein schlechtes Herz besitzen.“ Das ist abscheulich! riefen alle. Mehrere versuchten, ihn zu widerlegen, aber sein Witz und seine Beredsamkeit siegten: alles schwieg endlich, nur sein Freund Brunel schwor, er wolle ihn zum förmlichen Widerruf bringen. Das Gespräch nahm eine andre Wendung. Nach einer halben Stunde zieht Brunel ihn bei Seite, und erzählt ihm die Tagesneuigkeit, daß der berühmte — —, den Fontenelle nicht persönlich kannte, aus Paris vermiesen, und aus seiner Carriere geworfen sey; er fügte hinzu, daß er sich in der höchsten, drückendsten Geldverlegenheit befinde. — Ich habe, antwortete Fontenelle mit freudiger Geschäftigkeit, heute Nachmittag 1200 Franken eingenommen, die ich entbehren kann. Spielen Sie ihm die doch in die Hände. — Bonsoire, antwortete Brunel, was halten Sie denn für einen Beruf — Schöne Frage, erwiederte Fontenelle. Ihm ist Unrecht geschehn; er leidet; und Sie können fragen, was ich für einen Beruf habe, ihm beizustehn! Nehmen Sie das Geld. Brunel weigerte sich, aber Fontenelle fuhr fort: „Ich werde nicht ruhig seyn, bis ich weiß, daß ihm geholfen ist. Ich bin so glücklich, es thun zu können, und Sie sollen mich nicht daran hindern.“ — Fontenelle hat widerrufen! rief Brunel der Gesellschaft lachend zu. Er erklärt so eben, er sey so glücklich, Gutes thun zu können. — Seine Nachricht war übrigens gegründet und — — erhielt die Summe.

Ernst und Scherz des Gesanges.

Ewiger Klang! Du Wort des Gefühls, aus höheren Sonnen
In die Seele gewebt! du freicht mit göttlicher Gnade
Jeglicher Regung aus des Herzens, und du entflammst sie!
Bald erhebst du in Klagen der schmerzerfüllten Sehnsucht,
Und in ein jammelndes sich: verlässt die bethörmente Seele.
Bald erwachst du in Hymnen der hohen Wonnegefühle,
Adelst den frohen Anlass in der Freunde Kreisen, den Gürtel
Deiner Milde lösend, zur Zeier reiner Empfindung: —
Trugst in deinen Aktaven das Schicksals Schwere, des Herzens
Leidgeprüftesten Schlag, und der Liebe glänzenden Himmel.
Ewige Dauer ist dein; du wirst des sinkenden Weltalls
Worte seyn; der Tote wardt du der erwachenden Schöpfung. —
Deine Sprache, sie ändert nie; denn unter die wechselt
Tod und Leben, und Form, und Schatten vergänglicher Bilder.
Und der verschleierte Sinn, von Träumen der Ferne umgaukelt,
Mächtig streuet der Takt leichte durch harmonische Welten,
Herrschend hebt er das Ohr empor, und jede Bewegung
Dringt sich in gleicher Gewalt, bald langsam feierlich wogend,
Bald mit schnellerem Flug die leichten Weisen durchrinnend.
Ferne weilet das Ohr, zum rhythmischen Wohllaug gebildet,
Im geordneten Spiel der abgemessnen Töne.
Mächtiger übst du Kunst den Gesang der menschlichen Stimme,
Der mit beganbernder Rede den weichen Lippen entschwebt,
Und ins gezähmte Herz den Stachel der Liebe vertränkt.
Auf dem zitternden Ton fliegt hin die erhörte Sprache,
Wie auf Wolchen der Thau; die Worte werden zu Bildern,
Und die Empfindung gereint sich dem Kreise fester Gedanken. —
Göttlicher Zauber, Gefühl durch rührende Töne zu malen,
Und zu bekennen zugleich der Sehnsucht zärtliche Wünsche,
Oder den Jubel der Lust, die mächtig die Seele ergreifet! —
Wenn dem zarten Organ die schmeichelnden Weisen entrollen,
Ton und Sprache sich mischt, und im melodischen Ausdruck
Eintreibt der Kunst verstärket, so ganzlich Gestalten des Himmels
Auf die höchste Erde herab; die Göttin der Anmuth
Feiget gelassig das Haupt, und in Einklang Flüren
Eilt der trunkene Sinn auf der Begeisterung Zittig. —,
Als, von der Wonderkraft der schützenden Engel geleitet,
Sich in Oeden der Mensch verlor, und pfadlose Wüsten;
Seine Tröstung den Brust mit ihren Farben erfüllte,
Und, ein Traumgewand, der Zukunft schwärzeren Dunkel
Vor ihm hieng: als Liebe, nicht mehr dem irrenden Sinne
Ihres Genius folgend, die Schlangengeister der Schwermut
Um die Stirne schlug, und Geist Rache die Banden
Sanfter Seelen zerriss; da fand in deinem Getöne,
Heiliger Gesang, die Verzweiflung Trost; da hallte der Balsam
Milder Töne das Herz, und stillte die blutenden Wunden. —
Denn dein Anfang ist die Verehrung himmlischer Kräfte.
Sanft, wie das Gemüth der Weite auf ebenem Spiegel des Meeres,
Fließet dein weiblich Ruh'; ein Morgenroth ist der Zauber
Deiner Töne; die Sanftmuth weht in ihren Akkorden,
Und ihr Busen, es ist der leise Hauch der Gottheit.
Alles Irdische wardt in ihre Sprache gegossen.
Zauberisch rühren dem Manne das Herz die freienden Worte,
Und es weicht die Gewalt der Anmuth weiblicher Rede.
Aber der Sänger bewegt die Natur mit erweitertem Ausdruck. —

(Die Fortsetzung folgt.) S — r.

Die Begleiterinnen des Glücklichen.

Ein Räthsel.

Mutter, Freundin und Braut: so nann' ich drei liebliche Schwestern
Die der allgütige Zeus mir zu Gefährtinnen gab.
Wer mir wandelt die Freundin, mir folgt die sorgsame Mutter,
Und mit unwiderstehlichem Arm rankt mir zur Seite die Braut.
Wechselnd verkürzen sie mir mit ernsten Gesängen die Reise.
Mütterchen warnet mich treu, mahnt mich dem Abgrunde mich:
Freundin bei Spiegel, erfreuet mir in dämmernder Ferne die Freundin
Manches lachende Bild, manches erkennliche: Bald;
Aber die liebende Braut besteigt mir mit Rosen die Schlacht.
Sanft die Sorge hinweg, labt mich mit süßem Genuß.
Mütterlich lehret die Mutter; besonnend dichtet die Freundin:
Doch das Göttliche hat immer zu flüstern die Braut. —

K — pf.

Ernſt und Scherz.

Zehntes Blatt.

Am 3. Auguſt 1803.

Schöne Literatur.

So geht es in der Welt. Von Auguſt Lafontaine. Erſter Band.

Enthalt:

Der Baron von Bergedorf oder das Princip der Tugend.

So ging' es in der Welt, wie in dieſem Buche? Gewiß nicht! Herrn Lafontaine iſt widerfahren, was man von alten Lügnern erzählt, nämlich, daß ſie ihre oft wiederholte Mährchen am Ende für Wahrheit halten. Er hat nun ſeit einer artigen Reihe von Jahren dem Publikum dieſelbe Geſchichte, nur mit wechſelnden Namen und Nebenſachen, jährlich wenigſtens zweimal erzählt: jetzt ſcheint er im Ernſt zu glauben, die Dinge, die er in ſeiner Schreibeſtube einmal ausgeſonnen, und hundertmal ſo oder ſo arrangirt hatte, geſchähen auch außer derſelben in der wirklichen Welt.

In der That unterſcheidet ſich dieſer Roman ſchlechterdings durch nichts, als den Schauplatz der Handlung und die Namen der Perſonen, von den meiſten frühern Werken des Verfaſſers. Auch hier hat jemand, nämlich der alte Baron Bergedorf, eine ſchiefe Idee, handelt, indem er ihr folgt, verkehrt und abentheuerlich, und wird endlich im hohen Alter, am Ende des Buchs, überzeugt, daß er irrte. Auch hier verſteckt ſich wieder einmal eine verkannte Gattin unter einen fremden Namen, und lebt einſam und tugendreich, bis ihre Tochter erwachſen iſt, durch die ſie denn wieder mit ihrem Manne zuſammengebracht und verſöhnt wird; ein Paar junge Leute lieben ſich ſchon von Kindesbeinen an; ein Bruder will ſeine Schweſter heirathen, weil er ſie für eine Fremde hält; ein Mädchen iſt im Begriff vor Liebe zu ſterben u. ſ. w. Kurz, der Titel ſollte heißen: „So geht es in meinen Romanen her, und ſo wird es in ihnen hergehn, ſo lang' ich die Feder halten kann.“

Dieſe Aehnlichkeit des Buches mit ſeinen ältern Brüdern, iſt freilich noch kein Beweis, daß es ſchlecht iſt; denn der Verfaſſer kann fordern, daß man es einzeln betrachte: aber ſie beſteht aus wiedergekehrten Fehlern, aus überſpannten unwahrſcheinlichen Charakteren, aus abentheuerlichen Empfindungen und Begebenheiten. — Um indeß gerecht zu ſeyn: es hat auch die Vorzüge ſeiner Vorgänger, eine freundliche Phantaſie, leichten Ton, und manche wohlwollende, weiche Gefühle.

Wie kam aber Herr Lafontaine dazu, daß er den abgenutzten Kunſtgriff übte oder — erlaubte, durch einen allgemeinen Titel, Bücher, die keinen Zuſammenhang mit einander haben, in Eins bringen zu

wollen? Es iſt ſeiner durchaus unwürdig, den Beyfall des Publikums zum voraus auf eine Reihe von Jahren in Beſchlag zu nehmen, und ſeine Leſer in die Verlegenheit zu ſetzen, daß ſie entweder alles kaufen müſſen, was er mit dem „So geht es in der Welt!“ überſchreibt, oder ein unvollſtändiges Werk haben. So lang' ein Schriftſteller gefällt, wird er Käufer finden; und gefällt er nicht mehr, ſo iſt es ihm anſtändiger und gefälliger zu ſterben, als ſich dem Publikum ſo ganz eigentlich anzunageln.

Franzöſiſche Literatur.

In Paris iſt kürzlich unter dem Titel:

Poesies de Clotilde de Surville

eine Sammlung von Gedichten erſchienen, die angeblich von einer Frau und aus dem funfzehnten Jahrhunderte herrühren. Sie ſind mit einer uralten Ortographie geſchrieben, voll altmodiſcher Wörter, beſonders Diminutiven, und veralteter Wendungen; doch auch voll artiger Gedanken und Empfindungen. Bey der großen Armuth der Franzöſiſchen Literatur an neuern Produkten, die es werth ſind, auch nur einen Monat lang zu gelten, erregte dieſe Erſcheinung Aufſehn, Theilnahme, endlich gar Enthuſiasmus. *) Da kommt die Kritik — och, die Furie! Wie manches ſchöne Kinderſpiel, das für eine Staatsaktion gelten ſollte, hat ſie ſchon in den Puppenladen zurückgeſchickt, wie manchen wohlangelegten Schadernack zerrüttet! — der wunderbaren Entdeckung zu nahe, und ſiehe da, das wichtige Ueberbleibſel alter Dichtkunſt, wird eine ſchlechtberechnete Spielerey eines Dichterlings. Ein Kunſtrichter hat im Journal de Paris eine Menge Gedanken der Poesies de Clotilde in andern neuern Dichtern nachgewieſen, ſo gar ein ganzes Gedicht in Voltaire's Schriften; er zeigt, daß in den Verſen der Clotilde eine Menge Feinheiten der Verſification beobachtet werden, die erſt ein Jahrhundert nach ihrem Tode in die Franzöſiſche Poeſie eingeführt wurden, — daß endlich, wenn man ſich nur die Mühe nimmt, die alte Rechtſchreibung und die veralteten Phraſen zu ändern, dieſe Gedichte durchaus modern ſind, — Nachbarskinder, die mit dem Häubchen der verſtorbnen Großmama ein wenig ſpuken gehn. Er macht es höchſt wahrſcheinlich, daß ein H. von Sivrille, — der in der Revolution umkam, und ein wackrer Mann, aber ein unglücklicher und dabei unermüdeter Reimſchmidt war, und deſſen Bruder dieſe Gedichte herausgegeben hat, — durch die alten Formen nur habe einem Verſuch machen wollen, ob ſeine zuſammengeriſſenen Gedanken und Nachahmungen vielleicht mehr Glück machen würden, wenn er behauptete: „Die Mama hat's geſagt.“

Alſo wieder ein Wunder und ein Spielwerk weniger! Die verruchte Kritik! Immer ſchüttelt ſie die Kartenhäuschen zuſammen.

*) Auch im neueſten Hefte der Franzöſiſchen Mädchen wird mit großer Wärme über die entzückende Schönheit dieſer Gedichte geſprochen; ſie werden vielen neuern vorgezogen, man bewundert die Vortrefflichkeit der alten Franzöſiſchen Sprache und ihren u. ſ. w.

Nachtrag über: Lettres originales et inédites par J. J. Rousseau etc.

Vielen Verehrerinnen und Verehrern des großen Genfer Weiſen wird bey dem allklugen Achſelzucken über ihn in Nr. 120. des Freimüthigen ſonderbar ſeyn zu Muthe geworden. Dieſer drollige Beweis, daß Rouſſeau nicht glücklich geweſen; die wunderliche Frage: „Warum er denn nicht immer mit Vögeln und Rehen gerebt habe?“ — die Aufzählung der vorgeblichen Inconſequenzen in Rouſſeau's Leben und Schriften; die Aufwärmung der zehnmal widerlegten Klatſchereyen, Rouſſeau habe ſich ſelbſt umgebracht: — in der That, man weiß nicht, ob man ſich darüber ärgern oder lachen ſoll. Ich rathe indeß zum letztern, denn es iſt offenbar, daß der Verfaſſer jenes Aufſatzes ſchlechterdings nichts von dem Charakter und der Empfindungsart deſſelben zu verſtehen, — alſo auch nicht über ihn zu urtheilen vermag. Die angeführten Aeußerungen beweiſen das ſchon, aber noch mehr die Ueberſetzung, die er von Rouſſeau's letztem Briefe an die Frau von Franqueville gegeben hat. Sie hatte dieſem im Unglück Vorwürfe gemacht. Er antwortete darauf mit gerechtem Unwillen:

J'aime la verité, sans doute; mais si jamais j'ai le malheur d'avoir un ami dans l'état où je suis, et que je ne trouve aucune verité consolante à lui dire, je mentirai.

Das heißt: „Gewiß, ich liebe die Wahrheit. Aber träfe mich jemals das Unglück einen Freund zu haben, der in meiner Lage wäre, und wüßte ich ihm keine tröſtende Wahrheit zu ſagen: ich würde lügen!“ Eine edle, gefühlvolle Aeußerung! Der Beurtheiler überſetzt ſie:

„Aber wenn ich je das Unglück haben ſollte, in meiner jetzigen Lage einen Freund zu beſitzen, und keine tröſtende Wahrheit ihm zu ſagen hätte, ſo würde ich lügen.“

Wie? Rouſſeau ſollte es für ein Unglück angeſehn haben, in ſeiner Lage einen Freund zu beſitzen? Und der Beſitz des Freundes, ſollte ihn zum Lügen bewegen? — Das iſt nicht ein Ueberſetzer-Fehler, das

ist ein offenbares Misverstehen von Rousseau's Geiste und Charakter, — und so ist das vornehme Achselzucken sehr natürlich. Nur das bleibt noch unerklärlich, wie Herr von Kotzebue einen solchen Aufsatz annehmen konnte?

G. M.

Erklärung des Hogarthischen Blattes: Der Dichter in Nöthen.

(The distressed poet.)

Eine Warnungstafel für manches Zeitalter. *)

Ein humoristischer Fürst soll seinem General, der ängstlich anfragte: „Wohin er seine umzingelten Truppen ziehen solle?" scherzend geantwortet haben: Auf Bouteillen! — „Wie Pilze schießen uns Dichter hervor, rief jüngst ein kritischer Flagellant, wohin noch mit ihnen!" — Sie aufs Lager zu legen, wäre allerdings ein Ausweg; schöne Geister müßten dadurch ungemein, wo nicht an Schönheit, doch an Geist gewinnen, und das Vergnügen nach Jahren den Kerker mit Geräusch zu sprengen, und wenigstens ein Paar Augenblicke zu moussiren, müßte doch den Zeitvertreib übertreffen, schaales Gewässer geistlos auszuschütten, oder, ein Paar bunte Federn an der Sonne zu schwingen, die entweder zum Flug nicht reif sind, oder die dem Pfau die Krähe stahl, und ihr daher der erste West entführt. — Es wäre so Etwas von dem Horazischen: das poetische Küchlein will neun Jahr die Glucke über sich, ehe es vom Neste kann, — auf die Glucke selbst angewendet.

Unsere literarischen Wachthäuser sind leider weniger Korrektionsanstalten, als Zoll- und Accisebuden, nur für die Eigenthümer ersprießlich, und der Aufsicht, die sie führen, mangelt Ansehn und exekutive Gewalt. Auch hat man sie oft des Philomelenfangs bezüchtigt, und das schwächte ihren Einfluß, denn jeder Vogel, der in ihre Netze flattert, zählt sich nun zu den gesetzwidrig eingefangenen. Ueberdies schränkt sich die ganze materia medica der kritischen Arzneikunst darauf ein, daß sie dem poetischen Patienten Hippokrene zu trinken anrathet: diese schlägt nicht an, weil sich der Patient während einer Brunnenkur ruhig verhalten muß, und so etwas die Kräfte einer quecksilbernen Dichternatur übersteigt.

Man ist mit Anregung kritischer Geisselgewölbe nicht sparsam gewesen, und man hört aus allen Ecken, arme, gestriemte Sünder schreien; aber dies hat nichts besser gemacht. Es wird beinahe unausbleiblich, daß die hier Gegeisselten, dort selbst mitgeisseln, und sich so mit dem Donnerkeil spielend befreunden, der sie schrecken sollte.

Kritische Belehrung fruchtet wenig, sey sie auch noch so ätzend mit Salz und Pfeffer versetzt; das verletzte Selbstgefühl verhüllt sich mit dem Panzer eines unzerstörbaren Dünkels, der überall persönliche Feindschaft wittert. — Der Angriff auf reimlustige Patienten, von Seiten des Herzens und der Finanzpolitik, den Hogarth versuchte, ist vielleicht wirksamer, und lehrt manchen das Ende bedenken, eh' es eintritt. Sein Griffel ist fast offizinell, und sein Blitz schlägt immer am rechten Orte ein.

Seht also den Mann an, der hier schwitzt, ihr Musenjünger! der sich hier bei Armesünderangst Tage lang torquirt, daß er Worte in Reime zwinge. Er glaubte sich zum Dichter berufen, weil er — die Muße liebte, das dreimal heilige far niente; er hat sich eine lange Reihe von Jahren mit der schwierigsten Art des Nichtsthun, dem Dichten ohne Genie, beschäftigt, und nun —? Was hat er gewonnen? — Seht ihn an, und bebt ihm nachzueifern! — Mitleidig schielt ihn die Sonne durch ein kärgliches Dachloch an; aber ihr Mitleid wird Grausamkeit: sie setzt nur seinen Jammer in helleres Licht. Seht den Griff, den er thut, erwägt das Passionsgesicht, und bedenkt was es heißt: nach qualvoller Seelenfolter dennoch ausrufen zu müssen: besser Stricke um den Hals. — Wer noch nicht weiß, was es heiße, invita Minerva, und doch con amore dichten, der betrachte diesen Reimschmidt. Wie er dasitzt, umringt von den Beweisen seiner Impotenz! Zu seinen Füßen liegen Papiere mühsam vollgeschrieben, aber schwerlich des Lesens werth. Es sind Hymnen ohne Feuer; Oden ohne Phantasie und Gefühl, und die bleierne Ouverture des großen Epos, an dem er hämmert; alles unmittelbar für die Vernichtung bestimmt; alles Spähne von der Werkstatt, die nichts hervorbringt, als Spähne; alles Kehrigt vom Haus aus, der sich schon mit Staub und Besen verschwisterte. Wie kann es anders seyn? Unverkennbar ist hier im trüben Auge Zwangsdichterei, Kaiserschnitt des Geistes, durch Branntwein oder Porter; (oder Opium?) Geburtszangen, die jederzeit das Kind schon im Mutterleibe todtkneipen. — Um diese Nase herum ist der Kummer Jahre lang aufgelaufen, und führt sein Register regelmäßig fort, von Mitternacht zu Mitternacht. Einzelne Heidehalme sträuben sich noch an der Perücke empor, die bereits von dem Kamme auf die Striegel gesetzt scheint, und auch an diesen wird noch gerupft. Mit dieser Hand, an diesem Orte wird kein Gold gegraben, wie es Zoll breit darüber

*) Siehe Nievenhausens Sammlung, 7. Heft n. XX., die man bei nachstehenden Erläuterungen nachzuschlagen bittet.

geschieht, so wenig als aus dieser ängstvoll zerkauten Feder etwas Gedeihliches aufs Papier rollen dürfte. — Vom Kopf geht die Misere auf Tisch und Bette über; ach, und der Unglückliche hungert nicht allein an dem ersten, wälzt sich nicht in einsamer Schlaflosigkeit auf dem letztern, wenn er es lange nach Mitternacht suchet! Sehe dort seine längst im Elende verblühte Gattin an: — zwar hält sie das Zeichen der Herrschaft in der Hand, doch das durchgesessene Ding ist nicht mehr des Haltens werth — und doch wurde nichts auf ihm ausgebrütet, als Missgeburten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Schmetterling.

Eine Tändelei.

Schönes, lieblichstes Spielwerk der Natur! In einer frohen Feierstunde fügte ich deinen zierlichen Gliederbau. Sie überzog dein Körperchen mit farbigtem Federstaube, malte dir die Morgenröthe, das Silberweiß der Lilie, das Dunkelblau des nächtlichen Himmels auf deine zackigten Flügel, ließ dich aufflattern von der Hand und rief dir lächelnd die Verheißung des schönsten Looses nach. Als du zum erstenmale zu einer Blüthe niedergaukeltest und dein schönes Bild in einem Thautropfen erblicktest: kanntest du dich? Betrachtetest du nicht mit Entzücken, bewundertest jedes niedliche Glied, und dauntest, daß dir es gehöre?

Glückliches Wesen! Deine Schöpferin erräth, was sie verhieß! Auf leichtfächelnden Schwingen schwebst du von Blume zu Blume; jede bietet dir im reinlichen Kelch ein Göttermahl. Eilend fangst du es ein und fächelst weiter: und bist du gesättigt von den Freuden des Lebens, und ist verschlissen dein glänzender Putz, so erfüllt du fröhlich deine einzige Pflicht, so frohe Geschöpfchen zurück zu lassen, als du selber bist. An sicherm Orte ordnest du deine Eierchen, breitest dich mit sorgsamer Mutterliebe über sie hin, und bist nicht mehr! Seliges, dreimal seliges Wesen! Du kennst nicht die schenßliche Sorge und die Leidenschaft, welche die Stirne des Menschen durchfurcht; nicht die Angst und die Leiden der unglücklichen Thiere, die er zu sklavischen Genossen seiner Mühseligkeiten herabwürdigte; nicht einmal den Wechsel der Jahreszeiten, der die freien Thiere mit Trübsalen überhäuft. Du lebst nur, so lange die Erde schön genug ist, dich zu erfreuen; und sinkst mit ihrem bräutlichen Schmucke, wenn der Nord ihn ihr abstreift. —

Was seh' ich? Mit ängstlicher Sorgfalt folgt er einem Gespielen. Immer flieht ihn dieser, und immer folgt er voll zärtlicher Sehnsucht hinab in das dichteste Gras, hinauf zu der blüthengefüllten Krone des Baums. Es ist, ja es ist eine Geliebte, eine stolze Geliebte, die ihm Verachtung heuchelt. Mit bangem Flügelschlagen steht er um Gehör; er putzt mit seinen Füßchen der schlanken Leib; er zeigt seine Gewandheit in hundert künstlichen Schwingungen: sie bemerkt ihn nicht! — Ein dritter Schmetterling, ein Nebenbuhler naht, und gefällig scheint die Schöne ihn auf der Kleeblume zu erwarten. Der Verschmähte entfernt sich, als zürne er; er hebt zur Blüthe der Linde hinauf, und kehrt doch gleich wieder, möchte die Grausame fliehen und vermag es nicht! — Ach, Laura! Ich kenne seine Gefühle! Wenn ich dein schönes Auge so buhlerisch von Stutzer zu Stutzer irren sah, Liebe sprechen, die du nicht fühltest, Verheißungen thun, die du nicht zu erfüllen gedachtest: — oft flohʼ ich dann, zürnend wie er! Du winktest, und — ich lag wieder zu deinen Füßen!

Armer Schmetterling! Bist du der Eifersucht fähig, dann ist dein kleines Herz geräumig genug, eine Hölle von Qualen zu fassen! — Da sitzt er bewegungslos auf der Blüthe des Dornbusches, und achtet nicht ihres Purpurs, und nicht des Honigs, der ihm aus ihrem Kelche entgegenduftet. Wer weiß ob nicht Seufzer, meinem Gehör zu leise, dem kleinen Busen entschmeicheln; ob nicht Zähren, zart wie Blumenduft, seinen tausendfachen Gitterangen entfließen! —

Hör ihn, Schmetterlingsmädchen! Sey nicht so thöricht-grausam, wie menschliche Schönen! Sie vergessen so leicht: zarte Leidenschaft erregen, sey nur die eine Hälfte ihrer schönen Bestimmung; die andre süßere sey, sie erwiedern!

Sie erhört ihn, ja, sie erhört ihn! Mißtrauisch gegen sein Glück, naht er sich zögernd, bebet zurück und nahet sich wieder. Ruhig erwartet sie ihn; — Nein! Sie fliegt ihm entgegen; sie zieht sich seinen Umarmungen hin, und mit acht vereinigten Flügeln gaukelt das glückliche Paar wollüstig im lauen Weste dahin! — Hörʼ ich nicht halblaute Küsse? Girret nicht zärtliches Flüstern?

Wehe! Da schießt, mit weitverbreiteten Schwingen ein schreckliches Ungeheuer auf sie herab. Es ergreift sie, es zerdrückt, es verschlingt beide! — Beide! Die Geliebte und den zärtlichen Liebenden! Mitten im höchsten Genuß der Wonne, eilst es beide hinweg zum gräßlichsten Tode. — Scheußal, gefühlloses Scheußal. Schandfleck der Erde! — Ach, Natur! Wie konntest du deine schöne Welt durch solch' ein Unthier beschimpfen! In welch' ein Jammerthaus wandeltest du sie, durch die bloße Schöpfung des gräulichen Würgers, der gefräßigen — Schwalbe!

Ernst und Scherz.

Eilftes Blatt.

Am 6. August 1803.

Schöne Literatur.

Eloisa to Abelard by Alexander Pope. — Heloise an Abelard, nach Pope frei übersetzt, mit 4 Kupfern. Zürich, bei Orell.

Dieser Prachtausgabe der lieblichen Popeschen Heroide hat der Uebersetzer, ein Herr J. Rothstein, Bürgers Uebersetzung und Colardeau's Nachahmung beigefügt, und so dem Wagstücke seiner eignen Verdeutschung in Prosa, durch die Gesellschaft, in die er sie brachte, alle Möglichkeit des Gelingens genommen. — Der offenbare Mißgriff, ein zartes Phantasiegemälde in Prosa übertragen zu wollen, — ließe sich ihm, als Dilettanten, verzeihen: daß er aber seiner Dilettantenprosa wirklich eine Art von Lobrede hält, das beweist, daß es ihm an Geschmack und Gefühl des Schönen mangle, und daß er wohl zu stolz gewesen sey, das Urtheil eines verständigen Freundes zu verlangen. — Seiner Prosa fehlt es durchaus an Gelenkigkeit, an richtiger Sprache und an Schönheit der Diktion. Man lese gleich den Anfang:

„In diesen einsamen düstern Zellen, wo stille, „himmelsinnende Betrachtung weilt, und immer „nachdenkende Schwermuth sich **verschließt**:

„was bedeuten diese heftigen Wallungen in einer „gottgeweihten Jungfrau'n Brust? — Warum „fühle mein Herz die längst erstickte Flamme noch? „Noch liebe, liebe ich! **Für Abelard glühe sie, „und Heloise muß diesen Namen küssen.**"

Welche Verworrenheit und Lähmung in folgenden Zeilen:

„Keine schimmernden Altäre, kein glänzender „Marmor entlocken die Thränen der Waisen, ihr „**Vätergut daran verschwendet zu sehen.** „Keine silbernen Heiligen, kein köstliches Geschmeide „zieren dieses Haus, das so einfach ist, als An„dacht sich **zu setzen pflegt, und nur allein** „**den Stifter dankend preist.**"

Wenn er an andern Orten gar die sanfte Heloise zur **Verruchten** (im Original wretch), zur **Verbrecherin** (guilt) herabsetzen kann, so sieht man wohl offenbar, daß er nicht gewußt, was er übersetzt, und wie sorgfältig ein Uebersetzer, zumal bei den zarten Ergießungen eines exaltirten Gefühls, die Worte wählen, die Perioden wägen müsse.

War es vielleicht der zürnende Genius der Deutschen Kunst, der seine Sprache verwirrte? Unser Uebersetzer hat sich hart gegen ihn versündigt, wenn er in der Vorrede spricht: „Ich habe zu dieser Ausgabe vier Kupferstiche besorgt, die gewiß in dieser Art zu den vollkommensten gehören, welche **jemals** bei einem

in Deutſchland herausgekommenen Werk erſchienen ſind." — Zwar kamen dieſe vier Blätter aus London; es dürfte aber nicht ſchwer halten, in Deutſchland Künſtler zu finden, die bei gleicher Zartheit, auch Charakter, mehr Ausdruck und weniger Steifheit hineingelegt hätten.

Und nun vollends, die Wahl der Gegenſtände, die auf den Kupfern dargeſtellt ſind! Sie gehören zu den lächerlichſten Verſuchen, verkörpern zu wollen, was nur der Pinſel der Phantaſie malen darf. — Wo Heloiſe ſagt:

Als ich, die Lampen flehend um mich her,
Hier wachte, da vernahm von jenem Altar
Ich einen hohlen Ruf.

da ſieht man Heloiſen zwiſchen Grabmälern und Todtenkrügen hingeſtreckt, nach einem funkelnden Geiſte gleichgültig hinſehen. — Wo Heloiſe ſchwärmend ruft:

Im Prieſterkleide ſteh' an meinem Lager,
Die heilge Kerze brennt in der Hand;
Wenn ich emporblick, hält das Kreuz mir vor, —

liegt Heloiſe im ſteifen Zirkel ihrer Nonnen auf dem Lager, und Abelard, wieder nur kalter Pfaff gegen gleichgültige Nonne, hält ihr das Kreuz vor. Aber die einleuchtendſten, einfachſten Geſetze der Kunſt, beleidigt die Verkörperung folgender Stelle:

Kannſt du des Trauerzugs
Des feierlichen Tanzes ſie vergeſſen,
Da wir dort am Altar als Opfer lagen?
Vergeſſen, welche Thränen flürzten?

Da wird im Vordergrunde Heloiſe von Abelard eingekleidet, wieder ein ganz fremdes Paar, und — heiße dies nicht mit dem Grabſtichel der Schattenſpielkunſt nacheifern? — im Hintergrunde ſieht man Heloiſe noch einmal, wie ſie ohnmächtig von ihren Nonnen herbeigeſchleppt wird. (?)

Heiſche alſo die Kunſt mehr noch helle Einſicht und Gefühl, als Grabſtichel: ſo gehören dieſe Kupfer nichts weniger als zu dem Vollkommenſten, was jemals in Deutſchland herauskam. Mißgriff in der Wahl des Gegenſtandes, Ignoranz in den erſten Kunſtgeſetzen und gedankenloſe Darſtellung, ſehen ſie zu einer Stufe herab, die der Deutſche Künſtler nicht kennen darf.

v. D.

Erklärung des Hogarthiſchen Blattes:

„Der Dichter in Nöthen."

(The distressed poet.)

(Fortſetzung.)

— Im Himmel wurde dieſe Ehe freilich nicht geſchloſſen, dafür bürget uns gar Manches in den Geſichtern beider Vermählten: aber doch wohl eben ſo nahe demſelben, als ſie geführt wird. Das Männchen vereinigte in ſeiner Jugend Genießbrang mit genialiſcher Zentrifugalſucht: krank, ſpielte, borgte und ödte im Dienſt gewiſſer proceres gulae alle die gewöhnlichen Künſte des Lebens, die es zwar weder verſchönern noch verlängern, aber es doch fein luſtig in einen beſtändigen Rauſch verwandeln: bis ſeine Gönner ſelbſt ſich ſeiner zu ſchämen begannen. Nun flog das Hähnchen ſeinen Privatweg immer höher und höher, und endlich die Stiege hinan, wo ſeiner, ſo hoch als ſich nur in einem Hauſe ein Neſtchen bauen läßt, die liebliche Sie erwartete, in deren Geſellſchaft wir ihn erblicken. Er hatte mit von den ſpärlichen Körnern ihres Näpfchens, nahm ein, was ſich hier nur einnehmen ließ, und ſang ihr dafür Trompeterſtückchen vor, bis er ſo tief in ihr Schuldregiſter gerathen war, daß er ſich ſchlechterdings nur frei heirathen konnte, und nun — welch' ein glückliches Leben! Er ſingt, und zwar beſingt er, nach dem Titel ſeines Blattes, den Reichthum. Wie begeiſterungsvoll mag das Lied ausfallen, da niemand ein erhabneres Gefühl von der Herrlichkeit eines Mahles hat, als der Hungrige. Auch gründlich wird es nekenher werden, denn wie man ſieht, hat er eben die Goldminen von Peru, ſtudirt. — Sie hält Heerſchau ſeiner Herrlichkeit, und erſetzt, was in der Frühlingsmauſe verloren gegangen war: ſchon hat ſie dem Symbol der ehelichen Herrſchaft drei Knöpfe angeſetzt, — von denen wir gutmüthig glauben wollen, daß der Satiriker durch ſie nichts bezeichnen wollte, als — Knöpfe. Zur Aufmunterung beider, erhebt die Frucht ihrer Zärtlichkeit in ihren Lumpen die zarte Stimme und fordert — was freilich das Kätzchen, das wir dort am weichen Orte liegen ſehn, ſeinen Jungen reichlich zu ſpenden vermag, ſie aber ſchwerlich von ihren Eltern ſo gut erflehen wird. Die Katze treibt das nützliche und daher nährende Handwerk des Mäuſefangens; wollte ſie ſich, wie der Dichterling, nur dem Miauen widmen: ihre Nachkommenſchaft müßte vergeblich jammern, wie die ſeinige. Alſo — wie ſcharf richtet Hogarth! — beſſer Mäuſefangen als Dichtelu.

Sollte dieſes Gemälde häuslicher Herrlichkeit noch der Erhöhung fähig ſeyn? Doch! — Die Thüre fliegt auf, eine grobe Milchdirne tritt herein, mit weit aufgeriſſenem, zirkelrundem Munde, wie ihn Aeols kleine Blaſebälge ſonſt nur zu öffnen pflegen. Ein Zephyr iſt es nicht, der aus dem ihrigen hervorweht. Gütiger Himmel! Eine ſolche Spaltung kann nur durch Uebung wider die Natur erfolgen, und weich' ein Fluß und Schuß der Rede mag aus die-

sem os magna sonaturum strömen! Selbst das Unaussprechliche verkörpert sich in ihm zum gellenden Klange; auch das Gröbste hat Raum, ohne Verfeinerung hervorzugehn. Ihm muß das Höchste der Vokalmusik, ich meine das Gläserzerschreien, ohne Anstrengung gelingen. — Und was führt sie denn her? Warum haucht sie ihren Sturm hin, durch das eheliche Paradies, das hier blüht? Schwerlich will sie sich die vergebliche Mühe des Mahnens geben: dazu sieht sie zu weiterfahren aus. Im Vorübergehen hat sie wohl nur ein Lüstchen angewandelt, sich ein wenig auszuschimpfen, und sie kletterte das halbe Dutzend Treppen zur Gemüthsergetzlichkeit hinan. — Armes Kind! Heut hast du die Milch nicht zu erwarten, nach der du jammerst! — Ach, die glückliche Katze! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Karikaturen.

Jedes Ding, sagte — ich weiß in der That nicht genau, ob Shakespear oder Yorik, es ist Beider würdig; — jedes Ding ist schwanger mit Spaß, für den, der es zu entbinden weiß. Das ist eine Wahrheit, die sich gar nicht bezweifeln läßt: es kommt nur darauf an, daß man den rechten Sehpunkt zu treffen versteht, so erscheint die rührendste Begebenheit als eine Posse, und das ehrwürdigste Gesicht, als eine possirliche Fratze. Aber auch der Gegensatz ist wahr: jedes Ding hat seinen Ernst in sich. Ich will mich nicht dabei aufhalten, ihn auszuführen: ich will ihn beweisen, indem ich ein Paar Bemerkungen über die künstlerischen Forderungen aufstelle, die man an eine Gattung des Scherzes zu machen berechtigt ist, die ganz eigentlich im Besitz des Vorrechts scheint, nicht beurtheilt, nur belacht zu werden, nämlich an die Karikaturzeichnungen. Da diese jetzt in Deutschland beliebt und Mode zu werden scheinen, also sehr bald witzige Köpfe und unwitzige, Zeichner und Schmierer, eifrig damit werden beschäftigt seyn, dergleichen anzufertigen, ist es vielleicht nützlich, einige Regeln zu ihrer Beurtheilung aufzustellen.

Eine Karikatur entsteht dadurch, daß man das Charakteristische eines Gegenstandes, bei der Darstellung desselben, bis zur Lächerlichkeit übertreibt, indeß die Nebenzüge der Wirklichkeit gemäß, gebildet werden.

Der Gegenstand einer solchen satirischen Darstellung muß aber wirklich existiren, sonst ist die komische Zeichnung nur eine willkührliche Fratze, nicht eine Karikatur. — Er muß die Züge, die man übertreibt, wirklich besitzen: sonst ist die Lächerlichkeit, die man ihm giebt, eine Verläumdung oder ein Scherz, der nicht trifft. Eben so muß bei größern Compositionen, bei historischen Karikaturzeichnungen dem Ganzen eine bestimmte Begebenheit, — sey sie wirklich geschehn, oder werde sie nur vorausgesetzt, — oder ein treffender Gedanke, der allegorisch ausgedrückt wird, zum Grunde liegen, sonst sind sie fade, oder verfehlen, wenn sie auch Lachen erregen, doch ihr eigentliches Ziel. Oft bringen sie wohl gar das Entgegengesetzte der Wirkung hervor, die man beabsichtigte, wie jene bekannte Bußpredigt wider den Ehebruch, den ein Pater einem verurtheilten Mörder hielt. Sie war so rührend, so erschütternd, daß der Delinquent mit großer Freudigkeit ausrief: „Gott sey Dank, ich habe meinen Wirth nur todtgeschlagen, nicht zum Hahnrei gemacht!“ Ja, bezeugte ihm das gleichfalls gerührte Volk rechtfertigend; er ist nur ein Mörder! —

Zum Belege dieser Regel können ein Paar kürzlich erschienene Kupferstiche dienen, die Karikatur, die dem Freimüthigen beigelegt wurde, und die des Büchelchens: „Ansichten der Literatur und Kunst unsers Zeitalters.“ Beide stellen ungefähr dasselbe vor, aber mit sehr verschiednem Werthe.

Auf dem ersten sieht man die neuere Aesthetik in Prozession von einem Hause, in welchem alte Rheinweine feilgeboten werden, zu einem Triumphbogen von Klatschrosen vor der Wohnung eines „ästhetischen Restaurateurs“, ziehn. Was heißt das? War die neuere Aesthetik wirklich vorher bei den ältern Dichtern zu Hause? Warum will sie durch einen Bogen von Klatschrosen? Was ist ein ästhetischer Restaurateur? Weshalb will sie zu ihm? — Oder warum jetzt erst, wenn sie etwa ihre Niederlage bei ihm hat? Man sieht, die Idee des Ganzen, so komische Wirkung auch das Detail beim ersten Anblick machen mag, ist stumpf und unpassend, — oder richtiger, es liegt gar kein allgemeiner, treffender Gedanke dabei zum Grunde. Es ist nur die Reminiscenz einer erlittenen Kränkung, die hier, etwas verändert, zurückgeworfen wird.

Ganz anders, sehr treffend und durchaus verständlich spricht den Beschauer die Hauptidee des andern Blattes an. Das bekannte Völkchen, die Cliquisten, sind im Begriff von der niedrigen, dürren Ebene, die ihre Heimath ist, den in weiter Entfernung sich zeigenden Parnaß zu erstürmen. Wohl gerüstet zum — Dichten nicht, zum Schlagen und zur Mistifikation, schreitet ihr berufener Anführer mit Crucifix und Pistol vorauf, oder vielmehr, er will fortschreiten, aber ein schwerer großer Sack, gefüllt mit seinen „kunstrichterlichen Sünden,“ der durch ein Band an seinem Halse befestigt ist, hält ihn zurück. Ihn liegen lassen, darf er nicht, denn — auf das, was hier

seine Sünden genannt wird, auf seine schiefen Ansichten der Kunst, gründet er ja eben seine Ansprüche auf den Parnaß; sie sind die Gesetze, die er dort geltend machen will. Daher, (dies Wort ist gerecht,) — daher kömmt er nicht aus der Stelle, und mit ihm sein ganzes buntes Gefolge; selbst die Elster, das Bild des heiligen Geistes der Clique, scheint nur über der Gruppe in der Luft zu ruhen, nicht zu fliegen. Niemand kann hierbei ein Warum? ein „Was soll das heißen?“ einfallen. Alles ist einleuchtend, und erscheint immer wahrer, je länger man daran haftet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kurze Charakteristik von Berlin.

Einen Fremden, der sich ein Paar Jahre in Berlin aufgehalten, daselbst fast in jeder Art von gesellschaftlichen Zirkeln gelebt, und sich dann aus allen zurückgezogen hatte, fragte man: Was er von der schönen Residenz dächte? „Mir scheint, antwortete er, Berlin die wahre Hauptstadt, wenn auch nicht Deutschlands, doch der Deutschen.“ — Wie so? — „Wie diese nicht eine Nation, sondern nur eine Zahl von Völkerschaften ausmachen, die Eine Sprache reden, ist Berlin nicht sowohl eine große Stadt, als ein Bündel von kleinen Städten, die zufällig ein gemeinschaftliches Rathhaus und Theater haben.“

Anekdoten.

Witz aus Furcht.

Lord Lyttleton, Sohn des berühmten Schriftstellers dieses Namens, war eben so abergläubisch und ausschweifend, als witzig und kenntnißreich. Eines Abends besuchte er einen Freund auf dessen Landsitz. Als er ins Zimmer trat, sah er blaß und verstört aus, aber bald erholte er sich und strömte über von witzigen Einfällen und Erzählungen, die immer häufiger, immer pikanter wurden, jemehr die Mitternacht heranrückte und so oft die Gesellschaft Anstalt zum Aufbrechen machte. Endlich ging man gleichwohl aus einander, und kurz nachher stürzte der lustige Lord bebend in das Zimmer des Wirthes, und beschwor ihn um die Erlaubniß, die Nacht bei ihm zuzubringen, denn als er ins Haus getreten war, hatte beim ersten Schritte — ein Brett des Fußbodens unter ihm geknarrt. Er war nur deshalb so unterhaltend gewesen, weil er fürchtete, allein gelassen zu werden. — Die Anekdote ist verbürgt (Siehe Küttners Reisen durch England. 1803.) und auch nichts weniger als — unwahrscheinlich. Die Furcht ist ein Genius, der in jeder möglichen Verkappung schon Wunder gewirkt hat, die man gar andern Triebfedern zuschrieb. Ich zweifle keinen Augenblick, daß selbst viele Heldenthaten aus bloßer Furcht geschahn.

Die schönste Literatur.

Ein schöner, aber dabei etwas pedantischer und geiziger Geist, machte einer liberalen Tänzerin sehr lebhafte Aufwartung, doch ohne ihr jemals etwas anders zu bieten, als — seine Werke. — Ach, mein Herr, sagte sie eines Tages zu ihm, Ihre Bücher mögen in ihrer Art sehr gut seyn, aber die Wahrheit zu sagen, sie gehören nicht zu der Gattung von Schriften, die ich am meisten liebe. — „Und welche ist diese?“ — Wie Sie fragen! Haben Sie jemals etwas Interessanteres, etwas Entzückenderes gelesen, als einen — guten, vollgültigen Wechsel? —

Der Abbé d'Aubignac hatte eine sehr mislungene Tragödie gemacht, ich glaube, sie hieß Zénobie. — Aber wie kommen Sie dazu, fragte ihn der Herzog von — —, so schlecht zu schreiben? — Ich kann versichern, antwortete der Abbé, daß selbst Corneille und Racine nichts gegeben haben, was mehr den Regeln des Aristoteles entspricht, als mein Stück. — Ja so, antwortete der Herzog; Sie haben Sich das Vergnügen machen wollen, nach den Regeln zu arbeiten: das mußte Ihnen frei stehen. Aber den Regeln verzeih' ich es nie, daß sie Sie langweilig machten.

Als ich Jean Pauls Titan gelesen hatte.

Sonett.

Ein stolzer Geist, voll schöpferischer Kraft,
verschmäht, sich in der Regeln Form zu fügen.
Er setzt sein Ich durch alles, was er schafft:
Sich angestaunt zu sehn, ist sein Vergnügen.

Gebilde, colossal, und räthselhaft,
entwirft er mit phantastisch kühnen Zügen.
Auf Wolken schwebt er hin. — Die Menge gafft,
und denkt: „Wir stehn! — Wer Flügel hat, mag fliegen!“

Auf Geistesfreiheit trotzt der Selbsterfinder!
Nach Regeln formend, fühlt er sich ihr Knecht!
Die Kunst, beschränkt auf ehliches Geschlecht,
gebiehrt ihm oft nur nervenschwache Kinder.
Die Freiheit zeugt, unehlich, sie gesünder:
doch schwer erlangen sie das Bürgerrecht!

— t —.

Ernſt und Scherz.

Zwölftes Blatt.

Am 10. Auguſt 1803.

Schöne Literatur.

Coriolan,
ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen, von Collin.

Schön und glänzend iſt die Laufbahn des jungen talentvollen Dichters. Er debütirte mit einem Meiſterwerke, und er bleibt ſich im Fortſchreiten gleich. Sein Regulus wirkte, was ein treffliches Kunſtwerk nie zu wirken unterläßt, erwarb ihm von der einen Seite bleibende Bewunderung, von der andern eifrige Neider und Verkleinerer. Auch ſein Coriolan wird beides thun. Er zeigt gleich beim erſten Anblick jenen würdevollen, hoch-tragiſchen Charakter, der den Regulus ſo erhaben auszeichnet, und ihm Bewunderer erwarb; — aber auch jenes Ueberſehn alles Zierraths, jenes Verſchmähen des gewinnenden Schmuckes, welche Collins Gegner Trockenheit und Kälte nannten. — Hier eine nähere Beleuchtung des Stückes nach zweimaligem Darſtellen.

Seine Fabel iſt bekannt. Der Held Coriolan wurde aus Rom verbannt, ging zu den Feinden über, führte das Heer derſelben ſiegreich bis unter die Mauren Roms, und würde ſeine Vaterſtadt zerſtört haben, wenn ihn nicht die Bitten ſeiner Mutter erweicht hätten. Er zog das Heer zurück und wurde dafür ermordet.

Sie iſt von mehrern Dichtern dramatiſch bearbeitet worden: aber die merkwürdigſte Bearbeitung iſt die von Shakeſpear. Er hob aus der ganzen Geſchichte des Coriolan jede Scene, die einer lebhaften, energiſchen Dialogiſirung fähig war, und gab ſo in ihr, was ſeine übrigen hiſtoriſchen Stücke ſind, mehr eine zuſammenhängende Reihe von Scenen als ein Drama. — Collin hat eine eigentliche Handlung hineinzubringen geſucht: aber es liegt in der Natur des Gegenſtandes, daß dieſes Beſtreben nicht ganz glücken konnte. Auch ſein Werk iſt zwar eine Reihe von Begebenheiten, von denen immer die ſpätere von der vorhergehenden veranlaßt wird, aber kein dramatiſches Ganze, in welchem der Ausgang ſchon in den erſten Scenen geahnet, und in den folgenden bald näher gerückt, bald entfernt zu werden ſcheint. Viele der einzelnen Ereigniſſe ſind ſelbſt in den zunächſt vorhergehenden Scenen nicht gehörig motivirt. So ſcheint es bloß Ueberredung, daß Coriolan ſich grade in das Volkiſche Lager begiebt; nur eine durch augenblickliche Aufwallung bewirkte Ueberredung, daß die Volsker ihm den Oberbefehl geben, — Ueberredung endlich, daß er ſich am Ende des Stückes erſticht, obgleich er ſelbſt ſagt, daß ſein Bund mit den Volskern, das einzige was ihn dazu bewegen konnte, durch ihren Anfall auf ſein Leben, aufgehoben ſey.

Zum Erſatz dafür iſt jede einzelne Situation mit

haſter, energiſcher Schönheit ausgeführt; in jeder ſpricht lebendiges Gefühl und ſpricht edel und hinreiſſend. —

Der Charakter des Coriolan iſt nicht ſo wohl erhaben, als wahr. Er iſt mehr ein ſtarker Mann, als ein großer, ein Mann der durch das Maaß ſeiner Kraft imponirt, aber indem er rauh und hart bloß den Leidenſchaften, und zwar wechſelnden folgt, keine theilnehmende Bewunderung, nur Erſtaunen einflößt. Der Dichter hat es nicht darauf angelegt, ihn dem Herzen der Zuſchauer theuer zu machen, daher bleibt man kalt und dem ganzen Stücke fehlt Intereſſe.

Der Volksiſche Feldherr Attus Tullus iſt durchaus ein edlerer, beſſerer Mann als Coriolan, aber ſehr viel ſchwächer, überall nur dazu berufen, die zweite oder dritte Rolle zu ſpielen. Er flößt keine Theilnahme ein, weil ſein Nachbar ihn ſo weit an Kraft überragt, und ihr jenem dadurch Schaden, daß er mehr Liebenswürdigkeit beſitzt.

Coriolans Mutter ſteht hoch über beiden, da ſie Energie des Geiſtes mit Edelmuth und Gefühl verbindet. Sehr glücklich legt der Dichter die Obergewalt, die ſie über ihren Sohn übt, in ihren größern Verſtand, ihre Kenntniß ſeines Charakters und ihren unerſchütterlichen Patriotismus. Aber mit allen dieſen Vorzügen iſt ſie mehr ein Motiv der Handlung, als daß ſie ſelbſt handelte. Für eine Nebenperſon hat ſie zu hohen Gehalt; für einen Hauptcharakter zu wenig zu thun.

Noch beſſer gelungen als ſie, iſt der alte Sulpitius, der Erzieher Coriolans, eine eigenthümliche Schöpfung des Dichters. Er iſt ein zum Greiſe gewordener Martis Poſa, deſſen lebendiges Gefühl für Menſchenwohl das Alter nicht geſchwächt, ſondern nur umfaſſender gemacht, den die Erfahrung nicht zum mistrauiſchen Verächter der Welt, ſondern zum nachſichtsvolleren Weiſen gebildet hat, der aber mit ſcharfem unparteiiſchem Blick die Schwächen ſeines Zöglings ſieht, ihn durch die Rüge derſelben tief erſchüttert, und wieder zu edleren Gefühlen entflammt. Unglücklicher Weiſe iſt es eben dieſer ehrwürdige Greis, der vollends Coriolan in Schatten ſtellt. Durch ihn wird die Kleinheit deſſelben völlig ſichtbar, denn ſelbſt den heroiſchen Entſchluß, durch den Tod ſich aus dem Drange zu ziehn, der ihm nur zwiſchen Verbrechen die Wahl läßt, legt Sulpitius in ſeine Seele.

Die übrigen Charaktere des Stückes ſind neben dieſen zu wenig hervortretend, um in einer verläſſigen Beurtheilung des Stückes, einzeln ausgeführt zu werden. Auch reichen die beurtheilten ſchon hin, um die Meinung zu begründen, daß der Dichter ein feines, großes Talent zur dramatiſchen Aufſtellung von Charakteren hat, ſie aber noch nicht mit beſtimmter Rückſicht auf die, durch das Stück beabſichtigte Wirkung, wählt und gegen einander wäget und ordnet. Dieſes erlernt zu haben, wird einſt die höchſte Stufe ſeiner Reife ſeyn.

Der Dialog iſt edel und gewandt; beſonders wo Leidenſchaften ſtürmen, ſehr kraftvoll; — an andern Orten artet er hingegen dann und wann in philoſophirendes Räſonnement aus, ein Fehler der nicht ſo unnatürlich iſt, aber ſehr viel ſchwerer Verzeihung erhält, als die Bildergallerien, welche andre große Dichter zuweilen in ihren Dramen aufzuſtellen pflegen.

Die Sprache iſt kräftig und rein, nur zu blüthenarm.

Ueber Karikaturzeichnungen.

(Beſchluß.)

Wie dem Ganzen, muß auch dem Einzelnen Wahrheit zum Grunde liegen: und jede einzelne Geſtalt muß durch ſolche Züge karikirt ſeyn, die wirklich in der Natur des Dargeſtellten liegen; muß im erdichteten Gebilde dieſelbe Rolle ſpielen, wie in der Wirklichkeit.

Betrachten wir den Kupferſtich des Freimüthigen, ſo finden wir wieder — faſt lauter Verſtöße. Zwar die neuere Aeſthetik iſt ſehr treffend, mit entblößter Bruſt und entblößtem H — — in Wolken hingeſtellt, da Frechheit, Cinismus und hochfliegende Dunkelheit nach der verſpotteten Theorie Hauptbeſtandtheile der Poeſie ſind: aber wenn die poetiſche Poeſie unter der Geſtalt eines dicken Mannes auf dem Kutſcherbocke ſitzt, ſo möchte es wohl niemand einleuchten, was ſie mit einer ſolchen Aehnliches hat, und man kommt in Verſuchung, darin eine ſehr gemeine Anſpielung auf die Geſtalt eines großen, berühmten Dichters zu ſuchen. Noch weniger aber läßt ſich begreifen, warum die Poeſie die Aeſthetik kutſchirt? Es ſollte grade umgekehrt ſeyn, da man ja durch ſchiefes Raiſonnement ſchlechte Reimelei geltend machen wollte, nicht aber umgekehrt. Was ſoll ferner die lange Weile auf dem Bedientenplatze? Sie dient der neuern Aeſthetik und der poetiſchen Poeſie ja nicht, ſondern ſie iſt die Frucht derſelben. Warum ſind die Führer des Wagens mit Eſelsköpfen verſehn? Dummheit iſt der Fehler der Cliquiſten, die allenfalls des Karikirens werth ſind, und die den Wagen wirklich ziehen, gewiß nicht. Kurz, unter allen Geſtalten des ganzen Blattes, ſind vielleicht nicht drei, von denen ſich ein witziger Grund angeben ließe, warum ſie grade ſo ausſehen, und grade das thun, wie man ſie ausſehn, und was man ſie thun läßt. —

Ganz anders ist es auf dem zweiten Karikaturblatte: hier ist von der ersten Figur bis zur letzten, alles wahr und voll witziger Sinnes.

Daß der Anführer so sorgfältig und bunt genutzt und bewaffnet ist, sieht nicht nur komisch aus: man findet sein Geschmiegeltes in seinen sogenannten Gedichten, seine drohenden, obgleich nicht gefährlichen, Waffen in dem Athenäum u. s. w. wieder. — Die altmodische Zipfelperücke, die der Ketterritter trägt, sah man ihn schon in dreißig bis vierzig Bänden gewaltig schütteln, bis es ihm gelang, sich dem Kater der Contessa ma mère l'Oye auf den Rücken zu schwingen, und sich berühmt zu — trahen. — Die dürre Kuh, auf deren Rücken der Schöpfer der Lucinde, mit den Beinen hoch in der Luft gestikulirt, — bemitleidete man längst in seiner dürftig-schlüpfrigen Phantasie, und das Teufelchen, das ihn so emsig mit brennbarer Luft restaurirt, ließe sich fast — Doch Manches, was durch den Grabstichel angedeutet, nur Scherz ist, wird kläglicher Ernst, wenn man es in Worte faßt. Eben so wahr sind die drei obern Mächte, die in der Luft ihren Beruf verfolgen, dargestellet der elegante Vogel von der Gattung, die ihre Jungen hinter dem Ofen hervorlocken soll, wenn sie sich für den Wecken wohl machen will; die heilige Essex, und der beiden entgegen schimpfende König der Winde, mit seinen pausbäckigen Assistenten. Selbst das Männlein mit der Klinge ist dem seinen Fallhut und der Fernhinzielende durch seinen zerbrochenen Pfeil sehr gut charakterisirt, obgleich die Anspielung auf Namen etwas fade ist.

Das dritte Gesetz endlich, das der Karikaturzeichner beobachten muß, ist, auch in die Umgebungen seiner Hauptpersonen, oder in die Verzierungen des Blattes keinen Zug einzumischen, der nicht sinnvoll bedeutend wäre, im Geist des Ganzen misspräche. Darin war Hogarth sehr groß: man weiß durch Lichtenbergs Erklärungen, daß die Richtung eines Schattens, der Zeiger einer Uhr, eine zerbogne Manschette, kurz, daß auch die geringfügigste Kleinigkeit auf seinen Blättern immer einen witzigen Einfall ausdrückt. Gillray beobachtet das gleichfalls, und jeder gute Karikaturzeichner. —

Auf dem Blatte des Freimüthigen hingegen finden wir eine Menge Züge, die gar nichts, oder etwas Schiefes sagen. Wenn z. B. der Triumphwagen über Bücher hingeht, die den Namen berühmter Schriftsteller tragen: wie kommen die auf die Gasse hin? Schlimm für sie, daß man sie nicht für werth gehalten hat, sie besser zu bewahren; den Triumphirenden, die sich nichts aus denselben machen, kann man es nicht übel nehmen, daß sie sich nicht dabei aufhalten, sie aufzulesen. — Der Wagen hat einer Bildsäule der Natur die Hände abgefahren: was heißt das? Und wer warf diese in den Koth? Sie mag wohl nur das Werk eines Pfuschers seyn. — Die rechte abgebrochene Hand liegt auf einem Buche, das Kotzebue's Namen führt. Soll dadurch angedeutet werden, daß man in seinen Werken nur verstümmelte, todte Natur antrifft? Dieser Ungerechtigkeit gegen sich selbst, — denn das wäre der Gedanke gewiß in hohem Grade, — ist der Herausgeber nicht fähig. Oder sollte das heißen: seine Dramen wären gleichsam von der Natur selbst geschrieben? Ich wünschte, daß ich wieder so bestimmt als vorhin, sagen könnte, er sey auch dieser Eitelkeit nicht fähig. Am einnehmendsten und besten wär' es wohl gewesen, wenn er seinen Namen gar nicht den großen Namen, die da herum liegen, beigemischt hätte. *) Er überlasse es der Welt und Nachwelt ihn hinzustellen, wohin er gehört. — Warum ferner kraht Euripides den kahlen Kopf? Ist es denn wirklich gelungen, ihm seinen Kranz zu entführen? Das wollte der Urheber der Blatter gewiß nicht gesteh'n: der Umstand sagt also gar nichts. — Warum liegt Iffl ands Name der Kirschrosen-Pforte so nah? Warum — — Es giebt nur Eine Entschuldigung dafür, nämlich: alles das habe sich von ohngefähr so getroffen; es solle nichts Persönliches bedeuten: — über das ist eben der Fehler, den ich rüge! Eine Karikatur soll durchaus bis auf den kleinsten Zug, verfänglich, seyn, — nämlich mit Witz und Wahrheit.

Der „Versuch auf den Parnaß zu gelangen," erfüllt dagegen auch diese dritte Forderung auf die befriedigendste Weise: aber da gegenwärtiger Aufsatz ohnehin schon länger ausgefallen ist, als der Verfasser eigentlich beabsichtigte, so muß er es den Lesern überlassen, sich selbst durch eine Prüfung davon zu überzeugen. Er begnügt sich, den Inhalt alles Vorhergehenden in Einen kurzen Satz zusammen zu fassen:

Nur diejenige Karikaturzeichnung kann Anspruch auf künstlerischen Werth machen, bei der, wie bei jedem andern Kunstwerke, Ein allgemeiner und wahrer Gedanke zum Grunde liegt; in der jede einzelne Gestalt ihrem wirklichen Karakter gemäß, karikirt wurde; in der endlich jeder, auch der kleinste Nebenumstand nur mit Absicht angebracht und sinnvoll ist. — Eine Karikatur muß durch Witz maskirte

*) „Antonius von Padua war ein Heiliger von der besten Klasse: aber als er seinen Kopf mit dem Heiligenschein umgeben, triumphirend in den Händen trug, daß ihm derselbe oftmals nicht am rechten Flecke!" sagte jemand, der sonst dem Genie des Herrn von Kotzebue volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen gewohnt ist, sehr oft, bei gewissen Artikeln des Freimüthigen.

Wirklichkeit enthalten, — nichts, was nicht wahr, und nichts was nicht witzig ist. Mit müßigen Zügen gefüllt, wird sie — geschwätzig.

W — n.

Anekdoten.

Chamfort hörte, daß ein alter ausschweifender Wüstling im Begriffe stünde, ein reizendes sechzehnjähriges Mädchen zu heirathen. Er ging auf ihn zu, und bat ihn in einem treuherzigen Tone, er möchte doch ja nicht heirathen, eh' er sich recht wohl befände. „Was geht das Sie an?" fragte der andre betroffen. Guter Gott, sagte Chamfort, Sie könnten uns ja alle unglücklich machen. —

Erklärung der Bibel.

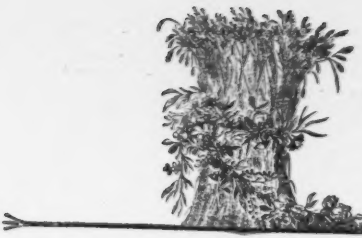
Ein Mönch predigte am Ostertage in einem Nonnenkloster, und um den Nonnen seinen Hof zu machen, hielt er sich sehr lange bei dem Umstande auf, daß Christus zuerst drei Frauen erschienen wäre. Unglücklicher Weise verlor er den Faden seiner Gedanken, als er eben die Frage aufgeworfen hatte, warum das geschehen sey? — Aber nachdem er das Warum? einigemal wiederholt hatte, fuhr er endlich heraus: „Er wußte wohl, daß seine Auferstehung dadurch am schnellsten unter die Leute kommen würde."

Geschichte der Philosophie.

Tief unter sich der Nachbarn Häuser,
Stieg hoch ein freies Giebeldach
In dem ein freundliches Gemach
Herr Klug bewohnt', ein heitrer Weiser.
Vor seinen Blicken, fern und nah
Dem Auge lieblich aufgeschlossen,
Lag, stets von sanftem Blau umflossen
Die offne Landschaft lachend da.
Mit freundlicher, gewohnter Milde
Lud er, ihr Auge zu erfreun
Die Nachbarn an sein Fenster ein
Vor seine prangenden Gefilde.
Er kannte auch das fernste Haus,
Und alle Hügel, alle Bäume;
Der Fluren bunt gewebte Räume
Maß er mit sicherm Blicke aus. —
So stand er einstmahl und, durchschwärmte,
Bei einem hellen Frühlingstag
Das Land, das vor ihm reizend lag,
Als unter ihm sein Nachbar lärmte,
Der aus dem eignen Bodenfenster staunte.
O, sprach er, folge meiner Bitte,
Und komm' in meine stille Hütte
Und schau' mit mir, welch' schönes Land!
Mit dir? sprach Stolz, laß mich in Ruh!
Ich seh' zum Dach hinaus wie du!
Doch siehst du auch, rief Klug, wie schön
Umleuchtet von der Sonne Stralen
Sich Saat und Weinberg golden malen,
Die Bäume frisch im blühnden Thale stehn? —
„Was, Klug, träumst du auf deinem Giebel?
Was Saat, und Baum und Blüthenthal?
Die Dinge stehen ohne Zahl
In meiner alten Bilderbibel:
Doch in der dürren Wirklichkeit —
Schweigt, Nachbar, schweigt, bis ihr ernüchtert seyd."
Klug schwieg und — lachte: denn der Schwätzer
Herr Stolz, sah zwar zum Dach hinaus,
Doch sah er nur sein eignes Haus
Und seiner Nachbarn rothe Dächer.

Dies fiel mit Stolz, dem Nachbar vor,
Als sich mit ungestümer Hitze
Ein junger Mann, zu seinem Sitze
Des Städtchens höchsten Thurm erkohr.
Oft hatt' er sonst bei Klug gestanden
Und mit ihm brüderlich vertraut
Der Gegend schönen Grund durchschaut,
Da drückten ihn der Freundschaft Banden.
Ich bin ja selber wohl ein Mann,
Was brauch' ich denn des Alten Gute?
Längst war ich schon des Schwätzers müde:
Ich will versuchen was ich kann.
Dort stört mich nicht das Weltgetümmel;
Und welchen Umkreis nehm' ich ein!
Der fernsten Berge Dämmerschein
Umkrönt der hoch gewölbte Himmel! —
Er stieg hinan: — Verschwommen stand
Vor seinem Blick ein trüb Gemälde.
Er rieth und wähnte und verfehlte
Was Jeder leicht bei Klugen fand.
Zwar schrie er laut von seinen Zinnen:
Kommt zu mir in mein Himmelreich,
Ich throne hier den Göttern gleich,
Hoch über irdischem Beginnen!
Doch junges Volk nur kam gerannt
Und sah und sah mit stumpfen Sinnen
Hinunter in ein Nebelland.
So sehr sie prahlten, schrien und grollten,
Vernünft'ge stiegen vor wie nach
Auf Nachbar Klugs bequemes Dach,
Wenn sie — die Wahrheit sehen wollten.

Sch — ch.



Ernſt und Scherz.

Dreizehntes Blatt.

Am 13. Auguſt 1803.

Schöne Literatur.

Das Titelkupfer v. Karl Sebald. 2 Theile.

So nen der Name Sebald den Romanenliebhabern auch ſeyn mag, ſie werden ihn bald liebgewinnen, und wo ſie ihn finden, wird er ihnen zur Bürgſchaft dienen, daß ſie eine anziehende Unterhaltung zu hoffen haben. Dieſes Werk mindeſtens gehört zu den wenigen, auf die man ſie nicht bloß aufmerkſam machen, die man ihnen empfehlen darf. Der Verfaſſer iſt, wie es ſcheint, ein gereifter, geübter Schriftſteller, denn er zeigt nicht nur die einnehmendſten Talente, er weiß ſie auch mit gewinnender Einſicht und Haltung zu gebrauchen. Er hat eine freundliche, lebhafte Phantaſie, aber er überläßt ſich ihr nicht, um wilde, abenteuerliche Schöpfungen durch einander zu miſchen; er hat reges, lebendiges Gefühl, doch er weiß ſich jedes zu ſentimentalen, das heißt gewöhnlich, ſchiefen Raiſonnements und jeder Empfindelei zu enthalten. Sein Vortrag iſt ſo leicht und anziehend, daß er Herrn Lafontainen bald ein furchtbarer Nebenbuhler werden kann. Die Charaktere, die er aufſtellt, ſind gut ausgeführt, nur ein Paar Begebenheiten ſind etwas zu abenteuerlich und geſucht. Das letztere iſt vorzüglich mit der Geſchichte des Titelkupfers der Fall, von welchem das Werkchen den Namen hat.

Stratonice, ein Schauſpiel von Engel.

Der fünfte und ſechſte Band von Engels Schriften, enthalten ſeine Schauſpiele. Bekanntlich ſind dieſe es eben nicht, was ſeinen Namen auf die Nachwelt bringen wird. In allen ſieht man den kalt berechnenden Verſtand; ſelbſt in Anlegung und Ausführung der geſchloſſenen Scenen, hört man den eleganten Redner, — findet man, mit einem Worte, ſo viel überlegende Kunſt, daß man ſelbſt vor Ueberlegung nicht zum Fühlen kommen kann. Mitten unter ihnen aber iſt Ein Stück, oder vielmehr nur ein Fragment eines Stückes, das beweiſt: hätte Engel ſich jemals einen höhern, edlern Stoff gewählt, als den das bürgerliche Leben darbietet, einen Stoff, der mehr den Redner vertrüge: er würde wahrſcheinlich ein Meiſterwerk zurück gelaſſen haben, das lange zum Muſter und zum Maaßſtabe des Werths dramatiſcher Werke gedient haben würde. Mit ſo hellem Verſtande, ſo geläutertem Geſchmack, ſo erleuchteter Kritik, als Engel beſaß, kann man durch ſorgfältige Wahl, durch Anſtrengung und ſcharfe Feile — zwar nicht den Mangel des Genies für eine Dichtungsart erſetzen, aber wohl ihn verſtecken und etwas leiſten,

auf das das Genie in klärern Stunden, wie auf eine Regel zurückblickt, wenn er den Schöpfungen seiner Begeisterung die letzte, höchste Feile zu geben bemühet ist.

Dies Fragment ist die Stratonice, im sechsten Bande seiner Schriften. Eben die interessante Anekdote des Alterthums, die Babo in seinem artigen Lustspiele, der Puls, modernisirt hat, schien auch Engel der dramatischen Behandlung fähig und im höchsten Grade würdig, und er trug die Idee dazu vielleicht zwanzig Jahr mit sich herum, ohne sich jemals ernsthaft mit der Ausführung zu beschäftigen. Nur die ersten fünf Scenen schrieb er völlig nieder, vier andre skizirte er, und das Uebrige sagte er höchstens seinen Freunden bei guter Laune her: denn in seinem Geiste war das Stück ganz vollendet. Seiner sonst sehr weisen Methode, nicht eher das erste Wort einer Arbeit niederzuschreiben, bis er auch schon das letzte gewählt hatte, war er auch bei diesem Schauspiel gleichfalls gefolgt, aber er fand nie die Stimmung, es zu vollenden.

Auch als Torso ist es indeß sehr anziehend. Engel schlug einen ganz andern Weg ein, als Babo. Ihm war nicht darum zu thun, es durch Modernisirung und durch eine Zuthat von Scherz, nur für unsre Bühne zu bereiten: seine Absicht war, die anziehende Situation treu-psychologisch auszumalen, sie durch rührendes Detail und durch schöne Gedanken zu schmücken, und so hat er etwas unendlich Edleres gegeben, als Babo. — Vorzüglich in Einer Rücksicht ist die Nichtvollendung ein großer Verlust für die Literatur. Dies Stück hätte mehr als alle Gründe, die Engel einst aufstellte, wider die Versification der dramatischen Dichtungen bewiesen. Die Diction ist so schön, edel und wohlklingend, daß es unwidersprechlich würde dargethan haben: es lasse sich, ohne an der Krücke des Metrums fortzuschleichen, und sich von der Natur zu entfernen, das Höchste des Wohllautes erringen, das ein Drama erträgt, das heiße, als überhaupt Statt finden kann, ohne in Ziererei und Gezwungenheit des Dialogs zu gerathen.

Mancherlei.

Blick in die Koulisse auf die lehrende Schriftstellerwelt. Fragment von K — pf.

Wahrheit muß der Zweck alles Forschens seyn, denn sie ist die Sonne der moralischen Welt. Ein ewiges Geistes-Bedürfniß zwingt uns nicht nur, unaufhörlich die suchenden, lichtdürstenden Augen zu ihr zu erheben; sie allein ist es auch, deren Strahlen das bürgerliche Lebens-Glück jedes Einzelnen, wie ganzer Völker, ganzer Generationen, zu reifen vermag. Wer es unternimmt, sie zu lehren, den sollte nur das lebendigste Gefühl ihrer Wichtigkeit, ihrer Unentbehrlichkeit beseelen; der sollte nur seinem Herzen gehorchen, wenn er seinem Verstande erlaubt, zu den Zeitgenossen zu sprechen. Er sollte die dringende Verpflichtung fühlen, mitzutheilen, zum allgemeinen Wohl, was ihm ein vorliebender Genius verlieh. — Aber ein Blick auf neun Zehntheile der vermeinten Prediger des Rechts und der Wahrheit: — Schutzgeist der Nationen! Weichen Händen erlaubst du, an ihrer Erleuchtung, an ihrem Wohl zu pfuschen!

Ein Heer von Schriftstellern umringt uns zuerst, die ein über die Gränzen der höchsten Gewissenslosigkeit hinausgehender Leichtsinn, die Feder nur als das schnellste Mittel zur Auszeichnung ergreifen ließ. Sie sagen, wovon sie glauben, daß es für den Augenblick die auffallendste Wirkung thun müsse, und wär' es das Schändlichste; sie behaupten das Gesagte, weil sie es einmal als ihre Meinung aufstellten; sie verfolgen, wer ihnen zu widersprechen wagt, mit erbitterter Wuth: Wahrheit, Wahrheit ist ihr Feldgeschrei, aber sie kämpfen nur für die kleinlichste, erbärmlichste Eigensucht. Und sollte, wenn sie Glauben finden, das Wohl eines ganzen Landes auf dem Spiele stehn: sie haben ihr Wort gesagt, und sie behaupten es, weil es ihr Dünkel nicht erlaube, zu widerrufen. „Elende, die ihr die augenblickliche Beschämung, wenn ihr euer Unrecht geständet, in die Waagschaale zu werfen wagt, gegen unbestimmbar großes Elend, das ihr bewirken könntet: auf die Galeere mit euch!" — fühlt man sich in manchem Augenblick gereizt, zu rufen; denn wer den Leichtsinn so weit treibt, ist ein Bösewicht. — Glücklicher Weise wird das Publikum nicht lange von ihnen getäuscht. Hätte sich's auch eine Zeitlang von ihnen äffen lassen: die Erfahrung berichtigt den Irrthum und das sublime Selbstgefühl, und die gepflegten Wangen, und die hochtönenden Reden der Selbster, werden ihm verdächtig; es erkennt ihren Unwerth, es — verachtet sie endlich und ihre erworbne Celebrität wird ihnen ein bleibendes Schandmaal.

Wir wenden das Auge. Ein andrer Haufe von Schriftstellern begegnet uns, der immer mit den gierig irrenden Blicken, nur nach baarem Lohn späht und geizt. So bösartig, so gefährlich sind sie nicht, als die vorigen, aber verächtlicher. Geht ihnen ein fremder: ob er wahr sey oder nicht, kümmert sie nicht; — nur wie und wo er sich am schnellsten in Honorar, oder Aemter, oder Ehrenzeichen, oder Wohlleben, umsetzen lasse, ist ihre Sorge. Sie sprechen

für oder wider eine Wahrheit, nachdem es der Augenblick heischt; deklamiren heute für die Rechte des Menschen, und empfinden morgen für den Sklavenhandel; brüsten sich heut in dem Selbstgefühl des muthigen Mannes, und kriechen morgen um den Stuhl eines Ministers, je nachdem dieses oder jenes mehr einzutragen verspricht. Auch diese erkennen keine andre Aufklärung an, als die ihrige, aber nur um starken Debit zu haben; die Wahrheit ist ihnen eine Blendlaterne, die sie ihren Schein versenden oder verstecken lassen, wie es ihnen für den Augenblick heilsam scheint, daß sie gesehen oder übersehen werde; und mit den Lehren der Weisheit treiben sie eine Art von Lichterhandel, bei welchem sie jedem zuwiegen, so viel und was er bezahlt. Nichts destoweniger ist Wahrheit und Schönheit, und Menschenwohl so häufig auf ihren Blättern, wie — freilich, wie die Versicherungen von Rechtschaffenheit in dem Munde derjenigen, die das unbequeme Bewußtseyn verschleierter Unredlichkeit heimlich drückt.

Eine dritte Klasse! Saht ihr nie in großen Städten geschäftige Müßiggänger, literarische Pflastertreter von einem Kaffehause aufs andre laufen, überall einen eben so müßigen Zirkel um sich her versammeln und mit dumpfkreischender Stimme über die Mängel oder die Vorzüge des neuesten Schauspiels, und die neueste skandalöse Anekdote von irgend einem berühmten Schriftsteller deklamiren? Hörtet ihr sie nie stumpfe Einfälle herfagen und wieder herfagen, und noch einmal herfagen, bis auch der geduldigste Zuhörer gähnend forschlich? Bemerktet ihr nicht, wie sie sich um alles bekümmern, weil sie eigentlich nichts angeht? Wie sie über alles sprechen, eben weil sie nichts wissen, — wie die Kläffer, die herrnlos auf den Straßen herumirren, vor jedem Hause ihre gellende Stimme erheben, weil sie in kein einziges gehören? Sollte man es glauben, daß auch diese Menschen, von Ruhmsucht und von Hunger zugleich, aber noch mehr von dem unruhigen Bedürfniß etwas, irgend etwas zu thun, gestachelt, es oft unternehmen die Lehrenden zu spielen? O ja! Treffe ihr in irgend einer Zeitschrift einen recht laut absprechenden, einen gemeinschmähenden Aufsatz über Kunst, über Recht oder dergleichen: rechnet darauf, er rührt von einem Solchen her, der — nicht wußte, was er wollte, außer seine Stimme erheben, einmal rufen: Auch ich bin da! Sie kriechen und drohen; sie loben und tadeln; sie schmeicheln und scheiten; sie rühmen und verlümdren; sie pochen und betteln — je nachdem ihnen grade der Wind wehte! — Das drolligste ist, daß diese Menschen völlig überzeugt sind, sie wären das Organ der Aufklärung; sie verkündigten die Wahrheit; sie seyen die Leiter und das Organ des Publikums, und vor allem, sie hätten eine wichtige Stimme in der Literatur. — Chera enfans! Ihr gemahnet mich wie die Fliegen in meiner Stube, die freilich auch eine Stimme darin haben, aber eine verstandlos summende, die man nur hört, wenn Nachts alles schweigt; deren Lebensgeschäft es ist, von allem in derselben zu naschen und alles zu beschmeißen, und die gleichwohl übrigens nicht zu den Bevohnern gerechnet werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der einsame Hagestolz.

(Ein sentimentales Bildchen.)

Ach, wie viel Menschen verdammt und verabscheut man, die man beklagen sollte! Wie viel Handlungen erklärt man für Ausbrüche der Bösartigkeit, die nur Symptome des Unglücks sind. Wenigen wurde empfänglicheres Mitgefühl für fremdes Glück und fremdes Misgeschick zu Theil als mir, und doch — ist es noch keine Stunde, daß ich im Begriff war eine Handlung zu begehn, deren bloßer Gedanke jetzt eine brennende Röthe über meine Wangen, Widerwillen gegen mich selbst, in meine Seele haucht.

Nach einer ruhigen Nacht fühlt' ich mich heute gesünder und stärker als gewöhnlich. Nach dem ersten frohen Bemerken —: Und zu was nützet dir das, dir Unglücklichen? fragte ich mich selbst. Du wirst dein Frühstück rüstiger verzehren, deinen Spaziergang mit schnellern Schritten thun, dein Mittagsmahl ungeduldiger erwarten, — und das ist's Alles! Armer! In der ganzen Schöpfung ist kein Wesen, dem deine Heiterkeit, deine Gesundheit Freude macht. Du bist allein, — allein für die ganze traurige Zeit deines übrigen Daseyns! Dem Unglücklichen diene Gesundheit nur dazu, ihn sein Elend noch schärfer fühlen zu lassen. Abstumpfende Krankheit ist oft die köstlichste Gabe des Geschicks für den, dem es nichts anders mehr zu geben vermag. —

In diesem Augenblick brachte man mir einen Brief von meinem Neffen, dem einzigen Menschen, der mich noch an die Menschen knüpft. Er meldete mir: Er könne mich in diesem Sommer nicht, wie gewöhnlich, besuchen; — O, welches Fest brachte er immer in meine Einöde! — er habe ein Mädchen gefunden, das seiner Liebe würdig sey, das sie erwiedere: er bitte mich um Erlaubniß, es zu heirathen.

In jeder andern Stimmung hätt' ich mich gefreut; in meiner jetzigen —: „Also auch er, rief ich aus, auch er ist mir entrissen! Auch er bildet jetzt

einen feſten Zirkel um ſich her, der mir ihn bald entfremden wird. Ins Grab, Grautopf, ins Grab mit dir! Auf Erden wird deine Stätte in keinem Herzen mehr gefunden!“

Ein leiſes Zwitſchern an meinem Fenſter unterbrach mich. Seit drei Wochen hatt' ich bemerkt, daß ein Paar emſige Schwalben ſich über demſelben ihr enges Neſt mauerten. Ich hatt' ihnen oft mit Wehmuth zugeſehn. Jetzt trat ich ans Fenſter. Das Pfeifen im Neſte, die Geſchäftigkeit des Elternpaares belehrte mich, daß ſein Glück die höchſte Stufe erreicht, daß ſeine Brut ausgeſchlüpft ſey, es jetzt zu noch ſüßern Sorgen auffordre. — „Und ich bin einſam? —“ Ergrimmt riß ich das Fenſter auf und ergriff meinen Stock, um Neſt und Brut mit Einem Stoße zu zerſtören. — Verwerfener, was beginnſt du? rief eine Stimme in meinem Herzen. Soll keinem Weſen Glück blühen, weil du es verſäumteſt, ſelber glücklich zu ſeyn?

Ich warf den Stock hin, und eine Zähre entfiel meinen Augen. Beſchämt ſchlich ich aus dem Zimmer: es ſoll verſchloſſen bleiben, ſchwur ich, ſo lang die Brutzeit währt. Meine Wohnung ſey dies dunkle Kabinet, vor deſſen Fenſtern zwei dichte Tannen, jeden Sonnenſtrat auffangen; wo nichts Lebendes mich erinnert, daß niemand ſich meiner freut, — es niemand wichtig iſt, mir Freude zu machen.

M.

Anekdoten.

Wie Voltaire Luſtſpiel-Dichter wurde.

Demoiſelle Quinault, eine der vorzüglichſten, größeſten Schauſpielerinnen, welche Frankreich beſeſſen hat, fuhr 1736. um die Faſtenzeit, durch die Vorſtadt St. Germain. Sie ſah die Ankündigung einer Farce, l'Enfant prodigue, auf einem Winkeltheater. Sie ging hinein, ſie wohnte der Vorſtellung bei, und ihrem geiſtvollen Blick entging es nicht, daß ſich aus dem Stoffe etwas Beſſeres bilden ließe. Bei ihrer Heimkunft fand ſie Voltairen vor ſich. Sie erzählte ihm, was ſie geſehen hatte, und ſetzte hinzu: „Wenn ich nur Destouches bald ſpräche, er müßte mir das bearbeiten.“ Voltaire wurde zerſtreut und entfernte ſich bald, aber ſchon ganz früh am andern Morgen erſchien er wieder und erkundigte ſich ängſtlich bei ſeiner Freundin, ob ſie Destouches geſprochen habe? Sie verneinte es. „So thun Sie's auch nicht, ſagte er; ſondern ſehen Sie dieſen Plan durch, den ich ſelbſt gemacht habe.“ — Sie las das Papier, tadelte, lobte, verbeſſerte: er benutzte ihre Weiſungen, ging an die Arbeit, und in zehn Tagen war ſein erſtes Luſtſpiel vollendet. Er brachte es wieder zu Demoiſ. Quinault und ſie nahm ſich ihres Pathen mütterlich an. Sie ſelbſt las es, aber als das Werk eines jungen ſchüchternen Dichters, der gern anonym bleiben wollte, den Schauſpielern vor. Sie fanden es, weil ſie es las, vortrefflich, und es wurde einſtudirt. Plötzlich läuft das Gerücht, Voltaire habe ein Luſtſpiel gemacht, und alle ſeine zahlloſen Feinde verſchwören ſich dagegen. Es wäre ja unerträglich geweſen, wenn er, der ſie auf ſo manchem andern Felde verdunkelte, es auch auf dieſem gethan hätte! Der Fall des Stückes war zum voraus entſchieden, — wenn Demoiſ. Quinault nicht wieder ins Mittel trat. Sie nahm mit einigen andern Schauſpielern geheime Abrede und man kündigte auf einen beſtimmten Tag Iphigenie en Aulide an. Ein zahlreiches Publikum hat ſich ſchon verſammelt, da tritt eine Hauptperſon des Trauerſpiels vor, zeigt an: „Einer von der Geſellſchaft ſey plötzlich krank geworden; Iphigenie könne nicht gegeben werden, aber zur Entſchädigung wolle man das neue Luſtſpiel aufführen, das erſt acht Tage ſpäter angeſetzt geweſen. Da indeß noch nicht alle ihre Rollen recht inne hätten, rechne man auf Nachſicht.“ Der Vorſchlag wird mit Beifall angenommen, und da, die Verſchwornen nicht zur Stelle ſind, hat das Stück den glänzendſten Erfolg und muß dreizehnmal wiederholt werden. — Als Voltaire 42 Jahr ſpäter zum letztenmale nach Paris kam, war ſein erſter Beſuch bei Demoiſ. Quinault, die er blind und ſo abgelebt fand, als er ſelbſt war. Er erwähnte jenes Vorgangs mit warmer Dankbarkeit, und die beiden Greiſe freuten ſich noch einmal ihres freundſchaftlichen Jugendbundes.

— Es iſt gut, dergleichen Vorgänge von Zeit zu Zeit in Erinnerung zu bringen, damit das Publikum nirgend zu viel Gewicht auf das Pochen der Cabalenmacher lege.

Der ſonſt durch ſeinen Witz, ſeinen Frohſinn und ſeine Laſter berühmte Graf von Rochester, fand eines Tages den Mathematiker Barrow auf einem einſamen Spaziergange, und rief ihm redend zu: „Guten Tag, Herr Doktor! Ich bin Ihr Diener bis in den Schwerpunkt der Erde!“ — Und ich der Ihrige, antwortete Barrow, bis zu den Antipoden. — „Sie ſollen mich nicht überbieten, rief Rochester. Ich bin der Ihrige, bis in die Hölle.“ — Dort freilich kann ich nicht umhin, Ew. Herrlichkeit ſtehn zu laſſen! ſagte Barrow ernhaft, und ſetzte ſeine Promenade fort.

Ernst und Scherz.

Vierzehntes Blatt.

Am 17. August 1803.

Schöne Literatur.

Gedichte von Fr. Schiller. Zweiter Theil.

Seit drei Jahren, da der erste Theil erschien, sah das ganze geschmackvolle Publikum diesem zweiten begierig entgegen. Selbst die wärmsten Verehrer des großen Dichters waren indeß in einiger Verlegenheit, was sie sich von dem zweiten versprechen sollten. „Die Künstler“ und etwa „die Kindesmörderin“ ausgenommen, hatte schon der erste alle die bezaubernden Gesänge enthalten, die von Schillers Leier so weithin ertönten, als man Deutsch verstehet, und die sich allen Hörern tief genug eingeprägt hatten, um ihnen immer gegenwärtig zu seyn. Man erinnerte sich wohl, noch viel mehr lyrische Gedichte von ihm gelesen zu haben, aber schon, daß man sich ihrer nur im Allgemeinen erinnerte, schien zu beweisen, daß der Ueberrest tief unter dem Inhalt des ersten Bandes stände, und daß Schillern, nachdem er die köstlichsten Blüthen gesammelt hatte, nur noch eine Nachlese übrig sey. — Eine solche ist denn dieser Band auch in der That nur. Die beiden genannten Gedichte, ferner die neuern, Hero und Leander, Kassandra und die vier Weltalter, abgerechnet, möchte das Uebrige freilich allein wohl hinreichen, einen andern Dichter berühmt zu machen, aber es fügt keinen neuen Glanz zu Schillers Glorie. Es sind die Stufen, auf denen er seit dem Jahre 1780. zu seiner Reife und zu der allgemeinen Bewunderung empor stieg, aber sie zeigen ihn nicht auf der Höhe selbst; sie sind gleichsam die Biographie seines Genies, nicht die Frucht seiner Vollendung, schätzbarer dadurch, daß sie von Schiller herrühren, als durch ihren Werth.

Noch ein andrer Umstand kommt hinzu, diesen zweiten Theil tief unter den ersten zu stellen. Den Inhalt des ersten hatte Schiller streng gefeilt, so zwar manchen jugendlichen Reiz, aber auch viel bedeutende Flecken weggeschafft und den meisten Gedichten einen klassischen Werth ertheilt. In diesem zweiten giebt er, wie er auch in der Vorrede selbst erklärt, ohne strenge Auswahl, und, wie der Augenschein lehrt, ungefeilt, noch einmal, was er früher gegeben hatte. Denn, sagt er, diese Gedichte „sind schon ein verjährtes Eigenthum des Lesers, der sich oft auch das Unvollkommne nicht gern entreißen läßt, weil es ihm durch irgend eine Beziehung oder Erinnerung lieb geworden ist, und selbst das Fehlerhafte bezeichnet wenigstens eine Stufe in der Geistesbildung des Dichters.“ Ist Schiller hierin nicht auf Kosten der Nachwelt und auf seine eigenen, etwas zu gefällig gegen seine Zeitgenossen gewesen? Die Generation, die einst mit jugendlicher Empfänglichkeit

aufnahm, was er mit jugendlichem Feuer sang, und nun an ihren Lieblingsliedern selbst das Mangelhafte nicht verändert haben mag, wird mit ihm vorübergehn. Die folgenden Generationen werden seine Gedichte ohne andre Vorliebe lesen, als die ihnen ihr wirklicher Werth erwirbt, und nicht der allmälige Fortschritt, nur die Reife des Dichters wird ihnen wichtig seyn. Dann wird man, fürchte ich, diesen zweiten Theil nur deßhalb noch hoch stellen, weil er zum ersten gehört, ja manches Gedicht, z. B. die „Männerwürde“ und die Romanze, „Graf Eberhard von Wirtemberg“, mit ihren unedlen Ausdrücken, wird der Hochachtung für den großen Dichter Eintrag thun. Es giebt eine Mittelstufe zwischen der zu ängstlichen Feile, die Schönheiten zerstört, und der Vernachläßigung, die auch das Niedre und Widrige stehn läßt; weil es einmal dastand.

Ueber den Charakter der Schillerschen Gedichte noch etwas zu sagen, wäre überflüßig: er ist schon sehr oft auseinander gesetzt worden, und jedermann weiß es, daß ihr höchster Reiz darin besteht, daß sie fast durchgehends unter den treffenden Ausdrücken des Gefühls und dem glänzenden Colorit einer kräftigen Phantasie, einen philosophischen Gedanken verbergen. Die ganz Gelungenen unter ihnen, gleichen Raphaels Engelköpfen, die aus einem mit der höchsten Blüthe kindlicher Anmuth geschmückten Gesichte, ernste, begeisterte Andacht hervorblicken lassen. —

Außer den eignen Gedichten Schillers, die nicht im ersten Bande standen, enthält dieser zweite einen Abdruck der „Götter Griechenlands“ in der Gestalt, wie dieses treffliche Gedicht zuerst erschien, eine Uebersetzung des vierten Buchs der Aeneide, in achtzeiligten Stanzen, unter dem Titel: „Dido“, und „Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides.“ Dido hat durch die moderne Behandlung einen so von dem Original abweichenden Charakter erhalten, daß man das Gedicht faßt mehr für ein eignes gelungenes Werk Schillers als für eine Uebersetzung ansehen kann; die Scenen sind interessante Studien.

Französische Literatur.

Zwei kleine Romane sind das Merkwürdigste, was jetzt die Pariser Leseweit beschäftigt, ohngeachtet beide eben nicht ausgezeichneten Werth haben:

Voyage de Mr. Candide le fils, au pays d'Eldorado, vers la fin du 18me siècle. Pour servir de suite aux Aventures de Mr. son père. 2 Vs.

Der Verfasser fängt seinen Roman an, wo Voltaire den seinigen endigte, in Candidens Garten bei Constantinopel, ahre eine ziemliche Reihe von Jahren später. Indeß der Manichäer Martin nicht aufhörte zu beweisen, daß alles in der Welt aufs Schlechteste, Panglos, daß alles aufs Beste ginge; indeß Candide seine Zeit damit verschwendete, bald den einen, bald den andern anzuhören, Cunegunde Pasteichen backte, die Alte Wäsche ausesserte, Paquette stickte, Cacambo Gemüse auf den Markt trug, der Bruder Giroflée Tische und Bänke zimmerte, war Candidens Sohn von Kunegunden, erwachsen. Die Sultanin Favorite sieht den Jüngling, findet ihn schön, und wirft sich ihrem Gemahl mit der Bitte zu Füßen, ihn zum Oberhaupt ihrer Verschnittenen zu machen. Um ihn vor dieser Standeserhöhung zu sichern, schickt sein Vater ihn mit Cacambo, Panglos und Martin auf Reisen: und wohin könnte er sonst gehen, als nach — Eldorado, das heißt, Frankreich? Er besteht eine Menge komischer Abentheuer in Italien und Deutschland und langt endlich in Rispa (Paris) der Hauptstadt Eldorado's an, als grade die Greuel der Revolution die ärgste Höhe erlangt haben. Indeß Panglos auch aus diesen beweist, Alles sey gut, und Martin, Alles sey böse, lernt der junge Candide ein Mädchen kennen, in das er sich verliebt, das er, nach einer Reihe neuer Abentheuer, entführt, und glücklich in den Garten seines Vaters bei Constantinopel, bringt. — Hier wird die Familie eines Tages, in ihren Klagen über das traurige Schicksal Eldorado's, durch einen Brief unterbrochen, der ihr die Nachricht giebt, daß Ein Mann dem Lande sein Glück wiedergegeben habe, — ein etwas matter Schluß.

Ein französischer Kunstrichter sagt: „Man werde das Werk mit Vergnügen lesen, aber es mit Strenge richten. Es sey die Arbeit eines geistvollen Mannes, der aber unfähig sey, einen Plan zu machen.“ — Einen Plan hat Voltairens Candide eigentlich auch nicht: seine Einheit liegt darin, daß immer dieselbe philosophische Idee, als das Resultat der mannigfaltigsten Abentheuer, wiederkehrt; sein Reiz, daß Voltaire originelle philosophische Ansichten mit originellem, unerschöpflichem Witze auftellte. Um ihn zu erreichen, muß man ihm nicht nachahmen, sondern — nur eben so viel hellen Verstand und Witz besitzen, als er: und der Glückliche, bei dem das der Fall wäre, würde gewiß nicht auf den Gedanken kommen, an Voltairens geschlossenes Werk eine Fortsetzung anzuflicken, und seine Persiflage vergessener philosophischer Grübeleien, zu einer historischen Sittenschilderung aufzuwärmen.

Heyder, Azeima, Typpo Zaeb, histoire orientale, traduite de la langue malabare par Ant. Fantin des Odoads. 3 Vs.

Nach der Versicherung des Verfassers ist ein Theil des Werkes von Tippo Saib selbst geschrieben, und das Uebrige aus Hyder Alips eigenen Nachrichten gezogen: doch das ist nur eine verbrauchte Maske. Das Werk ist ein Roman voll Abentheuern, in die der Verfasser einige historische Züge eingemischt hat, um wenigstens während des Lesens ihnen den Anstrich von Wahrscheinlichkeit zu geben: es gehört also ziemlich in Eine Klasse mit unsern Rinaldo Rinaldini's, u. s. w. aber es hat den großen Vorzug vor ihnen, daß der Verfasser nicht auf Kosten des moralischen Gefühls unterhalten will. Die Glorie seiner Helden geht nicht aus der Keckheit hervor, mit der sie Bubenstücke begehn, sondern er giebt sich vielmehr Mühe, sie achtungswerth darzustellen. Sein Stil ist oft gesucht und unrein.

Mancherlei.

Der Arzt auf dem Balle.

Eine Nesel.

Ermüdet vom Tanzen warf sich ein junger Mann auf einem Balle in einen leerstehenden Sessel. Zufällig hatte den nächsten ein ehrbarer Greis, ein eifriger Lobredner der Vorzeit, eingenommen. Bald entspann sich ein Gespräch zwischen ihnen. — „Es ist doch unausstehlich, sagte der Greis, zu welcher Schaamlosigkeit die gegenwärtige leichte Mode unsre jungen Mädchen und Weiber verführt. Sehn sie einmal die durchsichtigen Gewänder: fast bleibt kein Geheimniß mehr für den glücklichen Bräutigam oder Gatten zu entschleiern übrig. Sollten die jungen Weiberchen von der Frechheit allen alles zu verrathen, wohl sehr weit hin zu dem Laster haben, vielen alles zu überlassen?“ — Sie sehen zu finster! erwiederte der Jüngling. Nur das Verbotene beleidigt die Sitten, und nur das Verwirfenswerthe ein Gesetz überschritten zu haben, macht die Weiber leichtfertig. Das allgemein Gebräuchliche machen sie mit, ohne etwas Uebles dabei zu denken, folglich ohne Nachtheil ihrer Tugend. In der Türkei handelt ein Frauenzimmer schon unzüchtig und schaamlos, wenn sie nur ihr Gesicht sehen läßt; in Sparta tanzten die unschuldigen Mädchen auf freiem Markt in zerschlitzten Gewändern, die vorsätzlich darnach eingerichtet waren, alle ihre Reize zu verrathen, und doch waren die Sitten nirgend züchtiger, als in dem alten Lazedämon. Aber wie kommen wir hier zu diesem ernsthaften Gespräch? Sehen Sie den Saal hinunter! Giebt es einen entzückendern Anblick als dieses Gewimmel von Grazien gestalten, mit zwar verschlungenen aber verrätherischen Umrissen! Denken Sie Sich dagegen alle diese reizenden Göttinnen der Freude in lange, dichte Stoffkleider mit handdicken Falten vergraben, — denken Sie Sich einen Ballsaal aus Ihrer Jugend mit Gestalten gefüllt, in denen ein Wust von überhängten Gewändern, kaum noch eine menschliche, geschweige eine schöne Bildung vermuthen ließ, und gestehen Sie offen, ob er nicht ein Grabgewölbe voll vermummter Gespenster wär, wenn wir ihn mit dem vergleichen, der vor unsern Blicken so bezaubernd glänzt.

Was mich betrift, sagte ein Arzt, der sich zu ihnen gefunden hatte, sehr ernsthaft, mir scheint die verrätherische Tracht der Weiber so heilsam und nöthig für das allgemeine Wohl, daß sie von Seiten der Policei anbefohlen werden sollte, wenn sie nicht ehnehin schon herrschte. Wer jetzt mit einer kranken oder doch zur Krankheit prädisponirten Braut betrogen wird, hat sich es selbst zuzuschreiben. Mit ein wenig Physiologie und Anatomie, kann man auf so einem Balle eine förmliche Gesundheitsrevüe anstellen. Zum Beispiel — (eben ging ein schlankes, reizendes Mädchen vorüber,) der Hals und die Schultern dieses jungen Frauenzimmers verrathen alle mögliche Anlagen zur Hektik; es müßte mit einem Wunder zugehn, wenn sie sie nicht im ersten Wochenbette bekäme: — also: gare le coeur! oder vielmehr la main! — Die Art wie jene schmachtende Blondine den Kopf trägt, und — — deutet auf chronische Krankheiten, der verdrießlichsten Art. — Auf diese Weise fuhr er fort zu deuteln, und hatte schon sechsmal aus verschiedenen Ursachen sein „gare la main!“ wiederholt, als ein siebentes Mädchen mit blitzenden, braunen Augen und vollen Wangen lächelnd und mit dem Finger drohend auf ihn zukam. „Diese aber, fuhr er fort, ist kerngesund; um diese siebente würde ich jeden meiner Freunde dringend anrathen zu werben, — wäre sie nicht meine eigne Braut!“ — Er sprang auf und bewies seine Angabe durch einen innigen Kuß.

D.

Lächerlicher Beweis.

Vor ein Paar Jahren erschien bei einem Berliner Buchdrucker die Beschreibung eines gräßlichen Ungeheuers, das in Egypten, glaube ich, sollte gefunden seyn. Sie war nur ein sogenannter Gassenläufer, derzleichen sich der Pöbel an den Straßenecken vorzulesen pflegt: aber sie machte ein glänzendes Glück und mußte oft nach einander aufgelegt werden.

Dies ſcheint den Verleger auf den Gedanken eines Verſuchs gebracht zu haben, ob nicht ein Ungeheuer ſelbſt eben ſo viel eintragen möchte, als die Beſchreibung eines ſolchen, und ſo — ließ er ſich eins fabriciren, das unter dem Titel:

„Wider die Juden. Ein Wort der Warnung an alle unſre chriſtlichen Mitbürger"

ſchon umgeht, und wirklich an lächerlicher Gräßlichkeit *) alles überſteigt, was eine kranke Phantaſie Unſinniges auszubrüten vermag. Ernſthaft darüber zu ſprechen, wäre eine Donquixoterie. Eine Abgeſchmacktheit, die zu drollig iſt, um überſehen zu werden, erlaube man mir, anzuführen. S. 22 wird erzählt:

„Ein Jude hatte in Wetzlar und Frankfurt am „Mayn durch die ſchändlichſten Spitzbübereien einen „ſehr gut eingerichteten Handel mit den Beſcheiden „und Sentenzen des Reichskammergerichtes etablirt. — „— — — Endlich wurde ſein ſchändliches Gewerbe „entdeckt, und am 10. Juni 1774 ein Urtel wider „ihn publicirt: worin er wegen ſeiner abſcheulichen „Juſtizmäkeleien und getriebenen Juſtizhan„dels auf ewig vom Wohnſitze des Reichskammer„gerichts vertrieben, in 232,145 Gulden Geldbuſſe „und in ſechsjährige Feſtungsſtrafe kondemnirt iſt. „Wegen dieſen allen jüdiſchen Unterhändlern, Winkel„Advokaten, Commiſſionärs und unbefugten Schrift„ſtellern desgleichen geſchehen."

Die Geſchichte ſoll ein Beweis von der Verworfenheit der Juden ſeyn, aber war der Jude etwa Mitglied des Reichskammergerichtes? Natürlich nicht, er mußte alſo ſeine Urtheile von chriſtlichen Beamten erkaufen, und — gegen den einzelnen jüdiſchen Schurken müßte man folglich wenigſtens ein halben Dutzend noch ärgerer chriſtlicher rechnen. —

Poetiſche Merkwürdigkeit.

An die Dichter Deutſchlands.

Dichter meines Vaterlandes
Menſchenalter ſind verfloſſen,
Seit der letzte Klang der Saiten
Sich verloren in Thuiskons
Hainen, wo der Felſenhöhn, der
Dumpfe Wiederhall ſchon lange
Hoffnungslos auf Harfentöne
Harret, die des Barden Liedes
Neuen Sinnen, voll Ernſt und Einfalt
Einſt begleiten u. ſ. w.

*) Seite 11 ganz unten ſteht mit dürren Worten: „Es iſt überhaupt gefährlich, einen jüdiſchen Arzt zu gebrauchen." Der Verfaſſer hat überſehen, daß es nur von dem Willen der jüdiſchen Aerzte abhängt, ihm darüber einen ſehr bedenklichen Prozeß zu machen, der — weit führen kann.

„Und das ſollte eine Merkwürdigkeit ſeyn?" — Gemeine, unpoetiſche Natur, die Du ſo fragen magſt! Sicher ſtamme deine Bildung noch aus jener rohen Zeit her, da man ſogar Wieland für einen Dichter hielt; da man glaubte: der Haupttheſtandtheil eines Gedichtes ſey der poetiſche Sinn; der metriſche Wohlklang ſei nur ein Mittel den Vortrag deſſelben reizender zu machen, und der Reim wiederum nur eine untergeordnete Verzierung, um jenen Wohlklang zu erhöhen! Hat denn kein Gerücht von den Wundern Drin Ohr erreicht, die in den letzten Jahren geſchahn? Wie daß ſich ſehr große Seher erhoben, und dargethan haben: beim Schwanz müſſe man den Aal der Poeſie haſchen, denn wer dieſen habe, halte den ganzen Fiſch. In der Form liege das Höchſte der Dichtkunſt; und das Erhabenſte das dieſe je hervorgebracht, ſeien die Reimverſchränkungen des Sonetts, die Kunſt der Aſſonanzen ausgenommen, die noch erhabner iſt. — Philiſter! Siehe die vorſtehenden Verſe noch einmal an. — Gemeiner! Du wirſt bemerken, daß in je zwei Zeilen drei Worte mit demſelben Buchſtaben anfangen! — Barnier! Das heißt eine Alliteration. — Plattes! Dieſe iſt noch unendlicher zarter, ſchöner, erhabner als das Aſſonanzengewebe, denn man muß durchaus eine göttliche, in die Geheimniſſe des heiligen Centrums der Poeſie eingeweihte Natur ſeyn, um nur überhaupt ihr Daſeyn zu ahnen. — Verächtlicher! Jene Verſe, (Sie ſtehen in Bürgen, von L. Fremmen 1790.) enthalten daher in Einem göttlichen Muſter den Keim einer neuen, großen Schule der Dichtkunſt, die bald die Italieniſche und Spaniſche bei uns verdunkeln wird, nehmlich — einer Lappländiſchen. Dieſen höchſten Schwung der poetiſchen Poeſie, die Alliteration, zu erſtiegen, konnte natürlich nur dem uralten Polarvolke aufbehalten ſeyn, das in Europa am freigebigſten von der Natur mit dem Haupttheſtandtheil der poetiſchen Poeſie, mit Finſterniß ausgeſtattet ward, drei Monate Nacht hat. S.

Anekdote.

Ein junger Deutſchfranzos, — man weiß, daß dieſes Wölkchen nimmer ausſtirbt, — war kurz nach ſeiner Heimkehr aus Paris in einer Geſellſchaft von Männern, in der es ihm wohl am anſtändigſten geweſen wäre, zu ſchweigen, aber er konnte nicht aufhören von den Wundern die er geſehen, und dem erhabnen Genie der franzöſiſchen Nation, das ſich ſelbſt in dem gemeinſten Tagelöhner zeige, zu erzählen. Aber ſagen Sie mir doch, fragte ihn endlich der Herr von D. ein ehrwürdiger Greis, ſehr ernſthaft, iſt es denn wirklich wahr, was man mir erzählt hat, daß in Frankreich ſelbſt die Bauerkinder Franzöſiſch ſprechen? — Den feinen Sinn dieſer Perſiflage verſtand der verlaute Schwätzer zwar nicht, aber das Gelächter der Geſellſchaft machte ihn wenigſtens für eine halbe Stunde ſtumm.

Ernſt und Scherz.

Funfzehntes Blatt.

Am 20. Auguſt 1803.

Schöne Literatur.

Die Braut von Meſſina, oder die feindlichen Brüder, ein Trauerſpiel mit Ehören, von Schiller.*

Die glänzende Sonderbarkeit des großen Dichters iſt denn nun auch, durch den Druck, dem leſenden Publikum übergeben. Man wird ſie bewundern, ſich in ihren Schönheiten berauſchen, und ſich von dieſen beſtechen laſſen, wenigſtens ſo lange man lieſt, für recht und richtig zu halten, was nur reizend iſt. Aufrichtig geſteht der Verf. dieſer Anzeige: er ſelbſt wurde von den lyriſchen Vorzügen dieſer Dichtung, im Leſen ſo ſehr ergriffen, daß er die Kritik vergaß und nur genoß. Aber nach dem Genuſſe, bei ruhigerm Nachdenken, findet er nicht, daß er irgend etwas von dem, was er im dritten Blatt über dieſes Werk geſagt hat, zurücknehmen habe. Er bewundert, was der Dichter geleiſtet hat, aber er iſt noch immer überzeugt: daß dies Geleiſtete nicht das iſt, was in dieſer Dichtungsart eigentlich geleiſtet werden ſollte; daß Schiller zwei ganz verſchiedene Dichtungsarten, die lyriſche und die dramatiſche, mit einander verwirre; daß er die vollendetere Form des Drama, die moderne, einer reheren, der altgriechiſchen, mit Unrecht aufopfere, und ſeine Ehöre der bündigſte Beweis ſind, es könne auch ſehr erhabene und ſchöne Unſchicklichkeiten — um nicht Lächerlichkeiten zu ſagen, — geben.

Wie der große Dichter zu dieſen ſonderbaren Verirrungen komme, erhellt aus einer beigefügten Vorrede, in welcher er ſie zu rechtfertigen ſucht. Man ſieht nehmlich aus dieſer, daß er, anſtatt die Regeln jeder Dichtungsart aus dem Zwecke derſelben herzuleiten, ſie durch Spekulation über die Natur der Poeſie überhaupt, feſtzuſtellen ſucht. Alles, was er über dieſe durch ſeine Schlüſſe herausgebracht hat, kann richtig ſeyn, und dieſe Dichtung, — in welcher die Perſonen ſtatt der Reden Lieder wechſeln, und durch die Einmiſchung zweier Perſonengruppen, (der Ehöre,) die faſt immer gegenwärtig ſind, ohne eigentlich etwas anders zu thun, als müßige Betrachtungen zu wechſeln, alle Wahrſcheinlichkeit zerſtört wird, — dieſe Dichtung, ſage ich, iſt doch kein Drama.

Hätte er, ſtatt zu unterſuchen, „ob die Kunſt ideell oder reell, oder beides zugleich iſt,“ — nur die unendlich einfachern Fragen unterſucht: warum man verſchiedene Dichtungsformen erfunden habe, da doch das Weſen der Poeſie immer eins und daſſelbe iſt? — und — „Was man eigentlich durch die dramatiſche Form beabſichtige?“ — wage ich zu behaupten, er würde auf die mannigfaltigen Abwege gar nicht gerathen ſeyn, auf die er das Publikum

durch die Zaubermacht ſeines Genies nach ſich zieht. So bald man zugeſteht, was ſich gar nicht läugnen läßt, daß man verſchiedene Formen erfand, weil man verſchiedene Zwecke hatte, — und daß der Zweck der dramatiſchen Form ſey, — nicht, wie durch die lyriſche geſchieht, bloß Gefühle ſinnlich ſchön auszudrücken; nicht, wie bei den epiſchen, Begebenheiten ſinnlich-ſchön zu erzählen, ſondern — eine Begebenheit durch Handlung den Zuſchauern zu vergegenwärtigen, ſo folgt auch daraus, daß alles aus dem Drama verbannt ſeyn müſſe, was der Wahrſcheinlichkeit, ohne welche keine Vergegenwärtigung Statt finden, wenigſtens nicht Genuß gewähren kann, Eintrag thut. Aber das Wechſeln der Lieder ſtatt der Reden, und die Einführung der Chöre, zerſtört für uns alle Wahrſcheinlichkeit: alſo u. ſ. w.

Daß wir beides bei den Griechen finden, iſt kein hinreichender Grund, es auch uns aufzudringen. Ich will mich nicht noch einmal darauf berufen, daß die Vermiſchung der dramatiſchen und lyriſchen Form bei den Griechen, eigentlich nur beweiſe, die erſtere habe bei ihnen nicht Genüge gethan, zu der Reife zu gelangen, der ſie ſichtlich entgegen ging: aber ich glaube behaupten zu dürfen, man müſſe jedem Zeitalter geben, was ſeiner Denkungsweiſe angemeſſen iſt. Die Poeſie iſt die köſtlichſte Blume des menſchlichen Geiſtes, aber ſie muß, um einem Volke wirklich anzugehören, den Charakter und den Grad ſeiner geiſtigen Bildung zur Wurzel haben. Die Griechiſchen, überhaupt die fremden Dichtungen mit Deutſchen, überhaupt die fremden Dichtungen mit Deutſchen Worten, ſind Blüthenſtengel, die man ohne Wurzeln in unſern Boden ſteckt, ſtatt ihm eine eigne Blumenfülle abzugewinnen: der ganze Prunk kann nur ſehr vorübergehend ſeyn.

Die Vorrede iſt ſehr ſchön, ſo ſchön geſchrieben, wie Schiller's Proſa immer war. — Auf die Erörterung ihrer einzelnen Behauptungen kann ich mich hier nicht einlaſſen, aber eine einzige wird ſchon hinreichen, zu beweiſen, daß Schiller's Räſonnement nicht viel mehr iſt, als ein — glänzender Wolkenpallaſt, den eben niemand für eine ſehr ſolide Wohnung halten wird.

Man hatte es von mehrern Seiten getadelt, daß in der Braut von Meſſina die Griechiſche Götterlehre, und die chriſtliche Religion mit einander vermiſcht würden. Schiller antwortet darauf, am Ende der Vorrede:

„Ich halte es für ein Recht der Poeſie, die verſchiedenen Religionen als ein kollektives Ganze für die Einbildungskraft zu behandeln, in welchem alles, was einen eignen Charakter trägt, eine eigne Empfindungsweiſe ausdrückt, ſeine Stelle findet. Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion ſelbſt, die Idee eines Göttlichen, und es muß dem Dichter erlaubt ſeyn, dieſes auszuſprechen, in welcher Form er jedesmal am bequemſten und treffendſten findet."

Wie? Seine philoſophiſche Anſicht der Religion, ſoll den Künſtler zu einem Verſtoß gegen den Geſchmack berechtigen? Das kommt mir grade ſo vor, — man verzeihe die etwas unedle Vergleichung um ihrer Wahrheit willen, — als hörte ich einen Koch demonſtriren:

„Ich weiß aus der Chemie, daß der Nahrungsſtoff in allen genießbaren Dingen eigentlich derſelbe iſt, und es muß daher freiſtehen, ſie durch einander zu ſerviren, wie es dem Koche jedesmal am bequemſten iſt." Gegen ſeinen chemiſchen Lehrſatz läßt ſich nichts einwenden, das müßte man zugeſtehn, auch wenn er Ananas und Steckfiſch, geronnene Milch und Salmigondi in Einer Schüſſel aufträge: — aber wäre das Gemiſch auch — genießbar und geſund?

Franzöſiſche Literatur.

Correspondance originale et inédite de J. J. Rousseau, avec etc. Tome second.

Auch der zweite Theil iſt endlich da, aber leider iſt die (im neunten Blatt) geäußerte Hoffnung, ihn wichtiger zu finden, als den erſten, fehlgeſchlagen: er iſt unwichtig und oben drein — langweilig. Das iſt kein Vorwurf, der Rouſſeau trifft: warum ließ man Dinge drucken, die nicht für das Publikum geſchrieben waren? —

Mdme de Franqueville wurde durch die Feſtigkeit, ſelbſt durch die Härte, die Rouſſeau annahm, um ſich von ihr loszumachen, nicht abgeſchreckt. Sie fuhr fort an ihn zu ſchreiben. Daß ſie das Unglück hatte, ihre einzige Schweſter zu verlieren, bewog ihn, ihr endlich zu antworten. Sie nahm ſogleich wieder ihren alten, zudringlich-freundſchaftlichen Ton an; drängte ſich in ſeine Wohnung, als er nach Paris kam, und ſie nicht beſuchte; ließ eine Schrift zu ſeiner Vertheidigung drucken, als er in England war, — und konnte durch alles dieſes doch nicht verhindern, daß Rouſſeau, ſo warm er auch dann und wann für einen Augenblick wurde, die Triebfeder ihres Benehmens, prahleriſche Eitelkeit, entdeckte, und ſie zum dritten und vierten Male aufforderte, ihn in Ruhe zu laſſen. Demungeachtet, und ob ſie gleich keine Antwort mehr erhielt, ſetzte ſie ihr Schreiben fort bis 1776. Rouſſeau's Benehmen

kann hart und rauh ſcheinen: aber — welche Maaßregel blieb ihm denn übrig, um ſich von einer läſtigen Zudringlichkeit zu befreien, die zu nichts führen konnte, und die ihm bei ſeiner Hypochondrie verdächtig ſcheinen mußte? Selbſt die jungen Leſerinnen dieſes Blattes werden ſich bald mit ihm verſöhnen, wenn ſie ſich einmal lebhaft denken, wie ſie ſich wohl gegen einen Liebhaber benehmen würden, der ihnen gleichgültig wäre, und dennoch nicht aufhören wollte, ſie mit ſeinen Bewerbungen zu verfolgen, um ſich vielleicht jedes freundlichern Blickes zu rühmen. Sie würden alles anwenden, ihn los zu werden. — Grade daſſelbe Verhältniß herrſchte zwiſchen dem berühmten Greiſe (daß er dieſes war, darf nicht überſehen werden;) und der jungen Frau, die ſo gern den Titel ſeiner Freundin zur Schau tragen wollte. Seine — **Sprödigkeit** war alſo ſehr verzeihlich.

In den Briefen an Du **Peiron**, findet man faſt nichts, als kurze Nachrichten von Geſchäften, von **Rouſſeau's** Aufenthalt, von kleinen unbedeutenden Vorgängen, noch unbedeutendere Anzeigen, Aufträge, — kurz, faſt lauter Dinge, die nicht werth ſind, von Einem Dritten geleſen, noch weniger aber dem Publikum vorgelegt zu werden. Die Klagen über ſein Schickſal, die der Freimüthige darin gefunden haben will, ſind nirgend vorhanden, obgleich **Rouſſeau** freilich empfindliche Vorgänge ſeinem Freunde in empfindlichem Tone mittheilt: aber er ſpricht über ſie immer nur kurz und abgebrochen. — Auch Du **Peiron** wurde dem bedauernswerthen Hypochondriſten endlich verdächtig, und er brach auch mit ihm.

Und was hat man nun bei dem Druck dieſer Briefe gewonnen? Durchaus nichts, als die Befriedigung einer faſt läppiſchen Neugier, durch die **Rouſſeau's** Andenken eben nicht verherrlicht wird. — Der Verf. dieſer Anzeige hat ſchon oftmals gegen die merkantiliſche Spekulation geeifert, die man mit den vertrauten Briefen berühmter Männer zu treiben pflegt: aber er kann ſich auch bei dieſer Gelegenheit nicht enthalten, noch einmal laut zu ſagen, daß ſie ihm niedrig und ſchmutzig ſcheint, ſo bald man ſie ſo weit treibt, ſelbſt das Nichtliterariſche, die perſönlichen Heimlichkeiten derſelben für ein Honorar — auszukatſchen. Was geht es denn das Publikum an, was ein ſolcher Mann ſeinen Freunden vertraute? Man unterſuche ob die Sachen, die er lehrte, wahr, ob die Kunſtwerke, die er ſchuf, ſchön ſind, übrigens aber wäre es faſt noch weniger verächtlich, wenn man ſeinen nackten Leichnam für Geld ſehen ließe, als daß man die augenblicklichen, vorübergehenden Schwächen ſeines Geiſtes der lauſchenden Menge verräth. — „Aber die Pſychologie" — Maske der Neugier! Keine anſtändige Familie wird den Körper ihres Vaters auf ein anatomiſches Theater verkaufen, aber die Lehrer, die Wohlthäter einer Nation — Pfui!

Mancherlei.

Der frohe Greis im Ball-Saale.

Nur nicht ſo ſtolz, Jünglinge, auf die Fülle eurer auftretenden Kraft! Nur nicht ſo mitleidig hingeſehn auf die matten Augen, das geſenkte Haupt, das dünne Scheitelhaar und den ſchleifenden Gang des Alters. Euch ſcheinen wir Greiſe faſt Weſen einer fremden Gattung, die gar nicht begreifen, gar nicht zu ahnen vermögen, was für Gefühle eurem Buſen heben, welche Genüſſe euch beglücken? Waren wir denn nicht einſt jung wie ihr? Hüpften, liebten, genoſſen wir nicht des Lebens wie ihr? Auch eure Schritte werden einſt langſamer und gemächlicher werden; auch um euch wird einſt die Mode eures Mittelalters zu einer bleibenden erſtarren, die euch ins Grab begleitet; auch ihr werdet einſt auf alles, was euch jetzt in wilde Regung ſetzt, mit philoſophiſchem Lächeln hinblicken, und das Beginnen eurer Enkel ſehr natürlich, aber — nicht ſehr weiſe finden.

Seht! Das Leben mit ſeinen Abentheuern, gleicht dem Engliſchen Tanze, den man da eben beginnt, wo immer am untern Ende der Colonne neue Paare ſich anſchließen, und am obern Ermüdete abtreten, auf die Lehnſeſſel ſinken und — anſehn, was ſie vor kurzem ſelber noch thaten. Die Touren ſind ewig dieſelben und die Muſik verändert ſich nie, fällt nicht einmal in ein anderes Tempo. Die Phantaſie dirigirt, die Liebe ſeufzt auf der zärtlichen Flöte, Ehrgeiz behandelt die männlichern Geigen und der Genuß ſtreicht den Baß. — Jetzt ſchlagen die Nebentänzer Hand in Hand, und hüpfen die Ronde der jugendlichen Freundſchaft, da thun die Tänzerinnen wie ſie; aber die Liebe gebeut: die geſaßten Hände löſen ſich. Jeder balancirt ſeiner Tänzerin entgegen, und ſie erwidert es ihm. — Plötzlich wenden ſich beide, hüpfen um die andern Paare herum, begegnen ſich immer von neuem, fliehen und finden ſich immer wieder, wie im Kampf der jungen Liebe, der erſten Sehnſucht, mit der furchtſamen Unerfahrenheit, mit dem ſchüchternen Mangel an Selbſtvertrauen. — Da begegnen ſie ſich wieder, umſchlingen ſich, walzen im Taumel des Genuſſes dahin und daher, um dann mit geſetztem Schritt zum Ende der Colonne hinauf zu promeniren, und — bald den Ruheſeſſel zu ſuchen.

— Was meinst du, Mütterchen, war unser Tanz durchs Leben nicht froh? Schön warst du, so schön als eine der Blüthengestalten, die jetzt dort im lockenden Wirbel sich dreht: doch war ich nicht auch so zärtlich und lebhaft und — Ihn, als jeder der glücklichen Jünglinge dort? — Doch, es ist wahr, sie hört ein wenig schwer, und der Magenhuſten verbeut ihr die Antwort. Nun, setze dich her zu mir, und schlummre, indeß die Jugend dort stürmt; näher, noch näher! Hier ist dein Küssen, und dein Fußschemel hier. — T.

Aehnlichkeit und Verschiedenheit.

Liddy, das liebliche Kind mit dem blonden Krauskopfchen, das so gerne hüpft, und necket und liebkost, immer eine neue Schalkheit ersann und immer mit so feierlicher Miene herbeischleicht, wenn die Mama den Zeigefinger hebt, — meine liebe artige Liddy hat einen Papagei, den König der Indostanischen Wälder an Klugheit und Sprache. Es versteht sich, daß er ihr Liebling ist, so wie sie der seinige. O, man muß sie mit einander tändeln sehn! Ein reizenderes, naiveres Schauspiel giebt es nicht. — Gestern Morgen trug sie ihn vor einen Spiegel. Papchen machte einen langen Hals, sträubte seinen Federbusch und flog auf den vermeinten Rival los, den er sah: doch da sie das Spiel zu oft wiederholte, bemerkte der Pape bald, daß er sein Bild sehe und bekümmerte sich nicht mehr darum. Auch Liddy, wird oft von der Mama vor einen Spiegel geführt, vor einen Spiegel, in dem sie ein boshaftes, trügerisches, murhwilliges Mädchen erblickt. Anfangs war sie sehr betroffen und gekränkt, denn sie glaubte, sie erblicke ihre eigene Gestalt, und sie mißet ihr sehr: doch da die Mama den Spiegel zu oft präsentirte, bemerkte sie, daß er ein Zerrglas sey, und daß es nicht ihr freundliches Gesichtchen, nur die üble Laune der Mama ist, was sie darin erschreckt: und nun bekümmert sie sich auch nicht mehr darum. — Das hab' ich an dem Papagei und seiner Liddy bemerkt. Ist jemand da, der die Bemerkung nützen kann? W.

Er hat Genie. — Er ist ein Genie.

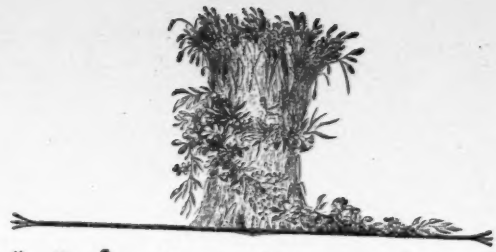
Die erste Versicherung thut man gewöhnlich mit einer achtungsvollen Miene; die zweite mit einer spöttischen. Warum das? Warum soll es lächerlich machen, etwas zu seyn, dessen Besitz einem zur Ehre gereichen würde? Oder richtiger: warum ist dasselbe Wort in der einen Phrase, ein Lob, in der andern ein Schimpf? — Noch auffallender ist es, daß die Leute, die man durch die letztere dem Lachen preis geben will, in der Regel, wirklich ausgezeichneten Geist zu besitzen pflegen, und sich nur durch ein sonderbares Benehmen, verschreien. Mir scheint es, als wenn der Unterschied, der zwischen diesen beiden Phrasen Statt findet, sehr viel feiner und sinnreicher ist, als die meisten, die sie brauchen, ahnen mögen. Dem Manne, der mit einer sehr hohen Energie der Phantasie, des Gefühls und des Verstandes, ausgezeichneten Talent für eine Kunst, oder eine Art der Thätigkeit zeiget, gestehen wir zu, daß er Genie besitze. Hat die Natur aber einem Menschen zwar die ersten Vorzüge verliehen, allein das Talent, seine Ideen außer sich auszuführen versagt, so — wird er sein eignes Kunstwerk, das heißt, er künstelt an sich selbst und seinem Betragen, will seine originellen Vorstellungen durch die Art seines Lebens ausführen, und — so wird er lächerlich. — Chamfort sagte einst von einem solchen Menschen, der sehr witzig war, aber selbst noch mehr belacht wurde als seine Einfälle: „Die Natur bereitete den Teig zu einem zweiten Voltaire, aber sie vergaß Eine Zuthat und es wurde ein Narr daraus.“

Vorschlag

zu einem Polizei-Gesetz wider elende Skribenten.

Die Zahl der schlechten Schriftsteller vermehrt sich täglich und die schärfste Strenge der Kritik ist so wenig im Stande sie von ihrer bald langweiligen, bald schmutzigen Geschäftigkeit zurück zu schrecken, als das Gelächter und die Verachtung mit denen das vernünftige Publikum sie empfange oder übersehe. Um die guten Sitten und den gesunden Menschenverstand vor ihren Angriffen zu sichern, wär' es in der That nicht übel, wenn sich die Polizei ins Mittel legte. Aber welche Maaßregel könnte sie nehmen? Etwa eine sehr strenge Zensur üben? Gegen das Unsittliche und Boshafte könnte die Zensur allerdings große Dienste leisten; aber gegen das Dumme muß sie nicht verfahren dürfen, denn man liefe Gefahr, daß mancher Zensor, wenn er im Lesen dergleichen wittere, im Buche suchte, was eigentlich in seinem Kopfe sitzt, und so etwas sehr Kluges bloß deshalb wegstriche, weil er es nicht verstand. Am besten wär' es wohl, wenn man das Gesetz gäbe: wer überwiesen würde, das Publikum mit einem elenden Buche heimgesucht zu haben, solle unter strenger Aufsicht gezwungen seyn, die ganze Auflage desselben, Exemplar nach Exemplar, selbst durchzulesen. Hat ein Verleger das Schreibwerk bei ihm bestellt, in der Hoffnung, durch die darafte Armseligkeit oder den Schmutz desselben, Geld zu verdienen, so müßte er gehalten seyn, der Vorlesung beizuwohnen. Ich wette, in einem halben Jahre wäre das Publikum von den Verfassern der Banditengeschichten, der Alarkos, u. s. w. und von allen zu gewinnsüchtigen Buchhändlern gerettet: sie hätten sich sämmtlich todtgegähnt.

R.



Ernst und Scherz.

Sechzehntes Blatt.

Am 24. August 1803.

Schöne Literatur.

Gedichte von Georg Christian Ludwig Lindenmeyer. Mit dem Motto von Schiller:

„Sieht länger weilen diese Lieder leben,
„Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut.

Ist Lindenmeyer der wahre Name des Verfassers, so hab' ich dem Publikum hier eine sehr angenehme Merkwürdigkeit mitzutheilen, eine Nachricht, nicht etwa von einem jungen hoffnungsvollen Dichter, sondern von einem schon reifen, den aber Bescheidenheit, wie es scheint, bis jetzt verborgen hielt. Seit einer Reihe von Jahren sang Hr. L. mit Geschmack und Talent, und wurde dabei so wenig von unruhiger Eitelkeit gespornt, daß er seine Gesänge nicht einmal bekannt machte. Wahrlich eine seltne Anspruchslosigkeit! Sie allein reicht schon hin, ein günstiges Vorurtheil für den Dichter zu erwecken, und man wird sich von demselben nicht getäuscht finden.

Freilich haben diese Gedichte nicht die Energie des Gehalts und die idealische Natur, die uns in Göthens Gedichten ergreift; freilich trägt in ihnen nicht, wie in den Schillerschen, die Phantasie, so oft sie sich aufschwingt, einen philosophischen Gedanken auf ihrem Adlerfittig empor; auch ertönt in ihnen weder Bürgers kecktes Stürmen durch die Saiten, noch flüstert in ihnen leises Zartgefühl dem Leser so liebliche Träume des Herzens zu, wie in Matthissons Liedern: aber sie sind voll reifen, hellen Sinnes, warmer Gefühle, geschäftiger, wenn gleich nicht schöpferischer Phantasie; so fließend und naiv, daß sie an Jacobi's liebliche Lieder erinnern und dabei größtentheils correkt. Man sieht: wahres, schönes Talent hat sie gesungen, und sorgfältige Kunst sie lang' und einsichtsvoll gefeilt.

Der Verfasser hat sie in vier Klassen getheilt, die er vermischte Gedichte, Episteln, Erzählungen und Sinngedichte, und Räthseln und Charaden überschrieb. Statt sie weitläuftig zu charakterisiren, will ich lieber einige Proben hersetzen. Der Leser urtheile dann selbst, ob die ganze Sammlung nicht würdig ist, sie näher kennen zu lernen. Thut er das, so bin ich gewiß, er gewinnt sie sicher auch lieb.

Die erste Abtheilung enthält sehr mannigfache Formen: Lieder, Elegien, Sonette, Bilder dergleichen bei den Griechen Epigramme hießen, u. s. w. Sehr artig und gelungen schien mir:

Die Aeolsharfe.

Wenn des Sommertages Schwüle
Jede Pflanze niederdrückt,
Wenn der Vögel Lieder schweigen,
Und kein Blättchen an den Zweigen
Keine Blume im Graße nickt:

Dann verstummt der Zauberharfe
Traurende Melodie;
Trauernd, wie der Flur Gesänge,
Schlummern ihre süßen Klänge,
Und kein Gott erwecket sie.

Aber kaum schlüpft auf ätherischen Flügeln
Säuselnd ein West aus dem Haine hervor,
Horch! da entgleiten
Zärtliche Töne den goldenen Saiten,
Höher und höher im jauchzenden Chor
Schwellen die göttlichen Laute empor!

So steht in des Lebens Schwüle
Stumm der Mensch und freudenlos,
Dem, auf ödem Pilgerpfade,
Nie ein holdes Wesen nahte
Das sich liebend an ihn schloß.
Fluren glühen, Aehren reifen;
Alles strahlt von Sonnenlicht: —
Einsam in der großen Scene,
Findet er allein die Töne
Zu der Freudenfeier nicht! —

Ha! Nur der Hauch der allmächtigen Liebe
Ists, was die Banden der Saiten zerreißt.
Strömende Fülle
Folget der langsam ermattenden Stille:
Hoch um die Hütten der Himmlischen kreißt,
Fern von der Erde, der selige Geist.

Der Episteln sind nur sieben, und sie sind alle zu lang, um hier eingerückt zu werden. Es mag also mit dem Zeugnisse genug seyn, daß sie in leichtem, gefälligen Tone, und großentheils auch mit Wohlklange geschrieben sind. Vorzüglich anziehend ist die letzte mit der Ueberschrift: An meine Schwester.

In der dritten Abtheilung sind, die Wahrheit zu sagen, die Erzählungen eben nicht bedeutend, aber mehrere der Sinngedichte artig, z. B. folgendes, bei dem man sich schwerlich enthalten wird, sogleich an gewisse literarische Unternehmungen zu denken, durch die man so gern Schatten über alles Ausgezeichnete verbreitet hätte.

Der Mann mit der Zauberlaterne.

Schöne kleine Männchen zu sehen,
Gar niedlich und bunt auf Glas gemalt:
Gebt acht! Itzt werden sie groß vorübergehen! —
Nur müßt ihr andern erst im Schatten stehen.
So lang das fremde Licht hier strahlt
Ist nichts von den kleinen Männchen zu sehen.

Auf einen elenden Prediger.

Ein guter Kopf — wenn er mit gleichem Ruhm
Auf Mahom's mohnbesä'ten Fluren blühte!
Von keinem zöge man das edle Opium
In solcher Meng' und Güte.

Bei der Ueberschrift der vierten Abtheilung wird vielleicht mancher Leser lächelnd den Kopf schütteln: „Welchen künstlerischen Werth können denn Räthsel und Charaden haben?“ — Aber der Verfasser hat einen Beweis gegeben, daß ein geist- und talentvoller Kopf selbst jede Spielerei zu adeln weiß. Seine Räthsel und Charaden sind zum Theil sehr artige, tändelnde Gedichte, wie z. B. folgendes Räthsel:

Gekleidet in der Unschuld Kleid,
Verträglich, still sind wir auf grüner Flur zerstreut.
Allein wo's Menschen giebt, fehlts da wohl je an Streit?
Man stört grausam unsern Frieden,
Umzieht, die Waffen in der Hand,
Von allen Seiten unser kleines Land,
Und zwingt uns, gegen uns zu wüten.
Hier tritt besiegt ein Theil der Kämpfer ab,
Dort sinkt beim bangen Klaggelaute
Der Bruder an des Bruders Seite
Vom Feind verfolgt, ins offne Grab;
Kaum daß ihm noch die Ehre bleibt
Daß man den Todesfall ins Sterbregister schreibt.
Doch ruhig! — Stützt uns nicht bei unsers Kummers Wehen
Der große Trost: „Wir werden auferstehen?“

Sinnreicher sind die — Billardkugeln wohl nie betrachtet und geschildert werden. Eben so artig ist folgende Charade:

Glücklicher! hat dir im sterblichen Leben
Eine Gefährtin der Himmel gegeben
Wie er sie seinen Geliebten bescheert:
Jauchze zum fröhlichen Tanze der Horen!
Thue, in Wonnen der Liebe verloren,
Was dich das erste Silbenpaar lehrt! —

Aber vergänglich sind irdische Freuden.
Ach, sie erscheinen — sie lächeln — sie scheiden!
Willst du ein Bild der Entschwundenen sehn?
Folge den letzten zwei Silben des Wortes,
Hin zu den Gängen des einsamen Ortes,
Den ist die Lüfte des Winters durchwehn! —

Dort nur, wo, fern von der Endlichkeit Gränzen
Ewige Lorbeern den Siegenden kränzen,
Wird dir der Becher der Lust nicht vergällt,
Stillt sich des Busens nie rastendes Sehnen! —
Frage den Liebling der holden Kamönen,
Ihn, dessen Namen das Ganze enthält!

Nämlich Kosegarten. — Ich habe beim Lesen dieser Gedichte oft geglaubt, einen schon seit der Mitte des verflossenen Jahrhunderts berühmten und bewunderten Dichter, dem die Muse und die Grazien bis in ein hohes Alter sehr freundlich geblieben sind, zu erkennen, aber ich wünsche, mich geirrt zu haben: denn ist Herr Lindenmeyer ein junger Mann, — so dürfen wir von ihm in der That nicht wenig erwarten.

Der Neuling und der Menschenfeind, im Thiergarten bei Berlin.

Aus dem kleinen Romane, „Bruder Anton.“

„Wir kamen durch eine Allee in der Stadt. Auf beiden Seiten ziehen sich hinter den Bäumen Reihen schöner Häuser hin. An dem einen Ende übersieht man drei durch den Fluß von einander getrennte weite Plätze, die von prächtigen Gebäuden eingeschlossen sind. An dem andern Ende steht eine große Säulen-Gruppe, die das Stadtthor bildet. Der Anblick ergriff mich. Ich stand unwillkührlich still, um mir seine Schönheit ganz aufzufassen. Herr Billing pfiff indeß leise einen Marsch, und nahm

mich endlich an dem Arm, um mich weiter zu führen.

Um uns her drängte ſich ein Gewühl von fröhlichen Menſchen. Junge Mädchen und Jünglinge; Greiſe, Kinder von jedem Alter, Frauen mit ihren Männern, gepuzte Herren in ſeidnen Kleidern, Handwerksgeſellen, Taglöhner: alle eilten dem ſchönen Thor zu, und in den Straßen neben der Allee raſſelte eine Menge glänzender Kutſchen in derſelben Richtung hin. Mir ſchien dieſes Drängen nach Einem Orte, dies allgemeine Streben nach Einem Zwecke ſo anziehend und feierlich: es entzückte mich und ich genoß dieſes Anblicks, als hätten ſich alle dieſe Leute nur um meinetwillen gepuzt und zuſammengedrängt. Ich freute mich innig über die Vorſtellung, daß alle dieſe unzählbaren Menſchen heute einige frohe, glückliche Stunden verleben würden. Ich theilte mein Gefühl Herrn Billing mit: er klagte über den Staub und die Sonnenhitze, und ſpottete über die Vorbeigehenden.

Wir kamen in den Thiergarten ſelbſt hinaus, und ſahen eine lange, ſchnurgrade Landſtraße ſich durch einen ſchönen Wald ziehn: eine Menge von Wagen fuhren auf ihr hin, und an beiden Seiten wimmelten Fußgänger fort. Indeß ich ſtand, und ſtaunte, und mich freute, fragte mich Herr Billing, ob ich zuerſt die vornehmere oder geringere Frechheit und Plattheit in Parade ſehen wollte? „Führen Sie mich überall hin, wo Sie wollen, ſagte ich, nur laſſen Sie mich ungeſtört der frohen Stimmung der Menſchen, und meiner eigenen, genießen.“ Er ſah mich mit einer höhniſchen Miene an.

Wir durchſtreiften den Thiergarten in allen Richtungen; wir ſahen auf allen Wegen und Fußſteigen Menſchen mit Sonntags-Kleidern und Sonntags-Mienen luſtwandeln; — Gaſthäuſer, vor denen Hunderte ſich an Tiſchen gelagert hätten, und ihren Thee, oder Caffee, oder Bier zu ſich nahmen, einer lauten Muſik zuhörten, oder ſich froh unterhielten. Wir fanden Familien, die vor ihren Häuſern, oder im Walde auf dem Raſen gelagert, fröhlich mit einander ſchwatzten. Jezt waren wir im Gedränge reizender und fröhlicher Mädchen; wenige Minuten nachher im Dickigt, wo wir nur Mücken im Sonnenſchein tanzen, das Lichtkäzchen ſtill an einem Stamm hinaufklimmen ſahn. Jezt hörten wir Tänze ſpielen und die ſummende Unterhaltung einer Welt von Menſchen, jezt nur einen einſamen Finken auf der höchſten Spize einer Eiche ſein ſchmetterndes Lied anſtimmen. Sollten Sie mich auch, wie Herr Billing that, einen phantaſtiſchen Ueberſpannten, einen Schwärmer nennen: doch geſteh' ich Ihnen, das alles zuſammen genommen, ſezte mich in eine hohe, feierliche Rührung. Ich ſah ein Gewimmel lebendiger Weſen, Freude ſuchen, finden, in Freiheit genießen, ſo weit jedem ſeine Fähigkeit erlaubte. Ich dachte an mein einſames Kloſter zurück, an alle die ängſtlichen, kummervollen Stunden, die ich dort verlebt hatte, und faltete die Hände und blickte dankbar gen Himmel.

Herr Billing bemerkte meine Stimmung und ſchüttelte unzufrieden den Kopf: es beleidigte mich.

„Nun,“ ſagte er, indem wir uns auf eine Rasenbank niederließen, „das iſt alſo das Paradies der Berliner! Ein Wald von krüppelhaften, kärmlichen Baumgeſtalten, einem Boden, der halb Sumpf, halb Sandmoor iſt, mühſam abgezwungen; einige eingezäunte Sandflecke, auf denen ſich große Haufen Menſchen zuſammenpferchen, um ein Viertelduzend elender Geiger, ſchlecht-componirte Tänze abſchnarren zu hören. Und wenn man erſt einen Blick in das Innere dieſer Menſchen thun könnte: wie abſcheulich würden ſie erſcheinen! Da ſind junge Weiber, die ihren Gatten den ganzen Tag gleichbo'ſt haben, um ihn zu einem Spaziergange zu bereden, auf dem ſie mit ihren Liebhabern zuſammentreffen wollen; ehrſame Hausväter, die mit Weib und Kindern hinauswandeln, um alles zu verſchlemmen, was ſie in der Woche verdienten, und wovon ſie den leztern eine gute Erziehung geben ſollten; lüſterne Mädchen, die alle ihre Umreiſe zur Schau tragen, um einen Gatten zu erbuhlen, den ſie betrügen können; junge Burſche, welche heute die Tochter eines rechtſchaffenen Vaters zu verführen hoffen; Luſtdirnen, die in geſtickerem Puze und mit lockenden Mienen umherziehn, um jemand zu finden, der unbeſonnen genug iſt, ein thieriſches Vergnügen zu genießen, das ihn morgen in die Hände des Wundarztes liefert; alte Weiber, welchen nach einem laſterhaften Leben, die Zeit die Matronenrolle aufgedrängt hat, und die nun Stoff zum Läſtern ſuchen, wo ſie ihn ſonſt zu geben pflegten; Kupplerinnen, die gar ehrbar ihren Kaffee nippen und indeß nach jungen noch unverführten Weibern und noch unſchuldigen Mädchen ſpähen, die ſie irgend einem wollen Lüſtling nächſtens durch ſchlaue Ränke in die Hände liefern werden. Dieſe allgemeine Freude, iſt nichts als eine allgemeine Jagd, welche die verſchiedenen Menſchenklaſſen auf einander machen. Die beſten in dem ganzen Haufen ſind noch die Freſſer und Trunkenbolde: die meinen es mit niemand übel, als mit ſich ſelbſt.“ —

Herr Billing, rief ich erbittert aus und ſprang auf: Was Sie da ſagen, iſt vielleicht wahr; wenigſtens bin ich nicht im Stande, Sie zu widerlegen;

aber, nehmen Sie mirs nicht übel, ich danke dem Himmel, daß ich diese Wahrheiten nicht ahnete. Ich hoffe, daß sie mir auch nie wieder einfallen werden, wenn ich wieder einmal die ganze Welt fröhlich sehe, und es auch bin. Was kümmert es mich, was die Menschen suchen und was sie erfreut: genug sie finden es und sind froh. — Glaubte ich von Ihnen nicht das Gegentheil zu wissen, ich würde Sie für sehr verderbt und boshaft halten: aber glücklich sind Sie mit Ihrer Einsicht gewiß nicht. Lassen Sie mich es seyn, so lang' es mir möglich ist. —

„Junger Mensch:" sagte Herr Billing mit einem sehr ernsthaften und glühendem Gesichte; — aber gleich nachher, indem er meine Hand schüttelte: „Brav, recht brav! Sie haben noch mehr Energie, als ich Ihnen zugetraut hatte." —

Ich glaube nicht, daß die Freundlichkeit, mit welcher er diese Worte vorbrachte, aufrichtig war. — Er fängt an, mir unerträglich zu werden. Ich bin ja auch ein Mensch: wenn er die andern haßt und verachtet, wie kann er mich Unbedeutenden, der ich noch nichts, gar nichts bin, lieben und schätzen? Er ist ja auch ein Mensch: — was von den andern wahr ist, sollte es nicht auch von ihm gelten? — O, wüßte ich nur meine Musarien zu finden! —"

Mancherlei.

Engel hatte mit einem Freunde über eine philosophische Idee gesprochen, die er in einer kleinen Schrift ausführen wollte. Sie war schön und der Freund drang, so oft er ihn sah, in ihn, es wirklich zu thun. Nach einiger Zeit sagte Engel, er hoffe bald fertig zu seyn. O, theilen Sie mir, sagte sein Freund, wenigstens so viel mit als Sie schon aufgesetzt haben. — Aufgesetzt? Noch ist kein Wort geschrieben. — Aber Sie sagten ja, daß Sie bald fertig sind. — Bald werd ich es seyn; aber ehe ich es bin, setze ich keine Feder an. — Er pflegte nehmlich, wie schon in einem vorigen Blatte bemerkt wurde, seine kürzern Schriften, im Kopf bis auf die einzelnen Wendungen und Worte auszuarbeiten: das ganze Werk stand also lange vorher vollendet vor seinem Geiste da, ehe er es machte, und so war das Niederschreiben die erste Feile. Er arbeitete seine philosophischen Raisonnements, wie Delille seine Gedichte, auch sind sie eben so treffliche Werke der Beredsamkeit, als des Scharfsinns.

Ein Fremder besuchte einst einen der berühmtesten und geheimsten Geschichtschreiber des Nordens. Er fand ihn in einem Zimmer, dessen Wände überall mit vollen Bücherschränken tapezirt waren. Vor diesen Schränken ging ein langer Tisch um das ganze Zimmer, und dieser war mit einer Menge aufgeschlagner Chroniken bedeckt. Nach einem kurzen Gespräch, kam man auf die Arbeiten des berühmten Mannes. „Jetzt eben, sagte er, bin ich mit einem Kämpfer-Romane beschäftigt. Er macht mir viel Mühe. Sehen Sie nur die aufgeschlagenen Sachen da an. Aus allen diesen muß ich die einzelnen Züge zusammen suchen, und noch hab' ich nicht auffinden können, wie die Geschichte endigen soll." Der wackre Mann schrieb seine Dichtungen zusammen, wie ein andrer allenfalls eine statistische Berechnung, aus einzelnen Notizen: man muß aber leider gestehn, daß sie auch nicht viel interessanter sind.

Als Wieland seinen Oberon schrieb, nein, sang, kam eines Morgens sein Sekretär ins Zimmer und fand ihn grade schreibend. Er meldet ihm eine sehr wichtige Nachricht: Wieland hört nicht. Er wiederholt sie zweimal, aber mit eben so wenig Erfolg. Endlich legt er ihm die Hand auf den Arm. Wieland wendet sich um und sieht ihn mit einem so von Begeisterung gleichsam verklärten Gesichte an, daß jener seine Botschaft fast vergißt. Endlich trägt er sie vor: der Dichter nickt ihm mit dem Kopfe ein freundliches Ja! das schlechterdings nicht paßt, und fährt fort zu schreiben. Als man ihm bei Tische die Nachricht wiederholt, ist sie ihm noch die überraschendste Neuigkeit: er hat kein Wort vernommen. Welcher Leser des Oberon hat sich aber nicht auch vom feurigen Hauch jener Begeisterung angewehet gefühlt, die die Sinne des Dichters berauschte?

Von einem nur zu berufenen poetisch-poetischen Fermenhämmerer erzählte ein Bekannter, er habe ihn oft mitten in einem Verse die Feder wegelegen, eine halbe Stunde mit seiner Aufwärterin zanken und dann den Vers endigen sehn. Als er sein erträglichstes Machwerk, eine antike Romanze fabricirte, soll er oft aufgesprungen seyn und ausgerufen haben: „Aber nun weiß ich auch, hohl mich der —, nichts mehr!" Doch dann wurden wieder andre alte und neue Dichter nachgeschlagen, wieder einzelne glückliche Züge aufgeschrieben: — und kurz, in zehn Wochen war, sagt der Bekannte, das Ding gezimmert.

„Aber was will man damit? Es versetzt sich, daß die Lerche ihr Morgenlied mit einer andern Art von Anstrengung singt, als der Hahn das seinige kräht; und die Nachtigall anders beim Flöten verfährt, als die Fliege im Summen." Wohl wahr! Doch sind Beobachtungen der Art zur Kenntniß eines Schriftstellers wenigstens eben so wichtig als das, was sich aus einer Sammlung seiner Geschäftsbriefe erlauschen läßt, — und man wird sich erinnern ꝛc.

Ernſt und Scherz.

Siebzehntes Blatt.

Am 27. Auguſt 1803.

Schöne Literatur.

Schriften von G. A. v. Halem. Erſter Band. Proſaiſche Aufſätze.

Unter den Deutſchen Dichtern und Proſaiſten genießt Herr v. Halem eines nebenswerthen Vorzugs, nämlich deſſen, zu den liebenswürdigſten zu gehören. Vergleicht man ihn mit Klopſtock, Wieland, Herder, Göthe, Engel und einigen andern, ſo fühlt man freilich wohl, daß es Größere giebt: aber alles, was er ſchreibt und dichtet, zeichnet etwas aus, das Herder irgendwo ſehr treffend Gemüth nennt, das heißt, die Verbindung regen, reinen Gefühles mit aufgeklärtem Geiſt; die Fähigkeit bei allem, was er behandelt, die Seite aufzufinden und ins Licht zu ſetzen, die es dem Herzen wichtig macht, — und das iſt eine ſehr einnehmende und ſehr wichtige Gabe. Erſt durch ſie bekommt die Ausbeute des Nachdenkens und des Studiums, das Gepräge, durch das ſie Eindruck zu machen, Nutzen zu ſtiften vermag.

Auch dieſe Sammlung zeichnet ſich durch jene Eigenſchaft aus. Schwerlich werden nur etwas dafür Empfängliche, die meiſten Aufſätze dieſes Bandes leſen können, ohne ſich ſanft bewegt zu fühlen, und den Verfaſſer ſehr lieb zu gewinnen. Kann etwas den Genuß dabei ſtören, ſo iſt es, daß der Stil des Verfaſſers zuweilen ein wenig geſucht und geziert ſcheint. Wenn er z. B. S. 9. ſagt: „Und war der Kampf geendigt, ſo ſtanden oft halb enthüllet die Damen und wunderten ſich über einander“ u. ſ. w. oder S. 33. „Neidiſch ſtahl ſich nur des Mondes Licht hinein zu dem Mädchen und trank ihre Reize.“ — ſo kann man ſich nicht enthalten, bei dem erſten Beiſpiele zu fragen: Warum weicht der Verf. von der gewöhnlichen Conſtruktion ab? — in dem zweiten: Weshalb nennt er das Mondliche neidiſch, und wie kann es Reize trinken? — und man findet keine genügende Antwort. Doch das iſt eine Kleinigkeit.

Dieſer Band iſt in zwei Bücher getheilt. Das erſte Buch enthält, außer einem kleinen intereſſanten Aufſatz „über den Ritterzeiſt“ acht theils Franzöſiſche, theils Engliſche Geſchichten aus dem Mittelalter, die größtentheils aus den Fabliaux entlehnt ſind, ferner drei Spaniſche und ſieben Deutſche, — das zweite aber, vermiſchte Erzählungen. Der Stoff aller dieſer Aufſätze iſt entlehnt, aber der Verfaſſer hat ihn ſich durch eine glückliche Behandlung angeeignet, bei der, außer der gerügten Eigenheit des Stils, faſt nichts zu wünſchen übrig bleibt, als daß etwas mehr Sorgfalt auf die Pointen jeder Erzählung gewendet wäre. Zum Beleg aller Lobſprüche und Rügen, brauche ich nur den Schluß der Erzählung „Haſt du denn mehr?“ herzuſetzen.

„Marſchall! ſagte der Herzog, wenn ihr den achten Weiſen habt, ſo fand ich heute den neunten, und das iſt ein Baier. Ich traf auf dem Felde, nahe bei der Wildbahn, einen Bauerknaben, der die Schafe hütete. Er kannte mich nicht. Ich ließ mich mit ihm in ein Geſpräch ein. „Wie viel Lohn bekommſt du?“ — Ich habe Koſt und Kleidung. — „Was mehr?“ — Sonſt nichts. — „Ei, erwiederte ich, das iſt doch zu wenig.“ — Der Knabe ſah mich an von oben bis unten; dann fragte er ſchnell: Haſt du denn mehr? — Die Frage machte mich ſtumm. So viel Wahrheit in vier Worten hatte ich noch nie gehört. Glaubt Ihr's wohl, daß ich nicht das Herz hatte, dem genügſamen Buben was (etwas) zu ſchenken? Ich ritt meines Weges.“

„Nun, bei Gott! ſprach der Canzler, hätte ich doch nie geglaubt, daß uns ſo nah ein großer Philoſoph zu finden ſey!“

„Wahrlich!“ riefen alle einhellig, „den Stein der Weiſen hätte der gefunden, der anmaßungslos, natürlich und zuverſichtlich, wie der Knabe den Fürſten fragen könnte: Haſt du mehr, als Koſt und Kleidung?“

— Bei einigem Nachdenken wird man leicht finden, daß es ſehr viel pikanter geweſen wäre, wenn der Verfaſſer mit dem: „Ich ritt meines Weges!“ abgebrochen hätte. Der Zuſatz leitet den Leſer zu einer Erörterung, durch welche die beabſichtigte Wirkung geſchwächt wird. Allerdings hat ein Fürſt mehr, ſollte es auch nur der Genuß ſeyn, viele durch Koſt und Kleidung erfreuen zu können.

Mancherlei.

Aus einem Briefe aus Hamburg.

Die feierliche Beerdigung Klopſtocks hat den Hamburgern auswärtig viel Lob erworben, aber glaub den Sie mir nur, der größte Theil der hieſigen Mobeweit, erfuhr erſt durch die Anſtalten zu jener Feierlichkeit, das Daſeyn des großen Mannes. „Klopſtock? Klopſtock?“ forſchte manche zierliche Dame und mancher gravitätiſche Herr; — „Was hat der Menſch denn gethan?“ — Er hat den Meſſias geſchrieben. — „Iſt der Roman hübſch? Ich muß ihn doch auch einmal leſen,“ — und in der That fand ich das Buch noch jetzt auf mancher Toilette und manchem Theetiſche. Man erzählte mir indeß angelegentlich, Klopſtock ſelbſt habe auf ſeinem Krankenbette geſtanden, daß er ſein Gedicht nicht mehr ganz verſtehe, und den Wunſch geäußert, eine neue, von allem Unverſtändlichen gereinigte Ausgabe beſorgen zu können. Klopſtock war ein ſterbenskranker Greis, als er ſo geſprochen haben ſoll, alſo iſt die Aeußerung nicht unmöglich, — aber Sie werden auch das nicht für unmöglich halten, daß ich manche ganz geſunde junge Herren und Damen die Hoffnung äußern hörte, einer ſeiner Bekannten würde wohl eine Umarbeitung veranſtalten, damit man doch verſtände, was der Mann, den man ſo ſchön begraben, eigentlich mit ſeinem berühmten Buche gewollt habe? —

v. B.

Parallele zwiſchen der alten und neuen Poeſie.

(Aus den kürzlich erſchienenen Vorleſungen über die Meiſterwerke u. ſ. w. von Jenſch. Th. 1. S. 252.)

Die Alten ſchildern mehr den reinen ſchlichten Eindruck der Sinne; die Neuern vermiſchen und verſetzen ihn gleichſam mit Ideen und Gefühlen: jene ſind vortrefflich in der treuen, ſchlichten und einfachen Darſtellung natürlicher Dinge und menſchlicher Sitten; dieſe glänzen vorzüglich in der pſychologiſchen Entwickelung der Gefühle, in der feinern Ausmahlung des Gedankens. Die Darſtellungen der Alten liegen gleichſam nur um wenige Grade über die wirkliche Welt hinaus, welche der Gegenſtand ihrer Beobachtung war; die Darſtellungen der Neuern ſtreben gewöhnlich in's Idealiſche, oft bis in's Unendliche: ſelbſt da, wo die Alten durch mythiſche Sagen von Göttern und von einem edleren, kraftvolleren Menſchengeſchlecht zu Idealen aufſteigen, bleiben ſie tief hinter den Neuern zurück. Bei den Alten ſcheint die Philoſophie ſich der Poeſie nur anzuſchließen, um der ſinnlichen Anſchauung vollſtändige Klarheit und Beſtimmtheit zu geben; bei den Neuern macht ſie mehrentheils einen weſentlichen Theil der poetiſchen Darſtellung aus, und dieſe ſcheint oft nur um jener willen dazuſeyn. Ihre Philoſophie (in der Poeſie) war ſelten mehr, als praktiſcher Verſtand; die unſrige iſt gewöhnlich mit der ſpeculativen verſetzt. Jene ordnet gewiſſermaßen nur die Geſinnungen und Handlungen des wirklichen Lebens; dieſe ſtrebt nach Berichtigung des Ideen- und Empfindungsſyſtems. Die Religion der Alten war ſinnlicher Volksglaube, die unſrige philoſophirende Vernunft; ihre Moral, ſchlichte Lebensweisheit; die unſrige — verfeinertes Syſtem; ihre Menſchheit war eine kräftige und rüſtige; die unſrige iſt eine zärtliche und mildere. Die Alten ſind, gegen uns gehalten, gemeiner Mann; wir, gegen ſie, Philoſophen.

Claſſifikation der Schriftſteller.

In Paris iſt kürzlich ein Schauſpiel — gefallen, deſſen Held Torquato Taſſo iſt. Der Verfaſſer läßt

ben großen Dichter, nach mehrern ſentimentalen Abentheuern, die Schweſter des Herzogs von Ferrara heirathen, — eine poetiſche Licenz, die Göthe ſich in ſeinem Taſſo nicht erlaubte, die ſittlich echt republikaniſch iſt, aber, die Wahrheit zu ſagen, — nicht viel taugt, da ſie die wirklichen bürgerlichen Verhältniſſe ſehr unwahrſcheinlich verfälſcht. Die Angriffe, die der Verfaſſer darüber aushalten mußte, veranlaßte indeß in einem öffentlichen Blatte einen Aufſatz der zu wahr und merkwürdig iſt, um hier nicht im Auszuge mitgetheilt zu werden.

„Aus einem gewiſſen Geſichtspunkte angeſehn, wird darin geſagt, giebt es drei verſchiedne Gattungen der Literatur: die der honnetten Leute, die des Pöbels, und die der Verſchrobenen.“

„Die honnetten Leute ſind zu vernünftig es zu billigen, wenn ein Mann, der nicht anderweitig ſein ſicheres Auskommen hat, ſeine Schreibſucht für Genie anſieht, und ſich, um einen nur zu ungewiſſen Ruhmes willen, der Unnützlichkeit widmet. Sie glauben, daß in den ſchönen Künſten, nur ein hoher Grad von Vollkommenheit Ehre macht; ſie denken, wie die Alten, daß die Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften, keinen beſondern Stand bilde, ſondern jeden Stand verſchönere, und überall einer Auszeichnung genießen müſſe, die dem Erſolg, mit dem ſie getrieben wird, angemeſſen iſt; ſie denken endlich, wer es in den edlern Theilen der Wiſſenſchaften bis zu einer hohen Vollkommenheit gebracht habe, ſtehe mit den Ausgezeichneten aller andern Klaſſen, mit dem ausgezeichneten Staatsmanne, dem ausgezeichneten Krieger u. ſ. w. in gleichem Range, — vorausgeſetzt nämlich, daß der Gelehrte, ſo wohl als die andern Klaſſen, ſich nicht von dem freigeſprochen glaubt, was überall der Grund der öffentlichen Achtung iſt, — einer edlen Handlungsweiſe, einem feinen, anſtändigen Benehmen.“

„Der literariſche Pöbel beurtheilt die Gelehrten überhaupt, nach ſich ſelbſt, und iſt demnach feſt überzeugt, daß ſie ein beſonderes, und zwar ſehr verächtliches Volk ausmachen. Er ſtellt ſich ſelbſt ſehr willig unter den Steuerpächter oder den Wucherer, dem er ein Buch demüthigſich dedicirt hat. Statt in andern ſeine eigne Beſtimmung zu ehren, glaubt er, jeder der etwas drucken laſſe, ſetze ſich zu ihm herab, und verdiene, ſollte er auch der würdevollſte Mann ſeyn, nicht mehr Achtung und Rückſicht, als er ſelbſt. Er hält ſich für berechtigt, über die Schriften und den Charakter eines ſolchen, jede Niedrigkeit und Schändlichkeit zu ſchreiben, die ihm einfällt, — aber verſinkt in Hochachtung für jeden ſtupiden Midas, der nur die Ehre hat, daß er nie einen Gedanken ſchrieb, und nie etwas ſtudirte, als das Rechenbuch. So tief ſich dieſe Leute ſelbſt ſtellen mögen: ſie werden immer an ihrem Platze ſeyn, — aber ſie verdienen nicht, bemerkt zu werden, außer von der Polizey, wenn ſie ihre Unverſchämtheit zu weit treiben.“

„Die Verſchrobenen gerathen in eine weniger ekelhafte, luſtigere, aber eben ſo unverſchämte Verirrung. So bald ſie ein Sonett gemacht haben, glauben ſie etwas Bedeutendes zu ſeyn, und hören ſie es gar bis zu einem Muſenalmanach gebracht, ſo ſind ſie überzeugt, zu allem zu taugen, jeder Auszeichnung würdig zu ſeyn. Die auf dieſe Lächerlichkeit verfallen, verſtehen faſt nichts, als wohlklingende Phraſen zu ordnen, ſonore Worte zuſammen zu nähen. Sie beſitzen oft Kunſt, aber kein Genie; ſie haben das Mechaniſche der Poeſie und des Schreibens inne, die Frucht des Fleißes, — aber die tiefen Quellen des Schönen, Wahren, Großen, welche die Natur allein zu offenbaren vermag, ahnen ſie nicht. Dieſe Leute denken nicht, ſie ſchreiben nur. Dächten ſie, ſo würden ſie ein richtigeres Urtheil über alle Lebensgeſchäfte fällen; ſie würden alle Arten von Verdienſten, die man ſich um die Welt erwerben kann, einſichtsvoll würdigen; ſie würden endlich eine allumfaſſende und vernünftige Anſicht von den Verhältniſſen in der bürgerlichen Geſellſchaft haben, — worin, nach St. Pierrens ſehr glücklichem Ausdruck, der wahre Geiſt der feinen Geſellſchaft beſteht.“

„Laßt uns den Pöbel fliehn, die Verſchrobnen belachen, ſelbſt aber zu den honnetten Leuten gehören.“

Anekdoten.

Es giebt ſchwerlich ein feineres Lob des wirklich Ruhmvollen, als die nackte Wahrheit. Nach der Rückkehr aus einem ſehr glücklichen Feldzuge in Flandern, fragte Ludwig der Vierzehnte einen kleinen Prinzen ſeines Hauſes, wie es mit dem Lernen ginge? „Ach, Sire, erwiederte der Knabe, daraus iſt nicht viel geworden.“ — Wie ſo? — „So oft Ew. Majeſtät einen Sieg erfochten, gab man mir Feiertage: wie hätte ich weit kommen ſollen?“ Konnte man ein feineres Compliment machen, als das Kind in ſeiner Einfalt ſagte?

Dagegen blickt oft bei der unwahrſten Schmeichelei die Wahrheit ſehr beſchämend durch. Unter dem Gemälde eines alten Czaaren in einer Kirche zu Moskwa, ſteht folgende Unterſchrift: „Czaar — — regierte lange, ruhmvoll und glücklich. Dieſer Vater des Vaterlandes überſchritt nie die Gränzen ſeines Reiches, um ſeinen Kindern nicht einen Augenblick

seine Sorgfalt zu entziehn. Zwanzig Jahre hindurch bekämpfte er siegreich, die Tatarn, die Pohlen und Schweden." — Frage: Wo bekämpfte er sie, wenn er nie die Gränzen seines Reichs überschritt? Natürlich innerhalb derselben, er konnte sie also nie los werden. —

Man ist jetzt gewohnt, Ludwig den Vierzehnten mehr für einen glücklichen und stolzen, als für einen einsichtsvollen Monarchen zu halten; gleichwohl giebt es aus seinem Leben eine Menge Anekdoten, die beweisen, daß er Seelengröße, Verstand, selbst Witz besaß. Einst hatte er befohlen, einem Officier, der sich sehr ausgezeichnet hatte, zweitausend Thaler auszuzahlen. Tages darauf unterlegt der Kriegsminister ihm: der Belohnte wünsche nichts inniger, als statt dieses Geschenkes ein Ludwigskreuz zu erhalten. Ma foi, antwortet der Monarch, ich glaub's wohl, aber das kann nicht geschehn! — Mme de Maintenon, die gegenwärtig war, stellte ihm vor, daß dem geldbedürftigen Staate ein solcher Tausch sehr zuträglich wäre. „Madame, antwortete Ludwig lächelnd, laissés moi vendre mon baume." — Hätte ein Privatmann den Einfall gehabt, wer weiß ob er nicht in die Bastille gewandert wäre. —

Zu Piron sagte einst ein Pamphlet-Schmierer: „Von meiner letzten Brochüre versichert der Verleger innerhalb eines Monats vier Auflagen verkauft zu haben. Der Verleger Ihrer Metromanie zehrt noch an der ersten." — Hm, antwortete Piron, man kann mit bestimmter Gewißheit annehmen, daß jährlich tausendmal mehr Eichein als Ananas, verzehrt werden: aber wer thut es? —

Ein junger, fähiger Gelegenheitsdichter nährte sich mitunter von dem stiefmütterlichen Solde der fürnehmen Muse; er nahm Bestellungen an, und leistete prompte Bedienung. Wer in seinem Städtchen eben eines Singvogels bedürftig war, gieng zu ihm und der Vogel pfiff gegen Futtergeld. — Er hatte von dem vortrefflichen Einfluß des Opiums auf Verstand und Einbildungskraft gehört, und machte den Versuch, bei sich diesen Hebel des Genies anzulegen. Er genoß den Mohnsaft, sang, schlief aus und verstand sich selbst nicht mehr; allein sein Flügelschlag hatte doch welche von jenen angelockt, die unverständliche Worte für höhere Inspiration halten. Er bekam neuen Zulauf; und wer bei ihm anklopfte, bestellte zugleich mit dem Zusatz, mit (Opium) oder ohne; darnach richtete sich der Preis: er war nämlich im ersten Falle viel höher. — Dies gelang einige Zeit, bis das Urtheil eines Verständigen die Werke des Wahnsinns gegen die frühern des nüchternen Dichters angeschlagen, tief herabsetzte. Der Mann hatte Autorität im Städtchen, und wenn künftig der Dichter fragte: mit oder ohne; so lautete die Bestellung jederzeit: ohne. — Dies brachte den Vermögenszustand des Dichters, der seine Ausgaben schon nach seiner verbesserten Einnahme eingerichtet hatte, merklich herab. Er kam auf den Einfall die Preise des mit und ohne zu tauschen, und es glückte ihm, denn jeder zahlte gern für das ohne mehr, um nur von dem mit nichts zu hören. Dadurch erhielt der Dichter seinen Beutel und seine Gesundheit bei Kräften.

Ich kann nicht begreifen — fuhr der Erzähler dieser Anekdote fort — wie sich unsre Buchhändler jetzt noch entschließen können, für das mit Etwas zu zahlen, da es niemand ließt; sie sollten längst schon ihre Bestellungen nur auf das ohne gemacht haben; oder streben sie nur nach dem Wahlspruche? —

Sch — ch.

Der Geist der Zeit, Zuruf an —

Unbemerkt, durch stille Dunkelheiten,
Leis' und langsam zwar, doch ohne Rast,
Freund, unmerklicher dich der Geist der Zeiten,
Riß er dich mit starken Armen fast;

Bis er mächtig deinen Willen zügelt,
Deines Muthes Flammenband erblickt,
Deines Geistes Schwingen überflügelt,
Dich zur matten Sklaverei niederdrückt.

Rüstig drum und wachsam widerstrebe,
Nimmer Ketzne einer Leidenschaft!
Immer kühner, feuriger erhebe,
Zum Gefühl dich deiner Männerkraft.

Lerne dreist der Forschung Fackel schwingen,
Zu durchdringen jeden finstern Wahn,
In der Wahrheit Sonnenreich zu dringen,
Zu erleuchten deiner Brüder Bahn.

Und du siehst von deiner Hand gehalten
Und dem Chaos deine Schöpfung gehn,
Und vor deinem frohen Blick entfalten
Sich die Zukunft, hehr und groß und schön!

Und, unbildsam fliehn des Schwarms der Thoren,
Folget bildsam dir der Geist der Zeit!
Lebenskräften in den Kranz der Horen,
Flicht der Nachwelt deine Thätigkeit.

B — h.

Die Heiligen.

Lieben wollt ihr den Menschen zum Heiligen? — Thoren! Ihr wißt nicht
Daß der wahreste Mensch immer der Heiligste war.

B — h.

Ernſt und Scherz.

Achtzehntes Blatt.

Am 31. Auguſt 1803.

Schöne Literatur.

Eduard von Kroneck, ein Roman von Nicolai. Erſter und zweiter Band. Auch mit dem Titel: Journal von neuen deutſchen Original-Romanen. Zweiter Jahrgang, erſte und zweite Lieferung.

Folgender Geſtalt hebt ein Brief des Helden ſelbſt, dieſen Roman an:

„Hier ſitze ich nun! Meine Kraft iſt gebunden, mein Geiſt gehemmt in ſeinem Adlerflug, ich krieche den Schneckenweg der gemeinen Menſchheit, es ſchlägt die Flamme in meinem Innern, welche der freien Natur entgegen lodern möchte, an eherne Pforten, und ihre Gluth wird nie die Felſen erwärmen, womit Ihr mein Herz umpanzert habt. Dahin iſt es gebracht durch Kabalen und Ränke, durch Trug und Liſt, daß ich mein beſſeres Wirken unterdrücken, und wie ein Schulknabe an meinem Orbis pictus mich ergötzen muß! Der Himmel verzeihe es denen, die mich hierher verwieſen haben, wie ich es ihnen verzeihe!“ —

Schwerlich läßt ſich Ruhmredigkeit und Bombaſt weiter treiben, als in den erſten Zeilen. Der Menſch, der von dem Adlerflug ſeines eignen Geiſtes, von dem Schneckenweg — was iſt das? Wollte er Schneckengang ſagen? — der gemeinen Menſchheit, von den ehernen Pforten vor ſeinem Innern ſprechen kann, der ſein Herz mit Felſen umpanzert glaubt, iſt wenigſtens — nicht recht bei ſich. Arbeiter man ſich vollends durch ein Paar Bogen voll ähnlicher Phraſen durch, und findet, daß ſein ganzes Unglück, das man ihm durch Kabalen zuzog, darin beſteht, daß er ſich von dem Landgute ſeines Vaters, in deſſen Nähe er eine Geliebte hatte, nach Wien begeben, und dort eine Rittmeiſterſtelle annehmen mußte, ſo werden wenige Leſer der Verſuchung widerſtehen können, das Buch wegzuwerfen, und ſich um den überſpannten Thoren nicht weiter zu bekümmern. Der Beurtheiler durfte das nicht thun, und er iſt vergnügt darüber, daß er weiter las. Er fand es beſtätigt, daß, wo Rauch iſt, auch Feuer wenigſtens glimmt, und daß ſich im gegenwärtigen Falle hoffen laſſe, es werde einſt aus eine ſchöne reine Flamme emporlodern. Der Verfaſſer iſt offenbar ein talentvoller Kopf, der nur noch mit dem jugendlichen Drange, Genialität zu zeigen, ringet, und eben deshalb, weil er beſtimmt etwas Außerordentliches leiſten will, weniger leiſtet, als er ſonſt vermöchte. Wenn er einſt dahin gekommen ſeyn wird, ſein Ziel mit Ruhe ins Auge zu faſſen, es zu prüfen, und ſeine Kraft mit einſichtsvoller Beſonnen-

heit zu gebrauchen, wird er gewiß zu den ausgezeichneten Schriftstellern gehören.

Daß sich diese Reise von ihm mit Bestimmtheit hoffen läßt, beweist selbst dieser Roman, der trotz seinem bombastischen Anfange und dem Fehlgriff, daß der Held als ein halb Verwirrter debütirt, von Bogen zu Bogen interessanter wird. Der Stil ist, wo der Verfasser grade nicht etwas gar zu Erhabnes sagen wollte, angenehm blühend, und der Gang der Begebenheiten rasch und unterhaltend, — wiewohl nicht selten unwahrscheinlich. —

Das Vater Unser eines Unterwaldners, erfunden von J. Martin Usteri in Zürich, ausgeführt und in Tuschmanier geätzt von Marquard Wocher in Basel.

Die kräftige, schöne Ausführung einer so sonderbaren, so flachen Idee, daß man fast glauben sollte, die Nennung des Erfinders auf dem Titel sey eine eingelegte Bewahrung des ausführenden Künstlers, ihm selbe man den Gedanken des Werks nicht nachsagen. Zwar die allgemeine Zeitung, die nicht immer zeitnlich in ihren Behauptungen ist, behauptet, auf den sieben Blättern dieses Heftes sey „die Geschichte eines wohlhabenden Aelplers von seinem Wohlstand bis zum schrecklichsten Elend, wo er seine rauchende Hütte mit dem Rücken ansehen muß, aber noch in diesem Jammer großmüthig seinen Schuldigern vergibt, in einem kleinen Geschichtskreis geistreich durchgeführt," — aber der Leser wird sogleich einsehen, daß man sehr genügsam oder sehr — freundschaftlich seyn muß, um so etwas für geistreich zu erklären.

Erstes Blatt. Man sieht ganz im Hintergrunde eine sehr schöne Schweizergegend. Weiter nach vorne klimmt eine Rinderheerde von einem Berggipfel zur Weide herab; und im Vordergrunde steht ein Greis vor seiner sehr einfachen Hütte und blickt mit gefaltenen Händen und einem andachtsvollen Gesicht gen Himmel, indeß ein Knabe vor ihm in eine Schalmei stößt. Die Unterschrift sagt, der Greis bete: „Vater unser der du bist im Himmel, geheiliget werde deine Name."

Zweites Blatt. Im Hintergrunde sieht man eine Stadt, auf deren Wällen ein Haufen Volks einen Freiheitsbaum errichtet. Im Vordergrunde eilt der Greis, den Knaben an der Hand, einen Berg hinan. Der letzte blickt voll Schrecken zurück; das Gesicht des erstern aber zeigt ernsten Unwillen, und die Unterschrift sagt, er bete: „Zu uns komme dein Reich!" Wie gezwungen, fast nichts ich sagen, wie sündisch, ist dieser Gegensatz der Bitte und des Freiheitsbaumes.

Drittes Blatt. Die Hütte brennt. In ihrer Thüre liegt ein Leichnam, der Sohn des Greises; er selbst und sein Enkel aber liegen vor derselben auf der Erde und ein wüthender Bauer, die Freiheitsfackel auf dem Hut, schlägt mit einer brennenden Fackel auf sie los. Im Hintergrunde wandern ein Paar französische Soldaten, mit vollen Säcken, davon. Der Ausdruck, vorzüglich auf dem Gesichte des Räubers, und dem des Knaben, ist höchst lebhaft und kraftvoll, aber die Unterschrift verdirbt alles. Sie zeigt, die ganze ergreifende Scene soy nur componirt, um den Greis beten zu lassen: Dein Wille geschehe u. s. w. Man sollte doch denken, auch dem religiösesten Menschen müßte in einer solchen Lage eine Verwünschung näher seyn, als die Erinnerung an die dritte Bitte.

Viertes Blatt. Der Greis und sein Enkel betteln vor einem großen Hause. — Freilich das ist eine sehr verständliche Darstellung des: Unser täglich Brod gieb uns heute, — aber von Geist sind' ich nichts darinn.

Fünftes Blatt. Die beiden Unglückgeführten knien in einer zerstörten Kapelle und beten: Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.

Sechstes Blatt. Der Aelpler lehnt sich im Walde an einen Baumstamm zurück, indeß der Knabe ihn dringend auffordert, sie beide an ihren Feind zu rächen, der eben als lahmer Krüppel vorbei schleicht; doch der Greis ruft: Führe uns nicht in Versuchung. — Er ist ja schon drin.

Auf dem *siebenten Blatt* endlich sieht man im Hintergrunde einige gefangne Bürger als Geisseln wegführen; im Vordergrunde aber sitzt der Aelpler auf den Stufen eines halbzerstörten Prachtgebäudes und wünscht: Erlöse uns von allem Uebel! — was er eben so gut bei den meisten vorhergehenden Scenen hätte beten können. Freilich wird jeder Menschenfreund in seinen Wunsch für die Schweiz mit ihm einstimmen, — aber wer weiß, ob nicht mancher Kunstliebhaber bei dem sorgzuschaffenden Uebel, auch an die Anwendung wahrer Talente zu Ausführung pietistischer Spielereien und stumpfer Ideen, wohl gar selbst an die gefälligen Beurtheiler denkte, die so etwas für geistreich erklären.

Uebrigens sind, wie schon gesagt wurde, diese Blätter, obgleich nicht von dem gewöhnlichen Uebelstand der Tuschmanier, dem zu grellen Absich der Lichter und Schatten frei, doch vortrefflich gearbeitet. Desto widriger wird die Flachheit der Idee. Das

Werk liefert ſieben halbentſprechende Vignetten zum Vaterunſer und koſtet — drei Friedrichsd'or.

Mancherlei.

Als vor ein Paar Jahren die Einwohner zu — aufgefordert wurden, zu den Waffen zu greifen und Freicorps zu bilden, ſchlug jemand in einer Geſellſchaft junger Schwärmer vor, auch ſie wollten eine beſondre Compagnie aufſtellen, und die Verſe des Horaz auf ihre Fahne ſetzen:

Hic murus aheneus esto:
Nil conscire sibi, nulla pallescere culpa.

„Vortrefflich, erwiederte ein andrer, und dazu laßt ein Glas voll Wein und das Porträt eures Caſſirers Baruch ſetzen, damit es ein jeder ſein verſtehe.“ — Wie ſo? — „Giebt es ein ſichreres Mittel, nichts von ſich ſelber zu wiſſen, als den Wein? Kann man einen größern Beweis geben, daß man vor keiner Schuld erbleiche, als wenn man weiche bei dem Wucherer macht?“ —

Vor etwa zehn Jahren noch lebte hier in Berlin ein Schuſter, der ſich durch ſeinen äußerſt hellen Verſtand und treffenden Witz und durch ſeine große Beleſenheit, den Namen des philoſophiſchen Schuſters erworben hatte. Als der Ritter Zimmermann in Berlin war, wünſchte er den Mann kennen zu lernen, ließ ihn alſo zu ſich beſtellen, um ihm Maaß zu Schuhen zu nehmen, und lobte zugleich verſchiedene ausgezeichnete Gelehrte dazu ein, um mit ihnen einen Streit anzufangen, in den ſie den Schuſter verwickeln wollten. Zufällig geriet das Geſpräch auf die ſtehenden Heere. Man ſagte alles dafür und dawider, was ſich ſagen läßt; aber der Schuſter ſchwieg. Nun, fragte ihn Zimmermann endlich, Meiſter, was denken Sie denn davon? „Nach den aufgeſtellten Gründen, erwiederte er, läßt ſich freilich wohl an der Nothwendigkeit der ſtehenden Heere nicht zweifeln, aber mir kommt es doch ſo vor, als wenn jemand einen ſchönen fruchtbaren Obſtgarten hätte, und hübe die beſten Stämme aus, um aus ihnen einen Zaun um die übrigen zu machen.“

Die Schnupftobaks-Doſe.

Eine buchſtäblich wahre Anecdote.

S** war in ſeinem vier und zwanzigſten Jahre Auditeur in Kaiſerlich-Königlichen Dienſten, beim Regiment des General-Feldmarſchall L**, und zugleich ein ſogenannter halber Günſtling des Feldmarſchalls ſelbſt, das heißt: dieſer Letztere wußte recht gut, daß ſein Auditeur ein junger Mann von Kopf und Thätigkeit ſey; legte ihm deshalb zuweilen doppelte Arbeit auf; belohnte ihn dann mit einem gnädigen Lächeln, mit dem Zuruf: „Brav, recht brav! Sie haben mich beinahe ganz gefaßt!“ mit der Einladung zu ſeiner Tafel, und mit dem Verſprechen einer baldigen weitern Beförderung.

Einſt ließ er ihn kommen und meldete ihm: „Das Kriegsraths-Kollegium übertrag' ihm eine Beſchäftigung, die für einen ſichern Beweis des Zutrauens, und für eine gewiſſe Staffel zu beſſern Aemtern gelten könne. Er ſolle nämlich aus allen Militair-Geſetzen, die ſeit Anbeginn dieſes Jahrhunderts ergangen wären, einen kurzen, ſyſtematiſchen Auszug zur ſchnellern Ueberſicht verfertigen. Anderthalb Jahre Friſt, befreit von aller übrigen Amtsarbeit, würden ihm dazu eingeräumt.“

S.* erſchrack herzlich über dieſen unerwarteten Beweis höhern Zutrauens; und hätte den ganzen Auftrag gern einem — Andern gegönnt. Er ſah voraus, daß hier ein wahrer Auszugs-Stall ſeiner warte. Er wagte daher auch, in Rückſicht der Sache ſelbſt, und noch mehr der allzukurzen Zeit, eine beſcheidne Vorſtellung. Aber der Feldmarſchall antwortete kalt: „Er habe bei dieſer Gelegenheit auf Dank, und nicht auf Widerſpruch gerechnet. Befehlen woll' er keinesweges; aber es ſtehe jetzt lediglich in des Herrn Auditeurs eignen Händen das Glück ſeines übrigen Lebens zu gründen, oder — einzureißen.“

So überließ er ihn ſeinem eignen Nachdenken; und S** wohl einſehend, daß hier keine weitere Erlöſung ſich denken laſſe, beſchloß zu verſuchen, was möglich ſey. Aufs gewiſſenhafteſte theilt' er ſich vom nächſten Morgen an, ſeinen ganz Tag ein. Schlaf, Tiſch und Bewegung erhielten ihre feſtbeſtimmten, knapp zugeſchnittenen Stunden. Von allem übrigen Zeitraume ſollten auch nicht fünf Minuten abſichtslos verwendet werden. Eine ohnehin ſchon immer planmäßige Vertheilung ſeines Lebens gab ihm die Hoffnung auch hier auszuhalten. Er fing an, und ſetzte drei Monate lang ſeine Arbeiten ununterbrochen fort.

Jetzt wollt' er doch einmal ſehen, wie weit er gekommen ſey; wollte ſich dann einen Ueberſchlag machen, was ihm noch rückſtändig bleibe! Er fand, daß er wirklich ſchon manches gefertigt und noch weit mehreres vorgearbeitet habe; aber er erſchrack doch, wenn er den Reſt abſchätzte. Guter Gott, welch' ein Wuſt von Mühſeligkeiten lag vor ihm. Er war unüberſehlich. Es kam ihm vor, als hab' er in einer unermeßlichen Sandwüſte eine Tagereiſe zurückgelegt. Sein Muth ſank, ſeine Kräfte erſchlafften. Alle er jetzt noch ſeine Thätigkeit beſchleunigen, oder bis zu dem

einmal festgesetzten Zeitpunkte noch mehrern Zwischenraum sich erübrigen könne — dies sah er durchaus nicht ein.

Indem er so drüber nachdachte, und nirgends Trost erspähte, ergriff er seine Tabacksdose, welcher er gewöhnlich stark zuzusprechen pflegte; schlug nach der bei Schnupfern üblichen Sitte erst auf den Deckel, nahm dann eine Prise und — in dem Augenblick fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf, den er festhielt.

„Hm! sprach er zu sich selbst: das thust du alle Stunden wenigstens vier- auch wohl fünfmal! Wenn ich bedenke, daß dabei die Feder weggelegt wird; daß ich nach der Dose greife, auf dieselbe klopfe, sie öffne, die Prise nehme, alles wieder in den vorigen Stand setze, und dann erst von neuem nach der Feder lange, — sollt' ich wohl zuviel rechnen, wenn ich jedesmal dabei einen Verlust von zwei Minuten annehme? Auch nur vier Prisen würden daher in jeder Stunde acht Minuten erfordern! Sey es, daß ich jeden Tag zehn Stunden hindurch arbeite, wiewohl ich oft noch länger dabei zubrachte, so wäre dies tagtäglich eine Einbuße von einer Stunde und zwanzig Minuten; macht im Monat — warlich, das macht im Monat vierzig Stunden, oder vier volle Tage, die sich noch erobern lassen, und die in fünf Vierteljahren zwei ganze Monate betragen. Ein trefflicher Lichtstrahl, der mir die Möglichkeit zeigt, doch noch hindurch zu dringen! — Nun, so sey denn dies die allerletzte Prise, die ich nehme, bevor ich das fröhliche Wörtchen: Vollbracht! unter diese verzweifelte Plackerei schreibe!"

Er nahm sie, und — hielt Wort. Seine Schnupftabacksdose ward verschlossen, und kam nicht wieder zum Vorschein. Ob dieser Zeitgewinnst wirklich so viel an sich selbst ausgab, als er berechnet hatte, möchte zwar noch manchen Zweifeln unterliegen; aber kräftig wirkte wenigstens das Zutrauen, das er wieder zu sich selbst gefaßt hatte. Seine Arbeit ging weit besser, als bisher, von statten. Es fehlten noch drei Tage zu der ihm gnädigst anberaumten Frist, als er sein Pensum schon ablieferte. Er gründete dadurch wirklich sein Glück; das heißt: er erhielt dadurch eine ansehnliche Versorgung, und konnte nun in Ruhe schnupfen, so viel und so köstlichen Spaniol, als er nur immer wollte.

Aber siehe da, auch hier war ihm ein reiner Gewinn zu Theil geworden! Denn der Mann, der sich so lange Zeit hindurch bezwungen hatte, war nun auch ganz Herr über eine Gewohnheit, die, aufrichtig gesprochen, immer unter die Fehler gehört, wenn sie gleich von der lieben Mode zur Klasse der verzeihlichen gerechnet wird.

Mr.

An die Talentvollen.

Benutzt die Kraft, die Gott mit Kraft verlieh,
Ihr Geistes-Starken, zu der Menschheit Wohl!
Wirkt, schafft und segnet, wie die mächtige,
Die nimmer rastende Natur! Erhöht
Des Daseyns Glück den Brüdern! Reißt auf
Die Trägen, weckt die Schlummernden
Zu ihrer Menschenwürde Hochgefühl!
Wirkt, schafft und segnet! Euer starker Arm
Kann hier die Unschuld dem Verführer noch
Aus frecher Klaue winden, dort dem Tirann
Die Beute noch entreißen: Eilt, ach, eilt dahin,
Wo sonst der Falk die schwache Taube würgt!
Wirkt, schafft und segnet! Eurer Rede Kraft
Vertrete mächtig, dem sein Recht man beugt!
Sprecht für die Wahrheit, sprecht und donnert kühn
Den Frevler von der Greuelthat zurück.
Sprecht für die Tugend! Ihr gebühret der Preis!
Das Laster zittre selbst im Diadem!
Der Wahrheit nur, der Tugend huldigt
Und schmettert kühn die Glaubenszeugen,
Das feige Schmeichlervolk, woher es kommt,
In seinen Staub zurück!

A. S.

Biographie des Menschen.

Lächelnd betrachtet der Knabe die Welt: nur lustige Bilder
Beut ihm das bunte Gewühl, welches sich vor ihm bewegt.
Aengstlich ringet der Jüngling in zwecklos mühsamem Streben,
Bis der erhebende Stolz leitender Engel ihm wird.
Zürnend verachtet als Mann er die fremdgewordnen Genossen,
Glaubt sich auf eigener Bahn, dünkt sich ein höherer Geist: —
Lächelt dann wieder als Greis, doch freundlich, voll sinniger Wehmuth,
Denkt mit erfahrenem Sinn: „War ich doch eben wie sie!"

B.

An Madame M., in der Attitüde einer Betenden.

Daß die Götter Homer's nicht mehr den Olympus beherrschen
— Wünscht' ich dem Ehemann Glück, als ich die Betende sah!
Was die Liebliche bat, das hatten sie sicher gewähret:
Aber, man kennet sie ja, gaben sie jemals umsonst?

An Dieselbe, als Ariadne.

Stürze nur kühn Dich hinab vom Fels in die tobenden Wogen,
— Ihnen gebietet Neptun! — kennest Du Dich und den Gott!

M.

Register,

zum

Ersten Hefte des Unterhaltungs-Blattes:

Ernst und Scherz.

Erstes Blatt. Einleitung. — Prometheus von Falk. — Ueber die Jungfrau von Orleans, dargestellt von Mdme Meyer.

Zweites Blatt. Prometheus. (Beschluß.) — Jucunde von Kosegarten. — Lehmann oder der Thurm von Neustadt. — Anekdote (von Engel.)

Drittes Blatt. Gedichte von Baggesen. — Ferdinand von A. von Thümmel. — Die Braut von Messina. — Schreiben an den Herausgeber. — Die poetische Dreyschreibe, Gedicht. — Anekdote, (Lessings Ben Hasl.)

Viertes Blatt. Jon von A. W. Schlegel. — La Pitié, par Delille. — Nationaltheater. — Miscellen.

Fünftes Blatt. Jon, (Fortsetzung.) — Thümmels Reisen, achter Band. — Biographie einer 50jährigen Schöngeistin. — Ueber die Einführung der Masken auf der Bühne. — Anekdote.

Sechstes Blatt. E. Ch. von Kleists sämmtliche Werke, von Körte. — Ueber die Einführung der Masken, (Beschluß.) — Anekdote. — „Es giebt", Gallerie aus der litterarischen Tagesgeschichte. — Der Magre, Gedicht.

Siebentes Blatt. Kleists Werke (Schluß.) — Die natürliche Tochter von Göthe. — Neuere Moral-Philosophie. — Anekdote. — Der Gefangene, Gedicht.

Achtes Blatt. Luna, von Franz Horn. — Andeutungen von Demf. — Bauer Martin, von Filibert. — Anekdoten. — Bemerkung. — Die Hypochondrie, Phantasie. — Die vollendete Weltbildung. — Voltairens Urtheil über die sentimental.n Dramen. — Endlicher Sieg des Genies, und — Stoßseufzer, Gedichte.

Neuntes Blatt. Gemälde von Starke. — Correspondance inédite de J. J. Rousseau, Tome I. — Mancherlei. — Ernst und Scherz des Gesanges, und — die Begleiterinnen des Glücklichen, Gedichte.

Zehntes Blatt. So geht es in der Welt, von Lafontaine. — Poésies de Clotilde de Surville. — Der Dichter in Nöthen, nach Hogarth. — Der Schmetterling, eine Tändelei.

Elftes Blatt. Heloise an Abelard, nach Pope. — Der Dichter in Nöthen. (Schluß.) — Ueber Karikaturen. — Charakteristik von Berlin. — Anekdoten. — Sonett auf Jean Pauls Titan.

Zwölftes Blatt. Coriolan, von Collin. — Ueber Karikaturzeichnungen. (Beschluß.) — Anekdoten. — Geschichte der Philosophie, Gedicht.

Dreizehntes Blatt. Das Titelkupfer von Schald. — Stratonice von Engel. — Blick in die Coulisse der Schriftstellerwelt. — Der einsame Hagestolz. — Anekdoten.

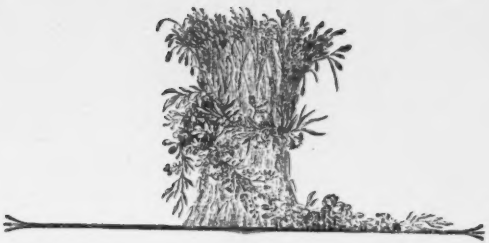
Vierzehntes Blatt. Gedichte von Schiller, zweiter Theil. — Voyage de Candide le fils. — Heyder, Azeima, Tippo Zaeb, par Des Odoards. — Der Arzt auf dem Balle, eine Nessel. — Lächerlicher Beweis. — Poetische Merkwürdigkeit. — Anekdote.

Funfzehntes Blatt. Die Braut von Messina von Schiller. — Correspondance de J. J. Rousseau T. II. — Der frohe Greis im Ballsaale. — Aehnlichkeit und Verschiedenheit. — Er hat Genie, und Er ist ein Genie. — Vorschlag zu einem Polizei-Gesetz wider elende Schriftsteller.

Sechzehntes Blatt. Gedichte von Lindenmeyer. — Der Neuling und der Menschenfeind im Berline: Thiergarten. — Mancherlei.

Siebzehntes Blatt. Schriften von G. A. von Halem. — Aus einem Briefe aus Hamburg. — Parallele zwischen der alten Poesie und der neuen. — Classification der Schriftsteller. — Anekdoten. — Der Geist der Zeit, und — die Heiligen, Gedichte.

Achtzehntes Blatt. Eduard von Kronek, von Nicolai. — Das Vater Unser, von Ufteri und Wocher. — Mancherlei. — Die Schnurstabaksdose, eine Anekdote. — An die Talentvollen. — Biographie des Menschen, — an Mdme M., Gedichte.



Ernſt und Scherz.

Neunzehntes Blatt.

Am 3. September 1803.

Schöne Literatur.

Gedichte von Sophie Mereau.

Wenn Harmonie und Rhythmus die Formen aller äſthetiſchen — ſo wie Raum und Zeit die der ſinnlichen — Anſchauung ſind, ſo möchte man bei dem zarten Wohllaut dieſer Geſänge, in denen ein ſo tiefes weiches Acolos weht, wohl annehmen, die Verfaſſerin lebe nur in einer idealen, äſthetiſchen Welt.

Nicht immer zwar athmen ihre Gedichte jene hohe lyriſche Begeiſterung, aber doch den ächten Geiſt der Poeſie, nur leiſe gedacht, und weiblich empfunden! — Man ſieht, daß ſich die Verfaſſerin beſonders nach Göthe und Schiller gebildet hat, (vorzüglich, was die äußere poetiſche Form anlangt) aber ſie verſteht die Kunſt, ſich alles eigen zu machen, und auch das Fremde mit ihren eigenthümlichen Ideen zu verknüpfen. Die Gattung der vorliegenden Gedichte, die zum Theil ſchon aus Almanachen und anderen Journalen bekannt ſind, — neigt ſich faſt durchgängig zu der elegiſchen. In allen Akkorden ihres Saitenſpiels ſpricht ſich die rührende Sehnſucht nach dem Hohen, Unendlichen aus, das die Seele mit ſüßer Ahnung erfüllt, und von den Träumen der Phantaſie magiſch erleuchtet wird — die Sehnſucht nach Liebe, nach einem höheren Glück, nach allem — was, entfernt von der gemeinen Anſicht der Dinge, im Lande des Schönen jugendlich und ewig blühet.

Einige ihrer Lieder zeichnen ſich beſonders durch Kraft und Würde des Gegenſtandes, durch liebliche Farbenmiſchung, und originelle Darſtellung aus. Dahin gehören die Gedichte: an die Zukunft, Dichterglück, in dem die Verfaſſerin ihre eigene innere Welt beſonders zu enthüllen ſcheint, das Bildniß, Schwärmerei der Liebe, die Herbſtgegend, Vergangenheit, Natur, der Garten zu Wörlitz, Bergphantaſie, Schwarzburg, Pſyche an Amor, und einige andere.

Manche gehören zu der Gattung, von der Rochlitz ſo ſchön ſagt, daß ſie ein ſüßes Tändeln ſey, faſt ohne daß man weiß, womit; ein anmuthiges Scherzen, faſt ohne daß man weiß, worüber; ein zärtliches Erſeufzen, faſt ohne daß man weiß, warum! Denn die Begeiſterung faßt nur einen einzigen flüchtigen Moment des geheimern innigen Lebens, hält ihn einige Minuten mit ſüßem Wohlgefallen feſt, und läßt ihn dann ruhig flattern, wohin er will. Dahin gehört das Lied an ein Abendlüftchen, (S. 16) der Frühling, das Lieblingsröschen, die Morgenſtunde.

Ungern findet man in einem ſo ſchön geflochtenen Kranze auch einige — taube Blüthen. Sie verlieren ſich zwar oft in der Fülle der Poeſie, mit

welcher sie umgeben sind, aber sie verschwinden doch nicht dadurch! Die Verfasserin liebt, einige neuere Dichter nachbildend, zuweilen abstrakte Ideen in ihre Poesien zu verweben; dadurch wird Sprache und Diktion oft gekünstelt und dunkel. Z. B. in dem Gedicht, das Gebet (nach dem Französischen) kommt nach einigen kräftigen schönen Strophen, folgende Stanze vor:

Ihre Kränkung, deinen Ruhm zu rächen,
Eine scharfe Geißel für Verbrechen,
Huldin jedem, der ihr Treue schwor,
Gieng, aus Einem göttlichen Gedanken
Mit dem Plan des Ganzen, sie, der kranken
Menschheit Trost, die Freiheit, stolz hervor!

Damit man sich nicht auf den Zusammenhang berufe, folgt auch die vorhergehende bessere Stanze:

Urquell aller Formen, aller Kräfte
Alles trinkt Bewußtseyn, Lebenssäfte,
Aus den Strahlen deiner Göttlichkeit.
Von der Sinne gröberm Zwang befreiet
Athmen, wo man die Altäre weihet,
Die Moral und Sittenreinigkeit.

Oder der Gedanke wird prosaisch, wenn es heißt (S. 75).

Allüberall ist hier in neuen Formen
Die Anstalt schon gemacht!

und gleich darauf:

Der sanfte Sinn der Duldsamkeit darf nur
Der hohen Strenheit des moralischen Gesetzes
Nicht schaden —

oder gekünstelt:

Und der erhöhte Geschmack erwählt die Formen des Schönen,
Raumet hier ewig nichts mehr kalter Rathsherrlichkeit C) Zwang.

Das Gedicht (S. 10) an einen Freund, ist mehr ein künstlichgebauter Periode, als ein harmonisches Gedicht. Denn nach einem sechsmaligen „daß" und nach 17 Zeilen, kommt erst der Nachsatz:

Dafür bleib dankbar, o Freund,
Ihr, der Natur, der Siebern, endlich mit Liebe ergeben,
Als einst der Tod die erscheint!

welcher letzte Gedanke überhaupt — sehr matt ist.

Unsere neueren Dichter sind nicht so streng, und mit Recht, um eines Wortes oder Reimes willen, — einen schönen Gedanken aufzugeben, oder ihn wenigstens gekünstelter vorzutragen, aber die vielen Elisionen, die sich die Verfasserin erlaubt, beleidigen endlich das Ohr.

Solche Mängel abgerechnet, gehören diese Dichtungen allerdings zu den schöneren Blüthen der Deutschen Litteratur, und sie werden länger dauern, als die bescheidene Verfasserin wähnen will, wenn sie das Schillersche Wort zum Motto ihrer Gedichte nimmt:

Des Augenblicks Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

S — r.

Zusatz. Der Redakteur würde manches anders gesagt haben: aber da er im Ganzen mit Hr. S — r einstimmig denkt, läßt er ihn ohne Einrede sprechen. Man muß nicht immer allein reden wollen.

Mancherlei.

Wenn man die Biographien sehr großer Männer studirt, so ist es eine sehr oft wiederkehrende Erscheinung, daß sie, indeß sie sich von den meisten Menschen die sie umgaben, ernst und streng zurückzogen, Thiere mit einer wirklichen Herzenswärme liebten. Diese psychologische Merkwürdigkeit verdient in der That wohl, einmal recht gründlich erörtert zu werden. Beruht sie vielleicht darauf, daß Thiere immer ganz und bestimmt, so weit ihre körperliche Beschaffenheit es zuläßt, das sind, was sie seyn sollten, der größte Hause der Menschen dagegen, entnervt und durch tausend Rücksichten irre gemacht, nicht weiß was er will oder soll? Großen Menschen aber ist strenge Konsequenz ein Bedürfniß. Worin sie diese vermissen, das stößt sie zurück, wird ihnen verächtlich. —

Auch von Friedrich dem Einzigen erzählt man viel Anekdoten, die seine Anhänglichkeit an Thieren beweisen; aber keine ist mir interessanter gewesen, als folgende. Das Pferd, das er in der Kunersdorfer Schlacht ritt, und das den Namen Cäsar hatte, erhielt in seinem Alter als Pension, die Erlaubniß, in dem Garten von Sanssouci zu weiden, und der König liebkoste ihm oft. Einst gab Friedrich in diesem Garten einem Officier sehr strenge Verweise. Plötzlich erhält er einen Stoß in den Rücken. Erstaunt sieht er sich um: Cäsar hat ihn gepufft, um ihm anzuzeigen, daß er da ist. Lachend winkt der Monarch dem Officier, daß er entlassen sey, und unterhält sich mit seinem treuen Kriegsgefährten, der einst so große Gefahren mit ihm theilte. Für mich wenigstens hat diese Anekdote, sie sey nun ganz wahr oder entstellt, immer viel Bedeutendes gehabt.

Engels Charakteristik.

Nur wenig Berühmte giebt es — unter den Schriftstellern sowohl, als unter den Staatsleuten und Kriegern, — zu deren Grabe ein Freund mit

heiterm Geſichte treten, die Hand aufs Herz legen und ſprechen kann: „Ich will ihn ſchildern, treu ſchildern wie er war, und man wird ihn nur deſto inniger ehren, je treuer ich ihn ſchildere.“ Engel gehörte zu dieſen Wenigen, und ſein Gemälde iſt das ehrenvollſte Todtenopfer, das man ihm bringen kann. Hier ſey es ihm denn geſtreut! Zwei oder drei Striche werden hinreichen. Ein bloßer Umriß iſt genug, ſo prononcirte Charaktere als der ſeinige war, in ihrer ganzen Stärke darzuſtellen. Nur das Bild des Schwachen bedarf des geſuchten, ſorgfältig gewählten Coloris, um nicht undeutend zu erſcheinen.

Engels vorleuchtendſte Eigenſchaft war eine hohe Energie der Seele. Was er wollte, wollte er beſtimmt, ganz, unerſchütterlich. Keine Rückſicht hielt ihn zurück, es ſo lange und eifrig zu ſuchen, bis er es erzwungen hatte, oder Umſtände eintraten, in denen es nur durch Aufopferungen zu erreichen war, die den Werth deſſelben überſtiegen. Sein Haß war unauslöſchlich; ſeine Freundſchaft war es in gleichem Grade: aber nur die entſchiedene moraliſche Verderbtheit, vermochte er wirklich zu haſſen und ſeine Ergebenheit war ſchwer zu erwerben: — aber vielmehr ſie ließ ſich nicht erwerben. Man mußte berechtigt ſeyn, ſie zu fordern, ſonſt erhielt man ſie nie. Die Anlage zu ſeiner Feſtigkeit und Energie, empfing er von der Natur: aber daß er ſie in ſo hohem Grade ausbildete, war zum Theil das Verdienſt ſeiner Lage. Bei einem nicht unbeträchtlichen Vermögen, von dem er freilich, da ſeine Mutter ihn überlebte, nie mehr als die Intereſſen zog, wußte er vom Knabenalter an, daß er nicht dem Glücke nachzujagen brauchte, und es ward ihm leichter, als tauſend andern, ſeinen moraliſchen Werth in jedem Drange des Lebens unverletzt zu erhalten. Kühn und frei beſtand er, wiewohl mit feiner Weltmanns-Sitte, mehr als einmal vor Fürſten und ihm vorgeſetzten Miniſtern, auf das was ihm recht dünkte, ſie aber verwarfen, — und er führte es durch.

Hätte er Hang zum Laſter gehabt, er wäre ein furchtbarer Böſewicht geworden: aber er beſaß einen brennenden Eifer für Recht und Ehre, und er ward durch ſtrenge Rechtlichkeit ein wahrhaft ehrwürdiger Charakter.

Die Folge jener Energie mußte es indeß unausbleiblich ſeyn, daß ſein täglicher Umgang zuweilen drückend wurde, und daß er ſich im Geſchäftsleben ſelbſt wackre Menſchen zu erbitterten Feinden machte. Wollten ſie etwas anders als er, und konnten ſie ihn nicht überzeugen, daß es das Beſſere war, ſo war auch jeder Verſuch ihn zu gewinnen, verloren. Ränke durchſchaute er leicht und vernichtete ſie lachend durch ſeine Gradheit; Bitten wies er zurück mit Freundlichkeit und Feinheit, ſo lange ſie nicht allzu zudringlich wurden; dem Despotismus bot er kühn die Stirne. In vielen Situationen hat er Beſehlenden geantwortet: „Es iſt nicht nothwendig, daß ich meine Stelle behalte: ſo lang' ich ſie aber habe, muß und werd' ich thun, was ich für recht erkenne.“

Sein Verſtand war hell und durchdringend: das zeigte er nicht bloß in ſeinen Schriften, die ſo überreich an glänzenden Zügen von Scharfſinn ſind: er zeigte es auch in Geſchäften und im geſellſchaftlichen Leben, — dort, durch die Schnelle, mit welcher er an jeder Aufgabe ſah, auf welchen Wegen, von welcher Seite ihre Auflöſung geſucht werden mußte, und durch die Vorſicht und Geſchicklichkeit mit der er es that, und oft ſeine Gegner durch eine für ſie nachtheilige Entſcheidung überraſchte, wenn ſie ſchon ihres Sieges gewiß zu ſeyn glaubten; — hier, im geſellſchaftlichen Leben, durch die Leichtigkeit und Sicherheit, mit welcher er den Charakter jedes Menſchen, den er zum erſtenmale ſah, durchſchaute, und ihn dem gemäß zu behandeln wußte.

Er beſaß einen treffenden, äußerſt gewandten Witz, der ihn in jeder Geſellſchaft zum Herrn des Geſpräches machte, ſo bald er wollte; und mit Vergnügen ſchwieg man, um ihn zu hören, denn er ſprach ſchön und äußerſt lebhaft, ſo daß man nicht ſelten aus ſeinem Munde dieſelbe Anekdote zum ſechſtenmale mit Vergnügen hörte.

Sein Geſchmack war richtig und fein, eigentlich ſein größtes, angebohrnes Talent, aber ausgebildet durch ein Studium von der ſeltenſten Gattung. Er beſaß eine ſehr ausgebreitete Gelehrſamkeit, aber er hatte durchaus nur den Geiſt, den Gedanken der alten Schriftſteller aufgefaßt: das Uebrige, die eigentliche Wort- und Formen-Gelehrſamkeit, ſagte er oft, weiß ich wieder zu finden, ſo bald ich es brauche: wozu mein Gedächtniß damit beladen? — Daher die liche, freie Anſicht, die ihn die höchſten Gegenſtände des Wiſſens und Forſchens ſo richtig würdigen lehrte, als die Gegenſtände des täglichen Lebens.

Durchdringender Verſtand, Witz, Geſchmack, Gelehrſamkeit: — fügt man noch ſeine natürliche Wohlredenheit hinzu, ſo hat man, was er als Schriftſteller war. — Setzt man zu ſeiner Energie, zu ſeiner unerſchütterlichen Liebe zum Rechte, noch einen hohen Grad von edler Gutmüthigkeit, die ihn oft drückende Beſchwerden ertragen ließ, um nur andern nicht wehe zu thun, ſo hat man ihn auch als Menſch, ganz. Alles charakteriſtiſche Detail über

ihn, kann nur aufzählen, wie die wechselnden Situationen und die Verschiedenheit der Gegenstände ihn veranlaßten, jene Eigenschaften zu äußern und zu gebrauchen.

L — t.

An Herrn H., Hofschauspieler in W. (und wen es sonst trifft.)

Eingesendet.

Eine Gesellschaft von Theaterfreunden, welche zu Lauchstädt Herrn H. als Herrn v. Trautman in der Versuchung haben wüthen sehen, ersuchen ihn hiermit höflichst, sich das im vorigen Jahre bei Unger herausgekommene Taschenbuch anzuschaffen, worin Iffland die goldnen Lehren des Tanzmeisters Mereau aufgezeichnet hat. Möchte er sich dann diese Lehren doch tiefer einprägen, als in seinem Knabenalter die zehn Gebote! Alsdann würde es ihm hoffentlich nicht mehr möglich seyn, durch Ueberschreien seiner Stimme, durch konvulsivisches Grimassiren und Gestikuliren, überhaupt durch die übertriebensten Verzerrungen in seinem Spiel, Ohren, Augen und Gefühl jedes nicht ganz geschmacklosen Zuhörers und Zuschauers auf das empfindlichste zu beleidigen. Er würde dann hoffentlich einsehen lernen, daß der höchste Aufwand von Muskelkraft nicht der Triumph leidenschaftlicher Darstellungen ist; daß man ein langes Crescendo nicht mit Forte beginnen darf; daß ein leidenschaftlicher Thor kein kindischer Narr und kein Wahnsinniger seyn soll; daß mit den Beulen, die sich ein Schauspieler selbst schlägt, und mit den Haaren, die er sich ausrauft, dem gebildeteren Theile des Publikums sehr wenig gedient ist, und daß das Klatschen, welches er dafür erndtet, entweder Spott, oder Ausbruch der rohesten Geschmacklosigkeit ist.

Herr H. entschuldige sich nicht damit, daß er als Herr von Trautmann in einem höchst elenden Stücke auftrat. Der Schreiber dieses hat ihn in mehrern Rollen gesehen, und ist jedesmal mehr oder weniger in Versuchung gewesen, ihm ein mittelmäßiges Epigram auf einen schlechten Schauspieler, das er einmal gelesen, zuzurufen:

So kräftig wüthete und schrie
Nicht Roland und nicht König Saul!
O klatscht, ihr Hörer, doch mit gleicher Energie —
O klatscht den Helden doch aufs Maul.

A.

Zusatz. Der Aufsatz wurde aufgenommen, weil er manches enthält, das Viele wohl thun würden, zu bedenken. Der Name und die Bezeichnung des Getadelten ist weggelassen, weil man das Publikum nicht mit so unbedeutenden Dingen behelligen will.

Der schlummernde Horaz.

Nach einem Gemälde.

Wer schlummert dort, von süßer Ahnung trunken,
Hoch auf des Berges waldumkränzten Höhn?
Leis rauscht der Quell, die linden Lüfte wehn,
In stille Feier ist die Nacht versunken.
Und sieh! es naht in überirrd'schem Schimmer
Sich eine himmlische Gestalt,
Des Knaben staunend, der auf Felsentrümmer
Gelagert, sicher ruht der höheren Gewalt!
Und der Bestimmung Würde ihm zu deuten,
Läßt sie, der heil'gen Weihe voll,
Den Ruhm, der seine Scheitel schmücken soll,
Durch wunderbare Zeichen ihm bereiten.
Denn gottgesandte Tauben neigen
Den leichten Flug zu ihm herab,
Und brechen von des Lorbeers Zweigen
Drei jugendliche Blüthen ab,
Und kränzen ihm die goldnen Locken:
Da rührt ihn magisch das Gesicht,
Und — selig vor dem Bild erschrocken —
Schlägt er die Augen auf zum Licht!

S — r.

T's Romantische Dichtungen.

Sonett in bekannter Manier.

So will mir, T. dein seltsam Werk gemuthen:
Auf bunter Flur, wo tausend Blüthen sprossen,
Erhohlst du dich mit angenehmen Possen;
Du stöhnst ins Horn und die Gesellen tuten.

Auf einmal kommt mit ungestümen Fluten
Ein ganzer Strom von Aberwitz geschossen,
Und auf den Wogen, dich und die Genossen,
Umher treibt Ruhmsucht mit gesalznen Ruthen.

Wie deines großen Meisters Wilhelm Meister,
Vor ihm das Buch des Schicksals aufgeschlagen,
Nicht aus noch ein weiß in der engen Kammer:

So drängen mich die tausend tollen Geister
Die sich in deinem Buche wechselnd jagen,
Und jedes Blatt gebähret neuen Jammer.

B.

Ernst und Scherz.

Zwanzigstes Blatt.

Am 7. September 1803.

Schöne Literatur.

Familienleben von Fr. Rochlitz. 2r Theil.

Eins von den selten vorkommenden Büchern, bei denen der Beurtheiler über sich wachen muß, um nicht mit so viel Wärme von ihm zu sprechen, daß der bescheidne Verfasser darüber erröthet, und der Leser eine zu freundschaftliche Parteilichkeit ahnet. Herr Rochlitz zeigt sich in demselben als etwas, das unsere Erzähler sehr selten zu werden pflegen, als einen fast ohne Flecken von Manier, zur Kunst gereiften Schriftsteller. Man kennt ihn aus seinen frühern Schriften als einen feinen, scharfblickenden Psychologen; auch in diesem Werke ersteht er als ein solcher, aber fast nirgend mehr trägt er seine Bemerkungen in langem Räsonnement vor: er wirft sie nur in kurzen Sätzen hin, oder zeigt die Richtigkeit seiner Ansichten durch die Wahrheit in den Charakteren und in der Weise, wie er die Handlungen seiner Helden motivirt. Bei der Auswahl des Stoffes scheint freilich das Gefühl die erste Stimme gehabt zu haben: aber was er mit Wärme des Herzens und der Phantasie schrieb, — sichtete, ordnete, feilte heller Verstand, und wenn man ihm bald mit Rührung, bald mit frohem Lächeln bis zum Ende einer Erzählung gefolgt ist, und nun auf das Gelesene zurück blickt, wird man fast immer überrascht, zu finden, daß man, indeß man nur zu genießen glaubte, wichtige Resultate des Nachdenkens gewann, die man sich nicht enthalten kann, zu verfolgen. Seine Erzählungen sind heilsame und reizende Früchte, die den Sinnen schmeicheln, und zugleich gesunde Nahrung gewähren. Ich weiß Arbeiten dieser Art nichts Lobenswertheres nachzusagen.

Dieser Band enthält fünf Erzählungen. Die erste Lucie, eine Bagatelle, hat in einem vorjährigen Taschenbuche gestanden. Sie ist leicht und reizend hingeworfen, und erhält ihren vorzüglichsten Werth dadurch. — „Wählerei," die zweite ist eben so gewandt und einnehmend vorgetragen, aber sie hat einen ernstern Sinn. Ein junger Mann, der nicht heirathen will, wird gleichwohl von mehrern weiblichen Charakteren nach einander angezogen: das giebt dem Verfasser Gelegenheit zu einer Reihe trefflicher Schilderungen und führt zu dem Resultate: In jedem, nur nicht von der Natur verwahrlosten, nur nicht verschrobenen Weibe liege — was zu dem Glück eines gelehrten Mannes hinreicht, wenn er geübter genug ist, es zu wecken, zu schätzen und zu genießen. — Unter dem Titel, die Emigranten, folgen zwei Erzählungen „Louis" und „Leonore," von denen die erste gleichfalls schon in einem Taschenbuche stand, die zweite aber ein sehr artiges Gegenstück zu derse-

ken iſt. Die Begebenheiten ſind etwas zu romanhaft, aber ſo einnehmend erzählt, daß man im Genießen nicht Luſt hat, das für einen Fehler anzuſehn. — Das Wichtigſte, wenn auch nicht das Unterhaltenſte des ganzen Bandes, aber iſt die zweite Abtheilung des neuen Grandiſon. Eine Dame erzählt, wie ſie von einem Manne von ſeltnem Verſtande und noch ſeltnerer Kenntniß des weiblichen Herzens, den ſie liebte, gebildet werden ſey, und verſpendet dabei einen Schatz von Betrachtungen, der jedem über ſich und ſeine Beſtimmung denkendem Frauenzimmer ſehr wichtig ſeyn wird.

Die kurze Vorrede beſchließt der Verfaſſer mit der Erklärung: „Da man den Schriften dieſer Art „eben jetzt nicht nur das Bürgerrecht abſpricht — „wegegen ich weniges Gründliches anzuführen wüßte; „ſondern auch die Tulkung des ruhigen und beſcheidnen Einwohners nicht gewähren will, — was „ich allerdings für unrecht halte, und, wie mich „dünkt, aus hinlänglichem Grunde: ſo beſchließe ich „dieſe kleine Sammlung mit gegenwärtigem Bändchen."

Ich verſtehe das nicht ganz, aber ſo weit ich es verſtehe, hoffe ich, daß es nur die Aeußerung eines ſchnell vorübergehenden Aufwallens von Misvergnügen iſt. Das Bürgerrecht **verdient** jede Gattung von Schriften, die auf eine belehrende und anſtändige Weiſe vergnügt; ſie **erhält** es, wenn ſie ein Publikum findet, das ſie ſchätzt und liebt. Beides iſt bei den Werken des Verfaſſers in hohem Grade der Fall. Was verſteht er alſo unter der Verfaſſung des Bürgerrechts? Etwa das Kopfſchütteln einiger einſeitigen Beurtheiler? Die Rüge, daß ſeine Erzählungen keine eigentliche poetiſche Dichtungen ſind? Darum ſollte er ſich nicht bekümmern! Sie ſind etwas **Beſſeres**, als die meiſten von dieſen. Ich wünſche einem unſrer vorzüglichſten Erzähler mehr Selbſtgefühl und Selbſtſtändigkeit des Urtheils.

Taſchenbuch für das Jahr 1804. Der Liebe und Freundſchaft gewidmet.

Wenn unſre **ſchöne** Literatur, wie manche aufmerkſame Beobachter behaupten wollen, auf eine ſehr bemerkliche Weiſe an **Schönheit** abnimmt, ſo muß man dagegen geſtehn, ſie gewinnt — an **Niedlichkeit**. Von Jahr zu Jahr wächſt die Zahl der Taſchenbücher: doch das wäre eine Kleinigkeit! Was liegt an Format und Art des Aufputzes! Aber auch unſre größeſten Dichter verſtehen ſich dazu, allerlei zu ſchmitzeln, das grade der eleganten Form und Beſtimmung dieſer artigen Eintagsbücher angemeſſen iſt. Schiller hat uns ſchon verſchiedene Taſchenbücher geſchenkt, und wir erhalten in dieſem Jahr ein Taſchenbuch von Wieland, außer einem andern, dem verliegenden, an welchem er mitgearbeitet hat; zwei Taſchenbücher von Göthe, — und wenn Klopſtock noch lebte, wer weiß, ob wir nicht auch eins vom Sänger des Meſſias bekämen. Zu viel Ehre, in der That, zu viel Güte für die — Spekulationen der Buchhändler und die — Ridicules unſrer Damen. Die großen Dichter des Auslandes trieben ihre Gefälligkeit nie ſo weit: — aber wir ſind auch — Deutſche. Ich will indeß lieber abbrechen. Die Männer, die der Stolz der Nation ſind, und zu ſeyn verdienen, ſich ſo den Plänen der Kaufleute fügen zu ſehn, denen in der Regel das gelungenſte Kunſtwerk nichts iſt, als ein vortheilhaftes Mittel, eine Quantität Druckpapier zu einem Buche zu appretiren, iſt ein Anblick, der mich leicht zu ſehr — intereſſiren könnte. Ohne weiter zu unterſuchen, ob jene Männer nicht etwas Unſterbliches thun könnten, als ſich ſo herablaſſen, will ich nur anzeigen, was die Frucht ihrer Herablaſſung war, und wie die Verleger ſie benutzten. —

Zuerſt die Kupfer dieſes Taſchenbuches. Der Verleger hat ihm ſieben beigefügt, die alle von Zury ſehr zauber gezeichnet und geſtochen, durchgängig aber nichts weiter ſind, als Mittel, den — Preis des Taſchenbuchs zu erhöhen. Auf dem Titelkupfer ſitzt eine jugendliche Minerva ſich auf den Fuß einer Säule, und reicht einem Amor, dem vor Freude darüber Köcher, Pfeile und Bogen entfallen, eine Leier. Die Leſer mögen ſich anſtrengen, einen Sinn dieſer Darſtellung auszufinden: ich weiß keinen, da weder Minerva noch Amor Gottheiten der ſchönen Künſte ſind. Oder bedeutet Minerva etwa die kaufmänniſche Klugheit des Verlegers, die ſich ein Taſchenbuch der **Liebe** erſann? — Zwei der folgenden Blätter gehören zu zwei Erzählungen von Wieland, die dies Taſchenbuch liefert; die übrigen vier aber zu zwei Romanen, die der Verleger im vorigen Jahre verlegte, — das heißt, ſie ſind eine elegante Anzeige ſeiner Artikel, — und Wieland hat ſich dazu verſtanden, dieſe Anzeige curſirend zu machen.

Der ehrwürdige Dichter hat nämlich in zwei Erzählungen eine Fortſetzung ſeines Pentameron gegeben, der im vorigen Jahrgange dieſes Taſchenbuches angefangen wurde. Beide ſind ſchön geſchrieben; ja Wieland hat ſo gar in ihnen die alte, ihm oft vergeblich Lizenheit der zu langen Perioden, meiſtentheils auf eine ſehr glückliche Weiſe vermieden: aber — aber — daß im Anfange der erſten der Pfarrer, und herrach eine Zeſe geſchäftig iſt — Dinn

der unsterbliche Sänger des Oberon hat eine Bagatelle liefern wollen; ich schweige.

Cäyx und Halcyone, vom Herrn von Collin, vermuthlich dem Verfasser des Regulus, ist der zweite Artikel, — eine etwas schwerfällige Idylle in Versen, zum Theil lyrischen, in welcher die Phantasie sehr arbeitet, aber das Gefühl — schweigend ruht.

Zwei Briefe an Thekla von Bouterwek sind voll trefflicher, heller Gedanken, über die weibliche Natur und Bestimmung. Sonderbar mag es indeß wohl manchem vorkommen, daß in jenen einfacheren Zeiten, da die Weiber weniger aufgefordert wurden, über ihre Natur und ihre Bestimmung nachzudenken, sie im Allgemeinen der ersten treuer blieben, und die letztere vollkommener zu erfüllen pflegten, als jetzt. —

Unter den übrigen prosaischen Aufsätzen zeichnet sich vorzüglich eine wahre Geschichte von Meißner, die Gebrüder Schröder, aus, und nächst dieser, eine Erzählung von Gustav Schilling, das Burgverließ. Das Uebrige ist auch dem Geiste nach prosaisch, — und die poetischen Beiträge sind ihnen gleich. Selbst der treffliche Sänger Gramberg hat in einer Idylle, „der Greis und die Jungfrau," etwas Mattes gegeben. Vorzüglich kalt und reizlos sind aber die Beiträge einer neuen Dichterin, Arnoldine Wolf, geborne Weisel. Wer kann z. B. folgendes Sonett von ihr ohne Zähnklappen lesen:

Die Freundschaft.

Was kann wohl in diesem Pilgerleben
In der Unvollkommenheiten Land,
An der Leidenschaften Wogen-Strand,
Uns auf Erden sichre Leitung geben?

Bei der bunten Eitelkeiten Tand,
Bei des Herzens ungewissem Streben,
Und der Liebe flatterhaftem Schweben
Beut uns Freundschaft schwesterlich die Hand.

Aber nur die Wahrerprobte, Aechte,
Führt uns tröstend durch des Lebens Nächte,
Sie, die uns im Leben Stärke gab,
Reicht uns noch am Scheideweg die Rechte;
Leitet uns mit ihrem Zauberstab
Treuen Herzens über Tod und Grab.

Welch eine Sammlung von Dingen, die fast so abgebraucht sind, als „Gute Nacht!" und Mdme Wolf droht mit einer ganzen Sammlung ihrer Gedichte. — „Das ist sehr ungalant!" Weiß wohl! Doch ich gesteh' es aufrichtig, wo ich den Namen einer neuen Dichterin gedruckt finde, ist mir zu Muthe, als sähe ich ein neues Todtenkreuz mit der Inschrift: „Hier ruht eine Weiblichkeit und" — Ja, was ließe sich nicht hinzusetzen! Ich fasse alles zusammen in Einen Seufzer, der unter zehn Fällen in der Regel neunmal gerecht ist.

Mancherlei.

Züge aus dem Leben des Malers Annibal Caracci.

Der Künstler, dem man die berühmte „Geburt Christi" verdankt, war auch ein großer Meister in Karikaturen. Er wußte Thieren und selbst Vasen eine Aehnlichkeit mit Menschen zu geben, die er lächerlich machen wollte. Zuweilen wendete er dieses Talent an, seine Schüler von ihren Fehlern zu heilen, indem er sie zwang, sich selbst zu belachen, eine väterliche Korrektion von seltner Art, und die nie ohne Erfolg blieb.

Er lebte sehr eingezogen, und floh den Glanz und die Größe. Nicht selten entfernte er sich durch die Hinterthüre seines Hauses, wenn ein Kardinal oder Fürst, durch die Vorderthüre hereintrat, um ihn zu besuchen. Einst sah er seinen Bruder Augustin in vornehmer Gesellschaft einherprunken. Er rief ihn bei Seite und flüsterte ihm zu: „Augustin, erinnere dich, daß du der Sohn eines Schneiders bist."

Bei dem kaum nennenswerthen Monats-Gehalt von zehn Thalern, brachte er acht Jahr damit zu, den Pallast des Kardinals Farnese auszumalen. Als er fertig war, bewog ein Spanier, Namens Juan de Castro, den Kardinal, ihm das Brod, den Wein und andre Bedürfnisse, die er während der Arbeit erhalten hatte, in Rechnung zu bringen, und ihm für eine Arbeit, die wenigstens 10,000 Scudi werth war, 500 zu schicken. Annibal konnte vor Erstaunen, bei dieser Sendung, kein Wort vorbringen. Er beklagte sich nie, aber sein Schmerz über diese Ungerechtigkeit war so tief, daß er in eine Schwermuth gerieth, in der er seine Kunst vernachläßigte und bald starb. —

Hogarth zeichnete einst im Scherz ein Stadtthor, die Schildwache in demselben und ihren Hund, mit drei Strichen. Sollte, im Ernst, ein Psycholog mehr brauchen, als jene wenigen Züge aus dem Leben Caracci's, um den ganzen Charakter des großen Künstlers zu kennen? — Er war — Nun, ich traue meinen Lesern genug Menschenkenntniß zu, um zu fühlen, daß er ein achtungswerther, liebenswürdiger, zu weicher Mann war.

Anekdote.

Mendelssohn war bekanntlich sehr strenge in Begehung der religiösen Gebräuche. Einst besuchte ihn Engel am Passah-Feste, und fand ihn in völligem Gebetornate hinter einem Tische damit beschäftigt, die Speisen, die auf demselben standen, einzusegnen. Mendelssohn Frau bat Engel das Ende der Zeremo-

nie abzuwarten, und er mußte sich länger als eine Stunde in Geduld fassen. Endlich ist die Feierlichkeit aus. Mein Gott, ruft Engel, wird Ihnen das nicht zu lästig, dergleichen mitzumachen? Eine solche Pflicht reichte hin, mich zur Taufe zu bewegen. — „Hm, antwortete Mendelssohn, ich brauche doch nur herzusagen, was mir zwar lange Weile macht, ich aber doch verstehe. Sie — Sie müssen glauben, was Sie nicht verstehn, und wenn Sie nicht glauben, in vorkommenden Fällen heucheln."

Geist und Form.

Tief in des Chaos unermeßnen Gründen,
Dem ewigen Geheimniß der Natur,
Gestaltet sich, das Leben zu empfinden,
Der neuen Zeugung wundervolle Spur.
Ein Hauch der Liebe dringt durch alle Kräfte,
Der Kampf ermattet, den die Zwietracht schwur,
Und — schwankend in der Formen Widerstreben,
Rührt sich der ersten Bildung zartes Leben.

Noch von dem Seegenshauch der Liebe trunken,
Tritt sie hervor, die jugendliche Nacht!
In ödes Schweigen um sie her versunken
Ruht der Empörung zügellose Macht.
Das finstre Element vereint sich mit dem Schönen,
Und mit dem Dunkel gattet sich das Licht.
So ward, des Chaos düstrem Schoos entwunden,
Mit Himmelskraft das Irrdische verbunden.

Und einsam in der ungeheuren Oede,
Verschlossen in den ewig stillen Raum,
Ruft sie zuerst den Wunderklang der Rede,
Und bildet den geheimnißvollen Traum,
Und lauter tönt in regellosen Schlägen
Der schöpferische Pulsschlag der Natur;
Sie winkt — und aus verworrenen Gestalten
Muß sich das Reich der Bildungen entfalten. —

O komm herab von deinen Stralenhöhen,
Erheitre mich mit deinem Glanze, Phantasie!
Laß deiner Allmacht Zauber mich umwehen,
Dein Odem ist der Geist der Poesie!
Du webst der Dichtung rosenfarbne Hülle,
Und rührst der Saiten zarte Melodie;
Das Höchste ist die Harmonie der Seelen,
Doch deine Töne sinds, die sie vermählen.

Ein Wesen kann das Wesen nur empfinden,
Todt ist die Form, die kein Gefühl durchglüht,
Dem Geistigen will sich die Kraft verbinden,
Wenn die Erscheinung trügerisch entflieht;
Drum hauchte sich in bildliche Gestalten
Der Geist der Liebe sympathetisch ein;
Und schöpferisch durchglüht von seiner Milde,
Belebte sich das menschliche Gebilde.

Drum kann das Daseyn nimmer sich vernichten,
Es ist der Ausfluß einer höh'ren Kraft;
In welches Abgrunds Tiefe will es flüchten,
Entflammt von kühner Leidenschaft?
Was geistig ist, muß ewig währen,
Und den Gedanken faßt kein Raum;
Erhebe dich zum höchsten Flug der Sterne,
Denn Geist bannt keine Nähe, keine Ferne.

Doch gern in ihren irrd'schen Schranken
Verweilt der Psyche himmlische Gestalt;
Denn mit der Allmacht der Gedanken,
Beherrschet sie die irrdische Gewalt;
Nicht die Natur ist Königin der Geister,
Ihr Wirken hemmt ein ewiges Gesetz;
Dem Geiste ward die Freiheit angeboren,
Und ihre Macht geht nimmer ihm verloren.

Er wägt das Urtheil, löst der Wahrheit Siegel,
Das Schöne wohnt in keinem Sinnenwahn;
Unsichtbar auf der Ahnung Flügel
Schwingt er zum Heiligthum der Göttin sich hinan;
Der höh'ren Schönheit Spur will er ergründen,
Als die der Sinne bunter Wechsel beut;
Die Reine, Wandellose sich erringen,
Und in dem Quell der Weisheit sich verjüngen.

Denn was dem Wahn, dem Staube dich verbündet,
Es ist der Sinne niedere Beschäftigung;
Die innre Stimme, die der Geist verkündet,
Sie ist ein Aufruf zur Verherrlichung.
Leis angeregt von unsichtbaren Händen
Rührt sie der Sehnsucht heiliges Gefühl,
Und in dem Einklang ihrer Melodieen
Muß aller Schmerz des Irrdischen verglühen.

Es giebt ein Land, wo Seelen sich vermählen,
Wo schöner sich der keusche Busen hebt;
Nicht schüchtern darfst du hoffen und erwählen,
Frei ist der Zauber, der das Herz umwebt.
Was auch das kalte Leben dir verschleiert,
In Träumen nur die irre Sehnsucht sah;
Es spricht dich an mit höheren Gewalten,
Und blüht um Dich in lieblichen Gestalten.

Es giebt ein Land, wo von Gefühl durchdrungen
Sich Herz an Herz in süßem Taumel schmiegt;
Wo sich in schöneren Erinnerungen,
In süßern Träumen die Empfindung wiegt;
Wo auf des Wohllauts schmelzenden Akkorden
Der Geist zu höherem Genuß entfliegt,
Und seines Urstoffs spiegelhelle Reine
Verklärt entsteigt aus trübem Dämmerscheine.

Es ist das Land des Schönen! — Seine Blüthen
Verduften nie im Schooße der Natur;
Doch strebst du nach der Frucht der Hesperiden, —
Dem Göttlichen reift ihre Milde nur!
Der Ungeweihte, kühn, sie zu erringen,
Vergebens sucht er ihre goldne Spur;
Im blinden Wahn ergreift er die Erynnen —
Die Charis muß, wer Schönes sucht, gewinnen!

S — r.

Ernſt und Scherz.

Ein und zwanzigſtes Blatt.

Am 10. September 1803.

Schöne Literatur.

Almanach der Chroniken, für das Jahr 1804. Von A. von Kotzebue.

Groſſen Aufwand von Geiſt und Kraft kann dies Taſchenbuch dem Herausgeber nicht gekoſtet haben: doch was liegt daran! Die Idee deſſelben iſt ſehr artig, die Ausführung gut, das Büchelchen ſehr geſchmackvoll und elegant.

Es enthält dreizehn merkwürdige, aus Chroniken entlehnte Begebenheiten, und ein vom Herausgeber gedichtetes Volksmährchen. Der Gedanke aus den vergeſſenen, oder doch nur von Geſchichtsforſchern ſehr trocken benutzten Jahrbüchern einzelner Länder, Provinzen und Städte, ſolche Ereigniſſe auszuheben, die für Geiſt und Herz Intereſſe haben, und ſie ſo zu erzählen, daß ſie einen romantiſchen Anſtrich gewinnen, ohne die Wahrheit zu verlieren, iſt ſehr glücklich, und der Sammler iſt für die Mühe, die er auf das Suchen gewendet hat, durch manchen intereſſanten Fund belohnt worden. Vorzüglich werden ihm die Leſer für den Bericht des Magdeburger Predigers, von deſſen Schickſalen bei der Eroberung der Stadt durch Tilly, — und für die Nachrichten von der ſogenannten Schleſiſchen Sündfluth, Dank wiſſen: beide ſind naiv und rührend. Es iſt ihm geglückt, durchaus den altväterlichen, treuherzigen Ton zu treffen oder beizubehalten, der dieſem Stoffe angemeſſen war, ohne ſich dadurch an ſolchen Orten, wo es paſſend ward, den dichteriſchen Aufſchwung verbieten zu laſſen. Wirklich poetiſch iſt zum Beiſpiel die Beſchreibung der erwähnten Sündfluth, ohne deshalb weniger einfach zu ſeyn. Weniger hat mich zum mindeſten, das Volksmährchen, „Huldmar von Behringen, oder die Höhle des Todtenberges“, befriedigt. Es iſt mit lebhafter Phantaſie gedacht und ausgeführt, aber die Aufgaben, die der Ritter um die in der Höhle verzauberte Prinzeſſe zu erlöſen, erfüllen muß, ſind widerlich: er muß einem lebenden, ſchönen Mädchen durch ihren Liebhaber die Naſe abſchneiden laſſen, ein anderes Mädchen bewegen, ſich eine Bruſtwarze abzulöſen, und eine Mutter, ihrem Säuglinge den erſten Zahn auszubrechen. Es wäre gewiß anziehender und geſchmackvoller geweſen, wenn der Verfaſſer dem Helden komiſche Bedingungen hätte vorſchreiben laſſen. Auch das wird wahrſcheinlich den meiſten Leſern misfallen, daß er dem Mährchen bittre Ausfälle gegen ſeine literariſchen Feinde eingemiſcht hat. In Dichtungen wenigſtens, wenn ſie nicht gradezu einen polemiſchen Zweck haben, ſollte man ſich von dergleichen durchaus enthalten. Das Publikum iſt ohnehin mit gewiſſen Dingen zu häufig beſchäftigt worden, die jetzt, nach ihrer Abmachung vollends unintereſſant ſind.

Der Verleger hat sehr viel auf diesen Almanach gewendet. Der Deckel ist mit den colorirten Abbildungen von ein Paar alten Denkmälern aus Kirchen verziert, und im Buche selbst findet man vierzehn von Catel vortrefflich gezeichnete, und von andern Meistern gut gestochene Kupfer, und dreizehn geschmackvoll gedachte und ausgeführte Vignetten.

Zum Belege des Lobenden, das ich über den Ton und die Schreibart des Verfassers gesagt habe, mag hier ein Theil von der Schilderung der erwähnten Sündfluth stehen:

„Früh am Morgen des 14ten July lag ein dicker Nebel auf den Bergen, und schwamm herab in die Thäler. Gegen Mittag hing die Sonne wie eine Kugel ohne Strahlen, am Himmel, und der Nebel ballte sich in große Massen und wälzte sich um die Gebürge auf und ab, bald wie Riesen, bald wie Fabelthiere seltsam gestaltet. Stumme Wetterwolken waren ringsumher an den Himmel geheftet, und hingen schwarz und unbeweglich herab wie ein Leichentuch. Bald aber erhob sich ein gräßlich Geheul in der Luft; die Wolken brüllten, die Blitze zuckten hin und her auf dem schwarzen Grunde, und von allen Seiten stiegen die Gewitter langsam gegen einander auf, wie schlachtfertige vermummte Ritter, und wo sie zusammen trafen, zischten die Blitze hinauf in den grauen Himmel, hinab auf die kalte Erde. Jetzt gossen die schwangern Wolken ihre Ströme, und die bleichen Streifen am Himmel ihre Hagelschauer hernieder. Dicke Finsterniß umhüllte Berg und Thal; nur der Blitz bahnte sich Wege, bis der Donner wieder verschloß. Die Glocken tönten schauerlich dazwischen“ u. s. w.

Sakontala, oder der entscheidende Ring. Ein Indisches Schauspiel, von Kalidas, aus dem Sanskrit und Prakrit, von W. Jones ins Englische, von G. Forster ins Deutsche übersetzt. Zweite von Herder besorgte Ausgabe.

Als Forster vor etwa dreizehn Jahren diese uralte merkwürdige Dichtung ins Deutsche übersetzte, kündigte sie Herder mit den wärmsten Lobsprüchen an, Göthe pries sie begeistert in einem bekannten kleinen Gedichte, und — wer in Deutschland auf Bildung und Geschmack Anspruch machte, las und bewunderte sie. Doch die damaligen Liebhaber der schönen Literatur sind theils nicht mehr da, theils zu ernstern Lieblingsgegenständen gereift oder — geworden, wie man will; die unübersehbare Menge neuer einheimischer Werke, die seitdem erschienen sind, die Umgestaltungen unserer schönen Literatur, haben den liebenswürdigen Fremdling der Vorwelt, in den Schatten der Vergessenheit zurück gedrängt. Kaum schwebt noch sein Name auf den Lippen der meisten jüngern Liebhaberinnen und Liebhaber des poetischen Schönen: daß sie ihn selber kennen, ist gewiß nur bei sehr wenigen der Fall. Ich halte es daher für verdienstlich, die Lesewelt auf ihn wieder aufmerksam zu machen.

Er führt uns um neunzehnhundert Jahr zurück, und nicht in die Vorzeit unsres Welttheils, in die eines Volkes, das unter einem Himmelsstrich, der von dem des ganzen Europa unendlich verschieden ist, in der Mitte einer Natur, von der unser Norden auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit zeigt, die größte Höhe seiner Kultur erreichte, als unsre Deutschen Vorältern nur noch in ungebrochner Wildheit die Gränzen der Römischen Provinzen umtobten, und den schwachen Schimmer ihrer Kultur als Wunder anstaunten. Doch wenn die Sitten, die in der Sakontala geschildert werden, die ganze Vorstellungsart, die in ihr herrscht, selbst die Weise, in die sie uns führt, uns durchaus fremd sind, so spricht uns dagegen in ihr an, — was in allen Werken des reinen, wahren Menschen, den Reinen, Wahren anzusprechen verdient und vermag: zartes Gefühl, milde, liebenswürdige Gesinnung, und die Zauber einer schöpferischen Phantasie: diese Vorzüge umschimmern die Sakontala mit einer nie erlöschenden Glorie. Wer glücklich genug ist, Sinn dafür zu haben, sonne sich in ihr.

Sie kann aber noch mehr thun, als Herz und Phantasie beschäftigen: sie kann grade jetzt, da der Geschmack des Publikums auf so mannigfaltige Weise gespalten ist, und mit sich selbst im Streite liegt, — mindestens den wenigen, wirklich selbstständig denkenden Lesern eine sehr wichtige Lehre einleuchtend machen, oder doch auffrischen. Wenn sie in der Sakontala bei jedem Blatte auf etwas treffen, das unsern Sitten, unsrer Denkart, unserm Geschmack und den Forderungen, die wir an Kunstwerke zu machen gewohnt sind, widerspricht, und sich gleichwohl durch die hinreißenden Schönheiten des Werkes entzückt, bezaubert fühlen, werden sie nicht unterlassen, die Bemerkungen zu machen: Das wahre geistige Schöne ist nicht an Eine bestimmte, bleibende Form gebunden. Jede in der es nur zu wirken vermag, ist die rechte, und vor eine ganz neue, von allen schon bestehenden Formgattungen abweichende erfände, die das Geistig-Schöne nur nicht zu wirken verhinderte: er verdiente das wärmste Lob, sollten ihn auch alle Regeln der Schulen verdammen; er hätte uns bereichert. Die einzige allgemeine, die höchste Forderung

die wir an ein Kunstwerk zu machen, berechtigt sind, ist: „Es gefalle!“ — auf eine sittige, verständige Weise — werden alle Sittige, Verständige hinzusetzen; und gehört der Künstler selbst zu ihnen, so wird er anders zu gefallen, verschmähen. — Der Grundinhalt jener wahren Kritik eines Kunstwerks kann daher nur die Beantwortung der Fragen seyn: „Besitzt es wirklich geistige Schönheit? In wiefern wird die Wirkung derselben durch seine äußere Form unterstützt oder gehindert?“

Aber was ist alsdann die geist- und reizlose Poeterei gewisser noch vor kurzem lärmender Reimer, die keinen höhern Zweck kennen, als die äußern Formen nachzudrechseln, in welche einst wahre Dichter voriger Jahrhunderte wahre Schönheit zu fassen pflegten? Die widerlichste Art aller Kinderspiele, eine pedantische Posse, — der Tempel Salomonis aus Kartholz geschnitzt, in welchem kein Gott wohnet, kein Hohepriester Segen verspendet, nur Holzwürmer hämmern.

Mancherlei.

Die Geburt der Venus Urania.

Zeus winkte mit den Augenbraunen, die, im Zorne bewegt, das Weltall erschüttern; er winkte milde gebietend: in jugendlichem Reiz, das Haar mit Mayenblumen bekränzt, schwebete Zephyr dahin über Meer und Land, und säuselte allen Gottheiten der Erde und der brausenden Wogen eine entzückende Botschaft zu. Nieder wallten die Gottheiten des Olymp, jegliche in eigenthümlicher Majestät; aus den Wäldern taumelte Pan mit seinem Faunenchor; in scheuer Ferne folgten ihnen Driaden und Hamadriaden. Aus der Mündung jedes Stroms und jeder Quelle zogen Flußgötter und Najaden herbei, und von einem Heer in ihre Muschelhörner jauchzender Tritonen gefolgt, brauste Neptun auf seinen Wogen daher.

Zeus winkte schöpferisch noch einmal: siehe, da hob sich der Meerschaum und blühete hoch zu der Gestalt einer tausendblättrigen Rosenknospe empor. Sie entschloß sich langsam, und auf einer zarten Welke entzückenden Wohlgeruchs, schwebte aus ihrem Schooße die Göttergestalt Cytherens hervor, und trat an Paphos Gestade. Die holdgründeten Glieder schimmerten wie eine Silber-Lilie, die Aurorens Purpur-Strahlen umzittern, und der braune Lockenguß umwallete die Schulter, wie des Bächleins Wellengekräusel ein blühendes Eiland. In süßes Staunen über sich selbst verloren, hielt sie die Augen voll sanften, sanften Feuers gesenkt: jetzt erhob sie den Blick, und Ein Jauchzen heißen Begehrens erscholl von den Lippen jedes Gottes und jedes Sterblichen. Aber die junge Cythere, als sie die Augen aller Lebenden auf ihre nackten Reize brennen sah, bebte sie furchtsam hinter ein Myrthengebüsch, um sich zu verbergen. Da sprach Zeus: Nicht ein sterbliches Weib ist sie; — den Göttinnen gehöret sie an! Sie krönt anmuthige Scham zur Königin des Weltalls! — Und die Charitinnen traten aus dem Gebüsche zu ihr und schmückten sie mit dem Schleier und dem weitherrschenden Gürtel holdseligen Reizes, und verhießen, sie nie zu verlassen. Das wilde Jauchzen der versammleten Götter ward ein leises Seufzen ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit. Aber die neugebohrne Göttin senkte die liebliche Hand auf das Myrthengebüsch und sprach errötheud: Auf ewig sey mir geweiht; auf ewig ein Denkmaal, nur schaamhafte Schönheit verdiene die süße Frucht wahrer Liebe zu tragen. Sie hatte nur leise geflüstert, doch die Welt hatte gehört, und: „Ja,“ rief die Versammlung der Götter. Wahrer Liebreiz ohne Schaam ist unmöglich, wie Weisheit ohne Bescheidenheit! —“

W.

Ehrenvolle Abweisung.

Ein junger Mann war einem Minister zu einem wichtigen Posten empfohlen worden, der ihn sehr in der Nähe desselben erhalten hätte. Der Minister, selbst ein Mann von großem und sehr hellem Verstande, prüfte ihn in einer langen Unterredung, und war äußerst zufrieden mit seinen Kenntnissen und Talenten. Endlich fragte er ihn: Was würden Sie aber wohl thun, wenn Sie sich in der Verlegenheit befänden, daß Sie u. s. w. Der junge Mann gab mit blitzenden Augen eine Antwort, die von der höchsten Entschlossenheit zeigte. „Sehr gut, erwiederte der Minister; morgen werd' ich Ihnen bestimmte Nachricht wegen der Stelle geben.“ — und schickte ihm am folgenden Tage eine — Verweigerung. Mit einiger Empfindlichkeit erkundigte sich der Gönner des jungen Mannes nach der Ursache. „Sind Sie mit seinen Talenten nicht zufrieden?“ — Er hat mehr als zu diesem Posten gehören. — „Mit seinem Charakter?“ — Er scheint mir einen sehr wackern und energischen zu besitzen. — „Und doch —?“ Eben deshalb kann er die Stelle nicht erhalten. In untergeordneten Verhältnissen richten die Menschen von großer Selbstständigkeit nur Verwirrung an. Sie wollen ihren eignen Weg gehn, und wir brauchen nur solche, die uns auf dem unsrigen folgen. Glauben Sie mir, ich kenne manchen, den ich mit Freuden zum Präsidenten machen würde, und dem ich gleichwohl keine wichtige Sekretärstelle anvertrauen

möchte. Tel brilleroit au prémier rang, qui s'éclipse au second. Der Feldmarschall Laudon verließ den Russischen Dienst, weil er ein untauglicher Subaltern-Officier war, als Feldherr füllte er Europa mit seinem Ruhme." — Sollte der Staatsmann wirklich nur ein Paradoxon haben sagen wollen?

Es ist wohl nicht überflüssig anzumerken, daß er im ganzen Lande den Ruf eines edeln, menschenfreundlichen Mannes besaß; — daß aber der junge Mann über seine Abweisung ziemlich getröstet war, als er den Grund derselben erfuhr, versteht sich von selbst. Leider starb er kurz nachher, und konnte also die Idee, die der Minister von ihm hatte, nicht rechtfertigen.

R — t.

Bemerkung.

Welcher Unterschied findet sich zwischen den Mystikern und den Religionsschwärmern unserer Zeit, und zwischen den großen Märtyrern der ersten christlichen Jahrhunderte? Dieser Mysticismus entstand aus hoher überquellender Fülle des Gefühls und des heiligen Enthusiasmus; der neuere dagegen aus moralischer und geistiger Entkräftung. Die Erfahrung spricht zu deutlich dafür. Ueberall findet man doch das Gesetz bestätigt, daß die entgegengesetzten Extreme sich in ihrer Wirkung gleichen.

v. D — r.

Anekdote.

Eine Jüdin von vielem Geiste ging einst mit einer Christin spazieren, als sie ein Bettler um der Wunden Christi willen anflehte, ihm ein Almosen zu reichen. Die Letztere suchte in ihren Taschen: — „Nicht doch, rief die Erstere; die Wunden muß ich bezahlen. Sie werden sich ja wohl aus der Anekdote von Christus erinnern, wer sie geschlagen haben soll?"

Die Sprache der Blumen.

Liebliche Blumen, ihr Töchter der Flur,
Freundliche Gaben der schönen Natur!
Bilder zu werden dem regen Gefühl,
Weiht' euch der sanften Empfindungen Spiel.
— Laßt mich zum heiligen Kranz' euch winden,
Eurer Geheimniß Sprache ergründen.

Hell ist die Farbe der Unschuld, und licht;
Trügende Schimmer entstellen sie nicht.
So, auf der Lilie zartes Gewand
Goß sie die Charis mit segnender Hand;
Schuf sich ein Gleichniß erhabener Milde,
Schuf es zum köstlichsten Schmuck der Gefilde.

Schön in des Mädchens gewundenem Haar
Stellt sich die grünende Myrthe dar.
Wisse, die Sanftmuth, dem Himmel entschwebt,
Ward in die grünende Myrthe gewebt,
Sittsam den lockigen Scheitel zu kränzen,
Und in bescheidener Demuth zu glänzen.

Schimmernder Lorbeer, dich weihte der Ruhm
Blutigen Helden zum Eigenthum.
Doch der Begeisterung hohes Gefühl
Wand dich auch hold um das Saitenspiel:
— Thaten im Wogen des Liedes nur leben;
Sänger den Helden Unsterblichkeit geben. —

Kennst du die Blume, die schönste der Flur?
Wenige Stunden ach! glühet sie nur,
Haucht in das linde Kosen der Luft,
Süßen, berauschenden, magischen Duft! —
Doch, wer hat Liebe schmerzlos gefunden?
Auch ist die Rose mit Dornen umwunden.

Kennst du das Veilchen, die Blüthe des Mais?
Sittsamkeit reichet ihm freundlich den Preis.
Nur von dem suchenden Auge gesehn,
Blüht es verborgen, doch duftet es schön;
Will nur im Stillen den Finder beglücken,
Und der Bescheidenheit Busen schmücken.

Aber im freundlichen Immergün
Siehet die Freundschaft ihr Sinnbild blühn;
Nimmer vergeht es am moosigen Quell,
Schimmert im Kranze des Lebens so hell;
Flicht sich so fest zum ewigen Bunde,
Heilet und kühlt dir die blutende Wunde.

Flüstert die schmerzende Sehnsucht dich wach,
Nennst du das Blümchen am murmelnden Bach.
Trennung — sie seufzet: Vergißmeinnicht!
Blau ist sein Schimmer, der freundlich spricht:
Willst du nicht reuvoll das Leben verschwenden,
Wahre die Treue in heiligen Händen.

Düster Zypresse, der Wehmuth Bild
Ward in dein dunkles Gewölge verhüllt.
Drum auf das einsame schweigende Grab
Neigst du die trauernden Blüthen herab,
Ach! und vergebens in zärtlichen Tönen,
Klagen die liebende Herzen ihr Sehnen.

Siehe, die Schimmer des Lebens verglühn:
Schnell auch die duftenden Blumen verblühn!
Aber des Lenzes lächelndem Blick
Kehren sie alle freudig zurück,
Blühen und duften und einen sich wieder: —
— Ewig taucht unsre Fackel sich nieder! —

S — r.

Ernſt und Scherz.

Zwey und zwanzigſtes Blatt.

Am 14. September 1803.

Schöne Literatur.

Statt meinen Leſern, nach herzebrachter Weiſe, zum Anfange des Blattes irgend eine belletriſtiſche Frucht vorzulegen, will ich ſie diesmal an einen Stamm führen, der einſt gute Früchte zu tragen verſpricht; — ſtatt ihnen aus einander zu ſetzen, warum irgend ein neues Dichter-Werk viel, wenig, oder gar nichts tauge, werd' ich ſie mit einem jungen Menſchen bekannt machen, der nach dem Anerkennen vieler auszezeichneter Männer und, ich geſteh' es, auch nach meinem vorläufigen Bedünken, eigentlich zum Dichter gebohren wurde, und wenn es ihm gelingt, ſeine Bildung auf ſeinem ſelbſtſtändig gewählten Wege fortzuſetzen, vielleicht einſt in unſrer Literatur ſo merkwürdig werden wird, als der berühmte Schottiſche Bauer Burns in der Engliſchen war. Möge ihn ſein guter Genius nur vor dem Schickſal des Schotten bewahren: — von wankelmüthigen Gönnern, aus ſeinem Stande hervorgezogen, in eine Sphäre, für die er nicht taugt, gelockt, und dann vergeſſen, dem Elende überlaſſen zu werden. —

Ich will mit ſeiner Geſchichte anfangen. Manche werden nur eine Art von Roman zu leſen glauben; andre vielleicht wunderbare Leitung der Vorſehung darin entdecken; — erfahrne Pſychologen, glaube ich, in ihr das finden, was faſt immer den Schickſalen ungewöhnlicher Menſchen einen romanhaften Anſtrich zu geben pflegt, nämlich, daß die feine Eigenthümlichkeit ihres Geiſtes ſie die alltäglichen Ereigniſſe des Lebens von einer ungewöhnlichen Seite betrachten, ſie ungewöhnlich behandeln, und dadurch denſelben ungewöhnliche Folgen abgewinnen läßt.

Gottlieb Hiller, der Stiefſohn eines armen Fuhrmanns in Köthen, erhielt die Erziehung, welche daſelbſt vernünftige Eltern aus dem Volk, ihren Kindern zu geben vermögen. Er ward in verſchiedene Schulen geſchickt, in denen der Zutritt wenig oder nichts koſtet, und wenig Vortheile giebt. In ſeinem zehnten Jahr veranlaßte ihn die Bemerkung, daß der Lehrer ſich mancherlei tadelnswürdigen Schwachheiten überließ, eine gereimte Satire auf ihn zu machen. Ein Mitſchüler verrieth ihn, und Hiller wurde nach einer Züchtigung, aus der Schule entfernt. Er beſuchte eine zweite und dritte, und hatte es im funfzehnten Jahre dahin gebracht, gut leſen und ſchreiben zu können, als die Dürftigkeit ſeiner Eltern ſie zwang, ihn als Fuhrmannsknecht zu verdingen. Als ſolcher durchzog er fünf Jahre lang einen Theil Deutſchlands und ſtudirte dabei fleißig den Eulenſpiegel, das Meluſinenbüchlein, und was ihm von Dingen der Art in die Hände fiel. In ſeinem zwanzigſten Jahr entſchloß er ſich, dieſe Lebensart aufzugeben und zur

Unterſtützung ſeiner immer in größere Armuth verſinkenden Eltern, bei ihnen zu bleiben. Er ernährte ſich und zum Theil ſie, durch Taubenneſt-Flechten, durch Ziegelſtreichen und Beſenbinden, und las zugleich Arndts wahres Chriſtenthum, das Paradiesgärtlein und andere Erbauungsbücher der Art mit Andacht. — Einſt ſaß er grade bei ſeinem Geflechte, als ihm ein Nachbar Thomas Paynens Werk über wahre und fabelhafte Theologie, brachte, ohne zu wiſſen, was darin ſtehe. — Er las die Vorrede, warf die Arbeit bei Seite, und durchwachte die Nacht mit Payne. Eine neue Welt wurde ſeinem grübelnden Geiſte und ſeiner glühenden Phantaſie durch das Werk aufgeſchloſſen; ſeine ganze Anſicht der Dinge wurde verändert, und in Zweifel und Sinnen verloren, verbrachte er mehrere Monate. Da führte ihn ein neuer Zufall mit dem Eigenthümer des Buches zuſammen, der ein wohlhabender und gebildeter Bürger in Köthen iſt. Er redete ihn an: der Bürger erſtaunte über die Wirkung, die Payne auf den Neſtflechter gemacht hatte, und um ſie niederzuſchlagen, lieh er ihm Zollikofers Predigten, und andere Sachen, endlich aber, da er erfuhr, daß der junge Menſch auch lateiniſche Lettern kenne, Wielands Werke. Das erſte derſelben war Agathon, dieſer bezauberte ihn; — dem goldnen Spiegel verdankte er den größten Theil der Verſtandesbildung, die er jetzt beſitzt; Cyrus — erweckte den Dichtergeiſt in ihm. Der Jüngling las das Gedicht mit einer Exaltation, von der ſich ſchwerlich jemand einen Begriff zu machen vermöchte, der ſchon als Knabe Gedichte geleſen hat. Er fand es unvollendet, und gerieth in eine Art von poetiſchem Zorn darüber. Er entwarf ſich einen Plan, nach welchem es vollendet werden könnte; beſchloß ihn auszuführen, konnte aber das erſte Wort nicht finden, und ſchrieb nichts. Indeß hatte das viele Monate lang getriebene Brüten, und das fortgeſetzte Leſen der Wielandſchen Werke den Dichterfunken in ſeiner Seele aufgehaucht: es bedurfte nur eines geringen Anlaſſes, und ſeine Muſe erhob ihren Geſang. Dieſer Anlaß, eben ſo ſonderbar als die ganze übrige Geſchichte des Dichters, ereignete ſich im Spätherbſt 1801. Er fand eine grüne Schoote, und dieſe Erſcheinung dünkte ihn ſo ſeltſam, daß er ſeine Betrachtungen darüber, faſt ohne zu wiſſen, was er that, in folgenden Verſen ausdrückte:

An eine grüne Schoote, im Herbſt 1801.

Du Schweſter kleiner Frühlingsblüthen!
wie ſeh' ich hier Dich noch ſtehn?
Dich hat gewiß ein Gartenwächter
noch mit beſonderm Fleiß geſä't:
denn blos durch Deine eigne Kraft,
und durch gemeine Ackererde,
im gleichen Gange der Natur, —
daß Du Dich nicht bisher erhalten,
das zu der Zeit da ſchon die Flur
vom Grün entblößt, iſt, und in Fallen
ſchon Blatt vom ſtärkern Baume legt,
ward bald der Reif zum Grabe trägt.

Dis giebt mir die Gedanken ein:
daß, Menſchenkunſt, durch Zeit gelautert
noch ſtärker als Natur kann ſeyn: —
da dieſe die Kunſt ſich mehr erweitert
und ewig keine Gränzen kennt,
indeß Natur im Cirkel
die Kräfte niemals ſo verwendet:
daß höher Vorſchritt möglich ſei.

Mein Geiſt ſchwingt ſich mit Hoffnung
zu der noch fernen goldnen Zeit,
zum Punkt, wo ſich mit Falkenſchwingen
der Wiſſenſchaften Quinteſſenzen
hinſtreben, zur Verbindung bringen,
wo frei, gereinigt von Sentenzen
der Thorheit, — helle Wahrheit ſtrahlt,
und nie beym Auf- und Niedergehen
die Sonne nichts bemerkt —
was vor Vernunft nicht kann beſtehen.

Hiller theilte das Probeſtück ſeinem vornehmſten Gönner, einem Kabenburſchen, mit; dieſer zeigte es lachend ſeinem Herrn und den Kunden deſſelben. Es erregte Aufſehen und der Dichter — ja, der Dichter fand Aufmunterung. Sobald es bekannt wurde, daß der Neſtflechter und Ziegelſtreicher Verſe mache, kam jeder zu ihm, der etwa eine Hochzeit oder dergleichen zu beſingen hatte. Er flocht zugleich mit ſeinen Neſtern, Verſe, und erhielt zuweilen wirklich für zehn bis zwanzig Strophen, ſechs Groſchen Berndurgiſcher Währung.

Etwa ein Jahr hernach entſtanden in Köthen bürgerliche Unruhen. Ihre Geſchichte gehört nicht hierher, das aber wohl, daß Hiller durch ihre Beilegung zu einem Gedichte begeiſtert wurde, das unter dem Titel, die Verſöhnung, dreitauſendmal gedruckt und verkauft wurde. Es erwarb ihm öffentlichen Aufſehen; die talentliebenden Fürſten von Deſſau und Bernburg beriefen ihn zu ſich, lobten, und beſchenkten ihn; Matthiſſon verſprach ihm, die Ausgabe ſeiner Gedichte, wenn er ſie etwa noch ein Paar Jahre aufbewahrt und dann gefeilt hätte, zu beſorgen; Gleim, den er beſuchte, nahm ihn mit der Herzenswärme auf, die dem ehrwürdigen, edeln Greiſe überall natürlich war, wo er ausgezeichnetes Talent zu entdecken glaubte:

er besang ihn sogar. — H. löste in allem aus dem Gedichte vierhundert Thaler, bezahlte damit einen großen Theil der Schulden, die seinen Stiefvater drückten, und setzte sein Nestflechten und Steinstreichen fort. Endlich faßte er den Muth seinem Bildner, Wieland, ein Gedicht zuzuschicken. Seine Ueberschrift lautete: „Klage gegen Herrn Hofrath Wieland vor Phöbus Richterstuhle, — von einem Besenbinder." Wieland mochte die angegebene Qualität des Dichters für einen Scherz halten, und — antwortete nicht. Mit Recht: denn wenn der Verf. nicht wirklich Besenbinder wäre, so wäre die Annahme dieses Titels eine Plattheit gewesen. Nach Gleims Tode schickte Hiller ein zweites Gedicht auf den Verstorbenen, ein, und dieses fand Aufnahme in den Merkur.

Indeß Hiller auf der einen Seite von den Musen und dem Glück so begünstigt wurde, traf den armen Jüngling auf der andern, ein desto härterer Schlag. Er hatte ein Mädchen — von dem er jetzt noch mit treuherziger Traurigkeit versichert, sie sei schön, sehr schön, — liebenswürdig gefunden und ihre Liebe erworben. Sie hatten einander den Handschlag der Verlobung gegeben: da belauschten Nachbarn ihn, wenn er sich seine Verse recitirte; bemerkten, daß er sogar auf der Gasse mit sich selbst sprach, und daß er oft, nach seinem Ausdrucke, vergaß, die Zeit zu bieten, (zu grüßen). „Wer mit sich selbst redet, sagt ein alter Volksglaube, spricht mit dem Teufel." Dem zufolge fingen sie an ihn in Religionssachen zu examiniren und fanden, daß er — eine Menge von Dingen dachte und wußte, von denen sie nichts verstanden. Nun war es ihnen entschieden, er sei ein Freigeist und der Verrücktheit nahe. Sie wußten den Eltern seiner Braut denselben Glauben beizubringen und — sie mußte ihm entsagen. Wie sehr er sich darüber grämte, läßt sich denken, aber, ich glaube, er habe Ursache, sich den Vorgang eben nicht sehr zu Herzen zu nehmen. Das Mädchen das vor seiner größern Bildung seine Liebe gewann, hätte ihn nach derselben schwerlich sehr glücklich gemacht. —

In seinem Dichten, Nestflechten und Grämeln unterbrach ihn im letzten Junius-Monate der Besuch einiger Magdeburger Kaufleute. Sie bewunderten ihn und bewogen ihn, nach Magdeburg zu kommen. Er folgte ihnen, fand dort bei allen Verehrern des Talents und allen Liebhabern des Außerordentlichen, eine sehr ermunternde Aufnahme, und hatte endlich die Ehre Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Louis Ferdinand vorgestellt zu werden. Se. Königl. Hoheit beschenkten ihn, forderten ihn auf, nach Berlin zu gehen, und versahen ihn mit Empfehlungsschreiben. Jetzt ist er hier. —

Und was sucht er in Berlin? Nicht etwa als ein Wunder angestaunt zu werden; nicht Gönner, die ihn aus seiner Sphäre reißen; nicht reiche Geschenke. Nein! Er verbindet mit seinem Talent eine sehr helle Vernunft. Er ist fest entschlossen, Nestflechter zu bleiben, und so bald als möglich, in die Hütte seiner Eltern zurückzukehren. Er meint nur, der bisherige Preis seiner Gedichte, vier bis sechs Groschen ein jedes, sei doch in der That zu gering: vielleicht könne er so glücklich seyn, hier genug Pränumeranten zu der Sammlung seiner Arbeiten zu finden, um sich von dem Ueberschuß des Ertrages ein Paar Morgen Landes zu kaufen, und so künftig im Stande zu seyn, täglich einige Stunden auf seine weitere Ausbildung zu wenden. Jetzt besteht seine Geistesdiät darin, daß er täglich sechzig Seiten liest: mehr Zeit kann er sich vom — Nestflechten und Ziegelstreichen nicht abmüßigen. — Möge der, trotz seinem Talente und seinem hellen Verstande, sehr schlichte, einfache junge Mann, in der glänzenden Königsstadt recht viel der einsichtsvollen und kunstliebenden Großmüthigen finden, die auch in den Produkten des ungebildeten Talents, dieß nicht verkennen, und ihm die Erreichung seines horazischen Wunsches erleichtern. — Möge er auf niemand stoßen, der unedel genug wäre, den Unerfahrnen zu mißbrauchen. —

Eine Charakteristik des jungen Mannes behalte ich mir für ein künftiges, vielleicht erst nach seiner Abreise erscheinende Blatt vor. Hier nur einige Anekdoten und Gedichte von ihm.

Gleim, wie ich schon oben erzählte, wurde so durch seine Bekanntschaft in Jener gesetzt, daß er ihn besang. Er las dem jungen Manne das Gedicht vor, und dieser — zuckte die Achsel, und sagte ihm, trotz seiner Verehrung für ihn, es gefalle ihm eben nicht. Gleim gerieth in Zorn, der dadurch gerade nicht gemildert wurde, daß der Jüngling einige Gründe vorlegte. — Als er nach ein Paar Tagen wieder zu ihm kam, ließ sich der ehrwürdige Greis ihm entgegen führen, und sagte: „Ich habe ihre Kritik überdacht; Sie haben Recht; das Gedicht ist radelhaft, aber, lieber junger Mann, daß Sie es radelten, war — grob." Uebrigens begegnete er ihm mit der alten Herzlichkeit.

Einst ward er auf einen nahen Landsitz berufen, um dort eine Taubenhütte zu bauen. Man wollte ihn nicht wie einen gemeinen Arbeiter behandeln, und die junge Ausgeberinn mußte ihm ihr Zim-

mer und Bett überlassen. Ob die schöne Caroline an ihrem ungewöhnlichen Platze gut geschlafen hat, wird sich freilich schwer ausmachen lassen, aber der Besitzer ihres Bettes mag es auch wohl nicht gethan haben, denn er überreichte ihr am Morgen folgendes Gedicht:

Euphrosine an ihr Bettchen.

Ich liebe, kleines Bettchen! Dich
in dieser ernsten Stille.
Dein weicher Arm umfaßt mich,
du sanfte Schlummerhülle!
Ich bin ja von Geschäften los,
drum will ich jetzt in deinen Schooß
mit süßem Taumel sinken —
bis Morgensterne blinken.

Hier soll mein Arm mit frischem Blut
und junger Kraft sich füllen,
und wieder froher Heitermuth
in meinen Busen quillen;
es schließt in deiner leisen Ruh,
mir unbewußt sichs Auge zu
und kein geheimer Kummer
stört meinen sanften Schlummer.

Wohl aber führt ein Zaubertraum
mich in das Land der Liebe
es fließen durch des Herzensraum
warm der Empfindung Triebe,
und wirklich in der Phantasie,
schwillt mir die Brust vor Sympathie,
ich träume von Genüssen —
von Händedruck und Küssen.

Ich sehe meinen Seladon
und Lieb' in seinem Blicke,
und wandle in Gedanken schon
mit ihm zum Bundesglücke;
bald führt er mich der Flur entlang,
bald ruhn wir auf der Rasenbank
in brauner Abendröthe
beim zarten Laut der Flöte.

Schon seh' ich in der frohen Zeit
ein Pärchen uns umgaukeln
das wir mit heißer Innigkeit
auf unsern Knieen schaukeln,
ich sehe — o was sieht man nicht
wenn unser Herz von Liebe spricht:
ich sehe schon im Hoffen
den zweiten Himmel offen.

O liebes Bettchen! nimm mich ein,
sieh, wie mit rascher Freude
jetzt, bei des Mondes düsterm Schein
ich hastig mich entkleide!
Komm Schlaf! auf meines Auges Saum,
komm, lieber holder Zaubertraum,
kommt Beide, und verschwindet —
wenn Tag der Hahn verkündet.

Da er durch seine Gedichte sich in Köthen Aufmerksamkeit erworben hatte, gab man ihm, zu seiner Bildung die Erlaubniß, die Redouten ohne Bezahlung zu besuchen. Nach der ersten, sang er begeistert:

Maskenball.

Als mir einige gute Freunde freien Eintritt verschafften.

(Mel. Das waren mir selige Tage.)

Das waren mir selige Stunden!
sie flogen wie schnelle Sekunden
im Taumel der Freude dahin;
o Maskenball! Deine Vergnügen
genoß ich mit geizigen Zügen!
Noch täubet dein Rauschen den Sinn.

Man lud mich mit freundlicher Miene
am Eingang zur meißner Terrine
und schenkte fein fleißig mir ein;
es wurden die vollen Pokale
gefüllt an der dampfenden Schaale,
rasch wieder durchsichtig und rein.

Kaum trank ich das Wonnegetränke
das gütig als Göttergeschenke
der Freudengott — Menschen verlieh:
so streifte wie ständiger Zunder,
der Grillen schwermüthiger Plunder
sich von mir, ich wußte nicht wie.

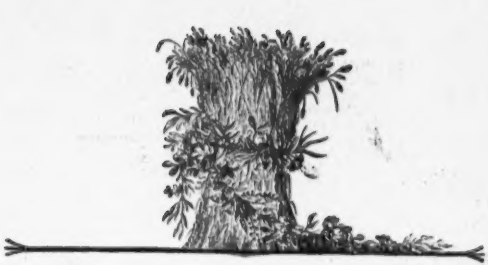
Musikreiz und Punschkraft verliehen
elastische Federn den Knieen:
ich eilte zum lebenden Saal —
wo, schweigend, nach Hörnern und Flöten
die Paare der Masken sich drehten,
und schloß mich ans große Oval.

Rings saßen auf schwellenden Stühlen,
den pochenden Busen zu kühlen,
die Damen in jonischer Tracht —
so leicht wie der Huldinnen Schleier
bei froher Olympischer Feier —
so war auch ihr Anzug gemacht.

Hier gab es die reizendste Fehde,
denn jegliche stellte sich spröde
wenn man sie zum Reihen erkohr; —
doch sah man beim neckenden Streben
bald willig zum Tanze sich heben
die freundlichen Schönen empor.

Wie Lüftebewohner im Freien,
so flogen im Englischen Reihen
wir nieder und wieder herauf,
schön wogte beim Schottischen Tanze
das große harmonische Ganze
und schloß nun mit walzendem Lauf.

Das waren mir selige Stunden!
sie flogen wie schnelle Sekunden
in Taumelgefühlen dahin.
Redoute! ja, deine Vergnügen
genoß ich mit geizigen Zügen!
Noch täubet dein Rauschen den Sinn!



Ernſt und Scherz.

Drey und zwanzigſtes Blatt.

Am 17. September 1803.

Schöne Literatur.

Julie Saint Albain, 2 Theile.

Der Verfaſſer dieſes Büchelchens ſchreibe ſo gut: man muß ſich wundern, daß er nicht etwas Beſſeres ſchrieb. Er wechſelt in Rückſicht der Form ab, giebt bald Briefe, bald Dialog, bald Erzählung, und immer ſpricht er leicht, und ſagt in gefälliger Diktion gute Gedanken, und treffende Bemerkungen; auch ſeine Charaktere ſind, wenn gleich nur ſehr leicht hingeworfen, doch nicht unwahr: — aber die Fabel ſeines Romans taugt nichts. Die Heldin, eine Marquiſe St. Albain, länft viermal davon, und ihre Familie und ihr Gatte hinterdrein, von Paris bis L. (Leipzig) wo ſie Schauſpielerin wird, ihr Gemahl zum Scherz auch die Bühne betritt, ſie ſich beide, als Meinau und Eulalia; in Kotzebues Menſchenhaß und Reue, vor dem Publikum erkennen, und die Verſöhnungsſcene ſehr ausdrucksvoll und im Ernſte ſpielen. Wenn der Verfaſſer ſich beſſere Pläne zu ſeinen Werken entwerfen, und ſie ernſt und reiflich überdenken will, ſo wird er gewiß treffliche Sachen liefern.

Proben Ruſſiſcher Volkslieder mit ihren eigenthümlichen Melodien.

La poésie populaire puisoit naturelle, a des naïvetés et des graces, par où elle se compare à la principale beauté de la poésie parfaite selon l'art, comme il se void és Villanelles du Gascongne et aux chansons, qu'on nous rapporte des nations, qui n' ont cognoissance d'aucune science, ni mesme d'escriture.

MONTAIGNE.

Unter den Nationen, die ich kenne, habe ich noch keine fröhlichere gefunden, als die Ruſſiſche. Beſonders hat der gemeine Mann unter den Ruſſen dieſe Stimmung: er ſingt, wo er geht und ſteht. So ſehr auch die ſüdlichen Europäer die Muſik lieben, ſo nimmt doch der gemeine Mann, ſelbſt in Portugall und Spanien, ſeine Zither oder Mandocke nicht ehre zur Hand, bis die Feyerſtunden des Abends kommen. Dagegen ſingt der Ruſſe bey jeder Arbeit, ſo lange ſie ihm nur Athem zum Geſange übrig läßt: — der Zimmermann ſo gut, wie der Schuſter; und der Maurer auf dem Dache bey jedem Wetter vom Morgen bis an den Abend, ſo gut wie der Zecher in der Schenke, und der Poſtillon im Fahren. Am meiſten aber, und am beſten ſingen die Soldaten, und die Ruderknechte auf den Booten der Kriegsſchiffe und auf den Luſtböthen in den großen Städten. Bey jedem Regimente Soldaten pflegt ein Chor ſich zuſammen zu geſellen, beſonders an den Sommerabenden, wenn das

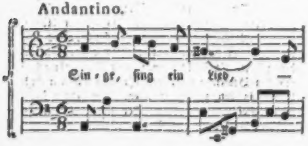
Regiment im Lager steht, mit den Musikanten des Regiments abwechselt; und von der Mannschaft eines 10 oder 12 rudrigen Lustboots wird es unbedingt erfordert, daß ein jeder die gangbarsten Volkslieder nicht nur auswendig weiß, sondern sie auch gehörig vorzutragen versteht, und daß einer unter ihnen das Roshók zu blasen, ein anderer die Schellentrommel zu streichen, und ein dritter die Löffel zu rühren verstehen muß. Das Roshók ist eine aus Baumrinde gewundene Schalmeye; die Schellentrommel, welche mit dem nassen Finger gestrichen, und auch abwechselnd geschlagen wird, ist einem jeden bekannt; zwey hölzerne Löffel, an deren Stielen ein Büschel Schellen befestigt ist, dienen statt Castagnetten, den Takt anzugeben. Beym piano schweigen sie, oder die Schellen werden bloß geschüttelt; beym forte aber werden die Löffelschalen zugleich an einander geschlagen.

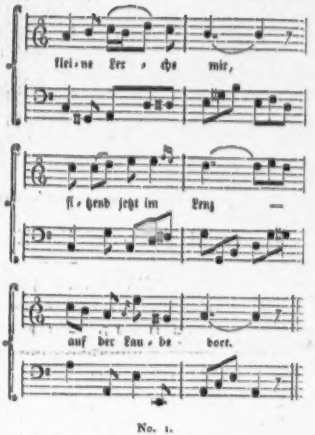
Die Dorfbewohner begleiten ihren Gesang entweder mit der Wolynka (Sackpfeife), oder mit der Balalaika, die aus Tannenholz geschnitten ist, einen kleinen Lautenkörper und einen sehr langen Stiel hat, und mit zwey Darmsaiten bezogen wird; oder auch mit dem Gudók, einem eben so grob gearbeiteten, geigenförmigen Instrument, welches drey Saiten hat, und mit dem Bogen gestrichen wird.

Die Melodien der Russischen Volkslieder haben nie einen hüpfenden, tändelnden Gang, wie die Volkslieder der Franzosen, sondern es herrscht in denselben entweder ein feyerliches Largo, ein ruhiges Andantino, oder ein rasches Allegro. Uebrigens sind sie fast alle sehr kurz und einfach, und um Geschmack daran zu finden, muß man sie vollstimmig von Russen singen hören: dann haben sie in der That viel Anziehendes. — Die folgenden Uebersetzungen sind für jede Zeile so wörtlich treu, als möglich.

No. 1.

Russ. Ty wospoi, wospoi, mlad Shavorónotschek etc.





No. 1.

Ty wospoi, wospoi, mlad Shavoróntschek.

Singe sing' ein Lied, kleine Lerche, mir,
*) sitzend jetzt im Lenz auf dem Laubendach.
Im Gefängniß saß einst ein Jüngling fest;
an die Aeltern schrieb dieser einen Brief,
und die Lerche bat der Gefangene:
„Trage diesen Brief meinem Vater hin
„und der Mutter; ach! weit sind sie von hier."
In dem Briefe schrieb der Gefangene:
„Lieber Vater hilf, hilf o Mutter mir;
„macht doch euren Sohn aus dem Thurme los,
„kauft ein gutes Blut, kauft euren Sohn,
„euren leiblichen, aus dem Thurme los."
Doch der Vater schlug, und die Mutter auch,
und der ganze Stamm, seine Bitt' ihm ab.
„Nein, kein Räuber soll schänden unsern Stamm;
„nie hat unser Stamm einen Schelm erzeugt."
Singe noch dein Lied, kleine Lerche mir,
sitzend jetzt im Lenz auf dem Laubendach.

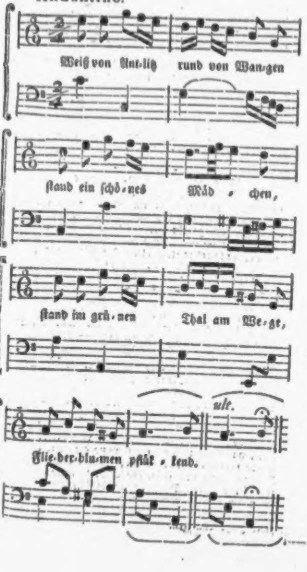
*) Anmerkung des H. Sollte dieses sitzend ganz richtig seyn? Die Lerche singt nie sitzend, und das weiß das Landvolk gewiß.

Im Gefängniß saß noch der Jüngling fest;
an sein Mädchen jetzt schrieb er einen Brief,
und die Verse hat er zum zweyten Mahl:
„Trage diesen Brief meinem Mädchen hin."
Und im Briefe schrieb der Gefangene:
„Liebstes Mädchen, Du meine Trauteste!
„Bist Du, wie vorhin, mir noch immer hold,
„O! so rette doch deinen Treuesten,
„rett' ein junges Blut, das Du sonst geliebt."
Und den Mägden rief laut das Mädchen zu:
„Ach, ihr Ammen! eilt, meine Trautesten!
„Auf! Ihr Mädchen laufet, meine Theuren, eilt;
„nehmt die goldenen Schlüssel hin, und schließt
„mir die strotzenden erzbeschlagenen
„vollen Kisten auf, nehmt des Goldes genug;
„eilt und kaufet mir meinen Liebsten los."

No. 2.

Russ. Bjelolitsa, Kruglolitsa, Krasnaja Dewitsa etc.

Andantino.



No. 1.

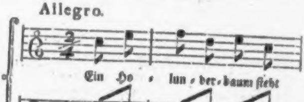
Bjelolitsa, Kruglolitsa, Krasnaja Dewitsa.

Weiß von Antlitz, rund von Wangen, stand ein schönes Mädchen
in dem grünen Thal am Wege, Fliederblumen brechend.
Flieder brach ich, und in Büschel hab ich ihn gebunden,
und die frischgebundnen Büschel in den Weg gestreuet,
in den Weg gestreut, um meinen Trauten herzulocken:
Kehr doch um, mein Herzgeliebter, Trauter, kehre wieder!
Willst nicht wiederkehren, o! so sieh Dich um noch einmahl;
willst nicht umsehn, ach so weh' nur mit dem schwarzen Hute!
Ich will Euch ein Räthsel sagen, löset mir das Räthsel:
„Wovon kräuselt sich die Locke? Wovon hängt sie nieder?"
Freude lockt das Haar in Ringeln, Gram zerstört die Locken.
Ferne her aus der Ukraine kam auf einem Rappen
und im weißen Sommerkleide ein Student geritten;
auch umhüllt' ein Hemd von feinster Leinwand ihm die Glieder;
selbst genäht hatt's und geschenkt ihm eines Kaufmanns Tochter.
Aber heftig zürnt' die Mutter. Also sprach sie warnend:
„Ach mein weißer Falk *), mein trautes holdes Herzenssöhnchen!
„Nicht geziemt es Dir, zu gehen zu des Kaufmanns Tochter;
„nicht geziemt es Dir, zu kosen mit dem jungen Mädchen:
„Sonst befehl ich, Dich zu greifen, und Dich anzuschmieden;
„an die Mauer, Sohn, befehl ich fest Dich anzuketten."
„Ach nicht! schmiede, liebe Mutter, mich nicht an die Mauer;
lieber laß mich, Mutter, schmieden an des Mädchens Bette.
Laß mich Jahr und Tag gefangen bey dem Bett des Mädchens,
laß ein ganz Jahrhundert mich bey ihr gefangen sitzen.
In den Abendstunden sind die Mädchen allzeit fröhlich,
singen, tanzen, und vertreiben sich die Langeweile.
Meinen Schmerz zu lindern, werd' ich dann das Mädchen küssen,
und vor großem Gram der Seele an mein Herz sie drücken.

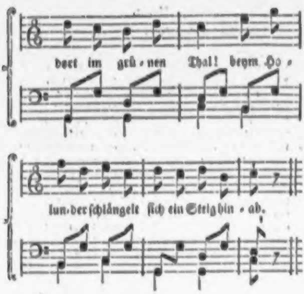
No. 3.

Russ. Pri Dolinuschke Kalinuschka stoit etc.

Allegro.



*) Jasnoi Sokól' (weißer Falk) ist im gemeinen Leben eine liebkosende Benennung im Russischen, so wie hingegen Wóron (ein Rabe) herabwürdigend ist. Sokolá wesjóm (wir führen einen Falken) sagt der Postknecht laut auf der Station zu seinem nachfolgenden Cameraden, wenn der Reisende auf der vorigen Station gutes Trinkgeld gegeben hat. Wo nicht, so giebt ein leises Wóron dem Mitbruder zu verstehen, wornach er sich zu richten hat.



No. 3.

Pri Dolinuschke Kalinuschka stoït.

Ein Holunderbaum steht dort an jenem Thal;
beym Holunder schlängelt sich ein Steig hinab.
Auf dem Steige läuft ein rascher Jüngling hin;
ach wie rasch und rüstig der Geselle läuft!
Gras und Kraut zerstampft des schnellen Läufers Fuß
und zerknickt die blauen Blümchen allzumahl.
Zu dem herzgeliebten Mädchen eilt er hin,
bietet ohne Zahl ihr Gold und Silber an;
ohne Ellenmaß die Kamka *) reicht er ab.

Ach Du Kamka, ach Du Kamka! leid' es nicht;
Ach Du kleingeblümte, schöngezeichnete,
ach Du feingeblümte Kamka! Duld' es nicht,
daß Dir nahet eine freche, fremde Hand;
nicht des Knaben Hand, und nicht des Bojaren,
auch nicht dieses raschen fremden Jünglings Hand.

Wie der rasche Fremdling so vermessen ward,
und ergriff das schöne Mädchen bey der Hand,
hu! Da schmäht' das schöne Mädchen hoch erzürnt,
und hieß laut vor allen Leuten Pracher ihn.
„Geh, Du bist ein Pracher (sprach sie) junger Mensch!
„Geh, Du Pracher bist ein unverschämter Kauz!"

Doch des Prachers Hof ist ringsher wohlumzäunt;
glatt gedrechselt sind die Säulen in dem Hof,
und vergoldet sind die Pfeiler an dem Thor,
und im saubern Pförtchen ist die Thür von Glas.
Nah dem Thorweg liegt ein glatter weißer Fels;
unterm weißen Felsen fließt ein schneller Strom;
auf dem Strome schwimmt ein leichter Kahn dahin;
auf dem Kahne sind der Sitzenden nicht viel,
sind in allem ihrer sieben an der Zahl,
und der achte ist der Koch, der Speisen kocht,
und der neunte ist der kecke fremde Gast,
und die zehnte — ist das schöne Mädchen selbst.

*) Kamka ist ein seidener chinesischer Zeug, den die Russischen Weiber gern zu Röcken tragen.

Diese einfache Melodie, die beliebteste und vielleicht auch die älteste Tanzweise der Russen, wissen sie auf der eben so einfachen zweyseitigen Balalaike so vielfältig zu variiren, daß man Lust bekommen muß, mit zu singen und zu tanzen. Dies ist auch der Fall mit den übrigen Tanzliedern, z. B. mit dem Liede Wo polé Berjósa stojala. Man weiß dabey auch im Singen, so wohl als im Spielen, mit dem Crescendo und Diminuendo sehr geschickt abzuwechseln, und man endigt gemeiniglich mit einem fortissimo, welches dann mit der Schlußnote so plötzlich abbricht, daß einem die Ohren noch ein Paar Secunden nachklingen.

Mancherlei.

Schreiben aus — —

„Was ist der beste bürgerliche Ruf, den eine junge Schauspielerin haben kann?" fragte man einst den berühmten Chamfort. Daß sie nur um sehr hohen Preis zu gewinnen ist, — antwortete der muthwillige Spötter. — „Und der nachtheiligste?" — Daß sie tugendhaft sey: denn bei dem kann sie verhungern.

Wie tief mußte doch die Sittlichkeit der Schauspieler in Paris gesunken seyn, daß ein Weltkenner eine solche Antwort gab. Und wie schlecht mögen die angehenden Künstlerinnen seyn bezahlt worden! Bei uns giebt ihnen, dem Himmel sey Dank, der Mangel wenigstens keinen Anlaß, unsittlich zu werden. Die reizende Dlle — — hat zwei Thaler Courant, und die schöne Dlle — — sogar sechs Thaler wöchentlich Gehalt. —

T — l.

Bemerkungen.

„Liebhaber sind blind! Woran könnten sie, demungeachtet, merken, ob es ein verständiges, einsichtsvolles Frauenzimmer ist, das sie bezaubert hat, und ob sie wirklich geliebt werden?" fragte man einst den verstorbenen — —. Auch bei dem bethörtesten Verliebten, antwortete er, bleibt die Eigenliebe scharfsichtig. Er beobachte nur, ob seine Geliebte mehr von den Verdiensten die sie an ihm zu entdecken glaubt, oder von denen die er ihr beilegt, gerührt wird, — und er kann wissen, woran er ist. — „Hat man denn wohl bei dem Feuer der Liebe Zeit an Beobachtungen zu denken?" — Nicht? Nun dann sind Verliebte nicht nur blind, sondern auch — verwirrt.

Die Nachricht, daß die Allgemeine Literatur-Zeitung nach Halle werde verlegt werden, ist in mehrern öffentlichen Blättern durch die erwiedert worden: „diese Zeitung solle auch in Jena fortgesetzt werden; Göthe und Schiller würden an die Spitze der Unternehmung treten: man dürfe also sehr viel von ihr erwarten." „Ich glaubte, indem ich das las, einen Gärtner zu hören, der versicherte: „Der Frost hat zwar meine Fruchtbäume getödtet, aber ich werde dennoch eine reiche Aepfellese halten: meine Rosenstöcke sind stehn geblieben." Unter der Leitung jener großen Dichter kann die Literatur-Zeitung schwerlich etwas anders werden, als eine Fortsetzung der Horen und der Propyläen, die bekanntlich etwa zwei Jahr dauerten.

Ernst und Scherz.

Vier und zwanzigstes Blatt.

Am 21. September 1803.

Schöne Literatur.

Blumensträusse Italiänischer, Spanischer und Portugiesischer Poesie von August Wilhelm Schlegel.

Der Gedanke einen Musenalmanach zu liefern, der die gelungensten lyrischen Gedichte, und die schönsten Stellen der epischen Dichter der im Titel genannten Sprachen enthielte, ist fast der glücklichste, der noch in Form eines Taschenbuches ist ausgeführt worden. Dieses vorliegende Taschenbuch hat vor fast jedem andern den großen Vorzug, daß sein Inhalt einen bestimmten nützlichen Zweck hat, und er sich in der That dazu eignen würde, lange ein unterhaltender Begleiter zu seyn, wenn — Ich kann mir nicht helfen, und muß wieder bei Herrn Schlegel auf den alten, so oft schon gerügten Fehlgriff aufmerksam machen! — wenn der Herausgeber nicht eine durchaus unrichtige Ansicht dessen hätte, was durch eine Uebersetzung geleistet werden solle, und wenn seine Mitarbeiter nicht, wie sich ohnehin erwarten ließ, in seiner Manier gearbeitet hätten.

Herr Schlegel scheint nehmlich immer noch zu glauben, der höchste Zweck des Uebersetzers müsse seyn, nicht etwa, das, was andre Nationen entzückte, so zu übertragen, daß es gleiche Wirkung auf sein Publikum thue, sondern die Gedanken, Formen und die Wendungen der fremden Sprachen im Deutschen nachzubilden. Daher sehen denn diese Gedichte, — zwar nicht ganz so grotesk-komisch aus, als die Sonette u. s. w. die er im Athenäum und an andern Orten in den vergangenen Jahren auftischte, aber doch immer noch äußerst seltsam. Ich glaube, wenn er sich die Frage vorlegte: Ob wohl die trefflichen Gedichte, die er hier zum Theil gab, den Italiänern, Spaniern und Portugiesen jemals würden gefallen haben, wenn ihnen die Ausdrücke und Wendungen der Originale so fremd und abentheuerlich gewesen wären, als uns die der Uebersetzungen seyn müssen?" — trotz der Befangenheit, die ihn für eine Ansicht beherrschen muß, der er nun schon seit einer ziemlichen Reihe von Jahren gemäß handelt, würde er nicht umhin können, sich diese Frage mit „Nein!" zu beantworten. Oder will er etwa nicht gefallen, nicht gelesen werden? Will er nur seine einmal gefaßte Idee durchsetzen? — Ich habe nichts dawider, wenn er so viel Resignation hat und der Verleger damit zufrieden ist. Ich will mich begnügen, meinem Publikum durch das Abschreiben gleich des ersten Gedichtes dieser Sammlung zu zeigen, was es von ihr zu erwarten hat. Wer dann noch an ihr Gefallen finden kann, den gönne ich Herrn Schlegeln gerne.

Ballate.

Weil nach der Herrin schönem Angesichte
Zu schaun, ich nie ersättigen kann die Augen,
Will ich den Anblick fangen,
Auf daß ich selig werde, sie betrachtend.
So wie ein Engel, welcher hoch erlesen
Vom Anbeginn gewesen,
Durch Gottes Anschaun wohnt in sel'gem Frieden,
So ich, noch nicht der Sterblichkeit genesen,
Schauend Gestalt und Wesen
Der Herrin, welcher sich mein Herz beschieden,
Könnt' ich wohl selig werden schon hienieden:
Solch ist die Tugend, die sie offenbaret,
Obwohl sie nur gewahret,
Wer sie verehret, in Verlangen schmachtend.

Die meisten Leser werden nicht sogleich begreifen können, wie ein solches Gemisch platter und fader Dinge auch im Originale ein schönes des Uebersetzens werthes Gedicht seyn könne, aber — in der Uebersetzung ist der Wohlklang der Verse, der sich im Deutschen nicht bei sklavischer Nachbildung wiedergeben ließ, — ist endlich auch die ganze Naivetät des Ausdrucks verloren gegangen, bloß weil der Uebersetzer in einer Nebensache, der Form, treu bleiben wollte.

Die Auswahl der gelieferten Sachen ist mit weiser Einsicht so eingerichtet, daß dieses Taschenbuch zehn Jahre lang fortgesetzt werden kann: es sind grade nicht die besten Sachen der gewählten Dichter geliefert. So ist zum Beispiel aus Camoëns Lusiade eine der uninteressantesten Episoden, so sind aus Petrarcha's Sonettsammlung meistentheils nur Sachen vom zweyten und dritten Range gegeben: aber wie gesagt, desto besser für den Herausgeber, denn desto länger hält der Vorrath vor. Wie nachsichtig Herr Schlegel in seiner Auswahl gewesen ist, möge den Lesern, die es noch nicht aus dem ersten Gedicht der Sammlung hinlänglich begriffen haben, das letzte derselben bezeugen:

Als ihn (Camoëns) eine Dame, Dos Anjos mit Namen, Teufel genannt hatte.

Weil ihr mit so üblem Namen
Mich, Senhora, habt empfohlen:
Mög' euch denn der Teufel hohlen.

Platter Spaß! werden die Leser rufen, aber der Dichter kann ihn nicht los lassen, diesen Spaaß, und Herr Schlegel die Uebersetzung:

Wer hat je gehört, gelesen,
Daß, wer in der Hölle lebte,
Auf mit den Gedanken strebte,
Und im Himmel trieb sein Wesen?
Aber da ihr mir erlesen
Solchen Namen, unverhohlen,
Mög' euch dieser Teufel hohlen.

Wohl, Senhora, nenn' ich mich
Ganz verloren ohne Zweifel;
Doch den Engeln will der Teufel
Nicht so herzlich wohl als ich.
Nimmer also paßt es sich;
Oder wollt' ihr's wiederhohlen,
Sey es nur, um euch zu hohlen.

Nun, wird man sagen, ist des Teufelhohlens doch wohl genug! Nein, der Dichter und der Uebersetzer fahren fort:

Habt ihr bang ein Kreuz geschlagen
Vor dem Engel, nicht des Lichts,
Gegen diesen hilft es nichts,
Den ihr selbst daran geschlagen.
Wenn ich, um mein Glück zu wagen
Mich als Teufel hergestohlen,
Hütet euch vor meinem Hohlen.
Weil ihr denn so weit gegangen,
Bitt' ich mit gefallnen Händen
Meinen Gott es so zu wenden,
Dieser Teufel mög' euch fangen.
Und dies ist kein stolz Verlangen:
Weil ihr mir dis Amt befohlen,
Nehm' ich's an, um euch zu holen.

Das Beste in der ganzen Sammlung ist ein von Herrn Gries gegebenes Fragment aus dem ersten Gesange des rasenden Roland. Herr Schlegel dagegen hat, wenn anders die Uebersetzungen ohne Unterschrift von ihm sind, nicht überall seinem alten Uebersetzer-Ruhme entsprochen, ein wenig zu schnell und leicht gearbeitet, so, daß er an manchen Orten gradezu den Sinn verfehlte. Den Beleg dazu mögen ein paar Verse aus dem reizenden Monolog des Guarini: Caro salve beato, geben. Im Originale steht:

E posseduto più, chi più possede.

Herr Schlegel übersetzt das: „Und der Besitzer wird vielmehr besessen," — aber es heißt: „Wer am meisten besitzt, wird am meisten besessen." Ferner sagt das Original: die felice Pastorella sey: Ricca sol di se stessa, reich durch sich selbst, durch ihre Reize. Herr Schlegel übersetzt, nicht erschöpfend und hart, sie sei „bloß mit sich ausgestattet." — Ferner:

Ma tutto quel possede
Per cui desio d'aver non la tormenta.

das heißt: doch sie besitzt alles, um dessen Besitz sie keine Begierde foltert! Herr Schlegel hat dagegen daß sie „was der Begierde zu haben wehrt, sich alles sieht beschieden."

Um nicht das Register von Fehlern zu sehr anzuschwellen, breche ich ab. Trotz denselben wird das Büchelchen allen, die eine nähere Kenntniß der südlich-europäischen Poesie wünschen, lieb seyn. Finden sie gleich weder das lebhafte Farbenspiel noch den

süßen Duft der Blumen mehr, die Herr Schlegel sammelte, so sind doch noch ihre Umrisse da, und damit begnüge man sich, bis ein andrer dieselbe Idee besser ausführt. Der Verleger hat das Werkchen mit geschmackvoller Eleganz ausgestattet.

J.

Mancherlei.

Ueber Gewißheit.

Eine Betrachtung.

Es giebt ein Lebensalter, in welchem man überall Gewißheit zu haben vermeint; ein andres, in dem man sie fordert, und sehr oft fühlt, es sei vergebens; ein drittes, in welchem man mit ruhiger Freundlichkeit auf sie Verzicht thut. Dem Jünglinge ist jede Hypothese eine Offenbarung, eine desto göttlichere, je paradoxer sie ist. Er klebt an Autoritäten und schwört zugleich, daß er sie verschmähe. Er hat jeden Augenblick eine unerschütterliche Wahrheit gefunden, und giebt sie im nächsten, mit eben so entschloßner Bestimmtheit, gegen ihr Gegentheil auf, — glaubt immer fertig zu seyn, weil ihn der Geist treibt — zu beginnen. — Der Greis dagegen — Was ist das letzte Glück des Menschen? fragte man einst einen weisen Greis. „Das Erste: die Hoffnung!“ antwortete er. Ein froher Blick auf die Vergangenheit; ein tadelnder auf die Gegenwart; ein freudig-sehnsuchtsvoller auf die Zukunft: — da habt ihr den Ausdruck alles dessen, was in der Seele des Greises vorgeht.

Der Mann, eben so fern von jugendlichem Dünkel, als von der Genügsamkeit des Greises, prüft, erforschet, verwirft, erfindet. — Ueberall will er mit barer Wahrheit bezahlt seyn: er weiß nichts von Kredit. — Aber wozu braucht er denn das Wissen, wenn ihm dereinst die bloße Hoffnung genügt? Und ist nicht der Zustand der vollkommenen unbezweifelten Gewißheit fast schlimmer, wenigstens für uns Menschen nicht so passend, als der Zustand des Zweifelns? Es ist als ob alle Nerven und Fibern auf geregt wären, und die Seele ein lebendigeres Leben hätte, so lange wir der Wahrheit entgegen streben. Stehen wir am Ziele der Gewißheit, so ermattet sie. Der Strebende sieht immer empor, beobachtet genau die Sterne am Himmel, verwendet selten den Blick vom Maste seines Schiffchens und schaut munter und rüstig aus nach Land und Anfahrt. — Gewißheit — da liegen wir drunter, als wär's ein Zudeck, weich, und sanft: — aber wir entschlafen.

Aus einem alten ungedruckten Roman:
Der Bund von K — pf.

Ein Paar Worte über die sogenannten dramatischen Possen.

Diese drolligen Geburten der komischen Laune unseres beliebtesten dramatischen Dichters, — denn das wird er bleiben, bis die spitzen Federn seiner Gegner nicht blaß zuweilen Verspottungen seiner Stücke, sondern bessere liefern, — haben in Berlin ein ganz besonderes Schicksal. Das Publikum strömt in das Theater; lautes, beifälliges Gelächter des Parterre zwingt die Schauspieler zu pausiren, damit nicht neuer Stoff zum Lachen verloren gehe; — die Logen lächeln wenigstens, — scheinbar spöttisch oder mitleidig, — im Grunde aber ganz im Ernst: — man schämt sich nur, weil auch die Gallerie lacht. Was wirklich ernsthafte Leute ex officio sind, Leute in Aemtern und für Aemter, die zucken die Achseln, und wenn der Vorhang gefallen ist, hört man überall: was für dummes Zeug! Welche Vademecums-Possen u. s. w. Das nächstemal aber ist das Haus demungeachtet gedrängt voll, obgleich fast ein jeder, der recht herzlich gelacht hat, es draußen um keinen Preis gestehen mögte. — Warum? — Die Leute setzen etwas darin, nicht zu lachen, wenigstens nicht anders als hämisch, denn das steht auch den ernsthaftesten Leuten gut. — Es gehört nicht hieher, diese Eigenheit der bürgerlichen Unnatur psychologisch zu entwickeln, — dagegen aber mögen folgende abgerissene Aeußerungen eines berühmten Schriftstellers, dessen Namen hinreicht, sein Urthel in solchen Sachen als Autorität gelten zu lassen, Stoff zu weitern Untersuchungen darüber an die Hand geben. — „In den ernsthaften Stücken ist es, um nicht ausgepfiffen zu werden, hinreichend, wenn man nicht ganz unverständige Sachen gut vorträgt. In den Komischen ist dies nicht genug. In ihnen muß man scherzen, und es ist keine leichte Aufgabe, vernünftige Leute zum Lachen zu bringen.“ — Ferner: „Es ist eine sonderbare Sache um die Herrn Poeten. Die Stücke, denen alle Welt zuströmt, verdammen sie, und reden nur Gutes von denen, die kein Mensch besucht.“ — „Wenn man die Leute, die beständig das Wort: Regel, im Munde führen, reden hört, so sollte man glauben, diese Regeln der Kunst wären die tiefsten Geheimnisse von der Welt, und doch sind sie nichts weiter, als einige in die Augen fallende Bemerkungen, die der gesunde Menschenverstand über das macht, was das Vergnügen an dergleichen Gedichten verringert. Und eben der gesunde Menschenverstand, der sie aufgestellt hat, macht sie noch alle Tage, ohne den Horaz und den Aristoteles zur Hand zu nehmen. Ich mögte wohl wissen, ob nicht die

große Regel aller Regeln, die ſey, zu gefallen, und ob ein Schau-, Trauer- oder Luſtſpiel, das dieſen Zweck erreichte, nicht den beſten Weg gefunden habe? Glaubt man denn, daß ein ganzes Publikum ſich in dergleichen Dingen ſelbſt betrüge, und daß nicht jeder über das Vergnügen, welches er daran findet, Richter ſeyn dürfe? — Hieraus folgt alſo, daß, wenn regelmäßige Stücke nicht gefallen, unregelmäßige aber Beifall finden, die Regel falſch ſey. Laßt uns daher über den Zwang lachen, den die Herrn dem Geſchmack des Publikums auflegen wollen, und bei jedem Stücke nur auf die Wirkung Rückſicht nehmen, die es hervorbringt. Ehrlich wollen wir bei dem verlieb nehmen, was uns das Zwerchfell erſchüttert, und keine Unterſuchungen anſtellen, die uns in unſerm Vergnügen ſtören.“ — Und wer, fragt man, ſpricht denn ſo populär, ſo allgemein verſtändlich, mit ſo gänzlicher Unkenntniß der hohen Aeſthetik, von dieſen ihren wichtigſten Gegenſtänden? — Ich antworte furchtſam: Ein armer Praktiker, der keine Aeſthetik ſchrieb, aber lange in denen, die andere ſchrieben, als großes Muſter iſt angeführt worden: — Molière. — Die Anwendung ſeiner Aphorismen giebt ſich, mutatis mutandis, von ſelbſt.

B.

Tändelei.

Geſtern ſah' ich — Noch klopft mein Herz ſtärker, vor Freude und Mitleid! — Ich ſah, was dem theilnehmenden Gefühle ſo wohl thut; — zwei Glückliche. Was ſie begläckte? Welche Frage! Hat das arme Leben ein anderes Glück zu bieten, als — Liebe?

In einem Garten, mit allen Blüthen des Frühlings, denen ein Balſamhauch zu verathmen gewährt ward, geſchmückt, wölbten ſich Jasmin und Geisblatt zu einer ſtillen, dichten, verſchwiegenen Laube: — neben ihr murmelte eine leiſe Quelle ihr nie endendes Geſchwätz hin, und eine Nachtigall ſah ihr gegenüber im Abendgebüſch. Der Mondſtral drang romantiſch dreiſt durch die Blätterwände der Laube und verrieth zwei Liebende: beide jung, beide ſchön und von jenem Zauber des Ausdrucks verherrlicht, der in den trunkenen Blicken, in jeder verklärten Miene geſieht, der Augenblick der höchſten Wonne ſei gekommen, der Augenblick, der jenen Bund zu erfüllen verheißt. Mit ſehnend-geöffneten Lippen, mit ſtralenden Augen kniete der Jüngling und breitete die Arme der Thür entgegen. Schüchterne Sehnſucht im Blicke, mit hochgeſchwelletem Buſen ſchwebte ein reizendes Mädchen über die Schwelle. Zu reichem Guße floß ihr geringeltes Haar über den blendenden Hals, die zierlichen Schultern hinab; indeß die eine Hand das flatternde Gewand ſüchtig noch ordnete, ſtreckte die andre ſchon dem Lieblinge entgegen. — Schon iſt ihr kleiner Fuß zum letzten Schritte gethan, der ſie an die Bruſt des Schmachtenden ſinken läßt, — ein Augenblick noch. — Und er wird nie geſchehen dieſer Schritt und der letzte Augenblick ihrer Sehnſucht iſt eine nie endende Ewigkeit! Nimmer werden die Arme des Jünglings den nymphenhaften Körper der Geliebten umſchlingen; nie werden die Lippen der Glühenden ſich berühren! Ewig vergeblich Sehnen im ſchönſten Momente, iſt ihr unabänderliches Loos, das keine Gottheit zu wenden vermag; — denn — ach!

Ich ſah einen ſchäumenden Waldſtrom hoch vom Gebirge niedertoben in ein verödetes Thal, in das er einen See gegoſſen hatte. Die Trümmer zerſtörter Dörfer ſchwammen im See; große Felsſtücke und entwurzelte Stämme warf der Strom zu ihnen jähen Sturzes hinab, und jetzt — jetzt riß ſeine aufbrauſende Woge ein wankendes Rind fort, das ängſt dem Ufer ſich, und rollte es hinweg zu den Trümmern an denen es zerſchellen muß. Verzweiflung in jeder Miene, Wahnſinn im Blick, mit wild wehendem Haar, den Mund weitgeöffnet zum Angſtſchrei, den ihre geſchwellte, geſpannte Bruſt nie verſenden wird, ſtürzt die Mutter ſich nach dem Geſtade, den Liebling zu retten, oder mit ihm unterzugehen. Schreckliches Geſchick! Sie erreichet ihn nie! Ewig wird ſie ihn von den Wellen verſchlungen ſehen; ewig im fürchterlichen Sprunge ſtürzen! Im weiten Raum der ganzen, unermeßlichen Zukunft erſcheint nimmer der Augenblick, der ihre folternde Verzweiflung ändert, oder endet: denn — ach! — Marter! Die beſchränkt iſt deine Macht, und doch wie furchtbar! Unter dem Pinſel geſteuert der Strom der Zeit. Eine Welle ſeh ich ſie lebendig in ihm empor ſich heben und — ſie verrinnet nie, wird nie von einer folgenden überholt. Der Geiſtvolle dem die Phantaſie den Anblick belebt, ſteht vor dem feſt gebannten Momente, vergißt die Kunſt über ihren Gegenſtand, und ängſtiget und ſehnet ſich ab, und findet keine Erleichterung, als den Blick zu wenden, und zu vergeſſen.

Scherze.

Betrachtungen in — en.

Wer iſt ein wahrhaft freier Mann?
Der dulden und entbehren kann,
Und wenn der Arzt das nahe Grab ihm weiſet,
Gelaſſen nach dem Stabe greift und reiſet:
Der fürchtet nichts, ſo ſchrecklich es auch ſey:
Nicht Mangel, nicht den Tod und nicht — die Polizei.

Wem Gott ein Amt giebt, giebt er auch Verſtand,
— Des Amtes Aemtern nämlich zu verſtehen.

Der Dichter.

Er malet ſo richtig mit Fleiß und mit Müh'
Er regelt ſo klar und ſo rein;
Er reimet ſo fertig, ſo leicht: doch wird nie,
Noch war er's, ein Dichter er ſein. —
Das Räthſel: Ha, wo fehlts denn? Wie? —
Am Einzigen, an — Fantaſie.

K — pf.

Ernst und Scherz.

Fünf und zwanzigstes Blatt.

Am 24. September 1803.

Schöne Literatur.

Reise durch die mittäglichen Provinzen von Frankreich, im Jahr 1785 bis 1786. Neunter Theil.

Doppelt giebt, wer schnell giebt: ich rechne daher auf eine um so größere Zufriedenheit meiner Leser mit mir, wenn ich Ihnen die angenehme Nachricht von diesem neunten Theile des reizenden Thümmelschen Werkes noch früher ertheile, als die Messe anfängt, die ihn versenden soll. Er ist da, und weicht keinem der frühern an irgend einem Reiz, übertrifft aber die meisten. Witz und zartes Gefühl, liebliche Gaukeleien der Phantasie und fester, heller Geistesblick, der an hundert Dingen noch unbrachtete wichtige Seiten entdeckt und offenbaret, — kurz alle die Eigenschaften, welche dieses Werk eine Reihe von Jahren hindurch fortwachsen, und gleichwohl nicht sein Interesse verälten ließen, schmücken diesen neunten Band mit der lebendigsten Frische: aber er hat zugleich den Vorzug, daß er fast alle rührende, freundliche oder belustigende Erscheinungen der frühern Theile, noch einmal an dem Leser, ohne Zwang vorüber führt, und daher durch die Erinnerung fast eben so sehr ergetzt, als durch die Gegenwart.

Dieser Band fängt mit dem im achten vorbereiteten Besuche im Irrenhause an. Er wird ein Gemälde, das die Seele jedes Fühlenden tief erschüttern muß, ohne zu schmerzliche Empfindungen zu erwecken, und auf irgend eine Weise den Geschmack zu verletzen. Fast nirgend so sehr, als bei dieser Schilderung habe ich die große Kunst des Verfassers bewundert, auch das Stärkste zu sagen, ohne jemals in Uebertreibung des Ausdrucks zu gerathen, oder nur Anstrengung zu zeigen; und das Komische mit dem Rührenden zu verschmelzen, ohne daß die Verbindung irgendwo grell werde. Seine Muse, könnte man sagen, lächelt in Thränen und adelt das fröhlichste Lachen durch den sinnigen Blick eines Weisen. So werden seine Scherze, durch die Gedankenreihe, die sie in der Seele des Lesers erregen müssen, lehrreich; und seine ernsten Schilderungen und Betrachtungen gewinnen den einnehmenden Anschein nur unterhalten zu sollen.

Lürchen, das zu schöne, gefährliche, verworfene Lürchen wird die Gemahlin eines tiefen Menschenforschers, der Europa durchreist um die weibliche Natur zu studiren, und in der verderbten Buhlerin die höchste Vollkommenheit entdeckt, welcher die weibliche Seele fähig ist: ein Spott gegen die Psychologen der so unbefangen ausgeführt wird, daß es fast verleitet, zu übersehn, wie beißend er ist. Ihr Gegenbild, die naive, unschuldige und doch so mädchenhaft-liebende

Margot erscheint als junge zärtliche Gattin, ohne daß die Ehe eine andre Veränderung hervorgebracht hat, als daß sie jetzt noch lebhafter fühlt, noch glücklicher ist, als ehemals. Passerino wird wieder in den vaterländischen Sperling übersetzt und auf die Bedingung, daß er seinen künstlerischen Greueln entsage, zur Ruhe gebracht. Dieses Abschließen in der Geschichte aller Heldinnen und Helden des Buches, läßt vermuthen, daß dieses selbst auch mit diesem Bande geschlossen wird, und das wird gewiß alle geschmackvolle Leser betrüben, wenn man nicht hoffen dürfte, Thümmel statt dessen ein neues Werk anfangen zu sehn. Er hat, wie Wieland, sein ganzes Jugendfeuer der Phantasie und des Gefühls, in das hohe Greisenalter hinübergenommen; und da er sie jetzt mit der reifsten Einsicht, mit einer weisen Schätzung des Lebens und der Welt verbindet: was dürfen wir nicht noch von ihm hoffen! Die Musen werden niederschreiben, was Minerva lehrt. —

Eine neue Bekanntschaft, die man hier macht, ist Montpellier, sein berühmtester Arzt und der anatomische Freundschafts-Tempel desselben. Ich will den Genuß den die Leser bei dieser Schilderung haben werden, nicht durch nähere Andeutung schmälern. Die Gedichte dieses Bandes scheinen mir noch vorzüglicher, als die meisten der vorigen Theile. Sie sind so leicht und fließend, daß sie ganz mühelos gemacht scheinen, aber so reich an Gedanken, Bildern und Gefühlen, — Ich möchte sie mit den Quellen und Bächen des mahometanischen Paradieses vergleichen, die mit leisem Plätschern und Murmeln durch blühende Wiesen, auf Goldsand, den geistigsten Wein hinfließen.

Französische Literatur.

Almanach des Muses pour l'An XI, (1803.) Trenteneuvième Vol. de la Collection.

Unsere schöne Literatur hat das Unglück, daß ihre Zöglinge von Zeit zu Zeit von einem Genialitäts-Fieber ergriffen werden, in welchem sie gar sonderbare Lächerlichkeiten ausbrüten. Die gewöhnlichste ist, daß sie mit hoher Verachtung auf alles Ausländische herabblicken, und alles worauf andre Nationen, als auf Blüthen ihres Geistes, mit vergnügtem Stolze blicken, geringschätzig behandeln. So wurde vor ganz kurzer Zeit noch behauptet, die Französische Poësie verdiene, mit der Deutschen verglichen, kaum diesen Namen, ja, ein junger, übrigens talentvoller Mann, übereilte sich mit dem spaßhaften Versprechen: „er wolle beweisen, die Franzosen hätten noch gar keine Dichter gehabt.“ — Ei! Was ist es denn wohl, was den Dichter macht? Nicht etwa tiefes, inniges, immer reizbares Gefühl? Nicht eine lebendige, kraftvolle Phantasie, die jetzt die Wirklichkeit zu hoher Idealität verherrlicht, jetzt sie verläßt, um sich eine eigne Zauberwelt zu schaffen; jetzt mit flammendem Blick und kraftvoller Schwinge sich in die Unermeßlichkeit hinausstürzt, und ihre Welten überschaut, wie die Blumen einer Wiese; jetzt fröhlich tändelnd an dem Ufer einer leisen Quelle tanzt und mit süßem Sinnen in den Schooß der aufgeblühten Rose sich senkt? Ist es nicht endlich die Gabe, was das Gefühl gesprochen, was die Phantasie geschaffen hat, durch sinnlich-schönen Ausdruck, durch harmonisch-wechselnden Strom der Sprache, als ein gefallendes, reizendes Kunstgebilde aufzustellen? Und Kunstgebilde der Art besäße die Französische Literatur nicht? Frankreich und ganz Europa hätten sich ein Jahrhundert hindurch getäuscht, indem sie ihrem Reichthum an dergleichen bewunderten?

Beweis gegen solche Behauptungen führen zu wollen, hieße an der Lächerlichkeit derselben Theil nehmen: aber was sie veranlassen konnte, ist wohl im Vorübergehen eines Blickes würdig. Es liegt in der Eigenthümlichkeit des Französischen National-Charakters und der Fr. Sprache. Der erste, bei seiner Lebhaftigkeit, fordert überall Bestimmtheit, Vollendung; fordert durch ergreifende Wendungen schnell und wechselnd gereizt zu werden. Die letzte schmiegt sich nicht nur nach diesen Forderungen mit Leichtigkeit, sie dringt sogar dem Dichter das Sententiöse, die witzigen Wendungen auf, da sie so reich an nüancirenden Ausdrücken für jeden einzelnen Gegenstand, und von der andern Seite, durch das Alter ihrer Cultur, so spröde gegen jede Neuerung geworden ist. Daher gewinnt jeder Ausdruck des Gefühls u. ihr den Anschein einer zierlichen Sentenz; daher jeder Zug der Phantasie eine regelrechte, elegante Gestalt, jede dichterische Betrachtung leicht die scharfe Spitze eines Epigramms. Aber daraus schließen, daß in ihren Poesien Gefühl, Phantasie, dichterischer Geist fehle, ist, wie gesagt — eine jugendliche Uebereilung, bei der ich, aus Schonung, nicht weiter stehen bleiben will, um mich mit dem vorliegenden Almanach zu beschäftigen.

Er ist reicher an trefflichen, schönen, reizenden Gedichten als ein ganzes Dutzend der Taschenbücher, mit denen wir als Vorbereitung zum neuen Jahre schon überhäuft worden. Das ist kein Wunder. Was Frankreich im Jahr 1802. Geistreiches und Schönes in der Poesie hervorgebracht hat, ist auf diesen 266. engbedruckten Seiten gesammelt; was Deutschland hervorbrachte ist in einer unübersehbaren Menge von Taschenbüchern, Journalen und Zeitungen zerstreut.

Daß Frankreich fruchtbarer gewesen ist, läßt sich also aus der Beschaffenheit dieses Almanachs nicht schließen: aber daß man in dieses, in Vergleichung mit seinen Deutschen Brüdern, sehr unelegante Büchelchen, eine dreimal bessere Erndte sammeln konnte, als in irgend eines der letztern, ist gewiß.

Die Mannigfaltigkeit seines Inhalts ist so groß, daß er wohl gradezu unmöglich ist, durch ein Paar ausgehobene Gedichte eine richtige Idee von ihm zu geben. In einem mit Blumen von hundert Gattungen besetzten Garten: welche könnte man finden, die für den Werth des Ganzen Bürgschaft leistete? Bei Sammlungen von dieser Art muß man sich schlechterdings begnügen, die Leser aufzufordern: „Kommt und seht!" Ohne Zweifel wird es sie dazu ermuntern, wenn sie hören, daß das Büchelchen auch einige Fragmente von Delil'e's so sehnlich erwartetem Gedicht sur l'imagination, unter denen vorzüglich die Geburt des Ariost, sehr hohe dichterische Schönheit hat, und ein kurzes Lehr-Gedicht von Collin Harville enthält. Ueberhaupt hat die Französische Poesie jetzt eine ernstere gehaltvollere, kräftigere Gestalt gewonnen, als sie vor der Revolution hatte, was schon durch die große Anzahl von Lehr-Gedichten bewiesen wird, von denen dieser Almanach Proben liefert. Eine der schönsten ist darunter ein Discours sur la Literature et les Literateurs. Wem dergleichen zu ernsthaft ist, findet ein Gewimmel reizender Lieder, Romanzen, Erzählungen und zum Theil sehr artiger Epigramme, in dem er sich mit Genuß verlieren wird. Um nicht ganz mit leeren Händen zu kommen, setz' ich eins der letztern her; das einen Gedanken sagt, der sich jeden Augenblick anwenden läßt.

Sur Boileau Despréaux.

Pourquoi dans le grand Despréaux
Admire-t-on jusqu'au moindre hémistiche?
C'est que l'on ne croit pas qu'un diamant soit faux
Quand on le voit au doigt d'un riche.

Mancherlei.

Sonderbares Resultat einer Berechnung.

In einem der neuesten Blätter der Zeitung für die eleg. W. hat ein Herr Wolfgang ***** ein Manifest erlassen gegen das Gerücht: die Universität Jena werde durch die Entfernung ihrer berühmtesten Lehrer und der Lit. Zeitung, verlieren. Ferne bleib' es diesem Unterhaltungsblatte, sich in den Streit darüber einzulassen, nur entfernt daran zu zweifeln, Athen bleibe Athen, wenn auch alle Athenienser auswanderten; — aber eine kleine Bemerkung erlaube man hier anzustellen.

Herr Wolfgang ***** sagt: Es seyen zwar einige Professoren, die in Jena groß und alt geworden, wegberufen, aber u. s. w. Groß und alt? Das kann doch wohl nichts anders heißen, als: die in Jena durch ausgezeichnete Verdienste berühmt geworden und nun ausgedient haben? Mir scheint diese letze Andeutung des Herrn Wolfgang ***** sehr unhöflich gegen den großen Dichter Herrn Wolfgang von Göthe. Der älteste der wegberufenen Lehrer ist Herr Hofrath Schütz, und dieser hat zwar ungefähr eben so viel Jahre verlebt, als Herr von Göthe, ist aber sehr viel jünger als dieser. Die schönen Geister nehmlich, wie wohl niemand läugnen wird, stehn zu den gelehrten Geistern in eben dem Verhältniß, wie das schöne Geschlecht zu dem starken. Da Schönheit, des Körpers so wohl als des Geistes, sich wenigstens noch einmal so schnell verschleißt, als Kraft und Verstand, so muß man jedes Jahr das ein schöner Geist oder eine schöne Frau, nach dem 25sten verlebt, den Männern und den Gelehrten gegenüber, für zwei rechnen. Nimmt man nun an, daß Herr Schütz und Herr von Göthe jeder 56 Jahr verlebten, so ist der erste nur 56 der andre aber, in Verhältniß zu ihm, 87 Jahr alt. Dürfte man ihm aber wohl deshalb sein Alter vorwerfen, ihm zu verstehen geben, er habe ausgedient? Nein! Der Himmel erhalte den berühmten Verfasser von den „Leiden des jungen Werthers" so lang' er leben mag, im Besitz des Ruhmes, den er durch das unsterbliche Werk erwarb, und wir wollen ihm nie vorwerfen, daß er alt sey. Ich bin der Meinung, Herr Wolfgang ***** müsse Herrn Wolfgang von Göthe auf den Knieen um Verzeihung bitten, daß er eine solche Paralelle, solche Nebenblicke möglich machte. Alter ist wahrlich keine Schande, — höchstens dann ein Unglück, wenn man noch Lust hat, den Jüngling zu spielen.

L — t.

Gestaltungen des Todes.

Der Schiffer.

Auf des Lebens dunklen Wogen
Wankt des Todes leichter Nachen;
Die sahenden Netze wirft er aus:
Und was sie ergreifen, und was sie fassen,
Umschlingt mit Riesenbanden das Verderben! —

Der Jäger.

Mit Pfeil und Bogen gerüstet,
In des feurigen Mittags Glut,
Lauschet dem Auge verborgen
Der fern hintreffende Tod:
Auf rosigen Wangen vergebens
Blüht dir die Jugendkraft;

Wen sein sicherer Pfeil ereilt,
Sinkt sterbend nieder,
Schließt das brechende Auge dem Licht.

Der Nomade.

In des Haines düstern Schatten
Geheimnißvoll irrend wankt
Mit verlornem Schritt
Ein Wanderer!
Räuberisch späht sein Blick umher,
Die Haare flattern
Im Wehen des Windes!
Und sieh! er winkt einem der Hirten,
Führt ihn hinab ins dunkle Thal,
Wo einsam die Quelle rauscht,
Und des Abends Flüstern
In stummen Seufzern erstirbt.
„Reiche mir die Hand, Gefährte,
Du kehrst nicht wieder
In die Kreise frommer Hirten,
Doch alle kehren einst zu dir.“
Und krachend öffnet sich
Des Felsgrunds ungeheure Kluft:
Es zieht ihn hinab mit unsichtbaren Mächten,
Nimmer kehrt er wieder —
Doch alle kehren einst zu ihm.

Die Jungfrau.

Wenn des Lebens Rose mir verblüht,
Meine Jugend, wie ein Lenz entflieht,
Wird ein sanfter Genius sich nahn;
Mich bekränzen mit der Myrthe Zweigen,
Freundlich mir den Todesbecher reichen,
Und mich leiten auf der dunklen Bahn.

Der Krieger.

Aus finstern Wolken
Schleudert der Würger Tod
Das donnernde Geschoß. —
Schrecken zeucht vor ihm her; —
Seine Waffen sind Blitze;
Seine Rüstung schimmernd Erz;
Aber seine Gestalt ist dunkel,
Tödtend sein schrecklicher Blick!

Der Greis.

Still und friedlich ist der Tod!
Ein Hauch von seinem sanften Munde
Verlöscht des Lebens zarten Funken;
Von blassen Lippen athmet er
Der Wehmuth letzten Seufzer,
Verhüllt den Blick in düstre Nacht,
Und zieht den Lilienschleier
Lächelnd über des Sterbenden Antlitz!

Der Melancholische.

Auf den stillen Gräbern saß ich einsam,
Und der Mond erleuchtete die Gräber,
Und es flimmerten die goldnen Kronen
Rings umher im bleichen Mondenglanze —
Horch, da klang der Riegel an der Pforte,
Ein geheimnißvolles irres Rauschen,
Wie der Wind erschauert in den Zweigen,
Tönte mir mit stillem Graun entgegen.
Und ich sah ein gräßliches Gerippe
Mit dem Stundenglas und mit der Hippe
Wankend über frische Gräber schreiten,
Und mit stillem Ernst ein Grab bereiten.
Ach es bebte mir das Herz im Busen,
Nimmer war mir so das Schreckliche erschienen,
Und ich nannt' es — Tod! — Am dritten Morgen
Lag ein frommer Jüngling dort begraben
An der Seite der, die ihn geliebet.

Fabeln.

1.

Eine Geige prahlte gegen ihren Besitzer: „Nicht wahr, fing sie an, ich bin doch ein treffliches, bewundernswerthes Wesen. Welche Töne sprechen meine Saiten!“ — O ja, erwiederte der Besitzer, wenn ich sie gestimmt habe. — Talente, und kunstgerechte Bildung!

2.

Eine brennende Kerze sah herab auf die Lichtputze und fragte neugierig: „Wer bist Du?“ — Ein Ding, erwiederte sie stolz, das dich heller machen oder auslöschen kann. — Die Kerze entgegnete: „Kannst — du — aber — auch — selbst — leuchten?“ — Genie und Studium der Kunst.

K — pf.

Menschen-Satzung.

Wie denn scheiden die Menschen den kleinen vom größeren Mörder?
Jenem thürmet das Rad, diesem der Marmor sich auf.

Gott.

Ihn, den äußersten Ring der unabsehbaren Kette
Hat noch keiner erblickt, o nur geahndet wird er!
Denn mit sterblichem Aug' läßt das Unsterbliche nimmer
Sich erreichen, und nie heben den Schleier wir auf,
Bis wir über dem schrecklichen Rauche veralteter Sonnen
Untertauchen entzückt in den Unendlichen selbst.

Der Reim.

Dem Billard gab man das Schellennetz,
Den Kugelfall dem Ohr des Zählens anzudeuten.
So läßt ein Gothisches Gesetz
Zum Sylbenfalle Reime läuten.
Das Meisterspiel, das Genius-Gedicht,
Bedarf der Schelle nicht.

K — pf.

Ernst und Scherz.

Sechs und zwanzigstes Blatt.

Am 28. September 1803.

Schöne Literatur.

Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1804., — von Huber, Lafontaine, Pfeffel und a.

Man sagt, dieses Taschenbuch soll unter seinen zahlreichen Brüdern einer der vorzüglichsten Lieblinge der Damen seyn. Der dießjährige wenigstens verdient, von ihnen recht werth gehalten zu werden: er ist reich an geschmackvollen Sachen.

Schiller hat ihn mit zwei Gedichten, einer Erzählung nehmlich, der Graf von Habspurg, und einer Ballade, das Siegesfest, ausgestattet. Sie sind freilich nicht die schönsten, die wir von ihm besitzen, aber sie sind beide interessant, obgleich das letzte viel Härten hat. Pfeffel hat ein Dutzend Fabeln beigetragen, unter denen manche seiner schönsten Dichterzeit würdig ist; A. v. J. wahrscheinlich eine berühmte, liebenswürdige Dichterinn, ein Paar poetische Phantasien, von denen vorzüglich „die Mondnacht" sehr reizend ist; Haug endlich einige artige Einfälle und ein kleines wenn auch nicht grade schönes, doch recht niedliches tändelndes Lied, mit dem ich meinen Lesern hier ein Cadeau machen will.

Als Louise mich aufforderte, die Freundschaft zu besingen.

Der Freundschaft ich ein Lied? —
Ach, dein Gebot ist schwer;
Denn wer dein Lächeln sieht,
Fühlt keine Freundschaft mehr.

Ein Mädchen, das, wie du,
Kaum funfzehn Sommer zählt,
Gefährdet seine Ruh,
Wenn's einen Freund erwählt.

Ja, dein Erwählter trat
In doppelter Gefahr;
Zum Nebenbuhler wird
Wer sein Vertrauter war.

Gehorche der Natur!
Dein Herz gieb einem ganz:
Dir flechte Liebe nur
Der Jugendwonnen Kranz.

Dein Frühgeliebter sey
Spät dein erhöhter Freund,
Wie nach dem Blüthenmai
Der Traubenmond erscheint.

Der prosaische Theil des Büchelchens ist werth neben dem poetischen zu stehn. Er besteht vorzüglich aus drei Erzählungen. Die erste: Eine Ehestandsgeschichte, ist von Huber. Sie ist sehr artig erfun-

den, schön, aber nicht gedrängt genug vorgetragen. So gut, fließend und blühend, der Verfasser auch erzählt, hat er doch die Leser zu lange bei Begebenheiten aufgehalten, deren Entwickelung sich sehr bald voraussehen läßt. — Die zweite, Edmund und Emma, von der Verf. d. Agnes von Lilien, ist romantischer und rührender, und hat ergreifendere Situationen, aber die Charaktere sind weniger gehalten und wahr, als die der Huberschen Erzählung. — Die dritte endlich: „Das Portrait" von Lafontaine, hat eine sehr pikante Verwickelung, ist mit üppig-malender Phantasie und so leicht und reizend geschrieben, als die besten Sachen, die der Verf. gegeben hat. Wahrscheinlich werden aber die meisten Leser mit mir darin einstimmen, daß er wohlgethan haben würde, seiner Heldin die hochempfindsame Wallfahrt und die Emigrantien zu ersparen, durch die das reizende Geschichtchen mit einem Male eine allmählich-romanhafte Wendung bekommt. — Unter dem Namen: Polymeter, sind einige Gedanken, oder vielmehr Gleichnisse von Gedanken, von J. P. F. Richter gegeben worden, bei denen zugleich ein neues Werk von ihm: Flegeljahre, angekündigt wird. Dieser Titel läßt fürchten, daß Richter eben noch nicht der Geschmacklosigkeit entsagt hat, die er sich sonst oft zur Schuld kommen ließ, und die Gedanken selbst, sind — glänzende Nebelbilder, von zartem Gefühle und glühender Phantasie hervorgebracht, — doch ohne einen reellen Kern. Sie kommen mir vor, wie der glänzende Funkenregen, der einen Schmidt beim Hämmern umsprüht. Fängt man den Guß auf, so hat man schwarzen, werthlosen Eisenstaub. Der beste unter ihnen scheint mir noch folgender:

An einen Genius aus einer Blume wachsend. *)

„Du bist die holde Poesie. Nur in der leichten Blume wurzelst du; aber aus ihr keimet ja ein göttlicher Mensch."

Der Verleger hat eilf Kupfer beigefügt, von denen die meisten schön gedacht und recht gut gezeichnet sind. Aber warum er sie doch, ob sie gleich nicht den geringsten Zusammenhang mit dem Wort-Inhalte haben, dennoch in denselben zerstreut hat? That er es etwa, um dem Taschenbuche für Damen, selbst einen echt modisch-weiblichen Charakter zu geben? Weiberkenner behaupten wenigstens, es sei eine Haupt-Eigenthümlichkeit eines solchen, sich zu gleicher Zeit mit den widersprechendsten Dingen beschäftigen, und in demselben Momente mit demselben Feuer, sich für einen Liebhaber und einen Fächer, für eine Revolution und ein Halstuch interessiren zu können.

*) Eine sehr vorkommende Arabesken-Idee.

Zwei Bräute für einen Mann von Friedrich Laun.

Wieder in Herrn Laun's gewöhnlicher tändelnder Manier geschrieben, von der er sich schwerlich zur wahren Kunst erheben wird. Sein Held ist diesmal ein alter Hagestolz, der das Unangenehme seiner Lage fühlt, sich zu heirathen entschließt, aber sich nicht bestimmen kann, welches von zwei schönen Mädchen er nehmen soll. Die Eltern von beiden geben ihm Aufmunterungen, die Mädchen behandeln ihn beide freundlich und er — hält an Einem Nachmittage um beide an, und erhält von beiden das Jawort. Glücklicher Weise hat die eine aber schon einen andern Liebhaber; ihr Verständniß mit diesem wird entdeckt und der doppelte Bräutigam ist aus seiner Angst gerissen.

Ich habe diesen Inhalt ausgezogen, um das Urtheil zu rechtfertigen, das ich hier aufstellen will. Schon bei einer flüchtigen Ansicht, wird es dem Leser einleuchten, daß sich diese Begebenheiten, in sofern es dem Verfasser gelang, die doppelte Verlobung psychologisch richtig zu motiviren, recht interessant verwickeln ließen, aber nach seiner Manier war das nicht anders möglich, als indem er den Held des Buches zu einer Art von Gimpel bildete, der aus sich machen läßt, was die ihn Umgebenden und die Umstände aus ihm machen wollen. Zu ihm gesellt er einen alten Bedienten, der ein empfindsamer Unverschämter ist, und aus Liebe zu einem Hunde und einem Vogel, in aller Uneigennützigkeit zwanzig Streiche begeht, für die er Stockschläge verdiente. Die beiden Mädchen sind schöne — Gänschen; ihre Aeltern ganz gemeine, zudringliche Leute, die ihre Töchter gern unter die Haube schaffen wollen; um die Angelegenheiten indeß doch so ungefähr in einen vernünftigen, anständigen Gang zu bringen, stellt Hr. Laun endlich noch einen Freund auf, der der Vertraute der ganzen Welt ist, und alles höhsch — romanhaft anordnet. Ich möchte wohl wissen, wie es möglich ist, daß ein Mann von Hrn. Launs Verstande und Talenten Vergnügen daran finden kann, lauter gute Pinsel zu malen, und ob er sich, wenn er sich hinsetzt zu schreiben, nie die Frage vorlegt: was für eine Art von Kunstwerk er denn eigentlich liefern wolle? Seine Büchelchen sind weder Schilderungen der Wirklichkeit, noch Dichtungen, sondern eine Maskerade, auf welcher Leute, wie sie in allen Gassen zu finden sind, in Kinder verkleidet, mit Geiferlätzchen und Fallhüten herumlaufen. So ein Spaß kann wohl einmal Vergnügen machen: aber wer immer nur so etwas zu geben vermag, berechtigt zu dem Verdacht der Einseitigkeit und Beschränktheit.

Um gerecht zu ſeyn, muß ich indeß hinzufügen, daß auch dieſes Buch ſehr viel naive Züge und Schilderungen enthält, die zuweilen beluſtigen. Mit der Sprache dagegen iſt Hr. Laun nicht auf dem Reinen: man ſtößt zuweilen in ſeinem Buche auf arge Schnitzer, z. B. er wollte ihr lernen, ſtatt, ſie lehren.

Franzöſiſche Literatur.

In Paris iſt ein nachgelaſſenes Werk von Florian erſchienen: *Eliézer et Nephtali, poème, traduit de l'Hebreu.* Der Stoff deſſelben iſt, wie man leicht errathen wird, aus der Bibel geſchöpft, deren Schilderungen aus der früheſten Menſchen-Geſchichte, die ſich an Wahrheit und Naivetät, wenn auch nicht an Schönheit, mit den Homeriſchen vergleichen laſſen, eine noch lange nicht genug benutzte Quelle zu reizenden Dichtungen iſt. Um den Stoff für ſeine Manier brauchbarer zu machen, ſuchte Florian in der Einleitung zu beweiſen, daß die Moſaiſchen Geſetze und die Conſtitution der Juden, von einer ſehr weiſen, weichen, liebenswürdigen Humanität geweſen wären. Das wird ihm nun freilich niemand glauben, der auch ſeine Bibel geleſen hat. Das Gedicht ſelbſt aber, athmet ganz den ſanften, einnehmenden Geiſt Florians und ſeine Schilderungen von den Sitten der Urwelt ſind ſehr reizend. Darf man einem Gerüchte glauben, ſo zog Florian dies Gedicht allen ſeinen andern Werken vor: aber das Urtheil der Schriftſteller über ihre eigne Arbeiten iſt ſelten gerecht. Elieſer ſteht tief unter ſeiner Galathee. — Man hat ihm ein Geſpräch zweier Hunde, das einer Novelle des Cervantes nachgeahmt iſt, angehängt. Es iſt voll Witz und treffender Wahrheiten, aber es war bizarr, dieſen ſatiriſchen Scherz einem rührenden Gedichte beizufügen.

Anekdoten.

Selbſt diejenigen, die ein Satiriker nicht belacht hat, und die hingegen bei ſeinen Einfällen herzlich lachen, werden, wenn ſie ſich genau beobachten, geſtehen müſſen, daß es ihnen ſchwer wird, ſich ihn als einen guten Menſchen zu denken. Unwillkührlich verbindet man mit der Idee, daß jemand ſchaden und wehthun könne, auch die, daß er es immer wolle, daß er Vergnügen daran finde, daß er — boshaft ſey. Hier hat man eine Anekdote, die manchen bekehren wird.

Liskow, vielleicht der furchtbarſte Satiriker, den Deutſchland jemals gehabt hat, und der in der erſten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts lebte, hatte ſich zum vornehmſten Ziel ſeines Witzes einen arroganten, unſittlichen und unwiſſenden Duns, einen Magiſter Philippi gewählt, der ſich in Leipzig durch ſeine vorlaute Unverſchämtheit eine Art von Anſehen gemacht und viel Unfug getrieben und veranlaßt hatte. Kaum hatte indeß Liskow ſeinen erſten Scherz gegen ihn drucken laſſen, ſo fing man an Philippi zu verachten; er ſetzte ſich durch die unanſtändige Grobheit, mit welcher er antwortete, noch mehr herab, und verſank endlich ſo tief, als er zu ſinken verdiente. Als er eben am heftigſten tobte, und Liskow am treffendſten lachte, erhielt jener von unbekannter Hand eine monatliche Penſion, die ſehr richtig ausgezahlt wurde. Er prahlte damit, ſchöpfte daraus neuen Muth, wurde noch gröber als vorher und erfuhr erſt ſpät, daß die Penſion von — Liskow ſelbſt herrühre, der die Dürftigkeit ſeines Gegners zu mildern, ſein eignes kleines Einkommen mit ihm theilte. — Der Beleg zu dieſer Anekdote iſt ein ungedruckter Brief von Klopſtock, den er im Jahr 1745 aus Jena ſchrieb, wo ſich Philippi grade aufhielt, und der dem Herausgeber iſt mitgetheilt worden.

Mancherlei.

In einem andern Briefe vom Jahr 1747. als Klopſtock kurz vorher ein Fragment ſeines Meſſias hatte drucken laſſen, dankt er einem Herrn Becker für ſein gütiges Urtheil darüber, aber ſetzt hinzu: „Sie verlangen den Grundriß des Gedichtes von mir? Den Grundriß? Wennihn Go — vonmir verlangte, ſo würde er ihn nicht bekommen.“ Für Pſychologen iſt dieſe Aeußerung vom Verfaſſer des Meſſias, grade als er mit ſeinem Gedichte am lebhafteſten beſchäftigt war, gewiß eine intereſſante Erſcheinung; — beſonders daß derſelbe bei ſeiner freigeiſteriſchen Etourderie wiederum ſo religiös war, das Hauptwort nicht auszuſchreiben.

Der kranke Sultan oder das Hemde des Glücklichen.

Eine Erzählung.

Ein gottesfürchtiger Sultan, deſſen man ſich jetzt eben nicht mehr häufig zu erinnern pflegt, hatte das Unglück, ſchlecht zu verdauen, und nicht ſchlafen zu können, außer wenn er in der Moſchee, im Staatsrath oder bei ſeiner Geliebten war, und auch an dieſen Orten gewährte ihm die lange Weile nur einen leichten, nicht erquickenden Schlummer. Man kann ſich wohl denken, daß alle Aerzte des Reichs zuſammen berufen wurden, um ihn zu heilen: aber kein einziger konnte entdecken, wie ein Sultan, der täglich

vier Maßlieben hielt, den Appetit verlieren könne, und wenn er den ganzen Tag nicht recht wach gewesen war, bei Nacht nicht schliefe. Endlich zog man einen Wahrsager zu Rathe, und dieser las in den Sternen, dem Sultan könne nicht anders geholfen werden, als wenn er das Hemde eines vollkommen Glücklichen anlege.

„Eines Glücklichen? sagte der Sultan; der wird nicht schwer zu finden seyn. Heda, Vizir, laß mir einen von den Millionen Glücklichen kommen, die ich, wie du mir sagst, durch deine Edikte gemacht habe.“ Der Vizir erblaßte und verstummte: indeß traf er sogleich Anstalt. Ganze Schaaren von Leuten, denen er befohlen hatte, glücklich zu seyn, walleten täglich in den Pallast: der Sultan machte Versuche über Versuche, aber er mochte die Wäsche wechseln, so oft er wollte, es half nicht. Voll Zorn befahl er, Kundschafter durchs ganze Reich zu senden, um zu erfahren, ob es denn nicht Einen Glücklichen in demselben gäbe, der ihn heilen könnte: der Vezier selbst machte sich auf den Weg, ihn zu finden.

Lange suchte er vergebens: doch eines Tages hörte er eine rauhe unharmonische Stimme hinter einem Zaune ein ziemlich einfältiges aber fröhliches Lied anheben. Sie gehörte einem großen, breitschultrigen Bauerburschen, braun wie eine Kastanie, aber mit vollen Wangen und Waden und blitzenden Augen, der im Grase liegend sehr geschäftig sein Mittagsmahl verzehrte und dazu in jedem Augenblick, den er vom Essen abmüßigen konnte, mit vollem Munde sein Liedlein anstimmte. Noch lauschte der Vezier, da hüpfte plötzlich um die Ecke des Zauns ein Mädchen, so braun und vollwangigt als er, und der Drescher zog sie laut auflauchzend auf seine Knie. „Gefunden! rief der Vezier. Der Kerl ist der vollkommne Glückliche, den wir suchen, oder es giebt keinen im Reiche.“ Er stürmt mit seinen Begleitern herbei, erklärt dem Erstaunten, welch ein Wunder der Himmel durch ihn zu wirken beschlo ß und eh' er sich sammeln kann, er greift man ihn, reißt ihm das grobe Wamms von den Schultern und — steht voll Verwunderung da. Der einzige vollkommen Glückliche im weiten Staat — war zu arm ein Hemde zu besitzen.

An den Herausgeber.

Erlauben Sie mir, mein Herr, Ihnen zum Dank für den Zeitvertreib, den mir Ihr Blatt gewährt, auch einen Beitrag zu demselben zu geben. Etwas Wichtiges kann ich freilich nicht; ja vielleicht ist das was ich Ihnen beilege, nicht einmal unterhaltend! Gleichviel! Es hat wenigstens die gute Eigenschaft, nur kurz zu seyn, und — es giebt ja Leser, die sich selbst mit den sogenannten Crosbroadings und an Räthseln amüsiren, warum sollten sich auch nicht einige finden, die an — denen im Traume, die beides, Crosbroading und Räthsel zugleich sind, Vergnügen haben? Ohne weitere Vorrede, zur Sache.

Ich habe einen Vetter, der in Gesellschaft gewöhnlich die Rolle eines sogenannten stillen, sinnigen Menschen spielt: das heißt, er nimmt an allem was in derselben vorgeht und gesprochen wird, sehr lebhaften Antheil, aber nur durch Mienen; seinen kann er dazu gebrauchen, mitzusprechen, und immer thut er es nur kurz und abgebrochen. Dafür ist sein Nachdenken über das Gehörte desto anhaltender, und sehr oft fand ich, daß in einem Zirkel, wo jeder Personen laut und hitzig debatirten, mein schweigender Vetter allein wußte, wovon eigentlich die Rede war, und wie es um die abgehandelte Sache stehe. Nicht etwa als wenn er es mir vertraut hätte: nein! Auch gegen mich spielt er den Stummen, aber sein Schlafzimmer sitzt an das meinige, und kaum ist er in der Nacht eingeschlafen, so fängt er an mit der größten Lebhaftigkeit die Resultate seiner Bemerkungen und seines Nachdenkens herzusagen. Weiß ich wo er den Abend zu gebracht hat, so versteh ich den Zusammenhang seiner Reden, und sie unterhalten mich sehr. Legen Sie doch dem Publikum vor, was er gestern sprach: vielleicht versteht es dieses auch.

Er war ohne mich in einer Gesellschaft gewesen, wo man sehr viel und hitzig über literarische Gegenstände zu sprechen pflegt. Er kam, wovon, vom Schmeicheln nach Hause; zwar stand er mit nicht Rede, doch kaum schlug es zwölf, so begann er wie folgt:

„Ein trefflicher Schütze? Nicht doch, ein mürber, lederner Köcher, dessen Pfeile längst versendet sind. Wer ihn kauft, hat nicht viel für seinen nächsten Feldzug gewonnen. — Und Der? Freilich, er hält den Fasan der Literatur beim Schwanz, aber der Vogel läßt ihm die Federn in der Hand. — Der Stamm hat längst aufgehört, genießbare Früchte zu tragen: schwerlich wird ihn das Verpflanzen verjüngen; wahrscheinlicher ists, daß die weise Absicht versehlt wird und er davon verdirbt, oder was aus ihm leer zurückbleibenden Wurzel aufschießt, wird eben auch nichts weiter seyn, als ein Gebüsch von Gerten. — Ob ein Unterschied zwischen beiden Unternehmungen ist? O, ein sehr großer. Jene taugt nicht viel, und diese wird nicht viel taugen. — Reinigt den Garten; pflanzt einen neuen Stamm, der kräftig genug ist, beide unter ihm Schatten seiner Zweige zu —ficken, oder gebt die Hoffnung auf, Früchte der Art jemals mehr in einiger Vollkommenheit zu erndten. — Glauben Sie mir, die Anonymität ist nichts werth. Sie würdigt das edle Geschäft zu einer Aehnlichkeit mit dem Gewerbe der Strauchdiebe herab, und ist doch nur ein zerrißner Mantel, der leicht erraten läßt, wer unter ihm steckt. — — Man hat einen Polypen in zwei Theile zerrissen. Jeder streckt nun sein, sich tausend Arme, unter denen manche sehr kräftige sind, durch das Wasser der Literatur hin, — aber einen Kopf, so einen rechten Kopf, wie er für das Wesen paßt, einen Kopf, durch den sie als lebendes Geschöpf weiterleben würde, hat keine Hälfte.“ Der wunderliche Vetter! Ich lachte so laut über ihn, daß er erwachte.

Ernſt und Scherz.

Sieben und zwanzigſtes Blatt.

Am 1. October 1803.

Schöne Literatur.

Phantaſien von Siegfried Schmidt.

Wahrſcheinlich die erſten Arbeiten eines jungen Schriftſtellers von großen Talenten, — keine Meiſterſtücke, aber Beweiſe, daß der Verfaſſer künſtleriſche Ideen hervorzubringen vermag, und reiche Kraft zu ihrer Ausführung beſitzt. — Das Buch enthält drei Artikel: einen kleinen Roman, ein Mährchen und eine Folge von Gedichten. Jeder hat Fehler, jeder Vorzüge.

Der erſte heißt: „Lothar, oder Liebe löſt den Widerſtreit.“ Er beſteht aus Briefen, die ein junger, feuriger etwas überſpannter Reiſende an ſeinen Freund ſchreibt. Nach einigen kleinern, leichten Abentheuern, verliebt er ſich ſehr ernſtlich, und entführt ſeine junge Geliebte: da iſt der ganze Inhalt, aber der Verfaſſer hat dieſe Geſchichte in eine Reihe von anziehenden Situationen und Begebenheiten zerlegt, die er meiſtentheils ſehr reizend ſchildert. Ein Fehlgriff iſt es indeſſen, daß er ſeinen Held vorher bei einem andern Mädchen um Liebe werben, ſie finden, und dann ohne weitern Vorwand verſchmähen läßt, als, daß das Mädchen ihn nicht verſtehe: dadurch erſcheint Lothar als ein herzloſer Leichtſinniger, dem man das feurige Gefühl, das er ſpäterhin, zeigt nicht ſo recht zutraut. Ein Fehlgriff iſt es, daß er ihn, ſelbſt während ſeiner Leidenſchaft, zuweilen kalt und mit viel Kenntniß des weiblichen Herzens räſonniren und handeln läßt: denn auch dadurch wird die Einheit des Charakters geſtört; — ein Fehlgriff endlich, daß Lothar ſehr oft mit den lächerlichen Phraſen um ſich wirft, welche der jüngſte Ausflug unſrer hochdrüſtigen Pſeudo-Genies überall auszuſpenden pflegt, wenn es ihnen an Gedanken fehlt: er bekommt dadurch einen Anſtrich von Lächerlichkeit.

Das Mährchen: Der Knabe Antonio, iſt mit einer ſo üppig blühenden Phantaſie geſchrieben, daß es wirklich ſchmerzt, am Ende zu finden, die ſchimmernde, mit tauſend ſchönen Farben blitzende Geſtalt, ſei nichts, als eine Seifenblaſe ohne Kern. Antonio's Vater grämt ſich darüber, daß ſein Sohn zu nichts Luſt und Anlage zeigt, als mit ſeiner Pfeife zu ſpielen. Eine Fee entführt das Kind, ſetzt es auf vielfache Proben, findet aber gleichfalls daß es keine Anlagen hat, und — bringt es wieder nach Hauſe. Das iſt denn doch wohl etwas zu nüchtern. Möchte der Verfaſſer ſeine glühende Phantaſie künftig nie anders anwenden, als zur Ausführung eines Gedankens.

Der dritte Artikel hat den Titel: „Die Verwandten,“ und enthält eine Reihe von Schilderungen mannigfaltiger Charaktere und Stimmungen. Der Gedanke einer ſolchen Gallerie iſt ſehr artig, aber

Herrn Schmidt ist er ziemlich verunglückt. Nicht nur seine Verse sind schlecht; auch die Charakterisirung ist meistentheils zu leicht, flach und nichts sagend. Zum Belege will ich gleich das erste Gedicht abschreiben: es kann recht gut zur Probe von allen folgenden dienen.

Der Exzentrische.

Taumelt! Taumelt, ihr Brüder, nur durch das Leben im Rausch hin.
Einmend werden euch nie klarer die Zwecke des Zens.
Lachet der Weisen, die ernst sich eure Bestimmung ergründen.
Weiche das Klarste gestehn, ehren verstummend den Gott,
Suchen vergebens die Nebel dem Menschen nimmer zu scheuchen.
Weiset von höherer Macht ihn zu beschränken erregt.
Taumelt! eilen sie euch, nach Blicken die Zens ihnen gönnte,
Stürzend ins Leben zurück — Taumelt, ihr Brüder hindurch.

Wenn man sich die Mühe nicht verdrießen läßt, über den Sinn nachzugrübeln, so findet man freilich einen Gedanken in diesen Versen, nehmlich den Rath nicht zu grübeln, — aber charakterisirt denn der den Excentrischen?

Die Kuhpocken, oder der Ehrenschnurrbart. Ein Marionetten-Spiel mit lebendigen Figuren, von Lebrecht Lustig.

Der Verfasser sagt in einem Nachspiele von diesem Stücke: das ganze Spiel scheint auf einen muntern Scherz hinauslaufen zu sollen — — Ganz recht: zu sollen; wirklich geschehen ist es nicht. Einem Manne, der recht gut schreibt, fiel es ein, Scherz zu treiben, aber er hatte keinen Gegenstand, und so trieb er Spaß über etwas, das ich eben nicht zum Thema empfehlen möchte, worüber indeß unendlich viel Bücher geschrieben wurden, Folianten, Quartanten, Oktav- und Duodezbändchen, über — Nichts.

Da ich einmal angefangen habe, von — Nichts zu sprechen, und ich dies Thema, wenigstens mit meinem Willen, so bald nicht wieder berühren werde, so erlaube man mir, vorjetzt noch ein wenig dabei zu verweilen. Es sind nehmlich vor kurzem zwei Rezensionen des kleinen Romans „Bruder Anton“ erschienen. Die eine hat der Freimüthige aus dem Ermel, die andere aber die Allgemeine Literatur-Zeitung aus der Wolkenperücke geschüttelt: Ausdrücke, die man sehr passend finden wird, so bald man die Dinge näher ansieht.

Der Freimüthige nehmlich, der seine Freimüthigkeit bisweilen mit so großer Eile übte, daß sie Unbedachtsamkeit wurde, hat mich, den Unterschriebenen, als den Verfasser genannt, ungeachtet mein Name nicht auf dem Titel stand: erste Uebereilung, über die ich kein Wort verlieren würde wenn nicht eine zweite folgte, die jene, hoffentlich ohne Absicht des vermeinten Beurtheilers, giftig macht. Er führt nehmlich ein Paar Gedanken an, die der Verfasser einem grämlichen Menschenfeinde in den Mund legt, und sagt: jener möge sich selbst über diese Aeußerungen verantworten. Das ist sehr drollig. Ist der Verfasser denn selbst der Menschenfeind, den er aufstellt? Oder konnte er einen solchen anders charakterisiren, als indem er ihn seinem Charakter entsprechende Dinge sagen läßt? Warum hat der Beurtheiler ihm nicht auch die ganz entgegengesetzten Gefühle und Meinungen zugeschrieben, die er den jungen enthusiastischen Anton äußern läßt? — Warum? Ja nun, er schüttelte eben sein Urtheil, wie gesagt, aus dem Ermel, ohne sich einmal weiter darnach umzusehen.

Der Verfasser der zweiten Rezension hat so wenig von dem Buche verstanden, daß er gar nicht einmal die Idee anzugeben weiß, deren Ausführung in demselben angefangen wurde. Er sagt ein Paar Worte über die erzählten Begebenheiten, ohne zu ahnen, daß diese, so wie die Charaktere, dem Verfasser nur Mittel waren, ganz andere Dinge aufzustellen; nehmlich, die Verschiedenheit in der Ansicht der Welt, die der junge, feurige, neue Mensch, und jener, die der abgestorbene, erschöpfte Grämler hat; — ja, er hat des Haupt-Charakters im Buche, des Menschenfeindes, gar nicht einmal erwähnt. Statt dessen führt er recht gut geschriebene Stellen des Buchs an, als wenn sie fehlerhaft geschrieben wären, ohne indeß zu sagen, warum er sie dafür hält; — ja er erlaubt sich sogar Schimpfworte, alles, nachdem er mit Lobeserhebungen angefangen hat. Man sieht wohl, ein Knäblein, das eben den Stil studirt, und noch nicht damit auf dem Reinen ist, hat — die gelehrte Perücke der Zeitung geschüttelt, um den Lesern etwas in die Augen zu streuen: der ganze Aufsatz laborirt an Nullität. —

In Rücksicht des Freimüthigen ergreife ich die Gelegenheit, dem Publikum zu versprechen, daß in demselben keine solche Uebereilungen mehr eintreten sollen, als die in der erwähnten Rezension sind. — Was die Allgemeine Literatur-Zeitung betrifft, die in dem Fache der schönen Literatur (aber nur in diesem) seit einiger Zeit gewaltig jugendlich geworden ist, so verspreche ich den hoffnungsvollen

Jünglingen, die an derselben arbeiten, in einem mehr künftigen Blätter, eine kurze Anweisung zum Rezensiren, damit sie doch einen Begriff davon erhalten, was sie dabei zu leisten haben.

G. M.

Mancherlei.

Gedanken über die Kunst zu gefallen.

— Man versicherte einst den berühmten Montesquien, Fontenelle liebe niemand. „Eben daher, antwortete Montesquieu, ist er so liebenswürdig.“ In der That, was die Welt einen liebenswürdigen Mann nennt, ist gewöhnlich ein Mann von lebhaftem Geist, von anziehender Unterhaltung, von einem sanften, gefälligen Charakter: aber zum Gatten, Liebhaber, Freunde, muß man einen solchen nicht wählen. Dazu taugt nur, wer für zärtliche, dauerhafte Gefühle geschaffen ist, und ein solcher nimmt zu wenig Antheil an den Dingen, die eine Gesellschaft ernsthaft beschäftigen, und wird dadurch unfähig, ihr lebhafte Theilnahme einzuflößen, — allen liebenswürdig zu erscheinen. —

Es giebt Leute, die es für den sichersten Weg zum Gefallen halten, alles das nachzuahmen, wodurch sie andre einem angenehmen Eindruck machen sehn. Das ist ein sehr lächerlicher Fehlgriff. Man spielt in der Gesellschaft keine Rolle gut, als seine eigene. Man wache darüber, daß man durch seine Eigenthümlichkeiten niemand beleidige: dann aber kann man nichts Besseres thun, als auf die natürlichste Weise zu seyn — was man ist.

— Zuweilen gefällt man in der Welt mehr durch seine Fehler, als durch seine Talente, oder sogar durch seine Tugenden.

— Oft würde man sehr dadurch verlieren, wenn man alle die Tugenden besäße, die man zu besitzen wünschte. Die Gesellschaft ist ein Handelsverkehr, der nur deshalb allen angenehm ist, weil jeder zu Markte zu bringen glaubt, was allen andern fehlt.

— Der gewöhnlichste und am schwersten auszuführende Anspruch, ist der auf tiefes Gefühl, oder wohl gar auf Enthusiasmus. Leidenschaftliche Seelen und gefühlvolle Herzen haben Mittel sich zu erklären und zu rühren, die der kalte Verstand nicht zu errathen, noch weniger aber nachzumachen vermag. Nicht bloß durch Worte, — durch Anstand, Blicke, Accentuation der Rede und Modulation der Stimme, vorzüglich durch alles dieses zusammen, durch ein Ganzes, das keine Kunst nachbilden kann, offenbaret sich das Gefühl. Es giebt Leute, die bei jeder Gelegenheit in empfindsame Tiraden, wohl gar in Thränen ausbrechen, und die dennoch von jedermann für hartherzig gehalten werden, und es auch wirklich sind. Es giebt andere, die keine Worte finden können, wo sie auf einen rührenden Gegenstand stoßen, deren Auge nie in der Gesellschaft von einer Thräne blitzt, und deren weichem Herzen gleichwohl jedermann mit Achtung Gerechtigkeit widerfahren läßt. Eine Miene, ein Blick, selbst die Art wie sie zuhören, wie sie betrachten, sagt viel, viel mehr, als die beredteste Tirade vermöchte, — freilich aber nur denen, die selbst Gefühl besitzen.

Ueber die Einführung des Schicksals und des Chors auf der Deutschen Bühne.

Erstes Fragment.

Ein großer Dichter, berühmt bei der Nation, der er angehört und bei den Völkern des Auslandes, hat durch sein Beispiel einer Idee gehuldigt, die einen Haupt-Charakterzug der Griechischen Tragödie ausmacht, unsern Ansichten der Welt aber gradezu widerspricht. Er hat noch mehr gethan; er hat seine Huldigung durch Gründe rechtfertigen wollen, und nicht undeutlich zu verstehen gegeben, die Tragödie in ihrer Kindheit, zu der innern und äußern Form zurückführen, die sie bei den Griechen hatte, hieße ihr ihre gebührende Würde wiedergeben, sie auf den höchsten Gipfel ihrer Vollkommenheit stellen. — Trotz dem Stolze, mit welchem jetzt Dichter und Dichterlinge, Schriftsteller und Schröder, auf das Publikum herabzublicken pflegen, — (vorzüglich wenn es ihnen nicht glückt, sich ihm beliebt zu machen,) — wird es denn doch wohl seine Stimme seyn, die über den streitigen Punkt entscheidet. Die vorgeschlagenen Aenderungen können sich nur in sofern Fortgang versprechen, als sie wirklich dem Geist des Zeitalters entsprechen, wirklich aus ihm hervorgegangen sind. Er ist kein Baumstamm, der sich abhäuten läßt, um fremde Pfropfreiser zu seinen Aesten auszubilden. Nur anzupflanzen vermag man ihm das Fremde: aber er schüttelt das Spielwerk bald von sich und trägt seinen eignen Gipfel, seine eigne Krone empor, prunkt nur mit den Früchten bleibend und wahrhaft, die ihm gehören. Veredeln kann man ihn: aber aufdringen läßt er sich nichts. —

Es giebt ein zahlreiches Publikum, deſſen Geiſt und Geſchmack ſehr gebildet iſt, ohne daß es grade Gelehrſamkeit beſitzt. Damit auch dieſes deſto ſchneller in den Stand geſetzt werde, ſein Urtheil über die von Schiller verſuchten Neuerungen in der Tragödie, oder vielmehr über die Verwaltung, die er ihr geben will zu fällen, möge hier eine kurze Erörterung der innern und äußern Form der alten Tragödie, ihren Hauptzügen nach, ſtehn.

Die erſte, das heißt, die Verwickelung, die Motivirung und die Auflöſung der Begebenheiten, oder die Handlung, — wurde durch die Idee einer unbekannten, unerbittlichen und unwiderſtehlichen Macht angeordnet, die nach blinder Willkühr über Götter und Menſchen herrſchte. Vergebens wollten jene die letztern beglücken oder ſtrafen: ſie vermogten beides nur in ſo weit, als ihr Wille mit dem jenes fürchterlichen Verhältnes, des Schickſals, übereinſtimmte. Vergebens bemühten die Sterblichen ſich, durch Tugend und Weisheit dem angedrohten Elende zu entgehen: ſelbſt den Verbrechen, den Greuelthaten, die das Schickſal ſie zu vollführen beſtimmte, vermogten ſie mit dem redlichſten, tugendhafteſten Willen und Beſtreben nicht auszuweichen. Zwar lüpften ihnen Orakel von mannigfaltiger Art, zum Theil den Nebelſchleier ihres Geſchicks, entdeckten ihnen in wunderbar-tönenden Phraſen die Schrecken der Zukunft, der ſie entgegen gingen, aber das war nur ein noch grauſameres, abſcheulicheres Spiel, das mit ihnen getrieben wurde. Umſonſt boten ſie alles auf, das gedrohte Elend nicht zu verdienen, ihm zu entrinnen, es wenigſtens zu mildern. Ihre redlichſten, weiſeſten Bemühungen ſelbſt waren die von dem gräßlichen Weltregierer vorher beſtimmten Mittel, es herbei zu führen. Oedipus verbannt ſich ſelbſt aus ſeinem Erbreiche, um ja nicht ſeinen Vater zu tödten, aus ſeiner Mutter ſeine Gattin zu machen: ſeine Flucht ſelbſt führet ihn in den Hohlweg wo er ſeinen wahren Vater, ohne ihn zu kennen, erſchlägt; ſeine Klugheit und ſein Muth, mit welchem er ſein Leben wagt, um Theben von den Verwüſtungen eines Ungeheuers zu retten, bringen ihn auf das Lager ſeiner Erzeugerin. Sein ſchreckliches Unglück iſt die Frucht ſeiner Verdienſte. Hatten die erſten Chriſten Unrecht, wenn ſie behaupteten, die Heiden beteten den Teufel an, das heißt, die perſonificirte Bosheit? Wenigſtens iſt die Rolle, die wir das weltregierende Schickſal in den Mythen der Griechen ſpielen ſehn, völlig dieſelbe, die der Höllengeiſt in vielen neuern Zaubermährchen hat, wenn er denjenigen, der ſich ihm einmal verſchrieb, durch tauſend Täuſchungen grade dahin lockt, wo er ihm den Nacken zu brechen vermag.

Welchen Einfluß jene greuliche Religionsidee, die den Menſchen zum willenloſen Spielwerk einer oft übelwollenden Allmacht erniedrigt, und ihm allen moraliſchen Werth und alle moraliſche Kraft nimmt, auf die Sittlichkeit haben mußte, gehört nicht hieher. Man kann mit Recht behaupten, die Griechen und Römer kannten nur dann Muth haben weiſe und tugendhaft zu ſeyn, wenn ſie ihre Religion vergaßen, ihr nicht glaubten: aber wir wollen den Blick vors erſte von dem wirklichen Leben hinwegwenden, auf die Kunſt, auf die Bühne.

Wir finden jene Idee herrſchend in allen Trauerſpielen des Aeſchylus und ſeiner beiden berühmteſten Nachfolger, des Sophokles und des Euripides; aber welche Wirkung thut ſie in denſelben? Man muß freilich geſtehen, ſie iſt hoch-dichteriſch, ergreift und ſpannt Phantaſie und Gefühl in außerordentlichem Grade, aber die Geſtalt, die ſie uns verführt, ſteht einzeln und ſchrecklich da. Sie ſtellt ein einziges Weſen auf, das wir nur ahnen, und alle Weſen die wir erblicken, ſind nur willenloſe Automaten, die jenes nach ſeinen tiranniſchen, grundböſen Beſchlüſſen lenkt und zerrt und zertrümmert. Nur jenes ſehen wir wirken und handeln, und alle Geſtalte, die dieſe ausdrücken, ihre Klehlagen und ihre Betrachtungen, ſind gleichſam nur das Tönen und Klirren der Gefäße, die jenes zerſplittert. Unter der Hand des Schickſals ſtehen alle Helden und Heldinnen der Griechiſchen Tragödie ſo puppenartig da, daß vielleicht dieſes ihr Verhältniß ſelbſt, es erklärbar macht, wie die Zuſchauer ſie durch Larven und Vermummungen wirklich die Geſtalt von Puppen annehmen ſahen, ohne durch dieſe Unnatürlichkeit zurückgeſtoßen zu werden. Sie wohnten einem Spiele bei, das der Weltregierer trieb; die Beſchaffenheit der Dinge mit denen er ſchaltete, kam nicht ſehr in Betrachtung: wenn nur die Begebenheiten ſelbſt einen ergreifenden, erſchütternden Ausgang hatten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Anekdote.

Man theilte Voltairen einſt ein Werk mit, das in Paris großes Aufſehn gemacht hatte, ohne viel werth zu ſeyn. Es hieß histoire des bêtes etc. Wie es ſcheint, ſagte Voltaire, als er es geleſen hatte, iſt das Familien-Archiv des Verfaſſers eben nicht in guter Ordnung geweſen.

Ernſt und Scherz.

Acht und zwanzigſtes Blatt.

Am 5. October 1803.

Schöne Literatur.

Volny und Roſaline, oder: was ſich liebt, das neckt ſich. Ein kleiner Roman, abentheuerlich und doch wahr. Nebſt einem Anhange: Der Mann mit ſechs Weibern.

Das Titelblatt hat keine Jahrzahl, wahrſcheinlich damit das Buch kein Alter erlange, ſondern von jedem, dem es in die Hände fällt, für neu angeſehn werde. — Die Verſicherung, daß es — nichts taugt, kommt alſo wohl nie zu ſpät. Der Roman Volny und Roſaline, ſollte eigentlich die Ueberſchrift haben: die Närrin und der Gimpel. Eine junge Wittwe ſtellt in demſelben den Mann den ſie liebt, auf eine lange Reihe abgeſchmackter Proben, zu denen ſich ihre Freunde bald in Räuber, bald in Geſpenſter verkleiden müſſen; ihr Bedienter ſich für ein Kammermädchen und für ſchwanger ausgeben muß, u. ſ. w. Nachdem er alles glücklich und treu, und voll Zuverſicht auf ihre Tugend überſtanden hat, beſeligt ſie ihn durch ihre Hand, die er, ohne Rückſicht auf den Charakter einer Frau die ſo viele treue Freunde hat, und ihm ſo arg mitſpielen konnte, mit Entzücken annimmt. Ein ſaubres Pärchen. Ein vernünftiger Mann würde kein Frauenzimmer heirathen wollen, die Forderungen und Verſuche der Art machen, eine vernünftige Frau keinen Mann, der ſich ſo etwas gefallen laſſen könnte. Faſt ſollte ich glauben, das Buch ſei von einer jungen Wittwe geträumet, die ſich der ſüßen Phantaſie überließ, wie ſie ihren künftigen Ehehern zur Geduld, zur Folgſamkeit und zum blinden Glauben dreſſiren möchte. — Der Anhang iſt nicht mehr werth. Wie ein Mann zu ſechs Weibern kommt? Auf die natürlichſte Weiſe von der Welt: er läßt ſich von den erſten fünf nach einander ſcheiden, ſo bald er ihrer überdrüßig iſt.

Dieſe Plattheiten ſind noch dazu ſchlecht geſchrieben. Roſaline ſagt einmal zu Volny: „Ich finde mich zwar durch Ihren Antrag geehrt, eine Verbindung mit mir zu treffen, aber es ſcheint, Sie ſind zu ſehr vor mich eingenommen. Ich glaube, Ihnen nicht ſo glücklich machen zu können, u. ſ. w.“

Poetiſche Verſuche von D. L. Pfeffel. Sechs Theile.

Fabeldichter haben ſonſt gewöhnlich die Unart, erſt ihre Fabel herzuerzählen; dann die im Domino ſchon dageweſene Moral noch einmal ohne Maske, nackend hinterdrein hinken zu laſſen. Nicht ſo Pfeffel. Dieſer liebenswürdige Dichter behandelt den Leſer

wie einen ihm verwandten Geiſt, trägt anſpruchlos ſeine Fabel vor und überläßt dann — was unſtreitig artiger iſt — jenem, ſelbſt die Anwendung zu machen. Hier zum Beweiſe eine ſeiner kleinern Fabeln, die in äſthetiſcher Hinſicht noch lange nicht zu den beſten gehört.

Die Raupe.

In einem Land von Thieren ward
Die ſeltne Kunſt des Seidenwurms erhoben.
Wie ſchön, wie edel jedes aus, wie fein, wie zart
Iſt ſein Gewinnſt: Der Königinnen Roben,
Der Göttter Schärpen ſind aus ihm gewebt.
Ich ſehe wohl, ihr ſind nicht karg im Loben,
Gerath eine Raupe hier; was ihr ſo hoch erhebt,
Iſt des Geächtets nicht werth. Vergebens wandte
Man dies und das ihr ein. Sie gab nicht nach;
Im Gegentheil, je mehr man widerſtrebt,
Je hitziger ihr Zorn entbrannte.
Der Lind erſtaunt. Da trat aus einem Strauch
Der Fuchs hervor und mit dem Ernſt des Bären
Sprach er: ich will das Räthſel euch erklären;
Myladi Raupe ſpinnet auch.

Da wüßten wir ja nun — auch ohne ausdrückliche Erinnerung — auf einmal, worum Wieland und andere Lieblinge des Publikums keine Dichter ſind.

Myladi Schule dichtet auch.

Bisweilen iſt jedoch ein kleiner Fingerzeig nöthig, damit man den eigentlichen Sinn des Dichters nicht verfehle; dann weiß Pfeffel dieſen immer entweder mit Feinheit anzudeuten oder wenn er glaubt, ſeine Meinung ganz und grabezu vortragen zu müſſen, thut er's auf eine ſo naiv drollige Weiſe, daß man ihm beehalb ſo wenig böſe ſein könnte, wie einem hübſchen, unbefangenen Landmädchen, dem eine Wahrheit entſchlüpft, die in feineren Zirkeln auszuſprechen, eigentlich verpönt iſt, weil ſich vorausſetzen läßt, daß unter den Anweſenden keiner iſt, der nicht längſt ſchon ſie wüßte.

Pfeffels poetiſchen Epiſteln weiß ich nur einige von Gotter an die Seite zu ſetzen; ſie gehören ohne Widerrede zu dem Beſten, was unſere Literatur in dieſer Dichtungsart aufzuweiſen hat. Viele ſeiner Romanzen und Balladen, wie die Tobackspfeife, der beſtrafte Geitzhals, wo er den eigentlichen Bänkelſänger-Ton ſehr glücklich getroffen hat, und mehrere andre ſind längſt bekannt und allgemein beliebt. Der Idyllen und Lieder kommen nur wenige vor. Auch dieſe ſind nicht ohne Werth und namentlich iſt das an die Zufriedenheit trefflich. Von den Epigrammen hätten ganz füglich einige Dutzend wegbleiben können; desto beſſer ſind die übrigen. Manche die man nicht grade Stachel-Gedichte nennen kann, ſind ſo niedlich und ſinnvoll, daß ich mich kaum enthalten kann, ſie abzuſchreiben. Hier nur eins:

Auf eine Wiege.

Die erſte Thräne, die im Kriege
Mit Sein und Nichtſein und entquillt,
Stillt Du; die letzte Thräne ſtillt
Der Sarg, den Menſchen zweite Wiege.

Erfreulich überraſchend iſt die heitre, roſenfarbne Laune in faſt allen dieſen poetiſchen Verſuchen, wie der beſcheidne Verfaſſer ſeine in der That trefflichen Gedichte nennt; da man von Pfeffel, der, ſeitdem er dichtet — alſo länger ſchon als ein halbes Jahrhundert, — des edelſten Sinnes, der Sehkraft völlig beraubt iſt, — nur Klagen und Nacht-Gedanken, hätte erwarten ſollen. Faſt ſcheint es mit den Dichtern eben die Bewandniß zu haben, wie mit den Nachtigallen, die gewöhnlet nur um deſto beſſer ſchlagen; denn auch Homer, Oſſian, Milton — dieſe erhabenen Dichter-Fürſten, — waren blind. In einer dergleichen von der Wirklichkeit faſt ganz abgeſchiedenen Lage iſt der Geiſt gezwungen, im Reiche der Ideen zu leben; die Phantaſie wird thätiger und gewinnt bald durch Uebung an Kraft. Es iſt daher gar kein Wunder, daß ſich viele von Pfeffels eigenen Fabeln durch ſinnreiche Erfindung auszeichnen. Aber nicht ſchöne Ideen allein machen den guten Dichter; auch ſchöne Darſtellung iſt erforderlich. Hier kommt dem Blinden ſein iſolirter Zuſtand nicht minder zu Statten; er hat Muße, und da er ſich meiſtentheils ſelbſt beſchäftigen muß, auch Reiz und Trieb genug ſeine Entwürfe auf das ſorgfältigſte auszubilden. Die meiſten von Pfeffels Gedichten haben daher, was äußere Form betrifft, einen Grad von Rundung und Vollendung, der in der That nicht gemein iſt. Einige — ſehr wenige — falſche Reime ausgenommen, müßte ich in dieſer Hinſicht faſt gar nichts an ihnen zu tadeln.

— bt.

Gedanken über Schauſpiel-Kunſt.

Aus der Einleitung zu einem Werk, das einſt geſchrieben werden kann.

Echwerlich iſt jemals in ſo kurzer Zeit ſo viel über irgend eine Kunſt geſchrieben worden, als ſeit einigen Jahren über die Schauſpiel-Kunſt. Ihr Fortſchreiten und die Tages-Geſchichte der Bühnen werden ſo eifrig beachtet und betrieben, als wenn ſie National-Angelegenheiten wären. Was iſt die Frucht davon geweſen? Daß hier und dort einzelne Künſtler und Künſtlerinnen, die ſonſt ſchlechte geweſen wären, mittelmäßige geworden ſind; daß vor dem Geiſt aller denkenden Schauſpieler die Idee hell und feſtgeſtellt worden iſt: „ſie hätten wirklich eine Kunſt zu üben.“

In der That, das ist nicht unbedeutend, aber viel ist es eben nicht. Die meisten würden doch immer noch in große Verlegenheit gerathen, wenn sie sich bestimmt und kurz darüber erklären sollten, was der Zweck ihrer Kunst, und dem zufolge, die oberste Regel derselben sey?

Der dramatische Dichter erwählt oder erfindet sich eine Begebenheit; er entlehnt oder ersinnet sich Charaktere und eine Handlung (das heißt Verwickelungen, eine Catastrophe und Motive, die diese letzte herbeiführen,) für sie. Was ist sein Zweck? Die Begebenheit vor der Seele des Lesers oder des Zuschauers als wirklich geschehend zu vergegenwärtigen. Damit sich wirklich Leser oder Zuschauer finden, muß er eine interessante Begebenheit und Handlung, muß er interessante Charaktere aufstellen; — damit die Begebenheit wirklich vergegenwärtiget werde, müssen die Charaktere o wie die Handlung mit Wahrheit durchgeführet seyn. — Der Schauspieler übernimmt die Ausführung dessen, was jener gedichtet hat: seine Zwecke und Pflichten sind also dieselben. Sie lassen sich in Eine Formel zusammendrängen: Er muß auf eine gefallende Weise wahr spielen.

Der echte Künstler unter den Schauspielern wird nur dadurch gefallen wollen, daß er Wahrheit zeigt. Freilich giebt es einen Theil des Publikums, der nur durch Geschrei und wüthendes Gebährden-Spiel in Trauerspielen erschüttert, nur durch Grimassen und abgeschmackte Späße in Lustspielen belustigt werden kann: doch für diesen mögen die Possenreißer thätig seyn; der echte Künstler verschmäht seinen Beifall. — Es ist nicht überflüssig zu bemerken, daß es so gut tragische Possenreißer giebt, als komische. Ein jeder, der durch unnatürliche, auffallende Dinge zu wirken sucht, verdient diesen Namen.

Der echte Künstler wird aber auch nur die Wahrheit geben, die gefallen kann. In der Wirklichkeit ist das Komische fast immer mit dem Platten, Gemeinen, — das Ernste mit dem Langweiligen, — das Traurige mit dem Widerlichen oder Gräßlichen versetzt. Der darstellende Künstler muß jenes von diesem zu scheiden und zu säubern wissen. Die Pflicht zu gefallen, muß das Maaß der Wahrheit bestimmen. Wenn der komische Bauer oder Bediente auf eine lächerliche Weise an den Nägeln kaut, oder sich die Nase mit dem Ermel wischt; wenn die weise Person des Stücks einen Predigerton annimmt, oder deklamirt; wenn der sterbende Tragiker die Convulsionen eines Verscheidenden nachahmt: so mag das die Gallerie belustigen, erfreuen, rühren; der Geschmackvolle wendet sich mit Ekel weg.

Französische Literatur.

Oeuvres de Bernard, seule edition complete, sur les manuscrits autographes, la plupart inédits.

Fayolle, ein sehr hochachtungswerther und berühmter Gelehrter hat diese neue Erscheinung des Französischen Ovid besorgt, der, auch wo man sich nicht enthalten kann, ihn zu tadeln, liebenswürdig ist, und durch seine Nachlässigkeiten selbst, reizt und fesselt. Bei Gelegenheit seiner „Kunst zu lieben", bemerkt ein Französischer Kritiker, daß es den großen Dichtern, die das Gefühl der Liebe am tiefsten und innigsten ergründet, und am glücklichsten ausgedrückt haben, nie widerfahren ist, in ihr etwas Aehnliches mit einer Kunst zu finden; daß um aus einem Gefühl, eine Kunst machen zu wollen, man es nie muß gekannt haben, und daß Ovids Gedicht de Arte amandi, und alle Nachahmungen desselben, nichts sind, als witzige, elegante, aber herzlose Ausführungen einer schiefen Idee. — Das klingt nun freilich gar sentimental und nebenher gründlich, aber — warum sollte es grade Schiefheit seyn, über den interessantesten Scherz, den die Natur mit den Menschen treibt, die Liebe, zu scherzen? Warum sollte es nicht zuweilen mit einer ernsthaften Miene geschehn, wo diese die meiste Wirkung thut? — Warum, sollte das grade Herzlosigkeit beweisen? — Ja so, es giebt Leute, welche die Neckereien der Natur sehr pathetisch aufnehmen, und die Contes bleues, die sie ihnen erzählt, für eine Offenbarung ansehn. — Auch gut! Das giebt Mannigfaltigkeit.

D. B.

Mémoires de Babiole, ou la Lanterne Magique Anglaise. 3 Vols.

Wenig Gefühl und viel Phantasie; kein Witz, aber reicher und lebhafter Geist: das ist der Charakter dieses unterhaltenden Werkes, das mit tieferem Gefühl und einigem Witz, ein vortreffliches geworden wäre. — Es ist ein Mährchen voll kleiner Romane, leicht gedacht und ausgeführt. Babiole, die Tochter einer Fee, muß bis zu ihrem hundertem Jahre eine Menge Prüfungen ausstehn, ehe sie in den Rang der Feen aufgenommen wird. In ihrem 99sten begeht sie einen jugendlichen Fehltritt, wird zur Strafe

in eine Katze verwandelt, und soll in diesem Zustande den Ablauf ihrer Prüfungszeit erwarten. Sie bringt die fehlenden Jahre in England zu und — giebt dadurch dem Verfasser, (wahrscheinlich ist er ein Emigrant, der sich nach England geflüchtet hatte,) Gelegenheit eine Reihe von kleinen Romanen zu erzählen, und die Englischen Volks-Sitten zu schildern. Das Buch, wie gesagt, unterhält, würde es aber noch viel mehr thun, wenn der Verfasser etwas weniger breit erzählte, und nicht zu allem was er sagen will, gleichsam einen Anlauf nähme.

Mancherlei.

Ueber die lange Weile.

(Zum Theil nach dem Französischen.)

Man hat lange Weile, wenn man die Kraft fühlt, sich zu beschäftigen, und keinen Gegenstand dazu findet, oder gezwungen wird, sich mit Dingen zu beschäftigen, die nicht das ganze Maaß unsrer Geisteskräfte in Spiel setzen. — Der Mann von Verstande hat, so lang' er gesund und ruhig ist, nie in der Einsamkeit lange Weile, weil er an jedem Gegenstande Seiten aufzufinden versteht, welche ihn beschäftigen. Auch der Dummkopf weiß nichts von jener Seelen-Krankheit, weil er keine Geisteskraft besitzt, die Anwendung fordert.

— Die Langweiligen verschwenden ihr Talent sehr uneigennützig, ohne daß es auf sie zurückwirkt. Indessen sie uns zu Boden drücken, verkündigt uns ihr Anstand, daß sie lebhaften Genuß finden.

— Die lange Weile die ein Dummkopf verursacht, ist sehr viel erträglicher, als diejenige, die ein Mann von Verstand und Kenntnissen veranlaßt, wenn er linkisch, eitel oder geschwätzig ist. Das Gespräch des ersten gleicht dem Ton eines schlechten Instruments: verstopft euch die Ohren, gebt nicht Achtung, und ihr seyd befreit. Der andre hingegen foltert eure Aufmerksamkeit, zwingt euch zum Gespräche, reizt dadurch eure Nerven und veranlaßt eine schmerzhafte Empfindung. Seine Unterhaltung ist eine gute Composition die auf einem guten Instrumente schlecht ausgeführt wird: man kann sich nicht losreißen, und hat gleichwohl keinen Genuß.

— Ein Großer der lange Weile hat, ist sehr tadelnswerth. Wenn Friedrich der Einzige täglich eine Stunde lang die Flöte blies, so hatte er vorher zehn Stunden in seinem Cabinet gearbeitet. Um sich zu vergnügen, bedurfte er einer Flöte oder eines schönen Geistes. Bisweilen ergötzte er sich auch mit etwas, das vielen unsrer schönen Geister sehr langweilig wäre: er philosophirte.

— Nicht jeder der misfällt, macht lange Weile: aber wer lange Weile macht, kann gewiß seyn, zu misfallen.

— Der Unterschied zwischen der Schwermuth und der langen Weile, ist: jene träumt, diese gähnt.

— Sich beim Prunk und in der Größe zu langweilen, ist keine Seelen-Krankheit. Man könnte es fast für ein Zeichen der Genesung halten.

— Wollt ihr sehen, welche Obermacht ein Dummkopf über den Mann von Geist besitzt? Laßt jenen sprechen und zwingt diesen ihn anzuhören. Jener genießt, indeß dieser auf der Folter ist.

Anekdote aus dem Aulus Gellius. *)

Noch jetzt anwendbar.

Zu einem Jünglinge, der gern veraltete Worte und Redensarten in sein Gespräch einmischte, sagte einst der Philosoph Favorinus:

„Unsre Alten, Curius, Fabricius, Coruncanius, und die noch ältern Horazischen Drillinge haben stets zu ihren Landsleuten plan und deutlich gesprochen; haben nie die Redensarten der Auruncier, Sikaner oder Pelasger, jener frühern Bewohner Italiens, in ihre Rede gemischt, sondern bedienten sich der Ausdrücke ihrer Zeitgenossen. Warum sprichst du denn, als ob du mit Evanders Mutter redetest, in so veralteter Mundart, daß niemand wissen, oder verstehen kann, was du willst. Das Nehmliche, Thor, kannst du ja auch dann bewirken, wenn du — schweigst. Wofern dir aber, wie du sagst, das Alterthum seiner Ehrbarkeit, Güte, Mäßigung und Bescheidenheit halber gefiel, wohlan, so lebe nach den Sitten der vergangnen Zeit, und sprich mit den Worten der gegenwärtigen!“

M.

Die Rosenzeit.

Wenn im schwachen Abenddämmrungs-Strahle
Schauerlich der stille Hain ergraut,
Und der Dörfner vor der Hütt' im Thale
Nach der Berge goldnen Höhen schaut:
Wenn dem sanften Abendgruß der Sterne
Laut der Brandung Ruf entgegenschallt,
Und ein Schiff in düsterlicher Ferne
Auf der Wogen Spiegelpfad' entwallt:

Wenn ein leiser, banger Ahnungsschauer
Von der Zukunft in die Seele schleicht,
Und, gehüllt in Sterbeflor der Trauer,
Mir die frohe Gegenwart erbleicht:
Blickt mein Geist auf der verflohnen Tage
Halb erloschnen Sternenkranz zurück,
Und es seufzt das Herz in banger Klage
Um das allzurasch entflohne Glück.

Holde Tage, wo seid ihr geblieben?
Ihr, der Kindheit schöne Rosenzeit,
Wo im frohen Kreise seiner Lieben
Oft der muntre Knabe sich gefreut?
Warum eilen eure Zauberschatten,
Ach! so schnell die Gegenwart vorbei!
Könnt ihr freundlich nicht mit ihr euch gatten,
Kinder meiner Jugend-Phantasei?

Als der Freude rosenfarbne Binde
Eure Hand mir um die Schlafe schlang,
Sang, wie Aeolsharf' im Abendwinde,
Jedes Blatt, das mit den Lüften rang. —
In des Forschens bodenlosen Tiefen
War noch nicht des Geistes Nerv' erschlafft,
Und im kindlich regen Herzen schliefen
Noch die Stachel wilder Leidenschaft! —

R — n.

*) I. 10.

Ernſt und Scherz.

Neun und zwanzigſtes Blatt.

Am 8. October 1803.

Schöne Literatur.

Die Söhne des Thales. Ein Dramatiſches Gedicht. — Erſter Theil: die Templer auf Cypern.

Eine treffliche Idee, über der ein genialiſcher Geiſt lange gebrütet zu haben ſcheint: denn die Ausführung iſt, wenn gleich nicht vollendet, doch durchaus reif, und meiſtentheils ſchön.

Der Verfaſſer nennt es ein „dramatiſches Gedicht.“ Iſt ein dramatiſches Gedicht denn etwas anders als ein Drama? Im eigentlichen Sinn der Worte nicht, denn jedes gute Drama iſt ja ein Gedicht: aber dem hergebrachten — oder ſoll ich ſagen, eingeriſſenen? — Gebrauche nach, verſteht man darunter eine dialogiſirte, in Akte und Scenen zerlegte Dichtung, die aber gleichwohl nicht auf die wirkliche Darſtellung berechnet iſt, — mit andern Worten, einen dialogiſirten Roman. Dieſe Form iſt, die Wahrheit zu ſagen, eben nicht klaſſiſch-ſchön, da ſie auf der Scheidegränze zweier Gattungen ſteht, in beide hinüberlehnt, und alſo nichts weniger als eine reine Wirkung thun kann: aber wir wollen darüber nicht zanken. Der Dichter wollte nun einmal ein Kunſtwerk dieſer Art aufſtellen: wir wollen ſehn, was er geliefert hat, und gern die äußere Form aufgeben; wenn wir dafür innere Schönheit finden.

Die Welt, in welche uns dieſe Dichtung führet, iſt das Innere einer der bizarrſten Ausgeburten der frommen Ueberſpanntheit, deren das Mittelalter nur zu viel entſtehen ſah, eines Ordens kriegeriſcher Mönche, welche die Genüſſe der Welt verſchmäheten, um zu der Herrſchaft über die Welt zu gelangen: die ſich zu Thaten des Helden verpflichteten, indeß ſie den Rechten und den Wünſchen des freien Mannes entſagten. Sie beſchäftigt uns mit dem Orden der Tempelherren, und zwar grade zu jener wichtigen, merkwürdigen Zeit, da er mitten in ſeiner Blüthe, der Argliſt der Hierarchen und dem Despotismus eines habſüchtigen Fürſten erlag. Die Geſchichte ſeines Erliegens, iſt der Inhalt dieſes Werkes, dem der erſte Theil indeß gleichſam nur zur Einleitung dient.

Die Wahl des Gegenſtandes iſt ſehr originell und — kühn: denn er iſt an und für ſich ſo dürr und arm, daß der Verfaſſer einen ſehr glänzenden Beweis ſeiner Talente gab, indem er ihn unterhaltend und anziehend machte; wirklich iſt ihm das in hohem Grade gelungen. Ich erſtaune darüber, indem ich das Objet noch einmal überdenke.

Eiferſüchtig auf die Macht des Ordens, hatte Philipp, König von Frankreich den Pabſt beredet, den Großmeiſter, Peter Molay, und ſechzig Ritter von

Cypern nach Frankreich einzuladen, um sie gefangen zu nehmen, ihnen als Verbrechern den Prozeß zu machen, und den Orden zu vernichten. Molay erhält das Einladungs-Schreiben und erräth die Absicht bei demselben; das Capitel beschließt gleichwohl Gehorsam, und er reist ab. Das ist der ganze Inhalt des Stücks, bei welchem, wie man sieht, weder von Verwickelungen, noch von einer Catastrophe die Rede seyn kann. Wodurch gelang es dem Dichter demungeachtet, mit ihm sechs Akte auf eine recht interessante Weise zu füllen? Durch vortreffliche Charakter-Zeichnung, durch wahrhaft dichterische Episoden, durch — historische Gelehrsamkeit. Man wird das sogleich deutlicher aus dem Inhalt der einzelnen Akte sehn.

Erster Aufzug. Nach einigen Gesprächen zwischen mehrern Rittern und dem Capellan des Ordens, in welchen fast jede Rede ein Charakterzug ist, sieht man den vormaligen, aber geächteten Herzog Philipp von Anjou, in der Verkleidung eines Gärtners, den Garten des Ordens bestellen. Ein Jüngling, der eben erst aus Frankreich angelangt ist, erkundigt sich nach dem Großmeister. Molay erscheint, hört mit Entzücken, daß der junge Mensch der Sohn seines geliebtesten Jugendfreundes ist, liest den Brief desselben, und befiehlt dem jungen Manne, als erstes Probestück des Gehorsams, den Garten zu bearbeiten.

Zweiter Aufzug. Der vornehme Gärtner theilt dem Ankömmling bei der Arbeit eine Menge wichtiger, moralischer Betrachtungen mit, indem er nur von den Pflanzen zu reden scheint. — Molay bringt seinem Freunde Philipp die Nachricht von dem Entschlusse, den das Capitel wider seinen Willen gefaßt hat, und sucht ihn zu bereden, daß er als Ritter Glied des Ordens werde. Philipp erzählt seine Geschichte um seine Weigerung zu begründen. — In einem Gefängnisse finden wir dann zwei auf Lebenszeit eingekerkerte Ritter: der Capellan, ein heimlicher Verräther des Ordens, sucht sie für den Pabst zu gewinnen, sie zu bereden, daß sie nach Frankreich entfliehn und dort falsche Zeugnisse gegen Molay ablegen sollen. Es glückt ihm nur mit dem Einen ganz.

Dritter Aufzug. Ein alter achtzigjähriger Comthur führt den jungen Ankömmling in dem Meistersaale herum, deutet ihm die Bildsäulen desselben und lehrt ihn so das Wichtigste aus der Geschichte des Ordens. — Ein andrer Ritter, der Liebling des Meisters, ist ohne Erlaubniß in den Wäldern herumgeschweift, hat eigenmächtig einen Haufen feindlicher Türken angegriffen und geschlagen, und bringt jetzt Gefangene ein. Der alte Comthur macht ihm Vorwürfe, statt ihn zu loben, und beleidigt ihn so sehr, daß der Jüngling sich an ihm vergreift. Molay kommt dazu, und schickt den jungen Helden ins Gefängniß. Er befragt die Gefangenen. Seines Freundes, Philipp von Anjou, Sohn ist unter ihnen. Freudig stürzt Molay mit ihm fort, ihn zu seinem Vater zu bringen. Der Akt schließt mit der rührenden Vereinigung des Vaters und des Sohnes.

Der Auszug dieser drei Akten reicht hin, um das zu belegen, was ich über die Handlung des Stückes sagte. Sie ruht durchaus; am Ende des letzten Aktes wird ausgeführt, was vor Anfang des ersten schon beschlossen war, und der Zwischenraum ist nur mit Episoden gefüllt, die fast nur Vorbereitungen zum zweiten Theile sind: — aber diese Episoden sind meistentheils von großer, dichterischer Schönheit, und die Charaktere die der Verfasser durch sie einführt sind interessant, sind kräftig und vollendet durch Handlungen dargestellt, nicht durch Beschreibungen.

Der Hauptcharakter des Werkes ist der Großmeister Peter Molay selbst, den auch die Geschichte für einen edlen, tugendhaften Held erklärt. Dem Dichter ist es vortrefflich geglückt, ihn als solchen, sehr einfach und doch erhaben, aufzustellen. Als Freund, als väterlicher Beobachter, ist er höchst liebenswürdig; als weiser Menschenforscher imponirt er; als treuer Ordensmann und als edles, heldenmüthiges Oberhaupt der Gesellschaft, zu der er gehört, flößt er Ehrfurcht ein. Neben ihn hat der Verfasser einen Greis, den alten Comthur, gestellt, der die Spuren davon trägt, daß er einst war, — und den jungen, aus feurigem Heldenmuth unbesonnenen Robert d'Oreddin, der sicher künftig seyn wird, was Molay ist. Man könnte diese drei neben einander gestellte Charaktere die biographische Gallerie Eines wahren Helden nennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei.

Das rührendste Monument.

Eine wahre Anekdote.

Nicht selten führt mich eine schwermüthige Stimmung zu dem Orte hinaus, der so manchen poetischen Namen hat, und an den die meisten doch nur mit Grauen denken, zu dem Friedhof, dem Gottesacker, oder wie Sie ihn nennen wollen. Fast nirgend befinde ich mich sowohl, als hier. Ich bin unter Menschen, aber unter den erträglichsten die ich kenne. Daß sie grade liebenswürdiger sind, als die lebenden, will ich nicht behaupten, aber weniger hassenswerth als die meisten von diesen, sind sie offenbar. Sie liegen und verwesen in bescheidener Ruh, und fordern

nicht daß man ihren Moderduft für Wohlgeruch erklären soll. Die Lebenden thun sehr oft etwas unendlich Giftigeres, als Pesthauch versenden, und sind stolz darauf, und fordern Huldigung dafür. — Weg mit Euch! Ich weiß nur Einen Gedanken, der mich tiefer kränkt, als der an Eure Verderbtheit: — der, daß ich vielleicht nicht besser bin, als Ihr!

Gestern, als ich unter den Gräbern herumschlich, und mich freute, daß selbst der Todtengräber nicht da war, sah ich auf einem frischen Grabe eine weibliche, sehr dürftig gekleidete Gestalt bewegungslos, auf dem Gesichte liegen. Ich trat hinzu; ich faßte sie an: aber sie bewegte sich nicht; nur ein Seufzer verrieth, daß sie noch Leben hatte. Ich richtete sie halb mit Gewalt auf. Es war ein altes Mütterchen, das in lautes Schluchzen ausbrach, als sie mich Theilnahme äußern sah. Ich liebe die weinenden Gesichter nicht: ich wendete mich ab, aber ich forderte sie auf, mir zu sagen, was sie hier mache. Wehklagend erzählte sie mir, ihr Sohn, den man gezwungen hatte, Soldat zu werden, sei als Krüppel heimgekehrt, sey bald an den Folgen seiner Wunden gestorben und liege seit zwei Tagen unter diesem Grabe, indeß sie dem Hungertode entgegen sehe. — Ich drückte ihr eine Kleinigkeit in die Hand, und eilte fort.

Als ich am Abend wieder kam, sah ich schon von weitem das Grab ganz mit eingepflanzten Blumen bedeckt. Ich eilte hinzu. Mitten unter den Blumen lag die Gestalt wieder. Noch einmal versuchte ich sie zu erwecken, sie aufzurichten: aber sie war schon entseelt. Das Mütterchen hatte meine Gabe angewendet, den Leichenhügel ihres Einzigen festlich zu schmücken, und war dabei selbst zum Denkmal seiner Tugenden erstarrt. Mitten im Todtenopfer, das sie brachte, hatte der Gram ihr Herz gebrochen. — Ich floh und in diesem Augenblick wäre mein Leben — Ich besuche den Friedhof nicht wieder.

— hn.

Als Herr Falk drucken ließ, er habe sein besseres Selbst gefunden.

Gleich der Brandtwein-Flamm' entglomm dein satirisches Feuer;
Bald verdampfte der Geist: aber — dein Selbst blieb zurück.

A. K.

Anekdote.

Friedrich der Einzige; der in seinen ernstern Geschäftsstunden, durch die majestätische Größe seines Geistes alles zur Ehrfurcht niederdrückte, war in den Stunden seiner Muße der liebenswürdigste, einnehmendste Gesellschafter, und wußte durch die Heiterkeit seiner Stimmung auch den Geringsten zu Frohsinn und Witz zu begeistern. — Einst hatte sein Mundkoch, Noël, ihm eine vortreffliche Pastete vorgesetzt. Der König lobte ihn dafür, aber setzte hinzu: „Wenn Er mir viel dergleichen macht, so fürcht' ich, ich versündige mich so sehr durch essen, daß wir beide in die Hölle fahren.“ — Was thät's, antwortete Noël; weiß doch die ganze Welt von uns, daß wir Beide das Feuer nicht scheuen!

Der berühmte Gall, der Erfinder der Schädellehre, sprach einst zu seinen Zuhörern von den äußern Zeichen in Gang und Benehmen, durch die sich Stolz, Herrschsucht, Geiz, Niederträchtigkeit u. s. w. verrathen. — „Aber sagte er, durch bloße Beschreibungen wird das nicht ganz deutlich. Ist niemand unter Ihnen, meine Herren, der sich irgend einmal mit der Mimik beschäftigte, sich im Nachahmen übte? Er würde mich sehr verbinden, wenn Er das darstellte, was ich nur beschreiben kann.“ Alles schwieg, da sich niemand zum Schauspiel hergeben wollte. Gall wiederholte seine Bitte, aber umsonst. „Nun gut, sagte er lachend, wenn Sich mir kein solches Talent bekennen will, so müssen Sie mir schon erlauben, es selbst aufzusuchen.“ Er ging in dem Kreise herum, befühlte einen Kopf nach dem andern, und sagte endlich zu einem Fremden; „Sie mein Herr, haben das Talent der Nachahmung in hohem Grade cultivirt; Sie müssen mir aushelfen.“ Es war ein reisender, den Tag vorher in Wien angekommener Schauspieler.

Bruchstücke aus meiner Reise durch die Welt.

Eine ernste Tändelei.

1. Das Land der Kindheit.

Ich langte an in demselben, ohn' es verlangt zu zu haben; ich bewohnte es lange, ohne davon zu wissen. Als ich es gewahr wurde, sehnte ich mich dringend hinaus, und als ich es endlich verlassen hatte, bedauerte ich das sehr. Sieht man es aus der Entfernung an, so scheint es an Schönheit den lieblichsten Fabelländern zu gleichen, von einer ewigen Morgenröthe erleuchtet, von einem nie vergehenden Frühlinge verschönt zu werden. So viel ich mich indeß aus demselben erinnern kann, fühlt man sich dort durch lächerliche Kleinigkeiten oft eben so unglücklich, als in andern Ländern durch ernsthafte. Auch werden dort sehr viel unüberlegte Streiche begangen, und zwar von den Regenten noch mehr als von den Regierten, wiewohl nur die letztern sie zu büßen pflegen.

2. Das Universitäten-Land.

Die Einwohner dieses Landes, welches zwischen unserer Erde und einer andern Welt in der Mitte

liegt, bestehen aus vier ganz verschiedenen Völkerstämmen, von welchen der eine sich stets über den andern erhaben glaubt, und die sich deshalb beständig gegenseitig verkleinern. Jedes Jahr ein oder zweimal, wählen sie aus ihrer Mitte abwechselnd einen Fürsten und setzen ihn wieder ab. Bloß zur Zeit seiner Wahl und Absetzung sieht man diesen Souverain im vollen Glanze seines Throns. Zwei Trabanten tragen dann eben so viele Zepter, einen sehr großen Folianten, welcher die Stelle des Reichsapfels vertritt, und ein Bund Schlüssel vor ihm her, die zu den Staats-Gefängnissen führen und das Schwerdt der Gerechtigkeit bedeuten; seine Schultern aber umhüllt ein stark mit Gold besetzter Mantel von Sammet, der gewaltig Spanisch aussieht. Wären die Leute nicht so ernsthaft dabei, man würde glauben, sie begingen das Dreikönigsfest oder ein Fastnachtsspiel. Wer in dieses Land reisen will, muß sich mehrere Jahre mit Fleiß darauf vorbereiten, weil er sonst nicht im Stande ist, die Sprache der Einwohner zu verstehen. Er findet aber dafür, wenn seine Vorbereitung ernstlich gewesen, daß man hier oft sehr gelehrt redet, und gleichwohl dabei sehr unwissend ist.

Der Boden ist äußerst fest und daher sehr schwer zu cultiviren, ja hin und wieder so unfruchtbar, daß die Einwohner, wenn sie gleich viel Mühe angewandt und durch Anstrengung aller Kräfte das Erdreich veredelt und fleißig gesäet haben, dennoch fast nichts erndten, als Dissertationen, die halb faule Früchte sind, ehe sie reifen.

Eine von den vier Nationen, die Philosophen genannt, beschäftigt sich gar nicht mit Cultivirung des Erdbodens sondern nur mit Errichtung von Gebäuden, die sie Systeme nennen, und die sich von den Häusern anderer Länder dadurch auszeichnen, daß sie umgekehrt stehen, ihr Fundament nehmlich in der Luft und ihr Dach auf der Erde haben. Es ist äußerst amüsant, in dem Landstriche dieses drolligen Völkchens umherzureisen, denn man sieht da sehr spaßhafte Erscheinungen. Die lächerlichsten sind die Gebäude selbst; denn, wenn sie bis nahe am Dache fertig sind, schlagen sie, wie die sogenannten Wippermännchen, gewöhnlich um, und der in den Lüften schwebende Baumeister fällt aus den Wolken. Flugs ist ein andrer bei der Hand, legt seinen Grundstein in die Luft, baut und baut und — liegt ehe er sich's versieht, unter Ruinen auf dem Boden. Merkwürdig ist es, daß die neuesten Gebäude der Art dem Reisenden in der Ferne äußerst prächtig, vollendet, und mit einem blendenden Nimbus umgeben scheinen. Treibt ihn aber seine Neugier in ihre Nähe, um sie genauer zu betrachten, so — ist der Heiligenschein nichts als ein Regenbogen, der ihn gewaltig durchnäßt und er sieht eine schauderhafte Leere, wo er ein Prunkgebäude zu erblicken glaubte.

Sämmtliche Einwohner des Universitäts-Landes haben noch die Eigenheit, daß sie von ihrem Wissen und ihren Arbeiten außerordentlich eingenommen sind. Jeder von ihnen hält dasjenige, was er treibt, für das zweckmäßigste, was ein Mensch treiben kann, seine Wissenschaft für die wichtigste auf der Welt, für eine Angelegenheit der ganzen Menschheit, die daher auch jeder wenn er nur irgend Anspruch auf den Namen Mensch machen will, von Grund aus kennen lernen müsse. Es ist eine große Seltenheit, wenn der Reisende einen Einwohner antrifft, der die Bescheidenheit unter seinen Tugenden zählen darf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Aeolische Harfe.

Wer rührt die Saiten
Der klagenden Harfe
Mit zärtlichem Säuseln?
Dort hing sie verstummt
An traurigen Zweigen.
Die Lüfte flohen,
Die Lüfte verschwebten
Und rührten die Saiten
Der Wehmuth nicht.
Ach! so ist alles stumm um mich her —
Die rosige Hoffnung — sie ist verblüht;
Die Blume der Liebe — sie ist verduftet. —
Nur die Thräne des müden Kummers
Versiegt nicht, glüht warm und eilend
An den blassen Wangen hinab! —
Und du schweigst, fühlende Harfe?
Lispelst aus deinen Saiten
Mir keine Tröstung zu?
Sprichst nicht mehr aus stillen Fernen
Zu mir herüber mit weichen Tönen,
Mit klagendem Schmerz? —
Horch! Da rauscht' es in den Zweigen,
Wie Geistergelispel!
Ein himmlisches Wesen erscheint mir, — rührt
Der Töne goldnes Spiel!
Sanfte Melodieen gleiten
Von den Saiten
Leis' hinab;
Und in niegehörten Tönen
Spricht zu mir mein eignes stilles Sehnen.

Sch — r.

Ernst und Scherz.

Dreißigstes Blatt.

Am 12. October 1803.

Schöne Literatur.

Die Söhne des Thales. Erster Theil.

(Beschluß)

Nicht alle Charaktere sind indeß mit der Wahrheit ausgeführt, als diese drei. Den alten Herzog von Anjou, der aus Verzweiflung Gärtner geworden ist, sich weigert diesen Stand zu verlassen und gleichwohl hernach beschließt, nach Frankreich zurückzukehren; seinen Sohn, der unaufhörlich und bei jedem Anlasse von seiner gestorbenen Agnes und von der Rache spricht, die er nehmen will, vorzüglich aber einen Exprior, der sonst ein edler Mann ist, aber durch ein Lied in rachsüchtige Wuth gesetzt wird, so oft er es hört, und sich durch eine sehr durchschauliche List zu einem Bubenstück hinreißen läßt, werden wohl die meisten Leser von Geschmack für romanhaft und überspannt erklären.

Die einzelnen Begebenheiten oder Episoden des Stücks sind mit viel Kunst angelegt und sehr poetisch berechnet. Z. B. als Molay seinem alten Freunde Philipp seinen todt geglaubten Sohn wieder zuführen soll, sehn wir den Greis von seiner Garten-Arbeit und von Gram ermüdet, sich zum Schlummer niederlegen. Ein Troubadour geht im Hintergrunde vorüber, indem er ein Lied singt, das zu dem was geschehen soll, vorbereitet. Molay erscheint, und will den Jüngling bei Seite führen, um seinen alten Freund zu wecken und ihn stufenweise mit seinem Glücke bekannt zu machen: aber der Anblick des schlafenden Alten zieht den jungen Menschen an, und rührt ihn. Er erkennt seinen Vater, erweckt ihn durch ein Freudengeschrei und eine Umarmung, — und indeß sie alle in Entzücken versunken sind, geht der Troubadour wieder im Hintergrunde vorüber und singt:

> Durch seine Flüglein beide,
> Die Unschuld und die Freude,
> Deckt uns der Vater zu;
> Und in des Abends Schatten
> Stärkt er die Lebensmatten
> Mit Frieden, Trost und Himmelsruh.

Man kann schwerlich kunstvoller anlegen und dichterischer durchführen: aber sollte es nicht etwas zu sehr gesucht und für ein historisches Drama zu romantisch seyn? — Dieser letzte Vorwurf trifft mit noch größerm Recht, ein Paar wunderbare Episoden, ein Paar Geister-Erscheinungen, die an und für sich schön sind, aber dem Zweck und Charakter des Ganzen, glaube ich, gradezu widersprechen.

Ein besonders Interesse für den Verfasser scheinen die historischen Details von der innern Einrichtung und von den Gebräuchen des Ordens gehabt zu haben. Er ist bei jedem Anlasse äußerst freigebig da-

mit und füllt zum Beispiel fast den ganzen fünften Akt mit der Aufnahme von zwei jungen Rittern in den Orden, um die dabei üblichen Ceremonien begehen, die mystischen Ordens-Reden hersagen und endlich ein Capitel halten zu lassen. Das ist in der That sehr — gelehrt, aber nichts weniger als dramatisch oder überhaupt poetisch, und muß den meisten Lesern langweilig werden. Für Zuschauer wäre es völlig unausstehlich.

Ueber den meistentheils fließenden und natürlichen, immer aber sehr lebhaften Dialog, über die oft rauhe, doch dabei dichterisch-blühende Diktion, über die eingemischten, fast durchgehends schönen Lieder, bei Gelegenheit des zweiten Theiles, der, wie es heißt, in wenig Tagen erscheinen wird.

Der Philosoph für die Welt. Nach Engel fortgesetzt. Erstes Bändchen 1803.

Kein Philosoph von Engel, aber doch immer ein Philosoph für die Welt. Es fehlt den meisten Aufsätzen dieser Nachbildung weder an Interesse, noch an Neuheit und Popularität der Ideen, aber es fehlt ihnen oft das lachende Colorit, die Kraft der Gedanken, und die Bestimmtheit des Ausdrucks, wodurch Engel über alles, was er sagte und schrieb, einen hinreißenden Zauber zu verbreiten wußte. Der Anfang dieses Bändchens wird mit einer Apotheose Engels gemacht, aber wie? Die Göttin der Liebe erlangt von Jupiter durch Bewilligung eines Schäferstündchens (!) die Erlaubniß, ihre Verehrer auf Erden zu Halbgöttern im Olymp machen zu dürfen. Darüber zankt und beklagt sich die Göttin der Weisheit. Um sie zu versöhnen, führt Apoll beide vor das Bildniß Engels — und — sie stehen da „in bewußtloser Unendlichkeit (!) versunken!" Die Feindschaft ist gehoben, und die Schwierigkeit der Vereinigung Minervens mit der Göttin von Cythere gelöst.

Der Aufsatz: „Wie muß man's machen," enthält viel Treffliches, aber die ewige Wiederholung des: Wie muß man's machen, ist ermüdend. Weit vorzüglicher ist: Der Maulwurf, John Howard, Was sagen die Leute, Sadi, Martin Klug und — das letzte Stück, die Taufrede. Die Geschichte der Frau Blum, welche im hohen Grade heirathssüchtig, dennoch ihre Absichten vor den Augen der Welt zu verbergen weiß, hätte Veranlassung zu mancher Philosophie für die Welt geben können, aber so, wie hier, behandelt, ist sie blos eine gewöhnliche Anekdote.

Der Stil und die Darstellung des Herrn Verf. arten zuweilen folgendermaßen aus:

(S. 194.) „Wahrhaftig, fiel der rauhe Mars ihr in die Rede, das ist sie (die Hoffnung, eine Schwärmerin); was für Fehler in der Kriegskunst jetziger Zeit gemacht werden, das ist nicht zu beschreiben: unter ihrer Anführung thürmen sich Leichen auf Leichen; aber es ist schlechterdings nichts berechnet, und lodert das Feuer des Kriegs auf Erden, so — brennt es eine Weile (!), denn sie bethört den Sinn der Menschen völlig, und alles geschieht so grundlos, daß die Kriegskunst darunter leiden würde, wenn sie ihr Spiel so forttreiben würde." Und ferner (S. 98.):

„Traurig, meine Theuren, wäre die Erfahrung, die gewisse Sentimentalisten zu machen hin und wieder Gelegenheit fanden, daß in den Herzen so vieler, die die Liebe verbindet, nur Wonneblicke zu treffen seyen, die schnelle wichen dem Winter des Lebens; im Namen der Liebe indeß, auf deren geweihtem Boden ich als Kranzredner stehe, widerspreche ich laut, daß die Liebe diese verbunden haben solle! —"

Doch das sind nur Auswüchse und Schwämme auf einem guten fruchtbaren Boden.

Fr.

Zauberhallen. Ein Phantasie-Gemälde von Karl Bonnfeld. Erster, Zweiter und Dritter Theil, 1803.

Es sind Zauberhallen, Irrgärten, aber kein Zauberer hat sie angelegt. Durch Nacht und Verwirrung schreitet der Plan des Ganzen fort, und die Entwickelung ist — alltäglich. Ein geheimer Bund in Italien sucht einen Schwärmer, Olympio, auf den Thron zu erheben, um unter seinen Flügeln sicher herrschen zu können! Eine Menge Maschinen werden dazu in Bewegung gesetzt, ein unbeschreiblicher Aufwand von Mitteln wird gemacht. Man sucht einen Schatz, den Olympios Vater bei Delphi vergraben. Man erbeutet ihn. Der Bund läßt sich auf eine einfältige Art überlisten, und nachdem die Helden der Geschichte, Gilson und Olympio, von einem Kloster zum andern, von einer Stadt, von einem Lande zu andern hin und her geführt worden, (denn diese Zauberhallen erstrecken sich von Italien bis zu den Inseln des Archipelagus und Aegypten,) beschließen sie endlich auf einem glücklichen Eilande ihre Verirrungen, und mit ihnen endet der Roman die Seinigen.

Wodurch dieses Buch aus der Menge der Meßprodukte herausgehoben zu werden verdient, ist der angenehme blühende Stil, der die Darstellung belebt, und manche schöne Schilderung, und mancher wahre kräftige Gedanke. Auch die Geschichte Sophranors

im dritten Theil ist nicht uninteressant! Kurz der Verf. ist etwas besseres werth, als sich in Zauberlabyrinthen — zu verirren.

† r.

Ueber die Einführung des Schicksals und des Chors auf der deutschen Bühne.

Fortsetzung des ersten Fragments.

(Siehe das sieben und zwanzigste Blatt.)

— Es ist leicht erklärbar, wie bei einem Volke, dessen höhere Geistes-Vermögen noch wenig ausgebildet waren, dessen Cultur *) sich durchaus in einer freilich sehr kräftigen und blühenden, aber doch noch sehr frühen Jugend befand, die Idee eines nach blinder Willkühr schaltenden Weltregierers entstehen konnte und mußte. Der Natur-Mensch ahndet ja selbst im Rieseln der Quelle, im Brausen des Meeres und des Windes, die Thätigkeit eines unsichtbaren lebenden Wesens: wie sollte er nicht auch die Fügungen der menschlichen Schicksale einem solchen zuschreiben, das ihm nur um desto unbiegsamer und schrecklicher erscheinen muß, je sonderbarer sie oft waren und je weniger er von ihrem natürlichen Zusammenhange begriff. Reiferes und tieferes Forschen ließ Najaden und Faunen, die Götter des Windes und des Meeres verschwinden, und setzte Naturkräfte und Naturgesetze an ihre Stelle. Es vernichtete auch das blinde Fatum und zeigte, daß der Mensch nur die Folgen seiner Denk- und Handlungsweise trage, nicht Herr darüber ist, was ihm zustößt, aber wohl darüber wie er es aufnehmen und wozu er es brauchen will. — Die richtigere Ansicht der Natur, machte den Menschen großentheils zum Herrn derselben, denn wenn er vorher den Göttern die er zu entdecken glaubte, mit scheuer Ehrfurcht aus dem Wege ging, so trat er jetzt den Natur-Kräften muthig entgegen, bekämpfte sie und zwang sie seinem Vortheil gemäß zu wirken. Die richtigere Ansicht der menschlichen Schicksale, gab ihm den Muth moralischen Werth zu erringen. Der unbedingte Sklave eines Fatums konnte wenig Reiz dazu haben, sich Tugend und Weisheit zu erwerben, nur nach den Gesetzen des Rechts handeln zu wollen, denn sein Geschick, war ja doch unwiderruflich bestimmt. Der freie Mensch, der Herr darüber war, einem glücklichen Geschick nachzuringen, es wenigstens zu verdienen, wenn auch nicht immer zu erwerben, empfing mit seiner Freiheit erst moralische Würde. Unter einem allregierenden Weltschicksale ist keine Tugend möglich.

Sonderbar ist es daher, daß man diese die Würde der Menschheit so gradezu aufhebende Idee jetzt wieder in Umlauf zu bringen sucht? Daß man uns die Vorstellungen, welche die Griechen da sie erst seit wenig Jahrhunderten der Wildheit entronnen waren, hegten, und denen ihre Philosophen so ernst und männlich entgegen kämpften, — daß man sie uns wieder aufdringen will. Und warum? „Weil, glaubt man, die Tragödien dann tragischer seyn würden." Das hieße denn doch wahrlich effektvolle Trauerspiele etwas zu theuer erkaufen. Wir werden uns um nichts übler befinden, wenn wir auch nie eine Tragödie in antikem Geschmacke auf unsern Bühnen sehn, aber mit dem Verlust der Idee von der moralischen Freiheit des Menschen, würden wir die schönste Frucht unser theuererkauften Cultur einbüßen. Doch getrost, der Glaube an das Fatum läßt sich eben so wenig wieder herrschend machen, als der an Najaden und Oreaden, an Neptun und Aeolus: beide gehören durchaus in Eine Klasse. Der Engel der vernünftigern Erkenntniß steht mit seinem flammenden Schwerdte vor dem Thor des mythologischen Feengartens, in welchem sich die Menschheit im kindlichen Alter wohl befinden mochte, der ihr aber, im männlichen, sehr abgeschmackt vorkommen muß. — Nur die Frage bedarf der Erörterung, ob denn wirklich die Tragödie durch die Einführung des Schicksals gewinne? —

— r.

(Der Schluß im nächsten Blatte.)

*) Die Geistescultur eines Volkes besteht in der Masse und Beschaffenheit der Ideen, die bei ihm in Umlauf sind. In dem Naturstande oder so lang es demselben nahe ist, faßt es mit regen Sinnen auf, aber es denkt gleichsam nur mit der Phantasie, und es vergehen viel Jahrhunderte, ehe es philosophische Geister genug hervorgebracht hat, denen es gelingt, seine Wahrnehmungen dem Urtheil des Verstandes zu unterwerfen und seine Vorstellungen von den reizenden Irrthümern zu befreien, in welche die Phantasie sie verstrickt und vermummt.

Das Marionetten-Spiel in E...

Sing', o komische Muse, das Marionetten-Theater,
Das gefällig die Kunst uns in den Hallen Thaliens
Aufgethürmt, den Kingern zum Trotz, und den Dichtern zur Freude.
Stimme zu schnarrenden Tönen die oberbesaitete Leier,
Würdig zu singen, was nie die Griechheit der Deutschen besungen,
Darzustellen die Form und die Haltung der Charaktere,
(Denn gehalten wird hier der Charakter am meisten,) die Steifheit bunter Figuren (ein würdiges Bild der ästhetischen Steifheit!)
Und den Hanswurst, der seltener zwar an Höfen geworden,
Aber in Eleganten und Journalen noch immer umherhüpft!
Welcher Zaubergesang tönt aus olympischen Höhen
Mir ins Ohr, geradebrecht in schnalzenden Kehlen,
Und begleitet vom Toben des kräftig-gehobelten Brummbasses?
Siehe, da wandelt und trippelt, an dünnen Faden gezogen
Ein süßkosendes Pärchen herbei. O schönste Dorinda,
Stammelt der Hirt. O Floridan, lallt die zärtliche Hirtin!
Welches weiche Gefühl! Wie schwimmen die Augen voll Liebe!
Nehmt ein Beispiel, ihr Herrn; auch in Puppen wohnet die Liebe!
Alles ist hier Bedeutung, es liegt ein Sinn in der Fabel: —
Ist nicht das Leben oft selbst ein Spiel der Marionetten?
Zieht uns die Mode nicht fort am langen Faden? und zwingt uns
Nicht die Regel in Form? O Geist der Romane, du tönest
Oft aus schmachtenden Lippen, wie hier das Sprachrohr von oben!
Jetzt erscheinet Hanswurst, die Philosophie mit der Kappe,
Denn zusammengeflickt aus tausend Begriffen ist seine
Wundertracht. und es gafft die Meng', und es klatschet der Pöbel.
Neben ihm dreht sich Miß Gretel, der rein-poetische Kling-

klang

Unserer Zeit, mit tanzenden Füßen, doch ärmlich an Aussehn,
Aermlicher noch an Gehalt, und beide vereinen sich endlich
Zur Natur der Natur, und zur Form und zum Klange des Klanges!
Neues Leben beginnt! Mit dem idealischen Springstock
Tanzet ein Männchen daher, ein Rezensent nach der Mode,
Oder ist es ein Hofling? — Auch diese leitet der Springstock,
Denn — sie hüpfen nach ihm, und lächeln, und spielen und — nämlich.
Aufgeschaut! mit dem Magen erhebt sich ein zierlicher Domherr,
Noch ist er leer und gestaltlos; er füllt ihn mit köstlichem Weine,
Und — imponirend bläht sich der Schlauch, und schnaubet nach Aether.
Neues Wunder: ein Dämchen erscheint mit Poschen und Wulsten,
Stellt sich nach einigen Pas stolz in die Mitte der Bühne,
Und — wie Aepfel und Feigen, in bunter Menge, so stürzen
Aus den gebrochenen Falten des Kleids ihr — Kinder und Kindlein!
Kennst du das Dämchen nicht? — Es ist das gelehrte Jahrhundert,
Oben modern, und unten geschnürt nach antiken Gesetzen,
Fruchtbar und stark an Genies, an lustigen Klapper-Poetchen,
Und philosophischen Naturen, an Lumpengepack und Bagage!
Sieh' nur, in Händen hat jeder ein Federchen, aber da regt sich
Dort ein Springstock und hier, da wird ein Krieg mit den Federn,
Und die närrische Mutter, sie freut sich der klaffenden Kindlein,
Lächelt schmiegsam herab, und — plötzlich ist alles verschwunden.

Lächelt der Puppen doch nicht, ihr Weisen und Klugen der Erde,
Auch in dem Unsinn liegt nach unsern neusten Begriffen
Sinn und Verstand, und — giebt's nicht so viel der lebendigen Puppen?

Aus E . . . ch.

Eine eben so geistreiche als liebenswürdige Dame unserer Zeit, (ihren Namen hat Wieland's Grazie besungen) ward bei ihrem letzten Aufenthalte in Berlin von der erhabenen Königin mit einem goldnen Diadem beschenkt. Ihr Dank war ein Gedicht, das wegen der Zartheit seiner Form und seines Geistes, mehreren Lesern, als ihren Freunden, bekannt zu werden verdient. Dem Einsender wird die edle Verfasserin diese Freigebigkeit verzeihen.

Sanft, wie Farben Aurorens, umglänzt mich ein strahlender Nimbus,
Und von ambrosischem Duft trunken ergliebet mein Herz!
Worte himmlischen Sinnes erwecken mich leise vom Schlummer,
Voll des melodischen Tons fühl' ich ein schöneres Seyn!
Welcher Zauber gestaltet die herbstliche Blume zur Rose?
Giebt dem ruhigen Ernst Frohsinn der Jugend zurück?
Schmückte der Grazien Hand mit Kypris magischer Binde
Mich im Schlummer vielleicht, oder ist alles ein Traum?
Nein: die Göttin des Schönen, leicht niederschwebend vom Throne,
Schmückte mit rosigem Glanz lächelnd und hold mir die Stirn.
Glaubt nur, glaubt der Verjüngung! Denn der Göttin himmlisches Lächeln
Athmet bildende Kraft, Leben und Zaubergewalt.

J. B. v. B — m.

An den Herausgeber.

Lieber Herr!

Mein Vetter ist diese Nacht wieder gewaltig unruhig gewesen und hat gar sonderbare Dinge gesprochen. Da haben Sie sie. Gott versteht ihn: ich nicht.

. . . Kaum hatte die Thurmuhr den zwölften Schlag gethan, so brach er in ein lautes heftiges Gelächter aus und schrie dabei: „Frische Fische! Frische Fische! Ganz frisch, erst vor drei Wochen zweihundert Meilen von hier gefangen! Wer kauft? — Ja, ja wir schreiten fort! Sonst sah man's den Leuten an der Nase ab, wer sie wären: jetzt weissagt man schon aus dem Hinterkopf. Nur so fort! Immer weiter geforscht! In zehn Jahren können wir's tief bringen. — Lieben Leute, seht ihr denn nicht? 'S ist ja nur ein Sackgäßchen in das ihr euch hineindrängt! Eh' ihr's euch vermuthet, steht ihr vor einer Mauer, ruft Haha! und kehrt beschämt wieder um. Nun, es ist nicht übel zu wissen wer darin wohnt; glaubt aber nur nicht, der Weg gehe hier durch nach Rom, und stürzt nicht so jach hinein: ihr möchtet euch die Nase zerschellen und die — mit aller Ehrfurcht für den Hinterkopf sey es gesagt! — hat doch auch ihren Werth. — — Ob der scharfsinnige Forscher auch wohl schon den Ort entdeckt hat, wo den Leuten der sogenannte Nagel, oder der überflüssige Sparren zu sitzen pflegt? Das wäre in der That sehr wohlthätig, besonders wenn er auch ein Mittelchen erfände, das Ding weg zu brechen. Ich glaube daß er sehr wohl thun würde, den Kopf eines jeden, dem er seine Theorie mittheilen will, vorher zu visitiren und die Operation, wo sie nöthig ist, vorzunehmen, ehe er ein Wort zu ihm spricht, sonst möchten bald sehr viel Sparren und Nägel zum Vorschein kommen und wir hätten viel Spaaß und noch mehr Unheil zu erwarten. — — O, ich kann auch weissagen, ich! Ich weissage, daß — die Perücken wieder werden Mode werden, und zwar hübsch vollständige Perücken, von der Nasenwurzel an bis tief herab in den Nacken."

N — n.

Zusatz.

Der gute Träumer mag in der That in Rücksicht auf Nägel und Sparren nicht Unrecht haben. Steht doch in einer Schrift, die man als die vorzüglichste über Gall's Theorie preist, (Kritische Darstellung der Gallschen Untersuchungen ꝛc. von W — r. S. 14.) folgende Stelle:

„Wie lange werden noch Köpfe, in deren Stirnbildung es sich bei dem ersten Anblicke nachweisen läßt, daß sie zu nichts weniger, als zum Philosophiren geschaffen sind, die große Wahrheit verkennen, daß die Tendenz der Natur-Philosophie keine andre sey, als wissenschaftliche Begründung der Erfahrung, und daß in den allumfassenden Genien eines Schelling, Göthe, (— Armer großer Göthe! Da hängst du gar zwischen — Nun, tröste dich mit der Gesellschaft die ein größerer Mann als du, am Kreuze hatte!) Steffens, jede Natur-Erscheinung eben so lebendig und nach denselben Gesetzen der Nothwendigkeit sich entwickle, als in dem unermeßlichen Spielraum der Natur selbst? Oder hieße, die Natur schaffen, etwas anders, als dieß? —"

Das ist denn doch ein ganzes Marterholz voll Nägel und noch dazu krummer! Die Natur schaffen, heißt — gar nichts. Die Vorstellungen einer Schnecke und eines Maulwurfs entwickeln sich eben so gut nach den Gesetzen der Nothwendigkeit, als die eines Göthe und selbst eines Steffens, (so viel ich weiß, — Kannengießer zu Wien;) — auch beweist das Berufen auf die Stirnbildung, wo es auf Gründe ankommt, sehr viel mehr gegen die Fähigkeit zu philosophiren, als die flacheste Stirn auf Erden.

Berichtigung.

Bei der im 27sten Blatt abgeschriebenen Fabel „die Raupe," ist vergessen worden anzumerken, daß Pfeffel sie von Florian entlehnte. In dems. Bl. S. 111. 2te Sp. 2te Z. lese man erbauen, statt erfreuen.

Ernſt und Scherz.

Ein und dreißigſtes Blatt.

Am 15. October 1803.

Schöne Literatur.

Muſenalmanach auf das Jahr 1804. Herausgegeben von L. A. v. Chamiſſo und K. A. Varnhagen.

Was man doch für drollige Dinge erlebt! In mehrern Zeitungen war dieſer Almanach durch die Nachricht empfohlen: „der eine der Herausgeber, der Herr von Chamiſſo, habe erſt ſeit einigen Jahren angefangen, die Deutſche Sprache zu ſtudiren, und kein einziger der Mitarbeiter ſei noch jemals vorher als Dichter aufgetreten.“ Iſt das ein Lob, oder eine Warnung? Iſt es etwa mit den Dichtern, wie mit den Auſtern? Sind ſie deſto beſſer, je friſcher ſie ſind?

Friſch ſind die Mitarbeiter ſämmtlich, das iſt wahr, aber nichts weniger als reif. Alle haben den beſten Willen und große Thätigkeit gezeigt, noch einmal zu thun, was ſchon geſchehen war; die Sammlung enthält faſt nichts als Nachbildungen fremder Gedichte, — einen Fauſt und Elegien nach Göthe, Romanzen nach Bürger und Herder u. ſ. w. aber nur wenige dieſer Nachbildungen erheben ſich zur Mittelmäßigkeit. Am häufigſten ſind die Sonnete und dergleichen Spielwerke der poetiſchen Poeſie, da ſie am leichteſten nachzumachen ſind, und in dieſen erreichen die Herren ihr Muſter vollkommen an Steifheit und ſchlechtem Geſchmack. Als Aushängeſchild und Glaubensbekenntniß der Herausgeber kann folgendes Sonnet dienen:

Die Puppen, und die Menſchen-Komödie.

Von oben, wie das Schickſal, lenkt an Seilen
Der Meiſter die beweglichen Geſtalten;
Sie können nicht erwarmen, nicht erkalten,
Und lachen hoch ſo Scherz als Schmerz zu theilen.

Die fodern künſtlich auf das Herz zu theilen
Ihr ſcheinbarlich Erwarmen und Erkalten;
Doch laſſen kalt bewegliche Geſtalten
Gegen an Moral und Tugend-Seilen.

Tanzt immer nach den Fäden eitler Regel.
Dreht Euch drauen in dem gewohnten Gleiß
Und bildet häuslich edelmüthige Genoſſen.

Vor Marionetten aber ſtreicht die Segel!
Das Schickſal meidet eitler Bürger Kreiß
Und lieber herrſchets im Chor von bunten Puppen.

Da gehört es aber auch hin, und wer darin die Vollkommenheit einer dramatiſchen Dichtung ſucht, vor ein Marionetten-Theater. — Die Forderung: „Vor Marionetten ſtreicht die Segel!“ gefällt mir in dem ganzen Sonnet am meiſten. Naiver und richtiger hab' ich die Forderung, welche die verſchollene

Eigne seit einigen Jahren an die Dichter Deutschlands that, nirgend ausgedrückt gefunden.

Dieser Almanach ist gewissermaßen als eine Fortsetzung derjenigen anzusehen, den vor ein Paar Jahren die Herren Schlegel und Tieck herausgaben, und derjenigen, mit dem, nach dem Tode jenes, Herr Wernehren die Welt beschenkte. Den der Meister, belachte das Publikum; den ihres Gesellen, belohnte es; — den ihrer Schüler wird es gar nicht bemerken, denn, wie ein Herr Robert S. sr. sehr naiv sagt:

Denn Erbsen sind nicht — Bohnen.

Eduard und Amanda. Ein Roman in Briefen. Herausgegeben von Sophie Mereau 1803.

Eine liebliche Blüthe der Phantasie, reich an Kraft, an Schönheit und heiteren Farben. Sie erinnert unwillkührlich, doch in andern Beziehungen, an Werthers Leiden. Der Stoff ist romanzenartig, wiewohl aus dem wirklichen Leben genommen, und ließe sich in wenige kraftvolle Züge drängen. Aber ein heit'rer Genius hat ihn entfaltet, und einen Kranz von schönen Gefühlen aus ihm gewebt. — Amanda ist ein Wesen voll reiner idealischer Liebe, voll reger Empfindung; ihr Daseyn lebt in einer höheren Sphäre. Eduard vereinigt das, was Herder „Gemüth" und das was Shakespear „männlichen Ausdruck" nennt, mit echtem Selbstgefühl und wahrer Seelengröße.

Den Künstler Antonio kann nur Amanda in folgenden treffenden Zügen schildern: er ist jugendlich, ohne noch Jüngling zu seyn, heiter ohne Flachheit, sinnig ohne Trübsinn, witzig ohne Bitterkeit, gefühlvoll ohne Affectation. Xiberti ist ein verschlossener besonnener Charakter, ewig entzweit mit sich selbst, ohne sich selbst zu hassen; ein Egoist, ohne sich zu lieben. Nannette ein munteres, freies, rücksichtsloses Geschöpf, ohne tiefe Empfindung, aber voll Empfänglichkeit für den Genuß des Augenblickes. Das sind die Haupt-Charaktere, die ein ernstes Schicksal verkettet und leitet, und denen wir das Leben seine Blüthen und seine Dornen bieten sehn.

Mancher wird die Tendenz dieses Werkchens nicht streng moralisch finden; dafür muß seine ästhetische Schönheit entschädigen, und diese besteht in der Wahrheit der Empfindung, die den Leser unwiderstehlich ergreift und mit sich fortreißt.

Die Begebenheiten sind nicht immer leicht und natürlich an einander gereiht, aber man vergißt dies bei dem Sentimentalen der Behandlung. Durch die Darstellung wird diese Geschichte interessant, nicht durch ihre Neuheit oder Eigenthümlichkeit. — Auch der traurige und so ganz unerwartete Schluß verstehen, wird vielen anstößig seyn. Warum die schöne Harmonie der Liebe und des Lebens durch einen Mißklang zerreißen? Dem schönen Bunde zweier Herzen sieht jedes theilnehmende Gefühl mit sanfter Freude entgegen: warum ein so tragisches Ende? Eduard stürzt von einem Felsen, und Amanda, wiewohl er gerettet wird, verfällt darüber in eine Krankheit, und — stirbt!

Ein schlechter Roman hätte sich durch eine solche Scene vielleicht gehoben, der an sich gute verliert durch dergleichen Catastrophen. Sie stören den schönen Eindruck des Ganzen!

Noch auf einige Mängel muß die Verfasserin aufmerksam gemacht werden. Wenn Eduard sagt: „ich bin todt (todt), ohne gestorben zu seyn, und die Harmonie des Weltalls ist mit der meiner Seele entwichen" so ist das ein wenig überspannt; und wenn Amanda einem jungen Bauer, den sie zum erstenmal sieht, einen Kuß giebt, bloß um ihn für diesen Augenblick glücklich zu machen, so erinnert das ein wenig an — gewisse Kraft-Romane.

S — r.

Ueber die Einführung des Schicksals und des Chors auf der deutschen Bühne. Erstes Fragment.

(Schluß.)

„Ob denn wirklich die Tragödie durch die Einführung des Schicksals gewinnen würde?" — Das Schicksal ist in den Trauerspielen der Alten nichts anders als das Hauptmotiv der Begebenheiten, die in denselben dargestellt wurden, und besonders ihrer Catastrophe. Die neuere Tragödie dagegen nimmt ihre Motive aus den Charakteren selbst, die sie aufstellt. In den erstern geschieht alles, weil es von aus bestimmt war, daß es geschehen sollte; in der letztern, weil ihre Helden in den Situationen, in welche sie sie bringt, ihrem Charakter gemäß handeln. In den erstern ist der Dichter mit seinem Gegenstande fertig, wenn er das Detail der Begebenheiten sehen oder erzählen, und die Personen Betrachtungen, oder Wehklagen, oder was sonst die Situation fordert, herdeklamiren läßt. In der letztern muß er psychologisch-richtig die Leidenschaften entstehen, sich fortbilden, sich bekämpfen und endlich zur entscheidenden That ausbrechen lassen. Braucht man das Schicksal zum Motiv, so kann es auch nur das einzige seyn, denn alles was in der Seele der aufgestellten Personen vorgeht, ist auch nur Folge seiner Beschlüsse.

Wir stehen, wie gefaßt vor einer Gruppe von Automaten, denen etwas widerfährt, das ihr unsichtbarer Meister beschließ. Wir staunen zu diesem Allmächtigen empor; sein Verfahren erschreckt uns; aber das ist auch alles was er wirken kann und wir erstaunen uns schnell damit, daß wir nur eine Fabel sehn. Nimmt man dagegen die Motive aus dem Charakter der Helden her, wie die neuere Tragödie, so stehn wir vor einer lebendigen, beseelten, thätigen Welt, die nicht bloß leidet, die selber handelt; von der wir fühlen, daß sie uns angehört; mit der wir alle Gefühle theilen, und die uns daher selbst zu einer lebhaften Seelen-Thätigkeit auffregt. Jeder Leser von Geschmack entscheide nun selbst für sich, welche Gattung von Trauerspielen ihm die sinnvollere, gemüthreichere, edlere Dichtungsart scheint. — Mir scheint die Frage: Ob die durch ein Schicksal, oder die psychologisch-motivirte Tragödie, den Vorzug verdiene? — durchaus eines Sinnes mit der zu seyn: ob das Marionetten-Theater oder das wirkliche, sich mehr dazu eigne gebildete, fühlende, und selbst im Sturm der Gefühle noch denkende Zuschauer zu interessiren? — Daß Schiller, der bewundernswürdige, der genialische Schiller sich für die Schicksals-Tragödie erklären kann, — wird mir nur dann begreiflich, wenn ich mich erinnere, daß er einst „die Räuber" schrieb. Er reicht über den gesunden Geschmack hinweg nach dem Gigantischen empor; und ist nicht dadurch, sondern demungeachtet ein großer Dichter.

— r.

Beinahe. Ein Charakter.*)

(Aus einer Gallerie.)

„Sie scheinen, bei dem reizlosen Geräusch der Gesellschaft, dem Entschlummern nahe? Kommen Sie, wir wollen einen Gang durch den Saal machen, um uns die Anwesenden zu besehen. Vielleicht finden wir etwas, das Sie ermuntert, indem es Sie zum Lachen zwingt.

Da, da haben wir schon ein Exemplar, das werth ist, bei ihm eine halbe Minute zu verweilen. Sehen Sie sich diesen kleinen Menschen da an, mit dem stattlich runden Bauche, den trüben Augen, die auf beiden Seiten einer hängenden Papageien-Nase, und über einem Kürbisförmigen Gesichte so seelig herabblinzeln? Seine Physiognomie ist nichts weniger als unbedeutend: nein, sie spricht, mit einer gewissen Schule zu reden, seinem Charakter rein aus. Er ist schlaff, träbselig und lüstern, — lüstern nach Ruhm, den er nicht erlangen, nach Witz, den er nicht finden kann, nach Genuß, für den er keine Fähigkeit mehr hat, — kurz, unmächtig begehrend wie sie; — er ist — doch, nein, er ist nichts! Ich kann Ihnen nur aufzählen, was er gern seyn möchte.

Vor allen Dingen wünscht er ein witziger Kopf zu seyn. O das wär' er gar zu gern! Auch sagt oder schreibt er jeden Augenblick etwas, das die Wendung, den Ton, den Anstrich eines Bonmot hat, dem aber nur der — treffende Sinn fehlt. Zuweilen bringt er Hörer und Leser zu einem augenblicklichen Lächeln, doch denken sie einen Augenblick nach — falls sie nehmlich die Fähigkeit haben, — so zucken sie die Achseln und kehren ihm den Rücken zu: es war nur beinahe witzig.

Auch der Dichterruhm hatte Reiz für ihn, und er schrieb unzählige Dinge an Chloë, an Iris, an Karoline, an — alle weiblichen Namen in und außer dem Kalender. Dinge die er Lieder nannte, und Epigramme, und Episteln u. s. w. In allen waren viele Versfüße und Reime, nur — der poetische Gedanke fehlte: es waren beinah Gedichte. Man las sie und vergaß die Minute darauf, daß man etwas gelesen hatte. — Indeß glückte es ihm, einem leichtgläubigen Verleger weis zu machen, es seien wirkliche Poesien, und ihn zu bereden, daß er sie mit gar stattlicher Eleganz ins Publikum fördere. Dieses sah sie an und — ließ sie liegen. Der Verleger war außer sich; doch — „Vielleicht hilft die Versicherung, daß sie Glück gemacht haben, dazu, daß sie wenigstens Käufer finden?" dachte er. Der Verfasser mußte ein Paar Bogen voll Erbärmlichkeiten herausnehmen; eben so viele mit eben solchen Dingen gefüllt, wurden wieder hineingepaßt und der Verleger ließ ein neues Titelblatt drucken. Herr — — hatte das Vergnügen, eine beinahe zweite Auflage seiner Versleien zu sehn.

Endlich beschloß er Hausvater zu werden. Er beschwatzte ein junges überspanntes Närrchen und ihre Verwandte; heirathete es, und ist — beinahe Ehemann: denn die tollen Streiche des Weibes auszufechten, und die Schande derselben tragen muß er freilich, übrigens aber — — Kurz, an dem pünktlichen Dinge ist alles beinahe, und nichts wirklich, als seine langweilige Thorheit und seine Schulden. —

Wie? Sie lachen nicht? — Sie haben Recht! „Ein Erbärmlicher der Art kann nur Mitleid einflößen."

D — n.

*) Der Verfasser hat den geschilderten Charakter in zwanzig Exemplaren in zwanzig Zirkeln: Erbärmlichkeiten der Art gibt er, wie Ziegen überall. Er verbittet sich also die persönliche Deutung.

Mancherlei.

In Rücksicht der im neun und zwanzigsten Blatt erzählten Anekdote von Friedrich dem Einzigen, hat ein grosser allgemein verehrter Staatsmann, der Selbst an der Tafel des Monarchen gegenwärtig war, dem Herausgeber folgende Berichtigung zukommen lassen, die mit dem wärmsten Dank aufgenommen wird.

So oft der König an katholischen Fastiagen Gäste von der katholischen Geistlichkeit einladen ließ, hatte er die Aufmerksamkeit, für sie Fastenspeisen auftragen zu lassen. Dies geschah auch eines Tages, da der Abt Bastiani war zur Tafel gezogen worden. Als der Küchen-Meister (nicht Mundkoch,) Noël die Schüsseln hereintrug, rief ihm der König zu: Monsieur Noel, ayés soin de servir du maigre à ce saint homme, parcequ' ailleurs, si nous lui faisons commettre un péché ouasi grave, nous en souffrirons aux enfers. Schnell erwiederte Noël: Votre Majesté sait bien que nous autres ne craignons pas le feu.

Geheimniß des guten Stils.

Einen wegen seiner ausgezeichnet gedrungen, lichtvollen und schönen Schreibart berühmten Schriftsteller, fragte einer seiner jüngern Freunde: Wie fangen sie es an, so und immer so zu schreiben? — „Auf die natürlichste Weise von der Welt, antwortete er. Ich will nicht eher schreiben, als bis ich etwas zu schreiben habe das mir wichtig scheint; ich fange nicht eher an, als bis der Gegenstand hell vor meiner Seele steht, mich lebendig und kraftvoll ergriffen hat, und ich mit mir einig bin, was und wie viel ich sagen will; ich denke endlich, indem ich es thue, nur daran, mich auf die angenehmste Weise verständlich zu machen, und wenn ich fertig bin, streiche ich jedes überflüssige Wort, stilbst jede überflüssige Sylbe weg." —

Ha, erwiederte jener, wenn jeder Schriftsteller so mit dem Ueberflüssigen verführe: von den bändereichen Werken gewisser Herren bliebe keine Sylbe stehn.

Merkwürdige Ahnung einer verborgnen Wahrheit.

Es ist eine alte Bemerkung, daß jeder wichtigen Entdeckung eine Menge Vorzeichen vorangehen pflegen, daß man hier und dort im Publikum gleichsam um den wichtigen Fund herumtappt, bis ihn ein Glücklicher wirklich trifft. Das ist denn auch mit Galls Theorie der Schädellehre der Fall gewesen. Seine Schüler führen als ein Beispiel davon Tizians schlafende, oder vielmehr süß-träumende Venus an, welche der Maler die eine Hand sich unter den Nacken schieben läßt, grade dahin, wo gewisse sehr interessante Organe liegen sollen. Ich weiß noch ein merkwürdigeres Beispiel. In Thüringen kommt seit langer Zeit eine Bauer-Zeitung heraus, die: „der hinten und vorn wohlgebackene Bote" heißt. Offenbar fühlte der Herausgeber dunkel, daß Buckeln oder Erhöhungen Talente verrathen, wie Galls Lehre seit kurzem bewiesen hat.

Gedanken.

Die Ansichten des Lebens sind so verschieden, wie das Leben selbst. Während der mathematische Kopf mühsam einen △ berechnet, zeichnet ihn der poetische in eine Bilderen-Pyramide um, und das □ in ein lachendes Tempe!

Wenige Menschen fassen das Erhabene, nicht, weil die meisten zu roh, sondern, weil sie zu verfeinert sind. Je cultivirter der Geist, desto mehr verdeutlicht er seine Begriffe. Das Erhabene aber muß unbegreiflich (wenigstens für den Augenblick) seyn, wenn es wie ein Zauberschlag auf Herz und Seele wirken, und das Gefühl begeistern soll!

„Eng ist die Welt, und weit ist das Gehirn!" sagt Schiller im Wallenstein. Bei wie vielen unserer neuen Aesthetiker ist's der umgekehrte Fall!

Ernst und Scherz — ist das nicht das Leben selbst? Zwischen der Wiege und dem Grabe, das unsere letzte Wiege ist, wie viele Blüthen und — Blätter, wie viele Sekunden, die scherzend vorüber flattern, wie viele, denen der Schmerz die Flügel lähmt!

Das Genie saßt — als das Ideal der freien Geistes-Thätigkeit — ein reines Ganzes in sich, das immer eins und dasselbe ist, und als solches erkannt werden muß. Das Talent hingegen ist eine einzelne Kraft des Geistes, die von jenem nur das Ungewöhnliche entlehnt, aber auf verschiedene Objecte angewendet werden kann. Hieraus entsteht eine doppelte Folge: einmal, daß es viele talentvolle Menschen giebt, von denen keiner mit dem andern etwas gemein, sondern jeder vielmehr seine eigene Richtung hat; und zweitens, daß das wahre Genie nur als ein Ganzes, aber gar nicht existiren kann.

Von jener Classe giebt es eine Menge Menschen, und man kann dahin alle diejenigen rechnen, die eine gewisse Fähigkeit des Geistes besitzen, eine Sache aufzufassen und sie sich eigen zu machen.

Bei den Römern war es Sitte, daß hinter anständlichen Leichen ein Mann ging, der den Anstand und die Geberden derselben im Leben, — nachäffte. Einem solchen Archimimus (wie ihn Persius nennt) gleicht die poetische Poeterei hinter der Leiche des guten Geschmacks!

Wie ist die Gegenwart so klein, wenn eine große Vergangenheit hinter uns liegt!

S — r.

Berichtigung.

Im 30sten Blatt, S. 120. im sechsten Verse des aus E — d. eingesandten Gedichts liest man Jugend statt Tugend.

Ernst und Scherz.

Zwey und dreißigstes Blatt.

Am 19. October 1803.

Schöne Literatur.

Erzählungen und Dialogen von Ludwig Wieland. Herausgegeben von C. M. Wieland. Erster Theil.

Wieland, der unsterbliche Dichter, dem wir nicht nur in seinem Oberon, das vollendetste Werk romantischer Dichtung, das unsre Sprache je besitzen kann, verdanken, sondern der überhaupt in die Deutsche Poesie zuerst die höhere Grazie und attische Feinheit brachte, — hat uns in der Michaelis-Messe mit zwei angenehmen Gaben beschenkt. Indeß er in dem lieblichen kleinen Roman, Menander und Glycerion, beweis, daß ihn auch im hohen Alter weder die Phantasie, der seine ewigen Werke ihr zauberhaftes Colorit verdanken, noch das Feuer verlassen hat, durch das sie auch das kälteste Herz erwärmen und entflammen, — führt er zugleich seinen Sohn als Schriftsteller ein. Bei dem geschmackvollen Publikum, das dem liebenswürdigen Greise seit einem halben Jahrhundert für den schönsten Theil seiner Bildung warmen Dank weiß, kann der junge Mann keine mehrgeltende Empfehlung erhalten, als daß sein Vater selbst seine Arbeiten herausgiebt, und mit Freude wird man ihnen das Zeugniß geben, daß sie diese Ehre in mehr als Einer Rücksicht verdienen.

Die Erzählungen dieses ersten Bandes haben den gemeinschaftlichen Titel: **das Fest der Liebe.** Eine mannigfach gemischte Gesellschaft findet sich auf dem Landgute einer geistvollen Dame zur Weinlese zusammen. Sie verabredet mit ihren Freundinnen ein Fest der Liebe und ein Theil seiner Feier wird, daß jeder der Anwesenden eine interessante Liebesgeschichte erzählen muß. Diese Verbindungsform ist freilich nichts weniger als neu; sie ist seit Boccaccio's Dekameron in allen neuern Sprachen, und noch kürzlich im Deutschen, oft gebraucht worden: aber der Verfasser hat ihr dadurch neuen Reiz und höheres Leben ertheilt, daß die Erzählenden Bruchstücke ihrer eigenen Geschichte vortragen, und daß ihre Erzählung Anlaß giebt, daß manche zärtliche Abenteuer in dem versammelten Zirkel fortgesetzt, und neue eingeleitet werden. So ist die Form nicht bloß Hülse, wie im Dekameron, sondern selbst ein interessanter Roman.

Die vorgetragenen Bruchstücke sind fast alle interessant, die Charaktere mit großer Wahrheit und Lebhaftigkeit entworfen und ausgeführt: doch sind Herrn Wieland die weiblichen bei weitem besser gelungen, als die männlichen. Jene haben mehr Mannigfaltigkeit und Ausdruck. Der Stil ist nicht ganz frei von kleinen Nachlässigkeiten, aber lebhaft, blühend und auf eine schöne Weise fließend.

Der Dialogen sind zwei. Beide sind so gut und leicht geschrieben, daß sie wirklich an vielen Stellen dem eigentlichen Gespräche sehr nahe kommen. Der Inhalt beider ist für die jetzige Bildung der schönen Welt wichtig. Der erste untersucht, in wiefern Frauenzimmer wohl daran thun, wenn sie sich mit Schriftstellerei beschäftigen, und welche Art derselben ihnen am angemessensten ist. Es werden darüber sehr treffende Gedanken gesagt. Der zweite betrift die Bildung der Mädchen zum Umgange mit Männern. Auch dieser enthält viel Wahres, — verräth aber im Ganzen den jungen Mann, der vielleicht nicht Gelegenheit gehabt hat, in großen Städten den Ton und die weibliche Erziehung zu beobachten. Er hätte dort gewisse Vorschläge die er thut, ausgeführt gesehn und es — bedauert.

Französische Literatur.

Le Musée français, recueil complet de tableaux, statues et bas-réliefs, qui composent la collection nationale, avec l'explication des sujets et des discours etc. par S. C. Croze-Magnan, très-grand fol. pap. vel. Paris 1803. Chaque livraisons 4 planches, prix 16 ecus, avant la lettre 32 écus.

Dies Werk beginnt mitten unter den zahlreichen Denkmälern, die seit einigen Jahren in Paris den Wissenschaften und den schönen Künsten gewidmet sind. Es ist selbst ein Denkmal, das gerechter National-Stolz dem Museum zu Paris, errichtet. — Die Herausgeber scheinen sich auf die Beschreibung und die Abbildung von drei bis vierhundert Kunstwerken beschränken zu wollen: aber man zweifelt nicht, daß sie, im Fall das große Unternehmen so fortgeführt wird, als sie angefangen haben, von ihrem Publikum, das heißt, vom ganzen Europa, Unterstützung genug erhalten werden, um ihr Werk auf alle die zweitausend Meisterstücke auszudehnen, die jene einzige Sammlung enthält.

Robillard, Peronville und Laurent, die Verleger, stellen zu diesem Werke die ausgezeichnetesten Künstler an, welche die gegenwärtige Zeit besitzt: nach diesem Plane wird es also nicht nur die merkwürdigsten Arbeiten der größten Maler und Bildhauer aller Kunstepochen und Schulen, sondern auch der trefflichsten Kupferstecher unsers Zeitalters enthalten. Sie haben in der Absicht in alle Länder, wo sich geschickte Kupferstecher befinden, Zeichnungen zur Ausführung hingesendet. Dies Werk verdient also in der vielfachsten Rücksicht, jedem wahren Kunstkenner das lebhafteste Interesse einzuflößen.

Die Französischen Kupferstecher, die sich in den ersten Lieferungen am meisten ausgezeichnet haben, sind: Audouin, der ein Gemälde von Teburg mit seiner Wahrheit und hohem Ausdruck gearbeitet hat; Tillement, Sohn, der sich durch eine gebirgigte Landschaft mit einem Wasserfalle von Vernet, als ein würdiger Nebenbuhler Woollets zeigt, — und Duplessis, der in einer Schlacht von Wouwermann, die fast unübersehlichen Details, ohne daß die Luft-Perspektive im Geringsten dabei gelitten, mit einer Genauigkeit, Reinheit und Zartheit ausgeführt hat, die ihm den ersten Rang unter den Künstlern in dieser schwierigen Gattung versprechen.

Die Beschreibungen sind von Croze-Magnan geschrieben. Man bedauert, daß der Text eines so wichtigen Werkes einem einzigen Gelehrten überlassen ist. Bei einem Pracht-Denkmal nicht nur Frankreichs, sondern des Jahrhunderts und der glänzendsten Epochen der bildenden Künste, hätten billig auch die ausgezeichnetesten Kunstkenner unter den Schriftstellern, sich vereinigen sollen, wie die ausgezeichnetesten Künstler selbst.

— t.

(Vier Lieferungen sind in der Königl. Hofbuch- und Kunsthandlung des Herrn Motra unter den Linden zu haben. Die fünfte wird in kurzem eintreffen.)

Mancherlei.

„Er hat Charakter."

(Zum Theil nach dem Französischen.)

Das ist fast der größte Lobspruch, den man einem Manne geben kann: aber was sagt man damit?

Man sagt damit: Sein Verfahren und Benehmen stimmen immer mit seinen Grundsätzen überein; was er auch unternehmen mag: er verfolgt sein Ziel unerschütterlich und fest; er entschließt sich nur, weil er Gründe hat, und seinen einmal gefaßten Entschluß läßt er nie wieder fahren.

Setzt den Mann von Charakter in das Gewirr der öffentlichen Geschäfte: er wird nur große Pläne entwerfen; er wird sie, wenn sie durchzuführen sind, durchführen, und wenn sich ihm eine Welt von Schwierigkeiten widersetzte; denn die Verführung hat keine Reize für ihn, die Ueberredung ist ihm stumm, und offene Feinde besiegt er, weil er, was er beschließ, mit Bestimmtheit will, und weil er immer und in jedem Augenblicke dasselbe will. Es giebt kein Mittel ihn andern Sinnes zu machen, als Ueberzeu-

gung: doch habt ihr ihn überzeugt, ſo ſeyd gewiß, er wird den Plan, den ihr in ſeine Seele gelegt habt, durchſetzen, auch wenn ihr ſelbſt eure Anſicht verändert und gegen ihn wüthet. Ihr Charakterloſen, fürchtet ihn; denn in welchem Verhältniß ihr auch zu ihm ſtehen mögt: er wird euch beherrſchen, und wenn er aus euren Händen ſeinen Unterhalt empfinge. Doch nein! Fürchtet ihn nicht; ſchmiegt euch ihm an! Er iſt gebohren euch zu ſtützen, euch zu leiten, euch zu beſchützen.

Laßt ihn zu Felde ziehen. Nicht immer iſt kriegeriſcher Muth ein Beweis von Charakter: oft iſt er nur eine Wirkung der Gewohnheit, des Eſprit de Corps, der Furcht vor Beſchimpfung. Der Mann von Charakter wird ſich nicht zudrängen, ihn zu zeigen, wo er nicht nothwendig iſt: aber in dem Augenblick der Entſcheidung wird er zuweilen mit kaltem Blute thun, worüber die feurigſten, kühnſten Helden erſtaunen.

Laßt ihn Schriftſteller ſeyn. Er wird ſich nie herablaſſen, Schmeicheleien zu verſpenden, und die man ihm macht, wird er mit kaltem Lächeln überhören. Satire gegen ihn, kann ihn ſchmerzen, beugen wird ſie ihn nie. Er ſelbſt braucht ſie, nicht um ſich zu rächen, um wehe zu thun: er braucht ſie als Mittel zur Vollendung ſeiner Pläne, wie der Wundarzt Eiſen und Feuer gegen den Kranken anwendet, nicht weil er ſein Feind iſt, ſondern weil es zur Cur gehört. Immer wird er von großen, ewigen Grundtrieben der Vernunft und der Wahrheit anhängen; er wird ſie verkündigen; er wird für ſie ohne Bedenken — oder vielmehr mit kalter Beſonnenheit und ruhigem Nachdenken, ſich jeder Verfolgung entgegen werfen. Hat er eine Wahrheit einmal geſagt: ihr könnt ihn verweiſen, feſſeln, dem Tode entgegen führen, — er verläugnet ſie nicht, — er kann ſie nicht verläugnen.

Betrachtet ihn als Weltbürger. Nicht bei jedem Anlaſſe wird er ſich berufen glauben, die Herrſchaft zu tragen, für das öffentliche Wohl in den Kampf zu gehn: aber ſo oft er fühlt, daß er Kraft genug habe, in einem vorkommenden Falle das Recht, das Heilſame durchzuführen, wird er ſich auch dazu verpflichtet halten, und wird das Aeußerſte wagen, das Schwerdt der Unterdrückung zu zerbrechen, wär' es auch nur um ein Opfer zu retten, das niemand kennt als er.

Folgt ihm in die engern Verhältniſſe des Lebens: er herrſcht auch da. Sein Weib kann ihn betrügen, aber ſie wird darüber ſchmerzlich erröthen, da ſie nicht aufhören kann ihn hoch zu achten. Seine Freunde können ihn verlaſſen, aber auch dann noch werden ſie ihn ehren, und ſeine Feinde werden ihn ſelbſt in dem Augenblicke fürchten, da ſie ihn am vollſtändigſten ſcheinen beſiegt zu haben. Er ſelbſt ſieht nur, weil er Vollkommenheiten entdeckte; er haßt, weil er Fehler und Laſter ſah: aber er gehorcht nicht, weil er liebt; er verfolgt nicht, weil er haßt. So lang' ihr bleibt, was ihr waret, als ſeine Liebe zu euch entſtand, könnt ihr ſie nicht verlieren; — ſo lang' ihr ſeyd, was ihr waret, als er euch zu haſſen begann, hat das Wort Verſöhnung keinen Sinn für ihn.

Selbſt laſterhaft ſeyn, kann der Mann von Charakter nur, indem er unrichtig räſonnirt. Dann kann er ein Scheuſal werden, aber auch indem man ihn verabſcheut, wird man ihn noch bewundern.

— Kann man ſich Charakter geben? — Ach! Was können wir uns geben? Wir haben nichts, als was wir empfingen! Man kann ſich höchſtens gewöhnen, in Situationen die man vorausſah oder ſchon erlebte, zu handeln, als beſäße man Charakter. — Das aber iſt gewiß, die Seelenſtärke, der man jenen Namen beilegt, iſt die nothwendigſte aller Tugenden, denn ohne ſie haben alle übrigen wenig Einfluß auf unſer Glück.

Phantaſie.

Im Saitenzeltdach der Harmonie
Erhebt ſich der trunkne Sinn:
Da reißt ihn die Schwingen der Phantaſie
Zu heiligen Träumen dahin.
Und es ſieht ſich der Zauber in himmliſche Worte,
Getaucht in die Farben der Silberwolken.
Die himmliſchen Worte ſie ſchweben herab,
Aus milder ätheriſcher Luft:
„Es pflückt der Sänger die Blüthen ſich ab,
Genährt von ambroſiſchem Duft!
Nur Aether trinkt den göttlichen Thau,
Geweiht zu den heiligen Thaten der Muſen.“
Und es kanſtet den heiligen Thau ein Ohr,
Und es trunkt ihn der köſtliche Saft:
Da rauſcht er auf Flügeln des Liedes empor,
Den irdiſchen Freuden entraft;
Ein Adler, getragen von Sturmwiederwingen,
Den Gluten der Sonne ſich näher zu ringen.
Und es lächelt ein Weiſen ihn himmliſch an,
Und beut ihm den ſüßlichen Gruß;
Und deutet durch die hallenden Sphären voran,
Und winkt ihm der Liebe Genuß.
Ihr Ohren iſt Geiſt, ihr Augen Gluthen: —
Die Charis des Schönen kann nimmer verblühen.

S — r.

Anekdoten.

Desfontaines erwähnte in ſeinem Journal eines Briefes, in welchem der berühmte Oden-Dichter J. B. Rouſſeau, Piron ſehr lobte, ſetzte indeß, nach-

dem er alle die Lobſprüche hererzählte und gebilligt hatte, hinzu: „aber — — —“ „Oh, rief Piron, du ſollſt mir bezahlen, nicht für das was du geſagt, ſondern für das was du nicht geſagt haſt!“ — und, ſchrieb das beiſſendſte Epigramm, das ihm je gelang. Einige Tage hernach beſuchte er Desfontaines bei dem er grade zwei Jeſuiten fand. „Wie, ſchrie Desfontaines bei ſeinem Anblick, Sie wagen es zu mir zu kommen, nachdem Sie ein ſo abſcheuliches Epigramm auf mich gemacht haben?“ — „Abſcheulich? erwiederte Piron. Sie ſind ſchwer zu befriedigen. Ich finde es ſehr artig.“ — Dieſe Kaltblütigkeit ſetzte den Abbé in Wuth, doch Piron fuhr fort: das Schreien hilft nichts. Wiſſen Sie was: wir wollen uns vergleichen. — „Weich ein Vergleich iſt hier möglich?“ — Sagen Sie in Ihrem nächſten Blatt, das beweiſte Gedicht ſei ſchon vor funfzig Jahren, man wiſſe nicht von wem, noch gegen wen, gemacht, und alles iſt vorbei. — Desfontaines ging in die Falle und Piron hatte das Vergnügen ſeinen Spott dem Verſpotteten ſelbſt zu diktiren, indeß Desfontaines zu jedem Verſe Erklärungen machte. Man kann denken, daß P. den komiſchen Vorgang nicht verſchwieg, ſondern ihn gedruckt und bald in Paris herumtrug. Seitdem machte er lange Zeit alle Morgen beim Aufſtehen ein Epigramm gegen Desfontaines und ſchickte es ihm mit der Nachricht zu, er habe noch ein altes Gedicht gefunden. Mehr als ſechzig dergleichen liefen von Mund zu Mund.

Beſcheidenes Selbſtgefühl.

Andere loben, um von ihnen gelobt zu werden, iſt ein ſehr alltägliches Gewerbe, das faſt jeder Eitle meiſterhaft übt. Sich ſelbſt loben iſt ſchwerer: aber das Genie überwindet jede Schwierigkeit. Wir haben in Deutſchland bei Gelegenheit des Jon, der Lucinde, der Charakteriſtiken u. ſ. w. glänzende Beiſpiele davon geſehn: hier ein Beweis, daß die Franzöſiſchen Schriftſteller den Heroen unſrer Literatur nicht an genialiſcher Energie weichen. Der einſt berühmte Mercier hat zu Paris einen Brief über ſeine Dramen drucken laſſen, der folgende Aeußerungen enthält:

„Der Commentar zu meinen Stücken wird ſehr merkwürdig ſeyn. Ich habe ſie Dramen genannt, um deſto beſſer der Narrheit und der Unverſchämtheit der Critiker zu trotzen, die weder die Welt noch die Kunſt kennen. Ich weiß davon mehr, als ſie alle.“

„Die hat ein dramatiſcher Schriftſteller bei ſeinem Leben ſo viel Glück gemacht, als ich. Ich bin der Ernährer aller Schauſpieler Europa's. Meine Dramen ſind in alle Sprachen überſetzt.“

„Ich habe nur 42 Stücke geſchrieben. Warum? Es hat mir ſo beliebt. Der Zauber der Compoſition hatte mich gefättigt. — Leſet meine Abhandlung über die dramatiſche Kunſt: ſie hat die Beiſtimmung aller fremden Literatoren erhalten.“

„Der Knochenbau meiner Stücke muß ſehr dauerhaft ſeyn: ſie widerſtehen allem. Meine armen Werke, auf jede Weiſe martiriſirt, leben glorreich, mitten unter ihren Henkern und halten die Siegespalme in der Hand. — O, wie beluſtigend wird der Commentar meiner Werke ſeyn! Newton iſt Newton: es ſey. Aber, mit ſeinem Weltſyſtem: hat er „die Karre des Eſſighändlers“ gemacht? Nein, Pascal hat es, ein viel nützlicherer Mann als er, und unſre beiden Karren rollen mit einander hin. — Eines Tages hatte ich zwiſchen einer Abhandlung und einem Drama zu wählen. Die Abhandlung, voll ſtarker Schlüſſe, hätte mich in die Baſtille geführt. Das Drama führte mich zur Unſterblichkeit.“ — Armer Mercier! Dieſen Rauſch vermagſt du nur im Grabe auszuſchlafen. Er iſt ein Greis: wir müſſen Nachſicht mit ihm haben. Unſre jungen Beraufchten und Bauchredner dagegen — doch wer weiß, ob ſie nicht auch, trotz ihrer Jugend, Greiſe ſind, ſo gut als er.

Ein Schauſpieler von ziemlich rohen Sitten, hatte einſt in R. eine Rolle auszuführen, die mit ſeinen eignen Manieren ſehr übereinſtimmte, und that es ſo trefflich, daß man ihn am Ende des Stückes herauswief. Er bückte ſich tief, öffnete den Mund, und — ſchwieg. Er bückte ſich zum zweitenmale, öffnete den Mund wieder: aber — es war ihm noch nichts beigefallen. Endlich machte er eine dritte Verbeugung und rief: „Ihre Güte — kommt mir ſo auf den Stutz, (unvermuthet,) daß ich, hohl mich der Teufel, nicht weiß, was ich dazu ſagen ſoll.“ Ein lautſchallendes Applaudiſſement antwortete ihm. Man glaubte, er habe den Charakter ſeiner Rolle fortſetzen wollen, und er war nur der natürliche Tölpel geweſen, der er überall zu ſeyn pflegte.

— s.

Noch zur Zeit Karls des Zweiten pflegten in England nur Männer die Bühne zu betreten; denn man hielt für unanſtändig, daß Frauenzimmer öffentlich von Liebe ſprächen. Der König, ein großer Liebhaber des Schauſpiels, pflegte ſich täglich ſehr früh vor dem Theater einzufinden. Eines Abends verzog ſich der Anfang ungewöhnlich lang. Karl ließ dem Direkteur befehlen, man ſolle anfangen, doch dieſer kannte den Frohſinn des Monarchen und antwortete: Er bäte unterthänigſt noch um den Aufſchub von fünf Minuten; ſeine Prinzeſſin hätte noch nicht Zeit gehabt, ſich raſiren zu laſſen.

Ernſt und Scherz.

Drey und dreißigſtes Blatt.

Am 22. October 1803.

Schöne Literatur.

Taſchenbuch für Kunſt und Laune. Köln bei Haas und Sohn.

Der Kunſt widmet ſich dieſes Taſchenbuch durch ſieben Kupferſtiche nach berühmten Gemälden großer Meiſter. Mehrere dieſer Blätter, z. B. das Titelkupfer, die von der Zeit gerettete Wahrheit nach Pouſſin; die Entführung Dejanirens nach Guido Reni, und die Entbindung der Maria von Medici, nach Rubens von Bolt, ſind ſehr gut gearbeitet. — Die Einleitung ſo wie die Erklärung der Kupfer, iſt ziemlich ſchwerfällig und gezirt geſchrieben, aber ſie enthält manches Lehrreiche, wiewohl nichts Neues. — Die gute Laune hingegen wird durch das ihr dargebrachte Opfer nicht befördert. Es beſteht aus einigen theils mittelmäßigen, theils gänzlich werthloſen Reimereien, ohne Feuer und ohne Geiſt, — und aus zwei Erzählungen. Die erſte, der Kunenberg, iſt vom Hrn. Tiek. Sie iſt mit geſchäftiger Phantaſie geſchrieben, aber ſie hat den gewöhnlichen Fehler der Tiekſchen Arbeiten: ſie iſt durchaus zwecklos, nichts als ein müßiges Träumen. Die zweite, völlig unbedeutende, iſt von einem gewiſſen Herrn Müchler, einem Schriftſteller, deſſen Gleichen unſre Literatur bei Hunderten zählt, und der eine Menge Sachen in die Welt gefördert hat, die ungefähr wie Gedichte, Erzählungen u. ſ. w. ausſehen, aber nur ſo ausſehen. Sie haben faſt alle das Eigenthümliche, daß ſie Einleitungen zu einem Gedanken ſind, der nie nachfolgt: denn dem Verfaſſer iſt meiſtentheils nur zu Muthe, als ob er etwas zu ſagen hätte, er kann aber ſelten finden was, und iſt ſchon fertig, wenn man glaubt, er werde erſt anfangen. Er erinnert immer an den geſchäftigen Schwätzer in einem Luſtſpiele, ich glaube von Anton Wall, der eilend ins Zimmer ſtürzt und ruft: „Ich muß Ihnen ſagen, daß ich — nicht weiß, was ich ſagen ſoll.“

Romanesken aus Langermanns Pulte. Herausgegeben von Friedrich Laun.

Schon wieder ein ganz anſehnliches Buch von Herrn Laun. Man ſieht, er gehört zu den literariſchen Monatstauben, die zwölfmal im Jahre brüten, und wird ſich, wenn er ſeine Thätigkeit mit dieſem Eifer fortſetzt, ſein Studirzimmer — Doch unſre Schriftſteller ſtudiren ſelten, — ſein Schreibzimmer bald mit Werken ſeiner eignen Hand tapeziren können.

Diesmal verdient er indeß weniger dieſe kleine Neckerei, als ſonſt: dieſe Romanesken ſind wirklich intereſſant, beſſer geſchrieben, als ſeine vorhergehenden Schriften, und, worüber ihm das meiſte Lob gebührt,

sein Vortrag derselben ist frei von seiner gewöhnlichen Manier. Ich wünsche ihm Glück dazu, denn der neue Ton den er anstimmt, gelingt ihm sehr gut. Wenn er fortfährt, sich immer andere Gegenstände zu wählen, wenn er für jeden den eigenthümlichen Ton zu treffen sucht und ihn hält, so wird er mit Recht Anspruch auf den Namen des wahren Schriftstellers, des schriftstellenden Künstlers machen können. Der Ausdruck ist ungewöhnlich, aber deshalb nichts weniger als unrichtig. Die Schriftstellerei ist eine Kunst, deren Regeln eben nicht alle in der Grammatik verzeichnet stehn; — und wer sie nicht dafür ansieht, und sie gleichwohl übt, wird sie auch schwerlich jemals fassen. Er kann durch einzelne ihm gehörende Vorzüge, durch lebhaften Styl, durch einige gute Einfälle und dergleichen, eine Zeitlang gefallen, dann wird er aus der Mode kommen und vergessen werden. Der wahre Schriftsteller weiß seine Eigenthümlichkeiten denen seines Gegenstandes durchaus unterzuordnen: seine oberste Regel, die er nie aus den Augen verliert, ist, daß er die Seite, an ihm aufsucht, von der er am vortheilhaftesten dargestellt werden kann, die Ordnung, in welcher seine einzelnen Theile die größte Wirkung zu thun vermögen, den Ton endlich, der seiner (des Gegenstandes) Natur am angemessensten ist. Ist er geschickt und glücklich genug, darin große Fertigkeit zu erlangen, dann ist gar nicht die Rede davon, daß er uns seine Schriften je aus der Mode kommen können. Er muß seiner Nation wohl immer interessant bleiben, da er ihr mit Leichtigkeit verangeht, und ohne Bedenken immer das zum Inhalt seiner Arbeiten wählen kann, was ihr für den Augenblick am wichtigsten ist. Seine Schriften müssen sich erhalten, da sie kunstgerechte Wahrheit enthalten werden. — Die Ansicht die ein Schriftsteller von seinem Geschäfte hat, ist es zwar nicht allein, aber doch hauptsächlich, was die Dauer seines schriftstellerischen Lebens bestimmt. —

Dieser Band Romanecken enthält zwei Erzählungen, Mariane und die neue Turandot. Die erste ist sehr rührend. Mariane, eine in Frankreich wohnende Deutsche, wird vor der Revolution durch den Willen ihrer Eltern von ihrem Geliebten getrennt. Auf ihr Verlangen muß er emigriren; nach einer Reihe trauriger Schicksale, kehrt er zurück; sie verbirgt ihn im Hause ihrer Eltern, und stürzt diese, sich, und ihn dadurch in den Kerker; sie werden zum Tode verurtheilt, — aber — der Leser wird dem Verfasser für die Wendung ihrer Schicksale Dank wissen, denn es ist ihm gelungen, seine Helden sehr anziehend zu machen. Die ausmalende Phantasie, und das zarte Gefühl, die seinen frühern Arbeiten, trotz ihrer zu tändelnden Manier Reiz verliehen, haben ihm hier viel größere Dienste gethan, da er sie ernsthaft brauchte. Nur den Schluß der Geschichte hat er zu kurz abgefertigt, und zum Beispiel, das Wiedersehen der Liebenden diesseit des Rheins nur mit wenigen Zeilen nicht geschildert, sondern nur erwähnt.

Die neue Turandot ist ein leichterer Stoff, aber gleichfalls sehr gut behandelt. Die Entwickelung überrasche angenehm.

D. P.

Französische Literatur.

Manuel du Muséum français, avec une description analytique et raisonnée de chaque tableau, indiqué au trait par une gravure à l'eau forte etc. par F. E. T, M. D. L. I. N.

Man muß dies Werk nicht mit demjenigen verwechseln, das Landon seit längerer Zeit unter dem Titel: Annales du Musée français herausgiebt. Die prachtvolle Sammlung, die jenes Museum enthält giebt übrigens überreichen Stoff zu vielen erläuternden Werken, die alle sehr lehrreich ausfallen können.

Dies Manuel ist nach Schulen geordnet, und jede Schule nach den Werken ihrer Meister. Es war einem Franzosen erlaubt, mit der Französischen Schule anzufangen, da man endlich zugestanden hat, daß diese einen Rang in der Malerei hat, — was mit Grund lange bestritten worden ist; und da es entschieden ist, daß Poussin der erste dieser Schule sey, kann man leicht denken, daß der erste Cahier diesem Maler der Denker und Dichter gewidmet wurde, der anfangs, wie fast alle Französische Künstler, die Italiänischen Meister nachahmte, dessen Genie sich aber bald von diesen Fesseln befreite, und nur die Natur und die Antike zum Muster wählte. Er schuf sich eine eigne Manier, aber vielmehr, er erhob sich so hoch, daß er keine Manier hatte. — Dieser Cahier enthält die Beschreibung von neunzehn Gemälden Poussin's.

Der Italiänischen Schule ist der zweite Heft gewidmet. Er enthält eine lehrreiche Abhandlung über die verschiedenen Schulen, die man unter jenem Namen begreift. Der Verfasser sagt mit großem Rechte: Die Italiänische Schule hat die meiste Poesie, nimmt sich aber auch die Vorrechte derselben, besonders die Ungenauigkeiten. — Dieser Cahier enthält die Beschreibung von sechzehn Meisterstücken, von denen die meisten von Domenichino, vier aber von Spada sind.

Der dritte Heft fängt die Niederländische Schule an, und zwar mit Rubens, von dem acht und vierzig Gemälde mitgetheilt werden. Eins der schönsten ist ohne Zweifel die Kreuzes-Erhöhung, das sich aber in dem Museum offenbar nicht am rechten Ort befindet. „Man sieht wohl, sagt der Verfasser, daß es durch seine Entfernung von seinem Platze, (einer Kirche in Flandern,) verloren hat. Es stand daselbst sehr hoch, sehr beleuchtet, und war von Rubens für diesen Standpunkt berechnet, auf dem es eine große Wirkung that.“ Ein Französischer Kunstrichter macht die Bemerkung: Die Stadt, der das Gemälde entführet wurde, war damals außerhalb Frankreich; jetzt ist sie innerhalb der Republik. Sollte man ihr nicht ihr Eigenthum wiedergeben? — „Das Gemälde fehlt der Kirche, die es verschönte: aber die Kirche fehlt auch ihm.“

N.

Mancherlei.

Aus dem Briefe eines Reisenden vom Harze.

Mein gefälliger Begleiter führte mich gegen Sonnenuntergang einen mit Eichen bepflanzten Hügel hinauf, bis zu einer Rosenlaut, über welcher die ausgebreiteten Zweige eines dunkeln stehenden Baumes eine natürliche Laube bildeten. Unter uns, am steilen Abhange des Hügels, rauschte ein klares, munteres Flüßchen hin; am jenseitigen Ufer desselben unserem Sitze gegenüber, erhoben sich in ernster Pracht die Ruinen der alten Klosterkirche von Walkenried, von mehreren neuen Häusern und Hütchen umgeben; an diese etwas unharmonische Gruppe schliessen sich die grünen, fruchtbaren Saatfelder des freundlichen Thales, aus welchen hier und da noch ein einzelnes Hüttchen hervorschimmerte; das kleine Thal war von waldigen Bergen ringsherum vertraulich umschlossen, und rechts auf der dunkeln Vormauer des Harzes wogte ein großes, rothes Feuermeer, in welches die Sonne eben versank. Ueberall faßt die schönsten Formen und Farben, in einer höchst malerischen Beleuchtung; die ganze herrliche Landschaft von einer klaren, lauen Luft auf das sanfteste durchwebt, von welcher die Aeolsharfe unsers grünen Blätterdaches säuselnd erklang; und von dem Flüßchen herauf das leise Rauschen der kleinen Wellen; und aus der Ferne das harmonische Glockengeläute der weidenden Heerden — — Was brauch' ich Ihnen da erst noch zu versichern, daß Auge und Ohr in den schönsten Genüssen schwelgten, und daß ich meinem Führer recht warm dafür dankte, mich noch auf diese schöne Stelle gebracht zu haben.

Aber der angenehme Eindruck, den dies alles auf mich gemacht hatte, ward unerwartet noch zu einer ungleich höheren, romantischen Stufe empor gehoben, indem ich aus dem Thale herauf einen Gesang von Menschenstimmen vernahm. Entzückt und neugierig blickt' ich an dem Fuß unsers Hügels hinunter, und sah drei Mädchen den schmalen Gang zwischen dem Flüßchen und den Ruinen langsam daher kommen. Von ihren Gesichtern, so schön sie auch vom Abendroth überstrahlt wurden, kennt' ich nur wenig sehen, denn jede hatte einen Strickstrumpf in der Hand, von dem sie die Blicke nicht aufschlug. Ihre weissen leinernen Ermel und ihr übriger ländlicher Puß sagten auf eine recht gefällige Weise, daß Sonntag war. — „Aber wenn sie auch nicht so geputzt wären,“ flüsterte ich meinen Führer zu — „wenn ich sie auch gar nicht „sähe, so verriethen sie mir doch, daß heute Sonntag „ist, und daß sie noch vor wenigen Stunden in der „Kirche gewesen sind.“

„Wie so?“ fragte mein Führer.

„O, hören Sie doch nur,“ antwortete ich ihm — „hören Sie doch nur den feierlichen Gesang — den „sanften, frommen Ton, womit Jede ihre erste oder „zweite Stimme durchführt! Ich stehe dafür, daß die „drei Mädchen heute in der Kirche recht andächtig „gewesen sind.“

Mein Führer gab mir Recht. — Meine vorige, ruhige Freude war in begeistertes Entzücken übergegangen. Vorher hatt' ich nur eine schöne Landschaft vor mir ausgebreitet gesehen; durch den Gesang der Mädchen war ich auf einmal in eine idealische Welt versetzt. Sie erschienen mir als fromme Hirtinnen aus einem dichterischen, aber christlichen Arkadien, wo man, statt der Lieder von Amor und Pan, einen feierlichen Kirchengesang zur Ehre des Schöpfers in seinem offnen, großen Tempel anstimmte.

Eben wollt' ich in eine begeisterte Lobeserhebung unserer herzergreifenden Choral-Melodieen ausbrechen, als der Gesang der Mädchen mir immer deutlicher und deutlicher ward; und ich auf einmal dahinter kam, daß sie nichts sangen, als — das Räuberlied von Schiller: „Ein freies Leben führen wir.“ — Ein schnelleres Hinabstürzen von der Höhe einer idealischen, in die Tiefe unserer gewöhnlichen Welt hab' ich nicht leicht erfahren. Ich konnte nun vor Lachen weder von dem Gesange, noch von dem Wellengerieselt oder dem Blättergesäusel weiter etwas hören. Die Pracht des Himmels und der Erde rührte mich nicht mehr, sondern die sauber angestrichnen und gedeckten Hütten und Ställe, die, wie einfältige Noten unter einem alten, klassischen Werke, an den großen, gothischen Ruinen klebten, reizten nur nach meinen lachenden Spott. — —

Etwa nach einer halben Stunde begegneten mir, jenseit des Dorfs auf einer Wiese, zwei von den frommen Sängerinnen; und sie sangen immer noch das nehmliche Lied, mit der nehmlichen frommen Haltung, wie zuvor. Soviel ich davon verstehen konnte, bemerkt' ich einige sehr naive Abänderungen des Textes, von denen ich indessen nur noch dieses weiß, daß statt des „lieben Herrgotts" am Ende der zweiten Strophe, die „liebe Frau Pastorin" sorgen sollte, und daß, gegen das Ende auch „der Schwarze in der Hölle" ausgemerzt war.

Uebrigens drang sich mir jetzt die Erfahrung, welche ich von Nordhausen an in der ganzen Gegend gemacht hatte, von neuem auf, daß die dortigen, größtentheils sehr hübschen, Mädchen eine sehr glückliche Anlage zum Singen, aber dabei eine Aussprache haben, die jedes, nur einigermaßen verfeinerte Ohr auf das unangenehmste beleidigt. Auf den Fall, daß Sie einmal in jener Gegend reisen, geb' ich Ihnen daher den gutgemeinten Rath: In gehöriger Entfernung, wo man nur Töne hören, aber nicht Worte verstehen kann, lassen Sie sich immer etwas vorsingen; allein so bald die schöne Sängerinn näher kommen will, so laufen Sie — entweder davon, oder in die Arme derselben, um ihr den Mund mit Küssen zu verschließen.

— a.

Ernster Rath an einen jungen Dichter.

Sei gegrüßt an des Parnasses Hügel,
H — —, dessen Geist aus dunklem Pfad,
Mit der Weih' und des Berufes Siegel,
Sich dem Reihen hoher Sänger naht:
Sei gegrüßt, mit Deinen seltnen Kräften,
Aus dem Staube nach des Ruhmes Höh'n,
Kühn nicht nur den Dichterblick zu heften,
Muthig auch den Gang zu gehn.

Doch, welch' ein Verlust für die Kamönen,
Ueberflögst Du Dich beim Ausflug, Schwan,
Ausgestattet mit des Wohllauts Tönen,
Oder fehltest Du die rechte Bahn.
Niemals sah Dich noch, der dieses dichtet;
Doch was ihm von Deinem Geist erschien,
Was von Dir ihm Famens Mund berichtet,
Stärkt für Dich mit Hoffnung ihn.

Deinen Geist verlangt, daß er sich bilde.
Wohl! die Blume, stets der Winde Spiel,
Und noch spät verpflanzt aus dem Gefilde
In das Kunstbeet, braucht der Wartung viel.
Schöner Blumen reich ist das Jahrhundert;
Farben mußt Du strahlen, Düfte streun,
Um im vollen Kranze noch bewundert,
Ihm noch eine Zier zu seyn!

Heil Dir, H — —, bleibst Du stets bescheiden,
Fernst, der leicht die Brust des (Jünglings dehnt,)
Jenen Stolz der Künstlerklasse meiden,
Welche ihre Kunst die einz'ge wähnt.
Spenden nicht aus Phöbus Heiligthume
Nenn der Mädchen unterschied'ne Gunst?
Sieben Künste führten längst zum Ruhme,
Edle Fertigkeit wird Kunst. —

Nimm, was Dir, dem Fremdling, widerfähret,
Nimm es minder für Belohnung an,
Als Ermunt'rung, Dir für das gewähret,
Was die Welt erst von Dir hoffen kann.
Frucht zu werden, ach! gelingt nicht allen
Fruchtbestimmten durch der Blüten Flor.
Doch die Blüte: H — —, wird nicht fallen!
Trotz dem Nord sproß sie hervor!

Suche Deinem Geist gesunde Nahrung,
Und verschwende räthlich seine Kraft;
Nicht nur Kenntniß, sammle Dir Erfahrung,
Und bezügele die Leidenschaft!
Unterscheiden lerne trotz den Fernen,
Früh noch, eh die Sehkraft sich verliert,
Welcher Pfad Dich Pilger zu den Sternen,
Welcher — zu dem Abgrund führt!

— y.

Charade.

Was in Elysiums stille Räume,
Was uns zum Götterstand erhebt,
Und in des Lebens dunkle Träume,
Entzückende Gefühle webt;
Der Tugend heiligste Begründung,
Die schönste Blume der Empfindung,
Voll sel'ger Lust und süßem Weh,
Wird dir im ersten Laut gefallen,
Läßt du sein mildernd weiches E,
Unhörbar in der Brust verhallen.
Doch wandelten wir ohne Licht,
Die dunkeln Bahnen dieses Lebens
In schwerem Trübsinn nur vergebens,
Wenn mit der Anmuth Zauber nicht,
Die zweiten segnend uns erschienen.
Dann wird das Erste göttlich kund,
Und, dies von jenen zu verdienen,
Trittst du, mit eines Gottes Mienen,
Mit jeder Tugend in den Bund.
Wird dann das Erste dir gegeben,
Und giebst du seelig es zurück,
So heilige dies Wechselglück
Ein weihend Wort für's ganze Leben. —
Im Letzten schwelgt das junge Leben,
Und lohnt dem glücklichsten Genuß
Unschuld'ger Wollust hingegeben,
Dem Ersten einen Segenskuß.
Indessen, von dem Strom der Jahre
Längst dieser Wollust schon entrückt,
Der edle Mann im Silberhaare
Das Ganze froh mit Epheu schmückt,
An seinem Geist sein Herz erwärmet,
Von ihm der Jugend Flügel leiht,
Und von des Ersten seel'ger Zeit,
Und von der hohen Herrlichkeit
Der Zweiten durch Erinnrung schwärmet.

Ernſt und Scherz.

Vier und dreißigſtes Blatt.

Am 26. October 1803.

Schöne Literatur.

Burlesken. Ein Neujahrs-Geſchenk für frohe Zirkel, von Auguſt Bode.

Was iſt es doch für ein Unglück, wenn ein Schriftſteller geſchmackloſe Freunde hat! Da hat ein Herr Auguſt Bode, der kürzlich einige nicht ganz ſchlechte Arbeiten lieferte, vor einigen Jahren, wahrſcheinlich noch auf der Univerſität, ein halbes Dutzend matter, platter, fader Studentenſpäßchen, ohne Witz und Zweck geſchrieben, die am Ende immer darauf hinauslaufen, daß die handelnden Perſonen ſich prügeln, ſich ſelbſt umbringen, oder den Leſern in die Rolle fallen und — einſchlafen: — er wird aber aufgefordert ſie drucken zu laſſen, und ſiehe da! er thut es, leider. Er hätte es nicht thun ſollen, denn durch dieſe Reihe ſalzloſer Abgeſchmacktheiten ſetzt er ſich in den Augen vieler herab, die aus ſeiner recht artigen Ueberſetzung der Rodogune und aus mancher andern Bagatelle, geſchloſſen hatten, daß mit der Zeit etwas aus ihm werden könnte.

Er äußert — nach der Sitte unſrer jungen literariſchen Incroyables, die nicht auf die Naſe fallen können, ohne zu glauben, daß ſie eine Kunſt des Stolperns erfunden haben, und allgemeine Regeln dazu abziehen wollen, — er äußert, ſage ich, in der Vorrede: „Es wäre wohl nicht überflüſſig die Idee einer Bühne auszubilden, die darauf berechnet wäre, — — durch Aufſtellung abentheuerlicher, bis an's Gebiet des Ungeſcheuten ſtreifender, Vorſtellungen zu wirken, einer Bühne, auf der recht eigentlich das Tolle einheimiſch, alles Vernünftige geächtet wäre, u. ſ. w.“ Und wozu ſollte man das wohl thun? Etwa damit es doch irgend eine anerkannte Sphäre gebe, in welcher auch ſeine Plattheiten für etwas könnten gerechnet werden? Nun, er bilde nur aus! Wenn man einſt auf die Idee kommt, in den Taſchenſpielhäuſern Theater zu errichten, ſo wird man ſeine Stücke gewiß brauchen können. — Uebrigens iſt es gewiß, daß wenigſtens in den großen Städten des nördlichen Deutſchlands, noch nicht genug für das Vergnügen des Pöbels geſorgt worden iſt: aber Herrn Bodens Stücke würden auch dazu nicht taugen, da ſie nichts weniger als wahrhaft burleſk, ſondern nur fade ſind.

Um alles dieſes zu belegen, will ich den Inhalt eines Stückes ausziehen, aber man muß es mir nicht übel nehmen, daß ich grade das kürzeſte wähle: es iſt eine gar widerliche Arbeit. Es ſey: das unterbrochene Opferfeſt. Doch halt — Eben ſehe ich, daß ich mir dieſe Mühe erſparen kann. Der Prolog deſſelben wurde in der Zeitung für die elegante Welt als etwas gar Artiges eingerückt: ein größerer Beweis, daß es erbärmlich iſt, läßt ſich nicht führen. Ich will zu dem was das Publikum dort ſchon empfan-

gen hat, nur noch einen Theil der ersten Scene fügen, und wer dann nicht weiß, woran er ist, den — säh' ich lieber unter meinen Lesern nicht.

Die Prima Donna

(als Laura, tritt auf, eine große Leyer in Händen.)

Die Mitternacht ist da und alle Sterne flimmern,
Ich will in Einsamkeit bei diesem Opfer wimmern.
Und ob mir gleich die Finger fast ersteifen,
So will ich zitternd doch die Silbersaiten kneifen.
Petrarch, ich opfer unsrer Liebe zu Ehren
Doch lässest du dich weder sehn noch hören.
Unserm Stück allein zur Glorie
Weich ich ab von der Historie,
Ja von Charakter, Costüm, von allem
Unserm Stück und dir zu gefallen.
Wie? Seit' ich dir nicht einen Dreier?
Weit mehr kostet mir dies Opferfeuer.
Die Thränen fließen, die Seufzer passen,
Ach Gott, nichts kann mir Luft verschaffen.

Soufleur.

Nu, nu, er kommt noch zeitig genug;
Hat sie sich doch, als wär' sie nicht klug.

Director

(als Petrarch, wirft sich ihr zu Füßen.)

Hier lieg ich wie ein Holz oder wie ein Stein;
Ach nichts kann dir ergebener seyn.

Laura

(zärtlich.)

Damit du mir nicht gingst durch die Lappen,
Erbaut' ich hier diesen Altar von Pappen.
Schreiend wie der Frosch oder wie die Kröte,
Will ich dein gedenken früh und späte.

Daß so etwas abgeschmackt sey, wird wohl niemand läugnen; „aber, werden die Herrn von der Schule sagen, der Verfasser wollte so etwas liefern." Darauf antworte ich: so etwas soll niemand liefern wollen, der Anspruch darauf macht, als Schriftsteller geachtet zu werden; — oder wenn er sich's gar nicht erwehren kann, in die Laune dazu zu gerathen, so befolge er den Rath, den Hamlet in Rücksicht des Polonius ertheilt:" er lasse die Thüre hinter sich zuschließen, damit niemand seiner Anwandlung gewahr wird." —

Ueber die Beobachtung des Costums auf der Bühne.

Das Costum ist das große Bataille-Pferd aller artistischen Kleinmeister. Es ist so leicht im Betreff desselben Gelehrsamkeit zu zeigen: zu erfahren, wie breit die Einfassung der Römischen Togen war; welche Form die Griechischen Stiefelchen hatten; wie die Fasces getragen wurden, u. s. w. Man braucht nur ein Paar Bücher nachzuschlagen, und — was man so eben las, mit recht ernstem, gravitätischen Anstande wieder zu sagen, so gewinnt man das Ansehn hoher, reifer, tiefer Kenntniß. Nur eines vergessen die gelehrten Herren und — ich schreibe dieses in Berlin, — Damen, Eines, was ihre Einsichten berichtigen und dann erst recht nutzbar machen könnte, nehmlich die Erörterung der Frage: warum muß das Costum beobachtet werden?

„Das ist eine überflüssige Frage! Damit Einheit in dem Charakter der Darstellung herrsche; — damit der Eindruck des Ganzen desto vollkommner sey."

So? Aber welcher Zusammenhang ist denn wohl zwischen den Empfindungen und Gedanken, die Atilia im Regulus zu äußern hat, und ihrer Matronentracht, — möglich? Zwischen der Denkungsart des Markis Posa und seinem Spanischen Wamms? Zwischen der edlen Empfindungsweise der Lady Macdonald im „Karl Eduard in Schottland", und ihrer Adrienne? Zwischen Eduards Gefühl seines Elends und seiner Dankbarkeit auf der einen Seite, und der Perücke die man ihn aufsetzen läßt, an der andern?"

„Den Unterrichteten beleidigt alles, was die Täuschung stört, die Handlung gehe wirklich in dem Lande und dem Zeitalter vor, in welchem der Dichter sie spielen läßt."

Die Unterrichteten, deren Wohlgefallen an einer Darstellung, von der Form der Kleidungsstücke und der Beobachtung gleichgültiger Gebräuche abhängt, die Unterrichteten bitte ich mir die Erlaubniß aus, — Pedanten zu nennen, denn sie sind es. Denjenigen Ununterrichteten aber, deren Unwissenheit ihnen den Vortheil verschafft, von dergleichen Kleinigkeiten ungestört, mit ganzer Seele an dem richtigen Vortrage schöner Gedanken, an dem wahren Ausdruck der Gefühle zu haften, wünsche ich zu ihrem Mangel an Kenntnissen der Art, aufrichtig Glück. Sie genießen den köstlichen Kern, indeß jene an der hölzernen Schaale nagen.

„So sollte man wohl die Helden aller Länder und aller Zeiten in unserer Tracht auftreten lassen? Römer, Griechen und Indianer, Ritter und Mönche in Fracks und Capot-Röcken?"

Um Verzeihung! Wenn ich sage, die Birne ist kein Rehrücken, so folgt daraus noch nicht, daß sie gut eingemacht, nicht ein genießbares, selbst ein köstliches Beiessen zu demselben werden kann. Die Beobachtung des Costum ist allerdings sehr gut und nothwendig. Sie unterstützt die Täuschung und den Eindruck; sie giebt durch reizende, unterhaltende Mannigfaltigkeit Stoff zum Vergnügen: aber man muß sie nur nicht so weit treiben, daß man um ihrentwil-

len den Gang der Handlung aufhält; daß man geringfügigem Detail, Schönheit und Eleganz aufopfert; oder daß durch sie wohl gar der Eindruck des ganzen Dichterwerkes aufgehoben und zerstört wird. Auf einem großen Theater gab man vor kurzem ein rührendes, in mancherlei Rücksichten treffliches Schauspiel. Weil es aber in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts spielte, hatte man alle Personen in jene Trachten verkleidet, die man auf den alten Gemälden und Kupferstichen aus jener Zeit erblickt. Unwillkührlich brachen die Zuschauer bei diesen bizarren Erscheinungen in ein lautes Gelächter aus, und die Spielenden hatten große Mühe es nicht gleichfalls zu thun. — Das Stück wäre beinahe gefallen, weil man das Costum vortrefflich beobachtet hatte. Das nenne ich hohen Kunstsinn! —

Das einzige Costum, das nie verletzt werden darf, glaube ich, ist das des Standes und des Alters der einzelnen Spielenden, da es die Persönlichkeit bezeichnet. Jedes andre muß freilich im Ganzen beobachtet werden, aber im Detail muß es jedem freistehn, sich über dasselbe überall hinwegzusetzen, wo es nicht schön ist, oder wo durch die Verletzung einer Schönheit kann hervorgebracht werden, — denn die kunstgerechte Form der Instrumente thut nichts zur Vortrefflichkeit der Musik, die man aufführt.

B — n.

Vorläufige Anzeige eines noch ungedruckten Kunstwerks.

Unter dem Titel: Kakogenia oder die unnatürliche Tochter, bin ich gesonnen, nächstkünftige Ostern — geliebts Gott! — ein dramatisches Gedicht, in welchem ich meine Wetter-Beobachtungen seit 1789. niederlegte, Freunden poetischer Poesie zum Besten, auf Pränumeration heraus zu geben. Es wird dieses in ungereimten Jamben verfaßte Kunstwerk aus eben so viel einzelnen Schauspielen bestehn, als Jahre seit dem erwähnten verflossen sind; mithin — nach der Elle gemessen — einen bedeutenden Werth haben.

Ernste, tiefe, klare Ansicht des Unendlichen und Heiligen charakterisirt auch dieses Product, wie meine übrigen Meisterstücke, ganz zu seinem Vortheile. Hier eine kleine Scene zur Verkost:

Prinzeß Kakogenia, von ihrer hermaphroditenartigen Complexion die unnatürliche Tochter genannt — ein wildes, sentimentales Ding, das wie ein Husare reitet und im Jagdeifer mit den Pudeln um die Wette, geschossene Enten aus dem Wasser holt, geräth nach diversen Abentheuern zuletzt unter die Soldaten, wo sie verübter loser Streiche wegen, nach militairischer Sitte, auf einem hölzernen Esel reiten muß: denn also stand es in den Gestirnen geschrieben. Während sie nun hier, — nachdem sie zwar mit dem Schicksale oder vielmehr mit dem Vollstrecker desselben, dem Pr — — tapfer gekämpft hat, und jetzt

— — — — „voll Gefühl."

„Der doppelten centaurischen Gewalt," dasitzt, alles lacht und die Jugend, die muthwillige, sie — aber nicht mit Blumen, bewirft; macht sie in Hoffnung, daß

— „der holde Born der Gnaden" bald wieder „strömen" (? — !) werde, ein ganz vortreffliches Sonnet an das Schicksal, das eiserne, und singt es, in Ermangelung einer Guitarre, unter Begleitung einer sanften Maultrommel, zu allgemeiner Satisfaction und Erbauung, bei starkem Applaudissement, alta voce, von oben herunter. —

Dieses Pröbchen wird hoffentlich den Appetit des Publikums reizen.

Ipsissimus.

An den Herausgeber.

Das Epigramm welches Sie aus dem Almanac des Muses in Ihrem 25. Blatt mittheilten, ist ein neuer Beweis, daß es dem Witz oft gelingt, über Räthsel, die bisher unerklärlich schienen, mit wenigen Worten Aufschluß zu geben. Was sagen Sie zu folgender Uebersetzung, die ich gewagt habe? — :

Wolfgangs Lieder.

Wie kamen doch bei aller Welt
So sehr in Werth die armen Dinger? —
Weil man auch Glas an Crösus Finger
Für Diamanten hält.

dt.

An mein ungetreues Mädchen.

Die Haare mir im Mißgeschick
Zerrausen, ist nicht meine Sache.
Nein, Liebchen, nein! — ich lache
Und sende Deine Dir zurück.

Ankündigung.

Ein großer Theil des lesenden Publikums in Deutschland erinnert sich wahrscheinlich noch, daß der Freimüthige vor einem Jahre vom Herrn von Kotzebue und mir gemeinschaftlich angekündigt wurde. Noch ehe das erste Blatt desselben erschien, hatten mich indeß Umstände, deren Mittheilung den Lesern überflüssig wäre, veranlaßt, mich von dem Unternehmen zurückzuziehn und aller Mitarbeit an dem Freimüthigen zu entsagen. Spätere Ereignisse bewogen mich endlich, selbst dieses Unterhaltungsblatt herauszugeben.

Beide Schriften haben ein zahlreiches Publikum gefunden; gleichwohl iſt in keiner der urſprüngliche Plan des Freimüthigen ausgeführt worden. Er war auf denjenige berechnet, was wir beide, Herr von Kotzebue und ich, mit Hülfe unſerer literariſchen Freunde uns zu leiſten getrauten: einzeln konnte keiner von uns ihm genügen. Der Freimüthige gewann zu ſehr die Geſtalt einer polemiſchen Zeitung; Ernſt und Scherz blieb der Tagesgeſchichte zu fremd. Wir fühlten beide den Uebelſtand und ſuchten ein Mittel, ihm abzuhelfen. Herr von Kotzebue that mir den Vorſchlag, unſre beiden Blätter im künftigen Jahre zu vereinigen, und ich ging ihn mit Vergnügen ein. Hoffentlich auch zum Vergnügen unſers Publikums, kündige ich alſo an, daß vom erſten Januar 1804. bei dem Verleger und mit dem Aeußern dieſes Blattes, erſcheinen werde:

Der Freimüthige oder Ernſt und Scherz, ein Unterhaltungsblatt für gebildete und unbefangene Leſer, herausgegeben von Kotzebue und Merkel. Zweiter Jahrgang. (Wöchentlich werden fünf halbe Bogen ausgegeben. Der Preis iſt der bisherige des Freimüthigen, acht Thaler Pr. Courant.)

Den Freunden unſrer Zeit-Schriften wird es ohne Zweifel angenehm ſeyn, den Inhalt derſelben verbunden zu ſehn: aber als Redacteur des neuen Blattes, verſpreche ich, daß in demſelben eine ſtrengere Auswahl der Aufſätze herrſchen werde, als in einer von jenen Schriften möglich war. Die ſehr ausgebreiteten Verbindungen des „Freimüthigen,“ erlauben, die Aufſätze die ſonſt „Ernſt und Scherz“ enthalten hätte, nachſichtsloſer zu ſichten. Die Theilnahme meiner Herrn Mitarbeiter und die meinige, geſtatten, unter den Beiträgen zum Freimüthigen, ſorgfältiger zu wählen. Kurz, die neue Schrift kann intereſſanter und gehaltvoller werden, als jene beiden Blätter, und ſoll es.

Sie wird enthalten:

Kleine belletriſtiſche Arbeiten, die durch äſthetiſchen Inhalt und äſthetiſche Form Anſpruch darauf machen, zu gefallen;

Nachrichten aus allen Gebieten der in- und ausländiſchen ſchönen Literatur und der ſchönen Künſte;

Beurtheilungen von belletriſtiſchen Schriften und Werken der ſchönen Kunſt;

Kurze Abhandlungen über artiſtiſche Gegenſtände;

Beiträge zur Sittengeſchichte und Anekdoten;

Freimüthige, bald ſcherzende, bald ernſte Rügen von Thorheiten, Ungerechtigkeiten und Mißbräuchen jeder Art. Als ſtehende Artikel der dritten und der ſechsten Rubrik werden wir geben:

1) Wöchentlich wenigſtens Eine detaillirte Beurtheilung einer Vorſtellung auf der hieſigen Bühne.

2) Strenge und unpartheiiſche Würdigungen belletriſtiſcher Rezenſionen der angeſehenſten kritiſchen Zeitſchriften.

Die gegenwärtige Lage unſrer ſchönen Literatur, das ſichtliche Schwanken mancher rezenſirenden Blätter, und namentlich der Allgemeinen Literatur-Zeitung, zwiſchen den Grundſätzen des guten Geſchmacks und des verderbten, der Vernunft und der Myſtik; — macht den zweiten Artikel nothwendig. Wir werden ſelbſt auf jeden Mißgriff und jede Ungerechtigkeit, deren ſich ein kritiſches Blatt ſchuldig macht, aufmerkſam ſeyn, aber wir erſuchen auch jeden Schriftſteller, dem Unrecht geſchah, — nicht etwa eine Antikritik einzuſenden, denn wir werden keine aufnehmen, — ſondern uns ſeine Beſchwerden und die Gründe derſelben mitzutheilen. So oft das geſchieht, werden wir, falls wir ſelbſt nicht im Stande ſind, es zu thun, einen Mann auf deſſen Geſchmack, Einſicht und Unpartheilichkeit wir uns verlaſſen können, erſuchen, die beleidigende Rezenſion mit dem Werke zu vergleichen, und einen kurzen, aber mit Gründen belegten und mit ſeinem Namen unterzeichneten Bericht abzuſtatten. Es iſt Zeit daß den Gräueln der Anonymität, durch die ſo oft Knaben zu Richtern ausgezeichneter Männer gemacht wurden, Einhalt geſchieht.

Vielleicht ſchreckt dieſer Artikel manchen Leſer mit der Erwartung, das neue Blatt einen neuen Kampfplatz literariſcher Streitigkeiten werden zu ſehn. Wir verbürgen unſer Wort, daß das nicht geſchehen ſoll. Wir werden rügen, was der Rüge bedarf; aber mit Vorſicht und ohne jemals Erwiederungen zu beachten; auch werden wir unſre perſönlichen Streitigkeiten nie in dieſem Blatte führen. — Den Leſerinnen vorzüglich verſprechen wir: die vornehmſte Eigenſchaft, die wir von jedem einzurückenden Aufſatze fordern werden, ſoll ſeyn, daß er eine anſtändige, belehrende und angenehme Unterhaltung gewähre. — Mit dieſen Verheißungen empfehlen wir uns dem Publikum und bitten um die Fortſetzung ſeines Zutrauens.

Berlin, am 21. October 1803.

G. Merkel.

Nachſchrift.

Das Honorar für die eingeſendeten Beiträge bleibt daſſelbe, das der Freimüthige bisher bezahlte.

Das Intelligenzblatt deſſelben wird fortgeſetzt.

Auflöſung der Charade im vorigen Blatt. Lieb-Frauen-Milch, ein bekannter Wein.

Ernst und Scherz.

Fünf und dreißigstes Blatt.

Am 29. October 1803.

Schöne Literatur.

Leipziger Taschenbuch für Frauenzimmer, zum Nutzen und Vergnügen; auf das Jahr 1804.

Göttingisches Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen; für das Jahr 1804.

Ein poetischer Regenbogen wölbt sich gegenwärtig fast über unsre ganze Literatur, und — durchnäßt sie. Wir müssen von der Poesie der Religion, der Philosophie, selbst der Unvernunft hören. Besonders hat sich die Poesie in die Taschenbücher eingenistet; aber die meisten verrathen nur, welche unübersehbare Menge vorzüglich junger Männer mit vergeblicher Anstrengung nach einem Ziele streben, das nur sehr wenige zu erreichen vermögen — und nach welchem eigentlich niemand öffentlich suchen sollte empor zu fliegen, der sich nicht durch geheime Versuche hinlänglich überzeugt hat, daß er — Flügel habe. Die beiden vorliegenden Taschenbücher ersparen uns größtentheils dieses unangenehme Schauspiel; sie zeichnen sich dadurch aus, daß sie dem anfänglichen Zweck ihrer Gattung, mit ausgesuchtem Vergnügen Nutzen zu verbinden, nicht untreu geworden sind, und verdienen deshalb empfohlen zu werden, obgleich ihr nützlicher Theil hier übrigens nicht beurtheilt werden darf.

Er besteht in dem ersten, aus einer Beschreibung von Malta, einem kleinen Aufsatz über Edelsteine, einem wirthschaftlichen Vademecum, einem Beitrag zur Waarenkunde, zur Diätetik, zur Erziehung u. s. w.; sein unterhaltender Theil aber aus eilf Gedichten, zu denen auch Voß und Gramberg beigetragen haben, aus zwei Erzählungen, von denen die erste nichts dabei verloren hätte, wenn sie kürzer ausgefallen wäre, die aber beide interessant sind, und aus einigen kleinen Aufsätzen. Der interessanteste Artikel, obgleich sein Inhalt nicht neu ist, wird den meisten Leserinnen die Biographie der berühmten Gräfin von Uhlefeld, dieser Heroin der ehelichen Anhänglichkeit von wahrhaft großem und unerschütterlichem Geiste, seyn. Verziert ist das Büchelchen mit einigen gutgezeichneten und gestochenen Kupferchen, die zum Inhalt gehören.

Um dieser Beurtheilung, die fast nur eine Inhalts-Anzeige werden konnte, einen Theil ihrer Trockenheit zu benehmen, mag hier das letzte der Gedichte stehn.

Der Tempel der Glückseligkeit.

Vom Felsengipfel im Sonnenstrahl
Glänzt er hinab ins Erdenthal.
Zu raschen Fluges schwingt die Phantasie
Sich Wolken an und fliegt — vorbei.
Die Sinnlichkeit im Blumenwaldchen kriecht
Und blinzt hinauf, und sieht ihn nicht.

Das Aergſte in der Hand entreißt die Vernunft heraus,
Forſcht ängſtlich nach der rechten Bahn,
Und glitſcht hier aus und fällt dort an;
Sie hält am Gluck ihren Blick,
Wird matt und bleibt im Thal zurück.
O wären Einſichtsleer und Phantaſie ſo klug
Und nähmen die Vernunft in ihre Mitte,
Und reichten bald im Ring und bald mit ſelbem Tritte!
Was gilts, ſie könnten ihm bald nah genug?

Unter den übrigen zeichnet ſich vorzüglich ein ſehr artiges Lied von Voß: „die Vierzehnjährige,“ aus.

Das zweite Taſchenbuch iſt bei weitem eleganter, und vorzüglich reich an Kupfern, aber ſein Wortinhalt iſt ärmer.

Das Titelkupfer giebt Schillern, Kotzebuen und Iffland's Portrait. Alle drei Abbildungen haben Aehnlichkeit, aber eine verzerrte; beſonders iſt Kotzebue ſchlimm weggekommen. Das Lob verdienen dieſe Bildniſſe indeß, daß ſie den ſchriftſtelleriſchen Charakter der drei Genannten ausdrücken. Das Schilleriſche verräth den ſchwärmeriſch-ſinnenden, phantaſie- und gefühlvollen Geiſt, der über die Gegenwart hinwegſieht; das Kotzebueſche, den mit Leichtigkeit die lächerliche Seite der Sachen auffaſſenden, und ſie ſo benutzenden, aber zugleich auch die Fähigkeit, eben ſo leicht in den Rauſch des Gefühls aufzuflammen; das Iffland'ſche den ſcharfen, helleſehenden Beobachter, und die Kraft, das Bemerkte wirkſam zu gebrauchen.

Auf dieſe Portraits folgen colorirte Trachten, Moden-Abbildungen, eine allegoriſche Darſtellungen der Jahreszeiten, und endlich zwölf Blätter, größtentheils Darſtellungen reizender Landſchaften, unter denen vorzüglich einige von Nahl gezeichnete, und von Darnſtedt geſtochene, ſchön ſind.

Die eigentlichen Artikel ſind meiſtentheils entlehnt und ſehr gemiſchten Inhalts: Berechnungen, Lebensverſchriften, naturhiſtoriſche, ſtatiſtiſche und dergleichen Nachrichten. Der eigentlichen Unterhaltung ſind vorzüglich: ein hiſtoriſcher Aufſatz über Tippo-Saheb, und eine Erzählung: das Engliſche Koſtfräulein, gewidmet; beide ſind anziehend und gut geſchrieben.

Franzöſiſche Literatur.

Idylles (en prose,) par Jacques Raillon.

Geßner, ſagt ein Franzöſiſcher Kunſtrichter, verſtand eine Gattung von ſentimentalen Dichtungen anziehend zu machen, die ganz eigentlich „die langweilige Gattung“ ſchien. In ſeinen Idyllen ſind die Scenen ſehr mannigfaltig, ſeine Gemählde tragen gewöhnlich die Farben der Natur, und der Grund derſelben iſt oft Tugend und Wohlthätigkeit. Vorzüglich herrſcht in ihnen das Colorit einer ſanften Schwermuth, und dadurch vielleicht gewann er die zärtlichen und tugendhaften Seelen, deren es hier und da noch manche giebt, und die romantiſchen Köpfe, deren man noch viel mehr findet.

Raillon ruft aus: „Ich ſah die Verderbtheit in den Städten, und ich habe die Tugend unter dem Strohdache aufgeſucht. Glücklich, wer ſie dort findet! Glücklich ſind ſelbſt diejenigen, die ſich wenigſtens damit täuſchen können und zu der Täuſchung fliehen, wie in einen Schutzort gegen die kränkende Wirklichkeit!“ — Man ſieht wohl, Raillon iſt aus Geßners Schule. Wie dieſer, malt er nur Wohlthätigkeit und Tugend; wie dieſer wird er den gefühlvollen Seelen gefallen, denn er hat wirklich das zarte Gefühl, das ſie in dem Deutſchen Dichter lieben.

Dieſe Idyllen, die Frucht einer erzwungenen Muſſe in den ſtürmiſchen Zeiten der Revolution, verrathen übrigens die Stimmung des Verfaſſers, als er ſie ſchrieb, und ſind deßhalb nicht weniger werth. Auch wird man ihm nicht vorwerfen können, daß es keine Wölke auf ſeinen Triften gebe. Hier wird die ewige Ruhe, die einförmige etwas langweilige Stille des Landlebens zuweilen durch das Getöſe der Waffen unterbrochen. Auch weinen die Schäfer ja ſchon lange genug über die unverbeſſerliche Treuloſigkeit der Schäferinnen. Und kann dieſen denn nur der Verluſt eines Vogels und ein zerbrochener Krug, Thränen auspreſſen? — Indeß hat Raillon ſich nur ſelten des Seitenſchleichen bedient, um Mannigfaltigkeit in ſeine Schilderungen zu bringen. In ſeinen Dichtungen verbinden ſich die Ideen von Glück und Schmerz, von Frieden und Beklommenheit in ſanfter Miſchung, um Gemälde zu bilden, die alle Ruhe ſchöner Landſchaften und gleichwohl jenes Leben haben, ohne welches die ſchönſte Landſchaft uns bald langweilig wird. Endlich gelang es ihm auch, die ſchon einzeln ſeltnen Eigenſchaften, eines reinen Stils und einer reinen Moral, mit einander zu verbinden.

Polyxena von Collin.

Wien am 16. October 1803.

Geſtern als am Nahmensfeſte der Kaiſerinn, wurde Collins Polyxena auf unſerm Hoftheater zum erſtenmale, aber ohne die Ehre gegeben, welche der Dichter damit verbunden und Salieri in Muſik geſetzt hatte. Dieſes Weglaſſen iſt ſehr zu bedauern, denn das Stück verlor offenbar dadurch einen Theil ſeines Charakters. Es iſt ein ſehr merkwürdiger, und wie ich glaube, gelungener Verſuch, die alte Tragödie für uns dahin zu ſtellen, wohin ſie eigentlich gehört, das heißt, aus den Fabeln des Griechiſchen Alterthums

eine eigne Gattung zu ſchaffen, die zwiſchen der Oper und dem neuern Trauerſpiele, das Wahrheit fordert, mitten inne ſtehen würde: eine Wunder-Tragödie, die wahre, hohe Poeſie mit dem bloß auf die Sinne berechneten Zauber der Oper verbände, — den Feenſtab der letztern und das tragiſche Scepter zugleich führte.

In dieſer Rückſicht will ich Ihnen den Inhalt des Stückes auseinanderſetzen. Eine kurze Vergleichung mit der Hekabe des Euripides wird Ihnen zeigen, daß Collin dem Griechen nur wenige Züge verdankt.

Hektor war gefallen, Patroklus gerächt, aber noch verweigerte Achilles den flehenden Feinden den Leichnam des troiſchen Helden. Vergebens bot ihm Priamus ſeine Schätze, warf ſich vergebens vor dem Peliden in den Staub hin. Als Polyxena, welche nach unſerm Dichter ihren Vater begleitet hatte, alle ſeine Bemühungen vergeblich ſah, ſtürzte auch ſie zu Achills Füßen, verſuchte Bitten und Flehen, und trug ſich an, mit ihrer Freiheit den Leichnam ihres Bruders zu erkaufen. Achill gewährete ihre Bitte, beſchloß ſtatt zur Sklavin ſie zum Weibe zu nehmen, ſchmückte ſofort den Leichnam ſeines edlen Feindes, und gab ihn ſo den Trojanern zurück. Bald darauf fiel Peleus Sohn durch Paris Pfeil, Troja wurde zerſtört und Polyxena gleich den übrigen Trojanerinnen zur Sklavin gemacht. Aber vergebens harreten noch die Griechen auf günſtige Winde zur Abfahrt.

Hier beginnt das Stück: Polyxena die Achill liebte, und die ſich durch Schwüre und Betheurungen verband, ihm ſelbſt in den Hades zu folgen (Collin hat immer die Griechiſchen Benennungen beibehalten) kömmt zur Nachtzeit mit den gefangenen Trojanerinnen am Grabe des Peleiden Todesopfer zu bringen, und ruft ſeinen Geiſt an, ſie mit ihm zu vereinigen. Donner rollen, und eine Stimme aus dem Grabe ſcheint die Gewährung des Wunſches zu verkündigen. Der Seher Kalchas tritt auf, und findet in den Spuren des Todtenopfers auf Achills Grabe die Beſtätigung eines furchtbaren Traumes, in welchem der Pelide den Griechen günſtige Winde verſprach, wenn Polyxena an ſeinem Grabe durch die Hand ſeines Sohnes Neoptolemes geopfert würde. Kalchas ſchickt den Herold Thaltybius, den Fürſten den Rathſchluß der Götter zu verkünden. Agamemnon, Odyſſeus und Neoptolemes kommen, und da ſie dem Traume des Sehers mißtrauen, entſteigt ſelbſt Achills Geiſt unter vielen Wundern ſeinem Grabe und fordert Polyxenas Tod mit den Worten: „Vereint Polyxena mit mir an meinem Grabe durch Sehnes Hand.“ Beklommert übernimmt es Odyſſeus, die Trauerbothſchaft Hekaben und ihrer Tochter zu bringen; Neoptolemos beſchließt ihn zu begleiten.

Hekabe von gefangenen Trojanerinnen unterſtützt, erkundigt ſich nach ihren Töchtern, Polyxena und Kaſſandra, und hört mit Entſetzen, daß die letztere Unheil und Schrecken weiſſagt. Bald kömmt auch die Mänade ſelbſt mit fliegendem Haar in wilder Trunkenheit und verkündet neues ſchweres Leid. Thaltybius eröffnet Hekabe die Forderung Achills und den Beſchluß der Hellenen Polyxenen zu opfern. Odyſſeus und Neoptolemes folgen ihm. Vergebens erſchöpft Hekabe Alles, was die Verzweiflung und mütterliche Angſt eingeben können, erinnert vergebens den Sohn des Laertes, daß ſie ihm in Troja, wohin er als Kundſchafter verkleidet gekommen ſey, das Leben gerettet habe. Odyſſeus bleibt ſtandhaft, und Polyxena ſelbſt erklärt, daß ſie den Tod weit dem niedern Sklavenloſe vorziehe. Ihre Neoptolemos tief von Polyxenas Hochſinn und Schönheit gerührt, beſchließt ſie zu retten.

Hekabe mit Polyxena allein. Die letztere von ihrer Mutter Jammer gerührt, bekennt und beruut ihr Todesopfer, durch welches ſie ſich ſelbſt den Untergang bereitete. Neoptolemes führt ſeine Krieger zu den Zelten der Weiber; verſpricht Polyxenen zu retten, ſie zum Weibe zu nehmen, und mit ihrer Mutter nach Griechenland zu führen. Hekabes Trauer verwandelt ſich darüber in das höchſte Entzücken, da kommen Agamemnon und Odyſſeus ebenfalls mit Kriegern, Polyxena zum Opfer abzuholen. Neoptolemos verhindert es, indem er jene Worte am Grabe auf ſeine Vermählung mit Polyxenen deutet, und will zuletzt ſogar Gewalt brauchen. Polyxena ſelbſt ſtürzt ſich unter die Streitenden, und auf Odyſſeus Rath wird beſchloſſen den Seher Kalchas nochmal um die Bedeutung jener Worte zu befragen.

Neoptolemos erſcheint mit Polyxena, und ſucht ſie zur Liebe zu bewegen; ſie erklärt ihm, daß ihr Herz dem Verſtorbenen geweiht ſey, und erinnert ihn an ſeine Pflicht. Jetzt kömmt Kalchas und ſpricht mit Flammenworten zu dem Jünglinge. Er ſtellt ihm vor, daß die Aufopferung ſeiner Liebe den Griechen die Rückkehr ins Vaterland gewähren, daß aus ihnen künftig zahlreiche berühmte Stämme entblühen, und ihre Wirkungen weit über die Zeit verbreiten würden. Die größte Aufmunterung zur Tugend der Nachkommen ſeyen die edlen Beiſpiele der Vorfahren u. ſ. w. Neoptolemes kämpft einen ſchrecklichen Kampf mit ſeiner Liebe und Ruhmbegier, und ruft in ſeiner Raſerei die Götter der Unterwelt und die Furien herauf, wird aber endlich doch von Kalchas überredet, und beſchließt den Willen ſeines Vaters zu vollziehen.

Es ist wieder Nacht geworden, die Fürsten sind zum Opfer versammelt, und Odysseus übernimmt den Auftrag, Polyxenen herbeizuführen. Kassandra kömmt mit einer Brautfackel und verkündet Jubel aus Elend und Jammer. Das Opfer wird mit Kränzen geschmückt, Polyxena sucht von Agamemnon noch die Freilassung der gefangenen Trojanerinnen zu erflehen, und bittet frei zum Opfer hingehen zu dürfen. Beide Bitten werden ihr gewährt, da kömmt Hekabe verzweifelnd, und sinkt endlich, erschöpft von so erdrückendem Unglücke, bewußtlos nieder. Indem Neoptolemos seinen Vorsatz ausführen will, ergreift ihn die Eumenide, und von ihr geängstet vollbringt er das Opfer. Hekabe erwacht und Achill schwebt mit Polyxena verklärt aus seinem Grabe hervor.

A n e k d o t e n.

Als Farinelli in Madrid war, brachte ihm eines Tages sein Schneider eine Rechnung von dreißig Dublonen. Er wollte sie bezahlen aber der Mann wies das Geld zurück, und bat um Erlaubniß eine Bitte vorzutragen, deren Erfüllung ihm unendlich lieber seyn würde. Farinelli forderte ihn auf, sie zu sagen. — „Singen Sie mir eine einzige Arie, und ich bin bezahlt.“ — Farinelli wurde über diese Zumuthung aufgebracht, aber der Handwerker bat so angelegentlich —: „Gut, sagte Farinelli, ich werde Ihr Verlangen erfüllen, aber mit der Bedingung, daß Sie dann auch ohne Widerrede thun was ich fordern werde.“ — Er versprach es. Farinelli sang statt einer Arie drei, sang so schön und hinreißend, als er kaum vor dem königlichen Hofe gethan hatte. Der Schneider war außer sich vor Entzücken, und beschwor den Sänger, ihm zu befehlen, was ihm nur gutdünke. „Wohl, sagte Farinelli; hier haben Sie statt Ihrer dreißig Dublonen sechzig. Nehmen Sie sie ohne Widerrede und gehn Sie.“ —

Als die Gräfin Ulefeld mit ihrem Gemahle in dem Schlosse Hammershuus auf Bornholm gefangen saß, gab ihr der Commandant desselben zu verstehen, daß er sie für eine Summe von 50000 Thalern wolle entfliehen lassen. Unvermögend eine solche Ranzion zu erlegen, versuchte sie sich und ihren Gemahl selbst in Freiheit zu setzen, aber sie wurden auf der Flucht eingeholt, wieder eingekerkert und endlich vor Gericht gestellt. Hier beschuldigte der Commandant die Gräfin, daß sie ihn mit 20000 Thalern habe bestechen wollen; sie erinnerte ihn dagegen, daß er selbst sich für 50000 feil geboten habe. Dies setzte ihn in eine solche Wuth, daß er nach dem Degen griff. Die Gräfin zog sogleich eine Haarnadel aus ihrem Kopfputz und bat ihn um Verzeihung, daß sie, als ein Frauenzimmer sich mit keinem andern Gewehr ihm entgegen stellen könne. Der Commandant schlug beschämt die Augen nieder und erröthete.

S e u f z e r,
als ich einige Taschenbücher durchblättert hatte.

O, setzten doch die schönen Damen
Hinfort den werthesten Namen
Statt unter das Gedicht d a r ü b e r!
Das hieße denn: — Hüpf' über!

dL.

B e t r a c h t u n g.

Der hohe Mond mißt seine schöne Bahn,
im Osten funkeln neue Stern' empor
und andre tauchen sich ins dunkle Meer;
die Wolken treiben vor den Winden hin,
die Meereswoge wallt, wallt auf und ab
und bricht und schäumt — der laute Wogenschall
füllt weit umher der Lüfte stilles Reich —
doch Wind und Welle kennen ihr Gesetz
und Welten ihre vorgeschriebne Bahn:
des Menschen Herz kennt keine Regel nicht.

Da wogen Furcht und Hoffnung auf und ab,
und Wahn und Glaube, Wunsch und Ueberdruß;
der Lust folgt Reue, Freude gattet sich
mit Schmerz. Oft drückt des ganzen Lebens Last
in einem Augenblick aufs Herz hinab.
Das Herz steht unter dieser Last nicht still,
es schweift und fühlet ahnend ew'ger Lieb'
endloses Sehnen; hoffnungsloser Drang
versengter Keime neu und neue Pein
aus mancher Wunde, welche nimmer heilt.
Im andern fliegt es alle Himmel durch:
mehr Sonnenschein hat nicht das Firmament
als drinnen quillet; eine ganze Welt
ist arm an Freuden gegen ein Gefühl.
In einen Blumenkelch beschränkt, verliert
es sich, erschöpft sich seine Kraft umsonst
an eines Saamenstäubchens Wunderwelt.
Ein andermal ist ihm das All zu eng.
Es zeichnet durch der Elemente Kampf
sich kühnen Sinnes selber Weg und Steg
und führet auf ein Prachtgebäud', als wär's
für ein Jahrhundert drin zu wohnen, — ach
und wieder weiß es nicht, wo aus noch ein;
und sinnt und zagt um Eines Tag's Geheiß.

Und dieses Triebwerk hemmt ein Körnchen Staub;
ein leiser Hauch bringt dieser Flamme Tod.
Bedeutungslos, wie sonst in leerer Hall'
ein Nachtlicht, wenn das Haus im Schlummer liegt,
erlischt die Glut, die Höll und Himmel einst
durch leise Pulse wechselnd gab und nahm.
Kein Körnchen Sand löst sich vom Felsen ab;
kein dürres Blättchen fällt darum vom Baum,
wiewohl das Herz der Wüste Lieb und Reiz
und Wald und Felsen Seel und Stimme lieh.
O immer rege Schöpferin! Deiner Spur
bleibt oft im Mutterlande kaum so viel
als eines Hälmchens zarte Spitze wohl,
der Winde Spiel, im Sand der Heide gräbt.
Ihr Seelen alle, sagt, woher, wohin?
Wer sammelt euch? wo denkt, liebt, wirkt ihr fort? —

Der hohe Mond mißt seine schöne Bahn,
die Sterne wandeln freundlich auf und ab
die Meereswoge wallet her und hin;
es kennen Wind und Wellen ihr Gesetz
und Welten, ihre vorgeschriebne Bahn —
des Menschen Herz kennt keine Regel nicht.

Im Junius 1795. J. Fr. A. Schmitt.

Register,

zum

Zweiten Heft des Unterhaltungs-Blattes:

Ernst und Scherz.

Neunzehntes Blatt. Gedichte von Sophie Mereau. — Mancherlei. — Engels Charakteristik. — An Herrn H. Hofschauspieler. — Der schlummernde Horaz, und T's Romantische Dichtungen, Gedichte.

Zwanzigstes Blatt. Familienleben von Fr. Rochlitz. — Taschenbuch der Liebe und Freundschaft ꝛc. — Mancherlei. — Geist und Form, Gedicht.

Ein und zwanzigstes Blatt. Almanach der Chroniken. — Sakontala. — Mancherlei. — Die Sprache der Blumen, Gedicht.

Zwei und zwanzigstes Blatt. Biographie von Gottlieb Hiller. Gedichte von ihm.

Drei und zwanzigstes Blatt. Julie Saint Albain. — Russische Volkslieder. — Mancherlei.

Vier und zwanzigstes Blatt. Schlegels Blumenstrauß. — Ueber Gewißheit. — Ueber die dramatischen Possen. — Tändelei. — Scherze.

Fünf und zwanzigstes Blatt. Thümmels Reisen. Neunter Theil. — Almanach der Musen. — Sonderbares Resultat einer Berechnung. — Gestaltungen des Todes. — Fabeln. — Kurze Gedichte.

Sechs und zwanzigstes Blatt. Taschenbuch von Huber u. a. — Zwei Bräute für einen Mann von Laun. — Eliézer et Nephtali par Florian. — Anekdoten. — Der kranke Sultan, eine Erzählung. — Reden im Schlaf.

Sieben und zwanzigstes Blatt. Phantasien von Siegfried Schmidt. — Die Kuhpocken. — Ueber Nichts. — Ueber die Kunst zu gefallen. — Ueber die Einführung des Schicksals u. s. w. Anekdote.

Acht und zwanzigstes Blatt. Volny und Rosaline. — Poetische Versuche von Pfeffel. — Gedanken über Schauspiel-Kunst. — Oeuvres de Bernard. — Memoires de Babiole. — Ueber die lange Weile. — Anekdote. — Die Rosenzeit, ein Gedicht.

Neun und zwanzigstes Blatt. Die Söhne des Thales. — Das rührendste Monument. — Epigramm auf Herrn Falk. — Anekdote. — Bruchstücke. — Die Aeolische Harfe, ein Gedicht.

Dreißigstes Blatt. Die Söhne des Thales. (Schluß.) — Der Philosoph für die Welt, nach Engel. — Zauberballen. — Ueber die Einführung des Schicksals. — Das Marionettenspiel. — Gedicht der Fr. von B — m. — Reden im Schlaf.

Ein und dreißigſtes Blatt. Muſenalmanach von Chamiſſo und Varnhagen. — Eduard und Amanda. — Ueber die Einführung des Schickſals. (Schluß.) — Beinahe, ein Charakter. — Mancherlei.

Zwei und dreißigſtes Blatt. Erzählungen und Dialogen von L. Wieland. — Le Musée français. — „Er hat Charakter.“ — Phantaſie, ein Gedicht. — Anekdoten u. ſ. w.

Drei und dreißigſtes Blatt. Taſchenbuch für Kunſt und Laune. — Romanesken von Laun. — Manuel du Muséum français. — Aus einem Briefe vom Harpe. — Ernſter Rath, ein Gedicht. — Charade.

Vier und dreißigſtes Blatt. Variceten von A. Bode. — Ueber das Coſtum. — Vorläufige Anzeige — Epigramme. — Ankündigung.

Fünf und dreißigſtes Blatt. Leipziger Taſchenbuch. Göttingiſches Taſchenbuch. — Idyllen par Kailleu. — Polyxena von Collin. — Anekdoten. — Ernſter Betrachtung, ein Gedicht.

Ernst und Scherz.

Sechs und dreißigstes Blatt.

Am 2. November 1803.

Schöne Literatur.

Amaranthen. Vom Verfasser der grauen Mappe. Zweite Sammlung.

Die erste Sammlung ist wahrscheinlich durch die Hände der ganzen geschmackvollen Lesewelt gegangen, und hat angenehme Erinnerungen zurückgelassen; diese zweite wird jede Erwartung, die dadurch erregt werden kann, weit übertreffen. Der Verfasser hat sich in dieser von den Fehlern, die man jener mit Recht vorwerfen konnte, von der Präciosität des Stils, in die er zuweilen gerieth, und von der etwas zu breiten Anlage seiner Geschichten, glücklich frei erhalten, und so etwas geliefert, was man von seinen längst anerkannten Talenten zu erwarten berechtigt war, ein treffliches Buch, dessen Inhalt den besten Erzählungen, die wir besitzen, wenigstens an die Seite gesetzt werden kann.

Es enthält drei Arbeiten. Die erste heißt: „Die Anakonda, ein ostindisches Abentheuer.“ Die Anlage und das Fortführen dieser Erzählung sind sehr kunstgerecht berechnet und schön; sie, und der schöne bilderende Stil, fesseln die Aufmerksamkeit und erregen lebhafte Gefühle, die oft selbst bis zur Erschütterung steigen, und doch ist das Ganze leicht und angenehm gehalten. Eberhard Wittbeck entflieht aus seinem Vaterstädtchen um Bildung und Erfahrung in Ostindien zu suchen. Er findet nicht diese allein, auch ein glänzendes Glück; er kehrt in seine Heimath zurück, und — ich lade mit der Zuversicht, daß ich damit Dank verdienen werde, alle Leser, deren Dank einigen Werth hat, ein, selbst zu sehen, welches Schicksal er dort hat, und welchen Bericht er von dem schauderhaften Abentheuer erstattet, das er einst mit einer Anakonda, der fürchterlichsten Schlange Asiens hatte, und das ihm Reichthum genug gab, um auch Glück zu finden. — Ist irgend eine Rüge bei dieser Erzählung möglich, so ist es diese, daß der Verfasser den wackern Klippford zu leicht sterben läßt.

Die zweite Erzählung heißt: Grabesnacht, eine wahre Geschichte. Ihr Inhalt ist weniger glücklich gewählt, da er im Grunde schon abgenutzt ist. Die Heldin derselben wird wider ihren Willen mit dem Oheim des Jünglings vermählt, den sie liebt. Ihr Gatte erfährt ihre Leidenschaft, aber nicht den Namen ihres Geliebten, und da er diesen nicht von ihr erpressen kann, giebt er sie bei ihrer Familie für todt aus und hält sie neun Jahre lang in einer Höle gefangen, — bis ihn eine Krankheit dem Tode nahe bringt. Jetzt entdeckt er sein Geheimniß seinem Neffen. Dieser fliegt hin, die Unglückliche zu befreien und findet in ihr seine längst beweinte Geliebte. Dergleichen wird den Lesern oft vorgekommen seyn, —

aber gewiß nicht mit der entzückenden, hinreißenden Schönheit der detaillirten Ausführung, und des Vortrages, als hier.

Der dritte Artikel heißt: „Die Engländer auf Tinian", und enthält die Geschichte der interessanten Robinsonade des berühmten Anson auf der genannten Insel. Auch wer sie schon kennt, wird sie in der lebendigen Darstellung, in der sie hier erscheint, mit neuem lebhaften Genusse noch einmal lesen.

Erörterung.

In der eleganten Zeitung Nro. 103. wird behauptet, daß die Compositionen des italiänischen Anur vor dem französischen den Vorzug habe, weil sich die Sprache weit reiner der Musik aneigne, und er glaubt, daß Salieri der in musikalischer Hinsicht weit reicher gebildeten italiänischen Nation das vollendetere Kunstwerk schenken mußte. Was will denn aber der Verfasser mit dem Aneignen der Sprache sagen? und worin soll sich denn die italiänische Sprache der Musik reiner aneignen als die französische? Daß sie schöner und wohlklingender für das Ohr ist, wird jedermann zugeben. Aber eignet sie sich deswegen mehr der Composition an? Keineswegen. Ohnehin soll nicht die Sprache der Musik, sondern die Musik der Sprache sich aneignen, und daß dies in den französischen Opern unendlich mehr geschiehet, als in den italiänischen, ist keinem Zweifel unterworfen. Der italiänische Componist kennt keinen höhern Zweck, als eine reizende dem Ohr gefällige Melodie zu finden, unbekümmert, ob sie dem Text genau entspreche oder nicht. Bei dem Unsinn der Italiänischen Opern, kommt es auch hier auf gar nicht an, und gewöhnlich kann man deswegen den meisten Arien einen andern, oft ganz verschiedenen Text unterlegen, ohne daß die Sprache sich der Musik weniger aneigne. Der Französische Styl hingegen, mit einem bloßen Ohrenkitzel nicht zufrieden, erfordert die genaueste Nachbildung des Textes, den pünktlichsten oratorischen Vortrag, eine gänzliche Verschmelzung der Töne mit den Worten, kurz, eine wirklich philosophische Behandlung der Kunst. Alle gute, besonders die ernsthaften Opern der Franzosen, in denen oft mit einer einzigen Note mehr gesagt wird, als mit einer ganzen italiänischen Bravour-Aria, liefern hierzu die Beweise. Wo ist nun die Aneignung am stärksten? Wo vom leeren Schall der Worte, oder wo von ihrem Sinn die Rede ist? — „Der Franzose spricht mehr in Tönen, als er singt," heißt es ferner. Wer den Kammerstil vom Theaterstil zu unterscheiden weiß, wird dieses nicht für einen Fehler halten. Daß der Italiäner im Konzert dem Franzosen überlegen ist, wird niemand abläugnen. Aber eben so sehr übertrifft der Franzose den Italiäner auf dem Theater. Hier kommt es nicht darauf an, die Kehle als ein bloßes Instrument zu behandeln, mit schweren Passagen zu glänzen, zu trillern u. d. gl. sondern den Sinn der Worte, von der Kraft der Harmonie verstärkt, mit dem höchstmöglichen Ausdruck vorzutragen, und nicht blos auf das Ohr, sondern auf das Herz und den Geist des Zuschauers zu wirken. Jenes gehört in das Conzert, dieses auf die Bühne, und hierbei liegt der Unterschied zwischen dem Kammer- und Theaterstil zum Grunde, der, leider! so sehr verkannt wird. Der Vorzug der italiänischen Schule in dem ersten Fach beweist nicht, daß die Nation in musikalischer Hinsicht überhaupt, sondern blos, daß sie im Bravour-Gesang mehr gebildet ist. (?) Wäre nicht hier blos von der Vokalmusik die Rede, so könnte ich noch anführen, daß Italien in dem Instrumental-Fach sich weder mit den Franzosen noch mit uns Deutschen messen kann. — Daß ein Sänger seine Stimme über die Instrumente herrschen lässt, glaubt Herr A. K. tadeln zu müssen. Sollen also die Instrumente über die Stimme herrschen? Der Diener über den Herrn? Sollte das Nebenwerk die Haupt-Figur verdunkeln? Welche Grundsätze! — Schimm genug, daß in unsern meisten Theatern das Orchester dominirt und der Sänger oft kaum gehört wird! — Daß französische Componisten prosaische Zwischensätze in die Verse einschieben, habe ich in den unzähligen französischen Opern, die ich kenne, nirgends gefunden. Ich wünschte, daß Herr A. K. davon Beweise lieferte. — Auf Deutschen Bühnen fällt mehr die Kunst, auf Französischen aber das Genie mehr zu Hause seyn. Das letztere mag, leider! im allgemeinen wahr seyn, allein das erste ist offenbar falsch. Es liegt schon in der Natur der Sache, daß der Franzose, der keine andere als versificirte Trauerspiele, ja selbst sehr viele Lustspiele in Versen zu recitiren hat, worunter besonders jene wegen ihrer poetischen Diction ihm große Schwierigkeiten entgegen setzen, viel Aufwand von Kunst machen müsse. Kein Schauspieler, habe er auch noch so viel Genie, wird einen Orest, einen Agamemnon, keine Schauspielerin eine Phädra, eine Semiramis mit Beifall spielen, ohne ein anhaltendes Studium der Kunst anzuwenden, und mit den Regeln der Deklamation innig vertraut zu seyn. Jedermann, der beide Theater genau kennt, wird es auch wissen, daß der Franzose jede neue Rolle, besonders im Trauerspiel, wenn er sie schon längst memorirt hat, mit größter Anstrengung studiert, und dabei fast jeden Schritt, jede

Bewegung — oft sogar mit Hülfe des Spiegels — im Voraus berechnet, daß in den Proben jeder Aus- und Eintritt, jede Gruppe u. s. w. sorgfältigst bestimmt wird, und daß überhaupt der Franzose in seinem Spiel mehr Manier hat, welches offenbar Kunst voraussetzt, und also der Meinung daß alles augenblickliches Entstehen sey, mithin aufs gerathewohl geschehe, schlechterdings widerspricht. Der französische Schauspieler verdient vielmehr in dieser Rücksicht vorzugsweise den Namen eines Künstlers. Wo ist aber die Kunst auf den meisten deutschen Theatern? und wie kann sie da seyn, wo man die Rollen nicht einmal memorirt, sondern dem Einblaser ängstlich nachbetet? Daß es Ausnahmen giebt, verstehet sich, aber hier ist die Rede vom Allgemeinen, und da ist die Kunst wahrlich bey uns noch sehr in der Kindheit! —

— x. —

Literarischer Aberglaube.

Ja, ja! Auch die Literatur hat ihren Aberglauben und er ist gewissermaßen noch hartnäckiger, noch unendlich schwerer zu bekämpfen, als der religiöse, oder jener, der in den Spinnstuben herrscht: denn die literarischen alten Weiber und schwachen Köpfe, vertheidigen ihre Lächerlichkeiten mit Kenntniß, mit Gründen, oft auch mit Witz, denen man nichts anders vorwerfen kann, als daß die erste in einer schiefer Ansicht gewonnen ist, daß die zweiten von dieser schiefen Ansicht erborgt sind, und daß der letzte endlich auf derselben beruhe, also die Wahrheit verfälsche.

Als in Italien der Geschmack an den Wissenschaften erwacht war, als endlich der Durst nach den Schätzen des Alterthums, durch Hülfe der Buchdruckerei leichter befriedigt werden konnte, bemächtigte sich aller Gelehrten eine Vorliebe für gewisse Griechische und Lateinische Autoren, die bis zum lächerlichsten Aberglauben ging. „Plato hat es gesagt", war ein Beweis, der alle Gegengründe niederschlug, außer wenn man etwa beweisen konnte, Aristoteles habe das Gegentheil geäußert. Die Aussprüche des letztern waren in allen gelehrten Gesellschaften und bei allen Streitigkeiten, unumstößliche, heilige Orakel, und wer ihn in Ciceronianischem Latein häufig anführen konnte, war der höchsten, glänzendsten Bewunderung gewiß. Alle Gelehrte strebten darnach, in Cicero's Stil zu schreiben, und viele gingen so weit, sich keines Wortes bedienen zu wollen, dessen er sich nicht irgendwo bedient hatte. Der Kardinal Bembo selbst sprach von Gott nur in der vielfachen Zahl; weil der Heide Cicero nur Götter gekannt hatte, versicherte der christliche Prälat: ein Pabst sei durch den Schutz der Götter auf den heiligen Stuhl gelangt; und als er in Leo des Zehnten Namen an Franz den Ersten schrieb, um ihn zum Kreuzzuge gegen die Türken zu bewegen, beschwor er ihn im Namen der Götter und Menschen. Anstatt die Ketzer zu excommuniciren, weihete man sie den Furien, ja, da sich der Namen Jesus Christus nicht im Cicero fand, kann man in Versuchung, ihn Jovem Optimum Maximum zu nennen. So weit ging die pedantische Abgötterei gegen das Ciceronianische Latein. Uns erscheint sie ganz so lächerlich, als sie wirklich ist; man muß indeß nicht übersehn, daß die Wissenschaften dieser Abgeschmacktheit einen Theil ihrer Fortschritte verdankten: man taumelte im Rausch der Pedanterei schneller und weiter fort, als man nüchtern gegangen wäre. — Diese Bemerkung muß uns trösten, wenn wir ähnliche Lächerlichkeiten in unserer Literatur wiederkehren sehn; wenn man z. B. unserer Poesie veraltete, unpassende Formen aufdringt, wenn man uns in ihr mit dem Heiligendienst, wohl gar mit dem Fatum behelligt. Man taumelt wieder, — aber man legt dabei viel des Weges zurück, und — wenn der Rausch verflogen ist, wird man den Irrthum belachen, aber sich durch ihn um vieles bereichert sehn.

D — n.

Die natürliche Verwandlung.

Ein kaltes Säulenbild nennt mich die Jungfer Susa,
Mit Recht, doch muß man mir verzeihn!
Ward nicht beim Anblick der Meduse
Selbst Atlas einst zu Stein.

Wechselgesang.

Die Farben.

Scherzend spielen wir Farben
Um die Kelche der Blumen,
Und es strahlt unser Schimmer
Durch die Perlen des Morgenthaus!

Die Töne.

Leise beben die Töne
Auf den goldenen Saiten,
Und in weichen Akkorden
Schmilzt die sterbende Wehmuth hin!

Die Farben.

Wir kränzen mit heiterem Grün das Gefilde:
Soll duften die Flur von ambrosischer Milde,
So schüttelt der Lenz
Von ätherischen Locken
Unsern schimmernden Schmelz.
Der Saft der Blumen wird Ichor,
Und Thau der Blüthen Milch!

Die Töne.

Aber ins Säuseln der Lüfte
Weben harmonische Lieder wir;
Da kostet der Zephyr um Blüthen und Quellen,
Es rauschet der Bach in melodischen Wellen,
Das Flüstern der Haine wird Sprache,
Das Wehen der Lüfte Gesang.

Die Farben.

Und sanft gefaßt in zartes Grün
Entfaltet sich der Rose Glüh'n:
Ein Bild der Hoffnung-flammenden Liebe.

Die Töne.

Und schmelzend girrt in süßen Tönen
Der Liebe namenloses Sehnen
Die Wehmuth klötende Nachtigall.

Die Farben.

In den Farben blüht das Leben,
Freundlich ist des Aethers Licht,
Psyche taucht den Rosenfittig
In der Farben bunten Schimmer,
Tauben ziehn Jutherens Wagen
Mit den goldbesäumten Schwingen,
Und auf leichten Wolken malen
Sich Aurorens Purpurstralen.

Die Töne.

Holden Einklang süßer Freuden
Knüpft der Töne Melodie,
Aber auch in ihre Saiten
Weinet die Melancholie;
Horch! — — — auf dunklen Meereswogen
Kreis't der Schwan im stillen Bogen,
Wiegt das zarte Gefieder,
Hebt die ätherische Brust! —

Seine Töne schweben nieder,
Schweigend feiert die Natur!
Nymphen lauschen an den Quellen,
Die Najaden wiegt die Flur;
Psyche schwimmt auf goldnen Wellen,
Taucht sich in des Liedes Glut.

Die Farben.

Wir schmücken dem Auge die Myrthe,
Der köstlichen Lilie Glanz,
Uns lacht die Bläue des Himmels,
Der feuchte Spiegel des Meeres,
Der Fluren Teppich, der Haine Kranz!

Die Töne.

Wir schmücken das Auge mit Thränen,
Mit schönern Gefühlen das Herz.
Wir senken auf sinnende Wimper
Leise die Ahnung der Freude,
Auf rosige Lippen den Scherz!

Der Sänger.

Schöner lächelt ihr, liebliche Farben;
Reizender flüstert ihr, liebliche Töne!
O knüpft' euch ein freundlicher Gott
Tön' und Farben in ewigen Bund!
Strait' er uns tönende Farben!
Säng' er uns strahlende Töne!
Welch ein himmlischer Wunderbund!

S — r.

Gedanken.

Weiberkinn.

Immer spielet das Weib; das Mädchen spielet mit Männern,
Und die Matrone nimmt spielend den — Mops auf den Schoos.

Das Glück.

Schnell auf geflügeltem Rad entgleitet die leichte Fortuna,
Dem, der sie gierig verfolgt, lächelt die Himmlische nie.

Hoffnung und Erinnerung

In dem Wehen des Frühlings vernehmt ihr die Stimme der Hoffnung,
Jeder Blütenkelch beut ihren Namen euch dar.
Doch mit süßen hesperischen Früchten bestreuet Pomona
Ernst im Dunkel des Hains Mnemosynens Altar.

A. K.

Genie und Gemeingeist.

Gleich der Sonne, die allerleuchtend und Alles belebend
Durch die Schöpfungen geht, wandelt dahin das Genie.
Gleich der Fackel des Läufers, die tausend Flämmchen verstreuet,
Leuchtend, wohin er sie neigt, fliegt der Gemeingeist dahin.

K — pf.

Wortspiele.

Das Wortspiel ist der Witz der Sprache, hat ein Herr Bernhardi drucken lassen, und ein Herr Schlegel hat den Ausspruch gelobt. Ist es also witzig, wenn man das Benehmen des Letztern gegen große Dichter eine — egelei, oder wenn man die elegante Zeitung, wie kürzlich irgendwo geschah, wegen ihrer Plumpheit die Elefanten-Zeitung nennt? Ich hab' es nicht dafür gehalten, aber — die HH. von der Schule müssen das freilich besser wissen.

— A —

An den Maler einer Schönen.

Erreicht das Vorbild? — Nein! Du hast es übertroffen!
Du lieh'st ihm einen Reiz der nie von ihm zu hoffen:
Denn dein Gemahl' ist stumm;
Ach! das Original — nur dumm!

Ernſt und Scherz.

Sieben und dreißigſtes Blatt.

Am 5. November 1803.

Schöne Literatur.

Cupido, ein poetiſches Taſchenbuch auf 1804. Herausgegeben von Imman: Meier und S. G. Laube.

Hohes, lautes, ungetheiltes Lob verdient, wer immer es war, der den Umſchlag und das Titelkupfer dieſes Buches erfand: man kann ſich keine ſprechendere Allegorien für den Inhalt erſinnen. Die erſte Seite des erſtern zeigt ein kleines Kind mit Amors-Flügeln auf dem Rücken des himmel-anſtrebenden Pegaſus; das heißt, nach meiner Auslegungsweiſe: kindiſch-leidenſchaftliche Begier nach Ruhm riß die Herausgeber hin, ſich — mit Verſein abzugeben. Die letzte Seite zeigt Daphne, die in der Umarmung eines Mannes, der eine Karikatur des Apoll iſt, zum Baume wird; will ſagen: aber das Poetiſiren gelinge den Händen der Herren ſehr — hölzern. Das Titelkupfer endlich zeigt eine wahrhaft gräßliche Geſtalt, mit Haaren wie Schlangen, mit ſo ſtark markirten Bruſt- und Bauchmuskeln, als wäre ihr die Haut abgezogen, mit einem kläglichen Oweh-Geſicht, übrigens mit einer Blumenſchnur und einem fliegenden Mantel, der nach ſeinen ſteifen Brüchen zu urtheilen, aus Glanz-Papier gemacht iſt: — wer ihn anſieht, kann wenigſtens nicht ſagen, daß er ungewarnt geblieben. Lieſt er das Buch, trotz des Geſpenſtes vor dem Titel, das ihn zurückſchrecken ſoll, ſo hat er ſich die lange Weile ſelber beizumeſſen, die ihm zu Theil werden wird.

Was dieſes Aeußere verheißt, findet man im Innern treu erfüllet, nehmlich 287 Seiten voll meiſtentheils mittelmäßiger Reimereien, von einer höhlchen Anzahl unbekannter Reimſchmiede, die auch wohl nie bekannt werden dürften, wenigſtens nicht den Muſen. Man findet matte Charakterloſigkeit in der Geſtalt von Liedern, von Balladen, von Epigrammen u. ſ. w. auch wohl in ganz willkührlichen Formen. Wer dem Rezenſenten übrigens nicht aufs Wort glauben will, daß das Machwerk höchſt langweilig iſt, dem wünſche er aus gerechter Rachbegierde, daß ihn ſein Unglaube verleiten möge, das Buch zu leſen. Welches andre Mittel giebt es wohl, über ein dickes enggedrucktes Buch voll kurzer und langer Schreibereien ausführlich Beweis zu führen, daß ſie nichts taugen, und gleichwohl ſelbſt nicht langweilig zu werden?

— „Ein Zug wilder Gänſe ſchnattert im Schilf des Moores!“

Wie willſt du beweiſen, daß es nicht Nachtigallen ſind? — „Geh hin und belauſche ihr Lied.“

Gedichte von Ernst de Wedig. Mit dem Motto von Schiller:

„Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.“

Nirgends habe ich diese Gedichte angezeigt gefunden, ob sie gleich mehr Aufmerksamkeit verdienen, als ein ganzes Dutzend Vermehrenscher oder Schlegelscher — sogenannter Musen-Almanache; deswegen hoffe ich, den Dank des Publikums zu gewinnen, wenn ich es mit diesen Blüten eines edlen und gebildeten Geistes näher bekannt mache. Seit 1791. dichtete Herr Wedig, und besaß dieselbe Bescheidenheit, die Herrn Lindenmeier — den unsere Leser ja wohl aus dem sechzehnten Blatte dieser Zeitschrift ein wenig lieb gewonnen haben — hinderte, seine geistvollen Gedichte durch den Druck den Freunden des Schönen und Guten, in die Hände zu geben. Herr Wedig sagt, er habe eigentlich nie für das Publikum gedichtet — und dadurch (?) erwirbt er sich unsere Achtung in einem noch höhern Grade, weil er sich so als ein echter, alle äußere Rücksichten nicht achtender, sondern nur im reinen Aether der Poesie lebender Dichter vor jenen erbärmlichen Poeten auszeichnet, die ohne wahren Trieb, nur um der Zuschauer willen ihre Formen hämmern.

Die Muse, die Herrn Wedig zu diesen Gesängen begeisterte, ist lediglich die Natur, deren Schönheiten er oft belauschte und dann mit den Tönen der Lyra verherrlichte. Er mahlt daher die Natur, aber nicht in kleinen, frostigen Landschäftchen. Wer die Gedichte eines Hölty oder Salis mit Vergnügen las, dem werden diese gewiß auch einen reinen Genuß gewähren. Daß sie übrigens auch ihre Mängel haben, läßt sich denken; und weil ich als ein literarischer Patriot wünsche, daß Herr Wedig noch öfter Blumen auf die Altäre der vaterländischen Muse niederlegen möge, und wo möglich immer vollkommenere, will ich ihn hier auf einige Unvollkommenheiten, die er bei seinen künftigen Gedichten zu vermeiden hat, aufmerksam machen.

Er hat, wiewohl selten, einige Ausdrücke gebraucht, die völlig undeutsch sind. Hierher gehört z. B. S. 137.

Die Freude tanzt um mich entfesselt, frei,
Und ihr behagt's an keinem Orte lieber,

wo überdies noch die letzte Zeile nichts als rhythmische Prosa ist. Ferner S. 127.

Freundschaft soll den Gang durchs Pilgerleben,
— wie Du prahlst — mit Blumen reich bestreun —

Kann man den Gang mit Blumen bestreuen? Den Pfad wohl.

Oder S. 113.

Auf! flattert geschwinde
Dies Küßchen Ihr zu!

Wehen wär' hier schicklicher gewesen.

Auch einige Verstöße gegen die Gramatik hätte Herr Wedig sich nicht verzeihen sollen. Z. B. S. 9.

Kalt spricht die Vernunft zum Herz, sein Schnee —

An prosaischen Wendungen, Noth-Reimen und Füllwörtern, fehlt es freilich gleichfalls nicht; aber der Verfasser wiegt sie immer wieder durch Schönheiten auf.

Was noch eine Rüge verdient, sind die Hexameter Herrn Wedigs, die immer zu viel Daktylen enthalten, was kein' so unbedeutender Fehler gegen die Regeln der Verskunst ist, als vielleicht manche glauben dürften, weil er eine häßliche Monotonie bewirkt. Die kleine, sonst nicht übel gerathene, Erzählung, der Maimorgen, enthält allein acht und dreißig Hexameter, die fünf Daktylen und nur Einen Trochäus haben. — Einige Hexameter kommen auch gar nicht heraus, man mag sie skandiren, wie man will. Z. B. S. 145.

— ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡

Schauerlich krachte, da stötet und klagt Filomele.

Nach den Fehlern, die ich an diesen Gedichten bemerkt und unpartheiisch aufgezählt habe, glaube ich diese Kritik nicht besser beschließen zu können, als mit einem Gedichte, das zu den gelungensten dieser Sammlung gehört.

Wahn und Vernunft.

Auch ich lebte schöne Schöpfungstage
Freudetrunken, mit berauschtem Sinn,
Sonder Thränen, fern von Harm und Klage,
Wie ein Engel unter Engeln hin.

Schweigend in dem Ozean der Wonne
Hing mein ganzes Herz an Dir, Natur!
Heilig warst Du mir, erhab'ne Sonne,
Heilig mir der Hain, der Quell, die Flur.

Kläglich löste Vorwitz bald den Schleier,
Der, Natur! dein Heiligthum umgab;
Licht umströmt hob zwar der Geist sich freier,
Aber bald fand meine Ruh ihr Grab.

Was so schön mir sonst entgegenblühte,
Schien mir jetzt nur leere Luftgestalt,
Die Natur, die heiß das Herz entglühte,
Warmt' es nicht mehr, ließ es öd' und kalt.

Ueberall sah ich den Zufall walten,
Fürchterlich mit ehrnem Herrscherstab,
Sah um mich nur irre Mißgestalten,
Denen Liebe, ach! kein Leben gab.

Und die Thorheit riß mit wilden Händen
Von den Schläfen mir der Freude Kranz,

Wahrheit, selbst das Heil'ge sah' ich schänden,
Bei der Blindheit irrem Fackeltanz.
Auf dem Pfad, den ich durchs Leben walle,
Starb ein Sternbild nach dem andern hin,
Die Vernunft nahm mir die Freuden alle,
Sagt mir nur, daß ich — gewesen bin!

— hn. —

Ueber die Einführung des Chors und des Schicksals auf die Deutsche Bühne.

Zweites Fragment.

Mit der Ansicht, welche bei den Alten vom unerbittlichen Schicksal Statt fand, läuft noch eine andere parallel, insofern wir es auf ihre Trauerspiele beziehn; in geschichtlicher Hinsicht (Siehe Herodot) scheint sie die ältere gewesen zu sein. Es ist die: daß die Rache einer erzürnten Gottheit oft vom Ahnherrn eines Geschlechts sich bis auf den letzten Sprößling desselben fortsetzt. In mehreren Trauerspielen des Sophokles, des Euripides, scheint sie allein den Knoten des Stücks zu schützen, und die Entwickelung zu veranlassen. In andern kann man annehmen, daß beide Vorstellungsarten mit einander verschmolzen sind. Es bedarf keines Beweises, daß der Dichter, der jene die Würde des Menschen so herabstimmende Idee vom Schicksal, wieder rege machte, auch dieser huldigte. Wer sich davon überzeugen will, der erinnere sich nur in der Br. v. M. der Stelle S. 34.

Auch ein Raub wars, wie wir alle wissen,
Der des Fürsten ehelichen ꝛc.

bis zu: Es ist kein Zufall und kein blindes Loos,
Daß ꝛc.

Es wäre überflüssige Mühe das Widrige dieser Vorstellungsart zu zeigen, die eben so, wie die erstere, von den Griechen selbst aufgegeben ward, als eine höhere Bildung das Niedrige der Ideen von Rachsucht, Verfolgungsgeist der Gottheit ihnen hinlänglich gezeigt hatte. Wenn Schiller sie demohngeachtet wieder will aufleben lassen, wenn die wieder erweckte Vorstellung solcher Art von einem großen Theile des Publikums mit Beifallsgeschrei aufgenommen wurde, das nur ein blinder Nachbetungs- und Anbetungsgeist erheben kann; so beweißt das weiter nichts, als daß ein Mann, der einmal im Besitz der Stimmen seiner Zeitgenossen ist, die widersprechendsten Dinge behaupten, und allenfalls baaren Unsinn für Weisheit verkaufen kann, die aus unzugänglichen Tiefen der Poesie geschöpft worden ist.

Genug, genug über eine erneuerte Veraltung, die gleich unwahr, gleich erniedrigend für den Geist und die Freiheit des Menschen ist. Den Zeitgenossen mache ich nur darauf aufmerksam, daß der Dichter, der der Freiheit des Erdenbürgers einst die schönste Lobrede hielt, *) diesem selbst den erhebenden Gedanken rauben will, dem er ehemals so hinreißend huldigte, und das aus keiner andern Ursache, als um so dem Geschmack einer Nation nachzuahmen, die groß in vielem, unübertrefflich vielleicht in nichts, nur mittelmäßig in der dramatischen Dichtkunst **) und Schauspielkunst war.

Ich komme auf den zweiten Gegenstand, den diese Fragmente ein wenig beleuchten sollen, — auf die Einführung des Chores. Er war die Grundlage des griechischen Trauerspiels, die Thespis dem Aeschylus überlieferte, die Sophokles und Euripides beibehielten, weil sie einmal der Stoff ihrer Trauerspiele, die Zeit, aus welcher dieser Stoff herkam, das Recht der Gewohnheit und der politische Zweck des Trauerspiels, (den Religionskultus theils zu erhalten, theils feierlicher zu machen,) wenn ihnen auch diese Einrichtung beschwerlich fiel, hinderte, sie abzuschaffen. Es ist falsch, daß er immer mit dem Trauerspiel selbst so innig verwebt worden wäre, daß er nie davon, ohne die Kraft des Tragischen zu schwächen, das Wesen desselben zu zerstören, hätte entfernt werden können. (Ich berufe mich zum Beweis dessen auf den citirten Aufsatz in der Bibliothek D. sch. W.) Sei es indeß damit, wie man will. Alle die Umstände, welche seine Einführung und seine Beibehaltung auf der Griechischen Bühne bewirken, fallen jetzt weg. Schiller gesteht dieses selbst zu, allein so wie er dieses thut, vergiebt er sich nicht nur nichts, sondern scheint auch sogar zu gewinnen. Der Chor, meint er, leistet dem neuern Tragiker noch weit wesentlichere Dienste, als dem alten Dichter, weil er die moderne gemeine Welt in die alte poetische verwandelt; weil er das Gemüth des Zuschauers gegen die heftigsten Passionen schützt und in Freiheit erhält; weil er selbst die Personen des Trauerspiels nun zu Wesen modelt, die keinesweges im Sturm der Affekten ihre Freiheit verlieren; deren erste Ausbrüche der Leidenschaft durch seine Dazwischenkunft gebändigt werden sollen. ***) Ohne hier zu untersuchen, ob deswegen der Chor aufgeführt werden darf; ob auf keine andere, natürlichere Art derselbe Zweck erreicht werden kann, bitte ich jeden zu bedenken, daß Schiller, von dem allen,

*) Dom Carlos, zehnter Auftritt, dritter Akt: Sehen Sie sich um in seiner herrlichen Natur ꝛc.

**) Bibliothek d. sch. W. 67 Band zweites Stück. Ueber den Werth der ältern Tragiker in Vergl. mit den Neuern von D. G. W. Becker.

***) Vorrede zur Braut v. M.

was ſein Chor thun ſoll, dieſen auch nicht das Mindeſte hat thun laſſen. Wie? Der Chor ſoll den erſten Ausbruch der Leidenſchaft bändigen, und doch werdet ein Bruder den andern, wo Vernunft wenig Augenblicke über die Leidenſchaft ſiegend, das Räthſel ſelbſt, den Verdacht der Eiferſucht widerlegt, die Orakel lächerlich gemacht und alles das Unheil verhütet hätte, das ein blindes Schickſal über dieſes Haus verhängt hatte? Der Chor ſoll die Leidenſchaft mäßigen, und Iſabelle vermag ſo wenig ihren Empfindungen Einhalt zu thun, daß ſie Götter und Menſchen ſpottet, alle Pfeile des ohnmächtigen Trotzes, des Hohnes und der Erbitterung auf die für heilig gehaltenen Orakel abſendet, die, ganz nach Art der kindiſchen Urwelt, nur dazu gegeben waren, den Sterblichen, der ſie geſucht hatte, deſto ſicherer in das Verderben zu führen, dem er entfliehen will? Wenn der erſte Geweihte der tragiſchen Muſe, bei Erneuerung veralteter Unnatürlichkeiten ſo wenig den Geſetzen, den Bedingungen treu bleibt, welche er aufzuſtellen nöthig fand — nur dem Schein nach wenigſtens das Joch rechtfertiget, das er ſich und andere auflegte: was wird erſt der Fall ſein, wenn das Pocus imitatorum wohl ſeine Fehler, doch nicht ſeine Schönheiten zu faſſen verſteht? Derjenige, was dem Chore ein Recht verſchaffen könnte, auf der Bühne wieder zu erſcheinen, hat ſein Vertheidiger ſelbſt unerfüllt gelaſſen und dennoch ſoll der Dichter ſeinetwegen die Wirklichkeit des jetzigen Lebens gegen die des ehemaligen vertauſchen? Götter ſtatt der Gottheit wieder einführen? Die Palläſte aufthun, die Gerichte unter freien Himmel herausführen, *) bloß damit wir auf unſrer Bühne ähnliche Formen ſehn, als einſt die Griechen auf der ihrigen, ſollten ſie auch mit dem Weſen des Drama wenig verwandt ſeyn?

(Die Fortſetzung folgt.)

— r.

*) Siehe die Vorrede zur Braut von Meſſina.

Anekdoten.

Der berühmte Rhede hatte einſt einen ſeiner Freunde in einem Kniejtück portraitirt. Jeder der das Gemälde ſah, erklärte es für ſehr ähnlich. Zum Scherz rief man auch den alten Kutſcher herbei, der für die Chauſſüre des Gemalten zu ſorgen pflegte, und fragte ihn, ob er erkenne, wer der Gemalte ſei? — Er beſah das Gemälde lange und ſagte: „Nein!“ — Das iſt ja euer Herr! —“ Der Herr? Gott bewahre! Wo ſind denn die Stiefel?“ — Sollte man nicht glauben, Hanns hätte gewiſſe poetiſch-pedantiſche Kunſtrichter perſifliren wollen, die nirgend Poeſie entdecken, wo ſie die alten Formen vermiſſen, die man ſie in der Schule kennen lehrte?

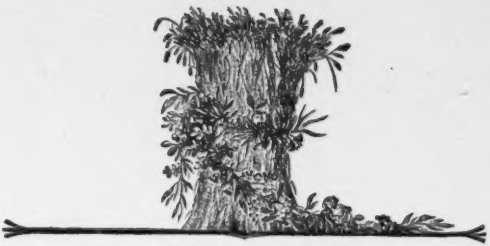
Der Mann von Wort.

Im Jahr 1773. wurde William Orebow mit funfzehn andern Verbrechern zum Tode verurtheilt. Den Abend vor ſeiner Hinrichtung wandelte ihn eine lebhafte Begierde an, ſeine Geliebte noch einmal zu ſehn. Trotz ihrer Zärtlichkeit für ihn, war das Mädchen nicht zu bewegen, ihn im Gefängniß zu beſuchen: er ladete alſo ſeinen Kerkermeiſter auf ein treffliches Glas Wein, und da er ihn berauſcht hat, bringt er ihn, ihm auf dieſe Nacht die Freiheit zu ſchenken, und thut ihm die heiligſten Schwüre, daß er ſich zu rechter Zeit wieder einſtellen wolle, um gehangen zu werden. Der Berauſchte läßt ſich beſchwatzen und Orebow eilt zu ſeiner Geliebten. Bei ſeinem Anblick geräth ſie außer ſich vor Entzücken, und beſchwört ihn, ſich vollends durch die Flucht zu retten; aber er ſagt ihr, er habe verſprochen, wieder zu kommen, und da ſie immer lebhafter in ihn dringt, ſchließt er ihr den Mund mit Küſſen. — Als am Morgen die Karren vorfahren, findet man ſtatt der ſechzehn Gefangenen nur funfzehn, und da Orebow ein großer Verbrecher war, findet man ſtatt ſeiner den Kerkermeiſter auf, der ihn hatte entwiſchen laſſen. Schon iſt man nahe an Tyburn, da ſchreit eine feuchende Stimme: Halt! Halt! Man hält an: Orebow läuft herbei. Murrend ſagt er: „Man hätte doch wohl warten können, bis ich nach Hauſe kam. Steigt ab, Herr Kerkermeiſter, und laßt mir meinen Platz. Ich hatte mich ein wenig verſchlafen!“ — und fährt dann ruhig zu ſeinem Beſtimmungsorte ab.

Eine witzige Frau die eine ſehr einfältige Tochter hatte, klagte eines Tages darüber und ſagte: Wenn ich ſie anſehe, ſo wundere ich mich, wie eine Henne die ein Entenei ausgebrütet hat.

Wie ſichert man ſich vor Menſchenfeindlichkeit? fragte jemand Chamfort. Nichts iſt leichter, antwortete er; man braucht nur keinen Charakter zu haben und nicht zu denken.

Ein junger Marquis ſtritt einſt mit Fontenelle in einer großen Geſellſchaft über einen Gegenſtand, den dieſer aus Erfahrung beſſer zu wiſſen glaubte, und beharrte feſt auf ſeiner Meinung. Aufgebracht fragte ihn Fontenelle endlich: Wie alt ſind Sie, junger Mann? — „Neunzehn Jahr.“ — Und ich bin fünf und neunzig! erwiederte Fontenelle und ließ ihn ſtehen. Der Jüngling ſtand beſchämt da, und die ganze Geſellſchaft gab Fontenelle Beifall. Nur Herr von — — ſagte: Fontenelle wird alt: er kann ſich nicht auf mehr Gründe beſinnen.



Ernst und Scherz.

Acht und dreißigstes Blatt.

Am 9. November 1803.

Schöne Literatur.

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Vierzehnter Jahrgang 1804. Herausgegeben von G. W. Becker.

Wäre der Herausgeber auch nicht schon ehnehin als Schriftsteller geschätzt, dieses seit einer lange Reihe von Jahren mit immer gleichem, geläutertem Geschmack fortgesetzte Taschenbuch allein müßte hinreichen, ihn allen die selbst geläuterten Geschmack besitzen, sehr werth zu machen. In der That, dies Büchelchen ist ein Verdienst, das er sich um unsre schöne Literatur erwirbt, und jährlich scheint sein Werth zu steigen, je mehr die Dichtkunst in Deutschland ausartet und seiner Bekder eine größere Menge entstehen und untergehen, ehe die Ostermesse da ist. Da es sich von den lächerlichen Thorheiten der poetischen Poesie immer rein erhalten hat, ist es eine Art von sichrem Sammelplatz für die ältern guten lyrischen Dichter geworden, die Deutschland noch besitzt, und für viele jüngere die jenen nacheifern und es verdienen, der Nation einst eben so theuer zu werden, als jene sind. In diesem Jahre ist es vorzüglich reich ausgestattet.

Sein Hauptheil ist der poetische; aber ich will mit dem prosaischen anfangen, da er der kürzere ist. Er besteht aus zwei Erzählungen und zwei Mährchen.

Die erste Erzählung, „der Maler", ist von dem Herausgeber, mit jener einnehmenden Anspruchlosigkeit und jenem gefälligen Stile vorgetragen, den man längst in seinen Schriften schätzt. Ihr Inhalt ist interessant, doch würde sie dabei gewonnen haben, wenn sie mehr wäre zusammengedrängt worden. — Die zweite, Abdallah und Balsora, ist ein oft behandelter Stoff, der aber deshalb nicht verfehlen wird, hier von neuem zu gefallen: denn — Weisse, der liebenswürdige Greis, der sich immer wieder als Jüngling fühlt, wenn ihn die Muse besucht, hat ihn bearbeitet. — Almanzina ist ein Mährchen, das Mahlmann dem Publikum erzählt, und zwar ein reizendes Mährchen. Vorzüglich wünsch' ich dem Verfasser — und der belletristischen Lesewelt — darüber Glück, daß er sich hier eines Fehlers, der sonst nicht selten an ihm zu rügen war, ganz entschlagen hat, nehmlich des Nachahmens. Er ist hier Er selbst, — und man gewinnt ihn lieb und schätzt ihn. — Der Papagei, das zweite Mährchen vom Herausgeber, läßt weniger Laune durchblicken, als jenes, aber es ist so anziehend geschrieben, daß es durch die Nachbarschaft nicht verliert.

Der poetische Theil ist, wie gesagt, der reichste, aber — der Beurtheiler steht vor ihm, wie vor einem mit Blumen aller Art gefüllten Garten, deren Aufzählung und botanische Zergliederung zwar für ihn,

aber nicht für die Zuhörer angenehm ſeyn würde. Er muß ſich begnügen, die Gattungen zu nennen, und dann — dem Leſer ein kleines Sträußchen zu pflücken. Alſo: — Zuerſt von den ältern Dichtern.

Man findet hier eine Nachleſe von Gleim, die dem Andenken des vortrefflichen Greiſes Ehre macht; man findet wieder einmal ein Paar gelungene Gedichte von Göckingk; mehrere ſehr artige von Kretſchmann und Pfeffel; faſt durchgängig ſchöne von Tiedge, ferner von Weiſſe, Ratſchky, Manſe, Bürde, und Klamer Schmidt; auch Schiller hat ein Punſchlied gegeben. Eine Merkwürdigkeit iſt eine kleine artige poetiſche Adreſſe von einem Manne, der freilich in manchen andern Rückſichten unſerer Literatur unvergeßlich ſeyn wird, aber, ſo viel ich weiß, nie als Dichter aufgetreten iſt, von — Nikolai. Sie verdient hier einen Platz, wär' es auch nur um der Seltenheit willen.

An Göckingk
bei Ueberſendung eines Käſtchens von Lorbeerholz.

Daphnen liebt' einſtens Apoll: das Schickſal ſtand ſie zum Baume: Doch auch durch Liebe bezwingt, ſchlug noch ihr Herz für Apoll. Ihres Herzens ein Theil kehr' ich nun wieder zu Göckingk, Ihm auch, von Arbeit gedrückt, ſchlägt noch das Herz für Apoll.

Unter den jüngern Dichtern ſind vorzüglich die Namen Gramberg, Haug, Siegfried, Schreiber, Neack, Reinhardt, Krauß (wie es heißt, Verf. des Heroldes vor Bethlehem,) Winkler und Kuhn, ausgezeichneten Sachen unterſchrieben, und ein G. P. Schmidt hat unter der Ueberſchrift: Philidor und Nanny, einen poetiſchen Liederwechſel gegeben, der an „Amarant und Nantchen“ angenehm erinnert. Herr Schmidt ſcheint ein Mann von vorzüglichem poetiſchen Talent.

Das wäre die Rechenſchaft über den Inhalt: aber der verheißne Strauß? Aus Mangel an Raum, muß ich die Leſer bitten, mit einer einzigen erheiternd duftenden Roſe vorlieb zu nehmen.

Lebenslied.

Junge Freudengötter,
Flattert auf und ab!
Streuet Roſenblätter
Auf den Ernſt herab:
Daß die Stirn erheitert,
Daß die Lippe frei,
Und die Bruſt erweitert
Zur die Scherze ſei.

Leichter Sinn befreiet
Den gefangnen Witz,
Jede Stelle weihet
Er zum Ehrenſitz.
Erſt die Götter kommen,
Nur vom Tiefſinn fern,
Sind ſie unter Frommen
Frohen Menſchen gern.

Laßt die Grübler denken
Um ſich zu entzweien:
Heiteres Lieben ſchenken
Grazien und ein.
Nehmt die Freudenſchaale
Eh die Sonne ſinkt
Die zum Lebensmahle
Jeden Gaſte winkt.

Trinkt in langen Zügen!
Kurz währt alles Leben:
Haſchet das Vergnügen,
Haſcht den Schmetterling.
Der ſich auf den Blüthen
Unſers Lebens wiegt.
Keiner mag ihn hüten;
Haſcht ihn, er entfliegt.

Auch die Thränen fallen:
Eine Hora bringt
Nätes zu den Hallen
Wo kein Lied erklingt.
Doch wenn ihr ermattet
Auf vom Mahle ſtieht:
Nur die Freude hattet,
Dann noch ſeid ihr's nicht.

Tiedge.

Die Kupfer dieſes Jahrganges ſind faſt durchgängig ſchön; beſonders iſt das Titelkupfer, Correggio's Tanz, intereſſant. Daß dieſes Taſchenbuch auch durch Tanz-Scenen und Muſiken, durch Charaden u. ſ. w. zum geſelligen Vergnügen beiträgt, iſt bekannt.

Oſſian.

Die Ehrlichkeit des alten Herodots, die ſo lange in Zweifel gezogen, oder verſpottet wurde, fängt an, erkannt zu werden, ſeitdem kenntnißvolle Reiſende die Länder, die er beſchrieb, durchwandert ſind. Macpherſon wird wahrſcheinlich ein ähnliches Schickſal haben. Die Bewunderer Oſſians dürfen ſich mit der Hoffnung ſchmeicheln, daß die Geſänge des alten Barden werden als authentiſch dargethan werden. Campell gab ſchon einige Beweiſe; aber ein andrer Schotte wird ſie vollſtändig machen.

Bei einer Reiſe nach den Hebriden, im Sommer 1802. fand Herr James Macdonald, zu Kilbridge, bei dem Major Maclachan zwanzig Galiſche Manuſkripte. Das neueſte derſelben iſt vom Jahre 1634; das älteſte ſcheint aus dem dreizehnten Jahrhundert. In dem leobarſten fand Herr Macdonald 162 Seiten über die Geſchichte des Fingaliſchen Clans, und alle Umſtände, die darin erzählt werden, ſtimmen mit den

Gedichten überein, die Macpherson herausgab. Dies Manuskript wurde 1603. im Schlosse Dunskaffnage verfertigt. Ein andres enthält die Beschreibung der Schlacht von Lora, wie Macpherson sie übersetzt hat. Wirklich ist ihm dies Manuskript 1730. mitgetheilt worden, was ein Brief von ihm beweist, den der gegenwärtige Besitzer aufbewahrt.

Die andern Manuskripte des Major Maclachan haben weniger Wichtigkeit. Es sind Erzählungen in Prosa, mit poetischen Fragmenten untermischt; aber seine Bibliothek enthält ein sonderbares Werk, das zuerst in Gälischer Sprache 1567. gedruckt wurde. Es ist von einem ehrlichen Schottischen Bischofe geschrieben, der sich in der Vorrede bitterlich darüber beschwert, daß seine Landsleute, die Bergschotten, sich so schwer dazu entschließen, die Gälischen Geschichten des Clans Fingal mit den christlichen Büchern, selbst mit der Bibel zu vertauschen. Das beweist, daß die Gesänge Ossians seinen Landsleuten zu jener Zeit noch sehr bekannt waren. Man vermuthet, daß die Manuskripte derselben größtentheils in den Kriegen unter Maria und Carl dem Ersten, verloren gingen. Maclachan allein besitzt vielleicht mehr davon, als das ganze übrige Schottland zusammen. Das kommt daher, weil seine Vorfahren die Aufsicht über die Bibliothek des Klosters Jeolmkill führten und aus derselben, zu ihrem Gebrauche, retteten so viel sie konnten. Die Schotten triumphiren über diese Entdeckung, und spotten über einen ihrer Landsleute, Herr Laing, der, ohne ein Wort vom Gälischen zu verstehn, den Engländern durch ein Werk zu gefallen suchte, in welchem er die Authenticität der Ossianischen Gedichte angriff. Man hofft, daß Herr Macdonald sie bald, durch eine Beantwortung außer Zweifel setzen werde. Bestehende Umstände sind aus der Reisebeschreibung derselben: Journey from Edinburgh through parts of North-Britain gezogen.

Gh.

Zusatz.

Durch obige Nachrichten wird, wenn man sie recht erwägt, nichts weiter bewiesen, als daß bei den Macphersonschen „Gedichten Ossians“, historische Thatsachen zum Grunde liegen, und daß die Schatten alter Volkslieder hatten: beides ist aber schon längst bekannt. Die streitige Frage bleibt immer: sind Macphersons Werke wirklich Uebersetzungen solcher Volkslieder? Und wo sind die Manuskripte, die er übersetzte? — Die „Beschreibung der Schlacht von Lora“ würde viel beweisen, aber es ist aus Vorstehendem nicht deutlich, ob das angeführte Manuskript wirklich eine Ossianische Epopöe oder nur eine Erzählung ist, die Macpherson benutzte.

Ueber die Einführung des Schicksals und des Chores auf die Deutsche Bühne. Zweites Fragment.

(Schluß.)

Gesetzt indeß man wollte aus Freude an dem Neuen, oder aus Vorurtheil für den großen Dichter, der es einzuführen versucht, auch wirklich jene Aenderungen in der Form der Tragödie unbedingt annehmen: ist es überhaupt möglich? Würden nicht, um bei des Dichters eignen Werken anzufangen, Don Karlos, Wallenstein, und Maria Stuart ein sehr lächerliches Ansehen gewinnen, wenn im ersten etwa ein Haufen Spanischer Granden, im zweiten ein Trupp Cuirassire oder Scharfschützen, im dritten etwa die Dienstleute des Ritters Paulet u. s. w. zusammen den Mund aufthäten, und irgend ein lyrisches Gedicht, oder eine weise Betrachtung hersagten? — Oder sollte S. sich bei der Wahl dieser Gegenstände vergriffen haben, sollten diese Stücke keine schöne, wahre Tragödien seyn? — Das sogenannte bürgerliche Trauerspiel müßte vollends ganz verschwinden: denn wie wär' es möglich, ohne allen Anschein von Wahrheit zu vermischen, z. B. in Emilia Galotti, oder in Clavigo, einen Chor anzubringen? Es bedarf nur Eines unbefangenen Blickes, um sogleich einzusehen, daß schlechterdings kein Stoff aus der neuern Zeit, zu einem Trauerspiel gewählt werden könnte, so bald jene erneuerte Bearbeitung, die Form der Griechischen Tragödien, als das Höchste der dramatischen Dichtkunst anerkannt würde, nach welchem jeder Dichter zu streben verbunden ist. Unsre ganze Welt und Wirklichkeit wäre uns genommen, und wir wären, in Rücksicht auf die Tragödie auf den schon so abgenutzten Kreis der alten Griechischen Fabelgeschichte beschränkt oder müßten uns, wie in der Braut von Messina geschieht, in eine abenteuerlich aus Alten und Neuern zusammengeflickte Welt führen lassen, die noch sehr viel uninteressanter für uns seyn muß, als die ältere mythologische, da es sich bei der ersten Ansicht verräth, daß sie nie existiren konnte, und sie gleichwohl auch nicht reine Fabel ist, sondern unaufhörlich an die gegenwärtige Wirklichkeit erinnert.

Die Griechischen Dichter — das ist schon oft gesagt worden, aber es kann nicht oft genug wiederholt werden, — begingen nie die Lächerlichkeit ihr Volk zwingen zu wollen, an einer fremden Vorzeit oder Welt die es nicht kannte, größeren Gefallen zu finden, als an der seinigen; sie führten sie ihm nicht einmal vor. Warum sollen denn wir unsre Welt, und die große, reiche Ausbeute, die sie dem Dichter anbietet, aufgeben, und bloß in der alten uns durchaus nicht verwandten Fabrizeit Genuß suchen, die gut oder übel in eine Art von Wirklichkeit maskirt wird?

Will man sie benutzen: gut, so thue man es gradezu mit der Ankündigung eines Fabel- oder Wunderspiels, aber man setze nicht deshalb die wahre Tragödie, deren Stoff, unsrer Bildung gemäß, vorzüglich von der Wahrheit der Gefühle und ihres Ausdruckes Werth erhalten kann, herab, verlange nicht jene Gattung als die höchste, einzig wahrhaft-poetische geltend zu machen.

Wer das wollen kann, verräth nicht nur jenen Mangel an Selbstständigkeit und Selbstschätzung, die man den Deutschen so unzähligemal vorgeworfen hat; er zeigt eine fast sklavische Befangenheit des Geistes in dem, was er zuletzt studirt hat.

Kaum begann die dramatische Dichtkunst in Deutschland eine regelmäßigere Gestalt zu gewinnen, so herrschte auch die Gallomanie in ihr, die so viel Lächerlichkeiten ausgebrütet hat, und die Lessing so glücklich bekämpfte. Aus dieser gerieth sie in die Anglomanie, das heißt aus der ängstlichsten Förmlichkeit, in Formlosigkeit; jetzt ist sie in die Gräcomanie verfallen, die im Grunde noch widersinniger ist, als jene beiden. Wann endlich wird man bei uns dahin gelangen, jede Art von dramatischer Form, die der Schönheit fähig ist, auf gleiche Weise zu schätzen, jeder gern das Bürgerrecht zu gönnen, die auf eine edle Weise Genuß gewährt? — dahin, einzusehn, daß jede Art des Stoffes eine andre Form verlangt, — daß Chöre in Werken aus der Fabelzeit in der Wundertragödie, — Verse in der Heldentragödie, edle Prosa in bürgerlichen Trauerspielen erlaubt seyn müssen, und daß alle diese Gattungen gleiches Recht darauf haben, geliebt und geschätzt zu werden. — Ja, ja, auch das bürgerliche Trauerspiel! Schillers arroganter Scherz über dasselbe:

„Was kann denn solchen Misere Großes begegnen?“ —

ist eine lächerliche und sinnlose Witzelei. Wenn die auf dem Cothurn einherprangenden Helden nicht Wahrheit des Gefühls bei ihren Schicksalen zeigen, so verdienen sie keine Theilnahme, — keine Zuhörer; so sind sie nichts als Puppenspielerei. Und Wahrheit der Gefühle, und interessante Begebenheiten werden doch wohl den bürgerlichen Ständen nicht etwa fehlen? Mir scheint, als Schiller jene Zeile schrieb, war er noch nicht, oder nicht mehr, mit sich einig, worin das Wesen der Tragödie bestehe. „Und doch hatte er schon so vortreffliche Trauerspiele geliefert?“ — Als wenn man grade etwas von der Theorie des Schalles verstehen müßte, um ein Virtuos auf der Flöte zu seyn!

— r.

Amors Klage.

Ihrem kleinen Sohne
Reichte jüngst Dione
Neuer Pfeilchen viel:
„Treibe nun dein Spiel!“

Laß mich! — diese Gabe
Halt dein armer Knabe
Nicht mehr werth und lieb.
Mütterchen! Vergieb!

Sonst wenn mir vom Bogen
Gold'ne Pfeile flogen,
Ach wie heiß und wahr
Liebte sich ein Paar!

Noch sind alle Herzen
Rasch zu Minnescherzen,
Aber launisch, — kalt —,
Treulos — o wie bald!

Mich ergreift Entsetzen,
Menschen! Euch ergetzen,
Unflat von Natur,
Meine Flügel nur!

Hg.

An S.

Dein inn'rer Werth ist anerkannt,
Du ungeschliff'ner — Diamant!

B o l d.

Mit seinem Vortrag' ist sein Auditorium
Gar sehr zufrieden — und warum?
Er ist sein Auditorium.

Röschens Klage.

Keine Eh' im Himmel, und — o wehe! —
Auch kein Himmel in der Ehe!

An —

Du wärst ein Pegasusritter? Du?
Wir geben dir kaum den Pferdeknecht zu.

An S.

Ach, bei deinem Witze schläfert mich.
Morgens les' ich Swiften, Abends dich.

An Lirar.

Bei deiner Lampe düst'rem Schein
Soll Bacchus dein Begeist'rer seyn?
Verloren ach! sind „Oel und Wein!“

Notiz im Rahmen, aber ohne Wissen der gelehrten Gesellschaft zu —

Ihr Geistesarmen! Nicht willkommen!
Wir und die Bibel thun's euch kund:
Ihr werdet hier in unsern Bund,
Dort in den Himmel aufgenommen.

G.

Anekdoten.

1.

Ein poetischer aimable roué spielte den Liebhaber einer schönen, aber verstandlosen Dame. „Lächerlich!“ sagte K — r. „Er will uns glauben machen, er habe Körper, und sie uns bereden, sie habe Geist.“

2.

Stelle aus einer Mönchspredigt.

Rousseau griff die Religion an, Voltaire die Priester. Jener kam in's Fegfeuer, dieser in die unterste Hölle!

3.

„Wie? Sie schlafen vormittags?“ fragte ein Regierungsrath seinen Freund. Ja, versetzte dieser gähnend; ich habe die Ressource der Sessionen nicht.

4.

N. N. besah einen verkäuflichen Garten, und erklärte: daß er ihn nicht breit und lang genug finde. Mit der Höhe wäre er schon zufrieden. — Der Nämliche bestellte eine Repetir-Sonnenuhr, und wollte Austern durch den Telegraphen kommen lassen.

G.

Ernst und Scherz.

Neun und dreißigstes Blatt.

Am 12. November 1803.

Schöne Literatur.

Der Storch und seine Familie. Eine Tragödie in drei Aufzügen, nebst einer Zugabe von Ernst Moritz Arndt.

Der Verfasser, oder wenn man will, der Dichter giebt auf 286 Seiten eine lange Reihe von Gesprächen in Knittelversen, zwischen dem Storch Gerenes und seiner Familie. Der Storch hat seine drei Söhne auf die Universität Anemopolis geschickt, um daselbst zu studiren, und sie kommen alle drei als Narren von der jetzt sinkenden poetisch-philosophirenden Schule, zurück, zerrütten ihre Familie und richten ihr väterliches Haus zu Grunde. Man muß gestehen, der Verfasser hat die Charaktere jener Art sehr richtig gezeichnet, aber das ist nur desto schlimmer für sein Werk, denn sie sind gewaltig langweilig. Schade, daß er keinen Witz besitzt. Die Zugabe besteht aus mancherlei Gedichten, die ich, aus Dankbarkeit für die gute Absicht des Hauptwerks, auf ihren Werth will beruhen lassen. Nur so viel. Der Verfasser macht Knittelverse, auch wo er es nicht will.

Der Spanier mit der Mandoline. Zwei Theile. Mit dem Motto von Haug:

Recke! wer hat Dich die Tugend gelehrt, o Lockmann? „Die Bösen! Abscheu flößt ihr Thun gegen das Laster mir ein.“

Erdolchungen, Vergiftungen, Nothzucht, verfallene Ruinen, Klöster, Banditen und ein Spanier, der als ein unerklärliches Wesen debütirt, und als ein solches allenthalben die Hand im Spiele hat, und bald erscheint, bald verschwindet, ohne daß die ziemlich dummköpfigen Leute, deren Genius er ist, errathen, woher und wohin er kömmt, — das ist es, was der Verfasser dieses Romans, der, nach der Unterschrift der Dedication zu urtheilen, in Dresden lebt, dem Leser hier in einem abenteuerlichen Gemengsel auftische. — Wann wird man doch endlich einmal aufhören, das Publikum mit solchem abgebrauchten Zeuge heimzusuchen! Unerklärbar bleibt es, wie es Leser geben kann, die an dem so elenden Mährchen von unerklärbaren Menschen noch Geschmack finden!

Was den Stil des Verfassers anbelangt: so trifft man auf jeder Seite Beweise an, daß er der Deutschen Sprache gar nicht mächtig ist. Denn was soll man zu folgenden Phrasen sagen, deren man überall genug findet: S. 101.

O Lorenzo, hättest auch Du solchen Genius geliebt!

Oder S. 113.

Leontina — — weinte mehr, wie sie redete.

Oder S. 126.

Ich grub ihn (ihm) ein Grab

Oder S. 127.

über welche Gottes Gnade alleine das Siegel der Verbergenheit gesetzet hätte.

Der Verfasser ist übrigens ein erklärter Verehrer von A. W. Schlegel, von dem er auch einige Sonnete, die er in der Vorrede himmlisch nennt, in den Text verwebt hat. Um den Lesern einen Begriff von dem Geschmack des Verfassers zu geben, wollen wir doch eines dieser himmlischen Sonnete hersetzen, wie es uns gleich in die Hand kömmt.

Wie endigt heut? und was wird Morgen bringen?
Wer kann mir sagen, ob gestreute Saaten,
Heilsam an sich, mir nicht zum Gift gerathen?
Was fremder Willkühr mag an mir gelingen? (?)

Vergebens zeugt Erfahrung von den Dingen,
Und zeichnet sorgsam auf der Vorwelt Thaten:
Selbst Weisheit weiß untrüglich nicht zu rathen,
Wo Kräfte blindlings durch einander ringen.

Den ew'gen Schlangenkreis, der uns umfahet,
Könnt' überschauen nur des Schicksals Wächter;
Und schwindet eines, wenn das andre nahet.

Die Zukunft steht als Sfinx in düstrer Ferne,
Und schlingt hinab so Menschen wie Geschlechter,
Eh' ihre Räthsel sie zu lösen lernen.

Das Himmlische dieses Sonnets ist dem Verfasser dieser Anzeige wahrhaftig auch ein Räthsel; obgleich der Sinn: wer weiß, was morgen für Wetter ist! oder: Am Morgen roth, am Abend todt! sehr einleuchtend ist. — Uebrigens beneiden wir Herrn Schlegel ganz und gar nicht um solche An- oder Nach-Beter, die nicht einmal richtig Deutsch schreiben können.

Hn.

Ergüsse.

Wer getreu den Grad des Eindrucks, den eine Sache auf ihn macht, angiebt, ist ehrlich. Wer den Grad des Eindrucks gegen seine innere Empfindung in Worten, Werken und Geberden vorsätzlich hinauf oder hinabstimmt, ist unehrlich, und wenn dieses Hinauf- und Hinabstimmen ihm gar zur Fertigkeit geworden ist, ein Schurke. —

Nichts ist seltener und schwerer, als wahr erzählen; ich nenne wahr erzählen, es so thun, daß die Erzählung grade den Eindruck auf mich macht, den das Anschauen der Sache selbst auf mich machen würde. Doch hierin sind alle Menschen Lügner. Die Kinder sollten zuerst gewöhnt werden, einfältiglich zu schauen und wahr zu erzählen. —

Nichts weckt mehr schlafende Kräfte auf, löset dem Stummen die Zunge, und erheitert das Auge des Leidenden, als das Licht auf dem Antlitz eines Menschen, der uns ganz versteht und sympathetisch mit uns fühlt. —

Nicht alles gerade hinzugeben, immer noch etwas zurückzuhalten oder das Gegebene immer wieder anders zu wandeln, und durch die Form zu erneuen, dieß ist das einzige Mittel, sich in einem gewissen Stande des Lebens, nach dem Alle streben, und der keinen nach seiner Erwartung befriedigt, vor tödtender Langeweile, und Ekel zu bewahren. —

Weltkenntniß besteht nicht nur in dem, was man gewöhnlich so nennt; auch das Gefühl, daß sie und ihre Glückseligkeiten nur Spannenlang sind, verdient diesen Namen. —

Thätigkeit und Spekulation haben in sich einerlei Werth. Nicht kosmopolitische Maximen und Apophthegmen; die Springfeder des Herzens entscheidet hier. Der Spekulant hat kein Verdienst um die Welt; aber ist er nicht Spekulant aus Faulheit, so hat er doch Werth genug. Verachtet nicht den Anachoreten, weil er ein Anachoret ist. Das Gold in der Mine ist auch Gold. —

Kaum ist unser kurzes Leben alle die Zubereitungen und Entwürfe werth, die wir dazu machen; und doch, wenn wir sie nicht machten, was wär' es dann werth? —

Es ist mit den Charakteren der Menschen eben so, wie mit ihren Gesichtern; ohne sich ganz zu gleichen, sind sie einander sehr ähnlich und der schönen sind ungleich weniger, als der häßlichen. Der größte Theil besteht aus den alltäglichen und gleichgültigen.

Die gute Lebensart bestehet nach der gewöhnlichen Bedeutung hauptsächlich darin, daß man ungezwungen scheint, wenn man es nicht ist, und sich mit Anstand von sich und der Natur zu entfernen bestrebt. —

Warum findet die Applikation der Gesetze so viel Schwierigkeiten? — Die Gesetze ziehen eine gerade Linie, und in der Welt bewegt sich, wie bekannt, alles nach krummen. —

Wir machen uns so gewisse Rechnung auf die Zukunft und führen so bittere Klagen über unsere fehlgeschlagene Hoffnungen, als wenn uns die sichersten Reverse in bester Form Rechtens ausgestellt wären: und — in den meisten Fällen hat uns Niemand etwas versprochen, als — wir selbst. —

Ein guter Akteur würde übel zufrieden sein, wenn er nichts mehr erhielte, als den Zuruf und das Händeklatschen des Parterre: und doch erhält mancher, der seine Rolle auf dem großen Theater unverbesserlich gespielt hat, nichts mehr als das, von seiner Welt, und muß sich noch dazu sehr glücklich schätzen, so viel erhalten zu haben.

Aus einem ungedruckten Roman:
Der Bund, von K — pf.

Russische Volkslieder für eine Singstimme mit Clavier-Begleitung, aus dem Russischen übersetzt von G. von Doppelmair, R. K. Collegien-Rath.

Die im 23sten Blatt dieser Zeitschrift (von Soltau,) mitgetheilten Russischen Volkslieder haben gefallen, wenn ich anders — ihrem Werth — und den Aeußerungen die ich über sie hörte, trauen darf. Es wird also gewiß vielen Lesern eine willkommne Nachricht seyn, daß eine ganze Sammlung ähnlicher, mit den Original-Melodien, in Leipzig erschienen ist. Die Uebersetzungen sind leicht und fließend; hoffentlich auch treu, da der Uebersetzer Rußland als sein zweites Vaterland betrachtet, also wohl die Sprache desselben ganz inne hat, — und überall feines Gefühl und feinen Sinn für die Schönheiten der Poesie verräth. Schade ist es indeß, daß er, wie in der Vorrede gesagt wird, hin und wieder neuern Verbesserungen der Texte gefolgt ist: Alterthümer und Naturprodukte haben nie zu viel Alterthümliches und Natürliches. Ueber die Melodien braucht nicht geurtheilt zu werden; man kennt den National-Charakter der Russischen Singweisen: daß die Texte aber dem geistvollen Uebersetzer naiv und freundlich gelungen sind, davon mögen ein Paar Lieder wenigstens eine Probe geben.

Die singende Nachtigall.

Lieblich ist und grün
Dieses Gärtchen hier,
Und Dein Väterchen
Heget, pfleget es.

Voll von Blüthen prangt
Deiner Mutter Baum,
Und die Nachtigall,
Mädchen singt auf ihm.

Höre, wie sie lockt:
„Holdes Mädchen, Dir,
„Die ertönt mein Lied:
„Höre mich doch an."

„Klagend scheuchet es,
Sitzest einsam Du
Hoch im Kämmerlein,
Frühen Schlaf von Dir!"

„Bittend singt mein Freund,
Liebende, durch mich;
Auf dem feuchten Wald
Tönet Dir sein Lied."

„Liebchen, singt er Dir,
Höre diese Nacht
Unter diesem Baum
Meinem Flöten zu."

— Lausche nicht dem Lied
Dieser Zauberin;
In der dunkeln Nacht,
Mädchen, lausche nicht!

Deine Mutter weint
Unter ihrem Baum.
Höre mich! er wird —
Deiner Unschuld Grab.

Der Blumenkranz.

O — i, dort im Felde grünt
Eine Linde grünt im Felde.
Sie, sie beschattet schön,
Ein klein Hüttchen blank und rein.
Und drin im Hüttchen steht
Auch ein Tischchen weiß und glatt.
Und an dem Tischchen sitzt,
Ach, ein Mädchen wunderschön.
Sieh doch, sie windet dort
Einen schönen Blumenkranz.
O — i! Was? Nun windet sie
Edelsteine in den Kranz
Wem, Mädchen, schenkst Du ihn?
Einem reichen alten Mann?
Wie, einem alten Mann?
Jung und Alt das paart sich schlecht.
Sag, wem gehört der Kranz
Einem Jüngling schenk' ich ihn.
Süß ist des Jünglings Kuß! —
Nimm den Kranz aus meiner Hand.

Die merkwürdigste Nacht meines Lebens.

Um Mitternacht an einem schönen Tag,
Als ich entschlummert wachte,
In meinem Bette sitzend lag,
Und nichts vor Denken dachte,
Hu! weckt ein leiser Donnerschlag
Mich in der kühlsten Hitze
Aus meiner Träume Wahrheit auf,
Ach! und zuvor erfolgten drauf
Sechs laute dunkle Blitze.
Ich fuhr im zweiten ersten Schreck
Als Mann in Weiberkleider,
Floh nackt zum Glücke, leider!
Geschwind, wie eingewurzelt weg,
Und blieb im Fliehen auf Einem Fleck.
Doch sank im ruhigen Gestümmel
Mein stummes Angstgeschrei gen Himmel,
Da wards — natürlich wunderbar!
Mir langsam flugs im Schlafe klar,
Daß ich nicht eingeschlafen war.

Der Verfasser, dessen Hauptstudium ist, tiefsinnig und klar zu dichten, glaubt durch diese Probe mit den neuesten Verskünstlern sich in einen poetischen Wettstreit einlassen zu dürfen.

Ankündigung eines unfehlbaren Mittels, uns zu einer Literatur zu helfen.

Wem ein patriotisches Herz im Busen schlägt, der hat gewiß längst mit innigem Bedauren bemerkt,

wie langsam es in allen Stücken mit der Bildung der Deutschen Nation, vorzüglich aber in literarischer Rücksicht, gehe. Bei uns studiret, schreibt und dichtet nun schon ein Paar Jahrhundertelang Roß und Mann; wir besitzen vielleicht hunderttausend Deutsche Original-Werke, und mit dem allen bekanntlich doch „noch keine Literatur." *) Die einzigen ältern Werke die dafür gelten könnten, „weil unsre Anschauungen der Welt und des Lebens" darin niedergelegt sind," obgleich sie eigentlich aus dem Alt-Französischen übersetzt wurden, der gehörnte Siegfried, die vier Haimons Kinder, der Kaiser Oktavianus u. s. w., — diese unsre ältere Literatur, sage ich, bleibt immer noch bloß Eigenthum und Lieblingslektüre der Fischweiber, Drescher u. s. w. Die Sprossen unsrer neuern wahren Literatur hingegen, die poetisch-poetischen Dinge, welche unsre wenigen guten Köpfe den Spaniern, Italiänern u. s. w. nachmachen, und die gleichwohl wieder „unsre Anschauungen der Welt und des Lebens" enthalten, werden vollends gar nicht gelesen. Ja, eine traurige aber nur zu sichere Erfahrung lehrt: wenn sich gleich die Hoffnungsvollen auf niedern und hohen Schulen eine Zeitlang damit beschäftigen und sie nachmachen, so pflegen sie doch kaum aus den — legeljahren **) in die Jahre des Verstandes getreten zu seyn, da sie schon wieder von der rechten Bahn abweichen, und das Wesen der Poesie in dichterischen Ideen und Gefühlen, das Wesen der Beredsamkeit in dem hellen energischen Vortrage kraftvoller, gründlicher Gedanken, u. s. w. suchen lernen.

Offenbar rührt dieses Elend von den nationalen Fehlern unsrer Schädelbildung her, und der einzige Weg, die öffentliche Cultur mit Glück fort zu leiten, ist daß man mit den Hauptknochen anfange. Es wird daher, wie ich hoffe, die öffentliche Aufmerksamkeit und Erkenntlichkeit verdientermaßen erwecken, wenn ich hiermit anzeige, daß ich ein unfehlbares Mittel dazu entdeckt habe.

Ich habe nehmlich, mit großem Aufwande von Opium und Nachdenken, gewisse Maschinen dazu erfunden, die ich „poetische Figuren" nenne. Es sind Schädelformen von Papier maché, in denen allen den Erhöhungen die, nach Galls Theorie, an den Schädeln Lessings, Kästners, Lichtenberg, Thümmels und ähnlicher Helden der Plattheit, Witz, — an Klopstocks, Wielands, Vossens, Bürgers, Schillers, Herders, Matthissons, Schädel poetische Talente, — an Kants, Engels, Jacobi's Schädel ihren vermeintlich durchdringenden, philosophischen Verstand anzeigten, — tüchtige Knoten entgegengesetzt sind; denjenigen Erhöhungen hingegen, durch welche sich an den Köpfen der größten Lehrer unsrer Schule der erhabne Sinn für Wortspiele, für Sonnete und Assonanzen, und Jacob-Böhmischen Flug der Religiosität, verrathen, durch bequeme Vertiefungen nachgegeben worden ist. Diese „poetischen Figuren" braucht man nur neugebohrnen Kindern gleich nach der Geburt über den Kopf zu stülpen, und sie dieselben bis zum zwanzigsten Jahre tragen zu lassen, so kann man gewiß seyn, daß ihre Schädel die nöthige Gestalt annehmen werden, — durch welche den Deutschen ihre Nationalität, mit dieser der Sinn für die poetische Poesie, mit dieser endlich eine wahre Literatur wird gegeben werden. Ich muß gestehn, dieses Mittel die wahre Bildung des Volks herbeizuführen, sieht ein wenig sehr mechanisch aus: doch dafür ist es unfehlbar.

Den Verkauf meiner „poetischen Figuren" werden, wie ich hoffe, die Haupt-Verleger unsrer Schriften, die HH. Willmanns, Fromman, Dienemann und Reimer übernehmen, da er der sicherste Weg ist, den Umlauf der großen Schätze, welche ihre Waarenlager verschließen, zu bewirken. Da es indeß billig ist, daß jeder Erfinder den ersten Vortheil von seiner Erfindung ziehe, wird man mir es nicht übel nehmen, wenn ich meine Modelle nicht eher auf den Markt bringe, als bis man mir einen Verleger zu den sieben und zwanzig Bänden von Sonneten, Trioletten, Canzonen u. s. w. gefunden hat, die ich nun schon seit einem Jahre vergeblich aufbewahre. Die Buchhändler, selbst die genannten sonst so einsichtsvollen, haben jetzt eine gar fatale Schädelform angenommen, und — doch ich mag nicht erbittern. Genug: ich will ja gern meiner Nation dienen, diene sie mir nur auch.

Cinthio, poetischer Poet.

Anekdote.

„Haben Sie Ihren König (Ludwig XV.) gesehn?" fragte Friedrich der Einzige einst den berühmten D'Alembert. O ja, Ihro Majestät! — „Was sagte er zu Ihnen?" — Sire, er hat nicht mit mir gesprochen. — „Zum Teufel, mit wem spricht er denn?" fragte Friedrich.

*) Siehe Europa, zweiten Bandes erstes Stück, erste Vorlesung.

**) Ueber die Natur und Vortrefflichkeit der Wortspiele s. eben das. S. 201.

Ernſt und Scherz.

Vierzigſtes Blatt.

Am 16. November 1803.

Schöne Literatur.

Oeſterreichiſches Taſchenbuch für das Jahr 1804.

So reich, ſo glänzend iſt dieſes Bücherchen freilich nicht, als es ſeyn ſollte, da es einen ſo vornehmen Namen führt, aber es iſt elegant und enthält recht artige Sachen.

Das Titelkupfer iſt das Porträt Alxingers, ſehr ähnlich, wie man behauptet, und von Weinbauer ſehr gut gearbeitet. Eben der treffliche Künſtler, ein zweiter Chodowiecky, hat die vier übrigen Kupferſtiche geliefert, von denen zwei Scenen aus dem Regulus, die andern beiden, Scenen aus den rührend bekannten Idyllen der Dichterin Carolina Pichler darſtellen. Alle ſind mit der äußerſten Sauberkeit und Feinheit verfertigt und beſonders trefflich iſt dem Künſtler der charakteriſtiſche Ausdruck der Geſichter gelungen.

Unter den dichteriſchen Artikeln ſteht Rebecka, eine bibliſche Idylle von Carolina Pichler, voran. Die Idee, den Stoff zu Idyllen aus der Bibel zu entlehnen, iſt zwar in Rückſicht auf das Eigenthümliche des Gegenſtandes ſehr glücklich: denn die Einfachheit der Sitten die man dort findet, gehört nicht ſowohl Einem Lande, Einem Volke, als vielmehr der ganzen Menſchheit an, und hat ſehr viel Edles. In Rückſicht auf die Wirkung aber, die man machen will, iſt es bedenklich. Den meiſten Leſern geht es, wenn ſie einen bibliſchen Stoff künſtleriſch bearbeitet ſehn, ihn mit Kunſtgefühl beurtheilen ſollen, wie dem Jakob in Iſflands Auseuer, als er erfährt, wie man ſich gegen Frauenzimmer benehmen müſſe. Er muß ſich erſt darauf beſinnen, daß ſeine Mutter auch ein Frauenzimmer iſt, eh' er das Erlernte auch auf ſie anwendet, — und ehe man ſich darauf beſinnt, daß die religiöſen Gefühle beſeelt, nur der Geſchmack gehört werden ſolle, iſt Reiz und Neuheit des Kunſtwerks abgeſtumpft. — Dieſe Idylle iſt übrigens gut ausgeführt. Zwar die Hexameter gelingen den Damen ſelten oder nie, aber dafür hat Madame Pichler die ſchöne, herzliche Einfachheit des Tons, den der Gegenſtand forderte, glücklich getroffen.

Unter den übrigen poetiſchen Artikeln zeichnet ſich vorzüglich eine Romanze von Hinsberg „Friederwin von Eſchenthal“ durch ihren fließenden, leichten Vergang aus; noch mehr aber eine Hymne von Meißner, die nach der Abſicht des Verfaſſers, und wirklich auch ihrem hellen, und doch (man wird hoffentlich dieſes doch, nicht für bedeutungsloſes erklären,) poetiſch-religiöſem Sinn nach, den Glaubenden jeder Religion angemeſſen iſt. Sie hat erhabne ſchöne Stellen, und daß ihr Versbau muſikaliſch ſei, dafür ſcheint ihr Schickſal zu bürgen: ſie iſt von zwei berühmten Componiſten, Himmel und Maſchek, in Muſik geſetzt.

Sehr drollig ſticht gegen dieſe Hymne die Einleitung ab, die ein Herr Häfeli der Ueberſetzung zweier lateiniſchen Kirchenlieder, von denen wenigſtens das eine ſchon kürzlich viermal und zwar beſſer überſetzt worden iſt, voranſchickt. Er beſchuldigt unſer Zeitalter, daß „eine **abſolute Erſtarbenheit der höhern Organe** und das Prahlen mit einer **abgeſchmackten Aufklärung** ſein charakteriſtiſches Weſen ausmache.“ Eine **abgeſchmackte Aufklärung**, ſoll es ſeyn, wenn man die alten Mönchs-Allegorien, ſo viel poetiſchen Geiſt auch manche derſelben enthalten mögen, nicht mehr unbedingt als heilig verehrt? Oder was will H. Häfeli ſonſt? Die Schönheiten mancher alten Kirchenlieder läugnet gewiß niemand: — aber was folgt daraus? — Was H. Häfeli wünſcht, das daraus folgen ſolle, iſt klar: nehmlich, daß man die Sammlung von Ueberſetzungen derſelben, die er herauszugeben gedenkt, ſein fleißig kaufe. Er meint ſie ſeien populärer als manche der neuern. O ja, auch die Geſchichte des Fortunatus und ſeines Wünſchhütleins iſt populärer als Lorenz Stark und Wilhelm Meiſter: — aber drehalb beſſer? — — Auch nach Wien iſt alſo ſchon die lächerliche Clique durchgedrungen, die, weil ſie ſelbſt ſo kindiſchen Sinnes iſt, es für ein großes Gebrechen des Zeitalters anſieht, daß nicht jedermann mit Geiſterlöchern läuft? — Ob die gutmüthigen Wiener ſich wohl werden beſchwatzen laſſen?

Die proſaiſchen Aufſätze beſtehen aus zwei ſehr intereſſanten Gleichniſſen von Caroline Pichler, in ihrer bekannten ſinnvollen und eleganten Weiſe, und in zwei gut gewählten und gut ausgeführten Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen.

Sehr einfache Bemerkungen über Kunſt und Künſtler.

Kunſt, Kunſt iſt jetzt das allgemeine Stichwort, bei dem ſich unzählige Lippen öffnen und unzählige Federn in das Dintenfaß fahren; — und Künſtler glaubt jetzt ein jeder zu ſeyn, der etwa ein Sonnet zuſammenfügen, eine Rolle herſagen, einen Hoptanz componiren, — oder wohl gar nur über das alles räſonniren kann. Man kann im Allgemeinen mit Beſtimmtheit annehmen: wenn gewiſſe Gegenſtände von Allen beſprochen werden, wenn gewiſſe Worte in jedermanns Mund ſind, ſo wiſſen die wenigſten, was ſie dabei zu denken haben, ſo verbinden ſie wenigſtens keinen hellen Begriff damit, denn ſo bald man mit einem Gegenſtande oder Worte ganz im Hellen iſt, gebraucht und erwähnt man ſeiner nur — am rechten Orte. Einige wenn gleich nur flüchtig hingeworfene Erörterungen darüber, was man denn eigentlich unter **Kunſt** zu verſtehen habe, ſind daher gewiß nicht überflüſſig. Sollte auch gleich das Reſultat derſelben den meiſten denkenden Köpfen nur etwas ſehr Längſt Bekanntes ſagen, ſo giebt's ja der Denkenden nicht viel.

Man ſagt die **Staatskunſt** und die **Kunſt** des Eislaufens, **Arzneikunſt** und **Baukunſt**, **Dichtkunſt** und **Kochkunſt**, **Tonkunſt** und **Reitkunſt**, **Scheidekunſt** und **Tanzkunſt**. Was haben alle dieſe verſchiedenen Dinge Gemeinſchaftliches, daß man ihnen einen gemeinſchaftlichen Namen giebt? Die zufällige Aehnlichkeit die ein Spötter zwiſchen manchen auffinden könnte, z. B. zwiſchen der Staatskunſt und der Kunſt des Eislaufens, nehmlich daß beide auf ſchlüpfrigem Boden meiſtentheils in krummen Linien geübt werden; zwiſchen der Heil- und Baukunſt, daß beide feſte Wohnungen verſchaffen u. ſ. w. wollen wir auf ſich beruhen laſſen, aber ernſthaft unterſucht, finden wir fürs erſte, daß alle jene Namen eine beſtimmte Art von **Thätigkeit** bezeichnen. —

Aber nicht jede mit Fertigkeit geübte Thätigkeit iſt eine Kunſt. Wir holen Athem ſo bald wir die Luft erreichen, wir ſtehen ſo fort bis zu dem Augenblick unſers Todes: gleichwohl iſt es wohl nie jemand eingefallen, das Athemholen eine Kunſt zu nennen, denn — wir thun es ohne es beſtimmt zu wollen, meiſtentheils ohn' es zu wiſſen, und es war viele Jahrtauſende lang geſchehen, ehe man entdeckte, **warum** und wie es geſchehe. Weder Zweck noch Mittel ſind alſo bei dieſer Thätigkeit gewählt.

Das Gehen erlernen wir oft ſehr mühſam; wir üben es mit dem Bewußtſeyn, daß wir es wollen; wir haben einen beſtimmten Zweck dabei: wie kommt es daß demungeachtet, auch das Gehen, nicht eine Kunſt genannt wird? Die Urſache iſt ſehr einleuchtend: haben wir gleich einen Zweck dabei, ſo können wir doch die Mittel dazu nicht wählen. Wer gehen will, muß einen Fuß vor den andern ſetzen, das iſt's aller.

Sehen wir aber auf die Arten der Thätigkeit zurück, denen man den Namen der Kunſt giebt, ſo finden wir durchaus, daß die Ausübenden Zweck und Mittel willkührlich wählen: da hat man den einfachen aber beſtimmten Begriff der Kunſt. Die Ausübenden ſind Künſtler, wenn ſie beide einſichtsvoll zu wählen, und die letzten geſchickt zur Erreichung des Erſten anzuwenden wiſſen; — ſie ſind Pfuſcher, wenn ſie aufs gerathewohl und ohne Prüfung jedes Mittel anwenden, das ſich ihnen etwa darbietet; — ſie ſind Stümper, wenn ſie zwar einſichtsvoll zu wählen wiſſen, aber nicht die Fähigkeit der geſchickten Ausführung beſitzen: — denn mit Recht leitete ein philoſophiſcher Sprachforſcher das Wort

Kunst von den beiden Worten her: können und kennen. Nur wer durch Kenntniß kann, — etwas vermag, weil er versteht, ist Künstler.

„Und was ist bei diesen Erörterungen gewonnen?“ So viel, meine Dame — so viel, mein Herr, — als Sie daraus zu machen vermögen, aber wir wollen doch selbst eine kleine Anwendung versuchen.

„Nur wer durch Kenntniß schaffen oder wirken kann, ist ein Künstler:“ sind Sie ein solcher, mein Herr, der Sie Sylben zählen, wie sie Ihnen in den Mund kommen, Verse schnitzeln wie sie grade Mode sind, und wenn Sie ein Paar Dutzend oder hundert alt- oder neufränkische Phrasen, deren Sinn Sie nicht recht kennen, zu einer Gedichtform zusammengenäht haben, sich für einen Dichter halten? — Ueben Sie, meine Dame, oder Sie, mein Herr, eine Kunst, wenn Sie jede Rolle die Ihnen zugewiesen wird, hersprechen, wie die Töne nur aus der Kehle wollen, und mit Gesten begleiten, wie sie Ihnen gemüthlich sind, ohne daß es Ihnen nur einfällt, sich Rechenschaft darüber zu geben, warum Sie grade diesen Ton, grade diese Gebährde gebrauchen? — Wäre es Ihnen gefällig, diese Frage oft an sich zu thun, so hätten Sie einen Maaßstab der Sie etwas sehr wichtiges, Selbstkenntniß lehren könnte.

„Das Genie bedarf es nicht am Leitfaden des Nachdenkens fortzutappen.“ — Ja so, wenn Sie Genie fühlen, hab' ich Ihnen nichts weiter zu sagen, als — die Kleinigkeit: die Reife des Genies besteht darin, daß der Besitzer es aus Kunstgründen anzuwenden versteht.

B.

Kaspers Bekenntnisse.

Ein Beitrag zu den neusten romantisch-religiösen Romanzen.

Welch' schwere Sünde hab' ich doch begangen,
Wie konnt' ich also schlagen aus der Art,
Da alles mein zahmhaftiges Verlangen
Von gütgen Händen treu gestillet ward!
Hatt' ich hier nicht die weichste Lagerstäte?
Und fand zu jeder Stunde Speis' und Trank?
Oft wärmte mich ein Busen statt der Bette,
Ein zarter Busen, war ich irgend krank.

Welch ein Vertraun zu meinem Mitgefühle
Zu meiner Treu, schlug nicht in aller Herz'n;
Man rühmte den verstand'gen Kasper viele
Und ehrte mich im Ernsten wie im Scherz'n.
Und kam die Zeit des brünstigen Verliebens,
Ich die Geliebten zart gepfleget fand.
Im alten Rittersaal mit Kraft wir trieben's,
Zehn bunte Jungfern, ... mit rothem Band.

So lebt' ich froh die goldne Jugend-Stunde,
Und ging spazieren auf der Zinn' umher.
Sang manches Lied aus tiefem Herzensgrunde
Des holden Nacht-Tags schöner Wiederkehr!
Und meine Funkel-Augen sah'n voll Glauben
Des Himmels Funkel-Augen sanft erglüh'n:
„Ihr glänzet auch bei Nacht? Wer will mir's rauben,
„Daß meine Augen einst als Sterne glüh'n?“ *)

Gar anders ist es jetzt in meiner Seele,
Bin aus der Unschuld Paradies verstoß'n!
O hört mit Andacht, was ich euch erzähle,
Bis meines Sterbens heiße Qual verfloß'n.
Wenn ich zuweilen auf der Zinn' spazierte
Allein entzückt in göttliche Natur,
Ich oft den Satan neben mir verspürte,
Der sprach: „Das ist nicht deine Selbst-Natur.

„Du bist Genie, zur Wildheit bist geboren,
„Und darfst nicht werden so ein häuslich Mann.“
Ich spitzte unwillkührlich meine Ohren;
Und hörete den Weltversucher an.
„Ein wilder Jäger war dein seel'ger Vater,
„Nicht Bett' noch Schüssel hat er je von nöth'n,
„Bist du sein Sohn und ein wahrhaft'ger Kater,
„So laß die kläglichen Humanität'n.“ **)

Er lockte mich als Maus, oft auch als Ratze,
Und weckte so den alten Adam auf,
So lernt' ich endlich fangen Maus und Ratze,
Und ach, o Gott, ich fraß sie öfters auf! —
War das Natur, o du Naturverkehrer? —
Ich fühlt' es wohl, doch war mein Herz berückt;
Viel Unfug trieb ich, ward ein Ruhestörer,
Und immer noch mit Liebe angeblickt. —

Es wohnt die Unschuld unter'm hohen Dache
Dem Himmel nah', und girrt dem Himmel zu;
Ich aber triebe dort der Hölle Sache,
Und laurte, bis sich alles setzt zur Ruh.
Als sie nun eben sich geladet finden,
Beginnt in Ruhe manches Liebesspiel,
Sie kommen küssend halb und halb von Sinnen
Und Weib- und Mannheit werden Ein Gefühl.

Ach, als die Zarten Hals um Hals geschlungen
Mit vollem Magen schmachtend sich begatt'n,
Halt ich mich nicht, ich komm' hervor gesprungen,
Ein Biß, ich trink' das Blut von beiden Gatt'n.
Das Weibchen hatte grad' in ihrem Leibe
Zwey Embrionen, die ersterben auch;
Die weißen Seelen fliehn aus Mann und Weibe
Die Eierseelen folgen wie ein Rauch.

*) Wie man sieht, ist Kaspar in der poetischen Poesie sehr bewandert. Was er hier zu den Sternen spricht, ist nur ein Nachhall dessen, was zu den literarischen Sternen im N — — und an zwanzig andern Orten andre — Kaspers sprachen.

**) Man sieht, die Katzen sind auf dem Wege bald zu besitzen, was uns bekanntlich noch fehlt, eine Literatur. Die Geister ihrer Vorfahren bemühen sich, ihnen „ihre Anschauungen der Welt und des Lebens“ aufzufrischen.

Ich faß' und ſtoß' und ſtech' die blut'gen Strophen
Um meine Lippen in vergnügten Sinn.
Jüngſt, gnurr' ich, ja bei des Himmels Tauben-Hauben,
Mein Vater Geiſt nimmt dort nur Geiſtlichst hin,
Mich aber weich ein Ungeſicht erſchleiche,
Als ich ſo ſprach im dunklen Sonnenſtrahl!
Ich ſehe meines Vaters Laut und Miene,
Doch fürchterlich verzerrt in grauſer Qual.

Ein Knarren, Ein Gnaus, wie es die Ohren
Der Sterblichen von Sterblichen nicht hör'n,
Will mir das geilige Gehör durchbohren,
Ich kann mich einer Ungeſchrecktheit nicht erwehr'n.
„Weh mir, vernehm ich da aus Magens Munde,
„Daß ich dein Vater war, und du mein Sohn.
„Mich peinigen der Hölle glüh'nde Hunde
„Noch wegen meines eignen Frevels ſchon.

„Nun muß mich auch noch deine Schuld belaſten,
„Dort ſtehn die Kläger ſchon vor Gottes Thron,
„Die Tauchen dort, die ich ſo traut umfaßten,
„Nebſt ungebornter Tochter und dem Sohn.
„Eh' du herunter klimmſt muß ich das büßen
„Mit nun vermehrten Wunden die nicht heil'n;
„Drum komm' ich hin zu holen, mußt du wiſſen,
„Du ſollſt mit mir die Qual der Hölle theil'n."

Erſchrocken faß' ich nieder, um zu beten;
Die Händ' erheb' ich! — Was muß ich erblick'n
Ein glänzen hölliſch von des Blutes Röthen,
Ich ſtarre ich hin, bis daß nach einer Stunde
Die Sonne mit der Dunkelheit verſchwand,
Die Nacht mir leuchtete. Sieh, da verſchwunde
Das Laggaſtorm, ich komme in Verſtand.

Mir graußt die Haut, mir zittern alle Glieder,
Ich ſchlag' ein Kreuz, und ſäubre meine Hand',
Dann leer' ich weinend zu der Küche nieder
Und ſie' nen Haſen an dem Braten-Wend'.
Die Reue bohrt gewaltig mir im Herzen,
Das Feu'r des Herdes dünkt mich Höllenglut,
Mich ſtechen der Verzweiflung wilde Schmerzen,
Ich trage mich ſelbſt, und ſog' mein eigen Blut.

Da hör' ich, wie von Ratzen unterm Herde
Die Worte widerlich und quickend pfeifn:
„Daß Katzerle, den Braten euch verzehrt?
„Ein werden morgen die das Fell abſtreif'n!
„Willſt Buße thun? Der Teufel hat ne Küche,
„Da ſchrein lebendige Braten an den Spieß'n.
„Nimm Rach' an dir mit einem beißen Stücke,
„Daß durch den Tod, ſo wirſt du dort nicht büß'n."

Ich hör's und ſpring empor zu Feu'r und Sperre
Und ſtoße mich mit Macht dicht an den Hak'n,
Die Magd entblickt, die Flamme wollt nicht mehr,
Da will ich ſelber in die Kohlen blas'n.

Will küſſ' mich wenden, um mich wohl zu kränken,
Denn ach der Blick verräthet mir das Herz,
Doch in der Mildheit mag mir nichts gedenken,
In lautem Schreien ſingt zuletzt der Schmerz.

Sie kneten mich vom Spieß noch blutig,
Eh' ich verblich. O habet tauſend Dank,
Daß ich noch beichten konnt, eh ich in's Grabe
Mit neuer Mildheit beladen ſank! — "

Als Kocher alſo hatte ausgeſchrieben
Der edlen Magd, die bei ihm Wache hielt,
Ward er mit lindrem Ohr noch beſeelet,
Und ſeiner Wunden herber Schmerz geſtillt.

Da hub er an gar ſanftiglich zu weinen,
Ein' ſol'ge Rührung war an ihm zu ſchaun,
Er ließ die grauen Haare ſich verrinnen,
Und beichte mit glaubigem Vertrau'n.
Verwundernd ſah man jetzt, wie ihren Gichtalten
Sich zeigten ihm zu Häupten und zu Füß'n.
Dort ſchien ein weißes Mäuslein Wach' zu halten,
Hier Rach' ne Rag' auf ihren Hinterſüß'n.

Der Rage Augen funkeln voller Tücke,
Doch weichen ſie dem Blick des Mäuſelein,
Das weiße Mäuslein ſchaut mit klarem Blicke
Aus Lauben-Augen ruhig rund herein.
Der letzte Seufzer hob des Kranken Bruſt,
Die matten Augen kümmerten und brach'n.
Wild ſpringt die Rag empor ihm auf die Bruſt
Und will den Geiſt ihm von den Lippen rafſ'n.

Das weiße Mäuslein hebt den feinen Fuß, —
Es ſchlagt die Rag': — Ein Schrei: ſie iſt verſchwund'n.
Da ruhet es an der Leich' mit einem Kuß,
Und Maus und Leichnam wird nicht mehr gefund'n. —

Anekdoten.

Als Friedrich der Einzige ſeine berühmte Ode zum Prussions gedichtet hatte, ſchickte er ſie Voltaire'n, der grade zu Sans-Souci war, zum Durchfeilen zu. Unter andere Bemerkungen ſchrieb dieſer an den Rand: Ew. Majeſtät haben Ihre Prussions bald zweifelhaft, bald dreifelhaft gebraucht. Ein ſo erhabner Monarch kann freilich aus Einen Unterhanen machen, was Ihm beliebt. Erlauben Ihre Majeſtät mir indeß die Nachricht, daß es unter uns armen Reimern gebräuchlich iſt, die Endung ien wie Eine Sylbe zu brauchen; zum Beiſpiel { chrestien. / vaurien.

„Wie ich höre, ſagte die Herzogin von Queensbury zu Swift, ſoll die Luft in Ihrem Vaterlande vortrefflich ſeyn!" — Ei, antwortete Swift, legte den Finger auf die Lippe und ſah ſich furchtſam um. Sagen Ew. Herrlichkeit das ja nicht laut! Noch hat man keine Taxe darauf gelegt, aber wenn es bekannt wird —

Ernst und Scherz.

Ein und vierzigstes Blatt.

Am 19. November 1803.

Schöne Literatur.

Harmonia oder das Reich der Töne. Ein musikalisches Gedicht von Christian Schreiber.

Eine der erfreulichsten, ermunterndsten Erscheinungen, die seit einigen Jahren den Freunden und Verehrern der Poesie zu Theil geworden sind: ein Lehrgedicht, das von echt dichterischem Geiste eingegeben und ausgeführt wurde, und gegen welches fast nur das eingewendet werden kann, daß der Sänger seines Gegenstandes zu voll, zu sehr von ihm begeistert gewesen. Das ist allerdings eine Rüge: aber wie selten hat man Gelegenheit sie zu machen. Sie verdient zu haben, ist einer der überzeugendsten Beweise, die ein junger Dichter von seinem ausgezeichneten Talent geben kann. Was hier zu ihr berechtigte, — davon am Ende.

Gleichsam als Prolog des Hauptwerkes, beginnt das Buch ein Gedicht in einer Art von achtzeiligen Stanzen, die sehr wohlklingend sind, obgleich der Dichter gewagt hat, jeder zwei reimlose Verse einzumischen, und sich manchen unreinen Reim erlaubte. Der wahrhaft dichterische Geist, der es durchathmet, läßt alle Freiheiten übersehn und bezaubert. Das Gedicht besingt die Unvergänglichkeit der Harmonie, — und die Erschaffung der Weltordnung durch sie: beides kühne, gewagt-dichterische Ideen, aus der poetischen Philosophie alter Griechischer Weltweisen entlehnt, die aber vortrefflich dazu gewählt sind, das Interesse für das Hauptwerk zu entflammen. Der Dichter sagt:

Als in des Weltalls finstre Tiefen
Das neue Licht des Tages drang;
Der Wesen Kräfte machtlos schliefen
Und mit dem Nichts das Daseyn rang;
Als kreisend aus des Chaos Klüften
Der Elemente Form (?) entsprang,
Und Sphären ihre Bahnen (?) zogen
Und Sonnen durch die Räume flogen:

Da winkt' an seines Thrones Stufen
Der Demiurg den ersten Sohn;
Weit durch die Schöpfung hallt' sein Rufen,
Der Liebling stand vor seinem Thron,
Der Geist der Sprache, des Gesanges,
Das Urbild jeder Harmonie:
Und also von des Vaters Munde
Ward ihm der Sendung hohe Kunde: u. s. w.

Er geht aus, der Geist der Harmonie, durch den weiten Raum, in welchem das Chaos mit sich selber kämpft und die Ordnung und die Schönheit der Welt ist geschaffen.

Wohin der Zeugung Kraft gedrungen
Ward alles Einklang, Bund und Schwur;

Des höhern Geistes Huldigungen
Ergab sich freudig die Natur;
Gesang entstieg der Berge Grüften
Sprach donnernd aus des Sturmes Flug;
Und murmelt' in des Meeres Kräuseln,
Und lispelt' in der Weste Säuseln.

Dieses einführende Gedicht, in welchem eine Begeisterung und eine Sprache herrscht, die fast Schillers würdig ist, reichte fast allein hin, dem jungen Sänger für die Zukunft einen ehrenvollen Rang unter unsern Dichtern zu sichern.

Das Lehrgedicht selbst ist in Hexametern geschrieben und zerfällt in drei Gesänge. Der erste besingt die Entstehung, und lehrt die Natur der Musik; — der zweite die Erfindung und den Charakter einzelner musikalischen Instrumente; der dritte, die Vorzüge des Gesanges und die Allmacht der Musik. Man sieht, die Eintheilung des Stoffes ist mit künstlerischer Einsicht gemacht; und seine Behandlung ist trefflich. Sehr selten ist der Verfasser in den Fehler gefallen, der auch in den besten eigentlichen Lehrgedichten so oft gefunden wird, das Dichterische dem Lehrenden aufzuopfern und prosaische Anweisungen in Versen vorzutragen. Seine drei Gesänge sind ein reich und voll fortwogender Strom poetischer Gedanken in sehr wohlklingender Sprache. Alles gewinnt in seinem Geiste dichterischen Charakter und von Zeit zu Zeit giebt er erzählende Episoden, von einer seltenen Schönheit der Ausführung, z. B. im ersten Gesang die Fabel von der Syrinx, und die von Orpheus und Eurydicen; im zweiten die Begeisterung der Argonauten durch die Musik, und die Legende von der Erfindung der Orgel durch Cecilia; im dritten, die Rettung Arions. Der Stoff hätte indeß noch mehr dergleichen vertragen und hätte dadurch an Mannigfaltigkeit und Leben gewonnen. Mit Bedauren entsage ich, aus Rücksicht auf die Bestimmung dieses Blattes der genauern Erörterung aller Eigenthümlichkeiten des trefflichen Werkes und begnüge mich, nur ein Paar Stellen herzusetzen, die Bürgschaft für die Vorzüge des Ganzen leisten mögen. Im ersten Gesange sagt H. Sch. von dem Sinnlichen und dem Geistigen:

Zwei sind der Welten, die stets das sterbliche Leben umfassen
Mit verschiedener Kraft. Die eine ward aus dem Reiche
Der Natur gewoben, aus dunkeln irdischen Stoffen,
Die in ewiger Wandlung sich selbst zerstören und bilden.
Sichtbar stellt sie dem Auge sich dar, in trüber Erscheinung;
Während am Stabe (?) des Glücks der Mensch nach flüchtigen Bildern
Träumend hascht und die Palme verliert am Ende der Laufbahn.
Aber die andre ward vom schweren (?) Raume geschieden
Und dem äußeren Sinn, dem tragenden, ewig verschlossen,
Rein von irdischem Stoff, und frei im schöneren Wechsel.
Beide verschwehen in Eins im Innern der menschlichen Psyche;
Diese Doppelgestalt, die bald in Tempegefilden
Höherer Wesen verweilt, und bald am niederen Staube
Thierisch klebt; die das Schöne sucht im geistigen Dasein
Und das Vergängliche liebt, zu der Erde Schwere gezogen.
Aber die Kraft der Musik zieht aus entlegenen Fernen
Jene Verborgne herab u. s. w.

Wie der Dichter beschreibt, mag eine Stelle aus dem zweiten Gesange zeigen:

Wenn der würgende Krieg — — — — .
Wild die tönende Fessel zerbricht: aus des Erebus Nächten
Tritt er schäumend, ein Meeres-Orkan, mit zornigen Lippen
Und mit fliegendem Haar: — und unermeßlich dem Auge
Dränget sich Heer an Heer, die Waffen des Todes erblitzen
Und der gräßliche Mord schwingt hoch die blutige Fahne.
Wenn die bleiche Gefahr das Blut im Herzen erstarret,
Todesschauer und Schrecken die lechzenden (?) Adern durchrieseln:
Dann im Triumph erhebt sich der kühne Stoß der Drommete,
Donner der Pauken rauscht, von Schlachtgesängen ertönen
Thal und Gebirg', und des Vaterlands Ruf zum Klange der Waffen.
Dann dringt heiliger Muth in Heldenseelen der Krieger!
Alles ist Leben und Kraft; hoch schwingen die Rosse die Mähnen,
Staubaufstürmend; es dröhnt von wildem Getümmel der Boden,
Und im lauten Gewühl vermischt sich die Schlacht des Entsatzes.

Aehnliche, wenigstens eben so schöne Stellen ließen sich aus dem dritten Gesange häufig anführen, aber ich will statt dessen zu dem Gedicht übergehn, das den Beschluß macht. Es ist eine Kantate größtentheils in jener Odenform, die Dryden und Pope zu ihren Kantaten Alexanders feast und On Cecilia's day gewählt hatten. Sie hat die Ueberschrift: **Feier der Töne**, und ihr Inhalt ist in wechselnden Formen, ein Lobgesang auf die Zaubermacht der Musik. Es hat eine üppige Fülle schöner Gedanken und Gefühle und der Versefluß ist selber eine süße, liebliche Musik. Da der Dichter selbst componirt, so hat er auf die Forderungen, die Componisten an den Verskünstler zu machen, berechtigt sind, kenntnißvolle Rücksicht zu nehmen vermocht: und in dieser Beziehung scheint mir wenigstens, das Gedicht äußerst gelungen. Seine schönste Partie ist ein Wechselgesang der das Adagio und das Allegro charakterisirt, und von dem ich eine Stelle hersetzen will.

Das Adagio.

Wie der Schwan die Fluten theilet,
Still umkreisend seine Spur;
Wie des Lenzes Hauch verweilet
Auf der holden Blüthenflur;
Ruhig, wie der Welle Kräuseln
Wiegt der leichte Ton sich fort,
Und es wogt mit sanftem Säuseln
Durch die Seele der Akkord.

Das Allegro.

Hörst du das Rauschen im Tannengezweige,
Hörst du den stürzenden Wasserfall?
Also hinauf in die geistige Reiche
Drängt sich der feurigen Weisen Schall.
Und es umrauscht dich die strömende Menge,
Und es erwacht der gewaltige Chor;
Und auf der heiligen Fluth der Gesänge
Schwimmt der Gedanke zum Himmel empor.

— Aber nun die Fehler, die der Dichter beging? Sie lassen sich kurz zusammendrängen.

Wenn ein jugendlicher genialischer Geist von einem schönen Gedanken ergriffen wird; so geht es ihm, wie dem Jünglinge der zum erstenmale, heiß und wahrhaft liebt. Immer und immer steht nur der Eine Gegenstand vor seiner Seele; immer flammt nur das Eine Gefühl in seinem Herzen auf. Er spricht es aus, und wieder aus, und noch tausendmal, und glaubt immer etwas Neues gesagt zu haben, weil seine Empfindung ihm in jeder feinsten Nüance immer neu scheint. Er hat eigentlich recht, denn wie unendlich ist die Verschiedenheit des Gehalts, die der bloße Ton in die einfachen Worte: Ich liebe dich! bringen kann, aber — die ruhigern Zuhörer hören nur Wiederholungen. So hat der Dichter in diesen Gedichten fast nur Variationen eines einzigen Thema's, „die Allgewalt der Musik," gegeben, die selbst ihre Schönheit nicht immer verhindern kann; ermüdend zu werden. Aus eben der Ursache, weil er seines Gegenstandes zu voll war, hat er seine Ausdrücke nicht immer ganz passend gewählt: mehrere nicht passende sind in den angeführten schönen Stellen durch (?) bezeichnet worden.

— Endlich ist er noch nicht ganz Meister im Bau des Hexameters. Doch das sind einzelne Sommerflecken auf einem schönen Gesichte.

H.

Ueber Anekdoten.

Zu was mögen wohl Anekdoten gut sein? — Zur Unterhaltung? — Nachdem unser, ewige Veränderungen liebender Geschmack beinahe alle literarische Veränderungsarten durchgekostet hatte, mußte freilich auch die Reihe an die Anekdoten kommen. Wenn sie nur immer amüsirten, wie ein Feemährchen, ohne weiter zu schaden, so verdienten sie noch wohl im entferntesten Theil des Gebiets der schönen Wissenschaften einen Platz, allein sie zeichnen uns keine Gegenstände der idealischen Welt, erzählen von wirklichen, erzählen Züge, die charakterisiren sollen, und nicht selten von wichtigen Personen: in dieser Rücksicht verdienen sie wohl, daß man ihre Natur und ihren Werth im Allgemeinen, genauer erwäge.

Temperament, Stimmung des gegenwärtigen Augenblicks, und Ausbildung oder Verdorbenheit erzeugen bekanntlich alle unsere Handlungen, sie seien gut oder böse.

Die liebenswürdigsten Temperamentstugenden können mit einer lasterhaften Seele in einem Körper zugleich wohnen. Ein Mann, beurtheilt nach einer, jene Eigenschaften schildernden, Anekdote, erscheint gut und edel, ohne es wahrhaft zu sein. Auch der Wüthrich kann nach einem Freudenmale am wallenden Busen einer reizenden Buhlerin gütig, gerecht sein. Ist er darum tugendhaft? Wir werden ihn dafür halten, wenn wir ihn nach einer solchen oder mehrern, ähnlichen Umständen entlockten Handlungen beurtheilen. Sein ganzer Edelsinn ist Behaglichkeit.

Ein großer Mann, groß auch, durch was es sey, geht oft so sehr am Marionettendrath seiner Größe, daß man ihn höchstselten im wahren Lichte betrachten kann. Ein Nimbus umgiebt ihn, der oft erst nach Jahrhunderten verfliegt.

Hingegen geschieht es nicht oft, daß Laune und Unmuth, die sich durch tausend Umstände im Rechtschaffenen erzeugen können, ohne daß sie ihm anzurechnen sind, geschieht es nicht oft, frag' ich jeden, daß diese menschenfeindliche Empfindungen ihn zu einer That überraschen, die er bereits in der folgenden Viertelstunde wieder bereuet? Beschämt tadelt er sich selbst. Und — That oder Rede der Ueberraschung ergriffen, und als Anekdote ausposaunt, wie kann sie ein Leben voll thätiger Tugend brandmarken und Thränen der Kränkung dem Verschrieenen erpressen.

Unter die unzähligen Widersprüche im Menschen gehört auch dieß, daß er Wahrheit in ihrer Evidenz anerkennt, ohne darnach sich zu richten, zu denken, zu handeln. Alles, was ich gesagt habe, enthält allgemein bekannte und alltägliche Wahrheiten. Die daraus zu ziehende Schlußfolge, daß Anekdoten sehr unsichere Kennzeichen eines Charakters sind, wird mir nicht leicht jemand widerlegen; und doch wird alle Tage nach Anekdoten geurtheilt und noch nie ist wie jetzt, geflissentlicher Jagd darauf gemacht worden. — Nur der unzertrennliche Gefährte und Vertraute einer Person kann sie in einzelnen Zügen wahrhaft darstellen: und wie selten legitimirt sich der Anekdotenschreiber in dieser Qualität! — —

Anekdoten, die den Verstand und Witz einer Person erproben sollen, sind zuverläßiger, obwohl nicht immer entscheidend. — Der Einfältige sagt manchmal, wie Kinder, einen guten Einfall heraus; und der Mann voll Verstand und Geist hat auch — seine dumpfen Augenblicke. Zu Bonmots und guten Repliken gehört Witz, aber auch Gegenwart des Geistes

und Bekanntschaft mit der Welt, oder wenigstens eine gute Dosis Präsumtion von sich selbst. Der gescheuteste Kopf, eben darum bescheidener, als andere, weil er weiter sieht, zeigt sich, wenn er isolirt zu leben gewohnt ist, in einem ungewohnten Gesellschaftskreise, in einer für ihn ganz neuen Situation, oft, wo nicht albern, doch schwach. Doch, ist er wirklich verständig, so wird er sich leicht darüber trösten, so verkannt zu werden. Ein einziges Wort, ein einziger Augenblick, den er benutzt, reicht hin, ihm sein gebührendes Ansehn zu verschaffen, und auf jeden Fall ist Täuschung am Verstande eines Menschen nicht so schädlich, als die an seinem Herzen. Tausende mögen mich lieber für einen Dummkopf, als einer von ihnen für einen bösen Menschen halten!

K — pf.

Der Ursprung der Rose.

Die Blume der Liebe, nennt man die Rose? Nicht immer war sie der goldnen Venus geweiht. Einst war sie ein ernstes Denkmal der Strafe, ein warnendes Zeichen. — Schon von ihrer Geburt ward die junge Rosalia dem reinen Dienste Dianens gewidmet. Zu ihrer Priesterin ward sie erzogen, doch da sie nun in dem reizenden Jugendschmuck des sechzehnten Jahres prangte, überwältigte Mitleid das Herz ihrer Mutter. „Wie, rief sie aus, trug und pflegte ich diese liebliche Blüthe nur, damit sie in dem dumpfen Schatten eines Tempels vergeblich dufte und prunke? Daß nie der reifende, beseligende Sonnenstrahl der Liebe sie entzücke?" Sie entführte die Tochter von dem einfachen Altare Dianens zu dem goldnen des beglückenden Hymen. Mit zitternden Lippen sprach die Jungfrau die strafbaren Gelübde, die Cymedoren Wonne und Treue verhießen. Doch da sie von dem Altar sich entfernten, erklang ungesehen der furchtbare Bogen, der einst Nioben vor Jammer zum Stein erstarren ließ. — Rosalia wankte und sank entseelt zu Boden. Nur ein leiser Seufzer schien die Härte der Göttin zu bejammern, aber er blieb nicht unerhört. „Nicht ganz sollst du sterben!" rief Diana erweicht, und als Cymedor verzweifelnd den Leichnam seiner Geliebten umarmen wollte, fand er statt seiner ein Gesträuch, dessen volle duftende Blüthe durch ihr keusches Weiß sich als das Sinnbild der Unschuld verkündigte, aber mit starrenden Dornen umgeben, den Verwegenen drohte, die sie zu entheiligen wagten. — Selbst die Hand Cupido's verletzten die Dornen feindselig einst, aber er warf einen Tropfen des hervorquellenden Ichors auf die prunkende Blume der Unschuld und sie erglühte zur Blume der Liebe. „Die kalte Unschuld sey heilig, rief er; doch durchglüht sie das Feuer des Gefühls, dann — dann drohen die Dornen umsonst!" Er flog fort seiner Mutter triumphirend einen Kranz von der verherrlichten Blüthe des Dianenstrauches zu bringen.

Eine Frau.

Ein Vorschlag,

welchen ich alle Potentaten zu beherzigen bitte.

Der heilige Novalis — welchem der heilige Vater in Rom nach hundert Jahren die Kanonisation angedeihen lassen wolle; wenn nicht vielleicht der Advocatus Diaboli mit zu starken Einwendungen dagegen stimmt! — lehrt in seinen unsterblichen Schriften: daß, wenn man sich unbedingt mit Leib und Seele der Mystik in die Arme werfe, man es leicht dahin bringen könne, verlohrne Glieder zu ersetzen und nichts zu sehen, zu hören, zu riechen, zu schmecken und zu fühlen, als was man grade zu sehn, zu hören, zu riechen, zu schmecken und zu fühlen, Lust habe. Ei, der Tausend! wenn das wahr ist; so rathe ich den Alexandern unserer Zeit, künftig ihre Armeen aus dergleichen Mystikern zu errichten. Stürmen diese Herren eine Batterie, so werden sie sich einbilden, ins Hochzeit-Bette zu wallfahrten; rauben ihnen die Stückkugeln Arm' und Beine, so restauriren sie sich, gleich den Krebsen. Freilich, wenn ihnen auch der Kopf genommen würde — Doch dieser Fall könnte wohl nicht eintreten.

Folgende Stelle aus Novalis Schriften, würde der Advocatus Diaboli, von welchem ich oben sprach, anzuführen nicht ermangeln:

„Die christliche Religion ist die eigentliche Religion der Wollust. Die Sünde ist der größte Reiz für die Liebe der Gottheit; je sündiger sich der Mensch fühlt, desto christlicher ist er. Unbedingte Vereinigung mit der Gottheit ist der Zweck der Sünde und Liebe."

Kyrie eleison! — Vor mystischer Verrücktheit und des heiligen Novalis Philosophie bewahre uns lieber Herre Gott!!!

dt.

Die Kunst vor dem hochnoth-peinlichen Halsgerichte der Brod-Gelehrsamkeit.

Eine Fabel.

Sanft, wie der Flöte Hall,
Schlug einst die Nachtigall.
Ihr süßes Lied entzückte
Die lauschende Natur;
Ein feines Gänchen nur —
Indeß ihr alles Beifall nickte —
Verbat sich den Gesang
Aus Furcht vor Ohrenzwang.
„Was nützen solche Possen,
Wodurch man blos das Herz entzückt;
Nicht aber auch den Leib erquickt?"
Sprach sie verdrossen
Zum Haael Hans.
Da schrieen der Thiere Professoren
Von Haaren grau und lang von Ohren:
Hoch lebe die solide Gans!! —

dt.

Dichter Claus und Veit.

Claus.

Ja, Freund, die inhaltlose Poesie,
Freimüthig will ich Dir's verrathen.
Die einzig ist die echte.

Veit.

Wie?
Ist das? so rath' ich, bester Claus:
Zerbrich Dir nicht den Kopf mit Dichten;
Gieb künftig — weiß Papier heraus!

dt.

Ernſt und Scherz.

Zwey und vierzigſtes Blatt.

Am 23. November 1803.

Schöne Literatur.

Iris. Ein Taſchenbuch für 1804. Herausgegeben von J. G. Jacobi.

Welch ein beneidens-würdiger Mann iſt der Herausgeber! In ſeinen Jugendjahren erwarb er ſich als Dichter den feurigen Beifall, die liebende Bewunderung aller Geſchmackvollen ſeiner Nation und aller die Zartgefühl und frohen Lebenſinn verbanden; — und ſetzt im Alter ſetzt er noch jährlich der beſſern, der wahren Dichtkunſt, die von ſo viel lächerlichen Ausartungen und Mißgeburten bedrängt wird, ein ſchönes Denkmal. Möge er noch recht lange ſeines verdienten Ruhmes genießen und uns noch lange mit gleich ſchönen Fortſetzungen dieſes Taſchenbuches beſchenken!

Das diesjährige iſt ſeiner Vorgänger vollkommen würdig. Daß ſich auch nicht Ein verwerflicher Artikel eingeſchlichen hat, dafür bürgt ſchon der Name Jacobi; aber es verdient auch das Zeugniß, daß es viel vortreffliche Sachen enthält.

Im Ganzen gebührt indeß den Artikeln in Proſa der Vorzug, und unter dieſen einem von dem Herausgeber ſelbſt, mit der Ueberſchrift: Gleim. Der vieljährige unvergeßliche Freund des Unvergeßlichen giebt über dieſen ein Fragment einer Biographie, in der wahres, warmes Gefühl einem hellen Geiſt beredt macht. Man wird es mit großem Genuß, ſelbſt mit Rührung leſen. — Nächſt ihm verdient eine kleine philoſophiſch-dichteriſche Phantaſie, die drei Schweſtern, von der Gräfin von Stolberg, und ein Brief von Körnen über Landſchafts-Malerei, voll heller treffender Gedanken, den Vorzug. Eine andere, aber nicht geringere Art des Intereſſe erregt das Fragment eines Briefes von einem jungen Seeofficier, das Oſtindien freilich in einem ganz andern Lichte zeigt, als dasjenige iſt, mit welchem die Phantaſie es gewöhnlich verherrlicht, wenn man es in Europa nennt, — und ein Aufſatz: „Levaillant und Mungo Park" überſchrieben, von einem Herrn Schnetzler. Aeußerſt anziehend, und zwar wieder auf eine andere Weiſe, iſt endlich ein ſechster Aufſatz: Alemanniſche Gedichte, von Jacobi, in welchem von einer Sammlung Gedichte in Schwäbiſchem Dialekt Nachricht gegeben wird, und dem ein Paar dieſer Gedichte ins Hochdeutſche überſetzt, beigefügt werden. Dieſe Proben ſind in der That ſehr ſchön, und erregen den Wunſch, daß der Verfaſſer der Originale, Hebel, künftig nicht bloß für ſeine Provinz, ſondern für ganz Deutſchland verſtändlich dichten möge. Daß er es mit Leichtigkeit könne, zeigt die Ueberſetzung die er ſelbſt von einem ſeiner ſogenannten Alemanniſchen Gedichten nachgeliefert hat.

Welchem unter den poetischen Beiträgen den Preis gebühre, ist schwerer zu entscheiden, und kann überhaupt wohl — unentschieden bleiben. Es ist genug wenn hier die Namen der vorzüglichsten Theilnehmenden angeführt werden, und die sind Pfeffel, Chr. Graf zu Stolberg, Haug, Friederike Brun, Klamer Schmidt, Bothe, Masslieben, und ein R. der schon in den vorigen Jahrgängen treffliche kurze Gedichte lieferte. — Besondern Reiz gewinnt dieses Taschenbuch, durch seine Mannigfaltigkeit: es verdient in der That den Namen der Iris, denn es spielt mit jeder Farbe, die Anspruch auf Schönheit machen kann und hat nur die Einförmigkeit, daß alles was es giebt, geschmackvoll ist.

Der Kupferschmuck des Büchelchens besteht nur aus sechs Blättern, aber sie sind von Lips gezeichnet und gestochen.

Damit diese Anzeige des so sehr interessanten Büchelchen nicht gar zu trocken ausfalle: — wenigstens etwas zum Verkosten, und zwar eine Schilderung die den Zauber reizender Malerei mit schönem poetischen Sinn verbindet, von der mit Recht geschätzten Dichterin Fr. Brun.

Die Täubchen über dem Stromsturz Tivoli.

Donnernd schäumt die schwarze Tiefe.
Fern erscheint des Aethers Blau;
Zackigt ragen braune Klippen;
Dunst entsteigt der finstern Kluft.
Fels und Hain erbeben
Wo der Stromfall tostet;
Durch geborstne Felsen
Tobt der Felsbach hin.

Wilde Trümmerstücke
Bau'n die Schauerbrücke;
Hoher Luft entwanken
Grüne Epheuranken.
Sinnen und Gedanken
Schlingt der Abgrund ein;
Berg und Haine schwanken,
Unter mir erbebt der Stein.

Ueberm schwarzen Schlunde,
Wo der Stromguß stäubt,
Wo der Donner hallet,
Und der Kluftwind weht,
Wo mit leisem Schauder
Selbst die Kühnheit steht,
Schweben stilles Fluges
Hin und her und drüber
Leicht beschwingte Täubchen.

Lange schon gesunken
Ist der schwarzen Tiefe
Jeder Sonnenschimmer;
Nur die Täubchen tragen
Ueberm finstern Schlunde
Auf beglänztem Fittig
Noch das Abendroth!
Hin und wieder schwebend
Ueber dunkler Tiefe
Tragen noch die Mütter
Ihren zarten Jungen
Aemsig Nahrung zu;
Und auf ihren Flügeln
Ueberschwebt der Tiefe
Nacht des Abends Gold.

Lieb' und Treue wagen, was selbst Kühnheit scheut:
Ueber finstern Nächten schwebt der Hoffnung Licht.

Als Zugabe noch ein Paar Anekdoten von Gleim, die Jacobi hier mittheilt. „Einst an einer vornehmen Tafel gerieth Gleim mit einer Excellenz in ein Gespräch über die Könige: Die Excellenz, welche in mancherlei Rücksichten befugt war, von Gleim alle Schonung zu erwarten, sagte unter andern das Bekannte: Je größerer König, je größerer Räuber. „Ja, versetzte Gleim: es war ein Scythe, der das Alexander dem Großen antwortete.“ —

Zu einer Zeit, da er Jacobi's Porträt und das seinige von einem Wachsmaler verfertigen ließ, speisten beide bei dem Domdechant von Spiegel. Während der Tafel sagte ein Edelmann, ein Freund der beiden Dichter, zu Gleim: „Sie und Jacobi lassen sich malen? Vermuthlich in Lebensgröße.“ Nein, erwiederte Gleim; das ist für Ritter, damit man den Sporn sieht. Bei uns ist der Kopf die Hauptsache.

Poetische Versuche, von Ferdinand Wolf.

Motto: Ich sage nicht, daß sie unsterblich sind.

Unsterblich? Nein, nicht einmal sterblich, denn sie leben nicht. — Der Verfasser zeigt so viel Bescheidenheit, und verräth hin und wieder einen so gesunden Gedanken, — ich sage, er verräth, denn deutlich und glücklich ihn auszudrücken, gelingt ihm fast nie; — man kann sich nicht enthalten, theilnehmend zu bedauern, daß er seine Versuche drucken ließ.

Voran steht eine Anrede an das Publikum, überschrieben: Der unglückliche Prinz Neantus, aus der Fabellehre. Neantus, sagt der Verfasser, hätte die Leier des Orpheus ergriffen, um, wie dieser, die Thiere zu bezaubern: aber nur die Hunde wären zusammengelaufen, und hätten ihn — zerrissen. Er fürchtet — selbst der Prinz Neantus zu seyn. Der Einfall ist so übel nicht, obgleich eben nicht sehr verbindlich für die Kritiker: indeß hat Herr Wolf nichts zu fürchten. Er hat die Leier des Orpheus nicht erhascht; es werden weder Leser noch Kritiker um ihn zusammenlaufen; zerreißen wird man ihn also nicht, — kaum im Vorbeigehn bemerken. Den Lesern einen Begriff von

seinem Poetisiren zu geben, werden ein Paar seiner kürzesten Fabeln — das Bändchen enthält fast nichts als Fabeln, — hinreichen. Ich wähle sie unter den bessern:

Das Gärtner-Mädchen und die Biene.

Das Mädchen.

Warum, mein Bienchen, kreiselst Du
So gern auf kleine Blümchen zu!
Sie strotzen doch so wenig!

Die Biene.

Mein Kind! ich suche Hönig.

Das Johannes-Würmchen und die Heuschrecke.

Das Johannes-Würmchen.

Ja Schwesterchen! nicht wahr? mein Licht
Ist wirklich sanft und schön.

Die Heuschrecke.

O ja! doch sage selbst das nicht!
Und laß dich nur des Nachtes sehn.

Wäre ich sicher, daß Herr Wolf nicht dadurch zerrissen zu werden glaubte, so würde ich ihm rathen, erst die deutsche Sprache richtiger zu erlernen, als er sie jetzt inne hat, und dann — doch eher keine Fabeln drucken zu lassen, bis er den Charakter der Dichtungsart begriffen hat, stumpfe Einfälle vom scharfsinnigen zu unterscheiden, und die letztern treffend und dichterisch schön auszudrücken vermag. —

Mit dem Verfasser wär' ich so ziemlich fertig, aber — mir ist, als wär' ich den Lesern noch einen Beweis schuldig, daß dem Herrn nicht zuviel geschah, indem ich ihn so behandelte. Eine einzige Fabel nach, und man wird mich für sehr nachsichtsvoll halten; — doch geb' ich, um den Raum zu sparen, nur in Prosa, was der Verfasser in Versen sagt.

Ein Rehbock, der im Buchenhain ruht, hört einen Liebesruf. Er springt auf, eilt der Stimme nach, und wird von dem lockenden Jäger erschossen. — Der Jäger lockt wieder: ein andrer Rehbock naht, aber dem Jäger entwischt ein unrichtiger Ton und der Gelockte entflieht. — Nun geb' ich allen Scharfsinnigen von Triest bis Kiel, und von Memel bis Strasburg auf, zu errathen, was für eine Lehre der Verfasser daraus folgert. Doch wenn sie sich Jahresfrist erbäten, sie würden nicht errathen, daß er folgendermaßen schließt:

Wenn nicht die schönste Harmonie
Den Karakter der Lina schmückt,
Nach der dein Auge schmachtend blickt,
Mein Freund, dann fliehe sie.

„Gleich wie der Löw' ein grimmiges Thier ist, also — sollen wir in einem neuen Leben wandeln.“

Welchen Kunstwerth können Travestirungen und Parodien haben?

Die Frage ist wohl nicht unwichtig, da das Travestiren grade jetzt zu den cursirenden Hauptspäßen gehört: aber ehe ich sie zu beantworten versuche, muß ich bestimmen, was travestiren und parodiren heiße?

Beide haben das Gemeinschaftliche, daß ihr Zweck ist, ein ernstes Kunstwerk zu einem komischen gleichsam zu verzerren: aber das Mittel, wodurch es geschieht, macht einen Unterschied zwischen beiden.

Das Travestiren (Umkleiden, Verkleiden,) geschieht, indem man den Stoff des ernsten Kunstwerkes behält, aber die Form desselben verändert. Scarron und Blumauer sprechen in ihren Travestirungen der Aeneis von denselben Gegenständen und Begebenheiten, die Virgil behandelt hat, aber sie schildern sie nicht, wie er that, mit Zügen, die Theilnahme und Bewunderung, sondern mit solchen, die Lachen erregen.

Das Parodiren geschieht, indem man die Form des ernsten Kunstwerkes behält, sie aber auf einen komischen Gegenstand anwendet. Das ist es, was wir fast in allen komischen Helden-Gedichten finden, von Homers Frosch-Mäusekrieg bis auf die Striegliade. In allen werden geringfügige, belustigende Begebenheiten im hohen epischen Tone vorgetragen.

Die Parodie also, so wohl als die Travestirung, ist nur dadurch möglich, daß es ein ernstes Kunstwerk giebt, dem sie gleichsam auf die Schleppe tritt. Sie setzen voraus, daß dieses Kunstwerk dem Leser nicht nur bekannt, daß es ihm, seinen einzelnen Zügen nach, durchaus gegenwärtig sei: denn so bald das nicht ist, haben ihre komischen Schilderungen ihre schärfste Spitze verloren, und werden unverständlich, wo nicht gar albern. Weiß man die Aeneis nicht auswendig oder liest sie nicht nach, so gewinnen fast alle Scherze in Scarrons und Blumauers Travestirungen derselben, ein sehr abgeschmacktes Ansehen. Eben das ist mit den Parodien der Fall. Zu den glücklichsten die jemals gemacht worden sind, gehört die Beschreibung die Pope im Lockenraube, von Belindens Unterrocke giebt, und die Geschichte ihrer Haarnadel: aber wer nicht weiß, daß die erste der Beschreibung, die Homer vom Schilde des Achill macht, — und die letzte der Geschichte des Scepters, das Agamemnon trägt, nachgeahmt ist; wer nicht bei Belindens:

Let Spades be trumps, she said, and trumps they were
(Pique werde Trumpf, sprach sie, und es ward Trumpf.)

an das: Gott sprach, es werde Licht, und es ward Licht! denkt, der — liest in der That sehr artige Sachen, aber das Salz der Parodie ist für ihn nicht da.

Sollte dieser einzige Umstand nicht hinreichen, allen zu beweisen — was bei denkenden Kritikern,

längſt ausgemacht war, — daß Traveſtirungen und Parodien, — ſo witzig, ſo beluſtigend ſie auch für den Augenblick ſeyn mögen, — im Grunde eine ſehr ärmliche, undankbare Anwendung des Talents ſind? Ein Werk, deſſen Inhalt nur dadurch Intereſſe hat, daß ein anderes Werk exiſtirt, das in ihm beachte oder belächelt wird, — kann keinen Anſpruch auf ſelbſtſtändigen Werth machen. Es gleicht einem witzigen Taugenichts, der verdienſtvolle Männer, die nicht zum Scherzen aufgelegt ſind mit Bonmots verfolgt. Man lacht mit ihm und — verachtet ihn gleichwohl: denn Witz iſt wohl eine ſehr ſchätzbare Zugabe zum Verdienſt, nicht aber ſelber ein Verdienſt. Popens Lockenraub iſt ein unſterbliches, treffliches Gedicht, aber nicht durch ſeine Parodien. Hätte es keine andere Reize, ſo wär' es längſt vergeſſen. —

B — n.

Aufgeworfner Zweifel.

Man greift Shakeſpeare ſo ſehr wegen der Einheit und Wahrheit der Charaktere die er aufſtellt, und doch hat einer ſeiner wichtigſten, Hamlet, — wie ſoll ich ſagen? — einen Riß, oder einen Sprung, und noch dazu an einer Stelle, die grade die berühmteſte am meiſten bewunderte des ganzen Stückes iſt. Mir iſt nicht bekannt, daß ſchon ſonſt jemand dieſe Bemerkung aufgeſtellt hat. Ich ſchicke ſie Ihnen alſo für Ihre Zeitſchrift zu.

Hamlet ſagt in ſeinem ſchönſten Monolog, „Seyn oder Nichtſeyn:“

— — — Wer trüge Laſten
Und ächzte und ſchwitzte unter Lebensmüh? —
Nur daß die Furcht vor etwas nach dem Tode
Das unentdeckte Land, von des Gebiet
Kein Wandrer wiederkehrt, den Willen irrt.

— und doch iſt das Hauptmotiv des ganzen Stückes, und vorzüglich von Hamlets Benehmen, daß ihm ein Wandrer aus dem Gebiet des unentdeckten Landes wiedergekehrt iſt, nehmlich der Geiſt ſeines Vaters. Wie hänge nun Hamlets philoſophiſches Zweifeln mit ſeiner Geſchichte und ſeinem Glauben an den Geiſt zuſammen? Träfe etwa das: „Zweifeln nicht ſelbſt der gute Hemer wohl ein wenig!“ hier auch bei Shakeſpeare ein? Ich glaub' es. Zwar ließen ſich allenfalls die Entſchuldigungen anführen: man müſſe annehmen, zwiſchen der Erſcheinung des Geiſtes und dieſem Selbſtgeſpräch ſei eine lange Zeit verfloſſen, während welcher der Eindruck, den jene auf ihn gemacht, ſchon zu ſehr geſchwächt worden, als daß ſie ihm einfallen könne, wenn er ſich in Grübeln verliert: aber Hamlet handelt ja doch noch auf Antrieb jener Erſcheinung und — auf jeden Fall mußte ſie den Zuſchauern doch noch zu neu ſeyn, als daß dieſe nicht ſonderbar finden ſollten, wie er über das unentdeckte Land, aus dem er wichtige Nachrichten erhalten hatte, in Ungewißheit ſeyn könne. — Eine andre Entſchuldigung wäre: Shakeſpear habe dadurch daß er Hamlet die Erſcheinung hier vergeſſen läßt, jenen ſchwankenden, grüblieriſchen, ungewiſſen Sinn deſſelben charakteriſiren wollen, der ihn ſelbſt mit der Ausführung ſeiner Rache ſo lange zögern läßt, bis ein Zufall ſie ihm in die Hand drängt: immer aber bliebe es noch zu rügen übrig, daß in dem Räſonnement über die jenſeitige Welt, die Botſchaft daher, gar nicht in Anſchlag gebracht wird. — Sehr oft hab' ich geleſen: Shakeſpeares Werke wären ein Studium, mit dem man nie fertig werde. Ich bin weit entfernt, die großen, unverkennbaren Schönheiten zu verkennen, die ihn unſterblich machen, aber ſollte das „Nicht fertig werden,“ nicht etwa größtentheils auch darin liegen, daß man von dem Grundſatze aus zugehen pflegt, er könne nichts als vortreffliche Sachen geben, und dann — jeden Augenblick auf Dinge ſtößt, die eigentlich Fehler ſind, und eines weitläuftigen Commentars bedürfen, um in Vollkommenheiten umgedeutet zu werden?

— r.

An die Entfernte.

Wenn im Dunkel des Hains ich traurig wandle,
Gleitt mir ergiebter Thränenbalſam, der durch hohe
Ferne Wehmuth hervorbricht,
Trauf und entrankende Herz.

Bald, ſo ſeufz' ich, bald bricht ein Strahl, bald bricht er
Durch das Schattennachtnetz der Entfernung,
Und die freundliche Nähe
Dämmert, wie Morgenroth, auf.

Wann der traufende Nord dem Gegenſtabe
Silberſchäumende Wogenrechen zutreibt,
Und auf ihnen den Nachen,
Bleibt mir vor Freude das Herz.

Auf den Fluthen der Zeit, ſo denk' ich, werd' auch
Ich das liebe der Trennung bald erreichen,
Wo in ewiger Liebe
Wiedervereinigung winkt.

Was mein Auge nur ſieht, des Himmels Wölbung,
Und das Wallen der Saat, die grüne Waldung,
Alles mahnet mich Deiner,
Kündet mir Wiedererblickn an.

Ach, wie iſt ſie ſo heilig, meine Seele,
Wenn den wonnigen Augenblick ſie denket,
Wo ſie, daß ſie noch lieber,
Dir das Gelübnüß erneut.

J. G. Roſenhayn.

Anekdote.

Als Voltairens Merope gedruckt worden war, fragte man Fontenellen was er von ihr dächte. „O, ſagte er, die Darſtellung machte Voltairen, und der Druck Demoiſelle Dumesnil unendlich viel Ehre.“ Kann man beißender loben?

Ernst und Scherz.

Drey und vierzigstes Blatt.

Am 26. November 1803.

Schöne Literatur.

Die Söhne des Thales, ein dramatisches Gedicht, zweiter Theil, oder: Die Kreuzes-Brüder.

Fast kann ich mich nicht erinnern, jemals ein Werk so unbefriedigt und misvergnügt aus der Hand gelegt zu haben, als dieses. Der erste Theil, so bald man ihn nur als Einleitung als Vorbereitung ansah, (wie in der Anzeige desselben geschah,) versprach so viel, so sehr viel, — und dieser zweite leistet so wenig, so sehr wenig! Jener verrieth große Talente des Verfassers für das schöne dichterische Detail, doch dieser zweite zeigt, daß ihm das Haupt-Erforderniß zum Künstler, die Fähigkeit fehlt, was er leisten will, in Eine große, alles umfassende, schöne Idee zusammenzudrängen. Er gleicht einem Bildhauer, der nach Maaßgabe des vorliegenden Blockes erst einen bärtigen Männerkopf, dann eine volle Weiberbrust, dann ein Paar Kinderhände meisselte, ohne bei dem neuen Gliede das er verfertigte, sich des vorigen zu erinnern, und nun wenn der ganze Block verarbeitet ist, vor dem Werke hinträte, und sich fragte, was hab' ich gemacht? — und sich am Ende wohl gar, weil jeder einzelne Theil für sich leidlich gerathen ist, einbildete, ein schönes Kunstwerk geliefert zu haben. Von allen den Charakteren die im ersten Theile so schön angelegt, und mit so sorgfältiger Nüancirung ausgeführt wurden, stehe in diesem zweiten Theile sich fast keiner mehr ähnlich. Von allen den Erwartungen großer Thaten und Begebenheiten, die dort erregt wurden, wird beinah keine einzige erfüllt; und die meisten Fäden des Interesse, die er so bedeutungsvoll anzuknüpfen schien, sind in diesem zweiten abgerissen: es ist ein durchaus mislungenes Werk.

— Dieser zweite Theil fängt an, als Molay und seine Gefährten schon sieben Jahre im Kerker gelegen haben. Ein großer Theil der letzten ist hingerichtet; andre haben den Orden verrathen und ihn mit falschen Anklagen überhäuft; er selbst ist wahnsinnig und krank, und der Tag seiner Hinrichtung ist schon festgesetzt. Der Verfasser übergeht also alles, was seinem Werke künstlerischen Werth geben konnte, und was er durch den ersten Theil hoffen ließ; er giebt nicht das große Schauspiel des Kampfes zwischen dem edelmüthigen, graden Heldensinn Molay's und der argwilligen Habsucht seiner Gegner, nicht das erhabene Gemälde der Leidenschaften und der Seelengröße, die man erwarten mußte, läßt alles was sich in seinem Stoffe zu einer wirklich poetischen Behandlung eignete, unberührt, und fängt die Geschichte da an, wo sie schon zu Ende ist. Mir schien, indem ich dieses Buch las, als träte ich in einen Schauspiel-Saal,

nachdem der Vorhang gefallen iſt, und hörte nur hier und dort die wegeilenden Zuſchauer ein Wort über den Inhalt des Stückes ſagen, am lauteſten aber den Maſchinen-Meiſter und die Aufwärter bei dem Räumen des Theaters lärmen.

„Wie aber, wenn der hiſtoriſche Stoff keine fortſchreitende Handlung und keine Momente darbot, die großer, künſtleriſcher Bearbeitung fähig waren?“ So mußte der Verfaſſer dergleichen hineinlegen, oder wenn das nicht anging, ihn — liegen laſſen, bei Strafe, einen matten Sterbling zu liefern, — wie geſchehen iſt.

Doch wer weiß, ob er das was ich vermiſſe nicht wirklich geleiſtet zu haben vermeint; denn er ſonnene unhiſtoriſche Dinge enthält dieſer zweite Theil in Menge, nur Schade, daß ſie eben ſo wenig dichteriſch als hiſtoriſch ſind. —

Die Haupt-Figur und das Grundmotiv des ganzen Werkes, iſt das ſchon unendlichemal in Romanen aller Art abgedroſchene Mährchen von einer wunderbaren Geſellſchaft. Die hier aufgeſtellte heißt: der Bund des Thales, hat bei Paris in einer unterirdiſchen Höle ihren Sitz, regiert von dort aus die Welt und leitet die Fortſchritte der Menſchheit. Dieſe Geſellſchaft ſoll den Bund der Tempelherren geſtiftet haben; ſie iſt es eigentlich, die ihn auch wieder zu Grunde richtet, Molay und ſo viel andre unſchuldig verbrennen läßt, weil der Orden ihren Abſichten nicht mehr entſpricht, und endlich den jungen Schotten, Robert d'Oredbin zum Haupt und Stifter eines neuen Ordens, der Freimaurer, ernennt. Dieſe unſichtbaren Obern beſtehen aus ein Paar hundertjährigen Greiſen, aus einer Anzahl etwas jüngerer, und aus dem Erzbiſchof von Sens, der auf ihren Befehl ſich des ganzen Zutrauens des Königs bemächtigt hat und den Prozeß gegen die Templer leitet und entſcheidet. Sie iſt im Beſitz von hohen Naturgeheimniſſen, vorzüglich von allerlei Zaubertränken, thut Wunder nach Belieben und erlaubt mit erhabner Weisheit — eine Menge von Schurkenſtreichen um zu ihrem großen Zwecke zu gelangen. Sie weiß ſogar den im erſten Theile ſo wackern, edeln, verſtändigen Molay ſo zu — erleuchten, daß er ſich durchaus nicht will retten laſſen, ſondern ſelbſt in den Scheiterhaufen ſpringt, damit nur durch Vernichtung ſeines Ordens der Zweck des geheimen Bundes erreicht werde: doch muß ich dem Verfaſſer die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, er hat dieſes Benehmen ſeines Heiden dadurch gut eingeleitet, daß er ihn vorher eine Zeitlang hat wahnſinnig ſeyn laſſen.

Will der Verfaſſer ſein Werk für ein hiſtoriſches Drama ausgeben, ſo hat er die Geſchichte mit abgebrauchten Mährlein verfälſcht. Soll es eine Dichtung ſeyn, ſo hat er — elend gerichtet. Unter allen möglichen poetiſchen Maſchinen, iſt eine geheime Geſellſchaft von leidenſchaftloſen Menſchen, die nach überſpannten Ideen alles leiten, die erbärmlichſte: — mir wenigſtens fällt dabei immer die ungeheure Kröte ein, die nach den religiöſen Vorſtellungen einiger Indianiſchen Völkerſchaften den Erdball auf ihrem eiskalten Rücken trägt. Eine ſolche lebendig-todte Geſellſchaft kann an und für ſich, und wenn ſie auch unſer ganzes Planeten-Syſtem beherrſchte, kein Intereſſe einflößen, höchſtens die Neugier ſpannen, und alle einzelne Perſonen ſchrumpfen zu Puppen zuſammen, die des Anſehens nicht werth ſind. Höchſtens nimmt man noch Antheil an dem Schickſal der Böſen, die ihr entgegen ſtreben, denn die ſind noch die einzigen, die Leben und Kraft haben. Auch hier gilt in viel höherm Grade, was, wenn ich nicht ſehr irre, ein Franzöſiſcher Kunſtrichter einſt zuerſt von Miltons verlornem Paradieſe ſagte, nehmlich, daß Satan die einzige intereſſante Geſtalt darin wäre, — und dieſer Mangel wird nicht durch Schönheiten der Art vergütet, die das verlorne Paradies ſo unſterblich machen.

Es iſt gerecht, bei einem gelungenen Kunſtwerke kleine Fehler ungerügt zu laſſen; aber, im Gegentheil, muß es auch erlaubt ſeyn, bei den einzelnen Vorzügen eines im Ganzen mißlungenen Werkes nicht zu verweilen: daher glaube ich dem Verfaſſer nicht Unrecht zu thun, wenn ich mich begnüge im Vorbeigehen anzumerken, daß ſeine Sprache auch in dieſem zweiten Theile meiſtentheils edel und ſchön iſt, und manche einzelne Scene für ſich genommen, poetiſchen Werth hat.

Noch eine Bemerkung indeß, um der Schwächern willen.

Auch der Verfaſſer dieſes ſogenannten dramatiſchen Gedichtes, iſt in den Fehler gerathen, — der trotz ſeiner Lächerlichkeit, jetzt in den Schriften gewiſſer Leute Mode geworden iſt, — die Myſtik an die Stelle des Wunderbaren zu ſetzen. Wie war es möglich, daß ein ſo heller Kopf, als er nach vielen Stellen ſeines Werkes zu ſeyn ſcheint, einen ſolchen Mißgriff thun konnte? — Wer mir ein Wunder erzählt, ſagt mir dadurch: ich mache keinen Anſpruch auf deinen Glauben; ich fordre nicht die Beiſtimmung deines Verſtandes: ich will nichts als deine Phantaſie beſchäftigen. — Der myſtiſche Schriftſteller hingegen, das heißt derjenige, der die Wirklichkeit durch einen zauberhaften Hintergrund, durch einen wunderbaren Anſtrich verfälſcht, ſtößt folglich alle Leute von wahrem hellen Verſtande zurück, und verliert dadurch die einzige Claſſe von Leſern, an denen dem verſtändigen Künſtler gelegen ſeyn kann. Nur

die Schwachen, die noch nicht begreifen konnten, was Wahrheit und was Fabel iſt, bleiben mit offnem Munde um ihn her ſtehn: — aber was gewinnen ſie bei ihm? Geiſtes-Zerrüttung. — Es iſt ein hartes Wort, aber es iſt zu wahr und nothwendig, als daß ich es nicht ſagen ſollte. Der myſtiſche Schriftſteller hat entweder noch nicht über die Wirkung, der ſein Werk entgegen ſtrebt, nachgedacht, — und das bin ich von dem Verfaſſer dieſer dramatiſchen Dichtung überzeugt; — oder er iſt ein Halbwahnſinniger, oder — ein — —; das heißt: er hat ſelbſt durch die Myſtik ſchon den freien Gebrauch ſeines Verſtandes eingebüßt, oder er ſtrebt nach Ruhm und Gewinn auf Koſten der Vernunft ſeiner Zeitgenoſſen. Die Myſtik iſt das verderblichſte Gift der moraliſchen Welt, denn ſie liefert ihre ſchwachen Anhänger den Gaukeleien jedes Gauners aus: warum will man ſie befördern? — „Aber ſie iſt ja gegenwärtig die einzige Weiſe, das Wunderbare, das der Poeſie Bedürfniß iſt, mit dem wirklichen Leben in Verbindung zu bringen.“ Es iſt nicht wahr, daß das Wunderbare jeder Gattung von Poeſie Bedürfniß iſt; und wäre es, ſo iſt es beſſer daß die Poeſie meide, wie der Wirklichkeit in Verbindung gebracht, als daß dieſe durch ſie vergiftet werde. Wie? Gäbe es eine Muſik, die das Fanſtfieber hervorbrächte, ſo würde man ſie vermeiden, verbieten: und eine Art der Poeſie, die den Verſtand zerrüttet, ſchiefe Anſichten der Dinge verbreitet, ſoll ungeahndet im Schwange gehn, geprieſen werden? — Wir können der poetiſchen Zauber wohl entrathen, aber nicht der geſunden Vernunft: und diejenige Gattung der Poeſie, die nur durch Zerrüttung der Vernunft beſtehen kann, verdiente — Sicherheits-Maaßregeln von Seiten der Polizei, wenn der, der ſie übe, ganz weiß, was er thut. —

Gedanken.

Die wahre Geſchichte der meiſten Orden, die aus dem Mittelalter herſtammen, iſt noch immer unentdeckt, ſcheint noch immer unerforſchlich. Iſt das etwa ein Beweis von ihrer Wichtigkeit und Heiligkeit? Gewiß nicht! Es geht damit wie mit den Bächen die aus ſumpfigten Gegenden herfließen: trotz aller Anſtrengung der Augen, kann man ihren Grund nicht entdecken, aber nicht weil ſie ſo unergründlich ſind, ſondern weil — ihr Waſſer ſchlammicht und trübe iſt.

Der menſchliche Geiſt hat ſeine Schwächen! — Ich weiß keinen überzeugendern Beleg dazu, als den ſo oft von neuem verbreiteten Glauben an geheime Geſellſchaften, welche den Fortſchritt der Menſchheit leiten und an unſichtbare Obern, die durch jene das Schickſal der Länder und Völker beſtimmen. Daß es dergleichen gegeben habe, oder noch gebe, — das ſcheint mir unbezweifelbar: denn alles was entſtehen kann, entſteht, das iſt ein Naturgeſetz. Auch daß ſie viel — Unfug geſtiftet haben, iſt wahrſcheinlich. Wer aber dieſen Dingen einen bedeutenden Einfluß auf den Fortſchritt der Menſchheit beilegt, — glaubt der Aeſopiſchen Fliege, die auf der Deichſel eines fortrollenden Wagens ſitzend, vermeinte, ſie mache den Staub, der um ſie her aufſtieg.

Die Menſchheit ſchreitet fort an moraliſcher Bildung und an Kenntniß: das kann nur derjenige läugnen, der nie davon gehört hat, was die cultivirteſten Völker des Alterthums waren und wußten. Sie ſchreiten kräftig und unaufhaltſam fort, wie ein mächtiger Strom dahin wogt. Setzt ſich ihm ein Damm, ein Hügel entgegen: ſie bewirken nichts, als daß er anſchwelle, und nur deſto ſtrebender über ſie hinſtürzt, ſie endlich hinwegſpühlt und ihre Trümmer an ſeine Ufern abſetzt. Dann und wann ſchrint er, wenn er auf ein bequemes Thal ſtößt, das ſich rückwärts wendet, zurückzufließen: doch das iſt nur eine Täuſchung, eine kurze Abweichung: er folget — er muß der Abdachung des Continentes folgen, durch das er dahin ſtrömt, er muß hinab zum Meere.

„Doch welcher iſt der Zweck, zu dem die Menſchheit durch wachſende Bildung gereift wird.“ Sonderbare Frage! Blicket noch einmal den Strom an. Welchen iſt der Zweck ſeines Strömens? Etwa den Ozean zu erreichen? Nicht doch, er fließt, weil das die Natur des Waſſers iſt, und muß wohl endlich von Thal zu Thal zum tiefſten hinabkommen: aber das iſt nicht der Zweck ſeines Fließens. — Blicket die Flammen an. Jede flattert wehend empor; — nicht weil ſie einen Zweck hat, ſondern weil ſie leichter iſt als die Luft. Wie es die Natur der Fluthen iſt, nieder: — die Natur des Feuers, emporzuſtrömen, iſt es die Natur der Menſchheit, ſo bald einmal Geſellſchaften entſtanden ſind, daß ſie ſich cultivirt. Was bedarf es da weiter eines Zweckes? —

D — r.

Vorſchlag.

Es werden ſo viele Vorſchläge gemacht, daß ich nicht einſehe, warum ich den meinigen zurückhalten ſollte. Zielt er ja ſo gut zum Nutzen und Frommen der menſchlichen Verhältniſſe ab, wie andere!

Einige Phyſiologen haben bekanntlich eine Stufenleiter in der Natur zu finden geglaubt, auf der ſie ihre Vollendung auf und nieder ſpahierte. Andere machten eine Art von Gartenleiter daraus mit doppelten Stufen, vielleicht um ihr die lange Weile zu er-

sparen, die man zu empfinden pflegt, wenn man auf demselben Wege zurück muß, auf dem man vorwärts ging, und wär er auch der kürzeste. Doch das gehört hier nicht weiter her, und die Herren Physiologen mögen sich darüber die Köpfe selbst zerbrechen. Ich wollte hier nur sagen, daß sich eine ähnliche Stufenleiter auch noch in vielen andern, vielleicht in allen, menschlichen Verhältnissen gewahren läßt, sogar in der Form, in welcher die Producte eines menschlichen Geistes mitgetheilt werden. — Ich will hier zum Ueberfluß in Parenthesi sagen, falls man es nicht gemerkt haben sollte, was ich mit meiner Form meyne, daß ich dabei — Bücher und Blätter im Sinne hatte!) — Es ist mir zu weitläuftig, die hinaufgehende Seite zu verfolgen, wie das Format, vielleicht von einem kleinen Beginn, zu der Größe und Schwerfälligkeit gedieh, daß man jetzt diese Bücher am besten nach Pfunden bezahlt bekommt. Aber die Stufen bergab, fallen in die Augen. Die großen Folianten, in welchen unsre Urgroßväter ihre Subtilitäten entwickelten, ihre Streitigkeiten auskämpften, welchen sie aber auch ihre Gelehrsamkeit und ihren frommen Glauben anvertrauten. — diese Folianten verkleinerten sich bey unsern Großvätern schon zu Quartanten; diese wurden von unsern Vätern mit den gefälligern Octaven vertauscht, und selbst diese mag unter uns nur noch ein Gelehrter von Profession durchlesen. Die feine, eben nicht eigentlich belehrte Welt findet nur noch bloß das sogenannte Taschenformat erträglich. Selbst dieses fängt an, sich in Zeitungen auszulösen, und auch die Zeitungen müssen, wenn sie es noch nicht sind, — in der Zukunft so lang scheinen. Dies gereicht uns aber durchaus nicht zum Vorwurf; denn der Grund liegt in unsrer ungeheuern Bildung. Unsern Verfahren mußte das durch seitenlanges Räsonniren und eine Menge von Beispielen sasslich gemacht werden, was uns in wenigen Worten begreiflich ist. Wozu diente denn die Gebeh-ufheit, wenn die Gedrängtheit hinreicht? Eine der besten Erziehungs-Methode bilden sich in unserm Gehirn eine Menge Haken, an die sich jede Idee leicht festhängt; den einfältigen Alten hingegen mußte sie das ganze glatte Gehirn gleichsam umspinnen, wenn sie fassen wollte. Wir wollen nur Ideen, und nichts als Ideen; und auf dieses Wollen hin schlage ich vor, künftig alle Arten von Geistes-Producten in Ideen auf weiße Karten-Blätter abdrucken zu lassen; auf jedem Blatte Eine Idee, auf Einer Seite; das Ganze durch Gedankenstriche auf der andern unter sich verbunden!

Der Nutzen dieses Vorschlags ist einleuchtend. Ich will auf einiges aufmerksam machen. — Eine Haupt-Eigenschaft einer Idee ist bekanntlich die Leichtbeweglichkeit, durch das leichte Zupfstrat, das ihr zum Grunde liegt — das Karten-Blatt. — Man könnte z. B. wenn es darauf ankäme, eine literarische Unterhaltung zu führen, nur in den Buchladen schicken und Ideen holen lassen, die man etwa neben dem Zwieback oder dem Zuckerbrodt auf dem Lesetisch servirte, ohne genöthigt zu seyn, mehr zu bezahlen als man genießt. — Man hätte immer etwas, woran man sich halten könnte, nehmlich das Karten-Blatt. — Bei Plagiaten und Compilationen hätte keiner die Mühe des Abschreibens und Druckenlassens, sondern er brauchte die Karten nur durch einander zu rühren. — Es könnte einem Buche nie am Zusammenhange fehlen, wegen der Gedankenstriche u. s. w. —

L.

Anekdoten.

Der wegen seiner gelehrten musikalischen Compositionen berühmte, obgleich nicht sehr beliebte Componist Kirnberger, war als Mensch, eines der sonderbarsten Originale. Sein Benehmen war scheuend und despotisch, der Ton in dem er sprach fast immer gottmüthig, der Ton in dem er sprach fast immer gottmüthig, der Ton in dem er sprach fast immer gottmüthig und salbungsvoll singend: aber mit diesem Benehmen und diesem Tone sagte und that er oft die boshaftesten Dinge. — Als eines Abends ein bekannter Gelehrter in Berlin ein Familienfest durch ein kleines Konzert begehen wollte, wurde er sehr überrascht, Kirnbergern der nicht geladen war, in einem Winkel an der Thüre des Konzertsaales stehen zu sehn. Er forderte ihn auf, sich der Gesellschaft anzuschließen: doch Kirnberger weigerte sich sehr demüthig, bat beständig um Verzeihung, daß er gekommen sey und blieb in seinem Winkel. Eine Stunde nachher findet ihn ein Bekannter vor einer Stampfmühle stehen, mit der Miene des entzückten Lauschens. — Mein Gott, ruft er ihm zu, was machen Sie da? — Ich ergebe mich an den Stampfen! Ach, das ist ein Lokal für mich! Wie trefflich halten sie Takt! Da bin ich in dem Concert gewesen, das M. N. heute giebt. Ja, du lieber Gott, was man nicht alles ein Concert nennt! Ich bin denn so in der Stille weggeschlichen, um mir hier von den Stampfen wieder mein Gehör in Ordnung bringen zu lassen."

— Er war der bitterste Feind eines andern berühmten Componisten, weil er glaubte, daß ihm dieser mit Unrecht vorgezogen werde, und da er ihm anders nicht zu schaden wußte, suchte er ihn wenigstens bei jeder Gelegenheit lächerlich zu machen. Eines Tages gerieth er über den Weihnachts-Markt und sah in einer Bude Pfefferkuchen-Bube, runde Kuchen mit strahenhaften Königen liegen, die als die Bildnisse der heil. drei Könige verkauft werden. Er nimmt eine dieser Fratzen in die Hand, sieht sie an und ruft aus: „Mein Gott, das ist ja mein theurer, lieber Freund, der Herr Kapellmeister — —! Gute Frau, wie kommt sie zu dem Porträt des Herrn Kapellmeisters — —? Was kostet der Herr Kapellmeister — —?" Sie fordert sechs Pfennige. „Ich werde doch nicht das Bild meines geliebten Freundes, des Herrn Kapellmeister — — so schlecht bezahlen? Hier hat sie vier Groschen für den H. K. — —" Einige Schritte davon begegnet er ein Paar Freunden und avertirt sie schnell und auch sie gehen hin und kaufen den Herrn Kapellmeister — — für vier Groschen. Die Frau ist entzückt über ihr Glück und um es recht schnell zu vollenden, nimmt sie die noch übrigen Fratzen in die Hand und schreit so laut sie kann: „Wer kauft! Wer kauft! Vier Groschen das Stück!" Die andern Küchelbecker bemerkten bald, daß sie ja auch dergleichen Porträts besaßen, auch sie rissen also den Herrn Kapellmeister aus.

Ernst und Scherz.

Vier und vierzigstes Blatt.

Am 30. November 1803.

Schöne Literatur.

Gedichte von Carl Christian Sangerhausen.

In einer versificirten Dedication an das Publikum, sagt Herr Sangerhausen von seinen Gedichten:

Ich hielt nach alter Dichter Weise
Sie über zwanzig Jahr zurück.

Das war in der That wohl gethan, aber wer nur Grüneberger Landwein in den Keller schickt, wird auch nach hundert Jahren immer nur alten Grüneberger, nicht alten Rheinwein zu verspenden haben. Herr Sangerhausen besitzt kein vorzügliches Dichter-Talent, sondern nur die Gabe der leichten Versifikation: weder seine Lieder, noch seine Romanzen, noch seine Episteln haben eigentlichen poetischen Werth, aber sie lassen sich mit Leichtigkeit lesen und enthalten manchen artigen Gedanken. Sie eignen sich daher wohl dazu, unbefangenen Leserinnen und Lesern ein müßiges Stündchen auf eine nicht unangenehme Weise zu füllen. Einer genauern Erörterung enthalte ich mich.

Gedichte von Christian Schaller.

Es ist nicht zu läugnen, daß der Verfasser Genialität besitzt. Ohne wahrhaft genialische — Selbstgenügsamkeit, wie könnte ein Mensch der weder seine Sprache versteht, noch eine Idee davon hat, was Verse sind, noch im Stande ist, einen hörenswerthen nicht schiefen und stumpfen Gedanken zu Papier zu bringen, den Einfall haben, das Publikum mit seinen Skribeleien zu behelligen? Ich will die erste beste Stelle abschreiben, die mir unter das Auge kommt: jede beweißt alle meine Anschuldigungen.

Seht: da schleicht ein Jüngling sich
Hin mit Feuerwangen.
„Ach! seufzt er: sie liebt ja mich!
Ohne ihm zu bangen.
Jetzt tritt er ein
Im Eichenhain;
Noch darf er nur hoffen:
Du Liebeszauberinn! Wann wirst du mich beglücken
Wann werd ich dich an mein warmes Herze drücken?
Ich trotze selbst dem Tod!"
Denn wem Freund Amors Pfeil das Herz getroffen,
O weh! den heilt kein Aesculap.

Einem Bündel solcher Gedichte hat der Verfasser eine dramatische Arbeit beigefügt, die in ihrer Art noch gräßlicher ist, und als das non plus ultra dialogisirter Abgeschmacktheit, in Bibliotheken niedergelegt zu werden verdiente.

Neue Vesta. Kleine Schriften zur Philosophie des Lebens und zur Beförderung der häuslichen Humanität. Herausgegeben von Fr. Bouterwek.

Diese Sammlung zeichnet sich vor fast allen ähnlichen durch den reifen philosophischen und zugleich ge-

schmackvollen Geist aus, der in ihr herrscht. Die ersten beiden Bände sind mit Wärme aufgenommen worden; und dieser dritte verdient es noch mehr. Ein Register ist saß nur ein Verzeichniß sehr gelungener Arbeiten.

Voran steht auch hier wieder ein Mythus, nehmlich der von den Grazien. Der Herausgeber erklärt den Sinn des Wortes Grazie so: „Was die sanfte Schönheit vonder starken und imponirenden, unterscheidet, was dem Herzen und den Sinnen im zartesten Einklange schmeichelt, was in Gedanken, Gesinnung, Betragen, in Bewegung und Haltung des Körpers, ja sogar in Umrissen, die man das stehende Bild schöner Bewegungen nennen könnte, die lieblichste Bedeutsamkeit erzeuge, die durch Worte nicht weiter bezeichnet werden kann: das war es, was der Grieche, nach seiner ästhetisch-religiösen Sinnesart zu einem seligen Götterleben für unentbehrlich hielt. Das war es, was er idealisirte und personifizirte, als er den himmlischen Göttern die Grazien zu gesellte, um die Freuden des Olymps zu vollenden." Er erzählt die Fortbildung der reizenden Idee, berichtigt gewöhnliche Erklärungen von Schönheit und geht endlich zu anwendenden Betrachtungen über, die vorzüglich der schönen Welt empfohlen zu werden verdienen.

Das merkwürdige Leben des portugiesischen Homers, Camoens, im Charakter dieser Sammlung erzählt, drei, wenn auch nicht in Rücksicht auf die Versifikation, doch dem Geiste und Sinne nach glücklich übersetzte Elegien dieses Dichters, und endlich eine wichtige Betrachtung über Schwärmerei, nehmen den zweiten Platz ein. Der Verfasser unterscheidet die Begeisterung eines wahren Dichters von der Schwärmerei dadurch, daß der Dichter „nicht das Werk seiner Phantasie mit den Dingen der wirklichen Welt verwechselt. Er ist sich einer schönen Täuschung bewußt; aber er irrt sich nicht, eben weil er sich der Täuschung bewußt ist. Wo aber die Phantasie das Bewußtseyn verdunkelt; wo der Geist seine Freiheit einbüßt, durch die er das Träumen von dem Wachen, und die Einbildung von der Wirklichkeit scheidet, da fängt die Schwärmerei an." Sehr richtig ist die Bemerkung daß es wohl schwerlich einen Dichter gegeben habe, der nicht in seiner Jugend wenigstens zuweilen Schwärmer gewesen seyn sollte; — noch richtiger aber die, daß „der schwärmerische Kopf in seiner Selbsttäuschung oft eben so weit von der Poesie entfernt ist, wie von der reinen Wahrheit." Schade daß der Verfasser den letzten Gedanken nicht mit bestimmterer Anwendung ausgeführt hat: es hätte grade jetzt, da man wahnsinnige Uebertreibung und Bigotterie so häufig für poetischen Geist ausgeben, selbst Jakob Böhme und Novalis für Genies erklären hört, sehr heilsam werden können.

„Familiengruppen, vom Verfasser der weiblichen Porträts" — die ein Schmuck der beiden ersten Bände waren. Diese Familiengruppen, von der Feder eines Mannes der scharfen Beobachterblick, reife Menschenkenntniß und das Talent schön zu schreiben, in gleichem Grade verbindet, sind der Theil dieses Buches, der dem Zweck desselben, den der Titel erklärt, am meisten entspricht, und am heilsamsten wirken kann. Es sind sechs Gemälde von theils glücklichen, theils im Innern uneinigen, und daher fast unglücklichen Familien, die nach der Natur mit Wahrheit und Leben entworfen sind. Sie zeichnen sich besonders durch die Eigenschaft aus, die allein solchen Schilderungen der Stempel der Trefflichkeit ist, daß nehmlich jeder Leser sich versucht fühlt, zu glauben, nur Bekannte von ihm hätten zu ihnen gesessen, und die Originale gleichwohl überall zu finden sind.

„Die neue Turandot. Aus Langermanns Pulte von Fr. Laun." Ich gesteh' es, daß ich diesen Artikel hier fand, hat mich überrascht. Er ist zu gleicher Zeit auch in Herrn Launs Romanesken gedruckt worden. Doch wer weiß, was für zufällige Umstände das veranlaßt haben.

„Gedichte, Paramythien und Sinnsprüche." Dieser Artikel ist der schwächste des Buches, obgleich er grade nichts Verwerfliches oder Stumpfes enthält. — Desto mehr Werth hat der folgende:

„Sibyllinische Blätter. Fragmente zur Charakteristik der Menschheit." Vorzüglich das dritte Blatt, mit der Ueberschrift: der Mann und das Weib; und das vierte: „die Stufenjahre" enthalten manche wichtige Ansicht, die es verdienen, daß man nachdenkend bei ihnen verweile.

Auf eine sehr anziehende Weise schließt der Band mit einer Novelle von Rochlitz: „die Pfänder der Liebe." Sie gehört zu den lieblichsten und gelungensten Dichtungen der Art, die ich gelesen habe, — ist, was die Novellen eigentlich alle seyn sollten, eine Romanze in Prosa.

Correspondenz-Nachricht.

W — n.

Die Gallsche Schule hierselbst ist in der äußersten Bestürzung über einen Vorfall, der wirklich höchst merkwürdig ist und in den Annalen der Wissenschaften sorgfältig aufbehalten zu werden verdient.

Die beiden Herren Doktoren M — und S — ius, zwei junge Männer von Talent und vorzüglich von sehr warmem Eifer für die neue Lehre ihres verehrten

Lehrers Gall, saßen unlängst spät in der Nacht bei verschlossener Thüre beisammen und bemühten sich, diverse neue Organe aufzufinden. Der Uebergang von dieser Beschäftigung zu der Betrachtung über die Vortrefflichkeit der Schädellehre, war natürlich. Jeder ergoß sich in Lobsprüchen, die der andre eben so warm erwiderte. Schon sahen sie die ganze bürgerliche Gesellschaft umgestaltet, in allen Rücksichten aufs höchste vervollkommnet: denn wie kann das ausbleiben, da man künftig bloß auf die Stirne eines Menschen zu blicken, oder an seinen Hinterkopf zu greifen braucht, um zu wissen, ob seine Philosophie die beste sey, oder ob er als Feldherr die Feinde schlagen werde? Schon saßen sie — ach! was sahen sie nicht! Aber sie überhörten dabei das Schlagen der Thurmuhr, und grade um Mitternacht, als ihre cosmopolitische Erhitzung aufs höchste gestiegen war, ward an ihre Thüre gepocht. Herr Doktor S — ius stand auf sie zu entriegeln, aber in dem Augenblicke ging sie schon auf und ein langer Mann in einem Scharlachmantel, mit einem wahrhaft majestätischen Anstande, einer imponirenden Adlernase und feurig blitzenden Augen trat herein. Er grüßte die Herren sehr höflich und bat um Verzeihung daß er so spät inkommodire. Er habe im Vorübergehen an der Thüre, sie über die unaussprechliche Wichtigkeit der Gallschen Entdeckung sprechen hören, und da er auch ein eifriger Verehrer derselben sey, hab' er es „sich nicht versagen können, Theil an ihrem Gespräche zu nehmen. Damit ihre Bekanntschaft desto schneller reife, ersuche er sie, vorläufig seinen Schädel zu prüfen.

Sie blicken zu seiner Stirne auf: die Hügel des Witzes erheben sich auf derselben fast in der Gestalt kleiner Hörner; unter ihnen liegt das Organ des heitern Verstandes in der Dicke eines Fingers. Eben so hervorstechend prangen die Triangel des musikalischen Talents an seinen Schläfen. Sie erheben, schon voll Ehrfurcht, die Hände um seinen Hinterkopf zu befühlen und — ihre Ehrfurcht verwandelt sich in Anbetung. Jedes Organ irgend eines Talents, irgend einer Geistesstraft, finden sie in der hervorspringendsten Vollkommenheit „ausgesprochen." Großer, großer Mann! rufen sie einstimmig aus, indem sie die Kniee vor ihm beugen. Wie auch dein Name seyn mag: du bist der erste Sterbliche, der jemals die Erde betrat. Du, ja, Du verdienteest Beherrscher der Welt zu seyn! Du würdest die weite Erde in ein Elysium verwandeln!

„Das nun eben nicht!" erwiederte er lächelnd; denn — „Hier fuhr sein Scharlachmantel auseinander: sie erblickten — einen gräßlichen, zottigen Pferdefuß und sanken ohnmächtig zu Boden. Als es spät am andern Morgen gelang, sie durch Pochen und Rufen hinlänglich zu ermuntern, daß sie das Zimmer öffneten, fand man es noch mit einem fast erstickenden Asa foetida Geruch gefüllt. Sie fielen beide in ein hitziges Fieber das sie noch nicht verlassen hat, und in welchem sie eine Menge burchaus göttliche Sonnette verfertigt haben, die, wie man versichert, schon an den Herrn Hofrath Spazier zum Einrücken in seine Zeitung abgesendet sind. Auch haben sie einige meisterhaft-mystische Rezensionen angefertigt, mit denen, wie verlautet, die neue — — — beginnen wird: doch arbeiteten sie an diesen letztern nur während der stärksten Paroxysmen.

Was Herrn Doktor Gall betrifft, so soll ihn jener Vorgang sehr erschüttert haben. Es heißt, er beschäftige sich jetzt sehr ernstlich damit, das Organ der Rechtschaffenheit, überhaupt der reinen Moralität, aufzufinden, und wolle seine übrigen Entdeckungen, die ohne die jetzt gesuchte nicht viel werth sind, nicht eher bekannt machen, als bis ihm auch diese gelungen ist. Es ist große Hoffnung dazu, denn er hat kürzlich einen beträchtlichen Transport von Tungusen-, Kamtschadalen- und Kamtschadalen-Schädeln erhalten.

Sch —

Gedanken.

„Wann kennt man Gott am besten?" Wenn man weiß, daß man ihn nicht kennt.

— „Ihr liegt Gott, sagt Spinoza, alle Eigenschaften bei, die ihr an Euch für Tugenden erkennt: Güte, Gerechtigkeit, Heiligkeit, Weisheit. Wenn ein Triangel plötzlich ein lebendiges, vernünftendes Wesen würde, wahrscheinlich würde er Gott als den Schöpfer aller Dreiecke, und als ein Wesen definiren, dessen drei Winkel zweien rechten gleich sind." Ein witziges aber leeres Sophisma.

Fast alle großen Dichter schrieben ihre glänzendsten Werke in — fast alle große Prosaisten die übrigen nach dem Alter der Leidenschaften, das heißt, jene vor, diese nach dem vierzigsten Jahre. Könnte man doch auch die Bemerkung hinzusetzen, daß die literarischen Phantasten nach ihrem vierzigsten Jahre nur vernünftig würden, die leerköpfigen Schreiber Gedanken fänden: wir wollten ja gern so lange Geduld mit — zwei Dritteln derjenigen haben die — sich selbst jetzt für die Helden unsrer Literatur ausgeben.

Die Schwachen und Werthlosen in der Literatur und außer derselben, fühlen nur in der Menge etwas, das der Kraft und dem Selbstgefühl gleicht: daher läuft so viel Pöbel zusammen, so bald die Trommel zu einem Umzuge gerührt wird. Dem Mann von

Kraft und Werth sind Gefährten willkommen, aber er bemerkt es kaum, wenn er allein ist.

Daß ein Mann von Verstande eine Unternehmung begann, bürgt fast schon für ihr Gelingen: denn sicher thut er keinen Schritt, ehe er gewiß weiß, daß er Kraft genug habe, auch ohne Unterstützung das Ziel zu erreichen.

L — r.

Vorschlag.

Schillers glänzender Versuch, den Chor auch auf die neuere Bühne einzuführen, wird ohne Zweifel bald sehr viel Nachahmer finden. Nur ein Paar Schwierigkeiten, scheinen vielen noch unüberwindlich; nehmlich: wie macht man bei einem Stoffe aus der neuern Geschichte, seine Gegenwart wahrscheinlich? Und wie verschafft man ihm das religiöse Interesse, das er ursprünglich auf der Griechischen Bühne hatte? — Ich bin so glücklich, diese Schwierigkeiten heben zu können, und ich halte mich verpflichtet, meinen Gedanken zur Vervollkommnung der tragischen Poesie beizutragen.

Wie konnte man es doch so lang' übersehn daß der Chor der Alten selbst in unserm bürgerlichen Leben noch ganz so da ist, als man ihn zum Behuf der Tragödie braucht?

Fast in allen deutschen Städten existirt noch aus uralten Zeiten die Einrichtung, daß sogenannte Current-Schüler unter Anführung ihres Cantors oder eines Vorsängers herumziehn. Gefiele es den Dichtern, ihnen die Rolle des tragischen Chores zu ertheilen, so wären alle Schwierigkeiten gehoben. Ihre Erscheinung wäre natürlich: denn da die Knaben unaufhörlich auf den Gassen sind, wie sollten sie sich nicht überall einfinden, wo es etwas zu sehen giebt, z. B. wo ein Bruder den andern ermordet hat, oder eine Prinzessin vergiftet werden soll? — Während der Handlung selbst, würden sie, ihrer Jungen-Natur gemäß, ohne Theilnahme mit offenem Munde dastehn und so die Pflicht des antiken Chors, auch ohne Anweisung, erfüllen, — eben so natürlich aber, so bald die Bühne leer wird, auch wieder ihre lyrischen Betrachtungen — oder Kirchenlieder — anstimmen, um deren willen sie herumziehn. —

E — d.

Alles, was Federn hat, fliegt!

Einst an einem langen, langen
Winterabend, wo die bangen
Stunden tragen Schrittes ziehn,
Und nie ungescheucht entfliehn,
Saß bei heller Kerzen Schein
Ich bei Doris ganz allein.
Wie zwei ausgebrannte Herzen,
Ohne Freude ohne Schmerzen,
Saßen wir und sahen nieder
Auf des Tisches Gränzenhüter.
„Also soll's beschlossen seyn,
Hub ich an, Du holde Süße?
Ungesellig und allein
Soll ich ohne Nachbarküsse
Nur Dein Gegenschüler seyn!
Nein, mein Kind, dies stumme Fühlen
Macht nur krank und liebesatt.
Auf, laß uns zum Scherze spielen:
Alles fliegt, was Federn hat!
Doch, das mach' ich zur Bedingung!
Wenn Du mit der Finger Schwingung
Zögerst, so erhasch' ich Dich
Küssend, unabänderlich: —“
Und die kleine Spröde lachte,
Legte ihrer Finger zwei
Auf den Tisch, wie ich es machte,
Und trat meinem Vorschlag bei.
Flugs ließ ich die Luft durchirren
Was behaart, befiedert ist,
Um mit kluger Hinterlist
Sie betruglich zu verwirren;
Steine, die im Fels quartieren,
Vögel, die in Lüften schwirren,
Fische, die das Ruder führen
Und was läuft auf allen Vieren
Mußte durch die Luft spazieren.
Hoch erhob' ich schnell im Zug
Jedesmal der Finger Flug:
Aber, ach, verlorne Müh!
Wohlbedächtig fehlte sie
Niemals das beschwingte Vieh!
Da, ergrimmt verzweiflungsvoll,
Rief ich: Amor fliegt! — [illegible]
Doris ihre Finger regen.
Ich stürzt' ihr entzückt entgegen
Und verlangte meinen Zoll;
Doch umsonst, die kleine Spröde
That mit ihrem Kusse blöde
Und sprach lächelnd zu mir:
„Amor ist kein Flügelthier!“
Da ergriff ich schnell die Kreide,
Mahlt' ihn hin, wie er beschwingt
An die Herzen flatternd dringt,
Leicht geschürzt im Götterkleide.
Doris neigte sich zu mir:
„Ach, wo lebt das kluge Thier?“ —
„Ueberall, wo Herzen schlagen,
Sprach ich, kannst du ihn erfragen,
Sein beflügeltes Geschoß
Hemmt kein Talisman, kein Schloß!“
Da erschrack die süße, holde
Unschuld, die in seinem Solde
Unbewußt sich selber stand;
Da ergriff ich ihre Hand;
Da verstrich bei Kuß und Tand
Stund' auf Stund', und sie gestand —:
„Ach, gestand sie, hast gesiegt!
Ja, ich glaub' es, Amor fliegt!“

Scherch.

Anekdote.

Voltaire und Moncrif befanden sich einst in einer Gesellschaft, in welcher über ein neuerschienenes Gedicht gestritten wurde. Moncrif sprach in einem schneidenden Tone, schrie sehr laut und berief sich auf Voltaire: denn, sagte er, wir, H. v. Voltaire und ich, wir verstehen uns darauf. „Das mein' ich, antwortete Voltaire. Nicht wahr, Sie sind ein Kesselflicker?“

Ernſt und Scherz.

Fünf und vierzigſtes Blatt.

Am 3. December 1803.

Schöne Literatur.

Taſchenbuch auf das Jahr 1804. für die Gegenden am Niederrhein. (Herausgegeben von Aſchenberg.)

Ein Büchelchen, das ſich ganz dazu eignet, wieder mit dem Beurtheilen auszuſöhnen, wenn man ſich dabei von dem Schwall von halb und ganz elenden Sachen, der aus allen Winkeln Deutſchlands ſich aufdrängt, ermüdet fühlt. Es läßt ſich viel, ſehr viel Gutes davon ſagen.

Etwa die Hälfte nehmen die Gedichte ein, von Gleim, Jacobi, Gramberg, Kramer Schmidt, dem Herausgeber, Arndt und andern. Ueber eine ſolche Sammlung ausführlich zu urtheilen iſt zu weitläuftig. Ich muß mich alſo begnügen, ihr das Zeugniß zu ertheilen, daß ſie ſehr gelungene Gedichte enthält, — und dies Zeugniß durch Proben zu beiegen. Zuerſt eine Tändelei von Gramberg, der ſo zart und ſinnvoll zu tändeln weiß.

Wer iſt's?

Am unſichtbaren Fädchen
Zieht immer hin und her
Den Knaben und das Mädchen
Im Spiel — ich weiß nicht wer?

Sie hüpfen auf blühenden Gründen
Den Schmetterling wieder zu finden,
Sie ſchäkern auf Blumen und Klee
Und — ſaufen in Wohl und im Weh.

Wenn bald mit zartem Flaume
Des Knaben Wange blüht,
Und ach! in engem Raume
Das Mädchens Buſen glüht;

Der Schmetterling nimmer, — die Liebe
Der Nachtigall locken ſie wieder,
Sie ruhen auf Blumen und Klee
Und — ſtehen in Wohl und in Weh.

Wer iſt es, der das Fädchen
Mit zarten Händen knüpft?
Im Knaben und im Mädchen
Nach Schmetterlingen hüpft?

Wer lockt ſie im Nachtigallmunde
Zu zarter Empfindungen Bunde?
Wer bettet auf Blumen und Klee
Ihr Lager ſo weich und ſo weh? —

Wahrſcheinlich von Gleims Erben und aus ſeinen nachgelaſſenen Papieren, ſind hier einige ſehr artige Sachen gegeben. Möchte er doch einen ſo großen Vorrath an guten Gedichten nachgelaſſen haben, daß wir noch oft auf ähnliche Weiſe an den Ehrwürdigen erinnert würden! Hier ein kleines Singgedicht von ihm: aber ich bitte Herrn Hofrath Spazier inſtändig

ja nicht zu glauben, daß ich es bloß deswegen hersetze, weil es mich an ihn erinnerte.

Grabschrift (nicht auf den Herrn Hofrath, sondern) auf Peter Meffert.

Leuchten zu lassen mein Licht, befahl mir der göttlichste Lehrer:
Leuchten lassen wollt' ich's, — aber ich habe ja keins!

Frage und Antwort.

Warum dem Herrn von Mohr
Die Dichtkunst nicht gefällt?
Freund, weil der Musenchor
Nicht wiehert und nicht bellt.

Der prosaische Inhalt besteht aus einer Erzählung von Bothe, (dem Uebersetzer des Euripides,) die so zart, leicht und freundlich angelegt und durchgeführt, daß ich wenn ich es wagen dürfte, einmal für das gebildete Lesepublikum das Wort zu führen, den Verfasser bitten würde, sein Talent zum Erzählen nicht unbenutzt zu lassen, es recht häufig zu üben; —

aus einer zweiten Erzählung von Heinrich Stilling, die einige schöne Stellen, aber im Ganzen weder Einheit noch viel Interesse hat; — endlich aus der Fortsetzung einer „bergischen Landesgeschichte", von Herrn Aschenberg, die in den vorigen Jahrgängen dieses Taschenbuches war angefangen worden. Sie ist lebhaft und interessant, nur häufig in etwas zu gesuchten, preziösen Wendungen und Ausdrücken geschrieben.

Mit einer neubeginnenden Seitenzahl folgt nun: „Das Menschenleben. Eine allegorische Gallerie von K. A. Böttiger," ein Commentar zu zehn vortrefflichen Stichen nach alten Gemmen, von dem sich sehr schwer entscheiden ließe, ob er mehr Geist, oder mehr Gelehrsamkeit enthalte: er ist an beiden sehr reich.

Die meisten Philologen und Alterthumsforscher sind nichts als gelehrte Leichenbeschauer, die sich bemühen aus dem gebrochenen Auge der todten Vorzeit zu errathen, was für Blicke es im Leben zu thun vermochte. Böttiger hingegen weiß die Abgeschiedene in seinen Schriften wieder zu beseelen, sie zu verjüngen, sie als freundliche Genossin der Gegenwart, Hand in Hand mit dieser, wandeln zu lassen.

Fragment aus Delille's Dithyrambe über die Unsterblichkeit der Seele.

Frei übersetzt.

Von welchem unruhvollen Sehnen glüht
Mir flammend auf das rege Gemüth? —
An stille Muße vergebens reih't
Mein Geist die ernste Thätigkeit —
Umsonst! nichts hält sein ungewisses Wanken,
Ein traur'ger Unmuth hemmt den Aufflug der Gedanken!

So laßt mich kosten den holden Wahn
Der süßen Freude!
Bekränzt mich mit Blumen,
Die goldne Leier reicht mir dar.
Der Rebensaft schäume,
Es wandle mein Fuß
Auf Blüthen, ambrosischer Düfte voll!

Doch wie? der Düfte Wohlgeruch entweicht?
Und der Rose heiliger Schimmer erbleicht? —
Der matten Hand entsinkt das Saitenspiel,
Und öde Stille kehrt
Dem traurigen Herzen zurück!
Laßt zu Bellonens Ebnen mich schwingen,
Und den blutigen Lorbeer erringen,
Der Sorge vergessen im Glanze des Ruhms!

Hört ihr erschallen den Ruf zur Schlacht?
Wie der Rosse stolzes Wiehern dröhnt,
Das Erz vom Erze wiedertönt,
Die Schwerdter blitzen, der Donner kracht,
Zur Erde spritzt das Heldenblut,
Und zu der Sterbenden Jammerton
Das Jubelgeschrei der Sieger erwacht!
Daß von des Kampfes wilder Gewalt
Erschrocken der Olympus hallt?
Vor solchen Bildern bebt mein Herz,
Laut schreit in ihm
Des Mitleids Stimme, der Klage Schmerz!

Mit minder tobendem Ungestüm,
Erhebend oft, und oft voll Tücke,
Winkt mir der Ehrsucht lockende Gestalt,
Um selbst zu herrschen, folg' ich ihrem Blicke!
Und sieh! — dem Kühnen beugt sich die Gewalt,
Ein mächtiger Despot der Länder und der Meere,
Muß seiner Willkühr sich die Welt bequemen,
Doch kann er nicht das eigne Schicksal zähmen! —

Von ewig neuen Hoffnungen gewiegt,
Von Ueberdruß gesättigt, fliegt
Mit steigendem Fittig, zu höherer Sphäre,
Der Geist nach einem unbekannten Glück!
Nichts hält sein glühendes Streben zurück,
Kein irdischer Genuß der Zeit
Löscht seinen Durst nach Unendlichkeit! —

Wenn dem Gesetz, dem alle Kraft sich fügt,
Der Weise sterbend unterliegt,
So ruft ihm eines Gottes Stimme:
„Die Ewigkeit, die vor Dir war, ist mein,
„Die Ewigkeit, die nun sich naht, ist Dein!"
So muß das eitle Wort der Lästerung verstummen!
Untheilbar ist die ewige Natur;
Sie ward Dir schon, als Deines Daseins Spur
Die Gottheit sich entwarf, da stand Dein künftig Wesen
Unendlich vor dem göttlichen Gedanken!
Drum zeige Dich der hohen Abkunft werth,
Entweiche Deines Ursprungs Würde nimmer.
Was ists, das sich'rer Dich die Welt verachten lehrt,
Der falschen Güter trügerischen Schimmer?
Wie klein erscheint die Erde dem,
Der sie vom Himmel niederwärts beschaut?
Was ist die stolze Ehrsucht seinen Blicken?

Ein trüber Wettkampf kriechender Gewürme!
Erobrer einer Flur; des Grashalms Räuber?

Und alle diese Truggestalten, die
Unwissenheit erhob, und Hochmuth ausgeschmückt,
Wie schwinden sie dem Aug', dem Irdischen entrückt,
Das ahnungsvoll aus unermeßnen Fernen
In stiller Klarheit niederblickt?
Gedankenreiche Aussicht! hohes Land
Der Zukunft, das mit schönerer Sitte,
Als der Gesetze strenges Band,
Die oft des Stolzes Dünkel erfand,
Die Menschen führt in der Eintracht Mitte,
Du bists, die vor des ewigen Blick
Die flüchtige Thräne, das flüchtige Glück
Und der Menschheit heilige Rechte gleicht;
Der aller Zauber der Wollust weicht,
Des Schmerzes wilde Klage schweigt,
Die gern des Glaubens Kraft beschwingt,
Und der Sterblichen Wünsche zum Himmel bringt!
Wird dann, wenn höhere Naturen um ihn blühn,
Sein trunk'nes Aug' zur Erde niederblicken?
Fragt er, ob noch der Sonne Schimmer sie umglühn,
Der Donner rollt von Bergesrücken?
Ob Herrscher noch und Helden auf ihr leben,
Den sanften Bund der Frieden webt?
Ob Schrecknisse des Krieges sie umbeben,
Das Schicksal Staaten stürzet oder hebt?
Wenn auf des Nilstroms stolzer Fluth
Von Bergeshöhn herab das Auge staunend ruht,
Wer wendet wohl den trunk'nen Blick
Vom ewigen Gebild' der Wellen,
Die schäumend im Gestade schwellen,
Zum kleinen Wiesenbach zurück?
Schweigt, Sterbliche! Der Ehrsucht Eitelkeit
Verstumme! — denn vor den unendlichen Räumen
Der Zukunft, nach des Lebens flücht'gen Träumen,
Wie schwinden Trug und Dunkelheit,
Und Glanz und Wissenschaft, und Kraft und Schwächen!
Doch kann auch das Gefühl für Unschuld und Verbrechen,
Kann auch der Glaub' an eine höhre Macht entfliehn?
Nein! nur der Erde wandelbares Glück
Sinkt vor der Wahrheit entzauberndem Blick
Von stolzen Höhn in ew'ge Gleichheit hin!
So stellt der wolkennahe Apennin,
Wenn er dem Auge Berg und Thal verwebt,
Nur eine Fläche dar, und faßt in einen Raum
Des Horizontes unermeßnen Saum!
Ha! wenn den edlen Trieb, der einst des Mäoniden,
Der Sokratiden Geist belebt,
Nur eitler Wahn, ein Hirngespinst
Des Eigendünkels nur, zu solcher Kraft beflügelt:
Was bebte denn am Ziele seiner Bahn
Erschrocken vor dem Bilde der Vernichtung
Der Mensch zurück? Was nährt er bei dem Wechsel
Des flücht'gen Aufenthalts ein unaufhörlich Sehnen
Nach dem Lande des ewigen Wahren, und Schönen? —

Sch.

Hingeworfene Gedanken. *)

0

Ist ein Mensch ohne Rang und Titel. Setze nur 1 vor diese 0 und sie erhebt sich zu 10, also von 1 bis über 9. Nun ist ausgemacht, daß alle verdienstvolle Menschen Zähler, die Verdienstlosen aber 000 sind: nichts desto weniger erklärt man den genievollen Mann für eine 0 und den Dümmling für einen Zähler, wenn der Erstere ohne Rang und Titel, der Letztere aber damit bekleidet ist. Noch mehr. Wir finden eine ganz verkehrte Welt. Tausende sitzen oben an und nennen sich Zähler, und die unten anhängenden Nullen machen sie erst dazu, indem sie für sie denken und arbeiten müssen. — Durchblicket die Staatskörper der zeitigen Welt, gehet, wohin ihr wollet, aufs Schlachtfeld oder ins Kabinett oder ins Bürgerleben, überall werdet ihr unsre Angabe nur zu oft richtig finden. Vom Feldherrn einer 100000 köpfigen Armee bis zum Bürgermeister eines Marktfleckens herrschet diese Sitte. . . . Indeß behüte der Himmel, daß wir mit unsrer Rechenkunst jemanden zu nahe treten wollten. Wie der Werth, ist auch dünkelvoller Unwerth in allen Classen gleich sehr zu Hause, und manches Magisterlein bläht sich mehr mit seiner Matrikel, als mancher Große mit Band und Stern, unter denen ein edles Herz schlägt. — Aber wo ist der Maaßstab, den Werth der Menschen zu bestimmen? Ach sie sind alle besser, als sie scheinen. Der Missethäter wurde was er ist, bloß durch Verhältnisse, durch einen Schlangenweg von Schicksalen, durch Zufälle, Versuchungen, Erziehung. So lange Leidenschaften noch ihr gefährliches Spiel mit Menschen treiben, so lange sind sie wie Lotteriezahlen: die Nachbaren machen sie zu Amben, Ternen oder — Nieten. Befraget den und den — auf dem erhabensten Standpunkt — um die geheime Biographie seines Lebens; er war empfänglich, gut, offen, aber ein Windstoß des Schicksals, ein Drang der Umstände, und ein fürchterliches Muß bildete ihn um. Alle Tugenden seines Herzens sind noch da, aber er mußte ihnen ihre frischen Blüthen nehmen, und ihre Wurzeln sterben allmälig ab. Er opfert vielleicht den Lastern andrer, um nicht unterzugehen. Der ist erfahrungslos, der glaubt, er könne, müsse immer wahr handeln; reine Tugend kann das nur, aber nur, weil reine Tugend auf alles resigniren kann, nur nicht auf sich selbst. — Mancher gutherzige einfache Jüngling tritt in die Welt und wird betrogen; kehrt nun die Klugheit bei ihm ein, so braucht er Repressalien. Das Moralgesetz forme

*) Ich ersuche den Herrn Verf. dringend, mir seine Adresse zu senden.

jeder nach Belieben und lebt mit seinem Gewissen auf gutem Fuß, so lang' es geht. Die Schlimmsten sind immer die Religions-Heuchler, die die Sünden erkennen, und sie wegbeten wollen. —

Die moralische Denkart der Menschen ist so verschieden, wie ihre Hüte es sind: jeder trägt den seinigen anders gestutzt und gestellt: die meisten tragen ihn schief. Antike Menschen die ihn immer grade sitzen haben, findet man selten. Weitklinge, die ihn in den Nacken oder auf die Stirn herabdrücken, je nachdem der Wind sie trifft, giebts desto mehr. Und, o Wunder! alle diese Menschenklassen, von der mächtigsten bis zur niedrigsten, haben ihren eigenen Esprit de Corps und sind doch unter einen Hut gebracht. Das macht die ehrwürdige Rechenkunst, Zähler mit Nullen zu verbinden. —

Wir alle, meine Herren, die wir nur in der Welt spielen, sind 0000, aber die im Schweisse ihres Angesichts für uns arbeiten, sie machen die Zähler aus. Lassen Sie sich das nicht verdrießen, denn wie klein ist dieser Zähler ohne uns 00, und wie groß wird er durch die künstliche Numeration! Aber ernsthaft, schmälern sollten wir die Prozente dieses Zählers nicht so ungerecht. Der oder jener zahlt wohl seine große Spielschuld und bleibt dem Schneider das Kleid schuldig, das ihn zum Manne macht, dem Knechte den Lohn für Dienste, ohne welche er nicht viel mehr als ein Krüppel wäre.

Der Mensch soll in gar vielen Gehäusen stecken, und niemals läßt er sich sehen, wie er ist, und sein Aeußeres soll am härtesten sein. Nur der Reichthum ist der Dietrich, der alle Schlösser öffnet, und seinen meist unrühmlich erworbenen Besitz mag man gar schön mit dem Schimmer von Humanität zu bemänteln. Armuth ist ein schmutziges Kleid, dessen Flecken kein Waschen und Aufrühren vertreibt, denn sie hat keine prahlerische Wortredner. Die Greuel der Entbehrung sind die Charakterzeichnung der heutigen Zähler: dürfte man sie, was sie sind, Nullen nennen, man würde sie als die Pluralität unserer Zeit erscheinen sehen!

Der Mensch kann sehr viel, wenn er will. Es liegen so manche unsichtbare Kräfte im Menschen verborgen, die, wenn er sie kennete, ihm bewiesen würden, daß sein einziges Aufhören nicht Aufhören zu nennen ist. — Aber die meisten Menschen sind dem Lhombre-Spieler zu vergleichen, dem durch die Verhand, das Solo eines andern, sein schönes Spiel bereitet wird. Unzenöhte Kraft, ist wie ein eingerostetes Schwerdt; doch beide lassen sich schärfen, wenn die Gelegenheit sperrt.

Welch eine Ausbeute von Kenntnissen und Wissenschaften muß der Rechtsgelehrte, der Mediciner, der Theologe besitzen, um Würdigung zu erhalten, und doch ist dies alles Pedantismus gegen das vielseitige Feld von Sprach-Sitten- und Menschen-Kenntniß, die der Maler auf der Bühne, in Bezeichnung so verschiedener Charaktere mit Virtuosität dem Publikum zeigen muß. — Aber der Mangel der Fähigkeit wird am Künstler selten bemerkt, weil die Zuschauer ihn meistentheils selbst haben.

Viel denken, heißt viel leben: aber man muß selbstständig denken. Der Zunftzeist unterdrückt das Genie, so ist die Selbstständigkeit, die doch allein das wahre Leben ausmacht, auf, und stumpft das innere Vermögen ab, so daß endlich die matte Seele für das Erhabene der schönen Natur stiftt, unempfänglich bleibt.

Verzage nicht, wenn auch Erfahrung deine Erwartungen herabstimme, wenn du aus dem Himmel schöner Träume zur leeren Wirklichkeit, niederstinkst, statt Kunstgefühl Handwerksfinn trifft, deine besten Hoffnungen zu rauhen Blüthen werden, und wenn grade das, was dich über den Gaukler erhebt, deine Liebe zur Tugend, dein bester Wille, dein Streben nach Wahrheit und Schönheit, — verkannt wird; verzage nicht: wahrer Werth siegt immer einmal.

K — pf.

Aeußerst galantes Compliment des äußerst feierlichen Young an zwei Damen.

Als der berühmte Verfasser der Nachtgedanken einst in seinem Garten zu Welwyn, mit zwei Damen am Arm, spatzieren ging, deren eine, Lady Lee, in der Folge seine Gemahlin ward; ließ sich ein Herr zum Besuch bei dem Dichter anmelden. Young erwiederte dem ankündenden Diener: „Sage dem Herrn, ich befände mich in so guter Gesellschaft, als daß ich noch eine andre wünschen sollte.“ Schmeichelhaft, wie das Compliment für die Damen war, konnten sie doch nicht umhin, den Schmeichler zu ermahnen, sich nicht einer offenbaren Unhöflichkeit gegen den Herrn schuldig zu machen, der ihn besuchen wollte, besonders da dieser ein Mann von Stande, und sein Freund war.

Bloß Worte vermochten auf Young nichts; sie sagten ihn also, eine bei dem rechten die andre bei dem linken Arm, und schoben ihn zur Gartenthüre hin, wo er, als er endlich allen Widerstand vergeblich sahe, eine tiefe Verbeugung machte, die Hand aufs Herz legte, und mit der energischen Pantomime, die ihm so eigenthümlich war, folgendes schöne Impromptu sagte, das eine Stelle aus Miltons verlornem Paradiese parodirt:

Als fand Adam da, als er das Paradies,
(ungern gehorsam ost!) weil Gott gebot, verließ.
Ich gehe, so wie er, und möchte gerne bleiben,
Wie er: weil mich, wie ihn dort, Engel treiben.
Hart war ein Gebothat: Doch viel schwerer ist das mir:
Wie bleibet Eva hier: ihm folgete die Seine.

Es heißt, meine Extemporal-Uebersetzung der Parodie des witzigen Britten auf eine gefährliche Probe stellen, wenn ich das Englische Original hier den Kennern mittheilte: aber ich will mich lieber dem Tadel aussetzen, als ihren Wunsch nicht befriedigen.

Hier ist also das Jeungische Original:

Thus Adam look'd, when from the Garden driven,
and thus disputed orders, sent from heaven.
Like him, I go, and yet to go am loth;
Like him, I go, for angels drove us both;
Hard was his fate, but mine still more unkind,
His Eve went with him, but mine stays behind.

Jeunsch.

Ernſt und Scherz.

Sechs und vierzigſtes Blatt.

Am 7. December 1803.

Schöne Literatur.

Taſchenbuch, auf das Jahr 1804. Herausgegeben von Wieland und Göthe.
(Eingeſendet.)

Von einem Werke, wozu Wieland das Proſaiſche und Göthe das Poetiſche lieferte, ließ ſich in der That viel hoffen; aber wie im Leben unſre Hoffnungen ſo oft getäuſcht werden, ſo auch in der Kunſt. Ueberhaupt ſollte man wohl von einem Dichter, wie Göthe, der ſein hohes Talent durch anerkannte Meiſterwerke bewährt hat, immer etwas Außerordentliches oder wenigſtens nicht ganz Gewöhnliches erwarten dürfen; ſchon mehr als einmal geſtel es dem großen Dichter anders; aber ſo wenig, wie bei dieſem Werke, ward meine Erwartung faſt nie befriedigt. In der That, es iſt ohnehin kein erfreulicher Gedanke, daß die erſten Dichter unſrer Nation für unſre Taſchen ſchreiben, und wenn denn doch nur ihre Taſchenbücher ſich wenigſtens vor der ganzen Schaar ihrer Geſchwiſter auszeichneten! aber, wenn Wahrheit mehr gelten darf als die Autorität eines Sterblichen, ſo müſſen wir geſtehn, daß dieſes Taſchenbuch von manchem ſeiner Brüder übertroffen wird. Wollte es doch unſern Dichtern gefallen, uns nur das Köſtlichſte, das Geprüfteſte zu geben, und nicht die Geburten des flüchtigen Augenblicks, ihrer Nation vorzulegen! — Der einmal erworbene Ruhm vermag das Mittelmäßige nicht unſterblich zu machen, wohl aber kann dieſes des Ruhmes Unſterblichkeit ſchaden. — Auch das Aeußere des Buches lockt nicht ſehr an; von den Kupfern gewähren beſonders die erſten einen gar nicht erfreulichen Anblick und der Künſtler hat nicht übel gethan, unter das Titelkupfer eine verkehrte Unterſchrift zu ſetzen. Die Mittelfigur ſitzt wahrlich zwiſchen den vier Kleinen da, wie (licentia verbis!) im Baume eine Eiſter unter ihren Jungen dieſer Vogel verwandelt ſich, am Schluſſe, poetiſch genug, in einen Kukuk! — Am wenigſten iſt die Thetis (im zweiten Kupfer) gelungen, deren unbedeutendes, weinerliches Geſicht man indeſſen faſt ganz vergißt über den gewaltigen, handfeſten Geiſt, der dicht hinter ihrem Haupt durchs Zimmer fährt mit zwei mächtigen Dolchen! Was von dem ſchrecklichen Geſichte, das ſich hinter dieſem robuſten Geiſte, die Haare rauft, zu halten ſey, erräth man nicht ganz: ob es nur einen Appendix zum Geiſte, oder gar das furchtbare Schickſal vorſtelle! — Die geſprungenen Saiten der Guitarre erhöhen den Eindruck des Ganzen. — Ich frage jeden gebildeten Leſer, ob ihm jene Stelle im Wallenſtein nicht ohne dies Kupfer einen höhern Genuß gewährte? — Die letzten Kupfer bieten uns beſſre Geſtalten dar, den Engel ausgenommen.

Die beiden Erzählungen von Wieland, aus dem Pentameron von Roſenhain, lieſt man wohl einmal

zur Veränderung, doch hätten sie vielleicht zehn Jahre früher kommen können. Der Ausdruck ist, wie von Wieland zu erwarten war, leicht und fließend, doch fehlt es nicht an Stellen, wo man die Uebersetzung zu stark fühlt. (?) Von den Gedichten möchte ich als die, welche mir am meisten gefallen, auszeichnen: Schäfers Klagelied, Bergschloß, Sehnsucht, die glücklichen Gatten und Dauer im Wechsel. Das erste, Stiftungslied, ist in der That eine etwas wunderliche Poesie, weder durch Gehalt noch Form schön. Wem kann der Wicht in der dritten Strophe, oder das Paar voll Geschicht' und Neuigkeit lieb seyn? — Das zweite, zum neuen Jahr, 1802. ist meist eine recht liebliche Dichtung und wenn auch nicht viel neue, genialische Gedanken uns begegnen, so gefällt doch das Ganze durch seine Form. Der Maskentanz ist werth, Göthen's Namen zu tragen; aber das Tischlied hätte unbeschadet seines Ruhmes, ungedruckt bleiben können, wie auch die beiden folgenden. Der frühzeitige Frühling scheint wirklich aus unzeitigen Blümchen zu bestehn; ich kann durchaus nichts als gereimte Verschen darin entdecken: voran tritt die Sonne mit ihrer gewöhnlichen Schleppenträgerin, Wonne. — Das folgende, Dauer im Wechsel, zieht durch einen geheimen poetischen Sinn an, und eine bessre Diktion. Schäfers Klagelied, fast die lieblichste von diesen Poesien gefällt gewiß jedem, der die Veranlassung des Gedichtes kennt, durch den sanften, poetisch-schwermüthigen Ton. Der Nachtgesang ist dem Italiänischen sehr glücklich nachgebildet; doch möchte wohl jedem das Original lieber sein! — Der Wandrer und die Pächterin bieten uns fast zu natürliche und gewöhnliche Kost. Ritter Curts Brautfarth sieht wie ein unvollendetes Gedicht aus und gewährt eben keinen hohen Genuß. Das Hochzeitlied klappert zu viel und ist an einigen Stellen ganz Bürgerisch. Wenn man einem Ausländer die Strophe vorläse; „da pispert's und knisterts und flisterts (flüsterts?) und schwirrt," und: „da dappelts und rappelts und klapperts im Saal;" welchen Begriff müßte der von unsrer Sprache bekommen! Das Dappeln ist uns sonst noch nie vorgekommen, und es rappelt hat sonst einen ganz andern Sinn! Solcher neuen Wörter mag unsre Sprache immer entbehren! — Der Rattenfänger ist als Impromptu recht artig; aber das Frühlingsorakel müssen wir aufrichtig bekennen, wünschten wir lieber in einem Cupido, zu lesen als in einem Taschenbuche von Göthe. Die dritte Strophe klingt fast, als wäre sie aus der Zauberflöte. Es scheint jetzt Mode zu werden, daß die Dichter den Thieren nachsingen; wenn im Cupido Hunde, Schaafe und Lerchen singen, fällt uns das so sehr nicht auf, aber hier vernähmen wir lieber andre Töne als die des prophetischen Vogels! und nun gar zum Schluß dem Publikum zuzumuthen, dieses Coucoustück, woran die Grazien doch wahrlich keinen Theil haben, mit Grazie ohne Ende zu singen, ist wahrlich nicht fein! — Schade nur, daß uns Herr Ehlers nicht eine Melodie dazu gemacht hat!

L — r.

Die ersten Blüthen meiner Phantasie von Doctor Christian Heinrich Kochy.

Zwar nur 48 Seiten; aber auch auf keiner von allen eine Blüthe an der man sich laben, und bei der man mit Wohlgefallen verweilen könnte. Matte Verse und verschobene Bilder machen den Inhalt dieser Blüthen aus, die gewiß niemals Früchte tragen werden. Der Verfasser ist — wie er sagt — Jurist, und es wäre ihm alles Ernstes zu rathen: den Musen nicht ferner zudringlich zu werden, indem seine Poesien höchst unpoetisch sind. Zum Belege aus vielen Beispielen nur einige wenige:

S. 21. Wie freundlich sie mir winkte, (?)
Als ich die Trift vorüber,
Ihr lieblich Auge blinkte
Mir wonn'ge Liebe süß.

Die Worte süß und schön scheint Herr K. vorzüglich zu lieben, unbekümmert ob sie passen oder nicht, wenn sie nur den Reim geben.

S. 28. Klingesor aus Ungarns Landen her entsprungen (entsprossen)
S. 29. Konradin, Dein holdes Haupt ist nun verwittert
S. 35. Rasch führst Du (das Pferd) in Feindesreihen
Helden die der Muth durchglüht
Wankest nicht, wenn Krieger schreien,
Nennst, daß Kies zum Aether sprüht.

Ks.

Etwas zur Berichtigung des Aufsatzes über die Einführung der Masken auf die deutsche Bühne.

Die Einführung der Masken, durch die man in den ungeheuer großen Theatern der Alten dem Auge des Zuschauers zu Hülfe kam, wäre bei der jetzigen Einrichtung unserer Schauspielhäuser, in denen die Zuschauer der Bühne näher sind, überflüssig? Weiß denn der Verfasser nicht, daß ein großer Theil unserer heutigen Zuschauer an der Augenschwäche laborirt? Weiß er nicht daß es heut zu Tage sogar zum guten Tone gehört blödsichtig zu seyn? Und läuft es denn nicht auf Eins hinaus, ob Entfernung, oder Blindheit dem Zuschauer das Erkennen des Schauspielers unmöglich macht? — Aber die Maske soll nicht blos

das Erkennen erleichtern. Die Individualität des Schauspielers zu tilgen, dies ist der eigentliche wahre Zweck, den man bei ihrer Einführung beabsichtigte, und dieser wird wie der Verfasser meint, denn doch nur immer zum Theil erreicht. Das ist allerdings sehr wahr, und es ist mir daher unbegreiflich, warum unsere Neugriechen nicht darauf gefallen sind, neben der Maske auch noch das Sprachrohr der Alten einzuführen. Man gebe dem Schauspieler Maske und Sprachrohr, und ich stehe dafür, es soll keine Spur von seiner Individualität übrig bleiben. Die Einführung des Letzteren ist aber auch noch in anderer Hinsicht wünschenswerth. Es ist bekannt, daß Personen die heut zu Tage irgend auf guten Ton Anspruch machen, das Theater nicht sowohl der Vorstellung, als der Gesellschaft, der Conversation wegen besuchen. Unsere eleganten Herren und Damen converſiren während der Vorstellung gemeinhin so laut, daß der arme Schauspieler oft seine Lunge sehr anstrengen muß um verstanden zu werden. Man versehe ihn aber nur erst mit einem recht tüchtig gellenden Sprachrohr und ich will den sehen, der ihn überschreien wird. — „Aber welch ein höchst widriger Eindruck, den Schauspieler von Anfang bis zu Ende mit einem gleichsam durch Paralisie verzerrten Gesichte vor sich zu sehen. Wo bleibt die so nothwendige Abwechselung des Geberdenspieles bei veränderter Leidenschaft? Wo die seither so hochgepriesene Mimik, über deren Ausbildung der gute Engel so manche Feder abgestumpft, ein Iffland, eine Ungelmann, so manche kostbare Stunde verschwendet haben? Die Alten sagt man, waren in dieser Kunst weit gegen uns zurück, ihre Maske ist ein armseliger Behelf dessen wir nicht bedürfen?" — Ueber die leidige Vierkünsteln! Es ist ja hier nicht von dem Vergnügen der Zuschauer, es ist ja nicht von der Vervollkommnung der Mimik, es ist ja einzig und allein, von der Wiederherstellung der Altgriechischen Kunst die Rede. Um diese zu befördern muß kein Opfer zu groß seyn, und wenn unsere Augen und Ohren darüber zu Grunde gehen sollten. Die alte Schöne soll nun einmal wie sie lebte und wurde aus dem Grabe hervorgerufen werden, und sobald dies der Fall ist, so muß sie neben ihren manchen Reizen, denn wir sie wieder kennen sollen, auch ihre gesammten Makel — und da darf kein Auswuchs, kein Höcker, keine Warze, sie sei noch so garstig, fehlen — mitbringen. — „Aber sind denn unsere Schauspieler nicht schon von jeher bemühe gewesen, ihre Persönlichkeit durch manche zweckmäßige Hülfsmittel, als da sind falsche Nasen, falsche Haare u. s. w., dem Auge des Zuschauers zu entziehen? Und ist denn nicht zwischen Nasen und Nasen ein himmelweiter Unterschied?" Es wird doch wohl hoffentlich Niemanden einfallen die falschen Nasen der Schauspieler, mit jenen, welche die neueren Aesthetiker uns bieten, vergleichen zu wollen. Das wenige was die Schauspieler etwa von dieser Kunst inne haben, ist ja ohnehin nicht von ihrer Erfindung, sondern höchstens ärmliche Nachäffung der Damen-Toilette, wo alle diese Dinge lange vor ihnen gäng und gebe waren und in weit größerer Vollkommenheit anzutreffen sind. Möchten die Halsstarrigen die die Altgriechische Kunst so frevelhaft verschmähen, nur wenigstens bei unseren Neugriechinnen in die Schule gehen. Den diesen würden sie nicht nur über die Tilgung der Individualität, sondern auch über manche andere für ihre Kunst brauchbare Dinge, über die Produzirung der Nudität z. B. — und in dieser ist man auf unsern Theatern ebenfalls noch sehr zurück, — die lehrreichsten Aufschlüsse erhalten. Aber so geht's. Wir stehen an der Quelle der Kunst und nutzen sie nicht. Wir haben Muster vor uns und streiten noch sogar über die Möglichkeit der Ausführung. Welche Verstocktheit!

J—r.

Hingeworfene Gedanken.

(Fortsetzung.)

Wir sind alle Projectanten, die den Wald vor den Bäumen nicht sehen. Daher das unrichtige Zählen sowohl im Leben, als mit dem Leben. — Zeigt mir erst die Mühle, wo ihr für die bessere Welt eure Augengläser schleifen wollt, das Fegfeuer, worin die verdorbenen Herzen gereinigt werden sollen, und dann tretet mit eurer Umschaffung auf. . . . Wir gehen alle über der Besserung schlafen, wenn der Todesengel über uns hinfährt, und Nachkommen auf Nachkommen hoffen, sie werden das neue Jerusalem einer gebesserten Reformation schauen, als je war. — Täuschungen! —

Ihr Grausamen! aber — nehmet ihr auch dem Armen das Brod — die goldene Abendröthe der Hoffnung, den Glauben an ein künftiges allvergeltendes Leben für die Mühseligkeiten seines elemerischen Seyns könnt ihr ihm nicht nehmen. Religion ist der Genius der Unglücklichen, und ist es gleich oft ein blinder Glaube, der in ihnen glüht und reift, so ist es doch ein seliger. — Wie viele giebts, die kaum wissen, was eigentlich Tugend sei, und doch ihre Pflichten treu und redlich erfüllen. Wie mancher Philosoph der uns weis macht, der Teufel sei ein Eichhörnchen, ist vielleicht alle Classen in der Schule der Laster durchgegangen, und ist nur ein schulgerechter Zögling der Nothwendigkeit. Die Affessoren des Parnasses verlieren überhaupt alle, wenn man sie unter das Microskop bringt, nehmlich an Reinheit. Es sei dies aber unbeschadet aller großen Männer gesagt; wir

meynen blos damit, daß auch Alexander Menschen bleiben. — Tugend und Ehrlichkeit sind meistens beschnittene Dukaten, die Schriftsteller oft nicht besser, als Kernjuden. Wie wird nicht so manches nach Verhältnissen geschnitzelt, wie theilen sie das Geistige nicht in unendliche Theilchen, so spärlich hie und da angebracht, um recht vielerlei zu geben, recht viel zu schreiben. Sinnt man nicht auf tausenderlei Deckmäntel? Sinnen die Schriftsteller nicht auf eine Menge glänzender Titel, und magnetisiren wie Bierschenken, denen schlechtes Getränk die Gäste verjagte, und die nun neue Schilde aushängen? — Hier macht ein Philosoph den erbärmlichsten Erzähler, dort ein Dichter den fadesten Possenreißer, — — fern von allem Tugendgefühl, denn die Tugend macht nicht reich; — fern von aller Ehrlichkeit, denn ehrlich sein, ist pöbelhaft. — Von der heiligen Unschuld weiß man nichts — die Religion ist bis zur Ziel-Scheibe des Witzes gesunken, und so gleichen die Herren, die sie blos im Munde führen, um Allmosen zu erbetteln, den Handlangern, die in Feuersgefahr zu geschwind ein Haus niederreißen, zum Aufbauen aber nicht einmal ihre schwächlichen Hände leihen können. Wie anders? — Denn mit der Wahrheit, wenn wir sie nicht so versehen, daß sie Modegeschmack und Farbe erhält, werden wir aus dem Hause geworfen, und Klugheit kann allein unser Stab sein, die Nase vor Pflastern zu sichern, wenn wir im Finstern tappen müssen. — K—pf.

R o m a n z e.

Trautes Echo dieser Felsenklüfte,
Das die Klage meines Lied's verstand;
In den Wäldern, an des Meeres Strand,
Halle wieder durch die trüben Lüfte!

Der Abend hüllet schon des Himmels Raume
In graues Dunkel, als an Ufers Rand
Aglaja einsam klaget, daß er säume,
Ihr treuer Daphnis, in der Britten Land.
Und freundlich blicket durch die düstern Bäume
Der Mond, der oft die Trauernde hier fand.
Und Philomelens Nachtgesang erschallet
Zur Klage, die am Felsen wiederhallet.

Doch plötzlich nahet ihr mit dumpfem Klange
Ein Rauschen ferner Stimmen — „Horch! er ruft!“ —
Sie lauschet ängstlich hin, sie lauschet lange
Nach dem geliebten Ton. Die Felsenkluft
Verstummet rings in Todtenstill', und bange
Schaut sie verlangend in die finstre Luft;
Voll Wehmuth ruft sie laut: ihr falschen Wogen,
Wie habt ihr der Geliebten Herz betrogen!

„O Götter, wenn er treulos mich verlassen!
Wenn eine andre schlau ihn hätt' umstrickt —
Und doch könnt' ich den Liebenden nicht hassen,
Von ihm geliebt bin ich allein beglückt! —
Ach, thürmten sich nicht diese Felsenmassen,
Ich hätte längst des Schiffes Mast erblickt!
Es rauscht! dem Ruder theilen sich die Wellen,
Er kommt, er kommt! ich seh' die Seegel schwellen!“

„O ebnet dem Geliebten euch, ihr Wogen!
Und strahle freundlich ihm mit mildem Schein
Herab, o Mond, vom dunkeln Himmelsbogen,
Und ende Du der Unglückseligen Pein!
Was birgst Du bang' Dein Antlitz, schwarz umzogen? —
O führ' ihn her zum seligen Verein!
Und wenn ihn Nacht umstarrt, ihr Nymphen, höret
Mein Flehen dann, des Sturmes Toben wehret!“ —

„O könnt' ich, wo des Schiffes Mast erscheinet,
Hinüber fliegen durch des Meeres Fluth!
Die Woge, die dem Fernen mich vereinet,
Sie kühlet mir der heißen Liebe Gluth;
Und bald, die jüngst noch hier um ihn geweinet,
In seinem Arm, an seinem Herzen ruht!
O kehre zu der Klagenden, Du Treuer!
O eile, mich verzehrt der Liebe Feuer!“ —

Und ein zerschmettert Schiff schwamm auf den Wellen
Aus grauer, düstrer Ferne jetzt heran.
Des Mondes matte Strahlen kaum erhellen
Das Schrecken; wilder Stürme Wuth begann
Der Wolken Heer zu treiben und es schwellen
Die Fluthen himmelwärts. [illegible] kann
Das Mägdlein hin zum Ufer, sie ersiehet
Die Trümmer, jammert trostlos und entfliehet.

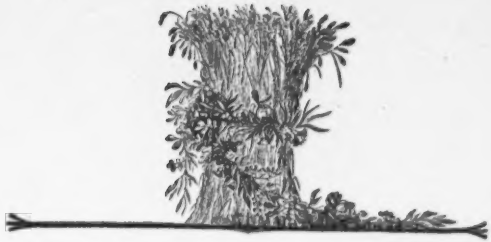
Um Hülfe ruft sie an des Ufers Rande,
Doch kehrt die eigne Stimm' ihr nur zurück.
Im Sturme fliegt das Haar, zerreißt die Bande;
Sie starrt hinaus ins Meer mit wildem Blick.
Hinweg! ruft sie, von diesem Schreckensstrande!
Sie flieht, erliegt dem furchtbaren Geschick.
Und Daphnis, Daphnis! schreit sie auf, als tiefe
Sie ihn vom Tod' — und stürzt sich in die Tiefe.

Trautes Echo dieser Felsenklüfte,
Das die Klage meines Lied's verstand;
In den Wäldern, an des Meeres Strand,
Halle wieder durch die trüben Lüfte! —

C. W. H.

A n e k d o t e.

Als man gegen Rousseau, den man nicht hoffen durfte, mit Gründen zu überwältigen, zu Motiers-Travers mit Steinwürfen u. s. w. hatte argumentiren lassen, kam er auf seiner Flucht zu einem Freunde, warf sich ihm in die Arme und rief aus: „Ach, mein Freund, wo werd' ich Ruhe, wo werd' ich Friede vor meinen Feinden finden!“ — Flüchten Sie Sich in den Schooß der Unbedeutendheit, antwortete jener; sagen Sie immer nur, was jedermann sagt, und es wird niemand einfallen, sie anzufeinden. — „Ha, antwortete Rousseau, wer den Rath im Ernste gäbe, würde nie in den Fall kommen können, ihn zu bedürfen; und wer ihn mit Ihrer bittern Miene ertheilt, — ist selbst unfähig, ihn zu befolgen.“ —



Ernſt und Scherz.

Sieben und vierzigſtes Blatt.

Am 10. December 1803.

Schöne Literatur.

Eudora. Allen Verehrern des Schönen und Guten gewidmet. Erſtes Bändchen.

Guten Köpfen und guten Werken kann man keinen größern Dienſt erweiſen, als wenn man ihre Fehler offen und nachſichtslos rügt: denn das iſt der ſicherſte Weg, ſie davon zu befreien. Dieſe Eudora iſt eine Sammlung von Aufſätzen und Gedichten, von denen die meiſten eine oder die andere Art von Verdienſt beſitzen; der Herausgeber iſt ein junger Schriftſteller von Talenten; er hat talentvolle Mitarbeiter: die Eudora verdient alſo ſtrenge behandelt zu werden, damit ſie durch die folgenden Bändchen noch mehr als durch dieſes erſte, lange Fortdauer erwerbe.

Diesmal hat der Herausgeber zehn Artikel geliefert, worunter zwei Erzählungen und eine Reihe von Gedichten von A. Kuhn ſind. Die Erzählungen verrathen durchaus eine lebhafte Phantaſie und ſind in einem ſchönen blühenden Stil geſchrieben: dagegen aber iſt ihr Inhalt ein Gewebe von den greifſten Unwahrſcheinlichkeiten, und beſteht aus romanhaften Ereigniſſen, über die man, wenn ſie einzeln in größern Werken vorkämen, die auf natürlichen, motivirten Gang der Begebenheiten Anſpruch machten, ſchon ſehr berechtigt wäre den Kopf zu ſchütteln, die aber wo ſie, zum Beiſpiel in der erſten Erzählung, „Geſchichte eines Unglücklichen", auf vierzig Seiten zuſammengedrängt ſind, faſt empören. Strotzt in der Form derſelben ſo Unwahrheit. Sie fängt damit an, daß der Unglückliche einem Freunde ſeine hoffnungsloſe Lage ſchildert und ihm ſeinen Vorſatz des Selbſtmordes vertraut; — dann aber erzählt er ihm ruhig und mit viel Aufwand poetiſcher Beredſamkeit, ſeine Geſchichte — und erſchießt ſich. — Wahrheit in den Charakteren, Wahrſcheinlichkeit in der Motivirung der Begebenheiten und in der Form: wenn Herr Kuhn ſich eifriger beſtrebe, ſeinen Erzählungen auch noch dieſe Vorzüge zu geben, ſo wird er gewiß ein vorzüglicher Schriftſteller werden. Er beſitzt mit der Kraft eines poetiſchen Geiſtes. — Seine Gedichte haben ſehr viel höhern Werth als die Erzählungen. In ihnen ſind die Spiele ſeiner Phantaſie mehr an ihrem Orte und natürlicher; und ſeine Verſe ſind fließend und wohlklingend. Zur Probe eines der kürzeſten, wiewohl noch nicht das beſte.

Aufruf.

Steige von dem Sonnenbügel
Nieder in das Abendland,
In des Baches Wellenſpiegel,
In des Ufers Blumenrand.

Mädchen lauschen in den Sträuchen,
Mädchen baden sich im Bach,
Vöglein singen dort in weichen
Tönen ihre Lieder nach.

Streue Blumen in die Wellen,
Streue Ros' und Veilchen hin,
Laß sie in dem silberhellen
Strome leicht hinunter fliehn,
Wo die Fluthen goldne (?) Kreise
Um die zarten Glieder ziehn,
Küssen Deine Blüthen leise
Busen, die von Liebe glühn.

Wenn die Nacht den Nebelschleier
Rollet um die öde Flur,
Und der Mond in stiller Feier
Glänzt auf funkelndem Azur,
Nahe Dich dem Uferlande,
Nahe Dich dem Heiligthum,
Da, wo Dir's am Quellenrande
Lispelnd ruft: „Elysium!" —

Unter dem Titel: „Blicke in das Leben", hat ein Herr Kellner einige meistentheils interessante halbhistorische, und halb fingirte Schilderungen gegeben, deren Anfang nur etwas überspannt ist.

„Die Pyrenäen Hirten" Fragment einer Reise, nach dem Französischen der Madame Genlis von Noeller, ist eine sehr romantische Schilderung jenes Bergvölkchens. Sollte die Wirklichkeit in ihr auch ein wenig seyn verschönert worden, so ist es doch geschehn, ohne der Natur Abbruch zu thun. Die Uebersetzung ist gut gelungen: nur auf der ersten Seite ist eine etwas schwerfällige Phrase: „Canäle, die durch von den Felsengipfeln sich herabstürzende Waldbäche gebildet wurden." — Eine zweite Uebersetzung von demselben: Epikur bei Leontium, nach Demoustier, hat gleichen Werth.

Der vortheilhaft bekannte Dichter Bury hat außer einem Paar artigen Gedichten, einen kurzen Aufsatz über den Gebrauch der Mythen gegeben, der unter andern die sehr richtige Bemerkung enthält, daß die Gedichte der Neuern durch den Gebrauch der mythologischen Namen eine gewisse Kälte erhalten; — ob aber die Dichter der Mythen ganz entbehren könnten, wie Herr Bury meint, — bedürfte einer Erörterung, die für dieses Blatt zu weitläuftig werden würde.

Anziehende Natur-Schilderungen und manche interessante Bemerkung über die Deutschen Alterthümer, enthält ein Beitrag vom Herrn von Münchhausen: „Wallfahrten ins Heidenland" ꝛc.

Von Ludwig von Gohren ist eine Uebersetzung des Ossianischen Gedichtes „Comala," in Hexametern, — eingerückt. Herr von Gohren verspricht, wenn diese Uebersetzung Beifall erhält, den ganzen Ossian in dieser Gestalt zu liefern. Hat meine Meinung einiges Gewicht bei Ihm, so fordre ich ihn auf, das unverkennbare Talent für Poesie, das er in dieser Probe gezeigt hat, auf eine andre Weise anzuwenden. Den epischen Liedern des Schottischen Barden, entspricht der Hexameter nicht. Sie können nur auf die Weise ihrer Eigenthümlichkeit gemäß übertragen werden, die Rhode gewählt hat, — wiewohl ich dadurch nicht behaupten will, daß man ihn nicht an viel Orten an Treue und Wohlklang übertreffen könnte.

Der letzte Artikel ist eine Sammlung von Gedichten von verschiedenen Verfassern. Vorzüglich die von F. A. Kuhn und von Luise Brachmann zeichnen sich durch reizende Lieblichkeit aus.

Miscellen.

Shakespear führt in seinen Dramen eine große Menge handelnder Personen auf die Bühne. Schiller, der ihn in so vielen Stücken nachahmt, folgt ihm auch darin, weil er es vielleicht für eine wundergroße Schönheit hält, und eine Menge Nachahmer Schillers haben auch diesen Punkt nicht übersehen. Er verdient aber eine ernstliche Rüge; denn durch halbüberflüssige Personen wird der Zuschauer nicht selten zerstreut und verwirrt gemacht, die Haupt-Personen werden dadurch oft in Schatten gestellt, und der Dichter kann ihre Charaktere nicht durch mehrere kleine Züge so scharf zeichnen, als nöthig wäre, da er die überflüssigen Figuren, die mit den Haupt-Personen oft einerlei Maske führen, doch auch nicht ganz charakterlos dastehen lassen darf. Die Griechen wußten das sehr gut. In ihren Trauerspielen treten gewiß selten über 6 bis 8 Personen auf. (Den Chor nehmlich nur für eine Person gerechnet.)

Als in W — r die Braut von Messina zum erstenmale aufgeführt wurde, sah man haussen vor dem Vorhang eine kleine goldpapierne Maschine hängen. Man konnte sich dieses Phänomen durchaus nicht erklären, und die Blicke der Zuschauer flogen oft in den bedeutendsten Katastrophen von den handelnden Personen zu dem schwebenden unbekannten Etwas hinauf, weil man glaubte, es werde bald auf die eine oder andere Weise zu etwas ganz Besonderem sich gestalten. Endlich nach dem dritten Akte erschien — ein Aufwärter, die Maschine sank herab, und man sah zum allgemeinen Erstaunen, daß es nichts war, als eine — Lampe, die angezündet wurde, um im vierten Aufzuge über die Bühne eine Art von Mon-

denkheit zu verbreiten. — Ob die Gelehrten wohl auch auf eine so kindische, spielende Weise den Effekt ihrer Tragödien bei der Aufführung zu schwächen wußten?

Viele ächte Kunstrichter ärgerten sich in der Maria Stuart über die berüchtigte Szene, wo der Dichter beide Königinnen zusammenführt, weil sie hier wirklich als zwei gemeine londner Hökerweiber erscheinen, die sich auf offener Straße tüchtig zanken und schimpfen. Nun frage sichs, ob solche Verwänschungen in der Natur des rohen Menschen liegen, und, wenn dies der Fall ist, wie es wirklich nicht zu läugnen werden kann, ob der Dichter sie vorzüglich in der Braut von Messina schicklich angewendet hat? Das letzte kann man zweifelsohne mit „nein" beantworten. Auch in diesem Punkte können uns die Griechischen Tragiker zu Mustern dienen. Bei ihnen kommen ähnliche Verwänschungen ebenfalls vor, aber — sie haben dann immer große Wichtigkeit. Oedip verflucht seine Söhne, — aber dieser väterliche Fluch ist das Motiv vieler tragischen Szenen. Er bewirkt, daß Eteokles und Polynices sich wechselseitig ermorden, und daß das ganze Königshaus zu Grunde geht. Was nützt es aber, wenn in der Braut von Messina der Brudermörder sich selbst verflucht? Nicht das Geringste. Dieser Actus ist das letzte unmächtige Aufbäumen gegen das Schicksal, und wird lächerlich, weil man deutlich sieht, diese Flüche sind nur leere Worte, die in der Lage der Dinge gar nichts ändern können.

— hn.

Bestimmung.

„Armer Freund, Unzufriedenheit suchst Du als Bestimmung und kannst sie nicht finden? — Hast Du ein Weib?" — „Ein edles Weib, das mir mit seltener Treue zugethan ist. — „Und Kinder?" — zwo Töchter, das Ebenbild der Mutter. „Leidest Du Mangel?" — „Meine Arbeit lohnt mir mit Ueberfluß. — „Und warum suchest Du auswärts, was Du in der Nähe hattest?" — Ich ward von Zweifeln hin und her getrieben. „Hast Du nie etwas Gutes gethan?" — Hie und da wohl etwas. Auch hätte ich vielleicht dessen mehr gethan, wenn ich nicht zu sehr mit Nachdenken über meine Bestimmung beschäftigt gewesen wäre. „Das Gute, welches Du thatest, gab Dir doch Beruhigung?" — Ja. — „Du besäßest also ein untrügliches Mittel zur Zufriedenheit. Deiner Bestimmung, zu gelangen, und vernachlässigtest es, um — in Büchern ein ungewisses zu suchen. Wähntest Du, irgend ein Weisheits-Krämer hätte Dir mehr Aufschluß über Deine Bestimmung geben können, als Dein eigenes Herz? In Dir selbst wohnte das Orakel, und das vergaßest Du zu fragen und doch ist es allein untrüglich. Du liefest Gauklern und Possenspielern nach, die mit der Wahrheit einen Schleichhandel treiben und sich für Dollmetscher der Gottheit ausgeben, da sie doch die einfache Sprache der Natur nicht verstehen. Du fandest Beruhigung, Frieden mit Dir selbst, wenn Du Gutes wirktest: wie natürlich ist die Lehre, die daraus fließt!" — — Die Sprache der Natur ist leicht zu verstehen, und wer sie versteht, kennt seine Bestimmung, aber der Mensch, durch kindische Eitelkeit irre, will nun einmal lieber Scharlatanereien entziffern, und dieser Eigensinn, dieser Dünkel kostet ihm nicht selten die Ruhe seines ganzen Lebens. Er stirbt, noch bevor er gelernt hat zu leben.

K — f.

Schönheit der Seele.

In einem Kränzchen von hübschen Damen ward ich einmal merkwürdig in einer Vorlesung über das Schöne unterbrochen, indem eine Frau, die zur Gesellschaft gehörte und sich verspätet hatte, eintrat, die mit einem male durch die Häßlichkeit ihres Angesichts mich außer alle Fassung setzte. Die Natur war schrecklich tiefmütterlich mit ihr umgegangen. Meine Nachbarin bemerkte den Eindruck und zupfte mich spöttisch am Rocke. Die Fremde setzte sich, schien sich zu erholen, und da ich noch immer nicht weiter lesen konnte, sagte sie: legen Sie es mir nicht als Unbescheidenheit aus, lieben Freunde, wenn ich Ihnen die Ursache meiner Verspätung anzeige; mein Geschäft fordert Mittheilung und — wer erzählt nicht gern sein Glück? — — Ihr Glück? Ihr Glück? riefen fragend alle. Das Melodische, Eindringende ihrer Stimme machte auch mich aufmerksam und sie schien mir schon etwas minder häßlich. —

Verzeihen Sie, fuhr sie fort, ich nenn' es Glück, einem Menschen das Leben zu retten. Die süße Wonne, die Theilnahme, mein Herz — o verzeihn Sie! — Sie weinte.

Einige Damen rümpften die Nasen; zischelten, flüsterten, andere sahen mich fragend an, nur Eine, ein Mädchen, das ich jetzt als mein Weib liebe (so viel vermag eine Thräne!) ließ unschuldig, gerührt die Zähren des Mitgefühls über ihre Wangen rollen. Mit welchem Auge sah ich jetzt die Fremde an: aus ihrem Gesichte strahlte mir ein Himmel von Wohlwollen und Güte entgegen; die Häßlichkeit verblich mehr und mehr.

Sie hatte ſich gefaßt. Bitterſüßes Lächeln verdeckte ihre Weichheit. Beſcheiden ſah ſie im Zirkel umher. Mit einem Tone, in den ich Ehrfurcht und Rührung legte, bat ich ſie, uns die nähern Umſtände ihres Glückes mitzutheilen.

Niedergeſchlagenen Auges hub ſie jetzt an. Ehe ich mir die Ehre geben wollte, Sie zu ſehen, hatte ich noch eine Freundin zu beſuchen. Das heitere Wetter lockte mich um ſo mehr, da ſie in der Vorſtadt wohnt. Wie ich ſo dahin gehe, erblick' ich einen alten Mann am Wege, an einen Straßen-Pfahl gelehnt, ſitzen, deſſen Geſichtsbläſſe mich glauben machte, er ſei todt. Mein Herz floß unwillkührlich über, ich ging zu ihm hin, faßte ſeine kalte Hand, den Puls zu fühlen, und verwunderte mich faſt über den tiefen Eindruck, den ſein ehrwürdiges Anſehen, ſein weißes Haar, die tiefen Furchen auf ſeiner Stirne auf mich machten. Er lebte. Matt hob er das geſchloſſene Auge und ſagte gebrochen: laß mich ſterben! — Ich beugte mich zu ihm herab: ihr ſeid wohl ſehr krank, guter, alter Vater? fragte ich. — Er hob das Auge, ſah mich lange an, dann ſtammelte er: mir wird bald geholfen ſein! — Wo halter ihr euch auf, frag' ich weiter, ich will euch nach Hauſe bringen laſſen. Seine Miene verzog ſich; ich bin hier fremd, ſprach er. — Als ich ihm ein Riechfläſchchen vorhielt, fuhr aus ſeinem Auge ein Strahl auf mich hin, der ins Innerſte meines Herzens drang. Ich ſprang auf und ſah umher. Einige Spaziergänger gingen mich belächelnd vorüber. — Vater, ihr ſollt Hülfe haben, rief ich. — Sein Blick hob ſich matt empor, wehmüthig lächelte er, und griff kraftlos nach der Mütze. — Schnell eilte ich fort. Liebſte, Beſte! ſtürz' ich in das Zimmer meiner Freundin, darf ich mir Platz für einen Sterbenden von Ihr ausbitten? Du biſt weniger beſchränkt, als ich. — Meine Freundin ſtaunte: für wen? fragte ſie überraſcht. — Für einen armen Mann, der dort am Wege mit dem Tode ringt. „Mein Gott, wie kommſt Du auf den Gedanken? Der Bettler ſitzt ſchon lange dort.“ Aber er ſtirbt, und bedarf unſrer Hülfe. „Dann muß man ihn in ein Hoſpital bringen.“ Dieß fordert Zeit, indeß vergeht er. „Aber, bedenke, einen Bettler von der Straße in unſer Haus aufnehmen; was würde mein Mann ſagen?“ Gönnſt Du ihm kein Bette, kein Lager, um ruhig den müden Geiſt auszuhauchen? Und vielleicht erholt er ſich, o welche Wonne dann uns? Ich will ſeine Wärterin, ſeine Unterhalterin ſein. — „Nun, ſo muß ich ja.“ Beſchleunige Dir Dein Herz, o wohl Dir! — Jetzt eil' ich hinab zum Hausknecht. Chriſtian, rief ich, nehm' er doch einen Sechſitzer, und helfe er dem armen Mann dort am Wege herein. „Was geht das mich an.“ Er will ſterben. „Das iſt der Obrigkeit ihre Sache; ſie ſoll von Rechtswegen für alle ſorgen.“ Ich werde ihm aber einen halben Gulden geben, trage er ihn herein. — „Will's die Frau?“ Ja, Chriſtian. „Nun, ſo dürfen Sie mir nichts geben; aber die andern müſſen Sie bezahlen.“ — Voll unruhiger Erwartung ging ich mit ihnen, ob der Alte noch lebe. — Ein Mann im ſchwarzen Rock mit breitem weißem Kraustragen wollte ſich einen Kreuzer erſparen und ging zehn Schritte von ihm über den Weg. Mein Herz ergrimmte über den Geizhals. — Noch ſaß der Alte da, in derſelben Stellung, indeß munterer ſchien er aufzublicken. Vater, rief ich, dieſe Männer werden euch aufhelfen und in ein Bette bringen. — Als ſie ihn aufheben, ſah ich ihm ins Geſicht: frommweiſe rollten ſeine Thränen in den weißen Bart. Er ſah lange gen Himmel, wieß mit der einen Hand hinauf; mein Herz zerfloß im Gefühl dieſes Anblicks. —

Noch wäre ich bei dem Alten, wenn der Arzt, ein würdiger Mann, den ich rufen ließ, nicht gerathen hätte, ihn vor Bewegungen zu hüten. — Ich komme jetzt — Armuth iſt ja keine Schande und ich bin bekanntlich Witwe; — Sie, meine Freunde, um eine Beiſteuer für den armen Greis zu bitten.

Wie alle gaben. Die Höflichkeit war verſchwunden. Ich ſchlug mein Buch über das Schöne zu und ſagte froh: wir haben es gefunden!

K — pf.

Der Affe am Spiegel.

F a b e l.

Ein Affe kam vor den Spiegel. Unwiſſend, daß dieſer ſeine eigene Geſtalt zurückwarf, ſchlug er mit ſeinen Pfoten nach dem Glaſe: daß ich Dich zermalmen könnte, Du ſcheueliches haariges Ungeheuer, rief er erbittert dem Spiegel zu, wie häßlich Du ausſiehſt. —

Lachen Sie nicht, ſtrenger Moraliſt, mancher den Sie bitter tadeln, erſpart Ihnen den Spiegel.

K — pf.

Motiv zum Gutſeyn.

Im geſellſchaftlichen Leben befinden wir uns immerfort unter Malern, deren jeder für ſich bemühet iſt, den Andern Bild und Charakter in die Schreibtafel ſeines Gedächtniſſes einzutragen. Dieſe Maler ſchmeicheln nicht im geringſten, ſondern legen, oft nur zu grell, immer die Farben der Wahrheit auf und übergehn keinen Flecken: ſollte man da nicht wohl thun, Bedacht darauf zu nehmen, wie man ihnen immer Stoff zu einem guten Gemälde gibt?

Meli.

Ernst und Scherz.

Acht und vierzigstes Blatt.

Am 14. December 1803.

Schöne Literatur.

Prinz Fet-Elof, oder der Streit mit den Mohren. Kein Mährchen, sondern ein Räthsel, aufgegeben von A. G. Eberhard.

Für das Publikum, nicht für die Rezensenten, schreiben die Schriftsteller ihre Bücher; dem Publikum folglich, nicht dem Beurtheiler ist dieses Räthsel aufgegeben. Ich werde mich daher sehr hüten, dem Verfasser seinen Scherz, und den Lesern die Freude des Auflösens dadurch zu verderben, daß ich meine Meynung von dem Sinn desselben sage: nur das Zeugniß glaub' ich wagen zu dürfen, daß dieser Sinn meisterhaft versteckt ist, und wer ihn deutet, wenigstens ein Freiexemplar als Prämie verdient. Auch wer ihn indeß nicht findet, wird das Büchelchen meistentheils mit Genuß lesen. Der Verfasser ist als ein sehr angenehmer Erzähler, der lebhaft-ausmalende Phantasie mit ernsten Gedanken zu verbinden weiß und einen blühenden Stil hat, bekannt und geschätzt, und dieser Fet-Elof wird seinen ehrenvollen Ruf nicht vermindern. Schade ist es, daß vorzüglich der Anfang dieses Scherzes zu sehr mit tragischen Scenen gefüllt ist, die unangenehm wirken. Einen besondern Reiz dagegen gewähren ihm die vielen kleinen Gedichte, die überall eingestreut und von denen die meisten reizend sind. Zur Probe eins:

Die Unschuld wird aus sanftem Schlaf geweckt
Von eines Zephyrs mildem Frühlingshauche;
Sie horcht der Nachtigall; ihr Aug' entdeckt
Ein süßes Wunder an dem Rosenstrauche.

Aus grüner, aufgeschwollner Knospe strebt
Mit Zauberkraft hervor die schönste Blume,
Aus rother Seide jedes Blatt gewebt
Mit zarter Kunst in Florens Heiligthume.

Es lockt die Nachtigall mit süßem Ton
Vom Strauche her; da nahet voll Entzücken
Die Unschuld sich, und hebt ihr Händchen schon
Zum Schmuck der Brust die Rose sich zu pflücken.

Es warnt sie niemand, und sie ahnet nicht
Was lauernder Verrath für Unheil stiftet, —
Bis sie an einem Dorn sich blutig sticht,
Den Amor, der Verräther, längst vergiftet.

Betrachtungen
über Schriftstellerei und Schriftstellerwerth.

Ist es ehrenvoll, — ist es herabsetzend Schriftsteller zu seyn? — In der That ist es jetzt in Deutschland mit der Schriftstellerei durch das Skribeln jedes matten, faden Kopfes, und die Bereitwilligkeit der Buchhändler alles ohne Unterschied drucken zu lassen und in

Umlauf zu ſetzen, ſo weit gekommen, daß jene Frage der Unterſuchung bedarf, — nicht um der Schriftſteller, ſondern um des Publikums willen. Was die erſtern betrifft — dem wahren, dem edeln Schriftſteller iſt es ſehr gleichgültig, ob ihr ſein Geſchäft für ehrenvoll haltet, oder nicht, wenn euch nur die Wahrheiten einleuchten, die er euch verträgt; wenn nur ſein Kunſtwerk die beſſernde, veredelnde und vergnügende Wirkung auf euch thut, die er beabſichtigte; wenn er nur die vortheilhaften Veränderungen hervorbringt, nach denen er ſtrebte. — Den kleinen Sudlern hingegen, die nur Papier conſumiren, damit ſie auch Brodt zu conſumiren haben, oder ſich durch Reimereien oder Wiederherſagen was ſie lernten, oder Mitſchreiben, wo alles ſchreit, ein Glorieſchen bei den Mädchen und Mühmchen (beiderlei Geſchlechts.) erwerben wollen, dieſen mag man noch ſo bündig beweiſen, daß ſie ein lächerliches Gewerbe treiben, ſie können ſo wenig vom Skribleln laſſen, als die Motte vom Kleiderverſchaben. Das iſt ja ihr einziges Mittel, morgen noch da zu ſeyn. Sie ſind zum Conſumiren der Lumpen gebohren, wie die Egyptiſchen Erdgeier da ſind, um das Land von den Leichnamen erſäufter Thiere zu reinigen, die der abfließende Nil zurücklägt.

Es giebt zwei Standpunkte, aus welchen auch der ungeehrte Laye, der unbefangenſte Nicht-Literat ſehr leicht entdecken kann, ob ein Schriftſteller als ſolcher Achtung verdient, oder nicht. Er braucht nur zu unterſuchen, — und das verräth ſich leicht, — ob der Schriftſteller ſein Buch machte, und drucken ließ, weil das das bequemſte, ſchnellſte Mittel war, gewiſſe Wahrheiten in Umlauf zu ſetzen, ſein Kunſtwerk dem öffentlichen Genuſſe zu widmen, gewiſſe wohlthätige Wirkungen zu veranlaſſen, — oder ob er ſich nur bemühte, Papier mit Gedanken oder Gedankenähnlichen Dingen zu füllen, damit der Buchhändler es bezahle, damit ein Buch entſtünde, das ihn nennen machte u. ſ. w. Ob das Buch ſeinem Verfaſſer nur Mittel, oder der Zweck ſelbſt, ein Handelsartikel war: das unterſcheidet den Schriftſteller vom Skribler. Der erſte greift zur Feder und läßt drucken, wie der Feldherr am Tage der Schlacht zu Pferde ſteigt, um deſto ſchneller und kräftiger zu wirken; der andre, wie Bajazzo auf den Rücken des Tanzaales hüpft, um es Courbetten machen zu laſſen und von den gaffenden Zuſchauern Groſchen zu ſammeln. Dem erſten iſt das Buch, das unter ſeiner Feder hervorgeht, nur ein Werkzeug, — dem letztern, ein Püppchen das er ſich ſchnitzt, an dem er ſich ſelbſt ergetzt, und das er feil hat, den Kindern die auch mit Püppchen ſpielen.

Den zweiten eben ſo genau beſtimmenden und noch unterhaltendern Maßſtab, um den perſönlichen Werth einer Schriftſtellers als ſolchen, zu beſtimmen, giebt die Betrachtung: was er wohl in einer roher geſtalteten bürgerlichen Geſellſchaft, was er geweſen wäre, wenn weder die Druckerei, noch die Buchſtabenſchrift wäre erfunden worden? Der Mann von wahrem Werth, von entſchiedenem Talent oder Charakter, hätte dann ungefähr eben die Rolle geſpielt, die er jetzt ſpielt, aber durch andre Mittel; — die Skribler, — ja, das iſt ſchwer zu errathen, was der Zufall aus ihnen gemacht hätte, denn durch ſich ſelbſt ſind ſie nichts.

Denkt euch einen Mann, deſſen philoſophiſchem Genie ſich Wahrheiten enthüllen deren Daſeyn die meiſten ſeiner Brüder nicht ahnen; deſſen heller Verſtandesblick in den herrſchenden Meinungen und Begriffen, trotz allen Schleiern, in welche die Phantaſie vieler Generationen ſie hüllte, Irrthümer, ſchädliche und oft ſchändliche Vorurtheile entdeckt; deſſen Geiſt ſich emporſchwingt über alle Nebel der gewöhnlichen Anſchauung zur Sonne der Wahrheit; — nehme ihm die Feder, die Schrift, durch die er ſeine Reinerworbenen und ausgeſtaltete war er weniger ein Erleuchterer, ein Weiſer? — Ohne jene Werkzeuge wurden Männer der Art die Erſtifter der bürgerlichen Verfaſſungen, Geſetzgeber und Religionslehrer ihrer Völker.

Denkt euch das dichtende Kunſtgenie, das ſein inneres Feuer zum Schaffen treibt, — zum Darſtellen durch flammende, gefühlvolle, ſchöne Rede, was in Glut gehüllt, vor ſeine Phantaſie trat, was in ſeiner Seele zärtlich flüſterte oder unwiderſtehlich ſtürmte. Die Klaſſe der philoſophiſchen Genies könnte man das denkende Haupt der Menſchheit nennen; das Dichtergenie iſt ihr immer regen, pochendes Herz, ihr flammendes Auge. Nehmt ihm die Hülfsmittel der Mittheilung, die es beſitzt: — weil Homer ſeine Geſänge nur abſingen konnte, wurde er deshalb weniger vergöttert als der Lehrer, der Steiz ſeiner Nation? War er kleiner als Virgil, der ſeine Aeneis niederſchreiben, oder als Klopſtock, der ſeinen Meſſias ſogar drucken laſſen konnte?

Der dritte Rang gebührt denjenigen Schriftſtellern, die ſchreiben, um Nutzen zu ſtiften, nützliche und nothwendige Kenntniſſe zu verbreiten, das Unrecht zu beſtreiten, das gekränkte Recht zu vertheidigen. Was wären ſie ohne die Schrift? Immer noch Lehrer, Bildner und Leiter des Volks. Sie würden die Lernbegierigen um ſich her verſammeln, ſie würden als Redner in den Volks-Verſammlungen eifern; ſie wür-

den Schwerdt oder Streitaxt schwingen, wo eine Ungebühr zu schlichten wäre. Auch ihnen gebührt hohe Achtung, — oft Ehrfurcht.

Und nun einen starken Sprung herab, vom schriftstellerischen Werth, zur schriftstellerischen Verächtlichkeit. Auch hier giebt es Stufen. Bemitleidenswerth ist, wer schreibt und drucken läßt, was er, begriffen oder nicht begriffen, aus den Schriften andrer auflas oder absah, um zu leben. Verächtlich, wer aus narrenhafter Eitelkeit, ohne Rücksicht auf Sittlichkeit, Nuzzen und Recht, Dinge fabricirt, von denen er hofft, daß sie Aufsehn machen werden; — aber mit Verworfenheit gebrandmaalt ist das literarische Gesindel, das aus Neid oder Bosheit, das Genie und Verdienst, neben dem es sein lächerliches Nichts fühlt, durch Schmähungen, Verläumdungen, Witzeleien in der öffentlichen Meinung zu sich herab zu erniedrigen sucht; es wie die Schlange der biblischen Weissagung, in die Ferse sticht, — aber wie diese wird es zertreten, so bald die Angegriffenen es wollen. Giebt es noch eine niedrigere Stufe? O ja! Man stelle sich vor, daß diese Elenden durch Aufhetzungen und Anzettelungen diejenigen, denen sie sonst auf keine Weise entgegen zu treten vermögen, in der bürgerlichen Gesellschaft verfolgen und — ich weiß nichts Niederträchtigeres, es müßte denn der B — e seyn, der um schnöden Gewinnstes willen, ihre Schändlichkeiten in Umlauf setzt. — Was wären denn diese in einer einfachern Form der Gesellschaft? Die ersten, Bettler oder Tagelöhner; die zweiten, Possenreisser die ungefähr mit den tanzenden Affen oder Bären auf einer Stufe ständen; die letzten aber würden bald von jeder Wohnung als moralische Aussätzige in die Wildniß hinaus gestäupt werden, und am eifrigsten von denen, deren Geistes sie sich für einen Augenblick zu bemächtigen wußten.

L — r.

Dithyrambe über die Unsterblichkeit, von Delille.

(Beschluß.)

Nein, dieser edle Trieb, er ist kein eitles Wähnen!
Ihn grub die Gottheit selbst in unsern Busen ein,
Daß er ein ew'ger Aufruf werde
Der göttlichen Tugend das Leben zu weih'n!
Denn erhaben über den Staub der Erde,
Gestützt auf der Ewigkeit sichern Arm,
Ein Schrecken der Sünder unheiligem Schwarm,
Ein süßer himmlischer Lohn dem Gerechten,
Schützt vor der stillen Gewalt der Zeit,
Wenn sie sich naht mit Riesenmächten,
Den Frommen die Unsterblichkeit;
Vernichtet des Lasters letztes Asyl:
Der Vernichtung schreckliches Vorgefühl!

Ihr, die ihr des Olympus Donner raubt,
Und frevelnd der Menschheit Altäre zersplittert,
Ihr seigen Tyrannen der Erde! glaubt,
Ihr seyd unsterblich! glaubt's und — zittert!

Ihr, die des Schicksals Wuth zu Sklaven sich gemacht,
Und über die nur Gott mit Vaterblicken wacht,
Ihr flüchtigen Wand'rer durchs irdische Reich,
Ihr seid unsterblich! tröstet euch!

Wer blickte freudig nicht auf solche Zukunft hin?
Ach! zwischen Furcht und Hoffnung schwankt des Menschen Leben?
Nur der Gedank' erhebt und tröstet ihn,
Ein höh'res Daseyn muß des Geistes Kraft erheben!

Selbst aus des Todes dumpfer Stille,
Zu seinen Füßen des Grabes Rand,
Die freie Stirne zum Himmel gewandt,
Ragt in dem Denkmal seiner Hülle
Des Sterblichen kühne Hoffnung
Zum Throne des Ewigen auf!

So gräbt in schwaches Erz, in trügerischen Stein
Er sein gebrechlich Daseyn ein,
Versucht in stolzen Monumenten,
Zu schwachen Bürgen seiner Eitelkeit,
Ihn zu erringen mit sterblichen Händen,
Den süßen Lohn der Unsterblichkeit! —

Nur ihr, in deren wunderbaren Saiten
Der magische Fing des Gesanges rauscht,
Die ihr mit mir des Pindus Tönen lauscht,
Geliebt, bewundert von der Nachwelt Zeiten:
Nur ihr vermögt's, ein Denkmal zu bereiten
Das nimmer verhüllt der Vergessenheit Nacht.
Denn zwiefach beliehen mit himmlischer Macht,
Reicht ihr des Geistes edleren Talenten
Den goldnen Kranz;
Auf eurer Stirne glüht des Ruhmes Glanz,
Und ihr verspendet ihn mit reichen Händen:
So theilten die unsterblichen Homere
Mit ihren Göttern selbst des Ruhms Altäre!

Wenn Schmeichelei auch oft der Sänger Lied entehrt,
Ward öfter doch für Recht und Vaterland,
Durch Töne, die ihr heil'ger Mund gelehrt,
Des Herzens schönster Trieb entbrannt!

Wie flog durch der Krieger stolze Reih'n
Der Barde, den blutigen Kampf zu erneun!
Des schlachtgerüsteten Ares Wuth
Entflammte des Tyrtäus Muth,
Und des Alcäus Flammenworte
Bedräuen noch jetzt der Tyrannen Horde!

Wie haß' ich die Tyrannen! Knabe noch,
Verfolgte schon mein Fluch der Schändlichen Triumph!
Mit stolzer Schwachheit höhnt' ich ihre Macht,
Dem Caesar hätt' ich Catos Ruhm besungen!

Warum auch vor Despotenwuth erbeben?
Strahlt aus der Zukunft Nacht uns nicht ein schön'res Leben?
Nichts, wenn auch alles sich dem Joch des Siegers beugt,

Macht Catos großen Entſchluß wanken.
Er hört des Ariminſers Sturm, doch ſteht und unerweicht
Staunt er dem tiefen göttlichen Gedanken
Der tröſtenden Unſterblichkeit!

Den Dolch in ſeiner Hand, in Platos Geiſt verſunken,
Trotzt er den Ketten, der Tyrannen Neid;
Und während ihm, von hoher Ahnung trunken,
Der Weiſe — Troſt der Ewigkeit verhieß,
Stieß jener ihm die Kraft, dem Leben zu entfliehen.
Sinkt alle in des Siegers Füßen nieder! —
Zum Himmel ſchwang ſein freier Geiſt ſich wieder.
Was weißt du, Tod? du, ſtille Tyrannei?
So ſpricht er, ich bin ewig, ich bin frei!!

Geht! ſammelt in den Aſchenkrug,
Wo ſeines Namens Ahnen harren,
Die ſtolzen Reſte des Pharſalier Siegers,
Die ihm der Tod noch übrig ließ!

In Haufen ſtrömt das Volk in jenem Grabe,
Und athmet leis auf einen Augenblick!
Da fließen Thränen, Zungen feiner Größe,
Sein Verdienſt verwunden den Triumph,
Und Cato ſiegt, und Cäſar iſt verſchwunden!

Was ſag' ich? Ihr, die von dem Vaterland
Ein grauſames Geſchick verbannt,
Ihr Kranken, unter Tugend Kraft erſeht
Euch über eure Schickſal; muthig lebt
Ihr ohne Heimath, Heerd und Gütter,
Euch drückte nicht das ungleiche Harte nieder!

Was alſo, das euer Herz zu ſolchem Muth beſchwingt?
Der hohe Glaub' an jenen ew'gen Frieden,
Der ſüßen Troſt dem frommen Pilger winkt,
Dem ſtummen Todtenhain, Ruhe giebt den Müden,
Und Freiheit in die Nacht der düſtern Kerkers bringt!

Weg mit dem feilen Spruch der Läſterer: „hienieden
Ward dem Verachtn kein Lohn, der edlen Pflicht kein Lohn!“
Ihr ſprecht dem ſchönſten Trieb der Menſchheit Hohn,
Aber zerſtritten iſt, dem ward auch Hoffnung nicht beſchieden!

Ja, ſo erhebt, in gleichem Ring geweiht,
Mit weiſer Freiheit ſchweſterlich verbunden,
Im hoher Harmonie, ſich die Unſterblichkeit! —
Und ihr, die liebend einſt mein Herz gefunden:
Wie? ewig trennte mich von euch der Tod?
Nein, ich das Leben nur ein Morgenroth
Des ſchönern Tages, dann, in lichten Höhn,
Dann werden wir uns wiederſehn!

Ja, meine Freunde, wiederſehn
Und wiederfinden! — Gleich Cherubinen!
Dann werden wir von Himmelshöhn
Auf dieſes Land der Thränen und der Müh'n
Mit mitleidsvollem Auge blicken;
Und keine Thräne ward auf unſern Wangen glühn,
Als die, worauf uns Liebe und Seligkeit begnicken!
Doch, wein euch noch der Erde Wechſel hält,
Weiht euch dem Leben der göttlichen Kamönes!
Er ſtillt den Schmerz, das Erdeleid dieſer Welt,
Und miſcht den Himmel in des Kummers Thräne!

Doch nie entehrt die Glut, die euer Herz durchdrang,
Verſchmäht der Wollaut zauberiſche Töne,
Und ihrer Saiten entnervenden Klang!
Den Glanz, Gutzu, feiert mit Geſang,
Den Geraubten hebt zu den Sternen empor,
Daß euer Töne holdes Chor
Ein Vorbild ſei der ſchönern Harmonien
Die dort in ewigen Akkorden glühn!

S—r.

Wißlinge, Mücken.

Wie jeder Sumpf ſeine Mücken hat, die mit ſo lockem Summen emporſteigen, als — ſängen ſie, hat jeder Ort und jedes Oertchen ſeinen Wißling, der ſich in ſeinem Kreiſe gefälliger Lacher mit ſeinen Einfällen ſo breit macht, als wären ſie — Gedanken. In großen Städten haben zuweilen jedes Kaffeehaus und jede Gaſſe den ihrigen, von dem man eine Ernte weiter nichts weiß, als daß er — ein lächerlicher Taugenichts iſt. — Wie Mücken ihren winzigen, platten Leib durch Stechen und Blutſaugen zur Rundung anſchwellen, wiſſen die Wißlinge kein beſſeres Mittel, ihrer Erbärmlichkeit eine Art von Anſehn zu geben, als daß ſie — verläumden, pacquilliren, Beſſern als ſie ſo ſeyn können, Schlimmes andichten. — Wie Mücken nur einen leichten, bald verſchwindenden Fleck zurücklaſſen, und durch den leiſeſten Fingerſchlag vernichtet werden, — vermag der verläumderiſche Wißling nur eine augenblickliche Wirkung zu thun, und die geringſte Erörterung der Faktaſen, die er vorbringt, oder ſeines perſönlichen Werthes, ſtellt ihn in ſeiner Blöße dar. — Ein großer, wichtiger Unterſchied iſt indeß zwiſchen beiden. Die Mücke iſt immer ganz das, was die Natur ihr Geſchlecht zu ſeyn beſtimmte; der boshafte Wißling iſt hingegen einer der verächtlichſten Auswürfe des ſeinigen, —

Schluß-Anzeige.

Der Herausgeber dieſer Zeitſchrift hat ſich gleich anfangs für dieſes Jahr nur zu acht und vierzig Blättern anheiſchig gemacht. Er iſt alſo berechtigt, mit dem gegenwärtigen Blatte zu ſchließen, und thut es. Er würde weniger ſtrenge über ſein Recht halten, wenn er nicht eine Frift zu gewinnen wünſchte, die er ganz den Vorbereitungen zu dem künftigen Jahrgange zu widmen gedenkt. In dieſer Rückſicht hofft er, daß ſeine freundlich geſinnten Leſer es ihm verzeihen werden, wenn er ſeinen Vortheil geltend macht, und laden ſie ein, ſich durch die gewiſſermaßen neue Zeitſchrift: „Der Freymüthige oder Ernſt und Scherz, zweiter Jahrgang 1804.“ zu überzeugen, daß er ſeine Muſſe nur dazu anwendete, ſich noch thätiger als bisher um ihren ehrenden Beyfall zu bemühen.

G. Merkel.

No. I.

Literarischer und artistischer Anzeiger.

Als Beilage zu Ernst und Scherz.

Von G. Merkel.

Neue Verlagsbücher von Darnmann in Zülichau, welche in allen Buchhandlungen zu bekommen sind. (Leipz. Jubilate-Messe 1803.)

Gallus, G. T., Geschichte der Mark Brandenburg für Freunde historischer Kunde, 2r B. 8. 1 Rthl. 13 gr.
Hat auch folgende zwei Titel:
— Fortsetzung und Beschluß des Handbuchs der Brandenburgischen Geschichte in 2 Bänden. Erste Fortsetzung. Und:
— Abriß der vornehmsten Begebenheiten des Königs Friedrich Wilhelm's I., seines Sohnes Friedrich's II. und seines Enkels Friedrich Wilhelm's II. enthaltend in 2 Bänden. Erster Band, welcher in einem Anhange einige Berichtigungen mancher Umstände aus Friedrich's II. Leben, von einem Augenzeugen enthält.

Hennay, Wochenblatt über die Richtigkeit des deutschen Ausdrucks, 1803. 25 und 26 Vierteljahr, 8. geheftet, (in Kommission) 1 Rthlr. 8 gr.

Krug's, W. T., Fundamental-Philosophie, gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Luna, ein Taschenbuch auf das Jahr 1804. Herausgegeben von Franz Horn. Mit den Portraits von Ariosto, Cervantes, Göthe und Shakespear von Lips, 8. geh. 2 Rthl. 6 gr.

Andeutungen für Freunde der Poesie. Ein Anhang zur Luna, für 1804. 8. geheftet 18 gr.

Seliger's, J. G., Beicht- und Communionbuch für nachdenkende und gute Christen, nach den Bedürfnissen unserer Zeit. Zweite, mit einem Anhange für Kinder, und einer Titelvignette von Lips, vermehrte Auflage, 8.
auf Druckpyr. 14 gr.
" Schreibpyr. 18 gr.

Ungnad, Dr. C. S., an humane Aerzte über Austrottung der Menschenblattern durch Kuhpocken-Impfung, 8. geheftet. 8 gr.

Romane.

Characterе interessanter Menschen in moralischen Erzählungen dargestellt u. s. w. von Friedrich Rochlitz, 4r Theil, 8.

Hat auch den Titel:
Die Verwandten, eine Biographie in 2 Theilen, 2r Th.

ND. Wird im Sommer versandt.

Malaria, Atalanta und Kassandra. Drei Erzählungen von August Lafontaine und Friedrich Kind, 8. 15 gr.

Natalia, vom Verfasser der Novelle Carlo, 26 Bändchen, mit Kupf. gezeichnet von Schubert, gestochen von Berger, 8. 1 Rthlr. 20 gr.

Schauspiele.

Blumenmädchen, das, Operette in 1 Aufzuge, von Friedrich Rochlitz, 8.

Es ist die rechte nicht, Lustspiel in 2 Aufzügen, von Friedrich Rochlitz, 8. 10 gr.

Jedem das Seine, Lustspiel in 1 Aufzuge, von Friedrich Rochlitz, 8. 7 gr.

In voriger Michaelis-Messe waren neu:

Anhang von verschiedenen Liedern zum neuen Warschauer Liedergebäude, 8. 5 gr.

Hennay, Wochenblatt über die Richtigkeit des deutschen Ausdrucks, 8. 1802. 25, 26, 36 Quartal, geheftet 2 Rthl.

Seliger's Predigten über die Glaubens- und Sittenlehre, 2r B. gr. 8.
auf Druckpyr. 16 gr.
" Schreibpyr. 20 gr.

Folgendes wird künftig erscheinen:

Hoffmanns Repertorium der Preußischen Landesgesetze, 2te Fortsetzung, gr. 8.

Leben und Liebe des Dichters Nyno und seiner Schwester Minona, herausgegeben von Oscar, 8.

Natalia, vom Verfasser der Novelle Carlo, 36 u. letztes Bändchen, mit Kupf. 8.

Seliger's Predigten über die Glaubens- und Sittenlehre, 3r und 4r B. gr. 8.

Oberdeutsche Zeitschrift für Land- und Hauswirthe, Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten.

Unter diesem Titel wird von dem 2. Julius d. J. an, ein Wochenblatt erscheinen, dessen Tendenz und Inhalt in dem Plane umständlicher angegeben ist, den man auf allen Postämtern und in jeder Buchhandlung gratis findet. Man begnügt sich diesen hier kürzlich dahin anzudeuten: 1) Kurze, interessante Abhandlungen und Aufsätze über Gegenstände aus dem Gebiethe der Haus- und Landwirthschaft nach ihrem ganzen Umfange, wie

auch über den Zustand des Handels und der Fabriken, sowohl im Allgemeinen als im Einzelnen. 2) Vorschläge zur Errichtung neuer, oder zur Verbesserung oder Nachahmung bereits bestehender ökonomischer und merkantilischer Anstalten. 3) Obrigkeitliche Verbothe und Verordnungen, die Bezug auf die Landwirthschaft und den Handel haben. 4) Gewerbskunde nach populärer Chemie allgemein faßlich erläutert. 5) Waarenkunde und Technologie. 6) Gesundheitskunde für Menschen und Hausthiere. 7) Beurtheilende Anzeigen, auch mitunter Auszüge von neuen wichtigen Schriften über Oekonomie und Handlung im ganzen Umfange. 8) Miszellen, z. B. Getreide-, Vieh-, Holz-, Waaren- und Fruchtpreise; — Münz- und Wechselsachen, neue Entdeckungen, Erfindungen u. s. w. Nachrichten von aufgezeichneten Oekonomen und Kaufleuten rc.

Wöchentlich kommt von dieser Zeitschrift eine Nummer von einem ganzen Bogen gr. 8. heraus, und von Zeit zu Zeit werden neben den Intelligenzblättern (unter dem Titel: ökonomischer und merkantilischer Anzeiger) mehrere Kupferstiche, neue Maschinen, Werkzeuge, Geschirre rc. darstellend, beigelegt. Die sämmtlichen Stücke eines halben Jahrganges erhalten einen besondern Titel und Titelkupfer, und am Schlusse des Jahres wird ein Register geliefert. Zu der Ueberzeugung, daß es einem so gemeinnützigen Institute an der nöthigen Unterstützung nicht fehlen wird, hat man den Preis nach der äußersten Billigkeit festgesetzt. Der vollständige Jahrgang kostet demnach nur 5 Fl. 30 kr. rhein. Um diesen geringen Preis ist das Blatt auf allen Postämtern und allen Buchhandlungen zu haben. Die Hauptexpedition davon hat die Kaiserliche Oberpostamts-Zeitungsexpedition in Augsburg übernommen. Die Liebhaber werden daher gebethen, sich bald mit ihren Bestellungen an dieselbe oder an das unterzeichnete Büreau, oder an den Buchhändler Heinrich Fröllich in Berlin in frankirten Briefen zu wenden.

Augsburg den 23. April 1803.

Büreau

der Oberdeutschen Zeitschrift für Haus- und Landwirthe, Kaufleute und Fabrikanten.

Ankündigung der oberdeutschen Zeitschrift für Land- und Hauswirthe, Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten.

In einem Zeitpunkte, wo ein allgemeines Streben nach Vervollkommnung jedes Faches des menschlichen Wissens so sichtbar ist, wo das Studium der Landwirthschaft, Hauswirthschaft und Gewerbskunde durch die Vortheile, die Ackerbau und Industrie verbreiten, durch das Interesse, welches sie erwecken und durch das Beispiel des blühenden Englands auch in unserm Vaterlande eine so äußerst ersprießliche, praktische Ausbreitung zu gewinnen beginnt, dürfte dem Publikum, besonders in Oberdeutschland, das noch immer die Vortheile eines, das Ganze der ökonomischen und merkantilischen Wissenschaften umfassenden Blatts entbehrt, die Nachricht nicht unwillkommen seyn, daß eine Gesellschaft sachkundiger und durch eine ausgebreitete Korrespondenz unterstützter Männer, sich entschlossen hat, der Land- und Hauswirthschaft, dem Handels- und Fabrikwesen ein eigenes Institut zu widmen, und somit ihre volle Wirksamkeit auf diese Gegenstände, die zunächst Einfluß auf die Befriedigung des gemeinen Lebens haben, und zugleich die stärksten Grundpfeiler der Macht, des Ansehens und Reichthums eines Staats ausmachen, zu beziehen, um so viel möglich jede Art von Aufklärung und Veredlung der Kenntnisse im Fache der Oekonomie und Handlung zu befördern, und auch das Gute des Auslandes im Vaterlande zu verallgemeinen.

Inhalt und Bedingungen dieser Oberdeutschen Zeitschrift für Land- und Hauswirthe, Kaufleute, Fabrikanten, und Manufakturisten werden zeigen, daß es den Herausgebern blos darum zu thun ist, Ruhen zu stiften, die verschiedenen Verhältnisse des Wohlstandes ihrer Landsleute zu einer höhern Stufe der Vollkommenheit empor zu heben, und die entehrende Herrschaft der Vorurtheile und des schädlichen Alten zu schwächen und niederzuschmettern.

A. Inhalt.

I. Kurze interessante Abhandlungen und Aufsätze über Gegenstände aus dem Gebiete der Haus- und Landwirthschaft nach ihrem ganzen Umfange, wie auch über den Zustand des Handels und der Fabriken, sowohl im Allgemeinen als im Einzelnen.

Hier wird man vorzüglich das Interesse für den theoretischen und praktischen Kenner der Stadt- und Landwirthschaft, — des Acker-, Wiesen-, Garten-, Obst-, Wein- und Forstbaus und der Viehzucht berücksichtigen. Nicht weniger soll für die Befriedigung des praktischen Kaufmanns gesorgt werden.

II. Vorschläge zur Errichtung neuer, oder zur Verbesserung, oder Nachahmung bereits bestehender ökonomischer und merkantilischer Anstalten.

Immer mit Rücksicht auf das Nützliche und Schädliche derselben.

III. Obrigkeitliche Verbote und Verordnungen, die Bezug auf die Landwirthschaft und den Handel haben.

Sind diese sehr wichtig; so sollen sie ganz, sonst aber in kernhaften Auszügen geliefert werden.

IV. Gewerbskunde, nach populärer Chemie allgemein faßlich erläutert.

In dieser Rubrik wird man dem Fabrikanten und Künstler gründliche Belehrungen mittheilen,

wie er seine Manipulationen, Zusammensetzungen, Scheidungen, Lösungen ꝛc. vereinfachen und mit mehrerer Geschwindigkeit und Nutzen zu seinem Endzwecke gelangen kann. Dabei soll auch nicht ausser Acht gelassen werden, den ausübenden Oekonom auf die Benutzung derjenigen Gegenstände und Produkte aufmerksam zu machen, die theils noch nicht hinlänglich genug bekannt sind, theils als untauglich angesehen oder gar weggeworfen werden.

V. Waarenkunde und Technologie.

In Kürze die Aechtheit und Güte sowohl der rohen Produkte als der Fabrikate; ihre vorzügliche Beziehungs- und Veräußerungsplätze, Conservation und Verwendung.

VI. Gesundheitskunde für Menschen und Hausthiere.

Ferne von aller Quacksalberei, nur geprüfte Mittel, und auf Erfahrung beruhende Notizen über innere und äußere Krankheiten der Pferde, des Rindviehs, der Schafe, Ziegen, Schweine und des Federviehs, und deren Heilung.

VII. Beurtheilende Anzeigen, auch mitunter Auszüge von neuen wichtigen Schriften über Oekonomie und Handlung im ganzen Umfange.

Hier soll der Oekonom und Handelsmann den Geist der Zeit rügen, und die Fortschritte des Zeitalters in seinem Fache durch unpartheyische Würdigung der erscheinenden neuen theoretischen Werke und ihres praktischen Werthes kennen lernen.

VIII. Miszellen.

Dahin eignen sich:

1) Anfragen über ökonomische und merkantilische Gegenstände und Vorfälle, Beantwortungen und Belehrungen hierüber.
2) Neue Entdeckungen, Erfindungen, Beobachtungen, Unternehmungen u. s. w.
3) Nachrichten von ausgezeichneten Oekonomen und Kaufleuten; biographische Skizzen von denselben, interessante Anekdoten aus ihrem Leben; Beförderungen, Aufmunterungen, Ehrenbezeugungen, Warnungen, Todesfälle ꝛc.
4) Getreide-, Vieh-, Holz-Waaren und Frachtpreise; — Münz- und Wechselsachen.

B. Aeußere Einrichtung.

1) Von dem 2. Julius dieses Jahres an erscheint wöchentlich 1 Nummer von einem ganzen Bogen, groß Oktav, die, so oft hinlänglicher Stoff vorhanden ist, von einem ökonomischen und merkantilischen Anzeiger begleitet werden soll.
2) Dieser Anzeiger bleibt blos dem ökonomischen und merkantilischen Publikum zu Bekanntmachungen, die sich auf sein besonderes Interesse und Vortheil beziehen, als z. B. zu Nachrichten von gesuchten und feilgebotenen Waaren, von zu verkaufenden Landgütern, von Dienstgesuchen u. d. gl. gegen baare Erlegung sehr mäßiger Einrückungsgebühren vorbehalten. Auch werden darin Buchhändleranzeigen von Büchern, die Landwirthschaft und Handlungswissenschaft in allen ihren Theilen betreffend, aufgenommen.
3) Jeder halbe Jahrgang macht einen Band aus, und erhält außer einem Titelblatte ein sauber gearbeitetes Titelkupfer, welches das Bildniß irgend eines verdienten Oekonomen, Kaufmanns, oder Beförderers der Industrie darstellt.
4) Beilagen von Kupferstichen zur Verdeutlichung der Ideen, Anschaulichmachung neuer Erfindungen an Instrumenten, Maschinen u. d. gl. sollen, so oft es erforderlich ist, unentgeltlich geliefert werden, da sie zum Wesen des Ganzen gehören.
5) Am Ende des Jahres wird ein vollständiges Sachregister geliefert.

C. Bedingungen.

1) Der Preis für den ganzen Jahrgang ist 5 Gulden 30 Kreuzer rheinisch, welche beim Schlusse jedes halben Jahres zur Hälfte bezahlt werden.
2) Die Bestellungen werden bei den nächsten löblichen Postämtern und Zeitungsexpeditionen längstens bis Ende Juny gemacht, für welche sich die Kaiserl. Reichs-Oberpostamts-Zeitungsexpedition in Augsburg der Hantversendung unterzogen hat. Liebhaber aber, welche dieses Blatt monatlich heftweise beziehen wollen, können es in jeder guten Buchhandlung um den nehmlichen Preis erhalten. Das Büreau der Zeitschrift in Augsburg wird diesen letztern die nöthigen Exemplare zusenden.
3) Aufkündigungen werden später nicht als 2 Monate vor dem Schlusse des Jahres angenommen.
4) Interessante Beiträge, die für dieses Institut geeignet sind, werden jederzeit mit Dank, und wenn es gefordert wird, auch mit reeller Erkenntlichkeit angenommen.
5) Jedes Inserat für den ökonomischen und merkantilischen Anzeiger muß mit 3 Kreuzer für jede Zeile bezahlt werden.
6) Alle Briefe, welche dieses Institut betreffen, werden postfrei eingesendet, und an das dasige Büreau der Zeitschrift für Land- und Hauswirthe, Kaufleute und Fabrikanten adressirt.

Dies wäre nun der Plan, durch dessen Ausführung man sich schmeichelt, den Beifall des Publikums zu gewinnen, und einem längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen. Indem man daher auch nicht an einer sattsamen Theilnahme zweifelt, erlaubt man sich zum Schlusse nur noch den patriotischen Wunsch, daß sowohl obrigkeitliche Stellen, als praktische Oekonomen, Kaufleute und einsichtsvolle Vaterlandsfreunde dieses Institut mit zweckmäßigen Beiträgen geneigtest unterstützen, und sich mit dem

Herausgebern zum gemeinschaftlichen Werke frei verbinden möchten.

Die Herausgeber.

Die schöne Pachterin, 2 Bändchen, mit 1 Kupf. 8. Erfurt in der Hemmingschen Buchh. 1 Rthl. 8 gr.

Bruchstücke aus dem Leben unsers größten Dichters, verwebt dieser Roman mit den gefühlvollsten Schilderungen seines phantasiereichen Umgangs mit einem edlen Mädchen. Die sanftönenden Akkorde eines Herzens voll Liebe und Gefühl, die starken Züge eines Charakters, der seine originelle Richtung einem großen Geiste verdankt, bringen die herrliche Gruppirung hervor, die hier in mannichfachen Abwechslungen zwei schöne Seelen bilden. Wer unter diesen Gemälden den Helden nicht erkennt, dessen Leben sie entwickeln, der hat ihn auch in seinen Werken noch nicht gefunden, der verzittert ihn nur in blindem Glauben, mit der Schule, die ihre vorlauten Lektionen jetzt um ihn her ansagt.

Karl Biedermanns Leben und Schicksale von F. M. J. dem Verfasser der Phantasiegemälde, 2 Bände, mit Titelk. 8. Leipzig, Schiegg. 2 Rthl. 20 gr.

Ein angenehmer Erzählungston und treue Charakterschilderung wurden von den Phantasiegemälden in gelehrten Journalen gerühmt. Im gegenwärtigen hat der Verfasser dieses Lob in noch höherem Grade zu verdienen gesucht, und die interessantesten Charaktere und Scenen aufgestellt, die weder überspannt noch abentheuerlich sind; aber darum auf sein fühlende Menschen nur desto stärkern Eindruck machen werden, weil sie Natur und Herz zugleich in Anspruch nehmen. Es ist keine Nachahmung der Lafontainschen Schriften; aber Leser, die jene anziehend finden, werden bei diesem Roman schwerlich gähnen.

Bilderbuch, geographisch-naturhistorisches, technologisches, mit ausführl. Texte, enthaltend die Länder- u. Völkerkunde, in 16 bis 48 H. Grönland u. Spitzbergen, mit Kupf. u. Charten, illum. u. schw. gr. 4. Leipz. Schiegg. Der Heft 16 gr.

Unter der Menge neu erscheinender Bilderbücher für die Jugend ist das gegenwärtige auf eine äußerst vortheilhafte Weise ausgezeichnet, und in allen Beurtheilungen vorzüglich empfohlen worden. Man wird darin über die ganze Erde geführt, und mit allem, was Natur und Menschen auf ihr geyleist haben, bekannt gemacht. Daß dies gründlich, und doch auf eine sehr unterhaltende Art geschehe, (im Tone von Campe's Reisebeschreibungen) bezeugen alle Beurtheilungen, welche einstimmig aussagen, daß dieses Werk auch für Erwachsene eine angenehme, lehrreiche und interessante Lektüre sey. Man erhält über Sitten, Gebräuche der Nationen, die Kunst ihrer Länder u. s. w. vollständig, was man in Erd- und Reisebeschreibungen zerstreut darüber findet, dabei in Noten Sach- und Worterklärungen, die man nur in sonst nicht sehr zangbaren bedauen Werken trift. Genug, nach und nach erhält jeder hier die vollständigste geographische, naturhistorische, technologische Bibliothek mit Karten und Kupfern, welche darstellen: 1) Abbildungen der Nationen in ihren Kostümes; 2) Abbildungen, welche die Sitten, Gewohnheiten, Gebräuche, häusliches Leben, bürgerliche Ceremonien, religiöse Ritus u. a. m. versinnlichend darstellen; 3) Ansichten von Hauptstädten der Länder; 4) von merkwürdigen Werken, die Menschenkunst und Menschenfleiß aufgeführt hat; 5) von merkwürdigen Verrichtungen der Menschen; 6) Prospekte von vorzüglich interessanten Gegenden; 7) Naturwunder; 8) die in jedem Lande einheimischen Thiere und Pflanzen.

Man wird der Jugend wenige nützlichere Werke in die Hand geben können, als dieses, welches sie auch in spätern Jahren mit immer neuem Vergnügen zur Hand nehmen, und das nie seinen Werth verlieren wird.

Heydenreichs, K. H. Betrachtungen über die Würde des Menschen, im Geiste der Kantischen Sitten- und Religionslehre, mit Zollikofers Darstellung über denselben Gegenstand. Herausgegeben und mit einer Parallele zwischen Heydenreichs und Zollikofers Ideen, begleitet von J. G. Gruber, 8. Leipzig, Schiegg. 1 Rthl.

Der Name des Verfassers und Herausgebers dieser Schrift sind dem gebildeten Publikum so vortheilhaft bekannt, daß sie beinahe keiner andern Empfehlung bedarf. Man findet darin bei erschöpfender Gründlichkeit den schönsten reinsten Vortrag, bei der klarsten Entwickelung der Begriffe, die blühendste Phantasie in der Darstellung. Das Herz wird so hingerissen, der Geist dabei so erhoben, daß man sich selbst nicht ohne tiefe Achtung betrachten kann. Das Ganze besteht aus folgenden Abhandlungen: 1) Zollikofers Darstellung der Würde des Menschen; Heydenreichs Grundlinien zu einer Theorie der göttlichen Bedeutung; 4) Parallele zwischen Heydenreich und Zollikofer nach jenen Grundlinien von Gruber. — Religionslehrern ist diese Schrift gewissermaßen Bedürfniß. Wir kennen wenige, die so glänzende Vorzüge in sich vereinigte, und werden den Dank jedes Lesers gewiß einärnten.

No. II.

Literarischer und artistischer Anzeiger.

Als Beilage zu Ernst und Scherz.

Von G. Merkel.

Die Kunst, allen alles zu seyn, ist wirklich keine Kunst, sondern eine Sache, die sich von selbst macht. Man schreibe oder bilde nur ein Werk, wie es der Geist eingiebt, und die verschiedenen Klassen der Leser oder Beschauer werden sich das Ihrige schon selber daraus nehmen. Das Urtheil über ein Gastmahl und über die beste Schüssel beschreiben kann so vielfach verschieden ausfallen, als Gäste an der Tafel sitzen, und ich habe es wohl eher im Theater erlebt, daß eine Stelle, die mich zu Thränen rührte, von der Gallerie mit hellem Gelächter aufgenommen ward.

Wie leicht also kann ich mich darüber trösten, daß mein Buch über die Dichtkunst *) unter den geistreichen Mitarbeitern an der Zeitung für die elegante Welt einen Leser gefunden hat, dem die darin aufgestellten, mit sehr ernsthaften, Wahrheiten so comisch vorgekommen sind, daß er vor Lachen fast geborsten ist. In der That wird mir auch aus seiner Berichterstattung sein Lachen sehr erklärlich. Ich selber würde nicht ernsthaft bleiben können, wenn ich in einem Buche alle die Tollheiten fände, die er in dem meinigen gelesen haben will. Da er selber schon — sehr vernünftig — die Damen gebeten hat, seinen Unsinn zu überschlagen, so ersuche ich meinerseits nur noch die Herren, das Nämliche zu thun, oder wenn meine Warnung zu spät kommt, mir auf mein Wort zu glauben, daß seiner Bericht eben so zuverlässig ist, als etwa der Bericht eines reisenden Handwerksburschen von der französischen Staatsverwaltung ausfallen würde. Wen die Sache noch näher interessirt, der darf nur den ersten Bogen meines Buches selbst mit Aufmerksamkeit durchlesen, um zu wissen, wer von uns beiden, ich oder mein Referent, der Belachenswerthere sey. Berlin den 12. Juli 1803.

K. F. Becker.
Doctor der Philosophie.

*) Die Dichtkunst, aus dem Gesichtspunkte des Historikers betrachtet. Berlin bey Maut 1803. 1 Rthlr. 8 gr.

Neue Verlagsbücher der von Kleefeldschen Buchhandlung in Leipzig. (Jubilatemesse 1803.)

Brunner, Jos., Handbuch der Gebirgskunde für angehende Geognosten, mit Kupfern, 8. . . . 21 Gr.

Kabalen des Schicksals, 56 Bändchen, 8.

Laudender, Bernh., naturgeschichtliche Darstellung aller ansteckenden Krankheiten bei Menschen und Thieren, nebst deren Kur und Behandlung. Ein nützliches Handbuch für Aerzte, Nichtärzte und Oekonomen, vorzüglich Landgeistliche, welche in Fällen der Noth sich gern thätig bezeigen. Erster Band. Ansteckende Krankheiten bei Menschen, gr. 8. 1 Rthl. 16 gr.

Nehr, J. G., Geschichte des Pabstthums, 2 Thle, gr. 8. 4 Thlr.

Ottilie, Gräfin. Ein Beitrag zur weiblichen Vollkommenheit, mit 2 Titeln. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Rötzig, C. G., ökonom. botan. Beschreibung der verschiedenen und vorzüglichen Arten, Ab- und Spielarten der Rosen, zu näherer Berichtigung derselben für Liebhaber von Lustanlagen und Gärten. 2r Theil, mit Nachträgen zu dem ersten Theile, 8. 15 Gr.

Spieß, C. H., der Alte überall und Nirgends. Eine Geistergeschichte, 2r Th. der 56 Jahrhundert, 8. 16 Gr.

Desselben Buches 4r und letzter Theil, oder sechstes Jahrhundert, 8.

Winkopp, P. A. Neuestes Staats-, Zeitungs-, Reise-, Post- und Handlungs-Lexikon, oder geographisch-historisch-statistisches Handbuch von allen fünf Theilen der Erde; enthaltend eine genaue und vollständige Beschreibung aller in den fünf Erdtheilen befindlichen Staaten, Herrschaften, Völker, Gewässer, Gebirge, Waldungen, Städte, Festungen, Seehäfen, Handels- und Fabrikorte, Bäder, Gesundbrunnen, Flecken und überhaupt aller, für Geschäftsmänner, Reisende, Kaufleute und Zeitungsleser, in historischer, politischer oder commercieller Hinsicht, bemerkungswerther Ortschaften, wobei ganz vorzügliche Rücksicht auf deutsche Leser und Deutschland genommen, und davon alle Postlinien und Distanzen, so wie die vornehmsten Höfe und Weiler angezeigt worden sind. Nach den Friedensschlüssen zu Luneville und Amiens und dem Hauptschlusse der außerordentlichen Reichsdeputation vom 25. Febr. 1803. aus den neuesten Reisebeschreibungen, Topographien, Staatsschriften und handschriftlichen Nachrichten, auch auf eigenen Reisen gesammelt und verfaßt. Ersten Bandes zweite Abtheilung, gr. 4. 2 Thlr.

Desselben Buches, ersten Bandes dritte und letzte Abtheilung, gr. 4.

Heydenreichs, K. H. Darstellung der feinen Lebensart für junge Leute vom Stande, welche in die Welt eintreten wollen. Neue Aufl. 8. Leipz. Schiegg. 1 Thlr.

In unserm Zeitalter, das an vielseitiger Kultur so sehr gewonnen hat, wird Rücksicht auf ästhetische Bildung, feines Betragen, gefällige Politur immer mehr Bedürfniß, welchem hier Herdenreich auf die zweckmäßigste Weise abgeholfen hat. Wenn Chesterfield, wie sich Johnson etwas stark ausdrückte, nur die Manieren eines Tanzmeisters und die Sitten einer Hure lehrte; so findet man hingegen hier das Feinste, und zugleich das Feinste und das Bewährteste, was über den Gegenstand gesagt werden kann. Aeltern und Erzieher werden daher sehr wohl thun, Jünglinge vor ihrem Eintritt in die Welt mit dieser Schrift genau bekannt zu machen, und können sich die heilsamste Wirkung davon versprechen. Ueber seine Brauchbarkeit hat auch das Publikum schon vortheilhaft entschieden.

Tausend und eine Tollheit, oder Reisen eines Bremer Kaufmanns durch die Spaziergänge der Liebe ins Labyrinth des Ehestandes. Mit 1 Kupf. 8. Bremen und Hamburg. 1 Thlr. 12 Gr.

So wenig zweifelhaft und die Frage läßt: ob der Bremer ein Deutscher sey; so ganz anders dürfte doch der Ausländer urtheilen; der seinen Ausspruch noch allgemeinen Urtheilen bestimmt, die sich in dem freien Bremer und in den Bewohnern der Hansastädte insgemein sehr modifizirt ankündigen. Sie sind die deutschen Phönizier und Karthager; wie bei diesen, verbreitet sich in unermüdlicher Regsamkeit der Handelsgeist, bis in die kleinsten Verhältnisse, und wird zum Charakter jedes einzelnen. — Zum Sprechen getrosten porträtirt dieses Leben und Weben eines Bremers, die Individualität jenes Charakters in den Begebenheiten eines wohlbekannten Bremischen Hauses, und den Schicksalen eines wahren Repräsentanten der Bremer Nationalgröße. Das Bremische Kaufmannshaus in seiner ganzen eigenthümlichen Gestalt wird in diesen pittoresken Darstellungen mit Kunst und Laune, naturgetreu kopirt.

Verzeichniß meiner sämmtlichen kolorirten Kupfertafeln, zum Sticken, Stricken und Tapezerie-Arbeit, zur angenehmen und nützlichen Beschäftigung für Damen und Fabrikanten.

Erstes Heft, mit 10 kolorirten Kupfern, von verschiedenen Blumen, Bouquets, Guirlanden, Kränzen, Bordüren, zu Strickbeuteln, Geldbörsen, Westen und Kinderkleidungsstücken. 1 Thlr. 8 Gr.

Zweites Heft, mit 14 kolorirten Kupfertafeln, von verschiedenen Blumen, Bouquets, Guirlanden, Rosetten, Arabesken, Vasen, Landschaften, zu Strickbeutein, Souvenirs, Geldbörsen, Handschuhen, Westen, Stühlen, Sopha's und Kaminschirmen, wie auch zu Frauenzimmer- und Kinderkleidungsstücken überhaupt. 3 Thlr.

Drittes Heft, mit 16 kolorirten Kupfern von verschiedenen Blumen, Blumenkränzen, Körben mit Blumen, Bouquets, Fruchtstücken, Guirlanden, Bordüren, Arabesken, antiken Vasen, Opfergefäßen, Pyramiden und Landschaften zu Kinderkleidern, Tabacks- und Strickbeutein, Geldbörsen, Taschenbüchern, Westen, Stühlen, Sopha's, Kaminschirmen, Decken zu Fußböden, Betten, Spiel- und Kaffetischen. 3 Thlr. 12 Gr.

Viertes Heft, mit 18 kolorirten Kupfern von verschiedenen Blumen, Bouquets, Fruchtstücken, Laub- und Blumenguirlanden, Bordüren, Bandstreifen, Arabesken, Vasen, Landschaften, Tempeln, Säulen, Triumphwagen und Sphinxen, zu Strick- und Tabacksbeutein, Geldbörsen, Taschenbüchern, Westen, wie auch zu Frauenzimmer- und Kinderkleidungsstücken überhaupt; desgleichen zu allen Arten Tapezerie-Arbeit, nemlich zur Verzierung der Säle, zu Sophas, Stühlen, Kaminschirmen, Fußtapeten, Decken zu Kaffe- und Spieltischen. 4 Thlr. 12 Gr.

Fünftes Heft, mit 24 kolorirten Kupfern, von antiken Figuren, Köpfen, Basen und Arabesken; ferner, Frucht- und Blumenstücken, Vasen mit Blumen, Blumenkränzen, Laub- und Blumenguirlanden, Attributen, Denkmälern, Ruinen, Landschaften, Jagdstücken, Bordüren; zu allen Arten Tapezerie-Arbeit, nemlich zur Verzierung der Säle, zu Sophas, Stühlen, Kaminschirmen, Fußtapeten, Decken zu Kaffe- und Spieltischen; desgleichen einige leichte Desseins zu Strick- und Tabacks-Beutein, Taschenbüchern, Geldbörsen und Kinderkleidungsstücken überhaupt. 6 Thlr. 16 Gr.

Sechstes Heft, mit 12 kolorirten Kupfern, von antiken Figuren, Vasen und Arabesken; ferner Frucht- und Blumenstücken, Vasen mit Blumen, Blumenkränzen, Laub- und Blumenguirlanden, Vögel, Denkmälern, Tempel, Landschaften, Rosetten, Bordüren; zu allen Arten Tapezerie-Arbeit, nemlich zur Verzierung der Säle, als zu Sophas, Stühlen, Kaminschirmen, Fußtapeten, Decken zu Kaffee- und Spieltischen; wie auch einige leichte Desseins zu Strick- und Tabacksbeutein, Taschenbüchern u. dgl. m. 4 Thlr.

Diese sechs Hefte sind einzeln und zusammen für beigesetzte Preise in meinem Verlage zu haben. Ich werde in der Folge das Werk jährlich mit einem Heft vermehren. Fertig sind ferner und bei mir zu haben: Kolorirte Strickmuster zu Geldbörsen und Kinderkleidungsstücken, erste Lieferung. 1 Thlr. 8 Gr.

Zweyte Lieferung (nebst einem Anhange von zwei Kupfertafeln), um die Wäsche zu zeichnen und zu numeriren. 1 Thlr. 8 Gr.

Eine kleine Sammlung neuer Englischer Oessins geschickter Hemde-Aermel und Jabots. 15 Gr.

Muster von koulent gestickten Borduren zu Damen-Kleidungsstücken. 1 Thlr. 8 Gr.

A. Philipson,
Königl. Preuß. akademischer Künstler und Kupferstecher in Berlin.

Ich habe mit Herrn Philipson den gemeinschaftlichen Debit vorhehender Muster, und sowol Privatleute als Buchhändler, welche noch nicht in Verbindung mit ihm selbst stehen, können sich an mich wenden und so wohl einzelne Stücke als komplette Exempl. von mir erhalten. Berlin den 8. Jul. 1803.

Heinrich Frölich.

Ankündigung, eine neue Ausgabe des Don Quixote betreffend.

Es war schon längst der Wunsch mehrerer unserer achtungswürdigsten Schriftsteller, das Original des Don Quixote in Deutschland abgedruckt zu sehen. Die Ausgaben des spanischen Textes, die hin und wieder in Auktionen vorkommen, sind fehlerhafte Drucke aus dem vorigen Jahrhunderte, und die neuern, correcten und mit Hülfsmitteln der Interpretation versehenen Abdrücke nicht ohne große Kosten aus dem Auslande beizuschaffen. Da die Liebhaberei des Spanischen in den beiden letztern Decennien unter uns sehr zugenommen hat, und insbesondere der Don Quixote seit Erscheinung der Bertuchschen Uebersetzung in dem Grade eine Lieblingslektüre des deutschen Publikums geworden ist, daß man es hat wagen können, demselben fast zu gleicher Zeit zwei neue Uebersetzungen anzukündigen, welche auch wirklich neben der französischen vom Ritter Florian gebraucht werden, so muß man sich billig wundern, daß jener Wunsch noch immer unerfüllt geblieben ist. Es scheint aber, daß die Buchhändler durch das kostbielige einer solchen Unternehmung abgeschreckt worden sind, oder, wenn sie zuvor die Stimme des Publikums befragten (und dies thaten mehrere) durch ihre Ankündigungen so wenig Aufmerksamkeit erregt haben, daß sie einen Gedanken, bei dessen Ausführung mehr Verlust als Gewinn zu erwarten stand, aufgaben. Wirklich war auch das Mistrauen, welches man in dergleichen Ankündigungen nach den bisher in Deutschland erschienenen Proben spanischer Drucke setzen mußte, nicht ohne Grund, unter welchen Proben hier nur die mit Recht ungünstig aufgenommene Historia del Principe Don Carlos, welche der Vorläufer des Don Quixote seyn sollte, genannt werden mag. Dieser bisher fruchtlos gebliebenen Versuche, das Meisterwerk der spanischen Sprache auf deutschen Boden zu verpflanzen, ungeachtet, zeige ich, nicht ohne Vertrauen auf Unterstützung, dem Publikum hiermit eine Ausgabe desselben an, bei welcher folgendes gelaubet werden wird. Der Text soll nach der neuen kritischen und sehr correcten Ausgabe des D. Juan Antonio Pellicer (Madrid 1797, 5 Bände in 8.) jedoch mit Beibehaltung der Accente der von der spanischen Akademie veranstalteten Edition, abgedruckt werden und durch vier Median-Octavbände fortlaufen. Ein hiesiger Gelehrter, der mit der spanischen Sprache vertraut ist, und besonders ein eigenes Studium auf dem Don Quixote gemacht hat, wird den Druck leiten und die Correctur besorgen. Da die bisher in Deutschland erschienenen Hülfsmittel zur Erläterung der spanischen Sprache nicht hinreichend sind, den selbst einem Spanier stellenweise dunkeln, sarcastischen Witzen zu verstehen, so soll ein fünfter und sechster Band mit spanisch geschriebenen Anmerkungen folgen, welche theils aus der angeführten Ausgabe des Pellicer, theils aus der 1781 zu London in sechs Bänden in 4. erschienenen und mit sehr schätzbaren spanisch geschriebenen Erläuterungen begleiteten Edition von Bowles entlehnt werden sollen, wozu noch eine Reihe von dem Herausgeber aus den Reisen durch Spanien gesammelter Stellen, welche gelegentlich Erläuterungen des Don Quixote enthalten, kommen werden. Voran soll das vor der Ausgabe der spanischen Akademie (wovon der deutsche Herausgeber die drei verschiedenen Abdrücke vor Augen hat) befindliche sehr schön geschriebene Leben des Cervantes von Vincente de los Rios stehen, indem das neuere von Pellicer abgefaßte Leben zu weitläuftig und mit zu vielen uninteressanten Details überladen ist. An Kupfern werde ich, um meine Ausgabe nicht unnöthigerweise zu vertheuern, bloß ein sauber gestochenes Portrait des Cervantes und einen Nachtisch der von Lopez gezeichneten Karte, welche den Schauplatz der Thaten des Don Quixote darstellt, liefern. Das Ganze soll auf feinem Papier so geschmackvoll als möglich gedruckt werden, und bei Vorausbezahlung 6 Rthl. kosten, welchen Preis man in Vergleichung mit demjenigen, wofür man obige Ausgaben in Deutschland haben kann, gewiß sehr mäßig finden wird.

Dieser vor 4 Jahren schon ins Publikum gebrachten Anzeige, binnen welcher Zeit die von der Sommerschen Buchhandlung veranstaltete Ausgabe in Taschenformat erschienen ist, füge ich hinzu, daß der Druck bereits angefangen, und 2 Bände vollendet. Vereinzelt werden die Theile nicht, sondern alle auf einmal geliefert. Der nachherige Ladenpreis ist 50 Rthl. in Golde.

Berlin im Juli 1803.

Heinrich Frölich.

Anzeige für Freunde und Kenner der Italiänischen Sprache und Literatur.

Handbuch der Italiänischen Sprache und Literatur, oder Auswahl interessanter Stücke aus den klassischen

Italiänischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken, von Ludwig Tieck. Berlin bei Heinrich Fröhlich. Prosaischer Theil, 1800. Poetischer Theil in zwei Abtheil. 1803, 8. auf ord. Druckpap. 5 Thlr. 16 Gr. auf Engl. Druckpap. 6 Thlr. 20 Gr.

Eine geschmackvolle Sammlung interessanter Aufsätze aus mehr als 100 der vorzüglichsten ältern und neuern Prosaisten und Dichter Italiens, unter welchen hier bloß die Namen eines Alfieri, Algarotti, Ariosto, Boccaccio, Bembo, Annibal Caro, dalla Casa, Cotti, Dante, Davila, Denina, Fabroni, Fortunci, Frisi, Fongoni, Galilei, Guarini, Guicciardini, Machiavelli, Maffei, Marino, Metastasio, Muratori, Petrarca, Pignotti, Vulai, Redi, Sannazaro, Sarpi, Spallanzani, Tasso, Tassoni stehen mögen. Die Auswahl trägt unverkennbare Spuren der auf sie gewandten größten Sorgfalt an sich, und auch derjenige, der ein solches Buch nicht zu seinem Unterricht bedürfte, kann zu einem lehrreichen und den Geist beschäftigenden Vergnügen, und zur Unterhaltung bei allen Gelegenheiten, wo man keine Bibliothek mitnehmen kann, nichts schicklicheres wählen, als dieses Handbuch, verbunden mit den ähnlichen Sammlungen für die französische und englische Sprache, von welchen der Verfasser der gegenwärtigen einer der Herausgeber ist. Die einem jeden Schriftsteller vorgesetzten, aus den besten, in Deutschland zum Theil wenig bekannten, Quellen geschöpften, und viel Fleiß und Nachforschen voraussetzenden Nachrichten, deren Lesung allein schon lehrreich und unterhaltend ist, geben dem italiänischen Handbuch einen entschiedenen Vorzug vor allen bisherigen Lesebüchern, Chrestomathien, Anthologien u. s. w. Der Text ist korrekt und mit einer Eleganz gedruckt worden, die sich auch dem Ausländer empfehlen wird.

Bei dem Buchhändler Heinrich Fröhlich in Berlin sind noch folgende Italiänische Werke erschienen.

Costantini, P. L. La dote di Suzetta. Traduzione dal francese. 12 Gr.
— — — Arala o gli amori di due salvaggi nel deserto. 12 Gr.
— — — Carlo e Maria. 12 Gr.
— — — Madamigella di Clermont. 12 Gr.
Scelta dei capi d'opera di Metastasio. 3 Vol. 9 Thlr. 12 Gr.
Tragedie del Conte Alfieri. 2 Vol. Engl. Druckpapier. 3 Thlr. 12 Gr.

Dies ist ein sauberer und korrekter Abdruck der 19 Trauerspiele des Grafen Alfieri.

---

* Reineke Fuchs von D. W. Soltau. Berlin 1803 bei Heinr. Fröhlich. Schreibpap. 1 Thlr. 12 Gr. Velinpap. 1 Thlr. 20 Gr.

Das Schicksal dieses ursprünglich französischen Thierromans, der aber im 15ten Jahrhundert von Nik. Baumann oder Heinrich von Alkmar auf eine höchst originelle Weise in Deutschland nationalisirt wurde, ist im verflossenen Jahrhundert nicht günstig gewesen. Gottsched ihn auf die unleidlichste Weise, und gegen das Ende, hatte einer unsrer größesten Dichter den unglücklichen Einfall, dem armen Alkmarer den grauen Bart zu bescheren, ihm Ohren und Wedel zu stutzen, ihn modische Pas zu lehren, und ihn à la Grecque gekleidet in die schöne Welt zu führen. „Allerliebst! rief diese aus Gefälligkeit, und — ließ den armen Entstellten stehn: denn es ist nicht zu läugnen, daß er als Elegant eine gewaltig langweilige Figur ist. Herr Soltau hat das Versehen wieder gut gemacht, ihm Bart und Wedel wiedergegeben, und der lustige Fuchs streicht nun fast eben so drollig als Hochdeutscher hin, wie ehemals als Plattdeutscher. Wie treflich Soltau's Uebersetzung gelungen ist, und wie sie sich gegen die bekannte in Hexametern ausnimmt, mag eine kleine Probe zeigen.

Ein kleines Hündchen, Wackerlos, trat auf unsichre, ach Gemeinschaft, um seine Nothdurft vorzutragen.
Einst (sprach er) in den Wintertagen
bekam ich nichts für Hunger und Durst
als eine arme kleine Wurst;
die nahm mir Reinke mit Gewalt.
Doch Kater Hinz rief zornig: „Halt!
Mein, wächst, Herr, die Wurst war mein;
wollt' ich, so müßt ich Kläger sein.
Neulängst kehrt' ich einst auf der Jagd
in eine Mühle um bei Nacht.
Der Müller schlief; das nahm ich wahr
und stahl die Wurst. Drum ist es klar,
wenn Wackerlos sie je bekäm,
so stahl' ihm meine Ehr den Ruf.

Das heißt in Hexametern wie folget:

— Trat ein Hündchen hervor, hieß Wackerlos, erbte französisch
Vor dem Königs wie arm er gewesen und nichts ihm geblieben.
Als ein Stückchen Wurst in einem Wintertrübsale;
Reinecke hat' auch das ihm genommen! Jetzt klagt auch der Kater
Hinze zornig hervor und sprach: Erhalter Gebieter!
Schon sind Jahre vorbei, seit diese Handel geschehn;
Nur gehörte die Wurst: Ich sollte mich damals beschweren.
Jüngst war ich gegangen; auf meinem Wege durchnächt' ich,
Eine Mühle zu Nacht; es schlief der Müllerin; sachte
Nahm ich ein Würstchen, ich will es gestehn; doch nahm in dieser
Wackerlos gegen ein Recht, so dankt er's meiner Bemühung. —
Man wähle!

* Nachstehendes ist das Urtheil des Verfassers des litterarischen Artikels in der Haude und Spenerschen Zeitung in Berlin.

No. 111.

Literarischer und artistischer Anzeiger.

Als Beilage zu Ernst und Scherz.

Von G. Merkel.

Noch ein Wort für die Leser der eleganten Zeitung. *)

Die eben so giftigen als groben Ausfälle auf mich in der eleganten Zeitung sollen, dem Vernehmen nach, von einem hiesigen berühmten Schriftsteller herrühren, der ein von mir nur nachgesprochenes, aber nach eigener Ansicht der Sache schnell zurückgenommenes und als falsch zugestandenes Urtheil über eins seiner Werke so rasch in den Harnisch gejagt hat. Wollte ich die Sache dem Publikum vorlegen (und das kann geschehen, wenn er sich nennen will) so würde der berühmte Mann abermals sehr klein, ich hingegen mehr als gerechtfertigt erscheinen. Da er sich indessen so eifrig für mein Buch und dessen Verleger interessirt, so ist es ja wohl Schuldigkeit für mich, seine Aufmerksamkeit zu erwiedern.

Ich erkläre also hiermit nochmals, daß das Vorgeben, als enthielte jene Relation nur meine eigenen Worte, ein elender Recensentenkniff, und um so boshafter ist, da ununterrichtete Leser geneigt sind, solche Gänsehäkchenmacher für die allerehrlichsten Referenten zu halten, weil sie gleichsam den Verfasser durchgehends selber reden zu lassen scheinen. Das bekannte Späßchen: „Und Adam erkannte sein Weib und — — verpichte sie inwendig und auswendig," enthält auch die eigenen Worte der Bibel, nur daß der letzte Satz von der Arche Noä zu verstehen ist. Solche Bewandtniß hat es ungefähr auch mit meinen eigenen Worten, in denen ich Hölty's Sentimentalität aus seinem bösen Athem hergeleitet, und den tollen Hunden Anlage zur Poesie zugestanden haben soll. Daß sich der Referent so keck auf mein Buch beruft, ist eine auf flüchtige Leser berechnete Kriegslist. Zuweilen glückt es allerdings, durch solche Frechheit die Urtheile zu präoccupiren. Was endlich meine Ernsthaftigkeit betrifft, so bin ich der Meinung, daß ein ernsthaftes und ruhiges Gesicht sich immer besser ausnehme, als ein vor Aerger und Rachsucht entflammtes, das sich gewaltsam zum Lachen zwingt.

K. Fr. Becker.

*) Das bei Nauck erschienene Buch über die Dichtkunst betreffend.

Prospectus. Ansichten des Rheins von A. Klebe, mit 30 Kupfertafeln, die schönsten Rheingegenden darstellend.

Italien und Frankreich, England und die Schweiz haben ihre malerischen Gegenden, die durch schätzbare Werke dargestellt worden sind. Auch Deutschland hat von der Natur manche reizende Gefilde erhalten, und die Fluren, welche der prächtige Rhein durchströmt, scheinen durch die Verbindung des Heitern und Angenehmen mit dem Erhabenen, Schauerlichen und Romantischen, durch eine Mannigfaltigkeit ohne Gleichen, den Vorzug zu verdienen. Wenn hier die Ruinen einer Ritterburg noch in unvergänglichen Felsen wurzeln, und Römermonumente, Jahrtausenden trotzend, uns versichern, daß diese Gegenden in grauen Zeiten, wie in den neuesten, der Schauplatz großer Thaten waren, so entzückt dort das Auge ein friedliches Dörfchen, ein freundliches Landhaus, der Wohnsitz stiller Freuden und der wohlcultivirte Weingarten, wo selbst im Schatten des Pfirsich- und Mandelbaums die goldne Traube reift. Die Gegenden des Rheins sind in ganz Europa berühmt; aus allen Theilen desselben kommen in den schönen Jahreszeiten Reisende zusammen, um diese Landschaften zu sehen und den Strom zu befahren, der zwei große Reiche trennt.

Seine Ufer sind häufig beschrieben worden, und man hatte der Wegweiser genug, um sich über die Gegenstände zu unterrichten, die den Reisenden umgeben, der nicht blos sehen, sondern sich auch Kenntnisse sammeln will, aber wir besaßen noch keine malerische Reise auf dem Rhein, die durch würdige Darstellungen der Kunst die schönen Gegenstände dem zur Anschauung brächte, welchen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens davon entfernen, oder ihren Anblick jenem wieder zurück ruft, der nach seiner Rückkehr in die entlegene Heimath diesen Genuß sich wieder erneuern will. Aus solchen Gründen werden die Freunde der Literatur und Kunst einem Werke ihren Beifall und ihre Unterstützung nicht entziehen, das in zwei Sprachen, unter dem Titel:

Ansichten des Rheins,

und in der französischen:

Voyage pittoresque sur le Rhin

erſcheinen ſoll, und von welchem wir hoffen dürfen, daß es die Franzoſen und Engländer ihren berühmten und ſchönen Werken dieſer Art an die Seite ſetzen werden. Es wird etwa dreißig nach der Natur gezeichnete Anſichten pittoreſker Rhein-Landſchaften, von den beſten deutſchen Künſtlern geſtochen, wovon ein Probekupfer, von Günther verfertiget, in allen Buchhandlungen zur Anſicht bereit liegt, enthalten, und mit einem alle natürliche, hiſtoriſche, artiſtiſche und topographiſche Merkwürdigkeiten dieſer Gegenden beſchreibenden Texte verbunden ſeyn, deſſen Bearbeitung ein bereits rühmlich bekannter Schriftſteller Herr Doctor Kiebe übernommen hat, der durch ſeine bei Herrn Fried. Eßlinger in zwei Bänden erſchienene Reiſe auf dem Rhein, deren Werth durch dies neue Werk nicht vermindert wird, ſchon bewieſen hat, daß er die Fähigkeit beſitze, etwas vollkommeres zu liefern.

Um dieſem Werke auch alle mögliche äußere Schönheit zu geben, wird es in der Göſchenſchen Offizin zu Leipzig mit Didotſchen Lettern in gr. 8. auf das ſchönſte Papier gedruckt werden. Sowohl zur Erleichterung der Anſchaffung als zur Beſchleunigung ſeines Erſcheinens ſoll es in drei Heften, jedes mit 10 und 12 Kupfern, ausgegeben werden. Bei dem großen Koſtenaufwande, den dieſe Unternehmung erfordert, kann ſolche indeſſen nicht anders, als auf Pränumeration geſchehen, deren Abtrag man den Liebhabern ſo bequem, als möglich, zu machen wünſcht, indem man ſich zwar bei der Unterzeichnung zur Pränumeration für das ganze Werk verbindlich macht, aber ſolche jedesmal nur für ein Heft zu leiſten genöthigt iſt. Nach einem für die Arbeiten der Künſtler nothwendigen Zwiſchenraum wird das zweite Heft und eben ſo das dritte erſcheinen. Die Pränumeration für das zweite wird bei Ablieferung des erſten, und die für das dritte Heft bei Ablieferung des zweiten eingefordert werden. Dieſe beträgt für jedes Heft 5 Rthlr. Sächſiſch oder 9 Gulden Rheiniſch.

Der Pränumerations-Termin auf das ganze Werk ſtehet bis zum erſten September dieſes Jahres offen, und die resp. Pränumeranten werden erſucht zu beſtimmen, in welcher von beiden Sprachen ſie ihre Exemplare verlangen.

Druck, Papier und Kupfer werden ganz dem Proſpectus und der ſchon angeführten Anſicht der romantiſchen Rhein-Gegend am Mäuſeturm bei Bingen gleich ſeyn.

Die Pränumeranten werden außer dem wohlfeilern Preiſe noch den Vortheil der erſten und ſchönſten Kupferabdrücke und ihre Exemplare auf vortrefflichem Velin-Papier erhalten. Wer 6 Pränumeranten ſammelt und den Betrag derſelben directe an den unterzeichneten Verleger, oder deſſen Commiſſionär Herrn Friedrich Auguſt Leo in Leipzig portofrei einſendet, erhält für ſeine Bemühung das ſiebente Exemplar gratis. Die Herrn Buchhändler empfangen einen verhältmäßigen Rabatt.

Auf den Genuß dieſer Vortheile können indeſſen nur diejenigen Anſpruch machen, welche zur beſtimmten Zeit wirklich pränumeriret haben, indem nur für dieſe und nicht mehr Ex. uplare auf Velinpapier abgedruckt werden, als die Zahl der Pränumeranten beträgt. Der nachherige Ladenpreis wird um ein Drittel höher ſeyn.

Der Verleger hofft, daß dieſes Werk durch innern Werth und äußere Schönheit des Beifalls ſeiner Nation und des Auslandes gleich würdig ſeyn werde; und wenn das Publikum oft durch vielverſprechende Ankündigungen dieſer Art getäuſcht wurde, und das Zutrauen in dieſelben daher geſunken iſt, ſo glaubt er doch, ſein Name und die bekannte Pünktlichkeit in Erfüllung ſeiner Verbindlichkeiten, ſey eine hinlängliche Bürgſchaft, daß er hier allen ſeinen Verſprechungen Genüge leiſten werde.

Frankf. a. M. den 1. May. 1803.

Friedrich Willmans.

Es ſey mir erlaubt vorſtehender Ankündigung noch das Urtheil des Herrn D. Merkel, welches in der Berliniſch. Hande und Spenerſchen Zeitung No. 90. J. 1803. befindlich iſt, beizufügen.

Der Buchhändler Willmans zu Frankfurt am Mayn hat ein Werk angekündigt: Anſichten des Rheins von A. Kiebe, mit 30 Kupfertafeln, das auch franzöſiſch unter dem Titel Voyage pittoresque sur le Rhin, gedruckt werden ſoll. — Dieſe Erſcheinung iſt zu intereſſant und erfreulich, als daß man ſie hier nicht beſonders empfehlen ſollte. Die Schreibart der Ankündigung ſelbſt, verbürgt, daß das Werk anziehend geſchrieben, — ein Probekupfer, daß ſeine Zeichnungen und Stiche ſauber und ſchön ſeyn werden. Der Gegenſtand derſelben iſt ſehr glücklich gewählt. Das Rheinufer iſt die Prunkgegend Deutſchlands, und wird auch von den Reiſenden andrer Nationen eifrig beſucht, bewundert, geprieſen. Es wäre faſt ein Schimpf für Deutſchland, wenn dieſes Werk, das ihm in vielfacher Rückſicht Ruhm erwerben könnte und würde, nicht hinreichende Subſcription erhielte, um ausgeführt zu werden. Nur wer ſich für daſſenige, was ſeinem Vaterlande Ehre macht, lebhaft intereſſirt, verdient ein Vaterland zu haben. Dem Patrioten folglich ſo gut wie dem Kunſtliebhaber, wünſcht man dieſe Unternehmung hierdurch aufs Herz zu legen.

Anzeige.

In unſerm Verlage iſt eine neue Auflage des Buches erſchienen:

Mein Vaterland unter den Hohenzollerſchen Regenten, ein Leſebuch für Freunde der Geſchichte von K. H. Krauſe, Feldprediger u. ſ. w., erſter und zweiter Theil mit einem Kupfer. 8. Halle.

Der Recenſent der vorherigen Auflage in der Jenaiſchen Litteratur-Zeitung rühmt von dieſem Buche,

daß es ſich vornehmlich durch die Auswahl der Materie, ſo wie durch die zwar ſchmuckloſe, aber reine Darſtellung derſelben gar ſehr auszeichne: auch andere kritiſche Blätter haben dieſes günſtige Urtheil wiederhohlt, und es als eine Schrift empfohlen, die eine befriedigende Ueberſicht aller wichtigen Ereigniſſe in der brandenburgiſchen Geſchichte und der Urſachen der ſteigenden Größe des preußiſchen Hauſes liefert, zur Erweckung patriotiſcher, häuslicher und menſchlicher Tugenden ganz geeignet iſt, und Lehrern und Eltern viel Stoff zu nützlichen Unterhaltungen und Belehrungen darbietet. Nur die Einkleidung in Geſprächsform müßte allgemein. Die neue Auflage hat nicht nur dieſes unſchickliche Gewand abgeworfen, ſondern ſie erſcheint auch erweitert, verbeſſert, und in einer weit gefälligern äußern Geſtalt. Jedem Abſchnitte iſt eine kurze die Aufmerkſamkeit weckende Inhaltsanzeige vorgeſetzt. Am Ende jeder Regierung wird nicht nur der Länderzuwachs nach Quadratmeilen beſtimmt, ſondern es werden auch die Hauptfacta jeder Regierung wiederhohlt, um dem Leſer Veranlaſſung zum nochmahligen Ueberblick des Geleſenen zu geben. Der dritte Theil, welcher das Ganze mit Friedrich Wilhelm's II. Regierung beſchließt, wird bald nachfolgen.

Beide Theile koſten 2 Rthl. und ſind in allen Buchhandlungen zu haben.

Hemmerde und Schwetſchke.
Buchhändler.

Mit Ihro Churfürſtl. Durchlaucht zu Pfalzbaiern gnädigſtem Privilegio, erſcheint ſeit dem 3. Jan. 1803. in Elberfeld bei H. Büſchler:

allgemeine niederrheiniſch-weſtphäliſche

Handlungs-Zeitung

für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturiſten: oder Nachrichten von neuen Handlungsvorfällen, neuen Erfindungen, Bekanntmachungen merkwürdiger merkantiliſcher Begebenheiten und andern wiſſenswürdigen, gemeinnützigen Notizen, welche den Kaufmann, Fabrikanten und Künſtler in den weiten Gebieten der Handlungswiſſenſchaft und Handelskunde intereſſiren.

Die Manufakturen und Fabriken unſers Landes ſind von ſo anerkannter Wichtigkeit, die Verbindung, worin dieſe uns mit nahen und entfernten Ländern ſetzt, iſt ſo vollkitig, die Lage unſers Ortes gegen das Ausland, vorzüglich Holland, Frankreich und England iſt für die ſchnelle Mittheilung merkwürdiger politiſch-merkantiliſcher Nachrichten, wie überhaupt zur Erreichung der im Titel erwähnten Zwecke ſo vorzüglich geeignet, daß dieſes dem deutſchen Patrioten gewidmete Blatt keiner weitern Empfehlung bedarf.

Zahlreiche Abonnenten führten es im In- und Auslande ein, und Männer von Geiſt boten uns freundſchaftlich die Hände, und ſo hoffen wir dieſes Blatt immer mehr zu vervollkommnen und zur Gemeinnützigkeit zu erheben, beſonders wenn ihm fernerhin die bisherige Unterſtützung geſchenkt wird, und es ſich durch eine immer ausgebreitetere Bekanntſchaft, die in den erſten Monaten nicht gleich nach Wunſch zu erlangen war, neues und allgemeines Intereſſe verſchafft. Jeder gemeinnützige Beitrag wird mit Dank gegen ein gutes Honorar aufgenommen. — Nachrichten, welche ſchnell und allgemein verbreitet werden ſollen, finden hier ihre Stelle und werden zu billigen Inſertionsgebühren berechnet. Für die benachbarte Gegend wird dieſe Zeitung an den Poſttohten in der Expedition pünktlich Morgens um 11 Uhr abgegeben. Das Ausland kann ſie durch alle Poſtämter erhalten, da das K. Kaiſerl. Reichs-Poſtamt in Elberfeld, und das K. Preuß. Poſtamt in Schwelm die Haupt-Expedition übernommen haben. —

Sie erſcheint wöchentlich viermal auf Schreibpapier. Der ganze Jahrgang koſtet 4 Rthl. oder 6 Fl., und man kann auch halbjährlich abonniren. Einige Stücke werden wieder neu gedruckt, um noch vollſtändige Jahrgänge liefern zu können. Eine ausführlichere Ankündigung und einzelne Probeblätter ſind noch auf genannten Poſtämtern unentgeldlich zu haben.

Schinderhannes, Buckler genannt. Ein wahrhaftes Gegenſtück zum Rinaldo Rinaldini. Zweiter und letzter Band, 8. 1. Rthl. 8. Gr.

Das Aufſehn, welches der erſte Theil dieſer Lebensbeſchreibung in Deutſchland, Frankreich, gemacht hat, läßt für den Schluß dieſer merkwürdigen Geſtändniße eine gleiche Aufnahme hoffen. Man möchte über dieſen gefallenen Heros, wie das Monument Moors des Räubers, ausrufen: bald haſt Du deine furchtbare Rolle vollbracht, majeſtätiſcher Sünder! — So wie Moor, ſpielte er unbeſtuhm mit des Genies geiſtheilchem Aetherſtrahl, ſeine Größe warf ihn zu dem ſchrecklichen Orkus herab, wo ihm jetzt mit nagender Reue, die Sünden ſeines Lebens in Ruhe zu ermägen, vergönnt iſt. Jeder gefühlvolle Mann wird beim Schluſſe dieſer Biographie die fürchterliche Größe dieſes Räubers bewundern, und den Untergang eines Jünglings beklagen, der mit glänzenden Hoffnungen eine ſchöne Zukunft verbieg.

Mozarts Geiſt. Seine kurze Biographie und äſthetiſche Darſtellung ſeiner Werke. Ein Bildungsbuch für junge Tonkünſtler. Mit deſſen Portrait. 8. Erfurt in der Henningsſchen Buchhandlung. 1803. 1 Rthl. 16 Gr.

Schon lange hat das Publikum vergebens auf eine Kunſt-Zergliederung der großen Eigenheiten des Mozartſchen Genies gehofft; nur durch ſie konnte der Werth

der Umfang der Verdienste jenes einzigen Mannes bestimmt werden. Ein anhaltendes Studium der Werke jenes Künstlers und ihrer progressiven Eigenheiten, verbunden mit tiefem Zartgefühl für harmonische und melodische Allgewalt, setzten den Verf. dieser Darstellung in den Stand, Erläuterungen über den Gang der schöpferischen Einbildungskraft, die Eigenschaften des geordneten Kunstgeschmacks und den Einfluß der Schicksale des Menschen auf die Richtung des Künstlers, mit der Präcision zu geben, wie man sie hier findet. — Wer die Meisterstücke Mozarts zu empfinden werth ist, der wird seine Gefühle und seine Bewunderung, durch das Studium dieser Kommentare noch erhöhen.

Voß (Joh. Heinr.) sämmtliche Gedichte, sieben Theile, mit Kupfern und Vignetten. Königsberg bei Friedrich Nicolovius. 1802.
auf Velinpapier. 21 Rthl.
auf holl. Papier. 12 Rthl. 20 Gr.

Jeder Deutsche, dem deutsche Ehre am Herzen liegt, wird sich dieser vollendeten Ausgabe der Werke unsers großen Dichters freuen, der uns hier das Alte vervollkommnet, und auch Neues in reicher Fülle giebt. Welcher Dichter hat mehr als dieser sich bestrebt deutsche Natur zu erhöhen, über unsre häuslichen Feste, unsre vaterländischen Gegenden, unsern National-Charakter jenen Glanz zu verbreiten, worin große Dichter uns entfernte Zeiten und Nationen überliefert haben! Laßt uns sein Verdienst mit Dank erkennen und immer vertrauter mit ihm werden! Seine Lieder ertönen überall, wo deutsche Zungen singen; möchten alle seine Werke fleißig zur Hand genommen werden, und den Deutschen jedes Standes in seiner Bildung fördern! Ein höchst wichtiger Anhang dieser Ausgabe ist eine deutsche Prosodie, die allein schon dem Fleiße und Scharfsinn des Verfassers ewigen Ruhm sichert: sie wird gewiß bald als ein Gesetzbuch für jeden, er sey Meister oder Lehrling in der Dichtkunst anerkannt und in den Studierstuben unsrer Dichter und Kritiker, so wie in den Schulen, eifrig studirt, und gelehrt werden. Die übrigen 6 Bände enthalten die Luise, Idyllen und lyrische Gedichte.

Der graue König. Ein novantiker Roman von A. F. E. Langbein. Berlin, Frölich 1803. 1 Rthl. 4 Gr.

Ein alter, vor zweihundert Jahren geschriebener Thierroman, den Lessing einst ein meisterhaftes Werk nannte, der ein nicht unglückliches Seitenstück zum Reineke Fuchs, und wenn auch nicht das Vorbild des berühmten Gedichts: Gli Animali parlanti, ist, doch dem Inhalte nach große Aehnlichkeit mit ihm hat. Herr Langbein hat ihn frei bearbeitet, und seine Prosa oft mit Versen abwechseln lassen. Seine leichte, angenehme Versifikation, und launigte Art, zu erzählen, ist sehr bekannt und wird mit Recht geschätzt. Er ist sich in diesem Werke gleich geblieben: man wird es mit Vergnügen lesen.

(Berl. Z. No. 62. Haude u. Spener, 1803.)

Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer von K. F. Becker, 6 Theile (Berlin, bei Frölich.) 8 Rthl.

Ein Werk, das kein Vater und kein Erzieher in der Bibliothek seiner Kinder oder Zöglinge sollte fehlen lassen. Die Idee des Ganzen ist sehr einsichtsvoll und trefflich; die Ausführung der einzelnen Theile sorgfältig und mit eben so viel Geist und Gelehrsamkeit, als Einfachheit und Gefälligkeit des Vortrags, gearbeitet. Der Verfasser fängt damit an, daß er die jungen Leser auf die gegenwärtige Beschaffenheit der menschlichen Gesellschaft aufmerksam macht; dann führt er sie stufenweise zu entferntern Zeitaltern zurück und giebt ihnen nun, von jener Zeit an, die wir nur aus den heiligen Büchern der Israeliten kennen, kurze, lebhafte, oft sehr naive Schilderungen der wichtigsten Begebenheiten aller bekannten Nationen. Im sechsten Bande ist er bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts gekommen; der siebente und achte führt wahrscheinlich bis zur Gegenwart. — Die Form, die der Verfasser gewählt hat, möchte wohl die einzige durchaus brauchbare seyn, die sich überhaupt zur Behandlung dessen, was wir Weltgeschichte nennen, für Kinder und für Erwachsene finden läßt. Besonders lobenswerth ist es, daß er auch in der sogenannten heiligen Geschichte, was Dichtung ist, als Dichtung vorträgt, z. B. in eben dem Tone vom Simson wie vom Herkules spricht. — Dieses Zeugniß ist alles, was sich in diesem Blatte leisten läßt. Die Leser aber, die ihm das Zutrauen, das sie einer ausführlichen Beurtheilung gewähren wollen, werden sich nicht getäuscht finden.

(Berl. Z. No. 46. Haude u. Spener, 1803.)

Der siebente Theil der allgemeinen Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer wird in 14 Tagen an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt werden. Diese 7 Theile kosten 10 Rthlr.

**Von den
Aesopischen Fabeln für die Jugend nach verschiedenen Dichtern gesammlet und bearbeitet von A. G. Meißner,**

deren erste Auflage zu Prag und Leipzig in der von Schönfeld- und Meißnerschen Buchhandlung im Jahr 1791 erschien, und welche seitdem mehrere ächte und heimliche Auflagen gehabt haben, wird jetzt eine neue, vom Herrn Professor Meißner selbst veranstaltete, durchaus veränderte und vermehrte Auflage, mit 200 von dem, in seiner Kunst rühmlichst bekannten Herrn Gubitz gearbeiteten saubern Holzschnitten, bei dem Buchhändler Heinrich Frölich in Berlin gedruckt, welche spätestens in der Ostermesse 1804. vollendet seyn wird. Dies zur Nachricht für diejenigen, welche ohne Vorwissen des Herrn Professors Meißner Ausgaben jener Fabeln veranstalten.

Wer den Pränumerationspreis zu 6 Rthl. und 12 Gr. für das Binden einsendet oder mit Sicherheit anweiset, kann den ersten Theil des von mir veranstalteten splendiden Originalabdrucks des Don Quixote Frio. Leipzig oder Hamburg sogleich erhalten. Buchhandlungen können die 6 Theile aus welchen das Ganze bestehen wird, nicht zu diesem Preise verkaufen, weil von dem äußerst wohlfeilen Preise kein Abzug gegeben werden kann. Nach Beendigung des ganzen Werks wird der gewöhnliche Preis 2 Frd'or seyn.

Heinrich Frölich.

A. 6925 (1803)

1816. Nro. 1.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ernſt und Scherz

Montag, —— oder —— den 1. Juli.

der alte Freimüthige.

Glaubensbekenntniſſe.

Die Franzöſiſche Revolution, ihrem wahren Gehalte nach.

Niemand vertraue ſeinem Urtheil über die gegenwärtige innere Geſtaltung der allgemeinen Angelegenheiten Europa's, der nicht tief und vielſeitig über die Franzöſiſche Revolution nachgedacht hat: denn aus dieſer fließt alles her, was unſern Welttheil ſo lange ſtürmiſch bewegt hat und beweget. — Niemand auch ſollte es wagen, über Politik zum Publikum zu ſprechen, der nicht vorher durch Darlegung ſeiner Anſicht jener Revolution, den Karakter ſeines Geiſtes gab und, in ſo fern er conſequent im Denken bleibt, das Ziel ſeines Gedankenganges genannt.

Das ſey denn auch hier das Geſchäft des Herausgebers beim Wiederbeginnen dieſer Zeitſchrift. Die erſten Blätter einer ſolchen können ja ohnehin nichts thun, als ſie einführen bei den Lesern.

Erſter Abſchnitt.

Wieland zuerſt nannte die Franzöſiſche Umwälzung eine Naturbegebenheit. Ihm, vor allen Deutſchen Schriftſtellern ſeiner Zeit, war es gegeben, die Wahrnehmungen eines ſcharf und tief blickenden Geiſtes in Wittworte zu faſſen. Auch dieſer Ausſpruch klingt wie ein ſolches: aber prüft man ihn näher, ſo bricht ein Strahl der Wahrheit aus ihm hervor, der wohl manches kranke, ſchwache Auge blenden, vielleicht ſogar verletzen mag, aber für jedes geſunde die wohlthätigſte Beleuchtung verbreitet.

Verſtehen wir unter Naturbegebenheit eine ſolche, die aus der innern Beſchaffenheit und den fortſchreitenden Verhältniſſen der Stoffe und Körper, hier der politiſchen, hervorgeht, und nehmen wir unſern Standpunkt hoch genug, um mit Unbefangenheit in den handelnden Perſonen und den einzelnen Ereigniſſen nur theils nothwendige, theils zufällige Einzelnheiten der ganzen Erſcheinung zu ſehen, ſo wird die Revolution allerdings eine bloße Naturbegebenheit, und zwar eine ſolche, die in der Geſchichte Frankreichs ſich ſchon öfter wiederholte, immer aber bisher damit endigte, das höchſte Bedürfniß jenes Staatskörpers zu befriedigen, die monarchiſche Gewalt von neuem, ſicherer als vorher, auf einer breiteren, feſteren, oder geſtalteten Grundlage wieder herzuſtellen.

Ein flüchtiger Ueberblick der Verfaſſungsgeſchichte Frankreichs, von der Entſtehung dieſes Staates an, reicht hin dies zu beweiſen. Er kann freilich nur eine Reihe nackter Thatſachen herausheben, aber für gewiſſe Zwecke iſt ein Skelet lehrreicher als der vollſtändigſte Körper.

Die Franken welche Gallien eroberten, hatten nicht, wie die Römer, einen Heimath-Staat, zu deſſen Nutzen es hinreichte, die Verfaſſung des unterjochten Landes mit Schonung zu modificiren, und der ihre Herrſchaft durch immer neue Anſtren-

gungen sichern konnte. Sie hatten ihre ganze Macht auf die Eroberung verwendet, und die zu Boden geworfene Beute war ihre ganze Habe: sie mußten sie sich mit einemmale und völlig zu eigen machen. Aber die besiegten Gallier waren vielfach zahlreicher als die Sieger! — Nur Ein Mittel blieb diesen daher; jenes, durch das Swift's Lilliputer einst Gulliver bändigten. Diese fingerhohen Zwerge besaßen keine Kette, durch die sie den sechs Fuß langen Mann zu binden vermochten. Also, wie er im Grase schlafend dalag, pflöckten sie ihm jedes Glied, und selbst jede Haarlocke, einzeln an den Boden, und nun war er freilich ganz in ihrer Gewalt.

Erste Verfassung des Frankenreichs. Der König der Franken zertheilte Gallien in eine große Zahl von Gebieten, die er mit ihren Bewohnern auf unbestimmte Zeit unter die Gewalt und Obhut der einzelnen Häuptlinge seines Heeres gab, und welche diese wieder unter die vorzüglichsten Streiter in ihrer Schaar zerstückten. Die Pflichten aller dieser Vasallen war beständige Streitfertigkeit auf den Befehl des Königs, und strenge Bewachung des überwundenen Volkes; ihre Rechte, vom Könige geschützt zu werden in dem verliehenen Besitzthum, und freie, willkührliche Benutzung dieser Gabe.

Bei dieser Einrichtung war die ganze Nationalmacht der Franken in der Hand des Königs: er vertheilte und benutzte sie nach Gutbefinden. Aber als die Zerstückelung des Landes ihren Zweck erreicht hatte, als die Gallier, aller Nationalität beraubt, mit den Franken verschmolzen waren, änderte sich jenes Verhältniß. Die den Vasallen verliehene Macht, verzehnfacht und nützig geworden, wandte sich gegen den König selbst. Sie erstrebten die Erblichkeit ihrer Lehen von ihm; dann strebten sie nach Unabhängigkeit ihres Willens, und endlich entschlüpfte das Scepter sogar den Merovädern in die Hand ihres mächtigsten Vasallen.

Dieser, Pipin von Herstal, suchte ein Mittel, daß ihm und seinem Stamme nicht eben das widerführe, wovon er gegen die Meroväer Vortheile gezogen. Er fand es darin, daß er

— **Zweite Gestalt der Verfassung Frankreichs.** — die Geistlichkeit zu einer Autorität im Staate erhob, sie neben die weltlichen Vasallen als ein Gegengewicht derselben stellte, sie mit Reichthümern und Ehre überhäufte. Karl Martel ging auf diesem Wege fort; noch weiter dessen Sohn Pipin, der die Geistlichkeit entscheiden ließ, ob er die Krone aufsetzen sollte, und dreimal von ihr die Salbung empfing. Auch Karl der Große vermehrte die Zahl der Erzbisthümer und Bisthümer; er verstand sich sogar dazu, aus der Hand eines ausländischen Bischofs eine neue Krone anzunehmen. Sie schien ihm freilich die Oberherrlichkeit über die gesammte Christenheit zu gewähren, aber in der That verlieh ihre Annahme jene Oberherrlichkeit dem Priester, dessen Macht, sie zu ertheilen, dadurch anerkannt wurde. In jener verhängnißvollen Weihnachtsmesse des Jahres 800 war freilich der Bischoff von Rom der erste, der das Knie vor dem neuen Kaiser beugte, aber wie viel Nachfolger Karls in dieser Würde haben dafür den Nachfolgern jenes Bischofs den Steigbügel halten und den Fußkuß leisten müssen! —

So lange die Geistlichkeit, als neuer Stand im Staate, der Unterstützung von Seite des Monarchen bedurfte, leistete sie ihm auch, was durch ihre Erhöhung erreicht werden sollte: sie brachte das Uebergewicht an Macht wieder in seine Hand, und ihr großentheils verdankte Karl ohne Zweifel die Unbeschränktheit, mit welcher er im Innern seines Reiches waltete. Schon unter seinem schwachen Sohne aber machte sie mit den weltlichen Vasallen gemeinschaftliche Sache, das Uebergewicht der Macht war von neuem für den Regenten verloren, und wie die Meroväer unter dem Verschluß des Major Domi, erloschen die Karolinger im Kloster.

Unter den 190 Fürsten, die Frankreich damals besaßen, war es wieder der Mächtigste, der die Wahl zum Throne auf sich lenkte. Um die Erblichkeit derselben einzuleiten, eilte Hugo, seinen Sohn zum Mitregenten zu erheben: aber er und seine nächsten Nachfolger sahen sich gezwungen, sich die Folgsamkeit ihrer fürstlichen Vasallen durch so viel Belehnungen und Begünstigungen zu erkaufen, daß seine Erbländer allmählig fast ganz verloren wurden, und die königliche Macht auch seines Hauses sich dem Erlöschen näherte, als es Ludwig dem Sechsten gelang, ein Paar ungehorsame Vasallen zu überwältigen, und er ihre Lehen zu seinen Domänen schlug. Sich deren Besitz durch die Liebe der Einwohner zu sichern, verbesserte er die Lage derselben durch Befreiungen und Rechte. Die Wirkung dieser Maaßregel offenbarte der Regierung das Geheimniß, wie das Uebergewicht der Macht wieder in ihre Hand zu bringen sey. Von nun ward es Maxime:

— **Dritte Gestalt der Verfassung Frankreichs.** — den Bewohnern der Krondomänen eine bessere Lage zu geben, als die Unterthanen der Vasallen hatten; die Städte durch beson-

dere Rechte, deren Gewähr der König leistete, allmälig in immittelbare Verbindung mit ihm zu bringen; endlich für das Volk aller Klassen im ganzen Staate, Erleichterung der Lasten zu erzwingen, die ihnen die Vasallen auflegte. Dies Verfahren lähmte allmählig die Macht der Letztern im Innern ihrer Besitzungen selbst, indem es den Thron wieder zum geheiligten Mittelpunkt der ganzen Nation erhob, und die ganze Masse derselben für waffenfähig erklärte.

Ihr stürmischer Geist, die Verschiedenheiten in dem eigenthümlichen Interesse der einzelnen Provinzen, und die daraus entspringende Schwierigkeit, die Nationalmacht in entscheidenden Momenten für Einen Zweck in Bewegung zu setzen und zusammenzuhalten, ließ indeß die Regenten bald eine Vereinfachung der Gestaltung derselben suchen. Schon Philipp August nahm daher zuweilen Miethsoldaten in Sold, zu deren Erhaltung die Bürger ihm dann sogenannte freiwillige Beiträge geben mußten. Philipp der Fünfte zwang sie sogar, ihre Waffen in die königlichen Arsenäle niederzulegen, aus denen sie sie nur wieder erhalten sollten, wenn der Staat ihres Armes bedürfte. Die Fortschritte, die auf diesem Wege zur Einheit der Macht gethan waren, wurden aber durch die siegreichen Einfälle der Engländer größtentheils vernichtet. Während den langen Zerrüttungen, die sie veranlaßten, hatten einzelne Provinzen und Städte, fast alle Vasallen sich es als Recht angemaßt, Partei für oder wider den König zu ergreifen, je nachdem ihr einzelner, augenblicklicher Nutzen es forderte; und als unter Karl dem Siebenten die Engländer vertrieben waren, befand er selbst sich in Abhängigkeit von dem unstäten Willen der Stände. Es mußte ein neuer Ausweg gesucht werden. Er fand ihn, indem er die Ermüdung der Nation von den langwierigen Kriegen dazu benutzte, sich ein stehendes Heer (25,000 Mann) bewilligen zu lassen, zu dessen Erhaltung ihm die Bürger, um des Kriegsdienstes entledigt zu seyn, nicht ungern stehende Abgaben erlegten. Das Ziel, dem diese neue Bahn entgegenführte, war, daß

— Vierte Gestalt der Verfassung Frankreichs. — das ganze Kriegsvermögen der Nation, in einem neuen, allen Volksklassen fremden Körper zusammengezogen, und so personificirt, der Hand des Monarchen ausschließlich übergeben wurde.

Die Wirkung davon war im Lauf der Jahrhunderte, daß die fürstlichen Rechte und die Macht des weltlichen Vasallenstandes, der freilich längst keine Gallier mehr zu bekämpfen hatte, kusenweise verschwanden, er in bloßen Adel, die hohe Geistlichkeit, die keinem weltlichen Vasallenstande mehr das Gleichgewicht zu halten brauchte, in bloße Würdenträger verwandelt, alle übrige Volksklassen aber zuerst durch die That, dann gesetzlich für wehrlos erklärt wurden. Dagegen gewann die Regierung nun erst das Vermögen, ungehindert Maaßregeln und Einrichtungen zum allgemeinen Heil zu treffen, und den Gesetzen die volle Kraft zu verschaffen, die ihnen gebührt; die Nation aber Muße und Raum, in der Industrie, in den Wissenschaften und Künsten, auf jedem Felde der Kultur jenen glänzenden Aufschwung zu nehmen, den soviel Bewunderung anstaunten, und als ein Ziel der Nacheiferung betrachteten.

Je majestätischer und fester begründet sich indeß die Macht der Regenten im Innern des Reiches erhob, desto begehrender griffen ihre Pläne über die Gränzen desselben hinaus, desto verwickelter wurden Frankreichs Verhältnisse mit den andern Staaten. Unausbleiblich mußten dadurch die Bedürfnisse der Regierung, folglich auch ihre Geldforderungen an das Volk — denn Adel und Geistlichkeit gaben so gut als nichts — ohne Unterbrechung gesteigert werden. In welchem reißenden Fortschritt sie wuchsen, zeigen folgende wenige Thatsachen hinreichend. Als Karl der Siebente zur Regierung kam, betrugen seine Einkünfte vom Staat 32,000 Livres jährlich; als er starb, 1,800,000. — Im Jahr 1661 hatte Ludwig der Vierzehnte 84 Millionen jährlich; 1690 schon 187 Millionen. Da diese Summe damals alles überstieg, was der Staat ohne Zerrüttung leisten konnte, aber gleichwohl nicht für Ludwig hinreichte, stand er eigentlich schon damals auf demselben Punkt, auf dem sein Nachkomme hundert Jahr später zu Grunde ging: doch seine Minister hatten einen Nebenpfad gefunden, hatten das Schuldenmachen in ein System gebracht. Auf dieses gestützt, rief Ludwig: Der Staat bin ich! verfolgte seine ungeheuren Pläne, und hinterließ eine Staatsschuld von 2,400 Millionen. — Sein Nachfolger, ob er gleich die Gestung der Münze und die Abgaben verdoppelte, schwellte jene Summe zu 4000 Millionen an.

(Die Fortsetzung künftig.)

Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maygegenden. Von Göthe. 1816.

Auf einer Reise, welche der Verfasser neulich in den genannten Gegenden machte, wurde er vorzüglich von Künstlern und Kunstfreunden mit der ver-

ehrenden Auszeichnung gefeiert, die seinem hohen Genie und seinen nie welkenden Verdiensten gebührt. Jeder trug ihm das Beste zur Schau, was er war, vermochte oder besaß. Wie man denn nun wohl nach einem empfangenen Gastmahl die Gesundheit der ganzen werthen Gesellschaft auszubringen pflegt, fand auch der Verfasser für gut, in einer langen Reihe von lobenden Notizen über Alle und Alles, dem Publikum recht viel Gutes und Liebes zu sagen. Da es aber Göthe ist, der dieses: „Mich höflichst zu bedanken!“ ausbringt, sind diese Notizen, obgleich ein wenig breit, mit Würde und Anmuth geschrieben, und enthalten nebenher mancherlei Anziehendes, Belehrendes und Bedeutendes, wiewohl immer nur kurz hingeworfen. Dahin gehört vorzüglich, was über die Byzantinische Kunstschule gesagt wird; doch auch folgender wohl zu beherzigende Ausspruch, S. 165, den man fast ein Geständniß nennen könnte: daß

„unter dem Einfluß einer enthusiastischen Mystik weder Kunst noch Wissen gedeihen kann.“ —

Récit historique sur la restauration de la royauté en France, le 31. Mars 1815. Par Mr. de Pradt etc. A Paris, 1816. (103 S.)

Ein Gemisch von sehr bedeutenden Thatsachen, die Jedermann weiß, und von unbedeutenden, die kein Mensch zu wissen brauchte. Es hat keinen andern Zweck, als den Verfasser zu verherrlichen. Wenn man diesem glauben will, so muß man ihm einen sehr wichtigen Antheil an der Herstellung des Bourbonischen Hauses beimessen. Wenn man ihm glauben will, sage ich; denn Glauben fordern darf er nicht, da er sich selbst oft widerspricht. So behauptet er Seite 69, in einem höchstbedeutenden Augenblick die Erklärung gethan zu haben: „Ganz Frankreich sey königlich gesinnt.“ Aber schon Seite 70 und 71 sagt er: „Hätte man die Regentschaft (der Gemahlin Buonapartens) gewählt, was hätten die wenigen Royalisten dagegen thun können;“ — besonders da sich auch die Französischen Armeen dafür erklärt haben würden.“ Man sieht, er mag nun jene wichtige Erklärung gethan haben oder nicht: immer hat er — ich wollte sagen, muß er dem Leser überlassen, ob er ihm über andere Gegenstände glauben will.

Neuigkeiten.

Vermischte Nachrichten.

Das „Thüringische Unterhaltungsblatt: Erholungen,“ unterhielt Thüringen umlängst mit einem 30 Quart-Spalten füllenden Aufsatz über das Berliner Theater, der zwar mancherlei sagt, aber offenbar vorzüglich die Absicht hat, Herrn und Madame Schütz zu einer Anstellung in Berlin zu empfehlen, — unter andern auch durch die Beschaffenheit ihrer Garderobe. — — — Madame Schütz hat sich durch ihre mimischen Gemälde, oder vielmehr Scenen, weit verbreitete Bewunderung erworben; und als große tragische Künstlerin war sie, vorzüglich ehe sie Kostum und Tableaux als Hauptsache bei ihren Darstellungen behandelte, vorlängst anerkannt. Ihr ein Engagement durch einen solchen Aufsatz von Thüringen aus, bewirken wollen, heißt das nicht einen Hebel ansetzen, um ein Ey zu bewegen? Und war es zu ihrer Erhebung nöthig, die Verdienste der verstorbenen Bethmann und Ifflands herabzusetzen?

Letzterm wird es unter andern zum Vorwurf gemacht, daß er nach Flecks Tode manche Rollen desselben übernahm. Gab es denn in Berlin, ja in ganz Deutschland einen Schauspieler, der mehr Beruf hatte, das zu wagen? So gewiß es ist, daß Iffland bei jeder jener Rollen Fleck in dem nicht erreichte, was die überreiche Naturanlage desselben leistete, so gewiß ist es auch, daß Iffland in jede mehr eigentlichen Kunstgehalt und Gedanken legte.

An einer andern Stelle wird Iffland sogar geradezu der Unredlichkeit beschuldigt, gewisse Stücke schlecht besetzt zu haben, um sie fallen zu machen!! Und das läuft seit mehreren Wochen umher, ohne daß irgend eine Stimme laut geworden ist, diese höchst ungerechte, völlig unerweisliche Anklage zu widerlegen! Sollten denn Männer von ausgezeichnetem Verdienst, wenn sie sich selbst nicht mehr vertheidigen können, nicht in jedem einen Vertheidiger finden, der selbst Anspruch macht, einiges Verdienst zu besitzen? —

— Das Journal des débats versichert, Frankreich habe siebenhundert und zwei und funfzig Provinzial-Athenäen. Ueber die Französische Akademie erlaubt es sich die bittersten Spöttereien. Es behauptet, sie habe beschlossen, daß künftig der Abtheilung derselben, welche über Poesien urtheilt, auch ein Sensorium beigefügt werden solle, damit es ihr nicht noch einmal widerfahre, Verse wie folgender:

Et des pôles glacés jusqu'aux pôles brûlans

zu krönen, oder den Bach Permessus, statt des Berges Parnaß, für die Wohnung der Musen zu erklären. Das Dictionaire der Akademie nennt das J. des débats das schlechteste in der Welt, und meint, bei ihrer nie endenden Arbeit, es wieder und wieder umzuarbeiten, würde es nicht überflüssig seyn, wenn sie ein Mitglied besäße, das wenigstens passablement das Alphabet und den Syntax studiert hätte. Diese Beleidigungen scheinen auf eine nahe Aufhebung der Akademie zu deuten.

— Die übertriebenen Lobsprüche, mit denen man Talma, selbst in Vergleichung mit Lekain überhäufte, haben ihm eine sehr bittere Kritik zugezogen. Sie beschuldigt ihn, die meisten großen Rollen der Französischen Bühne verschmäht zu haben, er spiele überhaupt nur vierzehn, und habe darin zwar Beifall verdient, sey aber immer tief unter der Vollkommenheit geblieben. Sein Gang sey gemein und ohne Grazie; er gehe einwärts. Wenn sein Spiel energisch werde, zeige es den Menschen, nie aber den Fürsten, den Helden. Seine Physiognomie sey nur für gehässige Leidenschaften sprechend; für gewinnende sey sie todt, und sein Ausdruck der Liebe sey Grimasse. Mit seiner übrigens sonoren, biegsamen Stimme sey es eben so. Nie habe er sprechen können: Ich liebe Dich! Nie habe eine Thräne sein Auge befeuchtet u. s. w. — Man sieht wieder einmal, daß übertreibende Lobredner ihrem Götzen schaden.

— Bei der feierlichen Eröffnung des königlichen Instituts zu Paris am 24sten April dieses Jahres, hielt der Präsident der Akademie der Inschriften zc. Graf Choiseul eine Rede über Homer. Man kann denken, daß er gegen Bryant, der dem Daseyn Troja's, und gegen le savant et spirituel M. Wolf, der dem Daseyn Eines Homers widerspricht, sehr lebhaft war. Er nannte sie „Hohepriester, die im Heiligthum selbst die Gottheit läugnen, deren Aussprüche sie verkünden.“ Das war sehr hübsch gesagt; wären nur aber auch die Gründe, mit welchen der Graf seinen Eifer unterstützt, triftig.

Red. v. M.

1816. Nro. 2.

Ernst und Scherz

Mittwoch, oder den 3. Juli.

der alte Freimüthige.

Ruf zur Freude.

Auf, Brüder, laßt uns eilen
Vergnügt zu ſeyn!
Des Schickſals Wunden heilen
Durch Freud' allein.

Drum hart' ich nicht geduldig
Bis man ſich freut,
Ich thu's dem Tage ſchuldig
Und freu' mich heut!

Doch weil ich euch nicht liebe,
Wenn Einer klirt,
So thut es mir zu Liebe
Und freut Euch mit.

Wir macht durch Luſt am Leiden
Die Herzen bleich,
Der Gram muß endlich ſcheiden,
Drum ſcheid' er gleich!

Des Schickſals Wunden heilen
Durch Freud' allein,
Drum, Brüder, laßt uns eilen
Vergnügt zu ſeyn!

M.

Der Weiberhaſſer.

Im Morgenlande, wo die Weiber Sclavinnen ſeyn ſollen, und am Ende die Rollen eben ſo gut zu vertauſchen wiſſen, wie die europäiſchen Frauen, hatte ein Philoſoph gewaltig geliebelt; er war dabei ſehr ſcheu geworden vor Weiberränken, und wollte nun mit der Liebe und den Weibern ſich völlig auseinanderſetzen, was er: ling werden nannte. Wohl wußte er, daß die Philoſophen über die Fehler herrſchen ſollen, hatte aber auch bemerkt, daß zuweilen doch die Fehler über die Philoſophen herrſchen; dies zu verhüten, ſchrieb er ſich alle ihm bekannt gewordene Abentheuer des Liſt- und Scheingeſchlechts ſorgfältig auf, und nimmer, wohin er auch ging, vergaß er ſein pſychologiſches Werk, obgleich er es ſo nicht benannte; denn von Seelen wollte er den Weibern auch nicht eine Winzigkeit zugeſtehen, über welche Meinung er ſich ſpitzfindig alſo vernehmen ließ:

„Gott ſchuf den Mann und blies ihm Geiſt oder Seele ein, das Weib ſchuf Gott aus des Mannes Rippe. Haben die Weiber Seelen, ſo wiſſen wir danach, wo wir ſie bei dem Menſchen überhaupt finden; ſo lange aber nicht bewieſen iſt, daß des Menſchen Seele in den Rippen ſitzt, ſo lange glaube ich, die Weiber haben keine Seelen!“

Ich bitte alle Damen mit Seelen um Verzeihung, daß ich dem morgenländiſchen Naturphiloſophen ſo etwas nachſage, da ich aber meine Leſer, wenn ſie nämlich weiter leſen, zwinge, des Abul Adef, ſo hieß er, Bekanntſchaft zu machen, muß ich doch den Schuldnern zeigen, wie ihn Gott tolerirte, und wenn der es that, müſſen es wohl Damen auch, was — würde in einem chriſtlichen Lande unſer Philoſoph hinzuſetzen — was ihnen allerdings einigen Verdruß machen wird, wenn ſie oft bemerken: daß Gott immer als Mann dargeſtellt iſt, und einem Manne gehorcht nun einmal keine Frau! — Alſo auch zu Gottloſen würde ſie der Liebloſe machen, wenn ſie nicht, zur höchſten Rechtfertigung,

die allgemeine Erfahrung für sich hätten, daß sie jeden Mann respektiren, nur nicht — den eigenen.

Doch wir wollen ein wenig weitern in der Erzählung, die uns angiebt, daß Abul Adef nach dem Grabe Mahomeds wandern mußte, um durch irgend ein System beweisen zu lernen, daß dort noch immer Wunder geschähen, was er, als ein großer Gelehrter, zu Hause auch gekonnt hätte, denn es ist bekanntlich nichts so sinnloses, das nicht schon ein Philosoph bewiesen, und nichts so dumm, daß es nicht schon könnte ein Gelehrter mit dem besten Erfolge gesagt haben. Er ging nun aber nach Medina, vielleicht nur, um seinen schon fertigen Beweisen auch für die Ungläubigen den Schein zu bewahren, und er reisete zu Fuße, wahrscheinlich damit er merken lassen konnte: die herrliche Abhandlung habe ihm viel Zeit gekostet, oder, wenn es etwa Diäten-Gelder gab, diese sich nach Offizianten-Brauch möglichst zu verlängern.

Als er eines Tages durch eine gar zierliche Wüste gewandelt war, eine Menge Sandwellen durchwatet, die scharfen, baum- und grasentblößten Berge zum Ueberdrusse angesehen, die senkrechten Sonnenstralen still und laut verwünscht, und sich selbst recht deutlich bewiesen hatte, daß er die Natur viel besser geschaffen haben würde, da sehnte er sich nach Menschen, und zwar bloß deshalb, weil ihn durstete. Denn das ist die weiseste Weisheit der Weltweisen, daß sie die Menschen völlig entbehren können, bis sie hungern oder dursten, und hat es ihnen dann recht wohl geschmeckt, ärgern sie sich, daß sie einmal wieder an ihre Menschlichkeit erinnert sind.

Abul Adef blickte links und sah nichts, er blickte rechts und sah was er links gesehen hatte; er ergrimmte in verschiedenen Monologen, die ihn natürlich nur durstiger machten; aber er hatte doch das Vergnügen, sich ganz allein reden zu hören, was immer der Gelehrten Seligkeit ist, und wenn sie auch alle nur Stimmen in der Wüste wären. Mit der Kraft seiner poetischen Floskeln hatte er endlich die Höhe eines Berges erreicht, und sah von ferne eine grüne Masse von Wald und Wiese, und ein Silberpfädchen sich durchwinden. Mit erneuten Kräften wandte er sich dorthin, erreichte nach einigen Stunden das glückliche Fleckchen, erholte sich im Schatten der Akazien, trank Quellwasser, und sagte sich, indem er hastig durch das Wäldchen schritt, prophetisch: Hier müssen Menschen wohnen! — aber, indem er noch nicht gar weit gegangen war, sah er plötzlich — ein Weib.

Enteilen oder Verweilen? das war hier die Frage, die er sich allein aufgab, — er hatte indessen schon zu viel gesehen, als daß er es nicht zu wenig hätte finden sollen, es war ein schönes Weib. „Eine hübsche Augenweide ist so ein Weib doch!" dachte er, murmelte dann „aber auch nichts weiter!" und sah sich die Schöne, von Weihrauchs-Büschen verdeckt, nun recht weisefrostig an. Sie lag vor einem Hütten-Gezelte auf weicher Polsterhöhe, in der seltenen reizenden Nachläßigkeit, die das Nichtgesehenseyn voraussetzt; mit dem einen Arme ruhte sie auf einem demüthig hingebeugten Kameele, hatte in dieser Hand den Dreiangel, in der andern erhaben das blinkende Stäbchen, und ehe noch Abul Adef sich über den hübschen Unterschied zwischen einem Kameele und einem reizreichen Weiblein recht freudeklar dachte, stimmte sie mit Gesangtönen, die den Metallklang tödteten, lustmüthig an:

Ohne Lieb' ist Leben nichts,
Sie ist All und Herz des Lichts!
Rettungsathem inn'rer Schwüle,
Aller Wonnen Durchgefühle,
Ist die Lieb' allein,
Wer will ewig in Flammen seyn!

Wenn sich Puls an Puls bewegt,
Das Geheimniß laut sich regt,
Dann mit raschen Gluthenschwingen
Herzen ineinander ringen,
Ist der Himmel mein;
Wer will gern nicht im Himmel seyn!

Weicht der Liebe nimmermehr,
Schleicht wie Diebe um sie her;
Seyd nicht schnöde, seyd nicht spröde,
Tragt nicht blöde in die Oede
Eurer Liebe Pein,
Wer will ewig in Flammen seyn!

Abul Adef bemerkte, daß es hinter den Büschen unausstehlich heiß sey, er beschloß, da es ihm schien, die Gluth käme besonders von dem Orte, wo das Weiblein musizirte, den Rückmarsch, stand aber plötzlich vor der lieblichen Menschblüthe, weil er wunderbarlich auf einen Schritt zurück immer zwei Schritte vorwärts that, was er bei kaltem Verstande „die Crocodillen-Eigenschaft des weiblichen Athems" genannt hätte, diesmal aber sagte er, sittig grüßend: „Der Prophet gedenket Dein!" —

„In Freud' und Leid!" entgegnete die Schöne und erschrak nicht im geringsten, weil damals die schwachen Nerven noch gar nicht erfunden waren. „Du bist heran geschlichen, wie stark ermüdet, nimm den guten Platz!" sagte sie weich, stand auf und lehnte sich an den gebeugten Dromedar. Der Philosoph gab verschwenderisch alles aus, was er von morgenländischer Galanteriesprache noch vorräthig

hatte; doch mit den Worten: „Ha, Du bist gewiß hungrig und durstig!“ sprang sie fort, und bald wieder her mit Datteln und Milch; der Weise fing die Protestation wegen der Silbervertreibung in erhaltenen Gründen von neuem an, und brachte so eine Theilung zu Stande, nicht eben mit strenger Grenzberichtigung.

Indem unser Philosoph aß, war es ihm recht behaglich, daß die Holde erzählte, ihr Mann sey vom Cmir berufen, einen Zug wider einen, befeindeten Nachbarn gehörige Karavane zu verstärken; wenn das Heldwerk sich läge, werde sie auf dem bereiten Kameele ihres Mannes Gepäck ordnen und bei seiner Wiederkehr einen schönen neuen Shawl bekommen, der ihr bisher immer verweigert sey. Als nun der Philosoph gegessen hatte, schien es ihm noch behaglicher, daß der Mann nicht störend war, und in seiner Behaglichkeit erzählte er, Vertrauen erwiederend: daß er eigentlich die Weiber wüthend hasse, und die Geschichte von seinem angefangenen Buche konnte er nun, nach Schriftstellerart, gar nicht verschweigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die politische Predigt und besondere Vorzüge des Papiergeldes.

Bei einer Reise durch Ungarn im Jahre 1814 hörte ich in der kleinen Stadt B—r viel sprechen von der Reduergabe eines Paters, besuchte auf diese Gerühm einen seiner Vorträge und bereute es nicht. Einen Text hatte der Redner sich diesmal nicht gewählt, er schien nur mit seinem, zwar nicht immer logischem, doch wirklich bedeutendem Zungen-Talente, allerlei Nöten geben zu wollen, die anfangs deutlich wider Napoleon eiferten, ohne den Namen auszusprechen. Lange frischte er ihn seinen Zuhörern durch anmuthige Bezeichnungen ins Gedächtniß; so nannte er ihn den „blutrunkenen Wüstling,“ das „landgierige grängelose Ungeheuer,“ die „Hefen des Heidenthums“ und des „Teufels erbverbannten Halbbruder.“ Endlich aber wollte es sein Wich nicht mehr dulden, daß der Name ganz wegblieb, er bemerkte: Napo heiße im Alt-Italiänischen ein „Dummkopf.“ Leon bekanntlich der „Löwe;“ der ganze Name bedeute denn also „dummköpfiger Löwe,“ und nun führete er einige Beweise für beide Prädikate an, und da er ihm den Löwenmuth nicht absprechen wollte, setzte er drollig hinzu: es scheine diese Creatur nicht aus gewöhnlicher Erde geschaffen — es müßten dazu alle Bestandtheile des „Puivers“ verwendet worden seyn.

Nun ließ er den Erdenerz aus dem geistigen Auge, und kam auf sich selbst. Er erzählte von einer Reise die er kürzlich beendet hatte, und nahm Gelegenheit, Ungarn allen übrigen Ländern vorzuziehen, wobei auch zuletzt folgender Satz sich einschaltete:

„Wohl hört man im Auslande oft sagen, das Papiergeld sey garstig und mühte uns sehr zuwider seyn; aber ich erkannte bei dieser Reise die Vorzüglichkeit des Papiergeldes, die ich nachher noch deutlicher machen will. Ich, der ich nicht wußte, daß man unser Papiergeld in den angränzenden Ländern nicht mag, hatte mir selbst das wenige Baare, was ich mein nannte, in Zettel umgewechselt, weil sie sich bequemer tragen, aber siehe da! als ich hinaus kam und meinen Bedarf damit zu bezahlen gedachte, wollte sie kein Mensch anfassen. Weil ich aber ein Diener — Herrn h.n, und kein ander Geld hatte, gab man mir — umsonst; so erkannte ich die Nutzbarkeit des Papiergeldes, indem ich mein kleines Vermögen ganz wieder mit zurückbrachte, welcher glückliche Erfolg freilich wohl auch meinem Talente zuzuschreiben ist, denn ich privatisirte im Messelesen.“

„Bei dieser Gelegenheit ist mir aber der höhere Vorzug vom Papiergelde durch den Sinn gegangen, der nämlich: daß bei ihm der Geldgeiz sich gar nicht pflegen und verbreiten kann, denn wer will aufheben, was morgen vielleicht wenig oder gar nichts gilt? Es ist ja Jeder stets froh, es bald wieder los zu seyn, und darum können mit ihm auch die Kirchen und Armen besser bedacht werden; ich habe deshalb auch neuerdings die Büchsen so einrichten lassen, daß es gar keine Unbequemlichkeit hat, Papiergeld zu geben. Spender es heute und immer reichlich; denkt: es kann ja morgen schlechter stehen, und da der Himmel den guten Willen ansieht, wird er euch eure Gaben nach dem besten Course anrechnen und eure Seelen im Course steigen lassen!“

Ist das nicht ein lustiges Pröbchen staatswirthschaftlicher Frömmigkeit? Schade nur, daß die seligmachende Idee des guten Paters in neuester Zeit durch die jüngsten Wiener Finanz-Patente und das dadurch schon bewirkte und wahrscheinlich fortwährende Steigen des Papiergeldes etwas behindert werden dürfte. In der einleuchtenden Sicherung schwindet auch wohl die, bei jedem bisherigen unangenehmen Ereignisse wahrgenommene Bemerkung: Das Oesterreichische Papiergeld ist das höflichste, es bückt sich immer gleich am tiefsten. W....n.

Neuigkeiten.

Kunst-Chronik.

Die Herausgeber werden in dieser Chronik alle Künste beachten, und darüber mittheilen, was mehr als örtliches Interesse hat. Mit Recht hört man von vielseitig Gebildeten oft die Klage: Das Streben der meisten Mittheilungen beachte fast ausschließlich die Theater; — eine nothwendige Folge des Modesinns, dessen Hang zur Vergnügelei immer stieg, und dessen Flachheit nicht nur gern andere Künste vergaß, sondern selbst der Bühnenwelt die höhere Ansicht verscheuchte. Die Leitenden haben sich, während der politischen Stürme, dem Spruche des Cicero gefügt: „Wollen Dichter und Künstler nicht allein gelassen werden im Theater, müssen sie immer das gefälligste sagen!" — Das ist ein unvermeidliches Uebel in Tagen, wo man dem Entscheiden der Mehrheit: „Was mir nicht gefällt, ist nicht gut!" — oft den Nachsatz geben kann: — „und was gut ist, gefällt mir nicht!" — Unsere Meinungen werden sich verdeutlichen in denen, die allmählig bei Zeit-Erscheinungen sich hier aussprechen; sie sollen stets parteilos sich erklären, und Talente und Kraft ehren, auch da, wo abweichende Ansichten sich darthun.

Der Kronprinz von Baiern, ein kenntnißreicher Verehrer und Beförderer der Künste, läßt in München ein Gebäude aufführen zur Bewahrung von Kunstschätzen; der Bau geht rasch vorwärts. Hier werden auch die Marmorbüsten der großen Deutschen aufgestellt, welche der erhabene Kunstfreund von den vorzüglichsten Bildhauern unsrer Zeit fertigen ließ.

„Das jüngste Gericht," jenes berühmte Gemälde aus altdeutscher Schule, das den Danzigern gehörte, nach Paris entraubt war, und jetzt — zugleich als Sieges-Trophäe — in Berlin ist, wird nach seiner alten Stätte zurückkehren. Danzigs Bewohner setzen gebührend hohen Werth darauf, und so rechtfertigt sich auch in dieser Hinsicht die Rückgabe — obgleich das für Berlin bestimmte Kunst-Museum eine der ersten Zierden entbehren muß.

Der Opern-Direktor Carl Maria v. Weber hat von dem Könige der Niederlande, für Uebersendung seiner trefflichen Musik zu der, die Schlacht bei Belle-Alliance feiernde Cantate „Kampf und Sieg" — eine schöne goldene Dose, mit einem, das Kunstwerk sehr anerkennenden Schreiben empfangen.

Die gefeierte Sängerin, Mad. Catalani, gab am 24. Juni in Berlin ihr erstes Concert, das ihr, wie überall, zum Triumphe wurde. Die Talente, welche dem Himmel entstammen, sind von der Künstlerin durch jede menschliche Kraft unterstützt und durch das innigste Gefühl verherrlicht, ohne welches alle Fertigkeit doch nur Quälerei ist. Obwohl Meisterhaftes es am leichtesten vermag, Bescheidenheit und Gefälligkeit zu üben, doch ehren wir mit Recht diese Tugenden auch an der Sängerin, die nur Anerkennungen und den höchsten Beifall findet, wohin sie kommt. Mit jenem liebenswürdigen Nachgeben hat die Verehrte auch am 25sten bei dem Besuchen der Sing-Akademie, den Volksgesang: „Heil Dir im Siegerkranz" mit ihren Tönen geschmückt.

Am 21. Juni gab das Theater zu Berlin „die Gefangenen, von Plautus." Das große Publikum, das fast immer Recht hat, wenn es seinem Gefühle folgt, aber fast immer fehlgreift, wenn es nach Gründen sucht, scheint seine Partei in Rücksicht der altrömischen Stücke genommen zu haben. Es betrachtet sie wie eine Art ausländischer Possen, deren fremde Eigenthümlichkeit es erträgt, wie das fremde Kostum in Stücken, die in Indien spielen. Es sieht den ernsten Scenen mit Neugier zu, und giebt sich dem Eindruck der komischen mit großer Empfänglichkeit hin. Herr Devrient giebt in den Gefangenen, wie in den Terenzischen Brüdern, die lustige Person höchst ausgezeichnet.

Mad. Weißenthurn in Wien hat ein neues Lustspiel geliefert: Welches ist der Bräutigam? — Es hat aber dort nicht so gefallen, als die „Braut" und soll besonders an breitthuenden Abhandlungen über „Deutschheit" leiden. Da nun neuerdings in jener Kaiserstadt auch ein Bühnen-Spiel gegen die moderne Altdeutschheit sich neckend erklärte und einen Theater-Lärm erregte, so scheint dieses Zeit-Thema dort nun auch streitsüchtig zu wirken.

In Kopenhagen herrscht bei dem Theater, wie bei der Literatur überhaupt, ein vielversprechendes Erwachen. Ein junger Dichter, Ingemann, wetteifert jetzt mit Oehlenschläger, dessen Kämpfe mit Baggesen noch nicht beendet sind. Dieser erhebt den erstgenannten Dichter weit über den letzteren, — die Gegenpartei sagt: aus Lust zur Polemik. — Uebrigens werden die Theaterdichter dort besser bedacht, als in Deutschland, die dritte Einnahme ist ihr Benefiz, das oft 1000 Thlr. baar bringt; die beliebtesten Sujets sind die aus der Märchenwelt, die Menge scheint man also überall, wie Kinder, erst aufziehen zu müssen. Doch beginnt man im Dänenlande auch schon, reinhistorischen Stoff zu wählen.

Litteratur.

Die Jung-Stillingsche Volksschrift: „Der graue Mann" (der etwas stark mit dem grauen Staar behaftet ist) erscheint noch fort und fort, heftweise. Neuerdings eifert er gegen die Vernunft bei Religion-Sachen, und meint, sie brächte es dahin, daß die „Zukunft des Herrn zum Schlußgericht" nicht mehr über zwanzig Jahr ausbleiben kann. O, wollte doch die Unvernunft bald ihr Schlußgericht auftischen, wir könnten endlich satt seyn.

Ein französisches Journal räth Hrn. de Pradt, nach seinen mancherlei Memoiren, wobei er keine Mühe eines Abschreibers scheute, nun endlich auch die Geschichte seiner Gesandschaften, besonders nach Polen, zu beschreiben, und zwar — gegen seine Liebhaberei! — wahrhaft, damit Alle begreifen lernten, warum ihm doch kein Mensch Gutes nachsagen wolle! —

Auch die englischen Dichter suchen neuerdings wieder ihren Stoff in den Mythen und Sagen der altnordischen Völker, die gelesenste dieser Dichtungen ist jetzt: „Helga, a poem in seven Cantos by W. Herbert."

In der Missions-Druckerei zu Serampore ist eine „Chinesische Grammatik" gedruckt, welche die Zeichen und die Sprachweise der Chinesen einem sicheren Gange unterwirft. Es ist schon hochverdienstlich, mit der Regel eine Sprache zu beherrschen, die man lange für regellos hielt; es wäre aber auch interessant, wenn jene Druckerei die Chinesischen Sprachzeichen auf dem Wege der gewöhnlichen gegossenen Typen gut druckbar machte, bis jetzt sind alle Versuche unvollkommen.

Mancherlei.

Die Verwaltung in Norwegen gestaltet sich immer mehr zu einer monarchisch-republikanischen. Die völlige Gleichheit aller Lasten und Abgaben ist ausgesprochen, und über den Adel bestimmt: daß er nicht mehr forterblich seyn soll, schon Geborene indessen ihre Vorrechte behalten. Neugeborene haben keine Ansprüche, als die jedes Reichsbürgers.

Ein brittischer Scherzling verkündete neulich: Napoleon arbeite in St. Helena an einer „Verbesserung der englischen Constitution," worin er besonders zu beweisen suchte: daß die Fremden-Bill auch auf St. Helena auszudehnen sey. Ueberhaupt werde er die vielen Constitutions-Vorschläge aller Länder nächstens mit einem Beitrage vermehren. — Das wäre ungefähr eben so, als wenn ein Kaufmann, der mehrmals Bankrott spielte, Anleitung zur Finanz-Besserung geben wollte.

— Der zu Nürnberg erscheinende Korrespondent v. u. f. Deutschl. enthielt am 25sten und 27sten April die Aufforderung: Wer in Baiern Unterthanen zu verkaufen habe, möge es mit der Adresse H. G. der Redaction melden. Das scheint auf eine große und unbekannte Merkwürdigkeit der Bairischen Verfassung zu deuten, und verdient Aufklärung.

Red. v. Gh.

1816. Nro. 3.

Ernst und Scherz

Freitag, oder den 5. Juli.

der alte Freimüthige.

Die Französische Revolution, ihrem wahren Gehalte nach.

(Fortsetzung.)

Ludwig der Sechszehnte war außer Stande einen neuen Weg einzuschlagen; der Drang der Umstände zwang ihn sogar, auf dem alten rasch fortzuschreiten. Alles hat indeß sein Maaß der Möglichkeit. Als die Schulden des Staates, 6000 Millionen, allen Kredit der Regierung, die Abgaben aber, 474 Millionen, alles damals Leibliche fast überstiegen, und gleichwohl ein ungeheures jährliches Deficit, 169 Millionen, ungedeckt blieb, erstarb gleichsam die Macht in der Hand der Regierung, durch die Unmöglichkeit, sie in Bewegung zu setzen. — Ludwig dem Sechszehnten, nach manchem fehlgeschlagenen Hülfsversuche, blieb nichts übrig, als seines Urältervaters: L'Etat, c'est moi! durch die That zurückzunehmen, und die Stände durch ihre Zusammenberufung in der Noth, aufzufordern: die Bedürfnisse des Staats zu befriedigen.

Zweiter Abschnitt.

Um die Ereignisse, die dieses herbeiführte, hell zu durchschauen, ist es nothwendig, einen unbefangenen Blick auf Gestalt und Verhältniß der Hauptmassen Frankreichs im Jahr 1788. zu werfen.

Wir finden dort die Regierung der Form nach fast unbeschränkt, dem Gesetze nach im Besitz der ganzen Macht, in der That aber, durch die Folgen des Schuldensystems, außer Stande, diese Macht zu gebrauchen, also auch durch tausend gebieterische Rücksichten eng umgränzt.

Wir sehen den Adel zahlreich, begütert, im ausschließenden Besitz aller höhern Würden am Hofe, im Heer, in der Verwaltung und selbst in der Kirche; aber der Produktion und dem Handel, allen eigentlichen Lebensgeschäften der Nation, als Stand völlig fremd; und ihr verhaßt, eben um seiner für jene Geschäfte unfruchtbaren Vorrechte willen. Alles eigenthümlichen Kriegsvermögens das seine politischen Vorfahren, die Vasallen, einst so furchtbar machte, durch das stehende königliche Heer beraubt, und als Masse sehr unbedeutend gegen die übrige Masse der Nation, bestand er nur noch, weil die Regierung wollte, daß seine hergebrachten Vorrechte dauern sollten. Rechneten die Minister also auf ihn bei der Möglichkeit einer National Bewegung, so scheint das nicht viel besser, als wenn ein Fallender sich an seinem eignen Kleide aufrecht halten wollte.

Nicht vortheilhafter war das Verhältniß der hohen Geistlichkeit. Auch sie hatte ihre ganze weltliche Macht an die Regierung, ihre geistige aber an das Fortreifen der umlaufenden Ideen, und Gedankenmasse verloren. Auch sie war den oben bezeichneten Lebensgeschäften der Nation ganz fremd; auch sie durch ihre vor tausend Jahr verliehenen Vorrechte vor dem Volk, ein Gegenstand der Bit-

terkeit, und der Gebrauch, den einzelne Geistliche von Reichsämtern machten, die sie nicht erworben hatten, gab nur zu häufig Anlaß zu Hohn und Haß.

Das stehende Heer, seit Jahrhunderten schon fast nur aus Eingebohrnen zusammengesetzt, und durch einen langen Frieden im Innern des Reichs, ganz dem Gedanken entfremdet, gegen die Nation selbst gebraucht werden zu können, war zwar noch immer die Personifikation des gesammten Kriegsvermögens, seit langer Zeit aber schon kein fremder Körper mehr. Durch alle natürlichen Bande mit dem Volk verknüpft, und gegen die Vorrechte des Adels eben so empfindlich als jenes, durfte es eigentlich gar nicht im Anschlag gebracht werden, wo es darauf ankam, einer Umgestaltung des Ganzen vorzubeugen, die seine Lage so gut als die des Volkes verbessern sollte.

Dieser unsicher fußenden, vierspaltigen Gruppe gegenüber standen neunzehn Zwanzigstel der Nation, als Eine Masse, durchaus aufgeregt durch das dunkle Gefühl: die schweren Lasten, die sie trugen und die Gefahr des Staats-Bankerots, der das Wohlseyn jedes Einzelnen bedrohte, sey bloß dem zuzuschreiben, daß aus den früheren Gestaltungen der Monarchie so vieles zurückgeblieben, das der gegenwärtigen völlig unangemessen sey; — ermuthigt zugleich durch das hohe Gefühl einer durch tausendseitiges, ununterbrochen gebliebenes Streben ausgebildeten geistigen und körperlichen Kraft.

Die Repräsentanten dieser Masse, als des dritten Standes, wurden nun zusammenberufen, um ihr eine neue ungeheure Anstrengung aufzulegen. Sie fingen ihr Geschäft damit an, zu fordern, daß es den beiden andern Ständen, die an jener Anstrengung nur vorübergehend oder gar nicht Theil nehmen würden, unmöglich gemacht werden sollte, sie bei der Berathschlagung darüber zu überstimmen. (Die Aussprüche der Repräsentanten des Adels und der Geistlichkeit, sollten nehmlich als die Stimmen Einzelner, nicht aber als die Stimme eines Standes in Anschlag gebracht werden: sonst fürchtete der Bürgerstand immer zwei Stimmen gegen sich zu haben.)

Dies Aufsinnen fand nicht nur bei jenen Ständen großen Widerspruch: es schien alle Berechnungen der Minister vernichtet, und sie, in Verbindung mit einigen Ersessen, äußerst erschreckt zu haben. Sie bewogen den König zu befehlen, die Versammlung solle sich auflösen: aber es ging ihnen wie dem Göthe'schen Zauberlehrling, der die Formel nicht finden konnte, um die Erscheinung zu bannen, die er selbst hervorgerufen. Die Versammlung der Volksrepräsentanten, überzeugt, daß auf ihre Zerstreuung sogleich der Staatsbankerot oder eine lange Folge gewaltsamer Gelderhebungen eintreten würde, blieb beisammen, und die oben erwähnte schwankende Gruppe zerfiel. Das Heer trat über zum Volk. Der hohe Adel und die hohe Geistlichkeit fingen an auszuwandern; der kleine Adel und die niedere Geistlichkeit folgten dem Heer.

Die so entstandene **Nationalversammlung** steckte sich nun die Verbesserung der Verfassung zum Ziel auf, statt der finanziellen Hülfe, die man von ihr erwartet hatte. Um sich freien Spielraum zu geben, beschränkte sie die Macht des Königs. Dann hob sie auf:

was ihr als abgesterbener Ueberrest aus der ersten Gestaltung Frankreichs erschien, den Adel;

was aus der zweiten Gestaltung, nach Vernichtung seines Zweckes, hinüber gedauert hatte, die Geistlichkeit als politischen Stand;

das Karakteristische der dritten Gestaltung, nehmlich die Zerstückelung Frankreichs in besonders organisirte und privilegirte Provinzen;

endlich auch was die Wurzel der vierten Gestaltung gewesen, das stehende Heer als abgesonderten Körper, indem sie die ganze Nation für waffenpflichtig, also auch wieder für waffenfähig erklärte.

Nach diesem Abbrechen des alten Staatsgebäudes hielt sie es für Pflicht, einer neuen Versammlung das zweite Geschäft der Revolution, das Wiederbauen zu überlassen, und trat ab.

Indeß hatte der Kampf der Parteien eine furchtbare Höhe erreicht, und die neue Versammlung zeigte sich ihm nicht gewachsen. Sie ließ sich von der öffentlichen Wuth über den Gang der Ereignisse, hinreißen, die monarchische Verfassung aufzuheben, und nahm sich dadurch selbst alle Möglichkeit, etwas zu schaffen, das einem so großen Körper, wie Frankreich, Einheit und inneres Glück sichern konnte. Die Folge davon war ein ungeheures Chaos von gräulichen Verbrechen und Thorheiten, die aber alle mit dem eigentlichen Wesen der Revolution nichts gemein hatten, und in denen nur Das eine bleibende, welthistorische Wichtigkeit hat, daß während dem Wechsel immer neuer Zerrüttungen, das wahre Bedürfniß des ganzen Landes allmälig siegte, die Verfassung Frankreichs sich allmälig wieder monarchisch zuspitzte. Aus dem Wohlfahrtsausschuß wurde ein Direktorium von fünf, aus diesem ein Consulat von drei Gliedern. — Ein

Heerführer endlich, glücklicher, kühner, vielleicht auch schlauer als Pizin von Heristal und Hugo Capet, aber offenbar nicht so staatsklug, —

(Der Schluß folgt.)

Die Schuld. Trauerspiel in 4 Akten von Adolph Müllner. Zweite Auflage. Leipzig, 1816.

Zu einem Urtheil über eine Dichtung, die so lange schon das Publikum beschäftigt hat ist hier und jetzt nicht Raum. Es genüge eine Ansicht.

Wie ältere Reisende erzählen findet man auf den weiten Ebenen Südamerika's zuweilen hohe Pyramiden die aus in einander geschlungenen lebendigen Schlangen bestehen. Da hat man die Fabel der Schuld. Sie ist aus empörenden Abentheuerlichkeiten zusammengesetzt. Die Ausführung? — Jener gräßliche Wunderbau der Wüste spielt im Sonnenschein mit den herrlichsten mannigfachsten brennendsten Farben, dergleichen die Natur sonst nirgend vermischt, die Kunst nie hervorzubringen vermag, und die immer wechseln, wie das furchtbare Gewürm sich bewegt. Wer ihn erblickt, entflieht mit Grausen, und kann sich doch im Fliehen nicht enthalten, noch einmal und wieder noch einmal zurückzusehen, — und sieht gleichwohl. — Der dramatische Dichter aber soll darnach streben, vorzüglich einen gewinnenden und erhebenden Hauptеindruck zu machen. —

Napoleons Feldzug in Sachsen, im Jahr 1813 u. f. w. von O. v. O. Dresden 1816. (429 S.)

Neue Aufschlüsse über Gang und Karakter dieses Feldzuges im Ganzen, findet man in diesem Werke nicht; aber es ist von einer neuen, eigenthümlichen Seite anziehend. Der Verfasser war vom Anfange jenes Feldzuges bis zu Napoleons Flucht von Erfurt, in dessen Nähe, (Augenzeuge im Hauptquartier" nennt er sich selbst) erfuhr so zwar nicht genau seine Pläne, beobachtete aber mit unbefangener Aufmerksamkeit ihn selbst, seine Umgebungen, und die Wirkungen, welche der Gang der Begebenheiten dort hervorbrachte. Von einem solchen Standpunkte aus hat wenigstens noch kein Deutscher über Buonaparte gesprochen. Der Verfasser thut es mit Ruhe und ohne Uebertreibungen durch Haß oder Zuneigung. Sein Vortrag ist angenehm, und seine Schilderungen werden oft malerisch.

Ahnungen beim Hinblick auf Englands gegenwärtige Lage. Von K. H. L. Reinhardt. Leipzig, 1816.

Ein feuriger, aber gereifter Kopf rechtet hier für die Sache Europa's gegen Großbrittannien, und weissagt dem Letztern viel Uebles woraus ihm einst wieder Gutes entstehen soll. Er spricht mit phantasiereicher Beredsamkeit, aber auch mit Gründen, die auf eine lange Beschäftigung mit seinem Gegenstande deuten. Auf diesen selbst kann der Beurtheiler sich hier nicht einlassen. Man sagt ja für England ständen eigen besoldete geschickte Federn — ein hier besonders sehr passender Brittischer Ausdruck! — in Deutschland immer schlagfertig. Sie mögen sich an dem Verfasser versuchen. Sie werden ihn der Deklamation beschuldigen: aber man kann ja auch unumstößliche Wahrheiten deklamirend vortragen.

Satyrischer Zeitspiegel. Eine Erbauungsschrift ꝛc. Von Friedrich. Erster Heft. Berlin, 1816. (110 Seiten in 12.)

Nach einem Vorwort über aufrichtige und falsche Spiegel, enthält dieses Heft

einen „Vorschlag zu einem Volksdenkmale der Deutschen," und

eine „satyrische Zeitung."

Swiftischer Geist straft und neckt in diesem Büchelchen, vorzüglich in dem ersten Artikel. Auch die Weise ist Swiftisch; wahrscheinlich nicht, weil der geistvolle Verfasser nachahmen wollte, sondern weil sein richtiges Gefühl ihn den rechten, für unser Zeitalter passenden Ton finden ließ. In Rücksicht einiger Artikel der Zeitung, kann der Beurtheiler sich indeß nicht der Bemerkung enthalten:

Es ist nicht Alles Gold, was gleißt,
Nicht Alles Witz, was sticht und beißt.

G. M.

In das Erinnerungs-Buch einer jungen Dame.

Der Greise? Was sag' ich Ihr zu Füßen?
Den heißen Wunsch, daß sie mich nicht vergißt?
Zu küssen! Ach, wer darf preisen
Daß er der Würde würdig ist!

Es sey's der Schwur, Sie nimmer zu vergessen!
Sie schweigt still. Ihr Feen, Reich,
Es blüht wohin die holden Augen strahlen;
Ein Sklave weihe, das gilt ihr gleich. —

Nicht Wunsch, nicht Schwur! Nimm das Gelübniß an,
Daß wer Dich sah, Dich nie vergessen kann.

N e u i g k e i t e n.

Der Mercure de France behauptet, es sey sehr nachtheilig, die Schüler mit den Thaten der alten Griechen und Römer bekannt zu machen. Um sie zu Bürgern einer constitutionellen Monarchie zu bilden, würde es wohl viel nützlicher seyn, sie bloß mit der Französischen Geschichte zu unterhalten. Die Antworten, die Bayard ertheilte, und die Festigkeit der Parlements-Präsidenten Molé und Harlay, seyen mehr werth, als „die unsinnige Handlung eines Scävola,“ (der Rom durch Selbstaufopferung rettete). Freilich, meint der Mercure, sey das Gegentheil dieser Ansichten sehr tief bei allen eingewurzelt: „nur die öffentliche Autorität könne darüber triumphiren.“ (Das heißt: es soll verboten werden, in den Schulen die Griechische und Römische Geschichte zu lehren. Wozu auch den Plutarch lesen, da man eine so große Zahl von Romanen der Madame Genlis hat? —) Weiter meint der Mercure: das Studium der alten Gestalt Galliens könne eben so lehrreich seyn, als das des alten Peloponnesus und Italiens; und führt zum Beweise eine lange Reihe von Stellen an, in welchen — Griechische und Römische Schriftsteller von den Galliern sprechen. Aber wenn jene nicht mehr gelesen werden sollen: wo wird man denn etwas von den Galliern erfahren? — Endlich erklärt der Verfasser des Aufsatzes — de Lourdoueix heißt der merkwürdige Mann —: Wenn er sich gegen die politischen Grundsätze erkläre, welche die Jugend aus den alten Schriftstellern schöpfen konnte, so möge ihn doch Gott davor bewahren, sich gegen den Genuß literarischer Schönheiten zu setzen; aber wenn die Ilias und die Tragödien des Sophokles und Euripides schöne Gedichte seyen, so wären die (Deutsche) Messiade und das (Italienische) Fegefeuer, Don Carlos und Maria Stuart, doch auch wohl schöne Gedichte. Das heißt: da die Franzosen so hochgebildet wären und so gut zurecht kämen, ohne die Deutschen und Italienischen Dichter zu lesen, so könnten sie auch wohl der Griechischen und Römischen entbehren. — Leser! Wohin geht die Straße hier?

— Mit Bestimmtheit sagt man, es werde dem Fürsten Kutusow-Smolenskoy bei Bunzlau, wo der Fürst starb, ein Denkmal errichtet: ein vierseitiger Obelisk, an dessen Fuß ein Löwe ruht. Einfacher groß läßt sich's nicht ausdrücken, welch ein Mann hier nach errungener Unsterblichkeit endete. Schadow hat das Modell des Denkmals gearbeitet, und die Eisengießerei zu Berlin wird es ausführen. Das Haupt des Löwen ist nach einem Abguß von dem Kopf eines wirklichen Löwen geformt. Die ganze Figur ist eine hochvollendete Personifikation ruhender Kraft, in Thiergestalt.

— Man sagt, Professor Görres habe einen Ruf, mit 4000 Gulden Gehalt, nach München bekommen, um dort eine Zeitung herauszugeben, ihn aber abgelehnt.

— Das neue eben fertig gewordene Opernhaus zu London ist in seinem Bau sorgfältig für die Musik berechnet worden. Das Theater hat die Form einer Lyra, „weil diese der Musik günstig seyn soll,“ sagen Englische Blätter; und das Orchester könne wie Ein großes musikalisches Instrument betrachtet werden. Sein Fußboden und seine Einfassung sey von Schallbrettern (sounding boards, die zu Resonanzboden gebraucht werden,) zusammengesetzt.

Aus Rom.

Canova arbeitet an einer Marmorgruppe: „die drei Grazien;“ sein Studienzimmer hat er sehr erweitert und verschönt. — Thorwaldsen hat ebenfalls ein Paar neue Studien aufgestellt; er lieferte mehrere vorzügliche Büsten, auch eine Venus, die zu seinen besten Arbeiten gehört; nächstdem restaurirt er Antiken für den Kronprinzen von Baiern.

Franz Catel zeichnete viele kleine Bilder, die man gern hat; eines der vorzüglichsten ist: „die Benediktion auf dem Petersplatze.“

Schaller, ein Oesterreicher, hat ein Monument auf Hofer gezeichnet, welches sehr schön gedacht ist. Die Architektur ist in Form einiger Monumente in der Madonna del Popolo. Hofer ruht auf einem Sarkophage, über ihm steht das gewaffnete Tyrol und der Erzengel Michael, welcher auf den Drachen tritt, und ganz oben die Maria mit dem Christus und einigen Schutzheiligen Tyrols.

Zu den, für die Kunst höchst interessanten Neuigkeiten gehört das Auffinden eines Codex, der ursprünglich in der Bibliothek zu Urbino war. Es ist das Manuscript des berühmten Lionardo da Vinci: Über die Malerei. Wir haben es dem gelehrten Fleiße des Herrn Manzi zu danken, daß dieses Werk jetzt vollständig gedruckt wird.

Bei dem Jahrestage der Krönungsfeier des Pabstes war Rom illuminirt, aber ärmlich, — vor einem Jahre noch ward dieses Festes brillanter gefeiert. R. W.

In dem Borghesischen Pallast ist eine Bildsäule von Pauline Borghese, der Schwester Buonaparten's, die sie ganz nackt als Venus darstellt. Eine fremde Dame fragte jene, wie sie sich habe entschließen können, sich so abbilden zu lassen. „O, antwortete sie, das Zimmer war gut geheizt.“

— In Berlin erscheint seit dem ersten Julius eine militärische Wochenschrift, die wegen ihres einsichtsvollen Planes gepriesen wird, und bei der Größe und Vertheilung der Preußischen Kriegsmacht, unstreitig ein Bedürfniß ist.

— Ein Astronom zu Bologna hat aus den Sonnenflecken die Schlußfolge gezogen, die Welt werde an einem bestimmten Tage in diesem Sommer verbrennen. Die Regierung hat den Schwätzer der Ehre gewürdigt, seine Weissagung unterdrücken zu wollen.

— Kürzlich schrieb ein sehr geachteter Gelehrter in Sachsen seinem zwanzigjährigen Freunde: er könne sich schlechterdings nicht entschließen, an einer Zeitschrift des Letzteren Mitarbeiter zu werden, da sie in Brandenburg erscheine. — Deutsche, wie weit ist noch jene Einheit Eures Sinnes entfernt, von der allein — so viel, so sehr viel abhängt.

— Ein Korrespondent aus Paris versichert, in Paris betrachte und hasse man Madame de Staël, Sismondi und Herrn Aug. Schlegel, als Repräsentanten der Deutschen Literatur. Unverdiente Ehre! Die erste hat in einem eigenen breiten Buche, von zwei oder drei Bänden, (Sur l'Allemagne) bewiesen, daß sie sehr wenig von der Deutschen Literatur begriffen hat; der zweite, unstreitig ein Mann von glänzenden Talenten, und ein wahrhaft großer Geschichtschreiber, ist den Deutschen fremd, versteht vielleicht nicht einmal ihre Sprache, und der dritte, nachdem er, weil er nicht klar sah, was eigentlich die Literatur eines Volkes sey, vor funfzehn Jahr versicherte, die Deutschen hätten gar keine, hat seitdem so gut wie nichts gethan, ihnen eine zu verschaffen. Solche Repräsentanten müssen sich die Deutschen wohl verbitten.

— Auf dem Theater de la Gaieté (der Lustigkeit) zu Paris hat man das Opfer Abrahams als Pantomine vorgestellt; und zwar erscheint Abraham als Fürst und Feldherr der Hebräer; zwischen Ismael und Isaak fällt ein Streit vor über die Thronfolge; Hagar will Sara mit einem Dolch erstechen und wird in einem Gefecht getödtet rc. — Das ist in der That lustig (gai) genug.

— Der Saal, in welchem Madame Catalani zu Berlin ihre Concerte giebt, faßt mit Gedränge 800 Personen. Für ihr erstes Concert hatte man nur 700 Billets ausgegeben, und die Versammelten hatten das Vergnügen, sie ohne Beschwerlichkeit bewundern zu können. Für das zweite hatte man gegen 1000 Billets verkauft; sehr viele Personen mußten daher im Vorsaal stehen bleiben, und konnten für ihre drei Thaler weder Madame Catalani sehen, noch von ihrem Gesange mehr als einzelne Töne hören. Ganz gewiß ist dabei nur ein Versehen vorgefallen.

Red. v. M.

1816. Nro. 4.

Ernſt und Scherz

Sonnabend, oder den 6. Juli.

der alte Freimüthige.

Der Weiberhaſſer.

(Fortſetzung.)

Das Weiblein lachte viel und wollte die Schreiberei ſehen, Abul Adef lachte wenig und wollte das Werk nicht ſehen laſſen, wurde auch faſt nachdenklich, als die ſchöne Beſitzerin einen pauſenloſen Lachmuth zeigte. Sie ſchien in ſich ſehr richtig begriffen zu haben, der Mann, welcher eine hübſche Frau mit Weiberhaß anſchwatzte, müſſe nothwendig ein Verlangen fühlen, bekehrt zu ſeyn, und im Ueberlegen, ob die Mühe wohl lohnhaft ſey, rief ſie aus:

„Höre, Du biſt langweilig, wenn Du weiter nichts weißt, ich werde mich alſo munter reden, vielleicht Dich auch!“ — Abul Adef fand es reſpektwidrig, eines Philoſophen Langweiligkeit zu bemerken, aber nach vielem Reden wurde ſich die Schöne ſelbſt langweilig und ſagte:

„Wenn ich nur gleich ein Spiel wüßte, — ah, kennſt Du Diadeſte?“

„Ich habe wohl davon gehört,“ meinte Abul Adef, „aber —“

„Du weißt nichts? Nun, Diadeſte iſt ein Spiel, welches unter zwei Menſchen herum ſcherzt, indem Jeder, wenn er von dem Andern etwas bekommt, dabei ſagen muß: Diadeſte! — vergißt er's, koſtet es ein Geſchenk, wie es der Gewinnende begehrt. Ich ſpiele es mit meinem Manne ſchon ſeit dreißig Abenden, und wir wollen es auch ſpielen, ſo lange Du hier bleibſt.“

Der Philoſoph nahm es an, auf ſeine weiſe Vorſicht bauend; ſo erregte ſich eine Neckerei, wobei ſich Keiner ertappen ließ, wohl aber Abul Adefs, bisher mit Bitterkeiten gegen die Weiber penſionirtes Talent zur Liebe wieder geſchäftig wurde. Er war der Schönen belagerungsſüchtig näher gerückt, ſie hatte es geduldet; ſein Arm hatte die ſchlanke Geſtalt umgangen, zuletzt umfangen, ſie hinderte es nicht; er war ſchmachtend, ſie nichtachtend; er wurde traulich, ſie laulich; er gluthbegehrend, ſie matt entwehrend, und eben gedachte er ſie zu küſſen, da gab ſie ihm ſchon — eine Maulſchelle.

Der verlegene Philoſoph ſtarrte die Schöne an, ſie ihn, endlich ſtammelte er, ſich die Wange reibend:

„Gott erhalte Deine ſchöne Hand bei dieſer Kraft, es war ein tüchtiger Schlag!“ —

„Und Du haſt vergeſſen, dafür Diadeſte! zu ſagen!“ rief lautjauchzend die Schlaue, „ich erbitte mir mein Geſchenk.“

Froh, daß er den Augenblick zum Scherze werden ſah, forſchte er, was ſie wollte, und ſie begehrte — das Buch, welches ihr endlich nach einigen, traktatsmäßig unerlaubten Weigerungen eingehändigt wurde.

„Ich geh' es Dir wieder, noch ehe Du weiter lieſt, und verbreite nichts davon, denn ich kann nicht leſen; aber meinem Manne ſollſt Du auch

nichts vorlesen, er ist ohnehin so eifersüchtig; daß Du nimmer so weise seyn kannst. Er erwordete uns, wenn er uns hier beisammen fände, drum dächte ich, Du vergnügtest Dich im Wäldchen, bis er kömmt, und dann tritt zu ihm, Gastfreundschaft verlangend."

Abul Adef war, in dem Schmeichelgefühle die Schöne begehre sein und zeige ihm Mittel bei ihr zu bleiben, nicht sogleich bereit dem Rathe zu folgen; sein Weiberhaß hatte ihn lange in seiner Ursach gebannt, der Stumpfheit, die jetzt in Begehrung zusammenzuglühte. Er fühlte man könne bei der Weisheit, die Weiber zu verspotten, sich selbst bequemer lieben im Verliebtseyn, und es flog ihm der Gedanke durch die Weisheit: ein Oekonomie-System der Liebe zu schaffen, nach welchem man einsammelt, wo und wie es geht, und mit den spärlichten Kosten es so leitet, daß sich alles von selbst fügt damit man, durch die Fügung, bald und vergnügt weiter ziehe. Es ist dies ein System, welches erst in unserm liebesparenden Zeitalter die rechte Anerkennung und Ausbildung findet, und da ein Hauptspruch lehrt:

Nicht stammeln, nein, vermessen
Fang' an,
Was morgen schon vergessen
Seyn kann! —

so versuchte unser Philosoph in aller Geschwindeseine Weisheit, die aber an der Eitelkeit des lustigen Weibleins abprallte; sie meinte, seine Liebe habe recht viel Verstand, sie liebe aber nun einmal eine Liebe, bei der die Menschen gleich den Verstand verlören. Das ließ sich Abul Adef gesagt seyn und da ein modischer Weltweiser immer darauf eingerichtet ist, den Verstand zu verlieren, so machte er dies bald ab, und bekam eine Ahnung von unserer jetzigen Aesthetik, indem er die Schöne versicherte:

Den innern Glutherd ist Dein Blick ein rascher Zunder,
Bin ich auch ganz gesund, er macht mich noch gesunder!
Das Eine scheint mir rund und alles Runde runder!
Thut Du es, wird sogar das Dümmste mir zum Wunder;
Denn einem Mundus giebt mein Herz dann jeden Pfunder,
Und brausend stürzt's hell im innersten Gebälke:
Des Erde Glanzbild sind zwei liebende Gemälde!

„Bravo!, Bravo! so gefällt Du mir schon besser!" lispelte die Holde, „jetzt aber mach Dich fürerst zurück in das Wäldchen und komm bald wieder." Und es lag eine so innige Freude in ihren Augen, daß der Philosoph, als er sich wirklich erhob, durchaus nicht weiter kam, als vom Sitze zu ihren Füßen. Da lag er händeringend und saumküssend, und nach Stammeln und Saumeln wagte er einen unverdeckten Angriff mit folgenden Sturmworten:

O Du, der Weisheit Nachtgeber!
Du, meiner Sehnsucht Ende!
Du, meines Himmels Morgenröthe!
Du, alles Jammers Wende!
O Du, der Gottheit Mutterschooß
Einst bei der Schöpfung Thaten!
O Blüthen, Blüthe aller Kraft
Der langen Menschen-Saaten!
O Sonne nach Gewitternacht!
O Mond in wilder Schauernacht!
Der Mühen Quell' und Schatten!
Faß mich, Du Gott im todten All!
Du meines Herzens Wiederhall!
In Qualen nicht ermatten!

Und rühret Dich nicht die wilde Noth,
Willst Du mich kalt verderben,
O, so befiehl nur: meinen Tod?
Ich eile ihn zu sterben!

Zuckend und fast schon erstorben küßte er den Sand, da schrie die Schöne:

„Engel zur Rechten, hilf uns! dort kömmt mein Herr, wir steh'n am Grabe!" — Nicht so schnell kann sich Abul Adef einst auf den Ruf des Propheten erheben, als er es jetzt that.

„Nicht nach dem Wäldchen, mein Mann müßte Dich sehen, rasch in das Zelt!" — Der Weise folgte, stumm vor Schrecken; aber mit noch größerem wurde entdeckt, daß hier nirgend Raum sey zum Verbergen, bis endlich Abul Adef einen Kasten, Behälter erspähte und sich hinein klemmte.

(Der Schluß folgt.)

Zeit-Briefe.

1. M....n.

Auch bei uns, lieber Herr alter Freimüthiger! haben wir jetzt Deutsch-Verbesserer in Menge, und es hat sich sogar ein „Sprach-Bund" gebildet, der nächstens ein Heer von neuen Worten durch den Meßkatalog in die Litteratur will eindringen lassen. Da nun aus allen Winkeln Sprach-Aenderer anrücken, werden wir es durch die Verschiedenheit der Ausdrücke gewiß dahin bringen, daß wir Deutsche uns noch weniger verstehen, als bisher.

Jener „Sprach-Bund" ist eigentlich eine Art von Ressource mit einem modischen Namen; man kömmt wöchentlich dreimal zusammen, um an drei Abenden mindestens der Bemerkung des Dubay aus dem Wege zu gehen: „Vieles wiederfährt das zwiefache Unglück, daß sie die Zeit lang und das Leben kurz finden." Nach der Zusammenkunft giebt es in der Regel derben Zank der bekanntlich das ist, was den Menschen am wenigsten langweilig wird. Aus dem Zanke gehen dann die neuen Sprach-Acquisitionen hervor, die in ein gewaltig Buch niedergelegt werden; eben das, was den Meßkatalog bedroht.

Glaube nur nicht, alter Freimüthiger, daß dieser Scherz zu dem Ernst führe: ich wolle nicht die Reinheit der deutschen Sprache, dafür soll mich Gott behüten. Aber es wagen sich Männlein auf die Bahn, welche, vielleicht nach dem, im Nachsatze schon nicht bei Jedem erwiesenen Spruch des Canitz: „Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht!“ sich für die Berufensten halten, und nun mit trockenem Hirnzerreiben nur Worte herausschwitzen, und durch vortrefflich erfundene Lächerlichkeiten ein Geschäft verlästern, daß den Ersten im Volke anvertraut seyn sollte. Es quälen sich Viele über das Wörtlein „Genie“ so lange, bis jedes Keimchen dazu aus ihnen selbst heraus ist, und was sie nicht übersetzen können, wollen sie aus der Sprache verbannen. Auch unser „Sprach-Bund“ hat dazu ein bestimmtes Gesetz, also lautend: „Was die deutsche Sprache nicht wiedergeben kann, hat sie auch nicht nöthig.“

Eine der Verordnungen bestimmt: daß Jeder, der sich eines Wortes bedient, dessen Uebersetzung schon da ist, ein Strafgeld bezahlen muß, wovon alljährig die Kosten des Stiftung-Festes gedeckt werden sollen; denn darin, gleich an Essen und Trinken zu denken, verleugnet der „Sprach-Bund“ die Deutschheit auch nicht.

Ich habe überhaupt – als guter, doch besonnener Deutscher, — nichts dagegen, daß sich die Menschen derlei Zeit-Verspielereien gönnen, doch sollte ihre etwanige Ausbeute von Kenntnißreichen geprüft seyn, ehe sie in allerlei Schreibereien sich hervorthun will, damit nicht eine Folge entstehe, wie bei dem Babilonischen Thurmbau. Eine sichere Sprach Reinigung kann nur allmählig entstehen, wenn die besten Köpfe sie sich zur Pflicht machen, und in der Gluth des Schaffens die Werkzeuge zur Verdeutlichung des Geistes und Herzens finden. Sie pedantisch suchen und formen, ist ein Verderb, und solchen Aufspürern gelte weit und breit ein Spaß-Gedicht, welches ein Freund unserm Sprach-Bunde weihte:

Seyd uns Sprach-Reiniger,
Doch nicht Sprach-Peiniger!
Meidet das Wechseln,
Geht's nur mit Drechseln;
Geist herrsche fort,
Dienend sey's Wort!

Tödtet Sprach-Mengerei
Nicht mit Sprach-Engerei!
Quält uns nicht Schranken
Für die Gedanken,
Ehret die Kraft,
Wo sie sich schafft!

Seyd uns Sprach-Besserer,
Doch nicht Sprach-Wässerer!
Dünnen und Zerren
Meidet, ihr Herren,
Waschet euch satt,
Uns nur nicht matt.

Nehmt nicht die Lenkerei
Zu der Verrenkerei,
Bringt nicht Akzise
Zum Paradiese;
Geistiges liebt,
Wie es sich giebt!

Führt die Wort-Reiterei
Zu der Sinn-Meuterei,
Muß man dies Jagen
Hindern und schlagen!
Geist herrsche fort,
Dienend sey's Wort!

A — r.

Buntes.

1.

Girald von Wales erzählt in der Beschreibung einer Reise durch Irrland: (Frankfurt 1602) Der heilige Kewden habe einst, während eines langen, inbrünstigen Gebetes, die Hände so lange zum Zellenfenster hinaus gestreckt, daß eine Schwalbe Eier hinein gelegt, und in seinen Händen ausgebrütet habe. Sollte sich Jemand geneigt fühlen, dieses Faktum zu glauben, kann ihm die Heiligsprechung gar nicht entgehen, denn solchen unverwüstlichen Glauben hat man wohl noch in keinem Irrlande gefunden.

2.

Zeitung-Avertissement.

Gestohlen.

Gestohlen ward, vor langer Zeit,
Der Religion — die Duldsamkeit,
Der Politik — moral'scher Drang,
Und der Erziehung — sich'rer Gang,
Das Wissen — mancher Wissenschaft,
Und der Satyre — Saft und Kraft,
Die Klarheit — der Philosophie,
Der Dichtkunst — Feuer und Genie,
Dem Drama — echte Schicksals-Bahn
Und die Natur, — wie dem Roman,
Dem Recht — das allgemeine Recht,
Dem guten Sinn ein gut Geschlecht!
Wer's wiederbringt, erhält zum Lohne:
Die allerschönste Märt'rer-Krone.

3.

Achtung sey die Mutter der Liebe, und soll eine von beiden sterben, ist es besser, daß die Tochter scheidet, als die Mutter.

4.

Karl der Große befahl es den Galliern nicht: die Leibeigenen und Untergebenen besser zu behandeln, sondern ging ihnen als erhabenes Beispiel voran, und der Adel ahmte bald nach, was die Größe that.

5.

Es war von einem großen Lügner die Rede. Hm! sagte Jemand, Kinder und Narren sagen die Wahrheit, – wer verargt es ihm, daß er weder Kind noch Narr seyn will?

Neuigkeiten.

Kunst-Chronik.

In den letzten Tagen war auf dem Berliner Theater Neuigkeit: Iwan, der alte dankbare Kosak, Schauspiel in 1 Akte von G. Hagemann. Eine, nach der Gelegenheit kommendes Gelegenheit-Stück gleicht, im besten Falle, dem Mond am Tage; man sieht ihn, aber er leuchtet nicht. So ist es auch hier, nur einige gute Züge im Charakter des Iwan sind Ausnahme. Das Ganze ist, ohne bedeutende Handlung, schnell und grell zusammengesetzt, doch bezeugt der Verfasser in Einzelheiten seine, aus alter Zeit schon bekannte Theaterkenntniß. Die Darstellung war sehr gut.

— Die beendete Kunst-Ausstellung in Stuttgart gab gute Erzeugnisse aus allen Gebieten der bildenden Künste, und bewieß, daß die Kunstschulen von Ulm, Kirchheim und Gemünd ihren Zweck rastlos verfolgen.

— In Eisleben, der Geburtstadt Luther's, sind, in einem Holzschuppen auf dem Kirchhofe, mehrere Gemalde Albrecht Dürer's und Lukas Cranach's gefunden, und auf höhere Anordnung einstweilen nach dem Raths-Saale gebracht worden.

— Zur Geschichte der Dampf-Maschinen gehort auch: daß, seit einiger Zeit schon, auf der Eisengießerei bei Berlin, ein belasteter Wagen durch Dampfkräfte hin und zurück getrieben wird.

Rom, am 30sten Mai.

Das Museum des Vatikan ist jetzt Sonntags und Donnerstags dem Volke geöffnet. Im Capitol sind große Veränderungen bemerklich: Venus, Amor und Psyche, Ceres, der sterbende Fechter u. s. w. stehen wieder auf den alten Stätten, und das Ganze ist überhaupt in gute Ordnung gebracht. — Bei dem Coliseum wird ein hübscher Garten angelegt, der Spaziergang bei Trinita di Monte sehr verschönt und der Plaz del Popolo vergrößert. Rom hat in wenigen Jahren gewiß die zwei herrlichsten Spaziergänge.

Torwaldsen und Camuccini lassen ihre besten Werke in Kupfer stechen, der letzte wird auch die „romische Geschichte" herausgeben; dem Pabste machte er neulich den Vorschlag, durch einige geschickte junge Italiäner den Kreuzgang eines Klosters al fresco malen zu lassen. — Zu der trefflichen Figur von Rudolph Schadow: „die Sandalen-Binderinn," hat derselbe eine zweite, noch vorzüglichere modellirt: „eine Spinnerin." Die erstere war schon, die andere wird eben in Kupfer gestochen.

Sehr Schade ist es, daß nicht, statt der Statüe Napoleons von Chaudet, die des Canova von Paris nach Berlin kam. Wohl hat jene den Karakter des Ex-Kaisers besser gefaßt, und in dieser ist er nicht sonderlich kennbar, aber Canova's Werk bleibt doch eine seiner besten männlichen Statüen.

Hr. Prof. Freidhof kaufte in Florenz mehrere alte Gemälde, unter denen ein Abendmahl von Giotto und ein Bild von P. Perugin besonders rühmlich sind.

Aus den Zeitungen von Deutschland ersehe ich, daß man sich dort fleißig selbstmordet, hier mordet man fleißig Andere. Am 26sten May wurde ein Mensch um zwei Pagnotten willen erstochen, heute sind fünf Schufte gehängt; eben, da es geschah, kam ein Veturin zur Porto del Popolo herein, der hinter Ponte molle rein ausgeplündert wurde und zwei verwundete Reisende mitbrachte. Morgen werden wieder drei Individuen gehängt, dreißig kommen lebenslang auf die Galeeren und eine Menge müssen auf dem Esel reiten. Troz dem ist neulich wieder auf Piazza Navona ein Mensch am hellen Tage durch einen Messerstich ermordet worden.

— In einer Verleger-Anzeige der Schrift: „Teuto, oder die Urnamen der Deutschen," sagt der Schluß: Bei der Ueberzeugung, daß es für unser wiedererstehendes Volk, für die Bildung junger Deutschen schlechthin nicht gleichgültig sey, ob wie ihnen unverstandene, müßige, wohl gar alberne Zeichen des Auslandes in ihren Namen anhängen, werden ferner Philipp (der Pferdefreund), Barthelomäus (der Soldatensohn), Gideon (der Zerstörer), Jakob (der Stampfer), Lucie (die Wolfische), Marie (die Bittere), Ursula (die Bärenmüthige) und ihres Gleichen ein Reich nicht behaupten, das den Herrmann's, Hartmuth's, Krafto's, Ludolph's, den Ida's, Bertraden, Hersenden, Ellanhilden, Thusnelden gebührt." — Der Verfasser hätte, nach deutscher Sitte: zu allem einen Leitfaden haben zu müssen, seinem Werkchen den zweiten Titel geben sollen: „Noth- und Hülfsbüchlein für Deutsche, die taufen lassen."

— Die Briefe aus der Schweiz sind jetzt angefüllt mit Erzählungen von Reisen, welche eine bekannte Dame macht zur Verherrlichung der Bigotterie, die ein Mord ist an der wahren Religiosität, weil jene ihre Gefesselten bald dahin leitet, mit den größten Versündigungen an denen, die zur Schwärmerei weder Zeit noch Lust haben, sich eben entsündigt zu halten. In der Schweiz nun, wo ohnehin noch manche Geistes-Finsterniß über den Seelen der Menge sich lagert, plagt sich jene Dame mit Verbreitung zeitraubender Winkel-Frömmelei, statt daß sie lieber, wie es an vielen Orten nothig wäre, eine größere Arbeitsamkeit verbreiten sollte, die stets eines himmelgefälligen Lebens beste Stütze ist. So würde jene, die sich gern zur Heilandinn erhoben sähe, auch dem alten Neckfprüchlein entkommen:

> Wer fromm thut auf der Straßen,
> Sündigt heim über Maßen!

Damit aber, daß sie selbst öffentliche Vorträge hält und von einem französischen Genossen halten läßt, damit, daß sie den Geweihten, die bei ihr Zutritt erringen, sich, in der Aussicht durch mehrere dunkle Gemächer, phantastisch gekleidet, immer auf den Knieen zeigt, kann sie höchstens den Ruf überirrdischer Koketterie erreichen und gerechtem Spotte sich überliefern. Daher mag man ihr oft Lessings Frage vorlegen:

„Begreif'st Du, wieviel andächtig schwärmen leichter ist, als gut handeln?" —

Nun haben aber Väter in Basel und Aarau geklagt, daß die Besprochene, indem sie nach einer Heiligen-Vakanz strebt, wohlerzogene Töchter in der Frömmelei so unerzogen mache, daß sie die gewöhnlichen Hausgeschäfte durchaus nicht mehr besorgen, weil sie gar zu viel Mühe damit haben, tugendhaft zu werden. — Heißt das gut handeln? Die Behörden in der Schweiz finden es nicht, denn hier und dort sind die Vorträge untersagt und die Vorträger drei Meilen weiter complimentirt. Das giebt vielleicht noch Verstärkung im Wahne, denn es ist gewöhnlich, daß sich Thoren leicht für Märtirer halten, die dem gesunden Verstande indessen meistens Marterer sind.

O zum Weinen lächerliche Erscheinungen! Ein Bauer und ein Jäger finden glaubige Gehirne für Prophezeiungen, ein anderer Bauer heilt schwere Krankheiten mit dem Auflegen der Hände, der Magnetismus, — wie sehr man sich auch müht, die Meinung zu lichten, — soll Zukunft-Schauer erzeugen, — und das Gespenst des Grafen Rodenstein auf den Burgtrümmern im Odenwalde läßt man im Frühjahr 1816 auch seinen Umzug gehalten haben! — Die Berliner Monatschrift stritt in ihrer besten Kraft einst ähnlichen Unsinn zu Boden, so möchte man ausrufen:

> O Berliner Monatschrift
> Kämpf' erneuert wider Gift,
> Das der Menschen Geist bedroht
> Vor des Geistes Morgenroth!
> Kannst du nicht der Gruft entsteigen,
> Mag die Wahrheit hier sich zeigen!

— Aus einem der deutschen Staaten meldeten neulich verschiedene Zeitungen: es wären die Knechte, welche auf adlichen Höfen dienten, von der allgemeinen Militair-Verpflichtung frei. Es ist erfreulich, diese, durch sich selbst schon nicht beglaubigte Anordnung vorläufig widerrufen zu können.

Red. v. Gh.

1816. Nro. 5.

Ernst und Scherz

Montag, oder den 8. Juli.

der alte Freimüthige.

Vie privée politique et morale de Lazare-Nicolas-Marguerite Carnot, Ex-Lieutenant-Général, Ex-Ministre etc. par Mr. le Baron de C* A Paris, 1816.**

Diese an interessanten Zügen reiche Schrift verräth überall sichtbar das Bestreben des Verfassers, unparteiisch zu scheinen, vielleicht auch zu seyn. Die Aeußerung des gerechten Unwillens abgerechnet, darüber, daß Carnot für den Tod Ludwig des 16ten stimmte, wird er überall durch Thatsachen als Mann von glänzenden Talenten und festem Karakter geschildert. Nur, meint der Verfasser, sey alles, was Carnot Einsichtvolles und Lobenswerthes gethan, dem Wunsche nach Berühmtheit zuzuschreiben. Wer ausgezeichnete Menschen um solcher Triebe willen schilt, — verlangt Schlaguhren ohne Feder und Gewichte.

Eine Anekdote zum Schluß: Als Buonaparte die Tribunen-Versammlung eigenmächtig aufhob, schlug ein Mitglied desselben vor, dafür eine Dank-Adresse an ihn zu erlassen. Ha, rief Carnot aus; was könnten wir mehr thun, wenn er uns jedem einen Tritt in — — gegeben hätte! — Man schämte sich lachend, und die entehrende Adresse unterblieb.

Die Christnacht, Roman von Ludwig von Germar. Leipzig, bei J. C. Hinrichs, 1816.

Der Held des Buchs, ein karakterloser Mensch, faßt als versteckter Zeuge einer Weihnachtsbescherung, den Vorsatz zu einem Verbrechen. Der Zufall verhindert es, und nachdem jener durch eine Reihe romanhafter Unglücksfälle hinlänglich mürbe und tugendhaft geworden ist, erhält er zur Belohnung dafür die Hand seiner Geliebten, wieder bei einer Weihnachtsbescherung. Darum heißt das Buch die Christnacht.

Viele einzelne Scenen sind mit blühender Phantasie und großer Wohlredenheit geschildert; der Gedanke des Ganzen ist unglücklich.

Der erste Volksaufstand und das Volkstribunat in Rom.

In den meisten Staaten des Alterthums, deren Geschichte in einiger Anschaulichkeit erhalten ist, entstanden die größten Unruhen aus allgemeiner Privatverschuldung. Persönliche Noth war auch die unglückliche Quelle, aus der die Volksbewegungen entsprangen, wodurch Rom zur Auflösung und zum Untergange hätte geführt werden können, aber, von seinem waltenden Glücke beschützt, Entwicke-

lung und Vervollkommnung seiner Verfassung gewann. Nach der Vertreibung des letzten Königs, Tarquinius des Uebermüthigen, hatten die Römer mit mehreren benachbarten Völkern, bei denen Tarquinius Hülfe fand, Jahre lang Kriege zu führen. So glücklich der Ausgang der meisten dieser Kriege für den Staat auch war, so mußte doch der gemeine Mann, besonders in den damaligen Verhältnissen, sehr dadurch leiden. Ein großer Theil der Plebejer (wir wollen sie das Volk nennen) verarmte, und sah sich genöthigt, Schulden zu machen. Die meisten konnten zu der gesetzten Frist nicht zahlen; indessen scheinen die Gläubiger, fast lauter Patrizier, die wir den Adel nennen wollen, so lange Nachsicht gehabt zu haben, als Tarquinius lebte: denn bis zum Tode des verbannten Königs wurden dem Volke von dem Adel wohl noch größere Gefälligkeiten erwiesen. Kaum aber war der, dessen Ansprüche drohend wurden, wenn eine unterdrückte Partei sie begünstigte, im Grabe, so verschwand Güte und Nachsicht, und der Adel übte alle Härte und Bedrückungen, wozu Geiz und Hochmuth reizen. Vor allem wurden die Verschuldeten, welche nicht zahlten, in die Häuser der Gläubiger geführt, von diesen mit funfzehn Pfund schweren Ketten gefesselt und zu Sclavendiensten gebraucht, auch nöthigen Falles durch körperliche Züchtigungen dazu angehalten. Dies war gesetzlich und geschah auf den Ausspruch der Konsuln. Das Volk *) murrte, daß es, auswärts für Freiheit und Herrschaft kämpfend, zu Hause von seinen Mitbürgern verhaftet und unterdrückt, daß seine Freiheit sicherer im Kriege als im Frieden, unter Feinden, als unter Mitbürgern sey.

Diesen schon glimmenden Haß setzte das besondere Unglück eines Einzigen in helle Flammen. Ein bejahrter Mann stürzte mit den Zeichen seines ganzen Elendes auf das Forum. Seine Kleidung war mit Schmutz bedeckt, noch häßlicher war seine bleiche, hagere Todtengestalt. Außerdem gab die Länge des Bartes und der Haare ihm ein wildes Ansehen. Doch ward er bei aller dieser Verunstaltung erkannt: man erzählte sich, er sey Hauptmann gewesen, und rühmte manche herrliche Kriegesthat von ihm. Er selbst ließ die Zeugen verschiedener ehrenvollen Gefechte, Narben auf der Brust, sehen. Auf die Frage, woher dieser Aufzug, woher die Verunstaltung, sagte er zu der gleich einer Volksversammlung ihn umstehenden Menge: „Während ich im Sabinischen Kriege diente, ward mir mein Gut verwüstet, meine Villa verbrannt, alles geplündert, das Vieh weggetrieben, und in dieser unglücklichen Lage Tribut abgefordert. Ich mußte Schulden machen: diese, durch die Zinsen angehäuft, brachten mich erst um mein väterliches und großväterliches Gut, hernach um das übrige Vermögen, und sind endlich, wie eine Schwindsucht auch an meinen Körper gekommen. Ich bin von meinem Gläubiger nicht in die Dienstbarkeit, sondern in ein Zuchthaus und eine Marterkammer geführt.“ Bei diesen Worten zeigte er seinen von frischen Schlägen verunstalteten Rücken.

Nun erhob sich ein großes Geschrei; der Lärm blieb nicht mehr auf dem Forum allein, sondern verbreitete sich durch die ganze Stadt. Die verhafteten Schuldner machen sich los, stürzen von allen Seiten auf die Straßen, und flehen den Beistand des Volkes an. — — — — — — — — In vielen Schaaren läuft man durch alle Straßen, mit Geschrei auf das Forum. Mit großer Gefahr für sich stießen einige Senatoren, die gerade auf dem Forum waren, auf diesen Schwarm, und man hätte sich der Thätlichkeiten nicht enthalten, wenn nicht eilig die Konsuln Publius Servilius und Appius Claudius dazu gekommen wären. Gegen diese wandte sich die Menge, zeigend ihre Fesseln und sonstige Verunstaltung. „Das sey also ihr Lohn,“ sagten sie, und hielten ihnen, der eine diesen, der andere jenen Feldzug vor. Sie verlangten, mehr drohend, als bittend, sie sollten den Senat zusammenrufen, und stellten sich um die Kurie, um vorzuschreiben, was und wie der Senat beschließen sollte.

Menschlichkeit und Wohlwollen der Regierung hätte den völligen Ausbruch der Empörung sicher gehindert, und die aufgeregten Gemüther besänftigt. — Zwar stimmte der Konsul Servilius für gelinde Maaßregeln; für das Gegentheil aber sein Amtsgenoß, Appius Claudius, der stolze Sabiner, dessen Geschlecht sich durch trotzenden Hochmuth, durch Verachtung der Gesetze und der Freiheit, durch eiserne Gefühllosigkeit in allen Zeiten gleich geblieben ist, und sich noch im Tiberius ausgesprochen hat.

Noch hatte der Senat keinen Beschluß gefaßt, als auf einmal einige Reiter mit der Schrecknachricht angesprengt kamen, eine Volscische Armee sey im Anzuge gegen Rom. Nun jauchzte das Volk und rief, die Götter ständen ihm bei, und wollten den Uebermuth des Adels rächen. Einer

*) Livius B. 2, K. 23. f. f.

redete dem andern zu, „sich ja nicht werben zu lassen: sie wollten lieber mit allen zusammen, als allein, umkommen. Der Adel möge Dienste thun, der Adel die Waffen ergreifen, damit denen, welche die Belohnungen des Krieges hätten, auch seine Gefahren zu Theil würden.“ Der Senat, ängstlich verlegen und Bürger und Feind fürchtend, bat den Konsul Servilius, den Staat aus der so schrecklichen Lage zu retten. Der Konsul entließ den Senat, und hielt eine Rede an das Volk, worin er ihm sagte, der Senat sey nicht abgeneigt, seinen bedrängten Mitbürgern zu helfen, aber jetzt, da der Feind fast vor den Thoren sey, könne dem Kriege nichts vorgehen. Darauf ließ er ein Edikt anschlagen, daß niemand, der Schulden halber verhaftet sey, gehindert werden solle, Dienste zu nehmen; daß die Familien der Soldaten, so lange diese im Felde wären, in dem Besitze ihres Eigenthums nicht gestört werden sollten. Schaarenweise drängten sich jetzt die Verschuldeten auf das Forum, sich einschreiben zu lassen und zu schwören; ein zahlreiches Heer kam zusammen, und Servilius siegte, vorzüglich durch die Anstrengungen und die Tapferkeit der Schuldner, in wenigen Tagen über die Volscer, die Sabiner, die Aurunker, und kehrte mit hohem Ruhme aus dem Felde zurück.

Aber die Hoffnung des Volkes ward grausam getäuscht. Appius Claudius vereitelte die Zusage seines Amtsgenossen, und hielt ohne Schonung über alle Schuldner Gericht; die aus dem Kriege zurück gekommenen wurden wieder in ihre Kerker geführt, und noch andere verhaftet und gefesselt. Das ward dem Volke zu viel: es lief haufenweise auf das Forum, stellte sich um die Bühne des Appius, schützte jeden Verurtheilten und mißhandelte einige Gläubiger vor den Augen des Konsuls. Dies war der Ausbruch der Empörung, und das Uebel wuchs täglich, vorzüglich durch geheime Zusammenkünfte, welche Führer des Volkes, — — — — — veranstalteten. So verging das Jahr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mit hoher Theilnahme und Freude las man in Rußland die Hymnen, durch welche die Deutschen, vor allen die Preußen, bei den glorreichen Begebenheiten der letzten Jahre ihren Monarchen und Helden huldigten. Von jenen, die Rußland seinem Monarchen sang, wurde im Auslande wenig bekannt, da seine Sprache es noch so wenig ist.

Nicht eine Probe von ihrem poetischen Werthe, aber doch auch einen Beweis, daß der Dank in Rußland nicht stumm war, giebt folgende „Betrachtung:“

Als
Alexander
es Seinem Senat versagte,
Ihm
ein Denkmahl errichten zu dürfen.

„Die Erd' ist mein! Ach, warum geh'n
Nicht Brücken zu des Mondes Hoh'n!“
Ruft in der Trunkenheit des Uebermuthes,
Der einst Persepolis den Flammen gab,
Und weint vor Durst nach neuen Stromen Blutes,
Und taumelt schweigend in sein Grab.

„Ich kam, ich sah, ich siegte!“ pralet
Roms Cäsar laut und kehret heim,
Und schlägt das Heldenvolk, das ihn umstralet,
In Fessel, die sein Tod nicht brach.
Und ein Jahrtausend nach dem andern, sprach,
Selbst frevelnd, diese Frevler groß? —

Ruthenia! Dein Heros schwinget
Nach mildem Zögern nur den Speer;
Sein Blitz strahlt hin, — zu rächen nicht, zu retten!
Zerstiebt der Feinde zahllos Heer,
Und dann der Feinde Ketten. —

Noch war Sein Sieg kein leichter Ritterdank,
Dem schlauen Glück von Weichlingen gereicht.
Nach hartem, heißen, blut'gem Ringen, zwang
Er jenen, der des Welttheils Macht gebeugt!
Dann seht! in Mitten Seiner Heere
Neigt Sich der Held, und giebt dem HERRN die Ehre!

Er kehret heim! Wie eines Meeres Brausen
Umrauscht Europa's Paan ihn.
Er kehret heim, und sieht im Siegerkranze
Nur einen Schmuck der Bürgerkrone blüh'n.
Sein Name schon tont Lobgesang!
Sein Denkmahl sey der Menschheit ew'ger Dank!

1814.

Neuigkeiten.

In Rußland ist der Anfang mit der Colonisirung der Armee gemacht worden. Um Mohilew sind mehreren Regimentern Ländereien zum Anbau eingemessen worden.

— Am 4ten Julius, dem Jahrestage der zweiten Eroberung von Paris, wurden auf dem Königl. Theater zu Berlin, zur Gedächtnißfeier der dabei gefallenen Krieger und zum Besten ihrer Wittwen und Waisen, nicht ohne Sorgfalt ausgeführt: Drei Lieder von Th. Körner, in Musik gesetzt von C. M. von Weber, Mozart's Requiem und ein Tedeum von Hasse.

Die Feier wurde mit einer poetischen Rede eröffnet, als deren Verfasser man Hrn. Dr. Forster nennt. Sie war voll energischer Gedanken und Hr. Wolf trug sie recht gut vor; doch that er dem beabsichtigten Eindruck dadurch Schaden, daß er das Manuscript in der Hand hatte. Der Anlaß wäre doch wohl des Memorirens werth gewesen, wenn Zeit genug war. Die Composition der Körnerschen Lieder von Hrn. von Weber ist ih-

ter werth, also trefflich. Vorzüglich ergriff „Lützow's wilde Jagd," und ihr Eindruck wurde ohne Zweifel bei Vielen noch durch die Erinnerung erhöht, daß der edle Dichter zu den Gefallenen gehört, von denen er sang:

Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
Doch die wackern Herzen erzittern nicht:
Das Vaterland ist ja gerettet!

Ach, warum lebte Schiller nicht, um die großen Tage zu sehen, nach denen sein Herz sich sehnte, sich seines edlen Nacheiferers zu freuen, — und Pindar zu überbieten. Wie klein war das, was den Griechen begeisterte, neben der Geschichte der letztverflossenen Jahre.

— Am 5ten Juli gab das Berliner Theater, nach einer langen Zwischenzeit, „die Braut von Messina," neu besetzt in allen Hauptrollen. — Der Karakter der Fürstin fordert eine ernste, würdevolle Miene, die erst von der Leidenschaft aus der Ruhe des stolzen Bewußtseyns gerissen wird. Er fordert ferner eine sonore, kräftige Stimme. Den Manuel gab Herr Wolf vortrefflich. — Dem Ganzen sah man es an, daß das Stück lange geruht: es mißrieth Mancherlei, das an sich eine Kleinigkeit scheint, aber durch seine Wirkung wichtig wird. So befand sich zum Beispiel, in der Scene, wo die beiden Chöre in Gefecht gerathen, Beatrice plötzlich zwischen den Schwertern und verweilte so lange zwischen ihnen, daß man sie für eine Heldin hätte halten sollen, nicht für einen schüchternen Klosterzögling, und zwar bloß daher, weil sie im Hintergrunde auftrat, statt im Vordergrunde zwischen den Bäumen hervor zu gehen. Es trug das Gefolge Don Manuels, als er es hinsandte, den Eingang zu bewachen, die Geschenke wieder mit sich fort, mit denen es gekommen war.

— „Die Kartoffeln des Herren von K---, ein Seitenstück zu den Rosen des Herrn von Malesherbes," — so heißt ein kleines sentimentales Singspiel, das in Kurzem die Presse verläßt. Es spielt in jener romantischen Lebensperiode des Helden, aus welcher ein Busenfreund vor einigen Jahren in der „Zeitung für die elegante Welt" die höchst interessante Nachricht über ihn mittheilte, er habe einen Zeichnenmeister und „ein liebes dankbares Kind" ins Haus genommen, und bemühe sich, den Kartoffelbau in Esthland zu verbreiten. Inhalt und Gang des Stückes, einfach und rührend, sind folgendes: Der Held, die Tasche voll Kartoffeln, tritt auf und drückt sein inniges Gefühl der Vortrefflichkeit dieses Gewächses in einer Bravour-Arie aus; dann geht er hin, um alle Stellen seiner Aecker, wo er das Getraide ausgefault findet, mit Kartoffeln zu bestecken. Jetzt erscheint einer seiner Leibeigenen, ein halbnackter Junge, der in der Nachbarschaft die Schweine hütet: er beobachtet seinen Herrn, entdeckt was er mache, dankt dem Geschick in einem fröhlichen Liedchen für die Aussicht, sich einmal satt essen zu können, und schleicht sich fort, um die gesteckten Kartoffeln aufzuwühlen. Der Held kehrt wieder. Er fleht in einem schmelzenden Gesange den Segen des Himmels an für seine neue Saat; und da er aus den „neuen Arkadiern" weiß, wie schnell die Vegetation ist, will er hin, um zu sehen, ob die Kartoffeln schon aufgekommen sind. Er erblickt den Hüterjungen in voller Thätigkeit; er fliegt auf den Verbrecher los, er verfolgt, er erhascht ihn, — Aber ein Chor von Hüterjungen stürzt ihm flehend zu Füßen; der Zeichnenmeister und das „liebe dankbare Kind" vereinigen sich mit den Gnadebittenden: die Seele des Helden schmilzt, er verzeiht und theilt sogar alle ihm noch übrige Kartoffeln unter die Versammelten aus. — Man sagt, es liege ein wahrer Vorgang diesem schon durch seinen Gegenstand anziehenden Liederspiel zum Grunde. Wenigstens wird niemand die wirthschaftliche Geisteswendung und Einsicht des Helden bezweifeln, wenn man sich erinnert, wie er vor einigen Jahren den Berlinerinnen anrieth, den Franzosen Mehlbrei in die Augen zu gießen.

— In den Heidelberger Jahrbüchern gab Herr Fries eine Beurtheilung der Schrift von Hrn. Rühs: „Ueber die Ansprüche der Juden rc." Diese Beurtheilung wurde auch besonders abgedruckt, aber ihr Verkauf in Baden untersagt. Sie enthält nichts gegen die Badensche oder irgend eine noch bestehende Regierung, spricht aber sehr stark — worüber Rühs sprach.

— Ein Hr. Marquis Jouffroy in Frankreich behauptet, der einzige Erfinder der Dampfbote zu seyn, und daher auch allein in ganz Frankreich das Recht zu haben, dergleichen zum öffentlichen Dienst auszurüsten. Ein Hr. Letellier hatte angezeigt, er habe das Privilegium, dergleichen für die Schifffahrt auf der Loire anzulegen, aber Hr. Jouffroy erklärt öffentlich, jener werde sich dadurch den Strafen aussetzen, welche die Gesetze darauf setzten. Worauf? Etwa auf die Anmaßung fremden Eigenthums? Gleichwohl weiß man ja, daß diese Erfindung nicht dem Hrn. Jouffroy gehört, daß sie in England gemacht und in Amerika vollendet wurde.

— Die Indianischen Gaukler zu Paris sind von einem Franzosen selbst überboten und verscheucht worden. Dieser verschluckt nicht nur, wie sie, einen Degen, sondern ein längeres Stück als sie, und obendrein einen Pfeifenkopf, einen lebendigen Vogel, eine lebendige weiße Maus, und zuletzt eine lebendige Schlange.

— Eine Pariser Zeitung erzählte vor Kurzem, Madame Catalani habe in Deutschland so bezaubert, daß selbst die Nachtigallen vor Bewunderung gestorben wären (s'étoient tués). Da man das rügte, erklärte sie es für einen Druckfehler: die Nachtigallen wären nur verstummt (s'étoient tus).

— Mit dem Titel Hermes Romanus, (Lateinischer Merkur) hat zu Paris eine Lateinische Monatsschrift angefangen. Man hat ihm zum Motto vorgeschlagen: Quis leget haec? (Wer wird es lesen?) Der erste Heft ist am 1sten Juli erschienen, und der Jahrgang soll nur 15 Franks kosten.

— Dem Briefe eines reisenden Engländers, des Hrn. Galt, zufolge, hat man auf der Insel Milo (ehemals Melos) im Archipel, ein Theater entdeckt, das ganz von weißem Marmor ist. Es bildet das Segment eines Zirkels, dessen Durchschnitt 116 Fuß enthält, hat eine wunderschöne Lage und erhebt sich mehr als 100 Fuß über die Meeresfläche.

— Daß oft das Leben eines Menschen davon abhängen kann, ob er eine deutliche Hand schreibt, beweiset ein Prozeß, der eben in Paris entschieden ist. Man fand einen verbrecherischen Brief vor dem großen Thorwege zu Choisy, und in dem Taschenbuch eines Mannes, der um anderer Ursachen willen eingezogen war, Schriftzüge, die man so las: Jetta le vis-à-vis la grande porte. (Wirf ihn vor das große Thor). Genug um sein Leben, wenigstens seine Freiheit auf zehn Jahr in Gefahr zu setzen. Sein Advokat indeß buchstabiert unermüdet an der Phrase, und findet endlich darin nur die Adresse: Gillet vis-à-vis à la grande poste. Er fliegt hin, Erkundigung einzuziehen. Ja, ein Herr Gillet hat der Post gegenüber gewohnt, seine Wittwe lebt noch dort: der Gefangene ist unschuldig.

— Die gegenwärtige Kunst-Ausstellung in der British Gallery zu London ist sehr reich an Spanischen Gemälden, und enthält unter andern vortreffliche Murillos, — ein Beweis, daß auch die Engländer während des Krieges in Spanien, nicht unempfindlich für den Werth der dortigen Kunstschätze gewesen.

— In Schottland hat man in einem Moorgrunde einen alten, wahrscheinlich von den Dänen im 9ten oder 10 Jahrhundert zurückgelassenen Feldkessel gefunden. Er besteht aus übereinander gelegten dünnen Blättern von Eisenblech, die mit Drath zusammengenäht sind, und hat zwei ganz unverhältnißmäßig dicke Eisenringe zu Handhaben. Wär' er in Griechenland gefunden, wer weiß, ob wir nicht bald eine Abhandlung über seine archäologische Wichtigkeit erhielten.

— Im brittischen Parlamente wird jetzt sehr ernstlich über die Ausrottung der Afrikanischen Seeräuberei debattirt. Das Morning Chronicle behauptet, Lord Castlereagh habe Ausflüchte gesucht: „Der Gegenstand sey sehr verwickelt, die Frage bedürfe reifer Prüfung u. s. w." doch habe er keinen Grund angegeben. Auch soll er ganz allein gestanden haben.

Red. v. M.

1816. Nro. 6.

Ernst und Scherz

Mittwoch, oder den 10. Juli.

der alte Freimüthige.

Die Giustinianische Gemälde-Sammlung.

In der, jetzt dem preußischen Staate gehörigen, ehemaligen Giustinianischen Gemäldesammlung, erscheint dem patriotischen Kunstfreunde eine neue Morgenröthe der Kunst, die König Friedrich Wilhelm dem Vaterlande erweckte.

Wer sieht ohne Begeisterung die vielen darin befindlichen hohen Meisterwerke, die tief das Innere des Gemüths bewegen und den Geist erheben? Wer schmeichelt sich nicht mit der Hoffnung, daß, bei Anschauung so vieler Schönheiten, des jungen Künstlers Empfinden, von deren Gewalt ergriffen, ihn überzeuge: daß nur durch die innigste Verbindung des Wissens und der Kenntniß das darzustellenden Gegenstandes mit dem tief auffassenden Gefühle, das stets aus der Natur schöpft, unsterbliche Werke hervorgebracht werden können? Für den schon gebildeten Künstler müssen sie stets ein Grund seyn, alle Geisteskräfte aufzubieten, etwas hervorzubringen, was den Vergleich aushält; sie werden immer der Prüfstein seines Talents und seines Schöpfungsvermögens seyn. Der allgemeine Kunstsinn wird sich durch die zu erwartende Liberalität, welche freien und ungehinderten Zutritt zu den Kunstschätzen jedermann gestattet, ausbilden, und ein unparteiisches und strenges allgemeineres Urtheil sich beleben, vielleicht auch die Veranlassung geben, zu neuen Bildungsanstalten junger Künstler.

Diese vortreffliche Gemäldesammlung entstand schon in sehr früher Zeit durch die Kunstliebe der fürstlich Giustinianischen Familie in Rom. Diese Kunstliebe und der religiöse Sinn mehrerer Glieder derselben, sind die Ursache, daß ein beträchtlicher Theil der Gemälde, aus den Händen der Künstler selbst, unmittelbar in diese Gallerie gelangte, und daß sie so reich an Madonnen ist; auch liegt hierin der Grund der außerordentlich, sonst unbegreiflich guten Erhaltung derselben. Die Zeitumstände veranlaßten den jetzigen Fürsten Giustiniani, letzten Besitzer, sie nach Paris zu bringen, wo sie einem sehr reichen Ausländer in die Hände fielen. Vier Jahre waren sie dort der Gegenstand der Bewunderung der Künstler und Kunstfreunde, bis sie endlich der König von Preußen bei der letzten Einnahme dieser Stadt erkaufte.

Im großen ehemaligen Museum Napoleon zu Paris, wo aus ganz Europa die ersten Meisterwerke aller Jahrhunderte aufgehäuft waren, sah man keinen so schönen Guido, keinen solchen Sebastiano del Piombo, keine solche Carravaggio's. Von Buonarotti, so wie von Francicus Penni, Swanevelt und noch andern Meistern, von denen in dieser Sammlung sich Werke befinden, waren dort keine; von Buonarotti nur eine mit der Feder gezeichnete Hand; und 1815 sah man, bei der Ausstellung der zuletzt erbeuteten Gemälde, noch ein kleines Bild, eine Allegorie des menschlichen Lebens bedeutend, von diesem Künstler. Der bewunderte Johannes von Raphael, die heilige Familie von Giulio Romano, die Giorgione, Titiane, Lodovico, Hannibal und Augustin Carracci, Tintoretto, Cambiasi, Guercino, Salvator Rosa, Domenichino, Claude le Lorrain, Nicolas Pouſſin und mehrere andere, würden Zierden des oben genannten, vormals mit Recht angestaunten und hochbewunderten Museums gewesen seyn.

Man ist also berechtigt, mit freudiger Zuversicht zu erwarten, daß wenn, wie es heißt, Preußens erhabener König die besten Gemälde aus seinen Schlössern damit vereinigen läßt, und die an-

liken Statuen und Büſten hinzufügt, wir hier ein ſo vorzügliches Muſeum gewinnen, das mit den übrigen in Deutſchland wetteifern wird, um ſo mehr, als vortheilhaft ſich darbietende Gelegenheiten benutzt werden ſollen, die Zahl durch vorzügliche Werke zu vermehren.

— s —

Der Weiberhaſſer.

(Schluß.)

„Sey ſtill wie todt!“ heimlichte das Weiblein noch, ſchlug dann den Kaſten zu und nahm den Schlüſſel zu ſich. Lange harrte er, die Wüſte ſing an ihm ein Paradies zu ſcheinen gegen ſeinen jetzigen Aufenthalt; endlich hörte er ſprechen. Der Araber berichtete: der Zug ſey verſchoben, und eben erlauſchte der Eingekaſtete athemſchöpfend, daß der Mann ſich wieder entfernen wollte, ſein Roß auf die Weide zu ſenden, da begann das Weiblein, aus dem treuſten Gedächtniſſe das eben erlebte Abentheuer zu erzählen, ja ſogar mit ſehr poetiſchen Lügen auszuſchmücken. Abul Adef lag in völligem Ohnmuth, der Grimm des Arabers wurde immer brauſender; und als die Frau nun ſagte: „Der Verwegene iſt noch in der Nähe, verſteckt in jenem Kaſten!“ da empfand der Philoſoph mit Zähneklappern, daß ſein ſchmaler Behälter ihm die letzte Station zur Ewigkeit ſey.

Der Mann wüthete auf den Kaſten zu, ein Stoßſeufzer, untermiſcht mit Flüchen auf die Weiber, murmelte ſich aus der Bruſt des Weiſen, als er an ſeinem Sterbeſarge gewaltig arbeiten hörte.

„Wo iſt der Schlüſſel?“ brüllte der Araber.

„Da haſt Du ihn!“ entgegnete das Weib, hinflötzend ergriff ihn der Mann und wollte eben wieder zurück, da erklang gellendes Gelächter vom Weibe und der Jubelruf:

„Du haſt vergeſſen, Diabeſte zu ſagen, als du den Schlüſſel nahmſt, ich bekomme meinen Shawl! Siehſt Du, nun biſt Du endlich doch geprellt, ich bekomme meinen Shawl!“

So jauchzend tobte ſie mit Freudenſprüngen um den Gemahl, der enthirnt und verblüfft erſt keinen Laut übrig hatte, und die Schlaue ſprach raſch weiter:

„Eigentlich begreif' ich gar nicht, wie Du ein ſo ſchlecht erſonnenes Märchen mir glauben konnteſt; es müßte ja ein Verrückter ſeyn, der da meinte, ſo im Vorbeigehen Weibertreue zu entführen, aber da ſeh' ich recht wie Deine Eiferſucht Deine Klugheit gleich in die Flucht ſchlägt, indeſſen — Dank der Einſamkeit, welche dieſe Liſt mir lehrte, ich bekomme meinen Shawl!“

Eingekirrt von Küſſen und beſchämt durch eine Strafrede gab der Araber, doch ſehr zögernd, den Schlüſſel zurück, brummte aber ſchwankend und verdrüßlich:

„Du hätteſt mir den Aerger wohl erſparen können, um einen Shawl war die Lüge zu ernſthaft!“ O der Albernheit! nicht einmal zu wiſſen, daß um einen Shawl eine Frau wohl hundertmal den Mann mit dem größten Vergnügen ärgert! — Hier ſchilderte nun aber die Holde das Laſter der Eiferſucht noch mit ſchlagenden Farben, bewies: daß nur im Beſtrafen Heil ſey, und ſprach dabei ſo herzſchüttelnd, daß nach des Mannes Abbitte ein liebliches Verſöhnen folgte:

„Doch mein Roß!“ rief endlich der Araber, — „ach ja, und das Kameel muß ja auch wieder zu ſeinem Platze, wie treu' ich mich, daß Du bei mir bleibſt!“ — ſo ſtimmte das Weiblein des Mannes Rede bei, und begleitete den Mann, ihn ſanft ſchiebend, zum Zelte hinaus. Ehe aber noch Abul Adef ſich in ſein gerettetes Leben wieder hinein denken konnte, war ſie raſch zurück, ſchloß haſtig den Kaſten auf, und rief dem Todmatten zu:

„Jetzt zieht Eurer Straße, Ihr ſeyd nur eine Stunde von Saana; da habt Ihr auch Euer Buch zurück, vergeßt aber nicht, dieſes Stückchen mit einzuſchreiben, mein tiefgeſcheuter und hochweiſeſter Philoſoph! und wünſchet Ihr noch, daß ich Euch einen Tod befehlen ſoll, ſo gehet hin und ſterbt an Galle!“

Ein Blitz der Rache zuckte durch den weltweiſen Kopf; da ſich aber in der Hand des Weibleins ein Dolch bemerklich machte, war Abul Adef ſchrecklenkraftig zum Zelte hinaus mit dem Scheidegruße: „Heß, räche mich!“ und das Weiblein lächerte noch ſtill in ſich hinein, als er, fern von der Gefahr, ſein Redner-Talent wieder erwachen fühlte in folgendem Erguſſe:

„O Ihr vom Satan verſuchte und von Gott verfluchte Weiber! die Erde verweigerte einſt den Schöpfungs-Stoff für Euch, und der Mann mußte ſich erſt beſtehlen laſſen, damit Ihr nur erſchaffen werden konntet! Die Schlange war Eure erſte Unterhaltung, die Schlange iſt Eure Lehrmeiſterin durch das ganze Leben; wir Männer gaben es Euch, Ihr machtet uns mit dem Tode ein Gegengeſchenk, und ich kann nicht an das Paradies jenſeits glauben; ſo lange es noch ein Weib giebt, wird es der Teufel finden, um uns auch dies zu entreißen!“

So fluchte er ſich nach Medina und Mekka und wieder zurück, betrog nun im erneuten Grimme das Volk mit gewaltigen Wunder-Märchen, deren

Aufſuchung deſſen zu empfehlen iſt, die egoiſtiſch-myſtiſch die Vernunft zum Märchen machen wollen. Nachdem aber Abul Abef dem Volke ſo viel Glückſeligkeit beigebracht hatte, als zu einer honetten Dummheit nöthig iſt, da ſchrieb ſeine Weisheit bis zur Gerichtsreife nur Aktenſtücke und Belege zu Mahomets Worten:

„Ich ſah das hölliſche Feuer und die meiſten Bewohner waren Weiber, die es durch Unglauben verdienten. Sie verläugneten Gott und ihre Männer und die Wohlthaten des Lebens. Gieb einem Weibe die Welt zum Geſchenk und laß ihm hernach geringes Leid geſchehen, ſo ſpricht es: Du haſt mir nie Gutes gethan!“ — Ja, der Philoſoph trug ſeinen Haß noch über das Daſeyn hinaus, durch dieſe hinterlaſſene Grabſchrift:

Weh uns das Weib gebar, ſeigt uns ein em'ges Wehe!
Des Weibes Schuld iſt's, daß ich, Weiſer, hier vergehe.
Doch ſtelig bin ich auch, weil ich kein Weib mehr ſehe!

So hätte ich denn, ſchöne Leſerinnen, dieſen Weiberhaſſer zur Erde beſtattet, aber ich wünſche doch von Herzen, daß dieſe Männerart nicht ausſterbe, damit ſich die Gunſt der Frauen minder vertheile. Der Wieder-Erzähler dieſes Scherzes empfiehlt ſich Allen zu aller Freundlichkeit, die zu vergeben und noch nicht vergeben iſt.

F. W. Gubitz.

Die Schweizer-Familie

im Dörfchen des Brenets im Fürſtenthum Neufchatel.

(Aus Depping's „Voyage de Paris à Neuchatel en Suisse.“)

Von Locle nach Morteau (im Fürſtenthum Neufchatel) giebt es keine Lohnfuhren. Die Entfernung beträgt ohngefähr drei Stunden; der Weg iſt beſchwerlich, weil man ihn zu Fuß machen muß; dagegen hat man aber auch den Genuß, den Doubs-Fall in ſeiner ganzen Schönheit ſehen zu können. Ich machte mir dieſe Freude. Ein beſonderer Umſtand erregte noch überdies meine Neugier. Ich ſah ab und zu Männer und Jünglinge in ſchöner neuer Uniform, einige mit Grenadiermützen. Sie gingen, ſie kamen. Ich bat einen von ihnen, der mir begegnete, mir das Räthſel zu löſen: warum ſie in dieſem Anzuge erſchienen. Der junge Mann gab mir zur Antwort: „Wir Schweizer ſind alle Soldaten im Nothfall. Heute iſt großer Bußtag im Fürſtenthum; faſt alle Landbewohner ſind in der Stadt, ſind in der Kirche, und haben ihre Häuſer und Felder unſerer Wache anvertraut.“ Dieſe ſchöne Landwehr, die der größte Monarch in ſeine Leibgarde aufnehmen könnte, ſchützte heut Aecker und Weinberge, und baute ſie geſtern und morgen. In der ganzen Gegend war ſonſt alles ſtill; keine Seele ließ ſich heute hören und ſehen; die eine Hälfte betete andächtig zu Gott um Vergebung der Sünden, die andere hörte das Eigenthum. Es war ein rührender Anblick, ein wahrer Gottesdienſt: ſo dachte ich bei mir ſelbſt, als ich den Doubs im Eingange des Thals entdeckte, wohin mein Weg mich führte. Das Dörfchen des Brenets liegt am Rande des Fluſſes, am Fuße eines Hügels. — Hier miethet man den Kahn, der den Reiſenden zum Doubs-Fall führt.

Ich trat in ein einzeln ſtehendes Haus, mich nach einem Fuhrmann umzuſehen. Ich fand einen Mann in den Sechszigern, von feſtem geſunden Körperbau und ehrwürdigem Anſehen. Auf meine Frage, ob er mich fahren könne, gab er zur Antwort: ich möchte nur ſo lange warten, bis ſein Sohn nebſt der übrigen Familie von der Kirche zurückkäme. Er bat mich, in ein kleines reinliches Zimmer zu treten, deſſen Fenſter auf den Fluß gingen. Eine große Folio-Bibel lag aufgeſchlagen auf dem Tiſche. In einer Ecke des Zimmers ſah ich mehreres Uhrmacher-Handwerkzeug; in einer andern Kiſſen zum Spitzen-Klöppeln mit angefangener Arbeit; hinter dem Ofen ſtand eine lange Hellebarde an die Wand gelehnt, und daneben ein Schenktiſch mit Gläſern und Flaſchen. Ich bezeigte dem Manne meine Verwunderung über dieſe Mannigfaltigkeit von Geräthſchaften, und fragte ihn, ob er von Allem Gebrauch mache? Ja, ſagte er, wir ſind Zähleute und Uhrmacher; mein Sohn und ich ſind Soldaten, wenn es die Noth erfordert; meine Frau ſchenkt Wein, und meine Töchter klöppeln Spitzen für die Fabriken von Val-Travers.“ Dieſe nützliche Beſchäftigungen in einer Dorfhütte; fünf Zweige der Arbeitſamkeit und des Broderwerbes. Doch dabei ſollte es ſein Bewenden nicht haben; bald ſollte ich noch neue Entdeckungen machen.

C.

(Die Fortſetzung künftig.)

Bunte's.

6.

Als der Maler S... über David's Gemälde: „die Horatier und Curiatier,“ befragt wurde, ſagte er: „Wenn das Römer ſind, hat es nie Franzoſen gegeben.“

7.

Die Menſchheit einzuſchrecken, hat man immer für das beſte Mittel gehalten, ihrem Gehorſam erblich zu machen; man ſollte dieſes Einſchrecken auch zuweilen für Gutes gebrauchen. So würde es, um etwas zu erwähnen, nicht übel ſeyn, wenn man die Einſchreckung-Gebäude ſtets recht weite vertheilte. Als flüchtigen Vorſchlag gebe ich folgende, weiter zu denkende Anordnung. Es könnte nämlich ſtehen:

Neben einem Freudenhauſe und einer hochverfeinerten Reſtauration — ein Sarg-Magazin.

Neben einem Wucherergötzhause oder einem Spielhause — das Arbeitshaus.

Neben einem modernaturenden philosophischen Schalksai und magnetisirenden Propheten — das Irrenhaus.

Neben einem Gerichtshofe und einem Sitze der Wahrheit, Moral und Duldsamkeit — das Hochgericht.

Wollte man diesen Vorschlag zu entgegengesetzter Anwendung bringen, wäre es, um wieder eine rasche Andeutung zu geben, folgerichtig, einem Nicht-Egoisten das Armenhaus, einem Ritter für Wahres und Rechtes das Hospital, und Einem dem durchaus kein Schmeichler-Talent zu erwecken ist, die fernste stille Hütte über der Gränze in die beste Aussicht zu stellen.

„Heil'ger Gott, hilf mir!“ schrie ein Tagelöhner im Herunterstürzen von einem hohen Gerüste, und als er glücklicherweise sich so gehetzt hatte, daß er wieder auf den Füßen stand, setzte er hinzu: „Na, nun ist es nicht mehr nöthig!“

Neuigkeiten.

Der Erfinder des Steindrucks, Herr Senefelder in München, sagt ein vollständiges Lehrbuch über diese Kunstart, welche den deutschen Schriften von neuem hartnäckig, drucken. Das Werk wird, außer dem Unterrichtenden, auch eine Sammlung der Entdeckung und Ausbildung dieser Kunst und dreißig Muster-Blätter geben.

— Der gekrönte Componist und Dichter Haydn's, Ritter Sigismund Neukomm, ist als Kapellmeister nach Brasilien (zu dem Hofe des Königs von Portugall in Rio de Janeiro) berufen. Ueberhaupt ziehen auch aller Ländern immer mehr Männer von bedeutenden Talenten dort hin und mit annehmlichen Bedingungen. Es muß und wird in der alten Welt die Kraft neu ermuthigen, erregt sich mit der neuen ein Wettkampf.

— Im Theater an der Wien werden jetzt Kinder-Ballets gegeben, das Wiener Publikum findet sie sehr einladend. Da nun aber, nach mehreren Berichten, die kleinen Akteurs sehr angestrengt werden, laßt sich nicht einsehen, wie es dem Vergnügen zuträglich seyn kann, wenn sich, zu seinem Vergnügen, die Jugend in ein frühes Grab tanzt.

— Bei Gelegenheit der neuen Luftfahrt, die in Berlin angestellt worden soll, wurde bemerkt, daß an dieser bisher unglücklichen französischen Erfindung, die Engländer noch gar keinen Theil nahmen, da sie doch sonst allem Neuen gleich die größte Aufmerksamkeit genossen. Wahrscheinlich haben sie die nirgends Nutzen abwärfen können, denn der Einfall, im Kriege damit zu recognosciren, ist, nach den rohen Versuchen, gleich eine Feige geblieben, es muß alle damit noch nichts bewirkt worden seyn.

— Jeder, der die Menschen nicht bloß patriotisch, sondern menschlich liebt, las gewiß mit freudiger Verwunderung die neueste Debatte, welche der alte Widerwitze im englischen Parlamente über das Zammerleben der Negersklaven erregte. Daher stimmen mehrere Berichte darin überein, daß es den dabei interessirenden Herren nicht recht Ernst scheint, der Grausamkeit zu entsagen, weil es momentan den Zwangen schädlich ist. Welcher Teufel giebt aber das Recht, Menschen-Elend zu einer Zwangs-Spekulation zu machen, und Geld-Erwerb durch Mißhandlungen zu suchen? Die Europäer haben an den neuen Weltstellen viel verschuldet, es wäre Zeit, daß sie endlich an Aufgleichung dächten, um den Werth zu erwerben, den sie selbstständig sich verschaffen. Wer das Geld so liebt, daß er deshalb Menschen zu Sklaven macht, ist ein Feind der Gemeinheit. Europäer, schmeichelt Euch nicht damit: Ihr hättet, als Genug-thuung, Cultur hinüber gebracht zu den neuentdeckten Welttheilen; sieht Euch um, da wo Ihr jetzt noch herrschet, und mag Euch diese Behauptung zu wiederholen! Flucht ruht auf der Cultur, die mit Waffen-Gewalt kommt!

Es pflegt den Weltern gerne, ein Verspiel der Erkenntniß und Reue zu geben, sie haben die Macht und die Ueberwiegende Theil von der Schuld. — Schon Reinhold Forster sagt so in einer Anmerkung zu La Vaillants Reisen: (B. 6g. im 1. Theil.) „Besonders macht England, das neue Karthago, den Namen der Europäer in allen Welttheilen verabscheuet.“ Es ist Sache des Allgefühls, daß der verwerferische Menschenhandel sich ende; es ist bedauerd von England zu bogehren, daß es mit aller Seelenkraft wirke, somit schwindet die gerühmte Humanität, und tags sich mit Abwegungen nicht erretten.

Kämpfe wacker, Du, für Recht ergiebenher Mitherrere! Und schreib Du auch nicht siegen, Deines Namens Gedächtniß. Dein herrlicher Wille würde dennoch in künftigen Herzen leben, Deine That welche ein Nachgeschlecht erwarten, die Schande der Väter zu tilgen. Da bist ein neuer Kämpfe wieder die Schmach-rede: „Das Rechte habe keinen Muth.“ — Hier jede gute Sache nur einen Mann, wie Du, nur Einen, der sich frei fühlt und führen kann, und die Halbheit ist nun all die sogenannten Glück, das sie unzerstreder mahnt.

— Mehrere Französische Blätter, die sonst von den Englischen Oppositions-Zeitungen mit vielen Lobes-Floskeln sprachen, finden sie jetzt abscheulig, lügenhaft und nicht zu buldeu. Wie sonderbar erscheint doch eine solche Veränderung in einem Lande, dem die ausgelassenste Freiheit einst ihre Lobredner machte, — aber freilich nicht sonderbarer als der Wechsel in den Thorheiten. Es ist allerdings verderblich, eine Opposition zu bemerken, wenn man sie eben durchaus nicht gebrauchen kann, indessen soll man die Sache doch nicht so tragisch betrachten, hat man Ursache lustig zu seyn und eine Opposition nicht zu dürchten. Sie ganz zu verdammen, ist zu ehrgeizig eigenmäßig, denn am Ende wird — die Franzosen haben es bemerkt! — das Gleichgewicht doch die kräftigste, gar nicht zu unterdrückende Opposition.

— Eine französische Zeitschrift: „Le Gallo ami du roi“ behauptet: „Der König von Frankreich mag, als Stellvertreter des Königs aller Könige, auf Erden vergessen oder krank, so geschieht es auf Befehl des Himmels!“ — Man wissen wie's doch, aber wir haben es auch nicht vergessen, daß man Beispiele widerwärtigen kann, besonders die indischen.

— Ein Zeitungsschreiber, der, wie jeder andere, in der letzten Zeit französische Mittheilungen mußte abdrucken lassen, begann einmal den gewohnlichen Satz so:

„Die Nachrichten aus dem französischen Hauptquartier sagen —“

und in der nächsten Nummer zeigte er an:

„es sey, statt Nachrichten zu setzen: Nachrichten.“

Red. v. Gh.

1816. Nro. 7.

Ernſt und Scherz

Freitag, oder den 12. Juli.

der alte Freimüthige.

Licht und Schatten. Ueber Baierns Staats-Verwaltung unter Maximilian I. und dem Staatsminiſter Grafen von Montgelas. Von Theodor Gähn, D. d. Ph. Leipzig, 1816. (72 S.)

Der Verfaſſer dieſer höchſt wichtigen Schrift erklärt in der Vorrede, die „herben, öffentlichen Urtheile, theils ungerecht, theils ſchief und einſeitig, theils von Parteigeiſt und Leidenſchaft diktirt, mit perſönlichen Ausfällen auf angeſehene Staatsdiener durchwebt, mit Bitterkeit vorgetragen,“ welche gegen die Bairiſche Regierung laut geworden, hätten ihn zu der „zwar freimüthigen, aber ruhigen Darſtellung der Wahrheit“ bewogen, der dieſe Schrift gewidmet ſey. Er ſchließt die Vorrede mit den Worten: „Wer aber hier Skurrilitäten und Perſönlichkeiten ſucht, wer nicht ſeinen Fürſten, ſein Vaterland und ſeine Mitbürger wirklich liebt; — wird ſich in dieſem Buche getäuſcht finden.“

Und die Erwartungen, die dieſe Aeußerungen erwecken, hat er erfüllt. Mit ruhig-kräftigem Sinn und ſtets gehaltner Würde, einfach und klar, geht er die hiſtoriſchen Ereigniſſe der letzten Jahrzehende durch, präſt die einzelnen Theile der Verfaſſung und der Verwaltung, und rügt oder billigt mit Gründen und überall ſichtbarer eigener Ueberzeugung. Nirgend ein ſelbſtgefälliges Beſtreben, Witz oder Beredſamkeit zur Schau zu tragen: überall die Wärme eines mit reiner Theilnahme erfüllten Herzens. Nicht für Baiern allein, für ganz Deutſchland iſt dieſe Schrift wichtig; und Männer, die fähig ſind, ihrem Gegenſtand ſo zu behandeln, wie der Verfaſſer mit dem ſeinigen that, ſind es vor allen, welche die Aufmerkſamkeit und das Vertrauen des Publikums verdienen.

Dieſe Anerkennung gebührte dem Geiſt und der Form dieſer Schrift. Eine genauere Würdigung der einzelnen ſehr wichtigen Thatſachen, mit denen ſie angefüllt iſt, ſteht ſich der Beurtheiler nicht im Stande zu geben, da er Baiern nicht kennt. Sollte er ſo glücklich ſeyn, durch einen eingeſchworenen Korreſpondenten von dort aus ſo etwas zu erhalten, wird er die Pflicht erfüllen, es in dieſem Blatte mitzutheilen. B. M.

Betrachtung der Geſtirne und des Weltgebäudes, von Dr. J. E. Bode. Mit einer allgemeinen Himmelskarte. Berlin, 1816. (423 Seiten.)

„Um noch mehreren Liebhabern durch einen mäßigern Preis den Ankauf eines gemeinnützigen Buches zu erleichtern,“ ſagt der berühmte Verfaſſer

selbſt in der Vorrede, entſchloß er ſich, einen Auszug aus ſeinem großen Werke: „Anleitung zur Kenntniß des geſtirnten Himmels," zu machen. Der hohe Werth dieſes letzten iſt allgemein anerkannt. Dieſer Auszug iſt in einer klaren leichtverſtändlichen, angenehmen Sprache geſchrieben. Was kann über eine ſolche Arbeit in einem nicht ſtrengwiſſenſchaftlichen Blatte ohne Anmaßung mehr geſagt werden? Die Betrachtung, welche genußvolle Belehrung es gewähren muß, mit dieſer Erklärung in der Hand, das erhabenſte, majeſtätiſchſte Werk, den beſtirnten Himmel gleichſam durchzuleſen, — dringe ſich jedem Denkenden wohl von ſelbſt auf.

Der erſte Volksaufſtand und das Volkstribunat in Rom.

(Fortſetzung.)

Die Konſuln des folgenden Jahres, Aulus Virginius und Titus Veturius, fanden es unmöglich, zu dem nahen Kriege mit den Sabinern eine Armee zuſammen zu bringen. Das Volk umringte ihre Bühne und rief ihnen zu: „Es könne nicht länger betrogen werden. Nie ſollten ſie einen Soldaten haben, wenn nicht die öffentliche Zuſage erfüllt würde. Erſt müſſe jedem die Freiheit wiedergegeben werden, ehe man ihm Waffen gebe, damit er für Vaterland und Freiheit, nicht für Gebieter, kämpfe." Die Empörung war ſo gewaltig, daß die Gemäßigteren des Adels riethen, den Frieden um jeden Preis, auch mit der Tilgung aller Schulden, zu erkaufen. Andere hofften, das Volk werde ſich beſänftigen, wenn denen die Freiheit und ihr Eigenthum wiedergegeben werde, welche im verfloſſenen Jahre um dieſen Preis in den Krieg gezogen waren. Appius drang, ſeinen Charakter nicht verläugnend, auf Strenge: „es ſey dem Volke zu wohl, und man müſſe ihm den Uebermuth brechen." „Wohlan, ſagte er, laſſet uns einen Diktator wählen, von dem nicht appellirt werden kann. Gleich wird dieſe Wuth, worein jetzt alles brennt, ſich legen. Dann widerſetze ſich einer, der weiß, daß Gewalt über ſeinen Rücken und ſein Leben der Eine hat, deſſen Majeſtät er verletzt."

Der Appius Vorſchlag ſchien vielen Senatoren hart und grauſam: allein Parteigeiſt und Privatrückſichten, welche öffentlichen Berathſchlagungen immer geſchadet haben und ſchaden werden, ließen dem übermüthigen Mann ſiegen, und beinahe wäre er ſelbſt auch Diktator geworden, welches denn freilich in der gefährlichſten Zeit, da die Volsker, Aequer und Sabiner gerade zuſammen in den Waffen waren, das Volk völlig getrennt haben würde. Allein die Konſuln und älteren Senatoren ſorgten dafür, daß einem ſanften Karakter die vermöge ihres eigenen ſchon ſtrenge Macht gegeben wurde, und erwählten den Manlius Valerius zum Diktator. Der Valeriſchen Familie war das Volk ſchon lange geneigt, und befürchtete daher von dem Diktator nichts Hartes. Dieſer bewog durch ein Edikt, das dem des Konſuls Servilius gleich war, das Volk, unter ſeine Fahnen zu treten: von einem Valerius erwartete es, daß er, als Diktator, zugeſicherte Hoffnungen erfüllen werde. Drei zahlreiche Heere, zuſammen zehen Legionen ſtark, wurden gebildet: drei Legionen bekam jeder Konſul, vier behielt der Diktator. Die Truppen ſtrengten ſich an, die Erfüllung der Zuſage des Diktators zu verdienen, und ſiegten über die Aequer, Volsker und Sabiner, ſchneller und glänzender, als der Senat wünſchte, den es reute, den Staat einer Macht unterworfen zu haben, welche, ſtatt das Volk zu unterdrücken, ſeine Forderungen zu Geſetzen zu erheben drohete. Der Diktator hielt nach ſeiner Rückkunft unter allen Vorträgen im Senate den erſten für das ſiegreiche Volk, und fragte an, wie es mit den Verſchuldeten gehalten werden ſolle? Die Anfrage ward abgewieſen. Da ſagte Valerius: „Meine Vorſchläge zur Eintracht gefallen Euch nicht: bei den Göttern, Ihr werdet nächſtens wünſchen, daß das Volk wie ähnliche Gäuner habe. Was mich betrifft, ich werde nicht länger meinen Mitbürgern vergebliche Hoffnungen machen, noch ſelbſt vergebens Diktator ſeyn. Innere Uneinigkeiten, äußerer Krieg haben gemacht, daß der Staat dieſer Obrigkeit bedurfte. Auswärts iſt Frieden erworben, im Innern wird er gehindert: ich will lieber im Privatſtande, als in der Diktatur, Zeuge des Aufſtandes ſeyn." Eine größere Treue hätte ihn über die Grenze ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit geführt, und die Zeit war gekommen, wo es nicht mehr der Aufopferung der Geſchicke eines einzelnen Mannes bedurfte, damit vollbracht würde, was unaufhaltſam vorbereitet ward. Das Volk ſahe ein, warum der Diktator ſeine Würde niederlegte, und begleitete ihn, als ob er ſein Wort erfüllt hätte, mit Liebe und Lobe vom Forum nach ſeinem Hauſe. Es fühlte aber auch, daß ſeiner geſpottet, daß es als Geſindel angeſehen werde, welches keiner Berückſichtigung werth ſey, und dieſes

Gefühl hat alle Ariſtokratien frühzeitig getödtet, die doch, hätten ſie als liebende Väter geherrſcht, als mußte Väter den heran gewachſenen Kindern die Rechte bewilligt, die ſich nur der Unmündigkeit verſagen laſſen, ein langes und geehrtes Leben hätten genießen können.

Nun getrieb der Senat in Furcht, es möchten, wenn die Armen entlaſſen würde, wieder heimliche Zuſammenkünfte und Verſchwörungen erfolgen. Daher befahl er, unter dem Vorwande, daß die Aequer wieder Krieg angefangen hätten, die Legionen ſollten ausrücken. Dadurch ward die Trennung des Volkes von dem Adel beſchleunigt. Die Legionen brachen auf, ohne Befehl der Konſuln, die wieder den Oberbefehl übernommen hatten, und zogen auf den heiligen Berg, jenſeits des Anien, drei tauſend Schritte von der Stadt. Hier ſchlugen ſie ein Lager, das ſie, der Gewohnheit gemäß, mit Wall und Graben befeſtigten, und verhielten ſich ganz ruhig, nichts nehmend, als was ſie zum Unterhalte nöthig hatten.

Große Beſtürzung war in der Stadt, und alles durch gegenſeitige Furcht geſpannt. Das von den Seinigen zurück gelaſſene Volk fürchtete Gewaltthätigkeiten des Adels; der Adel fürchtete das noch in der Stadt übrige Volk, und wußte nicht, ob er lieber wünſchen ſollte, daß es bleibe, oder auch abgehe. „Wie lange werde aber die Menge, die abgezogen ſey, ruhig bleiben? Wie werde es dann werden, wenn unterdeſſen ein äußerer Krieg entſtehe? Man könne wahrlich auf nichts mehr, als auf die Eintracht der Bürger noch Hoffnung ſehen.“ Der Senat beſchloß *), Abgeordnete zu den Legionen zu ſchicken, um ihnen Verzeihung des Geſchehenen anzubieten, wenn ſie die Waffen niederlegen und in die Stadt zurückkehren würden. Der Antrag ward verworfen. „Es ſey Hochmuth des Senats, denen Verzeihung anzubieten, die nicht mehr unter ſeiner Gewalt wären. Obgleich durch herannahende Feinde in Noth geſetzt, wie man wohl wiſſe, könne er doch von ſeinem Uebermuthe nicht laſſen. Man habe ſich einmal frei gemacht, und mit dem Senate nichts zu ſchaffen: er möge daher aufſtehen, die in die Stadt zurückzurufen, welche er ſelbſt daraus vertrieben habe.“

Nun ward die Beſtürzung des Adels noch größer. Er befürchtete, die Legionen, die täglich neuen Zuwachs erhielten, möchten ſich mit einigen benachbarten Völkern verbinden, von denen ſchon Streifſcharen bis in die Nähe der Stadt kamen. Jeden Tag verſammelte ſich der Senat, konnte aber lange zu keinem Beſchluſſe kommen, und es koſtete den gemäßigteren Gliedern unendliche Mühe, den Uebermuth ihrer Standesgenoſſen ſo weit herab zu ſtimmen, daß die Mehrzahl in eine allgemeine Schuldenerlaſſung willigte. Dieſes härte Mittel ſah ſich jetzt der Adel zu ergreifen genöthigt, da er vor wenigen Monaten mit weit geringerem Verluſte jede Empörung hätte hindern können. Die Geſandtſchaft, welche dieſes Mal nach dem heiligen Berge abgeſchickt wurde, beſtand aus lauter angeſehenen Perſonen. Unter dieſen waren Titus Lartius, Manius Valerius und Menenius Agrippa die vornehmſten: die beiden erſten waren Dictatoren geweſen, der dritte war ein beredter und beim Volke, von dem er abſtammte, ungemein beliebter Mann. Die Geſandten wurden mit aller Ehrerbietung im Lager empfangen, und hätten ſicher durch das Anſehen ihrer Perſonen und durch ihre eindringenden Reden, ohne neue Aufopferungen von Seiten des Adels, den Streit beigelegt, wären nicht unter den Truppen einige verſchlagene Köpfe geweſen, welche die Umſtände ſehr ſchlau zum Vortheile des Volkes zu gebrauchen wußten. Unter dieſen fand Lucius Junius oben an, der ſich ſelbſt den Namen Brutus beigelegt hatte, und prahlend von ſich ſagte, die Götter hätten ihn berufen, das Volk von der Tyrannei des Adels zu befreien, wie ſein Vorfahr Rom von dem Drucke der Könige befreit hätte.

(Der Schluß folgt.)

Mancherlei.

Als Ludwig der Vierzehnte ausgerufen hatte: „Der Staat? das bin ich!“ ließ Molière den Holzhacker in ſeinem „Arzt wider Willen“ erklären: „Wenn ich gegeſſen habe, muß meine ganze Familie ſatt ſeyn.“ Ein Beweis mehr für die Bemerkung des Marſchalls Catinat, daß die Kammerdiener oft die ſtrengſten Richter ihrer Herren ſind. — Jene Aeußerung Ludwig des Vierzehnten, ſo oft man ſie ihm vorwarf, leider gleichwohl auch die Erklärung: das Beſte des Staates ſey ihm ſo wichtig, wie ſein eigenes. Viel furchtbarer war die Maxime, die unter der Regierung ſeines Nachfolgers nicht mit Worten, ſondern durch die That ausgeſprochen wurde: L'Etat, c'est le Duc.

*) Dionyſius B. 6.

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Bühne.

Von mehreren Seiten angelegentlich aufgefordert, wieder eine Chronik der Berliner Schaubühne zu schreiben, wie jene, die er vor vierzehn Jahr in einem andern Blatte anfing, und vier Jahr, bis zum Okt. 1806, wenigstens redigirte, glaubt der Herausgeber, es nicht abschlagen zu dürfen. Freilich sind Personen und Verhältnisse, die Theilnahme des Publikums, und die Wahrheit zu sagen, auch die des Herausgebers selbst, für das Theater, nicht was sie von 1800 bis 1806 waren. Vorzüglich wird den Kritiker oft die Erinnerung an den großen Künstler stören, mit dem er zu jener Zeit zuweilen monatlich einen Streit und eine Verständigungsscene hatte, aus denen er immer, auch wo er Recht behielt, immer einige Belehrung schöpfte. (Iffland war wahrlich ein eben so heller Kopf und braver Mann, als großer Künstler, und die Vervollkommnung der Bühne war ihm Ernst.) Aber — man wünscht es, und es geschehe, so gut es geschehen kann. — Lücken, wo sie sich nur durch zu große Opfer vermeiden ließen, und flüchtige Kürze, wo des Stoffes nicht viel war, wird man dieser gerade nicht con amore begonnenen Arbeit verzeihen.

— Am 6ten Juli gab man „das getheilte Herz“ und „die Großmama,“ zwei leicht hingeworfene Scherze vom Herrn von Kotzebue: Dinge, denen man ihre leere Fadheit nicht deutlich anmerkt, wenn man sie zum erstenmale sieht; aber zum zweiten, zum fünften Male — Vorzüglich wird man von der Gemeinheit des Spaßes zurückgestoßen, daß der Verfasser einen Diener bei seiner lustigen Herrschaft, den Vogt seines Herrn, den zudringlichen, persiflirenden Liebhaber spielen läßt. — Den Schluß machte „der Nachtwächter,“ von Th. Körner. Diese kleine Posse ist ein Beweis, wie große Talente, auch für die Bühne, in dem Verfasser zu Grabe gingen. Hr. Devrient spielte den Tobias mit äußerst komischer Wahrheit.

— Am 9ten Juli in der „Schweizerfamilie,“ gab Dlle Schneider als Gastrolle, Emmeline, mit unverkennbarem, glücklich und fleißig angewandtem Talent. Läßt sich eine Rüge machen, so ist es, daß sich die jugendliche Künstlerinn sowohl im Spiel als im Gesange zu sehr anstrengte.

Bei dem vierten Konzert, das Madame Catalani zu Berlin gab, wurde manchen der erhoffte Genuß durch die überraschende Erklärung verdorben, ihre Billets seyen falsch, sie könnten nicht eintreten. Bei dem hohen Preise wäre es als sehr verbindlich erkannt worden, wenn man den Betrogenen gleichwohl den Eintritt gewährt, wenigstens nach dem Anfange, denn da mußten die ächten Billets wohl alle abgegeben seyn. Die Sängerin schien übrigens auch so verstimmt, daß die Zuhörer manches Unerwartete erfuhren.

— Die am 30sten Juni geschlossene Giustinianische Gemäldesammlung ist am 7ten Juli dem Berliner Publikum wieder geöffnet worden: das heißt, ein Gut, das man verloren glaubte, ist wieder gefunden; einem geliebten Freund, von dem man auf ewig Abschied genommen, ist man beim Umwenden um die nächste Straßenecke wieder begegnet, um noch lange sich seiner Gesellschaft zu freuen.

— Die Schrift des Schwedischen Lieutenants Nat og Dag (Nacht und Tag), die so viel Aufsehen erregte, ist mit dem Anschein von Ruhe, sehr anzüglich geschrieben. Sie enthält eine Darstellung der Geschichte Schwedens in den letzten Jahren, und Nachrichten über die Armee. Die effektive Stärke der letzten, die man gewöhnlich auf 60tausend schätzt, giebt der Verfasser nur auf 43,600 Mann an. Dagegen macht er den für das arme, menschenleere Schweden ungeheuern Vorschlag, sie solle auf 150tausend Mann gebracht werden.

— Nach einer ins Einzelne gehenden Liste, welche das „politische Journal“ mittheilt, enthält der Oesterreichische Kaiserstaat jetzt 10054 Qu. Meilen und nur etwas weniger als 28 Millionen Einwohner.

— Englische Blätter sprechen von der Entdeckung oder vielmehr Durchforschung einer neuen Inselgruppe, welche dem Vorgebirge der guten Hoffnung gegenüber liegen und — Englands Antipode seyn soll. Sie geben ihr den Namen der unfreundlichen, u. s. w.; aber man hält ihre Beschreibung für eine Satyre auf Nordamerika.

— Barras und Tallien sind jetzt Franz. Polizei-Agenten. Der letztere ist der Oheim des Herzogs von Bicenz, und dieser einst der Erbe seines ungeheuren Vermögens.

— Der Norwegische Storthing weigert sich, Summen zur Unterhaltung der vier Kommunikationstruppe zuzugestehen, die Schweden mit Norwegen verbinden. — —

— In Paris sind von Autoritäten gegen dreißig große Gemälde bestellt worden. Sollten sie bestimmt seyn, einen Theil des erlittenen Verlustes zu ersetzen? Aber der Maler, von dem sich das Beste dazu erwarten ließ, David, ist verwiesen.

— Ein Trauerspiel von Lemercier, „Karl der Große“ betitelt, hatte auf Buonapartens Befehl vor acht Jahr unterdrückt werden müssen. Dieser Umstand, verbunden mit dem Ruhm des Verfassers, gab dem Publikum große Erwartungen. Jetzt ist es auf dem Théâtre François dargestellt worden und aufs schmählichste gefallen. Buonaparte hatte also wohl befürchtet, daß es sein Vorbild lächerlich machen könnte.

— Ein Herr Smith hat in London eine Nachricht von Mißhandlungen bekannt gemacht, die er in Paris erlitten. Er sey vier Monate lang in einem sehr ungesunden Kerker gehalten, bloß weil er sich weigerte, einen Französischen General, der von Guyana gesprochen, den Korrespondenten des Morning Chronicle, einen Hausirer, der ihm Pamphlets verkaufte, und einen Protestanten, der sich über die Vorgänge in Nismes beschwert hatte, zu nennen. Die Bemühungen des Engl. Gesandten befreieten ihn endlich.

— Man hat auf der Themse einen Versuch mit einer neuen Art von Taucher-Glocke gemacht. Vier Personen gingen mit derselben 27 Fuß tief auf den Boden des Meeres, blieben dort eine halbe Stunde, und brachten ein Stück Eisen mit, das sie gefunden. Sie hatten sehr gut sehen und sich frei bewegen können. Diese Erfindung, welche die Herrschaft des Menschen über die Natur so sehr erweitert, ist wohl nicht weniger wichtig, als die der Dampfbote.

— Veranlaßt durch die Schlafsucht eines Soldaten, erzählt eine Englische Zeitung ganz ernsthaft die Geschichte eines Menschen, der in Gegenwart mehrerer Aerzte das Kunststück gemacht, vorsätzlich zu sterben, und nach zwölf Stunden wieder aufzuleben.

— Das ministerielle Blatt The Courier nennt die bekannten Lancaster-Schulen und die Bibelgesellschaft, „Kunstgriffe von Sektirern, die sich bei der Nation einschwärzen wollen.“

— Benjamin Constant hat in London einen kleinen Roman, Adolph, herausgegeben, von dem man behauptet, er habe seine eigene Geschichte darin geschrieben. Er widerspricht öffentlich, aber in dem ersten Roman, den ein guter Kopf schreibt, giebt er in der Regel auch wider seinen Willen wenigstens die Geschichte seines eigenen Herzens.

— Einer Anzeige des Verlegers zufolge, wird das Conversations-Lexikon, diese planlos angehäufte Masse, nachgedruckt. Man sollte doch fast glauben, daß es leichter gewesen wäre, ein besseres anzufertigen. Diesmal aber wird der Nachdrucker seiner Strafe nicht entgehen. Es läßt sich darauf wetten, daß ehe das Original noch seine 10 Klumpen ins Publikum gewälzt hat, es durch eine verständigere Unternehmung der Art, in zwei oder drei Bänden, antiquirt ist.

Von dieser Nr. an alleiniger Herausgeber und Redakteur dieses Blattes, bitte ich, zur Aufnahme alle Beiträge die man ihm bestimmt, an mich adressirt, in der Spenerschen Buchhandlung zu Berlin abgeben zu lassen.

Dr. G. Merkel.

1816. Nro. 8.

Ernſt und Scherz

Montag, oder den 15. Juli.

der alte Freimüthige.

Der erſte Volksaufſtand und das Volkstribunat in Rom.

(Schluß.)

Menenius Agrippa begann ſeine Rede mit einer ſcheinbar kunſtloſen Fabel. „Zu der Zeit,“ ſagte er, „als an dem Menſchen nicht, wie jetzt, alle Theile zu Einem Ganzen ſich vereinigten, ſondern jedes Glied ſeinen eigenen Sinn, ſeine Sprache hatte, wurden die übrigen Theile unwillig darüber, daß durch ihre Mühe, ihre Arbeit und Dienſtleiſtung dem Magen alles erworben würde, und dieſer, in der Mitte ruhend, nichts thue, als daß er das gegebene Vergnügen genieſſe. Sie verabredeten ſich darauf, daß die Hand keine Speiſe zum Munde bringen, der Mund keine annehmen, die Zähne keine zerkäuen ſollten. Während nun die Glieder dem Magen durch Hunger zähmen wollten, geriethen ſie ſelbſt mit ihm und dem ganzen Körper in die äußerſte Auszehrung. Da zeigte ſich, daß auch der Magen nicht unwichtige Dienſte leiſte, und auch nicht mehr genähret werde, als ſelbſt nähre, zurückgebend in alle Theile des Körpers, durch gleichmäßige Vertheilung in die Adern, das aus den verdauten Speiſen gewordene Blut, wodurch wir leben und ſtark ſind.“ Darauf verglich er die Zwietracht im Körper mit der Erbitterung des Volkes gegen den Senat, ſetzte mit Thränen in den Augen das Unglück auseinander, das über die Ausgewanderten nicht weniger, als über die Gebliebenen, hereinbrechen würde, und ſchloß mit den Worten: „Der Senat beweiſet Euch ja ſeine Liebe, Quiriten! Er läßt Euch alle Schulden nach, und öffnet mit den Thoren der Stadt, auch ſeine Arme zu Euerm Empfange.“

Die liebevolle Rede des geliebten Mannes machte ſolchen Eindruck auf die Truppen, daß ſie ihn beim Abſteigen von der Bühne dicht umringten, und ihn weinend baten, er möchte ſie unverzüglich in die Stadt zurückführen. Da betrat zuerſt Lucius Junius Brutus die Bühne, und ſprach: „Was uns der Senat anbietet, nehmen wir dankbar an. Allein die Bedrückungen, die wir ſo oft haben erfahren müſſen, machen es uns zur Pflicht, für die Zukunft uns ſicher zu ſtellen. Wo uneingeſchränkte Macht iſt, da fehlt auch ſelten der Wille, dieſe Macht zu mißbrauchen. Wir verlangen, daß uns geſtattet werde, aus unſerer Mitte jährliche Obrigkeiten zu wählen, die weiter keine Macht haben, als uns gegen ungerechte Gewalt zu ſchützen.“ Bei dieſen Worten riefen die Legionen ihrem Sprecher jubelnden Beifall zu, und baten die Geſandten, ihnen auch dieſen Geſuch zu gewähren. Die Geſandten, beſtürzt über die neue und große Forderung, hiel-

ten sich nicht für hinlänglich bevollmächtigt, das in die Macht des Adels eingreifende Verlangen zu bewilligen. Es begab sich daher die Hälfte von ihnen in die Stadt, dem Senate die Sache vorzutragen. Was wollte der Senat machen? Er willigte auch in diese Forderung. Das Volk wählte sich fünf Tribunen, unter denen auch jener Lucius Junius Brutus war. Ein Vertrag zwischen Adel und Volk ward gemacht, und, wie ein Friedensvertrag, feierlich über einem Opfer beschworen. Darin ward das Recht der Volkstribunen, ihre Standesgenossen mit Gewalt gegen die Konsuln zu schützen, ausdrücklich anerkannt; die Personen der Volkstribunen wurden für heilig und unverletzlich erklärt; wer sich an einem derselben vergriffe, sollte dem Jupiter geweihet, d. h. geächtet seyn, und von jedem ungeahndet getödtet werden können. Darauf errichteten die Truppen auf der Spitze des Berges, wo sie ihr Lager gehabt hatten, dem schrecklichen Jupiter einen Altar, und zogen unter der Führung des Menenius Agrippa in die Stadt zurück.

Das Volkstribunat *) war in Rom nothwendig. Adel und Volk standen neben einander, zwei unter Einer Regierung vereinten Nationen ähnlicher, als zwei Ständen. Herrschaft war der Antheil des Adels; Gehorsam das Loos des Volkes. Aber dieses konnte doch als freier Stand, der im Senat nicht repräsentirt ward, zu dem nicht gezwungen werden, worin es nicht eingewilligt hatte. Es mußte sich daher abgesondert und frei versammeln können: sein Stand mußte Vorsteher haben, deren Genehmigung ihn zum Gehorsam verpflichtete, und die, als Stellvertreter, die Anwendung solcher Maaßregeln, die ihnen verwerflich schienen, so lange hemmen konnten, bis in einer allgemeinen Versammlung darüber entschieden ward. Eingriffe in die Rechte des Volkes mußten geahndet werden können, wenn dieses sich nicht, fortgesetzter Beleidigungen überdrüssig, in Masse erheben sollte. Es mußte eine schützende Macht seyn, welche dem Mißbrauche der höchsten Gewalt entgegen stand. Freilich artete nachher diese einfache und weise Einrichtung dahin aus, daß das hemmende Verbot von den Tribunen unter einander so gebraucht werden konnte, daß die Befragung des Volkes aufgehoben ward. Die Veranlassung dieser Ausartung, wovon es deutliche historische Spuren giebt **), war eine List des Adels, klug berechnet für den Augenblick, aber dem Urheber selbst verderblich, wie jede böse List, wenn ihre Wirkung Zeit genug hat, sich zu entwickeln. Denn nun blieben die Tribunen nicht mehr die Sinne und Räthe des Volkes, sondern wurden eine persönliche Macht, und dieses ist die trübe Quelle, aus der die tribunicischen Unruhen hervorsprudelten, womit viele Blätter der Römischen Geschichte befleckt sind. Abgesehen von diesem Mißbrauche, war das Volkstribunat die Einrichtung, welche Rom zu der Größe und inneren Vortrefflichkeit erhob, wo es so lange glänzte, bis diese Herrlichkeit dadurch unterging, daß der gewaltige Staat ähnliche Mittel der Verjüngung verschmähete.

Domine.

*) S. Niebuhr's Römische Geschichten, Th. 1, S. 445 f. f.

**) Livius B. 2, Kap. 44.

Schreiben aus Heraklea.

Das Unwesen der sogenannten Turnübungen greift immer mehr um sich, und wenn demselben nicht bald Einhalt geschieht, so ist zu erwarten, daß wir binnen kurzem ganz in Scythen und Barbaren verwandelt seyn werden. Nur einige wenige aufgeklärte Schulregenten, welche, nicht ohne Grund, zu fürchten scheinen, daß sie ihre morschen Gliedmaßen noch im späten Alter zum Springen, Schwingen, Ringen und Klettern hergeben sollen, wagen es, ihre Stimme dagegen zu erheben.

„Wozu sollen dergleichen Allotria dienen?“ — so fragen sie. — „Wollen wir denn die Jugend zu Athletis et Gladiatoribus, oder zu civilisirten und in denen humanioribus bewanderten Staatsbürgern erziehen? Hat man je gehört, daß Cicero, Quinctilianus, Cellarius, Heyne, Ernesti, Gedicke, Meierotto oder andere große Gelehrte in ihrer Jugend jenen heidnischen Balgereien, vulgo Turnübungen, obgelegen? — Und dann: wie verträgt es sich mit dem Decorum, wenn ein ernsthafter und vernünftiger Schulmann, der etwas auf seine Amtswürde hält, sich mit der Jugend auf der Arena, vulgo dem Turnplatze, wie ein verächtlicher römischer Servus, Mimus vel histrio herumtummelt? So lange Ich noch in meiner Schule zu gebieten habe, will ich gegen diesen modernen Unfug ore, manibusque, pedibusque ankämpfen, und ehe ich dergleichen Calcinomata mitmache, ehe sollen diese Füße verdorren. — Dixi et salvavi animam meam!“

Gegen eine solche Stimme erheben sich jedoch zehn andere, welche mit unerhörter Frech-

heit behaupten, daß ein tüchtiger Scythischer Faustkieb in gewissen bedrängten Zeiten mehr werth sey, als eine Philippica oder Oratio in Catilinam, die zwar nach allen Regeln der Rhetorik abgefaßt, aber kaum im Stande wäre, einen einzigen Französischen Voltigeur oder Donischen Kosaken von den Grenzen des Vaterlandes abzuhalten, und daß zehn Cicerones und Quinctiliani, welche in Zeiten der Gefahr gewöhnlich das Hasenpanier ergreifen, wie Demosthenes in der Schlacht bei Chäronea, alsdann kaum so viel nützen, als ein tüchtiger Athleta seu Gladiator.

Zum größten Verdruß jener hochgelahrten Männer stimmt die Obrigkeit selbst dieser Vandalischen Meinung bei, indem sie das Turnunwesen mit großer Theilnahme begünstigt. X.

Ein kleines satyrisches Gedicht, voll ernsten Sinnes, daß ich in einem der letzten Blätter des Courier fand, lud mich unwiderstehlich zur Nachbildung ein, zumal da sich die Form von selbst angab, und der Inhalt wohl eben so gut auf das ehemalige und heutige Deutschland, als auf das ehemalige und heutige England anwendbar seyn mag.

Agricultural Aphorisms.

Man to the plough,
Wife to the cow,
Boy to the mow,
Maid to the sow
Will pay the rent now.

But man with his Tally — ho!
Wife's squalling piano,
Girl with her satin — oh!
Boy with his latin — oh!
Is splash, dash, and must end in ruin — oh!

Regeln für den Landmann.

Der Mann hinterm Pflug,
Die Frau bei der Kuh,
Der Sohn in der Scheun',
Die Tochter beim S —
So geht der Pacht ein.

Aber der Pachter bei Dallasch,
Madam mit dem Shawl — ach!
Mamsell auf dem Ball — ach!
Herr Sohn auf dem Moliach;
So ist's mit der Wirthschaft bald all' — ach!

C.

Die Schweizer-Familie.

(Fortsetzung.)

Während ich so mit dem Alten sprach, und an seinem frischen gesunden Verstand und seiner Lebenserfahrung meine Freude hatte, trat ein Glaser ein, der eine Scheibe einsetzen sollte. Er hatte sich die eine Hand verbrannt und klagte über den Schmerz. „Warte, sprach der Wirth zu ihm, bis meine Töchter nach Hause kommen, indessen will ich schon Deine Arbeit machen; gieb mir nur das Glas und Dein Werkzeug.“ Er schnitt sich nun eine Scheibe zurecht, paßte sie ein, verkittete sie, als sey er sein Lebelang ein Glaser gewesen. Eben war er damit fertig geworden, als die Seinigen heim kamen. Die Mutter, eine gute freundliche Frau; der Sohn, ein blöder gesitteter Jüngling; drei Töchter, recht artige Mädchen, von frischer Gesichtsfarbe, wie man sie selten in Städten antrifft, übrigens gekleidet wie gute Bürgertöchter zu Paris. Sie beschäftigten sich beim Eintritt weniger mit mir, als mit dem armen Glaser, der mit verbundener Hand auf einer Bank saß. Sie fragten ihn nach dem Schaden, nach der Ursache, nach den näheren Umständen, und bezeigten ihr Mitleid darüber mit herzlichen Worten. Die Mutter unterbrach sie, und schalt sie mit viel Gutmüthigkeit, daß sie sich so lange bei der Vorrede aufhielten und nicht gleich ans Werk gingen. Jetzt eilten sie in eine Nebenkammer und kamen bald mit Leinenzeug, Blättern und Salbe zurück. Die eine hielt die kranke Hand, die andere legte Blätter und Salbe auf, die dritte machte den Verband. Dabei redeten sie ihm Trost ein und versprachen, ihn in Zeit von vier Tagen zu heilen. Der Glaser sah und hörte auf sie mit stillem Vertrauen, und schien seine Schmerzen über die sanfte Behandlung zu vergessen. Hätte ich doch zeichnen können! Ich würde die anziehende Gruppe aufgefaßt haben. In meinem Gedächtniß ist sie, auch ohne Skizze, lebendig und treu aufbewahrt.

(Die Fortsetzung künftig.)

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Schaubühne.

Am 11. Julius gab man Schillers Tell; — am 10ten die komische Oper Joconde, mit der Musik von Isouard und Ballets von Hrn. Telle. Selten wohl wird ein Stück so gut und zusammenstimmend in allen Theilen und Rollen aufgeführt, als diese etwas lose, aber doch nicht ungeartete Dramatisirung des bekannten Conte von Lafontaine. Vorzüglich interessant durch die Lebhaftigkeit ihres Spiels waren Madame und Demoiselle Eunike, als Lukas und Jeannette; doch alle Rollen wurden in Gesang und Spiel gut gegeben. Eine unangenehme Störung machte es indeß, daß am Schluß, der, gut berechnet, plötzlich bei einem scheinbaren Ruhepunkt des Ballets eintritt, der Graf und die Gräfin mit ihren Vasallen eilends aufstanden, um sich dem übrigen Personale in der Mitte der Bühne anzuschließen, wahrscheinlich weil ihre Sitze zu weit nach vorne standen, als daß sie das Herabfallen des Vorhanges erwarten konnten.

— An eben dem Tage stieg der Luftschiffer Reichardt auf. Das Aufsteigen gelang sehr gut. Sonderbar ist es, daß man wieder dieselbe Klage hörte, die vor vierzehn Jahren bei Garnerins erster Luftfahrt so laut ward, daß nehmlich nicht für die Bequemlichkeit der Zuschauer gesorgt worden. Sie mußten sich auf dem Platz des ersten Ranges mit schmalen, niedrigen Bänken von ungehobelten Brettern behelfen.

— Professor Krug zu Leipzig wird eine „Zeitschrift für Philosophie, sammt deren Geschichte und Literatur," herausgeben. Er bemerkt in seiner Ankündigung: Seit mehreren Jahren sey die Philosophie die einzige Wissenschaft, welche sich keiner eigenthümlichen Zeitschrift zu erfreuen habe." Das ist in der That ein merkwürdiger Zug im Karakter der Zeit. Vor zehn Jahren gab es fast eben so viel Journale der Art, als Leser derselben.

— In dem zweiten Heft der Thusnelda, die auch ein Unterhaltungsblatt seyn soll, sagt ein Herr Rese, „die Urheber der Galgen und Hochgerichte hätten wenigstens den Staubbesen (Staupbesen) verdient." Der Mann besann sich wohl nicht, wer allein das Recht hatte und hat, dergleichen errichten zu lassen. So sprechen, heißt doch etwas allzu unterhaltend seyn.

— In mehreren Schriften hat man seine Verwunderung darüber geäußert, daß die zweite Stadt der Preußischen Monarchie nicht im Stande sey, sich ein Theater zu unterhalten. Die Auflösung der Bühne zu Königsberg ist in der That eine um so auffallendere Erscheinung, da eben diese Stadt bekanntlich in den letzten zehn Jahren die Ausgabe leisten konnte und nicht scheute, sich wiederholt ein neues, kostbares Schauspielhaus zu erbauen. In Königsberg selbst giebt man folgende Erklärung des Räthsels: Man beging den Fehlgriff, Hrn. von Kotzebue die Direktion des Theaters zu übertragen, weil man voraussetzte, wer so unterhaltende Stücke schreibe, müsse wohl auch die Direktion einer Bühne verstehen, ein Schluß, der um nichts besser ist, als wenn man glaubte, ein gefallender musikalischer Komponist sey nothwendig auch ein guter Singmeister und Orgelbauer. Jener Glaube indeß und die Neuigkeit der Sache verschaffte der Theaterkasse im ersten Jahr seiner Direktion, vorzüglich durch Abonnement, eine sehr große Einnahme. Auf diese, die er als stehend betrachtete, gestützt, engagirte Herr von Kotzebue ein sehr zahlreiches Personal, ohne es zu beachten, ob die Angestellten auch dem Publikum gefielen; er ermüdete ferner gar nicht, unaufhörlich seine eigenen Arbeiten zu geben, und handelte in vielen Punkten gegen die erklärten Wünsche des Publikums. Dies zog sich also zurück; im zweiten Jahre fanden sich, sagt man, gar keine Abonnenten, und Hr. von Kotzebue hatte bei der Darstellung seiner geliebten Stücke hinlänglich Raum und Stille, sich der bewunderungsvollen Selbstbeschauung zu überlassen. Die Kasse blieb aber dabei leer, und die vielen neu herbeigerufenen Schauspieler mußten, ohne Entschädigung, mit den alten entlassen werden. — Die ewige Wiederholung seiner eigenen Stücke, vertheidigte Hr. von Kotzebue damit: sie seyen Kassenstücke, und blieb dabei, ungeachtet der augenscheinlichen Widerlegung, mit der ihn jeder Abend kränkte. Kassenstücke waren seine Arbeiten allerdings, und zwar manche durch etwas Besseres und Geistvolleres, als wodurch die sogenannten Sachen sonst anziehen: aber die älteren kann man auswendig, und die neuen enthalten nichts als das Alte. Als vor kurzem ein neues Stückchen von ihm zum erstenmal gegeben werden sollte, wetteten zwei Zuschauer darüber, ob seine alte scharfsinnige Bemerkung: die Männer seyen nach der Hochzeit weniger verliebt, als vor derselben, auch hier vorkommen würde? Jeder, der „die Großmama" sah, mag entscheiden, wer gewann.

— Der Chemiker Davy hat eine Schutzlampe erfunden, welche die Luftentzündungen in den Steinkohlengruben verhüten soll. Die Lampe ist mit einem Metallflor umgeben, der zwar die Luft zur Flamme, aber nicht die Flamme zur äußeren Luft kommen lassen soll. In wie fern das möglich ist, muß die Erfahrung beweisen. Man hat in London Versuche mit einer Art Schutzlampe gemacht, die sehr gut ausfielen. Ob es die Davysche war, wurde nicht gesagt.

— Man hat dem wissenschaftlichen Institut zu Mayland einen Entwurf vorgelegt, den Theestrauch in der Lombardei anzupflanzen.

— Die Gaz. de Fr. führt aus einem Memoire von Sir Sidney Smith schreckliche Beispiele des Elendes an, welches die Christensklaven in der Barbarei erdulden, und zieht daraus den Beweis, es sey nothwendig, den Malteser-Orden wieder herzustellen. Sonderbare Schlußfolge! Jenes Elend existirte ja auch zu seiner Zeit, und ist also ein Beweis, daß der Orden nicht seinen Zweck erfüllen konnte, daß die christlichen Staaten also durchaus kräftigere Mittel gegen jene Greuel anwenden müssen. Der dritte Theil der ehemaligen Besitzungen jenes Ordens würde wahrscheinlich hinreichen, eine Macht auszurüsten, die dem ganzen Afrikanischen Seeräuberwesen ein Ende machte, und die fruchtbare Nordküste Afrika's der Kultur wiedergäbe.

— Der berühmte Dichter und Philolog Voß erließ vor kurzem eine dringende Aufforderung an den Philologen Hrn. Geh. Rath Wolf: es seyen nun zwanzig Jahr her, daß er die Hypothese aufgestellt, die Ilias und die Odyssee wären das Werk vieler, und nicht Eines Dichters. Er möge das doch nun endlich völlig, seinem Versprechen nach, durch innere Gründe beweisen. — — Schwerlich möchte dieser Aufforderung Genüge geschehen. Jene Behauptung bedeutete im Grunde nicht viel: aber mit Geist und Witz vorgetragen, machte sie Aufsehen, machte ihr Glück und das ihres Urhebers. Was soll sie mehr?

— Alles hat sich seit zehn Jahr in Paris verändert, sogar der Name des Freimüthigen. Damals nannten ihn die dortigen Blätter ziemlich unpassend den Sincère; jetzt aber zeigt das Journal des débats an: der Franc-parleur habe nach einer zehnjährigen Unterbrechung wieder angefangen. Nur die Gaz. de Fr. bleibt noch beim alten Namen.

— Ein neues satyrisches Gedicht: „Toll gewordene Talente" betitelt, macht jetzt in London ein so außerordentliches Aufsehn, daß eine Zeitung versichert, die Leser bedürften fast eben so sehr der Hemm-Kette, als die toll gewordenen Talente selbst. (In mancher andern Literatur könnte man das Tollwerden verzeihen, wären nur recht viel Talente im Spiel.)

An den Herausgeber des alten Freimüthigen.

Es ist mir der ehrenvolle Auftrag geworden, Ihnen, mein Hr., den beigeschlossenen Aufsatz über „das deutsche Haus" in Merseburg, für den Freimüthigen zu übersenden. Ich thue dies hiermit in der Ueberzeugung, daß es Ihnen angenehm seyn wird, die Bekanntwerdung desselben zu besorgen. Man hat auch in unserer Gegend es noch nicht vergessen, daß Ihr Blatt echt vaterländische Gesinnungen zu einer Zeit aussprach, wo Mancher im stillen Kreise seiner Familie kaum noch den Muth dazu hatte, weshalb u. s. w. Die Beilage enthält vollständig alles, was über das genannte Institut gesagt werden kann; und für das fernere Gedeihen desselben bürgen die Namen der edlen Vorsteherin und der achtbaren, in mannigfaltiger Hinsicht verdienten Männer, die sich aus den reinsten Absichten zu einem so preiswürdigen Zwecke mit ihr verbanden. Ich kann folglich nichts hinzufügen, als den herzlichen Wunsch, daß jene vortreffliche Anstalt, da das Vaterland an edlen Bewohnern, die jeder Aufopferung fähig sind, reich ist — Nachahmung finden möge.

Dr. K. Heinr. Leop. Reinhardt.

Bemerk. d. Herausg. Im strengsten Sinne eignet sich die folgende Nachricht zwar in ihrer Ausführlichkeit nicht für dieses Blatt: aber wie hätte ich mir versagen können, hier eine Ausnahme zu machen? D. M.

Einrichtung des Deutschen Hauses zu Merseburg.

Am 18. Junius, dem Jahrestage der Schlacht, welche die neuen Versuche des Mannes, der unser Vaterland Jahre lang mit schwerem Joch bedrückt hatte, und die kaum errungene, kaum gefühlte Freiheit furchtbar, wie nimmer, bedrohte, durch einen gewaltigen Schlag vernichtete, — der Schlacht, die Deutschlands Grenzen durch die Tapferkeit der Deutschen und ihrer Bundesgenossen, die Deutschen Stamms, mit gleichem Muth und Sinn schlugen, gegen die räuberischen Einfälle der Fremdlinge sicherte, — an diesem großen Festtage unsers Volks ward ein Haus eingeweiht, zu dem die erste Veranlassung die Feier des 18. Oktober, als des großen Rettungstags des gesammten Deutschlands, im vorigen Jahre gegeben hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

1816. Nro. 9.

Ernſt und Scherz

Mittwoch, oder den 27. Juli.

der alte Freimüthige.

Anzeige.

Darſtellungen aus Norddeutſchland von Dr. Meyer, Domherr. — Ausflug aus Hamburgs Trümmern im Herbſt 1814. — Sommerreiſe in Holſtein 1815. Mit Kupfern. Hamburg, 1816.

Jetzt oder nie, iſt die Zeit da, in welcher Beſchreibungen von Reiſen anziehend, nützlich, ſelbſt ſehr wichtig ſeyn können, und zwar für Deutſche, von Reiſen durch Deutſchland ſelbſt: jetzt, da man überall auf Umgeſtaltungen ſtößt, und überall noch die Erinnerung des Vorigen lebendig iſt; da die Vergleichung des Alten mit dem Neuen zu Würdigungen führt, welche das letztere modificiren können, ehe es zum Langgebliebenen erſtarrt; jetzt endlich, da tauſend wichtige Züge aus den Ereigniſſen der großen Begebenheiten, die Deutſchland in den letzten Jahren glorreich überſtand, noch in dem Munde warm theilnehmender Augenzeugen mit Jugendfriſche leben, vielleicht aber bald durch neue Ereigniſſe, oder durch die Abſpannung ruhigerer Zeiten im Gedächtniß verwiſcht werden können.

Aber wer ſollte Reiſen machen, um ſie zu beſchreiben? Nicht wer ein ſtürmendes, parteiliſches Gefühl und eine hochlodernde Phantaſie, die eine falſche Beleuchtung verbreitet, mitnimmt: Männer von reifem Geiſt, die mit genauer Kenntniß des Vergangenen, ruhigen Beobachtungsgeiſt für das Gegenwärtige, — mit zartem und reinem Gefühl für's Schöne und Gute, geübtes Talent für anziehende Schilderung verbinden.

Ein Solcher iſt der Verfaſſer dieſer trefflichen Darſtellungen. Diejenigen, die er vor 25 Jahren aus Italien gab, beſitzen in mehrern Rückſichten klaſſiſchen Werth und Reiz. Die vorliegenden haben für Kunſt und Lebensſchilderung freilich einen ſehr viel ärmeren Gegenſtand, aber was ſie geben, hat von oben angedeuteten Seiten für Deutſche höhere Wichtigkeit, und ſie ſind ſchön geſchrieben.

Zum Schluß lehren ſie uns den Werth des jungen Malers Overbeck, und den Gang der Bildung deſſelben, größtentheils aus eigenen vertrauten Briefen von ihm, kennen. Iſt das richtig, was dieſe Briefe über ihn zeugen, und hier ein Menſchen- und Kunſtkenner von ihm und ſeinen erſten Arbeiten ſagt, ſo wird Deutſchland bald den Ehrennahmen beſtätigen, den der Verfaſſer ihm zum voraus beilegt. Er nennt ihn Raphael von Lübek.

G. M.

Beitrag

zur Würdigung des Sprachreinigens.

Die Geſchichte unſerer Tage hat einen Theil Deutſchen Volkes, bei aller inneren Bereitwilligkeit, ſeine Volks-Individualität gegen die ausländiſche loszuſchlagen, aus einem gewiſſen Gefühl der Scham vermocht, eben dies Kennzeichen ſeiner Individualität abzuleugnen, und ſich mit demſelben zum Theil hinter veraltete Formen zu flüchten, zum Theil auch, unartigen Kindern gleich, Güter von ſich zu ſtoßen, die ſie im großen freundſchaftlichen Ideen-Verkehr zuvor eingetauſcht und eingebürgert hatten. So griff man nach der Kleidertracht längſt verfloſſener Jahrhunderte, und ſtempelte ſie zur Deutſchheit, ohne zu bedenken, daß ſie mehr den Europäer als den Deutſchen jener Zeit bezeichnen. In derſelben Beziehung wußte ein Theil Deutſcher Schriftſteller ſich viel damit, alle Wörter, deren Deutſcher Urſprung ihnen verdächtig war, auszumerzen, und andere dafür zu bilden, die paßten oder paßten nicht. Einem großen Theile dieſer rüſtigen Deutſchen gelten die ernſten Worte: „Vater! vergieb ihnen, ſie wiſſen nicht was ſie thun.“

Ein Volk, das ſeine Urſprache rein redet, kann nur auf einer niederen Stufe der Kultur ſtehen. Es hat nur für die Maſſe ſeiner Ideen die Zeichen, und in ſo fern es ſich mit dieſer Ideen-Armuth begnügt, mag es ſich allerdings auf die ihm eigenthümliche Ideen-Bezeichnung beſchränken. Schreitet es aber ein in den großen Ideen-Kreis unſeres ganzen Geſchlechtes, ſo iſt es bald genöthigt, mit den eingetauſchten, ihm alſo bis dahin fremden Begriffen, auch die fremde Bezeichnung aufzunehmen, oder es hört auf, ſich und andern verſtändlich zu ſeyn. Ja, wenn der menſchliche Geiſt gewohnt wäre, jeden Begriff willkührlich zu bezeichnen, ſo daß er vereinzelt da ſtände, ſo bliebe jenem vermeintlich patriotiſchem Gefühle noch einige Hoffnung, dieſelbe Willkühr üben zu können. Aber ſo iſt es nicht. Faſt immer weiſet der Ausdruck eines Begriffes hin auf einen früheren, ebenfalls ſchon bezeichneten, und erleichtert ſo die Verſtändlichkeit. Eben aber durch dieſe Hinweiſung auf einen ſchon bekannten Begriff, nimmt dieſer Neben-Ideen auf, die mit keinem andern Ausdruck zu bezeichnen ſind. Denn das dafür gewählte Wort weiſt entweder ebenfalls hin auf einen früheren, oft ſehr abweichenden Grundbegriff, bringt alſo ganz fremde Nebenbegriffe mit, oder es fehlen ihm die Nebenbegriffe gänzlich, welche es wecken ſoll, und ſo entſteht die große Ideenverwirrung, die Mutter zahlloſer Mißverſtändniſſe. Diejenigen alſo, welche ſich mit der leichten Bekleidung fremder Begriffe jetzt ſo viel wiſſen, treiben mit ihrer Sprache wahre Nothzucht, und über kurz oder lang muß es ihnen klar werden, daß ſie nur leeres Stroh dreſchen. Damit aber das Geſagte recht klar werde, will ich vom Allgemeinen zu dem Beſonderen übergehen.

Der Redakteur einer Zeitſchrift änderte in einem ihm überſandten Aufſatz, „Grundlinien zur Theorie der Meſſung,“ mehrere Stellen, wie ſie folgen. In der:

„Jede Wiſſenſchaft, die als ſolche ins Leben einſchreitet, fällt unwiderruflich dem Pedantismus anheim,“

tauſchte er das Wort Schulfüchſerei ein; alſo für den Geſammtbegriff eine Art, die wegen des ihr anklebenden Schulſtaubes ſich wenig empfiehlt.

In der Phyſiologie wird durch den Ausdruck

„Der Nahrungsſtoff aſſimilirt ſich,“

angedeutet, daß der Nahrungsſtoff, welcher der mechaniſch-chemiſchen Welt bereits angehörte, durch das Hinzutreten einer dritten Potenz, der Lebenskraft einer thieriſchen Organiſation nehmlich, mittelſt des Verdauungsproceſſes ſich der Natur jener Organiſation anſchmiegt. Ohnerachtet nun in dieſem einen Worte ſo viele Ideen zuſammengedrängt ſind, ſo wurde doch in der Stelle:

„Zorn, Furcht, Geſchlechtstrieb, wenn dieſe aufgeregt werden, zehren, indem ſie den Aſſimiliations-Prozeß unterbrechen, an dem ihnen nicht zugedachten Kapital,“

Verähnlichungs-Prozeß eingetauſcht, und dieſem Tauſch ſieht man beim erſten Anblick den damit verbundenen Verluſt nicht an. Er drückt im allgemeinen die Wirkung aus, ohne jedoch an das Objekt zu erinnern, dem der Nahrungsſtoff ſich verähnlicht hat. Er verſchweigt ferner den Uebergang dieſes Stoffes aus der mechaniſch-chemiſchen Welt in die thieriſch-organiſche.

Mit derſelben Unſchuld des Kopfes änderte er die Stelle:

„Wozu aber das Organ zerſtören, wodurch das Licht in großen Maſſen ſeinen Einzug hält, wenn wir es in unſerer Gewalt haben, das Licht ſelbſt abzuhalten,“

dahin ab, daß er ſtatt Organ — Weg ſetzt. Das Wort Organ erinnert uns daran, daß hier von einem nach inneren Geſetzen gebildeten Weſen, dem Auge, die Rede iſt. Die eingetauſchte

Bezeichnung „Weg“ eröffnet bloß eine Möglichkeit zur Ortsveränderung in einer gedachten Richtung, weiß nichts von einem nach inneren Gesetzen so wunderbar gebauten Wesen, läßt es überall unentschieden, ob unter dem Worte Weg hier das Auge gedacht werden müsse, und so fällt es von selbst in die Augen, wie hart sich jener Patriot versündigte, welcher in einer der nächsten Stellen das Wort Organisation durch Körperschaft ersetzte. Das heißt dem, welcher den Apfel fordert, einen Stein reichen, und sagen: sey befriedigt.

In folgender Stelle:

„So ist das Ziel seines Lebens (des Thieres) als Mittel für den Menschen gedacht, über den Wendepunkt der Oeconomie hinaus, und jener muß ihm nun den letzten Tribut zu übermäßig hohen Procenten abkaufen,“

ist für Oeconomie Wirthschaftlichkeit und für Procente Hunderttheile eingetauscht. Wirthschaftlichkeit bezeichnet aber die bloße Neigung, Anstelligkeit einer Person zur Führung einer Wirthschaft, keineswegs aber den Begriff des Verkehrs selbst, und Oeconomie kann nur zuweilen durch Wirthschaft übersetzt werden. Hier aber bezeichnete Oeconomie im Allgemeinen die Anmaßung des Menschen, alles, was nicht Mensch, oder eigentlich, was nicht er selbst ist, sich als Zweck seiner Selbst zu denken und zu gebrauchen, und für diesen Begriff ist die Bezeichnung Wirthschaft viel zu enge.

In dem Worte Procent sind zwei Größen gegeben: das Ganze und der Theil des Ganzen. Das eingetauschte Hunderttheile enthält bloß den Zähler eines unbekannten Nenners und gestattet deshalb gar keine Anschauung.

Man übersetzt das Wort perfide — wie schon Wieland erinnert — durch treulos, wiewohl diesem Ausdruck zu unserer Ehre der Nebenbegriff der Schadenfreude fehlt, welcher mit jener fremden Treulosigkeit verbunden ist.

Das mag genug seyn, um das Gesagte zu bekunden. Mögen die unter den verderbenden Patrioten, welche gar zu rasch vorschreiten, sich überzeugen, daß die einzige National-tät, welche zu retten es Noth thut, der biedere Deutsche Sinn ist, der manchem noch aus der Erinnerung kenntlich seyn dürfte; möge ihre Eitelkeit aufdören, sich des Eintausches fremder Deg isse, die uns gehoben haben, zu schämen, die Spuren dieses Verkehrs zu verwischen, das uns an Dankbarkeit mahnen sollte, und so das unerkannte Ziel zu entfernen, das zu einer dem ganzen Menschengeschlecht verständlichen gemeinsamen Sprache uns verhelfen muß. Möge dagegen auch kein Rabe mehr dem Pfau Federn auszupfen, bloß in der Absicht, sich damit zu schmücken, und das ganze Reinigungs-Geschäft beschränke sich darauf, jene in solchem Sinne eingelegte Federn dem Eigenthümer zurück zu geben.

C. W. Fröhlich.

Mancherlei.

Ihr die Ihr Euch für großmüthig haltet, weil Ihr zuweilen dem Armenwesen Summen hingebt, deren Verlust in der Art Eures Wohlseyns keine Aenderung macht; Ihr, die Ihr empor getragen von den Adlerflügeln eines augenblicklich begeisternden Gefühls, Gefahren und dem Tode selber trotzt: Ehre sey Euch! Aber folgender unscheinbare, nur zufällig bekannt gewordene Zug aus dem Leben eines armen Schullehrers, überbietet was Ihr gethan.

Der schon bejahrte, auch als ausgezeichneter Gelehrter geschätzte Rektor eines Gymnasiums bemerkte unter seinen Schülern einen ihm ganz fremden talentvollen Knaben, der aber eine sehr dürftige Weise war. Sofort unterstützte er ihn, ungebeten, mit Allem, dessen der Knabe zum Lernen, bald auch, dessen er zur anständigen Bekleidung u. s. w bedurfte. Der Knabe ist lebhaft, oft muthwillig: der ernste Lehrer zürnt nicht selten mit ihm, aber ohne in seiner Wohlthätigkeit zu ermüden. Endlich ist der junge Mensch reif zur Universität. Der Lehrer bemüht sich aufs eifrigste, ihm Unterstützung für die Studienjahre zu verschaffen. Man giebt zum Anfange derselben; man verspricht für die Zukunft: aber plötzlich hören diese Quellen auf zu fließen, und der junge Mann ist auf der Universität in großer Verlegenheit. Sein alter Wohlthäter gebt nun seinen eigenen, ohnehin schon streng berechneten Hagestolzen-Aufwand durch, um zu sehen, ob sich eine Ersparung machen lasse, ohne andern Armen etwas abzuziehen, die auf ihn rechnen. Er findet unter andern, daß wenn er nicht mehr frühstücke, er seinem Schützling sogleich eine kleine Summe übermachen kann, und der mehr als Fünfzigjährige nimmt von nun an zur Morgenkost mit einem Glase Wasser vorlieb.

Der edle Mann, jetzt fast 80 Jahr alt, lebt noch, beinahe völlig taub und blind, aber noch immer froh und thätig; seit der Stiftung der Universität zu Dorpat, als Professor der Theologie an derselben. Er heiße Evers. Sein Schützling war der vor wenig Jahren verstorbene Akademiker zu St. Petersburg, Lehberg, dessen nachgelassene Schriften von dem berühmten Krug herausgegeben sind.

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Bühne.

Am 15. Julius, am Geburtsfest Ihrer Königl. Hoheit, der Prinzessin Charlotte, wurde, nach einer Feierrede, Gluck's „Iphigenia in Tauris“ gegeben. Wie es auch in Rücksicht des eigentlichen Schauspiels seyn mag: daß die Oper sehr gewonnen hat, beweist schon Iphigenia allein. Die treffliche Sängerin, welche ehemals Iphigenia sang, konnte den Forderungen dieser Aufgabe nur durch eine Anstrengung genügen, die dem Hörer oft merklich wurde, und ihn zuweilen schmerzte. Madame Milder-Hauptmann verbindet mit einer reizenden Gestalt und edelm Anstande, eine hohe Frischheit ihrer Silberstimme, und viele Stellen des Gesanges, die sonst beengend ergriffen, reißen jetzt entzückend hin, — waren reines, zur Hörbarkeit verkörpertes Gefühl. Orest wird jetzt von Hrn. Fischer gegeben; doch das versteht sich von selbst: auf einer Bühne, bei welcher er angestellt ist, kann diese Partie keinem andern zufallen. Sein Gesang, reich an Seele, reicher an edler Kunst, bezauberte, und sein Spiel unterstützte es würdevoll. — Herr Eunike war sonst schon als Pylades vortrefflich: jetzt scheint ihn der hohere Flug der beiden andern Hauptpartieen auch noch zu erheben.

— Am 14. Julius gab man Zieglers „Parteienwuth.“ Das Stück hat eine sinnreich und glücklich erfundene Fabel, die Karaktere sind stark und, ein Paar Uebertreibungen abgerechnet, gut gezeichnet, nur die Handlung ist gedehnt, und zieht sich vorzüglich im fünften Akt, wie eine verwundete Schlange hin, und das thut ihm Schaden. Manche Scenen, z. B. die der Lady mit ihrem Beichtvater und ihren Hausleuten, verdienten, ohne Rücksicht, ganz gestrichen zu werden. Die Darstellung war in den Hauptrollen gelungen. Hr. Devrient, dieser Kunst-Magus, stellte den Oberrichter Cofe in jeder Nuance mit so sinnvoller Feinheit dar, daß sogar diese moralische Monstrosität Wahrheit zu haben schien. Herr Lemm gab den Sir Hamilton. Unter den Schauspielern, welche sich auf der hiesigen Bühne unter Iffland bildeten, steht Hr. Lemm sehr hoch. Sein Spiel ist immer durchdacht, hat immer die Haltung welche die Rolle fordert und macht Eindruck. Nur zuweilen scheint es ihm an Feuer zu fehlen. Heute war das nicht der Fall. Er stand vollwürdig neben Hrn. Devrient. Madame Devrient, welche die Lady gab, zeigt so viel Geist und Liebenswürdigkeit, daß sie dazu berufen scheint, viel Verlornes vergessen zu machen.

Zu spät eingesendete Beurtheilung.

Den 12. Julius Joconde. Schade daß die Uebersetzung dieser anziehenden Operette durchaus mißlungen. Es ging dabei nicht allein viel Witziges verloren, sondern es schlichen sich große Plattheiten ein. Ces étrangers ne sont pas mal, durch . . . „sehen nicht böse aus“ wiedergegeben, deutet auf einen der Sprache unkundigen Uebersetzer. — Einiges über die Darstellung. Der Ton am Hofe des Fürsten Robert muß nicht sehr fein gewesen seyn, da der liebenswürdigste der Hofmänner sich ziemlich unfein beträgt. Joconde bezeugt dem Fürsten in hochdessen eignem Hause wenig Achtung, und spielt überhaupt einen etwas unangenehmen Roué. Sein Benehmen bei der ersten Bekanntschaft mit dem niedlichen Rosenmädchen contrastirt stark mit Hannchens Aeußerung: Diese Herren (Joconde und Robert) betragen sich viel artiger, als die Herren aus der Stadt zu thun pflegen. Ueberhaupt schien bei dem Hrn. Fischer die Besorgniß vorzuherrschen, nicht genug bemerkt zu werden. Sollte der wackre Künstler sein Talent zu niedrig anschlagen? —

Sehr geschmackvoll sang Hr. F. mit Mad. Seidler das Duett im ersten Akt; doch überlud derselbe viel zu sehr sein Rondo und verwandelte unberufener Weise die Romanze im Anfange des dritten Akts, in eine Bravour-Arie.

Mad. Seidler sang und spielte die Rolle der Edile recht angenehm. Mlle. J. Eunike ist unübertrefflich in der Rolle des Rosenmädchens. Man kann nichts gefälligeres, lieblicheres und reizenderes sehen. Referent sah die graziöse Gavaudan zu Paris in dieser Rolle, und setzt Mlle. E. dieser gefeierten Künstlerin mindestens zur Seite.

Mit viel Laune gab Hr. Wauer die Rolle des Amtmanns.

— Hr. von Gretsch zu St. Petersburg, Herausgeber vom „Sohn des Vaterlandes“ — einer Russischen patriotischen Zeitschrift, die zu jener Zeit begann, als Buonaparte in Moskau war, damals feurig mitwirkte, die Vaterlandsliebe zu Heldenthaten zu entflammen, und seit es dessen nicht mehr bedarf, ihre Leser durch literarischen Werth fesselt, — hat den Auftrag erhalten, die Beschreibung der Reise des Kapitäns Golovkin und seiner langen Gefangenschaft in Japan, für den Druck zu bereiten, der auch schon angefangen hat.

— Die schöne Gemäldesammlung des verst. Hope, 300 Werke, ist zu London verauctionirt worden. Man sagt, sie habe 100tausend Pfund gekostet, ihr innerer Werth aber betrüge 40tausend Pfd. Sie wurde verkauft für 15tausend.

— Englische Blätter behaupten, am Französischen Hofe lebe jetzt ein Armenier, der sich für einen Persischen Ambassadeur ausgebe und als solcher behandelt werde, ohne es zu seyn.

— Reisende versichern, in einer glänzenden Hauptstadt außerhalb Deutschland folgenden Kupferstich heimlich besehen zu haben:

In einem ummauerten Garten voll hochgestengelter Blumen hüpfen eine Menge Papagenos herum, deren Gefieder aus lauter Schreibfedern besteht. Das Gesicht eines jeden ist Portrait, und jeder hat ein goldnes oder eisernes Schloß am Munde; manche versuchen ihre Flöte mit der Nase zu blasen. Vor dem Eingange einer dunkeln Grotte stehen die Damen der Nacht mit gehobenem Zeigefinger. Die Unterschrift — läßt sich errathen.

Einrichtung des Deutschen Hauses zu Merseburg.

(Fortsetzung.)

Diejenigen, welche die Idee dazu faßten und Entschluß und Plan öffentlich vorlegten, glaubten, kein würdigeres Denkmal des herrlichsten Sieges, den je Deutsche Waffen erfochten, stiften zu können, als wenn sie ihre Mitbürger aufforderten, den schönsten Tugenden, deren der Mensch und der Deutsche sich rühmen darf, der Frömmigkeit, der Tapferkeit und der helfenden Liebe dadurch zu huldigen, daß sie sich zu Begründung einer Anstalt vereinigten, die der Versorgung hülfsbedürftiger Kinder der Männer bestimmt seyn sollte, die im Vertrauen auf Gott, wie treuer Folgsamkeit gegen den Ruf ihres Fürsten und mit tapferm Heldenmuth gegen den gemeinschaftlichen Feind gefallen waren. In solchem Geist gedacht, wurde der Plan am genannten Tage zuerst den Einwohnern dieser Stadt, dann dem größern Publikum durch eine Schrift *), die die Beschreibung der Feier und den Vorschlag zu dieser Stiftung enthält, bekannt gemacht. Wir waren so glücklich, den Beifall unseres huldreichen Königs zu erhalten. Die ersten Behörden unsrer Provinz unterstützten das Werk der Liebe mit so warmem Eifer, unsre Mitbürger zeigten so thätige Theilnahme, daß in kurzer Zeit ein bequemes Haus nebst Garten angekauft, in Stand gesetzt und die vorläufigen Einrichtungen getroffen werden konnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Denkmal des allen Deutschen ewig unvergeßlichen achtzehnten Oktobers, und Stiftung eines Deutschen Hauses zu Merseburg für verwaisete Kinder Deutscher Krieger. Zum Besten dieser Anstalt herausgegeben von Dr. Karl Reinhold, Königl. Preuß. Hofrath. Halle, in Commission der Rengerschen Buchhandlung, 1815.

1816. Nro. 10.

Ernſt und Scherz

Freitag, oder den 19. Juli.

der alte Freimüthige.

Griechenlands Zukunft.

Anſpruchloſe Betrachtung eines Privatmannes.

Man hat, zuweilen mit wahrer Beredſamkeit, das Gefühl für die Griechen in Anſpruch genommen, und durch rührende Schilderungen und Betrachtungen beweiſen wollen, es ſey Chriſten- und ſelbſt Menſchen-Pflicht, das Elend der Nachkommen der Athenienſer und Spartaner mit Gewalt zu endigen. — Ehre der ſchönen Theilnahme an fremden Leiden! Sie iſt die hochachtungwertheſte Regung der Menſchenbruſt. Aber diejenigen Völker wären doch wahrhaft zu beklagen, deren Regenten nicht das als ihre höchſte Pflicht erkennten, das Wohl ihrer Staatsbürger nicht für eine fremde Nation aufs Spiel zu ſetzen.

Gegner wiederum ſind ſo weit gegangen zu behaupten, es würde eine hohe Ungerechtigkeit ſeyn, die Türken aus Griechenland zu vertreiben. Welche Rechte haben ſie denn auf den Beſitz deſſelben? „Das der Eroberer!“ Wenn die bloße Eroberung ein Recht giebt: würde dieſes nicht ungeſchwächt und ohne Ungerechtigkeit auf den übergehn, der ihnen dieſe Provinzen wieder abnähme? — „Aber auch das eines vierthalbhundert-jährigen Beſitzes.“ Auf das Land ſelbſt würde ihnen eine ſo lange fortgeſetzte Kultur deſſelben ohne Zweifel ein ſehr heiliges Recht verleihen: aber die Türken haben nicht den Boden bearbeitet, ſondern nur die Völkerſchaften, die ihn ſeit Jahrtauſenden beſaßen und benutzten, durch willkührliche Mißhandlungen und Erpreſſungen ſo unglücklich gemacht, daß auch dieſe in Rohheit zurückſanken und ihre Menſchenzahl auf weniger als den dritten Theil desjenigen zuſammenſchmolz, was ſie ehemals war. Nicht alſo den Beſitz des Landes würde man den Türken nehmen, wenn man ihr Reich endigte, ſondern nur die Möglichkeit, die eigenthümlichen Beſitzer deſſelben rückſichtlos zu tyranniſiren, und ein Recht dazu, kann nie ein Menſch über den andern, ein Volk über das andre erlangen, und hätten ſie es ſeit Erſchaffung der Welt ohne Unterbrechung verübt.

„Aber, ſagt man, die Vertreibung der Türken würde die Vortheile aufhören laſſen, die man bisher von ihnen zog, und die Verhältniſſe der chriſtlichen Staaten in Europa zu einander ſelbſt, zerrütten.“

Dieſer Einwurf hat das große Verdienſt, den einzigen Punkt zu berühren, der über die Theilnahme der Europäiſchen Mächte an dem Schickſal der Griechen, entſcheiden muß: er verdient daher ſcharf ins Auge gefaßt zu werden.

Alſo erſtlich: welches ſind jene Vortheile?

Man präſe ſo ſtreng man wolle, man wird keine andre von Wichtigkeit finden, als daß es

Frankreich und England oft gelang, den Großsultan, wenn es ihnen nöthen konnte, zum Kriege oder doch zu Kriegsdrohungen *) gegen seine Nachbarn zu bewegen, und daß der Handel jener beiden Staaten in Griechenland, zum höchsten Nachtheile der Eingebohrnen selbst, der Griechen, begünstigt wurde. So zahlten z. B die Franzosen vor der Revolution für die Einführung solcher Waaren, welche die Griechen mit funfzehn Procent verzollen mußten, nur drei Procent, und sie führten jährlich für mehr ein, als für 24 Millionen Francs. Man kann denken, wie groß der Gewinn der Engländer gewesen seyn muß, so lange sie, bei wenigstens eben so großen Begünstigungen vor den Eingebohrnen selbst, fast den Alleinhandel nach Griechenland hatten.

(Der Schluß folgt.)

Der Künstler und der Kunstfreund bei dem Gesang der Donna Catalani und der Frau Milder-Hauptmann.

Man ist oft darüber uneins gewesen, wem bei dem Anschauen der Kunst ein höherer Genuß gewähret sey, ob dem Künstler oder dem Kunstfreunde; wir haben uns für das letztere entschieden.

Der Künstler, leicht verführt seinen Maaßstab zu streng anzulegen, oft schulmäßig in der Meinung er sey schulgerecht, zerlegt und zergliedert sich gleich das Ganze, geht richterlich das Einzelne durch, und ist gewöhnlich mehr geneigt die Mängel aufzusuchen, als die Vorzüge, weil er, und zwar je größer das Kunstwerk ist, sich desto mehr fühlt, je mehr es zu tadeln findet. Anders der Kunstfreund, (wir reden von dem Gebildeten,) den nicht bloß ein leiser Anflug von Kunstschauer bewegt, sondern der bei einem reinen Sinn für das Schöne, durch öftere und ernstere Vergleichung des Besten mit dem Geringern, sich selbst ein Gesetz gestellt hat, das tief in seinem Gemüthe stillschweigend entscheidet; der nicht geführt durch Klügelei über das Einzelne, Kleinliche, sich nur dem Ganzen hingiebt, und dies in sich aufnehmend zwar nicht laut, wie jener urtheilt, aber desto inniger genießt.

Damit wollen wir aber nicht gemeint haben, der Kunstfreund gelte überhaupt mehr als der Künstler. Davon sind wir weit entfernt, da der Künstler als der Schaffende höher stehen muß, als der Kunstfreund, der nur der Schauende ist; aber der Künstler gönne dem Kunstfreund auch zuweilen ein Wort: denn wenn dem letztern auch ein beschränkteres Feld gegeben ist, auf dem er sich bewegt, so trifft er doch oft das Wahre, weil das Leben oft glücklicher entscheidet als die Schule. — Somit ist ihn aber auch sein Ziel gesetzt: nur so weit ihn sein Leben, sein eigenthümliches Gemüth führen kann, darf er gehen; diese Grenze aber ist geschlossen, da wo die Grenze des Volkslebens geschlossen ist, dem er angehört.

Die Schule hat freies Urtheil über Kunstwerke aller Zeiten und aller Völker; der Kunstfreund mag sich daran auch freuen und ergetzen, aber urtheilen kann er nur über das, was er gleichsam mit erlebt hat, über das Vaterländische.

Unsere Künstler können vielleicht an der Medicäischen Venus, an dem Apollon von Belvedere unrichtige Verhältnisse finden; unsern Kunstfreunden genügt ein ruhiges Anschauen, ohne so verwegene Messungen zu wagen. Wo unsre Künstler über Griechische Altäre, Römische Tempel, Korinthische Säulen sich aussprechen, werden unsre Kunstfreunde sich gern bescheiden; wo aber von Deutscher Baukunst, von dem Dom zu Kölln u. s. w. gehandelt wird, darf ihnen ein freieres Urtheil nicht gewehrt werden. Auch Raphael und die andern Meister Italiens blieben nicht unangegriffen von unsern Künstlern; unsere Kunstfreunde nahmen nicht Theil an solchen Händeln, weil sie fühlten, daß ihnen die Entscheidung nicht zukomme; ward aber von vaterländischen Werken, besonders von Darstellung und Aufführung, von Geist und Leben des Bildes gesprochen, dann durften sie mit Recht ihrem Gefühl vertrauend, sich in den Streit mischen. — Ein Gesetz über den Werth fremder Kunstwerke kann unser Kunstfreund nie geben, wohl aber frei bekennen, was er dabei

*) Es ist sehr sonderbar oft als eine merkwürdige Erscheinung, wohl gar als ein Beweis der Großmuth und der Rechtlichkeit der Politik der Türken angeführt worden, daß sie, wenn die christlichen Staaten unter einander in Krieg geriethen, die Ansprüche, die sie an einen derselben machten, ruhen ließen, bis sich jene wieder versöhnten; daß sie wohl gar Frieden schlossen, wenn sie eben auch mit einem derselben im Kriege waren. Die Erklärung dieses Verfahrens ist sehr leicht, wenn man sich erinnert, daß die politischen Ansichten der Türken zu allen Zeiten durch die Religionsvorschriftenheit bestimmt worden. In ihren Augen bilden alle christliche Staaten nur Eine ewig feindliche Masse, deren Unterwerfung und Bekehrung ihnen der Prophet verheißen hat. Geriethen diese unter sich selbst in Krieg, so sahen es ihnen unweise, irgend eine Partei zu hindern, der andern so viel Schaden zu thun als möglich, damit das Ganze geschwächt werde. Machten die Christen unter sich Frieden, dann versöhnten die Gläubigen Mahomets gewöhnlich durch einen Krieg, ob die Schwächung seiner groß genug gewesen, daß sie nun wieder einen Theil jener Masse, ihres künftigen Eigenthums, an sich nehmen konnten.

empfunden, welchen Genuß ihm das Eine oder das Andere gewährt.

Dies alles, was wir nun eben über Künſtler und Kunſtfreund und über ihr Urtheil bei vaterländiſcher und fremder Kunſt geſagt haben, dünkte uns nothwendig, um ruhiges Gehör zu finden, wenn wir als Kunſtfreund uns über den Geſang der D. Catalani und der Frau Milder-Hauptmann ausſprechen. Beide ſtehen ſich auch gegenüber, wie zwei hohe Kunſtgebilde, beide wohl Einem Himmel zugehörend, aber auf Erden die Eine dem Süden, die Andre dem Norden; beide unbeſiegbar, wenn ſie auf ihrem vaterländiſchen Boden ſtehen. —

Der Künſtler wird ſich hierin nicht mit dem Kunſtfreunde vereinigen, und zwar deshalb, weil ihm Kunſtfertigkeit (und wie leicht geht dieſe zur Künſtelei und zum Kunſtſtückmachen über,) das höchſte iſt; dieſem aber die Kunſt.

Dem Künſtler gewährt der Geſang der D. Catalani beſonders deshalb einen ſo hohen Genuß, weil er ſich ſagen muß, daß dieſe menſchliche Stimme etwas höheres erreicht habe, als er nur jemals als möglich geahnet; er folgt ihr durch jeden einzelnen Ton, verſteht die leiſeſten Uebergänge, das Heben und Beben, das Steigen und Fallen, ja jeden Hauch weiß er aufzunehmen. Hat er nun auch, denn etwas hat der Künſtler immer zu tadeln, einige Schwächen dieſer Sängerin entdeckt, ſo gewinnt ſie bei ihm noch doppelt dadurch, daß ſie dieſe Schwächen ſo trefflich zu verbergen weiß.

Die Milder, ſagt er, muß dieſer weichen, ſie hat die Beweglichkeit nicht in der Stimme, nicht dieſe Triller, nicht dieſe Tiefe, nicht dieſe Doppelſchläge, Trolen, überhaupt nicht dieſe Fertigkeit. — Hören wir nun auch den vaterländiſchen Kunſtfreund; er ſagt: ich gebe unſerer Milder den Vorzug, denn wie ſie ſingt keine Andre zu unſerm Herzen. Bei dem Geſang der Catalani bleib ich ſtaunend ſtehen, der Milder folg' ich entzückt; vor jener tret' ich zurück, wie vor einem Wunderbild, das uns nicht angehört, dieſer nah' ich mit Vertrauen. Oft fragt man zweifelnd bei einzelnen Tönen der Catalani: ob es weiblicher Geſang, oder der eines Caſtraten war; bei der Milder weiß man immer, daß es die weiche, weibliche Stimme iſt unſchuldig, einfach, aber doch gewaltig.

Noch ſchärfer würde der Gegenſatz zwiſchen beiden beſtimmt werden können, wenn beide einmal in derſelben Rolle auftreten würden, und uns zeigten, wie verſchieden ſie ihren Geſang mit dem Leben zu verbinden wiſſen.

Hört' ich die Catalani, da war mir, als ſtänd' ich vor einem künſtlichen Brunnen, der himmelhoch getrieben, alle Farben des Regenbogens in ſich ſpiegelt, aber ich konnte nicht hineinſteigen, den Durſt zu löſchen und die matten Glieder zu laben; hört' ich die Milder, da war mir, als läg' ich an einem geruhigen Quell, ihm konnt' ich getroſt folgen, und ob er auch anſchwoll zum reißenden Strome, er nahm mich kühlend und labend auf, und trug mich auf wiegenden Wellen in das unendliche Meer. F. F.

Mancherlei.

Politiſche Wahrheiten, wie moraliſche und phyſikaliſche, werden lange vorher geahnet und gefühlt, ehe man ſie zu einem hellen Gedanken auszubilden vermag. In dieſer Zeit ihrer dunkeln Wahrnehmung gewinnen ſie oft die ſonderbarſten Geſtaltungen, und werden in dieſen bald als hohe Weisheitslehren geprieſen, bald als eine Thorheit verſpottet. Gelangt endlich Jemand dahin, ſie in jener übergreifenden Einfachheit auszuſprechen, welche die natürliche Form jeder Wahrheit iſt: dann zürnen die Einen oft über ſeine vermeſſene Rückſichtloſigkeit, indeß die Andern verſichern, er habe nur etwas längſt Bekanntes geſagt. — Das letzte iſt eigentlich das beſte Sympton: es beweißt, daß die curſirende Ideenmaſſe wirklich bis zur Aufnahme der Zugabe, die man ihr bringt, gereinigt iſt.

* * *

Iſt ſchon irgendwo deutlich und überzeugend auseinander geſetzt worden, durch welche Vorzüge ſich die neue Bundesverfaſſung Deutſchlands, von jener unterſcheiden werde oder ſolle, die es einſt durch den Weſtphäliſchen Friedensſchluß und als Folge deſſelben erhielt; und der Bundestag von dem Regensburger Reichstage? Nicht? Das wäre eine ſonderbare Lücke in der politiſchen Literatur des Tages. Man hat doch noch nicht vergeſſen, was man vor kurzem jenem Friedensſchluß und jenem Reichstage ſo laut vorwarf.

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Schaubühne.

Am 15ten Julius „die Schachmaſchine.“ Zu einer Zeit, in welcher man dem Publikum ſelbſt die zweitauſend Jahre alten Luſtſpiele des untergegangenen Komerwolks anziehend zu machen ſucht, verdienen doch wohl auch diejenigen nicht vernachläſſigt zu werden, die Deutſchland ſelbſt ſeit zwei oder drei Jahrzehenden, durch Witz und Laune und glückliche hervorgerufene Handlung ergetzten. Haben ſie den Reiz der Neuheit verloren, ſo mögen ſie eine Zeitlang ruhen: aber wann ſie auf der Bühne,

zuschreiben, verdienen sie wenigstens so sehr als ein Plautinisches Stück, mit strenger Umwahl besetzt, mit Sorgfalt geordnet zu werden. „Die Schachmaschine“ gehört zu denjenigen Stücken, auf welche dieses am meisten paßt. Hrn. Unzelmann's Darstellung des Grafen Balsen ist berühmt: auch heute war sie echt kaustkerlich und komisch, wiewohl der Künstler nicht eben mit seiner Stimmung zu spielen schien. — Auch Hr. Gern der E. als alter Ruf, spielte ergetzend. — Zu Anfange des zweiten Akts musterte das Orchester noch ein Paar Minuten lang fort, nachdem der Vorhang schon aufgezogen war.

— Im 1sten „die Ehemänner als Junggesellen,“ und „die Drillinge.“ In dem letzten dieser Stücke stellt Dr. Devrient mit bewundernswerther Kunst, in Einem Akten, mehre man sagen, drei Karaktere in derselben Person und fast ganz demselben Aeußern dar, ohne gleichwohl die eigentliche Kunstverderung dieses Stückes bestreiten zu können, weil — sie höchst fehlerhaft ist. Der Verfasser hat den Drillingen eine so große moralische Verschiedenheit gegeben, daß es nicht möglich ist, ihre Karaktere mit Wahrheit zu zeichnen, und ihnen doch noch irgend eine bedeutende Aehnlichkeit zu lassen. Je trefflicher Dr. Devrient sehen spielt, desto unbegreiflicher muß es den Zuschauer werden, wie die übrigen Personen des Stücks jene mit einander verwechseln können.

— Am 17ten „Johann von Paris.“ Ein gillicher, froher Gedanke, beluftigend durchgeführt und mit einer reizenden Musik aufgestattet. Madame Seidler, schön, mit feinem, edeln Spiel und klangvollem Gesange gab die Prinzessin von Navarra. Herr Fischer sang den Prinzen vortrefflich; sein Spiel war lebendig. Minder standen Mad. und Dlle. Eunike, jene als Wirthstochter, diese als Page, vortrefflich an reizendem Spiel und Gesang, neben einander. In Dlle. Eunike hat die Bühne einen Schmuck, deren Werth in beständigen Fortschritten ist. — Der Gesellschaft, dem Hr. Blume gab, wurde gut gelungen, hätte aber im Spiel vielleicht mehr Karikatur seyn sollen.

— Eine wahrhaft gräßliche Erscheinung! Nach der Anlage eines alten, hochverdienten, und deshalb vom Staat längst sehr aufgezeichneten, vom Publikum verehrten Mannderes, hat er in seinem Leben — und er lebte dem Staate bald funfzig Jahr, — nie so häufig den Fall gesehen, daß junge Mädchen und Frauen freiherzige Schärpen an der Brust hatten, und daß so viel Blöße hervorsehen worden mußten, als jetzt, blos weil es Mode ist, den Busen mit einem breiten Eisenstabe auseinander zu drücken. Er giebt selbst den alten ehrenen Schutzriegeln zu den Vorzug vor diesem Unsinn: denn sie nahmen die weibliche Brust wenigstens in eine bequeme Wölbung auf. Wer kann ohne den tiefsten Unwillen den Gedanken verfolgen, daß in Deutschland jährlich Tausende von reizenden Mädchen sich auf lebenslänglich elend machen, weil irgend eine Pariserin einen Einfall hatte, der ihrer platten Brust anständig war! Giebt es irgend eine Mode, die eine verdammungswürdige Thorheit genannt zu werden, mehr verdiente!

— Unter den Vermischten, durch welche das Morning Chronicle beweisen will, daß die Minister nicht die Vortheile des Britischen Handels pflichtgemäß wahrnähmen, führt es auch an: Beim Ausbruch der Franz. Revolution hätte es in Deutschland 70 Reichsstädte gegeben, die als lauter Niederlagen und Stapelörter Englischer Fabrikate, und als Vertheilter derselben in Deutschland angesehen werden konnten; gleichwohl hätten die Minister nicht auf die Herstellung derselben gedrungen. Was wohl eben dies Morning Chron. dazu sagen würde, wenn Deutschland derberte, daß nur eine einzige kleine Grafschaft in England, von den Korper des Staates getrennt und für unabhängig erklärt werden möchte, um den Deutschen Fabrikaten zur Niederlage und zum Verbreitungsmittel in England zu dienen.

— In Irland ist ein Geistlicher, Namens Matuein, vom Bischof seines Amtes entsetzt worden, weil er ein Trauerspiel geschrieben hat. Früher hatte in Schottland ein anderer Geistlicher aus derselben Ursache dasselbe Schicksal.

— Das Britische Parlament ist entlassen, ohne daß wegen der endlichen Vernichtung der Bettlerreihen etwas bestimmt worden. Als bei der letzten Debatte darüber neue Beispiele von ihrer schändlichen Behandlung christlicher Kriegsgefangenen, die sie Offizieren nennen, angeführt wurden, erwiderte Lord Castlereagh, laut des Morning Chronicle: die Algierer hätten versprochen, sich in dem Punkt zu bessern. — —

— Das Journal de Paris erzählt, Dr. Chenedollé habe ein sehr bestrendes Epigramm auf die Akademie zu Toulouse gemacht, — nehmlich ein Gedicht, das sie krönte, drucken lassen. Es fange mit den Worten an: „Nacht war's,“ und die Akademie habe wirklich nicht viel gesehn. Dr. Ch. sage unter anderm in dem Gedicht: „Die edle Dichtkunst habe Dante lächelnd zusammen verlassen.“ Sollte Dr. Ch. nicht auch Deutsche Verse machen? Gewiß Deutsche Poesien sehen ihm sehr ähnlich.

— Endlich singen auch in Paris wieder einige kräftige Stimmen an, sich gegen die Herstellung einer Gesellschaft zu erheben, „die, heißt es im Constitutionel, vor wenig Jahren auf das dringende Verlangen zweier (nur zweier?) Mädete aufgehoben wurde, und die eine neue Bulle unerwartet wieder herstellte, ohne daß sie dazu eine öffentliche Aeußerung ihres Bedürfens, von der angeborenen Lust von Anklagen und durch Gründe gerechtfertigter Urtheilsverstehen, die auf sie paßten, befreit worden ist, und ohne daß man die kleinste Erorterung den sichtvollen und gründlichen Berichten der gesetzesten Gerichtspersonen entgegen gesetzt, welche die Verdammung jener Gesellschaft bewirkten.“

Einrichtung des Deutschen Hauses zu Merseburg.

(Fortsetzung.)

Ein Ueberschuß an Vorschuß und die zugeflossenen monatlichen Beiträge, machten nun die Eröffnung der Anstalt möglich, und der 18. Jun. wurde dazu desto freudiger bestimmt, da in derselben Stunde, wo Vorsteher und Freunde des Hauses zur Berathung beisammen waren, durch beunruhigenden Zufall die beiden ersten Pfleglinge, die der König selbst zu senden beschossen, zum herzlichsten Empfang ankamen.

Die Feierlichkeit erfolgte in den Nachmittagsstunden in Gegenwart der ersten hier anwesenden Staatsdiener und deren, die Anstalt, Leitung und Pflege der Anstalt übernommen hatten.

Doch, wie allen menschlichen Unternehmungen, stellten sich auch dieser, Zweifel, Mißtrauen, Bedenklichkeiten und, mit diesen, Schwierigkeiten mancher Art entgegen. Diese mehr heimlich als die Vorsteher und Freunde der Stiftung für ihre Pflicht, mit der Ankündigung jener feierlichen Eröffnung eine nochmalige Erklärung ihres Zwecks, ihrer Ansichten, ihrer Hoffnungen vor das größere Publikum zu bringen.

Die Anstalt ist das Deutsche Haus genannt worden, weil sie Deutschen Deutsch gesinnten Seelen gegen die Noth in liebevoller Sorge für die Waisen derer aufrufen soll, die im letzten Kampf sich für das Vaterland aufgeopfert haben. In einer Zeit, wo rein Deutscher Sinn und Streben sich noch neue mächtig begrenzten Aufklärungen und Meinungen widersetzen, sollte der Name selbst von der Liebe zeugen, die alle einigen und verbinden muß, wie im Glauben, so in der That; und wenn auch eingeschränkte Mittel nur diejenigen zu umfassen erlauben, die uns die nächsten sind, so darf doch der Geist sich in dem schönen Wort ausbreiten, daß solche Aeltern, solche Erfolge und solche Dankbarkeit zeugt hat. Denn, wie unsre Größe und unser Ruhm wieder verschwinden würde, wenn wir auf das Kleinere mehr gäben, als auf das allein Große, so konnte auch nicht fortleben, was aus der höchsten Idee der Deutschheit geboren worden ist, ohne dauernde Wärmung und Ernährung in demjenigen Sinn von der Kindheit an bis zum reifen Leben. Darum lasse man uns diesen Namen, die wir sind, Deutsche zu seyn, und Gott gebe, daß künftig dankbarer Gesinnt ihn der so theurer mache und zu schönen Ansichten anbinde, bei denen, deren Wärmung und Pflege man uns anvertraut.

(Der Schluß folgt.)

1816. Nro. 11.

Ernſt und Scherz

Montag, oder den 22. Juli.

der alte Freimüthige.

Griechenlands Zukunft.

(Fortſetzung.)

Ohne uns bei einer Unterſuchung aufhalten zu wollen, in wiefern ſich das Erbandein, Erzwingen, oder auch nur gewaltſame Behaupten ſolcher Vortheile über ein unglückliches Volk in ſeiner Heimath ſelbſt, rechtfertigen, oder mit dem Ruhm nationaler Großmuth vereinigen laſſe, wollen wir zu dem zweiten, wichtigern Theile jenes Einwurfs übergehn. Doch um ganz zu überſehn, ob durch die Befreiung der Griechen, Veränderungen der Machtverhältniſſe Europa's eintreten würden, die ſich ohne ſie abwenden laſſen, iſt es wohl nicht überflüſſig, die ganze Geſchichte der Türkiſchen Herrſchaft und die gegenwärtige innere Beſchaffenheit derſelben flüchtig zu überblicken.

— Verſcheucht aus ihrem Vaterlande von den Mongolen, ſtürzt ſich eine Tattariſche Horde auf das Arabiſche und Griechiſche Aſien, bemächtigt ſich deſſelben, und dringt dann mit gleichem Glück von der einen Seite nach Europa, von der andern nach Afrika vor. In Europa vernichtet ſie endlich den Staat der gebildetſten, reichſten, freilich aber auch üppigſten Nation jenes Zeitalters. Aus der Hauptſtadt derſelben ſtrecken die Sultane ihre Hände noch weiter aus, erobern Ungarn, verheeren einen Theil Italiens und Deutſchlands, — Da hemmt ſie endlich der Fortſchritt der Chriſten in der Kriegskunſt, die Verweichlichung der Sultane und — ein bisher wenig beachteter Umſtand — das Mißverhältniß zwiſchen der Menſchenzahl des eigentlichen Erobervolks und der Größe ſeines Reichs. Und von nun an, wie die Anaconda nach allzureichlichem Mahle in ſtarren unmächtigen Schlummer verſinkt, ſehen wir die Türkiſche Nation, gleichſam auf ihrer ungeheuren Beute gelagert, faſt ohne Verſuche eines Fortſchritts in der Politik oder der Bildung, in ſtolzer Ueppigkeit ruhen, ruh'n und täglich mehr erſchlaffen. Ein Theil ihres Raubes entſchlüpft ihr wieder, und dieſe täglich wachſenden Verluſte erwecken endlich einen ihrer Beherrſcher: er wagt eine Anſtrengung, um wenigſtens der Fortbildung der Europäiſchen Kriegsheere nachzueifern, aber die Rohheit ſeines Volkes brauſt wuthvoll gegen ihn auf, und vernichtet ihn und ſeinen größern Gehülfen. — Jetzt ſind in Konſtantinopel ſelbſt die Befehle des Großherrn nur in ſo fern der Befolgung gewiß, als ſie mit den Wünſchen der Janitſcharen übereinſtimmen, und in den Provinzen, wenn die Paſcha's ſie ihren Planen gemäß finden. Er ernennt dieſe Paſcha's: aber es bedarf eines Kriegsheers, um den Ernannten in wirklichen Beſitz ſeiner Würde zu bringen, und oft ſehr bald eines zweiten Heeres, um den Eingeſetzten in Gehorſam zu halten.

Gegen die Pascha's selbst erheben sich immer häufiger die Eingebohrnen, oft, wie z. B. die Servier und die Araber, mit lang' anhaltendem Glück, und in allen unterjochten Völkern, vorzüglich den Griechen, regt sich feurig die Erinnerung ihrer ehrenreichen Vorzeit und die Sehnsucht, ihre schmachvollen Fesseln von sich zu werfen. Zu diesen Umständen rechne man, daß die Zahl der Türken selbst sich zu jener der übrigen Einwohner ihres Reiches kaum verhält wie 2 zu 5; daß in der Armee bitterer Haß herrscht zwischen den Truppen der alten Form und denen der neuen, und daß die Neuerungen das Alte zerrüttet haben, ohne selbst Wurzel fassen zu können; endlich daß der Herrscherstamm, wenigstens in seiner religiös verehrten geraden Linie, am Erlöschen steht, und — man sieht wohl ein, daß nicht sowohl davon Rede seyn kann, ob das Türkische Reich aus der Reihe der Europäischen Staaten verschwinden solle, als davon, welche Maaßregeln zu nehmen sind, damit dies Verschwinden keine verderblichen Folgen habe.

Wenn nun die letzten mürben Bänder, die das monströse Gebäude zusammenhalten, zerrissen sind; wenn nun alle Pascha's, Ayan's und Beglerbegh's sich für unabhängig erklären; wenn nun die Einwohner aller Provinzen verzweiflungsvoll zu den Waffen greifen: — wie wird das auf das christliche Europa wirken? —

„Das ist es eben! flüstern viele. Dann werden" —

Seyd ohne Sorgen darüber! Freilich ist es sehr wahrscheinlich, daß die Nachbarn dann die nächsten Provinzen besetzen, wär' es auch nur, um den Greuel der Verwüstung von ihren jetzigen Gränzen zu entfernen, aber ihre Macht wird dadurch nicht verstärkt werden; eher noch auf lange geschwächt, durch die beständigen Kämpfe, in die sie dadurch mit den Türkischen Haufen, vielleicht auch mit den Einwohnern, vielleicht sogar gegen einander selbst könnten verwickelt werden. Die wahre Gefahr für das Glück der Europäischen Staaten, droht dann von einer ganz andern Seite her.

Blickt auf jene Seemacht hin, die durch den Besitz von Helgoland, Gibraltar und Maltha, durch die Autorität, die sie in Portugal und Italien übt, durch die schonende Freundlichkeit, mit welcher sie den Seeräubereien der Berberesken gegen alle andre Staaten zusieht, eine eng und immer enger werdende Kette um Europa's Küsten gezogen hat; deren Flagge fast schon die einzige ist, die Sicherheit auf dem mittelländischen Meere giebt; die jetzt durch den Besitz auch der Jonischen Inseln und der unangreiflichsten Punkte auf der Westküste Griechenlands, das Adriatische Meer nach Wohlgefallen verschließen kann, und sich gegen die Türkei wie ein Löwe im Aufsprunge, gestellt hat: Was wird sie thun, wenn das Türkische Reich zusammenstürzt? Wird sie zögern, sich sogleich in den Besitz des ganzen Archipelagus und der Levante, wahrscheinlich auch Morea's und Egypten's zu setzen? Wird ihr ein Prätendent vom Osmanischen Stamme fehlen, der sich in ihren Schutz begiebt, und den Moslemin, wo sie noch des Widerstandes fähig sind, Befehle ertheilt, wie sie sie braucht? An Lockspeisen, wie die Ertheilung zum Handel, und die sogenannte republikanische Verfassung der Jonischen Inseln, um auch die Griechischen Völkerschaften zu gewinnen? Werden die Pascha's und Mamelukken-Bey's im Stande seyn, ihr glücklicher zu widerstehn, als die großen Könige Ostindiens? Wird irgend eine Macht Europa's ihre Flotten zu durchbrechen vermögen, um den Unterjochten Hülfe zu bringen? Dann ist ihre Universalherrschaft über den Handel Europa's festgesetzt. Ein halbes Jahrhundert reicht dann vielleicht hin, dem neuen größern Karthago auch über das Innere der Halbinsel von Konstantinopel und Königsberg bis Lissabon, dieselbe Herrschaft zu geben, die das ältere kleinere über die Pyrenäische bloß dadurch erwarb, daß es die Hauptpunkte ihrer Küste besetzte, bei den Kriegen der einwohnenden Völker unter sich, mit scheinbarer Großmuth den Beschützer der Schwächern spielte, und die Führer der Stärkern durch Zusetzung von Vortheilen und Summen gewann, die ihm der Alleinhandel tausendfach ersetzte.

Fern sey es, zu behaupten, daß die Minister jenes Staates schon jetzt mit einem solchen Plane beschäftigt seyen. — Aber zu dem Grundsatze würden sie selbst sich ohne Widerrede bekennen, jeden Vortheil zur Erweiterung der Macht und des Handels ihrer Nation benutzen zu wollen; und jene Vortheile werden sich ihnen von selbst darbieten, wenn der Sturz der Osmanischen Herrschaft eintritt. — Man nehme dagegen an, diese würde nach Klein-Asien und Egypten zu einer Zeit zurückgedrängt, da sie noch durch diese Concentrirung selbst im Stande wäre, dem Eindringen jeder fremden Macht von der Meerseite her, kräftigen Widerstand zu leisten; man nehme an, die 5 bis 6 Millionen Griechen würden dagegen in ihrem alten Europäischen Vaterlande, um ihre alte Hauptstadt her, zu einem selbstständigen, von keinem

großmuthsvollen Schutz, wie ihn jetzt die Jonischen Inselstaaten genießen, beschaffen Staate versammelt: welche Folgen würde das für Europa haben?

(Der Schluß folgt.)

Des Feindes Sturz, der Teutschen Aufschwung. Einige Vorträge u. s. w. von J. Z. H. Hahn, Superintendenten ꝛc. zu Gera.

Eine Predigt, deren Verfasser sich durch reinen Eifer fürs Recht und fürs Gute, ehrwürdig, durch die Talente die er in ihr entwickelt, hochachtungswerth zeigt. Ich wollte, er hätte nicht gefordert, daß seine Schrift auch im Freimüthigen beurtheilt werden soll. Er wird eine Wahrheit hören, die ihm nicht angenehm seyn kann.

Ohne Zweifel ist der Wein ein sehr wichtiges Getränk: aber soll man deshalb Brunnen und Milchkuber damit füllen, und das, nicht weniger Wichtige, was da hinein gehörte, verschütten? Er leidet wird dabei wenigstens nicht gewinnen an Werth und Geist. — Ohne Zweifel ist die Politik eine wichtige Angelegenheit des Lebens bei jedem gebildeten Volk: aber soll man ihr auch die Predigten widmen? Diese sind doch eigentlich nur dazu bestimmt und berechnet, die Zuhörer durch religiöse Gefühle fürs Rechtthun in den häuslichen und engern heimathlichen Verhältnissen zu gewinnen. Den seinen Fall also abgerechnet, daß es darauf ankommt, die in der Kirche Versammelten auf der Stelle zu persönlichen Anstrengungen zu begeistern: warum sie an geweihter Stätte mit solchem Weitlichen, das ihnen fern liegt, behelligen? Von der Kanzel herab ist doch ohnehin keine Erörterung politischer Wahrheiten möglich, sondern nur Deklamation, und diese ist über nichts gefährlicher, als über Politik. Auch ist es fast nicht möglich, einen solchen Fehlgriff zu begehen, ohne dem Spotte Blößen zu geben, oder Nachtheil zu bewirken, den der Redende in seinem Eifer nicht ahnet.

Die Beiträge zu beiden ließen sich allenfalls in dieser Predigt selbst, so salbungsvoll und bereit sie ist, auffinden; aber aus Hochachtung für den Verfasser will ich mir nicht einmal eine leise Andeutung derselben erlauben.

Ueber die schöne Literatur in Deutschland. Erster Brief.

„Was ich zu dem jetzigen Wesen und Leben der sogenannten schönen Literatur in Deutschland denke?“ Zürnen Sie nicht, mein Freund, daß ich die Beantwortung dieser Frage so lange aufschob. Bisher war ich nur noch damit beschäftigt, niederzukämpfen, was ich bei ihrer gegenwärtigen Gestaltung fühlte.

Wie mir, bei der raschen Erforschung derselben, muß einem zu Muthe werden, wenn man ein Haus, zu dessen frohen Bewohnern im Jünglingsalter man einst selbst gehörte, nach langer Abwesenheit in ernsteren Jahren wieder betritt. So schnell man sich auch in den von Alters wohlbekannten Gemächern orientiren mag: in jeder Ecke derselben stößt man auf eine Aenderung, von deren Fremdartigkeit man zurückgedrückt wird. Findet man auch noch dieselbe Familie im Besitz, doch sind es dieselben Menschen nicht mehr. Die alten Respektspersonen, deren Ehrwürdigkeit allein sonst hinreichte, dem ganzen Treiben und Leben einen bestimmten Karakter aufzudrücken, trug man vielleicht schon lange hin, wohet es keine Rückkehr giebt. Die vollkräftigen Männer sind schlaffe Greise, die rüstigen Jugendgenossen, mit denen man sich in der Freude, in Wettstreit und Kampf, in Liebe und Haß, des Gefühls der eignen Kraft erfreute, sind finster geworden und ungelenk, und nur wenige trösten über den Verlust ihrer Jugendlichkeit durch die Erinnerung, daß sie sie an das Wirken oder Schaffen von etwas Großem oder bleibend Schönem und Gutem erschöpften. Dagegen treten einem überall mit der Gestalt und den Ansprüchen der Erwachsenheit — Wie scheinen sie doch so vorlaut und keck! — entgegen, die man einst auf dem Knie schaukelte, lobend in die Wangen knipp oder — schmälend in den Winkel stellte; und eine folgende Generation, in der man nur eine fremde sieht, tobt und lärmt die Treppen auf und ab.

Dann, mein theurer Freund, gilt es, um seiner selbst willen nicht unmuthig zu werden, und ungerecht in seinem Urtheil. Nur zu leicht wird man verleitet, die Erinnerung des Gewesenen als unbedingten Maaßstab des Werthes, an das Gegenwärtige zu legen. Nur zu oft fühlt man sich verletzt davon, daß nicht jeder ist was er war, nicht die Rechte seiner vorigen Stufe, sondern seiner jetzigen fordert. Ja wer weiß, ob man nicht zuweilen, indeß man nur strenge wahr zu seyn glaubt, ein Urtheil fällt wie jenes Mütterchen, das sich durchaus nicht überzeugen ließ, es wüchsen noch eben so köstliche Pfirsiche, als in ihrer Jugend, — weil die jetzigen ihr nicht mehr schmeckten.

Sie sehen aus dieser Betrachtung wie aus der Verzögerung meiner Berichte, daß ich aufrichtigen Willens bin, mich bei meinen Ansichten nicht durch mich selbst täuschen zu lassen, und bei den bittern Wahrheiten, die ich vielleicht zu sagen habe, nicht ungerecht zu seyn; übrigens aber — Die Krähe, die ich Ihnen für eine Nachtigall ausgebe, weiß sie sich dafür hält, soll die Erlaubniß haben mich laut zu krächzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Bühne.

Am 13. Julius „der Nothanker, von Kotzebue, nach einem Volksmährchen von Musäus.“ Die Volksmährchen von Musäus, die vor dreißig bis vierzig Jahren durch ihren naiven Vortrag großes Glück machten, würden, wenn sie jetzt erschienen, kaum bemerkt werden. Ob das für eine Verbesserung oder für eine Verschlimmerung des Geschmacks zeugt, mag auf sich beruhen: genug, dem ist so. Hr. von Kotzebue hat indeß den Einfall gehabt, eins derselben zu dialogisiren, denn viel mehr ist seine Bearbeitung nicht. Er hat ihm dadurch die Reize der Erzählung abgestreift, und dies weder durch reichen Witz noch durch Gesang ersetzt: es entstand dem etwas, das zwar in die Gattung der Possenspiele gehört, aber nicht einmal so unterhaltend ist, als diese. Der Hauptzug des Stückes sind die Knöpfe, die darin gesuchen werden. Die bei Gastwirths aufgenommen, der nicht genug hämische Schadenfreude zeigte, als er dem jungen Reisenden vorschlug, in dem Gespenster-Schlosse zu schlafen, und ihn dorthin begleitete, wurden alle Rollen recht gut gespielt. Dadurch sind denn das zahlreich versammelte Publikum bei dieser ersten Vorstellung unterhalten: aber schwerlich mochten sich dieselben Zuschauer je zum zweiten Male einfinden.

— Bisher ungedruckte Gedichte von Tasso sind zu Ferrara auf Kosten des Staates gedruckt worden, und der Pabst hat befohlen, daß eine ganz genaue und Manuskript-nachgezeichnete Abschrift derselben, im Vatican verwahrt werden sollte. Hr. Rosa Spina hat, sagt der Moniteur, den wichtigen Auftrag erhalten, dies zu besorgen. Diese Gedichte bestehen aus fünf Sonnetten und einer Ode.

— Die Akademie von St. Luka zu Rom vertheilte Anfangs Junii ihre Preise. Kardinale überreichten sie den gewählten Jünglingen. Den ersten Preis in der Baukunst erhielt ein publikaner Bodensohn, ein Schweizer.

— Bei Ausgrabungen, die man in der Kirche von San Angelo zu Rom machte, hat man ein Basrelief entdeckt, das einen Fortunten-Tanz vorstellt. Es ist ins Museum Clementinum gebracht worden, obgleich ein Engländer rotausend Pfund dafür bot.

— Von den berühmten Basreliefs, die 1811 bei Phigalia in Arkadien entdeckt wurden, und die auf Kost des Bereisten herübergenommen, erzählt ein Kenner, daß in den Kampfen, die sie darstellen, die Sieger und die Besiegten einerlei Gesichtsausdruck, und fast alle Figuren zu große Köpfe und zu dicke Beine haben, alle Fehler, die jetzt kaum ein Stümper begehen würde. Gleichwohl —

— Der große Schlinger zu Paris ist ein Gegenstand des Schreyes in den Zeitungen. Da eine verschert, wenn die weißen Mäuse, die er lebendig verschlucke, nicht zurückkamen, werde ihnen eine Katze nachgeschickt, die sie fresse. Feiner scherzt eine andre: Dieser Wundermann, der vorher 25 Jahr Hypothemper in den Steingruben bei Paris gewesen, habe erklärt, nie mehr zu seiner alten Kunst zurückzukehren, und bedaure oft, so thar eingelehen zu haben, zu welchen hohen Dingen die Vorsehung ihn eigentlich berufen habe.

— In einem Franz. Journal wird den jungen Aerzten sehr beherzigend und ernsthaft ans Herz gelegt, ihr Studium vorzüglich zu treiben, und vor allem die Werke Aesculaps zu lesen.

— Ein Thüringisches Blatt meldet aus Dresden, das Fest der Heimkehr des Königs sey eben nicht mit allgemeiner Theilnahme gefeiert worden, in dem Lustigen Bade aber habe man eine Allegorie gegeben, in welcher Sachsen folgendes von Napoleon gesprochen:

Ohne Werth ist so für mich das Leben,
Da der Einzige jetzt es nicht verschont,
Welcher ihm allein nur Reiz gegeben. —
Wär er noch. — er würde mich erheben.
Ach! an fremder Küste seh ich thn,
Bleibt er fern, — und so ich unbeschirmt.

Diese Worte, die auch mit königlicher Censur, sagt der Correspondent, gedruckt worden, sollten von Napoleon sprechen? Da sie in dem Ton einer Weihung für den König von Sachsen selbst entheiten, und sie eben so gut eine poetische Wehklage über die lange Abwesenheit dieses Fürsten syn konnten, so wird der Berichterstatter schon erläutern, diese Deutung anzunehmen, bis er beweist, daß der Verfasser und der Censor verrückt sind. — Durch Verbreitungen Erörterung dieses wollen, ist das strafbare Geschäft, das man sich Preßt über sagen.

Einrichtung des Deutschen Hauses zu Merseburg.
(Schluß.)

Darum sollte auch dies Institut weder rein gewöhnliches Waisenhaus, noch mit einem Waisenhaus von gewöhnlichem Schlag vereinigt seyn. Man verkannt das Klosterliche, das durch todten herz- und muthlosen Zwang und Druck verdumpft, aus unsern höhern Bildungs-Anstalten, weil man eingesehen hat, daß der Mensch, um menschlich zu werden und unter Menschen zu leben, früh sich an Liebe und Herzlichkeit, an eine menschliche Behandlung, an das warme Anschließen an liebende Gemüther, kurz an das Leben gewöhnt haben muß, das in der stillen frommen Hauslichkeit guter, christlicher Familien wohnt. So ist die Erfahrung angelehrigt, daraus sind die Gaben gesammelt worden. Wir lassen lauen, wie sein eigene Haupt- und Grundgesetz, nicht abgeben. Eine Familie Deutscher Kinder soll bei uns freilich leben, und zu frommer Gesinnung und rüstiger Thätigkeit im bürgerlichen Leben herangezogen werden. Darum ein freundliches Haus in gesunder Lage mit Hof und Garten zu freyerer Bewegung, Beförderung der körperlichen Freyheit und Gewöhnung an Abhärtsamkeit und Leidtragung auch in den Stunden des Vergnügens: darum ein Hausvater, der selbst Krieger gewesen ist, wie die Väter der Kleinen, ein Mann von bewährten Sitten und der Ernst und Liebe zu verbinden weiß, und eine Hausfrau, seine Gattin, die durch stille Ordnung das Große in dem Kleinen erhalte, und häuslicher Tugenden durch ihre Anleitung und ihr Beispiel lehre, aus denen die bürgerlichen entsprossen; darum zu Lehrern und Aufsehern keine Miethlinge, sondern zu dem Unterricht junge Manner, die mit Vergnügen, unter der Aufsicht geachteter Prediger, ihrem vorlegen Beruf in dem engen Kreise dieses Hauses sich entgegen bilden, und Pfleger und Pflegerinnen, die ohne Lohn und äußere Ehre, nur die Erreichung des Zwecks vor Augen, über Unterricht, Rechnungen und Wirthschaft, innere Ordnung, Gesundheit und Mußthaben, reinliche Bekleidung, nützliche Beschäftigung der Kinder, gewissenhafte Aufsicht führen, kurz der Besorgung aller der Bedürfnisse sich annehmen, die in einer zahlreichen Familie stattfinden; und dies nicht Manner und Frauen eines oder nur eines äußerlich ausgezeichneten Standes, sondern solche, die bei äußerer verschiedener Lage, im gleichen Sinn und Wollen zur Beförderung des Guten vollbereit und schwerterlich vereinigt sind.

Wie haben übrigens nicht die Meinung, etwas ganz Neues auf der Erde in das Leben eingeführt zu haben. Wir nennen nur ein schones Beispiel, die Louisenstiftung, die größer und umfassender, wenn auch nur einem Geschlecht gewidmet, in ihrer Begründung und Ausführung noch vorzüglicher. Mögen unsre Mitbürger uns ferner Zutrauen schenken, unsre Vorgesetzten und beständig unterstützen; möge der Sinn für wohlthuende Hülfe, deren wir vorhanden bedürfen, nicht erlerben, sondern mit den angenehmlichen Vorrichtungen zum Ziel sich vermehren. Mögen Gott gelingen lassen, was gut gemeint und redlich begonnen wurde!

Merseburg den 1. Jul. 1816.

Die Vorsteherschaft des Deutschen Hauses.
Maria von Bülow, geb. Gräfin zu Kanzau. Dr. Starke.
Dr. Weinhold. Kinkhardt.

1816. Nro. 12.

Ernſt und Scherz

Mittwoch, oder den 24. Juli.

der alte Freimüthige.

Anzeigen.

Keine Volks-Repräſentation in den Deutſchen Bundesſtaaten! Mit Bezug auf die wohlerworbenen Rechte des Adels. Veranlaßt durch die Schrift des Hrn. G. L. K. Ancillon: Ueber Staatsverfaſſung und Souveränität. Germanien, 1816. (S. 78.)

Ach, Du lieber Himmel! Was giebt es doch für böſe, böſe Menſchen in der Welt! —

Ein Zaubertag. Romantiſche Komödie von Wilhelm Rienſtädt. Berlin, 1816. (154 S.)

Fee Titania iſt im Begriff, die Liebe zweier jungen Landleute durch deren Verbindung in häusliches Glück zu verwandeln, da fordert die Fee Urania (!) den Bräutigam als ihr früheres Eigenthum zurück, um ihn wiederum Lebensgenuß zu weihen. Titania überläßt ihn ihr auf einen Tag, ſie möge verſuchen, ob ſie ihn ſeiner Geliebten untreu machen kann. Sofort beginnt Urania ihren Zauber: doch die Mannigfaltigkeit deſſelben hindert ſeine Wirkung. Amant widerſteht keinem der weiblichen Karaktergebilde, die ſie ihm erſcheinen läßt, aber allen hingegeben, wird auch er keinem zu eigen. Darüber verfließt „der Zaubertag," Titania tritt wieder in ihre Rechte, und Amant und Sophie werden verbunden.

Das iſt die Fabel, oder vielmehr der leicht zuſammengefügte Rahmen, mit welchem der Dichter die genialiſch-freien Gebilde ſeiner Phantaſie umſpannt, das Bändchen, das hier einen aus ſehr mannigfaltigen Blumen gebildeten Straus zuſammenhält. Es ſind viele recht liebliche darunter. Die Verſe ſind kunſtreich und, was mehr iſt, faſt durchgehend wohlklingend, die Diktion iſt blühend. Die Leſer werden indeß wohl thun, den Gedanken feſt zu halten, daß es hier nur darauf ankam, der anziehenden Fabel vom Elfenreich, ſo viele und ſo freundliche Phantaſie-Gemälde abzugewinnen, als der Verfaſſer vermochte.

Griechenlands Zukunft.

(Schluß.)

Ein ſolcher Staat würde freilich nicht zu bewegen ſeyn, ſeine Nachbarn anzufallen, wenn Englands oder Frankreichs Vortheil es forderte: aber er wäre ein höchſt wichtiger Zuwachs der Maſſe jener Staaten, die bei jeder Gefahr einer allgemeinen Unterjochung, durch ihr eignes Intereſſe getrieben, gemeinſchaftliche Sache machen müſſen.

Der Natur und Lage seines Landes gemäß, würde er vorzüglich eine Seemacht, und zwar in kurzem eine sehr bedeutende seyn: also eine neue Schutzwehr Europa's auf der jetzt am meisten gefährdeten Seite, nehmlich seiner Handelsfreiheit. Vorzüglich aber wäre er ein von der Natur selbst berufener Vertilger jenes Afrikanischen Raubgesindels, dessen Nester kleinliche Politik so lange als Staaten behandelte, indeß sie eine der geistreichsten Nationen unsers Welttheils, als rechtlose Beute roher Barbarei ohne Theilnahme verschmachten sah.

Ein solcher Staat würde freilich nicht die Industrie seiner Bürger, dem Vortheil andrer Länder aufopfern: aber Kunst- und Gewerbfleiß, Handel und wissenschaftliche Kultur der ganzen gebildeten Menschheit würde einen neuen Aufschwung nehmen, wenn die Griechen, mit ihrer eigenthümlichen genialischen Energie, sich ihr wieder anschlössen.

Doch auf welchem Wege wäre das zu bewirken?

Es giebt vielleicht gefahrlose, leichte Mittel dazu: aber hier glaube ich vor der Schranke zu stehen, die der Privatmann nicht überschreiten muß. Wenn er ruhig und unbefangen beobachtet, kann ihm zuweilen eine allgemeine politische Wahrheit früher klar werden, als dem scharfsichtigsten, von Geschäfts-Verhältnissen umstrickten Politiker im Amt: und dann hat er Recht und Verpflichtung, sie auszusprechen. Gilt es aber Maaßregeln, die zu treffen sind: dann tritt der Moment der Kabinette mit allen seinen geheimen Verhältnissen und Bedenklichkeiten in die Berechnung, und der Privatmann, der diese nicht kennt, und gleichwohl Rathschläge zum Verfahren giebt, begeht in der Regel eine vermessene Thorheit.

Nicht einen Rath, nur die Bemerkung erlaube ich mir daher: Wie viel könnte nicht dadurch allein schon im Lauf eines Jahrzehends bewirkt werden, wärd' es durch die That, wenn auch nicht durch das oft gefährlichere Wort, zum allgemeinen Staatsgrundsatze:

„Jede christliche Völkerschaft, die sich ihrer mahomedanischen Bedrücker entledige, stehe sofort unter der Garantie der gesammten Christenheit, und es sey Pflicht, sie als selbstständigen, befreundeten Staat zu behandeln."

Merkel.

Ueber Travestien.

Seit Blumauer die Aeneide Virgils verzerrbildert hat, fand er noch manche getreue Nachäffer, die sich aber leider nicht einmal in den Grenzen der Unschicklichkeit gehalten haben, in der jener sich herumtrieb. Blumauer erscheint immer noch gemäßigt in seinem Frevel, wenn man bedenkt, daß ein in einer fremden, und zwar todten Sprache geschriebenes Gedicht, theils von der Volksmenge nicht gekannt ist, theils auch zu fest steht, als daß es leicht verhunzt werden könnte. — Mehr vergingen sich die, welche an guten Werken der noch lebenden Sprachen ihren schalen Witz versuchten: die aber an dem Besten, was aus dem Volk, dem sie selbst angehören, hervorging, ihre Possenreißereien ausübten, die ihre eigene Narrenkappe einem heiligen Bilde aufsetzen, — sie sind gemeine Sünder. — Wohl mag der rohe Haufen an solchem Gaukelspiel sich ergetzen, aber die Bessern mögen sich hüten, daß ihnen nicht auch wider ihren Willen ein unzientliches Lächeln abgewonnen werde, welches ihnen für die Zukunft auf immer den reinen Genuß stört. — Und selbst der weniger gebildeten Menge sollte dergleichen nicht geboten werden. Wer gleichgültig, wohl gar scherzend Thiere quält, wird auch bald grausam gegen die Menschen werden; wer aus der Jungfrau von Orleans eine Trachenlarve macht, wird sich bald nicht scheuen, auch bei den Erzählungen der heiligen Schrift seine Grimassen zu schneiden.

Daß übrigens solche Sportgedichte auch zuweilen glücklich angewendet werden können, ist nicht zu verkennen, vor allem da, wo sie als gerechte Strafgedichte die Thorheiten eitler Poeten geißeln. Als Mahlmann den Herodes von Bethlehem schrieb, hat ihn niemand eines Frevels beschuldigt, und selbst Hr. v. Kotzebue vergab ihm, weil er meinte, dies sey der Prüfstein für jedes große und gute Werk, mithin auch für seine Husten vor Naumburg, — wenn es travestirt werden könnte. — —

Herr Solbrig, der in neuerer Zeit durch einige mißgeborne Zerrbilder — ein ganzes Taschenbuch — als Spaßmacher auftrat, ist ernstlich und freundlich zurückgewiesen worden, daß er für's künftige wohl schweigen wird; und wer mag auch an solcher Dichtung, die als Förderungsmittel der Verdauung angekündigt wird, Gefallen finden?

Bei dem allgemeinen und lautausgesprochenen Unwillen der Bessern gegen dergleichen, nahm es uns um so mehr Wunder, wie der Herr von Kotzebue sich an einem unschuldigen Volksmährchen seines Freundes Musäus so vergehn, daß er es travestirt auf die Bühne bringt. Wie sprechen von dem Schauspiels „Der Rothmantel." — Schon der Gedanke, ein Volksmährchen, das seinen an-

genehmen Wunderreiz nur dadurch gewinnt, daß es in der Winterstube am Spinnrocken erzählt wird, bühnisch zu behandeln, diese redenden und handelnden Geister und Gespenster, vor denen uns nur grauet, so lange wir sie nicht sehen und hören, die auf den Brettern nur stumm erscheinen müssen, handelnd unter die Lebenden zu senden, beides ist ein gleich unglücklicher Einfall, den Hr. v. Kotzebue selbst damit, daß er uns sein „Stück als Travestie giebt, nicht entschuldigen kann. — Weiter aber, als die andern Zerrbilderdichter geht Hr. v. Kotzebue darin, daß er nicht allein die Einfalt des Volksmährchens vorschauspielt, sondern sich nebenbei auch an manches Gute und Fromme einer guten Zeit gewagt hat: dafür finden sich fast in jeder einzelnen Person, die er uns vorführt, Beweise.

Am tiefsten wurden hier die mehresten dadurch gekränkt, daß er selbst die ehrenvollsten Unglücklichen, die Kriegskrüppel, verspottet. —

Ein für das Vaterland Verwundeter steht als betrügerischer Bettler auf der Brücke zu Bremen, und sucht diejenigen, die ihm unerkannt einmal eine Gabe schenkten, noch einmal zu belauern, theilt darauf einem unglücklichen Kaufmann einen Traum mit, wodurch jener einen großen Schatz in seines Vaters Garten wieder findet. Dieser bietet ihm nun an bei ihm zu wohnen, um ein gemächlicheres Leben zu führen, aber der Kriegsmann verachtet die Pflege, und hält dem Bettlerleben, dem er sich nun ergeben, eine hohe Lobrede.

Das Stück schließt mit den Worten: „Still! Ich höre pochen *).“ —

— r.

Mancherlei **).

„Professor Kraus,“ sagte mir in Königsberg ein Mann von ausgezeichnetem Geist, „weiß nicht nur alles, was ein wahrer Gelehrter wissen soll, sondern auch alles, was ein solcher nur wissen kann.“

„Das möchte noch hingehen,“ erfuhr einem andern; „aber er weiß auch alles, was er nicht wissen soll.“

„Das Schlimmste ist,“ fügte ein Dritter hinzu, indem er den Zweiten spöttisch ansah; „Kraus sagt auch alles das grade heraus, und seine scharfen Bemerkungen obendrein.“ —

Gewisse Gelehrte mögen mir es verzeihen, wenn sie wollen: diese letzte Aeußerung über Kraus machte mich mehr begierig nach seiner Bekanntschaft, als der weit verbreitete Ruhm seiner Gelehrsamkeit und seines wissenschaftlichen Scharfsinns.

Ich fand in ihm einen kleinen, magern, alten Mann, aber mit einem feurigen Auge, und noch feurigerm Geist, mit einem sehr einfachen Aeußern, in einer ärmlich möblirten Wohnung. Ich fand in ihm einen der liebenswürdigsten, hochachtungswerthesten, edelsten Menschen, die ich je gekannt habe. Ich fand in ihm, und das setzte mich am meisten in Erstaunen, neben der umfassendsten, gründlichsten Gelehrsamkeit, einen blendend hellen Blick für das praktische Leben in allen seinen Stufen und Abschattungen. Ich fand in ihm, bei einer bis zur Weichheit gehenden Gutmüthigkeit, unerschütterliche Festigkeit des Willens und oft kaustischen Witz.

Bei seinem Karakter, seiner Gelehrsamkeit und seinen Talenten war es natürlich, daß u. s. w. Er wäre das Orakel jedes gebildeten Hofes gewesen, wenn er in der Nähe eines solchen gelebt hätte, und ich bin überzeugt, daß ihn das nicht bewogen hätte, nur einen andern Rock zu tragen, als jetzt. — — — — — —

— Aeußerst karakteristisch für seine wissenschaftlichen Ansichten war eine Aeußerung, die er mir einst that. „Dort,“ sagte er, „wohnt der einzige wahre, der vollkommnste Philosoph, den ich je gekannt habe.“ — Er heißt? — „Es ist der alte, achtzigjährige Kaufmann — — —“ Ich sah ihn lächelnd an. „Ich sprech' im Ernst,“ fuhr er fort. „Es ist eine wahre Blasphemie, Kant nur mit ihm vergleichen zu wollen.“

Wohl zu merken: Kraus war ein inniger, sehr hochgeachteter Freund Kants gewesen, und sprach immer mit herzlicher Wärme von ihm; aber trotz seiner Professur sah er in den Wissenschaften nur die Dienerinnen des Lebens, Mittel zur Erhöhung des eignen und des allgemeinen Wohlseyns. Mit jener Philosophie verglichen, die das Leben fordert, schien ihm die Philosophie der Schulen, was die Fechtkunst neben der Kriegskunst ist.

*) Der Herr Verfasser irrt. Die auf der Bühne gebrauchten Schußwerke, — ein eben nicht unglücklicher, obgleich sehr derber Einfall, — heißen: „Still! Wir werden verlacht!“ wobei der Schauspieler aufs Publikum deutet.
Der Herausg.

**) Aus den noch ungedruckten „Erinnerungen eines Jüchtlings aus 1806.“

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Schaubühne.

Am roten Juliuß im Opernhause: „Die Zauberflöte.“ Die Dauriche Bühne hat vielleicht keine andere Dichtung, die das genau berechnete Zusammenstimmen so vielartiger Leistungen erfordert, um ihre volle Wirkung zu thun, als dieser romantische Mythenlilien einer regellosen, aber reichen Phantasie. Schöner, ausdrucksvoller Gesang, nicht nur lebendiges, sondern in manchen Rollen geradezu gaukelhaftes*) Spiel, phantastische und doch gut berechnete Pracht der Dekorationen, wohlgelungene Nebenerscheinungen — so selbst leichter, nie sinkender Maschinenwerk darf durchaus nicht fehlen. Schon eine Verkennung, die nicht gelingt, stört auf lange Zeit unangenehm. Aber bei so alten Stücken geraten man nur zu leicht in Verlegung, sich's bequem zu machen. —

Der Besang wurde bei der heutigen Vorstellung in den Hauptrollen sehr gut geleistet. Vorzüglichen Beifall verdienten Mdme. Milder-Hauptmann als Tamino, Dlle. Eunike als Pamina und Herr Bern als Sarastro. Papagena war ein froher, zwanglofer Gesell, dem man nicht ohne Vergnügen zusah.

Noch der Weltsicher der Liebenden durch Glut und Flut, sag zwar der Tempel auf, sie zu empfangen, aber man sah nicht, daß sie ihn erstimmten; glücklicher Weise wurde die natürliche Besorgnis, sie konnten der letzten Probe erlegen sein, durch ihre Umverfehrtheit im Innern des Tempels bald widerlegt.

— Man verlautet, Schelling habe einen Ruf nach Jena erhalten, aber ihn durch die Erklärung, er nicht bewilligt worden, erwidert: Man solle ihm 5000 Thaler Zahrgehalt geben, und eine Kirche zu seinen Vorträgen einräumen. — —

— Ein Tänzer und zwei Tänzerinnen vom Madrider Hoftheater sind in Paris angekommen, haben den rauschendsten Beifall gefunden, und sind engagirt worden. Das ist ein Triumph für die Spanier in das Franzöfische Kunstgebiet, dessen wichtigste Provinz bisher der Tanz bildete.

— Eine Nachricht vom 17. Mai aus Madrid, wo bekanntlich der öffentliche Unterricht den Jesuiten übertragen ist, erzählt: Ein Jesuit, der die Mathematik zu lehren hat, eröffnete seinen Vortrag mit folgenden Worten: „Alles Uebel, das Europa seit 50 Jahr erlitten hat, entstand aus den Kenntnissen, um derentwillen man das verflossene Jahrhundert preist; sie haben die Menschen zu Freidigen und zum Aufruhr geführt. Demzufolge werden wir Ihnen nur die Arithmetik, die Algebra und die Geometrie vortragen, denn ich fürchte, daß die andern Theile der Mathematik Sie zum Atheismus und zum Materialismus leiten können.“ In dieser Sitzung waren 120 Zuhörer zugegen, 15 am folgenden Tage stellten sich nur 50 ein; am dritten 45; am vierten kam ein Einziger. Der Jesuit konnte also begreifen, daß die Zuhörer weit entfernt waren, ihn für ein höheres Wesen anzusehn, das ihnen zumuthen dürfe, wie viel sie begreifen sollten.

— Das Morning-Chronicle beschwert sich bitter darüber, daß der König von Spanien den Tschantrell mit Amerika wie der auf den alten gesetzlichen Fuß zurückbringen will. Dieser

*) Vor etwa zwölf Jahren machte man [illegible] Verfasser dieser Anzeige heftig den Krieg darüber, daß [illegible] halb scherzend behauptete, wer als Papagena seiner phantastischen Aufgabe ganz genügen wolle, müsse die Mimik der Vogel studiren, um daraus aufzunehmen, was sich ohne Lächerlichkeit aufnehmen lasse. Sperlichen ist es von einem berühmten Schauspieler der Pariser Bühne, der durch sein naiv komisches Gebärdenspiel beständige, sobald er nur auftrat, mit Zuverlässigkeit bekannt geworden, er habe sich halbe Tage mit jungen Katzen eingeschlossen, um ihre possirliche Freudigkeit zu studiren. Wenn sache das Freilich, aber so nicht gemein. Die echte Komik, wie alles Echte in den schönen Künsten, geht aus der Natur hervor, und keine Quelle, welche ihnen diese darbietet, ist gemein.

schrieb vor, daß die Tuchausfuhr derlei, so lange die andern zwei Drittel Spanisches Tuch waren; aber während der unglücklichen Zustände lag die Tuchfabrikation in Spanien völlig, die Engländer demächtigten sich der ganzen Einfuhr, und — das M. Chron. sehe es als eine zum Himmel schreiende Ungerechtigkeit gegen England an, daß die Spanische Regierung den Gewerbfleiß ihres Volkes wieder erwecken will. — — —

— Der Courier sagt einer Beschreibung der gegenwärtigen Sonnenflecken der Versicherung bei: alte Astronomen und auch Herschel versicherten, es sey sich ein solches Phänomen gezeigt, wenn sehr fruchtbare Zeiten gefolgt. Ist eine solche Behauptung um vieles vernünftiger, als wenn man aus den Sonnenflecken den Untergang der Erde folgert? — Dasselbe Blatt meldet aus Mailand: Beobachtungen, die man mit dem Regenmesser auf dem dortigen Observatorium gemacht, hätten bewiesen, seit 1775, also seit Einführung der Wissenschaften, sey um ein Zünftel mehr Regen gefallen, als sonst — — !! — (Indeß in diesem Sommer Deutschland ein solches Uebermaaß von Regen erhielt, hat in Liv- und Kurland eine sechswöchentliche Dürre den Saaten großen Schaden gethan.)

Hildesheim, den 4. Juliuß, 1818.

— — — So wissen Sie denn, daß hier sehr viele der geistlichen Stellen vorzugsweise mit Mönchen besetzt sind. Der so genannte geistliche Rath des Bischofs, vormaligen Fürsten, ist ein Mönch; die drei Domprediger sind Mönche, und zwar zwei derselben sind Kapuziner; der Geheime des Generalvikariats, zugleich zweiter Pfarrer an der Kreuzkirche, ist ein Mönch; die beiden Pfarrer an der Andreaskirche sind Mönche; der eine der beiden Pfarrer an der Domkirche ist ein Mönch; zwei der Professoren der Theologie sind Mönche, und zwar der eine von ihnen ein Franziskaner; die Synodalexaminatoren, welche bestellt sind, denjenigen, die die höheren Aemter und Pfarren erhalten sollen, das Examen abzuhalten, bestehen auch den einen genannten zwei Professoren der Theologie und einem Kapuziner, und sind also auch Mönche; sogar der Direktor des Josephinischen Gymnasiums, der zugleich Präses des Seminariums und Gott weiß, was sonst noch ist, ist ein Mönch; Gie wissen dann einen Jesuiten nicht für einen solchen gelten lassen. Auch haben wir hier eine halbmenschliche und ganzmenschliche Geistlichkeit. Die Geistlichkeit der Lehrer bei Josephinums kann halbmenschlich genannt werden, und würde vielleicht ganzmenschlich sein, wenn sich die Lehrer nicht gegen neue Ideen, die man ihnen anlegen wollte, gesträubt hätten, wobei die glückliche Mode noch einige alte gerettet haben. Uebrigens sind sie noch immer gezwungen, beisammen zu leben, und den schönen Schulsonds durch Essen und Trinken zu verzehren, welches noch dazu oft wenig angemessen sein soll. Der Sonsionär bezieht gegen sechshundert Thaler und noch darüber jährlicher Einkünfte, und haben bekommen die Lehrer ein sehr spartich Aufgewortenes zu ihrer Disposition: alles Uebrige geht in dem Haushalte auf. Sie fragen billig, lieber Freund, ob denn die Lehrer mit dieser bemerkten Lage zufrieden sind, und ob sie im entgegengesetzten Falle nichts thun, um sie zu ändern? Ich kenne einige derselben persönlich, und dieß haben mir versichert, daß sie alle, unzufrieden mit ihren Verhältnissen, schon vor längerer Zeit sich wiederholt an die Landesregierung gewendet, ihre Lage auseinander gesetzt, und um Aenderung derselben und Organisation des Gymnasiums angehalten, aber noch immer keine Antwort erhalten hätten. Warum die Regierung eine öffentliche Lehranstalt, die sein geistliches Institut ist, sondern zum Zwecke hat, was alle anderen Gymnasien zum Zwecke haben, von dem betagten Bischofe und seinen Umgebungen ganz und gar abhängen läßt, kann ich wenigstens nicht einsehen. Von der Umwichtung des Gymnasiums selbst sage ich Ihnen dieses Mal noch nichts, weil der Brief sich zu sehr verlängern würde, da ich die ganzmenschliche Geistlichkeit nicht vergessen darf.

(Der Schluß folgt.)

1816. Nro. 13.

Ernſt und Scherz

Freitag, oder den 26. Juli.

der alte Freimüthige.

Anzeige.

Correggio. Ein Trauerſpiel von Oehlenſchläger. Stuttgart, 1816.

Ein Trauerſpiel! Die Benennung müßte in einer ſehr, in einer allzu weiten Bedeutung genommen werden, wenn man ſie auch dieſer Dichtung zugeſtehen wollte. Was iſt ſie denn? Eine Reihe ſehr gut und poetiſch dialogiſirter Scenen, die zwar nicht aus einander folgen, wie es im Drama ſeyn muß, aber in ſolchem Zuſammenhange auf einander, wie es in jeder guten Erzählung ſeyn ſollte. Ihr Inhalt iſt den Hauptzügen nach geſchichtlich. In Rückſicht der Einzelnheiten das zu beſtimmen, müßte man die Biographie Correggio's vergleichen, aber niemand der dieſe Dichtung mit der gebührenden Empfänglichkeit las, niemand der ſie überhaupt zu leſen verdiente, wird ſich ſo leicht bald nachher zu einer ſo proſaiſchen Frage verirren. Ihre Fabel iſt der Kampf des wahren Genie's mit dem Schickſal, und der Sieg des Erſtern, ſelbſt im Erliegen. Die Karaktere der Hauptperſonen ſind mit ſo hoher Naturwahrheit gezeichnet, daß die Bemerkung, ſie ſeyen in Rückſicht auf die drei Künſtler, die darin auftreten, Michel Angelo, Giulio Romano und Correggio ſelbſt, auch hiſtoriſch richtig, etwas ſehr Ueberflüſſiges iſt; die Situationen ſind einfach, zart und ſtarkergreifend zugleich, behandelt. Das Ganze giebt einen Genuß, — wie wohl ſeit langer Zeit keine neue Kunſtſchöpfung der Deutſchen Literatur zu gewähren vermochte.

So überſieht man denn wohl ein Paar Unwahrſcheinlichkeiten der Handlung.

Der Schlußgedanke der Zueignung:

Die Zeit macht keine Geiſter;
Der Geiſt macht ſeine Zeit!

verdient eine Erörterung in einem eigenen Aufſatz.

Ueber die ſchöne Literatur in Deutſchland.

Zweiter Brief.

Sie irren Sich, mein Freund, wenn Sie die unverkennbare Ausartung unſrer ſchönen Literatur allein den politiſchen Trübſalen zuſchreiben, welche Norddeutſchland erlitt. Sechs bis acht Jahre der Unterdrückung und Zerrüttung hätten ſo etwas nicht wirken können: ſie haben nur den völligen Ausbruch eines alten, in der Literatur ſelbſt liegenden Uebels gezeitiget und geſchärft. —

Sagen Sie mir: wo war denn der Mittelpunkt, in welchem die Geiſtes-Eigenthümlichkeiten auch nur der Völker Norddeutſchlands zuſammenfloſſen, um von dort zur Nationalität verſchmolzen und modificirt, als Gepräge des Ganz

zen zurückzustralen? Wie viel und entscheidend ein solcher allgemeiner Mittelpunkt gewirkt haben würde, beweist uns die Erscheinung, daß die Versammlung von nur vier großen Schriftstellern hinreichte, das kleine Weimar auf ein Paar Jahrzehende zur literarischen Hauptstadt, zur Gesetzgeberin Deutschlands in Rücksicht der schönen Kunst zu erheben. Ach, aber: wie oft, da ich selbst mich noch in den Stralen des schönen Gestirns sommerte und sonnte, wie oft fiel mir in Weimar der Spanische Gesandte ein, der unter die Tische blickte, die den San Marcus Schatz in Venedig trugen, und ausrief: „Ich sehe keine Wurzel! Hier gewachsen ist das nicht!“ Er hätte hinzusetzen können: „Und hier wird es sich nicht durch Saamen erhalten!“ Jene Großen und alle ausgezeichneten Dichter Deutschlands gingen einsam, oder nur von wenigen Genossen umgeben, den Pfad ihrer Ausbildung, ohne in ihr mit dem Ewigen, das nur das Genie geben kann, und das für sich besteht, jenes allgemeine Leben verbinden zu können, das dem Karakter der Nation entschöpft, auf denselben bleibend zurückwirkt. Sie erwarben Ruhm, und durch diesen gewöhnlich eine Lebensstelle, von der aus sie mit aller Gewalt darauf hinarbeiteten, ihren Geist zu entfalten. Es gelang ihnen — Nationalität in Rücksicht auf schöne Kunst zu schaffen? Nein! — Mode zu werden, und es zu bleiben, so lange die Kraft ihnen einwohnte, durch immer neue Schöpfungen zu gefallen. War diese entflohn, dann verloren auch ihre Werke bald den Einfluß auf die Nation, der sie nie ganz angehörten, da sie nicht aus den Eigenthümlichkeiten derselben hatten hervorgehen können; sie wurden fast in den Hintergrund zurückgedrängt, antiquirt. Ja, dazu bedurft' es oft nicht einmal eines neuen Genies. Zuweilen reichte ein glücklicher Uebersetzer hin, das Publikum von ihnen zu verlocken; oder eine neue Wendung des hoch rauschenden Schulräsonnements, um ihre bisherigen Verehrer die Nasen über sie rümpfen zu lassen.

Des Schulräsonnements, sage ich, nicht der Kritik; denn wahre Kritik bleibt ihren Aussprüchen immer treu, aber sie motivirt das Bleibende ihrer Forderungen nach der Nationalität des Volkes, zu dem sie spricht. Da aber, wie gesagt, kein Punkt vorhanden war, auf dem sich diese in Deutschland als Gesetz aussprechen konnte, geschah — das Unerhörte, daß die Lehrer einiger hohen Schulen, die in ihren Landstädtchen von dem Geist der Nation und seinem Gange wenig sahen oder erfuhren, sich gleichwohl zu höchsten Gesetzgebern ihres Geschmackes aufwerfen konnten. — Die wackern Männer gaben was sie hatten: Kenntniß des Alterthums und metaphysische Definitionen. Wer an ihren Arbeiten Theil nehmen wollte, mußte ihren Gang gehen; und in jedem Jahre sendeten sie Hunderte von Jünglingen, mit ihren beschränkten Ansichten gestempelt, aber in sophistischer Dialektik wohlgeübt, in die Heimath zurück. Diese hatten dann nichts Angelegentlicheres, als das Erlernte geltend zu machen. Sie fingen gewöhnlich damit an, die großen Dichter Deutschlands herabzusetzen, weil sie anders dichteten, als die alten Griechen, Römer, Spanier oder Italiener, oder weil die Definitionen des neuesten philosophischen Systems nicht auf ihre Schönheiten paßten; dann aber stellten sie den alten oder fremden Dichter — fast jeder einen andern, — als den größten Meister auf, den sie am besten nachahmen oder übersetzen zu können glaubten: — und fanden Glauben bei vielen.

Alles das war in Deutschland möglich und geschah. Und da nun in dieses Schwanken der Dichtkunst und der Kritik die Windsbraut, der politischen Unglücksfälle hineinbrauste, mußten beide wohl sinken, und nach Rückkehr der Ruhe ein — hoffentlich schnell vorübergehender — Zeitraum eintreten, wie der jetzige. Wie der jetzige: wo von der einen Seite von je vier Personen, drei Verse machen, aber dafür selten jemand andre Verse liest, als die er selbst verfertigte; von der andern Seite Hunderte von Kritikern ihr entscheidendes Wort mit heiserer Stimme durchs Land rufen, aber niemand sie anhört, und dagegen bloße Notizen der anonymen Korrespondenz in irgend einem nicht wissenschaftlichen Blatt, als kritische Autoritäten gelten und wirken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stufenleiter.

Das Mädchen am grünen Ufer ging
So ganz und gar allein;
Im Herzen sich's ihr zu regen fing:
Was konnte das nur seyn?
Sie wußt' es nicht; sie meint', es sey
Nichts weiter dabei.

Da sitzet am Weg ein Taubenpaar,
Und girrt und schnäbelt viel;
Sie wurde der beiden bald gewahr,
Und weilt bei ihrem Spiel;
Es wird ihr bang, sie flihtet fein:
Furcht wird es wohl seyn.

Nun über das Meer ein Vogel fliegt,
Mit manchem Halm im Mund,
Am Strand er ein Nest zusammenfügt,
Kunstreich, von Federn bunt.
Unruhig wirft sich hin die Maid:
Der Weg ist noch weit.

Und raffet sich auf und eilet fort,
Beengt in ihrem Sinn;
Zwei Schäfchen im Grase schaut sie dort,
Das Lämmchen mitten in.
Sie reibt die Aeuglein mehr und mehr:
Es staubet zu sehr.

Wer wallet daher? Wie willst Du fliehn?
Der Schäfer schon und gut.
Er blicket sie an, sie blicket ihn:
Die Wangen waren Glut.
Er zieht sie fest an seine Brust:
Ihr war's nicht bewußt.

August Wernicke.

Warnungstafel gegen die deutschen Staatsanzeigen vom Herrn Regierungsrath und General-Consul Adam Müller, auf den Grund des Vorworts dazu.

(Anmerk. des Herausg. Im Begriff eine Würdigung der drei ersten Hefte der „Deutschen Staats-Anzeigen" von Hrn. Müller zu schreiben, erhält der Herausgeber den beiliegenden Aufsatz. Ist er auch nicht überall und ganz mit dem Verfasser Einer Meinung, so glaubt er der patriotischen Wärme desselben doch nicht das Wort versagen zu dürfen.)

Wenn sich die Herren Germanomanen damit begnügten, unsre Deutschen Mädchen zu entmamsellen, oder wie jüngst ein Jude in Berlin, das „viehische (zoologische) Museum" des Herrn Doktor Lichtenstein zu besuchen, so könnte man mit rechter Gemüthlichkeit darüber lachen; aber wenn Schriftsteller, welche nichts Deutsches an sich haben, als den Namen, unter der Aegide der Germanomanie die Nation herabwürdigen und lästern, und eigne kleinliche Ansichten ihr als volksthümlich aufbürden wollen, so werden die Grenzen des erlaubten Scherzes überschritten. Denn so anerkannt und umfassend auch Deutsche Gutmüthigkeit seyn mag, bei der selbst ein Alarcos und Lacrymas eine Zeitlang ihr Publikum fanden, so hat sie doch ihre Grenzen, und wenn man die Frechheit so weit treibt, uns als Narren und Hasenfüße zu karakterisiren, so läßt sich dergleichen nicht mit Stillschweigen übergehen.

Dieses hat der Herr Regierungsrath Adam Müller sich erlaubt, und zwar in einer bogenlangen Ankündigung *) seiner Deutschen Staatsanzeigen, welche dazu wirken soll, den Gedankenfrieden für Deutschland zu erobern, so wie Deutsche Kraft und Deutscher Geist den Waffenfrieden erobert haben.

Das ist ein ganz löbliches Unternehmen, und wir wünschen von Herzen alles Gedeihen, ob wir dieses gleich bezweifeln, wenn der Herr Regierungsrath seinen Beruf zu einem solchen Mittleramte in der Schrift selbst nicht besser bekundet *), als er es in seinem Vorwort gethan hat.

Es ist schon mit Deutscher Bescheidenheit nicht wohl vereinbar, wenn ein Einzelner unberufen als Organ einer ganzen Nation auftritt; wenn es aber geschieht, so verlangt man wenigstens, daß dieser Einzelne mit der eigenthümlichen Art und Sitte dieser Nation völlig vertraut sey, und nicht sein eignes Ich derselben unterschiebe. Dieses ist dem Herrn Regierungsrath recht oft begegnet, und ohne uns in breite Widerlegungen einzulassen, wollen wir nur einige Stellen ausheben, und kurz andeuten, wo es anstatt: Deutsch, Deutschheit ꝛc. Adam Müller, Müllerei ꝛc. heißen muß.

Seite 11. heißt es: „Dagegen ist es anderseits, wie die Historie des gemeinsamen Vaterlandes zeigt, die recht innerliche Eigenthümlichkeit Deutscher Nation, daß sie den Menschen von seinen bürgerlichen Verrichtungen, von den Verhältnissen seines Bodens, seines Gewerbes, seiner Kunst, seiner Familie, seiner Stadt, seines Standes nicht zu trennen weiß."

Hier muß man statt „Deutscher Nation" lesen: Des Regierungsraths und General-Consuls bei der Stadt Leipzig Herrn Adam Müller Hoch- oder Hochwohlgeboren; (das richtigere Titelwort wissen wir nicht genau, und als einfache Deutsche bekennen wir offen unsere Unbeholfenheit in diesem Punkt.)

Denn uns ist es im Gegentheil immer so vorgekommen, als sey es gerade ein recht innerliche Eigenthümlichkeit der Deutschen Nation, bloß auf den Menschen zu sehn, und auf seine Sinnes- und Handlungsweise; auf das was ihm den wahren Werth giebt, und ihm als Mensch eigenthümlich ist: und ihn von allem zufälligen Beiwesen zu entkleiden!

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Sie ist auch im ersten Heft der D. Staats-Anzeigen wiederholt, also nicht veraltet.

*) Davon nächstens.

N e u i g k e i t e n.

Chronik der Berliner Bühne.

Am 23. Julius „Emilia Galotti," und zwar, wie die Ankündigung ausdrücklich bemerkt, neu besetzt. Eine neue Besetzung des Lessingschen Meisterwerks ist auf jeder Bühne, die es gut zu geben vermag, eine Weltbegebenheit, und eine solche muß man nur nach wiederholter Erwägung beurtheilen wollen: also über die Art, wie die neue Besetzung die Aufgabe leistet, nach einer zweiten Vorstellung. Von der ehemaligen Besetzung war nur noch Herr Herdt übrig. Herr Herdt ist seines Alters halber pensionirt, also natürlich nicht mehr verpflichtet, besonders so schwierige, viel Kraft fordernde Rollen zu spielen, als Odoardo; auch giebt es bei einer so großen, an Mitgliedern reichen Bühne, wie die Berlinische, gewiß mehrere Künstler für das Fach der leidenschaftlichen Väter: von mehr als Einer Seite macht es daher Herrn Herdt viel Ehre, daß er noch immer den Odoardo behielt.

(— An eben dem Tage gab Madame Catalani, nach den sechs Concerten für sich, ein Concert zum Besten der Armen. — Man berechnet, daß sie hier für sich über 20tausend Thaler gewann.)

— Am 24sten „Heinrich des Fünften Jugendjahre." — Sowohl in den fröhlichen Scenen, als in denen, wo er Verlegenheit darzustellen hat, spielt Hr. Gern den alten Kaperkapitan vortrefflich. — In der Rolle des Prinzen ist die künstlerische Hauptaufgabe, daß sich auch in den Scenen der Lustigkeit, der Verlegenheit und sogar der Beschämung, die edlere, selbst stolze Haltung nicht verliere. — Eben das fordert die Rolle des Grafen Rochester, und Hr. Maurer leistete das sehr gut.

Ferner: „Die gefährliche Nachbarschaft." — Eigentlich hat es seine Bedenklichkeiten, in Rücksicht des Lobenswürdigen, was Hr. von Kotzebue leistet, öffentlich gerecht gegen ihn zu seyn. Bei Gelegenheit macht er es als eine Huldigung oder Gott weiß was! geltend. — Sey's drum! — Sollt' er es auch noch einmal gegen mich mißbrauchen, doch soll mich das nicht bewegen, die Anerkennung zurück zu halten, die ihm gebührt; und so gesteh' ich gern, daß der Schneider Fips eine gar treffliche Karakterzeichnung ist. Aber man muß sie von einem Künstler wie Herr Devrient ausführen sehn. Jeder Ton, jede Bewegung war karakteristisch malend; für Kenner mag übrigens wohl die Art, wie er am Ende des Stückes die sogenannte Lehre, mit klanglosem Ton sich gleichsam nur entfallen ließ, der Zug gewesen seyn, der am entschiedensten den denkenden Meister bewies.

— Man erzählt zu Paris, in einer neuen Oper, die dort gegeben werden soll, werde das Ueberschwellen eines See's dargestellt, und das Theater so überschwemmt werden, daß die Sänger und Tänzer bis zum halben Bein im Wasser gehn. Ein wässerigter Spaß auf jeden Fall.

— Die Gemälde von Rubens, Lesueur und Vernet, die im Palais Luxemburg hingen, sind ins Museum versetzt worden; auch sollen eine Menge andre bisher wenig beachtete Gemälde der Franz. Schule dorthin gebracht und chronologisch geordnet werden, um das Studium der Kunstgeschichte zu erleichtern.

— Bei Gelegenheit eines Prozesses, den das Theater zu Lyon mit einigen dramatischen Dichtern hatte, wegen des Honorars, kam die Berechnung zum Vorschein, daß dies Theater jährlich den Armen im Durchschnitt 30tausend Frcs. bezahlt, den Schauspieldichtern aber nur 20tausend.

— Die Aufschneidereien der Franzosen, wenn sie etwas zum Kauf empfehlen, sind bekannt; aber folgende echt Englische weicht doch wahrlich selbst nicht Peril's Haarlocke, „die in den Ocean getaucht werden konnte, ohne die Form zu verlieren." Man macht in London Theeloffel von einer neuen Form, die man Wellington's-Theelöffel nennt. „Ihre Form, versichert der Courier, entspricht wahrhaft dem Ruhm des unsterblichen Helden, und jeder Schlag derselben stößt die Brust mit — der Erinnerung der Heldenthaten bei Waterloo." —

(Schluß des Briefes aus Hildesheim.)

Diesen Namen verdient das Seminarium, worin junge Leute von zwanzig bis fünf und zwanzig Jahren ihre Bildung zum geistlichen Stande erhalten sollen; ich sage, erhalten sollen, denn was sie wirklich erhalten, wird aus einer kurzen Beschreibung ihrer Lebensweise hervorgehen. Die jungen Leute müssen um fünf Uhr aufstehen, in einer Kapelle beten, eine halbstündige Betrachtung halten, wieder eine halbe Stunde in der Kirche beten, zwei Stunden die Theologie besuchen, nachher kurze Zeit so genannte Pastoraltheologie von dem oben genannten Franciskaner anhören, womit es elf Uhr wird. Jetzt erst dürfen sie mit einander sprechen: bis dahin müssen sie ein tiefes Stillschweigen beobachten, weil der Präses, der dicht neben ihnen wohnt, durch ein Fenster, in der von seinem in ihr Zimmer führenden Thüre angebracht, sie alle übersehen kann. Von elf bis zwölf Uhr essen sie, und dürfen noch bis ein Uhr mit einander sprechen. Dann aber geht es wieder in die Kapelle, wo eine Litanei gebetet wird, und von da auf eine Stunde in die Theologie. Von ein bis halb sieben Uhr ist wieder tiefes Schweigen. Von halb sieben, wo gegessen wird, ist das Sprechen erlaubt bis acht Uhr. Dann wieder zur Kapelle, um zu litaneien. Nachher wird bis halb neun Uhr die Betrachtung, die den Morgen darauf gehalten werden soll, aus einem Buche gelesen, das vor Zeiten von dem Jesuiten Pater Neppen zusammengeschrieben, oder vielmehr zusammengeträumt ist, weil es viel Tragikomisches enthält, wovon ich Ihnen in der Folge zu Ihrer Gemüthsergetzung einige Proben zu geben gedenke. Nach einer viertelstündigen Erforschung der Sünden, die etwa während des langen Tages begangen seyn könnten, geht es zu Bette, und um neun Uhr muß Jeder schlafen. Auf diese übertriebene Weise geht den Zöglingen des Seminariums jeder Tag der Woche hin, mit der Ausnahme, daß sie Dienstags und Donnerstags von ein bis fünf Uhr in ihren langen Mönchsröcken spazieren gehen können, wobei sie aber alle beisammen bleiben, und bei ihrer Rückkunft von ihrem Thun und Lassen Rechenschaft geben müssen. Sie dürfen nicht fragen, lieber Freund, woher diesen Zöglingen die zu dem künftigen Lehr- oder Pfarramte nöthigen Kenntnisse werden; denn es wird ihnen alle Tage gesagt, daß es damit nichts auf sich habe, wenn man nur fromm sey. Dieses Frommseyn bedeutet aber nichts weiter, als blinden Gehorsam haben. Indessen können einem nur halb aufmerksamen Beobachter die üblen Folgen nicht entgehen, die aus dieser und aller übrigen Möncherei entspringen. Daß die katholischen Einwohner unsers Fürstenthums fast in jeder Hinsicht wenigstens ein halbes Jahrhundert hinter den protestantischen zurück sind, weiß jeder, der sie kennt. Die albernen Wallfahrten, nicht nur im Lande selbst, sondern auch ins Ausland, sind hier noch sehr im Schwange, ungeachtet dadurch den Landleuten mehrere Tage, ja Wochen verloren gehen. Daß die jungen Leute einen Abscheu gegen das Seminarium haben, und sich kaum noch einige finden, die darin aufgenommen zu werden wünschen, ist eine natürliche Folge des die Menschlichkeit tödtenden Lebens in demselben.

Sie sehen, lieber Freund, daß — — — — nicht mehr Ursache haben, sich über Möncherei zu beklagen, als wir. Und auf Ihre Bemerkung, daß es dort noch Männer, sogar angesehene Männer gebe, welche dem Mönchthume Vorschub leisten, mache ich die Gegenbemerkung, daß sie dergleichen hier auch finden würden, und zwar solche, die es vielleicht für ein großes Glück hielten, wenn von dem noch nicht ausgerotteten Stamme der Jesuiten einige Zweige in das hiesige Land versetzt würden, wozu manche noch nicht alle Hoffnung aufgegeben zu haben scheinen. Leben Sie wohl. Nächstens ein Mehreres. Ihr Freund

Philopo.

1816. Nro. 14.

Ernst und Scherz

Montag, oder den 29. Juli.

der alte Freimüthige.

Anzeige.

Darstellung des Betragens der vormals unmittelbaren Reichsfürsten und Reichsgrafen im Königreiche Würtemberg, mit dazu gehörigen 28 Acten-Stücken. Erstes Heft. May 1816.

Diese recht gut gearbeitete Schrift und der Abdruck der beiliegenden Aktenstücke sind nicht sowohl ein Berufen auf das Urtheil des lesenden Publikums, als ein Versuch, es für die Sache, die darin geführt wird, zu gewinnen. Hier kann ihr Inhalt nur kurz karakterisirt werden, und das geschieht wohl am besten durch folgende Erinnerung:

Die innere Schwäche des Römisch-Deutschen Reichs, die seine Auflösung und so unaussprechliches Unglück herbeigeführt hat, lag eigentlich in der Zerstückelung Deutschlands in fast zweihundert besondere Staaten. Es gab so kleine unter ihnen, daß die Regierungen derselben außer Stande waren, ihren Unterthanen das Unerläßlichste, persönliche Sicherheit zu gewähren, wenn nur eine halbe Kompagnie fremder Truppen einrückte. Gleichwohl trugen die Einwohner solcher Ländchen auch in ruhigen Zeiten kaum weniger Lasten, als die mancher großen, mächtigen Monarchie. Der Gang der Begebenheiten bewirkte, daß diese Zerstückelung großentheils aufgehoben werden konnte, sehr viele jener kleinen Ländchen größern, mächtigern Staaten einverleibt wurden. Die oben genannten Aktenstücke aber sind Belege darüber, was einige Besitzer solcher Ländchen, die mit Würtemberg verbunden wurden, gethan haben, um ganz oder zum Theil den vorigen Zustand wieder herbei zu führen, — — *) und welche Verhandlungen das veranlaßte.

Diese Angelegenheit muß ja nicht mit den Gegenständen der eigentlichen Würtembergischen Landständeversammlung verwechselt werden.

Warnungstafel gegen die deutschen Staatsanzeigen vom Herrn Regierungsrath und General-Consul Adam Müller, auf den Grund des Vorworts dazu.

(Fortsetzung.)

Seite 12 hebt eine Parallele mit der Französischen Nation an, welche, wenn sie nicht etwa ironisch zu verstehen ist, nur ein Franzose so schrei-

*) Nr. 7. dieser Aktenstücke enthält den Bundestraktat, den acht dieser ehemaligen Reichsgrafen der darüber schlossen, alle ihnen „von der Vorsehung" verliehenen Kräfte zur „Wiedererlangung ihrer Rechte" gemeinschaftlich anzuwenden, und „alle in gleicher Cathegorie sich befindenden Reichsstände zum Beitritt einzuladen." —

den kann. Denn wer in einer ſolchen Zuſammenſtellung den Deutſchen allerlei Lächerlichkeiten als national andichtet, bei den Franzoſen dagegen das wenige Löbliche, was bei ihnen zu finden iſt, als Fehler aufſtellt, und ſtatt ihrer wirklich gräßlichen Unthaten nur das allerunbedeutendſte zur Rüge anhebt, den nennen wir einen Franzoſen, wie er ſich auch anſtellen und verkappen mag. Sie ſind nun einmal keine Müllerſchen Deutſche, und darum können wir den Menſchen ſehr wohl von ſeinem Weſen trennen, und mögen trotz des Namens und der Sprache, Herrn A. Müller nicht als Landsmann anerkennen.

Seite 20 heißt es: „Schon im gemeinen Leben hält der Deutſche den bürgerlichen Titel und die Bezeichnung des Standes für eben ſo wichtig, als den menſchlichen Namen, während die Franzöſiſche Nation in den beiden letzten Jahrhunderten eben ſo entſchieden auf die Vernichtung der bürgerlichen, der Provincial-, Familien- und Standes-Unterſchiede, und auf die Herſtellung einer angeblich geſellſchaftlichen und menſchlichen Gleichheit hinſtrebte.“

Ohne uns weiter auf das Unlogiſche bei dieſer Antitheſe einzulaſſen, wollen wir dem Herrn Regierungsrath nur kürzlich entdecken, wie es mit der Deutſchen Achtung für Titel und Stand als Gegenſatz des Namens, zuſammenhängt. Eigentlich macht ſich der Deutſche aus allen drei Prädikaten nicht ſonderlich viel, ſondern hält ſich, wie ſchon geſagt, an den nackten Menſchen, ſonſt aber hebt er das heraus, was den meiſten Werth hat, und dem Inhaber am ehrenvollſten iſt. Wo alſo der Name nicht viel werth iſt, mag die Behauptung richtig ſeyn; und in der That haben wir häufig von dem Herrn Regierungsrath und General-Conſul A. Müller reden gehört, aber höchſt ſelten von einem Herrn Hofrath von Schiller, Geheimen Rath von Göthe ꝛc., denn bei ſolchen Männern nimmt der Deutſche weder vom Titel noch vom Adel Notiz, ſondern ſpricht ſchlechtweg: Schiller und Göthe.

Rechtlichkeit, an Derbheit grenzende Offenheit, Achtung für alles Weſentliche, und Nichtachtung alles Schaugepränges und aller Windmacherei, das ſind eigenthümliche Tugenden des Deutſchen, durch die ſie vielleicht allen übrigen Nationen vorleuchten. Ihre karakteriſtiſchen Fehler ſind: Nachahmungsſucht, vielmehr Ueberſchätzung alles Fremden, demüthige Verkennung eignen Werthes in Vergleich mit fremdem, zu weit gehende Duldſamkeit gegen Narrheiten aller Art ꝛc. Wenigſtens konnte man vor 1805 ihnen dieſes nachſagen. Die drei letzten ruhmvollen Jahre werden ſo hoffentlich von dieſen Mängeln heilen, und ihr Selbſtgefühl, wie es recht iſt, erheben. Ihre — Achtung für dieſe Titel und dergleichen zu einem Deutſchen Nationalzug zu machen, und ihn gar als Lob auszuſprechen, hat wirklich vor dem Herrn Regierungs-Rath und General-Conſul noch niemand ſich erfrecht, und wenigſtens Neuheit kann man ihm nicht abſprechen, ſo wenig als das Talent zu überraſchen, wenn gleich nicht immer auf die angenehmſte Art.

Während er nun uns Anſchein beilegt, deren jeder echte Deutſche ſich ſchämen muß, behandelt er die Franzoſen mit einer ſorgfältig berechneten Nachſicht. Denn es heißt weiter:

„Nichts karakteriſirt die Franzöſiſche Revolution ſo deutlich, als die kalte Verachtung gegen die Ueberreſte der Verſtorbenen, und die Gefühlloſigkeit, mit welcher ſich die Eltern ihrer kaum geborenen Kinder, die Conſcribirten ihrer Familien, und die einzelnen Franzöſiſchen Haushaltungen ihrer Familiengenoſſen, die dem Eroberungsgeiſte ihres Beherrſchers geopfert wurden, entſchlugen.“

Alſo anſtatt die Unthaten anzuheben, wodurch ſich die Franzoſen im Laufe der Revolution an die Menſchheit verſündigt haben, giebt er ihnen: „kalte Verachtung gegen die Ueberreſte der Verſtorbenen“ ſchuld!

Wie achtungswerth würde dieſe Nation daſtehen, wenn ſie ſich begnügt hätte, die Verſtorbenen zu mißhandeln!

Er legt ihnen ferner die Gefühlloſigkeit zur Laſt, mit welcher ſich Eltern ihrer kaum gebornen Kinder entſchlugen. Was das ſagen ſoll, wiſſen wir nicht. Meint der Herr Regierungsrath, daß der Kindermord oder Ausſetzung in Frankreich häufiger ſey, als anderswo, ſo iſt dieſes ein uns unbekannter Faktum. Meint er aber damit, daß Eltern ihre Kinder zur Conſcription ſtellen, ſo paßt der Ausdruck: „kaum geborne“ nicht. — In der Gefühlloſigkeit, mit welcher die Conſcribirten ihre Familien verließen, finden wir auch nichts tadelnswerthes.

Wenn man anſtatt „Gefühlloſigkeit“ Vaterlandsliebe ſetzt, und das liegt hier ſehr nahe, ſo ſagt der Herr Regierungsrath der Franz. Nation etwas ganz rühmliches nach, und daß dieſes abſichtlos ſey, läßt ſich bei einem ſo hellen Kopfe unmöglich vorausſetzen.

Wir wollen einmal von der Gefühlloſigkeit abſtrahiren, worin der Herr Regierungsrath große

soviel weiß, wie wir; denn wenn er in Frankreich gewesen ist, oder nur Französische Gefangene gesprochen hat, so kann ihm nicht unbekannt seyn, daß diese Opfer im Allgemeinen keineswegs mit Lust oder Gefühllosigkeit, sondern mit dem höchsten Widerstreben gebracht wurden. Wir fragen ihn vielmehr: was sollten die Franzosen wohl thun? Oder was würde jede andre Nation in ihrer Lage gethan haben? Und haben nicht die Deutschen im Königreich Westphalen rc. das alles und noch mehr gethan?

Napoleon mußte den Franzosen anfangs willkommen seyn, weil er den Noyaden und Füsilladen vorläufig ein Ende machte. Sie wählten ihn fast einstimmig zu ihrem Beherrscher. Ob diese Volkswahl ein gültiger Titel zur Herrschaft war, kommt hier nicht in Betracht, so wie wir überhaupt eine solche Frage für ganz müßig halten. Genug, sie glaubten an ein solches Recht, und zweifelten im mindesten nicht, daß er ihr rechtmäßiger Beherrscher sey.

(Der Schluß folgt.)

M a n c h e r l e i.

Kunst-Anfrage.

Die vier heiligen Evangelien zeigen uns den Stifter unsrer Religion nur als Kind und Knabe, und dann als Mann. Die Erhabenheit der Idee, die dem Geiste der Gläubigen vorschweben sollte, ließ sich vorzüglich nur aus dem Alter der Unschuld, und dann jenem des gereiften Weisen, allgemein begreiflich herausheben. Für die darstellende Kunst aber würde ein neuer unendlich reicher Stoff gewonnen werden, wenn es glückte, für sie jenen Zwischenraum zu füllen. Also: Enthalten die vielen apokryphischen Evangelien keine Erzählungen, welche den Uebergang von dem heiligen Kinde zu dem heiligen Manne, für Künstler auf eine würdevolle Weise bezeichnen?

Bemerkungen, aus dem Leben geschöpft, fürs Leben.

Leihe keinem Weibe! Von einem Manne kannst Du es wiederfordern; aber wer vermöchte ein Weib zu mahnen? Sie selbst erinnert sich wohl, aber erstattet nicht.

— Kein schlechterer Wirth, als wer eine gute Aussicht im Hintergrunde hat! Man kann sie nicht so leicht übersehen, als den Vorrath.

— Daß man doch nicht heirathen kann, ohne in die Familie der Frau hinein zu heirathen. Wie manches Mädchen würde einen Mann bekommen haben, wenn ihre Familie nicht unleidlich wäre! Doch wer entscheidet, ob nicht noch häufiger die Frau der Familie wegen genommen wird.

— Weiber sind sehr praktisch; nicht Liebe, sondern Heirathen ist es, was sie fast immer im Auge haben.

C.

N e u i g k e i t e n.

Chronik der Berliner Schaubühne.

Am 25. Julius: „Die Jungfrau von Orleans."

Johannens Rolle ist von der Art, daß sie die Spielende fast immer mit sich emporträgt, wenn diese sich ihrem Gefühle hingiebt. Die interessante Künstlerin, welche sie heute gab, verdiente in den meisten herrlichen Scenen hohes Lob; in den sanftern aber wich sie von dem Charakter der Gottgesandten so sehr ab, daß man fast glauben mochte, hier lese nicht ihr eignes Gefühl, sondern fremdes, nicht künstlerisches Raisonnement. So war ihr Benehmen bei der ersten Scene am Hofe so dienend demüthig, daß selbst das: „Bastard von Orleans! Stehe auf!" nicht wirkte; und als sie im vierten Akt sich weigerte, die Fahne zu tragen, trieb sie den Ausdruck der Zerknirschung so weit, daß sie zu Boden sank. — Der junge Künstler, der heute den König spielte, hat sehr viel Talent für solche Rollen, in denen frohe Laune zwanglos sich gehn läßt. — Sollte man es glauben? Auch Hr. Devrient gab heute Stoff zu einer kleinen Ausstellung. Das ist eine allzu große Seltenheit, um nicht benutzt zu werden; also erlaube ich mir die Bemerkung, daß Talbot nicht durch lebhaftes, [illegible] machendes Spiel, sondern durch hohe, stolze Haltung, selbst im Aufbrausen des Zornes, imponiren muß. Daß der große Künstler diesen Ausweg mit Vorsatz wählte, ist freilich leicht errathen; aber ich schließe daraus, daß er die Rolle ohne eigne Wahl übernahm.

— Am 26sten „Fidelio," komponirt von Beethoven.

Diese freilich sehr schöne, aber auch sehr schwierige Komposition, wurde so vorgetragen, daß sie Kenner und Nichtkenner entzückte. Bedarf es weiteren Zeugnisses, wie vortrefflich unsre Künstler sangen und spielten? Freilich aber gab auch Mme. Milder-Hauptmann den Fidelio, und Hr. Eunicke den Florestan; Herr Mauer spielte den Gefangenwärter, und Herr Blume den Pizarro.

Bücher-Chronik *).

Schon wieder bietet man eine „Geschichte rc. des Joh. Adam Müller" feil, und zwar „aus seinem eigenen Munde aufgesetzt." Diese einzige Phrase schon karakterisirt den Verfasser. Man hat ein des Gegenstandes würdig ausgeführtes Bildniß des Propheten, ein Fac simile seiner Handschrift, eine Abbildung seines Wohnhauses (auch seines Viehstalles), und den von ihm selbst entworfenen Plan einer neuen Bundesstadt Neu-Jerusalem, und der Burg Zion, beigefügt; kurz, der ehrliche Träumer, der seine Träume für Offenbarungen ansieht, ist hier von allen Seiten für den Handel verarbeitet. Aber man hüte sich zu lachen. Wie denn jetzt alles in der Schriftstellerwelt einen Autoritäts-Ton annimmt, erklärt der Verfasser, der sich Wilhelm Ehrlich nennt, schon die Frage: Warum er über die Sache schreibe? für albern und für einen Beweis von verfänglich bösem Willen. (Das wäre sie wohl nicht, aber unnöthig. Der Zweck der Schreiberei liegt vor Augen.) „Denn, meint er, wir leben ja nicht in den Zeiten des finstern Pabstthums, wo man nichts denken, sprechen und schreiben durfte, als was vorher erlaubt worden." Nein, dem Himmel sey Dank! Also denke, spreche und schreibe ich, daß jedermann wohl thun wird, von der Scharteke weiter keine Notiz zu nehmen. — Müller's

*) Von jetzt ein stehender Artikel.

neuesten Träume sind übrigens, daß viel rothgekleidete Kavallerie und blaugekleidete Infanterie nach Frankreich gehen, die Russen aber nicht mehr nach Deutschland kommen werden; Frankreich muß und wird in drei Theile getheilt und ein neues Jerusalem erbaut werden, worin vier Monarchen jährlich zusammenkommen.

— Sollte sich jemand, troz obenstehender Warnung, den Sinn mit jenem mystischen Wasser erkälten, so rathe ich ihm, wie nach einem Glase Griechischen oder Italienichen Weines, nach dem zweiten Heft von Herrn Friedrich's satyrischem Zeitspiegel zu greifen, das in der Maurerschen Buchhandlung so eben fertig geworden. Man sieht, der Verfasser ist sehr geschäftig an der Toilette seiner Zeitgenossen, so wenig ihm es auch mancher derselben danken möchte.

Gewiß wird sein guter Genius den jungen geistreichen Mann vor der Klippe bewahren, sich aus der Satyre, so glücklich die seinige ist, ein Lebensgeschäft zu machen, (was unausbleiblich zum geistigen Untergang führt,) und vor jener, jemals zum Pasquill herabzusinken. Ein solches zieht den Angegriffenen zwar eine Zeitlang Belachen zu, dem Angreifer aber immer — etwas viel Schlimmeres. Fast 26 Jahr sind es, daß der Verfaßer des „Bahrdt mit der eisernen Stirn," nach wiederholtem Ableugnen, endlich sich öffentlich im Hamburger Korrespondenten zu seiner Arbeit bekennen, und seine Reue darüber bezeigen mußte. 26 Jahr! und wer kennt diese Schrift und kann sie jezt noch anführen hören, ohne eine Regung zu empfinden, die — ich aus Schonung nicht nennen mag.

— In einer andern Weise interessant ist die in derselben Buchhandlung erschienene, gelungene Uebersezung des Korsaren von Byron: eine unterhaltende Erzählung nicht sowohl in poetischer Prosa, als in poetischem Gedankengang, ohne Versmaaß in den Worten.

— Ein ganz besonderes Interesse, vorzüglich für Preußische Staatsbürger, muß eine neue Schrift vom Herrn Professor Fr. Horn erregen: „Friedrich der Dritte, Kurfürst von Brandenburg, erster König von Preußen." (Maurersche Buchhandlung.) Mit sichtlicher Liebe für die Arbeit und mit geistvollem Fleiß hat Herr Horn Quellen aller Art benuzt, und eine lehrreiche und anziehende Schilderung gegeben. Sein Stil ist hier anspruchloser und einfacher als gewöhnlich, also auch gefallender und kräftiger. Weiterhin soll dies Werk im Freimüthigen ausführlich beurtheilt werden. Möcht' es bis dahin schon recht viele Leser gefunden haben. Es verdient sie.

— Bei Nauck ist die Vorlesung erschienen, welche Hr. Hofrath Hirt am 3. Julius in der Akademie der Wissenschaften, bei einer öffentlichen Sitzung „über die Gallerie Giustiniani" gehalten hat. Sie giebt, nach einer gebührenden Danksagung an den König für den Ankauf dieser Gallerie, die Geschichte derselben, eine Würdigung ihres Reichthums, Nachrichten über jezt fehlende Stücke, die sonst zu ihr gehörten, Vorschläge zu ihrer Erweiterung, und Bemerkungen über die beste Art sie aufzustellen und der öffentlichen Benuzung zu weihen. — Die kleine Schrift enthält nur 24 Seiten, aber eine solche Mannigfaltigkeit reiflich erwogener und gut gesagter Gedanken, daß ein Buch von 10 Bogen mit ihnen wohl ausgestattet wäre.

— Freilich ein Werk von sehr verschiedener Art, als alle hier genannte, aber doch wohl ein wichtiges in seinem Fach, und daher als Berlinisches Produkt zu einer Anführung in diesem Blatte berechtigt, ist folgende Schrift:

„Betrachtungen und Aufschlüsse über den Torfbau, und geschichtlicher Nachweis über dessen bisherige Anwendung bei dem Land- und Wasserbau 2c. 2c., mit drei Kupfern, von J. Chr. Eiselen, Königl. Pr. Bergrath. Berlin, 1816, bei Vieweg."

Vermischte Nachrichten.

Professor Jahn läßt auf seinem Turnplatze als Ziel der Laufenden eine steinerne Säule errichten, die, auf der einen Seite mit goldenen Buchstaben die Namen der hiesigen Turnschüler nennt, die schon als Turnlehrer in Deutschland angestellt sind, auf der andern Seite aber die bekannte Stelle eines Buonapartischen Bulletins aus dem Jahr 1813 zeigt: „Die Berliner Schuljugend glaubte mich schlagen zu können." Ein nicht zu überbietendes Zeugniß für die wichtige Nüzlichkeit der Turnübungen.

— Ein junger Gelehrter zu Berlin, Herr — —, beschäftigt sich mit der Uebersezung eines alten Englischen Drama's, aus den Zeiten Shakespeare's, dessen Held Faust ist. (Vielleicht das Original des alten Volksschauspiels, oder, wenn dieses ein Deutsches Produkt ist, eine Uebersezung, woraus sich jenes ganz herstellen läßt.) Hr. — — hat sein Exemplar auf der königl. Bibliothek gefunden.

— Das Englische Kabinet arbeitet sehr ernstlich an der Festsezung der Thronfolge in Hannover. Nach den Deutschen Reichsgesezen ist es ein Mannlehen, und würde also nach dem Tode des Prinz-Regenten, von der Brittischen Krone getrennt worden, auf seinen ältesten Bruder übergegangen seyn: aber da das Deutsche Reich nicht mehr existirt, scheinen freilich auch seine Lehngeseze ihre Gültigkeit verloren zu haben, besonders da Hannover jezt ein Königreich ist. Der Gegenstand ist sehr delikat; und wenn die entgegengesezten Interessen, die darüber im Brittischen Kabinet kämpfen, ausgeglichen sind, scheint es, daß eine Debatte mit auswärtigen Stimmen darüber entstehen könnte.

— Bei den Versammlungen der Katholiken, die zu Frankfurt für ihre Kirche gleiche Rechte mit den protestantischen erzwingen wollen, macht Hr. Friedrich Schlegel den Sekretär.

— Das Morning Chron. giebt nach einer Fete bei dem Prinz-Regenten, ein versificirtes Recept zum Walzen, ungefähr folgenden Inhalts:

„Schafft so viel Damen zusammen, als Ihr könnt. Stellt zu jeder einen Mann. Laßt sie einander um den Leib fassen, dann langsam einhertreten, bis der Gang zum Tanze wird; laßt sie sich drehen, Gesicht an Gesicht, ohne Abwechselung und Anmuth, rund herum und rund herum, ohne Unterbrechung; dann und wann laßt sie ein wenig hüpfen und die Damen rufen: Schneller! Noch schneller! und alle sich drehen und drehen und drehen, bis jede Dame unter anderm auch offen zeigt, daß Zurückhaltung nicht zu ihren Fehlern gehört."

— Sheridan ist in der Westminster-Abtei „im Poetens Winkel," neben Addison, Garrick und Cumberland begraben; gegenüber Shakespear, Goldsmith und Händel. Eine vornehme Winkel-Gesellschaft!

— In England werden 40 Medaillen auf die Siege Wellington's verfertigt, aber großentheils von Französischen und Italienischen Medailleurs, weil, gesteht the Courier, diese Kunst in England nicht sehr ausgebildet ist.

— Nach einem großen Gastmahl, welches die „Freunde der Asiatischen und Afrikanischen Gesellschaft" zu London einnahmen, erschien vor ihnen ein Neger mit seinem weißen Weibe, das ein scheckigtes Kind auf dem Arme trug, „als einen Beweis von den glücklichen Folgen der Vermischung von Menschen verschiedener Farben und Racen, die von allen wahren Menschenfreunden so emsig betrieben wird;" sagt the Courier.

Berichtigung. Herr Prediger Rese zu Halberstadt hat den Herausgeber aufgefordert, die Erklärung einzurücken, daß (S. Nr. 8. dieses Bl.) Ersterer in Nr. 14. der Thusnelda „nicht von der Zweckmäßigkeit der Hochgerichte an sich" gesprochen, sondern davon, daß man „sinn- und gefühllos auch die schönsten Gegenden damit schändete. Das verdiene doch wohl eine Rüge?" (Die Rüge im alt. Freim. traf die überspannte Aeußerung des Unwissens in der Thusnelda.)

Ernſt und Scherz

Mittwoch, oder den 31. Juli.

der alte Freimüthige.

Hülfe!

Ich wünſchte die Noth, meine und die von einem Tauſend Mitbewohner einer Provinzialſtadt, vorzuſtellen. Wem? weiß ich ſelbſt nicht. Der Staat hat nichts an uns verſchuldet, der Nachbar auch nicht, und doch leiden wir ſämmtlich ſchwer. Vielleicht, daß der gute Gott uns hört.

Das Alter und die Jugend, der Gebrechliche, wie der Geſunde, wir alle nährten uns bis dahin vom Wollespinnen. Kam der Sonnabend heran, ſo lieferten wir das Garn ab, und erhielten den Lohn. Unſere Spinnſtube war unſre Welt. Der Regen machte uns nicht naß, der Sturm des Lebens traf unſre Hütte nicht, und wir waren zufrieden. Wenn ich alter Mann die Nacht ſchlaflos auf meinem Lager zubrachte, ſo ſtand ich wohl leiſe auf, ſetzte mich ans Rad, das ich vorſichtig eingeölt hatte, damit die Mutter nicht erweckt werde, und ſpann. Fielen mir dann mit dem erſten Morgenſtral die müden Augen zu, ſo lehnte ich mich, war's Winter, an die noch warme Ofenwand, und ſchlief ein Stündchen: hatte ich mir doch vorgearbeitet. Und ſo hoffte ich, ſollte nur der Tod uns einſt ablöſen von unſerem Rade. Leider! ſind wir früher abgelöſt. Die Tuchfabriken unſrer Stadt haben es vortheilhaft gefunden, ihr Garn nicht mehr durch Menſchenhand, ſondern durch Maſchinen, von Pferden oder von Dampf in Bewegung geſetzt, ſpinnen zu laſſen, und ſo ſind wir ſammt und ſonders in den Ruheſtand geſetzt. Die Art zu führen iſt mein Arm zu ſchwach; der Mutter Auge zu blöde, um feinere Arbeit zu fertigen: darum ſehnen wir uns wohl herzlich nach der letzten Stunde. Wenn die Mutter früh aufſteht, blickt ſie mich ſtumm an, ich ſie, beide dann unſer ſtilles Rad, in jedes Augen eine Thräne. Kommt die Stunde, wo die Wohlhabenden zu Tiſche ſitzen, nicht ſelten weinen wir uns da ſatt. Ach! die ſatten Menſchen wiſſen leider ſelten, wie dem der Dürftigkeit dahin Gegebenen zu Muthe iſt; mancher würde wohl helfen. Was nun aus uns allen werden ſoll, mag Gott wiſſen! Wir wanderten gern aus, aber wohin?

In einer recht troſtloſen Stunde ſuchte ich heut unſern Pfarrer auf. Ich klagte dem guten Mann mein Leid. Er hörte mich ruhig an. „Wohl kenne ich, ſagte er dann, Euer und das Unglück ſo vieler meiner lieben Pfarrkinder. Ein Unglück muß ich es ganz eigentlich nennen, denn ich weiß niemand, der dabei etwas verſchuldet hätte. Eure Brodherren, hätten ſie auch Rückſicht nehmen wollen auf Euch, ſie durften es ſich vielleicht nicht einmal erlauben, weil ſie dann mit den Fabrikanten, welchen das wohlfeilere Maſchinengarn zu Gute kam, nicht Preis halten konnten. Auch

bleibt es wahr, daß es Pflicht ist, dem Menschen von den mechanischen Arbeiten so viel von den Schultern zu nehmen, als möglich ist. Die Geschichte hat uns darüber einen sehr ernsten Wink gegeben."

„Als die Buchdruckerei erfunden war, und überall davon Gebrauch gemacht wurde, errichtete man auch in der Türken-Hauptstadt eine solche. Da bestürmten viel tausend Menschen den Thron jenes Reichs, klagend: „Wir alle nährten uns bis dahin vom Abschreiben des Korans. Wird dieser gedruckt, so sind wir brodtlos und sterben Hungers."

„Die Regierung dieses Landes rührte das Unglück so vieler und sie ließ jene Druckerei zerstören. Seit dem Tage trat dies ganze Volk heraus aus dem Kreise der fortschreitenden Kultur. Von keiner entdeckten oder ausgebildeten Kunst, von keiner Wissenschaft erhielten sie Kunde, denn nur gedruckte Bücher verbreiten diese schnell und allgemein genug: und so ist dieses Volk ein warnendes Beispiel, daß man der Entwickelung menschlicher Kraft sich ungestraft nicht in den Weg stellen darf."

Wohl, Herr Pfarrer, das sehe ich ein. Möchte ich doch fragen, ob die Maschine, welche die Schultern des Menschen erleichtert, auch dasselbe leistet? Wird ein Stück Tuch, von Menschenhand gesponnen, nicht noch einmal so lange halten, als ein anderes, von Maschinengarn gefertigtes?

„Dem will ich nicht widersprechen, erwiderte der Pfarrer. Uns aber gebührt die Entscheidung darüber nicht. Möglich, daß man nach Jahren zur Menschenhand zurückkehrt, und ich möchte es wünschen; denn die Arbeit, welche die Maschinen dem Menschen hier abnahmen, war nicht schwer; sie verschaffte auch dem Schwächsten noch Gelegenheit, sich nützlich zu beschäftigen, gab dem dürftigsten Daseyn noch Zweckmäßigkeit, und diese Aussicht verdient wohl ernste Berücksichtigung."

Bei allem dem, Herr Pfarrer! unsre Noth ist einmal da. Mag sie immerhin von keinem verschuldet, ein reines Unglück seyn, das kann uns nicht trösten, wird den unfreiwilligen Gang der Noth, die kein Gebot hat, nicht aufhalten, und dieser unfreiwillige Gang, bedenken Sie wohl Herr Pfarrer, führt bei beschränkten Menschen gar zur Verzweiflung; die aber wirkt zerstörend für uns und für das Allgemeine.

„Haltet Euch Vater, erwiederte der gute Pfarrer, meine Hand ergreifend; noch lebet Gott und seine Wege sind wunderbar. Wer weiß, wie und wo er hilft. Ich will dafür sorgen, daß Eure Noth, die sich ohnstreitig weit ausbreitet, nicht unerkannt bleibe. Unsere Regierung ist gerecht. Erscheint ihr die Sache so, wie wir sie kennen, sie wird die Hände nicht in den Schooß legen."

Wie vielen Werth hat doch das Wort eines verständigen Mannes! Mit leichterem Herzen kehrte ich heim zur alten Mutter, und mein frischer Muth richtete auch sie auf. Nun blicken wir beide wieder mit Vertrauen nach oben.

E. W. F.

Warnungstafel gegen die Deutschen Staatsanzeigen vom Herrn Regierungsrath und General-Consul Adam Müller, auf den Grund des Vorworts dazu.

(Fortsetzung.)

Sobald dieses richtig ist, war die Nation auch verbunden, seinen verfassungsmäßig ausgesprochenen Befehlen Folge zu leisten, sie mochte es gern thun oder nicht. Die Conscription war ein Reichsgrundgesetz, also waren die Conscribirten verbunden, dem Aufgebote zu folgen, und ihre Eltern und Angehörigen, sie zu stellen. Ob die Kriege, in welchen sie geopfert wurden, rechtmäßig waren, darüber stand ihnen kein Urtheil zu, und sich unter einem solchen Vorwande einer gesetzlichen Verbindlichkeit entziehen, wäre Empörung gewesen, welcher der Verfasser doch nicht das Wort reden will.

Also der Herr Regierungsrath hat in dieser Parallele offenbar die Franzosen durch scheinbaren Tadel erhoben, die Deutschen durch scheinbares Lob herabgewürdiget, und fast scheint es, als habe er das, was er uns als Deutschheit aufstelle, von — Leuten entnommen, welche allerdings ihrer Bestimmung gemäß, in Deutschland wie überall, die höheren Stände mit der schuldigen Devotion bedienen. Aber der rechtliche Handwerker und Kaufmann, der nicht unterthänige, nicht frohnpflichtige Bauer, — oder mit andern Worten: der größte Theil der Nation, — ehren wohl ihre Obrigkeit, wie dieses allerdings recht eigenthümliche Deutsche Art und Sitte ist; sonst aber wissen sie sehr gut, daß sie Menschen sind, und bezeigen ihren Mitbürgern, welche, ohne ihre Obrigkeit zu seyn, einen höheren Rang oder Titel haben, nur in so weit Achtung, als sie diese durch innern Werth verdienen; oder auch — aus Eigennutz, wenn sie von ihnen Vortheile erwarten. Wenigstens verhält sich dieses so in den Preußischen Landen, und wir fragen den Bürger und Landmann in den kul-

tivirteren Provinzen, in welchem Gemälde er sich eher erkennt, in dem Müllerschen oder in dem unsrigen?

(Der Schluß folgt.)

Mancherlei.

Nach dem Lateinischen.

Mich mit blendendem Schnee, Viktoria, warfst Du. Ich währte Feuerlos wäre der Schnee; dennoch war Glut in dem Ball. Was ist kälter den Schnee? Doch von Händen geworfen, wie Deine, Mädchen, glüht der Schnee und wie ein Brand auf der Brust. Sage, wo brav' ich mich vor Amorn sicherlichen Ranken, Einem selbst harrendes Eis himmlische Flamme verbirgt? Du allein, Viktoria, kannst das Feuer im Busen und löschen; Nicht mit Eis oder Schnee, sondern mit ähnlicher Glut.

Nach dem Englischen von Prior.

Wer lobet Moden kleidig ein;
Mag ihr Pater', trinkt Griech'schen Wein.
Doch Bav liest ihm sein Machtwort vor,
Und Mag lobt mit gespitzten Ohr.
Mag giebt, so wahr ich ehrlich bin,
Sehr viel für seine Mahlzeit hin.

Nach dem Lateinischen von Th. Moore.

Ein Lauber klagte einen Tauben
Vor einem tauben Richter an.
„Fünf Monat, (sprach er,) kennt Ihr's glauben?
Mahnt ich um Zins schon diesen Mann."
Der andre spricht: „Ich, Herr, die ganze Nacht
Hab', von der Mahr') gedrücket, ich durchwachte."
Der Richter: „Welch Gezänk! Ist sie nicht beider Mutter?
Als gute Sohne gebt ihr Dach und Futter."

*) Die weibliche Benennung vom Alp. Sollau.

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Bühne.

Am 23. Julius „Kabale und Liebe."

Der einzige mit Naturwahrheit gezeichnete Charakter dieser berühmten Jugendarbeit Schillers, ist der alte Kunstpfeifer Müller, und dieser wurde heute am vortrefflichsten von allen Rollen gegeben von Herrn Herdt; ich möchte fast sagen, unübertrefflich, wenn Herr Herdt nicht pensionirt wäre, es sich also von selbst verstände, daß schon stets seiner ein andrer Künstler da ist, der ihn übertrifft. — Der Abend war dazu bestimmt, die Zuschauer zu überraschen. Das gelingt wirklich, indem Mme. Friedeberg, als deren beste Rolle man bisher „die Großmama" kannte, heute statt Mme. Wolf als Lady Milford auftrat; und wiederum, da sie die Lady Milford sehr gut, so gut spielte, daß sämmtliche eine andre Künstlerin, der es noch lange nicht passt, zuweilen Großmama zu seyn, besseres Kunstinteresse hineinlegen konnte. Auch Luise und der Major wurden von Mme. Devrient und Hrn. Maurer so gut gegeben, daß die Liebesparthie dieser Kunstkreise fast Natur wurde. — Der Schluß des Stückes ließ dem ungeachtet das Publikum so völlig abgekühlt, daß es weder ein Zeichen des Beifalls, noch überhaupt der Theilnahme zeigte; wahrscheinlich weil die letzten Scenen im Ganzen nicht richtig angelegt waren. Die gegeneinigen Anklagen des Präsidenten und seines Sekretärs, müssen vor einer versammelten Volksmenge so geschehen, daß man sieht, ihre Ueberredung entscheidet ihr Schicksal auf immer. Es waren aber nur, heilt nach dem Präsidenten, ohne sichtbare Ursache, vier Männer mit braunen Röcken und langen Stäben eingetreten, und hatten sich im Hintergrunde in eine Reihe gestellt. Dort blieben sie so völlig ohne Theilnahme stehen, daß Murm ihnen den Befehl, ihn zu arretiren, wiederholen mußte; und daß man wohl sah, wenn er und der Präsident einander noch vor der Thüre trafen, und ihr Blut abgekühlt war, es nur von ihnen abhing, alles beim Alten zu lassen.

Bücher-Zeitung.

Blumenlese aus den Minnesingern. Herausgegeben von W. Müller. Berlin, 1816. (Maurerische Buchhandlung.) Die Vorrede ist eine kleine Abhandlung (XLIV. Seiten) voll heller Blicke in die innere und äußere Geschichte der alt Deutschen Dichtkunst; dann folgt eine Reihe lieblicher Gedichte aus den Minnesingern, immer das Original und die Uebertragung in unser Deutsch, neben einander. Den Beschluß machen erklärende und berichtigende Anmerkungen, und als Beilage ist die musikalische Composition zweier altdeutscher Lieder gegeben. Nur eines fehlt zur Bequemlichkeit des Minder-Lesens: ein Register. Und doch wird niemand diese anziehende Auswahl und meistentheils ihre gelungene Uebertragung einmal durchzugehen seyn, ohne zu ihr zurückzukehren. In diesem Geist müssen die Saage des Deutschen Alterthums behandelt werden, um sie der Gegenwart nicht bloß als ein Wissen, sondern als einen Genuß anzueignen.

—. Von den „Heldengesängen" (Leipzig, bei Kreckhaus,) ist die zweite Abtheilung des ersten Bandes erschienen. Sie enthält das Leben des Dichters Korner, der beiden letztverlornen Herzoge von Braunschweig, und der Historiker Woltmann und Gatterer; von ersterm eine Selbstbiographie. Der Gedanke dieser Schrift ist recht gut, nehmlich gleichsam eine Bibliothek von Biographien aufzustellen, zu einer Zeit geschrieben, da noch Tausende von Zeugen der Ereignisse, die sie enthalten, Beitrage dazu geben, berichtigen und bestätigen konnen. Moge nur auch die Ausführung so geschehen, daß aus dem, was hohen historischen Werth haben konnte, nicht wiederum nur ein unendlicher Bandwurm wird, der sich jährlich mit einigen neuen Gliedern an den Gesichtkreis heran saugt, welche die ersten Bande kaufen, ohne ihnen etwas Brauchbares zu liefern. Diese zweite Abtheilung steht es fast schon fürchten. Sie geschrieben, was Gedankengang und Vortrag betrift, sind die Artikel derselben wohl; aber in den Biographien der beiden Herzoge sind wichtige Abschnitte nur ganz kurz, mit einigen Zeilen satt, abgefertigt, und unbedeutendere weitläufig auseinander gesetzt: ein Kennzeichen, daß der Verfasser, ohne Zeit und Lust zur Sammlung von Materialien und zur vollen Benutzung des Vorhandenen, nur schnell dem Verleger zurecht machte, — das ist der wahre Ausdruck, — was dieser zum Artistischen bestellte. Und nun vollends: das in jeder Hinsicht wichtige Leben des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, alles was dieser Zögling und Freund Friedrich des Zweiten, als Feldherr und Regent gethan, ist auf 12 Seiten abgefertigt; dagegen sind der nur dem Verfasser selbst bibliographie eines Schriftstellers, der bei anerkannten Talenten und immer lebenserfüllendem Bestreben, noch immer nicht dahin gelangt ist, sich durch eine große Leistung einen bestimmten Rang in der Literatur zu erwerben, — fünf und funfzig eng gedruckte Seiten eingeräumt. Gleich darauf folgt wieder die sehr viel reichere und anziehendere des berühm

ten und verdienstvollen Gatterer, — die trefflich geschriebene Einleitung des Herausgebers abgerechnet, — auf nur 14 Seiten. Ich wiederhole es: der Gedanke des Buchs ist gut, möge der Herausgeber es sich erzwingen, ihn streng nach seiner Einsicht werthvoll ausführen zu können. Bis es in den folgenden Heften sichtbar wird, daß das geschah, — rathe ich wenigstens nicht zum Ankauf, der bei Werken dieser Art nur zu leicht stehender Tribut wird.

— Im Jahr 1814 ließ ein Britte zu Berlin (in der Realschulbuchhandlung) „Betrachtungen über Staatswirthschaft" Englisch und Deutsch drucken. Recensenten erkannten in seiner Schrift mancherlei Vorzüge an, aber sie tadelten doch auch. In einer neuen Schrift „über die Grundlage des National-Wohlstandes" (Berlin, bei Dunker und Humblot) hat Herr Solly sie darüber zurecht gewiesen.

— Eines der verdienstlichsten und wichtigsten Werke für Sicherheit und Ruhe des bürgerlichen Lebens, die seit langer Zeit geschrieben seyn mögen, ist der bei Dunker und Humblot erschienene „Versuch einer Darstellung der verschiedenen Klassen von Räubern, Dieben und Diebeshehlern rc. Ein Handbuch von C. Falkenberg. Erster Theil, 1816." Die amtliche Laufbahn des Verfassers legten ihm die genaue und anhaltende Beschäftigung mit der Natur und der Verübungsweise der mannigfachen Verbrechen gegen die öffentliche Sicherheit, auf. Angenehm mag sie nicht seyn, aber er verstand ihr eine allgemein bleibende Nützlichkeit zu geben. Schon vom Anfange seines Geschäftslebens an, im Jahr 1808, sammelte und ordnete er die Umstände, die ihn einzelne Verhöre und Untersuchungen über seinen Gegenstand kennen lehrten. In diesem Buche findet man einen Theil derselben einsichtsvoll geordnet und mit Bemerkungen und Weisungen begleitet, die es nicht nur Geschäftsleuten desselben Faches, sondern jedem, der nur nicht bestohlen und betrogen werden will, zur Benutzung empfehlen. Man findet darin eine Klassifikation der Diebe und Räuber, die Hauptausdrücke ihrer Sprache, die Mittel, deren sie sich bei den verschiedenen Arten der Gaunerei zu bedienen pflegen, die Vorsichtsmaaßregeln, die sich dagegen anwenden lassen, und diejenigen, welche man bei der Ertappung eines Verbrechers nehmen muß, um diese Ertappung benutzen zu können u. s. w. In einem zweiten Theile wird der Verfasser seine Erfahrungen über die vorzüglichsten Mittel, Räuber- und Diebesbanden zu entdecken, über ihr Betragen während der Haft, ihre Verbindungen, ihre Sprache, und über die besten Policei-Maaßregeln gegen sie, mittheilen. Ihm gebührt ein Bürgerkranz für sein Werk, das, nebenher gesagt, auch dem Psychologen manchen interessanten Blick gewährt.

Vermischte Nachrichten.

Madame Catalani hat ihre hiesige schöne Kunstlaufbahn mit einer zweiten Wohlthat für Verunglückte beschlossen. Sie gab am 27sten in der Garnisonskirche ein geistliches Concert für die Hälfte des sonstigen Eintrittgeldes. Die Einnahme mußte sehr bedeutend [illegible], denn die große Kirche mit allen ihren Chören war gefüllt.

— Fast scheint es, als wenn es wieder zu einem Kriege zwischen der Christenheit und den Bekennern des Islams als solchen, kommen könnte, einem Kriege, in welchem sich die alte, sehr lange übersehene, aber nicht erloschene Opposition zwischen den verschiedenen Religionen, auf politische Veranlassungen, wieder entzünden könnte. Indeß die Engländer endlich einmal eine Züchtigungsflotte gegen Algier ausrüsten, und eine Holländische und eine Neapolitanische, vielleicht auch eine Portugiesische Escadre sich mit ihr vereinigen sollen, ist von Konstantinopel eine zahlreiche Flotte gleichfalls nach Algier ausgelaufen. Um diesen Vasallenstaat in Gehorsam zu erhalten, hieß es anfangs; aber jetzt drohen die Englischen Zeitungen, daß der Großsultan die Demüthigung von Algier nicht gleichgültig ansehen werde.

— Aus Lüneburg, vom 19. Julius. Soltau, jetzt Mitglied unsers Senats und 72 Jahr alt, hat sich seine Liebe zur literarischen Thätigkeit, der wir so manche interessante Erscheinung verdanken, noch immer erhalten. Während der Jahre der Unterdrückung hat er sich mit der Bearbeitung und Uebersetzung der Asia des Joao de Barros beschäftigt, eines Schriftstellers, den die Portugiesen mit Recht ihren Livius nennen. Er schrieb die Geschichte der Portugiesischen Entdeckungen an der Küste von Afrika, und ihrer Entdeckungen, Eroberungen und Kriege in Ostindien v. J. 1415 bis 1589, in vier Dekaden. S. wurde von Ebeling, der ihm das jetzt sehr selten gewordene Original mittheilte, zu dieser Arbeit aufgefordert. Eine Probe derselben theilte Heeren dem Portugiesischen Herrn Gesandten zu Berlin, Lobo, mit, der sie sehr lobte und die Kleinigkeit der Uebersetzung zu verbilligen übernahm. Ungefähr der dritte Theil des Originals, der aus Legenden, andächtigen Bemerkungen u. s. w. bestand, ist weggeschnitten worden. — Auch eine durchaus neue Umarbeitung seiner Uebertragung des „Reineke Fuchs," die schon in ihrer jetzigen Gestalt so gelungen ist, (Berlin, bei Dunker und Humblot,) hat Soltau fertig liegen, und sein Freund Wilhelm Tischbein, der Paul Potter unserer Zeit, verfertigt con amore Zeichnungen dazu. Zwei unnachahmlich schöne Blätter sind davon schon fertig. Das eine zeigt den Bär Braun im Begriff in den zerklobenen Trumm zu kriechen, indeß Reineke vor ihm auf dem Baum sitzt und den Augenblick abwartet, die Keile herauszuziehn. Auf dem andern wird Reineke, der sich gewaltig sträubt, von Braun zum Galgen geschleppt, wo Isegrim schon die Leiter hält, und Hinz, den Strick in der Pfote, im Begriff ist, sie zu besteigen. Die Aufgabe, Regungen und Leidenschaft in den Thierphysiognomien auszudrücken, ist hier vortrefflich gelöst.

— Verbannt und zur Deportation verurtheilt, aber glücklich nach Holstein entflohen, schrieb der General Graf Dumas das „Précis" der Militair-Ereignisse der Feldzüge 1798 und 1799, das 1800 und 1801 zu Paris heftweise erschien. Diese Arbeit erregte die Aufmerksamkeit, die ihr Werth verdiente. Jetzt hat er eine Fortsetzung angekündigt, die unter dem Titel: „Précis des événemens militaires des campagnes de 1800 et années suivantes," bis zum Schluß des Krieges 1814 gehen, und, gleichfalls heftweise, bei Treuttel und Würz zu Paris erscheinen wird, mit den Karten und Planen, die zur Verständlichkeit gehören. Der Preis jeden Heftes ist außerhalb Paris 36 Frcs.

— In einem Franz. Journal stellt ein Arzt die Behauptung auf: die Flecken der Sonne wären nicht ein Beweis von ihrer Umwandlung, sondern die Wirkung einer Krankheit der Erde; und diese rühre daher, daß der Mond gestorben sey. „Parbleu! ruft ein andres Journal aus, das ist kein Spaß! Der Verfasser ist ein Arzt: er muß sich aufs Sterben verstehn!" Aber er behauptet, sich auch aufs Kuriren zu verstehn, und erbietet sich, die Kur der Erde in vier Jahren zu vollenden, wenn die Großen auf derselben, die Kosten tragen wollen. Das alles sagt der Mann in vollem Ernst.

— Eine „Statistik der Franz. Literatur" versichert, es gebe, wohlgezählt, in Paris 4997 Schriftsteller.

— Ein Arbeitsmann verklagte am 18. Julius den Lord-Mayor von London, weil dieser ihn auf eine unregelmäßige Art auf einen Monat einsperren lassen. Die Sache wurde für beide Theile mit großem Eifer geführt. Das Recht des Armen siegte über das Ansehn des Reichen. Der Lord-Mayor wurde verurtheilt zu einer Geldstrafe von — einem Farthing, (etwas weniger als einem Preußischen Pfennig.) In der Brittischen Tagesgeschichte soll man jetzt oft auf Züge der Art stoßen, bei denen man ungewiß bleibt, ob die Gesetze gehalten oder verhöhnt wurden.

Berichtigung.

Nicht die Namen derjenigen Berlinischen Turnschüler, die Turnlehrer geworden, sondern derjenigen, die im Felde geblieben sind, werden die Säule des Turnplatzes schmücken.

1816. Nro. 16.

Ernst und Scherz

Freitag, oder den 2. August.

der alte Freimüthige.

Etwas über das große Thema der Zeit.

Von K. Heinr. Leop. Reinhardt.

Ein gewaltiger Geist ging auf Fittigen des Samiel über die Erde hin, verbrannte in ganzen Welttheilen die vorhandene dürftige Vegetation, und streute mit verschwenderischer Hand auf die Asche mannigfaltige Keime zu einer schöneren neuen.

Ist es nicht Thorheit, den alten verkohlten Baumstämmen wieder Blüte und Frucht abgewinnen, — nicht mehr als Thorheit, die hier und da üppig aufsprießende Saat ersticken zu wollen? — Ein Frühlingshauch über Nacht: und alles steht mit frischem Grün bekleidet da, und tausendstimmiger Jubel erfüllt die Luft. —

Beim Studium der Geschichte ist wohl nichts interessanter, als die unbesiegbare Kraft wichtiger Ideen wahrzunehmen; — zu erforschen, wie sie entstanden, wenn sie kryptogamischer Natur sind *); — wie es zu erklären, wie es möglich war, daß sie den größten Hindernissen zum Trotz, vom Vater auf Sohn, Kindeskind und die spätesten Nachkommen forterbten, oder im Sprunge über ungünstige Zwischenräume und Zwischenzeiten hinwegeilten, um in weit von ihrer Heimath abgelegenen Gegenden mächtig zu wirken. So wird der beschwingte Saame mancher Pflanzen von den Winden fortgetragen, — so durchschwimmen Kokosnüsse den Ocean, um irgendwo in der Ferne wüstes Land zu befruchten. —

Bis in das Reich der Ideen hinein greift keines Despoten eiserner Arm; eher würde ein Macedonischer Alexander eine Brücke zum Monde hinaufbauen.

Nein! — Es ist vergeblich, das Bemühen wuthentbrannter Eiferer, den Menschen ihre Ueberzeugungen, ihre Grundsätze, ihren Glauben, oder auch nur ihre Vorurtheile mit Gewalt zu rauben! Höchstens bilden sie auf diese Weise gefährliche Heuchler; in den meisten Fällen aber bewirken sie nichts, als eine kräftigere Reaction, deren Hartnäckigkeit oft Staunen erregt.

Jahrtausende sind verflossen, und noch halten die Juden unerschütterlich fest an den Religionslehren und Gesetzen ihres großen Erretters aus der Egyptischen Sklaverei, ob sie gleich deshalb mit Feuer und Schwert verfolgt, bis unter die Thiere hinabgewürdigt und in alle Länder zerstreut wur-

*) Man erzählt: Als Newton einst unter einem Baum geschlafen, habe ihm ein herabfallender Apfel jenen hervorragenden Theil des Gesichts, an welchen man den Zeigefinger zu legen pflegt, wenn man recht scharf nachsinnen will, in etwas beschädigt, und dadurch den großen Mann veranlaßt, das Gesetz der Schwere zu entdecken. Ich meiner Seits vermuthe aber, daß es Keplers Werke waren, die während der Siesta des berühmten Mathematikers in seiner Bibliothek, vom Repositorium herabfallend jene Ideenassociation bewirkten. Man wird gestehen müssen, daß meine Hypothese viel für sich hat.

den; und zwar nicht nur deſſenungeachtet, ſondern ſogar — ebendeswegen. Offenbar wäre es ihr Vortheil geweſen, ſich die Sitten der Länder, die ſie bewohnen, anzueignen, und die Religion der Eingebornen anzunehmen; aber die gewinnſüchtige Nation ſtieß alle Schätze der Welt, wenn ſie ihr nur um dieſen Preis erreichbar waren, mit Abſcheu zurück, und ertrug lieber freiwillig, auf Ruhe, Wohlfahrt und Anſehen verzichtend, Erniedrigungen der härteſten Art. Selbſt Todesfurcht beugte den ſtarken Sinn der furchtſamſten unter allen nicht. Hätte ihnen kein feindſeliges Streben entgegengewirkt, ſo würden ſie ohne Zweifel von ihren zweckloſen, drückenden Ceremonial-Pflichten nach und nach ſich ſelbſt losgeſagt haben.

Auch die Chriſten wurden grauſam verfolgt; nichts deſtoweniger hat ſich die Religion derſelben beinahe über die ganze Erde verbreitet. Sehr wahrſcheinlich würde Luther keine Reformation bewirkt haben, hätte man ihn ruhig lehren laſſen, was er für wahr erkannt hatte. Aber von Rom aus ward eine Excommunicationsbulle gegen ihn geſchleudert, und nun gerieth alles in Aufruhr, was ſeine Ueberzeugungen mit ihm theilte. Nur ein Krieg fehlte noch, um den Lehrſätzen des kühnen Reformators felſenfeſten Grund für die Nachwelt zu geben, und auch dieſer blieb nicht aus. Die neuerlichen Verfolgungen der Proteſtanten in Frankreich, werden abermals nur dazu dienen, den hier und da lauer gewordenen Eifer dieſer Partei wieder aufzufriſchen. Die Engländer beſonders werden nun doppelt auf ihrer Huth ſeyn, gegen die Einmiſchungen des katholiſchen Clerus in die Staatsangelegenheiten ihres Landes. Von den Mahomedanern habe ich kaum nöthig zu ſprechen. Es iſt bekannt, daß ſie ſich eher vertilgen, als bekehren laſſen. Unter allen gewaltſamen Maaßregeln iſt keine martervoll genug, ſie dahin zu bringen, daß ſie Jeſum Chriſtum erkennen.

So mächtig ſind Ideen religiöſer Art; — allmächtig aber die politiſchen aus leicht begreiflichen Urſachen; denn das Zeitliche iſt dem großen Haufen wichtiger, als das Ewige. Viel duldet und wagt ſchon der gewöhnliche Menſch für ſeine Seligkeit nach dem Tode, — für ſein Wohlbefinden in dieſem Leben aber alles. Daher die berauſchende Kraft beſonders der Begriffe von Freiheit; vielleicht um ſo mehr, weil ſie meiſtens nur dunkel und verworren ſind. Bisweilen ſcheinen dieſe, in einem Lande, wo ſie große Erſcheinungen hervorbrachten, abgeſtorben zu ſeyn; aber ſie wanderten nur aus, weilten eine Zeitlang unſichtbar auf Erden, zeigen ſich dann wieder plötzlich da, wo man ſie am wenigſten erwartete, und breiten ſich nun mit reißender Schnelligkeit aus, wie die Fluthen eines gewaltigen Bergguſſes. Der geharniſchten Minerva gleich ſpringen ſie oft unvermuthet aus dem Haupte ſchlichter Sterblichen hervor, zu Gigantiſchem auflodernd, Gigantiſches vollbringend: Auch die Art, wie ſie dem Anſchein nach ohne Berührung, ſich von Kopf zu Kopf, von Zeitalter zu Zeitalter, von einer Nation auf die andre fortpflanzen, iſt oft wunderbar und, wie die Fortbildung der Geſtirne des Himmels, noch ein Geheimniß. Wenigſtens finde ich nicht, daß pſychologiſche Hiſtoriker über jene, oder philoſophirende Aſtronomen über dieſe, irgendwo etwas Befriedigendes geſagt hätten.

Drei unbedeutende Männer traten einſt zuſammen, verbanden ſich durch Wort und Handſchlag, ihr kleines Vaterland von unerträglichem Joche zu befreien, führten auch den kühnen Entſchluß glücklich aus, und veränderten dadurch, Anderen durch ein großes glänzendes Beiſpiel vorleuchtend, die politiſche Geſtalt beinahe der ganzen Erde *); denn nichts iſt gewiſſer als folgendes: — Ohne die Revolution in der Schweiz, gab es keine in den Niederlanden; ohne die Niederländiſche keine 1688 in Großbritanien, ohne dieſe unter Wilhelm III. und Maria, keine in Nordamerika; ohne die Nordamerikaniſche keine in Frankreich; ohne die Franzöſiſche keine in Spanien; ohne die Spaniſche keine in Neugrenada und Venezuela, die nun ſchon auch Mexiko und faſt den ganzen Süden der neuen Welt ergriffen hat. So wirft das Licht eines furchtbaren Blitzes ein Wolkenſpiegel dem andern zu, bis in die weiteſten Fernen hinaus.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Lob der Narrheit von Erasmus.

(Ein Wort auch jetzt noch zu ſeiner Zeit.)

Erasmus von Rotterdam, der thätigſte Beförderer der glücklichen Wiedergeburt der Wiſſenſchaften zu ſeiner Zeit, (geb. 1467, geſt. 1536,) war zugleich der furchtbarſte und ſiegreichſte Feind der Mönchere und des Aberglaubens. Hiervon zeugt unter andern ſeine launige Lobſchrift auf die Narrheit, welche häufig aufgelegt und in viele Sprachen überſetzt iſt. Er läßt darin die Narrheit ſelber

*) Wahrſcheinlich iſt eigentlich der Alters Beweis Schöpfer der ganzen neuern Zeit: denn Lützner Stanislaus, das Haupt jener drei berühmten Schweizer, war nicht unbedeutend, und hatte vermuthlich einige Kenntniß der Römiſchen Geſchichte.

reden und sich rühmen, daß sie jeden Stand glücklich mache, und so kommt sie von den Theologen und Schriftlehrern, auf die Mönche. „Der Glückseligkeit der Theologen und Schriftlehrer, sagt die Narrheit, kommt am nächsten die Glückseligkeit derjenigen, welche sich Religiösen und Mönche (einsam Lebende) nennen, obgleich beides mit Unrecht, weil sie großentheils weit von Religion entfernt sind, und an allen Orten gesehen werden. Wie unglücklich würden diese seyn wenn ich ihnen nicht auf vielfache Weise zu Hülfe käme? Denn wiewohl diese Art Menschen von jedermann so verabscheuet wird, daß man es für eine üble Vorbedeutung hält, wenn man ihnen von ungefähr begegnet, so schmeicheln sie sich selber doch ungemein. Sie halten es für die größte Frömmigkeit, wenn sie so wenig gelernt haben, daß sie nicht einmal lesen können Wenn sie ihre Psalmen, die sie nicht verstehen, mit dem Geschrei des langohrigen Thieres herplärren, glauben sie die Ohren der Himmlischen zu kitzeln. Einige von ihnen thun groß mit Schmutz und Bettelei, bitten vor den Thüren um Brot, und beunruhigen die Menschen in den Wirthshäusern, auf Wagen und Schiffen, zu nicht geringem Nachtheile der andern Bettler. Auf solche Weise geben diese angenehmen Menschen durch Schmutz, Unwissenheit, bäuerisches Wesen, Unverschämtheit, uns das Bild der Apostel wieder, wie sie sagen. Nichts ist lieblicher zu sehen, als wie sie sich in allem nach Vorschriften richten. Wie viel Knoten das Schuhband haben, von welcher Farbe jeder Theil der Kleidung seyn, und durch wie viel Verschiedenheiten er von den übrigen Theilen abstechen, von welchem Stoffe und wie viel Halme breit der Gürtel seyn, welche Gestalt die Kaputze haben und wie viel Scheffel sie halten, wie viel Finger breit das Haar seyn, wie viel Stunden man schlafen müsse, wird mit mathematischer Genauigkeit geprüft. Wegen dieser ihrer Albernheiten achten sie nicht allein andere Menschen gering, die an solche Dinge nicht denken, sondern verachten auch sich unter einander; und diesen Leuten, die die apostolische Liebe gelobt haben, ist ein anders gegürtetes Kleid, eine etwas dunklere Farbe die Veranlassung zu großen Tragödien. Einige sind so strenge, daß sie zum Oberkleide nur grobe Haare, zum Unterkleide die feinste Wolle nehmen; andere kleiden sich auswärts leinen, inwendig wollen; andere scheuen die Berührung des Geldes, wie Gift, enthalten sich indessen weder des Weines, noch der Berührung der Weiber. Alle bemühen sich ungemein, daß sie in ihrer Lebensweise nicht übereinstimmen, aber nicht, um Christo ähnlich, sondern um einander unähnlich zu seyn. Einen großen Theil ihres Glückes finden sie in ihren Namen. Diese freuen sich, daß sie Strickträger, jene, daß sie Sackträger, andere, daß sie die Kleineren, andere, daß sie die Kleinsten genannt werden Ferner heißen sie Benediktiner, Bernhardiner, Brigittenser, Augustiner, Wilhelmiten, Jakobiten, als wenn es zu gering wäre, Christen zu heißen. Ein großer Theil von ihnen verläßt sich so sehr auf seine Ceremonien und Ueberlieferungen, daß er glaubt, ein Himmel sey für so große Verdienste noch nicht genug, und nicht bedenkt, daß Christus, solches Zeug verachtend, nach der Beobachtung seines einen Gebotes, des der Liebe, fragen wird. Der eine wird seinen von allen Fischarten ausgedehnten Bauch zeigen; ein anderer hundert Scheffel Psalmen ausschütten; ein anderer Myriaden Fasten aufzählen, und die eben so häufigen Gefahren, in einer Mahlzeit den Magen zu sprengen, sich zum Verdienste anrechnen; ein anderer so viele Ceremonien vorführen, als kaum sieben Lastschiffe fahren könnten; ein anderer sich rühmen, daß er sechzig Jahre lang nicht anders, als mit doppelten Handschuhen verwahrt, Geld angerührt habe; ein anderer seine Kapuze zeigen, die so dick und schmutzig ist, daß ein Bootsknecht sich ihrer schämen würde; ein anderer aufführen, daß er über ein halbes Jahrhundert das Leben eines Schwammthieres gelebt habe, immer an derselben Stelle klebend; ein anderer mit seiner durch das anhaltende Singen heiseren Stimme, ein anderer mit seiner durch die Einsamkeit herbei geführten Schlafsucht, ein anderer mit seiner durch das Joch des Stillschweigens erstarrten Zunge pralen.

(Der Schluß folgt.)

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Schaubühne.

Am 29. Julius „das Lustspiel im Lustspiel. Ein oft in allerlei Formen da gewesener Spaß, in welchem aber Herr Stich als Dichter Schnellfeder sein glückliches Talent für leichte, frohe Darstellung eines leichten, frohen Karakters mit großem Beifall zeigte.

Dann: „Das Wirthshaus im Walde." Mdme. Devrient, das unglückliche Mädchen, war eine interessante Erscheinung.

— Am 30sten: „Johann von Paris," mit gewohntem Fleiß und gewohntem Erfolge, vor einem sehr angefüllten Hause.

Hierauf: „Der Schauspieler wider Willen," nehmlich jenes Stück von Hrn. v. Kotzebue, wenn ich nicht irre, wo

der Schauspieldirektor Pfiffering einem etwas einfältigen Landmann eine Menge von Personen unerkannt vorspielt. Diesmal waren die Dargestellten alle aus der Theaterwelt selbst und ihrer Nähe genommen, und Hr. Devrient spielte sie. Sein gewandtes Talent fürs Komische gewährte Belustigung; es wäre indeß zu wünschen, daß man bald zu jener ältern Gattung der Pièces à tiroirs zurückkehrte, in welcher jede Karikatur, — denn diese sind einmal das bleibende Salz solcher Stückchen, — von einem Andern dargestellt wird. Sie gewahren doch mehr Mannigfaltigkeit der Unterhaltung.

Am Ersten: „Abällino der große Bandit," — und zwar bei sehr vollem Hause. Man sieht, wenn Ungeheuer nicht unsterblich sind, so haben sie doch zuweilen ein sehr zähes Leben. Nun prunke aber noch ein dramatischer Dichter damit, daß seine Stücke, um einen Kunstausdruck zu brauchen, ziehen!

Bücher-Chronik.

„Bunte Gemälde mit launigem Pinsel dargestellt von Voß, Berlin, 1816," heißt das, wie man sagt, neueste Produkt eines des zeitreichsten unter den jetzigen Deutschen Romanendichtern. Da es schon zur Ostermesse da war, ist es ohne Zweifel längst in den Händen der Leserwelt. Seine Anzeige in diesem Blatt mag also wohl überflüssig seyn, — und würde nicht Statt haben, wenn der Verfasser nicht eine Gelegenheit erwünscht hätte, diesem talentvollen Kopf seine Achtung öffentlich zu bezeugen, und sein Bedauern aufzudrücken, daß ihm nicht die Möglichkeit geworden ist, seinen genialischen Produkten höhere Reife zu geben. Ach, so mancher literarischen Buns ist ein bequemes Nest gebacken, in der sie doch nur Gänseichen ausbrüten, und dieser Edelaar —

— Die Allemannia steht in einem übeln Geruche, und scheint, indem sie noch immer ihren Druckort verschweigt, sich des heimlichen Gefühls, sie verdiene es, nicht ganz erwehren zu können; indeß strebt sie ernstlich, einen edlern Kraftton zu gewinnen. Die Hefte 32. bis 34. enthalten viel Beweise davon; vorzüglich aber merkwürdig im guten Sinn ist ein aus ihrem fünften Bande besonders abgedruckter Artikel: „Aussichten von der Zeit in die Zukunft." Diese Schrift verdiente allgemein gelesen und errogen zu werden.

— „Reise durch einen Theil Deutschlands, der Schweiz, Italiens und des südlichen Frankreichs nach Paris, oder Erinnerungen aus 1813, 14 und 15, von Kiesewetter. Berlin, 1816. Erster Bd. 392 S. Zweiter Bd. 412 S." — Ohne den Plan, sie zu beschreiben, also auch ohne bestimmten Zweck seiner Beobachtungen, machte der Verfasser seine Reise: aber was die Aufmerksamkeit eines so vielfach gebildeten Geistes auf sich ziehen kann, muß sich wohl auch zur allgemeinen Theilnahme eignen. Er ergählt von Natur, Sitten, Begebenheiten, Kunstwerken und, was dieser Reise einen besondern Reiz und Werth gewährt, stellt sehr häufig belehrende Vergleichungen an mit dem, was er in frühern Zeiten und in andern Ländern sah; vorzüglich in England. Eine große Zahl von früher unbekannten Anekdoten, meistentheils auf dem Schauplatz selbst gesammelt, wo ihr Inhalt sich ereignete, erheben das Unterhaltende dieser Briefe.

Vermischte Nachrichten.

Die Niedermetzelung der Korallenfischer und andrer Europäer zu Bona, ist aus den politischen Zeitungen bekannt. Aus den Berichten des Engl. Vice-Consuls zu Tripani gehen noch folgende Umstände hervor, die eine Wichtigkeit andrer Art haben: Es hatten sich zu jener Zeit 359 Schiffe verschiedener Nationen zum Korallenfischen versammelt; jedes hatte dem Englischen Etablissement zu Bona 200 Kronen für die Erlaubniß dazu bezahlt, und aus den dortigen Englischen Magazinen die nöthigen Vorräthe erstanden, um sein Geschäft sechs Monate fortzusetzen. Diese Data werfen mancherlei Licht auf die Verhältnisse Englands mit den Berberesken.

— Die General-Versammlung der Provinz Virginien hat den Neffen des großen Washington durch ein Schreiben ersucht, den Körper seines Oheims und von dessen Gattin, nach Mahmend bringen zu lassen, um dort neben dem Kapitol unter einem Denkmaal beerdigt zu werden. Der Neffe hat es abgeschlagen, weil das Testament des Verstorbenen anders verfügt.

— In einem noch unbebauten Erdstrich in Nord-Amerika, zwölf Meilen von New-Albany, hat man eine weite Fichtenhölze entdeckt, deren Wände ganz mit natürlichem Glauberssalz von der besten Qualität bedeckt sind. Ein Apotheker bezahlte für zwei Karren-Ladungen davon, 600 Dollars, und ein Arzt kaufte dann die ganze Landstrecke von hundert und sechzig Morgen, in welcher sich diese Höhle und viele ähnliche befinden, von dem Staate für 320 Dollars. Werden unsre neuen Reich dann diese Länder, in welchen dergleichen nicht einmal als Eigenthum des Staates bewahrt zu werden braucht. Armes Europa!

— Die Spanischen Tänzer thun zu Paris eine unerwartete Wirkung. Die Pariser Zeitungen sangen an davon zu sprechen, daß der Tanz doch wohl etwas anderes seyn könne, als Sprünge und Stellungen machen, und ein Bein grade vor sich zustrecken. Die Spanier thun dergleichen nicht, selbst wenn sie mit den Französischen Tänzern auftreten, sondern stehen überall der richtigen Darstellung der Gefühle nach.

— Eine so eben begonnene neue Zeitschrift, die aus geprüften Quellen zu schöpfen scheint, giebt die jährliche bleibende Einnahme des Königreichs Würtemberg, nach Abzug der zufälligen Ausfälle und Rückstände, auf 18 Millionen Gulden an; die Ausgaben für den Staat auf 12,500,000; so daß also jährlich für die Hofhaltung und der dritte Theil der ganzen Einnahme, nehmlich 5,500,000 Gulden, übrig bleibt.

Berichtigung.

Wenn die in das letzte Stück des alten Freimüthigen ohne mein Wissen eingerückte Anzeige von der Bearbeitung eines alten Trauerspiels vom Doktor Faust, auf mich Bezug hat, wie viele Leser es verstanden haben, so ist sie dahin zu berichtigen:

„Daß ich ein Altenglisches Trauerspiel des Christoph Marlowe, † 1593, genannt: The tragical History of Doctor Faustus, aus dem in diesem Jahre zu London erschienenen ersten Bande der Supplemente zu Dodsley's Sammlung von Altenglischen Schauspielen, übersetzt habe.

Berlin den 31. Julius 1816. Wilhelm Müller.

1816. Nro. 17.

Ernſt und Scherz

Montag, oder den 5. Auguſt.

der alte Freimüthige.

Etwas über das große Thema der Zeit. Von K. Heinr. Leop. Reinhardt.

(Fortſetzung.)

Sehen wir auf die Wirkungen jener politiſchen Ideen, ſo finden wir, daß ſie überall eine bewunderungswürdige Energie entwickelten, — ein Gemiſch von ſchauderhaften Unthaten und edel erhabenen Handlungen, — Segen und Unheil. Dieſes geht, Gewitterſtürmen gleich, endlich vorüber; jenes aber wuchert fort von Geſchlecht zu Geſchlecht. Die Schweiz ward nach errungener Freiheit blühend und glücklich. Jene kleinen, der Nordſee durch Kunſt abgewonnenen Provinzen, ſpielten nach dem Abfalle von der Spaniſchen Herrſchaft eine große Weltrolle. England erlangte erſt nach der Revolution unter Wilhelm von Oranien — der unblutigſten von allen — ſeine Rieſengröße, — jene ſchwindelnde Höhe von Macht, worauf es zur Zeit noch ſchwebt. Mit in der Geſchichte beiſpielloſer Schnelligkeit wuchs die Volksmenge und der Reichthum der vereinigten Staaten von Nord-Amerika an, als es ihnen gelungen war, ſich eine freie Verfaſſung zu gründen und zu behaupten. Frankreich ward durch die Revolution ein Coloß, mit weltzertrümmernder Kraft, — glücklich nicht, weil nur der leere Schall eines unverſtandenen Wortes es begeiſterte, aber wenigſtens furchtbar. Spanien — als hier Ideen von Freiheit aufkeimten, die in Frankreich erloſchen waren, — Spanien zuerſt vermochte es, dem mächtigſten Gewaltherrſcher, vor welchem alles zitterte, Schlag auf Schlag beizubringen und ihn dadurch zu lähmen. Im Süden von Amerika und in Mexiko haben wir dieſelben Erſcheinungen zu erwarten, wie im Norden des neuentdeckten Welttheils; denn nicht zweifelhaft mehr ſcheint wohl der Ausgang der Kriege, die da einerſeits für fortdauernde Unterdrückung, andererſeits für das Heiligſte der Menſchheit, mit gleicher Wuth, aber ungleicher Kraft gefochten werden.

Nach ſo großen Fortſchritten auf beiden Hemiſphären, in verſchiedenen Himmelsſtrichen, unter ſo vielen Völkern, kann man nicht länger daran zweifeln, daß es im Plane der Weltregierung liege, die Ideen jener Lage, wodurch allein die Menſchheit entwickelt und auf den Rang erhoben werden kann, der in der Schöpfung ihr zukommt, — nach und nach über alle Theile der Erde zu verbreiten und faktiſch zu bewähren. Schon ſehen wir Vorzeichen zu Umwälzungen im uralten, unerſchütterlichen China, — in Oſtindien desgleichen, und anderwärts auf vielen, zum Theil weit von einander liegenden Inſeln und Ländern. Selbſt nach Afrika dürfte bald ein Held hinüberſchiffen, um die nur zu lange ſchon dort wüthende Hyder

des Despotismus mit Feuer und Schwert zu vernichten; denn daß es weder rühmlich noch vortheilhaft sey, mit den „Durchlauchtigen Hoheiten" von Tunis, Tripolis und Algier zu fraternisiren, lehren jetzt die bittersten, demüthigendesten Erfahrungen *). Kurz! – die Geschichte besonders der neueren Zeit spricht es deutlich aus, daß es so vermessen, als thörigt und fruchtlos ist, sich dem Willen jenes großen Geistes zu widersetzen, welcher die Schicksale der Völker lenkt. Selbst wider unsern Willen macht er uns zu Werkzeugen der höhern Plane seiner beglückenden Weisheit.

(Der Schluß folgt.)

Warnungstafel gegen die Deutschen Staatsanzeigen vom Herrn Regierungsrath und General-Consul Adam Müller, auf den Grund des Vorworts dazu.

(Fortsetzung.)

Nun macht er der Französischen Nation den Vorwurf, daß bei allen dort versuchten politischen Verfassungen, bloß auf den Mann in voller Jugendkraft Rücksicht genommen wurde, und fährt fort: „Daher auch das Fabriken- und Manufaktur-System, welches auf einer ähnlichen Würdigung und Verachtung der menschlichen Natur beruhet, nur in jenem Lande erfunden werden konnte."

Warum dieses gleichsam als Folgerung aus obigen Prämissen hingestellt wird, ist uns nicht deutlich, da die Urheber jener neuen politischen Verfassungen, dem Fabrikensystem gewiß nicht huldigten. Indeß so unbedeutende Dinge, als Consequenz und dgl., wollen wir vom Herrn Verfasser, dem es auf eine Apostasie mehr oder weniger nicht ankommt, nicht einmal verlangen. Dieses Fabriken-System, von dem man, im Preußischen wenigstens, seit geraumer Zeit zurückgekommen ist, war dort unter Friedrich dem Großen an der Tagesordnung, und wenn man ihm den Vorwurf machte, daß bedeutende Summen auf Seidenbau-Prämien, Unterstützung fremder Avanturiers ꝛc. nicht sehr gemeinnützig verwendet wurden, so wäre dieses ganz gegründet. Aber eine Verachtung der menschlichen Natur läßt sich darin grade nicht wahrnehmen, wenigstens nicht eine so systematische und eingefleischte, als der Herr Regierungsrath in allen seinen politischen Schriften zu Tage legt. — Man wird in der That zweifelhaft, ob innere oder äußere Motive den Herrn Regierungsrath veranlassen, mit Hintansetzung seines anerkannten Redner- und Künstler-Talents, so häufig als politischer Schriftsteller aufzutreten. In Frankreich würde er vielleicht Glück machen, aber gerade der Wahn, den Mangel an Consequenz und ernster wissenschaftlicher Tüchtigkeit durch schimmernde Floskeln zu verdecken, zeigt deutlicher als alles andre, wie er Deutschen Sinn so ganz verkennt. – Auffallend ist es uns, daß er den Franzosen nicht vielmehr die Erfindung des entgegengesetzten physiocratischen Systems zum Vorwurf macht, welches ihm doch noch weit verdammlicher erscheinen muß.

Seite 13 heißt es: „Die bleibenden Stände und nicht die vorübergehenden Köpfe sollten vor dem Landesherrn vertreten werden; dies ist das Wesen der Deutschen Landstandschaft, zum Unterschiede von der neueren Französischen Kopf- und Seelen-Repräsentation."

Und ferner Seite 14: „Aber nur mit den Ständen und Erwerbsklassen seines Volks, mit ihrer Uebereinstimmung, mit ihrem gemeinschaftlichen Gedeihen, und nicht mit den einzelnen Köpfen und deren jeweiligem Meinen und Dafürhalten, hat es der Landesherr zu thun."

Kann man aus diesen Stellen wohl abnehmen, was der Hr. Regierungsrath eigentlich will? Und könnte er über Unrecht klagen, wenn man ihn beschuldigte: er verlange Berathschlagungen der Nation in Masse, oder der vollständigen Anzahl der Individuen von allen Ständen, allenfalls mit Weib und Kind?

Außer einer bestimmt ausgesprochenen Antipathie gegen Köpfe, kann man in der That aus diesen Stellen, selbst in ihrem Zusammenhang, wenig bestimmtes entnehmen. Indeß glauben wir nach den sonst bekannt gewordenen Ansichten des Herrn Regierungsraths, errathen zu können, er wolle damit nichts weiter sagen, als daß er erbliche Standesrepräsentanten vorziehe, Wahlrepräsentanten hingegen perhorrescire.

Er meint nehmlich, eine Familie sey etwas Bleibendes, ein Mensch etwas Vorübergehendes. Von dem Collectivo der Individuen, Familie ge-

*) England kann die satanischen Raubnester der Berberesken sogleich zerstören, wenn es will, und ist dazu heilig verpflichtet; denn — wer Gräuel zu verhindern vermag, und thut es nicht, ist selbst dafür verantwortlich. Möge nun Großbritannien zeigen, daß ihm die Ehre der Nation werth und eine kosmopolitische Denkart nicht fremd sey. Es brauchte übrigens bloß die Marineanstalten zu besorgen; denn die Landtruppen zu dieser Allen nützlichen, rühmlichen Expedition, würde gern Europa stellen. Es werden in allen Ländern unsers Welttheils, vielleicht nicht einmal die Türkei ausgenommen, sich jetzt Freiwillige genug dazu melden. Die Kosten derselben können kaum mehr betragen, als die Tribute, die noch immer von allen Handelsstaaten jenen Piraten jährlich bezahlt werden müssen.

nannt, sey also etwas Bleibendes und Tüchtiges zu erwarten, nicht aber von gewählten Individuen, welche auf einander folgen, ohne von einander abzustammen.

Wahrscheinlich glaubt Herr A. Müller auf diese Weise eine dauernde Gleichförmigkeit der Grundsätze und Ansichten zu erzielen, und daß diese für das allgemeine Wohl höchst wünschenswerth sey.

(Der Schluß folgt.)

Ein Wespenschwarm!

Weiß nicht woher.

Wäre unter folgenden Kleinigkeiten nur eine einzige, die einer einzigen Dame im Schauspielhause den Hut vom Kopfe lockte, so würde ich die darauf gewandte Zeit nicht für ganz verloren achten.

„Gib mir den Blumenhut, daß ich ins Schauspiel gehe;
Das heut'ge Stück ist neu und schön.
Du weißt, daß ich nie besser sehe,
Als wenn die Andern gar nichts sehn."

Im bloßen Kopf soll sie im Schauspielhaus erscheinen?
Im bloßen Kopf? Erst gieb ihr einen!

„Die Zeit, als alles nach mir sah,
Die schöne Zeit ist nicht mehr da! —
Drum sollen auch die Herr'n, die nur ins Schauspiel gehen,
Um jüngre Schönen auszuspähen,
Nichts als den Pfauenschweif von meinem Hute sehen."

Der neue Hut.

„Zehn Thaler hab' ich erst dafür
An Madam N. bezahlen müssen;
Und zwanzig Herren wollten hier
Nicht ihren halben Thaler missen!"

„„Kind, sagte mir vor dreißig Jahren
Die Mutter, steh' auf Deiner Huth!""
Drum, obschon reif und wohlerfahren,
Besteh' ich noch auf meinem Hut."

Warum so manche sich nicht können
Im Schauspiel von den Hüten trennen? —
Ich will's Euch sagen, daß Ihr's wißt:

Damit der Späher in der Nähe
Nicht an den bloßen Köpfen sehe,
Daß kein gut Haar an ihnen ist.

Die Männer hör' ich oft im vollen Schauspiel klagen:
„Man weiß nicht mit dem Hut, wohin!"
Wohin? Das will ich Euch wohl sagen:
Vor jeden Damenhut pflanzt einen Mannshut hin!

Den behuteten Damen im Schauspielhause ins Ohr zu raunen.

(NB. Wenn sie jung und schön sind.)

Sei so gut,
Nimm den Hut
Von dem Haar!
Venus war
Schöner nie,
Als wenn sie
Uns ihr Bild
Unverhüllt
Sehen ließ: —
Mach', wie sie's!

(Wenn sie sich nicht im vorigen Fall befinden.)

Zu Hause thut
Was Euch erfreut!
Quält Euren Veit
Bis auf das Blut;
Tragt seinen Hut
Und seine Hosen;
Nur seyd so gut,
Ihr Mitleidlosen,
Mit den Trophäen
Nicht — herzugehen. — L.

Mancherlei.

Sentenzen für das nächste edelmüthige Drama des Herrn von Kotzebue.

Eine neue Unwahrheit hebt die Verwerflichkeit einer früheren nicht auf.

— Wie viel besser steht es um den, der die Erinnerung des Publikums für sich auffordern darf, als um denjenigen, der hoffen muß, es könne vergessen. —

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Bühne.

Am 1. August: „Der Wildfang," von Hrn. v. Kotzebue.

Es ist eine Tafelregel: „Je geschmackloser der Fisch, desto pikanter muß seine Brühe seyn." Das setzt voraus, daß er durchaus servirt werden soll. Da ich aber keine Verpflichtung habe, mich über diese sadeste aller Fadaisen, die der Verfasser schrieb, auszulassen, so begnüge ich mich, zu gestehen: „Ach ja! Man gab den Wildfang."

— Am 2. August: „Der Jurist und der Bauer."

Von der neuen Zauber-Oper: „Undine," die am 3ten gegeben wurde, wird erst im folgenden Blatt gesprochen, da das gegenwärtige am 3ten geschlossen werden mußte.

Bücher-Zeitung.

„Freimüthige Blätter für Deutsche, eine Zeitschrift in zwanglosen Heften. 9tes und 10tes Heft.“ Diese Zeitschrift scheint bei weitem nicht die Verbreitung zu haben, die sie verdient. Sie ist verständig eingerichtet und wird mit Sorgfalt redigirt. Ihr Inhalt zerfällt bei jedem Heft in zwei Theile. Den ersten bilden Aufsätze über staatswirthschaftliche und politische Gegenstände, und Auszüge aus merkwürdigen oder doch interessanten ausländischen Schriften; der zweite, unter dem Titel: „Rückblick auf die nächste Vergangenheit und die neueste politische Literatur,“ stellt Ansichten der neuen Begebenheiten auf, und giebt eine Uebersicht des Inhalts der wichtigsten unter den andern politischen Zeitschriften, und Beurtheilungen. Auch wo man der Meinung des Herausgebers nicht beipflichten kann, wird man die Debatte wenigstens nicht ohne Interesse finden. Besondre historische Wichtigkeit hat im 9ten Heft die Berichtigung der Flugschrift: „Versuch einer Geschichte der Baierschen Allianzen;“ und im zehnten sollte wohl vorzüglich der Aufsatz: „Ueber die unrichtige Gedankenfolge der Deutschen Freiheit- und Einheit-Prediger,“ Aufmerksamkeit erregen, sey es zu Beifall oder zu Widerspruch.

— „Vom Deutschen Nationalsinn. Ein Deutsches Wort, von einem ehemaligen Reichsbürger, Leipzig, 1816.“ (138 S.) So heißt eine Schrift, deren Verfasser sehr gut schreibt, und noch lebenswerther denkt. Sie verdient allgemein gelesen und — geprüft zu werden, von jedem der es vermag. Der Verfasser, so viel Lob er in mehreren Rücksichten verdient, ist doch nicht frei von dem Vorwurf, daß ihm Uebereinstimmung mit sich selber fehlt. Er empfiehlt zum Beispiel den Deutschen Einheit des Sinnes u. s. w., und doch thut er an einem andern Ort wieder Vorschläge zu einer neuen Zertheilung von Deutschland in 13 Kreise. — — Indeß die Schriftsteller, die Stimmen im Volk, mit einander und mit sich selber streiten, und nicht einig werden können, was geschehen soll, — reifen die Verhältnisse von selbst, und aus ihnen selber wird hervorgehen, wessen die Zeit bedarf.

— Von einem „Staatsarchiv des Teutschen Bundes,“ herausgegeben vom Badischen Staats- und Kabinetsrath Klüber, ist in Erlangen der erste Heft erschienen. Er fängt mit der Bundesakte an, und theilt Aktenstücke und Nachrichten über eine Reihe von wichtigen Ereignissen in den einzelnen Deutschen Staaten mit. Zweck und Nutzen dieser Schrift spricht sich von selbst aus. Es genügt zu sagen: sie ist da!

— „Hermann oder die Befreiung Deutschlands. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen von G. C. A. Wahlert. Dortmund, 1816.“ (138 S.) Wenn die Nachwelt einst das Herrliche und Große, was die Deutschen in den letzten Kriegsjahren thaten, mit Ehrfurcht anstaunt, wird sie sich doch nicht enthalten können, Manches, was die angeblichen Sprecher im Volk sagten, zu belächeln. Am meisten vielleicht den Einfall, unsern Soldaten, unsern Bürgern und Bauern, dadurch Selbstgefühl und Muth gegen die Franzosen einzureden, daß sie ihnen erzählten, wie vor beinahe zweitausend Jahren ein Römischer Feldherr, der sein Heer unbesonnen in Moräste und Wälder führte, von den damaligen Bewohnern des nordwestlichen Deutschlands überwunden worden. Es giebt keinen Beweis der gellender schreit, daß diese vermeinten Führer des Volkes nicht aus seinem Leben und seinem Geiste, sondern aus der Schulstube hervorgegangen waren, als diesen Mißgriff. Wie schlimm müßte es um die Geschichte der Deutschen stehen, wenn diese ihre begeisternden Erinnerungen so weit herholen müßten! Nicht diese Schulreminiscenz, sondern der Unwille über erlittene Mißhandlung und Schmach, und der Wunsch die Rückkehr derselben abzuwehren, war der Quell der Begeisterung Deutschlands. — Was das oben genannte Schauspiel betrifft: nun, es ist noch eine Dramatisirung der bekannten Geschichte, nicht besser und nicht schlechter, als die meisten andern. Den Beschluß macht eine lange Reihe von Stanzen, in welchen eine Wahrsagerin die Geschichte unsrer Zeiten erzählt, und den Cheruskern und Katten von den Russen, die sie Sarmaten nennt, von Kutusow und Schwarzenberg, wie von bekannten Personen, vorspricht. Ih, warum nicht? Aerger ist's doch nicht, als daß man unsern Soldaten und Landwehrmännern von Hermann und Wodan vorredete.

Vermischte Nachrichten.

Die Aerzte in Frankreich scheinen an einer ganz besondern Art der Geisteserhöhung zu leiden. Auf denjenigen, der den Mond für eine Leiche erklärte, und die Erde von dem üblen Einfluß dieses todten Gefährten heilen will, ist ein andrer gefolgt, der den Genuß der gegohrenen Substanzen, wozu er auch alles Gebratene und Gekochte rechnet, für die Quelle der Sterblichkeit hält. Er versichert, wir würden ewig leben, wenn wir uns gewöhnen wollten, Gras, Holz, Steine und dergleichen zu genießen. Steine hat er selbst zwar noch nicht viel gegessen, wohl aber genießt er viel Holz und rohes Fleisch. Bei dieser Diät ist er zwar sehr mager, und hat seit zwanzig Jahren keinen ruhigen Schlaf; aber er wird dafür auch nicht sterben.

— Man hat die ehemaligen Französischen Zeit-Schriftsteller oft wegen ihrer geringen Kenntniße der Geographie und der Kunst geneckt; die jetzigen kennen sogar die öffentlichen Ereignisse ihrer Tage nicht. Ein Pariser Blatt, indem es diesem Freimüthigen die Nachricht von dem Denkmaale nacherzählt, daß dem Fürsten Kutusow Smolenskoy bei Bunzlau errichtet wird, versichert zugleich, dieser Feldherr sey dort im Gefecht geblieben.

— In einem Leipziger Blatte wird jetzt ausdrücklich erklärt, daß in der zu Dresden im Linkischen Bade aufgeführten Allegorie Saxonia (Siehe Nr. 11. des Freimüth.) vom Könige von Sachsen, und nicht von Buonaparte gesprochen worden.

— Zu Mayland ist die Zauberflöte gegeben worden, und hat allgemein — mißfallen. Man nennt diese Komposition eine verruchte Musik. (Musica scelerata.)

— Zufolge des Berichts eines neuern Reisenden durch Island, ist der Gesang der Schwäne keine Fabel. In Island hört man ihn oft bei Nacht; aber nicht Ein Schwan singt, sondern immer mehrere, die einander gleichsam antworten; jeder läßt Einen Ton hören. (Ist das Gesang?)

— Bei Gelegenheit einer Vergleichung zwischen Englands Reichthum und Deutschlands Wohlstand, wirft ein Schriftsteller die Frage auf: ob in Deutschland der zehnte Mensch von Hafermehl lebe, wie in England? — Nein! Aber vielleicht von Kartoffeln.

— In Staffordshire klagt man, daß die dortigen Eisenfabriken einen großen Ausfall an Absatz leiden, indem nur noch sehr wenig Halseisen, Ketten und Daumschrauben für Negersklaven bestellt werden. Die dortigen Fabrikanten sehen ohne Zweifel die Maaßregeln gegen den Negerhandel für höchst verderblich an.

1816 Nro. 18.

Ernſt und Scherz

Mittwoch, oder den 7. Auguſt.

der alte Freimüthige.

Etwas über das große Thema der Zeit.

Von K. H. L. Reinhardt. (Schluß.)

So war es z. B. mit dem Weltſtürmer unſrer Tage, der wohl ſchwerlich ſelbſt wiſſen mag, warum er mit ſo großer verderblicher Kraft ausgerüſtet ward. Aus gleichem Grunde, wie ihn, erſchuf die Natur Hyänen und Rieſenſchlangen, und jedem empfindenden Weſen ſeinen Feind. Ohne dieſe Veranſtaltung würde bei allen die vis inertiae vorherrſchend werden; ſie müßten in das Reich der Vegetation, aus welchem ſie hervorgingen, zurückſinken; aber von Gefahren umringt, ſind ſie zu ſteter geſpannter Aufmerkſamkeit genöthigt, und ſo entwickeln ſie ſich weiter, um vielleicht einſt auf der Weſenleiter eine höhere Stufe einnehmen zu können. Auf der andern Seite ſehen auch die Raubthiere ſich gezwungen, die ſchlaueſte Liſt und angeſtrengteſte Kraft aufzubieten; ſonſt erhaſchen ſie nicht ihre Beute und müſſen verhungern. Demnach iſt eine Einrichtung, die oft grauſam geſcholten ward, weil man die weiſen Abſichten der Natur nicht begriff, ein unfehlbares Mittel, alles, was da lebt, zu höherer Vollkommenheit emporzuheben. Nicht weniger iſt den Menſchen, ſollen ſie anders ihre edleren Anlagen ausbilden, ein mächtiger Sporn nöthig. Sie würden ausarten, in Lethargie, in Cretinismus — nahe zum Affengeſchlecht hinabſinken, gäbe es nicht von Zeit zu Zeit auch unter uns Raubthieren ähnliche Ungeheuer, die verhungerten Tigern gleich aus ihren Höhlen hervorbrechen, um alles zu verwüſten. Ganz Europa befand ſich in einem Zuſtande von Stagnation, wandelnden Leichen glichen die Völker, und alles drohte politiſche Fäulniß: da entzündete ſich, einem tobenden Vulkane gleich, die Franzöſiſche Revolution. Sollte Neues, — Beſſeres erbaut werden können, ſo mußte zuvor das verwitterte Alte zertrümmern, — zuſammengerüttelt werden der Tempel der Philiſter; ein zweiter Simſon alſo war nöthig, und — Napoleon trat auf. Er hat das Werk der Zerſtörung vollendet, und folglich ſeine große ſchauderhafte Rolle in der Weltgeſchichte ausgeſpielt; denn Edles zu geſtalten, liegt außer der Sphäre ſeines Wollens und Könnens. Mag er immerhin einſt aus St. Helena entkommen; fürder droht keinem Europäiſchen Lande von ihm Gefahr. Selbſt jenſeit des Rheins fände er nicht Mittel und Helfershelfer genug, und in Amerika kann man Leute ſeiner Art noch weniger gebrauchen. Ohne alle Wahrſcheinlichkeit des Gelingens unternimmt er auch nichts wieder, obgleich tollkühn im höchſten Grade, um nicht abermals vom Erhabenen zum Lächerlichen, und zwar den letzten Schritt zu thun. Konnte nun jener große gekrönte Tyrann mit ſeinem großen Kopfe ſeine

despotischen Plane nicht ausführen: so werden es künftig andere kleinere, mit ihren kleinen Köpfen noch weniger vermögen. Es ist vergebens, dem gewaltigen Schwunge der Zeit zu widerstreben.

Weh dem Thoren, der ihr grollt,
Wenn sie Hohes reift;
Der ins Rad, das glühend rollt,
Ihr verwegen greift!
Sie wird ihn zermalmen, sie wird ihn vernichten,
Vom Unrath das goldne Getraide zu sichten *). —

Unverständige Selbstlinge, ohne eignes Verdienst und Würdigkeit, bloß durch die Macht der Umstände gehoben und mit Gewalt bekleidet, rissen jetzt in blinder Wuth gar zu gern alle liberalen Ideen mit glühenden Zangen aus dem Gehirn der Menschen heraus, sollten sie auch Mann für Mann die ganze Bevölkerung Europa's scalpiren oder trepaniren müssen. Wer aber aufmerksam las, was ich bisher aus der Geschichte anführte und zu erörtern suchte, dem muß es gewiß seyn, daß sie ihren Zweck nicht erreichen werden; vielmehr werden sie grade das Gegentheil von dem bewirken, was sie beabsichtigten, — die Gährungsstoffe häufen und das allgemeine Elend in solchem Grade vergrößern, daß endlich neue noch weit gefährlichere Unruhen ausbrechen müssen, — Unruhen, die hernach durch Bayonette und Kartätschen nicht mehr zu dämpfen sind; denn wer seinen gewissen Untergang vor Augen sieht und darum schon auf das Leben Verzicht leistete, hat nichts weiter zu verlieren und wagt mithin alles. Mit der freilich leider oft mißverstandenen Idee der Freiheit ist es grade wie mit dem Schießpulver. Läßt man die Lüfte frei damit spielen, so kann es nirgendwo Schaden anrichten, wenigstens keinen bedeutenden. Aber kerkert es ein, und ihr habt die fürchterlichsten Explosionen zu besorgen. Ja! gelänge es auch, den ganzen Vorrath von Pulver aus allen Ländern im Mittelpunkt der Erde zu verbergen, so würde es auch da von unterirdischen Feuern gefunden und entzündet werden, und dann den Weltkörper, welchen wir bewohnen, in Stücken zerreißen. Möchte man daher doch überall im milderen Sinne walten, wie manche Deutsche Regierungen. Diese beweisen ihren Völkern Vertrauen, und gewinnen es eben dadurch mit jedem Tage mehr. Wir bedächtigen Deutschen sind zum freiesten Ideenumtausche reif, so gut wie die Engländer, und mit Hülfe dieses großen Mittels wird bei uns gewiß noch alles gut gehen. Bei uns hat man gar nicht nöthig, jenes Vorurtheil, daß in Monarchien keine vernünftige Freiheit Statt finden könne, zu bekämpfen; denn seit der Deutsche Name genannt wird, hat es im Gemüthe unsrer Nation nie Wurzel geschlagen. Es ist angenehm und nützlich, das Ideale kennen zu lernen, — es erhebt und kräftigt den Geist, — es zeigt ihm, wie eine Magnetnadel, das Ziel, und bringt ihn wieder auf die rechte Bahn, wenn er in Gefahr stand, sich zu verirren. Allein: — Kann man nicht thun, was an sich das Beste ist, so muß man thun, was unter den obwaltenden Umständen das Beste ist. Diese Staatsmaxime ist vielleicht die mächtigste von allen, und verdient besonders in unsern Tagen wohl beherzigt zu werden. Hic Rhodus, hic salta! Was unter den jetzigen Umständen das Beste sey, laßt uns frei und redlich untersuchen, und dann dieses Beste — ganz ausführen. Offenbar ist jetzt für Europa die Zeit wohlorganisirter Monarchien gekommen. Dazu wirke jeder mit allen Kräften des Geistes. Möge die Nordamerikanische Staatsverfassung immerhin noch größere Vorzüge haben: — wir wollen unsre Antipoden darum so wenig beneiden, als die Bewohner tropischer Länder um die herrlichen Früchte ihres Himmelstrichs, die in unserem Klima nicht reifen. Seine Meinung darüber, wie sowohl jeder einzelne Staat Deutschlands zeitgemäß eingerichtet, als auch dem Ganzen des Vaterlandes Einheit und Festigkeit gegeben werden könne, hat der Verfasser vorläufig in kurzen Andeutungen schon ausgesprochen *), — keineswegs aus Anmaßung, sondern darum, weil er glaubt, daß jeder, der aus dem Nachdenken über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit das Geschäft seines Lebens machte, auch die Pflicht auf sich habe, öffentlich zu sagen, was für ihn subjectiv wahr und das Rechte ist. Das große Thema der Zeit ist aber so reichhaltig, daß es nicht erschöpft werden kann. Ich werde daher gelegentlich darauf zurückkommen. —

*) Aus einer durch die Zeitung f. d. eleg. Welt bekannt gewordenen Ode: „An die Zeit," vom Verfasser.

*) S. im Oktoberheft der Zeitschrift: „Minerva," vom vorigen Jahre, den Aufsatz: „Deutschland, der Centralstaat des Continents, durch Entwickelung der Nationalkraft zur Einheit."

Warnungstafel gegen die Deutschen Staatsanzeigen vom Herrn Regierungsrath und General-Consul Adam Müller, auf den Grund des Vorworts dazu.

(Schluß.)

Wenn der Sohn wäre wie der Vater, so hätte

eine solche Idee manches für sich, und käme es dann nur bei dem ersten Repräsentanten auf sorgfältige Auswahl an. Der Staat könnte alsdann das Heranwachsen und Eintreten seiner jungen Repräsentanten recht ruhig mit ansehn, so wie der Landmann ganz gemüthlich abwartet, bis das Lamm seiner Heerde zum — Führer derselben wird.

Aber der Sohn ist nun einmal aus mancherlei Ursachen dem Vater so selten ähnlich, als der Wahlrepräsentant seinem Vorgänger; also ist zwischen Erb- und Wahlrepräsentanten in Rücksicht auf Wechsel der Meinung eben kein Unterschied. Daß letztere, aus einer großen Anzahl verständig erlesen, in der Regel tüchtiger ausfallen werden, als wenn man diese Wahl dem Zufall überläßt, wollen wir nicht einmal in Anschlag bringen.

Dagegen ist bei einer Wahlrepräsentation der für Wähler und Gewählte gleich wichtige Vortheil, daß beide Theile mit einander zufrieden seyn werden. Die Wähler werden schon, um ihre Wahl zu ehren, auch harte Opfer, welche das Staatsbedürfniß heischt, weniger hart finden, weil sie solche in gewisser Hinsicht als freiwillige Opfer betrachten. Indeß von zeitlichen Vortheilen kann nicht die Rede seyn, sondern vom ewigen Rechte. —

Das zu lösende Problem ist unsers Erachtens: wie man es anzufangen habe, bei häufig wechselnden Individuen, dieselben Zwecke, Ansichten und Interessen zu verewigen, den natürlichen Wechsel der Meinungen zu fixiren, und das Veränderliche unveränderlich zu machen.

Da wir selbst nur wenige Jahre zu leben haben, so müssen wir in solchen Fällen das Buch der Geschichte um Rath fragen, und da finden wir nur zwei Institute, welche viele Jahrhunderte hindurch unverändert nach demselben Plane gewirkt, und von dem Innern der ursprünglichen Stifter nie abgewichen sind; nehmlich: die Mönchsorden, und im Orient die Eunuchen. Daraus geht hervor, daß man nicht, wie der Herr Regierungsrath will, den Sohn auf den Vater folgen lassen, sondern vielmehr letzterem zur Pflicht machen müsse, keine Söhne zu haben, oder ihm kurz weg das Vermögen dazu nehmen. — — — —

Will also der Herr Regierungrath eine ewige Uniformität hervorbringen, so ist die Erblichkeit der Stände und Würden nur schlecht berechnet; vielmehr muß Ehelosigkeit das Grundgesetz seyn, und nach dem Muster der Römischen Hierarchie, muß man Heere von Hagestolzen als Repräsentanten aufstellen, welche nach bewährter mönchischer Weise, in von aller Welt abgesonderten Behältern gleichmäßig ausgebildet und zubereitet sind. Denn daß Mönche und Eunuchen ihrer Bestimmung entgegen, dem Geiste ihres Ordens untreu geworden wären, davon stellt uns, wie gesagt, die Geschichte nur seltne Beispiele auf. —

Aus allem diesem folgt nun, daß das Vorwort ein recht giftiges und verwerfliches Machwerk ist, welches weder dem Herrn Regierungsrath noch der Deutschheit, an welche er sich schwer versündigt hat, zur Ehre gereicht, und anstatt zum Gedankenfrieden zu führen, auf Störung desselben berechnet ist; und daß folglich diese freimüthige Warnungstafel hier ganz an ihrer Stelle steht.

— — n.

Neuigkeiten.

Der 3te August, der Geburtstag Sr. Majestät, trug die Physiognomie eines Festes, dessen Feier nicht aus Verordnungen oder Rücksichten, sondern aus dem mit Ehrfurcht und Liebe erfüllten Herzen eines Deutschen Volks hervorgeht. Die wichtigsten der öffentlichen Feierlichkeiten waren eine glänzende Parade, die durch die Gegenwart des Fürsten Blücher noch herrlicher wurde, eine feierliche Versammlung der Universität, eine öffentliche Sitzung der Akademie. Die festliche Stimmung versammelte eine Menge von Privatzirkeln zu frohen Mittagsmahlen. Gegen Abend zogen die Garde-Regimenter, ohne Gewehre, aber in Gliedern geordnet, in den Thiergarten hinaus, und antworteten den Fragenden: wohin? — froh: „Zum Balle!" Die Kosten waren zusammengeschossen, um das Fest des königlichen Helden, der ihnen so oft zum Siege voranging, froh zu begehen. Am Abende waren viele Häuser in Berlin und die Versammlungsorte im Thiergarten erleuchtet. Bis nach Mitternacht setzte das Volk seine fröhliche Feier fort. Daß auch die Bühne dem schönen Tage eine schöne Festlichkeit bereitet hatte, versteht sich von selbst.

Chronik der Berliner Schaubühne.

Vor einem sehr gefüllten Hause las *) Herr Beschort eine kräftige Rede, gedichtet von Herrn Dr. Forster, ihrem Werthe

*) Das Ablesen der öffentlichen Reden hat, es muß einmal gesagt werden, etwas Verletzendes; weil es anzudeuten scheint, — scheint, schrieb ich, — daß man nicht viel Umstände mit dem Publikum machen möge; auch thut es der Wirkung der Rede, die nun nicht gut mimisch unterstützt werden kann, Eintrag. — Man sagt, dieser Gebrauch sey von der berühmten Bühne einer kleinen Stadt nach Berlin gekommen. Auf einer solchen ist vieles thunlich und selbst gut, was in einer großen Stadt nicht angenehm

gemäß. Die Ankündigung hatte gesagt, Herr Devrient würde es thun; aber daß die Direktion, wie es scheint, die Rückkehr des Hrn Beschort von einer Reise, sogleich zu dieser Abänderung benutzte, macht ihrer einsichtvollen Sorgfalt Ehre. Unter den vielen glänzenden Talenten des Hrn. Devrient, ist das des eigentlichen Deklamators nicht.

Nun folgte die erste Darstellung von „Undine," einer dramatischen Bearbeitung des berühmten Zaubermährchens von H. v. Fouqué, musikalisch componirt von Hrn. Hoffmann. Die Neuheit des Stückes, unterstützt von der geschmackvollen Pracht der Dekorationen und Kleidungen, hätte den Abend für viele sehr genußvoll gemacht, auch wenn Dichtung und Musik wenig Werth gehabt hätten; aber beide sind genialisch und reich an sehr anziehenden Reizen, und die Ausführung fast aller Rollen war trefflich. Nach diesem gern abgelegten Zeugnisse, sey es der Kritik erlaubt, vorläufig wenigstens über den Gang der Dramatisirung eine Bemerkung zu machen.

Als man dem berühmten Engel erzählte, aus seinem Lorenz Stark habe man ein Schauspiel gemacht, gerieth er in den heftigsten Zorn. „Da hat man nun, rief er aus, mein Buch dem Publikum auf lange Zeit aus der Hand geschlagen, und ihm dafür etwas gegeben, was nicht gelungen seyn kann, weil die Fabel zur Erzählung, nicht zum Darstellen berechnet ist." Hatte Engel Recht, so war es ein Opfer, das Hr. von Fouqué dem Publikum brachte, indem er selbst sein wunderliebliches Mährchen dramatisirte. Es verdiente ganz gelungen zu seyn, und in der That hat auch diese Bearbeitung viele Scenen, welche die Phantasie sehr lebhaft beschäftigen, aber mich dünkt, der Verfasser ist doch nicht ganz dahin gelangt, aus seiner ersten Bearbeitung heraustreten zu können, in der zweiten etwas zu geben, daß durch sich selbst abgeschlossen ist. Wenig Zuschauer, die nicht die Erzählung gelesen, und ihren Inhalt recht gegenwärtig hatten, werden den Gang der Oper, wenigstens den schönen poetischen Sinn der einzelnen Situationen, verstanden haben. — Vielleicht hätte schon die Handlung nicht mit der Scene anfangen sollen, wo der Ritter und der Fischer über die Flucht Undinens klagen: denn da die Zuschauer diese noch nicht kennen, ist es ihnen unmöglich, lebhaft Theil an der geäußerten Besorgniß zu nehmen. Dem wäre abgeholfen, das Ganze vollkommner eingeleitet, allgemeiner verständlich gewesen, wenn der Dichter die Scene des Mährchens, die Undine zur Flucht bewegt, mit aufgenommen hätte. Es ist wahr, in dieser erscheint sie in einem andern Karakter, als den sie im ganzen übrigen Stücke hat: aber ihr neckisches Wesen in jener Scene gehörte zu ihrem Karakter als Nixe, und ihre Umwandlung durch die Liebe, hätte ihr eine wunderbare Physiognomie ertheilt, statt daß sie jetzt nur als ein liebevolles Mädchen erscheint, das nebenher ein wenig hext. — Nach künftigen Vorstellungen mehr.

— Am 4. August: „Die Schwestern von Prag." — vor einem vollen Hause. Die Kritik verwirft dieses Stück; ein großer Theil des Publikums liebt es. Wer hat Recht? Beide. Warum soll sich das Publikum im Genuß dessen, was ihm gefällt, durch Rasonnement stören lassen? Aber die Kritik darf nicht aufhören, ihre Forderungen zu wiederholen, damit man allmälig dahin gelange, daß es nur mit edlern Gebilden unterhalten werde, es nur an solchen Gefallen finde. — Herr Devrient gab den Schneider Cacadu mit unerschöpflich komischer Laune.

— Am 5. August: „Abällino;" und zwar „auf vieles Verlangen;" und zwar bei leerem Hause.

Vermischte Nachrichten.

In der Académie française war bisher festgesetzt, daß jedes Mitglied, das ein Jetton erhalten wollte, (ein Zeichen, das bei jeder Sitzung ausgetheilt, und am Ende des Vierteljahrs durch eine kleine Summe eingelöst wird,) um 3 Uhr gegenwärtig seyn mußte. Da aber viele Mitglieder zwanzig Minuten nachher wieder fortzugehen pflegten, ist jetzt bestimmt worden, daß ein Jetton nur dann gelten solle, wenn der Empfänger bis 5 Uhr gegenwärtig bleibe. Das J. des d. b. meint, daß hieße die Belohnung etwas theuer erkaufen; aber glücklicher Weise bliebe den Mitgliedern noch der Ausweg, bis 5 Uhr zu schlafen.

— Unter den letzten Gefangenen, welche die Barbaresken machten, sind auch eine schöne Sängerin und eine reizende Tänzerin von einem Pariser Theater, die nach Neapel reisten. Eine Zeitung meint, sie würden wohl durch Lord Exmouth befreit werden, aber sich auch in der Gefangenschaft nicht übel befinden.

— Im Courier wird der Afrikanischen Societät aus ihren Rechnungen vorgeworfen, daß sie 900 Pfd. St. für den Druck einer Schrift von Wilberforce und ein Silbergeschirr, das sie einem ihrer Vorsteher schenkte, ausgab; aber nur 14 Pfd. für die Erziehung einiger Negerknaben: obgleich eins ihrer Mitglieder behaupte, daß die Neger die eigentlichen, nicht ausgearteten Nachkommen Adam's seyen, der ein Schwarzer gewesen.

— The Courier sagt, der Streit zwischen den Ultra-Royalisten und den Konstitutionellen zu Paris, lasse sich kurz so darstellen: Die Ersteren rufen: „Unser Weg zum Despotismus ist der kürzeste! Ihr seyd jetzt stark, drum schlagt ihn ein!" Die Letztern hingegen sagen: „Unser Weg dahin, ist der sicherste! Bedenkt das!" —

— Zu den fast noch ungekannten, und noch weniger benutzten Schätzen, die Berlin jetzt besitzt, gehört eine Sammlung herrlicher Abgüsse von Antiken, die im März dieses Jahres ankamen, und in einem Gartensaale von Monbijou, in einer trefflichen Beleuchtung aufgestellt sind. Es sind dieselben, die schon unter Buonaparte zu Paris für Berlin gearbeitet wurden. Kenner erklären sie für besser, als die berühmten Mengsischen in Dresden, da die Kunst des Abgießens seit Mengs seiner Zeit sehr vervollkommnet ist, und sie mit der höchsten Sorgfalt gearbeitet wurden. Freilich ist diese Sammlung kleiner als die Dresdner; aber sie enthält doch manches hohe Meisterwerk, daß diese nicht hat; z. B. die kolossale Minerva von Velletri, die Diana von Versailles, — ein Paar unübertreffliche Werke; einen echten Alexanderkopf, mit der antiken Unterschrift: „Alexander, Philipp's Sohn," und den Kopf eines der Pferde von San Marco. Auch von den Elginschen Marmorn, den neuentdeckten Basreliefs von Phigalia, werden Abgüsse erwartet. — Es ist um so auffallender, daß diese kostbare Sammlung wenig besucht wird, da Schadow, der sie unter seinem Gewahrsam hat, mit der feinen Gefälligkeit, die den großen Künstler karakterisirt, wenn er zugleich ein gebildeter Geist ist, die Beschauer empfängt und belehrend orientirt.

wirkt. Das Publikum, das eine kleine Stadt vor ihre Bühne schickt, besteht wirklich fast nur aus Bekannten im Tagesleben, mit denen man sich es ein wenig bequem machen kann, weil alles dabei durch persönliche Rücksichten ausgeglichen wird. Bei einer solchen Bühne kann es ferner, bei ihrem kleinen Personale, eintreten, daß grade der Künstler, der das größte Talent zum deklamirenden Vortrage besitzt, etwa ein schwaches Gedächtniß hat: und in dem Fall ist es freilich dem Direkteur, besonders wenn er selbst der Verfasser der Reden ist, nicht zu verdenken, wenn er diese lieber gut verlesen, als fehlerhaft hersagen läßt. Bei der an Mitgliedern zahlreichen Bühne einer großen Stadt treten andre Forderungen ein. — Ich zweifle übrigens nicht, daß man auch für das Ablesen Kunstgründe anführen kann; auch ist es möglich, daß es auf andern großen ausländischen Bühnen üblich seyn mag: aber das Obengesagte bleibt darum doch richtig.

1816. Nro. 19.

Ernſt und Scherz

Freitag, oder den 9. Auguſt.

der alte Freimüthige.

Ueber die ſchöne Literatur in Deutſchland.

Dritter Brief.

Ueber einen nicht unwichtigen literariſchen Punkt, mein theurer Freund, haben die zuletzt verfloſſenen zehn Jahre entſchieden: über den Werth der unmittelbar vor ihnen herrſchenden Beſtrebungen und Parteien in der ſchönen Literatur.

Sie erinnern Sich, daß ſeit Erſcheinung der Xenien, eine Anzahl Dichter und Schriftſteller vom dritten und vierten und — gar keinem Range, ſich es erlaubt hielten, die vom erſten und zweiten herabzuſehen, wohl gar zu verſpotten, um dafür ihre theils bizarren, theils durchaus kraft-, oft inhaltloſen Gebilde als Meiſterwerke gelten zu laſſen; daß darüber unter ihnen ſogar eine Art von Verbrüderung beſtand, die ſofort jedes neue Mondkalb, das ein Mitglied in die Welt ſetzte, als ein Wunderbild ausrief. Sie erinnern Sich ferner, daß die Oppoſition gegen dieſes Beginnen, nach einigen frühern Schriften, vorzüglich im Freimüthigen, nicht ohne Erfolg, Statt fand. — Nach der Unterbrechung dieſes Blattes — Denn die nichtsſagende, angebliche Fortſetzung deſſelben, die ſeither auf ſeinen Namen terminiren ging, betrachte ich, als gar nicht vorhanden: ein Schatten iſt keine Perſon. — hörte dieſe Oppoſition faſt ganz auf. Jene Schriftſteller riefen Triumph, weil man ſie auf dem Kampfplatz verlaſſen hatte; warfen dem Herausgeber gelegentlich höhnend vor, „daß er in Deutſchland nicht einmal eine Schule zurückgelaſſen,“ wonach er nie geſtrebt; und ermärterten zehn Jahre hindurch nicht, ihn zu ſchmähen, ohne daß er es der Mühe werth hielt, ſich aus einer Entfernung von 200 Meilen zu vertheidigen. Gut das! Aber außer dieſem nichtliterariſchen Nebenher: wozu haben ſie ſich, bei dem völlig freien Spielraum, entwickelt? Was haben ſie in dieſer Zeit der ſchönen Literatur Großes, Unvergängliches geleiſtet? Was iſt aus dieſer durch ſie geworden?

Laſſen Sie uns die Antwort darauf, bei einigen der vorzüglichſten unter ihnen beſonders ſuchen.

Herr Richter, gewöhnlicher Jean Paul genannt, gehörte nicht zu jener Verbrüderung, aber wohl zu den Verderbern des guten Kunſtgeſchmacks in der Literatur, und als ſolcher zu den erbittertſten Feinden der Oppoſition. Sie hatte von ihm geſagt: Er beſäße glänzende Genialität im Denken, alſo hellen Verſtand und viel Witz; aber ihm fehle das eigentliche Kunſttalent und Geſchmack. Daher habe er nie eine Schöpfung von reiner Schönheit zu Stande bringen können, und verliere ſich oft in zurückſtoßende Bizarrerie. — Er hat nun zehn Jahre lang die Freude gehabt, ungetadelt ſchreiben zu können, was er wollte; er iſt erhoben, ausgeſchrieben, ausgezeichnet und belohnt wor-

den. Aber — wie heißt denn das Kunstwerk, das er in dieser Zeit geschaffen hat? Hat er mehr gegeben, als eine Menge witziger, schöner, hochdichterischer Gedanken, immer nur durch eine wahre Frazze von Geschichtchen, in eine Art von Zusammenhang gebracht? Das Artigste ist noch, daß er sogar in einem eigenen Lehrbuche anweisen wollte, wie man das erreichen könne, was ihm immer unerreichbar blieb.

Von einem andern sagte die Opposition, er besäße Witz, aber da er sich daraus ein Brodtgewerbe mache, Bonmots zu schreiben, und sich dabei in seine Studierstube verschlösse, könne es wohl nicht anders kommen, als daß sein Witz allmälig verdorre, und er, um doch noch zu interessiren, mit fremden Einfällen sich ausschmücke, und mit seinen eigenen zum Pasquill herabsinken müsse. — Was hat er in diesen zehn Jahren zu den wenigen, vor beinahe zwanzig Jahren gegebenen guten Satyren hinzugefügt? Ruhe und Zeit hatte er im Uebermaaß dazu.

Von einem Dritten behauptete sie, er besitze ausgebreitete Kenntnisse und Fleiß, aber ihm fehle jenes Feuer des Gefühls und der Phantasie, das allein den Dichter mache. Seine Dichtungen seyen nichts, als kalte Rechnenexempel, eine Mosaik zusammengetragener Gedanken; und weil er das fühle, suche er das Publikum auf den Abweg zu führen, daß es zu hohen Werth auf Uebersetzungen ihm fremder Produkte lege, die eigentlich nur Gegenstände des gelehrten Studiums seyn sollten. — Er war im letzten Decennium sicher, daß alles, was er gegeben hätte, von seinen allein sprechenden Freunden bis zu den Wolken erhoben worden wäre: aber eine kalt elegante Elegie, die nur ein Beleg zu jenem Urtheil über ihn war, ist alles, wozu er diese Zeit zu benutzen vermochte.

Ich könnte Ihnen eine lange Reihe von solchen Belegen anführen, daß die erwähnte Opposition schweigend ihren Prozeß gewonnen hat, bloß dadurch, daß ihre Gegner Zeit und Raum hatten, sich zu entfalten und — abzusterben. Aber der Triumph ist nicht erfreulich; ja, es ist sogar beugend, zu sehen, daß an die Stelle jenes Streites über Irrthümer, die nun alle beseitigt sind, in der schönen Literatur eine Stille der Meinungen eingetreten ist, die Leerheit scheint. Wie jede Blüthe der bewegten Luft bedarf, um zum Fruchtansatz zu gedeihen, ist es auch der schönen Literatur nothwendig, daß es Debatten gebe, Debatten über Begriffe und Kunst: denn nur im Gedankenkampf entwickeln sich die Kräfte der Geister ganz. Aber wie die Sachen jetzt stehen, oder vielmehr liegen, sagt und giebt jeder was ihm beliebt, gewiß, daß seine Freunde ihm schweigend zunicken werden, und die andrer Meinung sind, — auch schweigen werden: es wäre ja unhöflich, zu widersprechen! Anständigkeit, Friedlichkeit nennt man das; aber es ist nichts als Mangel an Theilnahme, Erschlaffung, Erschöpfung.

Diese Todtenstille ist eine so viel Uebles weissagende Erscheinung, daß mich sogar Ihre Nachricht von den Schmähungen eines bekannten Skriblers gegen mich, auf einen Augenblick erfreute. Aber freilich, diese Erscheinung hat nichts mit der Literatur zu thun. Jener Mensch, der weder der Literatur, noch der Kunst, noch dem staatsbürgerlichen Leben, je etwas Nennenswerthes zu leisten vermochte, vertheidigt nur mit offener Gemeinheit seinen Erwerb durch Skribelei. „So, sagt Butler irgendwo im Hudibras, so umtrabt ein hungriger Pudel angstvoll klaffend den Brodtkorb, aus dem er seinen Bretzel empfängt.“ Mertel.

Das Lob der Narrheit von Erasmus.

(Schluß.)

Christus aber, sie unterbrechend, weil sonst ihre Ruhmreden kein Ende nehmen würden, wird fragen: „Woher dieses neue Judengeschlecht? Nur ein Gesetz erkenne ich für das meinige, und gerade von diesem höre ich nichts. Ich habe das Reich meines Vaters nicht den Kapuzen, dem Singsange, dem Hungern, sondern den Diensten der Liebe verheißen. Auch erkenne ich nicht diejenigen, die ihre vermeinten Thaten erheben, und für heiliger als ich selbst angesehen seyn wollen: diese mögen sich von denen einen neuen Himmel erbauen lassen, deren Aussprüche sie meinen Lehren vorgezogen haben.“ Wenn sie dieses hören, und sehen, daß Schiffer und Fuhrleute ihnen vorgezogen werden, was für Mienen werden sie machen? Indessen sind sie glücklich, durch meine (der Narrheit) Wohlthat. Sie leben zwar vom Staate getrennt (?), doch wagt man nicht, sie zu verachten, weil ihnen alle Geheimnisse bekannt sind. Wenn Jemand diese Hornissen reizt, so wissen sie sich in ihren öffentlichen Reden vortrefflich zu rächen, bezeichnen durch geschickte Wendungen ihren Feind so verdeckt, daß jeder ihn kennt, und hören nicht auf zu bellen, bis man ihnen ein Stück in den Mund wirft. Welchen Marktschreier würde man nicht lieber sehen und hören, als diese Leute, wenn sie auf den Kanzeln das nachmachen, was die

Redner von der Redekunst geschrieben haben? Wie gebärden sie sich, wie verändern sie die Stimme, wie brüsten sie sich, wie nehmen sie bald diese, bald jene Miene an, wie erfüllen sie alles mit ihrem Geschreie! Sie haben einmal gehört, der Eingang der Rede müsse sanft seyn: darum fangen sie so an, daß sie sich selbst nicht hören. Sie haben auch gehört, zur Erregung der Affekte müsse man sich bisweilen der Ausrufungen bedienen: darum erheben sie, sonst immer gedämpft sprechend, hin und wieder ein ganz fürchterliches Geschrei, auch wo es gar nicht nöthig ist. Man sollte schwören, sie hätten Nieswurz nothwendig. Sie haben auch wohl gehört, die Rede müsse im Fortgange wärmer werden, darum strengen sie gegen das Ende derselben, so nüchtern und kalt die Worte an sich auch seyn mögen, ihre Stimme so schrecklich an, daß einem Hören und Sehen vergehet, und man glauben muß, es wäre ihnen am Ende der Athem ausgeblieben. Kurz sie betragen sich so, als wären sie bei Marktschreiern in der Schule gewesen. Glücklich aber sind sie, und niemand hat mir mehr zu danken, als diese Leute. E.

Mancherlei.

Der Zeitgeist.

Wenn man recht begeistert, recht erhaben für oder wider einen Gegenstand sprechen hört, so kann man in der Regel gewiß seyn, daß die Sprechenden keinen hellen Begriff von ihm haben.

Sollte das nicht auch mit dem Zeitgeist der Fall seyn? — den die Einen wie einen wohlthätigen, die andern als einen feindseligen Genius verkündigen; für dessen Geltendmachung die Einen, zu dessen Bekämpfung die Andern sich in Harnisch setzen. Was ist denn unter dem Worte eigentlich zu verstehen?

Der Verstand einer Nation ist die Masse von Ideen und Gedanken, die bei ihr in Umlauf sind; ihr Geist, die vom Bedürfniß bestimmte Weise und Lebhaftigkeit, womit sie jene fürs Leben bethätigt.

Diese Masse ist aber nie abgeschlossen. Unaufhörlich wird sie hier durch eine neue Erfahrung, dort durch eine neue Schlußfolge vermehrt oder berichtigt. Jeder Zuwachs wirkt auf das Ganze zurück, und führt neue Vermehrungen, neue Bedürfnisse herbei, die eine neue Weise der Bethätigung veranlassen: und dieses Reifen ist das Fortschreiten der Nation; der Geist eines Zeitalters derselben aber der dermalige Grad jener Reife, und der Bethätigung der umlaufenden Gedanken und Ideen.

Ist dieses richtig: ist es nicht sonderbar, daß irgend ein Einzelner glaubt, es brauche seiner Mühe, um den Geist der Zeit geltend zu machen? Das Bedürfniß thut es, und zwar genau in dem einzigen heilsamen Grade, der volle Befriedigung herbeiführt.

Ist es nicht noch sonderbarer, wenn jemand glaubt, der Geist einer Zeit könne bekämpft, wohl gar besiegt werden? Wer einmal weiß, daß zweimal zwei vier ist: wie wollt Ihr ihn wieder glauben machen, es sey fünftehalb? — „Sie bewegt sich doch!“ rief Galiläi, als man ihn zwang, seine Entdeckung vom Lauf der Erde zu widerrufen. Von seinem Widerruf nahm die Nachwelt keine Notiz; aber die Wahrheit, die er lehrte, hat sie nicht vergessen.

Selbstbiographie eines Unglücklichen.

Wenn mein brennendes Aug' nicht mehr auf Thränen hofft,
Dies gebrochene Herz nicht mehr die Qualen
Seines Geschickes fühlt, und längst in des Grabes
Ruhe vermodert ist;

Wenn auch der Hügel selbst, der mein Gebein bedeckt,
Längst eingesunken, und, statt eines Denkmaals,
Eine einsame Rose, bleich und trauernd,
Meiner Asche entkeimt:

Sende, mein Genius! dann eine fühlende Seele,
Daß sie die Blume brech', und ahnend mein Schicksal,
Eine schnellere Thräne mit ihres Kelches
Thaue verschmelze.

Flüstre leis' ihr zu: „Der hier schlummert, empfand
Der Schmerzen viel, und statt der Freuden nur Sehnsucht!
Nimmer pochte sein Herz am Mutterbusen, und nimmer
An eines Vaters Brust.

Glühend schwang er den Arm nach einer Welt, und seufzte
Um Liebe; die lodernde Flamme löschte der Eisblick
Todtenden Hohns. Da schloß sein Herz sich, und duldend
Schwieg er, weinte nicht mehr.

Allgewaltig ergriff ihn mit eiserner Hand
Sein Verhängniß. Gemordet war seiner Seele
Heilige Ruhe. Da brach sein Herz. Doch weint' er
Nicht, und duldet' und schwieg.

Ruhig hob er den Blick zum ewigen Raume,
Sah, wie Schöpfungen wurden, und Schöpfungen schwanden;
Sah' das Größte vergehn, und Sonnen und Welten
In Nichts versinken.

Da umarmt' ihn der Tod. Er küßt' ihn schweigend.
Ruhig stieg er hinab, wo keine Thräne,
Nicht des Schmerzes und nicht der Lust, das erstarrte
Auge befeuchtet.“ J — — 6.

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Bühne.

Am 6. August „der Schwager.“ Nach einer die das kunstliebende Publikum langen, sehr langen Abwesenheit, trat Herr Beschort heute wieder als Hr. George auf: das heißt, dieß Hauptrolle eines Lustspiels von Merth, wurde mit jener feinen, anstandsvollen Gewandtheit gespielt, die nur ein wahres Künstler besitzen kann, und das Publikum hatte einen genußvollen Abend.

— Am 7ten: „Undine.“ — Jubel, Musik und Dankesung dieser Oper haben eine so reiche Mannigfaltigkeit, daß es nur allmalig gelingt, sich in ihren Schönheiten zu orientiren, und den Charakter des Ganzen zu gewinnen. „Ist das Lob einer Tadel?“ Es ist Wahrheit. Der Inhalt der Oper ist eine Verherrlichung der Donaunymphe, worin nun an die Stellen der platten, spaßhaften Gauklereien, ernste Wunderbarkeit und ernster Gang der Gefühle getreten ist. Der Gefühle, sagte ich; und daß der Komponist keine starke, tiefe Leidenschaft aufzudrücken hatte, bestimmte natürlich den Charakter der ganzen Musik: sie berührt, wenn ich dieses alte Bild brauchen darf, alle Saiten der Seele gewinnend und bewegend, ohne eine einzige bis zum lauten Mitrönen zu erschüttern; erfreut unaufhörlich, ohne jemals zu entzücken oder zu betrüben.

Die. Lemke als Undine, bezaubernde durch Spiel und Gesang. Sonderbar ist es, daß die Sprechen eine schwache Brust zu verrathen scheint, indeß ihr Gesang so stark tönt. Hätte das nicht ein Fingerzeig seyn, daß diese ätherische tierische Erscheinung, mit großer Schonung behandelt werden müßte, wenn sie und lange bleiben soll? — Dlle. Willmann gab die Verhaltis mit glücklicher Anstrengung. — Von den übrigen Rollen künftig, wenn von einzelnen Scenen gesprochen wird.

Bücher-Chronik.

Freischützkalender. Im Auftrag bearbeitet von Karl Lappe. Stralsund, 1816. Der Hauptreiz dieser Dichtung aus dem 16ten Jahrhundert ist die Naivetät der Betrachtungen, der Gleichnisse und des Tons. Herr Lappe hat ihr, wenn er sie auch nicht überall erreichte, doch so glücklich nachgeeifert, daß seine Bearbeitung eine angenehme Unterhaltung gewährt. Auch das verdient Lob, daß er nur einen Ausgang, in dem aber keine Lücken mehr sind, gab, und sich veralteten Worte, so viel möglich, enthielt: sie hatten den Genuß gelitzt.

— Außerlesene poetische Schriften von Friedrich Rochmann. Heidelberg, 1816. — Diese Sammlung von Gedichten ist ein Beweis, daß selbst in der Poesie anhaltendes Streben und Fleiß, wenn nicht zum höchsten Kranz, so doch zu ehrenvollem Werthe führen. In keinem dieser Gedichte von mannigfacher Gattung findet man den kühnen Phantasien- und Gedankenflug, und das Gepräge ergreifenden Gefühls, die den eigentlichen Beruf des Dichters beurkunden: doch gelallen sie. Die Musen suchten den Verfasser nicht, um ihm ihre Kränze zu spenden: aber er wußte sie zu finden, und manche süß duftende Blüthe von ihnen zu pflücken.

— Wanderungen im Geist der Zeit durch einen Theil von Schlesien und Sachsen. Berlin, 1816. (Maurersche Buchhandlung.) — heißt eine Schrift, der sie Titel vielleicht Schaden thut. Es ist nicht lustig eine Wanderung durch Schlesien und Sachsen, als eine Reihe heller Blicke auf den Charakter des Volkstanzes und das Wagen der Meinungen. Der Verfasser giebt zwar auch interessante Nachrichten von dem, was er auf der Reise sah, und auf der Gebirgte der im Titel genannten Provinzen, aber sie sind ihm offenbar nur Hilfsmittel, seinen politischen Betrachtungen die Buchform zu geben, die er nun einmal gewählt hatte.

— In eben der Buchhandlung sind erschienen: „Abhandlungen vermischten Inhalts, herausgegeben von (dem Generalmajor) Rosen von Minutoli. Im nächsten Blatte vom Inhalte derselben.

Vermischte Nachrichten.

Man bekommt, jetzt wo es im Plan, dem Andenken Friedrichs des Unsterblichen zu Berlin durch ein prachtvolles Monument zu huldigen. Noch den großen Thaten der letzten Jahre darf man sich sagen, kein Fortalter kann würdiger thun, es zu thun.

— Ein Berlinisches Blatt, wenig gelesen, aber schätzbar, verschert, Schiller's nachgelassenes Fragment eines Trauerspiels: „Demetrius,“ sey endlich gedruckt, und bewerte, daß der große Dichter im Begriff gewesen, nun der Shakespearschen Tragedie nachzueifern. (Das that er eigentlich schon in seinem ersten Trauerspiel, den Räubern. Die angezogene Erscheinung wäre ein Beweis mehr für den Zusammenhang des menschlichen Geistes, der bei Einzelnen auf, oder vielmehr neben dem Punkte zu entspringen pflegt, von dem er aufging, obgleich verwollkommnet. Der Einzelne, wie das Geschlecht, schreitet, nach Wielands mystigem und wahrem Ausdruck, in einer Spirallinie fort.)

— Mehre. Catalani ist bei einem Concert, das sie in Leipzig gab, auf so krankenden Mittelmäßigkeit oder vielmehr Feindseligkeit aufgenommen worden, daß sie, viel beleidigt, sich unmittelbar nachher abgereist ist, wie man sagt, gerade zurück nach Paris, um nicht mehr in Deutschland zu singen. Unter anderm wurde über das Accompagnement des Hrn. Polatti zu der Arie: „Nach flehen alle Freuden!“ lauche gelacht, und werden bei einer von ihm componirten Ouverture. — Den wiederum Spring zu diesem Vorgange macht ein Artikel in dem obtusen „Leipziger Tageblatte,“ im platterten Zeitungs-Deutsch geschrieben. Als Ursache zu diesem Benehmen giebt man dies an, daß Mme. Catalani in Berlin so sehr gefallen habe. Wer dadurch lächerlich wird, verräth sich von selbst.

— In einem Berlinischen Zeitungsblatt: heißt man ein, wie es scheint, „Mann von der Kunst,“ ein Urtheil über Mme. Catalani. Er erklärt sie für die beste Italienische, Mme. Mitterhofer für die beste Deutsche Sängerin, Mme. Mara aber für eine Sängerin gar abentheuerlicher. Die Stimme der Catalani habe den Umfang vom ungestrichenen F bis zum dreimal gestrichenen C_1 die der Mara, in den Jahren ihrer Blüthe, vom ungestrichenen F bis zum dreimal durchstrichenen F gehabt. Der Letztern Triller, Tremer, Passingen u. s. w. die Gebrauchen, alles habe sich leicht abgelöst, nur sich in der offenen Luft zu haben. Bei einer Anführung des Patriarchen Abrahams auf Moria, habe sie sich die Bastarte Abrahams sehr angelegen, und ihren Vortrag so dem Style dieses Stammvaters zu nahern gewußt, daß vielleicht noch solche leben, die sich ins Grabe: „Er soll ihn haben“ u. s. w. mit Freuden erinnern. Dies Mark der Erinnerung wünde er in den Kranz, der singt die Silberstirne schmücke. — — —

1816. Nro. 20.

Ernſt und Scherz

Montag, oder den 12. Auguſt.

der alte Freimüthige.

Iſt die Rückkehr des Aberglaubens und der allgemeinen Bigotterie, möglich?

An einen Freund.

Wie? Auch Sie ſchrecken die ſcheinbaren Zeichen der Finſterniß? Auch Sie fürchten bei der Herſtellung der Jeſuiten, der Inquiſition und der Klöſter in den katholiſchen, bei den wandernden Andächtigen und Propheten in den proteſtantiſchen Ländern, bei dem frömmelnden Tone, wo man nur einen vernünftigen zu hören erwarten mußte: daß wirklich die Zeiten wiederkehren könnten, in denen das Denken und Prüfen ein Verbrechen, heuchelnde Argliſt die Tyrannin der Menſchheit waren? —

Mich, mein Freund, ergreift bei jener Erſcheinung ein andres Gefühl: Unmuth darüber, daß ſo Mancher, der durch ſeinen hohen, edeln Karakter ſo ſehr verdiente, unta delhaft und ungetadelt zur Nachwelt überzugehn, es nun mit der gegründeten oder ungegründeten Anklage befleckt thun wird, er habe ſich zu einer Mitwirkung zu jener Rückkehr vergeſſen, zur Mitwirkung bei einem Plane, der, wenn er gelänge, ein nicht abzubüßendes Vergehen gegen die Menſchheit wäre; der aber nie gelingen kann, alſo nur eine unglückliche Thorheit iſt.

Was die allgemeine Erkenntniß einmal als unwürdig verwarf, läßt ſich wohl einzelnen Schwachen, ſelbſt kleinen Zirkeln wieder aufſchwatzen; aber die Geſammtheit ſieht dem nur zu, wie einer Blindekuh, und neckt den Geblendeten, oder bemitleidet ihn, wenn er ſich in ſeiner Blindheit verletzt. Stiftungen und Meinungen, die aus dem Geiſt eines befangenen Zeitalters hervorgingen und in ihm blühten, aber einmal beſeitigt wurden, in einem ſolchen Zeitalter wieder herſtellen wollen, deſſen Karakter ſie durchaus fremd ſind, und das ſie faſt nur noch durch die ſchlimmen oder guten Sagen kennt, die über ſie aus dem Munde der Väter in Umlauf ſind, und durch den Ruf der Greuel, die ſie ſtifteten — dieſe herſtellen wollen: das heißt, ausgeartetes, wurzelloſes Unkraut wieder in die Erde ſtecken. Es hält ſich vielleicht ein Paar wolkigte Stunden lang friſch, aber blickt die Sonne einmal hell hernieder, ſo dorrt es ſchnell zuſammen, und läßt nur die Stelle verunziert zurück, wo man das Knabenſpielzeug trieb.

Die Furcht vor bleibender Feſtſtellung der alten Schreckgebilde iſt nichtig; eben ſo ſehr aber iſt es diejenige vor Dingen, von denen man behaupten, daß man ihnen durch jene vorbeugen wolle. Lichtwehrs berühmte alte Frauen ſtehen einander ſo eben in hundert Hohlwegen gegenüber und zittern: alles müßte trügen, oder bald werden ſie be-

ſchämt mit einem „Guten Morgen,“ Frau Nachbarin!“ an einander vorüberſchleichen.

Möge das auf ſich beruhen: hier will ich Ihnen nur beweiſen, daß wir eine unerſchütterliche, ewige Gewährleiſtung wider die allgemeine Rückkehr der Geiſter-Finſterniß haben, —

(Der Schluß folgt.)

Nichtmilitäriſche Scenen aus dem Feldzuge der Franzoſen in Italien, im Jahr 1799.

Von Friedrichſen.

1. Sieg einer Coquette über einen Scheinheiligen.

Einſt lag unſer Regiment ſeit Monaten in einer kleinen Neapolitaniſchen Stadt. Die meiſten Officiere hatten herzlich Langeweile, obgleich dieſer und jener bald nicht bloß im Hauſe des Wirths, ſondern auch im Herzen der Wirthin wohnte. Dem größten Theile wurde es doch immer „zu eng in ihrem Schloß,“ und ſie ſuchten ſich daher mit der Jagd zu beluſtigen, auf den benachbarten Revieren. — Es war zwar auch ein beſoldeter General bei uns, und bei ihm eine junge, ſchöne, luſtige Generalin, die alles Mögliche that, das Regiment zu unterhalten: aber es waren zu viele die ſich langweilten. Unſer Oberſter beſchloß daher, einen Ball zu geben, deſſen Folgen, hoffte er, die geſelligen Freuden in höhern Schwung bringen ſollten.

Es waren auch zwei Klöſter in der Stadt, eins von Dominikanern, das andre von Bernhardinern. Beide wetteiferten um den beſten Ruf. Den Bernhardinern war es gelungen, ſich als die frömmern geltend zu machen; die Dominikaner aber waren, bei nicht ganz ſo tadelfreier Lebensweiſe, die gelehrtern. Jedes hatte alſo in der öffentlichen Meinung etwas für, und etwas gegen ſich. Die Mönche ermangelten nicht, ſich gegenſeitig ſo viel Böſes anzuhängen, als ſie irgend konnten, und die Priors waren die grimmigſten Feinde, verſteht ſich, im Herzen; denn äußerlich hielten ſie ſich wie gute Freunde. Nun hatte der Bernhardiner einmal in Einquartierungs-Angelegenheit en unſerm General aufgewartet, und die loſe Generalin hatte, beim Abſchiede, dem frommen Herrn ihre Hand hingereicht, die er denn nicht umhin konnte, zu küſſen. Sein Feind, der es gleich erfuhr, bedeckte dieſen Handkuß vor dem Publikum mit dem Mantel der amtsbrüderlichen Liebe; das heißt: er entſchuldigte es mit dem mächtigen Reizen der Frau Generalin, daß der ehrwürdige Herr Amtsbruder des ſtrengen Wohlſtandes der Prioswürde einmal ſo ſehr vergeſſen können. „Ich möchte aber doch um alles in der Welt nicht,“ ſagte er dann hinzu, „daß man mir eine ſo leichtſinnige Vergeſſenheit meines Standes vorwerfen könnte. Ein Geiſtlicher muß feſter ſtehn, und ſich von verführeriſcher Gelegenheit nicht hinreißen laſſen,“ u. ſ. w. (Man muß nehmlich wiſſen, daß man es dort einem Geiſtlichen unanſtändig hält, eine weibliche Hand zu küſſen; ob es in andern katholiſchen Ländern eben ſo iſt, weiß ich nicht.)

Der Generalin wurden dieſe Reden des Dominikaners wieder vorgebracht, und, obwohl es ihr ſchmeichelte, daß er dem Zauber ihrer Reize Gerechtigkeit widerfahren ließ, ſo verdroß es ſie doch auch, daß der andre arme Herr für ſeinen Handkuß leiden ſollte, und daß ſein Feind ſich ſelbſt ſo unverwundbar dünkte. Sie beſchloß daher, bei Gelegenheit des Balles, jenen an dieſem zu rächen, und zugleich einen neuen Beweis von der Zauberkraft ihrer Schönheit zu geben.

Die beiden Priors wurden, als zwei der vornehmſten Einwohner, natürlich zum Ball eingeladen, und man ſagte ihnen, ſie könnten ohne Maske erſcheinen; der General, der Oberſt und zwei andre vornehme Officiere würden auch unmaskirt ſeyn. Sie nahmen die Einladung an.

Alle Damen waren unmaskirt. Die Herren hatten bloß Zierbeilen; die meiſten von unſern Officieren waren dabei in Uniform, und einige auch ohne Perücken. Nur zwei derſelben erſchienen, auf Anſtiften der Generalin, in Charaktermasken, weil ſie im Sinne hatte, ſich auch in der Folge noch zu maskiren, und doch nicht die einzige Maske ſeyn wollte. Sie tanzte übrigens vortrefflich, und vollendete dadurch die Bezauberung der Eingebornen, die ihre Schönheit und ihr holdſeliges Benehmen angefangen hatte. Eine ſolche Tänzerin hatte man dort noch nicht geſehen. Selbſt die beiden ehrwürdigen Herren Priors verſchlangen ſie mit den Augen, und man konnte es ihnen anſehen, daß ein Gelübde beide drückte. —

Nachdem ſie wohl eine Stunde getanzt hatte, trat ſie zu den Geiſtlichen, indem ſie mir winkte, ein wenig zu reimerſchen: denn ſie verſtand ſo wenig Italiäniſch, als jene Franzöſiſch. Ich reichte ihr einen Stuhl, und ſie ſetzte ſich, wie zum Ausruhen, zwiſchen den beiden Herren, indem ſie ihre Rede immer vorzüglich an den Dominikaner richtete, und den andern kaum ſo viel zu achten ſchien, als ſein Rang erforderte.

(Der Schluß folgt.)

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Schaubühne.

Der Herr General-Intendant der Königl. Schauspiele hat die Güte gehabt, den Verfasser dieser Chronik auf die verbindlichste Weise zu benachrichten, „daß das Ablesen der Rollen an feierlichen Tagen durchaus nicht zum System geworden, sondern nur durch Zufall herbeigeführt ist.“

— Am 6ten August: „Iphigenia in Tauris, von Gluck,“ im Opernhause.

Ueber die hohen Vorzüge, mit denen der Gesang in diesem Meisterwerke geleistet wird, ist bei der vorigen Aufführung gesprochen worden. Heute sey es denn erlaubt, auf etwas Anderes aufmerksam zu seyn. — Hat man Kunstgründe dafür, so manche Momente des Textes, auf welche doch die Musik, die sie begleitet, berechnet ist, zu verändern? Ich führe nur Einen an. Der Text sagt Orest, da er aus seinem grauenvollen Traume aufwacht, in Iphigenien selbst die Mutter sehe, die deren Erinnerung ihn die Furien martern. Er ruft: „Die Mutter! Weh!“ Iphigenia singt: „Ich sehe, welches Grauen bei meinem Anblick Dich ergreift!“ u. s. w.; und schon ganz ermuntert ruft er noch aus: „Was seh' ich! Welche Aehnlichkeit!“ Heute aber lag Orest noch schlummernd am Fuß des Altars, indeß Iphigenia ihn schon über das Grauen, das sie zu bemerken glaubte, tröstete.

Noch eine Bemerkung. Die Hauptpflicht einer Chronik wie diese, ist, an die Rechte des Publikums zu erinnern, wo ihm der Genuß seiner Bühne zufällig — denn Anderes läßt sich nicht denken, — geschmälert wird. Bei einer Direktion aber, wie die jetzige, reicht es hin, zu erwähnen, daß Mme. Milder, als Iphigenia, in vielen Scenen ganz andre Verse singt, als in dem Buche stehen, das man beim Eingange kauft, daß also der Zweck, warum man dieses Büchelchen nimmt, in einer Hauptsache verfehlt wird. Hier sind zwei Auswege. Die bewunderte Künstlerin müßte die Gefälligkeit haben, die Worte zu singen, die im Buche stehen, oder das Büchelchen müßte nach dem Texte, den sie singt, verändert gedruckt werden. — Eine Kleinigkeit ist diese Abweichung wenigstens für diejenigen nicht, die gewohnt sind, dem großen Komponisten überall, bei dem Ausdruck den er jedem bedeutenden Worte gab, zu folgen. Schlimm genug, daß davon überhaupt schon bei jeder Uebersetzung so viel schwinden muß.

— Am 9. August: „Die Entführung, von Jünger.“ Mme. Eunicke spielt die Nichte Sachen nicht nur auch lebhaft, sondern zugleich mit feiner Haltung.

Hierauf: „Der Dorfbarbier,“ worin Herr Rüthling den Adam recht gut, obgleich nicht sehr Lachen erregend, gab. Die komische Kraft erlernt sich nicht, aber auch wo sie ist, muß sie erst geübt werden.

Bücher-Chronik.

Vielleicht ist der zweite Theil von: „Christoph Martin Wieland, geschildert von J. G. Gruber, (578 S. mit einem gestochenen Titel und drei Kupfern,) schon lange im Publikum; aber es trägt die Jahrzahl 1816, und von einem so guten Buche zu sprechen, ist immer die rechte Zeit. Dieses ist in der That ein recht gutes, obschon ein weitläuftiges. Das mußte es wohl werden, bei dem Reichthum an anziehenden Nachrichten und Schilderungen, an belehrenden Notizen und psychologischen Erörterungen, die der Verfasser mitzutheilen hatte. Jede weggelassene wäre ein Verlust gewesen. Es ist dabei mit jener Wärme des Gefühls geschrieben, deren bloße Aeußerung bei guten Schriftstellern Beredtsamkeit wird. Vorzüglich lobenswerth ist die Kunst des Verfassers, uns Wieland's Inneres zu enthüllen, ohne seine moralische Person zu zergliedern. Nur zu häufig sind die Biographen, die den Anatomen gleichen, die bei dem Zerschneiden, um Hirn und Herz und Lunge eines Gegenstandes zu zeigen, seine Gestalt zerstören. — Eine Frage sey erlaubt. Herr Gruber schildert das rohe Verfahren der, in den Jahren 1798 bis 1805 etwa, lebenden Genie's sehr kräftig und richtig, und auch den Eindruck der Herabwürdigungen, die sie sich gegen Wieland und Herder erlaubte. Sollte denn aber die damalige jüngere Schriftstellerwelt so ganz in dem Unwesen untergegangen, oder doch so durchaus muthlos gewesen seyn, daß niemand in ihr die Vertheidigung jener großen Männer unternahm, durch Erörterung des Unwerthes jener Angriffe, und noch mehr durch die kräftigste Waffe, die sich dagegen führen ließ, durch beißenden Spott? Oder sollten Vertheidiger des Rechtes weniger der Erwähnung werth seyn, als Verüber des Unrechts? — Ich vermuthe, Herr Gruber selbst war es, der damals die Vertheidigung, vorzüglich seines jetzt so geschilderten Wielands übernahm, und das eigne Verdienst mit Stillschweigen zu übergehen, steht auch dem gerechten Manne allerdings frei.

— Die drei und zwanzig „Abhandlungen vermischten Inhalts, herausgegeben von Menu von Minutoli, Generalmajor und Gouverneur des Prinzen Karl von Preußen Kön. Hoh. ꝛc. Berlin, 1816.“ — zerfallen in zwei Klassen, in solche militairischen, und andere mannigfachen Inhalts. Sie sind zwar früher in verschiedenen Zeitschriften gedruckt worden, und haben ohne Zweifel, ihrem Werthe nach, Eindruck gemacht und Nutzen gestiftet; aber hier gesammelt, und mit 14 erklärenden Kupfern begleitet, ist ihr Interesse vergrößert, da man über sehr verschiedenartige Gegenstände den Mann von hellem Geist und vielseitiger Kenntniß ein durchdachtes Wort sprechen hört. Von dem größten praktischen Nutzen möchte unter den militärischen, wohl der „Versuch einer neuen Angriffsmethode von Festungen,“ unter den andern die „über die Benutzung der wolligen Saamenkrone des Dungrases“ seyn; Lesern aller Art aber wird das „Fragment einer Reise von Mailand nach S. Maurice“ Unterhaltung gewähren.

Vermischte Nachrichten.

Ein neues Vorzeichen des allgemeinen Krieges zwischen der Christenheit und den Anhängern des Islam! Auch der Sultan von Marokko sendet nicht nur Kaper gegen die Preußischen, Russischen und Oesterreichischen Schiffe aus, sondern hat auch in der Seestadt Larrache alle Christen ermorden lassen. Dagegen wagen in Smyrna die Janitscharen sich nicht mehr anders als bei Tage auszugehen, weil so viele von ihnen des Abends von den Einwohnern niedergemacht wurden.

— In dem so eben erschienenen neuesten Bande der Memoiren der mathematischen Klasse des (aufgehobenen) Pariser National-Instituts, steht eine lange Lobrede, welche Lagrange am 3ten Januar 1814 auf Buonaparte hielt.

— Nach den Franz. Zeitungen hat man zu Korfu mit allgemeinem Enthusiasmus ein Fest der Unabhängigkeit der Jonischen Inseln begangen, doch ohne die geringste Unordnung oder Beleidigung der Englischen Besatzung. Die Feier begann mit einer ansehnlich literarischen Versammlung, zu der man aber nur durch Vorweisung der auf die Unabhängigkeit der Inseln geschlagenen Medaille Zutritt erhielt.

— Ein Herr Mandelaincourt hat einen Beweis drucken lassen, daß der Untergang der Welt gewiß sey, aber erst um zwanzigtausend Jahr an dem und dem Tage eintreten werde: die Erfahrung werde beweisen, daß er richtig gerechnet. Das J. de Paris that den Vorschlag, ihn eben so zu behandeln, wie den Priester zu Bologna, ihn einzusperren, bis der Termin verflossen sey.

— Zu Paris ist, in zwei dicken Bänden, erschienen: „Buonaparte, sa famille et sa cour." Jeder Liebhaber der Franz. Literatur wird wohl thun, sich durch diesen Titel nicht verleiten zu lassen. Das Buch enthält fast nichts, als ein Gemisch von Anekdoten, die vor Buonapartens Geburt in Umlauf waren.

— Zu Lyon hat man die Hochzeit des Herzogs von Berry mit einem Gelegenheitsstück gefeiert, worin Dragoner und Nationalgarden mit einander tanzen, Jupiter eine Scene mit einem Ludwigsritter hat, und Herkules neben einem Sappeur figurirt. —

— In den Schlesischen Provinzial-Blättern wird der Vorschlag gethan, auf dem fast in ganz Schlesien gesehenen Zobten-Berge ein Schlesisches National-Helden-Denkmal zu erbauen: einen Felsentempel in Gothischem Styl; in ihm eine kolossale Büste Blüchers; unter dieser eine Gruft, in welcher einst der Leichnam des Helden ruhe. — — Sehr gut! Aber giebt es denn eine Schlesische Nation? Sollte nicht endlich einmal aller Provinzial-Patriotismus auch innigst in den allgemeinen Preußischen übergehn?

— Das London Chronicle behauptet, man habe während der letzten Reise des Kaisers von Oestreich in Italien, zwei Angriffe auf sein Leben gethan. Man (Wer?) soll von Frankreich aus sehr geschäftig seyn, in Italien eine unruhige Stimmung zu verbreiten.

— Ein Gallicismus, der doch nicht ganz übersehen werden darf. Die Gaz. de Fr. sagt, die Franz. Regierung erhalte von den Barbaresken bloß durch die Legitimität alles, was die andern Mächte durch wohlgerüstete Flotten nicht erzwingen konnten. Sind die andern Mächte etwa nicht legitim? — Das J. de Paris hat Recht, jene Gazette eine Frau Gevatterin zu nennen.

— Das Morning Chron. erzählt: Ein erwachsenes, sehr unterrichtetes Mädchen, in New-York, schlief einst einige Stunden länger als gewöhnlich, und bei ihrem Erwachen zeigte sich, daß sie nicht nur alles, was sie gelernt, vergessen hatte, sondern selbst die Personen ihres Umganges nicht mehr kannte. Allmälig lernte sie diese wieder kennen, und fing auch wieder an Unterricht zu nehmen, den sie indeß nur schwer begriff. Nach sechs Monaten, wieder nach einem langen Schlafe, hatte sie alles, was sie früher wußte, wieder gewonnen, doch von ihrem zweiten Zustande auch nicht die geringste Erinnerung. Seitdem lebt immer nach einem langen Schlafe, bald der zweite, bald der erste Zustand wieder, und immer mit denselben Erscheinungen: jeder hat sein eignes Gedächtniß, das von dem andern nichts weiß. In ihrem ersten Zustande schreibt sie eine sehr gute Hand; im zweiten fast unleserlich u. s. f. — Sollte die Dame heirathen, so könnten sonderbare Verlegenheiten eintreten, wenn die Heirath nicht den Wechsel aufhören ließe.

— Aus Königsberg in Pr. vom 1. Aug. Am 26. Julius gab hier der durchreisende Königl. Bairische Schauspieler Christ'l auf unserer verwaiseten Bühne eine Vorstellung, zu seinem Benefice, gefiel sehr, wurde herausgerufen, und äußerte den Wunsch, hier bleiben zu können. Nun trägt man sich mit der Hoffnung, er werde die Direktion einer neu zu bildenden Gesellschaft übernehmen *). In den meisten Provinzialstädten Preußens sind jetzt spielende Gesellschaften, und Königsberg hat keine. — Eine Schrift von Bell: „Freimüthige Gedanken über das Streben der neuern Pädagogen, das Schul- und Erziehungswesen zu verbessern, Königsberg 1816," hat hier einiges vorübergehende Aufsehen gemacht. — Zwei politische Zeitungen ausgenommen, hat ganz Ostpreußen keine einheimische Zeitschrift.

— Nachrichten eines Reisenden zufolge, welche die Nemesis mittheilt, herrscht in der Schweiz unter dem eigentlichen Volk aller Kantone eine sehr große Unzufriedenheit mit seinen oligarchischen Regierungen und der Tagsatzung. Es soll sich nach einer Vereinigung mit Deutschland sehnen, das wohl auch schwerlich einen größern Gewinn nach irgend einer Seite hin machen könnte, als wenn sein wichtigstes Gebirgsland sich ihm wieder ganz anschlösse. — Die Schweizer Zeitungen dürfen über die Ereignisse im Innern nichts oder wenig melden, denn sie stehen unter strenger Zensur. — Die oberste Schulbehörde zu Luzern läßt als Belohnung des Fleißes, unter die Schulkinder eine Schrift austheilen: „Das Herz des Menschen, ein Tempel Gottes oder eine Wohnung des Satans," wobei zehn gräuliche Abbildungen des Letztern befindlich sind. — In der Rathsstube einer Schweizerstadt, die mit dem Gemälde Tell's, wie er den Apfel vom Kopfe seines Sohnes schießt, geziert ist, wurde vor kurzem ein Urenkel desselben Tell's, zu fünfzig Stockschlägen, zum Pranger und zu mehrjähriger Kettenstrafe verurtheilt, weil er — Unterschriften zu einem Gesuch gesammelt, durch das er die Freilassung seines gefangenen Vaters bewirken wollte.

— Als Mdme. Catalani Leipzig so schnell verlassen hatte, lief dort folgendes Epigramm herum:

Sie kam, sie sang, sie ging in wenig Stunden.
Dank ihr, daß sie so schnell des Zaubers uns entbunden!

*) Anm. Herr Christ'l besitzt nicht nur sehr glückliches Talent für die Bühne, sondern ist auch ein verständiger Mann, der es nicht vergessen wird, daß eine Direktion nur in dem Maaß ist, was sie seyn soll, und ihr Geschäft nur in so fern gedeihen kann, als sie den Wünschen des Publikums entspricht. Er wird nie glauben, eine Herrschaft über den öffentlichen Geschmack ausüben oder Gesetze vorschreiben zu dürfen, durch welche das Vergnügen gehindert wird. Königsberg würde durch einen solchen Direktor gut versorgt seyn.

1816. Nro. 21.

Ernſt und Scherz

Mittwoch, oder den 14. Auguſt.

der alte Freimüthige.

Iſt die Rückkehr des Aberglaubens und der Bigotterie, möglich?

(Schluß.)

— eine Gewährleiſtung, die dem guten oder böſen Willen Einzelner oder ganzer Generationen unerreichbar, uns ihren Troſt von jener Region des Denkens niederſtralt, von der aus man den Gang der ganzen Menſchenbildung nur als Eine naturhiſtoriſche Erſcheinung erblickt.

Die Geſchichte lehrt, daß der religiöſe Aberglaube jeden Zeitalters, jeden Jahrtauſends, genau den Vorſtellungen von der Gottheit entſpricht, die in demſelben herrſchten, und nur ein bald thörichtes, bald bösartiges Mißverſtehen und Mißbrauchen dieſer Vorſtellungen iſt. Sie lehrt uns ferner, was gewiß wäre, auch wenn es nicht von ihr ſo deutlich ausgeſprochen würde: daß der Aberglaube, der aus einer kleinlichern, ärmlichern Vorſtellung von der Gottheit hervorgegangen war, ohne Rettung untergieng, ſobald die Menſchheit ſich zu einer größern, umfaſſendern emporgebildet hatte.

Die früheſte Geſtaltung jener Vorſtellung iſt der Fetiſchismus, wo jeder Menſch ſeinen eigenen Gott hat. Welche Geſtaltungen der daraus entſpringende Aberglaube annimmt, finden wir noch jetzt bei den Lappen, den Hottentotten, den Negern u. ſ. w. Wir belachen ſie, aber ſie iſt ſo conſequent aus dem Begriff von der Gottheit, den jene Völker haben, hergeleitet, wie die Menſchen überhaupt es in ihren Irrthümern zu ſeyn pflegen.

Aus dem Gott des Einzelnen wird ein Familien-Gott, deſſen Bild in der ruhigſten, geſchmückteſten Stelle des Hauſes aufgeſtellt wird, von dem alle Bewohner Schuz und Segen erflehn, und der mit der Familie auswandert, wenn ſie eine andre Heimath ſuchen muß. Vor dieſer Vorſtellung ſchwindet der Fetiſchismus und ſeine Anwendung, die einſt Religion war, in verwerfliche Zauberkunſt zuſammen, und andre Phantaſie-Bilder treten an ihre Stelle.

Mit dem Anwachſen der Familien zu Völkerſchaften, wächſt auch die Familien-Gottheit zu einem Schuzgott eines ganzen Volkes, eines Landes. Die heiligen Bilder gehen aus dem Dunkel der Hütten hervor, werden der allgemeinen Verehrung in heiligen Haynen, in Tempeln aufgeſtellt, und bald gelten die Hausgötter nur noch für Sinnbilder häuslicher Tugenden, wo nicht für unmächtige Spuke, die etwa noch bei nächtlicher Weile ihr geiſtiges Daſeyn zu offenbaren wagen. Wozu aber die Idee einer Volksgottheit führen kann? — Erinnern Sie Sich nur, daß es ein Volk gab, das ſich durch ſie berechtigt hielt, alle andre Völker, die es überwältigen konnte, auszurotten; daß bei einer Nation, die in viele Völkerſchaften zerſpaltet

war, man die Gottheiten der einzelnen Stämme zwar zu Einer Familie verband, die zusammen auf dem Olympus hauste, ihre Glieder aber oft selbst gegen einander kämpfen ließ, wenn ihre Schützlinge es thaten; daß man von jeder dieser Gottheiten bei den Völkerschaften die unter einer andern standen, die ärgerlichsten Dinge ersann, und so die Moralität, den Werth der Völker selbst, herabwürdigte u. s. w.

Unter diesen Greueln und Abgeschmacktheiten aber erweiterte sich, durch die immer wachsenden Verbindungen der Völker, und durch die allgemeinere Kenntniß der Natur, die Vorstellung der Völkergottheiten, zu der Einen Gottes aller Völker, der ganzen Erde. Eine große Anzahl Stellen der guten Schriftsteller Griechenlands und Roms beweisen uns, daß sie schon ausgebildet und verbreitet war, als man noch lange dem Jupiter und seinen Kindern im Namen der Staaten opferte. Endlich wurde sie als Lehrsatz öffentlich ausgesprochen. — Der es that, wurde als ein Verbrecher behandelt; viele Tausende seiner Anhänger wurden mit den schimpflichsten, qualvollsten Todesarten hingerichtet: aber die Menschheit war zu dieser Vorstellung von der Gottheit, gereift und sie siegte. Die Altäre der alten Völkergottheiten zerfielen, und sie selbst, die einst für Spender des allgemeinen Wohls galten, verwandelten sich in Teufel. —

Daß auch die vergleichungsweise so erhabene, große Idee eines Gottes der ganzen Menschheit, zu gräßlichen und lächerlichen Thorheiten gemißbraucht werden konnte, lehrt uns die Geschichte, vorzüglich jenes Zeitabschnittes, den wir das Mittelalter nennen. — Die Reformation brach die Fesseln der öffentlichen Mittheilung des Denkens; und bald verherrlichten die Wissenschaften, vor allem die Astronomie, die Vorstellung einer Gottheit der Erde, zu jener, eines Gottes des Weltalls. Jetzt ist dieser Begriff überall verbreitet, ist selbst in die religiösen Vorträge und Gesänge *), in alles übergegangen, wodurch man das Volk zu erregen hoffen kann: er ist allgemein. — Aber versuchen Sie einmal die beiden Vorstellungen neben einander zu halten, daß die Erde als ein höchst unbedeutender Punkt mitten unter tausendmal tausend größern Weltkörpern im Ocean des Aethers schwimmt; und daß das Wesen, das über diese Unermeßlichkeit waltet, dadurch geehrt werden könne, daß gewisse Individuen in irgend einem Winkel des Sonnenstäubchens, das wir unsern Weltkörper nennen, sich einsperren lassen, sich der Liebe enthalten, und an gewissen Tagen nicht Fleisch, sondern Mehlspeisen essen; daß jenes Wesen, dessen Erhabenheit unser Denkvermögen übersteigt, dadurch beleidigt werden könne, wenn irgend ein Mensch sich zur Aeußerung eines Gedankens vergißt, der nicht mit dem Inhalt gewisser Bücher übereinstimmt; daß es gewissen Menschen den Beruf ertheilt, solche Beleidigungen zu rächen u. s. w., u. s. w., u. s. w. —

Es ist gewiß! Die festgesetzte Vorstellung eines Gottes des Weltalls, hat den Stab gebrochen über alle Arten des Aberglaubens, die aus der Vorstellung einer Gottheit des bloßen Menschengeschlechts hervorgingen, wie diese vormals über jene, die aus dem Glauben an Völker-Gottheiten entstanden waren. Kämpfe mögen und werden eintreten, wie bei frühern Umwandlungen, aber kein Mensch und keine Verschwörung von Menschen wird jemals vermögen, die Menschheit einen Rückschritt thun zu lassen. Wer es versucht, dem zeigt Julians Geschichte, was ihm selber bevorsteht. Mit der unumschränktesten Herrschermacht ausgerüstet, wollte auch er einst aus politischen Absichten, den abgestorbenen Aberglauben der aus einer kleinlichern Ansicht der Gottheit entsprang, gewaltsam wieder an die Stelle der erhabenern Ideen setzen, die eine höhere Vorstellung von ihr, hervorgebracht hatte. Alles, was er gewann, war, daß sein Andenken auf immer mit einem Haß- und Spottnamen behaftet wurde, und der philosophische Forscher seine Geschichte nur mit einem Seufzer darüber liest, daß ein so hoher Geist sich zu einem so elenden Mißgriff herablassen konnte.

Gedenket des Urtheils, das die Nachwelt fället! — Merkel.

*) In Milton's „verlorenem Paradiese" herrscht noch der Gott des Menschengeschlechts; in Klopstocks Messiade aber kämpft diese Vorstellung, schon mit der vom Gott des Weltalls, und die Verlegenheit des Dichters blickt oft durch, wie er consequenten Zusammenhang zwischen seiner aus der Idee des Ersteren hergeleiteten Dichtung, und den höhern Vorstellungen von dem Letztern herzustellen sucht, die er sich nicht überwinden kann, zu verlassen.

Nichtmilitärische Scenen aus dem Feldzuge der Franzosen in Italien, im Jahr 1799. Von Friedrichsen.

1. Sieg einer Coquette über einen Scheinheiligen.

(Fortsetzung.)

Generalin. „Ich bin dem Obristen für seinen Ball besonders Dank schuldig, weil er mich

manche sehr schätzenswerthe Bekanntschaft machen läßt. (Zum Dominikaner.) Von Ihnen, Herr Prior, habe ich viel gehört, aber Sie bis heute bloß einmal von oben durchs Fenster gesehn. Ich bedauerte recht, daß ich nicht zu Hause gewesen war, als sie den General besucht hatten. — Wenn ich nur Mittel wüßte, Ihnen, meine Herren, die Langeweile, die Sie heute, uns zu Gefallen, erleiden, ein wenig zu erleichtern! Unsre krummen Sprünge gewähren natürlich einem Geist, wie der Ihrige, eine gar zu windige Unterhaltung."

Dominikaner. „O Excellenz! Ihre gnädige Aufmerksamkeit ehrt und beglückt uns doppelt. Aber geruhen Sie auch, uns immer zuzutrauen, daß wir vorher schon die reizendste Unterhaltung hier genossen! Man ist nicht so geschmacklos und unempfindlich, daß man Exc. Excellenz tanzen sehen könnte, ohne" — —

Er konnte den rechten Ausdruck nicht finden, und schwieg mit einer ehrfurchtsvoll süßen Verbeugung, die seine Gedanken mimisch darstellen sollte. Es war aber auch in diesem Fall wirklich schwer, mit Worten nicht zu viel oder zu wenig zu sagen. Die Unterhaltung ging wohl ein Viertelstündchen in diesem Tone fort, jedoch immer crescendo. Unter andern, für unsern Prior schmeichelhaften Aeußerungen, erklärte die Generalin: „Das weiße Ordensgewand der Dominikaner gefalle ihr weit besser, als das braune der Bernhardiner. Dieses sehe bloß traurig aus; jenes frohe fein und edel." Kurz, der Strom ihrer echtweiblichen Beredsamkeit hatte die Strenge der Sitten und die Ordensregelmäßigkeit des armen Priors schier erschlafft, als der Obrist herantrat und sie zu einem Menuet aufforderte. „Sie bringen mich um die Fortsetzung einer sehr angenehmen Unterhaltung, Obrist! sagte sie; aber Ihnen darf man ja doch wohl keinen Korb geben?" (Der Obrist wußte Bescheid.) Als sie fortging, bat mich der Dominikaner, ihm auch ihre zum Obrist gesprochene Worte zu übersetzen, was ich that, und damit ihm den Pfeil noch tiefer ins Herz drückte. Beim Fortgehen hatte sie ihm auch noch zugenickt, mit den freundlichen Worten: „Ich komme bald wieder." — Er war ganz entzückt, und triumphirte über den anscheinlichen Vorzug, den die Generalin ihm vor seinem Feinde gab. Dieser ärgerte sich, konnte aber schicklicher Weise noch nicht fortgehen. Während des Menuets nickte sie, wenn sie in unsre Nähe kam, ihrem neuen Günstling freundlich zu, wie einem lieben Bekannten. Als der Tanz zu Ende war, winkte sie mich zu sich, und sagte mir eilig: „Mein Mädchen ist fort, sehe ich. Kommen Sie mit mir auf die andre Seite! Sie müssen mir ein wenig helfen, mich geschwinde umzukleiden." — Ganz und gar? sagte ich. — Sie konnte Dreistigkeit in Scherz und Ernst vertragen. —

(Der Schluß folgt.)

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Bühne.

Am 10. August: „Figaro's Hochzeit," Musik von Mozart.

Der Gesang wurde in allen Rollen gut gelernt, vortrefflich aber von Hrn. Fischer als Figaro, Mdme. Seidler als Gräfin, Mdme. Milder als Susanne und Dlle. Eunike als Cherubin. Hr. Fischer wurde vom Publikum aufgefordert, die Arie im ersten Akt: „Dort vergiß leises Flehn," zu wiederholen, und that es mit neuer Schenkelt Italienisch. Auch die Gräfin und Susanne hatten die Geselligkeit, das Duett im dritten Akt: „Wenn die sanften Abendlüfte," zu wiederholen, und bezauberten noch einmal. In Rücksicht des Spiels zeichnete sich Herr Fischer durch gefällige Gewandtheit und Feuer aus; und nächst ihm der reizende Cherubin. — Der Graf muß wohl mit steifer Feierlichkeit gegeben werden. Il Conte ist ein stehender, vorzüglich dadurch bezeichneter Karakter der Italienischen Bühne. Basil, der Beichtvater der Italiener, muß ein schleichender, lauschender Gauner seyn.

— Im vorigen: „Hedwig," von Th. Körner. In dieser dramatischen Anekdote, welche dem ersten dramatischen Versuch des talentvollen Verfassers, scheint die Hauptperson, Rudolph, eine Nachbildung des Karl Moor. Natur ist in diesem Karakter nicht, wohl aber viel Kraft, und Hr. Devrient spielte ihn so, daß er jenen Fehler, so viel möglich, ausglich, und die Vorzüge der Rolle heraushob. — Hr. Claussus, von einer auszeichnenden Bühne, der den jungen Grafen als Gastrolle gab, hat dem Publikum darin bewiesen, daß er leidenschaftliche Rollen mit Feuer und anstandsvoller Gewandtheit spielt.

— Am 12. August: „Undine." — Immer gewinnender verbreitet sich der Eindruck dieser geistvollen Musik, und man wird nicht müde, die phantasiereiche Pracht der Dekorationen zu bewundern. In Rücksicht auf das Spiel zeichnet sich vorzüglich Mdme. Eunike als Fischerfrau dadurch aus, daß sie in jedem Moment ein richtig bedeutendes zu geben weiß, auch wo sie nicht spricht oder singt. Man erkennt die völlig ausgebildete Künstlerin.

Bücher-Chronik.

Deutsche Taschen-Encyklopädie z. in alphabetischer Ordnung. Vier Theile mit 50 Kupfern. Erster Theil mit 12 Kupfern. Leipzig, 1818. 660 Seiten. — Diese Encyclopedie

ist nichts, als bisweilen hier etwas weniger correct aufgefaßte Explication, die dem Conversations-Lexicon zum Grunde liegt, den dem Unternehmer noch einmal einige Bogen, ehe die erste Unternehmung geendigt ist; an dem Lexicon fehlen bekanntlich noch drei Bände. In dieser Encyclopädie findet man viele Artikel, die in dem Lexicon fehlen, aber eigentlich darin stehen sollten, z. B. naturhistorische; man vermißt aber wieder viele andre, die in jenem befindlich sind, und eigentlich auch hierher gehören, z. B. manche biographische. In so weit konnte nun dieses neue Werk für einen Nachschlagebücher zu dem alten angesehen werden; aber man findet endlich auch eine Menge Artikel, die in beiden enthalten sind, und in dem neuen nur abgekürzt oder erweitert wurden. Zwar versichert der Herausgeber, die Artikel der dritten Art seyen alle für die Encyclopädie nach andern Gesichtspunkten und von andern Verfassern, als für das Lexikon, bearbeitet; aber da es hier nur auf erklärende Notizen ankommt, und das Räsonnement darüber den Lesern überlassen werden sollte, macht das geringen Unterschied. Auf jeden Fall ist es gut, daß das Publikum früher genug im Ganzen erfährt, was ihm durch diese neue merkantilische Spekulation geliefert wird. Die Kritik einzelner Artikel muß andern Blättern überlassen bleiben.

— Reisen durch die südlichen, westlichen und nördlichen Provinzen von Frankreich, während der Jahre 1807 — 1809 und 1815. Zwei Bände. 830 Seiten. Frankf. a. M. 1816. — Ist diese Reise nicht wirklich von Anfang bis zu Ende im Wohnzimmer des Verfassers gemacht worden, so hat sie wenigstens den Charakter einer solchen Entdeckungsart. Unter den Ueberschriften: Ausenthalt an —, oder Reise nach —, findet man in der Regel nur historische oder literarische Bruchstücke, oder Nachrichten wie sie aus jeder Beschreibung der einzelnen Städte zu haben sind. Indeß ist das Buch so gut geschrieben, und enthält so viel Interessantes, daß man dem Verfasser leicht verzeihen wird, durch den Titel irre geführt zu haben.

Vermischte Nachrichten.

Die That der Generalin Lavalette, durch die sie ihren Gemahl befreite, hat in London eine Nachahmung gefunden, die Verlegenheit bei der Beurtheilung veranlaßen mochte. Ein Mensch, Namens Carson, war wegen eines vorsätzlichen Mordes zum Tode verdammt worden. Ein Paar Stunden vor der Hinrichtung besucht ihn sein Bruder, in einen großen Ueberrock gehüllt, geht aber bald darauf wieder weg, um einen Geistlichen zu rufen. Dieser stellt sich ein, und betet lange mit dem Gefangenen. Endlich soll dieser abgeführt werden: da zeigt es sich, daß der Verbrecher entwischt, und der Mann im Gefängniße sein Bruder ist. — Nachdem die That der Franzosin für eine edle, heroische erklärt ist: sann man die des Engländers mit Confusion als einen Betrug verdammen?

— Ein Reisender, der aus Spanien zurückgekehrt ist, erzählt: als das Schiff, auf dem er hinreiste, in den Hafen von Bilbao eingelaufen wäre, hätten sogleich mehrere Abgeordnete der Inquisition sich desselben, es genau nach verbotenen Schriften durchsucht, und die Schiffsmannschaft über die Gespräche vernommen, welche während der Fahrt an Bord geführt worden. —

— Zwischen der Marine und der Landmacht in England scheint eine lebhafte Eifersucht eingetreten zu seyn. Die erstere behauptet von dem Hofe vernachläßigt zu werden. Als neuesten Beweis davon führt man an, daß der Prinz-Regent kürzlich im Carlton-House einen glänzenden Ball gab, zu dem eine große Menge von Landofficieren, aber nicht ein einziger Officier von der Marine eingeladen war. Der Gegenstand wird in vielen Zeitungen debattirt.

Aus St. Petersburg vom 10ten Julius.

Am 15/27. Julius soll das prachtvolle Gebäude der St. Petersburger Börse, im Jahr 1805 angelegt und im J. 1811 vom verstorbenen Architekten Thomon vollendet, in Gegenwart des Kaisers feierlich eröffnet werden.

— Die wichtigste Streitigkeit in diesem Jahre zwischen den St. Petersburger Journalisten, wurd vor Erneuerung des Tarifs in den Monaten Februar und März 1816 geführt. Der Tarif von 1811 sollte verbessert, verändert oder beibehalten werden; — dies war die Frage. Das Russische Publikum, in welchem ökonomisch-politische Kenntniße nicht sehr im Umlaufe sind, war für die Erhaltung ausländischer, besonders Englischer Fabrikwaaren, weil es sich in den Ursachen der Theurung derselben betrog: man hielt das, was die Wirkung des Wechsel und Geld-Courses war, für die Folge des Verbots, diese Waaren einzuführen. Indessen war es allgemein bekannt, daß die Regierung sich mit der Abfassung eines neuen Tarifs beschäftigte. Es erschien eine kleine Schrift von einem allgemein geschätzten und würdigen Manne, dem Admiral N., worin bewiesen wurde, daß Landbau allein nicht den Reichthum eines Landes ausmachen könne, daß Fabriken dazu wesentlich nöthig wären, daß deren Untergang, durch die Einfuhr ausländischer Fabrikate verursacht, große Verluste dem National-Reichthum zufügen würde und dgl. Dabei bewies er, daß die Theurung der ausländischen Waaren nicht dem Verbote, sondern nur dem niedrigen Stande des Geld-Courses zuzuschreiben sey, daß unser Cours durch den zu großen Zufluß ausländischer Waaren sich noch mehr verschlimmern würde ꝛc. Diese Behauptungen waren überhaupt wahr, nur waren sie in einigen Stellen zu übertrieben. Der „Geist der Journale" sah über dieses Buch her. Alle kleine Nachlässigkeiten und Fehler desselben wurden scharf gerügt, und auch das Mahre darin über den Haufen geworfen. Es wurde bewiesen, daß Fabriken für Rußland nicht nöthig seyen, daß dessen ganzer Reichthum auf Landbau ruhe, daß ein freier Tarif die größte Wohlfeilheit herbeiführen und den Cours baldigst verbessern würde ꝛc. Das Publikum nahm mit Freude diese Verheißungen einer goldnen Zeit an, und dies rettete den „Geist der Journale," der dadurch sehr viele neue Pränumeranten bekam. Er wurde in der „Nord-Post," als in der Zeitung des Ministeriums des Innern, welches die Fabriken in Rußland schützt und unterstützt, bestritten.

(Der Schluß folgt.)

— In den ersten Tagen des Julius 1816 (a. St.) starb der große jetzige Dichter Rußlands, Gabriel Derschawin, auf seinem Landgute Zwanka, an den Ufern des Wolchow, nicht weit von Groß-Nowgorod, und ist in dieser Stadt begraben. Er war wirklicher Geheimer Rath, verschiedener Orden Ritter, und ist im J. 1743 geboren. Wir hoffen nächstens einige Auskunft über sein öffentliches und Privatleben aus Russischen Zeitschriften zu entlehnen.

1816. Nro. 22.

Ernst und Scherz

Freitag, — oder — den 16. August.

der alte Freimüthige.

Aus St. Petersburg.

Mitte Julius 1816.

Noch im Laufe dieses Sommers erscheint hier ein sehr wichtiges Werk: „Geschichte der Gefangenschaft des Kapitain Golownin in Japan," in drei starken Quartbändern, auf Kaiserliche Kosten in der Marine-Druckerei gedruckt. Beigefügt wird auch das Reise-Journal seines edelmüthigen Befreiers, Kapitän Rikords, (jetzt Oberbefehlshaber in Kamtschatka). Beide Werke sind schon ins Deutsche übersetzt von Dr. C. Schulz, Sekretär der Großfürstin Prinzessin von Oranien, und werden wohl so in Deutschland gedruckt werden. Die Gefangennehmung und Befreiung des wackern Golownin würden viel mehr Aufsehen gemacht haben, wären sie nicht in einer so thatenreichen Zeit als 1811—13 erfolgt. Ich will Ihnen einige Notizen darüber, wie ich sie im „Sohn des Vaterlandes" (ein St. Petersb. Journal) gesammelt habe, mittheilen.

Kapitän Golownin, der einige Jahre mit Auszeichnung in der Russischen und Englischen Flotte gedient hatte, erhielt im Jahre 1807 den ehrenvollen Auftrag, die nach La Perouse, Broughton, Krusenstern, noch unberichtigt gebliebenen Kurilischen Inseln zu beschreiben. Es wurde dazu ein eigenes Schiff, die Sloop Diana, ausgerüstet. Die Officiere wurden von K. G. selbst erwählt, und die Matrosen aus der ganzen Flotte in Kronstadt ausgesucht. Das Schiff, mit allem Nöthigen versehen, lief am Ende Julii 1807 aus Kronstadt aus, als schon Gerüchte über den nahen Bruch mit England sich verbreiteten. In Portsmouth verschaffte sich K. G. Zeugnisse der Englischen Admiralität, daß die Sloop Diana nur wissenschaftliche Untersuchungen zum Zweck habe, und auch im Fall eines Krieges mit Rußland, als neutral zu betrachten sey. Damit versehen kam er zum Vorgebirge der guten Hoffnung im April 1808. Da hatte man aber schon Befehl, Russische Schiffe wegzunehmen. K. G. berief sich auf seine Zeugnisse, bekam aber zur Antwort, daß der kommandirende Admiral sich nicht berechtigt finde, ein Russisches wohlgerüstetes Kriegsschiff in die Indischen Gewässer zu lassen; daß das Schiff auf dem Kap zurückgehalten und eine Anfrage nach England geschickt werden müsse. Was sollte er thun? Er entschloß sich die Antwort ruhig abzuwarten, wartete ein Jahr, und bekam keinen Bescheid. Endlich gelang es ihm, zu erfahren, daß die Antwort schon lange angekommen, und dem Admiral angezeigt sey, die Sloop hinzuhalten, damit sie nicht in den großen Ozean komme. Indessen hielt der Admiral diese Nachricht geheim, und alles hatte den Anschein, daß Diana für eine gute Prise erklärt

würde. K. G. bat, ihm und seiner Equipage den Gehalt als Gefangenen anzuzahlen, erhielt aber zur Antwort, er sey kein Gefangener, und die Entscheidung werde bald ankommen. Nachdem er 13 Monate auf diese Art hingehalten worden, entschloß er sich zur Flucht. Er schickte seine überflüßigen Chronometer, und andere Sachen, die er entbehren konnte, zur Berichtigung an einen Mechanikus in Kapstadt; ließ, um den Engländern alles Mistrauen zu benehmen, überflüßiges Tauwerk, Segel und dgl. ans Ufer bringen, und wartete nur auf günstigen Nordwind. Endlich wehte dieser, und zum Glück an einem Tage, wo die Engländer ein Fest feierten. Die Russischen Officiere wurden dazu auch eingeladen. K. G. entschuldigte sich. Rikord, damals Lieutenant, (der einzige, der im Geheimniß war,) war beim Gelage, und kehrte spät aufs Schiff zurück. Um Mitternacht ließ K. G. die Segel aufziehen, kommandirte, und das Schiff lief aus der Tafelbay, deren Ufer mit Batterien besplanzt, und die ganz mit Englischen Schiffen bedeckt war. Es gelang ihm, glücklich hinauszukommen, von niemand bemerkt. Er hatte einen Brief an den Englischen Admiral nachgelassen, in welchem er sich über die treulose Behandlung beschwerte, seinen Schritt als nothgedrungen rechtfertigte, und ihn bat, die nachgelassenen Sachen zum Besten der Gläubiger des Russischen Schiffes zu verkaufen. Der Admiral schickte ihm nach; es war aber zu spät. K. G. nahm seinen Lauf längst des Eises im südlichen Ocean nach Osten; umschiffte glücklich van Diemens-Land, und ging von daher gerade nördlich nach Kamtschatka, wo er vier Monate nach seiner Abreise vom Kap (im Herbste 1809) ankam. Auf dieser Fahrt landete er nur einmal bei der von Cook entdeckten Neu-Hebridischen Insel Tanna, um Holz und frisches Wasser aufzunehmen, blieb da drei Tage, und berichtigte Forsters Anmerkungen über diese Insel. — Aus Kamtschatka machte er Reisen ins Innere des Landes und auf die Insel Sitcha, die Hauptpflanzung der Russisch-Amerikanischen Kompagnie ꝛc. Im Sommer 1811 ging er an sein Werk, die Kurilischen Inseln zu beschreiben, nachdem er die Hülfsmittel dazu aus St. Petersburg zu Lande bekommen hatte. Er vollbrachte sein Geschäft; auf der letzten dieser Inseln aber (Kunaschir) traf ihn ein unvorhergesehenes Unglück.

Hier muß ich einige vorhergegangene Umstände erwähnen. Die Resultate der Sendung des Kamtschatkers Resanow nach Japan sind aus Krusenstterns Reisebeschreibung bekannt. Resanow kehrte mit Groll gegen die Japaner nach Kamtschatka zurück, und fand daselbst den Flotte-Lieutenant Chwostow, einen jungen, talentvollen, feurigen, unbändigen Menschen, der mit mehreren andern Seeofficieren im Dienste der Russisch-Amerikanischen Compagnie stand. Resanow trug ihm die Züchtigung der eigensinnig n Japaner auf. Chwostow nahm den Auftrag mit Freuden an, und rüstete die Fregatte Juno zur Expedition aus.

(Der Schluß folgt.)

Nichtmilitärische Scenen aus dem Feldzuge der Franzosen in Italien, im Jahr 1799. Von Friedrichsen.

1. Sieg einer Coquette über einen Scheinheiligen.

(Schluß.)

In dem Wohnzimmer des Obristen lag ein Dominikanergewand, mit dem Kloppel, welches sie sich für diesen Abend hatte machen lassen. Sie zog, mit meiner Hülfe, ihr Ballkleid ab, das Mönchsgewand an, gürtete es mit einer seidenen Schnur, setzte das schwarzseidene Käppchen auf ihr blondes Titusköpfchen, und nahm eine Florbrille vor. So stand nach fünf Minuten der niedlichste Dominikaner fix und fertig da. „Wie kleidet es mich?“ fragte sie. — So, antwortete ich, daß mir jetzt für den Verstand des armen Priors bange wird. — Sie lachte: „Die Besinnung soll der Narr mir auch verlieren! Jetzt nur gleich wieder in den Saal! Ich komme nach.“ — Kaum war ich eine Minute wieder da, als auch mein hübscher Mönch wieder herein trat. Alle erkannten in ihm gleich die Generalin. Er ging, nachdem er einen Walzer bestellt hatte, zu einer Dame, und bat sie zum Tanzen. Allein die dortigen Damen fingen erst an, das Walzen zu lernen. Der Prior, ganz berauscht von Wonne, stand mit glühendem, vorgebogenem Gesichte, und trat mit dem Fuße den Takt des Walzers, besonders, wenn die Dame nicht recht mit fortkommen konnte. Es fing jetzt an, sehr munter zu gehen; da mußte die Tänzerin sich entschuldigen und setzen. Ihr Tänzer, der neue Mönch, machte ihr eine Verbeugung, walzte allein bis zum berauschten Prior h.rum, ergriff ihn bei den Schultern, und riß ihn mit sich fort. Der Thor sträubte sich nicht, sondern bemühte sich zuvorkommen, mitzukommen, wobei er viel Aehnlichkeit mit einem Tanzbaren zeigte. Als sie

ihn einmal so im Saal herumgeschleppt hatte, und fühlte, daß er schwindligt genug war, ließ sie ihn plötzlich los; er taumelte einem Stuhl zu, den er nicht erreichte, und schlug rücklings nieder, ohne in einigen Minuten wieder aufstehen zu können, wobei ein gewaltiges Gelächter entstand, und der kleine Mönch selbst am vollsten über seinen verunglückten Vater Prior lachte. Dann lief sie hinaus, erschien bald wieder in Damenkleidung, und setzte sich zum erst vernachlässigten Bernhardiner, den sie äußerst gefällig unterhielt und sogar mit Ehrerbietung behandelte. Der Gefallene kam auch wieder dazu; allein sie lachte höhnisch, wandte ihm den Rücken und würdigte ihn fernerkeines Worts. Mit seinem Feinde aber sprach sie lange, und kam oft wieder zu ihm, wenn sie getanzt hatte, die Unterhaltung fortzusetzen. Der arme Dominikaner sah nun mit Schrecken ein, daß die boshafte Zauberin ihn mit seiner eignen Hülfe lächerlich gemacht hatte, und daß sein Feind über ihn triumphirte. Seine Schwachheit war ja nun doch viel weiter gegangen, als bis zu einem Handkusse, worvon er so argistig gesprochen und so viel Aufhebens gemacht hatte! Die Eingebornen sahen ihn mit höhnischen Blicken und unter hämischem Gezischel an; ja auch das Weib, daß ihn so zu Fall gebracht, zeigte ihm jetzt die tiefste Verachtung, und spottete über ihn. Das war nicht länger zum Aushalten! Er empfahl sich so leise, als möglich, und doch laut ausgelacht, mit einem Geschrei, das aussah, wie ein Giftpülverchen. Zum Glück für die Generalin war sie seiner Rache unerreichbar.

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Schaubühne.

Am 13. August: „Die Deutschen Kleinstädter."

Am 14ten: „Das unterbrochene Opferfest." — Wir verdanken die Darstellung dieser herrlichen Oper, nach langem Nehen, der Dlle. Schneider, die darin Mirrha als Gastrolle gab. Die junge Künstlerin verdiente und erhielt ungemeinen Beifall. Schüchtern trat sie im Anfange, fast nach jeder Scene, in der Hervorrufung, den lauten Beifall der Publikums. Ihr Gesang ist französisch; ihre Stimme, ihre Sprache und ihr Spiel hat jene jugendliche, einnehmende Frischheit, die es uns verzeihlich, einen angenehmen Eindruck zu machen. Man muß der Dlle Glück wünschen, die sie „genommen, und auf der sie sich zu der hohen Künstlerin ausbilden wird, die sie zu werden verspricht." — Herr Fischer gab den Mostern. Der Verfasser dieser Chronik hat Hrn. F. schon in mancher Rolle bewundert, aber in keiner mehr, als in dieser. Sein Gesang gelang den großen Meister, und sein Spiel nicht weniger: in jedem Moment jeder Scene war es ausdrucksvoll. Eine große Vervollkommnung hat er dieser Rolle durch eine in den zweiten Akt eingelegte musikalische Scene gegeben, die den ganzen Umfang seiner Stimme entfaltet, und dem Karakter des Mostern, durch das Bekenntniß seiner Liebe zu Mirrha, mehr Zusammenhang verleiht. — Eine andre, sehr bedeutende Eigenthümlichkeit der heutigen Vorstellung war es, daß der Lappische Priester ganz wegblieb. — Dagegen war es zu bedauern, daß so Manches durch schlechte Berechnung der Darstellung, störte. So erschien z. B. der Donner erst, nachdem die Sänger ihr Entsetzen über sein Nahen ausgedrückt hatten. So bildeten die Priester in der Scene, wo der Orakel spricht, nicht etwa eine malerische Gruppe um den Altar, sondern sahen dicht neben einander gedrängt, auf den Stufen desselben selbst, in einem Haufen, der dem Publikum nichts weniger als einen einnehmenden Anblick darbot ꝛc.

Bücher-Chronik.

Entwurf zu einer allgemeinen Gesetzgebung über die Preßfreiheit in Deutschland. Vom Professor Krug in Leipzig. Leipzig, 1816. — S. M. der König von Sachsen befahl der Universität, an welcher der Verf. steht, Ihr Gutachten in Anführung der Preßfreiheit zu geben, um darnach den Sächsischen Gesandten zur Bundesversammlung, zu instruiren. Die Universität setzte eine Kommission darüber nieder, und diese Schrift ist eine Erweiterung dessen, was der Verfasser, als Mitglied der Kommission, verfaßte. Die ist mit der Klarheit und dem edlen, liberalen Sinne geschrieben, die man an diesem philosophischen Denker längst hochschätzt; aber manche Punkte seines Vorschlages sind doch schwierig. Wenn er z. B. im 3ten und 9ten §. es davon abhängen läßt, ob eine Schrift ohne Censur gedruckt werden solle, „daß man mit größerer Wahrscheinlichkeit praesumiren könne, der Verfasser ꝛc. habe keinen strafbaren Zweck," so fragt es sich, wer soll das entscheiden? Und wäre diese Entscheidung nicht selbst schon eine Censur? — Wenn er ferner im 7ten §. sagt, „bewährte Schriftsteller," und weiter unten, „Männer, die sich als ausgezeichnete Denker oder Dichter und als rechtliche Schriftsteller bewährt haben," dürfen censurfrei drucken lassen, so fragt es sich wieder, wer denn das Urtheil fällen soll, ob jemand ein ausgezeichneter Denker oder Dichter ꝛc. sey? Doch nicht etwa die Recensenten in der Literatur-Zeitungen? Da müßten sie nicht so oft und offen den Grundsatz dargelegt haben:

Nul n'aura de l'esprit
Hors nous et nos amis,

— Es giebt Schriftsteller, von denen sie zwanzig Jahre lang nichts Gutes sagten, oder von denen Sachsen sie, auch wenn sie sehr wichtig waren, nun einmal nicht sprechen wollten, ob solche gleich mehr werth seyn mochten, als zwei Dritttheile von denen, was diese anonymen Richter selbst zur Welt forderten: diese müßten denn nun nothlich wieder „bewährte Schriftsteller," auch „ausgezeichnete Denker oder Dichter" seyn; aber da preßte keinen Augenblick, daß mancher solche Denker und wackre Dichter, weil er zu den literarischen Bejungerzeichen gehört, auch sie einen ge-

sche „bewährten Schriftsteller" gelten würde. — Nein, nein! Bei aller Hochachtung, die der Verfasser verdient; weg mit diesem feinen Vorschlage! Gesetze müssen der Mittelstraße und der Leidenschaft, wo möglich, keinen Spielraum bei ihrer Anwendung lassen.

Vermischte Nachrichten.

Merkwürdig wurde zu Paris die Geschichte Simbuk in einem Ballet von Henry, dargestellt. Henry selbst machte den Helden, „mit den Beinen eines Hasen und dem Kopf eines Hühnings,", sagt das Journal des Déb. Simbuk schlägt indeß die Pfeifer immerfort allein. Nur einmal tritt die Hülfe des Himmels ein: ein Engel bringt ihm auf einer Wolke den Epheu-Kinnbacken. Bei einer spätern Vorstellung war dies dahin abgeändert, daß sich ein Faßen aus der Erde erhob, worauf der wunderthätige Kinnbacken lag.

— In Udine in Friaul sind zwei mit der Wasserscheu behaftete, durch häufiges Essig-Trinken (77) hergestellt worden. — ?

— Der Verläumder Barruel, bekannt durch seine berüchtigten Schriften, worin er allgemeinen Verdacht, auch gegen Deutsche zu erregen suchte, denen man Unrecht thäte, wenn man sie nur nennen hören ihm nennete, hat sich jetzt die Belohnung gegregen, die er verdiente. Wie es zu gehen pflegt, daß Verläumder, die man seiner Aldherlegung würdige, dadurch immer dreister werden, bis sie ihre Strafe selbst herbeiführen, hatte er die Dreistigkeit, einen ruhigen Bürger zu Paris, einen Barsch, namentlich als denjenigen zu bezeichnen, der den Körper der Prinzessin Lamballe geschnitten habe. Der Bürger forderte ihn gerichtlich zum Beweise auf; nun suchte Barruel Ausflüchte, verschwerte er habe von einem andern Barsch des Namens gehrochen u. s. w.: aber es giebt keinen andern; endlich hat er sogar gestehen müssen, daß er, der den wüthenden Vertheidiger des sonligischen Thrones machte, eine Pension von 6000 Francs von Josephine Buonaparte bezog, und von Buonaparte selbst ein Amt annahm, das 5000 Frcb. eintrug. Während der Untersuchung dieses Prozesses sind schon mehrere Verläumdungsklagen gegen Barruel angestanden. Er hat einen Herrn Beurlant in seiner Schrift einen Königsmörder genannt, und Beurlant trat erst zwei Monat nach der Hinrichtung des Königs in den Convent u. s. w.

— Als Beweis, daß England in einer sehr schlimmen Lage sey, führt ein Pariser Blatt an, daß bei dem letzten Pferderennen zu Newe-Market, sind gar keine Wetten geschlossen worden.

— Ein holländischer Rechtsgelehrter karakterisirte vor kurzem das Napoleonische Gesetzbuch so: Es sagt voraus, alle Menschen seyen Schurken, und man müsse ihnen ihr Handwerk erschweren.

— „Rußland besitzt einen Künstler, der es verdient in ganz Europa bekannt zu seyn. Es ist der Graf Theodor von Tolstoy. Er stammt aus einer der edelsten Familien des Reichs; alle seine Verwandte sind Generale, Staatsräthe, Kammerherren, — er aber ist verabschiedeter Flotte-Lieutenant und Medailleur beim St. Petersburger Münzhofe. Von seiner Jugend an hatte er einen unwiderstehlichen Hang zu den bildenden Künsten; er wurde im Seekadettenkorps erzogen, fing seine Dienste in der Marine mit glänzenden Aussichten an, und verließ sie, um sich ganz seiner Kunst zu widmen, in der er es weiter als alle seine Mitbürger gebracht hat. Im J. 1824 schnitt er einen Stempel zu einem Bastrelief, von ungefähr 4 Zoll im Durchschnitt, welches den Kaiser Alexander als den Glorischen Gott Rahmazit vorstellt. Allgemeiner Beifall wurde ihm zu Theil. Insbesondere bewunderte man die Zeichnung und Ausführung der Figuren auf dem Schilde Rodomont's. Ermuntert durch dieses, entwarf er eine Zeichnung von 20 Basreliefs von derselben Größe, auf denen die Ereignisse der Jahre 1812, 1813 und 1814, in allgemein verständlichen Allegorien dargestellt sind. Er hat mehr als zwei Jahre an diesen Zeichnungen gearbeitet. Eben so beschäftigt, wie talentvoll, sagte er diese Skizzen der Akademie vor, die sie mit dem größten Lobe überschüttet, und den Künstler zu ihrem Amateur honoraire wählte, wozu ihn jetzt nur sürstliche Personen, Staatsminister, Generale an chef und dgl. ernannt waren. Er soll eine Kaiserliche Aufmunterung erhalten haben, und die Ausführung der Basreliefs in fünf Jahren zu vollenden gedenken. Seine Vermögensumstände sind die eines Künstlers. — Er ist ein junger Mann von ungefähr 32 Jahren."

Aus St. Petersburg vom 10/22. Julius.

(Schluß.)

Er ging weiter und prophezeihte, daß im Fall einer Erlaubniß Thee und Zucker einzuführen, ersteres von der ersten Güte zu 12 oder gar 16 Rbl. B. A. die Arschin, letzterer zu 50 Rbl. B. A. der Pud (40 Pfd.) verkauft würde. Unterdessen war der neue Tarif, nach sehr weisen Grundsätzen, von beiden Extremitäten entfernt, von der Regierung bestätigt; der Inhalt desselben aber nicht öffentlich bekannt. Der Herausgeber des „Geistes der Journale" hatte die Dreistigkeit, sich zu rühmen, er habe durch sein Gesuch die Regierung zu diesem Entschluß bewogen. — „Nicht umsonst, sagte er, hat der „G. d. J." gekämpft!" Der Tarif erschien, — und gleich im Anfange desselben wurde gesagt, daß er nur Modifikationen des Verbotsinstitutes enthalte. Colonialwaaren und seine Fabrikate des Auslandes waren mit Recht erlaubt, aber die vom „Geiste der Journale" versprochene Wohlfeilheit blieb aus. Das Tuch, der Zucker, und andere Colonial- und Manufakturwaaren stiegen nur wenig im Preise, — und die Wichtigkeit der Deklamation, die Unverschämtheit und die übel angewandte Dreistigkeit des Herrn Journalisten wurden sichtbar. Er wollte Künstlern machen, und es war ihm gelungen. Die Gewohnheit, ökonomisch-politische Aufsätze in sein Journal aufzunehmen, blieb, und nun richtete er solche Abhandlungen ein, die den seinigen vor zwei Monaten gedruckten durchaus entgegengesetzt waren. Seine Gegner hatten die Geschmacklosigkeit ihn nicht daran zu erinnern, denn er war schon durch Thatsachen überwunden. — Die Regierung bewies bei diesem Streite eine Mäßigung und Liberalität, die ihr Ehre macht, die aber die Herren Schriftsteller nicht zu würdigen wußten: sie möchten sich für auf eine sehr unedle Weise, indem sie Personlichkeiten und Bitterkeiten in ihren Streit brachten. — Unser dem „Geist der Journale" mischte sich auch der „Invalide" in jene Sache; seine Abhandlung über diesen Gegenstand aber war sehr oberflächlich und einseitig, und machte wenig Eindruck. Die übrigen Journale nahmen glücklicher Weise an diesem Streite nicht Theil. Der Herausgeber des „Sohnes des Vaterlandes" erklärte feierlich, daß er keine dergleichen Abhandlungen in seine Zeitschrift einrücken werde, da sie unter dem Motto: „Viam impendere vero," erscheine. Gut! Aber wie oft verspürt er nicht diese Aufrichtigkeit selbst!

(Hierzu Beilage Nr. 2.)

1816. Nro. 23.

Ernst und Scherz

Montag, oder den 19. August.

der alte Freimüthige.

Anzeigen.

Deutsche Sagen. Herausgegeben von den Brüdern Grimm. Berlin, 1816. (XXVI. S. und 464 S.)

Ein ungeheurer Karren voll unnützen Schuttes und Steinbrocken, zusammengekehrt, der Himmel weiß warum. Unter der Zahl von 362 Sagen sind vielleicht nicht zwei, die einigen poetischen Werth haben, und von historischem kann bei dieser Sammlung gar nicht die Rede seyn. Oder was soll man damit anfangen: der Teufel habe einmal die Donau zumauern wollen, aber die Steine seyen ihm entfallen; Karl der 5te sey mit seinem ganzen Heer in einen Berg versunken, und wenn ein Krieg entstehe, öffne sich der Berg, und er ziehe in einen andern ꝛc. ꝛc. ꝛc. Und alles dies wird in einem ernsthaften, trockenem Tone erzählt, als werde etwas gar Wichtiges mitgetheilt. Kurz, nachdem man lange genug sich damit beschäftigt hat, die Werke alter Dichter Deutschlands, wohl mit etwas zu großem Aufheben, zu sammeln, erhält man denn hier auch die Einfälle Altdeutscher Weiber und ihrer Gleichen. Indeß spricht die lange Vorrede weitläuftig über die Natur der Sagen, über die Treue und Wahrheit, mit der man sie behandeln müsse ꝛc. Von der historischen Sage ist das letzte richtig; aber nicht von der leeren, abergläubischen. Diese Vorrede zu karakterisiren, reichen ein Paar Stellen hin. Sie fängt an: „Es wird dem Menschen von heimathswegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wenn er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet; wer nicht ahnt, was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen, wenn er die Gränzen des Vaterlandes überschreitet, wo ihn jener verläßt. Diese wohlthätige Begleitung ist das unschöpfliche Gut der (—) Märchen, Sagen und (der) Geschichte u. s. w.“ Mich dünkt, es giebt wenig ähnliche Beispiele von mystisch-sentimalem Bombast, durch den jemand, der seine Zeit verschwendete, nun das Publikum überreden will, er habe gar etwas Nützliches gethan. Das Leben ist so kurz, das Reich der wahren Erkenntniß so unermeßlich, die Forderung der Gegenwart an die ganze Verständigkeit und Rüstigkeit der Völker so groß und dringend', und man wagt uns zu sagen, es sey wohlthätig, jede Alfanzerei zu kennen, die irgend ein Mütterchen hinter dem Spinnrocken ersann! — Weiterhin heißt es in der Vorrede: „Den Grund und Gang eines Gedichtes kann keine Menschenhand erdichten.“ Es ist gut, daß der Verfasser nicht vom Menschenhirn spricht, denn große Thätigkeit des Gehirns ist im Erfinden der Sagen, die hier aufgetischt werden, nicht zu bemerken.

Jene wunderliche Phrase soll übrigens wohl sagen: jeder Volksdichtung liege etwas historisch Wahres zum Grunde. Aber was möchte denn wohl das Nichterdichtete zum Beispiel in den beiden oben zufällig angeführten Sagen seyn? Etwa daß es in und an der Donau viele Steine, und in Deutschland Berge giebt?

Die Teutsche Geschichte*). Für Schulen bearbeitet von Kohlrausch. Elberfeld, 1816.

So ist es, wie der Verfasser in der Vorrede sagt: „Ein Volk, ohne die lebendigste Theilnahme an seiner Geschichte, lebt nur in der Gegenwart und ist den Wellen des Zufalls hingegeben. Die (Völker) welche sich länger frei und groß erhielten, bewahrten vor allen Dingen in treuer Brust das Bewußtseyn ihrer Vorzeit. — Bis jetzt sind noch wenige große Männer seiner Vorzeit in dem Munde des Teutschen Volkes; und hat es deren etwa nur wenige, die es mit Stolz nennen könnte? Die Geschichte selbst legt davon ein andres Zeugniß ab.“ Man kann hinzufügen: keiner Nation aber in der Welt ist es nothwendiger, dieses andre Zeugniß zu kennen und zu beachten, als der Deutschen, damit sie sich selbst hochachten lerne; und die hundert Völkerschaften, in denen sie zerrissen ist, können durch nichts so sehr wieder zum Gefühl ihrer nationalen Einheit erweckt werden, als durch eine klare Uebersicht der Schicksale, die sie gemeinschaftlich trafen, weil sie eins sind, und daher das Wohl und Weh der einzelnen Völkerschaften sich nicht lang von dem Aller trennen läßt.

Zur Erreichung dieser großen Zwecke mitzuwirken, ist das oben genannte Werk vortrefflich geeignet. Ohne Ziererei im Ton und ohne gelehrte Ueberladung in den Erörterungen, erzählt der Verfasser anziehend und vollständig im Wesentlichen; gedrängt, wo es nur darauf ankommt, eine Reihe gleichgültigerer Thatsachen aufzuzählen; mit malerischer Umständlichkeit und einem leichten Schwunge des Gefühls, wo es die Schilderung eines großen Mannes oder einer wichtigen Begebenheit gilt. Er hat sein Werk durch den Titel den Schulen gewidmet, aber es muß allen Klassen gebildeter Leser als eine anziehende und lehrreiche Unterhaltung empfohlen werden.

Ganz fehlerlos ist es freilich nicht; aber zu diesem Bestreben, durch die Geschichte das Nationalgefühl zu beleben, verhalten sich doch die Versuche, es durch Sagen, Mährchen und dergleichen zu thun, wie das Kriegsspiel der Dorfjugend zum ernsten Kampf fürs Vaterland.

*) Anm. Bis zum Ende des Mittelalters.

Aus St. Petersburg.

(Schluß.)

Unterdessen kam Resanow in Ochotsk an, und vielleicht nach dem Rath vernünftiger Leute, widerrief er von daher seine an Chwostow gegebenen Befehle; dieser aber achtete darauf nicht, ging auf eine Japanisch-Kurilische Insel los, erklärte den Japanern förmlich den Krieg, trieb sie aus ihren Dörfern, zerstörte dieselben, erbeutete vieles, und nahm die Insel feierlich in Besitz für Rußland. Darauf kehrte er nach Ochotsk zurück. Dies geschah im J. 1807. In Ochotsk wurden Chwostow und sein Gefährte Dawydow von dem dasigen Kommandanten für ihren eigenmächtigen Feldzug arretirt. Sie entkamen aus der Gefangenschaft, gingen meistens zu Fuß nach St. Petersburg, und stellten sich selbst vor ein Gericht. Unterdessen dienten sie in den Jahren 1808 und 1809 mit großer Auszeichnung gegen die Schweden, und als noch ihre Sache vom Gerichte nicht entschieden war, ertranken sie im Herbst 1809 in der Newa. Die Uebersetzung der ersten zwei Theile ihrer Reisen ist, bekanntlich auch vom Hrn. D. Schulz übersetzt, in diesem Jahre erschienen.

Als nun im J. 1811 Golownin's Sloop sich auf den Japanischen Gewässern zeigte, gerieth alles auf den Inseln in Aufruhr. Dem Befehlshaber von Kunaschir wurde von der Japanischen Regierung aufgetragen, sich des Schiffsbefehlshabers und einiger Mannschaft als Geißeln zu bemächtigen. Die Japaner dachten, dies Schiff sey mit demselben Vorhaben erschienen, wie vor vier Jahren die Juno. Der Befehlshaber auf Kunaschir lockte den Kapitän Golownin, (mit dem Lieutenant Muhr, den Steuermann Chlebnikow und vier Matrosen, nebst einem Kurilen, der ihnen zum Dolmetscher diente,) zu einer Zusammenkunft auf die Insel, lud sie in die Festung, schloß darauf die Thore zu, und feuerte alle Kanonen auf das vor dem Ufer liegende Schiff ab. Golownin wurde mit seinen Unglücksgefährten, auf die grausamste Art gebunden, nach dem Innern des Landes gebracht. Da verlebte er mit ihnen zwei Jahre und einige Monate, meistens in großen hölzernen Käfigen, ohne die Hoffnung zu haben, je sein Vaterland wiederzusehen, da ihm die Japaner gleich erklärt hatten, daß nach den alten Grundgesetzen des

Reiche kein Ausländer, der einmal gefangen ist, erlöst werden kann. Als der zweite im Kommando auf dem Schiffe, Kapitän Rikord, das Unglück seines Befehlshabers und Freundes sah, versuchte er die Japanische Festung durch eine Kanonade zu schrecken, und da dies ohne Erfolg blieb, schwor er mit seiner ganzen Mannschaft, sein Leben daran zu setzen, um die Unglücklichen zu befreien, und kehrte nach Ochotsk zurück. Diese Befreiungsgeschichte macht nun den Schluß des angezeigten Werkes aus. In den ersten zwei Theilen beschreibt der K. G. seine Gefangennehmung und seine Schicksale in Japan; im dritten liefert er Bemerkungen über das wenig bekannte Japan, die er in dieser Zeit gesammelt hat. Das Ganze soll mit Ordnung, Klarheit und Vollständigkeit geschrieben seyn, und sich durch Freimüthigkeit auszeichnen. Das unüberlegte Verfahren Resanows und alle eigenmächtige Schritte Chwostow's, und anderer bei der Amerikanischen Compagnie angestellten Beamten, sollen darin in helles Licht gesetzt seyn. Die Erlaubniß, das Werk zu drucken, beweist die Liberalität der St. Petersburger Censur. — Golownins frühere Reisen werden besonders vom Admiralitäts-Departement herausgegeben. Es sind davon einige sehr interessante Bruchstücke im „Sohn des Vaterlandes" erschienen.

N.

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Bühne.

Am 15. Aug.: „Die Rosen des Herrn von Malesherbes," von Kotzebue. Dieses Stück, eine theatralische Liebtändelei mit Edelmuth und unschuldiger Zärtlichkeit, wird besser gegeben, als es eigentlich verdiente. Dlle. Neger spielte Guserte naiv und lebhaft, und sprach mit großer Wahrheit des Gefühls.

Hierauf zum ersten Male: „Er wird sein eigner Richter," nach Barre von Vogel. Die Fabel des Stückes ist, wenn auch nicht ganz neu, doch artig. Der Sohn eines vornehmen und reichen Mannes hat, indem er sich für einen Maler ausgiebt, die Tochter eines nichtreichen und schlichten Landmannes bewogen, ihn heimlich zu heirathen. Bei den Verlegenheiten, in die er dadurch geräth, sucht er die Verwendung eines Fremden von sehr ehrwürdigem Ansehn nach, der sich auf einige Zeit bei dem Schwiegervater einlogirt hat. Er entdeckt ihm seine Geheimniß, den Namen seines Mehrwerths; aber ehe er den Namen seines Vaters nennen kann, wird er durch den Anblick von einem Bedienten desselben verscheucht. Der Vater selbst, ein Geheimerath von Hochheim, erscheint bald hernach auch. Der Fremde giebt sich ihm im Laufe des Gespräches als den ersten Minister zu erkennen, und da er ihm auch die Geschichte der Liebenden wittheilt, erbietet sich der Geheimerath einen Brief an den Vater des jungen Mannes zu schreiben, den er zu errathen glaubte. Er verfertigt in der That ein Schreiben, in welchem er alle Gründe sehr gut aus einander setzt, welche den Vater bewegen müssen, die Ehe zu bestätigen, bringt es dem Minister, — und kann nun, da sich die Sache aufklärt, sich nicht davon losmachen, seine schönen Lehren selbst zu befolgen. Herr Beschort gab den Fremden mit der seinen Haltung, die man an ihm gewohnt ist; Hr. Erich und Dlle. Schastner spielten die jungen Eheleute lebhaft und gefällig. Die beiden Väter waren Dr. Ungelmann und Hr. Gern d. G. Beide streiften vielleicht ein wenig zu nahe an die Karikatur. Vorzüglich hatte der letztere in seinem Anstande wohl mehr den ehemaligen Militär bezeichnen sollen.

Endlich: „Unser Verkehr." Heute hatte man die Rolle des Polterers einem berühmten Komiker gegeben, der aber das Jüdische Sprechen nicht in seiner Gewalt hatte, also unter dem blieb, was man sonst von ihm zu erwarten und zu erhalten gewohnt ist. Alle andre Karikaturen waren vortrefflich, selbst der Herr „Kesselmeister," der ganz die Miene hatte, daß er sich „dem Styx des Stammvaters Abraham zu nähern" verkündete.

— Am 16. August: „Belmonte und Constanze," von Mozart. — Mme. Becker, geb. Ambrosch, veranlaßte die Aufführung dieser Oper, und gab darin Constanze als Gastrolle. Sie besitzt eine bewundernswürdige Höhe und Reinheit der Stimme, und die Kunst mit der sie sie gebraucht, zeuget für die Vortrefflichkeit ihres Lehrers, nehmlich ihres Vaters; nur mehr Anmuth des Vortrages dürfte man wünschen.

Bücher-Chronik.

Rede, am 2ten Stiftungstage der Königl. medicinisch-chirurgischen Pepinière, den 2ten August 1818, gehalten von Dr. Ernst Horn. — Mit echt staatsbürgerlichem und wissenschaftlichem Sinn und großer Wohlredenheit erinnert der Verfasser die Zöglinge an ihre Bestimmung, die weitern Umfang hat, als die eines Arztes in blos bürgerlichen Verhältnissen, und an ihre Verpflichtung, die Hülfsmittel gut zu benutzen, die ihnen diese Anstalt darbietet. Sie hat bekanntlich dem Staate in großer Anzahl Zöglinge gebracht, die ihrer Lehrer würdig sind.

Vermischte Nachrichten.

Am 28/14. Junius ward im Taurischen Palais zu St. Petersburg eine General-Versammlung der St. Petersburger patriotischen Damengesellschaft, unter dem Vorsitz der Fürstin Repnin, (deren Gemahl General-Gouverneur von Sachsen gewesen ist,) gehalten. Der Staatsrath Alexander v. Turgenew, als Secretär der Gesellschaft, las den Bericht vom Wirken der Gesellschaft vor. Diese Gesellschaft ist im J. 1812 am 15ten November von 12 Damen, unter dem Allerhöchsten Schutz der regierenden Kaiserin, gestiftet. Ihr Zweck war: den vom Kriege 1812 ruinirten Personen, und den Familien der in die Landwehr Getretenen zu helfen. Die Mittel dazu waren: Gesellschaftseinladungen, Andrit-

gen der Armuth in Hospitälern und Armenhäusern, und der Kinder in Erziehungs-Anstalten und bei ehrlichen Handwerkern, so wie dürftige Leute einigen minder Armen, unentgeldliche Wohnungen, und mühigen, talentirten Handwerkern Arbeit verschafft werden. Moskau wurde eine eigne Anstalt errichtet, wo 30 arme adeliche Waisen Unterhalt und Erziehung genossen. Jeder der Mitglieder, deren Zahl in die Hunderte ging, gab jährlich 200 Rthlr. Ehrenmitglieder und andere gaben verhältnißmäßige Beiträge. Der Kaiser schenkte der Gesellschaft als Fonds 50,000, und gab dann 10,000 Rthlr. jährlich; die hohe Kaiserliche Familie reichte auch ansehnliche Gaben; aus mehreren Provinzen gingen große Summen ein, und die ganze Einnahme vom 1. Nov. 1811 bis zum 1. Jan. 1816, betrug 461,189 Rubel. Davon hat man in dieser Zeit 210,850 Rbl. an 2584 arme Familien, die auf verschiedenen Gouvernements nach St. Petersburg gekommen sind, vertheilt; an 1018 Familien armer Landwehrmänner 55,900; zur Unterhalt der Tochterschule 42,000; in verschiedene vom Feinde ruinirte Gouvernements vertheilt, 95,575; Kanzleiunkosten 2 5225: — in allem ausgegeben 387,440 Rubel; nachgeblieben 74,749 Rbl. — Jetzt, da die Zeit und die Bemühungen die vom Feinde verwüsteten Leben geheilt haben, will sich die Gesellschaft doch nicht auflösen; sie nimmt eine aufgeschobenere Tendenz an: 1) Alte, gebrechliche Personen durch Geldunterstützungen und Pensionen zu unterstützen; 2) Kinder armer Eltern zu versorgen; und 3) Wittwen und Waisen der im J. 1812 gefallenen Landesvertheidiger aufzusuchen. — Ein glücklicher Einfall wird nicht ermangeln, dieses edle patriotische Vorhaben zu krönen.

— Im Frühling dieses Jahres unternahm es ein Ex-Schauspieler des Deutschen Theaters zu Petersburg, Bork, ein Museum zu errichten. Er miethete ein schönes Quartier im besten Stadttheil für 4000 Rbl. jährlich, ließ Wände und Mauern buntbemalen, tapezieren, pflanzte ein Paar Wochen, und das Museum war fertig. Es besteht aus einer Grotte mit Blumentöpfen besetzt, genannt Cerer-Tempel; aus einem bunt bemahlten großen Saale mit Spiegelscheiben, zur Aufstellung von Kunstwerken; noch einem großen Saale, wie ein Bodquet gemahlet, in dem zwei Reihen zu Monumenten für gefallene Krieger umgebildet, mit Inschriften der verewigten Mächte geziert, und Russischen und Deutschen Inschriften versehen sind, und noch einem kleinen Kabinet, als ein Zelt, mit braunem weißen Zeuge und grünen Borten ausgeschlagen. Die ersteren Säle sind leer, im letzten liegen ungefähr zehn Zeitungen auf ein Paar Tischen herum. Dies ist alles. Es sollte bei dem Museum, laut der Anzeige, eine Bibliothek in vier Sprachen aus einigen tausend Bänden angelegt werden, davon ist aber kaum ein Anfang mit einigen Hunderten vorhanden. Der Unternehmer soll nicht mehr als 150 Pränumeranten haben, und das Ganze auf 400 berechnet sein. Die Säle stehen leer; selten kommt Jemand, um eine Zeitung zu lesen, die man übrigens in allen Kaffeehäusern umsonst haben kann. Es ist vorauszusehen, daß diese ohne Ueberlegung angefangene, und ohne Gesichtspunkt eingerichtete Anstalt, nach ein Paar Monaten eingehen wird.

— Indeß Lord Exmouth noch nicht das mittelländische Meer erreichte, hat ein Londner Theater schon sein Bombardement und seine Eroberung von Algier, mit allgemeinem Beifall dargestellt. Es läßt sich vermuthen, daß die Ausführung an Ort und Stelle manche kleine Abweichung von dieser prophetisch-theatralischen Vision haben werde.

— Englische Zeitungen melden aus Piemont, der König von Sardinien werde von England Subsidien erhalten. Zwar habe er Frieden mit der ganzen Welt, und man sehe, daß dieser durch nichts könne gestört werden: aber man brauche doch Truppen, und die eignen Zwangen erhalten nicht dazu. (Wird diese nur von Englischem Gelde erhaltene Armee, etwas anders sein, als eine Englische Garnison in Italien?)

— Englische Blätter klagen, seitdem der Prinz von Brasilien (sie sagen nicht König von Portugal,) die Englische Flotte, die ihn ohne sein Verlangen nach Europa zurückzubringen kam, mit der Erklärung zurückwies, er wolle in Brasilien bleiben, sey sich der Zustand von Abhängigkeit ganz auf, in welchem Portugal zu England gestanden. Sie fragen auch: ob es mit den Beschlüssen des — Wiener Kongresses sich verbinden lasse, daß Brasilianische Truppen gegen Buenos Ayres marschiren?

— In Aegypten, nicht weit von Canova, giebt es viele alte Grabhügel, wahrscheinlich Griechische. Man eröffnete 1813 eines derselben, und fand darin merkwürdige Todtenkleider, Waffen und Waffen. Der berühmte Alterthumsforscher Millin hat eine Beschreibung derselben herausgegeben.

— Zum Vergnügen Sr. M. des Königs von Spanien, der zu Sarcken den Brunnen trinkt, ist ein Gittergeschäft gegeben worden, ein Schauspiel, das seit langer Zeit nicht veranstaltet worden.

— Die Engländer, bei denen bekanntlich die Hahnengefechte sehr ganz aus der Mode gekommen sind, fangen jetzt an, auch der abgeschmackten Wettgänge Wiederhülfig zu werden. In ihren Zeitungen spottet man schon darüber.

— Merkwürdig ist es, daß man jetzt, und zwar mit großer Wahrscheinlichkeit, den Verfall des Volks-Wohlstandes in England dem zuschreibt, daß die Bank seit so vielen Jahren die Erlaubniß hatte, keine baare Zahlungen zu leisten. Jedermann bewahrte und versteckte seitdem das baare Geld, dessen er habhaft werden konnte, und die Preise aller Gegenstände stiegen ungeheuer. Jetzt, da das alte Silbergeld umgeprägt werden soll, kommen von allen Seiten große Summen baaren Geldes zum Vorschein. Manche Hofleute trägt ein Paar hundert Pfund herbei.

— Mit der Ueberschrift: „Die alten guten Zeiten!“ erzählt ehn Courier, daß noch bis zur Regierung der Königin Elisabeth die meisten Häuser in England keine Schornsteine hatten, sondern der Rauch zu den Fenstern und Thüren der Häuser herausgehen mußte; daß das Frühstück der Vornehmen, selbst der Damen, aus einem Quart Bier, eben so viel Wein, einem Teller mit Salzfisch, getrocknetem Rinde, und dergleichen bestand. Ein Englischer Reisebeschreiber, der 1608 Italien besuchte, erzählt es als eine große Merkwürdigkeit dieses Landes, daß sich die Einwohner der Gabeln bedienten; und daß seine Landsleute, als er es auch gethan, ihm den Schimpfnamen Kaiser gegeben.

1816. Nro. 24.

Ernst und Scherz

Mittwoch, oder den 21. August.

der alte Freimüthige.

Anzeige.

Journal für Deutschland, historisch-politischen Inhalts. Herausgegeben von Fr. Buchholz. 2ter Jahrg. 6tes, 7tes und 8tes Heft. Berlin, 1816.

Sowohl dem gediegenen Gehalt seiner meisten Artikel, als der philosophischen Verständigkeit nach, mit der sie aufgestellt werden, ist diese Zeitschrift unstreitig die vorzüglichste ihrer Klasse, die jetzt in Deutschland erscheint. Besonders zeichnen sich die eignen Arbeiten des Verfassers dadurch aus, daß sein Scharfsinn auch an den bekanntesten Gegenständen neue, unbeachtete Seiten zu entdecken weiß, durch die sie eine Wichtigkeit erhalten, die man ihnen vorher nicht zutrauete. Daher giebt er fast immer viel mehr, als seine Ueberschriften verheißen. So erhielten die Leser in den „historischen Untersuchungen über die Deutschen," die durch die letzte Hälfte des vorigen Jahrganges und die erste Hefte des gegenwärtigen fortgingen, ein Werk, das nur in manchen einzelnen Abschnitten etwas mehr ausgeführt zu werden brauchte, um eine klassische Geschichte Europa's in höherm Sinne, zu seyn; so wird seine biographische Nachricht über Heinrich II. und Thomas Becket, ein helles Licht auf die früheren Keime des Protestantismus. Von noch tiefer dringendem Geistesblick als die obengenannten historischen Untersuchungen, zeugen die philosophischen über die Römer, welche den Hauptinhalt der letzten Hefte ausmachen. Ein leichteres, für viele Leser aber deshalb nicht geringeres Interesse, müssen die aus Haytischen Urkunden geschöpften Nachrichten über S. Domingo; — die „von dem Bestande der Cortes am Ende des 17ten Jahrhunderts" im 7ten; und die „historischen Betrachtungen über das Auswanderrecht und die Nachsteuer" im 8ten Hefte, haben. Dies letzte macht zugleich den Anfang damit, dem Deutschen Publikum eine Reihe von Nachrichten und Bemerkungen über Spanien, die von Spaniern selbst geschrieben und dem Herausgeber handschriftlich anvertraut wurden, mitzutheilen. Außer solchen Artikeln erhält man auch Auszüge aus ausländischen Büchern, und kürzere Untersuchungen, z. B. über die Preßfreiheit.

Nur Ein Wunsch dringt sich beim Lesen dieser Zeitschrift auf, nehmlich daß es dem Herausgeber gefallen möchte, neben den ernsten Musen, öfter — der Horе zu opfern.

Merkel.

Die Entdeckung der südlichen Meerenge von Amerika durch Fernando de Magalhaes, und fernere Schicksale desselben *).

(Uebersetzt von Soltau.)

Der Unstern des Fernando de Magalhaes hatte es so gefügt, daß er mit dem Könige und der Regierung unzufrieden ward. Er verließ sein Vaterland und ging nach Spanien, woselbst er sich gegen jedermann verlauten ließ, die Molukkischen Inseln lägen so weit östlich, daß sie sich innerhalb der Spanischen Gränzlinie, die der Papst gezogen hatte, befänden, und folglich dieser Krone, und nicht den Portugiesen, gehören müßten. Der König von Spanien (und nachmalige Kaiser) Karl, bewogen durch diese Behauptung, welche von dem Sternkundigen Ruy Fateiro, (einem gleichfalls mißvergnügten Portugiesen,) unterstützt ward, nahm den Magalhaes in seine Dienste, und ließ für ihn fünf Schiffe ausrüsten, um ihn damit nach den Molukken zu schicken. Diese Schiffe wurden von Fernando de Magalhaes als Oberbefehlshaber, und von den Hauptleuten Luis de Mendoza, Gasparde Luerada, Juan de Cartagena und Juan Serrano geführt, und hatten ungefähr 250 Mann Truppen am Bord, unter welchen sich, außer einigen Verwandten des Magalhaes, noch verschiedene von ihm verführte Portugiesen befanden. Das Geschwader ging den 21sten September 1519 von San Lucar de Barrameda in See. Die Schicksale desselben erzählt de Barros in den beiden folgenden Kapiteln.

Cap. 9.

Reisen des Fernando de Magalhaes und Entdeckung der Durchfahrt nach dem Südmeer.

Fernando de Magalhaes ging zuerst nach den Canarischen Inseln, woselbst er sich vier Tage aufhielt. Man sagt, daß er von einer dort befindlichen Caravelle gewarnt ward, sich in Acht zu nehmen, weil die unter seinen Befehlen stehenden Hauptleute Willens wären, sich gegen ihn aufzulehnen. Obwohl nun dieses in der Folge wirklich geschah, so scheint es doch, daß die Veranlassung dazu ihren Grund vielmehr in den Vorfällen auf der Reise, und in dem Betragen des Magalhaes hatte, als in einem früher gefaßten Vorsatz. Wie sie die Küste von Brasil bereits hinter sich zurückgelassen hatten, und jenseits des Rio de la Plata bis zum 35sten Grad südlicher Breite gekommen waren, woselbst ihnen die Kälte schon sehr empfindlich ward, verlangten sie zu wissen, wie weit Magalhaes sie noch führen wolle, indem sich nirgends ein Vorgebirge oder eine Meerenge zeige, worauf er so sehr gerechnet hätte. Er gab ihnen ganz kurz zur Antwort, „dieses wäre seine Sache, und sie brauchten sich nicht darum zu bekümmern." Am 31ten April 1520 kamen sie unter dem 50sten Grad an einen Fluß, den sie Rio de San Juliano nannten, und fanden daselbst das Wetter schon so kalt und stürmisch, daß die Matrosen die Segel nicht mehr handhaben konnten; denn in jenen Gegenden ist die Kälte weit strenger, als im Norden, theils (wie die Sternkundigen behaupten) wegen der größeren Sonnenferne während des dortigen Winters, theils wegen des Mangels an festem Lande in der Gegend des Südpols *). Jetzt berathschlagte sich Magalhaes zwar mit den andern Hauptleuten wegen der ferner zu nehmenden Maaßregeln; allein er nahm zugleich jede Einwendung übel, welche sie gegen die Fortsetzung der Reise machten. Er behauptete, man müßte lieber im Nothfall dort überwintern, und im Frühling weiter segeln; denn so wie das Meer zwischen Island und Norwegen im Frühling eben so leicht zu befahren wäre, wie die Spanischen Gewässer, da sie doch zum Theil über 75 Grad von der Linie entfernt wären, so müßte man auch dort bis zum 75sten Grad südlicher Breite die Hoffnung nicht aufgeben, ein Vorgebirge zu umsegeln. Der Eigensinn, mit welchem er bei seiner Meinung beharrte, erregte ein allgemeines Murren gegen ihn. Die Officiere behaupteten, daß Spanien nichts dabei gewinnen würde, wenn man auch wirklich in einer Breite von 50 Grad, in welcher sie sich damals befanden, ein Vorgebirge umsegeln, oder durch eine Meerenge gehen könnte: denn die Meere im Norden würden nur von den benachbarten Völkern besucht, die an ein hartes Klima gewöhnt wären; da hingegen die Spanier den ganzen heißen Erdgürtel durchkreuzen, hernach das ganze südliche Amerika umsegeln, und mehr Menschen und Schiffe aufopfern müßten, als alle Spitzen der Molukken werth wären, gesetzt auch daß der Weg, den sie in dem jenseitigen Meer erst aufsuchen müßten, noch so kurz und leicht wäre. Die gemeinen Matrosen, welche ohne Ueberlegung urtheilten, bildeten sich vollends ein, daß Magalhaes nur damit

*) S. die dritte Dekade des Asia des Joano de Barros, Buch V. Cap. 2. p. 10.

*) Beide Behauptungen kann man wohl nach den Erfahrungen der neuesten Weltumsegler als erwiesen annehmen.
Anm. des Uebersetzers.

umginge, sie aufzuopfern, und hernach wieder nach Portugal zurückzukehren, um sich bei seinem Könige wieder in Gunst zu setzen, welchem diese Unternehmung sehr mißfällig seyn müßte. Wie endlich niemand vor Kälte und Mühseligkeit es länger aushalten konnte, verschworen sich Juan de Cartagena, Gassar de Querada und Luis de Mendoza, den Magalhaes entweder zu verhaften, oder ihn umzubringen, nach Spanien zurück zu gehen, und von seinem Eigensinn Bericht abzustatten. Magalhaes, der ihrem Anschlag erfuhr, ließ den Mendoza mit Dolchstichen ermorden, und die beiden andern verhaften. Gassar de Querada ward lebendig geviertheilt, und zwar von seinem eigenen Bedienten und Mitverschworenen, welchem Magalhaes das Leben schenkte, um ihn zum Henker seines Herrn zu gebrauchen. Der Leichnam des Mendoza ward gleichfalls geviertheilt. Juan de Cartagena und ein Geistlicher, der auch zu den Verschwornen gehörte, wurden zur ewigen Verbannung in jenen Gegenden verurtheilt, und erhielten zu ihrem Unterhalt jeder nur 30 Pfund Brot. Alle übrigen wurden mit Strafe verschont, weil ihrer so viele waren, daß Magalhaes keine Mannschaft übrig behalten hätte, um die Schiffe zu regieren, wenn er sie alle hätte bestrafen wollen. Sie wurden jedoch durch die schweren Arbeiten, zu welchen er sie anhielt, hart genug bestraft. Theils mußten sie während der Wintermonate, Mai, Junius, Julius und August, die Schiffe ausbessern; theils schickte er sie ins Land hinein, um zu versuchen, ob sie irgendwo an der andern Seite das Meer entdecken könnten. Diesen versprach er eine Belohnung, im Fall sie mit guten Nachrichten zurückkämen.

Sie waren 20 Meilen ins Land hinein gewesen, und brachten, wie sie nach zehn Tagen wiederkamen, einige von den Einwohnern mit, die über 12 Palmen *) hoch waren. Magalhaes beschenkte sie, und behielt ein Paar von ihnen bei sich, um sie mit nach Spanien zu nehmen; sie lebten aber nicht lange. Zu gleicher Zeit ward Juan Sarrano vorausgeschickt, um weitere Entdeckungen zu machen; er verlor aber sein Schiff. Die Mannschaft rettete sich ans Land; die Stärksten, von ihnen erreichten zu Fuße die Schiffe wieder, waren aber vor Hunger und Kälte mehr todt als lebendig, wie sie ankamen. Die übrigen ließ Magalhaes durch ein Boot abholen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ueber 8 Par. Fuß, wenn man den Palms zu 100 Linien rechnet

Epigramme.

Auf einen falsch greifenden Klavierspieler.

Schlecht ist sein Kunsttalent, sein Christensinn ist gut:
Die Linke weiß nicht, was die Rechte thut.

Das Präservativ.

Wenn Aerzte eine Krankheit ist,
Es geht zum Doktor Teufelsgeist.
Hier hilft, so sehr man es verrieth,
Sein allgemein Präservativ.

Der Mensch im schreibenden Jahrhundert.

Wie wird am besten jetzt der Mensch wohl definirt?
„Ein zweigebeintes Thier, das — Jedern führt."

Grabschrift auf einen Pfarrer.

Hier ruht ein Pfarrer, fromm von Sitten,
Von Alt und Jungen gern gelitten,
Und in Postillen wohl beritten.

Auf einen Fürsten.

Er hat (so lies't man stets) gereuzt.
Wann wird man hören, daß er thut?

Aug. Zornack.

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Schaubühne.

Am 17ten August: „Die Jungfrau von Orleans."

Hat eine Sprache erst klassische Stellen und sind die Hauptrollen darin einmal von großen Künstlern gespielt worden, so bildet sich auf ihren Bühnen auch gleichsam eine Tradition der Weise, wie jeder Karakter genommen, wie jede Scene gespielt, selbst wie jede einzelne bedeutende Rede gesagt werden muß. Das ist denn nun allmälig auch mit den Lessingischen und Schillerschen Werken geschehen. Wer jetzt die Hauptrollen darin spielen will, hat mehr nöthig, seine Vorgänger aufmerksam zu studiren, als selbst zu denken. Hat er das Erste gethan, und unterläßt ihn dann nur einigermaßen eine vortheilhafte Persönlichkeit, so kann er fast immer gewiß seyn, etwas Gutes zu leisten. — Dlle. Werdy, die heute als Gastrolle die Jungfrau gab, hat mit verhältnißmäßigem Fleiß gelernt, und sprach und spielte im ersten Akt vorzüglich gut. Im zweiten schien indeß ihre Kraft schon erschöpft: doch vielleicht hatte sie sie für die folgenden Akte auf, welche der Verfasser dieser Nachricht nicht sah. — Im ersten Akt sprach Herr Mauren die Rede, mit welcher Dunois vom Könige scheidet, mit hinreißendem Feuer, und begeisterte das Publikum zu sehr lebhaftem Beifall. — Talbot todte. —

Am 18ten August: „Er wird sein eigner Richter." — mit noch mehr Rundung, also auch gefälliger als das erste

Mal. Herr Gern hatte den kleinen Mißgriff in seinem Aeußern verbessert.

Hierauf: „Die Eifersüchtigen, oder: Sie irren sich alle," nach Murphy von Schröder.

Bei der nachlässigen Zeichnung der Leidenschaften und Karaktere, und dem Haschen nach bloß witzigen Einfällen, die in den neuesten Modelustspielen herrscht, ist es sehr wohlthuend und nützlich, von Zeit zu Zeit eins der alten zu sehn, in welchem der Hauptscherz aus der richtigen Haltung der Leidenschaften und Karaktere entspringt. Dieses Stück zeichnet sich dadurch aus, daß eine und dieselbe Leidenschaft darin in mehrern Personen spielt, gleichsam brillantirt ist. Es ist sehr unterhaltend; nur wäre es zu wünschen, daß der Dialog von manchen Ausdrücken und Phrasen gereinigt würde, die jetzt doch wahrlich zu gemein sind. So sagt die eifersüchtige Frau grade heraus, ihr Gatte habe „sich ein Mädchen bestellt." Es wurde in den Hauptrollen vortrefflich gespielt. Besonders gab Herr Stich den Doktor Schönhof gut. Warum Herr Rast in einer Karikaturkleidung, einem Mitteldinge von Schlafrock und Surtout mit gepufften Ermeln, erschien, weiß ich nicht zu errathen. Der talentvolle Künstler, der ihn gab, braucht es nicht, einen Rock mitspaßen zu lassen.

— Am 19ten: „Undine." Seitdem die componirenden Heroen Berlins, Righini, Reichardt und Himmel dahin sind, hat kein einheimisches musikalisches Produkt das Publikum so anhaltend zu fesseln vermocht, als dieses Werk eines — freilich sehr genialischen — Dilettanten. (Der Komponist ist bekanntlich der Herr Kammergerichtsrath Hoffmann.) Auch heute war das Haus bis zum Drängen gefüllt; und das wird gewiß noch lange der Fall seyn. — Es ist erfreulich, zu bemerken, daß aufmerksame Sorgfalt immer noch bemüht ist, an der Darstellung, selbst in scheinbaren Kleinigkeiten, zu bessern. Eine Verbesserung z. B. war es heute gewiß, daß der Wassergeist Kühleborn im Anfange des zweiten Akts nicht aus dem Brunnen hinaufstieg, um Undinen zu sprechen. Es sey erlaubt, hier etwas Anderes zu bezeichnen, das der Aenderung bedarf. Wenn Berthalda im zweiten Akt in Undine dringt, sie mit ihren Eltern bekannt zu machen, soll sie singen: „Wer unter diesen Frau'n und Fürsten ꝛc."; aber sie singt jedesmal:

Wer unter diesen Herrn und Fürsten,
Wer sind sie, die nach ihrer Tochter dürsten?

Die liebenswürdige Künstlerin übersieht, daß sie dadurch dem guten Ruf ihrer unbekannten Mutter sehr unkindlich zu nahe tritt. —

Bücher-Chronik.

Die Herbstreise nach Venedig, von Friedrich von Raumer. Zwei Theile. Berlin, 1816. — Ein gut geschriebenes Buch, das eine Welt von Ansichten, oft sehr neue, öffnet, und selbst manches historisch Wichtige enthält, z. B. eine ziemlich ausführliche Nachricht von den Ursachen und Vorgängen, die Venedigs Sturz im Jahr 1797 so leicht machten; und bedeutende Fingerzeige über die gegenwärtige Stimmung der Venetianer. Einen gewissermaßen ästhetischen Werth haben die Briefe eines ausgewanderten Venetianers im zweiten Bande. Uebrigens spricht der Verfasser nicht bloß über Italien, oder über das, was sich ihm auf seiner Reise darbot, sondern er stellt über die verschiedenartigsten Gegenstände weitläuftige, kräftig und eigenthümlich gedachte Betrachtungen auf, die noch mehr Werth haben als seine Reisebemerkungen. Schade daß er sich dabei zuweilen, vielleicht aus Vorliebe fürs Paradoxe, zu sonderbar einseitigen Behauptungen verirrt, z. B. zu einem Lobe der Türken als Beherrscher Griechenlands, der Jesuiten, und selbst der alten Zerstückelung Deutschlands. Freilich pflegt er so etwas andern Personen, mit denen er zusammentrifft, in den Mund zu legen.

Vermischte Nachrichten.

In Rom ist wieder eine Verordnung über den Buchhandel erlassen. Die Buchhändler müssen ein genaues Verzeichniß ihrer vorräthigen Schriften einreichen, und monatlich berichten, wodurch er vermehrt wurde. Fremde Schriften dürfen nicht eher verkauft werden, bis sie von der Regierung censirt worden. Politische Werke, Zeitschriften und Journale sind ohne Ausnahme verboten. Maaßregeln die den Geist der Menschen in Fesseln schlagen, sind zugleich ein offenes Geständniß, welche Absicht man mit ihnen habe.

— Aus einer Englischen Zeitung sagt das Journal de Paris: Es sey wahrscheinlich, daß der Großsultan Partei für den Dey von Algier nähme. Die Englische Flotte werde daher zuerst vor Constantinopel gehen, und wenn sie keine genügende Antwort erhalte, werde die Besetzung von Morea und der Albanischen Küste leichter seyn, als die Eroberung von Algier. — — —

Auszug eines Schreibens aus Elbing.

„Wie mir meine Versetzung nach Elbing gefalle?" fragen Sie mich. Darauf weiß ich nichts Bestimmtes zu antworten. Neben manchem Annehmlichen, enthält dieser Ort auch manches Unangenehme. Es giebt hier viele Mittel, sich geistig zu bilden: als reiche Bibliotheken, geschickte Sprachlehrer und andre gelehrte Männer. Für das Schulwesen wird hier sehr viel gethan, d. h. von Seiten derer, die darüber wachen; von Seiten der Stadt aber gar nichts. In der Musik, im Zeichnen und Malen, giebt es viele Lehrer, und alle stehen sich recht gut. Kurz, um Königsberg zu seyn, fehlt Elbing weiter nichts als die Größe, der Sitz der Landeskollegien und der Universität: denn an Regelmäßigkeit und Schönheit in der Form, an Eitelkeit, Prachtsucht und Kl———rei, könnte es fast Königsberg übertreffen. Das Letztere aber nur im Allgemeinen genommen; denn, so wie dort, giebt es auch hier ganz vorzügliche Menschen, die dann wieder im Stande sind, alle unangenehmen Eindrücke auszulöschen, und gern und willig dem Fremden mit Rath und That zu Hülfe eilen."

„Das Gymnasium, (dem der würdige Herr Professor Mundt vorsteht,) so schön und vortrefflich es eingerichtet und versehen ist, wird doch nie die Wirkungen hervorbringen, die man davon erwarten konnte, weil bei dem Mangel an einer höhern Bürgerschule, alles was sich in Elbing ein wenig von dem gemeinen Haufen unterscheiden will, seine Kinder dahin schickt, und nur ein kleiner Theil studirt. Die Töchterschule dagegen ist einzig in ihrer Art. Es gehen Mädchen daraus hervor, die an Kenntnissen in den sogenannten Schulwissenschaften mit vielen Studenten wetteifern konnten *). Der kleinen Schulen giebt es überdies eine zahllose Menge, von denen sich einige rühmlichst auszeichnen, vorzüglich im Schreiben, Rechnen und Gesange. Das Singen ist hier wie das tägliche Brot, überall zu Hause."

— Wie das gebildete und gesittete Publikum zu Leipzig über das Concert, das Mdme. Catalani ihm gab, denkt und sich äußert, zeigt die Nachricht in der Beilage zu Nr. 22. dieses Blattes, und eine andre in der „Zeitung für die elegante Welt." Wenn andre Stimmen ertönen, aus dem „Leipz. Tageblatt" oder einem noch schlechtern Berliner Blatte, hört man dort wohl — ein andres Publikum.

*) Ist das ein Vorzug für Mädchenschulen? D. E.

Jede Nr. des alten Freimüthigen wird ohne Ausnahme am Abend des Tages, dessen Datum sie hat, oder doch am folgenden Morgen früh in der Haude- und Spenerschen Buchhandlung ausgegeben.

1816. Nro. 25.

Ernst und Scherz

Freitag, oder den 23. August.

der alte Freimüthige.

Die Entdeckung der südlichen Meerenge von Amerika durch Fernando de Magalhaes, und fernere Schicksale desselben.

(Aus dem Portugiesischen, durch Soltau.)

(Fortsetzung.)

Nachdem er wieder in See gegangen war, und der Richtung der Küste folgte, um eine Durchfahrt zu suchen, kam er den 20sten Oktober an ein Vorgebirge, welches er Cabo das Virgenes *) nannte. Ungefähr zwölf Meilen von demselben entdeckte er eine Meerenge unter 52° 6′, deren Einfahrt ungefähr eine Meile breit war. Der starke Strombrang, der in dieselbe hineinging, und einige todte Wallfische, die am Strande lagen, ließen ihn daselbst eine Durchfahrt vermuthen, und er befahl deswegen, auf allen Schiffen ein Freudenfest zu feiern, als wenn er das Ziel seiner Hoffnungen schon erreicht hätte. Wie er merkte, daß die Leute bei der starken Abnahme des Mundvorraths unzufrieden darüber wurden, daß er noch immer bei seinem Vorsatz beharrte, weiter zu gehen, ließ er bei Todesstrafe verbieten, sich über Mangel an Lebensmitteln zu beklagen. Er segelte in die Meerenge hinein, welche an einigen Stellen kaum einen Flintenschuß, an andern aber eine Meile oder anderthalb breit war. An beiden Seiten war die Küste sehr hoch, theils mit Bäumen bewachsen, und die Gipfel der höchsten Berge waren mit ewigem Schnee und Eis bedeckt. Nachdem Magalhaes ungefähr 50 Meilen zurückgelegt hatte, und an einer engen Stelle zwischen zwei hohen Bergen hindurch gefahren war, fand er, daß der Canal sich in zwei Arme theilte. Ungewiß, welcher von beiden nach dem offenen Meer führte, schickte Magalhaes den Hauptmann Alvaro Mesquita in den südlichen, und ein Boot in den nördlichen Kanal hinein. Das Boot kam wieder, nachdem es nur ungefähr zwölf Meilen zurückgelegt hatte. Dem Hauptmann hatte er befohlen, nach drei Tagen wieder zu ihm zu kommen, und ihm von seiner Entdeckung Bericht zu geben. Wie aber nach sechs Tagen von dem Schiffe noch nichts zu sehen, noch zu hören war, fragte er den Sternseher Andres de San Martin, was aus demselben geworden wäre? Dieser gab ihm zur Antwort, der Hauptmann wäre verhaftet, und das Schiff wäre nach Spanien zurückgekehrt *). Magalhaes glaubte zwar nicht daran; inzwischen traf es sich, daß die Sache sich wirklich so verhielt. Der Steuermann und das Volk hatten sich gegen Alvaro de Mesquita empört, und ihn verwundet und gefangen genommen. Sie waren nach dem Orte zu-

*) Vorgebirge der Jungfrauen.

*) Der schlaue Sterndeuter konnte dieses, den Umständen nach, sehr wohl ohne Hexerei und Astrologie weissagen.

rückgegangen, wo Juan de Cartagena und der Geistliche warten ausgesetzt worden, und sind acht Monat nachher in Spanien angekommen *). Der Abgang dieses Schiffs setzte den Magalhaes in große Verlegenheit, weil verschiedene Portugiesen sich auf demselben befanden **), so daß er jetzt außer dem Duarte Barbosa, (seinem Schwager,) nur wenige Leute um sich hatte, auf die er sich verlassen konnte. Er wagte es nicht, einen Kriegsrath an Bord seines Schiffs zu berufen, aus Furcht, überstimmt und übermannt zu werden. Um sich jedoch den Schein zu geben, daß er nicht gänzlich nach seinem eigenen Sinn handele, sondern auch die andern zu Rathe ziehen wollte, sandte er einen Befehl an Bord der beiden Schiffe, daß die Hauptleute und Officiere ihm schriftlich ihre Meinungen mittheilen sollten, ob es rathsam wäre, weiter zu segeln oder nicht? In dem Tagebuche des Andres de San Martin, der auf den Südsee-Inseln starb, befanden sich die Abschriften des Befehls, (welcher an Duarte Barbosa ergangen war,) und der Antwort, welche San Martin für seine Person darauf gegeben hatte. Er war der Meinung, daß man schwerlich auf diesem Wege die Molukken erreichen würde; weil es jedoch mitten im Sommer wäre, so könnte man die Entdeckungsreise bis zur Mitte des Januars fortsetzen; alsdann aber müßte man nach Spanien zurückkehren, weil um diese Zeit die Tage wieder abnähmen, und das Wetter stürmischer würde. Magalhaes, welcher fest entschlossen war, nicht wieder umzukehren, gab den Officieren eine weitläuftige schriftliche Antwort, in welcher er alle Gründe anführte, die ihn bewögen, die Reise fortzusetzen. Er gab hierauf Befehl, am folgenden Tage unter Abfeurung des Geschützes die Anker zu lichten, ging unter Segel, und kam glücklich am andern Ende der Meerenge in das offene Südmeer. Beide Mündungen derselben liegen fast unter gleicher Polhöhe; der Canal hat viele Krümmungen, und der Strom ist daselbst so reißend, daß man die Schiffe sehr fest vor Anker legen muß, wenn sie nicht Gefahr laufen sollen, von dem Strome fortgerissen zu werden.

Cap. 10.

Fernando de Magalhaes setzt seine Reise fort bis nach der Insel Subo. Er wird daselbst sammt den vornehmsten Officieren seines Geschwaders erschlagen. Schicksale seiner übrigen Gefährten.

Weil Magalhaes die Kälte an der Westseite der Meerenge eben so heftig fand, als an der Ostseite, so steuerte er vier Monat lang nach Westnordwesten, um in ein wärmeres Klima zu kommen. Ungefähr 500 Meilen jenseits der Meerenge entdeckte er unter dem 12ten Grad südlicher Breite zuerst eine kleine Insel, welcher er deswegen den Namen Primeira beilegte. Zweihundert Meilen westlich von dieser fand er eine andre Insel, ungefähr eine Meile groß, bei welcher er fischen ließ, und sie Ilha dos Tubaroes nannte, wegen der vielen Hayfische, die sich daselbst zeigten. Da er wußte, daß die Molukkischen Inseln unter der Linie lägen, so segelte er auf diesem Striche so lange, bis er nach seiner Rechnung schon über den 180sten Grad westlicher Länge hinaus war. Da er nun glaubte, die Molukken bereits hinter sich gelassen zu haben, so steuerte er nordwärts bis auf 15° 30′ nördlicher Breite, in der Hoffnung, einige den Portugiesen bekannte Länder oder Inseln anzutreffen, und daselbst Erkundigungen einzuziehen, weil er gar nicht mehr wußte, wohin er gerathen war.

Er fand in dieser Breite einige kleine Inseln; weil sie aber unbewohnt waren, segelte er weiter bis zum 21sten Grad, in der Erwartung, daselbst festes Land zu finden. Von dort ging er wieder herunter, und irrte umher von einer Insel zur andern, wobei ihm bald auf der einen Leute erschlagen, bald auf der andern seine Boote gestohlen wurden, bis er zuletzt nach einer Insel, Namens Subo *), kam, woselbst er das Ziel seiner Leiden fand.

Diese Insel liegt unter dem 9ten Grad N. Br., und hat etwa 10 oder 12 Meilen im Umfange. Die Portugiesen fanden daselbst Gold, und wurden so freundlich aufgenommen, daß Magalhaes den König bewog, die christliche Religion anzunehmen, so daß er sich mit allen seinen Verwandten und mit mehr als 800 von seinen Leuten taufen ließ, wobei er von seinem Taufpathen, Fernando de Magalhaes, den Namen D. Fernando erhielt. Bald darauf bat dieser D. Fernando seinen Pathen um Beistand gegen einen seiner Nachbarn, mit dem er Krieg führte. Magalhaes gewährte ihm seine Bitte, und siegte zweimal über

*) Sie mußten deswegen auf dem Rückwege ohne Zweifel eben damals das Cap Horn umsegelt haben, da Magalhaes sie nicht wieder gesehen hat.

**) Auch der Hauptmann de Mesquita war ein Portugiese.

*) Subo, oder Sebu, eine von den Philippinen.

seine Feinde; allein bei dem dritten Treffen fielen die Spanier in einen doppelten Hinterhalt, und wurden gezwungen, sich nach ihrem Boote zurückzuziehen. Ehe sie ihren Rückzug bewerkstelligen konnten, wurden Fernando de Magalhaes, Andres de S. Martin, ein Portugiese, Namens Christovano Rabello, und noch sechs oder sieben andere erschlagen. Zu diesem Unglück kam noch ein zweites. Die beiden heidnischen Könige machten Frieden, und der König D. Fernando mußte versprechen, wo möglich, alle Spanier umzubringen. Er ließ demnach zwanzig der Vornehmsten, unter denen sich auch Duarte Barbosa und Juan Serrano befanden, zu einem Gastmahl einladen, bei welchem sie sämmtlich, bis auf Serrano, niedergemacht wurden. Dieser Letzte ward mit gebundenen Händen an das Ufer gebracht, und man forderte, als Lösegeld für ihn, zwei metallene Kanonen und etwas Schießpulver. Wie die Spanier, um ihn abzuholen, mit ihrem Boot herankamen, fingen die Indianer an, mehr zu fordern, und zauderten so lange, daß die Spanier, denen der Handel verdächtig schien, davon fuhren, und den Serrano im Stiche ließen.

(Der Schluß folgt.)

Mancherlei.

Vorschlag.

Es ist keine üble Sitte der Geschichtschreiber, bedeutenden Fürsten einen Zunamen zu ertheilen, wenn derselbe nur immer bezeichnend wäre.

Wollte man für unsern König einen passenden Beinamen suchen, so möchte wohl keine ausdrucksvollere Ueberschrift für das Gemälde Seines Gemüthes, Seiner Regierung und Seiner Zeit gefunden werden, als: Friedrich Wilhelm mit dem eisernen Kreuze. — In diesen Worten ist des Königs und Seines Volkes ganze Geschichte enthalten.

F. G.

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Bühne.

Am neuen August: „Maria Stuart." — Der Berichterstatter sah nur die ersten drei Akte. In diesen zeichnete sich Hr. Maurer als Mortimer vorzüglich aus, durch feuriges Spiel und doch edle Haltung; durch eben so richtigen, als kraftigen Vortrag. Mdme. Wolf als Maria Stuart gelang vor allem die so sehr schwierige Scene mit Elisabeth. — Ein fremder Schauspieler, der Hamlet gab, bewies durch Spiel und Sprache, daß er die Rolle durchdacht hatte, aber seine Persönlichkeit unterstützte ihn dabei nicht. Hamlet muß eine heroische Gestalt seyn, der das Alter noch nicht das Gepräge früherer Kraft genommen hat.

Am 2ten: „Ein Morgenstündchen," von Fr. Kind.

Diese artige, gefällelle Kleinigkeit muß recht rasch gespielt werden, um volle Wirkung zu thun. Dlle. Schaffner als Rosette und Dlle. Kaschig als Schornsteinfeger-Burschen gefielen sehr, und mit Recht; auch Herr Maurer, als Heinrich, in der Scene, wo er seiner maskirten Geliebten einen Korb giebt.

Hierauf: „Johann von Paris."

Bücher-Chronik.

Kieler Blätter. Zweiter Band. Drittes Heft. Kiel, 1818. Ohne Zweifel genießen diese „Kieler Blätter" schon längst der ehrenvollen Auszeichnung, welche ihnen unter den Schriften gebildeter, worin wichtige Gegenstände erörtert, empfohlen oder bestritten werden. Es ist also genug, hier nur die merkwürdigsten Artikel des vorliegenden Heftes anzuzeigen. Er giebt einen Aufsatz „über die Zukunft Deutschlands," von Prof. Weller, der auch von denen sehr reiflicher Erwägung verdient, die in manchem wesentlichen Punkt anderer Ansicht seyn sollten, als der Verfasser; einen „Brief eines reisenden Engländers" über gewisse Eigenthümlichkeiten der Deutschen Literatur und den Gang der öffentlichen Verhältnisse in Deutschland, — mit manchem Beweise nationaler Einseitigkeit, aber auch voll lichter Blicke und treffender Wahrheiten; — endlich eine Untersuchung, ob „die Beibehaltung der Gemeinarmerie in Deutschen Ländern" wünschenswerth ist? vom Prof. Niemann. Der Verfasser antwortet verneinend. —

— Erläuterungen über einige Grundbegriffe der Würtembergischen Landes-Grundverfassung ꝛc. mit Anwendung auf die neuesten Verhältnisse. 1818. — Den Geist und Zweck dieser Schrift drückt die letzte Zeile derselben aus: „Das alte Recht bleibe, bis ein neues vertragsgemäß geworden ist." Uebrigens kann diese Chronik bei solchen Schriften nur anzeigen: sie sind da!

— Das Judenthum in der M—y; eine Warnung an alle Deutsche □ □. Im J. 5578. — Sind die Behauptungen dieser Schrift richtig oder unwahr? In beiden Fällen verdienen sie ernste Prüfung.

Vermischte Nachrichten.

Mit der Ueberschrift: „Der Ausnehmsamkeit der Lords der Admiralität würdig," meldet das Morning-Chronicle, daß die Eigenthümer des Circus das Bombardement von Algier auf den halben Preis herabgesetzt haben.

— Hatten die Einwohner von Madagaskar Unrecht, die dortige Englische Colonie zu zerstören? fragt das Morn. Chron. Auf den beiden nahen Felseninseln S. Mauritius und Bourbon arbeiten 150tausend Negersklaven, meistentheils gewaltsame Madagassen, sich für die Europäer zu Tode.

— Ein Englischer Bildhauer, Namens Day, hat die be-

rühmte Gruppe auf dem Monte Cavallo modellirt, und sein sehr gelungenes Werk nach London gebracht. Man schlägt jetzt vor, sie aus Mennee nachgießen zu lassen, und vor dem Portal des Regierungs-Pallastes zu London aufzustellen.

— Der Mexikanische Congreß hat Don Toledo, ehemals Repräsentant von S. Domingo bei den Cortes, als Gesandten nach England gesendet. Seine Annahme würde das Schicksal Amerika's und Europa's bestimmen. Englische Zeitungen erinnern daran, daß die Bourbonischen Höfe in dem Nordamerikanischen Freiheits-Kriege keine Schwierigkeit machten, die Geschäftsträger der neuen Freistaaten anzunehmen.

Aus Königsberg, vom 12ten August.

Allgemein wird jetzt über unbe Mädchen- und Bürgerschulen gesprochen, zum Theil auch geschrieben. In Anstyung ihrer theilt sich das Publikum in zwei Parteien. Die eine lobt, die andre tadelt diese Schulen. Keine der Parteien sagt, daß in ihnen zu wenig gelernt werde; aber die letzte Partei sagt, daß in ihnen das erlernt werde, was weder der künftigen Hausfrau, noch dem künftigen Bürger nützt, und daß man dagegen eine Menge weit nothwendigerer Gegenstände übergehe. Diese Partei scheint Recht zu haben. Was soll man dazu denken, wenn man bei einer öffentlichen Prüfung kleine Mädchen von Kartesianis und Karaforum, oder von Jamben und Spondäen reden hört? Daß sie dieses Stückwerk nur mit Verwachlässigung der Preußischen Geographie und Geschichte u. s. w. sich eingeprägt, liegt am Tage. Eben so in den Bürgerschulen. — Ich weiß eine derselben, wo man Stereometrie lehrt, Logarithmen und algebraische Formeln berechnet, und alle Geschicke auf spezielste treibt. Was soll das dem künftigen Bürger nutzen?

Was den Handel anbetrift, so steht er bei uns darnieder, daher auch schon manche, zum Theil bedeutende Falissements ausgebrochen sind. Auch in Hinsicht der andern Gewerbe herrscht Unthätigkeit und allgemeine Klage über Nahrungslosigkeit.

Für Verschönerung der Stadt geschieht sowohl von Seiten der Behörden, als der Hausbesitzer Manches. So ist z. B. eine schöne Allee von dem Grendenmerthor bis zum Observatorio (das noch immer keine Geschäfte hat,) angelegt, mehrere Brücken und öffentliche Gebäude sind verziert, und selbst in Privatgebäuden beschäftigt man sich einer bessern Bauart.

Breslau, am 16ten August 1816.

Bei uns erscheint nichts, als sogenannte Altdeutsche Versteri, eine Krämerverlegthschaft mit alten Lappen, oder jener Wortklang, der wie Musik tonen soll, aber leere Phrasen zusammenreimt. Ist hier und da ein Licht, welches hinein leuchten will, so blasen es elegante Schreier aus, die allerlei farbige Lampen tragen, und den Leuten verschern, diese geben Licht; oder es probieren andere, wie die Tage zu halten ist, wenn man etwas schreibt. Auch giebt es weise, die einen politischen Brei einrühren, um zu beweisen, welche Zeit — es nicht ist! Nicht einmal ein Volksstück will uns von der Bühne die großen Thaten kund thun; laborne Prologe feiern die Feste, mit weniger Hülle, als unsre magern Illuminationen, und in einer „Hellung der Eroberungssucht" oder im „12ten Oktober," zwei Stücke, die hier gegeben werden, um die Zeit zu verkürzen, weiß man, wie bei Kotzebue, nicht, ob es Ernst oder Satyre ist. — —

Indeß hat die hiesige Schaubühne seit Ostern, wo Hr. Nagel, vom Darmstädter Theater, als Regisseur engagirt wurde, sehr gewonnen. Hr. Nagel erfreute bei seinem Antritt, nicht nur durch seine trefflichen Darstellungen, sondern auch durch die schnelle Aenderung und Bestellung eines neuen Repertoirs.

— Der Bankier Bethmann hat Dannekers berühmte Ariadne für notanfend, andre sagen zuhanfend, Gulden gekauft.

— Die Schleswig-Holsteinische Regierung hat eine Commission niedergesetzt, um zu untersuchen, durch welche Mittel diese Herzogthümer von der Verpflichtung zur Dänischen Reichsbank loskommen können? — Prof. Falk zu Kiel hat in einer Schrift dargethan, daß Schleswig vorher unter das Dänische Reichsgesetz, noch unter den Deutschen Reichsverband stehe. — Immer neue Kämpfe für Vereinzelung kleiner Ländchen, indeß das Wohl der Völker nur davon abzuhängen scheint, daß die Trennungen sich vermindern, so viel es möglich ist.

— Ein Isländischer Prediger, Johnsen, der nur 5 Thaler Gehalt hat, und selbst seine Felder pflügen muß, hat Miltons verlornes Paradies und einen Theil der Messiade in Isländische Verse übersetzt.

— Grosroy ist vermelt; aber seine hämisch-sophistische Kritik fuhrlet von Zeit zu Zeit wieder im Journ. d. déb. Er eben hat sie über Schillers Maria Stuart eine Zirut von Gemeinheiten ergossen, sie eine Aethiopische Venus, ein Meisterstück des schlechten Geschmacks genannt, das den Menschenverstand in der Seene empört u. s. w. Das alles bei Gelegenheit einer Uebersetzung durch Herrn J. G. Deß. Aber welcher unglückliche Kiqel treibt denn Deutsche an, — Herr Deß ist doch wohl ein Deutscher; — den Ruhm ihrer Nation durch Uebersetzungen Lesern preis zu geben, die nun einmal gar keine Jahigkeit haben, fremde Größe zu begreifen? Und sollte man anfangen, jede Uebersetzung eines Deutschen Meisterwerkes ins Französische, für eine freudhafte Entweihung, eine Nationalbeleidigung anzusehen. Was liegt denn daran, ob man in Paris weiß, daß Deutschland Meisterwerke hat, wenn man dort ihre Vorzüge nicht einsehen kann?

— Das Journal de Paris erzählt, um eine Schauspielerin, die jung, schön und liebenswürdig ist, und obendrein dem Publikum sehr gefällt, dafür abzustrafen, habe man, da sie als Dido aus dem Scheiterhaufen lag, diesen so angezündet, daß ihr Gesicht verbrannt worden wäre, wenn sie nicht eilig vergessen, das sie todt wäre, und sich umgewandt hätte. — In Deutschland ist man doch nicht so boshaft.

— Mdme. Catalani hat zu Frankfurt am M. drei Concerte gegeben, in denen sie alles bezauberte, und eine reiche Einnahme machte. Der Eintrittspreis war nur 4 oder 2 Gulden. (Hätte sie diese Preise auch in Leipzig gefordt, so würden ohne Zweifel dieselben Menschen, die ihr jetzt nachschimpfen, in Lobeserhebungen wetteifern. Der niedrige Lärmen dort scheint nichts als das Verlangen des Fuchses, die Trauben, die er nicht haben konnte, seyen sauer. Die Schmähenden sind böse und schamen sich, sie nicht gehört zu haben.)

— Der Verkäufer Barrael hat fünf oder sechs seiner Anklagen in den Zeitungen widerrufen, und entschuldigt sie mit der Eile, in welcher er sein acuriles Pasquill schrieb. Er, was treibt ihn denn so, etwas Uebereilliges, etwas Schandliches zu thun? — Welch ein Mensch, der aus bloßer Eilfertigkeit eine Menge Unschuldiger mit Anklagen beflackt, die sie zu Grunde richten, ihnen selbst das Leben kosten konnten!

Jede Nr. dieses Blattes wird am Abend des Tages, dessen Datum sie hat, oder doch am folgenden Morgen früh in der Sperlingschen Buchhandlung ausgegeben, oder auch mit der Zeitung ausgetragen.

1816. Nro. 26.

Ernſt und Scherz

Montag, — oder — den 26. Auguſt.

der alte Freimüthige.

Die Entdeckung der ſüdlichen Meerenge von Amerika durch Fernando de Magalhaes, und fernere Schickſale deſſelben.

(Aus dem Portugieſiſchen, durch Soltau.)

(Schluß.)

Den erſten May 1521 gingen ſie wieder unter Segel, und kamen in einer Entfernung von zehn Meilen nach einer andern Inſel, woſelbſt ſie ihre Mannſchaft muſterten, und fanden, daß ſie nach ihren verſchiedenen Verluſten nur noch 180 Mann ſtark waren. Da ſie nun nicht alle drei Schiffe hinlänglich damit beſetzen konnten, ſo ſteckten ſie das eine in Brand, und machten den Steuermann, Juan Sebaſtian, zum Hauptmann des Schiffes Victoria. Das andere gaben ſie einem Portugieſen, Namens Joano Lopez Carvalho, welchen ſie aber hernach auf der Inſel Borneo wieder abſetzten, und den Steuermann Juan Baptiſta zum Hauptmann erwählten, nachdem ſie ſchon auf Mindanao und auf einigen andern Inſeln geweſen, und überall in Lebensgefahr gerathen waren. Von einer Inſel zur andern kamen ſie endlich nach den Molukken, und wurden von dem Könige von Tidor aufgenommen, welcher ihnen auch erlaubte, den Joano de Campos und einige andere dort zu laſſen, um Waaren einzukaufen. Da die Erntezeit noch nicht gekommen war, ſo hätte der König die Schiffe gerne bis dahin bei ſich behalten; allein ſie wollten die Ernte nicht abwarten, aus Furcht vor den Portugieſiſchen Schiffen, welche jährlich zu kommen pflegten. Inzwiſchen lieferte ihnen der König in Zeit von einem Monat nicht nur alles, was auf ſeiner Inſel vorräthig war, ſondern verſchaffte ihnen auch alles, was er konnte, von den andern Inſeln, und vorzüglich von Ternate. Ein dortiger Portugieſe, Namens Joano de Louroſa, vergaß bei dieſer Gelegenheit ſeine Pflicht, und ward den Spaniern behülflich, unter der Bedingung, daß er ſelbſt mit ihnen gehen, und dreißig Bahar Nelken für ſeine eigne Rechnung mitnehmen dürfte. Die Spanier willigten in ſeine Forderung, weil er ihnen viele Nachrichten von Indien gab, und ihnen verſprach, ſie nach Banda zu bringen, und ihnen daſelbſt Muskatblüte, und in Timor Sandelholz zu verſchaffen. Um ihm noch mehr zu ſchmeicheln, gaben ſie ihm anfänglich das Schiff des Carvalho; weil aber dieſer ein beſſerer Seemann war, ward es ihm wiedergegeben. In Banda hielten ſie ſich nur zehn Tage auf, um etwas Muskatblüte einzunehmen, weil ihnen Louroſa ſagte, daß Pero de Faria mit einigen Gallionen aus Indien unterweges wäre, und ſie gewiß in den Grund bohren würde, wenn er ſie in dieſen Gegenden anträfe. Von Banda gingen die

beiden Schiffe nach Timor, um durch den Canal von Solor zu gehen, und gerades Weges nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu ſteuern. Weil aber das Schiff des Carvalho ungefähr 180 Meilen von Banda ein ſtarkes Leck bekam, ſo ſegelte das andere Schiff allein nach Spanien, und Carvalho kehrte zurück nach Ternate. Sein Schiff ward bald ausgebeſſert; allein er ſtarb, ehe es wieder auslaufen konnte, und der ehemalige Generalgewaltiger der Flotte, Gonzalo Gomez de Eſpinoſa, ward zum Hauptmann erwählt. Wie dieſer bereits unter dem 44ſten Grad, und 300 Meilen von den Molukken entfernt war, um nach Panama in Amerika zu gehen, mußte er nochmals umkehren, und kam bei Grambokonora, einem Flecken auf der Inſel Batoſchina, vor Anker. Antonio de Brito *) bekam ſogleich Nachricht von ſeiner Ankunft, und daß er wegen Mangel an Waſſer und wegen mancher andern ausgeſtandenen Unfälle, in die äußerſte Noth gerathen war. De Brito ſchickte ihm ſogleich eine Caravelle mit Lebensmittein. Dieſer folgte Kaſchil Darocs **) mit einigen Karakoras ***) nach, und bald darauf auch D. Garcia Henriquez mit Fahrzeugen, um das Schiff nach Ternate zu bringen. Kaſchil Darocs gewann mit ſeinen leichten Karakoras den Vorſprung, und der Factor Duarte de Rezenda, welcher glücklicherweiſe mit ihm ging, hatte Mühe, ihn abzuhalten, gegen die armen Spanier Gewalt zu gebrauchen. Dieſe befanden ſich in den jämmerlichſten Umſtänden; 37 von ihnen waren bereits geſtorben, und vor Hunger, Krankheit und Elend waren die wenigſten von den andern im Stande, ein Glied zu rühren. Dabei war die Luft auf dem Schiffe durch die Kranken dermaßen verpeſtet, daß die Portugieſen ſich nicht getrauten, an Bord zu gehen. Das Schiff ward indeſſen nach Ternate gebracht; es war aber in ſo ſchlechtem Zuſtande, daß es bald nachher in einem Windſtoß zu Trümmern ging. Antonio de Brito ließ die Mannſchaft mit aller Sorgfalt verpflegen, und wie D. Garcia nach Indien ging, nahm er alle diejenigen mit, welche Luſt hatten, ihn zu begleiten, und unter andern den Hauptmann Gonzalo Gomez de Eſpinoſa, welcher hernach im Jahr 1526 nach Portugal kam. Von ihm beſitzen wir verſchiedene Papiere, und unter andern ein Tagebuch, welches er von der ganzen Reiſe geführt hatte. Duarte de Rezende, der Factor in Malukko, hat uns auch die Handſchriften des Andres de S. Martin aufbewahrt, aus welchen wir folgende für die Zeit karakteriſtiſche Bemerkungen und Beobachtungen mittheilen:

Den 17ten December 1519 beobachtete er zu Rio de Janeiro eine Zuſammenkunft Jupiters mit dem Monde; den erſten Februar 1520 den Mond und die Venus, und den 21ſten deſſelben Monats die Sonne und den Mond im Gegenſchein; den 17ten April eine Sonnenfinſterniß, und den 23ſten December, wie er ſchon durch die Meerenge gegangen war, Sonne und Mond im Gegenſchein. Alle dieſe Beobachtungen berechnete er nach dem Meridian von Sevilla, und weil ſeine Rechnungen nicht zutrafen, ſo beklagte er ſich über Unrichtigkeiten in den Tabellen des Regiomontanus, und ſchien zweifelhaft zu ſeyn, ob er dieſe Unrichtigkeiten für Druckfehler in den Tabellen, oder für wirkliche Irrthümer jenes berühmten Sternkundigen halten ſollte. Es wurden auch einige Seekarten aufgenommen. Weil man aber nach den Beobachtungen des Sternſehers und der Seeleute fand, daß das Recht auf der Seite der Portugieſen war, ſo wurden die Lagen der Länder nach Willkühr angegeben.

Der Sterndeuter Faleiro hatte auch ein Buch in 30 Capiteln über die Beſtimmung der Meereslängen geſchrieben, welches Magalhaes mitnahm, und vor ſeiner Ankunft bei der Meerenge beſprach er ſich mit ſeinen Steuerleuten über den Werth deſſelben. Dieſe hielten es nicht für brauchbar; Andres de S. Martin, der in der Sternkunde ſehr bewandert war, räumte jedoch die Richtigkeit des vierten Capitels ein, welches die Beobachtung der Zuſammenkünfte des Mondes mit der Sonne und mit den Planeten, und die Beobachtung der Gegenſcheine, als ein leichtes und ſicheres Mittel (zur Berechnung) empfiehlt.

*) De Brito war Portugieſ. Befehlshaber auf Ternate an der Stelle des D. Garcia Henriquez.

**) Kaſchil Darocs war Reichsverweſer in Ternate.

***) Karakoras ſind leichte Indianiſche Fahrzeuge.

Mancherlei.

Kunſtkenner und Gemäldeſammler mögen ſich folgende Züge aus dem Leben zweier berühmter Maler zu Herzen nehmen.

Peter Mignard, ein ausgezeichneter Maler aus der Franzöſiſchen Schule in der erſten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, beſaß ein beſondres Talent, die verſchiednen Manieren großer Meiſter nachzuahmen, und machte ſich zuweilen den Scherz, die größten Kenner dadurch zu täuſchen. So mußte ein Gemäldehändler auf ſeinen Antrieb öffentlich bekannt machen, daß er eine berühmte Magdalena von Guido Reni aus Italien erhalten habe. Die

Liebhaber strömten herbei, das Bild zu sehen, und so wurde es zuletzt um 2000 Livres verkauft. Einige Zeit nachher hinterbrachte man dem Besitzer, Mignard habe diese Magdalena gemahlt. Dieser erkundigte sich sogleich bei Mignard selbst darnach; allein der Maler lehnte dieses Verdienst ab, und berief sich auf das Urtheil des Le Brun, der als großer Künstler über die Originalität dieses Gemäldes am besten würde entscheiden können. Le Brun wurde hierauf vom Besitzer des Gemäldes zu einem Gastmahle geladen, und fällte nach langer und sorgfältiger Untersuchung den Ausspruch, daß die Magdalena ein wahres und ächtes Original von Guido sey. Kaum war dies geschehen, so erklärte sich Mignard für den Urheber dieses Bildes, fügte zum Beweise hinzu, daß man unter den Haaren dieser Magdalena eine Cardinalsmütze finden würde, und wischte mit einem in Oel getauchten Pinsel die frische Farbe der Haare weg, wodurch in der That die Mütze zum Vorschein kam und die Gesellschaft überzeugte. Um den Käufer schadlos zu halten, erbot sich Mignard zum Ersatz der Summe und sagte: Wer das Bild gemalt, werde den Schaden wieder zu ersetzen wissen.

Dem Niederländischen Maler Dionysius Calvart, Schüler des Sabbatini, wurde von dem als Kunstkenner bekannten Cardinal Este eine Sammlung von Zeichnungen berühmter Meister vorgelegt, welche er eben so schnell als richtig an ihrer Manier zu unterscheiden und zu nennen wußte. Die Reihe kam an die Zeichnung einer nackenden Figur von Michel Angelo, und zwei andere aus Raphaels Schule von Athen, die man als die Kronen dieser Sammlung, seiner Aufmerksamkeit besonders empfahl. Er betrachtete sie mit Verwunderung, konnte sich dabei aber nicht enthalten, zu gestehen, daß er selbst die Zeichnungen für einen Gemäldehändler, den er nannte, verfertigt habe, welcher das Papier durch Rauch gelb werden ließ, damit sie den Stempel des Alterthums trügen, überdem einige Abänderungen in der Zeichnung verlangt hatte, damit sie desto eher für Original-Zeichnungen gelten möchten. Die Sache wurde untersucht, und der Verkäufer sah sich genöthigt, die Wahrheit zu gestehen. D.

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Schaubühne.

Am 22sten: „Titus," von Mozart. — Mmes. Schulz, diese treffliche Künstlerin, die hohe Kunst, Feuer und Anmuth verbindet, trat nach einer Abwesenheit von mehreren Monaten heute wieder als Vitellia auf, bezauberte Alles, und wurde am Ende des Stückes herausgerufen. — Dlle. Schneider gab als Gastrolle den Sextus, und erwarb sich neue Rechte auf die Wünsche des Publikums zu ihrem Besten.

— Am 23. Aug. zur Feier des Jahrestages des Sieges bei Großbeeren:

„Hermann und Marbod, oder der erste Deutsche Bund," in 1 Aufz. von Alois Schreiber. — Der Hauptvorzug dieses Stückes ohne Handlung, sind die kraftvollen patriotischen Reden Hermanns. Sie wurden energisch gesprochen.

Dann wurden die drei Lieder von Th. Körner: „Das Schwertlied," „Gebet" und „Lützows wilde Jagd," componirt von Carl von Weber, von dem feierlich aufgestellten Chorpersonale ausgeführt. Diese echt genialischen Compositionen, besonders die der letzten Jagd, die allein hinreichen müßte, dem Componisten einen dauernden Ruhm zu machen, wenn er ihn nicht schon hätte, ergriffen das Publikum begeisternd. Mit enthusiastischem Beifall forderte man die Wiederholung der Jagd. Verdient irgend ein Komponist den Namen eines Tondichters, so ist es Herr von Weber. Er hat den Preußischen Patrioten, und vorzüglich Berlin, mit dieser Musik ein Geschenk von großem Werth gemacht, das lange dazu dienen wird, Nationalsinn zu verschönern, und immer neues Bekennen erwecken muß, daß er uns ein Fremder ist. — Dem Theaterdirektor Hrn. Beibel gebührt öffentlicher Dank für die Präzision und den Geschmack, mit welchem diese Lieder vorgetragen wurden. Sein Eifer und sein Fleiß sind hochachtungswerth.

Zum Schluß: „Der gutherzige Polterer," von Goldoni. Herr Devrient's treffliches, nicht übertriebenes Spiel in der Hauptrolle, machte aus dem werthlosen Stücke eine angenehme Unterhaltung.

Bücher-Chronik.

Meine Reise zum Congreß. Wahrheit und Dichtung. Von Dr. A. Weißenbach. Wien, 1816. — Die Wahrheit in diesem Buch ist sehr unbedeutend, und Dichtung nirgend zu bemerken. Der Verfasser hat sich große Mühe gegeben, geschäftig, witzig, philosophisch und — sonst noch allerlei zu seyn. Das ist loblich. Wie es ihm gelungen? Je nun!

— Tripotage! Von S. J. Wolf, Dr. Med. Berlin, 1815. Launen-Pasteten, von Demselben. Berlin, 1816. — Die Titel dieser beiden Büchelchen sind schlecht gewählt, sie selbst aber eine Sammlung von Einfällen, unter denen es manche treffliche, das heißt hier treffende, giebt. Künftig einige derselben als Probe. Der Verfasser hat offenbar mehr Witz, als Manche die auf den Ihrigen reisen, und macht oft zehn Zeilen, woraus sie drei Bogen machen würden.

— Mißfunken und Lichtfeuer. Ersten Bandes erster Cyklus. Leipzig, 1816. — Dies Buch ist ein Beweis, daß man recht gut geben kann, was man nicht hat. Nach einer langen, unbedeutenden Vorrede ohne Witz, die der Herausgeber selbst schreib, liegt er seinen Lesern 208 Seiten voll witziger Einfälle vor, die er, meistentheils mit Geschmack, zusammen las und ordnete.

— Spaziergang durch einige der vorzüglichsten

Länder Deutschlands. Von J. D. Wiedemann. — Der Verfasser scheint wirklich spaziert, das heißt, gewandert zu seyn, und zwar von Bahlingen in Schwaben, nach Erfurt. Was für „vorzügliche Länder Deutschlands“ er dabei berühren konnte, zeigt die Karte. Uebrigens erzählt er treulich, wo etwa Sonntag war, was Herr Dutpinus zu ihm gesagt hat u. s. w. Merkwürdig lobt er alles; nur von Hrn. Cotta sagt er: „er habe die Summen, die er dem Publikum für seine miserabelen Ausgaben guter Werke abnahm, zum Ankauf mehrerer Domainengüter verwendet,“ und empfiehlt sehr dringend den Gelingerischen Nachdruck von Goethe's Werken. Wenn dergleichen Beschauungen auch Gewerbewohl, noch einiges Interesse haben sollen, müssen sie ganz neu seyn; aber nach S. 41 spazierte der Verfasser, als „Frankfurt neuerlich erst zur Residenzstadt des jetzigen Großherzogs erhoben worden.“

— Lettre du Duc D'Otrante au Duc de Wellington. Londres (?) 1816. — Eine mit großer Beredsamkeit abgefaßte Rechtfertigungsschrift, voll stark ausgedrückter, wahrer Gedanken. Ob sie das Urtheil der Nachwelt über den Verfasser mildern oder schärfen werde? hängt davon ab, was die Geschichte einst als Resultate fremder Zeugnisse über ihn darlegen wird. Denn wer so richtig sieht und denkt, als der Verfasser, hat doppelt Schuld, wenn er in Handlungen irrt. — Der Gegenwart kann diese Schrift in mancher Rücksicht nützlich seyn.

Vermischte Nachrichten.

Die bekannte Anfrage im Nürnberger Korrespondenten: Ob jemand in Baiern Unterthanen zu verkaufen habe? ist von einem Bairischen Beamten so erklärt worden: Nach dem organischen Edikt von 1808 gehören 50, nicht über 4 Bairische Stunden entfernte Familien dazu, um eine Patrimonial-Gerichtsbarkeit zu bilden, und solche Familien werden Unterthanen genannt. Die Anfrage sage also: Ob jemand seine Gerichtsbarkeit über zerstreute einzelne Familien, gegen die über andre näher belegene austauschen oder verkaufen wolle. (Also erkaufen doch Gutsbesitzer dort die Gerichtsbarkeit über freie Bauerfamilien? Ob die Zustimmung der letztern dabei nöthig ist?)

— Man versichert, der Geheimerath Schinkel sey deshalb nach Heidelberg gereist, um den Ankauf der Boisseréeschen Gemäldesammlung abzuschließen, und die Verpflanzung derselben nach Berlin zu ordnen. Als bewilligten Kaufpreis nennt man 280tausend Gd. Rh.

— Das Morning Chron. fordert die Britische Regierung dringend auf, die Vermittelung bei den Kämpfen zwischen den Independenten und den Spanischen Truppen in Amerika zu übernehmen. Denn, sagt es, Großbritannien hat allezeit ein tiefes Mitgefühl für die Leiden der gekränkten Menschheit gezeigt, und — „in jedem Eingebornen Amerika's, der umkommt, wird ein Verzehrer Britischer Fabrikate verloren.“

— Sollte man es glauben? Unter den Engl. Zeitungen giebt es manche, welche die Schonung der Barbaresken, wiewohl noch auf eine verdeckte Weise, empfehlen. Das Quarterly Review sagt: Englands Allianz mit ihnen sey die älteste, die es besitze, indem sie schon 1671 geschlossen worden. Jene Staaten seyen ihm wichtig zur Proviantirung von Gibraltar und Maltha, (an die es bekanntlich zur Zeit jener alten Allianz noch nicht denken konnte): es sey also zu erwarten, daß man sie zwar züchtigen, aber nachher die alten Verhältnisse wieder herstellen werde. (Sollte Maltha und Gibraltar nicht eben so gut, und noch besser, von der Küste Afrika's her verproviantirt werden können, wenn die Bewohner nicht Seeräuber wären?) The Courier nennt jenen Aufsatz sehr wohl geschrieben.

Aus Petersburg.

„Der Druck von Karamzin's Russischer Geschichte, in der Druckerei des hiesigen Findelhauses, soll bald anfangen. Der Monarch hat den ausgezeichneten National-Schriftsteller auf eine besondere Weise belohnt. (Er ist bekanntlich vom Kollegienrathe zum Staatsrathe befördert, und hat zugleich den St. Annen-Orden erhalten. Zum Druck seiner Geschichte sind ihm aus dem Kabinet Sr. M. 60,000 Rbl. ausgezahlt worden.) — Er hat neun Bände der Geschichte, von den ältesten Zeiten an, bis zum J. 1560, fertig, und ist gesonnen sie auf einmal in die Welt zu schicken. Der Druck von den 300 Bogen wird anderthalb Jahr dauern. — Er ist zu diesem Zwecke von Moskwa nach St. Petersburg gekommen, und wohnt jetzt in Zarskojeselo, (dem Landsitz Catharinens II.) wo der Kaiser für ihn und seine Familie ein besonderes Logis angewiesen hat. — Das ganze Russische Publikum ist begierig, seine Geschichte zu lesen; der eine Theil, um aus ihr zu lernen, oder sich an dieser höchst angenehmen Lektüre zu ergetzen; — der andere, um sie zu zerreißen. Karamzin ist gewiß der erste Prosaiker Rußlands, und noch hat keiner so heftige Feinde und Herabwürdiger gehabt, wie er, ob er gleich auf keine gegen ihn gerichtete Kritiken und Schmähungen antwortet. Es müssen schon jetzt Rezensionen seiner Geschichte von Leuten geschrieben werden, die das Werk noch nicht gesehen haben. Karamzin hat mit großer Bereitwilligkeit in mehreren gebildeten Zirkeln St. Petersburgs, Stellen aus derselben vorgelesen, die eine große Erwartung vom Ganzen erregen. Möge ihm die Vorsehung Kräfte, Gesundheit und Lust verleihen, sein Werk bis zur neuern Zeit fortzusetzen, wozu ihn auch der Kaiser, in dem Reskript zu dem Orden, aufgefordert hat.

Aus Cleve, vom 13ten August.

Es giebt hier noch unendlich viel zu rügen, was anders und zugleich besser werden muß. Das Volk liebt z. B. hier noch an alten Gebräuchen, seltsamen Belustigungen und lärmenden Vergnügungen, wodurch man zum Theil hier, im Süden Deutschlands, wo man solche Sitten nicht zu finden glaubt, um so mehr überrascht wird. Bei diesem allen aber ist der höhere Grad der Civilisation des Volkes, im Vergleich zu unserm nördlichen Deutschland, nicht zu verkennen. Eben so in die Augen fallend ist es aber auch wieder, daß die Kultur mit der Civilisation hier durchaus nicht in gleichmäßigem Fortgang blieb. — In wahrer literarischer Bildung steht das linke Rheinufer wenigstens 20 Jahr hinter dem nördlichen Deutschland zurück; denn man kann wohl sicher annehmen, daß es von der Zeit des Franzosenwesens an, durchaus keine Fortschritte in derselben machte. Universitäten wurden fast gar nicht mehr besucht, und die höhern Schulen lösten sich fast alle in sich selbst auf. Oberflächliches Wissen, mit äußerer Gewandheit, bezeichnet größtentheils die männliche und weibliche Jugend der gebildeten Stände. Die Muttersprache ist durchaus vernachläßigt; Französische Sprache nahm den ersten Platz ein, und Französische Sitte ward die herrschende. Es bedurfte eines Krieges, der die Gestalt eines Freiheit- und Volks-Kampfes hatte, um diesem Unwesen Einhalt zu thun, und dem Volke wieder Volkssinn einzuprägen. Mit der Zeit wird durch Wissenschaft das Gute gewiß wieder besser auf diesem Boden gedeihen; denn in den Besseren, die nur mit dem Strome der Zeit fortgerissen waren, und diesem nicht entgegen arbeiten konnten, ist die Liebe zum Deutschen Vaterlande, zu Deutscher Sprache, Deutscher Sitte, und Liebe zur Wissenschaft überhaupt noch nicht erstorben. — Durch eine thätige Regierung kann hier noch viel, sehr viel Gutes gestiftet werden, und wenn die Liebe zur Kunst und Wissenschaft weislich angefacht wird: so steht gewiß beiden hier eine schöne Blüthenzeit bevor. Möge das Gute des Guten wegen geschehen! —

1816. Nro. 27.

Ernst und Scherz

Mittwoch, oder den 28. August.

der alte Freimüthige.

Politische Blicke und Berichte von K. L. von Woltmann. Erster Theil. Leipz. und Altenburg, bei Brockhaus, 1816.

Mehrere, sehr vorzügliche Köpfe unter den politischen Schriftstellern Norddeutschlands sind in den Oestreichischen Kaiserstaat ausgewandert, haben dort eine ausgezeichnet wohlwollende Aufnahme und Ermunterung gefunden, und bemühen sich jetzt, ihre gerechte Dankbarkeit durch Dienstleistungen in ihrem Fache zu beweisen. Auch Herr von Woltmann gehört zu denselben. —

Der erste Abschnitt dieses Buches: „Oesterreichs Politik in den drei letzten Jahren," geht das Verfahren des Kaiserhofes durch, um zu zeigen, daß Er Deutschlands und Europa's Rettung bewirkte, und daß Er sowohl bei den Unterhandlungen in Paris, als auf dem Wiener Kongreß, mit immer gleicher Weisheit und gleichem Edelmuth den Gang der Angelegenheiten lenkte.

Der zweite Abschnitt: „Das Ideengeld," bemüht sich, darauf zu leiten daß man Unrecht habe, den niedrigen Cours eines Papiergeldes für ein so verderbliches politisches Uebel zu halten, als gewöhnlich geschieht.

Der dritte Abschnitt: „Zerstreute Ideen über Deutschland," hat die Absicht zu zeigen, daß die Einheit Deutschlands allein sein Bestehen sichern könne, und die Deutschen „das Bild von Kaiser und Reich als ein Deutsches Urbild in der Seele behalten" müssen; daß eine innige Verbindung aller Deutschen Staaten nach auswärts hin, unter einem Kaiser möglich ist, ohne daß die volle Souverainität der Deutschen Regenten, in Rücksicht auf das Innere ihrer Staaten, dadurch gekränkt würde; — und endlich noch, daß die Einheit der Deutschen vermöge der Literatur, durch eine allgemeine große, höchste Bildungsanstalt, (die natürlich von dem Kaiser Deutschlands gestiftet und geordnet werden müßte,) am besten zu bewirken sey.

Ein näherer Würdigung des Inhalts wäre in dieser Anzeige am unrechten Ort; in Rücksicht auf seine Ausführung aber, ist es wohl nicht überflüßig, zu sagen: Wer etwa über einen oder den andern Punkt andrer Meinung seyn sollte, wäge seine Kraft wohl, ehe er auf den Kampfplatz tritt. Diese Schrift ist trefflich geschrieben, mit einer Einfachheit, Ruhe, Klarheit und Stärke, die dem Verfasser ehemals nicht gewöhnlich waren. Sie möchte wohl in Rücksicht der schriftstellerischen Kunst das beste seyn, was er schrieb.

Merkel.

Ein Brief von Thümmel.

Vorwort.

Die Mittheilung solcher Briefe, wie der nachfolgende, bedarf wohl keiner Entschuldigung, oder nur einer Einleitung. Sie sind, mit pflichtgemäßer Vorsicht ausgewählt, immer willkommene und nicht unwichtige Beiträge zur Karakteristik der Schreibenden und ihrer Ansichten. Der Herausgeber ist im Stande, von Zeit zu Zeit ähnliche von andern berühmten Verstorbenen folgen zu lassen, da ihm ein glücklicher Zufall wenigstens einen Theil seines ehemaligen Briefwechsels wiedergegeben hat, dessen Einbuße er bisher zu den schmerzlichsten Verlusten rechnete, welche das Jahr 1806 ihm auferlegt.

Coburg, den 29sten November 1805.

Werthgeschätzter Herr und Freund!

Dem Versprechen gemäß, das ich vor meinem Ausfluge über den Rhein, meinen Correspondenten zurückließ, gebe ich jetzt, einem nach dem andern, die Nachricht, daß ich mich wieder auf Deutschem Boden und demselben Punkt befinde, von welchem aus ich meinen Zirkel geschlagen habe, damit mich freundschaftliche Beweise zu finden wissen. Diese gehörten von jeher, mehr als Redouten und Opern, zu meinen Winterbelustigungen, auf welche jetzt jedermann seine vorläufige Einrichtung macht. Erschrecken Sie aber nicht zu sehr über die Erwartung eines Müßiggängers. Sie geht Ihnen weniger an als Andere, da ich doch immer wöchentlich etwas Gutes von Ihnen zu lesen bekomme. Ich darf mir nur einbilden, daß Ihr Ernst und Scherz, die sich während meiner Abwesenheit Luft gemacht haben, ganz allein für mich geschrieben seyen, um meinen Egoisme zur Ruhe zu weisen. Welcher von beiden hat wohl dominirt, lieber Herr Merkel, als Sie mein Lobredner wurden? Sie haben den Freund sprechen lassen und den Recensenten vergessen. So erkläre ich mir die Sache am liebsten. Auch meinen Stiefsohn, der noch dazu, wie ich höre, denn ich habe seinen Ferdinand noch nicht zu Gesichte bekommen, sich mit offenem Helm auf den Kampfplatz gewagt hat, haben Sie glimpflich behandelt, — ach! glimpflicher als einer seiner ——, der ihm, in derselben Zeit, im Duell die Pulsader der rechten Hand durchgehauen hat. Wenn die lockern Stellen in meinen Schriften bei der Jugend so wenig Eindruck machen, als hier das warnende Beispiel, das ich im 5ten und 6ten Theil meiner Reise gegen Zweikämpfe aufgestellt habe, so darf ich mir nichts vorwerfen. Seine gute Natur hat ihn vom Tode gerettet, ja selbst so gut wieder hergestellt, daß er den Degen und die Feder, — wenn auch nicht zum Romanschreiben, noch führen kann. Väterlich hat es mich jedoch gefreut, daß er diese häßliche Blessur in der Vertheidigung eines geringen Mannes erhielt, den drei mißhandelten.

A ce noble courroux je reconnois mon sang.

Von meiner Französischen Reise wußte ich Ihnen nichts Erbauliches zu sagen, als die bekannte Wahrheit, daß nichts täuschender ist, als eine zu große Erwartung. Paris habe ich sehr verändert gefunden, aber — in Vergleich von ehemals, — nur auf wenig Seiten zu seinem Vortheil. Seine Theaters haben mir gar nicht gefallen, besonders da die besten Akteurs abwesend waren, — wie der Hauptakteur, den ich nur nach seiner Rückkehr aus Belgien, einige Tage vor meiner Abreise nach Holland, gesehen aber nicht gesprochen habe. Das in den Journalen so gepriesene Frascati-Tivoli und Hameau verdienen kaum eine Reise, so groß als von hier nach Weimar. Ich müßte zwar gar keinen Geschmack haben, wenn ich nicht den hohen Werth der trefflichen Gemälde- und Antiquen-Sammlungen anerkennen wollte, — aber dennoch haben sie mich mehr geblendet als enthusiasmirt. Die mediceische Venus, — Je nun! Sie hat freilich viele Fata gehabt; — kam mir nach ihrer Restauration nicht viel anlockender vor, als ein hübsches Mädchen, das nackend aus dem Hospital tritt. Sagen Sie es aber ja keinem Menschen wieder, und entschuldigen Sie es mit meinem Alter, wenn auch Sie Sich an meinem Urtheil ärgern sollten. Herr von Kotzebue wird sich schon anders gefallen. Er ist jünger, und hat zu seiner Reise die Zeit besser gewählt, als ich. — Hören Sie wohl dann und wann etwas von dem Lärmen, den ein gewisser politischer — — — in dem kleinen einst so friedlichen Coburg erregt, seitdem er seine Boutique dort aufgeschlagen hat? Auch Herr Woltmann hat sich anführen lassen, und spricht in seinem historischen Journale von der Fackel, die jener in das finstere Ländchen, worin er jetzt hauset, getragen haben soll. Wenn er es nur nicht endlich darüber gar in Brand steckt! Ich sehe aus meiner Coulisse seinen Charlatanerien mit Lächeln zu, öfterer aber mit so empörenden Empfindungen, als da ich Ihre Letten zum ersten-

male las. Lebensregeln recht gesund und vergnügt.

M. A. v. Thümmel.

Mancherlei.

Man macht an Menschen, welche Hände oder Füße verloren haben, die Bemerkung, daß sie noch lange Zeit nach erfolgter Amputation Schmerzen in den Theilen zu empfinden glauben, die ihnen abgenommen worden sind. So sah ich einen Kranken, der den linken Fuß bis über das Knie durch einen Schuß verloren hatte, und über weitere nichts sich beklagte, als über unerträgliche Schmerzen an den Zehen und Waden des Fußes, der ihm fehlte. Sein klares Bewußtseyn von dem Verluste dieses Theiles hinderte nicht, daß seine Hand immer damit beschäftigt war, sich darnach auszustrecken und darnach zu greifen. Solche Bewegungen nehmen sich sehr sonderbar aus, und erinnern, wenn die Theilnahme an den Verstümmelten in Betrachtung übergeht, an Schriftsteller, die in dem ersten Theile einer Werks sich auf die Fortsetzung beziehn, und darauf hinweisen, ehe sie erschienen ist, und die oft nie erscheint. Ewig Schade, daß in solchen Fällen gewöhnlich nicht die Autoren, sondern die Verleger und Pränumeranten die Schmerzen dieser fehlenden Glieder empfinden müssen.

D.

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Bühne.

Am 25sten August: „Der Barbier von Sevilla," Singspiel von Paisiello.

Graf Almaviva, der in Figaro's Hochzeit einen so feurigen Liebhaber Susannens spielte, war heute für Rosinen in weniger Scene ein zu kalter, vorzüglich während dem Finale des dritten Acts, wo Doktor Bartolo's Spiel seine ganze Aufmerksamkeit zu beschäftigen schien. Dieses wurde aber auch von Hrn. Kaselitz, obgleich nicht immer laichend von den Mitspielern unterstützt, und einmal sogar gestört, meisterhaft gespielet. Ungern vermißte besonders da das Sprechen der wahrhaft klassischen Schilderung der Verläumdung, das sonst allenfalls für das Absingen derselben entschädigen kann, es heute nicht that.

— Am 26sten August: „Wilhelm Tell." — Herr Labes, vom Prager Theater, gab als Gastrolle Arnold Melchthal, und spielte und sprach mit einem Feuer, das selbst die Kraft seiner Brust zu übersteigen schien. — Eine sehr erfreuliche Erscheinung war der kleine Franz Leibel, als Tell's Sohn. Der Knabe spielte so wahr und herzlich, daß er sich den lauten Beifall des Publikums erwarb, und dereinst als Erwachsener seine Rollen nur eben so wahr und ausdrucksvoll zu geben braucht, um ein ausgezeichneter Künstler zu seyn.

Bücher-Chronik.

Ueber Mme. Catalani-Malabregue, als Sängerin, Schauspielerin und mimische Darstellerin, von D. Sievers in Paris. Leipzig, 1816. — Nichts stelle die Kleinlichkeit der Deutschen Tages-Literatur in so helles Licht, als der angeborne Lärmen, den sie über jeden ausländischen Künstler erhebt, der sich blicken läßt. Es geht einem solchen in Deutschland, wie es einem Prinzen der Arabischen Märchen im Walde der redenden Vogel ging. Hinter und vor sich, aus allen Winkeln und Büschen her, hörte er sich Lobeserhebungen und Schimpfworte, Drohungen und Ermunterungen zurufen, die ihn in Bestürzung setzten, bis — er die Sprechenden erkannte. Niemand sah bis dahin Sakkini in größerm Umfange erscheinen, als Mme. Catalani; sie ist beschrieben worden wie ein Blatt Papier, von beiden Seiten; und hier geeilt sich noch ein in Paris lebender Deutscher zu seinen Brüdern in Hamburg, Berlin, Leipzig u. s. w. Er hat indeß den Vorzug, auch über sie als Darstellerin sprechen zu können. Was er sagt? In eine Flut von Lobeserhebungen, breche es schaalen Tadel ein. Ihre Gestalt sey eine Verunstaltung des Nordischen und Südlichen. Sie soll nur die zum einmal gestrichenen F Bruststimme haben, dann gar Kopfstimme übergehn; im Vortrage setze sie an die Stelle der großen, edlen, ernsten Styls, „eine forcirte Manier," eine „unsinnige Verhebe." Als komische Schauspielerin vergreife sie unverzeihlichen u. s. w.; und alles dieses schreibt, wie gesagt, in Lobeserhebungen. — Merkwürdig ist die Notiz, daß sie als Anyiane in den drei Sultaninnen, statt des Tanzes männliche Tableaux zu geben pflegt. — Bei dem ihr gehorenden Italienischen Theater in Paris ist sie fast die einzige Sängerin. Der Ertrag desselben soll nicht bedeutend seyn, aber sie erhält vom Könige jährlich 160tausend Frcs. Unterstützung.

Vermischte Nachrichten.

Herr W. Müller hat seine Uebersetzung des Marlowschen Doktor Faustus vollendet. In einer handschriftlichen Nachricht darüber sagt Hr. Müller: „Für die Deutschen muß dieses Trauerspiel besonders auch darum wichtig seyn, weil es interessante Vergleichung mit dem Goetheschen Gedicht darbietet, und uns die weite Verbreitung der Deutschen Volkssage in jenem Zeitalter (dem 16ten Jahrhundert) zeigt. Denn das ganze Werk geht Schritt vor Schritt den Gang des Deutschen Volksbuches vom Doktor Faust, und der alten Puppenkomödie dieses Namens. Ja, einzelne Gedanken sind sogar daraus entnommen. Prosa und Vers wechselt. Der Grundvers ist der fünffüßige Jambus, der jedoch oft, besonders in leidenschaftlichen Stellen, mit längern und kürzern Versen wechselt, von zwei, drei, vier und sechs Füßen; letzte aber meist ohne Alexandrinische Cäsur. Reime sind selten. Diese Abwechselung des Versmaaßes und das Eintreten der Reime, ist dem Original in der Uebersetzung treu nachgebildet." — Zur Einleitung will Hr. Müller ein Leben Marlow's geben, und einige Bemerkungen über seine Stellung, sein Verhältniß zu seinem Nachfolger Shakespeare, von dessen Leben

viele Marlowe zugeschrieben werden; und endlich über den Zusammenhang des Trauerspiels Doctor Faustus mit dem Deutschen Volksbuch und der Deutschen Puppenkomödie. (Noch einer freundlich gestatteten Ansicht der Uebersetzung, darf ich ihr das Zeugniß geben, daß sie Klang und Leichtigkeit eines Originals hat. Der Red.)

— Unter den antiken Kostbarkeiten, welche Lord Elgin mitgebracht hat, sind auch eine Gemmenlese, die zur Zeit des Aeschylus im Theater gedauten hat, und zwei vortrefflich gearbeitete Masken, eine von Marmor und eine von Bronce, die E. in einem Grabhügel bei Athen, den er für den der Aspasia hält, gefunden hat. Die Masken waren in einander gestellt, und enthielten außer verbrannten Gebeinen, einen goldnen Myrthenzweig mit Blättern, Knospen und Blüthen. — Die architektonischen Abzeichnungen die der Lord in Griechenland veranstaltete, sollen in Kupfer gestochen werden.

— In London sind Exemplare einer zu Serampore gedruckten, von J. Marshan verfertigten Chinesischen Grammatik angekommen. Mit Recht macht man dabei aufmerksam, wie viel mehr die protestantischen Missionarien für die Kenntniß Asiens gewirkt haben, als die katholischen in einigen Jahrhunderten. (Natürlich! Das Hauptgeschäft der Letztern war, die Akaten die Europäischen Dogmen zu lehren, nicht selber Kenntnisse zu sammeln. Sie wollten alles dem Papst unterwerfen; nicht aber die Bildung der Nationen fördern.)

— Wahrscheinlich um das Volk zu Paris allmalig wieder an den Anblick von Processionen zu gewöhnen, hat man junge Mädchen mit ihren Erzieherinnen an mehreren Tagen feierlich durch die Straßen zu der Genoveven-Kirche ziehen lassen, wo sie gutes Conventer erhalten sollten. Es kommt darauf an, ob die unschuldigen Reize dieser Mädchen im Stande sind, eine neue Mode aufzubringen.

— Die große Sängerin aus Paris hat Anlaß zu einem wahren Skandal, wiewohl nur in der untersten Sphäre der Deutschen Schriftstellerei, gegeben. Der Orchester-Dirigent einer kleinen Theater-Gesellschaft soll es seyn, der den Jüdisch-Deutschen Brief im Leipz. Tagebl. schrieb; ein Schauspieler, Namens Reinhold von derselben Gesellschaft, der Letzterer der eben so abgeschmackten Schmähungen gegen die große Künstlerin im Freimüthigen. (Jede Art der Vervollständigung deßelben mit diesem alten Freimüthigen, wird hiermit feierlich verbeten.) Allen diesen Gemeinheiten — den Strohfrau aufzurichten, wurde die Nr. die den letzten Aufsatz enthielt, einzeln für 2 Groschen aufgeboten; und da das einige Thaler einbringen mochte, warten in einer folgenden Nr. wieder Schmähungen auf den Schmähenden abgedruckt, und diese wieder so verkauft. Hoffentlich zum Beschluß der niedrigen Furce, ist denn nun in Berlin eine Karikatur erschienen, mit der Ueberschrift: „Leipziger Kunstkritik gegen Mdme. Catalani." Die Künstlerin schwebt dort; ein Hund bellt und ein gräßlicher Kerl mit Eselsohren bläst ihr nach auf einer Sackpfeife; zu seinen Füßen steht ein Korb mit Napoleonskuchen, neben diesem liegt ein Notenblatt mit dem God save the King zerrissen, und aus der Tasche des Unholds ragt ein Blatt hervor, mit den Worten: „Domine, salvum fac Imperatorum etc."

— Ludwig der 18te stiftete bekanntlich, als seine Gemahlin mit Ludwig 17. schwanger war, eine silberne Vierestiftung, die allemal am 25ten August gefeiert wurde. In diesem Jahr ist sie wieder angestellt worden, und die Herzogin von Angoulême, der Herzog und die Herzogin von Berry, machten sie mit; aber um allen Anmerkungen gewisser Art darüber zu entgehen, verlachen die Zeitungen, den historischen Nachrichten zufolge: nicht um Gegen für die Schwangere zu erflehen, sondern um für die Verwaltung Frankreichs zu danken, habe Ludwig 18. durch diese Processon „seine Person, seinen Staat, seine Krone und seine Unterthanen der Jungfrau Maria" geweihet. Die innern Gründe, die sie für ihre Berechnung anführen, sind die lächerlichsten Mythologie. Sie sagen: Da die Königin so schon seit drei Monaten schwanger war; da man nicht wissen konnte, ob sie einen Prinzen oder eine Prinzessin haben würde, und da ihr Alter (37 Jahr) den Ausgang überhaupt bedenklich machte, so — kann die Processon sich nicht auf sie bezogen haben. Man kann mit eben den Gründen auch das Gegentheil beweisen. Auffallender ist die Behauptung: die Geburt eines Thronerben wäre so ehrenlos nur eine Familiensache des Königs gewesen; er habe unmöglich der Nation anlegen können, Jahrhunderte nachdem dieser Thronerbe schon geboren sey, dafür zu danken ꝛc. — Dergleichen Räsonnements, die sonst der Beachtung nicht werth wären, sind jetzt in Frankreich wichtig.

— Barrucl ist für seine schändliche Anklage gegen Bernard, zu 25 Frs Strafgeld und den Processkosten, — für das Anführen eines alten Libells gegen die Bourbons, zu 300 Frcs. Strafe verurtheilt worden.

— In der letzten Sitzung, welche die Akademie der Wissenschaften zu — Batavia hielt, wurden ihr Zeichnungen von herrlichen Gebäuden und Boden vortrefflicher Bildhauerarbeiten vorgelegt, die man in wilden Gegenden der Insel Java gefunden. — Ueberall auf der Erde hat einst die Cultur geblüht, überall in denselben Tüchern, — und überall mußte sie einst untergehn, um später wieder einen höhern Aufschwung zu nehmen.

— In London ist seit einem Jahre ein Französisches Theater errichtet, das in der höchsten Mode ist.

— Man hat in England, wie schon öfter geschah, beim Brakengießen acht Fuß unter der Erde einen alten Kahn gefunden, der aus einem einzigen Baumstamme gemacht ist. Zimmerleute, die ihn besahen, erklärten, er sey von Eichenholz, aber von viel festerm, als in England wachse. Man hat ihn ins Berliner Museum gebracht. (Der Beschreibung nach ist er von derselben Art, wie jene, deren man sich noch jetzt in Littauen und Polen, auch aus Eichenholz versertigt, bedient.)

— Eine Meile, die zu steigen ist, — als sie beim ersten Male erstiegen. In Japan, daß seit ein Paar Jahrhunderten allen Europäischen gleichsam hermetisch verschlossen war, (den wenigen Waaren ausgenommen, welche die Holländer hineingen durften,) liest man jetzt sehr eifrig Englische Werke. Die Cultur aber, sagt ein humoristischer Schriftsteller, gleicht einem Irishwohn sie den Kopf durchzwängen kann, folgt bald der ganze Leib. —

— Eine vor kurzem erschienene, mit großer Einsicht abgefaßte Schrift, behauptet, nach genauen Berechnungen gäbe es in Europa 13 (bis dreizehn) Millionen Juden!!!

Jede Nr. dieses Blattes wird am Abend des Tages, dessen Datum sie hat, oder doch am folgenden Morgen früh in der Sperrerschen Buchhandlung ausgegeben, oder auch mit der Zeitung ausgetragen.

1816. Nro. 28.

Ernst und Scherz

Freitag, oder den 30. August.

der alte Freimüthige.

Zuversicht!

In dem 25. Stück dieser Zeitschrift stellt ein bejahrter Mann die traurige Lage derer vor, welche durch Einführung der Maschinen-Spinnerei um ihren Erwerb gekommen sind. Das Schicksal dieser Armen ist in der That unsrer innigsten Theilnahme werth. Jener Aufsatz schließt in dem wieder aufgerichteten Vertrauen zur Vorsehung, das er dem liebreichen, tröstenden Zuspruch seines Pfarrers verdankt, mit einem hoffnungsvollen Blick auf unsere Regierung.

Aber könnte, sollte nicht auch die Masse beglückterer Staatsbürger dazu thun, jenes unverschuldete Elend zu wenden? —

Bemerkt Großbritanniens Bewohner einer, daß ein Zweig des heimischen Erwerbes, durch Zeitverhältnisse gedrängt, zu sinken beginnt; daß eine wohlthätige Anstalt von einem widrigen Geschick bedroht wird, so ist diese bald ein Gegenstand gemeinschaftlicher Berathung *). Man sucht einen Mann von öffentlicher Bedeutung dafür zu gewinnen. Dieser fordert die Freunde der guten Sache auf, sich an einem bestimmten Tage in einem genannten öffentlichen Hause zu versammeln. Hier wird, nachdem zuvor der Präsident der Versammlung gewählt worden, der Gegenstand zum Vortrag gebracht, darüber gesprochen, ob und wie dem Uebel vorzubeugen sey; welche Männer, denen man in der vorliegenden Sache besondere Kenntnisse zutrauet, zur nächsten Versammlung vorzuladen seyn möchten, um sie darüber zu hören. Ist man einig über die anzuwendenden Mittel, so unterzeichnet jeder den Beitrag nach Kräften. Das Gefühl, zu einem wohlthätigen Ziele vereinigt zu seyn, schlingt mit dem Bewußtseyn der erhöhteren Zweckmäßigkeit jeden Theilnehmers, ein schönes Band um den Verein, und ein fröhliches Mahl, jene Einheit versinnlichend, schließt gewöhnlich das Ganze. So wird das Wohl des Volkes von dem Volke selbst bewahrt, das, der eigenen Kraft vertrauend, kein Wahn bethört, wenn es jeden aus seiner Mitte hierin neben die Fürsten stellt.

Wie! Ist denn das Deutsche Volk nicht erwacht zum neuen schönern Leben? Flösse kein so kräftig Blut in seinen Adern? Sollte es an Hochherzigkeit jenem Inselvolke nachstehen? Sind die Menschen nicht mehr Brüder? Müßten wir schweigend bekennen, daß unser Herz zu welk sey, um von dem, was gut und fromm und gemeinnützig ist, aufs innigste ergriffen zu werden?

Die Vorsehung sandte uns schon manches Leiden zu, sichtbar in der Absicht, uns, die in Putzsucht, Selbstsucht, Gefräßigkeit jeder Art versun-

*) Siehe des Ober-Präsidenten v. Rinks Darstellung der innern Verwaltung Groß-Britanniens, p. 138.

kennen, wieder zu unserem bessern Selbst zu erheben; und, der Menschenfreund wird bekennen, was die Noth fährt, ist schön aufgegangen.

Jetzt sieht sie uns, zwar noch in der Ferne, das schmälige Verkommen so vieler nützlicher Bürger. In dieser Jahreszeit, ja! da bergen sich diese Menschen noch durch Tagelohn. Aber es kommt der Winter. Die Scheuren zum Theil nur halb gefüllt, die Erdäpfelstein mißrathen, der Markt leer, die Menschenkraft ohne Preis: der Erfolg kann nicht zweifelhaft seyn. —

Ich bin überzeugt, die Zahl derer ist bedeutend groß, hier wie in den Provinzen, die einem solchen Verein durch Verpflichtung zu monatlichen Beiträgen um so williger sich anschließen, als das Uebel in der That nur vorübergehend ist. Der jüngere Theil jener Bedrängten wird seiner Kraft nach und nach neuen Spielraum auffinden, und die Aeltern sammelt über kurz oder lang die Mutter Erde in ihrem Schooß. —

Hier, guter Alter, zeigt die Vorsehung Dir die Wege, auf welchen sie verhindern will, daß Du die letzten Tage Deines Lebens mit der trauen Mutter nicht trostlos die Hände ringest. Sey unbesorgt! Bald wird der von Gott gesandte, den ein gutes Geschick durch bürgerliche Bedeutung auszeichnete, sich einstellen, und alle Guten aufrufen. Alle, die Nahen und die Fernen, sind nun unsere eng vereinten Brüder. Wer von ihnen aus ferner Provinz zur Königsstadt wandert, er ist hier kein Fremder mehr. In diesem Verein reicht jeder ihm die Hand *). —(—.

Brief eines Heirathslustigen an eine reiche Wittwe, ehe er sie gesehen hatte.

(Nach dem Englischen.)

Gnädige Frau!

Ich bin zwar nicht so glücklich, Ew. Gnaden jemals persönlich, oder auch nur im Gemälde zu erblicken zu haben, und ich weiß wirklich von der Beschaffenheit Ihrer Bildung eben so wenig, als jemand, der in den entferntesten Gegenden von China lebt. Aber nichts desto weniger liebe ich Sie unaussprechlich, und meine Leidenschaft ist bereits dergestalt eingewurzelt, daß ich guten Muths und mit eben der Freudigkeit für Sie sterben wollte, als Tausende um Religionen den Tod des Märtyrers litten, deren Wahrheit sie nicht genauer kannten, als ich Ew. Gnaden. — Aller Vermuthung nach, gnädige Frau, wird Sie dies Geständniß befremden; aber Ihre Befremdung wird wegfallen, wenn ich Ihnen sage, was meiner Leidenschaft das Daseyn gegeben, und sie bis jetzt so außerordentlich vergrößert hat. Ich entdeckte, als ich in verwichener Woche in Geschäften aufs Land ritt, einen der prächtigsten Ritterssitze am Wege. Meine Neubegier ward gereizt, sich nach dem Eigner eines so schönen Gebäudes zu erkundigen; und in dem Augenblick, gnädige Frau, da ich vernahm, daß es das Ihrige sey, empfand ich die heftigste Neigung zu Ihnen. Ich erfuhr weiter, daß einige tausend Morgen des besten ergiebigsten Feldes, ein schöner Thiergarten, viele Fischereien, nebst andern Annehmlichkeiten zu diesem edlen Bau gehörten, und ich ward bis über alles Maaß verliebt, von einer Macht hingerissen, der zu widerstehen ich nicht vermögend war. — Ich schloß bei mir selbst, die Besitzerin so vieler schönen Sachen muß nothwendig die reizendste Person von der Welt seyn. Denn gesetzt, sie wäre auch alt: so gränen ja ihre Bäume. Gesetzt, sie hätte alle Rosen ihrer Wangen verloren: hat sie doch deren in ihrem Garten genug. Und was machte es aus, wenn sie unfruchtbar wäre, da ihre Felder so ertragbig sind? — Voll von diesen Gedanken stieg ich vom Pferde, und ward auf einmal, gnädige Frau, so von Ihnen gerührt, daß ich mein Gefühl allen Bäumen Ihres Thiergartens verrieth, von denen ich im Vorbeigehen sagen muß, daß es die höchsten, geradesten, liebenswürdigsten, wohlgestaltetsten Bäume sind, die ich in meinem Leben gesehen habe. Ich habe seitdem über ein Dutzend Federmesser verbraucht, um Ihren Namen in solche einzugraben. — Ich überlasse es Ew. Gnaden Beurtheilung, ob je ein Anbeter seine Leidenschaft auf sicherern Grunde gebauet habe. Wer sich bloß um ihrer Schönheit willen eine Geliebte wählte, erfährt unfehlbar, daß seine Zuneigung allgemach mit jener ein Ende nimmt. Diejenigen hingegen, die ein Frauenzimmer der Eigenschaften ihres Geistes wegen verehren, machen sich einer heidnischen Abgötterei theilhaftig, die mi

*) Schreiber dieses erbietet sich, als Mitglied dieses Vereins, zu einem monatlichen Beitrag von acht Groschen Courant, vorläufig auf ein Jahr. Er könnte wohlhabender seyn, als er es ist, und würde doch nur diese Summe dazu aufopfern, weil er wünscht, daß recht viele brave Menschen durch Beiträge, die sehr gut kleiner seyn können, an diesem Verein Theil nehmen. (Der Herausgeber dieses Blattes wird, sobald zum Ziel der Leben gekommt, den Namen desjenigen gern nachweisen, welcher obigen Erbieten entspricht.)

Plato und seinen Schülern längst aus der Mode gekommen. Denn wer an einem schönen Mädchen den Körper nicht eben so sehr als den Geist liebt, der ist nach meiner Meinung nur geschickt, einem Gespenste seine Aufwartung zu machen. Zweifeln Sie daher, gnädige Frau, an der Aufrichtigkeit meiner Empfindung im geringsten nicht. Sie ruht mit Ihrem Hause auf Einem Fundamente, sie wächst mit Ihren Bäumen und wird mit Ihrem Vermögen täglich zunehmen. Da ich von dem Gegentheil keine Ueberzeugung habe, so kann es seyn, daß Ew. Gnaden die wohlgebildetste Dame auf Erden sind. Es macht inzwischen nichts aus, ob Sie es wirklich sind, oder nicht. Sie haben ja Geld genug, sich zu putzen; und gesetzt, Sie wären sogar zehnmal ekelhafter, als die rothnasigte Gräfin ***, oder zehnmal älter, als die berühmte von Desmond: was läge mir daran? Ich bin meinem Handwerke nach ein Soldat, und wie ich bisher ums Brod gefochten habe, so will ich mit Beistand des Himmels von jetzt an ums Brod lieben. Ihre gesammten Verehrer würden das nehmliche sagen, wären sie so aufrichtig und ehrlich, wie ich. Ich setze zugleich zu Ihrem Troste hinzu, daß, dafern Ihro Gnaden in Ihrer Wahl auf mich verfallen, Sie von Erschaffung der Welt bis auf diese Stunde unstreitig die erste Wittwe seyn werden, die sich darum jemand zum Manne wählte, weil er Ihr die Wahrheit sagte. Ich bin, gnädige Frau,

Ihr zärtlichst Verliebter.

Räthsel.

Ach, der Vater mein
Glänzt in goldnem Schein;
Aber ich, der Sohn,
Habe keine Pracht,
Bin so schwarz, wie Nacht.
Mit ihm werd' ich stets geboren,
Mit ihm geh' ich auch verloren;
Oder von Lüften getragen,
Ohne den Fittig zu schlagen,
Schweif' ich am Himmel noch weit,
Aber nur wenige Zeit.
Keinem hat's gefrommt,
Wer zu nahe kommt,
Wenn ich niedrig bin;
Thränen entsinken hell
Seinem Auge schnell.
Darum will mich keiner haben,
Mag an meinem Duft sich laben.
Thüren und Fenster in Eile
Oeffnet man, wenn ich verweile;
Aber ich räche mich, traun!
Bleibe noch lange zu schau'n. C. Wernicke.

Epigramme.

Auf Trudchen mit dem großen Munde.

Für reizend gält' sie gern, nur Schade, wenn sie lacht,
Daß dann ihr breiter Mund ihr einen Querstrich macht.

Auf Dieselbe.

Warum Ein Kuß auf Trudchens Munde
Für Moll so überschwenglich ist?
„Er hat davon soviel im Grunde,
Als wenn er andre dreimal küßt.“ A. Zarnack.

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Schaubühne.

Am 27sten August: „Die wie mir!“ Lustspiel von Sonnleithner. Dies treffliche kleine Intriguenstück erweckt Bedauern, daß der Verfasser nicht viel, recht viel für die Bühne geschrieben hat. Es wurde von den Künstlerinnen, Mdme. Devrient und Mdme. Eunicke, mit der liebenswürdigsten Leichtigkeit gespielt, und die Männer des Stückes, Hr. Stich und Hr. Maurer, verdienten durch ihre Gewandtheit, ihnen gegenüber zu stehen.

Hierauf: „Je toller je besser.“ Herr Schneider, ein junger, vielversprechender Schauspieler, gab Johann als Gastrolle. Seine Stimme ist sehr angenehm, sein Gesang war gut, sein Spiel schien anfangs ein wenig verlegen, ward aber bald unbefangener und leicht. — Mdme. Seidler gab Armantine, das heißt, wir sahen und hörten viel Einnehmendes.

— Am 28. August: „Die Alpenhütte,“ ein Singspiel von Hrn. v. Kotzebue, componirt von J. P. Schmidt. — Die Tochter eines Marchese hat wider seinen Willen geheirathet, und lebt mit ihrem Gatten auf den Alpen. Dieser macht sich ein Geschäft daraus, verunglückte Reisende zu retten. Er rettete vor sechs Monaten einen jungen Maler, der seitdem in seiner Hütte lebt, und die ganze Familie gemalt, und sich in die Tochter vom Hause verliebt hat, aber sie, erklärt der Vater heute, nicht eher heirathen soll, als bis er sich etwas erworben hat. Das ist unbequem! Der Verfasser weiß Rath. Heut Abend läßt er den Alpenbewohner und den Maler den alten Marchese retten, und so kommt alles in Ordnung. — Der einzige pikante Karakter des Stückes ist ein Mauleseltreiber, der derb unterhaltend gezeichnet ist. Aber man läßt ihn zum Lobe seines umgekommenen Maulesels singen: Er

Könnt' alle Tage ein Rathsherr seyn!

Wie? Sollte H. v. K. glauben, die Würde einer Bürgerobrigkeit sey ein preißgegebenes Ziel für Spaßvögel? — Die Musik ist im Ganzen sehr bequem: sie stört niemand in dem Gefühl, das er etwa mitgebracht hat. Das Stück war gut besetzt, und ward also gut gegeben.

Hierauf: „Tony,“ von Th. Körner. — Dlle. Wreden, vom Hamburger Theater, spielte die Rolle der Tony, und wurde wiederholt beklatscht.

Bücher-Chronik.

Ansichten von England. Vom General Pillet. Aus dem Französischen. Jena, 1816. — Man wird beim Lesen dieses Buches sehr oft an den Propheten Bileam erinnert, der anfing Israel zu fluchen, und nur Segensworte aussprechen konnte. Der Verfasser ist sichtlich bemüht, von England recht viel Böses zu sagen, und selbst dem Guten eine nachtheilige Deutung zu geben, aber wider seinen Willen muß er oft statt dessen eine vortheilhafte Vorstellung von jenem Lande vor die Seele des Lesers. Viele seiner Nachrichten sind interessant, und die Uebersetzung ist wohlgerathen.

— **Chronik des Abenteuerlichen** ꝛc. in den Schicksalen berühmter Reisenden. Von Aug. Ehrenstein. Pesth, bei Hartleben, 1816. Zwei Theile.

C. J. Buchholz, Historische Denkwürdigkeiten aus Kriminalprocessen der neuern Zeit. 2 Bände. Pesth, bei Hartleben, 1816.

Umständliche Aufklärungen zur Geschichte der Französischen Revolution, gesammelt von C. J. Buchholz, 10ter und 11ter Bd. Pesth, bei Hartleben, 1816.

Diese drei Sammlungen einerlei Art über verschiedene Gegenstände, bei einem und demselben Buchhändler, in Einem Jahre, im Oedrucktichen Kaiserthum erschienen, zeugen für eine regsam erwachte Thätigkeit des Buchhandels, und sind zugleich eine viel ehrenvollere Meldung seiner Spekulationen, als das verrufene, so lange und noch immer gedruckte Nachdrucken. Sie enthalten überdem so viel Anziehendes, daß sie ohne Zweifel auch in Nordeutschland häufig werden gelesen werden. Die Uebersetzungen sind indeß nicht überall fließend und richtig geschrieben.

Vermischte Nachrichten.

Ein Graf Guilmard-Montjoie zu Paris hat in der Offenbarung Johannis entdeckt, daß die Welt ganz gewiß 1839 untergehen wird.

— **Der Papst** hat am 4. August ein Edikt über die neue Organisation seiner Staaten erlassen. Es soll dort eine Volksrepräsentation eingeführt werden, die sich alle drei Jahre versammelt, um die Steuern zu bestimmen, und die Gesetze zu verbessern. Der heil. Vater sagt in seinem Edikt: „Unsre Absicht ist, unsre Völker aller Vortheile genießen zu lassen, welche der Fortschritt der Kenntniße gewährt.“ — Es soll im Römischen Staate keine Special-Magistratur mehr geben, die den öffentlichen Unterricht lenkt, sondern nur einen Ober-Vorsteher desselben am Hofe.

— **Joseph Sams** zu Darlington (in England) besitzt eine vollständige Abschrift der 5 Bücher Mosis, die 2400 bis 2500 Jahr alt scheint. Die ist in zwei Abtheilungen auf Felle geschrieben, 2 Fuß breit und 63 Fuß lang. Man sagt, diese Handschrift sey 800 Jahr in einer Jüdischen Familie auf dem ehrn Lande fortgeerbt worden, und die älteste die es giebt.

Auf St. Petersburg, über das Russische Theater.

Nach der Menge der theatralischen Notizen in den Zeitblättern Deutschlands zu urtheilen, muß das Deutsche Publikum am großen Vergnügen an denselben finden, ob ich es gleich nicht begreifen kann, welch ein Interesse z. B. für die Einwohner Berlins die Nachricht aus Petersburg haben kann: Das Stück N. N. ist hier gut gegeben worden; Dr. N. und Mlle. N. spielten brav oder gefchickt“ und dgl. Vielleicht aber sind Nachrichten über den jetzigen Zustand der dramatischen Kunst bei einer fremden, uns ganz unbekannten Nation, einmal für Deutsche Leser von Interesse. Ich will es daher wagen, Ihnen etwas über das Petersburger Russische Theater mitzutheilen.

Das am würdigsten besetzte Fach ist das Trauerspiel. Dlle. Semenowa die ältere, eine Künstlerin von seltenem Talent, ragt einzig unter allen andern hervor. Sie würde einem jeden Theater in Europa Ehre machen. Die Männerrollen sind ziemlich besetzt. Jakowlew, vor einigen Jahren Liebling des Russischen Publikums, hat seine Laufbahn geschlossen. Er ist nicht alt, nur schwach geworden, und scheint an einer Krankheit die vielen Nationaltalenten bei uns eigen ist, zu leiden. Wolkow, ein junger Mann, Zögling der Theaterschule, verspricht ihn nur schwach. Er ist heftig, hat eine richtige Deklamation ꝛc.; es fehlt ihm nur an — wahrem Talent. Dazu kommt noch der Mangel an neuen guten Tragödien. Racinen's Iphigenia und Esther, ersterer von Lobanow, letztere von Katenin gut übersetzt, sind in den letzten zwei Jahren die einzigen neuen Erscheinungen auf der hiesigen Bühne.

Das Lustspiel ist ein wenig reicher. Dlle. Wolberg, (die älteste Tochter des Balletmeisters,) in den Rollen der ersten Liebhaberinnen; Sosnitzky, in den Rollen junger Mederherren; Ramasanow, komischer Bedienten u. dgl.; Afimkowa, eine sehr gute Soubrette; — sind die Hauptsubjekte in diesem Fache. Der Mangel an alten und unalten Vätern und Müttern ist sehr fühlbar. Dlle. Jeschowa verdankt einige Rollen komischer Alten, die sie sehr unrichtig nimmt, einer besondern Güte der Theaterdirektion. Das neueste Erzeugniß der komischen Muse ist das Lustspiel vom Theaterdirektor, Fürsten Schachowskoy: „Die Bäder von Lipezk, oder die Lehre für Coquetten.“ Es wurde sehr brav gegeben, da der Verfasser fast nur solche Karaktere darin aufnahm, für die er Subjekte unter den Schauspielern finden konnte. Da dies Lustspiel zu vielen Nachspielen Ursache gegeben hat, so will ich in der Reihe derselben einen besondern Artikel widmen.

Das eigentliche Schauspiel übergehe ich. Es werden ein Paar Originalstücke und einige mittelmäßig gute aus dem Deutschen übersetzte Dramen ziemlich oft und von mittelmäßigen Schauspielern gegeben.

Das reichste und beste Fach ist die Oper. Slow, Gomelow, Klimowsky, die Damen Gandunowa, Samoilowa, Semenowa d. J., Moroschowa, wetteifern mit einander, die Russische Oper zu einem hohen Grade der Vollkommenheit zu bringen. Es werden viele aus dem Italienischen, Französischen, und einige aus dem Deutschen übersetzte Opern, mit großem Beifall aufgeführt. Der Russischen Original-Opern giebt es, einige-ältere abgerechnet, nur wenige. „Iwan Susanin,“ dessen Inhalt aus der mittlern Russischen Geschichte genommen, (vom Fürsten Schachowskoy,) ist eine nicht sehr glückliche Nachahmung der „Wasserträgerei.“ Dagegen haben die Vaudevilles von denselben Verfasser, als: „Der Kauf als Dichter,“ „der Empfang der ungebetenen Gäste“ und „Lomonosow“ viel Glück gemacht.

Jede Nr. dieses Blattes wird am Abend des Tages, dessen Datum sie hat, oder doch am folgenden Morgen früh in der Spenerschen Buchhandlung ausgegeben, oder auch mit der Zeitung ausgetragen.

1816. Nro. 29.

Ernſt und Scherz

Dienſtag, oder den 3. September.

der alte Freimüthige.

Schlußſcenen des Marlow'ſchen Doctor Fauſtus.

(Ueberſetzt von W. Müller.)

(Es ſchlägt elf Uhr.)

Fauſt. O Fauſtus!
Jetzt haſt Du nur ein Stündlein noch zu leben,
Und dann biſt Du verdammt in Ewigkeit.
Steht ſtill, ihr ewigregen Himmelsſphären!
Ihr Stunden ſtocket, eh' es zwölfe ſchlägt!
Natur, ſchlag' wieder auf dein ſchönes Aug' und mache
Ew'gen Tag! — O laß zum Jahr die Stunde werden,
Zum Mond, zur Woche, nur zu einem Tag, —
Daß Fauſt bereu' und ſeine Seele rette!
O lente, lente currite, noctis equi *)! —
Die Sterne gehn die alte Bahn, die Zeit verrinnt,
Der Teufel kommt und Fauſtus iſt verdammt. —
Da, zu dem Himmel auf! — Wer reißt mich nieder?
Sieh', wie's da oben wogt von Chriſti Blut! —
Ein Tropfen kann mich retten. — O mein Chriſt! —
Zerſpringe nicht, mein Herz, bei dieſem Namen. —
Ich muß ihn rufen, — hilf mir, Lucifer! —
Wo iſt es nun? 'S iſt aus! —
Und ſieh', ein dräu'nder Arm, ein finſtrer Bronnen! —
O Berg' und Hügel, kommt und fallt auf mich,
Und deckt mich vor des Himmels ſchwerem Zorn! —
Nicht? — Nun, ſo ſtürz' ich hinrittlings in die Tiefe. —
Thu' auf dich, Erde! — Willſt mich nicht verſchlingen? —

*) langsam, langsam ſchreitet, ihr Roſſe der Nacht!

Ihr Sterne, die ihr meine Stunden habt regiert,
Ihr, die der Hölle mich, dem Tode preisgegeben:
Jetzt ſtoßt mich auf, gleich einem Nebeldunſt,
In jener ſchwarzen Wolke ſchwangern Schooß,
Daß mein Gebein aus ihrer Schlunde Dampf
Die Luft, wenn die Stürme ſie zerreißen; —
Doch meine Seele laßt zum Himmel ſchweben!

(Es ſchlägt halb zwölf.)

Die eine Stund' iſt hin, bald auch die andre.
O, muß die Seele für die Sünde leiden,
So ſey ein Ende für die ew'ge Qual!
Laß tauſend Jahre mich in der Hölle leben,
Ja hunderttauſend, aber rette dann! —
Ach, den Verdammten iſt kein Ziel geſteckt! —
Warum bin ich kein ſeelenloſes Weſen?
Warum iſt meine Seele denn unſterblich?
O Seelenwanderung! O Pythagoras!
Wenn dieſe Seele von mir flog' und ſich
Zu einem Thier verkehrte! —
Glücklich ſind alle Thiere, denn ſie ſterben,
Und ihre Seelen fliegen in die Lüfte:
Doch meine lebt zur ew'gen Höllenqual. —
Verflucht die Aeltern, welche mich erzeugten,
Und Fluch mir ſelbſt, und Fluch dir, Lucifer,
Der mich um meine Seligkeit betrogen! —

(Es ſchlägt zwölf.)

Es ſchlägt! Es ſchlägt! Nun fleug' in Luft zuſammen,
Mein Leib! Sonſt trägt dich Lucifer zur Hölle. —
O Hölle, ſtaffe nicht! Fort, Lucifer!
O Mephiſtophiles! — Ins Feu'r die Bücher!

Drei Schüler kommen.

Erster.

Kommt, meine Herr'n, wir wollen nach ihm fragen:
Denn solche Schreckensnacht ward nie gesehn,
So lange diese Welt gestanden hat!
Solch furchtbar Schrei'n und Kreischen hört' ich nie.
Gott wolle, daß der Doktor durchgekommen.

Zweiter.

O Himmel, hilf! Da liegen seine Glieder
Zerrissen und zerstückt umhergeworfen.

Dritter.

Das that der Teufel, dem er sich ergeben:
Denn zwischen Zwölf und Eins, wenn ich nicht irre,
Hört' ich ihn schrei'n und laut um Hülfe rufen:
Da schien das ganze Haus in Feu'r zu stehn,
Und Höllenschauer gingen durch die Kammern.

Zweiter.

Nun wohl, ihr Herr'n! Wie auch sein Ende war,
Daß jede Christenseele drob erbebt:
Doch war er einst ein ehrenwerther Meister
In jeder Wissenschaft auf unsrer Schule.
Drum laßt uns den zerriss'nen Leib bestatten,
Und die Studenten all' in schwarzen Röcken
Soll'n seinem ernsten Leichenzuge folgen.

Chor tritt auf.

Gebrochen ist der Baum, der an den Himmel reichte,
Verbrannt Apollo's grüner Lorbeerzweig,
Der manchen frischen Sproß in diesem Mann getrieben:
Faust ist dahin! Betrachtet seinen Fall,
So daß sein feindlich Schicksal euch ermahne,
Verbotner Weisheit nimmer nachzutrachten:
Denn leicht verlockt ihr Reiz vorschnellen Erdenwitz,
Zu thun, was hier und dort der Seele wenig nütz.

Der Kammerrath Surrogat in Mickmackburg.

Eine halbe Meile von der Stadt Nebelau, im Lande Mickmackburg, ist ein Lustort, genannt: der Born, wo die müßigen Nebelauer sich von den schweren Leiden der Langeweile zu erholen pflegen. Dort steht, nahe an einem kleinen See, in einem Haine von stolzen Eichen und Büchen, eine Art von Pantheon, das besonders dem Bakchus, Terpsichoren und ihrem Lieblingsgespielen, dem losen Kupido, nebenher aber auch dem Merkur, dem Momus und Polyhymnien, geweiht ist. Den Vorhof des Tempels beschatten die herrlichsten Bäume des Hains, und laden durch ein heiliges Säuseln in ihren hohen Laubgewölben, die Opferlustigen ein, fürs erste auf den Sitzen unter denselben sich zu lagern, wo man in ruhiger Entfernung das Walten aller jener Gottheiten insgesammt vernimmt, und ungestört in seinen Busen greifen kann, um zu fühlen, welchen man besonders heute opfern soll.

An einem schönen Nachmittage des jüngsten Junius lustwandelten wir, — nämlich: der junge Doktor W., die beiden eben examinirten Advokaten U. und X., und der unterzeichnete privatisirende Gelehrte, — nach dem Born. Daß wir sämmtlich eben keine Dummköpfe waren, fühlt ein Jeder, der für unsre Titel den gehörigen Respekt hat; allein gemeinsame Langeweile hatte uns viere schon so oft zusammen geführt, daß wir uns einander schon ziemlich auswendig wußten. Denn, da wir laute schöne Geister waren, so hatte keiner etwas Rechtes gelernt, und mit unsrer Unterhaltung war es in der letzten Zeit immer eitel Stückwerk, wenn unsre kleine luftige Gesellschaft auf sich allein eingeschränkt blieb. Sie mußte darum, wo sie zum Vergnügen sich festsetzen wollte, zuvor sich auflösen, und den Stoff dazu, der sich in ihr nicht fand, theilweise außer sich zusammensuchen.

Als wir im Vorhofe des Pantheons ankamen, wählten wir uns daselbst einen Tisch mit zwei Bänken, und trennten uns dann, um vorläufig die nöthigen Verfügungen am Schenktisch und in der Küche zu treffen. Doktor W. aber blieb bei unserm Tische, um uns im Besitz des Platzes gegen fremde Angriffe zu behaupten. Ich kam zuerst wieder, und während ich mit W. von der Ausrichtung meines Geschäfts sprach, bemerkte ich in einer etwas entfernten Laube einen Mann, der mir durch seinen seltsamen Aufzug und sein sonderbares Betragen auffiel. Er trug noch einen langen steifen Haarzopf und — im Junius! — eine Pudelmütze; dabei stand er plötzlich auf, legte die Hand an die Stirne und setzte sich wieder hin.

„Haben Sie den Menschen da schon bemerkt?“ fragte ich W. „Mit dem ist's wohl nicht ganz richtig unter seiner Pudelmütze!“

W. Wohl habe ich ihn auch darauf angesehen, so lange Sie weg waren. Mir scheint er von dreien eins zu seyn: Philosoph, verliebt, oder ein Narr.

Verfasser. Vielleicht das alles in einer Person, und noch ein viertes dazu: — ein Schriftstellergenie in Kindesnöthen.

W. Kann seyn; aber diesen vierten Fall mochte ich nicht setzen; aus Furcht, Sie zu beleidigen, oder doch — Tautolog zu werden. —

Verfasser. Nun, lassen Sie ihn seyn, was er will und kann; meinetwegen auch ein Arzt, der alle Kranken, wie Sie, nach dem Browneschen

System kurirt, und vielleicht mit sich selbst einen Anfang gemacht hat! — Ein nützliches Mitglied unserer heutigen Gesellschaft ist er auf jeden Fall. Die Reihe ist jetzt an Ihnen lieber Doktor, hier auch etwas für das allgemeine Beste zu thun. Gehn Sie hin, diesem interessanten Herrn ein wenig an den Puls zu fühlen, und bringen Sie ihn mit, wenn Sie ihn für uns brauchbar finden.

Der Doktor ging hin. Gleich darauf kamen U. und X. auch zurück, und ich erklärte ihnen, was Freund W. mit seinen wiederholten Verbeugungen da in der Laube mache. Nach einigen Minuten führte denn dieser auch seinen neuen Patienten an unsern Tisch, wo er uns denselben mit folgenden Worten vorstellte: „Der Herr Kammerrath Surrogat, Erb- und Gerichtsherr von Klughagen, nicht allein, wie Sie wohl auch schon gehört haben, in ganz Mickmackburg der denkendste Kopf in den landwirthschaftlichen Fächern, sondern auch nebenher in allen Feldern des Wissens würdigen ein ungemein bewanderter Mann, will, auf meine dringende Bitte, hier an unsrer kleinen Gesellschaft Theil nehmen und unser Vergnügen verdoppeln.“ — Unsre Satyrs hatten sehr spitze Ohrchen und waren immer hungrig. Wir sprangen daher sämmtlich auf, und nöthigten ehrerbietig den Herrn Kammerrath auf den besten Platz nieder. Höflichst begann nun der

Kammerrath. Erlauben Sie, meine Herren! Ich sehe Sie sämmtlich dafür an, daß Sie gewiß, auch ohne mein Zuthun, Sich geistreich unterhalten würden. Darum wünsche ich mir Glück zu Ihrer Gesellschaft.

W. flüsterte mir von einer Seite zu: „Nehmen wir uns in acht! Er ist nicht so dumm, als er aussieht.“ X. zugleich von der andern: „Pah! Einen Sparren hat er doch zu viel mit seiner Pudelmütze.“ — Unterdessen antwortete dem Kammerrath der schlaue

X. Wir sind zwar nicht eingeweiht in den Mysterien der Ceres, Herr Kammerrath; aber dennoch anerkennen und empfinden wir alle das Erhabene in dem Wesen Ihrer allernährendern, reichhaltigen Göttin. Ich freue mich darauf, über diesen oder jenen Gegenstand ihres heiligen Dienstes einen ihrer würdigsten Priester zu vernehmen. Wohl habe ich manches gelesen über das Mergeln, die Verbesserung des Hopfen- und Flachsbaues und dergleichen; aber — —

(Die Fortsetzung folgt.)

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Bühne.

Am 29. August: „Der kleine Deklamator,“ von Kotzebue. — Wie fast alle die kleinen Stückchen des Verfassers: ein ehrenhaftes Endchen zur Aufführung eines artigen Einfalls benutzt. Die Hauptrolle, den deklamirenden Knaben, gab eine kleine Dlle. Etwruge. Sie deklamirte recht gut. Ob man aber dem schönen Kinde mit großen Anlagen,“ zu dieser Rolle Glück wünschen soll? Eine sehr taugliche Vorbereitung zu wahrem Spiel und richtigem Gesange ist das Deklamiren nicht; eher eine Verleitung zum Gegentheil. Wie leichter seyn mag, auch ohne Talent wohllautende Verse zu machen, als wohllautende Prosa zu schreiben, ist es gewiß viel leichter, richtig zu deklamiren, als mit Naturwahrheit zu sprechen. Da aber das erstere pomphafter tönt, pflegt es Gewohnheit zu werden, die man auch da nicht ablegt, wo das letztere unbedingt gefordert wird.

„Scherz und Ernst,“ von Stoll. — Mdme. Wolf, als Cephise, gab vorzüglich einige Momente schön.

„Der Schauspieler wider Willen,“ von Kotzebue. — Herr Devrient wurde fast in jeder Rolle applaudirt, vorzüglich in der des Repräsentanten, der Schauspielerin und des Musikus. Die des Zettelträgers ist zu unbedeutend, und die des stotternden Souffleurs zu lang, und verliert mehr, als sie gewinnt. Am Ende der Vorstellung wurde er herausgerufen. Man hat sich in einem andern Blatt gegen diesen Gebrauch erklärt, aber ich glaube, mit Unrecht. Warum will man dem Publikum Zwang anthun, an einem Ort, wo es sinnlos, um Vergnügen zu finden? Warum ihm die fast einzige Art verleiden, seinen Dank für genossenen Genuß auszudrücken? Geschieht das Herausrufen zu oft, so verliert es freilich viel von seiner Bedeutung, wie die Verbeugungen einer Allzuhöflichen endlich nichts sagen: aber besser ist es doch, das Publikum äußere seine Meinung zu oft, als daß es das Gegebene kalt hinnimmt. — Die Herausgerufenen machen immer nur stumm eine Verbeugung. Man sagt, diese bequeme Sitte stamme aus jener Zeit her, da fremder Regungen jede öffentliche Aeußerung verbot, aber doch streng hütete. Mag sie fortdauern, so oft dem Herausgerufenen sein guter Einfall kommt; sonst aber — Der freundlichen Aeußerungen zwischen dem Publikum und den Künstlern, denen es gelungne Ernste verdanken soll, können nicht zu viele seyn.

— Am 30. August: „Undine.“ Auf Begehren, bei sehr gefülltem Hause. Man sieht, daß sich diese sittliche Kunstbelehrung immer mehr bei dem Publikum einheimischet.

— Am 31. August: „Der Nothmantel.“ — Das Stück scheint sein kurzes Schmetterlings- — Nein! — Sternschnuppen-Leben geendigt zu haben. So gut es gespielt wird, verschwindet es doch nur ein kleines Publikum, das große Langeweile zu haben scheint.

— Am 1 September, am Sonntage: „Die Alpenhütte“ und „der Wildschütz.“ Es wurde wie applaudirt.

Bücher-Chronik.

Geschichtliche Darstellung der Schritte, welche (in Baden) im Namen des Fürsten zu Salm-Reif-

ferscheid und der vormals Reichs-unmittelbaren Ritterschaft geschehen sind u. s. w. Nebst Aktenstücken. 2tes Heft. 1816. — Ein altes Sprüchwort sagt: Mancher ging aus zu fischen, und krebste, (sucht Vortheile und schadet sich.) Das möchte wohl auch durch diese Schrift geschehen. Wenn der durchaus unbefangene Verfasser dieser Zeilen, von sich auf das auch unbefangene Publikum schließen darf, so wird das Großherzogliche Reskript S. 16, — auch wenn man sich nicht enthalten kann, die Schritte gegen die fürstlichen und adlichen Bittsteller strenge und außer der Regel zu finden, — einen Eindruck zum Vortheil der Badischen Regierung machen, der gewiß bei dem Abdruck nicht beabsichtigt wurde.

Vermischte Nachrichten.

Das Morn. Chron. rügt sehr scharf die Verschlimmerung des Englischen Geldes. Das am besten gemünzte ist das aus Karl des 2ten und der Königin Anna Zeit; aber auch das von Georg dem 2ten ist viel besser, als das jetzige. Es tadelt ferner, daß die Bildnisse des Königs auf dem jetzigen Gelde, weder ihm selbst, noch unter sich einander ähnlich sind. Sieben und zwanzig Gepräge unter der jetzigen Regierung zeigen vier und zwanzig ganz verschiedene Köpfe. Bei den Münzen der alten Römer braucht man nur Eine Büste eines Kaisers gesehen zu haben, um ihn auf allen, was er prägen ließ, wieder zu erkennen.

— Dasselbe Blatt schlägt vor: da das Parlament wahrscheinlich aufgelöst werde, und die Stimmen zu den neuen Wahlen doch verkauft werden würden, sollte man lieber die Stellen im neuen Unterhause geradezu zum öffentlichen Nutzen, zur Unterdrückung der Armuth, an Meistbietende verauctioniren.

— Dasselbe behauptet ferner, es seyen eine Menge Officierstellen so kurz vor Auflösung der Armee verkauft worden, daß die Käufer kaum Zeit gehabt, sich bei ihren Regimentern einzufinden; und alle diese erhielten nun lebenslang halben Gehalt.

— In einem New-Yorker Blatte sucht jemand eine Frau von etwa 25 Jahren, die waschen, plätten, backen, kochen, braten kann, nicht klatscht und nicht zankt. Jene Kenntnisse solle sie nur für den Nothfall besitzen. Jetzt würde sie eine Kutsche mit vier Pferden, viele Bediente und ein modern meublirtes Haus erhalten.

— Die Engl. Oppositions-Blätter schildern jetzt den Ausgang der Expedition nach Algier, als sehr zweifelhaft. Früher behauptete ein Blatt, die Muselmänner hätten den Krieg für einen Religionskrieg erklärt, und die Fahne des Propheten entfaltet, die aber in Konstantinopel ist. — Merkwürdig ist es, daß grade bei dieser Spannung zwischen England und den Mahomedanischen Staaten, der erste Amerikanische Gesandte in Konstantinopel angekommen ist.

— Man berechnet, daß während des Revolutionskrieges, in England 40tausend Handelshäuser Bankrott machten.

— Ein boshafter Beobachter zu Paris behauptet bemerkt zu haben, daß die Galanteriehändler, die auf Käuferinnen rechnen, Sorge tragen, sich mit schönen Gehülfen zu versehen.

— Der Name der Straße Rousseau zu Paris ist mit Gyps überstrichen. Sie soll künftig die Gypsarbeit-Straße (rue plâtrière) heißen.

— Die Niederländischen Zeitungen deklamiren sehr heftig gegen den Handel mit Englischen Fabrikaten; die Englischen Blätter erwidern es. Beide sprechen über den empfindlichsten Punkt ihrer Völker.

Aus St. Petersburg, über das Russische Theater.

Der Fürst Schachowskoy ist jetzt mit dem Obertheaterdirektor Narischkin auf Reisen nach Deutschland gegangen. Das St. Petersburger Theater hat ihm viel zu verdanken, und wird durch seinen Abgang viel verlieren. Er hat in der Theaterschule einige wahre Talente gefunden und sie ausgebildet. Dabei hat er sich in verschiedenen Fächern der dramatischen Kunst versucht. Seine Oper: „die Liebespost,“ und seine Vaudevilles, werden lange auf der Russischen Bühne bleiben. Nur schien es, daß er, als Theaterdirektor und Dichter zugleich, ein Monopolium einführen wollte. Es verstrich selten ein Tag, wo nicht Etwas von ihm gegeben wurde. Sein letztes Werk ist das Lustspiel in 5 Akten und in Versen: „Die Lehre für Kokotten.“ Ein Theil des Publikums verschreit es als ein elendes Machwerk, der andere sieht darin einen Triumph über alle Lustspieldichter in der Welt. Der Verfasser ließ dieses Stück alle Wochen, zuweilen auch zweimal geben, und das Haus war meistens voll, weil man hier im Winter wirklich um Zeitvertreib verlegen ist. Jetzt wird es viel seltener gespielt. Die Ursachen, warum dies Stück so viel Lärm machte und solche heterogene Urtheile hervorbrachte, sind folgende: Der Verfasser ist ein eifriger Koryphäe der St. Petersburger oder Altslavischen Sekte, die Karamsin, Shukowsky, Dmitriew und andere vorzügliche Schriftsteller verdammt, welche der Russischen Sprache die jetzige Bildung und Eleganz gegeben haben. Alle Erzeugnisse der obengenannten, von der ganzen übrigen Nation hochgeschätzten und beliebten Schriftsteller, werden von ihr auf die ungerechteste Weise beurtheilt und verschrieen; ja, sie hat noch einen neuen Weg zur Zurücksetzung ihrer Feinde eingeschlagen: man bringt diese auf die Bühne. So beschuldigt man den Fürsten Schachowskoy in seinem „neuen Sterne,“ Karamsin lächerlich machen zu wollen. Es ist wahr, daß Karamsins Briefe eines reisenden Russen, das Produkt eines jungen, noch mit sich selbst ringenden Talents sind; sie lassen aber alles, was vor und nach ihnen in demselben Fach in Russischer Sprache geschrieben worden, weit hinter sich zurück, insbesondere, was die Einfachheit, die Eleganz und die Reinheit der Sprache betrifft. Dank hat also Karamsin von Rußland und Achtung (die ihm auch alle unpartheiische, gebildete Russen zollen,) zu fordern, nicht aber Beleidigungen und öffentliche Karikaturen. Damit war Sch. noch nicht zufrieden. Shukowsky gehört zu den wenigen wahren Dichtern, die Rußland jetzt besitzt. Vor acht Jahren ungefähr schrieb er eine Nachahmung von Bürgers Lenore. Sie machte viel Glück, und brachte Balladen, die vorher in Rußland unbekannt waren, an die Tagesordnung. Shukowsky schrieb noch einige, von denen wir „Swetlana,“ „die zwölf schlafenden Jungfrauen“ und „die Aeolsharfe“ herausheben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jede Nr. dieses Blattes wird am Morgen des Tages, dessen Datum sie hat, in der Spenerschen Buchhandlung ausgegeben, oder auch mit der Zeitung ausgetragen.

1816. Nro. 30.

Ernſt und Scherz

Donnerſtag, oder den 5. September.

der alte Freimüthige.

Der Kammerrath Surrogat in Mickmackburg.

(Fortſetzung.)

Kammerrath. Alte Geſchichten, Herr Advokat, die mehr koſten, als ſie einbringen!

Verfaſſer. Gewiß beſchäftigte Sie da in Ihrer Einſamkeit ein neuer, wichtiger Gedanke. Es iſt großen Denkern eigen, ſich vom Menſchengewühl abzuſondern, wenn das Nachgrübeln über eine wichtige Erfindung ihrem Geiſte eine ungeſtörte äußerliche Stille zum Bedürfniß macht. Wollten Sie nicht ſo gütig ſeyn, Herr Kammerrath, Sich uns mitzutheilen? Sie können bei uns zwar nicht auf viel Einſichten, aber doch auf Unbefangenheit und auf empfängliche Ohren und Herzen rechnen. Auf dem Lande findet ein Mann, wie Sie, ja doch wohl ſeltene Gelegenheit, ſeine, über das Gemeine erhabene Ideen theilnehmenden Menſchen zu äußern?

Kammerrath. Ja, ſehen Sie, meine Herren! Ich bin wirklich in dieſer Hinſicht zu bedauern in Kinghagen. Alle meine Feldnachbarn, — was ſind ſie, als rohe, ungebildete Menſchen, die ſich klüger wähnen, als die Bauern, wenn ſie, außer ihrem Katechism, noch einige von Gellerts Fabeln auswendig gelernt haben? Ihre ganze Lektüre beſchränkt ſich auf die Zeitungen, die ſie ſtudiren, um vorherzuſehen, wann wohl neue Rekrutenaushebungen oder ein Aufruf der Landwehr ſtatt finden werden, damit ſie ihre Söhne und Knechte beizeiten dem heiligen Dienſt des Vaterlandes — entziehen können! Sie lieben übrigens im Fache der Landwirthſchaft an der Erdſcholle und meinen, daß Ceres Reich ſich nicht tiefer und nicht höher erſtreckt, als ihr Pflug ſchneidet und ihre Aehren wogen. Was ſoll nun ein Mann, wie ich, deſſen neue Ideen immer ins Große gehn, mit ſo kleinherzigen Menſchen anfangen? Ich mag mich ihnen darum auch gar nicht mittheilen, denn ich predige tauben Ohren und werde ſogar verſpottet! Nein, lieber will ich doch zu einem Publikum reden, das mich verſteht und fähig iſt, meine Gedanken zu würdigen. Eben beſchäftigte mich da ſo einer, den ich gemeinkundig und allgemein nützlich zu machen gedenke — durch die Preſſe. Es iſt ein Vorſchlag, meine Herren, den ich unſrer vaterländiſchen landeswirthſchaftlichen Geſellſchaft zur Anſetzung eines Preiſes für denjenigen, welcher nach meiner Angabe am thätigſten für Mickmackburgs Wohl gewirkt haben wird, thun will. Meine Idee iſt ganz neu, und ich habe meinen Vortrag ſchon ſo weit im Geiſte geordnet, daß ich Ihnen denſelben hier im voraus mittheilen kann, wenn Sie es wünſchen. —

Wir baten ihn ſämmtlich, uns ja ſo glücklich zu machen, und er fuhr fort:

„Wehe dem Oekonomen!“ werde ich ohngefähr schreiben, — „Wehe dem Oekonomen, dessen schwacher Geist mit seinen schwerfälligen Flügeln immer am Boden klebt, aus welchem allein er Nutzen und Ruhm zu erdüngen, zu erpflügen und einzuärnten wähnt. So flach ist das Reich der großen Ceres nicht; es hat auch Höhe und Tiefe, und alles, was unter und über der Erde von ihren Gaben, mittelbar oder unmittelbar, lebt, ist der großen Göttin unterthan, und muß also ein Gegenstand der Thätigkeit ihrer würdigen Diener seyn. Daher erstreckt sich das Gebiet der alles ernährenden Mutter nach unten, so tief der kühnste Bergmann sich in die Eingeweide der Erde hinabarbeitet; nach oben, so hoch der Adler fliegt und der Luftschiffer emporschwebt. — Mithin gehört auch alles Geflügel dazu.“ —

„Die Naturprodukte eines Landes sind an sich nichts als Sachen, welche erst durch vernünftigen Gebrauch und kluge Bearbeitung in Güter verwandelt werden. Daher ist Peru bei allem seinem Golde arm, weil es dort bloß Sache ist, die der Geist des Europäers erst zum Gut erhebt; und darum sind auch gute Köpfe die vorzüglichsten Produkte eines Landes, denn sie ersinnen und lehren, wie auf die möglichst vielfältige Art die Geschenke der Natur benutzt, die vorhandenen Sachen zu Gütern gemacht werden können. Bei einer schlechten Staatsverfassung und Regierung bleibt aber der gute Kopf selbst dem Staat bloß Sache, weil er nicht an seinen Platz gestellt wird, wo er für denselben nützlich wirken könnte, ihm ein Gut seyn würde; und weil er, wenn er sich mit edler Anstrengung in den, ihm von der Natur angewiesenen Wirkungskreis selbst hineinarbeiten will, immer von der Menge von Dummköpfen, die er auf seinem Wege findet, zurückgedrängt wird. — Erlauben Sie einen Augenblick, meine Herren!“ —

Hier entfernte sich der Kammerrath, um seine Pfeife anzuzünden. U. bemerkte: „Der Mann hat doch über manches nachgedacht.“ — „Wenigstens — nachgelesen,“ meinte X. — „Wir werden sehen, sagte der Verfasser, wie sein Kopf die fremden Wahrheiten anwendet. St! Da kömmt er schon wieder.“ — Der Kammerrath setzte sich mit einer Miene, welche deutlich sagte, daß er uns von Bewunderung für seinen Scharfsinn durchdrungen wähnte.

Kammerrath. Erlauben Sie, meine Herren, daß ich in meiner Abhandlung fortfahre!

„Da ich nun tief durchdrungen bin von der Wahrheit: das Wohl des Vaterlandes hänge von der Umwandlung aller uns von der Natur in reichlichem Maaße verliehenen Sachen in Güter ab, so treten mir, bei einsamen Abendspaziergängen, immer heiße Thränen ins patriotische Auge — beim Gesang der Nachtigallen. Die Fürsehung, welche Mickmackburg durch Sachüberfluß mit vorzüglicher Milde auszeichnet, sendet uns alljährlich eine solche Menge von diesen Vögeln zu, daß jedem rechten Mickmackburger die Ohren gellen von ihrem Gezwitscher, welches einen Menschen von feinem Gehör die ganze Nacht nicht ruhen läßt. Die Natur weiß wohl, was sie thut und will: wenn wir nur ihre Fingerzeige immer recht verständen! Mich wundert wahrhaftig, daß bis jetzt noch keiner unsrer gelehrten Landwirthe darauf verfallen ist, unsern Ueberfluß an Nachtigallen landwirthschaftlich zu benutzen! Aber nicht lange mehr werde ich's bewinnen, daß diese Thierchen uns bloß Sachen sind, wenn eine löbliche landwirthschaftliche Gesellschaft, wie ich mir schmeichle, geneigen wird, meinen folgenden Vorschlag zu beherzigen, durch dessen Annahme und Befolgung, der Ueberfluß an Nachtigallen für Mickmackburg zu einem wahren Gut erhoben, ja in den größten Segen verwandelt würde. Man höre mich!“

„Unser nothwendigstes und Hauptgemüs besteht bekanntlich — in Kartoffeln. Nun habe ich, durch chemische Untersuchungen, mit Hülfe eines gelehrten Scheidekünstlers in einer Apotheke, ausfindig gemacht, daß eine erwachsene Nachtigall in ihrem kleinen Körper mehr Nahrungsstoff enthält, als die dickste Kartoffel. — Der Proceß unsrer Versuche mit den Resultaten, wird durch die beglaubigte Anlage bekundet. — Jedermann weiß, daß wir einen sehr nassen Frühling gehabt haben, und daher befürchten müssen, daß wir in dem jetzt laufenden Jahre eine Kartoffelnoth erleben werden. Wer daher ein taugliches Surrogat dieses für uns so edlen Gemüses nachweiset, leistet dem Vaterlande keinen geringen Dienst. Ich schlage demnach vor: Und jetzt ist eben noch Zeit zur Ausführung!“

„Eine verehrliche landwirthschaftliche Gesellschaft setze, unmaßgeblich, die Prämie von einem, auf der besten Nebelauer Fettweide gemästeten, im nächsten Herbste fälligen Ochsen für denjenigen Mickmackburger aus, welcher jetzt die meisten Nachtigallen fängt, abschlachtet, einsalzt und demnächst räuchert; — letzteres jedoch so, daß sie nicht zu trocken

werden, und die Spicknachtigall noch so viel Saft und Kraft habe, daß man sie genießen möge, — wenigstens außer Landes, wo der Geschmack nicht ganz so solid ist, als in Mickmackburg. Man erwürbe im letzten schlimmen Fall durch die Exportation doch, zur Bezahlung obenein, den Ruhm: daß man in Mickmackburg Nachtigallen zu räuchern verstehe, so gut wie Gänse. Man weiß ja, unsre und die Pommerschen Spickgänse beiderlei Geschlechts, sind auswärtig sehr berühmt." —

„Um der löblichen landw. Gesellschaft darzuthun, wer von den Concurrenten mit dem fetten Ochsen gekrönt werden soll, muß ein jeder seinen Nachtigallen die Zungen ausreißen, und sie in dem zur Preisaustheilung anberaumten Termin vorzeigen, wo sie denn unpartheiisch, allenfalls von einem Kreisphysikus, besichtigt werden, ob's auch wirklich Nachtigallenzungen sind, und darauf weiter erfolgt, was recht ist; d. h. die Prämie dem zuerkannt wird, der die meisten Nachtigallen wird gefangen, gewürgt und reinlich geräuchert haben."

Ich zweifle im geringsten nicht, daß die löbliche Gesellschaft diesen neuen Vorschlag annehmen wird, wenn ich bedenke, wie viel Gutes Sie schon durch ihre zur Beförderung der Bienenzucht und des Obstbaues großmüthig ausgesetzte Prämien gestiftet hat. — Trocknes Obst ist jetzt für kein Geld bei uns zu haben; und die Bienenzüchter haben Mühe, so viel Honig einzukaufen, daß sie nur einige Stöcke zur fernern hoffnungsvollen Zucht durchwintern können. Hieraus kann man schließen, welche Quantität von trocknem Obst und Honig ausgefahren werden, und welche Summen fremden Geldes dafür ins Vaterland geströmt sind! — Eine natürliche Folge der klugen Austheilung der Preise, welche großmüthige Weisheit zur Beförderung des Wohls der Mickmackburgischen Finanzen aussetzt! — Friedrichsen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei.

Christian Lehmann in dem „Schauplatz derer natürlichen Merkwürdigkeiten in dem Meißnischen Ober-Erz-Gebürge" erzählt:

„Auf dem Böhmischen Schmiedeberge wohnte ein Hammermeister, zugleich als guter Schütze bekannt. Als er einst im Walde herumstreifte, wurde er von einer großen und grimmigen Bärin, von ihren zwei Jungen begleitet, angefallen. Erstere erlegte er mit seiner Büchse, — that also einen Eingriff in das Jagdrecht des Königs, auf welchen Todesstrafe gesetzt war. Die Jungen eilten zu der getödteten Mutter; als aber mehrere Leute hinzukamen, flüchteten sie sich auf eine Tanne, von der man sie bald herabholte. Indessen ward die Sache ruchtbar, und dem Jäger befohlen, sich mit der getödteten Bärin und den lebend eingefangenen Jungen aufs schleunigste nach Prag zu begeben, wo sich gerade König Matthias mit seiner Gattin aufhielt. Die Jungen wurden in den Königlichen Saal gebracht, wo der kurzweilige Matthias seine Gemahlin ermunterte, das eine derselben mit einer Ruthe zu necken. Kaum begann sie diesen unzeitigen Scherz, als das Thier ihr unter die Schürze fuhr, worüber Einige erschraken, Andere aber lachten. Dieser Umstand bewirkte dem Schützen Begnadigung, indem der König selbst bekennen mußte: Es sey doch ein fürchterliches Schrecken, wenn man auf einen großen Bären in einem Walde stieße. — Außerdem hätte er für seine Nothwehr mit dem Leben büßen müssen."

Jarke.

Epigramme.

Der unsterbliche Dichter.

Glücklicher Stax! Du hast der Unsterblichkeit Gipfel errungen;
Hast die Unsterblichkeit selbst, die Du Dir schufst, überlebt!

Abstractum und Concretum.

Ganz Dich der Menschheit zu weihn, dies ist Dein großer Gedanke:
Darum bist Du gewohnt, nichts für die Menschen zu thun! —

H. Burdach.

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Schaubühne.

Am 2. Sept.: „Emilia Galotti." — In den wenigen Stücken dieses Ranges, in denen alle Karaktere Gediegenheit haben, jede Rolle einen geprüften Gedanken ausdrückt, pflegt bei jeder Aufführung diejenige Rolle die erste des Stückes zu scheinen, die mit der höchsten Kunst ausgeführt wird. Heute war dies Marinelli. Der Verfasser dieser Anzeige gesteht, daß er, nachdem er sie von sehr vielen Schauspielern ohne Wirkung geben gesehn, (von Iffland sah er sie nicht,) endlich glaubte, das läge in einem innern Fehler des Karakters selbst: sie lasse sich nicht gut spielen. Hr. Devrient hat ihn von diesem Irrthum geheilt. Mit hochgespannter Aufmerksamkeit auf alles, was um ihn

her vorging, mit immer eindringlichern, und doch gehaltenem Mienen- und Gebärdenspiel, mit immer kunstverständlich sinnvollem Tonwechsel der Sprache, verband er gewandte Lebhaftigkeit, und vollendete so den Künstler; und wieder, nachdem er in der Scene mit dem Brahm, — in dem Monolog, als er Appiani's Tod von Angelo erfahren, — endlich in der mit Desdina und jener mit dem Prinzen und Odoardo, das höchste geleistet zu haben schien, übertraf er das Alles noch durch das stumme Spiel, mit dem er in der letzten Scene, tief und doch gehalten, seine völlige Zerknirschung ausdrückte. Ja! Unser Bühne besitzt einen großen Künstler in ihm. — Von den andern Rollen, nach Wiederholung des Stücks. Keine wurde tadelhaft gegeben. Aber ist es wohl richtig, daß die häusliche Claudia doch gepuzt, in einem weißen Atlaskleide mit langer Schleppe erscheint?

— Am 5. Sept. zum erstenmal: „Der Quartierzettel," von Reinbek, in drei Aufzügen. — Der Neffe eines Hagestolzen, der die Ehe haßt, liebt das Mündel eines Kuckers, der das Mädchen selbst heirathen will. Der junge Mann weiß sich einen Quartierzettel auf das Haus des letztern zu verschaffen, zieht als Franzosischer Soldat verkleidet ein, und bewegt den Oheim durch die Furcht, er werde wirklich Soldat, zur Einwilligung in die Heirath, und dieser zwingt dem Vormund gleichfalls die Beistimmung ab. Das Stück hat beinahrigende Scenen, aber auch langweilige. Durch das Spiel der Herren Devrient, Klingemann und Stich, gehet es.

Bücher-Chronik.

Satans Bastard, eine Reihe von dramatischen Scenen aus der Zeitgeschichte 1811 bis 1814. Von J. J. Schink. Berlin, 1816 — Der Verfasser sagt seinen Vorbericht mit der ausgelassensten Aeußerung an, die vielleicht je noch geschrieben wurde. Er sagt, seine Scenen seyen, „wenigstens seinem Bestreben nach, eine dichterisch-historische Verkörperung der Zeitereignisse, durch die Deutschland frei und Europa wieder selbstständig wurde." Dieß Zeitereignisse gestraut Herr Schink sich, zu verherrlichen? — — Klopstock traut Herr Schink sich, zu verherrlichen? — — Klopstock! Naturmäßig sieht dagegen der Schluß eben dieses Vorberichts ab. Der Verherrlicher verfährt hier: „Bescheiden und anspruchslos übergebe er sein Werk der Prüfung des Deutschen Publikums und seiner erlauchten Kunstkenner." Ende Publikum! und seiner erlauchten Kunstkenner." Ende nur, daß gleich die erste Scene die meisten übergangen wird, daß es keine Prüfung verdient. Hier nehmlich begegnen sich der Engel Uriel und Satanas vor dem Throne Gottes, und unterhalten sich in einem schnarrig nasenden Ton, bis der

Herr sich unsichtbar selbst in das Gespräch mischt. Satan offenbart, daß Napoleon der Sohn desselben sey, seine Herkunft bestreitet, und ihn demselben überzieht. In der zweiten Scene erscheint Satan seinem Sohne in einem Dachstübchen der Tuilerien, und verspricht seine Vaterrechte: wie Buonaparte in das Dachstübchen kam, sagt der Verfasser nicht, aber von nun an dramatisirt und versifizirt er eine lange Reihe von Momenten, denen die Zeitungen und Flugschriften erwähnten, oder die er sich nach Belieben erfann, bis Buonaparte auf Elba schifft. Ueberall erscheint der Tyrann als lächerlich-hochmüthiger Karikatur, und sein Mamelack, das Kontrastes wegen, als ein achtungswürdiger Mann.

Jede Nr. dieses Blattes wird am Morgen des Tages, dessen Datum sie hat, in der Spenerschen Buchhandlung ausgegeben, aber auch mit der Zeitung ausgetragen.

Kunstwerth hat dieses Machwerk von Mährchen und dramatisirter Zeitungsgeschichte durchaus nicht; aber der Verfasser ist reich an beistehenden Lügen, die keinahe humoristisch sind, und er versichert leicht, zuweilen sogar glücklich. Ich preise nicht, daß sein Buch von einem großen Publikum werde unterhalten gefunden werden.

Vermischte Nachrichten.

Englische Blätter wiederholen sehr oft, daß der König von Spanien vielleicht der mächtigste Monarch der Erde wäre, wenn er, wie der König von Portugal, seine Residenz nach Amerika verlegte. Sie setzen hinzu: England freilich würde es nicht gern sehen. (Doch wohl! Denn wenn in Mexico, Neu-Grenada, Buenos-Ayres und Peru sich neue abgesonderte Freistaaten festsetzen, hat England eben so viele Nebenbuhler um den Welthandel, denen es nicht gewachsen ist, und auf die alle die Mittel, die seit so viel Jahrhunderten auf Spanien wirkten, seinen Eindruck machen würden. Zudem wäre Altspanien, seines Königs beraubt, und zu einer untergeordneten Provinz herabgesetzt, den Englischen Spekulationen hingegeben.)

— Das Morn. Chron. frägt, warum man das Ungeheuer, das den großen Wurm in St. James-Park trägt, Geryon nennt? Geryon sey kein Drache, sondern ein legitimer Beherrscher Spaniens gewesen, der drei Köpfe gehabt, und von einem Jakobiner, Namens Herkules, getödtet worden.

— Bei einer Versammlung zur Unterstützung der Armen, die in der Common-Hall zu London am andern August gehalten wurde, stellte man unter andern die Berechnung auf: Lord Camden, der von seinen gehäuften Stellen jährlich 58,500 Pfd. St. einnimmt, hat für die Armen 100 Pfd. subscribirt, das ist ungefähr zweihundert Pfennig vom Pfunde. Ferner: die ganze Summe, welche in diesem Jahr für die Armen von sämmtlichen Ministern, Erzbischöfen, Bischöfen und allen Fremden des Herrn Wilberforce unterzeichnet wurde, beträgt 137tausend Pfd., also beinahe tausend Pfund weniger, als Lord Camden umsonst vom Staate erhält.

— Die wahre gräßliche Anekdote von einem liederlichen Manne, der einen Nebenbuhler, der bei ihm einkehrt, auf Gewinnsucht ermordet, und in ihm zu spät seinen lange entfernt gewesenen Sohn erkennt; die Lampe in einem seiner Kinderbücher anbehet, indem er einen aufschreienden Jüngling den alten Diener seines Vaters, der ihm unterstützung bringt, erwerben läßt; die in England unter dem Titel „der klägliche Irrthum," spielmäßig auf der Bühne erschien, und neuerlich auch in Deutschland von Werner und Müllner zu zwei geistlichen Stücken bearbeitet wurde, ist nun endlich auch unter dem Titel: „Le barbier de la Cité," auf einem Pariser Theater erschienen, und verdienstmerken — ausgepocht worden, obgleich der Französische Dichter den Mord nicht einmal wirklich aufführen läßt.

— Indeß die Pariser Dichter sehr emsig für jedes Dessert Gelegenheit-Stücke schreiben, geben Rome, Venis und mehrere Zeitungen sich Mühe, zu beweisen, daß solche Arbeiten lächerlich sind.

— In Straßburg hat sich eine theatralische Gesellschaft gebildet, die nur nämliche Tableaux giebt, und alles entzückt. Sie hat unter andern Raphaels Abnehmung vom Kreuze dargestellt.

— Ein Reisender hat aus Amerika ein lebendiges Krokodil nach Paris mitgebracht, das — einen Fuß lang ist.

1816. Nro. 31.

Ernst und Scherz

Sonnabend, oder den 7 September.

der alte Freimüthige.

Beiträge zur neueren Kriegsgeschichte, gesammelt von Friedrich Förster, Dr. Phil., K. Pr. Lieutenant und Ritter. Erster Bd. Mit 2 Kupf. Berlin, 1816. Maurersche Buchh.

Hr. Förster beginnt hier ein Werk, das, in dem Geiste dieses ersten Bandes fortgeführt, für den Forscher, wie für den bloßen Liebhaber der Geschichte und für jeden Militär, sehr hohe Wichtigkeit haben wird. Allbekannt und nur allzu gegründet ist die Bemerkung, daß, vorzüglich bei Kriegsbegebenheiten, die wahre Gestaltung der Ereignisse ihren Zeitgenossen nie ganz klar wird; und daß vorzüglich oft die öffentlichen Berichte, weil ihre Bestimmung eben sowohl ist, Zukünftiges zu wirken, als Vergangenes zu melden, nicht als zuverlässige Quellen der Geschichte angesehen werden können. Der Verfasser aber verspricht, in dieser Sammlung „geprüfte Berichte wahrhafter Männer, die da gegenwärtig waren, wovon sie erzählen, öffentlich niederzulegen.“ Hier ist also allen denen, die man es so oft bedauern hört, nicht den eigentlichen Hergang wichtiger Ereignisse gerecht und wahr, wie sie ihn kennen, verkündigt zu sehen, ein Mittel dazu geboten, diese Verkündigung in den vortheilhaftesten Verhältnissen selbst zu leisten. Aehnliche litterarische Unternehmungen sind zwar schon sonst begonnen: aber dieses zeichnet sich dadurch aus, daß der Herausgeber echt wissenschaftlichen Geist und Blick, seiner Beleuchtung der Militärthaten zu geben weiß.

Nach einer Vorrede, die mit schwungvoller Beredsamkeit aus einander setzt, wie wichtig es ist, das Kriegen durch wissenschaftliche Beleuchtung vom Handwerk zur Kunst zu erhöhen, giebt dieser erste Band fünf Schilderungen aus dem eigentlich wenig gekannten Feldzuge von Tyrol aus und in diesem Lande selbst, im Jahre 1809. Der letzten sind viele Berichtigungen der leicht zusammengetroffenen Nachrichten in dem bekannten Werke des Herrn Bartholdy, über den Tyroler Krieg, beigefügt. Ein Anhang giebt einen eigenhändigen Bericht Schill's über seine Gefechte vor Kolberg 1807, zwei Bücher Anzeigen und ein Paar Zeitgedichte, deren Inhalt dem des Buches verwandt ist. Vor dem Titel stehen sehr gut gearbeitete Bildnisse vom Erzherzog Johann und vom Freiherrn von Hormayr.

Die Deutsche Weihe im Verhältniß zu dem Augsburgischen Glaubensbekenntniß.

Zufällig gerieth mir in diesen Tagen ein kleines, zu Stettin 1684 gedrucktes Büchlein, das „Augs-

burgische Glaubensbekenntniß und dessen nach den Jahren geordnete Geschichte" enthaltend, in die Hände. Besonders dieses kurze Jahrbuch war anziehend für mich, und gab mir zu manchem Vergleich Anlaß. Es stellte sich mir von neuem der große Unterschied dar, zwischen dem jetzigen Deutschgeweihten Heiligthum und dem damaligen Protestantismus, wie er sich zuerst, noch schüchtern und sich selbst nicht völlig begreifend, der Knechtschaft des Papismus entwandt. Aber auch so viel Aehnliches fand ich wieder, daß ich jenes Loswinden vom Papismus, jenes Protestiren (Einspruchthun) und unser selbstständiges Aufbauen eines Deutschen Heiligthums, als eine und dieselbe Handlung ansehen mußte, Luthers Werk als den Anfang und unser Werk als das Ende einer und derselben That.

Luther befreite das Volk von der fremden Kirchenherrschaft; wir befreien es von der fremden Geistesherrschaft und lehren es, seiner Freiheit sich erfreuen. Luther ging auf das Deutsche hin, aber er übersetzte mehr in dasselbe, als daß es ihm das Urkundliche gewesen wäre. Er stützte sich immer auf eine fremde heilige Schrift, und benutzte nur nebenher das Volksartige. Bei uns ist es umgekehrt. Wir stützen uns ganz auf das Volksartige, und benutzen nur nebenher das Gute, das wir auswärts finden. Dies Fremde darf aber unserer Eigenthümlichkeit keinen Eintrag thun. Luther will die Geistesfreiheit in heiligen Dingen noch nicht gestatten. Er setzt die Vernunft und die guten Werke *), dem Glauben und der Versöhnung entgegen. Uns ist Vernunft und Erfahrung, welche beide sich wechselseitig prüfen, die einzige Quelle, und eine gute Gesinnung und heiliges Leben der einzige Weg zur Seligkeit, ohne daß wir die Lehren der Weisheit in alten Schriften und Urkunden (vor allen in den Deutschen,) und die segenreiche Wirksamkeit guter Beispiele (daß Verdienst der Väter und Brüder, Mütter und Schwestern, die für uns sich hingaben,) aus den Augen lassen. Luther setzt sich zum Weltlichen nur so, daß kein gegenseitiger Druck statt findet; wir heben den schroffen Gegensatz gänzlich auf. Die Deutsche Weihe ist weltlich und geistlich zugleich, so wie Leib und Geist zum glücklichen Leben verbunden und vermählt seyn müssen.

So sind auch so viele andere Erscheinungen bei jenem Anfang und diesem Ende der Umwälzung und Befreiung, bei aller Aehnlichkeit doch auch wieder verschieden. In Oesterreich scheint sich auch jetzt die alte Satzung zu halten. Der freie Geist lebt in Preußen, besonders in dem neuen Wittenberg, Berlin, und überhaupt in den Fürstenländern und freien Städten. Dort der Bauerkrieg, hier die ordentlichen Landstürme und der Bauer als Stand. Dort der Reichstag zu Nürnberg, der Grund des Schmalkaldischen Bundes; hier der Bundestag zu Frankfurt, der Grund eines zu erwartenden Deutschen Bundes, der durch Preußen Einheit und Macht bekommt, und sich an das Deutsche Gesammtheiligthum schließt. Dort zum Alten Zurücktretende; auch hier, z. B. Stolberg, Fr. Schlegel, Werner. Dort D. Carlstadius als Naber Enders (Nachbar Andres); auch bei uns Erscheinungen und Uebertreibungen der Rousseauschen und philanthropischen Natürlichkeit. Dort „die himmlischen Propheten" in Thüringen, da Luther beinahe mit Koth und Steinen ausgeworfen worden wäre; die einfältigen Bürger, die ihren Schwarm (Schwärmerei) wider ihn behaupten wollen. Ein Schuster, der sagt: „Gott spricht, ich will meine Braut nackigt haben und ihr das Hembde nicht anlassen. Darum sollen keine Bilder in der Kirche seyn." — Auch hier das pietistische Unwesen, Traktaten-Gesellschaften und dergl., unsre Geisterseher, Propheten und reisende Prediger. Dort Thomas Münzers Aufwiegelungen; auch hier manche, die das Volk, und vielleicht Volksgewalt, in Anspruch zu nehmen schienen. Wie dort „viele Münche sich darüber erfreuten, die Bauchdiener und faulen Kloster-Hängste aber schalten und schrieben wider Lutherum, „so möchten auch jetzt manche Bevorrechtete, Bepfründete und Freunde des Schlendrians das neue Leben ersticken. Dort der drohende äußere Feind, die Türken; hier der Franzosen u. s. w. Uebermacht und Eingriff in Deutschland. — Kurz, ein vollkommenes Seitenstück würde sich fast in allen einzelnen Zügen durchführen lassen.

Wohl dem, der die Erfahrung zur Weisheit zu nutzen weiß! Dies gilt dem einzelnen Deutschen und der Gesammtheit, allen Fürstenlanden und freien Städten, von Brandenburg an, bis auf den kleinsten Bundesstand. „Niemand, sagt die Edda, ist außer Gefahr, die Feinde lauern in der Nähe. Jeder sey gerüstet und bewehrt!" Wir sind

*) Unter den guten Werken aber verstand er: „Rosenkranzbeten, Heiligendienst, Münchwerden, Wallfarthen, gesatzte Fasten, Brüderschaften u. s. w." S. Augsp. Conf. art. XX. Die Pietisten haben nachmals auch dies verfälscht. Luther drang auch auf thätigen Glauben. Ueberhaupt wird man durch viele solche Distinctiones an Luthers Lehrer Jodocus Trutvetterius erinnert; z. B. Verba officii und Verba convicii. —

noch nicht am Ziele, und werden auch ohne Kampf nicht zum Ziele gelangen. Daß nur die Norddeutsche Hauptmasse fest halte an der Weihe, am Deutschen Heiligthume, und seinen Luther nicht verkenne! Daß einer den Blick des D. Fleck haben möge, „der die Universität Wittenberg hatte helfen einweihen, und dabei geweissaget, daß alle Welt von diesem weißen Berge Weisheit holen und bekommen würde," und der bei Luthers Säzzen rief: „Ho, ho! Der wird's thun! Er kompt, darauf wir lange gewartet haben." — damit im Leben eine Seele sey, wie Luther, „sich Rath bei ihm zu erholen, wie denn ohne sein Bedenken, Rath und Vorwissen, in Religionssachen von den Einspruchthuenden nichts vorgenommen." —

Freilich im Wesen der Sache und im Geiste der Zeit liegt es, daß jetzt in anderem Sinne, als damals, wird gehandelt werden. Die Wohlthaten des Protestantismus haben wir nun schon Jahrhunderte lang genossen, und die Aufklärung ist höher und allgemeiner. An so nahe Ausbrüche, wie Verbrennung eines Leonh. Kayser, Erstechung eines Georg Winkler, wird also nicht zu denken seyn. Auch können wir wegen des Ausgangs ruhiger seyn, da das Ziel uns klar ist, und die Deutsche Weihe als Lebenskraft des Volkes sich fast eigenmächtig herstellen und behaupten muß, besonders da, seit Friedrich dem Großen, das, was sonst in dem kleinen Sächsischen Churfürstenthum lebte, jetzt der Lebensgeist einer Deutschen und Europäischen Macht ist, da also alles vorher einen sicheren, natürlichen Gang geht, und sich langsam vernunft- und artgemäß entwickelt. E. T.

(Der Schluß folgt.)

Epigramme.

Die feste Freundschaft.

Willst Du Dich immer und ewig des schönsten Vereines, der Freundschaft
Edler Seelen erfreun: bilde harmonisch das Herz!
Einerlei Wesen und Sinn, und einerlei rühmliches Streben
Ist das Vereinigungsband, welches der Ewigkeit trotzt!

Die Verhältnisse.

Wie die Woge des Stroms, von Felsenmauern umschlossen,
Schneller, schäumender rollt zu dem unendlichen Meer:
Also drängt sich der Mensch durch dunkler Verhältnisse Schranken
Kühner wirkend, hinaus in die unendliche Welt.

H. Burdach.

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Bühne.

Am 4. September: „Deodata," ein heroisches Schauspiel (d. h. Spektakelstück aus den Ritterzeiten,) vom Herrn von Kotzebue, mit Musik vom K. M. Weber und Tänzen vom B. M. Lauchery.

Der Verf. dieser Chronik kannte das Stück nur dem bisweilen gehörten Namen nach. Heute, als er es sah, dünkte es ihn, er mache einen Spaziergang durch eine Requisitenkammer, — wenn anders das wichtige Gemach so heißt, worin Sonne und Mond und tausend ähnliche Herrlichkeiten der Bühne, wenn sie ihre Stunde lang öffentlich geglänzt haben, über und unter einander, immer noch anspruchsvoll, doch ohne Bedeutung, — bei Seite gelegt sind. Er fand die geraubte, verschleierte, trostlose Schöne, der von Sklaven etwas vorgetanzt wird, aus dem Axur; auch Biscroma fehlte nicht, wiewohl in die Kappe des Shakespearschen Narren gesteckt; die gestohlnen Schlüssel zum Gefängniß, aus Rudolph von Crequi; den alten eingesperrten Oheim aus Ifflands Mündel; die Weissagung, deren Erfüllung unmöglich scheint und doch eintritt, aus Macbeth; die Feuersbrunst aus Titus ꝛc. ꝛc. ꝛc. All dies Zusammengetragene schien ihm indeß nicht viel wirksamer, als — eine Requisitenkammer zu seyn pflegt. Das Publikum war zahlreich, applaudirte aber fast nur einige Gesänge- und Tanzpartieen.

— Am 5. Sept.: „Pachter Feldkümmel von Tippelskirchen," von Hrn. von Kotzebue. — Herr Wunder gab den Pachter als Gastrolle, wurde am Schluß herausgerufen, und bedankte sich. Er war in der That eine unterhaltende Erscheinung, aber seine Sprache und sein Spiel — hatten keinen Bauch.

Bücher-Chronik.

Almanach lustiger Schwänke für die Bühne, herausgegeben von T. H. Friedrich. Berlin, 1816. — Sechs kurze, beim Lesen belustigende Stücke, die höchst wahrscheinlich auch, bei einer guten Darstellung, auf der Bühne Wirkung thun würden. Herr Friedrich dialogisirt leicht und lebhaft, und seine Fabeln sind artig. Das letzte Stück, „die blonden Haarlocken," ist nicht sowohl ein Schwank, als eine rührende Anekdote, die man mit reiner Theilnahme ansehen wird: denn die Empfindungen darin sind nicht geschminkt und frisirt, wie — sonst wohl Mode ist.

Die unsichtbare Kirche. Von C. Baumgarten-Crusius. Leipzig bei Goschen, 1816. — Der sonderbare Titel kann leicht das Buch in ein andres Lesepublikum bringen, als für das es eigentlich bestimmt ist, das denn eben keinen Gefallen daran finden mochte. Diese „unsichtbare Kirche" ist nicht mehr noch weniger, als ein recht gut geschriebener Roman, der seine Helden durch interessante Verhältnisse führt, und viele reife psychologische Betrachtungen aufstellt. Schade, daß die Gefühle darin alle etwas zu hoch gespannt sind.

Vermischte Nachrichten.

Jetzt ist es der Menschenfreund Grégoire, dessen Ruf die Pariser Zeitungen angreifen, wahrscheinlich um ihm bald ein hartes

Schickſal zuzubereiten. Zuerſt klagten ſie ihn an, er habe 80 tauſend Rub. von den — Negern erhalten, um ihre Freilaſſung zu bewirken. Da die Verläumdung widerlegt wird, ſagen ſie: Es könne wohl ſeyn, daß man zu gelinde geweſen, ihn ſo theuer zu bezahlen; aber er habe 1795 einen Brief mit unterſchrieben, in welchem drei andere Commiſſäre bei der dritten Armee erklärten, in Lyddig des 16ten Proceß ſolle keine Appellation an das Volk geſtattet worden. — Es iſt gut, den niedrigen Gang nicht unbemerkt zu laſſen, den die Barrueliſten gehn.

— Murat hatte für ſeine Kinder Marionetten verfertigen laſſen. Sie bilden jetzt ein eignes öffentliches Theater zu Paris, das Theater Neuroplante.

— Aus Frankfurt a. M. klagt man, daß die bevorſtehende Herbſtmeſſe noch mehr mit Engliſchen Waaren überhäuft ſeyn werde, als es die Frühjahrsmeſſe war. Jetzt ſchon ſollen mehrere Kaufleute das Doppelte von den Waaren erhalten haben, die im Frühjahr geſandt wurden, — indeß kein Deutſches Fabrikat nach England darf.

— Auf der Portugieſiſchen Flotte, die von Rio Janeiro nach Buenos Ayres ſegeln ſollte, waren Unruhen entſtanden, weil die Truppen ſeit langer Zeit — in jenem Waldlande — keinen Sold erhalten hatten.

— Der Mercure de France ſagt: Die Jeſuiten zu St. Petersburg hätten (ohne Zweifel, um ſich ihr dortiges Gebäude zu erhalten,) behauptet, 900 und einige Millionen Schulden darauf gemacht zu haben, es aber nicht erwieſen. Da der Merc. de Fr. ſonſt ein großer Freund der Jeſuiten war, iſt dieſe Erzählung ein Zeichen der Zeit.

— Sicilianiſche Zeitungen melden, daß in Sicilien viele Perſonen von Rang mit geheimen Miſſionen herumreiſen, um von den Gemeinden oder doch einzelnen Einwohnern Wirthſchriften um Herſtellung der alten Verfaſſung zu ſammeln, (durch welche das reichſte Land in Europa das dürftigſte geworden war.) Hier zeigt ſich aber der Nutzen der Preßfreiheit. Die Mauſegrein wurden öffentlich angezeigt, und — nun ſogleich bei Seite gelegt und abgelaugnet; ja, die Werkzeuge dabei werden von denen, die ſie brauchten, mißhandelt.

— Die berühmte „Schlacht von Denain“ iſt der Gegenſtand einer neuen komiſchen Oper, die zu Paris Glück macht. Vielleicht nicht weniger komiſch, als das luſtige was darin vorkam, war ein Zank, den die Verfaſſer mit einer Zeitung darüber anfingen, daß ſie dieſe Oper ein Gelegenheits-Stück genannt hatte. Es ſey ein Nationalwerk. Eine komiſche Oper ein Nationalwerk!

Aus St. Petersburg, über das Ruſſiſche Theater.

(Schluß.)

Das Publikum nahm dieſe Gedichte mit Auszeichnung auf. Keiner wagte es in Schakowski's Fußſtapfen zu treten. In den „Bobern von Lycek“ aber wird ein allzuverwöhnter Balladendichter auf die Scene gebracht, regitirt bekannte Verſe von Schakowsky, der übrigens allein in dieſem Fache geſchätzt hatte, — und ſo wurde ein talentvoller Dichter, ein allgemein geachteter Mann, der im Jahr 1810 ein gutes Gedicht auf die Zeitereigniſſe geſchrieben, und nachdem er ſeine Mitbürger zur Rache gegen den Feind entflammt, ſelbſt die Waffen ergriffen, und gegen die Verwüſter ſeines Vaterlandes gefochten hatte, — auf die Scene zur Beluſtigung einer müßigen Menge hingeſtellt. — Tadel muß man nicht vergeſſen, daß der Verfaſſer der Karikatur ſelbſt Theaterdirektor war, folglich nicht mit denſelben Waffen zurückgeſchlagen werden konnte, und daß in St. Petersburg Theaterkritiken in den Journalen einzurücken aufs ſtrengſte verboten iſt. — Dies Verfahren machte ein großes Aufſehen. Alle mittelmäßige, vom Neid angeſtachelte Köpfe klatſchten den Verfaſſer zu; alle vernünftige Menſchen (d. h. der größte Theil des Publikums,) ließen ihn ihren gerechten Tadel ſpüren. Kaum erſchien der Balladendichter auf der Scene, ſo erhob ein Ziſchen, welches bei dem Regitiren des Gedichts noch vermehrt, und nur vom Klatſchen einiger Freibillets unterbrochen wurde. Schakowsky ſelbſt ſchwieg. Deſto eifriger nahmen ſich ſeiner ſeine zahlreichen Freunde an. Es regnete Epigramme, ſarkaſtiſche Lobreden und dergl. auf den Fürſten Sch., ſo daß er es am Ende überdrüſſig wurde, und ein anderes Stück zur Vertheidigung des erſten („Das Luſtſpiel gegen das Luſtſpiel, oder die Leſer für Verführer,“) geben ließ.

Das Stück wurde auf die Bühne unter einem in der Literatur ganz unbekannten Namen B—n gebracht. Das Publikum erriet gleich den wahren Verfaſſer, und einige behaupteten ſogar, der Name B—n ſey erfunden. Hr. B—n ließ das Stück drucken, beſtwerte ſich in der Vorrede, er ſelbſt und kein anderer hätte es geſchrieben, und berief ſich, um ſeine Exiſtenz zu beweiſen, auf Abſetzung des Ruſſiſchen Reichs. Vielleicht hätte man ihm auch geglaubt, aber einige Zeit darauf brachte er ein erbärmliches Stück auf die Bühne, welches deutlich bewies, daß er der Verfaſſer des erſten beinahaus nicht ſeyn konnte. Schweid in demſelben der Ruſſiſche Muſeen genannt, alle Verfaſſer ſeines Gelichters werden als Dummköpfe und Unwiſſende, und alle Vertheidiger deſſelben als verſtändige und geehrte Menſchen ausgeſtellt, und dem Publikum erklärt, Fürſt Sch. habe gar nicht im Sinne gehabt, Schakowsky lächerlich zu machen, ſondern nur zu zeigen, die Balladen wären eine ſchlechte Dichtungsart, zu der Nachahmer des Schakowsky, die ſeine Talente nicht beſitzen, ſich verirren konnten. Darauf erſchien in einem St. Petersburger Journal eine Anzeige, daß die Freunde des Dichters mit dieſer Ehrenerklärung zufrieden ſeyn konnten u. Damit hatte die Geſchichte ein Ende, die einige Monate das lebhafte Publikum intereſſirte. Indeſſen wurde, wie geſagt, das Luſtſpiel oft gegeben, und der Balladendichter jedesmal mit einmüthigen Zischen (Pfeifen iſt im Theater nicht erlaubt,) empfangen. — Ich ſehe es jetzt, nachdem ich ſoviel von dieſem Stück geſchrieben habe, daß ich über daſſelbe noch nichts geſagt habe. Der Verfaſſer ſuchte uns eine Nachahmung von Molierens Miſanthropen zu geben. Es iſt in dem Stücke wenig Handlung, einige Karaktere ſind gut, andere aber ſind ſehr ſchwach gezeichnet. Die Koquette iſt eine gemeine Buhlerin. Einige Verſe ſind ſehr treffend und haben am meiſten zum Gelingen dieſes Stückes beigetragen. — Daggen beging der Verfaſſer den Fehlgriff, nach einiger Zeit eine vortreffliche Ueberſetzung des Miſanthropen (von Kokoſchkin) zu bringen, welcher dem Ruſſiſchen Publikum die Quellen, aus denen er geſchöpft hatte, anzeigte.

Jede Nr. dieſes Blattes wird am Morgen des Tages, deſſen Datum ſie hat, in der Spenerſchen Buchhandlung ausgegeben, oder auch mit der Zeitung ausgetragen.

1816. Nro. 32.

Ernſt und Scherz

Montag, ——— oder ——— den 20. September.

der alte Freimüthige.

Ueberſicht der diplomatiſchen Verhandlungen des Wiener Congreſſes ꝛc. Von Dr. Klüber. Zweite Abtheilung. Frankf. a. M. 1816.

Dieſe zweite Abtheilung giebt, mit hellem, kräftigem Räſonnement durchwebt, in fünf Abſchnitten den Inhalt der Congreß-Verhandlungen über die innern Verhältniſſe Deutſchlands. Kein Deutſcher Mann, dem es wichtig iſt, eine lichtvolle Anſicht deſſen zu haben, was dort geſchah, was ſeitdem gethan iſt, und wie die Sachen jetzt liegen, darf dieſe Schrift ungeleſen laſſen. Kein Preuße wird ſie leſen können, ohne neuen Stolz auf den hohen, edlen Sinn ſeines Monarchen und Deſſen oberſten Rathgeber; überhaupt kein achtungswerther Deutſcher, vorzüglich den 4ten Abſchnitt, („Ueber Beſtimmung der Rechte der Unterthanen in den Deutſchen Bundesſtaaten,“) ohne ſich von der wärmſten Dankbarkeit und Verehrung gegen Sie durchdrungen zu fühlen. M.

Ein Brief von Engel.

Vorwort.

Bei Engels Tode faßte der Herausgeber dieſes Blattes den Entſchluß, ein Geiſtes- und Karakter-Gemälde ſeines innig geehrten Freundes, den er in ſo mancher Rückſicht faſt als ſeinen Lehrer betrachtete, auszuarbeiten; und zwar ein ſolches, das des pſychologiſchen und kritiſchen Räſonnements nur wenig enthielte, in dem dagegen das Bild des Hingegangenen wahr und lebendig aus einer Reihe von Vorgängen und Aeußerungen hervorträte, bei denen die Kunſt des Verfaſſers wenig mehr gethan hätte, als ſie zu erzählen und zu ordnen. Er ſtieß indeſſen bald auf Schwierigkeiten, die ſich weder beſeitigen noch überwinden ließen. Was Engel als Schriftſteller war, liegt in ſeinen Werken vor dem Publikum, und was der Verfaſſer darüber dachte, hatte er längſt (bei Gelegenheit des 3ten Bandes vom „Philoſophen für die Welt“ und des „Lorenz Stark *),“) geſagt. Ueber Engel, den liebenswürdigen und hoch ehrenswerthen Menſchen, aber wollte er ſprechen, und dazu fanden ſich grade aus der kräftigſten und entſcheidendſten Lebensperiode, ſehr bekannte Anekdoten abgerechnet, nur vereinzelte Data. Zwar hatte er ſelbſt den Verſtorbenen genau gekannt, und einen Winter faſt jeden Abend mit ihm genußvoll verlebt: aber das war in Engels letzten Jahren, da dieſer täglich nur ein Paar Stunden lang für die Unterhaltung wieder jung wurde. So intereſ-

*) Auch hierin that er es in „Skizzen aus meinem Erinnerungsbuche,“ von S. Merkel.

sant er in diesen erschien, wäre es doch eine große Ungerechtigkeit gewesen, nach ihnen aus dem 60sten Jahre eines so ausgezeichneten Mannes ein Bild oder nur ein Urtheil dessen ziehen zu wollen, was er im 30sten und 40sten war. — Ein Ausweg schien übrig: Briefe aus den frühern Lebensperioden Engels zu sammeln. Der Herausgeber wandte sich an die wenigen damals noch lebenden Jugendfreunde desselben: aber er erhielt von beinahe allen das Geständniß, daß er ihnen selten oder nie geschrieben habe. Wie die meisten sehr kräftigen und lebenvollen Menschen, hatte Engel, wo es nicht den Wissenschaften galt, so ganz dem Moment und der Umgebung angehört, daß es ihm eine gern vermiedene Anstrengung war, zu Abwesenden zu sprechen. Nur Weisse sandte einen Brief, aber mit der Erklärung, es sey der einzige den er von Engel besäße, und mit der Bitte, ihn ja recht sorgfältig zu bewahren, da Briefe von Engel überhaupt zu den größesten Seltenheiten gehörten.

Als eine solche, und zwar von Werth, theilt der Herausgeber ihn hier mit, und wünscht ihn so aufgenommen zu sehn. Wenn auch kein Bildniß, geht doch ein leicht hingeworfenes Profil des Schreibenden aus ihm hervor.

Berlin, den 14ten Junius 1776.

Ich schreibe Ihnen, mein theuerster Freund, in einem Augenblicke, wo ich nicht im Stande bin, Ihnen irgend etwas Artiges zu sagen; denn wenn ich auch sonst nicht ganz ungeschickt dazu wäre, so würde mich doch die erdrückende Gewitterhitze, unter der ich schmachte, ganz und gar dazu unfähig machen. Gleichwohl, da ich von Herrn Gülicher, dem Ueberbringer dieses Briefes, höre, daß er in Leipzig auch Sie besuchen würde, und sich auf Sie vorzüglich freute, so machte die bloße Erwähnung Ihres Namens und ein kleiner Neid auf Herrn Gülicher, daß er sie von Angesicht zu Angesicht sehen sollte, während ich Sie nur in der Einbildungskraft und in Daufens Bildniß dächte, daß ich unmöglich, trotz aller Hitze und alles meines Phlegma, umhin konnte, Ihnen zu schreiben.

Hr. Gülicher ist ein Mann, den Sie aus dem ersten Umgange gleich besser werden kennen lernen, als ich ihn beschreiben könnte. Er ist ein Freund der Wissenschaften und besonders des Theaters; überdas ist er ein rechtschaffener Mann, und mehr braucht es wohl nicht, ihn einem Manne wie Sie, zu empfehlen.

Warum ich aber gewünscht hätte, Ihnen etwas Artiges sagen zu können? Wegen der neuen Ausgabe Ihrer Trauerspiele. Ich habe das letzte d'un bout à l'autre wieder durchgelesen, und habe es gar sehr zu seinem Vortheile verändert gefunden. Es war eine wollüstige Stunde die ich mir machte. Von den übrigen Stücken habe ich noch wenig gelesen wegen Mangel an Zeit, die Vorrede aber habe ich gelesen, ausgelobt, vorgelesen. Sie selbst sind ganz darin, liebster Freund, und Sie sind besser als alle Personen Ihrer Trauerspiele. Diese Gerechtigkeit, die Sie Nebenbuhlern so willig, auf eine so ungezwungene Art widerfahren lassen; diese Bescheidenheit, die sich nicht wegwirft, aber aus Furcht, zu viel Werth auf eignes Verdienst zu setzen, lieber zu wenig darauf setzt; diese Offenherzigkeit, womit Sie Ihre Empfindlichkeit gegen härtere Kritik gestehen, und diese Dreistigkeit, womit Sie am Ende den heutigen geschmacklosen Schmierern von Schauspielen ein Metabene geben: alles das macht zusammen den liebenswürdigsten Karakter, der schon Anfangs den Leser ganz für Sie einnehmen, und wenn er nachher Ihr Genie in Ihren Werken hat kennen lernen, ihn zur Bewunderung für Sie gewinnen muß.

Sehen Sie da die pure nackte Wiederholung meiner Empfindungen, der ich, wie gesagt, gern ein wenig mehr Anstrich gegeben, wenn ich gekonnt hätte. Hätte ich nichts bei Ihren Trauerspielen empfunden, so hätte ich jetzt auch nicht ein Wort zu Ihrem Lobe herausbringen können: und so ist doch mein Lob schon wichtig? — Nicht wahr? — Wenn es jemals wichtig seyn könnte, werden Sie sagen, und Sie haben Recht.

Was macht denn unsre gute Bibliothek der schönen W.? O ich habe eine Abhandlung in meinem Kopfe für und fertig, die sich trefflich hineinpaßte: eine Abhandlung — — Ich mag Ihnen nur den Mund nicht wässrig machen, denn was hilft's, da ich nicht die Zeit habe, sie zu schreiben? Zwar habe ich nur 4 Stunden die Woche; aber ich muß phil. Geschichte lesen, und um sie zu lesen, erst selbst studiren; ich muß Moral lesen und selbst mein System ausarbeiten, was mir noch weit mehr Mühe macht, als phil. Geschichte. Ueberdas habe ich so viel mit meiner schwachen Gesundheit zu thun; ich muß so viel Zeit beim Schmausen verlieren, daß ich denke, ich werde in ein Paar Jahren sicher darauf gehn.

Was ich hier im Anfange mit Schmausereien bin geplagt worden, ist ganz unglaublich, besonders da nachher Lessing dazu kam. Ich habe viel Detaunrschaften, die mir sonst die liebsten, die erwünschtesten würden gewesen seyn, bloß deswegen

aufgegeben, weil ich das Schmausen nicht ausstehen kann. — Ey, sagen die Leutchen, Sie sollen auch nicht essen, wenn Sie nicht wollen; Sie sollen nur da seyn und — — Und Euch essen sehen? Und zwei, drei Stunden wie ein Maulaffe dasitzen, und vor Beklemmung fast ersticken? Da dank' ich. — Also wenn mein Engel kommt, so ißt und trinkt er sich zu Schanden; besser also, daß er gar nicht kommt, und für einen Grobian, einen — Gott weiß was? gehalten wird! Denn vor Höflichkeit sterben, das scheint mir die albernste Todesart von der Welt.

Aber Himmel! Was plaudre ich da mit Ihnen? Was geht Sie das alles an? — Doch, es geht Sie wohl etwas an; denn es giebt auf Deutschem Boden ein Städtchen, wo ich mich schon eingerichtet hatte, wo niemand mich mehr bat, wo meine Chefs nicht würden gegenwärtig gewesen seyn, wo vor den Thoren Erdboden ist, wo Herr Weisse und so viel andre ganz allerliebste Leute darin wohnen, wo ich —

Ich muß abbrechen, mein Liebster, denn sonst möchte der Narr anfangen zu weinen, und er verliert in der Hitze schon Kräfte genug durch Schwitzen.

Empfehlen Sie mich Ihrer geehrtesten Familie, allen meinen Freunden, namentlich Hn. Dr. Platner, Hn. Zollikofer, Hn. Dr. Müller, und leben Sie tausendmal wohl.

Ihr gehorsamster und verbundenster Engel.

Mancherlei.

Der Streit, ob das Herzogthum Schleswig zum Königreich Dänemark und unter sein Königsgesetz gehöre, dreht sich eigentlich um — ein Comma, oder die eigentliche Stelle desselben. Die Dänen sagen, in dem Erbhuldigungs-Eide verspreche die Schleswigische Ritterschaft: „Dem Könige und seinen Erb-Successoren, (—) nach dem Inhalt des Königsgesetzes treu, hold und gewärtig zu seyn.“ Die Schleswiger behaupten, sie schwüren: „Dem Könige und seinen Erb-Successoren nach dem Inhalt des Königsgesetzes, (—) treu, hold und gewärtig zu seyn.“ Der Unterschied ist freilich auffallend; aber jeder, der nicht in den Streit befangen ist, meint doch wohl, daß dergleichen nicht nach der Stellung eines Comma's, sondern nach dem Nutzen der Völker entschieden werden sollte; — und daß für Dänemark selbst wohl nichts von wichtigerm Nutzen seyn könnte, als auch politisch zu dem großen Lande zu gehören, zu dem es durch seine natürliche Lage gehört. Dänemark ist geographisch ein Theil der Nordküste Deutschlands.

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Schaubühne.

Am 6. September: „Fidelio,“ von Beethoven. — Da Herr Eunike verreist ist, hat Hr. Stümer den gefangenen Florestan, und es ist nur ganz einfache Anerkennung, daß er trefflich sang und gut spielte. Ueberhaupt zeigneten sich die heutige Darstellung durch hohe Vollendung aus. Besonders hinreißend wurde das Duett gegen Ende des zweiten Aktes von Mme. Milder und Hrn. Stümer vorgetragen. Ersterer dankte das Publikum auch nach der Vorstellung. Auch Hr. Stümer hatte das verdient.

Bücher-Chronik.

Anekdotenalmanach auf das Jahr 1817. Gesammelt und herausgegeben von Karl Müchler. Berlin, bei Duncker und Humblot.

Das Anekdotensammeln geht in der Literatur ungefähr eben so hoch, als das Steckenbein-Suchen unter den Gewerben. Der Verfasser dieses Almanachs ist dabei recht heiter und glücklich gewesen, und stößt jedem Tage im Jahr seine artige Schnurre. Zur Vorrede des nächsten Jahrganges nimmt sich der Herausgeber dieses Blattes die Freiheit, ihm dankbar einen Beitrag anzubieten.

Der lakonische Kontrakt.

„Ob wohl, sagte jemand, die Schriftsteller und die Buchhändler ordentliche Kontrakte mit einander schließen?“ — Sehr oft, erwiderte ein Andrer. — „Nun, da möcht' ich den sehen, den der Verleger des — ehemals nicht unwichtigen M—r über seine Jagd nach fremdem Witze schleppt.“ — O, antwortete jener, der läßt sich denken! Der Buchhändler schüttelte den Geldbeutel und rief: „Euch's Verlorne!“

— Taschenbuch für das Jahr 1817. Der Liebe und Freundschaft gewidmet. Herausgegeben von Dr. Fr. Schlez. Frankfurt a. M.

Sie ist da, auch für das künftige Jahr, die freundliche, liebliche Gabe, deren Werth sie dem Publikum längst theuer gemacht hat; und zwar diesmal vorzüglich reizend. Der Herausgeber hat seinen Blüthenstrauß als Kunstkenner gesammelt, als Künstler geordnet. Die trefflichen Blumen sind seine eigne Erklärung der Tabellenkupfer; „der Familienbund“ von Fr. Kind, und „des Minnesingers Rheinfahrt“ von C. H. J. Postel. Auch „die Brüder“ von Kahler und „die beiden Einsiedler“ von Fouqué sind interessant, aber sie lassen am Ende ihre Helden aus dem Karakter fallen; der erste, indem er Jetty als Werbrüchigen gegen seine Braut zurückkehren, der andre, indem er den Helden Antonio als jungen Mann sich dem phantastischen Einsiedlerleben nehmen läßt. Unter den Gedichten sind schöne

und mittelmäßige: aber es gilt hier den Strauß zu würdigen, nicht seine einzelnen Blumen. Zwischen der Lilie und der Rose dient die Ringelblume zur Erhöhung der Schönheit jener. Die Kupfer sind fast alle sehr gelungen.

Vermischte Nachrichten.

Wieviel der Titel eines Buches thut! Bekanntlich giebt es mehrere Biographien von Dante und von Petrarca, aber sie heißen auch so, und so beachtet sie, wer ihrer nöthig hat. Nun aber hat ein Baierischer Gelehrter, Mitmayr, noch ein Leben Dante's und Petrarca's, als den ersten und zweiten Band eines „Pantheons Italiens" drucken lassen; und die Italienischen Gelehrten nennen ihn den Plutarch Italiens, und die erneuerte Akademie der Wissenschaften zu Padua hat ihn zu ihrem Mitgliede ernannt. —

— Die Angelegenheiten zwischen England und den mahometanischen Staaten scheinen sich immer mehr zu verwirren. Auch die zweite Abtheilung der Flotte des Großsultans ist abgesegelt; dagegen wird auch eine zweite Escadre in England schleunigst ausgerüstet, um Lord Exmouth zu unterstützen. Die Berberesken Staaten sollen alle ihre Schiffe zum Rauben ausgesandt haben; und von der andern Seite landen wieder eine Menge Griechischer Seeräuber in Türkischen Häfen, plündern die Türkischen Staatskassen und machen alle Türken nieder, die ihnen in die Hände fallen. Die Verhältnisse zwischen den christlichen und den mahometanischen Staaten sind zur Entscheidung reif, und so wird diese wohl ohne und selbst wider den Willen derjenigen eintreten, von deren Beistimmung sie abzuhängen schien. — Von mehrern Seiten äußert man Erstaunen darüber, daß Sir Sidney Smith, der sich so viel bemühte, einen Angriff gegen die Berberesken zu veranlassen, nun, da dieser Statt findet, gar nicht gebraucht wird.

— Zu Bahia in Brasilien erscheint eine politische Zeitung, betitelt: „Das goldne Zeitalter Brasiliens." Vermuthlich um im Karakter des goldnen Zeitalters zu bleiben, meldet dies Blatt von allen Kriegsvorfällen Amerika's kein Wort.

— Der große Schauspieler und gute Schauspieldichter Schröder ist auf seinem Landgute in Holstein gestorben. Wie es bei Greisen zu gehen pflegt, war sein Ruhm in den letzten Jahren eingeschlummert; der Tod des Besitzers wird ihn wieder erwecken, und er wird lange dauern.

— Ein Leipziger Blatt erzählt, als Buonaparte am 19ten Okt. 1813 vom Könige von Sachsen Abschied nahm, hätten einige Sächsische Officiere den Plan gemacht, ihn zu arretiren, aber es unterlassen, weil ein General es gemißbilligt. Die Unentschlossenheit dieses Mannes ist es also, die noch wenigstens einer halben Million Menschen das Leben kostete, und Verheerung über weite Länder verbreitete. Aber ob Buonaparte, wenn es geschah, seinen Thron verloren hätte?

— Nachrichten aus Hamburg sagen, daß die Vertheidigungswerke der Stadt, welche, leider! erst von den Franzosen angelegt wurden, allmälig verschwinden, und selbst die alten Wälle abgebrochen werden sollten. (Hamburg würde also in künftigen Kriegen wieder der Brandschatzung von jedem siegenden Corps ausgesetzt seyn. — Eine Frage, deren Erörterung vielleicht nicht überflüssig ist: Wenn ein Staat, gleichviel, ob ein kleiner oder großer, freiwillig darauf Verzicht thut, sein Eigenthum auch nur gegen einen schwachen Feind zu vertheidigen, hat er ein Recht zu fordern, daß andre es thun, oder auch nur sich für die Erstattung des ihm Geraubten verwenden sollen?)

— Englische Zeitungen sagen, die Italienischen Staaten beklagten sich bitterlich darüber, „daß sie ihre Schifffahrt dem Schutz Englands überlassen hätten; es schütze sie nicht gegen die Berberesken." Die Engl. Z. antworten mit Recht: Warum schützt ihr euch nicht selbst? —

— Bei einer öffentlichen Versammlung zu Manchester trug ein Hauptsprecher darauf an, die Minister aufzufodern, sie möchten dem Englischen Gesandten bei dem Frankfurter Bundestage auftragen zu bewirken, daß alle Englischen Fabrikate in ganz Deutschland zollfrei vertrieben werden könnten, — das heißt, es möge als zur Constitution Deutschlands gehörig beschlossen werden, daß es, zum Nachtheil der Deutschen Fabriken, ein Marktplatz der Englischen sey; und zwar indeß selbst Deutschlands rohe Produkte, z. B. das Getraide, nur zur Zeit einer Theurung in England eingeführt werden dürfen. Als Beweis, daß das nöthig sey, führte der Sprecher an, 1814 seyen nach Deutschland und Preußen an Engl. Baumwollenwaaren allein der Werth von 18 bis 20 Mill. (?) Thaler ausgeführt worden.

Aus Sachsen.

Bei Breitkopf und Härtel zu Leipzig, sind erschienen:

1) Ouverture de l'Opéra: „Les Danaides," pour le Pianof. etc., et 2) la Speranza, Cantatina a voce sola di Soprano etc. Von dem Königl. Sächs. Oberkapellmeister Francesco Morlacchi.

Nichts ist wohl nachtheiliger für Künste und Wissenschaften, als wenn Kenner derselben den Mann berücksichtigen, der, auf einem bedeutenden Posten stehend, seine Kunstwerke durch einen Verleger dem Publikum zur Schau aufstellt; wenn Kunstkenner bei einem schlechten Werke eines solchen Künstlers schweigen, hingegen bei einem mittelmäßigen Werke eben desselben Künstlers in übermäßige Lobpreisungen auszubrechen pflegen! — Dieses ist mit Herrn Morlacchi ganz der Fall! — Wie zuvorkommend und gefällig sind nicht die Kunst-Berichterstatter in verschiedenen öffentlichen Blättern gegen ihn und seine Kompositionen seit fünf Jahren gewesen! — Ein solcher äußerte einmal geradezu, daß seit Hrn. F. Morlacchi's Erscheinung in Dresden, eine neue Epoche für die Kunst daselbst beginne; und zwar äußerte er dieses nach einigen gehörten Sätzen aus der Oper: „Die Danaiden!" — Ob nun schon diese Oper, die Morlacchi für ein Römisches Theater komponirte, ihm seinen jetzigen Posten verschafft hat, so kann man doch aus der Ouverture zu dieser Oper, von dieser Oper überhaupt keine günstige Meinung bekommen; mithin möchte wohl die neuere Dresdner, durch Hrn. F. Morlacchi bewirkte Kunst-Epoche, nach dieser Ouvertüre zu den Danaiden, in weiter nichts, als: in plumpen, harmonischen Fortschreitungen, in gemeinen und trivialen Melodien, und vorzüglich in Reminiscenzen bestehen! —

(Der Schluß folgt.)

Nr. 51. S. 124. 1ste Sp. 25ste Zeile lies 200 und einige tausend Rubel Schulden rc. statt 200 und einige Millionen.

Jede Nr. dieses Blattes wird am Morgen des Tages, dessen Datum sie hat, in der Spenerschen Buchhandlung ausgegeben, oder auch mit der Zeitung ausgetragen.

1816. Nro. 33.

Ernſt und Scherz

Donnerſtag, oder den 12. September.

der alte Freimüthige.

Sängerliebe. Eine provenzaliſche Sage in drei Büchern. Von Friedrich de la Motte Fouqué. Stuttgart ꝛc. bei Cotta, 1816.

Unſtreitig wohl das ſchönſte Dichtergebilde, das die Romantik im Fach der proſaiſchen Erzählung für Deutſchland hervorgebracht hat, vielleicht hervorbringen kann.

Mit reifem Künſtlerſinn hat der Dichter die Hauptzüge, die das Zeitalter der Troubadour's im ſüdlichen Frankreich — wohl nur täuſchend — ſo hoch poetiſch malen, zuſammengefaßt, und mehr im Karakter derſelben, als durch ſie, eine Zauberwelt voll poetiſcher Wahrheit — eine andere muß man von ſolchen Werken nicht fordern, — geſchaffen, in der man alles lieb gewinnt, und von der man ſich nur mit Bedauern trennt. Man würde es mit noch viel größerm thun, wenn der Dichter anders geendigt hätte. Müſſen wir denn ſeine Helden immer begraben ſehn? Muß er denn ſeine Leſer, nachdem ſie ihm mit Bewunderung und Liebe durch ſeine Arminden-Gärten gefolgt ſind, nun vor die Thüre hinausſtellen, dieſe vor ihren Augen zuklappen und den Schlüſſel in die Taſche ſtecken? Wär's nicht freundlicher, bei einer Ausſicht von ihnen zu ſcheiden, die ihrer Phantaſie noch einen Nachgenuß bereitete? Und wenn es künſtleriſch nothwendig war, daß Arnald ſtarb: war es auch das, ihn in Kränklichkeit verkümmern zu laſſen? Die erizenden Schilderungen und Betrachtungen, die dadurch herbeigeführt werden, löſchen den Haupteindruck nicht aus.

Die Deutſche Weihe im Verhältniß zu dem Augsburgiſchen Glaubensbekenntniß.

(Schluß.)

Aber um ſo aufmerkſamer müſſen wir ſeyn, die zarte heilige Pflanze um ſo behutſamer hegen. Denn jene Rohheit — wie ſich denn alles ausgleicht — hatte auch mehr Kraft, einen ſtärkeren Trieb, (den Herder z. B. an Hutten lobt,) und ſelbſt die rückſtändige Schwärmerei und der Glaube, im Grunde noch Aberglaube, wirkte viel gewaltſamer und heftiger, als unſere beſonnene Vernünftigkeit. Die zum Theil blinde Wuth, gab auch zum Theil blinden Muth. Solche Kraftausdrücke: „Und ſollten zu Worms mehr Teufel ſeyn, als Ziegel auf den Dächern, ſo will ich mich ſtellen!“ und: „Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!“ werden wir von dem neuen Luther vielleicht nicht hören. Aber auch die Aufrichtigkeit und Kraft des Gefühls wird man vielleicht bei den Hohen in dem Grade vermiſſen: „Deſſelben Abends ſagten Kaiſ. Mayett. dem Biſchoff von Hildesheim,

S. Majest. bäte, samt seinem Bruder, wollten Gott den almächtigen für ihn, als einen armen Sünder bitten, daß er ihm seinen H. Geist wolle senden, der ihn unterrichte und unterweise, daß er in diesen großen Sachen eine gemeine, heilige und schriftliche Ordnung möge aufrichten und Gott nicht erzürnen. Dabey sind ihm die Augen übergangen." — Heut zu Tage hält weltliche Macht und Klugheit es oft für ein kleines Nachgeschäfte, geistige Sachen, als Polizei-Angelegenheit, in Ordnung zu bringen. Aber die Noth wird die Weltmänner eines andern belehren.

Unser Luther (Luther ist uns schon jetzt ein Gesammt-Angesicht oder Menschenbild, persona,) muß ein lichtvoller Mann seyn, und wirken wie das Licht, sanft, wie durch Zauberkraft die Verwandtschaft ändern und wohlthätig die Spannung heben; in allen Stoffen, in den verschiedensten Farben, muß er sich wirksam erzeigen. Wie ein unsichtbarer Geist muß er wirken. Edle Reinheit des Geistes und der Sitten ist das Erste, darin muß er am stärksten und der Sammelpunkt seyn für alle die Kräfte, die einzeln in Einzelnen (für eine besondere Kunst, Wissenschaft, äußere Lebensthätigkeit,) vielleicht stärker wirken, als er, und stimmen muß er und vereinbaren, nicht in seinem Namen, nicht durch ein sahliches Ansehen, sondern eben durch die Geistesfähigkeit, d. h. Vernünftigkeit selbst, deren Herrschaft doch alle Vernünftige wollen: so muß er alle für die Weihe gewinnen, die Forschenden, Dichtenden und Handelnden, Geist und Willen, Kraft und Muth. Einer muß es seyn, aber doch nicht der Einzelne allein, sondern der Versammelnde; Gesammtleben ist im Weltlichen und Geistlichen unsere Losung. — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — Deutsche Weihe will und kann nur wirken, wo sie ersehnt und erkannt wird, will nirgends sich aufdringen.

Die Lüge zu hassen, die Wahrheit zu gestatten, nach Gewissen und Ueberzeugung zu leben, der Deutschen Art und der Vernunft gemäß, das ist ihr Grundgesetz. Ernst Trautvetter.

Mancherlei.

Anekdoten von Fürst Leopold I. zu Anhalt-Dessau.

Der berühmte Fürst Leopold I. zu Anhalt-Dessau, gewöhnlich der Schurrbart genannt, war ein rauher Mann, aber dabei doch immer gut und zuweilen sehr eigenthümlich.

Hier einige, ausgewählte, aus den vielen Anekdoten von ihm!

Er ging einmal in Bernburg über die Saalbrücke, und sah da einen Gassenbuben mit — auf gut Deutsch — mit einer Rotznase stehen.

„Junge, wisch Dir die Nase!" rief er ihm zu.

„Ich habe kein Tuch," erwiederte der Bube.

Leopold griff in die Tasche, und gab ihm mit den Worten: „Da, kauf Dir eins!" einen Gulden.

Tags darauf ging der Fürst wieder über die Brücke, und eine Menge Gassenbuben mit ungeschneuzten Nasen standen da, in der Hoffnung, ebenfalls Gulden zu erhalten; aber — der Fürst ging lächelnd vorüber.

— Als einst bei einer Zusammenkunft der gesammten Anhaltischen Landschaftsdeputirten in Dessau, ein Cöthenscher Bürgermeister nicht nach seinem Willen votirte, schickte er ihm seine Equipage, hieß ihn sich einsetzen, und ließ ihn bis auf die Hälfte des Weges nach Cöthen fahren, wo er aussteigen und die andere Hälfte des Weges zu Fuße machen mußte.

— Einst kam ein junger Husaren-Officier als Ordonnanz zu ihm, nahm die Mütze ab, und verbeugte sich tief. Der Fürst, welcher im Hemde am Kaminfeuer stand, erwiederte dieses unsoldatische Benehmen damit, daß er ihm die Zunge entgegenstreckte, und ihn dann mit Fluchen und Schimpfen fortjagte. Der Officier kam hierauf zurück in das Zimmer, behielt seine Mütze auf, und fragte lärmend und polternd nach dem Feldmarschall, welcher doch vor ihm stand. Der Fürst verstand gleich, was das heißen sollte, ließ sich schleunig Degen, Hut und Feldbinde geben, bekleidete sich damit, doch ohne sonst etwas mehr als das Hemde an zu haben, empfing dann freundlich den Rapport des Officiers, und bat ihn zur Tafel.

— Bei einer Zusammenkunft der Anhaltischen Landstände, welcher er, wie gewöhnlich, beiwohnte, war ein Bernburgischer Deputirter, seiner Instruktion gemäß, nicht der Meinung, welche Leopold durchsetzen wollte. Als man hierauf bei Tafel die Gesundheiten der Fürsten von Anhalt trank, veranlaßte er, daß die des Fürsten von Bernburg nicht ausgebracht ward. Der Bernburgische Deputirte, die Ehre seines Herrn zu behaupten, forderte hierauf ein großes Glas, und trank selbst auf das Wohl seines Fürsten. Leopold lächelte, und — Jeder hatte seine Genugthuung.

— Die Geſchichte ſeiner Liebe und die ſchnelle Vermählung mit einer Bürgerlichen, Luiſe Köſe, würde ein anziehendes Gemälde geben können, wenn ſich ein genau Unterrichteter der Mühe ihrer Mittheilung unterziehen wollte. Bis jetzt findet man noch nirgends eine Erzählung derſelben, ſo bekannt, ſo wahr und ſo einzig ſie auch iſt. Sollte man ſie noch jetzt, nachdem ſchon über 100 Jahre ſeitdem verfloſſen ſind, unter dem Schleier verbergen wollen, der ſie bisher deckte? — H.

Zwei von den kürzlich unter Phädrus Namen bekannt gemachten Fabeln.

(Ueberſetzt von J. H. Voſſ.)

I. Juno, Venus und die Henne.

Als ihrer Kruſtheit Juno einſt ſich überhob,
Verſagte Venus, ſagt man, eine Henne ſo:
„Sprich, Beſte, worauf Speiſe brauchſt du wohl den Tag?“
„„Sieh,““ war die Antwort, „„was du willſt: es iſt genug;
Wenn ich nur etwas mit den Füßen kratzen darf.““ —
„Nun nicht zu kratzen: iſt genug ein Schaffel Korn?“
„„Genug und Weitz; aber kratzen laß mich doch.““ — —
„Um gar nicht mehr zu kratzen, was verlangeſt du?“
Nun erſt gedacht der Mangel der Natur das Thier:
„Und eſſeſt du die Schoner mir: ich kratze doch.“
Da lachte Juno, ſagt man, ob der Venus Scherz,
Die in der Henne auf die Frau'n pfandete.

II. Aeſop und der Sklave.

Nicht Maß zu dem Uebel werd' hinzugefügt.
Ein Sklave ſah einſt ſeinen allzuharten Herrn,
Und traf den Fabeldichter, ſeinen Nachbar, an.
„Warum ſo ängſtlich?“ — „„Vater, die vertraut ich's wohl:
Ich habe nichts in Ueberfluß, als Schläg' und Noth.
Schmauſ't mein Gebieter außwärts, hurt' ich vor der Thür;
Schmauſ't er daheim, ſo wart' ich auf die ganze Nacht:
Und immer giebt es Prügel ſtatt verdienten Lohns.
Ich ſollte frei ſeyn, und bin Sklav' im grauen Haar;
Weiß auch vom ſtrengen Fernel nicht, und hungere.
Drum will ich flehn, wohin mein Fuß mich tragen wird.““
„Laß hören,“ ſprach der Alte; „du unſchuldig du
Go Hartes leideſt, was bedroht den Schuldigen?“
Die kluge Warnung brachte dieſen Knecht zur Ruh.

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Bühne.

Am 27ten Auguſt: „Der Spieler,“ von Iffland. — Eine Zeitſchrift Schiller, die aus ſeinen Schriften vertilgt werden müßte, da ſie ſeinem Ruhme Eintrag thut. Es iſt die berühmte Schilderung über die gewöhnlichen Helden des bürgerlichen Schauſpiels: „Was kann denn ſolcher Mitter Großes begegnen!“ Wie? Giebt es denn auch eine Tragödienfähigkeit, die an Rang und vornehmer Geburt haftet? Iſt das Menſchliche nicht überall die höchſte Aufgabe der Kunſt? — Nur das iſt wahr, daß es bei treuen Schilderungen auf dem eigentlich bürgerlichen Leben unendlich ſchwieriger iſt, ſie für die Phantaſie künſtleriſch zu benutzen, als bei Straßen, die aus Regionen genommen ſind, welche an die Weltergeſichte grenzen, aber bei rein poetiſchen Fabeln. Daß es aber doch möglich iſt, hat Iffland ſelbſt in manchen Scenen dieſes Stückes bewieſen. Nur wäre zu wünſchen, daß es bei der Vorſtellung aller mittleren Rollen entledigt würde. So iſt z. B. der Rektor in den letzten Akten überflüſſig. Vorzüglich gut wurden heute die Rollen der Alten, des Geheimenrathes, des Lieutenants Stern und des Gabrecht gegeben, von den Herren Unzelmann, Herdt und Labes. Die Übrigen Rollen, ohne Ausnahme, glaube der Verfaſſer hier ehemals beſſer geſehen zu haben.

Bücher-Chronik.

Auffätze des Scherzes und der Laune, von K. G. Prätzel. Leipzig, 1816. — Mit einer ins Einzelne gehenden Beurtheilung kann ſich dieſe Chronik nicht befaſſen, im Ganzen aber muß ſie dem Verfaſſer das Zeugniß geben, daß er ein angenehmes Erzähler-Talent beſitzt, beſonders für die leichte poetiſche Weiſe, in welcher Wieland ſo glänzende Muſter aufgeſtellt hat. Möge Hr. Prätzel dieſe ſorgfältig ſtudiren: was er vorzüglich im „grünen Banchett“ leiſtete, beweiſt, daß er glücklich darin ſeyn wird, und hoffen darf, die Schwierigkeiten gezierter Leichtigkeit zu leſen.

Vermiſchte Nachrichten.

Aus Mannheim, vom 26. Auguſt. Sie preiſen das Paradies in dem ich lebe? Der dieſe N., dem ich das ſagte, erwiderte: Um dieſe Gegend wirklich dazu zu erheben, müßte man eine gewiſſe Maaßregel nahehmen, die Gott traf, um das bibliſche Paradies zu erhalten. Die Pfalz ſey, wie die Schweiz, ein ſchönes Gemälde, in dem die Staffage, wenigſtens die zweibeinige, mißrathen iſt. — Man erzählt hier, Baden werde die Rheinpfalz für 15 Millionen Gulden Kf. an Baiern abtreten, Baiern aber nur 12 Mill. geben. Das iſt indeß ein unverbürgtes Gerücht. Das aber iſt leider! gewiß, daß die Bedrängniß hier groß iſt. Der Laib iſt von 12 Kreuzer auf 17 geſtiegen, und ſoll jetzt auf 20 kommen. Aber wer wird auch im Paradieſe Brods zu eſſen verlangen!

— Die polytechniſche Schule zu Paris ſoll künftig nicht mehr militäriſch eingerichtet ſeyn. Sie ſoll bis 200 Schüler aufnehmen, für eine Penſion von tauſend Franes. 24 werden vom Könige erhalten.

— Das Engländer zu Paris haben die Erlaubniß erhalten, dort einen eigenen Geſellſchafts-Club zu bilden, an deſſen Spitze Wellington und Sidney Smith ſtehen. (Sie werden künftig alſo noch weniger als ſonſt, in Paris unter Parſiern leben.)

— Das Journal de Paris ſagt, das Pariſer Ballet würde bald nicht mehr wiſſen, auf welchem Bein es tanzen (oder viel-

wehe pfeifen) tötte. Mme. Gadel hat ſich zur Ruhe begeben, Mlle. Guſtin iſt entfernt u. ſ. w. Jetzt iſt auch ein Engliſcher Tänzer zu Paris und macht Aufſehen.

— Ein Herr Henry Guillaume machte in Paris bekannt, er werde am 15ten mit einem Luftballon aufſteigen, den er durch das „Gleiter einer Luftmaſchine“ dirigiren werde. Es verſammelten ſich viele; er ſtieg an Stricken 40 Fuß hoch, (à ballon captif,) ſchwebte eine Minute lang hin und her, und ſtürzte wieder herab, weil etwas in der Maſchine krachte. Die Verſammelten bemächtigten ſich nun des Ballons, und ließen ihn fliegen à ballon perdu.

— Der Meinbau hat ſich in Sicilien in den letzten Jahren außerordentlich gehoben. — Ein Engländer hat mehrere Millionen dadurch gewonnen. — Die öffentliche Bibliothek zu Palermo iſt wieder den Jeſuiten übergeben worden. — Der alte Aſtronom Piazzi hat endlich den erſten Band ſeines lange verſprochenen Werkes: „Storia Astronomica di Sicilia,“ nach Mailand geſchickt, um dort gedruckt zu werden. Im ganzen Königreich Sicilien iſt kein Ort, wo es geſchehen konnte.

— Die berühmte Verſailler Diana iſt in das Muſeum zu Paris gebracht, und nimmt die Stelle des Belvederiſchen Apollo ein. Dort wo der Louvre ſtand, hat man ein Fenſter gemacht. Da die koloſſale Melpomene, der Capitolliniſche Ather, der Centaur und alle Borgheſiſche Marmore in Paris geblieben ſind, behaupten die Pariſer, die Sammlung laſſe ſich immer nur mit den Sammlungen im Capitol und im Vatican vergleichen.

— Mme. Genlis, voll Zorn darüber, daß ſie der Präſident des Aſſiſengerichts wegen einer politiſchen Angelegenheit zu ſich bitten ließ und verhörte, bricht, Paris zu verlaſſen und nach Bruſſel zu gehen, um dort eine Damenſchule anzulegen. (Ob ſie die moraliſchen Beiſpiele zu ihrem Unterricht, wohl aus ihrem eignen Leben wählen wird?)

— Ein Graf Tiemas hat ein Buch herausgegeben, das den Titel führt: „Bigamie de Napoléon Buonaparte,“ worin er behauptet, als der Pabſt in Paris geweſen, habe der Kardinal Feſch, in Folge einer mündlichen Diſpenſation des Pabſtes, Buonaparte mit Joſephinen eingeſegnet: daher ſey dieſe Ehe gültig u. ſ. w. (Der Herausgeber erinnert ſich, daß ihm ſchon 1813 ein Jeſuit dieſelbe Nachricht mit den Schlußfolgen mittheilte.)

— In dieſem Jahre hat die königliche Akademie zu Paris keinen Bericht über ihre Arbeiten können drucken laſſen, weil es ihr an Geld zu den Druckkoſten fehlte. — — — Dagegen fall das Journal des savans, die älteſte wiſſenſchaftliche Zeitſchrift in Europa, wieder fortgeſetzt werden.

— Ein neuer Franzöſiſcher Reiſender hat das Ordenfeſt bei vielen Amerikaniſchen Völkern, und ſelbſt bei den Negerſtlaven häufig gefunden, aber als eine Krankheit.

— Der verſt. Abelung ſoll eine ſehr vollſtändige Sammlung von Schriften, die für, wider und über die Jeſuiten erſchienen, nachgelaſſen haben.

— Den neueſten Nachrichten zufolge lagen zu Buenos Ayres 25 Engl. Schiffe, die nicht abgehen konnten, weil ihre ganze Mannſchaft in den Dienſt der inländiſchen Regierung getreten war. Matroſen, die für 35 Schilling monatlich dahin geſetzt waren, verlangten für die Rückreiſe 25 Dollars monatlich. Man ſieht, das Uebergewicht des reichen Amerika fängt an ſich zu äußern.

— Ein neu erſchienenes Werk zu Paris: „Considérations sur la situation actuelle de la France,“ hat das Motto: „Der Adel beſteht, die Geiſtlichkeit bedarf, Ludwig gehorcht und das Volk ſeufzt.“

— Ein Lieblingsvergnügen der Pariſerinnen iſt jetzt das Schlittenfahren von Ruſſiſchen Bergen. Es ſind zwei ſolche Berge zwar nicht von Eis, doch aber von glatten Brettern errichtet, und es iſt immer ein großes Gedräng um ſie her.

— Die Inſurgenten in Buenos Ayres und Venezuela haben ihren Negerſklaven die Freiheit gegeben, mit der Bedingung, ſich gegen die Spanier zu bewaffnen. Venezuela ſoll dadurch 70tauſend Bewaffnete mehr erhalten haben.

— Im Morning Chron. beſchwert ſich jemand, der nach Oſtindien reiſen will, daß man von ihm fordre, ſich auch einen Paß für das mittelländiſche Meer zu löſen, und beträchtlich Guineen dafür zu bezahlen. Man ſage, fügt er hinzu, das ſo geſtohlne Geld ſolle angewandt werden, um Geſchenke für den Dey von Algier zu kaufen.

— Die Britiſchen Miniſterial-Blätter hatten darüber, daß die letzte Verſammlung in der Common-Hall auf ſo unangenehmen Leuten beſtanden. Das Morning Chron. ſagt dazu, warum die vornehmen Staatsbürger es unterlaſſen hätten, der älteſten und wichtigſten conſtitutionellen Volksverſammlung beizuwohnen? Wollten ſie ſich von der Nation trennen? —

— Daſſelbe Blatt findet es ſicherlich, daß man dem Britiſchen Helden Wellington ein Denkmal errichten will, das auf der Hauptbrücke von Griechiſchen Statuen beſtehen ſoll, die man in Römiſchen Mienen fand, und die überhaupt nicht einmal zuſammen gehören.

— The Courier meldet aus einem Briefe von Neapel: Man fürchte, dieſe Hauptſtadt werde von den Amerikanern, wegen einer Forderung von 4 Millionen, bombardirt werden, wenn nicht ſchleunigſt eine Engl. Eskadre erſcheine. Man treffe eifrigſt Gegenanſtalten. Der König habe 12000 Oeſterreicher in Sold genommen, und alle Schlöſſer von ihnen beſetzen laſſen. — Welch ein Ekel zu Vergleichungen, ſollte er auch nur Gerücht ſeyn.

Aus Sachſen. (Fortſetzung.)

Das Hauptthema dieſer Ouvertüre ähnelt ſehr der bekannten Ariette aus dem kleinen Matroſen: „Ueber die Beſchwerden dieſes Lebens ꝛc.“ worauf man ſich von der Urtheilskraft des Komponiſten einen Begriff machen kann! — Es iſt zwar wahr, daß die Italieniſchen Komponiſten vom gewöhnlichen Schlage, nicht viel Fleiß und Sorgfalt auf ihre Opern-Symphonien und Ouvertüren verwenden; deswegen aber bleibt man in Italien ſelbſt eine zu große Vernachläſſigung der Ouvertüren nicht, wie aus Naumann's Geſtändniſſen erhellet, wo er ſagt: „daß, wenn den Italienern die Ouvertüre einer Oper nicht gefalle, ſie ausrufen: a pfegen: Ohime, principiamo male! Im Gegentheile aber: Principiamo bene!“ — Daß ich mich endlich mit einer Hauptſchilderung von dieſer Ouvertüre trenne: ſie iſt völlig den Produkten dieſer Art von unſerm Fauer und Wenzel Müller an die Seite zu ſetzen! —

(Der Schluß folgt.)

Jede Nr. dieſes Blattes wird am Morgen des Tages, deſſen Datum ſie hat, in der Spenerſchen Buchhandlung ausgegeben, oder auch mit der Zeitung zugetragen.

1816. Nro. 34.

Ernſt und Scherz

Sonnabend, oder den 14. September.

der alte Freimüthige.

Aus Briefen über die nordiſche Mythologie.

Ein Bruchſtück.

Frigga (Frigg).

Reich an Tugend und Schönheit wurde Frigga, des Rieſen Fiörgyn Tochter, darum auch von den Dichtern Fiörgynia genannt, durch die Vermählung mit Odin zum Range der Himmelskönigin erhoben. Du weißt, Eulalia, aus meinen frühern Briefen, daß ſie, wie Thor und Odin, zu den älteſten Gottheiten Skandiens gehört, deren Dienſt lange ſchon blühte, ehe noch der jüngere Odin mit den Seinen vom Kaukaſus her in Schweden einwanderte, und alle die Götter des Nordens, von denen ſich nur dunkle Vorſtellungen in den Gemüthern befanden, zur Klarheit geſtaltete, indem er auf ſich und die Seinen die höhern Weſen übertrug, und durch die Kinghеit, die er anwandte, eine ſolche Vermiſchung bewirkte, daß die Folgezeit nicht im Stande war, die Sagen von dem Weſen und den Thaten der uralten Götter auszuſcheiden. So hatte denn auch das gläubige Volk die Götterkönigin leiblich geſehen; ſo war ſie unter ihm gewandelt, und ihr Ruhm ſteigerte ſich, ihre Feſte wurden glänzender. Mit der höchſten Weisheit ausgerüſtet, kennt ſie das Schickſal der Menſchen, aber keinem offenbart ſie es je, damit er nicht bei der Ausſicht auf eine glückliche Zukunft, in der Gegenwart erſchlaffe und das Gute verſäume, das er fördern ſolle, und bei dem Gedanken an das drohende Ungemach, den Genuß des ſchönen Lebens, und alle Blüthen und Früchte die es treibt, vor der Zeit verliere. Gleichmächtig mit Odin hat ſie auch das Recht, den Thron Hlidſkjalf zu beſteigen, von wo aus der Allvater die ganze Welt überſchaut und die Thaten jedes der Menſchen. Wagte eine andere Gottheit ſich auf dieſen niederzulaſſen, ſo erfolgte — Du erinnerſt Dich noch! — auf dem Fuße die Strafe des Vorwitzes, mochte ſie immerhin ſo ſüß ſeyn, wie die, welche Freyr erlitt. Als ausſchließliches Eigenthum beſitzt ſie, nicht aber Freyja, ſo häufig auch die Verwechſelung iſt, ein Falkengewand, einem wirklichen Falken in allen Stücken gleich. Sie leiht es den Göttern, wenn ſie es will, und wenn es um die Schultern geworfen iſt, trägt es den Beſitzer durch die Luft mit mehr als Vogelſchnelle. So wurde ſie einſt von Thor, als ihm der Hammer geſtohlen war, gegen Loke darum angeſprochen, und die Göttin antwortete ihm freundlich: „Wär' es auch von Silber oder von Gold, ſie würde es ihm nimmer verſagen.“ — Die Götterkraft, die ihr eigen iſt, wendet ſie nur zum Guten an. Zärtlich beſorgt um das Wohl der Ihrigen und der Menſchen, ſtrebt ſie beſtändig dieſes zu erhöhen. Freilich ſind ihre

Bemühungen nicht allemal von glücklichen Folgen begleitet; ihre Hoffnungen werden vereitelt; denn dem unwandelbaren Geschick, dem selbst die Götter unterworfen sind, kann sie nicht vorgreifen. Vergebens nahm sie, um Balder, den Guten, vor jeder Gefahr zu sichern, einen Eid von den drei Elementen: Feuer, Wasser und Erde, und von allem Leblosen, was in und auf der Erde ist, von Metallen, Steinen, Bäumen, von allem Lebendigen; umsonst verpflichteten sich ihr alle Arten von Krankheiten, daß sie dem Sohn nicht schaden wollten; ein kleines, ganz junges Gewächs hatte sie als völlig unschädlich übergangen, und der herrliche Balder mußte in Hela's Todtenreich. — Der Pallast, in dem sie sich mit den Göttinnen versammelt, ist der glänzende Wingolf, (der freundliche Saal,) den Klopstock eigenmächtig in einen Tempel der Freundschaft umgewandelt hat. Wie nach Walhalla die Helden, so kommen nach Wingolf die trefflichen Frauen, deren Leben mit allen den Tugenden geschmückt ist, die der Begriff eines nordischen Weibes in sich faßt. Die traf es nicht, die sich einem Weichling vermählte; durch Kampf mußte ihre Liebe errungen werden; die herrlichste war die, um derentwillen der Mann sich unverzagt in die größte Gefahr stürzte. Mit Wunden mußte er heimkehren, als glänzenden Beweisen seines Muthes und seiner Unerschrockenheit. Da wurde er mit wahrer Glorie empfangen, und das Mädchen glühte vor Freude, und ein edler Stolz erhob sie, in dem Bewußtseyn, sie habe den Helden zum Helden gebildet, dem sie nun Gattin seyn würde. Auf sie selbst strahlte der Glanz zurück, der den Geliebten krönte. So urtheilte das Volk: wäre sie minder herrlich, hätte er geringere Thaten vollführt. Wie viele Deines Geschlechts, Eulalia, waren nicht auch selbst Heldinnen, die zum Tanz des Krieges mit männlicher Kühnheit stürmten! Denn von Jugend auf hörten sie von Schlachten und andern Kämpfen, da das äußere Leben noch nicht gesichert war, und das Recht des Stärkern das alleinige hieß. Die Skalden priesen in begeisternden Gesängen den Muth und die Siege der Väter, und zu gleichem Ruhm wurden Knaben und Mädchen entflammt, und ein schöner Wetteifer der Tapferkeit entzündete sich unter ihnen. So reiften die Schildmädchen, von denen ich Dir oft erzählt habe, und konnten es nur in einer Zeit, wo die Würde der Jungfrau in der Kämpferin auch der feindliche Krieger ehrte.

A. Wernicke.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fragmente aus dem Tagebuch einer Pariserin.

Jeder leidenschaftlich entzückende Genuß ist ein Feind unsrer Ruhe; wer seinen Zauber gekostet hat, verschmäht jeden andern, und doch kann er uns seiner Natur nach nicht treu bleiben. Die Quellen, aus denen wir ihn schöpfen, versiegen im Lauf der Jahre, und mit ihnen schwindet unser Glück, unsre Freude. — Nur unser Durst nach ihnen ist unvergänglich und unersättlich; jeder geschlürfte Tropfen, jeder volle herzhafte Zug macht ihn noch verzehrender. Reifere Jahre geben auch unsern Neigungen eine Reife, die bei meinem Geschlecht bis ins späteste Alter sich vermehrt. Ach, die armen alten Frauen, die einst schön waren, wie sehr sind sie zu bedauern! — Welche verdrüßliche Augenblicke reibt die unerträglichste Langeweile für sie zu Jahren! Wie kann man sich nur über ihre böse Laune wundern! — Alles ist ja für sie dahin; sie sind nicht mehr jung und reizend! Keine mehr von jenen unsrer Eigenliebe so süß schmeichelnden Huldigungen; — keine jener zarten beziehungsreichen Aufmerksamkeiten; — und um sie her nichts als Kälte, — schlecht verhehlte Sensaler der Langeweile, — zerstreute Blicke, — eisige Worte; — kein Lob, keine Schmeichelei mehr. kein Händekuß, kein zärtlicher Händedruck! — Sie werden keine Empfindung mehr, und dabei diese allgemeine Vernachlässigung. Die Grazien entfliehen mit der Jugend. Zeit und Verdruß legen diese veralteten Weibergesichter, denen mit der Liebe auch die Kinder derselben, frische Jugendlichkeit und Frohsinn, entfliehen, in witterliche Falten. Vergebens machen sie lange, heimliche Toiletten, — ach! sie vermögen nichts zu ersetzen! Die Liebesgötter erschrecken vor den grauen Haaren und den Runzeln; schnell entreißen sie den Liebhabern die Binde, mit denen sie bis jetzt ihre Augen verhüllten, und husch! huch! sind sie entflohen. Guter Gott! Welch ein Zustand! — Welcher ungeheure Vorrath von Philosophie muß dazu gehören um ihn ertragen zu können! Wie hart und schrecklich daß die Blüthe, von der unser ganzes Glück, unsre ganze Existenz abhängt, so leicht, so schnell verwelkend ist? — Und die geistreichen Weiber nehmen darüber wahrhaftig eben so wenig Vernunft an, als diejenigen die es nicht sind. Was bleibt ihnen auch, um sich zu trösten? Leidenschaftliche Begierde uns geduldig bewundert zu sehen, ist ja nun doch einmal unsre innerste, wahrste Natur. Ach, wenn ich dieser grausenden Zukunft den Schleier lüfte! — Nein, nein! — Warum durch so trübe Be-

trachtungen die himmlische, göttliche Jugend verflüchtigen, deren Genuß mich ganz und ungetheilt fordert.

Julie von R. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei.

Wer kein Geld hat, versucht doch auch nicht, welches auszugeben; aber wer keinen Witz hat, pflegt am eifrigsten welchen spenden — zu wollen. Daß es mislingt, versteht sich; aber seltsam ist mir ein so klägliches Beispielchen davon vorgekommen, als vor kurzem in einem dramaturg. Blatte. Ein Hr. B., der den artigen Schmetterling Undine in ein unendliches Spinnengewebe voll Schulstaub wickelt, bemerkt zu den Worten Undinens: „Eine recht goldne Nachricht!“ — „Wir (Also nicht der Kritiker allein? Wer sonst? Die ganze Schule?) können nicht umhin, sie für eine recht bleierne Nachricht für die gute Berthalda zu halten, da sie ihr so schwer aufs Herz fallen muß.“ — Aber Gold ist ja schwerer als Blei. —

Der letzten Russischen Gesandtschaft nach China war pour la partie latino ein Schulgelehrter Namens Str--- mitgegeben, der das Lateinische wohl inne haben mochte, aber durch den Mangel manches andern Geistesvorzuges, der Reisegesellschaft vielfachen Zeitvertreib gewährte. Bei dem Anblick der ersten Jakuten-Hüte gerieth er in ein großes Erstaunen, und konnte gar nicht aufhören, die Künstlichkeit derselben zu bewundern. „Das ist noch nichts,“ sagte ein angesehener Ingenieur, der auch bei der Gesandtschaft war, scherzend zu ihm; „aber die Festungen sollten sie erst sehen, die dies Volk von einigen Jahrhunderten unter der Erde angelegt hat.“ „Festungen unter der Erde!“ rief jener mit so gläubigem Erstaunen aus, daß der Ingenieur sich es nicht versagen konnte, den Spaß zu verfolgen, und noch eine höchst abentheuerliche Beschreibung der Undinge hinzu zu fügen. Oft nachher lachte die Gesellschaft über den Vorgang; — aber das Spaßhafteste war doch das, daß sie bei ihrer Rückkehr nach Europa, die Nachricht von den unterirdischen Festungen Sibiriens, in einem geographisch-statistischen Journale Deutschlands schon ganz ernsthaft mitgetheilt fand.

Vor Kurzem rühmte ein Kunstrichter zu Berlin einem musikalischen Komponisten unter andern auch nach, er habe das Entsetzliche elegant dargestellt.

Eine Nachricht vom Rhein versichert, viele Glieder des Deutschen Bundes stimmten für eine Bundes-Armee, einen Bundes-Kriegsrath, Bundes-Feldmarschälle. Sehr wichtig würde es seyn, festzusetzen, worin sich diese von der ehemaligen Reichsarmee u. s. w. unterscheiden sollten und müßten.

Epigramme.

Größe der Liebe.

„So liebten Sterbliche wohl nie!“
Rief N., verliebt bis an die Ohren;
„Das Leben ließ ich gern für sie!“
Den Kopf hatt' er ja längst verloren.

Die anonyme Broschüre.

Was scheint ihr noch, von wem wir sie bekamen.
Ein todtgebornes Kind erhielt nie einen Namen.

Bramigk.

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Schaubühne.

Am 11. September: „Janchon.“ — Mdme. Geldler war und sang als Janchon so reizend, daß man es leicht übersah, wenn Spiel und Sprache in den hochkomischen Scenen sinken Ausdruck haben sollten. — Herr Stümer als Francarville sang und spielte trefflich. — Auch Saintval, den Hr. Beschort abgegeben hat, ward in den meisten Scenen recht gut dargestellt, nur nicht in jener, in welcher er dem Vater Adelens erklärt, daß er das Mädchen unter seinen Schutz nehme. Saintval sagte hier den alten Mann bei der Brust, schüttelte ihn und schleuderte ihn zu wiederholten Malen so gewaltsam fort, daß es einer Mißhandlung ähnlich sah. Saintval, der feine, anständige Saintval, sollte sich wohl nur begnügen, dem Gerichtsdiener in den Weg zu treten, so oft dieser sich seiner Tochter nähern will, höchstens ihn leicht fortdrängen. — Herr Weymann verdiente als Janchon Bruder Beifall, ohne ihn zu erhalten. Die übrigen Rollen — Wie oft und lange sind die Besetzungen derselben schon getadelt worden!

— Am 12. Sept. zum erstenmale: „Faust,“ ein Trauerspiel von A. Klingemann. — Eine einzige Vorstellung rückt nicht hin, deutlich zu machen, auf welche Empfindung der Dichter (!!) eigentlich hinarbeitete, ob auf — Ekel oder auf Unwillen; auch nicht, welches eigentlich der dummste Teufel im Stücke ist, Faust oder Mephistopheles. Beide wurden indeß vortrefflich gespielt. Herr Maurer hatte, als Faust, wieder Gelegenheit zu entwickeln, wie viel Talent und Kraft in ihm steckt, und das Publikum erkannte es dankend. (Im nächsten Blatt ausführlicher.)

Bücher-Chronik.

Briefe eines Preußischen Officiers, während seiner Kriegsgefangenschaft in Frankreich, in den Jahren 1813 und 1814. Erstes Bändchen. Köln, 1816, bei Kommerstehen. — Der Verfasser wurde im Gefecht durch einen Kolbenstoß betäubungslos zu Boden gestreckt, gefangen und nach Limoges geführt. Auf diesem ganzen Wege, den er, schwach er im eigentlichen Frankreich war, mit ziemlicher Freiheit zurücklegte, beobachtete er aufmerksam was sich ihm darbot, und ergötzt es hier eben so aufmerksam und angenehm. Man erfährt dabei manches Neue über Karakter und Lebensweise des Volkes in Gegenden, die von Reisenden selten besucht zu werden pflegen.

— Briefe aus Paris. Geschrieben im Julius — October 1816. Von Demian. Frankf. a. M. bei Wilmans, 1816. — Diese Briefe, die eben so gut an jedem andern Orte geschrieben werden konnten, erzählen noch einmal die Kriegsbegebenheiten von 1814 und 1815, und beschreiben noch einmal die merkwürdigsten Statuen und Gemälde des Musée Napoleon, die Porzellan-Fabrik zu Sevres u. s. w. Es ist möglich, daß hin und wieder ein Umstand anders dargestellt wird, als sonst geschah.

Vermischte Nachrichten.

In der letzten Ausstellung der British Gallery waren zwei Cartons und 9 Gemälde von Raphael; aber ein Beurtheiler sagt im Courier: Wenn man den großen Künstler nach diesen Arbeiten schätzen wollte, müßte man eine viel geringere Vorstellung von ihm fassen, als die gewöhnliche ist.

— Aus Königsberg. Vom 12ten Sept. bis zum 10ten Nov. spielt hier Herr Huray aus Danzig, der mehrere unter vorigen Schauspieler mit seiner Gesellschaft verbunden hat. Sein Sohn soll als Sänger, und eine Mlle. Mollard als Schauspielerin Vorzügliches leisten.

— Eine neue Schrift von Jüfsen: „La session on 1815," beschäftigt die Pariser außerordentlich. Man sagt ihr viel Böses nach; indeß ist die erste Auflage vergriffen. „Kein Wunder, sagt das Journal de Paris; Jüfsen hat sich immer gut verkauft."

— Das Pariser Seitenstück zu Werners „24sten Februar," „Le Barbier de la Cité," ist mit verdienter Verachtung aus dem Repertoire der Pariser Bühnen gestrichen.

— Ein Pariser Blatt sagte von dem dort angekommenen Crocodil: „Die Luft zu Paris bekomme den interessanten Amphibium sehr wohl." Warum nicht? antwortet ein anderes; so heiss gebrüten sind, wie das Crocodil.

— Einer Nachricht zufolge, die wahrscheinlich auf der Brasilianischen Zeitung beruhmmt, verspricht der König von Portugal täglich fünf Hüpfner und zehn Pomeranzen.

— In einem Gedichte des Herrn Baour Lormian auf den König von Frankreich, hat man 50 Verse nachgewiesen, die Reminiszenzen aus Lobgedichten auf Buonaparte sind.

Aus Sachsen. (Schluß.)

— In dem zweiten Werke, als der Cantatina: „La Speranza," sind vorzüglich unbedeutende harmonische Fortschreitungen und noch etwas mehr, als Reminiszenzen zu bemerken! — Diese la Speranza fängt sich aus A. moll mit einem Recitativ an, und bleibt drey und wendet sich die Tänze und Breite in C. moll herum, bis es endlich mit einem harmonischen Salto mortale einen Uebergang ins As. dur zum Hauptsatze macht! — Dieser Uebergang, als der Schluß des Recitativs, hat aber in der Recitativmelodie sehr viele Reisenbrüder! — Was würde der berühmte Gretry zu diesen Versetzen eines Komponisten gesagt haben, da er selbiges schon von einem Sänger nicht leiden konnte, indem er ehedem bei Anhörung eines Recitativs von einem Italienischen Sänger, das sich mit den Worten: Vado a morire, schloß, und wo der Sänger auf der Silbe Va- Koloraturen machte, ausrief: „Dachte ich's doch, er würde zum Teufel gehen!" —

Der Hauptsatz, als das Andantino grazioso aus As und A dur, das sich mit den Worten: O raggio candido etc. anfängt, ist beinahe ganz dieselbe Melodie zu dem kleinen Duett aus Zingarelli's Giulietta e Romeo: „Dunque mio bene etc." nur durch melodische Verzierungen und harmonische Fehler, so wie auch durch einen ganz unechten und unnöthigen enharmonischen Uebergang aus dem Des moll ins A dur verschlechtert! —

Auch sind in diesem Andantino noch ein Paar melodische Bruchstücke sogar aus Paisiello's Arie: „Salve in domino etc." entlehnt. Welche heterogene Reminiszenzen! Nein, Komplikationen! —

Doch auch etwas Gutes, obgleich etwas weniges, ist allenfalls an dieser Speranza zu loben, nehmlich: die Wiederverstärkung des Anfangsritornells vor dem letzten Gesange dieses Werks, der sich anfängt: „Senza di te ben mio, viver più non posso io etc." und wozu die Melodie aus D moll gesetzt ist; so daß durch beide Verstärkungsarten das Werk, sowohl im Ganzen Einhalt, als auch im Einzelnen Ausdruck erhalten hat! — Dieses letztere lobenswerthe Verfahren in Betreff des Ausdrucks, scheint von dem Komponisten aber nur zufällig und nicht vorsätzlich bewirkt worden zu seyn, weil sichtbar in dem zweiten Theile des so eben erwähnten Gesanges, zu eben den Worten: „Senza di te ben mio etc." selbi wieder aus D dur singen und spielen läßt, so, daß der nun zum letztenmale hier erwähnte P. Mestrachi, primo Maestro della Capella Reale a Dresda, (wie er auf diesem wichtigen Werke genannt wird,) seine Gesangsmusik zur wegsten und unbedeutendsten unter den übrigen schönen Künsten gemacht hat!

B——.

Anekdote.

Der Kaiser von Oestreich besuchte am 20. Aug. mit zwei Erzherzoginnen und dem kleinen Franz Napoleon die Menagerie in Schönbrunn. Sie besahen unter andern den jungen Luxen, den die Prinzessin von Wales, von Lissa aus, dem Kaiser zum Geschenke gemacht, und der von zwei Ziegen gesäugt wird. Eine dieser dürftigen Ammen schoß wie ein Pfeil auf die Kaiserliche Familie, besorgt um ihren Pflegling. Die Erzherzoginnen sprangen zurück; aber der kleine Franz ergriff unerschrocken die Ziege bei den Hörnern, hielt sie fest, und rief seinen Tanten zu: „Fürchten Sie nichts, treten Sie näher; ich lasse nicht los." Dieses freute den Kaiser, dessen Liebling der Kleine ist, ungemein. „Wohl, rief er aus, Du weißt das Ding beim rechten Zipfel anzugreifen." (Aus Engl. Blättern.)

Jede Nr. dieses Blattes wird am Morgen des Tages, dessen Datum sie hat, in der Spenerschen Buchhandlung ausgegeben, oder auch mit der Zeitung ausgetragen.

1816. Nro. 35.

Ernſt und Scherz

Dienſtag, oder den 17. September.

der alte Freimüthige.

Simſon. Dramatiſches Heldengedicht in fünf Abtheilungen ꝛc. Von Dr. Wilh. Blumenhagen. Hannover, 1816.

Der Verfaſſer iſt unſtreitig einer der beſten Dichter, die Deutſchland jetzt beſitzt. Das beweiſt ſowohl die Kunſt des Plans, nach welchem er in dieſer ſehr gelungenen Dichtung die bibliſche Sage behandelte, als die Karakter-Zeichnung und der poetiſche Dialog in derſelben. Er hat das allzu Wunderbare, das Stoffe dieſer Art zu einer Bearbeitung für die Gegenwart untauglich macht, theils ganz zu verwiſchen, theils ſo zu mildern gewußt, daß es die Phantaſie beſchäftigt, ohne eine höhere Seelenkraft zu verletzen. Er hat ferner die überſpannte Andächtigkeit, mit welcher Andre Gegenſtände dieſer Art behandelten, vermieden, und dagegen theilnehmende Gefühle des Herzens, oft ſehr glücklich, in Anſpruch zu nehmen verſtanden. Seine Dichtung verſetzt uns in eine einfache Heldenzeit, die uns freilich Begebenheiten Kanaans ſehen läßt, aber ihrem Geiſte nach der ganzen Menſchheit angehört. Sein Simſon iſt ein hoher, edler Karakter, oft ſtürmend wild, aber auch weicheren Regungen offen, und voll Begeiſterung für große Zwecke. Zwei weibliche Heldinnen ſtehen neben ihm: ſeine ehrwürdige Mutter, ein Weib wie es ſeyn mußte, um einen Helden zu erziehen, und eine Geliebte, wie ein ſolcher ſie verdiente. Ihm gegenüber ſtehen Talmai, ein junger Philiſterfürſt, und Delila, beides auch intereſſante Karaktere, aber von niedrigerer Lebenſchaftlichkeit beherrſcht. Die Nebengeſtalten ſind nicht weniger gut gewählt und alle ſo gehalten. Nur daß der Dichter, Simſon bey der Entdeckung der Verrätherei Delila's vor Schmerz gleichſam erſtarren, und ſo gefangen nehmen läßt, ſcheint mir zu weit getrieben, — wiewohl ſich zur Entſchuldigung das Aehnliche aus Schillers Jungfrau anführen läßt. Die Gedanken und die Diktion ſind dichteriſch ſchön.

In der gegenwärtigen Breite vieler Scenen kann Simſon freilich nicht leicht auf der Bühne erſcheinen; der Verfaſſer ſelbſt aber hat in einem Anhange die Stellen bezeichnet, die dazu weggelaſſen werden müßten, und ſo hat jede Bühne, die ſich's zutrauen darf, etwas Ausgezeichnetes wagen zu können, Unrecht, wenn ſie dieſe Dichtung ihrem Publikum vorenthält. Aber wenn dieſe auch auf der Bühne kein Glück machte: immer bliebe ſie als Gedicht der wärmſten Aufmerkſamkeit werth. M.

Aus Briefen über die nordiſche Mythologie.

Ein Bruchſtück.

Friggа (Frigg).

(Fortſetzung.)

Du darfſt nicht wähnen, daß bloß dieſe Amazo-

nen der nordischen Welt in den freundlichen Pallast der Himmelsgöttin eingingen; es war genug in dem Leben Proben der Unerschrockenheit gegeben, die in Gefahren gezeigt zu haben, in den Entschließungen ohne Wankelmuth zu seyn, züchtig und bieder, und mit Freuden alle zum Kampf zu ermuntern und zu entsenden, Verwandte, oder Väter, oder Männer, oder Kinder, oder wer sonst dem Herzen theuer seyn kann. Aber jene hochherzigen Jungfrauen, die der Tod frühzeitig hinwegraffte, ehe sie sich im Arm eines Gatten der Liebe erfreuten, sind dem Dienste des ewigen Mädchens Gefiona (Gefión) geweiht, der Vertrauten Frigga's, die wegen der Anmuth der Stimme gerühmt wird, und nach Odin's eigenen Worten das Schicksal der Lebenden so gut kennt, als er selbst. Es scheint böse Verläumdung zu seyn, wenn Loke, der auch der Götterkönigin vorwirft, sie habe als Odin's Frau, ehe dieser nach Schweden auswanderte, mit We und Wile, den Brüdern des Gottes, gebuhlt, eben so in Aeger's Gastmahle, das vielleicht obenein von einem Christen gedichtet ist, Gefione'n beschuldigt, sie wäre einst von Liebe zu ihm ganz hingerissen worden, und hätte ihn mit Wollust in ihren Schooß aufgenommen.

Wir wissen zu wenig von diesem reizenden Mädchen; gern wollte ich Dir mehreres erzählen: doch fruchtlos habe ich die Quellen durchforscht, die uns bisher geöffnet sind. Das läßt sich mit großer Sicherheit behaupten, wenn gleich nirgends ausdrückliche Erwähnung geschieht, daß sie mit den irdischen jungfräulichen Töchtern nicht in Wingolf wohnt, sondern einen besondern Pallast in dem himmlischen Asgard besitzt. Ausgezeichnete Heldinnen werden zu dem Range der Walkyren erhoben, die man sich so reizend denkt, als sie nur die üppige Fantasie der Dichter schaffen kann: schlank von Wuchs, mit gewölbter Brust, roth die Lippen und Wangen, blau das Auge. Ein glänzendes Panzerkleid schmieget sich an den Leib. Sie sind, gleich den Houris, die Belohnung der tapfern Krieger in Walhalla, und mit eigenen Händen reichen sie diesen die goldgeränderten Becher beim Mahle. Das thaten die Fürstentöchter auf Erden, wenn ein Tapferer hochgeehrt werden sollte: wie könnte es Dich wundern, wenn in Walhalla dieselbe Sitte herrschet? Außer Wingolf, dem gemeinschaftlichen Versammlungsort, hat Frigga den Saal Fensal, in dem sie gewöhnlich wohnt. Glänzend heißt auch er, denn aus reinem Gold und Silber sind ja alle Gebäude in der Götterstadt. Als Wächterin der Thüren wird die zweifelhafte Göttin Syn genannt, die bei den Gerichten die Aufsicht führe, daß keiner eine Sache leugne. Es würden viele sich hineindrängen, wenn sie nicht die Thüren sorgfältig verschlösse. Fast möchte ich sie, meine theure Eulalia, mit den Hellenischen Horen vergleichen, wenn ich nur nicht fürchten müßte, schiefe Nebenbegriffe in Dir zu erwecken.

A. Wernicke.

(Der Schluß folgt.)

Mancherlei.

Wirklich bewundernswerth ist es, welche politische Absurditäten die Gegenwart ausheckt, und die Keckheit, mit welcher man sie zu Markte trägt! Wie Zeitungen erzählen, hat ein Oberrabbiner den Vorschlag gethan, allen Juden in ganz Europa ein gemeinschaftliches Oberhaupt zu geben! — Man verfolge diesen Gedanken mit Unbefangenheit, und man wird sehen, daß auf diese Weise alles das wieder entstände, wodurch einst die Römische Hierarchie so allgewaltig und furchtbar war; und zwar für ein den christlichen Völkern ganz fremdes Interesse. Welche Sicherheits-Maaßregeln man auch ergriffe: in kurzer Zeit stände der That nach, wenn auch ohne den Titel, ein neuer nichtchristlicher Monarch in Europa da, dessen 15 Millionen Unterthanen gleichsam als Besatzungen im Herzen aller Staaten vertheilt wären, und zwar in manchem bewaffnet mit — zwei Drittheilen ihres baaren Geldvermögens. — Die schrecklichen Folgen lassen sich denken.

Nicht doch! Sollte auch der Rausch, mit welchem Buonaparte's Sanhedrin im Jahr 1806 den Geist auch sehr achtungswerther Männer Jüdischer Nation umnebelt hatte, noch nicht bei allen ganz verflogen seyn: doch dünkt es mich unwahrscheinlich, daß jener Vorschlag von einem Juden selbst herkomme. Der erbittertste Feind der Juden könnte ja nichts Kräftigeres für ihre allgemeine Verbannung anführen, als wenn er bewiese, daß sie überall in einer organischen Verbindung ständen; und —

Merkel.

Wehmuth.

(Mitgetheilt von Bothe.)

Zum Dorfe zieht mit Glockenklang die Heerde,
Der Landmann eilt der Heimath Hütten zu,
Die Sonne sinkt, der Abend wiegt die Erde,
Und alles um mich athmet Friede und Ruh. —
Da liegt das Dörfchen in verborgnen Gründen;
Wie glücklich lebt' ich nicht mit Dir darin!
Ein Hüttchen winkt dort hinter grünen Linden: —
Doch Du bist fern, mein Frieden ist dahin! —

Die Thurmuhr schlägt, ich seh' vom Felsenhange
Ins Dorf hinab mit wehmuthsvollem Blick!
Die Glocke ruft mit leisem Abendklange
Den Landmann in der Kinder Kreis zurück;
Und ihm begegnet Lieb' an seiner Schwelle,
Wo Freudsinn ihm die reichen Kränze reicht;
Sein Leben fließt dahin gleich einer Welle,
Die unbemerkt durch Blumenmatten schleicht.

Erloschen ist der Schein der Abendröthe,
Die Blume schließt sich auf bethautem Rain,
Im Thal verstummt das Hirten-Weidenflöte,
Die Lerche schweigt, und lieblos ist der Hain;
Die Ruhe waltet unterm Dämmerdache,
Den Schlaf verscheucht da nur der Morgenstern,
Und für ein Plätzchen ist an jenem Bache
Noch Raum: — Doch Du bist unerreichbar fern!

Die Mitternacht durchrauscht auf Geisterschwingen
Den Grabwachs am verfall'nen Leichenstein;
Da wilde dann, umrankt von Epheuschlingen,
Auch unsre letzte Schlummerstatte sein: —
Doch Du bist fern! Auf nachtverhülltem Wege
Geh' ich verwaist der stillen Heimath zu.
Wenn ich zum letzten Schlaf mich niederlege,
Dann fruchtlos noch: — Ach fern, ach fern bist Du!

C. F. Lange.

Der Sänger*).

Der Sänger, er lebt, wie's der Laune gefällt;
Nichts kümmert den Frohen das Treiben der Welt:
Es leben in Unschuld die Kinder des Lichts!
Er lacht nur des peinlichen Augen-Gerichts
Der Baiern, Pedanten und Thoren.

Ob Narrheit die Welt noch am Narrenseil führe,
Ob Schlauheit die Puppen am Draht noch regiert: —
Er hat für Geschichten des Tages kein Ohr;
Es kommt ihm auch Schwedisch und Spanisch nichts vor,
Es gehe kopfoben, kopfunten.

Dort dreht sich die Jugend im klingenden Saal,
Dort dampfen die Altern bei schwelgendem Mahl,
Dort dringt sich am glänzende Volk der Knechte,
Dort predigt ein Denker von Elfen und Rechte: —
Der Sänger sieht Tempel und Feste.

Im Freien, auf Bergen, im schattigen Hain,
Im Quellen im Thale, die Bäumen umrinn, —
Das Morgens erhebt sich die Sonne mit Pracht,
Und Abends sinkt nieder die schweigende Nacht: —
Da geht ihm das Herz auf in Momne.

Dann füllt sich die Brust ihm mit heiliger Glut;
Kein waget im Herzen sadistische Flut.
Wie tauchen die Wälder, die Fluren! — Er singt,
Und über die Wolken und Sterne hin dringt
Die Allmacht der göttlichen Lieder.

Vom Thune des Himmels in Liebender Blick,
Von Vaterland, Freiheit und seeliskeem Glück,
Erzeut ihm die Laute zu seinem Gesang;
Es rauscht durch die Lüfte, wie Segen und Dank;
Hell leuchtet in Ohren der Himmel.

Und wieder nun tritt er, die Sterne noch heiß
Von Helio's Strahl, in der Sterblichen Kreis;
Unsterblichkeit-Ahnung erhebt ihm den Sinn,
Er schwebet an Orden und Aleri dahin,
Wie Adler an glänzenden Pfauen.

Ein Mädchen mit freundlichem Rosengesicht,
Die silberne Laute, Lust, Leben und Licht, —
Nicht Jahre, nur Tage, wie Jahre verlebt,
O, Götter! — Die lieblichen Gaben nur gebt
Dem Sänger des Schönen und Guten.

Dann diene sein Leben den Thoren zum Spott!
Kann klagt er begraben, so frohlet er, ein Gott.
Die Kinder der Vater, die stumpf ihn verlacht,
Sie schleichen zur Urn' in geheiligter Nachte,
Und weinen ihm Perlen der Liebe.

K. H. L. Reinhardt.

*) Aus einer noch ungedruckten romantischen Dichtung.

Chronik der Berliner Bühne.

Am 13. September: „Die Hochzeit des Figaro," componirt von Mozart. — In dieser Chronik, die denn freilich nur darauf Anspruch macht, den Berlinern nicht grade unnütz zu seyn, wäre es eine Lücke, würde nicht mit dankender Anerkennung bemerkt, daß Mdme. Müller-Hauptmann als Susanne heute vorzüglich lebhaft spielte. Das ist es, was sie nur noch anwenden darf, um alles zu bezaubern. Und es steht ihr so reizend!

— Am 14. September: „Wilhelm Tell." — Hr. Eßlair spielte Tell. Deutschland kennt ihn, und sein Ruhm ist entschieden: also nur ein Paar vergleichende Bemerkungen. — Iffland hatte die Darstellung dieser Rolle nach seiner Persönlichkeit aufgearbeitet; Hr. Eßlair hat es eigen-ähnlich nach der seinigen gethan: daher geschah es, daß manche Momente, worin Iffland zur Bewunderung hinriß, bei Hrn. Eßlair ruhig liefen; und andre, in denen Iffland wenig wirkte, durch Hrn. Eßlair große Wirkung thaten. Ifflands Kraft und Stimme versagten ihm dann und wann; Hr. Eßlair ging in der Mäßigung der seinigen zuweilen so weit, daß er in den Konversations-Ton kam. — In manchen Momenten war Ifflands ganze Kunst nothig, ihn keine unedle Erscheinung werden zu lassen; in oben diesen war Hr. Eßlair eine materiell imposante. — Iffland ist dahin; konnte Herr Eßlair der unsrige werden!

Bücher-Chronik.

Wendelgard von Linzgau. Erstes Buch. Von Appenzeller. St. Gallen, 1816. — Der Verfasser hat sein Werk drei Damen gewidmet. Der größte Beweis den sie ihm, wo nicht von ihrem Geschmack, doch von ihrer standhaften Gewogenheit geben konnten, wäre, wenn sie es durchlasen.

— Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1817. Mit (schönen) Kupfern. Tübingen.

Fast sollte man glauben, das eigentliche, das strahlende Leben der schönen Literatur habe sich in die Taschenbücher zurückgezogen. Wenige, sehr wenige Ausnahme abgerechnet, findet man nur in diesem noch neue Dichtungen, die Sinn und Gefühl reizend befriedigen. Das gegenwärtige steht dem „für Liebe und Freundschaft" (s. Nr. 32,) wenigstens nicht nach an Reichthum daran. Das Kleinod desselben ist das „Philanthropistenwäldchen," von J. P. F. Richter. Der Verfasser ist ein an Edelsteinen reicher Künstler, der sie vortrefflich zu schleifen, aber nicht zu fassen weiß. Hier giebt er achtzehn Brillanten, fast alle vom ersten Wasser, oder vielmehr Feuer. Den nächsten Rang nach seinem Beitrage nimmt eine Erzählung von Fouqué: „Der Künsprecher," die sehr artig erfunden ist. Den dritten erst möchte ich Gothe's Mährchen: „Die neue Melusina," zuerkennen, da sie für ein Mährchen die Phantasie, für eine Erzählung das Gefühl zu wenig beschäftigt. Es ist überhaupt ein mißlich Ding mit den Mährchen, die in der modernen Welt spielen. — In Lafontaine's „Otto und Sevella" und „Abderachmen" von Car. Pichler wird man die einnehmenden Eigenschaften wieder erkennen, welche die Verfasser dem Publikum so lange theuer machten. Von Gedichten enthält das Taschenbuch zwei Gallerien. Die erste ist von Gothe, und heißt: „Westöstlicher Divan." Ich habe nicht Zeit zu untersuchen, warum mir dabei immer einfiel, daß, wie Sveton versichert, Cäsar sich zu schminken pflegte. Die zweite: „Agnes," besteht aus 31 Stanzen, in denen Fr. Rückert mit Petrarka wetteifert: — ein und derselbe Thautropfen — oder eine Thräne, wenn man will, — aus ein und dreißig verschiedenen Standpunkten im Sonnenschein gesehn. Für jeden bricht er eine andre Farbe, — aber immer schönstrahlend. Unter den einzelnen Gedichten habe ich kein durch sehr hohen Werth ausgezeichnetes, aber auch kein schlechtes gefunden.

Vermischte Nachrichten.

Vor einiger Zeit schlug zu Paisley in England ein Boot um, und einige Mädchen aus London, die darin saßen, ertranken. Als man ihre Leichname aufgefischt hatte, zeigte es sich, daß sie zwar seidne Röckchen, aber keine Hemden an hatten. — Sollte man das nicht für eine allegorische Darstellung des Reichthums mancher Städte und Staaten halten? Aber es ist ein Faktum, so nackt — als jene Mädchen.

— Die National-Zeitung meldet aus Baden, daß Frau von Krüdener in ihren gottseligen Vorträgen vorzüglich auf Gebete für Todte dringe, und versichere, persönliche Gewißheit zu haben, daß die Seelen Verstorbener bis tausend Jahr warten müssen, ehe sie in den Himmel kommen. (Man sieht: woher? und wohin? ihre Lehren.)

— In Frankfurt am Mayn hat man die Verbesserung beschlossen, die Wachen nicht mehr durch arme Bürger, sondern durch 600 Mann Miethstruppen, denen man 50 Gulden Handgeld gab, beziehen zu lassen. Die Werbung ging gut; es fanden sich lauter Ausländer, und die armen Bürger, die von Lohnwachen leben, waren sehr gebeugt. Bald ging es aber noch besser: die meisten Geworbenen desertirten wieder.

— Das Morning Chron. giebt aus dem Manuskript Nachricht von einem „lieben Fouché'l," (doch wohl demselben Werk, das in Leipzig bei Brockhaus erscheint?) — das unter Fouché's Augen von seinem Sekretär Demaricau geschrieben wurde. Als Einleitung enthält dies Werk eine von einem Deutschen Geschichtschreiber „von ansehnlichem Ruhm" (of considerable celebrity. Etwa von Hrn. von Woltmann?) geschriebene Uebersicht der Politik Ludwig des 14ten. Seinem Hauptkarakter nach scheint das Buch eine Lobschrift auf den, „unter dessen Augen" es geschrieben wurde.

— Die Englischen Zeitungen versichern, die Regierung der Amerikanischen Freistaaten fordre von der Neapolitanischen die Abtretung einer Insel im Mittelländischen Meere. Das wäre denn die erste Eroberung der Amerikaner in Europa. Aber da die Amerikaner so kräftig gegen die Afrikanischen Seeräuber gewirkt haben, — wäre es vielleicht vortheilhaft für den Europäischen Handel, wenn sie zum Beispiel Maltha besäßen.

Literarischer Streit in St. Petersburg.

In Petersburg erscheint: „Nouvelle Bibliothèque des Dames," ein Mode-Journal, herausgegeben seit Julius 1815 von dem Buchhändler Pluchart, alle Dienstag, und wird mit Auszügen aus dem Frankfurter Journal des Modes, aus dem Nouvelliste français (in Pesth), aus andern Französischen Büchern, und mit Erzeugnissen der Französischen nach Rußland verschlagenen Musensöhne gefüllt. Bei jedem Hefte ist ein Modekupfer. Vor einiger Zeit hat es sich mit dem gallsüchtigen „Sohn des Vaterlandes" herumgeschlagen. Der S. d. V. zeigte die ersten zehn Hefte dieses Journals in seinem gewöhnlichen satyrischen Tone an, und schloß die Anzeige mit der Bemerkung, dies Journal sey gut genug zur Lektüre gebildeter Kammermädchen. Die Bibliothèque des Dames ereiferte sich. Es erschienen darin Briefe und Epigramme, unterschrieben: Comtesse de P., Princesse de P. etc., in denen die Anzeige des S. d. V. als beleidigend für alle St. Petersburger Damen vorgestellt, und der Herausgeber mit Spott und Schimpf überhäuft wurde. Das war eben dem S. d. V. willkommen. Er widmete dieser Sache fünf enggedruckte Seiten, benachrichtigte seine Leser von den Possierlichkeiten der Damenbibliothek, und gestand, er habe sie verdient, da er sich erlaubt habe, über einen Gegenstand zu spaßen, der eine ernste Rüge verdiente. Darauf machte er auf unanständige, unmoralische und obscöne Aufsätze in diesem Journal aufmerksam, bewies, daß die Herausgeber, die ihn beschuldigten, sie nicht verstanden zu haben, selbst in der Französischen Sprache unwissend sind, und bemerkte, daß die Vertheidigerinnen solch eines Journals sogar keine Russischen Zofen, am wenigsten Gräfinnen und Prinzessinnen seyn können. „Sollte ich mich aber," sagt er am Schlusse, „geirrt haben, so entschuldige ich mich: Pardon, Madame la Comtesse! A votre ton je vous avais pris pour une poissarde!" Die Damenbibliothek antwortete darauf nichts mehr. Es soll wirklich eine Gräfin gewesen seyn, die sie vertheidigt hat.

Anzeige.

Da der gegenwärtige Raum dieses Blattes so eng ist, sah ich mich genöthigt, manchen interessanten Aufsatz, der mir eingesandt wurde, noch zurück zu legen. Ich bitte die geehrten HH. Einsender um eine kurze Nachsicht. Vom 1sten Oktober an, erscheinen wöchentlich vier Nummern, und bald hoffe ich, diese Zahl noch vermehren zu können. Der Herausgeber.

Jede Nr. dieses Blattes wird am Morgen des Tages, dessen Datum sie hat, in der Spenerschen Buchhandlung ausgegeben, aber auch mit der Zeitung ausgetragen. Preis vom 1sten Okt. — 31sten Dec. 2 Th. Pr. Cur.

1816. Nro. 36.

Ernſt und Scherz

Donnerſtag, oder den 19. September.

der alte Freimüthige.

Aus Briefen über die nordiſche Mythologie.

Ein Bruchſtück.

Frigga (Frigg).

(Schluß.)

Soll aber der Zweifel unentſchieden bleiben, den Du hier und da erregt gefunden, ob es Frigga oder Freya ſey, die, wenn ſie ſelber in die Schlacht reitet, (Panzer und Roß iſt den Göttinnen allen eigen,) die eine Hälfte der Gefallenen bekommt, die andere Odin? Es will ſich zu einem ſchönen Ganzen runden, wenn Frigga, die in den weiblichen Eigenſchaften mit Odin übereinſtimmt, auch an den gebliebenen Helden gleichen Antheil erhält, und aus ihnen, den Herrlichen, einen Hofſtaat bildet, der dem Pallaſte der Göttin neuen Glanz und neuen Anmuth verleihet. Aber Freya, die Lieblingin Odin's, war die Göttin der Liebe, und die Liebe entzündete damals die Männer zu Thaten: warum ſollte ſie nicht als die wirkſamſte Bewegerin alles Großen und Schönen, die Hälfte der Krieger ſich wählen und ihnen in der Halle die Sitze ertheilen? Und ſie wird in der einen Stelle der Edda, in der dieſe Nachricht enthalten iſt, ausdrücklich genannt, und zwar in ſo enger Verbindung mit ihrem Palaſte Folkvang, daß eine Namenverwechſelung, die ſonſt ſtatt finden mag, diesmal nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit hat.

Eine andere Vertraute der Himmelskönigin iſt die Göttin Hlyn, die Vertraute, im eigentlichen Sinne des Wortes. Mit dieſer pflegt ſie der Berathſchlagungen, ihr öffnet ſie alles, was ſie in dem Innerſten bewegt, in ihren Schutz giebt ſie diejenigen, deren Wohl und Glück ſie bezwecket. Jede Gefahr muß Hlyn von dem Schützling abwenden, ihm beiſtehen, wenn er in den Kampf ſchreitet, oder daheim zu einem wichtigen Geſchäfte ſich rüſtet. An Frigga's geheimen Rath hat auch Fylla Theil, ein ewiges Göttermädchen, wie Geſiona, mit flatterndem Haar und um die Stirn ein Goldband geſchlungen. Sie bewahrt das Schmuckkäſtchen und ſorgt zugleich emſig für die Schuhe der Göttermutter. Noch nenne ich Dir in der Göttin Gna einen weiblichen Hermode. Wie dieſer Odin's Befehle, vollzieht ſie Frigga's. Sitzend auf dem muthigen Roß Hofwarrpner, das ohne zu fliegen die Lüfte durchſchweift, und ohne zu ſchwimmen auf der Oberfläche des Waſſers, einem Sturmwind an Schnelle vergleichbar, dahin fährt, kommt ſie zu den Menſchen herab und durchzieht alle Welten. Keineswegs darfſt Du glauben, daß dieſes Roß immer unſichtbar durch die Lüfte getragen wird; viele haben Gna auf ihm erblickt, ſogar Männer, die ſich

nicht der Religion des göttlichen Odin's erfreuten. Mit Staunen fragten einſt einige Bauern unter einander: wer dort fliege, wer dort fahre, wer dort ſchweife? Und aus dem Wolkenkreiſe herab rief ihnen die Göttin: „Ich fliege nicht, wenn ich auch fahre und in der Luft ſchweife auf meinem Roß, das Ham zeugte mit Gardröfa.“ Beiläufig, liebe Freundin: es werden Dich nicht die Worte befremden, welche der Dichter der Göttin über die Abſtammung des Roſſes in den Mund legt. An den edlen Urſprung ihrer Roſſe zu erinnern, lag den Helden eben ſo ſehr am Herzen, wie an den eigenen; ſtolz ſind ſie auf dieſen wie auf jenen: natürlich müſſen die Götter von gleicher Sinnesart ſeyn. Homer konnte nicht die Abkunft der Roſſe des Achilleus verſchweigen, noch die Skalden die des achtfüßigen Sleipner's, das den Göttervater trägt.

Unterſtützt von den vier Göttinnen, die ich Dir nannte, wirkt denn nun Frigga im Himmel und auf Erden. Wenn die Norweger bei allen Opfern und Gelagen auf die Geſundheit Odin's, Frey's und Niord's den Becher leerten, ſo tranken die Schwediſchen Männer auf das Wohlergehn Thor's, Odin's und Frigga's. Man nannte ſie auch die Göttin des Erdkreiſes, ohne ſie jedoch mit Edja, der Erde, zu verwechſeln, oder gar die Germaniſche Hertha in ihr zu finden. Als die vornehmſte aller Göttinnen, als die Himmelskönigin, von der das Göttergeſchlecht, das wir die Aſen nennen, den Urſprung hat, ſchrieb man ihr großen Einfluß auf die Fruchtbarkeit des Landes zu, und flehte wohl auch in dieſer Hinſicht um ihren Beiſtand. Die Verehrung, die man ihr im Schwediſchen Lande zollte, war ungemein groß. Die ihr geheiligten Prieſterinnen oder Vorſteherinnen der Opfer, waren nicht ſelten Fürſtentöchter, immer wenigſtens aus den angeſehenſten Geſchlechtern. Sie genoſſen der höchſten Auszeichnung; man wagte es nur unter den Bezeigungen der tiefſten Ehrfurcht ihnen zu nahen, und häufig begrüßte man ſie als Göttinnen ſelbſt. Ihre Worte ſchienen Götterſprüche dem Volke; ja man findet, daß man ſich in mißlichen Lagen des Lebens ausdrücklich an ſie wandte, um nach ihrem Rathe zu handeln. Abgebildet wurde Frigga meiſtentheils im Panzerkleide, wie die übrigen Göttinnen; aber keines ihrer Bildniſſe haben uns die Schriftſteller näher geſchildert, daß wir wiſſen möchten, wie es ſich von allen andern unterſchied. Sonſt tritt ſie auch in dem weiblichen nordiſchen Schmuck auf, den Du kennſt, mit geflochtenem Haupthaar, und durch die künſtlichen Spangen und köſtlichen Schuhe beſonders ausgezeichnet. Es könnte auch das Falkengewand um ihre Schultern ſpielen, oder lieber in der Rechten könnte ſie es ſich vorhalten und ſinnend darauf hinblicken. Eine herrliche Gruppe! Die Göttermutter ſtehe ſo gebildet in der Mitte; ihr zur Linken die leicht gepanzerte Gna, im Begriff ſich auf den Hofwarpner zu ſchwingen: ihr Auge iſt auf Frigga gerichtet, als erwarte ſie noch andere Befehle. Zur Rechten der Königin iſt die ernſte Hlyn, aber ihr Ernſt gepaart mit Vertrauen, daß ſie die Herzen aller gewinnen muß. Sie ſcheint der Gebieterin zu rathen. Im Vordergrund ſchaut lächelnd die liebliche Fylla im vollen Reize der Jugend auf das Falkengewand; das blonde Haar wallet lang hernieder und dünkt ſich mit dem Glanz des goldnen Stirnbandes zu ſtreiten; das Schmuckkäſtchen in der Linken iſt zur Hälfte geſchloſſen, vielleicht, daß Frigga noch etwas bedürfe! So, Eulalia, würde ich alles ordnen, wenn ich den Pinſel des Malers mit Leichtigkeit zu führen wüßte. Ich würde endlich die Gruppe in den Lufthain Glaſor vor Walhalla verſetzen, und der Bäume goldene Blätter müßte die Morgenſonne beſtralen. Lebe wohl! Noch ſchützt Dich Deine Geſiona, aber Freya lauſcht liſtig!

A. Wernicke.

Mancherlei.

In der Zeitung für die elegante Welt meldete vor kurzem ein Korreſpondent, unterzeichnet — gleichviel wie, — aus Berlin die höchſt wichtige Nachricht, „er — Man denke: Er! — freue ſich ſehr darauf, nächſtens den Fauſt des Hrn. Klingemann auf der Bühne zu ſehen.“ Die poſſirliche Wichtigkeit, die der gute Mann da auf ſich legt, eignet ſich freilich nur, ein mitleidiges Lächeln zu erregen, und beweiſt höchſtens, daß die Redaktion ihre Korreſpondenten nicht immer glücklich wähle; aber da nun ohne Zweifel nächſtens in mehrern Blättern Nachrichten erſcheinen werden, worin jene Freude in Bewunderung verwandelt iſt, ſo muß das Publikum auf ein verwerfliches Spiel aufmerkſam gemacht werden, das man mit ihm treibt, und das mehr als viel Anderes, dazu beitragen mag, die ſchöne Literatur ſinken zu machen. Sehr häufig nehmlich findet man talentloſe Schriftſteller, nichtsſagende Schreibereien, unbedeutende Ereigniſſe, plötzlich in den Korreſpondenz-Nachrichten einer ganzen Reihe von Blättern als ſehr ausgezeichnet und wichtig ausgerufen. Wer den Zuſammenhang nicht kennt, glaubt in dieſer Ein-

stimmigkeit so vieler, einen Beweis von dem Werth des Gepriesenen und seinem schon anerkannten Ruf zu finden; aber es ist nichts, als die Scene in Weissens „Liebe auf dem Lande,“ wo schnell hinter einander in zehn Büschen — dasselbe Häuschen klingelt. M.

Der Florentische Notar Cepparello hinterließ seinen Söhnen an Geldes Statt folgende Ermahnung: „Thut immer Böses, und sagt es nicht. Sprecht immer Gutes, und thut es nicht.“

„„Ein wahres Schelmenwort!““ ruft hier mein alter Gewährsmann aus, und sein Erklärer fügt eben so derb hinzu: „Das Wort eines Menschen, den man wie ein Stück Vieh hätte begraben sollen.“ (Parola veramente da huomo tristo. Et da esser sepolto camo le bestie.) Bothe.

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Bühne.

Am 15. September: „Die Hagestolzen.“ Das Interessanteste der heutigen Vorstellung war die durchdachte und glückliche Weise, wie Herr Lemm den Hofrath Reinhold gab. Das Publikum dankte ihm am Ende der Vorstellung, was um so bedeutender war, da es bekanntlich nicht diese Rolle ist, die gewöhnlich in den Hagestolzen am meisten zu wirken pflegt. — Mdme. Schreck gab die Margarethe.

— Am 16. September: „Faust,“ von Hrn. Klingemann. — Im Begriff eine Beurtheilung des Stückes zu geben, erfährt der Verf. dieser Chronik, daß das Ungeheuer schon seit lange auf den Deutschen Bühnen umgeht. Er kann sich also die Mühe ersparen, über die Beschaffenheit desselben etwas Ausführliches zu sagen. Was für eine Kritik ist auch über ein Werk zu machen, das ohne Charakterhaltung und Motivirung — (Faust z. B. macht den Pakt, bloß weil er ohne Geld und Ehrenbezeigungen aus Italien zurückgekommen ist; übrigens zaubert er schon vorher; der Teufel wiederum, der ihn verführen will, erschreckt ihn gleichwohl oft, als wenn er ihn davon abhalten wollte, verlacht seine Erwartungen von dem Pakt u. s. w.) — bloß darauf abgezweckt, den Theaterapparat anbringen zu lassen, zu dem das alte Volksmährchen Anlaß geben kann. Es ist eine Teufels-Musik ohne Musik. — Mdme. Devrient spielt das gänzliche Kartheisen einnehmend und rührend. Ueberhaupt wird das Stück mit einem Aufwande von Kraft und Kunst gegeben, der eines viel bessern Gegenstandes werth ist.

Bücher-Chronik.

Der erste Mai oder der reiche Bote. Ein Frühlingsgemälde von J. A. Jr. Reil. Wien, 1816. — Indem der Verfasser bei einer Probe des Müllnerschen „ersten Februars“ im Hintergrunde der Bühne auf- und abging, (Man lobt dem eichtigen Gefühl der Wiener nach, daß bei den Darstellungen des Stückes auch im Parterre kein Raum sey.) fiel ihm ein, ob sich der Wahn, der an gewisse Verhängnißtage glaubt, nicht eben so gut zu einer fröhlichen Begebung, als zu einer gräßlichen benutzen lasse, und — er schrieb diese sittliche Dichtung, für deren Veranlassen man den HH. Werner und Müllner ihre schandervollen Greuel fast verzeihen konnte, und die, wenn jene irgendwo über die Bühne spuken, allemal als Nachspiel gegeben werden sollte. Ein froher Jüngling, am ersten Mai geboren, feiert den Tag im Zirkel einer liebenswürdigen Familie, und sieht ihn durch unerwartete Glücksfälle verherrlicht; nicht jener Art, mit dergleichen Hr. von Kotzebue seine Helden zu belohnen pflegt: es schneiet ihm eben nicht Geld und Gut ins Haus, und er hält auch nicht hochzeit. Nein! Reine Freuden sind höherer, zarterer Art, und wahre Vorgänge. — Die Verse sind hin und wieder ein wenig nachlässig; dafür trifft man oft auf schöne Gedanken. Unter andern heißt es von Wieland:

Ihm grünet ewig seines Ruhmes Laub;
Und seine Asche, duftend, weht
Noch jetzt auf manches Dichters Beet
Als dessen schönster Blumenstaub.

Ja wohl!

— Ueber Verfassung. Von Benzenberg. Dortmund, bei Mallinkrodt. 1816. — Ein Ausländer warf uns Deutschen Schriftstellern einmal vor: wenn wir über einen Gegenstand gründlich schreiben wollten, fingen wir darüber nicht nur alles Nothige und alles Ueberflüssige, sondern so viel als möglich auch alles, was ganz und gar nicht dazu gehörte. Ich fürchte sehr, wenn er Hrn. Benzenbergs gegenwärtige Schrift lesen konnte, er würde seine Opposition noch sehr erweitern. Was meint man wohl, womit Hr. B. anfangt, um uns zu melden, wie er über die Verfassung denkt, deren Deutschland jetzt bedarf? „Etwa mit dem Westphälischen Frieden?“ Weiter zurück! „Mit der Geschichte des Mittelalters?“ Weiter zurück! „Mit Karl dem Großen?“ Weiter zurück! „Wohl gar mit der Ungerschichte der Deutschen?“ Weiter zurück! Die erste Phrase seines Werks heißt: „In einer Entfernung von 21 Millionen Meilen fliegt eine kleine Kugel um die Sonne, deren Durchmesser 1728 Meilen ist.“ — Man überlege den Weg, der von dorther bis zu unserer Tagesgeschichte ist, und man wird sich wundern, daß schon Seite 504 der Abschnitt Deutschland anfangt.

Hr. Benzenberg ist als ein gelehrter und denkender Schriftsteller bekannt, und was er hier über zehntausend Dinge spricht, ist ehrenvoll und gut gesagt, aber er würde doch wohl gethan haben, aus dieser Schrift ein halbes Dutzend Bücher zu machen. 25 Seiten klug und kraftig geschrieben über die Gegenwart allein, würden mehr gewirkt haben, als 576. — Bücher dieser Art sind nur denen willkommen, die wieder solche schreiben wollen.

Vermischte Nachrichten.

Franz. Zeitungen erzählen, zu Lüttich habe sich, unter Verleugnung des calvinistischen Predigers Sabbel, eine neue religiöse Secte gebildet, unter dem nennen der Jesus-Gesellschaft oder der Christler.

— Das Journal des déb. erzählt: die Schule zu Mesies in Griechenland, die vom Archimandriten Gazy 1770 gestiftet worden, habe schon (in 46 Jahren) eine Bibliothek von 8000 Bänden zusammen gebracht. Man lehre in derselben das Christenthum, die Philosophie des Sokrates (??), das Alt- und Neugriechische, das Deutsche, Französische, Italienische u. s. w.

— Dasselbe erklärt sich sehr ernsthaft dagegen, daß man den Tänzern und Tänzerinnen Urlaub zu Reisen ins Ausland giebt. „Denn, sagt es, wenn man sie den Fremden zuschickt, werden diese nicht mehr zu uns kommen, sie zu sehen.“ Das heißt sehr kleinlich und sehr bescheiden rechnen. An den Fremden, die bloß um des Ballets willen nach Paris reisen, wird Frankreich nicht viele verlieren.

— Man hat in Paris eine Schrift angekündigt, die den Titel führt: „Politisches und literarisches Mikroskop, um die großen Männer des Tages zu sehen.“

— Gall lebt noch zu Paris, aber sein Schüler und Ausgesandter Dr. Spurzheim trägt die Schädellehre zu Edinburg vor. Giebt es ein zweites Beispiel, daß eine an sich für die Wissenschaften nicht unwichtige Idee zu einer so lange und so weit getriebenen Geldspekulation gemißbraucht wurde?

— Veranlaßt durch die dortige Preußische Regierung, wird auch zu Merseburg eine Turnanstalt gebildet, und wer dazu thätig mitwirken will, erhält gratis ein Exemplar von Jahn's Turnbuch.

— Zu London hatte sich seit langer Zeit jemand damit beschäftigt, aus Goldschlägerhäutchen einen Luftball in Form eines Fisches zu verfertigen, weil er glaubte, daß diese Gestalt leichter erlauben würde, ihn zu lenken. Unglücklicher Weise warf vor kurzem ein Sturm die Scheune zusammen, worin der Ballon gearbeitet wurde, und dieser ist dadurch völlig zu Grunde gegangen. Der Gedanke aber, sagt eine Zeitung, Luftbälle zum Aufsteigen von einer andern Gestalt, als die bisher übliche kugelförmige, zu machen, um die Direktion zu erleichtern, verdient, nicht aufgegeben zu werden.

— Das Dampfschiff, das bei Spandau erbaut wurde, ist am 14. Sept. vom Stapel gelaufen, und hat den Namen Prinzeß Charlotte erhalten. Jetzt ist man nur noch mit der innern Einrichtung der Kajüten beschäftigt. In zwei Wochen wird es seine erste Fahrt von Berlin nach Potsdam machen. Es geht, vollkommen beladen, nur dritthalb Fuß ins Wasser, und wird in jeder Stunde eine Deutsche Meile zurücklegen. Es braucht in dieser Zeit einen Scheffel (180 Pfd.) Steinkohlen, der 18 Groschen kostet, und schafft dafür 300 Passagiere fort.

— Die Englischen Blätter sprechen jetzt ganz offen von dem Plan zu einer Ehescheidung des Prinz-Regenten, und debattiren über die Schwierigkeiten und die schädlichen Folgen, die sie haben müßte. Auch das tadeln sie, daß die Minister den Beschluß gefaßt haben sollen, in dieser Sache nicht als Minister, sondern als bloße Parlamentsglieder zu votiren. Es ist überdem ein Pamphlet erschienen, welches das Morning Chronicle dem Hauptinhalte nach mittheilt, und worin auseinander gesetzt wird, welches langwierige Verfahren, nach den Englischen Gesetzen, nöthig ist, um die Sache in Gang zu bringen, und die Schwierigkeit, die es haben muß, Gründe zu der Scheidung aus der Zeit der gegenwärtigen Reise der Prinzessin herzunehmen, da alle aus frühern Zeiten widerlegt worden sind. Es erinnert, daß nach einem Gesetz Heinrich des Achten, bei einem Proceß der Art, in der hohen Familie, ein Urtheilspruch nicht bei der bloßen Scheidung stehen bleiben konnte; daß wenn der Prinz-Regent, der jetzt 55 Jahr alt ist, wieder heirathete und wirklich einen männlichen Kronerben erhielte, dieses wahrscheinlich eine Minderjährigkeit, also eine Regentschaft herbeiführen würde; ferner an den Eindruck, den ein solcher Proceß in England und in Europa, seiner Natur nach, machen müßte u. s. w. Es schließt mit den Worten: „Aber jeder Grund läßt erwarten, daß der Plan, die gegenwärtige Ehe des Prinz-Regenten aufzulösen, fehlschlagen wird; daß die Erwartungen der Princeß Charlotte nicht werden vernichtet, wohl aber dem Lande die Uebel einer langen Minderjährigkeit und einer strittigen Regentschaft erspart werden, — Uebel, die kaum geringer sind, als die einer strittigen Erbfolge.“

— Es ist jetzt, wie das Werk: „L'Egypte sous les Pharaons, par Champollion,“ beweist, entschieden, daß die Sprache der alten Egyptier und die Koptische eins sind. Eine wichtige Entdeckung, — gäb' es nur Altegyptische Bücher. Die Hieroglyphen sind bekanntlich nicht Worte.

— Man hat in den Gruben um Freiberg die wichtige Bemerkung gemacht, (Ist sie wirklich neu?) daß die Wärme im Verhältniß der Tiefe steige, und zwar auf 150 Fuß um einen Thermometer-Grad. Man schließt daraus, daß in einer Tiefe von 50 Meilen das Eisen schmelzen, und das Innere der Erde ein flüssiges Glutmeer seyn müsse. (Ihr Untergang durch inneres Feuer wäre also nicht unmöglich.)

— Malte Brun stellt die Hypothese auf, die langen Gebirgsketten, die sich durch Amerika und durch Asien und Afrika hinziehen, seyen Trümmer eines Ringes, von dem einst die Erde, wie der Saturn, umgeben war.

— Auf Veranlassung der in Nr. 95 d. Bl. stehenden Anzeige der Flugschrift: „Das Judenthum in der M—y,“ ist mir ein gedruckter „Auszug des Konferenz-Protokolls der Loge zur aufgehenden Morgenröthe,“ in Frankf. a. M. vom 13. August, zugeschickt worden, dem zufolge diese in genannter Schrift angeklagte Loge, beschlossen hat, darüber „zur Tagesordnung überzugehen;“ unter andern, weil in dieser Loge nie ein Rosenkreuzer-Cirkel existirt hat; sie von einem angeblich noch bestehenden Templer-Orden nichts weiß; sie nie in andern als den bekannten Graden der Maurerei arbeitete; mit keiner auswärtigen Jüdischen Gesellschaft in Verbindung steht; weder ein Mitglied hat, das Hirschfeld heißt, noch sich mit alchymistischen, rabbinischen oder ähnlichen Untersuchungen und Tendenzen befaßt. Die Erklärungen des Protokolls über den Verfasser jener Flugschrift übergehe ich, da es mir wohl geziemt, Referent der Rechtfertigung zu seyn, nicht aber der genommenen Rache. — Das Protokoll ist unterzeichnet: Beer, Secret. Adj. — Dem Herrn Einsender meinen Dank. Der Herausgeber.

Jede Nr. dieses Blattes wird am Morgen des Tages, dessen Datum sie hat, in der Spenerschen Buchhandlung ausgegeben, oder auch mit der Zeitung ausgetragen. Preis vom 1sten Okt. — 31sten Dec. 2 Th. Pr. Cur.

1816. Nro. 37.

Ernſt und Scherz

Sonnabend, oder den 21. September.

der alte Freimüthige.

Ueber die Verſteigerungen Engliſcher Waaren zu Frankfurt am Mayn.

„Wenn in Frankfurt, in einer Stadt im Herzen von Deutſchland, welche durch die Deutſchen Waffen ihre Unabhängigkeit wieder erhalten hat, und mehr erhalten hat, als ſie jemals beſaß, Engliſche Waaren in dem Werthe von Millionen durch öffentliche Verſteigerung, unter Autorität derſelben Obrigkeit, welche es zunächſt Deutſchen Aufopferungen verdankt, daß ſie unbeſchränkt befehlen und verfügen kann, losgeſchlagen, d. h. verſchleudert werden; — wenn dieſe Maasregel, durch welche Tauſende von Deutſchen Familien am Eingange des Winters, nach ſo vielen ſchweren Prüfungen und nach dem vielen fehlgeſchlagenen Ernten dieſes Sommers, ins Elend geſtürzt werden, von eben der Stadt herkommt, von der wir die ſegensreichen Beſchlüſſe des Bundestages für die Blüthe der Deutſchen Gewerbe mit Ungeduld erwarten: welchem redlichen Deutſchen Künſtler und Fabrikanten iſt es zu verargen, wenn er zu zweifeln anfängt, ob es überhaupt noch ein gemeinſames Gefühl der Noth und der Ehre unſrer Nation gebe?"

„Niemand ſage, daß wir übertreiben, daß wir die nachtheiligen Folgen dieſer Licitationen zu hoch anſchlagen. Bisher haben die Engliſchen Fabriken nur einzeln, privatim und im Detail verſchleudert; ſie verkauften, wie wir alle wiſſen, großentheils mit dem Verluſte von 15 bis 20 pro Cent am Fabrikpreiſe; ſie zogen mit ihren Muſterkarten hauſirend an allen Enden von Europa und Deutſchland umher; die Gelegenheit unſrer Meſſen und Märkte war ihnen zu geringfügig: ſie überhäuften ihre jungen Deutſchen Commiſſionäre mit creditirten Waaren, ſie unterboten alle Preiſe, welche der billige und gewiſſenhafte Führer eines Deutſchen Fabrikgeſchäfts anſetzen konnte. Wir haben entbehrt, ſchweigend unſre tüchtigen, von ihnen verdrängten Waaren von den Märkten nach Hauſe geführt: wenige Klagen ſind laut geworden, aus Achtung vor der Handelsfreiheit, aus größerer Achtung vor der Noth unſrer Brittiſchen Kunſtgenoſſen und aus Dank gegen ihr Vaterland. Wenn aber dieſe, von Deutſchen Obrigkeiten unterſtützt, die Verſchleuderung im Großen beginnen, wenn ſie ungeheure Waarenmaſſen unter der Autorität des Magiſtrats der Deutſchen Bundesſtadt, mit einem Verluſt von 30 bis 40 pro Cent am Fabrikpreiſe losſchlagen, — ſo fragen wir billig: gilt es unſern Ruin, oder die Rettung einiger Engliſchen Fabriken? Warum ſollen wir mit der Entwürdigung unſrer Waaren und dem Unglück unſrer Familien, die Ausſchweifungen auswärtiger Spekulanten bezahlen? Warum ſoll unſer kaum wieder hergeſtellter Markt und unſer glückliches, aber kummervolles

Gewerbe auf Jahre hinaus verwirrt würden, weil es die Noth einiger Ausländer (wir wollen nicht voraussetzen: ihre feindselige Absicht, unsre Industrie zu zerstören,) so mit sich bringt?"

„Ein Verkauf durch Versteigerung ist von den übrigen Arten des Handels sehr verschieden. Bei Licitationen ist nicht der Eigenthümer der Waaren, sondern die Obrigkeit, welche die Erlaubniß ertheilt, der Verkäufer. Die Versteigerung ist ein öffentlicher Akt, ein Handelsgeschäft, das mit dem Publikum im Ganzen eingegangen wird. Hierzu hat kein Privatmann, am wenigsten ein Ausländer das Recht. Nur die Obrigkeit selbst ist befugt mit dem Publikum zu traktiren. Deshalb ist diese aber auch für den Mißbrauch solcher Versteigerungen verantwortlich, und höheren politischen Rücksichten dabei um so mehr unterworfen, als sie durch die ihr zufallenden Gebühren, an dem Geschäfte selbst einen noch unmittelbareren Antheil nimmt."

„Die Brittische Regierung kann die Versteigerungen der Ostindischen Compagnie zu London gestatten. Diese Versteigerungen sind keine Verschleuderungen. Kein anderer Producent wird dadurch beeinträchtigt, weil es für jene Waaren überhaupt keine Concurrenz giebt, und weil alle gedenkbaren Käufer auf jenem Weltmarkte zugegen sind, so daß also die Waare nie unter ihren natürlichen Preis herabsinken kann. Ganz anders verhält es sich mit den Versteigerungen Brittischer Waaren in Frankfurt. Hier, auf den Messen selbst, ist nur ein geringer Theil der Deutschen Käufer zugegen, und die Anwesenden wissen noch überdies, daß sie dieselben Englischen Waaren mit viel größerer Bequemlichkeit an allen Enden von Deutschland zu den unwürdigsten Preisen einhandeln können; ferner werden ähnliche Waaren im hohen Grade der Vollkommenheit in Deutschland fabricirt. Folglich muß der Brittische Spekulant voraussehn, daß er von Glück sagen kann, wenn er mit einem Verluste von 40 pro Cent, am natürlichen Preise, davon kommt. Der Deutsche Käufer aber hat kein dringenderes Interesse, als sie so eilig als möglich weiter zu veräußern. Diese neue Fluth von Englischen Waaren strömt also nach Leipzig und auf die Deutschen Märkte, welche vor Einbruch des Winters noch zu benutzen sind; drängt die Erzeugnisse der ruhigen, Deutschen Gewerbe überall bei Seite, verdirbt selbst den solideren Brittischen Häusern die Preise, und bringt auch die Deutschen Commissionshandlungen der Engländer mit ihren ältern Waarenlagern in die größten Verlegenheiten."

„Wir übertreiben also nicht, wenn wir behaupten, daß jede einzelne dieser Versteigerungen, Tausenden von Deutschen Familien die letzten Hoffnungen raubt." — — —

„Ganz Deutschland ist gespannt, wie sich die vier freien Städte Deutschlands bei den dereinstigen Verhandlungen des Bundestages, über die Handelsfreiheit äußern werden. Im Gedächtniß dessen, was sie dem Deutschen Vaterlande zu danken haben, wäre von ihnen die lebhafteste Verwendung für das Gedeihen unsrer Industrie zu erwarten. Wie viel könnten sie schon jetzt aus freiem Antriebe für diese große Angelegenheit leisten, sie, die eigentlichen Thürwächter des handeltreibenden Deutschlands?" — — —

Nachwort des Herausgebers. Vorstehendes ist ein Auszug aus einem halben Bogen, der einzeln, als eine Beilage zum 4ten Heft der Deutschen Staatsanzeigen von Adam Müller, versendet wird. Diese Staatsanzeigen scheinen nur ein kleines Publikum zu haben, und eine Zugabe in solcher Form, verzettelt sich nur zu leicht: daher glaubte der Herausgeber eine Pflicht zu erfüllen, wenn er die Hauptstellen dieser kleinen Schrift hier aufnahm. Sie ist die erste patriotische Stimme, die über jenen höchst wichtigen Gegenstand laut wird. Und läßt sich etwas Erstaunenswürdigeres denken, als daß mitten in Deutschland, unter gerichtlicher Autorität, Maaßregeln genommen werden können, zum Vortheil einer fremden Nation die inländische Industrie zu Grunde zu richten? Und zwar einer Nation, bei der alle Deutschen Fabrikate Contrebande sind! — Können die Gegner der politischen Absonderung der wichtigsten Handelsstädte Deutschlands, jemals wichtigere Gründe anführen, als solche Erscheinungen? Wie, wenn sie ein Land, in welchem eine solche Absonderung Statt hat, mit einer unglücklichen Mißgeburt verglichen, deren Arme für sich bestehende Wesen wären, die ihr nach eignem Wohlbefinden dienen, oder sie mißhandeln und verlehen könnten *)?

Ich glaube nicht, daß es einen redlichen, oder nur klugen Bürger gewisser Städte geben kann, dem es nicht einleuchtete, daß es ihnen Pflicht des Patrioten und Pflicht der Selbsterhaltung sey, bei

*) In einer in Rußland gedruckten Schrift wurde vor ein Paar Jahren die Frage aufgeworfen: „Was wäre England, wenn London, Liverpool und Bristol, — und was Frankreich, wenn Nantes, Brest und Marseille Hansestädte wären?"

ihren merkantilischen Spekulationen künftig das Wohl des übrigen Deutschlands nicht aus dem Auge zu verlieren, darin eine heilige Schranke zu sehen.

Gesetzliche Bestimmung darüber ist wohl eines der wichtigsten Geschäfte, mit dem sich der Bundestag beschäftigen könnte.

Alter Jesuitismus.

Am Schlusse des Jahres 1801 starb zu Essen an der Ruhr, ein Brabantischer Gelehrter, Namens J. Ghesquiere-a-Raemdonk, der vormals eine sehr hohe Würde im Jesuiterorden bekleidete, und sich durch mehrere Schriften, besonders auch dadurch bekannt gemacht hat, daß er einer der vorzüglichsten Mitarbeiter an dem großen Werke der Bolandisten: Acta Sanctorum, war. Im Revolutionskriege flüchtete er nach Werden, und nachher nach Essen, um da die Tage seines Alters in Sicherheit und Ruhe verleben und nach seiner Gewohnheit, literarischen Beschäftigungen ungestört obliegen zu können. Sein hohes Alter, seine ausgebreitete antiquarische Gelehrsamkeit, sein freundliches Wesen, seine Wohlthätigkeit gegen arme Landsleute und gegen die Armen des Orts, erwarben ihm, obwohl er selten im Publikum erschien, viel Achtung und Zutrauen. Er starb ganz plötzlich an einem Schlagflusse. In Abwesenheit seiner Verwandten, nahm das Essendische Waisengericht seine Effekten in obrigkeitlichen Verwahr, und gab den Verwandten von seinem erfolgten Tode die gebührliche Nachricht. Als diese einige Zeit nachher aus Brabant ankamen, wurde ihnen das Vermögen des Verstorbenen übergeben, und auch ein Testament, welches sich unter den hinterlassenen Papieren fand, vor ihnen eröffnet. Bei dieser Eröffnung des Testaments und der Durchsuchung seiner Papiere, fand sich außer einem sehr prächtigen Münzkabinette und vielen andern Seltenheiten, worunter ich nur den Siegelring Heinrichs IV. und ein Original der charta brittannica nenne, in einer Schachtel sehr sorgfältig verwahrt eine Abschrift der päbstlichen Bulle in Betreff der Aufhebung des Jesuiterordens, nebst einer Anfrage des Jesuiten-Generals und Concilii zu Rom, an Ghesquiere: „Was von dieser Bulle zu halten sey?" — Sein darüber abgefaßtes Gutachten lag dabei, und enthielt folgendes: „Er finde in der päbstlichen Bulle weder quoad externa noch quoad interna irgend etwas, um dessenwillen man die Bulle anfechten könne; es bleibe also dem Orden nichts anders übrig, als Clemens XIV. wie ehemals bei der Aufhebung des Tempelordens Clemens V. und Philipp den Schönen, vor den Richterstuhl Gottes (coram judice divino) zu citiren, und ihm diese Citation durch Notarium und Zeugen einhändigen zu lassen." — Noch ein anderes Papier enthielt unter andern die Erzählung, (die Hr. Ghesquiere auch einmal mündlich Einsendern dieses mitgetheilt hat,) daß grade zu der Zeit, als der Pabst Clemens XIV. starb, einer seiner Anverwandten, ein gewisser Cardinal, dessen Name genannt wurde, zu Brüssel gegenwärtig gewesen sey, dem Gh. die Merkwürdigkeiten der Stadt gezeigt habe. Zwei Tage nach dem Tode des Pabstes (wo unmöglich die Nachricht davon schon in Brüssel seyn konnte,) frug Hr. Gh. den Cardinal, nachdem er ihn wieder in die Abtey zurückbegleitet hatte, wo selbiger logirt war, in Gegenwart mehrerer Herren aus der Abtey: „Ob er noch keine Nachricht aus Rom in Betreff des Pabstes erhalten habe?" — Auf dessen Verneinung antwortete Hr. Gh.: „Nun, so muß ich Ihnen sagen, daß der Pabst vorgestern gestorben ist." Erst mehrere Tage nachher bestätigte ein Courier von Rom dessen Aussage, und der Cardinal mußte eiligst nach Rom zurückreisen. — Auf meine Frage: „Wie er denn dieses hätte wissen können?" zuckte er die Achseln und setzte noch hinzu: „Er sey auch nachher von Rom aus darüber zur Rede gestellt, habe sich aber hinlänglich vertheidiget."

Für die Aechtheit obiger Facta bürgt der Einsender. Δ

Purimanie.

Ich weiß nicht, wo ich jüngst geschrieben fand,
Daß man die Frau vom Weben Weib genannt:
Sie webt nicht mehr, und heißt nun Dame.
Allein wozu der fremde Name?
Auf Deutsche! werft den Franken ihn zurück;
Und nennt mich jetzt vom Stricken — Strick!

Magdalis Surrogat,
Kammerrathin auf Klughagen. F — n.

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Schaubühne.

Am 18. September: „Die Schuld," von Müllner. — Der Verf. dieser Chronik kann sich nicht erinnern, je auf dieser Bühne eine in allen Theilen so vollendet gute Darstellung gesehen zu haben, als die heutige der Schuld. Das Ungeheuer gewährte anziehenden Kunstgenuß: was läßt sich mehr zum Lobe der Darstellenden sagen?

Hr. Eßlair gab den Hugo. Welch ein Künstler! In dieser aus Ueberspannung und Unnatur zusammen gewebten Rolle, wurde durch ihn alles wahr und natürlich; erschütternd, gewinnend oder rührend. Er erinnerte den Verfasser d. Bl. an jenen Deklamator, der das Einmaleins so herzusagen wußte, daß die Zuschauer in Thränen zerflossen; aber Hr. Eßlair hatte etwas Höheres zu leisten: nicht einen leeren Stoff täuschend mit Bedeutung zu füllen, sondern einen wild widerstrebenden zu bändigen, ohne den Karakter desselben zu verwischen. Das konnte nur einem Künstler ganz gelingen, dessen persönliche Erscheinung selbst eine Fülle von Kraft ankündigt, und der gleichwohl jede Aeußerung derselben mit weiser Enthaltsamkeit abzumessen weiß. Nur in einigen Tiraden, wie die gewiß sehr zur Unzeit hoch poetisch ausgeschmückte Schilderung des Hochgerichts, die Beschreibung des Krieges u. s. w. — entfaltete Hr. Eßlair, was er in dieser Art leisten konnte. Hier ward er applaudirt. Bei dem sehr viel Höheren, was sein Spiel und sein Sprechen dort leistete, wo er innig Schmerzendes auszudrücken hatte, war alles still, eben weil man sich tief bewegt fühlte.

— Am 19. Sept.: „Otto von Wittelsbach," von Babo. — Hr. Eßlair schafft uns eine Reihe von Festen; denn wahrlich, jede neue Rolle die er ausführt, ist ein neuer festlicher Genuß. Nachdem er als Tell hohe Natur im Pompschritt der Jamben, im Hugo von Oerindur das Entsetzliche mit dem Wohllaut des Reimes geschmückt, hinreißend gegeben, zeigte er uns heute als Otto das bloß durch eignen Gehalt, ohne untergeordneten Schmuck glänzende wahrhaft Tragische in Otto von Wittelsbach. „So groß, so schön spielte Fleck den Otto!" urtheilten viele, noch immer warme Verehrer Fleck's, und das ist ein großes Lob! In der That wäre es schwer zu entscheiden, ob Hr. Eßlair in den ruhigen Momenten, oder in den rührenden, oder in den erschütternden mit höherer Wahrheit und ergreifender spielte. Er war in jedem ganz das, was er seyn sollte; und so gewann dieser Karakter — vielleicht der vollendetste heroische, den die Deutsche Bühne besitzt, — auch in der Darstellung die Einheit und Rundung, die ihm der Dichter gab.

Vermischte Nachrichten.

Das San Carlo-Theater zu Neapel wird sehr rasch und sehr prächtig wieder erbaut. — Zur Ersparung sind die Provinzial-Milizen, welche die Küsten bewachten, aufgelöst worden. — Im Golf von Manfredonia sind Berberesken gelandet und haben 135 Menschen hinweggeführt. Die erste Million der Ranzion für die früher geraubten Neapolitaner war kurz vorher dem Dey von Algier ausgezahlt worden.

— Die neue Expedition aus Spanien, zur Unterwerfung Amerika's, soll im Begriff abzusegeln sein. — In einem königl. Armeebefehl wurde angeführt, daß drei Spanische Officiere im Dienst, Hungers gestorben wären, ein Kapitän eines Linienschiffes, zwei Fregattenkapitäns und mehrere andre Officiere auf Stroh krank lägen u. s. w. Deshalb solle, wenn die Armee nur ein Viertel ihres Soldes bekäme, auch kein andrer weltlicher oder geistlicher Beamter mehr erhalten. (Bekanntlich aber ist ein großer Unterschied zwischen dem Viertel eines Bischof-Gehaltes, und dem eines Kapitän-Gehaltes.) In Mallaga entstand ein furchtbarer Aufstand der Soldaten, der sich damit endigte, daß ein Bischof, der also bei Cassa war, ihnen 2000 Piaster gab.

— Bei der Durchreise durch Potsdam besah Mme. Catalani das neue Palais, durchblätterte die im obern Concertsaale aufbewahrten musikalischen Kompositionen Friedrichs des Unsterblichen, und wurde dabei so von Begeisterung ergriffen, daß sie sich vor ein seit vielen Jahren nicht gestimmtes Fortepiano setzte, und zu eignem Accompagnement sechs Arien sang. Sie entfernte sich mit der Aeußerung: Die Wonne, in Friedrichs Concertsaal gesungen zu haben, werde ihr unvergeßlich seyn.

— Der arme Necker! Frau von Stael hat schon wieder eine Lobschrift auf ihn geschrieben. Es ist der Trumpf, den sie ausspielt, so oft das Publikum sie vergessen will. Das haben berühmte Väter davon, wenn ihre Töchter u. s. w.

— Am 22. August wurde zu Paris der Maler Vincent, Mitglied der Akademie, begraben, — ohne Begleitung eines Geistlichen, da er ein Protestant war. Zwar hatte sich der protestantische Prediger Marron zur Begleitung erboten, aber der beständige Sekretär der Akademie, Quatremere, wies ihn ab. In der Leichenrede sagte Hr. Quatremere zwar nichts über den Bildungsgang und den Künstlerwerth des Verstorbenen, aber versicherte, er sey ein treuer Anhänger der Bourbons gewesen.

— „Die Herstellung der Benjamiten in Israel, ein aus dem Hebräischen übersetztes Gedicht;" so heißt eine poetisch-prosaische, vielleicht auch prosaisch-poetische Schrift des Hrn. Malleville, worin er den Franzosen die Vortheile der Rückkehr der ehemaligen Emigrés augenscheinlich zu machen sucht. Die Israeliten haben die Benjamiten vertrieben; aber nun von auswärtigen Feinden besiegt, werden sie plötzlich durch die Tapferkeit der Benjamitischen Helden gerettet.

— Das Journal de Paris erzählt, Gustav IV. habe 1801 einen Traktat mit dem Malteser-Orden geschlossen, worin dieser einwilligte (consentit), die Insel Gothland in Besitz zu nehmen, und dafür den Schwedischen Handel im Mittelländischen Meere durch 5 oder 6 Fregatten zu beschützen. — Vielleicht war die Rede davon, Malteser-Ritter in Schwedischen Dienst zu nehmen.

— Die Versteigerung der Engl. Waaren hat zu Frankfurt am Mayn am 5ten September, aber mit geringem Vortheil, Statt gehabt. (Wenn man die Tage berechnet, scheint also die schriftstellerische Protestation dagegen, aus welcher diese Nmr. oben einen Auszug giebt, die als ein loses, bald verlornes Blatt in die Welt geworfen wurde, aus Leipzig nicht eher abgesandt zu seyn, als die Nachricht von jener Versteigerung angekommen war. Ferne sey es, darin eine Berechnung zu sehen, obgleich so manches dazu aufzufordern scheint: aber — warum schickte der Verfasser sie nicht dem alten Freimüthigen zu? Verhindert worden wäre die Versteigerung dadurch freilich nicht: allein die Theilnehmer hätten doch schon bei derselben gewußt, was man von dem Vorgange denke.)

— (Das Journal de Paris wird ersucht, wenn es den alten Freimüthigen citirt, ihm nichts Unrichtiges nachzusagen. Der letztere hat weder von einer Schrift des Hrn. Oswald, noch von einer des Hrn. Reinbeck gesprochen.)

(Hierzu Beilage Nr. II.)

Jede Nr. dieses Blattes wird am Morgen des Tages, dessen Datum sie hat, in der Haude- und Spenerschen Buchhandlung ausgegeben, oder auch mit der Zeitung ausgetragen. Preis vom 1sten Okt. — 1sten Dec 2 Th. Pr. Cr.

No. II.

Literarischer und artistischer Anzeiger.

Als Beilage zu Ernst und Scherz oder der alte Freimüthige 1816.

Die in No. 15. des „alten Freimüthigen“ enthaltene Rezension über den

„Versuch einer Darstellung der verschiedenen Klassen von Räubern, Dieben und Diebeshehlern ꝛc. Ein Handbuch von C. Falkenberg. Erster Theil, 1816“

erregte bei dem Unterzeichneten eine äußerst gespannte Aufmerksamkeit; indem er, als praktischer Polizei-Beamter, durch unablässiges gründliches Studium, bereits seit Jahren, zahlreiche Erfahrungen über Entdeckungen der oben bezeichneten Personen und deren Hülfsmittel, schriftlich sammelte und sich überzeugt hielt, in demangekündigten Werke noch mehrere, ihm bisher unbekannt gebliebene, Belehrungen hierüber vorzufinden.

Weit entfernt von der Absicht: die Verdienste des resp. Verfassers auch nur im entferntesten Sinne herabwürdigen zu wollen, glaubt der Unterzeichnete, nach Durchlesung des genannten Werks, jedoch der strengen Wahrheit das Opfer, so wie jenem Rezensenten die freimüthige Aeußerung, schuldig zu seyn: daß er darin ganz falsche Beurtheilungen und manche bedeutende Lücken gefunden hat, deren möglichste Ausfüllung er sich in einem ähnlichen, schon seit einiger Zeit unter der Feder habenden Werke, vorbehält.

Indeß ist es keineswegen des unterzeichneten Absicht: dieses Werk gleichsam als ein Hand- oder Lehrbuch für Jedermann (durch dessen theilweisen Inhalt mancher, vielleicht schon als Knabe, auf höchst gefährliche Abwege gerathen könnte) öffentlich heraus zu geben; vielmehr will er es nur ausschließlich den Händen derjenigen Königlichen Beamten, gleichsam als ein unverdrüchliches Heiligthum, anvertrauen, deren Berufsgeschäfte mit den seinigen unmittelbar in einer und der nämlichen Kathegorie stehen; und denen es folglich auch nur allein von entschiedenem Nutzen seyn kann. —

Daß übrigens der mehrgedachte Rezensent dem Verfasser der gedachten Schrift einen Bürgerkranz zuerkennt, all wohl mehr ein freundliches Kompliment als eine wahre Herzensmeinung seyn; denn der Verfasser war ja selbst so bescheiden, sein Werk nur einen bloßen Versuch zu nennen.

Berlin, den 2ten Sept. 1816.

Eckert,
Königl. Polizei-Inspektor.

Anzeige.

Bei J. H. Taubert in Leipzig ist 1816 erschienen: „Geistererscheinungen am Grabe der Scipionen“ Geistererscheinungen, sie mögen sich sollen zugetragen haben wo sie wollen, sind für die jetzige Lesewelt ein so großes Bedürfniß, daß ich nichts eiliger zu thun hatte, als mir solche kommen zu lassen. Doch einige Blicke überzeugten mich bald, daß dieses Buch kein anderes, als die bei C. Quien in Berlin erschienenen „Römischen Nächte“ waren, welche ich schon seit 1805 in meiner Büchersammlung besitze. Nur die erste Vorrede worin gesagt wird, daß dieses Buch eine Uebersetzung der römischen Nächte des Grafen Barri ist, war weggelassen, und am Ende der Anzeige des Herausgebers, ist unter den Buchstaben H. K. die Anzeige, Rom den 27. Sept. 1803. nicht mit abgedruckt.

Mit derselben Sendung erhielt ich von demselben Verleger, 1816 herauskommen „Cäcilie von Brückarlsbahn;“ auch „Agnese von Saalbach“ oder Begebenheiten im Gasthofe zu Hildesheim 1816. bei Weygand in Leipzig, und „Adolph und Sophie, oder treu bis zum Tode.“ auch 1816 bei Weygand.

Die früheren Titel dieser drei Bücher, brauche ich dem Herrn Verlegern wohl nicht zu nennen, da sie bei der zweiten Taufe zugegen gewesen, und jeder Andere welcher auch nicht wie ich, sich seit 40 Jahren mit Büchern beschäftiget hat, wird bei den ersten Blick sehen, daß man jetzt Romane nicht mehr so druckt, und also das neugemalte Aushängeschild erkennen.

Wenn die Herrn Buchhändler, welche so viel über Nachdruck schreien, sich nicht schämen ihren alten Ladenhütern, neue Titel vordrucken zu lassen, so kommen sie mir wie gewissenlose Krämer vor, welche alte Heeringe in Milch weichen um solche, bei unwissenden Käufern als neue anzubringen.

Ein Bücherverleiher.

Rezension aus der Berliner Zeitung entlehnt:

F. W. Gubitz Schriften,
2 Bände.
Mit Titel- und Seiten-Blättern in der Colorit-Manier des Holzschnittes in einem saubern geschmackvollen Umschlage geheftet.
3. Berlin in der Maurerschen Buchhandlung. Schreibpapier 4 Thl. auf Velin-Papier 6 Thl.

Zwei Elemente, die sich sonst gewöhnlich zurückstoßen, vereinigen sich in den Schriften des Verfassers, machen

die Haupttheilstandtheile darin aus: Empfindung und Satyre. Ich kann und will noch kürzer seyn, und beide, nach ihrem glücklichen Zusammenfluß mit einem Namen bezeichnen: Laune. Die Laune ist im kleinsten Werke des Herrn Gubitz unverkennbar, sie stimme ihn nun zum Lachen, zur Wehmuth, zum Ernst, zum Scherz, oder wie er selbst auf dem Titel sich ausdrückt, zur Denk- oder Lachlust. Jeder Verfasser, der wie er, seine eigene Manier hat, hat auch seinen Ueberfluß: Der des Verfassers ist der Witz. Es sind nicht, wie er sie nennt, Einfälle; es ist Witz von der echten guten Art. Dabei besitzt er die feine Gabe der Erzählung in hohem Grade. Man lese z. B. die Rezension, den Verschlossenen, die Drachenbändiger. Ueberläßt er sich der Satyre, so ist es die lachende, nie die hämische; siehe seine Rede im Geiste Abrahams à Sta Clara, sein Freiheitsapostel. Seine Gedichte haben einen Anstrich von Empfindung, der ihnen, wenn die Empfindung nicht eine Art von Schwärmerei wäre, die immer von neuem aufregt, Einförmigkeit geben könnte.

Der zweite Theil dieser Schriften enthält Theaterspiele, hier und answärts schon bekannt und aufgeführt. Ich würde gewiß, wenn ich sie als neu dem Publikum anzuzeigen hätte, mit eben der Vorliebe von ihm sprechen, mit welcher ich sie darstellen sah, mit welcher ich sie jetzt wieder gelesen habe. Ja ich möchte beinahe sagen; sie gefielen mir beim Lesen noch besser als in der Handlung, weil der Verfasser, als dramatischer Schriftsteller seinen Stücken — vielleicht absichtlich, um den Zuschauer fester zu fesseln — die erleichternde Inhaltanzeige im Eingang versagt, und eine epische Regel zur dramatischen gemacht hat. Recht sehr freue ich mich übrigens, daß aus dem Sauerkopf der heutigen literarischen Küche, neben Politik, Polemik rc., endlich einmal wieder ein heiteres Genie und ein wohlschmeckendes leicht zu verdauendes und doch nahrhaftes, kraft- und saftvolles Gericht anrichtete und auftischte, und rufe dem speisenden Publikum zu: Prosit die Mahlzeit!

C.

Folgende interessante Zeitschriften erscheinen in zwanglosen Heften in der Maurerschen Buchhandlung:

Satyrischer Zeitspiegel. Eine Erbauungsschrift in zwanglosen Heften für Freunde des Witzes und lachenden Spottes, (mit artigen Kupferstichen) herausgegeben von T. H. Friedrich (Verfasser der satyrischen Feldzüge) (Bonis ridentes) 16 as 20 Heft, jedes Heft 12 Gr.

Freimüthige Blätter für Deutsche, in Beziehung auf Krieg, Politik und Staatswirthschaft. Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften. 9s 10s und 11s Heft.

Der Preis jedes einzelnen Heftes ist 20 Gr; wer auf Sechs auf einander folgende Hefte vorausbezahlt, erhält dieselben zu dem Preise von vier Thalern Preuß. Cour. Pläne im Sachregister zu dem 9n und 10n Hefte können durch alle gute Buchhandlungen, so wie durch die löblichen Postämter von der Verlagshandlung, Maurersche Buchhandlung Poststraße No. 29. unentgeldlich bezogen werden.

Herabgesetzte Preise von englischen Büchern, welche bis Ende des Jahres 1816. in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands, in Berlin bei Haude und Spener, Schloßfreiheit No. 9 gegen Vorausbezahlung binnen 8 Tagen nach gemachter Bestellung zu haben sind:

Shakespeare, W., Plays, accurately printed from the Text of Mr. Steevens last edition, with a collection of the most important Notes. Vol. I — XX. with 2. prints. 12. 1804 bis 1815. Ladenpreis 20 Thlr. Herabgesetzter Preis 12 Thlr. (Einzelne Bände sind nur im Ladenpreis à 1 Thlr. zu erhalten.)

Ossian Poems, translated by James Macpherson. 3 Vol. 12. 1805. Ladenpr. 2 Thlr. 8 Gr. Herabgef. Pr. 1 Thlr. 8 Gr.

Bloomfield, R., farmers Boy and rural Tales, Ballads and Songs. 2 Vol. 8. 1801 und 1803. Ladenpr. 1 Thlr. Herabgef. Pr. 16 Gr.

Campbell, the Pleasures of Hope, with other poems. 8. 1805. Ladenpr. 12 Gr. Herabgef. Pr. 8 Gr.

Gisborne, F., Walks in a forest. 8. 1802. Ladenpr. 12 Gr. Herabgef. Pr. 8 Gr.

Briefsteller, allgemeiner englischer, oder Muster englischer Originalbriefe für alle, welche diese Sprache lernen wollen. 8. 1804. Ladenpr. 1 Thlr. 8 Gr. Herabgef. Pr. 16 Gr.

Synonymous, English, or the difference between woords esteemed synonymous in the english language. Useful to all who would either write and speak with propriety and elegance. 8. 1804. Ladenpr. 1 Thlr. Herabgef. Pr. 16 Gr. Mit dem 1sten Januar 1817 tritt der Ladenpreis für obige, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern in Leipzig erschienenen Werke wieder ein, und der Herabgesetzte hat nach dieser Zeit nicht weiter Statt.

So eben ist erschienen:

Dr. C. G. D. Stein's kleine Geographie, oder Abriß der mathematischen, physischen und besonders politischen Erdkunde, nach den neuesten Bestimmungen, für Gymnasien und Schulen. Fünfte verbesserte, vermehrte, und zum Theil umgearbeitete Auflage gr 8. Mit einer hydrograph. Karte der ganzen Welt. 1816. 16 Gr.

und in Berlin in der Buchhandlung von Haude und Spener, Schloßfreiheit Nr. 9, in Breslau bei Korn, in Königsberg bei Unger und in Züllichau bei Darnmann zu haben.

1816. Nro. 30.

Ernſt und Scherz

Dienſtag, oder den 24. September.

der alte Freimüthige.

Lettres écrites d'Italie en 1812 et 13 etc., par L. de Chateauvieux. A Paris et à Geneve, 1816.

Dieſe an Hrn. Pictet gerichteten Briefe, zeichnen ſich von einer höchſt wichtigen Seite vor den meiſten über Italien geſchriebenen Werken aus. Die letztern beſchäftigen ſich faſt nur damit, von längſt beſprochenen Kunſtwerken und ſchönen Gegenden noch einmal zu ſprechen, oder das Stadtleben zu ſchildern, oder höchſtens politiſche Anekdoten zu ſammeln; Hr. Chateauvieux, deſſen Lieblingsfach die Cultur des Bodens war, wandte dagegen auf die Landwirthſchaft in Italien ſeine größte Aufmerkſamkeit, und da ihn dieſes bewegen mußte, ſo oft als möglich von der Heerſtraße, auf der andre Reiſende hinter einander herziehen, abzuweichen, ſo lernte er auch das eigentliche Volk Italiens genauer kennen, als ſonſt möglich iſt. Er verband aber auch mit jener Vorliebe, regen Sinn fürs Schöne, und ein ſehr glückliches Talent zum Beobachten ſowohl, als zum Schildern, und ſo gewähren dieſe Briefe nicht bloß Belehrung, ſondern auch mehr Genuß, als ſo manches Buch, in welchem es ausdrücklich darauf angelegt iſt, den letztern dadurch zu gewähren, daß die Verfaſſer die Anläſſe in Italien auflaſen, ſich dem Publikum in aller Herrlichkeit auszulegen.

Titus Manlius Torquatus. Eine Tragödie von Joſeph Paſſy. Wien, 1316.

Eine entfernte, aber ſehr unglückliche Nachbildung des Collinſchen Regulus. Schon der Gedanke, die nothwendige Strenge der militäriſchen Disciplin zu einem tragiſchen Motiv zu brauchen, iſt verfehlt: denn dieſes Motiv hat nur eine conventionelle Heiligkeit, aus dem eigentlichen Menſchengefühle geht keine Nothwendigkeit hervor, daß ein Vater ſeinen Sohn deshalb zum Tode verurtheilen muß, weil er den gefährlichſten Feind des Vaterlandes erlegte, ohne vorher die Erlaubniß dazu einzuholen. Eben ſo ſchlecht iſt die Handlung angelegt. Die Begebenheit, die den Schluß herbeiführt, iſt durch nichts in den vorhergehenden Scenen vorbereitet und eingeleitet. Hr. Paſſy würde wohl thun, ehe er eine Tragödie in die Welt ſendet, ſich einen deutlichen Begriff davon zu ſchaffen, was eine ſolche eigentlich iſt. T.

Der Kammerrath Surrogat und Frau, in Mickmackburg. (Siehe Nr. 30.)

X. Ihr Vorſchlag iſt ſo originell, als patriotiſch, Herr Kammerrath! Er rechtfertigt den Ruf, den Sie Sich ſchon als denkender Landwirth erworben haben, und wird ſie auch im Auslande berühmt machen. Was werden aber unſre gefühl-

vollen Seelen und Dichter, die, wie Sie wissen, eifrige Freunde der lebendigen Nachtigallen sind, dazu sagen?

Kammerrath. O, Herr Advokat, diese Race ist ja bei uns ausgegangen. Empfindsame Seelen producirt der Boden von Natur nicht viel; sie sind ein Unkraut, das unter unserm Walzen wächert. Und Dichter — ich meine solche Versemacher, welche die Dichtkunst zu ihrem Brotstudium wählten, — giebt es ja zum Glück bei uns gar nicht. Wird von Zeit zu Zeit, durch ein seltsames Naturspiel, doch so etwas in Mickmackburg jung, so macht der eigenthümliche Geist, der in unserm Vaterlande waltet, und dessen alten Ruhm einer entschiedenen Vorliebe für das Solide, aufrecht erhält, bald Anstalten, daß es unsre Lust reinigen muß durch Auswanderung in Länder, wo Boden und Atmosphäre leichter sind. Die wenigen Dichter, die wir gehabt haben, sind ja immer gleich Zugvögel geworden, sobald sie fliegen konnten. Sehr gut für uns, meine Herren! Denn die ideale Thätigkeit solcher Menschen hat kein reelles Ziel, und streicht ewig in die Luft. Dichter sind, beim Lichte der Vernunft besehen, verrückte gute Köpfe, die mit aller Arbeit nichts Nützliches schaffen. Ihr bestes Machwerk, was ist's, als eitel Lügen? Ja, lassen Sie nur, falls mein Surrogatvorschlag nicht durchginge, künftigen Winter die zu befürchtende Kartoffelnoth eintreten; — wovor uns jedoch Gott in Gnaden bewahre! — lassen Sie alsdann nur, wegen der Theurung dieses Hauptgemüses, die Speisewirthe den Kredit aufkündigen: dann werden die losen Vögel schon anders pfeifen! Hat doch die Hungersnoth bisweilen auf dem Meere Christen zu Menschenfressern gemacht; warum sollte denn ein Dichterling keine Nachtigallen fressen? — Die Natur hat es weise so eingerichtet, daß unser Geschlecht sich fortpflanzt — auch ohne Sang und Klang: was braucht's denn, daß Nachtigallen den Verliebten ihr Gefühl vorpfeifen, und daß Dichterlinge ihnen die Orangsale der Liebe vorstadiren, da sich die Hauptsache von selbst macht? Eigentlich, meine Herren, wäre es zum Besten Mickmackburgs zu wünschen, daß wir unsre Dichterlinge ebenfalls abschlachten und räuchern könnten: denn, wenn die Nachtigallen uns lebendig bloß unnütz sind, so sind jene nicht allein unnütz, sondern auch sehr schädlich, weil sie stark konsumiren, ohne das mindeste zu produciren. Die Nachtigallen fressen uns doch eben nichts, uns Brauchbares, auf. Zu ihrem Glück sind aber die meisten Dichterlinge zu mager, und würden also geräuchert eben so ungenießbar seyn, als roh. — Aber —

Hier hielt er plötzlich erblassend ein, sah uns nach einander scharf prüfend an, und fragte endlich mit gedämpfter Stimme:

Sollte etwa meine Frau die Ehre haben, mit Einem von Ihnen, in persönlicher oder Korrespondenz-Verbindung zu stehen?

Wir versicherten ihn einstimmig, daß wir nicht so glücklich wären, und wieder ermuthigt fuhr er fort:

Es ist nur, weil meine Frau eine in der literarischen Welt rühmlich bekannte Dichterin ist, und mir, das kann ich nicht läugnen, durch ihre Lieder manche süße Stunde schafft, theils da sie an sich vortrefflich sind, theils da ihre Liebe gewöhnlich mich selbst zum Gegenstande ihrer Begeisterung wählt.

Verf. Geistreiche Damen pflegen besonders schön zu seyn durch den seelenvollen Ausdruck in ihrem ganzen Wesen. Ich sehne mich nach dem Augenblick, da ich so glücklich seyn könnte, die Frau Kammerräthin zu bewundern.

Kammerrath. Ja, meine Herren! Ich wollte, ich könnte Ihnen meine Frau darstellen, wie sie eben lebendig vor meiner Seele schwebt! Sie würden kein gewöhnliches Weib sehen! Ich glaube, in ganz Mickmackburg giebt es nicht zehn Frauen, die sich mit ihr messen können, obgleich, wie Sie wissen, unsre Menschenrace gewiß nicht schwachbrüstig ist. Sie gleicht in dieser Hinsicht mehr Dianen, als Cytherens: denn ich habe, nach Preußischem Maaß, fünf Zoll, sechs Linien, und meine Frau ist einen guten Zoll länger, als ich.

U. Wahrlich, ein himmlisches Knochengebäude!

Kammerrath. Nur Schade, daß es in Klughagen und überhaupt in Mickmackburg für die Kunst verloren ist! Hätte sie nur etwas mehr Wohlbeleibtheit, wie unser junge Prediger sagt, sie könnte den ersten Bildhauern, als Modell zu einer Diana oder einer Minerva, dienen. Sie ist aber von Natur immer ein wenig mager gewesen. Der Prediger, welcher noch unverheirathet ist, und daher seine meisten müßigen Stunden, deren nicht wenige sind, wegen der lehrreichen und angenehmen Unterhaltung meiner Frau (wenn ich, als Mann d.s sagen darf,) in unserm Hause zubringt, sagt: „Ein wenig Magerkeit sey in der Regel großen Geistern eigen, weil bei solchen Menschen das übermächtige Genie sich das Körperliche früh unterwerfe, und dasselbe, wenn gleich nicht in senk-

rechter Linie, doch in horizontaler, von allen Seiten her, beständig zusammendrücke und aussauge.

X. Das Antlitz der Frau Kammerräthin wird natürlich ihrem Wuchse an Schönheit nicht nachstehen.

Kammerrath. Im Geringsten nicht, Herr Advokat! Sie hat eine hohe Stirn, wenn sie ihre Tour nicht trägt, und ein schwarzes Flammenauge.

U. Wahrscheinlich ein sehr großes?

Kammerrath. Erlauben Sie; mehr klein, als groß. Aber so feurig! — Ich kann's Ihnen nicht sagen, wie kalt es mich überläuft, wenn sie mich zürnend anblickt! Dabei eine Adlernase und einen wohlgestalten, nicht zu kleinen Mund! Da haben Sie meine Frau, wie sie leibt und lebt.

X. Verzeihen Sie! Noch ist Ihr schönes Gemälde nicht vollendet. Sie haben uns nicht gesagt, ob die Frau Kammerräthin Brünette oder Blondine ist. Doch wahrscheinlich Brünette, da sie so schöne schwarze Augen hat?

Kammerrath. Ja so; daran dachte ich nicht! Meine Frau ist braun und blond, wie Sie wollen. Von Natur ist sie braun; genau gesprochen, dunkelbraun-mellirt, da sie, noch in ihren besten Jahren, doch schon ein wenig greiselt. Sie sagt aber, sie habe schon in ihrem zwanzigsten Jahre weiße Härchen gehabt: eine natürliche Folge zu früher Geistesanstrengung! Sie trägt indessen jetzt von Morgens neun Uhr bis zum Schlafengehn eine blonde Tour, welche mit ihren schwarzen Augenbrauen allerliebst kontrastirt.

Verf. Wahrlich, Herr Kammerrath, im Besitz einer solchen Gattin, müssen Sie bei Ihrem zarten Sinn für Schönheit und Liebenswürdigkeit, der glücklichste aller Mückenburger Ehemänner seyn! Ihre geistreiche Unterhaltung, in Verbindung mit der Gesellschaft Ihres aufgeklärten jungen Predigers, müssen Ihnen die beneidenswerthesten Geistesgenüsse gewähren.

Kammerrath. Ich wäre undankbar gegen mein Geschick, wenn ich mich unglücklich nennen wollte; aber ganz glücklich bin ich doch auch nicht, meine Herren! Und daran ist mein Freund, der junge Prediger, Schuld. Friedrichsen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei.

Amor mit gesenkter Fackel.

Götterknabe! des Olymps Bezwinger!
Erdbeherrscher! holder Fackelschwinger!
Warum steht Du so gerrübten Blicks?
Senkst die Fackel, himmelwärts sonst lodernd,
Zum Erglühn die Schwesterflamme fodernd,
Die Verklärt'rin gottergleichen Glücks?

Warst nicht Du es, der nach stillem Glühen,
Jene Himmelsblume ließ verblühen,
Ihn, der Liebe süßen Erstlingskuß,
Der, ob Glut von Glut sich zündend kennet,
Hoher nur als Doppelflamme brennet?
Bist nicht Du der Wonne Genius?

Bist nicht Du es, der die Braut im Schleier,
Den Verlobten, zu der schönsten Feier,
Hell den Pfad beleuchtend, hingeführt?
Ist's die Fackel nicht, mit deren Strahlen
Du, nach innrer Sehnsucht langen Qualen,
Hymens Fackel freudig hast berührt?

„Wohl bin ich's! Ich nähere jene Flammen,
Daß sie lodernd lodern sie zusammen,
Leuchtete auf blumenreicher Bahn
Mild voraus dem silberglitzten Haare,
Führte sie zum bräutlichen Altare,
Zündete die Opferflamme an.

Doch nicht ewig kann die Glut hier brennen,
Ist unsterblich gleich ihr Licht zu nennen;
Nun erglimmt sie in Elysium.
In des Gatten innigem Umfassen
Mußte Rosenmund und Wang' erblassen, —
Trauernd führ' ich nun die Fackel um,

Daß von ihr der Scheiterhaufen lodert,
Der des Orkus frühes Opfer fodert;
Daß sie leuchte auf der düstern Bahn!
Ja, die Fackel, die einst Lieb' verkündet,
Ist dieselbe, die den Holzstoß zündet,
Weht auch in der Unterwelt voran!"

Preis und Dank Dir schonem, stillen Gotte,
Winke die Fackel auch der Schatten-Rotte,
Die sich hier erfreut an ihrem Licht.
Leiter Liebe auch zum Todesthale,
O so sey willkommen, schwarze Schaale, —
Reine Liebe stirbt im Lethe nicht!

F. Kind.

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Bühne.

Am 20. September: „Wallensteins Tod." Der Wallenstein gab, versteht sich von selbst. Hr. Eßlair spielte ihn so wohl, daß er sich an den leidenschaftlich erhabenen Stellen, wie an den ruhigen, nur selten gehen zu lassen. Die Momente der Darstellung überhaupt wurden diesmal anders — schöner be-

rechnet gaukeln, als Hund. Hatte sein Rath das bewirkt? Er muß sehr einflußreiche Rathschläge ertheilen können. — Das machte Lob nach ihm gehörte, hier wie in der Schuld, Herrn Lemm. Dort machte er Don Valerio, hier den Obrist Buttler, mit viel durchdachter Kunst. Selbst in den Scenen, wo er nicht zu sprechen hatte, stumm im Hintergrunde stand, war seine Stellung, war jede Bewegung bedeutend. Sein Gespräch mit Gerdrud war rasch und kräftig; sein Monolog am Ende des dritten Aktes so schön gesprochen, daß er, eine schwere Aufgabe in dieser Rolle, für sein Schicksal interessirte. Unsre Bühne besitzt mehr, viel mehr an Hrn. Lemm, als man bisher zu glauben schien. Nur Gelegenheit sich zu entfalten, und er wird ihr ein ausgezeichneter Schmuck. — Theils wurde nicht von Mdme. Derrient, die Gräfin Terzky schön nicht von Mdme. Wolf gegeben. Das Costum der Damen, vorzüglich der Prinzessin Theils, schien nicht ganz richtig gewählt. Es ist zwar wahr, Max erblickt sie für einen reinen Engel, und Engel pflegen nicht mit Halsbedeckungen abgebildet zu werden: aber dasür sind sie auch nie weiblichen Gemüthern, und werden nie von ihrem Gefühl zu solchen Mayr im dritten Akt Statt hat.

— Am 21. September: „Die Räuber." — Der Verfasser dieser Chronik gesteht, daß, so sehr er die edle, kraftvolle Natur bewunderte, mit welcher Hr. Stiale den Karl gab, und die eigenthümliche kunstvolle Art, wie Dr. Derrient den Franz Mayr angelegt hatte, — der Widerwille gegen dies Ungeheuer von einem Stück, ihn überwältigte und hinaustrieb, da die Vorstellung kaum halb gewährt war. Er wagt also kein Urtheil. Es weit er es sah, wurde das Stück mit Sorgfalt gegeben.

— Am 22. September: „Die Jäger." — Wieder eine in sast allen Theilen zusammenstimmende, gute Darstellung. Mdme. Derrient gab Friederike, wie man es von ihr erwarten mußte, naturvoll und reizend. Mdme. Kriekberg als Oberförsterin und Mdme. Eppersdorf als Wirthin spielten so trefflich, daß gewiß jeder vergaß, wie sehr sie als Herzogin Wallenstein und Gräfin Terzky, vor zwei Abenden nicht an ihrem Orte waren.

Man wünscht sich innen, wenn man in dieser Schrift etwas über die Tagesgeschichte in Baiern zu erfahren hofft; aber darin thut sie auch ihr eigner Titel kund, daß er für nur für Baiern u. s. w. bestimmt. Sie enthält eine Reihe wissenschaftlich bearbeitet und gut geschriebener historischer und statistischer Aufsätze, ersterer vorzüglich über ältere Zeiten, die überall für jeden Werth haben, der Deutsche Sprach-Gebräuche studirt. Ob sie bei dieser Beschaffenheit eine gute Zeitschrift ist, mögen die Leser selber für sich entscheiden. Mir scheint sie ein gutes gediegenes Buch, von dem jährlich zwölf Bändchen erscheinen.

Vermischte Nachrichten.

In Irland ist ein berühmter Advokat auf Liebhaberei in mehrern Charakterarten Declamation öffentlich aufgetreten, und hat alles entzückt. Als Advokat rühmt man ihm nach, daß er in einer Rede, die er für einen Angeklagten hielt, 40 Stellen aus Shakespears Werken anführte, und den Richtern dadurch so viel Bewunderung einflößte, daß sie seinen Clienten freisprachen.

— Man hat entdeckt, daß die Englischen Kaffeehäuser, wo frisches Kalk den Wohlgeschmack eines alten zu geben, eine Menge verrosteter Nadeln hineinstuken. (Ist ein solcher Kalk nicht ein Seitenstück zu der Advokatenrede voll Shakespearischer Centnzen?)

— Ein Greis in England, der 53 Sommer in seiner Gegend als Schnitter gearbeitet hat, erklärte, daß in diesem Jahre die Ernte um einen Monat später gehalten worden, als in irgend einem jener langen Reihe von Jahren. Am 15ten Sept. sind noch Cornwallis in seinem Park zwei reifende Johnen.

— Es heißt, Mdme. Mara werde in diesem Winter einen Besuch in Berlin machen. Sich „dem Ertl des Stammvaters Abraham" noch mehr zu nähern, als ehemals, was sie zwar während ihrer langen Abwesenheit nicht gethan seyn; dasür aber kann sie sich den der Stammmutter Sara ziemlich angelegen haben.

— Das Ou. Rev. schlägt zur Besserung der Verhältnisse vor, man solle sie verpflichten, alle Lücken auf einig von sich zu verbannen. Möchte man den Griechen ein ähnliches Gesetz aufzulegen können!

— Der Prediger Seibel zu Lübeck hat bekannt gemacht, daß er seinen Gedanken, eine christliche Gesellschaft zu stiften aufgegeben habe: er sehe jetzt ein, daß so etwas schädlich sey.

— In Paris lief das Gerücht, der Prinz-Regent von England sey gestorben, und sogleich berechnete man, daß Frankreich dadurch viel gewinnen werde. (?)

— Nachdem am 27sten August, nach einer sechsstündigen Kanonade, die ganze Algierische Flotte verbrannt worden, ist ein Frieden geschlossen worden, dem zufolge alle Christensklaven in Freiheit gesetzt, und keine mehr gemacht werden sollen. Ueberdies behält der Dey das Recht, mit den christlichen Mächten Krieg zu führen, das heißt, Gemüsebeete zu treiben und andern zu lassen, wo er will. Die Schiffe, die er dazu bisher brauchte, waren großentheils von Engländern gekauft. Da diese verbrannt sind: wird es ihm erlaubt seyn, neue auf dem alten Markte zu kaufen?

— Am 1sten Sept. hat die Ausstellung der Berliner Kunstakademie angefangen. (In den nächsten Nrn. Nachrichten davon.)

Jede Nr. dieses Blattes wird am Morgen des Tages, dessen Datum sie hat, in der Hande- und Spenerschen Buchhandlung ausgegeben, oder auch mit der Zeitung ausgetragen. Preis vom 1sten Okt. — 2sten Dez. 2 Th. Pr. Cur.

1816. Nro. 39.

Ernſt und Scherz

Donnerſtag, oder den 26. September.

der alte Freimüthige.

Der Kammerrath Surrogat und Frau, in Mickmackburg.

(Fortſetzung.)

X. Können Sie denn das Hinderniß, welches er ihrem Glücke entgegen ſtellt, nicht beſeitigen, Herr Kammerrath?

Kammerrath. Leider nicht! Der junge Mann leidet an einem unheilbaren Uebel, womit er mir meine Frau angeſteckt hat.

M. Ein unheilbares Uebel? Deren giebt es nicht ſo viele, weit weniger, als man vordem wähnte. Die Arzneikunde erweitert und bereichert ſich faſt mit jedem Tage. Ich dringe mich nicht gerne auf; aber wollten Sie mir, unter vier Augen —

Kammerrath. Nennen kann ich es Ihnen hier unter zehn Augen, Herr Doktor! Ein heimliches Uebel iſt es nicht; Gott bewahre! Aber es wird zu nichts führen. Ich will Ihnen einen Anfall derſelben beſchreiben. Meine arme Frau, bei übrigens guter Geſundheit, wird oft plötzlich roth und ihre Augen funkeln; bald lächelt ſie ſpöttiſch, bald ſieht ſie zornig aus, ſchilt, und geht dann mit großen Schritten auf und nieder.

M. Herr Kammerrath! Hätten Sie nicht geſagt, daß die Krankheit anſteckt, ſo müßte ich mit inniger Theilnahme erklären, die Kammerräthin ſey wahnſinnig. Nun aber weiß ich in der That nicht —

Kammerrath. Ha, ha, ha! Das dacht' ich wohl! Beinahe haben Sie's aber doch getroffen, Herr Doktor; denn das Uebel iſt wirklich eine Art von Wahnſinn. Meine Frau hat die Purimanie; die Sprachreinigungswuth hat ſie!

M., der ſelbſt Sprachreiniger war, erröthete, und wir andern lachten herzlich über ihn und den drolligen Kammerrath.

X. Aber ich bitte Sie, Herr Kammerrath! Wie kann denn das Sprachreinigen Sie hindern, glücklich zu ſeyn? Das iſt ja eine Kleinigkeit, über welche ein vernünftiger Mann bei einer übrigens ſo liebenswürdigen Gattin ſich leicht wegſetzen kann. Was können ſolche kleine Schwachheiten großes ſchaden?

Kammerrath. Das ſagen Sie ſo, Herr Advokat, weil ſie noch nicht wiſſen, wie's in einer ſo großen Hauswirthſchaft, wie die meinige iſt, hergeht. Mir hat die Purimanie eine äußerſt tüchtige Ausgeberin entriſſen, die mir durch keine andere erſetzt werden kann: das iſt ſchon ein großer Schade. Aber die Purimanie iſt auch Schuld, daß nun gar keine andre Ausgeberin bei uns in Kondition treten will, und meine arme Frau, die nicht ans Arbeiten gewöhnt iſt, jetzt ſelbſt dieſem

mühsamen Posten vorstehen muß, dem sie nicht gewachsen ist.

U. Aber — ich verstehe das alles noch nicht! Die Sprachreinigungswuth ist doch unmöglich so grimmig, daß man daran sterben kann? Und doch ist Ihre Ausgeberin, sagen Sie, — —

Er wurde von Allen herzlich ausgelacht, und der Kammerrath gebeten, zu erzählen, wie es mit dem Verlust seiner Ausgeberin und das Sprachreinigen zusammenhinge.

Kammerrath. Sehr gerne, meine Herren! Die Geschichte kann Sie belustigen, obgleich ich viel darum geben möchte, daß ich sie nicht zu erzählen hätte. Vor ohngefähr einem Jahr las meine Frau eines Morgens nach dem Kaffee ein Blatt von einer Deutschen Zeitschrift: — ich glaub' es war der Freimüthige des Herrn Kuhn; denn sie hielt und kaufte damals alles, was unvermischtes Deutsch, als die beste Seife schmutzige Deutsche Herzen zu reinigen, empfahl. Ich bedachtete sie unter der Hand, da sie schon seit geraumer Zeit vom Prediger angesteckt war. Erst legte sie das Blatt langsam auf den Tisch; dann versank sie in tiefes Nachdenken. Nach einer Weile von zehn Minuten sprang sie so plötzlich vom Stuhl auf, daß ich erschrack, ging hastig zur Stube hinaus, deren Thür sie offen ließ, und so in die Küche, wo sie so viel von unserm Gesinde um sich her versammelte, als sich in der Geschwindigkeit erraffen ließ. Das ganze weibliche Personale war gegenwärtig, und sie ragte, wie Diana über ihre Nymphen, über alle sie umringende Mädchen und Weiber hervor. Da sprach sie: „Hört, Kinder! Wir alle sind Deutsche. Es gereicht uns zur Schande, wenn wir uns noch fremder Wörter und Benennungen bedienen, da wir in unserer schönen, reichen Muttersprache alle unsre Gedanken besser ausdrücken können. Ich will fortan keinen undeutschen Laut in meinem Hause hören. Mamsell ist ein Französisches Wort, und bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als unser schönes, echt Deutsches Fräulein. Sehr, darum befehle ich Euch hiermit, daß ihr von nun an die Jakob (so hieß die Ausgeberin,) nie wieder Mamsell, sondern Fräulein nennt. Ich hoffe, Ihr werdet mich nicht durch Ungehorsam zum Zorn reizen. Ihr kennt mich!" — Hierauf trat sie mit einer Miene, als wär's ihr so eben gelungen, Deutschland eigenhändig von Sklavenketten zu befreien, wieder zu mir in die Stube, ging an mir, der ich diesen Morgen noch wenig fürs Vaterland gethan hatte, mit stolzem Blick vorüber, nahm ihr Blatt wieder vor, und las mit sichtbarer Selbstzufriedenheit. An dem allen merkte ich wohl, daß sie im heftigsten Paroxism war, und sagte kein Wort, aus Furcht, mitunter ein nicht reindeutsches zu sagen, was ich mir in diesem kritischen Augenblick nicht hätte rathen wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei.

Drei eingestandene Thatsachen, die einander erklären.

Der Verfasser hat an einem andern Orte die Bemerkung aufgestellt, daß die Selbstbiographen in der Regel den aufmerksamen und vergleichenden Lesern ganz etwas anders sagen, als sie glauben, und wirklich aussprechen. Die so eben erschienene Schrift über Fouché *), (die im Grunde nichts ist, als eine Selbstbiographie, in der nur deshalb ein andrer spricht, damit die hochfliegenden Lobsprüche auf ihn, nicht allzu grell auffallen,) giebt einen merkwürdigen Beleg dazu. Ihr Zweck ist, Herrn Fouché als einen sehr braven, edeln Mann, und einen echten Patrioten erscheinen zu lassen; sie erzählt aber an einem Orte:

Als Buonaparte ihn zum Statthalter von Rom ernannt hatte, ließ er ihm vor der Abreise durch Berthier seine Papiere abfordern, aber Fouché verweigerte sie und sagte: „Ich weiß wie weit die Macht gehen kann, und fürchte ihren Umfang nicht **)." (Das heißt: mich erreicht sie nicht.) Man erräunt auch wirklich, wenn man dieses liest, über des unbiegsamen, wilden Tyrannen Selbstzähmung, nach dieser Aeußerung. Wie? Buonaparte, der Moreau wollte hinrichten lassen, der den Herzog von Enghien aus einem fremden Lande stehlen und wirklich ermorden ließ, wagt es nicht, nach solchem Trotz seinen entlassenen Beamten zu arretiren, ihm wenigstens die wichtigen Papiere mit Gewalt nehmen zu lassen? Was wäre geschehn, wenn er das befohlen hätte? Ein andres Faktum giebt darüber Nachweisung.

Als der König 1815 aus Paris entfloh, hatte man ihn beredet, Fouché als Geisel nach Lille mitzunehmen. „Gensdarmen und Polizeibediente traten in sein Zimmer; aber — so groß ist die

*) Notice sur le Duc d'Otrante etc.

**) „Je connois les effets de la puissance, et je ne les redoute pas." Das ist in den Deutschen Aufgaben sehr mangelhaft übersetzt, durch: „Ich kenne die Macht der Gewalt," u. s. w.

Gewalt der Rechtschaffenheit und des Muthes! keiner von den Häschern wagte es, die Hand an ihn zu legen." Wie? War das ein Beweis von Rechtschaffenheit, daß Fouché dem Monarchen, dem er Gehorsam geschworen, den Gehorsam versagte? Und daß er die Häscher bewog, es auch zu thun? Doch lassen wir jene Phrase, obschon sie ein helles Licht auf die andern hochfliegenden Lobsprüche wirft, die sich Fouché in dieser Schrift ertheilt, und untersuchen wir lieber ganz einfach, was es eigentlich seyn mochte, was die Häscher zum Ungehorsam verleitete? — da es die Rechtschaffenheit seiner Pflichtverletzung nun einmal nicht seyn konnte. — Eine dritte Stelle dieser Schrift erklärt es. Sie sagt:

„Fouché's Art, die Policey zu verwalten, paßte nicht für den Zweck Buonaparte's. Er richtete der Policei seines Ministers zur Seite, eine andre ein. Und gewöhnlich sah man die, welche Buonaparte's Policei verfolgte, sich unter den Schutz der Policei seines Ministers begeben." Aber wenn Fouché's Verwaltung nicht für Buonaparte's Zwecke paßte: warum nahm er ihm nicht die Stelle? Er that es wirklich; aber nun entstanden unruhige Bewegungen, „allgemeiner Unwille über Moreau's Proceß u. s. w." — Buonaparte ernannte Fouché wieder zum Minister: „Dies, sagt die Schrift, beruhigte die Gemüther wie ein Zauberschlag!" Also nicht die Maaßregeln Fouché's, seine bloße Ernennung beruhigte alles? Was lag denn in dieser Ernennung, das den „allgemeinen Unwillen über Moreau's Proceß" heben konnte? Da die Unrechtmäßigkeit des letztern durch die erste nicht in Rechtmäßigkeit verwandelt werden konnte, liegt es nahe zu glauben, daß diejenigen, welche bisher jenen Unwillen aufregten, jetzt andre Befehle erhalten hatten. —

Nimmt man zu diesen Thatsachen, daß Fouché, als Buonaparte ihn zum zweitenmal entlassen hatte, mächtig genug war, einen bekannten, spöttischen Brief an ihn, in den Moniteur selbst rücken zu lassen, so geht hervor: Fouché hatte zu Paris eine geheime Gewalt, ein heimliches Reich gestiftet, das ihm nicht als Beamten, sondern als Privatperson gehörte, und durch das er der consularischen, wie der kaiserlichen und der königlichen Regierung Trotz bieten konnte, und wirklich bot. — Was aber ist die Privatperson, die sich unterfängt, in ihrem Vaterlande so etwas zu bilden, und die es wirklich vermag? — — Wenigstens etwas ganz anderes, als die Schrift, aus welcher diese Thatsachen genommen sind, uns von Hrn. Fouché will glauben lassen.

Die vielen Schreiben, welche der Schrift beigefügt sind, wurden offenbar dazu berechnet, einst dem Publikum vorgelegt zu werden, beweisen also eigentlich gegen obige Thatsachen nichts; und wenn Fouché in den letzten Jahren viel Uebel verhütete, so darf das freilich nicht vergessen werden, aber seine Gegner werden doch fragen: Warum zeigte er sich nicht eher in solcher Thätigkeit, als bis die Sieger nahe daran waren, durch eine gewaltsame Besetzung und Behandlung von Paris, auch sein geheimes Reich zu zerstören? — M.

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Bühne.

Am 23. September: „Der Barbier von Sevilla." — Mdme. Seidler, ganz Laune und Schalkheit, spielte Rosine reizend und sang bezaubernd; besonders die Arie, die den zweiten Akt schließt. Der Graf hätte wohl gethan, das Vorbild, das Figaro ihm für die Rolle des Trunkenen geben wollte, nicht auszuschlagen: sie mißlang ihm. — Vorzüglich als Figaro macht Hr. Fischer schwer zu entscheiden, ob er größerer Sänger oder gewandterer Schauspieler ist. Ueberall zeigt er echt genialische Leichtigkeit.

— Am 24. Sept. wurde auf Begehren „die Schuld" wiederholt, um Hrn. Eßlair noch einmal als Hugo zu zeigen. Dieser Wunsch des Publikums, bei einer Rolle, die so große Schwierigkeiten hat, und einem so zurückstoßenden Stücke, ist ein so vielsagender Lobspruch auf den Künstler, daß ich nichts hinzuzusetzen wage. — Elvire ist unstreitig eine der Rollen, in welchen Mdme. Schrock am meisten glänzt. Die Leidenschaft, wie das niederbeugende Schmerzgefühl, drückte sie wahr und innig aus. — Jerka's Reinheit und Hoheit der Seele wurde durch Mdme. Devrient schon, am schönsten dort dargestellt, wo ihre Liebe zu Hugo beide Eigenschaften reizender macht, ohne sie zu schwächen. Auszeichnendes Lob verdient es, wie alle, selbst der Knabe Otto, (Dlle. Wolff,) die schwierigen Verse sprachen.

Bücher-Chronik.

Cornelia. Taschenbuch für Deutsche Frauen auf das Jahr 1817. Herausgegeben von A. Schreiber. 1ter Jahrgang. Heidelberg.

Dem Titel gegenüber steht ein gut gearbeitetes Bildniß der verewigten Königin von Preußen. Das Büchelchen ist der Großherzogin von Weimar, der „Deutschen Fürstin" gewidmet; auch soll es vorzüglich für Deutsche Frauen bestimmt seyn; — und bei allem dem ist es, die lobpreisende Anzeige in der Zeitung für die elegante Welt mag sagen, was sie will, eins der unbedeutendsten Produkte seiner Art, die seit Jahren erschienen sind;

ch das geringsten Werth unter seinen Artikeln haben die des Herausgebers sollen, in Berlin wie in Paris. — Der Dichter ist mit Pigmen im Steindruck gleichstellt, wie von neuem bewiesen, daß der Steindruck wie der Holzschnitt, an Kunstwerth höchstens einem sehr mittelmäßigen Kupferstich gleich kommen kann.

— Versuch einer Beurtheilung der Urtheile einiger Deutschen Schriftsteller über Englands Verhältnisse. Von Eduard Sulz. — Es heißt eine kleine Schrift, die so eben, bei Duncker und Humblot, erschienen ist. Sie ist nicht spöttisch geschrieben, und darf nicht übersehen werden. Ihre Gründe sollen in einer der nächsten Nrn. ausführlich beleuchtet werden.

— Ueber Güterzertrümmerung und Grundstückverhandel, oder: Ist es zweckmäßiger, den jüdischen Güterhandel auch von Juden, oder bloß von Christen treiben zu lassen? Erlangen, 1816. — Nicht aus juridischen und Finanzgründen, sondern aus der Erfahrung, welche Juden die theilweise Emancipation der Juden hier oder dort für die Staaten hervorgebracht habe, in welcher sie Statt hatte, muß der Schuß deutlicher gegeben werden, ob sie im Allgemeinen zu wünschen sey. Diese kleine Schrift ist ein wichtiger Beitrag dazu. Sie ergiebt von Baiern, aus dem man in der entgegensetzten Rücksicht noch wenig hörte.

— Ludwig Gotthard Kosegarten's Geschichte seines funfzigsten Lebensjahres. Leipzig, 1816.

— Diese Schrift ist eine Antwort gegen herabsetzende Anzeigen, und verdient daher Nachsicht. Es wäre indeß zu wünschen gewesen, daß der Verfasser nicht so emsig diese Gelegenheit ergriffen hätte, uns sein ganzes nicht merkwürdiges Leben zu erzählen. Gutmüthige wie die, daß er eigentlich nicht Theobul heiße, wie er sich doch immer nannte, und daß er seine Ida in 25, die Bianca du Giglio gar nur in 8 Tagen geschrieben habe, mögen seine Anspruchslosigkeit bewundern, werden ihm aber nicht vortheilhaft seyn.

Vermischte Nachrichten.

Bei Gelegenheit eines in Cöln veranstalteten Nachtrankes Deutscher Weine, haben St. Durchlaucht der Staatskanzler Fürst Hardenberg durch ein Reskript erklärt: „Das Verbot, einheimische Weine nachzudrucken, müsse von allen Weinen verstanden werden, auf deren Verlag der Unterthan eines Deutschen Fürsten ein Recht habe. Die königliche Regierung wolle, obgleich notorisch in einigen Deutschen Staaten der Nachdruck noch geduldet werde, kein Vergeltungsrecht eintreten lassen." Diese hochsinnige Verfahrungsweise ist umdreitig der edelste Weg, die zerrissenen Deutschen Völker zum Gefühl der nationalen Einheit zu führen, und Beispiele der Art müssen mehr wirken, als jahrelange Unterhandlungen.

— Was am deutlichsten aus den schnellen Siege der Engländer über Algier hervorgeht, ist, daß es nur von ihnen abhängt, die Seeräuberei der Barbaresken-Staaten ganz aufhören zu lassen. Man sieht also wieder vor der Frage: Warum sie fortdauern lassen?

— In der Maler-Akademie zu Paris entstand vor kurzem ein heftiger Streit darüber, ob man auch eine Prämie für die Landschaft-Malerei ausbieten solle. Die Geschichtmaler sollen erklärt haben, jene sey derselben als Gattung nicht werth; die Geschichtmalerei sey das Ziel der Kunst, und man müsse niemand auffmuntern, auf halbem Wege stehn zu bleiben. Sonderbare Einseitigkeit! Setzt, die Landschaftmalerei wäre (sie ist etwas Besseres;) nur der halbe Weg zur Historienmalerei: wäre es nicht zur Erreichung des Zieles gut, auch auf den einzelnen Stationen zu verweilen, Ermunterungen anzuschaffen? Wer den halben Weg nicht zurücklegt, wird auch den ganzen nie vollenden. Kein Zweig einer Kunst darf herabsetzend behandelt werden, wenn sie im Ganzen blühen soll. — Es wurde endlich beschlossen, alle vier Jahre auch der Landschaftmalerei einen Preis zu geben.

— In Frankf. a. M., wo Mme. Catalani einen Dukaten als Paris angesetzt hatte, mußte jeder, der keinen gehoben hatte, ihr auf a Brabanter Thaler 6 Kreuzer Agio geben. — —

— In Wien scheint man eine etwas rascherе Stimmung vor die Bühne mitzubringen, als in Berlin. Der Rathsmantel des Herrn von Kotzebue ist dort förmlich ausgepocht worden. Die Wiener Theater-Zeitung bemerkt, daß diese Fabel vorlängst unter dem Titel: „Der verwunschene Barbier," auf den kleinen Provinzial-Theatern gespielt sey.

— In den Englischen Zeitungen giebt man den Landleuten den Rath, ihre Erndte unter ausgespannten Decken von getheerter Leinewand zu machen. Schwerlich kommt der Rath von einem Landwirthe.

— Die 5000 Mann nach dem Lapplata bestimmten Portugiesischen Truppen, sind bereits auf dem Rio Janeiro abgesetzt; auch versicherten die Osterote zu A. J. seyn, daß die Spanischen Insurgenten rettungslos verloren seyen. Denn, sagte man, sie sind unsinnig, (aber werden sie sich nicht verstehen, wenn ein auswärtiger Feind erscheint?) — und sie haben keine Armee. Aber alle Einwohner sind dort Krieger. — Es ist indeß nicht nöthig gewesen, sie zu brauchen. Vier Tage nachdem die Flotte abgesegelt war, kam Admiral Berestord nach Rio, und forderte, — und der Flotte wurde Befehl nachgesichickt, ihre Truppen und Vorräthe auf der Insel Sta. Catharina wieder aufzunehmen. —

— Im Großherzogthum Weimar ist das Militär bis auf die Zahl herabgesetzt worden, die zur Besetzung der Wachen und zum Anstand gehört. Die Summen, welche dadurch erspart werden, sind den Unterthanen an den Abgaben erlassen worden. Welch ein Beispiel für alle Deutsche Staaten, die doch zu Beim sind, Krieg zu führen oder ihren Unterthanen im Kriege einige Sicherheit zu geben.

Magdeburg, den 6ten Sept. 1816.

(Erst am 25. Sept. eingelaufen.)

Das von Hrn. v. Kotzebue in mehreren Zeitschriften so sehr verrufene Künstlerpaar, Hr. und Mme. Karschin vom Königsberger Theater, hat uns hier einige Gastrollen sehr erfreut. Mit allgemeinen Beifall sahen wir sie in Iffands Selbstbeherrschung, Dornier und Kabale und Liebe; sie bewährten sich als ganz vorzügliche Künstler. — Major von Walter sahen wir nie schöner, als von Hrn. Karschin, — Hrn. v. Kotzebue aber nie — — — und lieberlicher, als in seiner vermeintlichen Verspottung und Rache gegen ein Künstlerpaar, welches in seinem größten Verdruße in Königsberg allgemeine Achtung besaß.

K — — —.

Jede Nr. dieses Blattes wird am Morgen des Tages, dessen Datum sie hat, in der Haude- und Spenerschen Buchhandlung ausgegeben, oder auch mit der Zeitung aufgetragen. Preis vom 1sten Okt. — 1sten Dec. 2 Th. Pr. Cur.

1816. Nro. 40.

Ernſt und Scherz

Sonnabend, oder den 28. September.

der alte Freimüthige.

Ueber ſtehende Heere und Nationalmiliz. Von Karl von Rotteck, Dr. J. und ord. Profeſſor zu Freiburg. Freiburg, 1816.

Eine der erfreulichſten Erſcheinungen in der politiſchen Literatur Deutſchlands iſt es, daß der roh verletzende Ton, die wilde Deklamation endlich ſchweigen, die in der Zeit des Nationalkriegs, wo es Aufregung der Völker galt, wohlthätig wirkten, aber bei Rückkehr des Friedens nur Uebel ſtiften können, alſo wie andre Kriegswerkzeuge billig ruhen müſſen. Jetzt iſt die Zeit, in welcher kraftvolles, helles, aber ruhiges, durch Wahrheit wirkendes Räſonnement allein angewandt werden muß. Der vorliegenden Schrift gebührt das Lob, daß dies ihr Karakter iſt.

S. 127 ſagt der Verfaſſer: „Die milde Maria Thereſia ſetzte unter ein Folter-Edikt ihren Namen!! — Waren deshalb (ihre Unterthanen) Beccaria, Sonnenfels u. a., welche die Grauſamkeit und das empörende Unrecht der Folter mit Kraft und Leben darſtellten, Aufwiegler des Volkes??“ Sie waren es nicht, und die erhabne Oeſtreichiſche Regierung ſelbſt hat ihre Beſtrebungen für verdienſtvoll erkannt. Mit gerechtem Muthe daher bietet, wie ſie, der Verfaſſer den Bögeſinnten, die ſein Beginnen als ſträflich deuten könnten, die Stirn und ſtellt ſeine Anſichten der wichtigſten Angelegenheit auf, über die jetzt die öffentliche Meinung ins Helle zu kommen ringt.

Außer der Vorerinnerung, enthält ſein Buch ſechs Abſchnitte: 1) Geſchichte der ſtehenden Heere. 2) Von dem Unterſchied des ſtehenden Heeres und der Nationalmiliz. 3) Von der Conſcription. 4) Von der Ehre der Soldaten und der Landwehr. 5) Von der Verbindlichkeit zum Kriegsdienſt. 6) Vorſchläge über die allgemeine Nationalbewaffnung und die ſtändige Nationalwehr, (worunter der Verfaſſer „eine beſondre, vollkommner gebte und jederzeit mobile Schaar von Streitern“ verſteht.) Was er über jeden dieſer Gegenſtände ſagt, kann hier nicht näher bezeichnet werden, da ſie zu denen gehören, über welche man entweder ſich ganz ausſprechen, oder ſie nicht berühren muß, und die Anzeigen in dieſem Blatte nur die Beſtimmung haben, dem Publikum zu bezeichnen, was ſeiner Aufmerkſamkeit werth oder unwerth ſey. Dieſe Schrift, ſchön und mit der Beredſamkeit eigner, inniger Ueberzeugung geſchrieben, verdient ſie im höchſten Grade. Ueber die ſtarken Ausdrücke, die hier oder dort auffallen könnten, erklärt der Verfaſſer ſich ſelbſt, — genügend, glaube ich,

M.

Der Kammerrath Surrogat und Frau, in Mickmackburg.

(Fortsetzung.)

Plötzlich entstand ein gewaltiger Lärm in der Küche. Man hörte die Ausgeberin schelten, und die Andern dazu lachen. Meine Frau sprang auf und öffnete ein wenig die Stubenthür, um zu horchen, was es dort gäbe. Da hörten wir denn, daß die muthwilligen Mädchen die Ausgeberin Frölen Jakob nannten, diese die sonderbare Benennung durchaus nicht leiden wollte und schalt; da die Mädchen denn lachend auf den ausdrücklichen Befehl der Kammerräthin sich beriefen, und es, dem neugebackenen Fräulein zum größten Verdruß, immer ärger machten. Meine Frau eilte in die Küche und sprach in edlem Zorn: „Was soll das hier heißen, Gesindel! mit Frölen Jakob hinten, und Frölen Jakob vorn? Ihr habt ja sonst immer die Ausgeberin schlechtweg Mamsell genannt, und nicht Mamsell Jakob: warum setzt ihr denn nun ihren Namen hinzu, und sagt nicht bloß Fräulein? Ich hoffe nicht, daß ihr euch untersteht, meine Befehle lächerlich machen zu wollen. Laßt mich nicht wieder Frölen Jakob hören, sonst habe ihr's mit mir zu thun! Künftig heißt die Ausgeberin auch nie anders, als bloß Fräulein, ohne Jakob: das merkt euch!“ (Ein kleiner Junge, welcher die welschen Hühner oder Kuhnen hütete, war während dieser Rede mit einem lahm gewordenen Kuhnchen auf dem Arme, in die Küche gekommen, und stand mit offnem Maule und aufgerissenen Augen vor der Rednerin; daher wandte sie sich auch noch besonders an diesen mit der Frage:) „Hast Du's auch gehört, Junge? Du sollst mir die Ausgeberin nicht anders mehr heißen, als bloß Fräulein, ohne Jakob! Verstehst, Saltingel!“ — Hier gab sie, theils um ihren Zorn noch besser auszulassen, theils um einen heilsamen Schrecken unter den Andern zu verbreiten, dem Kuhnenhüter mit der Faust (denn sie hielt das Blatt, welches wahrscheinlich diesen Auftritt veranlaßt hatte, noch in der Hand,) eine gewaltige Ohrfeige. „O Herr Jeh! Herr Jeh!“ schrie der arme Junge; „ick hem't jo all recht gut hö'rt!“

Meine Frau kam nun wieder in die Stube, und riß die Thür hinter sich zu, daß die Fenster schütterten: öffnete sie doch gleich leise wieder ein wenig, um hinzuhorchen, wie ihre Proklamation in der Küche gewirkt hätte. Erst hörte man nichts, als daß die Mädchen, welche über die Ausgeberin ergrimmt waren, weil sie ihnen die Strafpredigt mit dem Ehrentitel: Gesindel, zugezogen hatte, um diese zu ärgern, ganz unvernünftig mit Eimern und Kesseln herum stießen und warfen; dabei herrschte indessen eine gänzliche Zungenstille. Mir ahnte schon, daß es die Windstille vor dem Sturme war, und beklommen sah ich dem Ausbruch des Gewitters entgegen. Es war gleich da. Der kleine Junge nehmlich, welcher den Befehl meiner Frau und die denselben bekräftigende Maulschelle sehr wohl vernommen hatte, und im Hochdeutschen unerfahren, wähnte, daß bloß so viel bedeute, als nackt, sagte, der erhaltenen Befehls buchstäblich eingedenk und noch schluchzend, zur Ausgeberin: „Nackt Frölen — ahn'n Jakob! Wo sall nu dat lahme Kuhn bliev'n?“ — „In den Stall damit!“ rief sie wüthend, und reichte ihm auch ein Paar derbe Ohrfeigen. Der arme Junge, der wohl denken mußte, heute sey der Teufel los in der Küche, rannte, laut heulend, mit seinem lahmen Kuhn vor unsrer Thür vorbei zum Hause hinaus. Der neue Titel, den er in seiner Unschuld der unglücklichen Ausgeberin beilegte, brachte auf einmal die Revolution gegen sie, die meine Frau mit ihrem Purism in den Gemüthern vorbereitet hatte, zum Ausbruch, und es erfolgte gleich die wildeste Anarchie. „Nackt Frölen, ahn'n Jakob, sagt de Junge; nackt Frölen, ahn'n Jakob!“ Und so ging's bei schallendem Gelächter immer fort. Während stürzte die Ausgeberin in unsre Stube mit den Worten: „Ich muß mir standespeh meine Dimischon ausbitten, Frau Kammerräthin! Ich muß Ihnen nur sagen, in Ihrer Konditschon kann's keine Person aushalten, die auf Ihre Reputatschon hält. Es hat mich schon lange schraginirt, daß Sie immer meine Sprache vor allen Leuten reprimandiren, und nicht einmal haben wollen, daß man sich verdefendirt; aber ich hab' es noch immer so verknuhrt. Nun haben Sie aber gar mit dem verfluchten Frölen die Domestiken gegen mich upsternatsch gemacht, und nun kann ich partutemang nicht länger bleiben!“

Meine Frau, die so viel Latinismen, Gallicismen und Barbarismen in Einem Athem, empörten, sagte mir heftig: „Schreibe der Kauderwelschen ihren Schein! Sie kann gleich reisen. Du mußt selbst gestehen, daß eine Deutsche Hausfrau es mit ihr nicht aushalten kann: ich müßte mich des Todes ärgern auf die Länge. Lieber will ich selbst wirthschaften, bis sich ein Deutsches Mädchen für uns findet.“ Ich sahe mein Unglück voraus, aber ich Thor sagte nichts einwenden; denn ich habe mit

meiner Frau, nach langem Zwist in den ersten Jahren unsrer Ehe, einen Vertrag gemacht, der den Hausfrieden wieder hergestellt hat, und den wir uns gegen eitig gelobt haben, unverbrüchlich zu halten. Nach §. 1. dieses Vertrags steht sie den Angelegenheiten des Innern vor, wozu wir ausdrücklich die Organisirung und Regierung des weiblichen Gesindes gerechnet haben. Ich aber besorge die auswärtigen Angelegenheiten, und regiere alles, was meines Geschlechts ist. Keiner darf dem Andern in sein Geschäftsgehege kommen. Nach §. 2. darf ich meiner Frau in ihrem Hauptfache, der Dichtkunst, — welches jetzt noch durch die Sprachreinigung erweitert worden ist, — so wie in allem, was dahin gehört, oder daraus erfolgt, nicht im Wege seyn: dafür muß sie mich landwirthschaftliche Erfindungen machen lassen, so viel ich nur will; ist aber nicht gehalten, meine Surrogate, die sie unzulänglich findet, zu genießen, sondern darf für sich die Rogate, die Sie für besser hält, anschaffen, es koste, was es wolle. Diesen Vertrag hat der Prediger, der ihn zur Erhaltung des Hausfriedens ebenfalls sehr zweckmäßig fand, quasi Notarius, schriftlich gemacht, und wir haben ihn alle drei unterzeichnet.

In Rücksicht auf §. 1. und 2. mußte ich mich nun ohne Widerrede hinsetzen, und den Schein schreiben. Doch blieb mir kontraktlich unbenommen, mich innerlich zu ärgern, und ein wenig Mitleid mit dem armen Mädchen zu fühlen, das uns lange treu und fleißig gedient hatte, und nun durch den leidigen Purism aus einer sonst guten Stelle vertrieben wurde.

Diese dumme Geschichte ist nun Ursache, meine Herren, daß wir seitdem ohne Ausgeberin sind, und auch wohl sobald keine wieder bekommen werden. Alle stoßen sich an dem nackten Fräulein ohne Jakob. Ein ganz fremdes, uns unbekanntes Mädchen wagen wir nicht zu nehmen: unsre Wirthschaft ist, da ich auch eine Brennerei habe, und meine Holländerei selbst halte, so weitläuftig und wichtig, — Kurz, mein häusliches Glück ist mit der Ausgeberin entflohen!

Ich habe schon in Vorschlag gebracht, wir wollten uns eine Jungfer nehmen, daß über Mamsell oder Fräulein kein Lärm würde; aber meine Frau will von keiner Jungfer wissen: denn die benachbarten adlichen Häuser halten alle Mamsells, und sie will, aus edelm Stolz, ihnen nichts nachgeben. Das kann man eigentlich auch nicht tadeln, meine Herren! —

U. Doch, doch! Im Nothfall ist doch immer eine Jungfer ein sehr brauchbares Mamsellsurrogat. Friedrichsen.

(Die Fortsetzung künftig.)

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Schaubühne.

Am 25sten September: „Dienstpflicht," von Iffland. — Herr Ehlair schloß seine Gastrollen mit dem Kriegsrath Dallner. War das seine Wahl, so gab es einen neuen Beweis, daß er als wahrer Künstler nicht nur darstellt, sondern auch urtheilt; daß er die höchste Aufgabe seiner Kunst erkennt, die reine Darstellung eines Charakters und naturgemäßer, tiefer Gefühle für etwas Größeres hält, als den Prunk poetischer Deklamation, und das Stürmen einer gesteigerten Heldengestalt. In der That war sein edler, starker, und doch innigfühlender Dallner, der ganzen Haltung und der Nüancirung der Empfindungen nach, die trefflichste unter seinen bewundernswerthen Darstellungen, — nächst dem Otto von Wittelsbach. Diesen erkennt der Verfasser d. Chr. der Perle zu. — Eine Erwerrung seines Spiels in der heutigen Rolle, erwarte man übrigens nicht. Wenn dergleichen nicht überhaupt vergeblich und langweilig wären, so fehlt hier doch der Raum dazu. Es sey hier genug an der einzigen Bemerkung, daß man in jeder neuen Szene, in welcher Dallner auftrat, in seiner Haltung und vielen seinen Zügen die treue Geschichte der Begebenheiten las, die nach der Fabel des Stückes ihm in der Zwischenzeit vorgefallen seyn sollten; — so treu, so wahr, daß man seiner Theatralischen Gewalt anthun mußte, um sich zu erinnern, daß das nur Kunst sey, und der Künstler für seinem Abgange nur in der Coulisse gestanden habe, um sein nächstes Stichwort zu erwarten. — Der Verfasser d. Chr. ist überzeugt, daß der ganze gesinnenkvolle Theil des Berliner Publikums sich mit ihm vereinigt, wenn er Hn. Ehlair hier herzlich und mit Hochachtung und Bewunderung für die großen Genüsse dankt, die Sein Spiel gewährte; — und wenn er den Wunsch laut ausspricht, Ihn einst, bald, den Unsrigen nennen zu können.

Unter den übrigen Rollen wurden der Jude Baruch von Hn. Devrient, der Sekretar Jalbrig von Hn. Berger, und der junge Dallner von Hn. Bethmann hervorstechend gut gegeben. — Ein Irrigrif war es wohl, daß die Hofrathin Rosen im letzten Akt in Trauer erschien. Von der Leiche ihres als Selbstmörder gefallenen Bruders herkommend, mußte diese tiefgefühlende Frau nicht an die Toilette gedacht haben, durchaus im Hauskleide erscheinen. — Für das Stück selbst wäre es wohl am besten, wenn man den Vorsatz gleich nach dem Versprechen des Fürsten, niemand ungehört zu verurtheilen, fallen ließ. Alles Folgende ist lustige Ueberleitung.

Nachtrag zum vor. Bl. Der Herausgeber hat die Erklärung erhalten, Mdme. Espenstadt habe die Gräfin Terezka nur übernommen, weil Mme. Weiß krank ist.

Frankfurt am Main, den 20sten September 1816.

Hebe!

Einer so lieben Erscheinung, wie die der Dlle. Eunike von

Berlin, hat sich die hiesige Bühne lange nicht erfreut. Höchste Anmuth der Gestalt, verbunden mit der Jugend Liebreiz, eine Stimme, in deren Wohlklang sich die Schönheit einer reinen Seele abspiegelt, entzückten bei ihrer ersten und zweiten Rolle alle Zuschauer. Mehrere wurden uns nicht zu Theil, und wie hörten sie, die von ihrem Vater auf sie vererbte Kunst, nur in der Fanchon und der Rolle der Emmeline entfalten. Der allgemeine Beifall den die niedliche Sängerin davon trug, war so groß, daß er nicht allein die Gegenwart umfaßte, sondern auch die Vergangenheit in Anspruch nahm, denn man dachte an den schönen Abend zurück, wo — vielleicht sind es zwanzig Jahr her, — ihr Vater von Amsterdam zu uns kam, und Dlle. Schwachhofer an seiner Seite, das Duett aus Azur sang: „In diesen Frühlingslüften ꝛc. — Alles war damals erstaunt, so unerwartet sich eine solche Freude bereitet zu sehen, und eine gleiche gewährte uns nun die Tochter.

Bücher-Chronik.

Almanach für Privat-Bühnen. Erstes Bändchen, auf das Jahr 1817. Herausgegeben von Adolph Müllner. Leipzig bei Göschen.

In der Vorrede, — wo der Herausgeber, ziemlich platt, die Oper ein Rührei von Kunst und Unsinn nennt, — kündigt er den Plan an zu einer Sammlung von Stücken oder Extungen, die sich für Privatbühnen eignen, und ladet „die Dichter Deutscher Zunge freundlich ein,“ ihm dazu Beiträge zu senden. Der Plan ist lobenswerth, sollte seine Concurrenz auch nur dazu dienen, die schon bestehenden Sammlungen für denselben Zweck, zu edleren Bestrebungen zu spornen.

Das erste Bändchen enthält: „Die Zweiflerin,“ in Einem Akt, von Müllner, ein Stück, das vor vier Jahren mit dem Titel: „Die gefährliche Prüfung,“ in Berlin aufgeführt wurde; — „Pflicht um Pflicht,“ Schauspiel in Einem Akt, von P. A. Wolff, das zuerst im Frühling 1814 zu Weimar, (auch sonst schon?) — „Die großen Kinder,“ Lustspiel in 2 Akten, von Müllner, das im Frühling 1813 in Wien (Das Angebinde,) und in Weimar, später auch in Berlin, gegeben wurde; — endlich eine dramaturgische Abhandlung: Ueber das Spiel auf der Privatbühne, von Müllner, die „Stückweise“ im „dramaturgischen Wochenblatte von Berlin“ 1815 abgedruckt stand. Also eigentlich nichts ganz Neues! Aber dies Bekannte — nicht Alte, — ist dankenswerth, denn es ist geistreich unterhaltend, und geistvoll belehrend. Auch dieser Almanach giebt indeß Anlaß, Hrn. Müllner einer, ich will mich schonend ausdrücken, Unzartheit des sittlichen Gefühls anzuklagen. In der Zweiflerin macht ein anständiges Frauenzimmer ihrem Liebhaber den Vorschlag, sie wolle einen andern heirathen, und zugleich seine Geliebte seyn. Fühlte der Verfasser denn nicht, daß ein Frauenzimmer, das auch nur im Scherz einen solchen Antrag aussprechen kann, kein anständiges ist, von einem Mann von Ehre aufgeschlagen werden muß? — Im letzten Stück „die großen Kinder“ läßt er eine wohlerzogene Familie mit ihrem Vater eine Art Fopperei treiben. Und gleichwohl trägt er in der Vorrede den alten vornehmen Anspruch zur Schau: Das Theater solle das Publikum bilden. — Wir wollen zufrieden seyn, wenn es dasselbe anständig und geistvoll unterhält.

— Libellen. Erzählungen und Gedichte von G. Friedrich. Zweite Auflage. Frankf. a. M. 1817. — Leichte Waare, so leicht als der Titel verheißt, aber von dem Glanz, den der Name Libelle auch verspricht, ist wenig zu sehen. Nun, der Verfasser wird's schon besser machen, und hat es zum Theil schon gethan.

Vermischte Nachrichten.

Die unerwartete Maaßregel des Königs von Frankreich, die Deputirten-Kammer aufzulösen, hat die Ultraroyalisten so erbittert, daß sie Spottlieder auf ihn herumtragen. Das Morn. Chron. führt eins der unverschämtesten an, das so endigt:

J'ai vû le Roi — Quel — — — !
J'ai vû Artois — Vive le Roi!

— Man erzählt sich heimlich in Paris, bei der Gelegenheit daß man den Mitgliedern der Ehrenlegion den Eid abgefordert, alles anzuzeigen, was sie dem Interesse der Regierung Nachtheiliges hörten und sähen, sey es zu mancher kräftigen Erklärung gekommen. Manche sollen erklärt haben, der Orden sey ihnen zur Belohnung geleisteter Dienste ertheilt worden, nicht aber als Handgeld für solche künftige, die zu leisten sie sich nicht aufgelegt und fähig fühlten. Darin daß man eine Batterie gestürmt, läge gar nicht, daß man Verpflichtung oder Talent habe, den Spaher in den Gesellschaften zu machen. Man schreibt die ganze Maaßregel den Ultra's zu.

— Wie der „treue Königsfreund“ erzählt, hat der Franz. Gesandtschaftsprediger zu Konstantinopel eine so vortreffliche Predigt gehalten, daß sich der Divan einen Auszug davon erbeten hat, um ihn ins Türkische übersetzen zu lassen. Derselbe Prediger soll durch seine Fastenpredigten in Corsika sehr viele bekehrt haben zum — Royalismus.

— Mme. Catalani soll das Italienische Theater zu Paris abgegeben haben, — ungeachtet der 160tausend Frcs., welche der König jährlich Zuschuß gab, — und noch in Deutschland bleiben wollen.

— Auf Vorstellungen einheimischer und fremder Kaufleute soll der Senat zu Frankf. a. M. beschlossen haben, in künftigen Messen keine Versteigerung fremder Waarenmassen mehr zu erlauben. — Ob sich bis dahin die Verhältnisse nicht sehr ändern werden? —

— Wie weit die Franzosen doch in den schönen Gewerbskünsten zurückgewichen sind! Das Journal des déb. thut den Vorschlag, jedes Theater solle künftig seinen eignen Journalisten halten, und wenn es ein wanderndes ist, mit sich führen, der am Morgen die Beurtheilung der Darstellung schreibt, die es am Abend geben wird, und am Abend die tadelnden Kritiker zurecht weist. Ist dergleichen nicht schon lange in Deutschland im Gange?

Aufforderung.

Buchhandlungen, die ihre neuen Verlags-Artikel in diesem Blatt schnell angezeigt wünschen, werden hierdurch ersucht, sie zu diesem Zweck frühe an die Verlagshandlung desselben, die Haude- und Spenersche zu Berlin, einzusenden.

Der Herausgeber

Mit der nächsten Nr. fängt das neue Vierteljahr an. Preis vom 1sten Okt. — 31sten Dec. 2 Th. Pr. CRt.
Im Verlage der Haude- und Spenerschen Buchhandlung.

1816. Nro. 41.

Ernst und Scherz

Dienstag, oder den 1. Oktober.

der alte Freimüthige.

Der zweite Volksaufstand in Rom.

(Siehe Nr. 5. u. f. f.)

Das Jahr der ersten Decemvirn ging zu Ende. Sie hatten darin ihren Beruf erfüllt, ein allgemeines Römisches Recht statt der bisherigen Standes- und Lokalrechte zu verfassen, und die gesammten Gesetze waren auf zehn Tafeln öffentlich dem Volke zur Prüfung ausgestellt, und von ihm genehmiget worden. Nun verbreitete sich ein Gerücht, es fehlten noch zwei Tafeln; würden diese hinzu gefügt, so könne der Körper des ganzen Römischen Rechtes vollendet werden. Dieser Wunsch erregte, als der Tag des Wählens neuer Obrigkeiten nahete, das Verlangen, wieder Decemvirn zu wählen. Zwar ruheten unter der Decemviralregierung alle andere Gewalten: allein das Volk (die Plebs) vermißte nicht den Beistand seiner Tribunen, da es von dem einen Decemvir an den andern appelliren konnte; und die Patricier waren mit dieser Regierung um so zufriedener, je mehr Wahrscheinlichkeit bei der bedeutenderen Zahl der Stellen, jeder von ihnen hatte, dazu zu gelangen, wenn sie sonst die Plebejer wieder auszuschließen vermochten. Die Komitien *) zur Decemvirenwahl wurden, der Gewohnheit nach, auf den dritten Markttag angesagt; und nun erhob sich unter den Ersten des Senates eine Bewerbung, wie sie nie gesehen war. Doch zeichnete sich vor allen Appius Claudius, einer der Decemvirn des ablaufenden Jahres, durch ein Betragen aus, welches zweifelhaft machte, ob man ihn zu den regierenden Decemvirn, oder zu den bittenden Kandidaten zählen sollte. Er schalt auf die Großen; erhob die geringsten und unbedeutendsten Bewerber; lief in Person mitten zwischen Volksfreunden umher auf dem Forum, und trug sich durch diese dem Volke an. Dies trieb er so arg, daß auch seine Amtsgenossen, die ihm bis dahin außerordentlich ergeben gewesen waren, die Augen auf ihn warfen, sich wundernd, was er für Absichten haben möge. Nein konnten diese nicht erscheinen: die Freundlichkeit und Herablassung bei so großem Stolze, konnte nicht für uneigennüthig gehalten werden. Offentlich sich ihm entgegen zu stellen, wagten sie nicht recht, sondern suchten durch Nachgeben seine Hitze zu mildern, und trugen ihm, dem jüngsten, den Vorsitz bei der Wahl auf, wobei sie sich Hoffnung machten, Scheu und Ehrfurcht werde ihm gebieten, die Stimmen, welche ihm selbst gegeben würden, nicht anzunehmen: denn bis dahin hatte, die Volkstribunen ausgenommen, noch keine Obrigkeit sich selbst-wiedergewählt. Allein er griff, was ein Hinderniß seyn sollte, wie eine Gelegenheit auf; wählte vor allen sich selbst, und dann lauter Männer, welche von keiner Bedeutung waren, wenn

*) Livius B. 3. Kap. 36.

man etwa den einzigen Quintius Fabius annimmt, welcher dreimahl mit Auszeichnung Konsul gewesen war, aber doch dem heftigeren und thätigeren Ehrgeize des jüngeren Amtsgenossen sich fügen mußte.

Den funfzehnten Mai, an dem damals die Obrigkeiten ihre Aemter anzutreten pflegten, erschien jeder Decemvir mit zwölf Liktoren. Die vorigen Decemvirn hatten es so gehalten, daß nur Einer die Fasces hatte, und dieses königliche Zeichen von dem einen zu dem andern, durch alle den Kreislauf machte: jetzt füllten hundert und zwanzig Liktoren das Forum, in den Fasces auch die Beile tragend, welches schon seit längerer Zeit in der Stadt nicht üblich gewesen war.

Wie zehn Könige sahen die Decemvirn aus, und vervielfacht ward der Schrecken dem gemeinen Manne nicht nur, sondern auch den ersten Patriciern, welche glaubten, zu Blutvergießen werde Ursache und Anlaß gesucht, und wenn jemand ein der Freiheit gedenkendes Wort im Senate oder im Volke vorbrächte, sollten gleich Stöcke und Beile, auch zum Schrecken der Uebrigen, hervor gezogen werden. Denn außer dem, daß bei dem Volke kein Beistand war, wegen der Aufhebung der Appellation, hatten die Decemvirn auch durch Uebereinkunft das Anrufen des einen gegen den andern, aufgehoben. Eine Zeit lang war der Schrecken für alle gleich: allmählig fing er an, sich ganz gegen das Volk zu wenden. Der Patricier ward geschont; gegen das Volk willkührlich und hart verfahren; allein auf die Personen, nicht auf die Sachen, Rücksicht genommen; Gunst galt für Recht. Der junge Adel umgab die Decemvirn; ließ, schweigend in der Unterdrückung des Volkes, Stock und Beil nicht ruhen; ward für seinen Eifer mit dem Vermögen der Verklagten und nachher Hingerichteten beschenkt, und fand seine Ungebundenheit erfreulicher, als allgemeine Freiheit. So verging das Jahr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Brief von Herder

an den Herausgeber.

Vorwort. Freilich ist es beinahe nur ein Geschäftsbrief, was man hier erhält, aber, wie mich dünkt, ein so karakterisirender, daß er fast für ein Miniatur-Porträt gelten kann. In der frohen Stimmung geschrieben, die ein Familienfest zu geben pflegt, läßt er sogar am Schluß jene scharfe Laune des Verfassers durchblicken, die Göthen, wie er in „Wahrheit und Dichtung" klagt, zu Straßburg zuweilen so weh that. Zur Erklärung — der Entschuldigung bedarf Herder ja wohl nicht; — dieses Schlusses gehört vielleicht, daß er sich von seinem eigentlichen Vaterlande vernachlässigt glaubte. — Auch das Postskript seiner Gattin zu seinem Briefe, karakterisirt, und so gebe ich es mit.

Verzeihen Sie, Bester, meinen so späten Dank sowohl für Ihre Geschenke, als für die Ehre, die Sie vor den Völkergemälden mir haben erweisen wollen. Doch zu viel, zu viel Ehre! Ihre Völkergemälde sind gut zu und gegen einander gestellt; auch dünkt mich diese Methode, des Zusammenstellens, vor der Hand die angenehmste, die nützlichste, ja die — einzig mögliche Philosophie der Menschheit in einem gewissen Sinn betrachtet. Mögen die Engel Uriel, Raphael, Sealthiel, vorzüglich aber der Engel Michael, aus ihnen Resultate ziehen; was sollen sie uns, ehe wir hinaufgelangen?

Hier ist unsers — — Freundes Brief an Teller. Ehe ich ihn empfing, hatte ich mir, ohne seine Anregung an mich, Mühe für ihn gegeben, weil ich seine Lage und ihn selbst, weil ich außerdem den Kreis ziemlich kannte, für den ich ihn geschaffen glaubte. Bisher kann ich noch nichts darüber sagen; versäumt ist aber nichts, da (unter uns gesagt, oder gemuthmaßt,) die Stelle einer Finanzspeculation für andre plus causus und bona opp. publica offen zu stehn scheinet. Versichern sie Hrn. O. C. R. Teller, daß ich nicht ermangeln werde, für unsern nach — — Verbannten zu thun, was ich für ihn thun kann. Ma piano, Signori, piano.

Engel mit seiner Lichtmetaphysik hat mir eine sehr, sehr angenehme Stunde gemacht. Sie wissen, wie ich nach dem — Licht und Schall umherhorche, umherlausche. Was er von der Kalligone urtheilte, möchte ich gern wissen, aber unbefangen. Ich habe mich auf allgemeinen Tadel auch hier so gerüstet, als bei der Metakritik. Kalligone und Metta sind Geschwister.

Dem — — — Hause unser angenehme Erinnerung, Freundschaft und Hochachtung. Dellbrück, wenn Sie ihn sehen, meine innige Freude über sein großes, großes Geschäft; nicht leicht habe ich eine größere Freude gehabt, als da ich von der Wahl hörte. Gebe der Himmel ihm Segen! — Richter (J. P.) ist nicht hier, sondern vor der Hand in Rudolstadt, doch nur auf Wochen: er kehrt zurück,

um sodann nach Berlin zu ziehen, nach Berlin, — Ein!

Leben Sie glücklich in dem Berlin, in dem Potsdam! und treibt fleißig fort Eure R. Rüben-Cultur. Ach wie herrlich, wie schmackhaft! Es sind Brandenburgische Rüben!

Leben Sie bestens wohl.

An Doctors Geburtstage, d. 28. Aug. 1800. H.

Meinen herzlichen Gruß muß ich mit eigner Hand beifügen: daß es Ihnen wohlgehn möge, ist unser aller Wunsch. Carol. Herder.

Mancherlei.

Teuthard und Violette.

1.

Du Ausgeburtchen aus dem goldnen Buche
Der Schönheit, Du Entsetzte sonder Gleichen,
Du, einst der Demuth und der Treue Zeichen,
Beizahst nun mit jedes Esels Fluche!

Vergieb, wenn ich auch Dich nicht sieder suchte,
Nicht in des Neids, nicht in der Flora Reichen;
So schwarzen Brandmal mag der Freund auch weichen, —
Was Er berührte, dampft von Blutgeruche! —

„O nimm mich auf! — Zwar fiel ich ohne Schuld,
Doch hart' ich längst mich selber angegeben;
Ich weinte oft und duftete nur wenig.

Doch jetzt hat mir ein sanfter Greis und König
Mein — Leid vergeben mit ritterlicher Huld *);
Nun bin ich rein, nun darf ich wieder leben!"

2.

Mein gutes Veilchen! harre noch ein Weilchen;
Noch gilt bei mir Dein guter Ruf nur wenig!
Lieb' ich den Reim auch noch so silbertönig,
Und mag' ihn gern nach hunderttausend Theilchen;

Doch reim' ich lieber selbst auf Amors Pfeilchen —
(Traum! Nicht mehr gilt mir, Teuthard, — — — —
Als ihm der Rath von Quitzequitzich und Penig!) —
Viel lieber reim' ich darauf — Käsekuchen **)!

Noch laß ich Dich den Damen in den Hallen,
Die, Lilien bald, bald Nelken in den Kranzen,
Von Deutscher Treu und Deutscher Zucht nicht wissen.

Eins rath' ich Dir: — Such' Bertha zu gefallen!
Wirst Du aufs neu' an ihrem Busen wallen,
Dann erst sey unser Scheidebrief zerrissen! K — b.

*) Bekanntlich erklärte Ludwig XVIII. das Veilchen als mit in der Amnestie begriffen.

**) Eine Art Gebäck.

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Bühne.

Am 27. September: „Die beschämte Eifersucht," von Mme. Weißenthurn. — Hr. Karsten, vom Theater an der Wien, trat als Lieutenant Werthen auf. Bei einem vortheilhaften Aeußern, spielte er mit großem Feuer und gefiel. Julie ist eine der reizendsten Rollen von Mme. Schrock. Die Willmann spielte Marie mit Ausdruck; den Fußfall vor ihrem ungerechten Gemahle hätte sie aber weiß weglassen sollen: er ist außer dem Selbstgefühl einer edeln Frau und empört.

Hierauf: „Das war ich!" von Huß. — Das Stück ist für seinen leichten Inhalt zu lang gedehnt; daher verließ ein Theil des Publikums den Saal schon lange vor dem Ende, so gut es gespielt wurde. Mme. Sebastiani als Nachbarin, war ganz im detaillirenden Karakter.

— Am 28. September: „Titus," von Mozart. — Die heutige Darstellung war durch mancherlei ungewöhnlich. Statt der Recitative, gab man Dialog. Herr Scheidl spielte den Sextus. Seine Stimme ist sehr wohlklingend, sein Gesang kunstreich, sein Spiel nach unserm Geschmack zu anspruchsvoll theatralisch. — Herr Fischer sang den Titus vortrefflich; seiner kraftigen Persönlichkeit schien dieser weiche Karakter nicht ganz zu entsprechen.

Ungewöhnlichkeiten anderer Art waren es, daß im ersten Akt, indem Herr Scheidl vorn auf der Bühne sang, der Vorhang allmälig niedersank, und ihn vielleicht getroffen hätte, wenn wiederholtes Zurufen aus dem Parterre ihn nicht auf die Gefahr aufmerksam gemacht; — und daß im zweiten Akt durch das Ausbleiben des Publikus, das Stück auf mehrere Minuten unterbrochen wurde. Bestehen die Theatergesetze noch, die unter Iffland galten, so werden ohne Zweifel beide Ereignisse gerügt werden.

— Am 29. September: „Pagenstreiche," von Hrn. v. Kotzebue. — Eins der besten Stücke des Verfassers, obgleich mehr Posse als Lustspiel. Es sollen mit Lust gespielt zu werden, und wurde so von einer sehr zahlreichen Versammlung angenommen.

Bücher-Chronik.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen historischen und literarischen Inhalts ꝛc. Herausgegeben vom H. und Prof. Meusel. Erlangen, 1808. — Eine Sammlung sehr merkwürdiger und fast durchaus neuer Anekdoten aus dem Leben berühmter Personen, größtentheils von dem geistvollen von Bretschneider, (Vater des Oberreichischen Generals dieses Namens,) der bei den meisten als Augenzeuge spricht. So fand er z. B. in Reihe und Glied dabei, als der Sächsische Oberst Benkendorf, der eigentlich die Schlacht bei Collin gewann, die, wie Bretschneider sagt, entscheidende Bouteille leerte, und so den Muth zum siegreichen Angehorsam erlangte. Man findet hier viel über die große Frau Maria Theresia, über Joseph II., Kaunitz, Lacy, und andre, z. B. den Abentheurer Benjowsky, den Bretschneider persönlich kannte. — Möge der fleißige, geschickte und einsichtsvolle Sammler seine Thätigkeit noch lange unermüdet fortsetzen. Er scheint eine Münchhausenlust für historische und literarische Schätze zu haben.

— Der umgetaufte Faust oder Frosch's Jugendjahre. Herausgegeben von M. Seybold. Erstes Bändchen.

…delberg, 1816. — Daß sehr genialische Menschen sich zuweilen damit belustigen, Possen zu schaffen, ist freilich wahr, daß aber nicht jedes Possengewirr genialisch ist, beweise unter hunderttausend andern Beispielen auch dieses Buch. Es geht darin bunt durcheinander, man sieht aber nicht wozu und warum. „Ist das Methode, so ist Tollheit drin.“

— Eine gewiß Vielen willkommene Nachricht! Mit dem Anfange des künftigen Jahres wird die durch den Krieg 1806, unterbrochene Abendzeitung zu Dresden wieder anfangen, und zwar herausgegeben von Theodor Hell und Fr. Kind. — Man glaube nicht, daß hier nur die ohnehin nur zu große Anzahl zweck- und karakterloser „Unterhaltungs-Blätter,“ dergleichen jetzt in Deutschland aus jedem Winkel hervorgeboten werden, noch um Eines vermehrt werden wird. Gewiß ists, soll die Deutsche schöne Literatur wieder Inhalt und Karakter gewinnen, so muß das Unwesen, das man jetzt mit derlei Schriften treibt, aufhören; aber dazu giebt es kein besseres Mittel, als das Ausstellen solcher Blätter, die nicht „alles Mögliche und noch etwas,“ sondern mit fest bestimmter Gränze das in hoher Vollkommenheit leisten, wozu sie eigentlich bestimmt sind. Jede neue so gearbeitete Schrift, muß die bessern ihrer ältern Schwestern zum Wetteifer reizen, und wenigstens ein Paar der werthlosen dem Publikum verleiden, die denn wohl in sich vergehn werden. Die Namen der Herausgeber der Abendzeitung bürgen dafür, daß sie etwas Vorzügliches werden wird, und eben so thut es der sehr weislich entworfene Plan. Um sich ganz der Unterhaltung widmen zu können, entsagt das Blatt allem „was auf Geschäfte Bezug hat, der Belehrung in strengwissenschaftlichem Sinn, und besonders jeder politischen Beziehung,“ nicht aber kurzen Korrespondenz-Nachrichten über Kunstgegenstände, kurzen Recensionen und unterhaltenden Notizen. Bei diesen aber werden die Herausgeber vorzüglich ihren Blick auf Dresden richten, um durch diese Oertlichkeit „der Schrift gleichsam einen Boden zu geben, wo eine ihrer Wurzeln auf immer bekleiben kann.“ Sie sagen: es sey zu wünschen, daß mehrere Zeitschriften in andern großen Städten „eine zweckmäßige Oertlichkeit annähmen,“ und das ist sehr wahr.

Vermischte Nachrichten.

Das Morn. Chronicle thut den Vorschlag, die Englische Regierung solle den Berberesken erklären, das erste Kaperschiff, das sie wieder aussendeten, solle als eine Kriegserklärung betrachtet werden. Das klingt gut; aber es fügt hinzu: das Meer von Raubern zu reinigen ist der natürliche Dienst, durch den wir den Ocean zur Lehn von der Gottheit tragen. Mit Erlaubniß des Morn. Chronicle: jedes Volk das eine Küste hat, ist Mitbelehnter.

— Es ist in Paris eine Schrift erschienen mit dem Titel: „Sieben Monate aus Fouché's Leben,“ worin man sein Benehmen in der frühesten Zeit der Revolution zu schildern behauptet. — Man sagt, Fouché's Brief an den Herzog Wellington soll viel zur Auflösung der Deputirten-Kammer beigetragen haben.

— Die von Canova verfertigte kolossale Statue Buonaparten's soll von der Franz. Regierung an den Prinz-Regenten von England verkauft worden seyn, für 66,000 Lvrs.

— Herr Kapellmeister Winter ist seit ein Paar Wochen in Berlin, und die königliche Bühne studirt eine große Oper, Zaire, ein, die er für sie geschrieben hat.

— Die Amerikaner haben auch Schiffe gebaut, welche statt der Dämpfe, durch Pferde, die im Innern des Schiffes selbst im Kreise gehn, in Bewegung gesetzt werden. Man ist mit der Untersuchung beschäftigt, welche Art vortheilhafter sey. Pferde möchten weniger kosten; aber Dämpfe werden nicht müde.

— Die Zahl der Sonnenflecke hat zugenommen und sie sind größer geworden. Die Gaz. de Fr. giebt eine Abbildung davon, auf einem Gesicht mit Augen, Nase und Mund, und — Schönfleckchen.

— Das Reich der Franz. Musen ist nicht mehr von dieser Welt. Die Hälfte der im August zu Paris gedruckten Bücher besteht aus Andachtsbüchern, Katechismen u. s. w., und die meisten neuen Kupferstiche sind Heiligenbilder.

— Zu London hält sich jetzt ein Römischer Pater auf, der in Asien als Missionär gewesen ist, und große Wunderdinge von — sich selbst erzählt. Er ist noch jung, versichert aber, Arabisch, Persisch, das Sanskrit, das Indostanische und Griechische fertig zu sprechen; Asien wiederholt in allen Richtungen durchreist zu haben; ein guter Uhrmacher und guter Arzt zu seyn, auch viele seiner Patienten zu guten Christen gemacht zu haben, und ein Liebling des Schachs von Persien zu seyn. Nach London ist dieser große Mann gekommen, um — einige Exemplare seiner Uebersetzung des Hafiz ins Lateinische, zu verkaufen, und seine Dienste zu einer neuen Uebersetzung des neuen Testaments aus dem Griechischen ins Lateinische anzubieten. — Die Gaz. de France findet seine Absichten sehr lobenswerth.

Russische Journalistik. Aus St. Petersburg.

Journale, politische und literarische, machen den Haupttheil der Russischen Literatur aus. Sie werden verschrieen, getadelt, lächerlich gemacht, und doch gelesen. Ich will Ihnen ein vollständiges Register aller (für 1816.) Russisch herauskommenden Zeitungen und Journale, mit einigen Bemerkungen liefern.

In St. Petersburg.

Die St. Petersburger Zeitung, die älteste in Rußland, herausgegeben von der Akademie der Wissenschaften, Russisch und Deutsch, erscheint zweimal in der Woche in Folio. Sie enthält innere und auswärtige Nachrichten, nebst einem Intelligenzblatte. Die HH. Akademiker liefern zu dieser Zeitung gelehrte Nachrichten als Beilagen.

Die Post aus Norden oder die neue St. Petersburger Zeitung, herausgegeben (seit 1809) vom Ministerium des Innern, erscheint nur Russisch, zweimal wöchentlich, in Folio, enthält inländische und auswärtige Nachrichten. Die erstern sind sehr interessant, weil alle Gouvernements der Russischen Provinzen den Auftrag haben, Nachrichten über alle Vorfälle sogleich dem Minister des Innern, zum Gebrauch dieser Zeitung einzuschicken. Sie enthält auch politisch-ökonomische und technologische Abhandlungen, die vorzüglich wichtige Nachrichten über den Kunstfleiß Englands früher liefern, als man sie in Deutschland hat. (So hat diese Zeitung viele Monate vor den Berliner Blättern die Fabrikation der Schuhe durch Maschinen, und die neue Englische Maschine zum Mähen durch Pferde, beschrieben.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Mit dieser Nr. fängt das neue Vierteljahr an. Preis vom 1sten Okt. — 31sten Dec. 2 Th. Pr. CRt.
Im Verlage der Haude- und Spenerschen Buchhandlung.

1816. Nro. 42.

Ernst und Scherz

Donnerstag, oder den 3. Oktober.

der alte Freimüthige.

Der zweite Volksaufstand in Rom.

(Fortsetzung.)

Der funfzehnte Mai kam, und die Decemvirn legten, als wären sie auf immer ernannt, ihr Geschäft nieder, und erschienen doch mit den Zeichen der Würde, die sie nicht mehr hatten. Auch das weckte den Senat nicht aus seinem Schlafe. Diese Patricier alles Ansehens beraubt, diese stolzen Patricier, welche sonst über jede Frage des Rechtes, mit dem Volke den gefährlichsten Streit erhoben, sie litten geduldig, daß der einzige Appius Claudius alles beherrschte. Fremde Völker sollten sie wecken. Die Sabiner fielen mit einer großen Armee in das Römische Gebiet, plünderten weit und breit, und schlugen ein Lager. Die Aequer verheerten das Tusculanische, und das verbündete Tusculum flehete zu Rom um Beistand. Die Decemvirn, unschlüssig, was zu thun sey, befahlen, den Senat zusammen zu rufen, welches sie schon seit lange nicht gethan hatten. Den ersten Tag erschienen die Senatoren nicht; den zweiten kamen sie. Appius Claudius trug auf einen Senatsbeschluß an, Soldaten auszuheben. Da erhoben sich zwei Männer, denen noch die Freiheit theuer war, Lucius Valerius Potitus und Marcus Horatius Barbatus. Valerius verlangte, daß vor allem der Zustand der Nation erwogen werde; und als ihn die Decemvirn unter Drohungen auf den Gegenstand des Antrages einschränkten, rief er, wenn ihn der Senat nicht hören wolle, werde er sich an das Volk wenden. Noch drohender sprach Horatius. „Die Decemvirn möchten zusehn, daß sie nicht, durch Verbieten freier Sprache in der Kurie, auch außer der Kurie Stimmen erregten. Wenn sie Lust hätten, sollten sie versuchen, wie viel nachdrücklicher der Schmerz in Vertheidigung der Freiheit, als die Begierde in Behauptung unrechtmäßiger Herrschaft sey.“ Dessen ungeachtet kam, vorzüglich auf das Betreiben der jüngeren Senatoren, welche die Fortdauer der Tyrannei wünschten, der Senatsbeschluß zu Stande: die bejahrten wollten alles lieber, als Freiheit des Volkes, und sahen die unfreiwillige Abdankung der Decemvirn für den Anfang derselben an. Die Bildung der Legionen ward ohne Widerstand vollendet, und acht Decemvirn zogen mit zwei Heeren gegen die feindlichen Armeen. Appius Claudius blieb mit dem Spurius Oppius in der Stadt. Aber die Soldaten waren murrende Knechte ihrer Beherrscher, nicht siegbegierige Krieger des Vaterlandes. Beide Heere wurden geschlagen, und zogen sich hinter Verschanzungen zurück.

Bei der Armee, welche gegen die Sabiner stand, war ein alter Krieger, dem in der ganzen Römischen Geschichte niemand an Kriegesruhm

gleich komme. Lucius Siccius Dentatus hatte in hundert und zwanzig Gefechten gekämpft, und darin durch Muth und Körperstärke nicht Weniges zum Siege beigetragen; dreißig Feinden die Rüstung genommen, und acht im Zweikampfe erlegt; vierzehn Bürgern das Leben gerettet, neun Triumphe begleitet, und zählte fünf und vierzig Narben, keine auf dem Rücken. Ehrenzeichen, Spieße, Pferdegeschirr, Armketten, Halsketten, Kränze und sonstige Belohnungen der Tapferkeit hatte er sich in so großer Menge erworben, daß, nach dem Ausdrucke des Valerius Maximus, auch eine Legion hinreichend dadurch geehrt gewesen. Dieser Mann, dessen Anblick allein schon den Decemvirn ihre Schande vorwarf, mußte ihnen um so verhaßter seyn, je weniger er seinen Unwillen in sich verschloß. Er konnte freilich, wenn er wollte, das Heer, das ihn liebte und ehrte, zum Aufstande bestimmen: nur der Mangel eines Anführers dazu erhielt noch den Gehorsam. Darum beschloß Quintus Fabius, der Oberbefehlshaber dieser Armee, ihn insgeheim aus dem Wege zu räumen. Vorwendend, das Heer solle an einem andern Orte ein Lager beziehen, schickte er den Siccius ab, einen dazu bequemen Platz zu suchen. Die ihm beigegebenen Begleiter, gewählt aus den schuldigsten Anhängern der Decemvirn, hatten den Auftrag, ihn an einer schicklichen Stelle anzufallen und zu ermorden. Rings um sich theilte Siccius den Tod aus: dann erst fiel er durch die Uebermacht. Die am Leben gebliebenen Meuchelmörder brachten die Nachricht ins Lager, Siccius sey nebst einigen Mann, in einem Gefechte mit dem Feinde geblieben. Liebe und Treue zog die alten Kameraden des Ermordeten zu seiner Leiche hin. Sie finden keinen Körper geplündert, den Siccius in der Mitte liegen und bewaffnet, und alle Körper nach ihm hingewendet; von Feinden keine Spur. Nun über das Geschehene gewiß, nahmen sie die Leiche mit zur Armee. Das ganze Lager erschallte von Schimpfreden gegen die Decemvirn, und man drohete, den Erschlagenen sogleich nach Rom bringen zu lassen. Diesem kamen die Decemvirn durch ein feierliches Leichenbegängniß zuvor, womit sie das Andenken des Siccius zu ehren scheinen wollten: dadurch ward für den Augenblick die Gährung niedergehalten.

Eine Schandthat in der Stadt sollte die Empörung erzeugen. Appius Claudius hatte lüsterne Blicke auf eine plebejische Jungfrau geworfen. Der Vater der Jungfrau, Lucius Virginius, bekleidete eine ansehnliche Centurionenstelle bei dem Heere, das gegen die Aequer im Felde stand: ein musterhafter Mann im Kriege und im Frieden. Er hatte seine Tochter dem Tribunicier Lucius Icilius verlobt, einem kräftigen Manne, dessen Muth für die Sache des Volkes erprobt war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch bei den Arbeiten zu Pompeji.

„Ich nahm (im August 1813,) den Weg nach Portici, und hielt erst in Pompeji an, wo ich den Rest des Tages blieb. Ich werde Ihnen nicht wiederholen, was man mit so viel Beredsamkeit über den unerwarteten Eindruck gesagt hat, den man beim Anblick dieser schönen Ueberbleibsel des Alterthums fühlt. Die Asche hat ihre Jugendlichkeit erhalten, und bloß die Einwohner scheinen ihnen zu fehlen. Ich will nur hinzufügen, daß man in den letzten vier Jahren die Ausgrabungen sehr erweitert hat. Man hat ein ganzes Stadtviertel entdeckt, dessen mit Sorgfalt geschmückter Bau reichere Bewohner bezeichnet, als die von den früher gekannten Wohnungen. Man hat ein zweites Stadtthor wieder gefunden. Arbeitet man noch einige Jahre, so wird ganz Pompeji aus dem Grabe hervorgehn, in dem es so viele Jahrhunderte zugebracht."

„In Italien, vielleicht in der ganzen Welt giebt es keine Ruinen, die so viel Theilnahme einflößen, als die von Pompeji, weil alles was man sieht, der ungewissen Deutung nichts überläßt. Hier hat die Einbildungskraft nichts herzustellen und zu vermuthen. Alles ist geblieben, wie die Römer es uns zurückließen; alles verkündigt ihre Wohnungen. Man lebt mit ihnen, man bedient sich ihres Hausgeräthes, man ißt an ihrem Tische, man beschaut ihre Zeichnungen, man liest ihre Handschriften. Die ganze Zeit seitdem Plinius hier den Tod fand, ist vernichtet: es dünkt uns gestern geschehn."

„Lange sah ich den Arbeitern zu, die mit dem Ausgraben beschäftigt waren. Sie waren eben in das Innere eines Hauses gedrungen, und jeder Stoß der Schaufel verhieß eine Entdeckung. Ich kenne nichts im Leben, das ein so lebhaftes Interesse hat, als das Durchsuchen einer berühmten Gegend. Hoffnung und Neugier spannen uns gleich sehr; die Einbildungskraft wird bewegt durch die Erinnerung der Geschichte, welche dieser Augenblick wieder erweckt. Unwillkührlich heften wir die Augen fest auf die Kelle, deren der Arbeitsmann sich mit Vorsicht bedient, um nicht die Gr-

genstände zu verletzen, die der Zufall ihm darbieten wird.“

„Ich blieb unbeweglich an der Seite der Arbeiter. Sie schafften in Mulden die Asche fort, die man in Schubkarren warf. Man erblickte eine Mauer; sie war al fresco bemalt: artige Arabesken wurden allmälig sichtbar. „Vielleicht werden ihre Medaillons uns einige Heimlichkeiten des Alterthums offenbaren?“ Aber unsre Erwartung wurde getäuscht: sie enthielten nur Bacchantinnen und Liebesgötter.“

„Die fortgesetzte Arbeit, indem sie die Kammer von der Asche leerte, führte uns ihrem untern Theile näher, und man verdoppelte die Vorsicht, weil man Hausgeräthe und Kostbarkeiten zu finden hoffte. Wirklich berührte die Kelle einen harten, widerstehenden Körper. Der Arbeiter entfernte langsam die Asche, und man erblickte einen Ziertath von Bronce. Artig gewundene Blätter gingen aus der Asche hervor, sie hingen an Zweigen; diese trugen Früchte: es waren Orangen. Der Stamm des Baumes ruhte in einem Gefäß von demselben Metall, das ihm zum Fußgestell diente.“

„Dieses Broncewerk, reizend zierlich, war nur ein Candelaber; die Früchte trugen die Lampenschaalen, und verbreiteten das Leuchten von zwanzig Flammen. Die Künste haben nichts Nackelicheres und Gefälligeres hervorgebracht, als diesen Candelaber, den ich nach zweitausend Jahr wieder erscheinen sah, so rein und glänzend, als er aus den Händen des Künstlers hervorging.“

„Neben dieser Bronce und auf demselben Gestell fanden wir eine Büste des Marius. Ich hatte mir geschmeichelt, wichtigern Entdeckungen beizuwohnen, aber die Nacht unterbrach die Arbeit; die Arbeiter und die Alterthumsforscher entfernten sich, und mit Bedauern folgte ich ihnen. Ich habe in diesen wenigen Augenblicken begriffen, wie man hier sein ganzes Leben zubringen könnte, ohne einen Augenblick von Ermüdung und Langeweile.“

Aus dem Französischen.

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Schaubühne.

Am 30. September: „Faust,“ von Hrn. Klingemann. — Bei jeder neuen Vorstellung erscheint diese oder jene Verbesserung des eigentlichen Spektakels. So war heute der Zwischenvorhang am Ende des Stücks vorzüglich schön. — Schwerlich giebt es ein anderes Stück, das eine so herbe Prüfstage auf die Behauptung ist, das Theater solle die sittliche Bildung des Publikums befördern, als dieses Gemisch der großartigsten Unsittlichkeit. Eine Erscheinung ist merkwürdig. So oft der Faust gegeben wird, ist das Haus gefüllt, aber nie, so bray die Schauspieler spielen, wird bei einer Scene applaudirt; und verschatt es ein Einzelner, so wird ihm Stille geboten. Mich dünkt, das ist ein Beweis, das Publikum fühle die Unwürdigkeit des Stückes tief. Beim Schluß ruft man gewöhnlich einen der Künstler heraus: denn da kann der Beifall nicht wehe auf den Dichter gedeutet werden.

— Am 1. Oktober: „Die Braut,“ von Körner. — Der leichteste unter den dramatischen Scherzen seiner Gattung, den wir besitzen. Ob auch der geistreichste? Der alte Graf wird sehr gut auf einer schwer zu treffenden Mittellinie zwischen Gefühlsamkeit und ernster Leidenschaft gehalten.

Hierauf: „Der Jude,“ von Cumberland.

Riga, den 21ten Sept. a. St. 1816.

Zu den hiesigen Tages-Eigenheiten gehört der Beschluß der Theatersaisonals, mit der Theaterdirektion, vom 1sten März k. J. an, eine Veränderung vorzunehmen. Mad. Gosler, geb. Herbst, die beinahe 18 Jahren Vorsteherin dieses schwierigen Geschäfts, ließ es zwar an Fleiß und Mühe nicht fehlen, um den gemäßigten Forderungen des hiesigen Publikums zu genügen; allein es wollte ihr nicht gelingen, so viel Gerechtigkeit man auch ihrem Talent und ihrer Ausbildung als Sängerin widerfahren läßt und widerfahren lassen muß. — Man hat jetzt die Direktion Herrn Wilhelm Schmidt, sein einiger Zeit beim hiesigen Theater engagirt, einem Manne von Bildung und Kenntnissen, übertragen. Er wird sie am obengenannten Tage übernehmen, und bald eine Reise nach Deutschland antreten, um den höchst nothwendigen Abgang vieler Mitglieder des hiesigen Theaters zu ersetzen. — e.

Bücher-Chronik.

Der Wintergarten. Herausgegeben von Cl. Schlyk. Erster Bd. Frankf. am M. 1816. — Dies Büchelchen unterscheidet sich von dem üblichen eleganten Taschenbüchern nur durch den Titel, der dem Verfasser die Freiheit läßt, schneller eine Fortsetzung zu geben. Das ist eine Hoffnung; möge er sie erfüllen. Man findet hier vier artig gedachte und gearbeitete Kupfer zu vier eben so artigen Gedichten von Luise Brachmann; einige anziehende Erzählungen in Prosa, ein kleines dramatisches Spiel vom Herausgeber, und einen Reichthum von kürzern Gedichten, unter denen nur sehr wenige mißlungen sind, — bei der großen Leichtigkeit und Bequemlichkeit, mit der jetzt alles Verse macht, ein halbes Wunder; — und einige sehr sinnvolle Aufsätze „praktischen Inhalts.“ Der Winter ist lang: machte der Herausgeber seine Bimonenheften während desselben wenigstens noch einmal öffnen.

— Almanach dramatischer Spiele von A. Kotzebue. Leipzig, 1817. — Der Verfasser dieses Almanachs muß den richtigen Ton für seinen Zweck getroffen und in der Regel richtig gehalten haben. So schließt der Verf. d. Ehe wenigstens aus der langen Dauer des Büchelchens: denn da er Sachen dieser Art nur liest, wenn es sein Geschäft ist, kennt er — man kann es ihm aufs Wort glauben; — die letzten zehn Jahrgänge

nur dem Rufe nach. Auch in diesem Jahr hat H. v. K. vier ortige Kleinigkeiten gegeben, in denen zwar weniger Witz und Lebhaftigkeit ist, als in den vier ersten Jahrgängen, die aber jedenfalls recht angenehm unterhalten werden, wer es mit Wahrscheinlichkeit und kleinen Zweideutigkeiten nicht genau nimmt, und das scheint man bei Sachen dieser Gattung nicht zu dürfen. Das erste Stückchen heißt: „Der Ruf.“ Ein dramatisches Lehrgedicht in drei Akten. Den Namen Lehrgedicht muß man dabei aber nicht strenge auffassen, — wenn man nicht etwa zwei Dritttel der Jllandischen Fricke auch für dergleichen erklären will. Das vorliegende Kotzebuesche stellt ein Paar willkührlich erfundene Beispiele auf, in denen der Ruf durchaus ungerecht ist. — Welchen Namen mögen aber wohl diejenigen verdienen, die sich anstrengen, Andern einen solchen ungerechten bösen Ruf zu machen, mit dem Bewußtseyn, daß er ungerecht ist? — Mögen Hr. von Kotzebue auf alle früheren Jahrgange seines Almanachs mit froher Selbstachtung zurücksehen!

— Opern-Almanach auf das Jahr 1817 von Kotzebue. — Die Opernbichtung ist eigentlich die leichte und schwerste Aufgabe der dramatischen Kunst, — eben weil die Leichte (ich meine nicht blose Verstiflation,) sich darin zu einer Höhe erheben muß, von der herab sie die mächtigen Hülfsmittel, die ihr die andern Künste darbieten, wirklich beherrscht. — Hr. v. K. sieht sich bei einer solchen Aufgabe aber selbst von jenen Hülfsmitteln verlassen, die ihm sonst anhelfen, wenn Witz und — von den Kindern. Er hat sich indeß in diesem Jahr nicht über sich der Vorigenheit gezogen. Er gab vier seiner gewohnlichen Stückchen, und putzte sie hier und dort mit einem Gesange.

Vermischte Nachrichten.

Das dramaturgische Wochenblatt führt an, daß auf einem Theater statt: „Eben um Leben zu tauschen!“ gesagt worden: „Lemen um Lorren zu tauschen!“ Jemand anders verschärft, einst ganz deutlich: „Ihr Köter!“ gehört zu haben, statt: „Ihr Götter!“ Das ist doch arg genug, um wünschen zu lassen, daß bei Engagements und bei der Bewilligung von Gastrollen, der Dialekt der Fremden beachtet werde.

— Vom linken Rheinufer, vom rasten Sept. — Bei der warmen Witterung haben hier an mehrern Orten die Obstbäume wieder angefangen zu blühen. — Vor einigen Tagen wurde in Emmerich ein Dieb verhaftet, der einem wandernden Handwerksburschen alles abgenommen hatte. Beim Verhör zeigte sich's, daß er wenige Tage früher aus einem Zuchthause in den Niederlanden, wo er auch einen Diebstahls wegen saß, entlassen und vermuthlich über die Grenze gejagt worden. Im bürgerlichen Leben darf niemand seinen Kehricht dem Nachbar ins Haus schütten: und im politischen sollte das verdammt!

— In Petersburg sind im Sept. die Eintrittspreise des Russischen Theaters plötzlich verdoppelt worden; wie die Russen sagt, um der großen Theurung willen.

Schreiben eines Fremden über die Kunstausstellung zu Berlin.

Nun ja! Wenn Sie mir es ganz freilassen, nach meiner Art zu sehen, und in meiner Weise des Gesehenen über die Ausstellung zu referiren, so ist mir es Genuß, und ich thue es gern. Aber dieß Amt des Schenk: was werden Ihre Künstlerischen Schicksalgefährten zu ihr sagen? Gleichviel! Es hat mir zu viel Mühe gekostet, mich von dem — einst eben so mißlaunigen — mikroskopischen Schulblicke bei Kunstwerken zu entwohnen, als daß ich mich wieder dazu verleiten sollte. Ich trete vor ein Werk der bildenden Kunst so viel möglich unbefangen hin, und lasse es als Bild auf mich wirken. Thut es das gar nicht oder auf eine unangenehme Weise, so gehe ich vorüber, und wenn auch noch so viel Kunst in der Anlage, in der Berechnung, in der Arbeit wäre. Ich gehe weiter: denn ehrlich Genuß verlange ich von Werken der schönen Kunst, und zwar offen einladenden, nicht aber solchen, der erst erbadet werden muß.

Dann ich was ich suche, und fange das erste Gefühl an schwächer zu werden, dann belebe ich es von neuem dadurch, daß ich es in Gedanken verwandle. Ich unterscheide, was es eigentlich ist, wodurch der bewunderte Gegenstand auf mich wirkte; und bin ich dann etwa in einer richterlichen Stimmung, — oder lader mich ein Freundes-Anstrag, wie der Ihrige, dazu besonders ein, so frage ich wohl, welchen Eindruck der Künstler hier machen wollte, und — in wie fern er es that, oder nicht? Aber weiter keinen Scheiter! Die Art der Arbeit u. s. w. überlasse ich den Kunstgelehrten, zu denen ich nicht gehören will, auch wenn ich es könnte. — Und nun zu meinem

ersten Besuche der Kunstausstellung.

Ich bitte, wie mich mein Lohnkutscher leitet, auf der Lindenpromenade ab, und trete unter einen Thorweg von verwittertem Aussehn: das Straßenpflaster das sich unter ihm verzieht, ist mit Strohhaufen und manchen andern nicht sauberen Dingen bedeckt; seine Meldung rubt auf acht hölzernen gestalten Pfosten, die Anspruch machen für Säulen zu gelten; in seinem Hintergrunde steht eine Gitterthür von nicht gegitterten und nicht gefarbten Holzladen offen, und dabei zwar nicht ein, erlaubt aber doch eine Treppe hinauf zu gehn. Es hat es hier immer ausgesehn, seitdem Kunstausstellungen Statt finden. Dreid dem liberalen Geist der jetzt herrscht! Es soll geandert werden.

Die Treppe führt in einen bedeckten Gang hinauf. Im Hintergrunde beschenken sitzt hinter einem Tische ein Mann, empfangt Geld und giebt Eintrittskarten. Auch ich tese — Nein! Ich will wahr seyn! Ich lasse mir für vier Groschen eine Karte lösen, und wende indeß die Augen ab.

Ich trete in den ersten Saal. Er ist mit Teppichen, — überhaupt mit Produkten jener Grenzgegend der Gewerbs-Künste geziert, auf die noch die Sonne der Schonen, ihre Strahlen seitwärts herabsendet. Hier findet sich viel Bewunderungswürdiges, von dem ich nichts verstehe. Aber — mitten auf einem großen Tische prunkt ein Blumenbouquet, das stattlicher ist als ich je einen sah. Welche Schonheit! Welche Natur der Formen und der Farben! Man muß sich erst darauf besinnen, daß es nur ein Kunstwerk seyn kann. Aber wovon ist es gearbeitet? — Ich höre: — von Zucker, — und erstaune! O allzu bescheidener Künstler! Wie beliebt ich Dich, daß Du nicht den Pinsel führst, statt des Spatels! Du würst ein neuer Paulus! Jetzt — mögen die Schutzgeister der Kunst deinen Künstlernamen vor feuchtem Wetter, vor drohendem Zauberen der Thüren und — vor Fingen hüten. Deine Unsterblichkeit ist gar zu zarter Natur.

(Die Fortsetzung folgt.)

Preis vom 1sten Okt. — 1sten Dec. 2 Th. Pr. Cr. Im Verlage der Hande- und Spenerschen Buchhandlung.

1816. Nro. 43.

Ernſt und Scherz

Sonnabend, oder den 5. Oktober.

der alte Freimüthige.

Beleuchtung der Schrift:

„Verſuch einer Berichtigung der Urtheile einiger Deutſchen Schriftſteller über Englands äußere und innere Verhältniſſe. Von Eduard Solly."

In allen Theilen faſt des feſten Landes von Europa, vorzüglich aber in Deutſchland klagen Tauſende von Stimmen, daß grade nach der Aufhebung des Continental-Syſtems, von der man ſo viel Glück hoffte, Fabrikation und Handel völlig zu Boden gedrückt ſind, und zwar durch England, das durch ſelbſtſüchtige, gewaltſame Mittel alle Concurrenz erſticke. Es ſcheine faſt nur deshalb ſo kräftig zur Zertrümmerung des Franzöſiſchen Joches mitgewirkt zu haben, um ſich ſeine alten Marktplätze zu öffnen, und brauche ſein Uebergewicht dazu, ſogar die einheimiſchen Verkäufer von denſelben zu entfernen. — In der obengenannten Schrift tritt nun ein Engländer ſelbſt auf, und vertheidigt ſein Vaterland mit viel Gewandheit, indem er durch Thatſachen und Räſonnement zu beweiſen ſucht, der eine Theil jener Klagen ſey ungegründet, und was ſich nicht wegläugnen läßt, ſey kein wahres Uebel für das Continent. Es iſt billig, ſelbſt nothwendig, ihn unbefangen anzuhören, aber noch nothwendiger und ſelbſt Pflicht des Patrioten, was er ſagt zu prüfen. —

Die erſten ſechs Seiten ſeiner Schrift wendet Herr Solly dazu an, darüber zu klagen, daß „die Deutſchen politiſchen Schriftſteller ſich an die feindliche Anſicht über England gewöhnt zu haben ſcheinen, welche Buonaparte abſichtlich verbreitete;" daß bei ihnen „aus Abſicht oder aus Unwiſſenheit, die Tendenz England gehäſſig zu machen, vorherrſchend ſey;" daß man den „Wahn habe, als verdiene England wie ein Feind des Continents betrachtet zu werden," daß man „alles von England erfahrene Gute vergeſſen, und nur Haß gegen daſſelbe predige." Zum Belegen führt er eine Reihe von Stellen aus verſchiedenen Deutſchen Schriften an.

Herr Solly irrt ſich indeß, wenn er Feindſeligkeit und Haß gegen England, bei den Deutſchen Schriftſtellern vorausſetzt. Was er dafür anſieht, iſt nur die natürliche, freilich auch verletzende Form, welche die Aeußerung heftigen Schmerzens gegen den annimmt, von dem man ſich gefährlich verletzet fühlt. Und eine gefährliche Verletzung des National-Wohlſtandes in Deutſchland iſt es doch offenbar, daß durch die Ueberſchwemmung mit Engliſchen Fabrikaten, die man tief unter dem Werthe verkauft, die inländiſchen Fabriken zu Grunde gerichtet werden. Er irrt ſich ferner,

wenn er glaubt, man habe das Gute vergessen, das man von England erfahren. O nein! Man weiß und fühlt in Deutschland recht sehr, daß Deutschland den Engländern für den glücklichen Ausgang des Krieges beinahe eben so viel Dank schuldig ist, als England den Deutschen: aber man will nicht, daß das gemeinschaftlich errungene Gut sich für Deutschland in ein Uebel verkehre. Herr Solly würde sich sogar irren, wenn er in Deutschland Haß oder Feindseligkeit auch nur gegen die Personen voraussetzte, welche zum Besten Englands die Maaßregeln nahmen, die für Deutschland so nachtheilig sind. Man findet im Gegentheil, daß sie sehr pflichtgemäß und vernünftig handeln, und sehnt sich nur darnach, ihnen eben so kraftvolle Maaßregeln zum Besten Deutschlands entgegengesetzt, z. B. alle Einfuhr Englischer Fabrikate verboten zu sehn, bis die Deutschen Fabrikate und Produkte eben so ungehindert in England eingeführt werden können, als jetzt die Englischen in Deutschland.

— Um zu beweisen, daß England „nicht aus eigner Herrschsucht, sondern nur gegen die Herrschsucht Buonaparte's" gekämpft habe, führt er an, daß es sich beim Frieden nur geringe Eroberungen ausbedungen. Es habe ja nur Isle de France, Tabago, Ste. Lucie, Demerari, Malta und Helgoland behalten, die zusammen nur 262,070 Einwohner hätten. Dagegen ist zu erinnern, daß dies Verzeichniß nicht vollständig ist; es fehlen z. B. darin die Jonischen Inseln, das Vorgebirge der guten Hoffnung und Ceylon, wenigstens die Besitzungen, durch welche die Holländer ehemals diese Insel als ihr Eigenthum benutzten. — Es ist ferner zu erinnern, daß man England nicht der Herrschsucht über Menschen, sondern über den Handel beschuldigt, und daß daher die Wichtigkeit jener Eroberungen nicht nach der Zahl ihrer Einwohner, sondern nach ihrer geographischen Lage gewäget werden muß. Gibraltar's Felsen haben bekanntlich gar keine andre eingebohrnen Bewohner als Meerkatzen, und doch hat England sich es durch die blutigsten Kriege nicht nehmen lassen. Betrachten wir aber jene Eroberungen aus dem angegebenen Gesichtspunkte, so zeigt es sich: daß England durch den Besitz von Helgoland den Ausfluß des Haupthandelsstroms von Nord-Deutschland in seine Gewalt gebracht; daß es durch Malta das mittelländische Meer beherrscht, durch die Jonischen Inseln sich einen mächtigen Einfluß auf Griechenland erworben hat, das Adriatische Meer nach Wohlgefallen schließen und den ganzen Levantischen und Egyptischen Handel an sich nehmen kann; daß es durch den Besitz des Cap's sich, und zwar sich ausschließlich, das südliche Afrika geöffnet; daß es durch die Verbindung dieses Besitzes mit dem von Isle de France und Ceylon, die Schifffahrt nach Ostindien in seine Gewalt bekam, u. s. w. — Man sieht also wohl, daß dies Argument des Verfassers nichtig ist. Merkel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei.

Elegie
am Grabe Theodor Körners.

Den Kampfgenossen des vollendeten Helden, von einem ehemaligen Bruder aus der schwarzen Schaar gewidmet.

Eint Euch hier mit Andacht um die Stätte,
Brüder, hier ruht ein geweihtes Haupt! —
Diese Erde ist ein Heldenbette,
Dieser Baum hat sich für ihn belaubt! —
Ja, Ihr sollt um meine Klage wissen;
Eure Thränen, trocknet sie nicht ab!
Einen Freund hat uns der Tod entrissen,
Unter dieser Erde ist sein Grab! —
Körners ist's, des Mannes, dem's gelungen
Seine Brust dem höchsten Zweck zu weihn!
Diesem Helden ist dies Lied gesungen,
Diesem Bruder laßt uns Lorbeer streun! —
Hoch beglückter Schatten seiner Eiche,
Deinen Sänger lohnt des Volkes Preis, —
Und hoch, Bruder, über Deine Leiche
Wachse Dir ein grünes Epheu-Reis! —
Du wirst stets vor meinen Blicken schweben,
Wie begeistert Du im Kampf uns riefst:
„Hierher, Brüder! Schent nicht Feindes Leben *)!"
Und so fallend, wie ein Held entschliefst. —
Todesschmerz hast Du nicht hart empfunden,
Dein erwartete des Himmels Ruh'.
Mit dem Vater schon im Geist verbunden,
Eiltest Du der wahren Heimath zu. —
Wiedersehn, das uns Dein Bild verkündet,
Wiedersehn in einer bessern Welt: —
Diese Hoffnung ist's, die uns verbündet,
Die im Grab' uns noch umschlungen hält! —
Mit der Wissenschaft so fest verbunden,
Durch der Liebe zart'ste Hand beglückt:
So entflohen Dir die Jünglingsstunden,
Dir, dem Sänger, im Gesang entzückt. —
Als Calliope Dich Liebling nannte,

*) Kaum hatte der früh verewigte Held und Lieblingssänger des Volks diese letzten kraftvollen Worte einigen ansprengenden Kampfgenossen zugerufen, als ihn der todbringende Schuß traf, und er vom Pferde sank. —

Dich mit uns zum heil'gen Kampf geführet;
Und durch Dich ſtirbt Heiligſte entbrannte,
Da hat Dir des Volkes Dank gebühret! —
Möge Dich ein neuer Lenz belohnen!
In der Jugendblüte und gerundt: —
Doch, Dein ſchöner Geiſt wird uns umſchweben;
Denn Du haſt an Deinen Gott geglaubt! —
Heilig ſey der Stamm des Eichenbaumes,
Der das Grabmal unſers Helden ſchmücket;
Steh' als Denkmal eines ſchönen Traumes
Einer Zeit, die uns durch Sieg beglücket! —
Schwarz iſt zwar die Zeit der harten Trauer, —
Doch, die Hoffnung ſchmückt ein grün Gewand,
Und ein heiliger Erinn'rungs-Schauer
Reicht dem Denker ſeine Bruder-Hand *). —

*) Den Vaterlandsfreunden, welche unſern Th. Körner nur

Jetzt weiſt Du in Deinen Hainen wallen,
Um Dich werben Deutſche Manen flehn,
Dort wird Echo durch die Lüfte ſchallen,
Mied mit Euch in Eure Tempel gehn, —
Und Euch dort die Freude laut verkünden,
Wie die Deutſchen ihre Freiheit gründen! —

Geſchrieben im Lager vor Lüneburg. W. Gebauer.
1813.

als einen liebkichen, herzergreifenden Dichter kennen, und ſeine hohe Begeiſterung für das Heiligſte, Freiheit und Vaterland, ehren, ſey es ihm geſagt: daß Er ein eben ſo lieber freundlicher Mann und treuer Gefährte ſeiner Kampfgenoſſen, als begeiſterter Dichter war. — Sein Andenken wird daher nicht allein durch ſeinen ſchönen Geiſt, ſondern auch durch ſein edles Herz fortleben! — S....

Neuigkeiten.

Schreiben eines Fremden über die Berliner Ausſtellung.

(Fortſetzung.)

Das zweite Zimmer iſt den Bildhauer-Arbeiten gewidmet. Ich ſehe rings herum eine Zahl von Büſten und Standbildern, die Bildniſſe ſind. Das Hauptverdienſt ſolcher iſt, nach dem Antiquitäts-Punkte den ich für den wenigſten erkläre, ehte Aehnlichkeit. Ich aber bin ein Ausländer; ich kenne die Hochverehrten wenig, die hier abgebildet wurden: ich habe hier keine Stimme.

Aber da ſteht der Abguß einer offenbar idealiſchen weiblichen Geſtalt. Der Oberheil des Körpers iſt nackt; doch ſie bedeckt mit den Händen ein vielfaltiges Gewand mit einer Ecke zwiſchen ihre Brüſte. Der Kopf iſt über die linke Schulter gewandt, als wenn ſie einen Spahenden beobachte. Welch ein ſchönes, edles Geſicht! Welch ein lieblicher Körper! Wie gefällig faltet ſich das Gewand! — Befremdet auf den Künſtler ſchlage ich das Verzeichniß auf und finde: es ſey die Statue der Venus, die zu Florenz an die Stelle der Mediceiſchen geſetzt worden ſollte. — Was! Dieſer charakter- und gedankenvolle Kopf ſoll einer Venus gehören? Dieſe nach vorn gleichſam zuſammengedrückte enge Bruſt ſoll eine Göttin charakteriſiren? Die Mediceiſche Venus hat eine Stellung, welche ſymboliſch Verſchämtheit ausdrückt, aber wirklich nichts verſteckt. Dieſe hier bemüht ſich, ſich zu verhüllen, und verſteht es: beide Brüſte treten kümmerlich über das Gewand hervor. Und eine Göttin ſollte eine verſtehende Bemühung machen? Hatte ich doch das Verzeichniß nicht aufgeſchlagen! Ich ſah ein wunderſchönes Weib. Nun ich die Abſicht des Künſtlers weiß, ſehe ich nur eine mißlungene Göttin; — mißlungen, obgleich Canova ſie ſchuf.

Neben ihr ſteht der Abguß einer andern Statue. Ein junges Mädchen das eben dem Bade entſtiegen ſcheint, gleichfalls am ganzen Oberleibe nackt, hat das eine Bein über das Knie des andern gelegt und befeſtigt ihre Sandale. Eine reizende Geſtalt; wahrſcheinlich ein Portrait, und zugleich in lieblichſter Jugendblüthe ein Perſonificatian der Kunſt ihres Schöpfers, des jungen Bildhauers Gradowo zu Rom. Ich verweile mit genießendem Wohlgefallen eine Minute dabei. Länger mag' ich mit einem Mädchen das nur reizend iſt, und dabei von Stein, — iſt keine lange Unterhaltung möglich.

Weiterhin ruht ein weiblicher „Phantaſiekopf" ſanft das Verzeichniß, auf einem Kiſſen zurückgelegt. Er ruht, — ob ſchlafend oder todt, weiß ich nicht; auch nicht, was ſie eine Art von Polſter oder Kiſſen das iſt, worin ein ruhender Kopf einen ſolchen, tief unter dem Hinterhaupt ſich ſetzt zulaufenden Einſchnitt machen kann, indeß die beiden Enden des Kiſſens weit von den Wangen abſtehen und ſich wölben. Er ruht: ich will ihn nicht ſtören, ſo ſchön er iſt.

Da ſchlaft ein Amor aus Carrariſchem Marmor. Der Körper ſcheint mir ſchon gearbeitet. Ich blicke ins Geſicht: dieſer Amor iſt wenigſtens 30 Jahr alt.

Dort drüben ſieht ein Baſrelief meinen Blick auf ſich: Amor und Pſyche ruhend.

Wieder ruhend! Sagen Sie mir, warum ruhen denn die meiſten Werke der neuen Bildhauer, oder ruhen oder bedecken ſich, oder ſind nur nach Treue ſtrebende Bildniſſe; indeß die berühmteſten, die herrlichſten der alten Welt hohe Leidenſchaftlichkeit, oder eine hochgeſpannte Anſtrengung des Körpers, oder den idealiſchen Ausdruck eines gewaltigen Karakters und Willensdarſtellen? Wo die Alten noch einen ſanfteren Gegenſtand wählten, da bietet er zarten poetiſchen Sinn dar; alle Idylle ſind darauf berechnet, einen Dichtergedanken in die Seele des Beſchauers gleichſam hineinzuflößen zu laſſen, über den er dann die Dreiſtigkeit der Arbeit vergißt. Sagen Sie mir — Doch nein! Sagen Sie mir Ihre Meinung nicht! Sie möchte eine Beſtätigung des Gedankens ſeyn, der ſich mir aufdringt, daß unſre ganze jetzige Bildhauerei nur ein Vorſtudium am Korper iſt, eine Schularbeit, aus welcher künftig erſt die wahrhafte, die große, die hiſtoriſche und poetiſche Bildhauerei hervorgehen wird. Ich verwerfe den Gedanken. Er iſt eine Ketzerei. Denn Sie haben ja ſchon große, große Meiſter.

Zurück zu unſerm Baſrelief. Den Grund deſſelben nehmen ein Paar ſehr breite Flügel ein, welche die Länge der ganzen Gruppe haben, und an denen ſehr ſorgfältig ausgearbeitet iſt. Welchem Vogel mögen ſie gehören? Iſt etwa Jupiters

Tiefmahler hinter den Rasenden verſteckt? Mit Erſtaunen entdecke ich, daß ſie von den Schultern eines Jünglings ausgehn, der alſo, wie wir Köcher und Bogen ſyglich beſtätigen, Amor iſt. Nun, ſtarf genug wären ſie, einen Jüngling zu tragen, auch wenn er kein Gott wäre, der ihrer eben nicht zum Fliegen bedurfte; aber die zarten Symbole des Flatterſinns der Liebe, warum ſind ſie zu dieſer gymnaſtiſchen Form aufgedehnt?!! — Dieſer Jüngling ruht mit dem linken Knie auf dem Boden; ſein rechtes iſt zwiſchen dem rechten Arm und der Bruſt einer weiblichen Geſtalt vorgedrückt, die auf dem Boden liegt, an ihn zurückgelehnt, den Kopf an ſeinem linken ausgeſtreckten Arm verſenkend. Ihr Geſicht iſt faſt aufwärts gerichtet; aber ihrem Auge fehlt man es nicht beſtimmt an, ob es vor Sehnſucht dringelt, oder ob eine Ohnmacht es zuſammendrückt. Ihre rechte durch ihre Lage hinaufgetriebene Schulter, das Knie des Jünglings, und der Rutten dieſer ſowohl hingeſunkenen Perſon — daß ſie das iſt, verrathen zwei ſchmetterlingsflügel, — bilden eine fremme Linie von vier runden Erhöhungen. Indeß Amor's aufgerichteter linker Arm ſie hält, ſcheint die Hand dieſes Arms mit langgemachten Fingern ein Gefaß erreichen zu wollen, das ſpitzige ſeitwerts auf dem Boden hält; Amor's rechter Arm iſt aufwärts gebogen, denn er greift nach einem Pfeil ſeines Köchers. — Was er damit in dieſem Augenblicke wollen mag? — Ich will weiter, und begnüge mich, zu ſagen, daß dies Bestreben ohne Zweifel trefflich gearbeitet ſeyn muß: es iſt von Thorwaldſen.

Von den folgenden drei Stücken ſind die beiden erſten, um mehr Platzen zu gewinnen, mit Spaniſchen Wanden durchgangen. Sie ſind mit Gemälden gefüllt: aber nach dieſem erſten Verſuche, bei dem ich nur im Fluge alles ſah, kann ich Ihnen noch nicht über die Einzelnen ſprechen.

Bücher-Chronik.

Hans Sachs ernſtliche Trauerſpiele ꝛc. ꝛc. Bearbeitet von Dr. J. A. Büſching. Erſtes Bach. Nürnberg, 1816. — Unſtreitig war es eine ſchickliche Lingerechtigkeit, wenn man ſo lange auf die Deutſchen Dichter voriger Jahrhunderte mit Verachtung herabſah; eben ſo unſtreitig aber iſt es ein arger Mißgriff, wenn man ihnen jetzt in ihrer veralteten Sprache und Dichtungsweiſe nachahmt, ſtatt zu ſtehen, unſerm Zeitalter mit ſeiner Sprache und nach ſeiner Bildung zu ſeyn, was ſie dem übrigen waren, ohne nach früheren nachſprechen zu wollen. Der vernünftige Mittelweg iſt, daß man das Publikum ihre Werke in einer achtungswerthen Art kennen lehre, und es ihm überlaſſe, wozu es ſie benutze. Das geſchieht hier mit einer Auswahl der Dichtungen von Hans Sachs. Sie iſt recht ſauber gedruckt, und mit einem ſehr gut gearbeiteten Bildniß des geiſtvollen Dichters, und mit mehreren kleinen, nach alter Weiſe in den Text ſelbſt hineingedruckten Kupfern geſchmückt. Dieſe Erſcheinung verdient die freundlichſte Aufnahme von allen Parteien des gebildeten Publikums.

Vermiſchte Nachrichten.

Die engliſche Kanzel zu Neapel hat zwei merkwürdige Beichtkinder ergehen laſſen. Durch den einen erklärt ſie die engen Beinkleider der Männer und die kurzen Ermel der Damen für ſo ſündhaft, daß denen die ſie wagen, den Schreibern die ſie verfertigen, und den Kunden die ſie verkaufen, die Vergebung der Sünden verweigert werden ſoll, bis ſie zwei Monat lang der Beweis von Beſſerung gaben. Durch den zweiten wirft ſie dieſelbe Anathema auf die Damen, die mit Hüten in die Kirche kommen. Schade, daß ſie nicht über die Deutſchen Theater zu befehlen hat!

— Das Journal des déb. äußert große Freude über die Wirkung, die ſeine Schmähungen gegen Schiller, in Deutſchland gethan hatten. Es verſichert, der alte Freimüthige habe ihn durch ein lebhaftes Feuer unterſtützt; die Britiſchen Schriftſteller ermunterten zum Kampf u. ſ. w. Es ſchlägt vor, ein Denkmal errichtet darüber zu verfertigen, worin Shakeſpeare's Geiſt in einer Maſſe, Racinen's Geiſt in einer Glorie erſcheine. Recht gut, wenn man den erſten, nebſt Schiller, den allzugroßen Franzoſitäten; Racine aber den Deutſchen und Britiſchen Kunſtrichtern erſcheinen ließe. Für die erſtern ſind jene Lichter wirklich immer in den Nebel der Unkenntniß gehüllt, kein Wunder qu'ils n'y voient goutte, die Deutſchen und Britten hingegen haben ihr Verdienſt vollkommen in Klaren. Uebrigens kann das J. des déb. ruhig ſeyn. Der Lärm um ſeinen „Lieutenan“ iſt nicht ſo arg, als der behauptet, der ihn gebacken.

— Des Morn. Chr. ſagt, ehemals ſey die Bauchrednerei in England ſelten geweſen, jetzt ſey ſie allgemein. Wohin man gehe, here man leere Magen rufen: Brot! — Hartherziger Spaß!

— Das Konigs-Theater zu London wurde am 17. Sept. verſteigert. Ein Herr Waters lautte es für 70,150 Pfl. St. (etwa 420,000 Thaler.) Man ſchatzt den Werth der Garderobe und des Requiſiten-Magazins zu 40,000 Pfd.

— Leipzig hat vom Frühjahr 1817 an, eine ſtehende Bühne erhalten.

— Hr. Dr. Meinhold zu Merſeburg will eine Reihe von Verſuchen und Erfahrungen, die er über den Proceß des phyſiſchen Lebens gemacht, herausgeben, und zwar zum Beſten des Deutſchen Hauſes in Merſeburg. Die Abſicht iſt in der That ſehr lobenswerth. — Als Beweis von der Wichtigkeit ſeiner Erfahrungen, führt er Folgendes an: er nahm einem lebenden Thiere Gehirn und Rückenmark, und ſetzte ihm „ein künſtliches dem, welches einen vorwaltenden elektriſchen Proceß zu erhalten, in Stande war.“ Sogleich habe das Thier geathmet, die Augen bewegt, geſchrie, „gelebt.“ Hm! Das Hauptkennzeichen des thieriſchen Lebens, iſt Bewußtſeyn. Gab das Thier Beides, ſo bleibt wieder erlangt hatte? Daß man die Muskeln, ſelbſt die ganz vom Körper getrennten, eines eben getödteten Thieres durch elektriſchen Reiz wieder in Bewegung ſetzen, zum Beiſpiel, am Herz zum Schlagen, einen ausgeweideten Froſch zum Springen bringen kann, iſt ja eine ſehr alte Erfahrung. Die Abſonderung des Magenſaftes und der Galle, die Hr. M. gleichfalls bemerkte, iſt wohl unbedeutend: die zuſtrömenden Säfte werden eben gefällt geworden ſeyn, und ſtarren ſich, da der elektriſche Reiz ihre Muskelfaſern in Bewegung ſetzte. — Er hat ferner über das Retten des Blutes durch künſtliche Mittel, Verſuche angeſtellt; aber merkwürdiger als alles bloße, iſt doch, daß er hieraus Schlüſſe auf die moraliſche Weltordnung und das Weſen Gottes macht.

Preis vom 1ſten Okt. — Zſten Dec. 2 Th. Fr. Crt. Im Verlage der Hande- und Spenerſchen Buchhandlung.

1816. Nro. 44.

Ernſt und Scherz

Montag, oder den 7. Oktober.

der alte Freimüthige.

Der zweite Volksaufſtand in Rom.

(Fortſetzung.)

Dieſes ungemein ſchöne Mädchen ſuchte der vor Liebe brennende Appius durch Geſchenke und Hoffnungen zu locken: da er aber alle Zugänge zu ihr, durch ihre Keuſchheit verſchloſſen fand, wendete er ſeine Gedanken auf eine grauſame und übermüthige Gewalt. Auf dem Wege zur Schule ward die Jungfrau vom Marcus Claudius, einem Klienten des Decemvirs, ergriffen, welcher ſie ſeine Sklavin nannte, und ihr befahl, ihm zu folgen: wenn ſie zögere, werde er ſie mit Gewalt fortſchleppen. Vor Schrecken außer ſich iſt das Mädchen; auf das Geſchrei ihrer Amme, welche den Beiſtand der Quiriten anflehet, laufen Leute herbei. Man preiſet die beim Volke beliebten Namen ihres Vaters Virginius, und ihres Bräutigams Icilius; ihre Bekannten nimmt die Freundſchaft, die Menge das Schändliche der Sache für die Jungfrau ein. Jetzt war ſie vor Gewalt ſicher. Da ſagte ihr vorgeblicher Herr, es bedürfe keines Auflaufes: er wolle gerichtlich verfahren, nicht gewaltſam. Er forderte das Mädchen vor Gericht, und die Anweſenden riethen ihr, ihm zu folgen. Sie kamen zu der Bühne des Appius. Der Beſitzſucher behauptete, das Mädchen ſey in ſeinem Hauſe geboren, daraus entwendet, in das Haus des Virginius gebracht, und dieſem untergeſchoben. Er habe davon ſichere Beweiſe in Händen, und werde es ſogar durch die Anklage gegen Virginius ſelbſt darthun, den der größte Theil des Unrechtes angehe. Inzwiſchen ſey es billig, daß die Magd ihrem Herrn folge.

Es war ein altes Recht, daß das Kind einer Sklavin dem Herrn der Mutter gehörte: wo dieſer es fand, konnte er es mit unverjährtem Rechte in Anſpruch nehmen. Dagegen hatte eins der Geſetze der zwölf Tafeln die nähere Beſtimmung gegeben, daß niemand eigenmächtig jemanden, den er für ſeinen Sklaven ausgebe, aus dem Stande der Freiheit in den Stand der Sklaverei ziehen, ſondern die Sache durch den Richter entſchieden werden ſolle. Der in Anſpruch Genommene blieb bis dahin in dem Beſitz ſeiner perſönlichen Rechte, mußte aber Sicherheit ſtellen, daß er vor Gericht erſcheinen wolle.

Auf dieſes Geſetz beriefen ſich die Beiſtände des Mädchens, und verlangten, daß der Decemvir die ganze Sache bis zur Ankunft des Vaters, welcher in Dienſten des Staates abweſend ſey, und in zwei Tagen kommen könne, aufſchieben, und nicht leiden ſolle, daß eine erwachſene Jungfrau eher in Gefahr ihres guten Namens, als der Freiheit komme.

Appius ſagte, er finde dieſe Forderung billig,

und wolle das Erkenntniß bis zur Rückkunft des Vaters aufschieben. Da aber das Mädchen keine selbstständige Person, sondern der Gewalt des Vaters unterworfen sey, und deswegen nur von diesem rechtlich verdürgt werden könne, so solle der angebliche Herr nichts von seinem Rechte verlieren, das Mädchen mitnehmen, und versprechen, es bei der Ankunft dessen, der ihr Vater genannt werde, zu stellen.

Die Umstehenden äußerten laut ihren Unwillen über die Ungerechtigkeit dieses Bescheides; doch wagte niemand, sich zu widersetzen. Da kamen der Oheim des Mädchens, Publius Numitorius, und ihr Bräutigam Icilius. Sie wurden zwischen dem Gedränge durchgelassen, indem das Volk glaubte, durch die Dazwischenkunft des Icilius könne am besten dem Appius widerstanden werden. Einer der Liktoren sagte, es sey schon entschieden, und schaffte den laut rufenden Icilius zur Seite. So harte Beleidigung hätte auch ein sanftes Gemüth aufgebracht. „Mit dem Schwerte mußt du mich von hier fortschaffen lassen, Appius, sagte er, wenn ich von dem schweigen soll, was du verheimlichen willst. Ich will diese Jungfrau heurathen, und keusch und rein soll sie mir werden. Rufe daher alle Liktoren, auch die deiner Amtsgenossen, herbei; laß die Stöcke und Beile hervor ziehen: Die Braut des Icilius wird nicht außer dem Hause ihres Vaters bleiben. Nicht ist, wenn ihr auch dem Volke den Schuß der Tribunen und die Appellation, die beiden Brustwehren der Freiheit, genommen habt, deßwegen enterr Lust auch die Herrschaft über unsere Kinder und Frauen gegeben. Wachet gegen unsern Rücken und gegen unsern Nacken: die Keuschheit wenigstens soll geschont seyn. Wird dieser Gewalt angethan, so werde ich für meine Braut der gegenwärtigen Quiriten, Virginius wird für seine einzige Tochter der Soldaten, alle werden der Götter und Menschen Beistand ansehen, und du wirst dieses Urtheil ohne unser Blut nie ausführen. Virginius mag, wenn er kommt, sehen, wie er in Rücksicht seiner Tochter verfahre: ich aber werde, die Freiheit meiner Braut behauptend, mich eher von dem Leben trennen, als von der Treue."

Die Menge war aufgebracht, und es schien ein Kampf bevor zu stehen. Die Liktoren hatten sich um den Icilius gestellt: doch blieb es bei Drohungen. Denn Appius sagte: Virginia werde nicht vom Icilius vertheidigt, sondern dieser unruhige und auch jetzt noch das Tribunat athmende Mensch suche Gelegenheit zu einem Aufstande. Er wolle ihm dazu an diesem Tage keine Veranlassung geben, und den richterlichen Ausspruch auf den folgenden Tag verschieben. Bis dahin möge Marcus Claudius von seinem Rechte abstehen, und das Mädchen gegen Bürgschaft frei lassen. Falls aber dann der Vater nicht da wäre, so kündige er dem Icilius und seines Gleichen an, daß es dem Gesetze nicht an einem Vertheidiger, noch dem Decemvir an Festigkeit fehlen, und daß er gewiß nicht die Liktoren seiner Amtsgenossen zur Zögerung der Aufruhrstifter herbei rufen, sondern mit seinen eigenen Liktoren zufrieden seyn werde.

Da nun die Ungerechtigkeit verschoben ward, verließen des Icilius Bruder und des Numitorius Sohn, rasche Jünglinge, unbemerkt die Versammlung, setzten sich zu Pferde, und brachten dem Vater die Nachricht. Icilius hielt die Sitzung des Decemvirs durch Zögerung bei Verabredung der Bürgen hin. Allenthalben hob die Menge die Hände in die Höhe, und jeder zeigte sich dem Icilius zum Bürgen bereit. Dieser sagte mit Thränen in den Augen: „Ich danke Euch, Mitbürger; morgen werde ich Euere Dienste gebrauchen; der Bürgen sind jetzt genug." So blieb Virginia frei, auf die Bürgschaft ihrer Verwandten. Appius schrieb seinen Amtsgenossen nach dem Lager, sie möchten dem Virginius keinen Urlaub geben, sondern ihn sogar noch verwahren. Allein der beste Anschlag kam zu spät. Schon hatte Virginius Urlaub genommen, und war um die erste Nachtwache abgegangen, als der Brief ankam.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Parabel.

Gedruckt in diesem Jahr.

Seit Monaten schon hatte der Heereszug der Israeliten in der Wüste stille gelegen, und sich vom Man ernähret, das jeden Morgen auf dem Grase lag, und von Heuschrecken oder Wachteln, wie man will, die ihnen der Westwind zuführte, da kehrten Josua und Caleb von einem Späherzuge wieder. Sie brachten wunderbar klingende Nachrichten von dem segenreichen Lande, zu dessen verheißener Besitznahme das Volk Egypten verlassen hatte, und eine ungeheure Traube, die sie mühsam auf einem Stabe trugen, als einen Beweis von der Fruchtbarkeit jener Gegenden. Ihre Erzählung veranlaßte Spaltungen im Volk. Ein Theil desselben warf sich mit der nächsten Morgenröthe lautjubelnd auf seine Kameele und Rosse, und jagte fort, um anzulangen, ehe die Weinlese vorüber sey. — Ein

andrer Theil murrte leise, über die unbequeme Aufreizung, welche die Nachrichten der Späher verbreiteten, eine Veränderung zu suchen. „Was können wir Besseres wünschen, sagten sie, als jeden Morgen unser Brodt auf dem Boden umher aufgeschüttet zu finden, und jeden Mittag unsre Fleischspeise aus dem Winde aufzuhaschen, die Zwischenzeit aber in Ruhe zu verschlafen?“ So flüsterten sie leise zu einander, und verschrieen dann, so laut sie konnten, jenes Land als die Heimath von Riesen und Ungeheuern, und seine Weintrauben als giftig. — Ein dritter Theil des Volks versammelte sich, um Josua's Bericht noch einmal ausführlich und ruhig anzuhören, wählte ihn selbst dann zum Heerführer, bereitete sich zehn Tage lang zur Reise und zum Kampf, und brach auf, mit Entschlossenheit jeder Beschwerde Trotz zu bieten, und mit Zutrauen auf seinen Führer.

Dieser führte seinen Zug mit kleinen Tagereisen fort, um seine Kraft nicht zu erschöpfen, und durch mannigfache Krümmen, um immer an solchen Plätzen zu rasten, wo die Wüste Wasser und einige Weide bot. Unermüdlich übte er seine Männer in den Waffen, unermüdlich sammelte er immer neue Nachrichten über das gelobte Land und die Streitbarkeit seiner Bewohner; und als er die Gränze desselben erreicht hatte, zog er lange an derselben auf und ab, bis er die schicklichste Zeit und Stelle zum Angriff gefunden. Als er sein Volk in Besitz desselben gesetzt, war freilich die Weinlese längst vorüber, von der er vormals eine Probe gebracht, aber der Ertrag derselben lag als reifer Wein in den Kellern, und jeder Herbst brachte Josua's Volk eine neue Lese.

Was war indeß aus den andern beiden Haufen geworden? Der erste — daß er aus hitzigen, nicht überlegenden Jünglingen bestand, braucht wohl kaum gesagt zu werden, — fühlte schon am ersten Mittage seine Kraft erschöpft, und sah seine Unbesonnenheit ein, da er nicht einmal einige Lebensmittel mitgenommen. Die Klügsten kehrten zurück, ungeachtet der Beschämung, die ihrer wartete; andere verschmachteten in der Wüste; wenige, die stärksten und trotzigsten, langten wirklich noch zeitig genug in Kanaan an, um dort — als Sklaven die Kelter zu treten.

Der andre Haufe war richtig am Lagerplatze zurückgeblieben; doch er bestand nur aus abgelebten Greisen, die einst sehr rüstig gewesen, jetzt aber bloß deshalb das Volk hatten zurückhalten wollen, weil sie selbst nicht mehr fortkonnten; aus Trägen und Krüppeln. Die wenigen Jünglinge, die sich ihnen angeschlossen hatten, stahlen sich bald dem Heereszuge nach; die andern verschmachteten, als die Jahrszeit des Man und der Wachteln vergangen war, und bald war von der ganzen kinderlosen Kolonie nichts übrig, als ein Haufen leerer Zelte, die der fliegende Sand begrub.

— Wo immer sich wieder ein Kanaan zeigt: — ich folge dem Josua. M.

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

Erinnerung an meine teutschen Landsleute, welche versucht seyn sollten, aus Europa zu wandern. Von Dr. W. Bukte. Köln, 1816. — In drei Kapiteln führt der Verfasser Zeugnisse an: daß es den Einwanderern in dem Nordamerikanischen Freistaat; — daß es ihnen auch in andern Außereuropäischen Ländern nicht wohlergehe, aus bürgerlichen und physischen Gründen; — endlich, daß Europa der vorzüglichste Welttheil sey, und die Uebel die man dort erleide, überall auch zu dulden sind. Das Büchelchen ist populär und mit Wärme geschrieben.

Breslau, im September 1816.

Seitdem die Wälle eingerissen, sind Breslau's Umgebungen ganz anders gestaltet worden. Spaziergänge, breite Straßen, neue Häuser, Gärten und Gartenanlagen aller Art, Lusthäuser, Fabriken, Werkstätten ꝛc. ꝛc. in bunter Menge, gewähren jetzt auf dem Terrain der verschiedenen Wälle jedem einen zauberhaften Anblick, welcher Breslau seit 1805 nicht mehr gesehen hat. Aus dem Chaos der zertrümmerten Wälle, aus dem kahlen Sand- und Kalkboden ihres Schuttes entstehen, schön und mannigfaltig, Alleen und Lustparthien, deren grüne Frischheit diesen Sommer zum erstenmal — Andeutungen gab, was etwa daraus werden dürfte für die Zukunft.

Wir wollen hier den Tadel nicht aussprechen, welchen diese Anlagen in allen Breslauer Blättern und Ecken erleiden mußten; aber klar ist's, daß sie viele Gebrechen eines einseitigen Baumeisters zeigen. Sie verrathen eine sehr jugendliche Baukunst, und eine Baukenntniß, welche nicht über Breslau's Grenzen hinausgekommen, aber doch constant seyn muß, da ein ganzer Magistrat sich darauf verläßt; wie die neue Schweidnitzer Brücke und ihr Thor, ein wahres Bandesekt, ein Zwitterding, zu jedermanns Aerger beweiset.

Das Niederreißen der Wälle, Thore und was dahin gehört, wurde mit einer Wuth getrieben, daß auch das Zweckmäßigste, das Schöne vergessen ward, und, wie ein witziger Kopf behauptet, der Wall-, jetzt Stadtgraben, sein Wasser vor Verdruß verlor, (zum größten Nachtheil der Gesundheit!) So entstand im

Einzelnen, wie im Ganzen, eine Flachheit, die den Geist des Sandwedens ausdrückt, welcher ihre Grundlage ist. Auch die durch ihr Alter und durch die Originalität des Alterthums so merkwürdig gewesenen Thore, fallen unter den Streichen der Bauherren. Wenn auch die davon stehenden Walle, Gänge ꝛc. niedergerissen waren: mußten denn diese, mit ungeheurem Mauerwerk versehenen, mit antiker Arbeit versehenen Thore, sogleich, ehe ihre Brauchbarkeit im Einzelnen gewürdigt ward, (und sie konnten sich zu manchem Denkmal eignen,) dem Einsturz weichen? Mit Wehmuth sieht man ihre Trümmer neben den wenigen Neubauten an. — Blüchers Denkmal beschäftigt alle Köpfe und gar zu viele Jedern; noch kennt man kein Resultat. Jene Thore gaben Massen zu Plänen, aber sie sind nicht mehr! Wäre indeß jenes Resultat nur bewahrt blieben vor der Flachheit unsrer Sand-Alleen, vor dem Afterdaugeist, welchem das Ehrwürdigste Thor sein Alterthümliches Dasyn verdankt, das nur Gattelier amüsirt. Professor Bach, ein Künstler und Kenner von tiefem Gefühl, hat sieben treffliche Pläne zu diesem Denkmale, wie es hier errichtet werden könnte, entworfen. Ein jeugen von Kunstsinn und einem Geiste der höhern Schule, und sind der Lokalzweckmäßigkeit am angemessensten. — Möchte nur vor lauter Vorschlägen die Wahl des rechten nicht verlorn gehen! — (Die Forts. folgt.)

Vom linken Rheinufer, den 28sten Sept.

Die Commission zur Berichtigung der Grenze zwischen Preußen und den Niederlanden, hat fortwährend ihren Sitz in Kleve. Man scheint die Verlängerung dieses Geschäfts auf die Stellung der Niederländischen Kommissarien, welche über jeden streitigen Punkt von neuem bei ihrer Regierung anzufragen und deren Bescheidung abzuwarten, verpflichtet seyn sollen.

Die Ueberschwemmung in den Monaten Julius und August, hat eine große Anzahl kleiner Körner zu Boden gemacht, und überhaupt in den Rhein-Gegenden viel Schaden angerichtet. Die Regierung zu Kleve hat mehrere zweckmäßige Anordnungen getroffen, um diesen Unglücklichen Arbeit und Unterhalt anzuweisen. In der That sind die zweckmäßigsten Vorkehrungen nöthig, wenn einer Hungersnoth vorgebeugt werden soll. —

Der Frauenbund, dem das ewig denkwürdige Jahr 1813 seine Entstehung gab, feiert an mehreren Orten unsrer Rheingegenden, namentlich in Kleve, fest, zum allgemeinen Wohle mitzuwirken. Am 31ten August, dem Geburtstage unsers allverehrten Königs, hielt er, um denselben würdig zu feiern, eine reichliche Anzahl von Bedürfnissen unter die Armen der Stadt vertheilen; jetzt ist er darauf bedacht, denen durch Ueberschwemmung Verarmten, mit Unterstützung zu Hülfe zu eilen. — Ueber den Erfolg dieser Bemühung für die Zukunft.

Russische Journalistik. Aus St. Petersburg. (Forts.)

Der Russische Invalide oder die Kriegszeitung. Dieses Blatt ward im Februar 1813 vom Kollegien-Rath P. Swinin-Priseowiss, Mitglied des Reichs-Justiz-Collegiums, angefangen, und als eine Privat-Unternehmung bis zu Ende 1815 fortgesetzt. Der edle Zweck dieser Zeitung war: den verstümmelten Kriegern im Befreiungskriege, durch den Ueberschuß der Einnahme dieser Zeitung und freiwillige Beiträge, Unterstützung zu verschaffen. Ein glücklicher Erfolg krönte das Unternehmen. Von allen Seiten des Reichs, aus Litthauen und Kurländ, aus Bessarabien und Russisch-Lappland, flossen den Invaliden reichliche Beiträge zu, so daß, nachdem einige tausend Soldaten und Soldaten-Wittwen und Waisen, auch vielen Offizieren, Pensionen durch ein stehendes Kapital gesichert und besondere Unterstützungen ausgetheilt worden, der Herausgeber im December 1815 Sr. Majestät 395,000 Rbl. darbrachte, die durch seine unermüdete Thätigkeit gesammelt worden. Alexander belohnte ihn auf eine würdige Weise. Die Zeitung selbst erlitt wesentliche Veränderungen. — Jetzt hat der Redakteur einen großen Vorrang vor allen Russischen Journalisten: er ist Janufrist. Die Zeitung selbst, auf gutes Papier in Quart gedruckt, erscheint Russisch und Deutsch alle Tage, Montags ausgenommen. Sie enthält, vorzugsweise als Kriegszeitung, alle Parolebefehle Sr. Majestät, alle Anordnungen des Kaiserlichen Generalstabs, Nachrichten über angekommene und abgereiste Militär-Personen, (sehr unvollständig.) inländische Nachrichten, meistens aus der Nord-Post, Anzeigen über eingekommene Beiträge u. s. w. Der übrige Raum wird meistens aus der Russischen Berliner und der Hamburger Zeitung gefüllt. Schade, daß der Redakteur nicht Zeit zu haben scheint, seinem Blatte irgend ein Interesse, außer den Parolebefehlen, zu geben! Es sind darin einige ökonomisch-politische Abhandlungen geliefert worden, deren Ansichten aber sich in der Folge nicht bewahrt haben. Die Russische Uebersetzung dieses Blattes war immer und ist noch jetzt sehr mittelmäßig, und wimmelt von Verstehen.

Der Sohn des Vaterlandes, ein politisch-historisch-litterarisches Journal, herausgegeben in Russischer Sprache von N. v. Gretsch, Oberlehrer am hiesigen Gymnasium. Dieses Journal ist im Oktober 1812 angefangen, als die Trangsale Russlands mit der Einnahme von Moskwa ihren höchsten Punkt erreicht hatten, und ist (vielleicht einige Portugiesische Zeitschriften ausgenommen) das älteste der neuen politischen Blätter auf dem Continent des befreieten Europas. Diesem Umstande hat es meistens sein Glück zu verdanken! In den Jahren 1812 und 1813 war es rein politisch, mit 1814 hat es seine jetzige Form erhalten. Es erscheinen davon wöchentlich ein Heft in Oktavo von zwei ein halb, bis drei Bogen, und noch zwei Beilagen von einem Viertel auch zuweilen einem halben Bogen, welche an dem Tage nach der Ankunft der ausländischen Post herausgegeben werden, und einen Anzug der neuangekommenen Zeitungen enthalten. Das Heft theilt sich in zwei Rubriken: 1) Litteratur, Kunst und Wissenschaft und 2) Politik. In die erste worden eingereicht belletristische Aufsätze, wissenschaftliche Abhandlungen, Beiträge zur Geographie, Statistik und Geschichte Russlands, Rezensionen, Gedichte und ein stehender Artikel: Russische Bibliographie, in dem alle in Russland herauskommenden Werke angezeigt werden. In der zweiten Abtheilung: Geschichte und Politik, werden politische Abhandlungen, Auszüge aus neuen Zeitschriften ꝛc. mitgetheilt. Diese Rubrik sucht auch, wie die andern hiesigen Zeitungen, ihr Heil in den ausländischen Blättern. Dieses Journal hat treffliche Mitarbeiter: es hat geliefert Aufsätze von Uwarow (Curator des St. Petrsb. Lehrbezirks) Golownin (dem scharfsehenden Beobachter, aus seinen Reisen um die Welt), Murawiew-Apostol (dessen interessanten Briefen aus Moskwa nach Mikail-Wonsgrad, dieses Journal vieles verdankt) Swinjin (dem Legations-Sekretär in Amerika, der mit Strogan nach Europa gekommen ist,) Glinka (dem Bruder des Herausgebers des russischen Herolds in Moskwa) ꝛc. ꝛc. Unter vielen Gedichten (zuweilen auch sehr mittelmäßigen) hat es geliefert einige von Derschawin, Kapnist, Ssuleowski, Krylow, Gnedisch u. a. m.

(Die Forts. folgt.)

1816. Nro. 45.

Ernst und Scherz

Dienstag, oder den 8. Oktober.

der alte Freimüthige.

Beleuchtung der Schrift:

„Versuch einer Berichtigung der Urtheile einiger Deutschen Schriftsteller über Englands äußere und innere Verhältnisse. Von Eduard Solly."

(Fortsetzung.)

Als fernern Beweis, daß England nicht herrschsüchtig sey, führt Hr. Solly ferner an, es besitze so wenig Autorität in Portugal, daß es die Portugiesische Regierung nicht habe zur Theilnahme an dem letzten Kriege gegen Buonaparte bewegen können. Aber man weiß ja, daß dieser Krieg beendigt war, ehe eine Antwort auf die Anfrage, die darüber nach Brasilien gesendet wurde, zurück kommen konnten. Nach den neuesten Nachrichten, welche dem Morning. Chron. vor kurzem entschlüpften, *) wird künftig eine solche Anfrage nicht mehr nöthig seyn: Marschall Beresford ist als oberster Befehlshaber der Portugiesischen Armee für unabhängig von der Regentschaft erklärt worden. Und welchen gewaltigen Einfluß das Englische Kabinet über das Brasilianische ausübt, beweist der einzige Umstand, daß die mit großen Kosten ausgerüstete Brasilianische Expedition nach Monte Video, vier Tage nachdem sie schon abgesegelt war, auf Verlangen eines Britischen Gesandten, aufgegeben werden, und das eingeschiffte Corps auf Sta. Catharina ausgeschifft werden mußte.

Endlich, meint Hr. Solly, die Vergrößerung Hannovers werde wohl nicht der Herrschsucht Englands zugeschrieben werden sollen? Hannover habe Entschädigung dafür zu fordern gehabt, daß es von den Franzosen besetzt worden, ohne daß die deutschen Mächte es zu schützen versucht. Bayern und Würtemberg und Weimar seyen ja auch vergrößert worden u. s. w.

Ohne auf das Raisonnement des Verf. im Einzelnen einzugehen, begnüge ich mich zu bemerken: durch die Vergrößerung andrer, bloß Deutscher Staaten hat Deutschland gewonnen, da seine Zerstückelung vermindert wurde; durch die Vergrößerung des vierten Königsreichs Sr. Maj. des Königs von Großbrittannien, hat Deutschland verloren, da die Masse Deutscher Provinzen, die seinem Interesse entfremdet und an das Englische geknüpft sind, vergrößert ist. Denn um einzusehn,

*) Ich sage entschlüpften, denn das Morn. Chron. hat diese Nachrichten zwar nicht zurückgenommen, aber ihrer, so wichtig als die ministeriellen Blätter, weiter erwähnt. Warum nicht? ist klar. Man beförgte, dadurch die gerechte Aufmerksamkeit der andern Europäischen Mächte noch mächtiger zu erregen.

daß es nicht viel mehr als ein Spiel mit Worten sey, wenn man Hannover in Rücksicht seiner äußern Verhältnisse, als nicht zu England gehörend, behandelt, darf man nur fragen: Habe der Deutsche Staatenbund nöthig, England den Krieg zu erklären, oder nur die Englischen Fabrikate zu verbieten: würde Hannover dem Beschlusse thätig beitreten? — Gewiß nicht!

Noch dazu ist die Hauptvergrößerung Hannovers ganz dem Vortheile Englands gemäß gewählt worden. Durch den Besitz von Ostfriesland, ist es Herr des zweiten Handelsstroms in Norddeutschland, der Weser, und hat nun eine immer offene Straße für seine Heere und Waaren bis ins Herz von Deutschland. Sollte jetzt der Bundestag die Ausschließung der Englischen Fabrikate beschließen: wie wird man die weiten Gränzen des Königreichs Hannover bewachen können? Vorher wär' es durch die bloße Bewachung des Ausflusses der Elbe und der Weser, wenigstens in einem gewissen Grade leicht gewesen, den Zweck zu erreichen.

„Aber, frägt Herr Solly, woher der Nachhall des Buonapartischen Geschrei's über die Seerechte? Ist nicht beinahe die ganze Englische Kriegsflotte abgetakelt und ihre Mannschaft entlassen?" Das ist sonderbar! Wird England seine Flotte denn nicht wieder ausrüsten, wenn es einen neuen Krieg bekommt, und hat es irgendwo auf die Anmaßung Verzicht gethan, in einem solchen Fall die Schiffahrt der Neutralen nach dem Lande, mit dem es in Krieg ist, verhindern zu wollen?

Seite 12 frägt er: „Wodurch sollte es möglich seyn, daß England, wie Arndt und Consorten behaupten, Deutschland abmagert?" Aus dem was oben über die Ueberschwemmung mit Englischen Fabrikaten gesagt worden, werden Solly und Consorten sich die Antwort selbst nehmen. Doch Seite 15 tröstet er darüber: „Die Englischen Waaren werden schon wieder theurer werden." Ja, ja! Und man wird sie dann lange Zeit gleichwohl kaufen müssen, weil die Deutschen Fabriken dann vollends werden zu Grunde gerichtet seyn.

Die Thatsache, daß England aus Deutschland mehr Geld für seine Fabrikate beziehe, als dahin sende, bestreitet Herr Solly nicht; aber er sagt S. 24: Man irrt, wenn man glaubt, daß Deutschland allein den Ueberschuß trage. Es sehe einen Theil der erhaltenen Englischen Waaren an das Ausland ab, und „ziehe von diesem wieder ein, was es an England mehr gezahlt als empfangen hatte."

Das kann wohl seyn; aber warum soll denn Deutschland nur den Speditionshandel mit Englischen Waaren in das bezeichnete Ausland treiben, da es einen eignen Handel mit eignen Produkten und Fabrikaten dahin treiben könnte? Warum soll es sich begnügen, sich durch den ersten — vielleicht! — nur für den an England gezahlten Ueberschuß schadlos zu halten, da es durch den eignen Handel Summen gewinnen könnte, die im Lande blieben? Dadurch daß es Englische Fabrikate nach Rußland, Pohlen und die Türkei ausführt, verdirbt es sich selbst den Markt für die eignen Artikel, und richtet den Wohlstand ganzer Städte und Provinzen in seinem Innern, zu Grunde, welche jenen Markt während der Continental Sperre versorgten.

Doch dafür weiß Herr Solly Rath. Er meint, die Regierungen müßten die Unbemittelten, die der Nachtheil träfe, unterstützen, damit sie zu einem andern Gewerbe übergehen. Zu einem andern, als dem, das allein sie erlernt haben? Näher liegt es doch wohl, daß die Regierungen sie vor dem Nachtheil bewahren, und statt Summen zu ihrer Unterstützung aufzuwenden, ein Gesetz geben, wodurch ihnen das Bedürfniß einer solchen erspart, ihr aber eine sichre Einnahme erhalten wird.

(Der Schluß folgt.)

(Eingesandt vom Oestr. Gen. Consul zu Leipzig, Hrn. A. Müller.)

Was erwarten die Deutschen Fabrikanten vom Bundestage?

Gewiß nicht Unbilliges! Nichts, was den rechtlichen Sinn jedes unpartheiischen Engländers verletzen könnte. Man lege die Englischen Handelsgesetze, Zollordnungen, Aus- und Einfuhrverbote zum Grunde, und wende sie nach dem Gesetz der strengen Gegenseitigkeit auf Deutschland an, d. h. man bringe diejenigen Grundsätze der Gerechtigkeit, für welche England seit zwanzig Jahren gekämpft hat, die Grundsätze auf deren Ausübung der Stolz des Engländers, seine freie Verfassung begründet ist, die Grundsätze, für welche ganz Europa vereint von 1813 bis 1815 gefochten hat, die Grundsätze auf denen alle seit 1814 geschlossenen Traktate beruhen, und denen durch die heilige Allianz das Siegel aufgedrückt worden, zur Ausführung. Man lasse einer halben Million Deutscher Familien, deren ganzes Schicksal, deren Nahrung von heute zu morgen von dem Gedeihen unsrer Fabriken abhängt, ein Recht zu Theil werden, wel-

ches zu fordern die erhabensten Souverains von Europa ihnen die Befugniß einräumten, indem sie jene Grundsätze der christlichen Gerechtigkeit für die allgemeine Richtschnur ihres Betragens erklärt haben; man lasse eine halbe Million Deutscher Familien, die sich noch im Kriegszustande, im Zustande des empörten Gefühls und harter Entbehrung befinden, die Wohlthat des Friedens genießen.

Keine Entschädigung verlangen die Deutschen Fabrikanten: gern werden sie die bisherigen Aufopferungen als einen gerechten Tribut betrachten, den sie England, und so mittelbar der Freiheit von Europa dargebracht haben. Sie wollen nicht vergelten; sie wollen nicht den Englischen Markt beherrschen, wie die Englischen Fabrikanten den Deutschen Markt. Ja sie verlangen das Recht der Gegenseitigkeit nicht einmal für immer. Man gebe ihnen fünf Jahre hindurch die gesetzlichen Vortheile gegen England, die der Englische Fabrikant über Deutschland hat; man lasse sie nur fünf Jahre fühlen daß sie Deutsche sind, und daß es einen Bund der Deutschen giebt, und es wird sich zeigen, daß sie im sechsten Jahre die Ehre und den Absatz der Deutschen Fabrikate behaupten können, ohne weitere gesetzliche Hülfe.

Man versammle eine Jury von den Hunderten von Englischen Fabrikanten und Kaufleuten, die auf der gegenwärtigen Leipziger Messe zugegen sind: man erkläre ihnen, daß sie als Ehrenmänner auf Pflicht und Gewissen ein Urtheil zu fassen hätten; man lege ihnen den Fall vor und frage sie, ob sie die vorstehenden Forderungen der Deutschen Fabrikanten gerecht und billig, oder ungerecht und ausschweifend fänden. — Es hätte nie ein England gegeben, und England wäre in den Grundfesten seiner Tugend und Freiheit erschüttert, wenn diese Ehrenmänner einen andern Ausspruch thun könnten, als: Gerecht und billig.

Und sollte die erhabne Jury unsrer gerechten, menschenfreundlichen, Deutschen Fürsten zu Frankfurt ein anderes Urtheil fällen?

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Bühne.

Am 4ten Oktober zum ersten Male: „Der Hund des Aubri, oder der Wald bei Bondi."

Als Kunstwerk besitzt das Stück keinen besondern Werth. Es ist eine dramatisirte Anekdote, mäßig weiter! Indeß hat es ein Paar gut gezeichnete Karaktere, interessante Situationen und einen lebhaften Dialog, und giebt Gelegenheit, einige schöne Dekorationen anzubringen. Man kennte in einem Athem gehn Stücke nennen, die ihre Fehler nicht durch halb so viel Vorzüge gut machen, und gleichwohl immer stark besucht werden. Dies wird also wohl dasselbe Glück haben.

Die Anekdote, die ihm zum Grunde liegt, ist: Ein Französischer Ritter, Namens Macaire, ermordete heimlich einen andern Ritter, und wurde seitdem von dem Hunde desselben mit solcher Wuth verfolgt, daß man Anzeigen schöpfte. Nach der Sitte des Zeitalters, ordnete man als Gottesurtheil einen Zweikampf zwischen dem Ritter und dem Hunde an. Der letzte siegte, und unter den wüthenden Bissen seines Gegners, gestand der Mörder sein Verbrechen. Der Verfasser dieses Stückes hat den Zweikampf weggelassen, und der Geschichte einen Strumm eingeschoben, der in den Verdacht des Verbrechens kommt; ein Mädchen das diesen Strumm liebt, einen Bauerburschen der auf ihn eifersüchtig ist, und sonst noch Mancherlei. — Herr Karsten, von einem Wiener Theater, gab den Ritter Aubri. Er ist ein junger Mann von sehr vortheilhaftem Aeußern und großem Feuer, accentuirte aber nicht immer richtig, und scheint noch nicht viel Theater-Routine zu haben. Hr. Devrient, als Macaire, gab ein treffliches physiologisches Gemälde. Mme. Eßerstedt, das liebende Mädchen, spielte sehr ausdrucksvoll und lebendig. Hr. Bethmann, der eifersüchtige Bauer, erwarb den meisten Beifall und verdiente ihn auch, durch ein Spiel, das ein wirklich glänzendes Talent für Rollen der Art beweist. Ueberhaupt wurde das Stück von allen gut gegeben, die — ihre Rolle gelernt hatten. —

Eine arge Störung, woraus leicht ein großer Unfall werden konnte, war es, daß im Anfange des zweiten Akts eins von den Hintern, welche die Dekoration machen, zusammenbrach und aufs Theater stürzte, dicht neben dem Grenzläger, auf dem der Strumm schlief. Da vor kurzem ein ähnlicher Unfall mit dem Vorhange Statt hatte: darf das Publikum nicht die Genugthuung erwarten, daß ihm angezeigt werde, wie das Versehen gebüßt wurde? — —

Nachschrift. Aber wie that der Hund seine Pflicht? fragen vielleicht manche Leser. Der Referent gesteht, daß er auf dies Spektakel nicht sehr Achtung gegeben hat. Was liegt daran?

Vermischte Nachrichten.

Der erst moralische, dann politische Schwärmer Chateaubriant fängt an, lächerlich zu werden. Die Anstrengung, welcher der König von Frankreich ihn würdigte, scheint die Eitelkeit dieses Halbdichters ins Ungeheure getrieben zu haben. Nachdem er erklärt, er wolle ganz Frankreich zu seiner Rednerbühne, und alle Franzosen zu seinen Zuhörern machen, — was, im Vorbeigehen, jeder will, der in Frankreich etwas drucken läßt, — veranstaltete er den Druck eines Werks, von dem er dem Könige in einem Schreiben gleichsam zur Pflicht machte, es nicht unterdrücken zu

ken, und worin er gleichwohl behauptete, der König denke anders, als er handle. Als die Polizei die Auflage des Werkes versiegelte, riß er die Siegel wieder ab. Sie nahm Gensdarmerie zu Hülfe, und versiegelte doch u. s. w. Er ließ eine neue Auflage machen: sie wurde wieder versiegelt. Manche schreiben sein lächerliches und strafbares Benehmen dem Verdruße zu, daß er nicht, wie er hoffte, erster Minister wurde, und der Hoffnung, es so zu werden. Er legt es darauf an, den öffentlichen Enthusiasmus des Volks zu erregen: und gegen was? — Hauptsächlich gegen eben das, worin der Haupttheil der Nation ihre letzte Rettung sieht. Das verdiente Ende seiner hochfliegenden Deklamationen, werden wohl ein Dutzend Chansons seyn.

— Die wahre Ursache warum die Englische Flotte ihren Kreuzzug nicht nach Tunis und Tripolis fortsetzt, scheint zu seyn, daß sie vor Algier zu sehr beschädigt wurde, und ihre Ammunition erschöpft hatte.

— Das Orchester der großen Oper zu Paris streitet darüber, ob es mit einem Stäbchen oder durch eine Violine dirigirt werden soll, so wild, daß wohl zuerst bestimmt werden müßte, welches Instrument die Beruhigung dirigiren soll.

Breslau, im September 1816.

(Fortsetzung.)

Seitdem der Friede wiedergekehrt, regt sich bei uns ein fremdliches Leben in allem; — manches geht aber so rasch, daß es nur die Ewigkeit einer Sommerfliege haben wird; doch es lebt und webt, und in vielem erhebt man mit Freuden ein besseres Streben, dem höhern Geiste einer weisen Regierung sich zu widmen.

Wir erlauben uns, aus dem Allgemeinen herauszutreten, und Einzelnes zu betrachten, so, wie es beim ersten Anblick vor uns stehet. —

Die Universität ist unstreitig das Erste. Seit der neuen Organisirung der Regierungen ist ihr Kurator der würdige Oberpräsident Merkel; ein Mann voll Geist und Thätigkeit, und mit einem Herzen, dessen schönste Blüthe, Humanität, nicht so schwächlich ist, wie ein moderner Charakter, um leicht vom Sturmwinde gebeugt oder gar gebrochen zu werden, denn sie hat sich im Sturme gebildet und bewährt. Der Ausbau mehrerer Theile des Universitäts-Gebäudes wird thätig betrieben, und das naturhistorische Museum hat besonders durch die Schenkung einer zoologischen Sammlung des überaus Gr. v. Uechtritz sehr gewonnen. Würdige Männer jeder Klasse zieren diese Universität, und jede Fakultät, jedes Seminar, jedes Klinikum steht mit innerer Würde und energischen Kraft da.

Als Literatoren werden Meister, Steffens, Augusti, v. Raumer, v. d. Hagen, Wachler, Link u. a. besonders geschätzt. Es ist hier nicht der Ort, alle zu verzeichnen und ihre Werke anzuführen; wer kennt nicht so manche schätzbare Werke des tiefern Geistes der meisten der hiesigen Professoren? Wer schätzt nicht den würdigen Veteran Meister, den genialen Steffens, den tiefdenkenden Augusti, den geistreichen Raumer, den durch Wissenschaften und Kunst-Streben gebildeten, durch unermüdeten Fleiß bewährten, durch edeln Sinn und Herzensgüte erstarkten v. d. Hagen, welcher im Schachte des alterthümlichen Wissens, nicht am Schwanke klebend, der die altdeutsche Literatur zum Umwerfen beschäftigte und schwache Köpfe in leere Thätigkeit zog, nur die reine Ausbeute für Kunst und Wissenschaft zu sichten und zu fördern sucht, zu sichten und zu fördern versteht? — Von der Hagen und v. Raumer haben Erlaubniß und sehr ansehnliche Unterstützung zu einer wissenschaftlichen Reise durch das südliche Deutschland, die Schweiz und Italien erhalten, und werden vor Ablauf eines Jahres wohl nicht in ihre Lehrstellen zurückkehren.

Zunächst der Universität nennen wir die übrigen Gelehrten und Autoren, deren sich jetzt mehrere, als je, hier aufhalten. Den längst berühmten Dichter und Philologen Manso darf man mit Recht oben an stellen. Sein unermüdeter Fleiß, sein immer reges Streben und Leben für die Wissenschaften, sichert ihm billig den ersten Platz. Neben ihm erscheint als achtungswerther Nebenmann Hermes, dessen Geist und Kraft, noch lebendig im Greisenalter, wirken, wie sie früher in Sophiens Reisen! Um diese Veteranen und nach ihnen sieht man einen mannigfaltigen Kreis von Autoren, welche hier leben und thätig sind, mit Gaben bereichert, welche den Freund der Literatur interessiren. Eine Klassifikation verlange man nicht; eine ganz genaue Aufzählung auch nicht; künftige Beurtheilungen ihrer Werke mögen dazu nähere Data in diesem Blatte darreichen. Für jetzt stellen wir sie in folgender Ordnung auf. Bürde und Rhode, (ersterer Hofrath, letzterer Professor an der Kriegs-Schule und Theaterdirektor,) Männer aus der Zeit der ältern, bessern Deutschen Literatur, noch im besten Wirken. Streit, Regierungs-Rath, Herausgeber der Provinzialblätter, immer noch mit regem Feuer für die Wissenschaften thätig. Die Professoren Kannegießer, (Verf. des geistreichen Werks: „Grundriß der Alterthums-Wissenschaft,") Menzel und Köpsler, durch das Studium der Alten gebildet, fest auf der Bahn einer nicht bloß in der Neuheit glänzenden Autorschaft. Consistorial-Rath Gaß und Dom-Prediger Krüger, eigen jeder für sich und fast kontrastirend, als Theologen Männer von tiefem Eindringen in das Heiligthum der Religions-Lehre; Gaß ein feuriger, tief dringender Geist, mit Streben nach dem höhern Wissen der Philosophie, und eigenem tiefen Ein- und Anschauen; Krüger, das Praktische der Moral verkündend mit angenehmer Popularität.

(Der Schluß folgt.)

Berichtigung und Zusatz zu dem ersten Schreiben über die Kunstausstellung.

Der Hr. Verfasser jenes Schreibens hat dem idealisch schönen Phantasiekopf Unrecht gethan, wenn er sagt, er mache einen fast steif zulaufenden Einschnitt in das Kissen. Die Einbiegung des Kissens ist rund. — Er hat sich ferner verschrieben, wenn er den Amor auf dem Basrelief von Thorwaldsen auf dem linken Knie ruhen, und das rechte unter der Achsel Psychen's hervortreten läßt. Amor ruht auf dem rechten, und das linke trägt die reizende Last.

Unter den Kunstwerken, welche das zweite Zimmer zeigt, verdienten vorzüglich noch drei aus der königlichen Porzellan-Manufaktur angeführt zu werden: ein liegendes Kind vom Hn. Modellmeister Riese; Olinth und Sophronia, ein Gemälde vom Hn. Röntgen; und der Mengsische Amor, von Hn. Heiner.

Preis vom 1sten Okt. — 31sten Dec. 2 Th. Pr. Cur. Im Verlage der Haude- und Spenerschen Buchhandlung.

1816. Nro. 46.

Ernſt und Scherz

Donnerſtag, oder den 10. Oktober.

der alte Frei-müthige.

Beleuchtung der Schrift:

„Verſuch einer Berichtigung der Urtheile einiger Deutſchen Schriftſteller über Englands äußere und innere Verhältniſſe. Von Eduard Solly.“

(Schluß)

Hr. Solly fährt fort: wenn auch „einige tauſend Fabrikanten in dieſer oder jener Gegend Deutſchlands wegen der Einfuhr Engliſcher Fabrikate auf einige Zeit brodlos geworden, ſo werde dies durch die reichliche Nahrung die der neue Schwung des Handels in den Seeſtädten und im ganzen Lande verbreitet, mehr als hinreichend aufgewogen, und die durch den Handel vermehrten Einnahmen würden die Regierungen überflüßig in den Stand ſezen, jene Nothleidenden zu unterſtützen u. ſ. w.“

Seiten iſt mir ein Trugſatz vorgekommen, der ſo ſcheinbar und ſo ſeicht zugleich iſt. Ob der Handel oder die Fabriken einem Lande mehr Vortheil gewähren, mag noch unentſchieden ſeyn, aber nur wo von dem eigenen Handel, mit eigenen Produkten die Rede iſt. Einen Handel für fremde Rechnung mit fremden Produkten, gegen einheimiſche Fabrikation und eigenen Handel damit, in die Wage legen zu wollen, iſt eine Lächerlichkeit. Bei dem ausſchließlichen Verkauf Engliſcher Fabrikate in Deutſchland, gewinnt nur der Kaufmann der ſie in Maſſe oder einzeln verkauft, und der Schiffer oder Fuhrmann, der ſie verführt; und wenn dieſe durch ihren Gewinn zu größerm Wohlleben bewogen werden, ſo iſt das Steigern ihres Luxus wieder zum Vortheil Englands, das die Artikel dazu liefert. Ihnen gegenüber gerathen wenigſtens 500tauſend Fabrikanten mit ihren Familien ins Elend. Dürften bloß Deutſche Fabrikate verkauft werden, ſo könnten von der einen Seite Kaufleute und Frachtführer eben ſo gut reich werden, und jene 500tauſend Fabrikanten lebten auch im Wohlſtande, und der Geldwerth der verbrauchten oder ausgeführten Fabrikate bildete einen Reichthum des Staates, deſſen Fruchtbringen den Ertrag der Einfuhrzölle hundertfach erſetzen würde.

Was würde Herr Solly wohl ſagen? wenn man ſein Räſonnement auf England anwendete, und z. B. ſprächte: Sollten durch freie Einfuhr des Getraides aus Deutſchland, auch in dieſer oder jener Gegend Englands einige tauſend Pächter an den Bettelſtab gerathen, ſo wird dies doch hinlänglich dadurch aufgewogen, daß die Kaufleute in London u. ſ. w. die es kommen laſſen, die Bäker die es wohlfeiler in Brodt verwandeln können, dabei reich werden. Er würde es abgeſchmackt finden; und doch ſind die Engl. Seeſtädte, die

durch freie Getreideeinfuhr gewinnen würden, wirklich Theile des Britischen Staatskörpers, dagegen die Handelsstädte Deutschlands, die am meisten bei der Einfuhr Englischer Fabrikate gewinnen, abgesonderte Staaten sind deren Wohlseyn gar keinen Einfluß auf das Befinden jener Staaten hat, die dadurch einen wichtigen Theil ihrer Bevölkerung verarmen sehn. Daß Hamburg und Frankfurt und Bremen dabei gewinnen, ist kein Ersatz für das Eingehen Schlesischer, Sächsischer, Thüringischer u. s. w. Fabriken.

Aber, sagt Hr Solly, „ist das neue, große Leben in den Seestädten, auf den Heerstraßen, auf den Flüßen und Kanälen, nicht mehr werth, als das kümmerliche Leben der Fabrikarbeiter?" Was bedeutet hier das Wort werth? Lustiger anzusehn? Wenn es nur nicht längst den so lebendigen Flüßen, Kanälen und Heerstraßen, ganze Völkerschaften von Fabrikanten gäbe, die höchst traurig verschmachten. — Einträglicher? Den politisch isolirten Seestädten, die keine Fabriken haben und am Speditionshandel gewinnen, gewiß; den Provinzen der Binnenstaaten gewiß nicht. Und würde die Lebendigkeit der Flüße, Kanäle und Heerstraßen in Deutschland nicht noch viel lustiger und einträglicher seyn, wenn die Schiffe, Kähne und Frachtwagen mit Deutschen Produkten statt der Englischen, beladen wären? Besonders da dann der Hintergrund des Schauspiels nicht aus Hunderttausenden von Bettlern, sondern aus noch mehreren fröhlich Genießenden bestehen würde.

— Der Ueberrest der kleinen Schrift geht Deutschland wenig an. Er ist größtentheils damit beschäftigt, die Schilderungen von den nachtheiligen Verhältnißen Großbritanniens in seinem Innern, zu widerlegen. Von ganzem Herzen gönnet gewiß jeder gute Deutsche der edlen, hochgeschätzten Britischen Nation, daß Hr. Solly Recht haben möge; aber je aufrichtiger man das wünscht, desto unangenehmer muß man es empfinden, daß Hr. Solly Gründe anführt, die eben nicht überzeugen. Ein Beispiel!

Seite 28 sagt er, zum Beweise, daß die Staatsschuld keine Besorgniße erregen könne: alle vor 1796. contrahirten Schulden Englands, seyen bezahlt; und giebt zugleich die Summe der Abzahlungen auf 520,384,006 Pfd. St. an; aber er gesteht zugleich, daß die noch übrigen, also seit zwanzig Jahren contrahirten, Schulden 792,033,426. Pfd. St. ausmachen, also fast drittehalb Mal so viel als abgezahlt wurde. Wenn er nun triumphirend versichert, daß diese ungeheure Summe in wieder 21 Jahren abgezahlt seyn werde, so drängt sich jedem Leser von selbst die Frage auf: werden aber nicht dann auch wieder drittehalb Mal mehr neue Schulden gemacht seyn? Und wären es nur eben so viel: was hätte England gewonnen? —

Merkel.

Mancherlei.

Im Jahr 1811. erschien in England die Reise eines Herrn Maggpi nach Tunis, worin von den Franzosen sehr hart gesprochen wurde. Jetzt ist zu Paris eine Uebersetzung davon erschienen, mit Anmerkungen, durch welche der Uebersetzer diejenigen Ausfälle gegen Frankreich, die er nicht gradezu wegläßt, widerlegt. Das Journal des débats tadelt ihn darüber. Der Haß des Hr. Maggpi sey zu natürlich, um ihn übel zu nehmen. Der wahre Sinn seiner Angriffe sey folgender: „Was wollt Ihr in der Barberei? Haben wir nicht Schiffe genug, um alle Produkte der Erde hinzubringen, wo man sie uns bezahlen will? Wenn Eure hübschen Weiber die Rosenessenz lieben, wenn Eure Komödianten Straußfedern brauchen, um sich in Heiden zu verwandeln; wenn Ihr Datteln eßen wollt: wozu geht Ihr hin, sie zu holen? Fordert, und wir werden sie Euch bringen. Warum zum Teufel! haltet Ihr Euch dabei auf, Schiffe zu bauen? Wir haben deren genug für die ganze Welt. Ueberdem: mit welchem Recht treibt Ihr Handel? Besitzt Ihr nicht ein großes Land, das selbst eine bewundernswürdige Fruchtbarkeit hat, ob Ihr es gleich schlecht bestellt? Bei Euch zwingen keine Dampfmaschinen die Arbeiter Hungers zu sterben; Ihr habt nicht ein und zwanzig tausend Millionen Francs Schulden; Eure Taxen betragen nicht siebzehn hundert Millionen; Eure Ausgaben übersteigen nicht jährlich die Einnahme um 288 Millionen Francs; Eure Staatsschuld wächst nicht jährlich um 400 Millionen Frcs.; Ihr habt nicht in Ostindien 40 Millionen Unterthanen, die Mousselin und Perkale verfertigen. Was zum Teufel! wollt Ihr, daß wir mit allem dem anfangen sollen, wenn wir nicht die Kaufleute der ganzen Welt werden? Noch dazu ist die Welt zu klein, um unser Bedürfniße zu befriedigen. Erinnert Euch des Ausspruchs eines unserer Staatsmänner, des tiefen und erhabenen Ausspruchs, der mit goldnen Buchstaben über die Börse zu London gesetzt werden sollte. Als davon Rede war, allen Wilden das Christenthum zu predigen, sagte

der große Mann: Wenn das Evangelium keine andre Wirkung hätte, als daß alle Völker die jetzt nackt gehen, Hemd und Hosen anlegten, wär' es ein Triumph unsers Handels. Ihr seht also, daß Handel und Großbritannien völlig Sinonyme sind. Ohne Handel, kein Engländer; und ich hoffe, bald wird man sagen, ohne Engländer kein Handel. — — Es geziemt Euch nicht, uns ins Gehege zu gehen; und wenn Ihr nur mit Schwefelhölzchen handeltet, würdet Ihr uns ein Unrecht thun, über das ich mich mit Recht beklagen könnte."

Von der Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit dieser Schilderung kann hier nicht die Rede seyn. Sie wird nur angeführt, zu zeigen, wie Französische Schriftsteller von England denken, und sich bemühen, ihre Leser denken zu machen.

Räthsel.

Wir sind der Brüder sechs an Zahl;
Jedoch der sechst', ein Bastard, stahl
Sich aus der Fremd' in unsre Reih'n,
Wie andre Findelkinder ein.

Wir andern sind bald hoch, bald tief,
Sind klein und groß, und Niemand rief
Ein Wörtchen nur, kein O und Ach,
Wo auch nicht Eins von uns mit sprach.

Wohl können wir für uns bestehn;
Doch lieben wir es zu umweh'n
Mit leichtem, geist'gen Lebenshauch,
Die Schaar der Stiefgeschwister auch.

Die stehn nun steif und fest, doch gern
Sich rühmend, sie sey'n Stamm und Kern.
Auch sind sie es, wie Fleisch und Bein,
Wie stummes Erz und todt Gestein. — r.

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

Erinnerungstäfelchen an die Ausstellung der Kunstwerke zu Dresden 1816. bezeichnet von Theodor Hell. Dresden, in der Arnoldschen Buchhandlung. — Nur Ein Bogen, aber so reich an echt poetischem Geist und Wohlklang, wie Ein Körnchen Moschus an Wohlgeruch. Der Dichter windet um 14 Gemälde jener Ausstellung liebliche Guirlanden. Eine derselben, einem Kunstwerke gewidmet, das auch ein Schmuck der Berliner Ausstellung ist, mag hier Platz finden.

Kügelgens Gesicht Johannes des Evangelisten.

Ja! Er ist's der hohe Seher!
Strahlend glänzt sein Angesicht,
Denn das Heil'ge tritt ihm näher,
Um ihn wird es helles Licht,
Und die goldnen Locken fliegen
In Begeistrungsturmes Wehn,
Und er schreibt mit Feuerzügen
Was er Mächtiges gesehn.

Wie die Wange hoher blühet,
Wie das Auge wurzelnd schaut,
Wie die Gluth im Innern glühet!
Doch der Lipp' enttönt kein Laut.
Denn von tausend Engelzungen
Und von allem rings umher
Wird des Einen Lob gesungen
Dort im Sonnenstrahlen Meer.

Welch Gesicht aus seel'gem Himmel
Das auch uns sich aufgethan!
Welch ein strahlendes Gewimmel
Als noch nie die Augen sahn!
Mit Dir, heil'ger Sänger, werden
Wir im Wunderschaun entzückt!
Und mit Dir vom Staub der Erden
Sind wir himmelwärts entrückt.

— Nachtstücke, herausgegeben von dem Verfasser der Fantasiestücke in Callots Manier. Berlin, 1817. Realschulbuchhandlung 321 S.

In den frühern Schriften des Verfassers wurde der Genuß ihrer Genialität, durch die allzu wilde Willkühr seiner Laune gestört. Er hielt sich alles erlaubt, was ihm eben behagte, und so ermüdete er bald durch zu langes Verweilen bei einem Gegenstande, bald verwirrte er die Ansicht desselben, durch zu rasches Abspringen. Bei der vorliegenden scheint er sich der unnachlaßlichen und obersten Regel erinnert zu haben, daß der Künstler sein Schaffen nach der Wirkung berechnen müße, die er hervorbringen will. Seine bisherigen Leser werden ihm Dank dafür wissen, und die neu hinzu tretenden, werden ihn nun eben so lieb gewinnen, als er bisher schon jenen war. Das würde ohne Zweifel in noch weit hoherm Grade geschehn, wenn es ihm nicht gefallen hätte, die reiche Fülle seiner Phantasie an schauderhafte Schilderungen zu verwenden. — Die gelungenste der vier Erzählungen, die man hier findet, heißt Ignaz Denner. Die erste dagegen, der Sandmann, stößt schmerzlich zurück.

— Zeitgenoßen. Drittes Heft. Leipzig und Altenburg. 1816. Dieses Heft hat viel Interessantes. Den Anfang macht die bekannte Notiz „aus dem Leben Fouché's," wozu, am Ende des Heftes, auch die bekannten Briefe desselben als Beilage gegeben sind. Der zweite Artikel ist eine biographische Charakteristik „Jakob Necker's," freilich von dem Sekretär seiner Tochter, Hr. A. W. Schlegel; aber wenn dieser Umstand auch auf die Unparteilichkeit der Schrift einigen Schatten zu werfen scheint, ist sie doch gut geschrieben, und bildet hier einen sinnvollen Gegensatz mit der vorhergehenden. — Weniger Werth,

aber dafür mehr Interesse des Augenblicks hat der dritte Artikel: Angelika Catalani, von Gewerd, der auch eingein gebraucht zu haben ist. — Die nun folgende Biographie des berühmten Reisenden Hornemann von F. G. Cramer, ist sehr belehrend. Eben das, wiewohl in einem andern Sinn ist die folgende Selbstbiographie des Hn. Malchus, die für eine Skizze gelten kann. Den Beschluß machen Anderungen, das heißt fragmentarische Beiträge, zu künftigen Biographien, mehrerer Beurtheilungen vom Herausgeber.

— Magazin der Biographien denkwürdiger Personen der neuern und neuesten Zeit. Drittes Heft. Quedlinburg. 1816. — Dies Magazin ist kein unnützliges Geistesprodukt zu den Zeitgenossen. Das vorliegende Heft enthält das Leben des Generals Bülow von Dennewitz, Nelsons und Wielands. Der Verfasser derselben hat sich nicht genannt, auch nicht seine Quellen, aber das Buch ist gut.

Vermischte Nachrichten.

Breslau, im September 1816.

(Schluß.)

Neben ihnen kennen wir den theologischen Schriftsteller, Professor Scheibler, nennen, der von beiden abweichend, das Wort seiner Innade ausspricht mit religiösem Wahn, dem, oft dunkel, der Strahl ins Heiligthum zu winken scheint. — Wir schließen den Kreis mit Zeitschriftstellern, die mehr ephemer als tief in sich, da stehen, die in einer Periode hell erscheinen, in der andern verschwinden. Büsching, Doktor und Archivar, mag der Erste davon sein. Er grabt emsichtlich in den Kohlengruben der Altdeutschen Literatur, forscht in den Rüstkammern vergessener Minnesänger und Ritter, und spielt mit Hans Sachsens Zither. Schall und von der Velden liefern Theaterstücke und Prologe im Geiste des Kotzebue. Ersterer ist ein Denker und gebildeter Geist, von dem man mehr fordern konnte. Kopf und Lobel, (ehemals Theaterkritiker,) Wunster, Herausgeber der Zeitblüthen und des Breslauer Wochenblatts, (jetzt beendigt); Gerrmann, Verf. Altdeutscher Dramen und Gedichte; Goldheim, Grünig, angenehme Dichter lyrischer Gesänge, und Büschenthal, ein tiefer gemüthlicher Dichter, aus Süddeutschland, noch nicht lange hier; diese sind die jüngern unter der Zahl der hiesigen Schriftsteller. Es kann sein, daß Ref. mehrere vergessen hat oder nicht kennt. Doch ist diese Reihe nicht schon zahlreich genug? Und — zum Schluß machen wir einen Sprung und bemerken, daß auch der sogenannte, sich selbst so würdigende Naturdichter Hiller jetzt hier lebt, und seine Reimereien feil bietet.

Aber bei der großen, bunten Reihe von Schriftstellern in Breslau — Wicht her! Nicht Ein Verein zu Einem Ganzen, zum Gesammtwirken für das Ziel der Literatur; jeder einzeln da stehend, und — o welche magere, vereinzelte Ausbeute! Ist dies auch ein Zeichen der Zeit, und — welches?

Aus Würzburg, vom 30sten Sept.

— Prof. C. A. Fischer hierselbst, ward unter dem 6. Sept. abermals von seiner Stelle entfernt (das erstemal bekanntlich 1809.) nachdem er kaum seit einem Jahre wieder in Aktivität gesetzt worden war. Die öffentliche Meinung ist bestimmt für ihn; seine Entlassung hat daher, besonders in diesem Augenblicke, nicht wenig Aufsehn gemacht. Er trug Geschichte, Statistik, u. s. w. mit großem Beifalle vor, und war bei den Studirenden ungemein beliebt. Er wird, wie es heißt, die umständliche Geschichte seiner Verfolgung herausgeben, wo alles mit Aktenstücken belegt werden soll.

Aus Dresden, vom 1ten Oct.

Am alten dieses fing hier die Italienische Oper ihre Wintervorstellungen mit dem Wasserträger an. Die Hofschauspieler-Gesellschaft wird nun, da Leipzig eine eigene Gesellschaft errichtet, auch im Sommer hier spielen. Wo? scheint noch nicht entschieden.

— Als wenn durchaus jede alte Abgeschmacktheit in Paris wieder zum Vorschein kommen müßte, hat ein Hr. Berchoux eine Satire auf Voltaire und Rousseau geschrieben. Die Englische Zeitung Times trent sich gewaltig darüber, und nimmt die Vorgeworfenheit wahr, Voltaire einen oberflächlichen Geist zu nennen und zu verschreyen, er habe keine Seite geschrieben, die nicht die tiefste Verachtung verdiene; — woraus sich schließen läßt, daß der Verfasser nie Verstand und Geist genug haben wird, sich nur den zehnten Theil der Verschiedenheit Voltaire's zu erwerben.

— Man hat zu Pompeji neben einem vor Kurzen ausgegrabenen Tempel einen Stein gefunden, auf welchem die Längenmasse, deren sich die Römer bedienten, gezeichnet sind.

— Schon wieder ein Wundermann in Deutschland. Ein Bauer zu Eilsen bei Hersord, der schon als Kind Kranke aller Art durch Streichen und durch Wasser worin er sich gewaschen, kurirt haben soll, es aber auf Befehl unterlassen mußte, hat es jetzt in seinem 60sten Jahr von neuem angefangen, und soll einen ungeheuren Zulauf aus allen Ständen haben. Er heißt sehr bedeutend Reinike (der Fuchs.) Da der Aberglaube doch auch eine Krankheit ist, schlägt jemand vor, alle die an ihn glauben, von ihm streichen zu lassen. Werden sie dadurch nicht von ihrem Irrthum geheilt, so ist er ein Betrüger; werden sie aber geheilt, so wird er bald allein stehn.

— Das Journal de Paris erzählt: eine Akademie in Frankreich habe ein Gedicht gekrönt; der Verfasser habe es darauf einem Buchhändler zum Verlage angeboten, der es annehmen wollen.

— Alle tragbare Gemälde des Schlosses zu Versailles, sind nach Paris geschafft, um die Lücken im Museum und im Luxembourg zu füllen.

— Der Verfasser der „Reisen des Alt Bey", die so geschickt geschrieben sind, daß manche Beurtheiler sie ohne Bedenken für das Werk eines Morgenländers ausgaben, heißt Badia, und ist ein bekannter Schriftsteller zu Paris.

— Nach Barteließ sind in Paris alle Bewerbungen um den diesjährigen großen Preis für Bildhauerei, ausgeschlossen worden. Der Gegenstand derselben ist: Achill empfängt die Abgesandten Agamemnons in seinem Gezelt.

— Die Insel Lampedusa, welche die Amerikaner von Neapel fordern, hat keine volle Deutsche Meilen im Umfang und eine in der Länge. Sie ist unbewohnt, aber reich an Holz und Wasser, und nur zwölf Meilen von Malthe, und 13 von Tunis.

Preis vom 1sten Oct. — Jeden Dec. u. Th. Pr. Cur. Im Verlage der Hande- und Spenerschen Buchhandlung.

1816. Nro. 47.

Ernſt und Scherz

Sonnabend, ——— oder ——— den 12. Oktober.

der alte Freimüthige.

Das Repräſentativſyſtem; — — mit beſondrer Hinſicht auf Deutſchland und Sachſen. Den hochv. Ständen des Königr. Sachſen zum bevorſtehenden Landtage geweihet, vom Profeſſor Krug. — Leipz. in der Köhlerſchen Buchhandl. 1816. (94 Seiten.)

Es iſt nicht wahr! Was auch Schmeichelei und Dünkel oft geflüſtert haben: es iſt nicht wahr! Nie gab es einen Menſchen, welchen ſymboliſchen Namen ſein Machtvermögen auch trug, der wirklich im Stande geweſen, das Fortſchreiten ſeines Geſchlechts zu immer höherer Einſicht, und immer verſtändigerer Benutzung derſelben, zu hemmen. Und wer es verſuchte, und wem es bei Einem Volke ſcheinbar geglückt: dieſes machte er elend, aber die Menſchheit ſchritt an ihm vorüber, und der Name des Unglücklichen iſt nun der unendlichen Folge ſpäterer Generationen, ein Schmachwort. — Aber jenes Fortſchreiten hat ängſtliche, beklemmende Zwiſchenzeiten, voll Irrthum und oft ſchrecklichen Misgriffen. Es ſind jene Perioden, in welchen man große, neue Wahrheiten nur ahnet, ohne ſie noch begreifen zu können; ſie gleichſam nur noch durch Nebel ſieht. Phantaſie und Leidenſchaft erdichten ihnen dann bald dieſe Truggeſtalt, bald jene; predigen den Wahn als höhere Erleuchtung, und reißen die getäuſchte Menge zu Gräueln hin, indeß ſie nur das Rechte zu üben vermeint. Eine ſolche ſchauderhafte Zwiſchenzeit waren die Revolutions-Jahre in Frankreich. Eine ſolche Zeit — wird für Deutſchland nie kommen. Es beſitzt Regenten, die das Streben nach Wahrheit nicht ſcheuen, weil ſie gut, — die es ſogar ermuntern, weil ſie weiſe ſind. Es hat philoſophiſche Denker, welche die höhern Sätze der Vernunft und die gemachten Erfahrungen, mit Ruhe wägen, vergleichen und prüfen, und mit dem Talente echter Klarheit, die Reſultate ihres Nachdenkens zum Gemeingut der Nation zu machen vermögen. Jede ganz und hell und allgemein begriffene Wahrheit aber kann ihrer Natur nach nur wohlthätig wirken. Schon dadurch, daß kein Streit über ihren Gegenſtand mehr möglich iſt: nur Irrende, Bethörte hadern. —

Vorſtehende Betrachtungen drangen ſich dem Referenten auf, als er die obengenannte, ſo eben erſchienene Schrift geleſen hatte; und er glaubte, den Karakter derſelben nicht beſſer im Allgemeinen ausſprechen zu können, als durch das, was ſie auf ihn gewirkt.

Der Verfaſſer, längſt geehrt als redlicher, ſcharfblickender Forſcher und wegen der beneidens-

werthen Gabe, das Tiefgedachte ſo verſtändlich zu ſagen, daß die meiſten Hörenden meinen, ſie würden und müßten eben das gedacht haben, wenn es ihnen nur eingefallen wäre, dieſen Weg des Nachdenkens einzuſchlagen, — hat ſich durch dieſe Schrift zu einem noch höhern Range legitimirt, als man ihm bisher zugeſtand. Er hat den hochwichtigen Gegenſtand derſelben ſo würdig, ſo erſchöpfend und dabei ſo einleuchtend abgehandelt, daß er zugleich gewinnen und überzeugen muß.

Sie zerfällt in acht Abſchnitten. Die erſten fünf beſchäftigen ſich damit, die Begriffe auf die es hier ankommt, philoſophiſch und hiſtoriſch zu beſtimmen; die letzten drei, ungefähr die Hälfte der kleinen Schrift, machen die Anwendung auf Deutſchland. — Ich enthalte mich, die Ausſprüche des Verfaſſers über die Stände und ihre Rechte, über den Plan zu zwei Kammern u. ſ. w. einzeln anzuführen, nicht bloß weil die Anzeige einer Schrift nicht der Ort zu Erörterungen über ihre Zwecke ſcheint, ſondern vorzüglich, weil ich dem Verfaſſer, den ich ſehr ehre, dadurch Eintrag zu thun fürchte, wenn ich die Reſultate ſeines Nachdenkens aufſtellete, ohne zugleich die Gründe, durch die er, unwiderſtehlich überzeugend, zu denſelben führt; und um das zu thun, müßte ich den größeſten Theil des eben ſo gedrängt als verſtändlich geſchriebenen Büchelchens abdrucken laſſen. Es verdient die höchſte Beachtung, und wird ſie ſich wohl durch ſeinen praktiſchen Werth erzwingen.

Merkel.

Mancherlei.

Neueſte Entdeckungen des Herrn Joh. Jakob Wagner, Prof. der Philoſ. und Staatswiß. zu Würzburg.

Alle Speiſe iſt Erde. Jene Erde, die der Vegetationsprozeß vollſtändig potenzirt hat, heißt Mehl. (S. das Werk: Der Staat von J. J. Wagner. Würzburg 1815, im Verlage des Verfaſſers. S. 106 u. 107.)

— Der Wein iſt ein Bier, das die Natur aus ſaftreichem Holze in eigenen Beeren auskocht. (Ebd. S. 108.)

— Eine Wohnung iſt eine Art architektoniſcher Kryſtalliſation. (Ebd. S. 114.)

— Die Kunſt iſt durch die Philoſophie völlig begriffen, und folglich für erloſchen zu achten, weil kein Ding in der Welt länger lebt, als bis es begriffen worden. Daher nach Göthe die Deutſche Poeſie höchſtens noch einzelne glückliche Momente, nimmer aber einen Dichter gehabt hat. (Ebd. S. 116.)

— Die Kunſtaufgabe unſerer Zeit iſt durchaus univerſell, ſprengt jeden Kreis des Antiken und Klaſſiſchen, und wird freiſchaffend. Todt iſt, wer ſich des Produktes erfreut; der Lebendige freut ſich des Producirens. (Ebd. S. 125.)

— In dem Hahne des Hühnerhofes iſt der Stolz der Mannheit ſo ausgeſprochen, daß dadurch das Weſen der Polygamie auch unter den Menſchen ganz klar wird. (Ebd. S. 141.)

— Wo ein Thier dem Menſchen zur Speiſe fällt, läßt es mit ſeinem Blute für des Menſchen Sünde. (Ebd. S. 170.)

— Das Heil der Völker und ihre Herrſchaft über ihre inneren Verhältniße hängt davon ab, daß das Geld ein bloßer Begriff, und ſein Zeichen ganz ohne Werth ſey. (Ebd. S. 177.)

— Gemüthliche Völker lieben den Trunk. (Ebd. S. 206.)

— Kochen iſt ein Verdauungsprozeß, den der Menſch noch außerhalb ſeiner Organe vornimmt. (Ebd. S. 203.)

— Starkbewohnte Gebäude müßen vorzüglich dem Luftzug ausgeſetzt, alſo am Waſſer angelegt ſeyn. (Ebd. S. 85.)

— Durch das Ganglienſyſtem wird eine Univerſalität der Sympathie möglich, welche unter Raum und Zeit weggeht, wenn das Schauen ſich über Raum und Zeit erhebt. (Ebd. S. 232.)

— Im Ganglienſyſtem herrſcht die blinde Nothwendigkeit, im Hirnleben die ſchauende. (Ebd. S. 231.)

— Der Magnetismus vom Hirn aus iſt Extaſe nach oben, vom Unterleibe aus, Somnambulismus nach unten. (Ebd. S. 133)

— Die Quadratur des Kreiſes iſt täglich wahr, und heißt Geſchichte, denn die Zeit wandelt alle Winkel in Curven um. (Ebd. S. 262.)

Eins
Zwei Drei
Null.

iſt die allgemeine Formel des Lebens. (Ebd. S. 365.)

— Schaafwolle ſteht zwiſchen Seide und Leder, und Baumwolle gränzt an das Linnen. (Ebd. S. 112.)

— Geſchiedenheit des Eigenthums gehört zu dem Fluche, den die Menſchheit ſich durch ihren Fall zugezogen. (Ebd. S. 241.)

— In den fleiſchfreßenden Thieren wüthet die

animalische Natur gegen sich selbst. Sie sind darum fleischfressend, weil sie der Pflanzenwelt mehr als die graspressenden entfremdet sind, und weil sie des Vortheiles ermangeln, welchen dem Menschen sein Kochen bewährt. Ihnen ist das Fleisch eine Speise, welche die Natur gekocht hat, und sie genießen solche gern faulend. (Ebd. S. 108.)

— Pflanzenkost und Getraidewein (Bier) ist die natürliche, Fleischkost und Rebenwein die künstliche Nahrung des Menschen. (Ebd. S. 109.)

— Das Gangliensystem ist die Aeolsharfe in der thierischen Natur, das Hirnsystem aber ist eine Uebersetzung dieser leidenden Weltsympathie in eine kräftig schauende Harmonie. (Ebd. S. 260.)

Neben diesen gewiß eben so neuen als großen Entdeckungen, enthält das obige Werk noch eine Menge anderer vortrefflichen Ideen, die man nicht genug wiederholen kann. Z. B. Wie wichtig Flußdämme, Posten, Schulen, Bibliotheken, u. s. w. sind. Wie sorgfältig der Staat für die monatliche Reinigung der Rauchfänge sorgen müße, damit das Feuer nicht zerstörend wird; wie wichtig das Straßenkehren, und die gehörige Gährung des Düngers sey, u. dgl. mehr. Aber ein herrliches Wort ist noch S. 257. gesprochen: „Literarische Blätter als Privatunternehmung, und mit Anonymität der Urheber müßen ganz aufhören!“ — Wie Göthe die Poesie, so dieser große Mann — im Faust verewigt — die Philosophie und Staatswissenschaft! Quousque tandem?

Rz.

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

Leben und Liebe, eine Novelle von Franz Horn. Berlin, 1817. — Das Geschichtchen ist so artig erfunden: man möchte mit dem Verfasser zanken, daß er es so gezwirt erzählt.

— Die Räuber auf Maria Culm, oder die Kraft des Glaubens, von Heinrich Cuno. Leipzig und Tarisbad. 1816. Ein Chroniken-Geschichtchen, voll unwahrscheinlichkeiten aller Art, wunderlich dialogisirt, und doch anziehend. Es wäre der Mühe werth zu untersuchen, warum? — und ob es nicht durch eine andre Behandlung ein wirkliches und interessantes Kunstwerk werden könnte.

— Was hat uns die jüngst vergangene Zeit gelehrt? Was dürfen wir von der zukünftigen hoffen? — — — von Joh. P. Brewer. Köln, 1816. Bei Du Mont und Bachem. — Schlecht gedruckt, so nachlässig, daß sogar jedes Kapitel eine von neuem anfangende Seitenzahl hat, — aber gut geschrieben und vortrefflich gedacht ist diese Schrift. — Die Bücherchronik kann in der Literatur nur die Rolle des Asiatischen Bienenvorräthers spielen, der vor den Wandern herfliegt und sie zu den Honigniederlagen der Blüthe leitet, aber die Mühe den Schatz zu heben, ihnen selbst überlassen muß. Brechte ihr Ruf in Rücksicht der vorliegenden Schrift von sehr vielen, den Allen die solche Schätze zu würdigen fähig sind, gehört werden! Nach allen Seiten hin wirft der Verfasser helle Blicke, und wenn er durch das Neue was er sah, überrascht, verbreitet er doch Eindruck durch die kräftig schöne Weise, mit der er es ausspricht.

Vermischte Nachrichten.

Am 10ten Oct. gab Hr. Kapellmeister Winter in Berlin ein Concert. Er führte eine von ihm selbst componirte Cantate auf, Germania. Das Gedicht ist eine fortlaufende Parallele zwischen der Besiegung der Römer durch Hermann, und der Besiegung Buonaparte's, bot also dem Componisten ein reiches, mannigfaltiges Thema, das er sehr glücklich benutzt hat. — Zum Anfange des Concerts sang seine Schülerin Dlle. Metzger eine Arie. Ihre Stimme ist eben nicht vollkommen, aber kunstreich gebildet.

— Der Tröster Hermann zu Paris ist gestorben, und hat ein Vermögen nachgelassen, das zehntausend Frcs. Interessen trägt.

— Einer der fünfhundert Dichter zu Paris, Namens Dorvo, hat sich entschlossen zu einem nützlichern und angenehmern Geschäft zu greifen, als sein Versemachen war: er hat eine Wein- und Coffee-Schenke angelegt.

— Hr. Prof. Gubitz zu Berlin, hat den Auftrag erhalten, für den Abdruck des Haitischen Gesetzbuches, den Christoph oder Kaiser Heinrich I. verordnet hat, schmiedende Holzschnitte zu verfertigen; unter andern das Haitische Wappen.

— Zur Fastenzeit sind in der Regel alle Theater zu Rom geschlossen; im Jahr 1810 fiel es indeß dem General Miollis ein, es solle in derselben eine Oper gegeben werden. Die Geschicklichkeit machte dringende Vorstellungen und das Volk wurde unruhig, ohne ihn davon abzubringen. Da trat der alte ehrwürdige Componist Zingarelli ins Mittel. Er hatte in seinen bessern Jahren, ausdrücklich mit dem Zweck, zu zeigen „daß sich ein großer Eindruck auch mit wenigen Noten machen laße,“ eine Oper componirt, deren Gegenstand die Zerstörung Jerusalems durch Titus, war. Er selbst hielt sie für seine vorzüglichste Arbeit, aber hatte sie nie drucken laßen, sie nicht einmal aus den Händen gegeben. Jetzt benannte er sie Dramma sacro und bot sie an. Gegen ein „heiliges Drama“ konnte die Geistlichkeit keine Einwendung machen. Die Oper entzückte Alles, wurde während der Fastenzeit 24 Mal gegeben, und als man nach Ablauf dieser Zeit zwei andre Opern aufs Theater brachte, mochte das Publikum sie nicht hören, sondern forderte das Dramma sacro, das noch sowol nach einander aufgeführt wurde. Die Composition ging als Manuscript nach Paris, machte auch dort ein glänzendes Glück, und bewog zwei Französische Componisten zu einer Nachahmung, die unter dem Titel: das befreite Jerusalem bekannt ist, aber viel weniger Werth hat. Zingarelli schenkte seine Composition, noch immer als Manuscript, einem Freunde, der ein Dichter von seltenem Talent

für Musik zu verstehen, ist. Dieser hat den Italienischen Text, wie gewöhnlich, ein elendes Machwerk, zu einer sehr interessanten Dichtung umgearbeitet, in welcher aber die unbedeutenden Recitative in schönen Dialog verwandelt sind; und die Oper in dieser Gestalt der Königl. Bühne zu Berlin übersandt. Das Publikum zu Berlin siehet also für diesen Winter einem sehr hohen musikalischen Genuß mehr, entgegen.

— Eine durch Mantua reisende Fürstin verlangte dort das Grab Virgils zu sehn, das sich bekanntlich bei Neapel befindet; — worauf die dortige Akademie der Wissenschaften ihr das Diplom eines Ehrenmitgliedes überreichte.

Mannigfaltigkeiten aus der Schweiz. Vom 27sten Sept. 1816.

Die Erziehung ist in der Schweiz, weder uns so viele Gouverneurs und Gouvernanten kommen, und wo unser Deutsche Jugend ihre Instituts-, Pensionats- und Instituts-Tugenden holt, höchst vernachlässigt. Die gemeine Jugend wird, unsittig verwahrloset, wächst mit dem Vieh und fast gleich ihm auf, oder schwärmt im Bettel herum, oder wird um 2 Batzen per Tag in Fabriken zu Grunde gerichtet. Auf Dorfern dingt man halbjährig zuweilen einen Schulmeister um 120 Liv. sammt Holz und Wohnung. In den Zeitungen werden dagegen tagtäglich Institute und Pensionate von Pfarrern oder Pfarrerinnen ausgeboten, wo man la religion, la grammaire, la géographie, l'histoire, l'écriture, l'arithmétique etc. lehrt, aber sie scheinen nicht viel Zutrauen zu genießen. — Neuerlich hat sich die Schweiz mit achtungswürdigen Instituten bereichert, mit Werbungen für Französischen und Niederländischen Kriegsdienst, wozu buntgemalte Einladungen in allen Gasthäusern prangen, und die halb liederliche Jugend noch mehr verderben.

Unter den neuen, literarischen Erscheinungen verdienen ein Paar Druckschriften, als Beweis des Vorherrschens hierarchischer Grundsätze in den katholischen Kantonen, Beachtung. Eine in Freiburg (—) erschienene Druckschrift [mit Erlaubniß der Obern] behauptet, daß die protestantisch ungleich Glaubensgenossen geschlossene Ehe höchst unerlaubt und gottlos sei: „Weil nämlich das natürliche und göttliche Gebot den Aeltern zur Pflicht macht, ihre Kinder alle für Gott und zum ewigen Seelenheil, nicht aber dem bösen Feind und ihrem Seelenverderben zu erziehen." Eine zweite, mit Gutheißung der Obern erschienene Schrift ist gegen die Schriften, insbesondere gegen die Protestanten und die Griechische Schismatiker gerichtet, und erklärt sie alle für die Hölle bestimmt. Eine, bei der Wahl eines Pfarrers von dem Staatsrath Odo gehaltene Rede hat einen merkwürdigen Eingang. „Wir erleben, sagt der Redner, eine Begebenheit, die seit der hochgepriesenen Reformation beispiellos war. Ein Oberstpfarrer hat sein Amt niedergelegt. — In der That, Oecolampadius, Mykonius, Sulzer und ihre in Gott ruhenden Nachfolger starben alle mit den Leitseilen der Kirche in der Hand, ꝛc." (Der Schluß folgt.)

Russische Journalistik. Aus St. Petersburg.
(Fortsetzung.)

Was die Bibliographie betrifft, so ist sie vielleicht das Mittelstück im „Sohn des Vaterl."; scharf aber, daß sie unvollständig ist, und die Bemerkungen des Herausgebers über neue Schriften meistens sehr oberflächlich, schmeichelnd parteiisch und zuweilen geradezu ungerecht sind. So sind auch die meisten Recensionen dieser Zeitschrift: bei der äußerlichen Russischen Literatur würde eine humane, schonende Behandlung weit mehr Nutzen schaffen, als beißende, hinwegschmähende, zuweilen beleidigende Zurechtweisungen. Dabei sind diese Bemerkungen sehr kurz, und man sieht ihrem Verfasser das Jagen nach Witz, gleich den französischen Journalisten, an. Leider sollen diese Bemerkungen vom Herausgeber selbst sein, der nie die Gelegenheit vorbeigehen läßt, seinen Hn. Collegen Seitenhiebe zu versetzen, und da er es versteht die Lacher auf seine Seite zu ziehen, meistens die Oberhand zu behaupten scheint. Fast alle Streitigkeiten, die er bestanden hat, sind von ihm selbst hervorgerufen. In einem der letzten Hefte beschäftigt sich eine heftige, niederschmetternde Kritik einer neuen Uebersetzung von Bürgers Lenore, die doch er selbst in sein Journal aufgenommen hatte. Wie sehen nach diesem Ausfalle einem heftigen Kriege entgegen, da der Uebersetzer selbst ein Mann von Talenten ist, und wahrscheinlich diese Journalisten-Heftigkeit nicht unbeantwortet lassen wird. Ins unglückseligste Joch der politischen Oekonomie hat sich der Herausgeber zu seinem Glück nicht geworfen, ermangelte aber nicht seinen Herrn Collegen auch darüber bei Gelegenheiten Süßigkeiten zu sagen. — Endlich muß ich erwähnen, daß der Herausgeber dieses Journals von seiner eigenen Einnahme jährlich 3000 Rub. B. Ass. z. heilige Gymnasium zur Erziehung armer Militär-Waisen, freiwillig zahlt.

Geist der Journale *) oder Sammlung des besten und interessantesten, was sich in allen andern Journalen im Fache der Geschichte, Politik, Staatswirthschaft, Literatur, Kunst, Landwirthschaft ꝛc. ꝛc. befindet. Er erscheint in Dudez alle Mittwochen in Heften von 2—3 Bogen seit Jan. 1815. Als dieses Journal am Ende des Jahres 1814 aufs J. 1815 angekündigt wurde, zog es die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Jeder dachte bei der damaligen Menge von Zeitschriften, durch diesen wohlthätigen Geist etwas zu erparen. Aber es traten in die Schranken fast alle Journalisten, unter Anführung des beisenden Vaterlandssohnes, erklärten, daß sie nicht ertauben würden, sich nachdrucken zu lassen und erhielten auch diese Zusicherung von der Regierung. Geister aber werden nicht so leicht auf dem Concept gebracht. Der Unternehmer (Staatsrath Zenker Sachsen, sonst ein gebildeter und kenntnißreicher Mann) ließ den anziehenden Titel stehen wie er war, und lieferte unter demselben was er wollte, ohne auf's Urtheil des Publikums zu sehen.

(Die Forts. folgt.)

*) Es hat ein St. Petersburger Korrespondent in der Hamburger Zeitung sich den Spaß erlaubt, dies Journal — Geruch der Journale zu nennen, weil im Russischen das Wort Duch Geist und Geruch bedeuten kann. Diesen albernen Spaß hat auch das Dund. politische Journal aufgenommen. Im sächerlichsten aber ist, daß ein St. Petersburger Zeitungsschreiber vom Korrespondenten bemerkt, er habe es zum Lesen, noch nicht aber zum Verstehen des Russischen gebracht, und ihn freundschaftlich belehrt, Duch heiße nicht Geruch, sondern Geist. Man konnte von diesem Rokkeme auch sagen, er habe es zum Lesen, noch nicht aber zum Verstehen der Hamb. Zeitung gebracht, da er nicht bemerken konnte, daß es ein Spaßchen sein sollte.

Im Verlage der Haude- und Spenerschen Buchhandlung.

Preis vom 1sten Okt. — 31sten Dec. 2 Th. Pr. Cr.

1816. Nro. 48.

Ernſt und Scherz

Montag, oder den 14. Oktober.

der alte Freimüthige.

Minerva. Taſchenbuch für das Jahr 1817. Neunter Jahrgang. Mit 10 Kupf. Leipzig.

Dies Taſchenbuch zeichnet ſich vor den andern bisher angezeigten dadurch aus, daß es nicht nur angenehm zu unterhalten, ſondern auch auf eine geiſtvolle Weiſe Kenntniße zu verbreiten ſucht. Die Erklärung des Titelkupfers: Genua unter ſeinen Kindern, und der acht folgenden, welche Momente aus Schillers Fiesco darſtellen, ſind von einem Schriftſteller, der ſehr oft ſchon das beneidenswerthe Talent bewies, ſelbſt das Unbedeutendſte durch gelehrte Ideenverbindungen wichtig, und auch das trockenſte Gelehrte, durch Geiſt anziehend zu machen. Sie enthält zugleich eine einſichtsvolle Kritik des berühmten Trauerſpiels. Die folgenden Artikel ſind:

Roſaura und ihre Verwandten von Fouqué: ein ſchauderhaftes Mährchen, das freilich den jetzt modiſchen Fehler hat, in der Gegenwart zu ſpielen, aber mit der blühenden Phantaſie und dem angenehmen Vortrage, die dem Verfaſſer eigenthümlich ſind, den Vorzug verbindet, die Leſer beruhigt zu entlaſſen.

Gedichte von Buri: vier Romanzen, von denen zwei ihren Stoff aus Oſſians Gedichten entlehnten, alle aber manchen echt poetiſchen Zug in wohlklingenden Verſen aufſtellen.

Ueber die Größe des Schöpfungsgebietes, von Prof. Dr. Gelpke: freilich nur ein ſchon oft gemachter Verſuch, die Phantaſie durch Zahlen und Maaße in Erſtaunen zu ſetzen; aber der Stoff bietet nun einmal nichts Anderes, und vielen Leſern wird der Aufſatz doch Neues ſagen.

Roxilla. Eine komiſche Erzählung von **Prähel:** ein artiges Mährchen, das einen neuen Beweis giebt, der Verfaſſer ſei berufen in einer Gattung glücklich zu ſeyn, in welcher Wieland bewundernswerth war.

Der Huſarenofficier von C. Pichler, geb. v. Greiner. Anziehend, wie alles was das ſeit ihren Gleichniſſen ſo ſchön gereifte Talent der Verfaſſerin dem Publikum vorlegt.

Emmoina. Eine Heroide von J. C. A. Reſe. Zu einem Wilhelm ſpricht der abgeſchiedene Geiſt ſeiner Geliebten vom Hades, und Orkus und Erebus: das Ganze konnte nicht anders werden, als ein Gewebe von kalt laßenden poetiſchen Floskeln, die in der That großen Theils wohlklingend ſind. — Wenn die Griechiſchen und Römiſchen Dichter rühren wollten, bedienten ſie ſich nicht der Egyptiſchen oder Perſiſchen Mythologie.

Fliegende Blätter von F. H. Jacobi, — das heißt, einzelne Gedanken, die der berühmte

Philosoph während seines langen, dem Nachdenken geweihten Lebens für sich niederschrieb. Sein Name schon bürgt dafür, daß man hier viel Vortreffliches finden wird, aber es ist doch auch Manches darunter, welches wünschen läßt, daß er diese Gedanken nicht, wie er im Vorwort sagt, aus seinem Vorrath „herausgelooset", sondern gewählt haben möchte. Wenn es z. B. S. 273. heißt:

„Perfectibilität soll den Menschen vom Thiere unterscheiden. Hat der Mensch als Gattung sich vervollkommnet, oder hat er überall nur mislungne Versuche seiner Verbesserung angestellt?"

so ist das wohl eine sehr müßige Frage. Die Perfektibilität des Menschen besteht in der Fähigkeit, den Umfang seines Geistes und seiner Herrschaft über die Natur, zu erweitern. Da nun die Thiere, wo der Mensch sie nicht gewaltsam umgestaltet, überall und immer bleiben, was sie sind, der durch sich kultivirte Mensch aber etwas ganz anders ist, als der Wilde, so — ist es sonderbar, daß ein Denker eine solche Frage aufwerfen kann.

Das Teufelsweib. Ein Schwank von Langbein; — die Ueberraschungen von A. Lafontaine — und Gedichte von Haug, — bedürfen keiner nähern Charakteristik als den Namen ihrer Verfasser. — Dasselbe gilt im vortheilhaftesten Sinn von dem Aufsatz:

Canova's Denkmal auf die Erzherzogin Christine, von Böttiger, nebst einer Abbildung des Denkmals. Er schließt mit den Worten, die allein schon dafür bürgen, daß hier ein unbefangner, competenter Richter, kein bloßer Bewunderer spricht: „Canova's zarte Weichheit, mit Zauners männlicher Kraft verbunden, würde ungefähr das Höchste leisten, was neuere Sculptur vermag."

Geschichte der ersten Wiedererhebung des Hauses Oranien in den verein. Niederlanden, 1672. von Kähler: ein wichtiger historischer Gegenstand, mit Forschergeist behandelt, und mit männlich kräftigem Vortrage ausgeführt.

Den Beschluß macht eine Sammlung von Räthseln und Charaden.

Der angegebene Inhalt selbst rechtfertigt es, daß dies Taschenbuch hier ausführlicher angezeigt wurde, als die früheren. L.

Der zweite Volksaufstand in Rom.

(Fortsetzung.)

Mit Tagesanbruche stand die Bürgerschaft in gespannter Erwartung auf dem Forum und Virginius, in Trauertracht, führte seine Tochter in abgenutzter Kleidung, unter Begleitung einiger Frauen, mit einer großen Menge von Beiständen auf das Forum. Hier gieng er umher, nahm die Leute bei der Hand, und bat nicht bloß um Hülfe als eine Gefälligkeit, sondern suchte sie als eine Schuldigkeit. „Er stehe für ihre Kinder und Frauen täglich gegen den Feind, und von keinem andern könnten mehr tapfere und muthige Thaten im Kriege erzählt werden. Was nütze ihm dies, wenn bei gutem Zustande der Stadt, seine Kinder das leiden müßten, was nach einer Eroberung als das Aeußerste aufzurchten werde?" Auf ähnliche Art ließ sich Icilius vernehmen. Gegen alles dieses verhärtet, heftig Appius die Bühne. Der Besitzsucher trug seine Klage vor, und, ohne den Vater zu hören, ohne nur den Schein eines rechtlichen Verfahrens zu geben, sprach der vor wilder Begierde wahnsinnige Appius seinem Diener die Jungfrau als Sklavinn zu. In starres Erstaunen setzte anfangs jedermann die so schreckliche Sache: eine Zeit lang herrschte Stille. Als darauf Marcus Claudius ging, die von den Frauen umringte Jungfrau zu ergreifen, empfing ihn ein klägliches Geschrei der Weiber, und Virginius hob die Hände gegen den Appius auf, und sagte: „Dem Icilius, nicht dir, Appius, habe ich meine Tochter verlobt, und zur Heurath, nicht zur Schändung, habe ich sie erzogen. Gefällt es dir, das Vieh und die wilden Thiere nachzuahmen? Ob das diese dulden werden, weiß ich nicht; dulden werden es, hoffe ich, nicht jene, welche bewaffnet sind."

Der Decemvir, vor Lustgier außer sich, sagte, nicht bloß aus den gestrigen Schmähungen des Icilius und der jetzigen Heftigkeit des Virginius, sondern auch aus sichern Anzeigen wisse er, daß die ganze Nacht Versammlungen gehalten seyen, um einen Aufstand zu erregen. Darum sei er mit Bewaffneten gekommen, nicht, um jemanden, der sich ruhig verhalte, Leid zu thun, sondern, um die Störer des Friedens der Stadt, der Hoheit seiner Macht gemäß zu zügeln. „Daher wird es das Beste seyn, daß man ruhig bleibe. Geh, Lictor, treib den Haufen fort, und mache dem Herrn Platz, daß er seine Sklavinn ergreifen kann." Als er voll Zorn diese Worte hervor donnerte, machte sich das Volk von selbst auf die Seite; und verlassen stand das Mädchen, die Beute des Unrechts. Da sagte Virginius, als er nirgend Hülfe sahe: „Ich bitte dich, Appius, verzeihe es ernstlich dem väterlichen Schmerze, wenn ich dich etwa zu hart angegriffen habe; und dann laß mich hier in Ge-

genwart der Jungfrau ihre Amme fragen, wie sich die Sache verhalte, damit ich, wenn ich fälschlich ihr Vater genennt bin, gelassener von ihr gehen kann.“ Er bekam die Erlaubniß, führte seine Tochter und die Amme nach den nahen Fleischerbuden, nahm einem Fleischer das Messer aus der Hand, mit den Worten: „Auf diese einzig mir mögliche Weise, Tochter, stehe ich dich in Freiheit!“ und durchstieß dem Mädchen die Brust; wandte sich dann nach der Bühne um, und sagte: „mit diesem Blute weihe ich dich, Appius, und dein Haupt.“ Appius befahl, den Virginius zu ergreifen. Dieser bahnte sich mit dem rauchenden Messer den Weg, und erreichte, auch unter dem Schutze einer begleitenden Menge, das Thor. Icilius und Numitorius nehmen den erblassenden Körper auf, und zeigen ihn dem Volke. Man weint über des Appius Bosheit, des Mädchens unglückselige Schönheit, des Vaters Noth. Die Frauen erheben ein Jammergeschrei; die Männer reden nur von der Entreißung der tribunicischen Gewalt und Appellation. Valerius und Horatius stellen sich an die Spitze des aufgeregten Volkes; und als auf diese der Liktor losgeht, zerbricht die Menge die Fasces. Appius steigt hinauf, eine Rede zu halten; Valerius und Horatius folgen ihm. Sie hört die Versammlung an; der Decemvir wird durch Lärm gestört. Dieser, jetzt für sein Leben besorgt, zieht sich mit verhülltem Haupte, unbemerkt von seinen Gegnern, in sein an das Forum stoßendes Haus zurück.

In dieser Verwirrung ließ Spurius Oppius den Senat versammeln. Dieß beruhigte das Volk durch die Hoffnung, jetzt werde sich auch der Senat gegen die nicht mehr furchtbaren Decemvirn erklären, und der Tyrannei derselben ein Ende machen. Allein die Patricier waren ganz anders gesinnt, als das Volk gutmüthig sich dachte. Viele waren mitschuldig, und sahen, daß sie durch Absetzung der Decemvirn sich selbst strafen würden. Die wenigen, bei denen Haß gegen die Plebejer die Gefühle der Menschlichkeit noch nicht getödtet hatte, fürchteten, den Ansprüchen ihres Standes zu vergehen, und hielten es für nicht klug, wegen des Mißbrauches, den ihr Stand von seiner Gewalt machte, der Gegenpartei Waffen zu ihrer Vertheidigung in die Hände zu geben, die sie ja auch mißbrauchen könnte. Faß alle waren der Meinung, daß jetzt das Ansehen der Decemvirn geschützt werden müsse. Zwar ward beschlossen, das Volk nicht weiter zu reizen; aber die jungen Patricier wurden nach der Armee, bei welcher Virginius stand, mit dem Bedeuten an die Decemvirn geschickt, daß sie auf alle Weise die Soldaten vom Aufruhre abhalten sollten. Allein hier hatte Virginius größere Bewegung erregt, als er in der Stadt zurück gelassen hatte. Denn außer dem, daß man ihn mit einer Schaar von beinahe vier hundert Menschen hatte kommen sehen, zog er auch dadurch, daß er das blutige Messer empor hielt, und selbst mit Blut befleckt war, das ganze Heer an sich. Er setzte seinen Kameraden alles der Reihe nach, wie es geschehen war, auseinander; beschwor sie, ihm beizustehen, daß er den Tod seiner einzigen Tochter rächen könne, und zugleich der verhaßten Decemviralregierung ein Ende zu machen. Die Krieger riefen zu den Waffen, rissen die Felzeichen los, und brachen nach Rom auf. Hier angekommen, lagerten sie sich auf dem Aventinus, und forderten jeden aus dem Volke, den sie trafen, auf, die Freiheit wieder zu erwerben, und Volkstribunen zu wählen: weiter hörte man kein gewaltsames Wort.

Der Senat schickte Abgeordnete nach dem Aventinus, den Rebellen ihr Vergehen vorzuwerfen, und sie aufzufordern, Verzeihung zu erbeten. Wie aus Einem Munde rief die Menge: „den Lucius Valerius und Marcus Horatius solle man zu ihr schicken; diese wolle sie anhören.“ Darauf wählte sich das Heer zehn Kriegestribunen zu Befehlshabern, auf den Rath des Virginius, der aber diese Würde, die ihm zuerst angetragen ward, selbst ablehnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neuigkeiten.

Zweites Schreiben eines Fremden über die Berlinische Ausstellung.

Ich gehe zu den Gemälden über. Die Säle sind reich an guten heils trefflich gearbeiteten Portraits und an guten Kopien. Von diesen werd' ich Ihnen nicht sprechen: es werden sich schon Andre finden, welche die Arbeit davon würdigen und wägen. Ich finde eigentlich nur daran Genuß, mich mit den sogenannten historischen — richtiger vielleicht Moment-Gemälden, — zu beschäftigen, den Gedanken aufzufassen, den der Künstler ausführen wollte, und zu prüfen, wie er ihn ausbildete. Halten Sie mich indeß nicht für so einseitig, daß ich für die Kunst des eigentlichen Malens ganz unempfindlich bin. Den Vor-

wurf kann ich nicht besser zurückweisen, als durch das Geständ-
niß, daß ich für die Krone der diesjährigen Ausstellung ein Werk
ansehe, das ganz eigentlich nur durch die zauberhafte Richtigkeit
des Malens entzückt, und mich gleichwohl so anzieht, daß ich
mich bei jedem Besuche der Ausstellung, vor demselben ver-
gesse, mich mit Gewalt von ihm losreißen muß.

Es stellt eine offene Kapelle vor, hinter welcher der Mond
eine schöne Landschaft erleuchtet. Die Vorderseite ihres Daches
und ihrer Mauren, so wie eines Baumes der sich über sie hin-
lehnt, ist daher in tiefem Dunkel: aber ihre Thüren sind offen;
vor einem Heiligenbilde stehen drei hellflammende Kerzen die in
diese Dunkelheit Lichtglanz gießen. Vor dem Gitter knieen Grup-
pen von betenden Weibern und Kindern. Wunderhaft spielt der
Schimmer der Kerzen unter sie hin und erleuchtet einzelne
Partien an denselben. Vorzüglich schon verklärt ist der nackte
Hals und der Schulterrand eines in der Mitte knieenden Mäd-
chens; aber noch romantischer ergreift das Spiel der Lichter in
den Seiten-Gruppen, wo der Mondstral an den Kerzenschimmer
gränzt. Auf dem Boden ist dieser Gegensatz schon, sehr schon,
aber bezaubernd an den Gestalten, die von der einen Seite vom
Schimmer, an der andern vom Mondstral beleuchtet werden.
Im Hintergrunde hat auch dieser seinen hellsten Mittelpunkt,
gleichsam seinen Heerd: eine Wasserfläche spiegelt ihn zurück.
Um noch ein drittes Licht zu geben, ließ der Künstler an der
dunkeln Seite der Kapelle jemand mit einer matt leuchtenden
Laterne herkommen, die eigentlich nur die Dunkelheit sichtbar
macht. — Des Spiel dieser Lichter zusammen hat etwas hin-
reißend Schönes, und ist einer von den Gegenständen, bei denen
man die enge Beschränktheit des wörtlichen Ausdrucks fast
schmerzlich fühlt! — Aber wenn man sich in diesen Wundern
ruhig geschwelgt hat, offenbart sich ein neuer Reiz. Von der
dunkeln Seite schreiten ein alter Mann und ein Jüngling zur
Kapelle heran, erst theilweise vom Kerzenschimmer beglänzt; auf
der andern Seite wo mit diesem der Mondstral kämpft, führet so
eben eine vom Alter gekrümmte Matrone eine reizend-edle Mäd-
chengestalt hinweg. Die Blicke des nahenden Jünglings und des
ach! scheidenden Mädchens treffen auf einander mit einem Aus-
druck, der ein hoch lyrisches Interesse in das Gemälde bringt, al-
lein hinreicht, es fast zu einem historischen zu erheben. Man nennt
es die Kapelle. Seit ich endlich diese Blicke voll mühsam ge-
schweigter Sehnsucht bemerkte, möcht' ich es das gestörte Wieder-
sehn der Liebenden nennen. Alles ist an diesem Werk mit tief-
sinniger Kunst berechnet und alles mit genialischer Kühnheit aus-
geführt. Der — das Wort Künstler will nicht aus der Feder;
— der Meister der es schuf, ist Hummel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten aus der Schweiz. Vom 27sten Sept. 1816.

(Schluß)

Der Fremden, die die herrlichen Alpenthäler durchstrichen, oder
an den romantischen Seen sich ansiedelten, oder in den Bädern
Heilung suchten, gab es diesen Sommer, troz der schlechten Wit-
terung, eine Menge aus allen Weltgegenden. Die Englän-
der waren ungemein zahlreich, besonders an den Ufern des Gen-
fer und Neuenburger See's; in allen Gasthäusern traf man sie,
die heimathlichen Gewohnheiten dahin verpflanzend. Die Frem-
den-Bücher zeigten überall berühmte Namen, besonders aus
Deutschen und Russischen Familien. Die Bäder von
Schinznach, Baden und Pfeffers, die Molkenkur in
Gaiß u. s. w. gaben Sammelplätze, wo die heitre Geselligkeit
der Ausländer die einseitige, steife Politik der Schweizer ver-
drängte oder übertäubte. — Unter den Schweizeralpen mag wohl
keine öfter und lieber besucht werden, als der einsame Rigi,
um dessen Fuß sich der Vierwaldstädtersee herumwindet.
In Mitte der Schweiz, milderer Natur, mit der herrlichsten
Aussicht nach dem niedrigern Nordland und die südlichen Glet-
scher, nicht ferne von Zürch und Bern, ist er das Ziel so man-
cher Ausflüge der Schweizer selbst. Ueberdies bietet das
romantische Ufer des Vierwaldstädtersees, zum Lohne ei-
ner herrlichen Wasserfahrt, so viel Erhebendes aus den Tagen
der Vorwelt dar, und die Erinnerungen an die ersten Zeiten
der werdenden Freiheit erwachen hier, wo die drei Männer
im Rütli geschworen, wo Tell sich gerettet u. s. w. in be-
zaubernder Nähe. Es ist jezt viel für die Bequemlichkeit der
Rigireisenden gesorgt, durch die Bemühungen der Hn. Escher
und Ebel. Auf dem Kulm ist ein freundliches Haus er-
standen, das die Fremden wirthlich aufnimmt, die da den Son-
nenaufgang genießen wollen. — Eine wahre Plage für den Rei-
senden ist die Veränderlichkeit des Münzfußes in der Schweiz,
und das Ausschließen der Scheidemünze des einen Kantons, im
andern. Ueberdies giebt es sogar heimathlose Münzen in
der Schweiz, wie es heimathlose Menschen da giebt, denn mit
dem Verschwinden der republique helvétique haben die Mün-
zen dieses Gepräges auch ihre Heimath verloren, und kein Mensch
will sich der ohne Amnestie Verbannten annehmen.

Vermischte Nachrichten.

Eine Engl. Oppositions-Zeitung versichert, am 3ten
Sept. sey schon ein Blatt des Moniteurs gedruckt gewesen mit
der Verfügung, wodurch die Deputirtenkammer unverändert zu-
sammenberufen wurde. Nach einem lebhaften Kabinets-Conseil,
wurde es zerrissen, und am 7ten erschien die Verfügung, welche
die Kammer auflöste. Bei einer frühern Berathschlagung unter
den Ministern, soll Clarke den Minister Decazes mit Thätlich-
keiten bedroht haben. — 44 Präfekten sollen erklärt haben, sie
würden nur vom Comité der Prinzen, nicht von den Mini-
stern des Königs, Befehle annehmen.

— Eine Engl. Ministerialzeitung giebt einen Brief, worin
die Dankbarkeit der Pariser aufgefordert wird, sich bei ihren
Wahlen der verbindlichen Ausdrücke zu erinnern, mit
welchen im vorigen Jahr der Präsident ihres Wahlcollegiums er-
nannt wurde. Ja, ja! das ist einer der gewöhnlichen Fehlgriffe,
daß man verbindliche Ausdrücke für sehr wichtig hält, in einer
Zeit die nur auf Thatsachen Werth zu legen gelernt hat.

— Was wird der Punkt des Exmouthischen Friedenstrak-
tats wirken, der den Algierern vorschreibt, die Besatzung genom-
mener Schiffe nicht zu Sklaven zu machen? — Es ist eine alte
Gewohnheit der Berbereskeu, alle Gefangene, die sie nicht zu
Sklaven machen können, — zu ermorden.

— Eine junge, schöne, reiche Frau in England, die zum
zweitenmal Wittwe ist, Mißriß Sober, hat ein Schloß das sie
besizt, in einen Tempel verwandelt, in dem sie oft die Kanzel
besteigt. — Ob sich hinter derselben ein Boudoir für ihre An-
hänger befindet? —

1816. Nro. 49.

Ernst und Scherz

Dienstag, oder den 15. Oktober.

der alte Freimüthige.

Die Landwirthschaft in der Lombardei.

Asti. Am 13ten Jul. 1812.

Ich habe einige Tage zu Santenas (zehn Meilen von Turin,) zugebracht, im Schooße seiner Lustgehölze und Baumgärten; ich habe die Kunst beobachtet, die sie hervorbringt, und die landwirthschaftlichen Gebräuche die man hier anwendet. Sie sind sich in ganz Piemont so gleich, daß diese Probe Ihnen einen Begriff vom Ganzen geben wird.

Dies Landgut besteht aus vier Wirthschaften, die eine ziemlich ausgebreitete, zusammenhangende Strecke unter sich theilen. Sie geht längs einem Canale hin, der seine Gewässer bald bewahrt, bald über die Gefilde ausgießt. Die Dämme die es einschließen, sind von einer langen Reihe von Erlen, Pappeln und Bäumen aller Art beschattet, deren außerordentliche Höhe die ganze Besitzung gegen die Sturmwinde zu beschützen scheint. Unter diesem Gehölze schießen verteif.nd Sträuche und zahllose Blumen empor; sie brachen eben auf, als ich hier an einem Maiabend spazierte. Der Thau, stärker als in Frankreich, belastete sie mit Tropfen, und senkte ihre duftenden Häupter. Man breitete das Heu der Wiesen zum Trocknen aus; sein Duft verband sich mit dem der Rosen und Orangenblüthen, um der Schönheit der ganzen Pflanzenwelt umher, einen unbeschreiblichen Zauber zu geben.

Das Schloß liegt an einem Ende der Besitzung. Vor ihm breiten sich reiche Rasenplätze aus, welche der Canal bewässert, und die mit Baum- und Sträucher-Gruppen übersäet sind. Diese Ländereien hat sich der Eigenthümer vorbehalten. An ihrem entgegengesetzten Ende liegt die erste Meierei, deren Dächer mitten aus dem schönen Obstgarten hervorblicken, welcher die Wiese einfaßt. Dieser Pachthof, wie alle in der Lombardei, zeigt so geräumige und treffliche Wirthschaftsgebäude, als man faßt in keinem andern Lande in Europa findet. Er ist von rothen Ziegeln erbaut und verbindet Dauerhaftigkeit mit Zier.

Die Gebäude umschließen die vier gleichen Seiten eines weiten Hofes. In der Mitte einer dieser Seiten erhebt sich ein Pavillon von zwei Stock, der durch die Richtigkeit seiner Verhältnisse einen angenehmen Eindruck macht. Die Flur dient dem Pächter zur Wohnung und zur Aufbewahrung seiner Lebensmittel; der obere Stock dient zum Korn-Magazin. Zwei Verlängerungen ziehen sich auf beiden Seiten des Pavillons hin und vollenden auf dieser Seite die Einfassung des Hofes. Sie erheben sich nur zur Höhe des ersten Stockes, und enthalten die eine den Ochsen-, die andre den Kuh-Stall; zu beiden sind die Eingänge

im Innern. Diese Ställe, die zwölf Fuß Höhe haben, sind gewölbt und gewirft, so daß niemals Staub auf das Vieh fälle. Nichts kann sorgfältiger rein gehalten werden, als diese Ställe, wo die Thiere, in eine reichliche Streu versenkt, durch ihre Sanftheit ankündigen, welcher Sorgfalt sie genießen.

Die drei andern Seiten des Hofes umschließt eine Reihe von Hallen, jede 20 bis 24 Fuß breit und 15 bis 16 hoch. Ihre Dachung wird auf der innern Seite von Säulen getragen, die von einander und von der äußeren Mauer gleich weit entfernt sind, so daß jede Halle ein vollkommenes Viereck bildet. In dem weiten Raum dieser Hallen werden Heu, Stroh und andre Produkte des Pachthofes verwahrt, so wie die Wägen und Ackergeräthe. Die eine Hälfte des Hofes ist gepflastert, die andre bildet eine Tenne, zum Austreten des Getraides. Der Dünger wird außerhalb dem Hofe bewahrt, der also von nichts beschmutzt wird, und mit seinen symmetrischen Säulen ein regelmäßiges und bequemes Ganze darbietet, von dem unsre schmutzigen und unordentlichen Pachthöfe keinen Begriff geben.

Das ist die bleibende Gestalt aller Pachthöfe in der Lombardei, und sollte es in ganz Europa seyn: denn sie bietet den meisten Raum durch das geringste Bauwerk dar; sichert am vollkommensten die Erhaltung der Produkte, und gewährt die größeste Leichtigkeit, über sie zu schalten; ist zugleich die wirthschaftlichste und die sicherste gegen Feuer. Ein solcher Bau fordert freilich eine große Menge von Ziegeln; aber jeder Gutsbesitzer läßt dergleichen selbst verfertigen.

Die äußern Mauern des Pachthofes waren überall mit Weinstöcken überzogen, deren große Beeren einen schlechten Wein geben, den der Pächter und seine Familie indeß verzehren, und den die Gewohnheit sie gut finden läßt. Eine äußere Thüre führt vom Pavillon in den Garten. Er ist durch eine Hecke vom dem Ackerlande getrennt, und mit einigen Feigenbäumen, Sträuchern und Blumen geschmückt. Unter den Hallen sind große Thüren angebracht, zu welchen die Transportwege der verschiedenen Theile der Pachtung führen.

Der Theil der Besitzung, der an dem Canal stößt, ist immer eine Wiese, die durch Ueberschwemmung gewässert wird, und deren immer lebendiger Graswuchs dreimal gemäht wird. Gewöhnlich macht die Wiese den vierten Theil des Pachtlandes aus; die drei andern Viertel sind Ackerland. Dies wird von Baumreihen durchschnitten, meistentheils von Maulbeer-, zuweilen von Apfel- und Kirschbäumen, an denen Reben emporranken, und die Ernte verwelsachen, ohne Raum einzunehmen.

Das Ganze dieses Pachthofes enthält beinahe 60 Morgen; und wenn man dadurch hingegangen ist, kommt man auf Wegen, die von Maulbeerbäumen beschattet sind, zu dem zweiten Pachthofe, der dem ersten völlig gleicht, und von dort zum dritten. Dieses Alles, mit dem was der Eigenthümer sich vorbehalten hat, und einigen Gehölzen, bildet eins von den schönen Landgütern Piemonts.

Jeden dieser Pachthöfe bewohnt eine Familie von Landleuten; oft geht er vom Vater auf den Sohn über, und ist der Familie eine alte Heimath. Sie denkt nicht daran die Pacht zu erneuern, die von einer Generation auf die andre forthauert, mit denselben Bedingungen ohne schriftliche Abmachung und gerichtliche Bestätigung. Nach diesen Bedingungen gehört der Grund dem Herren; aber der Pächter genießt den Ertrag gegen Erlegung einer stehenden Summe in Geld, die man als die Hälfte des reinen Ertrags der Wiese ansieht, nämlich von 40 Francs für den Morgen; aber die Kleeernte gehört ihm, ohne Abgabe. Alle übrigen Erndten werden in Natura, in Gegenwart des herrschaftlichen Geschäftsführers, getheilt: Waizen, Mais, Wein, Hanf, Seide u. s. w.

Diese Art des Contrahirens ist dem Eigenthümer außerordentlich vortheilhaft, da er, ohne andre Auslage als die der Steuer, von seiner Wiese eine feste Einnahme hat, und eine freie Hälfte von allen roh-n Producten seines Bodens: Vorräthe bei denen er mit Leichtigkeit darauf rechnen kann, sie nur im vortheilhaftesten Augenblick zu verkaufen. Denn da er für die Bestellung keine Ausgaben hat, ist er mit seinen Waaren in der Lage eines Kaufmanns, und es ist selten, daß er das nicht benutzt. Der Pachter wiederum erhält seine Wirthschaft von den geringern Getraide-Arten, und verschafft sich hinlänglich baares Geld durch den Ertrag seines Geflügels und den Verkauf von seinem Antheil an der Waizenernte.

Aus dem Französischen.

Mancherlei.

Das bekannte Buch: „Buonaparte, sa Famille et sa Cour," erzählt Folgendes:

„Man hat die Großmuth und die Seelen-

gütе der Kaiſerin Joſephine ſehr gelobt. Ich weiß, daß ſie viel Gutes gethan und reichliche Almoſen ausgetheilt hat; aber ihre Schulden bezahlte ſie nicht. Einer von ihren Gläubigern, ein achtungswerther Kaufmann, kehrte einſt zum zwanzigſten Male nach Malmaiſon zurück, um wenigſtens einen Abſchlag auf der Rechnung für die Lieferungen zu erhalten, die er ihr gemacht hatte. Anfangs wieſen ihn die Bedienten zurück, aber er erklärte ſo entſchloſſen, er müſſe die Kaiſerin ſprechen, daß man ihn endlich hineinließ. Sobald er bei Joſephinen eingetreten war, bat er aufs dringendſte, ſie möge ihm einen Theil der Summe auszahlen laſſen, die ſie ihm ſchuldig war, und betheuerte, es ſey ihm ſonſt unmöglich, ſeine Zahlungen zu leiſten. Sie wollte ihn auf einen andern Tag wieder beſtellen, aber er beſtand ſo hartnäckig auf ſein Geſuch, daß ſie, da ſie ihn nicht anders los werden konnte, ihn plötzlich verließ und in ihre innern Gemächer ging. Kaum war ſie aus dem Zimmer, ſo zog der unglückliche Kaufmann ein Piſtol aus der Taſche und zerſchmetterte ſich den Schädel. — Wenigſtens aus pſychologiſchen Gründen, darf man die Erzählung nicht für erdichtet halten. Leute die ihre Schulden nicht bezahlen, aber dabei große Almoſen ſpenden, ſind ſo wenig ſelten, als Dienſtfertige gegen Fremde, die ihre nächſten Verwandten ungefällig behandeln, Weltbürger die ihr Leben für die Menſchheit opfern möchten, und ruhig zuſehn, wenn ihres Mitbürgers Haus brennt u. ſ. w. Vom moraliſchen Werth ſolcher, die durch das Freiwillige, was ſie thun, das Recht erkaufen wollen, Pflichten zu verletzen, kann übrigens gar nicht die Rede ſeyn.

B.

Neuigkeiten.

Zweites Schreiben eines Fremden über die Berliniſche Kunſtausſtellung.

(Fortſetzung.)

Um gewiſſermaaßen Ordnung zu beobachten, kehre ich zum Eingange zurück. An der Wand rechts ſeh' ich oben ein großes Gemälde, das eine ſonderbare Gruppe darſtellt. Ein blinder, halbnackter Greis ſitzt auf der einen Seite vorwärts gebeugt, und ſchneidet durch den vorgeſtreckten rechten Arm das Gemälde horizontal gleichſam in zwei Theile. Dieſer dürre, gelbe Arm mag anatomiſch ganz richtig gezeichnet ſeyn, aber er iſt zugleich ſehr häßlich. Vor ihm, noch nicht von ihm erreicht, kniet ein Jüngling, mit einem Geſicht, deſſen vorherrſchende Empfindung ſich durchaus nicht errathen läßt. Seine Linke hält eine Muſchelſchaale, die von einem grünen Gott gefaßt iſt; ſeine Rechte ruht in der Linken eines Engels mit gewaltig großen Flügeln, der ſeitwärts hinter dem Greiſe ſteht, und eine ſehr ruhige Miene hat. Hinter dem Jünglinge ſteht eine alte und eine junge Frauensperſon, mit ſo unerklärbaren Geſichtern, als das ſeinige. Die Bildnerei des Greiſes und der grüne Gott in der Muſchel läßt mich bald errathen, was ich ſehe. Ich ſchloge das Verzeichniß auf und finde, es ſtellt die Rückkehr des jungen Tobias dar. Ja, nun iſt mir das beinahe nichts-Sagende der Geſichter erklärt. Der Maler hat ſich im Moment vergriffen: er hatte noch wenig auszudrücken. Taucht mich meine Kunſtanſicht nicht durchaus, ſo iſt der Sonnenpunkt dieſer Geſchichte der, daß der geheilte Greis die noch blinzelnden Augen und die Arme kanonend zum Himmel erhebt, der Jüngling und die Frauen den gleichem Entzücken verklärt, ihn umringen, und der Engel mit fegenden Weihgefäßen über ihnen hinweggreift.

Unter dieſem Gemälde hängt eins von Kügelchen: Saul, dem David die Harfe rührt. Saul, ſchon ein Greis, in feſtbarem Sammetgewande, ſchaut auf dem Geſichte hingeworfen auf ſeiner Ruhebank gelegen zu haben. Jetzt fährt er ſich zum Gliede empor und wendet das Geſicht, noch voll Wuthzeit und Grauſen, aber ſchon lauſchend und ſtaunend, halb zu dem holden Jüngling hin, der eine Harfe auf das Ende der Ruhbank gelegt hat, und in die Saiten derſelben greift, mit einem Geſichte, ſo ſchön, ſo ſinnig in tiefes heiliges Gefühl verſenkt: ſeine Miene ſelbſt wirkt wie ſanfter, ſchmeichlender Harfenklang. Es ſind nur zwei Figuren, es iſt nur Ein ganz einfacher Gedanke: aber es iſt ſo ſprechend dargeſtellt, daß man lange vor dem Gemälde geweilt, ehe man Zeit gewinnt, auch die hohe Kunſtvollendung der Arbeit zu bewundern.

Gleich am Rande der andern Wand hängt ein Gemälde, das durch gefällige Geſtalten, durch den Reichthum daran und die freundliche Farbengebung anlacht. Ein ſehr ſchönes Weib, nackt bis auf einen Blätterſchurz um die Mitte des Leibes, ſitzt unter einem Baume. Ihr Geſicht drückt einiges Schrecken aus und noch mehr that es ihre Geſtalung, denn ſie ſchlägt, gleichſam Schutz zu finden, beide Arme um einen ebenfalls nur von einem Blätterſchurz umhüllten Mann, der ſeitwärts hinter ihr ſteht. Vor ihnen aber ſteht ein ganz nackter Jüngling mit zwei Pfeilen und hält eine todte Taube an einem Flügel empor. Ganz nahe ſcheint eine gewaltige Schlange hinweg. Um die Gruppe ſind Thiere aller Art verſammelt, und auf den Baumästen ſitzen Papageien. Das Bild gefällt mir. Was der Künſtler aber wohl darſtellen wollte? Ich ſchlage das Verzeichniß auf, — und gleich darauf beinahe die Hände zuſammen vor Erſtaunen. Der furchtbarſte Moment der Menſchengeſchichte, jener in welchem den erſten Menſchen das Todesurtheil über ihren ganzen Geſchlechte verkündigt und ſeine Ahndung verſinnlicht wird: iſt es möglich, daß er ſich in einem Künſtlergeiſte ſo geſtalten kann! Der Maler hätte eine in ſturige Wolken gehüllte übermenſchliche Geſtalt aus der Luft niederſtürmen, einen Strahl aus ihren zuſammenden Speer auf einen Löwen niederſchleudern, und dieſen im Todeskampf vor den Füßen der entſetzten Menſchen den Raſen können zerreißen laſſen, und ich würde doch die Unmacht der Kunſt, einen ſolchen Moment darzuſtellen, bedauert haben.

(Die Fortſ. folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein Brief aus Civita vecchia sagt bitter darüber, daß England durch den Frieden, den Lord Exmouth schloß, das Recht der Verderbniß gegen andere Mächte Barbareyens zu treiben, stillschweigend anerkannt habe. Schon bisher hätten die Engländer in den Italienischen Häfen allen Gleichgewicht des Handels umgestürzt, indem sie wohlfeiler die Waaren ab und zuführen konnten, als einheimische Schiffe, und Kaufleute und Frachtführer zugleich waren. Nun würden die Italienischen Schiffer die Fahrt ganz aufgeben müssen. — —

— Die in No. 45. gerügten Behauptungen gegen die Neuheit und Bedeutung der Erscheinungen, welche Hr. Dr. Wienholt zu Merseburg an gerade allen Thieren durch ein künstliches Hirn- und Rückenmark hervorgebracht, sind von einem Arzte zu Berlin, Hr. Hofrath Schulz, in einem eigenen Aufsatze bestätigt worden. Mit mehr geübtem Sachverstand, mocht er fast dieselben Einwendungen.

— Die Engl. Zeitungen declamiren sehr lebhaft gegen die Abtretung der Insel Lampedusa an die Nordamerikaner, wodurch die erste Amerikanische Colonie in Europa gestiftet würde. Es wäre indeß nicht schwer, alle Gründe die sie dagegen anführen, auf ihre eigenen Besitznehmungen im Mittelländischen Meere anzuwenden.

— Das Werk Chateaubriands hat, wie Engl. Zeitungen sagen, eine ihm wohl sehr unerwartete Wirkung. Da er die Anhänglichkeit seines Monarchen gewissenhaft zu machen suchte, soll diese dadurch erwiesen werden, daß der Kriegsminister Clarke, den man für die Hauptstütze der Ultra's ansieht, entlassen wird.

— Der Minister Lainé ließ vor kurzen die Lobrede auf die Revolution, welche Chateaubriand vor etwa zwanzig Jahren schrieb, auf einer Auction mit 50 Livres bezahlen.

— Da die große Quantität Austern die man von einer neuen im Kanal entdeckten sieben Engl. Meilen langen Bank nach London brachte, den Preis derselben auf den vierten Theil herabsetzen (auf 5 Shellings den Scheffel) herabsinken ließ, haben die Austernhändler beschlossen, niemand der vor Austern bringt, in Dienst zu nehmen; — wodurch der Scheffel wieder auf 15 bis 18 Sh. gestiegen ist. Man erwartet von neuen Lordsmayor Maasregeln gegen dies Complott.

— Engl. Blätter enthalten Nachrichten aus Südamerika, die bis zum 15ten Jul. gehen. Der Insurgenten-General Bolivar hatte Caracas wieder erobert. Am 6ten Jul. hatte er aus seinem Hauptquartier zu Orumora den Befehl erlassen, daß kein Aristocrat, der nicht etwa im Gefecht bliebe, umgebracht, und sein Eingeborner, der auf eine Zeitung bei den Royalisten gedient, dafür bestraft werden solle. — In Cumana ließ der Gouverneur die Hinrichtungen der gefangenen Insurgenten noch immer fortsetzen. Unter andern wurde ein junges Frauenzimmer aus einer sehr achtungswerthen Familie, mit nackten Rücken auf einem Esel durch die Stadt geführt und erhielt von dem Hause jedes ihrer Verwandten und Freunde, von einem Neger eine Anzahl Peitschenhiebe. Nach überstandner Exekution hungerte sich die unglückliche todt. Das Morn. Chron. theilt Briefe mit, welche blos Nachrichten enthalten.

— In der Petition um die Abschaffung der neuen Constitution von Sicilien, für welche Zwölftel der Barone heimlich

Preis vom 1sten Okt. — Zehnten Dec. 2 Th. Pr. Cur. Im Verlage der Handel und Spenerschen Buchhandlung.

unterschrieben sammelten, wird behauptet, das Clima von Sicilien widerrathe der geschehenen Erweiterung des Parlaments. Das Morn. Chron. lobet den Verfasser deswegen ein zu weilen, welche Mischung von Oxygen und Kohlenstoff-Gas seine Erfahrung ihn für ungefährlich, und der gegenwärtigen Einrichtung des Parlaments sind?

— Chateaubriand muß von der Unterschätzung seiner mystischen Romane ganz verrauscht sein. In seiner neuesten Schrift beschwört er die Franzosen, bei ihrer Wortverliebt mit seinen Gelmane, sich — zu den Massen einzudrängen. Ahnet er wirklich nicht, daß ein weit größeres Publikum als jemals, das ihn bewunderte, ihn besaß, und sich mit Widerwillen von seinem mystisch empfindsamen Flotte-Bywich abgewandt hat?

Russische Journalistik. Aus St. Petersburg.

(Fortsetzung.)

Bornaparte Loudon gab ihm Brod. Er suchte sich dem andern gleich zu kommen und blieb nicht zurück. Seine Zeitschrift war kein „Geist der Journale", aber ein für die Grenze ziemlich interessantes Journal, bei welchem der Fleiß des Redakteurs nicht zu verkennen war. War im belletristischen Fach blieb es erbärmlich. Es werden darin Gedichte aufgenommen, die dem Geschmack der Redaktion wenig Ehre machen. Die Sprache überhaupt ist in demselben sehr vernachlässigt. Schon im vorigen Jahre bemerkte man in demselben einige harte Ausfälle auf diejenigen, welche das Fabrikensystem in Rußland vertheidigen; in diesem Jahre aber erklärte es sich geradezu für einen Anhänger und Vertheidiger des freien Handels und des Landbaus, und kämpfte mit der Nordpost, die das Fabrikensystem und die Zöllerei vertheidigte. Dieser Ton verschaffte ihm, bei allen Schiefheiten und Sophismen seiner Ansichten, viele Leser. Wie werden diesen Streit in einem besondern Artikel berichten. — Im Anfange dieses Jahres verschrie er dem Titel seiner Zeitschrift zufolge, Auszüge aus andern Journalen zu liefern; aber ein Paar Carikaturen des Schnee d. Vaterlandes brachten ihn bald zum Schweigen. Uebrigens erschienen im Geiste der J. sehr freie Gedanken, die zuweilen die Grenze zu überschreiten schienen. Das läßt sich aus dem Stande des Herausgebers erklären.

Hamptheon großer Männer Rußlands. Eine merkantilische Spekulation. Es sollten im Laufe des Jahres 24 Hefte erscheinen, es sind aber bis jetzt nur 5 herausgekommen. In denselben werden längst bekannte Biographien, Erzählungen, Gedichte u. s. w. nachgedruckt. Es ist fast der Erwähnung nicht werth.

Das geistliche Jahr im Leben eines Christen, ein moralisch-christliches Journal, erscheint zweimal monatlich in Heften von 3—4 Bogen in 12. Es ist eine zusammengetrappelte Uebersetzung aus Thomas a Kempis, Francois de Sallés etc. und enthält meistens Betrachtungen auf jeden Tag des Jahres. Eine vernunftlose Unternehmung! Sie soll von einem Buchhändler herrühren. Ein christliches Journal, von einem gelehrten Geistlichen der St. Petersb. Akademie herausgegeben, würde eine hoch angenehme und nützliche Unternehmung sein. Möchte doch der talentvolle, unermüdete Pliaref so etwas versuchen. Der Beifall und der Dank des ganzen Russischen Publikums wäre ihm gewiß.

(Die Fortsetzung folgt.)

1816. Nro. 50.

Ernſt und Scherz

Donnerſtag, oder den 17. Oktober.

der alte Freimüthige.

Der zweite Volksaufſtand in Rom.

(Fortſetzung.)

Auch die Armee im Sabiniſchen, bei der die Ermordung des Siccius noch in friſchem Andenken war, entſagte den Tyrannen, aufgeregt vom Icilius und Numitorius, welche ihr das in Rom Vorgefallene bekannt machten. Sie wählte ſich ebenfalls zehn Kriegestribunen, brach auf, rückte mit den Feldzeichen durch das Collatiniſche Thor in die Stadt, und zog friedlich durch dieſelbe auf den Aventinus, wo ſie ſich mit der andern Armee vereinigte. Die zwanzig Kriegestribunen wählten aus ihrer Mitte zwei zur Oberbefehligung. Allein dieſe drohende Vereinigung der Volksmacht beugte nicht den Starrſinn der Patricier. Zwar wollte der Senat, Valerius und Horatius ſollten nach dem Aventinus gehen, und durch ihren Einfluß das Volk zum Gehorſame zurück führen: aber dieſe erklärten, ſie würden nur dann gehen, wenn die Decemvirn die Zeichen des Amtes ablegten, von dem ſie ſchon vor einem Jahre abgegangen wären. Dieſe Forderung ward als feiges Nachgeben verworfen.

Marcus Duillius, der mit Auszeichnung Volkstribun geweſen war, ſtellte dem Volke vor, „nicht eher würden die Unterdrücker gebeugt werden, als bis ſie ſähen, daß man die Stadt ganz verlaſſe. Der heilige Berg werde die Patricier an die Standhaftigkeit des Volkes erinnern, und ſie würden wiſſen, daß es ohne Herſtellung der tribuniciſchen Gewalt zu keiner Eintracht kommen könne.“ Das Heer rückte vom Aventinus nach dem heiligen Berge, wo es ein Lager ſchlug, und das gute Verhalten ſeiner Väter, durch Enthaltung von Gewaltthätigkeiten nachahmte. Dem Heere folgte das übrige Volk mit Weibern und Kindern, und keiner der Alters halber mitgehen konnte, blieb zurück.

Die ungewohnte Leere machte ganz Rom öde: auf dem Forum war außer wenigen Alten niemand; die Senatoren, welche in den Senat berufen wurden, fanden das Forum verlaſſen. Jetzt erhoben ſchon mehrere als Horatius und Valerius die Stimme: „Worauf wollet ihr warten, verſammelte Väter? Wenn die Decemvirn von ihrem Starrſinne nicht abgehen, wollet ihr alles ſtürzen und verbrennen laſſen? Was iſt denn das für eine Regierung, Decemvirn, die ihr ſo feſt haltet? Wollet ihr den Dächern und Wänden Recht ſprechen? Schämt ihr euch nicht, daß euere Liktoren faſt in größerer Anzahl auf dem Forum geſehen werden, als Bürger? Was wollet ihr machen, wenn Feinde nach der Stadt kommen? Was, wenn nächſtens das Volk, falls wir uns an ſeiner Entweichung wenig kehren, bewaffnet kommt? Wollet

ihr mit dem Untergange der Stadt eure Regierung endigen? Es muß entweder keine Plebs seyn, oder es müssen auch Tribunen der Plebs seyn. Wir werden eher der patricischen Obrigkeiten entbehren, als sie der plebejischen. Dieses neue und unversuchte Amt hat sie unsern Vätern abgetrungen: wie sollte sie denn jetzt, einmahl von der Innehmlichkeit desselben eingenommen, das Entbehren derselben ertragen? zumahl, da wir nicht so gemäßigt regieren, daß sie nicht Beistandes bedürfte." So übereinstimmt, erklärten die Decemvirn, sie wollten sich dem Willen des Senates unterwerfen. Nur baten sie sich zugleich aus und stellten vor, daß man sie vor dem Hasse schützen, und nicht durch ihr Blut die Plebs an Hinrichtungen der Väter gewöhnen möchte. Valerius und Horatius wurden abgeschickt, das Volk unter ihnen gut scheinenden Bedingungen zurück zu rufen, und für die Decemvirn gegen den Zorn und Anfall der Menge Vorkehrungen zu treffen. Sie wurden mit großer Freude im Lager empfangen. Icilius führete das Wort für das Volk. Man verlangte bloß die tribunicische Gewalt und die Appellation wieder, welche vor der Erwählung der Decemvirn des Volkes Schutz gewesen waren, und daß es niemanden nachtheilig seyn sollte, die Soldaten oder das Volk zur Wiedererwerbung der Freiheit aufgeregt zu haben. Auch hielt man es für billig, daß die Decemvirn ausgeliefert würden, und drohete, man wolle sie lebendig verbrennen. Die Abgeordneten antworteten, jenes sei so billig, daß es ungefordert hätte angeboten werden müssen. Auch das Verlangen, die Decemvirn zu bestrafen, sei nicht ungerecht: allein der Staat bedürfe Verzeihung und Aussöhnung. Zudem könne ja das Volk nach der Wiedererlangung seiner Obrigkeiten und Gesetze, Gericht über Leben und Vermögen der Patricier halten.

(Der Schluß folgt.)

Mystik und Klarheit.

(Eingesandt von einem katholischen Geistlichen.)

Ein französischer Jesuit, Pater Neyron, schrieb in der Mitte des vorigen Jahrhunderts geistliche Betrachtungen auf alle Tage des Jahres, und ein Deutscher Jesuit, Pater Lauthard, übersetzte zu Nutz und Frommen derjenigen, die sich zum geistlichen Stande vorbereiten wollen, das ziemlich dickleibige Buch in die Lateinische Sprache. Es unterscheidet sich von den mystischen Schriften neuerer Zeit unter andern auch dadurch, daß Mystik und Klarheit oft dicht neben einander stehen. Von beiden eine kurze Probe. In der Betrachtung auf das Fest Mariä Verkündigung heißt es unter andern: „Der ewige Vater erzeugt in der heiligsten Dreyfaltigkeit durch Betrachtung seiner selbst seinen Sohn, weil er durch die fruchtbare Eigenschaft dieser Betrachtung, womit er sich selbst beschauet, sein Wort hervor bringt, nähnlich das an seiner Wesenheit Theil nehmende Bild, welches von seinem Urbilde nicht verschieden ist. Und Maria hat durch die Betrachtung ihrer selbst, die ihr von ihrer eigenen Demuth befohlen ist, denselben Sohn empfangen, und zwar nach ihrem Bilde. Der ewige Vater erzeugt, seine unendlichen Vollkommenheiten beschauend, seinen Sohn, und erzeugt ihn daher unendlich vollkommen, wie er selber ist. Im Gegentheile, weil Maria eben diesen Sohn in der Zeit empfängt durch Betrachtung ihrer Nichtigkeit, so empfängt sie einen demüthigen Gott, einen Gott, der aller seiner Vorzüge beraubt, und ganz so beschaffen ist, wie das demüthige Herz der Maria."

In der folgenden Betrachtung über das Feuer der Hölle, heißt es: „In der Hölle wird Feuer seyn, welches die Verdammten quälen wird. Der Glaube lehret dieses, und die Vernunft muß uns davon überzeugen. Den größten Uebeln, welches die Sünden sind, gebührt mit Recht die größte Strafe; und der menschliche Geist kann sich keine schwerere Strafe vorstellen, als das Feuer ist. Aber wie kann das körperliche Feuer die geistige Seele quälen? Wie dieses geschiehet, begreife ich nicht; aber ich weiß, daß Gott mir sagt, daß es geschiehet. Und das ist mir genug. Die Worte der heiligen Schrift sind hierüber nicht dunkel: sie erklären wollen, heißt, ihnen nicht glauben wollen. — Wenn du nicht glauben willst, daß Feuer in der Hölle ist, da Christus selbst an so vielen Stellen dieses bekräftiget, so bist du werth, daß du, von ihm verdammt, ewig brennest. Weh Dir, wenn Du so lange zögerst, an das höllische Feuer zu glauben, bist Du es fühlst!"

Wer etwa meint, dieses mystisch-klare Buch sey nur bei den Hökern noch zu finden, der irret sehr. In einigen Seminarien katholischer Geistlichen in Deutschland soll es auch jetzt noch an der Tagesordnung seyn, und man würde besonders dem Seminarium in Hildesheim einen nicht geringen Dienst erzeigen, wenn man demselben noch einige Exemplare dieses denn doch immer

seitner werdenden Buches nachwieſe, weil die dort vorräthigen durch langen Gebrauch ſehr gelitten haben ſollen.

— e i o —

Auch ein Myſtiker.

(Eingeſandt von einem proteſtantiſchen Geiſtlichen.)

Als ich Sommer 1813 in Breslau war, und in dem Luſtwäldchen eines benachbarten Dorfes, deſſen Namen ich nicht mehr weiß, mit einem Freunde wandelte, hielten wir uns einige Minuten bei einer katholiſchen Kapelle auf, die mitten drinn lag. Es brannten zwei Kerzen auf dem Altare. Ein Mann trat herein, von etwas auffallendem Anſehn, den mir mein Freund als den Profeſſor M. bezeichnete. Er ging die Stufen des Altars hinauf, zündete ſeine Pfeiffe an, und verfolgte dann ſeinen Weg. Mich überraſchte dieſe philoſophiſche Kaltblütigkeit; mein Freund verſicherte mir, ſie ſei ganz in der gewöhnlichen Denk- und Handlungsweiſe des Mannes.

Noch mehr überraſchte mich, als ich in einer Literatur-Zeitung las, daß derſelbe einen Verſuch geſchrieben hat, eine ſymboliſche Anſicht zu eröffnen, unter welcher das Gemüth empfänglicher wird für das Geheimniß der chriſtlichen Dreieinigkeit. Der Mann mit der Tabakspfeife im Heiligthum an der geweihten Kerze, der Schöpfer einer neuen Anſicht für das Gemüth, um in die unergründliche Tiefe ſolcher Geheimniſſe zu ſchauen! Wie mancherlei Anſichten müſſen ſich nicht in ſeinem Gemüth vertragen!

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Schaubühne.

Der Verfaſſer dieſer Chronik hatte den Vorſatz gefaßt, ſie erſt zu laſſen, bis — „der Hund des Andri" nicht mehr erſchiene: aber der Abend des 15ten Oct. war zu merkwürdig, als daß er ihm ſeinen Entſchluß nicht ſogleich ſollte.

Man gab zur Feier des Geburtstages Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen, einen Prolog, betitelt: „Dankwort Rückkehr", einen Prolog der nicht nur vielfach war was er ſeyn ſollte, — und o, wie ſelten ſind die Kunſtwerke, denen man das nachrühmen kann! — ſondern der auch gegeben wurde, wie ſich's gebührt. Man kennt eine Aeußerung Sr. Königl. Hoheit, nach Ihrer Rückkehr aus Frankreich und England, die aus inniger Liebe zum Vaterlande hervorgegangen, mit der liebevollſten Verehrung jedes Patrioten erwidert werden muß. Dieſe Aeußerung hatte Hr. Dr. Förſter zu einer ſchönen, echt dichteriſchen Romanze benutzt, und Dr. Lemm, im Coſtum eines Minneſängers, deklamirte — Wein! — ſpielte ſie vortrefflich. Man hat das Rechte getroffen. Ein guter Prolog, — gehört er dem Tage oder dem Stücke, muß immer eine Scene ſeyn, nicht eine Rede. —

Hierauf gab man zum erſten — vielleicht auch zum vorletzten — Male:

Der ſtandhafte Prinz, nach dem Spaniſchen Dichter Calderone.

Sobald man es nur nicht mit Herabwürdigung des Karakters unſrer Zeit und Nationalität thut — denn wahrlich, wir haben ſo gut als irgend eine Zeit, oder irgend eine Nation, das Recht, unſre Eigenthümlichkeit mehr zu ehren, als eine fremde! — iſt es höchſt dankenswerth, daß man dem Publikum das Vortreffliche früher Jahrhunderte und Meiſter vorlegt. Es dient dazu, den Ideenkreis zu bereichern, und den Geſchmack zu reifen. Aus dieſem Geſichtspunkte muß das Aufführen dieſes Stückes betrachtet werden. — Den Werth einer Umwerthung dieſer Kinderen-Gulande zu unterſuchen, iſt Einigen hier wenigſtens nicht der Ort. Hier kann nur von der Art der Ausführung und der Wirkung die es auf das Publikum that, die Rede ſeyn. Hr. Wolff hatte und ſpielte den Don Fernando, Mme. Wolff die Prinzeſſin Phönix ſehr gut, und keine Rolle wurde vergriffen. Die Direktion hatte einen großen Aufwand für die Garderobe und die Dekorationen gemacht. — Das Publikum nahm das Stück ohne Auszeichnung hin: — es iſt ihm zu fremd.

Bücher-Chronik.

Zeitloſen, von Dr. August Apel. Berlin, 1817. Genialiſche Denker ſind ſelten angenehme Geſellſchafter, und die großen Dichter eben ſo ſelten eigentliche Lieblinge der Leſewelt: denn bei dem wohl zur Bewunderung zwingt, fühlt man ſich nicht gemüthlich; die Eigenliebe verträgt ſich nicht lange damit, es anzuerkennen. — Gleichwohl iſt es jedem Publikum, das einen gewiſſen Grad der Bildung angenommen hat, Bedürfniß, immer Geiſtesgenüſſe zu finden. Das iſt die Zeit, in welcher auch mittelmäßige Talente durch Fruchtbarkeit Glück machen, und man würde ungerecht ſeyn, wenn man von dieſer Klaſſe von Schriftſtellern geringſchätzig dächte, weil ſie nichts Ewiges ſchaffen. Sie haben Werth und Verdienſt, denn ſie nähren das geiſtige Leben in der Nation, ſelbſt wenn ſie zuweilen ihren Geſchmack auf eine Zeitlang verderben. — Unter den Deutſchen Schriftſtellern dieſer Art hatte der klüglich verſteckene Verfaſſer der Zeitloſen einen bedeutenden Rang; und dieſe Schrift wird das Bedauren über ſeinen Verluſt verlängern. — Sie beſteht aus Erzählungen und Gedichten, von denen ſich übrigens nicht viel ſagen läßt.

— Großherzoglich-Badiſches Akademiſches Archiv. Eine Zeitſchrift. Erſtes und zweites Heft. 1816. Dieſe Schrift iſt eine ſehr hochachtungswerthe Erſcheinung. Weit von dem eigentlichen Schauplatz des literariſchen Lebens in Deutſchland entfernt, faſt iſolirt, legt hier ein Zirkel ausgezeichneter Gelehrten die Beweiſe ſeiner regen Theilnahme an dem Fort-

schreiten der Wiſſenſchaften wieder und liefert großentheils Beiträge, die wichtig ſind. Die vorzüglichſten darunter ſind eine „Rede über ein neu einzuführendes Geſetzbuch für ganz Deutſchland, von Schildener;“ eine Abhandlung über die „Denkmäler der Vorzeit der Inſel Rügen“ u. ſ. w. von Franck; ein Beitrag „zur Theorie des Tanztrama's“, von Erichſon; „über Heilkunde und Heilkunſt“ von Mende; „über die religiöſe Liebe der Mahomedaner,“ von H. G. L. Kolegarten; „über die Behandlung der Gefangenen in unſern Gefängniſſen,“ von Mende. Auch dichteriſche Gaben fehlen nicht; man findet hier unter andern eine Ueberſetzung der Schachſätze des Vida, von K. Lappe. — Vielleicht ein Zeichen, daß die literariſche Thätigkeit in der Lage der Perſonen Anſtrengung fordert, iſt es, daß die meiſten proſaiſchen Artikel mit einem faſt poetiſchen Rednerſchwunge geſchrieben ſind.

Zweiter Brief eines Fremden über die Berliniſche Kunſtausſtellung.

(Schluß.)

Das Verzeichniß weiſt folglich auf ein andres Gemälde deſſelben Künſtlers, deſſen Inhalt iſt: „Die Zeit entdeckt die Wahrheit.“ Wieder eine große, reiche Kunſtaufgabe! Um mich mit ihm über ſein erſtes Gemälde zu verſtehen, eil' ich weiter, es aufzuſuchen. — Indeß ich gehe, denk' ich noch, wie doch wohl dieſer Gedanke auszuführen ſey? Keine Frage! Saturn, in vollem Fluge, reißt mit einer Flügelſpitze ein ungeheures Spinngewebe hinweg, oder (wenn dieſes wegen des gütigen Inſekts in deſſen Mitte, zu epigrammatiſch iſt), drückt mit einem Fittig in Verbeſtürzen eine Weile nieder und eine hohe Frauengeſtalt, mit gebietendem Blick, von den Strahlen der eignen Sonne auf ihrer Bruſt, mit einer Gierie umfaßen, wird dadurch ſichtbar; — von dieſen Strahlen geblendet, kürzen Theorie und Lafter zu Boden — — Endlich ſind' ich das Bild — — —: Ein Greis, den Flügel und Sichel als die Zeit verkünden, — ruht — ruht — ruht an den Pfeiler eines Theorbogens gelehnt, und ein Bein über das andre gelegt. Eine ruhende Zeit, ich keine Zeit. Denn in dem Begriff der Zeit liegt unendliches, unaufhaltſames Fortrollen. Und wie konnte eine ruhende Zeit, eine unveränderliche und daher nachtloſe Zeit, das heißt, ein feſtdenkendes Verhältniß der Dinge und der Begebenheiten, die Wahrheit enthüllen? — Ganz einfach. Jener Greis ſteht einen ſteinernen Treppich auf, mit dem der Theorbogen verbunden war, — was dünkt mich, jeder Durchgehende aber Neugierige auch thun konnte. Und nun die Wahrheit! Auf einem Wolken- — ſage Wolken: — Altar ſteht eine nackte Frauensperſon, und blickt, die Hände auf die Bruſt gelegt, alſo wohl betend, gen Himmel. Um was ſie denn beten mag? Ich denke, um ein Gewehr; denn noch der frommen, alſo auch lüchtigen Geſinnung, die ihre Miene ausdrückt, zu ſchließen, muß das wohl das dringendſte Bedürfniß ſeyn, das ſie empfindet. Warum ich ſie aber für die Wahrheit anſehn ſoll, begreif' ich nicht.

Ich merke mir die Nummern der andern Gemälde dieſes Künſtlers, um ſie gewiß nicht zu beſehen, und kehre zu der erſten Wand zurück. Aber da hängt das Bruſtbild einer üppigreizenden Blondine. Hals und Arme ſind nackt; und nur die untere Hälfte eines vollen Buſens iſt von einem beſabelten Hemde oder Pudermantel bedeckt. In ihren Händen iſt Palette und Pinſel. Wer wohl die ſchöne Dilettantin ſeyn mag? Schön iſt ſie, aber noch der ſchlechterigen Nachſichtigkeit des Aufgangs in dem ſie zur Arbeit geht, und ihrem ausdrucksloſen - geiſtloſem Geſichte, wird ſie es wohl nicht weit in der Kunſt bringen, mit der ſie ſpielt. — Es iſt, von demſelben Künſtler, eine Perſonifikation der Malerei ſelbſt. Doch wohl nur derjenigen, die ſolche Werke hervorbringen, nicht jener Dichtkunſt die durch Maas und Farben, begeiſtert Begeiſterndes ſchafft. —

Merkwürdig iſt es, daß alle dieſe ſelbſtgefälligen Bilder gut gearbeitet ſind; aber je mehr das der Fall iſt, deſto unwiderſprechlicher zeugen ſie für die alles andre überwiegende Wichtigkeit des gewählten Gedankens in einem Kunſtwerke.

Mannigfaltigkeiten aus der Schweiz. Vom 27ſten Sept. 1816.

(Schluß)

Gegenwärtig beſchäftigt ein merkwürdiger Rechtsſtreit die öffentliche Aufmerkſamkeit, um ſo mehr, da er ſehr bekannte Perſonen intereſſirt. Das berühmte Landgut Copper, im Beſitz von Madame Cruſi, Hrn. von Staal, wird von einem Hrn. Baron Th. L. van der Lahr de Smeth, Großherzogl. Heſſiſchem Kammerherrn, in Anſpruch genommen. Die Reklamſchrift enthält folgende Hauptangaben: Gothard de Smeth, Handelsmann auf Frankfurt, in Livorno angeſeſſen, beſaß die Herrſchaft Copper im Waadtland, wo er auch 1772 Landbürger wurde. Sein zu Livorno errichtetes, von der Cour ballivale zu Neuchatel legaliſirtes Teſtament hatte die Baronie Copper zu einem Familienfideikommiß erhoben, und berief im Falle des Erloſchens des Mannsſtammes, die weibliche Linie, und nach deren Anſterben den älteſten aus dem Mannsſtamm gebornen Sohn der Descendenten ſeiner Schweſter, Gertrud de Smeth, Gattin des verſtorbenen Doktor von der Lahr in Frankfurt, zum Erben. Nach dem bald darauf erfolgten Tode des erſten Erben, hätte jetzt der Enkel der Schweſter Gertrud folgen ſollen, aber dieſer ſtarb, da er noch minderjährig war, wußte ſich deſſen Vater, Hr. v. d. Lahr in den Beſitz der Herrſchaft zu ſetzen, und ſogleich die Berechtigung zu erhalten, über Copper als freies Gut nach Belieben zu ſchalten, ja von der Regierung zu Bern ſogar ein darauf verſchertes Darlehen. Die Herrſchaft wurde bald darauf an Nieder verkauft, deſſen Enkel nun der Reklamant gerichtlich angegriffen hat, aber vom Appellationsgerichte zu Lauſanne abgewieſen worden iſt.

Vermiſchte Nachrichten.

Das Journal des débats, behauptet, es gebe nur nur noch zwei Orcheſter in Europa, die durch ein Stäbchen dirigirt würden, das der großen Oper zu Paris und das von Bremen. Paris und Europa ſind ihm wieder einmal einerlei.

— Die Theater-Direkteurs zu Paris theilen jeden Abend, ſagt man, 150 Parterre-Billets frei an verpflichtete Beklatſcher aus, wozu bisher auch die Bewerbeiter in den Zeitungen gerechnet wurden: aber ein Theater hat nun beſchloſſen, dieſe Undankbaren von der Wohlthat auszuſchließen, — was ſie vermuthlich beſſern wird.

— Nach dem Thüringiſchen Wochenblatt, Erholungen, ſchreibt unter der Erfurter Gaſſenjugend eine Art Hundswuth zu graſſiren.

Preis vom 1ſten Okt. — 31ſten Dec. 2 Th. Pr. Crt. Im Verlage der Hande- und Spenerſchen Buchhandlung.

1816. Nro. 51.

Ernſt und Scherz

Sonnabend, oder den 19. Oktober.

der alte Freimüthige.

Verſuch einer allgemeinen Bildungslehre, wiſſenſchaftlich dargeſtellt aus dem Principe der Weisheit für Gelehrte und Gebildete von Joſeph Hillebrand, Profeſſor am Joſephinum in Hildesheim. Braunſchweig, 1816, bei Vieweg.

Wie hat es der Menſch anzufangen, daß er im ganzen Umfange ſeines gegenwärtigen Lebens ſeine Menſchheit bewahre, und in fortſchreitender Veredlung beſtändig erhöhe? Dieſes Problem ſucht der Verfaſſer in der genannten Schrift zu löſen. Das Princip, von dem er ausgehet, iſt neu. Aeltere und neuere Menſchenbildner nahmen und nehmen entweder Glückſeligkeit, oder Wahrheit (intellectuelle Bildung), oder Sittlichkeit zum höchſten Principe an: der Verfaſſer vereinigt alle drei, und zwar ſo, daß er keinem derſelben den Vorrang vor einem der andern zugeſtehet. Ihm iſt die beſtändige, aber aus freier Selbſtthätigkeit des Menſchen hervorgehende Harmonie dieſer drei unter einander, das alleinige Princip der Bildung. Dieſes Princip leitet er aus der Natur des Menſchen ſelbſt ab, und ſucht zu erweiſen, daß Glückſeligkeit, Wahrheit, Sittlichkeit, jedes für ſich, Hauptzwecke des Menſchen, aber bei aller Selbſtſtändigkeit durch ein ewiges Geſetz der Harmonie, aufs genaueſte mit einander verbunden ſind. Dieſer Zwecklehre folgt die allgemeine Bildungstheorie, worin die Grundſätze feſt geſtellt werden, nach denen jene Zwecke realiſirt werden ſollen; und den Beſchluß des Werkes machen Betrachtungen über Ehe, Staat, Religion, Kunſt, als Gegenſtände, welche in Rückſicht der ganzen Bildung beſondere Wichtigkeit haben, und wie allgemeine Beförderungsmittel derſelben anzuſehen ſind.

Das Werk, welches voll von Beweiſen der Beleſenheit, des Fleißes und Denkens des Verfaſſers iſt, erhebt ſich durch ſein Umfaſſen über die meiſten Bildungsſchriften, und hat auch noch den Vorzug, daß die Sprache nicht bloß dem Gelehrten, ſondern auch dem Gebildeten verſtändlich iſt, wie es in bildenden Schriften wohl immer der Fall ſeyn ſollte. Doch könnte die Einleitung verſtändlicher ſeyn, als ſie iſt. Auch würde es beſſer ſeyn, wenn die Betrachtungen über Ehe, Staat, Religion, Kunſt, nicht zum Anhange gemacht, ſondern in das Ganze verwebt wären. Sollte der Verfaſſer, der, dem Titelblatte nach, bei dem Erſcheinen des Buches noch an dem katholiſchen Gymnaſium zu Hildesheim ſtand, ſeit dem aber von da abgegangen iſt, wegen ſeiner freimüthigen, aber doch immer gemäßigten Aeußerungen veran-

lasset seyn, aus jener Anstalt zu treten, so würde dieses den Veranlassern eben nicht zur Ehre gereichen. — e i o —

Der zweite Volksaufstand in Rom.

(Schluß.)

Alle überließen den Gesandten, nach Gutdünken zu verfahren. Diese gingen ab, und setzten dem Senate die Aufträge des Volkes auseinander. Die Decemvirn mußten öffentlich ihr Amt niederlegen, und die Freiheit der Plebs ward anerkannt. Die wieder zum Lager gehenden Gesandten begleitete was noch vom Volke in der Stadt war. Dieser Menge kommt ein anderer froher Haufe aus dem Lager entgegen: sie wünschen sich Glück zu der Herstellung der Freiheit und Eintracht im Staate. Die Gesandten sprechen zu der Versammlung: „Zu euerm und des Staates Wohle, Heile und Glücke kehret in die Heimath zu euern Schutzgöttern, Gattinnen und Kindern zurück: aber das gute Verhalten, das ihr hier beobachtet habt, wo bei dem nothwendigen Bedarfe so vieler Dinge für eine so große Menge, niemandes Felder beschädigt sind, eben das nehmet mit in die Stadt. Gehet auf den Aventinus, von dem ihr ausgegangen seid. An diesem glücklichen Orte, wo ihr die ersten Schritte zu euerer Freiheit gethan habt, wählet Volkstribunen: gegenwärtig wird seyn der Oberpontifex, die Komitien zu halten."

Mit außerordentlichem Beifalle werden diese Worte aufgenommen. Man ergreift die Feldzeichen, marschirt nach Rom, wetteifernd in der Freude mit den Begegnenden, und ziehet bewaffnet in Stille durch die Stadt auf den Aventinus. — Hier wurden zehn Volkstribunen gewählt. Gleich darauf ward der Beschluß abgefasset, daß Konsuln mit Appellation gewählt werden sollten: kein geringer Vortheil für das Volk. Denn bis dahin war das Konsulat die Grundlage der Verfassung gewesen: jetzt wurden es die Volkskomitien und das Volkstribunat. Zu Konsuln wurden Lucius Valerius und Marcus Horatius gewählt. Diese suchten die junge Freiheit durch Hervorziehung veralteter, oder Einführung neuer Gesetze zu gründen. Vor allem Andern führten sie, da es gleichsam noch eine streitige Rechtsfrage war, ob die Patricier durch die Beschlüsse der Plebs gebunden wären, das Gesetz durch, daß, was in den Tribus die Plebs beschlösse, das ganze Volk binden solle. Das zweite Gesetz, das sie durchführten, befahl, daß niemand irgend eine Obrigkeit ohne Appellation wählen solle: wer eine wähle, der solle mit Fug und Recht getödtet werden können. Das dritte Gesetz erneuerte die beinahe schon vergessene Drohung gegen jeden, der den *) Volkstribunen und ihren Aedilen schaden würde. Auch verordneten diese Konsuln, daß alle Senatsbeschlüsse den plebejischen Aedilen übergeben und in ihrem Archive verwahrt werden sollten: denn bis dahin waren sie von den Konsuln nach Gutdünken unterdrückt und verfälscht worden.

Als so die Freiheit sicher gegründet schien, begannen die Tribunen die Anklage der einzelnen Decemvirn, und bestimmten zuerst den Virginius zum Kläger, und den Appius zum Beklagten. Virginius trug dem Appius, mit Uebergehung aller anderen Verbrechen desselben, bloß darüber einen Richter an: ob er nicht aus der Freiheit in die Sklaverei verurtheilt habe? Vergebens appellirte Appius, der vorher selbst die Appellation aufgehoben hatte, an die Tribunen, und ward in den Kerker geführt. Die Tribunen setzten schonend ihm den Gerichtstag weiter hinaus. Ehe dieser erschien, gab er, da alle Hoffnung ihm abgeschnitten war, sich selbst den Tod. Sein Mitschuldiger, Spurius Oppius, dem auch eigene Verbrechen zur Last fielen, ward gleichfalls in den Kerker geführt, und starb auch von eigener Hand. Die übrigen Decemvirn gingen, ehe sie angeklagt wurden, in die Verbannung: ihre Güter wurden nebst denen des Appius und Oppius, für den Staat eingezogen.

D o m i n e.

*) Man sehe No. 8.

M a n c h e r l e i.

Im Jahr 1815 — ich sage, 1815 — ließ der Professor und Dr. Hain zu St. Gallen drucken: „Goldkörner der Frommen im Lande, aus einem uralt Büchlein: Angelus Silesius Cherubinischer Wandersmann überschrieben." Ein Paar dieser Goldkörner zur Probe:

„Aus Liebe geh'n und steh'n, Lieb' athmen, reden, singen,
Heißt seine Lebenszeit wie ein Seraphim verbringen."

„O Wunder! Christus ist die Wahrheit und das Wort,
Licht, Leben, Speis, Arzt, Pfad, Pilgrim, Thür und Ort."

„Wann ist man vergnüget?"

„Mensch, wann Dich weder Lieb beriihet, noch Leid verletzt,
So bist Du recht in Gott, und Gott in Dich versetzt."

Pf.

Falsarius.

Sollte man wohl glauben, daß es ein eignes Amt dieses Namens giebt, und noch dazu ein Kirchenamt? — Wer jemals den Kirchengesängen der Capuziner beigewohnt hat, wird wissen, daß sie nichts weniger als angenehm klingen; gleichwohl ist die Ordens-Regel noch besorgt, daß „die Seele der Mönche dabei ein Vergnügen haben" und das Verdienstliche ihres Gottesdienstes dadurch geschwächt werden könne. Um das zu verhindern, schreibt sie daher vor, daß jedesmal ein Frater falsch singen muß; und der heißt denn der Frater Falsarius.

Es giebt Schriftsteller, nach deren Begriffen, beurtheilen und schmähen einerlei ist. Welche Schriftsteller das seyn mögen? Keine Frage! Dieselben welche glauben geschrieben zu haben, wenn sie schmierten.

D.

Einfälle.

J — — Bildner der Menschheit!!! — Noch ist niemand eingefallen, die Schafe von den Wölfen kultiviren zu lassen.

Gott und Volk haben die schlechtesten Repräsentanten auf Erden; doch es giebt auch hier Ausnahmen von der Regel, und diese gehören zu den erhabensten Erscheinungen im Leben.

Mit Menschenräubern Traktaten abschließen, — hieße das nicht, sich vom † † † bei seiner Ehre versprechen lassen, daß er künftig nichts Böses mehr thun wolle?

Unsre Puristen glauben in ein von ihnen geprägtes Wort jeden beliebigen Begriff mit dem schönsten Erfolge hineintragen zu können, wie — die ehrlichen Schildbürger das Sonnenlicht mit Scheffelsäcken in ihr Rathhaus, das keine Fenstern hatte.

— dt.

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

Die Wiener Theaterzeitung besteht nun schon seit neun Jahren, und ist wirklich für Süddeutschland, jetzt auch schon für einen Theil von Norddeutschland, was man in dem letztern so oft vergeblich zu erhaschen suchte, ein allgemeines Archiv der theatralischen Tagesgeschichte, ein Mittelpunkt. Wodurch sie dazu gelangte? Der Herausgeber und die Mitarbeiter bemühen sich nirgend, ihre Gelehrsamkeit und ihre philosophischen Ansichten zur Schau zu tragen; sondern indem sie erzählen was geschah, begnügen sie sich, kurze Bemerkungen einzuwirken, die oft sehr treffend und richtig sind; jeder aufführlichere Aufsatz aber, der raisonnirt, thut es über Kunst oder Unrecht, richtiges oder fehlgreifendes Benehmen in dem neuesten Theaterleben selbst. Eine große Zahl ähnlicher Unternehmungen sind in Norddeutschland bloß deshalb verschwächtet, weil die grundgelehrten Herausgeber durchaus auch in einer Zeitung glauben dürfen zu müssen. Wie oft wird man bei literarischen Erscheinungen der Art an jenen Schuster erinnert, der seinen Ruhm darin suchte, auch die Tanzschuhe, die man bei ihm bestellte, soll mit Pfundleder zu besohlen. Jedermann gestand, sie seyen — wasserdicht; aber wer zum Balle ging, ließ sie stehn.

Maurerthum und Volksvertretung. In besonderer Beziehung auf den Preußischen Staat. Von S —. Bei Mallinkrodt in Dortmund. 1816. — Der Verfasser hatte in dem Westphälischen Anzeiger die Frage aufgestellt: Ob ein Freimaurer ein taugliches Mitglied einer Landstände-Versammlung seyn könne? Besonders ein schwieriger, — da mehrere Bücher die Freimaurer excommunicirt haben. Es erfolgten in demselben Blatt ein Paar Erwiderungen; und da seine Gegenantworten zur Aufnahme darin zu lang war, ließ er sie, nebst den ersten Verhandlungen, besonders drucken. Man lese und urtheile selbst. — Partei zu nehmen ist hier nicht Raum; wohl aber zu der Bemerkung: da die Protestanten alle, als Ketzer, von der katholischen Kirche excommunicirt, d. h. ausgeschlossen sind, kann die Excommunication eines Katholiken wohl schwerlich ein Grund seyn, ihn von ihren Versammlungen auszuschließen. Das Verrufen auf die Autorität des Pabstes in den Angelegenheiten protestantischer Staaten, scheint wenigstens ein Versuch, sie ihnen allmälig aufzudringen.

Vermischte Nachrichten.

Auch in Hannover ist nun eine Traktaten-Gesellschaft errichtet. — Es sind in der Geschichte der Bibel- und der Traktaten-Gesellschaften einige Punkte, die wohl ins Auge gefaßt zu werden verdienen.

Die Bibelgesellschaften lassen die heilige Schrift ohne alle längst gepriefte Erläuterungen drucken, damit das Volk sie rein, nach eigenem Sinn benutzen kann.

Fast überall, in England, in Liefland, in der Schweiz u. s. w. sind aber neben der Bibelgesellschaft, Traktatengesellschaften entstanden, die sich mit Erklärung der Bibel befassen, und so an die Stelle der weggelassenen, längst gepriften Erläuterungen, neue ungeprüfte setzen.

An vielen Orten, in London, in Riga wie in der Schweiz, sind diese neuen Erläuterungen meistentheils ein Gemisch des unsinnigsten Mysticismus. Wäre es daher nicht besser, man ließe die alten Erläuterungen stehn, — und die neuen weg?

Ein geheimer Zusammenhang, ein gemeinschaftlicher Plan ist

aber hoffentlich zwischen beiden Arten von Gesellschaften nicht vorhanden; wenigstens nicht dort, wo man über den Volksgeist durch muthigen Unsinn Herrschaft zu erlangen sucht.

— In Baden, erzählt die Wiener Theaterzeitung, wird der „Wald bei Bondy" nach einer neuen Bearbeitung gegeben, nach der alles sichtbar vorgeht, was in der ältern nur vom Hunde erzählt wird; „sogar theatralisch sterben muß er vor den Augen der Zuschauer." Ohne Zweifel ist es sehr leicht, der Darstellung diese Vollkommenheit zu geben; dann mußte man aber auch mit der Vollendung nicht zurückbleiben, sie auf ihre eigne Bühne, das Hundetheater zu verpflanzen.

— Der Sohn des verstorbenen Schauspielers Weilmann zu Wien hat ein dramatisches Gedicht: Clementine von Anjou, geschrieben, das auf dem dortigen Hoftheater am 24sten Sept. mit großem Beifall gegeben, und ihm von der Direction mit tausend Gulden honorirt wurde.

— Auf Befehl des Herzogs von Angoulême gaben die Protestanten zu Nimes im vorigen Jahr die Kirche die ihnen früher war eingeräumt worden, den Katholiken zurück, und es wurde eine Subscription veranstaltet, daß sie sich eine andre außerhalb der Stadt erbauen konnten. Das geschah wirklich, aber jetzt, da sie beinah fertig war, ist sie abgebrannt.

— Eine Zeitung sagt, die Spekulation mit der Versteigerung Englischer Waaren in Frankfurt am Mayn, sey dadurch mißglückt, daß man entdeckt habe, die Engländer hätten ein Verständniß mit Juden angeknüpft, die durch scheinbares Bieten die Waaren zu hohen Preisen emportreiben sollten. Nun hatten sich sehr wenig ehrliche wirkliche Käufer gefunden u. s. w. — Ist die Angabe richtig, so kann der Vorgang eben nicht zu einer Ermuthigung der Juden zum vollen Bürgerrechte, dienen.

— Die zu Paris erscheinende Lateinische Monatsschrift Hermes Romanus, macht großes Glück. Ob eine ähnliche Unternehmung auch in Deutschland glücken würde?

— Ein Dr. Noël zu Paris hat eine „allgemeine Geschichte der Frösche" in zehn Quartbänden angekündigt, von denen der erste auch schon erschienen ist. Schade, daß das Werk noch nicht fertig ist! Es würde sich wahrscheinlich ein sehr interessanter Ortsband herausziehen lassen.

— Das erste Heft des Journal des Savans (der ältesten teutschen Zeitschrift in Europa,) das auf Befehl des Königs wieder angefangen hat, ist erschienen und enthält unter andern eine Beurtheilung von Müllner's „Schuld," durch Vanderbourg.

— Vortiger hat eine treffliche biographische Notiz, die an Gehalt und Interesse sehr viele lange Lebensgeschichten aufwiegt, über den berühmten Dichter und Schauspieler Schröder geschrieben, der zwar nicht Mitglied irgend einer Akademie war, wohl aber ein wahrer Schmuck seiner Nation, was gerade nicht alle Akademiker sind. — Schröder ward 1743 in Berlin geboren, wo sein Vater Organist war, wanderte aber noch dessen Tode als kleines Kind mit seiner Mutter aus, die ihr Heyl für die Schauspielerkunst in die Welt warf. Seine Jugend war ein abenteuerliches Gemisch drückender Leyen, in welchen ihn aber sein reger Geist zu immer höherer Entwickelung seiner Anlagen führte, auch seiner körperlichen. Er wurde ein vortrefflicher Tänzer, Fechter, Reiter und Schwimmer. Im Friderieianum zu Königsberg fing er seine wissenschaftliche Bildung an. In Gotschsens Betrug er zuerst die Bühne, als Tänzer und Statist. Ein Schüler Echofs war er nie; vielmehr scheint, dieser aus Verdruß über das verkannte Wesen des Jünglings, die Hamburger Bühne verlassen zu haben. Doch gestand Schröder, aus Echofs Spiel zuerst das Wesen der wahren Kunst begriffen zu haben. — Aus seinen letzten Jahren ist die Notiz merkwürdig, daß Schröder 65 großere und kleinere Stücke nach Englischen und Französischen Originalen für die Deutsche Bühne bearbeitet und als Manuscript in den Händen des Hofraths Bünker (Theodor Hell's) zur fernern Ausfeilung zurückgelassen hat.

— In Paris ist so eben der 83jährige Schauspieler Taillet gestorben, dessen Leben gleichfalls viel Merkwürdiges hatte. Auch er wurde früh ohne Unterstützung in die Welt geworfen; auch seine Jugendzeit verlebt ihm unter sehr wechselnden, oft drückenden Schicksalen. Als Knabe hatte er auf dem Kindertheater gespielt, das Ludwig der Zunfzehnte selbst dirigirte, aber die Veränderung seiner Stimme entfernte ihn davon. In Rochelle betrat er zuerst das öffentliche Theater, spielte dann in Lyon und andern Provinzialstädten Frankreichs, bildete sich zu Parma vollends aus, und kam dann nach Paris, wo er durch hohe Kunst ein ausgezeichnetes Liebling des Publikums wurde. Wie Schröder, verließ er die Bühne, so bald er einige Absahme seines Gedächtnisses bemerkte. (Beide müssen also keine Ahnung von der Kunst so mancher jetziger jungen Schauspieler gehabt haben, ihre Rollen gar nicht zu lernen, und sich zu stützen.) und zog sich auf einen Landsitz zurück, den ihm der Graf Artois geschenkt hatte. Er verlor ihn aber durch die Revolution und lebte in den letzten Jahren von einer Pension, die ihm das Theater Frydeau gab. Er hatte einen Sohn, der als Major in dem Feldzuge nach Mexiko umkam; die Nachricht davon, zog ihm einen Schlagfluß zu.

— Das Journal de Paris theilt einen Brief von Lekain mit, worin er einer Directrice zu Marseille Glück zu einer neuen Schauspielerin wünscht, aber auch zugleich beingend anräth, auf sechs Monat einen Sprachmeister für sie anzunehmen, der sie ihre Muttersprache lehre. — In Rücksicht auf eine andre Schauspielerin sagt er: Es sey sehr leicht, sich einen Ruf zu machen, und noch leichter, ihn wieder zu verlieren, wenn man mit geringen Kräften große Dinge unternehme.

— Dasselbe Blatt vertheidigt die Schauspieler gegen den Vorwurf, daß sie ihre Rollen verstümmelten; sie verlängerten sie vielmehr durch O! und Ach! und Nun! welche die Dichter gar nicht vorgeschrieben hätten. (Eine Schauspielerin, die auch außerhalb Frankreich gelten kann.) Einer jungen Schauspielerin rühmt es nach, sie habe Voltaire's Tancred sogar mit einem ganzen Werke bereichert. Der gleichfalls junge Schauspieler, der in der Rolle des Helden debütirte, habe sie nehmlich durch sein vortreffliches Spiel so gerührt, daß sie ihm während er mit dem Tode rang, zugerufen:

Mein Tancred, bist du todt, so komm' in meine Lage!

— Zwischen den Zeitungen in Paris und denen in den großen Provincial-Städten Frankreichs, hat sich ein immer lebhafter werdender Streit erhoben, der jetzt nur noch das Theater betrifft, aber bei Gelegenheit wohl weiter gehen wird. Paris ist nicht mehr Frankreich; eine Verwandlung die man wohl den Alliirten zuschreiben kann.

Paris vom 15ten Oct. — Journ. des Deb. u. Journ. des Cur.

Im Verlage der Haude- und Spenerschen Buchhandlung.

1816. Nro. 52.

Ernst und Scherz

Montag, oder den 21. Oktober.

der alte Freimüthige.

Ideen über die nöthige Organisation der Israeliten in Christlichen Staaten; von Johann Ludwig Ewald. Karlsruhe und Baden, 1816.

Die Vorrede ertheilt uns die ohne Zweifel sehr wichtige Nachricht, daß Hr. Ewald diese Schrift während seines Aufenthalts in einem Badeort geschrieben hat. O, hätte er doch die bekannte medizinische Regel nicht aus den Augen geseht, daß man bei einer Badekur nicht arbeiten müße! Er hätte, so wenig diese Schrift auch Anstrengung gekostet haben kann, besser für seine theure Gesundheit gesorgt, und wir hätten ein Buch weniger, daß troh seiner Unbedeutendheit sich dazu eignet, neues Aergerniß zu verursachen. Das wird diese Lobrede auf die Juden und ihre Religion, — denn weiter nichts sind diese sogenannte Ideen über ihre Organisation; — höchst wahrscheinlich. Mit der gewöhnlichen redseligen Ebenheit des Verfassers geschrieben, giebt sie so große Blößen, daß wenn die Gegner es nicht zu einem Triumphe benutzen, sie es wohl nur deshalb unterlassen werden, weil sie nicht wollen; — und doch ist es wahrlich wohl Zeit, den ganzen unseligen Streit über die Juden, ruhen zu lassen. Auf dem eingeschlagenen Wege, durch Hohn und Hader, kann er nicht entschieden werden. — — Er hat so lange gedauert, und ist so wild und feindselig geführt worden, daß die Parteien die wahre Gestalt der Sache gar nicht mehr zu erkennen scheinen. Es sey gewagt, hier daran zu erinnern.

Die Europäischen Staaten sind christliche, nicht jüdische, auch nicht gemischte. Ihre Verfassung und ihre Gesetze können also keinen höhern Zweck haben, als das Wohlseyn ihrer Bürger, das heißt, der Christen, zu befördern. Frägt man nun, ob auch den Juden der Genuß der Bürgerrechte in denselben zugestanden werden solle, so kann die Bejahung oder Verneinung nur darauf begründet werden, daß man durch Thatsachen oder strenge Berechnung beweist, das Wohlseyn der ursprünglichen Bürger, das heißt der Christen, werde durch ein solches Zugestehen erhöht oder vermindert: denn, ich wiederhol' es, der höchste Zweck der christlichen Staaten, ist das Wohlseyn der Christen, wie der mahometanischen Staaten, der Mahometaner. Jedes Recht, durch dessen Besitz die Juden den Christen nüthlich werden, muß jenen zugestanden, jedes durch das sie diesen schaden, versagt werden. Rechte bei denen das Eine oder das Andre nicht entschieden ist, scheinen sich zur provisorischen Gewährung zu eignen. Da die Nüthlichkeit oder Schädlichkeit aber in jedem Staate

nach seiner Individualität verschieden seyn kann, (worüber nur die Regierung desselben zu entscheiden vermag,) so ist alles Allgemeine über die Vermerflichkeit oder die Vorzüge der jüdischen Racen, um so weniger zur Sache gehörig, je leidenschaftlicher es gesagt wird. Von weltbürgerlicher Menschenpflicht sollte bei diesem Gegenstande aber gar nicht gesprochen werden. Ein Staat existirt nicht für das ganze Menschengeschlecht, sondern für seine Bürger, — sagt Montesquieu. K.

Der politische Augenblick Frankfurts.

Frankfurt, im Anf. Octobers, 1816.

Der lange Kampf, nicht sowohl um Freiheit, als um die Form in der es ihr künftig erlaubt seyn soll, sich auszusprechen; der so viele Gemüther, so viele Federn, so viele Druckerpressen, so viele Köche und Tafeldecker in Bewegung setzte, ist ausgekämpft! Frankfurt hat eine Constitution. Die verschiedenen sich einander durchkreuzenden Interessen und Ansichten, sind gegenseitig abgewogen und ausgeglichen, die Begünstigten haben Stimmen erhalten, die Verhaßten ist es entweder gradezu, oder dadurch gelungen auszuschließen, daß man Gleichgültige vorgeschoben: alles ist wieder wie es war. Zwar giebt es Spottvögel die behaupten, wir hätten nicht sowohl eine neue Verfassung erhalten, als die neue Verfassung uns; — allein wo gesellt sich der Scherz nicht zur Wahrheit, und folgt ihr wie der Schatten dem Licht, ihrem Werth nur um so mehr herauszuheben. Die Dreizehen, oder eigentlich die Sieben, in deren Händen das Gesammtwohl der Bürgerschaft niedergelegt war; (denn drei von den dreizehen, dem Constitutionsgeschäft beigegebenen Bürgern, waren Magistratspersonen, so wie drei Andere, aus dem Collegium der Herrn Einundfunfziger, den sieben zugestellt) haben gethan was sie gekonnt, indem, wenn nur Einer von den sieben auf die Seite der sechs getreten wäre, diese und nicht jene die Stimmenmehrheit auf ihrer Seite gehabt hätten. Und da einmal eine rein-republikanische Verfassung, wo kein Bürger mehr wie die übrigen vorzustellen, noch es besser zu haben wünschte, allein dem Entwurf, aber nicht der Ausführung nach denkbar ist, so müssen wir froh seyn, daß alles einen so glücklichen, vornehmlich aber baldigen Ausgang gewonnen; wie nicht geläugnet werden kann, und jeder Unpartheiische sich überzeugen mag, der die Rede des vereinigten Fränklins gelesen, welche zur Beschwichtigung der Gemüther in die Frankfurter Zeitung, gewissermaßen als Norm eingerückt war, zur Bekehrung der Bürger, wie einst Amerika es bei Annahme seiner Constitution gehalten. Was für den Werth der Constitution übrigens unwiderleglich spricht, ist zuerst die Vermehrung der Rathsbesoldungen, sodann die Vermehrung der Rathsstellen, deren 20 mit einmal neu creirt worden sind; jedoch wie aus Pagina 55 des Constitutions-Entwurfs hervorgeht, eben sowohl in ökonomischer wie in kosmopolitischer Hinsicht! Ferner, die nicht alleinige Wiedereinsetzung der Herren Einundfunfziger, sondern zugleich ihre Erhebung zu Staatsrepräsentanten, was sie bisher nur ihrer Meinung nach waren. Es ist jedoch was diesen Punkt anbelangt, nehmlich die Wiederbestätigung der abgesetzt gewesenen Einundfunfziger, weniger eine Wirkung, als eine Folge der Constitutions-Akte, indeß immer der Constitution insofern zuzuschreiben, als ihr Inhalt diese Wirkung veranlaßt hat, ohne welche das Acciregeschäft, wie denn mit Gewißheit vorauszusehen war, eine ganz andere Wendung genommen haben würde, und auf manches Privat-Eigenthum leichtlich einen nachtheiligen Einfluß hätte haben können. Wohl uns deshalb daß alles so wohl gediehen, (denn die einzelne Bürger, so wie die Corporationen, welche gegen die Annahme der neuen Constitution Protestationen bei Rath eingelegt, sind nicht gehört worden;) und weiter nichts zu thun übrig ist, wie die Installirung des gesetzgebenden Körpers, das heißt eines Gerichts, das wie ehemals Kaiserliche Majestät, in letzter Instanz entscheide, und so wie vor Zeiten der Reichshofrath, ohne an der Verwaltung Theil zu nehmen, allein darauf zu sehen hat, daß recht verwaltet werde; und dem, obgleich an sich mehr wie Senat und Bürgercolleg, dennoch keine andre Verpflichtung auferlegt, als dafür zu sorgen, daß den bestehenden Gesetzen weder dadurch zuwider gehandelt werde, daß ihnen zu viel, noch dadurch daß ihnen zu wenig Genüge geleistet wird.

Wann diese Oberinstanz eingesetzt werde, ist übrigens unbestimmt, und vor der Hand ist allein so viel bekannt, daß sie aus 45 Bürgern bestehen soll, die so oft Streitigkeiten zwischen Rath und Bürgerschaft obwalten, mit 20 Senatoren und 20 vom Bürgerausschuß zusammentreten, um zu untersuchen wer Recht habe und wer Unrecht. Dies allein wäre an sich schon weise und trefflich genug, es soll aber überdieß ohne die Genehmhaltung der 45, niemals weder eine bestehende Auflage abgeschafft, noch eine neue auferlegt werden können,

was in einem so beschränkten Staat wie Frankfurt, einer der wichtigsten Punkte der Constitution ausmacht! Denn angenommen, ein jedoch blos der Möglichkeit nach denkbarer Fall, daß Rath und Einundfunfziger sich mit einander vereinigten, und anstatt das Gesammtwohl der Bürgerschaft vor Augen zu haben, mehr dem Privat-Wohl sich zuneigten, so läge das Wohl oder Weh aller übrigen Bürger allein in den Händen dieser beiden Corporationen, und es könnten nöthige und unentbehrliche Auflagen abgeschafft, und dagegen an die Stelle der abgeschafften, weniger nöthige und entbehrliche treten. Einem so großen Unglück ist durch die Gewalt der gedachten Oberinstanz vorgebeugt, wofern die 45 Stellen an 45 Männer gelangen, die den Muth haben eine eigene Meinung sich zu erlauben, und in so lang als sie der Ueberzeugung leben, sie sey die bessere, dafür zu streiten; aber dabei nicht unempfänglich, sich eines bessern belehren zu lassen, wofern sie mit Unrecht ihre Ansicht für die bessere halten. Der Schlußstein am Constitutions-Gebäude ist demnach die Wahl der 45 — Mislingt dieselbe, so ist alles bisher Geschehene bloßes Formenwesen: denn die beste Verfassung ist nur unter der Bedingung gut, daß es der herrschenden Parthei nicht gelingt die Wahlen zu leiten, und dadurch die Gewalt, so wie das Ansehn der gesetzlichen Oposition zu untergraben, so daß wohl den Buchstaben aber nicht dem Geist des Gesetzes nachgelebt wird, und die Bürger allein der Form nach frei sind; das heißt, so wie die Engländer, es sich bloß einbilden frei zu seyn.

Der Kuß.

(Nach dem Italienischen.)

Komm, reizende Elvire!
Ein Küßchen giebt sich ja.
:,: O laß mir das Geziere,
Und ruf nicht die Mama! :,:
Willst du denn nimmer hören
Von Amors süßer Pein?
O laß mich heut dich lehren,
:,: Dein Herzchen zu erfreun! :,:
Komm denn, o komm, Elvire!
Ein Küßchen giebt sich ja.
O laß nur dies Geziere!
O, ruf nicht die Mama!
Laß, laß doch dies Geziere!
Was soll denn hier Mama?

2.

Elvire.

Nein! nein! sie muß es wissen;
Denn immer sagt Mama:
:,: „Gift ist und Pein das Küssen;
„Komm keinem Mann zu nah!" :,:

Roger.

Ach, Mädchen wenn du wüßtest,
Wie süß ist solche Pein:
Glaub mir: gewiß du küßtest;
:,: Glaub mir: du würdest mein. :,:

Elvire.

Und sollt' ich es nun werden?

Roger.

Wie mich dies Wort entzückt!
:,: Dann, auf der weiten Erden
Ist keiner so beglückt. :,:

F. H. Bothe.

Neuigkeiten.

Dank- und Denk-Lieder zur Jahresfeier der Leipziger Schlacht. 1816.

Die Geschichte der letzten Jahre läßt sich in gewisser Rücksicht in Eine Zeile zusammendrängen: Preußen, ganz Deutschland hat wahre bleibende Nationalfeste gewonnen. Es darf, es wird nie aufhören, sie mit gerechtem Selbstgefühle zu feiern. — Wie dies in diesem Jahre zu Berlin geschah, das zu beschreiben, muß andern Blättern überlassen bleiben. Dieses hier heißt der Freimuthige, und muß sich's also versagen, den Herold zu machen: mit kalter Unbefangenheit aber über Gegenstände die ihn so sehr erwärmen, zu sprechen, vermag der Verf. nicht. Und eben so wenig kann er es über sich gewinnen, an die Lieder von Jahn, die oben genannt sind, das Richtscheid der Kritik zu legen. Sie gehören zu den schönsten Flammen, die zur Feier des 18ten Octobers entzündet werden konnten. Statt dessen erlaube man hier ein Paar ganz kurze historische Parallellinien.

Das Leben der Nationen muß nicht nach einzelnen Jahren gemessen werden; der kleinste Maaßstab der daran gelegt werden darf, ist wohl ein Decennium. So gehören folgende Züge neben einander.

Im Herbst 1806. erblaßten viele und schüttelten heimlich den Kopf, daß jemand zu Berlin mit Zuversicht zu singen wagte:

Auf, Jüngling, auf! Und Greis und Mann!
Kühn unserm Recht vertraut!
Zu Kampf und Sieg heran!
Für Preußens Thron und alten Ruhm!
Für Weib und Kind und Eigenthum!
Der Bräutgam für die Braut!

Chor. Die Trompet ruft! Die Fahne weht!
Es gilt für's Vaterland!
Heran zur Schlacht für's Vaterland!

Du Land des Ruhms! Du Land der Macht!
Du heilig Vaterland!
Die Rächer sind erwacht! — u. s. w.

Zum 18ten Okt. 1816. schon zur dritten Jahresfeier der Befreiung Deutschlands, singt mit höherm Schwunge, ein Dichter der selbst den heiligen Kampf mitgefochten:

Was strahlt auf der Berge nächtlichen Höh'n,
Wie heilige Opferflammen?
Was umschwebt uns ahnend wie Geisterweh'n
Und sagt: uns sei heute Großes geschehn;
Und führt uns feiernd zusammen?
Wir feiern die heilige Siegesnacht
Des Kampfes für Freiheit, die Leipziger Schlacht.

Auf! all ihr Entsproßnen auf Deutschlands Flur,
Ihr Söhne nie wankender Väter!
Gott hat uns gezeiget die hehre Spur!
So laßt uns denn treten zum heiligen Schwur,
Die Flamme schlägt höher und röther!
Wenn der Franke sich wieder zum Rheine wagt,
So scheuch' ihn das Banner der Leipziger Schlacht.

Hell lodre die Flamm' auf der Berge Höh'n,
Noch heller die Flamm' in den Herzen.
In Deutschland soll Jeder für Alle stehn,
Und keck dem Erbfeind ins Auge sehn,
Und errungenes Gut nicht verscherzen.
Und wenn der Erbfeind einst wieder erwacht,
Unser Feldgeschrei sey: Die Leipziger Schlacht!

Und was der Dichter sang, singen gewiß Hunderttausende in Deutschland ihm nach, um heilige Gedächtnißfeuer versammelt. — Die Geschichte dieses Decenniums aber, im Großen, wie in dem hier aufgestellten Kleinen, ist Eine eng zusammengehörende Reihe von Begebenheiten.

Bücher-Chronik.

Ueber die Furcht einiger Protestanten vor dem Pabst und den Jesuiten. Deutschland. Im Monat August. 1816. — Ein sehr aufgeklärter Katholik sucht hier diese Furcht dadurch zu heben, daß er daran erinnert, der Katholicismus und der Papismus seien durchaus von einander verschieden; die Gewalt des Pabstes gelte schon längst bei den Katholiken sehr wenig, und es hänge ja nur von den protestantischen Fürsten, die katholische Unterthanen haben, ab, jene Gewalt ganz zu vernichten, indem sie der katholischen Kirche eine von der Römischen Curie unabhängige Verfassung gäben, und sie so unter die Obhut der Landstände stellten. Eins von den Gesetzen, die er vorschlägt, ist, daß durchaus kein Mönchsorden, besonders kein Jesuit, in ein Deutsches Land aufgenommen werden sollten. — In wiefern die Beruhigungsgründe des Verfassers ganz richtig, und seine Vorschläge ausführbar sind, mögen genauer Unterrichtete beurtheilen; aber die Zuversicht mit welcher er jeden möglichen Einfluß des Pabstes für unbedeutend erklärt und überall nur Friedlichkeit sucht, macht einen sonderbaren Contrast mit der in der vorigen Nummer angezeigten Schrift, welche katholische Freimäurer für unfähig zur Landstände-Wahl erklärt, weil der Pabst den Orden exkommunicirt habe. — Wenigstens erhellt daraus, daß nicht alle Katholiken in Deutschland so denken, wie Er, also auch der Einfluß der päbstlichen Curie auf sie bedeutender seyn würde, als auf ihn.

Vermischte Nachrichten.

Zu den wiederholten Siegesnachrichten aus Karthagena in Südamerika, welche die Madrider Hofzeitung seit einiger Zeit lieferte, fügen jetzt Briefe die Nachricht, daß der Königliche General Morillos, der in Südamerika kommandirt, gefangen nach Spanien zurückgebracht werde, weil man Briefe von ihm gefunden, wodurch die jetzigen Minister beleidigt sind, und er sich einen Theil der erhobenen Kontribution zugeeignet habe. Welchen Einfluß das auf die Benutzung und Fortsetzung der erfochtenen Siege haben werde, ließ sich nicht voraussehn. (Andere Nachrichten sagen, er sei zu den Insurgenten übergegangen.)

— Das Journal de Paris rühmt von einer Schauspielerin: Dlle. Fleury hat gefühlt, daß man gewöhnlich nur nach Dem Verlangen empfindet, was man nicht sieht; sie hatte also klüglich den Blicken der Zuschauer heute etwas zu verlangen übrig gelassen. — — —

— In der öffentlichen Sitzung, welche die „Akademie der nützlichen Wissenschaften" zu Erfurt am 3ten August hielt, theilte Prof. Trommsdorf Nachricht von einem von dem Grafen Real erfundenen Instrumente mit, vermöge dessen man durch eine Wasser- oder Quecksilber-Säule aus allen organischen Substanzen alle auflöslichen Theile mit größter Leichtigkeit herausziehen kann. (Aber bestehen die organischen Substanzen nicht aus lauter auflöslichen Theilen?) Hr. Trommsdorf hatte schon durch dieses Instrument Kaffee bereitet, und ließ eine Maschine ausführen, durch die er ohne Feuer Bier bereiten wollte. —

— Der Deutsche Beobachter will in einem Engl. Oppositionsblatt die an jedem Orte, vorzüglich aber an einem solchen sehr sonderbare Phrase gelesen haben: Se. Maj. der König von Frankreich habe die Großmuth gehabt, zu behaupten, Buonaparte sei der außerordentlichste Mensch.

— Die Erndte ist in England, allem glücklichen Anschein zuwider, sehr schlecht ausgefallen: der Waizen ist so gequollen und wasserreich, daß man ihn dörren muß, um Mehl zu bereiten. Nun werden, glaubt man, zum 15ten Nov. die Häven zur Getraideeinfuhr geöffnet werden. — Die Zitze und Tücher sind in Deutschland nicht misrathen; aber die Englischen strömen doch herein.

— Bei Gelegenheit der neuen Preßgesetze, welche Ludwig der 18te in den Niederlanden bewirkt hat, bemerkt ein Englisches Blatt, daß Ludwig der 14te in der Höhe seiner Macht nicht die Generalstaaten zu solchen Bestimmungen bewegen können.

— Das Journal des Maires soll den Hof jährlich 100tausend Livres kosten.

Preis vom 1sten Okt. — 31sten Dec. 1 Th. Pr. Cr. Im Verlage der Haude- und Spenerschen Buchhandlung.

1816. Nro. 53.

Ernſt und Scherz

Dienſtag, oder den 22. Oktober.

der alte Freimüthige.

Wielands Charakteriſtik, von einem ältern Britten.

Bei einer allgemeinen Ueberſicht der Wielandſchen Werke, ſagt der Kritiker, heften wir unſer Augenmerk insbeſondre auf die Meiſterſtücke dieſes Dichters in der erzählenden Gattung. Seine Romane haben ein durchaus eigenthümliches Gepräge. Sehr gleichgültig, wie es ſcheint, gegen Sitten und Meinungen der Zeitgenoſſen, verlegt er die Scenen ſeiner Fabeln immer in entfernte Zeitalter oder Gegenden, und beobachtet mit einer Art von ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit das Coſtüm nicht blos der Perſonen und der Gegenſtände, ſondern auch ſogar des ganzen Idiomganges. Bei dem allen aber läßt er ſehr kunſtvoll, eine durchgängige Aehnlichkeit der Denk- und Handlungsweiſe in den verſchiedenen Jahrhunderten und Gegenden hervorſpielen: überall behält er die allgemeine Verirrungsweiſe der Menſchen im Auge und ſchildert dieſelben Charaktere, dieſelben Leidenſchaften, dieſelben Cataſtrophen, nur auf anderen Bühnen und unter andern Masken. Ein Schwärmer, — durch die Täuſchungen einer Geliebten und durch die Ueberredungen eines Philoſophen zu einem Weltling umgewandelt, — iſt der Lieblingsgegenſtand ſeiner genialiſchen Darſtellungen. Nach pathetiſchen oder auch hochkomiſchen Stellen forſcht der Leſer in ſeinen Werken vergeblich. Um ſo viel reichlicher bietet der Dichter ihm eine Menge der ſchönſten Beſchreibungen, der zarteſten und feinſten Situazionen dar: ſein Hauptzweck iſt nicht, Leidenſchaften zu erregen, ſondern Charaktere zu gergliedern. Seiten erhebt er ſich bis zu dramatiſch lebendigen Gemählden. Das Vergnügen, welches er gewährt, iſt von der ſanften, nicht von der ſtürmiſchen, berauſchenden Gattung: es iſt der Genuß des Angenehmen, nicht die Schwelgerei des Entzückens.

Es fällt auf, daß er ſelten reine Naturſcenen ſchildert. Aus der üppigen Fülle von Gegenſtänden der Kunſt, mit welchen er ſeine Darſtellungen ſchmückt, möchte man ſchließen, daß ſeine Phantaſie ihren reichen Bildervorrath mehr aus dem künſtlich verzierten Opernhauſe, als aus dem offnen Tempel der großen Natur geſammlet hat, und er ſcheint mehr in Palläſten, als auf Wieſen und Bergen, an Flüßen und in Thälern, gelebt zu haben. Ueberall huldigt er der Ueppigkeit, und begünſtigt ſinnliche Weichlichkeit. Ein Stoiker würde ihn nennen „den Sophiſten der Ueberfeinerung;“ ein Epicuräer „den Philoſophen der Grazien.“ Seine Schriften ſind daher vorzüglich geſchickt, die Bewohner der Städte zu unterhalten, und die Stunden der Muße rei-

cher, hochgebildeter, vielgereister Leute auszufüllen. Ihr Eindruck bildet sich nur allmählig: sie fesseln uns aber, bei wiederholtem Durchlesen, nur desto unwiderstehlicher.

Unter seinen Gedichten sind die gereimten romantischen Epopöen die vorzüglichsten. Mit gleicher Kunst und Gewandheit besteigt er und lenket den Hippogryph der alten Ritterschaft, den Pegasus des Olymp. und den Ginnistanischen Simoorg. Seine allgegenwärtige Phantasie beschwört die Gottheiten jeder Volksmythologie in ihren Zauberkreis, und schmückt sie mit jeden gefälligsten und nationellsten Attributen aus. Seine Helden und Heldinnen sind weder Agamemnons, noch Diomeden, noch Achillen; sind nicht Clytemnestren und nicht Andromachen. Aber wenn sie uns weniger Bewunderung entreißen, so gewinnen sie desto mehr unser Herz.

Die jüngste der Grazien, nicht die erhabenste der Musen, erflehte für ihn vom Apoll die Gabe des Gesangs.

Anekdoten von dem berühmten Schauspieler le Kain.

In der Kraft des leidenschaftlichen Ausdrucks war er einzig, und mit keinem andern französischen Schauspieler zu vergleichen. Und doch hatte die Natur ihn weder mit einem gefälligen Aeußern, noch mit einem schönen Organ begabt: seine Gesichtszüge waren beinahe verzerrt, seine Gestalt war unansehnlich, seine Stimme tönte rauh; aber alle diese Hindernisse besiegte er glücklich. Der alles beseelende Geist seines Spiels vergrößerte und verschönerte ihn gleichsam vor den Augen der Zuschauer und ein Organ, welches Gedanken und Empfindungen so treu, so wahr wiedergab, hörte auf, misklingend zu seyn. Seine Sprachtöne personifizirten dem Ohr gewissermaßen nach der Reihe die unglückliche Liebe, die Rache, die Eifersucht, die Verzweiflung. Durch diese geistigen Vorzüge seines Spiels, machte er nicht nur seine körperlichen Fehler vergessend, sondern brachte sogar die entgegengesetzte Täuschung hervor. Wenn er z. B. den Orosman oder den Tancred spielte, so war es sehr gewöhnlich, die Weiber ausrufen zu hören: „Ach! wie schön er ist!" Ein Ausruf, der dem weiblichen Geschlecht Ehre macht: denn sie wissen es nur zu wohl, daß die wahre Schönheit des Mannes in der Empfindsamkeit seines Herzens besteht, und derjenige ihnen der schönste ist, der sie am besten lieben kann. Dieser schönen Empfindsamkeit des le Kainschen Spiels huldigte selbst der gefühllose Ludwig XV., denn er pflegte zu sagen: „Le Kain macht mich weinen, mich, der ich so selten weine!" Einer der vielen Triumphe seiner Stärke im leidenschaftlichen Ausspruch war unter andern das erhabene Hemistich im Voltairischen Mahomed:

il est donc des remords!

Schrecken und Angst mahlten sich auf allen Gesichtern, wenn er dies aussprach.

Gedankenlese aus den Schriften eines berühmten Ministers.

Neidisch.

Es giebt Umstände, wo der Neidische eine Sache weit mehr als irgend jemand lobt, nehmlich wenn eine Sentenz oder Handlung unwidersprechlich schön sind. Dann hofft er dadurch, daß er seine Lobeserhebungen aufs höchste treibt, diejenigen zum Schweigen zu bringen, die nicht gern in irgend einer Sache die Zweiten seyn wollen, und zugleich stützt er sich auf die Bemerkung, daß je mehr man das Lob übertreibt, man von der andern Seite nur um so geschwinder das verdrüßliche „aber" hört. Wenn nun dies „aber" wirklich kömmt, so hält er sich's um so eher für erlaubt, nun auch seinen Tadel dazu zu geben, da er sich nur eben erst durch die unmäßigste Vergötterung desselben Gegenstandes auszeichnete.

Lieblingswörter, oder Schmarotzerwörter.

Man könnte sich vielleicht eine Idee von dem ganzen Karakter eines Menschen machen, wenn man bloß auf die Lieblingswörtchen Acht hätte, die ihm gewöhnlich zu entschlüpfen pflegen. Freiherausgesagt, ist eine Phrase, deren sich meistens bloß sehr versteckte Gemüther bedienen. Ohne Umstände sagt nur ein Mensch, der gerade welche macht. Der Schmeichler sagt bei jeder Gelegenheit: Sie können mir's glauben. Der Schleicher: Reden wir offen; der Genauüberlegende und Berechnende: Was thut's. Man könnte spielend noch eine Menge anderer Beispiele dieser Art auffinden. So habe ich einen langweiligen Schwätzer gekannt, der um seinen Fehler andern und sich selbst zu verbergen, schon bei der ersten Phrase kurz und endlich sagte. Bei Leuten aus dem Pöbel giebt es auch dergleichen Worte, aber sie rühren bloß von Angewöhnungen. Dergleichen Menschen halten so fest an ihnen, daß wenn selbst ihr Vortheil es foderte sie zu lassen, sie es doch

durchaus nicht im Stande wären. Bei öffentlichen Bezeichnungen ſolcher Leute in Steckbriefen u., würden dieſe Worte leichter zur Entdeckung führen, als die Beſchreibung der Geſichtszüge. —

Der Geheimnißvolle.

Geheimnißvoll zu ſeyn, iſt das Grundgeſetz der Diplomatie. Man hat Unrecht, denn man verſcheucht ſo das Vertrauen der andern. Verſchwiegenheit laß ich eher gelten. Es giebt zwei Arten davon; die eine, indem man immer daran denkt, was man ſagen darf; die andere, indem man bloß daran denkt, was man zu verſchweigen hat. Die erſte iſt bei Menſchen vom Mittelſchlag angenommen; die andere iſt nur das Eigenthum erhabnerer Geiſter. Nur mit der letztern erwirbt man Vertrauen und freie Mittheilung.

Greiſe.

Greiſe führen ein peinliches Leben, wenn ſie anders noch im Stande ſind alles zu beherzigen, alles zu fühlen. Die lachende Ausſicht der Zukunft gehört ihnen nicht, und wenn ſie von der Vergangenheit ſprechen wollen, ſo hört man nicht darauf. Jeder läuft nach den Kämpfen der Welt, nach den Schlachtfeldern von denen ſie eben zurückgekommen, und es iſt ſchon viel, wenn man ſie nur im Vorbeigehn grüßt.

Die Kunſtgriffe
Unwiſſender in hohen Ehrenpoſten.

Das Benehmen eines angeſehenen Mannes, der ſtets ſeine Unwiſſenheit zu verbergen hat, iſt eine wahre künſtliche Tactick. Man bemerke nur ſein bedeutendes Stillſchweigen, wenn die Rede von Gegenſtänden iſt, die er wiſſen ſollte, und die er doch nicht weiß; die Geſchicklichkeit mit welcher er ausweicht, wenn die Unterhaltung ihm zu nahe auf den Leib kömmt, wenn alle Blicke der Geſellſchaft ſeine Meinung zu erwarten ſcheinen und ſein ſtummes Spiel erſchöpft iſt. Dann nimmt er ein Paar Papiere vom Kamine und durchläuft ſie aufmerkſam, und hört er nun ein Urtheil, deſſen Gründlichkeit ihm unzweideutig ſcheint, ſo ruft er geſchwinde: Ja, ſo iſt's, gerade ſo! Aber er hört mit ſeinen Lesereien nicht eher auf, als bis er dem Geſpräche mit Leichtigkeit eine andere Wendung geben kann, und er hat ſo oft zu dieſem Hülfsmittel ſeine Zuflucht nehmen müſſen, daß dieſe Kunſt ihm ganz geläufig geworden iſt. Manchmal wagt er ſich doch etwas weiter ins Blachfeld, und wenn man etwa in ſeiner Gegenwart über die Epoche einer Begebenheit der Vorzeit, oder über die Entfernung zweier großer Städte von einander ſpricht, und er nun mehrere ſich entgegengeſetzte Meinungen gehört hat, die aber mit gleicher Hartnäckigkeit verfochten wurden, — zum Beiſpiel A. 200 Jahre vor unſerer Zeitrechnung, B. 300 Jahre, oder A. 200 Meilen weit, B. 240 Meilen, — ſo ſagt er denn endlich: ich glaube es ſind 250 Jahre, ich glaube es ſind 220 Meilen. Allemal zieht er die Mittelzahl heraus, und ohne weiter das geringſte Anhalten zu haben, auf das er ſich bei einer ſolchen Behauptung ſtütze, hat er doch nun ſein Gutachten in der Mitte in Sicherheit gebracht. Dergleichen gute Gelegenheiten kommen aber ſelten. Leichter wird es ihm noch, durch Gemeinſätze einen Streit über ſcharf bezeichnete Gegenſtände, in die er ſich nicht miſchen kann, zu beendigen, dann nimmt er ein andermal aber auch wieder Genugthuung, und wenn er etwa des Morgens eine Staatsſchrift geleſen hat, aus der ihm noch einige ſtatiſtiſche Particularitäten hängen geblieben ſind, ſo ruht er, wenn er in Geſellſchaft kömmt, nicht eher, als bis er eine ſchickliche Gelegenheit herbeigeführt hat, das an den Mann zu bringen, was er eben ſich gemerkt hat. Schlimm genug, wenn man ihm dann einen Gefallen zu thun denkt, wenn man ſich eine nähere Erklärung von ihnen ausbittet, ihm einen leichten Einwurf macht: er antwortet nur einſilbig, und wird auf der Stelle verdrüßlich.

(Der Schluß folgt.)

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Schaubühne.

Am 19ten Oct. feindigte der Herrl an: Zur Jahresfeier der Völkerſchlacht bei Leipzig eine Rede; gedichtet von K. Lessen, geſprochen von Dr. Weiß.

Gedichtete Reden ſind ſchon an und für ſich ſonderbar Ding, — ſo der Literatur ungefähr eben das, was gewiſſe Geſchöpfe in der animaliſchen Welt ſind: ſie fliegen und gehen, aber erſteres nicht wie ein Vogel, letzteres nicht wie ein Thier. — Die fruchtlose „gedichtete Rede" war eine Ehre deren Worte in Verſen geordnet waren, aufgeputzt mit „Germania," und ſonſtig anderen Dingen, die zwar jedermann verletzt, die aber gleichwohl nicht populär ſind, — weil ſie nicht aus dem Leben hervorgelangen, ſondern aus der Schule. Dr. Weiß, der aber leider eine etwas ſchwache Bruſt hat, ſprach ſie mit Anſtren-

hung und dem regelmäßigen Tonfall, den sie etwas leidet, und das Publikum nahm sie mit der Theilnahme auf, zu der sie etwas beruhigen kann, d. h. mit der zahlreichen Ergebung darein, daß sie gehalten wurde, und daß sie endigte.

Hierauf gab man zum ersten Male! Laire, Oper mit Tanz; von Winter. — Die Handlung darin gehört wohl zu den ärgsten poetischen Unbingen, die noch auf den Fittigen der Musik emporgetragen sind. Alles ist darin ohne langliches Motiv, manches geschieht ganz und gar ohne Anlaß. Indeß sind, worauf es dem Komponisten allein ankam, Situationen darin, in denen die Gefühle oft zur Leidenschaft gesteigert einen hohen Flug nehmen, und er hat sie dann vortrefflich ausgesprochen. Vor allem herrlich ist ihm das gelungen in einer Arie des ersten Aktes, in welcher Zaire ihr Entzücken über die Befreiung Luzignans ausdrückt; in einem Duett in der 5ten Scene des zweiten Aktes, und wieder in der 2ten, wo Orosmann in einer Arie und einem Recitativ seinen nach Rache dürstenden Zorn den Lauf läßt. Diese Anzahen waren es auch, welche von Mdme. Milder-Hauptmann und Hrn. Fischer am hinreißendsten ausgeführt wurden, und die das Publikum mit dem wärmsten Beifall aufnahm; aber der alte, vom Publikum schon so lange hochgeehrte Meister hat sein ganzes Werk reich mit Schönheiten ausgestattet, und auch Herr Stümer und Herr Stern, als Nerestan und Luzignan, verdienen hohes Lob.

Das Stück wird sich lange erhalten, und ich werde wohl oft Gelegenheit haben darauf zu sprechen; so sey es denn heute genug, wenn ich noch hinzufügt habe, daß die Kleidungen und Dekorationen eben so reich als geschmackvoll waren. Auch die Tänze gefielen mit Recht.

Bücher-Chronik.

Frauentaschenbuch für das Jahr 1817 von de la Motte Fouqué. Nürnberg bei Schrag. — Für Liebhaber der jetzt modischen altertümlichen und Wandermanier. — Ich hoffe, das beziehnet nicht grade die ganze Leserwelt poetischer Arbeiten! — eine recht schon und sinnig bereitete Gabe. Die Kupfer, worunter acht Momente aus den Schriften des Herausgebers und zwei Landschaften sind, zeichnen sich vor allen in den diesjährigen Almanachen, durch Wahl des Augenblicks, Zeichnung und Stich aus. Der Werthinhalt, 449 engbedruckte Seiten, ist reich an Interessantem für die oben Bezeichneten. Andre die nicht so überreizt sind, dürften durch Schauder und Grauen angezogen werden zu können, werden sich an dem kleinen Dramoier: das Fürstenkind, und an „Beatrix," einer recht gut erzählten, wiewohl etwas weitschweifigen Novelle von Franz Horn, ergötzen. — Unter den Gedichten sind vorzüglich die lyrisch-erzählenden von Fr. Krug von Nidda anzuhemd. Auch unter den übrigen sind manche sehr gelungen; im allgemeinen tragen aber sie gleichfalls jenes Mondscheinartiger. Auch diese Manier wird einst, und wahrscheinlich bald, vorübergehen. Möge dann keiner der talentvollen Dichter die sich ihr gewohlt haben, sich so ganz an sie verlieren haben, daß er ohne sie nichts leisten kann, als mit ihr untergehe. Die letzten Jahrzehende zeigen viele warnende Beispiele von der Art.

Vermischte Nachrichten.

Die allgemeine Zeitung theilt ein Schreiben mit, worin christliche Deutsche Bürger eines christlichen Deutschen Staates benachrichtigt werden, die unter ihnen wohnenden Juden und Franzosen zu hassen und zu verfolgen, weil sie reich sind. Daß kann wohl nur eine Verdächtigung seyn, wenn es nicht ein Versuch ist, die eigne Gabe dadurch zu stärken, daß man eine fremde, gar nicht dazu gehörende, hinein mischt. Franzosen, die in Deutschen Staaten das Bürgerrecht haben, sind der That nach Deutsche und Einheimische, und werden als solche betrachtet. Sind sie noch nicht Bürger, als Fremde: nun, niegend ist wohl ein Volk so beschränkt, Fremde deshalb anzufeinden, daß sie ihren Reichthum bei ihm genießen. Sollten sie aber als Fremde, die Mittel reichthum zu erwerben, zum Nachtheil der Einheimischen, an sich ziehen, so wären die Klagen der Einheimischen sehr gerecht. Ein Beispiel davon ist indeß nirgend bekannt geworden. Auch die Juden, einheimische und fremde, klagt man nicht deshalb an, daß sie reich sind, sondern man klagt nur darüber hier und dort, — ob mit Recht oder Unrecht, mag auf sich beruhen, — daß sie alle Mittel zu verdienen, an sich zu reißen suchen.

— Im Würtembergischen bei Weilheim, wurden schon vor einem Jahre auf dem Acker eines Gastwirths eine antike Büste und eine Lampe, beide von Metall, gefunden. Der Besitzer hält sie für Gold, und will sie nur für eine gleich schwere Masse Gold weggeben. Kunstverth sollen sie nicht besitzen.

— Zu Frankfurt am Main hat sich auch ein päbstlicher Nuncius eingefunden der in bürgerlichen Kleidern geht, und, wie die Nemesis sagt, geheime Zusammenkünfte mit S—l, S—r und Jakob Bohmischen Katholiken hält. (Die Schrift, welche die Freimaurer und vorzüglich die katholischen, für unsolbig erklären will, Mitglieder von Standeer- amm ungen zu werden, ist von einem Hn. S—, und wahrscheinlich zu Frankfurt geschrieben.)

Russische Journalistik Aus St. Petersburg.

(Fortsetzung.)

B. In Moskwa.

Im vorigen Jahre erschienen in Moskwa viele neue Zeitschriften, sie sind aber alle in dem Jahre eingegangen. Jetzt kommen da noch folgende, seit mehreren Jahren erscheinenden, heraus:

Der Herold von Europa (Wästnik Jewropy) herausgegeben vom Prof. Karsamewski, einem gelehrten, talentvollen Mann, der an demselben seit 12 Jahren nur mit kurzen Unterbrechungen arbeitet. Dies Journal, im J. 1900 von Karamsin angefangen, erscheint zweimal monatlich in Heften von 5 Bogen, und wird eingetheilt in 1) Schöne Literatur, Erzählungen, Gedichte u. 2) Künste und Wissenschaften, wissenschaftliche Abhandlungen, gelehrte Nachrichten u. 3) Zeitgeschichte und Politik. 4) Vermischte Anzeigen, Bemerkungen u. Diese Zeitschrift ist eine der gelesensten in Rußland. Schade nur daß sie seit einiger Zeit nicht mehr so lebendig in's Wesen und Treiben der Literatur eingreift. Außer einigen harten Ausfällen auf den Geist der Journale im vorigen Jahre, sahen wir darin keine Recensionen und dergl.

Das politische, historische und statistische Journal, eine kaum regelmäßig erscheinende Uebersetzung des Hamburgischen, welches auch mit Aufsätzen aus andern russischen Blättern gefüllt wird.

(Der Schluß folgt.)

1816. Nro. 54.

Ernst und Scherz

Donnerstag, oder den 24. Oktober.

der alte Freimüthige.

Mémoires pour servir à l'histoire de la guerre entre la France et la Russie, en 1812; avec un Atlas militaire. Par un Officier de l'état-major de l'Armée Française. Tome prémier, contenant les Mémoires. (In 4to 359 Seiten) T. II. contenant l'Atlas militaire. A Londres, 1815.

Dies, angeblich im vorigen Jahr in London gedruckte Werk, wird erst jetzt bekannt, und Pariser Zeitungen melden aus London, daß es vom festen Lande dorthin gebracht sey. Dieselben Zeitungen nennen den General Guillaume als Verfasser. Andre Nachrichten sagen, er heiße eigentlich Guillaume de Vaudrancourt, sei bei der Berezyna gefangen genommen, nach Petersburg gebracht, und dort mit großer Güte behandelt worden; auch habe er sich dort immer als eifriger Royalist ausgesprochen. —

Sehr einsichtsvolle Militärs, die den hier beschriebenen Feldzug gegen die Franzosen machten, erklären die Nachrichten, die dies Buch von den Bewegungen der Armeen giebt, für gut; übrigens trägt es bis zum Spaßhaften die Farbe der einseitigsten Parteilichkeit. Glaubt man dem Verfasser, so haben die Franzosen sich nicht nur vom Niemen, bis nach Moskau hinein, sondern auch wieder zurück von Moskau bis zur Beresina, aus Rußland hinaus gesiegt. Alle Maaßregeln wodurch die Entwürfe des Korsischen Tyrannen etwa gestört oder vernichtet wurden, sind in den Augen des Verfassers entweder barbarisch oder fehlerhaft. Er geht sogar so weit, zu behaupten, wenn man Moskau lieber den Flammen, als den Franzosen überlassen wollen, hätte man das hübsch vorher allgemein bekannt machen sollen; vermuthlich damit Buonaparte seine Maaßregeln nehmen konnte, dadurch nichts zu verlieren. Daß er die Deutschen darüber hart anläßt, daß sie nicht mehr Anhänglichkeit an Buonaparte hatten, als an ihr Vaterland, versteht sich von selbst. (Eingesandt.)

Aus der Asia de Joano de Barros, Decada IV. Liv. 10. Cap. 19. 20.

(Aus der handschriftl. Uebersetzung von Soltau.)

D. Garcia de Noronha kömmt nach Indien. Er rüstet sich, um mit einer Flotte nach Diu zu gehen, und berathschlagt sich darüber schriftlich mit Nuno da Cunha.

Um die Geschichte der Belagerung von Diu nicht zu unterbrechen, haben wir bisher keine Erwäh-

nung gemacht von der Ankunft des Vicekönigs D. Garcia de Noronha, welche am 14ten Sept. 1538 erfolgte, und am 16sten in Diu bekannt ward. D. Garcia hatte bereits unter seinem Oheim, dem großen Afonso d'Albuquerque, in Indien gedient, und ward wegen der starken Rüstungen der Türken, im Frühling des Jahrs 1538 als Vicekönig nach Indien gesandt, mit einer Flotte von 12 Schiffen, welche 3000 Mann Truppen am Bord hatten. Die Hauptleute dieser Schiffe waren D. Joano und D. Garcia de Castro, D. Christovano da Gama, Ruy Lourenzo de Tavora, D. Joano Dessa, D. Francisco de Menezes, Luis Falcano, Joano de Sepulveda, Francisco Pereira de Berredo, und Bernardin da Silveira. Der letzte ging verloren, ohne daß man jemahls Nachricht seinetwegen erhielt. Mit den übrigen elf Schiffen langte D. Garcia in Mosambick glücklich an, und ging, nachdem er durch Henrique de Sousa Chicherro Bericht von seiner Fahrt nach Portugal gesandt hatte, nach Goa unter Segel, woselbst ihm nach seiner Ankunft die Regierung von Nuno da Cunha mit der gewöhnlichen Feierlichkeit übergeben ward.

Gleich nach seiner Ankunft fing er an, sich zu rüsten, und zwar um desto eiliger, da er hörte daß Diu von den Türken bereits belagert ward. Weil man jedoch in Europa die Macht der Türken viel größer geschildert hatte, als sie wirklich war, so hielt er es für nöthig, ihr eine nicht minder zahlreiche Flotte entgegen zu stellen. Er brachte demnach über 170 Segel zusammen, unter welchen sich 17 Gallionen, 25 andere große Schiffe, 7 Caravellen, 8 Galeeren, 18 Gallioten, 9 Brigantinen, 33 Fusten, und 7 Kature befanden, außer 20 Katuren und Fusten, die als Aviseschiffe dienten, und einer Menge von Lastschiffen, um Lebensmittel und Kriegsvorrath zuzuführen. Die Anzahl der Truppen, die sich auf dieser Flotte einschiffen sollten, betrug 4500 Mann, ohne die Seeleute und Ruderknechte.

Wie D. Garcia alle diese Schiffe und Truppen versammelt hatte, war er unschlüssig, auf welche Art er sie gebrauchen solle. Nach langer Ueberlegung hat er am 15ten October Nuno da Cunha um seinen schriftlichen Rath. Dieser empfahl ihm vor allen Dingen, keine Zeit zu verlieren; er widerrieth ihm die Vertheilung der Truppen und des Geschützes auf so viele Schiffe, indem nicht nur mit der Ausrüstung derselben Zeit verloren, sondern auch die Streitkräfte zu sehr vereinzelt würden. Statt dessen rieth er ihm, höchstens nur achtzig der besten Schiffe auszuwählen, welche er für hinreichend hielte, um bis 3000 Mann Truppen einzunehmen, und alle übrigen Schiffe bloß zur Zufuhr von Lebensmitteln und andern Vorräthen zu gebrauchen. Er rieth ihm ferner, im Fall er nicht früh genug mit der ganzen Flotte auslaufen könnte, 25 bis 30 der besten und leichtesten Fusten und Kature voraus zu schicken, sie mit den erfahrensten Offizieren und mit der besten Mannschaft zu besetzen, und sie mit Gewehren, Feuerwerk u. s. w. reichlich zu versehen; indem er nicht zweifelte, daß diese Fahrzeuge, welche 300 bis 400 Mann führen könnten, wenn sie in der Nacht oder früh Morgens die Türkischen Galeeren angriffen, leicht ein halbes Dutzend derselben wegnehmen, oder in Brand stecken könnten. Zu gleicher Zeit könnten drei oder vier große Fusten mit Mund- und Kriegsvorrath mitgehen, um die Festung damit zu versorgen.

In Antwort auf diesen Brief schrieb ihm D. Garcia den 17ten October, dankte ihm sehr für die Mittheilung seiner Meinung, und meldete ihm daß er sechs Fusten und vier Kature unter Antonio da Silva abgeschickt hätte, und daß er nicht zweifelte, diese Vorläufer würden den Feinden ein solches Schrecken einjagen, daß er sie als überwunden betrachtete, sobald er selbst, nachdem er sich mit Lebensmitteln versehen hätte, sich nur blicken ließe. (Der Schluß folgt.)

Der Russische Abentheurer in Afrika.

(Aus dem „Sohn des Vaterlandes.")

Die Offiziere der Russischen Sloop Diana besuchten oft, während ihres gezwungenen Aufenthalts auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, im J. 1808. (Siehe No. 22. des alt. Te.) das Städtchen Simonstown. Einmal (6 Monathe nach ihrer Ankunft daselbst) bliebten zwei von ihnen auf einem Spaziergange außer der Stadt, an einem kleinen Bache stehen, und wußten nicht, wie sie hinüberkommen sollten. Wollen wir bis an die Brücke gehen, sagte der eine. Nein, wir können hinüberspringen, sagte der andere. — Ein Mensch, der hinter ihnen, in der Kleidung eines Holländischen Bauern, herging, schien von diesen Lauten ergriffen, näherte sich ihnen und fragte Holländisch: Von welcher Nation sind Sie, Herr Offizier? — Rathe einmal, antwortete jener. Nun fing der Unbekannte an alle Europäische Nationen herzuzählen, und nachdem er bei dem Namen einer jeden verneinende Antworten bekommen hatte, rief er Russisch aus: „Zum Teufel! Sollter Ihr

Russen seyn?“ — Man kann sich ihre Verwunderung vorstellen. — „Wir sind wirklich Russen, sagten sie, und luden ihn zu sich auf die Sloop ein. Da sagte ihnen der Unbekannte, er heiße Sanz-Roos, sei seines Handwerks ein Schmidt, und wohne 12 Stunden Weges von Simonstown, in der Colonie Hottentotisch Holland. Auf die Frage, ob er ein Russe und wie er hergekommen sei, antwortete er, daß sein Vater, ein Franzose, auf einer Reise nach Rußland im J. 1764 nicht weit von Wiburg Schiffbruch gelitten habe, und nachdem er dabei sein ganzes Vermögen verloren, Lehrer geworden sei. Er selbst sei damals 4 Jahre alt geweſen. Sein Vater habe sich nach Nischney-Nowgorod, begeben, dort eine Pensionsanstalt errichtet, und zehn Jahr in Rußland gelebt. Während dieser Zeit hätte er selbst Astrachan besucht, sei aus Asow nach Konstantinopel, und von da zur See nach Frankreich gegangen, aus Frankreich aber nach Holland, wo er durch Betrug gezwungen worden, als Matrose auf einen Ostindienfahrer zu gehen. Er habe auf Holländischen Schiffen sieben Jahre gedient, Indien und Japan besucht, und am Ende, da er nicht im Stande gewesen, die tyrannische Behandlung des Schiffskapitäns zu ertragen, sich bei der Ankunft auf dem Vorgebirge der g. H. krank gestellt und sei da gelassen.

(Der Schluß folgt.)

Anfrage.

Es sind nun einige Jahre her, daß Hr. Pfarrer und Professor van Eß zu Marburg, einen Preis auf die Beantwortung der Frage aussetzte: „Ob ein katholischer Bibel-Ueberseher bei seiner Arbeit bloß der Vulgata folgen, oder aus dem Grundtexte übersetzen dürfe.“ Die eingesandten Preis-Schriften sollten in Jahresfrist beurtheilt und dann gedruckt werden. Man weiß, und kann es mit Namen belegen, daß ihm gründliche und einsichtsvolle Schriften darüber zugesandt wurden. Seit dem Ablauf des Termins sind nun ein Jahr und sechs oder noch mehr Monate verlaufen: aber die Beurtheilung ist nicht erfolgt; auch nicht die Auszahlung des Preises; auch nicht der Abdruck der Schriften; — wohl aber hat Hr. van Eß selbst vor kurzem eine Abhandlung mit seinem Namen, über den Gegenstand drucken lassen. Wär' es nicht wohl gethan, wenn nun auch die andern Abhandlungen erschienen? — namentlich die des Herrn Prof. Lüke in Hildesheim, damit man sähe, warum Hr. van Eß nöthig hielt, selbst den Gegenstand zu behandeln, und in wiefern er von den andern, namentlich von Hr. Lüke, in Ansichten und Gründen abwich, ihre Preisschriften also gewiß nicht zu seinem Ruhme benutzt hat. —

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

Adolphe, anecdote par M. Benjamin Constant, Paris et Londres, 1816. — Von diesem Büchelchen haben Englische und Französische Zeitungen, als von etwas Wichtigem gesprochen. Das ist's nun eben nicht. Es ist noch eine Zugabe, zu den zehntausend gelungenen oder mißlungenen Gemälden der Liebe in leidenschaftlich starken, und in schwachen Gemüthern. Dieses hier hat viel Wahrheit, aber ihm fehlt Anmuth.

Der Oberförster Kraft und seine Kinder. Von der Verfasserin der Briefe von Julien. Leipzig. 1816. Eine freundlichere Anzeige hatte sich die Verfasserin dieses Romans gemacht. Sie stellt ein Paar alte ehrwürdige Eheleute auf, die acht Kinder haben, und sagt sich's dann angelegen seyn, diese sämmtlich zu Betten zu bringen. Ihr Benehmen dabei ist so freundlich geschäftig: es sieht sich ihr in einer müßigen Stunde recht angenehm zu.

Buttmann und Schleiermacher über Heindorf und Wolf. Berlin 1816. — Der berühmte Philolog Hr. Wolf hat in der Einleitung zu einer kürzlich gedruckten Schrift, seinen ehemaligen Schüler, den verst. Philologen Heindorf, beschuldigt, er habe seine Offenheit gemißbraucht, ihn um die Vortheile einer Ausgabe des Plato zu bringen. Hr. Buttmann entschloß sich, seinen verstorbenen Freund zu vertheidigen. Er schrieb einen sehr bittern Aufsatz und schickte ihn Hrn. Schleiermacher zu. Dr. Schleiermacher schlug ihm in einem Briefe allerlei Abänderungen vor, und Dr. Buttmann ließ nun jenen Aufsatz umverändert drucken, und den Brief dazu, der noch bitterer ist als jener. — Zur Erwiderung hat man dem Herausgeber dieses Blattes einen Aufsatz zugeschickt, der beide an Pikantem übertrifft: aber ich' er ihn abdrucken läßt, wünscht er mit dem ungenannten Herrn Einerlei Rücksprache nehmen zu können. Vorläufig: wie wär's, wenn die Herren sämmtlich beschlossen, sich Gerichtlich zu zanken, ne — Sie kennen ja die Erinnerung, die Apelles einst Alexandern machte.

Vermischte Nachrichten.

Als „der Hund des Ritters Aubry“ zu Amsterdam auf die Bühne kam, mußte das Stück dreißigmal auf der Holländischen Bühne wiederholt werden, und die Französische Bühne gab ihr zu gleicher Zeit auch. Dagegen liefen aber auch sehr bittere Scherze darüber um. Man erzählte, ein Hundeliebhaber habe eine ganze Loge für seine Koppel miethen wollen, und man machte Skizzen zu großen dramatischen Gemälden bekannt, welche die Wohlthat der ästhetischen Bildung auch auf andre Thiere

ausdehnen sollten. Eins hieß „die Arche Noah's," das andre „der Stall der Circe."

Die Holländische Bühne zu Amsterdam wurde sonst vom Staat unterhalten, und daher in einer Weise verwaltet, die mehr auf edlere Unterhaltung des Publikums, als auf reiche Einnahme rechnete; aber in den Jahren des Unheils verpachtete man sie an eine Gesellschaft, und seitdem ist die Klage sehr laut, daß man durch Spektakel-Stücke ohne Werth, nur Geld zu schöpfen suche. Eine Zahl junger, gebildeter und geistvoller Männer sucht das Uebel durch eine Zeitschrift zu bekämpfen, die der Tunneel-Kieker heißt, und zuweilen ätzende Sarkasmen spendet.

— Die Stelle im Morn. Chron. das Urtheil des Königs von Frankreich über Buonaparte betreffend, ist vom Deutschen Beobachter verdreht worden. Sie heißt: Se. Majestät versicherten in jeder Gesellschaft, Sie fänden in Buonaparte nicht den außerordentlichen Menschen, den u. s. w.

— Folgende Notiz ist wichtiger als sie scheint. Ein junger Mensch Namens Hodgion, wurde voriges Jahr zu York wegen einer Nothzucht zum Tode verurtheilt; diese Strafe wurde dahin verändert, daß er unter das Militär gesteckt wurde. — (Der Kriegsdienst ist also in England eine Strafe, die dem Tode gleich geachtet wird? —) er kaufte sich vom Dienst los und lebt jetzt in seinen vorigen Verhältnissen. (Man kann sich also in England, auf einem Umwege, von der Todesstrafe loskaufen? —)

— Das Morn. Chron. behauptet, seit dem Julius vorigen Jahres waren 250tausend Personen in Frankreich ins Gefängniß gesetzt worden.

— Das Morn. Chron. schlägt vor, bei dem diesjährigen Zustande des Getraides in England, die in Liefland gebräuchliche Weise das Getraide zu dörren, nachzuahmen, giebt aber zugleich eine sehr unrichtige Beschreibung davon. Es versichert, man ziehe Seile durch ein Gebäude, hänge das Getraide daran auf und zünde dann ein Feuer in demselben an. (Nicht Seile, sondern Balken gehen ungefähr in Mannshöhe durch die Darre, eben so weit von der Decke entfernt. In einer Ecke der Darre ist eine eben so tiefe Grube, und in dieser steht ein sorgfältig gewölbter Ofen, worin das Feuer unterhalten wird.)

Dasselbe Blatt fordert das Parlament auf, sich von selbst zu versammeln, wenn es nicht berufen werde, um sich der Korneinfuhr zu widersetzen.

— Einer Nachricht im allgem. Anzeiger zufolge ist der Versuch, mit der Realschen Maschine Bier zu machen, vollkommen geglückt. Man hat durch sie ein Getrank erhalten, das der Braunschweiger Mumme an Geschmack und Stärke völlig gleich kommt. Der Weimarische Hofmechanikus Ottony verfertigt solche Maschinen für 12 Thaler das Stück, in denen 30 Maaß Malz verarbeitet werden können. Das Verfahren dabei ist so einfach, daß man es in einer Stunde vollkommen erlernen kann. Die Erfindung ist so wichtig, daß sie auf jedem Wege bekannt gemacht zu werden verdient.

— Aus Hildesheim vom 8ten Oct. Hier werden die Bibeln der Bibelgesellschaft durch einen Kapuziner, Namens Patricius, vertheilt. Dieser Mann ist den Hildesheimern vorzüglich durch die Offenheit merkwürdig, mit denen er ihnen seine Meinung von ihnen, in seinen Predigten mittheilt. Ohrenzeugen versichern von ihm, er habe gepredigt: Er sei gewesen in Aachen, er sei gewesen in Köln, er sei gewesen in Bonn, aber so böse Menschen als in diesem Hildesheim, habe er nirgend gefunden. Die Stadt könne keine zehn Jahre mehr stehn, wenn die Bürger nicht „wiederkehrten." —

— Ein Herr Bonne-Carrere erzählte im Moniteur, Herr Hugh Boyd habe ihm in Ostindien bekannt, er sey der Verfasser der berühmten Letters of Junius. Die Times widerlegt ihn. Bekanntlich hielt man nach einander Burke, den Herzog von Portland, Delolme u. a. für den Verfasser; den letzten noch mit der meisten Wahrscheinlichkeit. Der Drucker mußte ihretwegen 20tausend Pfd. St. Strafe bezahlen. Diese Schrift, sagt das Journ. d. deb., hat zwei Merkwürdigkeiten, einen Verfasser der nicht entdeckt werden kann, und Sätze die sich nicht widerlegen lassen.

— Ein Pariser Blatt läßt den Dey von Algier bei der Abfahrt der Engl. Flotte, vor der Haupt-Moschee seiner Stadt eine Rede halten, in der es unter andern heißt: „Nein, wir wurden nicht besiegt. Die Feinde haben Waffen angewandt, die wir nicht kennen, und die ihnen eigenthümlich sind. Sie haben Feige bestechen durch Verheißungen und Geld. Aber welcher Afrikaner möchte Reichthümer besitzen, die er nicht durch seinen Muth erwarb? — — — Es sollen keine Belohnungen für den Muth ausgetheilt werden, denn er ist Eure natürliche Tugend; wohl aber Unterstützungen an diejenigen, welche durch das Bombardement am meisten gelitten haben." Sollte man nicht glauben, der Räuberhauptmann copire den Karl Moor?

— Zu Hamburg ist ein neues Stück, die Frankfurter Messe, von dem gemüthlichen Dichter J. von Voß, gegeben worden, das sehr witzig seyn muß: denn es giebt dort Leute, die darüber ordentlich in eine Art Wuth gerathen sind. Es wird ihm in No. 419. des Deutschen Beobachters vorgeworfen, er wälze sich in seinen Stücken „im Schlamme seiner Obscönitäten," „er treibe darin ein elendes Handwerk," schreibe „Albernheiten." Welch ein unterrichteter Dramaturg das ist, der sich zu solchen Aeußerungen berechtigt hält, zeigt sich noch deutlicher, als in diesen Ausdrücken, im folgenden Stück. Dort sagt er: die Hamburgische Bühne sei aus der „schaffenden Hand Schröders" hervorgegangen; ein Eckhof, Zuccarini, Brockmann hätten sich auf ihr als herrliche Vorbilder bewahrt, und „in ihrer Schule habe sich Lessing entwickelt und gereift." Als im J. 1767. der längst hochberühmte Lessing sich bereden ließ, durch seine Kritik die Schauspieler der Hamburger Bühne zu leiten, spielte der 23jährige Schröder noch Statisten, und als dieser lange nachher die Direktion der Bühne übernahm, hatte Eckhof sie vor vielleicht zehn Jahren schon verlassen. Und doch soll er auf der Bühne die Schröder schuf, als Vorbild geglänzt haben! — Weiterhin sagt der Mann: Shakespear's, Göthe's, Schlegels, Schillers erhabene Gestalten schritten selten über die Hamburger Bühne. Er hätte doch billig das Publikum benachrichtigen sollen, welche Stücke denn einer der Herrn Schlegel schrieb? Daß der Jon des ältern, und der Alarcos des jüngern nicht gegeben werden, — ist wohl sehr zu entschuldigen; und andre schrieben sie ja nicht. Es würde ein besonderes Licht auf die eigne Einsicht des Herausgebers vom Deutschen Beobachter werfen, wenn er in dem an gebildeten und geschmackvollen Gelehrten wahrlich nicht armen Hamburg, diesem — Dramaturgen länger das Wort ließe. (Eingesandt.)

Preis vom 1sten Okt. — 31sten Dec. 2 Th. Pr. Cet. Im Verlage der Haude- und Spenerschen Buchhandlung.

1816. Nro. 55.

Ernst und Scherz

Sonnabend, oder den 26. Oktober.

der alte Freimüthige.

Bemerkungen auf einer Reise durch Nieder-Schlesiens schönste Gegenden, von J. J. Dittrich.

Auch unter dem Titel:

Schlesien und seine Nachbarländer. Schweidnitz, 1815. 216 S. 8. und zweite Auflage 1816.

Bei dem Reichthum, welchen wir an Beschreibungen Schlesiens und insbesondere seines Riesengebürges, von dem wissenschaftlichen und gefühlvollen Hoser und dem geschichtesammelnden Zimmermann an, bis auf den wegweisenden Martiny besitzen, ist dennoch Mangel an Werken solcher Ansichten und Gemälde von diesen Gegenden, die den poetischen, den philosophischen Genuß beim Anschauen darstellen, mit Worten und Bildern vor das geistige Auge des Lesers jene Schönheiten bringen, und etwa mit der genialen Feder eines Heinse, mit der immer blühenden Laune eines Thümmels, oder mit dem farbenreichen Pinsel eines Mathilson, jene Gegenstände in hohen und lieblichen Phantasien zeichnen, malen und damit geistig unterhalten.

Ein solches Werk scheint das Unternehmen des Hrn. Dittrich zu seyn. Er liefert es als erstes dieser Art, mit Bescheidenheit, aber mit dem edeln Selbstgefühl, das den Denker charakterisirt.

Der Verfasser hat eine treffliche Auswahl der reizendsten Standpunkte seiner Wanderung getroffen. Er malt mit Innigkeit, mit Phantasie und jenem schönen Feuer, das Natur und Kunst in hellen Seelen so edel erwecken; er schildert und urtheilt mit der Geistigkeit eines freien Denkers und mit tiefem Wissen, so, daß das Werk nicht bloß eine sehr ansprechende Mittheilung und Reflexionserweckung für den dahin Reisenden wird, sondern auch als ein Produkt des schaffenden Künstlers, belebt von einer blühenden, oft überraschend pikant gefügten Diktion, gewürdigt zu werden verdient.

Die phantasiereichste Schilderung, däucht uns, gab der Verf. am Zakenfalle und oben auf der Riesenkoppe, wo er sich (in 5 Briefen) mit Adlerschwingen über die Entstehung und Gestaltung der Urberge, der Meere ꝛc. zu hohen Ideen erhebt, von Asien aus sich über alle Erdtheile hinschwingt, und aus der Urwelt, aus der Götter- und Heroen-Zeit, recht gemüthlich wieder in unsre kleinen Tage heimkehrt. Die blühendste, eine ächt idyllische Schilderung giebt er von dem eden'schen Buchwald, die idealste gelang ihm auf dem Prudelberge; die pitoresk schauerlichste bei Adersbachs gigantischen

Felsenmassen, die poetisch-klarste, hold-romantische von Fürstenſteins Grund.

Diese Gallerie von Landschaften, hat aber auch ihre Schattenseite. Sie liegt in dem Schwankenden, der Ungleichheit des Vortrages. Die Gegenstände sind freilich unaufhörlich wechselnd und verschiedenartig und oft riß den Verf. der feurige Geist seines Charakters, sein immer glühender Enthusiasmus, sein lebendiger Dichtersinn über die Schranken hinaus, welche der wahre Künstler nie überschreitet und die wahre Kunst aufstellt.

Eine strenge, richtig angewandte Feile wäre dem Werke sehr nützlich gewesen.

Nachschrift. So eben erschien der 2te Theil seines Werkes, auch unter dem Titel: Bemerkungen auf einer Reise durch die Grafschaft Glatz und das angrenzende Schlesien.

— a —

Der Russische Abentheurer in Afrika.

(Aus dem „Sohn des Vaterlandes.")

(Schluß.)

Nachdem das Schiff sich entfernt, sei er als Arbeiter, zu einem Schmidt gegangen, habe sein Handwerk erlernt, sich ein kleines Vermögen gesammelt, sich in der Colonie niedergelassen und verheirathet. Jetzt hätte er drei Kinder, und treibe noch außer dem Handwerk, einen kleinen Handel mit Geflügel, Gartenfrüchten ꝛc. — Die Officiere konnten nicht urtheilen, ob diese Erzählung wahr sei; soviel sahen sie aber, daß er von seiner Herkunft ein Mährchen erdichtet habe: es war nach allem klar, daß er ein ganz gemeiner Russischer Bauer, durch Zufall auf ein Holländisches Schiff (wo man allerhand Gesindel aufnimmt) verschlagen sei; da hatte man ihm auch den Namen ganzer Russe beigelegt. Er konnte nicht fünf Französische Wörter sprechen, die Russischen aber sprach er rein, nur in einer bäuerischen Mundart; dabei waren alle seine Ausdrücke gemein, und nach einer langen Gewohnheit, vermischte er sie mit Holländischen Wörtern. Er besuchte oft die Sloop, brachte Eßwaaren und dergleichen darauf und erlangte bald aus der Erinnerung Fertigkeit in der Russischen Sprache. Eines Tages lud er zwei Officiere zu sich ins Haus. Sie fanden, daß er im Ueberfluß lebte, und wurden von ihm sehr gut bewirthet. Nach dem Abendessen schlug er ihnen vor, die Nacht bei ihm zuzubringen, und legte sich mit ihnen in Einem Zimmer nieder. Plötzlich weckte er in der Nacht einen seiner Gäste, und bat ihn, ihm ein russisches Gebet vorzusagen. Der Officier that dies, bemerkte aber unterdessen, daß Ganz-Roos bitterlich weinte. Er fragte, was die Ursache seiner Thränen sei. — „Ach, Ew. Wohlgeb., sagte der vermeinte Franzose, Verzeihung! Ich bin ein Russe! Heute am Tage, als ihre Matrosen unsere Nationallieder sangen, konnte ich mit Mühe meine Gefühle unterdrücken; das Gebet aber an den Russischen Gott rührt mich so, daß ich mich gezwungen sehe, mein Geheimniß aufzudecken." Er gestand, daß er nicht Ganz-Roos, sondern Iwan Stepans-Sohn Sezemow heiße, geboren in Nischney-Nowgorod, seines Standes ein Brantweinschenker. Nachdem er sein Vermögen durchgebracht habe, sei er nach Astrachan gestohen; der übrige Theil seiner Geschichte aber sei wahr. Die Russische Sprache habe er nicht ganz vergessen, weil er in der Schmiede immer Russische Lieder gesungen. — Den andern Tag brachten ihn die Officiere wieder auf die Sloop. Hr. v. Golownin fragte ihn, warum er seine Herkunft verbergen wollen? Sezemow antwortete, daß er sich fürchtete nach Rußland gebracht und für seine Entweichung bestraft zu werden, daß aber die Laute der Russischen Lieder, und noch mehr das Russische Gebet ihn so lebhaft an sein Vaterland erinnert hätten, daß er sich entschlossen habe, seine Herkunft zu entdecken, würde es ihm auch das Leben kosten. Hr. v. Golownin versicherte ihn, daß Rußland ihn so sehr nicht nöthig habe, und daß man ihn mit Gewalt nicht mitnehmen würde. Wenn er freiwillig nach Rußland zurückkehren wolle, werde man ihn mitnehmen, und ihm Verzeihung auswirken, so fern er außer seiner Flucht nichts begangen habe. Der Gedanke nach Rußland zurückzukehren, brachte ihn in Entzücken, und er entschloß sich augenblicklich, hinzureisen; seine Bedingungen schienen aber dem Hr. Golownin nicht annehmbar. Er wollte Weib und Kinder verlassen, ohne seine Gläubiger, deren Forderungen sehr groß waren, zu befriedigen. Hr. Golownin rieth ihm also da zu bleiben, wohin ihn das Schicksal verpflanzt hatte, und ein ehrlicher, guter Bürger zu seyn; dabei schenkte er ihm einen Silberrubel mit der Abbildung Catharina II., damit er ihn aufbewahre zur Erinnerung, daß er ein Russe sei. — Sezemow, durch die Gründe des Hr. v. Golownin überzeugt, beschloß auf dem Cap zu bleiben; besuchte aber die Sloop Diana alle Tage und suchte seinen Landsleuten in allem behülflich zu seyn. Er brachte auf dem Schiff ganze Nächte ohne Schlaf zu, um nur das Vergnügen zu haben, Russisch mit den Matrosen zu sprechen,

die er dazu einen nach dem andern aufweckte. Oft vergoß er bittere Thränen, wenn er Russische Lieder hörte, und versicherte, daß eine gesalzene Gurke, (die Lieblingsspeise der gemeinen Russen) ihm angenehmer seyn würde, als alle seine Früchte des Vorgebürges der guten Hoffnung, das er nicht anders als das verfluchte Afrika nannte.

F....

Mancherlei.

Smollet kam auf seiner Reise durch Italien auch nach Foligno. Da er seine Frau und einige Dienerschaft bei sich hatte, so verlangte er eine Anzahl von Schlafkammern in Stand gesetzt. Man versprach es ihm; aber als die Familie zu Bett gehen wollte, war eins von den Gemächern verschlossen. Smollet befahl dem Aufwärter es zu öffnen. Der Mensch weigerte sich. Desto mehr bestand Smollet auf seinen Willen. Allein der Italiener wollte schlechterdings nicht daran, und sagte endlich: Ich muß es Ew. Excellenz nur gestehn, in dieser Kammer ist kürzlich eine Bestie gestorben, und die Kammer ist noch nicht wieder gereinigt und eingeweiht. Smollet fragte: Was denn für eine Bestie? — „Ein Englischer Ketzer."

Warum nennt man die Ehemänner, deren Weiber ungetreu sind, Hörnerträger, cornards? Wenn man im Alterthum einen Schlafenden verspotten wollte, so setzte man ihm Hörner auf den Kopf, oder einen Fuchsschwanz u. dgl. Auch erzählt Artemidor, daß derjenige für seine Frau nicht gut sagen könne, welchem geträumt habe, daß ein Widder auf ihn zukomme. Scaligerana v. Cornard.

„Die Teufel," sagt Jos. Scaliger, „wagen sich nur an die Schwachen. Mir kommen sie gewiß nicht: ich brächte sie alle um!" Das. S. 291.

Neuigkeiten.

Berlin, den 19ten October 1816. *)

Eine neue literarische Fehde hat unter unsern Gelehrten begonnen. Ein ganzer Schwarm von Neuplatonikern hat sich zu einem Kampf wider den großen Philologen Wolf zusammen gethan. Unter allen Tugenden ist die Dankbarkeit allerdings die geringste, aber die Undankbarkeit bleibt wiederum das unmenschliche Laster. Wolf hat so viele angehende Lateiner und Griechen nach Latium und Hellas geleitet, daß er der wahr philologische Columbus geworden. Die Bahn, welche er gebrochen, wandeln nun andre gemächlich nach, spreitzen sich hoch auf, und thun vornehm, als hätten sie Wolfen nichts zu verdanken. Wolfs Schüler wollen jetzt nicht mehr so heißen, weil sie fürchten um den Ruhm der Meisterschaft zu kommen. Erst haben sie Wolfen heidnisch vergöttert, und sich als kritische — — vor ihm gefürchtet. Noch im Jahr 1810 rannten sie im Bacchantentaumel in seinen Hör-Saal, um seine Vorträge, über Aristophanes Wolken, zu vernehmen. Da galt jeder als ein Barbar, der nicht zweifte, wenn Wolf — — — — — —. Freilich stand damals ein persönlicher Freund Wolfs an der Spitze des öffentlichen Unterrichts. Jetzt ist kein Freund nicht da, und nun brauchen sie Wolf nicht mehr. Schon seit einigen Jahren sprengten allerlei Theetischredner unter die Leute: „Mit Wolfen habe es doch nicht recht viel auf sich; es seien noch ganz andere Leute da, die ein ander Latein und Griechisch verstünden, sogar das Gras auf Griechisch wachsen hören konnten." Das wollte doch den Leuten nicht recht zu Kopf. Da wurden andere Mittel hervorgesucht. Weil Wolf kein Heftreuter ist und kein Wiederkäuer, so ist er auch kein Stundenmensch wie manche andere. Ein wahrhaft großer Gelehrter kann nicht arbeiten, wie ein Pflugstier seine Furche zieht. So kam es natürlich dahin, daß Wolfs abtrünnige Schüler und Sonstvergötterer mit seinen Ideen wucherten und die Arbeiten ausführten, wozu er die Aufgaben gemacht. Dies vorgreifliche Verfahren war mitunter dem Meister nicht recht, und er wies die Herren zur Ordnung. Das hat er auch in der Einleitung zu seinen Analekten mit Heindorf sehr glimpflich gethan, denn von ihm war viel — — zu sagen, und wer konnte es genauer wissen als sein Lehrer. — — — — — — Wolf hatte sich nur beiläufig geäußert, daß er Heindorfen wohl für einen mühsamen Arbeiter gehalten, nur nicht stark genug, um die Last der Herausgabe des Plato zu tragen. Dadurch fanden sich nun vornehmlich Buttmann und Schleiermacher empfindlich gekränkt, und die andern Planeten Platonen. War Heindorf nicht viel, schlossen sie, so sind wir ja noch weniger; Heindorf muß von uns als Sprachriese über den Zwergwolf gestellt werden, — — sonst gute Nacht unser Neuplatonischer Ruhm, u. s. w. Buttmann und Schleiermacher unternahmen eine große Lieferung von Redensarten, und ließen diese als fliegendes Blatt zusammendrucken. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
— — Buttmann poltert voran durch die alte Rumpelkammer verlegener Redensarten, die an jene vielzerrissene Grammatik erinnern, aus der kein Knabe eine Regel behalten kann; Schleiermacher schreitet auf Griechischen Kothurnen hinterdrein. Dabei bleiben sie den Lesern den Beweis schuldig: Was

*) Anm. Da die Schrift wider Hrn. Wolf im Umlauf ist, glaubt man dieser Vertheidigung den Platz nach vielen Milderungen, nicht versagen zu dürfen, — ohne deshalb Partei zu ergreifen. Dies Blatt steht auch den HH. Gegnern offen.

denn die gelehrte Welt an Heindorf verloren und an Wolfen noch nie gehabt?

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bücher-Chronik.

Karls des Großen Geburt und Jugendjahre, ein Ritterlied, von — — Jouaust. Herausgegeben von Fr. Horn. Nürnberg, 1816.

Der Dichter schenkte das Manuscript dem Herausgeber, und dieser übergiebt das Gedicht dem Publikum. Eine angenehme Gabe, wenn auch nicht so wichtige, als der letztere hergebrachtermaaßen verheißt. Man findet hier 40 Abenteuer im Geist der alten Volksdichtungen ersonnen (vielleicht auch ihnen entlehnt,) in altertümlicher Versart und altertümlichen Worten, und voll jugendlich frischer Phantasie. Der leichte, bequeme Ton, die kecke und freundliche Gewandtheit und die Einfachheit die im Ganzen herrscht, würden es völlig zu einem Volksbuche eignen, wenn der Verfasser nur nicht gezwungen hätte, auch so viel alte Ausdrücke brauchen zu müssen. Der Dichter muß freilich das Volk zu sich erheben, aber um das durch den Gebrauch zu vermögen, muß er sich in der Sprache zu ihm herablassen; und die **alte** Volkssprache ist jetzt ja nur ein Eigenthum derer die sie studirten, nicht des jetzigen Volks.

Die Colonie auf St. Helena. Ein Roman von Hildebrandt. Zwei Theile. Quedlinburg. 1807. — Auf dem Titel sind eine ganze Reihe von Büchern, die Hr. Hildebrandt auch geschrieben haben soll, genannt. Ich lese, es hat mehr Theil an denselben, als an diesem hier. Dieses ist nichts als eine Uebersetzung der berühmten Episode aus Prevost's Cleveland, durch ein Paar Veränderungen und Zusätze verdorben, und mit solcher Nachlässigkeit angefertigt, daß der Liebes die Helden anfangs Berry, und hernach Laura, ihre alte ehrbare Mutter aber das ganze Buch hindurch Mis nennt, statt Mistrig.

Vermischte Nachrichten.

Vor Kurzem erschien in der Bundeskanzlei des Oesterreichischen Gesandten zu Frankfurt a. M. eine Bauerndeputation aus einem benachbarten Lande, mit großen Staben in der Hand, und erkundigte sich, ob man hier klagen könne? — Man sieht, was selbst das Landvolk vom Bundestage erwartet.

— Ein, und zwar angeblich „sehr achtbarer Jude", hatte in mehreren Zeitung gelogt, alle seit einiger Zeit gegen die Juden erschienenen Schriften seien von Hr. Dr. G. Friedrich verfaßt, wodurch denn alle diese Angriffe auf den jüdischen Wollen eines Einzelnen geschoben werden. Hr. Dr. Friedrich erklärt öffentlich: er wolle nicht mit fremdem Eigenthume prunken; er habe nur die Schrift „die Juden und ihre Gegner" geschrieben.

— Die allgem. Zeitung giebt ein Schreiben auf Preßern, worin die Zahl der Juden beträgt (wohl zu gering) auf den 12ten Theil der Bevölkerung angeschlagen wird. Es heißt hinzu: „das ganze Mark des Landes, die Hypotheken der Güter, der Gewerbsfleiß und der Verkehr mit dem Auslande, sind größtentheils in der Gewalt der Israeliten, die durch ein einziges Factum, das ihre Rabbiner ausüben, und wovon sich jedes Haupt durch Eingang von 2 fl. zu sehen vermag, enormen Summen zum Erwerb gewisser Vereinigungen und Begünstigungen, in jedem Augenblick auszubringen vermögen." Wollte diese Darstellung nie auf ein andres Land passen! Man erinnere sich bei ihr des vor einiger Zeit erwähnten Vorschlages, allen Juden in Europa ein gemeinschaftliches Oberhaupt zu geben, und frage sich, was die Folgen seyn würden?

— Sollte man es glauben? Sogar in dem großen Hospital zu Paris, Hotel Dieu, ist ein Kaffeehaus, eine Restauration und — ein Theater errichtet. Nur eine Wand trennt dieses, (es heißt das Theater der unterhaltenden Abendstunden) von einem großen Saale voll Kranker. Es giebt Vaudevilles und die Einwohner der Cité lachen herzlich über die Späßchen eines Hr. Emcher, jener Schritt von einem Schauplatz schrecklicher Leiden. Das Journal de Paris selbst findet das ein wenig zu stark, und sagt: freilich schaffte man sonst wohl zuweilen Schauspieler ins Spital, aber sie darin spielen zu lassen, ist neu. — Vor einigen Jahren war der Ballsaal des Zéphirs auf dem Kirchhof von St. Sulpice.

— Eine Deutsche Zeitung erzählte vor Kurzem aus einer Englischen, der Herzog von Calisbury habe in seinem Park zwei erfrorne Bauren („peasants) gefunden, — statt zwei Fasanen (pheasants.)

— Das Journal de Paris erzählt folgende Anekdote: Eines Tages war der Schauspieler Caillot (dessen Schicksale in einem der letzten Nummern erzählt worden,) zum Marschall von Richelieu zum Abendessen gebeten. Da die Gesellschaft einen Augenblick Langeweile zu haben schien, lobte die Dame, welche die Wirthin machte, Hr. Caillot ein, zu singen. „Nein, Madame! rief der Marschall. Ehe seyen Hr. Caillot so oft Sie wollen, auf der Bühne singen. Hier ist er aber zu seinem Vergnügen; und wenn es Ihnen gefällt, werden Sie mich singen hören." Der Marschall sang wirklich. — Es gut als Hr. Caillot? Schwerlich! Aber er rührte ihn tiefer, als er je von ihm gerührt worden.

— Die Bewohner der Jonischen Inseln klagen, seit die Engländer sie **beschützen**, sei ihr eigner Handel so gut als vernichtet.

— Der Maler Menageot, vorzüglich durch seinen Leonardo da Vinci, der in den Armen Franz des Ersten stirbt, berühmt, ist am 6ten Oct. 75 Jahr alt, zu Paris gestorben. Eine biographische Notiz sagt von ihm im Journal de Paris: „Lange wurde er wegen der Schönheit seiner Gestalt und der Zartheit seines Benehmens, aber sein ganzes Leben hindurch wegen der Trefflichkeit seines Karakters gepriesen." Giebt es viel Leichenreden, die mehr sagen?

Bemerkung. No. 51. S. 203. bekennet das J — — ein vierfältiges Wort, nicht aber den einfältigen Namen eines verdienstvollen Mannes, den ich sehr hoch achte. **D. Herausg.**

— Zur **Berichtigung** einer leeren Sage: der Aufsatz „Griechenlands Zukunft" (S. No. 10. und f. des alt. Prem.) ist ins Russische übersetzt und in die St. Petersburg. Zeitschrift „der Sohn des Vaterlandes" gerückt worden.

Preis vom 1sten Oct. — 31sten Dec. 2 Th. Pr. Cur. Im Verlage der Hande- und Spenerschen Buchhandlung.

1816. Nro. 56.

Ernſt und Scherz

Montag, oder den 28. Oktober.

der alte Freimüthige.

Gedankenleſe aus den Schriften eines berühmten Miniſters.

(Schluß)

Patriotismus.

Wenn ſich ein Staat täglich durch Eroberungen oder neue Affiliationen erweitert, ſo iſt Patriotismus nur noch ein Wort aus dem Lexico. Um ſeine Individualität zu fühlen und ſich mit andern zu vergleichen, muß man eine beſtimmte Gränze um ſich ſehn. Der Ocean, der Großbritannien einſchließt, iſt der erſte Erhalter des Engliſchen Patriotismus. Die Amerikaner haben das einzige Mittel gefunden, einen weiten Strich feſten Landes mit hoher Vaterlandsliebe zu vereinbaren. Sie ſind klein geblieben in einzelnen Staaten, klein in ihrem täglichen Hinſichten, und wenn ſie ihren Blick auf den Geſammtumfang ihrer Staaten feſthalten, ſo geſchieht es bloß ſo, wie man ſich eine Verbindung denkt, in der man Mittel der Kraft und der Vertheidigung finden will.

Es giebt noch eine andere Quelle der Vaterlandsliebe, nehmlich die Theilnahme der Bürger an dem geiſtigen Leben des Staats, dies Wort in demſelben Sinne genommen, wie man von dem geiſtigen Leben eines Individuums ſpricht. Man iſt einzeln oder in Bezug auf andere, einzig nur durch Gedankenwahl und eignen Willen, ſein. So iſt alſo auch in einem Staate, wo die Bürger von aller Art des politiſchen Intereſſe ausgeſchloſſen ſind, die Vaterlandsliebe nur ein leerer Schall. Glaubſt Du etwa dieſe Liebe zu empfinden, weil Du das Land Deiner Geburt liebſt, weil Du alle ſeine Vorzüge kennſt? O! Alles das ſagt und fühlt ſich ſo kalt, aber weinen muß man bei dem Namen Vaterland, weinen vor Freude. Ich habe in dieſer Hinſicht die Engländer nahe beobachtet; zwanzigmal des Tages denken ſie daran, daß ſie Engländer ſind, und ich weiß nicht, ob in dem weiten Reiche der alten Germanen man ein einzigesmal in ſeinem Leben ſo daran denkt, daß man ein Deutſcher iſt.

Selbſtbiographie.

Man muß ſehr große Dinge im Kriege oder in der politiſchen Laufbahn ausgerichtet haben, wenn man das Recht verlangen will, eine Selbſtbiographie zu ſchreiben. Auch dann kann man allenfalls von ſich ſprechen, wenn man die Gabe eines guten Styls hat, aber dann wäre es doch auch geſcheidter über alles andere als gerade dies, ſich auszulaſſen.

Menſchenkenntniß.

Man kennt die Menſchen nicht, man kann nie gewiß behaupten daß man ſie kannte, wenn

man nicht drei unter einander verschiedene Lagen in der Welt durchlebt hat. Den Stand der Niedrigkeit, der uns in die Nothwendigkeit versetzt, andern zu gefallen, andere zu studieren. Den Stand der Gleichheit, der uns Veranlassung giebt die Menschen in aller Ungezwungenheit, nur ihren Neigungen überlassen, zu sehn. Den Stand der Hoheit, wo man Gelegenheit hat, den vorsichtigen Schritt, das feine Spüren nach der schwachen Seite, und alle dergleichen kleine Kunstgriffe zu bemerken.

Unannehmlichkeiten.

Ein gutes Mittel die meisten Unannehmlichkeiten zu ertragen ist dies, wenn man sich vorstellt, daß durch den Zufall über den man klagt, vielleicht ein wahrhaft großes Unglück verhindert ward.

Thränen.

Ach wie viel Gattungen der Thränen giebt es nicht? Wie verschieden sind sie in ihren Ursachen, in ihren Wirkungen: — und doch nur Einen gemeinschaftlichen Nahmen für sie alle! Du bist gerührt, Thränen netzen deine Wangen, du weinst, wenn man von dir spricht, ja, wenn du selbst redest, wenn du eins deiner Werke liesest? Nein! Du hast kein Interesse für mich, Egoist! Sei versichert, nie werde ich mich mit der zärtlichen Selbstliebe vereinen, die Du für Dein Ich hast.

Du weinst weil Dein Stolz gekränkt ward, weil er sich unbehaglich fühlt, weil Du das Verlangen nicht befriedigen kannst, Deine Empfindlichkeit öffentlich zu zeigen: auch an Deiner hochmüthigen Angst nehme ich nicht Theil. Nein! alle die Thränen des Stolzes so wie der Eigenliebe, rühren mich nicht.

Und Du der Du weinst, so wie Du athmest, bei jeder Veranlassung, in jedem Augenblick, mit einer schimpflichen Weichheit: Dich verachte ich sogar! Ich wende meine Augen von dem Angesichte von frostigen Thränen benetzt, die Du als einen Beweis Deiner Empfindung zur Schau trägst.

Aber welche Thränen sollen mich denn rühren? Die welche wirklich rühren, die dem Unglücklichen fast wider seinen Willen entfallen und aus denen eine Kunst zu machen er sich schämen würde.

Eure Thränen sind dies, ihr ehrwürdigen Eltern! Wenn ihr sie mit aller Macht vor den Augen der Welt zurück haltet damit sie nicht etwa gegen einen undankbaren ach! noch immer geliebten Sohn zeugen.

Eure Thränen sind es, liebliche Kinder! wenn eure eigne Mutter euch ungerecht mißhandelt, wenn ihr bestraft werdet ohne euern Fehler zu kennen, wenn ihr einen Schutz anruft ohne noch zu wissen, ob einer für euch vorhanden ist.

Und Deine Thränen sind es, schöne, blühende Idalie! Die Thränen die nie mir geflossen wären, denn Du warst ja so glücklich, ohne die Untreue des geliebten Gatten. Weine! Er ist fern von Dir, aber Du denkst nur an ihn. Weine! denn Dein Glück ist dahin!

Aber Du! meine theure, meine beste Freundin! fürchte nichts! Eine einzige Thräne von Dir würde mir den Tod bringen. Fürchte nichts! Mein aufmerksames, mein stets wachendes Herz wird Deine Leiden schon bei ihrem ersten Entstehen gewahren, und Du weißt, ich habe mich geschickt gemacht in der Kunst sie zu lindern, denn die Liebe lehrte mich. Aber wenn ein Schmerz der uns beide treffen würde auf uns eindringen will, wenn er uns mahnt an die Hinfälligkeit des Lebens, an seine ungleiche Dauer: dann laß uns nicht den Gefühlen entfliehen die uns erweichen, nicht den süßen Thränen vom Himmel gesandt! Laß uns sie vergießen, die frommen Thränen, wenn ein geheimnißvoller Trieb uns ermuthigt sie dem höchsten Lenker unsers Schicksals darzubringen. Er ist es, der durch eins der Geheimnisse seiner Allmacht, unsere Thränen mit seiner Güte in einen schönen Bund vereinte. Ha! in diesem Zustande der Trauer, der Demüthigung, fühlen wir uns unserm Gotte näher, als ein Monarch auf dem ersten Thron der Erde. Hoher Gegenstand des Nachdenkens! Reicher Quell des Trostes!

(Aus Reders Schriften.)

Der Wandrer und die Müllerin.

Müllerin.

Schelm was klopfst Du meine Thür?
Sie knarrte!
Nicht Du bist es, den ich hier
Erwarte!

Wandrer.

Nach dem Strohchen wollt' ich gehn
Dort ferne!
Sehen die Jahren kennt' ich schon,
Alte Sterne.

Da gewahrt ich diesen Bach
So kühle,
Seinen Krümmen folgt ich nach
Zur Mühle.

Zwar hab ich Dich holdes Kind
Gefunden!
Doch die goldnen Thürme sind
Verschwunden.

Müllerin.

Warum traute Dein Gesicht
Der Welle?
Luft und Wasser führen nicht
Zur Stelle!

Wandrer.

Sahst Du dort vom Bliz den Wald
Erhellet?
Hörst Du wie der Donner schallt
Und gellet?

Sieh von wildem Sturm gebeugt
Die Fichten
Und die Tauben aufgescheucht
Sich flüchten.

Zärtlich theilen sie — wie froh! —
Das Bette!
Theilte Liebchen mit mir so
Die Stätte!

Müllerin.

Geh dem Bache weiter nach
Und wandre!
Tief im Thale findst Du doch
Den Andre.

Meine Pforte öffnet nur
Sich Einem,
Aber auf der ganzen Flur
Sonst keinem.

Wandrer.

Doch den Einen wirst Du heut
Wohl missen.
Andre sah ich ihn bereit
Zu küssen.

Laß den Unhold. Oeffne mir
Die Riegel,
Süßen Worten lösen wir
Das Siegel!

Müllerin.

Davon mag die Müllerin
Gern hören,
Dennoch läßt sich nicht ihr Sinn
Bethören.

Denn erfuhr Dir alle Kunst
Und Ränke,
Weil ich Einem meine Gunst
Nur schenke.

Wandrer.

Sieh ihn hier! erkennst Du mich
Nicht wieder?
— Und den Mantel warf von sich
Er nieder —

Deine Treue soll mein Glück
Versüßen,
Buße zahl ich Dir zurück
Mit Küssen.

— Und des Pförtchens Riegel fiel
Ganz leise;
Und der Wandrer war am Ziel
Der Reise.

W. Demuth.

An Dulon, den blinden Flötenbläser.

Fern als von Lethe's Strand,
Dieser zarte Hauch mir tönte,
Meiner Wünsche Zwist versöhnte
Mit des Glückes Unbestand.

Mild als ob der Liebe Hand
Tief empfundnes Sehnen krönte,
Herbe Qual zur Lust verschönte
Wie das Herz sie nie empfand.

So gebietet Deine Hand
Wechselnd durch der Töne Beben,
Und ein geistigeres Band
Als der Augen Lichter weben,
Anzuknüpfen mit dem Leben,
Gab die Kunst in Deine Hand.

W. Demuth.

Warnung.

Ueber dem Haupte umkreist oft Donnergewölke den Aether;
Ueber dem Donnergezelt harret ein freundliches Blau.
Ewig hat weder die Nacht und weder das Helle regieret:
Selbst durch das Chaos hindurch drang einst das rosige Licht,
Und in dem rosigen Licht da sauge erquickende Strahlen
Daß in dem Dunkel der Nacht in Dir das Helle regiert.

W. Demuth.

Neuigkeiten.

Aus Berlin.

Herr Wild, Tenor-Sänger vom Wiener Theater unterhält das Publikum jetzt mit Gastrollen. Man findet seinen Gesang schön, obgleich seine Stimme nicht von [illegible] Metall, seine Gestalt für Hauptrollen nicht ganz vortheilhaft, und sein Spiel nicht frei und gefällig genug.

Der „standhafte Prinz“ von Calderone, scheint seine Laufbahn bald endigen zu wollen. Dies Stück, das eine dreifache

Jahrs, viele Vorfälle, und doch keine Handlung hat, ist eigentlich nur eine moralische Parabel, klug damals berechnet, durch Situationen, oft ohne Zusammenhang, durch Tableaux und poetischen Redereyen zu wirken. In Rücksicht des letztern ist viel weggelassen worden, z. B. eine lange Beschreibung die der standhafte Prinz davon macht, wie er und der Vezir Muley auf Einem Pferde ritten u. s. w. auch der hasshafte Bediente ist weggelassen, aber immer noch zu viel übrig geblieben.

— Nachdem vor ein Paar Wochen Hr. Graf Pückler mit dem Luftschiffer Hr. Reichard hier eine glückliche Reise gemacht, fuhr am 27sten Oct. Hr. Graf Rzs mit Mdme. Reichardt auf. Es war ein sehr schöner sonnenheller Mittag, als sie um halb Eins flogen. Der Ball hob sich durch die Luft voll Herbstdünsten langsam und blieb lange im Gesicht. — Der Anblick einer bunten bienenförmigen Blase, die in die Luft hinaufschwimmt und ein Paar Menschen mit sich emporträgt, ist nun schon so oft da gewesen, daß er eben nicht sehr anziehend mehr ist. Dagegen scheint der Genuß den eine solche Fahrt den Schiffenden selbst gewährt, den Unternehmungen dieser Art einen neuen Werth zu geben. Vielleicht bekam es nur ein Paar einfacher Erfindungen, wodurch das Füllen eines Ballons wohlfeiler, und die Sicherheit beim Niederlassen vergrößert wird, um das Luftschiffen zu einer Lustbarkeit zu machen, die jeder einmal wenigstens genossen haben will, und die man bei Festen bereiten läßt, wie eine Jagdpartie oder einen Ball.

— Am Abende war ein großes Vocal- und Instrumental-Concert, zur Nachfeier des Geburtsfestes Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen, und zum Besten des Friedrichsstifts. Mdm. Seidler sang eine Arie von Nicolini mit dem hohen Reiz, mit der fesselnden Anmuth und zugleich mit der gewandten Kunstfertigkeit, die sie so unwiderstehlich machen. — Mdme. Schick und das Publikum lasen dann zusammen eine Glückwunschrede, zu deren Schluß von Waisen des Friedrichsstifts ein vierstimmiger schöner Gesang gegeben wurde. Mdme. Milder und Hr Stümer sangen darauf ein Duett von Simon Maier, und im zweiten Theil des Concerts, ein Duett aus Gluck's Armide vorweislich als letztes Gesangstück, denn wer möchte nach Gluck's Gesang nach den eines andern hören. Mdme. Milder singt in dem Charakter, in dem Gluck componirte: einfach, wahr, rein und stark. Man ist so ganz Genuß dabei, daß man nicht Freiheit genug behält, die Vorzüge zu analysiren.

Auch die Instrument-Compositionen wurden sehr gut ausgeführt, besonders ein Concertante für Flote und Oboe, von den HH. Westerhofs und Gabrielsky.

Bücher-Chronik.

Fouché du Nantes. Sa vie privée, politique et morale. Avec son portrait. A Paris 1816. — Das Bildniß ist eine Karikatur, und das ganze Buch ist es nicht minder. Wie der Leser auch von Fouché denken mag, immer wird es doch sein Gefühl empören, ihn einen Elenden nennen, und Dinge zu seiner Verabscheuung erzählen zu hören, deren Gegentheil längst als historisch erwiesen bekannt ist. Das Buch ist die Schmiererei irgend eines Ultra's, veranlaßt durch die Ankündigung der Briefe und Memoiren von Fouché.

Briefe, geschrieben in Paris im Jahre 1815, von J. F. Benzenberg. Erstes Heft. Dortmund, 1816. — Die Begebenheiten der letzten Jahre haben eine große Zahl von ernsten Gelehrten auf ihren Studirstuben in die rasch vorrollende und wirkende Welt gerissen. Ehre ihrem Bestreben, den Anforderungen des Augenblicks patriotisch zu genügen, führe ihnen auch die leichte Beweglichkeit und Gewandtheit, dazu nicht immer zu Gebot gestanden haben. — Was die einzelnen Leser in diesen Briefen, weil sie zu einer merkwürdig thatenvollen Zeit in Paris geschrieben wurden, suchen werden, weiß ich nicht; finden aber werden sie darin viel Gelehrtheit.

Vermischte Nachrichten.

Ein sehr beliebtes Unterhaltungsblatt theilt in einer seiner neuesten Lieferungen ein durch mehrere Blätter laufendes abergläubisches Histörchen mit, ohne Zweifel weil es etwas jetzt Mode ist, sagt aber dann eine mißbilligende Bemerkung darüber hinzu, daß man so etwas unter die Leute bringt. Mich dünkt, die Aufklärung der Herren Redakteurs spielt die Rolle jener Bettlerweiber, die, so oft ihre Tochter lustig seyn wollten, ausging, um nicht zu stören, wenn sie aber nach Hause kam, über das Vorgefallne schalt, um von der Sünde frei zu seyn.

— Die Eisgrenze des Montblanc soll im Junius die des Sommers auf einer Seite seines Fußes um 50, an einer andern um 55 Fuß weit vorgerückt gewesen seyn. Man sagt, es habe sogar ein Städtchen am Fuß des Berges bedroht. (Wenn? doch nicht damit, daß es einsiere?)

— Auch in Stockholm werden Turnanstalten angelegt. Selten hat ein wahrhaft nützlicher Gedanke eine so schnelle Verbreitung gefunden.

— Zu dem „Hunde des Aubry, dem Rebhuhn, der diebischen Elster, die alle, wohl zu merken! nur das kleine Nebentheater zu Paris, de la Porte Saint-Martin, verherrlichten, verspricht man jetzt auch noch die Capitolinischen Gänse, das Hahngeschrei und den Dufen Apis zu singen. Man nennt jenes Theater den Hühnerhof (basse-cour) der Musen.

— Vor das Kaffeehaus der „tausend Säulen" zu Paris hat man eine Woche von 6 Mann gestellt, um den Andrang der Besuchenden zu hemmen; sie läßt nur so viele hinein, als herauskommen. Im Innern strahlt alles von Krystall und Gold, und es erheben sich hohe Säulen von Blumen, die immer erneuert werden. Zwanzig Kammerdiener in gleichfarbigen Fracks warten auf, und einer durchwandelt die Gemächer unaufhörlich mit einer Rauchpfanne, auf welcher Räucherholz dampft. Die Wirthin, ein Brillanten-Diadem auf dem Haupt, sitzt auf einem Thron der mit karmoisin-farbenem Sammt überzogen und mit goldnen Franzen besetzt ist.

Preis vom 1sten Oct. — Zisten Dec. 2 Th. Pr. Crt. Im Verlage der Hande- und Spenerschen Buchhandlung.

Ernst und Scherz

Dienstag, — oder — den 29. Oktober.

der alte Freimüthige.

Ueber den englischen Handel. Aus den Rheinischen Blättern abgedruckt und herausgegeben von Eduard Solly. Berlin, 1816.

Im Begriff auf einige Aeußerungen anderer Schriften „etwas zu erwidern", fand Hr. Solly in den Rhein. Bl. einen Aufsatz, der das sagte, was H. S. erst sagen wollte, und so ließ er ihn noch einmal drucken. — Man muß voraussetzen, er habe sich vorher von dem Herausg. der Rhein. Blätter die Zustimmung dazu eingeholt, sonst hätte er etwas gethan, wozu er nicht berechtigt war, — glaube ich wenigstens. Daß die Rhein. Bl. in Quart erscheinen, und dieser Abdruck in Octav geschah, dadurch wird die Identität der Schrift nicht aufgehoben. —

In einer kleinen Vorrede beschäftigt sich Hr. Solly vorzüglich mit diesem Blatte. Er versichert, man finde nirgends Data aufgestellt, keine Thatsachen angeführt, daß Fabrikation und Handel Deutschlands, durch England zu Boden gedrückt werde. Die Versicherung ist allzu sonderbar, um eine Antwort zu verdienen, zu einer Zeit, da eben in Frankfurt eine ungeheure Versteigerung solcher Englischen Waaren, die in Deutschland auch fabricirt werden, — — fehlgeschlagen ist, und die Berichte aus Leipzig melden, daß auch auf der dortigen Messe eben solche Englische Waaren unterm Werthe verschleudert werden, man also auch dort die Deutschen Fabrikate aus der Concurrenz zu drängen sucht.

Er sagt: „So lange die verschiedenen Staaten Deutschlands nicht in Gemeinschaft der Güter leben, werde ihr staatswirthschaftliches Interesse immer getrennt bleiben." Hat Hr. Solly nie davon gehört, daß die Erfahrung dem ganzen Deutschland die Nothwendigkeit einer Gemeinschaftlichkeit, nicht der Güter, wohl aber gewisser Maaßregeln einleuchtend gemacht?

„Es fragt sich, sagt er, worin der Vortheil für Einen Deutschen Staat, Fabrikate andrer Deutschen Staaten, oder gar Schweizer-Fabrikate vor den Englischen zu begünstigen, liegen soll, wenn sie sich nicht von selbst durch innere Güte und wohlfeilere Preise empfehlen."

Die Antwort liegt sehr nahe. Wenn alle Deutsche Staaten den gemeinschaftlichen Entschluß einer solchen gegenseitigen Begünstigung faßten, so würden sie einer dem andern das abkaufen, was sie jetzt alle von England kaufen, das ihnen nichts abnimmt, als Geld. Zum Beispiel: Sachsen kauft von England, was ihm Böhmen liefern könnte; dafür kauft auch Böhmen von England, was ihm Sachsen liefern könnte; beide aber verkaufen an

England wenig oder nichts. Bei einem gemeinschaftlichen Beschluß gegen die Englischen Fabrikate, würden sie beide von einander kaufen, also auch beide an einander verkaufen. Güte und Wohlfeilheit würde sich finden, so bald nur der Ausschluß der Englischen Concurrenz, das Daseyn vieler inländischen Fabriken möglich machte.

Jene Frage berühret aber den Hauptpunkt der öffentlichen Klage gar nicht, sondern sucht nur ihren Inhalt zu verdrehen. Dieser Hauptpunkt ist, daß die einzelnen Deutschen Staaten den Absatz an ihre eigenen Mitbürger verlieren, weil diese die aufgespeicherten Englischen Fabrikate vorigt unter dem Werth kaufen können.

Zum Schluß sagt Hr. Solly: „nur als Schutzmittel gegen den Ruin der Landeigenthümer" sei in England die Einfuhr des Getraides erst erlaubt, wenn der Quarter 80 Sh. gelte. Seine Gegner könnten antworten: „nur als Schutzmittel gegen den Ruin der Fabrikanten" müße man wünschen, daß die Einfuhr Englischer Fabrikate erst erlaubt werde, wenn der Preis der inländischen eine gewisse Höhe erreiche.

Der Aufsatz aus den Rheinischen Blättern scheint mir, wo er vom Englischen Handel spricht, keiner Beachtung werth. Er stellt eine Reihe hundertmal schon hergesagter theoretischer Behauptungen darüber auf, die ihre Leerheit verrathen, sobald der Verfasser sich zu einer Thatsache wendet. Er frägt z. B.: „Wenn sich England auf unsre Kosten so sehr bereichert, woher käme denn seine Noth?" Weil die Operation, die aufgespeicherten Waaren loszuschlagen, noch nicht vollendet ist, und es so große Schulden hat. — „Wenn es zu unserm Nachtheil alle Geschäfte macht, was bedeuten denn seine Klagen über Mangel an Arbeit und Absatz?" Daß die ungeheuren Vorräthe an jenen Waaren noch lange nicht erschöpft sind. — Ueber andre Gegenstände sagt jener Aufsatz viel Wahres.

Zum Schluß bitt' ich Hrn. Solly, zu bemerken, daß, ich nirgend von Einem Staat, sondern immer von ganz Deutschland gesprochen habe.

Der Kunstgriff des Auslands, das Interesse einzelner Deutschen Staaten als vom Interesse der übrigen verschieden darzustellen, ist zu abgenutzt, um noch Wirkung zu thun; und die Schicksale welche eine solche Zerspaltung über Deutschland herbeiführte, sind noch zu neu, um auf Einflüsterungen der Art hören zu lassen; besonders da eine Trennung bei untergeordneten Gegenständen, eine ähnliche bei Angelegenheiten höchster Wichtigkeit veranlassen kann. —

Erlangt Deutschland durch Selbstständigkeit des Handels, einen selbstständigen Nationalreichthum, so bedarf es bei künftigen Nationalkriegen der so oft vorgerückten Subsidien Englands nicht. Diese einzige Wahrheit ist sehr wichtig; — und doch ist sie „des Köchers leichteste Pfeil."

Merkel.

Nichtmilitärische Scenen aus dem Französischen Feldzug in Italien, 1799.

(Fortsetzung. S. No. 22.)

Mein Obrist war den folgenden Tag unerträglich: man konnte ihm nichts recht machen. Um ihn vollends zu verstimmen, ließ sich noch gegen Mittag unser Hauswirth melden, und erklärte sich folgendermaßen: „Ich habe seit drei Monaten es mir zur Ehre gereichet, und mir ein Vergnügen daraus gemacht, den Herrn Obristen aus meinen Mitteln zum Frühstück zu bewirthen, mit allen den Herrn Offizieren, die es ihm beliebt hat, dazu einzuladen. Zwar bin ich eben nicht arm; aber die Zeiten sind drückend, und ich habe, wie Sie wissen, eine starke Familie, die mir sehr ganz auf dem Halse liegt; — sogar auch die Offiziere, die wegen der Menge der zu unterhaltenden Französischen Truppen, jetzt mit reduzirt sind. Der Herr Obrist werden so gütig seyn, mit Rücksicht auf diese meine gegenwärtige Lage, mir zu verzeihen, wenn ich hiemit gehorsamst bitte, dem Armeebefehl Ihres Oberfeldherrn gemäß, künftig Ihr Frühstück aus Ihren eignen Mitteln zu besorgen. Mein Küchengeräth, auch Tischgedeck und Früchte zum Nachtisch, stehn nach wie vor zu Befehl." Der überraschte Obrist besann sich einen Augenblick, und sagte dann verdrießlich: „Es ist gut! Ich bedaure daß ich eben Geschäfte habe, und nicht weiter mit dem Herrn sprechen kann.". — Der Alte empfahl sich also.

Auf den folgenden Tag fiel ein republikanisches Fest ein, das diesmal noch gefeiert werden sollte, obgleich Bonaparte sich schon auf Lebenszeit zum ersten Konsul eingesetzt hatte. In unserm Standquartier lag auch eine Kompagnie reitender Artillerie. Diese sollte beim Anbruch des festlichen Tages einige Schüsse abfeuern. Unser Obrist war Platzkommandant, und die Artillerie stand also in dieser Sache unter seinem Befehl. Die Kanoniere fuhren, um 5 Uhr Morgens, einen Munitionswagen vor unserm schönen Logis auf, dessen ausgedehnte Fronte faß ganz aus kostbaren große

scheibigen Fenstern bestand. Die Kanone war so gerichtet, daß der Schuß diese Fronte rasirte, und mit Rasen geladen worden, um die Wirkung der Explosion zu verstärken. Als der Schuß losgebrannt wurde, klirrten alle Fenster in Scherben herunter. Der Obrist hatte mir nichts vorher davon gesagt; ich schlief daher noch. Als ich aufgesprungen war, und mich eiligst angekleidet hatte, rief er mich zu sich hinein und sagte: „Nun sehn Sie einmal, was unsre Kanoniere uns da für einen verfluchten Streich machen! Aber mir zu Ehren haben sie die Kanone so nah am Hause aufgefahren: was kann ich ihnen viel darüber sagen? Gehn Sie nur gleich hinüber, und entschuldigen Sie mich beim Alten! Er wird wohl gewaltigen Lärm schlagen; aber sagen Sie ihm, daß ich nicht dafür kann, und daß es Unvorsichtigkeit von unsern Kanonieren ist, die ich nicht bestrafen werde, weil ihre Absicht mich ehrte! Uebrigens soll er sogleich die Fenster, wenigstens die in meinen Zimmern hier, und im großen Speisesaal wieder einsetzen lassen. Er wird ja wohl einsehn, daß ich nicht bei offnen Fenstern wohnen, — schreiben, schlafen und speisen kann. Gehn Sie, und berichten Sie mir, was er dazu sagt."

Unser Hauswirth ging ruhig in seinem Zimmer auf und ab; seine Söhne knirschten. Kalt richtete ich meinen Auftrag aus: man wußt' im Hause schon, wie ich über dergleichen dachte. „Sie sprechen doch jetzt ganz im ausdrücklichen Auftrag Ihres Obristen?" fragte der Vater. „Das versteht sich" antwortete ich. „Nun, so antworten Sie ihm in meinem Namen: ich und meine Söhne, wir wunderten uns sehr, daß die, wegen ihrer Einsicht und ihrer Höflichkeit so berühmten Französischen Kanoniere die Wirkung ihrer Waffe so wenig kennten, daß sie solche unverzeihlich dumme Streiche machten. Erschrecken ist niemand über das Unglück, als unsre Frauenzimmer. Es wird aber auch nicht gefährlich seyn. Wenn indessen der Herr Obrist meint, ich werde die Fenster wieder machen lassen, so ist er im Irrthum. Dies ist ja ein öffentliches Unglück, veranlaßt durch die Feier eines Festes der ehrenwerthen Gäste des Königs von Neapel; es muß also auch dem Staate, einstweilen unserer Stadt, aber nicht mir allein zur Last fallen. Der Herr Obrist wird darum so gütig seyn, bei der städtischen Behörde darauf anzutragen, daß die Fenster gemacht werden. Ich lasse keine Scheibe einsetzen, und werde einstweilen mich mit meiner Familie in den hintern Zimmern des Hauses behelfen." —

Der Obrist schimpfte gewaltig; aber damit waren die Scheiben nicht eingesetzt. Er wartete bis zum folgenden Tage, ob sich etwa der Alte eines bessern besinnen würde; aber dieser war kein Thor. Wir mußten alsdann, wollten wir nicht fortdivouakiren, den Rath unsers Hauswirths befolgen, und uns an den Magistrat wenden. Dieser ließ denn alle zerbrochene Scheiben durch neue ersetzen, auch die in den von der Familie bewohnten Zimmern, obgleich wir, mit gutem Bedacht, bloß für die unsrigen requirirt hatten.

Uns blieb nichts übrig, als uns leise selbst auszuzischen, wie gewiß auch die Einwohner gethan haben, welche uns durchschauten. — Du siehst übrigens, hämisch genug waren wir; aber die leidigen Pugliesen waren uns doch gar oft zu fein, und zu standhaft.

Friedrichsen.

Neuigkeiten.

Dritter Brief über die Kunstausstellung zu Berlin.

Ich seh' es wohl. Ungeachtet die diesjährige Kunstausstellung nach dem Ausspruch aller die frühere sehen, nichts weniger als reich ist, werd' ich mich doch wohl kürzer fassen müssen, wenn ich Ihnen auch nur von dem Merkwürdigsten darin sprechen will, ehe sie aufhört. Also nur im Fluge.

Unstreitig eins der vortrefflichsten Bilder derselben ist Johannes der die Apokalypse schreibt, von G. v. Klügelchen. Am Eingange einer Grotte sitzt der Begeisterte halb aufgerichtet, die Hand mit der Feder auf einem Buche, aber Gesicht und Brust so der Ferne zugewendet, daß man das erste nur im Profile sieht. Die Hauptbeleuchtung fließt auf dieses schöne, fast bis zur Milde mit Begeisterung gefüllte Gesicht; sein gelbes Haar scheint in einem scharfen Winde zu flattern. Dicht hinter ihm im Grunde der Grotte sieht man dunkle Engelgestalten mit jenen Trompeten, nach deren Klange sich die einzelnen Scenen der Offenbarung theilten. In einem andern Theile des Hintergrundes, dort wohin der Blick des Sehers gewendet ist, sieht man eine dieser Scenen — ganz in hellgrauem Nebel. Der Unnennbare, eine erhabene Greisesgestalt sehet, auf einem Thronwagen dahin, umzirkelt von sieben Sternen, vor ihm ein furchtbarer Leue, ein todender Geier u. s. w. Den ihm bis zum Rande der Grotte zieht sich eine Reihe sitzender gekrönter Greise, gleichfalls in jenem für die Phantasie so aufreizenden Nebel. Ich habe oft und lange voll tiefer Bewunderung vor diesem Gemälde gestanden; aber immer fühlte ich, daß irgend etwas den Gesammteindruck störte. Erst spät entdeckte ich was es sey. Zwei jener gekrönten Greisgesichter lehnen sich zu einander hinüber, als wollten sie sich etwas

zuhalten. Wenn Sie mich nur wieder überreden; ich kann mir nicht helfen: die Nebenumstände scheint mir die darstellenden Gestalten in Statuen zu verwandeln, die bei der Hauptsache figuriren, ohne eigentlich Theil zu nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bücher-Chronik.

Reise von Genf in das südliche Frankreich und nach Italien. Von Friederike Brun. Mannheim und Heidelberg, 1818. Auch unter dem Titel: Episoden aus Reisen u. s. w. 3ter Band. Mainen dauern, alterthümliche Verse machen und vertraute Briefe für's Publikum schreiben: wenn ein solcher Einfall aus dem Geist eines Einzelnen hervorginge, so würde man ihn bald auslachen und verlassen, aber in Zeitalteren, wo große Massen von Kräften müßig sind, weil ihnen große Zwecke fehlen, wo man Formen als äußerst wichtig behandelt, weil man am Stoffe Mangel leidet; wo man mehr Kraft auf das Spielen verwendet, als ihm gemäßer, weil man nicht genug zum Handeln hat, — in solchen Zeitaltern kann so etwas Mode werden, weil es in ihrem Karakter liegt. — Und dieser Geschmack hat zum Theil sich aus der schlaffen Zeit Deutschlands in die gegenwärtige hinübergerettet. Es wird eine andre kommen, in welcher man die künstlichen Ruinen abbrechen wird, um Wohnhäuser daraus zu errichten, jeden Vers verspotten wird, in dem nicht der Gedanke die Hauptsache war, und den rosten Inhalt dieser Bändchen voll „Häuslichkeit unter freiem Himmel," auf einige Blättchen aufgiehn wird. Noch ist diese Zeit aber sie die Literatur und sie kann man immer freundlich leben, daß die Verfasserin es in der Kunst, mit Dingen zu unterhalten, welche die Menschen nichts angehn, und die zu wissen, ihnen nicht nützt, bis zu einer reizenden Virtuosität gebracht hat. Aber die Kunst ist eine echt weibliche; und wenn wir Männer sie frauenlin seyn, so wird das unangenehm; — so unangenehm, daß selbst der Herausgeber dieser Reisen sich einmal nicht des Spottes in einer Anmerkung zu enthalten vermochte. — Uebrigens findet man neben den sonderbaren Nachrichten von gackelnden Hühnern, guten oder schlechten Eigen, Brustschmerzen, süßen Orangen, u. s. w. auch manche unterrichtende Notiz über die Gegenden, durch welche die reisende Familie zieht.

M — s.

Kamus. Zweite Gabe. Herausg. von Theodor Hell. Mit Kupfern nach Rembergischen Zeichnungen von W. Böhm und Jury. Leipzig 1817.

Mit dem Herausgeber hat sich eine lange Reihe andrer Schriftsteller vereinigt, bei deren Namen auf einem neuen Bande, die Leselust immer schon mit Zuversicht einen frohen Genuß entgegen zu lächeln pflegt. Sie scheinen mit einander gewetteifert zu haben, und in der That findet man hier eine Auswahl sehr unterhaltender Arbeiten beisammen. Den Preis zu erkennen ist schwer; doch möchte ihn wohl die Erzählung von H. Schilling, „das seltsame Brautgemach" verdienen.

Vermischte Nachrichten.

In Hamburg wurde den 18ten October von allen Bürgerklassen sehr festlich begangen. Merkwürdig feierte die Bühne ihn durch ein Stück der Dichterin Tar. Pichler zu Wien, und einen Prolog der Dichterin Wechsel zu Hamburg. Sollte man nicht glauben, die Poesie stehe in Deutschland, wie sonst in Polen der Witz, auf die Kunkel?

— Stanier Clarke hat zu London ein Leben Jakob des Zweiten, aus den eigenhändigen Tagebüchern des unglücklichen Königs, herausgegeben. Das Tagebuch eines entthronten Monarchen, der sein Leben im Exil beschreibt, muß sehr merkwürdig seyn. (Jakob rühmte sich einst, im ganzen Unterhause seien nur 40 Mitglieder, die er nicht habe ernennen lassen; und eben dies Unterhaus nahm ihn den Thron.) Im Jahr 1793 wurden 10 Bände seiner Handschriften zu London verbrannt. —

— Aus Privatbriefen von Paris, melden Engl. Zeitungen, daß es dort am 4ten und 5ten October sehr unruhig gewesen. Das Volk versteht sich zusammen, und es fanden sich Aufrührer, die es erwarteten, daß die Erhebung des Brodpreises von 9 Sous auf 10, den Andenken der Revolution veranlaßt habe; und man behauptete, das Brod sei jetzt doppelt so theuer als damals. Noch sollte der Preis um 3 Sous erhöht werden. — Die Zusammenläufe wurden zerstreut.

— Das Morn. Chron. giebt eine sehr satirische Beschreibung von dem Einzuge des Lord Castle — gh (es schreibt den Namen nicht aus;) in Dublin. Die Manufakturleute seien ihm in Procession entgegen gegangen, hatten ihm eine Dankrede für die Freiheit der Taxen gehalten, und dann wiederholt verlangt, seinen Wagen zu ziehn, wären aber alle abgehungert gewesen; sie hätten also nur den Kutscher gebeten, recht langsam zu fahren, damit die dürftigen ihm folgen und ein Freudengeschrei erheben konnten. Bei seinem Einzuge in die Stadt, hatte man mit allen Sterbeglocken geläutet. Bei der Bor hatten ihn die Gastwirthe der Bankerouteri in voller Amtstracht empfangen; mit ihnen 547 Insolvente und 170 Kaufleute die sich in der nächsten Woche für insolvent erklären wollten. Die letzten hatten beschlossen, ihn festessen in der Corporation aufzunehmen. Die Direktoren der Irländischen Bank hätten ihm das vormalige Versammlungszimmer des Irländischen Unterhauses zum Schlafzimmer einrichten lassen. Am folgenden Morgen sei er durch eine Deputation zu einer Wasserfahrt auf den großen Canal eingeladen worden; er habe es angenommen, aber die Fahrt habe unterbleiben müssen, weil der Mann, der die Pferde zum Ziehen des Boots liefert, keinen Credit mehr geben wollen u. s. w.

— Am 1sten Oct. war der größeste Theil der Waizenerndte in England noch nicht gemäht.

— Kaulbachs berühmtes Gemälde, die „Jungfrau mit dem Fisch" wurde von Franzosen aus der Königl. Spanischen Gemälde-Gallerie gerauht, und sehr nachtheilig verpackt nach Paris versandt. Dort wurde es verloren und nur zufällig in einem Handlungs-Magazin wieder gefunden, aber sehr beschädigt. Der Spanische Gesandte forderte es zurück und ließ es auswechseln. Bei dieser Gelegenheit ist es abgezeichnet worden, und jetzt kündigt man einen sehr gelungenen Kupferstich davon an.

— Die Steinzeichnung fängt an in Paris sehr beliebt zu werden. Ihr Recht preist man von ihr, daß sie nicht, wie das Kupferstechen und Holzschneiden, die Nachbildungen der Original-Zeichnung, sondern diese selbst vervielfältigt, — wenn diese nehmlich auf Stein gemacht ist. Man soll sich ihrer sogar schon zu Paris in manchen Büreaux zum Kopiren aufgefertigter Schriften bedienen, die in vielen Exemplaren versandt werden sollen.

1816. Nro. 58.

Ernſt und Scherz

Donnerſtag, oder den 31. Oktober.

der alte Freimüthige.

Aus der Asia de Joano de Barros, Decada IV. Liv. 10. Cap. 21. 22.

(Aus der handſchriftl. Ueberſetzung von Soltau.)

(Schluß.)

D. Garcia macht dem Nuno da Cunha vor ſeiner Abreiſe vielen Verdruß. Nuno da Cunha geht in Koſchin an Bord, ſtirbt aber auf der Reiſe.

Bis dahin war zwiſchen dem Vicekönige und Nuno da Cunha alles freundſchaftlich zugegangen; allein nach der leidigen Gemüthsart vieler Portugieſen, und beſonders derer in Indien, welche von Undank und Scheelſucht beherrſcht, ſich jederzeit gegen die abgehenden Befehlshaber feindſelig betragen, um ſich bei den Nachfolgern derſelben in Gunſt zu ſetzen, fehlte es nicht an Ohrenbläſern, welche den Nuno da Cunha bei dem Vicekönige auf alle mögliche Art verleumdeten, und ihm beſonders Schuld gaben, daß er ſich nicht hinlänglich gerüſtet hätte, um der Türkiſchen Flotte bei Zeiten die Spitze zu bieten. Um ſeinen Verläumdern aus dem Wege zu gehen, begab ſich Nuno da Cunha nach Koſchin. Dort ſtand es ihm, vermöge der königlichen Verordnungen zu, ſich bis zu ſeiner Abreiſe ſeiner Gewalt als Gouverneur zu bedienen, und nach ſeinem Belieben ein Schiff zu wählen, um in demſelben nach Portugal zu gehen. D. Garcia wollte ihm aber dieſes nicht geſtatten, und es kam ſowohl hierüber, als über andere Gegenſtände, zu einem Briefwechſel zwiſchen ihnen, welcher eben nicht die freundſchaftlichſten Erörterungen enthielt. Nuno da Cunha konnte nicht einmal ein Frachtſchiff zu ſeinem Behuf angewieſen erhalten, indem der Vicekönig vorſchützte, daß er dem Rheder in der Verfügung über ſein Schiff nicht vorgreifen könnte, und daß Nuno da Cunha für ſich und die Seinigen und für ſein Gepäck ſo vielen Raum gebrauchte, daß das Schiff nicht ſeine beſtimmte völlige Ladung einnehmen könnte. Wenn er ſich demnach wegen einer Entſchädigung dafür mit dem Rheder abfinden wollte, ſo ſtünde ihm dieſes frei; er ſelbſt (D. Garcia) könnte ſich aber darein nicht miſchen.

Nuno da Cunha, der zehn Jahe in Indien mit Ruhm gedient und dem Könige die Feſtungen Schalle, Baſſaim und Diu erworben hatte, die nicht weniger wichtig waren, als die Eroberungen eines d'Albequerque in Ormus, Goa und Malakka, war demnach genöthigt, ſich auf ſeine eigenen Koſten mit einem Schiffsrheder abzufinden, um nach ſeinem Vaterlande zurückkehren zu können.

Die Weigerung des Vicekönigs, ihm ein Schiff einzuräumen, welches sonst Personen von geringerm Range nicht abgeschlagen worden, brach dem Nuno da Cunha bei seiner ohnehin schwachen Gesundheit, vollends das Herz, und in der Bitterkeit seines Verdrusses schrieb er ihm vor seiner Abreise einen Brief, in welchem er nicht nur sein eigenes Verfahren rechtfertigte, sondern auch dem Vicekönige wegen seines Zauderns und wegen seiner verkehrten Anstalten, viele gerechte Vorwürfe machte:

„Ich habe (sagte er unter andern) Ew. Herrlichkeit schon in Goa meinen guten Rath nicht „vorenthalten, weil ich dieses dem Könige schuldig „war; Ihr habt aber nicht für gut gefunden, ihn „zu befolgen, sondern habt lieber schlechteren Rathgebern Gehör gegeben. Ihr wußtet daß die Türken 6000 bis 7000 Mann Truppen, und nur 63 Schiffe „in See hatten, und Ihr rüstetet für Eure 4500 „Mann 170 Schiffe aus. Wer sich mit den Türken schlagen will, muß ihnen nicht mit vielen „Schiffen ohne Leute und Geschütz, sondern mit „wenigen auserlesenen Fahrzeugen voll Mannschaft zu Leibe gehen. Ich möchte wohl wissen, „wie Ihr Eure 170 Schiffe hättet bemannen wollen, ohne Eure Truppen und Euer Geschütz dermaßen zu vereinzeln, daß Ihr nichts damit hättet ausrichten können. Wer Euch sagte daß die „Türken viele Galeeren hätten, konnte Euch auch „sagen, daß sie sehr schlecht damit umzugehen, und „sie nicht zu regieren wissen. Ihr konntet demnach viele Schiffe entbehren, und sie zum Nutzen „des Königs mit Waaren für Portugal beladen; „und Ihr hättet dennoch eine hinlänglich starke „Flotte übrig behalten. Ihr habt Euch geberdet, „als hätten die Türken Euch schon das Schwert „auf die Brust gesetzt. Sie waren aber vor Eurer Ankunft schon da, und ich fühlte ihr Schwert „so wenig auf meiner Brust, daß ich mich mit „der Mannschaft, die Ihr mitgebracht habt, getrauet haben würde, sie völlig zu schlagen. Wenn man Euch (wie Ihr sagt) gerathen hat, mich zu ersuchen, in Indien zu bleiben, so muß man wohl geglaubt haben, daß mein „Rath und mein Beistand zu etwas nützen könnten. Damit hätte ich jedoch unter keiner andern Bedingung dienen können, als daß Ihr mich „eben so wohl an der Ehre des Befehlens, als „an den Gefahren Theil nehmen ließet, und daß „mein Rath viel Gewicht bei Euch haben müßte. „Allein erstlich ist mir dergleichen weder von Euch, „noch durch andre angeboten worden, und zweitens „schreibt Ihr mir selbst, daß ich Euch meinen „Rath ungebeten gegeben habe. Wozu sollte ich „denn in Indien bleiben? Etwa um Zeuge zu „seyn von Dingen, die mir nicht gefallen können?“

„Vergesset übrigens nicht, daß D. Francisco „d'Almeida, wie er Euern Oheim (Afonso d'Albuquerque) in Kananor antraf, ihm anbot, ihm „die Hälfte der Flotte und die Hälfte der Ehre „zu überlassen, wenn er mit ihm gemeinschaftlich „gegen die Türken ziehen wollte, und daß dieser „sein Anerbieten ausschlug. Was mich betrifft, „so würde ich weniger Schwierigkeit gemacht „haben, dem Könige und dem Vaterlande zu dienen.“

„Ihr werfet mir vor, ich hätte Indien verlassen wollen, um die Festung, die ich in Diu „angelegt habe, nicht vor meinen Augen fallen zu „sehen, ohne ihr helfen zu können. Ihr konnt „ket ihr helfen, und ich hatte Euch oft darum „angemahnt; allein Ihr zauderter, um Euch mit „Eurer ganzen Flotte zeigen zu können, während „man der Besatzung in Diu (und nicht Euch „in Goa) das Schwert wirklich auf die Brust „setzte. Das Schlimmste dabei ist, daß alle Leute, „die ich gesprochen habe, mir versichern daß niemand Euch etwas davon sagen durfte.“

„Ich nehme nichts mit nach Portugal, als „das Bewußtseyn daß ich hier zehn Jahre lang „treu und redlich gedient habe, und daß mir es „in diesem Stück kein anderer so bald zuvor thun „wird. Ich habe Euch Indien in einem solchen Zustande übergeben, daß die Türken bloß in „Folge meiner Verkehrungen sind genöthigt worden, wieder nach Hause zu gehen, ohne daß ein „anderer sich mit ihnen geschlagen hat. Selbst „die 170 Schiffe, die Ihr ausrüsten ließet, habt „Ihr hier vorgefunden, und zu ihrer Ausrüstung „lag alles in den Zeughäusern fertig.“

„Nehmet es mir nicht übel, daß ich Euch „manches sagen muß, was andre Leute Euch nicht „sagen werden: denn Ihr seid von Menschen umgeben, denen ich Ehre und Liebe erwiesen habe, „und die mir mit Undank lohnen. Lasset Euch „das zur Warnung dienen, und verlasset Euch „mehr auf Eure eignen Augen und auf Eure „Rechtschaffenheit, als auf die Rechtlichkeit andrer Leute.“

Dieß war der letzte Brief, den Nuno da Cunha schrieb. Vor seiner Abreise hatte er den Trost, Indien von den Türken befreit zu sehn, und Briefe von verschiedenen Männern zu erhalten, die es sehr bedauerten, daß er Indien verließ. Im Ja-

nuar 1539 ging er von Koſchin ab, und kam ſehr krank an Geiſt und Leib in Cananor an, woſelbſt er von Fernando Vanes de Soutomayor mit vieler Liebe und Anhänglichkeit empfangen ward. Wie er von dort wieder in See ging, nahm ſeine Krankheit, die in einem heftigen Durchfall beſtand, ſo ſehr zu, daß er am 50ſten Tage nach ſeiner Abfahrt ſich dem Tode nahe fühlte. Er machte ſein Teſtament, und ſagte demſelben auf einem beſondern Zettel eine eidliche Erklärung bei, daß er nichts in ſeinem Beſitz hätte, was dem Könige gehörte, außer fünf goldnen Münzen, die er aus dem Schatze des Soltans Badur genommen hätte, um ſie dem Könige zu zeigen. Wie man ihn fragte, ob ſein Leichnam, im Fall er ſtürbe, nach Portugal ſollte gebracht werden, gab er zur Antwort: „Da es Gottes Wille iſt, daß ich auf der „See ſterben ſoll, ſo ſoll auch die See mein Grab „ſeyn. Die Erde, die mich von ſich geſtoßen hat, „ſoll auch meine Gebeine nicht bedecken.“ Wie er verſchied, ward ihm, ſeiner Verordnung gemäß, der Habit des Chriſtus-Ordens angelegt, das Schwert umgegürtet, und ſo ward ſein Leichnam, mit eiſernen Gewichten an den Füßen, in das Meer hinabgeſenkt.

Nuno da Cunha ſtarb in einem Alter von 52 Jahren. Sein Vater war Triſtano da Cunha, und ſeine Mutter Dona Antonia d'Albuquerque. Er war groß und wohl gebaut, und der Verluſt eines Auges, welches ihm mit einem Rohr war ausgeworfen worden, verunſtaltete ihn wenig oder gar nicht. Er war leutſelig und angenehm im Umgange, ohne ſeiner Würde (da wo es nöthig war) etwas zu vergeben. Mit den Leidenſchaften der Menſchen hatte er viel Geduld und Nachſicht, und es ward ihm nicht ſchwer, diejenigen, die mit ihm unzufrieden waren, zu gewinnen. Er that gern einem jeden Gutes und bezeigte ſich langmüthig gegen diejenigen, die ihn mit Undank belohnten. Die Rechtspflege verwaltete er ohne Leidenſchaft und Eigennutz. Er beſaß einige gelehrte Bildung, und zeigte in ſeinen Reden große Kenntniß in vielen Fächern. Dem weiblichen Geſchlechte war er ſehr ergeben, ohne ſich jedoch ungeziemender Ausſchweifungen ſchuldig zu machen. Am Hofe hatte er viele Neider und Feinde, deren Verfolgungen er nur durch ſeinen Tod entging.

Nach ſeinem Abſterben änderten ſich die Sachen in Indien dergeſtalt, daß man ſich noch lange Zeit an die zehn Jahre ſeiner Regierung erinnerte, und daß ſelbſt diejenigen ſeine Lobredner wurden, die ihn vormals angefeindet hatten.

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Schaubühne.

Am 29ſten Oct. gab man: Die Indianer in England, von Kotzebue. Dmlle. Brandt vom ſtändiſchen Theater zu Prag, ſpielte Gurly.

Iſt dies Stück ein Luſtſpiel? Ja; wie Arabesken Gemälde ſind. Es kommt nur darauf an, daß die barocken Phantaſiegebilde gefallen, und alles iſt was es ſeyn ſoll. Das war heute der Fall, und Dlle. Brandt verdient das Lob, daß ſie ſehr viel dazu beigetragen hat. Ihr Spiel war nicht nur allerliebſt, ſondern zeigte ſo viel richtige Berechnung: — Sie muß einen Lehrer von ſehr viel Einſicht und Geſchmack haben. Am ſichtlichſten war die reife Einſicht die hier verborgen waltete, in den Scenen, die ſo leicht widerlich werden, weil der Theaterſpaß vom Dichter zu weit getrieben iſt, jene, wo ſie ſich vor Liddy's Schwangerſchaft fürchtet, und jene, wo ſie in ihrem Bruder einen Geiſt zu ſehen glaubt. Von den einheimiſchen Künſtlern verdiente Hr. Unzelmann den erſten Dank, wegen einer ſehr glücklichen Freiheit, die er ſich nahm. Er ſpielte den pedagogiſchen Sir John mit einem leichten Anſtrich komiſcher Bonvivance. Das liegt nicht im Plan des Verfaſſers; aber es verwiſcht die unleidliche Empfindelei, die ſonſt die ganze Fröhlichkeit der Poſſenwelt in dieſem Stück, verdirbt. — Hr. Devrient gab den Sir Samuel, die männliche Hauptrolle, ſo hoch oder vielmehr ſein komiſch, daß man bei dem herzlichſten Lachen, oft zu applaudiren unterließ, weil man über den wahrhaften Sir Samuel, Hn. Devrient vergaß. — Herr Beſchort ſpielte den Koberdan. Zu den Anerkennungen, die er in jeder Rolle verdient, muß ſich heute noch ein Dank darüber geſtellen, daß er in den zärtlichen Scenen die Liebe für Liddy nicht ſehr pathetiſch nahm, wodurch die Entſagung ſonſt ein komiſches Geſicht beim Zuſchauer erregt. Liddy wurde ſehr einnehmend gegeben; aber — dieſſre ein Mann über ſo etwas ſprechen, ſo würde ich geſtehen, daß ich ſelten eine ſo reizende Frau die höhere Kunſt der Toilette ſo wenig ſcharf berechnen ſah, um ihre Rechte geltend zu machen, als die liebenswürdige Künſtlerin, die dieſe Rolle gab. — Nach dem Schluß wurde Dlle. Brandt herausgerufen, und ſagte eine paſſende Dankſagung fertig und anderſagen her: man ſah wohl, ſie ſey oft in der ehrenvollen Lage geweſen, ſie ſagen zu müſſen. Die ganze Darſtellung war ausgezeichnet gut.

Kopenhagen, den 20. October, 1816.

Eine Neuigkeit ſeltſamer Art hat in dieſen Tagen unter den Theaterfreunden eine ſtaunende, verſtummende Aufmerkſamkeit erregt: und wiewohl die Angelegenheit ſelbſt nur Vorgeſchichte verdient, ſo glaube ich doch, mein Freund, Ihnen, eben jener Seltſamkeit wegen, etwas davon melden zu müſſen.

Vor ohngefähr zwölf Jahren hatte der Hr. Prof. Oehlenschläger eine seiner ersten Jugendarbeiten, den Altar des Freia, an die Behörde eingesandt; und die damalige Theater-Direction fand dieß Trauspiel mit Gesang nicht aufführbar. Diesen Sommer hat er es indeß umgearbeitet, wieder eingeliefert, und die Aufführung verlangt. Allein auch die gegenwärtigen Censoren haben es verworfen. Nun können Sie leicht denken, wie der junge Mann mag getobt haben, er, der noch nie gegründeten und glimpflich ausgesprochenen Tadel hat ertragen und benutzen können! Was würde ein Mann von Selbstbeherrschung gethan haben? Mich dünkt, er würde an dem Werthe seines Stückes gezweifelt, und sich hingesetzt haben, um ein neues und besseres Werk zu schreiben. Allein Dichtertadelgar, dessen Eigendünkel eben so unermeßlich ist, wie die Heimath der Dichter in seiner eigenen Schilderung? Er nun, er hat in einer kleinen Schrift, betitelt: An das Publikum: seinem Herzen Luft gemacht; und ich längne es nicht, daß sein Charakter sich hier, (um die Terminologie der Schule zu gebrauchen,) gar deutlich und würdig ausgesprochen hat. Und welcher? Ehrwürdige Priester der Wahrheit haben es wohlmeinend oft wiederholt; man solle nur die Schrift, nicht aber den Schriftsteller beurtheilen. Allein sollten sie sich nicht menschlicherweise geirrt haben? Wenn nun ein Buch oder ein Blatt von Wollust oder Schadenfreude, Hochmuth oder Kriegsrei, Hyperorthodoxie oder Fanatismus überfließt: kann man in dem Falle die Schrift trüchigen, ohne auf jene Charakterzüge des Schriftstellers hinzudeuten? Go auch hier! Von Anfang bis Ende offenbart sich die verliebteste Eitelkeit eines Narcissus, neben dem pfauenstein, zurückstehenden Hochmuthe. Horen Sie nur einige, wenige Proben!

Gleich Anfangs! „Als dramatischer Dichter bedarf ich der Hülfe des Schauplatzes, welcher das kraftige Organ meiner Ideen ist, um sie unter dem Volke zu verbreiten und zu wirken: wird mir dies geraubt, so stockt meine Wirksamkeit, so wird meine Dichtkunst niedergeschlagen." — Unterstützt von dem Einflusse gewisser Vornehmen, wie von der Gewaltthätigkeit einer lauten, ja, verlauten Partei, hat er dem Theater so viele, und darunter so schöne Stücke, wie Jarak, der Kanarienvogel und Stiegenbock, Hugo von Rheinberg, Ludlams Hohle, die Räuberburg u. s. w. aufzudringen gewußt: und er wagt es zu klagen, wenn zum erstenmale ein Mißgriffe von ihm verworfen wird, er wagt es, seine Sache zur Nationalsache zu machen! Weit vorzüglere Männer haben etwas Aehnliches, zu Aergerem erlebt; und haben geschwiegen. — Nach der Erzählung des Vorgefallenen sagt er unter andern: „Ich glaubte, daß ich als Dichter, und als Lehrer der Geschmackswissenschaft bei der hohen Schule Achtung verdiente. (Was glaubt er nicht Alles! Schade, daß er uns nicht erzählt, wie er, ohne gehörige Kenntnisse, ohne philosophischen Geist, zum Professor der Aesthetik gelangt ist!) Waren Prof. Rahbek und Etatsrath Olsen Censoren bei dem Theater; so war ich Prof. der Aesthetik bei der Universität, und hatte folglich, eben so gut, wie sie „Bestallung auf Geschmack." (Was sagen Sie zu dieser drolligten Geschmacksbestallung? Gollte Hr. D. sich vielleicht ein Privilegium auf das Theater, wie auf den Geschmack erfragen wollen?) —

(Der Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Man hatte in Dresden gehofft, die Italienische Oper, die ehemahls sehr gefunken ist, und großentheils von der Einnahme des Deutschen Hoftheaters erhalten wird, werde entlassen, und dagegen das Letztere vervollkommnet werden: aber es sollen neue Sänger aus Italien verschrieben seyn. — Es heißt, Dr. Eßlair und Hr. Murra seyen für das neue Leipziger Theater engagirt.

— Ein katholischer Geistlicher zu Dresden, hat daselbst 20 tausend Thaler unterschlagen und ist dann entlaufen. Man hat ihm keine Steckbriefe nachgesandt. (Entlehnt.)

— Ein Arzt zu Rom läßt eine Beschreibung der Pflanzen drucken, die in Rom wachsen. Das ate Heft giebt die Botanik des Colosseums — und zugleich ein Beispiel, mit welcher seltnen Charlatanerie die wissenschaftlichen Gegenstände dort behandelt werden. Im Colosseum werden doch wohl keine andre Pflanzen wachsen, als auf andern alten Gemäuern zu Rom. Es wachsen dort übrigens 280 Gattungen, — wenn der Mond nicht seit der Beschreibung Saat von noch einigen hingetragen hat.

— In einer bekannt gemachten Schrift über den Johanniter-Orden, wird gesagt: wenn man ihm auch nicht die Insel Maltha oder eine andre Insel geben wolle, so möge man ihm wenigstens alle Güter lassen oder wiedergeben, die er in den Europäischen Staaten besitzt; dann würde er eine allgemeine große Versorgungsanstalt für den ganzen Adel in Europa bilden, und wieder die Ungläubigen bekämpfen können. (Würde nicht auch ein eigner Haven für die Flotten des Ordens eingerämmt werden müßen?)

— Der Insurgenten-General Artigas in Gilbamerika hat erklärt, wenn die Portugiesen in sein Gebiet dringen, werde er sich mit seiner Reiterei auf Brasilien werfen, und die Neger zu den Waffen rufen.

— Die Mexikanische Insurgenten haben 14 Kaper ausgerüstet, die in dem Golf von Florida alle Spanische Schiffe nehmen. Der Gouverneur von Cuba hatte zwei große Schooner gegen sie ausgerüstet, aber sobald diese den Kapern begegnet waren, verbanden sie sich mit ihnen.

— Ein Beispiel, welche Fabeleien man über Buonaparte jetzt erdichtet. Eine Menge Zeitungen haben einander nachgeschrieben, als ihn ein Fremder gefragt, wie hoch er Whist spielen wolle, habe er geantwortet: „um eine Krone. Sie wissen, ich bin gewohnt, um Kronen zu spielen." Aber Krone, couronne, ist im Franzosischen gar kein Geldname.

— Von C. A. Fischer (Prof. zu Würzburg) haben wir noch im Laufe dieses Winters zwei Werke zu erwarten, die man mit Vergnügen lesen wird. Das erste ist ein höchst wunderbare, aber dennoch völlig wahre Reisegeschichte durch Europa, Asien, Afrika, und Amerika, wobei ein Englisches Original zum Grunde liegt. (Die in 6 Monaten dreimal aufgelegten Travels of Lieut. Harriot.) Das zweite ist eine Bearbeitung der ganz neuen Description des Pyrénées p. Dravet. Dieß erscheint unter dem Titel: Harriots Reisebegebenheiten in allen vier Welttheilen, dieses ist betitelt: Die Pyrenäen. Gebirgsgemälde, frei nach Dravet.

Preis vom 1sten Okt. — 31sten Dec. 2 Rh. Pr. Crt. Im Verlage der Bande- und Spenerschen Buchhandlung.

1816. Nro. 59.

Ernst und Scherz

Sonnabend, oder den 2. November.

der alte Freimüthige.

Der Bauernstand an seinen gerechten König Friedrich Wilhelm III. — Ueber die gutsherrlichen und bäuerlichen Rechtsverhältnisse, mit besonder Rücksicht auf die Grafschaft Mark und die Provinz Westphalen überhaupt. Dortmund, 1816.

Haben die Bauern, deren Sache diese Schrift führt, Recht, so ist ihnen vor allen Dingen ein Sachwalter zu wünschen, der wenigstens auszusprechen vermag, was sie wünschen. Diese Schrift ist ein solches Meisterstück gelehrter Verworrenheit, daß es schwer wird, nur herauszufinden, was ihr Gegenstand und ihre Absicht ist. Nur nach mühsamer Aufmerksamkeit glaubt der Referent endlich folgendes verstanden zu haben: die Bauren der im Titel genannten Provinzen halten sich durch Recht und altes Herkommen für Eigenthümer ihrer Güter, aber man soll Versuche gemacht haben, sie in bloße Zeitpächter zu verwandeln und ihnen abgeschaffte Frohndienste wieder aufzubürden. Ueber alles dieses führt der Verfasser vom 16ten bis zum 19ten Jahrhunderte so viel Vorfälle, Zeugnisse und Urkunden an, daß — wenigstens Eine Wahrheit aus dem Gemische hervorzugehen scheint, die nehmlich: es bleibe kein Heil, und kein Mittel Tausenden von Processen und den ärgsten Verwirrungen vorzubeugen, als eine Entscheidung, die ohne Rücksicht auf alles Vergangene, die Verhältnisse für die Zukunft so bestimmt, wie es dem Wohl des Staates angemessen ist.

Merkel.

Alte Sitte.

Unter irgend einem Herzog von Braunschweig, war es herkömmlich, daß jeder im Lande Ansäßige einen Thaler im Hause hatte, den er sorgfältig, als wäre es ein Heckthaler, bewahren mußte, und ohne Vorwissen der Regierung nicht ausgeben durfte. Bei dem Armen hießen die zwei oder vier Groschen, die er zum Nothfall aufbewahrte, ein solcher Thaler; der Reichere war gehalten mehr zurückzulegen, und bis auf zehn, ja dreißig Thaler jederzeit baar im Hause zu haben. Dadurch ruhte eine Summe baaren Geldes im Lande, deren Größe der Staat genau zu berechnen im Stande war, und die in einem unvorhergesehenen Fall, sogleich zur Abwendung eines nahenden, oder zur Verminderung eines unvermeidlichen Uebels angewendet werden konnte.

Wichtiger als baares Geld, ist ohnstreitig der jedes Jahr nöthige Bedarf an Lebensmitteln, damit weder Hungersnoth aus Mangel, noch durch

unvermeidlichen Wucher veranlaßt, sich einstelle. Dem Wucher durch Gewalt zu wehren ist gefährlich: die Natur zu einer immer gleichen Ergiebigkeit zu zwingen, unmöglich. Legt der Staat Magazine an, um auf die Fruchtpreise zu wirken, so hat der Monarch mit zwei Uebeln zu kämpfen, mit der Nachläßigkeit und der Veruntreuung. Magazine enthalten schlechte oder zu wenig Frucht.

Warum es mit der Kornerndte nicht halten, wie es da der kluge Herzog mit der Geldernte seines Landes hielt?

Ein jeder im Lande sei verpflichtet, außer seinem jährlichen Bedarf an Korn, Mehl, Erbsen, Kartoffeln, Stallfutter und Saatkorn, ein bestimmtes Maas von Getraide aufzubewahren, und jedes Jahr damit zu wechseln. Was er zurück behält bleibt sein, nur steht ihm die Verwendung davon erst im nächsten Jahre frei.

Durch die Erwerbung eines solchen idealen Bedarfs, außer dem realen, werden die Preise von zu tiefem Sinken abgehalten, wenn die Erndte ergiebig war, der Staat erspart die Magazinkosten, die ärmere Volksklasse wird an Ordnung und Vorsicht gewöhnt und fällt dem Wucher nicht in die Hände, die Ausfuhr braucht nicht verboten, und dem Handel dadurch keine Beschränkung gesetzt zu werden, die von einer andern Seite dem Staatswohl zum Nachtheil gereichet.

Vom Mayn. W . . . r.

Der Vogelheerd.

(Für C. E. Diezel's Harfe.)

Zum Locken war vom Vogler aufgehangen
Ein Dreßelweibchen, Tags vorher gefangen,
Im Käfig, nah am Vogelheerd.
Es sang so rührend, wie bedrangte Schönen,
„Sing! sing!" in sanften, weichen Klagetönen:
Sein Männchen lockt' es, lieb und werth.

Die Dreßelmännchen kamen angezogen,
Ein Zug von hier, ein Zug vorher geflogen:
„Wen ruft die Klag' am grünen Heerd?"
Der Vogler laurte still in seiner Hütte;
Die Dreßeln hüpften auf des Heerdes Mitte,
Mehr, als des Voglers Herz begehrt.

Er zieht, und fängt der schönsten Vögel viele,
Rothkehlchen, Goldenschwänze mit im Spiele;
Der eine Zug war gnungig werth.
Da kommt ein schönes Männchen noch geflogen!
Um Einen wird das Netz nicht zugezogen:
Man harret auf mehr am Vogelheerd.

Der Vogler sprach: Das dank' ich Dir,
Lockvögelein! Dirs alles hier!
Wenn Du den Sang erneuest,
So sang' ich ein schön Männchen mir;
Das schenk' ich dann zum Liebchen Dir,
Daß Du Dich auch erfreuest.
Was kann man Beß'res wohl dem Weiblein geben,
Als ein lieb Männchen für sein ganzes Leben?

Die Dreßel kannt' ihr schönes Männchen wieder,
Das sonst ihr sang der Liebe süße Lieder,
Und, liebend, lockt sie gar nicht mehr.
Sie dachte: Ach! er wird ja auch gefangen,
Wenn er verweilt, wo man mich aufgehangen;
Und Freiheit liebt mein Männchen sehr!

Doch als nun keine mehr zum Heerde kamen,
Wo sie kein hohes Locken mehr vernahmen,
Denkt Vogler: Diesen nur für sie!
Und ach! Das schöne Männchen sich im Netze,
Daß er zu ihr ins Vogelhaus es setze:
Ein schöneres Männchen sah er nie.

Es flattert wild, und will den Käfig sprengen;
Sein Weiblein setzet sanft in Trostgesängen:
Du bist bei mir: ich liebe Dich!
Er schreit: Was sag' ich Armer hier noch Liebe?
Nach Freiheit, Freiheit streben meine Triebe!
Was tröstet Du im Käfig mich?

Das Weibchen klagt: Du, Männchen, strebst ins Freie,
Und achtest nicht des Weibleins stille Treue,
Das liebend Deine Leiden theilt!
Mein höchstes Glück ist zarte, treue Liebe;
Und wenn ich lebenslang im Bauer bliebe,
Wenn nur mein Männchen bei mir weilt!

Friedrichsen.

Mancherlei.

Geständniß eines Ehemanns.

Die Frau," so sagt mir kürzer Miene
Mein Weibchen, „gleicht der Arbeitsbiene!"
Und wahrlich wahr ist was sie spricht:
Denn weder Drohn' noch Weisel — sticht.

J. Maurer.

Julius Cäsar Scaliger legte sich in Bologna eine Zeitlang stark auf Logik und scholastische Theologie. Und warum das? Aus Liebe zur Sache? Nein. Aus Eigensinn, die Abneigung davor zu überwinden? Eben so wenig. Dies war sein Plan: Mit Syllogismen und theologischem Wortkram wohl ausgerüstet, dachte er Franciscaner zu werden, vom Franciscaner Kardinal, vom Kardinal Pabst; und nun, als Pabst, wollte er auf die

Venezianer losgehn, und ihnen sein Fürstenthum Verona entreissen: denn sein war es, da er vorgab, ja sich vielleicht selber fest einbildete, von den Herrn della Scala herzustammen, die Verona ehemals besessen hatten.

Wer denkt hier nicht an die Bäuerin mit dem Milchtopfe?

Scaliger. Amsterd. 1740. S. 150, 496.

Joseph Scaliger beweist aus dem, von ihm verbesserten, Arnobius Kap. 7., daß ehemals die Schauspieler in Rom am Schluß der Stücke, sich für Geld unter einander — ohrfeigten, oder auch wohl ohne Gegenwehr die Wangen darboten.

Das heißt die Industrie weit treiben.

Unter Heinrich II. von Frankreich lebte zu Toulouse ein unwissender Sachwalter, der indeß dabei nicht, wie man zu sagen pflegt, auf den Kopf gefallen war. Eines Tags bedachte er, daß in seiner Gegend, unweit den Quellen der Garonne so wie auch am Adour, trefflicher Marmor breche (wie denn z. B. die Stadt Tarbes beinahe ganz von Marmor erbauet ist,) und daß damit wohl dem Könige gedient sein könne. Er befrachtete also ein Schiff mit dem schönsten Marmor, und führte es selbst über Bordeaux nach Paris. Der König nahm das Geschenk wohl auf, und erlaubte dem Schenker, sich welche Gnade er wolle zu erbitten. Unser Toulouser erbat sich eine Rathsstelle. „Ist es weiter nichts?" sagte der König, und hieß den Kabinetsbefehl deshalb ausfertigen. Der Sachwalter eilte vergnügt nach seiner Vaterstadt zurück, und ward zufolge des königlichen Befehls, examinirt. Er fiel durch. Neuer Kabinetsbefehl. Umsonst: der gute Mann war zu unwissend. Er ward zum dritten Mal abgewiesen und beklagte sich bitterlich darüber bei Heinrich II. Da hieß ihn dieser sich über alle Parlamentsräthe zu Paris selber setzen, und gab ihm den Titel Requetenmeister (Maître des Requetes.) Er wurde jetzo von neuem examinirt; allein die Requetenmeister fanden ihn nicht tauglicher, als der Rath zu Toulouse. Dennoch nahm er sich bei ihnen mehr in Acht: er antwortete auf alle Fragen — kein Wort. Seine Prüfer beklagten sich darüber gegen den Kanzler, der ihnen zurief: „An nescitis esse marmoreum? (Wißt ihr denn nicht, daß er von Marmor ist?") Man ließ ihn also gehn: aber von Stund an hieß er überall der marmorne Requetenmeister. Scalig. S. 175. ff.)

Neuigkeiten.

Chronik der Berliner Schaubühne.

Am 30sten Oct. Johann von Paris. — Sollte der Verfasser heute in seinem Berichte nicht ganz gerecht seyn, so bittet er für seine Verstimmtheit um Entschuldigung. Es war ein andres Stück angesetzt und eine seltne Sängerin, die er in den vier Monaten, seit er die Chronik schreibt, nicht einmal Gelegenheit hatte zu bewundern, sollte singen: aber eine boshafte Heiserkeit hinderte Dlle. Schmalz sogar nach vier Monaten wieder. — Man entschädigte indeß durch Johann von Paris. Mdme. Seidler als Prinzessin entzückte: das ist in der Regel; aber Hr. Wild sang den Prinzen und Dlle. Leist spielte den Pagen: das ist, glaub' ich, zum ersten Male wiederholt. Die Partie des Prinzen ist eigentlich für den Tenor gesetzt, und der berühmte Künstler, von dem wir sie sonst vortragen hören, ist Bassist. Hr. Wilds schöne Tenorstimme ließ sie also erst in ihrer wahren Gestalt hören, und er sang vortrefflich. Sein Couplet in der Romanze: „Ein Troubadour" erbat sich das Publikum da Capo. In Rücksicht seines Spiels schien er im ersten Akt das Compliment seines Pagen: „er habe sich die Manier eines Pariser Spießbürgers vortrefflich angeeignet," nicht zu rechtfertigen: man hätte ihn eher für einen Helden von der Französischen Bühne halten sollen. Im zweiten Akt spielte er gut. — Dlle. Leist entwickelt in jeder Rolle mehr Geist, Talent und Feuer, und auch ihr Gesang wird immer schöner und kunstvoller. Auf dem Wege, den sie seit einiger Zeit eingeschlagen hat, muß sie eine sehr ausgezeichnete Künstlerin, und vorzüglich unsrer Bühne wichtig werden. Das Publikum scheint auch schon lebhaft Antheil an ihren Fortschritten zu nehmen. — Hr. Blume chargirt jetzt den Seneschall mit so glücklicher Komik, daß er ausserordentlich belustigt.

Bücher-Chronik.

Gemälde dieser Zeit, von einem Deutschen, der Gott fürchtet, den König ehrt, die Menschen liebt, und sie nicht scheut. In zwanglosen Heften. Erstes Heft. Frankf. a. M. 1816. Und ein Mann, der so schreibt, nannte sich nicht? — Doch er that recht! Schriften der Art erreichen ihren Zweck am schnellsten und vollkommensten, wenn sie auf ihren Werth allein gestützt, da stehn, ohne alle Einmischung der Rücksicht auf ihren Verfasser. — Man findet hier drei dialogische Gemälde, benannt: der Gesellschafts-Saal oder die verbildete Welt; die Hütte des armen Landmanns; und die Amtsstube, oder der erschwerte Beruf. Alle drei sind voll wahrer, ergreifender, starker Züge; das letzte ist das wichtigste, reichste. Hört ihn, hört ihn vor Allen Ihr, die ändern konnt, was er nicht sowohl rügt, als in seiner nackten Misgestalt aufstellt. (Zu haben bei Dunker u. Humblot.)

Jakob Hafners Fußreise durch die Insel Ceylon. Nach dem Holländischen frei bearbeitet von dem Verfasser der

grauen Mappe. Magdeburg, 1816. — Der durch so manche treffliche Schrift berühmte Bearbeiter versichert überzeugt zu seyn, daß diese Reise keine Dichtung sey. Wahrscheinlich hat er wenigstens in so weit Recht, daß sie eine durch passende Erdichtungen geschmückte wahre Begebenheit ist, aber sie liest sich, vorzüglich in dieser Bearbeitung, wie ein sehr gelungener Roman, und verbindet mit der genußreichen Beschäftigung der Phantasie, einen hohen Reichthum anziehender Belehrungen über die Insel Ceylon, die dem selbst so romantischen Orient so lange für das Land der Wunderfabeln galt. (In der Haude und Spenerschen Buchhandlung.)

Kopenhagen, den 20. October, 1816.

(Schluß.)

Nun folgt ein Brief an die Censoren, der Alles übertrifft, was die Kenner seines Characters je haben erwarten dürfen, ein wahrer Rausch der Ichheit. Als seltene moralische Erscheinung möchte ich ihn wohl übersetzen: allein das hieße hier den Raum misbrauchen. Der Briefsteller trotzt auf seinen allgemein anerkannten Dichterwerth, (soll heißen, auf seine tactisch erpreßte Celebrität) auf den Beifall, den seine Freia auf gesellschaftlicher Bühne gefunden hat, (genügt ihm denn dieser nicht?) auf die mündlichen und schriftlichen Aeußerungen mehrerer Kenner und Veteranen, (die sich leider! in Gesellschaften nur gar zu oft eine Schwachheitssünde misverstandener Höflichkeit erlauben, und, wie Einer hier, von dem Exciterten durch die äußerst indiscretere Mittheilung seines Zettels, compromittirt und gestraft werden;) und vor allen Dingen auf sein unerschütterliches Selbstbewußtseyn, das sich z. B. folgendermaßen ausspricht: „Ich bin Einer von Dännemarks allgemein anerkannten ersten Dichtern; ich bin Professor der Aesthetik bei der Kopenhagener Universität; ich bin in meinem reifen Alter, und meiner besten Kraft; und meine Ehre kann es auf keine Weise erdulden, daß ich mich in eine solche Kabale finden, (Das Urtheil eines Ehrenmannes und seines eigenen, sehr gefälligen Schwagers . . . eine Kabale!) und meine Arbeit von einem Schauplatze sollte ausgeschlossen sehen, wo man doch ja oft erbärmliche Zusammensetzungen gegeben hat." (Ja wohl! ja wohl! Erbärmliche Zusammensetzungen von dem Hrn. Pr. Oehlenschläger selbst!)

Und wozu nun dieses viele Lärmen um nichts? Durch seine Appellation an das Publikum und den König, will Hr. Oel. wahrscheinlich die Theater-Direction zwingen, sein Nichts spielen zu lassen. Oeffentliche Blätter versichern, die Censoren würden antworten. Mich dünkt, keine Antwort wäre die beste Antwort! Denn der Schutzgeist unserer Selbstlauter in der Literatur, wie sie sich selbst zu nennen belieben, hat sich noch nie so deutlich zu erkennen gegeben.

Doch, mein Freund, Sie sollen der Ansicht und Aussage eines Einzelnen nicht vertrauen! In seiner Monatsschrift: Danfana hat Baggesen diese allerletzte parnassische Neuigkeit, freilich auf seine gewöhnliche, etwas verdächtige Weise, so angemeldet: „Von Adam Oehlenschläger (hier ein unübersetzbares Wortspiel!) ist eine possierliche, polemische Schrift in völlig solutem Style erschienen, betitelt u. s. w. deren Bildschaft, Schulmeisterlichkeit und Jakobität kaum ihres Gleichen findet, weder in Lukians Höhle, dem Fischer, dem Altare der Freia, noch sonst in irgend einem andern, gehefteten oder eingebundenen, buchstäblichen Tollhause. Allein da dieses, mit dem Urtheilspruche des Königs, des Volkes, und zweier Drittel der philosophischen Fakultät drohende Manifest, eigentlich an die Herren Theatercensoren gerichtet ist; so melde ich es vor der Hand nur an, insofern es auch mir, als einem integrirenden Theile des Publikums, vorgelegt ist." — — Freund, was stürzte sogar die Engel des Himmels in den Abgrund der Hölle hinab? Unbeherrschter Hochmuth! Daher das Sprichwort: Hochmuth kommt vor dem Falle.

Tobias Bramble.

(Im nächsten Blatt eine neuere Nachricht.)

Vermischte Nachrichten.

Herr Solly, ein Engländer von sehr großem Vermögen, der zu Berlin lebt, ein Mann von vielseitigen Kenntnissen und sehr gebildetem Geschmack (übrigens Verfasser der in diesem Blatt angezeigten Flugschriften über den englischen Handel,) soll seine schon beträchtliche Gemäldesammlung durch den Ankauf einer neuen, die über tausend Nummern hat, und die er mit 50 tausend Thalern bezahlte, vermehrt, und ein großes Haus zur Aufstellung derselben gemiethet haben.

— Es ist unerwartet eine zwölfte Lieferung der berühmten Sammlung Hogarthscher Kupferstiche, von 6 Platten, in Göttingen erschienen, und man verspricht auch eine von Lichtenberg nachgelassene Erklärung derselben, die aber noch unter der Presse ist. Auch Saturn der die Welt mit einer Tabackspfeife in Brand setzt, ist darunter. So bald der Text erscheint, wird hier eine ausführliche Anzeige gegeben. (Zu haben bei Dunker und Humblot.)

— Man wird sich erinnern, daß vor einiger Zeit, als es für gewisse Zwecke nützlich seyn konnte, ausgesprengt wurde, die katholischen Missionaire genoßen in China der glänzendsten Begünstigung; daß aber bald darauf die Wahrheit durchbrach, daß sie noch strenger als vorher, von den Gesetzen verfolgt würden. Als einen Martyrer, der dort kürzlich hingerichtet wurde, nennt man mit Rührung einen Greis, der 39 Jahr die verbotnen geistlichen Functionen in China ausübte, d. h. den Landesgesetzen ungehorsam war. —

— Der ehemalige Großherzog von Frankfurt macht an die Stadt eine Forderung von 284,500 Gulden. Sollte er etwa so viel aus seinem Privatvermögen zu ihrem Vortheil aufgewandt haben? Ein andrer rechtmäßiger Grund läßt sich nicht denken. Eher ließ sich erwarten, daß die Stadt von ihm die 160,000 Gulden fordern würde, für die er den dortigen Juden die Bewilligung verkaufte, Häuser in Gegenden zu besitzen, welche die christlichen Bürger für sich behalten wollten. Man könnte dies Geld für die Stadt benutzen, wenn jene Bewilligung wieder in Kraft treten müßte, oder es den Juden wieder geben, wenn sie abgeschafft bleibt.

Preis vom 1sten Okt. — 31sten Dec. 2 Th. Pr. Crt. Im Verlage der Haude- und Spenerschen Buchhandlung.

1816. Nro. 60.

Ernſt und Scherz

Montag, — oder — den 4. November.

der alte Freimüthige.

Blick in das Leben der deutſchen Literatur vor 74 Jahren; oder: ein Brief Gottſcheds, von dem Original abgedruckt.

Vorwort des Herausg.

Unſtreitig war Gottſched ein Mann von ausgebreiteter Gelehrſamkeit, ſollte ſie eben auch nicht ſehr gründlich geweſen ſeyn, und von vielſeitigem, wenn auch nicht genialiſchem Talent. Um zu erkennen, daß er der ſchönen Literatur in Deutſchland Dienſte leiſtete, braucht man nur zu unterſuchen, was ſie vor ihm war. Ihr ſpäterer Aufflug ſtellte ihn und ſeine Schale freilich in tiefen Schatten; aber das allein würde ihn nicht um ſeinen literariſchen Ruf gebracht haben. Sein Unglück war daß er zu viel gegolten hatte, mehr als wozu ſein innerer Gehalt ihn berechtigte; ſeine Schuld, daß er ſich durch armſelige, der Literatur unwürdige Mittel auf dieſer Stufe zu erhalten ſuchte. Dieſer Brief iſt ein Beiſpiel, welche er anzuwenden pflegte, um ſich Anhänger zu machen und dieſe zur Verkleinerung ſeiner Gegner in Bewegung zu ſetzen. Er iſt ein Meiſterſtück ſchlauer Verhetzungs-Kunſt: man bemerke nur, wie fein Gottſched damit anfängt, ſein Verdienſt um ſeinen Korreſpondenten ins Licht zu ſetzen, dann die Leiden die er ſich dadurch gezogen, erörtert, dann erſt ihn gegen die Schweizer zu erbittern ſucht, endlich ihm die Rolle aufdringt, die er von ihm übernommen wünſcht, und ſie ihm bis auf die Einzelnheiten vorſchreibt. Konnte wohl der Aufgeforderte ſie ablehnen, ohne undankbar zu ſcheinen? — Dieſer Brief iſt aber auch lehrreich. Sollte es, — ich ſage, ſollte es auch jetzt noch Schriftſteller und Literatoren geben, die ſich durch Cliquen-Macherei, durch parteiiſche Lobeserhebungen auf ihre Anhänger, und ungerechte Herabwürdigung ihrer Gegner, durch Aufhetzungen u. dgl. Anſehn und Einfluß zu erwerben ſuchen, ſo mögen ſie ſehn, daß Gottſched darin nicht ungeſchickter war als ſie, aus ſeinem Schickſale aber das ihrige lernen. Nur großes Verdienſt iſt großen, bleibenden Ruhmes gewiß, möge ſein Zeitalter es anerkennen oder nicht. —

Hochedler und Hochgelahrter
Inſonders Hochzuehrender Herr Rector,
Werther Gönner und Freund!

Ich kann nicht umhin nach einer ſo langen Unterbrechung unſers Briefwechſels, daran theils meine hieſigen vielen öffentlichen und Privatgeſchäfte, theils auch, ſeit ein paar Jahren, die dringende Arbeit mit der Aufſicht über das große

bayleſche Wörterbuch, ſchuld geweſen, Denſelben wiederum zu erneuern, und Eure Hochedlen zu verſichern daß ich auch in dieſer Zeit meines Stillſchweigens niemals unterlaſſen habe, ein treuer Freund von Denenſelben zu ſeyn, und Dero Verdienſte um unſere Dichtkunſt und Mutterſprache allemal gebührend zu erkennen. Wäre ich von den letztern nicht ſchon vorlängſt überzeugt geweſen, ſo würden mich doch Dero ſchöne Fabeln nicht eine Stunde mehr im Zweifel laſſen, daß Deutſchland an Ew. Hochedlen einen Dichter beſitzet der ihm Ehre macht, und durch dieſes Werk bei ſeinen Landsleuten mehr Nutzen ſchafft, als alle Franzoſen in dieſer Art der Poeſie bei ſich und uns geſchafft haben. Dieſes habe ich noch unlängſt in Dresden erfahren, da ich mich wegen des allgemeinen Landtages als Abgeordneter unſerer hohen Schule fünf bis ſechs Wochen daſelbſt aufhalten müßen. Ich konnte nicht umhin allemal wenn man mich um Schriftſteller fragte, die man der Jugend und dem Frauenzimmer mit Nutzen und Vergnügen zum Durchleſen in die Hände geben ſollte, Ew. Hochedlen Fabeln vor allen andern zu nennen; und ſelbige ihrer Unſchädlichkeit und reinen Sittenlehre wegen allem andern vorzuziehen, was unſere Porten in dieſem Theile der Dichtkunſt noch geliefert haben. Ich habe auch mit Vergnügen geſehen daß mein Vorſchlag allezeit vielen Beifall gefunden, ſobald man mit dieſem ſchönen Werke näher bekannt geworden. Hierbei aber kann ich Ew. Hochedlen nicht bergen, daß ich mir auch bereits wegen dieſer Dero Fabeln Feinde zugezogen. Ich weis nicht ob Dieſelben die Recenſier geiſſen haben, welche ich davon in das 22ſte Stück meiner critiſchen Beiträge eingerückt, und wo dieſes Werk mit den hamburgiſchen Fabeln und Erzählungen zuſammen gehalten, von beiden aber ein ſehr unpartheiiſches Urtheil gefällt, und von Dero Arbeit eher zu wenig als zu viel Gutes geſagt worden. Dieſes hat nun ein Paar märriſche Critici in Zürch, die nach dem Exempel ihrer Nachbarn der Franzoſen, ſich zu Erbfeinden des oberdeutſchen Geſchmackes und aller ſächſiſchen und ſchleſiſchen Dichter aufwerfen, bewogen, mir in einem franzöſiſchen Journal den Hr. v. Hagedorn als den Verfaſſer der Erzählungen, auf den Hals zu hetzen, und es ihm gleichſam für eine Schande auszulegen daß ſeine Poeſie mit Ew. Hochedlen Arbeit in eine Claſſe geſetzet worden. Nun halte ich zwar den Hr. v. Hagedorn für viel zu vernünftig, als daß er nicht die Bosheit dieſer Leute und ihre Begierde mir nur einen Feind aufzubringen, der wegen ſeiner edlen Schreibart vielen Beifall findet, einſehen und mich und mein Verfahren freiſprechen ſollte.- Allein den vormihigen Schweizern ſollte man wohl auf die Fingern klopfen, und zwar weis ich eine Art die ihnen ſehr wehe thun wird, wozu aber niemand ſo gut als Ew. Hochedlen fähig iſt. Sie werden es unfehlbar wiſſen, daß dieſe zween Helvetier an der Ueberſetzung des ungeheuern Miltons ein ſehr liebes Kind zur Welt gebracht, daran ſie eine große Freude haben, ungeachtet alle Deutſchen die verſtellten Züge deſſelben, troz der Affenliebe der zween Väter dazu, deutlich ſehen. Da man nun bisher mit allem ernſthaften und ordentlichen Verfahren wider ſie nichts ausrichten können, ſondern ſie dabei bleiben, unſern Deutſchen den miltoniſchen Schwulſt, anſtatt des kaum vertriebenen mariniſchen, durchaus aufzudringen; ſo fehlt es uns nur an jemanden der die Fähigkeit hat, les Rieurs de son coté zu bringen, und der ihnen ihren lieben Milton lächerlich mache. Wie wäre es nun wenn Ew. Hochedlen ein Stück aus dieſem Gedichte vornähmen, und es nach Art des ſcarroniſchen Virgilo travesti, in diejenige ſcherzhafte und luſtige Schreibart einkleideten, die in Dero Fabeln eine ſo angenehme Wirkung thut? Es müßte erzluſtig zu leſen ſeyn, wenn Sie etwa das Stück nähmen, wo die Teufel in der Hölle mit einander zu Rathe gehen, wie ſie den Erzengel Michael und ſein Heer beſtürmen wollten, und dieſes auf gut jenſiſch ſich vorträgen, etwa z. E von Fenſtereinſchmeiſſen, von Renomiſten, von Wetzen, und perest redeten, wenn ſie etwa dem Adam nachſagten daß er immer in Doktor Luthers Hauspoſtille läſe; denn Ew. Hochedlen wiſſen es ohne mein Erinnern wohl, daß Scarrons größte Schönheit eben darinnen beſteht, daß er alle neue und alte Sachen, Erfindungen und Moden unter einander menget, der Juno z. E. ein Paternoſter umhänget, und den Jupiter in Staatsperrücken und ſteifen Weſten von pariſiſchen Stoffen aufführet. Auch die Stelle im Milton wo Adam und Eva zuerſt mit einander zu Bette gehen, iſt jetzt und im Original, für einen der nicht der Ueberſetzer ſelbſt iſt, ſo luſtig, daß ich nichts würdigers finde in die ſcarroniſche Art umgekleidet zu werden. Eure Hochedlen erwählen nun dieſe oder jene Stelle oder beide zugleich, ſo wird es doch wohl nöthig ſeyn eine theologiſche Behutſamkeit zu gebrauchen, und ſowohl Gott ſelbſt als auch andere Sachen zu verſchonen, die gar zu ſehr in das Syſtem der Religion einſchlagen. Es iſt genug daß nur die Teu-

sel lächerlich werden, um auch ihren blinden Homer, und dessen blinde Anhänger verächtlich zu machen. Entschließen sich Ew. Hochedelg. nur aus Liebe zu ihrem Vaterlande und zur Deutschen Freiheit, die im Denken selbst allen auswärtigen Zwang abschütteln muß, so wie sie es in politischen Sachen zeither durch die glorreichen Waffen eines Deutschen Friedrichs und einer Deutschen Maria ziemlich glücklich bewiesen hat. Vor Druck, Verleger und eine Erkenntlichkeit, lassen Sie nur mich sorgen. Ich wünsche nächstens einen Anfang zur Gewährung meiner Bitte zu empfangen, und verharre mit aller Ergebenheit und Hochachtung

Eurer Hochedeln

Meines Hochzuehrenden Herrn Rektors,

Leipzig den 13. Aug.

1742. dienstergebenster und gehorsamster Diener Gottsched.

P. S. Wenn die schweizerische Uebersetzung Miltons in E. H. Händen nicht seyn sollte, so kann ich ehestens damit aufwarten. Es müßte aber NB. die Art von Versen in der neuen scarronischen Umschreibung, nur die altväterische Art der Knittelverse seyn, bald so, wie sie Hans Sachse gemacht, alle von 4 Füßen und mit gewissen Freiheiten.

Mancherlei.

Als die Nachricht von der Gefangennehmung des M. Victor im Kriege von 1807 in Rom bekannt wurde, machte ein gemeiner Römer die Bemerkung: Va bene, ma sarebbe ancora meglio, se i Tedeschi avessero presa la sua moglie. („Gut! aber noch besser wäre es, wenn die Deutschen seine Frau gefangen genommen hätten!" — Nehmlich Victoria — die Siegsgöttin.)

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

Versuch einer neuen Theorie des Geldes mit besonderer Rücksicht auf Großbrittannien. Von Adam Müller. Leipzig und Altenburg. 1816. — Scharfsinn und Witz und gewinnende Beredsamkeit sind die glänzenden Eigenschaften dieser Schrift, die von jedem der sie durchläuft, ohne Widerspruch werden anerkannt werden. Der eigentliche Werth derselben beruht auf der Richtigkeit ihres Räsonnements, worüber hier nicht Erörterung angestellt werden kann; aber sie verdient reiflich erwäget und durchstritten zu werden.

Denkschrift über Lord Elgin's Erwerbungen in Griechenland. Mit einer Vorrede von Bottiger und Bemerkungen der Weimarischen Kunstfreunde. Leipzig und Altenburg. 1817. Wenn Bottiger eine ausländische Schrift, vornehmlich über antike Kunst und Archäologie, bearbeitet, so kann man zum voraus gewiß seyn, daß ihr Werth dadurch verdoppelt wird. Das ist denn auch hier sowohl durch seine eigene Bemerkungen, als durch die Zugaben die er von den Weimarischen Kunstfreunden erhielt, so vollkommen geschehen, daß man erwarten darf, diese Bereicherungen werden ins Englische übersetzt und den künftigen Ausgaben des Elginschen Originals beigefügt werden, — wenn man dort anders etwas Erschöpfendes und Abgeschlossenes über den Gegenstand wünscht.

Lehrsätze der Naturgeschichte für Frauenzimmer, von Joh. Heinr. Jung gen. Stilling. Karlsruhe, 1816. — Endlich einmal kann ich Hr. Jung gen. Stilling, recht aufrichtig loben. Er hat hier ein Buch geschrieben, das freilich, trotz seinem vornehmen Titel, sehr unbedeutend, aber auch durchaus unschädlich ist. Es besteht aus lauter kurzen naturhistorischen Notizen; z. B. „Wenn der Schnee in der mittlern Luft friert, so heißt er Schnee;" oder: „Der Floh ist eben so bekannt (nemlich wie die L —); er befindet sich an vielen Thieren, und kann 6 Jahr alt werden; in sehr kalten Ländern giebt es keine Flöhe."

Kopenhagen, den 22. October, 1816.

Eben habe ich Rahbeks Antwort an Oehlenschläger erhalten und gelesen. Ich nehme mein Wort zurück. Nein! als Königlicher Beamter, öffentlich angegriffen, mußte er sich auch öffentlich rechtfertigen; und dies hat er auf eine würdige, und so viel wie möglich schonende Weise gethan. Welch ein helles Licht fällt hier auf die Armseligkeit und Verblendung eines Ichtrunknen Hochmuthes, nebst allen seinen unbeschränkten Forderungen!

Wenn ich bei dieser Veranlassung einen schnellen Blick auf unsere sogenannte schöne Litteratur werfe, so möchte ich mein Haupt verhüllen und trauern, wiewohl die Lächerlichkeiten und Thorheiten unserer Zeit jedem Menschenbeobachter eher Juvenals Geissel in die Hand drücken sollten. Welch' eine Verwilderung! In den Papieren des Tages, der Woche, des Monats! — Hier fader, nur mit Frechheit gewürzter Herostratismus junger Leute ohne Geist und Kenntnisse, die sich auf keine andre Weise geltend zu machen wissen; — dort die süße Redseligkeit eines ästhetischen Recensenten, der dem Moloch des Tages demüthigst Menschenopfer bringt; — hier die Erbitterung der beleidigten Eitelkeit, die sich selber des Freveis rühmt, alle Schriftsteller ohne Rücksicht auf Werth oder Unwerth zu verspotten; — dort die sorgfältige, eiskalte Weisheit junger Philosophen, die Worte von Schelling und Steffens nachstammeln, um zu beweisen, daß Subjectivität nicht Objectivität, und Objectivität nicht Subjectivität ist. Und nun in den Erzeugnissen der Prosaisten und Dichter selbst! Katholisirende, vernunftwidrige Mystik; Verbreitung des allerschädlichsten Aberglaubens aller Art nach Legenden, Volkssagen, Ammenmährchen, Gespensterhistorchen u. s. w. u. s.

w.; eine Mahagoneuse, die in der rhythmisch-bunten Jacke Harlekins erscheint, wiewohl der einfache Purpurmantel dieser ernsten Göttin doch würdiger seyn dürfte; Verachtung alles Vorhergegangenen, wodurch man denn z. B. die reiche Periode von Gnadh bis auf unsere gegenwärtigen Kopfzerbrecher, wiederholt das goldne Alter der Spießbürgerlichkeit nennt; und zuletzt noch obendrein eine Schickſalstragödie nach dem Muſter Werners und Müllners, die ich für nichts anders als Gottesläſterung halten kann.

Tobias Brandle.

Vermiſchte Nachrichten.

Der König von Spanien hat zur Beſtreitung ſeiner Vermählungskoſten von ſeiner Hauptſtadt Madrid ein Darlehn von 6 Millionen Reales (etwa 350 tauſend Thaler) gefordert. Die Kommiſſion von Kaufleuten, die es beſorgen ſollte, fand große Schwierigkeiten, dieſe Summe zuſammen zu bringen. (Spanien war dem alten Europa, was Peru dem neuen; und beide Länder gehören jetzt Einem Monarchen.)

— In Paris hat ein Prediger von der Kanzel unmänlich erörtert, wie daß das ſchöne Herkommen nur der Darſtellung des Kalvarienberges, eines bekannten Wallfahrtsortes, zuzuſchreiben ſey. Der Pfarrer von St. Sulpice gab vor kurzem in dem auf jenem Berge hergeſtellten Mönchsleben — Was? Almoſen? Nein! — eine Mahlzeit von ſechzig Gedecken.

— Da Dupont Agres ſich auf einem zu Tucuman (?) gehaltenen Kongreſſe für eine unabhängige Republik erklärt, und ſogleich ein Engliſcher Agent daſelbſt öffentlich den Karakter eines Britiſchen Conſuls angenommen hat, ſchließt man in London ſelbſt: dieſe neue Republik werde, (etwa wie die Jonikiſchen Inſeln?) unter Britiſchen Schutz ſtehn; und England ſich den Alleinhandel daſelbſt zueignen; das nordiſche Ufer des La-plata aber werde mit Braſilien vereinigt werden.

— Eine Nachricht aus England ſagt: die Bibelgeſellſchaften ſtammen großentheils von den Methodiſten her. „Der Zweck dieſer Bibelgeſellſchaften ſei in England unverkennbar, nehmlich der Umſturz der Engliſchen biſchöflichen Kirche, indem ſie dem Landmann ſagten, ſein Prediger habe ihm die Bibel bisher ſchlecht erklärt; er brauche ihn nicht, wenn er ſie ſelbſt leſe.“ Dazu kommt noch, wird hinzugefügt, daß ſie nicht bloß die Bibel geben, ſondern kleine Traktätchen beilegen, „welche die Zerſtörung des heutigen Babylons und Wiederherſtellung eines neuen Jeruſalems ankündigen, und dadurch die Köpfe mit allerlei Träumen von Umwälzung füllen, die gefährlich werden können.“ — —

— In Pariſer Blättern werden „Jünglinge aus guten Familien und die einer ſorgfältigen Erziehung genoſſen haben,“ geſucht zu — Kaffeeverkäufern in den Limonade-Schenken.

— Es iſt in Paris eine Sammlung Gedichte von Hn. Mus angekündigt. Das Journal de Paris behauptet, ſchon Horaz habe deſſen Zukunft im Pleiſh geweiſſagt, durch ſein Nascetur ridiculus Mus. Uebrigens ſei Hr. Mus (Maus) ſchon vor fünf Jahren einmal poetiſch aus ſeinem Loche geſprungen.

— Daſſelbe Blatt rühmt von der neuen komiſchen Oper: „das unterbrochene Concert“, die Aufführung habe dem Titel durchaus entſprochen. Sie habe an jene Liebhaber-Concerte erinnert, wo jeder ſpielt, was ihm beliebt, ohne ſich um die Mitſpielenden zu bekümmern. (Aber da hätte der Titel, um der Aufführung zu entſprechen, das „verwirrte Concert“ heißen müſſen.)

— Daſſelbe ſagt, eine Sitzung der Academie Franç., die zu Ehren des Herzogs von Kent gehalten werden ſollte, habe unterbleiben müſſen, weil kein Mitglied etwas vorzutragen hatte. (Man behauptet: Akademien die nichts zu ſagen haben, ſeien überhaupt nicht ſitzen.)

— Die Soc. de Pr. ſahet nicht nur fort, ſich ſehr ernſthaft mit den Sonnenflecken, von denen ſie verſichert, es ſeien Körper, die an der Sonne vorbeigehn, zu beſchäftigen, ſondern nimmt es der Akademie der Wiſſ. ſehr übel, daß ſie nichts darüber bekannt macht; — als wenn die Widerlegung jener unwürdigen Träumereien nicht in allen Lehrbüchern ſtünde. (Die ſcheinbare Bewegung der Sonnenflecke entſteht bekanntlich nur aus der Umwälzung der Sonne ſelbſt um ihre Achſe.)

— Mit großer Bedeutſamkeit wird gemeldet, Hr. A. W. Schlegel habe gegen einen Italieniſchen Gelehrten bewieſen, die Venetianiſchen Bronze-Pferde ſeien nicht in Rom, ſondern in Griechenland verfertigt, — wobei die Welt unſtreitig viel gewonnen hat. Wie wohlfeil ſind die literariſchen Lobeserhebungen, ſobald man nur einen Zweck hat, der ſelbſt dabei zu gewinnen glaubt, ſie zu ertheilen.

„Iſt Vetter Michel ein großer Mann,
So iſt ein großer Mann — mein Vetter.“

— Hr. Prof. Oken zu Jena war im Jahr 1811 im Vorſchlage zu einer Profeſſur in Koſtock, aber die dortige mediciniſche Fakultät ertheilte ein Gutachten wider ihn. Dieſes hat H. D. jetzt, alſo 5 Jahr ſpäter, im 3ten Stück ſeiner neuen Zeitſchrift 266 abdrucken, und den fünf Namensunterſchriften gegenüber vier Eſelsköpfe und einen Vogelkopf (der eine Profeſſor heißt Vogel) hinſetzen laſſen. Der Prorektor und das Concilium traten in ihrem Bericht der Fakultät bei, und das Weltenburgiſche Kabinet ließ es dabei bewenden. Auch jenen Bericht u. ſ. w. hat Hr. Oken abdrucken laſſen, und wieder eine ganze Reihe von Eſelsköpfen dazu, an deren einem Ende aber einen koſtenden Fuß, an dem andern eine Geiſel. — So etwas führt ſein Urtheil ſo ſchaden in ſich, daß es nicht der Mühe werth iſt, es aufzuſprechen. Es wäre indeß Schade, wenn dieſer Anfang des Blattes, ſein ſchnelles Ende herbeiführte. Es giebt Nachrichten, aus denen ſein Kaufmann wünſchenswerth iſt. — Wie es heißt, hat es ſchon die Cenſurluft des Hr. Prof. Eichſtädt, als Herausgeber der Jenaer Lit. Zeit. erregt, und dieſer hat ſich auf das jede Mitbewerbung in Jena, ausſchließende Privilegium ſeines Blattes berufen.

— Merkwürdig iſt es, daß ſelbſt Engliſche Zeitungen gegen die Ueberſchwemmung Deutſchlands mit Engliſchen Waaren, ſprechen. Das Morn. Chron. vom 27ſten Oct. giebt ſogar eine Ueberſetzung des in No. 87. dieſes Blattes mitgetheilten Aufſatzes.

— Daſſelbe Blatt ſagt, der neue Miniſterial von Meyrice, der auf Hannah Dorthin abgeſegelt war, ſei zurückgekehrt, weil ſich die Schiffe der Inſurgenten verſammelt hatten, um die Königl. Escadre anzugreifen.

— Alle man erzählt, wurde Frau von Stael gefragt, wen ſie mehr ſchätze, den General C — e oder den ehemaligen Biſchof T — — d? und ſie antwortete: Das kann ich ſchwer beſtimmen. Der eine iſt ein ſo guter General, als der andere ein guter Chriſt. —

1816. Nro. 61.

Ernſt und Scherz

Dienſtag, oder den 5. November.

der alte Freimüthige.

Ein Beitrag zur Tagesgeſchichte der Univerſitäten im katholiſchen Deutſchland.

Vorwort.

So lange Deutſchland des heiligen Rechts der Publicität genießt, iſt es Pflicht, Schickſale wie die im nachſtehenden Briefe erzählten, zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, beſonders wenn ſie einen Mann trafen, der, wie hier der Fall iſt, durch ſeine öffentlichen Leiſtungen dem Publikum angehört, und ſich durch Schriften von anerkanntem Werth, Rechte auf allgemeine Achtung und Theilnahme erwarb. — Dieſe Bekanntmachung geſchieht hier übrigens ohne Partei zu ergreifen. Sie hat nur zur Abſicht, eine Erörterung zu veranlaſſen, die auf jeden Fall wenigſtens dadurch wohlthätig werden kann, daß ſie ungerechten Urtheilen über das Vorgefallne vorbeugt.

Aus Ansbach, vom 20. Oct. 1816.

Was ich Ihnen über die Abſetzung des Profeſſors C. A. Fiſcher zu Würzburg beſtimmtes und verbürgtes melden kann, beſteht in Folgendem. Ein gewiſſer alter Canonicus hatte Mittel gefunden, ſich unter der vorigen Regierung wieder als Profeſſor bei der juriſtiſchen Facultät einreihen zu laſſen, und als ſolcher ausſchließend Weltgeſchichte geleſen. Sein Vortrag war aber von den Studierenden ſo trocken, pedantiſch und langweilig gefunden worden, daß ſie ſich allgemein beklagten, und die Lehrſtunden nur gezwungen beſuchten. Als daher Prof. Fiſcher ſeine Vorleſungen vor nunmehr einem Jahre wieder eröffnete, konnte es nicht fehlen, daß dieſem der Vorzug gegeben, und neben der Statiſtik und Staatengeſchichte, auch die Weltgeſchichte einſtimmig von ihm verlangt wurde. Etwas mochte auch ein Umſtand dazu beitragen, welcher von Studierenden gar ſehr beachtet zu werden pflegt. Prof. Fiſcher abſolvirte nemlich auch dieſes Collegium vorſchriftsmäßig in einem halben Jahre, während ſein geiſtlicher College ein ganzes Jahr dazu brauchte, und zugleich das doppelte Honorar, alſo 18 Gulden (10 Rthlr.), dafür forderte. Es läßt ſich daher denken, daß Prof. Fiſcher alle Vortheile in Händen hatte. Allein dieſe Colliſion, die auf jeder andern Univerſität perſönlich geblieben wäre, ward hier Sache einer ganzen Partei, die Fiſchers Wiederanſtellung ohnehin als eine Beeinträchtigung anſah, und jenen Collegen um ſo kräftiger unterſtützt, als er ihr ſelbſt ſeine Anſtellung verdankt. An der Spitze dieſer antiproteſtantiſchen Partei ſtand der Curator der Univerſität ſelbſt, ein geiſtlicher Geh. Rath, ein H. v. Stauffenberg, von dem genug geſagt iſt, wenn man weiß, daß er ſeine Stelle nach der Organiſation von 1809 erhielt. Dieſer fand Mittel,

auch den Chef der Hofcommission gegen Prof. Fischer einzunehmen, welches um so leichter gelingen mußte, als Hr v. Lerchenfeld — dies ist sein Name — sehr devot ist, und noch in Ingolstadt gebildet wurde, auch an der Wiederanstellung des Prof. Fischer, die unmittelbar von München verfügt ward, seinen Antheil hatte. Da nun überdem Prof. Fischer ein abgesagter Feind alles Intriguirens u. s. w. ist, so mußten natürlich so viele gegen ihn gerichtete Leidenschaftlichkeit den Sieg davon tragen. Jene unverme dliche Collision ward bald durch eine Menge Kunstgriffe in eine Art Injurienprozeß verwandelt, der sonderbar genug von dem H. v. Lerchenfeld, als bloßer administrativen Behörde, instruirt und entschieden wurde. Unter den vielen Unregelmäßigkeiten, die sich hierbei aus den Akten ergeben, will ich nur anführen, daß ein Präclusivtermin von sechs Stunden zur Beibringung eines Gegenbeweises vorkommt, ohne daß e n statthafter Beweis vorliegt, u. dgl. mehr, welches, wenn die Akten jemals gedruckt werden sollten, die juristischen Leser sehr ergötzen dürfte. Da nun H. v. L. dem Beklagten vollkommen Unrecht gab, und sogar, kaum vierzehn Tage nach dessen Wiederanstell ng, ohne weiteres von Entlassung u. s. w. zu sprechen beliebte, so konnte es nicht fehlen, daß bei der großen Liebe und Achtung, die sich H. v. L. schon längst in Würzburg erworben, die Sache allgemeine Aufmerksamkeit erregte, und selbst im benachbarten Auslande verbreitet wurde.

Wenn die Beweise von Achtung und Antheil, die Prof. Fischer bei dieser Gelegenheit erhielt, ihn über eine so unverdiente Behandlung hinwegsetzten, konnte es ihm auf der andern Seite nicht gleichgültig seyn, daß der Regierung beigemessen wurde, was bloß Handlung eines wegen seines Despotismus allgemein angeklagten Individuums gewesen war. Er glaubte daher die vorteiligen Gerüchte von seiner Suspension und Cassation, zur Rechtfertigung der Regierung in der Geburt ersticken zu müssen, und er that dieses im Allgem. Anzeiger der Deutschen (1815. No. 325. 33. 99.) auf eine sehr ruhige und einfache Art, mit der Bemerkung, daß er gegen die K. Hofcommission und Studiencuratel den (gesetzmäßigen) Recurs nehmen werde. Auf diese Anzeige wurde ihm unmittelbar allerhöchsten Ortes Erklärung abgefordert, den Thatbestand vorzulegen. Nachdem er dieses unter dem 31. December v. J. gethan, und alles aktenmäßig dargestellt hatte, erfolgte unter dem 5. Febr. d. J. eine allerhöchste Entschließung, die den sämmtlichen Professoren der drei Landesuniversitäten ein unschätzbares Privilegium ertheilte, indem sie denselben gestattete, sich in allen ihren persönlichen Angelegenheiten, sofort mit Uebergehung aller Zwischenstellen, unmittelbar durch Bittschrift an des K. Maj., oder mittelst Schreibens an das dirigirende Staatsministerium des Innern zu wenden. Es erhellet klar, daß diese gewiß sehr liberale Maasregel die Zwischenstellen in ihren Grenzen halten, und die Professoren von fernern Einmischungen derselben schützen sollte. Da nun Prof. F. glaubte, sich mit dieser stillschweigenden Genugthuung begnügen zu können, es auch für unschicklich hielt, das Ministerium noch einmal mit dieser Sache zu behelligen, so ließ er es, ohne weiter Recurs zu ergreifen, bei dem Geschehenen bewenden.

In der Mitte Mais erhielt Prof. Fischer plötzlich eine Citation vor dem Senate zu erscheinen. Nun muß man wissen, daß bei der Universität zu Würzburg ein förmlicher Senat gar nicht existirt, indem in dem dortigen nur die vier Decane, unter dem Präs. des Prorectors, Sitz und Stimme haben. Eben so muß man wissen, daß dieser Senat nach dem bestehenden Geschäftsgange, nie ein Forum für die Professoren, sondern blos für unfleißige, unsittliche Studenten ist, und auch dieses höchst selten; ferner, daß alle an die Professoren zu machenden Mittheilungen, woher dieselben auch kommen mögen, höchstens ganz kurze Decanatsanzeigen wegen Facultätssitzungen ausgenommen, schriftlich geschehen. Prof. Fischer mußte also diese Citation durchaus als nicht geschehen betrachten, und um so eher für ein Mißverständniß halten, als sich damals mehrere Studierende seines Namens in Würzburg befanden. Allein die Sache ward sehr bald so ernsthaft, daß ihm anfangs mit Execution und als er gegen ein so tumultuarisches Verfahren protestirte, mit augenblicklicher Suspension, und so fernige Cassation gedroht, und zu seiner Erklärung, ob er erscheinen wolle, oder nicht, nur eine Stunde Bedenkzeit gelassen wurde. Da das Semester einmal im Gange, und der Decent an drei Collegien gebunden war, auch eine plötzliche Dimissionsforderung, wei man dieselbe so unverkennbar brabsichtigte, nicht passend schien, so leistete Prof. Fischer der Citation zwar Folge, jedoch nur unter der ausdrücklichen Voraussetzung, daß diese Maasregel von des K. Maj. unmittelbar selbst beliebt worden sei, und benahm sich, nach

uns zugekommenen Nachrichten, überhaupt auf eine Art in dieser Sache, die allgemein gelobt wurde.

In dem Senate hatte nun die Vorlesung eines Königl. Rescriptes statt, worin jener Aufsatz in dem Allgem. Anzeiger d. D. als eine Art Staatsverbrechen betrachtet werden wollte, das aus besonderer Gnade nur diesmal nicht mit Cassation, sondern mit einem scharfen Verweise gestraft werden sollte, welcher damit gegeben ward. Höchst auffallend ergiebt sich dabei aus den Akten: Erstens, daß man Prof. Fischer nur mit Mühe etwas zu dem Protokolle geben ließ; zweitens, daß man ihm Abschrift des Rescriptes u. s. w. verweigerte: drittens, daß ihm diese selbst von der Hofcommission amtlich verweigert ward. Nach diesem Vorfalle ist es genug zu bemerken, daß Prof. Fischer kaum sein Semester geendigt hatte, als er sein Entlassungsdecret erhielt, welches wenn die Akten gedruckt werden sollten, nicht wenig Stoff zum Denken geben dürfte.

Pyram und Thisbe, oder die Verwandlung der Maulbeere.

(Eine frei übersetzte Erzählung aus Ovids 4tem Buch der Verwandlungen.)

Thisbe war die Blume holder Mädchen,
Pyram schön, wie sie, im Morgenland:
Nachbarschaft spann erst die zarten Fädchen,
Heimlich wob die Zeit der Liebe Band.
Hymen's Fackel hätte sie vereinet,
Hätt' es Groll der Väter nicht verneinet.

Beider Herzen glühn von gleichen Flammen;
Löschen kann sie nicht der Eltern Nein:
Heimlich sinken Beide sich zusammen;
Wink' und Zeichen müßen Rede seyn.
Und des Feuers Gluth, das sie verzehrte,
Wuchs, je mehr man ihm zu lodern wehrte.

In der Häuser Wand war, ungesehen,
Ein verborgner Riß seit langer Zeit:
Doch, wie mag der Liebe Blick entgehen,
Wo der Sehnsucht sich ein Schleichweg beut?
Beide sahn den Riß am finstern Orte,
Und er ward der Pfad der süßen Worte.

Leise schlich der Liebe holdes Flüstern
Durch die offne Mauer hin und her;
Und als kosend er und sie im Düstern
Hauchend küßten, klagten beide schwer:
„Neid'sche Wand! was hemmst du unsre Flammen?
Berste mehr, und laß uns ganz zusammen!

Oder, wenn's zu viel ist, was wir fordern,
Gieb doch unsern Küßen freie Bahn!
Nicht aus undankbaren Busen lodern
Diese Flammen Deine Seiten an.
Danken wir's nicht Dir, daß wir noch leben;
Hin zum lieben Ohr die Seufzer schweben?"

Beide schwatzten, auf geschiednem Sitze,
So vergebens in die Nacht hinein.
Jeder küßt in die zu enge Ritze
Warmes Lebewohl auf kalten Stein,
Aber, ach! die heißen Küße drangen
Nimmer durch zu den geliebten Wangen!

(Der Schluß folgt.)

N e u i g k e i t e n.

Chronik der Berliner Schaubühne.

Am 3ten Nov. Feßcherling, Zem.-Oper. — Dlle. Schmalz, erzählt man, zog es sich so sehr zu Herzen, nach ihrer langen Abwesenheit von der Bühne, als Clorinde im Feßcherling auftreten zu sollen, daß sie eine ernsthafte Krankheit wirklich davon dispensirt hat. — Je nun! Mdme. Schulz hat statt ihrer diese Rolle sehr gut gesungen, und sich den Beifall des Publikums erworben. Aber sollten nicht die Rollen der beiden ältern Schwestern auch facilirt werden, wie die des Barons und des Stallmeisters?

Dlle. Brand gewährte, als Röschen, durch ihr naiv lebhaftes Spiel, durch ihren einnehmenden Gesang und selbst, durch ihren Shawl-Tanz allgemeines Vergnügen, wiewohl in diesem letzten Manches geleistet wurde, was mehr schwierig als graziös, also hier offenbar am unrechten Orte war. Hr. Wild, als Prinz, erwarb neue Bewunderung seines Gesanges. Hr. Devrient und Hr. Unzelmann gaben den Stallmeister und den alten Baron in einer Weise, die an die der italienischen Masken erinnerte, der Erster [illegible] dem meisten Witz. Diese Art des Karikirens verdiente [illegible] angewandt zu werden, als [illegible]

Dritter Brief über die Kunstausstellung zu Berlin.

Noch zwei andere Gemälde desselben Meisters, G. von Kügelchen, heften mit Recht die Blicke des Beschauenden lange an sich. Das eine ist eine sterbende, oder vielmehr schon gestorbene Magdalena. Schön noch im Tode, liegt sie im Vorgrund einer Grotte auf dem Rücken, mit den Händen ein Kreuz auf die Brust drückend, neben ihr Todtenkopf und Buch, die gleichsam ihre Attribute sind. Seitwärts sehen ein Paar schöne Jünglingsgestalten, wahrscheinlich Engel, die so eben die Flöten vom Munde wegsinken laßen, etwa um zu sagen: die Melodie ihres Lebens ist geendigt. Neben ihnen drücken einige geflügelte Kinder-Engel ihre Theilnahme naiv aber edel aus. Im Anschauen vertieft senke, ich mich näher und näher und — Was haben doch Künstler oft für Launen! Und wie oft stören sie die Wirkung ihrer schönsten Schöpfungen dadurch! Dort im dunkeln Hintergrunde der Grotte grinzt eine Teufelslarve, bis unter der Brust sichtbar, über einen Felsblock hervor, gleichsam um zu belauern, ob sie die Seele der Sterbenden nicht wegnehmen laße? Vielleicht

begiebt sich das auf eine Legendenfabel; vielleicht wollte der Künstler dadurch andeuten, daß die verehrende Heilige einst leichtgläubig lebte: aber der reine Effekt des Bildes wird doch dadurch gestört. — Das letzte seiner Gemälde ist ein männlicher Kopf voll Begeisterung des Nachdenkens, mit einem wehenden orangenfarbigem Barte. Die Züge sind hoch edel und stark, die weit offnen Augen starren vor sich hin: nie sah ich das Unbeschreibbare eines durchbohrenden Blickes der gleichwohl nichts zu sehen scheint, als das Gedankenbild, das die Seele füllet, kräftiger und wahrer ausgedrückt! Das Vergleichniß nennt das Bild einen Moses. — Nun, so dachte sich also der Künstler ihn. Ich denke mir den mehr als achtzigjährigen, runzlen, ehernen, aber dabei äußerst kingen Gesetzgeber und Religionsstifter anders, — eben nicht begeistert.

Bücher-Chronik.

Skizze einer malerischen Reise durch die Schweiz. Aus dem Englischen eines Ungenannten. Herausgeg. mit Anmerkungen und einem doppelten Anhange, von J. F. Mayr, Prof. Bern, 1816. (Mit einer Abbildung des Rheinfalls.) — Das Beherzigen, zum Theil auch schon das Beweisen der Schweiz, ist eine allmalig verdrehte Puppe, die dem Publikum und den Schriftstellern aus der Hand fällt. Es mochte für die Literatur und für die Eidsverbindlichkeit u. s. w. der Schweiz selbst wohl am besten seyn, wenn man sie liegen ließe. Jeder Winkel und jeder gute oder schlimme Gebrauch des Landchens ist bis zum Ueberdruß besprochen, besonnen, exorcirt; und sollte noch etwas der Blicken und Jedem der Reisenden entgangen seyn: — nach dem geringen Nutzen, den die Welt davon hatte, das was sie nun kennt, kennen zu lernen, lohnt sich wohl schlechten, daß sie an dem Uebrigen nichts verlieren würde. Aber die Schweizer selbst scheinen sich nicht darum finden zu können, daß sie auf der Mode kommen. Sie selbst rufen nun Wunder! über ihr Land und ihre Lebensart, oder ergehen sich eitig noch, was andere darüber ehemals sprachen. Hier z. B. hat ein Schweizer als etwas sehr Wichtiges überlegt, was ein Engländer vor zwanzig Jahren über die Schweiz drucken ließ, sage ein mittelmäßiges Gedicht einer Engländerin, das vor 14 Jahren ins Französische übersetzt erschien, und endlich 5= Jahr alte Zusätze zu einem noch ältern Buche bei: — und giebt mit dem allen nichts Bedeutendes, das nicht seitdem in zehn andern Beschreibungen auch steht. Wozu? Um den Zufluß der Reisenden wieder zu vermehren? — Für denjenigen den das Buch noch interessiren kann bemerke ich indeß: es ist gut und kraftig geschrieben.

Vermischte Nachrichten.

Es giebt wenig so unangenehme Erscheinungen, als wenn eine gute Sache mit lacherlichen Gründen vertheidigt wird. Die Allg. Zeitung, und manche ihr nachschreibende sagt, indem sie über den auch in Deutschland aufkommenden Gebrauch baumwollener Zeuge statt der Leinwand, klagt: Wenn man je erwogen hätte, welchen sittlichen Einfluß die Leinenwirthschaft auf unsre Deutschen Haushalt ausgeübt u. s. w. Also um der Tugend willen, soll man dem Linnen den Vorzug vor den Kattun geben? Ei, da könnte ja wohl auch ein Sittengesetz werden: „Du sollst ein linnen Hemde tragen, kein baumwollenes.“ — Es giebt Einen Grund der alle andre überwiegt macht, aus dem man in Deutschland der Leinwand den Vorzug geben muß: Flachs wächst bei uns, Baumwolle nicht.

— Seitdem die Barbaresken keine Christen mehr zu Sklaven machen sollen, finden sie häufig Schiffe der christlichen Mächte ohne Mannschaft auf dem Meere. Sollten sie sie nicht etwa erworben haben?

Russische Journalistik. Aus St. Petersburg. (Schluß.)

Der Russische Herold, herausgegeben vom verabschiedeten Major Gerjus Glinka, seit 1808. Der Hr. edle Zweck dieser Zeitschrift ist: Vaterlandsliebe, Patriotismus und Geistes für Nationalehre durch schöne Künste, Abhandlungen und Vorschriften zu wecken und zu unterhalten. Der Herausgeber arbeitet mit vielem Fleiß. Schade nur, daß er zuweilen sehr einseitig ist, und sich oft wiederholt. Auf vierte Jahr kommen 12 Hefte von dieser Zeitschrift heraus; 10 unter dem Titel: Russischer Herold oder vaterländische Nachrichten, und die übrigen zwei: Russischer Herold zum Nutzen der Hauserziehung. In den letztern wird ein gehaltvoller und gut geschriebener Auszug aus Russischen Chroniken mitgetheilt, welches für Eltern und Erzieher beim Mangel einer guten Russischen Geschichte, ein willkommenes Geschenk seyn muß. Der Nutzen dieser Zeitschrift ist so groß, daß sogar der alles verweisende Geist des Vaterlandes ihr Gerechtigkeit zu erweisen gezwungen war, indem er einen Brief in sein Journal einrückte, mit welchem Fürst Wiasemski die Verdienste des Hrn. Glinka anerkannt und geehrt hat.

Die Moskowische Zeitung, herausgegeben von der Universität, erscheint zweimal wochentlich in 4to. Sie ist vom gewöhnlichen Schlage.

C. In Kazan.

Kasanische Nachrichten, eine sehr gut redigirte Zeitung, erscheint alle Sonnabend in 4to, herausgegeben von einer Universitäts-Kommission.

D. In Astrachan.

Orientalische Nachrichten, eine politisch-literarische Zeitung, in Russischer und Armenischer Sprache, erscheint in Folio, zweimal wochentlich.

E. In Charkow.

Der Ukrainische Nerold, eine literarische Monatsschrift, herausgegeben von einigen jungen Männern bei der Universität. Es soll (nach dem Sohn des Vaterlandes) ein sehr gut dirigirtes, interessantes Journal seyn. Ref. hat es nicht zu Gesicht bekommen, wie auch nicht den

Domowitz in Charkow, eine satyrische Monatsschrift, herausgegeben vom Magister Maksowitsch, welche artige satyrische Gedichte enthalten soll.

F. In Riga.

Russische Wochenschrift in Riga, herausgegeben vom Gouvernements-Schuldirektor Albanus, mit der Hülfe einiger Russischen Lehrer. Sie enthält allerhand gemeinnützige Nachrichten, und giebt alle Sonnabende einen halben Bogen in 4to. Der Zweck des Ver. hat sie auf die heftigste Art in seinem Journale angegriffen, und sich dabei über Nichtachten der Russischen Sprache und Literatur in den Ostsee-Provinzen aufgelassen. Sind aber Schmähungen im Stande diese Gegenstände dort beliebt und geachtet zu machen? Und wird nicht einem jeden so eine abfahrende Kritik des ersten Versuchs von ähnlichen Arbeiten in diesem Fache abschrecken?

1816. Nro. 62.

Ernſt und Scherz

Donnerſtag, oder den 7. November.

der alte Freimüthige.

Kosmopolitiſch-humoriſtiſche Anmerkungen zu der neueſten Geſchichte der Pädagogik.

„Die Welt iſt ein Schauſpielhaus: die „Schauſpieler ſind die Menſchen!“ — ſagt einer unſrer Deutſchen Schriftſteller; — und er hat Recht! —

In unſrer ſublunariſchen Welt, wo weniger Seyn als Schein gefunden wird, iſt es kein Wunder daß man dem Kinde ein Spielwerk vorhält, um ſeine Aufmerkſamkeit zu zerſtreuen, und von den Dingen wie ſie ſind, abzulenken. Wer nun als der geſchickteſte Schauſpieler, die großen und kleinen Kinder am beſten anzulocken und an ſich zu feſſeln verſteht, der erwirbt ſich Beifall und Händeklatſchen des glänzenden und des ſchmutzigen Pöbels; der leitet die Menge am Gängelbande des Vorurtheils nach eigner Willkühr umher; und indem er die Meinung beherrſcht, ſchwingt er ſich über die andern Erdenwürmer hoch empor, und wird — der allmächtige Gebieter ſeiner Zeitgenoſſen. Was will er mehr? — Er wird bewundert, er iſt berühmt, und — hat den Zweck ſeines Daſeyns erfüllt. Iſt es denn nicht natürlich, daß man auch die Nachwelt zu dieſer Stufe der Glückſeligkeit zu erheben ſucht?

Die berühmteſten und geprieſenſten unſrer ältern und neuern Erzieher ſchlugen daher einen ganz verkehrten Weg ein, die Menſchen zu bilden. Sie erzogen ſie für eine Welt wie ſie ſeyn ſollte; und nahmen keine Rückſicht auf die Welt wie ſie iſt. Demnach bildeten ſie das Innere des Menſchen zu ſehr aus: da ſie doch bei geringer Aufmerkſamkeit hätten einſehen ſollen, daß die Außenſeite des Menſchen die vorzüglichere ſey.

Die Menſchen ſind einmal, wie unſer Freund ſagt, Schauſpieler auf der großen Bühne der Welt; und — ich ſetze hinzu: Die Erzieher des Menſchengeſchlechts ſind die Schauſpieldichter. Sie ſind es, welche die Begebenheiten des Menſchen einleiten, welche den Plan des Lebens entwerfen, welche den Faden der menſchlichen Schickſale verwickeln, und den großen gordiſchen Knoten ſchürzen ſollen. Der ſo gebildete Menſch iſt beſtimmt, das Räthſel zu enthüllen, und den Knoten zu löſen, oder wenn ihm dies nicht gelingen will, zu zerhauen. Und dies iſt ja der gewöhnliche Weg den man einſchlägt, beſonders in einer Zeit wie die gegenwärtige darin wir leben, wo das Ungewöhnliche und Rieſenhafte täglich mehr beginnt, gemein und gewöhnlich zu werden. Können wir den Abgrund der vor uns liegt, nicht hinabklettern, und die Höhen nicht erklimmen welche unſerm Blicke Schranken ſetzen: ſo wagen wir einen ſaltomortale über Klippen und Abgründe hinweg. Gelingt er uns dann, ſo rufen wir triumphirend

aus: „Seht da, was ich vermag! Wer wagt „es, mir zu folgen auf ungewohnter Bahn, mir, „der ich mit Adlerschwingen die Kluft überflog!“ — Und — auch hier ist nur Schein; der Zufall führte uns hinüber, die Menge staunt uns an, und bemerkt nicht die Gebeine der Verunglückten, die vor uns und neben uns in den jähen Abgrund hinunter stürzten, ohne das Ziel ihres Strebens erreicht zu haben.

Ist es daher nicht besser, daß wir den Menschen lehren, durch den Schein dasjenige zu verrichten, was er sonst nur durch die That vermochte? — nach der bekannten Regel: mit Wenigem viel auszurichten, quod fieri potest per pauca, non fieri debet per plura! — Wer wollte sich auch in einem Trauerspiele wirklich den Hals brechen lassen, da man die dadurch beabsichtigte Rührung eben sowohl durch einen Scheintod bewirken kann! Je glücklicher nun das Ende des Stücks schon von Anfange an eingeleitet, die Begebenheiten, oder vielmehr die Erscheinungen motivirt, je mehr die Spannung der Gemüther der Zuschauer gesteigert und die Aufmerksamkeit derselben auf den Helden des Stücks, belebt und unterhalten werden; mit einem Wort: je verwickelter der Plan des Stückes ist, desto größer und bleibender ist der Effect den es macht. Und — so geht es auch zu bei den Begebenheiten oder Erscheinungen auf der großen Bühne des menschlichen Lebens!

Da kam mir neulich ein Buch zu Gesichte von dem man mir viel Rühmens und Preisens gemacht hatte:

„Ueber die stufenweise Entwickelung des mensch„lichen Geistes.“

Entwickelung des menschlichen Geistes?! — Welch ein Gedanke! — — Der Mensch, der einfach und kunstlos aus den Mutterhänden der Natur hervorkam, soll schon verwickelt seyn, daß er erst einer Entwickelung bedurfte, ehe er in diese sublunarische Welt eintreten kann? — Wer entwickelte denn den ersten Menschen? Und wenn ihn niemand entwickelte, wie konnte er denn die folgenden Menschengeschlechter entwickeln, da er selbst den Entwickelungsproceß noch nicht überstanden haben konnte? Vielleicht ging es ihm aber wie jenem großen Philosophen, der, als eine Stimme in den Wüsten Teutoniens ausrief: „Hier, „hier ist der Weg zum Licht der Wahrheit zu ge„langen, hier ist der Stein der Weisen, die wahre „Goldtinktur des Geisterlebens! Meine Philoso„phie ist die einzig richtige, wahre, feste, bleiben„de!“ — während eben dieser Philosoph lehrte: „Ich weiß nicht, und bin nicht!“ gerade wie ein Wegweiser, der den Vorübergehenden die rechte Straße zeigen soll, während er selbst bewegungslos am Wege stehen bleibt. — Oder bedurfte der erste Mensch vielleicht keiner Entwickelung von außen her? — Je nun, so werden ja wohl auch unsre Kinder sich nicht erst dürfen entwickeln lassen, da ja schon durch die Schöpferkraft und Wärme der Natur, das Ei ihres Geistes ausgebrütet wird, so daß, je nachdem der in ihnen schlummernde Keim beschaffen ist, entweder der Vogel Minervens, oder der Liebling des Donnerers, oder auch — — — eine Beschützerin des Kapitols daraus hervorgeht.

Man sollte demnach nicht von Entwickelung, sondern von Verwickelung des menschlichen Geistes reden und schreiben! —

Burdach.

(Der Schluß folgt.)

Pyram und Thisbe, oder die Verwandlung der Maulbeere.

(Fortsetzung.)

Als Aurorens Glanz am nächsten Morgen
Weggetilgt der Sterne lichte Spur,
Luna, blaß, in Aether sich verborgen,
Sol getrocknet die bethaute Flur;
Schleichen Beide wieder hin zur Spalte,
Daß in Klagen sich ihr Herz entfalte.

Aber endlich muß doch Amor siegen,
Und gefaßt wird muthig der Entschluß:
Künft'ge Nacht die Wächter zu betrügen,
Und hinauszuahn, mit leisem Fuß;
Durch die Stadt, getrennt, sich hinzuwinden,
Und bei Ninus Denkmal sich zu finden.

Dort, an einer kühlen Silberquelle,
Stand ein dichtbelaubter Maulbeerbaum,
Seine Beeren glänzten, weiß und helle,
Wie des Meeres sonnenlichter Schaum.
Dieses Baumes Laubdach soll sie decken,
Ihr Geheimniß vor der Welt verstecken.

Langsam senkte Sol sich in die Wogen;
Düster stieg daraus hervor die Nacht:
Thisbens Wächter wurden schlau betrogen;
Leise ward die Hausthür aufgemacht;
Und sie eilt, verschleiert, wie im Traume
Durch die Nacht, und sitzt am Maulbeerbaume.

Amor gab verwegnen Muth der Schwachen: —
Aber, siehe! eine Löwin brüllt
Schnaubend her, noch Blut am grausen Rachen
Eben mit der Rinder Mord gefüllt.
Heißer Durst treibt sie nach Thisbens Stelle,
Sich zu laben aus der kühlen Quelle.

Zitzithen ſuche der Schrecken durch die Oede,
Als beim Mondlicht ſie das Thier erſah:
Schnell entfloh ſie in die dunkle Höhle,
Ungeſehen, und verbarg ſich da.
Todesangſt war dieſem Ungeheuer
Jagte ſie, und ſie verlor den Schleier.

Als die Löwin ſich mit gier'gen Zügen
Schnell gelabt, und wild umſonſt umher ſtand,
Sah ſie den verlornen Schleier liegen,
Und zerriß in Zetzen das Gewand,
Ließ die Jetzen voll des Kinderblutes,
Brüllte fort zum Walde, wilden Muthes.

Poram, ſpäter aus der Stadt gegangen,
Sah des Thieres Spur im tiefen Sand;
Welche Schauer, die ſein Herz durchdrangen,
Als er auch den blut'gen Schleier fand!

„Hat uns eine Nacht, ruft er, verbunden,
Hat auch Tod in einer uns gefunden!

Ach, ſie war die würdigſte von allen
Eines langen Lebens voll Graus
Und durch mich, durch mich iſt ſie gefallen!
Ich bin's, der ihr Unglück büßen muß.
Doch bei Nacht in grauſe Wut will treiben
Konnte Poram, und zurücke bleiben!

Löwen, die in dieſen Felſen wohnen!
Her! zerfleiſcht mir dies verruchte Herz!
Thiebens Küſſe fallen nicht mich lohnen:
Strafe denn mich eures Biſſes Schmerz?
— Doch, was ruf ich euch, mich zu verderben?
Nur der Feige wünſcht ſich bloß zu ſterben.“ —
(Der Schluß folgt.)

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 4ten Nov. Die Räuber. Die heutige Vorſtellung des alten Stückes darf nicht übergangen werden, da Karl Moor und Amalie von Hn. Maurer und Dlle. Döring ausgenommen gut gegeben wurden und, wie man auch das Stück beurtheilen mag, dieſe Rollen wichtige Kunſtaufgaben ſind. Hr. Devrients Spiel vergütete im 4ten und noch mehr im 5ten Akt, iſt von einer ſo vollendeten Trefflichkeit, daß dieſe Scenen ohne das Uebrige des Stückes, als Zwiſchenſpiele, für ſich beſtehende Kunſtleiſtungen, gegeben zu werden verdienten.

Am 5ten Nov. Pflicht um Pflicht, Drama in 1 Akt, von Weiſſ. Eine artige Idee, eine blühend-poetiſche Diction und treffliches Spiel vergnügten das Publikum. Eigentlich hatte die Anekdote weit aber eine komiſche Ausführung gefordert; eigentlich iſt die Behandlung allzu hochtragend pathetiſch; eigentlich waren, wie das Glück ſelbſt, die Epiſoden und ihr Spiel zu ſehr gepaart. Doch davon ein andermal.

Dritter Brief über die Kunſtausſtellung zu Berlin. (Fortſetzung.)

Von C. Kolbe ſind fünf Werke hier, die das Vorgeſchrieb so anführt: Abendleier; Doge und Dogareſſe; Bauermeiſter und Bauherr; Lautenſpiel vor der Jagd; Räuberzug, Landſchaft. Schon aus dieſen Anzeigen ſeh'n Sie, daß keines dieſer Gemälde darnach ſtrebt, irgend einen hochpoetiſchen Moment darzuſtellen, ſondern daß ſie nur irgend eine ſinnvolle, gemüthlich unterhaltende Situation geben wollen. Alle ſind kunſt- und geiſtvoll berechnet, alle mit großer Vollendung gearbeitet. Das unterhaltendſte und geiſtvollſte für mich, iſt der Doge mit ſeiner Dogareſſe. Beide ſind eben aus einer ſehr geſchmückten Gondel auf einer Anſahrt des Meto ausgetreten. Er ſteht in aller ſchwerfälligen Pracht ſeiner Würde breit und ſchwer, mehr belaſtet als geſchmückt da, und lächelt voll huldreicher Selbſtzufriedenheit: aber ach! Dies lächelnde Antlitz iſt mit Runzeln in allen Richtungen durchgraben, die freilich ein nachendes Spiel mit der Schönheitslinie ſcheinen und ſonſt auf Weisheit deuten mögen, doch hier flogen ſie Cobanern ein. Denn die Dogareſſe, mit gleich ſchwerer Pracht umhüllt, hat ihr vollmannigfaltes Geſicht, das etwa erſt 25 Jahr und volles Begehren zu deuten ſcheint, mit trübſeliger Unzufriedenheit von ſeiner Weisheit und Herrlichkeit abgewandt, und wenn jemand preiſen wollte, daß ſie recht kein Vergnügen bei der Fahrt empfinden hat, ſo lehrt es ihn die auf dem Rahmen mit goldener Schrift angebrachte Bemerkung: Senza amaro andare nel Mare col sposo del Mare, non può consolare; zu Deutſch: „Mit dem Gemahle des Meeres, das Meer durchſchiffen — ohne Liebe, — iſt eben nicht troſtlich.“ Hinter ihr ſteht ein rüſtiger Gondolier in ein heranartiges Inſtrument; ſeine Geſichtern ſind in der Gondel geſchäftig; der Hintergrund zeigt das Meer voll Gondeln und Schiffen und hinter demſelben die prachtvolle Stadt. Das Gemälde iſt ſehr ſchön, aber daß man zum vollen Verſtehen des Scherzes die Unterſchrift nöthig fand — ein leiſer Tadel, dem ich nicht widerſpreche.

Die Ausſtellung iſt reich an Darſtellungen von Innerlichkeiten. Nach meiner Anſicht, die ich übrigens niemand aufdringen will, ſind Darſtellungen der Art, die nur nach Mannichfaltigkeit in der Nachbildung einer Lichterſcheinung ſtreben, auch nur Bewerbe, wie vollkommen der Künſtler die Farben zu miſchen weiß.

Noch reicher iſt ſie an Schlachtſtücken und einzelnen Scenen aus Schlachten. Die erſtern erlauben Sie mir zu übergehn, und auch die Gründe, warum ich es thue. Den den letztern glaube ich wenigſtens zwei anführen zu müſſen. Die eine iſt vom Herrath Taubert, und ſtellt den Ruſſiſchen General Grafen Toſtten-Oſtermann dar, in der Schlacht beim Kulm, nachdem er den Arm verloren hat. Er ſitzt auf einer Trommel; die Wunde ſelbſt iſt nicht ſichtbar; um ihn her ſind Gruppen von Wundärzten und Adjudanten; einer der letzten ſprengt in geſtrecktem Galop herbei. Daß er die Siegesbotſchaft bringe, wie die Erfahrung ſagt, wäre freilich ſehr viel ſagend, wenn ſich das auf dem Bilde ſelbſt hätte deutlich anzeigen laſſen. So viel es möglich war, iſt es dadurch angedeutet, daß man im Hintergrunde die Franzoſen fliehen ſieht. Sprechender, und zugleich ein fein gedachtes Kontraſtment, iſt es, daß man dem ſo hart verwundeten Feldherrn gegenüber, einen von ſeinen Kriegern einen ſterbenden Feind mühſam aufrecht erhalten und ihm ſeine Feldflaſche zur Stärkung darbieten ſieht. Wie reich, wie ſchön iſt der Gedanke dieſer Zuſammenſtellung! — Die beiden Hauptpunkte des Gemäldes ſind das Geſicht des verwundeten Feldherrn, und das des

sterbenden Franzosen. Sehr gelungen drückt das erste kraftvoll unterdrückten Schmerz aus, über den dem geschlossenen Munde nicht einmal eine Klage entschlüpfen darf; das Sterben in den lang verzerrten Zügen des letztern, kann an Wahrheit mit der besten der berühmten Schlüterschen Larven wetteifern. Die beiden Antlitze allein schon sprechen den Sinn des Gemäldes aus: hier theuer erkaufter Sieg; dort Vernichtung. —

Desto unglücklicher ist eine andre Scene gedacht. Im Vorgrunde eines Schlachtgetümmels liegt ein Mann auf dem Boden, die von einander gebreiteten Beine hinaufgestreckt, und zwischen denselben ein sterbendes Pferd. Ich schlage das Verzeichniß nach: — Lieber Himmel! War es möglich daß es jemand einfallen konnte, einen Helden, dessen Lob so weit ertönt, als eine Kunde der neuesten Feldzüge Europa's geht, mit empor gereckten Beinen, in der unedelsten Lage die sich denken läßt, darstellen zu wollen! — Ich unterdrücke alles Andre, was sich mir, wie wohl jedem, dabei aufdringt, um ganz ernsthaft zu bemerken: Der Verfasser des Bildes übersah, daß nicht jeder wichtige Vorfall auch ein großer und schöner Moment ist, oder nur — Tableau macht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., den 22. Oct. 1816.

Die fünf und siebenzig Bürger welche den gesetzgebenden Körper wählen sollen, sind zusammen getreten, aber gleich anfangs beherrschte ein übler Geist die Versammlung. Die casinofähigen Bürger denen alles an Abstellung der Simpla liegt, hatten unter sich verabredet, wer zu dem gesetzgebenden Korper tauglich sei, und wer nicht, und ihre Werbungen in dem Geist so glücklich fortgesetzt, daß geschriebene Zettel ausgetheilt wurden, auf daß jeder von ihrer Parthei wissen möge, wem er seine Stimme zu geben habe. Allein die Sache kam zu früh an den Tag, und die unterdrückte Minderzahl trat gegen das herrische Benehmen der Mehrzahl mit Kraft und Nachdruck auf, und drohte, von einem solchen illegalen Verfahren, bei dem Rath Anzeige zu machen. Wozu versammeln wir uns, sprach der Präsident, wenn alles zuvor schon verabredet und ausgemacht ist! Kinder die unter der Ruthe stehen, aber keine Deutschen Männer lassen sich also mitspielen. Rathbefragen mag sich jedes Mitglied der 75, zu seiner Belehrung aber Andern seine Meinung aufdringen, heißt verläumden — Werbung ist Hochverrath, Versündigung am Gemeinwohl, alleinige Beachtung des Seinigen: Weh uns, und unsern Kindern wenn freier wie Andere, reicher seyn heißt! und um es zu werden die Absicht vorherrscht, seine bisherigen Belastungen der Gemeinde aufzuhalsen. —

Bücher-Chronik.

Frauenzimmer-Almanach zum Nutzen und Vergnügen, für das Jahr 1814. Leipzig, bei Cnobloch. — Bei diesem Almanach wär' es Ungerechtigkeit, viel Lob auf seine Eleganz verwenden. Er verdient dieses zwar auch; aber er ist zu einem noch viel höhern berechtigt: er ist ein sehr verständig geistvolles Buch. Den Anfang macht eine kurze Biographie der verstorbenen Herzogin Amalie von Weimar. Sie ist mit der herzlichen Verehrung geschrieben, welche dieser wahrhaft edeln und großgesinnten Fürstin gebühret; nur der Rüge kann man sich nicht enthalten, daß der Verfasser über wichtige Abschnitte in ihrem bewundernswerthen Leben zu kurz hinweggleitet, z. B. über die heroische Entschlossenheit und Weisheit, mit welcher diese erhabne Fürstin im siebenjährigen Kriege, immer in der Mitte ihres kleinen Volkes verweilend, die drückendsten Folgen der Besetzung des Landes, bald durch dieses, bald durch jenes Heer, abzuwenden wußte. Außerdem findet man vier Erzählungen, alle sehr gut und sinnig geschrieben. Vorzüglich verdienen dies Lob die mit dem Titel Untreue, von Bühren, und Ritter Toggenburg von Fouqué. Ernst belehrend sind die „Bemerkungen aus der Kinderstube" und „die Briefe eines Arztes an eine Mutter." Die schwache Partie dieses Almanachs, wie fast der schönen Literatur überhaupt, sind die lyrischen Gedichte: doch findet man auch unter ihnen manches sehr Artige.

Vermischte Nachrichten.

Hr. Fragonard, ein sehr geschätzter Zeichner zu Paris hat den Gedanken gehabt, seine Talente der Bildhauerei zu widmen, und mit hochfliegender Kühnheit, als erstes Probestück das Versammlungshaus der Deputirten mit einem 80 Fuß langen und 50 Fuß hohen Basrelief verziert. Die Zeitungen erklären, dies Probestück sei kein Meisterstück, und trösten das Publikum damit, daß es nur von Gyps sey, also der Regen ihm bald sein Recht anthun werde. Sie schlagen vor, dem Regen Unterstützung zu geben.

— Ueber die Lage der freien Neger in dem Britischen Westindien giebt die Allgem. Zeitung einen sonderbaren, aus London datirten Bericht. Sie müssen sich auf 14 Jahre für Kost und Kleidung verdingen, was man ihre Lehrjahre nennt. Während dieser 14 Jahre müssen sie arbeiten, wie die wahren Sclaven und da die Neger frühe altern, sind sie nach Verlauf dieser Zeit so erschöpft, daß sie dem Himmel danken, wenn ihr Herr sie nur auf immer behalten will, besonders wenn sie Kinder haben, — die nach dem Gesetz Eigenthum des Pflanzers sind. „Durch die sogenannte Abschaffung des Sklavenhandels, haben die Engländer also den Vortheil, daß sie den andern Nationen die mit Sklaven beladenen Schiffe wegnehmen, und so ihre Pflanzer unter dem Namen von Lehrburschen, mit frischen Sklaven versorgen können," die sie nicht einmal zu kaufen brauchen. — — —

— In Rücksicht der im vorigen Blatt erwähnten, zu Riga erscheinenden „Russischen Wochenschrift"-verdient folgender Umstand der allgemeinen Hochachtung aufgestellt zu werden. Der Gouvernements Schulendirector Albanus erhielt seit mehrern Jahren ein Paar Russische Armenschulen in der Vorstadt von Riga, fast nur durch den Ertrag einer Deutschen Wochenschrift, die er bloß zu dem Zweck herausgab. Da der Absatz derselben endlich nicht zureichen wollte, verwandelte er sie in eine Russische, ohne selbst Russisch zu verstehen. Er schreibt sie Deutsch und läßt jedes Blatt zum Druck übersetzen. Sein Amt verpflichtet ihn nur zur Aufsicht über sämmtliche Schulen des Gouvernements, und er ernährt ein Paar derselben. Dieses freiwillige Opfer in seiner ganzen Ehrwürdigkeit zu erkennen, muß man wissen, daß ihn nicht nur jenes Amt schon mit mühseligen Geschäften überhäuft, sondern daß er außerdem noch Prediger ist, in dem Gymnasium Vorlesungen halten muß, und der literarische Censor in Riga ist.

Preis vom 1sten Okt. — 31sten Dec. 2 Th. Pr. Crt. Im Verlage der Haude- und Spenerschen Buchhandlung.

1816. Nro. 63.

Ernſt und Scherz

Sonnabend, oder den 9. November.

der alte Freimüthige.

Die Iſis,

die im Großherzogthum Weimar ſelbſt gedruckt wird, enthält ſehr hartgeſagte Anſtellungen gegen die neue Verfaſſung, oder das Grundgeſetz dazu, das dort eingeführt worden. Sie tadelt es, daß als die drei Stände des Staates, die Rittergutsbeſitzer, die Städter oder Bürger, und die Bauern aufgeſtellt ſind. Sie meint dieſe drei Klaſſen unterſcheiden ſich nicht von einander, wären alle drei nur producirend. (Handarbeiter, ſagt ſie.) Die drei wahren Stände ſeien der Nähr-, der Wehr- und der Lehr-Stand; von denen der erſte Bürger und Bauren (ſoll wohl heißen, Landbeſitzer;) der zweite den Adel, inſofern er im Heer diene (Soldat iſt), der dritte die Geiſtlichkeit iſt, als Repräſentantin aller Gelehrten. —

Der Verfaſſer überſah, daß das Intereſſe der Städter, d. h. der Kaufleute und Fabrikanten, in ſehr vielen Fällen von dem der Landleute, als Producenten der rohen Produkte, allzu verſchieden iſt, um in einer repräſentirenden Verſammlung als Eins, wohl gar von denſelben Perſonen vertreten zu werden. Er überſah, daß wenn er unter dem Wehrſtand den Adel in ſo fern er Soldat iſt, verſtanden wiſſen will, man demſelben entweder, da er doch offenbar allein nicht eine Armee bilden kann; das alte Ausſchließungsrecht auf die Officiers-Stellen zurückgeben, oder das Heer als ſolches unter die Landſtände aufnehmen muß. Aber: ein ſtehendes Heer iſt nicht ein Theil des Staates ſelbſt, ſondern eine Maaßregel deſſelben, die bald in engerer bald in weiterer Ausdehnung beliebt werden kann; und in den aus allen wehrhaften Staatsbürgern gebildeten Heeren, gehört jedes Individuum ja ſchon zu einer der andern Klaſſen. — Er überſieht ferner, daß wenn er die Geiſtlichkeit wieder, zu einem politiſchen Stande machen will, er ihr auch ihre ſtreng abgeſchloſſene hierarchiſche, dem übrigen Staat fremde Verfaſſung zurückgeben, alſo ſie wieder zu einem Staat im Staate machen muß. Und will er die Gelehrten überhaupt aus einem Stande des geſellſchaftlichen Lebens, in einen Landſtand verwandeln: welche Bedingungen müſſen bei dem Individuum eintreten, um ihn in den Beſitz des entſprechenden aktiven Rechts zu ſetzen? Daß es eine Univerſität beſuchte, oder das Maaß der erworbenen Kenntniſſe, kann unmöglich, aus Gründen die ſich jedem darbieten, dafür gelten; es bleibt alſo nur übrig, daß es im Staat einen gewiſſen Geſchäftskreis, der ihm übertragen oder zugelaſſen iſt, verwalte, als Prediger, Schullehrer, Sachwalter, Arzt u. ſ. w., alſo ein beſoldeter oder unbeſoldeter Beamte ſei. Will der Verfaſſer aber im Ernſt die Beamten als ſolche, die Diener des

Staates zu einem Theile des Körpers desselben machen, obgleich das Dasein ihres Amtes und die Beamtung der Einzelnen, von dem Gutfinden jenes Körpers oder seiner Regierung abhängt, also nichts Nothwendiges, in der Natur des Staates Begründetes ist? —

Vorzüglich rügt der Verfasser es, daß die Universität Jena nicht als solche, sondern als Besitzerin von Rittergütern, Mitglied der Landstände ist. Aber ist denn diese Universität, so bald von einer neuen Gestaltung des Ganzen gehandelt wird, mehr als jede andre Lehranstalt ein nothwendiger Theil des Staates, oder vielmehr nur eine Veranstaltung, eine Maaßregel desselben? Sind die Professoren dort etwas anders, als besoldete Beamte? Recht nützliche, wollen wir glauben; nothwendige nicht. Der Staat könnte ja statt ihrer eine andre Unterrichtsanstalt, mit andern Lehrern und Rechten, in einem andern Städtchen stiften. — So unreif und seicht gedacht ist es oft, wodurch Schreier das Urtheil des Publikums zu verleiten suchen.

Pyram und Thisbe, oder die Verwandlung der Maulbeere, nach Ovid.

(Schluß.)

Mit dem Schleier, blutbefleckt, zerrissen,
Wankt er in des Baumes Schattennacht,
Netzt mit Thränen, deckt mit heißen Küssen
Das Gewand, das Thisbe hergebracht.
— „Trink auch mein Blut!“ ruft er; aus der Scheide
Fährt sein Schwert, und in sein Eingeweide.

Und er zieht es sterbend aus der Wunde,
Rücklings auf dem Boden ausgestreckt.
Hoch entströmt das Blut dem grausen Schlunde,
Von des Stahls Gewaltstreich aufgeschreckt,
Wie, wenn's Blei verschliß'ner Röhren springet,
Brausend in die Luft das Wasser dringet.

Von dem Blute färben sich die Früchte
Und des Maulbeerbaumes Wurzel roth:
Purpurn glänzt die vormals weiße, lichte
Beere, durch des armen Pyrams Tod.
So beschattet an der kühlen Quelle,
Nun ein neuer Baum die alte Stelle.

Sieh', da geht aus ihrer dunkeln Höhle
Thisbe, zitternd, nach dem Platz zurück:
Bange, daß der Jüngling sie verfehle,
Sucht sie um nach ihm mit Herz und Blick,
Froh, ihn mit der Kunde zu empfangen,
Welchem Unheil sie durch Flucht entgangen.

Als den Platz, die alte Form am Baume
Sie gewahr, und seinen Purpur wird,
Steht sie starr, und zweifelt, wie im Traume,
Ob ihr Auge, nachgetäuscht, nicht irrt.
Schaudernd hebt die Zweifelnde zurücke;
Auf den Leichnam stieren ihre Blicke.

Bleich, wie Buchsbaum, wird der Wangen Rose;
Sie erzittert, wie das stille Meer
Wenn ein leichter Wind vom Ufermoose
Säuselt über seine Spiegel her;
Wüthet wild im Haar, zerringt die Hände,
Als wenn Lindrung Schmerz in Schmerzen fände.

Dann umschlingt sie fest die theuren Glieder,
Die noch zucken, in Verzweiflungswuth;
Heiße Thränen stürzen auf ihn nieder,
Und vermischen sich mit seinem Blut:
Und ihr Feuerkuß ersehnt vergebens
Aus dem kalten Mund den Hauch des Lebens.

„Pyram, sprich! wer hat Dich überfallen?
Rede! Höre Deine Thisbe doch!“
Als er hört den theuren Namen schallen,
Hebt sein todesschwerer Blick sich noch;
Und er schaut noch einmal Thisben wieder;
Sterbend schließt er dann die Augenlieder.

Und sie rief, als sie die leere Scheide
Und des Schleiers blut'ge Fetzen sah:
„Selbst durchbohrtest Du Dein Eingeweide?
Opfer Deiner Liebe liegst Du da?
Meine Hand kann auch Dein Schwert noch heben!
Amor wird mir Kraft zum Streiche geben.

Auch der Tod soll nicht von Dir mich trennen;
Lebend war, und sterbend bleib' ich Dein!
Soll man Deine Mörderin mich nennen,
Laß mich Dir auch Grabgefährtin seyn!
Nur im Tode konntest Du mich meiden;
Aber auch der Tod soll uns nicht scheiden.

Beider Eltern! Eurer Kinder Flehen
Dringe noch zu euch durch Thisbens Mund!
Habt ihr unsre Leichen hier gesehen,
Störet nicht der Liebe heil'gen Bund!
Eins durch Liebe, eins durch Todeswunden,
Laßt uns ruhn in einer Gruft verbunden!

Und Du, Baum, der jetzt des Einen Leiche,
Beider bald in seinen Schatten hüllt!
Deiner Früchte Purpurfarbe gleiche
Stets dem Blute, das Dich überquillt!
Jeder Sprößling, der Dir ausgeschlagen,
Soll des Zwillingsmordes Zeichen tragen!“

Sprach's, und, als des Lebens innerm Sitze
Sie am tiefsten Busen nachgespaht,
Senkt sie sich auf Pyram's Schwertesspitze,
Daß des Athems letzter Hauch verweht. —
Maulbeerbaum! Dein Purpur ist das Zeichen;
Und in einem Grabe ruhn die Leichen.

Friedrichsen.

Randgloſſen.

Vormals gab es Narren am Hofe, und ſonſt an andern Orten in der bürgerlichen Geſellſchaft. Warum hat man wohl das Narrenamt in neuern Zeiten nicht beibehalten? — Doch wohl nicht deshalb, weil faſt die Narrheit Gemeingut unter den Menſchen geworden iſt? —

Warum ſchreibt man: „Schriftſteller,“ und nicht Schriftmacher? — Man ſollte glauben, jener Name ſey ein Synonymum von — Vogelſteller, der die Vögel nicht ſelbſt macht, ſondern bloß erhaſcht! — Ich ſchlage für die Zukunft die Lesart vor: „Gedankenſteller!“ —

Ein großer Philoſoph des achtzehnten Jahrhunderts hielt die Naſe für den Sitz der Seele, und eine große Naſe für ein Zeichen eines hohen Verſtandes: Was mag dann wohl der Ausdruck bedeuten: „Er hat eine Naſe bekommen?“

Bei einigen Oſtindiſchen Völkerſchaften wird es für eine große Schönheit, und zugleich für ein Zeichen des höhern Standes gehalten, recht lange Ohren zu haben; wer langgeöhrt iſt, der iſt auch hochgeehrt. Ob wohl manche von unſern Landsleuten es wiſſen mögen, daß ſie dieſe Inſignien eines höhern Standes an ſich tragen?

N. N.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Einer gütigſt ertheilten Nachricht von Seiten der Königl. General-Intendantur des Theaters zufolge, iſt Dlle. Schmalz durch ein bedeutendes, jetzt aber gehobenes Bruſtfieber verhindert worden, am 30ſten Oct. im Reicherdiſchen aufzutreten, und das Bedauren darüber iſt um ſo gerechter, da ſie ſich dieſe Krankheit durch den Eifer zuzog, mit welchem ſie, noch vor Ablauf ihres Urlaubs zu einer Rolle, durch Tag und Nacht zurückeilte. Mögen die Chronik dem Publikum bald die zweite Nachricht ertheilen können daß ihm dieſe auszeichnete Künſtlerin, die es ſo ſehr hochachtet, ganz wieder geſchenkt iſt.

Am 6ten Nov. gab man im großen Opernhauſe: Die Veſtalin, von Spontini. Hr. Wild vom Wiener Theater erwarb ſich als Licinius neuen, gerechten Beifall. Da eine fremde Künſtlerin noch dem erſten Akt plötzlich von einer ſtarken Heiſerkeit befallen wurde, verlieh Mme. Gelbler mit der liebenswürdigſten Bereitwilligkeit ihren Sitz im Parquet, um die Rolle der Julia fortzuſetzen. Das Publikum nahm dieſe Gefälligkeit ſo dankbar auf, wie ſie es verdiente. — Vor der nächſten Aufführung ſchienen die Chöre vorzüglich im erſten Akt, und ſonſt Manches, ein Paar Proben zu bedürfen.

Am 7ten Nov. Die Brandſchatzung, von Kotzebue. — Hr. Wunder gab den Elias Marder mit einer ſo gefälligen als richtigen Komik. Es iſt möglich, dieſe Rolle in einer andern Weiſe eben ſo gut zu ſpielen; beſſer nicht. — Auch Hr. Labes als Bürgermeiſter, gefiel ſehr, und mit Recht. Dieſer Künſtler iſt durch ſeine Vielſeitigkeit, die in einer Menge von Fächern faſt nie etwas verfehlt, für die Bühne von großem Werth.

Schilderungen aus München.

Sommer und Herbſt 1816.

Die Witterung — Hängt doch manches Zwiegeſpräch auf der Ottomane der geſtörlichſten Dame von der Witterung an, warum nicht auch dieſer Brief? — Die Witterung war ſelber auch in dieſem Frühling und Sommer den Freunden von Landpartieen ſehr abhold, und getraute's die Sonne einen Tag über ſich, ein heiteres Geſicht zu machen, ſo war ſie den andern, nicht etwa mit lieblichem Halbdunkel, ſondern recht im Ernſte verſchleiert. Zu geiſtlichen Ausflügen nach den nahen Umgebungen waren daher die Filzet, zwar nicht gefugt, aber oft recht naß. Nach Nedring zogen indeß doch alle Donnerstage, wenn es nicht grade regnete, zahlreiche Scharen von Gästen zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß. Die Butterſchwaige, eine Art Schweizerei am Ende der Ludwigsvorſtadt, wurde fleißig beſucht; die Damen gehen nun ſo lieber hin, da man auch ohne männliche Begleitung dort erfriſchen kann. Die Einrichtung iſt einfach, aber zierlich und nett, und was man genießt, als Milch und Rahm, u. ſ. w. von beſonderer Güte. Der Hofgarten beſteht an den Sonn- und Feiertagen in den Stunden von 11—1 Uhr noch immer ſeine alten Rechte und Vorzüge, d. h. man ſieht dort und wird geſehen. Abends ſagen ſich auch die Muſikchöre der Garden, des Artillerie-Regiments, oder der Linientruppen abwechſelnd dort heran.

Eine freudige Erſcheinung war die Italieniſche Operngeſellſchaft des Hrn Cera aus Verona, die anfangs nur auf 12 Vorſtellungen engagirt, gegenwärtig noch hier iſt. Die erſten Tage waren die Stimmen noch ſehr geſtellt, aber bald errang ſie mit der Vielſeitigkeit ihres Geſanges, der Wahrheit ihres Spieles und der Allgemein heit ihres Zuſammenwirkens den glänzendſten Sieg. Die beiden Damen Malvani und Bergami ließen nichts zu wünſchen übrig, und reihen das Publikum oft zu enthuſiaſtiſchem Beifall hin. Der Buffo Caſparini wetteifert in Wahrheit der Mimik mit den erſten Künſtlern der Deutſchen Bühne.

(Die Forts. folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

Zu Tafers, im Kanton Freiburg, wurde vor Kurzem ein Theaterſtück: „Der gutherzige Wirth, oder der Pilger nach St. Jakob von Kompoſtell“ aufgeführt. Das Trauerſpiel erhielt großen Beifall. Der Engel gefiel Manchen; aber die beiden Teufel entzückten Alles, was Geſchmack hatte. Nachdem das Stück Sonntags den 28ſten July gegeben war, ſollte es im Auguſt noch einmal aufgeführt werden, zur Beförderung der guten Sitten; aber die hohe Regierung verbot die fernere Aufführung dieſes Kotzebue'ſchen Meiſterſtücks eines Erzbutzen, Erzſchelmen, Erzſchwindlers u. ſ. w. und ſetzte überdieß die mitſpielenden Perſonen in großen Schaden. Merkwürdig ſind einige Rubriken der Theaterrechnung, als.

2.	Den ehelichen Mistand und Philipp Müller und Joseph Kolly für die Verfassung des Trauerspiels	43	Fl. — Kr.
2.	Ein Trunk Wein beim Aufsatz des Trauerspiels	6	— —
3.	Bei den Proben, Wein zur Geister- und Herzensstärkung	24	— 7½ —
4.	Die Tücher und Kleider zu Stadt und Land zusammengetreten	6	— 7 —
5.	Für die Kleidungen und Bänder aller Komödianten	89	— 8 —
6.	Für Schuhwichs und Puder	1	— 8 —
7.	Das Essen am Tage der Komödie dem hochwürdigen Pfarrer und Dekan, zwei wohlehrwürdigen Kaplänen, 2 Eigenthümern des Komödienplatzes, 5 Unterofficieren und 29 Komödianten, in allem 46 Mann zu 12 Kr.		
	9. Mann und 1 Maas Wein zu 10 Kr.		
	bringt	101	— 2 —

u. s. w.

Eine neue Theorie des Dramas theilen wir aus der Ankündigung zweier Schweizer-historischen Schauspiele: König Albrecht, und Abt Kuno von Staufen oder die Sieger im Futterneide, von einem Hn. Feldzeugshauptmann, Andreas Heid, mit. Der Dichter sagt, (und er muß es doch wissen): „Die Bühne fordert Handlung, Handlungen (fordern) Schritte, Worte dem Menschen und der Zeit gemäß, prangende Bilder; Menschenkenntniß mehr als Reden, welche letztere, obschon sie das Gebiet verherrlichen, doch oft der Geschichte fremd sind.“ Der Dichter meint, „seine feurige und gründliche Phantasie, und seine Erfahrnuß dessen, was die Schilderung vermag, hätten ihn einiger Maasen dahin beseelet, daß er hoffen darf in seinem Bestreben in der Darstellung von exemplarischen Begebenheiten, nicht ganz fehl zu gehen.“ — Wir wünschen, daß diese Produkte einer gründlichen Phantasie den hohen Forderungen, wozu diese Ankündigung berechtigt, entsprechen mögen; gewiß wird dadurch die schöne Literatur mit merkwürdigen Erzeugnissen bereichert. (Eingel.)

— Eine reiche Dame zu Paris, die in Begriff ist, sich zu verheirathen, besucht einen Notar um ihn wegen des Kontrakts zu unterrichten, und vergißt auf seinem Tisch ein Packchen. Er öffnet es, und findet darin zwei und dreißig schöne Zähne. Er übergeht sie dem Bräutigam; dieser, dem wirklich einige fehlen, sieht sie für ein Liebesgeschenk an, und eilt zu der Geliebten, um sich zu bedanken: aber die Dame glaubt, er wolle ihrer spotten, geräth in Zorn und fordert ihren Mundvorrath zurück. Der Bräutigam — weiß ihr die Zähne: er hatte sie sich nehmlich schon einsetzen lassen. Bei diesem Anblick fällt sie in ein konvulsivisches Lachen, verspielt, und bekräftigt ihr Gelübd mit ihm zu theilen. (Journal de Paris.)

— Vielleicht erinnert sich hier oder dort noch jemand, daß vor einiger Zeit ein Paar beginnende Schriftsteller, beide ohne dramatisches Talent, wiederholt — bekannt werden liessen, sie haben sich herausgefordert, wer das beste (soll heißen, meint eine Recens., das mindest-schlechte) Drama schreiben würde; wie darauf wieder von Zeit zu Zeit dem Publikum gemeldet wurde, bald würden die kämpfenden Zwillingsdramen erscheinen; nun sagen sie geschrieben; nun sagen sie unter der Presse; — nun — ja, nun sagen sie hat — die Dinge die sich weder sehn noch anfühlen lassen. Die ganze Erscheinung war nur ein Beweis, zu welchem losen, nichtssagenden Dilettantismus die Poesie in Norddeutschland herabgesunken, und daß die mehrentheils öffentliche Stimme oft nur noch die laute Stimme loser Quatterei geworden, mit der niemand in Streit kommen möchte. Die Wiener Theaterzeitung hat endlich ein gründliches und gerechtes Urtheil darüber gefällt; was Mangel in Norddeutschland sehr merkwürdig scheinen muß.

— Im April dieses Jahres berichtete Dr. Rayam Ward die Wunderhöle in Kentucky. Er brachte 19 Stunden damit zu, um ungefähr die Hälfte der Höle zu durchwandern, und berechnet diese Hälfte auf 11 Englische Meilen Entfernung vom Eingange. Er fand unter andern einen runden Platz der acht Aker groß seyn mag, und dessen Decke ein einziges großes, von keinem Pfeiler getragnes Gewölbe ist. Die Luft ist in dieser Höle sehr rein und gesund. Man findet viel Salpeter darin.

— Die Polizei zu Blackwall bei London erhielt Nachricht, daß sich in jeder Nacht eine große Menge Landkrebse auf einer Werfe im dortigen Kanal versammele. Sie überließ sie und fand wirklich sechzig Männer beisammen, die sich lange wehrten, aber endlich doch überwältigt wurden. Jetzt untersuchte man ihren Raub: es waren — einige Scheffel Kartoffeln, die sie bei der so weit verbreiteten Arbeitslosigkeit, um nicht vor Hunger zu sterben, bei Nacht aus den Gärten geholt hatten.

— Man erzählt, Chateaubriand habe erklärt: „Aus den Sünden des Adels, muß das Volk seine Freiheit erhalten, oder der Adel ist verloren.“ Eine Lösung, welche die Politik der Ultra's verräth, und über die sich Bände von Erläuterungen schreiben liessen. — Hr. Chateaubriand gesteht wenigstens dadurch das Gefühl, der Französische Adel müße im Staat eine dem Französischen Volk wichtige Thätigkeit haben, um seine Fortdauer zu rechtfertigen.

— Die eine Seite des San Marcus-Platzes zu Venedig wurde unter der Französischen Herrschaft mit einer prachtvollen Marmor-Gruppe in Relief verziert, in welcher der Ruhm, Venedig und einige andre allegorische Gestalten, eine Statue Buonaparten's krönten. Diese letzte hat man weggenommen, die ersteren aber stehen lassen, die nun sehr sonderbar nichts thun, einem leeren Raum ihre Krone darbieten. Die Statue Buonaparten's, die in der Mitte des Platzes stand, wurde dem Verfertiger, zu Verona zurückverkauft, der sie, sagt das Ministerial-Blatt the Courier, zu einem Cäsar umarbeiten will.

— Dem politischen Journal zufolge haben die Engländer auf den Jonischen Inseln einen Aufruf an die Maßen ergehen lassen, um dem Pascha von Janina, als eigentlich dem Ottomanischen Reiche, die Städte Butrinto, Preveza und Vonitza, die ehemals Venedig gehörten, zu entreißen. Wie wenn sollen die Griechen diese Waffenthat vollbringen? Offenbar nur für England, — das mit der Pforte in vollem Frieden ist. Oder sind die Jonischen Inseln, die von einem Englischen Gouverneur regiert werden, ein unabhängiger Staat, der sie sich Krieg anfangen kann? Dieser Aufruf scheint der Anfang dazu, die Griechen zu Englands Vortheil gegen die Türkei in Thätigkeit zu setzen für diesen Eroberungen machen zu lassen; und so eine Bestätigung der früher in diesem Blatt aufgestellten Muthmaßung, England habe Pläne auf Morea und auf die Herrschaft in der Levante

1816. Nro. 64.

Ernſt und Scherz

Montag, oder den 12. November.

der alte Freimüthige.

Geſchichte der teutſchen Reformation. Erſter Theil. Von Dr. Ph. Marheinecke. Berlin 1816. Bei Nicolai. XXVIII. und 397 Seiten.

Der reine, wahre Proteſtantismus iſt die Glaubenslehre aller denkenden Köpfe aller Zeitalter und aller Weltgegenden. Er braucht nirgend geſtiftet zu werden, denn er liegt in der Natur des menſchlichen Geiſtes, und kann eben deshalb auch niemals völlig untergehn. Sein einziger allgemeiner Grundſatz iſt: keine Gewalt und keine Satzung kann dem Menſchen das Recht nehmen, immer fortzuſchreiten in der Erkenntniß und der Aneignung der Wahrheit. Mit dieſem Grundſatze, und ſo lange dieſer nicht angefochten wird, beugt der vernünftige Proteſtant ſich in ſeinem Lebensgange ehrfurchtsvoll und ſtill vor jedem öffentlichen Geſetz oder Gebrauch, welche die politiſchen und kirchlichen Autoritäten, unter denen er lebt, dem Staate heilſam finden. Wo man aber jenes Recht unterdrücken will und dem Geiſte ſtill zu ſtehen gebietet; wo man wohl gar längſt berichtigte Irrthümer mit Eigenſucht benutzt, das geſellſchaftliche Leben des Volkes elend zu machen: — nun, da reizt man eine Naturkraft auf, die jede Geſtalt annehmen kann, welche zur Ueberwältigung ihrer Dränger nöthig iſt, und zuletzt immer wieder jenes Recht erſiegt, erſiegen muß. Denn ſie iſt ewig; ihre Gegner aber ſind nur einzelne vergängliche Menſchenreihen. Das zeigt uns, vom Kampf der Wiſchnulehre gegen den Schiwaismus in Oſtindien herab, die Geſchichte aller Nationen, vorzüglich ſolcher, bei denen eine Hierarchie ihren Stuhl dem Thron gegenüber, oder gar höher als dieſen, zu ſetzen wagte. — Nicht ſelten aber iſt es freilich, daß man aus dem Beſſeren, dem man gegen das veraltete, weniger Gute ſein Recht errang, neue Feſſel zu ſchaffen ſucht, um das Fortſchreiten zu noch Beſſerem, zu hindern. — — —

Auch die abendländiſchen chriſtlichen Nationen haben einen ſolchen Kampf beſtanden. Nachdem er in mehreren Jahrhunderten bald hier, bald dort einzeln begonnen und ſcheinbar wieder unterdrückt worden, gewann der Proteſtantismus im 16ten Jahrhundert die Kraft ſeine Sache auszukämpfen, und Deutſchland war ſein Siegesfeld: wahrlich eine der glorreichſten, glänzendſten Erinnerungen unſrer Geſchichte. Was unſre Väter erſtritten, ſchien der Form nach, unter dem Namen der Reformation, nur eine Aenderung im nördlichen Europa, aber der That nach war es die Freiheit des Fortſchreitens der Bildung auf der ganzen Erde. In den katholiſch gebliebenen Ländern ſo gut als in den reformirten, und in den Kolonien

die beide in den andern Welttheilen stifteten: was die Menschheit wahrhaft Großes leistete und ward, sie verdankt es dem bedeutendsten Theile nach, der im 16ten Jahrhundert in Deutschland wiedererrungenen Freiheit, der Wahrheit und der Bildung des Geistes nachstreben zu dürfen.

Aus diesem Gesichtspunkte gewinnt die Geschichte der Reformation das höchste Interesse, das eine Geschichte erregen kann. Es war nicht überflüssig, wieder an ihn zu erinnern, da es leider jetzt so viele giebt, die unter dem Anschein der Frömmigkeit oder gar echt sublimer Staatsklugheit, die mühsam abgestreiften Fesseln ihrer Zierlichkeit halber preisen, wohl gar zur Wiederanlegung derselben bereden möchten.

In dem obengenannten Werke erzählt ein Gewichter des Gegenstandes, die Geschichte jenes Sieges der Vernunft in Deutschland, als eine Vorbereitung zu dessen drittem Secularfeste. In einer Vorrede voll gediegener und lichter Gedanken, erörtert er die gegenwärtige Lage Deutschlands in Rücksicht der kirchlichen Verhältnisse, und giebt dann Auskunft über seine Ansichten und Zwecke bei diesem Werk, und über die Mittel die er zu deren Erreichung wählte. Das erste Kapitel des Werkes selbst, schildert den Zustand der abendländischen Kirche zu Anfange des 16ten Jahrhunderts; die elf folgenden Kapitel erzählen dann den Anfang und die Fortbildung der Reformation bis zu Luthers Streitschriften gegen den König von England, den Kurfürsten von Mainz und andere. Daß Luther der Held dieser Erzählung seyn mußte, liegt in der Natur der Sache, denn war er gleich nicht Urheber der Reformation, — die auch ohne ihn Statt haben mußte, — war er doch die Hauptperson bei derselben. Seine Geschichte macht der Verfasser daher zum Faden, an dem er alles andre aufreiht; und so öffnet er einen Schauplatz, auf dem sich eine Menge kräftiger Karaktere bis zu ihren naivsten Eigenthümlichkeiten entfalten, indeß zugleich die Begebenheiten mit würdevollem Gange fortschreiten. Er nahm so viel möglich aus den Nachrichten jener und der zunächst darauf folgenden Zeit, wörtlich auf, und damit hierdurch nicht eine störende Ungleichheit entstehe, stimmte er auch seinen eigenen Ton ein wenig alterthümlich. An diesem Werke ist das zu loben. — Es verdient seines Reichthums an Belehrung wegen allgemein gelesen zu werden, und wird seine Leser durch eine anziehende Unterhaltung fesseln.

Merkel.

Kosmopolitisch-humoristische Anmerkungen zu der neuesten Geschichte der Pädagogik.

(Fortsetzung.)

Verwickelung des menschlichen Geistes, ist also das große und glänzende Problem, dessen Auflösung unserm Zeitalter vorbehalten war. Und Heil uns, daß wir so glücklich sind, die mancherlei Versuche zur Verwickelung des menschlichen Geistes zu bemerken, da auch auf uns die segensreichen Folgen derselben im vollsten Maaße ausströmen werden! Ein helles Licht wird uns aufgehn über das Wesen unserer Seele, über die Beschaffenheit unsers Ichs; und wir werden seine Kräfte immer mehr kennen lernen, und endlich einsehen: der Mensch sey nicht geschaffen, zu bleiben in der niedern Sphäre der Sinnenwelt; sondern er solle und werde sich erheben zu einem freien Aufluge in die seligen Regionen des Uebersinnlichen.

Allein wer leiht ihm die Fittige zu seinem Aufflnge in die Unendlichkeit? — Wer anders, als die schöpferische Hand, die ihn bildete, die den Faden seines Lebens verwickelte, daß, wie unter den Händen der Künstlerin, Blumen im magischen Glanze aus der öden Leere seines Gehirns und Herzens hervorsprotzten! — Die Feder seines Geistes muß erst gespannt, das Räderwerk in seinem Innern erst in Bewegung gesetzt werden, wenn seine Wirksamkeit nicht im ewigen Schlummer begraben liegen soll. Je verwickelter die Räder durcheinander laufen, desto schneller steigen, wie durch die Kraft des Hebels, todte Massen von ihm bezeelt, empor, und bilden und ordnen sich zum schönen Gebäude seiner Glückseligkeit. — Der Schöpfer steigt hinauf, und schaut auf seine Schöpfungen nieder; und losgewunden hat er sich von der Erde niederm Gefühl das ihm den Aufflug verwehrte, und athmet reine Himmelsluft. — So muß der Seidenwurm, so muß die träge Raupe die zarten Fäden ihres künstlichen Gewebes in einander verstricken und verwickeln, um in ihrer Verborgenheit durch stillen Todesschlummer zu einem neuen schönern Daseyn zu reifen, und einst verjüngt hervorgehen zu können. Erst wenn die Zeit der Verwickelung vorüber ist, dann löset sich das verworrene Gewebe ihres niedern Lebens, und — Psyche schwingt die Flügel, und steigt empor! —

Und gesetzt, der einfache kunstlose unverwickelte Mensch könnte sich erheben zu einer höhern Sphäre: wie bald würde der einfache Wall auf dem er die Lüfte durchschiffen wollte, durch äußern und innern Druck wilde strebender Kräfte zerplatzen, und

in ſein Nichts zurückſinken! — Verwickeln muß er die Seile die ihm zuſammen halten: dann gleitet er ſicher durch die ſtillen Wogen des reinen Aethers, und freut ſich innig, wenn er mit Sphärenklange ſich über das niedere Gewühl der Erde erhebt, und über ſich, und um ſich her, und — bald auch unter ſich, die hellern Geſtirne glänzen ſieht.

Schiller ſagt:

„In die Tiefe mußt Du ſteigen,
„Soll ſich Dir das Weſen zeigen!“

allein auch hier können wir nicht anders, als durch Verwickelung einen ſichern Ausweg aus der bodenloſen Tiefe des menſchlichen Wiſſens finden. Verwickeln müſſen wir das Leitſeil, an dem wir uns hinunter ließen, damit wir auf einer bequemen Leiter hinaufſteigen können, um auch unſre Brüder Theil an unſern Entdeckungen nehmen zu laſſen. Verwickelung bereitet uns das Netz, in dem wir die Schätze des Weltalls fiſchen, da wir mit einem einfachen Faden uns nur ein n mühſamen und ſpärlichen Fang bereiten würden. — Verwickeln müſſen wir die Blumen, die uns umduften, wenn ſie uns in einen ſchönen Kranz gereiht, die ſüßeſten Wohlgerüche ſpenden, und in den mannichfaltigſten Farbenſpielen und Schattirungen unſer Auge entzücken ſollen. — Je verwickelter die Schwingungen ſind, in denen ſich die ordnungsvollen Bewegungen der Tänzer und Tänzerinnen durchflechten, deſto höher und geiſtiger iſt das Vergnügen, welches uns die Harmonie des Ganzen gewährt, deſto reiner zeigt ſich die Kunſt in ihrer höchſten Vollendung.

Dank ſey daher dem großen Philoſophen, deſſen Bahn wir leider nur zu früh verlaſſen haben! Der uns lehrte: „Die menſchliche Seele iſt eine einfache Subſtanz, eine Monas, welche keiner Entwickelung bedarf, wohl aber einer unendlichen Verwickelung fähig iſt. Sie iſt wie eine Schnur, welche ſich um die Blumen ſchlingt, die uns auf dem Wege unſres Lebens umduften; ſie iſt wie eine einfache Zahl, aus der ſich durch Verſetzung, Veränderung und Vervielfältigung die verwickeltſten Zahlenverhältniſſe produciren laſſen, über welche der menſchliche Geiſt in Staunen und Verwunderung geräth, da ſie bis an die Gränzen der Unermeßlichkeit zu reichen ſcheinen.“

Man mache mir nicht den Einwurf, daß ein unzuſammengeſetztes Weſen keiner Veränderung fähig ſey, und daher auch weder von außen her irgend einen Eindruck empfangen, noch auch nach außen hin auf die Sinnenwelt wirken könne! — Der menſchliche Geiſt iſt, wie jeder andere flüchtige Geiſt, ſtets geſchäftig, die ihn umgebenden körperlichen Stoffe umzugeſtalten, aufzulöſen, mit ſich zu vereinigen, zu amalgamiren, oder ſelbſt eine andere Form und Geſtalt davon anzunehmen. Er iſt der klare Abdruck und Spiegel der Außenwelt; er iſt ein Bild, ein verwickeltes verworrenes Bild von den Bildern um ihn her; ſelbſt einfach und geſtaltlos wie ein Spiegel, iſt er eben deshalb fähig, jedes Bild ſo oft er es bedarf, in ſich aufzunehmen, wie ein Chamäleon jede Farbe anzunehmen, wie ein Proteus ſich in alle Geſtalten zu verwandeln. So kann er denn, wie durch einen chemiſchen Prozeß, entweder die heterogenſten Subſtanzen durch ſeine ſtets rege Kraft verflüchtigen, und in ſein Weſen verwandeln oder mit ſich ſelbſt vermiſchen, und durch dieſe Auflöſung alle Erſcheinungen an ſich hervorbringen, die uns oft ſo auffallend und ſonderbar vorkommen, — — oder durch einen Niederſchlag den Außendingen eine ſolche Modifikation und Form ertheilen, daß wir dieſelben in den wunderſeltſamſten Geſtalten erblicken, und in einem ganz eignen Lichte erſchauen.

Hier zeigt ſich nun der Triumph der allerneueſten Erziehungsmethode: durch Verwickelung des menſchlichen Geiſtes, den Menſchen zum Herrn der Natur zu machen. Er ſieht ſich, oder ſchafft ſich die Dinge, oder vielmehr die Erſcheinungen um ſich her, nach ſeiner Willkühr ſelbſt, und wandelt als Bild unter den Bildern umher; er iſt nicht, — — denn wie kann er dieſes wiſſen? — — ſondern er ſcheint, und bewirkt durch den Schein ſo große Dinge, daß die fernſte Nachwelt mit heiligem Staunen und Bewunderung ſtill ſteht, und in dem Menſchen den Gott erblickt, der ſonſt nirgends war, als in ihm ſelbſt.

Bildet alſo, ihr Bildner der Menſchheit! immerhin den Menſchen bei Zeiten, — nicht groß zu ſeyn, ſondern zu ſcheinen: dann befriedigt ihr den Thoren wie die Weiſen. Denn der Thor ſieht bloß auf den Schein der Größe, das innere Weſen wird er nicht gewahr: warum wollter ihr ihm den Heiligenſchein entreißen, bloß damit er wahr erſcheine? — Der Kluge betrachtet jede menſchliche Größe nur als Schein: warum wollter ihr euch umſonſt bemühen, ihn erſt zu überzeugen? — Bilder von außenher in ihn hinein, denn von innen herausbilden läßt er ſich nicht! Laßt ſeine Außenſeite glänzen, denn was der Menſch in der Geſellſchaft, und für die Geſellſchaft ſeyn ſoll, das wird er ein-

zig durch sie. Verwickelt nur recht das Drama das er aufführen soll, aber weiht ihn auch recht ein in die verwickeltesten Rollen des Lebens auf der großen Bühne der Welt! Laßt ihn dann gehn, mit Ariadnens Faden in der Hand, durch das wunderbare Labyrinth des Lebens: er wird den Faden schon von selbst entwickeln, bis er die Minotauren besiegt, und nur der reine Mensch, oder vielmehr der Gott umstrahlt von überirdischer Glorie der reinen Geistigkeit, ein Heroïdes aus den Flammen übrig bleibt, und frei von allem niedern Reiz der Sinnlichkeit, als reine Idee, die Sphäre der Ideenwelt durchwandelt!

Burdach.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 4ten Nov. Das unterbrochne Opferfest, componirt von Winter. — In Rücksicht der Bühne leben wir gewissermaßen in den Tagen der Auferstehung. Alte Stücke, längst von jedem Reiz entblößt — der bleibenden aufgenommen, den die innere Vortrefflichkeit giebt, — werden jetzt zuweilen mit einem Interesse, einer Frische gegeben, die sie plötzlich wieder zu Lieblingen des Publikums machen muß. So wurde zum Beispiel die obengenannte Oper heute mit einer so hohen Vollendung, so trefflich gegeben, wie der Verfasser dieser Chronik hier selten irgend ein Stück geben sah, und — mit einer Empfänglichkeit aufgenommen, deren sich sonst nur manche neue Stücke zu erfreuen haben. Herr Wild sang den Murney, und — der Referent mochte dahin stimmen, sich fernere Kunstleistungen von ihm zu verbitten, wenn er sich nicht entschließt, bei uns zu bleiben. Er wird uns sonst so theuer werden, daß wir ihn nur mit zu großem Mißmuth entbehren werden. Sein herrlicher, feiner Brustton, der kunstvolle Gebrauch den er davon macht und sein zartes Spiel: wir fühlen die Schönheit davon sehr lebhaft und Manches wird uns auf lange Zeit verleidet seyn, wenn er fortgeht. Das Duett daß er im ersten Akt mit Myrrha zu singen hat, wurde da Capo gewünscht. Hr. Wild kehrte zurück, und deutete mit einer entschuldigenden Pantomime auf die Sängerin. — Das war recht! Mdme. Seidler bezauberte als Myrrha, durch ihren lieblichen Gesang, durch ihre reizende Gestalt, und ihr eben so reizendes Spiel, aber sie scheint von zu delikater Constitution, um eine große Anstrengung zu ertragen. Man sagt, daß sie schon am Morgen bei der Probe eine Ohnmacht gehabt. Wie hohen Werth muß man nicht darauf legen, daß sie am Abend keine Gefahr scheue, so Schönes, so viel Hinreissendes zu leisten. Hr. Fischer gelang es als Masseru, Bewunderung einzuflößen, so oft er sang, und daß so oft er nur spielte: mehr hätte sich in dieser Rolle nicht gewinnen. — Dlle. Leist als Elvire, wagte die über Gebühr schwere Bravour-Arie gegen das Ende des ersten Aktes, die manche ihrer Vorgängerinnen weggelassen haben sollen, und führte sie so gut aus, daß sie dem Publikum langen, lebhaften Beifall entriß. Nach dieser Erwähnung ist es wohl überflüssig, zu sagen, daß sie auch alles Uebrige ihrer Rolle gut sang, aber sie spielte sie auch mit hohem Feuer und Ausdruck. Unsre Bühne ist reich an Anlagen, die nur der Aufreizung bedürfen, bemerkenswerthe Talente zu werden. — Die Direktion hat das ganze Personal dieser Oper neu und geschmackvoll gekleidet, und jede einzelne Scene war gut arrangirt; — auch die bei einer frühern Darstellung gestrichne, wo die Priester am Altare beten.

Vermischte Nachrichten.

(Eingesandt)

„Das größere Deutsche Publikum sah es als den sprechendsten Beweis von der Liberalität der Großherzogl. Weimarischen Regierung an, daß in Jena selbst und von einem Jenaischen Professor in der seit 2 Monaten dort erscheinenden und nur durch die sonderbaren Einfrache, die der Geh. Hofrath Eichstädt wegen seines Monopols Kritiken in die Welt zu bringen, darin gemacht hatte, etwas verspateten Isis, in den ersten Blättern dieser — gelinde gesprochen — dunkelhaften Zeitschrift eine sehr unumwundene Kritik der neuen Constitution für das Großherzogthum, aufgenommen und durch des Verlegers, Brockhaus in Altenburg) radikale Thätigkeit in alle zwölf Hauptwinde verstreut wurde. Jeder Verständige bleibt zwar die Tendenz und Fassung dieser musterhaften Constitution, durch die sich Weimars achtdeutsche Fürst einen hohen Ruhm bei Zeitgenossen und Nachkommen gesichert hat. Allein es war doch schon, daß Dr. Oken der in Weimar so kräftig aufgesprochnen Preß- und Zensurfreiheit vertraund, dagegen sein Schwerdt — wäre es auch n r ein hölzernes des Anfangs gewesen — schwenken durfte. Denn so etwas ist schon an andren Orten, wo das sogleich criminell behandelt wird, eine Todsünde. Es ist uns aber aus guter Hand die Kunde gekommen, daß demohngeachtet im Weimarischen Staatsrath selbst dieser Angriff von einigen Mitgliedern deßelben sehr hoch aufgenommen und darauf angetragen worden sei, diese Frechheit an dem Prof. Oken nachdrücklich zu strafen. Da trat aber der großgesinnte Großherzog dazwischen und erklärte, daß man zwar dem Mann, wenn er gegen Gesetz und Pflicht gehandelt, in aller Form Rechtens den Prozeß machen und ihn nach Befinden seines Professor entsetzen könne; daß er aber jede Gewaltstreiche hasse und der Meinung sei, daß man den Prof. Oken, wenn man ihm sein Verbrechen erweisen könne, unangetastet lassen müße. Credito posseri!“ —

— Man hat in England schon verschiedne neugebaute Schiffe ins Meer gesenkt, damit das Salzwasser das Holz durchdringen, und es vor Fäulniß und Schwämmen sichern soll. Diese Operation, so wie das Herauswinden der Schiffe aus der Tiefe, ist natürlich sehr kostbar und beschwerlich. In Venedig war es schon vor Jahrhunderten gebräuchlich, daß Schiffe nur von solchem Holze gebaut werden durften, das eine bestimmte Zeit im Meer gelegen hatte, was an diesen Gegenstand offenbar wohl das rechte Ende ist, bei dem man anzufassen hat.

1816. Nro. 65.

Ernſt und Scherz

Dienſtag, oder den 12. November.

der alte Freimüthige.

Reiſe von Tivoli nach Fraskati, den 5ten Junius 1808 *).

(Verſpätet.)

Wenn man von den Römiſchen Hügeln die Campagna gen Oſten überblickt, und zwiſchen den Bergſtößen des Algidus und Tivoli's das ſteigende Thal hinein, ſo glaubt man es einen Spaziergang, von Tivoli bis Fraskati zu wandern. Allein dieſe Reiſe von 16 bis 18 Miglien aus dem Neptuniſchen ins Vulkaniſche Gebiet, iſt ein ganzes Unternehmen, zumal im Wagen; da in dieſem ſchönen, aber dem Naturſtande mit ſtarken Schritten wieder zueilenden Lande, die Wege zwiſchen den kleinen Städten, welche nicht auf der großen Heerſtraße nach Florenz oder Neapel liegen, in einem Zuſtande des Verfalles ſind, der es beinahe unmöglich macht die meiſten anders als zu Pferde zu bereiſen. Wir ſcheuten den Ritt von gegen 5 Deutſchen Meilen durchs ſchattenloſe Land, und wagten was die Leute in Tivoli für unmöglich erklärten, unſer vortrefflicher Römiſcher Kutſcher aber für thunlich, ſobald er nur einen Wegweiſer habe; dieſer fand ſich in unſerm unendlich poſſirlichen Ciceron von Tivoli, einem Bauerjungen, welcher einem unwiſſenden Windbeutel von Antiquaren daſelbſt, die alten Nähmen und alle Ciceronen-Floskeln abgelauſcht hatte, während jener die Fremden und dieſer die Eſel führte, und der nun durch ſein keckes Nachplappern und ſicheres Lokalgedächtniß, und dadurch, daß er beide Perſonen in ſich vereinigte, den Fremden bequemer geworden war als jener, welcher mit der Unwiſſenheit noch große Anſprüche verband. —

Alſo machen wir uns getroſt auf den Weg, von unſerm Führer und 3 Eſelein für den Fall der Noth, und um der ſchönſten Anſichten zu genie-

*) Zu den intereſſanteſten Darſtellungen aus den ſo oft beſchriebenen, aber noch in keiner Ueberſicht und Darſtellung ganz erſchöpften Schönheiten der Italieniſchen Heſperidengärten gehören die theils in den **proſaiſchen Schriften**, theils in den **Epiſoden**, ausgemalten Scenen, die uns die gehaltreiche und gemüthliche Dichterin **Friederike Brun**, gab und Münter in Copenhagen ſeit 14 Jahren mittheilte. Aus derſelben Zeit, in welche dieſer Ausflug nach Tivoli und Fraskati fällt, haben wir aus der Feder derſelben Verfaſſerin vor wenig Wochen ein Tagebuch erhalten mit der Aufſchrift: **Briefe aus Rom geſchrieben in den Jahren 1808 — 1810.** Mit einer Vorrede von **C. A. Bottiger.** Dresden, Arnold 1810. 224 S. Ueber die Verfolgung, Gefangenſchaft und Entführung des Pabſtes Pius VII. hören wir hier eine ſehr unterrichtete Augenzeugin mit einer heiligen Indignation Manches erzählen, was ſo noch nirgends erzählt wurde und in der Erzählung einer ganz unbefangen, ja eifrigen Proteſtantin mehr Glaubwürdigkeit gewinnt.

Der Einſender.

ſen, begleiter; und anſtatt bis nahe vor die Thore von Rom zurückzukehren, (und von da die Straße nach Paleſtrina einzuſchlagen,) reiten wir erſt den reizenden Hügel von Tivoli herab. Du erinnerſt dich, mein lieber Carl, der Ruinen der Villa Hadrians unter Tivoli, in welche der lebendige Geiſt dieſes ſonderbaren Mannes, ſo zu ſagen, alle Erinnerungen ſeiner morgenländiſchen Reiſen zuſammengedrängt hatte: ſo daß man die Villa Hadriani mit ihren künſtlichen Flüſſen, Teichen, Seen, Gebäuden aus allen Weltgegenden, Nachahmungen idealiſcher Landſchaften, ſammt der Ober- und Unterwelt, das Urbild aller Gärten im Chineſiſch-Engliſchen Style nennen möchte, nur im verkleinerten Maaßſtabe aufgeſtellt. Nahe vor der Lukaniſchen Brücke, Angeſichts vom Grabmale des Plautius, biegen wir links von der Tivoleſiſchen Straße ab, und fahren lange neben dem Graben und Zaune hin, der die hügelichte Ebne von 7 Miglien Flächeninhalt umſchließt, welche dieſer ungeheure Luſtgarten bedeckte. Die großen räthſelhaften Ruinen blicken von Zeit zu Zeit zu uns herüber, und bald durchfahren wir einen kleinen aber hellen Bach, welcher ehemals den Peneus geſpielt und das nachgeahmte Tempe durchrieſelt haben ſoll. — Nur fehlten Oſſa, Olimp und Meer! Und nichts zeigt den Herren der Welt unwiderleglicher daß ſie Menſchen ſind, als wenn ſie mit der Natur ringen wollen. —

Wenn man von Rom nach Tivoli fährt, beginnt nach 12 Miglien die Travertin-Kruſte, welche den Boden bedeckt, das neptuniſche Reich der Appenninen zu verkünden. Allein hier fanden wir uns, ſo wie die letzte Stufe des Berges von Tivoli hinter uns war, mitten in vulkaniſchen Gründen. Puzzolana und braune Tufferde, im Sonnenlicht von decomponirten Mikatheilen glänzend, empfing uns; und bald befanden wir uns in der Einförmigkeit der wogigten Hügel dieſer wunderbaren Römiſchen Campagna, welche ſie im Ganzen zu einer Ebne macht, ohne daß ſie einen Augenblick eine Fläche ſei. — Ein Gras- und Blumenteppich von der größten Schönheit deckte das ſanft auf- und abwogende, weit verbreitete, einſame Land. Die kleinen Thälchen deſſelben ſcheinen in den Erdſchooß geriſſen, mehr Klüfte wie Thäler, denn die ſteilen Wände von Puzzolan- und Peperino-Felſen, welche in dunkelgelben und hellbraunen Schichten die Hohlwege begränzen, ſind von oben wie nivellirt, und mit reizenden Gebüſchen von blühender Geniſta, Spartium, Jeslänger-jelieber, rothen und weißen Roſen umſchattet, und mit hundert andern mir unbekannten Blüthen begoſſen. Wo dieſe kleinen Blüthenklüfte ſich öffneten, blickten wir zu den bewaldeten Vorbergen zwiſchen Tivoli und Paleſtrina empor, an denen ſich ernſt grandioſe Form, mit der ſanften Färbung Italiſcher Lüfte vereinigt. Unſer Weg hob ſich nun bald etwas, mit dem ganzen Lande ſteigend, und es empfing uns eine hohe öde abhängige Ebne, und bald ſahen wir ſeitwärts den See von Gabii, und die ſchauerliche Ruine des uralten Juno-Tempels, einſam wie durch die Schatten der Vorzeit aufragen; und es öffnete ſich der Einblick rechts über den hohen Thalrücken zwiſchen Paleſtrina und dem Algidus, und an das prächtige Berg-Amphitheater von Segni Anagni und Gallicano. Sonderbar fremd und in neuer Geſtalt erſchien uns der wohlbekannte Bergſtoß des Algidus und Albanus; beide zuſammen bildeten ein großes ziemlich regelmäßiges iſolirtes Dreieck, deſſen Mittelpunkt die runde waldumkränzte Scheitel des Monte Covo überragte. —

Noch Angeſichts von Gabii und des Hügels Colonna ſahen wir zur rechten Hand auf einer freien Anhöhe, eine ſehr ſchöne und große Ruine eines antiken Römiſchen Gebäudes liegen. Es war ſichtlich ein öffentliches Monument, aus den herrlichſten Baumaterialien mit großer Kunſt aufgeführt. Nach der Richtung mehrerer großen Aquedukte, welche ſich auf dieſem hohen Hügellande begegnen, ſcheint es wohl ein Waſſerbehälter geweſen zu ſeyn: denn mehrere unterirdiſche Waſſerleitungen kamen in dieſer Gegend zu Tage; beſonders wie ich glaube, die große Claudianiſche: —

(Der Schluß folgt.)

Randgloſſen.

Unter den gelehrten Geſellſchaften giebt es eine feuchtbringende, bringen etwa die übrigen nicht allemal Früchte, ſondern nur Blätter, oder Stroh und Stoppeln? —

In älteren Zeiten hatte der Jüngling oder Junggeſell, eine Liebſte, das Mädchen oder die Jungfrau einen Liebſten; jetzt ſpricht die ſchöne und feine Welt: „Der oder die Geliebte.“ Die alte Benennung ſollte doch nicht aus der Mode gekommen ſeyn. Der Liebſte zeichnet ei-

nen unter mehrern aus, dagegen der Geliebte nur einen Einzelnen bezeichnet, — und in unſerm, von einem weltumfassendern Kosmopolitismus geleiteten Zeitalter, möchte man ja doch lieber die ganze Welt sympathetisch umfangen.

Paldorephes Neophron.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 9ten November: „Der Shawl," von Kotzebue. — Eine der Grillen, die den Spielenden in die Hand gegeben werden wie ein weißes Blatt Papier, einen bedeutenden Inhalt hinein zu legen, oder keinen, wie ſie es vermögen; an und für ſich ſagt es nichts. Heut war dieſes Stückchen aber ſehr intereſſant. Dlle. Brandt — leider nur noch Gaſt auf unſrer Bühne, — hatte die Hauptrolle. Vorzüglich richtig und vielſagend war ihr ſtummes Spiel in der Scene, wo der Prediger ſein Elend ſchildert. Man ſah ihrem Entſchluß wachſen und wachſen. — Sonderbar iſt es, daß der Verfaſſer, der ſonſt ſeinen Vortheil gut verſteht, in ſeinen kleinen Stücken ſo oft den Zeiger begehe, ſie über die Pointe hinaus dauern zu laſſen. In dieſem mußte der Vorhang fallen, indem der Juſtizrath ſeinen geretteten Freund zur Thüre begleitet; höchſtens hatten die beiden Gatten einander noch, ohne ein Wort in die Arme fallen ſollen. Die wenigen ſentimal moraliſirenden Zeilen, die er den Juſtizrath noch ſagen läßt, ſind ein Fehler, ſo groß wie ein ſchlechtes Stück von drei Akten.

Hierauf: „Die Verwandlungen," Operette, komponirt von Weigl. — Der Hauptgedanke dieſes alten Stückes iſt ſeit einiger Zeit im Schauſpieler reider Willen, in der Talentprobe und noch in manchen andern neu verarbeitet worden: aber hier iſt er am intereſſanteſten, und Dlle. Brandt leiſtete in ihrem Fache eben das, warum man ſo manchen Schauſpieler ſo ſehr bewundert. Sie hüllte ihre vier Rollen ſehr gewandt, anſtandsvoll und beluſtigend, faſt ohne Karikatur, die alte Thalheim ausgenommen, die durchaus karikirt ſeyn muß. Als Landmädchen ſang ſie ein lieblches Lied, das ſie eingelegt hatte, außerordentlich angenehm. Ihre Stimme iſt gefällig und geübt. Mit liebhiher Jugendfriſche verbindet dieſe Künſtlerin eine ſeltene Mannigfaltigkeit von Talenten.

Zum Schluß: „Der Maler Tenier," ein Ballet von Herrn Telle. Eine Zahl Niederländiſcher Bauern führte Tänze und Gruppirungen aus, wie man ſie in Teniers Gemälden findet.

Bücher-Chronik.

Aus meinem Leben. Von Goethe. Zweiter Abtheilung erſter Theil. Stuttgard, 1816. — Dieſer Band enthält Bruchſtücke, die der Verfaſſer auf ſeiner Reiſe nach und in Italien, im Jahr 1786 ſchrieb. Dieſe Sammlung derſelben kann als die höchſt mögliche Annäherung an das Ideal jener Gattung von Beobachterſchreibungen angeſehen werden, in welchen der Verfaſſer ſeinen Betrachtungen und Erfahrungen dadurch eine gewiſſe Einheit, einen Zuſammenhang giebt, — oder vielmehr nur leiht, denn unſerm Gefühle haben ſie ſie ja; — daß er ſeine eigne Perſönlichkeit überall einmiſcht und die Wirkung ſchärfet, die ſie auf ihn machten. Dieſe Gattung hat den großen Vorzug, daß ſie die natürlichſte und ungezwungenſte iſt, und zugleich die zuverläſſigſte, da ſie immer den Standpunkt angiebt, aus welchem der Beobachtende ſah. Sie iſt aber auch die ſchwierigſte; nicht ſowohl in Rückſicht auf das Niederſchreiben, als auf das Wegwerfen. Der Verfaſſer mag ſich bei dem erſtern gehen laſſen, aber auf dem was ihm ſo entſchlüpfte, muß er mit Strenge aufzuwachen wiſſen, was ſich eignet, dem Publikum mitgetheilt zu werden. — Aus den vorliegenden Briefen: welche Unterhaltung, welche Belehrung läßt ſich aus ihnen ſchöpfen! Und ſchwerlich wird ſie jemand durchleſen, ohne in dem klaſſiſchen Schriftſteller auch den klaſſiſchen Menſchen kennen und ehren zu lernen, der hier reiner und edler daſteht, als in irgend einem Muſterſtücke der Kunſt, die Goethe ſchuf.

— Drei Tage zu Pferde. Erzählung von Laun. Dresden, 1816. — Herr Laun erzählt immer noch! Und immer noch in derſelben Weiſe. Hat er auch immer noch ein äußerſt komiſches Publikum, ſo dauert das doch wohl auf etwas mehr, als kindiſche Mode. Uebrigens weiß ich von dieſem Buche nichts zu ſagen, als: Herr Laun erzählt wieder; und zwar ein recht artig Geſchichtchen in einem unterhaltenden Tone.

— Ueber Schauſpiele überhaupt, und insbeſondere über Darſtellung des Heiligen auf der Schaubühne. Eine Vorleſung im Muſeum zu Frankf. a. M. von L. J. Marx. Frankf. 1816. — Ein katholiſcher Geiſtlicher, geleſen und von ſehr hellem Geiſt ſpricht hier über etwas wichtiges. Die kleine Schrift muß von jedem ſelbſt geleſen werden, den der Gegenſtand intereſſirt; als hier nur ſo viel über ihren Inhalt: der Verfaſſer geht zwar von dem Satz aus, daß das Schauſpiel in den alten Staaten den Umſturz derſelben eingeleitet habe, aber weit entfernt über das unſrige den Stab zu brechen, empfiehlt er nur, alles Unſittliche von denſelben auszuſchließen. Die Darſtellung des Heiligen findet er empfehlungswerth.

Vermiſchte Nachrichten.

— Muth! Muth! Sollte auch die etwas hypochondriſche Anſicht eines Korreſpondenten dieſes Blattes in einer vorigen Nr. die Poeſie ſei zu leere, nichtsſagenden Dilettantismus herabgeſunken, Grund gehabt haben: nun wird's beſſer werden! Bekanntlich ſind gute Dichter nichts als eine Art Vogel, die man mit Geldſtücken kauft, wie die Nachtigallen mit Mehlwürmern, und die Drosſeln mit Ebiſchbeeren, — und gute Gedichte kommen wie Gras und Haine betrachtet, die aufſprießen, wo man Waſſer ſäet. In dieſer Ueberzeugung hat der bekannte Mäcenat der Literatur, Dr. Buchhändler Brockhaus zu Altenburg, drei Prämien, jede von 20 Ducaten ausgeſetzt, für die beſte poetiſche Erzählung, die beſte Idylle, (worunter er eine „poetiſche Darſtellung unſchuldiger und glücklicher Menſchen" verſteht) und für die beſte poetiſche Epiſtel, der er aber eine „didaktiſche Tendenz" wünſcht, die ihm bis zum 1ſten Jan. 1817. eingeſandt werden. Nun kann es nicht fehlen! Nun muß die Dichtkunſt einen neuen,

herrlichen Aufschwung nehmen! Dank Herrn Brockhaus und seiner Freimuth! — Aber nicht nur dieß, auch sein feiner Spekulationsgeist dabei, verdient Bewunderung. Er sagt, in Anfügung des Umfangs des Gedichts haben ihm die 798 Verse des „Lockenraubs“ und die 1304 des „Versuchs über den Menschen“ vorgeschwebt. Was einem so großmüthigen Gönner vorschwebt, muß seinen Clienten natürlich Gesetz seyn: sie werden also die Mittelzahl, 1000 Verse, als Vorschrift zu betrachten haben. Da er nun ausserdem bestimmt, das beste Gedicht solle auch ein gutes seyn, so können auf jeden Frdrh'or 50 gute Verse verstehen; also braucht man sich nur zu erinnern, daß in Verein einst vier gute Verse mit viertausend Gesichtern bezahlt wurden, um zu fühlen, in welchen glücklichen, fruchtbaren Dichterzeiten wir leben! — Das beste gute Gedicht nun, wird Hr. Brockhaus in den nächsten Jahrgang der Urania rücken, ohne noch außer der Prämie ein Honorar zu geben. 1000 Verse werden etwa dreithalb Bogen ausmachen: er wird also ein Gedicht, daß ihm, wenn es wirklich gut ist, ein Haar Tausend Exemplare seines Taschenbuchs verkauft, für 3 Frdrh'or den Bogen haben. — Ferner: er behält sich das Verlagsrecht auf fünf Jahre vor; d. h. er will das Gedicht nachmals noch besonders drucken lassen, wieder ohne Honorar zu bezahlen. Ist es wirklich gut — und anders wird die Prämie nicht ausgezahlt, — so verkauft er sicher in diesen fünf Jahren noch einige tausend Exemplare davon. Nach Verlauf der fünf Jahre, das heißt, nachdem Hr. Brockhaus seine Prämie wenigstens hundertfach zurück erhalten haben kann, wird das Gedicht wieder freies Eigenthum des Dichters. Doch hat sich, wohl zu merken, Hr. Brockhaus nicht verpflichtet, nicht etwa im fünften Jahre noch so viel tausend Exemplare davon abgehen zu lassen, daß das gesammte Publikum für ein halbes Säkulum daran genug hat.

Das Thema des didaktischen Gedichts hat Hr. Brockhaus nicht bestimmt. Ich schlage dazu vor: die mancherlei Moden des Eigennutzes; aber auch, wie vorschriftlich die Schriftstellerei wird, wenn sie bloß der Handelsspekulation der Buchhändler dient.

— Das Morn. Chron. versichert, England habe jetzt 500 Generale, also für jedes Regiment fünf. Da nun jene Zahl sich noch immer vermehrt, und jeder General von der Nation besonders besoldet wird, so schlägt es vor, gesetzlich zu bestimmen, wie viel Generale überhaupt England haben sollte, — besonders da es unter den schon vorhandenen viele gebe, die niemals England verlassen, oder etwas gethan hatten, um ihren Rang zu verdienen.

— Dasselbe Blatt meldet, Hr. Blemberry, der beste Cerlofpieler in der gesammten Englischen Geistlichkeit, habe ein Landregentthum das der Krone anheim gefallen, zum Geschenk erhalten.

— Auch zwei Monarchen im südlichen Europa, sagt das Morn. Chron. haben vom Pabste Kunstwerke zum Geschenk erhalten; der eine die Wahl des Herkules, wo der Held sehr unentschlossen sal, und eine Statue des Apicius (des berühmten Feinschmeckers) zu Pferde; der andre eine Maria mit so vortrefflichen Stickereien bedeckt, daß man sie gar nicht für Stein halten sollte; eine Gottin Clemencia ohne Kopf, Hände und Beine, und eine Gruppe von Tugenden, unter denen aber Dankbarkeit und Gerechtigkeit fehlen. — —

— Englische Zeitungen sagen: Eine Englische Dame von hohem Range, die sich seit einiger Zeit auf dem festen Lande befindet, sei zur Römisch-katholischen Confession übergetreten.

— Die Ministerial-Zeitung Courier verkaufte, die Einwohner von Holland, Groningen und Utrecht verkaufen jährlich an das Ausland für vierthalb Millionen Pfund St. also für mehr als 20 Millionen Thaler Butter und Käse. Es ist schwer zu sagen was merkwürdiger sey, die Leichtgläubigkeit des Erzählers, oder daß man in England so dem Auslande anfängt nachzurechnen, um die einheimische Industrie zu wecken.

Schilderungen aus München.

Sommer und Herbst 1816.

(Fortsetzung.)

Die Schranne fand volle Augenweide an der vom schönen Wetter begünstigten Frohnleichnamsprozession. Die blauen, rothen, grünen, gelben ꝛc. Fahnen der Zünfte, mit Gold oder Silber mehr oder minder verziert, eröffneten den langsam dahin wallenden Zug. Vor jeder Zunftabtheilung schritt ein tapferer Geselle im grauen Lederrock, breiter Schärpe, den Degen in gewichtiger Koppel um, die Hellebarde auf der Schulter, einher. Anbacht erregende Sinnbilder mengelten bayrisches nicht, als: das Puppenmannqen der Küfner, das an einem Schnürchen gezogen, kräftig den Schlegel hebt, und dergleichen mehr. Unter den Geistlichen der verschiedenen Pfarren gab es mitunter recht charakteristische Gehaltsabstufungen, die dem vorderen Mettenzieltner bei der Zeichnung seiner Kupferchen zu Westenzierers Almanach, als Vorbilder gelegen zu haben scheinen. Die Gegenwart S. M. des Königs und des Prinzen Karl von Baiern verherrlichte den Zug, und die glanzenden Uniformen der Hofstabe, Ministerien und Staatsbeamten aller Zweige. Das Publikum hatte sich in den mit grünen Bäumen festlich geschmückten Straßen, hinter den Reihen der paradirenden Linientruppen und Bürgergarden verstellt, und schwärmte in die ruhender Bewegung bald dort bald dahin, um den andachtigen Zug in eben so andächtiger Ruhrung nochmal vorbeiwandern zu sehen.

Die diesjährige Sommermesse (Jacobidult) brachte mit dem ersten heitern Sommertage auch Lust und Leben in die Stadt. Zwischen den bunten Reihen Buden, die auf dem May Josephsplatz aufgebaut standen, bewegte sich den ganzen Tag über ein Strom von Menschen, und ergotzte sich mit ihrerneuen Lage an den Herrlichkeiten, die da die Kaufluft erregten. Hier reihten Indische Schawls mit unvertilgbarer Farbenpracht, und dort kostbare Servieten, oder Schmuck von orientalischen Steinen und Perlen das schone Auge einer Dame, die mit diesen Reichthümern so gern den schmeichelnden Neid einer Nachbarin auf sich geladen hätte; da betrachtete die Jugend mit wohlmuthig verlangenden Augen die Bude, wo Bleisoldaten und Steckenpferde, Trommeln und Puppen in bunter Ordnung und Fülle einluden. Ich selbst bleibe gewohnlich eine Minute dabei stehen, und mochte mir damit die Erinnerung an eine Zeit zurückrufen, wo ich die schonste Freude meines Lebens mit 3 Groschen mir kaufen konnte.

„Vergnügt, wenn ich Soldatenkerzen und Biele
Zur Schau gestellt.
O süße Zeit, als ich von Haselhecken
Mein Pferd mir schnitt,
Und rasch einher auf dem gestreiften Stecken
Das Feld durchritt.“

(Die Fortsetzung folgt.)

1816. Nro. 66.

Ernst und Scherz

Donnerstag, oder den 14. November.

der alte Freimüthige.

Reise von Tivoli nach Fraskati, den 5ten Junius 1808.

(Schluß.)

Bald darauf ließen wir unsere Pferde und Esel in der einsamen Osteria di Pantano ruhen. Im Hause war es unmöglich zu bleiben, wir trugen also unsere Wagenkissen auf die Bänke des kühlen Vorplatzes, machten aus einer leeren Tonne einen Tisch, und hielten aus unserm Vorrath von mitgenommener kalter Küche und einigen frischen Eiern ein recht fröliches Mahl, welches ich durch eine Siesta im frisch duftenden Heu beschloß. Die Aussicht aus den Lucken meines Heubodens war unendlich reizend! Unser einsames Haus lag nahe an der vollströmenden Osa, jenem Bache, den ich schon vor 5 Jahren die herrlichen Wiesen von Pantano di Borghese wässern sah. Rund um wallte der reiche bunte Wiesenteppich Hügel ab und an, mit schimmerndem Blumenschmelze durchwoben, von neuem der Sichel entgegen! In nicht weiter Ferne glänzte der See von Gabii, und sah man die Gebäude der Meierei und Stuterei der Prinzen Borghese, zu deren schönen Besitzungen diese Schenke auch noch gehörte.

Bis jetzt war unsere, für so verwegen gehaltene Reise auch ohne den Schatten einer Beschwerde gewesen, und unsere einsame Straße schien uns nur ein wenig befahrner Landweg zu seyn. Unser redlicher Landsmann, der Mahler Wahl *), war unser treuer Begleiter, dessen thätige Mitwirkung wir aber nun erst nahe daran waren zu bedürfen, indem wir uns von neuem auf unsern Weg begaben, der von hieraus anfieng ein vollkommener Umweg zu sein! Denn nachdem wir uns eine Stunde lang bald zu Esel, bald im Wagen auf den traurigen Ueberresten der alten Labikanischen und Palestrinischen Straßen, hatten durchstoßen und durchrütteln lassen, fieng es an, auf gut Römisch Wasser vom Himmel zu gießen; (denn von dem was hier ein Regen zu sagen hat, habt ihr keinen Begriff!) und bald erklärte der Führer, nicht mehr aus noch ein zu wissen; auch war wirklich jede Spur eines Weges, in den allerüppigsten Wiesen erloschen! Wir indessen, denen er in Tivoli heilig versichert hatte, diesen Weg mehrmals gemacht zu haben, kommandirten vorwärts! — und plötzlich nachdem wir einen Wiesenhügel hinangefahren sind, erscheint eine große gepflasterte Heerstraße, und an derselben eine Osterie, und wir befanden uns nur sieben Miglien von Rom, auf der Heerstraße nach Palestrina. Allein da wir weder nach Rom noch nach Pa-

*) Aus Kopenhagen. — Ein Jahr darauf starb der hilfreiche junge Mann an der Lungensucht!

lestrina wollten, sondern nach Fraskati, so war uns hiemit nicht viel gedient, — und wie dahin kommen? Unser Führer behauptete nun muthig gradaus! Die Leute in der Osterie, zurück! (und Fraskati brach gerade vor uns von Zeit zu Zeit, wie ein Nebelstern, durch die Regenschleier!) Ein dritter ein fremder Mann, rieth „die Wiesenhügel. Die uns zur Linken waren, noch hinanzufahren dann würden wir nach einer Weile einen Brunnen, und neben demselben una bella via lastricata (eine schöne gepflasterte Straße) finden, welche bis Fraskati fortdauere.“ Diesem auf eine sehr bestimmte Art gegebnen Rathe entgegen, thürmte sich unser Führer aus Tivoli, und drohte sogar, uns mit den unentbehrlichen Eseln zu verlassen — wenn wir nicht seinem Wege (den er selbst verloren hatte) folgten! Da verließ selbst den sanftmüthigen Wahl die Geduld! In einem Satze, sprang er aus dem offnen Wagen auf den einen Esel; im andern, der Bediente vom Kutschbock auf den zweiten, und beide trieben den 3ten auf welchem der Führer saß, vor sich her Hügel an; wir im Wagen folgten, uns halb todtlachend, über die tragi-komische Cavalkade, und den vorwärts getriebenen Führer! Bald wurde die Art von Fahrgleis welchem wir auf den Rath des fremden Mannes folgten, in dem wiesendurchwachsenen Felsenboden, in so hohem Grade halsbrechender Unweg, daß wir uns genöthigt sahen, uns auf unsere vollkommen durchnäßten Sättel zu begeben; — unser Römischer Kutscher aber seufzte: „Davvero! Davvero! se io non mi ci fossi imbrogliato.“ („In Wahrheit, in Wahrheit, wenn ich nicht nun einmahl mitten drinn wäre!“) Er hatte so überaus Recht, daß wir ihn mit guten Worten, versprochenem Trinkgelde, der Aussicht auf eine gute Abendmahlzeit in Fraskati, u. s. w. zu beruhigen suchten.

Allein so wie wir bergan kamen vertheilten sich die Wolken, und wir schienen gerade auf Rocca-priori, oder Monte-compiti zu zusteigen, welche beide Bergstädtchen des Algidus, uns von der dunkelbewaldeten Bergwand, und aus dem zerrißnen Gewölbe gleichsam entgegen hingen. — Fraskati aber, das Ziel unserer Tagereise, war wieder unsichtbar geworden. Jetzt bestätigte sich die Aussage des Fremden: Der Brunnen der Hoffnung erschien, und wir erquickten uns erst alle an seinem herrlichen Wasser; denn seit Tivoli hatten wir kein trinkbares Naß gefunden, und unvermischten Wein anders als zu nippen, dazu sind wir noch nicht genug Römerinnen geworden. Nachdem dieses gebietende Naturbedürfniß gestillt war, fiengen wir an uns nach der bella via lastricata umzusehen. Es öffnete sich wirklich zur rechten Hand, und in der Richtung wo Fraskati liegen mußte, zwischen grünen Hecken ein enger Weg, der wohl ehedem gepflastert gewesen war, allein jetzt nur in den regellos ausgebrochenen und fragmentirten Steinblöcken, Trümmern eines für Wagen, Pferde und Passagiere gleich gefährlichen Weges bildete, und in dessen engem Raume wir nun ebenein durch den hohen Seitenbord, und die dichten Hecken zu beiden Seiten unausweichbar gebannt waren. Unser Kutscher dem man, während wir uns mit Wasser erquickten, den mitgenommenen Wein Preis gegeben, fuhr muthig und mit unglaublicher Geschicklichkeit vorwärts, und ich war selbst neugierig, wer zuerst brechen würde, der Wagen, ich, oder des Kutschers Geduld? Ich war damals so angst nicht für mich, aber für meine mütterliche Responsabilität daß ich nichts dachte; allein hinterher bemerkte ich, daß wir sicher in einem antiken Wege uns befanden. Die vieleckigte basaltische Form und Farbe der großen ausgebrochenen Steine, und daß die zum neuen Wege zerschlagenen, alle von demselben Material waren; — die sehr mäßige Breite des Weges; der erhöhete Steinbord zu beiden Seiten, selbst die Schroffheit desselben, wo es auf und abgieng, alles traf zu.

Jetzt ward beim ernsthafteren Bergansteigen diese Straße zum entblößten, mit Basaltkeilen bespickten Felsenabhange, ging es aber bergab, so fuhren wir auf Felsentreppen. Unser Kutscher fing von neuem an — „Davvero, davvero!!“ — und die treuen, die unschätzbaren, die sichersten aller Reisegefährten, die Esel, wurden also wieder bestiegen; und selbst Ida welche ihren Widerwillen gegen dies nützliche aber freilich sehr unideale, und zumal sehr unmusikalische Thier, gar nicht überwinden kann; und jedesmal wenn sie einen besteigt, mit tragi-komischen Affekt ausruft: „T'odio al pari delle porte dell' inferno!“ (Ich hasse dich gleich den Höllenpforten!) ergriff jetzt die langen Ohren des ihrigen mit wahrer Zärtlichkeit! — Wir ritten nun die Vorhügel des Algidus zwischen Monte-Porzio (dem Erbstammgute der Catonen!) und dem Adlernest Mondragone hinan. Der Regen war vorüber, der Himmel glänzte im gebadeten Blau, und es that sich ein Ueberblick, eine Aus- und Umsicht auf, bei welcher Wahl und ich schnell alles vergangne Leid vergaßen. — — — —

Da der berühmte Geologe des Aetna, der Ritter Gioeni aus Catania bei seiner letzten Reise hierher, auch diese Hügelkette für vulkanischen Ursprungs erklärt hat, so ist nun wohl entschieden, daß das ganze Latium von Vulkanen umschlossen war. Die Arena dieses ungeheuren Vulkan-Amphitheaters füllte ehedem ein Meerbusen, in dessen Mitte die Kalkfelsinsel des Soracktes, wie Caprea im Krater von Napoli, den Fluten entragte. Denn auch jenseits des Soracktes, fand ich noch Meeressediment mit vulkanischen Produkten vermischt. Im Süden gürtete das Meer wie eine sanftbläuliche Silberbinde das herrliche Land; da erschienen Ostia, Antium und Nettuno an den Küsten — und im Mittelpunkte dieses Zauberkreises, im Schooße der erhabenen Oede, welche nur der thatenvollen Campagna von Rom, so wohl ansteht, wie Ruhe nach dem Wirken, sucht immer von neuem mit neuer Sehnsucht, und findet mit immer neuem Entzücken, Herz und Auge, die ewige Stadt!! —

Nach einer Stunde mühsamen Weges kamen wir von Höhen in Tiefen gerüttelt, Felsentreppen ab, Felsentreppen an, endlich hinten um die Villa Conti empor, nach dem ersehnten Frascati; kaum und einmöglich bekennend: daß die Reise von Tivoli nach Frascati zu Wagen unternommen, ein Wagestück, allein zu Esel oder zu Fuß, eine der interessantesten und genußreichsten sei. — *)

Friederike Brun geb. Münter.

*) Bemerkung. Vorstehendes, in der Meinung es sey ungedruckt, eingesandtes Fragment ist zwar so eben schon in dem neuesten Werke der berühmten Verfasserin erschienen: da es aber so unterhaltend und jenes Buch wohl nur noch in wenig Händen ist, glaubte der Herausgeber, Ihr sowohl als dem geehrten Herrn Einsender durch die Aufnahme seine Hochachtung beweisen zu dürfen.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 10ten November: „Tibelte," im Opernhause. — Das Haus war sehr gefüllt, aber da es Sonntag war, kann man annehmen, daß in der großen Residenzstadt wenigstens ein eben so großer Theil des Publikums, der keinen Platz mehr fand, den langen Winterabend hindurch bedauerte, ihn nicht durch den Besuch irgend eines Lustspiels im Schauspielhause verkürzen zu können. Das Personal der Bühne ist zahlreich genug zu einer doppelten Vorstellung.

— Am 11ten: „Die Indianer in England." Die Brand erregte heute so sehr wie das erstemal durch ihr bis zur Naturlichkeit kunstvolles Spiel. Mme. Devrient noch mehr als damals. Mlkrich Smith opfert einen großen Theil auf, wenn ihr Aeußeres nicht karikirt ist; das bloße Spiel, so richtig es seyn mag, thut ohne das nur halbe Wirkung. — Hr. Devrient gab heute nicht den Samuel. An komischer Kunst und Kraft erreicht ihn kein Stellvertreter.

Am 12ten Nov. „Der Vielwisser," von Kotzebue. — Das ganze Stück ist ein Beweis davon, daß der Mann von Geist und Witz, der es schrieb, alt geworden ist. Es haftet zäh und fest an jeder Situation, bis sie langweilig wird. Man lacht bei diesem Stück, aber noch mehr gähnt man. Der einzige bedeutende die Haupt-Karakter aber richtiger Karikatur darin, ist, der Vielwisser selbst. Hr. Stich spielte ihn recht gut. Auch Barbet, das einfache Gartnermädchen, das einem Liebhaber vierzig Meilen zu Fuß nachläuft und eine Theaterrolle in Versen extemporirt, wurde von Mlle. Düring so brav gegeben, als dieser kokettirse Zwitter sich geben läßt, bei welchem das Wort wieder einmal begegnet ist, seine guten Leute vor lauter Sentimentalität so verkehrt handeln zu lassen, daß man unwillkührlich den Boden Asch giebt. Das versammlete Publikum war klein. —

Beilaufig: es würde wohl ein Beweis [illegible] Dankbarkeit [illegible] die früh verstorbene Muse des Dichters seyn, wenn die Schauspieler sie ein wenig bevorwundeten, und alle Ausfälle gegen wichtige Zacher literarischer Thätigkeit wegließen, in welchen sich Hr. v. Kotzebue zwar oft versucht hat, aber zumer mit Unglück. Ich meine Kritik und Zeitschriftstellerei.

Vermischte Nachrichten.

Das Morn. Chron. erzählt: ein Maler zu Paris hatte alle Glieder der königlichen Familie gemalt, und beschlossen seine Gemälde in Kupfer stechen zu lassen; kaum hatte er aber eine öffentliche Anzeige davon gemacht, als die Polizei ihm alle Exemplare vom Bildniß des Herzogs von Orleans wegnahm, ihn indeß entschädigte.

— Ein Leser des Morn. Chron. machte diesem ausführliche und sehr verständige Vorstellungen gegen den Gebrauch, lange und mit dem Ton des Wohlgefallens und des Scherzes abgefaßte Beschreibungen der brutalen Faustkämpfe zu geben. Der Herausgeber antwortete, er könne sie nicht weglassen, da viele Faustkämpfe dazu dienten, dem Volke Liebe zur Geradheit, Herzlichkeit, und selbst zur Humanität einzuflößen, vorzüglich aber es abzuhärten und muthig zu machen. — Faustkämpfe zur Wette, in welchen die Kämpfenden einander oft lahmen, zuweilen erschlagen, so lobenswerth!

— Dem dichtenden Bauren Burnes wird in Schottland ein marmorner Denkmal errichtet. Er ist hinter dem Pfluge hergestellt, die Hand an demselben, aber das Auge auf den Genius der Dichtkunst gerichtet, der ihm erscheint.

— In der Tartarischen Buchhandlung sind „Anreise zu Gliche's Faust" erschienen. Sie stellen nicht bloß die Hauptmomente dieses ewigen Gedichtes dar, sondern führen mit anthropologischer Wahrheit in der Umbildung der immer wiederkehrenden Gestalten, das Fortschreiten ihrer geistigen Verderbtheit durch, und sind

so ein sehr gelungenes Seitenstück zu Hogarth's Lebensläufen in Zeichnungen, mit viel reicherem Inhalt.

— Zu Berlin beschäftigt vorzüglich das Dampfschiff die Aufmerksamkeit des Volkes, von dem es seiner breiten Gestalt mit runden Enden halber, das Maikäferschiff genannt wird. Seit einigen Tagen ging es täglich zweimal nach Charlottenburg und kehrte zweimal zurück; und fast immer sammelten zur Zeit seiner Abfahrt und seines Anlangens, sich zahlreiche, drängende Gruppen an seinem Landungsplatze. Der Passagiere schienen meistentheils nur wenige: denn wenn das Schiff in einer Stunde für acht Groschen nach Charlottenburg bringt, thut es jeder Stuhlwagen für zwei Groschen in einer halben. — Die Wichtigkeit dieser Erfindung ist unstreitig sehr groß, am wenigsten indeß für kurze Distanzen und den inneren Verkehr solcher Gegenden, in denen eine etwas bedeutende Volksmenge thätig ist. Für diesen sind denn schon längst andre Verbindungsmittel im Gange, die noch schneller und wohlfeiler sind. — Bloß der großern Schnelligkeit und der geringern Kosten wegen, setzte man einst die Segel an die Stelle der Ruder. Die neue Erfindung gewährt das Rudern, denn das thun ja die Räder, — so wohlfeil, daß man sich wieder von der Unstätigkeit der Luftbewegung unabhängig machen kann. Vor allem äußerst wichtig muß das auf solchen Binnenmeeren seyn, wie die Ostsee ist, wo die Schiffahrt darin besteht, daß man aus einem Uferwinkel mühsam herausschwimmt und um ein halb Dutzend in den mannichfachsten Richtungen vorgestreckten Landspitzen herum, wieder mühsam in einen andern Winkel hineinschlüpft; und wo eben deshalb, je nachdem der Wind günstig wechselt, eine und dieselbe Fahrt drei Tage oder drei Wochen währen kann. Das Interessanteste an dem Dampfschiffe, das jetzt zwischen Berlin und Charlottenburg spazieren fährt, ist daß es zu verbürgen scheint, bald werden andere zwischen Memel und Stettin, Memel und Danzig u. s. w. gehn und die Verbindung zwischen diesen Orten auf den vierten Theil des Zeitaufwandes, den die Landreise kostet, herabsetzen. — Auf den Flüssen muß das Dampfschiff allen den launenhaften Krümmungen des Stromes gehorchen, an denen der Postwagen in einer graden Linie trotzig vorbeizieht, oder es doch thun sollte: daher ist der Wagen besser. Auf Meeren wie die Ostsee dagegen ist die selbstständige Emsigkeit mit der das Dampfschiff ohne Rücksicht auf den Wind seinen Weg durchläuft, von unschätzbaren Werth.

— Der auch in Berlin bekannte und geschätzte Schauspieler Wolbrück wird Directeur der neuen stehenden Bühne zu Leipzig.

— Die Nachricht, der berühmte Schriftsteller Chr. A. Fischer sey zu Wien gestorben, ist ungegründet: Er lebt noch zu Würzburg, doch ohne Anstellung.

— In den vereinigten Amerikanischen Staaten erscheinen jetzt 300 Zeitungen.

— Zu Bordeaux beklagte sich am 25sten Oct. das im Theater versammelte Publikum, daß es so dunkel sey. Man untersuchte das Oel in den Lampen und fand es sehr schlecht. Der Directeur des Theaters, Bojolais, wurde von der Polizei auf 24 Stunden in Verhaft genommen. Denn das Publikum hat Rechte bei den Vergnügungen, die es bezahlt.

— Eine Englische Sängerin, Namens Dikson, deren Stimme sehr schwach ist, fiel auf einem Pariser Theater durch, ungeachtet sich viele ihrer Landsleute zu ihrer Unterstützung eingefunden hatten. Einer derselben erbot sich, einem Franzosen durch eine Box-Partie zu beweisen, daß sie vortrefflich singe, — sagt die Gaz. de Fr.

— Der Kupferstecher Freidhof hat in Rom einen großen Unfall erlitten. Er hatte sein ganzes Vermögen auf den Ankauf von Gemälden verwendet; aber als er mit seinen Schätzen abreisen wollte, wandte man ein Gesetz auf ihn an, wodurch das Ausführen von Kunstwerken verboten wird, und confiscirte seine Sammlung.

Hannover, vom 8. November.

Sie glauben, auch unser Hannover habe an Rüstigkeit des bürgerlichen und Kunstlebens gewonnen. Es sollte wohl, denn die Schule ist streng und hart gewesen, durch die das ganze Vaterland gieng. Was soll ich antworten. Ja, in einzelnen Gemüthern ist viel geweckt und erzogen worden; in einzelnen Kreisen blüht ein schönes geistiges Leben: aber das Alles ist gewaltig einzeln und vereinzelt, und in der Gesammtmasse finden Sie wenig Sinn für das Schöne. Jeder geht seinem Tagewerke nach, und die Freuden sind Tanz, Schmauserei und Kartenspiel. Das Theater ist viel besucht, aber auch hier ist kein guter Geschmack vorleuchtend. Der Komikus wird hoch beklatscht, in gediegenen Stücken wird zum Aerger des Andächtigen im Parterre viel gezischelt, gelacht, der Anzug und die Schminke bekrittelt, und die gewöhnliche Unart der jungen Welt getrieben.

Seit einigen Wochen ist das Theater Hoftheater geworden, und der Regent hat eine bedeutende Summe dafür bestimmt. Der bisherige Director hat sich viele Mühe gegeben, sein Publikum zu befriedigen, indeß hatte auch seine Gesellschaft wie so viele andere das Uebel, daß eine Menge unbedeutende Personen bedeutende Gehalte zogen, und so die Schmarotzerpflanzen den Baum nicht zum Fruchttragen kommen ließen. Wir besitzen jetzt mehrere des Lobes werthe Schauspieler. Köster spielt seine kräftigen Alten kunstgerecht, und wenn er das Eckige mancher tragischen Stellung und hie und da den Stentor-Ton mäßigen wollte, wäre er sicher unter die besten Schauspieler Deutschlands zu stellen. Holbein ist ein gebildeter Mann und Schauspieler, und von seinem Geschmack und seiner Erfahrung erwartet man viele Verbesserungen in der allgemeinen Darstellung. Madame Renner bleibt immer eine niedliche Erscheinung auf der Bühne, obgleich ihr naives Spiel viel Einförmigkeit hat und man die Cathinka in Ifflands Margarethe zu sehr wieder erkennt. Auch Pistor schreitet in seiner Ausbildung auf gutem Wege fort, und wird immer mehr ein Liebling seiner Schauer. In der Oper besitzen wir in der niedlichen Braun einen Schatz, den selbst die strenge Catalani zu würdigen wußte, unter guten Mustern würde gewiß sehr viel aus ihr werden; der Komiker Fries, ein angenehmer Bassist, füllt vollkommen seinen Platz. — Sie sehen aus dem Erwähnten, wir können viel hoffen, wenn wir auch noch nicht viel haben. Die Hauptsache wäre daß ein Mann von freiem Gemüthe, ohne Vorurtheil, selbst ein Priester der Kunst, doch unabhängig von dem ökonomischen, dem körperlichen des Instituts, nur mit dem geistigen Leben desselben beschäftigt, und es nur nach den Gesetzen des Schönen, Guten und Wahren leitend, oben angestellt würde; denn die Kunst muß frei seyn, sonst leidet sie nichts und ihre herrlichen Zwecke gehen verloren.

Preis vom 1sten Okt. — 31sten Dec. 2 Th. Pr. Crt. Im Verlage der Haude- und Spenerschen Buchhandlung.

1816. Nro. 67.

Ernſt und Scherz

Sonnabend, oder den 16. November.

der alte Freimüthige.

Das Königreich Haity.

Seit kurzem nennt man in allen Zirkeln Deutſchlands Haity und ſeinen König, mit Achtung oder Spott, je nachdem man Begriffe von der Würde der Menſchheit hegt. Wem nur groß erſcheint, was ihm in der Ammenſtube als ſolches geprieſen, der mag wohl ſpotten über das ſchwarze Geſicht eines Königs; wer aber das Ringen nach dem Großen und Unvergänglichen in jeder Zeit und jeder Zone, mit ſtiller Verehrung betrachtet, der wird die Menſchen und den Herrſcher, die, vor kurzem noch dem Hausthiere gleich geachtet und vernachläßigt, die Ketten abſchüttelten und Sinn für höhere Intereſſen erlangten, und aus dem Schutte der Entwürdigung nach Recht, Freiheit und Bildung ringen, mit doppelter Achtung nennen.

Aus den Verwirrungen, die ſeit einigen Jahren in unſerm eignen Vaterlande ſo raſch und verderbensvoll vorüberſchritten, nach den Tagen der Begeiſterung, wo wir ſelbſt eine ſegensreiche Zukunft zu erkämpfen hofften, ſah man zum erſten wieder zu der weſtindiſchen Inſel hinüber, als uns Engliſche Blätter mehrere Aktenſtücke und das Manifeſt der Haityſchen Regierung vom 28ten Sept. 1814. bekannt machten. Wahrer und kräftiger mag kein Fürſt ſprechen, als hier der ſchwarze König von Haity! „Als Oberhaupt eines lang unterdrückten Volkes, ſagt er, das aufs grauſamſte verfolgt worden, und das jetzt durch ſeine Kraft, ſeinen ausdauernden Muth und ſeine heldenmüthige Tapferkeit ſich Freiheit und Unabhängigkeit erobert hat, iſt unſer einzige Zweck und unſer Beſtreben, ihm dieſe unveräußerlichen Rechte zu erhalten, damit es unter den gebildeten Völkern eine Stelle einnehme“ u. ſ. w.

Vor kurzem erſt wurden Verbindungen mit Hamburg angeknüpft. Der König ladete Gelehrte, Künſtler und Handwerker nach Haity ein, und ließ große Einkäufe von Luxusgegenſtänden u. dgl. in den Hanſeeſtädten machen; Bremen allein gewann dabei 12,000 Piaſter. Zwei Schiffe ſegelten zu Anfang Septembers mit Menſchen und Waaren nach Haity zurück.

Jetzt ſcheinen die Verhältniſſe des jungen Staates auch anderswo beachtet zu werden, wenn nicht aus dem menſchlichen Intereſſe, daß ein mißhandeltes Volk ſich zur Selbſtſtändigkeit aufgeſchwungen habe, und daß ſein Regent, der aus des Volkes Mitte hervorgetreten, es aus allen Kräften zu heben und bilden verſucht, ſondern weil ſich dem Verfolgten dort ein neues Aſyl eröffnet; weil Talente, die daheim im Kampf der Leidenſchaften unterliegen mußten, hier glänzen und ſegensvoll wuchern, und weil Kenntniſſe, die in Europa ihrer

allgemeinen Verbreitung wegen den Beſitzer nicht mehr wichtig machen, dort ein ungebauter, weites Feld finden können. Es möchte daher an der Zeit ſeyn, über Haity, ſeine Geſchichte, die neueren dortigen Ereigniſſe und den jetzigen Regenten einiges in Zuſammenhang mitzutheilen, damit das Fremde bekannter, das Vorübergegangene wieder neu, und das Große und Merkwürdige erkannt und geachtet werde.

Die Inſel St. Domingo oder Haity.

Haity, von ſchroffen Klippen umſtarrt, wo das Meer in ewigen Brandungen rauſcht, iſt eines der fruchtreichſten Eilande des weſtindiſchen Archipelagus. Durch die weiten Thäler, wo die üppigſte Vegetation der tropiſchen Länder immer jugendlich blüht, ſtrömen herrliche Flüſſe, der Ozama, die Iſabella u. ſ. w. Die Pomeranze winkt aus dunklem Laube, wie der Dichter ſagt, und die hohe Palme wirft ihren Schatten auf das liebliche Grün der Bananasppflanze herab. Der Kaffebaum wuchert mit unglaublicher Fülle, die Indigopflanze gedeiht und trägt reiche Zinſen, die Baumwollſtaude iſt einheimiſch, und das Zuckerrohr bringt reicher Aernten Segen. Die Gebirge verſchließen ergiebige Gold- und Silberminen, Eiſen und Queckſilber, und vortrefflicher Marmor erwartet den Künſtlers bildende Hand. Was das Leben bedarf und der Luxus wünſcht, reich giebt es die Erde.

Entdeckung von Haity.

Mehr als eine Million harmloſer, ſanftmüthiger, glücklicher Menſchen lebten auf dieſem fruchtbaren Eilande, als den 6ten Dez. 1492 der Fuß der Europäer es zum erſten Mal betrat. Als Söhne des unbekannten Gottes wurde Chriſtoph Kolomb mit ſeinen Gefährten von den gaſtfreundlichen Inſulanern aufgenommen, und Hülfe und mitleidige Thränen gewährte ihnen der gute Cazike, als das Admiralsſchiff an den ſchroffen Felſen ſtrandete. Kolomb kehrte nach Spanien zurück, voll Lobes der heitern, gutmüthigen Haiter, und holte die Würger, die mit tigerartiger Grauſamkeit eine Million glücklicher Menſchen, von denen ſie mit Ehrfurcht und Liebe aufgenommen worden, vertilgten. Möge keine Zunge die Greuel mehr nennen, womit die gebildeten, chriſtlichen Europäer dieſe ſogenannten Wilden hinſchlachteten!

(Die Fortſetzung folgt.)

Mancherlei.

Bedrängniſſe auf den Berufswegen eines Korrektors.

Jeder Stand hat ſeine Freuden und Leiden, ſo auch der meinige. Die große vornehme Welt, die ſich im Lichte und im Schatten der Luſtgärten herumbewegt, könnte vielleicht meinen, mir auf meinem einſamen Dachſtübchen könne nicht gar Groſſes begegnen, aber da würde ſie ſich gewaltig irren, wie ſie ſich denn oft gewaltig zu irren ſcheint. Der Zufall oder die ungeſchickte Hand des Setzers ſagt mir oft die artigſten Bonmots, (Spitzworte) über die ſich die artigſte Geſellſchaft in Lachen ausſchütten würde; auch hab' ich mit Gefahren zu kämpfen, die ſelbſt Pater Schmelzle nicht geahnet hat. Was würde die Welt ſagen, wie würde ich in Eiſen und Banden leiden müſſen, wenn mir ein Druckfehler, wie z. B. die unſinnige .... ſche Verwirrung zeigt ſich am deutlichſten in den ꝛc. ſtatt: die umſichtige .... ſche Regierung u. ſ. f. bei der Zeitungs-Korrektur entginge? was doch ſo leicht möglich wäre! Wie bin ich nicht in Gefahr von Injurienklagen, Augenauskratzen u. ſ. w. bei der Korrektur des Theaterjournals, die ich beſorge, weil der Hr. Herausgeber und Redakteur kein Literatus, im Schreiben nicht ſehr bewandert iſt, wenn Druckfehler ſtehen blieben, die oft gar verfänglich ſind, die viele nicht einmal als Druckfehler anſehen würden, und womit der Setzer mir oft ordentlich eine Falle gelegt zu haben ſcheint! Nicht, quod scriptum, scriptum est, ſondern quod in lucem editum, editum est! Was wär e die Stadt ſagen, wie würden Schauſpieler und Schauſpielerinnen (und mit vollem Rechte) klagen, wenn ich Fehler ſtehen ließe, wie ſie mir nur bei der heutigen Korrektur vorkamen?

So ließ es hier:

„Hr. A.... gab den Don Valleros mit ſeiner gelaunten Virtuoſität“ ſtatt — bekannten u. ſ. f.

„Dem. B...., der Zieraffe unſerer Bühne, deren eitle Haltung u. ſ. w.“ ſtatt — die Zierde aber unſerer Bühne, deren edle ꝛc.

„Mad. C...., ſonſt ſo vorzüglich in dergleichen Rolle,“ ſchien heute nicht in der rechten Laune zu ſeyn,“ ſtatt — Laune.

„Dem. D..., durch die bezaubernde Macht ihres offnen Gebiets, ſtatt — Gemüths.

„Mad. E... gab diesen Charakter mit einer Irrigkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ“; statt — Innigkeit.

„Mad. R... zeigte sich heute, ganz treu ihrem Charakter, so meisterhaft im hingebenden, leiblichen Spiele, daß man den Wunsch nicht unterdrücken konnte u. s. w.“ statt — lieblichen.

„Hr. G... opfert nie den bessern Geschmack dem Beifall der Gelehrten auf“ statt — Gallerieen.

Ich könnte hundert solche Beispiele anführen, wo ich oft sogar so viel Wahres finde, daß mich die Lektüre auf den verführerischen Fall gar nicht aufmerksam machen würde, und ich leicht versäumen könnte, das Gemeinte im Manuscripte des Kunstrichters nachzusehen. Würde mich nach dem gegebenen Scandalum bei einem Injurienprozesse die Entschuldigung, es sei ein Druckfehler, retten? Würde man nicht meinem demütigen Gemüthe weit eher große malignitas inculpiren. Ich habe das warnende Beispiel eines Hrn. Collegen, (wenn es erlaubt ist, daß der Korrektor sich in die Zunft der gens de lettres einreihe) vor mir, in dessen Werk gedruckt zu lesen ist; „in dem Sch... schen Kaffehaus sei alles gut, bis auf den groben, tölpischen Wirth“, wo es doch, wie der Verfasser (der es gut wissen soll) behauptet, Witz heißen muß. Die Richter wollen es aber gar nicht glauben, und ihn für diese Augensünde mit schwerer Strafe belegen. Der Himmel gebe mir und jedem Korrektor gute Augen, denn mit Verstand und gutem Willen ist man nicht hinlänglich gegen die drohenden Gefahren gesichert!

A. Hühnerwadl.

An die Erinnerung.

Warum bekränzt man dort mit Blüthenzweigen
Den morschen, halb versunkenen Altar? —
Erinnerung, Dir soll der Hymnus steigen?
Dir bringet man ein herbstlich Opfer dar? —
Ich ziehe nicht durch deine welke Flur;
Nur unhold würden meine Saiten klingen.
Nicht Blüthenkränze hätt' ich Dir zu bringen,
Mein Opferwein, es wären Thränen nur.

Du treues Echo aus der Zeit der Freuden,
Du Herrscherinn im Reich' der Phantasie,
Du Rückerzählerinn vergeß'ner Leiden,
In meine Zelle kommst Du stets zu früh.
Die Eumenide bist Du, die uns folgt,
Dein Schmeichelwort ist liebliches Betrügen,
Und nur im Zorn' vergissest Du zu lügen;
Nur fest trifft Deine Hand, sobald sie dolcht.

Die gute That, die leicht die Stirn bekränzte,
Nennst Du mit finsterm Ernste Schuldigkeit;
Das Frühroth löschest Du, das sie beglänzte,
Nimmst ihr die Strahlen der Unendlichkeit.
Doch das Vergehen rächst Du im Genuß,
Und wer vom Baum' der Sünde Knospen pflückte,
Zugleich in's Herz sich Deinen Giftpfeil drückte:
Du lenkst die Kraniche des Ibicus.

Ich wünsche nicht der Zukunft Flor zu lüften.
Sie komme! Meine Männerbrust ist Erz.
Einst ruhen tief, wie in Pompeji's Grüften,
Verblühte Freuden und verweinter Schmerz;
Und Psyche kniend an des Lethe Strand,
Läßt in die Fluth die letzte Thräne fallen,
Fühlt an der Lippe süß die Labung wallen,
Und reicht verjüngt der Gegenwart die Hand.

W. Blumenhagen.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 13ten Nov. „Die Hochzeit des Figaro.“ — Das Auszeichnende der heutigen Aufführung war, daß Dlle. Brandt den Cherubim spielte, — wirklich spielte, denn sie war ganz Geist, Leben und neckender Muthwillen. Glücklich vermied sie die Klippe, dem flüchtigen kecken Pagen einen Anstrich von Sentimentalität zu geben. (Sein Gefühl für die Gräfin, neben jenem das er für Susanne und für Bärbchen hat, kann wohl nichts seyn als unbesonnene Aufwallung, die zuweilen sehr feurig wird, aber niemals tiefem Gefühl ähnlich sehen muß) Vorzüglich zeigte sich ihr richtiger Blick in der Scene, wo Figaro dem Pagen sein künftiges Loos schildert. Nur zu oft geschieht es, daß Cherubim während dieser Arie mit seiner Person verlegen ist, entweder trübsinnig dasteht, oder sich nach Susannen umsieht. Dlle. Brand theilte Figaros fröhliche Laune, sah ihm lächelnd ins Auge, parodirte seinen Gesang zuweilen durch Gebärden, warf Susannen Küßchen zu, tändelte mit dem bedeutungsvollen Bande, und ließ dieses, als Figaro ein Paar Schritte mit ihr marschirte, als Fahne flattern: alles mit Grazie, in den Gränzen des „Nichtzuviel.“ Auch wo Cherubim in Mädchenkleidern ertappt wird, verrieth Dlle. Brand weder Furcht noch große Beschämung, sondern zeigte nur eine frohsinnige Verlegenheit, und belustigte durch die erkünstelte Ungeschicklichkeit für Frauenkleidung. Kurz, wir sahen in jeder Scene den muthigen, immer frohen aber immer wohlerzogenen Jüngling, wie Beaumarchais ihn gezeichnet hat. — Mdme. Schulz gab heute die Gräfin, und glänzte vorzüglich in ihrer Arie im dritten, oder wie das Stück hier gegeben wird, im Anfange des zweiten Aktes.

— Am 14ten Nov. „Das Mädchen von Marienburg“, von Kratter. — Am seltsamsten nehmen sich die ge-

rührenden Dramen aus, wenn sie einem hohen Heldenkarakter, dessen Zärtlichkeit nur brausende Leidenschaft oder gutmüthige Laune seyn kann, ihre weiche Sentimentalität anthun. Der Verfasser dieser Chronik gesteht, daß er die Duldsamkeit für so etwas nicht mehr hat, und also am Ende des zweiten Aktes sich zurückzog; daß er also auch nur bis dahin Berichte erstatten kann. Das Bedeutendste bis dahin war, daß Dlle. Düring, mit einem sehr angenehmen Organ, einer edlen Gestalt und feinem, durchdachtem und lebhaftem Spiel, die preziöse Predigerrolle der Karinka so anziehend machte, als sie vielleicht nur werden kann.

Bücher-Chronik.

Reisen durch die Jonischen Inseln, Albanien, Thessalien, Macedonien und Griechenland in den Jahren 1812 und 1813 von Dr. H. Holland. Jena, bei Schmid. 1816. Dieses Buch ist durch Anzeigen und Auszügen aus dem Original als sehr reichhaltig bekannt; aber es hat noch eine andre Seite, von der es wichtig ist. Die Reisen durch die genannten Provinzen sind gleichsam Krankenbesuche. Dr. Holland fand den Patienten in der Besserung, und schon ziemlich bei Kräften. Nach seiner Ansicht eignen sich die Griechen vollkommen dazu, wieder als selbstständiges Volk aufzutreten und in die Angelegenheiten Europa's einzugreifen. Bald vielleicht ist ihr Land der Schauplatz allgemein wichtiger Begebenheiten; dieß Buch lehrt ihn, und manche Personen, die vielleicht Hauptrollen übernehmen werden, zum voraus kennen.

— **Legenden, Volkssagen, Gespenster und Zaubergeschichten.** Gesammelt und bearbeitet von Ludwig von Baczko. 1ter Bd. Halle und Leipzig, bei Ruff. 1817. — Diese Erzählungen scheinen wirklich aus dem Munde des Volks und aus Chroniken geschöpft zu seyn, aber mit wählender Einsicht. In jenem acht treuherzigen Tone vorgetragen, der solchem Stoffe angemessen ist, und in ihrem Innern gut geordnet, müssen sie ohne Zweifel einem weit verbreiteten Publikum anziehend seyn, ob sich gleich keine Spur romantisirender Dichtelei in ihnen findet.

Vermischte Nachrichten.

Die „allgemeine Moden-Zeitung" die zu Leipzig erscheint, giebt in ihrer letzten Lieferung eine lange, durch mehrere Nummern fortlaufende Beschreibung von dem Verbrennen Moskwa's, und eine Beschreibung von der Wirkung eines Sallats, in den Wilsenkraut-Wurzeln gerathen waren. Was davon Mode seyn mag, oder werden soll, ist schwer zu errathen. Doch ich besinne mich! Spricht sie dabei nicht von Moden, so macht sie doch eine mit: sie spricht ohne daß sie etwas zu sagen hat, und zwar was ihr in — die Preße kommt.

— Die Franz. Zeitungen erzählten vor einiger Zeit, die Madegassen hätten die Englischen Etablissements an ihren Küsten zerstört, vorzüglich weil so viele Neger von dort aus zum Sklavendienst auf die benachbarten Inseln abgeführt werden. Jetzt melden sie, es sey dort eine Englische Escadre angelangt, um dafür Rache zu nehmen, — eine Expedition die einen sonderbaren Contrast mit jener nach Algier, und dem Verfahren gegen die Sklavenhändler andrer Nationen, machen würde.

— Der bekannte Schriftsteller Regnault de Warin hat ein Werk über Ludwig den 17ten verfaßt, den er l'ange des prisons, den Engel der Gefängnisse, nennt. Eine Zeitung hatte das Buch einen historischen Roman betitelt, aber der Verfasser versichert, es sei ein „elegisches Heldengedicht."

— Zu Birmingham hatte ein Buchdrucker eine Aufforderung an das Volk zur Ruhe, gedruckt, und an seinen Fenstern ausgestellt. Man las sie und sie that eine gute Wirkung, als jemand behauptete, der Buchdrucker habe gesagt, ein Arbeitsmann könne mit Weib und Kindern von 9 Schillings wöchentlich leben. Sogleich wurden alle Fenster des Hauses in Stücken geschlagen und nur die Wache konnte hindern, daß das Haus selbst nicht geschleift wurde. „Hungrige Magen haben keine Ohren", ist eine politische Wahrheit, die man nirgend vergessen sollte.

— Mdme. Féa, eine arme Offizier-Wittwe, deren Mann in der Schlacht bei Leipzig geblieben seyn soll, kommt von Turin nach Paris um eine Pension zu erhalten. Man schlägt sie ihr ab, weil — man denke sich ihre Freude! — ihr Mann noch lebe. Er stehe zu Arras in Garnison. Sie eilt nach Arras, in das Quartier: — es ist ein Fremder, dessen Geburtsort, Alter und Rang mit dem ihres Mannes übereinstimmt. — Der Administrations-Rath fertigte ihr ein Zeugniß aus, daß sie ihren Mann nicht gefunden habe, und ihm ein Zeugniß, daß er nie verheirathet war.

— Die einzige Macht, die jetzt noch im Kriege ist, sagt das Journal de Paris sind die Jesuiten. Sie haben in Rom ein Lager erobert, aber in Deutschland sind sie zurückgeschlagen worden, und verloren in Rußland eine Schlacht gegen die Dominikaner.

Schilderungen aus München.
Sommer und Herbst 1816.

(Fortsetzung.)

Doch mehr noch als diese Herrlichkeiten und die heisere Stimme eines schachernden Juden, lockte die kleine Raritätenwelt vor dem Karlsthore. Hier war, besonders an den schönen Abenden, eine eigenthümliche bunte Bewegung, und ein fröhliches Drängen, Treiben und Genießen. Man wandelte auf und ab, grüßte dort und da einen Bekannten, sah den ewig wiederkehrenden Kämpfen des Pollicinello mit dem Teufel zu, oder gab der Einladung eines possierlichen Affen oder noch possierlicheren Einladungen der Budenbesitzer nach, und opferte seine 6 Gr. für die eine oder andre Rarität. Da war ein 6jähriger Elephant zu schauen, so eben angekommen von der weitentfernten Küste von Malabar, um das neugierige Publikum mit seinen Künsten zu unterhalten. Doch nicht seine Riesengröße allein ist zu bestaunen; in der nächsten Bude steckt eine 18jährige, menschliche Riesin von nicht ungewöhnlicher Größe. Für das Eintrittsgeld hat man das Recht, die ganze merkwürdige Person zu beschauen; Einzelnheiten betrachten zu dürfen bezahlt man mit neuer Einlage: z. B. die Beschauung des niedlichen Fußes der jungen Herkulias, diese Boudoirgunst, kostete 6 Gr. Das schöne Geschlecht, das schon außerhalb der Buden unsre Aufmerksamkeit beschäftigte, wurde auch in denselben der vorzüglichste Gegenstand der Bewunderung. (Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehler.

In No. 66. S. 263. erste Spalte sollte die 6te Zeile der Kritik vom Vielwisser, heißen „bedeutende Karakter, oder richtiger die Haupt-Karikatur."

1816. Nro. 68.

Ernſt und Scherz

Montag, — oder — den 18. November.

der alte Freimüthige.

Das Königreich Haity.

(Fortſetzung.)

Die Colonie St. Domingo.

Ein ſchreckliches Sühnopfer ward ihren Manen am Schluſſe des 18ten Jahrhunderts gebracht. Haity, von ſeinem Entdecker Hiſpaniola genannt, anfangs den Spaniern eigen, war zu dieſer Zeit unter dem Namen St. Domingo die reichſte Colonie der Franzöſiſchen Krone. Hier herrſchte Brittiſcherientaliſcher Luxus, vereint mit Franzöſiſchem Geſchmacke; hier fand man alle Künſte und alle Kultur Europa's unter dem warmen, alles Leben verdoppelnden Klima der Wendekreiſe; in den reichen, blühenden Gefilden zerſtreut, überraſchte der Landhäuſer fürſtliche Pracht, und die prächtige Kapſtadt erhob ſich prunkend als Vereinigungspunkt aller Thätigkeit, alles Genuſſes und aller Ausſchweifungen. Es war ein wechſelndes, ewig neues Leben hier; ein immerwährendes Gehen und Kommen, denn der Europäer, immer Fremdling hier, verweilte nur ſo lange, bis er Schätze ſich erworben hatte, die er dann im Schooße der Heimat verzehrte. Mehr als eine halbe Million Negerſklaven arbeiteten in den Plantagen der Weißen, und die Produktenausfuhr betrug im Alt-franzöſiſchen Antheil allein 130 Millionen Livres. Noch hatte das üppigbegünſtigte Eiland den höchſten Grad des Wohlſtandes nicht erreicht; es hätte die Aernte dreimal reichlicher ſeyn können, und ſtatt der 660,000 Menſchen hätte es leicht drei bis vier Millionen nähren können.

Die Revolution von St. Domingo.

Aber von allen Herrlichkeiten St. Domingo's iſt nun nichts mehr vorhanden. Das Dekret der Nationalkonvention über Freiheit und Gleichheit der Menſchen wurde, weil man es umging, die Veranlaſſung zu Aufruhr und blutigen Bürgerkriegen, die, mit ſchauderhafter Wuth geführt, Jahre lang auch in dieſem Winkel der Erde Mord und Brand verbreiteten. Die Kapſtadt, Port au Prince, Leogane, Capes u. ſ. w. ſind traurige Schutthaufen; die prachtvollen Denkmäler, welche Domingo ſchmückten, die Früchte zweihundertjährigen Fleißes, liegen in Trümmern, alle Pflanzungen ſind verödet. — Eine ſchreckliche Vergeltung für jahrelanges Verhöhnen der heiligſten Menſchenrechte!

Touſſaint-Louverture.

Aber unter den Greueln einer alles verwüſtenden Revolution, entwickelten mehrere Neger und Mulatten ungewöhnliche Talente. Einer der erſten, die ſich in dieſem grauenvollen Kampfe auszeichneten, war Touſſaint-Louverture, ein Mulatte. Er diente 1796 als Brigadegeneral und

Gouverneur des Weſtens, unter Rochambeau. Muth und Glück im Waffenkampfe hatten ihm Achtung, Einſichten und Gewandtheit, Anhänger und Einfluß gewonnen. Rochambeau wurde ſeiner Stellen entſetzt und nach Europa zurückgeſchickt. Im eiferſüchtigen Kampfe der Uebrigen wußte ſich Touſſaint oben zu halten. Seine Siege gegen die Engländer im April 1797, bewirkte das Direktorium mit Lobſprüchen und Geſchenken. Schon damals ging er mit dem Plane um, St. Domingo vom Einfluſſe des fremden Landes zu befreien und zum unabhängigen Staate zu bilden, doch dünkte es ihn noch nicht Zeit, ſich vom Direktorium loszureißen: er ſandte ſogar ſeine beiden Kinder nach Frankreich, ſie dort erziehen zu laſſen. Da trat General Rigaud, der im Süden kommandirte, und dem ſeine Abſichten nicht entgingen, gegen ihn auf, aber das Glück der Waffen hatte ſchnell entſchieden: Rigaud ward bezwungen, und im Jahr 1799 als Gefangener nach Frankreich zurückgeſchickt. Jetzt beſchloß Touſſaint die Trennung von Frankreich, und Vereinigung der Inſel unter ſeinem Befehl.

Spanien hatte ſeinen Antheil, die öſtlichen Gebiete, an Frankreich abgetreten im Basler Frieden ſich verpflichtet, aber noch den Vertrag nicht vollzogen. Da erſchien Touſſaint den 26. Januar 1801, an der Spitze von 4000 Mann unter den Mauern der Stadt San Domingo, und forderte die Uebergabe. Der Gouverneur, unfähig ſich zu widerſetzen, überbrachte ihm die Schlüſſel der Stadt, und legte ſie auf einen Tiſch. „Herr Präſident", ſagte Touſſaint, „ich würde das Anſehen haben, als nähme ich die Schlüſſel; ſeyn Sie ſo gütig, geben Sie ſie mir ſelbſt in die Hand. Ich bin nicht als Feind nach Santo Domingo gekommen, ſondern als im Namen einer mit der ihrigen befreundeten Regierung, um einen feierlichen Traktat zu vollziehen."

Touſſaint, nun am Ziele ſeiner Wünſche, hatte jetzt keine andere Abſicht, als die Wiederherſtellung des verwüſteten Landes. Er organiſirte ſogleich die bürgerliche und kriegeriſche Verwaltung, und Gebieter der ganzen Inſel, vollendete er ſein Werk mit einem konſtitutionellen Akt vom 29. Aug. 1801, der von den Volksrepräſentanten ausging, über die er unbeſchränkten Einfluß äußerte. So ward St. Domingo die erſte Neger-Republik der neuen Welt.

Hayty lebte wieder aus der Aſche auf. Frankreich haßte T. als Verräther, aber Hayty preiſet ihn als erſten Gründer ſeiner Unabhängigkeit, als Wiederherſteller der Ordnung, und rühmt ihm nach, daß er ſtets mit dem Wohle des Landes beſchäftigt, die Herrſchaft der Geſetze, die guten Sitten, die Frömmigkeit, den Unterricht und den Kunſtfleiß zurückgerufen habe. Rigauds Anhänger fielen als Opfer ſeiner Rache, wie die Franzoſen ſagen; ſelbſt ſein Neffe, der General Moſes. Moſes, jung, feurig, muthvoll, verband mit glänzenden Talenten unermüdeten Fleiß. Er liebte die Wiſſenſchaften, und ſelbſt im Geräuſche der Waffen, im Lager, widmete er jede Stunde, die er erübrigen konnte, den Studien. Man muß es um des aufſtrebenden Landes, um der Menſchheit willen bedauern, daß dieſer Feuergeiſt ſo früh und fruchtlos geendet hat. So iſt das Schickſal des Großen, wenn es nicht glänzend iſt! In Hayty iſt er mit der Anklage des Verbrechens gebrandmarkt, und in Europa kennt man ſeinen Namen kaum, wenn er auch unſre Bewunderung mehr verdient, als mancher gefeierte Held. Die Franzöſiſche Regierung wollte die ehmals ſo reiche Kolonie nicht fahren laſſen, aber wohl erwägend, wie ſchwierig eine Eroberung ſeyn möchte, lobte ſie Touſſaint's Benehmen, lud ihn aber ein, die Sendung des General Leclerc anzuerkennen. Die Franzöſiſche Flotte erſchien am 3. Febr. 1802 mit Landungstruppen vor der Kapſtadt, aber Touſſaint verweigerte ihnen den Einzug. Leclerc landete, und die erſchrockenen Neger flohen, Brand und Verwüſtung verbreitend. Touſſaint, von Leclerc geächtet, ſammelte einige tauſend Mann, und verſchanzte ſich in der Schlangentiefe; aber das Glück hatte ſich jetzt von ihm gewendet; auch hier geſchlagen, ſuchte er die letzte Rettung in einer Vereinigung mit General Chriſtoph. Von Desfourneaux bei Plaiſance zwar wieder geſchlagen, drang er doch auf der andern Seite über Dondon und Marmelade bis zum Kap vor. Doch auch von den Negern der Jakobiniſchen Partei verrathen, beſiegt und gedrängt, unterwarf er ſich im April dem General Leclerc. Erſt auf ſeinen Landſitz Bonquadie verwieſen, glaubte man ihn neuer Pläne verdächtig, und ſandte ihn nach Frankreich hinüber, wo er ſeine Tage auf dem Fort Joux bei Beſançon, im Jahre 1803 endete. Sein Leben war nicht frei von Schuld, ſelbſt nicht von Grauſamkeiten, aber auch reich an ſchönen Thaten, der ſchönſten, Ruhe und Ordnung auf dem unglücklichen Eilande hergeſtellt, Geſetz und Sittlichkeit wieder geltend gemacht, und den Negern von Hayty gezeigt zu haben, wie ſie ihre Freiheit erſtreiten, erhalten, und unabhängig daſtehen könnten.

Jakob Deſſalines.

Eine glänzendere aber nicht edlere Rolle ſpielte Deſſalines. Geboren auf der Goldküſte, ward er als Sklave nach San Domingo gebracht, und dort an einen freien Neger verkauft, deſſen Namen er annahm. Bei dem erſten Aufſtande 1791 durch Kühnheit ſchon bemerkbar, erwarb er ſich durch Muth und Thätigkeit die Adjudantenſtelle bei dem Negergeneral François. Bei der Trennung ſeines Generals von Touſſaint, trat er zu dieſem über, und kommandirte in der ſüdlichen Provinz gegen Rigaud. Mit treuer Anhänglichkeit theilte er Touſſaints Schickſal, unterwarf ſich mit ihm, wie er mit ihm gefochten, und erhielt ein Kommando unter Leclerc. Aber kaum war die Unterwerfung vollendet, brachen die Flammen neuer Unruhen aus. Die Koloniſten traten wieder in den Beſitz ihrer Güter, und den Negern drohte neue Sklaverei. Die Haiter wurden in fremde Kolonien verkauft, die Anführer nach Frankreich geſchickt, und die Pflanzer ſprachen laut: Ohne Sklaven keine Kolonie. Da rotteten ſich die Neger wieder zuſammen, den Franzoſen ward Vernichtung geſchworen, und Unabhängigkeit zu erringen beſchloſſen, mit welchen blutigen Opfern ſie auch erkauft werden müßte. Haity wurde fürchterlicher als je verödet. Was das Schwert nicht vertilgte, wurde von Hunger und Seuche hingemordet.

Deſſalines und Chriſtoph ſtellten ſich an die Spitze der Neger. Die Franzoſen, ohne Hoffnung, von Frankreich Unterſtützung zu erhalten, weil der Krieg mit England wieder ausgebrochen, zogen ſich in geringer Anzahl auf den ehemals Spaniſchen Theil der Inſel zuſammen, um ihn und ſich gegen die Wuth der Schwarzen zu ſichern. Deſſalines und Chriſtoph ſchlugen ſich mit vereinter Macht noch gegen Ferrand: noch lange leiſtete er ihnen Widerſtand, aber endlich mußten ſeine ſchwachen Reſte der Gewalt weichen, und ſich glücklich dünken, ſich noch nach Santo-Domingo gerettet zu haben.

Aus der innern Gährung und Zerrüttung der Neger erhob ſich endlich Deſſalines, durch Kühnheit und Tapferkeit gleich furchtbar, als Alleinherrſcher des Negerſtaates. Am 1. Januar 1804 wurde Haity's Unabhängigkeit für ewige Zeiten proklamirt, und von dieſem Tage die Aera des neuen Reiches begonnen. Deſſalines ſtellte ſich als Kaiſer Jakob I. an die Spitze der Verwaltung und nahm mit feierlichem Prunk die Krone.

(Die Fortſetzung folgt.)

Neuigkeiten.

Vermiſchte Nachrichten.

Schon einmal iſt in dieſem Blatt von der Klage des Oberrichters der Engliſchen Neger-Kolonie Sierra Leone, Thorpe, die Rede geweſen, worin er behauptet, die Abſichten der Afrikaniſchen Geſellſch. zu London, wirkten in jener Kolonie nicht nur verkehrt, ſondern ihre Maasregeln zur Erhöhung des Unglücks der Neger gemißbraucht. Er ſtellt 13 Punkte auf, von deren Beſchaffenheit ein Beiſpiel hinreicht, einen Begriff zu machen. Der Gouverneur der Kolonie, Maxwell, erfuhr, daß außerhalb ſeinem Gebiet ein fremdes Schiff ankam, das die Abſicht habe, zweihundert Sklaven zu laden. Er ließ das Schiff wegnehmen, und ob er gleich keinen einzigen Sklaven darauf fand, er gleich als mit einer Schiffsladung von 200 Sklaven, condemniren, um die Belohnungs-Prämie von 30 pfeſen zu erhalten; dann aber ließ den Volkerichaften, an deren Küſte das Schiff gezogen hatte, befehlen, ihm ſo viel Sklaven zu liefern, wenn er nicht ihre Wohnungen zerſtören ſolle. Nur mit Mühe retteten ſie ſich, indem ſie bewieſen, daß ſie gar keine Sklaven hatten. — Die Directoren der Geſellſchaft haben ſich in öffentlichen Berichten zu vertheidigen verſucht, aber jene Anklagen nicht widerlegt. Thorpe ſelbſt der 1815 nach England kam, reichte eine Denkſchrift über jene Mißbräuche bei dem Miniſterium ein, erhielt aber erſt zwei Monate nachher eine Antwort vom Unter-Staatsſekretär, worin er ſeines oberrichterlichen Amtes entſetzt wurde, weil er jene Anklagen nicht früher gemacht. — Die Britten wollte ſich jetzt auf dem feſten Lande bemühen, die öffentlichen Vorſtellungen über ihr Land, als Schriftſteller zu machen, konnten ihre Mühe wohl nicht beſſer anwenden, als zur Erörterung, in welchem vortheilhaften Lichte ſolche Vorgänge zu betrachten ſind.

— Unter den Proben künſtleriſcher Induſtrie welche die diesjährige Ausſtellung zu Berlin dem Publikum vorlegte, zeichneten ſich wieder die Glasmalereien aus, welche die Brüder Mohn als Beweiſe gaben, daß ſie die Kunſt ihres vor einem Jahre verſtorbenen Vaters mit Geſchick und Fleiß fortüben. Auf Tafeln und Gittern ſah man, meiſtentheils ſehr richtig gezeichnet und mit gutgewählten Farben, Landſchaften, Gebäude u. ſ. w. abgebildet; unter andern auch ein Fac ſimile von der Handſchrift Ihrer Maj. der verſt. Königin, und das Mauſoleum Derſelben *). — Durch einen Nebenumſtand erlangt die ſchätzbare Kunſtthätigkeit der Mohnſchen Familie eine höhere Wichtigkeit. Das vorzüglich helle Kryſtallglas, das ſie zu ihren Arbeiten

*) Die Künſtler nehmen Beſtellungen an; ſie wohnen zu Berlin Mauerſtraße No. 79. Eine Niederlage ihrer Arbeiten iſt in der Starkſchen Buchhandlung, Friedrichsſtraße No. 157.

brauche, wurde bisher nur in einer Oesterreichischen Fabrik verfertigt; aber die Familie besitzt das Archiv seiner Verfertigung, und der Arzneyen von den Brüdern ist so eben auf einer inländischen Fabrik damit beschäftigt, es anzuwenden. Gelingt es: was stände im Wege, dem Staate eine Fabrik von Glasgemälden zu geben?

— Ein Zeitungs-Artikel aus Gent beschwert sich mit Bitterkeit, daß die Niederländischen Schleichhändler von den Brittischen Wachtschiffen so lebhaft verfolgt und so oft betrogen (cheated) würden, auch bei den Consuls keinen Schutz fänden. Die Schleichhändler!

— Bei Salisbury fanden sich in der Nacht Diebe bei den Ketten eines Mannes ein, der mit wilden Thieren herumzog. Sie brachen einen auf, und — eine etwa sünfjährige Löwin stürzte heraus. Die Diebe entflohen, aber sie sah ein Pferd an, wandte sich darauf zu einigen schreienden Menschen, und da ihr hier ein Büffelochse entgegen sprang, tödtete sie ihn mit einem Schlage, nahm ihn ins Maul und suchte nun wie eine Katze mit einer Maus, einen sichern Ort, ihn zu verzehren. Als sie sich unter eine Scheune. Jetzt eilten Menschen mit Gewehren herbei, aber der Eigenthümer der Löwin flehete die Männer an, ja nicht zu schießen: die Löwin kostet ihm 300 Pfund, (gegen 3000 Thaler,) und er sey gewiß, sie wieder ohne Schaden einzufangen. Er that es wirklich auf folgende Weise. Er und einer seiner Gehülfen krochen mit brennenden Lichtern unter das Haus, breiteten vor der Löwin einen großen Sack aus, und lockten sie, sich darauf zu legen. So bald sie es gethan hatte, banden sie ihr alle vier Füße, legten ihr einen starken Strick um das Maul, und zogen sie dann mit dem Sacke heraus, worauf sie denn von sechs Männern wieder in ihren Käfig getragen wurde. Sie litt alles geduldig wie ein Lamm, bis sie im Käfig war, dann aber wurde sie wüthend, bis ihre Banden gelöst worden. So erzählen Engl. Zeitungen.

— Bis der Pallast des Großsultans zu Buyukdhere in Brand gerieth, flohen die Frauen des Harems in die Gärten. Sogleich wurden die Thore derselben geschlossen, und man ließ den Pallast drei Stunden lang brennen, bis die Frauen wieder eingebracht und vor den Blicken des Volks geschützt waren: dann erst erlaubte man zu löschen.

— Das Morn. Chron. meldet aus Paris: Nachrichten, die das Ministerium erhalten und den Gesandten mitgetheilt, sagten, eine Partei in Amerika habe ein Schiff, the Carpenter, ausgesandt, um Buonaparte aus Helena zu entführen; der Plan sey aber entdeckt und das Schiff weggenommen worden. (Ob es den Amerikanern, wenn sie Buonaparten's Kerker öffneten, nicht mit ihm gehen würde, wie den Dieben zu Salisbury mit der Löwin?) Das Morn. Chron. sagt, diese Nachricht sey wohl das Geheimniß, welches kürzlich ein Schiff aus Helena nach England brachte.

— An einem Tage wurden zu Bodmyn in Cornwallis und zu Glasgow in Schottland, an den entgegengesetzten Enden Großbrittanniens, Volksversammlungen gehalten, um die Abstellung der Volksbelästigungen zu bewirken. In Cornwallis traf der Sheriff die nöthigen, achtungsvollen Maaßregeln, um die Versammlung regelmäßig halten zu lassen; in Glasgow suchte der Bewaffnete Ausflüchte und 40tausend Menschen versammelten sich auf freiem Felde, betrugen sich aber so ruhig, „daß man wohl sieht, sagt das Morn. Chron. die ganze Bewilligung von Schottland verdient das Recht zu haben, seine Repräsentanten zu ernennen, ein Recht, das jetzt nur von 2,700 Personen ausgeübt wird.“

— Das Ministerial-Blatt the Courier widerlegt die Deutschen Schriften, die sich über die Ueberschwemmung Deutschlands mit Engl. Fabrikaten beschweren, auf eine sehr sinnige Weise. Es sagt: „Wenn das Verkaufen der Engl. Fabrikate unter dem Werth, England nachtheilig ist, so wird es bald aufhören; wenn also der Fall ist!“ Ob es England nachtheilig ist, kümmert uns nicht, sondern ob es Deutschland nachtheilig ist. Freilich wird es aufhören, so bald die Deutschen Fabriken ruinirt sind, und man Englische Waaren kaufen muß.

— Dasselbe Blatt sagt, bei den vielen lächerlichen Entdeckungen von Verschwörungen die man in Frankreich mache, werde es bald nöthig seyn, dergleichen im Namen des Königs zu verbieten, wie die Wunder des Abts Paris verboten wurden.

> De par le Roi défenses à Dieu
> de faire des miracles dans ce lieu.

Vom linken Rhein-Ufer, den 30sten Oktober.

Der Frauenbund zu Kreuznach, so wie an mehreren Orten unserer Rhein-Gegenden, in seinem wohlthätigen Wirken steht. Von ersterem ist ein Kapital auf Zinsen gelegt, womit zwölf der ärmsten Mädchen der Stadt, aus allen Konfessionen, in freier Schule und Kleidung unterhalten werden. Die Vorsteherinnen des Frauenbundes führen die Aufsicht über die Schule. Der Unterricht ist einer dazu besonders bestimmten Lehrerinn übertragen, welche die Mädchen im Lesen, Schreiben, Rechnen und weiblichen Arbeiten unterrichtet. Eine edle Frau, die sich überhaupt in diesem Orte durch Wohlthun auszeichnet und von den ihr von der Vorsehung verliehenen Glücksgütern gerne den Nothleidenden giebt und hilft, hat diese armen von dem Glücke verwaisten, weiblichen Zöglinge, vor ihrem Eintritte in die Schule, aus eignen Mitteln völlig neu kleiden lassen. Eine andere Frau von den Vorsteherinnen des weiblichen Bundes, soll sich diese eben so wohlthätige als Freude bringende Handlung, für das nächste Mal vorbehalten haben. — Die Errichtung dieser Schule gereicht dem Frauenbunde um so mehr zur Ehre, da der Volksunterricht in diesen Gegenden während der fremden Oberherrschaft durchaus vernachlässigt ward, in dem der Staat nicht für diese ins Mittel trat. — Möge dies edle Beispiel Nachahmung finden, und so auch den Kindern der Armen mehr Gelegenheit gegeben werden, ihr Herz zu veredeln und ihren Verstand zu bereichern, damit der Staat in ihnen einst nützliche Bürger zu erwarten und nicht, wie die Erfahrung einer vernachlässigten Anweisung zum Müßiggehen, nur zu häufig lehrt, Müßiggänger*) und dem bürgerlichen Wohle gefährliche Menschen zu fürchten hat! —

*) Welche man nicht weit zu suchen braucht, indem sie sich, je näher man dem Französischen Gebiete kommt, unter allen Formen an den Straßeneken und auf den freien Plätzen zu zeigen pflegen. In den Rheingegenden scheint mir aber seit zwei Jahren die Anzahl dieser Tagediebe schon abgenommen zu haben.

1816. Nro. 69.

Ernſt und Scherz

Dienſtag, oder den 19. November.

der alte Freimüthige.

Das Königreich Haity.

(Fortſetzung.)

Der Krönungszug ging mit groſſem Gepränge durch die Straßen der Kapſtadt zur Kathedralkirche, wo man ein feierliches: „Herr Gott Dich loben wir!“ ertönen ließ. Die Prozeſſion ſelbſt war, wie der Engländer Rainsford ſie beſchreibt, vollkommen allegoriſch, eine mimiſche Proklamation an das Volk, durch welche der neue Monarch ſeine Grundſätze verkündete. An der Spitze des Feierzuges ging nämlich die Erziehung oder Nationalaufklärung einher, als Symbol des edelſten Gutes einer Nation, aus dem erſt alles übrige Heil hervorgehen könne; dann folgten die Künſte und Handthierungen, welche erſt möglich ſind durch des Volkes Bildung; dann kamen Landwirthſchaft, Ackerbau und Viehzucht, die nur dann die höchſte Vollkommenheit erreichen können, wenn Gewerbe zahlreich blühen, und alle Vorurtheile verſchwunden ſind. Ihnen nach ſchritt der Handelsſtand, weil die Kultur des Bodens den Handel erſt möglich macht; darauf folgten die Geſetzgeber und Juſtizbeamten, weil erſt der Staat und die Stände vorhanden ſein müſſen, ehe ihnen Geſetze geſchaffen werden können; endlich kam hinter ihnen die mediziniſche Fakultät, und zu allerletzt das Militär. So prangte der Zug unter dem Donner der Kanonen hin.

Leider ging dieſe mimiſche Proklamation ſo wenig in Erfüllung, als manche andre gedruckte; in der Wirklichkeit ging alles umgekehrt, und der Soldat ſtand auch da an der Spitze. Im März 1804 machte Kaiſer Jakob noch einen Verſuch, die Franzoſen auch aus dem ehemals Spaniſchen Antheil zu verdrängen, und erſchien an der Spitze einer Armee von 22,000 Mann vor Santo Domingo, aber ſeine Anſtrengungen waren vergebens; die Franzoſen leiſteten unter General Ferrand tapfern Widerſtand, und das Negerheer mußte ſich zurückziehn. Indeß entwickelte ſich im Innern der Parteien hinterliſtiger Kampf, der Selbſtſucht wildes Treiben und des Ehrgeizes kühnes Wagen immer mehr und furchtbarer. Die Monarchie hatte Feinde in den Republikanern, Deſſalines an ſeinen Generalen, die lieber ſelbſtherrlich an der Spitze geſtanden, als einem Gleichen gehorcht hätten; die Zwietracht, aus der Ferne noch eifrig genährt und geſchürt, brach endlich in helle Flammen aus, und Kaiſer Jakob fiel bei der Empörung, an deren Spitze die Generale Chriſtoph und Pethion ſtanden, den 16. Okt. 1806. Mit der Krone verlor er die Kühnheit nicht, und verkaufte in tapferer Selbſtvertheidigung ſein Leben. Die Ermordung ging auf dem Wege nach Gonaives vor.

Die Nachwelt wird auch über ihn würdig richten, und eine Gegenwart beschämen, welche Männer, die mit seltner Kraft des Geistes ausgerüstet, aus ehrloser Dunkelheit sich erhebend, einem unterdrückten, verhöhnten Volke die Freiheit erkämpft haben und es zur Kultur und Bildung führen wollten, einem Räuberhauptmann gleich achten möchte.

Die Vertreibung der Franzosen aus St. Domingo.

Hier möchte es auch an der Stelle seyn, die Vertreibung der Franzosen von der Insel zu erzählen, bevor wir auf Jakobs Nachfolger übergehen. Leclerc war an der Seuche den 3. Nov. 1802 gestorben, die Franzosen waren auf den ehemals Spanischen Theil zurückgedrängt, General Kerversan an ihrer Spitze als Oberbefehlshaber. Kerversan, als Soldat und als Mensch gleich achtungswürdig, war genöthigt, die Lasten des Feldzugs auf Personen und Eigenthum der Gegend zu legen, die er zu beschützen unternahm. Anfangs ertrugen die Spanier alles, um vor Dessalines und Christoph gesichert zu seyn, aber die Quälereien und Betrügereien derer, welche die Contributionen und das Enrollieren der Conscribirten zu besorgen hatten, erbitterten endlich die Gemüther, und beförderten die sich schon entwickelnden Keime der Empörung. Man sprach schon von Ermordung aller Franzosen, als General Ferrand, der sich bisher noch gegen die Neger gehalten, nach Santo Domingo zurückkam und das Oberkommando übernahm. Sogleich begann ein neues System der Verwaltung, die Ruhe blieb gesichert, die Kolonie fing wieder zu blühen an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das Werben fürs Ausland.

Jeder Freund der Menschheit und des Vaterlandes darf wohl mit Recht wünschen und hoffen, daß das dem Sclavenhandel ähnliche Werbungs-Geschäft, in allen Ländern aufgehoben werde! Wie kann sich dieses noch mit dem Geiste unserer Zeit, der so mächtig dem Bessern zustrebt und mit den gegenseitigen freundschaftlichen Verhältnissen, welche die Staaten unter einander immer fester zu knüpfen bemüht sind, vertragen! — Nicht nur der politische und kriegerische Zustand Europens, sondern auch deselben geistige Kultur haben es auf einen Standpunkt erhoben, von welchem es den übrigen Welttheilen als ein Muster vorleuchten soll. — Darf unser Welttheil daher in sich selbst ein auch nur theilweise noch bestehendes Geschäft dulden, welches die Menschheit kränkt und das kaum gegründete friedliche Verhältnisse in demselben, wieder zerstören muß? — Wie kann z. B. mit einem Staate ein Vertrag bestehn, nach welchem die gegenseitigen Ausreisser des Soldatenstandes ausgeliefert werden sollen, der noch das Werbungs-Geschäft in seinem ganzen Umfang treiben läßt? — Muß nicht der andere Staat, welcher den entehrenden Menschenhandel (denn was ist das Werbungs-Geschäft anders?) längst abschaffte, gegen jenen, durch seinen Vertrag im offenbaren Nachtheile stehn? — Wäre die Berathung zur gänzlichen Abschaffung desselben, oder vielmehr die Vorbeugung und Verwendung dafür, wohl nicht auch ein wichtiger zu erörternder Gegenstand für den Deutschen Bundestag? — Welchem Deutschen sollte nicht eine Thräne des Mitleids fließen, der gewaltsam ergriffene (denn die Erfahrung hat nur zu deutlich gelehrt, daß den Werbern jedes Mittel zur Erreichung ihres Zweckes gleichgültig wird) oder verführte Mitbürger nach fremden Kolonien schleppen sieht, um für fremde Zwecke geopfert zu werden? — Hat denn das Vaterland nicht selbst seine Bürger nöthig? — Ja, es bedarf wohl der arbeitenden Hände, um sich von Wunden zu erholen, welche zwanzigjährige Kriege schlugen; es bedarf ihrer, wenn die Stimme der Fürsten oder des Bundes, einst wieder zu den Waffen rufen sollte; es bedarf ihrer zum Wohle und zur Ruhe der Familien! — Wer über das Wohl und Wehe eines Menschen gleichgültig denken kann, der ist nicht werth Mensch zu seyn! — Unser Deutsches Vaterland hat auch in dieser Hinsicht der Menschheit ihre Rechte zugestanden; es treibt schon längst kein Werbungs-Geschäft mehr und bedient sich weder geraubter, noch verführter Ausländer zu seinen Zwecken. — Nur freie Söhne des Vaterlandes sollen die Ehre es zu vertheidigen genießen! — Es hat den Stand der Krieger hiedurch geadelt und seine Freiheit erkämpft, die es durch seine Fürsten und Bürger zu behaupten wissen wird. Es bleibt daher dem Deutschen Lande zum Wohle seiner Mitbürger nur noch, dahin kräftig zu wirken übrig: daß kein fremdes Land ferner Deutsche Unterthanen durch Werbung rauben und verführen läßt. —

Doch, der hier berührte Gegenstand ist nicht bloß für das Deutsche Vaterland wichtig, obgleich Einsender dieses gerne gesteht, daß dessen Nachtheil gegen andere Staaten ihm zunächst vor-

schwebt;) er ist eine Sache der Menschheit und der Kosmopolit blickt daher vertrauungsvoll auf den heiligen Bund, den drei der mächtigsten und besten Fürsten Europens zum Heile der Menschheit knüpften. — Möge die hohe Erwartung von diesem selten Bunde, den nur solche Fürsten und solche Zeiten schaffen konnten, auch in dieser Hinsicht gekrönt werden! —

G.

Vom Rheln.

Die verspätete Schwalbe.

„Wohin so hast durch Reif und Thau
Im Schauer feuchter Stunden?
Längst ist das muntre Grün der Au,
Mit dem Du kamst, verschwunden."

Und nach dem Hügel sah ich sie
Am Saum der Erde streifen,
Gebrochnen Fluges und mit Müh;
Fast konnt' ich sie ergreifen.

Es senkte um den Hügel sich
Ihr Flug an den Gesteinen,
Sie nahte — Was suchst Du ängstlich? Sprich!
Da flüsterst sie: „Die Meinen!"

Und in die hohe Luft beginnt
Sie willvoll sich zu heben,
Doch eh' der Augenblick verrinnt
Seh' ich sie niedersweben.

Sie flattert um die Weiden rund,
Legt auf den Zweig sich nieder,
Und öffnet klagend ihren Mund,
Und trocknet ihr Gefieder.

„Hier war's, wo mir von goldner Flur
Die Alten vorgesungen;
Vergebens such' ich nun die Spur
Wo sie sich hingeschwungen."

„Hier wollten sie verüberziehn,
Am Ufers Grün sich baden,
Und nach der goldnen Küste hin
Mich mit Gesange laden."

„Doch über Wolken sind sie fort
Und haben mich vergessen!
Wie kann ich noch dem fernen Ort
Allein den Pfad ermessen!"

„Ach wär' ich dort! Hier leidet sich
Die Flur in bleichen Kummer;
Was nicht entfloh, was nicht entwich
Erstarrt in Todesschlummer."

Sie schweigt und schwingt in hohe Luft
Vom Zweige das Gefieder,
Und stürzt sich rauschend in die Gruft
Des Schilfs am Ufer nieder.

Verlingt im Lenz aus kühlem Moos
Den Freunden zuzuschweben,
Begrabt sie in der Erde Schoos
Getreut ihr Leid und Leben.

Demuth.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 15ten Nov. zum erstenmale: **Wolfgang** ist der Bräutigam? Lustspiel von Fr. v. Weißenthurn. — Ein Kaufmann, ein gutmüthiger Alter, wünscht, daß sein Sohn heirathe. Dieser liebt auch, leider aber die jüngere von zwei Schwestern, die nach dem Testamente ihres Vaters durchaus nicht verheirathet werden soll, bis auch die ältere Braut ist: und diese ältere ist bei Schönheit und Verstand, so schlechtern und verschlossen, daß sich alle Manner von ihr zurück ziehn. Um zu erzwingen, daß der Sohn der nicht zu erlangenden Braut, oder die Mutter derselben dem Ehrgeiz gegen den verstorbenen Gemahl entsage, läßt der alte Kaufmann ein hübsches Bauermädchen in die Stadt kommen und erklärt, am folgenden Tage würde er diese heirathen, wenn der Sohn sich nicht trauen ließe. Aber die Mutter bleibt ihrem Wort, der Sohn seiner Liebe treu, und Käthe gesteht, daß sie den alten Herrn nur in der Hoffnung heirathen würde, ihren Hans als Großknecht ins Haus zu nehmen. Wie die Verfasserin es anfängt, diese muthwillige Verwickelung befriedigend zu lösen, soll hier nicht verrathen werden. Es sey genug zu bemerken, daß sie es auf eine sehr unterhaltende Weise thut, und das ganze Lustspiel voll Leben, guter Karakteristik und Witz ist. Dieser letzte geht nur zuweilen bis zur Kotzebueschen Unzarthelt. Die Fälle wo dieses geschieht, wurden heute noch durch einen Schreib- oder Sprachfehler vermehrt, indem man sich in einer Rolle freute, „schone Kinder" zu bekommen, statt „schoner Kleider." — Hr. Mattausch gab den alten Kaufmann: so viel ich weiß, sein erster Versuch im Fach der komischen Väter. Er gelang so gut, dieser Versuch, daß man dem Künstler dazu Glück, und ihn oft in ähnlichen Rollen zu sehen wünschen muß. Diese hier hat bedeutende Schwierigkeiten, die, besonders in den Scenen wo der alte Herr sich fast wirklich in seine angebliche Braut verliebt, sehr viel Feinheit und Sorgfalt fordern. — Da Hr. Unzelmann den alten Handlungsgesellen des Kaufmanns, Hr. Wolf den heftigen Sohn und Hr. Beschort den geistvoll muntern Freund des letztern spielte, verdient es sich von selbst, wie diese Rollen durchgeführt wurden. — Unter den weiblichen Rollen sind die der jüngern, lebhaften Schwester und die des Bauermädchen die glänzendsten. Mme. Devrient gab die erste eben so reizend durch Grazie und Lebhaftigkeit, als Dlle. Schaffner die andre durch gefällig dreiste Naivetät und ausdrucksvolles Mienenspiel. In der Rolle der ältern Schwester zeigte Mme. Wolf viel Kunst. Ihre Kleidung war aber wohl für diesen Karakter zu gesucht und prunkend. — Sehr lobens-

werth war es, daß Dlle. Schechner nicht in Gelde, sondern in Wolle auftrat.

— Am 18ten Nov. Joseph in Egypten. — Hr. Wild sang den Joseph, wie er Alles singt, trefflich. Hr. Blume spielte den Simeon mit hoher Kraft und Wirkung. — Bei der Gruppe und dem Zuge am Ende des zweiten, und noch mehr des dritten Aktes sahen dem Zufall viel überlassen, und der ist bekanntlich kein unverächtiger Meister in der Kunst des Malerischen, ob er gleich in der Musik oft Wunder thut.

— Am 17ten Nov. im Opernhause: Die Bayaderen, Musik von Catel. Ein zahlreiches Publikum freute sich der Rückkehr der Dlle. Eunike, die heute zum ersten Male wieder auftrat. Man empfing sie diesem Gefühle gemäß.

Zugleich wurde im Schauspielhause vor einem noch stärker gefüllten Hause: Das Räthsel, von Contessa gegeben, — leicht und fein, wie es dem leichtvollen Scherze gebührt.

Hierauf: Welches ist der Bräutigam? Vieles allzu Pikante, das vorgestern noch mitging, blieb heute weg; auch hatten sich die schönen Kinder wirklich in Kleider verwandelt. Dlle. Brand spielte heut die naive Kätze voll Natur in jedem Moment. Mme. Weiß als Julie hatte die prunkende Kleidung mit einer ernstern vertauscht. — Kätze war als die letzte Gattrolle der Dlle. Brand angekündigt. Die talentvolle Künstlerin nimmt den lebhaftesten Beifall des hiesigen Publikums mit.

Kopenhagen, den 9ten November 1816.

Auch der zweite Theaterrecensor, Etatsrath Olsen, hat jetzt eine Abdersegung der hochmuthsvollen Appellation Oehlenschlägers an das Publikum, drucken lassen. Eben habe ich sie gelesen; und meine eigne, frühere Ueberzeugung von der unverkennbaren Abgeschmacktheit des nun sechsmal verworfenen Stücks, ist mir noch mehr bestätigt worden. Schade, daß der Tod seines Schwiegervaters, des schwärzigen Bischofs Balle, D. grade in diesen Tagen verhindert hat, die nöthige Muße und Sorgfalt auf eine Vertheidigung dieser Art zu verwenden: und dennoch liegt auch hier die einfache Wahrheit. Das Gegentheil glaubt freilich die sogenannte moderne Schule, deren Mitglieder, wie das Gerücht sagt, eine von vielen Studirenden unterschriebene Bitte an den König haben eingehen wollen, daß die Aufführung des ekelhaften Schmutzes allergnädigst möge befohlen werden. Mehre dem Manne, der, bloß um als gelehrigster Sophist zu glänzen, die Schule der gottlichern Frechheit nach Dännemark verpflanzt hat, wo sie leider! noch immer ihr verderbliches Unwesen treibt! Hier liegt das neueste Heft der Athene, einer Monatsschrift, worin der entschiedenste Parteigeist (z. B. für Oehlschläger und wider Baggesen) sich auf seinen Lehrstuhl breit niedergelassen hat! Ein junger Mann, der sich noch durch nichts ein Anrecht auf ein Richteramt in der Litteratur erworben hat, und dessen Namen ich verschweige, wie man Herostrats Namen uns hätte verschweigen sollen, bestreibt sich hier, den Altar der Freya in die Lunge und Weite mit seinen tauben Nesseln zu umkränzen, die er wahrscheinlich für Lorbeern hält. Auch er hat, wie mehrere Priester der unechten Athene, ein Paar Bücher, die er kneipen kann, um alle beliebige Angen zu werfen: sie heißen Subjectiv und Objectiv. In Wahrheit, unsere jungen, zügellosen Verstand- und Geschmacklosredner gleichen den Prozeßkrautpen: jedes einzelne Mitglied des Bundes ist für sich genommen recht unterhaltend, aber alle zusammengekettet zerstören gleichwohl den Lorbeerhain des Parnasses.

Tobias Dramble.

Vom linken Rheinufer, am 25sten October.

Die Festlichkeiten welche an einzelnen Orten unserer Gegend am 18ten Oktob. statt hatten, hier zu beschreiben, wäre unpassend; ich begnüge mich damit, den Lesern, welchen der in andern Provinzen des gemeinschaftlichen Vaterlandes herrschende Geist, nicht gleichgültig seyn kann, hier anzuführen: daß ich ein Zeuge der Volksfestlichkeit dieses Tages in Kleve war. — Eben so haben andere Orte dieser Gegend, aus welchen ich Nachricht einzog, diesen Tag zu verherrlichen gestrebt. — Das kirchliche Fest ist am Sonntage darauf von allen Glaubensgenossen unserer Gegend gefeiert und dem Gott der Heerschaaren, dem Lenker der Schlachten, der Dank seiner getreuten Kinder gebracht. — Der volksthümliche Geist der sich bei dieser Feier in diesen Gegenden ausgesprochen hat, kann nur gelobt werden, welches ich als ein Unparteiischer, in einer alten Provinz geborner Preuße, hiemit gerne öffentlich sage.

Mögt Ihr, Bewohner der alten Provinzen des gemeinschaftlichen Vaterlandes, hieraus ersehn, daß Eure Mitbürger am Rhein Euch nicht nachstehn wollen in der Liebe für König und Vaterland und daß sie, wie Ihr, des ehrenvollen Namens, Deutsche und Preußen, würdig sind! —

Von einem Reisenden durch die Main- und Rheingegenden.

Aus dem lebendigen, gesellenreichen Frankfurt sind ich mich in dem todtenstillen Hanau plötzlich wie in eine Einöde versetzt. Es herrscht hier eine ganz eigne Mischung von groß- und kleinstädtischem Wesen, welches sich schwer beschreiben lassen dürfte. Im Ganzen kann aber der Ton nicht schlecht genannt werden; ich muß vielmehr viel Gutes davon sagen. Männer und Frauen haben viel Bildung, und dennoch wieder viel Häuslichkeit. Selbst in den ersten Familien wird regelmäßig bis gegen Abend gearbeitet, bis es Zeit ist, sich zu den gewöhnlichen Theegesellschaften anzuziehn. Diese, so wie die Abendessen, gehen in der Reihe herum, doch wird dabei alles Luxuriöse vermieden. Was Gelehrte und Künstler anbelangt, so hat Hanau von jeher sehr vorzügliche Männer desselben. Ich lernte unter andern an dem Medicinalrath Kopp einen trefflichen Arzt und Naturforscher kennen, der die Staatsarzneikunde mit vielem Glücke bearbeitet. Der verdiente Schlarch Schulze ist vor kurzem nach Coblenz berufen worden, eben so der sehr geschätzte Mineralog Leonhard nach München. Dieser hatte, wie ich hörte, ein ganz eigenes Schicksal erfahren. Da nemlich der Churfürst seine seit 1806 geschehene Ernennung für gültig erklären wollte, sah sich Hr. von Leonhard auf einmal vom Geh. Rath und Minist. Referendär wieder zum Assessor degradirt. Er nahm indessen sofort seinen Abschied, mußte aber freilich auch auf seinen Gehalt von 2500 Gulden verzichten. Wiewohl er nun allerdings ein bedeutendes Vermögen besitzt, schien es dem Hausvater dennoch angemessen, die ehrenvolle Stelle in München nicht auszuschlagen. Dr. v. L. hatte sich nach der Schlacht von Hanau, um die verwundeten Baierischen Soldaten überhaupt, so wie insbesondere um mehrere Officere von hohem Range sehr verdient gemacht, so daß er gewissermaßen sein neues Vaterland wohl erworben zu haben scheint, wohrend seine bewährten Kenntnisse das Uebrige bestimmt haben mögen. Er bezieht schon jetzt einen Gehalt von 2000 Gulden, der aber bei der ersten Ertheilung noch bedeutend erhöht werden dürfte.

(Der Schluß folgt.)

1816. Nro. 70.

Ernſt und Scherz

Donnerſtag, oder den 21. November.

der alte Freimüthige.

Das Königreich Haity.

(Fortſetzung.)

Aber die neueſten Ereigniſſe in Spanien, die Entthronung König Karls IV., der Aufſtand des Volkes wirkten plötzlich wie ein elektriſcher Schlag auf alle Spaniſchen Einwohner von San Domingo. Am 10. Aug. 1808 erſchien ein Parlementärſchiff, welches Don Torillo Montes, Gouverneur von Portoriko ſchickte, und in Folge der von der höchſten Junta von Sewilla erhaltenen Befehle, eine Kriegserklärung gegen den General Ferrand überbrachte. Nun kamen ausgewanderte San Dominger von Portoriko, und wiegelten heimlich die Spanier zur Vertreibung der Franzoſen auf. Zu Barahonde ſchritt man am ſchnellſten vor. D. Chriſtoval Huber-Franco, ein unternehmender Mann, trat an die Spitze der Inſurgenten, ſchloß mit dem Gouverneur von Portoriko und den Engländern ein Schutz- und Trutzbündniß, und erhielt von ihnen die Zuſage von Truppen, Lebensmitteln und Geld.

General Ferrand, den Verſicherungen der Ergebenheit mit unglaublicher Sorgloſigkeit vertrauend, erfuhr ſpät erſt, was in jener entlegenen Pflanzung vorging, und ſchickte den 3. October den Oberſten Auſſenac dahin, die Ruhe wieder herzuſtellen. Zweihundert Inſurgenten ſtanden ſchon da an dem Ufer des Paque, und erwarteten den Angriff. Auſſenac, an der Spitze von 80 Mann Linientruppen und einigen Dragonern, ließ Sturmmarſch ſchlagen; die Soldaten kletterten den Berg hinauf, beſiegten die Hinderniſſe der Natur, aber nicht den Muth der Inſurgenten, und mußten mit großem Verluſte ſich zurückziehen. Man wollte durch Schrecken und Verheerung den Aufruhr dämpfen, brannte die Pflanzungen der Inſurgenten nieder, aber die Kriegs-Flamme griff nun deſto furchtbarer um ſich.

Während hier der Waffenſtreit ſchon ſo blutig begonnen hatte, erhob ſich der Aufruhr auch in Oſten und die Küſtenbewohner von Hiahoué und Seybo ſtanden in Empörung auf. General Ferrand hoffte mit eignem Arme beſſer den Aufruhr zu dämpfen, und ging mit 500 Franzoſen auf Seybo los, wo die Inſurgentenarmee, 1200 Mann Infanterie und 500 Reuter ſtark unter D. Juan Sanchez auf einem Bergrücken hinter ſtarken Schanzen lag. Den 7. November um Mittag begann der entſcheidende Kampf. Ein fürchterliches Feuer empfing die Franzoſen; die feindliche Reuterei hieb in ihre Flügel; paniſcher Schrecken ergriff alle Reihen, die Flucht war unaufhaltbar. Ferrand widerſtand noch vier Stunden lang mit wenigen Tapfern dem Feinde; doch als er hörte,

daß alle seine Freunde gefallen, da mochte er ihren Tod und seine Schande nicht überleben, und gab sich selbst den Tod, den ihm die Kugeln der Feinde versagt hatten. — Nach Santo Domingo kamen von allen, die mit Ferrand ausgezogen, kaum mehr als vierzig Mann zurück.

Den Oberbefehl in dieser schwierigen Lage übernahm jetzt General Barquier. Er rief Aussenac zurück, und traf Anordnungen, den künftigen Gefahren zu begegnen. Die Franzosen hatten nun nichts mehr als die schlecht versorgte Stadt, vor der jetzt die Insurgenten mit siegerischem Uebermuthe erschienen; zuerst Ramirez aus dem Süden, und bald auch der Sieger D. Juan Sanchez. In der Stadt stieg mit jedem Tage die Noth. Lebensbedarf war nirgends zu bekommen, gefahrvoll selbst das Entfliehen: denn die Belagerer schossen selbst nach den wehrlosen Weibern und Kindern, die sich nach den benachbarten Inseln einschiffen. Da beschloß Barquier einen Ausfall, musterte am 23. Januar 1809 seine Truppen, sprach ihnen Muth zu, und führte sie am 24. gegen das Belagerungsheer.

Die Linien wurden gestürmt, der Feind geschlagen. Der Sieg war glänzend; Gefangene, Munition, Lebensmittel und Archive, waren der Lohn desselben. Diesem Siege folgte am 27. noch ein ruhmvollerer, aber die Lage der Franzosen war darum noch nicht glücklicher zu nennen. Fern vom Mutterlande, auf einer Insel des Weltmeers, über das kein Schiff Trost und Hoffnung brachte, sich selbst überlassen, durch Noth und Entbehrung zusammengeschmolzen, zu Land und See von Feinden umlagert. Barquier bot Frieden an, unterhandelte um Waffenstillstand, aber vergebens; Don Sanchez wollte diesen Theil der Insel wieder unter der Herrschaft der Spanier wissen.

Jene Siege also änderten das drohende Loos der Stadt nicht. Einen Tag der Freude brachte ihr ein Pilotenboot, das der Wachsamkeit der Britten entgangen und mit Mehl geladen den Hafen glücklich erreichte. Unendlich wurde der Jubel unter Menschen, die seit langem sich nur vom Fleisch der Pferde, Esel, Hunde und Katzen, von altem Leder, Gassenkraut u. s. w. genährt hatten. Bei den Ausfällen folgten Weiber und Kinder den Truppen, um in ihrem Rücken aus den Feldern und Wäldern, was genießbar war, zusammenzuschleppen, aber bald bot das weit verödete Land keine Hülfe mehr dar. In dieser verzweiflungsvollen Lage erschien den 28. April die heimkehrende Corvette la Fortunée auf der hohen See: die Engländer versperrten eiligst den Hafen. Am 24. Morgens eilte hinaus, was in Santo Domingo lebte. Aller Augen waren voll Furcht und Hoffnung nach dem Meer gerichtet. Französische Pensichen, eilig gerüstet, eilten der Corvette zu Hülfe, und mitten im Kampfe erschien — die Supérieure von der Ostseite her, dem Hafen zusteuernd. Die Engländer retteten sich, und Santo Domingo hatte wieder für zwei Monate Lebensmittel.

Aber die Gefahren wurden nun noch drohender. Am 11. May erschienen elf Englische Kriegsschiffe vor der Rhede, bei der Belagerungsarmee Don Joseph Arata, Oberst des Infanterieregiments von Portorike, und forderte zur Uebergabe auf. Die Engländer erbauten Batterien, jenseits des Ozemastromes, und beschossen am 28. May zum erstenmale die Stadt. Ermattung, Hunger, Wunden, Tod und Seuchen minderten von Tage zu Tage die Kräfte der zusammengeschmolzenen Garnison; wohl sah Barquier, er könne keine Rettung mehr hoffen; dennoch flößte er seinen Getreuen Muth ein, zwischen ihren Wällen und Schutthügeln auszuharren. Da sank in der schrecklichsten Nacht, vom 27sten Juli, die letzte Hoffnung, denn die Supérieure versuchte vergebens, durch die feindlichen Schiffe sich der Stadt zu nähern, und in derselben waren die Magazine leer. Am 2. Juli kam ein Waffenstillstand und am 7. die Kapitulation mit dem Engl. General-Major Carmichael zu Stande.

Als die Franzosen auszogen, zeigte der General Carmichael seinen Truppen die matten, bleichen Reste dieser tapfern Garnison, und sprach: „Soldaten! Ihr habt zwar die Ehre gehabt die tapfere Garnison, deren Stelle ihr jetzt einnehmt, zu besiegen; aber vergesset nicht, ihr werdet jetzt euer Haupt auf den gleichen Stein zum Ruhen legen, wo diese beherzten Krieger sich nach ihren ruhmvollen Mühen neue Kräfte sammelten, wenn sie den Schrecken des Krieges, des Hungers und der Entbehrungen jeder Art trotz geboten hatten. Der Gedanke daran muß euch für sie mit Ehrfurcht und Bewunderung erfüllen. Und habt ihr, wie ich hoffe, einst gethan wie sie, dann habt ihr für euern Ruhm genug gethan!"

So ging der letzte Zoll Landes von St. Domingo für Frankreich verlohren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei.

Eigentlich giebt es nur Eine allgemeine Wissenschaft: die Kenntniß der Natur im weitesten Sinn.

Auf welcher Seite, in welchem Fache man einen Fortschritt machen mag: immer ist nur sie es, die erweitert wurde. Jeder Zweig derselben ist daher heilig! Indeß muß man gestehen, sie hat Reiserchen, auf denen sich nur ein Kolibri wiegen kann.

Es heißt, ein sehr ausgezeichneter Deutscher Künstler wolle seine Kunst, seine Familie, sein Vaterland, Europa verlassen, und zwar in überreifem Alter, um jenseit des Atlantischen Oceans sich ganz der Entomologie zu widmen. Wichtiger Plan, nachzuzählen, wie viel Flecken die Schmetterlingen in Brasilien auf den Flügeln haben! — Doch der Schmetterling, den Herr — — — — haschen will, ist der Ruhm! Schöner Ruhm, das Verzeichniß der Spinnen, Mükken und Käfer mit einem halben Dutzend Namen vermehrt zu haben.

„Ars non habet osorem" —

Still, still! Ich fürchte die gros mots zu sehr, um nun nicht zu schweigen. Möge der treffliche Künstler mir nur nie jenseit des Oceans Recht geben. F.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 12ten Nov. wurde **Benjowsky** mit Fleiß gespielt.

Am 13ten Nov. gab man die **Rosen des Herrn von Malesherbes**, worin Mlle. Düring die Liebhaberin mit einer bewundernswürdigen Natürlichkeit gab; dann

Der **Verrather**, worin Mdme. Eberstädt als Klärchen sehr interessirte; endlich

Der Diener zweier Herren. Truffaldino ist durch seine klassische Plattheit eine Rolle, in der sich ein wirkliches Talent stets Komische sehr glänzend zeigen kann.

Daß bei dieser Antiken-Galerie an beiden Tagen das Haus sehr leer war, versteht sich von selbst.

Bücher-Chronik.

Die Arabischen Mährchen erzählen von einem Talisman, dessen Besitzer ihn nur zu reiben braucht, um sich von Houry's oder Derwischen oder Kameeltreibern umtanzt zu sehen, die bei ihrem Verschwinden, je nachdem der Besitzwerer sie zu behandeln versteht, ein Goldstück, einen Ohrfeger oder — etwas sehr Angenehmes zurücklassen. Das Geschichchen kann recht gut für eine deutliche Theorie der unterhaltenden Taschenbücher gelten, und mit ihr gestützt wollen wir eine kleine Heerschau anstellen.

Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Herausgegeben von Fr. Kind.' 1817. Daß in diesem Zirkel Houry's tanzen, und zwar mit guter Berechnung, in mannigfaltigen Gruppen, weiß man aus langer Erfahrung. Versinkt derlustigen sie unter einem neuen Gebieter, der selbst die reizendste in den Zauberkreis stellte, eine Erzählung: „Glaube und Liebe." Sie ist so schon daß man um ihretwillen es nicht so genau nehmen wird, wenn manche ihrer Nachbarinnen eine irdische Nymphe wäre, Sommersprossen oder strupfigtes Haar, oder gar eine kleine Verrenkung hätte. Von diesen letzten Fehler läßt sich wirklich „der Liebeserauf" von Jouqué, der verletzten innern Wahrscheinlichkeit halber, und „die Heimkehr nach drei Jrrwegen" von Laun, um des Mangels an Motivirung, nicht freisprechen. Unter den Gedichten giebt es manche sehr artige: verstehe sich doch der Sammler dieses Kranzes selbst auf die poetische Bindekunst. Man weiß, daß dies Taschenbuch außerdem noch hübsche Kupfer, Charaden, Tanzfiguren und Musik zu geben pflegt, und der jetzige Herausgeber hat auch hier seinen Vorgänger meisterhaft übertroffen.

— **Rheinisches Taschenbuch für das Jahr 1817.** Darmstadt. — Nach einer Reihe wohlgelungener Kupfer, folgen gereimte Texte, dergleichen nach den Vervollkommnungen der vergangenen Jahre jetzt wahrlich nicht mehr sein müssen, dann zwei historische Aufsätze, von denen vorzüglich das Leben der Johanna von Kent, von einer Frau erzählt, anziehend ist, dann vier kleine Romane. Die reizendsten der letzten sind die Löwenjagd von Jouqué, und Rosalinde von Romlay, von Reinbeck. „Mitternacht" eine Novelle von Franz Horn ist so etwas von Derrisch, der nicht einmal einen Affen, sondern einen wildigen Eindruck zurückläßt.

Taschenbuch der Sagen und Legenden, herausgegeben von **Amalie von Helwig** geb. von Imhof, und Fr. Baron de la Motte **Fouqué**. 1ster Jahrgang. Berlin, 1817. — Nach einem poetischen Vorwort und einer gleichen Zueignung, folgen zwei dramatisirte Sagen, dann eine in Prosa, dann mehrere in Stanzen. Der altertümliche, frommliche Ton (**fromm**elnde mag ich nicht sagen; ganz passend wäre das so wenig als der Ausdruck **fromm**. Spiel mit dem Anschein der Heiligkeit ist nicht fromm.) die Kupfer, selbst das Aeußere stimmen gut zu dem Große. Wer diese Art von Dichtungen liebt, wird hier Genuß finden. Empfehlen mag ich sie nicht.

— **Penelope.** Taschenbuch für 1817; herausgegeben von **Theodor Hell**. — Houry's! Houry's! Fast lauter Houry's, die reizend tanzen und dankbare Gedächtnisse sind es, die sie in der Erinnerung zurücklassen. — Die schönsten sind „Lieschen," von Lafontaine, und Saphirin, ein Mährchen von Th. Hell; nächst ihnen die Goethen von Döring und die Thränenquelle von Fr. Gleich. Die „historische Skizze, Temudschin Dschingis Chan" und von dem zuletzt Genannten, hat zwar einen interessanten Gegenstand, aber der Verfasser ist noch nicht hinlänglich Herr seines Vortrags, um überall deutlich zu sagen, was er wollte. Manche der beigestigten Kupfer sind recht hübsch. Als nützlich aufstehende Beilagen findet man hier Tabellen für Einnahme und Ausgabe, die wohl schwerlich jemand wirklich brauchen wird, und ein Blatt mit Etik- und Strickmustern. D.

Vermischte Nachrichten.

In der Allgem. Zeitung wird von Wien aus die Nichtaufnahme der Bibelgesellschaft im Oesterreichischen, dadurch erklärt, daß die von ihr für das katholische Deutschland zu wohlfeilen Preisen vorbereitete von Esperide Bibelübersetzung ungenügend und fehlerhaft sey. Der Aufsatz macht einen Unterschied zwischen katholischen und katholischen Uebersetzungen. Billig sollten doch nur gute und schlechte Uebersetzungen unterschieden werden: denn wenn die Uebersetzer ihrer Arbeit gewachsen sind, können sie in denselben Sinne doch nur denselben Inhalt finden; — vorausgesetzt daß sie wollen.

— In den Leipziger Zeit. kommt jetzt ein neuer Artel auf. Man giebt Adressen an Fremden zu wissen, wie man sich

wohl bewusst da letztre schreibt: In Deutschland müßte man das ausdrücken: privatisirende Gesetzin.

— Zu den 300 Engl. Generalen sollen noch 50 ernannt werden.

— Die Berberesken treiben die Seeräuberei schon wieder so arg als vorher, und haben Handelsschiffe mehrerer Nationen genommen, kürzlich wieder ein Napolitanisches. Man muß das für ein Glück ansehn, weil es allgemeine Maasregeln zu ihrer Vertilgung ergwingen kann. Zwar sind, nach einer Franz. Zeitung, schon in Kopenhagen wieder Geschenke für den Dey von Algier eingeschifft worden; aber alle Napolitanische Handelsstädte haben von neuem die dringendsten Vorstellungen gemacht, sich selbst beschützen und die Ehre der Napolitanischen Flagge retten zu dürfen. Die Berberesken werden selbst den kleinen christlichen Staaten eine Kriegs-Marine aufdringen, die, einmal geschaffen, auch in andern Rücksichten nützlich seyn kann.

Aus Wien, vom 7ten Nov. Bei den sehr gerechten Klagen gegen den Wucherunfug im südlichen Deutschland, sollte man aber auch nicht übersehn, welche Unterstützung er aus dem nordlichen erhält. Diesen Sommer war hier ein Jude aus Potsdam, der große Ballen von Nachtmützen mitnahm.

— Die Gallerie métallique berühmter Franzosen, die schon Molière's und Corneille's Bildnisse auf Medaillen geliefert hat, beschäftigt sich jetzt mit den Bildnissen von Boileau, Racine und Bossuet. — Solche Spekulationen verdienen in Deutschland nachgeahmt zu werden.

— Das Morn. Chron. hatte von dem Negerkönige Christoph als von einem rechtmäßigen Beherrscher Haity's gesprochen. Das Journal des débats sagt darüber: Nachdem will de jener Blatt bewiesen, der Räuber sei rechtmäßiger Eigenthümer des Diebesguts, daß er einem Reisenden abgenommen habe. Man könnte hinzufügen: und die Europäer rechtmäßige Eigenthümer der Neger, die sie aus Afrika raubten und nach San Domingo u. s. w. führten. Womit wollten erst die ursprünglichen Bewohner Haity's die Europäer, von denen sie überfallen, geplündert, durch Mißhandlungen und Mord vertilgt worden, vergleichen, — wenn noch einer jener Unglücklichen übrig wäre.

— Die Zeiten haben in Nr. 49. dieses Blattes etwas über das wohlthätige patriarchalische Verhältniß gesagen, das in Piemont zwischen den Land-Eigenthümern und ihren Pachtern herrschte, die ohne schriftlichen Contrakt, von Generation auf Generation die Grundstücke auf billige Bedingungen besaßen. Dieses Verhältniß ist jetzt durch ein Gesetz aufgehoben worden, dem zufolge hinter jeden Pacht ein gerichtlicher Contrakt geschlossen, und wer das unterläßt, gestraft werden soll. Ob diese gerichtliche Contrakte unentgeldlich — ausgefertigt werden, ist nicht gesagt.

— Das Morn. Chron. führt den Roman von Buonaparte's Entführung noch mehr aus. Es versichert, viele Nachrichten aus Frankreich und dem Mittelländischen Meer sagten, das Amerikanische Schiff, bestehligt von Gronow, habe das Engl. Wachtschiff bei St. Helena durch Entern genommen, dann seyen die Amerikaner mit dem Englischen Schiff gesegelt, hätten die Garnison der Insel überwältigt u. s. w. Es sey in Philadelphia angelangt. Das Mährchen scheint berechnet, in Frankreich Unruhen zu erregen.

— Dasselbe Blatt sagt, eine Prinzessin lasse zur Verzierung ihres Schlafzimmers eine Gobelins-Tapete verfertigen, die den Mord des Admirals Coligny darstellt.

— In Cadix ist ein Bulletin in Umlauf mit der Nachricht: „Die Independenten" (nicht mehr die Rebellen.) Armee in Mexiko unter General Humbert (der also wirklich da ist,) sey von den Königlichen geschlagen worden. Fünftausend Independenten hatten die Waffen weggeworfen, und General Humbert sey in vollem Rückzuge. (Also blieb nach der Niederlage und nach der Uebergabe von zehntausend Mann, ihm noch eine Armee.) Mexiko werde bald unterworfen seyn. Die Expedition in Cadix solle aufs schleunigste in segelfertigen Stand gesetzt werden.

Schilderungen aus München.
Sommer und Herbst 1816.
(Fortsetzung.)

Da hat ein Hr. J. Bemmin aus Amsterdam „die Ehre, ein junges scheuvollendiges Frauenzimmer, welches verdient, das einzige auf der Welt genannt zu werden, als junge Minerva in äußerst merkwürdigen, noch niemals gesehenen Wissenschaften zu produziren." Wirklich setzte das 23—24jährige Wundermädchen alle Welt in Erstaunen. Sie saß mit verbundenen Augen in bedeutender Entfernung von den Zuschauern, und nannte z. B. jedes Kartenblatt, das ein Zuschauer gezogen; alle Blätter einer gemischten Karte, deren sie abgenommen wurden; die Münzsorten und Jahrszahlen ihrer Prägung u. s. w.; wohl alles durch die langen Filzhörner, die ihr Vater gleichsam bildete, aber doch blieb die Verbindung zwischen ihr und ihm noch räthselhaft und amusant.

Doch nicht Menschen allein, auch Thiere zeigten in einer andern Bude eine seltne Ausbildung ihrer Kräfte, und der wilde Wolf sogar gehorchte den Befehlen seines Meisters.

— Seit die Grossen der Erde aller Orten sich selbst in Theatern und von Baiaderen zeigen, scheint das Gewerbe, sie als Wachsfiguren herumzuführen, einen starken Stoß erlitten zu haben. Deswegen scheinen die Künstler andre und minder der Veränderung unterworfene Darstellungen vorzuziehen. Da waren denn auch Gruppen, Ereignisse aus der Todtengeschichte unsers Religionsstifters darzustellen, zu schauen, die das Religions- und Kunstgefühl zugleich hätten ansprechen sollen, was aber beides kaum gelungen seyn mochte. — Ganz nahe war für 6 Gr. die Welt im Kleinen zu schauen, d. h. optisch-mechanisches Theater, das dem Hn. Ludwig Kümmel, Maschinisten bei dem Regensburger Nationaltheater, wirklich Ehre machte. Dagegen hatte ein Hr. Deins Michel, Mechanikus aus Bamberg, die Welt recht zum Besten mit seinen zwei natürlich belebten Panoramen, und seinem großen optischen Kunstkabinet. Solcher schreienden Betrug soll, dünkt mich, von der Polizei gesteuert werden, denn dazu ist sie doch da, und deswegen hat sie wohl zu erlauben oder verbieten. Das erste war nichts, als eine Camera obscura, und das letztere bildeten einige elende Prospekte, die jeder Staffelmaler besser hätte. Dabei mit hoher Genehmigung auf dem Zettel gedruckt: „Wegen besonderer Kunst, Mühe, Kostspieligkeit, das einzige dieser Art in Europa, deswegen auch nicht nur von Künstlern und Kunstkennern überall bewundert, sondern auch u. s. w." — Dagegen verdient mit Achtung genannt zu werden das Panorama von St. Petersburg, wo rauschende Treue und geschmackvolle Ausführung gleich sehr zu loben waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

1816. Nro. 71.

Ernſt und Scherz

Sonnabend, oder den 23. November.

der alte Freimüthige.

Das groſſe Loos.

Ein Lehrgedicht in Gemälden.

Kopenhagen, den 20ten November 1816.

Oeffentliche Blätter werden Ihnen, mein Freund, vielleicht den Nahmen unſers hoffnungsvollen, jungen Mahlers, Eckersberg, genannt haben, der nun mit einer reichen Ausbeute aus Italien zurück gekehrt iſt, und in ſeinem Fache mit unſerm Bildhauer Thorwaldſen,—nicht um eine zweideutige Berühmtheit, welche jeder Citle, der keine Mittel und Wege verſchmäht, ſich ſo leicht erſchleichen oder ertrotzen kann, ſondern—um wahre Ruhmwürdigkeit, ſeines Freundes Eigenthum, kräftig wetteifert. Statt Ihnen ſeine gröſten und gelungenſten Gemälde zu nennen, wovon Worte doch nie eine anſchauliche Vorſtellung gewähren, will ich Sie heute lieber auf einige Blätter aufmerkſam machen, die Ihnen gelegentlich können geſendet werden. Der Profeſſor Clemens hat nemlich in dieſen Tagen ſechs Kupferſtiche nach Originalgemälden von Eckersberg in groſſem M. dianquart herausgegeben, deren Ideen urſprünglich dem genialen Kupferſtecher Lahde gehören ſollen. Es iſt eine Folge von wahren Sittenſchilderungen, wovon ein hieſiges Wochenblatt folgende Beſchreibung liefert. – „Dieſe moraliſche Gallerie zeigt auf die anſchaulichſte Weiſe, welchergeſtalt ein plötzlicher Uebergang von dem ſeligen Mittelmaaße zum Reichthume, eine arbeitſame und glückliche Familie in Elend und Schande ſtürzt. – Erſtes Tableau mit der Unterſchrift: glücklicher Mittelſtand! Arbeitſamkeit und Einigkeit begründen häusliches Glück. — Wir ſehen hier einen bürſtelgen Schuſter, der ſein Töchterlein auf dem Arme tanzen läßt; hinter ſeinem Stuhle ſteht die frohe Mutter, welche die eine Hand auf ſeine Schulter legt, und mit der andern des Kindes Händchen ergreift. Beider Freude ſpiegelt ſich in dem unſchuldigen Geſichte der Holden. Die Möbeln des Zimmers, und die Kleidung der ganzen Familie zeugen von anſtändiger Genügſamkeit. An der Wand trocknet Leinwand für das Kind, dieſes frugalen Ehepaars gröſten Schatz; und ein groſſes angeſchnittenes Brod, ſo wie eine gefüllte Schüſſel auf dem reinlich gedeckten Tiſche, ſagt uns bei dem erſten Blicke, daß hier nicht fehle, warum der Thätige nie vergebens bittet, „das tägliche Brod.“ Unter dem groſſen Beileger liegt die Fülle des Holzes aufgeſtapelt, welche hinlänglich andeutet, daß man hier wohlhabend genug iſt, auch Vorräthe anzuſchaffen. – Zweites Tableau. Das Lotterieloos. Das glückliche Paar läßt ſich von der reizenden Hoffnung des Gewinnes verleiten, und der unſelige Zettel wird gekauft. — Der Schuſter ſitzt in voller Thätigkeit an ſeinem Tiſche; und

unter dem Stuhle und unter dem Tische liegt Arbeit genug, die wahrscheinlich zu bestimmter Zeit fertig seyn soll. Allein eben wie Eva ehedem den Adam verführte, von der verbotenen Frucht zu essen; so sieht man hier, wie die Frau den Mann überredet, ein Lotterieloos zu kaufen, das eine alte Frau, wahrscheinlich seine Schwiegermutter, ihm anbietet. Der arbeitsame Schuster widersetzt sich den Ueberredungen seiner Gattin, und der Ausdruck seines Gesichtes scheint zu sagen: Ich bin zufrieden mit dem, was ich habe, und will mein Glück nicht dem Ungefähr danken. Allein die Liebkosungen und süßen Worte der Frau siegen: das Loos wird gekauft. Auf dem Fußboden spielt das Mägdlein mit seiner Puppe, und ahnet in seiner Unschuld nicht, daß ihrer Aeltern, so wie ihr eignes künftiges Schicksal in diesem Augenblicke entschieden wird. — Drittes Tableau. Das große Loos. Das Glück, das ihn mit seinen Gunstbezeugungen überhäuft, führt dem Arbeitsamen bereits falsche Freunde entgegen. — Man sieht die Lotterie ziehen. Der Bube mit den verbundenen Augen hat für den Schuster so eben das große Loos heraus gezogen, das den armen Handwerksmann in einer Minute in einen steinreichen Kapitalisten verwandelt. Unter Pauken und Trompeten Schalle sind die Zuschauer nahe daran, sich gegenseitig zu morden, um nur eine einzige Krume von dem großen Weihnachtskuchen des Glückes zu erhaschen, — die ausgeworfene Nummer nemlich, deren Zurücklieferung dem glücklichen Finder mit zwei Mark belohnt wird. Der Schuster ist vor Freuden außer sich; und ein Freund von jener Art, welche die Sonnenstrahlen des Glückes, wie Maden, ausbrüten, hat sich schon eingefunden, um diese Freude mit ihm zu theilen. Der falsche Freund erscheint wie ein Mensch, der gewöhnt ist, diesen Ort zu besuchen, um aus den Händen der blinden Fortuna auf einmal zu empfangen, was er nicht Lust hat, sich mit Hülfe der weit zuverläßigeren Arbeitsamkeit allmählich zu erwerben. — Viertes Tableau. Der Ueberfluß. Die Eitelkeit hat den Fleiß entfernt, und nimmt Leute auf, die in der Heuchelei ihren Vortheil finden. — Das große Loos hat jetzt die ganze äußere Lage des Schusters verwandelt. Er hat sich prächtige Zimmer, moderne Möbeln angeschafft; und sowohl er als seine Madame tragen ganz andere Kleider nach neuester „Art und Kunst.“ Die Haltung und Gebärdung der Beiden verräth freilich durchweg Pfriemen und Spannriemen deutlich genug; allein die Eleganz, die hier überall dem Auge entgegen tritt, bezeugt sattsam, daß dies Haus große Veränderungen erfahren hat: der Fußboden bedeckt mit einem kostbaren Teppich, die Wände herrlich decorirt, und unter der bemahlten Decke eine geschmackvolle Mondscheinlampe. Auf dem Divantische steht eine prächtige Thermaschine, und feines Theezeug. Der Schuster und seine Gattin empfangen die hereintretenden neuen Freunde, deren Anzahl nun von Tage zu Tage anwachsen wird. Ein moderner Parasit mit dem Hahnenkamme und dem großen Preußischen Hute unter dem Arme, steht mit krummgebeugten, aalförmigten Rücken da, um der Wirthin die Hand zu küssen: und die reizende Schusterfrau, die uns auf dem ersten Gemälde durch ihre einfache Tracht und ihr ungekünsteltes Wesen so sehr eingenommen hatte, verpuppt sich hier in eine steife, affektirte Halbdame, deren Benehmen und Stellung zeigt, sie wisse nicht, wie sie sich in dieser köstlichen Tracht und vornehmen Gesellschaft zu gebärden habe. Neben dem gefälligen Parasit und Pericuius erblickt man eine, dem Scheine nach eben nicht reiche Standes- und Rangperson mit ihrer Gemahlin, die wahrsch[illegible] nicht kommen, um mit den Schooßkindern des Glückes ein Band der Freundschaft zu knüpfen, im Grunde aber um ihre Schüsseln zu leeren, ihren Wein zu trinken, und ihr Geld zu gewinnen. In dieser Angesicht liest man den süßsauerheimlichen Spott über das gezwungene Wesen der emporgekommenen Familie, und besonders über die Unbehülflichkeit, womit die Schusterfrau den Kavaliere ihre Hand zum Kusse darreicht. Im Hintergrunde sieht man einen Sohn des Mayers im vollen Putze, beschäftigt mit des Schusters kleiner Tochter, die nun ein halb erwachsenes Mädchen geworden ist, und sich bereits ganz gut auf den Männerfang versteht. Wahrscheinlich glaubt er hier durch eine reiche Heirath sein Glück machen zu können. — Fünftes Tableau. Abnahme des Wohlstandes. Verschwendung und Unthätigkeit haben bereits Noth und Laster zur Folge. — Welche Veränderung spürt man nicht hier! Die vorigen glänzenden Zimmer hat man mit kleinen, dunkeln Löchern im dritten und vierten Stock vertauschen müssen. Der prächtige Fußteppich, die geschmackvolle Kabinetslampe, die feinen Mahagony Möbeln sind verschwunden; und prunken jetzt vielleicht bei einem oder andern von den Trödlern der Hauptstadt. Elend und Gram haben die Madame vor der Zeit alt werden lassen; Verzweiflung und Kummer malen sich in ihrem verzerrten Gesichte; und ihre armselige Kleidung beurkundet, daß Alles, Alles, von den kost-

baren Ohrenringen, bis zum goldnen Kamme, und den köstlichen Hals- und Armbändern vertrödelt ist. Mit gerungenen Händen empfängt sie ihren betrunkenen, taumelnden Gatten, den ein Matros, (der einzige Freund, der ihm noch übrig blieb,) mit beiden Armen umfaßt und herein führt; und selbst dieser letzte Freund hat ihn doch nur in Erwartung eines Trinkgeldes aus den Händen des muthwilligen Gassenpöbels gerettet. Die junge, nun erwachsene Tochter ist eben im Begriffe, in der Schminkdose ein Surrogat ihrer verwelkten Jugendrosen aufzusuchen; und das alte Weib, das ihr sie reicht, ist vielleicht dieselbe Schlange des Paradieses, welche den unselig glücklichen Lotteriezettel brachte. Das ganze Aeußere des Schusters verräth, daß er physisch, moralisch und ökonomisch ruinirt ist. — Sechstes Tableau. Elend, Noth, aus Müßiggang entsprungen, erzeugt am Ende Laster und Schande. — Die Familie ist nun bis zu einer Bodenkammer hinauf gerückt, wo die Armuth in ihrer ganzen, furchtbaren Gestalt erscheint. Der glückliche Lotteriespieler hat den Schauplatz verlassen; — vielleicht hat er im Peblingersee die letzte Zuflucht verzweifelnder Sünder aufgesucht, — vielleicht auch spielt er in diesem Augenblicke seine Rolle, als Mitglied einer Räuberbande. Seine Familie hat er dem Elende und der Schmach preis gegeben. Ausgezehrt von Kummer, mit den tiefen Furchen der Verzweiflung im Gesichte, mit wild herab flatterndem Haare, verkauft hier die Mutter für einige, wenige Thaler die Unschuld ihrer Tochter an einen Ausschweifling, der in der Behausung der Noth und Verzweiflung den Becher der Wollust leeren will. Schon sitzt er mit dem Mädchen auf dem Schooße; und die betrübte Miene der verkauften Unglücklichen entzündet nicht den geringsten Funken von Mitleid in dem verwilderten Wollüstling. —

Christoph Bachmann.

Prinz Leopold von Sachsen Coburg. *)

Der heitre Chor der leichtbeschwingten Dichter,
dem ob des Lebens wechselvollem Spiele
das Reich des Klang's die Götter aufgehoben:
Selbst schuld- und thatlos, Kämpfer nicht, noch Richter,
begleitet er zum mannigfalt'gen Ziele
die That der Starken, mit Gesang von oben.
Er mußte sehn den Weltverwüster siegen,
und zitternd selbst der Liebe zarte Bande
sich ins Gewebe des Despoten fügen.
So über Schlachtgefilde mußt' er fliegen,
den Mord begleitend über wüste Lande,
gesellt zu Streitgeflügels schwarzen Zügen.
Nichts Heitres mehr bot ihm die blut'ge Erde.
Es mußt' um der Gesänge Preis zu werben,
der heil'ge Ruhm in Brüderblut sich baden.
Kein glücklich Paar besang am stillen Heerde
die florverhüllte Leyer; denn zu sterben
war dieser Blutzeit würdigste der Thaten.

* * *

Da blüht indeß, — auf selbstgewählten Pfaden
sein heilig Herz entrettend dem Verderben,
und kommt, allein geführt von seinem Werthe,
ein junger Fürst zu Albions Gestaden,
um aller Preise herrlichsten zu werben,
den Thronen je und Glück vereint gewährte.
Und wie er spricht, und an den hohen Zügen
erkennt das Ideal die Geistverwandte
das einst in Träumen ihr emporgestiegen.
Des Heerdes Glück darf sich zur Hoheit fügen
und ungewehrt vom Hermelin Gewande,
ein Herz dem Herzen frei entgegen fliegen.
Der Sänger fühlt sich neubeschwingt erhoben.
Das Würd'ge wieder fliegt voraus zum Ziele
und rechter Waage wägt des Kampfes Richter.
Sein heilig Amt, Preiswürdiges zu loben,
und Pindarhymnen seinem Saitenspiele,
giebst Du zurück dem heitern Chor der Dichter.

Tr.

*) Erst am 20sten November angelangt.

D. H.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 20sten Nov. Die Schweizerfamilie. Hr. Wild sang den Jakob vortrefflich und spielte ihn nicht übel. Dlle. Eunike erschien als Emmeline sehr liebenswürdig; ihr Gesang wie ihr Spiel traf das Herz. Sie wurde am Ende des Stückes herausgerufen, und man streute ihr Blumen.

Einen rührenden Beweis wie viel liebevoller Diensteifer vermag erhielt das Publikum am Anfange des dritten Aktes. Bekanntlich wird in der Nacht zwischen dem zweiten und dritten Aufzuge die große Mauer im Hintergrunde weggerissen, und die Bauren die es aus Dankbarkeit für ihren guten Herrn so schnell gethan, erscheinen mit dem Arbeitsgeräth, das sie dabei gebraucht haben. Was meint man, womit sie es vollführt hatten? Meistens mit Heurechen.

Am 21sten Nov. Die unglückliche Heirath durch Delikatesse, von Schroder. Doch wohl eines der am wenigsten lobenswerthen Stücke des Verfassers. Die Handlung romanhaft unwahrscheinlich, die Karaktere zum Theil überspannt, zum Theil sehr flach. Nur Klingsberg ist wirklich interessant,

und machte auch heute, von Hn. Beschort dargestellt, die Hauptzierde. Im Ganzen ging die Aufführung nicht rasch und lebhaft genug. — Eine allgemeine Bemerkung: als die Schauspiele in Verse Mode wurden, schien die Gewohnung an den Konversationston, ihrem richtigen Vortrage hinderlich. Jetzt hört man dafür oft leichte lebhafte Prosa sprechen wie pathetische Jamben. Daß dabei gewonnen wurde, möcht' ich nicht behaupten.

Bücher-Chronik.

Neue Erzählungen von Fr. Rochlitz, in zwei Bänden. Züllichau, 1816. Der Verfasser ist bekannt als einer der trefflichsten Erzähler unserer Literatur. Jede seiner Erzählungen ist sinnig und zart; und gut, oft reizend vorgetragen. Der Hauptartikel dieser beiden Bände ist indeß kein Kunstwerk, sondern hat ein rein historisches Interesse. Es ist ein Tagebuch, das der Verf. während der entscheidenden Tage des Okt. 1813. zu Leipzig, also im schreckenvollen Mittelpunkte der Ereignisse führte; nicht über diese, sondern über seine Schicksale dabei. Es ist ein anziehender Blick in die Gestaltung des Privatlebens, während furchtbarer Weltbegebenheiten. — Mehrere der eigentlichen Erzählungen die hier mitgetheilt werden, sind wohl schon sonst gedruckt worden.

Vermischte Nachrichten.

Das Aufsehen, welches das Walzen auf einem Balle des Prinz-Regenten zu London machte, benutzte ein dortiger Dichter zu einem kleinen Lustspiel: „der Prozeß des Walzers" betitelt, aber da einige Walzer-Bewegungen darin vorkommen, wollte keine Schauspielerin, selbst keine Tänzerin des Theaters zu Coventgarden sich zur Uebernehmung der Hauptrolle verstehn. Lächerliche Preciosität!

— Zu Paris hat der Possenreisser Bobeche ein großes Aushängeschild mit der Aufschrift: „Akademie der gelehrten Affen" aufgestellt. Da hier nur von einem Theater die Rede ist, sagt das Journal de Paris, werden die vier ältern Pariser Akademien ihrer jüngern Schwester hoffentlich keine Händel machen.

— Die Schauspielerin Dlle. Georges ist, weil sie einen Monat über ihren Urlaub verreist gewesen, zu einer Geldstrafe von tausend Thalern verurtheilt. Künstlerinnen, die bei großem Gehalte immer zu Hause bleiben wollen, verdienten wenigstens mit eben so ernstem Auge angesehen zu werden; — meint ein Pariser Journal, oder könnt' es doch meinen. Wie aber, wenn sie durch beides, durch den Misbrauch des Urlaubs wie durch zu weit getriebene Häuslichkeit, nur einleuchtend machen wollen, wie leicht man sie entbehren könnte? Dann verdienen sie Dank.

— Die päbstliche Regierung soll Maaßregeln nehmen, um viel Jüdische Familien in ihre Staaten zu ziehn. Möchten sie doch recht sehr wirksam seyn!

— Das Pfund Brodt, das in Paris 4 Sous kostet, soll in den Provinzen mit zehn bezahlt werden. Paris aber enthält nur den 20sten Theil der Bevölkerung Frankreichs; seine Ruhe ist also keine Bürgschaft für die Ruhe des Ganzen.

— Selten hat eine Regierung mit so reichem Segen begonnen, als die Sr. Maj. des jetzigen Königs von Würtemberg. Der allzuhohe Preis der Feldfrüchte ist um ein Drittel gefallen, und das Schweinefleisch ist zu Stuttgart um 4 Kreuzer das Pfund zu haben. Dem vorhergesehenen Elend des Volkes ist gesteuert, bloß durch die Aufhebung der Kontrakte über Fruchtlieferungen für das gehegte Wild und das Auslееren eines Gartens voll Schwarzwild. Das sind keine leichten Zeitungsnotizen; das sind Züge die der Weltgeschichte angehören, wären sie auch nur Belege zu der hohen Wichtigkeit der Liebhabereien. — Se. Majestät der jetzt regierende König von Würtemberg scheint die Heinrichs des 4ten zu haben: daß auch der ärmste Bauer Sonntags ein Huhn in den Kochtopf stecken könne.

Von einem Reisenden durch die Main- und Rhein-Gegenden. (Fortsetzung.)

In Aschaffenburg fand ich viel trübe Gesichter, wie es bei der ganz veränderten Lage nicht anders seyn kann, und unter jeder Regierung seyn würde. Indessen wird in Wahrheit nach Möglichkeit geholfen, auch zeichnet sich der K. Hofcommissär, ein Freih. von Gruben, durch große Milde und Gefälligkeit aus, ohne jedoch dem Dienste etwas zu vergeben. Aschaffenburg ist nach meiner Meinung ein recht lebhaftes, freundliches Landstädtchen, voll höchstgeselliger Menschen, die die Worte nicht abzuwägen pflegen, es aber im Grunde nicht böse meinen. Die angenehmen Spaziergänge sind bekannt, nur muß man sich freilich, wenn man nicht allein seyn will, selbst Gesellschaft mitbringen. Der als Schriftsteller bekannte und geachtete Gr. v. Benzel-Sternau lebt jetzt hier. Niemand wird ihm Talent und Herzensgüte absprechen können; wenn man auch seine Vergötterung Buonaparte's, die recht eigentlich nur offiziell gewesen seyn soll, ein wenig belächeln mußte.

— In Würzburg bemerkte ich viel Unzufriedenheit, ein natürliches, folglich unvermeidliches Resultat der neuern Verhältnisse. Wären nun vollends Männer in Provinzialverwaltungen, die Liebe und Anhänglichkeit mit Gewalt erzwingen wollen, so müßten sich alle Gemüther mit Groll erfüllen. Nach allem was ich beobachtet habe, ist es gewiß ein höchstwidriges Gefühl, sich von Menschen, die nicht einmal die Ueberlegenheit des Alters, der Kenntnisse und der Bildung für sich haben, bei jeder Gelegenheit, nach pfäffischer Seminariumsweise „schuhriegeln" zu lassen. Aber eben so ungerecht würde es auch seyn, die Regierung deshalb in Anspruch zu nehmen, da dergleichen despotische Subalternen in der Regel, immer die sanftesten und geschmeidigsten Diener sind, sobald sie ihrem Herrn und Meister gegenüber stehen.

Ich traf an einem Sonntage in Würzburg ein, und mußte sofort das schöne Gebäude des Domes bewundern, den man von der Mainbrücke erblickt, indem er die Domstraße schließt, deren Häuser jedoch ich nicht schön nennen möchte. Mein Reisegefährte, der hier sehr bekannt schien, führte mich gegen halb eilf Uhr in die Hofcapelle, die sich auf dem rechten Flügel der Residenz befindet, und durch wahrhaft Römische Pracht auszeichnet. Sie ward in kurzem mit einer sich drängenden Menschenmenge angefüllt, was weniger der Messe an sich, als der vortrefflichen Vocal- und Instrumental-Musik der ehemaligen Großherzoglichen Capelle zuzuschreiben seyn soll, indem jederman ohnehin schon eine Frühmesse zu hören pflegt. Ich muß in der That gestehen, daß die Sängerinnen (man hat hier keine Castraten, wie in Dresden) und die Musiker nichts zu wünschen übrig ließen, wie man denn überhaupt den Franken eine ausgezeichnete Anlage zur Musik zugestehen muß. Eine Menge der herrlichsten Mädchen und Weiber mit gluthvollen Augen, wandelten dabei vor mir vorüber, und am Weihkessel wiederholten sich zwischen ihnen und ihren wartenden Liebhabern die nehmlichen Scenen, die ich in Italien so oft gesehen hatte. (Der Schluß folgt.)

1816. Nro. 72.

Ernſt und Scherz

Montag, oder den 25. November.

der alte Freimüthige.

Das Königreich Haity.

(Fortſetzung.)

Heinrich Chriſtoph.

Auf dem Throne von Haity ſitzt jetzt Heinrich I. Er iſt in Afrika geboren, und war in Kingſton auf Jamaika eines Kaufmanns Sklave, in deſſen Kaffee- und Zuckerpflanzungen er mit andern arbeitete. Als die Empörung auf St. Domingo ausbrach, flüchtete er ſich mit noch mehrern ſeiner Gefährten nach dieſer Inſel, und nahm unter Touſſaint Louvertüre Dienſte. Seine Talente und ſein Muth blieben nicht lange unbemerkt; Touſſaint ernannte ihn zum Brigadegeneral. Er lebte längere Zeit mit dem jungen Moſes im vertrauteſten Umgange, und man beſchuldigt ihn ſogar, daß er die Pläne deſſelben an Touſſaint verrathen habe: wenigſtens erklärte ſich Heinrich, damals noch unter dem Namen Chriſtoph, unbedingt für Touſſaint. Als am 21ſten Oktober 1801 Abends in der Kapſtadt der Aufſtand der Anhänger des Moſes ausbrach, war Chriſtoph es, der dieſen Aufruhr in ſeinem erſten Entſtehen niederſchlug. Er warf ſich bei dem erſten Signal mit ſeinen Gulden zu Pferd, ſtürzte gegen die aufrühreriſchen Haufen, die ſich eben in den Straßen bilden wollten, mit gezucktem Säbel, hieb mit eigner Hand einige nieder, ließ andre verhaften, und ſprengte die erſchrocknen Reſte auseinander. Alle in der Nacht noch angeordneten Maaßregeln wurden mit ſo viel Klugheit und Ordnung vollzogen, daß am andern Morgen ſich Laden und Buden wie gewöhnlich öffneten, und Viele von dem Vorgegangenen gar nichts wußten.

Hier war die Empörung gedämpft, aber zu gleicher Zeit erhob ſie ſich, der Verabredung gemäß, in andern Städten der Inſel, in Acul, Limbo, Port Margot, la Marmelade, Plaiſance und Boudon. General Chriſtoph, an der Spitze einiger Infanterie und einiger Dragoner, flog überall hin, imponirte durch ſeine Unerſchrockenheit, ſchreckte durch ſeine Kühnheit, ließ die Häupter verhaften, ſie nach kurzem Kriegsgerichte erſchießen, und die Ruhe war wieder hergeſtellt.

Inzwiſchen landete General Leclerc und drang in die Kapſtadt ein. Chriſtoph ließ ſie, da er mit einigen Tauſenden Negern floh, anzünden, und vereinigte ſich in den nächſten Gebirgen mit Touſſaint. Das Schickſal war ihren Waffen ungünſtig: Touſſaint unterwarf ſich, und ſeinem Beiſpiele folgten die übrigen Negergenerale. Die Furcht, ihre Freiheit wieder zu verlieren, und die Hoffnung, die von der eingetretenen fürchterlichen Epidemie geſchwächten Franzoſen verjagen zu können, bewaffneten die Neger von neuem, und

Christoph stellte sich mit Dessalines und Petbion an ihre Spitze. Wut und Rache beseuerten ihren Muth; Leclerc mußte weichen; Ferrand focht noch lange mit abwechselndem Glücke gegen sie; Hayty wurde fürchterlicher als je verwüstet; endlich mußte auch er im Spanischen Theile Rettung suchen.

Während Jakob's Thronbesteigung und Regierung, verwaltete Christoph die ersten Stellen in der Armee und am Hofe; aber mit dem Ehrgeize, selbstherrlich über allen zu stehn, wirkte er mehr als jeder andre zu Jakobs Sturz. Nach Jakobs Tode stand Christoph der Regierung vor, und erklärte sich im Jahre 1811 zum König von Hayty. In der Zeit, wo er die Hand nach dem Scepter ausstreckte, stellte sich ihm Petbion gegenüber, der bisher in Port-au-Prinze kommandirte, und Oberherrschaft, wenigstens in fremder Person, haßte. Zwischen ihm und Christoph spaltete sich das Volk, und bekriegte sich mit des Parteihasses blinder Wut. Noch hat sich Petbion sein Gouvernement erhalten, wo er unter dem Titel eines Präsidenten die Obergewalt ausübt. Zu seinem Lobe sagt man: Il n'a jamais fait couler des larmes de personne! —

Jetzt schweigen auch in dieser Gegend des Krieges Stürme, und Heinrich scheint seit seiner Thronbesteigung nur bemüht, die verdrängten Pflanzungen wieder zu beleben, die verwüstete Kapstadt aus ihrem Schutte zu erheben, und Kultur und Bildung unter seinem Negervolke einheimisch zu machen. — Heinrich ist sehr groß und corpulent und sein Ansehen majestätisch. Die hohe Stirne, die dicken rothen Lppen, die kohlschwarze Wolle auf dem Kopfe, der schwarze Bart, die Perlenreihe weißer Zähne u. s. f. geben ihm ein imposantes Ansehen, das durch seine volle starke Stimme noch gehoben wird. Seine Gemahlin ist klein und untersetzt, ohne besondere Reize. Außer dem Kronprinzen, Viktor, hat er noch zwei Prinzessinnen, denen er die möglichst bildende Erziehung geben läßt. Muth, Scharfsinn und Geistesgegenwart zeichnen ihn aus und geben ihm große Ueberlegenheit. Wenn man bedenkt, daß er aus wilden Stürmen sein Volk zur Ruhe geführt; die Schritte beobachtet, die er that, um Unabhängigkeit zu sichern und Wohlstand zu fördern; die edeln Gesinnungen erwägt, die sich in seinem Manifest und der Zeitung der Kapstadt aussprechen, so kann man nicht umhin, die höchste Hochachtung für ihn zu hegen. Er spricht das Französische und Englische geläufig, soll aber nicht lesen können, wie uns ein Missionär versichert, der auch erzählt, daß Heinrich zwar seinen Namen, aber nur höchst undeutlich schreiben könne. Jeden Morgen giebt er öffentliche Audienz, umgeben von seinen Generalen und Offizieren. Weiße Fremde müssen, wenn sie nach Hayty kommen, vor ihm erscheinen.

Sein Hof ist den Europäischen nachgebildet, militärisch und zahlreich. Wenn er ausfährt, so sind sein und seiner Gemahlin Wagen mit acht Falben bespannt, die seines Gefolges aber mit vieren. Sein Pallast ist ein artiges Haus, hat drei Geschosse, einen Altan, von dem man eine herrliche Aussicht über den mit Schiffen aller Nationen bedeckten Hafen, nach den höchst anmuthigen und romantischen Thälern und den Gebirgsspitzen, die sich in die Wolken verlieren, hat, und läuft um das ganze Gebäude herum. Rechts und links des Einganges, der mit einem von Marmorsäulen getragenen Bogen verziert ist, stehen steinerne Bänke.

Zu den Hoffesten gehören öffentliche Tafeln, Maskeraden und dergl. Das schönste Fest auf Hayty ist das Fest der Unabhängigkeit (la fête de l'Independance de Hayty), das alljährlich gefeiert wird, und dessen Feier uns ein Augenzeuge *) so beschreibt. „Am Tage dieses Festes ließ sich vor Anbruch des Morgens eine prachtvolle, lärmende Janitscharen-Musik vor der Wohnung des Präsidenten (des jetzigen Königs), und dem Zimmer seiner Gemahlin hören. Ehe ich noch recht ausgeschlafen hatte, kam ein Negerknabe von meinen Freunden, den Hn. d'Orge, d'Arcey und Comp., um mich zum Frühstück bei ihnen einzuladen, und die Revue mit anzusehen. Als ich bei meinen Freunden anlangte, gingen wir auf den hohen Altan, von wo aus man alles übersehen und hören konnte. Einige Regimenter waren schon angekommen. Sie sind nach ihren Farben eingetheilt, als in Neger, Mulatten, Mestizen und Kreolen. Um fünf Uhr waren sie alle beisammen."

„Jetzt wurden sie von den schwarzen Generalen, die den Dienst bei Engländern und Franzosen gelernt haben, exercirt, was mir sehr wohlgefiel; doch konnte ich beim Anblick der Neger mich des Lachens nicht enthalten, da sie alle barfuß gingen, und viele keine ganze Montur hatten. Sie trugen Kappen mit grünen Federbüschen, und verrestete Flinten, da die Neger, seit sie ihre Freiheit haben, sehr faul und träge geworden sind; übrigens sind sie auf ihre Freiheit sehr stolz."

*) Hr. Missionär Hufnagel aus Ansbach, der 1810 auf St. Domingo befand.

„Der Donner der Kanonen vom Lande und von allen in dem Hafen liegenden Schiffen, kündigte das Fest gleichfalls an. Als alle Regimenter beisammen waren, kamen die Generale, die Minister, der Gouverneur der Provinz, die Geistlichkeit, und zuletzt der Präsident selbst. Es war eine Bühne aufgeschlagen, auf welche die Minister und Offiziere stiegen, und auf der die Gesetze der Konstitution vorgelesen wurden. So oft der Name Christoph oder Haity erklang, zogen alle die Hüte ab, und erhoben ein Freudengeschrei. Als die Vorlesung zu Ende war, ließ der Präsident die Regimenter vor sich defiliren, und machte seine Bemerkungen über ihre Haltung. Hierauf ging der ganze Zug zur Kapelle, wo sich schon Madame Christoph und Dessalines mit ihrem Gefolge befanden. Die Kapelle besteht aus zwei parallellaufenden, oben offnen Mauern, denn seit der letzten Landung der Franzosen, wo der Brand sie verwüstete, ist sie noch nicht wieder hergestellt. Bloß über dem Altare, auf dem das Marienbild steht, ist ein Dach. Neben dem Bilde steh n zwei schöne Blumenvasen, und über demselben die Inschrift:

Tot tibi sunt, Virgo! dotes, quot sidera cœlo!

(So viel Sterne am Himmel stehen, Jungfrau! so reich bist Du an Gaben für uns.)

„Es ward hier eine Messe gelesen, und eine Rede gehalten. — Nach dem Gottesdienste war große Tafel. Hierauf sangen schöne Negerinnen Loblieder auf Madame Christoph, so wie andre Gesänge, als: Venez dans mes bras, aimable Créolesse! u. s. f.“

Die Leibgarde des Königs besteht aus einigen Regimentern, ausgesuchte Leute von schönem Wuchse und dem schönsten dunklen Braun. Ihre Uniform ist grün, und die hohen Hüte mit Federbüschen geschmückt.

Die Flotte besteht aus einem Linienschiffe, einer Fregatte und mehrern Briggs. Der König verdankt sie vorzüglich einem gewissen Goodall, der in England Kauffahrteischiffe kaufte, und sie am Kap in Kriegsschiffe umformte. Er erhielt dafür eine ungeheure Menge Zucker und Kaffe, und wurde sogar zum Admiral dieser Flotte ernannt; ist aber seitdem in Ungnade gefallen.

(Der Schluß folgt.)

Schwanengesang des Sängers.

Auch mich hat einst in Jugendpracht
Das Leben freundlich angelacht;
Auch mich rief einst der Sonnenschein
Froh in die Welt hinein.
Es winkten Blümlein hie und da;
Es glänzten Aeuglein fern und nah:
Doch schnell verrann das Kinderglück,
Umsonst rief ich's zurück.

Auch ich hab' in der Ehrenschlacht
Als Ritter treu mein Kreuz bewacht;
Für Ehr' und Glauben gab ich kühn
Mein beste Herzblut hin.
Wie Wetter schnitt mein Schwertschlag stark
Den frohen Sporren bis in's Mark;
Doch hin ist Kraft und Siegesglück
Und kehret nie zurück.

Auch mir schien durch des Lebens Nacht
Ein Stern in stiller Silberpracht;
Wie Mondesglanz durch Wolken bricht,
Sah ich der Liebe Licht.
Da hab' ich oft nach Tagesgluth
Am treuen Busen ausgeruht;
Doch schnell entschwand der Liebe Glück;
Ich rief's umsonst zurück.

Auch meine Barbenharfe klang
Zu Deutschem Lied und Hochgesang;
Auch mich trug einst Begeisterung
Auf ihrem Adlerschwung.
Und Frauenlob und Heldenpreis
Erwarb mir Kuß und Lorbeerreis:
Doch hin ist Sang und Sängerglück,
Und nimmer kehrt's zurück!

Es ist das Schöne all entflohn,
Das Leben ein verwandter Thron,
Und Winter pflückt am offnen Grab
Die letzten Blüthen ab.
Die Herrlichkeiten sind verrauscht;
Drum sag' Dich schlafen, Hochzeitgast!
Vielleicht weckt Dich, Die unbewußt,
Dem Gott zu neuer Lust.

W. Blumenhagen.

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

Wetterfahnen. Dreimonatige Blätter für Fürst und Volk. Ersten Bandes erstes Heft. Quedlinburg und Leipzig, 1816.

Ein Produkt platter Buchmacherei, worin über Portugall

Verhältniß zu Europa, über die Nichterörterung des Bundestages und sonst über allerlei in durchsichtigem Tone gesprochen, auch mancherlei aus andern Schriften abgedruckt ist, das mit dem Titel Wetterfahne nichts zu thun hat. Sogar ein Fragment aus einer Predigt von Abraham a Sta Clara findet man darin.

— Napoleons Feldzug in Sachsen, im Jahre 1813. Ergänzungsband. Auch unter dem Titel: Darstellung der Ereignisse in Dresden, im J. 1813. Von einem Augenzeugen. Dresden, 1816. — Auch nur eine Spekulation, aber gerade keine tadelhafte. Da die bekannte Schrift unter dem ersten Titel, große Sensation machte, glaubte der Verfasser der gegenwärtigen, ein neuer, verbesserter Abdruck seiner in den Europäischen Annalen 1814 erschienenen Nachrichten über die Ereignisse in Dresden selbst, würde eine willkommene Ergänzung derselben seyn, und veranstaltete ihn.

— Hundert Fabeln von A. G. Meißner. Rechtmäßige Ausgabe. Mit 100 Holzschnitten von Unbig. 1816. Berlin, bei Dunker und Humblot. Die Fabeln, zum Theil von Meißner selbst erfunden, zum Theil von ihm gestellt und geschärft, sind sinnreich gedacht und einfach angenehm erzählt. Die eignen sich also recht sehr zu einem nützlichen Weihnachtsgeschenk. Der Umschlag ist pierlich. Was die Holzschnitte im Innern betrift: man — urtheile selbst.

— Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden, mit besonderer Rücksicht auf Deutschland, von Heinrich Steffens. Berlin, 1817. Diese Schrift hat das Verdienst, sehr klar und verständlich zu sagen, wie der Verfasser sich die Gegenwart und ihr Entstehen dachte; und zwar mit jenem ruhigen Tone der Unfehlbarkeit, der auf dem Katheder einheimisch und am rechten Orte ist. Auf Beweise und Erörterungen läßt er sich fast nirgend ein, und die Unterstützung ob er überall richtig sah, kann um so eher unterbleiben, da diese Ansicht der Vergangenheit schwerlich etwas dazu beitragen wird, die Gestaltung der Zukunft zu bestimmen.

Vermischte Nachrichten.

Aus Kopenhagen.

Zu Eckersbergs neuesten und besten Gemälden gehört unter andern ein Portrait seines Freundes Thorwaldsen, das bei der letzten Ausstellung dieses Sommers, sowohl des Gegenstandes als seiner Behandlung wegen, allgemeinen Beifall fand und verdiente. Es stellt den Künstler, (Ritter des Dannebrogordens), in einer romantischen Rittertracht sitzend dar, wie er dasitzend in die Welt der Ideale hinaus blickt. Wahrlich! hier ist mehr als eine todte Abschrift: nur wer selbst der Begeisterung fähig ist, kann sie so lebendig, wahr, und kräftig verwirklichen. — Ferner ein Durchgang der Israeliten durch das rothe Meer, wozu der reiche Kaufmann Mathanson, ein edler Freund der schönen Künste und ihrer Meister, ihn aufgefordert hat, und worvon nächstens ein Mehreres, weil dies große Gemälde durch den Beifall des Hofes und der Kenner aufgezeichnet worden ist. — Eben dieser wohlthätige Kaufmann hat sich schon seit einigen Jahren auch dadurch um das Vaterland verdient gemacht, daß er den Professor Lorenzen zu einer Galerie Holbergs, des nationalsten aller Dänischen Dichter, bewogen hat. Meines Wissens hat der Veteran die Interessante, aber schwierige Aufgabe so glücklich gelöst, daß man in Versuchung kommt zu glauben, er habe erst jetzt sein rechtes Element gefunden. Dännemarks Plautus muß sich noch im Elysium darüber freuen, weil er sieht, wie tief seine Menschenbetrachtungen in die Phantasie und die Gemüther seiner Landsleute eingedrungen sind.

Alle Karaktere stehen in Farben da, wie sie ehedem in Fleisch und Blut lebten und lebten; und zu der Lebendigkeit und Wahrheit derselben trägt auch der Umstand bei, daß der Maler meistens das Costume der Holbergischen Zeit gewählt und durchzuführen beibehalten hat, ein Kunstgriff, den die Schauspieler schwerlich benutzen dürften. Denn auf der Bühne, und besonders im Lustspiele, muß doch wohl die historische Wahrheit in Tracht und äußeren Umgebungen, den höheren Gesetzen der Schönheit und Angemessenheit weichen. Immerhin mag die Außenseite modern seyn! Gehoren doch dieselben Thorheiten, die Holbergs beobachtender Witz, als Alumien, uns aufbehalten hat, noch immer unserm Zeitalter auch an, wiewohl sie sich jetzt etwas anders gestalten und geberden. Allein höchst tadelnswürdig scheint es mir, wenn man eins seiner vielen Meisterwerke zwingt, sich selbst zu widersprechen; wenn die Alten gar zu altväterisch erscheinen, während das junge, liebende Volk nach dem neuesten Hefte des Modejournals herausgeputzt ist. — Auch zu dieser Galerie Holbergs, die bereits durch Kupferstiche vervielfältigt worden sind, hat Eckersberg einige lebenswürdige Stücke geliefert. Aus diesen Allen mögen Sie auf die Vielseitigkeit seines Genies schließen. —

Schilderungen aus München.

Sommer und Herbst 1816.

(Fortsetzung.)

Im Lorenzoni- oder Lipperltheater müßten sich die Diskonen von Nachmittags 3 Uhr bis Abends 11 Uhr an einem Orte von Mittelschlag, oder einem dummen Maly von Weitheim ab, oder frühren sich in einer Zauberoper heiser. Das Orchester hatte gewöhnlich zwei Volksversammlungen zu unterhalten, hier die Zwischenakte mit einer steifen Menuet auszufüllen, dort in einem nahen Wirthsgarten die Jöhe zum muntern Walzer in Bewegung zu bringen. — Die Leistungen dieser lebendigen Schauspieler blieben weit zurück hinter denen ihrer Nachbarn, den drathselbern Marionetten, wo Hanswurst wiederholt das Zwergfell des gutmüthigen Parterres erschütterte, das für seine 2 Kreuzer doch auch genießen wollte.

Die verschiedenartigen Musiken der zahlreichen Buden, das taktvolle Knuschen von einem nahen Tanzboden, das Schreien eines lebendig agirenden Guckkastenmannes, das Hin- und Herwogen der Volksmassen u. s. w. brachte den Eindruck seltsam Lebens hervor, und somit denn —

— — — Doch es zeigen die Bilder
Fast nur Gaukler und Volk, ja was noch niedriger ist.
„Gute Gesellschaft hab' ich," gesteht man nennt sie die gute,
Wenn sie lustigem Bild keine Gelegenheit giebt."

(Die Fortsetzung folgt.)

1816. Nro. 73.

Ernſt und Scherz

Dienſtag, oder den 26. November.

der alte Freimüthige.

Ein literariſcher Beitrag zur Geſchichte des Jahres 1812.

Vor ein Paar Wochen machte ein Recenſent in der Leipziger Literatur-Zeitung, bei einer Anzeige der kleinen Schrift: „Dr. G. Merkel's Ueberſicht ſeiner Leiſtungen als Zeitſchriftſteller Deutſchlands 1816. Riga, bei Meinshauſen, „die Bemerkung eine andre Schrift, nehmlich:

„Aufſätze während des Krieges geſchrieben von G. Merkel. — Motto: Anch'io — 3 Hefte, 1812 und 1813." Riga, bei Meinshauſen *)

ſey ihm nie zu Geſichte gekommen. Das erinnerte den Verfaſſer, daß auch die andern beiden Literatur-Zeitungen dieſer Aufſätze nie erwähnt haben. Es ſchmerzte ihn. Denn der Titel und Orden kann ein Schriftſteller ruhig entbehren: ſie liegen nicht auf ſeiner Laufbahn; aber der öffentlichen Anerkennung kann er nicht entbehren: ſie iſt eine wichtige Bedingung ſeines künftigen Wirkens, und die eigenthümliche Belohnung deſſelben. Er fand es aber auch ungerecht: denn wie im Jahr 1807 ſeine Supplementblätter zum Freimüthigen, waren 1812. dieſe Aufſätze lange die einzige Deutſche Schriftſteller-Stimme, die ſich gegen den Weltwahnſinn erhob, und mögen auch wohl in manchen Rückſichten nicht ohne Einfluß geweſen ſeyn. Daher: ſo groß und unſterblich immer die Verdienſte ohne Zweifel ſeyn mögen, welche ſich die Herren Redakteurs und Mitarbeiter der drei Literatur-Zeitungen Mann vor Mann in jenen Kriegsjahren um die Welt erworben haben: eines herablaſſenden, huldvollen Blickes waren jene Aufſätze auch wohl werth! — Sie ſind deſſen, wie geſagt, nicht gewürdiget worden, und ſo glaubt der Verfaſſer ſeine gegenwärtige Anweſenheit in Deutſchland benutzen zu dürfen, ſich zu nehmen, was ihm gebührt, und die Leſer dieſes Blattes wenigſtens mit dem Daſeyn jener Aufſätze bekannt zu machen.

Der erſte derſelben iſt ein im Julius 1812 geſchriebener Aufruf „an die Bewohner der Oſtſee-Provinzen Rußlands." Die Geſchichte deſſelben intereſſirt vielleicht als Anekdote.

Der Herr Gouverneur von Riga, ein hoch- und feingebildeter Mann, ließ den Verfaſſer zu ſich einladen, und theilte ihm eine gewiſſermaßen offiziell eingeſandte Proklamation mit, die ein, als Schriftſteller in Deutſchland bekannter Profeſſor zu Dorpat, geſchrieben hatte. Er konnte ſich bei den hierlich poetiſirenden Floskeln derſelben nicht des Lächelns enthalten. — „Sie haben geurtheilt, ſagte der Gouverneur, als er es bemerkte; und da ich eben ſo urtheile, ſo erzeigen Sie mir den Gefallen, eine andre zu ſchreiben." Der Verfaſſer glaubte gehor-

*) In Leipzig bei Barth.

chen zu müssen, aber als durchaus unabhängiger Mann die bedingnende Bitte hinzufügen zu dürfen, daß seine Proklamation vom damaligen General-Gouverneur unterschrieben werde, damit sie nicht als vorlauter Schritt eines Privat-Mannes erschiene. Der Herr Gouverneur antwortete, das verstände sich von selbst. Der Verfasser schrieb den Aufruf, übergab ihn, und reiste mit seiner Familie, die er seiner Belagerung preis geben wollte, nach Dorpat. Die nächste Post brachte ihm die Nachricht, der Herr General-Gouverneur, General-Lieutenant von Essen, habe die Proklamation ohne seine Unterschrift drucken und von den Kanzeln verlesen lassen. Ein zweiter Brief meldete dem Verfasser, sein Landsitz, am südlichen Ufer der Düna, sey von einem feindlichen Streifcorps besetzt worden. Da die Proklamation mit den Worten anfing: „Der Verheerer des westlichen Europa's steht an unsern Gränzen", und dieser Ton durchhin gehalten war, erwartete er mit der folgenden Post die Nachricht, daß seine Besitzung niedergebrannt sey, und er seinen Patriotismus mit einem sehr beträchtlichen Verlust abgebüßt habe. — Es waren Preußen, die dort gewesen *). Ein Paar zerschlagene Kronleuchter und gesprengte Schlösser abgerechnet, hat er keinen Schaden erlitten. — Jene Proklamation wurde von dem berühmten Odendichter Derschawin ins Russische übersetzt. Die Stelle derselben, die am meisten gefiel, war folgende: „Was Rußlands Heere vermögen, hat sich seit einem Jahrhundert nur in fremden Grenzen entfaltet. Wer die unsrigen feindlich überschreitet, geht in die Höle des Löwen. Schimpfliche Flucht sey die einzige Rettung, die ihm bleibe." Was hier im Anfange des Julius proklamirt wurde, ging schon im Oktober an den Franzosen in Erfüllung.

Den zweiten Aufruf: „Ein Russischer Mann zu seinen Brüdern," schrieb der Verfasser fast unmittelbar nachdem ihn die Nachricht von der Einnahme Moskwa's erreicht hatte, und sandte ihn nach St. Petersburg, wo er (von Hn. von Grersch, dem Herausgeber vom „Sohn des Vaterlandes,") ins Russische übersetzt wurde u. s. w. — Da auch das darin Gesagte erfüllt worden, und der Aufsatz nicht lang ist, soll er hier mitgetheilt werden, diene es auch nur zur Vergleichung mit Aehnlichem, das später in Deutschland geschrieben wurde.

*) Nach einigen Angaben zu schließen, muß es der verst. Major von Wollendorf aus Berlin gewesen seyn, der sie commandirte.

Die übrigen Aufsätze standen 1812 und 1813 im „Zuschauer" der zu Riga erscheint, und der Satz wurde nach dem Abdruck jedes Blattes, gleich für die vorliegende Sammlung umgeformt. Da sie bestimmt waren zu wirken, und gewirkt haben, mögen sie doch wohl nicht unwerth seyn, der Sammlung viel später in Deutschland erscheinenden Flugschriften aus jener Zeit, beigefügt zu werden. Als Zugabe findet man im 2ten Heft einen „Blick auf Europa, geschrieben im März 1807.", der damals in den Supplementblättern zum Freimüthigen in Riga gedruckt wurde.

Der Herausgeber meint keiner Entschuldigung darüber zu bedürfen, daß er die Leser in Einer Nr. mit seinen Arbeiten beschäftigte. Ihre freundliche Gewogenheit muß ihm wichtig seyn, und jene „Aufsätze" beweisen vielleicht, daß er diese auch damals verdiente, als sie nichts von ihm lasen. — Hier der erwähnte Aufruf.

Ein Russischer Mann zu seinen Brüdern.

(Geschrieben und ins Russische übersetzt im September 1812.)

Die Franzosen sind in Moskau! —

Ich blick' um mich her. Das Auge Vieler seh' ich mit Kummer und Thränen gefüllt. Andre hör' ich weiche Worte des Trostes sprechen.

Weinende! Ich ehr' Euren Schmerz, aber ich bedaure Eure Schwäche. Verbergt Euch mit Euren Zähren! Begleitet sie, Tröster, und flüstert ihnen leise zu, was sie bedürfen. Wir Männer brauchen nicht Trost. Wir brauchen zügelnden Rath, daß unser Grimm nicht planlos wüthe. —

Trotz den weisen und entschlossenen Maaßregeln unsers Monarchen, trotz der hohen Kriegserfahrenheit unserer Heerführer, trotz der unübertrefflichen Tapferkeit unserer Truppen, ist es der Arglist und Ueberzahl der Feinde gelungen, Moskau durch ihren Einzug zu entweihen! Rußland erobert haben sie dadurch nicht, aber sie haben es beschimpft! Wer von uns möchte noch leben, wenn sie nicht mit dem Leben dafür büßten? —

Franzosen gebieten in Moskau! Wer von uns ist so ehrlos, Kinder und Enkel zurücklassen zu wollen, wenn er eine solche Schmach unabgewaschen auf sie vererben müßte? In dem alten Herrschersitz unserer Monarchen, in dem ehrwürdigen Kreml, in den heiligen Kirchen, wo unsre Aeltervater anbeteten, in der Stadt, die seit sechshundert Jahren der Stolz unseres Namens ist, schwärmen Franzosen übermüthig herum, und rufen dem erstaunten Europa höhnend zu: Auch Rußlands Größe hat vor uns sich beugen müssen! — Her-

bei Männer Rußlands, um ſie Lügen zu ſtrafen! Herbei aus allen den Reichen, die Provinzen unſers glorreichen Vaterlandes ſind! Herbei von den Geſtaden aller unſrer Meere, den Ufern aller unſrer Ströme! Aus Städten und Dörfern und Steppen: wer ſich ein Mann fühlt, wer würdig iſt, Ruſſe zu heißen, herbei zum Kampf! —

Die Franzoſen in Moskau!

Weg nun mit aller Rückſicht auf Familie und Eigenthum! Sie iſt doch entehrt, und alles iſt doch verloren, wenn der Feind triumphirt. Jeder ergreife die erſte Waffe, die ihm nahe liegt! Jeder ſchlage den erſten Feind zu Boden, der ihm zu ſtehen wagt, und Rußland iſt gerettet! Wer von uns berufen ward, in dem ruhmvollen Kampfe zu fallen, ſinke freudig, wenn er ſich auf den Leichnam eines erwürgten Feindes betet. —

Die Franzoſen pralen mit unermeßlicher Beute? Wir wollen ihnen glauben. Deſto unerſchütterlicher ſey unſer Entſchluß, daß ſie nichts davon über die Grenze bringen. — Ihr Heer iſt in Moskau? Es hat ſich ſelbſt dadurch unwiderruflich ſein Todes-Urtheil geſprochen, ſo wahr wir Männer, ſo wahr wir Ruſſen ſind. — Es zählt noch hundert und funfzig tauſend Streiter? Halten wir Ruſſiſche Männer alle zuſammen, wie wir es müſſen, wie wir es werden, ſo hat jene Schaar nicht Blut genug in ihren Adern, um uns allen die Hände zu ſchmücken.

Herbei zum Kampf! Schmach jedem von uns, der ſeinem Weibe nicht ein Siegeszeichen heimbringt, das er ſelbſt gewann! — Wer feige ſeinen Arm dem Vaterlande entzieht, deſſen Name müße ſein eigner Lieblingsſohn nie ausſprechen ohne Verachtung und ohne Erröthen!

Mancherlei.

Guter Rath.

Valerius (78) erzählt Folgendes von einem gewiſſen Athenienſer. Er war dem ganzen Volke verhaßt und bei demſelben nicht ohne Grund, eines todeswürdigen Verbrechens angeklagt. Grade dieſen Zeitpunkt wählte er, ſich um das höchſte Staatsamt zu bewerben, das erledigt war; nicht, weil er es zu erhalten hoffte, ſondern damit die erſte heftigſte Wuth der Leute ſich auf dieſen Punkt würfe. Auch betrog er ſich nicht. Bei der Volksverſammlung kündigte Geſchrei und Ziſchen den Erfolg ſeiner Bewerbung an. Er fiel einſtimmig durch, und man begriff nicht, wie er auf dieſen Einfall hatte gerathen können. Aber als nun bald darauf das Verbrechen des Mannes unterſucht wurde, da erinnerte man ſich der Strafe, die er ſchon durch ſeine allgemeine Verwerfung erlitten hatte: manche bedauerten ihn faſt; andere verdroß die Ausſicht auf ein ähnliches Schauſpiel; die meiſten wollten gar nichts mehr von ihm wiſſen: — kurz, der Zorn war verraucht, und der Schlaukopf wurde — losgeſprochen. Goethe.

Unbrauchbarkeit des guten Kopfs in ſchlechten Staaten.

Warum in ungen Staatsgebäuden nimmer
Der Genius ſich recht befeſtigen kann?
Ihr lauter Zwerge baute man die Zimmer;
Drum ſtoßt der Rieſe rings und eben an.

F r.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 20ſten November Iphigenia in Tauris, von Gluck. (Eingesandt.) Die heutige Aufführung dieſes Meiſterwerks, dieſes bleibenden Bildes deutſcher Kraft und Kunſt, war eine der merkwürdigſten Vorſtellungen, deren ſich das Publikum ſeit langer Zeit erfreute. Die neue Beſetzung der Rollen des Orest und Pylades, durch Hrn. Wild und Hrn. Stümer, das für dieſes Fach allgemein anerkannte Kunſttalent der Mdme. Milder-Hauptmann (als Iphigenia), die treffliche Execution von Seiten des Orchesters und die Energie und Sicherheit, womit dieſes dirigirt wird, vereinigten ſich, ein herrliches Ganze hervorzubringen, das von Seiten der Muſik faſt nichts zu wünſchen übrig ließ. Waren die Tänze der Scythiſchen Krieger wilder und kraftiger, und die beim Opfer durch grandioſe Bewegungen (ſtatt leichter Schritte) bedeutender und ausdrucksvoller ausgeführt worden; hatte ferner am Ende des 2ten Akts, der Chor der Griechen und der Scythen bei dem Kampfe der Vorſechter nicht ſo unthatig dageſtanden, ſo wäre dieſe Darſtellung glockenlos geweſen. Die Vereinigung der Stimmen des Hrn. Stümer und des Hrn. Wild machte, beſonders im Duett des 3ten Akts, das ſie vortrefflich ſangen, eine ſo allgemeine, große Wirkung, daß das Publikum am Ende in lauten Beifall ausbrach. Die Rolle des Oreſt, überhaupt mehr für den Tenor als für den Baß geeignet, ſchonte ganz für die vollendete herrliche Stimme des Hrn. Wild geſchaffen. Beſonders zeichnete er ſich in ſeiner erſten Arie im 2ten Akt und der darauf folgenden Scene mit Iphigenia, aus. Die Deklamation ſeines Recitativs war meiſterhaft. Schade, daß es dem geſangten Künſtler grade beliebte, vieles im Hintergrunde zu ſingen, und daß ſein Spiel zu viel Bewe-

tigkeit hatte. Hr. Stümer glänzte in seinen beiden Arien durch den einfach schönen, ungekünstelten Vortrag, den die Würde und edle Einfalt dieser Musik fordert; sein Recitativ war voll Ausdruck. Mdme. Milder interessirte besonders im 4ten Akt durch Spiel und Gesang. Durch einzelne, herzergreifende Töne wirkte sie mehr, als kalte, künstliche, oft zu lange angebrachte Verzierungen vermögen. Schon leidenschaftlich sang sie die erste Arie dieses Aktes; nur bedauerte man, daß sie dabei zu weit im Hintergrunde stand, wodurch manche Schönheiten dieser imposanten Arie, so delicat das Orchester sie begleitete, verloren gingen. T.

Am 27ten November. Fridolin. Auch dies Stück nicht in den weiblichen Rollen sehr gut, in den männlichen, besonders der des Grafen, mit physiologischer Malerei und natürlichem Feuer gespielt, — (das keine Pausen macht, wo im Text nicht einmal ein Comma stehen kann,) — so treten die ungeheuren Mängel der Composition grell hervor und machen es unerträglich. Hr. Berthmann gelang die Scene des 4ten Akts, wo ihn der Beweis von Fridolins Unschuld in Verzweiflung setzt, so lebhaft, daß er lauten Beifall erndtete.

Vermischte Nachrichten.

Ein wichtiges Unternehmen. Ein junger Verstündler erbietet sich, Wolfs Analekten zuliebe, die Ilias und die Odyssee noch einmal so zu übersetzen, daß er nicht nur jeden Vers durch wieder einen Vers wiedergiebt, sondern jeden Versfuß im Deutschen getreu nachbildet. Er sucht dazu einen Verleger, der ihn während der zehn Jahre, welche die Arbeit fordert, ernährt, und ihm hernach 650 Thl. in Gold für jeden Bogen Honorar giebt. Jeder Vers wird etwas über a Thaler kosten. Was wohl der großmüthige Mäcen des Poeten, dessen in einer vorigen Nr. erwähnt wurde, bei dieser Anmuthung gedacht hat? — Ob der junge Mann schon einen Arzt hat, weiß ich übrigens nicht.

— Die von einem Juden aus Potsdam, in Wien angekauften Nachrichten sollen ausdrücklich geheimerweise für Berlin bestimmt gewesen sein. Auch nennt man schon die Orte, wo in Berlin neue Bücher viel wohlfeiler als der Ladenpreis, zu haben sind, und namentlich ein Nachdruck aller fünf Bände der Europäischen Staatengeschichte von Fr. Buchholz, soll ist. Genauere Nachforschungen mache, wessen Pflicht es ist.

— Die Engl. Minister haben dem Feste welches den Wiedereintritt des Lord Mayors feierte, nicht beigewohnt. Die Oppositions-Partei sieht darin ein Geständniß, daß die Thronbesteigung Georgens für eine Niederlage der Minister gelten könne.

— Es sind wirklich Leute, die nach Amerika auswandern wollen, nach England zurückgekehrt. Das Morn. Chron. sagt, es seyen vorzüglich Weber, die aber sehr betrogen wären, daß sie jetzt in England so wenig Arbeit finden, als da sie auswanderten. — Wer nach Amerika geht, muß eine Gewerbsart wählen, die dem Lande angemessen ist.

— Die verbündeten Fürsten haben bei dem Bundestage eine Vorstellung eingegeben, worin sie Kurstimmen bei demselben fordern. Eine Nachricht darüber nennt diese Vorstellung gründlich. Gewiß ist also darin unwiderleglich auseinander gesetzt, daß die Ertheilung solcher Stimmen die Einigkeit Deutschlands ungemeinmächtig befördern, und das Wohl der Nation sehr erhöhen werde. Das Argument: „Es war einmal so," kann man wohl nicht gelten machen, da man die Folgen davon, daß es so war, gesehen hat.

— Die Engl. Zeitungen erzählen von vielen Schiffsladungen Korn die täglich aus den Niederlanden in England ankommen. Gleichwohl ist die Einfuhr des Getraides noch nicht erlaubt. Sollte man vielleicht mit einer temporairen Nachsicht gegen den Capitalhandel auszureichen suchen?

— Der Widerwillen gegen die Aufhebung jenes Verbots, ist ein Beweis wie wichtig es ist, und seit so merkwürdig, als der Widerwillen in andern Ländern, es durch ein Gegenverbot zu erwidern.

— Das Morn. Chron. sagt, da man in Spanien die Unmöglichkeit einsehe, Mexiko mit Gewalt zu unterwerfen, arbeite man an einer Versöhnung. Die Grundlage derselben soll die Zusicherung des freien Handels seyn.

— Das Courier hat die Unverschämtheit zu sagen, die Gegner des Systems, die Industrie in Deutschland durch Uebervortheilung mit Englischen Fabrikaten zu ersticken, würden von den Deutschen Fabrikanten bezahlt. — Ein Neger glaubt leicht, die weiße Farbe der Europäer sei Schmutz.

Schilderungen aus München.

(Fortsetzung.)

Das Oktoberfest wurde wieder mit Lust und Freude begangen. Morgends zogen die Nationaltracht an und die wichtigsten Zöglinge der Feiertagsschulen mit den Preisfahnen auf die Abreiterwiese. Hier hatten sich schon auf der Anhöhe und im weiten Kreis herum zahlreiche Schaaren von Zuschauern gelagert, aber wanderten herum, den Reichthum des Landes, stattliches Vieh, betrachtend, und man sah die zarte Hand hier den reuigen Ertrag aber den sühngeherrten Hausrat verwenden, den sie auf den eignen Gütern seines Blickes gewürdigt hatte. Lange Schaaren von Wagen zogen noch immer von der Stadt heran, und bevölkerten die Anhöhe noch mehr, die jetzt einer Terasse mit buntem Blumenflor glich. Nachdem alles geordnet, verkündete der Donner der Kanonen die Ankunft des Hofes. Die ganze ungeheure Volksmasse von mehr als 50000 Menschen begrüßte ihn mit dem Liede: „Heil unserm König, Heil!" und ein paar Dutzend in Nationaltracht gekleidete Mädchen, lieblichen Genien vergleichbar, hüpften, mit Blumenkränzen herzu, und überreichten sie den hohen Herrschaften. Die Gaben der Flora hatten die Musen noch mit romantischen Liedern umwunden: ich führe nur eines, für J. K. H. die Prinzessin Charlotte bestimmt, an.

Mit den Blumen, mit dem Kranze,
Nahen in des Festes Glanze
Wir o Fürstin! Dir.
Wie das Veilchen still entzücket,
Wie die Rose beauttlich blicket,
Gleichen sie, o Fürstin, Dir.
Sei, wenn funkelnd eine Krone
Schmücket Dein Haupt auf fernem Throne,
Reich an jedem Glück!
Und wenn Du zu schönern Kränzen
Blüthen liebst und Blumen glänzen,
Denke gern an uns zurück!

(Die Forts. folgt.)

1816. Nro. 74.

Ernſt und Scherz

Donnerſtag, oder den 28. November.

der alte Freimüthige.

Bedeutung und Stand der Mineralogie. Eine Abhandlung von Carl Cäſar von Leonhard. Frankfurt a. M. Herrmann. Buch. 1816. 4.

Der Verfaſſer iſt durch vielfältige mineralogiſche Schriften ſchon längſt ſehr rühmlich bekannt. Er betrachtet hier dieſe Wiſſenſchaft in ihren hohen geologiſchen Beziehungen, und zeigt in dieſer Hinſicht ihre ganze Wichtigkeit. Aus der Tiefe der Erfahrung erhebt er ſich zu den höchſten Ideen, und die Reſultate einer ungeheuren Beleſenheit verknüpft er mit wahrer Genialität. Allerdings iſt die Diction noch nicht vollendet zu nennen; allein bei einem mineralogiſchen Schriftſteller iſt ein ſolcher Vortrag gewiß eine Seltenheit. Wir warnen den geiſtreichen Verf. vor Ueberladungen des Ausdrucks, wie z. B. S. 29. bei der Schilderung eines vulcaniſchen Auswurfes, die, was Zeichnung und Colorit anlangt, durchaus verfehlt iſt. Noch bemerken wir, daß dieſe Abhandlung in einer öffentlichen Verſammlung der Münchner Akademie d. W. am Namenstage des Königes vorgeleſen, und wie ein geſchätztes Blatt verſichert, mit großem Beifall aufgenommen ward.

E m d.

Was iſt geſchehn? oder Anſichten eines unbefangenen Privatmannes von der Geſchichte des Tages.

Alles hat ſeine Zeit, in der es nützen kann, ſelbſt wilde Declamation und beiſſige Rechthaberei. Beide werden indeß hier nicht zu Worten kommen. Hier wird anſpruchslos geſagt werden, wie die öffentlichen Ereigniſſe ihrem Gehalte nach, einem unbefangenen Privatmanne erſchienen, der nicht zurückzuſtehen pflegte, wo das Oeffentliche ſeine geringe Kraft in Anſpruch nahm, übrigens aber ſich begnügte, ſeine Meinungen zu verſchweigen oder freimüthig zu ſagen, je nachdem er es nützlich glaubte.

Jetzt kann das Letztere nützen; theils indem es befangenern Privatleuten Anlaß giebt, ihre Urtheile zu prüfen; theils indem es ſelbſt den Inwohnern höherer Regionen aufrichtig kund thut, wie ihr Benehmen hier unten erſcheint und wirkt.

— Der Verfaſſer brachte einſt zwei Tage auf der Spitze des Brocken zu. Der erſte Tag war dort finſter, kalt und durchnäßte alles mit unaufhörlichem Nebel. Wie bedauerte der Reiſende die

Landleute in den Ebenen umher, die er eben mit der Heuernte beschäftigt gesehn! Der zweite brachte hellen, warmen Sonnenschein, in dem selbst der Moor und die Wüste oben angenehm schienen. Zwar deckte dichter Duft die Gefilde unten, aber wenn ein streifender Wind ihn hier oder dort einmal auseinander rollte: wie glänzend lieblich erschienen sie! — Am dritten Morgen stieg er hinab. Aber hoch war er überrascht, zu hören, daß jener erste, unfreundliche Tag in der Ebene trocken und warm gewesen, der köstliche Zweite aber alles fast in Regen ertränkt hatte. Er schloß daraus, — daß man da oben nicht immer wissen könne, wie es unten aussehe. Wie aber, dacht er ferner, wenn Du nun oben wohntest, mit Macht und Auftrag, für die Provinzen umher das Wetter zu brauen? — O, in jeder Stunde müßten dir zehn Boten melden, was drunten geschehe, und was man hier oder dort bedürfe, Regen oder Sonnenschein."

Merkel. *)

Die Eröffnung des Deutschen Bundestages ohne gottesdienstliche Festlichkeit.

Nach den einzelnen Zügen der Berichte über den Vorgang, fügte sich das Ereigniß so: Die Gesandten, welcher Konfession sie auch angehörten, waren einig, der großen politischen Handlung ihres Versammelns, durch gemeinschaftlich begangene kirchliche Festlichkeiten, religiöse Feierlichkeit zu geben. Von katholischer Seite schlug man vor, einem großen Hochamt beizuwohnen. Die Protestanten willigten darein, mit der Forderung, daß die ganze Versammlung nach dem Hochamt, einer Feierrede in der protestantischen Hauptkirche beiwohne. Von katholischer Seite lehnte man dies ab; — „weil, urtheilt das Publikum, die Protestanten in den Augen der katholischen Kirche nur eine schismatische Sekte bildeten." — Protestantischer Seite — ohne Zweifel weil ein Nachgehen über diesen Punkt, eine officielle Anerkennung des Vorranges und der allein seligmachenden Kraft der katholischen Konfession geschienen, Erörterung aber zum Zwist geführt hätte, — trat man nun von dem gemeinschaftlichen Besuch der kirchlichen Festlichkeiten zurück. Die Eröffnung des Bundestages geschah mit bloß weltlichen, und wenn man, wie gemeldet wird, in der katholischen Kirche indeß um die Rückkehr der gesammten Christenheit in den Schooß der allein seligmachenden Kirche betete, so that man es in der protestantischen ohne Zweifel, um die allgemeine Erleuchtung aller Menschen von oben. — .

Es giebt Leute, die über den Vorgang erschrocken sind und sich betrüben: theils weil, nach ihrer Meinung, das Aufangen mit dem Gottesdienst dazu gehörte, einen guten Ausgang zu gewissern; theils weil sie in dem Geschehenen den Keim unauslöschlichen Zwiespalts sehen. — Es giebt andre, die sich über das Vorgegangene freuen.

Der wahre Inhalt der Begebenheit scheint folgendes:

Durch den ersten Beschluß bezeugten die Gesandten beider Konfessionen, der Religion ihre Ehrfurcht auf eine so ausgezeichnete Weise, daß es allein schon für Gottesdienst gelten kann. Durch den letzten Beschluß erklärten sie feierlich, daß sie die Ansprüche der Kirche, von der Religion unterschieden, und wenn sie den erstern nicht ohne Nutzen widersprechen wollen, sie sie doch nicht wichtig genug halten, sich dadurch in ihrer Thätigkeit für das Wohl der Deutschen Völker irren zu lassen; viel weniger also noch, es ihnen jemals aufopfern werden. Diese Ansprüche sind aufs feierlichste in ihre Schranken zurückgewiesen worden, — durch eben das, wodurch vielleicht manche eben einen wichtigen Schritt zur Herstellung des politischen Einflusses der Römischen Hierarchie zu bewirken vermeinten.

Wir dürfen die frohe Zuversicht hegen, daß die Bundesgesandten immer in diesem weisen Geiste handeln werden. Nebenher können wir wünschen, daß der päbstliche Nuncius der in weltlicher Kleidung zu Frankfurt umgehen soll, wenn er wirklich zu jener Weigerung mitgewirkt, sich durch den Erfolg seiner diesmaligen Bemühung, ja nicht von ähnlicher Thätigkeit abschrecken lasse. Sie wird immer Aehnliches veranlassen, und die gute Sache schreitet am besten fort — par ricochets.

(Wird fortgesetzt.)

Mancherlei.

Pfaffen-Ansichten.

Folgendes soll einem gewissen Docenten auf einer gewissen Universität wörtlich nachgeschrieben worden seyn.

*) Der Herausgeber unterzeichnet diese Einleitung, weil er diese schrieb, die folgenden Artikel aber nicht alle von ihm seyn werden. Er vertritt indeß jeden als den seinigen, bei welchem der Einsender ihm erlaubt, seinen Ausdruck zu sänftigen, oder doch zu modeln.

„Das Weſen der einzigen wahren Religion, alſo der unſerigen, beſtehet eben in dem myſtiſchen Dunkel, und dem frommen Glauben, der den Proteſtanten gänzlich abgehet und dieſelben zum puren Atheismus, und den ſchrecklichſten Verirrungen führet. Es iſt daher eine beſondere Fügung der Vorſehung, daß ſo viele gutgeſinnte weibliche Gemüther ſich wieder auf den Weg zurückführen laſſen. Warlich, die Proteſtanten ſollten die Katholiken um ihren frommen Glauben, ihre Anbetung und Andacht, ihre Seelenruhe und Freudigkeit im Tode beneiden, die ſie durchaus nicht haben können. Man darf es ſagen, weil es vollkommen wahr iſt: ein Proteſtant ſtirbt nicht beſſer als ein Vieh!“

Sollte es uns, wie wir hoffen, möglich werden, den juridiſchen Beweis für dieſe Angabe zu führen, ſo wollen wir dieſen Zeloten öffentlich bei Namen nennen, damit er in ſeiner ganzen Größe bewundert werden kann.

In Retifs de Labretone *) Zeitgenoſſin

*) Er, und nicht, wie gewöhnlich, N. de la Bretonne, lautet der Name dieſes, ſo Gott will, Ur- Ur- Ur-Enkels von Kaiſer Pertinax (m. ſ. den Stammbaum vorn in

nen (contemporaines) 4 Bnd. S. 331. der Verdeutſchung ſteht Folgendes:

„Durlichemont war voller Freude, nur von „einer Mätreſſe betrogen worden zu ſein, ſeine „Vorurtheile beſtärkten ſich, und er war darauf „bedacht, ſich einen andern Zeitvertreib anzuſchaffen. Er nahm ſich nunmehr feſt vor, kein anderes Mädchen zu wählen, als das noch ganz Neuling, ohn' alle Erfahrung wäre. Das Mädchen, „das er ſich ausſuchte, war aus ſehr geringem „Stande. Was geſchahe? Die Kleine fand mehr „Behagen an ſeinem Bedienten als an ihm.“

Sollte dies nicht der erſte Anklang von Thümmels Margot ſein? —

B.

„Ach du mein Gott,“ ſagte ein ſteinaltes Mütterchen beim Herausgehn aus der Kirche zu dem Küſter, der ſie begleitete, um hinter ihr zuzuſchließen, „ach du, mein Gott, was war das für 'ne ſchöne, herzerquickliche Predigt!“ — „„O ja,““ antwortete der Küſter: „„für'n Dreier Braten, und für'n Groſchen Brühe.““

ſeinem Monsieur Nicolas.). Retif war aus dem Finkenoder Dorfe Labretone.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 24ſten Nov. - Undine, Oper von Jouaſé, componirt von Hoffmann. — Das Sujet iſt ein Liebling des Publikums, und hatte lange geruht, weil Dlle. Eunike verreiſet war. Es hatte ſich daher eine ſo zahlreiche Verſammlung eingefunden, als das Haus nur faſſen konnte, und ſie fand den gewohnten Genuß. — Eine unangenehme Erſcheinung iſt es, daß man auch jetzt, ſelbſt von ſolchen die dieſe Oper oft geſehn, die Klage hört, ſie begreifen den Zuſammenhang der Handlung nicht. Freilich brauchten ſie dazu nur das Mährchen zu leſen, aus dem ſie gezogen iſt: aber dadurch wird der Fehler des Stückes nicht gehoben. Ein gutes Kunſtwerk muß durch ſich ſelbſt verſtändlich ſeyn. Ein Paar an den rechten Ort eingelegte geſprochene Scenen würden dem Uebelſtand abhelfen, und die große Vorliebe des Publikums für Undine, verdient dieſe leichte Gefälligkeit wohl.

— Am 26ſten Nov. Die Seelenwanderung. Hr. Mauer zeigte als Täuſchung in der That viel komiſches Talent.

Vermiſchte Nachrichten.

In Baireuth iſt eine Soldatenſchule, in welcher ſelbſt alte Manner ſchnell und gut leſen und ſchreiben lernten. (Wahrſcheinlich nach der Bell-Lancaſterſchen Methode.) Bei dieſer Erſcheinung, wenn auch Erwachſene und Alte die in der Jugend verſäumte Bildung nachzuholen vermogen, darf man bald nicht mehr nothig haben, ſo manches Verbeſſerung der künftigen Generation zu überlaſſen. — Das Rechnenlernen geht in dieſen Schulen langſamer und unvollkommner von ſtatten. (Wahrſcheinlich weil das Rechnen keine bloße Fertigkeit iſt, ſondern eine Geiſtesarbeit.)

Aus Konigsberg, vom 16ten Nov. — Auch bei uns iſt der 12te Oct. gefeiert worden, und zwar durch feierlichen Gottesdienſt; durch eine große Parade, endlich durch allerlei im Stadtgymnaſium. Vom letzten hat der alles gern breit und weit behandelnde Direktor ſehr eine Beſchreibung drucken laſſen, und ein Gedicht hinzugefügt, das Manche ſogar gelungen nennen. *) — Hr. Hurap iſt mit ſeiner Schauſpielergeſellſchaft noch immer hier und ſein angeſtrengtes, einlichtsvolles Bethreben um die Gunſt des Publikums, iſt glücklich.

— Seitdem der neue Rheiniſche Merkur im Babilchen verboten worden, ſoll ſein Abzug dahin bedeutend zugenommen haben. Wer dieſes Blatt vorher nicht beachtet hatte, fingt es nun, beſonders in gewiſſen Theilen des Großherzogthums, mit großer Begierde auf.

— Ein bekannter Schriftſteller arbeitet an einer Statiſtik des menſchlichen Elendes, von der wir nächſtens Proben geben werden.

— Der Oberſtleut von Heſſen hat die Wetterauiſche Geſellſchaft für die geſammte Naturkunde zu Hanau, die 1808 geſtif-

*) Ein gelungenes Gedicht von Hr. Str.? Das wäre in der That eine Merkwürdigkeit? D. H.

ret wurde, bestätigt, und derselben mehrere Vergünstigungen ertheilt.

— Es ist unglaublich, was alles in Stuttgart, Carlsruhe, u. s. w. nachgedruckt wird, und wie sehr dies dem Absatze der ersten Verleger, und somit den Schriftstellern, wegen der folgenden Auflagen, Schaden thut. Die meisten süddeutschen Leihbibliotheken pflegen sich nemlich nur auf diesen Fabriken zu versehen. Vielleicht ist dieses nur wenig bekannt. Es wird ordentlich mit den Bächern hausirt. (Einges.)

— Der berühmte Abbe Henry, der eine Zeitung in Gildberberg sah, ist nicht todt, wie es vor kurzem in einer gelehrten Zeitung hieß, sondern lebt schon seit länger als einem Jahre zu Würzburg, wo es ihm nicht übel geht, und wo er als Primatischer Geistlicher Roth-Kunrier, bey den vornehmen Sprachmeister macht.

— Ein Artikel aus Hannover in der allgem. Zeit versichert, es sei keine Wahrscheinlichkeit da, daß der Hannoversche Adel die Hand dazu bieten werde, sich zu dem Volk in die Verhältnisse setzen zu lassen, in welchen der Brittische Adel zu seiner Nation stehe, und der Herzog von Cambridge sei grade die Hauptstütze des Hannoverischen Adels, der Graf von Münster aber scheine mehr mit den auswärtigen Angelegenheiten Hannovers, als mit dem Innern beschäftigt.

— Das neueste Stück von Kilbers Kongreß-Akten enthält einen am 20ten Jan. 1815 zu Wien entworfenen Plan zu einem Vereinsrecht in ganz Deutschland. Er soll die Rotte beißen. Als Absicht desselben wird angegeben, „auf den sittlichen und wissenschaftlichen Zustand des Deutschen Adels vortheilhaft zu wirken.“ Zum Schluß wird erklärt, daß der Verein „keinen für einen wahren Edelmann halte,“ der nicht gewisse Tugenden besitze, die — zu dem Karakter jedes guten Bürgers auch gehören.

— Ein neuer Beyzug in altem Karakter. Der Bischof von Luxemburg suspendirte den Direktor des dortigen Collegiums, einen sehr geschätzten Gelehrten, Namens München, weil er ein Ketzer sey. Die Regierung befahl dem Direktor, in seinem Posten zu bleiben; aber der Bischof erklärte, er werde keinen Studirenden, der bei München Vorlesungen gehört, ins Seminar annehmen; der Aberglaube des Volks wurde rege gemacht, und ungeachtet des Schutzes der Regierung, mußte München flehn. So mächtig ist der noch der hierarchische Staat im Staate.

— In Paris ist unter dem Titel: Le champ du repos, in zwey Banden eine Beschreibung des Kirchhofes Mont Louis erschienen, wegen alle Grabsteine, mit ihren meistentheils elenden Inschriften, und selbst alle Kreuze ohne Inschrift, die der Kirchhof enthält, beschrieben sind. Man sieht, die Buchmacherei hat in Paris doch noch einen Vorsprung vor der in Deutschland. Doch eben falle mir ein, daß man hier so auch schon Stammbücher drucken läßt, was noch die schlimmere Seite hat, manchen Lebenden in Verlegenheit zu setzen, da jenes Buch doch nur von Todten spricht, die über die erhaltenen Complimente nicht erröthen, wie viele Lebende über die ertheilten.

— Es heißt, daß die Berechtigung welche die Judengemeinde zu Frankfurt a. M. von Fürsten Primas erkaufte, dort überall Häuser zu besitzen, bei dem Senat dieser freien Bundesstadt wieder sehr lebhafte in Anregung gebracht worden, der übrigens als Regierung einer unabhängigen Staates wohl das Recht zu haben scheint, eine diesem nachtheilige Bewilligung zurück zu nehmen, hätte er sie auch selbst jemals ertheilt. Sonderbar ist es, daß die Klagen die man aus verschiedenen Gegenden her über das Vordringen der Juden hört, so viel Uebereinstimmendes haben. Wie in Frankfurt, daß sie die am besten gelegenen Häuser, klagte man in Hamburg, daß sie die nahrhaftesten Laden an sich brächten, und selbst in Berlin hört man oft bittere Bemerkungen darüber, daß fast alle die schönen Häuser und Gärten des Thiergartens, jetzt Juden gehören.

Bruchstücke aus einer Reise durch die Rhein- und Main-Gegenden.

(Fortsetzung.)

Nach einigen Tagen fand ich auch Gelegenheit das Juliushital zu besehen; ich sah indessen bald, daß meine Erwartungen zu gespannt gewesen waren. Das Juliushital ist zu seiner Zeit, d. h. bis ohngefähr vor zwanzig, dreyßig Jahren, und wohl zu merken in Deutschland, unstreitig das erste Institut seiner Zeit gewesen. Allein seitdem die Hospitäler durch Nachahmung Italiänischer und Englischer Einrichtungen auf einer Seite, und durch so viele ursprünglich Deutsche Erfindungen auf der andern, so sehr verbessert worden, ist das Juliushital noch in gar vielen zurückgeblieben, und kann daher keinesweges als Muster gelten. Ich vermisste z. B. Badeanstalten nach der verbesserten Art, eben so eine Todtenkammer, eben so gute Einrichtungen für Wahnsinnige, und dergleichen mehr. Das ganze Locale müßte umgebaut werden, wenn dieses Spital die so nothigen Verbesserungen erhalten sollte. Ueberdem verschert man, daß es in seinen oeconomischen Verhältnissen sehr zurückgekommen ist; nicht wegen Verwüstungen, u. s. w. sondern weil es seit 1803, obgleich fromme Stiftung, alle Abgaben mit entrichten, und alle Kriegslasten mittragen musste. Ich horte, daß man dieses auf 50,000 Gulden jährlich, wenigstens anschlug, und daß dadurch den armen Kranken. Pfründnern u. s. w. sehr viel entzogen worden wäre. Wirklich versicherte mir auch ein wohlbekannter Mann, es sey unmöglich die vorige gute Kost, und den alten köstlichen Wein mehr zu geben, der sonst auf keine Art gespart wurde. Indessen bleibt dieses Hospital doch immer eine sehr merkwürdige Anstalt, da aus ihr die große Siebold'sche Schule hervorgegangen ist, mit der wenigstens im sittlichen Deutschland, eine ganz neue Epoche für die Chirurgie begann, wie die Annalen dieser Wissenschaft hinlänglich beweisen. Ob es nun aber in dieser Hinsicht noch ferner nutzen werden, wollen viele bezweifeln, da der Nachfolger des trefflichen D. v. Siebold, ein gewisser Professor Textor, noch viel zu jung ist, die nothige Erfahrung und Uebung zu besitzen, und daher, wie allgemein gesagt wird, sehr ängstlich und langsam, so wie ohne die gehorige Nertheit operiren soll, wobei es auch, wie alle Studirende hinzusetzen, mit dem Verbande gar nicht so kunstgerecht gehen soll, als von einem öffentlichen ordentlichen Lehrer zu münchen wäre. Herr Textor ist ein kleiner dem Anscheine nach sehr schwächlicher Mann, der also dadurch schon im Nachtheile ist, wie Kenner leicht ermessen werden. Ueberdem bedeut und spricht er in dem gemeinsten baierischen Bauerndialekte, mit allen Idiotismen desselben, so daß es kaum begreiflich scheint, wie ein wissenschaftlich gebildeter Mann so wenig Sorge auf seine Sprache gewendet haben konne. Alle diese Nachrichten müssen natürlich als bloße, wenn auch noch so allgemein academische Gerüchte angesehen werden, ich führe sie daher nur als Zeichen des öffentlichen Geistes an.

(Der Schluß folgt.)

1816. Nro. 75.

Ernſt und Scherz

Sonnabend, oder den 30. November.

der alte Freimüthige.

Ueber die:

Verſuche einer neuen Theorie des Geldes. Von Adam Müller. Leipzig und Altenburg, bei F. A. Brockhaus. 1816. VIII. u. 308 S. in gr. 8.

Eigentlich ſollte dieſe Schrift den Titel führen: Verſuche durch eine neue Theorie des Geldes, dem Despotismus und Katholizismus eine neue Grundlage zu geben. Wenigſtens würde dieſer Titel den Inhalt und Zweck dieſer Schrift weit treffender ausſprechen. Hier iſt der Beweis. S. 87 heißt es: „Der Ein„zelne kann nur Eigenthümer ſeyn, inwiefern „er ſelbſt wieder mit allem, was zu ihm ge„hört, Eigenthum des Staats iſt, beſitzt „nur, inwiefern er ſelbſt wieder beſeſſen wird, „und wird alſo genau auf dieſelbe Weiſe „wieder beſeſſen vom Staate, als in der er ſelbſt „ſein Vermögen beſitzt.“ — Der Menſch im Staate oder der Bürger iſt alſo nach Hrn. M. nicht Perſon, ſondern Sache; denn er wird genau auf dieſelbe Weiſe vom Staate beſeſſen, wie er ſelbſt ſein Haus, ſeinen Acker, ſein Vieh ꝛc. beſitzt. Der Staat kann alſo auch genau auf dieſelbe Weiſe mit dem Bürger ſchalten und walten, wie dieſer mit ſeinem Viehe; er kann ihn verkaufen, abſchlachten, verzehren. Zwar ſpricht Hr. M. gleich darauf von Schonung und Milde, aber nicht von Recht und Gerechtigkeit. Der Bürger iſt folglich dem Staate bloß auf Gnade und Ungnade hingegeben. Eine herrliche Lehre, die allen Neronen und Napoleonen herzlich willkommen ſeyn wird! — Ferner heißt es S. 119: „Die plötzliche und ungeheure Erweiterung des „Geſichtskreiſes der Europäiſchen Völker im An„fange des ſechszehnten Jahrhunderts, nachdem „dieſe Völker bisher in den ſtilleren Schran„ken des väterlichen Hauſes verweilt, ver„anlaßte die Ketzereien jener Zeit, den Ab„fall des Nordens von der Idee des „Glaubens. — Die Kirche hatte gegen die Ein„flüſſe des alten Roms nicht die gehörige Quarantaine verordnet; ſie hatte ſich, wenn man „ihr einen Vorwurf machen kann, nicht der „weltlichen Dinge gehörig bemeiſtert; ſie „war uneingedenk geweſen der Vorſchrift des Apoſtels: omnia instaurare in Jesum Christum, quae in coelis et quae in terra sunt. — Die „Römiſchen Doktoren“ (ſoll heißen: Die Doktoren des Römiſchen Rechts, von welchem Hr. M. alles Unheil in der Welt ableitet, weil es ein ausſchließliches Privateigenthum und eine perſönliche Würde des Bürgers anerkennt) „in Bologna ſind

„nicht verkehrt; der lebendige Zusammenhang „der feudalen Verfassungen des Mittel„alters mit der Kirche, ist nicht gründlich ge„nug anerkannt worden: kurz, wiewohl die innere „Kirche vollständig rein und unträglich ge„blieben, so ist doch im äußern Regiment derselben etwas Wesentliches versäumt worden.“ — Also das ist der Fehler! Bisher glaubte die Welt, die katholische Kirche habe sich zu viel mit irdischen Dingen befaßt und darüber die himmlischen versäumt. Hr. M. aber belehrt die Welt eines Bessern. Nach ihm hätte sich jene Kirche nöch mehr damit befassen, sie hätte sich die ganze weltliche Macht unterwürfig machen, sie hätte die feudalen Verfassungen des Mittelalters, als die kräftigsten Stützen ihrer Herrschaft, um jeden Preis erhalten, sie hätte nicht bloß die Theologen, die anders als die Kirche lehrten, sondern auch die Juristen, welche ein heidnisches Recht bearbeiteten, verketzern, ja verbrennen sollen, um den Abfall des Nordens von der Ihre des Glaubens an die vollständige Reinheit und Unträglichkeit der katholischen Kirche, auf alle mögliche Art zu verhüten. Hear him, hear him!

Nach diesen Proben von der menschenfreundlichen und großartigen Gesinnung des Hrn. M. darf man sich nicht wundern, wenn er überall den Feudalismus und das Mittelalter (dessen Gutes übrigens kein Vernünftiger verkennt, ohne deshalb die Rückkehr dahin für wünschenswerth oder auch nur für möglich zu halten) seelig preist; wenn er nur diejenigen Staaten lobt, welche „die alten Schranken der ökonomischen Thätigkeit“ und „die feudalistischen Formen der Haushaltungen und Dienstverhältnisse“ am meisten geschont und „dem Vorwitz angeblicher Kulturfortschritte“ am wenigsten nachgesehn haben (S. 114). Indessen werden diese Versuche, dem Despotismus und dem Katholizismus, oder vielmehr der Römischen Hierarchie, eine neue Grundlage zu geben, schwerlich verfangen. Die Welt weiß es schon längst, daß Apostasie mit Proselytenmacherei verknüpft ist: wo aber diese auf eine so plumpe Weise mit der Thür ins Haus fällt, ist nichts zu befahren. Traut doch Hr. M. seiner eignen Sache nicht. Denn er fürchtet S. 125. selbst, tauben Ohren gepredigt zu haben. Hierin hat er ganz Recht, wie sich denn überhaupt manches Gute und Wahre in seiner Schrift findet, aber mit so vielem Falschen und Schlechten vermischt, daß die Sonderung von beiden eine Herkulische Arbeit seyn würde. Denn Hr. M. versteht die Kunst vortrefflich, unbestimmt und schwankend zu reden, aus allem alles und selbst das Klarste dunkel zu machen. Es kann auch nicht anders seyn. Denn nach S. 52. hat die Französische Revolution bloß wegen der „allzubestimmten Begriffe der Freiheit und Gleichheit“ so unglückliche Folgen gehabt. Darum spricht Hr. M. lieber unbestimmt und bringt so S. 94. aus dem Mittelpunkte die Vermittelung (mediation) und den Mittler und die Gottheit und die Offenbarung, und der Himmel weiß, was sonst noch, heraus. Den köstlichsten Beweis aber von seinem unschätzbaren Talente, das Klare durch einen Schwall von Worten und Redensarten dunkel zu machen, hat Hr. M. S. 107. gegeben. Hier sagt er, der Ausspruch Jesu: Liebe Gott über alles, und Deinen Nächsten als dich selbst! sey höchst dunkel und mystisch, — eine Aeußerung, die in dem Munde eines so frommen Christen sehr auffallend klingt — und will nun diesen Ausspruch den Philosophen und Oekonomen unsrer Tage erklären, oder wie er sagt, übersetzen. Er giebt also folgende Uebersetzung davon: „Erfülle dich ganz von der „innersten Eigenheit deiner Natur, von „dem Drange nach der Ganzheit, die den Raum „und die Zeit, die ſne Vollständigkeit und Ewigkeit, welche du begehrst, umfaßt, und dann um „dieser Ganzheit willen erkenne außer dir deines „Gleichen an, erkenne daß er (— — ſ) außer „dir unerobert, unüberwindlich bleiben muß, daß „mit deine Innerlichkeit einen Gegenstand unendlicher Aneignung d. h. der Liebe habe.“ — Diese Erklärung ist freilich ganz erfüllt von der innersten Eigenheit der Adam-Müllerschen Natur, erinnert aber auch recht lebhaft an jene Philologen, die den Text in Noten ersaufen, damit man — nichts verstehe.

Hr. M. will übrigens der Geometrie, die nach S. 308. in eben so tiefer Verderbniß befangen ist, als die Staatswissenschaft, nach S. 67. denselben Dienst erzeigen, den er durch sein gegenwärtiges Werth der letztgenannten Wissenschaft erzeigt zu haben glaubt. Vermuthlich will er also auch die Geometrie nach feudalistischen und hierarchischen Prinzipien bearbeiten. Ich wünsche ihm viel Glück dazu. Mög' er sich nur vor den Mathematikern in Acht nehmen; denn das sind böse Leute, die keinen Spaß verstehn!

M.

Ueber die moralische Kraft der Regierungen.

Lüder, selbst ein Statistiker, hat die Statistik lächerlich gemacht. Er hatte Recht nach der gewöhnlichen Behandlung dieser Wissenschaft: eine Masse von Zahlen, zu wenigstens neun Zehnteln falsch und ungewiß; ein Aggregat von Notizen und Namen, ohne Verbindung und Anschaulichkeit. Allein aus einem höheren Standpunkte betrachtet, gewinnt die Statistik eine ganz andere Ansicht. Da ist alles Kraft und Thätigkeit; alles in Verbindung und Zusammenhang; alles von Werth und Nützlichkeit. So haben die bessern Statistiker auch von jeher die Sache angesehn. Sie gingen durchaus von dem dynamischen und staatswirthschaftlichem Gesichtspunkte aus.

Allein, was nur wenig, was so höchst selten beachtet ward, das war das große unsichtbare Prinzip, moralische Kraft genannt. Hier und da brachte man es bei den Völkern in Anschlag, bei den Regierungen blieb es fast unbemerkt. Und dennoch ist es diese große Idee, die die Macht einer Regierung zum Tausendfachen verstärkt. Täglich neue Elemente der öffentlichen Meinung, neue Bürgen, neue Stützen, neue Verbündete, ein geistiges Band, von Millionen geknüpft! Die Meinung der höchsten Weisheit, der höchsten Gerechtigkeit, der höchsten Tapferkeit: das sind die Genien ihres Ruhmes, und ihrer Allgewalt. Dieses geistige Princip bemächtigt sich jeden edlen Gemüths; es ist eine Zauberkraft, die in's Unendliche wirkt. Worin besteht das Geheimniß? Wollt ihr es kennen? Seht Preußen an!

Chr.

Der Mann.

Kräftig ringt der Mann mit Männerarmen,
Wo der Schwächling muthlos untersinkt;
Weiber wimmern betend um Erbarmen;
Männer rudern mit besennten Armen,
Wo das Schiff die Fluthen trinkt.

Freundlich blinkt ein Pharus tief im Sturme,
Remsig steur't nach ihm der Männer Boot.
Heil verheißt das Licht vom fernen Thurme,
Freundlich blinkt ein Pharus tief im Sturme;
Aber größer wird die Noth.

Ach! vergebens flimmern trübe Sterne
Durch zerriß'ner Wolken grause Nacht:
Denn der Retterthurm ist noch so ferne!
Ach! vergebens flimmern trübe Sterne;
Und des Bootes Wolbung kracht.

Von der wilden Woge wird's zerschlagen,
Trümmer, Ruder schwimmen hoch umher.
Unter sinken, die es hergetragen:
Von der wilden Woge ward's zerschlagen;
Alles Volk verschlang das Meer.

Sieh! da hebt sich noch ein starker Schwimmer
Aus der Fluten Abgrund hoch empor.
Hoher Muth verläßt den Starken nimmer!
Sieh! da hebt sich noch ein starker Schwimmer,
Ringt sich in die Brandung vor.

Brandung lähmt des besten Armes Stärke,
Reißt den Schwimmer wirbelnd hin und her.
Fluten achten nicht der Menschen Werke:
Wirbelwoge lähmt des Armes Stärke,
Auch den Mann verschlingt das Meer.

Vom Gestade sahn den braven Schwimmer,
Wie er kräftig mit den Wogen rang,
Sahn Piloten, Wrack und Mastentrümmer,
Sahn mit Herzeleid den braven Schwimmer,
Wie die Brandung ihn verschlang. *)

Und als sie noch laut den Mann beklagen,
Der umsonst die Stirn dem Sturme bot,
Kömmt die Welle weiter hergeschlagen;
Und als sie noch laut den Mann beklagen,
Liegt er auf dem Sande, todt.

Schnell vom Strande reißen die Piloten
Diesen ehrenwerthen Leichnam fort!
Fei'rlich zu bestatten solchen Todten:
Von der Brandung tragen die Piloten
Ihn an einen sichern Ort.

„Uns zu wärmen, laßt die Flamme lodern!
Zündet schnell ein großes Feuer an,
Wie's die frosterstarrten Glieder fodern." —
Und der Leichnam, als die Flammen lodern,
Regt sich, ein lebend'ger Mann.

Friedrichsen.

*) Anm. Bei den Blitzen, welche gewöhnlich die Nacht im Sturme augenblicklich erhellen, sieht das geübte Auge eines erfahrnen Seemanns oder Küstenbewohners auch in der Nacht, schnell und bestimmt, was auf dem Meere vorgeht.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 26sten Nov. Die Dorfsängerinnen. Musik von Fioravanti. — Nach einer langen Entbehrung hatte das Publikum den Genuß, den kunstreichen Gesang der Dlle. Schmalz, als Rosine, besonders in der großen Arie des zweiten Aktes, bewundern zu können. Sie wurde aber schon beim ersten Aufgehn des Vorhanges mit Klatschen begrüßt. Hr. Fischer, als Kapellmei-

ster, war ganz Leben und jovialische Laune, und sein Spiel so schön als sein Gesang. Er hatte sich nicht alt gemacht. Eigentlich war das eine Licenz, die aber doch sehr viel lobenswerther ist, als das Bestreben mancher andern Künstler, sich in jeder alten Rolle gräßlich zu machen.

Am 25sten Nov. Der verbannte Amor, von Kotzebue. Ein geistvolles Intriguenstück, das guten Schauspielern Stoff giebt, ihre Kunst zu zeigen. Das geschah heute auf eine sehr gefallende Weise; vorzüglich durch Mdme. Wolff als Professorin, Hn. Unzelmann als Michel, und Hn. Bethmann als Professor, von letzterm besonders in der Scene des Verhörs, wo er die steigende Beschämung, und das Ankämpfen des Zornes dagegen, sehr richtig ausdrückte. Auch die beiden Kinder sagten ihre kleine poetische Scene recht gut her.

Bücher-Chronik.

Zuerst eine Berichtigung. Die in Nr. 65 u. 66 d. B. mitgetheilte Reise nach Frascati, von der berühmten Dichterin Fr. Brun, ist sonst noch niegend gedruckt, sondern wird wahrscheinlich erst im 4ten Bande ihrer Episoden erscheinen. —

Adalbert von Babenberg. Ein dramatisches Gedicht von F. M. Birnbaum. Zwei Theile, mit Titelkupfern. Bamberg und Leipzig. 1816. In der Vorrede zum ersten Theile triumphirt der Verfasser, daß die Burg des Markgrafen Adalbert von Babenberg, nun in den Händen eines andern Adalbert sey, der jenem nicht weiche; in der Vorrede zum zweiten Theile wehklagt er, daß nachdem goß der erste Adalbert umgekommen, nach wieder neunhundert und acht Jahren auch der andre Adalbert gestorben sey." Dieser andre Adalbert, der jenem Helden und Reichsfürsten so pomphaft an die Seite gestellt wird, ist niemand anders als der verst. Arzt und Medicinal-Rath Adalbert Marcus. Das wird vielen possirlich scheinen; aber der Verfasser meint, die Leser würden — nicht lachen, sondern — weinen, wenn sie wüßten, daß dieser zweite Adalbert die frühere Bekanntwerdung (!) dieses dramatischen Gedichts bewirkt habe. Ja, wenn das Gedicht selbst Thränen zu erregen vermögte! Um historisches Interesse zu haben, ist die Geschichte darin zu willkührlich behandelt; und für das poetische oder Kunstinteresse ist der Gang der Handlung zu lahm und die Ausführung zu matt. Ich hoffe, Adalbert der Zweite habe sonst wohl Lobenswertheres gethan, als daß er das Erscheinen dieses Drama's beschleunigte. Hier kam seine — Geburtshülfe offenbar zu früh. Hätte der Verfasser sein Werk einige Jahre reifen lassen, ich glaube, er hätte die eine Hälfte weggestrichen, die andre abgekürzt, und dann das Ganze — bei Seite gelegt.

Vermischte Nachrichten.

Aus Königsberg. Merkwürdig ist die sinnreiche Weise, in der sich die hiesigen Mälzenbräuer (Bierbrauer) einander für das durch die Gewerbsfreiheit verlorne Privilegium schadlos halten. Jeder Besitzer eines Brauhauses, er mag brauen oder nicht, erhält in Coupons von 100 Thl., 10,800 Thl. die nach den ersten drei Jahren 4 Procent Zinsen tragen. Jährlich wird ein Sechszehntel dieser Coupons eingelöst und verbrannt. Den Fonds dazu erhält man durch eine Abgabe, der sich jeder Brauende bei jedem Gebräude unterwirft. Mehrere Eigenthümer von Brauhäusern werden sich mit den Zinsen ihrer Coupons begnügen, ohne zu brauen, doch ohne Schaden für die Uebrigen, die es nun desto öfter thun können. (Wie aber wenn neue Brauereien gestiftet werden: kann man die Eigenthümer zu jener Abgabe verpflichten?)

— Daß die Subaltern-Offiziere der ganzen Kurfürstlich-Hessischen Armee und mehrere Subalterne im Civildienst Erhöhungen ihres Gehaltes erhalten haben, ist durch die Zeitungen feierlichst bekannt gemacht worden. Die ganze Summe dieser Zulagen für die Armee und das Civil, beträgt jährlich gegen dreitausend Friedrichsd'or. — „Seit der Wiedergeburt unsers Vaterlandes, „meldet die allgem. Zeitung aus Kassel, sind mehrere Taxen z. B. die Stempel- und Accise-Taxe so erhöht worden, daß sie das Doppelte früherer Zeit eintragen. — Die Militärpflichtigkeit ist in dem Ländchen, wenige Ausnahmen abgerechnet, allgemein. Der Ausgehobne muß zwanzig Jahr dienen, und bekommt monatlich anderthalb Thaler, auch, wenn er sein Leben vom 20sten bis zum 40sten Jahre so verbracht hat, ein Zeichen.

— Ein Franz. Arzt hat eine Schrift geschrieben, worin er den Damen eifrig anräth, sich in Flanell zu wickeln: denn, sagt er, ich kenne eine Menge Frauen, die lieber ganze Apotheken verschlucken, als ihre Kleider füttern lassen.

— In der „Statistik des menschlichen Elends," von der in der vorigen Nr. gesprochen wurde, wird ein eignes, langes Kapitel den „Liebhabereien" gewidmet, nehmlich jenen die Elend verbreiten. Der Verfasser rechnet auch die Heere in solchen Ländern dahin, die zu klein sind um ihre Einwohner durch einen Krieg zu schützen. Solche Länder, meint er, sollten nur Polizei-Wachen haben, die auswärtige Behütung aber von großern Mächten erbitten.

— Im Palais Royal ist ein Buchladen eröffnet, in dem nichts zu haben ist, als Gedichte von Delille, aber in allen Formaten und Drucken.

— Mdme. Catalani hat bekanntlich das Privilegium der Italienischen Oper zu Paris, und zur Erhaltung desselben einen Zuschuß von 160tausend Frcs. Diesen letztern scheint sie als eine persönliche Rente betrachtet zu haben, denn anstatt ihn zur Vervollkommnung der Bühne zu verwenden, schränkte sie diese ein, entließ, während ihrer jetzigen Reise, einen großen Theil der Sanger und Musiker, setzte den Gehalt der übrigen herab, und nahm selbst den Dichtern zwei Drittel ihres Antheils. Da die Oper dadurch sehr tief sank, befahl die Regierung, daß alles bei dieser Bühne wieder in den vorigen Stand gesetzt werden solle; und jetzt ist Mdme. Catalani durch einen zweiten Befehl die Wahl gelassen, sobald als moglich zurückzukehren und die übernommene Verpflichtung zu erfüllen, oder ihr Privilegium, also auch die Zubuße, zu verlieren.

— Die Gaz. de Fr. nimmt es einer andern Zeitung sehr übel, daß sie eine Lobrede auf Guyton Morveau enthalten, ja, daß sie ihn nur genannt hat; weil dieser berühmte Chemiker unter Buonaparte kein Royalist war.

— Die allgem. Zeitung versichert, die 15,000 Thaler jährlich, welche durch die vom Kurfürsten von Hessen für die Armee und die Civilbeamten zusammen, bewilligt worden, erregten in Kassel, als Vermehrung der umlaufenden Geldmasse, große Freude. Man muß gestehen, diese Freude ist eine rührende. Sie wird noch erhöht werden, wenn es wahr ist, daß das Residenzschloß zu Kassel wieder aufgebaut wird. Man berechnet, daß dies 500tausend Thaler kosten konne, also das umlaufende Geldvermogen der Kurfürstlich-Hessischen Nation, wenn der Bau 5 Jahe dauerte, jährlich mit beinahe 20tausend Frdch'or vermehren würde; wovon freilich abgerechnet werden müßte, was die erhöhten Taxen wieder herausziehn.

1816. Nro. 76.

Ernſt und Scherz

Montag, oder den 2. December.

der alte Freimüthige.

Das Königreich Haity.

(Schluß.)

Die Kapſtadt.

Die Kapſtadt fängt an, ſich allmählig zu erheben. Einige fremde Handelshäuſer gewinnen wieder ihren vorigen Glanz, und die Weißen, die in den erſten Zeiten der fürchterlichen Revolution nur ſelten ſich vor der Wuth der Schwarzen retten konnten, fiedeln ſich wieder an, und genießen beim Regenten große Achtung. Der Handel fängt durch Amerikaner, Dänen, Schweden und Engländer wieder zu blühen an, und es iſt zu hoffen, daß die Kapſtadt auch unter den Negern in wenig Jahren zu einem wohlhabenden Handelsplatze ſich erheben werde. *) Am Morgen kommen immer mehrere hundert Neger und Negerinnen mit fruchtbeladenen Eſeln nach der Stadt, und verkaufen hier die herrlichen Granatäpfel, Citronen, Pomeranzen, Sanabillen, Feigen, Bananen, Yamswurzeln u. ſ. w. Sonntags bringen die Negerinnen ihre Kunſtſachen, als Körbe und dergl. zum Verkauf.

*) An den Wegerhäuſern, in denen nur die Frauen Handel treiben, ſtehen Stühle, über denen ein grünes Zelt ausgeſpannt iſt. Sie laden die Vorübergehenden freundlich ein, ſich zu ihnen zu ſetzen.

Vor der Revolution beſchäftigten ſich die freigelaſſenen Neger gewöhnlich mit weniger ermüdenden Handwerken, und waren Perückenmacher, Schneider, Schuſter, Sattler, Krämer, Violinſpieler, Bediente, u. ſ. w. Wider den Landbau hatten ſie großen Abſcheu, was ſich aber jetzt, wo derſelbe aufgehört hat, die Beſchäftigung von Sclaven zu ſeyn, ſehr geändert hat. Die Wohlhabendern kleiden ſich in Baumwolle, und tragen ſehr weiße und lange Hoſen, weiße Weſten mit geſtickten Hoſenträgern, eine baumwollene Jacke, den Kopf mit einer Binde von Oſtindiſchem Tuche bedeckt, und über derſelben einen großen grünen Hut; die Stiefel oder Schuh von rothem oder grünen Maroquin. Der Pöbel läuft halb nackt herum, und gleicht dem Pöbel aller Orte an Schmuz und Trägheit.

Intereſſant mögen noch folgende Notizen aus dem Munde eines Reiſenden ſeyn. „Endlich erblickten wir la Grange und Monte Chriſto, ſo wie am Fuße eines Felſengebirgs eine ſchöne Weſtindiſche Feſtung mit drei Thürmen, an einem Punkte wo ſich ein Arm des Meeres nach Kap Henry hineinzieht, und ſich eine erhabne Ausſicht auf eine weite und hohe Bergkette eröffnet, deren Gipfel mit Wolken bedeckt iſt. Wir thaten einige Schüße, zum Zeichen, daß uns ein Lootſe in den Hafen führen ſollte. Bald darauf kam ein Boot zu uns an Bord, deſſen Bemannung aus halb-

nackten Negern bestand, mit Ausnahme des Steuermanns, der blendend weiß gekleidet war. Dieser Steuermann führte unser Schiff sicher in den Hafen, in dem wir ankerten. Gleich nachher ließen wir dem Regenten zu Ehren unsre Kanonen donnern, und nun kamen der Gouverneur und einige schwarze Generale auf unser Schiff."

„Cap Henry liegt dicht am Fuße eines Felsens, und hat schöne, drei Stock hohe Häuser, unter denen sich das der Madame Dessalines, der verwittweten Regentin, auszeichnet. Ich hatte Briefe an sie zu übergeben. Sie ist eine Frau von wahrhaft majestätischer Bildung, besitzt alle Schönheit, die man von einer Negerin verlangt, Zähne wie Perlen — eine erhabene Stirne — schwarze Wolle statt Haar — dicke Lippen — ein volles Gesicht — feurige Augen — einen herrlichen Wuchs. Ihre Kleidung bestand aus dem feinsten, mit Spitzen besetzten Musseline. Den Hals umgaben Gold- und Perlenschnüren. Um den Kopf war ein Ostindisches Tuch gewunden, und ein sehr großer, grüner Hut vom feinsten Filze bedeckte ihn. Die Finger waren voll goldener Ringe, und dergleichen Gehänge schmücken auch die Ohren der gemeinsten Neger. Wenn Madame Dessalines ausgeht, so folgen ihr zwanzig Negerinnen von der ausgezeichnetsten Schönheit *) Ihr Reichthum besteht in Kaffee- und Zucker-Plantagen. Auch hat sie ein Gewölbe, wo sie ihre Negerinnen mit Stickereien, worauf sie sich sehr gut verstehen, beschäftigt."

„Madame Dessalines ist eine sehr edle Frau, obschon ihr Gemahl sehr grausam war, und die Weißen heftig verfolgte; oft hielt sie einen Verurtheilten so lange verborgen, bis er Gelegenheit fand, auf einem Schiffe sich zu retten."

„Der König, dem ich durch den General Tabar vorgestellt wurde, nahm mich sehr gut auf, und lud uns zum Frühstück ein, wo wir mit Torten (Maiskuchen), Suppe, Fischen, Syrupwein, gebratnen Vögeln, Orangen und Ananasmitten bewirthet wurden. Letztere sind eine Art Birnen, welche die Deutschen Sternbirnen nennen."

*) „Ich kann die Geschicklichkeit der Negerinnen und Mulattinnen, so wie ihr artiges, feines Betragen nicht genug rühmen, vorzüglich das der Madame Dessalines und der Königin. — Wenn sie Englisch, Spanisch oder Französisch sprechen, so haben sie alle einen singenden Ton. Alle Madchen singen sehr schön; wir mochte der Gesang dieser schuldlosen Geschöpfe viel Vergnügen. Ich sage: schuldlose, weil die im Dienste obengenannter Damen sich befindenden jungen Negerinnen eine Art Nonnen sind.

„Oft ritt ich in Gesellschaft von Kaufleuten in die umliegende Gegend; wir besuchten die Hütten der Neger, die uns denn mit Kokosnüssen bewirtheten. Ihre Hütten sind von außen nicht höher, als ein Mann; allein innerhalb sind sie tiefer. — Ich wagte auch, die hohen Felsen zu besteigen, welches gefahrvoll ist. Es dauerte drei Stunden, ehe ich den Gipfel erreichte, bis wohin mich immer jähe Felsen und tobende Kaskaden umgaben. Entzückend ist aber die Aussicht, die man von oben herab genießt. Ueber Palmen- und Kokoswaldungen erblickt man das Westindische Meer. Die hohen Felsen, die kleinen Hütten, die mannigfaltigen Bäume, die bunten Vögel, die Viehheerden u. s. w. bilden ein wunderbares Gemälde. Geht man in den Waldungen spazieren, so wird man von den Affen tüchtig mit Kokosnüssen geworfen Die einheimischen Papageien sind größtentheils sehr schön."

„Man muß hier sehr einfach leben, sonst wird man leicht ein Opfer des Klima's. Ich hatte das Glück, gar nicht zu erkranken, ausgenommen eine Magenentzündung, die aber dem Genuß von Milchrahm, Syrup, Sapadillen und Frighananen bald wich; besonders ist der Sonnenstich hier gefährlich."

Uebrigens herrscht in diesem neuen, größtentheils von Afrikanern bevölkerten Staate, das größte Sittenverderben und die äußerste Zügellosigkeit. Auch ihre Tänze sind für den Europäer sehr unanständig.

Santo Domingo.

Zum Schlusse fügen wir noch Einiges aus Robin's Reisen durch die Westindischen Inseln, über den ehemals Spanischen Antheil, die Stadt Santo Domingo, bei: „Die Stadt St Domingo lag vor uns an einer schönen Bai, von der sie sich amphitheatralisch erhebt. Ihre Kirchen und Häuser, mit dichten Baumgruppen vermischt, gewähren einen interessanten Anblick. Nicht ohne Schauder segelten wir an den nackten Felsen hin, welche die Seiten des Hafeneingangs bilden, indem wir vergebens auf einen Piloten gewartet hatten. Jetzt waren wir kaum einen Pistolenschuß von der Stadt entfernt. Malerisch erhebt sie sich auf einer Masse mit Höhlen versehener Felsen, aus denen große Epheuranken in schöner Draperie herabhangen. Der nicht sehr breite, aber tiefe Fluß, eilt in Krümmungen unter den ihn beschattenden Bäumen hin. Die schönen Umgebungen der Stadt, das Alter ihrer Forts und Mauern und

das unbewohnte fast verfallene Schloß verbreiten über alle Gegenstände ein melancholisches Ansehen."

„Die Stadt ist 1494 von Kolumbus angelegt worden. Ihre Straßen, mit Trottoirs versehen, sind breit und gerade, aber nicht gepflastert, und durchschneiden sich in rechten Winkeln: die einen laufen nach dem Hafen, die andern dem Meere zu. Die Häuser von Steinen sind ganz dem Klima angemessen; alle haben Höfe und Gärten Vor den öffentlichen Gebäuden sind große, freie Plätze. Kirchen und Klöster giebt es leider zu viele. Die Umgebung der Stadt hat viel Reizendes. Ein schöner Wald von hohen und dicken Bäumen faßt den Fluß ein. Bananen, Ignamen, Pataten und Maniokpflanzen wachsen darunter mit ihrem nährenden Fleische, ohne Kultur. Der Orangenbaum wuchert unter Dornen und Unkraut. Wenn man an der Küste herab dem Flusse zugeht, erblickt man eine Fontäne, wo ich mich gerne erquickte. Von Kolumbus errichtet, war sie längst verfallen, aber von Toussaint Louverture wieder hergestellt. — Der hiesige Handel könnte der wichtigste von der Welt sein. Tausende Acker Landes liegen an den Mauern der Stadt wüste, und sind zu dem niedrigsten Preise zu haben."

Möge dieser unglücklichen Insel bald ein besseres Schicksal werden, und mögen die Neger für lange Verhöhnung von Seiten des gebildeten Europäers, durch thätiges Streben nach Kultur sich rächen, und diesem jungen Volke ein zweiter Numa erstehen!

A. Z.

Neuigkeiten.

Vermischte Nachrichten.

Riga, vom 24sten Oct. (6ten N.v.) Die von Sr. Majestät unserm menschenfreundlichen Monarchen am 23sten Mai d. J. bestätigten Esthländischen Bauer-Verordnungen, wodurch die Esthländische Ritterschaft „allen ihren bisherigen auf die Leibeigenheit und Erbunterthänigkeit der Bauern gegründeten Rechten entsagt," sind jetzt gedruckt, und ich sende Ihnen beiliegend ein Exemplar davon. *)

Auch in diesem Jahre wieder beging unsre Stadt sehr festlich die Wiederkehr jenes Tages, an welchem ihr und der Provinz 1812. in unserm verehrten Hn. General-Gouverneur Marquis Paulucci, damals ein Retter, für die Folgezeit ein liebe- und einsichtsvoller Verwalter, selbst ein geschmackvoller Verschönerer geschenkt wurde. Er war erst kurz vorher aus Italien zurückgekehrt. Darauf bezieht sich das beiliegende Gedicht von Tieleman (Herausgeber der Livona,) das auf dem Ball, mit dem die Musse den Tag feierte, überreicht wurde.

Willkommen aus dem schönen Dichter-Lande,
Wo die Natur bezaubernd sich erhebt,
Hold wie der Traum im Grazien-Gewande,
Der in Torquato Tasso's Liedern lebt!
Dort, wo aus dunklerm Blau die Sterne schimmern,
Der Lorbeer über Gold-Orangen ragt,
Und unter grauer Vorwelt Marmor-Trümmern
Der hohe Genius der Griechen klagt.

Willkommen uns! — Sei's Süden oder Norden,
Die Freude bleibt dem edleren Gemüth.
Denn nichts kann dem der rauhe Winter morden,
In dessen Brust ein milder Frühling blüht.
Auch hier, wie in der Heimath-Thaler Frieden,
Begrüßt die Liebe aller Edlen Dich!
So schaffst Du Dir im Norden selbst — den Süden,
So schmückt des Ruhmes schön'rer Lorbeer Dich.

Alle, denen die Wissenschaften lieb sind, trauren über den frühzeitigen Tod unsers Landsmannes, Hn. von Richter, eines sehr hoffnungsvollen Jünglings, den seine glühende Wißbegierde zu einer Reise durch Aegypten, Persien und die Türkei bewog, und der zu Smyrna an der Ruhr gestorben ist. (Künftig nähere Nachrichten über seine Reise und die Früchte derselben.)

— In Paris ist ein „Almanach der andern Welt, für das Jahr des Teufels 1817. erschienen. Das ist doch wohl eine der plattesten Ruchlosigkeiten, die sich finden läßt.

— Im Théâtre Français wetteifern jetzt zwei neue Schauspielerinnen, von denen die eine viele Talente, die andre viele Beschützer hat. Man wettet zehn gegen eins, die letztere werde angestellt werden.

— Ein Italienisches Journal beklagt sich, daß die Italienischen Theater von Turin bis Palermo, lauter elende Sachen geben, und fordert die Regierungen auf, es zu verbieten.

— Ein Persisches diplomatisches Compliment! Eine Engl. Zeitung erzählt, als der Persische Gesandte zu London vor einiger Zeit einem Minister vorgestellt wurde, äußerte dieser, es müsse dem Gesandten wohl sehr unangenehm seyn, sich in einem Lande zu befinden, wo man die Sonne so selten sehe. „O, antwortete der Gesandte, wenn man die Figur Ew. Herrlichkeit sieht, vermißt man die Sonne nicht."

— Das Morn. Chron. versichert, das Ueberströmen Deutschlands mit Engl. Fabrikaten sey nicht die Folge eines Plans, die Deutschen Fabriken zu Grunde zu richten, sondern nur durch Noth veranlaßt. Die Planlosigkeit des Verfahrens kann man zugeben, aber der Nachtheil bleibt.

— Die Englischen Zeitungen enthalten einen Brief des kon. Spanischen Generals Morillos worin er den Engländern alle Häfen von Venezuela öffnet. Jene Zeitungen finden

*) In einer der nächsten Nrn. soll eine ausführliche Nachricht über diese grade jetzt sehr merkwürdige Verordnungen mitgetheilt werden. D. H.

darin einen Beweis, daß er den erhaltenen Befehlen nicht gehorche.

— In Brasilien soll allgemeine Freiheit des Gottesdienstes proklamirt seyn: ein Beweis, daß die Fesseln der Römischen Hierarchie auch jenseit des atlantischen Weltmeers gesprungen sind.

— Mit der Ueberschrift: „An den unverschämtesten aller lebenden Menschen", enthält das Morn. Chron. einen Brief an Lord Castlereagh. — —

— Ein sonderbares Beispiel, wie einseitig die gewöhnlichen Zeitungsnachrichten oft sind! Aus dem Herzogthum Parma wanderten eine große Menge von Landleuten und Handwerkern mit ihren Familien nach Genua und Livorno, um sich nach Amerika einzuschiffen. Die Parmesanische Regierung gab nun das Gesetz, es soll niemand mehr Pässe nach Genua erhalten; wer sich einmal auswärts niedergelassen, solle nie mehr zurückkehren dürfen; wer zur Auswanderung verleite, soll von der Hand des Scharfrichters gepeitscht, und zu zwei bis fünfjähriger Zwangsarbeit verurtheilt werden. Diese überstrengen Verordnungen theilen die Zeitungen mit; von den Maßregeln aber, welche ganz ohne Zweifel die Regierung von Parma ergreift, um das Elend aufhören zu lassen, das die Armen zur Auswanderung zwang, sprechen sie nicht: und doch sagt sich's gar nicht denken, daß man in Parma die Eingeborenen auf jeden Fall nur dazu verpflichten wolle, zu Hause zu verschmachten. *)

— Im Journal de Paris stellt ein altes Mitglied der Pariser Universität auf eine sehr dringende Weise die Nothwendigkeit vor, die Jugend in den Schulen nicht bloß Griechisch und Latein, sondern auch lebende fremde Sprachen zu lehren; namentlich Deutsch, Englisch und Spanisch. In Frankreich ist diese Forderung sehr merkwürdig.

— Durch ein Decret vom 26sten Oct. ist in Spanien die Einfuhr der Englischen Baumwoll-Fabrikate strenge verboten, „weil die Einfuhr derselben großentheils den Verfall der inländischen Fabriken veranlaßt habe." —

— Ein Exprediger im Kirchenstaat, der zu einem Sterbenden gerufen wurde, behauptete, dieser habe bestimmt, zum Besten seiner Seele solle seine Mitterne eine Kapelle bauen lassen und sie dotiren. Die Mitterne erklärte, ihr Gatte habe ihr nie etwas davon gesagt, auch fand sich durchaus kein schriftlicher Beweis darüber; aber der Exprediger setzte ein Zeugniß auf, das er und sein Küster unterschrieben, und ging damit zu den Gerichten. Die Sache gelangte an den Pabst, und der edle Greis schlug die Sache sogleich nieder und gab dem Exprediger einen strengen Verweis, worauf dieser zu den Mission-Anstalten nach Afrika abging. Wie es in Frankreich heute steht, die monarchischer sind als der König, scheint es in Italien Priester zu geben, die Kirchlicher sind, als der Pabst.

*) In einem großen Reiche ist, nach der Aussage seiner Geschichtschreiber, die Leibeigenheit bloß dadurch entstanden, daß man vor vierhundert Jahren das Auswandern der Bauern armer Provinzen in reichere, verbot. In den letztern existirt sie nicht.

Bruchstücke aus einer Reise durch die Rhein- und Main-Gegenden. (Schluß.)

Die Universität zu Würzburg mag im Ganzen allerdings noch immer mehrere treffliche Männer zählen, allein von ihrem großen Flore in 1804, hat sie gar sehr verloren. Der sehr verdiente Kleinschrod altert schneller, als man sichern sollte, wozu eine goethe nicht ganz wohl berechnete Diät wohl das meiste beitragen mochte. Schmidlein, besonders im Prozesse ausgezeichnet, ist zugleich Hofgerichtsrath, und muß unter seinen Collegien — er liest auf Pandekten — und gerichtlichen Arbeiten erliegen. Hohr — ein sehr scharfsinniger Mann voll Kraft und Feuer — muß viel, findet sich aber von gewissen Leuten entgegen gearbeitet und kann also seinen Ideen nicht ganz die Verbreitung verschaffen, die sie verdienen. Unter seinen Gegnern befindet sich der längst nach Gebühr beachtete Prof. M——— der sich aber als einen großen Philosophen und Staatsmann bei Leuten dergestalten Mittel gefunden, die das Verdienst eines Gelehrten nur in's Kriechen setzen heißen. — Fischer (C. A.) war sonst durch sie — — Fortsetzung gewiß verdrängt worden; ich hörte mit Lob und Anstand von ihm sprechen. Oefter, den ich in einer Gesellschaft kennen lernte, scheint ein Mann von vieler Gemütlichkeit, und den menschlichsten Kenntnissen. Ruthart hebt sich mit jedem Jahre, wie sein nasses Werk über die ländliche Verfassung in Baiern beweist. Er versteht Fleiß mit Talent, talentvoll er kann und wann sich ein wenig gehen lassen dürfte. Jüngere talentvolle Männer, wie Sorg, Oefele, Dollinger, u. s. w. haben sich auch nicht unvortheilhaft bekannt gemacht. Der vortreffliche Professor Oelenbach, einzig in seiner Art, und als Lehrer besonders unübertrefflich, ist vorigen Sommer gestorben, und dessen Stelle noch nicht wieder besetzt worden. Ob ein v. Siebold durch einen „D'outrepont" nur zur Hälfte in einem solchen Fache ersetzt werden kann, steht billig zu bezweifeln; doch ist Hr. Prof. „D'outrepont" gewiß auch selbst desselben genug, um dieses nicht zu glauben. Die herrlichen Sammlungen, die sich im Gebäude hinter befinden, sind als Privateigenthum mit Siebold nach Berlin gezogen, wodurch eine große Lücke entstanden. Was der Universität Würzburg fehlt, ist Vollständigkeit. Die einzelnen trefflichen Männer stehen allein, oder sind zu alt, und so ist nirgends ein Ganzes, oder der gehörige Zusammenhang; indem ein beständiges Schwanken, Zerreißen und Negieren, wobei sich die Studirenden sehr übel befinden. — Das hellste Lotto, wodurch die Immoralität der niedern Stände, seit den letzten zwei Jahren, unglaublich gelitten ist, trägt auch dazu bei, manchen sorgsamen Aeltern, nicht ungegründete Besorgnisse für ihre Söhne einzuflößen, die sich jedem, der mit dem Studentenhaushalte bekannt ist, um so mehr aufdrängen, als die vielen Juden das Schuldenmachen gar sehr erleichtern.

Die Bibliothek konnte ich nicht besehen. Sie soll sich jedoch durch die Bemühung des verdienten Ob. Bibl. Goldmayer in sehr guter Ordnung befinden, auch durch seine große Oeconomie und Fürsorge, einigen und wirklich keineswegs unbedeutenden Zuwachs erhalten haben. Doch versicherte man, daß wenigstens 12000 Th. nöthig seyn dürften, um sie nur in den Hauptfächern bis auf die neuesten Zeiten im Großen vollständig zu machen. Das Blanklische Kabinet ist bekannt, obgleich viel zu viel Wesens davon gemacht worden.

1816. Nro. 77.

Ernſt und Scherz

Dienſtag, oder den 3. December.

der alte Freimüthige.

Ueber den Concert-Geſang in Deutſchland.

Körners Lied: Der Treue Tod, von Herrn Wild in einigen Concerten zu Berlin, nur mit Begleitung des Pianoforte, meiſterhaft vorgetragen, hat auf alle Anweſende jedesmal eine ſo große Wirkung hervorgebracht, daß Herr Wild, was noch nie in Concerten der Fall war, (außer in einem der Catalani) mit allgemeiner Stimme aufgefordert wurde, den Geſang zu wiederholen. Es iſt unläugbar, daß unſere vaterländiſche uns verſtändliche Sprache, und der deutliche ausdrucksvolle einfache Vortrag des vortrefflichen Sängers, dieſen allgemeinen Enthuſiasmus im Publikum hervorbrachte, das kräftig ausſprach, wie empfänglich es für jeden ſchönen Geſang ſei, wenn er deutlich, verſtändlich, ohne überladene Zierrathen, mit Empfindung in unſerer edlen kraftvollen Sprache vorgetragen wird. Möge dieſer Ausſpruch des Publikums, das jeder Zeit Recht hat, wo es bei Kunſtſachen ſeinem Gefühle folgt, alle Deutſche Dichter und Komponiſten, aufrufen, endlich einmal Deutſche Produkte für die Concerte zu liefern, und die Sänger, in Deutſchland öffentlich immer Deutſch zu ſingen. Schämen wir uns, ferner zu ſagen, daß unſere volltönende Deutſche Mutterſprache unſern Deutſchen Ohren hart und rauh klinge.

Es iſt hier nicht der Ort zu unterſuchen, um wie viel die Wälſche Sprache weicher ſey, als die Deutſche. Geben wir auch den Vertheidigern alles Fremden und Ausländiſchen es zu, daß ſie weicher klinge, ſo wird doch mehr dem Vorurtheil gefröhnt und nachgeſprochen, als verantwortlich iſt, da ſich jeder Unbefangene, wenn er ehrlich ſeyn will, geſtehen muß, daß man von einer Italieniſchen Arie in den Concerten ſelten oder niemals die Worte, vielweniger den Sinn derſelben verſtehe, und daß der Sänger eben ſo gut unter ſeine Rouladen das Wort Amen, oder Allah, oder das Alphabet mit derſelben Wirkung legen und abſingen könnte.

Es war eine neue, herrliche, erfreuliche Stimmung in der ganzen Verſammlung in den beiden Concerten, als ein Geſang in unſerer eignen edlen Sprache deutlich ausgeſprochen, von einer das Herz ergreifenden Stimme ertönte. Jeder Anweſende verſtand das Geſungene und wurde dadurch ergriffen, ſtatt daß nach jeder abgeſungenen Italieniſchen Arie dem Sänger durch ein Händeklatſchen ein ſtilles Kompliment gemacht wird. Zertrümmern wir den Götzen, dem wir ſo lange gefröhnt haben, entſagen wir dem alten Vorurtheil, muntern wir unſere Dichter, die für den Geſang, oder vielmehr für die ſogenannten Kunſtfertigkeiten des Sängers, nicht bequemen Worte nicht zu

wählen, und statt dieser neue zu schaffen, oder sie für bequemere zu vertauschen; zeichnen wir die Deutschen Komponisten aus, die kräftige oder liebliche, aber für unser Gemüth und unsern Charakter passende Melodien erfinden, in denen auch der Sänger seine Kunstfertigkeiten entwickeln kann, fordern wir es von unsern Künstlern, nur in unserer Sprache in öffentlichen Versammlungen Gesänge ertönen zu lassen: so wird die in vieler Hinsicht sich über die andern Sprachen erhebende Deutsche, uns bald wohl klingen, und die künftigen Deutschen Generationen werden darüber erstaunen, wie es möglich war, daß ihre Vorfahren nicht ihre eigenen großen Dichterschöpfungen, sondern auswärtige weichklingende, den meisten noch dazu unverständliche Verse, durch ihre Musik verdollmetscht, jemals anhören wollten. T.

Ein Brief von dem guten Dichter und großen Schauspieler Schröder.

Vorwort. Ein junger Liefländer von einer der ersten Familien seiner Provinz, hatte auf der Universität den Einfall, Schauspieler zu werden. Er wandte sich unter einem fremden Namen persönlich an Schröder, der ihm rieth, zuerst zu einer kleinen Bühne zu gehn; ein Paar Tage nachher aber ihm folgenden sonderbar karakteristischen Brief sendete.

„Unwissend Ihrer Verhältnisse hab' ich Ihnen einen Rath gegeben, den ich mir nie verzeihen würde, wenn Sie ihn erfüllt hätten. Ich rieth Ihnen, zu einem kleinen Theater zu gehen. Ein Ohngefähr hat mir Ihren Stand, und Ihre Verhältnisse entdeckt; es wird mir also Pflicht, Sie zu beschwören, den leidigen Gedanken an das Theater aufzugeben, und zu Ihrer ehrenvollen Pflicht zurückzukehren. Glauben Sie dem Zeugnisse eines Mannes, der dem Anschein nach den höchsten Gipfel des Glücks beim Theater erstiegen hat, und doch seit langen Jahren nur dann eine vergnügte Stunde hat, wenn er das Theater und dessen Verhältnisse vergessen kann; der nur darum noch dabei ist, um sich mit besserer Bequemlichkeit von ihm entfernen zu können. Ich schwöre Ihnen überdieß, daß nicht einmal Thätigkeit und Kenntnisse und Talente hinreichend sind, die ersten Stufen dieses sogenannten Tempels zu ersteigen; — nichts als Glück, Umstände und Verhältnisse müssen concurriren. Was für Aussichten des Alters hat der Deutsche Schauspieler? Der Gedanke allein sollte einen jeden, der in andern Verhältnissen stehen kann, schon von diesem Schritte abhalten; geschweige denn einen Mann von Stande, der grade jetzt Gelegenheit hat sich empor zu schwingen! Um den seine Familie trauert! — Verzeihen Sie meine Freimüthigkeit! Der Gedanke einen hoffnungsvollen jungen Mann vom Verderben zu retten, ist mir so theuer, daß ich sie mir erlauben mußte. Bedürfen Sie meiner Hülfe? Befehlen Sie! — Ich will mich glücklich preisen, wenn ich etwas beigetragen habe, Sie zu retten."

„Ich bin mit der vollkommnesten Hochachtung Hamburg, den 8. Sept. 1788.

Ihr

ergebenster Diener
Schröder."

Mancherlei.

Von Freistaaten. *)

Zwei Triebe sind allen Menschen gleich eigen, das Athemholen und die Begierde nach Herrschaft. Zu unterdrücken ist das eine so wenig wie das andere; alles was geschehen kann, ist daß derjenige, der herrscht, mit Recht herrsche. In monarchischen Verfassungen ist dieser Eine der König; das Recht dazu ist von seinen Voreltern auf ihn vererbt, und so fällt es keinem ein, sich des Herrscheramtes für eben so würdig zu achten. In Republiken ist der Fall umgekehrt; da will keiner weniger seyn und vorstellen, wie sein Nachbar. Anstatt Eines Königs, giebt es deren hundert, ja oft zwei und dreihundert Könige, die alle frisch drauf los befehlen. Wie schwer aber ist es nicht, einen Herrscher zu finden der seinem Amt wohl vorstehe. Wie darf man sich schmeichlen ihrer hundert aufzugreifen? Die monarchische Verfassung verdient darum vor jeder andern den Vorzug, vorausgesetzt daß der Besitzer des Oberbefehls, Schranken erkenne, durch Selbstbeherrschung, durch Unterordnung unter den Zweck des Staates, — ein Wort davon in Republiken niemand etwas hören will.

Etwas über Volkswahlen. **)

Die gefährlichste Verfassung ist die, unter welcher ein Volk sich frei glaubt, ohne es zu seyn, aus dem Grunde weil es Antheil an der Gesetzgebung hat. Ein anders ist die Entwerfung der Gesetze,

*) Aus einem Freistaate eingesandt.

**) Eben daher.

ein anders ihre Anwendung. Die Vorschrift wie verwaltet werden soll, gründet und sichert die Freiheit nur dem Scheine nach, wenn dem Volk nicht zu gleicher Zeit das Recht zusteht, darüber zu wachen, daß nicht bloß dem Buchstaben, sondern dem Geist des Gesetzes eine Genüge geleistet werde, die Form nicht zur Umgehung des Gesetzes, sondern zu seiner Aufrechterhaltung diene. Eine Regierung die es nicht aufrichtig mit dem Volk meint, kann sich jedes Gesetz gefallen lassen, das vom Volk in Vorschlag gebracht wird; ja die Gestattung einer solchen Freiheit ist ihr sogar nützlich, wenn sie sich nur darauf versteht, die Wahlen zu leiten, so daß, wenn die Gesetze gegeben sind, an keine andere, als ihr ergebene Individuen die ausübende Gewalt gelangt. Ein Volk das sich einbildet, zu seinem Wohle sey weiter nichts erforderlich, als die Entwerfung der Gesetze, gleicht jenem Prinzen in Göthen's Puppenspiel, der eine Verordnung erließ, und sich hierauf zu seinen Räthen kehrend sagt: Beschlossen 'hab ich's, jetzt gehts mich weiter nicht mehr an. Gesetze sind stumme Personen, angeschirrte Pferde vor einem Wagen: wenn der Kutscher nichts taugt, mögen die Pferde noch so gut seyn, der Wagen kommt nicht von der Stelle, oder bricht in Stücken.

P f l i c h t.

Mutter hat verboten:
„Sieh den Sänger nicht;
Bös' ist, was der Sänger
Singt und was er spricht."

Hast Du's ihr gelobet,
Bleibe treu der Pflicht,
Sieh den bösen Sänger,
Sieh ihn Lina, nicht.

Aber weil dem Abend
Tages-Schein gebricht,
Weder Sterne blinken,
Noch ist Mondenlicht:

Sänger kommt und bringet
Die ein Röschen schlicht,
Gern in Deine Locken
Er das Blümchen flicht.

Lina, steig' herunter,
Das vergönnt die Pflicht!
Nun ist alles dunkel,
Sänger siehst Du nicht.

Schaut Dir auch die Mutter
Forschend ins Gesicht,
Sprichst Du ohn' Errothen:
Nein, ich sah' ihn nicht.

A. W e r n i c k e.

E r d e n h o h e i t.

Was weilst Du, Wand'rer! an dem beglänzten Maal
Des Weltbezwingers? stehest voll Ehrfurcht still,
Und sprichst: „Was groß ist, muß verschwinden!"
Nenne nicht — Größe, — der Ehrsucht Träume! —

Dies Mausoläum decket ein Herz von Stein;
Und wie sein Marmor kalt, war die Seele deß,
Der seinen Thron aus Leichenschädeln,
Seine Palläste von Trümmern baute.

Im Flammenblick der heiligen Wahrheit welkt
Des Helden Lorbeer, bleichet sein Strahlenkranz;
Und aus des Zeitstroms wilden Wogen
Stürzt er hinunter in Lethe's Fluthen!

H. B u r d a c h.

N e u i g k e i t e n.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 29sten Nov. J o h a n n v o n P a r i s. Hr. Wild sang den Johann, Mdme. Seidler die Prinzessin, Dlle. Eunike wieder den Pagen. — Eine Sage beunruhigte das Publikum; nehmlich Mdme. Seidler habe die anonyme Drohung erhalten, man werde sie auspochen. Es wurden von der Polizey Vorsichtsanstalten getroffen; aber die sehr zahlreiche Versammlung zeigte für die liebenswürdige Sängerin nur bewundernde Dankbarkeit. Hoffentlich war die Sage nur ein schlimmer Scherz. Wer konnte sich versucht fühlen, die in jeder Rücksicht einnehmende Künstlerin zu kränken? Nur bei einer Rivalin, die sich von ihr in irgend einer Rolle verdunkelt fühlte, konnte ein solcher Gedanken entstehn, und unsre Künstlerinnen sind alle zu gesittet, um solche Mittel anwenden zu wollen.

Am 30sten Nov. P f l i c h t u m P f l i c h t, Drama in 1 Aufz. von Hn. Schausp. Wolff.

Es giebt ein kritisch Gebot, das spricht:
Wo es nicht blitzt, da — donnre nicht!

Daß der Verfasser dies Gebot, sowohl in der Behandlung der artigen kleinen Anekdote selbst, als in dem G e d a n k e n g a n g e, den er den Personen in den M u n d legt, (nicht in den Kopf: denn u. s. w.) verletzte, ist schon früher angedeutet worden. Aber wenn alle die trefflichen dramatischen Stoffe, die man seit zwanzig Jahren in ein Todtenhemd von poetisch-rhetorischer Sentimentalität gewickelt, zu Grabe getragen hat, in

ihrer wahren schönen Gestalt nicht unterhandeln; welch ein Bewunmel würde auf den Bühnen entstehn! Ohne also ferner mit dem Verfasser zu zanken, daß er der Mode folgte, wollen wir uns der Reize freuen, welche die schöne Sprache dem Stücke leiht, und der Schönheiten der Darstellung. Diese war in allen Scenen lobenswerth. Daß Legendorf Fräulein Rosamunde, genannt Zuleima, (Dlle. Düring) hinreissend sprach, beweist der Umstand, daß man fast geriethet war, als die gute Person vom Himmel verlangte, er solle sich schwärzen und donnern ꝛc. weil sie sich ins Wasser stürzen wolle.

Ernst und gerecht: der Verfasser zeigt so viel echtes dramatisches Talent, daß man wünschen muß, ihn recht oft und viel für die Bühne dichten zu sehen; wenn er sich dabei nur entschließt, die Behandlungsart durch die Natur des Stoffes bestimmen zu lassen.

Hierauf: Herr Müßling. Bei unsrer Bühne wenigstens ist niemand, e's Hr. Devrient, der die Hauptrolle nach Iffland zu spielen wagen dürfte. Der Unterschied von beiden, sahe sich in einen Zug zusammen drängen: wenn Müßling im Spiegel die zärtliche Scene zwischen seinem Sohne und dessen Geliebte erdichte, so balancirte Iffland gleichsam tanzend, grad und aufrecht rückwärts, bis zu den Cetappten; Hr. Devrient hingegen machte mit hochgethürmten Knieen lange Schritte zurück. Man denke sich alles Uebrige der Darstellung diesem Zuge entsprechend.

Zuletzt das Ballet: Die Lustbarkeiten im Mirthsgarten.

Am 18ten Dec. im Opernhause: Die Zauberflote. Sie heute einen ungewöhnlichen Reiz dadurch gewann, daß Hr. Wild den Tamino machte.

Im Schauspielhause: Das war ich; und dann der Wildfang. Diese beide aller. n Stücke konnten natürlich das Haus nicht gedrängt füllen, aber das versammlete Publikum war sehr empfänglich und froh. In dem ersten Stücke trat ein junger Anfänger als Knecht auf. Er zeigte bei einer gefälligen Gestalt, Anlagen und mißlet nicht. Das zweite wurde heute vorzüglich gut gegeben. Mdme. Eberstadt, ist in Soubrettenrollen überhaupt, Dlle. Royer war heute als Fräulein allerliebst.

Bücher-Chronik.

Vier Erholungs-Wochen, oder Reise durch die Nieder- und Oberlausitz u. s. w. Von J. W. F. Magdeburg. 1816. — Daß der Verfasser zur Erholung eine Reise machte, mag ihm wohl bekommen; daß er während derselben aufschrieb, wann er hier oder dort ankam, welches Wetter er hatte, was er während des Fahrens oder Spazierens sah u. s. w. mag sein übler Zeitvertreib gewesen seyn; daß er aber diese nichtssagende Notizen drucken ließ, — mag ihm sein Verleger verzeihn.

Lotosblätter. Fragmente von Ilderus. Erster Theil. Bamberg und Leipzig. 1817. Der Verfasser, ein vielseitig gebildeter Geist, spricht hier über Kunst, Wissenschaft und Politik. Neu, stark und groß sind seine Gedanken fast nirgend, aber er kleidet sie immer in recht artige, oft poetische und witzige Bilder. Wer alle Zeit und Sinn fürs Bilderstehen hat, wird bei diesem Buche Genuß finden. Der höchste Zweck und Schmuck der Schriftstellerei, vorzüglich die räsonirenden in Prose, ist das Bildermachen nicht.

Die Pilgerfarth, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Houwald. Herausgegeben von Fr. Horn. Nürnberg, 1816. — In einer, wenn's erlaubt ist, zu sagen etwas kauderwelsch haltungsvollen Vorrede sagt der Herausgeber, daß diese Dichtung schon 1807 geschrieben wurde, und daß, wenn ich ihn anders recht verstand, der Verfasser selber sie nur als eine Jugendarbeit betrachte. Daß ist sie denn freilich auch; sehr lückenhaft: ohne Kunstplan, ohne innere Wahrscheinlichkeit und Motivirung; aber zugleich reich an kräftig bildender Phantasie und reizend durch viele Schönheiten, so frisch und klar, wie sie nur einem genialischen jungen Dichter gelingen können.

Geschichte von Syrakus, von Gründung der Stadt, bis auf den Umsturz der Freiheit durch Dionysius. Von August Arnold. Gotha, 1816. (Als Zeitvergnügte ein Gitarrlied-Märchen von Syrakus.) Der Verfasser nennt sein Werk „einen ersten Versuch in der so schweren und seltnen Kunst der Geschichtschreibung.“ Dentet diese Aeußerung darauf, daß er noch lang ist? Aus dem Ton und der Farbengebung seines Vortrags sollte man das nicht schließen. Beide sind ernst und kalt, und fast trocken. Vielleicht entstand das aber aus der Nachahmung eines weit über seinen Werth gepriesenen Vorbildes. Dann muß man den Verfasser bitten, dieser Nachahmung zu entsagen, sich einen eigenthümlichen Ton zu wählen und seinen künftigen Arbeiten ja nicht gewaltsam jenen Reiz zu versagen, den nur Jugendlichkeit geben kann. Frischheit der Phantasie und die Wärme des Gefühls, sind für die schöne historische Composition sehr wünschenswerthe Eigenschaften, wo sie mit Reife des Geistes und des Studiums verbunden sind. Die letztern Vorzüge hat der Verfasser in diesem Werke gezeigt; mage er uns bald beweisen, daß er auch die ersten besitze. — Von dem hohen Interesse des hier behandelten Gegenstandes wäre es überflüssig zu sprechen. Das Buch ist eine sehr achtungswerthe Vermehrung der guten historischen Werke unsrer Literatur.

Vermischte Nachrichten.

Wieder verbreitet sich in Berlin die freche Sage, es werde hier eine zweite, die sich bestehende Bühne errichtet werden, und zwar in der Klosterstraße, also in dem lebhaftesten Theile der Stadt, weit entfernt von dem jetzigen Schauspielhause. Groß und volkreich ist Berlin genug dazu, und der Stand der Haupt- und Residenzstadt scheint es zu fordern. Auch wäre der Werkeifer der sehr bald zwischen den Bühnen entstehen müßte, das sicherste Mittel, der Kunst einen neuen Schwung zu geben, deßen sie hier jetzt in manscher Rücksicht sehr bedarf, und das Publikum wäre nicht zur Langenweile verdammt, so oft ein Zeitgeist etwa ein nicht gefallendes oder zu altes Stück aus dem Spiel nehmen mag, auf seiner jetzt einzigen Bühne erscheinen zu sehn.

— Der Bischof von Cambray sahe in dem Theil von Dornick, der zu seiner Diöces gehört, die die glückliche Entbindung der Kronprinzessin hatte; der Bischof von Gent, dem in der andern Hälfte der Stadt die Kirchen gehorchen, thut es nicht. Der erste erfüllte nur seine Pflicht; der andre verdient Dank. Er trägt dazu bei, die nie veraltenden politischen Anspielse der Römischen Hierarchie ins hellste Licht zu setzen, und auf neue zu beweisen, was man faß vergessen hatte, es sey ihre Bestimmung, einen Staat im Staate zu bilden. Diese Erinnerung kann sehr nützlich seyn.

1816. Nro. 78.

Ernſt und Scherz

Donnerſtag, oder den 5. December.

der alte Freimüthige.

Ueber die künftige Kriegs-Macht des Deutſchen Staatenbundes.

Die Beſtimmung über das Bundesheer Deutſchlands iſt eine der allerwichtigſten, mit welchen ſich der Bundestag zu beſchäftigen hat. Die Verhandlungen darüber ſind auf drei Monate ausgeſetzt, um die nöthigen Inſtruktionen einzuholen. Es läßt ſich erwarten, daß während dieſer Zeit zu den vielen Schriften, die ſchon über den Gegenſtand erſchienen ſind, noch ſehr viele hinzukommen werden. Es iſt alſo wohl keine überflüßige Dienſtgefliſſenheit, wenn dies Blatt ſeinen Leſern kurz und einfach auseinander zu ſetzen ſucht, wovon dabei eigentlich Rede iſt.

1. Allgemeiner Ueberblick.

Die Errichtung der ſtehenden Heere hatte einſt für die Völker Europa's die ſehr wichtige wohlthätige Folge, daß die inneren Zwiſtigkeiten der Staaten aufhörten, die Monarchen die Macht erhielten, das feudaliſtiſche Unweſen zu zerſtören, und ihren Beſtimmungen zum Wohl aller Klaſſen von Unterthanen, ungehindert von dem Eigennutz einzelner derſelben, Geſetzeskraft zu geben.

Um dieſen Dienſt mit Zuverläßigkeit zu leiſten, mußten die ſtehenden Heere von dem Intereſſe aller Stände getrennt, fremde Körper im Staate ſeyn. Wirklich beſtanden die erſten ſtehenden Truppen in Frankreich bloß aus Fremdlingen und Heimathloſen, die aus Wahl oder Noth vom Schwerdte lebten; aber als die Einrichtung in andern Staaten nachgeahmt wurde, ſahen ſich die Regierungen bald gezwungen, aus ihren Völkern ſelbſt die Beſtandtheile ihres Heeres zu erheben, und dieſe dann durch gebieteriſch ſtrenge Disciplin, durch Iſolirung ihres perſönlichen Intereſſe, durch Vorrechte die ſie ihnen zugeſtanden, von den Bürgerklaſſen aus denen ſie herſtammten, zu trennen, ihnen gleichſam Fremdheit im Staat durch Kunſt zu verſchaffen. Ein ſehr wirkſames Mittel dazu war es, dem Hange der Völker zu friedlicher Ruhe nachzugeben, und endlich ihre Wehrloſigkeit ſogar geſetzlich zu machen.

Welcher Wettſtreit nun zwiſchen den Staaten entſtand, wer ſeiner Maſſe von Bürgern die meiſten Soldaten entheben, und dieſe am ſtrengſten disciplinirt und üben könne, ſo wie die Folge dieſes Wettſtreites, eine immer höher ſteigende Spannung der Staatenkraft, iſt bekannt. In Frankreich, wo die ſtehenden Truppen zuerſt errichtet wurden, führte jene Spannung auch zuerſt Erſchöpfung herbei, und die Revolution brach aus. —

Bei der Zerrüttung die dieſe auch in die Armee Frankreichs gebracht hatte, ſah ſich die Nationals

versammlung gezwungen, gegen die Heere von stehenden Truppen, die von allen Seiten andrangen, die Nation selbst zu den Waffen zu rufen. Diese bewaffneten Bürgermassen waren gegen die Soldatenheere endlich immer siegreich, bis von der einen Seite jene Bürgermasse durch die Länge des Krieges und die schlauen Maaßregeln Buonaparten's, selbst zum stehenden Heer geworden war und von der andern Seite die Staaten die er vernichten wollte, nun gleichfalls das Hülfsmittel ergriffen, die Völker zur Unterstützung der Truppen ins Feld zu rufen. Sofort trat dieselbe Erscheinung ein, die im Anfange der Revolution alles in Erstaunen gesetzt hatte, nur umgekehrt. Buonaparte, so unbeweer sein stehendes Heer war, wurde von Moskwa bis Fontainebleau zurückgeworfen, und stürzte vom Thron. Er kehrte zurück: aber nun zeigte es sich ganz deutlich, daß seine Armee der Französischen Nation fremde geworden. Die Trümmern von jener sammelten sich um ihn; diese regte sich kaum für seine Sache: Paris wurde zum zweiten Male genommen, er zum zweiten Male gestürzt. —

Die größesten welthistorischen Resultate dieser Reihe von Begebenheiten, sind: daß die meisten Völker Europens wieder wehrhaft wurden und die Heere sich ihren Massen näher befreundeten; daß sich das Uebergewicht der bewaffneten Völker über stehende Heere, die nicht von einer Volksbewaffnung unterstützt werden, unverkennbar entfaltete; daß jene Volksheere aus den politischen Berechnungen nicht mehr weggeblieben dürfen, — (denn in jedem neuen Kriege, sollte man ihn auch nur durch die stehenden Heere anfangen, würde der unglückliche Theil unfehlbar wieder zum Aufrufen des Volkes greifen) —; daß also nichts übrig bleibt, als die Truppen die man im Frieden erhält, so und dazu zu organisiren, daß sie im Kriege den Kern bilden, um den sich die bewaffnete Volksmasse regelmäßig sammelt. Eine früher oder später, aber nothwendig allgemein, eintretende wohlthätige Folge davon wird seyn, daß die Zahl der stehenden Truppen herabgesetzt werden wird: denn der Kern der Staatsmacht braucht doch offenbar nicht die Größe zu haben, welche die vormalige einzige Schutzwehr desselben haben mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Tagesgeschichte der Dänischen Literatur.

Kopenhagen, den 15ten Nov.

In der That, mein Freund, ein unseliger Geist, ehedem Hobbes genannt, hat sich unserer Literatur, besonders des periodischen Theils derselben, völlig bemächtigt. Ein wahres bellum omnium contra omnes ist bei uns aus der Theorie in die Praxis, aus dem Systeme in die Wirklichkeit übergetreten. Ein Mann, der sonder Zweifel neben einigen Modethorheiten, die größte Anzahl von Sünden gegen die Sprache, die Rhythmick, den gesunden und gebildeten Verstand, den von Modethorheiten unabhängigen Geschmack und was noch mehr sagen will, gegen die Humanität — auf seinem Gewissen hat, — Sünden, welche die einzelnen Schönheiten seiner Gedichte nicht aufwägen — — dieser Mann wird vergöttert, als der erste Dichter des Nordens, ja, wie einige seiner Lieblingssänger sich nicht undeutlich vernehmen lassen, als der erste Dichter aller Zeiten und Völker. Und warum? Er besitzt eine lebendige, reiche Phantasie, die Alles unmittelbar anschaut, und Alles eben so anschaulich darstellt. Ein warmer Kopf, ein kaltes Herz! Allein gehört denn nichts mehr zum echten Dichtergeiste, als Phantasie, bloße Phantasie? Das größte Uebel für die Kunst, die allgemeine Aesthetik und angewandte Kunstkritik unserer Zeit, scheint mir grade der von Schellings Schule ausgegangene, oder wenigstens verbreitete Wahn, als bildete die Phantasie allein den Künstler. Meines Bedünkens gehört dazu eine schöne, freilich aber seltene Harmonie der verschiedensten Seelenkräfte, als z. B. Verstand, der sich mit gesunden Kenntnissen genährt hat; Geschmack, der sich nicht durch zufällige und vorübergehende Phantome der Zeit und Mode bethören läßt; Witz, Scharfsinn, Fertigkeit im mechanischen Theile der Kunst, erst schaffende Phantasie, und zuletzt ganz unerläßlich ein warmes Herz, das die neue Schöpfung mit Leben durchflammt. Eine einzelne Seelenkraft, z. B. selbst Phantasie, kann nie eine Harmonie hervorbringen: und jenem Manne, den unsere verführte Jugend anbetet, fehlt es gar sehr an Verstand, Geschmack, Witz, Scharfsinn, und völlig an der Fülle des Gefühls, das leicht bewegt wird, und wiederum Andere leicht bewegt. Denn selbstsüchtiger Hochmuth versteinert das Herz! Während man Oehlenschläger bei Leibes Leben unverdienterweise als Halbgott auf den Altar gestellt wird, — (und wäre dies noch sein eigener Altar der Freya; aber würde ihm diesen würdigen Platz mitgönnen?) — hat Baggesen, ehemals sein schmeichelnder Lobredner, jetzt sein entschiedener Gegner, das entgegengesetzte, nicht ganz unverdiente Unglück, am Fuße des Parnasses aus allen Winkeln und Tie-

ſen des großen Sumpfes angequackt zu werden. Beide dürften wohl die deutlichſten Beweiſe ſeyn, welchen unvermeidlichen Einfluß der Charakter des Menſchen, auf den Charakter des Schriftſtellers hat. Dort plumper Hochmuth, wie die Appellation an das Publikum beurkundet; hier unerſättliche Eitelkeit, wie der größte Theil der Schriften Immanuels bezeugt. Doch! — haben Sie Geduld genug, eine kleine Strecke Weges mit mir in die Vergangenheit zurück zu wandern, um ſich die gegenwärtige, allgemeine Verſchwörung gegen den ehemaligen Liebling des Publikums erklären zu können? — Als Baggeſen vor vielen, vielen Jahren im Geiſte Weiſſels und ſeiner Zeit, mit ſeinen komiſchen Erzählungen auftrat, ward er ſogleich eben ſo übererelt, und eben ſo übertrieben ausposaunt, als nachher Oehlenſchl. Die Großen begünſtigten, die Reichen unterſtützten ihn. Bis dahin hatten das Vaterland und einzelne Bürger deſſelben, noch nie ſo viel für einen jungen Dichter gethan. Er reiſte mehrmals, kam immer nur auf kurze Zeit zurück, reiſte wieder, und widmete ſeine Talente dem Auslande, eine Undankbarkeit, die manche Patrioten ihm nicht leicht vergeſſen konnten. Als er nun einmal wieder erſchien, ward er daher von Gönnern und aufgegebenen Freunden kalt aufgenommen. Damals ſchloß er ſich faſt gänzlich an den Oerſted-Oehlenſchlägerſchen Zirkel, und glaubte irrigerweiſe, daß er demſelben ein gefälliges Opfer brächte, wenn er einige geachtete Schriftſteller, die dort vielleicht mit Mißbilligung genannt wurden, öffentlich verhöhnte. Er ſchrieb ſeinen Gjenganger (révénant), reiſte ab, und verſchwand, wie Mephiſtopheles, mit Geſtank. Baggeſen glaubt freilich, daß nur die Branntweinbrenner, Kellerwirthe und Fetthändler der Literatur, wie er jene ohne Veranlaſſung gekränkten Männer immer noch nennt, auf ſeinen Uebermuth zürnten. Allein er irrt ſich. Alle rechtliche und kunſtverſtändige Leute tadelten ihn laut, während die Verhöhnten ſelber ſchwiegen. Länger, als je zuvor, blieb er weg, um ſich in Deutſchland einen Namen zu machen. Solcher fortdauernder Unduld gegen das Vaterland nährete den Unwillen. Endlich iſt er freilich zurückgekehrt, um wie es ſcheint, bei uns zu bleiben. Iſt ſeine Wiedererſcheinung indeß erfreulich? Ich zweifle! Keiner Aufmerkſamkeit gewürdigt, beſchloß er, den Advokaten des Teufels gegen alle Schriftſteller von einigem Namen zu machen, um ſich Anſehen zu erzwingen. Gelungen wäre ihm dies, hätte er nur die Schriftſteller geneckt, welche unſere junge Schule, wiederholt und laut, zu dem ſchlichten, ſpießbürgerlichen Zeitalter (von Holberg, Cullin, Ewald bis auf — man denke! — bis auf Oehlenſchläger) rechnet. Allein er dachte, a Jove principium! und wußte recht gut, wen die Anderer und Nachderer uns als Jupiter aufdrängen wollen.

(Der Schluß folgt.)

Mancherlei.

Wie ſehr das Meer die Kälte temperirt, beweiſt der ſüdliche Theil von Devonſhire in England. Wenig Leſern wird bekannt ſeyn, daß hier Lorbeer und Myrthen, Orangen- und Citronen in freier Luft überwintern. Eben ſo die Camellia Japonica, die Fuchsia coccinea, das Solanum pseudocapsicum u. ſ. w. Man braucht blos die Vorſicht, daß man ſie gegen Süden an eine Mauer ſetzt. In Salcombe, welches ein kleiner Hafen, und der wärmſte Punkt von ganz England iſt, zieht man ſogar in Gärten die Buddlea globosa, und die Amerikaniſche Aloe. Alles bleibt in freier Luft, wird jedoch im Winter mit Strohmatten bedeckt. Die Orangen ſind ſo feinſchalig wie die Portugieſiſchen.

— Noch eine Merkwürdigkeit! Die Türken ſind ſehr große Liebhaber von Tulpenzwiebeln als Leckerei. Sie pflegen dieſelben gekocht oder gebraten zu eſſen, während ſie ſich mit dem Tulpenrothe Lippen und Wangen beſtrichen.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 27ten Dec. zum erſten Male: Der grobe Weg der beſte, Luſtſp. in 1 Akt, von Kotzebue. Zwei Kandidaten ſuchen eine Pfarrſtelle, der eine auf allen Schleichwegen, der Andere durch Verdienſte, der eine auf jede Bedingung, der andere, indem er ſich geradezu dem Kirchenpatron ſtellt, dargeſtellt. Dieſer wünſcht die junge Wittwe des verſtorbenen alten Pfarrers zu verſorgen. Der erſte nimmt ſie an, der zweite ſchlägt ſie aus, beide ohne ſie geſehen zu haben. Darüber verlympert ſich jener mit der alten Hausbaltrerin Frau Krebs, die er für jene Wittwe hält; der zweite aber entdeckt in dieſer ſeine Jugendgeliebte. Das Uebrige verſteht ſich von ſelbſt. Hr. Devrient gab den erſten ſehr gelungt in Anſtand, Kleidung, ſalbungsvollem Wort und fein ſcherzender Geberde: eine Perſonifikation niedriger oder anſprucheloſer Kriecherei. Hr. Weiß ſpielte den zweiten, ſchlicht und mit edler Wärme. Hr. Mattaufch als Kirchenpatron, ein alter, aber nicht rauher Offizier, bewies wieder ſein großes Talent für das Fach edler Väter. Dem Ausdrucke war ſehr gut berechnet, ſein Spiel lebhaft ohne Heftigkeit. Mdme. Sebaldiani als Frau Krebs war eine gelungene Karikatur, und ſpielte ſehr beluſtigend. Die Rolle der jungen Wittwe, von Mdme. De-

orient dargestellt, war ohne Zweifel die interessanteste für männliche Zuschauer; in Rücksicht auf Kunst ist sie die leichteste des Stücks. Die reizende Künstlerin brauchte sich nur gehen zu lassen, um zu thun was der Dichter forderte, anziehend zu seyn. In jeder neuen Rolle wird ihr Ausdruck zärtlicher Gefühle, wahrer und inniger.

Hierauf: Welcher ist der Bräutigam? von Frau von Weissenthurn. — Das Publikum hat das Stück lieb gewonnen, und die Schauspieler scheinen es con amore zu spielen. Dlle. Schaffner zeigt als Käthe, großes Talent für das nicht leichte Fach der Agnesen.

Am 9ten Dec. Der standhafte Prinz, — bei halbleerem Hause. Bei jeder neuen Vorstellung scheinen neue Abkürzungen gemacht; aber — der Hauptmangel desselben wird dadurch nicht gehoben. Dafür halte ich, daß es keine vorherrschende Leidenschaft hat, und seine Hauptbegebenheit auf Motiven beruht, die uns fremd geworden sind. Wir sind, nach der Bildung unsers Zeitalters, gewöhnt, nur durch das gerührt und angezogen zu werden, was dem reinen Menschengefühl gehört; dies Stück aber trägt zu sehr das Gepräge, daß es jenem Volk und jener Beschränktheit angehört, die in Amerika große blühende Nationen erwürgten, um Kreuze aufpflanzen zu können, und auf Domingo die gutmüthigen Eingebohrnen mit Bullenbeißern hetzten, weil diese keine Christen waren, also nach ihren Begriffen, keine Menschenrechte hatten. Die Standhaftigkeit Don Fernando's gründet sich auf Fanatismus; — aber gespielt wird er von Hn. Weiß vortrefflich. Das Publikum dankte diesem durch Herausrufen.

Bücher-Chronik.

Kronos, genealogisch-historisches Taschenbuch auf das Jahr 1817. Mit Kupfern. Leipzig und Wien. — Titelkupfer ist ein gutgearbeitetes Bildniß des Lord Castlereagh; ein zweites Kupfer zeigt Lord Wellington, während der Schlacht bei Belle-Alliance, vor der stark beschossenen Fronte einer Colonne sitzend, die im Begriff war, zu weichen: ein drittes, Blücher neben seinen gestürzten Pferde knieend, den Degen in der Faust und mit entschloßnem Gesichte, indeß die Woger des blutigen Kampfes neben ihm hintoben — Dem genealogischen Verzeichniß der regierenden Häuser und andrer fürstlichen Familien in Europa, und der höchsten Behörden der Freistaaten in und außer Europa, ist auch ein Namenverzeichniß aller gegenwärtigen Geschäftsträger in Europa, von den Botschaftern bis zu den Konsuls, beigefügt. Es füllt 204 enggedruckte Seiten. In künftigen Jahrgängen werden nur die Veränderungen zu dieser Uebersicht nachgetragen werden, dafür aber wird die Genealogie der bedeutendsten gräflichen Häuser gegeben werden. — So einsichtsvoll diese Einrichtung ist, sind auch die übrigen Artikel gewählt: „Ueber die Fata Morgana", mit einem ihre Entstehung erklärenden Kupfer, von Prof. Brandes; über den Englischen Bauerstand; neueste astronomische Entdeckungen; biographische Skizzen; neueste Beschreibung von St. Helena; Andreas Hofers Tod, aus Hormayr's Papieren u. s. w. Der Ref. gesteht, selten ein so verständig berechnetes Buch gefunden zu haben, als dieser Kronos ist. — Zum Schluß ist eine Encyclopädie aller Wissenschaften und Künste, die der gelehrte und einsichtsvoll fleißige Ersch herausgeben wird, angezeigt. Sie soll in 5 bis 6 Jahren beendigt seyn.

Vermischte Nachrichten.

Zu Paris ist unter dem Titel: Lettre à Mr. le Vicomte de Chateaubriand, eine sehr feine Persiflage seiner letzten fanatisch-politischen Schrift erschienen. Spott ist das wirksamste Mittel gegen Ueberspannung.

— Herders Schrift „über die Poesie der Hebräer" wird so eben zu Paris ins Französische übersetzt.

— „Ovid bei den Vestalen" heißt ein neues Singspiel, das zu Paris gefallen — ist. Eine Zeitung nennt es einen Versuch, die Römische Geschichte in Zoten zu schreiben. „Moral in Zoten" könnte man manches Deutsche Lustspiel nennen.

— In Paris sind jetzt überall Aufforderungen der philanthropischen Gesellschaft angeschlagen, sich zur Ansiedelung in Afrika zu melden. Es soll eine neue Colonie in Senegambien gestiftet werden. Der geschätzte Gelehrte Nodier hat den Plan im Journal des déb. sehr empfohlen. Auf jeden Fall ist es besser, Auswanderungen zu organisiren, wo es zu viel Menschen giebt, als nach des bekannten Malthus lächerlichem Vorschlage, die Propagation zu hindern. Vier Fünftel der Erde sind noch unangebaut.

— Mdme. Michelot, eine Schauspielerin zu Paris, ist als Orest im Agamemnon aufgetreten. Man versichert, in diesem Trauerspiel sey ihr gelungen, was ihr bisher im Lustspiel immer mißlang, nehmlich Lachen zu erregen.

— Eine große literarisch-politische Neuigkeit. Franklin's, des Stifters der vereinigten Amerikanischen Staaten, nachgelassene Schriften werden in kurzem gedruckt erscheinen. Sie bestehn aus seiner literarischen und politischen Korrespondenz, seiner umständlichen Biographie, großtentheils von ihm selbst niedergeschrieben, und einer Anzahl noch ungedruckter politischer und philosophischer Aufsätze. Franklin's, der aus einer der unbedeutendsten Regionen des bürgerlichen Lebens, bis zu hoher Bedeutung in dem politischen emporstieg, ohne die weise Nüchternheit des Geistes und die ursprüngliche Einfachheit seiner Sitten zu verlieren, Franklin's Erfahrungen und Ansichten von den Menschen und der Welt, müssen eine Art von Offenbarung der Lebensweisheit seyn.

— Die Situation der neuen „Independenten" in Nord- und Süd-Amerika, scheint immer mehr die Aufmerksamkeit aller Staaten zu fordern. Eine von einem Spanischen Admiral befehligte Escadre hat ein Schiff der vereinigten Staaten unter dem Vorwande genommen, daß es kein Recht habe den Meerbusen von Mexiko zu befahren. In den vereinigten Staaten fordert dafür die öffentliche Stimme mit ungemeßner Heftigkeit den Krieg, der die Unabhängigkeit Mexiko's schnell entscheiden würde. — Zu Buenos Ayres sind einige hundert Französische Offiziere aus Nord-Amerika angelangt. Die dortige Regierung hat sich mit Artigas versöhnt und verbunden um den Spaniern und Portugiesen zu widerstehn, und die Trennung der Provinz Tucuman von ihr, scheint bei einem Angriff aus Europa, gradezu einem Staatenbunde zu führen, wie der in Nordamerika ist.

Entfernte Leser dieses Blattes werden hierdurch ersucht, Ihre Bestellungen auf den künftigen Jahrgang desselben, durch die Post oder solide Buchhandlungen, gefälligst so früh als möglich einzusenden, damit gleich die Auflage der ersten Nummern darnach bestimmt werden könne; und dabei, um Verwechselungen zu vermeiden, den Titel der Schrift genau anzugeben.

No. III.

Literariſcher und artiſtiſcher Anzeiger.

Als Beilage zu Ernſt und Scherz oder der alte Freimüthige 1816.

Ueber die Nachrichten vom Theater zu Riga, im Morgenblatt und andern Zeitſchriften.

Das Morgenblatt hat von Nr. 295 bis 298 fortlaufende Nachrichten über das Theater zu Riga, unterzeichnet von Hrn. La Coſte, geliefert. Sie ſind nicht übel geſchrieben; um deſto mehr aber bedarf es der Rüge, daß ſie offenbar nur den Zweck haben, durch perſönliche Kränkungen einem Privatgroll Genüge zu leiſten, und daß ſie in einem Punkte, den kein Unparteiiſcher übergangen wäre, unvollſtändig ſind. Das erſte geht aus der behaglichen Umſtändlichkeit hervor, mit welcher die angeblichen Zudrigkeiten der gegenwärtigen Direktion aufgezählt, und lächerlichen Schwachheiten zugeſchrieben, die Kunſtleiſtungen aber, vorzüglich der Direktrice, Madame Gosler, als Sängerin und Schauſpielerin herabgeſetzt werden. War hier nicht die Abſicht, Rache zu nehmen und ein Triumphlied zu ſingen, — was in aller Welt konnte den Verfaſſer bewegen, die auswärtige, ſo ſehr verbreitete Leſewelt des Morgenblattes ſo weitläuftig mit ſeiner Meinung bekannt zu machen: die ohnehin bald abtretende Direktion habe manche Stücke zu ſchlecht beſetzt, und die erſte Sängerin ſei einmal als Bedaiin zu leicht gekleidet geweſen? Sind das ſo wichtige hiſtoriſche Falta, daß ſie allgemein aufgerufen zu werden verdienen? Unterhalten ſie, oder gewinnt die Kunſt etwas durch ihre Bekanntmachung? — Die Unvollſtändigkeit jener Nachrichten aber beſteht vorzüglich darin, daß ſie des Einfluſſes nicht erwähnen, den ihr Verfaſſer ſelbſt auf das Schickſal der Bühne zu Riga hatte. Die kurze Anzeige davon iſt wohl die beſte Berichtigung jener Angriffe, da ſie das Motiv derſelben enthüllt, und folglich ein Maas ihres Werthes giebt. Wenn dabei von der Perſönlichkeit des Herrn La Coſte die Rede iſt, ſo wird es dadurch hinlänglich entſchuldigt, daß er es ſelbſt nothwendig machte.

Er iſt Advokat zu Riga, und wie man ſagt, ein brauchbarer und gewandter; aber er hat eine Menge von Liebhabereien, die ſeinem Beruf fremd und immer unglücklich ſind. Vorzüglich hat ſich ſeine unruhige Liebhaberei auf das Theater geworfen, ſo unheilſam wie ſonſt überall. Immer war er ſeit einer Reihe von Jahren damit beſchäftigt, bald dies bald jenes bei demſelben durchzuſetzen. Er war der Sekretär, Amwald und Leiter der unglücklichen Comité, die eine Zeitlang das Theater verwaltete, und den Aktionairs eine Zubuße auflegte, die man auf mehr als zotauſend Thaler Alber. (zotauſend Dukaten) ſchätzt. Beſonders aber hat er ſich wiederholt, wiewohl immer vergeblich, bemüht, ſelbſt Direktor zu werden. Sein Verhältniß zu der gegenwärtigen Direktion iſt folgendes: Bei ihrem Anfange hatte ſie ihn zu ihrem Anwalde und Theaterdichter angenommen, ſie mußte ihn aber entlaſſen; nach ihrer Erklärung: weil ſeine wiederholten Forderungen an die Theaterkaſſe zu übermäßig waren, ein Umſtand, der ein erklärendes Licht auf ſeine Acußerung wirft: „Diejenigen, die ſich vorher für die Direktion verwendeten, hätten es nach ihrem Antritt bedauert.“ Er rächte ſich durch ein kritiſches Theaterblatt, das von bittern Tadel und Spott, von faber Wichtei und Perſönlichkeiten überfloß, kurz alle die Fehler hatte, deren Abweſenheit er verſichert; aber der Abſatz war zu gering. Er ſchob die Schuld auf die Strenge des — als ſehr billig bekannten — Cenſors, und verwandelte ſeine Schrift in ein Unterhaltungsblatt, deſſen Hauptinhalt aber ſeine gar nicht unterhaltenden Gedichte, und wieder beiſſende Kritiken des Theaters waren, das alſo gleichfalls aus Mangel an Abſatz unterging. In den neueſten Zeiten wandte er denn wieder große Mühe an, — durch die freundliche Stimmung einiger Aktionaire und den Umſtand begünſtigt, daß er ſelbſt eine Aktie in Verwahrung hatte, — die Direktion des Theaters an ſich, oder doch in ſolche Hände zu bringen, die er zu lenken hoffen mag. Das letztere ſcheint ihm gelungen.

Nach dieſen Thatſachen wird das Publikum den Werth jener Nachrichten leicht beſtimmen können. Es wird nicht irren, wenn es annimmt, daß alles Lob, was in denſelben Herrn und Madame Gosler nebenher ertheilt wird, viel zu wenig ſagt; bei dem Tadel gegen ſie, muß man aber nicht vergeſſen, daß er aus der Feder eines erbitterten und triumphirenden Feindes fließt. Als Künſtler des Geſanges und der Darſtellung, werden Herr und Madam Gosler in Riga ſehr geſchätzt, und man bedauert es im voraus allgemein, daß ſie mit Ablauf ihrer Direktion, die hieſige Bühne wahrſcheinlich verlaſſen werden. So viel iſt gewiß Herr La Coſte wird nie im Stande ſeyn, dem Publikum für den Verluſt, den es durch ihre Entfernung

leidet, Entſchädigung zu geben; für denjenigen aber, der daraus in Riga erwächſt, wenn er ſich entſchlöſſe, ſich nicht mehr um das Theater zu bekümmern, wird niemand Entſchädigung fordern.

Ein Parteiloſer.

Ankündigung.

Gedichte

von

Doctor Wilhelm Blumenhagen.

Zwei Bändchen. 1816. 8.

Motto: „Kannſt du nicht Allen gefallen durch deine That und dein Kunſtwerk,
Mach' es Wenigen recht; Vielen gefallen iſt ſchlimm."
Schiller.

Ein langwieriges Krankenlager, welches mich meinen Berufsgeſchäften und bürgerlichen Pflichten entzog, gab mir Muße und Laune meine Gedichte zu ſammeln, ſie durchzuſehn mit deſſernder Strenge, und zum Drucke zu ordnen. Den Freunden der Dichtkunſt kündige ich denn hiemit die Herausgabe meiner Lieder an. Ich ſang, wie der Vogel ſingt, was Natur mir eingab, wozu des Herzens Stimme mich aufrief. Ich ſang Jugendfreuden und Lebensträume und Herzensweh und Glück; ich ſang das Hohe und Edle meiner Zeit, Vaterlandsliebe und Heldenthat und Männergröſſe; den kleinen Kreis meiner Freunde ſprach mein Geſang an, ſo findet er auch draußen wol mir verwandte Seelen, und wirbt neue Freunde für den Sänger.

Anſpruchlos gehe ich was Gott mir gab, ſtetig ausgebildet nach Möglichkeit durch Luſt, Studium und das Leben ſelbſt. Das bekannteſte meiner gedruckten Gedichte iſt: „Das Räthſel unſerer Zeit." Auf dieſes verweiſe ich den Kunſtfreund, der mich noch nicht kennt. Der Deutſche Patriot wird Schill und Hofer, Waterloo und Leipzig, den edlen Braunſchweig und den Untergang Galliens unter den Inſchriften meiner Geſänge finden.

In fünf Abtheilungen ſoll die Sammlung geordnet erſcheinen.

I. Romanzen und Balladen . . . 24.
II. Minnelieder . . . . . 30.
III. Kriegeslieder und Zeitgedichte . 30.
IV. Vermiſchte Gedichte . . . . . 40.
V. Inſchriften und Sinngedichte . . 18.

Der Subſcriptionspreis iſt 1 Rthlr. 16 gGr. Conv. Münze; ſpäter wird der Ladenpreis beträchtlich erhöht werden müſſen.

Subſcription nehmen an: die Buchhandlung der Herren Brüder Hahn hieſelbſt und der Verfaſſer.

Die Weihnacht 1816 bleibt die Subſcription offen.

Hannover, am Johannistage 1816.

Wilhelm Blumenhagen,
Dr. d. Medizin.

Rüge.

Schon in einer frühern Beilage zum alten Freimüthigen wurde es gerügt, daß durch Wiederkäuferei, ältere ſchlechte Bücher, mit neuen dazu gedruckten Titeln, in die Leſewelt eingeſchwärzt werden ſollen. Auch werden zugleich einige Proben dieſer Induſtrie (ſollte es nicht eine andere Deutſche Benennung für ſolche Handlung geben?) angeführt. Jetzt iſt eben erſchienen: „Schwärmerei der Liebe," aus dem Franzöſiſchen. Leipzig 1817, bei Ackermann und Comp. Es iſt wörtlich daſſelbe Buch, welches in Berlin 1809 unter dem Titel: „Tragede oder der Franzöſiſche Werther," überſetzt von Saul Aſcher, herausgekommen iſt. Die beiden Vorreden des erſten Buchs ſind nebſt dem Titel weggelaſſen, und an einen wörtlich umgedruckten Bogen iſt der neue Titel gedruckt.

Warum ſind ſolche Täuſchungen erlaubt?

Würde man z. B. einen Tiſchler, welcher einen alten wurmſtichigen Tiſch, mit neuem Firniß überzogen, für einen neuen verkaufte, nicht des Betruges zeihen können?

Hat das Geld, welches man für Bücher zahlt, weniger Werth als das, welches man für andere Bedürfniſſe ausgiebt?

G.

1816. Nro. 79.

Ernſt und Scherz

Sonnabend, oder den 7. December.

der alte Freimüthige.

Aus der Tagesgeſchichte der Däniſchen Literatur.

(Schluß.)

In mehreren Blättern und Zeitſchriften hat Baggeſen verſchiedene Schauſpiele Oehlenſchlägers ausführlich beurtheilt, und man kann ihm Scharfſinn, treffende Wahrheit, reichhaltige Winke, und ſpielenden Witz nicht abläugnen, wenn man auch bedauert, daß er uns gar zu ermüdende Einzelnheiten, und, hier ganz unnöthige, Verderbungen anbietet. Was geſchah? Während verſchiedene beleidigte Schriftſteller derbe antworteten, ſchwieg der Hauptheld. Und warum hätte er ſich rühren ſollen, da ihm ein ganzer Gladiatorhoff mit ſeinen Federn zu Gebote ſtand? Ein maſſe bewegte dieſer ſeine Gänſefickel, und brauchte beſonders den Kunſtgriff, Baggeſens eines unverſtändlichen Haſſes gegen Oehlenſchl zu beſchuldigen. Wie frech! Wer darf ſich die Unfehlbarkeit zutrauen, die Bewegungsgründe ſeiner Mitmenſchen mit Gewißheit angeben zu können? Und geſetzt auch, D. haſſe Oe., wer ſagt uns, wie ſehr er ſich vielleicht dazu für berechtigt halten darf? Für den Bürger und Menſchen giebt es weit verderblichere Waffen, als die Feder des Gegners dem Schriftſteller ſeyn kann: und wer auch öffentlich ſchweigt, kann doch im Geheimen handeln. Genug! D. mag ſeine Kritiken noch ſo ſehr mit Witz und Wahrheit würzen; er hat dennoch das Loos der Caſſandra. Niemand glaubt ihm, weil man ihm reine Wahrheitsliebe nicht zutraut. Die Verſchwörung unſerer Catilinariſchen Jugend für Oe. geht dagegen bis zur wahnſinnigen Wuth. Seinen letzten Akt des empörendſten Hochmuthes gegen die Theatercenſoren, hat freilich noch niemand unmittelbar vertheidigt. Allein mittelbar? Alle junge Stimmen lobpreiſen unaufhörlich den Altar der Freya, ein Stück, deſſen Perſonen ohne Ausnahme mehr dem Irrenhauſe, als dem Tempel der Thalia angehören; und ſolch ein Meiſterſtück haben die Herren verworfen! Um den Göhen zu tröſten, ſucht unſere Literaturzeitung aus allen Deutſchen Blättern ängſtlich auf, wo ihm irgend ein Lob beſcheert iſt: und um ihm zu dienen, verhöhnt ein Anzeigsblatt, das ſich eben ſo ſehr durch Frevel als durch Geiſtloſigkeit auszeichnet, bei jeder Gelegenheit den im voraus verurtheilten Baggeſen. Während ein hier jetzt noch ungenannter Schriftſteller, dem es nicht an Kopf und Kenntniſſen, wohl aber an Unbefangenheit und Unparteilichkeit fehlt, in der ekelhaft gelben Athene, zwölf endloſe Paragraphen hindurch, uns zu beweiſen ſucht, daß B. des Namens eines Däniſchen Dichters unwürdig ſey, tritt in dem neueſten Hefte der löſchpapiernen Minerva ein junger Studierender mit einer gründlich ſeyn-

tollenden Abhandlung über das Weſen und den Werth der Dichtkunſt auf, worin er, im Ernſte glaubt dargethan zu haben, daß Oehlenſchl. nicht nur unſer größter, ſondern auch unſer einziger Dichter ſey. Dies Kunſtſtück gewandter Taſchenſpielerei ſchreibt mir luſtig genug! Zuerſt abſtrahirt dieſer Philadelphia die Theorie der Dichtkunſt aus Oehlenſchlägers Schriften; ſtellt ſie dann in tauſendmal nachgeſammelten, und nie verſtandenen Mode-Phraſen würdig auf; und beweiſt zuletzt wiederum aus ſeiner ſelbſtgemachten Theorie, daß es kein Heil und keinen Dichter gebe, außer Oehlenſchl. Ja, ja, wir leben im Zeitalter der lautſchreienden Thor, von denen die Hennen und Hähne lernen müßten! So berichtete uns vor kurzem ein anderer Jünger mit der größten hiſtoriſchen Genauigkeit, daß es grade 17 (ſage und ſchreibe ſiebenzehn) Jahre her ſind, ſeitdem Dänemark erſt wiſſe, was Genie und Poeſie ſey. Bedauern Sie nicht Ihren alten Freund, der folglich ein halbes Jahrhundert hindurch nicht gewußt hat, was Genie und Poeſie ſey, wiewohl er ſtets einen Homer und Aeſchylos, Virgil und Horaz, Arioſt und Taſſo, Shakeſpeare und Klopſtock, Göthen's Iphigenia wie Racinen's Athalia, mit Entzücken geleſen hat? Was wird unſere liebe Jugend auf dem Grabe ihrer Väter vornehmen? Ich mag es nicht wiſſen! Allein mit Gewißheit ſehe ich voraus, daß ſie das letzte Wort behält. — Doch Freund, aufrichtig! Haben wir dieſe Periode der allgemeinen Verblendung und Geſchmackloſigkeit, durch unſere Vernachläßigung Ewalds und Anderer nicht ein wenig verſchuldet?

Aetas parentum, pejor avis, tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitiosiorem.

Tobias Bramble.

Betragen der Spaniſchen Frauen von den Regimentern: Katalonien, Guadalajara und Algarbien, in Gåſtrow, zur Zeit der jüngſten Belagerung von Stralſund.

Bei allen gebildeten Völkern, wo nicht mehr barbariſche Rohheit der Männer, die Weiber zu Sklavinnen entwürdigt, welche gewöhnt ſind, der Willkühr eines jeden zu fröhnen, der ſich ihnen als Gebieter ankündigt, iſt in ſittlicher Hinſicht, ein Geſchlecht der treue Spiegel des andern. Aber das Bild, welches ein ſolcher Spiegel zeigt, muß von dem ſcharfſichtigen Auge eines ſeelenkundigen Menſchenkenners angeſchauet werden, wenn die Bedeutung der Geſtalt recht aufgefaßt, und richtig beurtheilt werden ſoll. Der ſittliche Unterſchied der beiden Geſchlechter muß vor der Seele des Beobachters beſtändig über dem Bilde ſchweben, er muß nicht vergeſſen, daß ein jedes ſeine eigenthümlichen Schwächen, Neigungen, Laſter und Tugenden hat, die ſich oft nur in entgegengeſetztem Sinne bei beiden ausſprechen. So reflektirt der muthige, kühne, kräftige männliche Volkscharakter nicht ein gefühlloſes, dreiſtes, wohl gar ein freches Weib, ſondern im Gegentheil ein vorſichtiges, ſanftes, zartfühlendes, der feige, verweichlichte Mann aber zeigt dem rechten Beobachter ein kaltes, unverſchämtes, männiſches *) Weib. — Scheint es nicht faſt, daß da, wo unſerm Geſchlechte die ihm eigenthümlichen Tugenden ausgegangen ſind, das andre den Mangel derſelben fühlt, und ſie nachahmend zu erſetzen verſucht wird? Aus dieſer Nachahmung kann aber, wegen ſeiner zärteren Beſchaffenheit an Leib und Seele, nichts werden, als Nachäffung: darum thun wir am beſten, männliche Männer zu bleiben oder wieder zu werden; ſo haben wir uns auch echtweiblicher Weiber zu erfreuen, und ſind und bleiben beiderſeits, was die Natur gewollt hat. —

Die Bemerkung: daß ſich, die Darſtellung jenes Unterſchiedes, ein Geſchlecht treu in dem andern abſpiegele, wurde mir auf eine ungemein unterhaltende Weiſe durch die Beobachtung der Spaniſchen Frauen von den genannten Regimentern beſtätigt. Sie zeigten in Gåſtrow, während der jüngſten Belagerung von Stralſund, ein Betragen, welches ganz dem bekannten, freiſinnigen und edeln Charakter ihrer Männer entſprach: ja, man hätte nach ihnen ihr braves Volk, auch ohne es ſonſt zu kennen richtig beurtheilen können, und hochachten müſſen, wenn es ſich auch nicht durch ſeine glänzende Theilnahme an dem europäiſchen Völkerkriege für Freiheit, deſſen Urheber es eigentlich war, die dankbare Achtung des ganzen Europa erworben hätte. Solche Männer, ſolche Weiber; ſolche Weiber, ſolche Männer. — Es wird hoffentlich den Leſern und beſonders den Leſerinnen dieſer Blätter, die nicht Gelegenheit hatten, ſo em

*) Anmerk. Warum doch wohl tief Mord, das doch dem weiblich der Bedeutung und Form nach so wohl entſpricht, noch nicht gebräuchlich iſt?

Häuflein Spanierinnen, die fast wie eine männerlose weibliche Kolonie für sich lebten, zu sehen, nicht unangenehm seyn, etwas Näheres über ihr Thun und Treiben zu erfahren.

Jene Regimenter von Romana's Heerabtheilung lagen eine geraume Zeit in Güstrow und der umliegenden Gegend in Kantonirung, bis sie zur Belagerung von Stralsund, nach der Seite von Barth, wo sie den linken Flügel des Belagerungsheers bildeten, abmarschiren mußten; die Depot's blieben in Güstrow mit allen Frauen der verschiedenen Corps. Vor dem Abmarsch der streitfähigen Männer hatte man wenig Gelegenheit, das Betragen ihrer Gattinnen besonders zu bemerken und zu würdigen, da sie im Ganzen sehr eingezogen lebten und selten mit den Einwohnern in nähere Berührung kamen, indem ihre Gatten, wovon die gebildetern etwas Französisch sprachen, alle Bedürfnisse besorgten. Als diese aber fort waren, fand sich's, daß unter den wenigen, bei den Depots zurückgebliebenen Spaniern kein einziger Deutsch oder Französisch sprach; den Frauen waren die beiden Sprachen ebenfalls fremd. Dies setzte sie, und ihre Wirthinnen, welche den bis auf bessere Zeiten, verwittweten Fremden, alle mögliche Bequemlichkeiten und Zerstreuungen zu verschaffen wünschten, in große Verlegenheit: man konnte sich über die gewöhnlichsten Gegenstände nicht verständigen. In der Stadt fand sich kein Einwohner, der Spanisch sprach, wenigstens niemand, der es geäußert und sich die Mühe gegeben hätte, in dieser allgemeinen Noth Hülfe zu leisten. Da ich Spanisch verstand und es einigermaßen sprach, welches bekannt war, meine wenigen Geschäfte mir auch ziemlich viel Muße ließen; so ward ich erst hier und da von den Einwohnern zum Dolmetscher berufen. Dadurch lernten mich bald auch alle Spanierinnen kennen, als den Gottesmann — hombre de Dios, wie sie mich oft nannten, — der aus der Verlegenheit helfen konnte. Nach einigen Tagen konnt' ich nirgends mehr außer meiner Wohnung mich sehen lassen, ohne von ihnen angerufen zu werden, was mir manchen Verdruß zuzog, aber auch öfters die interessanteste Unterhaltung gewährte.

Fr — sen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 11ten Dez. Jolante, — am 4ten Elise von Valberg, neu besetzt. Eine ausführliche Beurtheilung dieser für unsre Bühne wichtigen Erscheinung, im nächsten Blatt.

Bücher-Chronik.

Isis oder encyclopädische Zeitung, zweites Heft für 1817. — Dies zweite Heft beweist, daß der Herausgeber und Redakteur der Jenaischen Literatur-Zeitung sehr richtig verstehe, wenn er sich die Nachbarschaft der Isis verbat. Sie ist auf dem geraden Wege dazu, seine Zeitung so sehr in Schatten zu stellen, daß alle hergebrachte Gevatterei derselben dagegen nicht ausreichen wird. Dies zweite Heft hat großen wissenschaftlichen Gehalt. Man findet unter andern darin eine „Uebersicht der Arbeiten der Italiener, in den Naturwissenschaften, seit 1800," über deren Reichthum wohl mancher selbst vom Fach erstaunen wird; — wissenschaftliche Aufsätze aus neuern Reisewerken; — A. v. Humboldts am 5ten Febr. 1816. im Franz. Institute gehaltene Vorlesung „über die Gesetze in der Vertheilung der Pflanzenformen;" kleine Abhandlungen über die Anatomie der Insekten; über die Schwalbennester; über eine neue Einrichtung des Voltaischen Apparats, und mehrere sehr belehrende Recensionen. Je mehr Achtung aber der wissenschaftliche Gehalt dieses Heftes verdient, desto tiefer wird wohl gerade bei denen, die jenen zu würdigen verstehn, der Unwille seyn, auch hier wieder auf einen echt sansculottischen Ausbruch zu stoßen, den ich nicht näher bezeichnen mag. Er ist nur kurz, ganz kurz. Man muß das für einen Grund zur Hoffnung annehmen, der Herausgeber werde von dem bösen Irrthum ganz zurückkehren, daß so etwas seine Schrift würzen könne.

— Von der Dresdner Abendzeitung sind die ersten sechs Nrn. als Probeblätter versendet. Sie droht in dem Zirkel der eigentlichen Unterhaltungsblätter eine förmliche Revolution zu machen, so elegant ist ihr Aeußeres, so sehr unterhaltend ist der Inhalt dieser Probenummern. Sie erscheint im niedlichsten Folio, mit einer artigen Vignette und gefälligem Druck. Man findet hier Gedichte von Theodor Hell, Friedrich Kind, Gustav Schilling, Krug von Nidda; eine sehr anziehende Erzählung von Clauren; eine andre eben solche von Gustav Schilling; einen Aufsatz über die Troubadours von Fr. Kuhn. — Stehender Artikel ist eine Chronik der Schaubühne zu Dresden, die unter andern ein sehr ausführliches Kunsturtheil von Böttiger enthält. — Es läßt sich freilich annehmen, daß diese Probeblätter das Beste zeigen sollen, was die Unternehmer geben können, aber der geistvoll verständige Plan liegt doch offen da, und diese Probe leistet ein so vielsagendes Versprechen, daß die Herausgeber nur zwei Drittel davon zu halten brauchen, um ihre Rivale in große Verlegenheit zu setzen.

— Ansichten über das Berliner Theater, bei Gelegenheit der freimüthigen Bemerkungen u. s. w. Leipzig, 1817. Abgerechnet daß in diesen Ansichten mit höherer Achtung und Gerechtigkeit von Iffland gesprochen wird, gleichen diese Ansichten jenen Bemerkungen, durch die sie sollen veranlaßt seyn, so sehr, daß man glauben sollte, sie seyen aus derselben Feder geflossen. Die Nachrichten über die Berliner Bühne sind jetzt in vielen Punkten so unrichtig, daß der Verfasser seit mehreren Monaten sie nicht gesehen zu haben scheint. (So ist es z. B. unverkennbar, daß sich das Lust- und Trauerspiel seit einiger Zeit wieder hebt.) Seine absprechenden Urtheile zu würdigen, ist hier nicht der Ort: sie sind gegen viele sehr ungerecht. Es

läßt sich nicht leicht absehen, was für die Besserung der Einnehmen daraus gewonnen werden kann, daß man sie herabsetzt und ewig nur das Vergangene preist, das nicht wiederkehren kann, — und zu seiner Zeit gleichfalls großentheils eben so getadelt zu werden. Wichtiger sind die Bemerkungen über manche Veranstaltungen, da man diese ändern kann. Man darf das Zutrauen zu der Direktion haben, daß sie die Rügen prüfen und benutzen werde. In diesen gegen den Zwang, den die Zuschauer dulden müssen, stimmt das Berliner Publikum wohl allgemein. Es findet man es mit Recht sehr drückend, daß z. B. niemand selbst aus den ersten Ranglogen auf einen Augenblick auch nur ins Parterre gelassen wird, um jemand zu sprechen. Es läßt sich denken, daß Unordnungen zu diesem Zwange Anlaß gaben; aber — das Schauspiel ist ein geselliges Vergnügen, und ein solcher wird verbittert, wenn man sich dabei unter mißtrauische Obhut fühlt. Gegen große Unordnungen sind ja immer die Mittel bei der Hand, und geringe Unregelmäßigkeiten können gegen die Forderung, das anständige Publikum bei seinen Vergnügungen mit achtungsvoller Gefälligkeit zu behandeln, nicht in Anschlag gebracht werden.

Vermischte Nachrichten.

Wie Reisende erzählen, hat man es in England, nach mehreren Versuchen, ganz aufgegeben, sich der Dampfschiffe zu Paquetboten zu bedienen, und zwar weil man es zu schwierig finde, neben dem rudernden Rade auch die Segel zu brauchen.

— Die Universität zu Freiburg im Breisgau will den Professor Kieselwetter wegen der Nachrichten, die er in seiner Reise über sie ertheilt, gerichtlich belangen.

— Die Academie de Musique hat bekannt gemacht, die Anstalten zur Aufführung der neuen Oper: die Wunderlampe, kosteten — 120 tausend Frs. — — —

— Mlle. Georget hat, aus Aerger darüber, daß sie eine Geldstrafe für zu langes Ausbleiben bezahlen soll, beschlossen, es noch zu versuchen, und ist nach London gegangen, wo sie auch eine Frau. Bühne ist.

— Der Mexikanische Anzeiger vom 9ten Nov. enthält folgenden Brief, der wohl alle Zweifel, ob die Englischen Fabrikanten Plan und Hoffnung haben, die des festen Landes zu ruiniren, niederschlägt.

Manchester, den 9ten Oct. 1816.

Herrn N. N. in Elberfeld.

Unsre Fabriken gehen hier so ziemlich. Niemand wird aber reich bei den jetzigen Preisen, die sehr niedrig sind, und werden so lange niedrig bleiben, bis die Concurrenz mit dem festen Lande aufhört. Sie werden mir eine Gefälligkeit erweisen, wenn Sie mir mit umgehender Post melden, wie viel ungefähr die Weber und Arbeiter in der Baumwollenfabrik gewinnt? Melden Sie mir auch Ihre Meinung: ob Sie glauben, daß die Baumwollenfabriken bei Ihnen lange die Concurrenz mit den unsrigen aushalten können??? Ihre Meinung hierüber wird mir von großem Vortheil seyn. Ich empfehle mich bestens der Fortdauer Ihrer Freundschaft."

Peter Crompson.

Da der Empfänger des Briefes keinen Beruf führte, die erhaltenen Anfragen zu beantworten, trug er den Brief zum Oberbürgermeister der Stadt, der ihn wohl einer höhern Behörde zur Erwägung wird vorgelegt haben. — Es giebt Leute, welche die Engländer gleichsam dadurch entschuldigen wollen, daß es ja nur die Baumwollenfabriken sind, welche durch sie gedrückt (eigentlich erdrückt) werden. Sie erinnern sich vermuthlich nicht, daß eben diese Engländer im 18ten Jahrh. einen langen blutigen Krieg geführt haben, nur um des Strohfischfangs bei Terreneuve willen, der sich doch wahrlich nicht mit der Baumwollenfabrikation in Deutschland vergleichen läßt; — und wo vom Gewinnen oder Einbüßen eines Handelszweiges die Rede ist, wissen die Engländer wohl, was — „die Uhr kostet."

Aus Würzburg, vom 15ten November.

Wie der hiesigen protestantischen Kirche hat es folgende Bewandniß. Schon im Jahre 1803 ward den Protestanten hier eben so eine Kirche, wie den Katholiken in Schweinfurt u. s. w. eingeräumt, und zwar hier die ehemalige des aufgehobenen Benediktinerstiftes. Als aber 1806 die bekannte Regierungsveränderung eingetreten war, trübte der geistliche Rath und ehemaliger Benediktinermönch Jais, der Religionslehrer des Prinzen Leopold, nicht eher, als bis sie den Protestanten wieder genommen wurde. Diese mußten sich dessen mit der ungleich kleineren und ihrer dumpfigen Lage wegen, sehr ungesunden ehemaligen Karthäuserkirche begnügen. Bei starken Communionen z. B. zu Ostern, mußte daher oft ein großer Theil der Zuhörer u. s. w. unter freiem Himmel vor den Thüren bleiben; auch pflegten sich unter den in der Kirche selbst befindlichen, häufig Uebelkeiten und dergleichen Zufälle einzustellen. Die protestantische Gemeinde, die daher den Verlust der eben so schönen, als geräumigen und luftigen Stephanskirche, ihrer vorigen, gar sehr fühlte, suchte nun nach der abermaligen Regierungsveränderung von 1815, auf verschiedenen Wegen dieselbe wieder zu erlangen. Es würde dieses jedoch schwerlich gelungen seyn, zumal da Hr. von Lerchenfeld wenig oder gar keinen Antheil daran bezeigte, wäre nicht der glückliche Umstand eingetreten, daß S. K. H. der Kronprinz seinen Winteraufenthalt hier gewählt hatte. Die protestantische Gemeinde verdankt es daher den billigen Rücksichten für die Frau Kronprinzessin, und wahrscheinlich auch Ihren geäußerten Wünschen, daß sie ihre erste schöne Kirche, die unterdessen als Magazin, Wagenschoppen u. s. w. gebraucht worden war, nicht nur zurück erhalten hat, sondern dieselbe auch in jeder Hinsicht renovirt sieht. Es soll dieselbe am Tage des seelerischen Kirchgangs der Frau Kronprinzessin, mit großer Feyerlichkeit eingeweiht werden. Zu gleicher Zeit halten der Pfarrer und wirkl. Consist. Rath. Hr. Dr. Ebermaier, so wie der Lehrer der protestantischen Stadtschule, die ihnen gesetzlich zugesicherten Freiwohnungen im ehemaligen Klostergebäude erhalten. Es hat dies unter der katholischen Geistlichkeit, so wie in gewissen weltlichen Zirkeln gar großes Mißvergnügen und heftige Aeußerungen veranlaßt; indessen hat man wenigstens die Genugthuung, daß auch den Katholiken zu Nürnberg u. s. w. nicht weniger schöne Kirchen eingeräumt worden sind.

Unverkennbar ist es für jeden Deutschen, daß von gewissen Seiten der Religionshaß wieder angefacht wird, und daß man selbst gegen den Willen aufgeklärter katholischer Regierungen, Erscheinungen wahr nimmt, die man sich, wie z. B. die Entfernung des Prof. Fischers aus dem sonderbaren Zusammentreffen unvermeidlicher Umstände, und den gehäuften Leidenschaften erklären dürfte. Die chyperischen Pläne gewisser Personen scheinen sich aus dem kleinen Provinzialkreise ihrer Wirksamkeit, zu einer Höhe emporzuschrauben, vor der sie sich schwindlich werden, daher sie durch das Pfaffenthum sich zu stützen suchen.—

— Zu Würzburg wird jetzt sehr scharf inquirirt, ob Freimaurer unter den Studirenden sind. Der neue Prorektor, ein Prof. Döllinger, ist ein sehr anständiger Mann; auch genießt er der besondern Protektion des Hn. v. Lerchenfeld.

(Hierzu eine Beilage.)

1816. Nro. 80.

Ernſt und Scherz

Montag, oder den 9. December.

der alte Freimüthige.

An den Redakteur des alten Freimüthigen.

Mein Herr!

Nach einer vieljährigen Abweſenheit aus Deutſchland, bin ich in dieſem Lande, in welchem ich vor dreißig Jahren meine Bildung erhielt, vor Kurzem wieder angekommen. Um mich in demſelben nun wieder zu orientiren, griff ich zuerſt nach den Zeitblättern: die würden mich, dacht' ich, am beſten mit den Dingen und den Menſchen um mich her bekannt machen. Zu meiner Zeit waren ſie lehrreiche Führer, an deren Hand man bald auf den rechten Weg kommen konnte, man mochte ſich in Literatur, Politik, Philoſophie, oder ſonſt in irgend einem Fache umſehen wollen. Es exiſtirten damals: Schlözer's Staatsanzeigen; der Deutſche Merkur; die Reinliſche Thalia; die Blätter zur Beförderung der Humanität; es exiſtirten: die Allgemeine Deutſche Bibliothek, die Göttinger Gelehrten Anzeigen; die Allgemeine Literatur-Zeitung entſtand damals in Jena, u. ſ. w. Jetzt aus der Ferne kommend, ſchien mir nichts zweckmäßiger, um mich über die Zeit zu unterrichten, als nach dem Journal: Die Zeiten zu greifen. Ich ſtieß auf das Septemberſtück gegenwärtigen Jahres. Ich begann mit einem Aufſatz, unterzeichnet Ernſt Trautvetter. Ich nahm mir die Zeit dieſen Aufſatz mehrere Mal durchzuleſen, aber vergebliche Mühe! Je öfterer ich ihn las, deſto dunkles ward er mir. Ich glaubte etwas zu begreifen, und ward dadurch noch mehr irre. Die Sprache und die Gedanken ſind mir durchaus darin fremd. Ich las da: „Manches, was das Volksthum in ſeiner weltlichen Geſtalt nicht erreichen konnte, das wird es in der heiligen, als Deutſche Weihe erhalten.“ Ich las: „Aufgeſchloſſen iſt die Urfunde des Thrudenheiligthums, der Sinn des Bardenliedes,“ u. ſ. w. — Dann fand ich mir unerklärbar aneinander gereiht die Worte: uraltes Geſammtheiligthum, Dom, Brocken, Drudenſtein, Aſenburg, Aſcanien, Gottesſtadt, Deutſches Jeruſalem, Delphi, Rom. Ich las weiter und fand: „Der Kunſtab zeigt dem Deutſchen, durch die Walpurgisnacht, ſeine räumliche und zeitliche Beſtimmung: er zeigt ihm ſein Zion, ſeinen Olympus, ſein Capitolium;“ und ferner las ich: „Das Volk bedarf der volksartigen Weihe. Der Drude, Runer, und Barde wird immer auch Freimäurer ſeyn, und gerade durch die volksartige Weihe, gleich dem Griechen die Menſchheit ſchöner und veredelter in ſich darſtellen, als bisher.“

Da ich durchaus den Sinn dieſes Aufſatzes nicht entziffern konnte, ſo griff ich nach der Nemeſis. Ich fiel auf einen Aufſatz des VII. Bandes des IV. Stücks, überſchrieben: Ueber Souverä-

netät, mit Beziehung auf die Legitimität Ludwigs XVIII. Die Unterschrift Wieland zog mich an. S. 536 fand ich: daß in Beziehung auf andere Staaten jeder Souverän als solcher, rechtmäßig, oder vielmehr diese Benennung unpassend ist, weil der Souverän seinen Staat nicht nur repräsentirt, sondern ihn für andere Staaten allein ausmacht, indem ein Staat erst dadurch, daß er einen Souverän hat, Staat wird" u. s. w. Ferner las ich: „In Beziehung auf das Innere eines Staats, d. h. auf das Volk, ist die Frage nach der Rechtmäßigkeit des darin vorhandenen Souveräns, eben so leer und widersprechend. So lange der Gewalthaber die höchste Gewalt zu handhaben im Stande ist, so lange und nur so lange, ist er Souverän; steht das Volk gegen ihn auf und jagt ihn fort, so hört seine Gewalt ipso facto auf; erklärt sich aber ein Theil des Volks gegen, und ein anderer für ihn, so giebt es von diesem Augenblick an keinen Souverän, und auch keinen Staat mehr, sondern zwei oder noch mehrere Partheien mit ihren Anführern bekriegen einander, und die siegende Partei begründet auf's neue die Souveränetät, und dadurch den Staat."

Durch diese Stelle bin ich noch mehr irre geworden an dem, was in Deutschland vorgegangen ist, und vorgeht. Ich werde gewahr, daß ich dem Lande meiner Bildung ganz und gar fremd geworden bin, und daß sich die Begriffe und ihre Zeichen seit dreißig Jahren von Grund aus verändert haben. Ich bin, wie ich sehe, so weit hinter den Fortschritten des Zeitalters zurückgeblieben, daß ich nicht mehr weiß, was weiß und was schwarz heißt. Nichts scheint mir mehr so zu seyn, als es damals war: ich muß von vorn anfangen um zu verstehen und um verstanden zu werden. Wieland war zu meiner Zeit ein hochberühmter, hochverehrter Name aber den jetzigen Herrn Ludwig Wieland kenne ich nicht; ich weiß nicht wo? auch nicht wer er ist? Dies thut nichts zur Sache; es kommt nur auf das an, was er sagt: Wahrheit ist immer Wahrheit, von wem sie herstammen mag. Ich frage bloß: habe ich recht verstanden, wenn es mir vorkömmt, als wenn die wichtige Basis des Daseyns im Staate, der Besitzstand, nur von der Gewalt abhängt? Wie es mir scheint, so ist man gegenwärtig nur so lange im Besitz einer Sache, als man ihn durch Gewalt zu vertheidigen im Stande ist. Besitz ist nur im Augenblick der Gewaltsübermacht vorhanden, und gilt nur von diesem Augenblick; nichts sichert ihn für den Augenblick nachher. Anfang, Mittel und Ende des Besitzes ist Gewalt.

Es ist mir unbekannt ob Hr. Ludwig Wieland ein Haus hat. Aber ich will annehmen, er hätte eins. Zugleich nehme ich an, es sey jemand vorhanden, der dieses Haus zu besitzen Lust, und sich in den Besitz desselben zu setzen die Gewalt hat. Dieser starke Mann dringt in Hn. Ludwig Wieland's Haus; er jagt Hn. Ludwig Wieland von dem Tisch, an welchem er sitzt, wirft ihn aus dem Bette, in welchem er liegt; und nun nennt dieser starke Mann, Bett, Tisch und Haus sein, so etwa wie einst jener Jerome, Cassel und Wilhelmshöhe, und das ganze Land, welches er Westphalen benannte, oder ein Joseph das Königreich Spanien, und Joachim Murat das Königreich Neapel. Hr. Wieland protestirt gegen den starken Mann; er versichert, das Haus gehöre ihm; er habe es von seinem Vater geerbt, oder mit seinem Vermögen erworben. — Was vor mir hier war, sagt der starke Mann, geht mich nichts an; ich sehe nur auf das, was im Augenblick da ist, und ich nehme es, weil ich die Gewalt habe, es zu nehmen. Vater, Erbschaft, nichts giebt Ansprüche aus der Vergangenheit; nur die Gegenwart gilt, und die Macht entscheidet. — Hr. Ludwig Wieland versichert, er sey der Sohn eines Vaters, der Wieland geheißen; dies sey ein großer, ein berühmter Nahme; an diesem Nahmen hänge seine Seele; er trage ihn rechtmäßig, und begründe auf diesen Nahmen seinen legitimen Besitz — „Nahmen sind Vorurtheile, sagt der Gewaltige; groß ist nur die Macht; Nahmen werden nur groß durch die Macht; die Macht vernichtet, die Macht giebt Nahmen." Der starke Mann zwingt Hn. Ludwig Wieland, auch seinen Nahmen aufzugeben; er schreibt ihm einen andern vor, und Hr. Ludwig Wiel nd muß sich der Gewalt fügen. Die Spuren der Vergangenheit und die Erinnerungen, die an ihr kleben, müssen der Gewalt weichen.

Dieser Zustand der Dinge in Deutschland, scheint mir, Herr Herausgeber, wenn ich ihn an die Begriffe halte, die mir aus der Zeit meiner Bildung geblieben sind, ein Naturzustand zu seyn. Die Menschen, nur durch Gewalt gegen einander sich haltend, scheinen mir in einem fortwährenden Kriegszustande begriffen, die Starken liegend und herrschend, die Schwachen unterliegend und gehorchend. Wölfe gegen Bären, Bären gegen Tiger, Tiger gegen Löwen, Löwen gegen alle und über alle. Gewalt gegen Gewalt. Zu meiner Zeit galten Grundsätze von Recht, das Recht war

geſtützt auf Moral und Religion. Sollten dieſe aus Deutſchland verbannt ſeyn? Sollten die Zeiten ſich ſo ſehr verändert haben? Dies kann ich nicht denken; wahrſcheinlich verſtehe ich alles falſch; ich bin nicht in die Geheimniſſe der Sprache und der Begriffe der neuen Zeit eingeweiht. Herr Wieland und Herr Trautvetter ſind mir zu hoch, und zu tief. Dieſe meine Unwiſſenheit macht mir Kummer. Ich würde mich an die Herren Wieland und Trautvetter ſelbſt wenden, um Aufſchluß über ihre Worte und Lehren zu erhalten, aber ich habe nicht die Ehre die Herren Wieland und Trautvetter zu kennen, und weiß nicht, wo ſie ſich aufhalten? Sie Herr Herausgeber des Freimüthigen, werden mir meinen Zweifel löſen, und mir Licht über den Zuſtand der Dinge ertheilen, der mir ſo räthſelhaft und dunkel iſt. Ihr Blatt, ſo wie alles was ich von Ihnen geleſen, iſt mir verſtändlich und klar; in jeder Zeile geben Sie Beweiſe, daß Sie aus jener Zeit ſtammen, in welcher ich meine Bildung erhielt. Nicht umſonſt haben Sie den Namen des Freimüthigen zur Deviſe angenommen: Sie werden mir frei und unverhohlen die Lage der Dinge erklären, und mir meinen Irrthum nehmen. Ich werde mit Dank Ihre Belehrungen empfangen, denn ich bin noch nicht ſo alt, daß ich nicht belehrt werden könnte. Mit Dank bin ich zum voraus Ihr Diener.

Nachſchrift des Herausgebers.

Dieſer, wie man wohl ſieht, ſehr ernſthafte Scherz eines Geſchäftsmannes den man als Schriftſteller in Petersburg, London und Paris warm geprieſen hat, wie in Deutſchland, fordert allerdings eine erörternde Antwort; aber ehe der Herausgeber ſie zu geben verſucht, will er erwarten, ob nicht einer ſeiner HH. Mitarbeiter ſie ertheilt.

Leonore.

Anekdote.

Leonore war aus einem der edelſten Geſchlechter Neapels, und eine vollendete Schönheit, wenn es je eine gab. Sie hatte ſich mit Don Manuel de Arrizo, einem edeln Spanier, Kapitän eines Kriegsſchiffes, verlobt. Von einer Franzöſin erzogen, empfand und dachte ſie ganz im Geiſte dieſes Volks. So ſehr ſie daher ihren Verlobten liebte, ſo wenig verſtand ſie ſein tiefes ſtilles Gemüth. Sie hielt ſeine Ruhe für Kälte, ſein Schweigen für Gleichgültigkeit. Ein unglücklicher Augenblick, brachte ſie auf den Gedanken ſeine Eiferſucht zu erregen; ſie ſchien einen andern zu begünſtigen während ſie wirklich unſchuldig war.

Don Manuel ward von dem Scheine getäuſcht; er ſah ſie drei Tage nicht. Leonore fürchtete ihn auf immer verloren zu haben, und überließ ſich der Verzweiflung. Endlich erſchien er; Dienſtgeſchäfte entſchuldigten ihn. Er war ernſt, aber zärtlicher als jemals. — „Wie lieb' ich Dich, meine Leonore!“ — ſagte er, indem er ſie in ſeine Arme ſchloß. Wenig Minuten darauf ſchlug er ihr eine Waſſerfahrt vor. Es war erſt Abends neun Uhr; das Landhaus lag ganz nahe am Meer. Leonore willigte mit Vergnügen ein.

Ein entzückender Sommerabend; liebliche Kühlung; das Meer ſpiegelglatt; glänzender Mondſchein. Don Manuel entfernte die Ruderer — „Das Boot iſt ſo leicht“ — ſagte er. So ſtiegen ſie ein. Er ſaß vor Leonoren, mit dem Geſichte ihr zugekehrt, die ganz vom Mond beleuchtet war. Seine Blicke ruhten auf ihrer holden Geſtalt. Er bat ſie um ſein Lieblingslied, das mit den Worten anfing:

„Ewig, bis zum Tode lieben;“

und mit der Strophe ſchloß:

„Selbſt im Tode noch vereint.“

Sie ſang es mit dem innigſten Ausdruck.

Unterdeſſen hatte ſich Don Manuel ziemlich weit vom Lande entfernt. Leonore bemerkte es — „Mein Manuel“ — rief ſie — „Was machſt Du? Wohin fährſt Du mich?“ — „Zum Tode!“ antwortete er düſter — „Zum Tode? Willſt Du mich ermorden?“ — „Nein! Wir werden zuſammen ſterben!“ — „Warum? Was habe ich verbrochen?“ — „Gedenke Deiner That!“ — „Um Gottes Barmherzigkeit willen, höre mich!“ — „Es iſt zu ſpät! Ich habe den leichteſten Tod für Dich gewählt!“ — In dieſem Augenblicke umfaßte er ihre Knie und rief: — „O theures Weib! Ewig bis zum Tode lieben, auch im Tode noch vereint!“ — Der Mond verbarg ſich hinter Wolken; das Boot fing an zu ſinken; Leonore verlor die Beſinnung.

Als ſie wieder zu ſich kam, befand ſie ſich in ihrem Zimmer, von ihrem Vater, dem Arzte und ihrer Kammerfrau umringt. Ein heftiges Fieber brachte ſie dem Tode nahe; ſie genas, um deſto unglücklicher zu ſeyn. Bald darauf nahm ſie den Schleier, und erſt nach anderthalb Jahren endigte der Tod ihren namenloſen Schmerz. F — r.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 4ten Dec. Elise von Valberg, Drama in fünf Aufzügen von Iffland.

Die Darstellung dieses berühmten Stückes war in jener Zeit, die man mit Recht das Blüthenalter unserer Bühne nennt, eine Zierde derselben. Die glänzendsten Talente die sie besaß, traten mit Eifer und Vorliebe darin auf, und selbst Engels Geist spielte mit, da einige Rollen darin noch unter seiner Leitung — und mit Folgsamkeit gegen sie, — einstudirt waren. Die — leider nothwendig gewordne — in allen Rollen neue Besetzung, war also schon an sich eine wichtige Sache; sie wurde es aber für den Augenblick noch mehr durch die so häufigen oft bittern Klagen, die seit langem über den Verfall unserer Bühne, vorzüglich in Rücksicht auf das Trauerspiel und das Drama im engern Sinn, gedruckt worden sind. Die Wiederbelebung dieses Stückes, kündigte an, daß man wieder lesen will, was ehemals gelesen wurde; und der Erfolg des ersten Bemühens muß darüber entscheiden, ob man es noch vermag, alle in wiefern jene Klagen ungerecht sind.

Der Verfasser dieser Chronik freut sich, das Zeugniß ablegen zu können, daß dieses Bestreben im Ganzen gelang, wenigstens wenn man erwägt, daß die heutige Darstellung als eine erste zu betrachten ist; jene bittern Vorwürfe sind also durch sie, wenigstens was das Vermögen betrift, schon großentheils widerlegt. Es ist überzeugt, daß man die zweite oder dritte Wiederholung mit nicht viel geringerm Genuße sehn wird, als die ehemaligen Darstellungen. Um auch von seiner Seite dazu beizutragen, — insofern die Darstellenden sein Urtheil beachten wollen, — wird er die einzelnen Rollen mit einiger Umständlichkeit durchgehn.

Mdme. Schröck gab die Illerin. Der Beurtheiler hat ihr nichts zu sagen, als daß er sie bewunderte, und nur in einigen Augenblick ein wenig mehr Haltung des edel-stolzen Standes wünschte, den dieser Karakter fordert.

Mdme. Douriant — Elise. Sie spielte mit hoher Wahrheit und erlegte einfacher Innigkeit. Hier und dort, in den sonst leidenschaftlichen Stellen, hätte vielleicht noch mehr Zartheit in Stellung und Bewegung seyn sollen. Der Vers. d. Chr. der diese liebenswürdige Künstlerin außer der Bühne niemals sah, freut sich zum voraus, so oft er sie auf derselben sehen soll. Doch eben weil sie ihm dort eine Lieblingserscheinung ist, dünkt ihn alles Störende dabei verletzend. — Das Negligé in welchem Elise in den ersten Akten erschien, war von dem reizendsten Geschmack.

Mdme. Erickberg — die Oberhofmeisterin. Wer diese Rolle von Dlle. Dobbelin sah, hat ein Bild in der Seele, das ihm sehr lieb ist. Ein solches macht leicht ungerecht, — und schreibende Eingerechtigkeit weiß er, nicht anzuerkennen, daß Mdme. Erickberg dieser Rolle in allen, oft schwierigen, Nüancen trefflich spielte.

Dlle. Gerading schien zuweilen zu vergessen, daß eine Kammerfrau einer regierenden Fürstin keine Soubrette ist. Der Verf. kennt diese Lebenssphäre zwar nicht, aber er kennt den Menschen ein wenig, und glaubt, daß hier ein Faux-Air einer Hofdame am rechten Orte wäre.

Der Schauspieler der den Fürsten gab, ist ein echter Künstler von sehr gebildetem Geist: es versteht sich also, daß er diese Rolle im Ganzen und Einzelnen sehr richtig leistete; in Rücksicht seiner persönlichen Erscheinung hatte er aber wohl einen Zielpunkt gemacht. Im wirklichen Leben mag ein Fürst so schlicht auftreten, als man will: er wird als Fürst auf jeden der ihn kennt. Der Schauspieler dagegen der einen Fürsten spielt, muß, um als solcher zu treten, den Zuschauern durch Kleidung und Anstand sagen, was er vorstelle. Er hat den Rang zu repräsentiren, nicht bloß einzelne Vorzüge desselben. — Ich wenigstens gestehe, ich hätte es schöner gefunden, wenn der Fürst nicht in schlichter Uniform, sondern in reicher Hauskleidung erschienen wäre, und beim ersten Auftreten sich nicht die Hände gerieben, oder sie doch vor der Brust wie zum Reiben, zusammen gelegt hätte, u. s. w.

Hr. Mattausch — den Amtshauptmann. Mit edlem Anstand, berechneter Kraft und sprechendem Ausdruck. Eine Bemerkung indeß darf nicht übergangen werden, da sie nützen kann. In Hofintriguen obgte man sonst an Hn. Mattausch, daß ihm zuweilen ein Mienenspiel und Ausrufe sich unwillkührlich entschlüpften, die nicht der Rolle gehörten, sondern ihm persönlich. In seinem gegenwärtigen Fach ist das sehr selten der Fall; aber ein Paar mal wiederfuhr es ihm heute doch auch.

Hr. Leich — den Hofjunker von Kühlen. Sehe gut, in jeder Rücksicht; vielleicht tadellos.

Die einzige Rolle, mit welcher der Theaterbeurtheiler völlig unzufrieden war, ist die des Hauptmanns von Witting. — Witting darf durchaus nicht mit blasirtem, verstarrten Gesicht erscheinen; er darf nicht stehende Gesichter aufreißen, und in Spiel und Stellung reagiren. Es grell äußern sich Gram und Zärtlichkeit bei dem reifen Manne von seiner Bildung nicht. Ferner: Witting muß die Hartherzigkeit an den Fürsten, da Elise sie nicht übergeben soll, dem obnehin beleidigten Ueberbringer zurückstellen; er muß nicht eher in das Zimmer „der Oberhofmeisterin" treten, als bis diese sich entfernt hat. Sie fordert es so. —

Vermischte Nachrichten.

Das Morn. Chron. äußert die Furcht, der Einkünfte könne in wenig Jahren so anwachsen, daß er etwa zu den Gottbeklagenissen der Regierung, außer den Taxen, auf ein Jahr hinreiche; dann könne man sich seiner bemächtigen, und sich auf immer von dem Beelzebub befreien, ein Parlament zusammen zu rufen.

— Nach sehr zuverlässigen Privatnachrichten vom 15ten Nov. aus Paris, dauert der gegen die Protestanten verübte Unfug zu Nismes noch immer fort.

— Engl. Blätter sagen, die Mitwe des Schusters Simon, der einst Ludwig des 17ten Aufseher im Tempel-Gefängniß war, habe aufgefagt, dieser Prinz lebe noch. Man hält das Weib für ein Werkzeug der Ultra's. — Dieselbe Partei soll behaupten, die Herzogin von Angoulême müsse als regierende Königin von Navarra betrachtet werden, da das Salische Gesetz das die weibliche Thronfolge verbietet, nur in Frankreich, nicht in Navarra gelte.

Entfernte Leser dieses Blattes werden hierdurch ersucht, Ihre Bestellungen auf den künftigen Jahrgang desselben, durch die Post oder solide Buchhandlungen, gefälligst so früh als möglich einzusenden, damit gleich die Auflage der ersten Nummern darnach bestimmt werden könne; und dabei, um Verwechselungen zu vermeiden, den Titel der Schrift genau anzugeben.

1816. Nro. 81.

Ernst und Scherz

Dienstag, oder den 10. December.

der alte Freimüthige.

Englands und Frankreichs neue unentgeldliche Armen-Schulen. Den Deutschen zur Nachahmung empfohlen von einem Menschenfreunde. Deutschland. (Wien?) 1816. Drei Hefte.

(In Berlin zu haben bei Dunker und Humblot.)

Der erste Heft enthält die Geschichte der Methode. Sie wurde in Ostindien, zu Madras, von dem Englischen Geistlichen Bell 1790. erfunden, aus Mangel an Lehrern für die dortige Militär-Schule. Bei seiner Rückkehr nach England, beschrieb er sie in einer 1797 gedruckten Schrift. Der Quäker Lancaster nahm sie an und vervollkommnete sie. Sie fand Gönner und wird jetzt in einigen hundert Englischen Schulen gebraucht. 1814 wurde sie in Frankreich eingeführt. — Der zweite Heft thut mit dringender Wärme den Vorschlag, solche Volks-Schulen auch in Deutschland zu errichten. Möge er ja überall Eingang finden! — Der dritte Heft setzt sehr umständlich das Verfahren bei dem Unterrichte auseinander.

Die Vortheile dieser Methode sind, daß mit außerordentlich geringen Kosten eine große Zahl von Kindern — ein Lehrer reicht für ein Paar hundert hin, — in verhältnißmäßig kurzer Zeit, — etwa in drittehalb Jahren, — fertig und gut lesen, schreiben und rechnen (?) lernt, und zugleich zur Ordnung gewöhnt wird. Sie ist also überall wo man weise genug ist, Werth auf Volksbildung zu legen, von der höchsten Wichtigkeit; — nicht, weil sie diese Bildung selbst, die vorzüglich im richtigen Denken und Fühlen besteht, sondern weil sie die Grundfertigkeiten ertheilt, durch welche man diese Bildung, dem Karakter unsrer Kultur nach, erlangen kann. Wenn aber die Gönner der übrigens allerdings vortrefflichen Methode von dem was sie leistet, als einer vollständigen Erziehung sprechen, so gehen sie zu weit. Eine gute Erziehung lehrt können, wissen und denken. Das Können, das heißt gewisse Fertigkeiten, ertheilt diese Methode; aber wenn man ihr Mechanisches auch auf den Unterricht im Wissen und Denken ausdehnen wollte, so könnte es schädlich werden, — Dummköpfe in Massen bilden. — lt.

Betragen der Spanischen Frauen von den Regimentern: Katalonien, Guadalaxara und Algarbien, in Güstrow, zur Zeit der jüngsten Belagerung von Stralsund.

(Fortsetzung.)

Am andern Tage nach dem Abmarsch der Männer, rief mich ein Spanisches Mädchen auf dem

Markte: „Sennor Blanco! Sennor Blanco!“ welches „weißer Herr!“ auch: „Herr Weiß!“ heißen kann. Ich trug nämlich damals gewöhnlich einen weißen Ueberrock, und erhielt dadurch bei den Spaniern jene Benennung, womit sie mich anfangs bloß meinem Aeußern nach, einander bezeichneten, die aber hernach bei den Frauen für meinen Namen galt. Das Mädchen sagte mir: „ihre Dame (die Gattin eines Obristlieutenants vom Regiment Guadalajara, dessen langen, mit Titeln gespickten Namen ich vergessen habe,) ließe mich ersuchen, doch wo möglich, gleich ein wenig zu ihr zu kommen. Ich ging mit ihr. Unterwegs erzählte sie mir, „die Obristlieutenantin habe sich über die Trennung von ihrem Gemahl so sehr gegrämt, daß sie krank und bettlägerig sey, und wünsche von mir etwas Näheres über das Spanische Lager vor der Festung zu erfahren.“ Sie öffnete, ohne mich vorher anzumelden, das Zimmer ihrer Dame, und hieß mich eintreten. Die Obristlieutenantin, eine Frau von ungefähr dreißig Jahren, lag mit verweinten Augen im Bette; vor demselben saßen in einem Halbkreise sechs Offizierfrauen, welche jener, als der vornehmsten unter ihnen (Es hieß: sie sey weitläuftig mit dem Friedensfürsten verwandt) einen Beileids- und Trostbesuch abzustatten schienen. Die meisten weinten ebenfalls. Alle freuten sich über meine Erscheinung, machten mir Platz, und winkten mir, zur Kranken ans Bett zu treten. Diese dankte mir mit schwacher Stimme für meine Dienstwilligkeit, und sagte hinzu: „Ich muß vor Gram und Kummer sterben, wenn ich keine genauere Nachricht von der Gegend erlange, wo mein Don Maria u. s. w. sich im Lager befindet, nicht weiß, ob die Einwohner dort schlimm oder gut sind“ (oder: „ob der Ort gut oder schlecht ist; denn das Wort el pueblo ist mehrdeutig und kann Volk, Dorf und Dorfschaft, Ort und Ortschaft bedeuten,) „damit ich erfahre, ob mein geliebter Gatte in großer Gefahr ist, oder nicht. Daß der Ort, bei welchem die Unsern ihr Lager haben werden, Barth heißt, hat er mir gestern Abend unterwegs geschrieben; mehr weiß er aber auch nicht davon zu sagen. Sie werden das alles, da es nicht weit von hier sey soll, und Sie auch die Deutschen Zeitungen lesen können, wohl wissen; haben Sie doch die Güte uns zu beruhigen!“ – Ich wußte nicht recht, wie ich das machen sollte; indessen fiel mir ein, daß bei Belagerungen in Spanien die Einwohner sehr in Betrachtung kommen, und ich versicherte also für's erste, die Bewohner des Landes, in welchem die Festung liege, seien gutmüthige, friedliche Menschen, die an diesem Kriege keinen Theil nehmen würden. Von ihnen hätten die Belagrer nichts zu fürchten. Dies schien ihnen schon eine wichtige Nachricht, welche die Gefahren, denen die Ihrigen ausgesetzt wären, sehr verminderte. Dann gab ich über die Produkte des Landes Auskunft; sagte, daß es reich an Getraide und Vieh sey und daß überdies aus den benachbarten Ländern eine Menge Lebensmittel allerlei Art herbeigeschafft würden. Die Belagerer hätten daher keinen Mangel zu befürchten. „Gut das; sehr gut!“ flüsterten sie sich einander zu. „Wie ist denn der Wein dort?“ fragte die Eine albern genug. „Thörin!“ strafte die Obristlieutenantin diese; „haben Sie denn vergessen, daß in diesen nördlichen Ländern kein Wein wächst? Man wird dort ausländischen Wein haben, wie hier; nicht wahr Sennor?“ Dann fragte sie noch: „ob die Spanier in ihrem Lager wohl außer dem Bereiche des feindlichen Geschützes wären?“ und endlich: „ob ich glaubte, daß die Festung sich lange halten könnte?“ Als ich hierauf antwortete: „Die Festung ist sehr stark, wird von einer tapfern Besatzung vertheidigt, und kann auch nicht ausgehungert werden, weil sie von der Seeseite freie Zufuhr hat, welche die Belagerer auch in Zukunft schwerlich verhindern werden,“ fing sie wieder an zu weinen, und ihre Gesellschafterinnen folgten ihrem Beispiel. Doch sah man's allen an, daß es keine „aufgebotene“ Thränen waren, wie der Schalk Terenz gewisse Weiberthranen nennt. Die erste, welche sich faßte, war die Obristlieutenantin. „Die Fürsehung verhange diese Zeiten über uns, meine Freundinnen!“ sagte sie: „laßt sie uns in Geduld tragen! Wir wollen täglich Gott in unserm gemeinschaftlichen Gebet anflehen, daß er die Unsrigen beschütze, und unsre Geliebten wohlbehalten wieder in unsre Arme führe.“ Dann wandte sie sich an mich mit der Frage: „Könnten Sie uns aber nicht zeigen Sennor, wo und wie dort alles so recht ist?“ Ich verstand sie nicht, und zeigte mit dem Finger nach Norden, indem ich sagte: „Dorthin ungefähr liegt Barth, Sennora?“ – „Das zu wissen, genügt mir nicht,“ antwortete sie; „ich möchte es gern sehen.“ – Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, und dachte: „Am Ende verlangen sie wohl gar von dir, daß du ihnen die belagerte Festung mit der ganzen Umgegend vor ihr Bett herzauberst!“ Als sie mein Erstaunen bemerkte, fügte sie hinzu: „Ich glaubte, Sie würden vielleicht eine Karte anschaffen können,

worauf alles zu sehn wäre?" Jetzt wunderte ich mich selbst über meine vorige alberne Verwunderung, die sich nur halbwege damit entschuldigen läßt, daß, bei der noch sehr befremdenden Wirkung, welche die Verschiedenheit der Spanischen Sitte und Sprache von der unsrigen, auf mein Gemüth machte, der Gedanke: Spanierinnen könnten auch geographische Karten und Deutsche Karten sehen wollen, in jenem Augenblick der Geistesbefangenheit von mir entfernt blieb, so natürlich er sonst auch gewesen wäre. Etwas beschämt eilt' ich fort und kehrte mit einer Karte von Deutschland und einer besondern von Pommern zurück. Die Kranke zog sich in ihrem geräumigen Bette so weit zurück, daß vorne für die Karte Platz wurde, indem sie anfangen zu mir sagte: „Setzen Sie sich nur hier aufs Bett und rollen die Karte zwischen uns auseinander: sonst können wir nicht beide sehen. Wenn Sie auf den Stuhl sitzen, sind Sie zu entfernt; und wenn Sie stehn, sind Sie im Lichte, und den andern Damen, die auch sehen wollen, hinderlich." Ich setzte mich also auf den Rand des Bettes, und breitete zuerst die Karte von Deutschland aus, um sie vorläufig nach dem Marsche, den das kleine Spanische Heer von Tyrol her gemacht hatte, zu orientiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

Die Juden in Lübeck. Frankfurt a. M. 1818. — Kurz, ruhig und überzeugend führt der Verfasser die Sache der von und für Christen erbauten Stadt. Ursprünglich gehörte dort kein Jude zu Hause. Um der durchreisenden Juden willen, erlaubte man Einem dort zu wohnen. Er wußte die Erlaubniß noch auf einige andre, die ihm nothwendig seyen, auszudehnen. Als Lübek in Frankreich einverleibt wurde, als kein Staat mehr war, konnte jeder der ein Französisches Patent beizog, sich dort niederlassen, und eine Menge fremde Christen und Juden wanderten ein. Als Lübek als Staat wieder hergestellt wurde, bezahlt der Senat, daß diese fremden Patentträger ihr Gewerbe einstellen sollten. Die Christen unter ihnen gehorchten ohne Schwierigkeiten; die Juden weigerten sich, und trotzten selbst wiederholten Befehlen der Regierung, die ihnen denn endlich die Laden verbriegeln ließ. Man hat dies als eine Verletzung der Bundesakte angesehn, aber diese sagt: die Juden sollen vorläufig in dem Besitz der Rechte bleiben, die ihnen von den Bundesstaaten ertheilt sind; die Lübeker Juden hatten aber nur Patente von der Franzos Regierung.

— Bemerkungen über Verfassung. Ein Sendschreiben an Hr. Benzenberg von Koppe. Dortmund, 1816. Hinter diesem Titel findet man eigentlich drei Nummern des Westphälischen Anzigers, von denen das Sendschreiben nur einen kleinen Theil ausmacht. — Was dieses selbst betrifft: mit hellem Blick, mit Wärme und sehr verständlichem Wort rügt es einige in der That arge Fehlgriffe, die Hr. Benzenberg in seiner Schrift „über Verfassung" mit jener diktatorischen Miene that, die denn jetzt Mode ist, besonders wo jemand von Dingen spricht, über die er nicht im Klaren ist. Der ärgste dieser Fehlgriffe ist, daß Hr. Benzenberg das Land (oder vielmehr den Erdboden des Staates) für wesentlich mit dem Staate annahm, und daher behaupten, nur Grundeigenthümer hätten als wirkliche, aktive Staatsbürger betrachtet werden. Hr. Koppe erinnert ihn, daß er dadurch gegen Drittheile der Bevölkerung zu Null in im Staate machte, und selbst, wenn er das Gut, das er jetzt besitzt, — verkaufte, zur Null würde u. s. w.

— Friedensbüchlein, —— von Heinrich Müller. Quedlinburg und Leipzig, 1817. Ein unbedeutendes Gemisch alltäglicher Betrachtungen und unterredender Geschichtchen. Giebt es ein Publikum dafür, so ist es schon recht, daß man's brauche. Schaden wird's nicht.

Vermischte Nachrichten.

Von mehreren Seiten her melden Privatnachrichten mit Bestimmtheit: der lutherische Oberhofprediger und General-Superintendent zu Darmstadt, Dr. Stark, derselbe der sich einst so grob, so pöbig und so schlau gegen die Behauptung vertheidigte, er sey katholisch, habe auf dem Todbette gestanden, er sey es wirklich, und habe sogar die Tonsur erhalten. Ist es wahr, hat ein katholischer Priester während langer Zeit die Gnadenorgane eines protestantischen Hofes besorgt, die protestantische Geistlichkeit eines ganzen Landes „geleitet"? — Man sieht wohl, von welcher unbestimmbar großen Wichtigkeit es ist, über dieser Sache Gewißheit zu erhalten. Warum schweigen diejenigen, die diese Gewißheit geben können, wenn sie nicht Mitschuldige seines Betruges sind? — Eben dieser protestantische Oberprediger und General-Superintendent wird öffentlich als der Verfasser der anonymen Schrift: „Theoduls Gastmahl" genannt, in welcher er einen Katholiken mit einem Reformirten und einem Lutheraner über die Vorzüge seiner Konfession sprechen, und seine Gegner immer so antworten läßt, daß sie lächerlich werden. Welcher aufgeklärte und redliche Katholik selbst, wird nicht einen Menschen verabscheuungswerth finden, der lange eine Ueberzeugung heuchelt, und Lehren vortragen konnte, an deren Gegentheil er glaubte? Sind diese Anklagen unwahr: noch einmal, warum schweigen die Freunde des Verstorbenen? S.

— Sichere Nachrichten zufolge hat eine nordische Universität vor kurzem sieben von ihren eignen Zuhörern Academisch ertheilte Doctor-Diplome formlos und feierlich cassirt. Im allgemeinen ist es zu wünschen, daß die Universitäten in Ertheilung der gelehrten Würden minder vielfährig werden, damit sie Würden bleiben.

— Die Engl Zeitung Times selber gesteht, daß die Eng-

tischen Fabrikate aller Art jetzt in Rücksicht ihres innern Werths sehr gesunken sind. Eben das bezeugen fast alle Handelsverständige, und schreiben es der ungeheuren Schnelligkeit der Verfertigung und dem Maschinen-Wesen zu: ein Umstand den man nicht übersehen sollte, wo man die Englischen Maschinen so eifrig nachzumachen sucht.

— Ein Europäer, ja ein Franzose, den keine Folge der Französischen Revolution erreicht, ja, der von ihr und von Buonaparte bis vor ganz kurzer Zeit, nie etwas gehört hat! Er heißt Dumont, war zur Zeit der Belagerung von Gibraltar Jockey des Grafen von Artois, wurde mit einem Boote auf die Küste von Afrika verschlagen, dort gefangen, ins Innere des Landes verkauft, und ist jetzt, nach 55 Jahren, zurückgekehrt. Den Grafen von Artois findet er wieder in Paris, aber der Jockey-Dienst wird wohl vergeben seyn.

Aus Riga, vom 13/25sten November.

Die Gedächtniß-Säule, welche unserm hochverehrten Monarchen, durch die Vermittlung des Hn. General-Gouverneurs, von unsrer Stadt errichtet werden darf, ist aus St. Petersburg eingetroffen; wird aber erst im künftigen Jahr, dem Schloße gegenüber, aufgerichtet. — Auf dem Kurländischen Landtage, der in einigen Wochen gehalten wird, sollen sehr wichtige Anträge in Rücksicht der Bauern verhandelt werden. Nachdem früher in Liefland, jetzt auch in Esthland so wohlthätige Umgestaltungen in der Lage dieses Standes Statt gehabt, erwartet das Publikum mit Zuversicht etwas Aehnliches in Kurland. — General-Superintendent Sonntag, den uns unser Monarch erhalten hat, hat die Wichtigkeit seines Hierbleibens so eben durch eine sehr interessante Schrift „über kirchliche Bauten und Prediger-Gerechtsame" bewiesen, die zu den vielen und großen Verdiensten, die er um unsre Provinz hat, ein neues fügt. — Die Russische Wochenschrift wird auf ausdrückliches Verlangen des Hn. General-Gouverneurs, auch im künftigen Jahre fortgesetzt.

Für unser Theater haben wir mehr Wünsche als Hoffnungen. Allgemein ist das Bedauren über den Verlust des ausgezeichneten Künstlerpaars, Hn. und Mdme. Goßler. Folgende Verse erschienen darüber in einer hiesigen Zeitung:

An Madame Goßler-Herbst als Donna Anna,

den 8ten November 1816.

Kannst Du nicht rühren des Verräthers Herz
Durch solcher tief empfundnen, Töne Klagen,
So glaube, daß bei Deiner Seele Schmerz
Theilnehmend Aller Herzen für Dich schlagen.
Denn was er schuf, der hohe Genius,
Was ewig schön und herrlich uns erscheinet,
Vollendest Du zum schwelgrischen Genuß,
O edle Künstlerinn, mit ihm vereinet!

„Wie bitter ist's, bereuend zu gesteh'n,
„Daß uns die eig'ne Schuld ein Gut entrückte,
„Das innig einst die stille Brust entzückte!
„Wär's möglich nicht, uns froh getäuscht zu seh'n?" —

Noch eins! Das Morgenblatt hatte in den Nachrichten über die hiesige Bühne, von der Vorstellung gesprochen deren Ertrag zu einem Denkmaal Ifflands verwandt werden sollte, diesen Ertrag zu 700 Rubel Silber angegeben, und die Sache so erzählt, als wenn die Direktion diese Summe unredlicher Weise behalten hätte. Nach einer ausdrücklichen Erklärung des Kassirers, betrug die Einnahme 260 R. S. und daß sie nicht zu jenem Zweck versandt werden durfte, weiß der Verf. jener Nachrichten sehr gut. Urtheilen Sie darnach von dem Karakter und Zweck seiner Nachrichten.

*) Aus Dresden.

Seit dem Anfang des Winters, der für die auf der Elbe erwartete Zufuhr nur zu schnell eingetreten ist, herrscht in den ersten Zirkeln viel Geselligkeit und angenehme Unterhaltung aller Art. Alle Sonntage ist Ball-Assemblée bei der Prinzessin von Carignan. Der Baiersche und Preußische Gesandte geben abwechselnd mit andern Fremden, die hier wohnen, fleißig besuchte und geschmackvoll unterhaltende Bälle und Concerte. Selbst bei den jungen Prinzessinnen des Königl. Hauses findet regelmäßig Abendgesellschaft statt, wobei das Personal des diplomatischen Corps und andere hoffähige Personen Zutritt haben und sich aufs angenehmste unterhalten. Auch das Oestreichische, Englische und Französische Gesandtenhaus bilden einen interessanten Mittelpunkt gastfreundschaftlicher Zusammenkünfte und kleiner Feste: Schade nur, daß der mit Recht allgemein geachtete Englische Gesandte Morier schon seit einiger Zeit durch Kränklichkeit der Gesellschaft entzogen wurde. Der berühmte Polledro ist eine Zierde und Stütze unsers Orchesters, in welcher die alte Schule stets frische muntre Sprößlinge treibt. Unser Italienisches Operntheater hat einen neuen Tenor- und Baßsänger erhalten. Der Kapellmeister Morlacchi ist aus Italien zurückgekehrt, wo die auf Königl. Kosten in Rom sich bildende Hofsängerin Funk die angenehmsten Erwartungen erregt. Mit regem Eifer bestrebt sich das Deutsche Hoftheater unter der Leitung des unermüdeten und einsichtsvollen Hofmarschalls Graf Vitzthum v. Eckstädt nicht nur an Ründung und Vollendung seines Personals, (das an Julius, vordem Regisseur in Breslau, Zwick aus Darmstadt und Dlle. Kriekeberg, einer vielversprechenden jungen Schauspielerin, die von ihrer Mutter unserer würdigen Hartwig zur Bildung und mütterlichen Aufsicht übergeben wurde,) sondern auch an innerer Kraft und Kunst zu wachsen, und ganz untadelhafte Darstellungen auf die Bühne zu bringen. Eine solche war neuerlich Vandyks Landleben, eine von unserm liebenswürdigen, geistreichen, unerschöpflich reichen Friedr. Kind, nach einer bekannten Maler-Anekdote aus Vandyks Jugend in 6 Akten (der erste ist nur Prolog) gedichtete Kunstausstellung, denn so will der Dichter selbst diese gewissermaßen neue Gattung genannt wissen. Der Zweck des Dichters war eigentlich die Italische Malerwelt mit der Flamändischen zu contrastiren, Antwerpen im Kampf mit Rom aufzustellen.

(Der Schluß folgt.)

*) Ausführliche Nachrichten über die Bühnen anderer Städte, gehören nicht in den Plan dieses Blattes. Wenn ich hier eine Ausnahme mache, so wird der Gehalt des Aufsatzes es entschuldigen. Er kommt von einem Manne, der als Kunstrichter längst vom Publikum sehr geehrt wird. D. H.

1816. Nro. 82.

Ernst und Scherz

Donnerstag, oder den 12. December.

der alte Freimüthige.

Drei Briefchen von verstorbenen Berühmten;

Kleine Beiträge zur Karakteristik derselben.

Von Seume.

Vorbemerkung. Der Herausgeber hatte den Sommer 1796 in Leipzig mit Seume verlebt, und war im Herbst nach Jena gegangen, um Loder und Hufeland zu hören. Hier erhielt er folgenden Brief. Wer Seume kannte, wird ihn dabei zu sehen glauben.

Liebster Freund!

Ihr Brief ist entsetzlich misanthropisch. Wie kann ein Mann von Ihrer Laune den Menschen so viel Ehre anthun, sich über sie zu ärgern? Sähnen Sie Sich immer mit der Narrheit im Allgemeinen aus; lassen jedem seine Kappe, und befinden sich mit der Ihrigen wohl. Denn, lieber Merkel, wir werden denn doch wohl auch die unsrigen tragen. Es thut mir sehr leid, daß der einsame Reisewagen Sie wieder in Ihre Erbsünde der Hypochondrie geworfen. — Die Nerven müssen durchaus nicht leiden. Es sagte mir neulich ein alter baroker Kerl, der in seinem achtzigsten Jahre noch für einen ganzen Klub Jovialität hat: „Was man da jetzt von den verteufelten Nerven schwatzt! Zu meiner Zeit wußte keine Seele etwas von Nerven; ich bin so alt geworden ohne Nerven, und sehe gar nicht ein, wozu die Nerven nöthig sind.“ Suchen Sie Sich auf den nehmlichen Fuß zu sehen.

— Ihre Commissionen sind besorgt. — Wir sind übergezogen. Ich sitze und schreibe im Zimmer über dem Thorwege. Da ist es verteufelt kalt. Die Wirthin scheint eine recht galante Frau zu seyn. Das thut mir sehr leid, denn ich bin und will seyn der Antipode der Galanterie.

Seit Sie uns verlassen haben, bin ich erst extra faul geworden; und das will viel sagen, da Sie meine sonstige Indolenz schon kennen. Uebrigens geht es bei uns den gewöhnlichen Schlendrian, und ich finde ihn gar nicht übel. Haben Sie Sich mit den Menschengesichtern und dem dortigen Lokale etwas orientirt? Mensch, fordern Sie nicht zu viel vom Menschen.

Die Noth über die Letten und Esthen hat mich recht gefreut; gebe der Himmel daß die Regierung den armen Teufeln hilft. Wenn das Wort der Kaiserin Katharina ächt ist, so ist es einige Bände mäßiges Geschreibsel über Humanität, und mehr werth.

Apropos, ich bin zum erstenmal in meinem Leben ordentlicherweise verliebt; doch thut das

nichts zur Sache; ich befinde mich wohl. Der Major läßt Sie grüßen und Schnorr dito.

Faxit deus, ut semper tu resque tuae bene se habeant.

Ihr Freund

Seume.

Leipzig, den 20. Oct. 1796.

Von dem Maler und Dichter Carl Graß.

Vorbemerkung. Graß, dessen frühere lyrischen Gedichte zuweilen mit den Schillerschen verwechselt wurden, Verfasser der Wanderung durch Sicilien, starb vor anderthalb Jahren in Rom, als ausgezeichneter Landschaftsmaler. — Bei einer Gemälde-Ausstellung daselbst, fand König Joachim Murat vier treffliche Sicilische Landschaften von demselben so schön, daß er jeden Preis dafür bot; aber Graß schlug es ab, sie ihm zu verkaufen: er habe sie für seine Vaterstadt Riga bestimmt, wohin sie auch gingen. — Er hatte Theologie studirt und 1796 in Liefland den Ruf zu einer ansehnlichen Pfarre erhalten, wollte sie aber ausschlagen, um sich ganz der Kunst zu widmen. Der Herausgeber glaubte, daß Graßens edler Karakter und Rednertalent ihn als Landprediger dem gemeinschaftlichen Vaterlande nützlicher machen würden, als er der Welt als Künstler seyn könnte, und selbst in Begriff nach Deutschland zu gehen, wendete er doch alles an, Graß davon abzuhalten. Er setzte dazu, da Gründe nicht ausreichen wollten, und er mit einem Dichter zu thun hatte, selbst jugendliche Motive in Bewegung. Unter einer Bedingung, erhielt er den Handschlag seines Freundes, daß er bleiben wolle, aber schon drei Monate nachher in Leipzig ein Paar Briefe von ihm ohne Ortsnamen und Datum; dann die Nachricht, daß Graß in der Schweiz sey, und endlich, da er dorthin geschrieben, die Antwort, aus der hier einige Stellen folgen.

Zürich, den 17ten Jan. 1797.

Theurer Merkel!

Ein Brief von Ihnen war mir die erfreulichste Erscheinung; die mir an dem Tage, als ich die Nachricht vom Tode meines Vaters erhielt, hätte begegnen können. Haben Sie tausend Dank! — Wenn unsre Herzen sich schon in Livland verstanden so müssen sie in Deutschland sich freudig entgegenschlagen, und ich schließe Sie im Geiste mit Inbrunst und Liebe an mein Herz.

Wie oft waren Sie schon in meinen und Krausens Unterredungen der Gegenstand unsers Gespräches. Einen unserer dringendsten Wünsche haben Sie durch Ihr Buch, das mir Krause brachte, nicht nur erfüllt, sondern alle unsere Erwartungen darin übertroffen. Nehmen Sie, u. s. w.

Wegen meiner mystischen Briefe bitte ich Sie herzlich um Verzeihung. Es war mein Plan, Sie zu überraschen. Meine Kränklichkeit und Umstände verdarben mir die Freude. Ich hoffe gewiß, sie entgehn mir nicht ganz. So lange Sie in Deutschland bleiben und ich lebe und gesund bin, suche ich Sie gewiß auf, wo es auch sey. —

Ich kann mit Wahrheit sagen ich sehne mich mit einer gewissen Lüsternheit, mit Ihnen recht auszuschwatzen. Mein Weggehn aus Livland, trotz Ihrer und meiner andern Freunde Bemühung mich zu *contrahiren*, war endlich so physisch und moralisch nothwendig geworden, daß es nicht länger auszuhalten war. — Ohne Sie, ich gesteh' es, wär ich fast zu gleicher Zeit mit Ihnen fortgereist. Sie hatten mir einen Namen genannt, an dem meine Phantasie einen Nagel fand, woran die Hoffnung ihr täuschendes Gewebe befestigte. — Ich wollte mir nicht vorzuwerfen haben, eine mögliche schöne Aussicht des Lebens verscherzt zu haben — und mußte doch, ehe ich das Ding in der Nähe beleuchten konnte, die fatale Vocation annehmen. — Eine Sommerreise, die ich machte, zu der einzig Ihr schönes Wort mich verlockte, warf den Ausschlagstein in die Wage meines Schicksals. Veni, vidi und proh Dolor! neque vici nec victus sum und bald darauf blies Fama in ihr Horn: evadit excessit, erupit. Die geheime Geschichte meines Herzens sagt: er ging und fand die Ruhe non auro non gemmis venale unter den Bergen, an der Quelle der Gesundheit, im Arm der treuen Freundschaft.

Das Detail dieser meiner bedeutenden und durchaus unbekannten und unerrathenen Reise, steht ausführlich in einem Tagebuch an Bruder K. Sie werden, sie müssen es lesen. —

Ohne Zweifel werden Pontius und Pilatus, und der hohe Rath von Jerusalem, und Pharisäer und Sadducäer ein weidliches auf Sie und mich geschimpft haben. Die Zeit wird ihnen das Maul stopfen. Fahren Sie nur fort zu schreiben und zu dedizren *) und ich werde fortfahren in verborg-

*) Ich hatte meine „Letten" dem General-Gouverneur, und die Schrift. „Hume und Rousseau über den Urvertrag," der Ritterschaft von Liefland dedizirt.

ner Stille meine bessern Kräfte zu entwickeln und bei Arbeit, die den Stecken des Treibers nicht fürchtet und die Fuchtel der Excellenz nicht kennt, mich glücklich fühlen.

Mein Plan ist jetzt, wenn Umstände nicht durchaus seine Ausführung hindern, im nächsten April nach Rom zu gehen. Freund Krause begleitet mich und wenn wir in Ihnen einen Gefährten haben könnten, so machten wir tres ein Collegium, wobei die Freude und Freundschaft präsidiren und die Natur dociren sollte. Was ist in der Welt nicht möglich? Aber in der Liebe muß man fein, nnd wo man etwas ausführen will, hübsch stille seyn;] also machen Sie weiter keine Rede! — ein ächt Rigischer Ausdruck. — u. s. w.

Von Johannes von Müller.

Vorbemerkung des Herausg. Freunde im engern Sinn konnten Müller und ich nicht werden. Ohne Zweifel fand er meinen Karakter zu starr und rauh, da mir der seinige im Leben zu geschmeidig und weich schien. Wir besuchten einander aber zuweilen, und als ich den Plan machte, Buonaparten's Großsprechereien im Moniteur, 1806 ein eignes Blatt entgegen zu setzen, schloß Müller sich dazu mit Wärme an; — wozu er schon im November desselben Jahres sich wohl nicht hätte bekennen mögen. — Bei einem Besuche fand er bei mir meine (bei Sander 1800 erschienenen) Erzählungen, und nahm sie mit. Nach zwei Tagen schickte er mir sie mit folgendem Billet zurück, das, wie mir es scheint, durch alles, selbst durch die Recensionsform, in der M. in einem Compliment-Billet, über ein sechs Jahr altes Buch spricht, noch mehr aber durch andre Aeußerungen sehr physiognomisch ist, wenn man diese mit den Lagen vergleicht, in die sich bald hernach der edle, aber zu weiche Mann hineinzwängen ließ.

„Ich habe mit unendlichem Vergnügen Ihre Erzählungen gelesen; habe auch das Buch nur wenige Minuten zwischen jeder weglegen können, und es so auf einmal ganz lesen müssen. Die ersten zwei 1) haben mir die höchst angenehme Erinnerung der Abende erneuert, wo ich die Originale vorlesen gehört. Möchte Ihre schöne Arbeit den Besitzer 2) veranlassen, mit letzteren nicht zurückzuhalten; ich werde ihm davon schreiben. Die dritte, 3) so rührende, konnte einem Geschichtschreiber von einigen Dutzend Republiken unmöglich als Dichtung erscheinen; sie ist vortrefflich erzählte Geschichte. Der eigentliche Gegenstand der vierten 4) ist ergreifend, aber die Urtheile über die Zehner und über die Staatsinquisition kann ich unmöglich unterschreiben. Daß diese Stellen zu gut wurden, daß sie einschliefen, war das Unglück der Stadt, aber sie waren die wohlthätigsten Erhalterinnen von ganz Venedig. Der „Männerstolz" 5) ist sehr schön, sehr schön, und die Lehren an die Gelehrten, wie treffend wahr! „Arkadien" erinnerte mich an schöne Jugendscenen, die kein Seufzer wiederbringt. Im Ganzen gewährte mir das Büchlein einen sehr angenehmen Genuß, und ich fühlte, wie gut der Verfasser die vielen Wege zum Herzen versteht.

Leben Sie wohl und fahren Sie fort; macte virtute! gewiß des Danks vieler Guten und Edlen; auch Ihres Ihnen gewiß aufrichtigst ergebenen J. v. Müller."

27. Apr. 1806.

(1) „Rousseau's Reise nach Paraklet", und „Rousseau, der Rächer der Unschuld;" zwei Anekdoten aus R's. noch immer ungedrucktem handschriftlichen Nachlaß, frei erzählt. (2) Den 1812 zu London ermordeten Grafen d'Antraigues. (3) „Snitger," ein Bruchstück aus Hamburgs Geschichte. (4) „Signora Contarini" eine Anekdote aus Venedig. (5) „Männerstolz vor Fürstenthronen," ein Zug aus Engels Leben.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 9ten Dec. Künstlers Erdenwallen, Lustspiel vom Ritter Jul. von Voß. Der Verfasser dieser Chronik gesteht, daß er in Rücksicht auf Reichthum, Wahrheit und Tiefe der Karakterzeichnung, durchaus kein Deutsches Lustspiel kennt, daß diesem an die Seite gesetzt werden kann. Alle Grundsätze der höheren Kritik sind leeres Geschwatz, oder dies Stück überlebt neunzehn Zwanzigstel der Lustspiele, die je auf unsrer Bühne Glück gemacht, und wird von unsern Urenkeln einst studirt, commentirt und bewundert, vielleicht viel mehr als wir dabei lachen! Jede Scene vorzüglich der letzten Akte, selbst die kleine zwischen dem Herrn Professor und der Frau Doktorin, die aus dem bestellten Pfeifen im Koncert, mit ernster Gelahrtheit schliessen, es habe verdient, ausgepfiffen zu werden, — ist voll tiefer, heller Blicke in die Menschennatur, deren Ausbeute gleichwohl so meisterhaft leicht hingeworfen ist, daß sie etwas Alltägliches scheint. Das Stück ist in Rücksicht des üppigen Reichthums an echt komischen und blendendwahren psychologischen Zügen ein Eldorado, wo die Diamanten wie Kiesel herumgestreut

stand. — Ist es denn möglich, daß die Zeitgenossen Goethe einen Dichter von dem Genie des Verfassers gleichgültig ihun können? Gegen ihn, sage ich, nicht gegen seine Arbeiten: denn die erzwingen, was ihnen gebührt. Aber indeß das volle Haus bei seinen Dramen vor Freude jauchzt, singt der Dichter vielleicht kummervoll die Hände. Wird unser Zeitalter denn auch seinen Butler haben, dem man kein Verdienst gab, wohl aber, als er verschmachtet war, einen prächtigen Stein, aufs Grab? —

Das Stück wird in den meisten Rollen vortrefflich gespielt; vor allen aber zeichnete sich Hr. Devrient aus als Magister Lämmermeyer. Jeder genialische Zug des Dichters wurde von ihm echt genialisch wiedergegeben; die meisterhafte Gradation in den verschiedenen Stufen der Trunkenheit gehörte ihm selbst. — Hr. Stern, der den Vormund spielte, zeigte besonders in der Scene, wo er den Schauspieler macht, sehr viel komische Kraft in einer ihm sonst fremden Art. — Der alte Tempioni ist ein Meisterstück von seiner Zeichnung, und Hr. Unzelmann gab ihn sehr gehalten. — Selbst die kleine Rolle des ästhetischen Juden wurde, den Hrn. Maurer, gut ausgeführt. Eben so der geistsprühende Jüngling Ihle, von Hrn. Stich.

Unter den weiblichen Rollen gelang besonders die der Mirzkin, von Mdme. Espenhahn gegeben. Alle Karaktere der Art hat diese Künstlerin ein sehr reiches Talent. — Mme. Eunike war als Prinzessin Tempioni wahre und belustigende. — Die junge Schauspielerin Jüngern welche die Rolle Juliens hatte, ist ihr noch nicht gewachsen. Die Aufgabe, seine jugendliche Schwärmerei mit ehrer Zartheit und doch so darzustellen, daß sie eben so oft Lachen als Theilnahme, und beides zugleich bewirke, fordert' reifere Kunst. Der Rolle gebührte nicht ihr Recht, wenn Mdme. Devrient sie nicht gibt.

Bücher-Chronik.

Gründe für und wider den Selbstmord, nebst Beantwortung der Frage: Welches ist das sicherste Verwahrungsmittel gegen denselben? Von J. A. Thiele von Thielenfeld. Leipzig 1817.

Gründe wider den Selbstmord! Warum nicht auch eine Controverspredigt gegen den kalten Brand? Jeder Selbstmörder ist krank. Was das sicherste Verwahrungsmittel dagegen betrift: Gall zeigte kurzlich Schädel von Selbstmördern vor, an denen alles durch eine krankhafte Absonderung der Knochenmaterie, die Hirnschale nach Innen ungeheuer dick geworden, und so den Besitzer in den Tod gezwungen hatte. Getraut der Verfasser sich, solche Schädel durch seine Moral dünn zu — waschen?

Vermischte Nachrichten.

Talleyrand hat sich in einer Gesellschaft bei dem Engl. Gesandten sehr hart über die gegenwärtigen Franz. Minister geäußert. Der König hat ihm den Hof verboten lassen. Talleyrand schrieb darauf einen Brief an den König, worin er viel von Undank spricht, und mit den Worten endigt: „Meine Handschrift braucht ich nicht zu entschuldigen: Ew. Majestät sind seit langer Zeit gewohnt, sie zu lesen.“ Am folgenden Tage gab Talleyrand ein glanzendes Fest, bei welchem Canning und sehr viele Deputirte gegenwärtig waren. Es giebt Leute, die diese Vorgänge für Vorbedeutungen halten, wenn mal kein Beispiel einer Ueberredung von Talleyrand kennt.

— Die Kapelle der Amerikanischen Independenten haben wieder zehn Schiffe der Cadix genommen, und man hat kein Kriegsschiff, das man gegen sie aufsenden kann, — indeß man ihr Land zu unterwerfen hofft.

— Nach Franz. Zeitungen, hat der Eifersucht auf den man aus Talleyrands Benehmen schloß, am 26sten Nov. angefangen. Bei Gelegenheit einer alt eine Wahlfähigkeit dargestellten Verhandlung, welche der Polizei-Minister vertheidigte, ist, wie im Anfange der Revolution, über die Verantwortlichkeit der Minister sehr stürmisch debattirt worden; die Versammlung hat sich, wie das matt, in eine rechte und linke Seite getheilt; die Ministeriel; die Ultra's, blieb, als über die Entscheidung gestimmt werden sollte, weg, damit der Beschluß den man vorher sah, der Sieg einer Partei scheine u. s. w. Ein Hinderniß finden die Oppositionsmänner bei dieser scheinbaren Nachahmung, in der Volkskammer, die sich auf jene Debatte gar nicht einließ; ein noch größeres möchte daraus entstehen, daß man nun auf der Erfahrung weiß, wohin ein solches Spiel führt. — Das Engl. Ministerial-Blatt the Courier nimmt offne Partei gegen die Franz. Minister.

— Das bekannte Dichter Lord Byron hat einen Prozeß gegen einen Buchhandler angefangen, der ein Buch mit seinem Namen zum Verkauf ausbietet, daß der Lord durchaus nicht geschrieben haben will: Eine Wanderschaft nach Jerusalem. Da der Lord abwesend ist, focht sein Advokat aus der Todesthatsache der Verse zu beweisen, er kenne sie nicht gemacht haben. Hoffentlich hat er noch andre Beweise; denn daß berühmte Dichter auch schlechte Verse machen, ist an sich nicht unmöglich; — besonders wenn es vornehme sind, und die Verse nicht vorher durch die Hand eines sehr gut nicht deutschen Correctors gingen, ehe sie bekannt werden, hatte man schon früher Beispiele davon. Der Buchhändler behauptet, dem Lord 500 Pfd. dafür bezahlt zu haben.

— Das 4te Heft von Klübers Staatsarchiv des Deutschen Bundes enthält sehr wichtige „Bemerkungen über die Nothwendigkeit der Einführung einer Civilliste in teutschen Bundesstaaten.“ Aus den beigefügten Tabellen ergiebt sich folgende für Deutsche Leser besonders interessante Thatsache: In Würtemberg betragen die Aufgaben für die Civilliste und den Hof, ein Drittel der ganzen Einnahme des Staates; im Königreich Sachsen ein Sechstel; in Baiern über ein Siebentel; in Preußen ein Dreiundzwanzigstel.

Einer andern Angabe derselben Schrift zufolge, tragen die Capitalien, welche die Stände des Kurfürstenthums Hessen als Staatsvermögen in Anspruch nehmen, da sie „durch das Blut der braven Hessen erworbene Subsidien seyen,“ über welche der Kurfürst aber, als über sein Privatvermögen, eine Rechnung zu geben verweigerte, im Jahr 1806 überhaupt 873,000 Rthl. Zinsen, betrugen sich also, zu 5 Procent gerechnet, auf mehr als 29 Millionen, — zu 4 Procent aber, auf beinahe 22 Millionen Rthl. — Die jährliche Gehaltszulage von 15000 Rthl. welche die Hessische Armee und die Civilbeamten zusammen erhalten, wird vom 15ten Dec. an bezahlt.

Entfernte Leser dieses Blattes werden hierdurch ersucht, Ihre Bestellungen auf den künftigen Jahrgang desselben, durch die Post oder solide Buchhandlungen, gefälligst so früh als möglich einzusenden; damit gleich die Auflage der ersten Nummern darnach bestimmt werden könne; und dabei, um Verwechselungen zu vermeiden, den Titel der Schrift genau anzugeben.

1816. Nro. 83.

Ernst und Scherz

Sonnabend, oder den 14. December.

der alte Freimüthige.

Aus der Tagesgeschichte der Kunst in Dänemark.

Kopenhagen, vom 25sten November.

Um uns des Unmuthes über die lauten Rotten unserer unschönen Literatur zu erwehren, wenden wir uns lieber zu einer Kunst, die sich, wie der Vollmond, still empor hebt. Dies ist die Mahlerei. Neulich machte ich Sie aufmerksam auf Lorenzens meisterhafte Gallerie Holbergs; und einige Arbeiten von Eckersberg. Nun habe ich des Letztern Epopee in Farben, das gerettete Israel, gesehn; und trage kein Bedenken, sie der ähnlichen, von dem Probste Herz gedichteten Epopee in Worten, vorzuziehen, wiewohl ich es aufrichtig bedaure, daß die geistreiche, nur zu überladene Arbeit des Dichters in eine Zeit fiel, wo es schon zum Tone gehörte, alles Erhabene und Edle neben dem Phantastischen, Barocken und Grotesken zu verlästern. Meinem Gefühle nach — denn sein Urtheil darf ja der Laie nicht geltend machen — dünkt mir diese Farbendichtung das vorzüglichste, historische Gemälde, das irgend einer unserer vaterländischen Künstler hervor gebracht hat. Ich wiederhole es ruhig, wiewohl ich die großen, in und mit dem Schlosse Christiansburg verbrannten historisch-allegorischen Werke (mir eine unnatürliche Gattung!) unsers gelehrten Mahlers Abildgaard mehemale nicht bloß gesehn, sondern auch durchdacht habe. Die witterhafte Vermischung der Geschichte und Allegorie widerspricht dem Verstande, setzt kein Interesse in Bewegung, und läßt daher das Herz völlig kalt. Allein hier! Gleich bei dem ersten Anblicke fühlt man sich unwiderstehlich begeistert; und nach der bedachtsamsten Prüfung gesteht man sich wiederum am Ende, daß unser erstes Gefühl Recht hatte. Hier sehen Sie eine große Hauptidee, die Rettung und Befreiung eines unterjochten Volkes, in der wünschenswürdigsten Einheit, in dem sorgfältigsten Zusammenhange aller Theile, in der natürlichsten Gruppirung mannichfaltiger, wahrer, und interessanter Charaktere so dargestellt, daß der Totaleindruck nur ein einziges, herzerhebendes Gefühl wird. Auf einer Leinewand von großem Umfange sehen Sie sogleich vor sich eine Mannichfaltigkeit höchst verschiedener Personen, die alle das Gefühl der errungenen Sicherheit mit einander gemein haben: sie sitzen, stehen, lagern sich auf dem romantischen Felsengestade, wo ein einzelner, höher emporragender Fels uns Moses und Aaron zeigt, Moses, wie er rechter Hand zum Untergange Pharaos den Wunderstab ausstreckt; Aaron, wie er, zum Volke hingekehrt, mit emporgehobener Rechte sagt: Siehe, Du Volk Gottes, noch vermag Jehova, Wunder zu thun! Je-

hova hat Dich gerettet! — Hinter dem Felsen, worauf beide stehen, führt ein wilder, natürlicher Steinweg zu den Höhen linker Hand hinauf; und rechts, tief unten, dem Meere näher, erblickt man ein Gewimmel Mühseliger und Beladener, die hinan klimmen. Doch die lebendige Gruppe grade vor uns, ergreift Auge und Herz am meisten. Als Mittelpunkt zeigt sich uns mit ihrer ganzen Vorderseite eine sitzende Mutter, die Gattin des Gesetzgebers, mit einem lebensfrohen Säuglinge an ihrer schönen Brust; während ihre ganze Stellung Bewußtseyn sicherer Ruhe ausdrückt, sagt uns ihr nach dem Meere hingewendetes Gesicht, wie tief sie es fühle, daß Israels Rettung so manches Menschenleben kosten muß. Neben ihr, dem Zuschauer am nächsten, sitzt ihr Vater, Jethro, nach dem Meere hinschauend, mit der gläubigsten, ruhigsten Zuversicht, als hätte er nie an der Erfüllung des verheissenen Wunders gezweifelt. Diese Figur ist so kräftig dargestellt, daß man jeden Augenblick glaubt, sie werde sich aufrichten, und aus dem Gemälde heraustreten. Die übrigen stehenden oder gelagerten Hinschauer drücken das allgemeine Erstaunen nach den Verschiedenheiten ihrer Charaktere aus, ein Erstaunen, das im ersten Momente des Wunders ja wohl ihre gemeinschaftliche Empfindung seyn mußte. Auf den höchsten Höhen linker Hand zeigen sich mehrere, erst eben angelangte Personen, die noch nicht Zeit gehabt haben, ihre Aufmerksamkeit nach dem Meere zurück zu wenden; unter andern eine Mutter mit einem allerliebsten, schlummernden Knaben, der seine schlafenden Arme über ihre Schulter herabhängen läßt; und vor allen Dingen einen Krieger, das Ideal eines künftigen Josuas oder Simsons, der seinen Köcher abnimmt, während seine Gattin kniend den Reiseründel öffnet. In der größten Ferne rechter Hand gewahrt man Pharaos Heer, mehr angedeutet als ausgemahlt; wie es mit den Wogen und den heraufsiessenden Wolken kämpft. Sonderbar ist in dieser Rücksicht der Eindruck des Ganzen: denn rechts sieht man den Aufruhr der Elemente, vor sich die Felsengegend im Spiele der Sonnenstrahlen eines heitern Himmels, und alles doch aufs natürlichste verschmolzen. Ueberhaupt rühmen die Kenner einmüthig die Behandlung der Luft, des Lichtes und Schattens, der Farben, der Gewänder, die Reflexe von Mosis Purpurmantel z. B. die auf dem Gesichte des hinter ihm stehenden Schauers spielen. Alles Einzelne, z. B. das umgeworfene Fell des Kriegers, ist auf das sorgfältigste ausgearbeitet, doch keineswegs so ängstlich und kleinlich, daß dadurch dem Haupteindrucke des wunderbaren Ganzen geschadet würde. Mit einem Wort, dies Gemälde gehört zu den merkwürdigsten Erscheinungen der neuesten Farbendichtkunst.

C. B.

Mancherlei.

So etwas fällt nur unter Franzosen vor.

Der Componist Gretry besuchte den berühmten Fabeldichter Abbé le Monnier auf einer kleinen Pfarre, die dieser in der Normandie besaß. „Jetzt, sagte Monnier eines Morgens, will ich Dich zu einer Dame führen, die Dir gefallen wird.“ Ist sie jung? „Gegen dreißig.“ Schön und geistvoll? „Darüber magst Du selbst urtheilen; aber vor allem singt sie wunderschön. Nur Schade, daß sie so blöde dabei ist. Deinen Namen darf ich ihr nicht nennen, wenn ihr die Stimme nicht versagen soll. Wie mach' ich's doch, sie zum Singen zu bewegen?“ — Schon waren sie auf dem Wege, und der Abbé sann nach. „Ich hab's! Ich hab's!“ rief er endlich, und klopfte in die Hände. Gretry drang in ihn, ihm den Plan mitzutheilen, aber der Abbé schüttelte den Kopf und declamirte ihm endlich, um seines Fragens los zu werden, seine neueste Fabel her.

Sie kommen an, und finden eine schöne Frau in einer Laube liegen und lesen. Sie steht auf, geht ihnen entgegen und begrüßt den Abbé auf eine Weise, die keinen Zweifel über ihre zärtliche Freundschaft für ihn übrig läßt. Er stellt ihr Gretry vor, doch ohne ihn zu nennen; und gleich darauf zieht er sie bei Seite und spricht lange heimlich mit ihr. Gretry lauscht, aber er kann nichts verstehn, als daß sie ein Paarmal, auf ihn hinsehend, ausruft: „Der arme junge Mensch!“ Endlich entfernt sie sich, um, wie sie sagt, eine wirthschaftliche Anordnung zu treffen.

Was hast Du ihr von mir erzählt? frägt Gretry. — „Das Passendste was ich erdenken konnte. Sie wird Dir den ganzen Tag vorsingen.“ Aber was hast Du erzählt? — „Daß Du verrückt bist.“ — Verrückt! — „Ja, vor Liebe, aber sanft; und nur die Musik kann Dich erheitern.“ Gretry schüttelt ärgerlich den Kopf, aber er beschließt, die Rolle durchzuführen. Sie suchen die Dame auf, und finden sie beschäftigt, ihre Laute zu beziehen. Gretry stellt sich sehr zerstreut. Endlich ist sie fertig. Was soll ich singen? frägt sie den Abbé. „Ein Lied von Gretry; dessen Com-

position liebt er am meiſten.“ Sie ſingt die zärtlichſte Arie die Gretry geſchrieben hat, mit einer wunderlieblichen Stimme und tiefem Gefühl. Gretry glüht vor Entzücken. Sie ſtimmt eine zweite, eine dritte an, immer von ſeinen eignen. Jetzt hält er ſich nicht mehr, er ſtürzt vor ihr nieder, umfaßt ihre Knies, ſagt ihr die zärtlichſten Schmeicheleien. Sie hört ihn gefällig und liebkoſend an, wendet ſich aber von Zeit zu Zeit zu dem Abbé und ruft aus: Der arme, gute, junge Menſch! — Der Abbé beißt ſich die Lippen, wird roth und unruhig, und ſo bald ſich's thun läßt, bricht er auf und Gretry muß ihm folgen, aber er hört, daß die Dame zu Monnier ſagt: Bringen Sie ihn bald wieder mir. Ich will ihn ganz herſtellen. — Der Weg führt die Freunde an der Kirche vorbei. „Du mußt mir einen Gefallen thun, ſagt Monnier. Du haſt mich noch nie predigen gehört. Meine Gemeinde verſammelt ſich. Ich will predigen, und Du ſollſt dabei ſeyn.“ Du haſt Deine Predigt ſchon fertig? „Ich weiß nicht einmal den Text.“ Gretry geht in die Kirche und ſtellt ſich unter die Bauren, grade gegenüber der Kanzel, voll Erwartung, was der ſonderbare Menſch aus dem Ermel ſchütteln werde. Endlich betritt Monnier die Kanzel und ruft mit Begeiſterung aus: „Do amicitia!“ Gretry fährt auf vor Erſtaunen; aber der Abbé entwickelt die Natur der wahren Freundſchaft, ihren hohen edeln Karakter, die Schändlichkeit eines Verraths in derſelben. Plötzlich wendet er ſich zu Gretry: „Hätte Dich, Menſch, Deinen Freund zu betrügen! Es iſt das gräßlichſte aller Verbrechen —“ Gretry hält nur mit Mühe das laute Lachen zurück; die Bauren um ihn her zerfließen in Thränen bei der ungewöhnlichen Beredſamkeit ihres Seelſorgers, und der Abbé donnert unaufhörlich auf Gretry los. Endlich hat er genug. Gretry ſtürzt hinaus, um ſeinem Zwerchfell nicht mehr Gewalt anzuthun. Bald iſt der Abbé bei ihm. Beide hören den ganzen übrigen Tag nicht auf zu lachen; aber Monnier führte ſeinen Freund nicht mehr zu der Dame.

Skandinaviens Gott Frei.

Was ſauſt in den Lüften, was blitzt von fern?
Die Winde ruhen, es glänzt kein Stern;
Doch ſauſt es und blitzet wie Gottes Schein,
Es müſſen unzählige Flämmchen ſein. —

Du kennſt nicht den Eber und ihn, den Frei,
Den Eber, der ohne den Zaum gereen?
Die goldenen Borſten verbreiten den Schein,
Nichts anderes können die Flämmchen ſeyn. —

„Da ſchmacht' ich, o Thor, ſchon Menſchenlang“ —
Horch, Alf, vom Thurm herüber den Klang? —
„Die Kraft war eitel, umſonſt mein Muth,
„Drum ſpielt ſich's mir eiſernen Händen ſo gut.“

„Nun wohl Dir, o Jungfrau, Du holde Braut,
„Du wirſt mir nicht weiter auf Erden geſchaut,
„Vergebens Du weinend die Aeuglein roth,
„Uns einſt erſt wieder der Kampf're Tod!“ —

Die Stimm' iſt verhallet, das Menſchen nahet;
Wieviel nur die Stund'? Es dünket mich ſpät;
Manch Flämmchen verliſcht, manch' neues glimmt,
Das Zucken mir ſagt das Geſtirn benimmt.

Wozu denn der Ritt bei ſchaurigem Wetter? —
Auf Befreiung der Gott iſt immer bedacht;
Die lebenden Mädchen, ſie rufen ihn an,
Die keuſche den Jüngling erſehen kann.

Es kracht und es fallen die Ziegel vom Thurm,
Wie Floden, gejagt vom heulenden Sturm;
Das Dach iſt geborſten, die Ketten entzwei,
Auf dem Eber ſchwebt der Gefang'ne zum Frei.

A. Wernicke.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 10ten Dec. Die Eheſcheuen, Luſtſpiel in 1 Aufzuge von Mme. Benzenhaven. — Der Genuß den dies gut berechnete und geſchickt ſcene Stück geben konnte, wurde heut dadurch ſehr geſtört, daß man die Rolle des jüngſten Grafen einem Anfänger gegeben hatte, der ſo oft er auftrat, das Publikum in eine gewiſſe Art von Luſtigkeit verſetzte, welche die Verfaſſerin nicht bezweckt hatte. — Die andern Rollen wurden ſehr gut gegeben. Mme. Schreck gab die Grafin Albertine. Sie iſt in jeder Rolle eine ſehr reizende Erſcheinung, und zwar am meiſten wenn ſie, wie heute, es am wenigſten darauf anlegt, eine gewiſſe Miene zu thun. Dlle. Schaffner, als Fräulein von Erlen, führte den Karakter in der ſchwierigſten Situation, in die man ein zartfühlendes und liebendes Mädchen ſetzen kann, ſehr richtig und mit hoher Anmuth durch. Unter den männlichen Rollen verdiente Hr. Baer der Sohn, als Verwalter, den erſten Preis. In ſeinem Spiel iſt freilich das Studium eines großen — leider verlorenen — Vorbildes ſichtbar, aber es iſt wahres Studium und ſo glücklichen, daß es dem Werth der Originalität hat.

Heraut: Frau Rußkachel oder die betrogne Stiefmutter; ein komiſches Singſpiel componirt von Fr. von Dalberg. Ein Schwank, der heute ſehr beluſtigte, für die zweite Darſtellung aber wohl mancher Aenderung bedarf. Von

Inhalt, aus einer Erzählung in irgend einem Taschenbuche, ist leicht aber lang; die Musik leicht aber gefällig. Hr. Devrient als Frau Rußbach war in Kleidung und wahrhaft komischem Spiel — was er in allen komischen Rollen ist, Meister. Mme. Eunike, als alte Aufwärterin, stand nicht hinter ihm zurück, an Wahrheit und komischer Kraft. Auch Hr. Blume, der Liebhaber, der zuerst als Mönch, dann als Schornsteinfeger, endlich als Soldat verkleidet erschien, spielte gewandt und sang gut. Nach den nöthigen Abkürzungen wird sich das Stück wohl diesen Winter erhalten.

Bücher-Chronik.

Memoriana. Taschenbuch des Andenkens. Erstes Heft. Berlin 1817. (Mit Kupferstich des Bildnis Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin Wilhelm von Preußen.) Der Zweck, für den dieses Taschenbuch verkauft wird, ist so heilig, daß man dem letzteren es nicht nachsagen dürfte, wenn es mißlungen wäre: aber warum sollte man es nicht laut gestehn, daß es ihr hohen literarischen Werth hat? Man findet hier eine einsichtsvolle Abhandlung über den Karakter der Deutschen Dichtkunst und der Deutschen Dichter, zwischen den Jahren 1740 und 1780, und dann eine wahrhaft klassische Auswahl der trefflichsten Produkte derselben. Sie wird manche Leserin und auch wohl manchen Leser lehren, daß ihre Nation Ursache hat, auf jene Dichterepoche ihr viel mehr stolz zu seyn, als — auf ihre eignen poetischen Zeitgenossen, die oft so stolz auf jene herabsehn.

Vermischte Nachrichten.

Auch in London ist ein Bauer als Prophet aufgetreten, und erbietet sich sogar, seine Sendung durch ein Wunder zu beweisen. Er will zu einem Löwen ins Behälter gehn, aber wenig stens seine Hand hineinstecken; und wenn der Löwe ihn beschädige, verzichte er auf allen Glauben. Ein schlimmer Spaßvogel meinte, er könne die Probe ohne alle Gefahr machen: Löwen fräßen kein Eisenkraut; andre aber sagen, hier könne nur von einem Juchte die Rede seyn. Es wäre Schade, wenn man ihm nicht erlaubte, sein Erbieten zu erfüllen; es verspricht sich, mit der nöthigen Vorsicht, daß er sich nicht etwa mit Asa foetida parfümiere, um dem Löwen den Appetit zu verderben. Mit Propheten die ihr Handwerk verstehn, kann man nicht vorsichtig genug seyn. Es ist indeß nicht wahrscheinlich, daß der gegenwärtige sein Gaukelspiel lange treiben werde. Die weisen Engl. Gesetze bestrafen jede Wahrsagerei als Betrug.

— Sheridan's Memoiren sind angekündigt worden. Sie können über den Gang der Politik und der schönen Literatur in England, interessante Dinge enthalten.

— Früher hatten die Zeitungen erzählt, für die Menagerie des verst. Königs von Würtemberg sey ein Rhinoceros sie eine sehr große Summe Geldes angekauft worden. Später wurde diese Nachricht für unwahr erklärt. Jetzt erfährt man, daß man das Thier nicht über die Grenze herein lasse. Es scheint also, daß es doch angekauft war und nur im Inognito reisen sollte. Etwa als Dampfschiff?

— Vor einem Londoner Gerichte erschien neulich, als Dieb, ein eines kleinen Bankiertreis, eine Jammerbiene, die vor einigen Jahren, da sie noch schön war, jährlich 2000 Pfd. sterling verschwendete.

Die Gaz. de Fr. meldet aus Berlin: Die Schrift des Hr. v. Cotta: Plus d'Amin, macht Aufsehn. Sie meint das Dilchchen: „Keine Aristokr!"

Aus Dresden.

(Fortsetzung.)

Hier ist die Fabel des neuen Ballets. Der große Rubens hat seinen Lieblingsschüler Vandyck nach Italien, das Vaterland der Kunst, geschickt und ihm seinen Lieblingsschüler zur Reise (über die Alpen?) geschenkt. Aber Vandyck, von Liebe zu seines Meisters schöne Frau, Helene Formen, entzündet und nachdem er sich im Pflichtgefühl ermannend davon getrennt ist, bleibt schon am Abend der ersten Tagereise in Carpelhem ohnweit Brüssel stehn, indem er dort in das Schloß Tochter, auch eine Helena, gleichfalls Erlaß findet. Dort malt er sein Leuchen als Madonna ins Altarblatt der Kirche, und verweilt mehrere Monate, worüber Rubens äußerst entrüstet ist. Ein Römischer Ritter Nanni — ein höher kommt wirklich in Vandycks Leben vor — ist Rubens zu besuchen aus Rom nach Flandern bereist, von seiner holden Nichte, Paula, einer hochherzigen Römerin, begleitet. Diese wird die Rolle zu Theil, den von den Reizen des schönen Leuchens gefesselten Vandyck zu entzaubern und aus seinem Verzückenthalt über die Alpen, für der wahren Bestimmung entgegen, abzuführen. Leuchen, von dem hohen Beruf ihres Liebhabers überzeugt und auf Pflicht ihrerseits ersten Liebhaber wählend, entsagt selbst ihrer Liebe. Rubens Schimmel, der selbst aufs Theater kommt, führt den entzauberten Kunstpaladin selbst von unsern Augen hin zu dem Hesperidengarten. An diesen Gang hat Kirbs blühende Fantasie nicht nur eine sehr gut durchgeführte Reihe wohlmotivirter, ergreifender Situationen, sondern auch eine Szenerei zu knüpfen gewußt, die und eine ganze Reihe Flamantischer und Italienischer Gemälde vors Auge zaubert, indem sie in ganz natürlicher Gruppierung und beweglichen Tableaux, und auf der Bühne verübergeführt werden. Gleich im Einleitungsakt sehen wir Rubens Kunstwerkstatte und in ihr 5 von unserm Publikum auf theatralischen Effekt sehr brav nachgebildete Copien vorzüglicher Rubens unserer Gemäldegallerie, und das so ekt copierte Bild der zwei Söhne Rubens tritt nun wirklich an die Seite ihrer Mutter mit täuschender Aehnlichkeit, als wären sie aus dem Bilde selbst hervorgezaubert und ins Leben getreten. Rubens selbst ward von Konow, Helene Formen von Dlle. Schubert mit täuschendem Wahrheit, nach erhaltenen Portraits, in Costum und Anstand uns dargestellt. So findet nun der Dichter Gelegenheit in Verfolg des Stücks nach mancher Gemälde der Niederländischen Meister, die und als alte Bekannte in unserer Gallerie vorübergehen, ins Leben zurufen. Gleich der zweite Akt verkörpert und zwei Teniers in regelem Leben und Jubel eines Flammändischen Kirchweihfestes, und so bekommen wir nach und nach einen Skalen (eine herrlich aufgeführte Küchen- und Feuerkehre) einen Ostade und einen von Huysum zu sehn. Gegenüber stellt die Komödin Paola (von der hier unübertrefflichen Hartwig höchst kunstreich dargestellt) in sich selbst und in ihren Umgebungen die hohe Idealität und Grazie der Italienischen Kunst dar, und bildet bald in ihren begeisterten Bewegungen den berühmten Genius des Ruhms nach Arnibal Caracci, bald eine Madonna nach Guido Reni. Besonders ist der Schlußakt reich an effektvollen Szenen, die alle darauf berechnet sind, den nun zu hohem Beruf erwachenden Vandyck in ätherische Kunstregionen zu entzücken.

(Der Schluß folgt.)

1816. Nro. 84.

Ernſt und Scherz

Montag, ——— oder ——— den 16. December.

der alte Freimüthige.

Betragen der Frauen von den Spaniſchen Regimentern, zu Güſtrow, während der Belagerung von Stralſund.

(Fortſetzung.)

(Nr. 81. ließ den Verfaſſer dieſes kleinen Karaktergemäldes auf dem Herr der Oberſtlieutenantin ſtehend, die Landkarte neben ſich ausgebreitet.)

Das war eine ſeltſame geographiſche Vorleſung! Zwei von meinen Zuhörerinnen legten mir eine Hand auf jede Schulter, und ſahen ſo mit mir auf die Karte, wobei ihre Köpfe dem meinigen ſo nahe waren, daß ich mich nach keiner Seite hätte umſehen können, ohne einen unvermeidlichen Kuß zu bekommen. Dieſe hatten den beſten Standpunkt zum Hören und Sehen meines für ſie äußerſt intereſſanten Unterrichts gewählt, und behaupteten hartnäckig ihre vortheilhafte Stellung gegen die andern, welche bisweilen ſich andrängten, um ſie unvermerkt mit Manier daraus zu vertreiben. Die Oberſtlieutenantin nannte in richtiger Folgereihe die bedeutendern von den Städten, durch welche ſie gekommen waren, und fand die meiſten gleich ſelbſt auf der Karte. Die Andern machten einigemal Einwendungen, und es entſtand ein heftiger Streit darüber, ob ſie eher durch dieſen oder jenen Ort marſchirt wären. Dabei erhoben denn auch meine nächſten Zuhörerinnen ihr Haupt, um an dem Lärm Theil zu nehmen; denn ein jeder Streit der Art wurde gleich ein allgemeines verwirrtes Geſchrei, und ward mit ſolcher Hitze geführt, daß ein Deutſcher, der die Weiſe und Sprache der Spanierinnen nicht gekannt hätte, jeden Augenblick geglaubt haben würde, er könnte nicht anders, als mit Thätlichkeiten endigen; und doch brachte ein einziges, allen einleuchtendes berichtigendes Wort plötzlich wieder das tiefſte Stillſchweigen und die geſpannteſte Aufmerkſamkeit hervor. Der arme Profeſſor war in einer ſehr bedrängten Lage. Die beiden ſchönen Hände auf ſeinen Schultern verließen bei ſolchen hitzigen Erörterungen ihren Poſten nicht: die Eigenthümerinnen, beſtändig darauf bedacht, ihre vortheilhafte Stellung nicht zu verlieren, fochten in der Hitze des Wortgemenges, zur Bekräftigung ihres Vortrags bloß mit der einen Hand, die ſonſt nichts zu thun hatte, indem ſie die auf meiner Schulter liegende, in Gemäßheit der heftigen Bewegungen, welche die andre machte, bald hart aufzudrücken, bald ein wenig erhoben, bald die kleine Fauſt ballten, bald die Finger ausreckten und immer dabei mit der Hand plötzlich hin und her fuhren, wodurch ich von beiden Seiten manche Päffe bekam, die von Ohrfeigen nur darin verſchieden waren, daß keine feindſelige Abſicht zum Grunde lag. Unter dieſen Drangſalen

und Beſchwerlichkeiten des Anführers, vollendeten dennoch unſre Augen und Finger den weiten Marſch von Inſpruck nach Stralſund, und ich ſtand ſchnell auf, ſelbſt die Karte von Pommern vom Tiſche zu holen, weil ich bei dieſer Gelegenheit eine weniger ängſtliche Stellung nehmen wollte: denn in meiner erſten war mir ſehr warm geworden. Jetzt kehrte ich mich ſo, daß ich mit Meinen und Unterleib gerade ins Zimmer Fronte machte, und legte die Karte etwas anders, daß ich nur Schultern und Kopf ein wenig ſeitwärts zu drehen brauchte, um meine Demonſtration darauf auszuführen. So konnten mir meine zudringlichen Zuhörerinnen ſchicklicher Weiſe nicht mehr zu nahe kommen, und mußten mir ſo weit vom Leibe bleiben, daß ich doch frei athmen konnte.

Nachdem ich ihnen nun, nach Angabe der öffentlichen Blätter, die ganze Stellung des Belagerungsheers nebſt der Entfernung der verſchiedenen Punkte von der Feſtung bezeichnet hatte, ſagte die Kranke zu den Andern: „Nur Muth, meine Freundinnen! Jetzt wiſſen wir von unſern Männern, ſo viel wir hier davon erfahren können. Sie ſelbſt werden uns bald umſtändlichere Nachrichten über ihre Lage ertheilen. Laſſen Sie uns unterdeſſen hier auf eine Zeitlang uns einrichten und an Geſchenken für unſre Gatten arbeiten, die wir ihnen ins Lager ſchicken wollen, daß ſie ſehen, wie lieb ſie uns ſind, und ſich über die Beweiſe unſers zärtlichen Andenkens freuen.“ Sie fingen nun, wie es ſchien, ziemlich getröſtet an, von den Geſchenken zu ſprechen, die ſie machen wollten, und ich beurlaubte mich, durchdrungen von Hochachtung für ſo fromme, zärtlichende Frauen, die mehr darauf bedacht waren, ihren abweſenden Männern Beweiſe der Liebe zu geben, als ſich zu zerſtreuen.

Tags darauf wurde, zur gleichmäßigen Vertheilung der Einquartirungslaſt, von der Stadt eine allgemeine Umquartirung veranſtaltet. Am folgenden Morgen erſuchte mich eine zu dieſem Geſchäfte beſonders beauftragte Magiſtratsperſon, zu einer Spaniſchen Offizierstrau zu kommen, die große Unzufriedenheit mit ihrem neuen Logis bezeige, ohne daß man begreifen könne, warum? Sie habe zwei niedliche Zimmer, und werde wie er gehört habe, aus dem beſten Gaſthofe der Stadt geſpeiſt. Die Zimmer habe die Beſitzerin des Hauſes — eine nicht wohlhabende bejahrte Wittwe, aber eine Frau von feiner geſellſchaftlicher Bildung — zuvor ſelbſt bewohnt und ſie ſehr ungern der Spanierin abgetreten, weil ſie ſo nett und wohleingerichtet wären. Ich ging mit.

Die Unzufriedene war die etwa ſechszundzwanzigjährige Frau eines Lieutenants vom Regiment Catalunna. Der ehe ſanfte Ernſt, womit ſie uns empfing, forderte zu auszeichnender Ehrerbietung auf. Ich erklärte ihr: „Wir kämen, um von ihr zu erfahren, warum ihr neues Logis ihr zu mißfallen ſcheine, da mein Begleiter, welcher dem Einquartirungsweſen vorſtehe, ſich ein Vergnügen daraus machen würde, für ihre Bequemlichkeit zu ſorgen, ſo viel die Umſtände es erlauben.“ Sie antwortete mit einiger Verlegenheit: „Dies Logis paßt mir nicht: ich muß recht ſehr bitten, mir ein andres zu geben.“ Auf die Einwendung des Rathsherrn: „er wiſſe durchaus für ſie in der Stadt keine beſſern Zimmer und kein anſtändigeres Haus, da alle andre gute Häuſer ſchon Einquartirung hätten,“ erwiderte ſie: „Ich werde zufrieden ſeyn, wenn Sie mich nur anderswohin verlegen; beſſre Zimmer verlang' ich nicht.“ Ich dachte, das Eſſen wäre vielleicht nicht nach ihrem Geſchmack, und erfuhr auf meine Erkundigung bei der Hauswirthin, daß ſie wirklich ihre Speiſen aus dem beſten Gaſthofe der Stadt holen ließ. Dies ſagt' ich der Spanierin, und ſetzte hinzu: „Wenn man Ihnen auch ein andres Logis gäbe, ſo gut es jetzt noch zu haben wäre, beſſer bewirthet würden Sie doch nicht werden als hier, und wahrſcheinlich nicht ſo gut.“ Sie antwortete: „In dieſem Punkt bin ich leicht zu befriedigen. Die Speiſen, die man mir hier ſchickt, ſind vortrefflich, und man bringt mir ſechsmal ſo viel, als ich bedürfte.“ — Der Rathsherr meinte nun, ihre Wirthin möchte ſie wohl, aus Unbekanntſchaft mit der Spaniſchen Sitte, beleidigt haben. Als ich ihr dieſe Vermuthung äußerte, erwiderte ſie mit Wärme: „O nein, nein, meine Herren! Ganz das Gegentheil! Die alte Frau iſt äußerſt artig gegen mich, und ſucht meine kleinen Bedürfniſſe zu errathen, um meinen Wünſchen zu begegnen.“

Es war uns unbegreiflich, warum ſie denn nicht da bleiben wolle. Den Gedanken, daß Laune oder Eigenſinn ihrem Wunſche zum Grunde liege, widerſprach ihr edles Angeſicht und ihre ſanfte Miene. Verwundert ſah ich ſie mit fragendem Blick an, und ſie erröthete, da ſie wohl fühlte, daß ihr Begehren uns ſehr ſonderbar ſcheinen mußte. Nach einigem Beſinnen fragte ſie mich: „Haben Sie auch bei der Einquartirung etwas zu thun, Herr?“ Als ich darauf erwiderte, daß ich bloß auf Erfordern, bei Gelegenheiten wie die gegenwärtige, als Dolmetſcher diente, und kein amtliches Geſchäft dabei hätte, ſagte ſie: „Da

Sie dem Herrn da solche Gefälligkeiten erzeigen, wird er gewiß auch auf Ihre Verwendung Rücksicht nehmen, und ich bitte Sie, mein Anliegen zu unterstützen. Es muß Ihnen seltsam vorkommen, so lange mein Beweggrund Ihnen unbekannt bleibt: ich will Ihnen darum sagen, weshalb ich um keinen Preis in diesem Hause bleiben möchte. Aber Sie müssen mir auch versprechen, daß Ihr Begleiter nichts davon erfahren soll, wenn Sie einsehen, daß es meiner alten Wirthin Vorwürfe und Verdrießlichkeiten von seiner Seite zuziehen würde, wie ich befürchte. Sie können das besser beurtheilen, als ich. Ich traue Ihnen auch zu, daß Sie mir gefällig seyn werden, wenn ich Sie bitte, Ihren Einfluß anzuwenden, daß sie, an meiner Stelle, keine andre Einquartirung erhalte.“ Das Erste versprach ich; das Andre auch, jedoch mit dem Zusatz, daß ich in diesem Punkt an einem guten Erfolg zweifele, da die Behörde einen Einwohner nicht mit Einquartirung verschonen könnte, ohne einen andern zu überlasten. „Thun Sie nur dazu was Sie können!“ versetzte sie; „vielleicht gelingt es Ihrer Ueberredung doch. Nun hören Sie, warum ich nicht hier bleiben mag, und herzlich wünschen muß, daß kein Andrer nach mir hier einquartirt werde! Als ich gestern ankam, ward' ich von meiner Wirthin und der jungen Dame, die sie bei sich hat, sehr höflich empfangen; allein es fiel mir auf, daß beide verweinte Augen hatten. Aus einigen Kleinigkeiten, die ihr Mädchen hernach noch aus diesen Zimmern holte, muß' ich schließen, daß die Damen sie vorher selbst bewohnt haben. Heute früh sah ich die alte Frau wieder in der Küche weinen; und als ich darauf ihrem Mädchen, das mir Kaffe brachte, durch Zeichen meine Wahrnehmung mittheilte, und meine herzliche Theilnahme an dem Kummer ihrer Hausfrau ausdrückte, glaub' ich auf dieselbe Weise von ihm vernommen zu haben, daß es mein Hierseyn und die Entbehrung ihres lieben Wohnzimmers ist, worüber sie sich grämt. Ich wollte zwar gerne da hinten logiren, wo sie jetzt wohnt; allein ihre Speisekammer ist hinter jenem Zimmer, so daß man nur durch dasselbe dahin gelangen kann, und die Küche stößt daran: darum würde Sie's nicht wollen. Und hier mit mir zu wohnen, das würde die alte Frau auch zu sehr beengen, zumal da ich oft Besuche von Landsmännınnen, auch bisweilen von Freunden meines Mannes bekomme. Nun sagen Sie selbst, Senior! wär's Ihnen wohl gemüthlich, in einem Hause zu seyn, wo Ihre Gegenwart guten Menschen Thränen auspresste? Meinem Herzen ist dieser Gedanke unerträglich; mir schmeckt hier kein Bissen, und ich kann nicht ruhig werden, bis ich aufgehört habe, der Gegenstand solcher Thränen zu seyn. Recht froh würd' es mich machen, wenn ich überdieß noch dazu beitragen könnte, daß meine gute Wirthin auch hernach keine über Andre zu vergießen hätte. Wie sehr würden Sie mich verbinden, wenn Sie das bewirken wollten! Daß Sie dazu geneigt sind, trau' ich Ihnen zu: Sie werden nun am besten wissen, wie es anzufangen ist.“ — So verwendete sich das edle Weib aus eignem Antriebe für eine Frau, die ein gewöhnliches unter gleichen Umständen, als Feindin behandelt hätte. — Fr—sen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

Arthur, Herzog von Wellington. Sein Leben als Feldherr und Staatsmann, — — — bis zum Sept. 1816. Leipzig und Altenburg. Bei Brockhaus. 1817. — Ein ungeheurer Wälzer von 498, und einem Anhange von noch 70 Seiten; übrigens offenbar nur eine Spekulation der bekannten Buchfabrik, die jeden berühmten Namen des Zeitalters zu ihrem Deden in baare Münze auszuprägen sucht. Eine gute Biographie Wellingtons von einigen Bogen, würde unstreitig viel höhern Werth haben, aber deutsch auch viel längere Zeit gelesen haben und nicht so theuer verkauft werden können, als dieser Materialien-Haufen, dem man höchstens nachrühmen kann, daß eine gute Biographie in ihm stecke, wie, nach Pope, eine verehrungswürdige Büdsäule in jedem Marmorblock: es kommt nur darauf an, daß man das liebenswürdige wegbaue.

— Blüthen von D. Korth. Berlin, bei Mittler. 1817. — Ein sehr vorzüglicher Kopf hatte kaum das Loos gefunden, für das ihn die Natur eines schönen Geistes bestimmte, kaum vorzüglich durch die „Fortsetzung von Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande“ bewiesen, daß er berufen sey, Meister in demselben zu werden, so fand er auch am Ende seiner Laufbahn; und seine Familie klagt an seiner Bahre nicht bloß um den Verlust, sondern auch aus gerechter Bangigkeit um die Zukunft. Ein jüngerer Freund des Verstorbenen eilte durch das schnelle Opfer das er bringen kann, wenigstens auf eine kurze Zeit die Sorge zu mildern. Diese Sammlung von Gedichten ist zum Besten jener Familie des verstorbenen Geschichtschreibers Corth's gedruckt. Wer sie um dieser willen kauft, wird sich durch den Genuß den sie gewähren, belohnt finden. Sie sind nicht überall korrekt, aber sanfter Geist, leises Gefühl und freundlich scherzende Phantasie spricht in ihnen. Der Druck ist gefällig.

— Kinder-Mährchen. Von Contessa, Fouqué und Hoffmann. Mit 1 illum. und 5 schwarzen Vignetten. Berlin, 1816. — Da die Zeit da ist, in welcher man vorzüglich für Kinder Bücher zu kaufen pflegt, ist es Pflicht, hier anzuzeigen, daß diese Kindermährchen sich gar nicht zur Unterhaltung für Kinder eignen. Man findet darin drei phantastische Gebilde von Text bei dem erwachsenen Publikum freilich beliebten Erzählern, die aber weder in Rücksicht auf Inhalt, noch in der Form oder dem Ton zu finden vermochten, was der Kindheit frommt. Es kommt ja nicht darauf an, die Phantasie derselben mit wilden Grotesken aufzureizen und mit Spukereien zu füllen, sondern sie geistig zu beschäftigen, und ihnen spielend Gedanken von Gehalt in den Kopf zu spielen. — Für Erwachsene, die Zeit zu verlieren und Geschmack für so etwas haben, mögen diese Mährchen unterhaltend seyn; aber Gefallen an den fratzenhaften Bildchen werden sie schwerlich finden, — und auch wohl daran nicht, daß 271 ungefällig gedruckte Duodez-Seiten (etwa 11 Bogen) mit Einem Thaler und sechzehn Groschen bezahlt werden sollen.

Vermischte Nachrichten.

Aus Weimar, vom 3ten December.

Die beiden Klarinettisten Bender und die Sängerin Mdme Bender, aus Petersburg, haben die Ehre gehabt in einer Hofassemblée bei Ihrer Kaiserl. Hoheit der Erbgroßherzogin, Proben ihrer in der That sehr ausgezeichneten Kunsttalente abzulegen. Sie gefielen so sehr, daß Mdme Bender 6 Mal singen, und die HH. Bender acht Stücke ausführen mußten. Mit den huldreichsten Beweisen entschiednen Beifalls setzen sie ihre Reise nach Frankfurt und Holland fort. Sie verdienen allgemeine Aufmerksamkeit, und werden sie auch wohl finden.

Aus Hannover, vom 3ten December.

Unsre Winterconcerte, die uns jeden Sonnabend verschönern, haben angefangen. Musik, ohnehin hier schon geliebter Genuß, ist es jetzt noch mehr, da der Prinz sie sehr schätzt. Unser Kapellmeister Kiesewetter, begnügt sich nicht bloß trefflich zu dirigiren, sondern fährt fort, die Virtù auf der Violine, die ihn zum Kapellmeister machte, zur Erhöhung des Kunstgenusses, öffentlich zu üben, — was nicht überall der Fall seyn soll, wo die Virtuosität auf einem Instrumente, mit dem Ruf zum Dirigiren einer Kapelle belohnt wurde. (Ist denn die Belohnung eines Talents, eine Freisprechung davon, ferner damit zu vergnügen?) Das Oekonomische unsrer Bühne ist dem ehemaligen Direktor Pichler, das ästhetische ganz dem genialischen Holbein übergeben. Ihre Leistungen steigen vornehmlich durch ihn, immer am Werth. Kürzlich sahen wir das hochbelobte Calderonische Stück: „Das Leben ein Traum.“ Es wurde mit hoher Spannung empfangen und sehr gut gespielt; aber bald glaub' ich, wird es von ihm heißen:

„Die Schauer tadeln nicht: sie bleiben weg.“

Die Fabel ist gar zu barbarisch absurd. Ein weiser, milder König läßt seinen Sohn, einer Sternenprophezeihung halber, in einer Höhle in Ketten erwachsen; und dieser seinen Retter darauf in dieselben Ketten schmieden. — Wenn Calderone seine Zeitgenossen mit Dichtungen hätte unterhalten wollen, deren Karakter unserm Zeitalter und unsrer Nation angehörte, so wäre er ohne Zweifel mit Recht ausgelacht worden. Wie kommen wir zu der tiefen Demuth, und so viel fremdartiges aneignen zu wollen? — Daß man das Vortreffliche aller Zeiten und Länder studiert, ist nothwendig; aber man sollte es nur thun, um für unsre Zeit eigenes Vortreffliche zu schaffen. Ich irre wohl nicht, wenn ich jene Verirrung unsern lieblichen Virtuosen zuschreibe, die, in dem Unvermögen selbst etwas Gutes zu schaffen, dem Publikum das Fremde aufschwatzen wollten, zu dessen Verdeutschung sie sich nur erheben konnten. Und es ist gelungen! Zu großem Nachtheil unsrer eignen Dichter.

— Das Théatre Français kündigt endlich einmal ein neues Stück an. Das Journal de Paris sagt: diese Erscheinung erinnere an den Brief eines Vaters, den sein Sohn dringend um Geld gebeten: „Mein geliebter Sohn! Ich schicke Dir sechs Francs; aber gewöhne Dich nicht daran.“

— Das Journal de Paris tadelt den Gebrauch, die bestellten Klatscher im Schauspiele, „Freibillets“ zu nennen. Ihr Eintritt würde von den Bestellern bezahlt.

Aus Dresden.
(Schluß.)

Alle Schauspieler (es werden 28 auf dem Zettel genannt) beeifern sich, diesem für Dresden als ächtes Nationalstück zu betrachtenden Drama die vollkommenste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Helwig als Vandyck nimmt seine Rolle mit tiefstudirter Besonnenheit und zeigt durchaus den denkenden Meister. Vor allen aber entzückte Mdme. Schirmer als Leonore durch die unbeschreibliche Grazie ihrer naiven Unschuld, und die vollkommenste Harmonie ihres Spiels, bei dem es so leicht wäre, zu sentimental und also zu vornehm zu werden. Der auch auswärts gekannte wackre Theatermaler Winkler hat mit seinem Collegen Jentzsch 5 ganz neue Scenen meisterhaft ausgeführt. Die Costüms waren alle treffend, neu, zum Theil glänzend, und mit dem angestrengtesten Bemühen, sie den uns täglich in der Gallerie vorschwebenden Originalien möglichst anzupassen, so zubereitet, daß eine vollendete Täuschung erfolgen mußte. Das Stück ist mit stets wachsendem Beifall, indem stets viele Schaulustige wieder abgewiesen werden mußten, viermal kurz nach einander aufgeführt worden und eine Probe des wahrhaft gebildeten Geschmacks des Dresdner Publikums gewesen, indem nur selten dazwischen geklatscht, aber mit der dankbarsten Aufmerksamkeit und Anspannung selbst von denjenigen Zuhörern, die sonst weit stärkere Speisen und Reizmittel für verwöhnte Gaumen fordern, aufgefaßt, besprochen, verglichen worden. Es ist zu wünschen, daß wenn dies Drama, das in poetischer Fülle, Mannigfaltigkeit und Wohlklang der Sylbenmaaße, und Correktheit schöner Diction auch noch beim Lesen bleibende Wirkung machen muß, auf andre große Theater (denn nur da kann ihm Gerechtigkeit werden) gebracht werden möchte, man über äußere Verzierungen und Decorationen von Dresden aus sich Auskunft verschaffe und ja nicht von der Wirkung, die es bei der ersten Aufführung thut, gleich aburtheile. Man muß sich durchaus hinein sehen. Dann mag Melpomene andern Theatern auch Künstlerinnen, wie die Schirmer und Hartwig hier sind, in ihrer günstigsten Laune zusenden! — Es ist übrigens entschieden, daß künftig auch ein Deutsches Singspiel mit unserm recitirenden Schauspiel verbunden, und der Bühne selbst ein wackerer, dem großen Bedarf des Publikums angemessener Spielraum gegeben werden soll.

1816. Nro. 85.

Ernſt und Scherz

Dienſtag, oder den 17. December.

der alte Freimüthige.

Betragen der Frauen einiger Spaniſchen Regimenter, zu Güſtrow, während der Belagerung von Stralſund.

(Fortſetzung.)

„Semora!“ ſagt' ich, „der Herr hier hat auch Gefühl für Edelſinn: ich werde am beſten zur Beförderung Ihrer Abſicht thun, wenn ich ihm geradezu Deutſch wiederſage, was Sie ſo eben gegen mich äußerten. Sie erlauben es doch?“ — „Wenn Sie meinen, daß es gut iſt,“ antwortete ſie, und ich verdeutſchte darauf dem Rathsherrn ihre Aeußerungen. Er war innigſt davon gerührt, und ſagte: „Obgleich ſein Haus — das ſchönſte am Markt, — wegen des Peſtens, den er jetzt bekleidete, von der Einquartirungslaſt befreit wäre, ſo wollte er doch gerne die Spanierin bei ſich ſelbſt logiren. Er müßte nur vorher einige Worte mit ſeiner Frau darüber ſprechen, und ſey überzeugt, daß dieſe nicht weniger als er, geneigt ſeyn würde, eine ſo edelmüthige Frau, als eine würdige künftige Freundin bei ſich aufzunehmen.“ Er ging hin und hatte nicht die geringſte Schwierigkeit gefunden; denn er war ſehr wohlhabend, und ſeine liebenswürdige Gattin war eine Frau, die durch Geſinnung und Handlungsweiſe ihren ausgezeichneten Wohlſtand verdiente. Dazu hatte ſie keine Kinder, und es mußte ihr deshalb doppelt angenehm ſeyn, in dieſer jungen Spanierin eine intereſſante Hausgeſellſchaft zu finden. Ungemein lebhaft war die Freude der Letztern, als ich ihr den erwünſchten Erfolg berichtete: nur durch abgebrochene Aeußerungen konnte ſie ihre Dankbarkeit ausdrücken, die noch zunahm, als ſie ihre angenehme neue Wirthin kennen lernte, und die ihr beſtimmten Zimmer ſahe. „O Gottlob!“ ſagte ſie, „da bin ich nun doch einmal ganz nach dem Wunſche meines Herzens einquartiert! Alles iſt hier bequem, geſchmackvoll, ſchön; das ſchönſte iſt mir aber doch dies ſüße Gefühl, von meinen lieben Wirthen freiwillig aufgenommen zu werden, und nicht ihnen zur Laſt zu leben!“

Als ſie ſah, daß ich fortgehen wollte, fragte ſie mich: „Ob ich das Haus öfter zu beſuchen pflegte?“ und auf meine Antwort: „daß ich ſonſt nur ſelten gekommen wäre, ihre Wirthin mich aber eben erſuche hätte, künftig öfter vorzuſprechen, um ihrem lieben Gaſt zu unterhalten, und ihnen als Dolmetſcher zu dienen,“ ſagte ſie: „Das iſt auch meine Bitte. Vergeſſen Sie uns auch ja nicht: ſonſt wären wir ja, eine in Geſellſchaft der andern, faſt noch ſchlimmer daran, als in der Einſamkeit, weil wir Drang fühlen würden, uns unſre Gedanken und Empfindungen mitzutheilen, ohne es recht zu können. Die Gebärdenſprache iſt gar zu arm!“

Ich beſuchte ſie in der Folge jeden dritten oder vierten Tag. Gewöhnlich traf ſich's aber ſo, daß die Dame des Hauſes gerade in ihrer ziemlich weitläuftigen Wirthſchaft beſchäftigt war, wobei ein Beſuch der Spanierinn ihr wahrſcheinlich beſchwerlich geworden wäre. Dieſe erkundigte ſich denn immer genau bei mir, was ſeine unten machte, und ging nicht mit mir hinunter, wenn ſie hörte, daß ihre Wirthin dies oder jenes häusliche Geſchäft betrieb, ſondern bat mich, bei ihr zu verweilen, und mit ihr zu plaudern. In dieſem Falle gab ſie ihrer Bedienten, die eine Spaniſche Soldatenfrau war, deren Mann auch vor Stralſund ſtand, einen Wink, ſich zu entfernen, worauf dieſe mit ihrer Arbeit hinaus ging, und ſich ſo lange ich da blieb, vor die Thür des Zimmers hinſetzte, daß ihre Gebieterinn, wenn ſie ihr Befehle zu ertheilen hatte, ſie zu ſich rufen konnte, ohne aufzuſtehn. Dieſes Verfahren beſtemdete mich, da mir nichts vor der Aufwärterinn geheim zu halten hatten, bis ich einmal von einer vierteljährigen Reiſe nach Pommern zurückkehrte. Ein Geſchäft veranlaßte ſie, und ich beſuchte bei dieſer Gelegenheit das Spaniſche Lager, theils aus Neugier, theils unſern Spanierinnen zu Gefallen, die ich vorher davon benachrichtigte, worauf ſie mir eine Menge Briefe und mündliche Beſtellungen an ihre Männer aufdrängten. Dieſe bei dem Rathsherrn einquartirte war die erſte, welcher ich Bericht vom Zuſtande des Spaniſchen Lagers abſtattete, und eine ſchriftliche Antwort von ihrem Gatten brachte. Ihre Freude war außerordentlich. Natürlich intereſſirten meine Nachrichten vom Lager ihre Bediente nicht weniger, als ſie, und dieſe zauderte, als ihre Gebieterin bei meinem Eintritt ſie hinauswinkte. Allein der Wink ward gleich ſtrenger wiederholt, und ſie mußte gehorchen, ſo ſauer es ihr wurde. „Warum wollen Sie denn das arme Weib nicht hier laſſen, Sennora?“ ſagte ich; „ſie hat doch auch ihrem Mann dort, und es muß ihr wehe thun, nicht gleich die Nachricht mit anzuhören, die ich mitbringe!“ Darauf antwortete ſie: „Wie könnt' ich eine ſolche Unſchicklichkeit begehen, meine Bediente gegenwärtig zu laſſen, wenn mich ein Mann von Ehre beſucht? Das gäbe mir ja den Schein einer beleidigenden Vorſicht, die eine unvortheilhafte Meinung von ſeinen Sitten vorausſetzte.“ Auf meine Verſicherung, daß der Wohlſtand bei uns, unter ſolchen Umſtänden, nicht ſo gar ſtreng und kritiſch ſey, rief ſie die Aufwärterinn wieder, und erlaubte ihr ſo lange da zu bleiben, bis ich meine das Lager und die Belagerung betreffenden Neuigkeiten ausgeplaudert hatte.

Einige Tage darauf fuhr ich mit ihr, ihrer Wirthin und noch einer dritten Dame nach einem, unweit der Stadt gelegenen Luſtort. Da das Wetter ſehr ſchön war, fanden wir unter dem kühlen Laubdach hoher Bäume mehrere Tiſche mit den lieblichſten Blumen der weiblichen ſchönen Welt von Gäſtrom, bekränzt. Ich pflanzte ziemlich die meinigen bezmiſchen und entfernte bald, als die ein wenig zu zwangvolle und zu warterne Zierlichkeit der Damen, meiner natürlichen Lebhaftigkeit drückend wurde, zum muntern Kreiſe der jungen Männer, die in ehrerbietiger Abſonderung von jenen, ihr luſtiges Weſen trieben. Doch ſah ich mich einigemal, wie es meine Schuldigkeit war, nach meiner Spanierin um. „Wie gefallen Sie ſich hier?“ fragte ich. „Ah, ſonſt recht wohl,“ erwiederte ſie; „aber ich ſehe nur hier wie eine Taubſtumme. Und was Ihre Damen wohl von mir Müßiggängerin denken mögen! Sie ſind faſt alle ſo außerordentlich ſtrickig! ich habe, um nicht etwa aufzufallen, mir keine Arbeit mitgebracht. Nun aber ſehe ich hier, die einzige welche ſtumm die unbeſchäftigten Hände in den Schooß legt!“ Ich tröſtete ſie: „Ueber ihren Müßiggang hier können Sie ſich immer beruhigen, Sennora. Manche von den überſtrickigen Damen, die Sie ſehen, ſtrickt vielleicht nur hier, und ſitzt zu Hauſe müſſig und liest Schauſpiele und Romane. — Erlauben Sie mir jetzt bei Ihnen zu bleiben und Sie zu unterhalten!“ Als ich bemerkte, daß es Langeweile machte, immer ſo auf demſelben Fleck zu ſitzen, und fragte: Ob ihr nicht gefällig ſey, mit mir in dem Baumgange auf und nieder zu wandeln? ſagte ſie: „Sie haben Recht! Ich luſtwandele gern ein wenig, wenn es ſich nur ſchickt. Die andern Damen ſitzen ja alle ſo feſt!“ Als ich einigen andern ſagte, wovon eben die Rede wäre, ſtimmten ſie der Spanierinn und mir bei, und gingen uns mit tröſtlichem Beiſpiel voran.

Ueberhaupt zeigte ſich bei dieſer, wie bei den übrigen Spanierinnen von einiger Bildung, eine immer rege Aufmerkſamkeit auf die Sitte unſrer weiblichen Welt, eine lobenswerthe Vorſicht, ja nicht etwas nach den Regeln des Wohlſtandes bei ihnen Erlaubtes, bei uns aber Unſchickliches, zu thun. Auf der Rückfahrt nach der Stadt erſuchte mich die Rathsherrinn, der Lieutenantinn zu ſagen: „Sie hätte ihr doch vor einigen Tagen ihre Spaniſchen Kleider gezeigt; es würde ihr und einigen Freundinnen viel Vergnügen machen, wenn ſie ſich

einmal Spanisch kleiden und so in ihrem Kreise erscheinen wollte.“ Dies machte sie verlegen, und sie suchte auszuweichen, indem sie versicherte: „Es sey nicht der Mühe werth, da die Moden unsrer Damen weit schöner wären, als die Spanischen.“ Allein ich war so frei zu fragen: „Warum sie dessen ungeachtet der Neugier ihrer Wirthin und ihrer Freundinnen, nicht diesen kleinen Gefallen thun wollte?“ Sie hatte das Zutrauen zu mir, daß sie sich nicht scheute, mir den Grund ihrer Bedenklichkeit zu entdecken: „Ich gestehe Ihnen,“ sagte sie, „daß es mir schwer wird, den Wunsch meiner lieben Wirthin zu erfüllen. Unsere Kleider sind, nach hiesiger Sitte, unten und oben zu kurz, und man wird es hier sehr unanständig finden, daß wir in Spanien so auftreten!“ Die Rathsherrin erklärte, daß sie wohl wisse, wie jedes Volk seine eigenthümliche Mode habe, und daß man sie nicht so ungerecht beurtheilen würde. Da versprach sie, in den nächsten Tagen einmal ihrem Wunsche zu willfahren, jedoch unter der Bedingung, daß keine Mansperson in der Gesellschaft wäre. „Wenn ich nun so gerade darüber zu käme?“ sagte ich scherzend. „Nun,“ antwortete sie eben so, „tödtlich würde mein Schrecken eben nicht seyn, wenn ich nicht dafür könnte; denn sie sprechen unsre Sprache, und darum ist mir's immer, als wenn ich in Ihnen einen Landsmann sehe. Aber anzeigen werde ich's Ihnen doch vorher nicht, wenn die Damen einmal sich versammeln werden, mich in meinem ausländischen Putz zu besehen.“ (Der Schluß folgt.)

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Das Publikum hatte seit vier oder fünf Monaten mit großem Mißfallen bemerkt, daß in gewissen Rollen der Schauspieler fehlte, an den es in denselben gewohnt ist, und den es darin gerne sieht; es mußte diese Entbehrung um so unangenehmer empfinden, da es bekannt war, daß er nicht entlassen sey und also auch keine Maaßregeln genommen waren, ihn zu ersetzen. — Er ist seit mehreren Tagen von einer sehr weit über den Urlaub verlängerten Reise zurückgekehrt, und wenn er seitdem noch nicht wieder aufgetreten ist, so kommt es daher, daß die Königl. General-Intendantur, wie sie dem Verfasser dieser Chronik ausdrücklich zur Bekanntmachung mitgetheilt hat, dem Publikum die gebührende Genugthuung gab, die Gesetze in Ausübung brachte. So bald erfüllt ist, was diese vorschreiben, wird der lange Vermißte vor dem — ohne Zweifel dadurch versöhnten — Publikum wieder erscheinen.

Am 13ten Dec. zum ersten Male: Heinrich von Anjou. (Versificirtes) Trauerspiel in 5 Abtheilungen, nach einer Novelle des Le Sage, vom Ritter von Zahlhas. — Die Fabel ist interessant, die Handlung gedehnt und (worin immer der Fehler bei Stücken die nach Erzählungen gearbeitet wurden, zu liegen pflegt,) nicht dramatisch genug motivirt. Sie hat indeß sehr ergreifende Situationen. Die Sprache ist lebhaft, aber nicht überall edel genug. Das Stück giebt Anlaß zu Prachtscenen, und er war benutzt worden. — Was die Darstellung betrifft: es war die erste, und die Billigkeit fordert eine zweite zu erwarten, ehe man darüber abspricht. So viel kann aber jetzt schon gesagt werden: — daß Hr. Beschort, als Graf Cifuenti, den weisen, edeln Greis, sehr wahr und schön spielte; daß alle sich große Mühe gaben, und wahrscheinlich bei der zweiten Darstellung die ernst-edle Haltung ganz finden werden, welche Stücke dieser Art fordern; — daß die Prinzessin von Lerma bei ihrem ersten Auftreten mit hoher, nicht bloß ernster Haltung erscheinen, sich nicht auf die eine Seite der Bühne, sondern in die Mitte des Vordergrundes stellen mußte, vor allem aber Unrecht hatte, nach ihrer Entfernung, sie werde ins Kloster, beim Abgehen den Prinzen zu umarmen; — daß endlich der Freiherr Hubert von Carlos nie den [illegible] Vasallen vergessen muß, wenn er zum Prinzen spricht, ihm nicht im Sprechen, wie heute einmal geschah, den Rücken zukehren darf. — Die Stücke dieser Art verlangen unnachläßlich jene feierlich-höfliche Haltung, die man im gewöhnlichen Leben das Repräsentiren nennt.

— Am 15ten Dec. Der kleine Declamator. In Familienzirkeln muß sich das Stückchen sehr artig aufnehmen.

Hierauf: Das getheilte Herz. — Manche Leser erinnern sich wohl noch der Periode, wo es schriftstellerische Mode war, nach je zwei oder drei Worten einen Gedankenstrich zu machen. Zuweilen sollte man glauben, gewisse Rollen seyen noch so geschrieben. — Mlle. Eöpersdorf, als Pauline, veranlaßte diese Vermuthung nicht. Sie hatte ihre Rolle sehr gut gelernt, und spielte sie mit großem Feuer.

Zum Schluß: Rehkachel, zum erstenmal wiederholt. Man hatte starke Abkürzungen gemacht; fast zu starke. Es hätte die Eröffnung der ehrsamen Frau Rehkachel, daß sie spuken wolle, und in welchem Aufzuge, wohl nicht wegbleiben sollen, weil der Spaß dadurch gut eingeleitet wird. Das Stück wurde mit so nachsichtsvollem Vergnügen aufgenommen, als das erstemal.

Bücher-Chronik.

Johann Victor Moreau, sein Leben und seine Todtenfeier, erzählt für junge Krieger und Freunde der Geschichte. 188 S. in 8. (bei Arnold) Halle, Professor bei der Dresdner Ritteracademie, unterzeichnet sich in der Vorrede als Verfasser dieser biographischen Skizze, ein Mann der schon durch mehrere sehr verdienstliche und gelungene Arbeiten im historischen und statistischen Fache bekannt seyn möchte, wenn er es nicht versäumt hätte, seinen Namen dabei zu nennen. Man darf nur in der Einleitung das kritische Verzeichniß der ihm dabei zu Gebot gestandenen Quellen überblicken, um sich zu überzeugen, daß hier von keiner ephemeren Erscheinung die Rede ist, dergleichen nach Moreaus Tod zu Dutzenden aufschoßten und wieder vergessen wurden. Ein eigenes Urtheil zeichnet diese Schrift aus, die ein mit den geheimen Triebfedern vertrauter Geist durchdringt, und keiner Partei huldigend, erhält sich ihr Verfasser auf seinem freien, unbefleckten Standpunkt, ohne irgend einen Einfluß fremder Leitung. (Eingef.)

— Histoire de Marie-Charlotte-Louise, Reine des Deux-Siciles; par A. Serieys, Professeur d'histoire. Paris, 1816. — Man stelle sich einen Tanzmeister vor, der mitten im tiefsten Bücklinge mit herablangenden Armen, vom Starrkrampf ergriffen würde, und gar nicht mehr aus der Unförmlichkeit kommen könnte, so hat man ein Kunstbild dieses Werkes.

Vermischte Nachrichten.

Wien, den 30sten Nov. Das Gerücht dieser Woche ist die von München hieher gekommene Italienische Operngesellschaft. Man hatte sie im Morgenblatt und Gott weiß wo sonst noch, gewaltig aufposaunt. Sie ist hier bei ihrer ersten Vorstellung ganz durchgefallen. Nicht eine ihrer Stimmen verdient Beachtung, geschweige Aufzeichnung. Doch das wußten auch die verständigen Münchner und ließen sie gern ziehn. Die Theaterdirektion sieht sich genöthigt, die Ankunft einiger bessern Subjecte aus Italien abzuwarten, bevor sie den zweiten Versuch wagt. Ein andrer Gegenstand der Unterhaltung ist die Brunnerdirektion nach Brasilien. Graf Ezy wird mit der Fregatte Austria, Ende Januars auf ein Jahr aus Triest nach Rio Janeiro segeln, mit ihm der junge Baron Hügel. Dieser und Hr. Neuen sind die Botschaftssekretäre. Ein Bruder des Grafen Ezy und noch drei andere Gesandtschaftscavaliere machen die Reise mit. Das interessanteste aber ist eine zweite Fregatte, die Naturforscher, Gärtner, Geographen u. s. w. an Bord haben, und uns eine herrliche Ausbeute von dort mitbringen wird. Hahnenkamm ist, wie man versichert, in seinem Entdeckungseifer, dort seine entomologischen Studien fortzusetzen, wieder schwarzwild geworden. Es erscheint zur Ostermesse ein neuer Theil seiner Schmetterlinge. — Unser Buchhandel gewinnt täglich auch an innerm und äußerm Gehalt. Der Handel kennt ist eine Zeige des Standes, welches der von Eigennutz noch immer niedergehaltene Lauf unsers Papiergeldes, in seinen Schalen des Wehe über uns aufgießt. Aber es wird gewiß bald anders, bald heißt hier, besser! Den Trost hat auch der wackere Perthes aus Hamburg, hier mitgenommen. Viele wackre Buchhändler der Monarchie ander Wien, lassen hier drucken und so wird Wien der Stapelort des Buchhandels. So z. B. der thätige Hartleben in Pesth, der zu manchen andern sehr gierlichen Artikeln z. B. einer Toilette der Grazien, einem Miniaturgemälde von Illyrien mit recht niedlichen Kupferstichen, einem neuen Liniarch u. s. w. auch solidere Verlagsartikel, wie Collins dramatische Dichtungen 9 Bände, und des trefflichen Ingenieurs Maillard Canalbau verlegt und seit 1815 eine Sammlung des Neuesten in der Französischen Literatur, le Nouvelliste betreibt, erscheinen sieht, die allgemeinen Beifall findet und gut redigirt wird. In Brünn sucht sich ein junger, unternehmender Buchhandler, Trattner, hervorzuthun. In Prag nützt der unter der alten Firma der Calweischen Handlung wirkende verdienstvolle Buchhändler vielfach durch theaterwirthschaftliche und ökonomische Schriften. Die zwei von dem Rathe Andre in Brünn monatlich herausgegebenen Journale, der Oesperus, Nationalblatt für gebildete Leser und die ökonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen, verdienen durch Fülle, Mannigfaltigkeit und Gemeinnützigkeit der darin aufgenommenen Nachrichten und Aufsätze in ganz Deutschland gekannt und gelesen zu werden. —

— Frühzeitiges Genie! Ein Knabe von elf Jahren, der aber nur die Größe eines achtjährigen hatte, wurde zu London wiederholter, auf öffentlicher Straße begangener Diebereien wegen, gefangen. Er führte den Richter durch eine jammervolle Geschichte von seinem verstorbenen Vater, seiner kranken Mutter und seinem verwaisten Hausstand, aber bei einer Nachfrage zeigte es sich, daß er der Sohn eines wohlhabenheit lebenden Lehrers und der Neffe eines Warens sey. Man brachte ihn in ein Arbeitshaus; hier brach er sich hinaus, und besetzte in seine alten Spitzbubenwinkel zurück. Man glaubt, er werde bei diesen frühreifen Talenten, auf öffentliche Kosten eine Reise machen, nemlich nach Botanibay.

— Das Morn. Chron. und andre Oppositions-Blätter, protestiren jetzt umständlich und weitläuftig dagegen, daß man die öffentlichen Schulden „Nationalschuld" nenne. Sie sey eine „Regierungsschuld"; und müsse als solche behandelt werden. Ein hochst verderbliches Wort, wenn es wirkt, was man will. —

— Engl. Zeitungen erzählen beiläufig: Der Neger-König Christoph haben in einer Nacht getrunken, sein Arzt wolle ihn vergiften. Am folgenden Morgen habe er ein Zimmer schwarz behängen, den Arzt hineinführen und ihn erwerken lassen, dann aber ihm ein prachtvolles Leichenbegängniß halten lassen, und ihn weinend zu Grabe begleitet. Mehrer Tag nach Jahr des Vorfalls, nach der Name des Ermordeten ist angegeben, und das Ganze trägt das Gepräge einer gewohnlichen Parteilüge. — Billaud-Varennes hatte sich dem Mulatten-Presidenten Pethion angeboten, die Zeitung von Port-au-Prince zu schreiben; aber sein Erbieten wurde abgelehnt.

— Merkwürdig ist es, daß bei dem Aufstande in London am 2ten Dec. den man schon aus den politischen Zeitungen kennt, die Aufrührer gar keine nächste Rache ihres Aufstands angaben. Der Aufführer hatte, von einem Wagen herab, das Volk nur getragt, ob es mit ihm gehen wolle, und es schwur, ihm zu folgen, wohin er es führe. Aber „man geht nie weiter, als wenn man nicht weiß, wohin?"

— Der Ausfage eines Englischen Arztes zufolge, der bei Buonaparte auf Helena war, hat Letzterer ihm bestimmt und umständlich erklärt, der Beweg zur Ermordung des Herzogs von Enghien, sey ihm von Talleyrand grässlich abgedrungen worden. Wahr oder unwahr, scheint diese Aussage Talleyrand zur Abstellung seines ganzen Einflusses treiben zu müssen.

Bewahrung.

Ich sehe mich genöthigt dem Theile des Deutschen Publikums, welcher bisher meine Schriften mit Güte aufgenommen, anzuzeigen: daß der dritte Band meiner (in der Schwan und Göpfischen Buchhandlung, Mannheim und Heidelberg) erschienenen Episoden, dergestalt von sinnentstellenden Druckfehlern wimmelt, daß die traurige Lüge davon über einen Bogen beträgt. Ich kann daher keinem öffentlichen Blatte die Annahme derselben zumuthen. Da die Herren Verleger aber nicht für gut befunden, dem Werke selbst ein Erratablatt beizufügen, ich aber das Buch erst vor wenigen Tagen erhielt, so ist diese Anzeige das einzige, wodurch ich mich bei meinen geneigten Lesern rechtfertigen kann.

Copenhagen, den 30sten November 1816.

Friederike Brun.

1816. Nro. 86.

Ernst und Scherz

Donnerstag, oder den 19. December.

der alte Freimüthige.

Ansichten von der Zeit in die Zukunft. 5 Briefe. (Aus der Allemania besonders abgedruckt.) Teutschland, 1816.

Mit einer wahrhaft ehrwürdigen Erhabenheit, Klarheit und Ruhe des Geistes überblickt der Verfasser die letzten 25 Jahre und die Gegenwart, und schildert sie so treffend wahr und zugleich mit so reiner, redlicher Wärme, daß er für Recht und Wahrheit gewinnen müßte, wenn er auch nicht so unwiderleglich überzeugte. So ists, so ists, wie dieser Weise spricht. Höre ihn jeder, dem es mit dem wahren Wohl des Deutschen Vaterlandes Ernst ist; und wer diese nur in dem Nutzen einer Partei setzt, höre ihn auch, und lerne sich schämen.

Der Titel ist übrigens unrichtig. Ueber die Zukunft stellt der Verfasser weder Erörterungen, noch Vorschläge, noch Vermuthungen auf. Doch was er von ihr erwartet, geht deutlich aus dem hervor, was er über die Vergangenheit spricht.

L.

Karten-Empfehlung.

Gute Karten für den Schulgebrauch sind ein großes Bedürfniß, zu dessen Befriedigung seit einigen Jahren manches gethan ist. Abgesehen von allen übrigen Forderungen, die man an eine solche Karte machen darf, ist das ein wichtiger Punkt: daß nicht zu viele Städte darauf verzeichnet seien, und nicht nach zufälliger, willkührlicher Wahl (die wohl oft nur allein durch die Bequemlichkeit bestimmt wird, mit welcher sich ein Name anbringen läßt) sondern nach statistischen und historischen Gründen. Es ist daher zu wünschen, daß die Kartenzeichner sich über diesen Punkt zuvor mit einem Geographen berathen möchten. Dies im allgemeinen Gesagte findet denn auch seine besondere Anwendung auf folgende zwei Karten, die übrigens wohl empfohlen werden dürfen.

1. Karte von Deutschland. July 1816. Gestochen von Karl Mare in Berlin. Bei Simon Schropp.

Das Papier ist sehr gut, der Stich äußerst sauber, die Färbung reinlich und gefällig, die Schrift rund und angenehm. Die Gebirgszüge sind deutlich. Das kleine Format ist gerade zum häufigen Gebrauch der Einzelnen, in Schulen recht passend. Uebrigens ist diese Karte nicht ganz fehlerfrei. So z. B. gehörte nach ihr die Stadt Waldeck dem Großherzog von Hessen-Darmstadt. Eben so wenig gehört Pyrmont zum Fürstenthum Lippe, und Eutin zum Herzogthum Holstein.

2. Europa ꝛc. von Weiland. Weimar 1816. 10 Gr.

Wie es scheint ist die orographische Karte von F. Schulz zum Grunde gelegt; daher die genaue und ausführliche Verzeichnung der Gebirge; doch sind die Striche zu matt und der Zusammenhang der Höhen ist nicht deutlich genug für's Auge. — Die politische Eintheilung ist richtig, auch mit Vermeidung des Fehlers, der sonst wohl auf Karten von Europa vorkommt, Luxemburg zum Niederländischen Königreich zu rechnen.

Daß ganz Italien mit Einer Farbe getüncht ist, muß gebilligt werden, indessen müßten doch die inneren Grenzen nicht wegbleiben, da die einzelnen Italienischen Staaten kein politisches Ganze ausmachen, wie die Staaten des Deutschen Bundes. — Die Freistadt Krakau ist falsch umgrenzt; denn ihr Gebiet stößt ja mit Deutschland zusammen. — Ungern, Galizien, Siebenbürgen und Illyrien als Ein Stück ohne Zwischen-Grenz-Punkte zu behandeln, scheint nicht passend. Es wäre wohl zu wünschen, daß Hr. Karl Mare eine Karte von Europa nach dem Muster jener von Deutschland zeichnete, doch ja mit nicht zu vielen Namen!

P. F. G.

Mancherlei.

Das Cäcilienfest in Dresden.

Schon seit mehrern Jahren versammelt sich in Dresden die Königl. musikalische Kapelle am Tage der heiligen Cäcilia zu einem frohen Mahle, und bringt dieser Schutzheiligen der Musik, Frohsinn und herzliche Innigkeit dar. Auch in diesem Jahre geschah ein Gleiches, und die Heiterkeit des Vereins ward durch die Gegenwart des Direktors der Kapellmusik, des Herrn Hofmarschalls Grafen von Vitzthum, noch mehr erhöht. Theodor Hell war von den Meistern der Töne ebenfalls eingeladen worden, und hoch den Pokal erhebend zu Ehren der Himmlischen, sprach er folgende Worte:

Du Heilige in Himmels-Raumen!
Wohl schöner, als in sel'gen Träumen
Dich Carlo Dolce's Auge sah;
Erweckerin der hohen Töne,
Wir grüßen Dich in Deiner Schöne,
Erhabene Cäcilia!

Die rollen Sphären-Harmonien,
Und reine Himmels-Klänge ziehen
Gleich Engeln sich um Deinen Mund,
Und Töne die den goldnen Saiten
Die Du berührst, wie Licht entgleiten,
Thun Deine Seligkeit uns kund.

Da sinkt ein Strahl davon zur Erde,
Daß zur Musik sie uns er werde,
Die aus den hohern Welten stammt;
Und wer durch ihn erwarmt sich findet,
In dem ist jene Ahnth entzündet,
Die zur Unsterblichkeit entstammt.

Und was in Harmonie gestaltet,
In uns und durch uns mächtig waltet,
Die Herzen hebt der Wahrheit nah;
Was Kummer stillt und Freude weket,
Was Unerforschliches entdecket:
Es ist Dein Werk, Cäcilia!

Und was die Händel uns gebohren,
Was Haydn, Mozart auserkohren,
Was Cherubini liebend sah,
Was mächtig in Spontini rühret,
Beethoven hochexcentrisch führet:
Es ist Dein Strahl, Cäcilia!

Was aus den Saiten vielfach rinnet,
Im Flötenton das Herz gewinnet,
Clarinen stimmt zu mildem Weh,
Im Donnerklang zu Muth erhoben,
Und ernst in dem Fagott erhoben:
Es ist Dein Odem, Heilige!

Und wenn beim Ton der Menschenstimmen
Wir sehnsuchtsvoll in Wehmuth schwimmen,
Nicht wissen wie's dem Herz geschah;
Wenn Harmonien uns umringen
Und Frieden weht mit Engelschwingen:
Es ist Dein Werk, Cäcilia!

Es sei bei frommen Huldigungen
Dein Lob und [illegible] und Ruhm gesungen,
Am heut'gen Tag, Cäcilia!
Und hoch die Gläser denn geschwungen,
Und laut und fröhlig angestimmet:
In uns, mit uns, Cäcilia!

— Das neue Schauspiel: Vandyck's Landleben, von Fr. Kind, hat in Dresden außerordentliche Wirkung gethan, und eine Menge von wohlgeschriebenen Nachrichten davon werden im Publikum verbreitet. Je mehr diese Eindruck machen, desto nothwendiger ist es, daß die ernste Kritik auch drein spreche, und erinnere, daß dieses Stück eine gefährliche Ausartung des Drama's, und nach den Regeln dieser Dichtungsart, sehr fehlerhaft ist. Das Interesse der Fabel ruht auf einem nicht in der Natur des menschlichen Herzens gegründetem

Gefühl: denn dieses muß es doch wohl für eine tadelhafte, erkünstelte Ueberspannung erklären, daß ein Jüngling seine Geliebte bloß darum aufgiebt und ihr Herz zerreißt, um künftig seine Bilder nicht in vaterländischem, sondern im Italienischen Geschmack zu malen. Das natürliche Gefühl, für welches die dramatische Dichtung ihre Schöpfungen berechnen muß, frägt: Was liegt denn daran? Besonders da er ja auch als Niederländischer Maler groß werden könnte, und seine Reise die völlige Entsagung seiner Geliebten nicht nothwendig macht. Es kann sich nur dadurch beruhigen, daß die Geliebte an dem Jüngling der einer solchen Verschrobenheit fähig ist, nicht viel verliert. — Eine zweite Rüge gegen das Stück, ist, daß die Hauptschönheit der Darstellung, wenn ich anders die Anzeigen recht verstanden habe, aus etwas herfloß, was schlechterdings nicht dramatisch, sondern höchstens nur theatralisch ist: aus dem Tableaux-Machen. — Man rühmt die Nachbildung einer ganzen Reihe von Gemälden der Dresdner Gallerie. Denjenigen, die in derselben recht einheimisch sind, mag das sehr interessant gewesen seyn; aber giebt es deren selbst unter dem Dresdner Publikum viele? Und für jedes auswärtige Publikum fällt dieser Reiz ganz weg. Auch stellt man sich ja nicht vor die Schauspieler-Bühne hin, um Tableaux machen, sondern um eine anziehende poetisch behandelte Begebenheit spielen zu sehn.

Summa: Die Darstellung des gerühmten Kindchen Stückes zu Dresden, mag von recht prunkender Schönheit gewesen seyn, immer aber bleibt dies Stück eine Verirrung auf einen Abweg, der zu dem gänzlichen Verfall der dramatischen Dichtkunst und der Schauspielkunst führen kann; indem er verleitet, fremdartige Nebendinge als Hauptsache zu behandeln. G.

Anekdoten.

Cagliostro — bekanntlich auch ein wunderthätiger Bauer, aber aus Sicilien, gegen den unsre Deutschen Gaukler der Art nur sehr elende Stümper sind, — fuhr einst in Kurland mit einer Dame an einem Kirchhofe vorbei. Vo Tou, sagte er in seinem Italienisch-Französischen Kauderwelch, que che fache lever toutti ces morti là? (Willst Du, daß ich alle diese Todten da aufstehen lasse?) „O thun Sie's doch ja!" erwiderte die Dame. „Nä, sagte er, Du wirst sehr erschrecken." Gewiß nicht; ich habe Muth. — „Nein, nein, rief er, Du wirst krank werden. Ich muß Dich schonen." So blieben selbigen Tags die Todten liegen. Diese Prahlerei aber trug viel dazu bei, ihn der geistreichen Dame in seiner wahren Gestalt zu zeigen, — was endlich seine allgemeine Entlarvung herbeizog.

Während einer Belagerung ging ein Wasserträger durch die Gassen der belagerten Stadt und rief: Sechs Sous die Tracht Wasser! — Eine Kanonenkugel zersching ihm einen seiner beiden Eimer. Er sah sich um, ob etwa noch eine komme, setzte dann seinen Weg fort und rief: „Sechs Sous der Eimer Wasser!" Bis jetzt hab' ich in den Geschichtschreibern und Dichtern umsonst nach einem Beispiel größerer Furchtlosigkeit und Gegenwart des Geistes gesucht.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 16ten Dec. Faust, von Klingemann. — Hr. Maurer giebt den Faust mit etwas gemäßigterer Anstrengung, und das ist ohne Zweifel noch eine Verbesserung seines trefflichen Spiels.

Dies Stück erinnert an Don Juan. Dem Publikum war versprochen, Hr. Wolf in dieser Rolle zu sehen. Einige Stimmen wünschte eine neue Besetzung des Leporello, und darüber ist die ganze Aufführung unterblieben. Was mag die Ursache davon seyn? Dissentirte keine Künstlerlaune. —

— Am 17ten Dec. Elisa von Waldorf, von Iffland. — Wie diese Chronik voraussagte, war diese Darstellung in vielen Scenen ungleich gerundeter und vollendeter, als die erste. Hr. Wolf als Fürst erschien heute zwar wieder in der Uniform, weil Iffland selbst es ihm einst so angerathen, hatte aber ein Ordensband umgehangen, um seine Erscheinung noch imponierender zu machen. Rücksichten der Art auf Wahrnehmungen unbefangener Zuschauer, karakterisiren den wahren ausgezeichneten Künstler, dem es Ernst mit seiner Kunst selbst in jeder Nebensache ist. Das versammelte Publikum war leider nur klein, aber dankbar.

Bücher-Chronik.

Bei Arnold in Dresden ist fertig geworden: Kleineres Conversations-Lexicon oder Hülfswörterbuch. 4 Thle. Es enthält alles das, was übrig bleiben würde, wenn man aus dem großen Conversations-Lexicon das Unnütze wegschnitte; ist nicht, wie dieses, in Eile zusammengerafft, sondern das Produkt einer funfzehnjährigen Arbeit, und kostet nur 4 Thl.; ja wenn man sünf Exemplare nimmt, erhält man das 6te frei. An dem großen fehlen bekanntlich noch beinahe so viel Bände, als das kleinere ausmacht.

— Hetherbuch. — — von Ehr. Niemeyer. Mit 35 Portraits und einer militärischen Gruppe. Leipzig, 1816 Im leb-

haft und gut geschriebner Erzählung giebt dies interessante Buch eine Uebersicht der Kriegsbegebenheiten in Europa, vom Jahr 1808 bis 1815. Es verdient mit Wärme empfohlen zu werden, da es in einen engen Raum angenehm unterhaltend zusammendrängt, was nicht zu kennen, selbst jedem bloßen Romanenleser und jeder Romanenleserin Schande wäre. Einen eigenen Reiz erhält es durch die Porträts der Helden dieser Zeit; besonders da diese Porträts alle gut gearbeitet und meistentheils ähnlich sind. Die colorirte Gruppe dient zum Titelkupfer und zeigt mehrere Truppenarten.

Vermischte Nachrichten.

Eine Berlinische Zeitung hatte folgendes Epigramm auf den standhaften Prinzen:

Recht standhaft ist der Prinz gewesen,
Das muß ihm selbst der Neid gestehn;
Doch mehr noch die, die dieses Stück gelesen,
Und auf der Bühne es gesehn.

Schade daß der Verfasser so übelklingende Verse macht! Der Gedanke ist recht artig; aber das „die, die dieses" und der Hiatus „Bühne es," ist doch gar zu häßlich.

— Dr. Jahn, der verdienstvolle Stifter der Turnübungen, wird nach Neujahr öffentliche Vorlesungen halten, über sein berühmtes Werk: Das Volksthum, von dem bekanntlich eine zweite, sehr vermehrte Ausgabe erschienen ist.

— Die in mehreren Zeitungen ertheilte Nachricht, daß Prof. Fischer zu Würzburg eine Pension erhalten habe, ist unrichtig. Er hat nur sichere Hoffnung dazu, da seine Angelegenheit jetzt in München entschieden wird. (Im nächsten Bl. mehr davon.)

— Ein Hr. Gleich hat „eine neue Pudelkomödie" gemacht, sagt die Wiener Theater-Zeitung. Sie heißt „der Pudel als Kindsweib" und wird in Wien schon einstudiert. — Merkwürdig ist die Aufforderung auf den Wiener Theaterzetteln, sich bei dem Spiel des Hundes im Walde von Bondy, des Applaudirens zu enthalten.

— Englische Zeitungen melden aus Frankreich, zu Paimboeuf habe das Volk ein Getraideschiff, das absegeln wollen, angehalten und das Getraide zu Preisen die man selbst machte, verkauft. Da der Vorrath nicht hinlänglich war, wollte man auch ein Magazin erbrechen, aber eine Gerichtsperson schloß es auf, und auch dies wurde zu jenem Preise ausgeleert. Die Nationalgarde weigerte sich, dem Volke Widerstand zu thun. Aehnliche Auftritte haben zu Perpignan, Monpellier und andern Orten Statt gehabt. Man sieht, das Volk in Frankreich ist ruhig, so lange es — Lust dazu hat.

— Großbrittannien hat 73 Millionen Acker Landes; davon liegen 22 Millionen unbearbeitet: und Hunderttausende von Menschen klagen dort über Mangel an Arbeit! Und der wunderliche Malthus konnte den Vorschlag thun, den Fortschritt der Bevölkerung zu hemmen! Traurige Folgen eines zu weit getriebenen Fabriken-Systems!

— In Paris ist eine „Geschichte des Herzogs von Marlborough" erschienen. Die Gaz. de Fr. schließt daraus, die Franzosen seyen das allerunpartheiischeste Volk, und das allergerechteste gegen fremdes Verdienst. Zwanzig Zeilen weiter nennt sie Marlborough einen schwarzen Verräther.

— Der König von Frankreich hat für 1817 zehn Millionen Franks zur Unterstützung der Armen angewiesen; und zwar sollen 800tausend Franks davon angewandt werden, Seidenzeug für die Meublirung der Königl. Gemächer zu kaufen.

— Ein Engländer, Namens Egerton, abonnirte zu Paris auf ein Exemplar der Lateinischen Zeitung mit 15 Franks, und fügte noch 300 Franks zur Unterstützung des Unternehmens bei. Das Journ. de Paris sagt, der Herausgeber habe diese Großmuth auf eine seiner Talente würdige Art beantwortet. Bei der Annahme von Geschenken sollte wohl nur vom Karakter, nicht von Talenten die Rede seyn. Oder nahm Hr. Barbier von Vemars das Geldgeschenk an, und machte eine Danksagung in schönen Versen? —

— Die politischen Zeitungen erzählten vor einiger Zeit, daß der Kaiser von China vom Throne gestoßen worden. Sie fügten hinzu, die Religionsunruhen wären die Ursache davon gewesen. Aber China hat keine andre Religionsunruhen gehabt, als daß die alten Kaiserl. Edikte gegen die Proselytenmacherei der Jesuiten endlich in Kraft gesetzt, und einige trotzige, ungehorsame Jesuiten bestraft wurden. — Wären die Jesuiten nie in China aufgenommen worden u. s. w. —

— Die Zeitungen wiederholen, der Pabst wolle sehr viel zum Besten seiner Unterthanen thun: er wolle ihnen auch eine Repräsentanten-Versammlung geben, so bald nur erst die kirchlichen Angelegenheiten mit den auswärtigen Mächten ausgeglichen wären. Andre Nachrichten nennen als einen Hauptzweck dieser nachgesuchten Ausgleichung, die Wiederaufnahme der Jesuiten. — Ob diese dann auch Theil an jener Versammlung nehmen würden? Mittelbar gewiß! — Jetzt heißt es, der päbstliche Hof habe seine Verwendung für sie aufgegeben.

— Noch vor dem Aufstande zu London am 2ten Dec., versicherten Franz. Zeitungen, drei Räuberbanden gingen dort am hellen Tage ihrem Schandgewerbe nach.

— Auf einem der Spaziergänge zum Wohlthun, welche eine Prinzessin zu Paris im strengsten Incognito macht, überreichte ihr ein großer Haufe von Tagelöhnern und öffentlichen Strafarbeitern eine Bittschrift, sie möge bewirken, daß ihnen — täglich — eine Messe gelesen werde. So erzählen Pariser Blätter. Nun zweifle jemand, daß Gottseligkeit eine Nationaltugend der Franzosen sey.

— Es ist hergebracht, daß der Tag der heiligen Barbara, der 4te Dec., von den Schülern in der Erziehungs-Anstalt zu Paris die den Namen der Heiligen führt, sehr feierlich begangen wird. In diesem Jahr hatten sie eine Deputation an das Théatre Français gesandt, und gebeten, zur Feier des Tages das Trauerspiel Manlius zu geben, worin Talma glänzt. Die Bitte der hoffnungsvollen Jugend wurde gewährt. Die ganze Schule war im Schauspiel, und zu ihrem Ergetzen fügte man noch ein etwas schlüpfriges Lustspiel hinzu. — Welches sind nun wahrere Franzosen? Die frommen Strafarbeiter oder die Schüler von St. Barbara und ihre Lehrer?

— Zu Nismes sind am Geburtstage des Königs zehn Protestanten zur katholischen Confession öffentlich übergetreten.

— Zu Paris ist ein Drama erschienen, das den Titel hat: „Europa und Frankreich vor dem Throne des Ewigen." Die Personen sind: Der Ewige (unsichtbar), alle Völker Europa's, die Franz. Nation, die Großen, die Franz. Armee, alle Klassen der bürgerlichen Gesellschaft einzeln aufgeführt, endlich auch die Armen und die Verbrecher. Man tadelt das Stück sehr, weil keine Frauenzimmer darin vorkommen, also auch keine Liebes-Intriguen. Wie kann es die Pariser interessiren?

1816. Nro. 87.

Ernſt und Scherz

Sonnabend, oder den 21. December.

der alte Freimüthige.

Miniaturgemälde aus der Länder- und Völkerkunde, herausgegeben v. Auguſt Ehrenſtein. Peſth, 1816. bei Hartleben. In Duodez. Brochirt in farbigtem Umſchlage mit Zeichnungen.

Enthaltend: Rußland, nach Breton, 6 Bdchn. mit 130 Kupfern. 6 Thl.

Illyrien und Dalmatien, 2 Bdchn. mit 36 Kupfern. 2 Thl. 16 Gr.

Das weſtliche Afrika, 4 Bdchn. mit 44 Kupfern, einer Karte und einem Muſikblatte. 4 Thl.

Eine äußerſt glückliche Idee, mit ſo viel Geſchmack, Sorgfalt und Liberalität ausgeführt, daß es von dem einſichtsvollen Unternehmungsgeiſt des Verlegers, in einem Lande, wo die Deutſche Sprache nicht einmal die herrſchende iſt, einen großen Begriff geben, und zugleich manche ſonderbare Nebenbetrachtung erregen muß. Man vergleiche nur den Preis der letzthin angezeigten „Kindermährchen," (1 Thl. 26 Gr.) am Orte ihres Entſtehens, mit dem der 6 Bdchn. über Rußland mit 130 gut gearbeiteten Kupfern, aus Ungarn her. —

Der Zweck dieſes Werkes iſt vorzüglich belehrende Unterhaltung; daher iſt die Beſchreibung häufig mit den Begebenheiten der Reiſenden durchwebt, die jene lieferten. Der Vortrag iſt angenehm, und lebhaft bis zur Anſchaulichkeit; Druck und Ausführung der Kupfer ſauber und gefällig. So eignet ſich das Werk zur Unterhaltung für Erwachſene, zur anziehenden Belehrung für die Jugend, — und grade jetzt, in der Zeit des freundſchaftlichen Beſchenkens, zur allgemeinſten Empfehlung. (Die Lieferungen werden auch einzeln verkauft.) D.

Ueber Ritterpoeſie.

Die Epoche der Ritterromane begann erſt lange nach der ſogenannten Ritter-Periode jedes Landes, wo einſt ächtes Ritterthum herrſchte. Später als ſich die romantiſche Galanterie der Araber mit der myſtiſchen Religion der Spanier vereinte, und daraus jenes Ceremoniell entſprang, deſſen Reſte wir noch an einigen Höfen Europens wahrnehmen, erſchien der erſte große Ritter-Roman, Amadis aus Gallien, deſſen Urſprung ihentiſch iſt.

Oft nahm dieſes Ritterthum verſchiedene Formen an, je nachdem die Sitte des Landes Bedingungen vorſchrieb; es erlitt ſowohl in Frankreich als Deutſchland unendliche Modifikationen, und es begann gleichſam ein Kampf des Süden mit dem Norden. Erloſchen war dieſer romantiſche

Geist, als der hochgefeierte Götz von Berlichingen, der ehrenfeste Franz von Sickingen gleich einzelnen glänzenden Meteoren, als letzte Heroen der Deutschen Ritterzeit, ihr einen südlichen Charakter verliehen, und dem gesammten Deutschen Vaterlande ein schönes Ritterthum erschufen. Deutschlands Freiheit und Selbstständigkeit war ihre Tendenz, während bei ihrem Vorfahren Abenteurerwuth und mystische Galanterie die charakteristischen Merkmahle waren, worah man ihren Ritterssinn erkannte. Nach ihnen gab es keine Ritter mehr und der Name lebte nur fort für Mitglieder oder Inhaber gewisser Orden, die ihren Ursprung oft nicht dem Ritterzeiten verdankten. Die Ritter und ihre Abenteuer lebten nur noch in Märchen und Sagen beim Volke der Deutschen; bei den südlichen Nationen war ihr Geist längst ins gesellige Leben übergegangen, als durch die Erfindung der Buchdruckerkunst das neu verbreitete Licht den Wissenschaften, auch jene Sagen hervorrief, welche wir unter dem Namen Ritterromane kennen. Das südliche Europa hatte bereits in diesem Theile der schönen Literatur vieles und mannigfaltiges geleistet, als Deutschland anfing langsam zu folgen, jedoch verkannte man nie den südlichen Charakter in solchen Werken.

Die späte Ueberwindung der Sprachschwierigkeiten hinderte ungemein, und nach lange nach Beseitigung dieser Hindernisse, nahm der Geschmack eine ganz entgegengesetzte Richtung.

Eine Art empfindsamer Schwärmerei, welche durch Werthers Leiden und den Siegwart aufgeregt, sich in Deutschland allgemein verbreitet hatte, hinderte uns Deutsche sehr, mit den andern gebildeten Völkern zu wetteifern. Ein Schwarm guter und schlechter Nachahmer des hochgebildeten Göthe, verlängerte diese sogenannte empfindsame Periode mehr denn um ein Jahrzehend. Der endlich rege gewordene Ekel an Apologien des Selbstmordes endigte eine Gattung Schreibart, die sich wohl eignete alles Leben, alle Kraftäußerungen zu bannen und eine gänzliche Erschlaffung herbeizuführen; aber Extreme berühren sich: die sogenannte Sturm- und Drangperiode trat nun ein. Göthe schritt wiederum voran, und Götz von Berlichingen, sein wahrhaftes National-Epos im dramatischen Gewande, begründete diese neue Epoche. So vieles und schönes auch von diesem Meisterwerke gesagt und geschrieben worden ist, so haben vor kurzem Büsching und von der Hagen, durch ihre neue Ausgabe des Lebens von Götz von Berlichingen erst sattsam bekundet, welch herrliches Denkmal ihm durch Herrn von Göthe gestiftet worden ist. (Der Schluß folgt.)

Betragen der Frauen von den Spanischen Regimentern, ꝛc.

(Schluß.)

Es sey an dieser Skizze genug! Alle Spanischen Offizierfrauen, die damals in Güstrow lebten, glichen in ihren Sitten und Handlungen mehr oder weniger diesen beiden. Sie versammelten sich regelmäßig jeden Nachmittag zum gemeinschaftlichen Gebet. Diese Versammlungen wurden nach der Reihe herum täglich bei einer andern gehalten. Der Gesellschaftston, welcher unter ihnen herrschte, war fein; ihr Umgang mit einander mehr höflich als vertraulich, und fast ein wenig zu umständlich. Doch gefiel er mir besser, als jene gemeine, zu leichtfertige Vertraulichkeit, die ich unter den Offizierfrauen eines gewissen andern Volks gesehen habe. Nach Vergnügungen und Zerstreuungen suchten die Spanierinnen im geringsten nicht; ja sie besuchten sich unter einander seltener anders, als zum Gebet, oder um sich über ihre weiblichen Arbeiten zu berathen. Bei allem Nationalstolz der Spanier, fügten dennoch ihre Frauen, mit der eigenthümlichen Schmiegsamkeit ihres Geschlechts, sich äußerlich in die Umstände: alle hatten ihre Volkstracht bei Seite gelegt, und sich nach Französischer Mode gekleidet.

Der Charakter der geringern Weiber war dem Grundzügen nach, derselbe; dieselbe Frömmigkeit, Rechtlichkeit und treue Anhänglichkeit gegen ihre Männer. Nur nach dem niedrigern Grade der Bildung, worauf eine dürftigere Erziehung sie zurückgelassen hatte, waren natürlich oft die Aeußerungen solcher Gesinnungen bei diesen von denen, die man bei ihren Landsmänninnen von vornehmern Stande sah, verschieden. Sie hielten ebenfalls täglich ihre Gebetversammlungen, und, sobald es wahrscheinlich ward, daß sie mehrere Monate in Güstrow bleiben würden, wählten sie unter sich eine der verständigsten zur Schullehrerin und errichteten eine Schule für ihre sämmtlichen Kinder, worin dieselben mit musterhaftem Eifer im Lesen und in der Religion unterrichtet wurden.

Auffallend war die Demuth und ungewöhnliche Ehrfurcht der Frauen, besonders aber der geringern Weiber, vor Menschen von höherm Stande, und man kann sich wohl aus diesem volksthümlichen Zuge im Charakter der Spanier, ihre lächerliche Titelpralerei erklären, worin sie uns

Deutsche noch weit übertreffen. Ich erlaube mir, hier einer vielleicht nicht allen Lesern bekannten Anekdote zu erwähnen. Ein armer Spanischer Edelmann, der in Frankreich ohne Begleitung reiste, klopfte im Finstern an die Thür eines Wirthshauses, indem er übermüthig rief: „Man sollte darinnen nicht so lange zaudern; er wolle dort die Nacht logiren.“ Der Wirth kam ans Fenster, und fragte: „Wer da wäre?“ Der Spanier antwortete stolz: „Ich bin der — — —,“ und nun erfolgte eine solche Menge von Namen, Titeln, Herrschaften und Orden, daß der Schalk von Wirth welcher wohl merkte, daß der unwillkommene Gast das alles in einer einzigen armen Person war, ihm bedauernd erwiderte: „Es thut mir leid, meine Herren! daß ich Sie nicht beherbergen kann. In meinem kleinen Hause ist nicht Platz genug für so viel vornehme Herrschaften;“ worauf er sich wieder zu Bette legte, ohne den Spanier aufzunehmen.

Ein lächerlicher Auftritt, den die übertriebene Ehrfurcht der Spanischen Weiber vor höherm Range und Standeserhöhung, in Güstrow veranlaßte, und von welchem ich Zeuge war, mag diese Schilderung beschließen. Ein Apotheker, der seit einem Monat eine Spanische Korporalsfrau in seinem Hause hatte, wo ich sehr bekannt war, ließ mir eines Morgens sagen: „Ich möchte doch einmal versprechen, um zuzusehen, was seiner Spanierin angekommen wäre. Sie habe heute auf einmal eine sehr vornehme Miene angenommen, gebe zu verstehen, daß ihr Zimmer für sie viel zu schlecht sey, daß sie künftig weit besser speisen müsse; sie scheine sogar Kleidungsstücke zu fordern.“ Ich ging hin und fand dies Weib, daß ich sonst mit andern von dem, eben Schlage auf dem bloßen Steinpflaster sitzen sahe, jetzt mit dem steifen Anstande einer nachgeäfften Dame vor der Hausthür in einem Lehnstuhl thronend, von einem Dutzend ihres Gleichen umgeben, die ihr, im Halbkreise vor ihr stehend, mit großem Geschnatter ehrerbietig Glück wünschten. Da ich ehedem im Vorbeigehn bisweilen einige Worte mit ihr gesprochen hatte, so nahte ich kühn, und erkundigte mich, als theilnehmender alter Bekannter: „Was der Senora glücklichres widerfahren sey?“ Mit herablassendem Kopfnicken antwortete sie feierlich: „Gut, Herr, daß Sie da sind! Sagen Sie meiner Wirthin in meinem Namen, man muß mir ohne Verzug ein anständigeres Zimmer einräumen, und von nun an überhaupt mich ganz anders bewirthen. Auch muß ein Schneider geholt werden, daß ich mir andre Kleider machen lasse. Ich habe so eben in einem Schreiben aus dem Lager vor der Festung, die Anzeige erhalten, daß mein Mann wegen seiner ausgezeichneten Dienste zum Feldwebel avancirt ist.“ Fr—n.

Neuigkeiten.

Rhodogune.

Dresden, den 11ten Dec. 1816.

Wir haben gestern auf der hiesigen Bühne zum erstenmal die Rhodogune (so, nicht Rodogüne, muß sie geschrieben werden, wenn wir den Franzosen nicht nachlallen) nach Bodes gelehrter, richtig nachleisender und für jetzt allein genießbaren Bearbeitung gesehn. Die Erwartung des gebildetern Publikums war gespannt. Man Leipzig aus, wo sie unter Gesellschaft am 25sten August zum erstenmal auf die Bühne gebracht hatte, war uns diese Vorstellung als eine vorzüglich gelungene, mit allgemeinem Beifall aufgenommen, angekündigt worden. Wir wußten aber auch, daß einer unsrer einsichtsvollsten Theaterdichter und Dramaturgen damit nicht ganz zufrieden gewesen war. Die Schwierigkeiten bei einer solchen Vorstellung sind fast unberechenbar. Schauspieler und Publikum müssen aus gewohntem Gleise treten. Aber der Nutzen ist groß. Das hat Goethe schon gegen Schiller siegreich durchgeführt. Der größte Sieg war, daß Schiller selbst die Phädra delmetschte und auf die Bühne brachte.

Es sind, nur um wenige Monate weniger, gerade 50 Jahr, *) daß diese Rhodogune in Hamburg vor dem Könige von Dänemark von der Seylerschen Gesellschaft mit großem Beifall aufgeführt wurde. Die Mekour und Hensel machten damals die Cleopatra und Rhodogune. Die Uebersetzung war, wie damals alle dergleichen Stücke, gereimte Alexandriner. Welches Ihr würde dergleichen heute noch ertragen. Die Hhn. Hänlein und Bode habe gewetteifert, uns Corneille in reimlosen Jamben vorzuführen. Nachhülfe, Verstärkung ist unerläßlich. Bode hat geleistet, was räthlich und zuträglich war. B.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) S. F. Th. Winklers Tagebuch Deutscher Bühnen, (ein sehr vollkommenes Repertorium) Jahrgang 1813. N. 3. S. 260.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 14ten Dec. Zaire, heroische Oper von Winter. — Eine geistreiche Dame sagte von dieser Musik, sie gleiche einem schönen Gesicht, das immer dieselbe Miene habe, den Augenblick etwas sehr Geistvolles erwarten lasse, aber eben nichts weiter leiste, als grade dies sehnende Versprechen. — Das drückt in der That den Karakter dieser Komposition sehr richtig aus, wie man ihn sieht, so bald der Zauber der Neuheit dahin ist. — Jndeß ist Mme. Milder (Hauptmann) als Zaire, eine so

schöne Erscheinung und singt so hinreißend; daß sie allein schon das Publikum für diese Oper gewinnen muß. Hr. Gilmer, Mercatan, mit einer nicht starken, aber höchst wohlklingenden, sinnlichen Stimme, gefiel durch seinen Gesang außerordentlich, und auch sein Spiel war gut. — Hr. Fischer, Orosman, war sein imponirender Sultan, aber sein Gesang vorzüglich in den leidenschaftlichen Scenen des 2ten Akts, vortrefflich. — Hr. Stern, Lusignan, leistete was man von diesem Veteran zu erhalten längst gewohnt ist. Sein Spiel war aber wohl zu kraftig, als daß d'Ls. plötzlicher Tod wahrscheinlich seyn konnte. Mich dünkt, er gab die Rolle das erstemal viel älter und darin richtiger.

Vermischte Nachrichten.

In den Londner Tollhäusern Bedlam starb kürzlich wieder einer von den Wahnsinnigen, die sich in frühern Jahren so häufig an dem Konige drängen wollten, mit dem Vorgeben, sie hätten eine göttliche Sendung an ihn. (Bekanntlich hat Georg der Dritte von mehr als zwanzig Wahnsinnigen Nachstellungen gehabt, die ihm theils wahrlogen, theils ihn ermorden wollten.)

— Von dem neuen Propheten zu London; der sich zu dem Tetzel-Tete mit dem Leuen erbot, hort man nicht mehr. Man glaubt, er sey das Werkzeug der Stockjobber gewesen, die einen Verbieb gemacht haben, durch ihn die Staatspapiere fallen zu lassen.

— Breslau, am 16ten Dec. Das neue Thor wird, wie man behauptet, niedergerissen werden. Zur Ehrenrettung des hiesigen Kunsturtheils ist das wirklich nothig; besonders zu einer Zeit, da eben diejenigen, die dieses Thor bauen ließen, alle Baukünstler auffordern, Risse zum Denkmal des Fürsten Blücher einzusenden. — Der Kragen giebt es hier gar viel. Einige sind misvergnügt, daß die erledigten Stellen bei der Universität nicht immer mit Eingeborenen besetzt werden, — als wenn auch in Beziehung auf Wissenschaften das bürgerliche Heimathsrecht gelten konnte; wieder andre bedauren, daß das Theater sich durch die Bedürfnisse der Kasse gezwungen sehe, dem niedrigern Geschmack zu huldigen, und gleichwohl nicht im Stande sey, den Actionairs die Renten zu bezahlen; sie müssen zu ihrer Befriedigung eine Anzahl Billets nehmen. — Unser Sprachreiniger, Moltcher, das in seiner, selbst wenn Uebertreibungen statt finden, lobenswerthen Thatigkeit ehr-emsig ist, hatte vor kurzem einen besondern Vertrag, an dem aber auch viele Andere Antheil nahmen. Ein hiesiger Buchdrucker weigerte sich, in dem Titel eines Hochzeitgedichtes die bürgerliche Braut, Tochter eines Kaufmanns, Fraulein nennen zu lassen. Da man darauf bestehet, erklärt er: noch ausdrücklicher Verfügung einer Behörde, dürfe er diese Benennung seiner Bürgerlichen beilegen lassen. — —

Aus Würzburg vom 6ten December.

Folgender Vorfall hat hier großes Aufsehn gemacht. Um wegen der wahrhaft furchtbaren Theurung über durchgreifende Maaregeln zu berathschlagen, hatten sich die beiden Kammern der Kgl. Landesdirektion zu einem Plenum versammelt, das von dem Konigl. Hofkommissär, dem Hn. v. Lerchenfeld präsidirt wurde. Bei den Discussionen über jenen so wichtigen als schwierigen Gegenstand, fand es sich, daß einer der Rathen, erschrocken, geachtet, und auch in andern Hinsichten angefeindeten Rathe, der vortreffliche Hofner, einem gar nicht anzuzweifelnden Vorschlage des Hn. v. L. seine Stimme versagen mußte. Er that dieses jedoch mit aller der Bescheidenheit, die ein so schachtbarer Geschäftsmann sich und dem ersten Collegium der Provinz schuldig war, und motivirte seine Meinung mit allen den Gründen, die ihm seine ungemeine Kenntniß des Landes an die Hand geben konnte. Hr. v. L. — so wird allgemein erzählt — setzte diesem bruchdachten Votum bloß ein spöttisches Lächeln, und eine gewisse Rüstrung entgegen, die als Austrag der Verachtung genommen werden mußte. Dies hatte von Seiten des geschätzten Hn. Beisitzers eine noch etwas lebhaftere Ausführung seiner Gründe zur Folge, die er ungefähr mit den Worten schloß. „Das Land ist seinem Untergange nahe, wenn Maaregeln genommen werden wollen, die die Unterthanen — ohnehin seit fünfundzwanzig Jahren durch Kriege u. s. w. heimgesucht — vollends zur Verzweiflung bringen müßten. Ich kann es vor Gott und meinen Gewissen bezeugen, ich weiß was man fordern, und wie weit man gehen kann.“ — Hr. v. L. gerieth bei dieser eben so edeln, als männlichen Aeußerung in einen unbeschreiblichen Zorn, erlaubte sich wie man versichert, sehr ungemeine Ausdrücke gegen den achtbaren Hn. Votanten, und vergaß sich endlich so weit, ihm die Sitzung zu verbieten. Allein Hr. Rath Hofner erklärte fest und ruhig, daß dem Hr. v. L. ein dergleichen Verbot nicht nur keineswegs zustehe, sondern sie selbst eine despotische Anmaßung sey, die Ahndung verdiene. — „Ich appellire an die Weisheit, — fuhr er fort — an meine Collegen, an die ganze Provinz. Gott ich diesen Saal verlassen, so wird niemand zurückbleiben als Ew. Excellenz!“ — In diesem Augenblicke erhob er sich mit Würde, und mit ihm stand alles vom Präsidenten bis zum Aufseher auf. Hr. v. L. wußte sich nicht anders zu heisen, als die Sitzung aufzuheben, und die Sache zu vertagen. —

Aus Bamberg vom 6ten December.

Nach Briefen des — zu — an hiesige Freunde, will es das Ansehen gewinnen, als werde Hr. v. Lerchenfeld zu Würzburg demnächst zurückgerufen werden, und ein andrer, ein sehr humaner und aufgeklärter Mann, seine Stelle erhalten. Die Stimmung gegen gedachten Herrn ist in so hohem Grade beunruhigend geworden, daß die Mase nur durch die Bemühungen der richterlichen Behörden im Zaume gehalten werden kann. Als Hauptursache giebt man sein Betragen gegen die bedrängten Supplicanten an, und schpreiseinste Maßregeln zur Abhilfe der Theurung. Die Würzburger erheben den Konig bis in den Himmel!

Entfernte Leser dieses Blattes werden hierdurch ersucht, Ihre Bestellungen auf den künftigen Jahrgang desselben, durch die Post oder solide Buchhandlungen, gefälligst so früh als möglich einzusenden, damit gleich die Auflage der ersten Nummern darnach bestimmt werden könne; und dabei, um Verwechselungen zu vermeiden, den Titel der Schrift genau anzugeben.

1816. Nro. 88.

Ernst und Scherz

Montag, ——— oder ——— den 23. December.

der alte Freimüthige.

Ueber Ritterpoesie.

(Schluß.)

So unerreichbar und herrlich das würdige Bild eines Deutschen Ritters in Götz von Berlichingen dasteht, und so mannigfaltige Nachahmungen auch dem Streben eines fortstrebenden Genius nachtheilig wurden, ist doch nicht zu verkennen, daß die neueren nordischen Heldendichtungen jene Schöpfungen, welche die sogenannte Sturm- und Drangperiode hervorbrachte, mit förmlicher Ausnahme des Göthe'schen Meisterwerkes, weit hinter sich zurücklassen. Es ist wohl keine unrichtige Ansicht von den Dichtungen eines Fouqué, Hagen und Kleist, daß sie zur Ründung und Bereicherung unserer Muttersprache beigetragen haben, und es entwickelt sich aus dem Studium der so lange unbeachteten Schätze der Literatur der Altdeutschen Sprache, eine neue Art von Ritter- und Helden-Epopöen, von denen unsere früheren Romantiker kaum ahnen konnten, daß sie so spät als neue Grundpfeiler der Teutonischen Mundarten beachtet werden möchten. Jener Kampf des Süden mit dem Norden in literärischer Hinsicht, dürfte nunmehr, auferregt durch unsere gegenwärtige offenbare Richtung nach Norden, erst recht eigentlich beginnen, und wer weiß es, ob unsere Nachfolger nicht eben so die alten Stammbäume der nordischen Dichtkunst in deren Denkmählern, Mythologien und Heldensabeln ehren und achten werden, als wir die Griechen und Römer? Eine hohe mythische Bedeutung haben diese nordischen Helden gewiß, und sind mit den abentheuerlichen Zehde-Rittern der südlichen Literatur nicht zu vergleichen.

Es ist untersuchungswerth, ob die nordische Dichtkunst nicht auch in der frühesten Zeit auf die südliche, besonders aber auf die Arabisch-Spanische, später auf die Provenzalische Literatur, durch die Gothen welche jene höchst wahrscheinlich nach Süden brachten, eingewirkt habe. Die noch nicht genug untersuchte Quelle der Limousinischen Troubadours und Trouveren, dürfte uns darüber mancherlei Merkwürdiges mittheilen. Ueberhaupt ist es rathsam und an der Zeit, Sachkundige aufzufordern, eine Analyse sämmtlicher Französischer Patois zu versuchen. Es wäre dabei zu erforschen ob nicht in so manchem Französischen Patois die wahre provençalische Dichtersprache, wenigstens zum Theil, sich wieder finden ließe. Herrlich würde vielleicht von neuem die provençalische Dichtkunst erblühen, aus einer todten würde eine lebende Sprache sich gestalten! —

Eine nicht sobald versiegende Quelle für künftige Romantiker befindet sich in den noch nicht genug gewürdigten literärischen Schätzen, welche man

bei Gelegenheit der verschiedenen Klöster und Stifter-Aufhebungen zu Tage gefördert hat, und die dem Deutschen Vaterlande wiedergegebenen Vatikanischen Bücherschätze eröffnen wahrscheinlich seinen Schriftforschern ein neues reiches und weites Feld. Die Legende, die Grundlage aller Romantik, muß man vorzüglich berücksichtigen; in ihr herrscht jener alterthümliche Geist der, so wenig wie möglich modernisirt, ohne große Ansprüche meist den höchsten Effect hervorbringen, und vereint mit dem Gepräge der Authenticität — genußvolle und schauderhaft schöne, wenn auch oft abentheuerliche Scenen darbietet. Aber auch wahrhaft geschichtliches Interesse findet hierbei statt, denn die Materialien-Sammlung sondert die historische Kritik allein. Die Bemühungen neuerer Literatoren haben endlich den Schleier gelüftet, welcher uns die gehaltreiche Altdeutsche und nordische Gelahrtheit in unbrachteten Archiven und Bibliotheken verschloß.

Als Johannes von Müller vom Nibelungenliede sagte, es könne die Teutsche Ilias werden, ahndete er wohl, daß dieses herrliche Gedicht in so kurzer Zeit und in meist der Literatur ungünstigen Verhältnissen, mehrere Ausgaben, Uebersetzungen und Glossatoren erhalten würde? Es ist aber ein wahrhaft erfreuliches Zeichen unserer Zeit, welches sich besonders in der Literatur des Schönen offenbaret, daß ein würdiger und kräftiger Geist den alten hergebrachten Schlendrian verdränget, und uns das Bild Alttteutscher Treue und Wahrhaftigkeit in einem hellen Glanze erscheinen läßt!

L. Fr.

Die Französische Sprache in Italien.

Eine Anekdote vom Carneval zu Rom im Jahr 1807.

Die Bewohner Italiens setzten nie einen eitlen Werth darin, sich durch besondre Geläufigkeit in der Französischen Sprache voreinander auszuzeichnen, so sehr sie sonst auch jedes Talent in Ehren halten, und durch die glücklichsten Naturanlagen zur Virtuosität in jeder geistigen Fertigkeit berufen sind. Während daher die Göttin der Mode triumphirend in den Vorzimmern und Gesellschafts-Sälen des nördlichen Europa, Scherz, Ernst, Liebe, Haß, Bewundrung, Hochachtung und Unterwürfigkeit nur in französischen Zauberformeln zu moduliren gebot, und überall als Lehrerin des verfeinerten Geschmacks mit Ehrfurcht aufgenommen wurde, wollte sich doch ihr Einfluß jenseits der Alpen und Appeninen eben nicht sonderlich erweitern. Höchstens fand sie unter der dienenden und erwerbenden Volksklasse in Beziehung auf die Fremden, aus sehr natürlichen Gründen Eingang. Anders darüber dachte der höhre Theil der Nation, welcher, zu klug um ein einheimisches Kleinod gegen fremde Waare umzusetzen, und zu ehrliebend um gegen jeden wandernden Fremdling seine Landessprache zu verschlucken, sich nie so weit vergaß, dieser Schmeichelpflanze ein lächerliches Vorrecht in der gesellschaftlichen Unterhaltung einzuräumen. Selbst wenn die Italienischen Höfe die Französische Sprachsitte unter dem Stempel des guten Tons in Umlauf hätten setzen wollen, schwerlich würde das richtige Gefühl der Nation dieser widernatürlichen Sitte gehuldigt haben. Dem nach Italien wandernden Ausländer, der sich unpäßlich in eine Lage versetzt sah, wo er mit dem theuer erkauften Mundvorrath seines Abbé oder seiner Donne, nicht völlig ausreichte, ist diese Welsche Anhänglichkeit an Muttersprache häufig genug in dem Grade unbequem und zugleich anstößig gewesen, daß so mancher — wir sprechen von vergangnen Zeiten — den darüber empfundnen Aerger seinen Landsleuten flugs in Schriften bekannt gemacht hat. Selten geschah dies, ohne ein mitleidiges Bedauern über den Mangel verfeinerter Cultur in Italien zu erkennen zu geben, noch seltner, ohne eine selbstgefällige Hinweisung auf die hochgebildeten Sitten der Heimath dabei in Anschlag zu bringen. In der Sache selbst hat dies, wie natürlich, an Ort und Stelle nichts geändert. Selbst der gebietrische Einfluß Frankreichs auf Italien fand in den neusten Zeiten von dieser Seite so hartnäckigen Widerstand, daß die verwöhnten Sieger sich lieber entschlossen, ihr Gedächtniß zu Erlernung einer fremden Sprache anzustrengen, als sich in der Rolle stummer Gäste unter den Italienern übel zu befinden. Wie diese letztern darüber dachten, mag eine Anekdote von einem Römischen Carneval im Jahr 1807 beweisen, wo das Gewitter, das später über den Kirchenstaat ausbrach, schon furchtbar drohend am Himmel stand.

Unter der zahlreichen Versammlung mehrerer tausend Masken, die sich auf einem der gewöhnlichen Festini im Theater Alberti den Eingebungen der Freude überließen, schritten vier Offiziers der Französischen Besatzung, die einige Tage früher durch Truppen aus dem Innern von Frankreich abgewechselt worden war, Hand in Hand durch die bunten Reihen. Alles was die Heiterkeit eines Franzosen fördern kann, Tanz, Scherz und weibliche Schönheiten, war im Ueberfluß vor-

handen. Dennoch nahmen die vier jungen Helden daran nicht den mindesten Antheil. Ihre beste Laune hätte meine Aufmerksamkeit nicht in dem Grade beschäftigen können, als diese Sprödigkeit in der Mitte des Frohsinns und Muthwillens. So geschah es, daß ich einer weiblichen Maske, die sich durch viel Lebhaftigkeit auszeichnete, meine Bemerkung mittheilte. Es sey unerhört, hatte ich gesagt, vier Franzosen unter den reizendsten Umgebungen weiblicher Schönheit, so kühl und antheillos zu sehn; es sey fast nur durch ungünstige Nachrichten von der Armee erklärbar. „Sie irren," sprach die Krankheit viel zu tief," erwiderte sie; „macht es ihnen aber Vergnügen, diese traurigen Gestalten in Feuer und Flammen, ja vielleicht gar mir huldigen zu sehn, so folgen sie mir; ich denke es soll uns nicht schwer fallen. Eine kleine Nachgiebigkeit von meiner Seite in Ansehung der Sprache und sie sollen Wunder erleben!" Die jungen Heiden hatten Platz genommen. Eine sklavische Ergebung in die Langeweile sprach aus ihren Blicken. In grader Linie steuerte meine Führerin auf sie zu: Assayons nous, mon ami! sagte sie als wir dicht bei ihnen standen; ces Messieurs auront sûrement la complaisance de nous céder une place. Beleidigendere Worte sind vielleicht nicht ausgesprochen worden, seit Pygmalion seiner Statue, und Prometheus seinen Geschöpfen eine Seele einhauchte. Denn kaum hatten jene die ihrem Ohre so süßen vaterländischen Töne vernommen, so war die Schaar auf den Füßen, und die Maske von ihr umringt und in Beschlag genommen. Jeder wollte so glücklich seyn, seinen Platz bei ihr anzubringen, und es hätte Noth gethan zur Erwiderung der Artigkeit gleichviel wie? von allen vier Plätzen Besitz zu nehmen. Die Unterhaltung, kaum angesponnen, ward von Augenblick zu Augenblick lebhafter und wie man eine Hand umdreht, so schnell war das ganze Heer Französischer Liebenswürdigkeiten, von der Schmeichelei bis zur Zweideutigkeit, in Bewegung. Zum Glück war die Maske den Helden an Waffen des Witzes und — ein seltner Fall in Rom — an Fertigkeit der Sprache dergestalt gewachsen, daß sie keine Redensart unbeantwortet, keine der Zudringlichkeiten ungestraft, keine der Bemerkungen unerwidert ließ.

(Der Schluß folgt.)

Neuigkeiten.

Rhodogune.

(Fortsetzung.)

Dresden, den 24ten Dec. 1816.

Das gebildete, in fröhliche Wechselwirkung mit den Schauspielern sich täglich mehr einverleibende Publikum, verlieh, nachdem es mit der größten Aufmerksamkeit, die nur einzelne unaufhaltbaren Ausbrüche des regellen Beifalls unterbrachen, dieser Vorstellung zugehört hatte, das Haus mit der vollsten Ueberzeugung, daß dem vorzüglichen Künstlerverein, welcher zu einer so vollendeten und gerundeten Darstellung meisterhaft zusammenwirke, künftig keine Aufgabe, selbst Gerhard Tasso nicht, zu schwer seyn werde. Auch der äußere Glanz war nicht unbefriedigend geblieben. Das Theater- und Prunkzimmer führte wirklich in einen Königspallast. Die Costume waren, Dank dem alles anständig ordnenden Regisseur Lehwig, ohne pedantische Kleinigkeitskrämerei in gutem Styl, der auf Wirkung berechnet, an die Antike erinnernte. Man war in vielem von den Berliner Mustern abgewichen und diese Abweichungen selbst bewiesen Geschmack. Die oft langathmichten Tiraden wurden rasch, aber nicht leichtfertig, gesprochen und in schärfere Modulation gerundet. Anstand, Würde und Anmuth der Bewegung fehlte nirgends. Der Verfasser dieser Nachricht sah Mahomed und Phädra auf dem Mainzerschen Theater zur Zeit seines schönsten Glanzes, als die Dichter dort auch die Lehrer (in Griechischem Sinne des Wortes) waren, und er wünschte die Schatten beschwören und sie fragen zu können, ob sie etwas gelungeneres gesehen?

Wer nur einige Kenntniß von der in der Ueberlieferung gleichsam fest gewordenen Französischen Theaterliteratur besitzt, weiß, daß Pierre Cornelle die Rhodogune allen seinen übrigen Stücken, selbst dem Cid, stets vorzog. Er war sein liebstes, aber auch sein vorzugsmutes Kind. Das hat Voltaire in seinem Commentar dargethan und la Harpe, der es in seinem Cours noch weiter trieb, ist dasselbe in dem bekannten Epigram von le Brun gezüchtigt worden. Corneille ist der alten Französischen Schule der Tragiker der Bewunderung, Racine der des Mitleids. Aber wie oft wird dieser Bewunderung die Natur aufgeopfert! In der Rhodogune würden zwei weibliche Ungeheuer, aus Herrschsucht und Eifersucht zu Furien ungeschaffen. Die zwei jungen Prinzen, in deren Busen jene Weiber die Nattern ihrer Rache zu nähren, sich um die Wette bemühen, sollen durch ihre heroische Bruderliebe das Gegengewicht machen. Daher die zur Schlußscene eine Reihe tragischer Situationen, wobei alles auf den zwei weiblichen Rollen beruht.

Daß Mdme. Hartwig der Rolle der Cleopatra volle Genüge leistete, wird, war den Umfang ihrer Kunst kenne, sogleich selbst ermessen. Es kann hier nicht die Rede von der höchst unnatürlichen Steigerung weiblicher Bosheit seyn, womit Corneille in der Erschaffung einer solchen Furie in höchster Potenz, sich selbst überboten. Nur das ist die Frage, ob der Teufel gräßlicher wäre, wenn er sich so abkonterfeit fände. Schlangenlist und Mordlust, nach Blut lechzend, wechselten ganz nach der Vorschrift des Dichters und mit einer grausichen Wahrheit. Doch die Künstlerin durfte nicht zurückbleiben. Mildern hier

verdarben. Jeder, der hier ein Urtheil wagt, hat doch gewiß in Lessings Dramaturgie die unwiderlegliche Anklage dieser Unnatur in der Mahagoune gelesen. In diese durch die Darstellung doch Zusammenhang, Haltung, ästhetische Wahrscheinlichkeit zu bringen, das ist die schwierige Aufgabe, welche nur durch die Art wie die Monologe tragirt werden, gelöst werden kann. In diesen verhaltenen Ausbrüchen der Wuth war die Künstlerin bewundernswürdig. Denn man glaubte wirklich auf Augenblicke an das Daseyn eines solchen Ungeheuers. Man erstaunt selbst über den Umfang der physischen Mittel, die sie dabei zu Gebote fuhr. Wer viel hat, kann viel aufgeben. Und sie hatte sie wohl, diese Mittel, aber sie kannte auch den rechten Augenblick des Gebrauchs. Sie ist Muster darin und in vielen andern Künsten der Theatrik, wobei sie zugleich das seltne Talent und bei diesem Talent auch die unermüdliche Gutwilligkeit besitzt, jungen angehenden Künstlerinnen in Wort und Beispiel den lehrreichsten Unterricht zu ertheilen. (Der Schluß folgt.) B.

Bücher-Chronik.

Geist Deutscher Klassiker. 6 Bdchen. (Jedes mit einer sehr saubern Vignette.) Berlin, bei Hartleben. 1816. Im Druck. Minder eine Deutsche literarische Unternehmung in Ungarn, der man in Deutschland in ihrer Art nicht leicht etwas so schönes an die Seite zu setzen hat. Man findet hier eine geschmackvolle Gedankenlese aus Jean Paul's, Wenzel Sternau's, Pockel's, Hippel's, Beutnerweck's und Lichtenberg's Schriften. Einige Leser werden bei Verbindung mancher dieser Namen mit der Benennung Klassiker, den Kopf schütteln, aber mit Unrecht. Das Vermögen ein kunstgerechtes, klassisches Buch zu schreiben, ist sehr von dem Talent und der Uebung verschieden, den Vortrag einzelner schöner Gedanken so zu ründen, daß jeder wie ein kleines, besonders Kunstwerk dasteht, ein Sinngedicht in Prosa. Dies letzte Talent mußte sie die Wahl zu einer solchen Sammlung entscheiden, und dieses wird man wohl keinem der Genannten absprechen, wenn gleich einer oder der andre es grade nicht in höchstem, klassischem Range besitzt. Diese sechs Bändchen sind sechs Schmuckkästchen voll blitzender Edelsteine, sollte auch hier und da ein Bohmischer hineingerathen seyn.

Vermischte Nachrichten.

Das Engl. Blatt the Courier erklärt: Nicht die Versammlungen des Volks zu Manchester, Glasgow und Spafields seyen zu fürchten, wohl aber solche wie die in Cornwallis gehaltne, wo nehmlich fast nur Land- und Bergleute, in weiter Entfernung von großen Städten, beisammen waren.

Der König von Spanien hat bekanntlich den Dominikanern vier Marquis- und Grafen-Titel geschenkt, die sie zum Besten ihres Ordens verkaufen sollen. Ein gerades Blatt fügt die Betrachtung bei, ob es nicht überhaupt rathsamer seyn würde, wenn man verarmte Familien oder Einzelne, die außer Stande sind, ihrem Range oder den erhaltenen Ehrenzeichen gemäß zu leben, berechtigte, diese Vorzüge für Geld andern zu überlassen? Dadurch würden Rang und Orden in Vermögen verwandelt, und der Staat hätte immer reiche Vornehme.

— Die Madrider Zeitung erklärte vor kurzem sehr erhaben: In Spanien hatte man nicht den sonst allgemein (!!) angenommenen Gebrauch, das Volk durch prahlerische Bülletins zu täuschen, und sagte dann einen ausführlichen Bericht über eine gewonnene Schlacht in Venezuela, hinzu, in welcher der Insurgenten-General Mac Gregore geblieben und seine ganze Armee vernichtet sey; — worauf nach den neusten Nachrichten dieser gebliebene General wieder die königlichen Truppen geschlagen und die Stadt Barcelona erobert hat. — —

— Vor der Franz. Revolution dingte kein Mönch in Großbrittannien lesen; aus Mitleid mit den aus Frankreich Vertriebenen, ließ man dies Gesetz ruhen. Jetzt haben die Jesuiten ein großes Kollegium zu Stonyhurst in England, ein noch größeres zu Castlebrovan in Irland; und im Innern von England sollen schon viele vom Protestantismus zur katholischen Confession übergeleitet seyn. (Frage: Hat kein Deutscher Schriftsteller von Bedeutung, Muße und Muth dazu, eine ausführliche Uebersicht dessen auszuarbeiten, was einst in der Berlinischen Monatsschrift und ähnlichen Schriften, über den Jesuitismus aufgestellt, bewiesen, und vorhergesagt worden, und es mit dem zu vergleichen, was wirklich seither geschehen ist? Dies Blatt würde im künftigen Jahre so etwas geben, aber die Spanne einer Zeitschrift sind zu beschränkend.)

— Das Journal de Paris erzählt, bei einem gesellschaftlichen Streit darüber, ob in den deliberirenden Versammlungen gehaltvolle Reden abgelesen werden sollten, habe ein Schriftsteller mit Eifer ausgerufen: „Warum will man dem Handel Zwang anthun, den Kunstfleiß fesseln?“ — —

— Hr. De Prade, der nach Paris zurückgekehrt ist, liest dort ein neues Gedicht, ich wollte sagen, eine neue Schrift aus seiner Feder vor, und zwar über die kirchlichen Angelegenheiten. Ob er darin wieder Achill und Homer zugleich war, weiß ich nicht.

— Der neue Almanach der Moden zu Paris, enthält auch eine Anweisung zum Gevatterstehen. Es soll in einer guten bürgerlichen Familie jedesmal nur 7 bis 800 Francs kosten. —

— Die Judenschaft zu Livorno hat sich erboten Beiträge zur Erbauung zweier Fregatten, zum Schutz der Schiffahrt, zu geben, aber die Regierung hat diese Beiträge abgelehnt, wahrscheinlich weil sie die Fregatten auf eigne Kosten ausrüsten will: denn nothwendig sind sie.

— Ein Limonadier zu Paris, Namens Obi, hat über seine Thüre gesetzt: Odi profanum vulgus et arceo. Er will damit sagen, daß er nur gute Gesellschaft erwarte. Waren die letzten beiden Worte weggeblieben, hätt' es einen andern Sinn.

— In Montauban gab Mlle. Georges die Merope; da aber die Schauspieler der dortigen kleinen Truppe das Stück nicht einstudirt hatten, lasen sie ihre Rollen aus dem Buche ab. Man lobt vorzüglich die unerwartete, menschenfreundliche Beredtsamkeit, mit welcher der Tyrann Polyphont dem jungen Theramen das Licht hielt.

Bemerkung. Hr. Jakob Eichstädt zu Jena hat die rührende Genauigkeit gehabt, jetzt, im Dec. 1816, in den Ergänzungs-Blättern seiner Lit. Zeitung eine Anzeige von dem 1811 erschienenen zweiten Hefte meiner „Skizzen aus der Erinnerung“ machen zu lassen. Das 1te Heft erschien gleichfalls 1810, und das 4te in diesem Jahr. (Zu beziehen von Barth in Leipzig.)

Dr. Meyer.

1816. Nro. 89.

Ernſt und Scherz

Dienſtag, oder den 24. December.

der alte Freimüthige.

Aglaja. Ein Taſchenbuch für das Jahr 1817. Dritter Jahrgang. Wien, bei Wallishäuſer.

Ein Bächelchen, in ſeiner Art der ſchönen Kaiſerſtadt nicht unwerth, und ein neuer Beweis, daß Norddeutſchland bald Urſache haben wird, auf das ſüdliche in Hinſicht auf ſchöne Literatur eiferſüchtig zu werden, — wie es in Rückſicht ſo mancher Kunſt des Gefühls ſchon hinter ihm zurückſteht. Einſt, wenn dort die Entwicklung des Geiſtes und Geſchmackes ſo ſchön und lebendig und frei fortſchreiten ſollte, als ſie begonnen hat; wenn bei uns dagegen die Dichter-Literatur ſich nicht bald von der elenden, frömmelnden Myſtification frei macht, nicht ganz die Feſſeln der kleinſtädtiſchen Gevatter-Kritik abſtreift, und einen großen Mittelpunkt im Leben gewinnt, ſo — Doch halt! Ich will den ſaubern Propheten die man uns wahrſcheinlich lachend zuſendet, nicht ins Handwerk fallen. Alſo zurück zur Aglaja.

Ihren Inhalt aufzählen, heißt beinahe ſchon ſie loben. Die Kupfer, ſechs von John vortrefflich geſtochne Blätter, bilden eben ſo viel Werke großer Meiſter mit ausgezeichneter Schönheit nach: die Worte der Mutter von Cignani; Maria, Jeſus und Johannes, von Andrea del Sarto; Johannes allein, von Guercino; derſelbe betend auf der Erde gelagert, von Füger; der träumende Amor, von Guido Reni; endlich Magdalena, von Füger. Die Gemälde ſelbſt befinden ſich alle in Privat Sammlungen zu Wien. Die hier gelieferten Nachbildungen, jede von einem artigen Sonett begleitet, geben dem Taſchenbuche ſelbſt bleibenden Kunſtwerth, und ſtechen ſehr vortheilhaft von den Scenen aus Hexenmährchen, leichtfertigen Schwänken und dergleichen ab, mit denen ſo viele Norddeutſche Almanache ſich putzen, und die oft erſt auf die Sächelchen aufmerkſam machen ſollen, aus denen ihr nichtsſagender Inhalt entlehnt iſt. — Den Anfang des Wortinhalts in Proſa macht eine Erzählung von Karoline Pichler, die auch in dieſem Jahre zur Verſchönerung manches Taſchenbuches eine reizende Gabe darbot, aber eine ihrer ſchönſten für das vaterländiſche aufbehielt; ſie heißt: „Spital am Pyhrn,“ der Name eines Stifts in Oberöſtreich. „Das erſte Kind,“ von Fr. Reil, iſt ſehr artig; „Karlsbad im Sommer 1816,“ von Dr. Sartori, eine lebenvolle, unterhaltende Schilderung. Weniger intereſſant ſind die „morgenländiſchen Sittenbilder“ von J. v. Hammer, und „Romanzide“ vom Gr. v. Sermage, eine entfernte Nachbildung der Undine. Das Verzeichniß der Poeſien nennt höchſtens Einen Namen der auch aus Norddeutſchen Sammlungen der Art

bekannt iſt, aber viele ſehr artige Dichtungen, die ſchon dadurch Reiz haben, daß nur ſehr wenige an die bei uns allmälig matt und langweilig geſungene Themata und Manieren ſtreifen. „Wunſch und Entſagung“ von Caſtelli, und „Eva's erſte Nacht außer dem Paradieſe,“ von Emil, möchten wohl die gelungenſten ſeyn. S — ſſ.

Die Franzöſiſche Sprache in Italien.

Eine Anekdote vom Carneval zu Rom im Jahr 1807.

(Schluß.)

„Aber meine Herren, hub ſie im Laufe der Unterhaltung mit angenommnem Ernſte plötzlich an, welchem Zufalle habe ich denn eigentlich die eifrige Theilnahme zu danken, die Sie an mir zeigen? Die Maske verbirgt Ihnen mein Geſicht, und ſelbſt wenn Sie mir die Ehre erwieſen, mich nicht für häßlich gelten zu laſſen, ſo weiß ich doch zu gut, wie ſehr ich ſelbſt gegen die mittelmäßigſten der Schönheiten abſtechen würde, die Sie hier verſammelt ſehen. „Eiſtig genug,“ rief der Eine; — „aber es ſoll Ihnen nicht gelingen, unſerm Geſchmack eine falſche Richtung zu geben!“ — „Geſtehen Sie lieber“ — ſagte der andre, — daß wir uns darauf verſtehn, unſre Landsmänninnen ſelbſt, wenn ſie ſich verkleiden, wiederzuerkennen.“ — „Weniger Verdienſt unſres Scharfſinns — fiel der dritte ein — als die natürliche Wirkung Franzöſiſcher Liebenswürdigkeit, die alle Schönheit der Römerinnen verdunkelt.“ — Ich darf nichts dagegen einwenden — verſetzte die Maske — daß Sie Ihren Landsmänninnen ſelbſt in Rom den Vorzug geben, aber ich fürchte, ich fürchte, Sie werden nicht immer ſo denken. — „Zweifeln Sie nicht Madame,“ ſagte der eine; „die Gründe dafür ſind zu tief in unſer Herz gegraben.“ — „Ich ſuchte ſie ganz wo anders,“ entgegnete die Maske, „aber von dergleichen Gründen, Sie wiſſen ja, heißt es:

— — si notre jour est une fois marqué
Le ciel de nos raisons ne sait point s'informer.

und das ſagt Racine: dem werden Sie doch glauben.“ Die Herren wollten die Stelle des Dichters bloß von den verführeriſchen Reizen der Franzöſinnen gelten laſſen, denen ſie beiläufig alle ausgezeichneten Eigenſchaften mit ſo unverſchämter Freigebigkeit beilegten, daß für die Ausſtattung andrer Töchter der Erde wenig Gutes mehr übrig blieb. Ich weiß nicht wie es kam, daß denn doch einer der Herren halblaut die vernünftige Frage aufwarf, ob man denn auch ſicher ſey, daß die Maske eine Franzöſin wäre? Par Dieu! hieß es, können Sie daran noch zweifeln? Hören Sie das nicht an der Ausſprache? Hat uns denn irgend eine Dame im ganzen Saale noch geantwortet? Ich wollte ſogar wetten, daß ſie eine geborne Pariſerin iſt und wenn ich mich nicht irre: Voyons — Verſprechen Sie mir ſchöne Maske mich nicht im Irrthum zu laſſen, wenn ich Ihren Nahmen errathe? — Rathen Sie! es ſoll mich freuen, erwiderte ſie, wenn Sie ihn treffen. — Eh bien, il commence par un C. N'est ce pas? — Point du tout Monsieur; il y a bien de belles choses qui commencent par un C., mais ce n'est pas mon nom — verſetzte ſie lachend. — Hatte noch etwas an der Gewißheit über das Vaterland der Maske gefehlt, ſo ſchienen nunmehro ſelbſt die Zweifel des einen Scepticers beſchwichtigt zu ſeyn. Die Fragenden ſchloſſen den Kreis noch vertraulicher um ſie herum und beſtürmten ſie, wenigſtens zu ſagen, welche Stadt ihr Geburtsort ſey. „Ich habe keine Urſache, erwiderte ſie, mich meiner Vaterſtadt zu ſchämen und werde ſie nicht verläugnen, aber die kleine Mühe des Errathens kann und will ich Ihnen nicht erſparen.“ „Schön, hieß es; — wenn Sie Wort halten, ſo ſoll uns das nicht ſchwer fallen.“ „Ich rathe auf Nancy, hob der Eine an. - Ich bleibe bei Paris“ ſagte der Andre. „Keines von beiden, antwortete die Maske, ich habe das Glück nicht, eine Pariſerin zu ſeyn und will es Ihnen erleichtern: Rathen Sie auf die ſchönſte Stadt nach Paris! — „O dann iſt Bordeaux!“ ſagte der andre, „Marſeille!“ der dritte, und der vierte „Lyon Ihre Vaterſtadt!“ Hier begann unter den Fragenden ſelbſt ein bürgerlicher Krieg, welche Stadt in Frankreich man nach Paris die ſchönſte nennen dürfe. Die Meinungen waren ſehr verſchieden, und die Maske ergetzte ſich nicht wenig, dieſen Zankapfel ſo geſchickt unter ihre Belagrer geworfen zu haben. „Sie' vergeſſen über dieſen Rangſtreit das Fragen, meine Herren,“ erinnerte ein Franzöſiſcher General, der die Unterhaltung angehört hatte und jetzt näher herzutrat. „Die Dame iſt Ihnen ja noch die Antwort auf die Städte ſchuldig, die Sie ſchon genannt habe.“ Man glaubte ſie ertappt zu haben, allein ſie ſagte zu den letztgenannten Städten ein ſo ſtark accentuirtes Nein, wie zu allen den, die man ihr noch nannte. „Madame, hub endlich einer aus der Geſellſchaft des Nachdenkens müde an; entweder Sie treiben der Abrede zuwider mit uns Scherz, oder haben uns in der Erklärung:

aus der schönsten Stadt nach Paris, irgend ein Wortspiel zu rathen aufgegeben. „Keines von beiden, mein Herr! erwiderte die Maske. Sie haben die Stadt noch nicht genannt und werden sie wie ich merke, schwerlich nennen, so lange ein Vorurtheil, das ich recht gut kenne, Ihren Scharfsinn fesselt. Wollen Sie wissen, wie es heißt?" — Einen Augenblick Geduld! rief der Andre, der die Lektion zu merken und auf gute Art abwenden zu wollen schien: „Die Maske stammt vom Himmel ab, und hat auf Erden keine Vaterstadt." Bleiben wir nur noch bei der Erde stehn! erwiderte sie. Es ist dort noch viel zu berichtigen übrig. Unter andern haben Sie mir die Ehre angethan, mich als Ihre Landsmännin anzuerkennen. Bedauern Sie mich, daß ich auf dieses Glück Verzicht leisten muß, aber befriedigen Sie meine Neugierde zu wissen, welcher Aehnlichkeit ich diese Auszeichnung zu danken habe? — Sie erhielt von allen Seiten die Versichrung, daß die seltne Fertigkeit in der Französischen Sprache, und die Reinheit ihres Dialects einer gebornen Pariserin nichts zu wünschen übrig ließe. — „Wenn das Ihr Ernst ist, versetzte Sie lachend, so werden Sie auch meine Beschämung theilen, wenn ich Ihnen sage, auf welchem Wege ich dazu gekommen bin. Denken Sie sich, daß ich eine kranke Freundin, welche Gefallen an der Lektüre fand, aufs Land begleitete. Unter dem ganzen Hausgeräth fand sich nichts als ein Band Französischer Lustspiele und in Ermanglung andrer Bücher, mußte ich ihr daraus vorlesen. Wo ich mich irrte, verbesserte sie mich. Das ist meine Schule. Von Zeit zu Zeit habe ich zwar die Lektüre fortgesetzt, aber wenn ich aufrichtig seyn soll, so darf ich Ihnen nicht verhehlen, daß mich das Nähen und Stricken ungleich mehr Mühe gekostet hat, als diese Fertigkeit, durch die ich heute so glücklich geworden, alle Liebenswürdigkeiten einer Pariserin mit Einem Schlage zu erobern. Sie haben sich ungünstig über die Römerinnen ausgedrückt. Das thut mir doppelt leid, weil ich fürchten muß, daß Sie vielleicht früher Marsch-Ordre bekommen, als Sie Sich mit ihnen werden verständlich machen können. Eilen Sie ja die Sprache zu lernen, zu der Sie Sich als Gäste doch werden bequemen müssen. Ihr Commandant hat schon gute Fortschritte darin gemacht, und scheint es nicht zu bedauern. Sollten Sie wohl glauben, daß es Damen darunter giebt, die die gerechteste Anhänglichkeit für ihre Vaterstadt sogar der Artigkeit aufopfern? Ich sagte Ihnen, ich sey aus der schönsten Stadt nach Paris. Können Sie mehr verlangen, als daß eine geborne Römerin sich dazu versteht? Da sehe ich meinen Gatten! Ihre Unterhaltung hat mich so gut gestimmt, daß ich auch ihm eine kleine Ueberraschung bereiten muß. Vergessen Sie nicht, was ich Ihnen gesagt habe.

Als zwei von den vier Herren Tags darauf von derselben Dame im Theater gefragt wurden, ob sie den Maskenball am vorigen Abende besucht und wie er Ihnen gefallen habe? antworteten sie, Ah Madame, comme nous nous sommes bien amusés avec une belle Romaine! Die Römerin gab sich zu erkennen, und versicherte zu großer Beschämung der Befragten — aber wohl mit mehr Recht — daß das Vergnügen auf ihrer Seite gewesen wäre.

Im Jahr 1810 waren die Römer mit ihren Gästen so weit gekommen, daß bei einer Preis-Vertheilung auf dem Campidoglio, mehrere Mitglieder der ersten Französischen Behörden feierliche Reden in Italienischer Sprache hielten.

W. D.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 20sten Dec hatte ein sehr zahlreiches Publikum einen genußreichen Abend. Ein glücklicher Wurf — oder war es überlegter Plan: warum sorgt derjenige der ihn machte, nicht recht oft auf ähnliche Weise? — hatte drei kurze Stücke verbunden, von denen jedes einer andern Gattung angehörte, jedes sehr unterhaltend ist, und jedes gut ausgeführt wurde. Den Anfang machte:

Die kurze Ehe. Lustspiel in 1 Aufz. von Sonnleithner, nach dem Franz. Ein junger Mann in Paris erhält von seinem auf dem Lande lebenden Onkel, bei Strafe der Enterbung, den Befehl, ein bestimmtes Frauenzimmer sogleich zu heirathen, und sich bei ihm einzustellen, da er im Begriff sey, zu sterben. Der Neffe hat sich aber so eben mit einem andern Frauenzimmer vermählt: er ergreift den Ausweg, beide Damen, die zum Glück Freundinnen sind, aufs Land zu führen, und man verabredet, daß die erste für seine Frau gelten soll, bis der Sterbende sein Testament gemacht. Doch — der Onkel befindet sich wohl, und ist eben auf der Jagd, und bringt von derselben einen jungen Gutsnachbar mit, der grade der schmollende Liebhaber der unverheiratheten Dame ist. Nun entstehen eine Menge sehr belustigender Misverständnisse, die eben so belustigend aufgelöst werden. Hr. Unzelmann machte den alten Oheim jäger- und onkelhaft, mit geschonter und desto mehr vergnügender Laune. Die jungen Leute wurden von Mdme. Devrient und Dlle. Düring, Hn. Bethmann und Hn. Stich fein komisch gegeben. Den Kranz würde ich indeß wohl Dlle. Düring und Hn. Stich reichen. —

Hierauf: Die Alpenhütte; componirt von Schmidt. Die Exposition des Stückes ist zu lang; der Komponist hat die

Zeit dabei durch gefälligen Gesang zu verkürzen gesucht. Mme. Mirber war als Mutter — allerliebst, das heißt, so bejammernd wie immer. Alle Rollen waren gut gewählt. Von dem künftigen ehelichen Glück des jungen Paares läßt sich viel hoffen, da sie sich als Bräutpaar so ruhig und vernünftig hielten: sie können einander sich nur noch, wenn sie's gar nicht vermeiden ließ. —

Zuletzt: Der Nachtwächter, von Körner. Hr. Darient als Tobias, glänzte so sehr, daß neben ihm alles andre in Schatten trat; gleichwohl hat es nicht ungerühmt bleiben, daß Dlle. Nagel als Roschen ungezwungen und reizend war.

— Am 26sten Dec. Joncher. — Eine verstorbene große Künstlerin — — sagte einmal: Es gebe Abende, an denen die das Publikum und die Schauspieler so verklären, wie zwei Personen, die einander gegenüber auf dem Magnet-Eisblocken stehen. Die meisten Leser kennen wohl das Spiel, von dem sie sprach; die Abende die sie meinte, mögen wohl solche gewesen seyn, an denen ein erfreuliches Glück nur wenige Zuschauer versammelte, und von diesen mit einer Art von Ueberdruß gewiß wird. Dergleichen sind, wie man weiß, hier unerhört. — Hr. Giern wird als Abbé immer unerreichbar bleiben. — Die Uniform des Rittmeisters Fiorpal war Hr. Wawra zu weit, ein fremder Rock. — Eine junge Anfängerin, (es giebt auch alte,) bot von reizende Gestalt schon seit einem Jahr, in kommen Rollen, eine der artigen Decorationen unsrer Bühne war, trat heute als Rose auf. Sie hat ein sprechendes Auge, eine einnehmende Bildung, schönen Wuchs: Willkommen! Willkommen! Das Publikum applaudirte ihrem Gesang, um sie zu ermuntern. — Es war billig! Man muß nicht vergessen, daß es zweierlei ist, zum erstenmal eine wirkliche Rolle haben, und eine Rolle zum erstenmal spielen. Im letzten Fall erwartet man, daß der darzustellende Karakter zur höchsten Wirksamkeit angebildet werde; im ersten reiche es hin, wenn der Darstellende sich so viel möglich in den schon fertigen Karakter hineinschmiegt. Wollt zum Text, oder Text zur Musik: das ist der Unterschied, und zwar ein großer. Für Anfänger, besonders für so reizende Anfängerinnen, wäre es vielleicht am vortheilhaftesten, wenn sie zum erstenmal in ganz neuen Rollen erschienen.

Vermischte Nachrichten.

Aus Leipzig, vom 19ten December.

Nachdem man in öffentlichen Blättern, bald nach der Schlacht bei Leipzig, eine Menge von Vorschlägen zur Erinnerung an jene Tage Begeisterung durch ein ihrer würdiges Denkmal gemacht hatte, die aber alle, wie es schaint, von den gewaltthätigen Autoritäten unausführbar gefunden worden: so entschied endlich das Volk, ein wenn auch nur einfaches, doch sehr bedeutendes Denkmal der Art zu errichten. Eine Menge von Bürgern in Leipzig, an welche sich viele Landleute der Umgegend mit anschlossen, setzten im J. 1814 bicht vor dem Dorfe Probstheida bei Leipzig, wo es am Schlachttage gerade am heißesten herging, und viele der edlen Kämpfer für Deutschlands Freiheit die Blut vorwärts und ihr Leben ausgehaucht hatten, ein großes Holzerneu mit Eichenlaub umwundnes Kreuz, das weithin gesehen werden konnte. Hier versammelte man sich alljährlich am Schlachttage, um das Kreuz von neuem zu befestigen und Gott dem Herrn mit heiligen Gesängen für den hier erfochtnen Sieg ein Dankopfer darzubringen. Mehr wichte sich jedesmal in die Zähren des Danks und der Freude, eine Thräne der Wehmuth und des Schmerzes. Aber man vergaß gern das eigne Leid ob der Heils, welches hier dem ganzen Deutschen Vaterlande aufgegangen war. Auch hatten die Bewohner Leipzig's wohl gerechte Ursache, beim Andenken an jene große Begebenheit der wunderbaren Errettung ihrer Stadt mitten im wüthenschen Schlachtgetümmel, mit dankbarer Rührung zu gedenken.

Einigen Zeloten aber war das unschuldige Kreuz seit Anbeginn ein Dorn im Auge. Sie wollten daher nicht leiden, daß man den 18ten Oktober dahin wallfahrete. Da sie indessen die Wallfahrt nicht hindern konnten, so haben sie ihre ehemächtige Wuth wenigstens an dem Kreuze ausgelassen und dieses vor kurzem bei dunkler Nachtzeit, wo nur solche Werke der Finsterniß gedeihen können, umgeworfen. — — Ob man es wieder errichten werde, steht dahin.

Billig aber sollte auf die Entdeckung des Uebelthäters ein Preis ausgesetzt werden. Denn ein Uebelthäter ist doch wohl, wer sich an einem öffentlichen Denkmale vergreift, sei es aus bösem Willen oder aus übelverstandnem Patriotismus. Dabei ist's aber noch die Frage ersaubt:

Sollt' es denn nicht möglich seyn, der Leipziger Völkerschlacht noch ein dauerhafteres Denkmal zu weihen, als ein hölzernes Kreuz?

T.

— Die Baierische Regierung giebt bekanntlich für alle ausgeführte Baumwollen-Waaren eine Prämie von 15 Procent. Das Morn. Chron. behauptet, daß grade diese Prämie die Ursache ist, warum die Engl. Baumwoll-Manufakturen jetzt so schlechte Waaren liefern. (Diese Prämie muß es auch wohl zugeschrieben werden, daß die Engländer ihre Fabrikate auf dem Continent unter dem Werthe verkaufen können.)

— Das Journal des Débats, und nach ihm die allgemeine Zeitung enthalten ein Englisches Gedicht, worin angeblich ein Dritte die Deutschen aufs verschleichste behandelt, sie eine niedrige Race (ignoble race), Hyar Clowns nennt, ihnen schändlichen Undank vorwirft u. s. w., weil sie nicht mehr Englische Fabrikate kaufen wollen. Der Herausgeber dieser Blätter hat sich oft und offen wider diesen Handel erklärt, aber die Wahrheit ist ihm heilig: jenes Gedicht kann nicht von einem Engländer herrühren, ist wohl nur ein Kunstgriff, Erbitterung zu erregen. Denn — der Verfasser war offenbar der Englischen Sprache gar nicht mächtig. Er braucht das Englische Wort also, als wenn es so viel hieße, als das Deutsche Also; aber jenes heißt auch: er glaubt das Magen auch auf Englisch Magon heiße u. s. w. Eine gute Sache hätte nicht durch solche Mauvaisegrin verunstaltet werden.

— Mme. Catalani erklärt in den Pariser Zeitungen, nur eine heftige Unpäßlichkeit habe sie in München gehindert zu singen, und eben diese Unpäßlichkeit mögen sie sie lieber nach Mayland, als nach Wien gegangen. Sie sey sonst an allen Höfen Europens ehrenvoll aufgenommen worden u. s. w.

Preis dieses Blattes vom 1sten Januar bis zum 1sten April: 2 Thl. Preuß. Courant. Wer es mit den Zeitungen zugetragen wünscht, melde es dem Verleger, der Haude und Spenerschen Buchhandlung, Schloßplatz Nr. 9.

1816. Nro. 90.

Ernſt und Scherz

Donnerſtag, oder den 26. December.

der alte Freimüthige.

Ueber ältere und neuere Muſik.

Man müßte ein blinder Verehrer alles Alten ſeyn, wenn man die Fortſchritte, welche die Tonkunſt ſeit ſechzig Jahren gemacht, nicht anerkennen wollte; und doch könnte es wohl die Frage ſeyn, welcher, der ältern oder neuern Muſik, der Vorzug gebühre. Ohne mir die Beantwortung dieſer Frage anzumaßen, wage ich bloß den Leſer auf einige Bemerkungen zu führen, welche vielleicht die ſo oft ventilirte, mit Hitze, Vorurtheil, Vorliebe von beiden Theilen angefochtene und verfochtene Sache zum Vergleich bringen möchte.

Vor allem frägt ſich's: Worin beſtehen die Fortſchritte welche die Tonkunſt gemacht, woran hat ſie in neuern Zeiten gewonnen? — Ich halte dafür, um es kurz zu faſſen, vorzüglich an Kunſtmitteln.

1) Obgleich ſeit einem Jahrhundert und länger, keine neue für große Muſiken — von denen hier nur die Rede ſeyn kann — brauchbare Inſtrumente erfunden worden, ſo ſind doch die vorhandenen ſehr vortheilhaft verbeſſert worden, ſo daß ſie theils an Güte des Tones gewonnen haben, theils einer künſtlichern Behandlung fähig geworden ſind.

2) Man hat es gewagt, verſucht, von Inſtrumenten, die man in ältern Zeiten nur ſpärlich und äußerſt eingeſchränkt benutzte, häufiger freiern, kühnern Gebrauch zu machen. Ich laſſe es unentſchieden, ob die Verbeſſerung derſelben ihn herbeiführte, oder ob er die Vervollkommnung derſelben veranlaßte, nothwendig machte.

3) Die Komponiſten haben nicht bloß von dieſen, (ich meine die Blasinſtrumente,) ſondern von den Inſtrumenten überhaupt, auch von den Singſtimmen, freiern weiter führenden Gebrauch gemacht, von ihnen mehr gefordert, und dadurch Sänger und Inſtrumentiſten genöthigt ſich zu befleißigen, den größern Forderungen zu genügen. Offenbar hat in hundert Fällen eine begleitende Stimme, wo nicht oft mehr, doch dieſelben Schwierigkeiten zu überwinden, die ſonſt einer konzertirenden Stimme zugemuthet wurden.

4) Man hat der Feſſeln des Zwanges, die eine pedantiſche Schule auflegte, ſich entledigt, und freiern Gebrauch von der Harmonie und Modulation gemacht; man hat dem Herkommen ſo viel von ſeinem Rechte gelaſſen, als der über alles raiſonirende Zeitgeiſt ihm glaubt zugeſtehen zu dürfen.

Außer dem Gewinn an Kunſtmitteln verdankt die Tonkunſt die heitherigen Fortſchritte, ihrem extenſiven Wachsthum. Die Zahl der Muſiktreibenden hat in unſrer Zeit ſo zugenommen, daß gar kein Vergleich mit der Vorzeit Statt findet. Natürlich mußte die Konkurrenz beim Streben nach

Ruhm und Gewinn, Nacheiferung und Voreiferung, und diese auch intensiven Wachsthum der Kunst zur Folge haben.

Werfen wir nun noch einige Blicke auf unsere vaterländische Musik, nur so weit als das Auge Manches aus der Epoche der Revolution in der Tonkunst noch lebenden reicht, sehen wir auf den Geschmack, die Denk- und Handlungsweise, die Kunstbildung der Hauptpersonen, die, so wie auf alles, auch auf Kunst wirken konnten, und wirkten, auf ihren Einfluß, auf den Geschmack des Publikums, so müssen die Ursachen, welche unserer Musik ihre gegenwärtige Gestalt gaben, klar vor uns liegen.

Bei dem was — wir wollen's so nennen — die Zeit für die Tonkunst gethan hat, könnte sie höher stehen als sie steht, und stolz auf die Vorzeit hinab sehen. Könnte sie, sagte ich, und frage: kann sie?

Es kommt bei Beantwortung dieser Frage nur darauf an, zu bestimmen, wofür wir die Tonkunst eigentlich halten, wozu wir sie brauchbar finden und gebraucht wissen wollen. Als Belustigerin? Dann werde ihr volle Gerechtigkeit. Ist ihr Zweck Zeitvertreib, Vergnügen zu verschaffen, und zwar mit stets erneuerter Mannigfaltigkeit, so wird niemand in Abrede seyn, daß sie ihm genüge. Allein wo bleibt unsre Konsequenz? Wir, die wir uns so viel Besonnenheit und Klugheit und Weisheit zutrauen und anrühmen, unsere Vor- und Rathschläge Menschen zu bilden, zu veredeln, zu beglücken, hallenweis zur Messe schicken, vernachlässigen eins der bekanntesten wirksamsten Mittel zur Beförderung dieses schönen großen Zweckes. Es ist gar nicht meine Absicht in hochtönenden Tiraden das Lob der Tonkunst zu preisen, und durch Beispiele ihre Gewalt über den Menschen darzuthun. Der Beweis der Wirksamkeit der schönen Künste überhaupt und vorzüglich der Tonkunst, ist ja so leicht zu führen. Das — richtig angewandt — nie versagende Mittel, den Menschen zu lenken, zu leiten, sind die Sinne. Der Verstand? Ei ja! er ist eine kostbare Sache, aber wieviel gehört dazu ihn so zu — ich möchte sagen — rekrutiren, ihn so aufzuhellen, und vor allem zu kräftigen, daß er immer ein wirksamer Leiter sei!

Von bloßer Instrumentalmusik kann in Betreff höherer Wirkung die Rede nicht seyn. Ihr Zweck ist mehr Unterhaltung, Vergnügen zu gewähren, Bewunderung zu erregen: wir sprechen von der Vereinigung der Instrumental- und Singemusik zu größern Tonstücken. Kömmt die Wirksamkeit dieser in Frage, so möchte ich antworten: unsere Kunst vermag vor lauter Kunst nichts; indem ich dafür halte, daß wir mit weit mehr Kunstmitteln nicht so viel ausrichten als die Alten mit wenigern. Wir gehen zu verschwenderisch damit um und übertreiben. Wie wirthschaften wir z. B. mit den Blasinstrumenten, und überhaupt mit den Instrumenten? Man spricht bei der Beurtheilung größerer Singstücke desto lobpreisender von der Instrumentirung, je mehr der Komponist dahin gearbeitet hat, die Instrumente unter einander in stetem Wettstreit zu erhalten. Daher kommt das Ueberladen mit Figuren aller Art. In großen Instrumentalmassen, wo alles durch einander tobt und lärmt, in Uebertreibung der geschwinden Bewegung, glaubt man, bestehen die großen Effekte, liege das Feuer: und doch sollte ich meinen, daß bei dem steten Konzertiren der Instrumente, nur die Phantasie durch vorüber eilende Gaukelbilder unterhalten, das Gefühl durch das Pauken und Trompeten betäubt, aber kein bestimmter, fester, vortheilhafter Eindruck aufs Gemüth bewirkt werden könne.

Der Gebrauch der Modulation und Harmonie war freilich bei der ältern Musik in steife Regeln gezwängt, die die Komponisten oft zu sehr beschränkten und eine gewisse Einförmigkeit in ihr Werk brachten. Doch wußten große Meister von dem was ihnen die Schule erlaubte, den besten und wirksamsten Gebrauch zu machen. Wir haben uns, wie schon gesagt, der Fesseln einer pedantischen Schule entledigt, dagegen aber einem andern Extrem uns genähert, und Freiheiten erlaubt, welche auch den besonneneren Forderungen der Kunst Hohn sprechen. Wir haben moderne Ausdrücke, womit wir unsern Ausschweifungen wenigstens einen ehrbaren Namen geben; wir pflegens ja in der Sittlichkeit auch so zu halten. Das Herumschwärmen, die Kreuz- und Querspränge auf dem Tonsystem ꝛc. nennen wir kühne Wendungen, überraschende Uebergänge oder Modulazionen; das Mühlen in Dissonanzen, schneidenden Disharmonien, nennen wir reiche, kräftige Harmonie, Fülle der Harmonie; und dem Komponisten, der auf diese Weise sein Publikum bei jeder Gelegenheit zu übersättigen weiß, wird Originalität und Genialität zugesichert.

(Der Schluß folgt.)

Die Disputation.

Hans Walt, ein schlichter grader Bauersmann,
Nicht superklug, doch stets gewohnt, in allen Dingen

Der Sache auf den rechten Grund zu dringen,
Kam einst zur großen Stadt, und sah — und sann
Den tausend Sehenswürdigkeiten
Und wundergroßen Kleinigkeiten
Mit hocherstaunten Blicken nach.
Bald wollt' er weiter vorwärts gehen
Dann blieb er plötzlich wieder stehen. —
Ein weiter Saal, worin man laut und heftig sprach,
Stand offen vor ihm da. Mit schnellem Schritte
Ging er hinein bis in des Saales Mitte.
Wie sperrt er Mund und Augen auf! — Er sah
In langen Reihn die hochgelahrten Herrn
Verziert mit Band und Ordenssternen,
Mit Doktorhut und Bischofsmützen,
Schwarz, weiß und purpurroth bemäntelt da
Versammlet, rund im Saal auf seidnen Polstern sitzen,
Und wie es oftmals geht, um Dinge die nichts nützen,
Davon so mancher armer Tropf
Kein Wort verstand, zerbrach man sich den Kopf,
Und schweift' im weiten Kreis des Wissens rund herum
Und stritt — und stritt wie toll und dumm
Um — einen Pappeltitel; kurzum
Es war —: und was denn? — ein Disputatorium.

Da trat der Bauer kühn und keck
Hinzu, und sah sich um in dem geweihten Kreise:
Denn unter uns gesagt, nach ächter Landmannsweise
Trug er das Herz am rechten Fleck,
Und sprach. „Ihr Herrn, was giebt's denn Neues hier?"
Die Antwort war: „„Wir disputiren.""
„Schon gut!" versetzte Hans; „Erlaubt Ihr's mir,
„So will ich's auch einmal probiren;
„Doch schuldig bleib' ich Euch gewißlich nichts!" „„Recht gern!""
Erwiderten die hochgelahrten Herrn;
„„Nur laßt Euch nicht mit glatten Worten fangen,
„„Denn bleibt ihr nur mit einer Sylbe hangen,
„„So kostet's einen Karolin!""
„Sonst nichts?" — rief Hans; „Hier ist mein Geld,
„Und wenn Ihr disputiren wollt,
„So legt das Eurige daneben,
„Denn wenn Ihr stecken bleibt, müßt Ihr die Strafe geben!"
Und so begonnen höhnend sie zu fragen:
„„Mein Freund, Ihr könnt ja wohl uns sagen,
„„Wie sie, die man vor Allen selig preist, —"" —
„„Wie wohl die Mutter Gottes heißt?"
„Sie hieß Maria! — Hab' ich Recht?"
Rief Hans: — „Doch der ist mir ein kluger Mann,
„Der mir es offenbaren kann,
„Wie m e i n e Mutter hat geheißen!" —

Die Herren sah'n beschämt und sauer
Einander voll Verwund'rung an,
Daß dieser Bauer
Den Preis gewann. —
Doch jener sprach: „Das Geld ist mein,
„Ihr lieben Herrn! und wollt Ihr wieder disputiren,
„So dürft Ihr mich nicht erst citiren;
„Ich stelle mich schon selber ein!" —

Ihr weisen Herren mit Mantel und mit Kragen!
Laßt Euch ein Wörtchen zur Erinn'rung sagen:
„Wer sich mit seiner Weisheit bläht,
„Und von des Wissens hohem Throne
„Den graden Menschensinn verschmäht,
„Den straft sein Dünkel ganz gewiß mit Spott und Hohn!"

H. B u r d a c h.

R h o d o g u n e.

(Schluß.)

Dresden, den 11ten Dec. 1816.

Was unsre Aufmerksamkeit am meisten auf sich zog, war Mdme. S c h i r m e r zum erstenmal in einer hochtragischen Rolle zu sehn. Sie hat uns im eigentlichen Sinn dadurch überrascht und gezeigt, daß sie auch in diesem Fache die erste seyn kann, so bald sie will, und nur ihr Rollenfach auch dahin ausgedehnt wird. Sie weiß mit ihrer Stimme trefflich Haus zu halten und so ist ihr durch besonnene Sparsamkeit auch das Höchste erreichbar, was viele, ohne eine so einleuchtende Beweisführung, aus Vorurtheil und alter Gewohnheit vielleicht noch lange bezweifelt hätten. Aber sie milderte ihre Rolle nicht und hatte Recht daran, denn ihr Dichter, der Deutsche Bearbeiter, hatte es schon gethan. Denn die Schauspieler, pflegte S c h r ö d e r in seiner strengen Gesetzgebung zu sagen, sollen ihren Dichter im Ausdruck und Motif nie verbessern wollen. Corneille hat, wie Lessing schon zeigte, in der Rhodogune sich eine eben so rachsüchtige Frau gedacht, nur jünger, als Cleopatra selbst ist. Auch seine Rhodogune lügt nur die Liebe oder es bleibt wenigstens unentschieden, ob sie einen von beiden Brüdern wirklich liebt. Unsere Rhodogune liebt den Antiochus wirklich und dadurch tritt Menschliches in diese l i e b ä u g e l n d e n F u r i e v o n G e b i e t e r i n, wie sie Lessing nennt. Wie das aber mit dem Ganzen des Stücks in Einklang gebracht und zu einer ästhetisch - wahren Darstellung verschmolzen wird, das zu zeigen, würde eine eigne lange Entwicklung fordern. Die Künstlerin hat aber durch diese Darstellung aufs neue gezeigt, wie sie, alles durchdenkend oder mit schnellem Kunstsinn erfassend, selbst eine Rolle zu schaffen versteht. Sollte sie einst eine Kunstreise machen, so wünschen wir, daß sie das Stück überall einstudirt finden möge. Drei ihrer schönsten Momente hatte sie, — zuerst in der Visionsscene, wo sie den Geist des erschlagenen Nikators zu erblicken wähnt. Da ist aus Lessings Bemerkungen lebendig geworden, daß, wenn nur der Schauspieler seiner Kunst gnüge, man keinen Geist über das Theater schreiten zu lassen brauche. D a s G e s p e n s t m u ß d u r c h d e n S c h a u s p i e l e r v o n u n s g e s e h n w e r d e n! Dann wo sie dem Antiochus ihre wahre Liebe gesteht, und den Triumph derselben über den Haß, mit erschütterndem Seelenkampf feiert. Ihr: Der Mann ist Sieger! wird uns noch lange in den Ohren klingen. Endlich in der letzten Scene, wo sie den giftigsten Beschuldigungen hochherzige Verachtung mit Stillschweigen entgegensetzt. Beredter ist nie ein Verstummen, selbst in Johanna von Orleans, dargestellt worden. — Auch Hr. H e l w i g als Antiochus hatte herrliche Augenblicke in Deklamation und Mimik. Wir sahen

auf der Gasse, wo er jetzt stand, im Jahre 1813 Talma in der Semiramis." Einige seiner Erwähnungen erinnerten uns lebhaft an diesen großen Meister. Und als er im 3ten Act mit der weiblich schönen Abhebogune, er selbst ein herrlicher altes Kopf, umgeben von den Großen des Reichs auf dem hier sehr richtig berechneten Lisellio unter dem Thronhimmel saß, da kam mir der unvergleichliche Onyx-cameo im Wiener Kabinet (Kabb. Cbe. 11. 10.) in den Sinn, wo uns Ptolemäus Philadelphos mit der Arsinoë erscheint, nur daß jener dort behemt, unsre Antiochus, unsere Abelogune aber in achtem, altem Diademe geschmückt sind. — Es ist nicht bekannt, ob diese Abelogune, außer Berlin, noch auf vielen andern Deutschen Bühnen Eingang gefunden hat. Aber wo es einem tüchtigen Künstlerverein oder einer nicht bloß die Kasse ihrenden Direktion darauf ankommt, sich aus der kahlen Alltäglichkeit zu retten und die großen Schatten der dramatischen Künste aller Zeiten und Völker wirksam zu beschwören, da müßte man vor allen Dingen diese Abelogune mit allem ihr eigenen Prunkvorrathen recht einbauen und so an festlichen Tagen aufführen, eingedenk jenes Worts von Schiller:

Ein Fürst war zum Besten oft er worden,
Er komme wie ein abgesandter Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Meisterne.

B.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 22. December: „Heinrich von Anjou." nach Le Sage, von Lohhas. — Die Rolle Bianca's ist echt tragisch, so weit es eine sein kann, ohne zugleich heroisch zu sein; eine solche, durch deren Studium und innige persönliche Auffassung, sich eine gute Schauspielerin zu einer großen emporarbeiten kann. Die Würde ist einig damit verbunden, und es ganz darin. Wege sie nie darin ermatten. — Beifall zeigte: andre dramatische Poesie ist viel armer an solchen Rollen, als man gewöhnlich glaubt. Denn man ist darin gewöhnt, mit zärtlicher Schmachtsucht statt der Leidenschaft, und mit glänzenden Floskeln statt des Ausdrucks wahrer Gefühle vorlieb zu nehmen. Ich weiß wohl, wer daran schuld ist; aber ich werd' es nicht — noch einmal — sagen.

— Am 23. December: „Der Barbier von Sevilla." — Mme. Seidler spielte Rosine, mehr schalkhaft als zärtlich, und das ist wohl richtig, obgleich nicht gewöhnlich.

Bücher-Chronik.

Allgemeiner Deutscher Theater-Almanach für das Jahr 1817. Von Adolf Bäuerle. Auch mit dem Titel: Taschenbuch für die Deutsche Schaubühne u. s. w. Wien. Beim Verfasser. — (Mit 4 guten, ähnlichen Bildnissen. 320 Seiten.)

Diesem Büchlichen gebührt dasselbe Lob, das früher der Wiener Theaterzeitung beigelegt wurde. Es ist nach einem einfachen und dabei sehr zweckmäßigen Plane aufgestellt. Man findet die sorgfältig bearbeiteten Bildnisse der berühmten Schauspielerinnen Mme. Schroder und Lowe, und der Schauspieler Beschrow und Schuster, von denen nur das dritte nicht ganz ähnlich seyn soll, eine Vorrede, in welcher der Verf. seinen Plan entwickelt; ein Personenverzeichniß von 58 Deutschen Bühnen (Wien hat 61, und selbst München zwei —), nebst der Geschichte und einer kurzen Würdigung einiger Bühnen, dann eine Sammlung von Gedichten und prosaischen Aufsätzen, Epigrammen und Anekdoten, die fast durchgängig auf Schauspielkunst, Schauspieler und Bühnen Beziehung haben; unter den ersteren mehrere für die Deklamation berechnet. Unstreitig ist das viel besser, als ein Taschenbuch sieht Theater wieder mit Schauspielern aufzuknöpfen, die eben so gut einzeln gebraucht werden können. Diese Sammlung enthält sehr viel gediegene und anziehende Sachen, unter andern einen Brief über Gluck, vom Tochter Frelh. Meusel zu Petersburg.

Vermischte Nachrichten.

Aus Wien, vom 23ten December.

Die hiesige allgemeine Literatur-Zeitung, sagt man, hört mit Ende des Jahres auf. Ein wichtiger Verlust. Auch das Sonntagsblatt liest Alle. Dagegen hat sich eine Zahl junger Leute, die großentheils die ersten Federn erobern wollen, zu einer Schrift: Der Antagonist vereint, verbunden, die in der Mitte des Jahres anfangen und Dandel setzen soll.

— Chateaubriant hat den Vertrag, den er in der Pairskammer über die neuen Wahlen machte, drucken lassen. Er sagt in der Vorrede: als er in die Druckerei des Hn. Normant gegangen, um die Korrektur zu machen, habe er diesen sich außer sich vor Schrecken über die Drohungen gefunden, die man ihm gemacht. Um ihn nicht in Gefahr zu setzen, habe er seine Schrift einem andern, dem Hn. Dentu, übergeben. Mit Recht erinnert ihn das Journal de Paris, welche sonderbare Figur diese Gefahr in derselben Schrift macht, die zu brechen gefährlich sey. Allein, Und — wollte er Hn. Dentu lieber in Gefahr setzen, als Hn. Normand? —

— Eine herbe Täuschung! Zu großem Erstaunen und großer Freude der Pariser Kunstfreunde meldeten vor kurzem der Moniteur und alle andre Pariser Zeitungen, daß die berühmte Abvisatz, der vortrefflichen zu Industria gehörenden antike Dreifuß und eine Menge andrer Kunstkostbarkeiten, die man längst abgeholt glaubte, theils ins Konigl. Museum gebracht, theils öffentlich aufgestellt worden. In der That war das geschehen, aber — nicht zu Paris, sondern zu Turin. Die Gaz. de F. hatte bloß die Ueberschrift vergessen.

— In einer im vorigen Jahr dem Großherzog von Baden überreichten Schilderung der Noth einiger Gegenden seines Landes, wird angeführt, daß durch den Salzpacht, der Preis des Salzes von 10 Pfennigen das Pfund, auf 6 Kreuzer gestiegen sey, und daß sie theuer bezahlte Salz zuweilen nur aus 3/4 Wasser und 1/4 zerstäubtem Salzstein bestehe. Der Landmann müsse sein Brodt, aber vielmehr die ihm allein noch übrigen Kartoffeln ohne Salz essen. Manches kenne sein mühsam erzeugtes Schwein nicht schlachten, weil er außer Stande sey, das Salz zum Einpekeln zu bezahlen. — !!! —

— In Stuttgard wurden am 14ten Oktober die 51 Oktsässer, welche eine Gesellschaft zu einem Freudenfeuer zusammenbringen und in eine Pyramide zusammen stellen lassen, von der Polizei weggenommen. — Der jetzige König trat die Regierung am 30sten Okt. an.

— Ein neues Mittel zur Belebung der Literatur! Der Badische Oberhofrichter Baron Drais hat eine Geschichte des jetzigen Baden, die auch seine eigene Biographie enthält, drucken lassen, und von dem Ministerium des Innern ein Reskript bekommen, wodurch jeder Landesgemeinde befohlen wird, ein Exemplar zu kaufen, welche Erlaubniß die Vorsteher der Aemter in eine Weisung verwandelten, die 425 Ortsvorsteher mit 5 Gulden und gleich 9 Kreuzer zu bezahlen. Der neue Rheinische Merkur rechnet das eine Repartations-Steuer. — Was die aufrichtige Art ist zu dem Werke sagen wird? Wahrscheinlich nicht viel Gutes, da man Käufer erzwungen muß.

1816. Nro. 91.

Ernſt und Scherz

Sonnabend, oder den 28. December.

der alte Freimüthige.

Ueber ältere und neuere Muſik.

(Schluß.)

Ueberlegen wir, daß es mit der Wirkſamkeit der Tonkunſt eine ganz andere Bewandniß hat, als mit der jeder andern ſchönen Kunſt; bedenken wir nämlich, daß die einzelnen Theile eines Tonſtückes nicht zu einem Ganzen vereinigt vor unſre Seele treten, nie wie im Gemälde auf einmal vor uns ſtehen, daß ſie auf einander folgen, erſcheinen, verſchwinden; daß die Seele ſie, wie ſie vorbeieilen, mit geſpannter Aufmerkſamkeit auffaſſen, feſthalten, an einander fügen, und ſo ſelbſt das Ganze komponiren muß; — daß nicht, wie z. B. in der Malerei die Leinwand ſie, ſo wie ſie aus der Hand des Künſtlers kommen, aufnimmt und fixirt, um als Ganzes ſie mit einemmale darzuſtellen, und die Wirkung jedes einzelnen Theiles, der zur Mitwirkung des beabſichtigten Totaleindruckes berechnet iſt, ſichern zu, daß es dem Auge des Schauers vergönnt iſt, bei einzelnen Zügen, die ihn ergreifen, zu verweilen, und ſo den Eindruck tief in die Seele ſich eingraben zu laſſen; — wenn wir bedenken, daß es bei Werken der Tonkunſt ganz anders iſt, daß bei dem blitzſchnellen Vorübereilen der Töne es viel, ſehr viel verlangt iſt, ein Ganzes daraus zuſammenzuſetzen, ſo nur einzelne Partien zu faſſen: — ſo folgt daraus mit einem Worte, daß man dabei nicht zu viel bieten, zu viel zumuthen müſſe, daß nur die weiſeſte Oekonomie mit den Kunſtmitteln aller Art es dem Hörer möglich mache, einen Begriff vom Ganzen in ſeiner Seele zu bilden; daß der Mißbrauch derſelben ihn zerſtreue, ſein Faſſungsvermögen auf zu vielerlei Gegenſtände — Zwiſchenſtände wünſchte ich ſagen zu dürfen — leite, und es alſo für den Hauptein-druck ſchwäche.

Wieder auf den Punkt zu kommen, wo wir ausgingen auf die Frage, welcher, der ältern oder neuern Muſik der Vorzug gebühre? ſo können wir mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß jene in ihrem Zuſtande, zu ihrer Zeit mehr wirkte, als die unſere in ihrer oder unſerer Zeit, indem die ältern Kompoſitionen klarer, begreiflicher waren, die Aufmerkſamkeit nicht durch Künſteleien zerſtreuten, und bei Anhäufung der Kunſtmittel zu großen Effekten, doch Ueberladungen vermieden.

Doch — da wo die Tonkunſt in vollem Glanze, mit all ihren ererbten und erworbenen Schätzen jetzt ſteht, iſt ſie freilich ganz etwas anders, als ſie vormals war, und hier wirkt ſie was ſie wirken ſoll. Unläugbar iſt das Theater der einzige Ort, wo unſre Tonkunſt, wie geſagt, in vollem Glanze erſcheint. Und was ſuchen wir denn im Theater? Ernſtlich und aufrichtig geſprochen, doch wohl nichts anders als — Unterhaltung, Amüſe-

ment. Man spreche doch ja nicht von hohen großen Zwecken. Ich bitte das was ich hier sage, der Wahrheit zu Steuer, nicht aus irgend einer Nebenabsicht gesagt zu nehmen; keinesweges im entferntesten besondern Bezug auf unser Berlinisches Theater, am allerwenigsten im Bezug auf die musikalischen Darstellungen derselben, obgleich hier nur von theatralischer Musik die Rede seyn kann. Was können die Jahr aus Jahr ein auf den Bühnen erscheinenden Singstücke für Tendenz haben? Doch wohl keine andere als zu amüsiren; und alle die, deren Bestimmung es ist, diese Tendenz zu fördern, erfüllen bekanntlich, hier in Berlin, ihre Bestimmung aufs ehrenvollste. Wir kennen aber die Sujets der Opern und Singspiele, und es wird wohl keinem einfallen, in ihnen Mittel zur sittlichen Bildung, zu Veredlung der Gefühle, der Gesinnungen und Handlungen zu finden. Und wenn sie auch dies zu bewirken vermöchten, so würde doch nur der kleinste Theil der Nation sich dessen erfreuen können. Da wo die Musik auf die große Volksklasse wirken könnte, beim Gottesdienst, suchen wir sie nicht mehr; denn man hat dieses Mittel, der Kirche Freunde zu erhalten, die Herzen der Menschen durch Kunst für Religionslehren empfänglicher zu machen, schon längst vernachlässigt, vom Verstande alles erwartet, und durch Entfernung vom Gottesdienst alles dessen was auf die Sinnen wirkte, vergessen, daß der Mensch Mensch sei.

Daher wenn wir auch der ältern Musik die Vorzüge, die sie in mancher Hinsicht hat, absprechen wollten, so müssen wir doch zugeben, daß unsere Vorfahren bessern Gebrauch von derselben machten, da sie sie nicht ohne Erfolg zur Beförderung der Moralität und Religiosität benutzten. Wie wünschenswerth wäre jetzt die Anwendung der Tonkunst zu diesem Zweck! — ? —

An den Herausgeber.

Ew. Wohlgebohren!

Ich bin Schauspieler, und lebe seit ungefähr vierzig Jahren beim Theater. Ich singe in der Oper die dritten Tenorpartien, und spiele im Schauspiele Vertraute, Waffenbrüder und dergl. Jetzt stehe ich bei einer Gesellschaft, wo ein naives Mädchen, das sich auf einem Theater der Hauptstadt einige Jahre in Ammenrollen geübt hatte, noch vor kurzem großes Aufsehen machte. Die jungen Stutzer unserer Stadt, größtentheils Handlungscommis, waren entzückt von der Grazie dieser Künstlerin, und sie war Ursache, daß wir schöne Einnahmen machten. Unsere Gage ward täglich besser, als unsre Unstern plötzlich den Direkteur einer Truppe schauspielerischer Hunde herbeiführte. Diese Gesellschaft bekam so viel Zulauf, daß unser Haus leer stand, und ihr Direkteur ließ sich's im ersten Gasthofe der Stadt wohl seyn, während wir armen Teufel in einer Schenke der Vorstadt von schwarzem Brod und Gemüs leben mußten. Welche traurige Lage für Menschen, die alle Abende zärtliche Liebhaber und feine Hofleute, Helden und Könige darstellen sollen! Dies Schicksal bestimmt mich, weiter zu gehen.

Ich bin gegenwärtig in Unterhandlung mit dem Frankfurter Theater. Dort liebt man das Schauspiel sehr, geht aber selten hinein. Dies scheint Ihnen widersprechend, es ist aber doch wahr. Das Haus ist klein, schlecht, schmutzig, und faßt kaum 300 Personen. Sie sehen wohl, daß da der Direkteur kaum Wasser zu trinken haben kann. Und wenn schon der Direkteur Noth leiden muß, was mag da erst das Schicksal der Künstler seyn? Man spricht von der Erbauung eines neuen Hauses, und das könnte mich allenfalls zur Reise bestimmen. Ein Schauspielhaus hat auf die Aufnahme, die der Schauspieler findet, mehr Einfluß, als man gewöhnlich glaubt, und auf die Talente, die man ihm zutraut. Es ist in dem Stück auf der Bühne wie — sonst überall. Mancher gilt für einen erbärmlichen Komödianten, weil er in der Scheune spielt, und würde gewiß für ein Genie gehalten, wenn er auf einem Hoftheater aufträte.

Soll ich Ihnen von unserer Gesellschaft etwas sagen? Wir kennen weder Vapeurs, noch Migränen und Heiserkeiten: dergleichen Dinge gehören nur für Künstler, und besonders für Künstlerinnen, auf großstädtischen Bühnen. Unsere Schauspielerinnen haben eine eisenfeste Gesundheit. Wir führen ein wahrhaft patriarchalisches Leben; man hilft, man unterstützet sich, man vertheidigt sich gegenseitig. Die ganze Gesellschaft hat Eine Börse, und alles nimmt daraus, so lange etwas darin ist; und ist nichts mehr darin, so stehen alle Mitglieder für Eines, und man macht gemeinsame Schulden. Man ist niedergeschlagen und tröstet sich gemeinsam; kurz, es ist eine ganz philosophische Lebensweise. — Von Frankfurth werde ich nach Groß-Glogau gehen, wo das Theater geschmackvoll und schön verziert seyn soll; ob auch — die Gesellschaft, weiß ich nicht. Von da reise ich nach Breslau. In Breslau herrscht viel Geschmack

und Bildung; aber man ist sehr kitzl'h, und thut sich viel zu Gute, einen ..... und Devrient besessen zu haben; doch ich werde diese Kenner zur Erkenntniß zu bringen wissen.

Nun muß ich Ew. Wohlgeboren mit der Absicht meines gegenwärtigen Briefes bekannt machen. Durch das, was ich bisher sagte, wollte ich nur Ihr Vertrauen gewinnen. Sie sehen, daß ich aus dem Zustande, worin ich mich jetzt befinde, und von den Aussichten, die ich habe, kein Geheimniß mache. Ich fürchte (und gestehe es Ihnen), daß es hier und da schmale Bissen absetzen werde: ich wünschte daher, meine Einnahme durch etwas Anderes auf günstigern Fuß zu bringen.

Ich erbiete mich nämlich, Ew. Wohlgeboren Correspondenzartikel zu schicken, über die Schauspielergesellschaften, die ich auf meiner Reise entdecke, da es noch so viele giebt, von denen selbst das in diesem Theil der Weltgeschichte so vollständige — zu großem Bedauern seiner Leser, nichts gesagt hat. Ich verspreche Ihnen, recht umständlich zu seyn, über die theatralischen Darstellungen, über die Ereignisse, die sich hinter den Coulissen zutrugen u. s. w. Aber auch die nöthige Delikatesse zu beobachten, und immer X für U, und A für Z zu setzen, damit sich niemand gemeint glaube. So macht man zuweilen selbst denen Vergnügen, die den Stoff hergegeben. In Rücksicht des Honorars werden wir leicht einig werden. Wenn Sie erwägen, welchen hohen Gehalt und Reiz die Theaterartikel dem genannten Blatt ertheilen, werden Sie wohl nicht zögern, mir das höchste Honorar zu bieten, das Sie geben können. Ist es zu gering, so geh' auch ich zum — — über, und dann streichen Sie nur die Segel. Man wird meine Nachrichten nicht lesen, meinen Sie. Gö— 's Beiträge voll trockner Salbung liest man auch nicht, und ruft doch, wenn man sie siehet: Aaah!

Mit besonderer Hochachtung u. s. w.

Eduard Tut-Ursulus.

Mancherlei.

Gedanken.

Bei meiner Durchreise durch W — au hört' ich einen berühmten Flötenspieler als Nachbar des Posthauses nennen. Er hatte mich vor zwanzig Jahren entzückt und wir waren Bekannte geworden. Ich eilte, ihn aufzusuchen. „Vielleicht läßt er sich ein Paar kurze Stücke abschwatzen, deren Nachhall mir die Nacht im Wagen verkürzt!" — Der Mann hatte seine Vorderzähne eingebüßt und einen Fehler in der Lunge bekommen: er spielte also nicht mehr, aber — er drechselte und putzte Flöten. — Jetzt steht er mit seiner Zahnlücke und seinem Keichathem vor mir, so oft ich Wortmachereien und Sprachreinigung in eben der Literatur herrschen sehe, in der man einst die alte Gestalt ihrer Sprache zu so unsterblichen Gedichten zu benutzen wußte.

Zwei Freunde, die beide, doch jeder allein, eine und dieselbe berühmte Gegend rasch aber aufmerksam durchreist waren, stritten über die Gestalt derselben. Fast über kein Wäldchen, keinen Hügel konnten sie einig werden: die Baumgruppe, die dem einen als ausgebogener Halbzirkel entgegen gekommen war, hatte der andre als einen eingebogenen gesehn; den Abhang der dem einen sehr beschwerlich geschienen, hatte der andre sehr bequem gefunden u. s. w. Endlich waren sie gar darüber uneins, ob ein Gebäude rechts oder links vom Wege liege, und nun zeigte es sich endlich, der eine war jene Gegend von Osten nach Westen, der andre von Westen nach Osten durchfahren, jener also auch immer hinauf, wo dieser hinabfuhr. — Lebensansichten der Jugend und des Alters, dachte ich.

Die Natur sagt mir nicht: Sey arm! Noch weniger befiehlt sie mir: Sey reich! Aber in jedem Augenblick ruft eine Stimme aus meinem Herzen herauf: Sey unabhängig.

Ist denn das Geheimniß der Unabhängigkeit so schwer zu enthüllen? Wer „Nein!" zu sagen und allein zu seyn versteht, hat es gefunden. „Allein? Und was sind Weib und Kinder?" — Ha, ist der Mann rechter Art, so bilden sie nur Ein Wesen mit ihm, bis die letztern auch zur Selbstständigkeit reiften.

N e u i g k e i t e n.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 25. Dec. „Der Abbé de l'Epée," von Bouilly. — Nach einer langen Krankheit trat Hr. Lemm als Abbé zum erstenmale wieder auf. Das sehr zahlreiche Publikum bezeugte ihm beim ersten Erscheinen seine Freude darüber; und nach der langen Erzählung im zweiten Akt erndtete er wieder sehr lebhaften Beifall, der diesmal wirklich nur gerechte Anerkennung der großen Kunst war, mit welcher er sie natürlich vortrug; denn wie bekannt hat diese Erzählung sonst nichts, was die Zuhörer unwiderstehlich zum Applaudiren hinreißen kann. Der Verf. d. Chr. glaubte in der äußern Gestaltung, die Hr. Lemm dem Abbé gab, die Nachbildung eines großen, leider nun schon lange verstorbenen Deutschen zu entdecken. Irrte er nicht, so wünscht er, daß Hr. Lemm auf diese Aehnlichkeit künftig noch mehr Mühe wenden möge; täuschte er sich: vielleicht würde der Künstler es nicht Ursache finden zu bedauern, wenn er wirklich thäte, was er heute gethan zu haben schien, und eine Entweihung Herders wär' es nicht, wenn seine Gestalt als de l'Epee auf dem Theater fortlebte, — wiewohl in der Gesichtsmaske jugendlicher als heute. — Der Eindruck des rührenden Stückes wurde dadurch gestört, daß der Schauspieler der den alten Darlemont machte, sich nicht für diese Rolle paßte. Auch die alte Thürstehers-Wittwe störte durch die seltne Ruhe, mit der sie sich von der Erinnerung des todtgeglaubten Pfleglings überraschen ließ.

Bücher-Chronik.

Briefe über die Dänische Literatur von N. Fürst. Zwei Bändchen. Wien, 1816. bei Gerold. Mit patriotischer Wärme, aber wohl etwas zu weitschweifig, giebt der Verfasser, selbst ein Däne, Nachrichten über die vorzüglichsten Dichter seines Vaterlandes, ihr Leben, ihre Werke, und den Inhalt und Werth dieser letztern. Seine Schrift hat für Deutsche den großen Werth, sie eine Menge neuer Sachen kennen zu lehren, von denen selbst ihre Literatoren wohl nur dunkle Notiz haben mochten. Auch das muß gelobt werden, daß der Verfasser keinen Theil an den Streitigkeiten nimmt, die jetzt in der Dänischen Literatur toben, Baggesen so aufrichtig lobt, als Oehlenschläger; — ob auch immer ganz richtig, können nur Dänische Kunstrichter entscheiden.

Vermischte Nachrichten.

Ein Norddeutscher Gelehrter hat bei der Durchreise durch Verona, einem gelehrten Freunde in Berlin, vier alte beschriebene Blätter geschickt, welche „merkwürdige Bruchstücke juristischer Schriften" seyn sollen, „die sich in der Bibliothek des Domcapitels zu Verona befinden." Ein dritter Gelehrter bemühte sich sehr eifrig in No. 317. der Leipziger Literatur-Zeitung, zu beweisen, wie wichtig diese vier, zu drei verschiedenen Manuskripten gehörende Blätter sind. Sehr zu bedauern ist, daß nicht hinzugefügt wurde, welche Autorität zu Verona die Gefälligkeit hatte, das Ausreißen oder doch Mitnehmen dieser wichtigen Blätter aus Büchern einer dem Staat gehörenden Bibliothek, zu erlauben: denn ohne Erlaubniß geschah es gewiß nicht. — O quantum est in rebus — Was?

— Vor einigen Jahren entdeckte ein mit der Literatur tändelnder Franz. Officier in Florenz eine alte Handschrift von dem Griechischen Roman: „Die Liebschaft des Daphnis und der Chloe, in welcher sich eine Stelle fand, die in allen andern Handschriften fehlte. Er schrieb die Stelle sorgfältig ab, und goß dann das Dintenfaß über das Original aus, und — machte nun Anspruch auf Ruhm, als einziger Entdecker und Besitzer jener Stelle. Und was enthielt sie? Zotelien, dergleichen auch der mittelmäßigste neuere Romanschreiber selbst macht. O quantum est —

— Der Ober-Konsistorialrath Ewald sagt in seiner Schrift für die Juden, Christus sey bis an seinen Tod der Jüdischen Religion zugethan gewesen. Verdient der Nonsens nicht eine scharfe Zurechtweisung?

— Im 5ten Heft der Zeitgenossen wird gesagt: aus der engen Freundschaft des berühmten Geistlichen Schleiermacher mit Friedrich Schlegel, sei die Lucinde hervorgegangen. — — — Nun, wenn der schweigt, den es trifft, keinenfalls andre auch.

— In der Schweiz wird man die der Linth abgewonnenen Gegenden mit einer neuen Kolonie der verarmten Bewohner einzelner Kantone besetzen. Es giebt wohl kein Land in Europa selbst, daß nicht noch mehr unbenutzten Boden hat, als Armen: warum ist diese Art, sie zu versorgen und so den Staat zu bereichern, nicht allgemein? Besonders da jetzt Tausende von Soldaten-Familien müßig hungern. Der Landbau, die natürlichste aller unsrer Lebensfälligkeiten, ist nicht schwer zu erlernen.

— Das Hamburgische Morgenblatt erinnert daran, daß schon Moritz in der Berliner Literatur- und Theaterzeitung 1786 unter dem Titel: „Blunt oder der Gast," ein Fragment eines Trauerspiels gab, das dieselbe Fabel hat, als Werner's 24ster und Müllner's 29ster Februar. —

— Dasselbe Blatt sagt, daß in Europa schon 120, in Amerika sogar 139 Bibelgesellschaften errichtet sind. Ist das gegründet, so liegt nichts daran, ob die Anklage ihrer Gegner, sie seyen nur als Mittel zu tadelhaften Zwecken ersonnen, wahr ist oder nicht. Das Werkzeug ist zu groß geworden für jede Hand, die damit schaden wollte.

— Die Maynzer Zeitung stellt die Bemerkung auf: Kein christlicher Staatsbürger darf seinem Kinde auch nur ein Ohrläppchen wegschneiden: wie dürfen sich die Juden, wenn sie Staatsbürger seyn wollen, erlauben, ihren neugebornen Kindern bald nach der Geburt eine gefährlichere Verletzung anzuthun? Wollen sie Staatsbürger seyn, so müssen sie auch ihre Kinder als geborne Staatsbürger unter dem Schutz der Gesetze stehend betrachten und keine vorsätzliche Verletzung derselben vornehmen. Ob das zu widerlegen ist?

— Eine ausdrückliche Erklärung der Herausgeber des Thüringischen Unterhaltungsblattes, Erholungen, bekennt, daß sie durch das Beiwort Thüringisch gar nicht die „geographischen Punkte" bezeichnen wollen, wo sie ihr Blatt möchten hingehen lassen. Ich denke, man glaubt ihnen diesmal aufs Wort.

1816. Nro. 92.

Ernſt und Scherz

Montag, oder den 30. December.

der alte Freimüthige.

Was verſtand man vor funfzig Jahren in Frankreich unter einem liebenswürdigen Manne?

(Aus dem Franzöſiſchen.)

Welches waren denn in jener Epoche, deren Andenken den Franzoſen immer werth ſeyn wird, die Eigenſchaften und Mängel, die einen liebenswürdigen Franzoſen ausmachten? Wir wollen uns bemühen, ein Gemälde davon zu entwerfen.

Romantiſcher Liebhaber; ſicherer und treuer Freund, in ſo fern die Liebe ſich nicht dazwiſchen ſtellte; Krieger aus Hang und Ehrgefühl; Philoſoph ohne es zu wiſſen, voll Offenheit und Großmuth mit abwaltender Vernunft, war er ſtets ſehr lebhaft darauf bedacht, daß ſeine Aufführung mit ſeinen Einſichten und Grundſätzen übereinſtimme.

Er hielt ſich leicht an Extreme, und entſagte ihnen oft wieder mit erſtaunlichem Leichtſinne. Durch ſeine Empfindungen und erſten Aufwallungen beherrſcht, ließen ihn ſein Geiſt und die Ueberlegung leicht die Fehler einſehen, in die er gefallen war, ſcheuten ihn aber ſelten dawider.

Er war nachgebend ohne ſchwach zu ſeyn; man konnte ihn nicht anders verleiten als durch Enthuſiasmus; man konnte ihn hinreißen, aber nicht gängeln. Seine empfindlichſte Seite war die Eigenliebe unter der Maske der Ehre, wie er denn oft dieſes Wort in entgegengeſetztem Sinne brauchte.

Feuriger Bewunderer der Talente und Künſte, hatte eitler Putz zu viele Gewalt über ihn. Er war von Natur geneigt, ſich für die Tugend zu ereifern, und doch konnte das Laſter, indem es ſeine Verkehrtheit unter einer neuen und reizenden Geſtalt verbarg, ihm oft eine Zeitlang gefallen und ihn überwältigen.

Reich an Unterſcheidungskraft, wenn er bei kaltem Blute war, hatte er keines der Vorurtheile ſeines Zeitalters; er dachte über eine Menge Dinge mit Gründlichkeit, und in vielen Verhältniſſen, wo ſein eigener Vortheil ihn hätte leiten ſollen, handelte er mit Unbeſonnenheit.

Aber ungeachtet dieſer Fehler, ungeachtet dieſer Ungleichheiten liebte man ihn; es war unmöglich, ihn nicht liebenswürdig zu finden, weil er im Umgange immer ein gefühlvolles Herz, Geſchicklichkeit und unerſchöpfliche Munterkeit zeigte, welche die Leiden und die Unbeſtändigkeit des Glückes nicht zerſtören konnten.

Demnach, um in Frankreich für einen Mann von gutem Tone und edlen Manieren zu gelten, mußte man eine verbindliche, zärtliche Pol teſſe haben, — alles was die Eigenliebe Anſtößiges haben kann, zu verbergen wiſſen, — nie mit einem Worte ein niedriges Gefühl oder böſes Herz verrathen.

Man mußte endlich die strengste Wohlanständigkeit, Sanftmuth, Gefälligkeit, Bescheidenheit, Geschmack an unschuldigen Vergnügungen und vorleuchtende Tugendliebe zeigen.

Das ist das Aeußere, das man in guter Gesellschaft nicht entbehren konnte. Es täuschte oft; aber es war doch schon genug, daß man Sprache und Benehmen des tugendhaften Mannes annehmen mußte, um liebenswürdig zu seyn.

Es scheint, daß Alle, die die gute Gesellschaft bildeten, liebenswürdig, geistreich und verbindlich waren. Die allgemeinen Unterhaltungen waren ohne Zweifel leichtsinnig, aber es herrschte ein unerklärbarer Reiz darinnen. Jedermann sprach mit Anmuth und Leichtigkeit; die allgewöhnlichsten Komplimente hatten eine angenehme Gewandheit; die Privatunterhaltungen waren nicht belehrend und es mangelte ihnen sogar an Haltung; aber welche Freundlichkeit, welche Nachsicht, welche Ehrerbietung, welche glückliche Wahl der Ausdrücke, bemerkte man da! Niemals artete der Wortwechsel in Streit aus; nie schien die Eigenliebe beleidigt; sie äußerte sich nur durch das Verlangen zu gefallen und ihren Zweck zu erreichen. Man gehe jetzt in die Cirkel der ersten Classen desselben Landes, und man wird augenblicklich wissen woran man ist, in Betreff der Fortschritte der Sittenverbesserung seit jener Epoche.

Mancherlei.

Das Misverständniß. Eine Anekdote.

Ein Schriftsteller, der für sich nach keinem höhern Lohn geizte, als seinen Zeitgenossen nützlich gewesen zu seyn, erfuhr daß ein Andrer, den er persönlich wenig kannte, dessen glänzende Talente er aber seit langer Zeit und sehr bewunderte, in der drückendsten Lage, krank und verlassen sey. Er hielt es für Pflicht darauf aufmerksam zu machen; und darauf was ein Mann, dessen Namen bei der Nachwelt zu dem Schmuck seines Zeitalters gehören wird, von diesem zu erwarten berechtigt sey. — Das Wort wurde nicht überhört. Viele Einzelne sandten dem Leidenden Gaben mancher Art: aber er wies sie gekränkt, selbst unwillig zurück. Sein Grundsatz war, ein Mann von Ehre — und das soll jeder Mann von Talent seyn, oder er ist unwerth, eins zu besitzen; — dürfe von niemand Geschenke annehmen, als von seinem Fürsten oder im Namen des Staats.

Weit größer als sein Unwille aber war der Schmerz desjenigen, der diese Vorgänge veranlaßt hatte, als er sie erfuhr. „Mein, rief er aus, nein wahrlich! so war es nicht gemeint! Den Mann, dessen Talente ich bewundre, und beneiden würde, wenn ich des Neides fähig wäre, den Mann hab' ich nicht zum Gegenstande des öffentlichen Mitleids herabsetzen wollen! Ich habe nicht gewollt, daß jeder, der mehr Geld in den Händen hat, als er braucht, sich damit das Recht solle erkaufen können, als Wohlthäter auf einen Mann herabzusehn, den er ehren, — und wenn er seinen Reichthum mit Unrecht gewann, fürchten soll. Wer wird denn künftig Thorheiten und Laster züchtigen, wenn derjenige der es vermag, von jedem Thoren und Lasterhaften zur Dankbarkeit verpflichtet werden könnte?"

Mit zorniger Aufwallung ergriff er die Feder, — und legte sie bald wieder hin. „Unter denjenigen, gegen die du schreiben willst, waren gewiß manche Edle, Großgesinnte, denen es nur nicht hell genug wurde, was du gemeint; und das vielleicht ist deine Schuld." —

Die Lampe des Anaxagoras.

So eben hatte Perikles auf der Tribune selbst die Nachricht von dem glänzendsten Gelingen einer von ihm entworfenen Unternehmung erhalten und bekannt gemacht, wodurch die Macht und der Reichthum Athens außerordentlich erhöht werden mußte. Er benutzte das, Beschlüsse fassen zu lassen, die dem Vaterlande jenen Glanz gaben, den nun schon mehr als zwei Jahrtausende anstaunen. Schon ward es dunkel, als er stolz und froh nach Hause gehen wollte: da hörte er in seiner Nähe den Namen Anaxagoras. Der große Philosoph fiel ihm ein, dem er selbst so viel, eine Menge von Jünglingen ihre Bildung, dem Athen einen Theil seines Ruhmes verdankte, und den er seit langer Zeit aus den Augen verloren hatte. „Wo ist er? rief Perikles; wo lebt Anaxagoras? Führ mich zu ihm!" — In der schmutzigsten Vorstadt, am äußersten Ende derselben, in einer halb verfallenen Hütte, einem dumpfigen, von einer einzigen, schwach flimmernden Lampe erleuchtetem Gemache, fand er den Greis, den man mit Bewunderung nannte, so weit man Griechisch sprach, fand ihn auf einem Strohlager, mehr von Kummer als vom Alter erschöpft, dem Tode entgegen schmachtend. Perikles überhäufte ihn mit Entschuldigungen und Liebkosungen. „Komm, komme sogleich mit mir! Mein Haus ist das Deinige, bis Athen Dir gab, was es einem

Manne schuldig ist, der ihm so viel Ehre macht!“ Anaxagoras wendet den matten Blick auf die Lampe, die so eben noch einmal emporflammte und dann erlischt. „Das Oel kommt zu spät!“ flüsterte er. Nimm sie zum Andenken von mir.“ Wenige Augenblicke darauf war auch er erloschen.

Perikles stellte die Lampe in seinem Prunkgemache auf. Er wirkte Ehrendekrete und kostbare Bildsäulen für den Verstorbenen aus, aber wenn sein Blick die Lampe traf, sagte er gleichwohl leise und weich zu sich selbst: „Das Oel kam doch zu spät!“ Einst da so eben nach einem wichtigen Siege, den die von ihm ausgerüstete Flotte erfochten hatte, Gesandte bei ihm mit großen Ehrenbezeugungen den Frieden auszuwirken suchten, den sie von Athen zu erhalten wünschten, traf auch sein Auge auf jene Lampe, und auch in diesem Momente schlug er es mit sichtlicher Verwirrung nieder.

Die Anträge des Perikles, das Gedächtniß des Anaxagoras zu ehren, blieben nicht ohne Einwendungen, vorzüglich von Solchen, die am liebsten alle Ehrenbezeugungen und Reichthümer Athens an sich gerissen hätten: Der Verstorbene habe ja doch nie eine auswärtige Unternehmung geleitet, nie ein wichtiges Amt im Staat bekleidet. Da soll Perikles zuerst ausgerufen haben, was Schiller so schön nachgesprochen hat: „Das Schwerdt ist kein Pfing! Wer damit ackern will u. s. w.

Merkel.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 26sten Dec. Undine, zum neunten Male bei gedrängtvollem Hause. Dem Verf. fällt kein Compliment für den Componisten und die Darstellenden ein, das mehr sagte, als diese nackte Notiz.

— Am 27sten. Welcher ist der Bräutigam? und: Der Schauspieler wider Willen. Das erste Stück ist aus lauter feinen, das zweite aus niedrig-komischen Rollen zusammengesetzt, und keine einzige mißlang; die meisten wurden vortrefflich ausgeführt. Es muß denn doch noch nicht so arg um unser Bühne stehn, als uns so manche wollen glauben lassen. Die und überreden möchten, das Heil derselben hange davon ab, daß sie sie verherrlichten.

Bücher-Chronik.

Parabeln von Krummacher. Drittes Büchen. Essen und Duisburg. 1817. Auch ein drittes Bändchen ist da! Und ist es Schwachheitigkeit, mehr zu sagen. Die einfache, gefällvolle Erzählungsweise des Verfassers, der nicht selten tiefe, noch öfter schön rührende Sinn seiner kleinen Dichtungen, hat ihn längst zum Lieblinge des edelern Theiles der Deutschen Lesewelt gemacht. Die meisten seiner Parabeln gleichen den Veilen des Indischen Liebesgottes, jedes ist eine Blume, aber aus dem Kelch derselben blinkt eine dornartige Spitze hervor; — doch bei diesem dritten Bändchen scheint manche weniger scharf. Oder singt nach dem häufigen Gebrauch die verstärkende Summe an zu erschlaffen? —

Vermischte Nachrichten.

*) Wien am 13ten December 1816.

Noch vor dem Schluß des Jahres beginne ich meine Korrespondenz-Nachrichten, und will Ihnen, lieber Freimüthiger,

*) Der Herausgeber legt sich die Pflicht auf, an diesen Berichten fast nichts zu modeln; — er stechet dem interessant und charakteristisch neuen Ton Einiges zu ihm.

aus unserer schönen Kaiserstadt so manches melden, was Ihnen interessant seyn dürfte. Ich werde Ihnen nicht blos vom Theater und von der Literatur erzählen, (leider sind beinahe alle unsere öffentlichen Blätter diese Theaterzeitungen) ich werde Ihnen auch Mancherlei Tagsbegebenheiten mittheilen, wahre Anekdoten, fonderbare Vorfälle, nützliche Erfindungen, merkwürdige Ereignisse, und hoffe so Ihren Lesern, Ihnen und mir, und den Zweck Ihrer Dienst leisten zu können. — Ich beginne mit Beherzigung der Fremden, welche unsere angebetene Kaiserin verbreitet. Wie sie sich zeigt, ist Liebe und Entzücken, und an der Seite des besten Vaters Sorge, dreifte sie mit mütterlicher Milde Segen und Wohlwollen auf uns nieder. Gott sei Dank! Die Deutsche Frau ist und eine Deutsche Herrscherin; Herzen und Zungen reden eine Sprache, und Bayern und Oesterreich sind auch moralisch Nachbarn geworden, und haben zu einer Familie gehören, die nichts trennen soll. Nur noch Preußen mit uns verschwistert, und Kopf, Herz und Arm verbinden sich zur ewig Deutschen Dreieinigkeit! — Als ich das letzte Mahl im Theater war, es war in der Hof-Operndühne nächst dem Kärtnerthor, bemerkte ich wie kürzlig die Gegenwart der Kaiserin wirke. Die neue Italienische Opergesellschaft, aus München kommend, debütirte — Gott ist mein Zeuge! Schlechteres ist auf den Wiener Bühnen noch nicht gesehen worden — Alles war außer sich, man wollte pfeifen und pochen; — doch ein Blick auf die Kaiserloge: — Auch Sie, die Deutsche Frau, kommt aus München; — „Erträgt mit Schonung das Liebe, sind ihr doch im Besitz des Besten,“ hieß es — und die Sänger konnten ihre Vorstellung beenden, das ihnen doch sonst nicht gegliickt wäre.

In der Regel besuchen Ihre Majestät die Kaiserin alle unsere Schauspielhäuser; auch unsere öffentlichen Bälle in Redoutensälen beehren Sie mit Ihrer allerhöchsten Gegenwart, und die zweite Produktion der großen Dilettanten-Akademie (durch 700 bis 800 Musikliebhaber aufgeführt,) in der Kaiserl. Reitschule, Eintheers Betreibung von Jerusalem enthaltend, wurde

ebenfalls durch die Anwesenheit Ihrer Majestät der Kaiserin zum freudigen Volksfeste umgewandelt. Ueberall ist unsere Mutter, sagen die Armen; überall ist unsere Deutsche Kaiserin jubelt Jung und Alt, und überall ist sie milde, leutselig und gut.

Am 25sten December wird Ihr erlauchter Vater, der König von Baiern hier eintreffen. Im Jannar erwartet man die Königinn, und es wird uns vergönnt seyn, Zeugen des schönsten Bündnisses zu werden. Wohl uns, daß wir Oestreich und Baiern sich so brüderlich umarmen sehn. Sende uns nun Du noch Deinen königlichen Helden, muthiger Brenne! Komm noch noch einmal in unsre Mitte, Friedrich Wilhelm, den wir zur Zeit des Congresses mit solchem Jubel, mit solcher Lust, mit solchem kindlichen Antheil betrachten konnten! —

Die Redoutensäle, das Kaiserl. Ballhaus, die schöneren Gemächer der Kaiserl. Burg; die Reichskanzlei (Wohnung des Königs und der Königinn von Baiern zur Zeit des Congresses) die öffentlichen Palläste ꝛc. alles wird zum Empfang der hohen Fremden im Carneval zubereitet; wir hoffen recht viel Freude und Jubel diesen Carneval. Freilich zwacken und pressen noch immer gewisse elende Spekulationsgeister, Koursjuden, Wucherhunde an unserm innern Frieden; an dem Kredit unserer Papiere. Gegenwärtig haben sie die Borse schon wieder zu ihrem Vortheil gestimmt; allein lange kann dieß nicht mehr dauern; der Einlosungsscheine werden täglich weniger. Erst vor ein Paar Tagen sind wieder um 10,000,000 Gulden im öffentlichen Gebäude verbrannt worden; baares Geld füllt alle Kassen: der Spuk wird bald zu Ende seyn!

Was das Zeitungswesen in Wien betrifft, so geht das ziemlich ordentlich. Der Oesterreichische Beobachter ist ein allgemein geschätztes Blatt; der Wanderer eine Zeitschrift, die für das Volk ungemeinen Nutzen hat, der Sammler, eine nette Zeitung für Damen; die Eipeldauer Briefe sind witzig und sehr verbreitet. Die einzige Wiener Modenzeitung ist ein erbärmliches Geschmier, dessen Redakteur gemeinhin der Wiener Schimpfbold genannt wird, und bloß darum große Künstler herabzieht, um gelesen zu werden. Mdme. Schreder und Mdme. Löwe, Deutschlands erste Tragödikerinnen wagte er mit seinen unsaubern Urtheil zu kränken, und als Organ einer Putzhandlung (!) die Kunst mit Füßen zu treten; allein die weise Zensur wußte sein tolles Gefasel zu beschränken, und so beschreibt der gute Mann, (Hebenstreit, glaub' ich, heißt er,) nur noch die Strohhüte und alles was sein Strohurtheil zu berühren im Stande ist! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Englische Zeitschriften eifern endlich gegen die furchtbare Matrosenpresse, die wirklich an Barbarei alles übertrifft, was man von der Franz. Konskription erzählt, so wie die Behandlung der Matrosen auf den Brittischen Kriegsschiffen, wenig gegen die zurücksteht, welche ehemals die Negersklaven in den Kolonien erlitten. Sie werden mit neunfachen Geißeln bis aufs Blut gepeitscht, an Schnellgalgen gewippt u. s. w. und zwar oft wegen sehr geringer Vergehen. Ein Reisender sah einst auf einem Kriegsschiff einen Matrosen vierzehn Tage mit einem eisernen Maulkorbe herumgehn, weil er beim Auftragen der Speisen, der Frau seines Kapitäns Brühe aufs Kleid geschüttet hatte. Diese barbarische Behandlung ist die Ursache, warum man die Kriegsschiffe nur durch die gewaltthätige Presse, die oft Hausväter aus der Mitte ihrer Familien reißen muß, bemannen kann. Zu den Handelsschiffen finden sich Freiwillige in Menge. So lange jene fortdauert: welchen Inhalt hat der Prunk der Britten mit ihrer Freiheit?

— Die merkwürdige Proklamation ist jetzt bekannt, mit welcher die Engländer in das Königreich Candy auf Ceylon einrückten. Es wird darin mit dürren Worten gesagt, sie kämen „um das Volk von Candy von der Unterdrückung (von Seiten ihrer Regierung) zu befreien, und um jene Malabarische Oberherrschaft zu stürzen, welche seit drei Generationen das Land tyrannisirte.“ Ja, ja! das sprach eine Brittische Proklamation — wie die Buonapartischen es thaten. In Europa sprechen die Britten viel für Legitimität. „Wie viel Generationen gehören dazu, eine herrschende Dynastie legitim zu machen, da sie in Candy es durch drei nicht geworden war? Oder ist das Recht in Europa etwas anders, als in Asien?“ Dergleichen Fragen hort man in den Oppositionsblättern häufig. Der Antworten entsinne ich mich nicht.

— Die Nemesis macht auf den sehr bedenklichen Umstand aufmerksam, daß ein Bürgerkrieg im Himmel zu fürchten sey. Bekanntlich empfiehlt der Engel der dem prophetischen Bauren Adam Müller zuweilen zu erscheinen beliebt, die Zerstückelung Frankreichs; aber in Frankreich ist bekanntlich auch ein prophetischer Bauer, Namens Martin, im Flecken Gallarden, erstanden, ein schlichter, gutmüthiger, ehrlicher, nüchterner — kurz, völlig ein solcher Mensch, als wofür man Adam Müller *) erklärt, und der dem Könige einen Umstand genannt hat, den niemand als der König wissen konnte. Diesem ehrlichen Manne nun hat der Erzengel Raphael erklärt, es sey mit der Obhut, also der Erhaltung, [illegible]. Wie wird sich diese Obhut aber mit dem was der anonyme Engel in Deutschland fordert, vereinigen lassen? Wenn darüber nur nicht zwischen ihnen Auftritte verwirklicht werden, dergl. in der Pucelle beschrieben sind, und wir den Verfasser derselben am Ende auch für einen Propheten erkennen müssen.

— Die „Kommission des öffentlichen Unterrichts“ zu Paris hat die Kunstliebe der Schüler von Ste. Barbe so tadelhaft gefunden, daß sie dem Vorsteher der Schule befohlen hat, alle die im Theater gewesen, in 14 Tagen aus der Schule zu entfernen. Funfzig von den Vätern der jungen Leute haben die Commission bei der Deputirten-Kammer verklagt. Wohl nicht mit Unrecht.

— „Immer und immer, rief jemand einem Pariser Buchhändler zu, keine neuen Romane als von Mdme. Genlis.“ Geduld, antwortete man; künftige Woche erscheint einer von Frau von Staël (über ihren Vater,) und einer von Hn. Depradt, (über die kirchlichen Angelegenheiten.)

*) Martin hat den Vorzug vor Adam, daß man von jenem keine anerkannte Lüge weiß. Letzterer gesteht, auf seiner Reise 1807. den Leuten vorgelogen zu haben, er wolle nur nach Stettin, und einen Schwestersohn seiner Frau besuchen, — wie gleichfalls die Nemesis richtig bemerkt. Auch nimmt Martin gar keine Geschenke; Müller schlägt nur die kleinen aus.

1816. Nro. 93.

Ernſt und Scherz

Dienſtag, oder den 31. December.

der alte Freimüthige.

Rußlands und Deutſchlands Befreiungskriege von der Franzoſen-Herrſchaft u. ſ. w. von D. Carl Venturini. Erſter Theil: Krieg in Rußland. Mit Kupf. u. 1 Karte. Zweiter Theil: Krieg in Deutſchland. Mit Kupf.

Es giebt Geſichter die kenntlich ſind, auch wenn der mittelmäßigſte Pfuſcher im Porträtiren, ſie malte; eben dieſe Geſichter ſind es aber in der Regel auch, die mit voller Wahrheit des Ausdruckes darzuſtellen, ſelbſt Meiſtern gleichſam nur durch einen glücklichen Wurf gelingt. Sie gleichen den wahrhaft großen Weltbegebenheiten, vorzüglich denen der letzten 4 Jahre. Wer immer, und wie er ſie erzählt, er zieht an; aber ſie ihrer Größe und Wichtigkeit gemäß und würdig vortragen zu können, — muß man zum Geſchichtſchreiber geboren ſeyn.

Das iſt denn nun bei Hn. Venturini ſehr ſichtlich nicht der Fall. Er kann die Begebenheiten weder im Ganzen zu großen Gemälden ausarbeiten, noch ihr Einzelnes mit edler Einfachheit aufzählen; weder plan erzählen, noch durch wahre Beredſamkeit ergreifen. Wo er zu erſchöpfen ſucht, wird er weitſchweifig, und wo er in Begeiſterung aufflammen möchte, fängt er an zu — kochen: denn Waſſer brennt nicht. Er ſpricht indeß mit Wärme, und hat mit großem Fleiß geſammelt. Prüfen dagegen ſcheint nicht ſeine Sache: und dazu hatte er auch wohl nicht Zeit, da nur ſo ſchnell als möglich die Bände fertig ſeyn ſollten. Um ſie als merkantiliſche Spekulation noch einträglicher zu machen, hat der Verleger ſogar auch illuminirte Bilderchen beigefügt, dergleichen ſich ſehr hübſch in Kinderſchriften ausnehmen. Das iſt recht klug: denn Waſſer bleibenden Werth haben rhetoriſche Darſtellungen ſo junger Ereigniſſe doch nicht. Die großen Weltbegebenheiten gleichen eigentlich alle dem Jupiter zu Olympia, der nur aus der Ferne geſehen werden mußte, wenn man erkennen wollte, was er ſey; und in Rückſicht auf die mögliche Richtigkeit in der Erzählung von Ereigniſſen, deren Theilnehmer gleichſam eben erſt den Harniſch ausgeſchnallt haben, — —

Als Sulzers äſthetiſches Wörterbuch vor kurzem erſchienen war, verſammelte ſich einſt in Leipzig ein Zirkel ausgezeichneter Gelehrten und Künſtler zum Abendeſſen. Jenes Buch war der Hauptgegenſtand der Unterhaltung. Jeder fand alles darin vortrefflich, was nicht zu ſeinem Fache gehörte: nur das ſchien ihm ſeicht und ſchief. Welchen Schluß Engel daraus zog, weiß man. — Sollte es nicht ungefähr eben ſo, ſelbſt mit den allgemein

gelobten Darſtellungen der neueſten Geſchichte ſeyn, wenn die Augenzeugen nur über das ſprächen, was ſie ſahen? Der Verfaſſer dieſer Anzeige lernte zufällig nur ein Paar ſehr wichtige Fakta derſelben genau kennen, aber ganz genau; und er bethenert hiermit, noch nicht eine Darſtellung davon geleſen zu haben, in der nicht grade die karakteriſtiſchen Hauptzüge fehlen.

Es gehört ein gewiſſer Zeitraum dazu, die Begebenheiten für die Erzählung, die Erzählung zur Geſchichte zu reifen, — die Trauben für die Kelter, den Moſt zum Weine. Wer die Leſe zu früh anſtellt —

Und die beiden folgenden Bände erſcheinen wahrſcheinlich ſchon zur Oſtermeſſe.

Merkel.

Mancherlei.

Das Lachen.

Man muß nicht verſäumen zu lachen, — ſagte einer der Alten — denn man könnte ſonſt ſterben, ohne gelacht zu haben. Zu jener Zeit mochte dieſer Rath weiſe ſeyn; aber in der unſerigen ſcheint er wenigſtens beſtrafend. Entweder war der Rathgeber ſehr krank und fürchtete den Tod, oder die, denen er ihn ertheilte, waren ſehr unglücklich und hatten wenig Gelegenheit ſich zu zerſtreuen.

Das Lachen iſt ohne Zweifel ſehr dienlich: es iſt, wie die Hoffnung, ein Lebensbalſam; es verſcheucht den Unmuth, es erneuert die Luft in der Lunge, erfriſcht das Blut, erleichtert die Verdauung und giebt überhaupt unſerer Phyſiognomie einen Ausdruck von Offenheit, der Anderen eine günſtige Meinung von dem Zuſtande unſerer Seele einflößt.

Aber glücklicher weiſe ſind die Gelegenheiten zum Lachen nicht ſo ſelten, daß man ſie erjagen müßte, als ob man nichts anderes in der Welt zu thun hätte, und als ob man, nachdem man ein armſeliges mal gelacht hätte, ſein Haus beſtellen müßte.

Obſchon ich nicht zu denen gehöre, die immer nur die ſcherzhafte Seite der Dinge ſehen, ſo habe ich doch eben ſo wenig' die traurige Sucht, ſie von der verdrießlichen Seite zu betrachten; und es ſcheint mir, daß, wenn das beſtändige Hohnlächeln des Abderitiſchen Philoſophen ſeinen Mitbürgern unerträglich ſcheinen mußte — die Klägereyen des guten Heraklit über alles und bei jeder Gelegenheit, nicht weniger ekelhaft und läſtig waren.

Der Schlechte lacht wenig; oder lacht nicht herzlich; denn obſchon er es ſo weit gebracht hat, keine Gewiſſensbiſſe mehr zu empfinden, ſo wird er ſich doch nie der Beſorgniſſe entſchlagen können. Er fürchtet unaufhörlich entweder die Rache der Geſetze, oder die Entdeckung ſeiner Anſchläge: er mißtraut jedem der ſich ihm nähert. Er iſt ſich ſelbſt ein furchtbarer und folglich läſtiger Zeuge: er kann demnach keinen Gedanken an Fröhlichkeit haben. Der ſchmeichelhafteſte Erfolg iſt ihm immer durch Furcht und Zweifel vergiftet. Die Erinnerung des Vergangenen, die Berechnung der Gegenwart, die Ungewißheit der Zukunft, die alle ſeine Gedanken aufzehren, laſſen ihm nicht Zeit zu lachen, oder wenn er lacht, ſo verzieht er nur die Lippen.

Parabel.

(Aus dem Arabiſchen.)

An dem vertrockneten Bache ſtand der ſchöne Jüngling Abulata und weinte. „Ach! rief er endlich aus, und ſeine Stimme war wie der Klageton des Vogels im Walde, der das Neſt zerſtört findet, zu dem er mit heißer Sehnſucht zurückflog: ach! rief er aus, wo ſeyd ihr hin, ihr blauen Fluten; die ihr ſo oft und ſo traulich um mich ſpieltet? Keiner iſt nicht der Perlenſchmuck, der die zarten Blumen früh am Morgen betränzet, als ihr warmen, ſchmeichleriſche Töchter des Regens. Aber ihr ſeyd dahin, und ich labe mich nicht mehr dem erhitzten Buſen! — Und immer liebreich blickte die Sonne auf mich hernieder und ſandte die ſchönſten ihrer Geſchoſſe, und im Nu erglänzten ihr, bräutlich geziert, von der Pracht tauſendfarbiger Edelſteine. Aber ihr ſeyd dahin, Töchter des Regens; der gierige Boden unter euren Füßen hat euch zur grauſen Tiefe hinabgezogen; und die heiße Thräne kann ich euch weinen.“

So klagte Abulata, und leiſe hatte ſich ihm der graue Abi genähert, der unter den Schatten der Palmen luſtwandelte. „Jüngling, Du weinſt? Kennſt Du, Sohn Labid's, die Sonne, von der Du wähnſt, ſie habe deinetwegen das Bächlein beſtralt? Glaube und bewahre mein Wort. Nur ihre Gluten wollte ſie in ihm kühlen, ihre Flammengeſchoſſe zogen die freundlichen Waſſer allmählich herauf, und ſie ziehen und ziehen immer, bis das ſorgloſe Bächlein ausgetrocknet iſt. Nun komm und habe Dich aufs Neue, nun erfriſche Deine Glieder. Wie, Du kannſt nicht? Du haſt Dein Bächlein verloren? Deine Füße ſtehen nur auf heißem Sande und ſpitzen Kieſeln? Du biſt ein

eiteler Tropf. Geh und ſuche Dir ein anderes Bächlein. Die Sonne, wenn's ihr gefällt, ſingt doch das Spiel wieder von vorn an.“ So ſprach Abi, und der Jüngling dankte für das Wort, und bewahrte es in treuem Buſen.

August Wernicke.

Gedanken.

Der Haß iſt der Vogel in Freiheit, die Liebe der Vogel an Leimruthen. Wen Du haſſen willſt, das ſteht in Deinem Willen; wen du lieben willſt, nicht alſo. Nach dem Arab.

— Seinen Freunden iſt der Mann eine Regenwolke, die weit und breit die Thäler wäſſert; ſeinen Feinden ein Blitz, der nicht auf trüben Himmel wartet, um hervorzubrechen und zu zünden.

N. d. Arab.

— Ich ſuchte nur meine Ehre zu bewahren und gelangte zum Ruhme, ich weiß nicht wie. Du aber, Sohn Amru's, was haſt Du gethan? Du haſt nur Deinen Ruhm geſucht und biſt um Deine Ehre gekommen, und weißeſt auch wie. N. dem Arab.

— Was jauchzet Ihr, Freunde, dem letzten Glockenſchlagen des alten Jahres entgegen? Hoffet Ihr das Blei von Euch zu werfen, das Euch ſchier zu Boden drückt, und Gold einzutauſchen von dem unbekannten Fremdlinge? Thoren Ihr, die Ihr immer nach dem Glänzenden trachtet! Wie wähnt Ihr doch des Goldes Gewicht leichter als das des Blei's! — (Aus einer Rede des Lopez de Ayala.)

August Wernicke.

Anekdote.

Einem alten Gelehrten, der, was nicht bei allen Alten und Gelehrten der Fall ſeyn ſoll, ſehr weiſe Lebensanſichten hat, ſtellte man einen Jüngling vor, der im 16ten Jahr mehr wiſſen ſollte, als viele andere auch ausgezeichnete Köpfe im 24ſten. Der Greis betrachtete ihn mit Blicken, in denen mehr Bedauern als Verwunderung lag. „Der arme Jüngling, ſagte er ſpäterhin zu einem Freunde, kommt mir vor wie ein Fremder, der in einem Hauſe, wo jedermann um fünf Uhr aufſteht, ſich ſchon um drei Uhr ankleidet. Was will er nun machen, bis die rechte Stunde kommt?“ — „Das Wiſſen allein iſt kein Verdienſt, ſagte er ein andermal; das Frühwiſſen noch weniger: es kommt darauf an, ob man was man weiß, nützlich zu machen, Karakter und Reife hat. Wenn zwei, die gleich viel wiſſen, ſich zu Einem Amte melden, von denen aber der eine 26 und der andere 24 Jahr alt iſt: welcher Vernünftige kann ungewiß ſeyn, ob er dem Letztern, dem Reifern, den Vorzug geben ſoll?“ — „Wer nach zweimal acht Jahren daſteht, wo man in der guten Regel erſt nach viermal acht zu ſtehen pflegt, wird, der Natur der Dinge gemäß, nach zweimal zwanzig Jahren ſeyn, was ein andrer nach viermal zwanzig iſt. Ich glaube faſt, Väter die aus ihren Kindern etwas Ungewöhnliches bilden, ſollten darüber zur Rechenſchaft gezogen werden.“

Zum neuen Jahr 1817.

An die Gönner und Kenner der Schauſpielkunſt.

(Aus dem Wiener Theater-Almanach.)

Ihr denkt wohl gar, ich wünſch' Euch eitel Scherz,
Und eitel Luſt, und Wonnen und Entzücken?
Ey pruſt! Hier auf Erden haust der Schmerz; —
Die Hoff' will auch ihr Recht! Des Schickſals Tücken
Zerfleiſchen mächtiglich des Menſchen Herz.
Geht ihr den Gram aus jenen Augen blicken? —
Und Ihr wollt lachen? — Kummer, Harm, Geſchrei,
Das wünſch' ich Euch hiermit zum neuen Jahr.

Ich wünſch' Euch einen Freund, der ſchwört und lügt,
Der wie ein Dieb in Eure Herzen ſchleichet,
Euch Eu'r Geheimniß ſtiehlt, und Euch betrügt,
Der in der Noth von Eurer Seite weichet,
Dem die verlaßne Unſchuld unterliegt,
Der vor der Tugend nie die Segel ſtreichet,
Der Euch verlacht in drohender Gefahr,
Den wünſch' ich Euch hiermit zum neuen Jahr.

Ich wünſch' Euch eine wunderſchöne Frau,
Di: Euch das Bischen Erdenglück verleidet,
Bloß in der Tugend iſt, im Laſter ſchlau,
Die ſtumpft und leiſt, ſich nie zur Ruh beſcheidet,
Die fremde Bohler heiß empfängt, Euch lau;
Die ſich am Schmerz verſchmähter Liebe weidet,
Die meiſtich trennt das treuſte Liebespaar,
Die wünſch' ich Euch hiermit zum neuen Jahr.

Ich wünſch' Euch einen hübſch verzognen Sohn,
Der poltert, flucht, und ſeine Zeit verpfuſchert,
Der ſeiten Dirnen frohnt, der Lieb' zum Hohn,
Der ſein Gewiſſen ringsum dicht vergittert,
Und der, je lauter die Geſetze drohn,
Nur emſiger nach neuen Sünden wittert,
Den wünſch' ich Euch — dergleichen ſind nicht rar —
Den wünſch' ich Euch hiermit zum neuen Jahr.

Ich wünſch' Euch eine Tochter, gar galant —
Sie ſey nur treu! wenn ſie der Ehre wählet,
Doch ſie den glatten Lüderlich — entbannt;
Für Ehrbarkeit ſey ihre Blöße gestählet,

Sie prüfe nie das Herz und den Verstand,
Wenn der Galan nur runde Sümmchen zählet,
So führ' er sie im Flug zum Traualtar;
Die wünsch' ich Euch hiermit zum neuen Jahr.

Tyrannen selbst, die Treu und Redlichkeit,
Und Pflicht und Tugend allgewaltig stören,
Die lieber mit der ganzen Welt entzweit,
Als mit der guten Sache einig wären:
Dieß alles wünsch' ich Euch — ja, Scherz beiseit!
Ich wünsch' es Euch — Geduld! Ihr müßt mich hören!
Ihr meint, im Leben selbst? — Warum nicht gar!
Nein! auf der Bühne nur zum neuen Jahr.

Adolf Bäuerle.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 26sten Dec. Pagenstreiche, von Kotzebue. Einige Partien dieses immer ergetzenden Lustspiels gelangen sehr gut; andre mißlangen durchaus: z. B. die Mystifikation der alten Freiwerber durch die jungen. Nur einer der letzten, Hr. Stich, spielte dabei lebhaft und fein. Daß der angebliche Adjudant von Säbelknopf dem Alten, den er bereden will, er sey zum Feldherrn berufen, dabei mit der Reitpeitsche bald auf die Brust, bald auf die Schulter klopfte: wie ist es möglich, die Scene so zu vergreifen! Auch das Spiel das-Stiefel mit dem Zopf des Hn. von Brennessel trieb, ist wohl nicht in der Rolle vorgeschrieben.

— Am 29sten Dec. Die kurze Ehe und das Dorf im Gebirge; componirt von Weigl. Beide Stücke wurden in froher Stimmung gegeben und empfangen. In letztem trat Hr. Rebenstein nach sehr langer Abwesenheit wieder auf. Das Publikum begrüßte ihn mit Beweisen des Wohlwollens, die noch lauter und einstimmiger wurden, da er mit Bescheidenheit sich zu seinem Fehler bekannte u. s. w. Am Ende des Stückes wurde er herausgerufen. —

Bücher-Chronik.

Epigramme und vermischte Gedichte von Joh. Fr. Sommerbrodt. Berlin in Sommerbrodts Buchhandlung. 1816. — Salz, Salz in Menge, attisches, bitteres und — es läßt sich nicht läugnen, — mitunter auch Küchensalz. Ein Theil des Inhalts ist eignes Produkt, ein andrer besteht aus Uebersetzungen, die wenigstens in so weit sehr lobenswerth sind, daß die Pointe jedes Scherzes gut übertragen wurde. Der Verfasser ist offenbar ein ausgezeichnet witziger Kopf. Nur eins fehlt ihm: er weiß seine wohlgespitzten Pfeile noch nicht gebührend zu befiedern; der Versbau ist oft fehlerhaft. Das läßt sich durch ein wenig mehr Sorgfalt vermeiden.

Vermischte Nachrichten.

Ein Italienischer Dichter Namens Lazanzi hat eine Ode auf Mdme. Catalani gemacht, gegen welche alle die Lobgesänge Deutscher Dichter auf sie, gesammelte Prosa sind. Sie fängt an: In dem glückseligen Augenblick, in welchem die Kaiserin des Gesanges die Wohnungen der Unsterblichen verließ, um auf die Erde herabzusteigen, entfaltete der Ruf seine von Gold und Lazur blitzenden Flügel, schwebte hin zu den lachenden Ufern der Seine, ließ sich in den Schatten eines Lorbeerbaumes nieder und grub in eine Rinde: Werft euch aufs Antlitz, Sterbliche! u. s. w.

— Dlle. Georges ist wegen ihrer Abwesenheit über den Urlaub, zur Einbuße von funfzig Tagen ihres Gehalts verurtheilt.

— Es gehen Mode-Almanache nach Haity, wo König Christoph auch ein Theater in der Capstadt bauen läßt. Ein Schauspieler aus Brest unterrichtet die Neger im Spielen.

— Der Verfasser eines neuen Melodrams hat es in Paris für die ein für allemal gezahlte Summe von sechzig Francs verkauft, wobei der Käufer sich nicht nur alle Verfasser-Gebühren von den einzelnen Darstellungen in Paris, sondern auch in den Provinzen, und zwei Drittel von dem Honorar beim Druck, vorbehält. Das Stück muß sehr schlecht seyn, oder der Verfasser sehr jung. Und der Käufer? —

— Zu Paris sind „Memoiren Cromwells, von ihm selbst geschrieben" erschienen. Der Gegenstand ist gut gewählt, wenn der Dichter des Romans ein guter Kopf ist.

— Ein Pariser Blatt charakterisirt die neueste Schrift von Chateaubriant so: Der Text ist wohlwollend, die Anmerkungen sind wütend, und die beigefügten Aktenstücke rechtfertigen alle, die in den Anmerkungen angeklagt werden.

— Man erzählt: ein Neugieriger, der einen reisenden Propheten-Bauer besucht hatte, bot ihm beim Weggehn zwei Fredrichd'or an. Der Prophet schlug sie aus; bald hernach aber ließ er dem Geber sagen: „Der Geist habe ihm befohlen, das Geld anzunehmen." Auch zu mir hat der Geist gesprochen, war die Antwort; und zwar daß ich meine Goldstücke behalten soll.

— Zu Mailand ist erschienen: „Das Urtheil Europa's über — Mdme. Catalani." Zur Titelvignette empfiehlt man einen ungeheuer großen Mund, der auf einem ganz kleinen Flötchen bläst.

— Hr. Bergasse, der alte Gegner von Beaumarchais, hat eine Flugschrift herausgegeben, worin er alle, die nicht von Bewunderung für Chateaubriant glühen, für literarische Ketzer erklärt. Sollte er die Bewunderer für großres Geflügel halten?

— Bei den Gebrüdern Henschel in Berlin, ist ein „Deutsches Neujahrsgeschenk auf 1817, zum vierten Jahrhundert der Reformation" erschienen. Der Verfasser dieser Anzeige war von der Lebendigkeit der Gestalt, von der glücklichen Gefälligkeit des Gedankens und der Zierlichkeit der Ausführung des Duodezblättchens so angenehm überrascht, daß er den Lesern dieselbe Empfindung vorbehalten, Ihnen nicht den Inhalt, sondern nur das Daseyn des Geschenkes anzeigen will. — (Die HHn. Henschel wohnen in der Rosenstraße No. 4.)

...is vom 1sten Okt. — 31sten Dec. 2 Th. Pr. Crt. Im Verlage der Haude- und Spenerschen Buchhandlung.

1817.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Nro. 94.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Donnerſtag, den 2ten Januar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Verſtand und Unverſtand.

Daß der Unverſtand den Verſtand anfeindet, iſt in der Regel. Daher darf man ſich nicht wundern, wenn Myſtiker, Fanatiker, Obſcuranten, hyperorthodoxe Theologen und Politiker, und überhaupt Alle, welche gern im Trüben und Dunkeln leben, weil ihre Augen das helle Sonnenlicht nicht vertragen, erklärte Gegner des Verſtandes ſind. Was ſoll man aber dazu ſagen, wenn Männer, die ſich Freunde der Weisheit oder Weltweise nennen, und ſogar als öffentliche Lehrer der Weltweisheit auf Univerſitäten angeſtellt ſind, gegen den Verſtand zu Felde ziehn? — So hat unlängſt Hr. Bachmann, Profeſſor der Philoſophie zu Jena, eine Schrift unter dem Titel: Ueber die Philoſophie meiner Zeit zur Vermittlung, herausgegeben, worin S. 62. und 63. folgende erbauliche Tirade gegen den Verſtand vorkommt: „Der Verſtand iſt, wenn er herrſcht, ein „unglückliches Prinzip, man könnte faſt ſa„gen der Satan, welcher den Menſchen um das „Paradis der Unſchuld bringt, ihn mit der Na„tur und in ſich ſelbſt entzweit, von dem fröhli„chen Daſeyn und den freundlichen Gewohnheiten „des Lebens, in die Wüſteney der bloßen Begriffe „und ein Labyrinth von Gegenſätzen und Wider„ſprüchen verwickelt, ohne ihm den goldenen Fa„den des Eros zu zeigen, der ihn in die freund„liche Welt der Erſcheinungen zurückzuleiten ver„möchte. Dieſer Verſtand, der grauſamſte „Gewalthaber, hat in der Kritik" — nämlich Kant's, der eben in dieſer Stelle von Hrn. B. wieder kritiſirt wird — „ſeinen Thron aufge„ſchlagen; in ſeinem öden Reiche verhallt die Stim„me der Vernunft ungehört, ſie wird des Thro„nes entſetzt, ausgeſtoßen, zertreten, und ihre „heiligſten Güter als Ausgeburten des Wahns „bezeichnet." — Hr. B. wollte unſtreitig die längſt bekannte Wahrheit ſagen, daß eine einſeitige Kultur des Verſtandes ſchädlich ſei, wie es denn jede einſeitige Kultur des Gefühls, der Einbildungskraft, des Gedächtniſſes u. ſ. w. gleichfalls iſt. Statt deſſen ſchimpft er auf den Verſtand ſelbſt, und bürdet ihm Dinge auf, an denen der Verſtand ſo wenig Schuld iſt, als unſer Herr Gott, der ihn uns gegeben; — nicht bedenkend, daß der Verſtand eine eben ſo urſprüngliche, natürliche und nothwendige Ankündigungsweiſe unſers Geiſtes iſt, als jedes andere ſogenannte Vermögen deſſelben, und daß der Verſtand, wenn er da herrſcht, wo er herrſchen ſoll, nämlich im Gebiete der Begriffe, der Abſtrakzion und Reflexion, nichts weniger als ein unglückliches Prinzip oder gar der leidige Gottſeybeiuns iſt.

Da nun aber Hr. B. einmal einen ſolchen Abſcheu gegen den Verſtand hegt, ſo nennt er auch S. 49. Kanten einen Verſtandesmenſchen, und ſagt S. 48. daß faſt alle Philoſophen bloße Verſtandesmenſchen ſeyen. Durch

das Wörtchen fast nimmt er sich selbst natürlich aus, und freilich muß man nach obigen Aeußerungen annehmen, daß wenigstens derjenige Verstand, der nach deutlichen, bestimmten und richtigen Begriffen strebt, um ein gesundes Urtheil darauf zu gründen, eben nicht sein Eigenthum sei. Und doch wirft sich Hr. B. zum Richter aller Philosophen seiner Zeit auf! Auch verwalter er sein Richteramt mit solcher Strenge, daß er sich trefflich zu einem Ketterrichter eignen würde. Denn nach S. 63. ist Kant's Kritik ihrem spekulativen Theile nach entschiedner Atheismus, und nach S. 66. ist dessen moralische Religionslehre bloß ein Deckmantel, den der behutsame Kant aus guten Ursachen dem empörenden Resultate des spekulativen Theils umhing, der aber so dünne gewebt ist, daß der Atheismus fast zwischen je zwei Fäden hindurchblickt. Sonach macht dieser neuphilosophische Ketterrichter, der sich zugleich allen Philosophen seiner Zeit zum Vermittler anbietet, den ehrwürdigen und hochverdienten Kant nicht bloß zum theoretischen, sondern auch zum praktischen Atheisten, zum gottlosen Heuchler. Gleichwohl schilt Hr. B. S. 18. auf die, welche Kanten geringschätzig und verächtlich behandelt haben, und nennt ihn S. 19. einen der größten Geister, die Deutschland je erzeigt hat, ja, trotz Kant's eignen Erklärungen, ein Genie — dessen erster Charakter nach S. 20. Reichthum und Fülle von Ideen, also mehr als bloßer Verstand ist; — endlich S. 23. einen trefflichen Menschen, dessen Sittlichkeit, Herzensgüte, Heiterkeit, Rechtlichkeit und Treue in der Freundschaft alle, die ihn näher kannten, mit dankbarer Verehrung rühmen. Hätte Hr. B. etwas mehr von dem oben bezeichneten Verstande gehabt, so würde er bald bemerkt haben, wie gröblich er sich selbst in seinem Urtheile über Kant's Philosopie und Charakter widersprochen, und wie wenig er daher zum Beurtheiler der Philosophen seiner Zeit, oder gar zum Vermittler zwischen ihnen geeignet sei. Es geht aber Hrn. B., wie vielen andern jungen Schriftstellern unserer Zeit, denen es so wenig wie Hrn. B. an Talenten fehlt, die aber über die Gedanken anderer absprechen, ehe sie ihr eigenes Denkvermögen gehörig entwickelt und ausgebildet haben, und sich daher bei der Unreife ihrer Gedanken und Urtheile, in die handgreiflichsten Widersprüche verwickeln. O heiliger Verstand — möchte man ausrufen — vergieb denen, die dich lästern, und laß sie nicht zur Strafe dafür zu tief in die Abgründe des Unverstandes versinken: denn sie wissen wahrlich nicht, was sie thun!

W.

Frauen-Stifter.

Zu einer Zeit, wo so viel von Frömmigkeit, von religiösen Gefühlen und überirdischer Liebe gesprochen wird, wo man aber der Sache genug gethan zu haben glaubt, wenn man in gar zierlichen Floskeln, und dunkeln Tiraden davon schreibt, und dichtet, oder auch nur liest, unbekümmert ob der Schreibende oder Lehrende etwas dabey fühlt; — ist es sehr gut, daß ein Mann von praktischem Verstande gezeigt hat, wie ein Theil der überschwenglichen irdischen Frömmigkeit ins wirkliche Leben übergehen kann. Dies ist der Verfasser einer kürzlich erschienenen Schrift:

Vorschläge zu Errichtung eines allgemeinen Jungfrauen-Stifts, Cölln, bey Dumont Dachem 1816.

Hierin findet das schöne Geschlecht einen Wirkungskreis angewiesen, in dem die jetzt so oft besprochenen frommen Gesinnungen auf eine sehr zweckmäßige Art thätig gemacht werden können. Es wird gezeigt wie Frauen und Jungfrauen an jedem Ort sich verbinden können, auf eine ehrenvolle Art der Pflege armer Kranken, und der wirklichen Erziehung vorzustehen; wobey alles Gute der vormaligen Nonnen-Klöster und Frauen-Stifter erreicht wird, ohne irgend einen Nachtheil derselben fürchten zu lassen. Zugleich weist diese Einrichtung den Mitgliedern dieses Geschlechts, welche durch Verhältnisse verhindert wurden, sich an einen Mann anzuschließen, einen ehrenvollen Stand in der bürgerlichen Gesellschaft an, und wird schon deshalb vielen Beyfall finden.

Doch fürchten wir, daß der Verfasser dadurch anstoßen wird, daß er in solchen Stiftern ohne Unterschied alle christlichen Confessionen aufnimmt, und daß er den Bürgerlichen gleiche Rechte mit dem Adlichen einräumte. Wenn die Ausführung auch nur zu den frommen Wünschen gehört, so ist doch die Sache sehr zu beherzigen. — Dies Werkchen ist dem Großherzog von Weimar gewidmet. Es wäre zu wünschen, daß man wüßte, wie dieser in sein Zeitalter so schön eingreifende Fürst die darin geäußerten Gedanken aufgenommen hat.

— ? —

Gedanken.

In Berlin erscheint ein sogenanntes dramaturgisches Wochenblatt, und in diesem stehen zuwei-

len sogenannte Gedanken eines Schauspielers, und unter den neuesten derselben, befindet sich auch folgende Aeusserung: „Ein Schauspielhaus, in „dem gepocht und gepfiffen wird, kommt mir vor, „wie eine Schule, wo sich die Kinder klüger „dünken, als ihre Lehrer.“ Und das sagt ein Schauspieler? Da hast Du es, Publikum, wofür manche Leute auf der Bühne Dich ansehen! Man hat so oft die Bühne eine Bildungsanstalt genannt, daß dieser Schauspieler sich im ganzen Ernst für Deinen Lehrer hält. Er hat sich indeß versehn. Die Bühne ist keine Bildungsanstalt, und wenn man sie so nennt, so versteht man unter den Lehrern nicht die Schauspieler, sondern die Dichter, und zwar die guten, die nicht zum Auspochen reizen.

Derselbe Schauspieler gesteht, er denke: „Wenn er sich wochenlang mit Geist und Fleiß (auf eine Rolle) vorbereitet habe, könne ihm durchaus nichts gesagt werden, was er nicht selbst vorher schon durchgedacht und gefühlt hätte.“ — Auch nicht, ob er mit hellem vernünftigen Geiste, richtig gedacht und gefühlt habe? Selbstgefühl bei wahrem Verdienst, ist sehr erlaubt, aber wenn es sich so äußert, reizt es zu dem Zweifel, ob es gegründet ist.

Gondolier-Lied.

Nach dem Venetianischen: La Biondina in gondoletta.

Neulich Abends fuhr im Nachen
Ich ein Mädchen blond und flink.
Zwischen Schlummern und Erwachen
Ihr gelocktes Köpfchen hing,
Auf den Arm gestützt belebte
Sie des Ruderschlages Macht,
Doch der Kahn, der wiegend schwebte
Schloß ihr Auge bald mit Nacht.

Aus gebrochnen Wolken schaute
Ruhevoll des Mondes Bild,
Und die stille See ergraute,
Duftend war die Nacht und mild.
Nur ein Lüftchen wehte kühlend
Durch das goldgelockte Haar,
Mit dem Schleier lieblich spielend
Der so neidisch nicht mehr war.

Ach wie mach' ich meine Wonne
Wie des Engels Reiz euch kund!
Denkt euch Frühlingsschein der Sonne
Ueber Busen, Wang und Mund!
Doch vergeßt nicht gegenüber
Mich der holden Schläferin.
Ach mein Herz! es zog im Fieber
Ungestüm mich zu ihr hin.

Schlummern wollt' ich leise, leise,
Doch die nachbarliche Gluth
Trieb ans Herz im raschern Kreise
Durch die Adern mir das Blut.
Ich begnügte mich, zu schauen
In das schlummernde Gesicht,
Haar und Schleier wieder bauen,
That ich es? — ich weiß es nicht.

Aber hört nun! was geschahe,
— Traut geschloßnen Augen nicht! —
Denn kaum war ich nahe, nahe,
Blickt der Schelm mir ins Gesicht!
Ich entfloh dem wachen Bilde,
Doch wer räth der Mädchen Sinn!
Denn sie strafte mich so milde,
Daß ich jezt noch glücklich bin.

Demuth.

Englische Randglosse.

Erziehung ach! misleitet immerfort.
Die Amme schwatzt uns ihren Glauben;
Was sie begann, bestärkt des Lehrers Wort.
So täuscht das Kind den Jüngling und den Mann.

Haug.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Zum 30sten Dec. war König Lear, von Shakespeare, angekündigt worden, aber einer Unpäßlichkeit des Hn. Kaselitz halber, gab man den standhaften Prinzen von Calderone: d. h. statt eines Spazierganges durch eine Gegend voll erhabner Naturschönheiten, machten wir einen durch einen Holländischen Putzgarten mit geschornen Hecken, Statuen von Buchsbaum, und Beeten voll glänzender Scherben, statt der Blumen. Die frühere Ankündigung darf wohl nicht vergessen werden, wenn man etwa aus dem ziemlich angefüllten Hause auf den Geschmack des Publikums schließen wollte. Die meisten Billets zu den Logen und den Sperrsitzen waren wahrscheinlich zum Lear gelöst worden, als erst die Nachricht der Aenderung, gestern Abend, angeschlagen wurde. — Es hat sich ein Streit über den Werth des standhaften Prinzen erhoben, der von einer Seite mit sonderbar vornehmer Miene, aber mit sehr schwachen Gründen geführt wird. So wurde der Prinz einmal sogar mit Leonidas und Regulus verglichen, und gesagt, er wolle Ceuta nicht abtreten, weil es eine seinem Vaterlande wichtige Stadt wäre. Es ist freilich nicht zu läugnen, daß Heilige oft weltliche Motive zu ihren religiösen Maaßregeln zu haben pflegen, aber Don Fernando verräth so etwas mit keinem Worte. Woher kennt der Vertheidiger also dies Motiv? Don Fernando will nur verhüten, daß

die Stadt, die einmal christliche Kirchen hat, durch das ... chen „schmutziger Mohren" wieder entweihet werde. Denn die Ansicht, daß Andersglaubende unrein sind, diesen echt mahometanischen Glaubenssatz, von welchem das wahre Christenthum nichts weiß, hatten die Portugiesen und Spanier schon von den Mauren angenommen. —

— Am 31sten Dec. Der Sylvester-Abend, ein heute nicht viel, an jedem andern Tage nichts bedeutender Scherz; — Zwei Worte, von D'Aligrac, eine interessante Anekdote; — und Der grade Weg, der beste. Mdme. Devrient spielte in allen drei Stücken. Sie war überall, wie immer, reizend und interessant; aber — die alten, guten Komponisten hatten den Grundsatz, nie dieselbe Stimme, so schön sie seyn mochte, zweimal hintereinander singen zu lassen, und wir sahen Mdme. Devrient hintereinander drei Personen desselben Faches spielen.

Sehr überraschend erfreulich war es, Hn. Kaselitz, dessen Unpäßlichkeit uns gestern den König Lear sogar in einen standhaften Prinzen verwandelte, heut im letzten Stück ganz gesund auftreten zu sehn.

Bücher-Chronik.

Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde auf das Jahr 1817. Herausgegeben von Lembert. Zweiter Jahrgang. Stuttgart. — Statt der vier getroffenen Bildnisse von Schauspielern, welche das Wiener Taschenbuch fürs Theater giebt, findet man hier nur das — nicht ähnliche — Bildniß von Matthisson, weil er — Mitglied der Theater-Intendanz zu Stuttgart ist; Aufsätze über das Theater, mehrere dramatische Versuche und Gedichte, und endlich ein Personen-Verzeichniß von 34 Bühnen. Unter den dramatischen Versuchen ist auch eine Versificirung von Schillers Fiesko, etwas sehr Ueberflüssiges; so wie die ganze Sammlung viel enthält, was eben so gut, und besser, anderwärts stehen konnte, und nichts dazu beiträgt, die Zweckmäßigkeit des Büchelchens zu erhöhen, auch wenn es an und für sich nicht schlecht ist.

Vermischte Nachrichten.

Vom Nieder-Rhein; vom 23sten Dec.

Die Bekanntmachung der Immediat-Justiz-Commission zur Organisirung der Gerichts-Verfassung in den Preußischen Rhein-Provinzen, am 4ten Nov. d. J., hat allgemeine Freude gemacht. Wir haben jetzt endlich Hoffnung, wieder Deutsche Gesetze zu erhalten; nachdem wir uns so lange fremde hatten aufdringen lassen müssen. Was uns bisher von der Preußischen Gesetzgebung abschreckte, der eximirte Gerichtsstand, und die Patrimonial-Gerichte, — davon ist keine Rede mehr; vielmehr dürfen wir vollständige Gleichheit vor dem Gesetz erwarten.

Nur die Notarien und Advokaten, denen die Französische Verfassung die schönste Gelegenheit gab, in kurzer Zeit unverhältnißmäßig reich zu werden, fürchten sich vor der strengern Aufsicht, die eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen dürfte. Diese erheben jetzt in Broschüren aller Art ihre Stimmen so heftig und so laut, für die fremden Gesetze, um die Leute glauben zu machen, es wäre die allgemeine Stimme der Einwohner. Allein wir sehen recht wohl, daß unsre Landsleute in Westphalen, welche auch vorher die Französischen Gesetze hatten, bei denen bald das Preußische Verfahren eingeführt ward, viel glücklicher sind als wir, und wissen nur zu gut, daß sie mit unserer noch provisorischen Lage nicht tauschen würden.

Aus Wien vom 26ten Dec.

Vor einigen Tagen hat sich hier ein tragi-komischer Vorfall ereignet. Ein armer Schneider hat sich Abends um 10 Uhr einen Fiaker genommen, um nach dem Prater zu fahren. Der Kutscher fährt ihn außer dem rothen Thurm-Thor, da schreit der Schneider: halt! öffnet den Schlag des Wagens und eilt auf die nahe Donau-Brücke, steigt auf das Geländer, und stürzt sich in die Fluthen. — Doch das häufig schwimmende Eis läßt ihn nicht ganz untersinken; er ruft um Hülfe, und man rettet ihn. Jetzt liegt er im Spital der barmherzigen Brüder, und soll erklärt haben, wenn er seine Sandel nicht bekommt, (Sandel, Susanna, so heißt wahrscheinlich seine Geliebte) so wolle er künftigen Sommer, wenn's nicht so kalt ist, den Sturz noch einmal probieren.

Der Theaterdirektor Hensler vom Leopoldstädter-Theater, ist zum Direktor des Theaters an der Wien ernannt worden. Davon läßt sich viel Gutes erwarten; Hr. Hensler ist ein äußerst braver Mann, ein Mann von Bildung und Geschmack, als Literat, Oekonom, Direktor und Mensch vielseitig geschätzt und besitzt ein großes Vermögen; er wird dem neuen Theater großen Nutzen bringen.

Das Theater in der Leopoldstadt, oder das ehemalige Kasperl-Theater, fährt fort durch seine ganz eigenen Stücke gute Geschäfte zu machen. Hier sind Parodien, lokale Lustspiele, Feen- und Geisteropern, schauerliche Ritterkomödien und Pantomimen an der Tagesordnung, und man muß gestehen, wenn die Gesellschaft keine tragischen Stücke giebt, die sie nicht durchgängig gut besetzen kann, so leistet sie immer ihre Pflicht im strengsten Sinn des Worts. „Der Raub der Prinzessin Europa" Parodie von Meisl, macht noch immer erstaunliches Glück: das Sujet ist gut: die Erscheinung des Stiers mit Spektakel verbunden, die Musik von Müller sehr brav; die Aufführung rund, lebhaft. Der geniale Schuster, der bei den Fremden im Jahr 1814 als „Stäberl" in den „Bürgern in Wien," Lustspiel von Bäuerle so sehr gefiel, und von dem Könige von Preußen einen kostbaren Brillantring zum Geschenk erhielt, giebt den Jupiter mit unvergleichbarer Laune; Dlle. Ernöckl spielt die Venus mit vieler Grazie, und Dlle. Benda, eine junge Berlinerin, die Minerva wunderartig. Komisch klingt unter den lokalen Oesterreichischen Schauspielern der Berliner Dialekt, und nicht ohne Witz wurde bemerkt: „Schon recht für diese Rolle. Die Weisheit muß Berlinisch reden!"

Im Theater an der Wien machen die Kinderballete noch immer sehr volle Häuser. Die Talente des Hn. Horschelt, ihres Balletmeisters, wissen täglich mehr für das Vergnügen des Publikums zu wirken. Die vier Ballete, die er bisher componirte: „Die kleine Diebin;" „die Wäschermädchen;" „das Waldmädchen" und „Chevalier Dupe" sollen der Theaterkasse 100,000 Fl. eingebracht haben. —

— In Schottland hat sich eine Gesellschaft von Musikliebhabern zur Einführung der Musik beim Gottesdienst verbunden. Man glaubt, daß dies vielleicht zur Aufstellung von Orgeln führen könne, ob diese gleich vom Volk in Schottland noch immer „Teufels-Pfeifen" genannt werden.

— Als am 8ten Dec. zu Rouen die Abbildung der Jungfrau Maria öffentlich aufgestellt worden, wurde ihr, man weiß nicht von wem; eine dreifarbige Cocarde und ein Mehrgehenk Buonapartens angeheftet. Dies verursachte einen solchen Auflauf, daß es lange dauerte, ehe die Polizey diese Zeichen wieder abnehmen konnte.

1817. Nro. 95.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Sonnabend, den 4ten Januar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Geſchichte der Eidgenoſſen vom Tode des Bürgermeiſters Waldmann bis zum ewigen Frieden mit Frankreich. Von Robert Gluz-Blotzheim. Zürich, 1816. — Auch unter dem Titel: J. von Müllers Geſchichten Schweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft, 5ten Theiles 2te Abtheil.

„Welches iſt die wahrhaft hiſtoriſche Methode, der wahrhaft hiſtoriſche Vortrag?" — Man könnte eben ſo gut fragen: welches iſt die wahre Farbe, der richtige Klang? Um zu beſtimmen, wie man erzählen ſolle, muß man mit ſich einig ſeyn, wem und zu welchem Zwecke man es zu thun vorhabe. Faſt immer wann ein Mann von entſchiednem, großen Talent für die Geſchichte, ein verfehltes Werk aufſtellte, geſchah es, weil er über jenen Punkt nicht im Hellen war oder doch nicht feſt an ihm hielt. So ging es vorzüglich Joh. von Müller. Schwerlich hat er jemals einen Leſer gehabt, der nicht einzelne Stellen und Eigenthümlichkeiten ſeiner Schweizergeſchichte innig bewunderte; und ſchwerlich einen, der nicht andre Stellen mit Ueberdruß überhüpfte und ſich von andern Eigenthümlichkeiten zurückgeſtoßen fühlte, bloß weil Müller naiv und gründlich, philoſophiſch und gefühlvoll, kurz alles ſeyn wollte, was irgend eine Gattung von Geſchichtſchreiber ſeyn kann.

Hr. Gluz-Blotzheim ahmt ihm nach, ſucht aber ſichtlich dabei das Grelle dieſer innern Widerſprüche zu mildern und überall einen angenehmern Styl zu haben. Das iſt allerdings lobenswerth: aber darüber widerfährt ihm, in allen jenen Eigenſchaften tief unter Müller zu bleiben, weder ſo gründlich, noch ſo naiv und ſ. w. zu ſeyn, als er. Das beſte wäre freilich geweſen, ſeinem Werk einen durchaus eignen, feſt beſtimmten Karakter zu geben: dann wär' es aber freilich wieder keine Fortſetzung des Müllerſchen geweſen. Ich bedaure Hn. Gluz, daß er eine ſolche unternahm; aber es wäre noch mehr zu bedauren, wenn er das einmal Begonnene nicht vollenden ſollte.

Merkel.

Briefe vom Rhein, von mehreren Verfaſſern.

Erſter Brief.

Sie wünſchen meine Anſicht der Gegenden an unſerm vaterländiſchen Rhein. Ich verſtehe darunter ein treues Gemälde ihres inneren und äußeren Zuſtandes, nach Vorzügen und Mängeln. Dieſes Ihnen nach dem Grade meiner Kunde in einer Ueberſicht zu liefern, wird dahre der mir vorgeſteckte Geſichtspunkt ſeyn. —

Etwas Vollkommnes ſuchen Sie hier nicht; — denn dies lebt überhaupt nur in dem Reiche der Träume; wenigſtens iſt es mir auf meinen häufi-

gen Reisen noch nirgends aufgestoßen —; aber ein schönes Land ist unser Deutsches Rheinland und daher wohl des Beachtens würdig. — Die Bewohner sind ihrer Natur nach ein munteres, kraftvolles und biederes Völkchen; — denn sie gehören ja dem biedern Deutschen Vaterlande an, dessen Karakter und eigenthümliche Sitte sie gewiß ganz wieder auf ihren Boden verpflanzen werden. — Das Muntere verdanken sie dem Eigenthümlichen ihres Landes und dessen Lage, während durch das seinige der nördliche Deutsche schon mehr zu einer ernstern Stimmung geleitet wird. Aber Deutscher Geist und Deutsche Kraft ist auch unter dem fremden entnervenden Einflusse hier noch nicht erstorben, und wird unter einer vaterländischen Regierung gewiß wieder zur schönsten Blüthe gedeihen. — Denn nehmen Sie einmal diese lange Reihe von Jahren unter der fremden Herrschaft; — betrachten Sie die jetzt blühende Generation unserer Rheingegend: — ist sie nicht emporgewachsen unter dem Einfluß der Fremdlinge? — Hat man ihr nicht von der Muttermilch an, fremden Karakter und fremde Sitten durch die Macht einer tyrannischen usurpirten Regierung aufgedrungen? — Und angenommen, die Führer der zarten Jugend, ihre Eltern, waren noch brav und Deutsch genug, — wie man dies von der Mehrzahl gewiß behaupten darf; obgleich damals viele durch den Schwindelgeist einer fremden Revolution angesteckt waren, der auch wohl heutzutage noch in manchem leeren Kopfe spukt — so sah sie, größer geworden und in das bürgerliche oder gesellschaftliche Leben eingeführt, doch überall das vorherrschende Franzosenthum. — Und wie stand es mit der Volkserziehung, die den Keim der elterlichen Pflege ausbilden, die den jugendlichen Geist auf der Richtung zum Bessern fortführen, die die Liebe zum Vaterlande, zur Kunst und Wissenschaft ansachen und befördern soll? — Und wie steht es noch jetzt mit ihr? — Doch, Wunderdinge haben auch nicht geschehen können. Daß aber jetzt die vaterländische Regierung diesem wichtigen Gegenstande ihre besondere Betrachtung widmen wird, liegt schon in den Grundsätzen der Preußischen Staatsverfassung.

Ja, auf jenen wichtigen Gegenstand darf man nur hinblicken und man wird bald erkennen und schmerzlich fühlen, daß die Bewohner des linken Rhein-Ufers, länger als zwanzig Jahre, kein Vaterland hatten! Denn was half ihnen die heimathliche Erde unter fremden Gesetzen, fremdem Einfluß und undeutschen Machthabern! — Die Schulen wurden aufgelöst, zu Lazarethen u. s. w. umgeschaffen und in den Tempeln dem zornigen Mars ein Sühnopfer für die erschlagenen Deutschen Brüder, durch ein: Herr Gott dich loben wir ꝛc., gebracht. — Das war die Zeit der Schmach für das ganze Deutsche Land! — Der Zorn des Himmels war durch Gallische Heere über Deutschland ausgegossen, weil es sich losgesagt hatte von dem Väterlichen in Sitte und Karakter; — weil es fremde Schande und Verderbtheit auf seinen Boden verpflanzt hatte. — Doch das Schicksal versteht zu bessern!

Zur Ehre der Rheinischen Jugend darf ich Ihnen auch sagen, daß der Freiheitskrieg in dem electrischen Jahre 1813, und in den ebenfalls glorreichen Jahren 1814 und 1815, den Deutschen Geist, mit Hülfe ihrer Väter, welche den Unterschied zwischen einer vaterländischen und Französischen Regierung hatten kennen gelernt, in sie hineingezaubert hat, und das in ihr zur Ehre des Nationalcharakters hervorrief, was die machthabenden Fremdlinge in ihr nicht zu vertilgen vermocht hatten. — Ein klares und mächtiges Beispiel, daß kein Feind und Unterdrücker eines Volkes, er erscheine unter welcher Gestalt er wolle, ihm den volksthümlichen Karakter rauben kann, wenn es sich nicht selbst entadelt; — und kein äußeres Verhältniß mächtig genug ist, den Geist der Zeit zu ersticken, wenn es ihn auch augenblicklich unterdrückte. — —

Jedoch, als ich hier des Volksgeistes erwähnte, gedachte ich dessen nur in Beziehung auf die Mehrzahl. Des Ausschusses haben wir auch unter uns, drei Alt und Jung —, welcher als eine heimathlose Heerde umherirrt und in dem längst verschwundenen Hirngespinst, von der großen Nation und Universal-Monarchie, Marschallwürde und Requisitionssystem, Donanen Linie und Freiheit und Gleichheit, wenigstens noch die Rückerinnerung eines magischen Zaubers findet. — *) Diese Zahl ist indeß geringe, und reuige Sünder nimmt der gemeinschaftliche Bund des Vaterlandes auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedanken.

Wie man weiß, sind alle unsre Gartenpflanzen irgendwo wild anzutreffen. Eben so finden sich alle unsre politischen, tief spekulirten Einrichtungen

*) Vielleicht könnte der Held auf Helena, dessen Spießgesellen solche doch am liebsten wohl zu seyn wünschten, sie zur Anlegung einer neuen Kolonie gebrauchen? — Denn, dem Vaterlande sind sie ja doch längst abgestorben.

in ihrer rohen Gestalt auch bei den wilden Völkern. Es kommt nur darauf an, daß man sich darauf verstehe, sie wieder zu erkennen. Man weiß ferner, daß nur Botaniker, welche den wahren Karakter einer Pflanze kennen lernen wollen, nicht das studiren, wozu sie im Garten gemacht wurde, sondern das, was sie im Gebiet der Wildniß von Natur ist. Wie wär' es, wenn man es beim Studium der politisch-gesellschaftlichen Einrichtungen, eben so machte, ihre Natur und Wirkungen in dem rohen Zustand der Gesellschaft untersuchte? Bei den genannten Einrichtungen würde man z. B. finden, daß die wilden Völker Amerika's bei ihrer Gewerb- und Handelsfreiheit sehr glücklich waren, bis sie mit den übrigen Europäern zusammentrafen: da das aber geschah, und sie keinen Staat bildeten, der ihre Gewerb- und Handelsfreiheit gegen die des Auslandes schützte; so verloren sie an die letzten ungeheure Länder; ihre Jagdrevière wurden täglich kleiner, ihr Wohlseyn schwand, und jetzt sind sie so weit, daß nur die Entsagung auf ihre bisherige Art des Wohlseyns, ihre Völkerschaften vom völligen Erlöschen retten kann.

Schiller sagt in einem Gedichtchen: „Der Kaufmann gehe Güter zu suchen, und an sein Schiff knüpfe das Gute sich an.“ Das Wortspiel ist merkwürdig, als eins der sehr wenigen Armseligkeiten, die dem großen Mann entschlüpften. Das Gute das sich an das Schiff knüpft, schwimmt in der Regel auch mit ihm davon, wenn die fremden Staaten in deren Häven es einläuft, den Vortheil ihrer Bewohner nicht bewachen.

Neuigkeiten.

Auf Befehl des Königl. Ministeriums des Innern rückt der Herausgeber in Betreff eines in Nr. 91. dieses Blattes enthaltenen Artikels die Zurechtweisung ein, daß der daselbst erwähnte Deutsche Gelehrte die seinem Freunde in Berlin mitgetheilten Blätter aus der Bibliothek zu Verona weder mitgenommen noch aus Büchern ausgerissen habe; — und daß in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft von v. Savigny, Eichhorn und Göschen B. 5. S. 150. ausdrücklich bemerkt worden, daß die Mittheilung in Abschrift geschehen ist.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Der 7te Januar wurde im Opernhause durch Gluck's Armide mit Pomp verherrlicht. Mdme. Milder gab Armide; Hr. Stümer den Rinnald. Der Verfasser der Chronik, den das Bild der Aufführung vor eilf Jahren vorschwebte, glaubt sein Urtheil über die gegenwärtige, aufschieben zu müssen.

Im Schauspielhause: Die Deutschen Kleinstädter und die Seelenwanderung. — Beide Häuser waren sehr gefüllt.

Bücher-Chronik.

Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen aus der protestantischen Kirche, von Johann Arnold Kanne. 2ter Theil. 1817 Bamberg und Leipzig. — Giebt es in der Natur Strafen der Finsterniß und Körper die dergleichen verstehen? Das weiß ich nicht; aber in unsrer Literatur bilden sich deren immer mehr. Einer der Art ist dies Buch. Seine Helden sind Gichtel, Franke und Hoburg, aber der Hauptheld ist der Verfasser selbst: sie sind ihm nur der Stoff, aus dem er seine Strafen bereitet.

Nachdruck in Wien.

Meisterwerke Deutscher Dichter und Prosaisten. gr. 12. Wien, Kaulfuß und Armbruster. (Eine Sammlung der vorzüglichen Werke klassischer, bereits verstorbener Dichter der Deutschen.)

Diesen Titel fanden wir im Bücherverzeichniß der verflossenen Ostermesse und wußten nicht, was wir hierunter verstehen sollten. Daß sich die Verleger nicht entblöden würden, eine Sammlung Nachdrücke in den Leipziger Meßkatalog einzuräken, konnten wir kaum erwarten, und doch verhält es sich so. Wir haben seitdem diese Meisterwerke erhalten und fanden in den zwanzig Bänden Bürgers, Holtys, Schillers, Gotters und J. G. Jacobis Gedichte, Wielands Oberon, Lessings Nathan, Musäus Volksmärchen, Leisewitz Schriften, Herders Dichtungen und Engels Fürstenspiegel. Wir halten es für unsere Pflicht, den Inhalt dieser Meisterwerke zur Warnung, eines jeden bekannt zu machen, der ein rechtliches Unternehmen darunter vermuthet, und sich dann durch die Kniffe obiger Nachdrucker getäuscht sieht.

Bei dieser Gelegenheit können wir uns des Wunsches nicht enthalten, daß die Hoffnungen bald in Erfüllung gehen möchten, die Deutschlands aufgeweckteste Staatsmänner auf den Congreße in Wien zu Sicherstellung literärischen Eigenthums gaben; denn seit dieser verheißenen Hülfe sind die Nachdrücke vielfältiger als je. Betrachten wir nur, was außer obigen Sammlung seitdem in Wien erschienen ist und fortlaufend erscheint.

Die Deutschen Dichter kommen in einer Taschenausgabe in 16. bei Bauer heraus; bereits sind 42 Bände ausgegeben, die in jedem Monate mit einigen neuen vermehrt werden. Derselbe Nachdrucker liefert zugleich in einer etwas größeren Ausgabe in 12. abermal die Deutschen Dichter und Prosaisten, worin unter andern auch Wielands sämmtliche Werke abgedruckt worden sind und jetzt Klopstocks Werke folgen. Auch hat bei ebendemselben eine Taschenausgabe theatralischer Werke begonnen, worin bereits Gothes Theater in vier Bandchen, und Schillers Don Carlos fertig sind.

Schillers sämmtliche Werke erscheinen eben wieder in neuen Ausgaben gewiß in Wien als auch bei Ferstl in Grätz.

In zwei Romansammlungen, eine bei Haas und die andere bei Härter, werden häufig doppelt Heyse von Fouqués und Schillings Werke nebst den sonstigen besseren Unterhaltungsschriften sogleich nach ihrer Erscheinung nachgedruckt; nebst diesen liefert Pichler einen eigenen Nachdruck von Schillings Werken und Haas setzt seine Ausgabe von Lafontaines Romanen fort.

(Der Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein Empiriker, zu Deutsch Quacksalber, zu Paris, hat ein Memoire drucken lassen, worin er sich bei der Kammer der Deputirten bitter beschwert, daß der Minister des Innern ihm nicht eine Anzahl Kranken habe anliefern wollen, um seine Mittelchen an ihnen zu probiren.

— „Zur Verwehrung der Concurrenz" — Warum soll sie denn verwehrt werden? Der Concurrenz allein verdankt man jährlich in tausend Fällen, daß man etwas Gutes erhält. — Zeigt nun dieses Jahres einen „Reformations-Almanach für Luthers Bekenner und Verehrer" zu liefern gedenkt. Die Idee ist recht gut; wenn nur nicht der Titel schon auf eine gewisse Stumpfheit der Ausführung schließen ließe. Was ist denn ein Bekenner Luthers? Nicht einmal zu ihm kann man sich jetzt bekennen. Er hat ja seine Religion gestiftet, sondern nur Verbesserungen bewirkt, die seit ihm weit überboten sind. Dieser Reformations-Almanach soll Wirigens auch in künftigen Jahren fortgesetzt werden: wem also der Kopf des Brandwurms in die Tasche schlüpft, —

— Die Unterhaltungen in dem Gesellschaftssaal der Schweizerin, die Wittwe eines Schweden und zugleich eine Französin ist, mit einem Worte, der Frau von Staël machen großes Aufsehen. Herr Canning soll ihr über die Französische Nation so harte Dinge gesagt haben, daß sie in Thränen ausbrach; aber die Franzosen behandeln sie nicht zarter. Der Prinz von Polignac sagte zu ihr: Unsere Zeiten gleichen denen der Fronde, nur fehlt uns eine Frau, die so schön und witzig wäre, als Frau von Longueville (die zur Zeit der Fronde eine große Rolle spielte.) Frau von Staël wendete sich an den Sohn des Prinzen: „Nun finden Sie es, sagte sie ihn, daß Ihr Herr Vater mir das sagt?" Ich glaube in der That erwiderte dieser, daß man nicht alles sagen sollte, was man denkt.

— Se. Majestät der König von Würtemberg haben den Postämtern strenge verboten, die ihnen anvertrauten Briefe zu öffnen. — Sollte man glauben daß das irgendwo nöthig sein konnte. — Daß es Länder gebe, wo man für die Sicherheit eines Briefes, den man der Post, das heißt, der Ehre und Redlichkeit des Staates, anvertraut, etwas zu besorgen hat?

— Ein Brief aus Cadix sagt, „daß jetzt in Spanien das Gerücht eines Schlachtfeldes als sehr ehrenvoll betrachtet werde, und daß im verflossenen Sommer ein Korps von 1600 Bewaffneten und dreitausend Geschlachtochsen eine Viertelstunde von Malaga biwouakirt habe, um eine Unternehmung aufzuführen. Nach diesen Nachrichten von dem innern Zustande Spaniens muß man seine Versuche auf Amerika beurtheilen.

— Zwei Zahnärzte zu Paris machen sich jetzt die Erfindung von Porzellan-Zähnen streitig, die sie statt der wirklichen einsetzen. Sollte schon künftigen Jahrs, daß dieser Gebrauch nicht gesetzlich ist?

— Das Journ. de Paris beschreibt einen der festlichen Abende, die man im Hause der Frau Baronin von — zubringt. Frau von L. tanzte eine Gavotte und gab eine Uebersicht der Europäischen Konstitutionen, die alles entzückten. Fräulein von C. trug eine Sonate meisterhaft vor; aber ihr Entwurf zu einem Gesetz über die politischen Wahlen gefiel weniger. Mdme. J. sang eine Romanze und las einen Plan zum Budget, mit einer Deklamation, die alles beraunschte.

— Vier Heldengedichte sind im verflossenen Jahre ins Schwedische übersetzt: die Ilias, die Aeneide, das verlorene Paradis und der Oberon.

— Der 14te, 15te und 16te Sept. wurden zu Buenos Ayres als Feste der erklärten Unabhängigkeit, feierlich begangen.

— Das Morn. Chron. spottet sehr bitter über die Zusammenkunft der Hannoveraner gegen ihre Regierung. — „Es ist wahr, heißt es dabei zum Beispiel: Hannover, obgleich sehr fruchtbar, ist nur wenig bevölkert und hat große Wüsten: aber große Wüsten und ein unterthäniges Volk sind immer besser, als die närrische Freiheitliebe eines großen, thätigen Volks."

— Englische Blätter enthalten eine Proklamation von Seiten der Mexikanischen Independenten, worin bekannt gemacht wird, daß sie nun auch Matagorda und die weite Provinz Texas erobert hätten. Die Spanier besäßen nur noch Vera Cruz. Datirt ist die Proklamation vom 19ten Sept. im 7ten Jahr der Mexikanischen Unabhängigkeit.

— Die Sage, daß Prof. Fischer zu Würzburg sich an den Bundestag gewendet habe, ist durchaus ungegründet. Gewiß ist's aber, daß er seit seiner Entlassung, vom 6ten Sept. keinen Gehalt bekommt, sondern erst die gewagene Bestimmung über eine Pension, aus München erwartet, wo die Angelegenheit mit getrosnter, aber Liberalität entschieden werden soll. Uebrigens bereitet sich die halbe Universität zu Würzburg zu einem Federkrieg gegen ihn, den er wahrscheinlich durch — Schweigen führen wird.

— Einer öffentlichen Berechnung zufolge, bringt das Vorgebirge der guten Hoffnung den Engländern jährlich 250 tausend Dollars mehr ein, als bei den Holländern, und kostet ihnen 244tausend Dollars mehr.

— Der Lobredner eines feigherzigen Mönchsordens rühmte kürzlich zu Paris von ihm: „Er hatte unverbrüchlich an dem Alten, auch wenn es nicht mehr gut taugte." Besser lassen sich, sagt ein andrer, solche Orden nicht karakterisiren, besonders da sie selbst zu solchem Alten gehören. Ob jene Aeußerung aber ein Lobspruch war?

— Se. Majestät der König von Würtemberg lassen die ererbte Menagerie verkaufen, weil ihr Unterhalt zu theuer ist. Se. Königl. Hoheit der Großherzog von Baden lassen viele jener Thiere für die Menagerie zu Karlsruhe ankaufen. — Auch für Königl. Baierische Rechnung werden viele seltene Vögel jener Menagerie gekauft, aber um sie für ein Naturalien-Kabinet ausstopfen zu lassen.

Preis vom 28sten Jun. — 28sten April, 2 Th. Pr. Cur. Im Verlage der Hande- und Spenerschen Buchhandlung.

1817. Nro. 96.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Montag, den 6ten Januar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Die Rechte des Chriſtenthums und des Deutſchen Volks. Vertheidigt gegen die Anſprüche der Juden und ihrer Verfechter, von Fr. Rühs. Berlin, 1816.

Der Streit, ob die ſtaatsbürgerlichen Rechte der Chriſten in ihren Staaten, auch den Juden überall und ganz, ohne Vorbehalt, zu ertheilen ſind, ohne daß ſie Chriſten werden, hat denn endlich eine Wendung genommen, bei welcher die Streitenden und die Urtheilenden wohl thun werden, ſich zu erinnern, in welcher Geſtalt die Sache vor der Nachwelt daſtehen werde, — vor der Nachwelt, deren ſcharfem Blick auch das geheimſte hiſtoriſche Motiv nicht verborgen bleibt. Es iſt zu beſorgen, mancher der pathetiſchſten Streiter werde vor ihr erſcheinen, wie kein Ehrliebender vor ſeinem Bedienten daſtehen möchte.

Der Verfaſſer der obengenannten Schrift hat dieſen Richterblick nicht zu fürchten. Sein Eifer iſt offenbar redlich und uneigennützig: er rechtet für das, was er als Recht erkennt, und thut es mit Scharfſinn, Gelehrſamkeit, Kraft und ruhiger Würde. Dieſe kleine Schrift von nur 72 Seiten, iſt ſo erſchöpfend, daß die Sache als zum Spruch geſchloſſen erſcheint. — Aeußerſt merkwürdig iſt eine Beilage, in welcher der ehemalige Fürſt Primas 1807 ſeine Privatüberzeugung über die Forderungen der Frankfurter Judenſchaft, ausſpricht, und ſich grade für das Gegentheil von dem erklärt, was er ſpäterhin, — freilich für die Summe von 440,000 Gulden, that. Merkel.

Schreiben des verſt. Dichters Chr. F. Weiſſe an den Herausgeber, im Spätſommer 1802.

Allerdings iſt mir der Tod unſers verewigten Engels ſehr nahe gegangen, mein theuerſter Freund! Omnibus bonis flebilis occidit; nulli flebilior, quam tibi et mihi! ob mir gleich in meinem 77ſten Jahre ſolche Trauerpoſten nichts Ungewöhnliches ſeyn ſollten, da mir ſeit einigen Jahren alle meine vertrauteſten Freunde, ein Uz, Zollikoffer, Rammler, Blankenburg, Garve, und wie viel andre abgegangen ſind, und Er unter die wenigen gehörte, die mir noch übrig waren. Ein langes Leben war kaum bei ſeiner von jeher ſehr launigten und ungleichen Lebensart für ihn zu erwarten. Ich ſchickte ihm voriges Jahr meine beiden Töchter, bei einem freundſchaftlichen Aufenthalte im Tellerſchen Hauſe, zum Beſuche, wo ſie ihn mehrmal nach ſeiner liebreichen Aufnahme geſprochen, er ſeinen nicht weit entfernten Tod geahndet, und ſie mir ſeine Unbehülflichkeit nicht genug beſchreiben konnten. Wie ſehr verdanke ich es ihm noch im Grabe, daß er einen ſo — — — — Mann, wie Sie, zu ſeinem Biographen gewählet, da Sie ihn durch ei-

nen vertrauten Umgang in seinen letzten Lebensjahren so genau kennen gelernt, welches gewiß vorzüglich dazu gehörte, ihn ganz nach seinem persönlichen Charakter zu beurtheilen, da er sich in seinen Launen so ungleich war. Sie verlangen, verehrungswürdigster Freund, einige Nachrichten von seinem Aufenthalte in Leipzig. Was ich geben kann, will ich geben. O! daß es viel seyn möchte! Aber mein Gedächtniß ist mir leider! sehr ungetreu, zumal was die Bestimmung der Jahre betrifft.

Da mir seine Magisterpromotion, vom Jahre 1769 unter Dr. Ludwigs und Dr. Frankens Rectorate einfiel, wovon er des letztern, eines steifen, geist- und geschmacklosen, pedantischen Diplomatikers, Magisterexamen aus der natürlichen Theologie, auf das drolligste in seinem eignen lächerlichen Tone zu erzählen wußte, so habe ich den gewöhnlichen sogenannten Panegyrikus aufgesucht, der die Lebensläufe der neuen Magister, von ihnen selbst aufgesetzt, enthält, um nur den ersten sichern Umriß zu haben und ihn für Sie abschreiben lassen: denn von dieser Zeit ungefähr schreibe sich unsere vertraute Bekanntschaft her. Hier ist er! Doch ich muß aufhören. Ein fataler Fluß, der mir in meine ehnedieß zitternde gichtbrüchige Hand gefahren ist, erlaubt mir nicht weiter die Feder zu halten. Ich übergebe sie also meinem Secretaire perpetuel, meiner jüngsten Tochter, die Ihnen sagen mag, was mir von ihm beifällt.

Um diese Zeit, oder doch kurz vorher, mochte er wohl von seinem bisherigen Zögling, dessen in seinem curriculo vitae gedacht wird, aus Verdruß abgegangen seyn, da dieser in einem kleinen Studentenumulte der Anführer soll gewesen sein. Da er ein großer Freund des Theaters war, und meine dramatischen, jetzt beinahe vergeßnen Versuche damals auf der Bühne sehr Mode waren, so suchte er meine Bekanntschaft, und ich fand in ihm den großen und geschmackvollen Mann, in dessen Umgang ich nachmals so glückliche Stunden verlebte. Er begann seine schriftstellerische Laufbahn mit dem Edelknaben, welchen er meinen beiden ältesten Kindern im Drucke zueignete. Er kam dadurch in eine genaue Bekanntschaft mit der Seilerschen Schauspielergesellschaft, die damals mit so außerordentlichem Beifall in Leipzig spielte, und Seiler beredete ihn nachher, mit ihm zurück nach Gotha zu gehen, wo sie damals ihren gewöhnlichen Aufenthalt hatte. Der Herzog wußte ganz sein Verdienst zu schätzen, und um ihn für immer an sich zu fesseln, sagte das Gerücht, habe er ihm die Aufsicht über seine Privat-Bibliothek übertragen wollen, die er aber verweigerte, da er sich nie an einem Orte, vielweniger an einem Hof fixiren mochte, ob er sich gleich dort sehr gefiel. Dieß geschah ohngefähr 72 oder 73. In Gotha machte er, (wie ich nicht anders weiß) den Entwurf zu der Medea, den Götter ausführte, und Benda in Musik setzte, ingleichen, wenn ich nicht irre, zu den beiden Operetten: Der Jahrmarkt, und die Dorfdeputirten. Verse wurden ihm sehr schwer, und ich habe ihm ein paarmal Epilogen, wozu er ungefähr nur 8 bis 12 Zeilen gemacht hatte, vollenden müssen! *) Er kam ungefähr nach dreiviertel Jahr nach Leipzig zurück, wo er in seiner Zerstreuung einen sehr launigten Streich gemacht hatte, indem er seine bisherige Wohnung nicht aufgesagt, und eine andre miethen lassen, worüber er in Anspruch genommen wurde, und beide bezahlen mußte. Er verfiel bald darauf in ein heftiges Fieber, welches seinen Unmuth gar sehr vermehrte, und ihm viel Kosten verursachte. Diese verursachten bei ihm oft den Geldmangel, und brachte manches Projekt zu schriftstellerischen Arbeiten hervor, die er aber eben so geschwind wieder liegen ließ, als er sie angefangen hatte. So setzte er Anmerkungen zu der Uebersetzung der Werke des Diderot auf, mit dessen philosophischen Bemerkungen über das Theater, er äußerst unzufrieden war, und mir bewies, daß er das meiste aus der philosophischen Geschichte unsers Deutschen Bruker genommen, oft falsch verstanden, und noch seiner niemals erwähnt habe. Er machte auch den Anfang zu einem philosophisch-moralischen Wochenblatte, woraus nachmals der Philosoph für die Welt entstanden ist. Die vielen Skizzen zu Komödien ungerechnet, wovon aber meistens nur der Plan, und einige Scenen fertig wurden. Indessen machte er mir, und seinen Freunden bei unsern fleißigen Besuchen, durch die Mittheilung seiner Einfälle viel Vergnügen. Da er so sehr in Leipzig zu bleiben wünschte, so riethen wir ihm, sich zu habilitiren; aber er wollte sich durchaus nicht zu den akademischen Charlatanereien bequemen, die er dabei durchgehen mußte; wir dachten daher auf andere Mittel, ihn in L. zu behalten. — —

Er verließ Leipzig zu großem Leidwesen seiner Freunde. Wie wenig er sich in Berlin gefiel, zeigt

*) Anm. des Herausgeb. Einen ähnlichen Dienst leistete Engel dem berühmten Garve, dem es sehr schwer ward einen Anfang zu seiner Gedankenreihe zu finden. Engel schrieb ihm zuweilen die ersten Zeilen hin, und Garve dann die ganze Abhandlung ohne Correktur zu Ende.

ein Brief an mich, welcher hiebei folgt, und der um dieselbe Zeit geschrieben war. u. s. w.

Seit der Zeit ist er ein einziges Mal durch Leipzig gereist, hatte aber keinen seiner ehemaligen Bekannten aufgesucht und war nicht einmal abgestiegen.

Als ich ihm noch kürzlich durch meine Töchter darüber Vorwürfe machen ließ, entschuldigte er sich damit, daß, wenn er einmal vom Wagen gestiegen und seine alten Freunde würde gesehn haben, er nie wieder würde zurückzubringen gewesen seyn u. s. w.

Gedanken.

Christen! Christenthum! — Es giebt sehr wenig Worte, bei denen es grade jetzt so nothwendig wäre, genau zu erörtern, welchen Begriff sie eigentlich bezeichnen. Manche finden darin Titel, die zum stolzen Herabsehn auf alles andre berechtigen: und doch ist Demuth eine der Haupttugenden, die Christus empfiehlt. Wieder andre behaupten, diese Namen verpflichteten zum blinden Glauben, und doch stehe in der Bibel: Prüfet alles, und das Beste behaltet. — Wohin Die führen wollen, welche das Christenthum in eine Art beschaulichen Lebens setzen, das nicht viel besser ist, als eine beständige Trunkenheit, in der die Nüchternen mit dem Trunknen machen was sie wollen, — das ist klar genug. Eine und zwar die spaßhafte Klasse dieser Letztern sind diejenigen, welche die Ueberspannung religiöser Gefühle als poetisches Motiv brauchen; nun das ganze Publikum dazu bekehren möchten, bloß damit ihre Verse bewundert würden, und darüber — selbst den Kopf verlieren. — Hier steht vielleicht folgende Anekdote nicht am unrechten Orte.

Als der bekannte Dichter Werner seine „Weihe der Kraft“ vollendet hatte, forderte Iffland ihn auf, sein Stück dem Herausgeber dieses Blattes mitzutheilen, auf dessen Urtheil der große Künstler die Güte hatte, einigen Werth zu legen. Werner brachte ihm das Manuskript, und kam nach zwei Tagen es wieder abzuholen. Nach einigen andern Bemerkungen, schlug der Herausgeber eine hochmystische Stelle auf, sah dem Dichter fest ins Auge und fragte ihn: Denken Sie wirklich so? — Der Dichter schien betroffen und meinte endlich, da alle andre Arten des poetischen Interesse verbraucht wären, müße man eine neue versuchen. — Der Herausgeber machte das Buch zu und überreichte es ihm schweigend, und dachte: „Das wird nicht weit reichen!“ — Er irrte sich leider: denn — im eben verflossenen Herbst brachte ein junger Mann ihm als Beitrag ein Kinderlied, worin der Satanas als Meister und Herr des ungetauften Menschen, die Hauptrolle spielte. Der Herausgeber fragte den Dichter, wie ehemals Hn. Werner: „Glauben Sie das?“ Ja, erwiderte jener mit einer Art frommer Aufwallung; ja, ich bin fest davon überzeugt, und muß es seyn, als Theolog. — Der Herausgeber faltete das Blatt ruhig zusammen und gab es ihm zurück; eben nicht mit Freude über die sichtlichen — Fortschritte der öffentlichen Verstandes-Bildung.

Ein Wort des Pfalzgrafen Hans von Simmern.

Gnade nie für Recht! denn besser ist,
Daß ein Frevler seine Thaten büße,
Als daß die Gerechtigkeit entschlafe,
Und dann Gott uns miteinander strafe.

Haug.

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

Unter den pädevlich-politischen Schriften der neuesten Zeit ist wohl eine der interessantesten und nützlichsten, das so eben bei Brockhaus in Altenburg erschienene Werk: „Die Konstitutionen der Europäischen Staaten seit den letzten fünf und zwanzig Jahren. Man findet in dem ersten Theile dieses Werks, dem der zweite bald folgen soll, nach einer gut und freimüthig geschriebnen allgemeinen Einleitung, 1) die Nordamerikanische Konstitution vom J. 1787, die freilich als eine der Englischen nachgeahmte, nur halbeuropäisch ist; 2) die sämmtlichen Französischen Konstitutionen vom J. 1791 bis 1815; 3) die niederländischen Konstitutionen vom J. 1798 bis 1806, deren Vergleichung unter einander, auf sehr lehrreiche Resultate führt. Vorausgehende Einleitungen und nachfolgende Bemerkungen erleichtern das Verständniß sowohl als das Urtheil. Schade, daß die Uebersetzung nicht durch Bestimmung des Grundtextes hinreichend begleitet ist. G.

Vermischte Nachrichten.

Nachtrag zu No. 89 des alten Freimüthigen.

Die Frevler, welche vor Jurzem das Siegeskreuz bei Preußisch-Eylau vernichteten, haben, von ihrem bösen Gewissen gepeinigt, ein Sühnopfer darbringen wollen, indem sie für die Gemeine von Preußisch-Eylau, welche Geld zum Wiederaufbau ihrer im Kriege zerstörten Kirche sammelt, und zu diesem Behuf eine Büchse am Fuße des Kreuzes befestigt hatte, damit jeder Wandernde etwas

pinelnlegen könnte, zwei Friedrichsd'or in die noch dort befindliche Büchse gelegt, mit der ausdrücklichen Bemerkung, das Geschenk komme von den Vernichtern des Kreuzes. Die Gemeinde hat sich jedoch dadurch nicht abhalten lassen, statt der gehofften Danksagung, folgende ihr zur höchsten Ehre gereichende Erklärung in die Leipziger Zeitung setzen zu lassen: „Zehn Thaler Belohnung sichert die Gemeine zu P. demjenigen zu, welcher ihr den Urheber des Frevels, der an dem in ihrer Flur errichteten Kreuze verübt worden, glaubhaft anzeigt. Von ruchloser Hand durchgeschlagen, fiel es in einer der letzten Nächte durch heftigen Sturm. Gedachte Gemeine wird es nie vergessen, daß dieses Denkmal ihrem verodeten Gotteshause zuerst theilnehmende Herzen gewann, und es ist daher ein Gefühl gerechter Dankbarkeit, wenn sie sich bemüht, einer That der Finsternis die verdiente Ahndung zu bereiten."

Nachdruck in Wien.

(Schluß.)

Geistinger setzt die Nachdrücke von Herders und Göthes Werken fort, und druckt die besten Deutschen Uebersetzungen Lateinischer Classiker nach. Auch ist bei demselben ein Nachdruck von Schellers Handwörterbuch in 3 Bänden unter der Presse, wobei ein Dritter, einiger Zusätze und noch mehrerer Auslassungen wegen, seinen Namen dem Werke vorsetzen und jenen Scheller gänzlich wegzulassen gesonnen seyn soll. Erfolgt dies wirklich, so werden wir nicht ermangeln, es sogleich bekannt zu machen.

Härter vollendet eben Jagemanns großes Italienisches Wörterbuch. Er druckt Rankes Bildungsbibliothek nach, und liefert im Verein mit Mackiet in Stuttgart, einen Nachdruck des Conversationslexicons.

Unter dem Titel: Handbibliothek für Nationalökonomie, hat der mehrerwähnte Bauer seit zwei Jahren die Werke von Adam Smith, Say, Jakobs, Canard, Ganilh, Soden und Hufeland nachgedruckt; er setzt auch den Nachdruck von Bertuchs Bilderbuch fort.

Mit dem schmerzlichsten Gefühle müssen wir endlich noch einer nicht lange begonnenen Unternehmung erwähnen, die deren einziges Unternehmen (Hörter) in seiner Anzeige als ein in Europa seltenes Unternehmen der Art rühmt! Es ist eine: Bibliothek historischer Classiker, welche mit Herrens Werken begonnen hat, und die in 8 Bänden beinahe vollendet sind. Hierauf sollen die Werke von Meiners, Degewisch, Spittler, Schlözer, Eichhorn u. a. m. folgen. Also wird diesen zum Theil noch lebenden Schriftstellern der Ehrensold, den sie für ihre unübertrefflichen Arbeiten, die zu den höchsten Produkten Deutschen Fleißes und Deutscher Geisteskraft gehören, und mit Recht der Stolz der Nation sind, geschmälert; der Ehrensold, der sie für lebenslängliche Mühe und Forschung um so weniger entschädigt, als diese Schriften, nur für die gebildetere Klasse der Nation geeignet, sich nicht in vielen Auflagen wiederholen können. Wie glauben daher, daß der Nachdrucker, indem er auf die Bildung der Deutschen einzuwirken vorgiebt, gerade das Gegentheil bewirkt, wenn er unsern hochgefeierten allverehrten Historikern den Ertrag raubt, der ohnehin mit dem was sie leisteten, nie in Verhältnis stehen kann, und somit den Muth zu ähnlichen Arbeiten vernichtet.

Nach Anzählung dieser Sammlungen, wird man uns gerne die Anführung des Einzelnen, zusammen wenigstens eben so viel betragenden erlassen, denn das schon Erwähnte wird ja wohl unsern Wunsch rechtfertigen, daß diesem Unfug Einhalt geschehen und die thn Ausübenden zu andern, ihren sonstigen Fähigkeiten angemessenen Handwerken angehalten werden mögen.

Kopenhagen, den 12ten December 1816.

Noch immer dauert der ansteckende Schwindel fort, der freilich die höchsten Köpfe am leichtesten ergreift, und am längsten fest hält! Noch immer tanzen die Bewunderten um den Altar der Freya. Zum 24sten Nov. hatte ein junger Universitäts-Professor, die gesammte studirende Jugend in den Saal der musikalischen Akademie eingeladen, um über diesen wichtigen Gegenstand eine Rede an sie zu halten. Eine förmliche Komödien-Verschwörung also! Die hohere Behörde hat jetzo diese Versammlung verhindert. Daß die Jünger unsers einzigsten Dichters, die gern eben so leicht wie er, zu Ehren und Würden und früher, sorgen- und arbeitloser Muße gelangen möchten, über Unterdrückung des Genies laut schreien; daß sie fortfahren, den alten Professor Rahbek in der Logik, und den ehemaligen Professor der Aesthetik, Olsen, in der sogenannten Geschmackslehre oder Gesammtheit zu unterrichten; dies, mein Freund, werden Sie leicht errathen. Denn jenen beiden geachteten Veteranen kann und darf es nicht verziehen werden, daß sie trotz des Widerspruches der jungen Weisen, es wagten, ihrer ruhigen Ueberzeugung zu folgen; und sie gleichwohl noch immer nicht ihren Abschied sich erbeten oder erhalten haben. Zum größten Leidwesen der Eingeweihten wird vielmehr der Hr. Prof. und Ritter Oehlenschläger Abschied von ihnen nehmen. Wenigstens erzählen gedruckte Gerüchte uns, daß er mit einem jungen Herrn von Stande auf Reisen gehen wird. Was wir in diesem Falle für einen tüchtigen Universitätslehrer entbehren müssen, bin ich Ihnen, m. Fr., doch noch schuldig, mit den eigenen Worten des Mannes zu beweisen. In der für seinen künftigen Biographen höchst merkwürdigen kleinen Lärmtrommelschrift: An das Publikum, spricht er sich S. 20. folgendermaßen aus: — „Was ist wahrer, guter Geschmack? Was ist geschmackvoll in der Kunst? Ich meine: dasjenige, das zu allen Zeiten gefallt, nicht bloß dem großen Haufen, sondern den mit Phantasie, Gefühl, Verstand und Bildung begabten Menschen. Dies schmeckt ihnen! und daher rührt dieser biblische Ausdruck. Der Beweis, ob ein Kunstwerk Geschmack hat, gründet sich also nicht auf abstrakten Begriffen, sondern auf Autorität; das ist wahr. (Wirklich? Sie setzen gelegentlich, warum Hr. Oe. es von jeher für nöthig gehalten hat, sich mit seinen Lesern, Autoritäten, Anekdoten zu umgeben!) Dies sagt aber nicht: auf den bizarren Meinungen eines Paars Einzelner, die sich gegen die öffentliche Meinung erklären. Wo noch keine Wirkung hervorgebracht ist, da dürfen die Censoren ihre Meinung, den Geschmack bestreiten, äußern. (Wie gnädig!) Allein selbst dann müssen sie, besonders gegen einen gehörigen Verfasser, bescheiden und gewissenhaft seyn u. s. w." — Sie sehen Hr. Oe., liebt die Bescheidenheit ..... an Andern! — Was sagen Sie aber zu dieser Aesthetik in einer Nuß? Vielleicht, daß es auch taube Nüße giebt? Das mögen Sie selbst verantworten, mein Freund! Denn ich, ich wasche meine Hände in Unschuld: unsere poetische Jugend reicht uns Wasser genug! — Uebrigens schicke ich Ihnen hier den elektrischen Funken, der alle diese gegeneinander kreisenden Gewitter veranlaßt hat. (Die Forts. folgt.)

1817. Nro. 97.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Dienſtag, den 7ten Januar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Pabſt Sixtus der Fünfte.

Eine biographiſche Skizze.

Zu einer Zeit, wo man durch politiſche Revolutionen aller Art, leicht wegen der Größe talentvolle Männer irre geleitet werden kann; wo bei Zurückkehrung alter Formen, auch die liebe alter Staatsplage Gewohnheit, und mit ihr das alte Herkommen in manche Staaten wieder einſchleicht, iſt es wohl nicht unzweckmäßig, um der Schwachen und Schwächen willen, die Lebensgeſchichte von Männern zu beleuchten, die ſich aus einer niedern Sphäre, bloß durch ihr Talent, zu der höchſten Stufe menſchlicher Größe und Bewunderung hinaufſchwangen und dadurch bewieſen, daß die immer gerechte Vorſehung ihre Lieblinge aus dem Naturverein der Menſchen berückſichtiget, gleichviel aus welchem Stande. Ein Beiſpiel mag hier eine kurze Skizze von dem Leben des Pabſtes Sixtus des 5ten geben.

Sixtus der 5te wurde im Jahre 1521. am 13ten December in einem Flecken der Mark Ancona, Le Grotte genannt, von ſehr armen Eltern geboren. Sein Vater, Francesco Peretti, war Tagelöhner und hatte in dem Flecken die Magd ſeines Brodherrn geheirathet. Aus dieſer Ehe entſproß Felix Peretti, welcher der älteſte von noch zwei Kindern war, einem Sohn und einer Tochter, Camilla genannt. Dürftigkeit nöthigte den Vater ſeinen älteſten Sohn vom 9ten Jahre an bei einem bemittelten Bürger in Dienſt zu geben, wo er die Schaafe und Schweine hüten mußte. Als Felix ſich einſt mit ſeinen Schweinen auf dem Felde befand, da trug es ſich zu, daß ein Franciſcaner, Michael Angelo, auf einer Reiſe nach Aſcoli den rechten Weg verfehlte, und den Knaben darnach frug. Felix ließ die Schweine allein nach Hauſe laufen, und brachte den Pater nach Aſcoli. Unterwegs entdeckte er ihm ſeinen Wunſch, einſt ein Geiſtlicher oder auch nur deſſen Aufwärter werden zu wollen, und der Pater, der einen Blick auf den naiven muntern Knaben that, errieth die höhere Beſtimmung deſſelben, und gewährte ihm ſeinen Wunſch durch eine Empfehlung an den Guardian eines Kloſters zu Aſcoli. Der Guardian nahm ihn auch als Layenbruder auf, und benachrichtigte den Vater davon, welcher herzlich gern einwilligte.

Im Jahre 1531. im Februar begann daher Felix ſeine neue Laufbahn. Mit dem größten Eifer lernte er die Anfangsgründe ſeiner Mutterſprache und ſo ſchritt er raſtlos zu den übrigen Wiſſenſchaften fort, die in der Schule des Kloſters gelehrt wurden. Durch ſeinen unermüdeten Fleiß und ſeine ſchnellen Fortſchritte, erwarb er ſich die Liebe ſeiner Obern, und im September des Jahres 1534 beſchloß das Kapitel ihn ſein Probejahr antreten zu laſſen und ihn zum Ordensbruder aufzunehmen. Wer war glücklicher als unſer Felix,

ſich da zu ſehen, wohin ſeine heiſſeſten Wünſche gerichtet waren.

Seine Studien ſetzte er nach dem gewöhnlichen Gebrauch der Klöſter, zu Macerata, Fermo, Recanati, Ancona und Osmo fort. Im Jahre 1545 erhielt er zu Urbino die Prieſterweihe, und von der Zeit an nannte er ſich gewöhnlich Montalto, weil ſein Geburtsort in der Montaltiſchen Herrſchaft lag. Ob er gleich ſich überall, wo er hinkam, manchen Gönner verſchaffte, ſo erhielt er doch der Feinde noch mehrere, und dies durch ſeinen Ehrgeiz und ſeine wirklich großen Talente, welche er ſowohl auf der Kanzel, als auf dem Katheder blicken ließ. Bei einem Generalkapitel ſeines Ordens zu Aſſiſi, hatte er die Ehre in Gegenwart des Cardinals Carpi, Protectors der Franziskaner, als Repräſentant des Ordens feierlich zu disputiren. Zu dieſer Feierlichkeit erhielt er vorher die Doctorwürde zu Fermo. Er vertheidigte ſeine, dem Cardinalprotector dedicirten Theſes mit einer ſolchen Ueberlegenheit gegen ſeine Opponenten, daß er ſich dadurch die Gewogenheit des Cardinals erwarb, wodurch er eine neue Bahn zu glänzenden Ausſichten betrat; denn Montalto verſäumte es nicht, die innige Freundſchaft des Secretärs des Cardinals zu gewinnen, und den unermüdeten Empfehlungen dieſes Sekretärs verdankte er auch die im Jahre 1550 erhaltene Profeſſur zu Siena.

Im Jahre 1552 bewürkte ihm der Cardinalprotector den Auftrag, zu Rom in der Kirche zu den heiligen Apoſteln, die Faſtenpredigten zu halten. Hier genoß er den Beifall der hohen Geiſtlichkeit, und beſonders trat er dadurch in Bekanntſchaft mit dem Pater Ghiſtilieri, aus dem Dominicanerorden, welcher die wichtige Stelle eines Paters Commiſſarius bei dem Inquiſitionstribunal zu Rom bekleidete, und hernach unter dem Name Pius der 5te Pabſt wurde.

Späterhin nahm ihn der Abt Marco Antonio Colonna zu ſeinem Privatlehrer in der Theologie, wodurch er wieder eine neue Stütze erlangte. Nur leider verſchaften ihm wieder neue Gönner, auch neue Streitigkeiten in dem Orden, weil Montalto durch dieſen hohen Schutz immer unbiegſamer und trotziger gegen ſeine Vorgeſetzten im Orden wurde: denn nur Beſchwerden über Mangel an Gehorſam liefen faſt täglich über ihn ein.

Nachdem ſich Montalto bald zu Neapel, bald zu Perugia und zu Genua als Faſtenprediger oder auch als Lehrer hatte gebrauchen laſſen, bewirkten die vielen Empfehlungen die zu Gunſten ſeiner von hohen Gönnern bei dem General der Franziskaner einliefen, ihm wieder eine Anſtellung; denn im Jahre 1555 ließ ihm der General ſeines Ordens die Wahl unter ſechs erledigten Profeſſuren. Montalto wählte die zu Venedig, da ſie ihm in dieſer Republik in jeder Hinſicht am meiſten zuſagte. Zu dieſer Stelle wirkten ihm ſeine Gönner Carpi und Ghiſtilieri, bei dem neuen Pabſte Paul dem 4ten noch die Stelle eines General-Inquiſitors zu Venedig aus. Ehe er hin reiſte ertheilten ihm hochkundige Männer noch manchen wichtigen Rath in Hinſicht ſeines neuen Poſtens; aber Montalto achtete dieſen weiſen Rath wenig. Kaum auf ſeinem neuen Poſten angelangt, ſah er ſich auch ſchon wegen ſeines hitzigen herrſchſüchtigen Characters in unangenehme Händel verwickelt, woraus er nur durch den päbſtlichen Nuntius zu Venedig, der ſich zum Glück jedesmal der Sache unterzog, geriſſen ward.

In Venedig erhielt Montalto die ſehr angenehme Nachricht, daß ſein Gönner, der Pater Ghiſtilieri, zum Cardinal ereirt worden ſey. Er unterließ nicht, ſich dem neuen Cardinal, der den Namen Aleſſandrino angenommen hatte, zum fernern Wohlwollen zu empfehlen, welches ihm auch dieſer in ſehr ſchmeichelhaften Ausdrucken verſicherte.

Aleſſandrino erhielt vom Pabſte das Departement über ſämmtliche Inquiſitoren, welches unſerm Montalto ſehr willkommen ſeyn mußte. Der Pabſt Paul, welcher darauf bedacht war, den Einfluß der Inquiſitoren überall zu verſtärken, ließ Montalto eine Inſtruktion geben, allen Buchhändlern in Venedig zu unterſagen, keine zu Rom verbotene Bücher zu führen und keine ohne Cenſur zu drucken. Dieſes Geſchäft, welches Montalto mit der größten Strenge vollführte, zog ihm in einem Staate, welcher eiferſüchtig auf ſeine Freiheit war, von neuem Verdrießlichkeiten zu. Der Nuntius, der wohl einſah, daß Montalto zu weit ging, verwies ihm ſeine Hitze; dieſer kehrte ſich aber hieran nicht, berief ſich auf ſeine erhaltene Inſtruktion und ſuchte ſogar den Nuntius am Römiſchen Hofe verdächtig zu machen. Der Nuntius zog ſich daher von Montalto's Angelegenheiten zurück und überließ ihn ſeiner Verlegenheit. K.

(Die Fortſetzung folgt.)

Vom Niederrhein.

Zweiter Brief.

Hier, wo man an den öffentlichen Verhandlungen mehr Theil nimmt, als in andern Ländern,

welche nie eine constitutionelle Regierung hatten, hat die Bekanntmachung des Plans zu einem allgemeinen Adels-Verein durch ganz Deutschland, die Kette genannt, in den Acten des Wiener Congresses, sehr viel Aufsehen gemacht.

Die Bürgerlichen, welche noch aus der frühern Verfassung glauben, mit den Adlichen vor dem Gesetz und als Staatsbürger gleiche Rechte und Ansprüche zu haben, beschweren sich bitter über ein Zurückschreiten in eine finstere Zeit, wo es nur Herren und Knechte gab. Sie sind aufs unerwarteste überrascht durch eine solche Erscheinung; denn sie schienen zu glauben, der Adel habe mit den fortschreitenden Jahrhunderten bereits, wenigstens zum größten Theil, dem Zeitgeist nachgegeben.

Den Adlichen war hier zwar die Kette nichts neues; denn bereits seit dem Rheinübergang der Verbündeten, im Jahr 1814, arbeiteten manche hier mit Thätigkeit in gleicher Tendenz. Leider fanden sie ein unübersteigliches Hinderniß an dem bürgerlichen General-Gouverneur am Nieder- und Mittelrhein, bei dem auf keine Unterstützung zu rechnen war. Doch zusammenhaltende Beharrlichkeit siegte. Adliche von Wien zurückkommend, brachten im Stillen Kunde mit von dem dort geschlossenen Adels-Bündniß, doch, wohl wissend, wie eifersüchtig hier die Bürgerlichen auf ihre neuerworbenen Rechte sind, hütete man sich, etwas von der Kette laut werden zu lassen. Jenseit des Rheins, wo man mehr an die Vorrechte des Adels gewöhnt ist, glaubte man weniger verschwiegen seyn zu dürfen; und so konnten die Grundsätze der Kette bekannt werden. Diese sind zwar weislich in das Gewand der Gastfreiheit, Bildung und Dichtkunst eingehüllt; allein dennoch erregt es bei den Bürgerlichen bedeutende Besorgnisse; um so mehr da neulich eine Schrift erschienen ist, in der, entkleidet von jenem humanen Gewande, die Grundsätze der Kette klar ausgesprochen worden sind. Sie muß von einem Mitgliede dieses Bundes verfaßt seyn, da sie von der genauesten Bekanntschaft mit dem wahren Zweck desselben zeigt. Sie scheint aber nur für Geweihte geschrieben zu seyn; da sie die Bürgerlichen zu sehr durchschauen läßt, was sie zu erwarten haben.

Diese Schrift führt den Titel:

Keine Volks Repräsentation; mit Bezug auf die wohlerworbenen Rechte des Adels; veranlaßt durch die Schrift des G. St. R. Amelion: „über Staatsverfassung und Souveränität." Germanien. 1816. 8. geh.

Hierin kann jeder über diesen, für die gegenwärtige Zeit so wichtigen Gegenstand, weitere Aufschlüsse erhalten.

Gnome nach Marcus Aurelius.

Der frommen Gattin gehet nach,
Daß immer fromm sie bleibe;
Der bösen Gattin gehet nach
Daß sie's nicht ärger treibe.

Haug.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Im Theater gab man am 3ten Jan.: Der Verschwiegene wider Willen, oder die Jahrt nach Potsdam, von Kotzebue. Eine nicht unwichtige Person, in welcher Hr. Devrient den Angeführten spielte. Das Publikum ergetzte sich daran, die Potsdammer Journaliere mit ihren vier Schecken, und die Pots-Straße in Potsdam zu sehen, lachte viel und applaudirte fast gar nicht.

Hierauf die Dorfsängerinnen; worin Hr. Fischer als Kapellmeister in seinen Launen — doch wohl zu weit ging.

— Am 4ten Jan. Konig Lear. Der alte Monarch hat ein sonderbar Schicksal. Nachdem vor einigen Tagen viele ihm bestimmte Huldigungen dem Kandhaften Prinzen zugefallen, lief er heute, als an einem Sonnabende, Gefahr, eine klagende „Stimme in der Wüste" zu seyn. Aber sein Werth besiegte das Geschick. Ein sehr zahlreiches Publikum bewillkommte ihn — und bewunderte Hr. Devrient, der diese Rolle mit großem Effekt, und darauf gut berechnet giebt.

Bücher-Chronik.

Magazin der Biographien ꝛc. von einer Gesellschaft von Gelehrten. 2ten Bds. 1sten Heft, mit Klopstocks Bildniß. Quedlinburg 1816.

Zeitgenossen. Zweiten Bds., erste Abtheilung. Leipz. und Altenburg, 1817.

Diese beiden Schriften gehen mit gleicher Bestimmung neben einander hin. Die erste sucht ihren Zweck durch schriftstellerische, die zweite durch buchhändlerische Berechnung zu erreichen; das heißt, die erste sucht dadurch zu interessiren, daß sie über einige ausgewählte, wichtige Personen angenehm und vollständig spricht; die zweite dadurch daß sie von so vielen als möglich irgend etwas sagt, gleichviel wie es klingt, und was dabei ausgelassen wird. Die erste giebt nur drei, aber gut geschriebene

Biographien, von Josephine Buonaparte, von Schill und von Klopstock; die andre spricht von sieben Lebenden und fünf Todten, also von zwölf, so bunt, so allerlei, so unvollständig. — Man sieht wohl, es ist nur darauf angelegt, etwas zu liefern das schnell besprochen und verkauft werden soll. — In Betreff der Unvollständigkeit muß ich doch einen Beweis geben. Ich schlage also das Büchelchen noch einmal auf; ich treffe auf das Leben des Grafen D'Entraigues und finde: von seinen Verhältnissen mit J. J. Rousseau, die eigentlich seinem Geist das Gepräge aufdrückten, steht kein Wort darin.

Vermischte Nachrichten.

Unlängst mochten ist auch während der jetzt verflossenen Weihnachtszeit das Berliner Publikum durch Schaustellungen, hier Ausstellungen genannt, unterhalten worden. Irr' ich aber nicht, so haben die Meisten den Gegenstand unter denselben nicht gesehn, neben dem man auch das beste der andern wohl nur ganz leise noch Kunstwerke nennen kann, ein Gemälde, das zweite und letzte historische Stück eines Malers, der durch sein erstes berühmt ward: Das überraschte Modell, von Darbes.

Die Danae, die dieser Künstler vor zwölf Jahren ausstellte, erwarb verdiente Bewunderung. Für die Ausstellung des Jahres 1806 hatte er dies zweite Gemälde verfertigt: aber kaum hatte es in einer ohnehin für Kunst wenig Sinn lassenden Zeit, acht Tage dort gehangen, als der Gang der Begebenheiten seine Rücknahme nothwendig machten. — Die Erlaubniß es in einer spätern Ausstellung wieder erscheinen zu lassen, wurde vergebens nachgesucht, und so ist es fast ganz unbekannt geblieben.

Es stellt die Scene aus Wielands Agathon dar, wie die junge Myris in Gegenwart der alten Kuppelerin, dem Maler Aglaofon zur Danae sitzt, und Alcibiades, der gelauscht hat, von der Schönheit des Mädchens hingerissen, aus seinem Versteck hervortritt. Darbes hat indeß diesen Auftritt nach seinen Zwecken geordnet. Myris sitzt nackt da, — (als Danae, müßte sie wohl eine liegende Stellung haben;) — ein bezaubernd schöner Körper, dessen Fleisch die Dichtung, Venus sey aus dem Meeresschaum geboren, anschaulich macht, der aber doch von dem unerschrockenen Kopf überboten wird, aus dem die Bestürzung einer erschreckten Grazie spricht. Hinter ihr steht die alte Kuppelerin und hält ein weißes Gewand empor, das sie eben über die enthüllten Wunder will herabfallen lassen: aber in ihrer schlauen Kupplerinnen-Miene liegt der Vorsatz, damit zu zögern, bis die gehoffte Wirkung gethan ist, und ein gewisser Stolz auf den Werth der Schätze die sie bewacht. Auch dieser alte weibliche Kopf ist in seiner Gattung trefflich. In der Mitte des Gemäldes sitzt der Maler vor der Staffelei; aber auf das Geräusch des Eintretenden hat er den Kopf zurückgewandt, und man sieht sein Gesicht im Profil: ein echtes, schönes, kräftiges Künstler-Antlitz, mit einem herrlichen Auge. Unwillige Bestürzung scheint aus ihm zu sprechen: denn Aglaofon liebte sein Modell und fürchtete von Alcibiades, was wirklich geschah. Dieser endlich ist ein jugendlicher Held, aus dessen Gesicht schlafende Liederlichkeit leuchtet. Warum der Künstler ihm einen Helm gab, errathe ich indeß nicht. In sein Versteck wird Alcibiades wohl nicht gerüstet gegangen sein. Die Ausarbeitung ist schön, und der Effekt, wenigstens bei der Lampenerleuchtung, außerordentlich. Die Besitzerin will das Gemälde für 400 Fr'er. verkaufen.

An eben dem Orte (unter den Linden Nr. 60) ist auch ein nach vielen Kennzeichen echter und durchaus gut erhaltner Vandyk, einer der schönsten, die es giebt. Auch dieser ist für 1,00 Dukaten feil. Der verst. Darbes selbst schätzte ihn auf einige tausend Thaler. Möchte diese Anzeige den Bildern recht viele Beschauer, also auch Bewunderer verschaffen; und den künftigen Aufenthalt, dessen sie vollkommen würdig sind. —

— Das Morn. Chron. giebt einen Auszug aus einem zu Paris erschienenen Tableau politique de l'Allemagne, und versichert, den Pariser Zeitungen sey verboten, davon zu sprechen. Der Verfasser ist ein Deutscher, Namens Schefer.

Der Prinz-Regent von England hat der Akademie der Künste zu London verschiedne Abgüsse von Antiken des Vatikans und des Louvres, und ein Carton von Raphael zugeschickt. Diesmal verbindet sich auch das Morn. Chron. mit den übrigen Zeitungen in lobenden Danksagungen.

— Dasselbe Blatt macht jetzt — etwas Unerhörtes! — dringende Einwendungen gegen das Verbot, ausländische Fabrikate in England einzuführen. Es sagt: je mehr England den andern Ländern von ihren Fabrikaten abnähme, desto mehr Einwohner derselben setze es in den Stand, Englische Fabrikate zu gebrauchen. — —

— Man beschäftigt sich mit dem Plan, London mit Eisen zu pflastern, aber es wird dagegen eingewendet: da Eisen ein Conduktor sey, könnte der Blitz der an einer Stelle einschlage, überall hin, von der St. Pauls-Kirche, bis zu der Bank, geleitet werden.

— Die Vendéer sollen eine grüne Kokarde (die Farbe des Grafen von Artois) aufgesteckt haben und nur von ihrer Anhänglichkeit an „Karl den Gerechten" sprechen, — sagen Engl. Blätter.

— In Stockholm erscheinen jetzt neun Zeitschriften, in Gothenburg sechs, im übrigen Schweden zwanzig.

— Eine sehr ernste Theater-Kritik! Der berühmte Schauspieler Kean erhielt vor kurzem in London einen anonymen Brief, des Inhalts: „Bei der vorigen Darstellung des Mortimer habe er gegrinset wie eine Meerkatze. Wenn er es bei der heutigen wieder thäte, so sey der Briefsteller entschlossen, ihn — todt zu schießen." Der Vorsteher des Theaters schickte den Brief zur Polizei, die wirklich Sicherheitsmaßregeln nahm.

— In Paris soll eine reiche Russin angekommen seyn, um einen Gatten zu finden. Wie? Zieht sie denn irgend einen Franzosen jedem ihrer Landsleute vor? — Spätere Erörterungen verwandeln das Schmeichelhafte, das darin liegt. Sie soll zwar sehr reich, aber von der Natur so entsetzlich mißhandelt seyn, daß sie daran verzweifelt, in Rußland einen Mann zu finden. Sie soll eine Maske tragen und ihre Hand mit den zwei oder drei Millionen die dazu gehören, demjenigen bestimmen, der sie ohne Larve, ohne Grauen ansehn kann. Ganz ernsthaft versichert man die Wahrheit der Erzählung.

— Eines Morgens vor kurzem, da eben eine große Menge Menschen vor einem Bäckerladen zu Paris nach Brodt wartete, zogen die Franz. Prinzen mit einem prächtigen Gefolge und Fackeln auf die Jagd. Der Contrast machte das Volk so wild, daß es das Gefolge mit Koth bewarf.

1817. Nro. 98.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Donnerſtag, den 9ten Januar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Mein Herr Freimüthiger!

Sie haben neulich ein gar ſtrenges Gericht über Adam Müller's neue Theorie des Geldes ergehen laſſen. *) Mit welchem Rechte, will ich nicht unterſuchen. Aber das müſſen Sie doch eingeſtehn, daß der Mann ſich ſelbſt treu bleibt. Und das iſt in dieſen Tagen der Inkonſequenz doch immer kein geringes Verdienſt. Einen neuen Beweis dieſer Treue gegen ſich ſelbſt, hat Hr. A. M. im neueſten Hefte ſeiner Deutſchen Staatsanzeigen gegeben, den Sie nicht unbeachtet laſſen dürfen. Sie werden nämlich dort ganz am Ende einen kleinen Aufſatz unter dem Titel: Ueber die Theilnahme der Römiſch-katholiſchen an den Bibelgeſellſchaften, finden, worin der Verfaſſer die Tradition für „nichts anders als die öffentliche Meinung der Chriſtenheit“ erklärt und geradezu behauptet, daß er die Bibel ohne Unterſtützung und beſtändige Begleitung jener Tradition, die er auch die auslegende nennt, nicht gelten laſſe. Nur wer die Bibel im Geiſte dieſer auslegenden Ueberlieferung lieſt, iſt nach Hn. A. M. ein echter Bibelleſer; ja die Bibel ſelbſt iſt nur göttlich, inwiefern ſie mit dieſem (von ihm ebenfalls göttlich genannten) Geiſte geleſen und in demſelben begriffen wird. Eben darum erklärt er die Kirche für den „einzig möglichen und würdigen, vollſtändigen Leſer der Bibel“ und will nicht zugeſtehn, „daß die Bibel für den, der ſie nicht mit der Kirche oder unter deren Anweiſung lieſt, ein göttliches Buch ſey.“ Von welcher Tradition, Chriſtenheit und Kirche hier die Rede ſey, iſt für ſich klar. Eben ſo klar iſt aber auch, mit welcher eiſernen Konſequenz dieſer Advocatus — — die Sache des hierarchiſchen Despotismus vertheidigt. Denn wenn Gottes Wort nur dann und inſofern göttlich iſt, wann und wiefern es im Geiſte oder nach der Auslegung der kirchlichen Ueberlieferung geleſen wird: ſo hatten freilich die Reformatoren des ſechzehnten Jahrhunderts ſehr Unrecht, den hierarchiſchen Despotismus und die kirchliche Ueberlieferung ſelbſt, mit Gottes Wort zu bekämpfen und dieſes Wort durch Ueberſetzung in die Volksſprache, auch dem Laien bekannt zu machen.

Werden Sie Sich nun aber nicht, mein Herr Freimüthiger, bei dieſer Konſequenz des Herausgebers der Deutſchen Staatsanzeigen höchlich verwundern, daß ein ſo frommer Mann einem ſo argen Ketzer, als der Profeſſor Krug in Leipzig iſt, erlaubt, ſeine Ketzereien in derſelben Zeitſchrift auszuſprechen? Von dieſem Gelehrten werden Sie nämlich in demſelben Hefte der Staatsanzeigen einen Beitrag zur Theorie des Geldes finden, worin nicht nur die Müllerſche Geldtheorie beſtritten, ſondern auch dem Urheber derſelben der Vorwurf gemacht wird, er ſey in einer Form des

*) S. No. 75.

kirchlichen Glaubens und Lebens befangen, mit der doch die politische Oekonomie eigentlich nichts zu schaffen habe. Ja, am Ende behält sich sogar Hr. K. gegen Hn. M. und dessen Kirche, das Recht der freien Prüfung in alle Wege protestando vor. Sagen Sie mir ums Himmels willen, wie konnte Hr. M. eine so grobe protestantische Ketzerei selbst zu Tage fördern, ohne seine gerühmte Konsequenz aufs Spiel zu setzen? Oder wollt' er nur aus höhern Absichten sich den Schein der Liberalität geben? Helfen Sie mir doch — ich bitte recht sehr, lieber Herr Freimüthiger — aus diesen fatalen Dilemma! J.

Die Venus der Griechen.

Das schönste Gebilde der Phantasie, Schönheit als Göttin, dachte der geistvolle, zartsinnige Grieche die Venus. Vergeistigt und verklärt ward die Schönheit zur weiblichen Form, voll von Unschuld und zarter Schaam.

„Ganz war sie Unschuld. Purpurn entwallte die Schaam
Je dem Reiz, den schüchtern die züchtigen Arme umschlangen,
Rosigem Liche vergleichbar, und überglühte die Wangen."

Himmel und Erde entzückend, indeß sie aus Schaam sich gern vor sich selber verbergen möchte. Darum flößt ihre prunklose Schönheit Bewunderung ohne sinnliche Begierde ein; und wer ihr Bild mit lüsternen Blicken betrachtet, entweiht mit Pöbelsinn das Heiligste der Natur.

Schönheit in keuscher Schaam erweckt Liebe. Venus ist die Schützerin dieses zarten Triebes, der kommende Geschlechter in's Leben ruft. Darum preiset sie Lucrez am Eingang seines Gedichtes von der Natur der Dinge:

„Hehre Venus! die unter des Himmels wandelnden Sternen
Das schifftragende Meer, und die früchtetragende Erde
Ewig bevölkert! Denn dir dankt alles, was athmet, sein süßes
Daseyn, und des Lichtes der Sonne erfreuenden Anblick. —
— — Zu deinen Lockungen, Göttin,
Neigt sich die ganze Natur; der weiten Schöpfung Bewohner
Folgen mit heißer Begier, wohin du sie, Mächtige, leitest. —
Allen hauchst du Verlangen in's Herz und schmeichelnde Sehnsucht;
Allen den Trieb, ihr Geschlecht durch neue Geschlechter zu mehren."

Sie beherrscht Alles, was lebt und athmet, selbst die Götter, und ihr Hauch dringt, wie ein neuerer Dichter singt, durch alle Adern der Natur.

Ihr Dienst war sehr ausgebreitet, aber nicht mit Szenen der Wollust gefeiert, von denen die Schaam erröthend das Auge wegwendet; wenigstens nicht in den schönern Zeiten Griechenlands. Wie von Wollust, so war er auch von Grausamkeit frei. Kein Blut durfte am Altare der Göttin, der Fortpflanzerin alles Lebens, vergossen werden. Blumen, Früchte und Weihrauch waren die Opfer, die man ihr brachte. Dankbare Mädchen opferten ihr auch Stücke ihres Putzes, worin sie gefallen, oder eine Eroberung gemacht hatten, als Weihgeschenke, wie so manche Aufschrift es bezeuget. Aus vielen nur eine:

„Dies Meisterstück aus weichem Saffian,
Die wärmenden Sandalen bringt Bitinna
Zum Weihgeschenk; und dieses marmorfarbne Häubchen,
Des Haares Hülle, Antiklea dar.
Den schönsten Schleier leget
Theophila, und diese schlangenförmige
Aus Gold gewundne Spange Heraklea nieder.
Sie alle sich an Jahren gleich, Genossen
Desselben Hauses und desselben Tisches,
Verehren dir, Cythere, diese Gaben."

Aber nicht nur Mädchen und Jünglinge, auch Frauen und Männer flehten um die Gunst der Liebesgöttin, brachten ihr Opfer, und weihten ihr Altäre. In den meisten Wohnungen stand ein Hausaltar mit dem Bilde der Göttin, den die Vermählten oft besuchten und mit Blumen bekränzten.

Die reine Flamme ehelicher Liebe sollte dadurch genährt, und, wenn sie etwa zu verglimmen begann, immer von Neuem angefacht werden. Und gewiß hatte dieser häusliche Kultus seinen wohlthätigen Einfluß auf das Glück der Verehelichten. Die Beweise der Zärtlichkeit, die Angelobungen der Treue, die man unter den Augen der Göttin gab und nahm, erhielten eine gewisse Heiligkeit; und die Freuden der Liebe wurden dadurch gleichsam geweiht. Für diesen schönen, eines zarten Gemüthes würdigen Dienst der Göttin, haben wir Beweis in Theokrits Epigramm:

„Nicht die Göttin des Volks, es ist die himmlische Venus
Hier im Bilde, das ihr dankend Chrysogone weiht
In Amphikles Hause, mit dem sie Leben und Liebe
Manche Jahre getheilt, täglich mit süßerer Lust.
Denn sie begannen mit dir: o Mächtige! Segen der Götter
Wohnet immer um den, der die Unsterblichen ehrt."

Noch ein Epigram aus der Griechischen Anthologie ist zu zartsinnig und schön, als daß ich es nicht anführen sollte:

„Diesen grünenden Kranz von unverwelklichem Laube,
Diese Lilien, weiß wie der gefallene Schnee,
Mutter der Liebe, weihen wir dir, die mit Lilienunschuld
Und mit unsterblicher Treu unsere Herzen verknüpft."

Mich dünkt, ich sehe das glückliche Paar, wie es den Kranz von Immergrün und die Lilien auf den Altar legt und zu den Füßen der Göttin, Dankbarkeit im Herzen, und Andacht und Liebe im Blicke. — Wenn der Trieb der Sinnlichkeit ausschweifen wollte, so war es gerade Venus, die ihn wieder zurückführte. In den ältern Zeiten hatte in Rom das Sittenverderbniß so sehr um sich gegriffen, daß man für nöthig fand, die sibyllimischen Bücher um Rath zu fragen, wie dem Uebel zu steuern sei. Der Ausspruch war: man müsse die Venus durch Opfer und Gebete versöhnen, damit sie die Herzen umlenke und die entflohene Keuschheit wieder zurückbringe. Man baute der Göttin also Tempel, und nannte sie Venus verticordia, die Herzenlenkerin; und Sulpitia, die Gattin des Fulvius Flakkus, die für die keuscheste Matrone galt, weihte ihr Bild.

Die bildende Kunst hat ihren höchsten Ruhm darin gesucht, die Göttin der Schönheit und Liebe auf mancherlei Weise darzustellen. Am berühmtesten waren die aus dem Meere auftauchende, Anadyomene, des Koischen Apelles; dann die Venus des Praxiteles zu Knidos; in verklärter unverhüllter Schönheit die Medizäische Venus, das Meisterwerk eines unbekannten Künstlers. Bald sitzt sie in einer Seemuschel oder auf einem Delphin; bald tändelt sie holdlächelnd mit Amor, bald sieht sie sich von Grazien und Horen umtanzt. Wenn sie durch den blauen Aether fährt, so sind Schwäne, Tauben oder Sperlinge ihr Gespann. Sie liebt die Myrthe, hinter die sie sich, an Cytherens Ufer landend, verbarg, und die Rose, die ehmals weiß, von dem Blute der Göttin roth ward:

Ja, der Göttin Dornenwunde
Färbt' einst ihren Silberschein;
Und ein Hauch aus ihrem Munde
Strömte Wohlgeruch hinein.

Was der gemeine Sinn des Griechen, was unsere Zeit aus ihr gebildet, davon kann hier wohl nicht die Rede sein: nur als Errettung des zarten Sinns der Griechen wollte ich die wenigen Züge hinstellen, und zeigen, wie etwa der Mythologie reiner Reiz abgewonnen werden könne.

Fasse mit schüchternem Sinn, o Freund, die Freuden der Liebe!
Pflücke mit züchtiger Lust ihre dich reizende Frucht.
Hastige Hände zerdrücken die süßesten Beeren der Trauben,
Ach! und verwischen den Duft, welcher sie lieblich bethaut.

— r.

Mancherlei.

Früge man mich auf Ehr' und Gewissen, in welchen Punkten ich Deutschland durch die letzten zehn Jahre verändert fände? — als einen Hauptzug müßte ich aufführen, daß die Schulmeisterei, die sonst nur aus den Fenstern schalt, bis auf die Marktplätze vorgedrungen ist, und sich dort mit geballter Faust geltend zu machen sucht.

— Die literarische Gevatterei hat zwei Hauptarten des Verfahrens. Einmal: wenn ein guter Nachbar und desgleichen, irgend etwas Mittelmäßiges ausgehen ließ, stemmt die ganze Sippschaft die Hände in die Seiten und kreischt: „Vortrefflich!" Dann: wenn jemand der nicht zu ihr gehört, etwas noch so Gutes und Großes leistete: sie thut, als sey eben nichts geschehen; sie sehe nichts. — Lieber Leser! Wer nie Gevatter zu stehen pflegt, den beurtheile aus der Art, wie man über ihn — schweigt.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 6ten Jan. Minna von Barnhelm; und zwar — Nein, nein! Ich prale gewiß nicht! Man gab sie gut. Eine Bühne die das vermag, hat Mitglieder, auf die sie stolz seyn kann. Denn wie sehr viel Höheres ist hier zu leisten, als in allen jenen Tiraden- und Karikatur-Stücken, die das Ergetzen der Menge sind! Alle Spielende schienen aber auch zu fühlen, daß ihr Werth hier auf der Probe war: sie arbeiteten mit der Haltung die Künstlern ziemt, besonders wo sie etwas Schwieriges zu leisten haben. Mdme. Devrient spielte Minna, sehr ausdrucksvoll, reizend und zart, und ihren Muthwillen so, daß man ihn für einen Entschluß ihres Verstandes erkannte. Sie wurde indeß doch von Mdme. Eunike als Franciska übertroffen, als Franciska, die reine, edle Freundinn, und gleichwohl eine vollendete Soubrette ist. Hr. Bethmann gab Tellheim, Hr. Beschort Riccaut, Hr. Unzelmann den Wachtmeister, Hr. Kaselitz den Just, Hr. Gern d. S. den Wirth. Wie? Ich habe schon gesagt, das ganze Stück wurde gut gegeben; am besten aber von den männlichen Rollen, Riccaut und nächst ihm Just. Der Wachtmeister wurde vielleicht etwas zu sehr invalid gehalten, und der Wirth ein wenig zu stark karikirt, nicht für den Karakter der Person, sondern für den des Stückes, das überall nur auf genußvolles Lächeln berechnet ist. So wurde Riccaut meisterhaft gehalten, und doch bietet dieser die größeste Versuchung zur Karikatur. — Das Publikum war sehr klein. Na-

tlich! Dies Meisterstück weiß jedermann auswendig, und es waren ein Paar Abende vorauszugegangen, die durch viel Neues anzogen.

Vermischte Nachrichten.

Englische Zeitungen sagen, in Madrid werde darüber deliberirt, den Spanischen Kolonien in Amerika freien Handel mit allen Nationen zuzugestehen, um die ersteren zu beruhigen, und die letzteren zur Mitwirkung bei der Unterwerfung zu bewegen: aber man habe das Gutachten der Kaufmannschaft zu Cadix eingefordert, und die werde natürlich abrathen. — Man behauptet, der König werde die Cortes zusammen berufen. — —

— Das Morn. Chron. klagt über die (in einer der vorigen Nn. d. ötl. Journ. erwähnten) Englischen Verse in „den Zeiten," und sagt auch, es sey sichtbar, daß sie ein Deutscher gemacht, der nicht recht Englisch verstanden. Als ersten Beweis wird gleichfalls angeführt, daß man das Englische also im Sinn des Deutschen also gebraucht.

— Man klagt in England darüber, daß die Erleuchtung zur Korneinfuhr zu spät gekommen sey: die Häven seyen zugefroren. — Jndeß die Ministerial-Zeitungen über die neulichen Unruhen Unwillen äußern, sagen die Oppositions-Blätter, sie seyen zum Vortheil der Ministerial-Partei angestiftet worden.

— In Neapel sind die Landstraßen mit Oesterreichischen Wachen so dicht besetzt, daß sie einander zurufen können, und gleichwohl kann den Räubereien nicht Einhalt geschehn. Ist es möglich, ein Beispiel von größerer innerer Auflösung eines Staates zu finden?

— Die Expedition die den Congo hinauf gehen soll, kann als mißglückt betrachtet werden. Zwei Drittel der Mannschaft, der Commandeur, sein erster Lieutenant und die Botaniker sind an einem epidemischen Fieber gestorben. Sollte man nicht glauben, der Schutzgeist Achills wirke?

— Ein Journal, das einst unermüdet und mit unstreitig prophetischem Geist prophezeit im Jahre sang: „Es kann ja nicht immer so bleiben!" und alle Jahr Recht hatte, und haben wird, so lange die Welt steht, dies Journal hat vor kurzem wieder einen Beweis seines großen Scharfsinns gegeben. Es erzählt, Madme. Hortense Buonaparte erhalte täglich 150 Briefe aus Paris. Die arme Frau! Vorausgesetzt jeder dieser Briefe koste sie im Durchschnitt nur zwei Minuten, so muß sie täglich fünf Stunden mit Briefelesen zubringen. Vorausgesetzt, aus der ganzen übrigen Welt kämen nur ein Drittel so viel, und sie beantwortete nur jeden zehnten Brief, und jede Antwort koste nur zehn Minuten — Mich schwindelt! Dagegen muß das Leben auf der Galeere, ein Elysium seyn.

— Der Blick des Genie's ist Sonnenstral. Mahin er fällt, wird sichtbar was bisher jedem andern Blicke verborgen war. Ein Kunstrichter zu Dresden hat bei einer Aufführung der Emilia Galotti entdeckt, daß der Prinz in dem Kabinet, wohin er Emilien führt, ihr unzüchtige Gewalt anthut. Sein Beweis ist unwiderleglich: Odoine sagt ja, sie habe in jenem Zimmer „Gemälde, Gefrorichte" gesehn. Da Emilions Mutter auch in dem Kabinet ist, sollte es zwar nur scheinen, Mutter und Tochter hätten beim Wiedersehen laut über Appiani's Tod geweint; und manche mochte in dem was Claudia ihrem Gatten über das ehrfurchtgebietende Benehmen Emilens erzählt, einen neuen Meisterzug Lessings finden: aber die Mutter hat vermuthlich gelogen. Der Blick des Genie's — Diese Entdeckung, nebst der Versicherung, plattere Gemeinsetzen, als in der Emilia vorkämen, seyen seit Lessing nicht gesagt worden; Odoardo sey ein einfältiger Vater u. s. w. standen am 4ten Jan. 1817 in einem Berliniſchen Blatte, das sich dramaturgisches Wochenblatt zu nennen wagt.

Kopenhagen, den 13ten December 1816.

(Fortsetzung.)

In der Philologie, die fand aufgezeichnete Eigenthümer gehabt hat und zum Theil noch hat, herrscht hier gegenwärtig viel Wind, besonders ein hartnäckiger Westerwind, der schon seit Jahr und Tag aus dem gegenwärtigen Gesichtspunkte heraus bläst. —

Die Musik gewährt uns auf der Bühne und in Concerten viele, und zuweilen sehr reiche Genüsse. Nur das Erhabenste, was die Tonkunst darbieten kann, herzergreifende Kirchenmusiken, wie Mozarts Requiem, Händels Messias u. s. w. erhalten wir gar zu selten. Die Athalia, mehrere Hymnen und Passionscantaten von J. A. P. Schulz; das Hallelujah der Schöpfung und andere Stücke von Kunzen verdienen freilich ihre Unsterblichkeit. Allein folgt daraus, daß sie nur einig wiederholt werden sollen? Warum haben jene Meister und Veteranen keine würdige Nachfolger gehabt? Es geht bei uns, wie überall: das Theater verschlingt alle Zeit und Talente der Tonsetzer; während das ausübende Personale gar zu klein ist, an allen Orten beschäftigt wird, und daher keine Muße erübrigen kann, Neues einzustudiren. Bedenken Sie sonst, welcher Männer wir uns noch immer rühmen dürfen! Wir haben Kunzen, den bewährten Meister des Tones, und besonders des Gesanges, dessen Cropolis und durch Kabale nur gar zu lange vorenthalten ist; den phantasiereichen, vielleicht nur gar zu phantasiereichen Weyse, dessen Opern und Operetten man indeß den ungeheuer fertigen Klavierspieler wohl zu sehr anmerkt; den originalen und kräftigen Kuhlau, der gegenwärtig an einer Oper von Baggesen, Terpander genannt, arbeitet; Zink, den Vater, den Greis dessen Eifer für die würdigste Anwendung der Musik auf das gesellschaftliche bürgerliche Leben, eben so lange bauern wird, wie sein eigenes Leben; Schall, — (nomen et omen habet!) — den kraftvollen Ansführer unserer immer noch ruhmwürdigen Kapelle, (Wir haben wichtige Mitglieder, wie Kayser, den unerschütterlichen Contrabassisten, Schicht, den herrlichen Fagottisten u. A. verstehen!) Schall, den unerschöpflichen Componisten ausdrucksvoller Balletmusiken, denen die Kenner nur mehr Correctheit wünschen. Noch dürfte ich vielleicht ein Paar Männer nennen, die freilich nicht eigentlich im Dienste der Hymnia angestellt sind, durch ihre Kunstliebe aber doch in ihren Kreisen wirken. Ich meine den Jndtigrath Grønland, einen unserer gelehrtesten Kenner der Harmonie, von dem wir unter andern eine gründliche und scharfe Beurtheilung der Volksmelodien des alten Skandinaviens haben; und den Prof. Gander als Verfasser der Polyhymnia, Euterpe und Terpsichore, eines vielumfassenden, und zu wenig beachteten Werkes über Musik, Rhythmik und Betonungsfunk, (Declamation). Ich sage, zu wenig beachtet! Denn z. B. selbst die Dänische Literaturzeitung, die schon durch ihren Titel eine allgemeine Uebersicht verheißt, hat dies Werk eben so wenig angemerket, wie mehrere, größere und kleinere Aufsätze desselben Verfassers, die seit zehn Jahren erschienen sind. Ein stummer Beweis auffallender Parteilichkeit wider den Einen, an einem Orte, wo man so laute Ausbrüche der Parteilichkeit für Andre vernimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

1817. Nro. 99.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Sonnabend, den 11ten Januar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Auch ein Wort über Vandycks Landleben,

vom Verfaſſer des Stücks.

(Vergl. No. 86. des alten Freimüthigen.)

Abermals eine wohlgemeinte Warnungstafel! Die erſte wurde nach der erſten Darſtellung, welche Sachkenner für die letzte Hauptprobe anzuſehen pflegen, eiligſt, doch leider! fruchtlos, in die Zeit. für die alleg. Welt befördert. Jetzt findet „die ernſte Kritik" — d. h. ein Herr G. — „durch die außerordentliche Wirkung, welche das Stück in Dresden gethan, und die Menge wohlgeſchriebener Nachrichten davon" — Kein Wunder! ſie rühren von anerkannten, zum Theil auch genannten Kunſtrichtern her — ſich genothdrungen, auch darin zu ſprechen, — ohne einer Aufführung beigewohnt oder das Stück geleſen zu haben! Um die Kritik auf ihr'n höchſten Standpunkt zu erheben, iſt nur noch ein Drittes übrig, nämlich ein abſprechendes Urtheil von einem, der gehört, daß ein Stück dieſes Namens exiſtire! — Die ernſte Kritik, d. h. Hr. G., muß erinnern, „daß dieſes" (ihm nur nach Anzeigen bekannte) „Stück eine gefährliche Ausartung des Drama's, und nach den Regeln dieſer Dichtungsart, ſehr fehlerhaft iſt. Das Intereſſe der Fabel ruhe auf einem nicht in der Natur des menſchlichen Herzens gegründetem Gefühl u. ſ. w." Arme Natur des menſchlichen Herzens! Du ſtehſt beſchämt vor der Geſchichte. Dieſe pries ſo Manchen als edel und groß, welcher, ſich ſelbſt überwindend, die Leidenſchaft der Pflicht, eine zwar nicht unedle, doch immer irdiſche Liebe dem höheren Berufe aufopferte; dieſe kränzte auch den jungen Vandyck mit dieſer Märtyrkrone; aber — Hr. G. verſichert es! — „Die Natur des menſchlichen Herzens muß dieß für eine tadelhafte, erkünſtelte Ueberſpannung erklären! Das natürliche Gefühl kann ſich nur dadurch beruhigen, daß die Geliebte an dem Jünglinge, der einer ſolchen Verſchrobenheit fähig iſt, nicht viel verliert." — Nun freilich, Vandyck gab ſeine Geliebte ja blos darum auf, „um künftig ſeine Bilder nicht im vaterländiſchen, ſondern im Italieniſchen Geſchmack zu malen! Was lag denn hieran? Er konnte ja auch als Niederländiſcher Maler groß werden!" — Für diejenigen, welche das Stück nicht bloß von Hörenſagen, und die Geſchichte der Kunſt kennen, bedarf es hierauf keiner Erwiderung. Im Allgemeinen nur ſo viel. Vandyck iſt berufen, den höchſten Kranz der Malerei zu erſtreben, den nur Italien bietet. Sein Meiſter Rubens giebt ihm ſeinen Segen und ſeine Empfehlungen dazu. Die Reiſe dahin iſt — kategoriſcher Pflicht-Imperatif. Ob dieß der Dichter hinlänglich im Stücke ſelbſt motivirte, läßt ſich nur aus dem Stücke ſelbſt beurtheilen. Es ſtehe alſo alles auf der Frage: ob ſiegreicher Kampf der Pflicht mit der Leidenſchaft, dramatiſch ſey oder nicht? Sollte man dem Ge-

dächtniß unſers Dramaturgen mit Beiſpielen alter und neuer Dramen, die man ſtets für gelungen hielt, zu Hülfe kommen müßen? — Doch es folgt noch eine zweite Rüge. „Die Hauptſchönheit der Darſtellung floß, wenn Hr. G. anders die Anzeige recht verſtanden hat, aus dem Tableaux-Machen her.“ In der That ein inhaltſchweres Wenn! Hätte doch die ernſte Kritik und ihr Sprecher, Hr. G., ſich bis zu dem Zeitpunkte gedulden dürfen, bis eigene Anſchauung ſie über die Gefahr eines Nichtrechtverſtehens erhoben hätte! War denn das Dreinſprechen ſo gar eilig? Drangen die Feinde ins Capitol? — Bei etwas geringerem Eifer, „vor einer Verirrung zu warnen, die zu dem gänzlichen Verfall der dramatiſchen Dichtkunſt und der Schauſpielkunſt führen kann,“ (!) hätte Hr. G. vielleicht gefunden, daß die Tableaux nicht gemacht werden, ſondern ſich ſelbſt machen; daß mit Ausnahme des allbekannten Bildes von Rubens Söhnen, das jedoch gleichfalls durch die Handlung natürlich herbeigeführt wird, nirgends ein wirklich vorhandenes Bild nachgeahmt, wohl aber an die mancherlei Gattungen der Niederländiſchen und Italieniſchen Kunſtwerke, theils wörtlich, theils bildlich, erinnert wird. Vielleicht hätte er die Nothwendigkeit eingeſehn, wenn man etwas aus der Geſchichte eines Künſtlers darſtellen wolle, dieſen auch in ſeine eigenthümliche Welt, in den Schauplatz ſeiner Schöpfungen zu verſetzen. Vielleicht hätte er ſich ſogar überzeugt, daß man hier, ohne im mindeſten Kunſtkenner zu ſeyn, dem Rubens und ſeinem Schüler, auch als Menſchen, ſeine Theilnahme ſchenken könne. Und warum ſollte wohl eine dergleichen, blos ſchmückende Zugabe verwerflich, warum ſollte ſie nur „höchſtens in theatraliſcher, nicht auch in dramatiſcher Hinſicht“ geſtattet ſeyn? Hat ſchon irgend Jemand derüber geklagt, wenn er mehr empfängt, als er zu fordern berechtigt iſt?

Daß der reiche Schatz der Dresdner Gallerie mit künſtleriſcher Auswahl benutzt wurde, iſt von Kennern und Laien dankbar anerkannt werden. Ueber die Kunſtkenntniß und Theilnahme auch des größern Dresdner Publikums kann ſich Hr. G. durch eine viermalige Aufführung in wenig Wochen und bei ſtets vollem Hauſe, durch die große Wirkung, welche ihn ſelbſt zu den Waffen! rief, belehren. Und da, wenn ſchon hauptſächlich, doch nicht ausſchließlich, die Dresdner Kunſtſchätze der Phantaſie des Dichters vorſchwebten; da jeder Gebildete die Hauptgemälde der Niederländiſchen und Italieniſchen Meiſter wenigſtens nach Kupferſtichen kennt; da der Rückblick auf Dresdner Gemälde keineswegs weſentlich iſt, ſondern jede Bühne, falls ſie bei dieſem Stück Bilder benutzen will, wohl noch weit ſüglicher die ihr näher ſtehenden benutzen würde: ſo nähret der Verf. wenn ſchon Hr. G. auch hierüber im Voraus abſpricht, die beſcheidene Hoffnung, bei jedem auswärtigen Publikum, für welches ein Stück dieſer Art geſchrieben ſeyn kann, theilnehmende Herzen und Augen zu finden. —

Nicht die Kritik des Herrn G. zu beſchwichtigen, ſondern den von ihm beabſichtigten, der Aufführung des Stücks und Leſung des Gedichts vorgreifenden Urtheilen zu begegnen, war die Abſicht dieſer Zeilen.

Dresden. Friedrich Kind.

Zuſatz.

Es ſei erlaubt, dieſen Bemerkungen meines Freundes nur noch ein Wort anzufügen. An dem ungetheilten Beifall unbeſtochener Kunſtfreunde, den Vandyck bei viermaliger Aufführung auf unſerer Bühne erhielt, hatten Coſtüms und Decorationen verhältnißmäßig doch nur einen geringen Antheil. Die höhere dramatiſche Aufgabe, die ſich der verſtändige Dichter zu löſen vorgenommen hatte, beruhte auf ganz andern Motiven. Darin aber offenbart ſich eben ſeine Kunſt, daß er jene unweſentlichen und von ihm ſelbſt nur als eine gute Zugabe behandelten Aeußerlichkeiten ſo natürlich herbeizuführen wußte, daß ſie das Vergnügen des Kenners erhöhen, ohne dem Nichtkenner zur Wirkung der Theilnahme nothwendig zu ſeyn. Von Tableaux aber, die hier aufgeſtellt wurden, zu reden, iſt ein Mißverſtändniß. Die einzige Scene in Rubens Malerſtube mit ſeinen zwei Söhnen abgerechnet, wobei es doch auch wieder gar keiner Erinnerung an ein vorhandenes Gemälde bedarf, um ſie ſehr ergetzlich zu finden, erſcheint im ganzen Stück kein einziges beſtimmtes Gemälde. Man kann wohl ſagen: ſo gruppirt Teniers ſeine Kirchweihfeſte, ſo malt Schalken eine Caminſcene, ſo ſtellt Wouverman ſeiner Reiterknechte, ſo ſteht bei Flammändiſchen Malern eine nette Bauerſtube aus, ſo ordnet Mieris, Dan. Seegers u. ſ. w. einen vollen Blumentopf oder ein Fruchtſtück: aber der gute Geſchmack bewahrte unſern Dichter vor ſogenannten Tableauxſtellungen, das heißt vor den Wirkungen eines Medusenkopfs im regen, allerregtem Drama. Alſo nur die Gattung ward in einzelnen Situationen, die durch die Fabel des

Stücks und die Charakterentwicklung nothwendig bedingt werden, bald in Dialog, bald in Costüm und in der Gruppirung, bald in Decorationen und Scenerei angedeutet. Zu dem Midasstückchen, hungrige Gäste bloß auf Schaugerichte einzuladen, durfte ein so reicher Gastgeber, als unser Dichter ist, seine Zuflucht nicht nehmen. Aber eben darum mag ihm die Bitte gestattet seyn, sich zu gedulden: bis man selbst eine Einladungskarte erhalten hat. *)

Böttiger.

Das Gegenstück.

In No. 86. des alten Freimüthigen findet sich eine Anekdote von dem Heldensinn eines Wasserträgers, mit der Bemerkung, daß der Erzähler in den Geschichtschreibern und Dichtern umsonst nach einem Beispiele größerer Furchtlosigkeit und Gegenwart des Geistes gesucht habe. Hier ist ein Gegenstück aus der Kriegsgeschichte. Ein Englischer General — ich glaube, es war Elliot, der berühmte Vertheidiger Gibraltar's — hatte an einem Sonntage während der Belagerung eine ganz neue, sehr schöne Uniform angezogen und beobachtete in derselben den Feind. Indem nun der Wind mit dem etwas langen Rockschooße spielt, wird ihm derselbe von einer feindlichen Kanonenkugel weggerissen. Der General sieht sich gelassen um und sagt zum Adjudanten: „Schade, daß es grade mein neues Sonntagskleid treffen mußte!" — Fragt sich, wer mehr Fassung bewies, der Wasserträger oder der General? *) — Bei dieser Gelegenheit will ich noch zwei Anekdoten aus der Leipziger Schlacht mittheilen, die freilich von ganz andrer Art sind, deren Wahrheit ich aber als Augenzeuge verbürgen kann. Gedruckt sind sie, so viel ich weiß, noch nicht.

Nach der Einnahme der Stadt durch die Verbündeten, gingen viele Einwohner vor die Thore, um den Kampfplatz zu beschauen. Dicht vor dem innern Grimmaischen Thore lag ein Französischer Soldat, dem ein Fuß abgeschossen war, der aber dabei noch sein volles Bewußtseyn hatte. Vor demselben stand ein Preußischer Soldat, im Pommerschen Dialekte seinen Feind so verhöhnend, wie wir es hin und wieder im Homer beschrieben finden. Als ihm diese Unart von einem der Umstehenden verwiesen wurde, stemmte er die Arme in die Seite und rief aus: „Was? Den Kerl soll ich nicht turbiren? Hat er nicht Bürgermeister in Berlin, in unsrer Residenz, werden wollen?" — Bei dem unsrer schlug er sich noch heftig auf die Brust, als wenn er selbst mit dort residirte.

Ein andrer Französischer Soldat stand, als die Truppen der Verbündeten durch die Stadt zogen, an einer Straßenecke und sahe, statt des kriegerischen Kopfschmuckes eine Nachtmütze auf dem Haupte tragend, dem Triumphzuge des Feindes traurig zu. Leve ton bonnet, nous sommes Prussiens! rief ihm ein vorbeimarschirender gemeiner Soldat, der aber etwas Französisch verstand, zu. Und der Franzose nahm demüthig mit einer tiefen Verbeugung sein Mützchen ab. Nie drängte sich mir das Tempora mutantur lebhafter auf.

Krug.

*) Anm. des Herausg. Der Zweck des Blattes, und meine freundschaftliche Verbindung mit den HH. Verfassern verpflichten mich, diese Vertheidigung aufzunehmen; aber ich glaube auch Hn. G. der sich nicht selbst rechtfertigen mag, wenigstens die Bemerkung schuldig zu seyn: wenn er über das Stück sprach ohne es gesehn zu haben, so hat er das offen gesagt, damit man seine Meinung für das nehme, was sie ist, eine Folgerung aus den ertheilten Berichten. Eine Feindseligkeit gegen den ausgezeichneten Dichter lag dabei nicht zum Grunde; das glaube ich verbürgen zu können; und ganz nichtig scheinen mir seine Einwürfe auch nicht. Aber höchst wahrscheinlich hat Hr. Kind die Schwierigkeiten der Aufgabe mit seiner gewöhnlichen Genialität überwunden, und verdient dann nur um so mehr Bewunderung, je mißlicher sie waren.

*) Anm. des Herausgeb. Ich glaube doch, der Wasserträger, da er die Entschlossenheit hatte, aus seinem Unfall sogar Vortheil zu ziehn, und bemerkte, daß er bei so gefährlicher Zeit für einen Eimer fordern könne, was sonst die Tracht galt.

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

Die Staaten Teutschlands in historischen Gemählden, für die gebildeten Stände rc. von K. H. L. Pölitz. Erster Jahrg. 1817. Das Königreich Sachsen. Zwei Abtheilungen, (in sehr zierlichem Einbande.)

Ein guter Schriftsteller, dem nur der zehnte Theil von dem gelungen wäre, was Hn. Pölitz schon mißlungen ist, würde ermüdet, und der Unsterblichkeit gewiß, unter seinen Lorbeern ruhn. Hn. Pölitzens Thätigkeit dagegen ist ein unerschöpflicher Born, aber freilich nur klaren, kalten Wassers. Hier stellt er denn wieder zwei schmucke Bände aus, die Geschichte bedeuten sollen. Es läßt sich nicht läugnen, was darin steht, soll wirklich geschehen seyn, und der Verfasser hat es erzählt: aber eine Ge-

schichte lieferte er doch nicht; am wenigsten für die gebildeten Stände, da diese doch wohl am bestimmtesten von einem solchen Werke künstlerischen Geist fordern.

— Der Schneekopf, die höchste Bergspitze des Thüringer Waldes. Ein Gedicht in 4 Gesängen, nebst einer Umsichtskarte. Als Anhang: Die Freuden des Winters. Ein Gedicht in Einem Gesange. Von Kommer. Suhl. 1816. — Meistentheils tadellose Versfüße, Cäsuren und Reime. Auch gut, für den der nichts mehr verlangt.

— Isidore oder die Waldhütte. Von A. Lafontaine. Zwei Theile. Halle und Leipzig. 1817. Der herben Pflicht des Kritikers eingedenk, warne ich jede Leserin und jeden Leser von noch unverderbtem Geschmack, dies Buch in die Hand zu nehmen: sie werden es nicht wieder weglegen können, ohne es durchzulesen, und es hat zwei starke Theile. — Lafontaine erzählt nun dreißig Jahr. In der Zeit sind eine Menge von Moden in der Romanen-Schriftstellerei aufgekommen und untergegangen; er ist bei seiner Weise geblieben, und die Lesewelt ist immer zu ihm zurückgekehrt. Ich glaube, wenn der geistvolle Greis nur Athem behält, er wird auch noch die Mystik und Romantik überſprechen.

— Magazin der Biographien rc. Fünftes Heft. Quedlinburg. — Die Biographien Kutusow's, Sheridan's und Mürat's liefert dieses Heft, — gut und anziehend geschrieben. Die Hinrichtung Murats tadelt der Verfasser: aber sie ist ja auch vom Neapolitanischen Hofe selbst — gemißbilligt worden.

Vermischte Nachrichten.

Es sind wirklich zu Paris „Memoiren Ludwig des Siebzehnten," der als eilfjähriger Knabe starb, erschienen. Was sie enthalten? Sentimentale Fadaischen, wie Mdme. Genlis, die wahrscheinliche Verfasserin (obgleich ein Hr. Eccard seinen Namen dazu hergiebt,) schon bandeweis geliefert hat. Das Buch kann wie der zweite Theil der „Geschichte des Prinzen Titi," angesehen werden.

— Ein Lothringischer Jude, Namens Berr, hält in Paris Vorlesungen über die Deutsche schöne Literatur. Nach seiner Versicherung, besteht die Stärke derselben vorzüglich in leicht hingeworfenen Liedchen. Von der Messiade scheint er, als Jude, nichts wissen zu wollen. Er muß tief in den Geist unsrer jetzigen Dichter und Kritiker eingedrungen seyn, denn — er verfährt eben so wie sie. Was zu ihrer Verherrlichung nicht taugt, das ist nicht da.

— Der Frankfurter Senat konnte sich nicht darüber vereinigen, ob er den Freiherrn von Stein, bei der Ueberreichung des Bürgerdiploms, mit Luther vergleichen sollte, oder nicht; darüber nahm der Verfasser des Sendschreibens seinen trefflichen Entwurf zurück, und man wurde einig, statt der kräftigen, schönen Rede, mehr Silber zur Kapsel zu nehmen, als sonst. Es giebt freilich Worte und Wahrheiten, deren Aussprechen sich mit Silber und Gold nicht ersetzen lassen; aber genug, die Kapsel kostet 2000 Gulden, und eine solche Rechnung ist natürlich allgemeiner verständlich, als eine Rede.

— Zu Brüssel ist ein Franz. Heldengedicht erschienen unter dem Titel: „Der Krieg der Töpfe, besungen von einem Töpfchen."

— In Belgien soll eine große Unzufriedenheit darüber herrschen, bei den Einwohnern wie beim Militär, daß man zu ihnen officiell in einer fremden Sprache rede, die sie weder verstehn noch lieben. Sie meinen darunter das Niederländische. Das Französische sehen sie für ihre Sprache an; und welch ein Französisch!

— Holbergs „politischer Kannengießer" ist unter dem Titel: „Der Lübeckische Lautenmacher" zu Paris auf dem Théâtre Français — versucht, aber gleich bei den ersten Worten ausgepfiffen worden. Unter Pfeifen und Lachen und einigem Applaudiren, kam man zum zweiten Akt; da aber mußte der Vorhang fallen. Warum man ihn gab, und noch dazu auf dem sonst so stolzen Théâtre Français, und warum man ihn auspfiff, ist leicht zu errathen. Mit fremdem Witz lassen sich die Franzosen nichts wegpersifliren.

— Das Journ. de Paris schlägt den Parisern vor, sie möchten für die schönste Königin des Théâtre nicht weniger thun, als die Londoner für den Lord Cochrane gethan: sie möchten die Geldstrafe, tausend Thaler, zusammenschießen, die Dlle. Georges auferlegt ist, und um derentwillen sie abgehen will.

— Bei Gelegenheit der Devisen-Verse zum Neujahre, macht das Journal de Paris aufmerksam auf die Fortschritte der schönen Literatur. Sonst gingen die Dichter nur bis zu den Materialisten; jetzt sind sie bis zu den Confekt-Beckern gelangt.

Winke aus der Zeit.

Als ein Herold und Vorläufer des in diesem Jahre zu feiernden Reformationsjubileums, hat man eine Auswahl von Luthers Schriften (Gotha in der Beckerschen Buchhandlung) angekündigt. Der erste bis jetzt erschienene Band ist verständig redigirt. Allein der Unsegen aller Chrestomathien und Auszugmacher lastet doch auch auf dieser Epitome.

— Warum druckt man nicht als einen wahren Verkündiger (Hahnenruf für den Morgen dieses Jubileums) den unvergleichlichen, centnergewichtigen Brief Ulrich von Huttens an Luther, wieder ab? Aber unverstümmelt, höchstens mit einem kräftigen Vorwort, wie es Johannes v. Müller vorgesetzt haben würde.

— Hat jemand die Titelvignette vor des katholisch verstorbenen Oberhofpredigers Stark in Darmstadt, Geschichte der ersten drei Jahrhunderte, noch im Gedächtniß? Ein dunkler Tempel steht vor der Sonne. Merkwürdig ist auch der Zufall, daß Starks Porträt hier zweimal vorgesetzt erscheint. Einmal ist der Mann rechts, das andere mal links zugeknöpft. So mußte er also wohl den Rock umgewendet haben.

— Man sagt allgemein, der Pabst wolle nichts von einem allgemeinen Concordat mit der Deutschen Nation wissen, wolle einzeln unterhandeln. Der edle v. Wessenberg in Frankfurt — ein Name, den kein Deutscher ohne Ehrerbietung aussprechen sollte, er mag zu einer Confession gehören, zu welcher er wolle — mag wohl wissen, warum Pius VII. ihm die Anerkennung verweigere.

— Jemand hat eine historiam metallicam reformationis unter der Feder. Da ist alter, gediegener, Deutscher Kernwitz in unvergänglichen Gedächtnißmünzen aufgeprägt. Bei einem alten, ehrwürdigen Schwedischen Diplomaten sahen wir über 120 Scherz- und Gedächtnißmünzen auf jene Zeit großer Erregungen und Ermuthigungen, die uns Gott heute wieder bescheeren wolle.

· F ·

1817. Nro. 100.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Montag, den 13ten Januar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Die ältern Literaturen in Europa ſehen jetzt noch auf die Ruſſiſche herab, wie vollreife Schönen auf ein vierzehnjähriges Schweſterchen. Nur Geduld! Die Umſtände ändern ſich, und es kommt eine Zeit, wo ſie, die man nur noch in die Geſellſchaft, ten mitnimmt, durch ihren friſcheren Reiz eine Hauptperſon in denſelben ſeyn wird. Welchen intereſſanten ſie jetzt ſchon beſitzt, verräth folgende Nachricht von der neueſten Arbeit eines Dichters, der wohl ein Schmuck jeder Literatur ſeyn würde.

Der Herausg.

Aus St. Petersburg. Anfangs December, 1816.

Der Ruſſiſche Senator, Graf von Chwoſtow, Verfaſſer mehrerer ausgezeichneten Oden und Epiſteln, Ueberſetzer der Andromache von Racine und der Dichtkunſt von Boileau, hat neuerdings ſeine Verdienſte um die Ruſſiſche Literatur durch die Herausgabe einer neuen Fabelſammlung vermehrt, die ſowohl äußerſt gelungene Nachahmungen der beſten Fabeldichter alter und neuer Zeit in Ruſſiſchen Verſen, als auch mehrere Originalfabeln des Autors enthält. Wir begnügen uns, den Inhalt einiger der letzten kurz zu bemerken.

Die Wolke und die beiden Freunde.

Zwei Freunde luſtwandelten in einem herrlichen Garten. Plötzlich zog eine Wolke am Horizont heran. Der eine der Freunde ahnte ſogleich ein ſchreckliches Ungewitter, Vernichtung der Saat, und der Früchte, Zerſtörung aller ſeiner Hoffnungen. Der Andere prophezeihte einen fruchtbaren Regen, eine gute Erndte, nichts als Reichthum und Segen. Mit dieſen Erwartungen ſtarrten beide die Wolke an, — ſie zog aber vorüber — ohne alle Folgen. Sie war gleich dem Manne, deſſen Name größer iſt, als ſeine Thaten; — gleich jenen Wolken, die am Horizont von ganz Europa Glück oder Unglück zu verkünden ſchienen, und endlich — wie ein leerer Dunſt — dahin tanzten.

Der Schreibtiſch und der Putztiſch.

Jener Schreibtiſch war der eines Großveziers, und dieſer Putztiſch der einer Sultanin und — notabene! — einer Favoritſultanin. Beide wurden aber nach einigen Dienſtjahren, wie es von jeher Türkiſchen verabſchiedeten Hofdienern und Meubeln zu gehen pflegt, in die Polterkammer geſchickt, deren Aufſeher ſie wahrſcheinlich nach dem Markte abfertigte, um an den Meiſtbietenden verkauft zu werden. In der Bude entſpann ſich ein Wettſtreit zwiſchen ihnen. Der Schreibtiſch prahlte mit Traktaten, Firmanen über Leben und Tod, Manifeſten über Segen und Unſegen, die auf ihm geſchrieben worden waren; der Putztiſch erwiderte mit dem gegründeten Stolz eines Hoffräuleins: Freund haſt du denn vergeſſen, daß ohne die Billets, die auf mir gefriſirt wurden, die meiſten bei-

ner Firmanen nicht ans Tageslicht gekommen wären? Die Moral ist als überflüßig weggelassen.

Der Leopard und der Ziegenbock.

Dieser Leopard war ein größerer Sünder als alle andere Raubthiere, denn er führte zuerst unter den vierfüßigen Geschöpfen Gottes die bisher unter ihnen unerhörte Mode ein, kleine und schwache Thiere für sich arbeiten zu lassen, ohne sie zu bezahlen. (Versteht sich, nicht mit geprägter Menschenmünze, aber wenigstens mit abgerissenen Ohrlappen, Hermelinschwänzchens u. s. w.) große und mächtige Thiere aber köstlich zu bewirthen und mit ihnen seinen Raub in Pracht und Herrlichkeit zu verprassen. Ein Ziegenbock, der tiefe Blicke in die Finanzwissenschaften gemacht zu haben scheint, bemerkte an der Tafel des Ziegenbocks: (?) daß es ja doch eine Sünde sey, auf Schuld der übrigen armen Thiere so unmoralisch zu leben, und daß so ein Kredit nicht lange währen könne.

Das lange und das kurze Gesetz.

Die Athenienser, die der Dichter beschuldigt, ihre Gesetze zu jeder Zeit, schön geschrieben, aber schlecht erfüllt zu haben, hatten einmal (denn die Zeit ist sehr unbestimmt) eine sehr lange Verordnung gegen Sparta erlassen. Der Spartaner Envoyé oder Ambassadeur extraordinaire zu Athen berichtete darüber an Lykurg, vermuthlich mit einiger diplomatischen Aengstlichkeit, denn dieser ertheilte ihm zur Antwort: Ein Gesetz von drei Zeilen fürchte; ein langes überliefert dir die Feinde im Schlaf!

Der Tiger und der Fuchs.

Es thut uns leid, daß der Senator die Reihe seiner Fabeln mit einer unglücklichen Idee beschlossen hat; er stellt einen Tiger als allmächtigen Premierminister des Löwen auf. Dies ist an und für sich höchst unwahrscheinlich, denn weise Löwen, ihres eigenen Feuers und ihrer Muskelkraft sich bewußt, pflegen wohl Elephanten, aber keine Tiger zu ihren Rathgebern und Gehülfen zu erwählen. Diesen Tiger nennt nun freilich der Fabeldichter, einen gerechten, arbeitsamen, reichen und folglich unbestechlichen, Tiger. Das möchte wahr seyn können. Allein der Fuchs wird mit Unrecht gescholten, daß er den Tiger aus Neid getadelt habe. Hatte der Fuchs nicht das Recht zu denken: Wenn das auch der beste Tiger von der Welt wäre, so ist er doch immer ein eben so vollkommner Tiger als ich ein vollkommener Fuchs bin.

Wir wiederholen es, der Dichter hat da eine sehr unglückliche Idee gehabt. So wie man keines Dominikaners erwähnen kann, ohne unwillkührlich an die Flammen der heiligen Inquisition zu denken, so kann man auch keinen Tiger nennen, ohne daß einem die Haut vor dem Zerreißen schauderte, und nun gar einen Tiger als Premierminister — — — Huh! —

Zur Aufklärung über „das merkwürdigste Zeichen der Zeit.“ (Siehe No. 80.)

Erfüllt vom reinsten Christussinne,
Erkundet sich das Deutsche Herz,
Wie es ein Heiligthum gewinne,
Zu stillen hoher Sehnsucht Schmerz.

Und sieh! ihm will das Deutsche Leben,
Vom Licht der Christenthums verklärt,
Ein heiliges Bild, vorüberschweben,
Das seine schönsten Wünsche nährt.

Darf nicht der Christ die heilgen Hallen
Des grauen Alterthums erspähn? (1)
Darf nicht das Urbild uns gefallen,
Das wir vom neuen Leben sehn?

Ein Christenthum (2), Ein Deutsches Wesen; —
Was giebt's, das die Gesammtheit trennt?
Ist nicht der Stamm in Gott genesen,
Wenn man die Deutsche Kirche (3) nennt?

Hat Barde Wingolf nicht gesungen
Ein volklich und ein Menschheit-Band? (4)
Hat beides nicht der Kampf errungen
Mit Gott für Fürst und Vaterland?

Kein Unsinn kam in unsre Sinne;
Der Deutsche bleibt ein frommer Christ.
Nur daß der Geist auch das gewinne,
Was sinnlich, (5) was die Wurzel ist.

Der Geist sey christlich, und die Lehre;
Deutsch das Gewand, das Bild, das Wort: (6)
Damit das Volk den Geist verehre,
Sich bindend an den Heimathsort.

Drum ehren wir das Angestammte, (7)
Drum schützen wir des Thrones Recht. (8)
Als dort die heil'ge Moskwa flammte;
Ward nicht geweihet ihr Geschlecht?

Was ist hier Eignes? (9) Was ist Neues?
Entstelle nicht der Worte Sinn! (10)
Ein freies Herz bot, ein getreues,
Sie dir zum möglichen Gewinn.

Ernst Tr. Vates.

(*) Wie in Bezug auf die Elben ſchon der Conſiſtorial-Rath Schimmelmann, Herder und andere geſtan, worauf das ganze geiſtige Treiben unſrer Zeit gerichtet iſt, wie jeder weiß, dem dieſes nicht ganz fremd iſt. Dies unſer Zeitalter übertrift — unſer Vertrauen zur Vorſehung zu rechtfertigen — die früheren, in Gleichgültigkeit verſunkne Jahre, weit an Hochachtung für das Heilige, an Liebe zu Fürſt und Vaterland. Nach ſo herrlicher Bewährung des Volksgeiſtes ſcheinen mir Vorwürfe und Beſorgniſſe ungerecht und ungegründet.

(1) Auf deſſen reine Erkenntniß der heilige Bund und auch die Bibelgeſellſchaften hinweiſen, welche die Vollendung des proteſtantiſchen Geiſtes in der gebildeten Welt bezeichnen.

(2) Das eigentliche Lutherthum, wozu die proteſtantiſche Reformation blos den Anfang machte. Was in dem Aufſatz von den alten Heiligthümern anſtandlich gemacht wurde, ißt ſich eben ſowohl an den neuern zeigen: wie eine Exy: che, Gallicaniſche, Römiſche Kirche, ſo auch eine Deutſche.

(4) Kommt ausdrücklich in einer Klopſtockſchen Ode vor.

(5) Weshalb ſogar von Staatswegen eine Aufforderung an die ergieng, die ſich ſolche fühlten. Verſchiedene Anſichten müſſen mit Freiheit, vielleicht mit Uebertreibung, ſich ausſprechen dürfen; dann tritt ein Mittel die angemeſſene und ſchöne Geſtaltung von ſelbſt hervor.

(6) Damit fing ja das Lutherthum an, und darin liegt ſein ganzes Weſen, das aber eine fortſchreitende Entwickelung, bis zur möglichſten Verdeutſchung, durchaus geſtatten muß. Deutſche Gebete, Deutſche Lieder; auch Predigten darüber, Deutſche Heilige, Deutſches Lehr- und Jahrbuch. Deutſche Namen; auf welchen Alles Luther ſchon hingeführt hat. Bedenke man in welcher Zeit er dieſes begründete, und wie leicht es jetzt iſt, auf der vorgezeichneten Bahn fortzuſchreiten, ſo wird man von Bewunderung und Dank für den großen Mann ſingerieſen, wird Holz hauen, ſich evangeliſch-lutheriſch zu nennen. Der Proteſtantismus nahm ihn mehr von der evangeliſchen Seite; wir ſehr nun auch vorzüglich auf das, was er für die Deutſchheit, für unſer altes Teſtament gethan und für die Folge eingeleitet hat; und hier erſcheint er im neuen Glanz, als Vorbild der Deutſchen Weihe.

(7) Ang den Abel, im Sinne der Edlen, wie ihn unſre Zeit wiedergeboren hat; nicht den unchriſtlichen Kaſtengeiſt.

(8) Eine Unterbrechung darin, iſt gleichſam eine Störung des Bewußtſeyns im Volksleben.

(9) Auf die Verbindung des Volksartigen mit dem Menſchheitlichen führt z. B. ſchon die, dem Kaiſer Alexander gewidmete Weltgeſchichte von Stolk (Wien, 1815.); eine kürzlich erſchienene Dogmatik eines Magdeburgiſchen Schulmanns; — und was führt nicht dahin?

(10) Durch abſichtliche Zuſammenſtellung derſelben mit ſtaatsrechtlichen Streitſachen, die mich als ſolche, gar nichts angehen. — In einem gewiſſen Sinne konnte man ja jede äußere Gottesverehrung, jeden heiligen Gebrauch, das Dichteriſche in derſelben, ein Heidenthum nennen. Das Wort ſelbſt das Gleichnis iſt ja eben ſo gut ein ſinnliches Zeichen, als ein Gemählde, ein Bild. Dieß dichteriſche Weſen iſt dem proſaiſchen Sinne unbegreiflich: daher der ganze Mißverſtand.

Mancherlei.

Einem jener Schauſpieler, die überzeugt ſind, jeden Dichter verbeſſern zu können, miſſiel es, daß in ſeiner Rolle der Geliebten nachgerühmt wurde, ſie habe Augen wie Vergißmeinnicht. Das iſt ſo abgenutzt, und das Vergißmeinnicht iſt eine ſo gemeine Blume! Er ſagte alſo: „Ihr Auge gleicht der jungen — Roſe.“

— Wenn ein junger Menſch, indem er die Geſchichte eines Helden lieſt, mehr Luſt empfindet, ein Geſchichtſchreiber zu werden, als ein Held, ſo taugt entweder der Held, oder der Geſchichtſchreiber, oder — der Jüngling nicht viel.

— „Die Erfahrenheit unſrer Väter, die Erleuchtung voriger Jahrhunderte, die Weisheit der Vorzeit,“ — lauter Redensarten, welche der Irrthum geltend macht und die Unwiſſenheit nachſpricht, ohne ſie zu prüfen und zu begreifen. Denkt ein wenig nach: Unſre Zeit iſt die alte. Unſer Zeitgenoſſen ſchreibt man dem die meiſte Erfahrung zu, der die meiſten Jahre zählt. Unter zwei Generationen, im Gegentheil, beſitzt jede folgende mehr Erfahrung, als die vorhergehende. Längſt verfloßene Jahrhunderte die alte Zeit nennen, heißt die Quelle den Fluß, und das Kind in der Wiege einen Greis nennen. Die Weisheit der Vorzeit die Ihr ſo lebhaft bedauret, iſt die Stumpfheit des Kinderalters; was Ihr die Erfahrung und Erleuchtung derſelben nennt, iſt nur Unwiſſenheit und Barbarei.“

Wer dieſe Anſicht nicht wahr finden ſollte, wird es wenigſtens für merkwürdig erkennen, daß jene Stelle grade jetzt im Journal de Paris ſtand.

Neuigkeiten.

Unter mehrern Briefen gleichen Inhalts aus Würzburg, unter denen ſehr reſpektable Namen ſtehn, erhielt der Herausgeber mit der vorigen Poſt auch folgenden, den er diplomatiſch treu abdrucken läßt: *)

Würzburg, den 30ſten December 1816.

P. P.

In No. 87. des alten Freimüthigen, Seite 348. haben Sie, geehrteſter Herr Legations-Rath! in einem Aufſatze von Würz-

*) Eine Nebenſache: den Titel den ihm darin gegeben wird, hat er nicht.

lung vom 6ten d. M. einen Vorfall erzählen laſſen, der ſich da-
hier zwiſchen Sr. Excellenz dem Herrn Hofcanzler, Freiherrn
v. Lerchenfeld, und mir ergeben habe.

Dieſer Vorfall iſt nun ganz erdichtet; denn weder hatte
eine Plenar-Sitzung der Königl. Landes-Direction im Betreffe
der Getreideverſicherung Statt, weder war ich zu der bleſsfallſigen
Berathung berufen, als welche nur von einigen Räthen und den
beiden Kammern gepflogen wurde. Ich kann alſo darin weder
eine Stimme geführt haben, weder darüber mit dem Herrn Hof-
canzler in unangenehme Erklärungen gekommen ſein.

Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes iſt wirklich kein Ehrenmann,
da er einen Vorfall erzählt der doch nie, auch bei keiner
andern Gelegenheit vorgefallen iſt, und wenn, wenn auch
nur Etwas wahr wäre, die Wahrheit doch nicht ſchwer hätte
eingeholet werden können, wenn dem Verfaſſer wahr darum, als um Verdrehungen zu thun geweſen wäre.

Da es nicht in der Ordnung Ihrer wohlgeſinnten Zeitſchrift
liegt, Verdrehungen und falſche Nachrichten aufzunehmen, dergleichen doch in kurzer Zeit Mehrere über Würzburg darin vorgekommen ſind: ſo darf ich nicht zweifeln, Sie werden meinem gerechten Antrage, dieſes Schreiben in die nächſte Nummer des
alten Freimüthigen abdrucken zu laſſen, gefälligſt entſprechen.

Mit dieſer Erwartung habe ich die Ehre meine vollkommenſte Hochachtung zu verſichern

gehorſamſter Diener
Oeffner, Landes-D. Rath.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am roten Jan. gab man: Der Augenarzt, nach dem
Franz. von Bole, muſikaliſch componirt von Spontini. — Die
Handlung mit der Muſik, hat bekanntlich ſchöne, ſelbſt rührende
Stellen, aber auch Weilen-Längen. — Nur von der heutigen Aus-
führung kann hier die Rede ſeyn. Mdme. Devrient ſpielte Ma-
rie; das blinde Paar waren Dlle. Düring, als Philipp, und
Dlle. Eunike. Dieſe Gruppe war das Angiehende des Stücks;
und Mdme. Devrient die einzige, die durch geiſtvollen Vortrag
das Publikum zum Applaudiren ihres Geſanges hinriß. Sie hat
weder eine bedeutende Stimme, noch bedeutende Kunſt im Ge-
brauch derſelben; aber wenn es ihr einmal beliebte Gefühle zu
ſprechen, ſie würde die Hülfte ihres Auditoriums, nehmlich die
männliche, ohne Mühe überreden, ihre Anſprache aufs Gerathe-
wohl, ſey der ſchönſte Dialekt, den es gegeben hat. Wozu das
ſingen mag? — braucht nicht erſt geſagt zu werden. — Noch
ein Kunſtwort in der heutigen Darſtellung verdient auszeichnen zu
werden. Hr. Weizmann ſpielte den Schloßverwalter Jozi mit
verſtändig gebrauchter komiſcher Kraft, ſo daß er nicht nur beluſtigte, ſondern auch gefiel. Man weiß, das iſt nicht einerlei.
Man lacht oft herzlich und ſchüttelt doch den Kopf dabei.

— Am 11ten Jan. Der Wald zu Hermannſtadt,
von Fr. v. Weiſſenthurn. Wahrſcheinlich eins der ſchlechteſten
Produkte der Verfaſſerin: denn es wimmelt von argen Verſtößen
gegen die dramatiſche Berechnung. Z. B. zwei oder dreimal
hören die Zuſchauer in einer folgenden Szene erzählen, was ſie
in der vorhergehenden geſehen haben ꝛc. — Von den drei Künſtlerinnen die ſie heut auftraten war Mdme. Schrick Eliane, die reizendſte und Mdme. Sebaſtiani, Elva ſpielte am kunſtreichſten,
und wurde lebhaft applaudirt. — Daß der Herzog älter war
als Oberon, war ein Uebelſtand: ſchöne Roſen, von Hn. Berſchort und Hn. Stern d. G., wurden ſehr gut gepflückt. — Roſen wie die bei Coſoli, ſind Hn. Berthmanns Hauptſach. Dr.
Lumm gab den Oberon mit Kraft und Würde.

Bücher-Chronik.

Flocken von Guſtav Schilling. Zweiter Band; — oder
G. Schillings Schriften 1562Bchn. Der Schriftſteller, der
immer in einer Gattung arbeitend, fünf und dreißig Bände
drucken ließ, kann wohl ſchwerlich für einen Zöglen mehr übrig
haben als — leichte Flocken, verſtehe man darunter was Waſchlichen, oder getrocknete Holzſpäne. Es macht der Beſcheidenheit des Verfaſſers Ehre, daß er auch dieſen Titel gewählt hat, oder ein Mann wie Schilling ſollte keinen Zöglen Band drucken laſſen, von dem man geſtehen muß: wär' er der erſte, würde kein zweiter ſeigen. Ein ſo beſtändiges Publikum als das ſeinige, verdiente dieſe freundliche Nachſicht wohl. — Ich finde dieſe Flocken ſehr unbedeutend.

— Ueber die neue Liturgie für die Hof- und Garniſon-Gemeinde zu Potsdam, und für die Garniſonkirche zu Berlin. Von Schleiermacher. Berlin.
1816. In den auf dem Titel genannten Kirchen ſind ein Paar
Einrichtungen getroffen, deren Hauptzweck es ſcheint, dem Chorgeſange Eintritt und Raum darin zu verſchaffen. Dies nennt
Dr. Schleiermacher eine neue Liturgie, pußt und tadelt unbedächtlich kleine Aenderungen in den längſt üblichen Gebeten, u.
ſ. w. und erklärt endlich: er erwarte Beſſeres und Zweckmäßigeres nur von einer Synodalverfaſſung; was auf anderm Wege
eingeln gemacht werde, erſcheine immer (?) als Abbruch, unvollſtändig und unvollkommene Stückwerk. — — — Unglücklich iſt es wohl nicht, daß Mißverſtändniſſe darüber zu entſcheiden haben, welches Gewicht und welchen Einfluß dergleichen
theologiſch-kritiſcher Kleinhandel überhaupt haben ſolle. —

Vermiſchte Nachrichten.

Ein Hr. Durrett hat in einer Schrift, betitelt: „Von der unumſchränkten Monarchie," ein Konzept zu einer Armee von 6 bis
8mal hunderttauſend Mann gegeben. Man nehme, ſagt er,
2000 tauſend Officiere; man unterrichte und vermehre ſie, damit ſie
einander kennen lernen. Iſt das geſchehn, ſo ſchickt man jeden
in einen Diſtrikt und gebe ihm eine Liſte mit, von den Soldaten
die er auf demſelben, im Fall eines Krieges, zu erhalten
hat. Tritt ein ſolcher Fall ein, ſo gebe man jedem Soldaten zu
ſeiner Anſchaffung ein Lotterie-Loos: wer Glück hat, gewinnt;
wer nicht gewinnt, hat doch auch nichts verloren. Hr. Durrett
meint das ganz ernſthaft.

— In einer kleinen Franzöſiſchen Stadt hatte ſich das Publikum an dem Trauerſpiel: „der Tod Abels" ſatt geſehn. Der
Directeur kündigte es daher nun unter einem neuen Titel an,
und nannte es: der unglückliche Bruder.

— Gerard hat ſeinem berühmten Bataillen, deſſen Führer
von einer Schlange gebissen wird, einen Homer zum Gegenſtück
gegeben, der dicht am Rande des Meeres, durch ein junges Mädchen vor dem Herabſtürzen bewahrt wird: in der Ueberreichung
beuter das Mädchen dem Winden den Weg mit dem Finger. —
Von dies Gemälde iſt ſo eben ein Kupferſtich erſchienen.

1817. Nro. 101.

Ernst und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Dienstag, den 14ten Januar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Merkwürdige Wirkung des Preußischen Zapfenstreichs, — und ein patriotischer Vorschlag.

Es ist allbekannt, welche Wirkung das Blasen des Kühreigens oft auf Schweizer die unter fremden Himmelsgegenden lebten, gethan, und welche strenge Gesetze man deshalb in Holland und andern Ländern, wo man Schweizertruppen hielt, gegen diese Musik zu machen nöthig fand. Es ist nicht die Schönheit der Melodie, nicht die Virtuosität mit der sie vorgetragen wird: die süßen, unauslöschlichen Erinnerungen, die dadurch geweckt werden, sind es, was die Seele der Hörenden überwältigt und mit inniger, schmerzlicher Sehnsucht berauscht. Ich selbst erlebte hier in Berlin ein Seitenstück dazu, das jedem Patrioten rührend seyn muß.

Nach dem Frieden von Tilsit im Monat Julius 1807. verbreitete sich eines Tags das Gerücht in Berlin, die Nationalgarde werde auf den Abend den Preußischen Zapfenstreich schlagen; eine in den damaligen Zeiten sehr wichtige Neuigkeit. Man erzählte: der General Hulin habe gefragt, warum die Nationalgarde noch immer den Französischen, und nicht den Preußischen Zapfenstreich schlage, und befohlen, künftig die vaterländischen Feldstücke zu spielen.

Auf den Abend ging ich bei guter Zeit mit meiner Frau unter d'n Linden. Wir stellten uns in die nächste Barriere am Brandenburger Thore, um uns von der Wahrheit oder Falschheit des erfreulichen Gerüchts selbst zu überzeugen, und fanden schon eine sehr große Menge Menschen aus ähnlicher Absicht versammelt. Der geräumige Platz *) vom Thore bis zur ersten Barriere war mit Zuschauern gefüllt, der Raum in den nächsten Barrieren ebenfalls und jeder erwartete die Töne der Trommel und Querpfeife mit größerer Sehnsucht, als man den Anfang der Ouvertüre der berühmtesten Oper zu erwarten pflegt. Einige behaupteten, der Preußische Zapfenstreich werde, nach der Versicherung des wachthabenden Officiers, geschlagen; andere befürchteten das Gegentheil. Mit Wärme vertheidigten die ersteren die Wahrheit ihrer Behauptung und Hoffnung; mit Wehmuth, mit Mienen und Bewegungen, welche Verwünschungen gegen die Franzosen ausdrückten, erugen die ungläubigen, mißtrauischen Gegner ihre Zweifel vor.

Die Viertelstunde vom Locken bis zum Schlage der neunten Stunde, kam jedem sehr lang vor. Die Uhren wurden fleißig besehen und vermuthlich eines unrichtigen, trägen Ganges beschuldigt. Endlich wirbelt der Tambour und — der Preußische Zapfenstreich erschallt!

*) Jetzt der Pariser Platz. Dem, der uns damals diese glorreiche Benennung und ihre Veranlassung, so wie die Rückkehr der Victoria verkündet hätte, würden wir schwerlich geglaubt.

Die Wirkung war unbeschreiblich. Ein langer, allgemeiner Freudenruf ertönt, aus allen Augen rollen Freudenthränen, aus allen Taschen erscheinen Schnupftücher, sie zu trocknen! Männer, Weiber, Kinder, Greise, alles weint vor Freude; einer gebietet dem andern Stillschweigen, um den Tambour und den Pfeifer hören zu können, jedoch ohne Erfolg.

Was bewirkte nun unsre Rührung, als wir seit dem 18ten Oktober 1806 den Preußischen Zapfenstreich wieder zum ersten male hörten? Doch gewiß nicht die Lieblichkeit des Tons der Trommel und der Querpfeife, oder das Talent des Tonsetzers oder die Virtuosität des Tambours und des Pfeifers. Es war die tiefe und schmerzhafte Erinnerung an unsern geliebten, abwesenden Monarchen; an das ehemalige Glück und an den Glanz des Staats; an die sonst allgemein gepriesenen Waffenthaten der Armee; es war der Strahl von Hoffnung, daß sich das Vaterland von seinem Falle erheben, als selbstständiges Reich fortdauern werde. Mit einem Worte, die heilige Vaterlandsliebe war es, welche durch die von Kindheit auf gewohnten Töne der Trommel und Pfeife zur lodernden Flamme angefacht wurde.

In der Schweiz hört der Schweizer jenen Reigen gewiß ohne alle Rührung; und eben so ist vor dem 18ten Oktober 1806 kein Mensch in Berlin durch den Zapfenstreich zu Thränen gezwungen worden.

— Eine ähnliche Wirkung brachte der Dessauer Marsch während der Französischen Invasion bei mir, und ich vermuthe, bei allen Preußen, hervor. So oft auf dem Berliner Schützenhause nach den Schießübungen und bei festlichen Mahlen, Musik war, wurde der Dessauer Marsch gespielt; alle Anwesende, sogar Frauenzimmer, wurden dadurch begeistert und viele bis zu Thränen gerührt. Während der Französischen Revolution wurden die Wirkungen der Marseiller Hymne und ähnlicher Märsche gepriesen; der Dessauer Marsch galt bei uns wenigstens eben so viel. Kein anderer machte auf den Preußen in jener Unglücksperiode einen solchen Eindruck, und selbst noch jetzt würde kein neuerer National Marsch den Dessauer Marsch ersetzen, wenn damit nicht die Erinnerung an einen siegreichen Feldherrn, an große Begebenheiten und an gewonnene Hauptschlachten verbunden wäre. Der Dessauer Marsch ist jedem bekannt, der Geringste im Volke hörte vom alten Dessauer, wie es diesen tapfern Fürsten nennt, und von seinen Thaten sprechen. Die Erinnerung an Friedrich den Großen und an die alten Heldenthaten der Preußischen Armee wird durch diesen Marsch aufgeregt.

— So lange es einen Preußischen Staat, ja so lange es ein Deutschland giebt, bleibt der Name „Blücher" in Seegen; unvergeßlich bleibt er, wenn auch beides nicht mehr existirt. Das ganze Volk der Deutschen wird ihn mit Ehrfurcht, der Preuße zugleich mit Stolz nennen und er wird den Preußischen Krieger bis in die spätesten Zeiten begeistern: aber es giebt, so viel mir bekannt ist, kein Tonstück, welches der Senior der Helden sich zu seinem Lieblingsmarsche erkohren hätte. Dies ist ein großer Schade, der jetzt, da es noch Zeit ist, verbessert werden sollte und es wäre gut, wenn die Wahl auf einen Marsch fiele, welcher am 18ten Junius 1815 wirklich gespielt wurde.

Welcher Soldat könnte wohl am Tage der Schlacht den Blücherschen Marsch hören, ohne zur höchsten Tapferkeit hingerissen zu werden? Er ist die beste Anrede an die Soldaten: denn die Töne des Marsches würden die Thaten, welche Blücher und seine tapfern Waffengefährten zum Heile Preußens, ja Europens, verrichteten, dem Soldaten mehr vergegenwärtigen, als es eine Rede thun kann, die nur von Wenigen ganz gehört wird, bei welcher die Wirkung von so manchen zufälligen Umständen abhängt und schon verloren gehen muß, wenn nur einzelne Worte nicht gehört werden. Wer aber nur einige Töne hört, weiß es, daß der Blüchersche Marsch gespielt wird und er supplirt das, was er nicht hört.

Bald würde der Blüchersche Marsch allgemein bekannt und er würde ein Haupt Volkslied werden, wenn ein guter Dichter einen passenden Text zu seiner Melodie lieferte. Dadurch, daß dieser Marsch bei allen Volksaufzügen und wenn die Handwerker ihre Quartal-Versammlungen halten, gespielt würde, würde er keineswegs entheiligt werden. Er würde Knaben sogar den Wunsch einflößen, dereinst Gelegenheit zu erhalten, mit eben der Tapferkeit, wie die Preußen unter dem Fürsten Blücher, für das Vaterland zu kämpfen.

Beim Militär hingegen dürfte dieser Marsch im Kriege nur dann, wenn es zur Schlacht oder zum Gefecht geht, geblasen werden und im Frieden nur bei großen Kriegsübungen. Bei denjeni-

gen Truppen aber, welche bei einem Manöver im voraus zum Retiriren bestimmt sind, sollte man diesen Marsch nicht blasen. Der Soldat muß es wissen, es gehe zum Siege, wenn er den Blücherschen Marsch hört.

Wachsmuth.

(Ein Nachtrag folgt.)

Der Schmetterling.

Von der Rose
Leicht und flink,
Fliegt der lose
Schmetterling;
Hält ein Weilchen
Bei dem Veilchen,
Flattert heiter,
Immer weiter;
Prüft die Güte
Jeder Blüthe
Auf der Flur,
Wählt zum Kosen
Stets der Rosen
Schönste nur;
Schwinget dann
Himmelan
Die geschmückten,
Goldgeflickten
Purpurflügel:
Weit entfliehn
Thal und Hügel,
Denn kein Zügel
Fesselt ihn. —

So durchs Leben
Mag' ich schweben
Froh und leicht!
Doch hienieden
Bleibt mein Frieden
Unerreicht!

R — e.

Lied.

Ich gehe nur des Abends aus;
Am Tage sitz' ich still zu Haus,
Häng' alle Fenster zu!
Ach! draußen sieht mich alles an,
Als hätt' ich Böses was gethan,
Und habe keine Ruh.

Doch wenn die Sternlein sonder Zahl
Besprechen gehn der Menschen Qual,
Verlaß ich gern mein Haus,
Und schleiche durch den grünen Wald
Der Nachtigallen Aufenthalt,
Rastlos selbein selbaus.

Und tritt dann auch ein Thränlein vor,
Schilt mich doch Niemand herzlos: Thor!
Und spottet meiner Pein.
Die liebe Nachtigall klagt auch,
Und klagend saugt der Abendhauch
Aus Blumen Thränen ein!

August Gebauer.

Neuigkeiten.

Würzburg, den 31. Dec. 1816.

Erklärung.

Mit dem Gefühle des äußersten und gerechten Unwillen haben die Unterzeichneten den in Nr. 87. des alten Freimüthigen, Seite 348, erzählten, in allen seinen Punkten unwahren und erdichteten Vorfall, der großes Aufsehen gemacht haben soll, gelesen. So wenig sie auch gesonnen sind, gegen den Urheber so — — — Unwahrheiten in einer öffentlichen Fehde aufzutreten, so glauben sie doch der Wahrheit, der Verehrung, die sie den edlen Gesinnungen des hiesigen Landeschefs Freiherrn von Lerchenfeld mit vollem Rechte zollen, öffentlich zu erklären, daß jene ganze Erzählung vom Anfange bis zum Ende und bis auf den kleinsten der darin angeführten Umstände eine eben so — — — als vorhafte Erdichtung sey. Grundfalsch ist es, daß die beiden Kammern der Königl. Landesdirection, um wegen der Theurung durchgreifende Maaßregeln zu berathen, zu einem Plenum sich versammelt haben. Die von dem Königlichen Herrn Hofcommissär zu dem berührten Zwecke im vergangenen Sommer und im Spätjahre unter seinem Vorsitze angeordneten Sitzungen waren aus den Mitgliedern der Königl. Hofcommission, den Herren Präsidenten und Vicepräsidenten der Königl. Landesdirection, dann einigen Räthen aus einer jeden der beiden Kammern, dem Polizeidirector und einem Sekretär zusammengesetzt. Bei keiner dieser Sitzungen war der Landesdirectionsrath Heffner zugezogen. Die Berathungen geschahen mit der größten Ruhe, mit der pünktlichsten Zergliederung aller vorkommenden Fragen von Seiten des Herrn Hofcommissärs; mit dem größten Anstande und Gelassenheit wurden die Stimmen abgegeben, und von jenem aufgenommen.

Bei diesen beiden Sitzungen hat sich also nicht der geringste Vorfall ereignet, welcher zu der erdichteten Erzählung in dem alten Freimüthigen auch nur von weitem eine Veranlassung hatte geben können.

Aber auch in anderen Gelegenheiten, wo der Herr Hofcommissär den Sitzungen der beiden Kammern der Königl. Landesdirection beiwohnte, hat sich nicht die geringste Veranlassung erzeigt, welche zu jener falschen Darstellung auch nur einen entfernten Stoff hatte liefern können.

Während also die Unterzeichneten die Entfernung des — — — — und strafbaren Verlaumders, erwarten, können sie mit Berufung auf die ungetheuchelten Gesinnungen aller rechtschaffen

denkenden Mitbürger, dem Urtheile des aufgefangen pulsenden Publikums auch die Widerlegung jener Schmähungen überlassen, die ein — dem Wagner'schen Gefolge des Freimüthigen eingereihter Artikel vom 6ten December, angeblich aus Bamberg, doch sehr wahrscheinlich aus gleicher Quelle mit jenem aus Würzburg — enthält, und über dessen eigentliche Absicht und Gehalt wohl kein Zweifel bestehen kann.

Mitglieder der Königl. Hofcommission:

C. J. B. v. Wagner, Königl. Sch. Staatsrath.
Freiherr v. Andrian, Hofcommissionsrath.

Mitglieder der Königl. Landesdirection:

Freiherr v. Wernick, L. D. Präsident.
Freiherr v. Zuccalin, L. D. Vice-Präsident.
L. D. Rath v. Hallritter.
L. D. Rath Lindermayer.
L. D. Rath Thon, der ältere.
L. D. Rath Kirchgeßner.
L. D. Rath Thon, der jüngere.
Polizey-Director Geßert.
L. D. Secretär Commel.
L. D. Secretär Hopph.

Der Herausgeber erfüllte eine heilige Pflicht indem er — Es versteht sich, nach vorhergegangener Anfrage bei Sr. Excellenz dem Königl. Baierischen Herrn Minister zu Berlin, — diese Erklärung so schnell als möglich abdrucken ließ. Er erwartet nur noch den Erfolg dieses Schrittes, den er vorher nothwendig glaubte, um auch sich öffentlich dafür Genugthuung zu nehmen, wenn man sein Zutrauen und seine Zeit-Schrift vorsätzlich so beleidigend gemißbraucht hat.

Vermischte Nachrichten.

Der größere Theil der Künstler zu Berlin, hat sich zu einem Club verbunden, der, unter dem Namen „Künstlerverein," sich wöchentlich einmal versammelt, und am 6ten Januar sein Stiftungsfest begeht, das gewöhnlich durch manchertei sinnreiche, nur auf diesen Tag berechnete Kunstveranstaltungen schon wird. In diesem Jahre hatten sie „historische Gemälde durch Künstler und durch Kunstfreunde dargestellt," worunter man den Portikus des Tempels der Minerva Pallas zu Athen," und besonders die Statue Minerven's, von Dlle. Düring repräsentirt, sehr schön fand; — ferner „transparente Gemälde," und endlich dialogisirte Scenen.

Schade ist es, daß man mit dem Ton der Kleinstädterei diesen artigen Gesellschaftsscherz durch unendliche öffentliche Nachrichten darüber, davon, dazu, — gleichsam beiteilt.

— Sollte man es glauben? Der verdienstvolle Gegner, einer der Helden wohlthätiger Menschlichkeit, hat es nicht möglich machen können, daß seine Protestation gegen die Versäumdung, er habe die Neger für Geld vertheidigt, in ein Pariser Blatt aufgenommen wurde! Der Dr. M(eyer?) zu N(amburg?) hat sie dem Morgenblatt eingesandt.

— Ein merkwürdiges und zugleich lehrreiches Beispiel, wie die Natur endlich politische Vorurtheile und Trennungen aufhebt. Der Natur nach sind Norwegen und Schweden Ein Land, wie Schottland und England, weil sie ein und dasselbe Interesse gegen alles Ausland haben. Getrennt, mußten sie bittere Feinde seyn, eben weil beide ihr Wohlsein auf denselben Weg suchen mußten, also Nebenbuhler waren. Norwegen, mit Dänemark verbunden, war arm und sah sich jeden Augenblick in die Hände solcher Provinzen verwiesen, die, jenseit des Meers belegen und von ganz verschiedner Beschaffenheit, ihm fremde bleiben mußten. Der Verbindung mit Schweden widerstrebte der alte unnatürliche Nationalhaß: aber da sie gleichwohl einmal Statt hat, sagt das Gefühl der Natürlichkeit, und der größere Theil der Normannischen Nation dringt jetzt darauf, die Verbindung in eine völlige Vereinigung mit Schweden zu verwandeln, welche, wenn nicht alle politische Berechnung ein Trugbild ist, Skandinavien bald zu der höchsten Bedeutung heben kann, deren es überhaupt fähig ist. Auf neue Eroberungen werden die Skandinavier nicht wieder herumtreiben, sie werden keine neue Normandie im Süden stiften: aber sie können leicht ein Gegengewicht gegen die Alleinherrschaft Englands auf den Meeren bilden. Darauf verweist sie die Natur ihrer von zwei Meeren umspülten, an Buchten und Häven, Bauholz und Eisen so reichen Halbinsel.

— Zu New-York in Amerika ist eine Schule für Neger eröffnet, worin diese bis zur geistigen Bildung erhoben werden sollen; dann will man sie nach Afrika zurückschicken, um ihre Landsleute zu unterrichten. Der Erzähler spricht von den glorreichen Zeiten, in welchen Afrika wieder Dichter und Redner hervorbringen, und diesen Glanz Amerika verbannen wird. — Für das nächste Jahrhundert möchte es das Wohlthätigste seyn, wenn man den Völkern Afrika's die Mittel reichte, die herrschsüchtige Zudringlichkeit und die Verderbtheit so vieler weißen Nationen von sich zurückzuweisen.

— Ein ehemaliger reichsfreier Gutsbesitzer in der Nähe von Frankfurt am Main, soll sich an den Bundestag mit der Beschwerde gewendet haben, man schicke ihm zuweilen Polizeidiener aus der Stadt. — Ein Unterlieutenant aus einem Frenz. Regimente übergab der Deputirten-Kammer ein Memorial worin er sagt: er kenne zwar seine Familie nicht, habe aber Grund zu vermuthen, er sey mit dem Hause Lamballe verwandt, man möge ihn also anerkennen. Die beiden Vorgänge gehören zusammen, da sie beweisen, was für Vorstellungen bei Manchen von den National-Interessen herrschen, und wie fest sie auf die Rückkehr gewisser alter Ansichten rechnen.

— Die Deputirten in Paris haben den Beschluß gefaßt, daß Ehebrecherinnen aus allen Ständen in Verbesserungshäuser gebracht werden sollen. Man behauptet, ein Paar Damen hätten sich sogleich erkundigt, ob man dort auch Gesellschaften und Bälle geben könnte. Man forschet von dem Geist großer Einrungen des glänzenden Gesellschafts-Lebens.

— Schon seit einiger Zeit bietet man zu Berlin einen großen, patriotischen Kupferstich zum Verkauf an, der viel Verwürdiges hat, ohne Aufsehen zu machen. Im Vordergrunde sieht man zwei große Gruppen vaterländischer Krieger dem Beschauer den Rücken zudrehn: zwischen ihnen durch blickt man auf einen großen Platz hin, auf dessen Mitte Friedrich der Zweite, in einer etwas theatralischen Stellung, seinen Kranze entgegen hält — Einfacher kann eine Idee nicht seyn, ohne sich nur nicht grabezu in Nichts auflösen; auch nicht klarer, ohne unsichtbar zu werden; und die Naturwahrheit der vielen Monturröcken läßt sich auch wohl verbürgen, und doch — Ungerechtes Zeitalter!

1817. Nro. 102.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Donnerſtag, den 16ten Januar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Hiſtoriſch-politiſche Briefe.

Sapere aude!

Erſter Brief.

Haben Sie Dank, geehrter Freund, für die Mittheilung der beiliegenden Schriften. Ich habe ſie mit lebhaftem Vergnügen geleſen. „Beide?“ Ja, ob ſie gleich gegen einander geſchrieben ſind. Von beiden Seiten ſind glänzende Talente thätig; auf beiden iſt Wahrheit genug, um den Vertheidiger derſelben mit Theilnahme und Belehrung anhören zu können, aber auch eine hinlängliche Maſſe leidenſchaftlichen Irrthums, um den vollſtändigen Sieg einer der ſtreitenden Parteien weder hoffen, noch — fürchten zu dürfen.

Ueberhaupt hat die politiſche Schriftſtellerei in Deutſchland jetzt viel Aehnlichkeit mit jener Art des Billardſpiels, wo zehn Spieler oder mehr, alle mit Einer und derſelben Kugel ſpielen, aber jeder auf eine andre, voraus beſtimmte. Patriotiſcher Eifer fürs Gemeinwohl ſpricht aus allen Schriftſtellern, aber jeder ſucht durch dies Ausſprechen ſeines Eifers etwas ganz anderes zu erreichen. Ich ſehe zu, und ergehe mich an der Geſchicklichkeit der guten Spieler; zuweilen noch mehr an der Ungeſchicklichkeit der ſchlechten. Denn der Non-touché's und ſelbſt der Kickſe, — wenn ich anders die Kunſtſprache des jeu royal recht inne habe, — giebt es auf der politiſchen Schriftſteller-Tafel noch mehr, als auf irgend einem Billard eintreten mögen. Oder hätte wirklich den rechten Punkt berührt, wer die allgemeine Einbürgerung der Juden durch Gründe der Humanität bewirken will? Ich denke nur das Wohl der einzelnen Staaten ſollte darüber entſcheiden, (wie auch Sie in Ihrem Blatte ſchon einmal ſagten.) — Hätte der nicht gekickt, der neue Einrichtungen dadurch herbeiführen will, daß er aus der Geſchichte beweiſt, ſie hätten ſchon vor einigen Jahrhunderten beſtanden? Nur darnach ſollte doch wohl über ſie entſchieden werden, ob ſie jetzt ein wirkliches Bedürfniß der Völker ſind. — Nicht die Kugel geſprengt, wer großes Heil dadurch glaubt veranlaſſen zu können, daß er auf rückſichtsloſe, raſche Umſtürzung auch alles deſſen dringt, wobei man ſich bisher wenigſtens leidlich befunden? — Bei ſolchem Treiben hat in der Regel nur der gewonnen, der platthin darauf ausgeht, den Beutel am öfterſten auf die rechte Weiſe klingeln zu machen, — und der Wirth der das Partiengeld empfängt, deſſen Erlegung zwar nicht der Zweck der Spielenden, aber doch der einzige iſt, zu dem die Tafel aufgeſtellt wurde. Unter dieſem Wirth verſteh' ich aber nicht, was ſonſt freilich am nächſten liegt, die Buchhändler, ſondern das Publikum. Seine Anſichten werden durch den Streit berichtigt, und zwar ſo, daß es den Unwerth vieler Gegenſtände und Gedanken erſt durch den Eifer ganz einſehen lernt, mit welchem man

ihren Werth zu beweisen ſucht. Von tauſend Dingen iſt es gewiß: hätten nicht ſo viele behauptet, ſie ſeyen weiß, und eben ſo viele, ſie ſeyen ſchwarz, ſo wähten wir noch immer nicht gewiß, daß ſie — grau ſind.

Halten Sie mich übrigens wegen meines Scherzes nicht für leichtſinnig. Nein, mein geehrter Freund! Ueber wichtige Gegenſtände hab' ich nur dann den Muth zu ſcherzen, wenn ich mit ihrem Gehalte im höchſten Ernſt auf dem Reinen bin. Dahin glaub' ich in Rückſicht des gegenwärtigen Parteien-Kampfes wirklich gelangt zu ſeyn. —

Der Gang der öffentlichen Angelegenheiten im Streit der Meinungen, gleicht dem Fluge eines Schiffes durch das Getümmel aufgeregter Meereswogen. Jetzt berührt der rechte Bord die Flut: unſre Rettung hängt davon ab, daß das Gegengewicht der andern Seite nicht ganz überwältigt werde. Es ſiegt: aber wehe uns, wenn nun der linke Bord ſich tiefer zu ſenken vermöchte, als vorhin der rechte. Und während dieſes Schwankens durchſchneidet das Fahrzeug mit ſeiner Spitze die Wellen, und eilet einer dritten Seite zu, — dem Ziele.

Was dieſes Ziel zunächſt für das jetzige Europa ſey? — Ich kenne den Sterblichen nicht, der es mit Beſtimmtheit zu nennen vermöchte; aber — „ich ſehe einen Engel, der es ſteht," — und dieſer Engel lächelt ruhig und milde.

Nachtrag zu dem Aufſatze in No. 101.

Sinnliche Erinnerungen ſind durchaus erforderlich, wenn wichtige, einer Nation zum Ruhme gereichende Begebenheiten bei dem großen Haufen in Andenken erhalten werden ſollen. In meiner Jugend waren die Thaten der Preuſſen aus dem ſiebenjährigen Kriege, allen Einwohnern Thüringens, meines Vaterlands, bekannt. In allen Geſellſchaften, in allen Schenken wurde davon geſprochen; Volkslieder, zum Ruhme der Preuſſen, wurden in Spinnſtuben und Schenken geſungen; jeder Bauer wußte eine Menge Anekdoten aus dieſem merkwürdigen Kriege zu erzählen; man wußte, oder glaubte doch zu wiſſen, was der König und jeder Preuſſiſche General gethan, ja geſprochen hatte. Mit dem Tode der Zeitgenoſſen erloſch das Andenken an dieſen Krieg und als ich im Jahre 1805. alſo nur 42 Jahre nach dem Hubertsburger Frieden, in meinem Vaterlande war, hatte der Bürger und Bauer den ganzen ſiebenjährigen Krieg und die Thaten der Preuſſen beinahe vergeſſen, nicht etwa deswegen, weil dieſer Krieg kein National-Intereſſe für die Einwohner Thüringens gehabt hätte, — denn ſie verehrten Friedrich den Großen mit eben demſelben Enthuſiasmus, wie ſeine Unterthanen, und dieſer Kampf wurde vom großen Haufen für einen Religionskrieg gehalten; ſondern weil keine bleibende ſinnlichen Erinnerungen an dieſen Krieg vorhanden waren. In den alten Preuſſiſchen Provinzen ſogar iſt nur noch eine dunkle Erinnerung an dieſen Krieg bei dem großen Haufen zu finden, und er würde ſelbſt in Berlin aus dem Gedächtniß des Volks verwiſcht ſeyn, wenn die Bildſäulen auf dem Wilhelmsplatze nicht vorhanden wären. Es iſt aber ſehr nöthig, daß die großen Thaten einer Nation ſtets in regem Andenken bei derſelben erhalten werden. Auch dem Geringſten müſſen ſie bekannt ſeyn und bekannt bleiben, damit jeder ſich und ſeine Nation achte, auf die Regierung und auf die Feldherrn zur Zeit der Gefahr vertraue und mit der feſten Ueberzeugung des Gelingens der ergriffenen Maaßregeln, ſeine Pflichten als Bürger und Soldat mit Muth und aus eignem Antriebe erfülle; mit einem Worte: ſo handle, wie wir Preuſſen in dem höchſt merkwürdigen Jahre 1813 handelten. Die beiden folgenden Jahre bleiben deshalb unerwähnt, weil das, was in demſelben geſchah, ſo wichtig es auch iſt, gar nicht hätte geſchehen können, wenn die Nation ſich im Jahre 1813 kalten Berechnungen überlaſſen und nicht das Höchſte freiwillig daran geſetzt hätte, um das Höchſte, die Freiheit, zu gewinnen; wenn nicht bei dem Aufrufe des Königs der Adel, der Bürger und Bauer zu einem Zweck ſich vereinigt hätte und wörtlich genommen, Ein Herz und Eine Seele geweſen wären.

Das Andenken an ſolche Begebenheiten ſollte auch bei den weniger gebildeten Volksklaſſen verewigt und ſie ſollten darüber aufgeklärt werden. Sehr nützlich würde es ſeyn, wenn auf öffentliche Koſten eine leicht faßliche Geſchichte von der drükkenden Lage des Preuſſiſchen Staats im Jahre 1812, und von den Begebenheiten von 1812 bis 1815 herausgegeben, jeder Dorf-Gemeinde und jeder Kompagnie beim Militär ein dauerhafte eingebundenes Exemplar geſchenkt würde. Wenn dieſe Geſchichte den erwachſenen Schulkindern von ihren Lehrern vorgeleſen und erklärt würde, müßte ſie wohl größeren Nutzen ſtiften, als die Geſchichte der Erzväter vor und nach der Sündfluth, und ſämmtliche hiſtoriſche Schriften des alten Teſtaments. Was Noah, Abraham, Iſaak, Jacob,

Moses und Josua gethan hat, weiß jeder Schulknabe; was aber der König mit seinen Generalen und Ministern that, um uns vom fremden Joche zu befreien, weis kein einziger.

Ein Kapitain oder Lieutenant, welcher die Feldzüge von 1812 bis 1815 mitgemacht hat, sollte das, was auf die Kriegsbegebenheiten Bezug hat, schreiben, denn nur ein solcher weiß es, was den Soldaten interessirt und wie weit dessen Fassungsgabe reicht. Materialien zu diesem Werke zu liefern, könnten alle Kommandeurs aufgefordert werden; die Gesinnungen und Leistungen des Adels, des Bürgers und Bauern würden landräthliche Behörden und Magistrats-Mitglieder am besten schildern. Gedrängte Biographien der Feldherrn, Anekdoten, besondere Beispiele von Tapferkeit, Bürgersinn und Vaterlandsliebe dürfen nicht fehlen und es dürfte der Ort, wo sie sich ereigneten und der Name des Gepriesenen nicht unangezeigt bleiben. Die unglückliche Lage des Vaterlands seit dem Tilsiter Frieden bis zum Jahre 1813 müßte kräftig und kurz geschildert und es müßte die Wahrheit einleuchtend gemacht werden, daß ein mit seinem Regenten vereinigtes, seiner Leitung vertrauendes Volk unüberwindlich ist.

Es gehört kein gewöhnliches Talent dazu, eine kluge Auswahl aus den Materialien zu dieser Geschichte zu treffen und das Ausgewählte in einem passenden Style vorzutragen; nur ein Gelehrter, welcher mit dem Bürger und Bauer in Berührung stehet, wird diesen Forderungen genügen.

Sollte ein solches Unternehmen auch 20000 Rthlr. kosten, sie wären nicht verschwendet. Es würde zugleich der stärkste Beweis *) seyn, daß der Monarch das, was die Nation in jenen merkwürdigen Jahren that, schätze und öffentlich anerkenne und hierdurch würde das Band, welches beide schon jetzt so innig vereinigt, noch fester geknüpft werden. Berlin, den 9ten Jan. 1817.

Wachsmuth.

*) Dieser Beweis ist freilich schon längst gegeben, aber auch schon längst, wie ein gewöhnlicher Zeitungs-Artikel, vom großen Haufen vergessen. Wer hieran zweifelt, der frage nur nach.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 13ten Jan. Romeo und Julie, nach der Schlegelschen Uebersetzung, durch Göthe für die Darstellung geordnet.

Von den verschiedenen Bearbeitungen des Shakespearschen Meisterstücks für die Deutsche Bühne, ist dem innern Wesen nach, diese dadurch eine der freiesten, daß Göthe so manches hineingelegt, und manches das nur im Vorbeigehen geschehen sollte, umständlich hervorgehoben hat. So läßt er zum Beispiel Paris allein bei dem Begräbniß erscheinen und zwar mit einer Fackel, welche sich ein Mann von seinem Stande doch wohl nicht selbst durch die Gassen tragen kann, und läßt ihn dann diese Fackel, mit Hersagung einiger Verse, vor dem Begräbniß aufpflanzen. Dann erscheint Romeo gleichfalls mit einer Fackel die er selbst trägt, und die er dann auch mit einigen Versen auf der andern Seite der Begräbnißthüre aufpflanzet; worauf denn, da diese erbrochen wird, die beiden Fackeln mit der brennenden Ampel im Grabe, eine Beleuchtung bilden, deren sichtlich berechnete Regelmäßigkeit bei der erschütternden Begebenheit die durch sie sichtbar wird, wirkt wie eine Tanzmeisterverbeugung bei einer feurigen Liebeserklärung. Wichtiger ist die Veränderung, daß Göthe den Pater dabeistehen läßt, — und zwar geschah es heute ganz nah und ruhig, — wenn Julie sich ersticht; und daß das Stück damit schließt, daß Lorenzo, allein bei den Todten, eine philosophisch-christliche Betrachtung anstellt. — Romeo und Julie wurden von Hn. und Mdme. Wolff gegeben, echt künstlerisch in Spiel und Sprache, und mit großer Wirkung. In diesem Stück vorzüglich zeigt es sich, wie viel unsre Bühne in ihnen besitzt. Ein wenig erinnerten sie indeß in den langern Reden an die Weise, wie die Tiraden-Stücke gesprochen zu werden pflegen, nehmlich in einer immer wiederkehrenden Modulation, die mit Rousseau's Melodie von drei Noten Aehnlichkeit hat. — Nächst ihnen traten Mercutio und Pater Lorenzo hervor, gespielt von Hn. Devrient und Hn. Gern d. S.

Bücher-Chronik.

Kopenhagen, den 26sten December 1816.

An der Spitze des unübersehbaren Heeres von Taschenbüchern und Neujahrsgeschenken, welches hier das alte Jahr zu Grabe begleitet, um im folgenden selber zu verschwinden, steht diesmal der Zeit nach Hertha, eine Art von Musen-Almanach, herausgegeben von dem geachteten Kenner des vaterländischen Alterthums, dem Professor Rasmus Nyerup. Einen ganz bestimmten Karakter hat diese Sammlung freilich nicht: aber wenn man einen Gegenstand nach der Mehrzahl der Eigenschaften benennen darf, so scheint sie, wie man es von dem Herausgeber schon erwarten durfte, vorzüglich den Freunden der Skandinavischen Vorzeit gewidmet. Daher mehrere alte und uralte Volksgesänge und Heldenlieder, zum Theil mit ihren eigenthümlichen, wiederhergestellten Melodien! Daher selbst von den Dichtern unserer Zeit mehrere Gedichte im Geiste des Alterthums, zum Beispiele, das lange romantisch-epische Gedicht: König Gorms Reise nach dem Jettenlande, nach Saxos achtem Buche. Kurz, Sie finden hier viele alte Sachen, und eben so viele neue Namen! Denn die Herren, welche die meisten Beiträge geliefert haben, Thiele,

Toft, Stökl, Byberg, Glintenberg, Ludwig Heiberg, Lüffen, Koll u. s. w. sind sammt und sonders novi sacerdotes. Willkommen, Ihr Herren, sollt Ihr vielfach geweiht seyn! Allein zur Warnung rufen wir Euch zu: die Mode ist keine von den neun Musen! Es wird einem nemlich sogleich ganz unheimlich, wenn der Eingang uns zuerst einen Sonnettenkalender darbietet, eine Charakteristik jeglichen Monates in einem Sonnette. Sie ersehen daraus, mein Freund, daß diese nicht aus Italien, sondern von Deutschland herüber verpflanzten Machinen mit vierzehn Adern, hier noch immer weidlich fortklappern. Es nun! Man kann ihnen ja aus dem Wege gehn: denn Gottlob! wohl sind sie nicht. — Uebrigens scheint diese Sammlung, so wie die meisten derselben Art, ein buntes Gemisch von Gutem und weniger Gutem. Etwas ganz Schlechtes ist mir nicht vorgekommen; aber auch kein einziges Gedicht, das mich völlig hatte begeistern können. — Das Aeußere, Druck und Papier u. s. w., ist weit, weit besser besorgt, als solche Büchlein es hier sonst erleiden. Schade um diese Ephemeren!

Tobias Bramble.

— Der Kobold, eine der Unterhaltung gewidmete Quartalschrift, von Mützler und Schink. Ersten Bds., ersten Heft. Berlin, 1819.

Hr. Schink, der einst Lessingens Julius von Tarent den Preis abgewann und Geist und Gerechtigkeit genug besaß, selbst darüber zu spotten, daß das geschehen konnte, — und Hr. Mützler, — Ein Unternehmen wozu diese beiden witzigen Köpfe sich verbanden, muß Aufmerksamkeit erregen; und wer sie dieser Schrift weigt, wird zum Theil auf längst berühmte Namen treffen, aber fast durchgehend auf interessante Sachen. Dem Unternehmen ist Glück zu wünschen; denn grade jetzt, da alles unterhalten will, ist nichts seltner als geistvolle Unterhaltung. — Ich empfehle den Lesern, als sehr beziehungsvoll, die „Klagen eines Leihbibliothekars."

— Das Erfreuliche der gegenwärtigen Theurung. Eine Vorlesung von Dr. Carl. Franks. a. M. 1816. Das sind die Folgen zu weit getriebener Geselligkeit! Man fordert den Verfasser auf, eine Vorlesung im Frankfurter Museum zu halten: er schlägt es ab, aber — bewilligt es endlich doch. Er fühlt daß der Inhalt derselben nicht recht für den Anlaß geeignet sey, aber man bittet ihn, sie sogar drucken zu lassen: und er giebt wieder nach; und nun erfährt das ganze Publikum: die Theurung habe das Erfreuliche, daß sie gleich nach der Ernte eingetreten sey, und ferner, daß die Bauren nun ihre Produkte theurer verkaufen können. Aber die Theurung kommt ja eben daher, daß so wenig Bauren etwas zu verkaufen haben. —

Vermischte Nachrichten.

In der Gegend von Altenburg zeigt sich eine Krankheit, die zwar nicht unerhört, aber doch seltsam genug ist: den Patienten werden die Lippen wund, und dann wächst ihnen der Mund zu, oft in einer einzigen Nacht. Es sollen schon manche daran gestorben seyn.

„Die Angebinde einer Tänzerin" heißt ein Vaudeville-Theater Stück gemacht hat. Unter andern erscheint darin ein Financier, der die Tänzerin plötzlich verküßt, weil er sich erinnert, seiner Frau noch nicht Glück gewünscht zu haben, „und bei ihm die Geschäfte den Vergnügen vorgehn."

Die Tänzerin wendet alle erhaltne Geschenke zur Ausstattung einer armen Verwandten an, aber das Journal de Paris behauptet, daß dem Stück kein wahrer Vorfall zum Grunde liege.

— Frau von Stael hat eine Geschichte der ersten Periode der Franz. Revolution geschrieben, will sie aber nicht eher drucken lassen, bis sich drei Verleger finden, die sie in Frankreich, England und Deutschland zugleich drucken lassen, und jeder 50tausend Frcs. bezahlen. Der Preis müßte natürlich diesem Honorar angemessen seyn, und niemand würde sich dabei wohl befinden, als die Nachdrucker. Das Publikum wird wahrscheinlich nicht viel verlieren, wenn der Plan fehlschlägt.

— Nach dem großen Jubel über die Rückkehr der Heidelbergischen Manuskripten aus Rom ist es überraschend zu hören, daß sie fast gar nicht benutzt werden. Jean Paul Richter soll in der Absicht nach Heidelberg gehn, es zu thun. Was wird sein nächster Roman für geschrie „nke" und „so" enthalten!

— In Weimar erscheint ein eignes Landkutsch-Blatt, und den Nachrichten zufolge, die dieses erhellt, wirkt die Errichtung und häufige Uebung des Landfurors sehr viel zur Bildung des Volks. Gewiß ist es, daß der Umgang mit den Waffen eine ganz eigne Raschheit, Energie und Eleganz in den Volkscharakter bringen muß.

— Die allgemeine Zeitung meldet aus Berlin, daß sich hier auch junge elegante Juden zum Mystizismus neigen. Sollte das wahr seyn, so ist zu hoffen, daß er auch nur zur ästhetischen Eleganz gehore, und so freilich unüberwindlich sey, so lange er herrsche, — aber nicht lange herrschen; und wenn er erst aus der Mode kam, um desto mehr belacht werden werde.

— Da sich mehrere Fremde zu Paris beschwert haben, daß sie in der Schule der Landsmannen die Zeglinge zwar Beweise ihrer erlernten Fertigkeiten ablegen sehen, aber nicht Gelegenheit hätten, die Art zu beobachten, wie man sie unterrichte, — was freilich viel wichtiger ist, so hat der Vorsteher versprochen, die Stunden der einzelnen Jäger des Unterrichts bekannt zu machen.

— Die Geschichte der Dame mit dem Todtenkopf ist aufgeklärt worden. Zwei junge Leute gingen hin, sie zu sehn. Eine Matrone führte sie in ein sehr reich meublirtes Gemach. Die Dame erscheint verschleiert: von herrlichem Wuchse, mit schönen Handen, einer äußerst wohlklingenden Stimme. Sie unterhält sich mit den Herren über alles das was man von ihr erzählt hat, tritt ans Klavier, spielt und singt entzückend. Die Fremden bringen in sie, sie endlich einmal die furchtbare Perde beschen zu lassen. Langsam erhebt sie den Schleier; nach langsamer schlagen jene die Augen auf und erblicken — ein wunderschönes Gesicht. Aber die Dame verneigt sich sogt und geht. Die Herren, äußerst überrascht, wollen sich nun auch entfernen: da hält die Matrone sie auf und sagt ihnen, wenn die junge Dame nicht gräflich sey, so sey sie doch auch nicht reich; die prächtige Wohnung koste viel — Kurz, die Herren müssen ihre Neugier bezahlen. So erzählt das Journ. de Paris. Die Gaz. de Fr. versichert aber, die Dame sey wirklich neben ihrer Schönheit ungeheuer reich. Sie habe einen jungen liebenswürdigen Mann gewonnen, der sie geliebt habe, ungeachtet er sie häßlich hielt, und sie sey mit ihm auf ihre Güter in Liefland abgereist.

Druckfehler.

In Nr 102. S. 400. 1ste Spalte, Zeile 12 von unten muß es heißen: breite route, statt bottelte.

1817. Nro. 103.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Sonnabend, den 28ſten Januar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Hiſtoriſch-politiſche Briefe.

Zweiter Brief.

Was? Sie fragen mich, ob ich Myſtiker geworden? Wegen einer Phraſe, die ich vom Hamlet entlehnte? Nein, geehrter Freund! Für dieſe breite Kappe ist mein Schädel zu ſpitz gebaut, oder zu eckigt: wie Sie wollen. Im Nebel, der alles vergrößert, aber auch alle Umriſſe verſchwimmt, wandeln nur diejenigen gern, die ſich fürchten, deutlich zu ſehn oder geſehen zu werden. Mir aber ſcheint Klarheit das höchſte Bedürfniß, und eine der höchſten Pflichten des Denkenden und Sprechenden.

Läugnen kann ich's aber weiter nicht, daß ich mir unter dem lächelnden Engel etwas ſehr Hohes und ſehr Tiefes dachte, das man im politiſchen Handeln und Schreiben gewöhnlich nur zu leicht vergißt: das Naturgeſetz, das den Gang der Völkergeſchichte beſtimmt; die Naturnothwendigkeit, die allen politiſchen Hader und Kampf zuletzt ſo ſchlichtet, wie's am beſten iſt. Säet was Ihr wollt, Drachenzähne oder Waizen: Euch wird gelohnt, wie Euer Wille verdiente; aber in der Völkergeſchichte umfaßt das Jahr nach dem man zu rechnen hat, Generationen; — und kommt die Zeit der Erndte, ſo ſteht auf Eurem Acker Euren Kindern oder Enkeln gezeitigt da, weſſen ſie grade nach ihrem Standpunkte der Bildung bedürfen. Sie werden den Kopf über Euch ſchütteln, oder Euch ſegnen, je nachdem die Geſchichte ihnen von Euch erzählt, emſig erndten, und — ſtreitend ſäen wie Ihr.

„Aber dieſe Anſicht ſtört die patriotiſche Theilnahme am Gange der öffentlichen Angelegenheiten, erſchlafft die Thatkraft — Iſt es ſo gleichgültig, was man thue, ſo iſt's wohl am beſten, gar nichts zu thun!“

Könnt Ihr das? —

„Ihr Armen tanzt, nicht weil Ihr wollt:
Ihr tanzet, weil Ihr müßt.“

Im Drange des Lebens, des augenblicklichen Bedürfniſſes und der Mitbewerber um deſſen Befriedigung, iſt es nicht möglich, Betrachtungen der Art lange zu beachten. Sie dienen nur dazu, hier und dort einen Kopf im allgemeinen Rauſche nüchterner zu erhalten, dann und wann ein allzu wildes Geſchrei zu mildern, eine zu raſche, vielleicht eine gräßliche That zu verhindern. — Wenn ich Ihnen jene Anſicht hier gab, geſchah es nur, Ihnen zu ſagen, daß ich ſie habe, und mich Ihnen dadurch zu karakteriſiren. Sie wiſſen nun, aus welchem Standpunkt ich auf den Theil der Weltgeſchichte hinſehe, der um mich her geſpielt wird.

Seit ich — und das iſt ziemlich lange her, — in der politiſchen und der Kultur Geſchichte nichts ſehe, als die Naturhiſtorie des geſelligen Menſchengeſchlechts, ſcheinen mir die blutigſten Kriege und die künſtlichſten Friedensſchlüſſe, die guten Regierungen und die böſen, ſelbſt die Revolutionen

und die Universal-Monarchien, nichts als Einzelheiten die bei dem Fortschreiten jeder Völkerfamilie so unausbleiblich wiederkehren, wie Blätter, Blüthen und Früchte derselben Art an derselben Pflanze; wie Frühling und Herbst, Sommer und Winter in jeglichem Jahre.

„Müßige Spekulation!" würde vielleicht mancher hierbei ausrufen. Sie werden diese Ungerechtigkeit nicht begehn. Sie wissen, daß jede Wahrheit, wie jedes Ding, grade so viel Werth hat, als wir daraus Nutzen zu ziehen verstehn; und daß man, wo man etwas gradehin für unnütz zu erklären wagt, in der Regel nur ein Bekenntniß seiner Unwissenheit ablegt.

Ob das auch bei jener Wahrheit der Fall ist? — Lassen Sie uns zu meiner Vergleichung zurückkehren. Wie man sich nur zu besinnen braucht, in welcher Jahreszeit und an welchem Tage derselben man lebt, um mit Gewißheit bestimmen zu können, welche jetzt folgt, und wie bald ungefähr die karakteristischen Erscheinungen derselben eintreten müssen, müssen, — müssen: darf man nur den Standpunkt seines Zeitalters prüfen und mit dem Gange früherer Kulturperioden vergleichen, um das Unvermeidliche zu errathen. Dem Unvermeidlichen aber geht auch der Schwächste bald mit Fassung entgegen; der Starke und Kluge auch mit Maaßregeln, nicht es abzuwenden, — das wäre lächerlich, sondern sein Eintreten so gefahrlos und heilsam zu machen, als möglich.

Glauben Sie wohl, daß wir an so manchen Orten ein so erbarmenswürdiges Sträuben, an andern einen so lächerlichen Kampf gegen die Forderungen des Zeitalters, ein so gefährliches Bestreben, Abgestorbenes wieder zu beleben, sehn würden, wenn man dort jene Ansicht des Fortschreitens hätte und das Unvermeidliche als solches erkennete?

Zum Andenken eines ausgezeichneten, verlornen Künstlers.

Kopenhagen, den 27sten Dec. 1816.

Eben komme ich von einer Ausstellung zurück, die ungeachtet schöner Genüsse, eine höchst wehmüthige Stimmung bei mir hinterlassen hat. Vielleicht haben Sie schon vor geraumer Zeit aus öffentlichen Blättern ersehen, daß der junge, vielversprechende Mahler Kratzenstein-Stub uns und seiner Kunst nur gar zu früh entrissen ist. Seine Wittwe hat jetzt (Ach! Warum gerade in den kürzesten, dunkelsten Tagen?) den Freunden ihres Verstorbenen und seiner Kunst, den Zutritt zur Beschauung seiner meisten hinterlassenen Gemälde und Handzeichnungen vergönnt. Wahrlich! Hier sieht man ein herrliches, dichterisches Genie im freudigsten Emporblühen, gar zu unbegreiflich früh heimgegangen! Ein einziger, nicht großer Saal umfaßt Alles, was herbeigeschafft werden konnte. Zu einer Zeit, wo man Geniewerke nicht wägt, sondern zählt; wo man den Werth eines Künstlers nur nach der größeren oder geringeren Menge seiner Arbeiten berechnet; zu einer solchen Zeit dürfte Stub vielleicht in Gefahr seyn, verkannt zu werden. Doch nein! Der Tod versöhnt Alles. Man verzeiht ihm bereits, daß er so Manchem vorbeieilte. Das Ruhmwürdigste, was von dieser kleinen Sammlung darf gesagt werden, scheint mir indessen eine Bemerkung, die sich allen Beschauern unwillkührlich aufdrängt. Von Jahr zu Jahr, von Stück zu Stück hat sich sein Talent mehr entfaltet. In andern Kunstfächern geht es oft umgekehrt. „Wie gewaltiglich, sagt man, trat der Dichter Oehl. zuerst auf, und wie tief ist er von Stufe zu Stufe gesunken! Bis in den Abgrund der Höhle Ludlams ist er gesunken!" — Durch ununterbrochenes Fortschreiten beweist Stub hingegen, daß es ihm nicht an Erziehung gefehlt hat, und daß er es an eigener Selbsterziehung nicht hat fehlen lassen. Fleiß, Anstrengung, Studium, Vorbereitungen aller Art, nichts hat er gescheut, nichts versäumt, während unser eigendünklerisches Zeitalter behauptet, daß der Künstler bloß gebohren, nicht auch erzogen wird. — Nur vier Stücke erlauben Zeit und Raum mir heute, Ihnen zu nennen. 1) Halcyone nach Ovid, gemahlt in Rom, 1810. Der Mahler hat ihre traurige Geschichte in einem Kleeblatte von Gemälden dargestellt. Hier zeige ich nur auf das erste, größte und ausgeführteste Stück. Sie sitzt am hohen Klippengestade auf bemooster Felsenbank, und sieht sehnsuchtsvoll über das Meer in die Purpurwolken der untergehenden Sonne, die gleichwohl den nahen Sturm andeuten, dorthin, von wo ihr geliebter Gemahl Ceyx zurückkehren soll. Kenner und Meister tadeln einzelne Verzeichnungen. Wir Andern nehmen willig den Haupteindruck des Ganzen in uns auf, der elegisch schön genannt werden darf; und können uns erst spät entschließen, das einzelne Tadelhafte aufzusuchen. Ubi plurima nitent etc., sagt Horaz. 2) Hother in der Höhle der drei Afterjungfrauen, nach dem Saxo. Hother hat die Höhle der drei Wundersamen (warum nicht Normen der

und die Universal-Monarchien, nichts als Einzelheiten die bei dem Fortschreiten jeder Völkerfamilie so unausbleiblich wiederkehren, wie Blätter, Blüthen und Früchte derselben Art an derselben Pflanze; wie Frühling und Herbst, Sommer und Winter in jeglichem Jahre."

„Mäßige Spekulation!" würde vielleicht mancher hierbei ausrufen. Sie werden diese Ungerechtigkeit nicht begehn. Sie wissen, daß jede Wahrheit, wie jedes Ding, grade so viel Werth hat, als wir daraus Nutzen zu ziehen verstehn; und daß man, wo man etwas gradehin für unnütz zu erklären wagt, in der Regel nur ein Bekenntniß seiner Unwissenheit ablegt.

Ob das auch bei jener Wahrheit der Fall ist? — Lassen Sie uns zu meiner Vergleichung zurückkehren. Wie man sich nur zu besinnen braucht, in welcher Jahreszeit und an welchem Tage derselben man lebt, um mit Gewißheit bestimmen zu können, welche jetzt folgt, und wie bald ungefähr die karakteristischen Erscheinungen derselben eintreten müssen, müssen, — müssen: darf man nur den Standpunkt seines Zeitalters prüfen und mit dem Gange früherer Kulturperioden vergleichen, um das Unvermeidliche zu errathen. Dem Unvermeidlichen aber geht auch der Schwächste bald mit Fassung entgegen; der Starke und Kluge auch mit Maaßregeln, nicht es abzuwenden, — das wäre lächerlich, sondern sein Eintreten so gefahrlos und heilsam zu machen, als möglich.

Glauben Sie wohl, daß wir an so manchen Orten ein so erbarmenswürdiges Sträuben, an andern einen so lächerlichen Kampf gegen die Forderungen des Zeitalters, ein so gefährliches Bestreben, Abgestorbenes wieder zu beleben, sehn würden, wenn man dort jene Ansicht des Fortschreitens hätte und das Unvermeidliche als solches erkennete?

Zum Andenken eines ausgezeichneten, verlornen Künstlers.

Kopenhagen, den 1sten Dec. 1816.

Eben komme ich von einer Ausstellung zurück, die ungeachtet schöner Genüsse, eine höchst wehmüthige Stimmung bei mir hinterlassen hat. Vielleicht haben Sie schon vor geraumer Zeit aus öffentlichen Blättern ersehen, daß der junge, vielversprechende Mahler Kratzenstein-Stub uns und seiner Kunst nur gar zu früh entrissen ist. Seine Wittwe hat jetzt (Ach! Warum gerade in den kürzesten, dunkelsten Tagen?) den Freunden ihres Verstorbenen und seiner Kunst, den Zutritt zur Beschauung seiner meisten hinterlassenen Gemälde und Handzeichnungen vergönnt. Wahrlich! Hier sieht man ein herrliches, dichterisches Genie im freudigsten Emporblühen, gar zu unbegreiflich früh heimgegangen! Ein einziger, nicht großer Saal umfaßt Alles, was herbeigeschafft werden konnte. Zu einer Zeit, wo man Gemälde nicht wägt, sondern zählt; wo man den Werth eines Künstlers nur nach der größeren oder geringeren Menge seiner Arbeiten berechnet; zu einer solchen Zeit dürfte Stub vielleicht in Gefahr seyn, verkannt zu werden. Doch nein! Der Tod versöhnt Alles. Man verzeiht ihm bereits, daß er so Manchem vorbeieilte. Das Ruhmwürdigste, was von dieser kleinen Sammlung darf gesagt werden, scheint mir indessen eine Bemerkung, die sich allen Beschauern unwillkührlich aufdrängt. Von Jahr zu Jahr, von Stück zu Stück hat sich sein Talent mehr entfaltet. In andern Kunstfächern geht es oft umgekehrt. „Wie gewaltiglich, sagt man, trat der Dichter Oehl. zuerst auf, und wie tief ist er von Stufe zu Stufe gesunken! Wie in den Abgrund der Höhle Ludlams ist er gesunken!" — Durch ununterbrochenes Fortschreiten beweist Stub hingegen, daß es ihm nicht an Erziehung gefehlt hat, und daß er es an eigener Selbsterziehung nicht hat fehlen lassen. Fleiß, Anstrengung, Studium, Vorbereitungen aller Art, nichts hat er gescheut, nichts versäumt, während unser eigendünkelisches Zeitalter behauptet, daß der Künstler bloß gebohren, nicht auch erzogen wird. — Nur vier Stücke erlauben Zeit und Raum mir heute, Ihnen zu nennen. 1) Halcyone nach Ovid, gemahlt in Rom, 1810. Der Mahler hat ihre traurige Geschichte in einem Kleeblatte von Gemälden dargestellt. Hier zeige ich nur auf das erste, größte und ausgeführteste Stück. Sie sitzt am hohen Klippengestade auf bemooster Felsenbank, und sieht sehnsuchtsvoll über das Meer in die Purpurwolken der untergehenden Sonne, die gleichwohl den nahen Sturm andeuten, dorthin, von wo ihr geliebter Gemahl Ceyx zurückkehren soll. Kenner und Meister tadeln einzelne Verzeichnungen. Wir Andern nehmen willig den Haupteindruck des Ganzen in uns auf, der eigisch schön genannt werden darf; und können uns erst spät entschließen, das einzelne Tadelhafte aufzusuchen. Ubi plurima nitent etc., sagt Horaz. 2) Horther in der Höhle der drei Afterzaubfrauen, nach dem Saxo. Horther hat die Höhle der drei Wundersamen (warum nicht Normen der

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft?) entdeckt, sich für einen Harfenspieler ausgegeben, und sitzt nun, um seinen Dichterlohn zu empfangen. Die Verkleidung geht auf ihn zu, um ihm den für Balder bereiteten Stärkungstrank zu reichen; die mittleste will ihn mit dem Gürtel des Sieges umgeben; und die hinterste wartet mit erhobenem Finger, den erklärten Gegner Baldurs nicht zu begehen. Dies war die Aufgabe, für deren Auflösung Stub in die Kunstakademie als Mitglied aufgenommen ward. Wenn das Gerücht Recht hat, daß hier der Präsident der Akademie, der Prinz Christian, als Hother, portraitirt ist, so gehört dies zu den alten, tausendmal wiederholten Komplimenten, was übrigens dem Ganzen hier gar nicht schadet. 3) Amor und Psyche, 1814. Diesen schönen Mythus hat der Maler in einer Reihe von Gemälden, Handzeichnungen und Studien dargestellt. Der Cyclus beginnt mit Psyche's Entführung durch die Zephyre, und endet mit ihrer Rückkehr aus der Unterwelt. Bei dem letzten Stücke verweilen wir. — Cythere hatte nemlich der Psyche als Strafe ihrer Neugierde den Auftrag gegeben, eine Urne voll stygischen Wassers in die Unterwelt zur Proserpina hinab zu tragen, um von ihr die Büchse der Schönheit wieder zu empfangen. Amors Geliebte hat die Heldenthat vollbracht. Sobald sie die Oberfläche der Erde betritt, öffnet sie die Büchse, um sich für ihren Angeheterten zu verschönern, wird umnebelt von dem hervorrogenden Dampfe, und sinkt ohnmächtig hin. Amor eilt herbei; kniet, um sie mit dem Zauber seines Pfeiles ins völlige Leben zurückzurufen; und — dieser Moment ist gewählt. — Dies herrliche Genieswerk offenbart eine Leichtigkeit und Anmuth, als hätten die Charitinnen selber es so unmittelbar auf die Leinwand hingehaucht. Meinem Gefühle scheint es der Pitt unter den Diamanten zu seyn. Allein die Meister urtheilen anders: den Preis erkennen sie seiner letzten Arbeit zu, dem 4) Ossian, begleitet von dem Sohne Alpins. Ossian scheint den Verstorbenen am meisten und öftersten begeistert zu haben; denn wir finden unter seinem kleinen Nachlasse nicht weniger als fünf Scenen in trefflichen Handzeichnungen, außer einigen Studien und dem eben genannten, einzigen vollendeten Oelgemälde. Aus Ossians Darrathon ist die Stelle, welche zum Grunde liegt: „Leite, o Sohn Alpins, leite den Preis zu seinen Waldungen hin! Die Stürme beginnen sich zu erheben; des Sees dunkle Wogen brausen. Beugt sich nicht mit seinen nackten Zweigen ein Baum von More herab? Er beugt sich herab, Sohn Alpins, im heulenden Sturmwind. Meine Harfe hängt an einem entblätterten Aste; wohllagend ist ihrer Saiten Klang. Rührt der Wind dich, o Harfe, oder ist es ein vorbeifahrender Geist? Es ist Malwina's Hand!" — Ossian sitzt, uns zugewendet, auf einem Granitblocke; seine Haare wehen nach hinten hin. Neben ihm steht Alpin, eine wunderschöne Gestalt, in der Mitte zwischen dem Knaben und Jünglinge. Hinter den beiden Lauschenden greift der vorüberfahrende Geist Malwina's in die hängende Harfe. Der Eindruck des Ganzen ist erhaben. Unten, am Steine, im Dunkel der Umschattung, hat der Maler kaum sichtbar angedeutet: „Vielleicht mein Letztes!" — Ein letzter Gesang Ossians, und das letzte Werk des Künstlers! — Wahrlich, man kann nicht ohne Wehmuth weggehen. —

Christian Gottlieb Stub ward 1783 in Kopenhagen geboren, und nachher von dem Professor Kratzenstein, seinem Großvater, an Kindes Statt angenommen, wesswegen er auch den Namen seines Wohlthäters seinem eigenen hinzufügte. Eine allgemeine, schöne Dänische Sitte! Sein Pflegevater testamentirte ihm eine beträchtliche Summe. Frühe vertrieb er ein ausgezeichneteres Talent für die Linien- und Farbendichtung. Im Jahre 1809 trat er seine ausländische Reise an; ging über Kassel und Paris nach Italien, und kehrte 1811 nach seiner Vaterstadt zurück, wo er 1816 im 33sten Jahre seines Alters starb. — Gern legte ich ein kleines, bethautes Vergißmeinnicht auf sein Grab!

Christoph Bachmann.

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

Die Vorzeit. Ersten Bandes, erstes Stück. — Ein Bibliotheker, der sich die Zeit damit vertreibt, alte Bücher in seiner Bibliothek zu durchblättern, will es doch nicht umsonst gethan haben, sondern hat einen Buchhändler bewogen, seine sehr überflüssigen Excerpte drucken, und selbst Kupfer dazu stechen zu lassen. Hätte er echt wissenschaftlichen Geist und Gelehrsamkeit, so würde er ohne Zweifel viel Merkwürdiges gefunden haben; aber er scheint nur Sinn für unbedeutende historische Notizen, Schnurren und Mährchen zu besitzen, denn etwas anders liefert dies erste Stück nicht. Es giebt ein altes mathematisches Werk,

wo neben jeder Demonstrations-Figur, auch ein Lehrer mit einem langen Bart, und die kreuzende Inschrift in Pfeilerform abgebildet sind. So oft ich ein Kind das Buch aufschlagen sah: die Triangel ꝛc. bemerkte es nicht; aber bei den deutschen Benennungsworten jauchzte es hoch auf.

Vermischte Nachrichten.

Der geniale Componist Karl Maria von Weber ist mit einem sehr ansehnlichen Gehalte als Kapellmeister in Dresden angestellt.

— Die große Gallerie des Malerey zu Paris ist wieder geöffnet, und das Louvre, die Gallerie, die Gemäldesammlung desselben ist noch immer die schönste und vollständigste in Europa.

— Eine der interessantesten Sammlungen welche Paris besitzt, wird jetzt zerstreut. Die Französischen Monumente, größtentheils von den Gräbern zu St. Denis gesammelt, werden dahin zurück gebracht, um wieder auf die Gräber gestellt zu werden. Aber — die Todten liegen nicht mehr darin. Diesen Kunstwerken haben fast alle Herstellungen des zerstörten Alten.

— Ein Negerfürst auf der Insel Madagascar hat eine Reise nach der Insel St. Mauritz gemacht, um mit dem dortigen Englischen Gouverneur über die gänzliche Abstellung des Sklavenhandels in seinem Staate, zu unterhandeln. Ein wahrer Vater seines Volkes!

— Noch eine edle Handlung eines wilden Fürsten. Ein Englisches Schiff, Martilda, war bei den Marquesas-Inseln gescheitert. Die Wilden, die nach Menschenfressen sind, erstürmten es, plünderten und beschädigten endlich, die ganze Besatzung zu ermorden. Ihr Fürst verbietet es, sie davon durch Versöhnen und Bitten abzuhalten. Beide waren ohne Wirkung. Nun rief er seinen wütigen Hofen zu sich, legte ihm und sich selbst einen Strick um den Hals und rief: „Wenn die Fremden sterben müssen, so bestehle ich auch, mich und meinen Sohn vorher zu erdrosseln, damit ich mein Volk keine solche Schandthat begehen sehe.“ Die Wilden staunten ihn an und riefen dann einmüthig: Der König soll leben, und alle die Fremden sollen es auch.

— Die Gaz. de Fr. erzählt, ein Officier von hohem Range habe den Platz auf dem Kirchhofe Lachaise bestimmt, wo er begraben seyn wollt, und einen Grabstein bestellt mit der Inschrift: Mit dem Leben endet alles. Nun wisse, daß er sich zum Selbstmorde bereite. Nun wohle die Gaz. ihn im Namen seiner Familie und vieler hohen Personen zu bitten, daß er den Vorsatz aufgebe. „Mama“ Gazette kann ruhig seyn. Wer so viel Anstalten zum Selbstmorde macht, wird ihn schwerlich vollziehen.

— Die Vornehmen zu Rom, die im vorigen Jahr zu den Jesuiten gegen, sind jetzt zu den Franziskanern und Dominikanern. Ist das nicht ein Nachtrag zu der ehemaligen Nachricht, von den antiken Denkmälern, die auf Hohen Gräbern hergestellt wurden? Was thuen dort Bedeutung gab, ist nicht mehr: sie werden bald vergessen.

— Talleyrand hat in einer großen Gesellschaft es für ungegründet erklärt, daß er sich mit den Ultra's verbunden habe: er hoffe nur das gegenwärtige Ministerium, weil es besonnen und den letzten Frieden unterzeichnet habe. So hat er sich denn wieder dahin gestellt, wo er — für seine Gegner am gefährlichsten steht.

— Der Dampfboten-Kapitain zu Paris ist eine Verbindung der Baumwoll-Spinner und Manufakturisten in Frankreich übergehen worden, worin sie um Verhinderung der Gesetze gegen die Englischen Fabrikate bitten, weil sonst in Paris allein 30,000, in ganz Frankreich 600,000 Menschen brodlos würden! Bei einer solchen Maßregel scheint es nicht auf ihre Ueberzeugung mit den allgemeinen ökonomischen Grundsätzen der Staatswirthschaft, sondern auf ihre augenblickliche Nothdurftigkeit anzukommen.

Würzburg, den 28sten December 1816.

Es muß nicht unbemerkt bleiben, daß in musikalischer Hinsicht in Würzburg ein lobenswerthes Streben sichtbar wird. Außer vielen Dilettanten zeichnet sich besonders die Kapelle unter der Direction des vortrefflichen Kapellmeisters, Friedr. Witt, aus. Dieses Mann darf der Unparteiische, sonst in der musikalischen Welt nicht Unbewanderte, dreist und ohne Verletzung der Wahrheit, unter die ersten Komponisten Deutschlands zählen, wenn gleich das Künstlers eigene Bescheidenheit es verhindern, daß seine Meisterwerke ganz so bekannt wurden, als sie ihrem Gehalte nach sollten. Seine herrlichen Symphonien sind dem Publikum nicht ganz vorenthalten worden und bewunden für sich schon ein großes Talent; doch am vollsten und schönsten zeigt sich dieses in des Mannes meisterhaften Messen. Referent darf von sich gestehen, daß er viele Kirchenmusik gehört, und Manches sich darum nicht, von den Komponisten des Kapellmeisters Witt in dieser Hinsicht zu rühren, daß sie fender Zweifel unter die vorzüglichsten gehören, die wir besitzen. Kraft und Hoheit, Vollstimmigkeit ohne Ueberladung, Pracht ohne Hintansetzung des ansprechenden Sanften, verschlungenen sich dem kundigen und unbefangenen Hörer. Referent konnte dieses sein Urtheil gar leicht durch das Zeugniß vieler und angesehener Fremden beweisen, wenn er wollte, daß man glauben möchte, seine Aeußerungen seyen parteiisch.

Am meisten aber überraschte Er eine große Komposition des genannten Meisters, welche unser Würzburg noch wenig bekannt ist, die vier Menschenalter. Was auch immer gegen den Text in mancher Hinsicht kann gesagt werden, so ist dessen musikalische Behandlung so vortrefflich, daß sie allein hinreichen würde, das entschiedene Talent des gefühlvollen Künstlers in dem hellsten Lichte zu zeigen. Ref. hörte die Aufführung dieses Werks am Abende des ersten Weihnachtsfeiertages, wo die edle Absicht, in der es, zur Unterstützung der abgebrannten Bischofheimer. An der Thon, gegeben wurde, noch den braven Charakter des Herrn Kapellmeisters offenbarte. Gegen 160 Tonkünstler und Sänger waren versammelt, das Werk nach seiner Größe würdig zu geben. Es entwickelte sich in seiner ganzen Würde dem aufmerksamen Ohre, und Alles vereinigte sich zu einem befriedigenden Effekte. Was in den Kompositionen Witt's besonders sich auszeichnet und die begleite Wirkung erhöht, ohne glückliche Instrumentirung, ist auch in dem genannten Produkte nicht zu verkennen. Die Zuhörer waren in großer Zahl versammelt. Auch beehrten Ihre Königl. Hoheit, die Kronprinzessin, die Aufführung dieses Meisterstücks mit Ihrer höchsten Gegenwart.

(Der Schluß folgt.)

1817. Nro. 104.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Montag, den 20ſten Januar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Hiſtoriſch-politiſche Briefe.

Sapere aude!

Dritter Brief.

Soll ich Ihnen ſagen, was ich, von meinem Standpunkte aus, als den ſtehenden Hauptinhalt der Naturhiſtorie der menſchlichen Geſellſchaft, in Rückſicht auf Verfaſſungen, erkannt habe? Er iſt ſehr einfach, und beſchränkt ſich auf zwei Punkte.

Das Lebensprinzip der fortſchreitenden Entwickelung der Verfaſſungen, iſt das Bedürfniß der Völker; oder vielmehr die Umgeſtaltung deſſelben durch Veränderung in ihren Verhältniſſen gegen die Umgebungen, — und durch Erweiterung ihrer Kenntniſſe und Erfindungen, alſo auch ihrer Wünſche und ihres Kraftvermögens, im Innern.

Die unaufhaltſame Wendung, die dieſe Entwickelung nimmt, wird jedesmal dadurch beſtimmt, welche Klaſſe im Volk der That nach, im Beſitz des größeſten Antheils an dem geſammten Kraftvermögen iſt; — dem phyſiſchen bei rohen, dem geiſtigen bei gebildeten Nationen.

Dieſe beiden Naturgeſetze, ich wage es dreiſt, ſie ſo zu nennen, ſchalten unwiderſtehlich von Entſtehung jeder bürgerlichen Geſellſchaft an, bis zu ihrer Auflöſung. Aller innere Zwieſpalt, alle Zerrüttungen der Staaten ſtammen nur davon her, daß man jenen Naturgeſetzen widerſtrebt; — und die Veraltung eines Staates iſt da, ſein Untergang iſt entſchieden, wenn dieſes Widerſtreben zu ſtark iſt, um beſeitigt zu werden. Solche Staaten gleichen Greiſen, bei denen die Verdauungskraft erſchöpft iſt, alſo auch die Ernährung u. ſ. w. nicht mehr fortgeht. Die Erben haben Recht, in der Stille ihre Anſtalten zu treffen.

— Sie wiſſen, ich lege nur nach dem Maaß höhern oder geringern Werth auf die Wahrheiten der Speculation, als ſie ſich leichter und ſchneller praktiſch machen laſſen. Erlauben Sie mir alſo, ehe ich weiter gehe, Sie aufmerkſam zu machen, wie ſehr das bei dem Vorſtehenden der Fall iſt.

Nehmen wir an, es gäbe einen Staat, in welchem das Bedürfniß einer Veränderung der innern Verhältniſſe, anerkannt und im Werke ſey. Nehmen wir an, derjenige dem der Entwurf dazu obliegt, ſey bei dem redlichen Wunſche, etwas recht Zweckmäßiges und lange Dauerndes aufzuſtellen, von den oben geſagten Wahrheiten überzeugt: hätte er damit nicht die Hauptregel ſeines Verfahrens gefunden? Könnte er ungewiß ſeyn, daß er vor allen Dingen zu unterſuchen habe, welche Klaſſe jetzt im Beſitz des größeſten Kraftvermögens, — und welches, nach dem Stande ihrer Bildung, das Hauptbedürfniß derſelben ſey? Könnte es ihm entgehen, daß alle nach andern Rückſichten beſtimmte Einrichtungen, in wenig Jahrzehenden, vielleicht Jahren, zu innern Kämpfen führen, ſchnell vergehend ſeyn würden? Nicht nach philo-

sophischen Theorien, nach den vorwaltenden Verhältnissen des Vermögens und der Bedürfnisse, muß eine Verfassung entworfen werden, und der gröbeste Fehlgriff den man dabei begehen kann, ist, wenn man versucht, Umstände und Verhältnisse zu machen. —

Doch ich kehre zu meiner allgemeinen Ansicht zurück, und will Ihnen flüchtig den Gang der bürgerlichen Verfassungen, wie ich ihn sehe, skizziren.

Die Menschen gesellen sich zu einander, um der Natur um sie her, höhere Sicherheit und reichere Befriedigung ihrer Bedürfnisse abzugewinnen. Der Entschluß beisammen zu bleiben und ihre Kräfte zu verbinden, ist die erste Verfassung ihrer Gesellschaft. Sind sie alle gleich stark, so sind sie ohne Zweifel auch alle ganz gleich, und das mag wohl so lange fortdauern, als das Vermögen jedes Einzelnen nur in der Kraft seiner Faust besteht: aber die Erfindung einer bessern Waffe, die Verschiedenheit im Anwachsen der Familien, der höhere Verstand eines Einzelnen reicht hin, diese Gleichheit aufhören zu lassen; und wenn die Gesellschaft sich nicht zerstreuen soll, ist eine Verabredung nöthig, bis zu welchem Punkt der Stärkere sein Uebergewicht benutzen solle oder wolle. Das Maaß dieser Benutzung wird aber natürlich dadurch bestimmt, ob die andern es vortheilhafter finden, sie zu dulden, oder den Uebermächtigen zu verlassen. Hört das Uebergewicht auf oder geht es an einen andern über, so ist es mit jener Benutzung auch der Fall, und so lange die Völker im nackten Schooße der Natur leben, tritt dieser Wechsel sehr häufig ein. Er wird seltener, so wie das Fortschreiten der Verstandesbildung, künstlichere und dauernde Quellen der Uebermacht eröffnet; und wenn erst Verschiedenheiten in der Beschäftigung und Lebensweise, und durch sie abgesonderte Klassen in der Gesellschaft entstanden sind, kann eine Gestaltung derselben, viele Generationen überdauern. Dann pflegt freilich der Wechsel, der in der ersten Periode oft durch einen einzigen Faustkampf zwischen zwei Männern entschieden wurde, erst nach langen bürgerlichen Kriegen einzutreten: aber die Grundregel wird dadurch nicht aufgehoben. Sie ist: die Vorrechte bestehen nur so lange sicher, als die Besitzer derselben ein Uebergewicht an Kraftvermögen haben, beruhe dieses worauf es wolle. Ist dieses an andere übergegangen, — wie kann man erwarten, daß die Früchte, die seither in diesem Quartiere des Gartens reiften, es auch noch künftig thun werden, wenn der Stamm der sie trägt, in ein andres verpflanzt ist?

Von Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit bei dieser Naturerscheinung zu sprechen, wäre vergeblich. Die Natur kennt nur Ursachen und Wirkung.

Ueber die Erfordernisse einer guten Oper.

(Fragment eines Briefes von Engel an einen dramatischen Dichter.)

Berlin, den 26. Januar 1790.

Die Zeit des Carnevals ist für mich eine höchst unruhige, böse Zeit. Kaum will sich der Augenblick finden, wo ich mein Wort halten und über — — — als Oper, meine wenigen Gedanken hinwerfen kann. Zuerst dünkt mich, daß gewisse Regeln, die sonst die Dichter nicht binden, dem musikalischen wichtig seyn müssen. Die Italiener beobachten diese Regeln weit sorgsamer, aber nicht so mein lieber Freund, der Verfasser des — — —. Dieser erlaubt sich z. B. Arien, die sich mit einem weiblichen Verse schließen; und so ein Vers giebt in einer Arie allemal einen so unbequemen Schluß, als ein männlicher ihn in einem Recitativ giebt. Zweitens, mehrere Arien von einerlei Charakter hinter einander, ermüden; eben so mehrere Arien von derselben Stimme, oder auch nur von ähnlicher Stimme gesungen, wie z. B. mehrere Baß- oder Tenor-Arien. Auch dies vermeiden die Italiener sorgfältig; nicht so mein Freund, der den Pedrillo mehrmalen hinter einander singen läßt. Drittens: wenn viel Handlung und interessante Handlung in einem Singspiele ist, so muß die Handlung selbst in der Musik fortgehn. Der Gesang muß nicht blos die Empfindungen ausdrücken, welche diese oder jene Situation bei den Personen veranlaßt; sonst leidet ohne Unterlaß das Interesse einen Stillstand; die fortstrebende Erwartung wird aufgehalten, und den unangenehmen Eindruck hiervon macht keine noch so schöne Melodie wieder gut. Auch hiedurch, glaube ich, und nicht bloß durch die musikalischen Vortheile, sind die Italiener darauf gefallen, in ihren Finalen ganze Scenen durchsingen zu lassen, und auch sonst in ihre Quartetten, Quintetten, Sextetten einen so großen Theil der Handlung zu bringen, daß wer bloß die dazwischen geworfenen Recitative (bei uns den prosaischen Dialog) lesen wollte, aus dem Ganzen unmöglich klug werden könnte. Aus dem — — — können sie al-

le Verse wegnehmen, und das Stück ist vollständig da. Die Arien sind nichts als Aufenthalt und oft, besonders in den leztern so interessanten Situationen, ein unangenehmer Aufenthalt. Würd' es denn aber gut seyn, wenn diese so interessanten Situationen ganz in Gesang gebracht würden? Ich glaube, nein. Gesprochen werden sie allemal eine weit größere Wirkung thun, und wir würden uns ärgern, diese Wirkung vermindert zu sehen. Sollte ich über diesen Punkt mich hinlänglich erklären, so müßte ich eine ganze und nicht leichte Abhandlung schreiben. Die Grundideen stehen indeß im zweiten Theil meiner Mimik u. s. w.

Psaphon.

Eine Erzählung.

In Memphis war einmal ein Mann ....
Doch nein! ein Jüngling war
Mein Held, mit Wangen ohne Haar,
Und ein Geselle jener losen Schaar,
Die flugs, sobald sie Drosseln fangen kann,
Die lieben Musen birscht, mit Assonanzen klingelt,
Und wie die Rebe sich um große Namen ringelt.
Entsprossen aus Athen, Minervens Stadt,
Der Heimath aller hohen Geister,
War Psaphon, unser Herr und Meister,
Im Adlerflug dorthin geeilt,
Wo sich der Nil auf fetter Trift verweilt,
Und jeder Ort seltsame Götter hat.
Warum? — Ei nun! Um Lorbeern hier zu brechen,
Und seinen Schöpfergeist vollständig auszusprechen.
Freiwillig hatte Psaphon sich verbannt:
Denn ach! sein Werth ward ja nicht anerkannt;
Und drum beschloß er auch, den Thoren
Recht darzuthun, was man an ihm verloren.
Ja, wahrlich! ein Prophet in seiner Heimath ist
Kein — Bankozettel, wie ihr wißt.

Er tritt in Memphis auf. Und alle Seelen staunen?
O nein, o nein!
Sie spotten Sein. —
Mein Psaphon, weine nicht! Die Musen haben Launen,
Wie Pyrrha's Töchter, allesammt. —
Von wilder Wuth entflammt,
Schwur Psaphon: „Ha! für Euch, Ihr Thoren,
Ward kein Homer, kein Sophokles geboren!
Den Ihr zum Lethestrom verdammt,
Den sollt Ihr, (mag der Styx es hören!)
Den sollt Ihr bald als Gott, als Phöbus Sohn verehren!"

Ein Jahr verging. Osiris Tag erschien.
Man sah' die ganze Stadt zum nahen Walde ziehn,
Bei Harfen, Octochorden, Leiern,
Bei Spiel und Tanz das schönste Fest zu feiern.
Hier jauchzte Bacchus laut; dort schwanden Paar und Paar
Ins stille Dunkel hin; und Alles, Alles war
Dem Gott zu Liebe freudetrunken.
Ein Wunder nur, (so tief war man versunken,)
Ein Wunder schüttelte mit seinem Wetterschlag
Das taumelvolle Memphis wach.
Und welches? Hört! Ein Wunder, o! desgleichen
Der Gott von Abonotichus,
Tyanus Apollonius,
Und Faust und Paracelsus nicht erreichen.
Dem trunknen Volk ruft mitten in der Luft
Aus krummen Schnabeln, voller Brust,
Mit aller Musen Urbegeisterungen,
(Wie sich von selbst versteht!) und hundert Rednerzungen,
Ein buntes Papagoyen-Heer
Vernehmlich zu: „Verehrt den Psaphon! — Er,
Der Dichter, ist ein Gott, ein Sohn der Sonne!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

Ueber das Jubelfest der Reformation. Zur Feier der dritten Wiederkehr desselben. Eine Einladung an die Evangelische Kirche von Dr. Fr. Delbrück. Berlin, 1817. — Nach einer kurzen Einleitung, enthält diese Schrift, unter der Ueberschrift: „Blick in die Vergangenheit," Nachrichten über die Begehung des Jubelfestes in den Jahren 1617 und 1717; — als „Blick in die Gegenwart," Betrachtungen über die herrschende Stimmung, — und endlich als „Blick in die Zukunft," Wünsche, wie dieses Fest im nächsten Herbst zu feiern sey, und eine Nachricht — — aus dem Jahre 1917, wie dies Jubelfest dann werde gefeiert werden, welche der Verfasser eine Dichtung nennt; endlich ein Schlußwort und erklärende Zusätze. Ueberall giebt diese Schrift Bemerkungen und Vorschläge, die dem Referenten sehr beherzigenswerth scheinen, über deren Gehalt er aber, als Laie, kein Urtheil wagt. — In dem Schlußwort schilt der Verfasser im Vorbeigehen auf „tadelsüchtige Deutler" und „Spotter," die er Knechte des Witzes nennt. Schelten ist leicht; aber ganz überflüssig mag es doch wohl nicht seyn, daß es Leute giebt, nach denen man sich selbst bei Schriften dieser Art, glaubt umsehen zu müssen, um keine Blöße zu geben.

— Wiener Modenzeitung und Zeitschrift für Kunst, schöne Literatur und Theater. 1816. — Die späte Bekanntschaft, welche der Referent mit diesem trefflichen Blatte macht, kränkt ihn gewissermaßen: denn er fühlt sich versucht, dieser Modenzeitung fast den ersten Rang unter den eigentlichen Unterhaltungsblättern in Deutschland zuzuerkennen. Die Modeartikel nehmen in ihr nur einen sehr untergeordneten Platz ein; aber sie selbst verdient allgemein Mode zu seyn. Man findet hier geist- und

geschmackvolle Erzählungen, wirklich poetische Gedichte,
kleine Abhandlungen über Kunstgegenstände, mit eben so viel ge-
lehrter Kenntniß als unterhaltend vorgetragen; Beurtheilungen
über das Theater, die darauf berechnet und wirklich in hohem
Grade geeignet sind, die Künstler durch Gründe zu bilden; wis-
senschaftliche und Kunstnachrichten aller Art, — und freilich auch
Modeberichte und dazu gehörige Kupfer. Zweimal in der
Woche erscheint ein halber, sehr elegant gedruckter Bogen in
groß Oktav.

Beschaffenheit der Theater am Niederrhein.

Seit der unglücklichen Vereinigung des ehemal. Erzbisthums
Kölln mit der Fränkischen Republik, verschwand das einzige am
Niederrhein zu Bonn errichtete stehende Theater; seit dieser
Zeit wurden die Bühnen von Kölln, Aachen und Düssel-
dorf, von den Dosty- Müller- und Schirmerschen Schauspieler-
gesellschaften abwechselnd besucht; die Städte Coblenz und Bonn
erfreuten sich nur selten der Anwesenheit einer dieser benannten
Gesellschaften. Da dieser Landstrich die Gränze zwischen Frank-
reich und Deutschland macht, so haben die Bewohner desselben
vieles von der Munterkeit und schnellen Beurtheilungskraft des
Fränkischen Stammes, und sind mithin leidenschaftlich für's Thea-
ter und alles was darauf Bezug haben kann. Die Einwohner
Kollns gaben noch neulich ein Beispiel hievon, indem binnen ei-
ner Woche für die Erbauung eines neuen Schauspielhauses da-
selbst 400,000 Francs eingesammelt wurden. Das noch jetzt
bestehende ist von kleinem Umfange, sein Aeußres ist aber un-
gemein freundlich und einladend. Ueber dem Eingange liest man
die Inschrift: Ludimus effigiem vitae. Das Innere ist neuer-
dings nach der Angabe des, um die Archäologie so verdienstvol-
len Professors Dr. Walraf, von dem jüngst verstorbenen Kollni-
schen von Göthe in Weimar als Maler gekronten Hoffmann,
aufs geschmackvollste mit altrömischen Theateremblemen geziert.
Das Theater in Bonn ist unterirdisch, aber in vieler Hinsicht
bequemer und ausgedehnter; der vorletzte Churfürst hatte vieles
zu seiner Vervollkommnung beigetragen. Wegen den wahrhaft
reizenden Umgebungen von Düsseldorf, wird das dasige Theater
besonders im Sommer fast gar nicht besucht. — Das Schau-
spielhaus zu Aachen macht einen Theil des Rathhauses, oder
vielmehr des Pallastes Karl des Großen aus. Die Bauart ist
sehr unvortheilhaft; es ist auffallend schmal, und meist so schlecht
beleuchtet, daß man ehe in ein Sterbehaus zu treten wähnt.
Das dortige Publikum ist gänzlich gesinnt, so wie Schiller im
„Shakespears Schatten" vom Lust- und Trauerspiele spricht:
der Spaß gefällt wenn er derb ist, und wenn das Trauerspiel
gar grauenvoll ist, dann haben die dortigen Zuschauer die höch-
sten aller Genüsse erreicht. Den Hang zur darstellenden Kunst
der dortigen Einwohner, bezeugt das von verschiedenen Gesell-
schaften abwechselnd unterhaltene Liebhaber-Theater. Selbst der
Adel hatte vor einigen Jahren ein solches errichtet. Des Kö-
nigs von Preußen Majestät haben eine ansehnliche Summe und
ein schon gelegenes Local für ein neu zu erbauendes Schauspielhaus
angewiesen, und so konnten auch diese Gegenden endlich zu ei-
ner wohleingerichteten Schauspiel-Anstalt die erwünschteste Hoff-
nung haben! —

(Vorstehende Nachrichten sind aus der Wiener Theaterzei-
tung entlehnt, die mit dem Anfange dieses Jahres mit größerer
Eleganz, die regelmäßigere Gestalt der Unterhaltungsblätter an-
genommen hat, und an mannigfach interessantem Inhalte mit
ihnen wetteifert, für Norddeutschland aber durch das Süddeut-
sche Gepräge doppelt anziehend seyn muß.)

Würzburg, den 28sten December 1816.

(Fortsetzung.)

Die hiesige Harmonie ist wegen ihrer Einrichtung lobenswerth,
und verdient besonders auch hinsichtlich der Konzerte, welche sie
im Winter veranstaltet, die Aufmerksamkeit des Fremden. Ref.
wohnte mehreren derselben bei, und hörte außer Stücken von
bekannten Meistern, auch einige Kompositionen des Hrn. Pro-
fessors Fröhlich. Fleiß und Studium ist in denselben unver-
kennbar; doch fehlt die Originalität. Uebrigens besitzt die-
ser Mann gute theoretische Kenntnisse, und erwirbt sich
schon seit einer Reihe von Jahren viel Verdienst um die Bil-
dung junger Tonkünstler. — Einige Gesänge von Th. Körner,
komponirt von Karl Maria v. Weber, wurden geziemend
gewürdiget; vorzüglich gefiel die Melodie des Liedes: „Lützow's
wilde Jagd." — Am meisten aber freuete Ref. sich, hier das
Talent eines jungen Künstlers glänzen zu sehn, der nach seinen
bisherigen Leistungen die gegründetsten Hoffnungen giebt, einst
ein heller Stern am musikalischen Himmel leuchten zu wollen.
Joseph Eschborn heißt dieser junge Mann, der, aus Amor-
bach gebürtig, hier sich aufhält, um bei dem Hrn. Kapellmeister
Witt die Komposition zu studiren. Er beweiset sich schon jetzt
seines Lehrers ganz würdig, und wird ihm ohne Zweifel in Zu-
kunft die größte Ehre machen. Ref. hatte schon früher Gelegen-
heit gehabt, einige Quartette und Konzerte von dessen Kompo-
sition zu hören, in denen man Anlage und Reichhaltigkeit nicht
verkennen konnte; allein am schönsten zeigte sich Beides in ei-
nem von ihm gefertigten und von ihm selbst vorgetragenen Vio-
lin-Konzerte, welches in dem musikalischen Harmonie-Vereine
gegeben wurde. Tiefe und Kraft scheinen der Grundton sei-
ner Produkte, wobei jedoch die Anmuth keinesweges vernachläs-
siget ist. In dem belobten Konzerte fand sich Alles, was den
Namen einer vortrefflichen Arbeit verdienen kann. Besonders
ansprechend war darin, daß Alles originell gedacht und aus-
gedrückt hervortrat. — Der junge Künstler besitzt noch den herr-
lichen Vortheil, daß er fast jedes Instrument nicht bloß gehörig
kennt, sondern auch spielt. Sein Hauptinstrument ist indeß die
Geige, worauf er Virtuos zu nennen ist. Nur scheint es dem
Ref., daß die Kraft, welche in dem kühnen Spiele desselben liegt
und eine Wirkung der innern Fülle ist, etwas mehr mit Zart-
heit verbunden seyn könnte. Wird Hr. Eschborn sich dessen
befleißigen, so leidet es keinen Zweifel, daß er alsdann, nach dem
Urtheile der Kunstverständigen, einer der ersten Violinisten wer-
den wird, die wir haben.

Ref. bemerkt noch einmal, daß er bei diesen Nachrichten
unbefangen war, und sich um keine Partei bekümmerte. Das
Vortreffliche, welches unser liebes Vaterland in so reichem Maße
umfaßt, muß hervorgehoben, gewürdiget und geschätzt werden,
wenn der Deutsche seine hohe Nationalität, seinen erhabenen
Stand unter den Völkern endlich erkennen soll.

1817. Nro. 105.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Dienſtag, den 21ten Januar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Meine Wanderungen durch Salzburg, Berchtesgaden und Oeſterreich. Von Vierthaler. Erſter Theil. Wien, bei C. Gerold. 1816.

Ausgeſtattet wie ſelten ein Reiſender, mit geſchichtlicher, naturhiſtoriſcher und ſelbſt technologiſcher Gelehrſamkeit, ſcharf beobachtendem Geiſt und Gefühl für das Schöne in der Natur, durchwanderte der Verfaſſer mehrere Jahre nach einander, Gegenden die zu den romantiſchſten und zugleich am wenigſten gekannten in Deutſchland gehören. Seine Nachrichten ſind gut geſchrieben; das Aeußere des Buches iſt elegant. Seinen Ton zu karakteriſiren, will ich den Abſchnitt herſetzen, zu welchem das Titelkupfer gehört.

Golling. St. Nikola. Der Waſſerfall am Gurig.

Zu Golling ſetzten wir über die Salza, und eilten nach St. Nikola, wo eine alte Kirche auf einem Felſen ruht, welcher nur auf einer einzigen Seite zugänglich iſt. Er ſcheint vor Jahrhunderten durch Waſſergewalt mitten auf dieſer Ebne abgelagert worden zu ſeyn.

Es war ein ſchwüler Mittag. Die Sonnenſtralen, welche an den kahlen Marmorwänden des ungeheuern Göhl zurückprallten, hatten das dumpfe Thal erhitzt. Wir ſehnten uns daher nach Schatten, und freuten uns, da wir die Waldung im Hintergrunde von St. Nikola erblickten, das Rauſchen der fallenden Waſſer vernahmen, und den Rand der erfriſchenden Atmoſphäre betraten, welche der Sturz des Schwarzenbachs rings umher bewirkt. Wir eilten auf ihn zu, und ruhten dort aus im Genuſſe der angenehmſten Kühlung und im Anſchauen der ſchönſten Scene der Natur.

Erquickt an Körper und Geiſt, klimmten wir ſodann zwiſchen Felſen und Bäumen hinan, um die Gegend zu erforſchen, aus welcher der Wildbach hereinſtrömt; und fanden plötzlich unſre geſpannte Erwartung noch weit übertroffen. Wir hatten ein Bild vor uns, welches mehr Phantaſie als Natur zu ſeyn ſchien.

Der Schwarzenbach dringt aus dem Bauche des hohen Göhl durch eine Mündung hervor, welche einem Schurfe gleicht. Kaum funfzig Fuß davon krümmet ſich ein hoher, wilder Felſenbogen über ihn hin, und ſpaltet eine natürliche Brücke. Der Bergſtrom fließt derſelben ruhig zu, und ſtürzt, ehe er ſie noch erreicht, ſenkrecht in einen Abgrund hinunter. Mit einem Fuße auf der Felſenbrücke und den Arm um einen Baum geſchlungen, welcher auf derſelben emporwächſt, wagte ich, das außerordentliche Schauſpiel zu überſchauen. Die Sonne ſtand hoch am Himmel, und ihre Stralen beleuchteten den Rand des dampfenden Keſſels.

Neugierig und staunend warf ich meine Blicke hinab; es waren Blicke in den Tartarus.

Aus dem Kessel reißt sich der Strom wieder heraus; eilt unter dem Felsenbogen über ausgewaschene Steinplatten fort, und fällt von Neuem über eine schiefe Bergwand ab, der zur Seite sich ein Wurmeckegel hinaufstreckt. Der Hauptstrom schießt so heftig dahin, daß er die Wand kaum berührt; indeß das Nebenwasser von allen Seiten über die moosigen Stufen hinabrinnt, und Spiegel auf Spiegel flattet. Nunmehr fließt nun der Bach aus dem grünen Becken heraus, treibt eine Pulver- und Sägmühle, und verliert sich sodann in die Salza.

— — Sunt, qui spiramina terris
Esse putant, magnosque cavae compagis hiatus.
Commeat hac tacitis penitus discursibus unda.

Es ist eine alte Sage, daß der Schwarzenbach aus dem großen Königssee in Berchtesgaden entspringe. Auf dem Königssee selbst weiset man Fremdlingen eine Kluft, in welche sich beständig Seewasser ergießt. Die Schiffer nennen dieselbe das Kuchler Loch. Das überströmende Wasser des Sees soll nämlich im Innern des Gebirges fortströmen, und dann zwischen Kuchel und Golling, unter dem Namen des Schwarzenbachs, wieder zu Tage brechen.

Sollte diese Sage eben so wahr als wahrscheinlich seyn, so ist es ein glücklicher Umstand, daß die Riesenmasse des Göhl hier die Scheidewand zwischen Salzburg und Berchtesgaden macht. Denn wäre diese minder mächtig, groß und stark, so dürfte der See, welcher ungefähr 500 Fuß höher als die Salza liegt, einst den Damm durchbrechen und die ganze Gegend ersäufen.

Einen furchtbaren Anblick gewährt der Bergstrom, wenn er nach langen Regengüssen, oder bei dem jährlichen Thauwetter, in seiner ganzen Größe sich zeigt. Er fällt da nicht bloß den Schlund an, sondern dringt neben und über demselben jede Kluft, jede Schrunde in größern und kleinern Strahlen gewaltsam durch. Der ungeheure Gebirgsstock droht unter dem Andrange der wilden Wasser mit jedem Augenblicke zu bersten.

Juvavia kannte einst, einer bescheidnen Nymphe gleich, ihre eignen Reize nicht. Die Wasserfälle von Golling waren im Jahre 1796 noch ganz unbekannt. Hübner, welcher in seiner Beschreibung des Erzstiftes Scenen dieser Art bei jedem Pflegegerichte zu bemerken gewohnt ist, erwähnt derselben noch nicht. Vier Jahre später existirten dagegen schon Zeichnungen, Gemälde und Schilderungen von denselben; und bald führte den Wanderer auch ein sicherer Pfad zu dem Sitze der Nymphen hin. Seit dieser Zeit reiset kein Freund der Natur durch Golling, ohne den Najaden am Gurtig geopfert zu haben.

Historisch-politische Briefe.

Sapere aude!

Vierter Brief.

Bei den Römern, hochgeehrter Freund! gab es geweihete Namen, die fast jedermann wußte, aber niemand aussprechen durfte, wollt' er nicht Unheil wirken oder leiden. Wir haben Wahrheiten der Art; und die Beantwortung Ihrer Frage scheint mir zu diesen zu gehören. — „Auf welcher Sprosse der politischen Naturleiter die Europäischen „Nationen und Staaten sich befinden? Welche also „die nächste ist, die sie betreten werden?

Das zu beantworten ist sehr leicht, aber eben so verfänglich. Gerade die einfachste Antwort würde die weitläuftigste Beweisführung fordern; und Sie kennen meine Weise, über manchen Gegenstand lieber gar nichts zu sagen, als alles.

Mir fällt ein Ausweg ein: Ich habe immer gedacht, das müßte ein ganz vortreffliches Buch, ein wahres Kunstwerk seyn, in welchem der Verfasser durchaus nirgend ausgesprochen hätte, wovon er eigentlich überzeugen wollen, das aber kein denkender Leser zumachen könnte, ohne sich selbst zu sagen, und zu glauben, was der Verfasser ausgelassen hat. Lassen sie mich versuchen, ob ich wenigstens Briefchen der Art zu Stande bringen kann.

Ich will ihnen ein Paar Dutzend dergleichen schreiben: über meine Ansicht der einzelnen Staaten, über diese und jene Idee die das Zeitalter beschäftigt, über den Karakter dieses Zeitalters selbst, vielleicht über Sonne, Mond und Sterne; auch wohl darüber, worin sich Stecknadeln von den Stacheln eines Igels unterscheiden. Dann will ich den letzten Brief — weglassen, und wenn Sie nun die Tafel übersehen, auf der hier ein Bein, dort ein Schnurrbart, hier ein Auge, dort eine Zeile in schreibarer Verwirrung neben einander hingezeichnet sind: — Um Sie ist mir nicht bange! Sie finden den Spiegel-Cylinder gewiß, der, in die Mitte aufgestellt, Ihnen die Figur zeigt, die ich nicht gezeichnet habe.

Aber Sie blicken unfreundlich; und wenn ich die Falte über Ihren Augen richtig deute, so

schwebt die Frage auf Ihrer Lippe: Ob ein solches Versteckens Spiel der Würde der Wahrheit angemessen sey?

Nein, mein ernster Freund! Auch nicht, ich bin stolz genug es zu sagen, auch nicht dem Karakter ruhig kühner Offenheit, den ich bis jetzt in allen Verhältnissen durchgeführt habe, weil er wirklich der meinige ist. Erlauben Sie mir indeß zu bemerken: wenn gleich jeder, so fern er ein rechtlicher Mann seyn will, die Verpflichtung anerkennen muß, nur zu bejahen, was er für wahr hält; so hat doch niemand die Verpflichtung, jede Wahrheit zu sagen, die er weiß.

Ach es giebt so trostlose Wahrheiten! Um uns beide nicht zu verstimmen, will ich Ihnen aber nur das Beispiel einer freudeleeren anführen.

Jüngst stritten drei Knaben, an einem sonnenhellen Morgen auf der Wiese hinter meinem Garten, ob das was sie auf einem Blatte so herrlich blitzen sahen, roth sey, oder blau, oder grün. Und sie waren so froh bei dem Streit, über das köstliche Funkeln, und den Werth ihres Fundes! Ich hatte sie zu lieb, ihnen zu sagen, daß sie nicht die wechselnde Farbe, sondern die körperliche Beschaffenheit desselben untersuchen müßten, um zu wissen, was er werth sey; daß ein leiser Fingerschlag hinreiche, den farbenlosen Wassertropfen zu zerstäuben, der sie durch den Schimmer eines Edelsteins erfreue. — Als sie aber gestern, mit Jubelgeschrei über die bunte, große, schöne Raupe, eine Schlange haschen wollten, freilich da mußte ich die Wahrheit sagen. —

Die Kinder dankten mir herzlich, als sie die gräßliche Gefahr erfuhren, in der sie geschwebt; — aber die Erwachsenen, die Philosophen, die Politiker u. s. w. die in Europa, und vorzüglich in Deutschland jetzt so emsig Ottern, Klapperschlangen und Blindschleichen nachjagen, immer in der Hoffnung, schöne Schmetterlinge daraus zu erziehen: wer ihnen zu sagen wagt, was sie eigentlich thun, muß Hohn und Schimpf und vielleicht einen Steinregen erwarten, wo nicht ein Auto da fé.

Sollte es wohl unrecht seyn, wenn eben ein Hochgelahrter, an die Zahmheit der Thiere im Weingeist gewöhnt, einer lebendigen Brillenschlange mit Begeisterung nachliefe, — sollte es unrecht seyn, wenn ein Unbefangener ihm nicht zuriefe: „Unglücklicher, was machst Du!" sondern ganz höflich um Belehrung bäte: „Zu welchem Geschlecht der Colubern mag vorlaufendes Exemplar eigentlich gehören?" Indeß er lehrt, vielleicht besinnt er sich. — Leben Sie wohl!

Psaphon.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

Das Volk erstaunt, traut seinen Ohren kaum;
Horcht leiser hin, und hört's; jauchzt und erwacht vom Traum
„Ein Gott lebt unter uns! o Ruhm, o Wonne!
„Des Waldes Vogel selber schrei'n: —
„(Hort!) — Psaphon ist ein Gott! — Wer gab es ihnen ein? —
„Apollo nur! — O kommt! — Wir bau'n in diesen Hainen
„Ihm Tempel und Altar von Gold und Marmorsteinen!" —
Ihr staunt? Und mehr als alle Memphier?
Wißt, Psaphon war wohl nicht der erste Affe, der
Als Gott in ihren Tempeln thronte.
Sie strömen hin zur Stadt, und hin, wo Psaphon wohnte;
Und trugen ihren neuen Gott
Vordem der losen Jugend Spott,
Mit Trommeln, Pauken und Schallmeien
Im Schaugepräng' zum Hayn der Papagoyen.
Hier wuchsen ihm in kurzer Frist,
Wie Pilze schnell aus reichgetränktem Boden,
Altäre, Tempel und Pagoden.
Es lebe Psaphon hoch! Hoch lebe Psaphons List!

(Der Schluß folgt.)

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 18. Januar, dem Krönungs- und allgemeinen Ordensfeste, gab die Bühne:

„Thassilo," Schauspiel in 1 Akt, von Fouqué; — eine sinnreich und stattlich herausgeputzte Kleinigkeit; eine patriotische Festparade, mit Musik, Priester- und Kriegerzügen, Gefechten, Visionen u. s. w. Dlle. Düring spielte die junge Drude mit einer Art Spannung, die sehr passend war. — Thassilo's Zürnen, als man ihn nicht am Druden-Thurm allein lassen wollte, wurde wohl nicht in seinem Karakter geäußert.

Hierauf die Körnerschen drei Lieder, mit K. M. v. Webers Komposition; — wobei „Lützow's wilde Jagd" wiederholt werden mußte.

Endlich ein Ballet, — irgend eins, ich weiß nicht welches, sie sind hier schwer zu unterscheiden; aber Mdme. Lauchery erwarb sich lauten Beifall.

Vermischte Nachrichten.

Im Saal der Frau von Stael sagte kürzlich eine Französische Dame: „Im ersten Jahr haben wir unsre Kontribution mit Gold bezahlt, im zweiten mit Silber; im dritten konnten wir

es mit Blei thun." — „Ein guter Vorschlag, soll ein Autitheater darauf haben. Die Quittungen konnten dann mit der gegenwärtigen Antwort versehen werden."

— In einigen Deutschen Staaten soll es den dortigen Gelehrten verboten worden seyn, Mitglieder der Berlinischen Gesellschaft für Deutsche Sprache zu werden. Da sich diese Gesellschaft wirklich nur mit Sprachforschung beschäftige, kann das nur durch eine unrichtige Vertheilung von derselben veranlaßt worden seyn.

— Man erzählt als gewiß: eine kleine Stadt in Nordamerikanischen Staaten, Namens O———, hat eine schöne Kirche, die 5000 Menschen fassen kann; da sich aber sehr oft nur gegen die Hälfte einfinden, den vortrefflichen Kanzelredner zu hören, sagte der Magistrat den Beschluß, mehrere Thore aus der Kirche in das neuerbaute Schauspielhaus bringen, und Logen daraus erbauen zu lassen. Dies sinnreiche Kompliment über den Kunstgeschmack der Stadt, erwiderten die Unternehmer des Theaters damit, daß sie die Bühne mit einer Kirchenmusik eröffneten.

Wien, im Januar 1817.

Die Ankunft des Königs und der Königin von Baiern bringt Freude und Leben in die Hauptstadt. Man drängt sich, die geehrten Personen zu sehen. — Das Publikum jubelt auf Redouten und Assemblirten. Auch für den Carneval werden glänzender als Kaiserl und seine erlauchte Gemahlin, werden wie Schwiegereltern des ganzen Landes betrachtet.

— Dr. Karl Friedrich Hensler, vormals Direktor der Leopoldstädter Bühne, hat die Direktion des Theaters an der Wien von Hrn. Carl übernommen, und wird noch in diesem Monat d. J. seinen neuen Posten antreten. Die ganze Deutsche Theaterwelt kann Freude an diesem Vorfall haben. Hensler ist ein bekannter Ehrenmann, als Schriftsteller, Oekonom und Theatervorsteher, in der Achtung aller Künstler und Dichter. Er wird das Theater an der Wien zu einer bedeutenden Bühne erheben, die alle Zwerge ehrenwerth verdrängt, gute Erzeugnisse giebt, die Mitglieder wacker bewahrt, und neues Interesse in die dramatische Laufbahn bringt. — Sein erstes Geschäft war, einen verstandnißig entlassen wurde, wieder zu engagiren, und so die alten Mitglieder des Theaters über die Schicksal für die Folge zu beruhigen.

Die Italienische Operngesellschaft gefällt nun sehr. Ein Hr. Tacchinardi und die berühmte Mme. Borgonda haben ihr aufgeholfen,

Paris, den 24. December 1816.

Schon vor einiger Zeit schrieb ich Ihnen, daß ich Briefe von einem Reisenden aus Nismes gelesen habe, die von den Greueln der Verfolgung, welche die Protestanten im südlichen Frankreich erdulden, die traurigsten Nachrichten geben. Hier wurde bald nachher gesagt, daß die Verfolgungen ganz aufgehört hätten, traurige Darstellungen der Frevel, welche ungestraft gegen die Protestanten verübt worden. Die Engländer haben viele in Schutz genommen, und sorgen für die Existenz der Unglücklichen. Es heißt, daß seit drei Wochen, nachdem die Engländer diese Verfolgungsbuth bekannt machen, welcher die Protestanten fortwährend ausgesetzt sind, der schrecklichste Unfug aufhöre; aber die Schuldigen bleiben ungestraft.

München, vom 31ten Januar.

Erlauben Sie mir eine Bemerkung über Ihren Münchner Korrespondenten, die mir allein von dem Wunsche eingegeben wird, Ihr so achtungswürdiges Blatt nicht gemißbraucht zu sehen. Das aber ist, und gewiß zu Ihrem eignen großen Schmerz, auf eine höchst auffallende Weise von seinem Manne geschehen, der Ihres Vertrauens in seiner Dienste werth zu seyn scheint. Der ganze Vorgang, der nemlich bei einer Sitzung zwischen einem Rath und Hrn. von Lerchenfeld räthselhaft der Monarchen wegen der Thronung sich ereignet haben soll, und der den letztern in einem äußerst gehässigen Lichte zeigt, ist nur reine Erdichtung; nach dem was hier Hr. v. Lerchenfeld auf dem Museum hat anhängen lassen, und was jeder, der ihn kennt, auch ohne weitere Nachweisung, die er verspricht, ihm auf sein Wort glauben wird. Ich stehe zum Hrn. v. Lerchenfeld durchaus in keinem Verhältnisse, habe aber Gelegenheit gehabt, ihn in Gesellschaft des Präsidenten F. H. Jacobi und des Emil v. Herder, dem Sohne des großen Herder, denen beiden er vertraut und werth ist, als einen der vorzüglichsten Männer, deren sich dieses Land rühmen kann, kennen zu lernen, und theile vollkommen die allgemeine Verehrung, die er wegen seiner Gesinnung eben so sehr, wie wegen seiner Talente, genießt. Bei meiner letzten Reise durch Franken nach Sachsen, habe ich Gelegenheit gehabt wahrzunehmen, daß er von dem Lande, das ihm zur Verwaltung angetraut ist, nicht weniger als von seinen hiesigen Freunden, geachtet und geliebt wird. Uebrigens stelle ich es Ihnen frei, wenn Sie von dieser ihn betreffenden Stelle meines Briefs Gebrauch machen wollen, dieses auf jede Ihnen gefällige Art zu thun.

Nehmen Sie zum Schluß die Versicherung meiner unveränderlichen großen Hochachtung ꝛc.

Fr. Thiersch.

Kopenhagen, den 26ten December.

Der Genuß aller Art Schauderlustigungen gehört hier zu den ersten Bedürfnissen des Lebens. Des Sommers ist die Bretterbude der Seiltänzer in der weitläufigen Vorstadt eben so voll, als Thaliens und Melpomenens Tempel des Winters; und selbst der Puppendirektor Geisselbrecht hat mit seinen kleinen Schauspielern ohne Intrigue und Kabale — vor Kurzem Beifall gefunden, besonders wenn er Stücke gab wie: „Herodes vor Bethlehem." Den Phantasmagorien, ombres chinoises, Taschenspielereien, Feuerwerken u. s. w. fehlte es eben auch nicht an Liebhabern. — Unser einziges Schauspielhaus, auf dem neuen Königsmarkte, ist in der That zu klein für eine Hauptstadt von ungefähr hunderttausend Einwohnern; und die dramatische Kunst schmachtet noch immer unter dem unerbittlichen Joche der dramatischen Vielherrerei. Bedenken Sie doch! Diese einzige Bühne giebt (mit denselben Personen!) Jahren, Lustspiele, Trauerspiele, Operetten, Opern, Entreen, Ballette, kurz Alles, Alles, in der bunteyden Abwechselung! Kann auch das vielseitigste Genie es bis zur entsprechenden Virtuosität bringen, wenn es sich täglich stimmen, und wieder stimmen, und abermals umstimmen muß?

(Die Fortsetzung folgt.)

1817. Nro. 106.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Donnerſtag, den 23ten Januar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Ueberlieferungen zur Geſchichte unſerer Zeit. Geſammelt von H. Zſchokke. Jahrgang 1817. Erſtes Januarheft. Aarau, bei Sauerländer.

Der Herausgeber des alten Freim. verſteht ſich nicht auf die, wie es ſcheint, merkantiliſche Spekulation in der Deutſchen Zeitſchriftſtellerei, das Gute was Mitbewerber leiſten, zu ignoriren, wo möglich, ſelbſt ihre Namen nicht zu nennen. Er hat es für Pflicht gehalten, ſeine Leſer auf manche neue gehaltvolle Zeitſchrift aufmerkſam zu machen, und hat die aufrichtige Freude, hier wieder eine der Art aufzuführen. Auf hundert Punkten in Deutſchland iſt jetzt ein heller, kräftiger Geiſt in der Literatur ſo lebendig rege: in der Stadt, die oft als die geiſtige Hauptſtadt Deutſchlands geprieſen wurde, wird es beſonderer Anſtrengung bedürfen, wenn ihr dieſer Ruhm — mit allen den Vortheilen, die nur er verleihen kann, — geſichert bleiben ſoll.

— „Wer frei darf denken, denket wohl!“ ſang der berühmte Schweizer Haller. Und darf er frei auch ſprechen, ſo ſpricht er auch ſo! bemerket noch einmal der Schweizer Zſchokke in dieſer Zeitſchrift; mehr noch durch den kräftigen, lichten Gedankengang, als durch die in der That ſchöne, männliche Sprache. Beſſer kann das nicht bewieſen werden, als durch einzelne Stellen ſeiner Schrift.

Sie beginnt mit einem Anblick der Europäiſchen Welt, im Anfange des Jahres 1817. Darin ſagt der Schweizer — ob mit Recht oder Unrecht, mag auf ſich beruhen, — von Deutſchland:

„Seit Zertrümmerung der alten, morſchen, ſchwerfälligen Reichsverfaſſung war Deutſchland ein haltungsloſes Staatengemenge; früher ſchon der Auflöſung reif, längſt ihrer werth. Die Völkerſchaften hatten ſich nie lieben, die fürſtlichen Höfe einander nur in kleinlicher Staatskunſt täuſchen gelernt. Alle Vorurtheile, welche einen Staat verderben können, halfen hier verderben: Kaſtenunterſchied, Stolz der Stände; Alleinerhebung des Geſchlechtsadels; Verachtung der Sitteneinfalt und Gottesfurcht; Verfolgung freiſinniger Schriftſteller; Lähmung der Preßfreiheit.“

„Aber der Kern des Volkes blieb unvergiftet, der Bürgerſtand. In ihm war die meiſte Kraft, die meiſte Gottesfurcht, das meiſte Licht. Daher, was durch die Fehlgriffe der fürſtlichen Räthe, meiſten von hohem, altem Adel, ſelten von hohem, altem Geiſt, oder durch Erſchlaffung der Heere verloren gegangen war, rettete die Macht und Begeiſterung des Volks.“

„Vor allen herrlich that Preußen. Es wuſch die Schmach ſeines Heldenruhms in Frankreichs Blut rein ab. Lange ſah man hier ein Volk ſtolz auf ſeinen vortrefflichen König; nun erblickt man

hier einen vortrefflichen König stolz auf sein Volk. Es erwartet den Lohn seiner Opfer von der Gerechtigkeit Seines Throns — ein freies, ehrenvolles Seyn durch Stellvertretung vor dem Selbstherrscher. Nachdem aber Frieden und Ruhm errungen war, traten die vom Augenblick der Noth zurückgeschreckten Anmaßungen des Vorurtheils und Herkommens wieder keck hervor gegen des Volkes Hoffnungen und Anrechte. Darüber erhob sich langes, nicht immer mit Würde geführtes Streiten unter den Rednern der Parteien. König Friedrich Wilhelm, der Bürgerfreund, ließ schweigend die brausenden Meinungen vergähren, eh' er das große Wort sprach, dessen Werth nur von der Leidenschaftslosigkeit erkannt werden mag. Und schweigend hofft die Nation."

Bei Erwähnung des Bundestages sagt er:

„Mögte es denn endlich nur wesentlich wahrer Staatenbund seyn, nicht bloß Fürstenbund werden. Denn in jenem wären Fürsten und Völker zugleich gedacht, und beide, als Theilnehmer am großen Vertrage, dargestellt. Ein Bund der Fürsten, in welchem ihre Familienrechtsame alles, die Rechte der Völker nur sehr untergeordnet gelten, überlebt selten nur das Leben derer, die ihn schlossen. Ein Deutscher Fürstenbund, — das ist ohne höhere Weissagungsgabe zu weissagen, — wird kaum einige Jahrzehende bestehen; dann neuer Verfall erblickt werden. Völker haben längeres Leben, als Fürsten, und ihre Grundverhältnisse zu andern sind bleibender, als die Angelegenheiten eines Fürstengeschlechts. Darum soll, wenn für Jahrhunderte gerechnet wird, Staatenbund seyn. Aber noch einmal sey es gesagt: so wenig ein Volk ohne Haupt, eben so wenig ist ein Fürst ohne Volk ein Staat. Fügen wir übrigens hinzu: Zu dem, was Völker werden können, reifen sie langsam. Die Natur schreitet mit gemessenem Schritt, doch unaufhörlich, vor."

Er schließt die Schilderung unseres Welttheils so:

„Da steht Europa beim Anfang des Jahrs 1817, in dem Augenblick, da England ein neues Parlament, Deutschland einen neuen Bundestag, Frankreich eine neue Versammlung der Reichsabgeordneten eröffnet hat; in dem Augenblick, da überall die fremdartigsten Grundsätze, die unter sich widersprechendsten Ansichten der Dinge ihren Krieg erneuert haben; in dem Augenblick, da der lieblose Sinn der katholischen und protestantischen Kirchen hier und dort wieder geweckt wird: in dem Augenblick, da man bald von Mördereien im südlichen Frankreich gegen die Evangelischen straflos verübt, bald von Klagen der Reformirten in Savoyen, bald von Verfolgungen oder Unterdrückungen der Katholischen in Irland hört; in dem Augenblick, da die katholischen Fürsten Deutschlands zum Schirm ihrer Selbstherrlichkeit an Abschließung freier Kirchenverträge mit Rom, die evangelischen hinwieder an Vermehrung der Feierlichkeit ihres Gottesdienstes, alle an größere Duldung jeder Glaubenspartei denken, — in dem Augenblick, da der Römische Edelmann freiwillig seine verderblichen Lehenvorzüge aufopfert, während in andern Gegenden der Adel nach Herstellung alter Vorrechte geizt, welche die Zeit verwirft; in dem Augenblick, da man hier den Fürsten alle grenzenlose Gewalt über ihre Völker einräumen will, während sich weisere Selbstherrscher anderer Orten, zur Sicherstellung öffentlichen Glücks, freiwillig beschränken."

Jetzt folgt eine Schilderung „Berlins und des Preußischen Staates," von einem nüchternen, scharfen Beobachter an Ort und Stelle. Sie enthält viel, großes und gerechtes Lob; möge das demjenigen nutzbringende Prüfung erwerben, was als Rüge erscheinen wird.

Die dritte Stelle nehmen die drei Eide ein, welche die Französische Geistlichkeit 1791, 1803 und 1815 ablegte: eine inhaltschwere Parallele. Aus dem was die Geistlichkeit in drei verschiedenen Zeitpunkten dem Staat zu leisten verhieß, wird man natürlich zu der Untersuchung geleitet, was sie ihm zu allen Zeiten seyn soll und kann.

Den Schluß machen einige gemischte Nachrichten. Monatlich erscheinen zwei Hefte dieser Schrift.

Psaphon.

Eine Erzählung.

(Schluß.)

Doch unter diesem leichtgetäuschten Volke
Erhob sich Sophron, Er, der einzig Nüchterne,
Der statt der Juno nicht die Wolke
Umarmte. — „Was? Apoll, der Gottliche,
„Der sollte je mit geckenhaften Knaben
„Gemeinschaft, ja, Verwandtschaft haben?
„Die Sonne mit dem Irrwisch hier?
„Das klingt wie Zeitungslüge schier." —

Er ſann, entdeckte Phaphons Trug, und lachte.
Doch Nemeſis erwachte:
Und Sophron ſandte bald ein Thier von eigner Zucht
Zum Hain der Ifis hin. Der bunte Schmetzer ſucht
Sich Brüder auf, und plaudert Wort vor Wort,
Was Sophron ihn gelehrt, in einem Odem fort;
Und ſeine Brüder lernten alle
Es hurtig, wie die Wiederhalle.

Ein Jahr verging. Der Ifis Tag erſchien:
Man ſah die ganze Stadt zum Hain der Götter ziehn,
Bei Harfen, Oktachorden, Leiern,
Bei Spiel und Tanz das ſchönſte Feſt zu feiern.
Ein neues Wunder ſchreckt aus gleichem Taumel auf;
Und alle Welt ſteht ſtumm und ſtarr.
Dort klimmt ein Kakadu den ſteilen Stamm hinauf,
Und ſchreit: „Gott Phaphon iſt ein Narr!“ —
„Gott Phaphon iſt ein Narr!“ — ſchrei'n andre Zwanzig oben.
Der Wald wird ein Geſang, den jungen Gott zu loben:
Und Eltern feſtet und Staaten fällt es ein,
— „Gott Phaphon iſt ein Narr!“ — im lauten Chor zu ſchrei'n.
Wie? Spricht ein Gott auch ihnen Lügerungen?
Sprach in Oſiris Hain ein Gott mit ihren Zungen?
War todte ein Rathſel dieſer Art? —

„O hört! rief Sophron jetzt, beim dreimal heil'gen Wort
Der Ammonsſtege, hört!“ — —

Und die Erſtaunten hörten. —

Sie wogen nicht, der Deutung gleich zu trau'n,
Verſtummen überzeugt; und ach! Wie ſchnell verkehrten
Sich Wahn und Dünkel jetzt in Wuth und banges Grau'n.
Ein aufgewühltes Meer tobt rings in Phaphons Haine:
Und zitternd flieht der Gott ſich in ein Klauſenneſt.
Sein Tempel, ach! verſinkt in Trümmer, Schutt und Steine:
Und jährlich feiert man Gott Phaphons Narrenfeſt.

Ob ſich die Mähr urkunden läßt?
O Freunde! wißt, es ſteht geſchrieben,
Mein Phaphon ſey der Letzte nicht geblieben,
Der durch ein Eſelsmaul als Gott ſich melden ließ,
Und unthät doch ein Narr der Narren hieß.
O! — —, Sonne, Du, vor dem die Sterne ſchwinden,
Wann wird Du deinen Gopheon finden?

Hagedorn.

Mancherlei.

Zur Zeit der Kreuzzüge hatte die Engliſche Fahne ein weißes Kreuz, die Franzöſiſche Oriflamme ein rothes. Als die Engländer ſpäterhin einen großen Theil von Frankreich erobert hatten, nahmen ſie das rothe Kreuz in ihre Fahnen auf; und um ſich von ihnen zu unterſcheiden, ſetzte Carl der Siebente, nachdem er ſie vertrieben hatte, das weiße in die ſeinige, und ſeitdem iſt Weiß die Nationalfarbe der Franzoſen.

Pindar.

Das Monthly Magazine gab vor Kurzem folgendes Urtheil über dieſen berühmten Dichter. „Pindar iſt überprieſen worden. Er kann durch pompöſe Beiworte blenden, aber er iſt kein guter Odendichter. Seinen Gedichten fehlt Zuſammenhang, Einheit, Zweckmäßigkeit. Er ſchießt ſeinen Pfeil in der That ſo hoch, als nur ein menſchlicher Arm die glänzende Spitze des Lobes zu ſchleudern vermag, aber er trifft nie das Ziel; und immer den Schaft fehl zu ſenden, beweiſt eine Unſicherheit des Beſtrebens, welche die Kritik erröthen ſollte zu bewundern.“ Der Kritiker glaubt, Pindar habe einen Sänger-Chor gehabt, mit dem er zur Verſchönerung feſtlicher Mahlzeiten Muſiken aufgeführt habe. Seine Oden ſeyen in Vorrath gearbeitet geweſen, und nur durch ein Paar beigefügte Verſe der vorkommenden Gelegenheit gleichſam gewidmet worden.

Neuigkeiten.

Von den Concerten die zu Berlin gegeben worden, iſt in dieſem Blatt ſelten oder nie geſprochen worden, aus dem ganz einfachen Grunde, weil aller der bekannte Unſegen, der auf Theaternachrichten ruht, auf Concertberichten doppelt laſtet. — Von dem Concert indeß, das Hr. und Dlle. Eunike am 20. Jan. gaben, zu ſchweigen, wäre Proſtitution, — es war ein Feſt der muſikaliſchen Grazie. Eine Ouvertüre von B. Romberg eröffnete es: ſchon dieſe riß die Hörer zum Applaudiren hin. — Dlle. Eunike trug eine Arie von Gluck vor. Der treffliche Komponiſt hat ſie ſichtlich für die liebenswürdige Sängerin geſchrieben, oder vielmehr gedichtet: denn die kräftige und doch zarte Schönheit der Compoſition und die beſt Vortrages, waren innig eins, wie Seele und Körper. Dlle. Eunike rif durch die reiche Fülle ihrer Stimme, aber noch mehr durch die höchſt elegante Rundung und Vollendung ihres Vortrages hin: das Publikum applaudirte noch, nachdem ſie ſchon längſt den Saal verlaſſen hatte. Jetzt folgte ein Rondoletto, ſie's Violoncell, zu ſetzt und geſpielt von B. Romberg. Welches Lob konnte man dem Meiſter noch ertheilen, das ihm nicht ſchon an hundert Orten mit Enthuſiasmus gebracht wurde? Den zweiten Theil fing Hr. Eunike an mit einer der ſchönſten Arien von Pär, und trug ſie vor mit Kraft und Kunſt. Dann ein Potpourri, geſetzt und geſpielt wieder von B. Romberg. „Er macht ſich wie ſeinem Inſtrumente!“ ſagte jemand, und das war wirklich

eine sehr richtige Beziehung der reizenden, fast marchesinen Leichtigkeit und des gewandten Wechsels, womit der Meister die mannigfachen Wunder rasch vorübergehen ließ, die er dem Cello abzuzwingen versteht. Ein geschmackvoll gewähltes Terzett von Rossini, präcis und einnehmend vorgetragen, von Mdme. Müller, Dlle. Eunike und Hr. Eunike, schloß die genußreichen Stunden.

Bücher-Chronik.

Mœurs Françaises. L'hermite de la Guyane, A Paris, 1816. — Pariser Witz ist fein und scharf; — Pariser Geistlist und Lebensweisheit steht nicht in so empfehlendem Ruf, und dergleichen servirte Hr. Jouy seit einigen Jahren, unter der oben angeführten Benennung den Lesern der Gaz. de Fr., ohne daß diese dadurch gerade an Reiz und Ruf besonders gewonnen hätte. Endlich haben die Administratoren derselben ihn entfernt, weil er sich erschöpft hatte, und er ist mit Anfange dieses Jahres zum Mercure de Fr. getreten. — Hr. Jouy ist ein Mann von Geist und schreibt fließend. Wer seine Aufsätze in der Gazette nicht las, wird es in dieser Sammlung nicht eine Vergnügen thun. Einer Uebersetzung sind sie indeß schwerlich werth. Das müßte eine ernstlige Literatur sein, die nicht Original-Aufsätze dieses Gehaltes in Menge hervorbrächte.

— Voyage d'un Français fugitif dans les années 1791 et suivans. 3 Vol. A Paris, 1816. — Man kann es keinem Reisenden oder Flüchtling übel nehmen, wenn er die Ereignisse die ihm widerfahren, für das wichtigste seiner Reise hält; aber wenn er dem Publikum davon erzählen will, so darf er nicht vergessen, daß dieses nach einem andern Maßstabe urtheilt, oder er wird eine schlechte Erzählung finden. Von nächtigenden Wirthshaus- und Straßen-Abenteuern, mit einer gewissen ritterlichen Empfindsamkeit aufgefaßt, und mit aller der Beschränktheit und Eitelkeit, welche die Emigranten in Deutschland einst zu Tage legten. Wer indeß über sich gewinnen kann, dem Verfasser dies zu übersehen, wird manche interessante Notiz aus den Jahren finden, in welchen er seine Flucht antrat. Denn daß bei diesem Gemisch ein wirkliches Talent zum Grunde liegt, ist wohl gewiß.

Vermischte Nachrichten.

In dem Journ. Burgot sind 17 Millionen für Militairs auf halbem Sold, (man weiß, ein großer Theil der ehemaligen Armee erhält solchen); 45 Millionen ohne als Pensionen angesetzt. Eine Zeitung erklärt das: jeder alte Hofbediente machte sein vieljähriges „Ireu auf fremder Erde" wie Jedyzige geltend; und mancher, der als junger Unter-Lieutenant auswanderte, erhält bei seiner Rückkehr die Pension eines Marschall, weil er das in der verflossenen Zeit vielleicht geworden wäre.

— Eine Französische Zeitung hatte die Frage aufgeworfen: Wird in Deutschland eine Revolution vorfallen? — und es mit Anzahlung einer Menge von Erscheinungen, die es für Gründe ausgab, bejahet. In der Allgemeinen Zeitung wurde es mit Anzahlung von eben so viel oder noch mehr Erscheinungen, verneinet. Ein Dritter erklärt jetzt die ganze Frage für unrichtig; (? falsch ausgedrückt, wollte er wohl sagen;) und behauptet, wir wären schon mitten in der Revolution, das heißt, der Umgestaltung. Man brauchte nur was Deutschland jetzt sey, mit dem zu vergleichen, was es vor zwanzig Jahren gewesen, um das zu erkennen. Ein Vierter könnte bemerken, daß jene Frage allerdings unbestimmt ausgedrückt, aber eben deßhalb auch vom letzten Beantworter mißverstanden sey. Der Eingende meinte: ob um der Umgestaltung willen oder durch sie, gewaltsame Auftritte Statt haben, Verstümmlungen der bürgerlichen Verhältnisse eintreten würden? Dagegen scheint der ernst-sanfte Nationalcharakter zu bürgen, und die Erfahrung, wozu derselben führt.

— Die Französischen Buchhändler haben der Deputirten-Kammer eine Petition übergeben, worin sie um die freie Einfuhr aller fremden Bücher, aber proßich um einen Zoll von 150 Frs. auf jedem Zentner fremder Bücher bitten, die in Frankreich eingeführt werden. Die Kammer hat die Berathung darüber mit der Finanz-Kommission und dem Finanz-Minister beschlossen. Dem Buchhandel gebührt wenigstens eben der Schutz, den andere Zweige der Handelsindustrie genießen.

— Im Monthly Magazine vom Okt. beweist ein Dr. Lucksod durch eine Berechnung, daß England, nach Abzug alles Bodens, den Städte, Dörfer, Wege u. s. w. einnehmen, darauf seiner 10 Millionen und 145 tausend Menschen, 422 Millionen und 745 tausend ernähren konnte. Diese Berechnung menschenliger und vernünftiger, als die verrückte des Hn. Malthus, daß Englands Bevölkerung vermindert werden müßte.

— Einige Engländer, die in diesem Sommer nach Paris gingen, brachten ihre erste Zeit so hingend zu, daß ihre vollen Beutel ziemlig leer wurden. Sie beschlossen einen andern Ort zu suchen, vorher aber noch einen Dugend Freunde ein Abschiedsmahl zu geben. Aus Sparsamkeit suchten sie ein Wirthshaus aus, das in einer elenden Straße lag und sehr unansehnlich schien. Man kam zusammen, fand die Speisen vortrefflich, die Weine gleichfalls, und ergetzte sich lange. Endlich kommt der fatale Augenblick. Der Wirth bringt die Rechnung; sie beträgt — 1600 Frs. Die Engländer sind erstaunt. „Was wußten wohl nicht, meine Herren, sagt der Wirth, daß sie im Rocher de Cancale speisten." Die ganze Gesellschaft hatte nicht Geld genug bei sich, diese Rechnung zu bezahlen. Sie bot ihre Uhren zum Pfande an, aber der Wirth schlug sie aus. „Es sollte mir leid thun, sagte er, wenn sie mich schlechter finden, als meine Bewirthung. Bezahlen Sie wann Sie können."

— Das Monthly Mag. theilt folgende Friedensvorschläge des Dey von Algier mit, von denen aber die politischen Zeitungen nichts gemeldet haben:

1. Die Europäischen Mächte vergessen, keine mit Piastern bezahlte Fregatten mitten im Frieden zu plündern.

2. Sie entsagen dem Recht, die Hauptstädte ihrer Nachbarn — ohne vorhergegangene Kriegserklärung zu bombardiren.

3. Sie versprechen künftig, ihre Kriege sacht Monat ehe sie anfangen, durch einen Herold ankündigen zu lassen.

4. Sie verpflichten sich, künftig weder Weiße noch Schwarze, weder einzeln noch in Menge, heimlich oder durch Traktaten zu verkaufen.

5. Auf diese Bedingungen will der Dey nicht mehr gegen ihre Schiffe kreuzen lassen.

— Ein im Gebrauch des Grabstichels recht braver Künstler, der aber noch sehr incorrekt zu zeichnen pflegt, hat so eben als „Nachgestalten, welche die Wirkungen der Anstrengung, und den Ruhm alter großen Meister der Vorwelt vermitzen," gedruckt herausgefordert und erklärt, er werfe sich „wohl unbemerkter Freudigkeit" in die Schranken, aber man müßte sie „offenkundig" stellen. Man glaubt, ehe es zum Gesteche kommt, werde er sich bemühen, richtiger zeichnen und schreiben zu lernen.

1817. Nro. 107.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Sonnabend, den 25ſten Januar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Hiſtoriſch-politiſche Briefe.

Sapere aude!

Fünfter Brief.

China und Europa. — Portraitmaler und Geſchichtſchreiber.

Schade daß wir die Chineſiſche Geſchichte ſo wenig kennen! Nach dem zu urtheilen, was wir von ihr wiſſen, giebt es durchaus keine andre, die uns ſo lehrreich ſeyn könnte, als ſie. Erwägen Sie nur folgende Umſtände: die vom großen Aſiatiſchen Continent weſtlich vorſpringende Halbinſel, die wir unſern Welttheil zu nennen belieben, iſt eigentlich noch etwas kleiner, als jene öſtliche Ländermaſſe deſſelben Continents, welche das Chineſiſche Reich bildet. Beide haben ungefähr gleich viel Einwohner. Die jetzigen Provinzen der Chineſiſchen Univerſal-Monarchie waren vormals lauter ſelbſtſtändige Reiche, wie die jetzt in Europa exiſtirenden. Sie wurden von Völkern bewohnt, die, wie die Europäiſchen, eine gemeinſchaftliche Kultur, ungefähr dieſelbe Religion, (die bekanntlich viel Aehnliches mit der Chriſtlichen hat,) verwandte Sprachen, und faſt alle die Einrichtungen, Kenntniſſe, Erfindungen und Künſte beſaßen, als wir: ſtehende Heere, den Kompaß, den ſie ſchon zweitauſend Jahr vor Chriſti Geburt bei ihren Heereszügen durch die Wüſten brauchten, das Schießpulver, die Buchſtabenſchrift, ſelbſt die Druckerkunſt, wiewohl nur in der erſten rohen Geſtalt. Denn das Meduſenhaupt der Univerſalmonarchie, vor dem alle Kultur erſtarrt, tauchte vor ihnen auf aus dem Strom der Zeit, ehe ſie der Anwendung jener Erfindungen die Mannigfaltigkeit geben konnten, die ſie bei uns hat. Als wär' es ein Spiel der Natur und des Schickſals, liegt ſogar jenem ungeheuren Continentalreiche wie unſerm Welttheil, ein mächtiges Inſelreich in der Nähe, deſſen Bewohner denſelben Culturgang zurückgelegt hatten, wie die Nationen des feſten Landes, ſich durch ihre Flotten vor der Unterjochung von dort aus ſicherten, — aber nichts deſto weniger dieſelbe Umwandlung durch ihre eigne Uebermacht litten. — Ein großer Unterſchied zeigt ſich indeß. So viel ſich aus den Fragmenten und Skizzen der Chineſiſchen Geſchichte, die zu uns gelangten, ſchließen läßt, wurden alle jene Reiche, die in der Univerſalmonarchie untergingen, von Sultanen regiert, die kein Geſetz achteten, als ihren eignen Willen, und in ihren Unterthanen nichts ſahen, als rechtloſe Werkzeuge, zu ſeiner Vollſtreckung: ſobald daher ihre Heere überwunden waren, war auch ihr Reich unterjocht. Die Europäiſchen Regierungen dagegen achten ihre Völker und die Rechte derſelben; ſie erkennen es an, daß das Glück der Unterthanen der Zweck der Regierung iſt, und ſind daher ſicher, daß ihre Völker eher ausgerottet werden müßten, als man ihre Thronen umſtürzen könnte. —

Geſtehen Sie indeß: demungeachtet wär' es ein Schatz ohne Gleichen, wenn wir von der Weiſe,

wie eigentlich alle jene verschiedne, kraft- und geistvollen Völker in eine dreßirte Heerde, und die üppige Blumenwelt ihrer Kultur, in ein Herbarium vivum verwandelt worden, einen Geschichtschreiber erzählen hörten, einen Geschichtschreiber, wie — Ja, wen nenne ich denn gleich? Ich kenne keinen einzigen, der allein genommen, mir über einen Gegenstand völlig Genüge leistete.

Die Geschichtschreiber und ihre Werke theilen sich in eben so viel Gattungen, als die Portraitmaler und die Bildnisse. Der eine schreibe die Gestalt die er aufbehalten soll, mit sorgfältiger Genauigkeit ab, mit allen Zügen und Umgebungen, sie mögen so flach, geringfügig, ja nichts sagend seyn, als möglich: selbst die vielleicht vom Tabak gefärbten Finger oder Zähne läßt er nicht weg. Wer höhere Kunstgedanken fordert, schüttelt den Kopf darüber, aber den Kindern, den persönlichen Freunden des Gemalten, ist gerade diese Art der Darstellung die willkommenste; und lieben sie ihn wirklich, so werden sie darauf mit einer Rührung sehen, die ihnen keine andre Art einflößen könnte. Die Enkel schicken das Bild vielleicht in die Rumpelkammer, aber es hat doch schon seine schöne Bestimmung erfüllt, und die fünfte oder sechste Generation betrachtet es wohl wieder mit so hohem Interesse, — als wir selbst Chroniken lesen, die alt genug sind, daß ihre Naivität uns eine völlig fremde Welt aufthun kann.

Andre Maler finden dies bloße Kopiren der Natur, gemein. Sie suchen sich die Züge des Gesichts auf, welche den Hauptkarakter des Darzustellenden ausdrücken: diese heben sie hervor; alle andre die auf die Täglichkeit des Lebens und seiner Gewohnheiten deuten, drücken sie nieder, so viel es angeht ohne die Aehnlichkeit zu zerstören. So liefern sie eine bedingte Personifikation einer Gesinnung u. dgl., die hohen Kunstwerth haben kann, die aber gewiß nie eine Zähre in das Auge der nächsten Verwandten oder des Busenfreundes des Gemalten lockt. Der Künstler drängt sich immer dabei zwischen den Beschauenden und das Bild. Er scheint zu rufen: „Seht, das verstand ich, aus Eurem Freunde zu machen!“ nicht: „Das ist er!“ So thun die psychologischen Biographen und philosophirenden Historiker auch.

Wieder andre Künstler glauben das Stillleben überhaupt unter sich; sie wollen Scenenmaler seyn, auch wo sie portraitiren sollen. Sie wählen einen Hauptvorgang aus dem Leben ihres Gegenstandes; sie zeigen ihn in der schönsten, kräftigsten Thätigkeit. — Aber sind sie keine Pfuscher, so wird in dem Gesichte die Bedeutsamkeit des Moments mit seinem aufgeregten Gefühl, vielleicht seiner Leidenschaft, so laut mitsprechen, daß sich weder die ruhige Gestaltung, noch der stehende Karakter des Abgebildeten daraus mit Zuversicht erkennen läßt. — Die ästhetischen Historiker!

Nehmen Sie an, mein geehrter Freund! ein Mann von hoher Bedeutung wäre auf diese drei verschiedene Weisen gleich gut gemalt, und Sie wünschten, Sich eine bestimmte Vorstellung von ihm zu machen: welches Gemälde würden Sie wählen? Ich — ließe mir keines nehmen, so wenig als irgend eine Gattung der Geschichtschreiber, — die schlechten ausgenommen. Ich würde aus den drei Bildern in meiner Seele ein viertes schaffen, das sie vielleicht alle an Aehnlichkeit überträfe.

Doch welche Verirrung! Von den Chinesen zu den Portraitmalern! Die Brieffreiheit mag es entschuldigen. Vielleicht war es auch nicht überflüssig, bei meiner Art die Geschichte zu benutzen, daß ich Ihnen sagte, wie ich von den Weisen sie zu schreiben, denke.

Fragmente aus der Jugendgeschichte eines jetzt sehr geschätzten Dichters.

(Von ihm selbst, vor zwanzig Jahren, geschrieben.)

„Sohn, sagten mir meine Eltern oft in meiner frühsten Jugend mit geheimnißvoller Miene, Sohn, Du hast eine heilige Bestimmung, und wirst einst glücklicher als alle Deine Brüder.“ Dabei sahen sie mich immer mit einem gewissen Respekt an, so daß ich am Ende selbst an einen außerordentlichen Beruf zu glauben anfing, und mich manchmal, wenn ich allein war, forschend im Spiegel betrachtete.

Eines Tages, als sie meine jugendliche Phantasie durch ähnliche Verkündigungen aufs neue erhitzt hatten, fragte ich, was für ein großes Wesen denn eigentlich aus mir werden sollte? In diesem Augenblick trat ein Mönch zur Thür herein, der jeden Sontag in unserm armen Dörfchen das kleinen eignen Pfarrer nähren konnte, die Messe hielt, und bei dieser Gelegenheit das Haus meiner Eltern zu seinem Absteigequartier machte. „So einer!“ sagte mir mein Vater leise ins Ohr, und deutete mit einem tiefen Bückling auf den Pater. Nun war mir der Kuttenmann unausstehlich, weil er unverschämt alle aufzusparen, bessern Bissen

des Hauses verschluckte, wobei ich ehrerbietig in der Ferne stehen und mit trocknem Munde zusehn mußte. Doch gefiel mir das reizende Privilegium, das dieser Stand auf gute Gerichte zu geben schien; besonders jetzt, da ich Hoffnung hatte, es einmal auch zu besitzen; und kindisch bat ich gleich am andern Morgen, mir doch ja bald eine Kutte umzuhängen, und den Kopf bescheren zu lassen.

Später, als die Jahre der Vernunft über mir dämmerten, und die Welt den werdenden Jüngling mit ihren Reizen anzog, verlor ich plötzlich alle Neigung für die Kutte. Das Kloster lag mit seinen Mauern trüb und traurig vor mir da, ich aber wünschte auf einer freien, heitern Bahn des Lebens zu wandeln. Ich fühlte, daß mein Glück in keiner Zelle wohne, wäre sie auch voll Honig, und ich ohne Mühe, ihn zu bereiten. Lange wagte ich es nicht, meinen Eltern die Veränderung in mir zu entdecken. Endlich, in einer kühnen Stunde, fuhr ich mit meinem Geheimniß heraus, und setzte hinzu, daß ich entschlossen sey, mir einen meiner Neigung angemessenen Stand zu wählen. Beide erblaßten und sahen sich und mich wechselsweise erstaunt an, ohne ein Wort sprechen zu können. Nach einigen Augenblicken rief mein Vater mit dem Ausdruck des höchsten Zorns: „O wir Unglücklichen! So will uns denn unser eigener Sohn zu einem Meineid gegen den Himmel zwingen, und über sein, und seiner Eltern unschuldiges Haupt die schrecklichsten Strafen herabziehn, die auf ein so ungeheures Verbrechen nothwendig folgen müssen. Denn von Deinem Glück, und von unsern langgenährten schönen Hoffnungen, die Du im Wahnsinn unter die Füße treten willst, mag ich gar nicht reden. Aber wisse, Unglücklicher, Dir bleibt keine Wahl. Du gehörst durch ein heiliges Gelübde, das wir in den ersten unfruchtbaren Zeiten unsers ehelichen Lebens dem Himmel brachten, jenem Stande als sein geweihtes rechtmäßiges Opfer an, und nichts kann Dich von Deiner Pflicht lossprechen als der Tod. Dem Gelübde bist Du Dein Leben schuldig."

(Die Fortsetzung folgt.)

Sehnsucht an der Seeküste.

Hier steh' ich am einsamen Meeresstrand,
Und schau' in die Weite hinaus.
Da drüben lieget mein Jugendland,
Dort winket das heimische Haus!
Hinüber blick' ich und suche und schaue,
Doch blick' ich nur hin ins unendliche Graue!

Dort weilen sie All' im trauten Verein,
Dem liebenden Herzen so nah!
Nur ich in fernen Landen allein,
Ich stehe so freudenlos da,
Und starre hinaus in die endlosen Räume,
Und seufz' und hasch' und umarme nur Träume!

Ihr, Wellen, fließet so ruhig dahin:
O fließt an das heilige Land!
Ach könnt' ich, dürft' ich mit euch ziehn,
Zum fernen heimischen Strand,
Nicht scheut' ich des Meeres finsteren Rachen,
Nicht Sturm und Blitz im leichtesten Nachen!

Ihr Meven, wie glücklich ist euer Geschick!
Ihr schwebet und kreiset so fern,
Und kehret mit schnellen Schwingen zurück,
Weit glänzend, ein silberner Stern'!
O, schwingt euch hinüber mit leichtem Gefieder,
Und ruft meinen Gruß, und grüßet mich wieder! —

R — e.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 22. Januar: „Clementine," von Frau von Weissenthurn. „Was wird denn dadurch bewiesen?" soll einst ein Mathematicus nach Anhörung eines Gedichtes gefragt haben. Nach diesem Stücke hätte man antworten können; nehmlich: daß das Rührende und das Weinerliche verschieden sind. Gleichviel! Hr. Mattausch spielte den, seinem langen Zorn nach, harten, im Reden gutmüthigen Vater, wie Iffland die Rolle geschaffen hat, und zwar spielte Hr. Mattausch sie in dieser Weise gut, so gut, daß man ihn am Ende der Vorstellung rief. Ob es übrigens richtig ist, den alten Halsstarrigen so empfindsam zu spielen, oder der Fehlgriff der Verfasserin nicht verbessert werden sollte? — Da Mdme. Schröck Clementine gab, ist Lob überflüssig. Mdme. Esperstädt, jung und reizend, spielte die alte garstige Haushälterin außerordentlich wahr und lobenswerth. Wenn es doch nur Gebrauch würde unter den jungen Künstlerinnen, dann und wann die Rolle einer Alten zu nehmen! Es übt nichts so sehr, als dieses Heraustreten aus seiner Persönlichkeit; und — das Publikum weiß doch recht gut, was sich versteckt hat.

Hierauf: „Pygmalion," ein Ballet. Dlle. Weiß die jüngere, bisher Figurantin, debutirte heute als Galather, so, — daß sie den lebhaften Wunsch einflößte, sie oft und noch lange zu sehn.

Vermischte Nachrichten.

Eine Englische Zeitung erzählt: Als man in Paris am letzten December Hamlet gab, und ein Schauspieler sagte: „Lassen wir England seine Treuer und seine Thränen! England war nur zu fruchtbar an Verbrechen!“ so that die ganze Versammlung aufgestanden, habe einige Minuten hindurch applaudirt und die Wiederholung gefordert, — die der Schauspieler aber unterließ.

— Dickson, Richter zu Dumbie, hatte in seinem Testament sechs Guineen für den ausgesetzt, der ihm eine Grabschrift setzen würde. Die drei Executoren beschlossen das Geld unter sich zu theilen, aber auch, damit gewissenhaft, jeder eine Zeile dazu herzugeben. Der erste schrieb: Hier liegt Dickson! Der zweite setzte zu: Hier liegt Dickson, Richter zu Dumbie! Der dritte schloß, nach langem Besinnen, mit: Hallelujah, Hallelujah!

Ob der Testator seinen Freunden so viel Dichtergenie und Thatkraft zugetraut hatte!

— In der Hauptstadt der Künste, in Rom, hat man eine Maasregel genommen, die gewiß sehr kräftig zur Erhaltung des guten Geschmacks wirken wird. Am 20sten Oct., dem Tage da alle Schauhühnen eröffnet wurden, errichtete man auch auf dem Platz Navona feierlich ein Canalette, das heißt, eine Maschine auf welcher man Verbrechern Stockprügel giebt, um alle sogleich zu bestrafen, die es wagen würden, einen schlechten Schauspieler auszupfeifen. Die Maschine soll selbst zur Nachtzeit, bei Fackelschein, in permanenter Bereitschaft stehn. Man hofft, daß derselbe Schutz auch auf andre Klagen von Künstlern werde ausgedehnt werden, und Rom durch diese einzige Maasregel in Kurzem lauter bewunderte Meister besitzen werde.

— Die regierenden Schauspieler des Theaters Feydeau haben das Decret erlassen, daß kein Autor in ihren Coulissen den Fuß aufsetzen soll. — Ein andrer Schauspieldirektor hat, um die Tugend seiner Heldinnen zu sichern, verordnet, es solle überhaupt kein Autor in den Coulissen zugelassen werden, der nicht wenigstens 50 Jahr alt ist. Das Journ. de Paris bemerkt, die Autoren die etwas Jahren oder der „schönen Bäckerin“ ein Wortchen sagen möchten, würden wohl thun, sich mit Taubsichtern zu versehen.

— Drei Theaterdichter zu Paris glaubten sich in dem Werk zweier andern, dem „Angebinde einer Tänzerin,“ verspottet zu sehn; sie erklärten dem Vaudeville-Theater, sie würden ihm ihre Stücke wegnehmen, wenn die beiderseitigen Stellen nicht getilgt würden; aber die Verfasser des „Angebinde“ haben die Bosheit gehabt, sie öffentlich zu versichern, sie waren nicht gemeint gewesen. Das Publikum weiß nun also, daß sie sich getroffen fühlten.

— Eine neue Art von Buchhändler-Anzeige! In Paris ist eine neue vollständige Ausgabe von Voltaire's Werken angekündigt, besorgt von Hn. Auger; und die Verleger machen bekannt, sie werde aus 12 Bänden bestehen, jeder Band aus 1000 Seiten, jede Seite aus 50 Zeilen, jede Zeile aus 35 Buchstaben. Voltaire hat also 35 Millionen Buchstaben geschrieben. Nun weiß das Publikum doch genau, was es für sein Geld hat. Aber wie Hr. Auger es anfangen will, Voltaire's Schriften so genau zu spezifiziren? —

— Auch die Englischen Zeitungen sagen jetzt, daß die Verfolgungen der Protestanten zu Nismes noch fortdauern. Vom 15ten Juli bis zum 16ten Oct. sollen dort 35 Personen ermordet seyn.

— Eine Anekdote aus dem Leben zu Paris! „Wohin willst Du mit dem schweren Bauzel?“ fragte auf einem Kaffeehause ein junger Mann den andern. — Ha! Er wird mich nicht lange drücken. Ich sind 30 Louisd'or, die ich für einen Shawl bezahle. — „Achtzig Louisd'or! Deure sind bezahlt' ich eben so viel für einen.“ — Der wenigste ist von gelben Cachemire. — „Der wenige auch!“ — Wie haben, breiten Palmen. — „Der wenige auch! Wie so haben Palmen als die ganze kleine niedliche Person, der ich ihn gab.“ — Die jungen Leute besprechen sich leise, brechen in ein lautes Lachen aus, und beschließen zusammen hinzufahren. Sie rufen nach einem Wagen; —. aber sie hatten doch nicht leise genug gesprochen. Ein dicker Herr, der am Nebentische saß, hatte alles gehört und sehr sonderbare Mienen dazu gemacht. Jetzt rief er: „Bedienen Sie Sich meines Wagens, meine Herren! aber nehmen Sie mich mit. Ich habe den Shawl gestern Abend zuerst gekauft und — verkauft.“ Die Entwicklung? Ja, wer sie wüßte! Ein artiges kleines Lustspiel, das aus dem Vorgange gemacht ist, wird sie dem Publikum mittheilen.

— Der erste Band von Frankins nachgelassenen Schriften ist nun wirklich zu London erschienen. Er enthält seine Correspondenz von 1753 bis 1790.

— Indeß Mme. Staël in ihrem Salon Europa für Frankreich bekampft, fallen ihr die Italienischen Literatoren auf eine sehr unangenehme Weise in die Flanke. Bekanntlich hat sie alle Literatoren Europa's vor ihre Ottomanne citirt, jeder Lob und Tadel und mütterliche Lehren ertheilt. Jetzt beweisen die unbefangen Italiener ihr aus den Grenzen, die sie aus Italienischen Schriftsteller angeführt hat, daß sie diese gar nicht verstand, — also wohl schwerlich zu beurtheilen vermochte.

— Zwei Städte in Frankreich, Louviers und Elbeuf, prozessiren darüber, ob in ihren letztern auch Tuch mit einem gelben Rande fabrizirt werden darf? Indeß die Berichte nicht recht zu wissen scheinen, was mit dem Streite anzufangen sey, hat ein Dichter es ausgefunden. Er verfertigt ein komisches Heldengedicht, betitelt: „Der gelbe Rand.“

— In England werden Holzschnitte von Dürer gedruckt, die, sagt das Monthly Magazine, zwar durch Alter und Gebrauch gelitten haben, aber doch wohl noch alles überreffen mochten, was von dieser Art in neuern Zeiten geliefert worden. Diese Anerkennung in England hat doppeltes Gewicht, wenn man sich erinnert, daß die Englischen Holzschnitte an Kraft und kunstreichstehender Richtigkeit den zeichnenden Schnitten, den einzigen Eigenschaften, durch welche das Handwerk des Schnitzens, den Künsten angereiht werden kann, so unerreicht dastehn.

Aus Würzburg.

Paläophatus schrieb da incredibilibus. Ich werde, so Gott will, ein Werk schreiben, das den Titel haben soll: „Von Dingen die wahr sind, aber nicht wahr seyn dürfen, und von Dingen, die unwahr sind, aber wahr seyn müssen.“ Ich rathe Ihnen, vorläufig in Ihrem Blatt den „Unglaublichkeiten“ eine eigne Rubrik zu widmen. — (Anm. d. Red. Der Vorschlag ist gut, und soll aufgeführt werden, sobald die Voraussetzungen reif sind. Der erste Artikel wird auf jeden Fall interessant seyn.)

1817. Nro. 108.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Montag, den 23ten Januar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Tableau historique de l'Etat et des progrès de la Literature Française, depuis 1789. Par Marie-Joseph de Chenier. A Paris, 1816.

Wichtig durch ſeinen Gegenſtand und den Geiſt echter, geſunder Kritik, iſt dieſes Werk ſchon durch ſeinen Verfaſſer merkwürdig. Der Dichter Chenier zeigt ſich hier als ein ſo tiefer, reifer Kunſtrichter, daß dieſer Umſtand allein erklärt, warum er ſo wenige Dichtungen hinterlaſſen hat. Wem die Regeln der Kunſt, wie die Fehlgriffe die in derſelben möglich ſind, das Höchſte was ſie leiſten ſoll und kann, wie das Gemeine zu dem ſie herabzuſinken vermag, als ein heller Gedanke gegenwärtig iſt, findet nur ſelten einen Stoff der ihm genüget, und genügt ſich ſelbſt noch ſchwerer in der Bearbeitung deſſelben. Gewöhnt an den ſichern Gang des Nachdenkens, verſucht er nicht leicht einen Flug der Phantaſie, und giebt ihn auf, ehe das Ziel erreicht iſt, weil es ihm, der das Höchſte vor ihm Erreichte, ſtudirt hat, immer nicht wichtig und ſchön genug ſcheint. —

Die Ueberſicht ſpricht in zwölf Kapiteln von den Werken im Fache der Grammatik; der Moral, Politik und Geſetzgebung; der Rhetorik und litterarischen Kritik; der Redekunſt; der Geſchichte; der Romane; der epiſchen Poeſie: der didaktiſchen Poeſie; der lyriſchen Poeſie; des Trauerſpiels; des Luſtſpiels; der Dramen und der lyriſchen Schauſpiele. Jedes Kapitel fängt mit einem hiſtoriſchen Räſonnement an, worin die Gattung karakteriſirt, und eine Ueberſicht der merkwürdigſten frühern Leiſtungen in derſelben gegeben wird; dann folgen Nachrichten und meiſtentheils kurze, aber erſchöpfende Beurtheilungen der Werke, die ſeit 1789 in dem Fache erſchienen ſind.

Wie unbefangen und richtig Chenier über die geprieſenſten Franzöſiſchen Werke urtheilt, zeigen folgende Aeußerungen über die weltberühmte Atala von Chateaubriand: „Wir wollen nicht mit ſtrenger Genauigkeit beſtimmen, von welcher Art der Einbildungskraft dies Werk Anzeichen giebt; aber es wird uns ſchwer zu begreifen, welche Sittlichkeit in einer lüſternen und wilden Liebe ſeyn kann, der die Religion ſehr ernſte Sakramente einmiſcht, nur nicht das der Ehe; welches Intereſſe eine unzuſammenhängende Fabel einzuflößen vermag, deren Begebenheiten trotz den bizarreſten Formen gemein bleiben, und weder vorbereitet, noch motivirt, noch verbunden, noch auch durch irgend ein Hinderniß erſchwert ſind. In den Einzelnheiten fühlt man die hervorſtechende Affektation, den Verfaſſer von „Paul und Virginie“ nachzuahmen; aber um ihm zu gleichen, muß man, wie er, beſchreiben und malen. Anhäufung der Namen von Flüſſen, Thieren, Bäumen, Pflanzen, iſt keine Beſchreibung; durcheinander gewor-

sene Farben sind kein Gemälde. H. v. Chateaubriand folgt der außerordentlichen Poetik, die er in seinem „Genie des Christianismus“ entwickelt hat. Einst wird man ohne Zweifel seine Dichtungen und seinen Styl nach den Grundsätzen der neuen Lehre beurtheilen, die gewiß in Frankreich allgemein anerkannt wird, sobald man eins geworden syn kann, die Sprache und die Werke der klassischen Dichter völlig zu vergessen.“

In Rücksicht auf die Deutschen Schriftsteller und Dichter, deren Werke ins Französische übersetzt wurden, trägt auch Chenier die alte Nationalschuld der Franzosen: er beurtheilt sie, auf die schlechten Uebersetzungen fußend, kurz, seicht und oft sehr ungerecht. So führt er die Deutschen Trauerspiele und Lustspiele alle nur in dem Abschnitt des Drama auf, und nachdem er gesagt hat, daß man alles von Schiller übersetzt hat, nennt er doch nur „die Räuber,“ um einen Augenblick dabei zu verweilen. Noch schlimmer kommt Kotzebue weg. Die gelungenen Lustspiele desselben nennt er nicht; er führt nur „Menschenhaß und Reue“ an, und nimmt davon Gelegenheit, über die ganze Gattung dieses Stückes den Stab zu brechen. — Gerade die Franzosen sollten es am wenigsten wagen, ausländische Schriftsteller nach Uebersetzungen zu beurtheilen, da alle ihre Uebersetzer sich am meisten in der Nothwendigkeit sehen, dem Fremden die Nationalität abzustreifen, wenn ihre Arbeit in Paris auch nur halbes Glück machen soll. Wir Deutschen nur, beinahe ganz ausschließend, besitzen die Billigkeit, „jedem Baum seine Rinde zu lassen,“ wenn wir ihn in unsern Garten verpflanzen.

Merkel.

Fragmente aus der Jugendgeschichte eines jetzt sehr geschätzten Dichters.

(Von ihm selbst, vor zwanzig Jahren, geschrieben.)

(Fortsetzung.)

Bei diesen Worten erstarrten mir alle Glieder. Wie vom Blitz gelähmt stand ich betäubt da, und wußte nicht, wie mir geschehn war. Ich sah mich auf einmal, wie durch einen plötzlichen Räuberanfall, aller meiner Freiheit beraubt, ohne Hoffnung sie je wieder zu erlangen. Denn ich glaubte fest an die Verbindlichkeit jenes Gelübdes, und beugte mich zitternd unter seiner Heiligkeit, so heftig auch mein empörtes Herz im Stillen dagegen stritt. — Meine Mutter hielt ihr Gesicht weinend von mir abgewandt. Ich stürzte zu ihren Füßen, und versprach ihr mit Thränen, das strenge Gelübde zu erfüllen, sollte es mich auch noch so viel kosten. Meine Eltern waren jetzt wieder beruhigt, und ihre Arme schlangen sich um meinen Hals. Aus meiner Seele aber wich von dieser Zeit alle Heiterkeit.

Vor dem heiligen Bernhard in unsrer kleinen Kirche brannte jetzt beständig eine Kerze, um die meine Familie kniete und inbrünstig betete. Auch ich kniete manchmal hin, aber mit geschlossnen Augen. Mein Auge konnte den Anblick des Heiligen, der mir in den Kerker zu leuchten schien, nicht ertragen. Inzwischen fragten mich meine Eltern oft, ob ich die Wirkung ihres Gebets in meinem Innern empfände? Ob die bösen Versuchungen nachließen? Sie glaubten nehmlich fest, und ich mit ihnen, meine tiefe Abneigung gegen den mir bestimmten heiligen Stand, sey ein geheimes Werk des Böſen. Im Dunkel der Nacht, wenn ich schlief, schlichen sie in meine Stube, und besprengten unter Gebet mein Lager mit geweihtem Wasser. Oft bemerkte ich die frommen Ceremonien bei verschlossnen Augen mit geheimem Grausen, und zeichnete, wann die Exorzisten fort waren, zum Ueberflusse noch ein ängstliches Kreuz auf die Stirne.

Indessen, weder das brennende ewige Licht vor dem Heiligen, noch das inständige Gebet, noch die nächtlichen frommen Ceremonien, konnten den Versucher von meinem Herzen vertreiben, der sich im Innersten desselben hartnäckig festgesetzt zu haben schien. Meine Abneigung gegen den Klosterstand, anstatt geschwächt zu werden, gewann mit jeder abgebrannten Kerze und mit jedem verrichteten frommen Gebet täglich neue Stärke, so ernstlich ich auch selbst mit allen frommen Mitteln dagegen zu kämpfen mich bemühte. Meine Mühe hieb nur die Aeste ab, die außen erschienen; der Stamm trieb aber desto stärker in sich selbst. Zuletzt tröstete ich mich mit der Hoffnung, daß einst, entfernt von der Welt in der klösterlichen Einsamkeit, wohin er dann auch eigentlich gehöre, mir dieser Kampf leichter, und die verlorne Ruhe der Seele sich dort von selbst, und gesegnet mit jeder Tugend wieder bei mir einfinden werde.

Mein Vater, der scharfsichtig genug war, den in meinem Innern noch immer fortdauernden Kampf zu bemerken, schien den günstigen Augenblick meiner äußeren Ergebung benutzen zu wollen, und schrieb an den Prälaten in S. Ich erschrak heftig, als ich das Couvert des Briefes las. Die Sache erschien mir wie eine abscheuliche Verräthe-

rei, aber ich ging vorbei und drängte den aufsteigenden Unwillen in meine Brust zurück. Nach 8 Tagen erschien an einem Morgen mit einem Expressen meine Admission ins Kloster S. Frohlockend brachten mir meine Eltern die fürchterliche Nachricht entgegen, als ich eben mit bangen Ahnungen und kaum getrockneten Augen aus einem nahen Wäldchen kam, das Zeuge froheren Stunden geweiht war. Alles um mich weinte vor Freude. „Endlich hast Du doch, o Gott, unser Gebet erhört, und das Dir gebrachte heilige Gelübde geht in Erfüllung!“ rief mein Vater mit gezogner Mühe und hochgefalteten Händen. Ich konnte nicht Amen sagen, so sehr ich mich auch anstrengte, sondern kehrte auf der Stelle wieder in mein einsames Wäldchen zurück, und ließ hier den Thränen der Verzweiflung ihren freien Lauf. Unterdessen wurden zu Hause die fröhlichsten Anstalten zu meiner Lehung, d. h. zu einem lustigen Abschied aus der Welt gemacht, den man jedem Admittirten, gleich einem zum Tod Verdammten, vor seinem Eintritt ins Kloster noch vergönnt.

Der letzte gefürchtete Tag erschien endlich mit seinen traurigen Freuden, und legte mir unter Lust und Jubel den welken Kranz um die Stirne. Ich zwang mich heiter auszusehn. — Am andern Morgen, der trüb und stürmisch war, fuhr ich im Geleit meiner frohen Eltern dem Kloster entgegen. Als uns seine dunkle gothischen Thürme aus der Ferne erschienen, überfiel mich eine Bangigkeit; ich konnte im Wagen nicht mehr aushalten, sprang heraus und lief eine Strecke querfeldein, ohne zu wissen was ich wollte. Auf das Geschrei meiner Eltern kehrte ich endlich wieder um, und ging bis an das Kloster langsam und mit bebendem Herzen neben dem Fahrzeuge her.

Vor dem Thor empfingen mich ein Paar finstre Mönchsgestalten aus den Händen meiner Eltern, die ihren zitternden Sohn hier auf der Grenze der Welt und des Klosters noch einmal umarmten, und dann ihren Weg wieder heimwärts nahmen. Mit feierlichen Schritten führten mich meine Begleiter in die Mauern ein. Mit jedem Schritte vorwärts schien alles hinter mir zu versinken. Ich ging wie in das offne Grab, ohne Hoffnung zur Rückkehr. Jetzt standen wir vor einer großen eisernen Thür, die ich mit Grausen betrachtete. Einer von meinen Führern öffnete sie. Ich erschrak als ich in das Dunkel sah, dem ich entgegen ging. Plötzlich fühlte ich mich von hinten festgehalten. Mit einem Schrei kehrte ich mich um, um wieder durch die dunkle Pforte hinauszustürzen: aber sie war verschlossen, und ich bemerkte jetzt daß mein Rock eingeklemmt war. Meine Begleiter gaben mir ihn gelassen zurück und führten mich weiter in das trübe Heiligthum. Dumpf hallten unsre Tritte aus den hohlen düstern Kreuzgängen zurück. An den Wänden rechts und links sah ich Martyrerbilder und Passionsgeschichten, die an meinem Auge ahnungsvoll vorbeigingen, als Prophezeiungen meiner künftigen Leiden an diesem Ort der Trauer.

Ich hatte jetzt nur noch einen Führer, der andre war verschwunden. Wir kamen noch durch einen Gang, und dann in eine Zelle, wozu mir der Mönch den Schlüssel gab, und sie mir als meinen künftigen Wohnort anwies. Ohne ein Wort weiter mit mir zu reden, ging er jetzt davon.

(Der Schluß folgt.)

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 24. Januar: „Don Juan,“ Oper von Mozart, in zwei Akten. — Das am 17ten ausgetheilte Repertoire, so wie die öffentlichen Zeitungsnachrichten hatten angezeigt, daß ein alter Wunsch des Publikums erfüllt werden, Hr. Wild den Don Juan machen würde. Schon am 22sten waren daher alle Billets zum ersten Range verkauft; (Der Verf. die er Chronik weiß es, da er selbst nur durch Zufall noch an jenem Tage eines erhielt.) — und heute erhöht man mit Erstaunen, daß nicht Hr. Wild, sondern Hr. Blume diese Rolle spielen werde. Eine gedruckte Anzeige giebt eine Krankheit des Hn. Wild als Ursache an; mündliche Erzählungen behaupten, er habe auf der Probe gepfiffen, daß er in Rücksicht aufs Spiel hinter dem diesmaligen Leporello zu weit zurückstehen würde, und gesagt: „Wenn er neben ihm den Don Juan spiele, so werde man die Oper künftig nicht mehr Don Juan, sondern Leporello nennen.“ Ist das richtig, so macht es der Bescheidenheit des Hn. Wild so große Ehre, als den Talenten des Hn. Fischer. — Hr. Blume muß übrigens auf diesen Zufall vorbereitet gewesen seyn: er sang diese Rolle recht gut; auch sein Spiel war nicht ungefällig. Man darf hoffen, daß es bei der nächsten Vorstellung noch reicher an lebhafter Ausschmückung seyn werde, vorzüglich bei der Arie, in welcher Don Juan jubelt: „Glocken, Trompeten zählt mein Vergnügen morgen viel mehr!“ — Hr. Fischer leistete als Leporello, worauf das Publikum sich zum voraus gefreut hatte. Sein Gesang war correkter, und sehr ergetzend komisch. Zu den glücklichen Lazzi die er heute anbrachte, gehörte auch, daß er, sagt

man, in der Scene wo er ſich für Don Juan ausgiebt, das Heiden- und Tyrannenſpiel eines Kollegen parodirte. „Böſe Nachbarn“ auf der Bühne ſind eine wahre Gabe des Himmels für das Publikum: ſie reinen Beſſerung. — Dlle. Emilie als Zerline, war reizend, naiv, ausdrucksvoll zärtlich — Der Geſang der Dlle. Schmalz als Donna Anna, zeigte die echte Künſtlerin — von vierjähriger Uebung.

Man hat mancherlei Abänderungen mit der Fabel des Stükes vorgenommen, die wohl nicht ganz zu billigen ſind. Dahin gehört das Weglaſſen der Ermordung des Eremiten und des Don Oktavio, da doch dieß erſt Juans Verworfenheit vollendet: ſeine Liebeleien und das unglükliche Duell reichen nicht hin, ihn zu der Schuldſtrafe zu qualifiziren. — War der Don Juan den die Teufel in der hinzugefügten Paradeſcene vor dem Höllenrachen, mißhandelten, nicht eine Puppe, ſondern wirklich Hr. Bimme, ſo iſt die Geſchicklichkeit des Letztern zu bewundern.

Weimar, den 15ten Januar 1817.

Suchen Sie Rochen und Aopitz, das ämſige Gaiß in den Appenzeller Alpen oder eine Pariſer Theaterrenommiſtin, und Sie ſuchen in den vielerzählenden Deutſchen Unterhaltungsblättern nicht vergebens; aber ſuchen Sie Weimar — und Sie finden ſehr ſelten ein Wort von ſinnem Treiben und Künſtlern. Woher dieſes Schweigen von einer Stadt, zu deren Namen wir ſogern den Beſitz „unſer Deutſches Athen“ zügen? Iſt denn mit Schiller, Herder und Wieland auch alles todt, aller Sinn für Kunſt und Wiſſenſchaft in Muſenar geſtorben? Lebt denn nicht noch der alte Deros Gothe, leben nicht Falk und Dr. Schütze, der noch rüſtige Bertuch, Riemer der Freitagsroſch, und Vulpius (), deſſen Rinaldo ſeiner Zeit bei Frauenlein und Zofe gleich beliebt war? Und die ſinnigen Künſtler Maler und Jagemann? Iſt Weimar auch nicht eine Kapitale, wo ein ewiges Drängen und Treiben immer neue Bilder ſchaft, und ergeizt ſich auch nicht täglich Großes und Wichtiges:

Sehn wir doch das Große aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll, ſtill an uns vorübergehn.

Und unſere Bretter, einſt der ſchönſte Tempel Thaliens und Melpomenens, und der verſchwiſterten Polyhymnia, gewähren uns täglich noch ſchöne Genüſſe. Ich will verſuchen, Ihnen zu erzählen, was ich fand; vielleicht den ich in meinem Urtheile genügſamer, da ich das Blüthenalter nicht ſah, und bloß an dem Nachſommer mich ergetze.

Das Theater iſt einfach und geſchmakvoll gebaut. Man klagt über Beſchränktheit des Raumes, weil ſich's vielleicht des Jahres dreimal ereignet, daß das Haus die Zahl der Zuſchauer nicht faßt; aber bei welchem Theater wäre das nicht zuweilen der Fall? Uebrigens hat der Schauſpieler das Vergnügen, leicht verſtanden zu werden; denn man hört das leiſeſte Wort durch das ganze Haus. Die Deforationen, jetzt großentheils neu, ſind von einem talentvollen Künſtler, Hrn. Beuther, recht brav gemalt; nur die Landſchaften ſind etwas ſteif, und die Luft iſt zu grau und bläuer gehalten. Der großern Architektur fehlet die Beſchränktheit des Raumes.

Das Publikum ſand ich höchſt gutmüthig, das Gute freudig aufnehmend, ſtolz auf ſeine Künſtler, und kaum in einem Kontrakt mit ſo vielen Städten bildend, wo man von dem Guten ungeſtüm nach dem Beſſern verlangt. Es ſcheint eine gewiſſe Ruhe zu lieben: es klatſchet zwar oft, aber nie äußert ſich ein Hingeriſſenwerden, ein Enthuſiasmus, der es zu ungeſtümem Beifall, zu einem Bravo- oder da capo-Rufen verleitete. Nur eine Menſchlichkeit ſieht die leiſeſte auf, die freilich in kleinern Städten gar leicht herrſchend werden kann: man ſcheint ſich nämlich von der Perſönlichkeit oder den Privatverhältniſſen des Künſtlers, den man auf der Bühne ſieht, nicht losſchrauben zu können, wie auch anderſeits die Schauſpieler mit dem Publikum auf einem gewiſſen vertrauten Fuß zu ſtehen ſcheinen, und ſie daher beſonders oft ein Lachen überrachet, das ihnen alle Haltung raubt. — Das ganze Parterre iſt vermiethet, was viele Nachtheile hat: täglich beſtehe Publikum; die Intendanz und die Schauſpieler ohne Bedürfniß das Publikum zu reizen; auch das Publikum ermüdet ſich das ſchöne Vergnügen der Geſelligkeit, wechſelſeitiger Umgänglichkeit, indem es täglich ſeinen beſtimmten Platz ſucht, und täglich denſelben Nachbar findet. (Der Schluß folgt.)

Die Wolken.

Es ziehen die luftigen Wolken
Am Himmel dahin und daher,
Hoch über Länder und Menſchen,
Und hoch über wogende Meer.

Bald weben ſie glänzend und heiter,
Von freundlichen Lüften geſchweift,
Wie weiße Fahnen des Friedens,
Hin über die blutige Welt.

Bald ziehen ſie labenden Regen
Hinab auf das dürſtende Land;
Es kommt ja der Segen von oben
Aus Gottes allmächtiger Hand.

Wohl rühren die furchtbaren Blitze,
Es hallet der Donner ſo laut:
Doch hat auch die freundliche Iris
Den ihren Bogen gebaut.

Und ging' auch die Sonne ſchon unter,
Sie ſtralen im glühenden Roth;
Es küßt ſie die ſcheidende Freundin
Und färbt ſich in flammenden Tod.

Es rauſchet der Sturm durch die Zweige
Aus ihrem luftigen Hof'n;
Es ſcheiden die Blätter und Blüthen:
Vergängliches kann nicht beſtehn.

Sie ſind zwiſchen Himmel und Erde
Wie ſchwebende Geiſter geſtellt;
Sie ſchauen hinauf zu den Sternen,
Und blicken herab auf die Welt;

Und wandern vom Pole zum Pole
Und haben kein bleibendes Haus,
Und hauchen in perlenden Thränen
Das Leben, das flüchtige, aus.

Obenſtehendes Gedicht iſt eingeſandet worden als Probe aus dem nächſtens bei Becker in Weimar erſcheinenden erſten Bande der „Zeitloſen; einer Blüthenleſe aus den Gaben meiner Freunde und eigenen Dichtungen von C. W. Grotz.“ Der Herausg. d. Fr. hält es für eine intereſſante Empfehlung.

1817. Nro. 109.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Dienſtag, den 28ſten Januar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Hiſtoriſch-politiſche Briefe.

Sapere aude!

Sechſter Brief.

(Die Völkerfamilien Europa's. — Der Löwe in Wien.)

Glauben Sie mir, mein geehrter Freund! Sie ſchlagen die Verſchiedenheit der chriſtlichen Völker in Europa viel zu hoch an. Wendet man von dem Studium der Geſchichte des Alterthums oder Aſiens und Afrika's, den Blick auf jene, ſo iſt es, als träte man in eine zahlreiche Familie, deren Glieder einander alle ſo ähnlich ſehen, daß man ſie verwechſeln könnte; ihr eignes, täglich an denſelben Gegenſtänden geübtes Auge freilich ſieht tauſend ſo große Abweichungen, daß es ihnen faſt ſchwer wird, ihre große Aehnlichkeit dem Fremden aufs Wort zu glauben.

Was iſt es, das im Ganzen genommen, die Lateiniſchen Völker von den Germaniſchen, und dieſe von den Slaviſchen und den Griechen ſondert? Alle haben eine gemeinſchaftliche Geſchichte, denn die Vorzeit einer jeden hat gewaltig auf die aller andern eingewirkt, und jedes kennt die beſondern Begebenheiten aller andern, faſt ſo gut wie die eignen. Bei allen iſt dieſelbe Religion — alt geworden, und hat die bindende Kraft ihrer Formen verloren. Bei allen reift dieſelbe Maſſe von Erfahrungen und Erfindungen, d. h. von Wiſſenſchaften und Künſten, dieſelbe Maſſe von Ideen unaufhörlich fort, und hat eines auf irgend einem Punkt einen Vorſprung gewonnen, ſogleich eifern die andern ihm nach, und der erworbene Schatz des Einen, wird Gemeingut. Alle haben ungefähr dieſelben Sitten, und hat eines von ihnen eine neue angenommen, die Genuß oder Nutzen giebt, ſo braucht ſie den andern nur bekannt zu werden, — und ſie wird es ſehr bald, — um bei allen einzuführen zu ſeyn. Bei allen endlich iſt die Verfaſſung — eine nothwendige Folge der gemeinſchaftlichen Ideen- und Gedankenmaſſe, — zu denſelben Wünſchen und Bedürfniſſen der Völker gereift. Wo alſo iſt die Verſchiedenheit? Die der Sprachen iſt unbedeutend, da in allen dieſelben Hauptgedanken nur mit andern Tönen ausgedrückt werden, und es mehrere Sprachen giebt, die faſt überall geläufig ſind. Nur die untern, dürftigen Volksklaſſen ſind von einander verſchieden, wie die Natur um ſie her, mit der ſie täglich um Nahrung und Kleidung kämpfen; aber der Bewohner der Landes in Frankreich ſteht viel weiter vom üppigen Pariſer, und der Bauer in Nordwales, deſſen Weib und deſſen Säue in Einem Gemach ihre Säuglinge nähren, weiter von dem Londoner, als der wohlhabende Landmann am Dnieſter, von dem an der Themſe oder Seine. Auch ſind dieſe Klaſſen im Leben des Europäiſchen Ganzen nur die Kraft die ausführt, was der Gedanke beſchloß. Was liegt daran, daß der große Körper verſchiedene Beine und Arme

hat? Er besitzt doch nur Ein Hirn, dem sie gehorchen.

Die Idee dieser geistigen Einheit von beinah hundert und funfzig Millionen Menschen, hat etwas Erhebendes und etwas Furchtbares zugleich. — Und wenn nun ein Einzelner, — Tausende sind hier dem Vermögen nach nicht bedeutender; — um seines Privatvortheils oder seiner Meinung willen, weil Hunderttausende oder eine Million ihm gehorcht, diese von der großen Masse glaubt abreißen, rückwärts treiben, wohl gar auf jene selbst hemmend wirken zu können: ist es möglich, nicht — zu lachen, oder zu schaudern? Ich glaube einen Knaben zu sehn, der sich an die Spitze eines Windmühlenflügels hängt, um ihn zu halten, und mit Gelingen prait, so lange die Mühle ruht. Weh ihm, wenn ein auch nur gelinder Windeshauch, sie unvermuthet in Bewegung setzt!

Gar anders ist es mit den beiden nichtchristlichen Nationen in Europa. In sich, vom Nationalstolz und einer Religion die keine Fortbildung annimmt, gleichsam hermetisch abgeschlossen, stehen sie unter den christlichen Völkern da, wie ein von einem Vulkan hingeschleuderter Felsblock mitten in einem üppigen Saatenfelde. Selbst keiner natürlichen Umwandlung fähig als des Verwitterns, (durch den Uebergang einzelner Glieder zum Christenthum,) störet und erdrückt er die Vegetation, so weit sein todtes Gewicht — Schwere ohne Werth, — zu lasten vermag. Jene, welcher der gewaltigste Mensch, der consequenteste Psycholog der vielleicht jemals lebte, vor viertausend Jahren ein Gepräge aufdrückte, das alle Reibungen des Schicksals nicht zu verwischen vermochten, karakterisirt man erschöpfend, wenn man sie hebräisch nennt. Nirgend auf der Erde, nirgend steht eine nennenswerthe Zahl ihrer Glieder in jenem Kampfe gegen die Natur, welcher der ursprüngliche Beruf des Menschen ist; überall sehen wir sie vom Reichsten bis zum Dürftigsten nur bemüht, ihr Bestehen und Wohlseyn den bürgerlichen Verfassungen fremder Völker abzugewinnen, — wie die Liane nicht in der Erde wurzelt, sondern ihre Nahrung aus der Rinde anderer Pflanzen saugt. Daher alles das, um dessen willen man sie haßt, und was die geistige und moralische Bildung der Individuen nicht zu tilgen vermag. Daher auch die ewige Wandelbarkeit ihrer Verhältnisse in allen Ländern. Seit die schöne Esther ihren Volksgenossen in Assyrien Würden und Reichthümer auswirkte, haben sie ähnlicher Begünstigungen in hundert Ländern genossen, und nirgend waren sie dauernd; überall endeten sie mit gewaltsamer Vertreibung. Denn die Nation blieb fremde der That nach; und früh oder spät wirft jeder Körper das Fremde wieder aus, wenn — es ihn nicht tödtet.

Das that, in so weit es mit einem Volke möglich ist, that der cultivirtesten Nation Europa's jener Asiatische Löwe, der in seiner Wuth über den Bosphorus sprang, und noch auf Griechenland lagert, in alter Rohheit, wiewohl mit tief gesunkener Kraft. — Und doch noch die Schwester-Nation zerfleischen darf? Die Mutter vielmehr aller unserer Kultur? — „Politische Rücksichten hindern seine Verscheuchung.“ — So? So! So!! —

Von etwas Anderm, einem wirklichen Vorfalle. In Wien war auch einst ein Löwe aus seinem innern Käfig in den äußern gedrungen, in dem sich eben die Frau des Wärters befand. Er warf sie zu Boden, that ihr übrigens weiter nichts, als daß er, so oft sie ein Glied regte, spielend mit der zermalmenden Tatze darauf schlug. Die haufen Stehenden schauderten und — schickten hin, nachfragen zu lassen, ob — man ihn erschießen sollte? Als die Antwort wieder kam, wär' es schon vergeblich gewesen: die Frau war zerrissen.

Merkel.

Fragmente aus der Jugendgeschichte eines jetzt sehr geschätzten Dichters.

(Von ihm selbst, vor zwanzig Jahren, geschrieben.)

(Schluß.)

Als ich in meiner Zelle allein war, überfiel mich die Melancholie des Orts mit ihrer ganzen Gewalt. Ich blickte umher. Kein heiteres Bild der Freude und Hoffnung begegnete meinem Auge. Auf einem hölzernen Tische lagen ein Axcrt, eine Geißel und ein Todtenschädel in traurig-bedeutender Verwandtschaft. Hinten aus der Ecke sah mich ein blutender mit Dornen gekrönter Christuskopf mit seinen Leiden und mit seiner Geduld an. Alles was ich hier erblickte, bereitete mich auf traurige Stunden vor. Sogar die nahe Waldaussicht vor meinem Fenster, und der zu mir herübertönende frohe Gesang der Vögel, wurden mir nur ein Stoff mehr zur Traurigkeit. Sie erinnerten mich an die verlornen schönen Tage der Freiheit und Liebe, in diesem öden Kerker.

Ein gewaltthätiges Leben begann jetzt, viel ärger, als es sich meine gedrängteste Phantasie An-

fangs malte. Körper und Seele litten gleich viel. Nach einigen Wochen lag ich auf dem Krankenbette. Die Sklaverei der Neger, die mit Peitschen und glühenden Zangen getrieben werden, kann nicht grausamer und unmenschlicher seyn, als das Probejahr mancher Klöster. Die Gesundheit und Geduld des Novizen müssen auf alle Torturen gespannt werden, damit man erfährt, ob er brauchbar ist. „Hält er's aus, gut, so ist er der unsrige; wo nicht, so mag er siech in die Welt zurückkehren, woher er gesund gekommen ist;" lautet die heilige Regel.

Meine körperliche Gesundheit war indeß bald wieder hergestellt, aber meine Seele blieb krank. Ich empfand eine schmerzliche Sehnsucht, mich mit einem Herzen zu vereinigen, und ging aus meiner Zelle um es zu suchen. Aber die frommen Gestalten die mir haußen begegneten, trugen kein Herz in der Brust. Kalt und menschenfeindlich gingen sie an mir vorbei, und schlugen grinsend die Hand zurück, die ich ihnen zutraulich reichte, als wollten sie sagen: „Elender, an diesem Orte suchst Du Freundschaft und Vertrauen? Gehe hin, vergiß das Leben jenseit der Mauern, vergiß Alles, Dich selbst, bete und stirb." (Ein zweites Fragment künftig.)

Streit der Blonden und Braunen.

Es hatten die braunen und blonden Frauen
Der Augen wegen sich bitter entzweit.
Zeus sollte entscheiden nach Billigkeit:
Ob schöner die schwarzen, ob schöner die blauen?

Sie kommen zum Thron, und es ordnet in Reihen
Zu beiden Seiten des Saals hinab
Merkur's gebietender Heroldstab
Die schönen erbitterten Streitparteien.

Und vor die Braunen tritt kecken Blickes
Gott Amor, ein rüstiger Advokat.
Den Blonden erbeut sich zu Rath und That
Gott Hymen, Beschützer des Eheglückes.

Amor: Blaß, mein' ich, und bleich ist der Kälte Zeichen,
In der kein Leben gedeihlich blüht;
Wo Feuer und Leben in Inkraft glüht,
Muß Helles dem kräftigen Dunkel weichen.

Hymen: Wie magst Du das düstere Schwarz nur rühmen?
Wie Todesfarbe gemahnt es mir.
Des Frühlings Kinder sie sagen Dir
Wie hellere Farben den Schönen ziemen.

Amor: Das siegende Feuer aus schwarzen Augen,
Jach schmilzt es dem Manne die Eisenbrust;
Ergriffen steht er in stummer Lust
Des süßen Giftes nur mehr zu saugen.

Hymen: Ich hasse das stiegende kühne Feuer,
Das aus den schwarzen begehrlich spricht.
Das blaue bittet: „Vergiß mein nicht!"
Es siegt bescheidner und fesselt treuer.

Amor: Geist sprühen die schwarzen und reges Leben,
Wo einzig der Liebe Gekose würzt;
Wo Witz und Laune die Stunde kürzt,
Mag Langeweile sich nimmer heben.

Hymen: Herz malen die blauen, ein Herz zum Lieben,
Was einzig dem Weibe die Krone flicht;
Wo bittend ein Veilchenauge spricht,
Mag Sturm den Himmel der Liebe nie trüben.

Amor: Was brauchen wir länger hier noch zu streiten?
Eins gab den Braunen voraus das Glück:
Das funkelnde Auge, den Flammenblick
Entbehrt die Blonde zu ewigen Zeiten.

Hymen: Wohl möge der Richter den Spruch nun fassen,
Doch wünsch' ich den Blonden im Voraus Glück:
Das schmachtende Auge, den Taubenblick
Muß ewig die Braune der Blonden lassen. —

Noch fühlt der Richter das Urtheil schwanken,
Ob hieher, ob dorthin der Preis gebührt:
Da naht von den Braunen, durch Amor geführt,
Verschämt Philippine, die Braut, den Schranken.

Sieh, spricht der Schlaue, von Hymens Gründen
Den Trug; schlag' selber den Schleier zurück.
Das Flammenauge, den Taubenblick
Wirst in dem Gesichtchen vereint Du finden.

„Ja, lächelte Zeus, jetzt kann ich entscheiden!
Schön sind die blauen, wer läugnet das?
Doch zeigt sich in schwarzen der Sehnsucht Naß,
So rath' ich den blauen den Wettstreit zu meiden!" —

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

De la doctrine politique, qui peut reunir les Partis en France, par M. Benjamin de Constant. A Paris, Decembre 1816. — Einige leichte rednerische Ueberspanntheiten, die man ihm vorwerfen konnte, abgerechnet, hat Hr. Constant sich im Parteienkampf Frankreichs seinen Namen rein erhalten, und ihm sogar sehr auszeichnende Achtung erworben. Selbst das ist ein glänzendes Zeugniß dafür, daß Buonaparte, als er 1815 bekehrt scheinen wollte, Constant in seine Nähe zu kommen zwang: „Satan betete wieder einmal zu den Heiligen." Der Ultra-Royalismus zwang Constant, nach England zu gehn; da der echte constitutionelle Royalismus gesiegt hat, ist er wiedergekehrt, und sucht die Parteien zu versöhnen. Er zeigt der Partei, die jetzt wider den König ist, weil er nicht ihr Werkzeug seyn will, warum die Nation der Aenderung ihrer Grundsätze nicht traue, und nicht trauen könne; und setzt dann die Punkte, über die man sich durchaus verständigen müsse, wenn der Staat Ruhe finden soll, kurz, kräftig und lichtvoll auseinander. — Hier muß

es genügen, einige Stellen aufzuschen. Bei Gelegenheit des harten Verfahrens gegen Männer, denen man vor anderthalb Jahren noch große Verdienste zugestand, sagt Constant: „Ich weiß es, die Selbstsucht hat ein kurzes Gedächtniß. Im Augenblick der Gefahr, hörte man um Schutz, man empfing die Wohlthat: die Gefahr geht vorüber, man erinnert man an Verirrungen und macht Verbrechen daraus. Sind herr' ich jemand sagen: Ich weiß nicht, welcher von diesen Leuten (Misérables) mir das Leben gerettet hat.“ — In einem andern Orte sagt er: „Man hat mehr als einmal bemerken können, daß eine gewisse moralische Gewalt, zuschaubar aber allmächtig, die Menschen und die Dinge immer auf den Weg zurückführte, auf den die Revolution sie gestellt hat. Seit dem Anfange der Revolution, haben sehr verschiedene Factionen versucht, sie abzuleiten: immer vergebens.“ — Am Schluß einer Nachschrift heißt es: „Das einzige Mittel, der Nation Vertrauen und Ruhe zu geben, sey, allen Angriffen auf Einzelne zu entsagen.“ Ein einfaches, aber inhaltsschweres Wort.

Vermischte Nachrichten.

Ein Hr. Vogel, nicht durch die Stimmen der Akademie, sondern durch höhere Ernennung zum Mitgliede der Akademie zu München, statt des verdienstvollen, verstorbenen Gehlen, ernannt, las derselben am 14. Sept. eine Abhandlung vor und übergab sie ihr zum Einrücken in ihre Denkschriften; als die Schrift aber, wie üblich, bei den einzelnen Mitgliedern zirkulirt, entdeckte eines derselben, daß sie schon vor einem Jahre in Paris, und vor einigen Monaten auch in Deutschland gedruckt worden, und zwar nicht als die Arbeit des Hn. Vogel, sondern des Akademie beisitzes, sie ihm mit einem Verweis zurückgegeben; aber ein anderer erlaubte beigetem Hn. Vogel, gegen seine eigne Unterschrift des Protokolls, zu erklären, er habe die Schrift nicht für die Denkschriften übergeben; die Sache wurde unterdrückt, und Hr. Vogel ist noch immer Akademiker. (Wieder ein Artikel für die „Unglaubwürdigkeiten.“)

— Hr. Klingemann, jetzt Direktor des Theaters zu Braunschweig, hat dort eine kleine Schrift, einen Bericht über das Theater drucken lassen, worin er Island Vorwürfe macht, daß er so prachtvolle Darstellungen auf der B rliner Bühne gegeben habe. Es wird ferner behauptet, Schiller habe gesagt, in Berlin gehe man nur den Krönungszug von seiner Jungfrau. (So viel der Verf. d. Zeilen sich erinnert, sagte Schiller: „Der Krönungszug allein sey (schon) der Reise nach Berlin werth.“) Endlich versichert Hr. Klingemann, Island habe ihn 1806 aufgefordert, seinen Cromwell „dahingehend“ der Darstellung auf einem so großen Brodtschauplatz zu berechnen, daß nur das Berliner Theater denselben bestreiten könne.“ Island hatte zwiel Geschmack und Kritik, um auf die Klingemannschen Produkte hohen Werth zu legen: schwerlich konnte es ihm also einfallen, sie gar zum ausschließlichen Eigenthum des Berliner Bühne zu machen. Wahrscheinlich hat er nur deshalb Anlaß zum Pomp vom Verfasser gefordert, damit das Stück doch durch irgend etwas empfehlen.

Aus Würzburg. Als Nachfolger des Hn. v. Lerchenfeld nennt man Hn. v. Aretin, der schon 1805 hier war, und als Beweis, daß die Abberufung des Ersteren gewiß ist, führt man an, daß ihm das neue Mobiliare nach seinen Angaben abgeschlagen ist. — In den „Beiträgen zur neuesten Geschichte der Universität Würzburg, besorgt durch Professor Goldmayer,“ steht eine vom Professor und Senat obere Schrift gegen Hn. Prof. Fischer. Es wird darin versichert, daß der Senat das Organ gewissen Curatel und Professoren sey; wogegen aber aus der Eingabe der Aktenstücke ein Widerspruch hervor zu gehen scheint, die, wie seit 20 Jahren, unwiderlegt geschah. Hr. Professor Fischer soll behaupten, daß sich in dieser Schrift ein ganz fremdes — Aktenstück befinde; daß aber 4 andre fehlen, worunter besonders das ist, worauf ihn bei Strafe der Cassation nur eine Stunde Bedenkzeit über sein Erscheinen gelassen wurde. — Hr. von Lerchenfeld hat Hn. Fischer am 30sten Dec. von dessen Pension proprio marte 450 Gulden jährlich gestrichen. Da Dr. Fischer schon 1809 pensionirt worden war, und folglich gesetzlich nur auf die volle Pension zurückgewiesen werden konnte; da keine alte Gegenverordnung da ist, und eine neue nicht zurückwirken kann; da ferner einem Pensionisten ohne Urtheil und Recht nichts genommen werden kann, hat Hr. Prof. Fischer in München wegen Mißbrauch der Amtsgewalt und willkührliche Bedrückung geklagt. — Die Beilage Nr. 2. zur Weimarischen Oppositions-Zeitung enthält eine sehr merkwürdige Widerlegung eines Aufsatzes, der in die Münchner, Wiener und allgemeine Zeitung gerückt worden. Uebersehen Sie auch das 3te Stück der Isis nicht.

— Ein Hr. Pfaff, Professor, also Jugendlehrer, zu Nürnberg, hat kürzlich eine Astrologie drucken lassen, worin er die Sternenmie geringschätzig behandelt, aber das Wahrsagen aus den Sternen als eine erhabne Wissenschaft darstellt, und empfiehlt. — Es tief ist man also durch den Mysticismus, der anfangs nur als Dichterschmuck gebraucht worden sollte, gesunken, daß man den vermeintlichen Unrath des Aberglaubens wieder in die Deutsche Literatur schleifen darf!

— Im Königreich Niederlande ist ein Gesetz gegen den Nachdruck gegeben, das die Confiscation der ganzen Auflage eines Nachdrucks belegt, und den Urheber desselben zu einer Geldstrafe von dem Werth von 2000 Exemplaren der Original-Ausgabe, und einer andern von 100 bis 1000 Gulden zum Besten der Armen verurtheilt.

— Englische Zeitungen versichern, es sey auf Verlangen des Neapolitanischen Hofes entschieden, daß die Oestreichischen Truppen Neapel verlassen würden, — wo nur sie allein noch die Straßenräuber einigermaßen schreckten.

— In England beschäftigen sich die Chemiker lebhaft mit einer neuen Art von Feuer, das aus dem Zusammenpressen einer Mischung von Gas hydrogene und Gas oxygene entsteht, und so gewaltig wirkt, daß es in einem Augenblick selbst die Platina schmelzt, und Porcellanthon in glänzendes Glas verwandelt.

— Die Honig-Küchler zu London haben jetzt Kuchen feil, auf denen die Uebergabe der Adresse der City abgebildet ist, und die Mahlzeit die man Lord Castlereagh zu Beisall in Irland gab. Unter jeder Abbildung stehen satyrische Verse.

— Zu Antwerpen hatte der Schauspiel-Direktor nöthig gefunden, seine Bühne zu schließen. Der Maire erließ einen Befehl an ihn, sie wieder zu öffnen. Man erwartet nun auch ein Dekret, das dem Publikum befiehlt, hinein zu gehen.

1817. Nro. 110.

Ernst und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Donnerstag, den 30sten Januar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Die Harfe. Herausgegeben von Fr. Kind. Fünftes Bändchen. Leipzig, 1816.

Das Titelkupfer zeigt vor der Thüre eines Landhauses die Gruppe der Madonna della Sedia; unter ihr liegt ein Weinfaß, und vor demselben steht eine schöne Jünglingsgestalt und malt auf den Boden des Fasses. Von ihm zieht sich ein Rebengewinde hinauf zu der Gruppe, über der es ein Laubdach bildet. Wahrlich, artig gedacht, und eben so ausgeführt! Zu ihm gehört eine poetische Erzählung, worin die Entstehung des berühmten Gemäldes erzählt wird. Es wird dabei etwas gar zu weit herumgegriffen, um Wunderbares herbei zu langen: aber Kind thut es mit seiner gewöhnlichen Grazie, und so sieht man ihm dabei mit Vergnügen zu. — „Die Belagerung von Leipzig im Jahre 1546 und 1547 von Fr. Lohmann." Der Titel ist wohl nur ein Aushängeschild für unsre kriegerisch politische Zeit, denn die tragisch-sentimale Liebesgeschichte die hinter demselben erzählt wird, könnte sich bei jeder Belagerung zugetragen haben, hat es aber wohl bei keiner. Gleichviel! Sie interessirt. Auch hier aber ein Wunder, ins Leben gemischt! — Verzeihlicher ist das in der folgenden historischen Romanze von Krug von Nidda: „Die Sachsenritter." Nur eins ist mir dabei wieder aufgefallen, worauf ich oft wundernd gestoßen bin, daß nehmlich die jetzigen Dichter, auch die guten, das Versemachen und das Reimen gar so leicht behandeln. Das ist der Weg, auf dem die ganze Poesie einer Sprache endlich mit der Prosa zusammenfließt, — im Gedanken endlich wie in den Wortmaßen. — „Reiseseen und Bemerkungen, vom Jahr 1813 von St. Schütz," — mit fein merkendem Geiste aufgefaßt, mit Delikatesse und artig aufgestellt. — Der vierte August 1813. Zwölf Sonette, aus dreißig ausgewählt, die zu denselben Endreimen gemacht wurden. Das gelungenste scheint Nr. 4. zu sein. „An einen Mädchenschulmeister." — „Oheim und Neffe. Erzählung von F. Laun," der diesmal, nach der Meinung des Rec., den ersten Dank gewonnen hat. — „Briefe von Gellert, Kästner und Lichtenberg," karakteristisch und mit Jac. Emilie's begleitet. — Dann folgen zwei Sammlungen von Gedichten, von denen ich hier nichts sagen will, weil sich gar zu viel von ihnen sagen ließe. — t.

Kritik des Jahres 1816.

(Ein Fragment.)

Dieser Jahrgang der großen Universal-Encyclopädie kommt so eben aus der Presse, und ist noch von keinem kritischen Institute zergliedert und rezensirt worden, einzelne Kapitel ausgenommen, die schon in halber Vollendung hie und da lebhaft angegriffen worden sind. Ueberall hört' ich aber große Unzufriedenheit über diesen neuesten Jahrgang äußern, und die früher erschienenen

vorziehen, wie das bei so vielen, in Fortsetzungen erscheinenden Werken der Fall ist.

Ich weiß wohl, daß es Sitte ist, von den Aeußerlichkeiten eines literarischen Werkes, dem schärfern oder stumpfern Lettern, womit es gedruckt ist, dem Umschlage u. s. w. am Ende einer Rezension zu sprechen; Ref. will aber dieses, als das Unwesentlichere, gleich am Eingange abthun. Das Aeußere dieses Jahrgangs, wie so mancher Almanach eines reichgewordenen Verlegers, ist hinter vielen seiner Vorgänger zurückgeblieben. Das heitere und liebliche Himmelblau, in dem andere Jahrgänge erschienen, war diesmal in dunkles, schmutziges Grau verwandelt, und der goldne Schnitt, aus dem sonst nach Englischer Manier segensvolle Fruchtfelder und lachende Rebhügel hervorstraften, war sehr unglücklich gelungen. Ohne Zweifel wird der Herausgeber uns im kommenden Jahre mit einem desto reizendern und wohlgefälligern Aeußern erfreuen.

Referent will nun die einzelnen Kapitel selbst durchgehen, und seine Bemerkungen darüber mittheilen. Einige sind zwar in Hieroglyphen abgefaßt, aber in jenen verständlichen, wozu es nicht des Nachgrübelns eines Zoëga bedarf; denn wer weiß nicht, was eine Wage, ein Finger auf die Lippen gelegt, ein Löwe, ein Fuchs, und dgl. bedeuten?

Das erste Kapitel handelt von der Religion. Viele Jahre her war dies Kapitel, wie Einige bemerkt haben wollen, entweder ganz übergangen, oder doch nur sehr nachlässig behandelt; in diesem Jahrgange dagegen ist es weit und breit, und der schränkt dadurch den sonst der Philosophie zugetheilten Raum sehr bedeutend. Auch für künftige Jahre soll, dem Vernehmen nach, diese Einrichtung beibehalten werden, besonders da so viel Vergeisterte verschiern, eine heilige Fahne sey immer das wirksamste und leichteste Manifest, wie schon Mahomeds Beispiel bewiesen habe. Auch werden dadurch die Kriege, und was sie zu begleiten pflegt, groß und heilig. In den Zeiten der Vernunftphilosophie oder Weltweisheit hat man zwar über die Kreuzzüge, als der Ausgeburt der Schwärmerei, gelächelt, und das Verdienstliche derselben sehr in Zweifel gezogen, besonders das dabei Vorgegangene nicht als zum Himmel schreiend angesehen, aber unsre Gemüthsphilosophie und die Aeußerungen derselben in unsern Tagen, haben uns bereits eines Bessern belehrt. Referent sah bisher den Krieg als einen Zustand der Inhumanität an, wo der Mensch von seiner Würde abgefallen ist, und glaubte, die Menschheit, auf der Stufe ihrer Vollendung, müsse sich aus diesem Zustande der Thierheit, (wie man ihn selbst nach der soigereichen Wirksamkeit der Cavallerie nennen könnte,) hinausgerungen haben, aber er fängt an, seine Ansichten zu berichtigen, um nicht hinter der Erleuchtung seines Zeitalters zurückzubleiben. Der Sieg der Frömmigkeit, d. h. der christlichen, spricht sich besonders durch die edle Verachtung des Judenthums aus, das das Christenthum mit jener Hoheit des Geistes von sich ausstößt, wie weiland der in der Geburt geheiligte Adel die Bürgerlichkeit, nur mit dem Unterschiede, daß Geld und Bildung den Geist zwischen Adel und Bürgerlichkeit versöhnen konnte, zwischen Christenthum und Judenthum aber erzeugt. Im Versinken in das Tiefe und Heilige, zeichnet sich — — als hellstrahlendes Gestirn aus, wenn es sich gläubig vor der Bühne sammelt, wo die andächtigen Spiele ein echtchristliches Gemüth, (denn dem unchristlichen ist ohnehin schon der Eingang versagt,) wie weiland die Komödien der Ammergauer Bauern im katholischen Baiern, worüber sich der selige Nikolai so oft und viel ereifert, erfreuen und heiligen. Selbst das südliche Frankreich, Paris, der Zusammenfluß alles Weltsinnes, von wo jene verlachenswerthen Grundsätze der Vernunft und des Selbstprüfens ausgegangen sind, ermahnt sich und bestreut sich mit Asche. Der Kalvarienberg ist in alle Würde und Heiligkeit wieder hergestellt; die nächtlichen Andachten auf demselben werden mit Zerknirschung und Erbauung gefeiert, und wenigstens zeigen andächtige Frauen eine Salbung, die das Volk in die vorigen glücklichen Zeiten zurück versetzt, was den Männern nicht so wohl gelingen will. Auch Kunst und Literatur kehrt wieder zu den ihrer Würde entsprechenden Gegenständen zurück, und fördert wieder Gebetbücher, Anweisungen zur Andacht, heilige Ludwige u. dgl. an Tag; und Kupferplatten, die Portraite von beliebten Schauspielern darstellten, und mit ihren Gesichtern veralten sind, werden neu aufgefrischt, und finden als heilige Magdalenen u. s. w. reißenden Absatz. Auch in Italien ist man auf dem Wege des Heils, obgleich einige den Himmel bitten, daß der heilige Vater wieder katholisch werden möchte; denn bereits hat ein Erzbischof den Damen verboten, mit Hüten die Kirchen zu besuchen, und die Schneider excommuniciert, die enge Beinkleider verfertigen. Die erste Verordnung ist ohne Zweifel entstanden, um die Männer nicht durch Neuglerde zu zerstreuen,

die oft mit Sehnsucht nach einem Hute schielen, und nach dem Gesichte darunter verlangen, dagegen es, wenn es seine geahneten Reize offen zeigte, ihre Andacht sicherlich nicht stören würde.

(Der Schluß folgt.)

Mancherlei.

Philipp der Zweite sagte einst, man könne einen Menschen am besten aus den Briefen beurtheilen, die er schreibe. Ein noch zuverläßigeres Mittel dazu, ist Beobachtung dessen, wodurch er seine Mitbewerber, gleichviel um was, zu überbieten sucht. Wer es dadurch thut, daß er Niederträchtigkeiten ersinnt, die er auf sie deuten macht, gehört zum gemeinsten Pöbel.

Deutsche Gutmüthigkeit.

Ein Stockfranzose, der einen mir bekannten Deutschen für seinen Landsmann hielt, sagte in Gießen zu ihm: „Hu! wie kalt ist es heute! Fast noch kälter als vor einem Jahr um diese Zeit, da ich gewiß in der Gegend bei Buhbach erfroren seyn würde, wenn die Deutschen nicht solche Pinsel wären.“ (si coujons.)

Deutscher. Einige sind es wohl; manche Franzosen aber auch. Es ist dabei nur der Unterschied zu bemerken, Kamerad, daß die Deutschen Pinsel, wenigstens die welche wir so nennen, es meistens aus übergroßer Gutherzigkeit sind, bei den Franzößischen aber der Fehler im Kopfe steckt. Aber wie war's denn mit Ihrem Erfrieren? Erzählen Sie mir doch!

Franzose. Ich besuchte in einem Dorfe einige Kameraden. Wir gingen in eine Branntweinschenke und tranken fürs Vaterland. Als wir ziemlich benebelt waren, bekamen wir Streit mit dem Bauer wegen der Bezahlung. Ich gab ihm, da er sich gar nicht schicken wollte, eine tüchtige Ohrfeige, die er einstecken mußte, denn unser waren zu viele. Endlich wollt' ich mit meinem Kameraden, der auch berauscht war, aber nicht völlig so sehr als ich, am folgenden Morgen nach unserm Kantonirungsort zurückgehn; allein — der Himmel weiß wie es kam — wir erzürnten uns unterwegs, geriethen, da wir ohne Säbel waren, in einen Faustkampf, wobei ich wohl den Kürzern zog, und er ließ mich, halb vom Rausch, halb von Faustschlägen betäubt, ohne alle Besinnung in der strengsten Kälte liegen. Zu meinem Glück will der Bauer, den ich Abends vorher geschlagen habe, eben nach der Stadt gehn, und findet mich da, schon ganz erstarrt. Was thut mein Kujon? Er wühlt mich aus dem Schnee, nimmt mich auf die Schulter, schleppt mich so die ganze weite Strecke Weges bis nach seinem Hause zurück, wo er so lange bleibt, bis er, mit Hülfe seines Gesindes, mich wieder ins Leben gebracht hat; und dann begleitet er mich bis nahe vor mein Dorf, daß ich nicht wieder zu Schaden komme. – War das nicht jämmerlich einfältig? Ich, an seiner Stelle — ich hätte mich zum Teufel erfrieren lassen, auch wohl noch einige gute Genickpüffe mit auf die Reise gegeben, um meinen Marsch in die andre Welt zu beschleunigen.

Deutscher. Da hätten Sie Sich freilich ganz nach Verdienst behandelt, da Sie den Edelsinn des Bauren nicht zu schätzen wissen.

Der Franzmann — — lachte. —

— — n.

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

Voyage en Allemagne et en Pologne, pendant les années 1806 à 1812. Par G. Gley. Tome second. Paris, 1816. — Der erste Band erregte Aufsehen und gewann Beifall durch die verdienten Denkmäler die er dem aus Eitelkeit geschmähten Hn. De Pradt sagte; dieser zweite Band zeigt Hn. Gley als einen Schwätzer aus — Leerheit und Gewinnsucht. Man urtheile! Von den 234 Seiten die sein Buch enthält, sind die ersten 102 mit der alten fabelhaften Geschichte der Slaven im Allgemeinen, der Böhmen und ihrer Königin Libussa gefüllt, deren Erzählung er aber abbricht, wo es ihm gerade beliebt; im übrigen Theil findet man die Erzählung der Aufnahme der Jesuiten in Schlesien unter Friedrich II.; alsdann über die verrufene Hatzbandgeschichte im Jahr 1787; über die Marquise von Pompadour, Necker u. s. w. Aber was hat denn das mit Deutschland und den Jahren 1806 bis 1812 zu thun? Der Verfasser versichert, als man ihm in einem der genannten Jahre alle diese Dinge erzählte, sey er eben durch Deutschland gefahren.

Vermischte Nachrichten.

Mit der Ueberschrift: „Einschränkung und Ersparniß,“ führt das Morning Chron. fortfahrend an, daß einigen alten Schreibern erlaubt worden ist, ihren Dienst mit Beibehaltung ihres ganzen Gehaltes, aufzugeben, und daß die Kanzleibeamten des Lord Grenvard nicht mehr die wenigen Weinbouteillen erhalten, die ihnen sonst gegeben wurden, so oft man die Kanonen im Park abfeuerte.

— Das Morn. Chron. fordert das Parlament zur Vermittlung auf, damit diejenigen freien Engländer, die den Staat durch die Waffen beschützen, nicht mehr so grausam gepreßt werden, als jetzt geschieht.

— Dasselbe Blatt schlägt vor, denjenigen die Einnehmereyen (einträgliche Stellen ohne Geschäfte) besitzen, eine besondere Kleidung anzulegen, ähnlich derjenigen welche man für die vom Staat erhaltenen Armen vorschlug, mit Schildern vor der Brust, aber nun Gold mit der Lateinischen Inschrift: „Nicht für euch, ihr Schaafe, trägt ihr Wolle!“ und „Gold ist mehr als Tugend.“ Auch soll ihnen erlaubt seyn, sich, wie die Chinesischen Mandarine, die Nägel wachsen zu lassen, zum Zeichen daß sie nichts thun.

— Die Nachgrabungen in Rom selbst, auf dem Campo Vaccino und um die drei Säulen des Jupiter Stator, fangen an, interessante Resultate zu geben. Man glaubt, jener Tempel werde in Folge derselben für den der Diosskuren erkannt, und eine neue Ansicht von der eigentlichen Gestaltung des alten Roms gewonnen werden. — Brodt und Oel werden indeß in dem gegenwärtigen Rom täglich theurer.

— Ein Hr. J. E. zu Antwerpen macht im Belgischen Zuschauer „zur Beschämung der Hochweisen, die mit dem Namen Philosophen prangen,“ bekannt, daß ein Geistlicher einem Sterbenden, Hr. v. Wargny, Mitglied der zweiten Kammer, der Absolution verweigert habe, wenn er nicht vorher den bei seiner Anstellung geleisteten Eid (das Grundgesetz des Staates anerkennt zu erhalten, — wodurch allen religiösen Gemeinden im Königreiche gleicher Schutz zugesichert wird,) widerriefe, und daß hierüber Hr. v. Wargny darauf seinen dem Vaterlande geleisteten Eid wirklich widerrufen habe. Ob es die Gegner sehr beschämen werde, hier einen neuen Beweis zu haben, daß herrschsüchtige Glieder des katholischen Clerus ihren Einfluß benutzen, Verbrechen zu veranlassen, mag dahin gestellt seyn; gewiß aber werden sie wünschen, daß denselben solche Versuche immer nur bei Sterbenden glücken mögen, und daß der Name jenes Geistlichen bekannt werde, damit man ihn zur Rechenschaft ziehen könne.

— Bei der Vorstellung eines neuen Stückes, „der Lotterschen,“ auf dem Th. de la Gaité, verlangten die Zuschauer im Parterre, die im ersten Range der Logen sollten hinausgeworfen werden.

— Der König von Würtemberg hat in der Verordnung über die Vereinfachung der Geschäftsformen, auch befohlen, solche fremder Worte zu enthalten, wenn man Deutsche gleichbedeutende hat.

— Göthe hat ein Gutachten über die bevorstehende Feier des dritten Jubelfestes der Reformation in Weimar, geschrieben. Es ist in der That zu wünschen, wie die Abendzeitung thut, daß dieses Gutachten dem Publikum mitgetheilt würde. Wessen Wort über ein Nationalfest sollte man hören, wenn man das von Göthe nicht hörte? — Das zweite Heft von Gothen's Rhein-Reise ist unter der Presse, und soll kräftig gezogte Gedanken über das grassirende „geistige Nervenfieber,“ den Mysticismus, enthalten.

— Für das Berliner Theater wird so eben eine neue große Oper vom Baron Poissl, einstudirt: „Athalia.“ Der berühmte Komponist ist selbst gegenwärtig, um bei dem Studium mitzuwirken. Man darf etwas sehr Ausgezeichnetes erwarten.

— Es hetzt, der Dichter und Weltgeistliche Werner, frey aus Verdruß darüber, daß ihm das Predigen in katholischen Städten, seines allzu mystischen Wortkrames wegen, verboten worden, zu Frankfurt a. M. wieder zur protestantischen Konfession getreten.

— Als der Dichter Voß vor einiger Zeit hörte, daß ihn ein neubekehrter Katholik besuchen wolle, bestand er, über seine Thüre einen schwarzen Stein einmauern zu lassen, mit der Erklärung in Lapidar-Styl: „Jeden Neubekehrten ersuche er, seines Weges schnell zu gehn; jeder alte, echte Katholik würde ihm willkommen seyn, wenn er ihm wirklich etwas zu sagen habe.“ Es wurde in Heidelberg bekannt, und der geistigste Besuch unterblieb.

Weimar den 15ten Januar 1817.
(Fortsetzung.)

Sie glauben wohl, ich werde nach diesem Eingange an die Mitglieder unserer Bühne kommen, und an die einzelnen Vorstellungen? Noch bin ich mit ihren Kräften und Leistungen nicht vertraut genug, und fürchte überdieß daß mein erster Beitrag schon zu lang werden möchte.

Ich hätte wohl manches noch auf der Zunge, oder vielmehr in der Feder, aber es sei der gegenwärtigen Zeit entlehnt. Der Karneval, der bereits begonnen hat, scheint nur mit ernsten Mienen genossen werden zu wollen. Die Redouten, wo alles Aufsehen der Stände aufhören sollte, sind der bemerkenswerthen Volksklasse überlassen, und scheinen nicht wieder zu Ansehen und Würde kommen zu wollen. Den Sylvesterabend feierte die Resource mit einem Balle, und so tanzte man lustig aus einem Jahre das andere hinüber. Der Glockenschlag der zwölften Stunde überraschte die riegenden Reihen: da ließen sich die Arme los, es flog Herz an Herz, und Lipp' auf Lippe lüftete man sich die Wünsche für eine glücklichere Zeit aus. Wen so ein Paar Rosenlippen und ein seelenvoller Blick an der Schwelle des neuen Jahres grüßte, der mußte zu wohl mit leichten Schwingen hinüberhüpfen! Ich — ich trat ans Fenster, schaute nach dem hellen Sternenhimmel, nach den in dieser Stunde vielleicht noch Millionen Blicke hoffend aufsehen, und so verzagt ich, daß ich fremd und allein sey unter der fröhlichen Menge.

(Der Schluß folgt.)

An den Herausgeber.

Ew. Wohlgeboren sind bei der Anzeige des Kalliri (siehe Freimüthiger Nr. 108.) wich betrogen, in einen Irrthum verfallen, um dessen Berichtigung ich Sie ergebenst bitte. Nicht ich, sondern der geniale Klinger gewann durch seine Zwillinge dem Julius von Tarent den Preis ab. Mein Trauerspiel, Gianetta Montebil, das Produkt eines neunzehnjährigen Jünglings, erhielt den Preis, weil es unter den übrigen eingesandten tragischen Dichtungen für das Beste erkannt wurde. Sieben Jahre hernach recensirte ich diesen verunglückten tragischen Versuch in meinen zu Wien herausgekommenen dramaturgischen Fragmenten mit einer Schärfe und Strenge, daß ein großer Theil meiner Leser lange nicht glauben wollte, daß sie wirklich der Verfasser dieser Selbstkritik — Dies das reine Faktum.

Schink.

Nachwort. Der in der That etwas starke Verstoß gegen die Literaturgeschichte hätte eigentlich nicht dem Herausgeber zur Schuld, der ein Auslander ist; er folgte nur der Angabe eines hochgeachteten Mannes, der — einmal irregeleitet gewesen seyn muß.

Berichtigung. Einer gütigst mitgetheilten Nachricht von Seiten der königl. General-Intendantur zufolge, ist die Aeußerung des Hr. Mild bei der Probe des Don Juan, eine nur erfundene Erzählung. Hr. Mild war heiter, — wird aber bald als Don Juan auftreten.

1817. Nro. 111.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Sonnabend, den 1ſten Februar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Flüchtige Briefe.

Sapere aude!

Vorwort. Dieſe flüchtigen Briefe gehören ſo ſehr zu den hiſtoriſch-politiſchen der frühern Nummern, daß ſie ſelbſt die Zahl derſelben fortſetzen müſſen; aber ſie haben einen andern Verfaſſer. Hr. —, dem die Gattung und Form dieſer Schreibübungen gefiel, erklärte, ſich auch in fünf oder ſechs Briefen verſuchen zu wollen. Der Herausgeber — Man kennt ja den Teig aus dem die Schriftſteller geknetet ſind! — fühlte ſeiner Eitelkeit dadurch geſchmeichelt, Nachahmer zu finden, und ſeiner Gewinnſucht durch die Hoffnung, mehr Mannigfaltigkeit in ſein Blatt zu bringen, er willigte alſo ſchnell ein. Schwierigkeiten ſind nicht dabei: dergleichen ſchreibt wer will. Vielleicht räſonirt Hr. — nach einer ganz andern Weltgegend hin, ganz andern Zwecken entgegen, als die erſten ſechs Briefe, was um ſo mehr Verwirrung machen muß, da es Hn. — zu ſprechen beliebte, als wenn Er Verfaſſer auch jener ſey. Was thut's? Die Hauptabſicht iſt immer erreicht, wenn die Mannigfaltigkeit der Unterhaltung nur recht viel Käufer anlockt. Ohnehin iſt Carneval.

Der Herausgeber.

Siebenter Brief.

Politiſche Schriftſtellerei. Anekdoten. — Metaphyſiſche Politik. Regelmäßigkeit der Spinnengewebe.

Sie thun mir Unrecht. Die Aehnlichkeit der Europäiſchen Völker verblendet mich gar nicht gegen ihre Verſchiedenheit. Ich will Ihnen das gleich an dem erſten Gegenſtande beweiſen, der Leuten unſrer Art in die Augen fällt, wenn wir zum Fenſter der Studirſtube hinaus die Welt überſehn, an der politiſchen Schriftſtellerei der Nationen. Die Engliſche disputirt ſtark aber gehalten, immer nur von den vorhandenen Verhältniſſen und Bedürfniſſen des Staats, und entlehnt ihre Gründe aus der Erfahrung. Die Franzöſiſche ſchreit die Forderungen der Parteien aus mit der kreiſchenden Stimme empörter Leidenſchaft, und ſucht durch ſentimentale Deklamationen (es giebt auch gelehrte,) zu entflammen. Die Deutſche geht faſt immer von philoſophiſcher Erörterung eines Begriffes aus, zu der eines andern über, um zu der eines dritten zu gelangen: und ſo

Lehren lehrend Gelehrte die Lehrende lehrreich — das Lehren.

Haßte ich das Bildermachen und die Vergleichungen nicht ſo ſehr, ich würde ſagen: Die Engliſche iſt ein tüchtiger Wind, der durch den Forſt ſauſt; die Franzöſiſche ein Sturm, der durch — Haſelgebüſche pfeift; die Deutſche, Zuguſt die in

Aeolsharfen aufgefangen wird. Schade daß dieſe Inſtrumente die reine Stimmung ſo leicht verlieren: und dann tönen ſie — nicht hübſch.

Welcher ich den Vorzug gebe? Welche Frage! Sie kennen ja meinen Furor für die Kunſt, vorzüglich für die gelahrte, die denn doch immer die höchſte Nationals Angelegenheit eines gebildeten Volkes bleibt. Iſt eine philoſophiſche oder juriſtiſche Beweisführung nur recht bündig, nur recht reich an Schlußfolgen, Autoritäten oder alten Dokumenten: was liegt daran, ob Hunderttauſende zu Grunde gehen, wenn ſie Recht ſpricht?

Und unſre metaphyſiſchen Politiker ſind ſo unausſprechlich geſchickt! Sie brauchen, wie Archimed, nur einen Stützpunkt außerhalb der Erde, und ihr Hebel ſchnellt die ganze Welt der Erfahrung in die Luft. Giebt man ihnen nur zu, zwei und drei mache acht, ſo läßt ſich kein Wort mehr gegen ſie aufbringen. Warum aber ſollte man jene Gefälligkeit nicht für ſie haben? — Als ich geſtern Morgen in meiner Jasminlaube ſaß, ließ ſich eine Spinne vor mir herab. Sie muß meinen Stock, der auf der Erde lag, für einen bleibenden Halt (a und z für a,) angeſehen haben, denn ſie befeſtigte das eine Ende ihres Fadens daran, lief an dieſem wieder hinauf, fuhr rechts und links in der Luft herum, wieder herab zum Stock, wieder hinauf, — Ich hielt mich ruhig, und ſo hatte ich den Genuß, in einigen Minuten ein tadelloſes Kunſtwerk vor mir ausgeſpannt zu ſehn; deſſen richtige Berechnung mich übrigens gar nicht hinderte, wenn ich weiter gehen wollte, meinen Stock aufzuheben, wo es denn freilich zerriſſen und haltungslos flatterte. Die Wahrheit zu ſagen, ich würde dies nur mit Bedauern verſchuldet haben, aber das wunderſame Kunſtwerk war ſchon vernichtet, ehe ich ging. Mein Jagdhund hatte mich aufgeſpürt und war mit großen Sprüngen in die Laube geſtürzt, durch das Meiſtergewebe hindurch, als wär's durch freie Luft. „Du grober — Naturgang!“ ſchalt ich ihn, aber das kümmerte ihn nicht.

Auf dem Heimwege blätterte ich ein Buch auf, das ich in der Laube leſen wollen, aber über die Spinne vergeſſen hatte. Ich fand eine tiefſinnige Unterſuchung über Urſprung und Natur der Souverainität. Was ſagt der hiſtoriſche Naturgang darüber? „Wer die Macht hat, es zu bewirken, deß Wille wird Geſetz.“ — Ich blätterte weiter und fand erörtert, welches die einzig gute Verfaſſung ſey. Und jener Naturgang? Er ſpricht: „Wo Verabredungen oder Einrichtungen getroffen wurden, welche den Umſtänden und Verhältniſſen angemeſſen waren, da befanden ſich die Völker wohl, bis – ſich die Umſtände und Verhältniſſe verändert hatten.“ Endlich traf ich auf einen unumſtößlichen Beweis, in jeder guten Verfaſſung müſſe es ein Ober- und ein Unterhaus geben. Was erzählt die Geſchichte über den Naturgang in dieſem Punkt? Wo es zwei gleichbedeutende Klaſſen von Staatsbürgern gab, deren Privat-Intereſſe von einander verſchieden war, befand man ſich wohl dabei, wenn jede ihr Wort über das allgemeine, beſonders abgab. Wo eine ſolche Trennung nicht vorliegt — Oder um mich undeutlicher auszudrücken: wo ein Doppelſtamm emporgeſchoſſen iſt, rauſcht von ſelbſt ein Doppelwipfel; aber durch Axt und Säge ſo etwas am einfachen Stamm erkünſteln, iſt ein unheilſam Spiel.

Kritik des Jahres 1816.

(Ein Fragment. Schluß.)

Bei ſo redenden Zeugniſſen für die Wiederkehr der guten Zeiten, wo man den Teufel fürchtete, und mit dem Glauben und der Hoffnung ſtarb, daß auch der Chriſt von niedriger Herkunft mit einer gehörigen Anzahl von Roſenkränzen ſich in eine Ecke des Himmels, wo der Hochgeborne ſich, nach einem hochadelichen Leben, mit richtig bezahlten Seelenmeſſen hinlöſet, hineinbeten könnte, nachdem er das Fegefeuer auf dieſer Erde ſchon durchwandert, iſt die Hoffnung der Pairs von Frankreich, daß „die heilige Religion ſich wieder auf den Scepter lehnen werde, der ſich aus der Hand Ludwigs des Heiligen auf Ludwig den Erſehnten herabgeerbt hat,“ minder eitel, als die Hoffnung, daß „die Franzoſen in ihrer Geſinnung einig ſeyn, und ihre Opfer mit freudiger Stämmigkeit auf den Altar des Vaterlandes legen“ werden.

Der Geiſt der Verkündigung gießt ſich wieder über bevorrechtete Gemüther aus, wenn nicht in Geſtalt feuriger Zungen, doch vielleicht in der feuriger Blicke, und treibt ſelbſt das zartere Geſchlecht, auszuwandern nach allen Winden, und ſeine Lehre zu verbreiten. Bei der herrſchend werdenden Ueberzeugung, daß die Religion von außen in den Menſchen wandre, ſtatt des bisherigen philoſophiſchen Irrthums, daß die Vernunft von innen nach außen durch edle That ſich ausſprechen müſſe, iſt nicht zu bezweifeln, daß ein weiblicher Apoſtel leichter Wunder der Bekehrung wirken werde, als ein Dutzend Männer, und wir glauben, daß wenn ——— vor ihrem 25ſten Jahre

schon Bergpredigten gehalten hätte, sie ungleich mehr sündige Männer auf den Weg des wahren Heils geführt haben möchte. — Beispiele zur Nachahmung, wie sie uns bereits der Dichter Werner, und ein ihm früher wie jetzt nicht unähnlicher Tonkünstler in München, Kapeller, gegeben haben, stellen unserm Zeitalter Hr. Kanne in seinen „Erweckungen" und die Schweizerischen Traktatengesellschaften mehrfach auf; und, ähnlich unsern Tragödiendichtern, die zeigen, wie das Schicksal nicht abläßt, den Menschen zum Verbrechen zu führen, beweisen uns diese ihrer Seits, wie der Himmel seine Auserwählten immerfort bis zu seiner Schwelle leitet und hineintreibt, sie mögen wollen oder nicht.

Die christlichen Hauptugenden, Glaube, Liebe und Hoffnung, wurden fleißig geübt: geglaubt wurde die heilige Sendung des Propheten Müller und das Ende der Welt, und gewisse Verheißungen, daß die Fürsten die Regierung in die Hände der Aristokratie niederlegen wollen; geliebt recht viel, wie die Bevölkerungslisten beweisen, die an einigen Orten neben drei Kindern der Pflicht, immer zwei der Liebe aufführen; und gehofft wurden goldne Zeiten. — Das ist der kurze Inhalt des ersten Kapitels, und da es größtentheils historische Thatsachen enthält, deren Richtigkeit Ref. nicht widerlegen kann, so findet er nicht nöthig, etwas beizusetzen, das Ersuchen etwa ausgenommen, daß es die Leser im Werk selbst nachlesen möchten, wo es mit der seiner Wichtigkeit geziemenden Ausführlichkeit behandelt ist.

Der Krieger.

Wenn des Schwachen Habsucht niedrig wimmert
Um des Mammons peinlichen Verlust,
Hebt dem Starken, der in Waffen schimmert,
Kraft und Muth die hohe Heldenbrust.
Fremd ist Furcht ihm, keine That verwegen:
Kalt und stolz tritt er dem Tod entgegen.

Er durchstreift gemeines Erdgewimmel,
Wie Planetenbahnen ein Komet;
Blickt verächtlich auf des Volks Getümmel,
Das sich auf gemeßner Straße dreht.
Lenkt Achillens Lauf des Magens Bitte?
Edler Zorn beschwingt des Helden Schritte.

Bebend sieht des Lebens Lastenträger
Wie dahin der Sohn der Lanze fliegt,
Und das Leben willig, froher, reger
Vor dem Manne der's nicht achtet, liegt.
Glücklich, seufzt er, wer so herrlich lebte,
Wenn die Pracht nur nicht der Tod umschwebte!

Guter Pflüger, fahre fort zu pflügen!
Denn der Mann, der deine Feinde schlägt,
Er bedarf, nach dir errungnen Siegen,
Jener Früchte, die dein Acker trägt.
Was er thut für dich noch eh' es taget,
Gilt die Mühe, die dich täglich plaget.

Wenn der Kränze Weib und Kinder warten,
Die der Fleiß um deine Stunden flicht,
Blühn nicht Rosen ihm in eignem Garten;
Nur auf Wiesen ein Vergißmeinnicht.
Mag ein Ohr, das Lorbeern ernst umrauschen,
Kann's dem Flüstern stiller Liebe lauschen?

Nicht um Früchte, nicht um Myrthenkronen
Schwingt sein gutes Schwert der wahre Held;
Seine That muß das Bewußtseyn lohnen,
Daß für's Vaterland er steht und fällt:
Siegt er, Freude, daß sein Werk gelungen;
Sinkt er, ist Unsterblichkeit errungen.

Und er lebt im Liede, lebt im Herzen
Seiner Mit- und Nachwelt herrlich fort;
Und der Enkel zeigt mit Stolz und Schmerzen
Auf der Haide den erhabnen Ort,
Den des Denkmals Eichen hoch umdüstern,
Die des Tapfern heilig Ruhmlied flüstern.

— n.

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

Staatsarchiv des Teutschen Bundes, — — von Klüber. 5. Heft. Erlangen, 1817. — Man findet in diesem Hefte aktenmäßige Nachrichten über die Vorbereitungen zur Eröffnung des Bundestages, die festgesetzte Geschäftsordnung und die erste, zweite und dritte Sitzung desselben; die Reden die bei der Eröffnung gehalten wurden und einige Urkunden; ferner ein Oestreichisches Finanzpatent und Bemerkungen, die es tadeln; endlich die Vorstellung, welche die außer Amt stehende Beamte des Königreichs Westphalen, dem Bundestage überreicht haben, um Brodt zu erhalten, (wohl gar ohne Arbeit? Können sie mehr fordern, als daß man es ihnen nicht erschwere, Brodt zu verdienen?) um die Geltenderhaltung der Veräußerung der Westphälischen Staatsdomänen, die Anerkennung der Staatsschulden des untergegangenen Königreichs und um Pensionen, nebst einem Begleitungsschreiben des Grafen von Malthus. (Graf war er doch nur in Beziehung auf das Königreich Westphalen; und da dieses aufgehört hat, sollte er selbst sich nicht bescheiden, sich nicht mehr so zu nennen?)

— Protokolle der Deutschen Bundesversammlung. Erster Band. Erstes Heft. Frankf. a. M. 1816. — Eine kurze Vorrede erinnert an die hohe Wichtigkeit, welche die Verhandlungen des Bundestages für Deutschland haben; — dann folgen die Protokolle der ersten sechs Sitzungen, und ein Verzeichniß der Eingaben bei der Versammlung. Der Preis dieser Protokolle ist ein wenig hoch. Dreißehn in Quart weitläufig gedruckte Bogen kosten zwei Thaler. — In historischen Sammlungen und Bibliotheken dürfen sie freilich nicht fehlen.

— Isis, oder encyclopädische Zeitung von Oken. Drittes Heft für 1817. Jena, 1816. — Auch dieser Heft ist reich an wissenschaftlichen Nachrichten, diesmal aus England, wie das vorige Heft aus Italien, und zwar vorzüglich über Naturgeschichte. Sanskuritische Ausbrüche, dergleichen die vorigen Hefte vermuthen, sind nicht darin; dagegen aber — die vollständige Uebersetzung einer höhnisch spottenden Anzeige, die das Edinburgh Review von Goethe's „Dichtung und Wahrheit" gegeben hat. Man wird sie nicht ohne Unterhaltung lesen, aber der Ref. ist so stolz zu glauben, die Besten unter den Lesern werden sie mit eben der Empfindung weglegen, mit der er es that, mit Unwillen. Was brauchen denn wir ausführlich zu erfahren, welche Umgegangenheit sich irgend ein Dulbum in Schottland, der eine sehr obersächsische Kenntniß der Deutschen Literatur zeigt, gegen einen Mann erlaubt hat, auf den wir Deutsche mit Recht stolz sind? Diesem Mutwillen 48 engedruckte Quartspalten zu widmen, deutet auf grollende Schadenfreude, die noch verwerflicher ist, als das Geschwätze selbst. Ueber den Schimpf zu frohlocken, den ein Fremder einem verehrten Landsgenossen anthat!!

Weimar, den 15ten Januar 1817.

(Schluß.)

Diesem Balle folgte bald ein zweiter von einer andern, ebenfalls geschlossenen Gesellschaft, veranstaltet. Man tanzt hier auf den Ballen so viel, daß man von einer Tour zur andern kaum Zeit zu sechs Worten übrig behält. Das fröhliche Treiben, das einige Tinden und Wiederlesassen, das muntere Schärfern, das mir der schonste Reiz eines Balles zu seyn dünkt, bemerkte ich hier nicht. Außer Theater und Ball sorgt noch ein artiges Privatconcert für die eigentliche Unterhaltung. Dem Gothe'schen Hause und bei der Frau von Schopenhauer, der zartsinnigen Erzählerin ihrer interessanten Reise nach England und einiger Novellen, nach angenehme Abende.

Uebersicht war ich, hier Dinge zu vermissen, die so viele Städte von geringerm Umfange und weniger Bildung als Weimar, überall darbieten, nämlich eine gute Leihbibliothek und ein gut organisirtes Journalkabinet; denn die hiesige Leihbibliothek enthält nichts als einige Hundert Ladenhüter von Romanen, allenfalls für die leselustigen Dienstmägde brauchbar; und die Resource hat, außer zwei Unterhaltungsblättern, ein halbes Dutzend Zeitungen, die man allenfalls in einem Gast- oder Kaffeehaus treffen kann.

Mit dem neuen Jahre trat hier eine, in Deutschland gewiß nicht unbeachtete Zeitschrift, unter dem Titel: „Oppositionsblatt," ans Licht. Warum nicht Verlöhnungen für Deutschland?

Nächstens etwas über Kunst und Literatur und über die Bühne, und ich wünsche Erfreuliches. Pf...

Mailand, vom 10ten Januar 1817.

Ich bin nun bereits 7 Wochen hier in Mailand, und mache täglich mehr Bemerkungen, daß die Italiener, in Betreff der Musik, den Deutschen jetzt weit nachstehen müssen, Es werden seit einigen Jahren hier und in ganz Italien Opern von Mozart, Weigel und Mayer gegeben; da aber die Italiener nur an leichte und schmeichelnde Kompositionen gewohnt waren, so hat unsere phantasiereiche Oper wenig Glück gemacht, doch sie so aus ihrem Gewohnten herausgebracht, daß ihnen die Musik ihrer Lieblings-Komponisten jetzt viel zu leer vorkommt. Aus Vorliebe zu ihnen lassen sie nichts Deutsches aufkommen, folglich gefällt gar nichts mehr, und eine Direktion nach der andern geht zu Grunde. Die „Zauberflöte" und „Don Juan" wurden theilweise aufgeführt; die „Schweizerfamilie" konnte gar nicht einmal zu Ende spielen, denn da brüllten sie wie die ——. Jetzt ist „Achilles" von Paer an der Reihe, und wurde so wie der erste Akt zu Ende war, gepfiffen, und so im zweiten Akt noch viel mehr. Sie werden wohl denken, daß es für Winter eine sehr harte Aufgabe ist, für ein solches — — — Publikum eine Oper zu schreiben. Den 21sten dieses Monats soll sie gegeben werden. Ich werden Ihnen gleich nach der Vorstellung darüber ausführlich schreiben.

Die Gesellschaft der Oper besteht nur aus fünf Personen. Die Prima Donna, Signora Festa, hat eine außerordentlich schöne Stimme, ist aber für's Theater sehr kalt. Signa. Bassi habe ich noch nicht gehört. Sign. Donzelli, erster Tenorist. Er sang den Achilles recht schön, hat aber keinen großen Stimmumfang. Sign. Galli, erster Bassist, hat eine Stimme daß die Mauern zittern. Sign. Remorini, zweiter Bassist, äußerst angenehmer Sänger. Die Dekorationen sind hier so schön, daß man gar nicht sie möglich hält, auf todte Leinwand solches Leben zu bringen; und schauer als die Ballete gegeben werden, kann man sich nichts wünschen, nämlich im Theater della Scala, welches das größte in ganz Italien ist.

Vermischte Nachrichten.

Das Museum zu Paris steht nun dem Publikum offen, und das Journal de Paris und das des débats bemerken in langen Aufsätzen, wie sehr es dadurch gewonnen hat, daß alles fortgeschafft wurde, was der Französischen Schule den Raum beengte.

— Ein Französischer Dichter, der sich so eben im Hospital Hotel-Dieu befindet, hat in einigen sehr rührenden Stanzen, die von mehreren Zeitungen aufgenommen wurden, das Mitleid des Publikums angesprochen. Unmittelbar auf diese Verse folgt die Nachricht, daß die Sängerin Bigottini hunderttausend Frcs. für ein Haus, und der Tänzer Duport 150tausend Frcs. für ein Hotel bezahlt habe.

— Bei dem Begräbniß des Komponisten Monsigny folgten die Schauspieler in schonen eignen Kutschen, die Dichter und Komponisten theils in Zimmt, theils zu Fuß.

1817. Nro. 112.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Montag, den 3ten Februar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Das doppelte Vaterland der Deutſchen.

Man hat den Deutſchen den Vorwurf gemacht, daß ſie zu wenig Vaterlandsliebe hätten, ſich dem Fremden zu leicht hingäben und anſchlöſſen, überhaupt mehr kosmopolitiſch als patriotiſch geſinnt wären. Nun ſollte man zwar glauben, daß dieſer Vorwurf durch die großen Ereigniſſe der Jahre 1813 bis 1815 hinlänglich widerlegt ſey. Denn mit welcher Aufopferung, mit welchem Heldenmuthe haben die Deutſchen in jenen thatenreichen Jahren für die Befreiung ihres Vaterlandes von fremder Zwingherrſchaft gekämpft!! Und war es nicht ein echt patriotiſcher Enthuſiasmus, wodurch alle Stämme und Stände des Deutſchen Volkes aufgereizt wurden, Hab' und Gut, Leib und Leben hinzugeben für das Heil des Vaterlandes? Zeigte ſich alſo hier nicht die Vaterlandsliebe der Deutſchen in ihrem ſchönſten Glanze, in ihrer kräftigſten Wirkſamkeit?

Gleichwohl werden wir, wenn wir unparteiiſch ſeyn wollen, geſtehn müſſen, daß ſelbſt durch dieſe glanzvolle und thatenreiche Zeit obiger Vorwurf nicht beſeitigt ſey. Denn wie lange hatten die Deutſchen in innerer Zwietracht gelebt und mit dem Fremden gebuhlt? Wie vieler und wie dringender Anregungen bedurfte es, bevor die Liebe zum Vaterlande in ihnen mit ſolcher Lebendigkeit und Stärke erwachte, daß ſie alle ihre Kräfte zur Rettung deſſelben aufboten und vereinigten? Nur die höchſte Gefahr konnte dies — Wunder, nannten es Viele, weil es ganz außer der Regel war, — bewirken; und jetzo, da jene Gefahr vorüber iſt, ſcheint bereits hier und da wieder Lauigkeit einzutreten, ſcheint man hier und da ſchon wieder die Fühlhörner nach dem Auslande hinzuſtrecken.

Woher dieſe unnatürliche Erſcheinung? Denn unnatürlich iſt ſie unſtreitig, weil ſonſt jeder Menſch ſchon von Natur ſich hingezogen fühlt zum vaterländiſchen Heerde und Boden. Nicht mit Unrecht glauben wir den vornehmſten Grund derſelben darin zu ſuchen, daß jeder Deutſche ein doppeltes Vaterland hat. Schon in jener Zeit, als noch Kaiſer und Reich beſtand, mithin Deutſchland einen wirklichen (wenn auch ſehr unvollkommnen) Staat bildete, trennten ſich allmählig die Glieder des Körpers vom Ganzen, nach einem ſelbſtſtändigen und ſelbſtſüchtigen Daſeyn ſtrebend. In dem Maaße, wie dieſes Streben gelang, verlor ſich auch in jenen Gliedern der vaterländiſche Sinn und Geiſt, gleichſam das den ganzen Körper durchdringende und belebende Gemeingefühl. Daher ſtrebten die Glieder, wie in jener berühmten Fabel des Menenius Agrippa, jedes ſeinem beſondern Gefühle und Antriebe folgend, wider einander und blickten nach außen, um von daher die im Innern verlorne Haltung und Kraft wieder zu gewinnen. Seitdem nun aber an die Stelle des Deutſchen Reiches ein bloßer Staatenbund getreten iſt, welcher jedem einzelnen Deut-

schen Staate die volle Selbstmacht (Souveränität) förmlich zuerkannt und verbürgt hat: seitdem hat jeder Deutsche gleichsam urkundlich und rechtlich ein doppeltes Vaterland, ein besonderes und ein allgemeines. Jenes könnte man auch das Staatsland, dieses das Vaterland im höhern Sinne des Wortes nennen.

Wer nun die menschliche Natur kennt, wer da weiß, wie viel stärker der Mensch am Einzelnen und Besondern als am Allgemeinen hängt, weil er jenes gleichsam mit Händen greifen und betasten kann, zu diesem aber sich durch Ideen erheben muß, und Ideen nicht jedermanns Sache sind; wer überdies bedenkt, mit wie vielfachen und mächtigen Banden der Staat den Bürger umschlingt und an sein besonderes Interesse zu fesseln sucht: — der wird ohne Weiteres begreifen, daß die Meisten nur für das erste Vaterland oder das Staatsland sich wahrhaft und lebendig interessiren, das zweite hingegen oder das höhere Vaterland eben so aus dem Herzen wie aus den Augen verlieren werden.

Diesem Uebel ganz abzuhelfen ist, wie die Sachen jetzt nun einmal stehen, nicht mehr möglich. Aber es zu vermindern kann doch noch manches geschehen. Vor allem müssen die Deutschen Regierungen den höhern vaterländischen Sinn und Geist in sich selbst zu bewahren, und in den ihrer Führung anvertrauten Volksstämmen zu nähren und zu verbreiten suchen. Sie dürfen daher ihren besondern Vortheil nicht auf Kosten des National-Interesses suchen; dürfen keinen andern Deutschen Staat als einen fremden, und keinen Bürger eines solchen als einen Fremdling betrachten *); dürfen nicht die Erzeugnisse und die Bildungsanstalten andrer Deutschen Staaten als ausländische bezeichnen, und deren Genuß oder Benutzung ihren eigenen Unterthanen verbieten.

Sodann muß aber auch der Deutsche Bundestag sein vorzügliches Augenmerk darauf richten, daß eben durch ihn — den Repräsentanten des allgemeinen Vaterlandes — dieses höhere Vaterland allen Deutschen recht lebhaft vergegenwärtigt und dargestellt werde. Dies ist besonders jetzt das allerdringendste Bedürfniß, jetzt, wo der Deutsche Bund erst im Werden ist, wo sich noch so viel Gährungsstoff und Zwietrachtszunder in ganz Deutschland findet, wo die organischen Gesetze, die den Bund eben binden und halten sollen, erst noch zu entwerfen sind. Wird dieser höchst wichtige und entscheidende Augenblick versäumt, wird das Nationalband durch die organischen Gesetze des Bundes nur schlaff angezogen, wird die Wirksamkeit des Bundestages zu sehr beschränkt und die Kompetenz desselben zur Entscheidung der wichtigsten Nationalangelegenheiten, nicht auf die bestimmteste und förmlichste Weise anerkannt und ein für allemal sanktionirt: dann — Doch abeit omen! Wir wollen nicht aussprechen, was dann geschehen müßte, und lieber hoffen, daß es nie geschehen werde.

Teuto.

*) Als neulich von Hannover oder Göttingen aus ein Verleihhaus der in Leipzig Studirenden in den Zeitungen bekannt gemacht wurde, standen die Oestreicher, von allen übrigen Deutschen getrennt, mitten unter den Franzosen, Engländern, Amerikanern u. s. w. Seit wann haben denn die Oestreicher aufgehört, Deutsche zu seyn?

Die Kammerräthin Surrogat als Dichterin, geschildert von ihrem Gatten *).

Kammerrath. Jetzt erlauben Sie, meine Herren, daß ich Sie auch näher mit meiner lieben Dichterin bekannt mache. Sie ist nicht gemacht, sondern geboren. Sie wissen, was dies sagen will. Schon ein Jahr vor unsrer Vermählung sandte sie poetische Beiträge an den Herausgeber eines Musenalmanachs, der selbst ein berühmter Dichter war, und jetzt nicht mehr ist. Das erste Schreiben dieses Mannes an meine Frau hätten sie sehen sollen! Es sprach wirklich die lebhaftesten Gefühle der zartesten Ehrfurcht aus: aber nach einer nähern Erkundigung unter der Hand, war er längst begraben. Sonst wär' ich damals wohl schwerlich so glücklich gewesen, auf die junge Dichterin einen Eindruck zu machen, der ernsthafte Folgen gehabt hätte; denn jener hatte sie „seine zehnte und liebste Muse" genannt, worüber sie entzückt war. Und nach seinen Briefen und einigen allerliebsten Gedichten auf meine Frau, die selbst mir gefielen, der ich doch von dergleichen Sächelchen, wenn sie männlichen Ursprungs sind, nicht viel halte, zu urtheilen, darf man annehmen, daß der Dichter mehr von seiner neuen zehnten Muse, als von den neun alten, begeistert wurde.

Advok. X. (mit einem schalkhaften Seitenblick auf den Verf.) Das kann auch immer der Fall gewesen seyn, Herr Kammerrath! Ergeht

*) Man kennt die Heldin aus dem vorigen Jahrgange. Die Leser werden es dem Herausgeber hoffentlich Dank wissen, daß er Ihnen den Schluß dieses artigen Charakterscherzes giebt, wenn auch spät.

es nicht den meisten Dichtern und Dichterinnen unsers Vaterlandes eben so, weil jene sich von einer zehnten, eilften, zwölften u. s. w. Muse, diese von einem zweiten Apoll oder Apöllchen begeistern lassen? Darüber zürnen denn die alten eifersüchtigen Gottheiten, und erscheinen nicht, wenn wir sie in unsern höchsten Nöthen um Beistand anflehen. Was sagen Sie dazu, Herr Kollege? —

Kammerrath. Sehn Sie, meine Frau, die natürlich ihre Mythologie im Kopfe hat, pflegt mich wohl in traulichen Stunden zu unterhalten, und ich bin daher im Stande, auch ein wenig davon mitzusprechen. — Eigentlich ist's doch wahrhaftig eine sehr skandalöse Idee mit den keuschen Musen und dem Musageten in ihrer Mitte, der ganz unbekleidet mit ihnen Musik macht! Ich bin ein Mannsbild, wie Sie sehen, und daher von Natur weniger zartfühlend als das andre Geschlecht; aber als meine Frau mich einst bei der Mythologie fragte: „Sage mir einmal, wenn Du in jenen fabelhaften Zeiten als ein Gott auf Erden gelebt hättest, und Du wärst von uns Musen zum Vorsänger gewählt worden: hättest Du Dich wohl entschließen können, unserm Rufe zu folgen?" Da schauderte mich bei dieser Vorstellung, und meine aufrichtige Antwort war: „Nein, geliebte Magdalis! Wie könntest Du das von mir denken? Ich hätte die Stelle ausgeschlagen, so ehrenvoll und einträglich sie auch gewesen seyn möchte; — es sey denn, daß Ihr mir erlaubt hättet, Ein Kleidungsstück zu tragen und meine Mühe. Alsdann hätt' ich doch, aus Liebe zu Dir, euren Antrag in reifliche Ueberlegung genommen. Aber Du weißt, wie ich über Kopferkältung denke, und wie strenge ich im Punkte der Sittsamkeit bin. Sonst — musikalisch bin ich ja, und im Freien, wo die alten Musen ihr Wesen trieben, wohl besser als Apoll es war: denn welch eine prächtige Wirkung thut nicht da, in Vergleichung mit der erbärmlichen Leier, ein Jagdhorn! Du weißt, wie selbst meine Hunde lauschen, wenn ich's blase. Freilich bei eurer Vokalmusik hätt' ich alsdann nicht mit einstimmen können; aber euer Chor wäre ja ohne meine Stimme stark genug gewesen, und ich würde kräftig akkompagnirt haben mit dem Horn."

X. Geantwortet, wie sich's von einem ehrbaren, verständigen Manne erwarten ließ.

K. Seit dem Tode jenes Musenalmanachs und seines Herausgebers, für welche sie im Anfange sang, hat sie Gedichte an die Redaktoren einiger, jetzt bedeutenden Zeitschriften gesandt; aber diese Menschen, die ihre Auswahl immer nach dem herrschenden verdorbenen Geschmack einrichten müssen, haben nichts von ihren Beiträgen abdrucken lassen. Die edle Dichterin weiß, in hohem Selbstgefühl, ihr verderbtes Zeitalter zu verachten. „Die Menschen sind's nicht werth, sagte sie, daß man ihnen Treffliches liefert; und etwas so Schlechtes machen, als sie haben mögen, — das sey ferne von einer Magdalis! (Dies ist der poetische Name, den sie zu ihrer Unterschrift gewählt hat; in Prosa heißt sie Lene.) Der lange Krieg hat die Sitten und den Geschmack meines Volks verderbt. Wahre Weise und Dichter sind verstummt vor dem Donner der Kanonen. Erst aus ihren Gräbern wird man ihre Stimme wieder hören." — Und leider hat sie Recht, meine Herren!

(Die Fortsetzung folgt.)

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

Familienpapiere, ein Roman und keiner, von Rudolph Sulzer. Erstes Bändchen. Winterthur, 1816. — Diese Briefe, die unter dem Namen: „Zwischen Versk's Briefe," schon vor zwanzig Jahren zerstreuet in der „Iris" standen, erscheinen hier, wie die Vorrede sagt, verändert und vollendet, und sollen den jetzt aufblühenden Mädchen Vergnügen und Belehrung geben. Es wäre zu wünschen, der Verfasser hätte sie so verändert, daß sie nur ein Bändchen ausmachten. Jetzt sind sie zu sehr gedehnt; ihre Sprache ist meistens breit, bisweilen gezirrt; und die Weitschweifigkeit dürften sie auch nicht sehr ersetzen.

— a —.

Vermischte Nachrichten.

Ein Brief von Hn. Gregoire an Hn. Dr. M — r zu Hamburg.

Norw. Wohl mag es zu den Herbsten gehören, was das Schicksal verhängen kann, nach einem dem besten Wissen nach, verdienstvoll aufgewandten Leben, gegen Verfolgungen im Vaterlande in der Theilnahme des Auslandes Trost suchen zu müssen. Nachstehender Brief eignet sich gewiß dazu, sie zu erregen, daher ich ihn glaube aufnehmen zu müssen, besonders da er zugleich ein reines Charakterbild des edlen und berühmten Menschenfreundes ist, der ihn schrieb.

Der Herausgeber.

Paris, am 22sten November 1816.

Ein viertel Jahrhundert ist dahin, seit ich Sie kenne, — — — —. Dieser entfernte Zeitpunkt erinnert mich daß wir älter werden; doch hat der Jahre Lauf meine Empfindungen nicht geschwächt. Mit der Standhaftigkeit meiner religiösen und politischen Grundsätze, vereinigt sich meine Beharrlichkeit in der Freundschaft. Indeß darf ich mir einigen innern, doch verzeihlichen Stolz bekennten, daß diese Festigkeit des Charakters selten ist in dem Lande das ich bewohne. — Ich denke hiebei oft an die Verse des Dichters Lynard, wenn er von Paris sagt:

On se voit, on se quitte, on ne se connoit plus,
Et dans ce tourbillon tous les coeurs sont perdus.

Sehr geringe sind hiezu Ausnahmen. Doch in dem Verhältniß, in welchem ich der Kreis unsrer Wohlwollens verengt, vertheilen mir das Mehrere was den übrigen wir versagen müssen, auf die geringere Zahl unsrer Freunde. — — Verzeihen Sie diesen Erguß meines Herzens: aber es ist mir Bedürfniß es in das Ihrige auszuschütten; denn wir beide sind hierin einstimmig. — Wie oft hat sich mein Gemüth erheitert im Gespräch mit unserm würdigen Freunde P., den Sie mir empfohlen haben. — — — — Nun ist er, nach glücklich vollendeten Geschäften, wieder abgereiset, und hat mir den Schmerz hinterlassen ihn nicht mehr zu sehen. — — — — Er ist im Stande die Lücken meines Briefes auszufüllen. — Seit den sieben und zwanzig Jahren meines Eintritts in die Laufbahn kirchlicher und öffentlicher Angelegenheiten, habe ich mich bestrebt meine Amtspflichten so zu erfüllen, daß mein Gewissen mir ein mildes Ohrfeigen bereitete, worauf ich, des unaufhörlichen Zwiekens meiner Vorsinger ungeachtet, sehr sanft ruhe. Ich empfinde oft die Wahrheit des Sprichworts: „Die Vertheidiger verpesten mir." Was mich, den Vertheidigten, betrift, so verzeihe ich allen: ich bin selbst manchmal glücklich genug, denen die mir zu schaden suchen, nützlich zu seyn, und werde mit Gottes Hülfe in dieser Art zu denken und zu handeln beharren, mitten unter diesem Haufen gehaltloser und schwankender Wesen, die man allen Parteien den Hof machen sah.

Unser Freund hat die Güte gehabt Ihnen die Abschrift meines Briefes zu überreichen, den ich zur Beantwortung der Beschuldigung eines meiner Vertheidiger habe drucken lassen wollen. Es oder steht es bei uns mit der Preßfreiheit; wir habe ich die Berechtigung erhalten können, ihn in irgend ein Tagesblatt einrücken zu lassen. Gerechter ist man in Deutschland; ich erspache sie also daher den Abdruck desselben dort zu bekordern *).

Jetzt schäme ich mich, Sie von meinen Persönlichen so lange unterhalten zu haben. Rächen sie sich vollständig dafür, indem Sie mir recht viel von Ihren Beschäftigungen; — — — Vorkommissen und Freunden schreiben; mir Ihre literarischen Aufsätze geben. Kurz, bestimmen Sie ganz über Ihren Freund, der in dem was Sie vielleicht für Vergeltung halten, nur das Vergnügen findet, zu thun was Ihnen angenehm seyn kann. —

Religion, Tugend, Freiheit, Wissenschaft, Kunst, Freundschaft, das sind die Gegenstände, die mir immer theurer blieben, und denen ich die Anwendung meiner Zeit und meiner geistigen Kräfte immer ganz widmen werde.

Mit diesen Gesinnen umarme ich Sie aufs herzlichste.

Gregoire, vormals Bischof von Blois.

Aus Breslau.

Unter die Gegenstände, welche das Auge des Kunstfreundes hier fesseln dürften, gehört unstreitig auch die jetzige königl. Gemäldesammlung, aus den Klöstern und Stiftern zusammen gebracht; sie ist vorzüglich der Beobachtung werth. Diese Aufstellung von Gemälden verdient zwar noch nicht die Benennung einer Bilder-Gallerie, in der man gewohnt ist, alle Meister, alle Schulen zu finden, aber wenigstens schöne Kopien der Ersten, und aus jeder Schule wenigstens einige Originale; allein sie ist doch interessant. Sie dankt bekanntlich ihr Entstehen der Aufhebung der Stifter und Klöster. In wie fern sie eine gelungene Anordnung gegeben, gehört hier nicht zur Beurtheilung; denn ein großer Theil des Schätzenswürdigsten, theils Originale, theils sehr gelungene Kopien, fand man zu den unwohlgelegten Bestimmungen benutzt; z. B. mehrere Sachen von Spranger, als Schlerne vor Kaminen und unlaubern Orten, oft vom Feuer. oft von Salpeter angefressen. Ein großes schönes Thierstück von Heinrich Roos fand man in der Rumpelkammer des Neuhofer Stifts; so man hatte eine treffliche Kopie, schöne Kopie nach Rubens, als Ergänzung einiger Ziegeln, unter den Dachdeckern benutzt. Altarthümer aus dem 12ten, 14ten und 15ten Jahrhundert wurden mit fingerdickem Kalk bestünkt und mit den abgeschmackesten Blumenzierlichkeiten bedeckt gefunden; ein Gemälde von Hans Holbein's Vater, vom Tode des Frauen gerettet. Das Ganze besteht aus 400 Gemälden (300 mögliche Zehen noch zu erwarten), von großem, mehrerem oder mindern Werth, sowohl in Ansehung der Kunst selbst, als ihres Alterthums. Wie wohlen die vorzüglichsten aufgeboten: Willmann macht, wenn auch nicht den größten, doch einen großen und vorzüglichen Theil der Sammlung aus. Bekanntlich ist dieser Meister schwer zu erkennen, denn er bleibt sich, ein Genie, nie gleich, bindet sich an keine Form, ob er gleich von jeder sich so viel bedient, als ihm sein eigner Ideal erlaubt. Indessen scheint er sich doch, besonders in Hinsicht der Köpfe, der Niederländischen Schule und Rembranden vorzüglich hinzuneigen. Das Ganze aber hat bald das aufgehaschte Kolorit der Italienischen, bald die festen kühnen Linien der alten Deutschen Schule. Seine vorzüglichsten Sachen sind hier: Eine Verkündigung Maria's, merkwürdig weil es sein ältestes bekanntes Gemälde, von 1640 ist. Es ist aber mit solcher festen Hand gezeichnet, daß ihm nachzuendig mehrere schon vorangegangen seyn müssen. Sind diese verloren gegangen? Hat sie der Meister selbst unterdrückt?

Eine Madonna. Ein schöner Kopf; mit dem höchsten Wonnegefühl blickt sie bald gen Himmel auf, bald auf den Gebornen nieder. (?)

Der heilige Jakob. In weißen glänzenden Gewande, auf einem diendend weißen Zelter unter Sturm und Gewitter in den tiefen schwebend, und das Heer der Mauren in Spanien schlagend. Man sieht die Aeste und die Bäume unter der Gewalt des Sturmes biegen, man glaubt den Donner rollen zu hören. Die Angst, die Furcht, die Verwirrung malt sich auf den Gesichtern und in der Haltung der Feinde; so wie die Freude des errungenen Sieges, mit einer heiligen Scheu gemischt, auf denen der Spanier. (Die Forts. folgt.)

*) Dies ist der im Morgenblatte vom 23. Dezember v. J. abgedruckte (im alt. Freim. getrübte,) Aufsatz. M.

1817. Nro. 113.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Dienſtag, den 4ten Februar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Begebenheiten des Capitains von der Ruſſiſch-Kaiſerlichen Marine, Golownin, in der Gefangenſchaft bei den Japanern in den Jahren 1811, 1812 und 1813, nebſt ſeinen Bemerkungen ꝛc. und einem Anhange des Capitains Rikord. Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von Dr. C. J. Schulz. Erſter Theil, mit einem Kupfer und einer Karte. Leipzig, bei G. Fleiſcher dem J. 1817.

Dies Werk, der Gehalt und die Wichtigkeit ſeines Inhalts ſind dem Publikum vorläufig, ſelbſt durch dieſes Blatt, hinlänglich angezeigt worden; es genügt alſo ſchon zu ſagen, daß es endlich erſchienen iſt. Das Intereſſe deſſelben für Leſer aller Klaſſen, mögen ſie Erweiterung der Kenntniſſe oder nur Unterhaltung ſuchen, iſt mannigfaltig und groß; die Ueberſetzung ſo wohlgelungen, daß ſie ſich wie ein gut geſchriebenes Original lieſt. Der erſte Band erzählt die ganze Geſchichte Golownins bis zu ſeiner glücklichen Befreiung, mit oft naiver Umſtändlichkeit. Der zweite Theil wird wahrſcheinlich ſeine Bemerkungen und den Bericht ſeines Befreiers, ſowohl über die Rückkehr nach Golownins Gefangennehmung, als über die Maaßregeln wodurch die Befreiung deſſelben bewirkt wurde, enthalten. Die Karte zeigt die lange Inſelreihe, die ſich von Kamſchatka bis nach Yedo (hier heißt dieſe Japaniſche Haupteinſel Eddo, wahrſcheinlich weil das Ruſſiſche E, je heißt,) hinzieht, und iſt gut geſtochen. Das Titel-Kupfer iſt das Bildniß des Takata-Kachi, nebſt einer Sentenz dieſes Gouverneurs von Matsmai: „Jedes Land hat ſeine Gebräuche; aber wahrhaft gute Handlungen werden überall als ſolche geachtet.“ — Die Bereicherung welche die Deutſche Literatur hier aus der Ruſſiſchen gewinnt, hat hohen Werth.

T.

Die Kammerräthin Surrogat, als Dichterin, geſchildert von ihrem Gatten.

(Fortſetzung.)

Neulich machte ſie einen letzten Verſuch, „die Stimme von Klughagen,“ wie ſie ihre ſämmtlichen Gedichte, die vier artige Bände ausmachen würden, betitelt, mittelſt der Preſſe, durch Deutſchland erſchallen zu laſſen. Sie ſchickte das Ganze an einen — wie Sie hören werden, mit Unrecht — berühmten Buchhändler — —, und bot es ihm an, ohne ſich für alle künftige Auflagen Honorar auszubedingen, indem ſie für den Bogen nur 3 Friedrichsd'or forderte. Der Mann aber ſandte die Handſchrift zurück, wobei er ſchrieb: „Seine Lage erlaube ihm nicht, bei ſeinen Unternehmungen vorzüglich auf künftige Zeiten zu rechnen. Wollte indeß die Dichterin ihr Werk auf

eigne Kosten drucken lassen, so biet' er ihr seine Dienste an. „Nun, rief meine Magdalis aus, so mag es denn liegen bis nach meinem Tode, und meine Erben können es zu meinem Nachruhm und zur Ehre der Familie, in bessern Zeiten zum Druck befördern. Es ist ein Werk, das seine Verfasserin gewiß überleben wird!" —

X. Ja, die Welt liegt im Argen; aber hochherzige Menschen wünschen und hoffen, und blicken in die Zukunft: so auch die Frau Kammerräthin. — Interessanter kann ich mir aber doch auf der Welt nichts denken, meine Herren, als in der Nähe einer solchen Huldin zu weilen, sie zu schauen in den Momenten ihrer Begeisterung, von dem weihenden Einfluß ihres überirdischen Wesens ergriffen, durchdrungen, vergöttert zu werden, wenn sie sich, von himmlischen Gefühlen beseelt, mit glühender Wange und flammendem Auge, an ihr Pult wirft, und der wohlgeübte Kiel nicht schnell genug dem Drange des Gefühls, dem erhabenen Fluge der Gedanken folgen will — —

Kammerrath. Ha, ha, ha! Mein lieber Herr Advokat! Man hört wohl, daß Sie nicht Dichter sind, und nie einen rechten Dichter in seiner Begeisterung sahen.

X. Freilich beides nicht: aber ich hab' es mir bei lyrischen Dichtern so gedacht, und, wie ich höre, ist ihre Gattin auch so eine.

Kammerrath. Allerdings ist sie das! Aber so, wie Sie wähnen, wird nicht darauf losgerast! — Lassen Sie sich dienen, Herr Advokat! Sehn Sie, sobald meine Frau fühlt, daß der holde Wahnsinn sie anwandelt, empfiehlt sie mir ernstlich, dafür zu sorgen, daß sie in einigen Stunden nicht gestört werde, worauf ich dem Gesinde draußen angemeßne Befehle ertheile, und, wenn ich will, zu ihr ins Studirzimmer gehe, wo ich auf dem Sopha ruhe, bis es vorbei ist. Ich bin ihr, wie sie sagt, eine so gewöhnliche Erscheinung, daß sie mich in der Begeisterung eben so wenig bemerkt, als ihren lieben Möppel, der dann gewöhnlich unterm Ofen schnarcht. Wir beide stören sie nicht. Nur wenn meine Wenigkeit selbst, wie sich's oft zuträgt, der Inhalt ihres Liedes wird, dann muß ich mich entfernen, weil sonst — sagt sie, — der Anblick der gemeinen Wirklichkeit die Flügel ihrer Phantasie lähmt, und sie zum Flug ins Reich der Ideale untüchtig macht. Anfangs fragte ich bisweilen, wenn sie sich sinnig und langsam an ihren Schreibtisch setzte, eben so eine Feder nahm, und sie prüfend gegen den Tag hielt, wobei sie mit der linken Hand sich leise an der Schläfe krahte, und ich nun aus allen diesen Bewegungen schloß, daß es losgehn sollte: „Magdalis! fragt' ich; was hat Dir Dein Genius heute eingegeben?" — „Bis jetzt noch nichts, Lieber! war dann ihre Antwort; die Muse erscheint erst, wenn der Dichter eine Weile gesessen und seinen Kiel geprüft hat, um ihm alsdann zuzuflüstern, was es seyn soll. Wenn ich vielleicht heute keinen interessanten Gegenstand auffinde, (Du weißt, die Musen sind oft spröde,) dann wähl' ich Dich, Geliebter! In diesem Falle werd' ich Dir's anzeigen, ehe Du einschläfst, und Du wirst so gütig seyn, Dich hinaus zu bemühen." — Sehn Sie, meine Herren, das ist der Gang der wahren Begeisterung.

Verf. Sie selbst, Herr Kammerrath, sind also gewöhnlich der würdige Gegenstand ihrer Begeisterung? Ein seltenes, glückliches Loos des Ehegatten einer Musikmackburger Dichterin!

Kammerrath. Ja, sehn Sie, Freund, und dann, — obwohl meine Frau ihre Lieder mit Magdalis unterzeichnet, so stellt sie uns in denselben, beide zusammengenommen, doch immer vor, als Venus und Adonis. Meine gute Magdalis hat mir oft gesagt: „Unsterblichkeit ohne Dich wäre mir bitterer als der Tod! Nein, lieber will ich Venus seyn, und Du sogst mein Geliebter!" — Auch hab' ich wirklich eine frappante Aehnlichkeit mit dem Adonis; denn ich bin, wie er, ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber, und auf meinem Revier stehn auch Schweine. Meine Frau fürchtet daher immer, ich möchte ihm auch in einem dritten Punkt ähnlich werden, nämlich in der Todesart: denn bekanntlich mußte der schöne Jüngling sein Leben unter den Gewehr n eines Keilers (wilden Ebers) aushauchen, worüber die untröstliche Venus mit Oreaden und Dryaden lange in den Wäldern umher wehklagte. Uebrigens ist es eben auch meine Jagdliebhaberei, welche sie vorzüglich zur Unsterblichkeit führen wird, da die Vorstellung der Gefahren, welche mich auf der Saujagd umgeben, und die Sehnsucht nach meiner baldigen glücklichen Wiederkehr, sie zu den rührendsten Elegien und Liedern begeistern, die ihrer Feder entfließen: das kann ich wohl sagen.

Verf. O, haben Sie doch die Güte, uns eins oder das andre der neuern, noch ungedruckten Lieder dieser Dichterin mitzutheilen! Aber, wo möglich, ein Gedicht das Sie selbst betrifft. —

Kammerrath. Gerne, lieber Freund! Wenn ich mich nur ihres jüngsten Liedes recht erinnern kann. „Die harrende Venus" hieß es. War-

ten Sie! (Er legte die Hand an die Stirn.) „Adonis, deine Venus“ — Ich glaube, ich hab's, meine Herren! Hören Sie! (Er deklamirt:)

Die harrende Venus.

Adonis, deine Venus horet
Mit sehnlichem Verlangen
Auf deine holde Gegenwart,
Dich liebend zu umfangen.
O, eil' in ihren weichen Arm!
Dort ist es kalt, hier warm.

Wie viel sie von Adonis hält,
Das zeugen ihre Thränen;
Und er durchstreifet Wald und Feld,
Ist taub der Liebe Sehnen!
Ein Weib war deine Mutter nicht,
Du wilder Bösewicht!

Was sagt' ich! Nein, ich will mit Dir,
Geliebter, jetzt nicht hadern:
Denk' ich dich auf dem Anstand mir,
Starrt's Blut in meinen Adern! —
Zerfleischt dich eine wilde Sau? —
Denkst du an deine Frau? —

(Hier unterbrach der Kammerrath seine Deklamation, indem er uns rings umher herausfordernd ansah, wie einer, der Tadel oder Einwürfe erwartet, die er zu widerlegen bereit ist. Advokat U., der vielleicht zu oft im Schenkzimmer gewesen war, und seit zehn Minuten, mit dem Kopf auf beiden Händen ruhend, geschlummert hatte, wurde durch die plötzliche Stille wach. Da er sah, daß des Kammerraths fragender Blick gerade auf ihm ruhte, meinte er, jener habe ihn um seine Meinung befragt, und die letzten Zeilen des Gedichtes hatt' er halb im Schlafe gehört. „Deine Frau? — Wilde Sau?“ wiederholt' er ganz pathetisch; „der Reim ist ganz richtig und rein.“ — Alle lachten über ihn und den richtigen Reim; der Kammerrath mit. Dieser ward wieder ernsthaft, und sagte:)

Kammerrath. Ich bitte inne, meine Herren, um zu sehen, ob vielleicht einer von Ihnen der Dichterin den Einwurf machen würde: „daß ja der erste Adonis nicht von einer Bache, (Sau,) sondern von einem Keiler (Eber,) getödtet worden. Da Sie aber so artig sind, diese Abweichung von der alten Sage nicht zu rügen, so will ich Sie dennoch auf den Grund davon aufmerksam machen. Es ist keineswegs Unwissenheit, noch weniger Reimzwang, was die gewandte Sängerin zu diesem Quidproquo brachte; nein! Es war bloß ihre unüberwindliche Abneigung gegen alles Nachahmen. Sie werden ihre Darstellung immer eigenthümlich finden, selbst da, wo sie hundertmal von Andern bearbeitete Gegenstände behandelt. „Wenn ich nicht Original wäre, pflegt sie zu sagen, möcht' ich lieber gar nichts seyn.“ — Darum steht hier die „Sau“ für den Eber. Möchten doch alle unsere elenden Nachahmer an diesem Beispiel sich spiegeln! Wie viel besser würd' es dann um die schöne Literatur in Mickmackburg stehen! — Doch zurück zu unserm Texte! „Deine Frau“ war das Letzte.

Hier schwellte Ahndung mir das Herz;
Mir war's, als wenn du kämest,
Und, sondern Harm und sonder Schmerz,
Dein Täschen mit mir nähmest:
Ich goß wohl zu dem Thee den Rum,
Und rührt' es liebend um.

Die schöne Ahndung täuschte mich;
Der treue Simson heute,
Nach dir sich sehnend, gleich wie ich,
Die feine Wehmuth theilte.
Und dein gedacht' ich für und für; —
Da regt sich's an der Thür.

Rasch sprang ich auf und sahe zu;
Wie wurde mir, ach Vater!
Denn wer's nicht war, das warest du:
Es war der schwarze Kater.
Ich stieß ihn, zum Willkommengruß,
Zurück mit hartem Fuß.

Adonis, ach! erscheine bald,
Zu stillen meine Schmerzen!
Mir naht der Schlaf, der Thee wird kalt,
Und Aepfel sind die Kerzen.
Sieh, kommst du nun nicht bald zum Thee,
— Ich werde Jurie!

(Der Schluß folgt.)

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 2r. Jan. zum erstenmale: „Rittertreue.“ Oper in drei Aufzügen; musikalisch komponirt von B. Romberg.

Zwei Freunde werden vom Sturm verschlagen, und von einem wilden Volk gefangen, das sie opfern will: die Priesterin die sie tödten soll, ist die totgeglaubte Schwester des Einen. Der Held Rinald wird vom Heere der Christen ungerecht verbannt; die Zauberin Armide umstrickt ihn mit weichlicher Wollust: aber ein Aufruf seines Fürsten reißt ihn, ihn wieder zu ermannen. Wie einfach ist diese Fabel! Eben daher konnte der

Weiberlichter ihr große, allgemein verständliche Situationen abgewinnen, und der Textdichter hatte Raum, jeder Leidenschaft in denselben ihr volles Recht widerfahren zu lassen. — Die Fabel der heutigen Oper ist andrer Art. — Leo, der Tyrannerin Griechenlands, läßt um die Prinzessin von Baiern werben. Der Geliebte derselben, Baldwin, geht aus Zorn darüber zu den Bulgaren und schlägt die Griechen, wird aber schlafend gefangen. Leo läßt ihn nicht hinrichten, sondern giebt ihm die Freiheit. Baldwin schwört ihm Freundschaft, aber auch, ihm nicht seinen Namen zu nennen, bis er durch einen Gegendienst gedankt. Leo erhält die Nachricht, er solle sich die Hand der Baierschen Prinzessin zu Worms erkämpfen von Baldwins Freund. Da er selbst noch zu jung dazu ist, verlangt er von Baldwin, den er, wie wir wissen, nicht kennt, für ihn gegen seinen Freund in Leo's Kleidern zu fechten. Baldwin thut es und besiegt seinen Freund; aber die Prinzessin verbeut, Leo solle Baldwin selbst bekämpfen. Er verspricht es, im Vertrauen auf seinen Unbekannten; da dieser nun Baldwin selbst ist, — Doch genug! Man sieht schon, wie sich diese Fabel zu jener der Iphigenia und der Armide verhält. Sie besteht aus einer Menge sonderbarer Abentheuer, die alle so dünn und bizarr zusammenhängen, wie — wie die Brust einer Spinne mit ihrem Bauch. Dem Verf. sind indeß manche gelbliche Verse entschlüpft, z. B. folgende, die aber freilich mehr zu einer komischen Oper passen:

Wer den Knecht im Busen trägt,
Wird umsonst zum Herrn geprägt.

Wie mit Abentheuern, ist das Stück auch mit Personen überhäuft, von denen jede ihre Leidenschaft hat. Man sieht also wohl, wieder einmal war der Text die Hauptschwierigkeit, mit welcher der Komponist zu ringen hatte. Er hat gleichwohl eine sehr angenehme Musik geliefert, voll leichter Gruppe. Am meisten Beifall erwarben ihm und den Künstlerinnen die Partien Leo's, den Dlle. Eunike gab, und Lautgarden's, der Baierschen Prinzessin, die vom Mdme. Seidler gesungen wurde. Unter den Künstlern gefiel vorzüglich Hr. Eunike, als Baldwin, sehr. — Die Darstellung hat viel gelobenswerthe Pracht. Vorzüglich schön war der Kampfplatz. In den Dekorationen dieses Stückes gehört übrigens auch Kael der Große, der nur erscheint um ein Paar Scenen zu verherrlichen; sobald die Katastrophe eintritt, geht er ab und wundert sich — schwierend, weshalb Raum zu einigen geschmackvollen Tänzen gewonnen wurde. Der Komponist und Dlle. Eunike wurden am Ende des Stückes herausgerufen.

Bücher-Chronik.

Abhandlungen (sind) **über wichtige Gegenstände der Staatsverfassung und Staatsverwaltung**, mit besonderer Rücksicht auf Baiern. Von Christoph Freih. von Aretin. München, 1816. — Wer es übernimmt, politische Wahrheiten geltend zu machen, muß gewinnen können, aber übergangen, aber übermüthigen, oder — alles zugleich. Zu dem ersten fehlt Hr. v. Aretin die Anmuth, zum andern die Kunst, zum dritten die Kraft. Ob es lauter Wahrheiten sind, was er vorträgt, weiß ich nicht.

— **Zeitgenossen**. Ersten Bandes vierte Abtheilung. Leipzig und Altenburg, 1817. — Der zweite Band war schon lange angefangen, ehe der erste geschlossen wurde. Flüchtete man etwa daß dieser Schluß, jenem Anfange schaden könnte? Sollte der geringe Werth des 3ten Hefts schon Verzeihung für den noch geringern des vierten erwerben haben, ehe ihn dieses zeigte?

— Man findet hier eine Selbstbiographie des Dichters Matthisson. Bei den 60 großen, enggedruckten Oktavseiten, welche diese füllt, wird man sich wundern, daß ein fast immer an Hören lebender ruhiger lyrischer Dichter, der schon so manchen Band über sich drucken ließ, noch so viel des seinen Behaltes von sich zu erzählen vermag. Ob dies Wundern aber zum Lesen bewegen wird? Dann folgen die Biographien von Pius VI. und dem Abt Eberswerd, die an manchen andern Orten auch stehn; end, sich Andeutungen zu Biographien, die noch das meiste Interesse erregen, ob man gleich nicht ohne Lächeln darin lesen wird, daß die HH. Schlegel durch ihre kritische und poetische Arbeiten die bürgerliche Wiedergeburt Deutschlands vorbereitet haben, und daß es allbekannt ist, was der ältere begehen als politischer Schriftsteller geleistet. — Er hat Eine kleine Jugendschrift für den Kronprinzen von Schweden geschrieben.

Vermischte Nachrichten.

Es heißt, Spanien wolle eine beträchtliche Provinz in Süd-Amerika an das Königreich Niederlande abtreten, — wodurch die dortigen Insurgenten einen neuen Feind zu bekämpfen bekämen, denn diese Provinz muß erst erobert werden; — und den Spanischen Antheil von San Domingo oder Haiti, oder vielmehr den Anspruch darauf, an Frankreich: aber auch dieser müßte erst erobert werden.

— Englische Blätter sagen, der König von Frankreich habe eine hoffnungslose Wassersucht.

— Das Morn. Chron. sagt, der Anfang der jetzigen Parlamentssitzung (am 29. Jan.) werde bedeutend, als ein Gegenüber ein Nachtheil für England sey, ein Parlament zu haben. — Es fügt zugleich an, warum man sechs Baronets-Kommandanten in London habe, und zwei für Dover, zwei für Deal und zwei für Windsor erforderlich sind? — —

— Die Post in England hat im verflossenen Jahre 1200 tausend Pfd. Sterl. weniger eingetragen, als sonst: eine Barometer-Beobachtung über den Handel.

— Das Morn. Chron. versichert, in Dublin sey der Entschluß gefaßt, Locke's berühmten Aufsatz „über Regierung" aus der Liste der Bücher wegzustreichen, über welche auf der dortigen Universität geleſen werden darf, — nachdem es länger als Jahrhundert dort gut gefunden worden. Das M. Chron. setzt hinzu: wir hoffen, daß man nicht Shakespeare und an Locke's Stelle setzen werde.

— Im Theater zu Covent-Garden hat man vor Kurzem ein Stück von Beaumont und Fletcher, das ungefähr fünf Akte hat, in dreien, und erstaunte, es länger zu finden als vorher. Ein Engl. Bl. erinnert dabei an einen Schriftsteller, der einen Auszug der Begebenheiten von Ariost's Orlando machte, und sich wunderte, daß man ihn langweilig fand. (Streift man einem Blumenstrauß die Blüthenkrone ab, so hat man freilich einen kleinen — Besen.)

— Der Verscherung eines Blattes zufolge, ist der König von Frankreich jetzt der reichste Monarch in Europa. Die außerordentliche Privat-Domäne nehmlich, die Buonaparte sich aus unverkauften Nationalgütern bildete, wird, heißt es, jetzt als Eigenthum des Königs betrachtet. Diesen Umstand führt das erwähnte Blatt als eine Hauptschwierigkeit der Wiederherstellung des ehemaligen Besitzstandes an. —

1817. Nro. 114.

Ernst und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Donnerstag, den 6ten Februar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland, gehalten zu Wien im Frühlinge 1810, von Adam Müller. Leipzig, bei Göschen, 1816.

Diese Reden, welche gehalten wurden, als eben Herr Friedrich Schlegel seine Vorlesungen über die Literatur geschlossen hatte, sind ein Schwall meistens nicht übel klingender Worte, deren Zweck schlechterdings nicht zu ergründen ist. Es wird darin den Zuhörern, welche sehr geduldig gewesen seyn müssen, die nach der Meinung des Verfassers ganz neue Wahrheit gesagt, daß der Redner in die Gemüther seiner Zuhörer eindringen müsse; und die Behauptung aufgestellt, daß der weltliche Redner sowohl, als der geistliche, von Gott ausgehen, zu Gott zurückführen solle. Weiter wird man auf den 270 großen Oktavseiten nichts finden, außer etwa Lobpreisungen Oestreichs, daß es im Kanzleistile nichts ändern wolle; Schmähungen auf die Buchdruckerkunst, worüber sich Faust und Guttenberg noch im Grabe wenden könnten; Prophezeihungen des fast gänzlichen Stillstandes der Pressen, welche von demselben Geiste eingegeben zu seyn scheinen, der dem Namensgenossen des Verfassers seine politischen Prophezeihungen einhauchte; und wiederholte Forderungen der Anerkennung des schätzbaren Neuen, das der Verfasser im Gebiete der Beredsamkeit entdeckt haben will, man aber vergebens sucht. Auf Widersprüche und Selbsttäuschungen dieses vermeinten Redners stößt man häufig. An einer Stelle lobt er Oestreich, daß es die Presse, so lange sie von Bedeutung gewesen sey, eingeschränkt habe, ihr jetzt aber, als einem ganz unschuldig gewordenen Instrumente, die Freiheit lasse (?), die niemanden mehr schaden könne: an einer andern Stelle wünscht er, daß die Schriftstellerei unter strenge Zucht genommen werde. Nachdem er die Buchdruckerkunst tapfer getadelt, und die Manuscripte ungemein gelobt hat, sagt er, wie zum Belege seines Lobes, wir besäßen die Werke der Alten noch, und die Kommentarien Cäsars hätten alle Stürme der Zeiten bestanden. Ob ihm dabei nicht einfiel, daß auch etwas von den Alten, und nicht Weniges, nicht Unerhebliches, verloren gegangen ist? Daß es höchst wahrscheinlich nicht verloren seyn würde, wenn es schon früher durch die Buchdruckerkunst verbreitet wäre? Und wenn er in vollem Ernste von den Schriftstellern verlangt, daß sie nicht mehr schreiben, nicht mehr drucken lassen, sondern sprechen sollen, so hat er ihnen selbst die Waffe in die Hände gegeben, womit sie ihn zu Boden schlagen können. Denn sie werden mit Fug und Recht antworten: „Herr Adam Müller hat ja diese seine zwölf Reden gesprochen, vor einer ansehnlichen Versammlung gesprochen, warum schreibt er sie denn noch, warum läßt er sie denn noch drucken?“

—tis—.

Die Kammerräthin Surrogat, als Dichterin, geſchildert von ihrem Gatten.

(Schluß.)

Nun, wie gefällt's, meine Herren?

X. Erlauben Sie, daß ich mich erſt ein wenig erhole! Der Schluß hat mich erſchüttert! Venus eine Jurie! Welche Stärke der Einbildungskraft ſetzt die Vorſtellung einer ſolchen Verwandlung voraus! Dieſe Idee würde ſelbſt Ovid der Frau Kammerräthin beneidet haben. Wahrlich, es giebt noch höchſtmännliche Seelen in weiblichen Hüllen!

Verf. Ja, und der rührendſchmachtende Anfang! Man glaubt eine Epiſtel der Sappho an den Phaon zu hören. Und dann das überraſchende ſchauerliche Quiproquo mit dem ſchwarzen Kater; wie ſinnreich! — Hier kann aber auch eine wahre Begebenheit zum Grunde liegen.

Kammerrath. Alles Dichtung, Freund; auf meine Ehre! Der Kater iſt jenen ganzen Abend nicht aus der Leute Stube gekommen: ich habe mich darnach erkundigt.

X. Und der reine Reim, das wohlgewählte Versmaaß, die richtige Proſodie beſonders! — Aber wie mag das Lied auf Sie, den glücklichen Gegenſtand deſſelben, gewirkt haben?

Kammerrath. Herzergreifend, kann ich wohl ſagen. Ich komme ſpät von der Jagd, finde die Lichter faſt ausgebrannt, und meine Frau nicht mehr im Wohnzimmer, welches mich wunderte, da ſie ſich nicht zur Ruhe zu begeben pflegt, eh' ich vom Anſtande zurückkehre. Nun erblick' ich das Lied auf dem Tiſche und leſ' es, Sie können Sich vorſtellen, unter welchen Gefühlen. Als ich kaum zu Ende bin, hör' ich die Dichterin im Schlafgemach ſchluchzen. Ich ſtürze hinein mit den Worten: „Verzeihung, o Verzeihung, Du Herrliche! Ich bin ſo viel Liebe nicht werth!“ und will ſie, da ſie in Thränen gebadet auf dem Sopha liegt, umarmen. Allein ſie hielt mich ſanft zurück, und ſchluchzte: „So lege doch den vermaledeiten Dachsranzen ab, wenn man Dich umarmen ſoll.“ Ich warf Jagdtaſche und Pudelmütze in einen Winkel — —

Ihrer Einbildungskraft muß ich's überlaſſen, ſich die rührende Scene auszumalen. Wenn ich mich lebhaft daran zurückerinnere, muß ich noch immer — weinen. —

Es war Zeit, daß der Braten, der eben aufgetragen wurde, in unſer Aller Empfindung eine Diverſion machte: ſonſt hätte der Kammerrath wirklich gemeint, und wir Andern hätten das Lachen über dieſen Apoll-Adonis mit Dachsranzen und Pudelmütze in den Armen ſeiner zu langen Venus, nicht länger verbeißen können.

— — en.

Reflexionen.

Klein iſt die Weltgeſchichte ohne die Geſchichte des menſchlichen Elends.

Willſt du wiſſen, was der Menſch im Allgemeinen iſt, ſo ſage dir ein Blick in die Welt und in dich ſelbſt hinein: Schwach iſt der Menſch.

Manche Philoſophen gleichen mit ihren Theorien jenen Aerzten, die noch keinen Kranken behandelt haben. Sie hätten ganz Recht, — wären die Dinge von denen ſie ſprechen, nur nicht etwas ganz anderes, als ſie meinen.

Ein trefflicher, hellblickender Kopf theilte die metaphyſiſchen Politiker in ſolche, die aus falſchen Prämiſſen richtig, und ſolchen die aus richtigen Prämiſſen falſch folgern. Das iſt indeſſen doch ein wenig allzu abſprechend. Die Unmöglichkeit, daß ein Metaphyſiker etwas in der Wirklichkeit Anwendbares ſagen könne, iſt doch nicht abſolut erwieſen.

Was die Weiſen der Vorzeit am erſten hätten erkennen ſollen und am wenigſten erkannt haben, war: worin der höchſte Genuß beſtehe? Anacharſis ſetzte ihn in Rache für eine Beleidigung; Crates ſuchte ihn in einer glücklichen Schiffahrt; Simonides in der Freundſchaft; Architas in einem großen Siege; Gorgias in Anhörung angenehmer Dinge; Chryſippus in Aufführung ſchöner Gebäude; Epicur im ſinnlichen Vergnügen; Antiſthenes in einem ausgebreiteten Ruhme; Sophokles in Hinterlaſſung der Kinder als Erben; Euripides in dem Beſitze einer ſchönen Frau; Palämon in der Beredſamkeit; Themiſtokles in der Abſtammung von einer berühmten Familie u. ſ. w.

Wo die Mütter die erſten Beiſpiele der Eingezogenheit geben, da wird die Schamröthe lange die herrſchende Farbe ihrer Töchter bleiben.

Als man die ausſchweifende Julia an die Würde ihres Vaters Auguſt erinnerte, ſo gab ſie zur Antwort: „Wenn mein Vater vergißt, daß er Cäſar iſt, ſo darf auch ich vergeſſen daß ich ſeine Tochter bin.“

Ob reine Sitten den Grund-Charakter einer Nation ausmachen, ſieht man am deutlichſten in dem Betragen und den Beiſpielen der Frauen.

Es giebt ein sicheres Kennzeichen, ob eine Kunst oder Wissenschaft im Sinken, oder ein Mann der sie übt und lehrt, ihr nicht gewachsen ist, nehmlich, wenn auf Nebensachen in derselben zu viel Gewicht gelegt wird: z. B. in der Musik auf die Instrumentirung, in der Malerei aufs Colorit, in der Schauspielkunst aufs Costume; in der Medizin und Jurisprudenz auf die Geschichte dieser Wissenschaften u. s. w.

Liebes-Probe.

Sonett.

Opfer nicht von glänzenden Geschenken,
Nicht der Kampf durch jedes Hinderniß,
Nicht die Thränen, die das Knie dir tränken,
Gluthkuß nicht und wilder Liebesbiß;

Nicht Bewahrung holder Angedenken,
Nicht durch jedes Band der kecke Riß,
Nicht der Sehnsucht Schmerz und heimlich Kränken,
Macht der Liebe Vollgefühl gewiß.

Aber wenn ein Mann, der durch das Leben
Wie ein Heros ungebeugt sich rang,
Der des Wahnes Nebelfeld durchdrang, —
Zagend steht, und schaut in stillem Beben,
Und verstummt in keinem Augenlicht:
Dann, Erwählte, nein! dann zweifle nicht! —

W. Blumenhagen.

Der Trinker.

(Nach dem Polnischen.)

Sollt' ich mich mit Grillen plagen? —
Meine Weisheit sey fortan,
Alles in den Wind zu schlagen,
Was den Frohsinn stören kann.

Daß der Frohsinn frei mich finde,
Trägt an einen wüsten Ort,
Trägt ihr ausgelaßnen Winde
Meine Sorgen mit euch fort.

Sorge heißt die böse Sieben
Die das liebe Leben quält.
Treu will ich die Flasche lieben,
Bleibt nur sie mir treu vermählt.

Ich will mich der Lust ergeben,
Froher Leichtsinn sey mir hold!
Nichts befleckt so sehr das Leben,
Als der Durst nach Ehr' und Gold.

Komm denn liebe volle Flasche,
Die mir immer Frieden gab;
Von der heitern Seele wasche
Jeden solchen Flecken ab.

Nur nach Weine will ich dürsten!
Leben ist ein kurzer Schmaus. —
Reiche Thoren, Helden, Fürsten,
Alle, alle lach' ich aus! —

T—ge.

Der Philosoph und die Mücke.

Philosoph.

Du summest so freudig bei sinkender Sonne,
Als brächte die thauende Nacht die Gewinn!
Und doch ist für dich mit dem Tage die Wonne
Des schnell die entzückenden Lebens dahin.
Bald mußt du dich mit Frost und Hunger plagen!
Ist etwa dein Gesumme Klagen?

Mücke.

Wir jubeln in sanft uns erwärmendem Strale,
Und stehnen im Finstern, nach Zeiten und Ort.
Wie schlürfen die Freuden aus goldener Schale,
Ertragen die Leiden, und wechseln so fort.
Der Mensch mag über trübe Zukunft weinen,
Wenn mild der Sonne Strahlen scheinen.

Fr.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 4. Februar: „Die Laune des Verliebten." — Dies soll Gothen's früheste dramatische Arbeit gewesen seyn. Das ist wahrscheinlich, denn das Stückchen ist ziemlich nichtssagend und unbehülflich, aber Mdm. Devrient spielte Egle so lieblich und graziös muthwillig, daß man hohes Vergnügen fand.

Dann „Wallensteins Lager." — Hr. Devrient war als Kapuziner komischer als selbst Iffland. Man behandelte ihn indeß zu leicht: ein Einziger trug ihn fort, was in gar zu großem Kontrast mit dem ungeheuren Fettwanste stand. — Hr. Lemm erhob den ersten Wallonen zur Hauptrolle, so trefflich sprach er.

Vermischte Nachrichten.

Marseille wurde 1814 zum Freihafen gemacht, aber zugleich mit einem Corden von Douaniers umgeben, welche die Weiterschaffung der im übrigen Frankreich verbotnen Waaren verhindern, also nur der Stadt allein den Genuß von dergleichen gewähren. Sie hält jetzt natürlich dringend um die Rücknahme jener Erhebung an.

— Die „Mannigfaltigkeiten," ein in Stuttgard selbst erscheinendes sehr empfehlungswerthes Unterhaltungsblatt, hat dem Artikel „Schiller" im — es läßt sich wohl nicht länger läugnen, — elenden Konversations-Lexikon einige Berichtigungen nachgeschickt. Schillers Vater war nicht Major, nicht Kommandant der Solitüde, nicht Inspektor aller Baumschulen von ganz Würtemberg, sondern ganz einfach, Aufseher der Baumschule in der Solitüde. Wir spaßhaft, daß der Verf. des Art. im Konversations-Lexikon, den großen Dichter durch solche Er-

pflichtungen verherrlichen wollte. — Ferner: Schillers Mutter, die Tochter eines Bäckers, war nicht eine sehr gebildete Frau, sondern eine verständige gutmüthige Hauswirthin. — Schiller hat nicht als Regiments-Arzt seinen Abschied genommen, sondern entlief aus Würtemberg. — Schiller hat nicht seine Anthologie mit Claudius herausgegeben, sondern sie geradezu dessen Schwäbischen Musenalmanach entgegengesetzt, ihn sogar in der Vorrede und einem eignen Gedicht versportet. Dergleichen Umstände sind freilich Kleinigkeiten, — so lange man nicht ihr Gegentheil als wichtig erzählt, und sich durch die Erzählung das Ansehn geben will, recht sorgfältig und umständlich nachgeforscht zu haben. Aus diesen einen Artikel den ganz zu schreiben, so leicht gewesen wäre, urtheile man, wie viel Zutrauen das — „Opekulational-Lexikon," nennen es die „Mannigfaltigkeiten," bei schwierigern Gegenständen verdient.

— In der Zeitung von Cadix vom 14ten Dec. ist ausdrücklich angezeigt, daß der Spanische Hof das östliche Ufer des Laplata-Stromes dem Portugiesischen abgetreten habe. Dies ist also der dritte Feind den das Mutterland seinen Colonien giebt. So scheint aus der Insurrektion allmälig ein Krieg zwischen Europa und Amerika zu werden, dessen endlicher Ausgang wohl nicht zweifelhaft ist.

— Christoph sucht in Haity Lancaster-Schulen anlegen.

— Das Morn. Chron. bemerkt: als Pitt zum letztenmal, als Kanzler der Schatzkammer, für die Parlaments-Reform wirkte, gingen nur acht Petitionen darum ein. Gestehen sie aber zu der Gegenpartei trat, ist der Wunsch darnach so allgemein geworden, daß jetzt 500 Petitionen darüber fertig liegen.

— Eine Zeitung zu Boston zeigt an, durch offizielle Erklärungen habe Oestreich die Flagge von Haity anerkannt und ihre Zulassung in Triest befohlen.

— Am 21. Jan. dem Todestage Ludwig 18. erschien zu Paris ein Memoire particulier, über das Schicksal der königlichen Familie im Temple, das eine Vervollständigung der ähnlichen Schriften von Hue und Clery ist. Man behauptet, die Schrift sey von der Herzogin von Angoulême selbst.

Aus Berlin.

Hr. Jahn's (den Professor-Titel, den man ihm gewöhnlich giebt, aber i egend einen andern Titel hat er nicht, auch keine Decorationen,) Vorlesungen „über das Volksthum" werden sehr stark besucht, von Geistern und Layen. Man findet seinen Vortrag lebhaft, kraftvoll und witzig; der Inhalt derselben aber scheint Manche, die den berühmten Mann nur noch der tausenden Sage beurtheilten, sehr überrascht zu haben, da sie bewundernde Schmeicheret erwarteten, und ruhige Mittenschauten fanden. — (Selbst gehört hat der Verf. dieser Anzeige Hn. Jahn noch nicht.)

Weniger glücklich ist der junge Dr. Witte. Er hatte bei seiner öffentlichen Vorlesung die er vor etwa zwei Wochen hielt, manche Unannehmlichkeit, denahm sich aber dabei mit so viel Ruhe und Fassung, als man von seinem Alter nicht hätte erwarten sollen. Jetzt heißt es indeß, er werde die Fortsetzung zum Kollegium-Lesen nicht erhalten, seine Ankündigung verzeichnet nicht in den Vorlesen-Katalog aufgenommen werden.

— Das Karneval wird hier durch einen wohlgenthlichen Ball im Concertsaal des Schauspielhauses und eine Redoute im Opernhause gefeiert; zu beiden bezahlt man den Eintritt. Auch werden wöchentlich zwei große Opern gegeben. Die Asthalia des Hn. Baron von Holty scheint ein widerliches Gerücht zu bekommen. Mdme. Milder und Hr. Fischer, welche die Hauptpartien derselben haben, sind beide krank, und zwar letzterer bedenklich, durch eine Austernung des Schenkelknochens, sagt man. Da beide Urlaub haben, gegen Ende des Monats eine Kunstreise zu machen, dichter man, daß auch im Fall ihrer baldigen Herstellung, die Asthalia nur ein Psaumal werde können gegeben werden.

Aus Breslau. (Fortsetzung.)

Der Abend, mit Joseph's Flucht. Bekanntlich aufgezeichnet groß ist der Meister in Bauwschlag und Himmel, so auch hier. Man sieht gewissermaßen sich durch die Klüfte des Abends erweitert.

Die Schöpfung. In einer blühenden östlichen Landschaft schwebt der aus Aether auf die Leinwand gebannte schaffende Geist, des Menschen irdische Form bildend, der mit jeugendigem Erstaunen die Wunder der Schöpfung bewundert. Schön sind die Thiergruppen, besonders zwei steigende Rehe.

Der Sündenfall. In derselben Haltung und Manier, der kleinen Figuren ungeachtet, steht man deutlich die Lüsternheit Eva's, und das widerstrebende Verlangen Adam's. Der Engel, als Engel, will mir nicht recht gefallen.

Die Findung Mosis. Eine herrliche Landschaft, schöne Figuren, lebendiges Wasser; hat viel gelitten. — Wasser, obgleich auch nicht ganz erhalten, ist

Die Kreuzigung Christi. Fast einem in Verhältniß immer kleinen Raum, hat M. die heroischen Perspektive passam mengebracht. Man sieht den Zug von vielen hundert Figuren, aus den Thoren Jerusalems, im weitesten Hintergrunde, herrlich beleuchtet, wallen, und verfolgt ihn bis an die Spitze des Golgatha in mehr als halbem Vordergrunde. In der Mitte des vollen Vordergrundes der traurigvolle Erlöser, Sein von Schmerzen gebeugter Körper erlingt der Kast, während sein Auge himmlische Ergebung, ewige Liebe und unfriedigtes Verzeihen strahlt. Die Gruppe der Mutter und Johannes ist rührend zu schauen. Deutlich und mit Sorgfalt gemalt, zeigen die andern Figuren, im Ausdruck des Schmerzes, der Theilnahme, der Schadenfreude, des müthigen Gaffens, den tiefsten Blick in die Mimik und Pathognomik.

Zwei Legenden, deren Deutung nicht ganz bekannt; als Landschaften aufgezeichnet. In einer dämmernd der Blitz durch die dichten Landschaften einer Eiche; in der andern sind zwei Mönche wegen der Düreschen Falten bemerkenswerth.

Anfrage. (Eingesandt.)

Jedem Politiker und gewiß einem Jeden, wird es eine höchst wichtige und interessante Neuigkeit seyn, daß die Königl. Preuß. Staaten jetzt dem Kriminalrath Paalgew gehoren sollen.

Wir lesen nehmlich in dem am 25. Jan. herausgegebenen Stücke der Spenerschen Zeitung:

„Se eben ist erschienen ꝛc. „Handbuch der praktischen Rechtsgelehrten in den Preußischen Staaten, des Kriminalraths „Paalgew. Ir Theil ꝛc. ꝛc. ꝛc."

Officiell ist diese Nachricht noch nicht; und aus dem Kopfe des Verlegers, der mir als ein kluger und denkender Mann bekannt ist, kann sie unmöglich entsprungen seyn. Wer ist der geniale Kopf, der sie gab?

F. N. B—e.

Berichtigung. Nicht das erschienene erste Stück der Protokolle des Bundestages bildet zwei Thaler, sondern der erste Band, der aus 5 Stücken bestehen wird.

1817. Nro. 115.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Sonnabend, den 8ten Februar.

Wahrheit Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Kritik des Jahres 1816.

(Fortſetzung.)

Die Wiſſenſchaften.

Das Kapitel der Wiſſenſchaften in Deutſchland iſt in ſeiner ganzen Fülle in den beyden Meßkatalogen abgehandelt, wo alle Erſcheinungen, gleich den Sternen am bunten, ſchimmernden Himmel daſtehen, den Aſtronomen noch erwartend, der ſie in geſtaltige Bilder ordnet und reihet, und den Aſtrologen, der aus ihrer Zuſammenſtellung das künftige Schickſal der Menſchheit vorher ſagt. Zwar verſuchten die Kritiker, meine geehrten Herren Kollegen, von den verfliegenden Blättern, die ſich wohl auch auf die Toilette einer Dame wagen, bis zu den ehrwürdigen Literaturzeitungen, die ſich in den Bibliotheken breit machen, das eine wie das andere, aber die gutgläubigen Zeiten ſind für ſie, wie für alle Aſtrologen, vorbei. — Auch will das Auge nirgends einen bisher fremd gebliebenen Fixſtern entdecken, nicht einmal Planeten; nur der Bart oder Schweif von einigen, bereits unſerm Geſichtskreiſe entſchwundenen Irrſternen blickt noch halb erbleichten, halben Lichtes am fernen Horizonte.

Im Sternbilde der Philoſophie, wo ſonſt jährlich ein Komet vorüberzog, (zuweilen ward auch nur eine Leuchtkugel für einen Stern gehalten,) ſcheinen die letzten Fixſterne zu verglühen. — Philologie ſammelte fleißig Varianten, und förderte die letzten Reſte aus den Schachten der Bibliotheken von neuem in die Preſſe, von wo ſie — wieder in die Bibliotheken zurückwandern, ohne einen Kopf heller gemacht zu haben. Ich möchte ſie einem — Weiſen vergleichen, der einen Tiſch voll herrlicher Geſchirre vor ſich ſtehen hat, und unbrauchbare Scherben ſammelt. Die Pädagogik förderte Kinderſchriften in Menge an Tag, damit man Chriſt- und Neujahrsgeſchenke machen könne, während die Kinder von der Großmama und den Kindsmägden aufgezogen wurden. Die Humaniſten ſind, dem Himmel ſey gedankt, vor humanen Klopffechtereien nicht in die Schule gekommen, und die Turniſterei wird mit dem einmal gemachten Deutſchen Rocke vertragen ſeyn *), ehe man ihn wendet. Die Theologie hält überzeugungslos an dem Ererbten, damit die Definitionen der Kompendien richtig bleiben. Die Jurisprudenz mäht ſich fort und fort, ein feſtes Gebäude ohne Grund zu bauen, und die Medizin, Gott ſey Dank, ſie philoſophirt à la Eſchenmayer und Ocken, und ſchreibt doch noch Rezepte. Das Feld der Politik war reich beſäet, aber die todten Bücher regieren keinen lebendigen Staat. Die ſchlechteſte Verfaſſung iſt gut, wenn die Menſchen gut ſind, und die beſte rettet nicht, wenn die Menſchen ſchlecht geworden ſind. Darum ſeyd

*) Aber das wäre ein Verluſt. Der Herausg.

gut und bildet gute Menschen: dann kömmt auch die bessere Verfassung von selbst nach. — In der großen Milchstraße der vermischten Schriften sind namenlose Sterne mancherlei Art versammelt. — er.

Sie, — Er aber nicht.

Eine höchst sentimentale, wahre Geschichte.

Wie es zuging, und welche Schwierigkeiten zu überwinden waren, daß Sie und Er einander endlich mit ungestörter Zärtlichkeit in die Arme sinken konnten, — oder nicht, was aber ein seltnerer Fall ist, — diese ewig merkwürdige Geschichte ist, seit sie sich zum ersten Male zutrug, unendlich oft in allen denkbaren Weisen erzählt worden, und wird es noch in jeder Unterhaltungsschrift wöchentlich wenigstens zwei oder dreimal. Gleichwohl giebt es ein sehr, sehr großes, sich immer erneuerndes Publikum, das sich nie satt daran hört. So ist es denn wohl nöthig, sie hier auch einmal vorzutragen. —

Er war der arme Neffe eines reichen Kaufmanns, in dessen Comptoir er den Handel erlernte; Sie die Tochter desselben. Als Er ins Haus kam, war er zwölf Jahre alt; Sie erst acht, und sie spielten oft recht wild mit einander. Vier Jahre später wurde Sie schon als die einzige Tochter und hoffnungsvolle Erbin des reichen Hauses auf mannigfache Weise ausgezeichnet; Er aber stand in der bescheidnen Zurückgezogenheit eines gehorsamen Lehrlings da. Wieder drei Jahr hernach lebte Er mit ziemlich verdünstigter Fröhlichkeit in dem Zirkel der angehenden Stutzer der Handelsstadt; Ihr aber, — Bei München dieses Alters tritt schon nicht selten Ahnung jener schamhaften Stunde ein, in welcher die armen Geschöpfe, selbst von Vater und Mutter verlassen, einsam und hülflos der Unbescheidenheit eines Mannes ausgeliefert werden, — wenn Sie diese Ahnung überfiel, drängte sich ihr der heimliche Wunsch auf: „Wäre wenigstens dieser Mann kein andrer, als der hübsche Vetter!“ Von dieser Zeit an, war der hübsche Vetter bei vielen öffentlichen Gelegenheiten der Begleiter des schönen Mädchens, und man sprach schon oft in der Stadt von den Beiden als einem künftigen Ehepaare, ohne daß Ihm ein recht ernsthafter Gedanke darum in den Sinn gekommen wäre.

Das schien indeß dem jungen Van der Mühl, auch ein sehr reicher Kaufmann, der sich zwei Jahre später um Ihre Hand bewarb, nicht recht glaublich. Um sich nun aller Besorgniß darüber zu entledigen, schlug Van der Mühl Ihm einst, in einer Stunde sorgfältig bereiteter Fröhlichkeit, vor, für zweitausend baar ausgezahlte Dukaten sich in einer eignen Schrift aller Ansprüche und Hoffnungen auf das schöne Mädchen auf ewig zu begeben. Baares Geld ist in den Augen eines jungen, nur an Plänen reichen Kaufmannes etwas Unwiderstehliches. Ohne sich zu bedenken, schlug Er in Gegenwart mehrerer Zeugen ein, ein Notarius mußte sogleich einen Entwurf zu der Schrift machen, und Er nahm den Entwurf mit, um ihn am folgenden Morgen selbst ins Reine zu schreiben, zu unterzeichnen, zu besiegeln und dann gegen Aushändigung des Papier es, in Van der Mühl's Comptoir das Geld in Empfang zu nehmen.

Als Er am andern Morgen mit dem Abschreiben beschäftigt war, fiel ihm freilich ein, daß er da für fünftausend Dukaten die Möglichkeit abtrete, zweimalhunderttausend zu ererben; aber er hatte sein Wort gegeben, und das Gewisse hatte zu viel Reize vor dem Möglichen voraus. Er machte die Schrift fertig, legte noch einen bedeutenden Wechsel, der gerade zu präsentiren war, hinein und ging. Auf der Treppe besann er sich, dem alten Herrn wegen des Wechsels Bescheid sagen zu müssen: er trat also ins Wohnzimmer der Familie. —

Das Gerücht hatte Ihr indeß den kränkenden Handel schon erzählt. Als Er herein trat, stand Sie gerade vor dem Spiegel, in einer sehr eleganten Morgenkleidung. Sie wandte sich nach ihm um, gleich aber wieder zum Spiegel, in welchem sie übrigens dem hübschen Vetter recht gut betrachten konnte. Sie hob beide Arme über den Kopf, um etwas an ihrer Haube zu verbessern, und in dieser Stellung, mit dem möglichst leichten Tone, aber doch mit stockender Stimme, fragte sie Ihn: „Ist es denn — wirklich wahr, Vetter, — daß Sie — für Geld — Sich revertiren wollen, — mich niemals zu — heirathen?“ Bei diesem letzten Worte rollten ihr ein Paar Zähren über die vollen schönen Wangen herab.

Welche Frage bei dem Anblick dieser Thränen und Ihres üppigen und doch schlanken Wuchses! — Die Erinnerung an die Zweimalhunderttausend kam hinzu: — rasch fuhr Er in die Tasche, riß das Papier hervor und mitten entzwei, warf es auf den Boden und breitete Ihr die Arme ent-

gegen. — Da trat eben Ihr Vater hinter Ihm herein. Der Alte wunderte sich über die theatralische Stellung seines zweiten Buchhalters, und über das hingeworfene Papier. Er hob dies letztere auf, fand den darin liegenden Wechsel mit zerrissen, und gerieth darüber in einen so heftigen Zorn, daß die Zärtlichen für gut hielten, sich einzeln still davon zu schleichen.

Nach einer Stunde ließ der alte Herr Ihn rufen. Von dem Wechsel sprach er nichts, wahrscheinlich hatten sich Mittel gefunden, das Versehen gut zu machen; übrigens aber sagte er:

„Vetter! Hatte ihm meine Tochter eine Tratte auf ihr Herz gegeben, so war es schmutzig und thöricht, sie für einen Pappenstiel zu verkaufen; hatte Er keine, so war es eben nicht redlich, dem Van der Muhl eine leere Kiste für voll zu verhandeln. — Kann Er sich verantworten? He?"

Er betheuerte stammelnd, Van der Muhl habe seinen Verneinungen nicht glauben, und den Handel auf jeden Fall machen wollen.

„Das hab' ich auch gehört, sagte der alte Herr, und das ist noch Sein Glück. — Jetzt mach' Er sich fertig; er soll noch heute Abend wegen des Schiffes nach Amsterdam."

Er reiste wirklich noch denselben Abend ab, nachdem er nur einen flüchtigen, kalten Abschied in Gegenwart aller Hausgenossen von Ihr nehmen können. Als Er ein halbes Jahr in Amsterdam gewesen war, mußte er nach London gehn; nach einem Jahr von dort nach Lissabon. Hier mochte er ungefähr wieder ein Jahr gewesen seyn, als Ihm der alte Herr in einer Nachschrift meldete, Sie habe vor drei Tagen „die schauderhafte Stunde" mit dem jungen Van der Muhl überstanden, dessen Handelshaus von nun an mit dem seinigen verbunden sey.

Welche Gefühle Ihn dabei erfüllten, wage ich nicht zu beschreiben, auch weiß ich nichts von seinen weitern Schicksalen, als daß ich Ihn etwa zwanzig Jahr nachher als ersten Buchhalter im Van der Muhlschen Hause kennen lernte, wo Ihre jüngsten Kinder gern mit dem — nicht mehr hübschen, sondern — alten Vetter spielten, und Er mir selbst obige Geschichte erzählt hat. Sie lebte in Glanz und Würde einer reichen Frau bei der Stadt, die alle ihre Leute, vom ersten Buchhalter an, in ehrfurchtsvoller Ferne hielt. Ob es immer so gewesen, auch als der alte Vetter noch einigermaßen für den hübschen gelten konnte, weiß ich nicht. Jetzt lebte er nicht unzufrieden, geheirathet hat „Er aber nicht."

Bisweilen seufzte Er: „Wie hängt doch oft das ganze Glück des Lebens von Einem Augenblick ab!" Ich dachte dabei: Man muß sich in keinem auch nur etwas halb Unedles erlauben.

— — l.

Mancherlei.

Ein Mittel, den Stand der Unschuld wiederkehren zu lassen! Man verbiete Witz und Spott: wenn gewisse Leute sich nicht mehr fürchten dürfen, Blößen zu geben, werden sie bald ganz nackt gehen.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 5. Febr. „Die Geschwister," von Göthe. — Der Bruder nahm die Scene, wo Fabrice seine Werbung bei ihm anbringt, im Mienenspiel zu tragisch. Der Schwester fehlt nun gerade der Ton der Stimme, mit dem allein empfindsame Reden in voller Natürlichkeit gesagt werden können; ganz tragische gelingen ihr unendlich besser. Außerdem spielten und sprachen beide in jedem kleinen Zuge wahr und schön. Fabrice ist eine Nebenrolle, über deren vorzügliche Ausführung man einen Künstler, wie Hr. Lemm, nicht einmal loben muß.

Hierauf: „Die Brüder Philibert," von Picard, übersetzt von Carl Blum. — Das Stück ist leichter, sehr leichte Arbeit, doch mit glücklicher Karakterzeichnung. Zwei Brüder, wovon der eine sehr achtungswerth, der andre ein fröhlicher Taugenichts ist, werden in einer Familie, wo man den ersten erwartet, und beide nicht kennt, verwechselt, — und daraus entsteht, was nun gerade dem Dichter einfiel. Werden die komischen Rollen so gut gegeben, wie Hr. Stich und Hr. Devrient, Hr. Blume und Hr. Wauer thaten, so kann es öfter angenehm unterhalten.

— Hr. Legrand, erster Violoncellist Sr. Maj. des Königs von Baiern, gab heute ein Concert, und zeigte sich, nach einstimmigem Urtheil, als Meister auf seinem Instrument.

Bücher-Chronik.

Friedrich August Wolf der Metriker von Heinrich Voß dem jüngern. Nebst einem Worte von Johann Heinrich Voß. Heidelberg, 1816. — Sie zanken wieder einmal da drin, in der Schule, übers Griechische, und zwar recht grob,

und machen die Fenster auf, daß man's auf dem Markt hören. Der Angeschuldigte wird wohl ruhig vorüberziehen; das wollen wir auch.

— Berufung der Oeffentlichkeit an die Oeffentlichkeit. Von Ern. Mallinckrodt. Dortmund, 1817. — Der Verfasser wurde wegen einer Stelle im Westphälischen Anzeiger von St. Excellenz dem Herrn General-Lieutenant von Thielemann als Pasquillant angeklagt, und von dem Criminal-Senat zu Cleve zu zweimonatlichem Zeitungsarrest und in die Kosten verurtheilt. In dieser Schrift legt er seine Sache dem Publikum vor, und ruft die Entscheidung Sr. Excellenz des Herrn Justizministers an. Der Vorgang ist der öffentlichen Aufmerksamkeit werth und wird sie gewiß erlangen.

— Almanach der Ritter-Orden, von Friedrich Gottschalk. Erste Abtheilung: Die Deutschen Ritter-Orden. Leipzig, bei Golsen, 1817.

Mit einem sehr geschmackvollen Aeußern, ein sehr geschmackvoll eingerichtetes Werk. Die Vorrede kündigt an, daß die zweite Abtheilung alle Mitchristliche Orden enthalten, künftig aber jährlich eine dieser Abtheilungen, wechselnd, neu und verneuert erscheinen werde. Ihr folgt eine kurze aber sachreiche Abhandlung über Orden, aus der ich nur anführen will, daß jetzt acht und zwanzig Regenten auf der Erde Orden austheilen, und daß die Zahl der letztern etwa neunzig ist. Hierauf werden die Orden Deutschlands nach einander beschrieben; von jedem wird die Geschichte seiner Stiftung und die Feierlichkeit seiner Ertheilung erzählt, dann aber ein Verzeichniß seiner lebenden Mitglieder gegeben. Von den Juhabern der Orden ersten Ranges sind sorgfältig colorirte, gefällige Abbildungen beigefügt. Das Titelkupfer zeigt einen Ritter des goldnen Vließes in seiner Feierkleidung; die Titel-Vignette ist die Abbildung des Kön. Preuß. Milit. Verdienstkreuzes.

Vermischte Nachrichten.

Mme. Catalani soll, als sie von Mailand nach Venedig reiste, eine Einladung erhalten haben, nach Wien zu kommen, und dortsin gehen. In Bergamo, Mantua, Verona u. s. w. hat sie Concerte gegeben, aber überall in Italien nur die gewöhnlichen Eintrittspreise genommen. Ob sie in Wien wieder zu ihren alten Ansprüchen zurückkehren wird? Ob sie wirklich vor Deutschen mit Eine das Doppelte und Dreifache glaubt fingen zu müssen? Der Gegendienst den man an so manchen Orten mit der Italienischen Musik (welche die Italiener selbst nicht mehr hören mögen,) und mit Italienischen Sängern und Sängerinnen getrieben hat, auch wo sie von inländischen übertroffen wurden, verdiente fast so etwas. — Nur Wien allein in Deutschland gethan? es gleichsam, noch eine Italienische Oper zu haben, da der Oestreichische Staat so große Italienische Provinzen hat. An jedem andern Ort scheint es gewissermaßen eine Kränkung der Nationalität. Die schönen Künste sind freilich nur der Scherz im politischen Leben: aber auch im Scherz sollte man sein Volk nicht kränken. Die Zeit ist vorüber, in welcher Italienische Sänger, wie Hofräthen und Hofmeyer, unentbehrlich zum anständigen Glanze gehörten.

— Das 4te Heft der Isis enthält nun auch eine kurze Geschichte der Entlassung des trefflichen akademischen Lehrers und berühmten Schriftstellers Professor Fischer zu Würzburg, mit Beifügung von 17 Aktenstücken und kurzen, oft sehr pikanten Anmerkungen. Wie der Gang der Sache aus diesen erhellt, scheint Hr. Professor Fischer ihr vorzüglich durch eine in der That bittre Bemerkung gegen den Verdacht, er habe sich in seiner Ankündigung einer bizarren Phrase bedient, die Wendung zugezogen zu haben, die sie nahm. Ueber vieles wird man mit Recht erstaunen; aber unbegreiflich hätte Hr. Prof. Fischer sich auch jene Bitterkeit nicht erlauben sollen. In einem, wie behauptet wird, vom Hr. Ersherrn von Stauffenberg gefaßt conzipirten Reskripte war nehmlich gesagt worden, F. habe behauptet, daß er die „kraftlosen Vorlesungen aus Veranlassung durch den allgemeinen Wunsch lese;" und Hr. Prof. Fischer erklärte es für „eben so widerrechtlich als kränkend, daß ihm diese schülerhaften und sprachwidrigen Ausdrücke untergeschoben worden wollen." — Unbegreiflich dadurch, hat Fischer sein Amt und Würzburg einen seiner berühmtesten Lehrer verloren.

— Die Schauspieler des Theatre Fr. genießen das sonderbare Recht, wenn sie ein Benefice erhalten, willkührlich die Preise erhöhen zu können. Dies Dedrohen hatte es nicht gethan, und nahm 9000 Frcs. ein. Die Comtat, die als Künstlerin noch einmal so groß zu seyn glaubt, hatte die Preise verdoppelt, und ihre Einnahme war 5000 Frcs.

— „Die Religion bewiesen durch die Revolution," heißt eine neue Schrift des Abbé Clausel de Montals. Was soll denn eigentlich bewiesen seyn? Daß es eine Religion gebe? Nun, das ist bekannt. Daß einige Lehrsätze, aber alle irgend einer Religion oder aller Religionen wahr sind? — Man sieht schon aus dem Titel, der Hr. Abbé wußte nicht klar, was er eigentlich wolle. Eben so sonderbar ist die Anzeige des Werks im Journal des déb. Sie sagt: „Alle durch Meinungen bewirkte Revolutionen entspringen aus dem Stolze, und das einzige Gegenmittel sey die Religion, weil sie uns demüthige, unsre Vernunft aufzuopfern." Ist denn der Stolz eine Wirkung der Vernunft? Ist es nothwendig, keine Vernunft zu haben, um religiös zu seyn? — Fast möchte man der Meinung beipflichten: die französische Literatur habe das Fieber.

— Ein Beispiel wie die Willkühr selbst der Unterbeamten in Frankreich wieder zu schalten beginnt. Die Einwohner des Dorfes Bagelles bei Dinant wollten, (am 18ten Nov. 1816,) nach alter Weise, das Fest ihres Heiligen, Sankt Martins, festlich begehen: aber es hatte dem Maire (d. h. in einem Dorfe, dem Schulzen,) gefallen, das Fest auf den ersten Sonntag im Sept. zu verlegen, und so stellte er Gensdarmen an die Kirchthüre, damit keine Musik gemacht würde. Die Gemeine rief: „Es lebe der heilige Martin!"— Der Maire ließ überall im Dorf Wachen herumgehen, um die jungen Leute, die etwa tanzen mochten, aus einander zu treiben: aber die Weiber ertrachten endlich die Tänzen der Schule, und man tanzte drei. Der Pfarrer ließ sich bewegen darüber zu klagen, daß man dem Heiligen ein „Es lebe" gebracht; viele Personen wurden deßhalb eingezogen, man verurtheilte sechs Wochen und bestrafte endlich Gefängnißstrafen. Nun fehlt in der That nur noch, daß der Maire Gefängnißstrafen. Nun fehlt in der That nur noch, daß der Maire Einfluß genug gehabt hätte, die Bekanntmachung des Vorgangs zu unterdrücken, und die Rückkehr der boa vieux temps wäre da.

1817. Nro. 116.

Ernst und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Montag, den 10ten Februar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Kritik des Jahres 1816.

(Fortsetzung.)

Die Kunst.

Die Kunst, die könnende, haben wir in diesem Jahre recht oft gesehen, aber die himmelsgeborne hat nur hie und da leicht gelächelt. Die erstere hat sich glorreich gezeigt vom Kohlengräber Jakob, der einen Degen in die Gurgel stekken lernte und ganz Paris entzückte, bis zur Madame — — auf der — — Bühne, die in Müllners Yugurd alle Zuschauer in die Angst setzte, etwa Gevatter stehen zu müssen; von der sinnreichen Erzählung ohne Abc, bis zu den hundert Thränentropfen-Sonetten; von den Maultrommel- und Pfeif-Concerten bis zu den aus Menschenkörpern zusammengestellten Bildern auf den Deutschen Bühnen. Erfreuliches war überall zu bemerken: die Dichter holten Lieder und Mährchen aus Spinn- und Kinderstuben, und wer sie nicht herausholte, führte uns durch Zaubertage, Zauberbrunnen u. s. w. hinein. Was kann man Lieblicheres und Sinnreicheres singen, als:

„Nadeln und Nädelchen,
Docken und Häckchen,
Juden und Jüdelchen,
Zicke und Zickelchen."

Wie sinniger und gemüthlicher, als:

„Must nicht weinen:
Bleib' im Reinen
Treugesinnt.
Leb' im Ahnen,
Sind die Bahnen
Nebelblind!"

Und die bildende Kunst, hatte sie nicht wiederholt glänzende Gelegenheit, ihre Größe und Würde zu beurkunden? Haben nicht wiederholte Beleuchtungsfeste ihr Gelegenheit gegeben, Strohmänner mit übergypsten Tüchern umhangen als Göttinnen der Gerechtigkeit, der Humanität u. s. w. auf Triumphbogen zu stellen? Und welche Beweise von Liebe zur Kunst hat dieses Jahr nicht wieder gesehen? Hat nicht das Englische Volk die Eginsche Sammlung endlich angekauft? Wenn sich der eine oder andre Staats- und Parlamentsmann dem Kaufe widersetzte, so war es die sehr verzeihliche Ueberzeugung, die ihn leitete, daß zerbrochne Statuen doch wohl minderen Werth haben dürften, als ganze, wohlgebaute, kräftige Menschen, die man in Deutschland zu Tausenden, Stück für Stück für zwei Guineen, sonst gekauft hatte. Und sind nicht vor Kurzem erst, wie einige Nachrichten sagen, dreißig junge Künstler in Rom katholisch geworden, um große Maler zu werden? Wer glaubt, daß Talent und Studium sicherer zu einer hohen Kunststufe führen, als der Uebertritt zur katholischen Religion, den wird die Erfahrung bald eines bessern belehren.

Die Bühne hat herrliche Fortschritte zu ihrer höchsten Vollendung gemacht, seit der Hund von Aubry und der poetische Teufel des Hrn. Müllner die prosaische Vernunft der Deutschen-dramatischen Klassiker davon vertrieben haben. Doch, wir trösten uns über alles, was wir thun, mit Müllners Worten:

„Thun? Was nennst du eine That?
Der Mensch thut nichts. Es waltet
Ueber ihn verborgner Rath,
Und er muß, wie dieser schaltet."

Zweites Fragment aus der Jugendgschichte eines jetzt sehr geschätzten Dichters *).

Traurig, ohne einen Freund kehrt' ich in meine Zelle zurück, und warf mich vor meinen Christuskopf hin. „Ja ich will leiden und vergessen, Du heiliger Dulder, sagte ich mit Thränen. Dir schwöre ich's zu. Und hast du nicht mit unschuldigen Lippen den ganzen überströmenden Kelch aller Leiden der Menschheit bis auf den Grund ausgeleert? Was klag' ich über wenig bittere Tropfen, die mir das Schicksal ins Leben mischt? Dein reines Haupt ist mit Schmach und Schmerzen bedeckt, und doch blickt dies göttliche Auge heiter. Du bist größer als deine großen Leiden. Ich bin bei kleinern kleiner als diese. — Nein, lächle mich nicht so an, du Heiliger! Du willst nicht einmal sagen, daß du leidest, es nicht einmal merken lassen; und doch sieht man das Blut unter den Stacheln hervorquellen, die deine Stirne verwunden. Du sagst nur: Ich liebe dich, o Mensch! Sieh her! und blickst mich freundlich an unter deinen Schmerzen, und ich weine ohne Dornen und Kreuz, bloß weil ich einsam bin.

Der Anblick dieses herrlichen Bildes, von dem mich der Geist des Leidens und Duldens anwehte, entflammte meine Seele nach und nach für die strengste Tugend. Was kein Vorsatz, keine Ermahnung vermochten, bewirkte jetzt das wunderbare Gemälde. Ich nahm meinen Asceten zum Rathgeber und Führer auf dem neuen strengen Wege des Lebens. Das Riesenbild der Tugend, das er meinem Streben vorhielt, hing glänzend hoch über mir auf einem steilen Felsen, den zu erklettern ich den Muth nicht verlor. Das zum Theil sehr romantische Leben der Heiligen, welches ich jetzt mit außerordentlichem Vergnügen und großer Andacht las, zeigte mir einen sichern Weg auf jenen hohen heiligen Gipfel. Meine Seele suchte ihre leuchtenden Spuren im Dunkeln mit nacheiferndem Muthe. Ich sah diese muthigen Streiter aus dem schweren Kampfe mit der Welt und mit sich selbst, rein und groß hervorgehn. Ihre tiefe Verachtung aller irdischen Dinge, ihr gewaltiges Streben zu dem Höhern, Himmlischen, ihre Seelengröße in allen Leiden des Lebens, erfüllte mich mit der höchsten Bewunderung und Verehrung. Ich war zugleich ihr Nebenbuhler um die Palme, und übte mich Tag und Nacht in allen ihren Tugenden. Das Kloster hatte keinen eifrigern Religiosen. —

In dieser Zeit kam ein katholischer Gelehrter, der wegen seiner großen Aufklärung die Furcht und der Abscheu aller gutkatholischen Christen in der Gegend war, auf einen Besuch in unser Kloster, wo er einen Bruder in der Kutte hatte. Die Mönche hafteten den erleuchteten Mann, und kehrten, wenn er fortging, hinter ihm seine Spuren hinaus. Während seiner Gegenwart an dem dunkeln Ort, war es der geistlichen Jugend streng verboten, sich auf öffentlichen Plätzen oder in der Nähe dieses furchtbaren Mannes sehen zu lassen, weil man glaubte, daß er sie zu verführen suche. Ich empfand zum erstenmal einen geheimen Reiz, mich gegen das Gelübde des Gehorsams, welches ich damals bereits abgelegt hatte, zu versündigen, und den fürchterlichen Gast zu sehn. Bei einem Feste, das einige Tage hernach, dem Kirchenpatrone des Klosters zu Ehren, angestellt wurde, hatte ich das Vergnügen, meinen Wunsch erfüllt zu sehn. Der Fremde stand auf der Orgel, und hörte mit vielem Gefühle, das sich auf seinem Gesichte malte, die schöne Musik an. Ich erblickte ihn auf dem Chor, und konnte mein Auge gar nicht mehr von ihm abwenden. Die heitere freie Stirne, das kühne und doch gefühlvolle, sanfte, große Auge des Mannes, zogen meine ganze Seele zu ihm hinauf. Es war mir undegreiflich, wie in diesem Geiste und in diesem Herzen nicht alles Gute und Schöne wohnen könne. Zuletzt sah er herab, und schien meine gebannte Aufmerksamkeit auf ihn, eben so aufmerksam zu beobachten.

Nach geendigter Festivität, als ich in meine Zelle in Gedanken über den verschrieenen Mann zurückgekehrt war, hörte ich einen starken Tritt gegen meine Thür. Es pochte. Ich erwartete den Besuch eines Mönchs; aber wie erstaunt' ich, als der fremde Kehrer mit einer freundlichen Miene hereintrat. So sehr mich sein Anblick in der Ferne anzog, so heftig erschrak ich in seiner Nähe. Ich stand vor ihm da mit zu Boden geschlagenen Augen und brennender Scham. „Ich bin wohl

*) Ferdinand Raimar's.

irre gegangen; sagte er, als er die Verwirrung aller meiner Sinne bemerkte, und somit fuhr seine Hand wieder nach der Thüre. In diesem Augenblicke erschien ihm der Christuskopf gegenüber in der Ecke. „Ein schönes Bild!“ rief er, und trat hinzu. Das gab mir wieder einigen Muth, ohne zu wissen warum? Der Mann lobte den Kopf, und sprach von ihm mit den lebhaftesten Ausdrükken, als von einem Meisterstücke der Kunst, worin ich bald eben so lebhaft einstimmte. Ich hatte, so zu sagen, die Seele des Bildes studirt und empfunden, war ihr Vertrauter und ergoß mich jetzt mit Begeisterung über die stille Größe, den besänftigenden himmlischen Geist, der aus dem Gemälde spreche. Ich vergaß mich endlich ganz und gar, und schwärmte mit Wehmuth in meinen Gefühlen. Der Fremde unterbrach mich durch kein Wort. Er schien dem Schwärmer mit Lust zuzuhören. Endlich verzog sich sein Lächeln in Wehmuth, und eine Thräne trat in sein Auge. Ich schwieg. Mit Heftigkeit faßte er meine Hand, und rief: „Sie sind unglücklich in diesen Mauern. Ein geheimer Schmerz liegt tief in Ihrer Seele begraben, der zwischen allen Tönen Ihrer Empfindungen hörbar hervorlautet. Ihr Herz wird von diesem klösterlichen Kleide gedrückt, aber Sie nehmen den Widerstand, die Verläugnung für Tugend, und schwärmen in ihren Leiden. O mein Freund, morden Sie den Menschen nicht in Ihrer Brust. Der Mensch bleibt immer das höchste, wornach wir streben müssen; über ihm hinaus liegt Schwärmerei und Unseligkeit. Der Heilige hier selbst mit seiner Dornenkrone, — Blicken Sie ihn einmal recht an! Wie menschlich, wie liebevoll und sanft jeder Zug; wie gestimmt, wie bereit diese hohe Seele für Freundschaft, Liebe und für jede schöne Tugend der Menschlichkeit. Ach, wir verkennen den liebeathmenden menschenfreundlichen Geist unsrer Religion, und schaffen uns aus ihm zu unsrer eignen Quaal ein Schreckgespenst der Tugend. Aber das ist traurige Schwärmerei, und weit entfernt von diesem hier.“ Er sprach noch vieles.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pfänderspiel.

Dieses Pfand, was soll es thun? —
Einen Strauß sich binden. —
Ach, ich hab' ein schönes Loos!
Blumen sind zu finden.

Es beginnt die Reise dann,
Lina mir zur Rechten;
Knospen nehm' ich auch zum Strauß,
Lina hilft mir flechten.

„Erst die Rose!“ Mädchen, die
Schnell auf deine Wangen,
Wo viel andre, jung und schön,
Liebeshauchend prangen.

Ihr zunächst die Lilie folgt, —
Nimm die tadellose;
Sind die beiden erst vereint,
Schöner glänzt die Rose.

„Hier Cyane!“ Welch ein Blau!
Lina muß mir bücken,
Will sie gleich den Augenstern
Nun einmal verstricken. —

Also geht's die Reihe lang,
Jetzt auch gegenüber:
„Minna, gib uns!“ Minna lacht:
Nun, Je länger, lieber!

Nachbar freigt: Die Nelke stolz,
Das ist meine Habe. —
Stolz der Nelke lieb' ich sehr,
Dank für solche Gabe!

Auch das Veilchen reicht man dar,
Ich es deinen Lippen;
Gern die Bienen pflegen hier
Honigduft zu nippen.

Schöner als das Pfänderspiel,
Schöner keins Spiele;
Keiner war und keiner ist,
Dem es nicht gefiele.

M. Wernike.

Neuigkeiten.

Bücher Chronik.

Aktengemäße Darstellung der Veranlassungen zur Zurücksetzung des Prof. Chr. A. Fischer in den Ruhestand; sammt den nöthigen Aktenstücken bekannt gemacht von dem akademischen Senate der Universität zu Würzburg. — Der „alte Freimüthige“ brachte den merkwürdigen Vorgang zuerst vor das Publikum, und veranlaßte vorzüglich diese Darstellung, in welcher er auch oft angeführt wird. Eine Gegenschrift bildet in Nr. 56. und 57. der Isis ein gleichfalls von Aktenstücken begleiteter Aufsatz, betitelt: „Neueste Verfolgungsgeschichte des ꝛc. Fischer. Aus beiden geht hervor, daß Dr. Prof. Fischer eine bittere Antwort auf ein Reskript der Polizeycommission erhielte; eine Berichtigung eines Gerüchts in den „allgemeinen Anzeiger“ rücken ließ, die für beleidigend angesehen wurde; und daß er endlich sich weigerte, vor dem akademischen Senat zu erscheinen, weil er ihn nicht für

eine competente Behörde hielt, bis er erfuhr, daß er auf königl. Befehl vorgeladen sey. Dafür hat er einen strengen Verweis erhalten, und ist in den Ruhestand versetzt worden. — Nach einer spätern Nachricht, ist er am 25. Jan. bewogen worden, seine völlige Entlassung zu fordern, wodurch er wahrscheinlich seine Pension einbüßt, und soll in Folge dessen hoffnungslos krank seyn. — Die Sache liegt nun erörtert da; das Publikum kann seine Ansicht fassen. Hier darf nur noch die Bemerkung gemacht werden, daß der ersten Schrift 14 Aktenstücke, unter 13 Nrn., der andern 17 Aktenstücke beigefügt sind, eine Abweichung die dadurch noch größer wird, daß jeder Sammlung manches fehlt, was die andre enthält, und zwar wichtige Stücke. So fehlt in der „aktengemäßen Darstellung," welche die Universität bekannt machte, gerade das Inserat des allgemeinen Anzeigers, um dessenwillen Prof. Fischer in den Ruhestand versetzt wurde, worauf doch, wenn das Publikum über den Vorgang belehrt werden sollte, alles ankam *). Wiederum fehlt unter den Aktenstücken der Isis, die eigentliche Vertheidigungsschrift des Hn. Prof. Fischer.

Vermischte Nachrichten.

Es ist sicher, daß der junge Dr. Witte die Erlaubniß zu akademischen Vorlesungen erhalten hat, und daß die Anzeige seiner Kollegien zum Einrücken in den Lektions-Katalog amtlich angenommen worden. „Ob aber beim Anfange seiner Vorträge sich nicht gewisse Auftritte erneuern werden? Ob er Zuhörer finden, ob er nicht seine hoffnungsreichsten Jahre in abtödtendem Ringen gegen eine erkünstelte oder erzwungene Zurücksetzung werde verbringen müssen?" fragen die ihm wohlwollen, mit Besorgtheit, und meinen, gewiß geschähe selbst seinen wohl zu sichtlich hervorgetretenen Gegnern, wie seinen Gönnern, ein Dienst, wenn aller Anlaß zu einem Streit, der immer keine angenehme Folgen hatte, durch eine Maaßregel aus dem Wege geräumt würde, die für ihn selbst äußerst wohlthätig wäre, und seine Bildung vollendete: wenn nehmlich die erhabne, großmüthige Unterstützung, die ihn in den Stand setzte, so weit zu gelangen, ihr Werk dadurch krönte, daß sie ihm auch die Mittel gäbe, eine Bildungsreise von zwei oder drei Jahren zu machen. Kehrte er dann zurück, so hätte er seinen Hauptfehler, zu große Jugend, schon großentheils abgelegt, und fände, mit höherer Reife, eine andre, seinen Bemühungen freundlicher offene Umgebung. Dieser Gedanke ist schon früher aufgestellt worden, aber man schrieb ihn damals einem Urheber zu, um deswillen er vielen mißfiel. Er ist gut und zweckmäßig; vielleicht ist seine Ausführung sogar nothwendig, wenn eine ungewöhnliche Erscheinung nicht gerade zu nutzlos gewesen seyn soll. — Die Vorlesungen welche der junge Witte hier gehalten hat, sowohl die Lateinische als die Deutsche, werden so eben gedruckt.

— Eine bewundernswürdige Zartheit! Die Quotidienne zeigte vor kurzem an, der Erzbischof von Wien leide sehr des hém — — —. Sie mochte nicht sagen, an Hämorrhoiden. Die Gaz. de Fr. tadelt das, und versichert alle, alle Christen müßten an dem Leiden des Prälaten Theil nehmen.

— In Paris werden jetzt viele Concerte zum Besten der Armen gegeben. „Vortreffliche Eintheilung! ruft eine Zeitung. Die Musik für die Reichen, das Brodt für die Armen; ein hungriger Magen hat keine Ohren!" Auch der Direkteur des Theaters St. Martin will Concerte zum Besten der Armen geben, und sie sollen die ganze Einnahme haben, die ganze — nach Abzug von tausend Thalern. Sollten diese nicht einkommen, so will er den Armen über das Deficit Kredit geben.

*) Es wird in der folgenden Nr. dieses Bl. mitgetheilt.

Aus Breslau.

(Schluß.)

Von der heiligen Barbara tritt man mit mitleidigem Schauer zurück, und bebt vor dem zornerglühten Gesicht des wüthenden Vaters, der seine fromme Tochter durch mehrere Streiche schlachtet. Man fürchtet von dem Blute bespritzt zu werden, das aus der gähnenden Halswunde fontainenartig sprudelt; und doch fühlt man sich unwiderstehlich hingezogen zum Antlitz der Heiligen, voll sanfter Majestät, Duldung und dem feurigen Glauben an die errungene himmlische Krone.

Josephs Kuß und Maria's Kuß. Zwei köstliche Stücke. Man sieht, wie ganz anders der starke liebende Mann, als das sanfte liebende Weib, die Lippen zum Kuß bewegt, ja sogar die Empfindung, mit welcher der göttliche Knabe von jedem den Kuß empfängt und zurückgiebt, spricht sich anders aus.

Ein heiliger Wenzel. Der Glanz seines von Heiligkeit stralenden Gesichtes, verdunkelt gewissermaßen den seines königlichen Mantels.

Ein heiliger Hieronymus in innigem Gebet versunken, und eine M. Magdalena, sitzend, sind Prachtstücke.

Die vier Kirchenväter. Einzelne Tableaux in Lebensgröße. Es scheint als ob sich ihre Lippen zu Worten der Salbung öffneten, und man ist gleichsam Ohr zu sehen was sie sprechen werden. Nicht minder schön ist

Maria mit dem Schweißtuch. Die fromme schwärmerische Beruhigung, ein todtes Andenken an den von Gott und ihr über alles geliebten Sohn zu besitzen, spricht sich in dem schönen Kopfe aus.

So sind noch einige andere:

Judith, von Lukas Kranach, mit Holofernes Haupt auf dem Schooß. Ein schöner Kopf, lebhaftes Kolorit, weiche Karnation, treffliches Auge.

Mehrere Landschaften, besonders Seestücke, von Bokaisen. Man glaubt die segelgeblähten Schiffe die ruhigen Fluten pfeilschnell durchschwinden zu sehn. Hohe Lebendigkeit des Wassers. Vor einem andern bebt man bei der gewaltigen Brandung, sieht das geschäftige Leben in der mit Kunst und Sorgfalt gezeichneten Takelage; das kleinste Tau nicht vergessen. Vor einem dritten Tableau schwindelt man, von der Höhe der tobenden Wellen in den Abgrund geschleudert; auf dem vierten endlich läuft man mit beruhigtem Herzen in den stillen und sichern Hafen ein, den Thätigkeit und Neugier belebt.

Eine Madonna. Bruststück. Original von Dolci. Hat ein eignes Schicksal gehabt. Das Gesicht ist neu gemalt, ein schöner Kopf, aber kein Dolcischer. Hände und Gewand sind unverkennbares Original.

Lukretia. Schöne Kopie nach Rubens. Bruststück.

M. Magdalene nach Titian.

Die Enthauptung Johannis, von Holzius oder Dolzius, ein uns unbekannter Meister; übrigens ein Deutscher. Rücken, Arme und Hände sind vortrefflich. (Forts. folgt.)

1817. Nro. 117.

Ernst und Scherz;

oder

der alte Freimüthige.

Dienstag, den 11ten Februar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Was ist der Bundestag?

Und was kann er in Rücksicht des Bundesheeres beschließen?

Ansicht eines Privatmannes.

In der Regel entsteht die öffentliche Unzufriedenheit mit dem was nach langer Erwartung endlich geschieht, daraus, daß keine klare, bestimmte Vorstellung davon herrschte, was denn eigentlich geschehen sollen und können? Es ist also verdienstlich, bei solchen Anlässen daran zu erinnern; — und das soll hier in Rücksicht zweier Gegenstände von hoher nationaler Wichtigkeit versucht werden. —

Ehe der Bundestag versammlet worden, forderte man daß es geschehe, mit einem Ungestüm, als wenn das Heil und Bestehen der Nation davon abhänge. Wußte man ganz und genau, was man forderte? Die sich jetzt so mannigfach äußernde Unzufriedenheit mit dem was der Bundestag bisher gethan hat, läßt daran zweifeln.

Bei seiner Eröffnung erklärte der vorsitzende Gesandte: Deutschland sey kein Bundesstaat, sondern ein Staatenbund, d. h. eine Gesellschaft von Unabhängigen, die eins geworden sind, in gewissen Rücksichten einstimmig zu handeln, und gegenseitig ihr Wohlseyn zu fördern; — nicht aber Ein Körper, der eben weil er eins ist, auch überall mit Einheit handele. So etwas setzt auch Einheit des Willens, also eine oberste entscheidende Autorität voraus, die in einer Gesellschaft von Unabhängigen nicht da seyn kann.

„Eine solche Autorität sollte der Bundestag seyn!" Er besteht nicht aus Männern die ein persönliches Recht zum Entscheiden haben, sondern aus Gesandten der einzelnen Deutschen Regierungen; jeder hat seine bestimmte Instruktion, die er nicht überschreiten darf, und wenn ein Gegenstand in die Verhandlung tritt, worüber er nicht instruirt ist, so muß er seinen Ausspruch zurückhalten, bis er die Willensmeinung seines Hofes eingeholt hat. Das Berathschlagen der Bundesgesandten ist also nur ein fortgesetztes diplomatisches Unterhandeln, wie das des ehemaligen Reichstages, der nur darin sich von ihm unterschied, daß er aus sehr viel mehr Gesandten zusammengesetzt war. Ist aber das Berathschlagen nur ein Auswechseln der Instruktionen, und fordert es eine beständige Rücksprache in der Ferne: mit welchem Recht kann das Publikum die Langsamkeit der Entscheidungen tadeln?

— Jetzt wird der Bundestag über die militärische Bundesmacht berathschlagen. Die Erwartungen darüber sind so vielartig und gespannt, daß sich voraussehen läßt, sein Ausspruch werde wieder Mißvergnügen erwecken, er falle aus wie er wolle. Es ist daher wohl nicht überflüssig zu

erinnern, was denn überhaupt auch in dieser Rücksicht geschehen kann.

Jeder Gesandte wird ganz natürlich die Instruktion haben, dasjenige vorzuschlagen und, wo möglich, durchzusetzen, was sein Hof nach seiner individuellen Lage für sich nothwendig findet, also schon gethan hat oder thun würde, auch ohne den Ausspruch des Bundestages. Die großen Mächte werden dabei bleiben, und man wird keinen Krieg gegen eine derselben anfangen, um sie zu einer Aenderung zu bewegen. Die kleinen Staaten werden sich auf die Gleichheit ihrer Rechte als Bundesglieder berufen, um nun auch ihrerseits die Einrichtungen zu treffen, die jeder für sich nöthig findet. Es bleibt also fast nichts übrig, als die Kontingente zu bestimmen, welche die Bundesglieder bei einem gemeinschaftlichen Bundeskriege zu stellen haben, wie die ehemaligen Reichsglieder bei einem Reichskriege, — wiewohl bei den Bundeskontingenten auch die Landwehren in Anschlag werden gebracht werden. — Gesetzt es nur dabei den großen Staaten, zu bestimmen, daß welcher von den kleinern nicht wenigstens zehntausend Mann unterhalten kann, auch nicht zehn dem Pfluge entziehen solle, sondern die Summen die eine unnütze Wachparade ohne Armee, kosten würde, auf die Vervollkommnung der Landwehr wenden solle: welche Wohlthat wäre das für die Gegenwart, und welche Hoffnungen gäbe es für die Zukunft!

R — l.

Zweites Fragment aus der Jugendgeschichte eines jetzt sehr geschätzten Dichters.

(Fortsetzung.)

Die Worte des Mannes fuhren wie brennende Pfeile in meine Seele. Ich wünschte ihm noch lange zuzuhören. Aber eben läutete es in der Abtei zur Tafel der Fremden, und mein Gast ging mit dem Versprechen, nach Tische wieder zu kommen. Zum Pfande ließ er mir ein Buch zurück, daß er unter dem Arme trug. Als er fort war, dachte ich über seine Reden nach, und mein Herz sagte es mir tief, daß er Recht habe, daß ich wirklich unglücklich sey, daß es bloß Schwärmerei und Täuschung war, was ich bisher für Religion und Tugend hielt. Doch verlangte ich hierüber noch mehr Ueberzeugung, und erwartete meinen Lehrer jetzt, wo die Tafel zu Ende war, mit unruhiger Sehnsucht. Er hatte meinen Glauben in seinen Tiefen erschüttert; er sollte in mir den Grund zu einem vernünftigern legen.

Lange wartete ich seiner vergebens. Endlich bemerk' ich ein Geräusch vor meiner Thür. Ich öffne sie mit pochendem Herzen; aber wie erschrak ich, als der Prior mit einer aufgebrachten Inquisitor-Miene vor mir stand, mich trotzig in meine Zelle gehn hieß, und von außen ein Schloß an meine Thür legte. Es schmerzte mich tief, daß der Besuch verrathen war, und mein unterdrückter Abscheu gegen die finstre Tyrannei dieses Orts erwachte mit Ungestüm. Inzwischen lauscht' ich noch immer auf den kommenden kühnen Tritt des Fremden. Ich wollte ihm durch die Thüre mein Schicksal vertrauen, und ihn auf den folgenden Tag zu einer geheimen Zusammenkunft einladen. Er kam nicht. Gegen Abend erhielt ich durch meinen Aufwärter folgendes Billet:

„Die Mönche halten mich für einen gefährlichen Menschen. Morgen mit Anbruch des Tages verlass' ich einen Ort, wo man einen ehrlichen Mann zu fürchten Ursache hat. Sie allein, mein unglücklicher Freund, hätte ich vor meiner Abreise gern noch einmal sprechen mögen. Leben Sie wohl. Liegt Ihnen was daran, so lassen Sie uns unsre Briefe sagen, was das Schloß an ihrer Thür dem Munde verwehrt."

NB. „Das Buch, so ich bei Ihnen zurückließ, behalten Sie zum Andenken."

Ich benetzte das Blatt mit heißen Thränen, und versteckte es wie ein Heiligthum mit Verehrung an meine Brust. Mit diesem edeln liebenswürdigen Mann war mir der langersehnte Freund erschienen, und kaum daß er meinem Herzen die erste Wonne des Mitgefühls, die ersten süßen Gaben der Menschlichkeit gewährt, kaum daß ich meine Arme zum Empfangen der Freundschaft geöffnet hatte, verschwand mir die holde Gestalt wieder, wie der vorüberschwebende sanftberührende Schutzgeist. „Ach, seufzte ich, werd' ich denn nimmer glücklich seyn? Wird diese harte unbarmherzige Mauer sich ewig zwischen mir und dem gleichgestimmten Herzen stellen, nach dem sich das meinige sehnt?"

Ich warf jetzt alle die Liebe und Freundschaft, welche mein Herz für den edeln, mir zu früh entrissenen Fremden zu empfinden anfing, auf das schöne Andenken, das er mir zurückließ. Das Buch enthielt Reflexionen über den Menschen und seine Bestimmung. Der entflohne Freund schien

mir in diesem köstlichen philosophischen Werke, das ich mit Enthusiasmus studirte, einen Theil seines Selbst, der Wärme und des Lichts, wonnig mich seine Gegenwart beiebend umfing, zurückgelassen zu haben. Ich fand hier den hellsten Aufschluß über alles das, was mir zu einer vollkommnern Erkenntniß noch fehlte.

Wie eine Binde fiel mir das Dunkel von den Augen. Ich sah und prüfte selbst, und Alles erschien mir jetzt in veränderter Gestalt. Mein menschenfeindlicher Ascet kam mir abscheulich vor. Je heller es in meinem Innern wurde, desto finsterer malte sich meinem Auge der Zustand von aussen, worin ich mich befand. Das Kloster roch mich wie ein Grab an. Die Horen des Gebets weckten mich mit Schauder wie Gespensterstunden, die Chöre klangen meinen Ohren wie Todtengesänge, — das einzige Salve regina, Abends beim Komplet, ausgenommen, das ich nie ohne innige hohe Rührung und ohne Thränen hörte, und mitsang. Aus der Maria, vor deren Altar das schöne Lied täglich abgesungen wurde, blickt alle Liebe und aller Trost einer Mutter der Menschen. Meine ganze Seele hing an dem himmlischen Bilde. Stundenlang kniete ich oft da, sah es an, und in meiner Schwärmerei schien es mir manchmal lebendig zu werden, und das liebevolle Aug' gegen mich zu bewegen. Alles übrige in dem trüben Umfange dieses Lebens, empörte mein Herz und stieß es gewaltsam von sich zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

An mein Deutsches Vaterland zum Schlusse des Jahres 1816.

Dein Eltern, Germania, ist nicht verschwunden,
Ein Bund, ein Vaterland steht blühend auf.
Noch blutet du aus vielen tiefen Wunden,
Doch, deine Freiheit blüht im Zeitenlauf!
Erst hast du Ehr' und Freiheit dir errungen,
Und dann den Palmenzweig auf den Altar geschwungen! —

Doch, deinem Volk nach blut'gen schweren Jahren
Blieb viel zu hoffen, zu erwarten noch;
Gebändigt waren zwar die frechen Scharen
Und durch ihr Blut gesühnt das alte Joch: —
Da galt es noch das Errungene zu erhalten,
Damit das Volk zum Volke konnte halten! —

Die Zeit war groß: ein reges, früher'ges Streben
Wollt' zu dem Ziele der Vollkommenheit.
Man sah' das Volk sich aus dem Nichts erheben,
Und aus dem Dunkel trat die beß're Zeit! —
Doch, nicht wie einmal läßt es sich erreichen.
Im Geist der Zeit, — da liegt das Bessern Zeichen! —

Viel blieb im Sturm der Zeit uns noch verborgen,
Und viel erstarb im Sturm, — zu schwach erzeugt. —
Doch, in der Freiheit sagt des Bessern Morgen,
Tyrannenwuth, hat ja dein Schwert gebeugt! —
Drum auf mein Volk und erndte deinen Segen,
Ein freies Volk geht stets dem Sieg entgegen!

Nicht Schlaf gezieme; — nur thatenreiches Leben,
Die Lieb' für Freiheit und für's Vaterland! —
Drum treu mein Volk, — behare' im besten Streben;
Sieh, Friedrich Wilhelm reicht die Seine Hand! —
Beschwöre' mit Ihm das Heilige, das Beste,
Den Freiheitsbund, — dann stehet deine Veste! —

Dann stehet sie und wird sie nimmer wanken;
Denn Freiheit ist durch die Natur erzeugt! —
In ihrem Schutz kann nicht das Beß're wanken,
Das Edle hat ihr Schwert noch nie gebeugt.
Sie sprengt allein der rohen Dummheit Ketten
Und schlummert nicht auf seiner Schande Betten! —

Es ist gedüßt; — die Schuld ist abgetragen,
Und aufgelöscht ist ja die alte Schmach! —
Doch eins, mein Volk: wenn deine Sonnen tagen,
Dann denk' des Sinnes der die Kette brach!
Denn dieser nur kann deinen Ruhm erhalten
Und die dein Loos zum Bleibenden gestalten! —

W. Geßner.

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

Elisabeth. Dramatisches Gedicht, den Frauenvereinen des Vaterlandes geweiht. Von Ludwig Vogel. Gothe und Leipzig. — Eine unbedeutende Fabel in noch unbedeutendere Scenen gelegt und auf eine völlig nichtssagende Weise, wiewohl mit andächtigem Augendrehen, behandelt. Der Verfasser würde den wohlthätigen Frauenvereinen auf eine weit ehrlere und lobenswürdigere Art seine Verehrung bewiesen haben, wenn er während der Zeit, die er auf dieses sogenannte Gedicht verwandt hat, eine wirklich nützliche Handarbeit aufgeflickt, und den Ertrag der Kasse irgend eines jener Vereine zugesendet hätte. Oder sollte jene Dedikation etwa nur die Glieder der Frauenvereine zum — Einkauf des Büchelchens gewinnen?

Vermischte Nachrichten.

Folgendes ist der Anfang im „allgemeinen Anzeiger," welcher die Verabredung des Prof. Fischer veranlaßte:

Nachricht zur Beruhigung meiner Freunde.

Um gewisse Gerüchte zu widerlegen, beeile ich mich, allen meinen theilnehmenden Freunden hiermit anzuzeigen, daß ich keineswegs wegen meiner politisch-religiösen Meinung suspendirt, und noch viel weniger meines Amtes entsetzt worden bin. Ich lese vielmehr meine drei Collegien über Statistik, Staaten- und Weltgeschichte mit dem besten Erfolg fort, und finde hierin die einzige Aufmunterung eines Lehrs, das sonst so freudenleer ist. Der Verfall, wodurch jenes Gerücht wahrscheinlich veranlaßt ward, ist noch zu neu, als daß ich denselben erzählen kann. Ich erlaube mir bloß zu sagen, daß eine, an sich ganz unbedeutende, ja sehr lächerliche Kleinigkeit, dennoch ganz unerwartet so wichtig geworden ist, daß ich gegen die Königl. Hofcommission *), so wie gegen die Königl. Universitäts-Curatel den Recurs an des Königs Majestät zu nehmen gezwungen bin. Zu seiner Zeit hoffe ich mich hierüber näher zu erklären, und werde dann auch sämmtliche Aktenstücke bekannt machen, vorausgesetzt, daß allerhöchsten Orts kein Anstand dabei gefunden wird.

Würzburg, am 30. Nov. 1815.

Dr. C. A. Fischer,
öffentl. ordentl. Prof. d. Geich. u. s. w.

— „Terrenners neuer Deutscher Kinderfreund" ist dasselbe Buch, das ehemals der „Westphälische Kinderfreund" hieß. Zur Nachricht für Käufer.

— In der Vendée zeigen die politischen Mystiker und Propheten sich endlich in ihrer wahren Gestalt, in jener die sie überall annehmen würden, wenn sie konnten. Der mystische Priester Hofjauner und der weitgesandte Abbé Sanfrant sind es, die dort das Volk fanatisirt haben und unter den Waffen erhalten. In den Rhone-Kantons verbreiten die Priester ein Pamphlet, betitelt: „Die gerächte Bibel," das zum Aufruhr auffordert.

— Die Jesuiten sollen in Spanien sich sehr ausbreiten und zunehmen. Um ihnen Novizen zu verschaffen, giebt der König jedem Novizen täglich einen Thaler. Ein mächtiger Reiz in dem so verarmten Staate, daß die Armee sehr selten Sold erhält, und viele Soldaten darfnß gehn.

— Das Morn. Chron. sagt, die Minister hätten erklärt, die Armee solle in diesem Jahr auf zwanzigtausend Mann herabgesetzt werden.

— Ein Hr. Macerony, ehemals Adjudant bei Murat, hat zu London „Interessante Thatsachen über Murat's Fall und Tod, die Capitulation von Paris und die zweite Rückkehr der Bourbons" drucken lassen. Das Morn. Chron. forderte alle Parlamentsglieder auf, diese Schrift zu lesen, ehe sie die Dankadresse an den Prinz-Regenten beschlossen.

— Mehrere Schiffe auf der Themse sind überfüllt mit unglücklichen Ausländern, die auf der Englischen Flotte gedient haben, nun aber entlassen und so elend sind, kein Obdach finden zu können. Der Lord-Mayor hat die fremden Consuls aufgefordert, für ihre Landsleute zu sorgen, — die England ihrem Vaterlande entführt hat.

— Am 27. Jan. hatte in London noch keine Stadtresidenz auf die Winterzeit für die Prinzessin Charlotte, die künftige Königin, und ihren Gemahl können ausgefunden werden.

*) Die Freiherren v. Lerchenfeld und v. Stauffenberg.

— Am 18. Jan. fiel zu Beaumont, einige Stunden von Paris, ein blutiges Gefecht vor, zwischen einem Bataillon Schweizer-Garde und einem Französischen Garde-Bataillon, worin der Commandeur des Letztern getödtet wurde. Der Anlaß dazu war, daß die Schweizer seit drei Tagen kein Brodt, die Franzosen aber am 17ten doppelte Portionen erhalten hatten, — ein Umstand der so unerlaubt ist, als das Gefecht selbst.

Aus Kopenhagen.

Das Merkwürdigste in unsrer Theatergeschichte der zwei oder drei letzten Jahre, ist doch wohl die Erscheinung eines Trauerdichters, Jagemann genannt, von dem zwei Stücke, „Mosaniello" (Thomas Aniello,) und „Bianca," (bereits ganz gut verdeutscht,) mit Beifall gegeben sind, wiewohl die Verschwornen, die nichts anders kennen und wollen als eitelgefallen, den neuen Ankömmling gern unterdrücken möchten. Eine kurze Uebersicht aller seiner Dramen („Mithridat, Mosaniello, Bianca, Johannes, das Wunderkind, der Hirte von Tolosa, der Lowenreiter,") werde ich Ihnen senden, sobald Muse mich Muße sich nach mir bequemen. Doch sei eben so merkwürdig scheint es mir, daß man es endlich gewagt hat, Shakespeares Naturwunder aufzuführen. Schon haben wir „Hamlet," und in diesem Winter den „König Lear" gesehen. Dies Vergnügen danken wir insonderheit dem Schauspieler Foersom, einem denkenden Künstler und wackern Schriftsteller, der einige Bände von Shakespeare's Tragedien übersetzt hat. Seine Art und Weise gleicht indeß gar zu sehr der Manier des Hrn. A. W. Schlegel, einer steifen und kalten mußischen Arbeit. Zwar weiß ich, daß das Lob des Verdeutschers zum Modeton gehört; allein ich gestehe, daß man jemals das Original vergleichend zu Rathe gezogen hat. Bei dem Engländer fließt alles, was von ihm allein herrührt, in natürlichen Bögen und Strecken dahin; bei dem Deutschen und Dänen in Holländischen Kanalen. In dem Dänischen Hamlet z. B. giebt es nur gar zu viele Stellen, die sich plattterdings nicht deklamiren lassen, weil sie der natürlichen Wortfolge und dem Genius der Sprache zuwider sind. Daß die Verehrung jenes wunderbaren Menschendurchschauers, der in einer Periode verschrobener Mißgeistinge der Natur getreu blieb, in unsrem Zeitalter der Extreme bis zur abergläubischen Vergötterung gesteigert wird, versteht sich von selbst. Seine Stücke allen uns durchaus in ihrer ursprünglichen Form und ganz unverändert gegeben werden, ohne daß man bedenkt, wie verschieden die Anderungen und Verschönerungen des Zuschauers — und des Lesers sind. Nichts von den Barbareien und Geschmacklosigkeiten seiner Umgebung, die er damals als Mensch, nicht ganz vermeiden konnte, (z. B. der Verpreiswimpelschrei über ausgetretene Augen,) soll uns erlassen werden. Wer wollte dem Leser das Mindeste, selbst das Abstoßendste, das seinen Nahmen nur zum Theil trägt, entziehen? Klein dem Zuschauer, der für diesen Gegenstand nur in der Stunde lebt, es gerade zuhört und hört? — Schroder, der Meister, vor dem sich seine hiesigen Tadler doch wohl ein wenig in den Staub werfen sollten, dachte und handelte anders: allein dies deswegen wird er hier genialisirt, und von wem? — — Doch weiterhalben! Lieber Sh. unverändert und unbeschnitten, als gar nicht! Wenn man nur nicht darüber müßte, daß diese Uebertreibung uns am Ende seine Wunderspiele völlig entziehen dürfte!

(Der Schluß folgt.)

1817. Nro. 118.

Ernst und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Donnerstag, den 13ten Februar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Theurung. Handelssperre. Wucher. Mangel.

Ich habe in allen öffentlichen Blättern mich an diesen Artikeln so satt gelesen, daß — ich jetzt sogar darüber schreibe. Die schreienden Klagen über die gegenwärtige Noth, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land zu tragen, scheint jetzt das einzige Geschäft der Zeitungen, ungeachtet sie damit kaum den Getraidespekulanten dienen. Menschen heißt man schweigen, wenn sie nichts Kluges zu reden wußten, öffentliche Blätter — die reden ja nicht, sondern lassen sich nur lesen. Besser wäre es doch gethan, wenn sie wenigstens dabei genaue Nachrichten von dem Ertrage der diesjährigen Aernte, von allenfallsigen Vorräthen, von der Güte und Brauchbarkeit des Ertrages u. s. w. liefern wollten: Angaben, woraus man Vorrath und Bedarf, Freund und Feind in ihren beiderseitigen Stellungen, kennen und beurtheilen lernte.

Die erste Frage ist wohl die: Wie groß ist der Mangel, und was haben wir noch zu fürchten? — Mangel habe ich noch nirgends bemerkt, wohl aber Theurung. Es frägt sich also nach den Gründen derselben, ihren Vor- und Nachtheilen, und den Mitteln, ihr abzuhelfen?

Theurung, ein verändertes Verhältniß des Geldes zur Waare, ist entweder die Folge der vermehrten Geldmasse, oder der wirklichen oder eingebildeten Seltenheit der Waare. Ich glaube die jetzige Theurung des Getraides beruht auf keinem dieser Gründe einzeln, sondern auf allen dreien vereinigt.

Die fortdauernd nasse Witterung dieses Jahres hat den Wachsthum des Getraides in schwerem Boden gehindert, unglückliche Ereignisse in der Natur haben Saaten vernichtet, und anhaltender Regen hat während der Aerntezeit das Einsammeln erschwert; in kältern Gegenden hat ein früher Winter sogar auch die Spätfrüchte gefährdet. Dem Einzelnen ist es unmöglich, zu berechnen, um wie viel die Aernte verhältnißmäßig verringert worden ist. Doch wo der Boden trockner war, der Hagel nicht geschadet hatte, und die bessern Tage zum Aernten benutzt wurde, war die Aernte gut. In den ersten Tagen des Herbstes, wo von Mangel noch gar keine Rede seyn konnte, bemächtigte sich der Menschen schon ein überbesorgliches Gefühl: man kaufte, weil man Besorgnisse hegte, und wo man sonst nicht gekauft haben würde; dadurch entstand Nachfrage, die nicht zu befriedigen war, weil kriegerische Verhältnisse und Mangel an Kapital dem Landmann ein langes Aufbewahren seines Getraides unmöglich gemacht hatten, und weil von der neuen Aernte kaum die ersten Garben gedroschen waren. Es ward viel Getraide gekauft zu einer Zeit, wo sonst keines gekauft wurde, viel auch,

was sonst allmälig gekauft worden wäre; denn wohlhabendere Familien wollten sich versorgen, und Handelsleute wollten aus der Nachfrage Gewinn ziehen: so entstand Theurung.

Die Klagen über die schauderhaften Folgen dieser Theurung hallen wieder von dem mittelländischen Meere bis zu den Gestaden der Ostsee, und niemand frägt, ob denn diese Klagen auch so gerecht seyen? Jedes Verhältniß muß man von mehrern Seiten würdigen, um nicht einseitig zu urtheilen; am einseitigsten urtheilte wohl hier derjenige, welcher nur den Käufer im Auge hatte. Der Werth des Grundeigenthums war in den letzten Jahren unendlich gesunken, weil der Ertrag höchst unbedeutend war, indem der Preis des Erzeugnisses nicht mehr mit andern Dingen im Verhältniß stand und die Lasten unerschwinglich wurden. Es gab wenig Landbesitzer, deren Besitzthum nicht überschuldet war. Das Staatsvermögen so vieler ackerbauenden Staaten war im tiefsten Grunde erschüttert. — Ich will nicht fortfahren, dies Verhältniß, das von fürchterlichen Folgen hätte seyn müssen, noch weiter aus einander zu setzen, da sich jetzt einigermaßen Rettung gefunden hat, indem das Erzeugniß des Bodens, also der Boden selbst, mit andern Dingen sich ins Gleichgewicht gesetzt, sie für einen Augenblick übersprungen hat. Daß durch diese wohlthätige Revolution die Grundfesten vieler Staaten wieder gesichert, des freut sich wohl mancher klügere Staatsmann, aber für unsere Zeitungsschreiber sind solche Dinge zu unwichtig. Wer es nicht weiß, daß die Produzenten der Boden sind, worauf die Gewerbe und der Handel ruhen, wer etwa auch den davon zehrenden Besoldeten in Rechnung bringen wollte, dem habe ich nichts zu sagen.

Man droht uns um dieses Standes der Dinge willen mit Revolution, und der Himmel weiß, womit noch. Wer um dieser Theurung willen Revolutionen fürchtet, der hat das Staatsleben nicht erkannt. Tumulte kann und wird es geben, denn theures Brodt bringt den Pöbel leichter zum Schreien, als die empörendste Despotie, und er will nie mehr Brodt haben, als wenn es wenig giebt. In seiner Wuth schlägt er um sich, unter der liberalsten Regierung, wie unter der despotischen, dem Kinde gleich, das den Stein schlägt, der es nicht beleidigen kann: dies lehret die Geschichte alter und neuer Zeit. Also an Tumulten wird es nicht fehlen, aber solche Tumulte erzeugen keine Revolutionen, es müßten denn Parteimänner sie benutzen, und ihnen eine politische Richtung geben. Doch dazu möchte sich im großen Körper des Volkes, wenn auch die flüchtigern Geister der willkommen Gelegenheit Anderes zu gewinnen, sich gern bedienen möchten, jetzt am wenigsten Neigung zeigen, da die Sorge um das, was es drückt, leichter werden will. Haben wir nun den Grund der Theurung und ihre Folgen erkannt, und die Furcht vor Aufruhr nichtig befunden, so frägt sich noch: ist Mangel zu befürchten, und wie soll ihm begegnet werden?

Die erste Frage könnte nur befriedigend beantwortet werden, wenn wir das Konsumtionsbedürfniß, wie etwa von großen Städten, so von ganzen Ländern, und die Vorräthe von Eßwaaren genau kennen würden. Von der jetzigen Theurung auf Mangel an Vorrath zu schließen, möchte eine sehr unrichtige Folgerung seyn, da des reichern Gutsbesitzers Getraide ja zum Theil noch in dem Stroh steckt, oder doch auf dem Boden liegt, und bisher größtentheils nur der ärmere verkaufte. Groß kann der Mangel nicht werden, da die Aernte nicht allgemein oder ganz mißrathen ist. Sind nun die Bedürfnisse derer, die sich jetzt versorgen, gestillt, und die großen Magazine, die in der Schweiz und anderer Orten jetzt angelegt werden, gefüllt, so muß die Nachfrage sich mindern, und da dann wohl auch die ganze Aernte ausgedroschen ist, und bei schwindender Nachfrage noch jeder seine Vorräthe verkaufen will, könnte der Preis sinken; so möchte sich leicht ein sehr vortheilhaftes Verhältniß des Getraidepreises feststellen. Es müßte nur ein unglücklicher Winter alle Aussichten für das nächste Jahr rauben. Warum aber dies befürchten? Um uns die Gegenwart zu verbittern? Haben wir diese marternden Besorgnisse denn jedes frühere Jahr gehegt? Weil Ein Jahr nicht allen Erwartungen entsprach, fürchtet man dasselbe schon auch vom zweiten, und will für die Zukunft sorgen, weil die Gegenwart des kargeren Ertrages ganz für sich bedarf. Pf—.

(Der Schluß folgt.)

Mancherlei.

Eine Französische politische Zeitung fing ihren gegenwärtigen Jahrgang mit folgendem Glückwunsch an. Wer ihn artig findet, vergleiche ihn mit dem Tone, der in den Deutschen politischen Zeitungen herrscht.

„Wieder wird ein Jahr vom Strome der Jahrhunderte dahin gerissen; ein anderes beginnt.

Möge dies glücklicher seyn! — Heute bringt man Wünsche dar. Ich will hier der ganzen Welt die meinigen bringen, und dem Publikum Neujahrsgaben überreichen, die mich nicht zu Grunde richten, und gleichwohl viele andre aufwiegen werden.“

„Ich wünsche allen meinen Freunden Unabhängigkeit, und allen meinen Feinden Aemter. — Ich wünsche den Kabalenmachern die Gicht, den Neidischen die Gelbsucht, den Verläumdern den Aussatz. — Ich wünsche allen unsern Deputirten Festigkeit, allen unsern Rednern Ehrlichkeit, und allen Parteien Toleranz. — Ich wünsche allen Kriegern den Ruhestand des Cincinatus, allen Gattinnen die Zärtlichkeit der Alceste, allen Müttern den Schmuck der Cornelia. — Ich wünsche gewissen Ehemännern die Geduld des Sokrates, den artigen Tänzerinnen den Regen der Danae, und den Oberaufsehern unsrer Bühnen die Enthaltsamkeit des Scipio. — Ich wünsche den Hofleuten etwas weniger Komödianten, und den Komödianten etwas mehr Hofleute zu seyn. — Ich wünsche den Erben unsrer großen Theaterdichter das Ueberflüssige der Schauspieler, und gewissen Akademikern andre Erfolge, als ihre Ernennung. — Ich wünsche den Fremden das Glück, ihrem Lande zu dienen. — Ich wünsche den Ministern hellen Blick in die Zukunft, und den Franzosen das Vergessen der Vergangenheit. — Ich wünsche allen Mächtigen ruhigen Schlaf. — Ich wünsche allen Philosophen Philosophie, allen Frommen Frömmigkeit, und allen Richtern Urtheilskraft. — Ich wünsche den Aerzten ein ruhiges Jahr, den Ehrsüchtigen für einen Monat Macht, und den Feinden der Freiheit einen Monat Gefangenschaft. — Ich wünsche Europa Glück, Frankreich Ruhe, meinen Lesern Vergnügen, und unsern Abonnenten Beständigkeit.“

Die Wellen.

Um froh und frei sich am Genuß
Der heiligen Natur zu laben,
Goß ernst und denkend Johann Huß
Am Moldaustrom mit einem Knaben.
Ein Sturm aus Norden scheint den Fluß,
Wie sehr sich auch die Wellen sträuben,
Mit Uebermacht zurück zu treiben.
Der hochentsannte Knabe steht,
Daß jede Welle rückwärts sieht. —
Wer mag der Wuth des Sturmes wehren?
„Ach! ruft er aus, der böse Wind!
Er zwingt den Strom zurück zu kehren.“
Der Weise sprach: „Mein gutes Kind,
Das scheint so; laß dir dich nicht irren!
Was auch des Sturmes Wuth beginnt, —
Die Wellen mag er nur vermehren,
Zurückdrehn einen leichten Kahn;
Allein der Strom nimmt seine Kunde
Von einem hemmenden Orkan:
Er rinnet fort im tiefen Grunde;
Er bricht und beugt sich seine Bahn.“

Laßt die Natur im Strome walten,
Gott in der Weisheit, die sein Wahn
Ermächtigt ist, zurück zu halten:
Sie bricht und beugt sich ihre Bahn! Tiedge.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 10 Februar: „Der Doppelpapa,“ Posse nach Romanis von Hagemann. — Eine wahre Posse, von altem Italienischen Zuschnitt, aber voll ächt komischer Kraft. Der lustige Diener Kraft, ursprünglich Crispin, ist die Hauptrolle, und Hr. Maurer gab ihn als Diener und in der Maske des Schwiegervaters außerordentlich gut, d. h. behaglichend ohne Uebertreibung. Hr. Stern der Sohn, als einfältiger Bedienter, war gleichfalls eine sehr glückliche Karikatur.

„Der neue Gutsherr.“ Komische Oper, von Vogel. dien. — Das Stück, in welchem ein Bedienter den muthwilligen Spaß treibt, sich von dem Dorfe statt seines noch nicht gekannten Herrn mit Feierlichkeiten beehren zu lassen, ist etwas matt, aber die Musik ist gefällig. Hr. Blume gab den Bedienten und gefiel.

Bücher-Chronik.

Geschichte der teutschen Reformation. Zweiter Theil. Von Dr. Philipp Marheineke. Berlin, 1816. — Dieser zweite Theil endigt mit der Uebergabe der Augsburgischen Konfession. Hier ist also ein Abschnitt, wo der Verfasser endigen, aber fortfahren kann, wie er es für gut findet. Der Karakter dieses zweiten Theils ist in allem derselbe, der dem ersten so hohen Werth giebt. Das ließ sich von einem gründlichen Denker erwarten, der zugleich ein fester Mann ist, und es reicht hin zum Lobe des Buches.

— Philologische Blätter. Erstes Heft. Breslau, 1817. — Die Leser werden vielleicht überrascht seyn, hier auch ein Werk eigentlicher Sprachgelehrsamkeit aufgestellt zu sehn: aber es geschieht nicht um dieser willen, sondern wegen des unbefangen hellen Verstandes und des muthig sarkastischen Geistes,

der in ihm spricht. Wer wieder Muth und Hoffnung fassen will, die Gelehrsamkeit in verjüngter Kraft und Gestalt in die Bildung nützlich eingreifen zu sehn, der lese die Ankündigung, mit welcher junge, aber reif denkende, wahre Gelehrte dies Heft eröffnen, und wenn er dann die Abhandlungen „über Poppo's Observationes criticas in Thucydidem" und „über Huschke zu Tibullus" studirt oder überschlagen hat, je nachdem sie seine Sache sind oder nicht, wird er einen ergetzenden Genuß finden, in den angehängten Deutschen Distichen u. s. w. — auch wenn er zuweilen ihr Salz bitter nennen sollte. Ein Paar zur Probe.

An (den Kritiker) F. J. Z.

Höchlich ergrimmt er dem trefflichen Werk. Wie der Bär in der Fibel,
Welcher vom Honigbaum kommet am grimmigsten her.

Bescheidenheit.

O preiswürdiger Mann! Wie bist du bescheiden! Du willst die Leugnen nicht bloß das Verdienst. Nein! Du verdienest nicht erst.

Vermischte Nachrichten.

Der neue Angriff der, und zwar wiederum agmine facto, auf den großen Philologen Wolf, geschehen ist, verheißt dem Publikum mehr Unterhaltung, als es anfangs schien. Schon gleich von vorne herein wird er spaßhaft durch den Umstand, daß Wolf gar nicht Verfasser des Aufsatzes in den Analekten ist, aus dem die HH. Voß et Comp. so derb gegen ihn argumentiren. Wolf soll die Absicht haben, sie auf — Kanonen zu fordern, auf eine eigentliche gelehrte Verhandlung, aber in Lateinischer Sprache: da sie denn doch im Gebiet der höhern Gelehrsamkeit so vornehm thäten, möchten sie auch einmal, als in allen Stücken wohl ausgerüstete Gelehrte, auf den Kampfplatz treten. — In Einem Punkt haben Wolfs Gegner unbedingt Recht; nehmlich darin, daß sie immer wenigstens paarweise sich an den Einzelnen machen. Der Kampf bleibt auch so ungleich genug, — falls W. nehmlich kämpfen will.

— Zur Karakteristik der Vorträge des Hn. Jahn ein Paar Züge. Am 7ten Febr. sprach er zuerst über die nöthigen Eigenschaften eines Staates, um wohnlich zu seyn. Was er darunter verstehe, solle die Vergleichung mit einem Hause erklären. Um wohnlich zu seyn, (d. h. den Bedürfnissen der Einwohner genügend,) müsse es Wohnzimmer, Küchen, Keller, Ställe, Schoppen u. s. w. enthalten. Wer alles das beisammen habe, besitze ein vollkommen wohnliches Haus. Hätte aber jemand Wohnzimmer in Berlin, Küchen in Treptow, Keller in Köpenik u. s. w., so könne kein Mensch behaupten, er habe ein Haus." — — Zur Sicherung der Völker schlug er vor, sie sollten ihre Gränzen aus viele Meilen breiten Wüsten bilden, die mit dichten, undurchdringlichen Wäldern bepflanzt würden, und diese mit reißenden Thieren aller Art füllen. — — Er behauptete, Peter der Große habe einen solchen Plan gehabt, und sein Reich mit einer siebzig Meilen breiten Wüste umgürten wollen. Wahrscheinlich verwechselte er damit den angeblichen Plan des großen Monarchen, die ganze Bevölkerung seines Reiches in den westlichen Provinzen zu versammeln, nicht um sie von den Nationen des übrigen Europa's zu trennen, sondern sie in allgemeinere Verbindung mit denselben zu bringen.

— Bekanntlich hat der König von Neapel es ausgeschlagen, sich mit Spanien und den Niederlanden gegen die Berberesken zu alliiren; auch das Erbieten der Kaufmannschaft zu Neapel, selbst Fregatten gegen sie auszurüsten, hat er abgelehnt. Bei Erwähnung dieser sonderbaren Vorgänge, erzählte ein sehr hochachtungswürdiger Mann: Als ich 1805 in Neapel war, hatte der dortige Handelsstand auch schon denselben Antrag gethan, und er war gleichfalls ausgeschlagen worden. Guter Himmel! sagte ich zu einem Neapolitanischen Officier; die Regierung kann doch unmöglich ein Interesse dabei haben, daß die Algierer ihre Unterthanen plündern. Mit niedergeschlagenen Augen antwortete er: „O nein, nein! Aber sie zahlen wohl." — —

— Zu Madrid ist eine Schrift erschienen mit dem Titel: „Die mit Recht hergestellte Inquisition, oder Widerlegung der Annalen des Llorent und des Manifestes der Cortes." Vortrefflich! Wenn erst die Anhänger der Greuel sich aufs Argumentiren einlassen müssen, — die Eulen in das Sonnenlicht hervorgehn, dann ist man bald mit ihnen fertig. Das Gelächter des ganzen aufgeklärten Europa wird diese Schrift beantworten.

— In Frankfurt a. M. streiten der Senat und der gesetzgebende Körper noch, in wessen Namen Gesetze bekannt gemacht werden sollen. Wann wird man zu den Gesetzen selbst gelangen?

— Mdme. Catalani soll wegen ihrer langen Abwesenheit aus Paris gleichsam exilirt seyn, nicht mehr zurückkehren dürfen. In der That ist es sonderbar, daß sie bei einer Rente von 120 tausend Frcs., die sie zur Aufrechthaltung der Oper jährlich erhält, nun schon zehn Monat entfernt ist.

Aus Kopenhagen. (Schluß.)

In dem dürftigen Lustspielfache, das keinen Holberg mehr kennt, heißt das jüngste Original: „Die Maske, oder das geheime Testament," von einem jungen Gutsbesitzer, Namens Balthasar Bany. Dies Stück ward bei der Geburtstagfeier unserer allgeliebten Königin, gegen das Ende des Oktobers, zum erstenmale gegeben. Es ist freilich nur leichte, aber gleichwohl keine schlechte Waare! Oeffentliche Blätter erzählen uns, es habe kein sonderliches Glück gemacht. Mich dünkt es hingegen ein unbegreifliches, negatives Glück, daß es am dritten Abend, wo die Einnahme dem Verfasser zufällt, nicht die gewöhnlichen, gesetzwidrigen Ungezogenheiten der verschwornen Partei im Parterre erfahren hat.

Zu den studirenden Schildknappen unsers Ritters hat sich ein Professor gesellt, ein gewisser Sübbern, der, so viel ich weiß, noch nichts anders geschrieben hat, als ein Paar Streitschriften zum Besten Oehlenschlägers. Die erste gegen den, nicht genugsam zu lobpreisenden Recensenten des Correggio, war eine höchst gemeine Grobheit. Diese zweite spiegelt mehr Anstand und seynsollende Gründlichkeit vor. Allein im Wesentlichen? — Wir haben ein altes Sprichwort, das ganz so barok und grotesk ist, als der moderne Geschmack es verlangt. „Viel Geschrei, und wenig Wolle!" rief der Teufel, als er die Schweine schor. — Viele Worte, und kein Beweis! — So lange die Regierung beide Theatercensoren in Amt und Würde läßt, darf man annehmen, daß sie das Zutrauen des Volkes verdienen: sie sind nicht nur befugt, sondern verpflichtet, nach ihrer (nicht nach Hn. Sübbern's,) Ueberzeugung zu handeln. — In Wahrheit, die Kopenhagener Polemik spielt Ihrem Wieland die Geschichte des Prozesses um des Esels Schatten nach! Doch nein! Hier gilt es nicht den Schatten eines Esels, sondern — — — —.

1817. Nro. 119.

Ernst und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Sonnabend, den 15ten Februar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Hygea, gedichtet von Dr. August Ruge. Berlin, 1816.

Eine Dichtung, so echt-künstlerisch einfach gedacht, so zart und lieblich ausgeführt, (einige wenige Härten abgerechnet,) daß der Anzeigende hier fast nichts Besseres damit zu thun weiß, als sie von Anfang zu Ende abdrucken zu lassen. Da das nicht angeht, soll wenigstens der Gang derselben nachgezeichnet werden.

Der Dichter beginnt mit dem goldnen Zeitalter der Unschuld:

Da lehrten sie nach heilig stiller Weise,
Der Hirt im Thal, der Jäger auf den Höhn;
Und schieden endlich aus dem trauten Kreise,
Wie Nebel vor der Sonne leicht verwehn. —

Doch diese Zeiten flohn, und mit der Verderbtheit begannen auch Krankheiten zu wüthen:

Nicht nur der Greis mit seinen Silberhaaren
Ward von den strengen Mächten hingerafft;
Nein, auch das Mädchen in des Frühlings Jahren,
Der kühne Jüngling in der Jugend Kraft.
Das zarte Kind, das kaum das Licht gesehen,
Noch ruhend auf der lieben Mutter Schooß,
Eh' es gelächelt, mußt' es schon vergehen,
Und theilte so der Zeiten schwarzes Loos.

Die Klage der Leidenden ruft zum Olymp empor, und Jupiter sendet Hülfe:

„Wer ist diese Göttin im rosichten Schimmer?
O, weile sie freundlich! O, schwinde sie nimmer! —
Wie aber, mit dreifach verschlungenem Band
Umringt eine Schlange die göttliche Hand? —
Doch ist wohl nicht feindlich
Im Zischen ihr Sinn,
Sie neigt ja so freundlich
Zur Gottin sich hin,
Dann schaut sie zurück
Zum goldnen Mahle
In goldener Schale,
Mit sinnendem Blick.
O, nennet,
Wer kennet
Die hehre Gestalt
Voll Himmelsgewalt?" —

Hygea ist es; sie führt die Leidenden in die Natur hinaus, die ihre Leiden schuf, aber auch die Mittel dagegen bietet.

Es schlummern viel Blüthen im lachenden Hain,
Es duften viel Kräuter am grünenden Rain,
Es blühen viel Blumen auf sonniger Au,
Sie prangen im perlenden Frühlingsthau.
Doch sollen sie bloß die Augen erfreun,
Und summenden Bienen Nektar verleihn?
Nur blühn sie des Mädchens farbigen Kranz?
Den Schmetterling nähren beim flatternden Tanz?
Nein, höhere Kraft ist ihnen gegeben,
Heilbringend zu wecken das sterbende Leben!

Dort unten seht ihr im friedlichen Thal,
Den Quell aufhüpfen mit sprudelndem Stral.
Wie reiner Krystall, so heiter und hell,
Entwallet dem Boden der lautere Quell.
Dort kühlet der Pilger den brennenden Sinn,
Es eilet die lechzende Heerde dahin;
Sie suchen nur Kühlung, doch Leben verheißt
Des Bornes ewig brausender Geist.
Drum, wollt ihr dem Geist'gen das Kühle gesellen,
So schöpfet aus diesen heiligen Quellen!

Jetzt folgen Schilderungen mannigfachen Leidens, die aber zu ausgeführt sind, um ganz aufgenommen zu werden, und zu gelungen, als daß ich sie zerstückeln möchte:

Und die Göttin wallet durch die Hütten,
Wie durch stolze Fürstensäle hin,
Freude folget ihr auf allen Schritten,
Schöner reicher Segen ihr Gewinn.
Von dem Auge des erstaunten Blinden
Hebt sie leise weg den schwarzen Flor;
Hemmet sanft der Jungfrau mattes Schwinden,
Lockt der Wangen Rose neu hervor;
Führet aus dem Fernreich der Träume
Den Verirrten zu sich selbst zurück;
Und erstickt des Fiebers gift'ge Keime,
Und verscheucht des Schmerzes wilden Blick.

Der Dichter schließt mit einem Aufruf zur Verehrung der Göttin, und mit dem Gelübde ihr sein Leben zu weihn.

Was läßt sich einer solchen Dichtung beifügen, als: Da steht es, das schöne Zeugniß, daß der Sinn für höhere, wahre Poesie noch nicht überall erloschen ist; oder vielmehr, daß sie anfängt neu aufzublühen.

Theurung. Handelssperre. Wucher. Mangel.

(Schluß.)

Man muß der Worte Bedeutung nicht verwechseln, und nicht von Mangel sprechen, da jedes Bedürfniß noch leicht befriedigt wird, da alle Eßwaaren, z. B. Fleisch, Reis u. s. w. sogar wohlfeil sind. — Fürchtet man, daß der Vorrath nicht zureiche, so vergrößere man ihn. Wie viel ist gewonnen, wenn er nur um ein Viertheil vergrößert wird? Und wie leicht wäre dies? Wer anderes als Brodt genießen kann, versage sich das Ueberflüssige im Gebrauch desselben. Wenn die mittlern und höhern Stände statt des Brodtes mehr Reis, statt der Kartoffeln etwa Kastanien *) und andere Gemüse genießen wollten, so würde sich der Mehlvorrath für die Armen bedeutend mehren, und wenn man in Deutschland den Luxus an Pferden u. s. w. in diesem Jahre verringerte, so bliebe der Vorrath, den diese verzehren, einer großen Anzahl Armen aufbehalten. Man hat es so schön gefunden, daß der edle König von Würtemberg eine Menagerie verkaufte, um die für ihre Erhaltung bestimmten Vorräthe den Armen zu bewahren; warum ahmt man denn seinem Beispiele nicht nach, da diese Nachahmung für viele Tausende ein Freudenfest seyn müßte? — Man lasse sich nicht von alter Gewohnheit halten, und sey jetzt thätig, den Vorrath für Arme durch nahrhafte und wohlfeile Speisungsanstalten zu mehren, wie es dort und da bereits wohlthätig geschehen ist; man denke vorzüglich darauf, im nächsten Frühjahr Gewächse zu bauen, die bald reifen und zur Nahrung dienen können, als z. B frühreifende Wurzelgewächse u. dgl. Es ist selbst die Sache des Naturforschers, hier zu rathen. Und dann sey man so klug, den jährlich mehr überhand nehmenden Anbau von Luxusartikeln, als z. B. schlechten Tabaks und sauern Weins, zu beschränken.

Zum Schlusse erlaube ich mir noch ein Paar Worte über Getraidesperre und Wucher, Dinge, die Vielen gar schwer auf der Seele liegen, und den Kurzsichtigen gar sehr in Harnisch bringen. Wir tragen so gerne die Aussprüche der menschlichen Empfindung und der Moral ins Feld des Rechts und der Politik hinüber, wo wir nicht über uns selbst zu richten haben, und möchten gerne den des Verbrechens anklagen, der hier eine Waare hat, (jetzt sein Eigenthum und Vermögen,) und sie zu einem bestimmten Preise jedem abtritt, daß er dem Armen sie nicht wohlfeiler gebe, also nicht einen Theil seines Vermögens abtrete; während wir, vielleicht reicher noch, dabei stehen, und uns gar nicht nach solchem Edelmuth, etwa dem Armen zu geben, was jener verlangt, gelüstet. Getraidehandel ist so rechtlich, als jeder andere, wohl auch so nothwendig; die Begriffe des Luxus und des Bedürfnisses, wonach man ihn abwägen will, sind Sophismen; Monopol aber ist hier, wie überall, schädlich, und Uebervortheilung oder Uebertheurung hier, wie überall, entehrend und verbrecherisch.

Getraidesperre ist, wie die Erfahrung überall lehrt, unpolitisch und gegen alle Regel der

*) Der Verfasser spricht aus dem südlichen Deutschlands. D. Herausg.

Staatswirthſchaft. Sie erzeugt Theurung vor dem Mangel, und hilft letzterm nicht ab: ihre erſten Folgen ſind Betrug und Schleichhandel, und die im gemeinen Leben läſtigſten Beengungen. Sie iſt deſto nachtheiliger, je kleiner die Staaten ſind, die ſie verordnen: das beherzigenſte Beiſpiel geben in dieſem Jahre die Kantone der Schweiz. Iſt aber Getraidesperre durch Mangel nöthig gemacht, gilt es die Erhaltung des Lebens der Bürger eines Staates, ſo höre Politik auf, Geſetz zu ſeyn, und die nachbarlichen Verhältniſſe, in denen ein Staat zum andern ſteht, begründen keine Rechte auf Unterſtützung; es ſteht Menſch gegen Menſch, und es iſt Tugend der Menſchlichkeit, wenn ein Staat ſich entzieht, womit er des andern Leiden mildert. Daraus beantworte ich mir auch die Frage, die lehthin ein Schriftſteller aufgeſtellt hat: „Dürfen Deutſche Staaten gegen Deutſche, und zwar verbündete Staaten, bei eintretendem Kornmangel ſperren?“ Pf.

Mancherlei.

„Aber welches iſt denn nun eigentlich das Weſentliche der Literatur, die Schriftſtellerei oder der Buchhandel?“ fragte jemand der an dunkeln Begriffen leidet, einen andern, der ſo ziemlich helle zu haben pflegt. Dieſer antwortete: „Sehn Sie den bemühten Kopf der dort im Fenſter liegt? Der Kopf iſt der Schriftſtellerei zu vergleichen, der Buchhandel der Mühe. Ohne ſie wär' er immer noch ein Kopf, aber er würde wahrſcheinlich feieren und ſich aus dem Fenſter zurückziehn; ohne ihn, wäre ſie eine — leere Mühe. Das aber hervorzubringen was wir ſehn, einen bemühten Kopf, dazu gehören beide nothwendig.“

Anekdote.

Ein Schriftſteller der nicht von geſtern oder vorgeſtern iſt, ſchalt vor Kurzem in einer Geſellſchaft bis zur Ungerechtigkeit, heftig über die Ausartung und die Leerheit der jetzigen ſchönen Literatur. Ein Freund, der den Umſtand kannte, daß er ſeine eignen frühern Schriften nicht ſelbſt beſaß, und für ſie auch faſt kein Gedächtniß hatte, widerſprach ihm, und ladete ihn zu ſich ein, um ihm Sachen vorzulegen, die gewiß ſeinen Beifall haben würden. Der Tadler kam. Sein Freund bat um Verzeihung, daß er ihn einen Augenblick allein laſſen müſſe, und reichte ihm zum Zeitvertreib ein Buch, das gerade auf dem Tiſche lag. Er ſchlug das Titelblatt auf und ſchüttelte den Kopf, als er die Jahreszahl 1816 ſah, indeß fing er an zu leſen, las und las mit immer ſteigender Theilnahme, die ſo groß wurde, daß er ſich ſelbſt durch die Rückkehr ſeines Freundes und einiger Gäſte nicht ſtören ließ. „Nun, fragte ihn der erſte endlich, was ſagen Sie zu dem Schriftſteller?“ — Das iſt mein Mann! rief er aus. Einige Unreife des Plans und der Urtheile abgerechnet, und einige Fehlgriffe: welche tiefe Blicke hat er in das menſchliche Herz gethan! Es iſt mir immer, als wenn er aus dem meinigen ſpräche. Welche Wahrheit in den Darſtellungen! Ich möchte immer ausrufen: So iſt's! Ich hab' es ſelbſt geſehen! — „Es iſt mir ein kleines Unglück mit dem Buch widerfahren, ſagte ſein Freund. Man hat ein unrichtiges Titelblatt hineingeklebt. Hier iſt der wahre.“ — Es war eine Schrift, die der Leſende ſelbſt vor funfzehn Jahren herausgegeben hatte. Er ſtimmte herzlich in das Lachen der Geſellſchaft ein, ſetzte aber hinzu: „Geſtehn Sie nur: ſo würd' es nicht allen gehn! Wenn man dem und dem ihre Lobreden auf den und den zu leſen gäbe, ohne daß ſie ſich's erinnerten, ſie ſelbſt geſchrieben zu haben, würden ſie nicht in jedem Augenblick rufen: Der Menſch lügt wie eine — —!“ Er war ſogar wohlgemuth genug bei dem Vorgange, ihn ſelbſt zu erzählen. B.

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

Ueber Baierns Politik, beſonders unter der gegenwärtigen Regierung. 1816. — „Ein anderes iſt's, das Haus bewahren; ein anderes, dem Nachbar in die Wake fahren! ſprach der Hausherr, und Packan liegt an der Kette.“ Dies litthauiſche Sprüchwort ſchreibt dem Referenten immer vor, als er dies Büchelchen las. Der Verfaſſer meint es recht ernſtlich damit, Baiern zu vertheidigen, und man muß geſtehen, daß es mit großer Lebendigkeit geſchieht, aber — war es denn durchaus dabei nothwendig, andern Höfen Bitterkeiten zu ſagen? — wozu der Verfaſſer bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts hinaufgeht, und weiter. Der Hauptzweck für den er zu kämpfen ſcheint, iſt, daß Baiern das Recht habe, nicht zu dem übrigen Deutſchland zu gehören, was ihm denn doch eben nicht zu wünſchen wäre.

Ein Lob gebühret indeß dieſer Schrift: ſie bringt wenigſtens auf, und reizt als doch irgend etwas. Das iſt mehr als man den meiſten jener langweiligen metaphyſiſchen, juriſtiſchen, ſtä-

tischen, auch moralistischen Deduktionen, auch wohl gar sentimentalen Schul-Chrien nachrühmen kann, die hier und da in Deutschland zuweilen als Staatsschriften in Umlauf gesetzt werden, und Lob erndten von allen denjenigen, die etwa eben so würden geschrieben haben, übrigens aber das Publikum unbewegt und ohne Ueberzeugung entlassen. Manche konnen vor lauter Gelehrsamkeit und Spekulation gar nicht dahin kommen zu wissen, wovon eigentlich die Rede ist; andre glauben, sie müssen entfalten, welche schulgerechte Perioden sie zu flechten lernten; wieder andre wollen Wunder thun, mit Grobheiten oder „Juchhey!“ Doch — ich breche ab, um das an einem andern Orte vielleicht weiter auszuführen.

Vermischte Nachrichten.

Die Gaz. de Fr. sagt: ein Mann der zu seiner Ackerbau-Gesellschaft gehoren soll, hat ein Mittel gefunden, die Getraidevorräthe statt sieben Monate, wenigstens auf acht hinreichen zu lassen; und zwar verdankt er dieß Mittel nicht langem Nachdenken, sondern einem Gespräch von fünf Minuten mit seiner Haushälterin. Sein Geheimniß besteht darin: Thut im Großen, was gute Wirthe in ihrem Hauswesen im Kleinen thun: sorgt dafür, daß nicht frisches Brodt, sondern immer nur gestriges gegessen wird. Dann verzehrt man ein Viertel weniger. Die Gaz. de Fr. beruft sich darauf, daß man im Winter 1799 auf 1800 diese Maaßregel in England durch einen Parlamentsbeschluß einführte, und einen glücklichen Erfolg erlangte.

— In London ist ein Zweig der Dieberei in Uebung, den man in andern Ländern glücklicher Weise noch nicht kennt. Leute, die man Auferstehungs-Männer nennt, stehlen begrabne Leichname aus den Kirchhofen. Zu welchem Zweck? ist schwer zu errath'n, da die Anatomen doch nicht so viel todte Korper brauchen, daß sich eine eigne Klasse von Dieben dafür bilden konnte. Vor Kurzem war ein Grenadier von beinahe 7 Fuß Länge begraben worden. Der Aufseher des Kirchhofes befestigte ein Selbstgeschoß an dem Grabe, horte es in der Nacht losgehen, und fand bei dem Grabe einen durchschossenen Hut. Der ihn trug, war vermuthlich selbst als Leiche fortgetragen worden.

— Es soll eine Korrespondenz Buonaparten's mit Europa entdeckt, und der Unterhändler dabei, Las Casas, arretirt seyn. Das ministerielle Blatt The Courier findet es absurd und toll, daß B. eine solche Korrespondenz unterhielt. „Wie konnte er glauben, sagt der Courier, wir würden es leiden, daß er das Gefängniß lebendig verließe.“ Hat man denn in einem Lande das unter Englischen Gesetzen steht, das Recht, jemand ohne Urtheil das Leben zu nehmen? —

— In Konigsberg ist die Verordnung ergangen, daß der Nachlaß eines jeden Armen, der aus den offentlichen Fonds Unterstützung erhielt, der Armenkasse zufallen soll. Doch wohl nur wenn er keine unversorgten Kinder oder nahe, ihm theure Verwandte hat. Warum sollte man ihm die Freude rauben, sich für seine Lieben etwas vom Munde zu sparen? Warum diesen die wohl immer nur ärmliche Erbschaft, deren sie vielleicht sehr bedürfen?

— In Berlin erscheint ein Unterhaltungsblatt, Hesperus, das in Norddeutschland fast gar nicht bekannt ist, auch wohl überhaupt noch wenig Aufsehen gemacht hat. Jetzt haben der Herausgeber und der Verleger ein neues Mittel ergriffen: sie haben einen Preis von 900 Gulden W. W. für denjenigen ausgesetzt, der im laufenden Jahr entweder den wichtigsten, interessantesten, gemeinnützigsten oder lehrreichsten Original-Aufsatz liefert, oder — und nun folgen so viel und so mannigfaltige Oder nach einander, daß man wohl sieht, sie wollen daß recht Viele, in allen möglichen Fächern und Weisen, recht eifrig für ihre Schrift arbeiten, und so ihnen für die 900 G. vielleicht notausend erwerben sollen.

— Es hat Jemand in einer eigenen Schrift zu beweisen gesucht, daß jeder der von seiner Religion, oder vielmehr Confession zu einer andern übertritt, wahnsinnig ist. Das ist wohl zu viel behauptet: aber kalte Berechner des Merkantilischen, Gewinnsüchtige sind die meisten gewiß, die es thun.

Weimar, den 4ten Februar 1817.

Das Ende des Jenners und der Anfang des Februars haben die verschiedenartigsten Feste herbeigeführt. Der Politiker konnte sich an der Eröffnung des Landtags, der Kunstfreund an den Darstellungen von Gemälden durch einige Personen des Hofes, und der Philantrop an dem Festtage und der Ausstellung der Arbeiten des Falkschen Instituts ergetzen. Ich hoffte, auch die Bühne würde nicht unthätig seyn, und wenigstens die eintretenden Geburtsfeste von Gliedern der großherzoglichen Familie feiern, allein davon war weder Pro- noch Epilog zu horen, trotz der vielen Dichter mit und ohne Beruf, die hier leben.

Falk, von dem sonst Literaten und kunstsinnige Damen sprachen, von dem reden jetzt die Bettler im ganzen Lande, und werden noch lange von ihm reden. Die Verständigen sagen, er sey ein Schwärmer geworden, und sie haben Recht, weil sie die heilige Aufopferung seiner selbst nicht fassen, mit der er Bettelkinder dem Galgen, dem sie heimfallen müßten, objagt; der Mann, der mit seinen bekannten Talenten die lieblichsten Lebensfreuden sich erringen konnte. In dem verhängnißvollen Sommer 1815, als das Sachsenland von Freund und Feind verheert wurde, drang die Noth der Verlassenen zu seinem Herzen; er selbst verlor in einem Monat vier blühende Kinder, doch hat er, wie er sagt, „obwohl mit ausgeweintem Auge und Herzen, darum das Vertrauen und die Freudigkeit zu seinem Gott nicht verloren, sondern ist daran gewesen, sich und andere zu ermuntern mit Beflügelung, Rath und That.“ So legte er den ersten Grundstein zur Gesellschaft der Freunde in der Noth, die verwilderten und verlassenen Kindern zur Erlernung von nützlichen Gewerben behülflich sind, eine Sonntags- und eine Näh-, Spinn- und Strickschule errichtet hat, so viele Familien tröstet, und eine schöne Saat für eine bessere Zukunft streut. Falk, der belebende Geist dieser Anstalt, lebt ihr mit der edelsten Hinopferung; seine Thüre ist vom Morgen bis zum Abend mit Bettlern umlagert, die bei ihm Hülfe suchen und finden. Am 30. Jan. ward eine Ausstellung der von den Kindern dieser Anstalt verfertigten Arbeiten auf dem Stadthause veranstaltet. Morgens zogen die Kinder zur Kirche; der Nachmittag gehörte ihnen zu freudiger Ergetzung. — Hochst merkwürdig für den Psychologen sind die Notizen, die in dem diesjährigen Programe über das Leben der durch die Anstalt erzogenen Kinder mitgetheilt sind. Ich will nur eine Stelle ausheben.

(Der Schluß folgt.)

1817. Nro. 120.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Montag, den 17ten Februar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Zweites Fragment aus der Jugendgeſchichte eines ſehr geſchätzten Dichters.

(Fortſetzung.)

Die Mönche bemerkten indeſſen bald und mit Abſcheu die neue große Veränderung, die in mir vorgegangen war. Das Auge der Inquiſition lauſchte. Mein Freund hatte mir auf geheimen Wegen einige neuere philoſophiſche Schriften zukommen laſſen. Eines Tages überfiel mich der ſchleichende Inquiſitor bei der verbotnen Lektüre, und in einer halben Stunde war meine kleine Bibliothek geplündert. Ein einziges Bändchen, „Kant's kleinere Schriften," konnte ich allein vor den Händen des Räubers retten. Da ich einmal verrathen war, lag mir jetzt die Inquiſition immer vor der Thür. Nur in ſpäten Stunden der Nacht, und ängſtlich, wie mit einem beſchwornen böſem Geiſte, durfte ich mit dem mir übrig gebliebenen philoſophiſchem Freunde konverſiren. Meine Lage wurde ſo peinlich als möglich, und was dem Kloſter noch zu einem wahren Kerker des Geiſtes fehlte, das nahm es jetzt für mich an.

Ich hatte niemand gegen den ich mein bedrängtes Herz eröffnen konnte, als meinen aufgeklärten entfernten Freund. Ihm ſchrieb ich, und malte ihm meine Verzweiflung. Lange harrt' ich vergebens auf Antwort und Troſt. Ich wurde unruhig, bange Ahnungen zogen vor mir auf. Um mich zu überzeugen, wollte ich mich zu einem zweiten Briefe hinſetzen. In dieſem Augenblick tritt ein Mönch zu meiner Thür herein, der Befehl hatte, mir auf der Stelle alle Schreibmaterialien hinweg zu nehmen. Jetzt löste ſich mir das bange Räthſel ſchrecklich auf. Man hatte meinen Brief aufgefangen. Ich zitterte vor der Bosheit und Rache der Mönche, und entſchloß mich, zu entfliehn.

Im Stillen machte ich die Anſtalten dazu. Ich ſuchte vor allem einen geheimen Weg nach außen, da die gewöhnliche Straße den Flüchtling verrathen hätte. Die Kloſtermauren ſchien hier und da beſchädigt, und verſprach mit einiger Nachhülfe eine Lücke, durch die zu entfliehn wäre. Aber ich hatte es ſchon an vielen Stellen vergebens verſucht. Ueberdies waren dieſe Verſuche mit tauſend Gefahren verbunden, und mußten bei nächtlicher Weile geſchehn, wenn das Kloſter ſchlief. Am Tage ſpähete mein Auge aus meiner Zelle, bei Nacht prüften meine Hände im Dunkel die von fern entdeckten und bezeichneten Stellen der Hoffnung. Aber ich fand die Mauer allenthalben unbarmherzig, wie das Gelübde, und kehrte immer wieder unverrichteter Sache am Morgen traurig in meine Zelle zurück.

Bis hieher zeigte ſich kein Verdacht gegen mich und meine Abſicht. Jetzt aber kroch das Geſpenſt aus ſeiner Höle und verfolgte meine Spur. Als

ich in der folgenden Nacht meine Untersuchungen an der Mauer fortsetzte, und eben im Begriff war einen großen Stein auszubrechen, kam aus der Ferne eine dunkle Gestalt gerade auf mich. Kaum schützte mich noch ein halbnackter Busch, in den ich floh, vor dem Auge des nahenden Verräthers. Alles trieb mich von hinten mit Gefahr und Schrecken, und alles widerstand vorwärts mit unüberwindlichen Schwierigkeiten.

Ich hatte jetzt alle Hoffnung aufgegeben, einen Paß durch die Mauer zu finden. Ueber sie zu kommen war wegen ihrer ungeheuren Höhe und des gänzlichen Mangels an Hülfsmitteln eben so unmöglich. Ein alter bemooster, in die Mauer eingebauter Thurm, der ehemals eine kriegerische Bestimmung hatte, und die geheimen Anfälle des damals in dieser Gegend hausenden räuberischen Adels zu beobachten diente, war meine letzte schwache Hoffnung. Ich konnte mich von seiner Höhe vermittelst eines langen Seils herablassen. Aber wie hinauf kommen? Seine Treppen waren längst abgefallen. Ich mußte mir einen eignen Weg auf seine Höhe zu bahnen suchen. Zwei Nächte gingen fruchtlos vorbei. Ich kam von dem vergeblichen Hin- und Herklettern ermattet und mit blutigen Händen zurück. In der dritten Nacht endlich gelang es mit Hülfe einer großen Stange, die ich an die Mauer legte. Ich erreichte die Höhe, fiel auf meine Knie, und hob die Hände dankend gegen den gestirnten Himmel hinauf, aus dem mir tausend Engel Glück zu wünschen schienen.

Zum erstenmal kehrte ich wieder froh in meine dunkle Zelle zurück, die ich jetzt bald auf immer verlassen wollte. Ich packte meinen irdischen Bündel, und freute mich in der Vorstellung, wie leicht ich ihn davon tragen würde. Ach, ich ahnete nicht, welche drückende Lasten mir das Schicksal aufhäufen würde. — Nach dem dritten Tage seit der Entdeckung der Thurmpassage, wollte ich zur Nachtzeit entfliehn.

In diesen bangen letzten Tagen trat manchmal die Gefahr meines vorgesetzten Schrittes in einer ungeheuern Gestalt mit allem ihren Grausen vor meine Seele. Meine Brust pochte mit bangen Ahnungen, wenn ich an den dumpfen tiefen Kerkern vorüberging, um die mir noch die traurigen Geister der Unglücklichen zu schweben schienen, die an diesen schrecklichen Oertern einen mißlungenen Schritt mit den grausamsten Martern und durch einen langen frühzeitigen Tod abbüßen mußten. Aber diese Momente der Kleinmüthigkeit gingen schnell an meiner Seele vorüber. Die Freiheit wehte mich fern her über die Mauern mit immer neuem Muthe an, wie ein Götterathem.

„Ich will meinem gelobten Lande entgegenfliehn, rief ich begeistert, und sollt' ich auf dem Wege dahin sterben.“ — Ein schöner freundlicher Traum, der mir in der letzten Zeit immer wiederkehrend über den Mauern erschien, wie ein Engel des Trostes, trug auch das Seinige treulich dazu bei, meinen Muth mit frischer schöner Hoffnung zu beleben. Mir träumte, ich wäre glücklich aus dem Kloster entflohn, unterwegs aber in die Hände meiner Verfolger gefallen, und eine unsichtbare Hand (ein junges Mädchen,) hätte mich im Dunkel ergriffen und wunderbar gerettet. Das Bild dieses weiblichen Schutzgeistes stand noch lebendig in allen seinen Zügen vor meinem Auge, und ich betrachtete den Engel stundenlang mit wahrer Schwärmerei.

Unter ähnlichen abwechselnden Zuständen der Furcht und Hoffnung, erschien endlich mit ihrem dunkeln Schicksal die letzte Nacht, unter deren Schutz ich entfliehn wollte.

Es war am 24sten des Märzmonats 1794 Nachts gegen 9 Uhr. Der Mond stand am Himmel. Alles war still im Garten. Ferner hörte man das Rauschen eines Flusses, und die Mönche beteten in der Kirche ihren Chor. Ich schlich, meinen Bündel und einige weibliche Kleider unter dem Habit, mit pochendem Herzen durch den Garten meinem vertrauten Thurm entgegen, um den schon der Vogel der Nacht schwirrte. — Ich hatt' ihn erreicht, lauschte noch einmal umher, und warf jetzt die klösterliche Marke, mit jedem Stück erleichtert an Leib und Seele, ab. — Ich lauschte wieder, und glaubte einen Tritt gegen die Gartenthür her kommen zu hören. — Alle Pulse stockten in meinen Adern. Ich zog in der Geschwindigkeit meine Mönchsinsignien nach mir in den dunkeln Thurm. Der Tritt war wieder in der Ferne verschwunden. Ich hing mir jetzt die weibliche Kleidung an, und schwang mich an meiner Stange über die traurige Erde leicht hinweg auf die Höhe des Thurms.

Eben ging die Orgel in der Kirche zu dem Salve regina, das zu mir herüber drang. Eine geheime Wehmuth sank mit diesen Tönen auf meine Seele. Ich glaubte die Stimme der Geliebten, meiner Eltern, Freunde und Geschwister zu hören, wie sie mich hinrend zurückriefen. Ueberwältigt sank ich auf meine Knie und weinte muthlos.

Als das heilige Lied verſtummte, und der geheime Zauber der mich bannte, nachließ, kehrte auch der entflohne Muth wieder in meine Seele mit ſeinen kühnen Geiſtern zurück. Ich befeſtigte jetzt das Seil, womit ich mich verſehn hatte, an einem innern Balken, und ließ es ſegnend durch das Loch hinab. Mein Körper drängte ſich durch die Oeffnung nach, um an dem hanfenen Ableiter mit den Händen ſchnell hinunter zu fahren. Aber kaum hing ich in freier Luft, als das Seil riß, und ich mit einem Schwindel hinabſtürzte.

(Der Schluß folgt.)

Der Jüngling.

Wo iſt der Weg zu Ehren und Ruhme?
Fern oder nah, wo find' ich ihn?
Blüht auch nur eine glänzende Blume,
Mir muß ſie werden die einzige blühn!
Führet er hin durch brauſende Fluthen,
Stürz' ich den ſchwarzen Strudel hinab!
Muß ich bekämpfen flammende Gluthen,
Theil' ich ſie ſchnell mit muthigem Stab!
Soll ich mich ſchwingen hoch in die Lüfte,
Leicht wie der Vogel flieg' ich empor!
Ja, in der Erde nächtliche Grüfte
Steig' ich und hebe mich wieder hervor!

* o *

Ruhig, Jüngling mit den Flammenaugen!
Ruhig, Jüngling mit dem hohen Muth!
Ach, du magſt für andre Welten taugen,
Doch in dieſer bänd'ge deine Gluth.
Bändige die Gluth, eh' ſie verglimmet,
Sie verglimmet ſonſt nur allzufrüh;
Schnell genug wird ſie herabgeſtimmet,
Sie verlischt, du weißt es ſelbſt nicht, wie. —
Nicht durch Flammen, nicht durch Waſſerwogen,
Durch den Aether und durch Gräber nicht
Sind die rauhen Pfade hingezogen,
Wo der Ruhm die Strahlenkränze flicht;
Aber Labyrinthe zu durchiren,
Wo kein Gott dir einen Faden leiht,
Aber Schlangenknoten zu entwirren,
Dazu halte deinen Muth bereit! —

Die Goldblume.

(Eine Perſiſche Sage.)

Auf des Libanons waldigen Höhen
Blüht an der Cedern mächtigem Fuß
Eine Blume, nur ſelten zu ſehen:
Das iſt der Götter heiliger Schluß.
Still um Mitternacht,
Wenn kein Lauſcher wacht,
Blüht ſie mit glänzendem hellen Schein,
Doch nur für jüngſte Mädchen allein.

Herrliche Kraft vereint dieſe Blume,
Jede Krankheit heilet ſie ſchnell;
Doch, den Weiſen zu wenigem Ruhme,
Nur für die Mädchen blühet ſie hell.
Aber ergetzein
Muß die Jungfrau ſeyn,
Rein wie die Perl' am Meeresſtrand,
Rein wie das Gold im ſchimmernden Sand.

Wunder, o Wunder vermag dieſe Pflanze!
(Kennt man ein Gleiches im mächtigen All?)
Wandelt in Gold mit blendendem Glanze
Jedes gemeine rohe Metall!
Aber ſchneller Tod
Jedem Mädchen droht,
Wenn ſie der Blume Schimmer erreicht,
Und nicht ihr Leben der Perle gleicht!

Aug. Kuge.

Neuigkeiten.

Vermiſchte Nachrichten.

In einer Volksſchrift, die ſich mit der Reinigung der Deutſchen Sprache beſchäftigt, ſtand kürzlich, die Deutſche Sprache habe manches „von Säften geliehen," ſtatt entlehnt. Ehe man das Fremde aus der Sprache verbannt, ſollte man nicht dahin zu wirken ſuchen, daß das Einheimiſche richtig gebraucht werde? (Eingel.)

— Das Morn. Chr. bezeigt Erſtaunen, daß nirgend öffentlich darüber geſprochen worden, daß die Magnetnadel, die ſeit 160 Jahr immer mehr weſtlich abwich, ſich jetzt dem Norden wieder nähere. —

— Das Vergnügen an Glückbergen iſt in Paris ſo ſehr Mode, daß man ſogar bei einem Ball am 30. Jan. im Tanzſaal des Odeons dergleichen errichtet hatte. Die Muſik ſoll freilich von dem Gerumpel der gleitenden Fahrzeuge etwas gelitten haben: aber was thut das?

— Eine andre Erſcheinung, die mehr verdient nachgeahmt zu werden! Ein Dr. Chas hat ein dickes Buch geſchrieben „über die Souverainetat und die Unabhängigkeit der Konige;" aber er

hat einen Auszug davon bekannt gemacht, und verspricht, es nicht drucken zu lassen, wenn man ihm zeigt, daß es überflüs- sige (schon bekannte) Wahrheiten, oder Irrthümer enthalte. Wenn das Verfahren von allen, besonders politischen Schriftstellern be- obachtet würde: wie viel Ueberflüssiges würde dem Publikum erspart!

Aus Padua. Diese ganze Stadt scheint eine Akademie zu werden; alles beschäftigt sich hier mit Philosophie und Litera- tur; Zeno's und Plato's Lehren finden allgemeinen Beifall bei den Damen, zu großem Verdruß der Anhänger Epikur's, die sich aber vielleicht heimlich schadlos halten. Zwei (schöne?) Schwe- stern, Aurelia und Rosina Bellafonte, erwecken allgemeine Be- wunderung durch die Lebhaftigkeit ihrer Phantasie, den Zauber ihres Geistes und ihre Gelehrsamkeit. Vor Kurzem lasen sie vor einer gelehrten Versammlung, zu großem Erstaunen derselben, Bodoni's Vaterunser in 157 Sprachen ab. (Richtig?) Sie ha- ben verschiedne neue Auflösungen von Problemen gefunden. Eine dritte Dame, Amalie, hat eine Lateinische, sehr merkwürdige Notiz über Livius bekannt gemacht. Alle drei improvisiren in verschiedenen Sprachen mit Geist und Anmuth. — —

— In Norwegen ist eine Verordnung erlassen über die Ei- genschaften, ohne welche man nicht Kaufmann werden darf. Darunter gehört auch, daß man deutlich schreiben könne.

— Das Journal de Paris sagt, die Weinhändler hätten eine Deputation an den Magnetiseur Abbé Faria geschickt, um zu erfahren, ob sie Vorräthe einkaufen sollten. Er habe mit höchstem Ernst erklärt: In diesem Jahr würde eine vortreffliche Weinlese seyn, wenn keine Nachtfröste oder andre unvorher- gesehene Zufälle eintraten.

— Das Theater Feydeau, das sich durchaus von der Ver- bindlichkeit gegen die Schriftsteller losmachen will, hat einige Gelehrte aufgefordert, es zu unterstützen.

— Zu Bordeaux ist man sehr aufgebracht gegen Hn. Jouy, daß er die Sitten dieser Stadt falsch geschildert hat. „Von Gaskognern der Aufschneiderei bezüchtigt zu werden ist hart, sagt ein Franz. Blatt. Der Autor kann sich allenfalls mit dem Ein- fluß der Gegend entschuldigen, von der er sprach.'

— Der König von Frankreich giebt zur Wiederbelebung des Journal des savans jährlich Achttausend Frcs. Dergleichen Maaßregeln waren es, wodurch Ludwig der Vierzehnte dahin gelangte, Frankreich durch seine Literatur, jene Geistesüberlegenheit über das ganze übrige Europa zu verschaffen, die so lange dau- erte und so große politische Folgen hatte.

— Die „allgem. Zeitung" sagt, man spreche davon, daß Berlin eine eigne Literatur-Zeitung erhalten werde. Möge es gegründet seyn! Gerade jetzt wäre ein sehr vortheilhafter Zeit- punkt dazu, da die Wiener Literatur-Zeitung, aus Mangel an Unterstützung, mit Anfang dieses Jahres aufhören mußte. Aber das literarische Tribunal Berlin's müßte auch durchaus darauf eingerichtet werden, die oberste literarische Autorität an sich zu nehmen, und mit starker Hand zu bewahren. Der erste, unnachläßliche Schritt dazu wäre, daß sie in keinem Punkt je- nen Blättern nachgeahmt wäre, die aus den hohen Schulen gewisser Landstädte Deutschlands ihre Orakelsprüche in die Welt senden; sie müßte sie in jedem Punkte so weit überbieten, daß von keinem Wettstreit mehr die Rede wäre *).

Weimar, den 4ten Februar 1817.

(Schluß.)

„Maria Malkomus, ein siebenjähriges Vagabondenkind, un- serer Anstalt aus dem Criminal übergeben. Dies Kind hat von Natur etwas Wildes und Verschüchtertes. An das Sitzen auf einem Stuhl konnte sich dies Kind lange nicht gewöhnen. Das freie Leben im Holz, das sie daselbst zwischen Wildkälbern und Kohlerhütten geführt hat, wirkt noch immer, wie ein Zau- ber, auf sie ein. Eines Tags, als sie von ihrer Pflegemutter gestraft werden sollte, entsprang sie fast unbekleidet, schnell wie ein Wiesel. Erst am Ettersberg wurde sie eingeholt und be- fragt: wo sie hin gewollt? Sie gab zur Antwort: „Zu meiner Mutter ins Holz."

Am 2. Febr. wurden die diesjährigen Sitzungen des Landtags feierlich eröffnet. Der Staatsminister von Fritsch sprach in der Eröffnungsrede die herrlichsten und frei- sinnigsten Grundsätze aus. — — — — Die Gegen- stände der Berathung sollen diesmal seyn: die Verbesserung der Landstraßen, um den Armen Gelegenheit zum Verdienen zu ge- ben; Verbesserung der Landschulen, der Studienanstalten und der Universität Jena; die Einführung des Baierischen Criminalgesetz- buches; die Errichtung von Zucht- und Arbeitshäusern; die Auf- lösung der stehenden Truppen, an deren Stelle die allgemeine Landesbewaffnung eingeführt werden soll, u. s. w. — Der Oberst und Landrath Freiherr von Linker trat im Namen der versammelten Stände auf, und sprach ihre Gesinnungen aus, den landesväterlichen Wünschen nach allen Kräften zu ent- sprechen.

Abends wurden im Schlosse Bilder-Scenen aufge- führt. — Die dargestellten drei Hauptbilder waren: die Tugenden, nach Raphael; Ahasverus und Esther, nach Poussin; und eine heilige Familie, nach Raphael. Die diese Bilder vorstellenden Figuren waren die ersten Damen des groß- herzogl. Hofes, z. B. die Gräfin von Egloffstein, Fr. v. Vitzthum, Fräulein v. Linker, Riedecker u. s. w.

— Vor Kurzem hat Hr. Regierungsrath Müller von Gerstenberg, der Verfasser der kaledonischen Erzählungen, eine neue Tragödie vollendet. Er las mit seinen Freunden dieselbe vor einigen Tagen im Schopenhauerschen Hause vor. Die Fabel ist in die Böhmische Geschichte übertragen, und das Fa- tum steckt in einem Ringe, der jede Person, die ihn trägt, un- glücklich macht. Man sagt, diese Dichtung enthalte viele gelun- gene Szenen, und die Diktion sey durchaus würdevoll und blü- hend.

Pf.

*) „Ob das möglich ist?" Es ist sehr leicht, da jene alle im Grunde nur Privatunternehmungen sind, sich alle von einer gewissen Kleinlichkeit der Rücksichten und Berechnungen gar nicht loswinden können. Der Verf. spricht nach langer, reifer Ueberlegung, da er sich einst, in Folge einer Auffor- derung vom Minister der Aufklärung in Rußland, Gra- fen Rasumowsky, mit dem Entwurf eines solchen Instituts für Rußland beschäftigte, der indeß, verschiedner Nebenum- stände halber, nicht ausgeführt wurde.

1817. Nro. 121

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Dienſtag, den 18ten Februar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Anzeige.

Der Waldmann. Ein abentheuerlicher Roman. Zwei Theile. Leipzig. 1817.

Abentheuerlich? Hm! Abentheuerliches ſchafft gerade nicht jeder, der will. Eine abentheuerliche Geſchichte iſt eine ſolche, in welcher der Zufall die Begebenheiten einleitet, fortbildet, endet; da nun aber in Kunſtwerken am wenigſten dem Zufall etwas überlaſſen werden darf, ſo folgt daraus, daß ein abentheuerlicher Roman ein ſolcher iſt, in welchem der Dichter den Anſchein der Zufälligkeit, planmäßig durchführt. Das auf eine unterhaltende, anziehende Weiſe zu thun, fordert viel Geiſt, Witz, Laune. — Fern ſey es von mir, dem Verfaſſer dieſe Eigenſchaften abzuſprechen, aber dieſe Erzählung da iſt eine langweilig ſentimentale Geſchichte, in dem precieuſe leichten Tone geſchrieben, den in Frankreich die alten Frauen in ihren Romanen anzuſtimmen pflegen, wenn ſie auf recht lehrreiche Weiſe jugendlich und verliebt thun wollen.

T.

*) Abentheuer, Fr. Aventure, Engl. adventure vom Lateiniſchen advenire.

Zweites Fragment aus der Jugendgeſchichte eines ſehr geſchätzten Dichters.

(Schluß.)

Die Erſchütterung meiner Nerven durch dieſen unglücklichen Sturz war ſo ſtark, daß mir beim Erwachen aus der erſten Betäubung, das Gedächtniß fehlte. Ich wußte nicht was zuletzt mit mir vorgegangen war, und erſtaunte als ich meine Augen öffnete, über meine Verſetzung an dieſen Ort. Doch bald kehrte mein Bewußtſeyn, wieder. Die Metamorphoſe meiner Kleider, mein Reiſebündel in der Nähe, der gefährliche Ort, — alles erinnerte mich mit heftigem Triebe an eine ſchnelle Flucht. Ich ſprang auf, ſank aber wieder auf den Boden nieder. Ich verſuchte es wieder, und es begegnete mir daſſelbe. Eine bange Ahnung fuhr über meine Seele hin. In demſelben Augenblick empfand ich einen Schmerz am rechten Fuß. Ich griff hin, und ein mächtiger Geſchwulſt kam mir entgegen. Der Knöchel war ausgebrochen. Ich erſchrak heftig über eine Entdeckung, die mir alle Hoffnung zu entfliehn nahm. Ein Geräuſch das ich jetzt innerhalb der Mauer an dem Thurme zu hören glaubte, trieb mich auf allen Vieren in ein nahes Gebüſch fort. Hier verkroch ich mich einen Augenblick, und lauſchte nach der Mauer hin. Das Geräuſch zog ſich indeſſen weiter gegen das

Kloſter zurück. Es trieb mich zu erfahren, ob meine Flucht verrathen ſey. Nah an der Kloſtermauer erhebt ſich ein waldigter Hügel, wo die alten Prälaten Wild hegten, und zu ihrer Luſt die Jagd aus dem Fenſter trieben. Auf der Höhe hat man die vollkommenſte Ausſicht über das Kloſter. Dahin entſchloß ich mich, trotz meines lahmen Fußes, den Weg zu nehmen, und begann den Kalvarien-Steig. Dornen und ſpitzige Steine zerriſſen um die Wette meine Hände. Ich ſank einigemal ermattet und in Schmerzen hin. — Der Hügel ſchien in die Höhe zu wachſen, und gar kein Ende zu nehmen, ſo ſehr ich eilte hinaufzukommen. Endlich langte ich erſchöpft auf dem Gipfel an, und blickte in den Garten hinab. Aber wer beſchreibt meinen Schrecken, als ich unten eine Menge Lichter erblickte, die, ſich immer vermehrend, wie Sterne aus der Nacht hervordrangen, und eilig auf dem Boden ſich durchkreuzten. Ich glaubte die Verrätherei aus tauſend feurigen Augen gegen mich heraufblitzen, und auf meiner Spur mir nacheilen zu ſehn.

Es war mir jetzt außer allem Zweifel, daß der immer wache Argus des Kloſters meine Flucht entdeckt, und den Weg und die Spuren derſelben gefunden habe, wobei meine verlaſſne Mönchsmaske, die ich aus dem Thurm innerhalb des Gartens hinabwarf, mir wohl den letzten böſen Dienſt geleiſtet haben konnte. Ich hörte ſchon von ferne die heraneilende zähnklirſchende Wuth mit Strick und Ketten, die dumpfen Töne des Kerkers, worin der Bundesbrüchige durch den Ausſpruch der alleinſeligmachenden Kirche verfaulen ſollte. Ich ſah im Geiſte alle die entſetzlichen Erfindungen einer barbariſchen Mönchsrache gegen mich gerichtet, zwiſchen der und mir nur ein kleiner Raum und eine ſchwache kurze Hoffnung lag. Aber auch dieſe mußte mir zuletzt noch verſchwinden. Ein Licht, das außer den Kloſtermauern durch die Dunkelheit auf mich zu kam, zeigte mir den Feind ganz in der Nähe. Ich ſchien jetzt ohne Rettung verloren; denn meinem verletzten Fuß konnte ich mich nicht anvertrauen, um zu entfliehn.

„Krümmt ſich doch der Wurm, den man tritt: warum ſollt' ich mein Leben nicht vertheidigen? Denn mein Leben iſt mir nichts mehr, nachdem ich die Freiheit verloren habe," ſagte ich zu mir ſelbſt, und richtete mich auf, indem ich das Meſſer zog. In dieſer verzweifelten Stellung erwartete ich nun gefaßt den herannahenden Verräther. Aber das wandelnde Licht blieb in einiger Entfernung von mir plötzlich wie gebannt in der Luft hängen, und rückte weder hin noch her.

Des Wartens müde, bis es meinem Verfolger gefallen würde, mich in meinem Hinterhalt aufzuſuchen, und von den zunehmenden Schmerzen meines Uebels getrieben, das dringend nach einem Arzte rief, kroch ich jetzt die andre öde Seite des Hügels hinab, und hinter mir verſank wie eine tiefe Hölle, die ihren feurigen Rachen gegen den Flüchtling aufſperrte, das Kloſter mit ſeinen Schrecken und Gräueln, und mit meiner Furcht und Bangigkeit. Die Nähe dieſes fürchterlichen Ortes ſchien mit einer geheimen lähmenden Kraft auf mein ganzes Weſen gewirkt zu haben. Denn als ich den Hügel hinab war, und der finſtre Ort mit ſeinen Thürmen hinter mir lag, wurde es mir um Vieles leichter, und ich trug mein ſchwer gehäuftes Elend mit mehr Muth und Kraft davon.

Ich hatte mir längſt eine kleine Marſchruthe ins Land der Freiheit gemacht, und blickte oft von den hohen Thürmen der Kirche hinaus, um mich für dieſen Schritt zu orientiren. Ein proteſtantiſches Dörfchen in der Ferne ſollte mein erſtes Aſyl werden. Denn auf katholiſchem Grund und Boden, wußte ich wohl, wäre jeder Stein zum Verräther an mir geworden; auch war es mir wohl bekannt, daß dem geiſtlichen Flüchtling von allen Seiten Steckbriefe folgen und voranellen, gleich dem gröbſten Verbrecher. Einen ſolchen Steck- und Urlasbrief trug ich unglücklicherweiſe ſelbſt auf meinem eigenen Kopfe mit mir fort. Jedermann erkannte auf dieſem die bezeichnende Scheere der Kloſterregel, die wenigſtens dem Auge eines Katholiken nur ſchwer zu verbergen war. Auſſerdem hatte noch die ganze umherliegende katholiſche Gegend eine nahe Kirchenbekanntſchaft mit dem entronnenen Beter, und jeder war verpflichtet dieſen zu ergreifen. Kurz, ich konnte mich vor den guttatholiſchen Herzen und Händen meiner frommen Religionsbrüder eben ſo wenig retten, als ein Weißer, der den Zähnen der Menſchenfreſſenden Wilden zu nahe kommt.

Nun war ich aber, von der Landſtraße in ein ganz fremdes Thal gewoſen, über mein proteſtantiſches Dörfchen, wohin ich meine Freiheit retten wollte, gänzlich desorientirt. Mein Auge blickte vergebens nach einem bekannten lettenden Zeichen nah und fern umher. Unweit von dem fremden Thale, in dem ich angekommen war, ſah' ich einen großen Wald in dicke Nacht gehüllt vor mir oben liegen. Ich nahm meinen Weg gegen ihn. —

Nachschrift des Herausgebers. So weit geht das Manuscript, das der Verfasser Freimund Reimar, vor achtzehn Jahren in Weimar für mich niederschrieb. Möchte es ihm gefallen, es für das Publikum fortzusetzen.

Reflexionen.

Originale wollen sie alle scheinen, und so machen sie dem leicht es zu seyn, der's nicht scheinen will.

Wie die Erde sich selbstisch um ihre Axe drehe, indem sie die Sonnenbahn durchwandelt, so lebt auch der Mensch ein doppeltes Leben, ein besonderes und ein allgemeines.

Wie deutlich spricht sich unsre eigne Vergänglichkeit darin aus, daß wir uns nichts ohne Anfang denken können.

Metaphysik ist eine forterbende Krankheit des menschlichen Geistes, — der Fluch des mit Schmerzen Gebährens.

Was die Quacksalber sind für den Leib, das sind die Moralisten für die Seele.

Gall's Schädellehre war ein chemisches Reagens, das uns die Natur des Zeitgeistes, und seine Bestandtheile kennen lehrte.

Dem Zorne muß man Sanftmuth entgegensetzen. Der Blitz fährt nur auf harte Körper herab, die weichen verschont er.

Das Hofleben ist ein Schachspiel ohne Rochen.

Wenn es Weiber giebt, die durch ihren Geist glänzen, was ist es mehr als das Leuchten des Bononischen Steines — im Dunkeln, was anders als das eingesogene Licht von der Sonne der Männlichkeit?

Der Ehrgeiz ist für die Seele, was der Hunger für den Leib.

Große Geister sind die Solospieler im Concerte der Welt, und ihre Cadencen unterbrechen den einförmigen Takt der Lebensmusik.

Es ist nichts lächerlicher, als — alles lächerlich zu finden.

Zwei sind die Wege des Lebens: sie werden bezeichnet durch Diogenes und Alexander. In der Mitte liegt das Anorganische und Gemeine. Man muß den Muth eines Alexanders haben, um Diogenes seyn zu wollen; und den Stolz eines Diogenes, um Alexander seyn zu können.

Mancherlei.

Preisaufgabe.

Ein Mann der schon ganze Bände voll Sachen, die er Gedichte nannte, herausgegeben hat, hat unter anderm für dieses Blatt auch das Nachstehende als ein Gedicht eingeschickt:

„An den Abendnebel."

„Abendnebel, sey willkommen! Aerzte sagen zwar, man athme böses Wesen mit dir ein, du fallest schwefllicht auf die Lunge, und es hole sich den Husten und den Schnupfen, wer in deinem zähen Kreise lange wandle. Aesculap und Amor aber, sind wie Nordpol und wie Südpol aus einander. Darum, Nebel, bist du mir kein Schreckensbote: bist ein süßer Freudenherold. Früher wird es unter deiner Hülle dunkel; und wenn's dunkel wird, so geh' ich hin zu meinem lieben Mädchen, kos' und küsse, küss' und kose, daß die Stern' am Firmamente mich beneiden. Ach, im Nebel kamen Götter mit Göttinnen selbst zusammen!"

In einem beigelegten Briefe sagt der Verfasser, „er habe Gründe sich den Herausgeber als einen Antipoden des Deutschen Sonetts zu denken."

Wer errathen kann, in welcher Versart das Vorstehende geschrieben seyn soll, und dabei deutlich erklärt, was ein Antipode des Sonetts ist, erhält die ganze Sendung des Verfassers zur Belohnung.

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

Der angenehme und unterhaltende Abendgesellschafter. Frankf. a. M. bei Wesselt. 1817. — Zahllose (ich meine, nicht mit Nummern versehene,) gute Einfalle und lustige Verfalle, die 252 Oktav-Seiten füllen. Neu sind wohl nur sehr wenige darunter, aber sie sind gut erzählt, und so wird man es den guten frohen Bekannten heute nicht übel nehmen, daß man ihnen gestern auch irgendwo begegnet ist.

— Der Wächter am Deutschen Bundestage. 1816. Nr. 1. 21 S. — 1817. Nr. 1. 43 S.

Dieser Wächter, der eine in zwanglosen Heften erscheinende Zeitschrift seyn will, hat hohe Verpflichtung seinem Namen zu entsprechen, wach zu bleiben: denn seine Leser schlafen gewiß ein, so langsam sagt er her, was jedermann längst weiß.

Vermischte Nachrichten.

Man behauptet von Rom aus, die dortige Inquisition werde

im Jahre 1817 so wenig umgeändert werden, daß sie von einem weltlichen Gerichte nur in Rücksicht ihrer Competenz verschieden bleibe. Hoffentlich wird ihre Filial-Anstalt in Spanien diese Aenderung auch annehmen müssen.

— Das Morg. Chron. spricht, als ob der Ankauf der 1795 auf den König gedichtete, eine Veranstaltung von Pitt gewesen, um beschränkende Maasregeln einzuleiten, und giebt zu verstehen, der dießjährige Anfall auf den Prinz-Regenten könne wohl ähnliche — Folgen haben.

— Dasselbe Blatt versichert, in der vorletzten Sitzung des Parlaments seyen diesem rotzenden Pfund St. (für die Reisen der Königin berechnet worden, ungeachtet die Monarchin nur eine Spazierfahrt gemacht.

— In London erscheint jetzt auch eine „Zeitung für schöne Literatur.“ Die erste Nr. hat schon zum zweitenmal gedruckt werden müssen.

— Englische Zeitungen streiten darüber, ob König Christoph von Hayty weislich die Absicht habe, alle Westindischen Inseln zu einem großen Reiche zu verbinden. Der Plan wäre jetzt wohl thörigt; in ein Paar Jahrhunderten wird er wahrscheinlich ohne große Schwierigkeit ausgeführt seyn.

— Am 27sten Jan. hat zu Paris die Versteigerung der Bibliothek eines Herrn Mac-Carthy angefangen, und die Bibliographie de la France giebt wochentlich ein Verzeichniß derjenigen Schriften, die in derselben für 1000 Frcs. oder theurer verkauft wurden. Thuani historiae etc. Lond. 1733. 14 Bde. in Folio, wurden mit 1205 Frcs., eine Biblia in lingua vulgare, 1471. auf Velin, zwei Bde. mit 1199 Frcs. bezahlt; — ob von Fremden oder Einheimischen, ist nicht gesagt worden.

Aus Breslau.

(Fortsetzung.)

Ein ruhender Vulkan. Italienische Schule. Herrliche Karnation, treffliches Muskelspiel, sanfte aber tiefe Tinten; man sieht in der Ruhe noch die Kraft.

Eine Maria mit dem Kinde, ist der Sonderbarkeit wegen auffallend. Dies Bild besitzt einzelne aufgezeichnete Schönheiten, aber auch eben solche aufgezeichnete grobe Fehler. Der Meister oder Kopist sind beide unbekannt. Das Ganze bleibt ein Räthsel. Ist es ein Original, wie man wegen der Schönheiten glauben konnte, so begreift man nicht, wie der Meister in andern wesentlichen Punkten so erbärmlich hinfuschen konnen. Hat ein Pfuscher kopirt, so bleibt wieder die Erreichung des Schonen unbegreiflich.

Von Hans Holbein ziert nur Ein Stück diese Sammlung. Es ist das Bildniß des Abtes Bernhard von hiesigen Matthias-Stift, mit Wahrheit und Leben und der größten Genauigkeit gezeichnet.

Einige Thierstücke von Syranger und Heinrich Rose sind bemerkenswerth. Besonders von ersterm verschiedenes Geflügel, worunter ein Pfau, ein weißer Hahn, ein großer Haushahn mit seinem Gefolge. Von Rose zeichnen sich ein Bock mit der Ziege, und ein Widder mit dem Mutterschaaf vorzüglich aus.

Vier große Thierstücke von Rosa di Tivoli. Durch zwei wird man in die Pyrenäen versetzet. Der Hirt unter den mannigfachen Gruppen des schönen üppigen Italienischen Viehes, auf der Schalmei blasend von seinem Mädchen belauscht, auf dem einen; auf dem andern vergehet er sein Brodt, von welchem der treue Hund einen Theil schmeichelnd abzustehlen sucht. Ein drittes zeigt uns einen schäumenden Eber von einer Menge Hunde gebändigt, die sich in den schwierigsten Gruppen und Stellungen darstellen. Auf dem vierten übersieht der ermüdete Jäger des Tages, eine Menge Wild regellos aber kunstreich durch einander geworfen. Das Roß des Jägers scheint uns nicht, es war zu steif und hatte zu wenig Leben.

Noch möchten wir einer Katze erwähnen, von einem Spanischen Meister, dessen Namen uns leider entfallen ist. Diese Katze wird in dem Augenblick als sie ein gewaltiges Lamm verzehren will, von einer gewaltigen Dogge gefaßt und zu Boden geworfen.

Von Glasmalerei ist nichts vorhanden, und eine Florentinische Mosaik gefällt ihrer Steifheit wegen nicht.

(Der Schluß folgt.)

Anzeige.

Diese Zeitschrift geht mit dem Anfange des hervorleuchtenden Aprilmonates an einen neuen Verleger über, den Herrn Buchhändler Enslin in Berlin. Der Herausgeber glaubt diese Gelegenheit ergreifen zu müssen, sich über Bestimmung und Inhalt dieser Schrift noch einmal zu erklären. Er hat den Vortheil, dabei auf das hindeuten zu können, was sie vor zehn Jahren war, und auf das, was sie jetzt seit mehr als sieben Monaten von neuem geleistet hat.

Ihre Bestimmung ist, an jeder öffentlichen Erörterung über Gegenstände des politischen und bürgerlichen Lebens der Nationen, ihrer Literatur und der Kunst, ruhig, unbefangen, aber kräftig Theil zu nehmen, auch wohl solche Erörterungen selber anzufangen; zugleich aber durch sorgfältig gewählte Artikel denen Inhalte, zu vergnügen.

Sie unterscheidet sich also von allen andern politischen und wissenschaftlichen Blättern schon ihrem Plane nach dadurch, daß sie mit ernster Betrachtung und Rüge, gefällige Unterhaltung zu verbinden sucht; und von allen Unterhaltungsblättern durch das Bestreben, gesitteten Zeitvertreibe wichtige Nützlichkeit beizugesellen.

Diesem Zwecke gemäß besteht ihr Inhalt bisher aus kurzen politischen und wissenschaftlichen Abhandlungen, aus Beurtheilungen neuer Bücher, Karakterschilderungen, Erzählungen, Gedichten und Betrachtungen; eine beigefügte nichtpolitische Zeitung gab eine Chronik der Berliner Bühne, eine Bücher-Chronik, Auszüge aus den neuesten Englischen und Französischen Zeitungen und Korrespondenz-Nachrichten.

In dem Beifall den dieser Inhalt und der Geist desselben bisher erwarb, sieht der Herausgeber eine Verpflichtung, sich kein Aendern im Karakter der Schrift zu erlauben, als Vervollkommnung desselben.

Preis und Gang dieses Blattes bleiben unverändert, aufgenommen bei der unterzeichnete (Breitestraße, Nr. 23.) vom Anfange Aprils an die bisherigen Bestellungen bestriedigt, und von dieser Zeit an die neuen an ihn zu senden sind.

Th. Chr. Fr. Enslin.

1817. Nro. 122.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Donnerſtag, den 20ten Februar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Literariſcher Blick in die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Ein großer Theil der Leſer dieſes Blattes, wird die vermiſchten „Nachrichten und Bemerkungen, hiſtoriſchen und literariſchen Inhalts," welche der Hr. Hofrath Meuſel im vorigen Jahr, (zu Erlangen, bei Palm und Enke,) herausgegeben hat *), geleſen haben; alle die, denen ſie noch unbekannt ſind, werden ſich Unterricht und Vergnügen verſchaffen, wenn ſie das Verſäumte nachholen. Man findet darin eine Menge noch nicht bekannt gemachter Nachrichten und Anekdoten von merkwürdigen Perſonen des vorigen Jahrhunderts, die zum Theil aus den nachgelaſſenen Handſchriften des am 1. Nov. 1810. verſtorbenen K. Oeſterreichiſchen Hofraths v. Breitſchneider genommen ſind. Vielleicht war den mehrſten Leſern dieſer Name zuvor ganz unbekannt; wenn ſie aber die biographiſchen Nachrichten von ihm, und das Verzeichniß ſeiner Schriften, (die er alle ohne ſich zu nennen herausgegeben hat,) bei Hn. Meuſel nachſehen, ſo werden ſie ihn ſelbſt zu den merkwürdigen Männern Deutſchlands zählen.

Auch unter dem literariſchen Nachlaſſe des ſel. Nicolai, mit deſſen Durchſicht ſich der Geheime Finanzrath *) v. Göckingk ſeit einiger Zeit beſchäftiget, befinden ſich drei Handſchriften von Breitſchneider. Die erſte enthält die Beſchreibung einer Reiſe nach London und Paris, aus welcher nächſtens ein Bruchſtück in der Quartalſchrift, „der Kolibri," wird bekannt gemacht werden. Das Ganze erſcheint zu Michaelis. Göckingk verſichert, daß ſie völlig eben ſo intereſſant ſey, als „Yorik's empfindſame Reiſe," ob ſie gleich nicht in dieſem Tone geſchrieben iſt, ſondern ihren ganz eigenen Ton hat.

Das zweite Manuſcript führt den Titel: „Geſchwätze eines alten Mannes, von Dingen die er erlebt, und von Menſchen die er gekannt hat." Hr. Meuſel hat daraus mehreres bereits abdrucken laſſen. Vorausgeſetzt, daß ſeine Handſchrift eben ſo vollſtändig iſt, als die Nicolaiſche, mag er Bedenken getragen haben, das übrige jetzt ſchon dem Publikum mitzutheilen.

Eben dieſes mag auch der Fall bei der dritten Handſchrift ſeyn: „Charaktere und Anekdoten," die Hr. M. gleichfalls nicht vollſtändig hat abdrucken laſſen. Indeſſen findet ſich darin die Schilderung von einigen Ueberſetzern, die hier daraus mitgetheilt wird, da alle dieſe Männer längſt geſtorben ſind.

Außerdem ſind unter dem Nicolaiſchen Nach-

*) Sie ſind in der Bücher-Chronik angezeigt worden. D. H.

*) Der Dichter, der unvergeßliche Dichter, wird die Nachwelt ſagen. D. H.

lasse mehr als dreihundert Briefe von Bretschneider, in einem Zeitraume von drei und vierzig Jahren an Nicolai geschrieben. Auch diese enthalten Anekdoten und Charakterzüge von Menschen aller Stände, die B. gekannt hat. Auszüge aus diesen Briefen wird Göckingk der Reisebeschreibung anhangen. – k.

„Drei Uebersetzer von Profession: der Professer Franzen, Königslöw und Dr. Osterländer, die um das J. 1750. u. f. blühten."

„Franzen war bei weitem der gelehrteste unter diesen Dreien. Er lebte in Leipzig, las Collegia, hatte wenig Zuhörer, und gar keine Gabe sich bei Hohen oder Niedern beliebt zu machen; auch hatte er keinen Freund. Er war, wenn ich nicht irre, ein gebohrner Holsteiner. Der Mann wußte viel, war ein Gelehrter, der Sprachen, Geschichte, Philosophie und jeden Zweig der Literatur kannte; er hatte gründlich studirt, aber sich öffentlich durch kein einziges Werk ausgezeichnet, und sonst seine Eigenheiten, die zur Folge hatten, daß er am Strange des Uebersetzer-Karrens ziehen mußte. Als eine Probe kann ich den Peregrine Pickle anführen, den er für die Gledit'sche Buchhandlung übersetzte. Mylius hat es ihm, einige zwanzig Jahre später, nachgethan; doch, so viel ich davon verstehe, weniger gut als Franzen, der die Englische Laune besser zu übertragen, und tiefer in Smollet's Geist einzudringen verstand."

„Von früh 5 Uhr an, bis zum Schlage zwölf, arbeitete Franzen stehend an einem Pulte, ganz angekleidet, mit wohl frisirter Perrüke, und in einer solchen Stellung, daß er sich kaum bewegte. Er wohnte in Hofmann's Hofe auf dem Neumarkt, der einen Durchgang hat, worin die Passage eine der stärksten in Leipzig ist. In diesem Hause war in einem mittlern Quergebäude ein großes Bogenfenster, welches die ganze Breite der Wand einnahm, und dieses Zimmer war Franzens Wohnung. An einem Morgen gegen 10 Uhr ging ich durch dieses Haus, und fand in dem mittlern Hofe eine Menge Menschen versammelt, die alle nach dem Fenster des Professors Fr. hinaufsahen. Als ich fragte, was das bedeutete, erfuhr ich, daß sich Tag für Tag bis zur Mittagsstunde ein Gespenst da sehen lasse, welches unbeweglich bis zum Schlage zwölf bleibe, dann aber verschwinde. Ich ersuchte die Zuschauer, noch ein wenig zu verziehen, ging hinauf zu Franzen, und sah wie das Volk zurückkehrte, als dieser sich bewegte."

„Wenn es zwölfe schlug, begab sich Franzen in den blauen Engel, soviele an der Table d'hôte, und selten ging er Nachmittags nach Hause, sondern vergnügte sich, je nachdem es die Jahrszeit mit sich brachte. Abends fand man ihn unfehlbar bei Chiaze, in der Petersstraße, im Italiener-Keller. Quintus Icilius lernte ihn an der Wirthstafel im blauen Engel kennen, empfahl ihn nach dem siebenjährigen Kriege dem Könige, der ihn als Professor der Philosophie nach Halle berief. Aber der gute Mann genoß es nicht lange. Er war noch in Leipzig unter Professor Woog Freimaurer geworden, und wurde nun ein Narr, den man eines Tages in einem Bache todt fand."

„Königslöw."

„Drei Brüder, (niemand weiß wer, oder woher sie kamen,) kamen mit einander überein, sich Königslöw, auch Freiherren von Königslöw zu nennen, und wanderten ein Jeder seine Straße. Die zwei jüngsten wurden Spieler, und einer davon zuletzt Hofmarschall am Hessen-Homburgischen Hofe. Wahrscheinlich waren sie Söhne eines Sprachmeisters in Hamburg; weil sie aber einen andern Namen annahmen, so kann man ihrer Genealogie nicht weiter nachspüren. Der älteste, — bei weitem der dummste und ehrlichste unter den dreien, — trat in die Fußstapfen seines Vaters, und wurde Sprachmeister in Leipzig. Er versäumte aber nicht, seinen Freiherrnstand zur Schau zu tragen, ging täglich gestiefelt und gespornt, hatte aber nie in seinem Leben ein Pferd bestiegen. Abends war er jedesmal bei dem Weinschenker Wezler zu finden. Dieser sonst ganz gute Mann, hatte eine Frau genommen, die ebenfalls im Französischen Unterricht gab, wenig Verstand hatte, und nachmals als Wittwe in Gera lebte, wo sie auch starb. Von ihr habe ich die angegebenen Familienumstände. In den Jahren 1740 bis 50, waren die Französischen Uebersetzer in Sachsen etwas rar, und Gottsched hatte keine große Wahl. Er bediente sich Königslöw's, und versuhr hart mit ihm, ohne daran zu denken, daß er selbst den Uebersetzungen, die er solchen armseligen Schächern, wie Königslöw, anvertrauete, nicht gewachsen war. Dies ist denn einer von den Uebersetzern des Dictionaire von Bayle; er hat am meisten geleistet, und an seiner Arbeit hatte Gottsched das wenigste zu verbessern. Indessen hatte er doch „Juste Lipse" übersetzt: „Der gerechte Leipziger.""

„Dr. Osterländer."

„Er hieß nicht Osterländer, sondern nannte sich, um seinen rechten Namen zu verbergen, nach seinem Vaterlande. Ob er gleich nicht ungeschickt war, so hatte er doch von sich selbst eine größere Meinung, als er verdiente. Er lebte bloß vom Uebersetzen, zu Frankfurt am Main. Natürlich war er also arm, und da er im Alter noch weniger als zuvor verdienen konnte, so vereinigte sich eine Gesellschaft von acht Personen, die ihm täglich zu essen gaben, und sich sonst seinen Unterhalt angelegen seyn ließen, so daß er z. B. im Winter für Holz nicht sorgen durfte, und dergl. Zu dieser Gesellschaft gehörte ein gewisser Herr von Herzogenstein, und der Buchhändler Fleischer. Als Osterländer starb, und die Gesellschaft ihn begraben lassen wollte, trug sie Hrn. Fleischer auf, das Inventarium der geringen Verlassenschaft aufzunehmen. Dieser kam zu des Verstorbenen Wohlthätern, und brachte ihnen ein dikes Manuscript, mit der Versicherung, alle ihre Auslagen würden sie ersetzt erhalten, denn es sey Osterländers Tagebuch. Fleischer ward aufgefordert, etwas davon vorzulesen, und kam unglücklicherweise auf eine Stelle, die ihn selbst betraf; sie war folgende: „Heut, den 28. Oktober, speiste ich, wie gewöhnl ch Montags, bei Hrn. Fleischer; es war auch wie gewöhnlich schlecht; die Suppe ohne Kraft und Saft, u. s. w. Auch speiste der Liebhaber der Frau mit, welches mir sehr unangenehm war, weil ich es nicht leiden kann, wenn ein Ehemann so dumm ist, es nicht zu merken ꝛc." Dieser Osterländer hat des P. Daniel Geschichte übersetzt, die zu Nürnberg herausgekommen ist."

Charade von drei Sylben.

Mein Erstes dacht, der Unschuld Symbol,
Schimmernd den kalten, starrenden Pol.
Die letzten haben sehr wechselnden Sinn:
Bald rufen sie uns zu dem Trauernden hin;
Bald in der Andacht heiligen Saal,
Bald auch zur Freude, zum festlichen Mahl.
Das Ganze, des Frühlings süßestes Kind,
Schmücket die Zier, doch welkt es geschwind.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Neue Stücke sind in den letztverflossenen Tagen nicht gegeben worden; und die neue Besetzung alter Stücke zu beurtheilen, zu vergleichen, u. s. w., wäre für die Bestimmung dieses Blattes vorjetzt zu — weitläuftig gewesen. Jetzt glänzt der Tänzer Hr. Antonin aus Paris, auf unsrer Bühne. Man weiß, überall in der Welt gleicht ein Theil des Publikums bei solchen neuen Gast-Erscheinungen, jener Mütterne, von der Pope erzählt:

Ach, sie verlor den besten Mann! —
Den besten sieht sie wieder.

Man bewundert den zuletzt Gesehenen, bis man einen andern sieht. In Rücksicht auf Hn. Antonin sind indeß alle Stimmen einig, die Leichtigkeit, die Kraft, die Anmuth, das Aplomb (?) u. s. w. seines Tanzes zu bewundern. — Jene Art der hohen Tanzkunst, die sich schöne und große Wahrheit im Ausdruck der Gefühle und selbst der Leidenschaften zum Ziel nimmt, ist bekanntlich auf den jetzigen Bühnen ganz im Gange.

Vermischte Nachrichten.

Das Journ. des déb. sagt, die Reise der Mme. Catalani gehe in Italien einen Mangel an Lorbeern und Geld nach sich.

— Am 5. Febr. erschien vor dem Polizeigericht zu Paris ein Kind, das ein Stück Zucker genommen hatte. Die Richter — Welche strenge Moralität muß jetzt in Frankreich herrschen! — verurtheilten es, bis zu seinem 16ten Jahre in ein Verbesserungshaus gesperrt zu werden. — Die Bitten der Mutter bewogen sie indeß, ihr den Knaben auszuliefern.

— In dem königlichen Gemälde-Magazin zu Paris hat man eine alte Kopie von Da Vinci's Einzeugung des Abendmahls gefunden. Man nahm an, sie sey zur Zeit des Da Vinci selbst gemacht, und fand kein Bedenken, „den einheimischen Meisterwerken durch sie den Raum im Museum zu verengern," sie im Apollo-Saale an eben dem Orte aufzustellen, wo vormals der berühmte Carton von Raphaels Schule von Athen, die Kenner versammelte.

— Im Deutschen Beobachter berichtet man von Frankfurt aus die Sage, daß Hr. Adam Müller, aber Hr. v. Genz aber Hr. Fr. Schlegel die Rede gemacht habe, mit welcher der Bundestag eröffnet wurde: ein andrer Norddeutscher habe sie zu Allen verfaßt. Zugleich wird bemerkt, daß bei Reden solcher Art nur der Name dessen gelten sollte, der sie gehalten. (Eigentlich nur Derjenigen, dessen Gesinnung er auszusprechen beauftragt war. Die des Verfassers aber das Gesindten kommt ja nicht in Anschlag, sondern Die seines Hofes.) — Der ganze ofentliche Streit über den Ursprung dieser Rede und die Möglichkeit daß ein solcher Streit entstehn konnte, sind in der That merkwürdige Erscheinungen, welche die Geschichte wohl nicht übersehn wird.

— „Ein gemeuertes Haus, sagte einst ein genialischer Kopf, ist nichts als ein künstlich zusammengezeigter hohler Stein. Wie

sind Bücher, so lange wie nicht so weit gekommen sind, einen solchen Stein aus Einem Stücke zu machen." Kunstverständige sagten über sein Abgreifen und verlierten, was er forderte, sey eine Chimäre. Jetzt ist es bekannt, daß die Hindus seit Jahrtausenden sich solche hohle Wohnräume aus Einem Stücke bereiten. Aus einem breyartig gemachten Erd- und Thongemisch streichen sie sich nicht einzelne Ziegel, sondern gleich große Häuser von drey Zimmerreihen über einander, fertig, füllen und umlegen sie mit Brennmaterialien, und zünden dieß von oben herab an, bald ist die Flamme lange weite. In wenigen Wochen ist ein solches Haus fertig; die Kabinettsstücke kosten in Indostan etwa 6 Frcs. und würde in Europa 20 bis 25 Louis kosten, widersteht dem Feuer und dem Wasser und dauert Jahrhunderte. In der Provinz Elenbad, am Ufer des Gemna, fand man ein solches Haus das 430 Jahr alt war, und noch neu schien. — Wie lange und wie viel haben wir noch von den Hindus zu lernen, welche wir Europäer mit so leichter Mühe unterjochten! Wir gleichen einem rohen Jünglinge, der seine Jugendkraft mißbraucht, seinen zum wilden Greise gereiften alten Bruder zu schlagen. (Siehe Museum des Neuesten und Wissenswürdigsten. 2ter Bd. 3tes Heft. Berlin bei Amelang.)

— Ein Baumwollenfabrikant zu Berlin, Hr. Bähr, hat, auf die Nachricht, daß man in England einen feuerfarbenden Modestoff erfunden habe, dessen Zusammensetzung aber ein Geheimniß blieb, sich bemüht, die Aufgabe selbst zu lösen, und in der That eine Maschine erfunden, die mehr leister, als man der Englischen nachrühmt. Mit der Kraft Eines Pferdes können sunfzig elastische Webestühle in Bewegung gesetzt werden, die alle Arten von glatten oder figurirten Seiden-, Baumwollen- und Linnen-Zeugen verfertigen. Sie ist auf Befehl des Finanz-Ministeriums untersucht und gut erfunden worden. Bei der gegenwärtigen traurigen Lage der Industrie will indeß der Erfinder sie vorher selbst brauchen, noch Ihren Bau bekannt machen. Aber welche ungeheure Wichtigkeit hat diese Erfindung für viele Staaten, in welchen die Bevölkerung im Vergleich zu ihren Gränzen noch zu klein ist, um dem Ackerbau Hände für die Industrien zu entziehen! Mit dieser Maschine kann man dem Feldbau seine Menschen lassen, und gleichwohl einen wichtigen Theil des an England zu bezahlenden Handels-Tributes abschütteln.

— In der Nähe Wittenbergs fließt eine Quelle, die den Namen Lutherbrunnen hat. Diese Quelle ist seit Jahrhunderten, behauptet man wenigstens, immer klar gewesen; aber seit dem vorigen Oktober fließt diese Quelle täglich einigemal trübe und selbst missfarbig. Aengstliche Gemüther sehen darin eine schlimme Vorbedeutung für Luthers Confession. Nun, die Physik ist freilich wässerig und trübe genug, aber das große Aergerniß, Abscheiden, wird den Glauben schon wieder klären.

— Die Stadtverordneten Berlins haben sich gegen einander durch eine feierliche Urkunde verpflichtet, dahin zu wirken, daß in ihren Familien und bei ihren Freunden und Bekannten, weder zur Kleidung noch zum Ameublement, irgend ein ausländisches Produkt gebraucht werde. Möchte dieser Entschluß, wie einst das Beispiel von 1813, durch ganz Deutschland nachgeahmt werden. Dann könnte man die Untersuchungen, ob es rathsam sey oder nicht, die Englischen Fabrikate zu verbieten, auf sich beruhen lassen.

— Ein Deutsches Blatt nennt das Morn. Chron. „ein Blatt, welches mit Recht wenig Glauben verdient." Kann irgend ein Mensch oder ein Blatt, ein Recht haben, wenig Glauben zu verdienen? — Dasselbe Blatt übersetzt aus der Gaz. de France: „Sodann marschirte der König ohne Stütze."

— Am 6ten Febr. fragte Lord Holland den Lord Schatzmeister Liverpool, im Parlament: Ob die 12 Millionen, welche die Kammer der Deputirten in Frankreich, bald nach der Herstellung Ludwig des 18ten, zur Bezahlung der Schulden desselben an die Brittische Regierung votirt hatten, aufgezahlt worden? Lord Liverpool antwortete, er könne sich nicht besinnen; — worauf Lord Holland seinen Antrag zurücknahm.

— Im Verhör der Radelsführer beim Volksauflauf am 28. Jan. zu London, erzeugt sich's, daß man den Wagen des Prinz-Regenten mit Kartoffeln geworfen habe. Der Richter Hobs erklärte darauf feierlich: „Kartoffeln beweisen übertrieben Hochverrath." M. Chr.

— Da ein Pfund Brodt jetzt in England vier Pences kostet, erinnert das Morn. Chron. daran, daß man einen ganzen Edelsel früher Sperlien (Sterlinge) für zehn Pence zum Düngen der Aecker verkaufe, als zwei Pence wohlfeiler als Pferde-Dünger. Es erinnert zugleich daran, daß diese Thiere edler sind. (Es giebt große Provinzen in Asiatien, wo sie eine Hauptund Lieblingsspeise des Volks sind.)

— Londner Zeitungen behaupten, die Staatseinkünfte Englands hatten im Monat Januar 645tausend Pfd. St. weniger betragen, als sonst.

— Dänemark soll im verflossenen Jahre für zwanzig und eine halbe Million Thaler von seinen Europäischen und Asiatischen Produkten verkauft haben. — Die Menschenzahl aller Dänischen Staaten beträgt 1,605,800. Gesprächtionnen hat also 400 tausend Arme mehr, als Dänemark Einwohner überhaupt.

— Im Odindischen Hause zu London wurden am 5ten Febr. Berichte vorgelesen, nach denen der Capitaine Webb, Aufseher zu Cumanos, über die hohen Schneegebirge die Hindostan begränzen, bis in die Tartarei vorgedrungen ist. Man behauptet daß die höchsten Gipfel dieser Gebirge 8000 Fuß höher sind, als der Chimborazzo. Ein Hr. Fraser ist von den Quellen des Ganges zu den Quellen des Jumna gelangt. Diesen Entdeckungsreisen werden bald Handelsspekulationen, und diesen kriegerische Züge folgen.

Der Geheime Finanzrath v. Gösingk ist Willens, eine neue Ausgabe des von Nicolai in den Jahren 1778 und 79 herausgegebenen Almanachs von Volksliedern zu veranstalten, und wünscht herzlich noch mehrere alte (denn nur solche enthalten jene Sammlungen,) dergleichen Lieder zu erhalten. Er ersucht diejenigen, welche die Güte haben wollen, ihm Beiträge mitzutheilen, ihre Briefe an die Nicolaische Buchhandlung in Berlin zu adressiren, die das Postporto bestreiten wird, da er selbst während dem Sommer d. J. sich außerhalb Berlin aufzuhalten gedenkt.

1817. Nro. 123.

Ernst und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Sonnabend, den 22ten Februar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Germanikus, herausgegeben von Joseph Hillebrand, vormals Professor am Josephinum in Hildesheim. Erster und zweiter Theil. Frankfurt a. M. bei Varrentrapp, 1817.

Mit dem Germanikus erfüllt der Verfasser ein Versprechen, welches er in seiner, im vorigen Jahre herausgekommenen und in diesen Blättern angezeigten, allgemeinen Bildungslehre gegeben hatte. Er wollte nämlich ein Gemälde liefern, worin die in der Bildungslehre aufgestellten, die Bewahrung und Erhöhung der reinen Menschlichkeit betreffenden Grundsätze veranschaulicht würden. Daß er dieses Gemälde, statt ein ganz neues zu schaffen, lieber aus schon vorhandenem Stoffe bildete, ist eher zu loben, als zu tadeln. Ein Charakter, der wirklich gewesen ist, hat schon eben deswegen mehr Anziehendes für den Leser, und noch mehr Interesse für den, der sich einzelne Züge desselben anzueignen geneigt seyn sollte. Wir sehen hier den Germanikus als Knaben, als Jüngling, als Mann; und in diesen verschiedenen Lebensaltern als Sohn, Schüler, Krieger, Staatsmann; als Freund, Geliebten, Gatten, Vater. Die Schilderungen der vorkommenden Personen, wenigstens der vorzüglicheren, sind so ausgeführt, daß in der Hauptsache die Geschichte nicht verlassen ist; und doch ist es dem Verfasser gelungen, den Hauptzweck, „Darstellung der reinen Menschlichkeit," nicht aus dem Auge zu verlieren. Nur bleibt zu wünschen übrig, daß sich derselbe hin und wieder mehrerer Kürze befleißigt hätte.

— m —.

Schilderung einer wahrhaft großen Künstlerin.

Vorwort des Herausgebers.

Noch als Mdme. Unzelmann hatte die Künstlerin, von der hier gesprochen wird, eine Reise nach Leipzig gemacht, — ich glaube 1805. Ein sehr ausgezeichneter Schriftsteller schickte dem Herausgeber von dort folgende Beurtheilung ihres Spieles. Für eine Theater-Nachricht war der Aufsatz zu lang, besonders da er eine Künstlerin betraf, die damals noch vor uns alle ihre Zauber übte: er blieb also ungedruckt. Jetzt aber, da von dem was wir ehemals bewunderten, nur noch eine trübe Erinnerung übrig ist, jetzt hat jene Nachricht einen ganz andern Werth und Reiz. Durch lebendige und wahrhafte Karakterisirung steht sie als Denkmaal da. Da sie von einer, leider! Verstorbenen spricht, werden jetzt blühende Künstlerinnen nicht so leicht durch Eifersucht oder Eigenliebe gehindert werden, der Meisterin Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und aus ihrem Bilde zu lernen, was von ihr selbst anzunehmen, vielleicht der

Stolz verbot. — Endlich mögen auch manche der zahllosen Kunstrichter der Bühne, die so unübersehliche Theaternachrichten ausposaunen, von diesem Aufsatz erinnert werden, was eine wahre Kritik eigentlich zu leisten hat.

Mdme. Unzelmann hat für Leipzig Gastrollen gewählt, die eine sehr interessante Reihe weiblicher Individualitäten ausmachen, die von — bis aus Gemeine streifender Naivetät, bis zur Annäherung an das höchste Pathos reicht. Wahrscheinlich hätte sie auch in diesem uns ihre Kunst bewundern lassen, wäre die hiesige Truppe auf Stücke wie z. B. Iphigenia, eingerichtet. Unter den gewählten Rollen waren einige, die sie für sich selbst bearbeiten und zurichten mußte, weil entweder dem Dichter nicht gelungen war, das bestimmt genug darzustellen oder fest genug zu halten, was ihm vorschweben mochte, und von ihr nun wirklich ausgeführt werden sollte; oder auch weil sie sich und die Eränzen ihrer Natur zu genau kennt, als daß sie etwas erzwingen wollte, was diese ihr, bei aller Kunst, unmöglich machen würde.

Für die auszeichnenswerthesten Vorzüge ihres Talents und ihrer Kunst halte ich Folgendes: Das vollkommen Durchgearbeitete in der Handhabung ihres Körpers, der nun, wie ganz von selbst und ohne den geringsten Schein von Studirtem, Eingelerntem, ja auch nur Absichtlichem, alles, alles ausprägt, was er nach dem Willen des Geistes ausprägen soll, von der leichtesten Beweglichkeit fröhlicher Jugend oder der graziösesten Gewandtheit feiner Bildung für die Welt, bis zu großen und so bestimmten, so feststehenden Attitüden, daß man sie auf Basreliefs nachbilden dürfte. Hierzu kommen ihre überall bemerkbaren feinen Sitten, ihr stets sicherer Ton und Takt in Absicht — nicht nur auf Wohlanständigkeit, sondern auch auf Anmuth und Schönheit; dieses zeigt sich überall in einem Maaße, — selbst da, wo vorhergegangene Ueberlegung gar nicht möglich, wo z. B. ein Verstoß der Mitspielenden unvermerkt zu verbessern ist, — welches nicht gedenkbar wäre, ohne Ruhe und Besonnenheit in ihrem Innern, auch in den leidenschaftlichsten Situationen. Ihr Sprachorgan ist zwar nicht übelklingend, aber keineswegs einnehmend, (das ist eine von den unüberwindlichen Einschränkungen ihrer Natur, die ich oben erwähnte,) und läßt sie nur eine sehr kleine Skala beherrschen: aber bewundernswerth ist es, wie sie durch Vernehmlichkeit der Aussprache, selbst beim allerschnellsten oder leisesten Sprechen, und wie sie, wo es der Ort ist, durch ausdrucksvolle, nachdrückliche Deklamation diesen Mangel deckt, so daß man Biegsamkeit und Umfang der Stimme fast nur in sehr innigen, aber nicht heftigen Stellen, wo mitgin die Organe nicht mit Gewalt gezwungen werden dürfen, vermißt. Besonders verdient hier angeführt zu werden die Art, wie Mdme. Unz. Verse spricht. Bekanntlich wandern oder wanken bei weitem die meisten der jetzigen Deutschen Schauspieler und Schauspielerinnen auf zwei Wegen, die beide zu Extremen führen und worauf sie das Rechte unberührt liegen lassen: sie dehnen und drücken und zählen skandirend Sylben ab, oder sie schwatzen und konversiren frisch darauf los, als wären die Verse Versstöße des Dichters, und darum sorgfältig zu verstecken. Daß beides thörigt sey, bedarf keines Erweises; in Absicht der augenblicklichen Wirkung ist beides gleich widrig; in Absicht auf die Bildung der Schauspieler und (mit Erlaubniß!) des Publikums aber, ist dem Ersten wohl noch eher nachzusehen, als dem Letzten, denn aus jenem kann noch das Rechte werden, aus diesem nie; mit jenem wird der Geist des Gedichts verdunkelt, mit diesem wird er ganz verdrängt. Mdme. Unz. trifft das Rechte zwischen jenen Extremen mit einer Feinheit und Sicherheit, wie ich es von einem Frauenzimmer noch nie gehört habe. Der Bau der Verse, wenn er nur selbst gut ist, tritt in ihrer Deklamation so bestimmt hervor, daß ihn kein nur einigermaßen gebildetes Ohr verkennen kann; aber alles fließt dennoch so ungezwungen, gleichmäßig und schön fort, daß, wenn man sich nur dem Totaleindruck hingiebt, man auch nur — gleichsam das feinste Resultat des Wohllauges zu genießen empfängt. So sprach sie wenigstens als Maria Stuart und zwar vom Anfang bis zu Ende: — nur die lyrischen Stellen zu Anfang des dritten Akts ausgenommen, die ihr weit weniger gelangen.

Sehr zu rühmen und durchaus musterhaft ist, was ich nicht anders zu nennen weiß, als ihr stetes Dabeiseyn, ihre nie gestörte Gegenwart, und besonnene, wohlabgemessene Theilnahme an allem, was bei ihrer Anwesenheit auf der Bühne vorgeht, auch wenn es sie nicht zunächst betrifft, oder die Andern sich um sie (mit Recht oder Unrecht) gar nicht bekümmern. Dadurch, und zwar oft durch die kleinsten, flüchtigsten Züge, hilft sie das Ganze trefflich zusammenhalten und beleben,

unterstützt die Reden und Handlungen der Andern (oft von diesen selbst unbemerkt) ungemein, indem sie den Eindruck, den jene machen sollen, von sich selbst reflektiren läßt, hilft unvermerkt auf, veranlaßt die Andern, interessanter, mannichfaltiger, lebendiger zu seyn ꝛc.

Aber was für sie als Künstlerin entscheidet, ist und bleibt endlich doch ihr Geist, den sie in alle ihre Rollen zu legen, — wodurch sie jede von der andern zu sondern, immer ein bestimmtes Individuum zu geben weiß, — sey es nun das, was der Dichter gewollt hat, oder ein anderes, aber ebenfalls passendes und bedeutendes, was sie selbst will. Diesem gemäß darf man von ihr sagen, und gewiß seyn, es werde von Keinem, der sie kennt, als schmeichelnde Redensart genommen, — man darf von ihr sagen: Sie wird ganz das, was sie eben seyn soll und seyn will, mithin stets eine Andere. Weiter aus einander zu setzen ist das nicht: Belege geb' ich in der Folge.

Endlich sey auch das noch erwähnt: In Zeiten, wo gewisse Fehler herrschende Sitte worden sind, ist die Freiheit von ihnen, schon als Tugend anzuschlagen: mithin wird es Mdme. Unz. wohl auch als verdienstlich anzurechnen seyn, daß sie auf keine, — weder gröbere, noch feinere Art, mit dem Publikum kokettirte. Von der gröbern Art will ich gar nicht sprechen; aber sie ließ sich auch nicht herab, z. B. dem Parterre gewisse wizzige oder andere Wendungen, von denen sie sich eine pikante Wirkung versprechen kann, unmittelbar ins Gewissen zu reden, wie man das so oft zu sehen bekömmt; sie hob solche Stellen sogar nicht mehr heraus, als sie gehoben seyn mußten, känete sie dem lieben Publikum nicht ein, (Verzeihen Sie den gemeinen, aber sehr bezeichnenden Ausdruck!) begleitete sie nicht mit gewissen Blikken ꝛc. Sie ließ sich auch dadurch, daß manches von ihrem Besten vor denen, die hier, wie allerwärts, die lautesten Stimmen und bereitwilligsten, auch derbsten Hände haben, — unbemerkt vorüberging, nicht im geringsten verleiten, stärker aufzutragen, noch auch dadurch, daß stärker eingreifende Scenen mit hellem Enthusiasmus aufgenommen wurden, sich verführen, so fortzufahren, wenn es nicht seyn mußte u. dgl. Wenn die Anzahl der Schauspieler nur sehr klein ist, die ihren Gang so unverrückt gehen: wie klein mag erst die Anzahl solcher Schauspielerinnen seyn! — Jetzt zum Einzelnen.

Den 15ten Juli trat Mdme. U. zuerst auf, und zwar als Orsina. Man kann wohl voraussetzen, jedermann kennt diesen, am leichtesten verständlichen Charakter aller Deutschen Schauspiele; und so hab' ich über das Ganze dieser Orsina nichts zu sagen, als: sie war ganz so, wie sie der höchst verständige, einsichtsvolle, erfahrne, feste, strenge, große, aber an Phantasie und Gefühl weniger reiche Lessing gewollt hat. Nur einiges Einzelne zur Erinnerung. Mdme. Unz. war im Anfange — nicht bloß, was Orsina seyn soll: zu etwas Großem gesammelt, gefaßt, gespannt, sondern fast kalt und monotonisch, was, wenn es gebilliget und nicht bloß als vornehm gelitten werden sollte, nur im Verhältniß zum Folgenden, als Opfer zum herrlichern Hervortreten des Bedeutendern, anzuschlagen war.

(Der Schluß folgt.)

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

G. Hermann über die bestrittene Cäsur im Trimeter der Griechischen Komodie. Ein Brief ꝛc. Beilage zum ersten Heft der Analekten. Berlin, 1817. — Nur Ein Bogen, aber ein sehr gehaltvoller, — der indeß hier nur deshalb angezeigt wird, weil diese Chronik einmal von den Angriffen der HH. Voß auf Wolf gesprochen hat. — Der letzte fordert Voß d. V. auf, ihn nach den Grundsätzen der Vorrede zu den „mythologischen Briefen" zu bestreiten, und setzt hinzu: „Er kann dann leicht erleben, wie ich der erste bin, der die Prolegomena (worin Wolf die Ilias und Odyssee für Werke mehrerer Dichter angesehen hatte,) für ein Gewebe von Täuschungen erklärt, womit mich der Dämon der Unkritik heimgesucht habe." So kann nur ein Mann sprechen, dessen hoher Werth nicht von dem Stehen oder Fallen einer einmal mit Geist verfochtenen Hypothese abhängt, und der über seine große und tief dringende Gelehrsamkeit nicht aufgehört hat, ein freier, kräftiger Denker zu seyn.

— Tagebuch der Belagerung der Stadt Danzig, im Jahre 1813. Geführt von G. W. von Düring, Hauptmann. Berlin, 1817. — Ueber die Belagerung Danzigs im J. 1807 ist sehr viel geschrieben; über die letzte, die officiellen Nachrichten ausgenommen, noch nichts. Das ist leicht zu erklären: Fremde vertheidigten die Festung, Fremde griffen sie an, indeß der Strom der Hauptbegebenheiten schon weit, weit an ihr vorüber gebraust war. Weder die Vertheidiger noch die Angreifenden hatten Interesse, das Deutsche Publikum zu benachrichtigen, und ihren eignen Staaten konnten die Schick-

sole dieser fremden Stadt nicht wichtig seyn. Indeß war die Einnahme Danzigs doch eine bedeutende und merkwürdige Begebenheit, und die Geschichte des Befreiungskrieges möchte unvollständig, so lange jene nicht beschrieben worden. Das geschieht in diesem mit großer Pünktlichkeit, lebhaft und gut geschriebenem Tagebuch. Es fängt mit dem Ausbruch der Truppen, bei welchen der Verfasser stand, von Königsberg nach Rußland an, am 8ten Nov. 1812. Sie kamen bis Kowno, wo ihnen zuerst Napoleon und dann die Trümmer seiner Armee begegneten, und sie endlich in den Anfang der letztern verwickelt wurden. Auch über diesen findet man daher manche Nachricht, die noch allem was darüber geschrieben wurde, noch interessant ist. — Eine andre Art des Interesse muß es gewähren, die Schicksale der beiden Belagerungen mit einander vergleichen zu können.

Vermischte Nachrichten.

„Hinkhens Klingeln in zehn Minuten" singt schon wieder an; aber es geht ein frischer Wind: die Zweige biegen sich auseinander und man entdeckt, wer da versteckt liegt, — daß der Präsident und der Vicepräsident Eine Person sind. In Nr. 52. der Zeitung für die eleg. W. wird ein neues Unterhaltungsblatt empfohlen, wegen seiner Freimüthigkeit, des Verstandes in seinen Reden und eines witzigen Sonetts: aber — der Empfehlende ist der Herausgeber jenes Unterhaltungsblattes selbst, und sogar auch selbst Verfasser einer als Beweis der Vortrefflichkeit angeführten Stelle. Oft er gleich dieksmal seine Unterschrift weggelassen hat, erkennt man ihn doch an der Selbstgefälligkeit, mit welcher er seine leichten Nachrichten wichtigen Unterredungszeitgründen nennt, und Durchfallenheiten macht. Solch ein ägendes Spiel hat man seit Jahren mit dem Publikum getrieben. Soll es fortdauern? — Das Dreistigste ist, daß Mancher, wenn er selbst sich in sind oder sechs Exemplaren gerühmt hat, wirklich selber glaubt, er sey gelobt worden.

— Der Unterschied Würzburg rühmt man noch, daß der Attentäter Pfaff dort wurde angestellt werden. Hoffentlich nicht wegen seiner Attentate.

— Hr. Schemmerrath von Dietz liegt hoffnungslos krank darnieder. Sein Tod würde dem Druck der Türkischen Bibelübersetzung, den er leitet, sehr nachtheilig seyn. Er hat zwar seit langerer Zeit einen jungen Mann bei sich, der ein sehr geschickter Orientalist seyn soll, ob dieser aber allein die weitere Besorgung mit Zutrauen werde übertragen werden, läßt sich nicht voraussehen.

— Vom 1sten Jan. bis zum 30sten Sept. haben in einem katholischen Deutschen Stadte 50, unter einem mächtigen Jesuiten stehende geistliche Zöglinge 19,447 Gulden gekostet, und zwar im Sept. allein 32 Eimer Bier ausgetrunken. Ob der Staat nicht wohlseiliere Schüler haben konnte? Was werden sie erst kosten und trinken, wenn sie ausgelernt haben!

— An der Thüre der Kirche von St. Roch zu Paris, fand man vor Kurzem einen Zettel mit den Worten: „Bitter Gott, daß der Pabst ein Christ, und der König Ludmann werde."

— In einem Blatte wird die neueste Preis-Aufgabe der Münchner Akademie der Wissenschaften gerügt und behauptet: um sie preiswürdig zu beantworten, müßten die Bewerber eine starke Anzahl von Quartbänden schreiben und nach starkere Geldauslagen machen, — für die Mögligkeit 100 Dukaten zu erhalten. Zugleich wird an die Präwie erinnert, welche der verst. Graf Verchtold für die Erfindung der zweckmäßigsten Preisaufgaben ausgezgte. In der That wäre es nicht übel, wenn manche Akademie sich selbst und um diesen Preis bemühte, ehe sie selber einen aufstellte.

— Die Nachricht im Deutschen Beobachter, daß zwischen dem Großherzoge von Weimar und seinen Landstanden Zwist wegen der Befreiung der großherzoglichen Domänen von Abgaben, entstanden sey, ist durchaus unwahr; auch war sie sechs Tage vor Eröffnung der Landstände-Versammlung datirt. Da sie offenbar nur dazu ersonnen worden, um auf die neue Verfassung ein noch heiliges Licht zu werfen, und bei andern Deutschen Höfen eine gewisse Wirkung zu thun, so verdient es die genauste Nachforschung, woher sie stammt. Wie wie viel meisterhaften Notzanwendungen ist die Lüge schon nachgezahlt worden! —

— In Ober-Peru soll ein Ritornalling der Inca's an der Spitze der Eingebornen stehn, und den Sonnentempel herstellen, in Tukuma das Volk die alte Republik wieder errichten, und zum Dienst der Liebesgottin zurückkehren wollen; in Mexico ein Nachkomme Montezuma's das Volk zu den Waffen rufen, (etwa auch den Gott Vitzli Putzli wieder auf den Altar stellen?) Das sind entweder Erdichtungen oder Täuschungsideen. Der Sinn der Volksmasse ist überall zu schlicht und klug, um sich durch historische Erinnerung an Dinge, die seit 300 Jahren nicht mehr zu seinem Leben gehoren und über die es längst hinweg gereift ist, enthusiasmiren zu lassen. Diese Angabe, man konnte viel darauf wetten, ist von einem jener Geschichten erfunden, die vor ein Paar Jahren in Brandenburg, Pommern, Mecklenburg u. s. w. die Bauren durch Dilettantismen über Arminius begeistern wollten. Das Gefühl eines gegenwärtigen Elends, die Zuversicht Besserung erlangen zu können, das sind überall die wahren Quellen der Volksbegeisterung.

Anfrage. Ein in Berlin erscheinendes Blatt, daß auch zuweilen leichter, verschert, die Uebersetzung des Lustspiels: „die beiden Philiberts," sehe dem Original so unähnlich, als ein Bruder Philibert dem andern." Ob es dem Kritiker auf seinen Berufswegen widerfahren seyn mag, Französisch zu lernen?

(Eingesandt.)

Aus Wien, vom 20sten Februar.

Wenigstens ein Paar Theaternachrichten, so kurz wie Sie sie brauchen! Für das Leopoldstädter-Theater findet man ein neues Stück ein, betitelt: „Der Chef des Bataillons." Das Hauptperson, ein wirklicher Chef, soll mit großer Anstrengung studirt haben, aber nun auch Meister ihrer Rolle seyn. — Zum 14ten giebt eben das Theater als Benefice für Hrn. Rosenau ein Stück, betitelt: „Der Pfiffikus," nach einer Erzählung vom Hrn. v. Jonas, mit Musik von Wenzel Müller, neuen Dekorationen von Dollmer und Maschinen von Schmidt, einer Feuerstorm, arrangirt vom Reinold, Tänzen, und gymnastischen Uebungen auf dem gespannten Seil, von den Brüdern Caspar. Gestehen Sie, daß wir unsere Benefice zu benennen wissen. — Auf dem Theater an der Wien gingt jetzt ein neues großes Trauerspiel: „Die Ahnfrau," von Grillparzer, einem Dichter dessen Namen Ihnen so neu seyn wird, als uns sein Stück, — auch soll er noch Jüngling und dies sein erste Dichtung seyn. In dem Falle hat man Recht, viel von ihm zu erwarten. Das Stück hat sehr gelungenen Stellen und thut großen Effekt, obgleich manche bezweifeln, ausser der Ahnfrau, finde auch der Geist des „Aballino," der „Räuber," des „ächten Februars" und mehrerer andrer Stücke darin.

Se. Maj. der König von Baiern haben dem Redakteur der hiesigen Theaterzeitung, Bauerle, der jüngsth beliebten Theaterdichter ist, eine große goldne Medaille mit dem Bildniß Sr. Majestät und der Inschrift „Eugenio ex industriae" zustellen lassen.

1817. Nro. 124.

Ernst und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Montag, den 24sten Februar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Ueber den Geist der Zeit im allgemeinen, und den Deutschlands im besondern *).

Viel eher dürfte es gelingen, der Idee nach zu bestimmen, welches der absolut höchste Stand des menschlichen Geschlechts ist, als mit Sicherheit anzugeben, wie nahe oder wie fern dieses zu demselben sich wirklich befindet. Ueber das Erste kann die Vernunft, durch die philosophischen Untersuchungen und Resultate hinsichts der menschlichen Natur und deren Zwecke belehrt und geleitet, mit Fug und Recht entscheiden; das Zweite aber ist zu sehr im Bereiche nicht zu berechnender Umstände gelegen, und von den mannichfaltigsten, zum Theil unerforschlichen Bedingungen zu abhängig, als daß es jemals ein Gegenstand genauer und vollständiger Beurtheilung werden könnte. Dennoch wird durch die Unmöglichkeit, das Vollendete darzustellen, die Möglichkeit nicht aufgehoben, das Ungefähre zu erreichen. Nach dieser Voraussetzung wollen wir es versuchen, über den wirklichen Stand des menschlichen Geschlechts oder den sogenannten Geist der Zeit, (das Wort in einer etwas weitern als der gewöhnlichen Bedeutung genommen,) einige Worte der Untersuchung aufzustellen.

Die Vorstellung von dem absolut höchsten Stande, oder das Ideal von dem gleichsam vollkommensten Geiste der Zeit, steht als Norm fest, wonach die Entwickelung des menschlichen Geschlechts oder einer Nation in einer gegebenen Periode beurtheilt wird. Diese Beurtheilung aber findet ihre nothwendigen Bedingungen nicht bloß in dem gewählten Zeitpunkte, sondern in der vergleichenden Ansicht der ganzen Geschichte, entweder des gesammten Geschlechts oder auch des fraglichen Volks. Sie enthält neben der jedesmaligen Wirklichkeit die Angaben, nach denen mit Beziehung auf das Ideal, die Lösung des vorgelegten Falls ausgeführt werden muß.

Denken wir uns nun in der vollkommensten Harmonie der höchstmöglichen Verwirklichung der Hauptzwecke der Menschheit, als welche in der Glückseligkeit, geistigen Veredlung und in der Sittlichkeit sich ankündigen, den erhabensten Stand des Geschlechts oder Volks; so dürfen wir wohl mit Recht behaupten, daß unsere Mitzeit im Ueberblicke des Ganzen, sich jenem Urbilde näher zeigt, als irgend eine andre Zeit.

Es bedarf diese Behauptung zu bewahrheiten, wie es uns dünkt, bloß einer geschichtliche

*) Obige Abhandlung ist die Einleitung zu einer noch ungedruckten Schrift, betitelt: „Deutschlands Nationalität und Nationalbildung. Von Joseph Hillebrand, vormals Professor in Hildesheim.“
Motto: „Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze.“ Schiller.

Vergleichung der Vergangenheit mit dem Zustande der Gegenwart. Nur muß dabei der Blick sich nicht durch einzelne Partien und Ereignisse irren lassen und den Verstand zu einseitigen Urtheilen verführen. Die Gesammterscheinung allein, in welcher sich die Ausgleichung der gesonderten Unebenheiten vorfindet und das abgeschlossene Resultat liegt, gewährt die Möglichkeit einer gültigen Vergleichung. Sie allein legt in die Schalen der Wage, welche hier freilich nicht Jedermann aus dem Volke halten kann, die Kräfte, und läßt die Momente richtig berechnen, welche den Ausschlag geben und das Uebergewicht hervorbringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schilderung einer wahrhaft großen Künstlerin.

(Schluß.)

Wäre Mdme. Unzelmann nicht auch die vielgereiseste Künstlerin: ich würde hier eine wohlverborgene Aengstlichkeit vermuthet haben. Aber selbst hier gab sie unübertreffliche einzelne Momente, — vornehmlich das Herabsinken vom empörten Stolz bis zur tiefsten Schwermuth, bei: „Nicht gelesen? Nicht gelesen? Nicht einmal gelesen?“ — das Brüten über der „Gleichgültigkeit;“ das Grübeln und Ergrübeln des Dinges, „das kein Ding ist;“ — der Rückfall in die geheime Bedeutung des: „Pfui, wenn ich mir es öfter habe merken lassen.“ Wahrhaft groß und in das innerste Mark erschütternd, war ihr Uebergang vom Lachen zu „der ernsthaften Seite:“ so wie die Seele zu inniger Theilnahme bewegend, das „Mein Kopf! Mein Kopf!“ Ganz charakteristisch und äußerst fein war der Anschein von Gleichgültigkeit, mit welchem sie schnell, halb leise, wie leichthin fragte: „Ist die Braut schön?“ — Sobald aber der Name, Emilia Galotti, genannt war, war alles höher gespannt, greller, bestimmter, gehaltener, — alles, im Ton, in Mienen, Gesten, alles so bis zu Ende. Bei allen Veränderungen, welche nun die Folge nöthig machte, blieb doch dies, so wie das stetige Halten an einem großen Entschluß (dies, vornehmlich in dem Auge und auf der Stirn,) feststehend und unwandelbar. Also, was von da an Orsina erfährt, kömmt ihr unerwartet, und was sie zu sagen und zu thun hat, wird, obgleich jener Grund bleibt, erst durch das sich Ereignende veranlaßt, entwickelt und bestimmt: wie Mdme. Unz. eben dies gab, darin fand ich heute das Größte, Bewundernswertheste, für ihr großes mimisches Talent Entscheidendste. Alles entwickelte sich wirklich erst in ihr: man sahe unverkennbar alles in ihr werden, ehe in Worten und Handlungen hervorging, daß es geworden. (Angewohnt Ihr gutes Herzchen, statt Herz, entwischte ihr doch wohl nur? Es machte den Spott zu gemein.) Vortrefflich war ihre Theilnahme an den frühern Reden Odoardo's, bis zu Marinelli's Abgehn; vortrefflicher noch ihre Art, das Gespräch mit Odoardo einzuleiten, die da noch hindurchblickende und sehr gemessen abnehmende Behutsamkeit, — das Fußen, welches erst mit dem Zustecken des Dolchs ganz verschwand. Sehr richtig — und eingreifend wurde das „dieser“ herausgehoben: aber tief erschütternd war ihr Vortrag der Stelle: „Sie lebt“ bis „so lang' es dauret.“ — „Ich bin Orsina!“ haben alle die vielen Schauspielerinnen, die ich in dieser Rolle gesehen, mit Stolz gesprochen. Mdme. Unz. spricht es leise, mit dem Ton der Gedemüthigten, mit dem Blick der Scheu vor Odoardo's rauher, strenger Tugend. — Wie tief, wie wahr ist das! Doch ich höre auf, dergleichen einzelne Züge zu wiederholen, um nicht Manchem gleichgültig zu werden, zumal da diese denn doch noch nicht das Ganze anschaulich machen; nur das sey noch erwähnt, daß uns die Mäßigung und edle Sitte, selbst indem der Stelle: „Welch eine himmlische Phantasie ꝛc.“ wahrlich ihr Recht widerfuhr, so wie die herrlichen Tableaux bei deren Vortrag; daß uns auch die Theilnahme bei dem ganzen Gespräch der Claudia mit Odoardo, (das Rathen, was die Mutter ist, wie sie auf den Vater wirkt, ob sie ihn wohl umstimmen könne ꝛc.) nicht entgangen sind. Sollte aber bei Claudia's Schilderung ihrer Tochter und deren gegenwärtiger Situation — „Sie ist die Furchtsamste und Entschlossenste ꝛc.“ Orsina nicht besondere Theilnahme beweisen? Mdme. Unz. zeigte sie nicht, und ich gestehe, daß ich sie vermißte.

Den folgenden Tag: Gurli, in Kotzebue's Indianern in England. Hier gilt es erstens: die Natur zu besiegen, und Gestalt, Jahre, Sprach-Organ — alles zu verleugnen; hier gilt es zweitens: etwas aus dem Mädchen selbst zu machen, was sich der Dichter wohl gedacht haben mag, was ihm auch in vielen einzelnen Zügen gelungen, aber auch in andern — wie er jetzt selbst eingestehen wird, sehr mißrathen ist. Was das Erste anlangt, — Mdme. Unz., die Künstlerin, ist gewiß

darüber hinaus, hier Artigkeiten gegen sie, als Frauenzimmer, zu erwarten; — so erinnerte freilich wohl so manches, besonders im ersten Akt, (wo aber auch Gurli noch weniger Gurli ist,) an jenen alten Spruch vom Austreiben der Natur; und wenn man auch im zweiten Akt noch zuweilen das Verleugnen selbst bemerkte, so war doch dies im dritten gar nicht mehr möglich, und kein Mensch konnte an etwas denken, als was ihm hier gegeben wurde. Habe ich Mdme. Unz. recht verstanden, so ging sie bei der Darstellung dieses Naturkindes zunächst darauf hinaus, eine äußerst schmale und schlüpfrige Linie zu halten, — nehmlich alles das, was unsre Konvenienz und unsre Sitten vorschreiben, zu ignoriren, — weil man es nicht weiß oder nicht achtet; und doch, was Sittlichkeit und auch jungfräulicher Sinn verlangt, nie zu vergessen; die ungebundenste Laune, frischeste Lebendigkeit, und sogar Orientalische Heftigkeit, Sorglosigkeit,) das Locker- und Los-Seyn von allem, außer was der Moment bringt und was so eben reizt; ohne jedoch irgend jemals in das wahrhaft Unanständige zu verfallen, ohne auch irgend jemals zu vergessen, daß man nicht in Otaheiti lebe, — welches letztere dadurch um so schwieriger wird, daß es der Dichter wirklich nicht selten vergessen zu haben scheint; endlich, den Grundbestimmungen eines solchen Charakters getreu, fast immer in Extremen, und aus dem einen in das andere zu fliegen, ohne jedoch die, wenn auch noch so flüchtigen Uebergänge unbemerkt zu lassen, wodurch ja erst der Charakter selbst Anschaulichkeit bekömmt, zu einem theatralischen Charakter wird, und aufhört ein Aggregat verworrener Heterogenitäten, — das heißt, für die darstellende Kunst, ein Nichts zu seyn. Wie schwierig nun vollends das Letztere ist — was allein der Schauspielerin Werk werden muß und wozu ein Dichter kaum hin und wieder Veranlassung geben kann: das leuchtet Jedem von selbst ein. Wollte Mdme. Unz. wirklich dieses erreichen, so ist ihr zuzugestehen; daß es ihr mit dem Ersten genügend, mit dem Zweiten ganz vortrefflich, mit dem Dritten so gut, als es ohne beträchtliche Umänderungen des Stücks nur möglich war, geglückt sey. Ich meine, das heißt viel, sehr viel! — Vom Einzelnen will ich nur anführen, daß Mdme. Unz. unerschöpflich war in nicht vorgeschriebenen, und zum Theil nicht voraus zu berechnenden Einfällen, Neckereien und andern Aeußerungen Gurlischer Laune, — wozu sie aber jeden kleinen Zufall auf dem Theater augenblicklich zu benutzen wußte. Als Beleg für das, was ich oben als dritte Anforderung angegeben habe, konnte vornehmlich die Motivirung der schnellen Liebe zu Robert dienen. Uebrigens war es ein wahres Kunststück, wie sie Stellen, wie z. B. „Bruder Robert, willst du so gut seyn und mich heirathen? Der Vater wird wohl noch eine Katze kaufen müssen, — Ich will Liddy heirathen," — zwar äußerst possierlich, aber zugleich so wahrhaft kindlich und innig vortrug, daß selbst die Gallerie nicht laut lachen konnte. In ihrem Sprachton, in ihren Gesten, in allem war dabei keine Ahnung, daß etwas Lächerliches gesagt worden, sondern gerade wie ein Kind sprach sie diese Dinge leicht und fast trocken hin. So gab sie auch in Stellungen viele eben so wahre, als reizende Kinderbilder, wohin vorzüglich gehörte das sichtbare Horchen auf die innere Stimme der erwachenden Liebe — feststehend, geradeaus niederblickend, gespannt, den Mittelfinger der linken Hand an die Lippe, die andern gelinde gekrümmt u. s. w.

Rochlitz.

Neuigkeiten.

Einige Antworten auf Briefe über Berlin. (Eingef.)

Sie sind, werther Freund, dem Berlinischen Publikum Abbitte und Ehrenerklärung schuldig, denn es hat mit dem Parisischen in der That nicht mehr Aehnlichkeit, als, aus natürlichen Gründen, die Einwohner aller Europäischen Hauptstädte mit einander haben.

Das Berlinische Publikum würde sich schwerlich weder für eine chimärische Freiheit und Gleichheit todtschlagen lassen, noch einige Jahre darauf für den in Napoleon personificirten Despotismus. Vielmehr ist es ein recht ehrenwerthes Publikum, und vielleicht findet man bei keinem andern einen so allgemein verbreiteten gesunden Verstand, und einen Sinn, der so echt Deutsch, mit Nichtachtung alles Beiwesens, auf das Wesentliche gerichtet ist.

Gehen Sie einmal mit mir einige Erscheinungen unserer Tage durch. Was haben wohl die noch fortspukenden Fehden der poetischen Poeten und Mystiker gegen den gesunden Menschenverstand, oder vielmehr gegen den Verstand überhaupt, ausgerichtet? Trotz der pikanten Brühen in welchen sie ihre lose Speise auftischen, wird doch ihre einzige und höchste Tendenz:

uns arme Verirrte in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen, um so weniger noch verkannt, da sie einer nach dem andern durch Uebertritt zum Pabstthum, die Messe sollen lassen. Ihre Bemühungen sind freilich nicht überall unfruchtbar gewesen, wie denn keine Erscheinung ganz spurlos untergeht. Aber wo hat sich eine solche Befruchtung geoffenbart, als bei einigen Frauen, besonders Jüdischen, welche nach einer ihrer Bestimmung fremdartigen Gelehrsamkeit, auf Unkosten der Liebenswürdigkeit streben.

Eins ihrer neuesten Experimente, den standhaften Prinzen von Calderon auf der Bühne zu vergöttern, hat keinen Erfolg gehabt, als uns durch einige schlechte Verse in den Zeitungen zu belustigen, und ist so übel abgelaufen, daß der arme Prinz zuletzt nur noch zu Leuten sprechen konnte, die gekommen waren, einen andern zu hören.

Der mit Engeln Umgang pflegende Prophet Adam Müller hat sich während seines kurzen Aufenthalts mit einer Schutz- und Trutzwache von den mystischen Freunden, die ihn haben kommen lassen, umgeben müssen, um nicht vom Publikum — nicht gesteinigt, sondern — noch ärger geäfft zu werden, als es wirklich geschehen ist.

Die abweichende Tracht, welche man eine Altdeutsche zu nennen beliebt, erregt weder Beifall noch Tadel, sondern — wird nicht bemerkt.

Eben so geht es den Hyperpuristen, denen man schon einmal zu ihrem Aerger gesagt hat, daß sie besser thun würden, auf Reinheit des Sinnes und des Herzens als der Sprache, hin zu arbeiten; daß es natürlich sey, Namen von Dingen, welche in andern Sprachen früher Namen gehabt haben, in die unsrige aufzunehmen; daß Collegium, Officier, Generalstaab ꝛc. nicht mehr fremde, sondern Deutsche Wörter sind, aus welcher Sprache sie auch entnommen seyn mögen, so wenig als Obus ein Deutsches Wort ist, weil es die Franzosen aus Haubitze (eine Deutsche Erfindung,) gemacht haben; daß wir endlich eben so gut, als die Römer Griechische Wörter in ihre Sprache aufnahmen, Französische in die unsrige aufnehmen können, ohne dadurch Franzosen zu werden, wofür uns nicht die Sprachschnitzlinge, (ich weiß nicht, wie die Herren Puristen sich selbst nennen, und schmeichle mir, daß sie diese Verdeutschung wenigstens als einen Beweis meines guten Willens, nicht ungütig aufnehmen werden,) — wohl aber der vorbemerkte Deutsche Sinn, bewahren wird.

An all derlei Erscheinungen nimmt das Publikum Theil wie etwa an dem so vielfach angekündigten dicken Fräulein. Aber — wann es wirklich gilt, dann ist auch der Enthusiasmus dieses sonst so schwer aufzuregenden Publikums gränzenlos, und sein tiefgewurzelter echt religiöser Sinn, den papistische Lästerer ihm so frevelhaft absprechen wollen, offenbart sich auf das herrlichste.

Es wird Ihnen nicht entgehen, daß ich hier das verhängnißvolle Jahr 1813 vor Augen habe, und ich schließe damit vorläufig meine Antwort, weil das Andenken an diesen Culminationspunkt des Berlinischen Publikums und der Preußischen Nation überhaupt, mich jederzeit zu Gefühlen aufregt, die ich außer Stande bin in Worten würdig auszusprechen. Leben Sie also wohl für heute.

Z.

Aus Weimar.

Bei unserm Theater ist eine große Revolution erfolgt. Der durch mancherlei Künste und Erwerbmittel bekannte, bisher für unentbehrlich gehaltene Regisseur Genast, hat plötzlich seine Entlassung und den Befehl erhalten, die Bühne nicht mehr zu betreten. Der Mann mag seine eignen Talente gehabt haben, wodurch er besonders auch unsers Geh. Rath v. Gothe Beifall fortdauernd behauptete. Allein das Publikum bis zu dem obersten Range war ihm abhold, und ihm schrieb man vorzüglich den Verlust des Wolffischen Ehepaars zu, durch dessen Wanderung nach Berlin, der hiesigen Bühne die Blüthenkrone ausgebrochen wurde. Der Staatsminister Graf Edling kam von einer Mission nach Berlin zurück, und bald darauf ereignete sich diese — Katastrophe. Manche Muthmaßung setzt dieß als Ursach und Wirkung zusammen. Mit Genast's Abgang hing es zusammen, daß auch die finanzielle Verwaltung des Theaters in andre Hände kam. Regisseurs sind jetzt Oels für das Schauspiel, Stromeir für die Oper. Gothen's sich eben jetzt verheirathender einziger Sohn, ein allgemein geschätzter Kameralist, hat das Intendanten-Amt beim Theater erhalten. Eine junge, vielversprechende Schauspielerin, Dlle. Meier, wird jetzt für unsre Bühne gebildet. Man sagt, der Staatsrath von Kotzebue, der von Ostern an ganz der unsrige seyn wird, habe sie vom Königsberger Theater hierher geschickt. Natürlich waltet Gothens Genius fortdauernd auf unsrer Bühne. Zeigte sich neuerlich auch bei uns Spur der über ganz Deutschland grassirenden Melomanie, die der ächten Schauspielkunst den Garaus zu machen droht, so mußte der kluge Steuermann dem Drange der Umstände nur nachgeben. Aber sein Ziel, was er noch vor zwei Jahren so kräftig im Morgenblatt bezeichnete, behält er gewiß vor Augen. Gegen das Oppositionsblatt, welches offenbar sehr tüchtige Mitarbeiter, selbst da, wo es schwer hält dergleichen anzuwerben, zu gewinnen wußte, und die von Luden so brav redigirte Nemesis in mehr als einem Sinn verdoppelt, erhebt sich auch hier schon manche Stimme. Es wird fortdauernd an einem neuen Entwurf über die Preßfreiheit von unsrer Landesregierung gearbeitet, wozu der etwas ungelenkige Oken freilich den ersten Anstoß gegeben hat. Es ist aber von der gereiften Einsicht und Umsicht unsers Großherzogs vorauszusetzen, daß er alle Opposition — selbst die der versammelten Stände, — klug erwägen und sein eignes schönes Werk nicht zerstören werde, so heftig auch der den Landtag dirigirende Minister gereizt seyn möchte. —

Vermischte Nachrichten.

In Rußland wird so eben von zwei Gliedern der Generalität an einer ausführlichen mit Plänen begleiteten Geschichte der letzten Belagerung von Danzig gearbeitet, die aber wohl Russisch gedruckt wird.

— Eine Franz. Provinzial-Akademie hat Jettons prägen lassen, auf denen der Parnaß dargestellt und die Hippokrene mit einer Brücke. Böse Zungen sagen, sie wolle dadurch erklären, daß ihre Mitglieder nicht nöthig haben werden, aus dem Musenquell zu trinken, um auf ihren Parnaß zu gelangen.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Dienſtag, den 25ſten Februar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Erinnerungsbuch für Alle, welche in den Jahren 1813, 1814 und 1815 Theil genommen haben an dem heiligen Kampf um Selbſtſtändigkeit und Freiheit. Mit 2 Kupfern, 11 Schlacht-Planen und einer Auswahl vaterländiſcher Gedichte. Halle und Berlin, 1817. (Die theuerſte Ausgabe noch mit 21 Bildniſſen.)

Unſtreitig iſt die Idee dieſes Werkes ſehr glücklich; daß die Ausführung derſelben gefällig und auch brauchbar gelang, wird die bloße Beſchreibung des Buches beweiſen. Es iſt in groß Quart gedruckt. Voran ſteht das Bildniß Sr. Majeſtät des Königs von Preußen, von Bolt. Das zweite Kupfer iſt eine Abbildung der verſchiedenen Ehrenzeichen, die während jener Jahre in Deutſchland geſtiftet wurden. Die Plane ſind ſorgfältig gezeichnet, geſtochen u. ſ. w. Der Text erzählt, ohne Räſonnement, wiewohl mit Anführung der am meiſten karakteriſirenden Züge, vom 1ſten Jan. 1813 bis zum 27. Mai 1814, und dann, nach einer Einleitung welche die Zwiſchenbegebenheiten anführt, vom 9. März bis zum 7ſten Juli 1815, von jedem Tage, was ſich an demſelben Wichtiges begab; eine Schlußnachricht führt dann die Ereigniſſe in fortlaufender Erzählung fort bis zum Abſchluß des zweiten Pariſer Friedens. Von jeder Seite des eigentlichen Journals iſt nur die oberſte Hälfte bedruckt, die untre iſt für eigne Nachträge offen gelaſſen.

Man ſieht, die Anlage des Buches iſt ſehr einſichtsvoll; bei der Ordnung des Textes und bei der Korrektur ſind einige Verſehen vorgegangen. So iſt z. B. die Abreiſe des Königs von Sachſen nach Plauen, und ſeine Erklärung, bei dem bisherigen Syſtem zu verharren, unter dem 23. Jan. und wieder unter dem 23. Febr. 1813. erzählet; und aus der Proklamation des Grafen Witgenſtein an die Hanoveraner, werden die Worte angeführt: „Ihr beſitzt nicht unſers Verſtandes, um frei zu ſeyn;“ ſtatt „unſers Beiſtandes.“

Den leeren Raum der erſten Seite wird der Verfaſſer dieſer Anzeige benutzen, dem Werk in ſeinem Exemplar einen andern Anfang zu geben. Offenbar nur um des Tages, des 1ſten Jan. 1813 willen, beginnen die Herausgeber es von dem Umſtande, daß Grenier mit ſeinem Hülfscorps aus Nürnberg nach Berlin abmarſchirte. Da die hier aufgeſtellte Reihe von Begebenheiten die Geſchichte der Befreiung Deutſchlands, der Herſtellung ſeiner Unabhängigkeit und ſeines Triumphes über den Feind, ſkizzirt, glaubt der Ref. ihren Anfang um einige Tage früher datiren zu müſſen, von jenem Tage, da ein Preußiſches Corps die Möglichkeit gewann und benutzte, im Geiſt der Selbſtſtändigkeit ſeines Vaterlandes zu handeln, alſo von der Yorkſchen Convention am 30. Dec. — oder noch beſſer von dem erſten öffentlichen Schritt,

wodurch Preußens hergestellte Unabhängigkeit von Buonapartens Planen, Russischer Seits anerkannt und so die baldfolgende Erklärung gegenseitiger Freundschaft vorbedeutet wurde: von jener an die Wittgensteinische Armee von Gumbinnen aus, am 15/27. Dec. erlassenen vom General D'Auvrai unterzeichneten Proklamation, worin den Russischen Soldaten gesagt wurde: Sie rächten nicht als Feinde in das Land ihrer Nachbarn, und jedes den Einwohnern angethane Unrecht solle mit dem Tode bestraft werden.

Wenn man von der einen Seite erwägt, welche Masse von Uebeln durch diese Proklamation von den Bewohnern Preußens abgewandt wurde, von der andern aber, daß sie zuerst die friedliche und freundliche Stimmung zwischen Rußland und Preußen erklärte, noch ehe die beiderseitigen Höfe sie ausgesprochen hatten, so gewinnt dieser Schritt eine ganz eigne historische Bedeutsamkeit. M.

Die Leyer.

Einsam lebt' ich im Hayn, da klirrte mich blinkendes Eisen!
Stumm war ich lebend; nun todt, sing' ich manch lieblich Lied. W.

Lob der — — — Zeitung.

Länder und Meer' und tobende Flammen, sie sollen ihr Neues!
Jehler es dennoch: sie greift muthig es auf aus — der Luft. — l.

Theatertrost.

Trauerspiele besitzt wohl Deutschlands Bühne, doch wenig;
Trauerspieler nicht viel; — traurige Spieler genug! ⊙ — g.

An einem Staatsverbesserer.

Wohl ist vieles, o Mann! in menschlichen Dingen zu bessern!
Muthig beginne das Werk! Bess're vor allem — Dich selbst! ⊙ — g.

Ueber den Geist der Zeit im Allgemeinen, und den Deutschlands im Besondern.

(Fortsetzung.)

Es würde zu weit abbringen, in der gegenwärtigen Abhandlung, welche nur einige Hauptzüge liefern soll, die geschichtliche Nebeneinanderstellung der verschiedenen Epochen auszuführen. Wir begnügen uns daher, in kurzen Andeutungen die Lage und Gestalt, in welcher uns das menschliche Geschlecht jetzt erscheint, einer allgemeinen Ansicht vorzuweisen.

Sittlichkeit, geistige Veredlung und Glückseligkeit, welche das menschliche Daseyn der Hauptsache nach als Zweck bedingen, haben in unseren Zeiten eine Höhe erstiegen, welche ihnen in keiner früheren Periode, so weit die Geschichte redet und belehrt, zu Theil wurde. Wir übergehen den Beweis selbst, der für jeden Kundigen in den Jahrbüchern der Menschheit zu finden ist, und berücksichtigen nur einige Zweifel, welche hin und wieder vorgebracht werden.

Zunächst richtet man sie gegen die Sittlichkeit und zwar in so fern, als man behauptet, dieselbe habe an innerer Kraft und reiner Einfalt verloren. Allein wie ungegründet diese Meinung ist, ergiebt sich bald, wenn man nur gehörig betrachtet, worin denn der eigentliche Werth in sittlicher Hinsicht bestehet. Nicht eine anscheinende Einfachheit in dem Betragen ist Hauptbedingung derselben; nicht darin, daß das Böse ungethan bleibt, das Gute geübt wird, liegt der Maaßstab für die Abschätzung sittlicher Würde; sondern darin, wie jenes unterlassen, dieses verwirklicht wird, zeigt sich die Wahrheit. In diesem Betracht aber wagen wir zu behaupten, (was auch Kant schon sagt,) daß der Tugend vielleicht nie so rein gehuldigt worden ist, als eben jetzt. Viel Gutes mag früherhin getan seyn; aber welch großer Antheil gebührte davon der Furcht vor den Ortsrichtern und der süßen Hoffnung des Elysiums, den Schrecken vor der Hölle und der Hoffnung des Himmels, der Unbekanntschaft mit dem Bösen, dem natürlichen Hange zum Bessern? Dagegen wird der einsichtige und unbefangene Beobachter nicht verkennen, daß im Reiche der Sittlichkeit in unseren Tagen weit mehr der Grundsatz herrscht, dem diese Herrschaft gebührt, wenn echte Tugend wirklich werden soll. Seyen wir also nicht ungerecht gegen uns, indem wir gerecht seyn wollen gegen die Vorzeit; reinigen wir zuerst das Gold von der Erdkruste und prüfen dann seinen Werth.

Aber selbst auch in Rücksicht des Maaßes sittlicher Veredlung tragen wir kein Bedenken, der Gegenwart den Vorzug vor der Vergangenheit zu ertheilen. Die Abweichungen von dem Gesetze der Tugend, die Verirrungen auf den Weg des Lasters liegen in der Mitzeit immer zu nahe vor den Augen, als daß ihr Anblick auf die Zeitgenossen nicht stärker wirken sollte, wie die den Sinnen gänzlich entnommenen ähnlichen Begebnisse verschwundener Jahrhunderte, von denen nur die Geschichte in schwachen Klängen nachhallt. Die auffallendere Wirksamkeit der Gegenwart, welcher

die meisten Menschen sich anheim geben, sollte man immer mit Argusblicken beobachten, damit sie uns beim Urtheilen und Vergleichen nicht in Trüglichkeit verwickele und listig hintergehe. Auf der andern Seite aber sollte man das Gute schärfer ins Auge fassen, was geübt wird, um in parteiloser Abwägung das Resultat richtiger aufzufinden.

Wenden wir uns mit dieser Ansicht zur gegenwärtigen Zeit. Wie viele sittliche Ausgeburten jeder Art, vor denen die Menschheit zurückbebt, werden nicht mehr gesehn? Wie viele Laster, die man Ungeheuer des moralischen Lebens nennen kann, bleiben unverübt? Wie viel wirklich edles Streben offenbaret sich dagegen? Wie mannichfaltig sind nicht die löblichen Thaten, von denen uns die Tagesgeschichte erzählt? Welche glänzende Muster, der Verewigung nicht unwerther als die Sokrates, Aristides, Kato und Mark Aurele, schmükken den Gang der jüngsten Jahrzehnde unter allen Völkern? Doch am deutlichsten und wahrsten beweiset sich die sittliche Vorzüglichkeit (immer den Blick auf das Ganze gerichtet,) unserer Zeit, wenn man das weniger öffentliche Leben beschauet. Wer kann es läugnen, wenn er sonst hell genug sieht, um sich von den Verirrungen in einzelnen Stücken nicht täuschen zu lassen, daß in dem stilleren Bürgerkreise, in den heiligen Familienzirkeln die Sittlichkeit gewiß mit eigenthümlicher Würde waltet? Wir dürfen vielleicht ohne Uebertreibung behaupten, daß der enge Raum eines unserer wohlgeleiteten Bauerndörfer reicher an eigentlicher Tugend ist, als in manchen gerühmten Perioden der Vorwelt, große Städte. Und könnten wir wohl übersehen, was in dem gegenwärtigen Augenblicke Herrliches nahe und fern fast überall gewirkt wird? Die uneigennützigen Bemühungen der Einzelnen, wie die der mannichfaltigen Vereine, — wer zählte die vortrefflichen Früchte, die durch sie blühen und reifen? Scheint es doch, als ob der kaum nachgelassene Druck eines harten Zeitalters nur darum eine neu erzeugte Noth im Gefolge habe, um den Adel des jetzigen Geschlechts offener zu zeigen. „Eine große, aber unverschuldete Landplage sollte uns nicht demüthig, sondern stolz machen," sagt einer unserer geachtetesten Schriftsteller *). Beinahe möchten wir dieser Paradoxie in der erwähnten Hinsicht (in welcher freilich der Verfasser derselben sie nicht aussprach,) unsern Beifall geben; so löblich sind die Zeugnisse schönen Edelsinns bei dem Drange der Plage, welche uns jetzt heimsucht. Möchten daher manche Schriftsteller, Moralisten und Prediger, ohne freilich die Leser und Zuhörer durch ungebührliche Schmeicheleien eitel und unthätig zu machen, ihnen durch ewiges Tadeln und Meistern auch nicht die Lust und den Muth zum Handeln verleiden! Der Mensch sieht seiner Natur nach gar zu gern den Werth seines Strebens anerkannt; und welche Ursachen haben wir, solchen Zoll ihm zu versagen?

Wie hoch und ausgebreitet die geistige Bildung oder die eigentliche Aufklärung sich jetzt darstellt, braucht der Hinweisung nicht. Nur Zweierlei wollen wir berühren, weil es uns bei der in dieser Abhandlung bezielten Frage wichtig erscheint. Das Erste betrifft eine nicht selten erhobene Lästerung gegen die geistige Kultur selbst, und daher mittelbar gegen unser Zeitalter. Mit der Aufklärung kam uns das Uebel der Schwäche und des leidigen Egoismus, so hört man vielfältig ausrufen. Der Schein ist für diese Verläumder, aber der Schein trügt meistens, und so auch hier.

(Die Fortsetzung folgt.)

*). J. P. Fr. Richter. Blumen-, Frucht- und Dornenstücke. Bd. I. S. 69.

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

Berlin, oder neueste kurzgefaßte Geschichte und Beschreibung dieser berühmten Stadt. Berl. 1817. — Die eine Seite des Umschlages zeigt das Brandenburger Thor, die andre das Preußische Wappen. Im Innern findet man auf zwei Bogen kurze Notizen über die Erbauung und die Eintheilung Berlins, von denen sich schwerlich eine Nützlichkeit ersinnen läßt. Das unbedeutende Schriftchen wird hier nur erwähnt, um zu erinnern, daß sich dergleichen kurze Nachrichten nützlicher einrichten lassen, und selbst hohen Werth haben können, wenn sie den Fremden mit den eigenthümlichen Einrichtungen einer Stadt, und mit den bequemsten und wohlfeilsten Mitteln sich in derselben mit dieser oder jener Nothwendigkeit zu versehen, bekannt machen. Eine bloße Nachricht über die Preise der Lohnbedienten, der Gastwohnungen, der Briefversendung, wäre mehr werth gewesen, als diese Aufzählung von Straßennamen.

— Gedichte von Franz Fried. von Maltitz. Karlsruhe, bei Marx, 1817.

Einst gehörte es unnachlaßlich zur Erziehung jedes Feinge-

bildeten, kunstgemäß — Braten gelegen zu können; jetzt ist es eben so nothwendig, daß er seinen Vers zu machen verstehe. Die Zeit aber, in der eine Kunst Gemeingut ist, pflegt nicht ihre Blüthezeit zu seyn. Was jedermann treibt, damit pflegt sich jedermann gleich beginnen zu machen, und dadurch geht selbst manches aufgezeichnete Talent zu Grunde, das in Zeiten, die große Ansprüche an den Künstler machten, Großeres, Bleibendes geleistet haben würde. Das scheint bei dem Verfasser dieser Gedichte der Fall. Es ist beinahe keins darunter, in dem er sich nicht als ein gedrungener Kopf zeigte, und keins, das nicht mit großer Nachlässigkeit, die man oft für genialische Leichtigkeit ansieht, gleichsam zum Fingerworfen wäre. Ich weiß dem Verfasser kein größeres Lob zu ertheilen, als: er verdient die Kunst des mühsamen Dichtens zu erlernen.

Vermischte Nachrichten.

Die allgem. Zeitung meldet aus Neapel, zwischen der dortigen Regierung und dem päbstlichen Stuhle herrschten noch immer Zwistigkeiten, da die erste nur in Einem — geringen — Punkte nachgeben wolle, nehmlich die Ausübung aller Religionen außer der katholischen Confession, zu verbieten.

In Rußland wird außer der öffentlichen Ausübung aller Erlibt. Confessionen, auch die der Mohamedanischen und mehr als Einer heidnischen Religion gedultet. Ohne Zweifel aus Mangel an Aufklärung!

— Eine neue zu Paris erschienene Broschüre: „Traverses de Bonaparte à l'île Ste. Hélène" versichert, Frankreich habe Buonaparte zu seiner zweiten Abdankung durch Erklärung eines Briefes von Metternich bewogen, worin erklärt werden, Oesterreich werde seinen Sohn als Kaiser von Frankreich anerkennen. Eine andre merkwürdige — aber auch wahre? — Anekdote die sie erzählt, ist: es seyen eines Tages mehrere Aerzte in den Temple bestellt worden, um Pichegru's Leiche zu untersuchen, aber als sie hingekommen, sey Pichegru, durch irgend ein Hindernis, noch nicht Leiche gewesen. Man hätte sie für den folgenden Morgen wieder bestellt, und da hatte er sich denn schon umgebracht gehabt. Bei dieser Erzählung hätten die Aerzte doch genannt werden sollen: denn ohne Beweise muß man auch dem Teufel der Finsternis nicht nachlügen, er sey schwarz.

— Der Schauspieler Talma will die Bühne verlassen, es sey denn, daß man ihm, außer seiner Ruhepension, seinen Antheil an dem Kapital der Gesellschaft auszahle, ihm einen vierteljährlichen Urlaub, dreißigtausend Franes jährlich und eine Benefice-Vorstellung zugestehe. Was konnte er mehr fordern, wenn er durch ein halbes Dutzend Schlachten den Staat gerettet hätte?

— Gestern machte ein Theater-Kritiker: „Talma, sagte ein solcher, ist sehr angenehm als Mensch; aber als Philosoph sieht ich ihn lieber." Und warum? „Ich, die Declamation sind materieller."

— Für die nächste Gemälde-Ausstellung hat der König von Frankreich den Leben besten Gemälden einen Preis von zehntausend, und einen von fünftausend Livres ausgesetzt.

— Zu Nimes hat ein Schauspieler den Hamlet so gewaltig stehen gespielt, daß viele Zuschauerinnen mit großen Geschrei davon gelaufen sind.

Auszug eines Schreibens aus Genf.

Hier in Genf ist zwar auch allgemeiner Mangel, der Wahrn ist zu dem unerhörten Preise von 21 Laubthalern gestiegen die Coupe, d. h. 2½ Schfl.: aber wenigstens fehlt es nicht an dem nöthigen Gelde, und das Mittelländische Meer steht auch nicht zu, unsre Ströme sind fortwährend schiffbar. Täglich kommt Getraide von Marseille, das aus Odessa verschrieben worden ist. Die Klagen werden indeß immer lauter, und ich weiß nicht, wie dieser Winter, und noch weniger, wie der Frühling vorüber gehen wird. Niemand hat die gänzliche Wohlerndte voraussehen können, und noch weniger konnte man erwarten, daß unsre Nachbaren so hart gegen uns verfahren würden. Aus den Staaten des Königs von Sardinien dürfen gar keine Lebensmittel gelassen werden, und kürzlich ist einem Genfer Gutsbesitzer in Savoyen Zehnwerk und Getraide konfiscirt worden, das er in die Stadt auf eine verstectte Weis zu seinem Hausbedarf senden wollte; er selbst ist in Ketten nach Chambery geschleppt worden, und entgeht vielleicht der Galeere nicht, weil sein Gut ein in der Revolution geraubtes geistliches Grundstück ist.

In Frankreich ist ebenfalls die Ausfuhr verboten, und so ist die kleine Republik Genf in einer Lage, der sie leider mit noch aufgelegt seyn wird. Von der Deutschen Schweiz ist keine Hülfe zu erwarten, weil die armen Leute selbst nichts zu beißen haben, und aus den kleinen Kantonen ganze Familien betteln herumwandern. In wenig Häusern findet sich die nothige Provision für's Jahr, weil man unter dem Französischen Gouvernement das Verbot-beim Bäcker kaufte rc. Magazine sind auch seit der Restauration nicht wieder angelegt worden. Allein es giebt doch noch eine Menge reicher Leute, die beträchtliche Opfer dem Vaterlande bringen konnten. Eine Kollekte, die man kürzlich gemacht hat, betrauf sich auf 80,000 Franes; in den Dorfern zieht man ökonomische Suppenanstalten ein. Gott gebe nur, daß dieser Winter den Feldfrüchten nicht verderblich sey. Das jetzt haben wir noch sehr wenig Kälte gehabt, und heute ist ein Wetter, wie wir es bei uns im April haben. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Herausgeber hat von mehrern Seiten angelegentliche Anfragen über den Erfolg der in den „Fragmenten aus der Jugendgeschichte rc." erzählten Jagd aus dem Kloster, erhalten. Man findet diesen Erfolg, mit wenigen nur nothwendigen Abänderungen, in dem kleinen Roman „Bruder Anton." (Leipz. bei Hartknoch.) wobei das mit gethaltte Mann feige und die unmöglichen Erzählungen des Verf. zum Grunde gelegt sind, — doch nur bis zum Zusammentreffen mit dem Menschenfreunde Billing. Das Folgende ist Dichtung.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Donnerſtag, den 27ſten Februar.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Die Nachtfeier des Eros zu Thespis.

Dem zärtlichen Gatten ihrer geliebten Tochter, L. Ph. Grafen von Bombelles *), liebevoll gewidmet von der Verfaſſerin.

Schon ſinket die Nacht auf die Gipfel Citharons,
Und rothlich erglänzt der Jömenide Quell!
Da tönet es hell durch die Thespischen Auen,
Und Jüngling und Jungfrau, ſie wallen bekränzt.
Am Himmel entglimmen die Fackeln des Aethers,
In rhenigen Hainen die Fackeln des Feſts;
Und Himmel und Erde durchtönen Geſänge,
Und Himmel und Erde ſind freudevereint!

Chor der Prieſter Eros.

Eros dem Mächtigen Heil, dem Ordner des gährenden Chaos,
Hallend der Urnacht Graun'n, zittern die Gatten ſo ſcheu!
Eros dem Liebenden Heil, dem Vereiner der Urelemente!
Welche ſich feindlich bekämpft, ſchmelzen in Liebe vereint!

Chor der Jungfrauen.

Heil dir in jubelnden Chören,
Den Olymp und Orkus verehren!
Gey mit Roſ' und Myrthen gekrönet
Der was feindlich ſich floh, hat verſöhnet!

Chor der Jünglinge.

Heil dir, dem Schöpfer der Luſt!
Die ſchlägt jede menſchliche Bruſt;
Oft ſendeſt du Schmerzen
Für zärtliche Herzen,
Noch ſicher als flammende Gluthen der Luſt!

Nun ſchweiget das Lied; denn auf goldenem Wagen
Erſcheinet der Gott, doch mit trauerndem Blick!
Ihm tropfete ambroſiſche Thränen vom Auge,
Die Fackel verglüht in der ſinkenden Hand!
Den leuchtenden Sternen entträufelt's gleich Thränen,
Es weinet der Himmel, o Eros, mit dir!
Der Mond verbreitet auf Himmel und Erde!,
Es trauert das ſtrahlende Weltall mit dir!

Eros.

Einſam iſt Eros!
Dem Thränen der Wonne
Rinnen im Olympos!
Dem Pluto's ewig dunkle
Gluten ſich erheitert,
Einſam iſt Eros!
Er, des Lebens Fülle
In der Ewigkeit Stille;
Er, der Liebe Quelle,
Schmachtet an der Welle!
Mich' ihm, denn einſam,
Einſam iſt Eros!

Lüftchen aus den Fluthen
Kühl' ihm ſanft die Gluthen!
Thaut aus heil'ger Ferne
Labung ihm, o Sterne!

*) K. K. Oeſtreich. Geſandten zu Dresden.

Oeffn' in deinem Schooße
Zuflucht ihm, o Rose! —
Alles schweigt, denn einsam,
Einsam ist Eros!

Alles verstummet, — nur die Fackeln des Festes
Schwingen noch Jüngling und Jungfrau empor.
Seht, da erscheint im durchglänzeten Dunkel
Schwebend umher, eine Wundergestalt!
Näher, in immer näheren Kreisen
Flattert es rings um den lockenden Schein!
Doch nur an Eros gesenkter Flamme
Weilt es, mit Sehnsucht den Strahlen genaht!
Flügel, gleich aschebestaubten Narzissen,
Flattern, ach, dicht um die sengende Gluth!
Tone, gleich Seufzern der sterbenden Liebe,
Zittern und flüstern im Dunkel der Nacht!

Eros.

Erscheinst du, Geliebte,
Die täglich sich opfert
Liebeverzehrt in der sengenden Gluth?
Thauet der Morgen, erweckt dich aufs neue
Dunkles Geschick aus der Asche zum Licht!
Flieh, o Geliebte,
Die lockenden Strahlen,
Fliehe den täglichen Opferungstod!

Im engeren Kreise,
Umschattend und leise,
Dreht die Phalane
Der Fackel sich zu.
„Schon', o verschone
Der Treue zum Lohne,
Gieb ihr im höheren Daseyn die Ruh!"

So flehet zum Vater der Weltenbeleber,
O Wunder, und hat nicht vergebens gefleht!
Das lieblichste Mägdlein, in Thränen gebadet,
Doch frisch wie die Ros' aus elysischen Au'n!
Und zart wie die Horen im ewigen Tanze,
Erscheint auf dem Wagen, dem Gotte gesellt!
Es keimen an jeglicher glänzenden Schulter
Ihr Morgenroth-strahlende Flügel hervor!
Denn himmlische Liebe soll himmlisch auch schweben,
Und streben zum reineren Aether empor!

Ein Jüngling.

O, wer spricht der Götter Wonne,
Wer der Seelen Einklang aus!
Sie haben sich endlich gefunden,
Sie sind auf ewig verbunden!
Sie durchstrahlen die Nacht gleich der Sonne
In des Vaters ewigem Haus!

Eine Jungfrau.

Sey gegrüßet Eros Braut,
Leidbewahrte Psyche!
Nun nicht mehr dem Schmerz vertraut
Und der herben Tyche!
Ach, nicht mehr gekrümmet
An der Fackel Gluth!
Nicht mehr wehdurchglimmet,
Froh in Amor's Huth!
Sey gegrüßet Amor's Braut,
Leidbewahrte Psyche!

Allgemeines Chor.

Hochbeschwingt mit Iris heitern Farben
Schwebst du zum Olymp empor!
An des Gottes Fackel schwebt der Schleier,
Der dich Selbstgeopferte umhüllt!
Und die Fackel strahlt in Aether-Fernen
Zwischen allen Himmelsbildern schon;
Und das Götterpaar, hoch über Sternen
Kniet es vor Jovis ew'gem Thron!

Kopenhagen. Friederike Brun,
geb. Münter.

Ueber den Geist der Zeit im allgemeinen, und den Deutschlands im besondern

(Fortsetzung.)

Von wahrer Aufklärung des Geistes kann nie Uebel entspringen, so wenig als von echter Sittlichkeit. Wer das Gegentheil behauptet, tritt mit sich selbst, der menschlichen Natur, mit der Geschichte und höheren Ordnung der Dinge, welche wir mindestens ahnen, in Widerspruch.

Jedweder wird durch seine eigene Vernunft dahin geführt, Einsicht und Kenntniß für etwas an sich Wünschenswerthes, für etwas Edles zu halten, für Zweck seiner Natur anzusehen. Dazu gesellt sich ein in seinem Wesen unvertilglich wirkender Trieb, nach Einsicht zu streben; wo ihm genug gethan wird, folgt eine Zufriedenheit höherer Art, als diejenige ist, welche sich an die Befriedigung thierischer Genüsse und Wünsche knüpft; wo er gehemmt wird, da tritt Zwiespalt und Unruhe in unser Seyn. Wie diese Erscheinung erklären, wenn Kenntniß Uebel und Böses über uns bringt?

Auch mit der Geschichte sehen sich die Tadler der Aufklärung in Feindschaft. Zeigt sie nicht, daß von Anbeginn Einsicht zum Wohle der Menschen gerechnet wurde; daß Fehler und tausendfa-

ches Unglück vom Irrthum und der Unwiſſenheit und Thorheit herkam? Daß dagegen des Unheils viel weniger wurde, wo eine feſtere geiſtige Veredlung ſich verbreitete? Wenn man übrigens in der Umgebung und in dem Gefolge der Aufklärung manche Uebel, beſonders Verminderung der Thatkraft und Vermehrung des Egoismus erblickt; ſo ſind die Quellen davon entweder darin zu ſuchen, daß die geiſtige Bildung nicht ächt, ſondern viel mehr eine Verbildung iſt, indem die Harmonie mit den übrigen Zwecken dabei unbeachtet blieb, oder aber der Urſprung des Unheils verſteckt ſich in andern Umſtänden, welche zufällig zugleich eintraten, und über die man freilich aus eigener Schuld kein wachſames Auge führte. Geiſtiges Leben an ſich ſelber, beſeelt mit Kraft und Edelſinn.

Zuletzt widerſtrebe der Tadel gegen die Aufklärung, noch der höheren Ordnung der Dinge, welche ſich uns überall aufdringt. Sie zwingt uns zu dem Selbſtverſtändniß, daß wir beſtimmt ſind, uns über die übrige organiſche und thieriſche Schöpfung zu erheben. Daß dieſe Erhebung aber nur durch Vernunft und ihr reines, ungehemmtes Wirken würdig zu Stande komme, davon liegt das Zeugniß in der Bruſt und dem Weſen des Menſchen ſelbſt, der, wenn er ſich aufrichtig beräth, daſſelbe nicht verkennen kann. Man frage einen Mann, der ſich einer wahren Geiſtesbildung bewußt iſt: wann er ſich höher dünkte, jetzt oder damals, als er noch mehr in der Unkultur befangen war? und man wird bald erfahren, daß er mit einer gewiſſen edelſtolzen Selbſtzufriedenheit ſich in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande erhaben geſtellt fühlt. Wenn alſo nach dem Winke einer höheren Ordnung der Dinge, dem Menſchen die Bildung ſeiner Geiſtesanlagen zur Obliegenheit gemacht iſt, wie will man den Tadel rechtfertigen, den man unbedacht dagegen erdnen läßt?

(Die Fortſetzung folgt.)

Mancherlei.

„De la Noblesse féodale et de la Noblesse nationale,“ heißt eine Schrift die ſo eben in Paris erſchienen iſt, und Aufſehen macht. Der Verfaſſer ſchildert den Adel wie er im Mittelalter war, und wendet dies auf die Herſtellung des Adels in Frankreich an. Mit Recht erinnert das Journal de Paris, daß das nicht recht paſſend ſey. — Sonſt jemand meint der ganze Streit über den Adel, in und außerhalb Frankreich, rühre daher, daß die Streitenden drei ganz verſchiedne Begriffe, die oft mit dem Worte Adel bezeichnet werden, nicht klar — begriffen: den der Edeln, die auch bei den wildeſten, rohеſten Völkern durch ihre Perſönlichkeit Vorrechte erwerben, ſie aber nicht auf ihre Kinder vererben können, wenn dieſe nicht auch die Eigenſchaften der Väter erbten; — den der Optimaten, die durch die Verfaſſung um des Staates willen Vorrechte erhielten, und welche Freiſtaaten ſo wenig als Monarchien entbehren können, wie ſelbſt Roms Patricier und Senat ꝛc. ꝛc. beweiſen; — und endlich den Lehnsadel des weſtlichen Europa, der zur Begründung der Herrſchaft erobernder Völker über unterworfene, geſtiftet wurde, der dieſe Beſtimmung ſehr lange verloren hat, und deſſen Umgeſtaltung zu Optimaten, jetzt eigentlich eine der großen Angelegenheiten des Tages, in ſo vielen Ländern, ſeit mehrern Jahrzehenden iſt. —

Wie dem auch ſey, wir haben die Hoffnung, über den Adel gründlich aufgeklärt zu werden. Hr Dr. Benzenberg iſt ſo eben beſchäftigt, in dem literariſchen Anhange einer politiſchen Zeitung ſeine tiefen Forſchungen darüber mitzutheilen. Wir haben etwas Erſchöpfendes zu erwarten: denn er fängt mit den Thieren an, die „ſich mit der Anzahl Lebensmittel begnügen, ſo die Erde freiwillig giebt,“ was er auch den Jägervölkern, als auf der unterſten Stufe der Bildung ſtehend, nachrühmt. Freilich ſollte man glauben, die Menſchen fingen nicht eher an, Thiere zu jagen, als bis die Früchte des Waldes nicht hinreichten; und die Thiere ließen ſich von wilden Menſchen ſo wenig freiwillig verzehren, als von gebildeten: aber Hr. Dr. Benzenberg muß das beſſer wiſſen.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Das einzige, wenn nicht ganz neue, doch auf der hieſigen Bühne zum erſtenmale Geſehene, war in der letzten Woche: „Die Mißverſtandniſſe,“ Luſtſpiel in einem Aufzuge von Scribe. Die Fabel des Stückes iſt ſehr artig; die Ausführung iſt geſtreift und fein, als man es von dieſem Dichter gewohnt iſt. Die Darſtellung war gut, und hatte vorzüglich das Intereſſante, daß Dlle. Rogée, eine junge, intereſſante Schauſpielerin, in dieſem Stück zuerſt die Aufgabe hatte, mehrern Situationen die viel Ausdruck forderten, zu entſprechen, — und es gut und gefallend that.

Jenn achten Jahr. war das Stück gleichen Namens von Werner, angezeigt; aber eine Verhinderung entfernte dem Publikum dies Mißvergnügen. Möchte diese Verhinderung doch immer eintreten, wenn das Publikum ein solches Schauſal zu fürchten hat! Stanz seiner gab man: „Die Geſchwiſter,“ von Goethe. — Hr. Lemm, ich sage Hr. Lemm, verwechſelte im Ton des Sprechens der kleinen Rolle des Jakobs, wiegend das Geſchwiſterpaar mit dem Empfindsamen, zwischen denen angeſtrebt eben der Unterſchied iſt, wie zwiſchen — Milch und Molke. Geſtehe, ich sage gestehe, wurde der Bruder von Hr. Wolf sehr brav, die Schweſter von Dlle. Düring außerordentlich reizend.

Hierauf: „Der Geizige,“ von Moliere. — Hr. Devrient beluſtigte in der Hauptrolle, ob er gleich manche Züge, welche der unterdrückte Dichter in den Nebenrollen ausdrücklich angedeutet hat, nicht brachter hatte. So vermiſte man an ihm die groben Mienenſpiele und den Händen, um die ihn die Unterhandlerin lebt. Die Art wie die Nebenrollen gegeben wurden, ließ hier und dort wahrnehmen, daß dies Meiſterwerk lange nicht, und dreimal wohl ohne Probe gegeben wurde. Manche Scene mißriet völlig, z. B. die wo der Koch-Kutſcher gegen den Liebhaber der Nichte den Bravon ſpielt. Der Bediente vom Neffen des Geizigen trat in seinen Bedienten auf; Anſelm, der Alte, mit rothen Wangen ꝛc.

— Am 25. Jahr. zum ersten Male: „Athalia,“ ernſte Oper in drei Akten, muſikaliſch componirt vom Baron Poißl, dichterisch von Hr. Weinbrück, nach Racines's Trauerſpiel des Namens und führen liebenswerthen daſſelben. — Endlich einmal wieder eine ganz gelungene Oper in großem Styl! Die Muſik ergreift gleich durch die ersten Takte der Ouverture und ſchließt die Aufmerkſamkeit und das Gefühl bis zu Ende, nicht allein durch Kunſt und Wahrheit des Ausdrucks, ſondern auch durch Geiſt, jenen Geiſt, der durch einzelne glückliche Gedanken erinnert, die ſo taucht hingeworfen ſind, daß man ſie muſikaliſche Monaten zu nennen verſucht wird. Auch erndtete der Componiſt allgemeinen Beifall, ungeachtet er den Knaben Joas Arien, die wiederholen Gedanken gehabt hatte, den Knaben Joas Arien, die ihm gelungen werden, melodramiſch, zu einer Begleitung ſprechend deklamiren zu laſſen, und der heutige Aufführung mit vielen neuen Anſtoße zu kämpfen hatte, welche die gewohnlichen Begleiter der erſten Aufführungen zu ſeyn pflegen. Im nächſten Blatt ausführlicher, besonders über den trefflichen Geſang von Mme. Mirder, als Athalia, in allen Scenen, und ihrem guten Spiel in vielen Momenten; über die Kunſt in Spiel und Geſang die Hr. Fiſcher als Joas prägte, die gelungene Erſcheinung der Dlle. Cunnis der vorn, als Joad, bei ihrem erſten Verſuch u. ſ. w. u. ſ. w.

Vermiſchte Nachrichten.

Der Prinz Regent von England hat ſich erboten, zu den Erſparniſſen von ſeinem eignen Einkommen zusammen 50 tauſend Pfd. St. beizutragen. Und das bestreitet die Oppoſitions-Blätter nicht. Das Morn. Chron. erkennt zwar den Glanz und das Entſprechende dieſes Opfers an, beſonders in einer Zeit, in welcher der Prinz zwei Fünftel ſeines Povillons habe niederreißen laſſen, um ſie geräumiger wieder zu erbauen, und noch zusammen Pfd. für die im vorigen Jahr an dem Gebäude gemachten Aenderungen schuldig ſey; aber das Morn. Chron. hofft, daß das Beiſpiel dieſes Opfers von allen Beamten, Penſionirten und Sinecuriſten werde nachgeahmt werden; daß es ferner nicht zu einer neuen Vermögenſteuer führen, und endlich auf dieſe freiwillige Gabe, ſeine Forderung des Depoſiten oder Dreiſchen, am Ausfalle zu beſſen, folgen werde.

— Als ein Comité vom Parlamente erwählt werden ſollte, um die nöthigen Erſparniſſe in den National-Ausgaben zu beſtimmen, ſagte Hr. Brougham: das Wahlen wäre Zeitverluſt; er wolle weiſagen, wer gewählt werden ſollte. Er las eine Liſte von Namen her, und als die Wahl geendigt worden, hatte ſie gerade dieſelben Perſonen getroffen, und unter 21 ſind 15 oder 16 von der Miniſterial-Partei. Das Morn Chron. nennt die Gewählten: das „Spaß-Comité.“

— Die Tagebücher des Capitain Tuckey und der Naturforſcher, die auf der Entdeckungs-Expedition ins Innere von Afrika ſtarben, ſind in London angekommen und werden bald bekannt gemacht werden.

— Gegen fremde Worte in Deutſchen Schriften eifert man; gegen logiſche Sprachverſtöße iſt man taub. Vor kurzem ſtand in einem vielgeleſenen Blatte: Savary ſey auf Vorlegung eines Papiers verurtheilt worden, „deſſen falſcher Inhalt ſogar gerichtlich erwieſen iſt.“ Wenn er gerichtlich erwieſen iſt, wie kann er falſch ſeyn?

— Hr. Joha hat ſo eben eine Penſionserhöhung von 200 Thl. erhalten. (Das iſt wohl die beſte Widerlegung der Feindſeligkeiten, welche gewiſſe Leute von einen Vorleſungen über durch Zeitungen ausbreiten. Es war das geradezu eine grobe Unredlichkeit, was jemand in der allgemeinen Zeitung über über Könige und Fürſten ſagen ließ. Solche beobachtete Männer, von bedeutendem Range, die gegenwärtig waren, als er die Anrede, daß er nicht von „Königen und Fürſten,“ ſondern von verachteten Geſchäftsleuten gesprochen habe. Jeder der Einſehen an die allgem. Zeitung ſich etwa getroffen, und wollte ſich zu rächen?)

— Congreve, der Erfinder der bekannten Raketen, soll ſich gerühmt haben: wenn der Krieg fortgedauert hätte, würde er die Kraft ſeiner Erfindung ſo erhöht haben, daß das Flintenfeuer nun noch Nebenſache geworden. Das bewieſt wenigſtens viel guten (?) Willen.

— In ganz Dänemark giebt es, außerhalb Kopenhagen, nur 1000 Juden; gleichwohl ſind dort von Seiten der Regierung ſorgſame Anſtalten getroffen, die Kinder unter denſelben zu bilden. Es ſind z. B. vier Katecheten in vier verſchiedenen Orten angeſtellt, die den Unterricht übernehmen. Die Vorſteher der Juden beſonnteten, die Gemeinde ſey zu klein, um Rabbiner zu unterhalten; ſie bezahlt alſo jetzt jedem Katecheten 300 Thl. Ein grundbeſitzender Menſch beſchwerte, ein Monopolchen mit Schweinfleiſchen wäre ihnen lieber geweſen, als dieſe väterliche Wohlthat.

— Die Gaz. de Fr. hat wieder ein Wundergeſchichtchen, aber diesmal von ferne her, vermuthlich weil ſie die Wortheile erwog, die man bei — Dichtungen aus der Ferne, nach dem Sprichworte, hat. Sie verſichert aus Briefen, es hätten ſich einige tauſend Baren den Thoren von Moskau, und zwar in Banden genähert; die Garniſon ſey mit Kanonen gegen ſie ausgerückt und habe ſie geſchlagen. 600 Baren ſeyen auf dem Platz geblieben und die Uebrigen hätten ſich zurückgezogen. Wohl Mama-Gazette, denn alles nachzuſprechen, was man ihr vorbindet?

1817. Nro. 127.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Sonnabend, den 1ſten März.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Ueber den Geiſt der Zeit im allgemeinen, und den Deutſchlands im beſondern.

(Fortſetzung.)

Um den Vorzug unſerer jetzigen Geiſteskultur weiter ins Licht zu ſtellen, bringen wir noch ein Zweites in Anregung.

Alle echte Aufklärung bei Einzelnen wie bei Nationen und dem geſammten menſchlichen Geſchlechte, geht aus wahrhaft wiſſenſchaftlichem Streben hervor; oder Wiſſenſchaftlichkeit iſt die einzig feſte Grundlage, auf der eine heilbringende Geiſtesveredlung, von den Unterſten im Volke bis zu den Weiſen im Rathe, ſich geſtaltet. Denn ſie allein ſchreitet ſtetig vor und ertheilt Gediegenheit, Tiefe, Kraft, ohne welche Eigenſchaften alle Bildung nur Verbildung zu nennen iſt, die nirgends frommen, überall nur ſchaden kann. Ohne Zweifel wird Mancher dieſe Behauptung ſonderbar finden und die Frage an uns richten, wozu denn der gewerbtreibende Bürger, der ackerbauende Landmann, überhaupt die Gemeinen im Volke wiſſenſchaftliche Bildung gewinnen können?

Allerdings iſt hier kein unmittelbares Bilden durch Wiſſenſchaft anwendbar, wohl aber ein mittelbares. Dieſes beſteht aber darin, daß die Begriffe und Ideen, welche die Aufklärung auch unter dem Volke herbeiführen ſollen, in den wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen der Gelehrten und Weiſen zuvor ihre gehörige Beſtimmtheit und Wahrheit erlangt haben, und nachdem ſie darauf mannichfaltig beſprochen, gleichſam bearbeitet und der Faſſungskraft der Geringern angemeſſen gemacht worden ſind, unter dieſelben gebracht werden. Daher wird die eigentlich ſegensreiche Aufklärung auch dann am glücklichſten von Statten gehen, wenn Männer an der Spitze der Schulen und Volksunterrichtsanſtalten ſtehen, welche ſelbſt eine echt wiſſenſchaftliche Bildung beſitzen, und ſomit den Fortgang geiſtiger Erleuchtung am ſicherſten und zweckmäßigſten fördern können.

Die Wiſſenſchaftlichkeit nun iſt eine hervorſtechende Eigenthümlichkeit unſerer Zeit. Denn nur wo die geiſtigen Beſtrebungen frei gegeben ſind, wo der Verſtand und die Vernunft ſelbſtſtändig ſich äußern dürfen, ferner nur da, wo die gewonnenen Reſultate der Forſchungen durch einen leichten und allgemeinen Verkehr in Umbreitung geſetzt werden und zu jedermanns Kunde gelangen können, iſt ein wahrhaft wiſſenſchaftliches Leben gedenkbar und möglich. Unſerer Mit welt ward ſeit einigen Jahrhunderten in dieſer Rückſicht ſo erfolgreich vorgearbeitet, daß ihr dieſe nothwendigen Bedingungen nicht mehr entſtehen. Die Reformation, eine Erſcheinung ſowohl in Anſehung ihres Entſtehens als auch beſonders ihres Fortgangs und ihrer Folgen, ohne Gleichniß in der Geſchichte der Menſchheit, begründete die Freiheit des Gedankens, welche in den

letzten Jahrzehnden ihre kühnste Höhe erreichte; die Buchdruckerkunst, diese nähmlichste der Erfindungen, was man auch mit mikroskopischer Emsigkeit Schädliches in ihr sehen will, eröffnete dem geistigen Leben einen Verkehr, der in Absicht auf Leichtigkeit und Allgemeinheit nichts zu wünschen übrig läßt. Durch diese Mittel nun ist eine Masse von Kenntnissen in alle Stände ohne Unterschied gekommen, von der die hochbegeisterten Griechischen Weisen und Gelehrten nichts ahneten, und leicht möchte ein schlichter Bürger einer unserer Kleinstädte, einem stolzen Staatsbürger der Musen-bewohnten Athens Räthsel vorlegen, zu deren Auflösung er vergebens die Lichtfunken seiner Geisteshelle versammeln dürfte.

Aus diesem wissenschaftlichen Treiben erhob sich in den jüngsten Jahren unter den Menschen und Nationen, besonders in Europa und Amerika, eine Erkenntniß, welche man mit Recht die Sonne alles höheren menschlichen Gedeihens nennen kann, — die Erkenntniß des Selbstwerthes. Mit dieser Einsicht treten Wirkungen und Bestrebungen ins Dasein, welche als die schönsten Blüthen der Menschheit glänzen. Gesetzmäßige politische Freiheit, Unabhängigkeit des Gedankenverkehrs, sind die beiden vorzüglichsten in dem reich sich entfaltenden Kranze.

Am schwersten möchte es scheinen, den Vorzug darzuthun, welchen unsere Zeit hinsichts der Glückseligkeit hat. Allerdings kämpfen wir mit mancherlei Drangsalen, mit manchem schmerzlichen Ungemache; allein dieses kann zusammt nicht dem Zeitgeiste zur Schuld gelegt werden. Zufälle, die nicht im Bezirke desselben liegen, Umstände, welche überall die irdische Existenz bedingen, führen solche herbei. Wenn aber von Glückseligkeit die Rede ist in Beziehung auf den Geist der Zeit, so darf man nur jenes Maaß derselben vergleichen, welches als Folge des wirklichen Standes der Menschheit vor den Augen liegt. Hier ist es aber unleugbar, daß Sittlichkeit und wahrhafte Aufklärung für sich schon mittelst einer natürlichen Verbindung, einen Reichthum von Freude und Zufriedenheit geben, der schätzenswerther als jeder andre ist. Eine treugeübte Pflicht, eine festbestandene Ereithat, — welch Entzücken athmen sie durch die Seele? Ein erhellter Zweifel, ein erkannter Irrthum, eine klardegriffene Wahrheit, — wie hoch lohnen sie dem Denker? Was aber im Einzelnen sich gültig beweist, muß in diesem Falle auch seine Gültigkeit bei dem Ganzen bewähren.

Zudem ist es aus der Geschichte klar, so wie durch eine bedachtsame Erfahrung bestätigt, daß tausendfach quälende Gräuel, schmerzlich drückende Plagen, schreckenvolles Elend durch die geläuterte sittliche und geistige Bildung gemildert oder auch gehoben wurden. Man wende seine Augen eine Weile zurück in jene Gegenden der Völkergeschichten, wo Nacht des Geistes auf den Nationen ruhete: welche Schrecknisse, welche Unmenschlichkeiten treten wie grauenvolle Gesp ster hervor aus dem Dunkel? So wie indeß der Tag des geistigen Seyns näher und heller heranrückte, floh ein Ungethüm nach dem andern aus dem Kreise der menschlichen Gesellschaft. Solche Wirkungen aber, welche durch den Einfluß des herrschenden Zeitgeistes erzeugt wurden, können ihm auch nur zugerechnet werden. Wir übergehen noch, zu wie vielen Mitteln, Glück und Wohlbefinden zu schaffen, die Bildung des Geistes Veranlassung und Kraft ertheilt; wir übergehen die zahllose Menge von Erfindungen, welche, von der Aufklärung erzeugt, das physische Leben verschönern und an Genüssen bereichern; wir übergehen endlich die Freuden und Vergnügen, welche die Geistesbildung dadurch erwirkt, daß sie die dargebotene Lust viel inniger, reiner und erhöhter empfinden läßt, worin eigentlich das Wesen der Glückseligkeit besteht.

Wie hoch aber sich unsere Zeit auch gestellt habe, so hat sie uns doch noch keineswegs der Ruhe hingegeben. Die eigentlich entwickelnde Auflösung dürfte noch wohl erwartet werden, obgleich die Vorbereitungen alle gemacht scheinen. Es donnerte und blitzte nur, um die gährenden Stoffe mehr zu entbinden und zu zeitigen. Aber die Auflösung kann sich friedlich ergeben, indem der Anstrengung und Arbeit genug voranging. Nach Stürmen und Gewittern folgt nicht gleich der Segen; oft hallt die folgende Nacht von der Elemente gemach sich legendem Kampfe noch wieder; aber still und neu belebt lacht der Morgen. Unsere Völker haben der Opfer manche gebracht, irrende Fürsten sind belehret, der Menschheit heiligste Besitzthümer muthig erfochten und vertheidigt, die Zeit steht empfänglich für das Hohe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genesung.

Alle frischen Lebensbronnen
Sind mir wieder aufgethan;
Deine Lichte, deine Sonnen
Schauen, Gott, mich wieder an!

Und dem Todesreich entronnen,
Aus des Leichendufts Bann,
Lachen doppelt alle Wonnen,
Die ein ſchwerer Kampf gewann.

Grüne Bögen, grüne Lauben
Schatten wieder mir das Haupt.
Um mich duften Blüthentrauben,
Von des Thales Schmerz entlaubt.
Und der alte Liebesglauben
Zieht in das geprüfte Herz:
Alles nisten weiße Tauben
In des Helms zerknicktem Erz.

Ja, der Friede war verloren,
Zweifel hauſten im Gemüth. —
Aber als Kind des Glücks geboren,
Leuchtet für fromme Träume blüht.
In umwölkten Aeuren
Andacht und Vertrauen ſieht,
Wenn den Tanz der jungen Horen
Nur ein Regelkranz umblüht. —

Mißmuth hatte mich beſchlichen;
Gottes warme Vaterhand,
Wahnt' ich, ſey von mir gewichen,
Ich aus ſeiner Huld verbannt.
War mein Name aufgeſtrichen
An der blauen Himmelswand? —
Leiſe, aber tief durchſchlichen
Mich der heiße Qnaal und Brand.

Auf den warmen Bergeshöhen
Lag der Kranke matt und bleich;
Sah den Herrn im Wetter gehen,
Sah das weite Erdenreich;
Und in ſeine trunkne Blicke
Bog der Schöpfung Herrlichkeit,
Wie der große Ruf zum Glücke
Allen Weſen Freude beut.

Und ein Sonnenblick der Liebe
Schaut' ihn da voll Inbrunſt an: —
— „Wenn auch nichts getreu dir bliebe,
Bleib' ich dem gebeugten Mann!" —
O, da wich des Mismuths Triebe
Und ſein Schmerzbild zerrann;
Lieblich ſah im Licht der Liebe
Ihn die Erde wieder an.

— „Will dich treſſend ſtets umfaſſen,
Leitend immer mit die gehn!
Bis zum Tode dich nicht laſſen,
Kühlung deinen Schmerzen wehn,
Alle Leiden mit dir tragen,
Leuchtend bei dem Zweifler ſtehn,
Keinen Wunſch die je verſagen,
Nur in die mein Daſeyn ſehn!" —

O, da war mir zugeſprochen
Das gewohnte Heilungswort.
Hatt den böſen Fluch zerbrochen,
Gut gemacht den Seelenmord!
Und mit meinem Gott verſöhnet
Darf ich auf zum Himmel ſehn;
Von der Treue nun gekrönet
Iſt das Leben wieder ſchön.

M. Blumenhagen.

Anekdoten.

„Warum waren Sie geſtern nicht auf der Maskerade?" fragte der Fürſt von — — einen ſeiner Generale. „Ach," antwortete dieſer in der Zerſtreuung; der Hof war da, und dann find' ich es langweilig."

— Wie ſteht es jetzt mit der Geſundheit in der Reſidenz? fragte ein neugieriger Poſtmeiſter einen Reiſenden. — „Kreuzſchmerzen und Bandwurm graſſiren." — Das kommt von der naſſen Witterung! bemerkte der Poſtmeiſter. — „Nicht doch! Die naſſen Brüder leiden noch am wenigſten davon; aber die trocknen Geſellen, die ihre Trockenheit für verkannte Verdienſte halten!"

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Ueber die neue Oper „Athalia" vom Freiherrn von Poiſl konnte im vorigen Blatt nur wenig geſagt werden: ſie verdient eine vollſtändige Anzeige. Die Fabel des Stückes iſt die des berühmten Trauerſpiels von Racine. Da ſie doch vielleicht nicht allen Leſern dieſes Blattes bekannt iſt, will ich ſie nacherzählen. — Athalia, die aus Tyrus gebürtige Wittwe des Königs von Jeruſalem, Joram, hat nach dem Tode ihres Mannes und Sohnes, die Kinder des letzten, wie ſie glaubt, alle umbringen laſſen, und in Jeruſalem den Baalsdienſt eingeführt; der Dienſt des wahren Gottes dauert indeß im Salomoniſchen Tempel fort, und ein vom Tode gerettetes Enkel der Königin wird dort vom Hohepriester unter den dienenden Knaben erzogen. — Von einem furchtbaren Traume geängſtigt, dringt ſie mit ihren Wachen in den Tempel, um dort zu opfern, ungeachtet ſie, als Frau, ſchon durch das Betreten deſſelben ihr entweihe. Gezwungen

läßt ihr der Hohepriester durch den geweihten Prinzen die Opferschale reichen: aber sie erkennt in diesem den Knaben, der ihr im Traum den Dolch ins Herz stieß, und sie entsetzt. Ermannt kehrt sie zurück, um ihn zu befragen wer er sey? Das kann er ihr nicht sagen; aber er weiß ihre Anforderung, künftig bei ihr zu leben, verschmerzend zurück, und voll Zorn entfernt sie sich wieder; doch nun besetzt sie ihren Tartischen Wachen den Tempel zu zerstören. Die Priester und Leviten versammeln sich zur Vertheidigung, und der Hohepriester läßt der Königin den Knaben und einen Schatz von David her, anbieten, wenn sie selbst sich nur einstellen möge. In der Zwischenzeit erklärt er den Leviten, der Knabe sey Joas, der rechtmäßige König, und weihet ihn zur Regierung. Athalia erscheint mit ihren Wachen im Tempel: eine hohe Thüre öffnet sich und zeigt ihr Joas auf dem Thron. Sie befiehlt ihren Kriegern, ihn zu ergreifen; aber die bewaffneten Leviten brechen hervor, und schlagen sie; der oberste Feldherr erklärt sich für Joas, und Athalia, da sie sich gefangen und gefährlich sieht, entsetzt sich.

Der Bearbeiter, Dr. Weidrich, hat die fünf Akte des Trauerspiels in drei zusammengezogen, von denen aber der letzte etwas leer an Handlung ist, da er den Angriff auf den Tempel und die Unterhandlung nur bloßweg erzählen ließ; auch die Abreitung des jungen Königs wohl nicht mit ganz entsprechender Feierlichkeit geschah. Bei dem Text scheine der Bearbeiter seine Hebersetzungen des Trauerspiels, besonders der Chöre, einsichtsvoll benutzt zu haben; und die wohlklingenden Verse sind so ganz eins, mit der Musik, daß man wohl sieht, sie sind unter dem Rath des Componisten und nach seinen Wünschen gearbeitet.

Die Musik verbindet mit einem großen, selbst erhabenem Charakter, den der Gegenstand vorzüglich in den gottesdienstlichen Scenen forderte, jeden Reiz der Gefälligkeit, und ist dabei so reich an eingelnen genialischen Zügen, daß man sie oft hören kann, und immer neue Schönheiten in ihr entdecken. Nur Eine Rüge drang sich mir auf, wie setzen der Chor der Opferknaben im ersten Akt: „Wie zu ihrem Vater fromme Kinder gehn, dürfen voll Vertrauen wir zum Himmel sehn!“ für das Vorhergehende und den religiösen Inhalt, zu tändelnd. Eine Störung machte es ferner, daß der Componist, wie schon erwähnt wurde, im zweiten Akt die Fragen, welche Athalia singend an den Knaben thut, von diesem sprechend beantworten läßt, ihm auch in mancher andern Scene, wo man ein Recitativ erwartete, eine Rede gegeben hat. Wie man sagt, wurde Hr. v. Beißl durch die Besorgniß dazu bewogen, daß ein Kind den Recitativen nicht würde gewachsen seyn. Bei unsrer Bühne hätte er aber wohl ausgebildete Sängerinnen gefunden, deren jugendliche Gestalt ihnen erlaubt hätte, die Rolle des zwölfjährigen Knaben zu übernehmen, und ich glaube, die Anlage, diejenigen Modulationen des Sprechtons richtig zu ergreifen und durchzuführen, durch die allein er dem Gesange ohne Störung allenfalls sich anschmiegen kann, ist eine schwerere Aufgabe, als leichte Recitative gewesen wären. Gleichviel indeß! Die Musik gab so reichen Genuß, daß sich jenes sogleich vergißt. J. (Der Schluß folgt.)

Bücher-Chronik.

Darstellung des politischen Zustandes von Deutschland. Von C. A. Scheffer. 1818. Aus dem Deutsche übersetzt und mit Noten versehen von einem Sachsen. — **Zur Vermeidung einer angedrohten Revolution in Deutschland, und zur Beruhigung der Juden vom Tugendbunde.** Deutschland, 1817. Leipzig bei Graf.

Wer der Ueberzeugung und Versicherung für seinen Zweck gehalten wissen will, bringt der Thesis auf den Inhalt der Schrift eingerechnet ist hier nicht Raum und Stelle; es genüge also, zu sagen: die Ueberzeugung konnte besser seyn; die Anmerkungen sind offenbar von einem Manne, der in den Gang vieler Begebenheiten, selbst den geheimen, eingeweiht wurde, und beweisen seinen thätigen Eifer.

Vermischte Nachrichten.

In seiner vor kurzem auch Französisch erschienenen Reise nach Brasilien, ergeht der Engländer Mawe seinen Landsleuten nach: als der Prinz-Regent von Portugal seine Residenz nach Rio Janeiro verlegt hatte, spekulirte ganz England auf Brasilien. Ein Kaufmann sandte unter andern eine ungeheure Menge von Schirmstöcken dorthin, — wo nie ein Mensch Eis gesehen hat.

— Viele Leser werden sich aus andern Schriften der berühmten Prophezeihung des Dichters Cazotte wegen der Franz. Revolution, erinnern, die in einem Bande der nachgelassenen Schriften von Laharpe steht. Jetzt hat sich das Manuscript von Laharpe ist aus den Handen des Herausgebers in die eines andern Gelehrten verirren, und dieser macht bekannt, daß die Erzählung allerdings von Laharpe's eigner Hand geschrieben ist, aber eine Nachricht hat, welche der Herausgeber wegließ, und worin Laharpe erklärt, was er mit der Fabel wolle.

— In der Spanischen Provinz Navarra sind die Cortes versammelt, und der Gouverneur hat eine sehr liberale Rede an sie gehalten. Diese Rede war vorher dem Könige vorgelegt worden, der sie billigte; sie wurde dann abschriftlich an alle Gesandten vertheilt, um im Auslande gedruckt zu werden, aber die Besetzung zu Madrid hat sie nicht aufnehmen dürfen, und überhaupt darf dort niemand von ihr wissen.

— Drei oder vier Madonnenbilder zu Rom haben diesen Winter eine Menge von Wundern gethan; da aber das Volk daraus auf die Annäherung guter Ereignisse schließ, so haben sie bald wieder aufgehört. Also auch einmal: *De par le Pape défense à Dieu, de faire miracle dans ces lieux.*

— Man meldet aus Dresden, Frau von Krüdener werde dort ihren künftigen Aufenthalt nehmen.

— „Der unmanierliche — Tyrann,“ heißt ein neues Stück, welches man auf dem Th. des variétés zu Paris, die Melodramen lächerlich zu machen sucht.

— Ach, rief ein Ultra-Royalist zu Paris; haben die Minister das Zutrauen der Nation, so ist Frankreich verloren! „Seyn Sie ruhig, antwortete man ihm; der König hat bewiesen, daß er es wieder zu finden weiß.

— Ein Pariser Blatt macht einen Tarif über die Zahl der Balle bekannt, die in Duseins we Theater zu verbieten sind, in diesem Carneval gegeben werden: für eine Theater von 15 Jahren, ein Ball; für eine Neunzehnjährige, zwei, — eine Zwanzigjährige, drei, — fünf für eine 25jährige; für eine von 30 Jahren täglich einen Ball, bei dem ganz die Erfrischungen eine reiche Mahlzeit gegeben wird.

— Ein Beweis, wie ernstlich die HH. Ultra's es mit Herstellung der guten alten Zeit, in jedem Zuge meinen! Sie haben vorgeschlagen, die Aemter, vorzüglich die Richterstellen, wieder zu verkaufen.

1817. Nro. 128.

Ernst und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Montag, den 3ten März.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Die Finsterlinge.

Dieses Geschlecht hat sich seit einiger Zeit so vermehrt und verbreitet, daß ein zweiter Linné nöthig wäre, um es nach allen seinen Gattungen und Arten förmlich zu klassifiziren. Einstweilen will ich nur drei Hauptarten mit ihren karakteristischen Merkmalen nahmhaft machen.

Den ersten Platz nimmt, wie billig, die Klasse der **theologischen Finsterlinge** ein. Dies ist eine alte Rasse, die vor einiger Zeit fast im Aussterben begriffen schien, aber seit kurzem sich dermaßen besaamt hat, daß man sie jetzt überall wieder antrifft. Sie schimpft noch immer auf die Vernunft als die Wurzel alles Uebels, und verdammt daher jeden Rationalisten als einen Naturalisten und Atheisten. Um sich durch den weltlichen Arm zu verstärken, da sie ihre innere Schwäche wohl fühlt, flüstert sie den Gewalthabern ins Ohr, daß deren Ansehn nicht bestehen könne, wenn sie nicht den Anspruch jener Finsterlinge auf blinden Glauben, mit aller Macht unterstützen. Das Feldgeschrei derselben ist daher: Machet die Augen zu, daß euch die Sonne nicht blende!

An diese Klasse schließt sich sehr natürlich die der **politischen Finsterlinge**. Sie lacht zwar insgeheim über jene, da sie wohl merkt, daß jene nur durch sie herrschen will. Aber da sie aus Erfahrung weiß, daß der weltliche Arm doch zuletzt über den geistlichen siegt, so nimmt sie die Empfehlung des blinden Glaubens utiliter an, um damit die Forderung des blinden Gehorsams zu unterstützen. Die politischen Finsterlinge behaupten demnach, daß, wie nach dem Emanazionssysteme der morgenländischen Weltweisen alle Dinge der Welt von Gott ausgeflossen seyen, so auch die fürstliche Gewalt unmittelbar von der göttlichen abstamme: — daß sonach die Fürsten, wie Gott, lauter Rechte ohne Pflichten, die Völker hingegen lauter Pflichten ohne Rechte haben, — daß eben darum von Verträgen zwischen Fürsten und Völkern und von Verfassungen, wodurch die Ausübung der fürstlichen Gewalt gesetzlich zu bestimmen sey, gar nicht die Rede seyn dürfe. Wie nun der ersten Klasse das Wort Vernunft ein Gräuel ist, so der zweiten das Wort Freiheit, daß sie, wo möglich, aus der Sprache ganz vertilgen möchte. Denn Freiheit, meint sie, ist nur das Losungswort der Rebellen gegen die Fürsten, wie Vernunft das Losungswort der Rebellen gegen die Gottheit. Auch hat sie eine Menge von Geschichten bei der Hand, woraus erhellen soll, daß die Freiheit überall in zügellose Frechheit ausarte (besonders die Preßfreiheit,) und Revolutionen erzeuge, wenn man sie nur im mindesten gewähren lasse. Das Feldgeschrei dieser Klasse ist daher: Laßt euch an Ketten legen, damit ihr nicht auf die Nase fallt!

Die dritte Klasse kann man die **ästhetisch-philosophischen Finsterlinge** nennen. Diese ziehen gegen den Verstand zu Felde und halten es

klaß mit dem Gefühle. Jener, sagen sie, kann sich nur in prosaischer Nüchternheit aussprechen, und tummelt sich auf dem Gebiete hohler Begriffe herum; dieses aber hebt den Menschen in poetischer Trunkenheit bis zur unmittelbaren Anschauung des Absoluten selbst. Daher reden sie in lauter Bildern, Orakeln und Hieroglyphen, die sie selbst nicht verstehn, und finden es ganz unausstehlich, wenn jemand es wagt, über irgend einen Gegenstand der Wissenschaft oder Kunst ein klares, bestimmtes und verständliches Wort zu sprechen. Alles ist ihnen Eins, Philosophie und Poesie, Kunst und Religion, Staat und Kirche, Thier und Pflanze, Organisches und Unorganisches, Endliches und Unendliches. Denn Alles schauen sie in mystischer Verzuckung mit einem und demselben Gefühle der Sehnsucht und Liebe an. „Fühle, fühle, fühle! — ist daher ihr Wahlspruch, — und sollten ihr auch den Verstand darüber verlieren!“

Was wollen denn nun aber alle diese Finsterlinge? Wollen sie sich in ihrer Blindheit gegen den gewaltigen Strom des geistigen Lebens stemmen, und bewirken daß er rückwärts wieder dahin fließe, wovon er ausgegangen? Die ohnmächtigen Thoren! Der Strom wird unaufhaltsam nach ewigen Weltgesetzen fortfließen und sie — selbst wider ihren Willen — mit sich fortreißen oder — verschlingen. K.

Ueber den Geist der Zeit im allgemeinen, und den Deutschlands im besondern.

(Fortsetzung.)

Nach dieser allgemeinen Ansicht wird es uns leicht werden, den Geist unsers Deutschen Vaterlandes selbst zu erkennen. Was Europa für die Welt ist, dasselbe ist Deutschland für Europa, das Herz, in welchem das Leben aller Theile sich sammelt und dargestellt. Diese Idee ward schon oft ausgesprochen, wir finden nicht Ursache, sie zu bestreiten. Was wir oben die Sonne alles menschlichen Gedeihens genannt haben, das Bearbeiten und Erkennen des Selbstwerthes, hat in Deutschland eine höhere Stelle genommen, als irgendwo. Was auch von England in der Mitzeit, von Griechenland in der Vorzeit desfalls gerühmt werden mag: unserm Volke gebühret der Preis. Denn Selbstwerth besteht in dem reinen Bewußtseyn menschlicher Vortrefflichkeit; welche Nation dürfte sich aber davon mehr aneignen, als die Deutsche? Lassen wir immer den eitlen Prunk und alle die Dinge aus der Berechnung fort, welche eine unbescheidene Prahlsucht und eine sündhafte Politik als Flitter umhängt: sicher wird unser Vaterland durch ehrliches Alterthum und adeliches Streben am ruhmwürdigsten dastehn.

Auch die schönsten Blüthen der Menschheit, welche, wie dort gleichfalls bemerkt wurde, dieser Einsicht des Selbstwerthes entsprießen, gesetzmäßige politische Freiheit und Unabhängigkeit des Gedankenverkehrs, haben sich in Deutschland in der eigentlichen Fülle zum lieblichsten Farbenglanze entfaltet. Mit welchem Rechte wir diese Behauptung aussprechen, zeigt eine unbefangene Vergleichung Deutschlands mit vielen übrigen Ländern. Wir glauben, die weitere Ausführung derselben um so eher übergehen zu können, als wir in dem Fortgange der Schrift Gelegenheit finden werden, darüber ein Mehreres anzufügen.

Auf welchem Gipfel das geistige Leben überhaupt in Deutschland sich geschwungen habe, welche Ausdehnung ihm geworden sey, liegt offen und klar vor den Augen. Soviel mag erinnert werden, daß durch die höheren Bestrebungen in unserem Vaterlande ein Vorrath von Ideen gewonnen und Resultate der Vernunft geformt sind, welche die Regsamkeit und Fülle der geistigen Bildung unwiderstehlich beurkunden. Hierdurch gestaltete sich wiederum eine moralische Kraft im gesammten Volke, auf welche nicht nur, weil sie überall den Sieg behauptet, die Dauer und Selbstständigkeit unseres politischen Daseyns sich unerschütterlich stützt, sondern welche uns auch dazu verhelfen wird, schiedsrichterlich, nicht erobernd (denn moralische Kraft geht nicht auf fremden Besitz hin,) unter den übrigen Nationen Europa's uns zu beweisen.

(Der Schluß folgt.)

Des Rheinstroms Lebenslauf.

Wo die hehren Alpen sich erheben,
Schauet der Rhein die helle Perlenfluth;
Schwefel mit der Fluth das eigne Leben,
Schauet in die Welte wohlgemuth.

Dreifach quellen
Leichte Wellen
Aus der Berge Schooß.
Rauschen nieder,
Quellen wieder,
Einen sich zum schönen Loos.

Ueber blinkende Kryſtalle
Hüpft die Fluth mit raſchem Falle,
Rieſelt friedlich fort im grünen Moos,
Ungetrübt und ſpiegelrein;
Schöner blühe die Alpenroſe,
Neu getränkt vom jungen Rhein.
Wen der Klippe ſteil herunter
Springe die Gemſe keck und munter,
Trinket friſchen Geiſt und Muth
Mit des Rheines Perlenfluth.

Durch die Thäler wallend, durch die Fluren,
Hinterlaßt der Strom in ſeinem Lauf
Ueberall des Segens reiche Spuren.
Neues Leben, neue Freude blühet auf!

Da tönet herab von den Höhen
Das fernhin hallende Horn;
Da zieht von den grünenden Höhen
Die Heerde zum wallenden Born.
Der Abendglanz rother
Den freundlich ſtillen Rhein,
Der Alpenhirt flötet
Der Liebe Melodei'n.
Er ſchaut in die Wellen
Mit ſchwarmendem Sinn,
Die Wellen entſchwellen
Und eilen dahin:
So flieht er die Zeiten
Der Liebe vorüber,
Wie Wogen entgleiten,
Wie Wellen entfliehn.

Plötzlich tritt der Strom aus engen Schranken
In den weiten Bodenſee hinein,
Sieht die ſtillen Waſſer leiſe ſchwanken,
Stromt ſie durch im traulichen Verein.

Lautlos ruhet der Nachen
Auf der ſtillen Fluth.
Fiſcher müſſen wachen,
Wenn das Liebchen ruht.
Bei des Mondes Scheine,
Auf dem weiten See,
Rudern ſie alleine,
Fühlen banges Weh.
Treiben auf den Wellen
Ohne Ruh noch Raſt,
Bis die Netze ſchwellen
Von der Fiſche Laſt.

Doch, was hemmt des Stromes friedlich Wallen,
Stürzt dort die ſchöne, freie Bahn?
Hör' ich nicht der Fluthen lautes Fallen,
Wie beim wilden, tobenden Orkan?
Hör' ich's nicht rauſchen wie Sturmes Geheul,
Ziſchen und wogen und ſauſen?
Stürzt nicht die Welle mit jagender Eil,
Schäumend und ſiedend im Brauſen? —
Aber ſieh', es wandern aus der Ferne
Viele Pilger an des Rheines Fall,
Weilen lange dort und weilen gerne,
Horchen ſtaunend dem ewig wilden Schall.
Heimlich ſpäht das Mädchen aus der Hütte
Von der häuslich ſtillen Arbeit fort,
Eilet ſchnell mit leichtem Flügelritte
Nach dem oft beſuchten trauten Ort.
Lauſchet dann dem ewig wilden Schalle,
Theilt ihr banges Sehnen mit der Fluth,
Horcht noch im leiſen Wiederhalle,
Was im tiefen Buſen ſonſt geruht.
Schauet in den Sturz der weißen Wogen,
Bis es hell im blauen Auge blinkt,
Und dann in die nächt'gen Waſſerbogen
Heimlich eine helle Thräne ſinkt.

(Der Schluß folgt.)

Neuigkeiten.

Bücher Chronik.

Aura. Ein romantiſches Gedicht von Raphael Beck. Frankfurt a. M. 1817. bei Brenner. — Eine Art von Zauberoper, zuſammengeflochten von Mährchen aus der Zeit der Tafelrunde und der Tauſend und eine Nacht. Viele der achtzeiligen Stanzen ſind wohlklingend, und würden es noch mehr ſeyn, wenn der Verfaſſer nicht lauter weibliche Reime gebraucht hätte; die Sprache iſt duftend und die Dichtung bereichert viel Phantaſie. Eine wichtige Erſcheinung iſt das Werk nicht, aber eine ſehr angenehme, und wenigſtens ohne ſo ſehr der Aufmerkſamkeit des ſchnell leſenden Publikums werth, als der beſte romantiſche Roman, der im vergangenen Jahre erſchien. D.

— Der Magentanz oder die Gründung von Würzburg. Eine romantiſche Darſtellung von Adrian. Bamberg und Würzburg, bei Gebhardt. 1817. — Sehr ſauber (das vorliegende Exemplar auf Velin) gedruckt, mit einem geſchmackvollen Umſchlage, — übrigens in poetiſcher Proſa, die ſich zu der metriſchen Poeſie verhält, wie ein Melodram zur Oper. Die Sage erzählt, wie der deutſche Fürſt Würdomar einen heidniſchen Grafen beſiegt, und die Schweſter ſeines Anführers hei-

reichst. Christliche und heidnische Wunder sind durch einander gemischt; die Sprache und der gesunde Theil der Bilder in dieser alten Sage ist höchst modern: und wie dem allen gewohnt das Lesen des Büchleins unterhaltenden Genuß. Mehr wollte der Verleger wohl nicht.

— Kunigunde von Austerlitz, oder man macht zuweilen sein Glück auch wohl im Dunkeln. Erfurt, bei Hermann. — Ohne Jahrzahl, also mit dem Anspruch, aber wohl ohne Recht, für neu zu gelten. Dieser Umstand muß hinreichen, die Käufer aufmerksam zu machen, ob das breite, redselige und matte Geschwätz nicht schon mit einem andern Namen in ihrer Sammlung steht.

Vermischte Nachrichten.

Eine ganz neue Krankheit zur Beobachtung! Die Gaz. de Fr. sagt: eine Dame hatte den Marquis von Chesteul besucht, der durch sein Alter und seine Gebrechen so ehrwürdig sey u. s. w. (Si respectable par son grand âge et ses infirmités.) Es läßt sich nicht läugnen, die Gaz. ist ein sehr ehrwürdiges Blatt.

— Um zu beweisen, daß er wasserdichte Schuhe verfertige, setzte ein Schuster im Palais Royal vor einem Laden einen Teller voll Wasser und ein Paar Schuhe darin. Den ganzen Tag standen Hunderte von Menschen vor dem Laden und bewunderten den Teller mit Schuhen.

— Ein neues „Kabinet der Naturmerkwürdigkeit," das in einem Winkel einer sehr lebhaften Straße zu Paris errichtet ist, hat den berühmten Vers aus dem Légataire universel zur Inschrift:

Certain bénoin prenant n'qu'elle en certain lieu!

Das Journ. de Paris meint, das Lächeln der Vorübergehenden beweist, der Stifter habe den Sporn getroffen, und befolge die Regel mieux mille doloi.

— — Frau — — — und Pestalozzi.

Frau — — — schrieb, während sie sich in Basel aufhielt, verschiedene Unterredungen mit ihm zu haben. Pestalozzi entschuldigte sich damit, daß seine Verhältnisse seine lange Abwesenheit gestatteten, und daß er endlich doch bei einer Reise nach Zürich in Aarau, wohin sie sich begeben hatte, mit ihr zusammen. Sie bestand darauf, eine lange Rede an ihn, und sagte ihm die Nichtigkeit seiner Bestrebungen ohne den lebendigen Glauben, darzuthun, während ihre Anhänger im Nebenzimmer auf den Knieen lagen und beteten, daß Gott ihren frommen Worten Kraft verleihen möchte; Pestalozzi's Herz zu rühren und zu bekehren. — Pestalozzi, durch die gehörnerven Rede der schwärmerischen Frau verwirrt, im mündlichen Ausdruck ungewandt, erwiderte seine Gründe. Endlich suchte die Rednerin, ihm ihre Ansicht kürzer zu fassen und äußerte, daß er zwar die Kinder zu Gott führe, aber durch die Welt u. s. w. und fragte, ob er sie jetzt wohl verstände? „Liegt, (sehet,) Frau — —, erwiderte der einfache, sinnige Schweizer; Ihr meinet wohl, weil ich da (indem er aufs Herz deutete,) und weniger hier, (indem er auf die Stirn zeigte.) 'ch hed End wohl verstande. Nu Gott befohle!" nahm seinen Hut und ging.

Auszug eines Schreibens aus Genf. (Schluß.)

In südlichen Frankreich ist jetzt alles ruhig, d. h. der Schmeichler muß nachgeben. Die Protestanten werden zwar in der Ausübung ihres Gottesdienstes und in ihrer häuslichen Ruhe nicht gestört; aber sie müssen doch sehen, wie die Anführer der schändlichen Horden, welche sie bis aufs Blut marterten, nicht nur nicht bestraft, sondern selbst zu Ehrenstellen befördert worden sind; die Waffen hat man ihnen genommen und so sind sie den Katholiken à discretion übergeben. Einer der schändlichsten Menschen, Trestalion genannt, weil er drei Menschen mit eigner Hand in Stücken gehauen, ist nach einem freiwilligen kurzen Exil in Avignon, wieder nach Nimes zurückgekehrt, und von dem Volke im Triumph eingeführt worden. Gensonné werden nicht mehr in Frankreich als Prediger angestellt; sondern bloß Franzosen, die in Montauban ihre Studien gemacht, kommen zu diesen Stellen. Keine Genfer Fabrikarbeit, keine hiesige Uhr darf nach Frankreich. Natürlich macht dieses Verbot einige tausend schlechte Menschen mehr, denn 15 kommen doch hinein. Hier besteht eine Assekuranzkommission, welche die's Contrebande versichert, und die Bauern im Jura werden zu schlechten Menschen. So kommen alle Tage eine Menge Savoyer Landleute mit halben oder Viertelsäcken Getreide auf der Schulter in die Stadt, um Salz dafür zurückzunehmen. Sie gehen zu 50 und 60 Mann, und wehe dem Zollbedienten, der sie angreifen will. — Das Landvolk in unserer Gegend (in dem Distrikte von Savoyen, der zu Genf gehalten ist,) ist im höchsten Grade unglücklich; denn da der größte Theil von ihnen Winzer sind, die dieses Jahr gar nichts gewonnen haben, und da diese Menschen überhaupt nur von der Hand in den Mund leben, so sind sie natürlich durch Mißwachs an den Bettelstab gebracht, oder doch in so tiefe Schulden gestürzt, daß sie für mehrere Jahre ganz ruinirt sind. Doch ich habe Ihnen zu lange mit dem Elende dieser Gegend unterhalten, ich wende mich zu einer freundlicheren Seite des hiesigen Lebens, nehmlich zu den Bemühungen um die geistige Bildung des Volkes, durch die Lankasterische Methode. Sie haben Recht, wenn Sie sie mechanisch nennen; aber sie ist für Länder, wie Frankreich und Savoyen, wo gar keine oder höchst mittelmäßige Schulanstalten auf dem Lande bestehen, eine wahre Wohlthat. Die Kinder sind einige Stunden des Tages nützlich beschäftigt; in zwei Jahren hochstens, für einen Spottpreis, z. Br. monatlich, lernen sie lesen, schreiben und die Anfangsgründe des Rechnens. Nichts kann man daher sehnlicher wünschen, als daß die Methode hier immer weiter verbreitet werde. Es bestehen schon Schulen dieser Art in Genf, Lausanne, in mehrern Dörfern des zu Genf gehörigen Landes, und wir sind eben damit beschäftigt, eine dergleichen in unserm Dorfe zu gründen. In Deutschland, wo in allen Dörfern wohleingerichtete Schulen sind, ist freilich diese Methode überflüssig, aber für Frankreich ist sie ein großer Segen. Manche Priester lehnen sich zwar aus allen Kräften dagegen auf, denn im Dunkeln ist gut fischen; aber ich hoffe doch, die gute Sache wird auch hier siegen. Hr. Pictet de Rochemont nimmt sich derselben in diesem Kanton besonders an. Wie weit der Aberglaube, die Unwissenheit auf der einen und Unglaube auf der andern Seite bei dem Landvolke in Savoyen gehe, davon hat kein Deutscher einen Begriff, wenn er nicht die Mißungen dieser Verirrungen mit Augen sieht. Hexerei, Teufelsbeschwörung, Wahrsagerei und ähnliche Dinge sind hier an der Tagesordnung. — Auf manche Bauern hat die Lesung der Bibel, die ihnen von Protestanten gegeben wurde, einen sehr wohlthätigen Einfluß gehabt. Sie wissen, daß auch in Genf eine Bibelgesellschaft besteht; die unruhigen Zeiten, in welchen sie gegründet wurde, (1814,) haben verhindert, daß diese Anstalt so wohlthätig hatte wirken können, als es ihr Zweck hatte thun können. Doch jetzt eröffnet sich schon manche arme Familie der Lesung des göttlichen Wortes.

1817. Nro. 129.

Ernst und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Dienstag, den 4ten März.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Deutsche Staats-Anzeigen. Herausgegeben von Adam Müller. 7tes Heft. Leipzig, bei Voß, 1817.

Thut man dem Verfasser Unrecht, wenn man ihn nach dieser Schrift geradezu für einen Apostel irgend einer im Dunkeln wirkenden Partei hält, welche die Gewalt der Römischen Hierarchie in ganz Europa herstellen will, – thut man ihm Unrecht darin, was ich nicht zu entscheiden wage, so ist man dadurch entschuldigt, daß er es schwer macht, nicht so von ihm zu denken. Der Ref gesteht, daß ihn diese Staats-Anzeigen die gefährlichste Schrift dünken, die jetzt in Deutschland erscheint. Der Inhalt einiger Artikel dieses Hefts wird ihn rechtfertigen.

Der erste heißt: Die Verhältnisse des jetzigen Frankreichs. Es ist karakterisirt wenn man den Schluß anführt, wo der Verfasser erklärt: „Erst an dem Tage, da die jetzige administrative Partei in Frankreich eine vollständige Niederlage erlitte, würde er sagen, daß der Genius der Ordnung und das Recht, die Oberhand behauptet habe.“ Glücklicher Weise liegt nichts daran, was er sagt.

Das Repräsentativsystem, der zweite Aufsatz, soll die Idee einer Repräsentation als unausführbar erweisen, weil — man denke! — ja doch viele Köpfe viel Sinne hätten, es also unmöglich sey, daß Einer den Willen vieler ausspreche. Lächerliches Sophisma! Ein Repräsentant soll den Wunsch derer die ihn wählten ja, nicht in allen Rücksichten, sondern nur in derjenigen aussprechen, in welcher sie ein gemeinschaftliches Bedürfniß, also auch einen gemeinschaftlichen Wunsch haben.

Im dritten Aufsatz: Noch einige Bemerkungen über die Angelegenheit der vormals unmittelbaren Deutschen Reichsfürsten und Reichsgrafen, geht der Verfasser von den Brandenburgschen Landständen aus, und behandelt dann die Sache der Mediatisirten, als durchaus gleicher Natur. — — — Das Reich, in dem und durch das die Mediatisirten vormals immediat und souverän waren, existirt nicht mehr: wie kann man die Fortdauer dessen, was seine Gabe und nur durch seine Existenz möglich war, fordern? Die jetzigen Verweser des Nationalwohls, die mächtigen Monarchen in Deutschland, haben es nothwendig gefunden, gewisse Zersplitterungen, die sie aufgehoben fanden, aufgehoben bleiben zu lassen. Diejenigen, die ehemals durch diese Zersplitterung Regenten mit fast unbeschränkter Gewalt und doch ohne Macht waren, sind also in die Masse der Nation geradehin zurück getreten, und jeder Versuch, sie wieder aus derselben hervorzuheben, möge er beschönigt werden, wodurch er wolle, strebt dahin, den Zustand zurückzuführen, durch welchen eine

der mächtigsten Nationen Schicksale erlitt, wie sie nur der kraftlosesten zufallen können.

Jetzt folgen zwei Recensionen. Die Schrift „über die allgemeine Getraidetheurung im Jahre 1816. von A. L. v. Stolter," muß als sehr tadelhaft betrachtet werden, wenn das Lob, das Hr. A. Müller ihr ertheilt, gegründet ist. Er rühmt von ihr nehmlich die Uebereinstimmung mit seinem Wunsch und seiner Tendenz, nach Herstellung der alten Zersplitterung der Völker in Korporationen, Familienverbindungen u. dgl., und versteckt den wahren Sinn und Zweck seines Räsonnirens darunter, daß er alles dies Gemeindeverfassungen nennt, und Buonapartens Raub des Gemeindevermögens, in Eine Klasse mit der Aufhebung jener Einrichtungen setzt, durch welche sonst jede Gemeinde selbst in ihrem Innern zersplittert war.

Den anonymen Streit mit dem ersten Heft der neuen Allemannia, der nun folgt, so wie einen Aufsatz über „Beschränkung und Erweiterung der Preßfreiheit," von Hn. v Schütz, übergehe ich, weil ich mich dabei auf die Materien selbst einlassen müßte, nicht bloß auf die Behandlung derselben.

(Der Schluß folgt.)

Des Rheinstroms Lebenslauf.

(Schluß.)

Nun beruhigt geht mit festem Schritte,
Wachsend stets der Strom den sichern Gang;
Hält zwei Staaten die befriedne Mitte,
Schuldlos an der Völker wildem Zank.
Ach, oft schon tobte bei des Rheines Schwelle
Des Krieges Wuth;
Dann rauschte nicht die leichte Silberwelle,
Dann rauschte Blut!
Und schüchtern sah man in die Grotten eilen
Der Nymphen bange Schaar:
Sie mogen nicht an grauser Stätte weilen,
Und hassen die Gefahr.
Und traurig sah der Rhein die Wellen röthen,
Sein stilles Herz erstarrt,
Wenn Völker sich des Lebens Quaal erhöhten,
Und Blut die Losung ward.

Doch, hinweg von diesen Schreckensszenen! —
Nach den goldnen Rebenhügeln hin,
Die sich lachend hingn den Ufern dehnen,
Woll'n wir fröhlich mit den Frohen ziehn!
Ach, des Lebens heitre Augenblicke,
Laßt sie nicht so leicht vorüberfliehn!
Traunet nicht dem finstern Geschicke!
Breche die Blumen, die nur seinen Lohn!
Hier denn, unterm Dach der goldnen Reben,
Wohl beschützt von unsern treuen Rhein,
Sollen leichte Freuden uns umschweben,
Soll uns perlen edler alter Wein!
Und beim Becherklange woll'n wir singen,
Im Gesang steigt Freude nur empor!
Singen, daß die Rebenhügel klingen,
Froh und frei der munteren Jubelchor.
Der Wein ist der Quell
Der göttlichen Kraft,
Drum bringet mir schnell
Den göttlichen Saft!
Und füllet die Becher
Dem fröhlichen Zecher
Mit goldenem Wein!
Der Wein macht das Herz
So menschlich und mild!
Selbst Herzen von Erz,
Stets finster und wild,
Zerschmelzen, zerfließen,
Wenn Becher ergießen
Den goldenen Wein!

Längst schon eilten sich im vollen Glanze
Viele Flüsse mit dem nahen Rhein;
So der Neckar mit dem Epheukranze,
Und im ew'gen Schlangenzug der Main.
Doch der lieben Mosel traute Wellen
Sah' man immer in der Ferne quellen;
Und der gute Rhein
Fand sich immer noch allein.
„Komm und bring mir deine Silberwellen,
Rief er zu der holden Nachbarin;
Komm, die dürren Augen zu erhellen,
Bring' mit deinen Wogen heitern Sinn.
Sollst es gut in meinem Schlosse finden,
Perlen und Korall,
Bunte Muscheln aus den tiefsten Gründen
Schimmern überall.
Komm, o komm, vergleh nicht mehr,
Sieh dem lauten Flehn Gehör!"
Und sie lauschte diesen heißen Tönen,
Strömte näher, strömte noch heran,
Und sie sieht' ein nie gekanntes Sehnen,
Bis sie die geliebte Braut gewann.
Und ins Perlenschloß hinunter
Zog er schnell die scheue Braut;

An den Ufern ward es munter,
Und der Jubel wurde laut.
Zu der Hochzeitsfeier eilten
Alle Nymphen von der Flur.
Faunen, die nicht ferne weilten,
Folgten taumelnd ihrer Spur.
Alle Hirten von den Auen
Kamen, dieses Fest zu schauen,
Und der Winzer führte hin
Seine schöne Winzerin.
Zu der Floten Zauberklang
Tönte froher Festgesang,
Und bei Zymbeln und Schalmeien
Tanzten sie den bunten Reihen.

Und der Doppelstrom fließt immer weiter,
Schafft zur Blumenflur den dürren Sand.
Majestätisch, ruhig, rein und heiter,
Nahet er des Meeres fernem Strand.
Doch er soll im vollen Glanz nicht enden:
So wie dreifach er dem Quell entsproß,
Muß er dreifach wiederum verspenden,
Was vereint mit ihm durchs Leben floß.

Dorthin, wo des Meeres Fluthen schwellen,
Bis zum letzten Lebenshauche wach,
Führt er seine letzten treuen Wellen
Durch die Doppeltheilung klein und schwach;
Sieht die See, der Fluthen mächtig Steigen,
Und die Brandung an dem jähen Strand,
Horchet rings dem dumpfen, düstern Schweigen:
Doch ist bald zum kühnen Schritt ermannt,
Bringt die trauten Wellen dem Geschicke,
Gießt sie hin der wilden Meeresfluth.
Einmal nur noch wendet er die Blicke,
Schaut zurück ins Weite wohlgemuth!

Aug. Ruge.

Charade.

Mein Erstes trinkt und trinkt und wird nicht satt,
Doch einen Labetrunk hat's nie dem Durst geschenkt.
Mein Zweit- und Drittes, das doch nie getrunken, hat
Uns alle doch getränkt.
Mein Ganzes bietet in Gefahr
Den Schiffern eine Zuflucht dar.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 23. Febr. wurde die Oper Athalia, componirt von Hn. von Poißl, wiederholt, und erndtete neuen Beifall.

Hr. Fischer, als Hohepriester Jehovah's, hat die bedeutendste und schwierigste Rolle in dieser Oper. Sein Gesang war so trefflich, wie wir es von ihm um so mehr gewohnt sind, je größer die Aufgabe ist, die er zu lösen hat. Sein Spiel und selbst seine Erscheinung hatte nicht ganz die imponirende Würde, welche diese Rolle fordert, und ein großer Misgriff war es, daß er selbst das Opfer am Hochaltar mit bloßem Haupte beging. So durfte der Hohepriester nie im Tempel erscheinen. — Daß Mdme. Milder, Athalia, durch ihre schöne Stimme und ihren Vortrag, der immer lebendiger und ergreifender wird, bezauberte, ist schon gesagt worden; hatten die kräftigen Momente ihres Spiels bei der ersten Aufführung bewiesen, daß es ihr leicht gewesen wäre, auch die Zwischenzeiten derselben durch ausdrucksvolle Darstellung zu füllen: bei der zweiten Aufführung geschah dies wirklich, und eine Reihe ungesucht schöner und durch Wahrheit und Genauigkeit elektrisirender Tableaux, begeisterte den Kenner wie den bloß Genießendem. Ach, die Künstlerin, die es in ihrer Gewalt hat, auf so mannigfache Weise Huldigung zu erzwingen, wäre allzu beneidenswerth, wenn sie selbst den ganzen Umfang ihres Vermögens erkennete. — Dlle. Leist, als Gattin des Hohepriesters, verdiente und erwarb durch ihr sichtbar eifriges Bestreben, etwas Vorzügliches zu leisten, Beifall. — Dlle. Eunike die 2te, der Knabe Jens, hat für ein erstes Auftreten, etwas Außerordentliches gegeben.

Unter den Dekorationen des Stückes gefielen vorzüglich die vergoldeten Wände des innern Tempels: aber richtig war es wohl nicht, daß zwischen den goldnen Palmbäumen, eben solche Menschengestalten abgebildet waren, daß auf den vier Ecken der heiligen Schriftlade, Schwäne saßen; daß vor dem Hochaltar nicht der große Leuchter mit sieben Armen stand, sondern auf jeder Seite vier große einzelne Leuchter waren. Auch hätte der Altar wohl nur halb so hoch seyn, und dagegen breitere Stufen haben können: es giebt einen unangenehmen Anblick, im feierlichen Moment den Hohepriester eine steile Stiege hinanklimmen zu sehn.

Vermischte Nachrichten.

Eine neue politische Sekte, von ihrem Stifter die Spencisten genannt, hat sich vor ein Paar Jahrzehenden in England gebildet, und ist jetzt so beträchtlich, daß sie Aufsehen und mancherlei Besorgnisse erregt. Das Quarterly review giebt von jenem Stifter eine interessante Nachricht. Er ließ im Jahr 1775 ein Buch drucken, worin er an einem erdichteten Staat in dem Feenlande, Spensenia, das zwischen Utopia und Oceana läge, seine Ansichten einer möglichst besten Verfassung aus einander setzte. Sein Staat war eine Republik, deren gesetzgebende Gewalt ein Parlament besaß, dessen Mitglieder sowohl von den Weibern als von den Männern gewählt wurden; die ausübende Gewalt darin gehörte einem Senat von 24 Mitgliedern, die jährlich zur Hälfte erneuert wurden. Der Hauptpunkt der Verfassung aber war, daß alles Land dem Staate unmittelbar gehörte, und nur an die Einzelnen auf gewisse Zeit verpachtet, der Ueberschuß ab

dieser Pachtgelder, nach Abzug der Staatsbedürfnisse, gleich getheilt wurde. — Als die Franz. Revolution ausbrach, glaubte Spencer ganz ehrlich, nun sey die Zeit gekommen, seinen so sinnreichen Plan auszuführen, und er schrieb eine Menge Büchelchen, worin er das Volk dazu aufforderte. Dies zog ihm endlich eine gerichtliche Untersuchung zu, aber er zeigte sich offen als ein so gutmüthiger, ehrlicher Träumer, daß er nur zu 20 Pfd. Strafgeld und ein Jahr Gefängniß verurtheilt wurde. Nachdem er dies überstanden hatte, fuhr er noch ein Paar Jahre mit einem Karren voll Pamphlets und seinen eigenen Schriften im Lande herum, und starb dann. Aber seine Ideen verbreiten sich immer weiter, je großer das Elend der Landbauer in England wird, und viele Tausende hoffen nun ihr Glück davon, daß aller Privatbesitz an Land aufhore. Der Prinz-Regent hat dem Parlament eine große Anzahl Papiere vorlegen lassen, über eine Verschworung für die Spenceischen Projekte, und viele Menschen, Presten, Watsen und andre sind deshalb eingezogen. — Das Morn. Chron. freilich spricht, als werde das Parlament nur dadurch von der Debatte über seine eigne Reform abgehalten.

— Nach dem Inhalt der neuen literarischen Zeitung zu senden, wie er in dem Morn. Chron. wöchentlich angegeben wird, scheint sie dieselbe Einrichtung zu haben, wie die Unterhaltungsblätter in Deutschland, nur daß sie nicht mit unendliche Erzählungen gefüllt ist, die eben so gut als Bücher feil geboten werden konnten, sondern wirklich durch Beurtheilungen, [illegible] und Nachrichten in das literarische Leben unter[illegible], mitlebt. Sie spricht viel von der Deutschen Literatur.

Aktenstück über die neuesten Schicksale des Professors C. A. Fischer zu Würzburg.

Vorbemerkung. Nachstehende Unterlegung an Se. Majestät den König von Baiern, ist dem Herausgeber aus einer Quelle, die er als zuverlässig erkennen muß, zugekommen. Die Baierische „allgemeine Zeitung" ist bekanntlich reich an Aktenstücken aus Norddeutschland.

Allerdurchlauchtigster u. s. w.

Unter dem 24. d. erhielt ich von der königl. Polizeidirektion ein Schreiben, wodurch ich auf den folgenden Tag, Morgens um 9 Uhr vorgeladen ward, um „mir ein von dem königl. Ministerium des Innern, auf Befehl Sr. Maj. des Königs erlassenes Reskript zu Protokoll bekannt zu machen." Ich fand mich bewogen, hierauf zu erwiedern, daß ich die Vorladung ad hoc ablehnen müsse, indem die königl. Polizeidirektion bekanntlich nicht das gesetzliche Organ sey, durch welches königl. Professoren, die sie betreffenden allerhochsten Entschließungen an sich überhaupt, und am allerwenigsten durch bloße Bekanntmachung ad protoc. mitgetheilt würde; folglich diese Vorladung ad hoc, dem bestehenden von Sr. Maj. selbst bestätigten Geschäftsgange durchaus zuwider sey. Diese Antwort kam gleich nach 9 Uhr im Polizeibureau an.

Um halb 11 Uhr ungefähr, stellte sich ein Polizeiwachtmeister mit zwei Polizeisoldaten, drang, ohne einen schriftlichen Befehl aufweisen zu können, in meine Zimmer, und eröffnete mir gleichfalls bloß mündlich, wie folgt: Er sey von dem königl. Polizeidirektor beauftragt, mich zu fragen, ob ich augenblicklich erscheinen wolle, oder nicht; widrigenfalls sey er ermächtigt Gewalt zu brauchen, und wenn er mich fortschleppen lassen sollte, welches ipsissima verba desselben sind.

Ueber eine so auffallende Verletzung der bestehenden Geschäftsformen hochlich verwundert, erfuhr ich zu meinem noch größern Erstaunen, daß dies Alles, wiewohl ebenfalls nur mündlich, von der königl. Hofcommission angeordnet worden sey. Da ich mich nun in Folge einer heftigen Diarrhoe sehr übel befand, so gab der Wachtmeister endlich wenigstens in so fern nach, daß er einen der Soldaten, um neue Befehle einzuholen, abzuschicken beschloß. Es dauerte bis gegen 12 Uhr, ehe derselbe mit dem Polizeiregistrator Sorger zurückkam. Letzterer bestätigte mir nunmehr nicht nur Alles von dem Wachtmeister bisher gesagte, im Namen des königl. Polizeidirektors selbst, sondern setzte auch auf meine abermaligen Protestationen dazu, daß die Befehle der Königl. Hofcommission unwiderruflich seyen. Ich suchte nun der Sache durch ein kurzes Fristgesuch auszuweichen, was auch gestattet ward, fühlte mich aber durch diese widerrechtliche Behandlung so gekränkt, daß ich es meiner Ehre schuldig zu seyn glaubte, sofort um ein Uhr bei der königl. Hofcommission mein Entlassungsgesuch einzureichen, worauf ich, da der beabsichtigte Zweck erreicht zu seyn schien, nicht weiter beunruhigt worden bin.

Da es nun aber unmöglich der Wille Ew. Königl. Majestät und Dero allerhöchsten Ministeriums seyn kann, daß irgend einer von Allerhöchstdero Staatsdienern, ohne Urtheil und Recht, und ohne allen schriftlichen Befehl, auf die bloße mündliche Verordnung einer Ob. Provinzialstelle, durch eine königl. Polizeidirektion, gegen alle bestehende Geschäftsformen, auf eine so auffallende, seine persönlichen Rechte so sehr beleidigende Weise, und mit Hintansetzung der aller seinem Range und Amte gebührenden Achtung behandelt, und um sich einer solchen Bedrückung zu entziehen, im eigentlichen Sinne zur Verzweiflung gebracht, und gezwungen werden, auf seine wohlerworbene Stelle oder Pension Verzicht zu leisten, so darf ich im Vertrauen auf die Gerechtigkeit Ew. Königl. Majestät meinen allerunterthänigst-gehorsamsten Antrag dahin stellen:

„Daß Allerhöchstdieselben allergnädigst geruhen wollen, die geeigneten Maaßregeln zur Untersuchung dieser Sache und der mir gebührenden Genugthuung allergnädigst anzubefehlen, auch die allerhöchste Entscheidung über mein künftiges Schicksal allergnädigst auszusprechen."

An mein Krankenlager gefesselt, Folge jener widerrechtlichen Behandlung, bitte ich allerunterthänigst-gehorsamst um Verzeihung, mich einer fremden Hand bedienen zu müssen, und ersterbe in tiefster Ehrfurcht ꝛc.

Würzburg, allerunterth. gehors.
am 30. Jan. 1817. (eigenhändig) Prof. C. A. Fischer.

Das kurze an die Hofcommission gesandte Ministerial-Reskript soll den Umstand betreffen, daß Prof. Fischer die Unterzeichnung zu einem wohlthätigen Zweck, mit der schriftlichen Bemerkung abgelehnt hatte, keine neue Verpflichtung übernehmen zu können, so lange die Auszahlung seiner Pension sistirt sey.

1817. Nro. 130.

Ernst und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Donnerstag, den 6ten März.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Deutsche Staats-Anzeigen. Herausgegeben von Adam Müller. 7tes Heft. Leipzig, bei Voß, 1817.

(Schluß.)

Der folgende Artikel: „Zur Feier des dritten Jubiläums der Kirchen-Reformation," hat das Verdienst, die Absicht des Herausgebers und seines Gleichen, ganz zu enthüllen, so kraus und verworren auch das mystisch-philosophirende Geschwätz ist, worin sie ausgesprochen wird. Nach ihm hat Christus durch die Worte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt," nicht die Krone der Erde abgelehnt, (die also auch seinem Stellvertreter deshalb nicht bestritten werden kann?) das Reich Gottes ist durchaus auch ein weltliches, sichtbares, und ihm (d. h. der Autorität der Hierarchie?) darf „keine Angelegenheit des bürgerlichen Gemeindewesens" entzogen werden. Dies Reich Gottes, die Vereinigung der göttlichen und weltlichen Natur in Einem Reiche hatte, sagt er, schon anderthalbtausend Jahre mit dem Beifall der öffentlichen Stimme, besonders der Gottmenschlichen, — (auch der Millionen, die als Ketzer niedergemezzelt wurden, weil sie nicht der Hierarchie, sondern nur ihren Fürsten gehorchen wollten?) — fortgedauert, als — Ach! Man weiß, was da geschah. Um auf die Feier des nun Geschehenen ein gehässiges Licht zu werfen, sagt Hr. M.: wenn man alle Mißbräuche der Freiheit, (worunter er besonders die religiöse der protestantischen Konfessionen versteht,) in den drei letzten Jahrhunderten, mit den Mißbräuchen der Autorität (worunter er aber nicht die fürstliche, sondern die hierarchische meint,) in den drei vorhergehenden Jahrhunderten vergliche, würde das Bild der erstern viel furchtbarer seyn. Beim ersten Blick fällt die Lächerlichkeit dieser Behauptung auf; aber diese Stelle zeigt zugleich, welch ein gefährlicher Taschenspieler mit Worten Hr. Adam Müller ist. Sie ist fast die einzige dem Anschein nach leicht verständliche des ganzen Aufsatzes, und wie viele flüchtige politische Leser werden nicht glauben, er spreche vom Misbrauch der revolutionären Freiheit, und von der fürstlichen Autorität, und werden billigen und loben, was er sagt! Dergleichen Wortkniffe sind die Hauptkunst des Verfassers. — Er versichert endlich, für Europa „sey an keinen Frieden zu denken, so lange die menschliche (d. h. politische) Autorität der göttlichen (d. h. hierarchischen) Gesetze geläugnet werde." Es läßt sich wohl denken, daß die Mönchs-Partei so lange suchen werde Unruhen zu stiften; aber die Weisheit der Regierungen und die Aufklärung der Nationen wird ihr Spiel bald endigen. Er schließt endlich mit folgender Stelle:

„Nur die Autorität aller Autoritäten" (d. h. die päbstliche,) „verträgt sich mit der Freiheit aller Freiheiten." (Hier sollen durch das Wort Freiheit

die Völker bestochen werden, wie es eben die Regierungen schrecken sollte.) „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch das Uebrige von selbst zufallen! — aber nicht nach einem Unsichtbaren, dem zu gefallen der Stifter dieses Reiches sich nicht erst auf menschliche und sichtbare Weise zu erkennen gegeben haben würde.“ Ich verstehe diese Stelle so: Christus ist Mensch geworden, damit der Pabst die Welt beherrsche. Völker, unterwerft euch dem Pabste von neuem, so wird bald jede andre Autorität in Unmacht versinken, — wie im Mittelalter. Und das steht in einem Aufsatz über das Jubelfest der Reformation!

Der folgende „Vom militärischen Gehorsam“ ist als eine Fortsetzung desselben zu betrachten. Nach einem krausen Geschwätze darüber, wie der Gehorsam und der Ungehorsam, einer wie der andre, ehrenvoll oder ehrlos seyn könne, kommt der Verfasser zu folgendem Satze: „Für den Friedensfürsten, dem christlichen Oberherrn gehorchen,“ (Also diesem nicht für ihn selbst und den Staat, den er verwaltet?) „und um des Oberherrn willen dem christlichen Feldherrn gehorchen, das ist das Höchste: nun ist die Ehre möglich und der Gehorsam.“

Aber wer ist dieser Friedensfürst, um dessen willen allein man den Fürsten gehorchen soll? Man braucht sich nur zu erinnern, daß das Reich Gottes ein weltliches seyn soll, um das zu erraethen. Doch der Verfasser erklärt sich deutlicher:

„Christus ist infallibel, die ihn zu bekennen präsumirt werden, unsre ächten Europäischen Fürsten sind, in wie fern sie ihn bekennen, und bis das Gegentheil weltkundig ist, für den Mann von Ehre infallibel. So denkt der christliche Officier.“

Hier drängen sich eine Menge Fragen auf, die alle einerlei Antwort haben. Z. B. da Christus selbst nicht mehr zu den Menschen spricht, von wem soll der christliche Officier erfahren, ob er bei einer militärischen Operation zu gehorchen habe, z. B. bei einer Besetzung des Kirchenstaats? Nun: von Christi Stellvertreter auf Erden! — Ferner: Giebt es denn auch unächte Europäische Fürsten, und welches sind sie? Das liegt nahe: ächt sind diejenigen, die sich zu Christo bekennen, d. h. in allen vorkommenden Fällen ihm folgen, und da er selbst nicht spricht, seinem Stellvertreter auf Erden. — Endlich: da die Fürsten nur in so fern sie sich zu Christo bekennen und bis das Gegentheil weltkundig, infallibel, also des Gehorsams würdig seyn sollen: wer hat darüber weltkundig zu entscheiden, ob sie es nicht thun? Antwort: Er selbst, und da er nicht zu uns spricht, sein Stellvertreter auf Erden. Da hat man das päbstliche vermeinte Recht wieder, die Völker des Gehorsams gegen ihre Fürsten zu entbinden.

Ermüdet übergehe ich die folgenden kurzen und unbedeutendern Aufsätze, und begnüge mich, hinzu zu fügen: Hier wurde Einem das für christlich ausgegebene Schafskleid zerrissen; was darunter hervorblickt, ist es die echte loyale Gesinnung, die man den Fürsten und den Gesetzen schuldig ist? Ist die Beförderung des Mysticismus wirklich eine Maasregel zur Befestigung der Thronen?

That ich Hn. Müller Unrecht, so bedaur' ich es: aber warum spricht er so, daß auch ich, der ich mich bald ein halbes Jahrhundert im Verstehen eifrig geübt habe, ihn nicht anders verstehen konnte? Ich glaube ohne Stolz annehmen zu dürfen, er werde manche weniger geübte Leser haben.

M.

Ueber den Geist der Zeit im allgemeinen, und den Deutschlands im besondern.

(Schluß)

Selbst was den Stand der Ruhe, wovon wir frühertin geredet, angeht; so ist es nicht zu viel gesagt, wenn wir uns erklären, daß Deutschland unter den bedeutendern Reichen, trotz der Verwikkelung seiner Verhältnisse, am friedlichsten erscheint. Während in dem einen Lande innere Partei ungen wüthen, in dem andern Unterthanen und Regenten sich feindlich entzweien, hier Tyrannei einem braven Volke für edle Selbstaufopferung lohnt, dort Gedanken mit äußerer Zwingherrschaft im Kampfe sich befinden; geht in Deutschland im Allgemeinen Alles seinen ehrenfesten Gang. Daß noch nicht jedes Verhältniß ausgeglichen, daß noch nicht jede Forderung befriedigt ist, daß darob Stimmen bald streitend, bald einklingend sich erheben, daß hier getadelt, dort gelobt wird, ist so natürlich, als die Bewegung dem Leben, ist sogar heilsam und wünschenswerth, berthätiget aber keineswegs störende Uneinigkeit, drohende Revolution, gehemmten Betrieb der Bürger und Aemter. Die Fürsten sind der Mehrzahl nach geliebt von ihren Unterthanen, welche, trotz mancher murrenden Aeußerung, dennoch willig und gern den Gesetzen gehorchen; und wenn hin und wieder ge-

gen die oberste Gewalt ein ernstlicheres Wort sich vernehmen läßt, so ist dieses weniger Folge empörerischen Sinnes, als vielmehr nur des Wunsches, das Uebel gehoben, die Fehler verbessert zu sehn. Lob dem Lobenswerthen, wenigstens kein Lob dem Tadlichen, muß immer der Deutschen Ehrlichkeit und Freiheit Wahlspruch bleiben, den sie auch gegen ihre Fürsten in Ausübung bringen dürfen.

Daß es in der Ansicht Deutschlands übrigens manche Schattenpartieen giebt, ist leicht zu vermuthen und darf nicht unberührt bleiben. Vollkommenheit ist auch im Großen nicht einheimisch auf der Erde, und Unparteilichkeit verlangt man mit Recht selbst da, wo es der geliebten Sache gilt.

Zwei Hauptschwächen möchten wir ausziehen unter mehreren andern, die mystische Sucht und Deutsche Snat oder den Mysticismus und die Deutschthümerei *). Beide sind freilich nur Krankheitsanlagen, welche das gesunde Leben für einige Zeit erschweren, nicht eben Krankheiten, welche es ganz hemmen oder ihm gar Tod drohen.

Was den Mysticismus betrifft, so ist er eine jener Erscheinungen, welche gewöhnlich auf Schrecknis und Gewaltperioden folgen. Die Gemüther sind zu sehr eingeschüchtert, das ganze Seyn ist zu herbe angerührt worden, als daß alles sich sogleich und völlig wieder erholen könnte. Man fürchtet die längst verschwundenen Gefahren, wie man die Schatten der Abgeschiedenen fürchtet, und macht in der Angst dort wie hier ein andächtig Kreuz. An sich hat es damit nicht viel zu bedeuten, weil der kommende Tag die Truggestalten bald vertreibt. Indeß treten für die Gegenwart in Deutschland gerade Nebenumstände hinzu, welche doch ermahnen, die Sache ein wenig ernster zu nehmen. Es ist nicht zu verkennen, daß eine starke Partei, wenn auch nicht gar öffentlich, vorhanden ist, der daran liegt, wenn die Obscurantz wiederum zu einiger Herrschaft gelangt. Allerlei Interessen rathen zu solchen Wünschen. Rom wird nicht gleichgültig bleiben und bloß zusehen, wenn über Kirchengewalt in unserm Vaterlande entschieden wird. Man glaube nicht, daß die Hierarchie (in der gehäßigen Bedeutung,) schon zum letztenmal geathmet habe. Wer ihre Wurzeln liegen weiß, wer ihre Art kennt und die Kraft, mit der sie in die Verhältnisse zu dringen versteht, wird den Glauben nicht theilen. Es giebt Polypen, Geschöpfe welche viele Arme haben und nicht gleich zu Grunde gehn, wenn man ihnen einen oder den andern abschneidet.

Mit diesem Streben der Hierarchie kann sich der Mysticismus nun leicht verbinden und ihm behülflich seyn, nicht als wolle er dieses selbst deutlich, sondern weil die andere Partei geschickt genug ist, unbemerkt die unbewachte Gutmüthigkeit zu ihrem Vortheile zu mißbrauchen. Wie viel aber darauf ankomme, daß gerade in dem jetzigen Augenblicke dergleichen Mißverbindung verhindert werde, muß Jeder fühlen, dem es darum zu thun ist, daß der Deutsche sein edel und lange verfochtenes Recht der Geistesfreiheit, sich behaupte.

Die Deutschthümerei oder die wunderliche Sucht nach gewissen Dingen, welche man Deutsch benamt, ist nur in so fern ein Gegenstand der Rüge, als sie dazu führen kann, daß endlich aus der Uebertreibung mit dem Ekel vor dem Thörichten, auch eine Verachtung des wirklich Löblichen hervorkommne, und somit das eigentlich Deutsche Nationalleben beeinträchtigt und aufgehalten werde. Denn wahrlich hat bisher ein solches Wärhen in der Hinsicht abgewaltet, daß man vor aller Deutschthümerei und allem Deutschen Klingklang, Augen und Ohren hätte schließen mögen. Allein wie wenig diese Sucht im Ganzen zu bedeuten habe, bewährt sich dadurch, daß man bereits anfängt, dergleichen Beginnen theils zu unterlassen, theils sich desselben zu schämen. Wenn hier und da noch einige leere Jünger der Deutschheit, denen es am Besten, an solider Kenntniß, gebricht, sich ähnliche Späße in Prosa oder Poesie zu ihrer Belustigung erlauben, so mag man darüber lächeln und sagen, was man oft sagen muß: Kinder müssen ihren Willen haben.

Joseph Hillebrand.

*) Es nennt dies saliche Streben eine Zeitschrift: „Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit."

Neuigkeiten.

Der 20. Dec. 1816. und der 20. Jan. 1817. haben für die Geschichte des Baltischen Auslands eine unauslöschliche, eine heilige Denkwürdigkeit gewonnen. Die innere, vom Westen gekommene Verfassung desselben ist bekanntlich sehr von der des übrigen Auslands verschieden. — Am 20. Jan. 1816 ward jetzt, nach den Zeitungen, in Esthland die Aufhebung der Leibeigenschaft proklamirt; und in Kurland ward schon am 20. Dec. im Namen des erhabnen Monarchen, von einem Manne der sich längst vollwürdig

gezeigt hat, die Gesinnungen Alexanders auszusprechen, die Aitterschaft aufzufordern, auch dort die Lage des Volkes zu ändern. — Die zwischen den Kuren und Esthen mitten inne wohnenden Letten genießen schon seit mehr als einem Jahrzehend, Dank sey es der Menschenhuld des Kaisers, ein unendlich wohlthätiges Loos.

Bücher-Chronik.

A. W. von Schlegels Recension von Niebuhr's Römischer Geschichte, in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur. (Für die Besitzer des Niebuhrschen Werkes besonders aufgegeben.) 1816. (Bei Mohr und Winter.)

Wie sehr lobenswerth der jetzt herrschende Gebrauch ist, auf den bändereichen Zeitschriften manche Artikel von großem Werth und Interesse besonders abdrucken zu lassen, beweist wohl schwerlich ein Beispiel so sehr, als diese Recension. Ein geistvoller Gelehrter würdigt, prüft und ergänzt in derselben das Werk eines andern, so gründlich, daß seine Arbeit durchaus zur Vervollständigung von jenem gehört. Wie willkommen uns ed den Besitzern des Werkes seyn, sie ihm unzertrennbar beifügen zu können! — Hr. v. Schlegel sagt: „Von Hn. Niebuhrs Römischer Geschichte muß man entweder gar nicht reden, oder gründlich zu reden versuchen." Eben das gilt von seiner Recension. Hier mag denn eine ganz leichte Bemerkung über beide genügen. Es ist in der Recension vergessen worden zu erwähnen, daß in dem Titel des Werkes Ein Wort fehlt, das Wort: über oder zur. Ob man gleich schon die Aechtheit gehabt hat, den Verfasser deshalb selbst den ausgezeichneten Geschichtschreibern beizuzählen, ist es offenbar nicht eine „Komische Geschichte," sondern nur ein kritischer, etwas langweiliger, etwas willkührlicher und etwas unzuverlässiger Commentar zu derselben.

Merkel.

Vermischte Nachrichten.

Die Cor. de Fr. meldet aus München, daß von dort pleniers membres de l'Academie de Wesenschaft nach Brasilien gehn. Das Journal de Paris spottet darüber und meint, im Deutschen werde wohl gestanden haben: Mitglieder der Academie der Wissenschaften.

Ein Süddeutsches Blatt meldet dagegen so eben, der Abbé d'Eleyes sey gegen Norden; — und spricht von der königl. Preußischen Universität von Göttingen.

— Auf dem Theater an der Wien trat am 22. Febr. der Bauchredner Alexander auf. Eine Anzeige rühmt ganz ernsthaft die Anspruchlosigkeit des jungen Künstlers. — —

— Seit Molieres Monsieur de Pourceaugnac, ist der Gimpel der in die Stadt kommt um zu heirathen, und von dem Liebhaber seiner Braut geprellt wird, in unzähligen Gestalten auf der Bühne erschienen, in Kotzebue's Pagenstreichen gar derisch. Endlich ist die Zahrt überholen worden. In einem neuen Stück, das zu Paris gegeben worden, betitelt: „Der neue Pourceaugnac!" ist der vermeinte Gimpel kein Gimpel, ersucht die Streiche die man ihm spielen will, und foppt die Foppenden.

— Die Kaper der Spanischen Independenten haben Depeschen des königl. Generals Morillos aufgefangen, worin er nicht nur um Verstärkung an Truppen beingend bittet, sondern auch an Pfarrern und Advokaten. Ein Beweis, es thäte wohl nöthig, eine ganze neue Bevölkerung zu schicken, wenn Spanien jener Länder sicher seyn wollte.

— Fünf Lampedusa sollen die Amerikaner schon den Platz zu einer Stadt und zu Befestigung des Hafens abgesteckt haben. Da hätte man also die erste Amerikanische Colonie in Europa! Und hoffentlich wird Afrika von Amerika, zum Vortheil Europa's, gebändigt.

— Der König von Spanien hat bei einem Besuche, den er in einem Gefängniß machte, befohlen ein Folterinstrument zu verbrennen. Das Engl. Ministerialblatt Courier wirft den Oppositionsblättern vor, daß sie den König nicht darüber gelobt haben. Das Morn. Cron. antwortet: die Folter sey in Spanien aus Menschlichkeit schon seit zwanzig Jahren nicht im Gebrauch gewesen, als die Cortes ihre Abschaffung dekretirten. Der König habe zwar Anfangs diese Abschaffung bestätigt, aber vor einigen Jahr den Gebrauch der Folter wieder befohlen. Jetzt sey wohl ein Instrument verbrannt, aber kein neues Abschaffungs-Dekret erlassen.

— Der Graveur der den Stempel des neuen Engl. Silbergeldes gemacht, hat die Dreistigkeit gehabt, seinen Namen auf das königl. Wappenschild zu setzen; freilich wohl so klein, daß man ihn fast nur durch ein Vergrößerungsglas deutlich sieht.

— Winter's neue Oper il Marmotto, die am 29sten Jan. zu Mailand gegeben wurde, hat den ausgezeichnetesten Beifall erhalten, und der Komponist ist gleich nach dem ersten, und wieder nach dem zweiten Akt herausgerufen worden.

— In den Oratorio's zu Drurylane wird eine achtjährige Violinspielerin mitspielen. Kann das Londner Publikum durch Kinderein gelockt werden?

— Der Moniteur ist das einzige Blatt, das die Verhandlung der Pairskammer liefern darf. Am 14ten Febr. meldete er erst die Debatten vom 2sten und 6ten, weil er keine Concurrenz zu fürchten hat.

— In der Vaticanischen Bibliothek sind wieder ein Paar Fragmente Ciceronianischer Reden aufgefunden worden. Ob sie irgend einen großen, wichtigen Gedanken enthalten, wird nicht angezeigt; und davon hängt doch im Grunde ihr ganzer Werth ab, so bald man von der Schule weg, auf die Welt sieht.

— Die Regierungen zu Freiburg und Solothurn haben wegen der jetzt herrschenden Noth alle öffentliche Lustbarkeiten verboten, wahrscheinlich als sündhaft. Die pabstliche Regierung hat dagegen Maasregeln genommen, das Carneval fröhlicher zu machen, als das vorjährige war, damit das Volk die Noth mutbiger ertrage: das ist sehr viel psychologischer weiser. Ob den Urhebern der genannten Verbote in der Schweiz, nicht das Gesicht aufstehen sollte, sie seyen kleine Pabstler?

— Der als Selbstlob des Redakteurs eines Unterhaltungsblattes gerügte Artikel in der Zeitung für die eleg. Welt ist, nach mehrern Erklärungen, nicht von jenem Redakteur, sondern von einem seiner Mitarbeiter. Der Fehlgriff ist übrigens wohl verzeihlich. Wie konnte man denken, daß jemand den matten Spaß mit Hunden und Hunden auch nur erträglich finden konnte, wenn er nicht selbst der Spaßhafte war?

1817. Nro. 131.

Ernst und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Sonnabend, den 1ten März.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Ein Brief von Tiedge, geschrieben zu Verona, den 10. Oct. 1804.

Ihr Schreiben, mein geliebter Friedländer, traf mich in einer Stimmung, auf welche Ihre beigefügte schöne Uebersetzung einer hoch begeisterten Stelle aus dem Jesaias, einen mächtigen Eindruck machte; besonders tief gruben diesen Eindruck in mein Gemüth folgende Worte:

„Der Ewige zerbrach den Frevelstab,
Zerbrach des Tyrannen Zepter
Der Völker schlug in seinem Grimm,
Sie unaufhaltlich schlug;
Der mächtig über Nationen herrschte
Und rastlos sie verfolgte.
Zur Hölle hingeschmettert ist sein Uebermuth,
Und seiner Harfen Siegerklang verstummt!
* * *
Wie fällst du denn vom Himmel,
Du allerhellster Morgenstern!?
Wie stürzest du zur Erde,
Du grosser Völkerbändiger!?
Du dachtest ja in deinem Sinn:

„Den Himmel stieg' ich hoch empor,
Erhob' über Gottes Sterne meinen Sitz
Und thron' auf dem Erscheinungsberg;
Ich schwing' auf der Gewölke Gipfel mich,
Vergleiche mich dem Allerhabenen." —
* * *
Wer dich nun anschaut schärft den Blick,
Ergreifen schaut er und gedankenvoll:
Dies ist der Mann, der Wettenstürmer,
Der Reicherschütterer?"

Mit allen Schauern einer heiligen Begeisterung überfielen mich diese gewaltigen Worte; stürmend gleichsam rissen sie mich empor über die Bedrängnisse, mit denen die Zukunft, die schon vor der Thüre steht, uns droht; ja sie machten mich zum Mitseher des erhabenen Propheten. Es war nicht bloß wünschende Hoffnung, — die lichtere Seite der Zuversicht leuchtete mir.

Ich kam so eben von Venedig zurück, als ich Ihr Schreiben vorfand, und war noch ganz erfüllt von den Schmerzgefühlen, welche die dortigen Erscheinungen in mir hervorgebracht hatten. Nicht wahr? Sie begreifen nun, daß ich mich gedrungen fühlen konnte, die Genius-Flügel Ihres Propheten zu umfassen, und mit ihm mich zu erheben zu der Höhe, von welcher herab er seine Triumphlieder singt.

Ich habe die gefallene Königin der Städte gesehn, die vormals ihr Zepter so weit herausgestreckt hat über das Abendmeer. Der Anblick einer gestürzten Größe erschüttert immer das Gemüth, wenn gleich die Ueberzeugung, daß sie länger zu stehen nicht werth war, laut genug zu dem Verstande spricht; die Empfindung der Theilnah-

me läßt sich nicht unterdrücken. Das Schicksal des ehemaligen Venetianischen Freistaates würde einen noch tiefern Eindruck machen, trüten nicht die Spuren der Zerstörung so tief hinter die Außenseite zurück. — Wenn man aus der Brenta in das Adriatische Meer hinab gleitet: so erscheint Venedig in der Ferne wie eine prächtige Feenstadt, die jugendlich frisch aus den Fluten empor tritt. Eine Stunde hat man diesen Anblick, der mit der Neuheit einer Wundererscheinung die Phantasie ergreift, vor Augen, bis man sich der prächtigen Stadt nähert, die sich im Meere spiegelt, als wäre sie trotz ihres Sündenfalles noch immer in sich selbst verliebt. Das Auge erblickt nun die ersten Gebäude: sie erscheinen wie Zauberpaläste; man schwimmt durch die Wasserstraßen, und die wunderbare Wirklichkeit gleicht noch immer einem erhabenen Phantasiegebilde. Und wenn nun endlich der überraschte Fremdling den festlichen Markusplatz betritt: so ist er vollends bestimmt, sich entrückt zu glauben in eine Welt entzückter und entzückender Träume. Keine Stadt des Erdbodens, meine ich, hat einen Raum aufzuweisen, der an Herrlichkeit und Pracht, in sich und in der Umgebung, mit dem Markusplatze wetteifern könnte. Er ist mit breiten Quadern so sauber gleichsam getäfelt, daß man auf der glatten Fläche, wie auf dem geschmückten Boden eines Prachthauses, umherwandelt, der es werth ist nur von der blauen Decke des Himmels überwölbt zu seyn. An den Seiten hohe Gebäude, die so mächtig über die ihnen angefügten Arkaden empor ragen, daß durch diese ihr Eindruck nicht geschwächt werden kann. Vor den Arkaden hie und da stehn luftige Zelte, die mit so köstlichen Teppichen behangen sind, daß man glauben könnte, der Geist des Orients sey mit einem feischen Morgenwinde herüber gesegelt, um hier einer großen Völkerzusammenkunft beizuwohnen. Menschen aller Nationen wimmeln hier durch einander. Dort am Ende des Platzes auf den Terrassen, die zu dem Meere hin, ab steigen, schimmern im Sonnenlichte zwei von den Säulen, welche die Venetianer einst aus Egypten entführten. Auf der einen steht der Löwe, der drei Königreiche verschlang, sie aber nicht verdauen konnte und ziemlich bald wieder von sich geben mußte; von der andern blickt der heilige Theodor, der Schutzpatron des Staates, in seine Stadt, die er leider gegen die Franzosen nicht schützen konnte. Ich bestieg die Terrasse und blickte wunderbar ergriffen in die Unendlichkeit des Meeres, welches mehr als der heilige Theodor eine Schutzwehr der Stadt zu seyn scheint. — So weit — das Bettlerelend ausgenommen, — ist alles noch herrlich und schön: — aber man tritt in den ehemaligen Dogenpallast — und alle Täuschung verschwindet. Da erkennt dann der Fremdling am todten Haupt und in den entseelten Zügen der erschlagenen Riesengestalt, daß das Leben von ihr gewichen ist.

Dahin sank die glorreiche pompa ducalis; entthront ist der fürstliche Bräutigam der mit der Adriatischen See sich vermählte: die See ist zur Wittwe geworden, und die Franzosen lebten mit ihr eine Zeitlang in wilder Ehe. Der Bucentaure, dieser Bräutigamsstuhl, von welchem der Vermählungsring der Nymphe des Meeres zuflog, verfällt in dem trauernden Arsenal. Ich besuchte die Markuskirche, — ein düstres, mystisches Heiligthum. Aber ein Abend in Venedig! — Schwerlich dürfte irgend eine Kaiserstadt in Osten, Westen und Süden eine Prachtfeier darzustellen vermögen, welche sich mit dem ersten besten Alltagsabend auf dem Markusplatze vergleichen ließe. Ein festliches Leben, erleuchtet von tausend und tausend Kerzenflammen, bewegt sich auf dem großen Raume in gedrängten Gruppen, die kein dahin rollender Wagen durchschneidet. Musik und Gesang erschallt aus den Arkaden und Zelten: es ist die Zeit des Genusses. — Mich betäubte das Gewühl; ich setzte mich lieber auf meinen einsamen Balkon, wo Klänge aus den Gondeln zu mir herauf drangen, wie das süße Wehen elysischer Lüfte, in deren Gekräusel sich selige Töne verfingen.

Sitten der Engländer und der Deutschen.

Auf meiner Wanderung durch die Schweiz, reiste ich längere Zeit mit einem Engländer. Der Austausch unserer Ansichten über das, was wir sahen, vergnügte und belehrte uns gegenseitig. Besonders merkwürdig war mir, was er bei Gelegenheit eines Streits über ihre und unsere Sitten äußerte.

„Welche Entartung der Sitten herrscht bei Ihnen, sagte er zu mir. Die Liebe ist bei Ihnen nicht mehr ein zärtliches Gefühl, das die Natur einflößt, der Reiz des Umgangs nähret; sie ist nur mehr ein Drang der Sinnlichkeit, die befriedigt seyn will, aber den der Genuß tödtet. Artigkeit ist bei Ihnen veraltete Sitte, und gilt in Ihren Augen als etwas Lächerliches. Das Begegnen der Empfindungen, Ihren Vätern sonst die Quelle süßer Freuden, und eingehüllt von ihnen in ein

liebliches Dunkel, dient Ihnen jetzt nur mehr zu Scherz und Neckerei. Die schöne Achtung, die sie vor dem Weibe hatten, und die für das Leben von so großem Vortheile war, ist ganz verschwunden, so daß, wer noch Beweise davon geben wollte, so altmodisch aussehen würde, als die Zeichnungen in einer alten Ausgabe Hagedorn's. Jetzt muß eine Frau, die für die große Welt gebildet erscheinen will, auf die Tugenden ihres Geschlechts verzichten, über ihre Schwächen nicht mehr erröthen, ihre geheimen Wünsche nicht mehr verbergen. Die keusche Schaam, die die Göttin der Schönheit selbst umhüllt, ist für Sie ohne Reiz, wird oft kindisch gescholten, und öfter noch für Wirkung einer Kunst gehalten, in der unerfahren zu seyn, man sich schämen würde. Die Liebe ist bei Ihnen nichts mehr, als ein Bedürfniß der Natur, ein gewöhnlicher Gegenstand sich zu unterhalten, zuweilen wohl noch mit verächtlichern Absichten gepaart, ein Mittel, die Weiber zu beherrschen, und sie Ihren ehrsüchtigen oder eigennützigen Entwürfen dienstbar zu machen." —

Aber wenn unsere Sitten, sagt' ich, zu einem solchen Grade der Verderbtheit herab gesunken sind, halten Sie die Ihrigen für viel reiner? Ist man in England weniger ausschweifend? Haben die Männer größere Achtung für das Weib, und sind die Frauen weniger leicht' sinnig?

„Unsere Frauen, sagte der Engländer, sind zärtlicher, gefühlvoller, haben ein tieferes Gemüth; daher ist ihre Empfindung wahrer, ihre Liebe treuer. Bei Ihnen ist die Liebe im Kopfe, bei uns im Herzen. Bei uns lieben die Weiber nur, wer ihr Herz gerührt hat, hier, wessen Gestalt ihnen gefällt. Die Zärtlichkeit Ihrer Frauen erweckt das Verlangen nach Befriedigung der Lust; die Zärtlichkeit der unsern — tiefes Gefühl."

(Der Schluß folgt.)

Betrachtung.

Was der Nase behagt, den Gaumen kitzelt, die Kehle
Süß hinunter glitscht, oder Verdauungskraft stärkt,
Dafür spart der Reiche — — s nicht Kosten. Er zwinget
Selbst den Januar, daß er mit Blumen des Mai's
Seine trübe Stirn bekränzt; mit Spargel und Bohnen,
Statt des braunen Kohls, silberne Schüsseln bedeckt.
Aber ein Werk der Kunst zu Tage zu fördern, hat es
Immer noch Zeit genug. Saget doch Sancho, der Knapp':
„Rom ist nicht in Einem Tage gebauet. Kommst du nicht heute,
Kommst du morgen; darum eile mit Weile, mein Freund;
Wer sacht geht, auch der kömmt nach. Was lange währt,
wird gut." —
Wohl! Statt Holbeine dann, Spargel und Bohnen vorerst!

— k.

Auf einen kürzlich verstorbenen Großen.

Sein Biograph mag, seines Lobes voll,
Den ersten Theil von seinem Leben schreiben;
Doch wenn die Nachwelt ganz ihn schätzen soll,
Muß er den zweiten schuldig bleiben.

— k.

Charaden.

Mein erstes ist ein Fluß in Tasso's Vaterland,
Mein zweites ein Vokal,
Mein drittes wird bei zwei'n und mehrern an der Zahl,
Aus Höflichkeit auf Eins auch angewandt,
Beim weiblichen Geschlecht auf Eine allemal.
Schön fand mein Ganzes seit Jahrtausenden die Welt;
Jetzt aber hat die Mod' es sehr entstellt.

Mein erstes findest du bei Kunzen und bei Velten,
Und kurz, auf jedem Dorf und fast auf jeder Flur,
Doch meine beide letzten sind sehr selten,
Viermal im ganzen Deutschland nur.
Mein Ganzes hält sich in dem ersten auf,
Ist niedlich zwar, doch trägt man's nie zu Kauf.

Neuigkeiten.

Se. Majestät der König haben allergnädigst dem jungen Dr. Witte eine Summe zu einer zweijährigen literarischen Reise bewilligt. — Ohne Zweifel wird der junge Mann sich durch eine angestrengte Vorbereitung in den Stand setzen, diese hohe Gnade würdig zu benutzen.

Bücher-Chronik.

Dramatisches Sträußchen für das Jahr 1817. von Castelli. Zweiter Jahrgang. Wien, bei Wallishauser. — Die Dichter des südlichen Deutschlands haben wenigstens den Vorzug vor denen des nördlichen, daß sie bescheidner sind, nicht darin verfallen, sich selbst mit schulmeisterlicher Majestät als hohe Autorität zu proklamiren, immer „Quos ego!" zu rufen. Castelli sagt nicht, „daß er die dramatische Kunst auf den Privat-Bühnen vor dem Tode retten will, der sie auf den öffentlichen bedroht;" aber da die Stücke einer ähnlichen Sammlung, die er früher drucken ließ, auf in- und ausländischen Bühnen mit Beifall aufgeführt wurden, so giebt er nach acht Jahren — Wie viel Sammlungen würden in der Zeit gewisse Norddeutsche Dichter gegeben haben, wenn die erste so geglückt wäre! — eine zweite. Es läßt sich voraussehn, daß sie das Schicksal

der ersten haben wird. Die fünf kleinen Stücke die sie enthält, sind alle sehr artig, am meisten aber sind es die beiden letzten: „Der alte Jüngling“ und „Verlegenheiten und Auswege,“ — beide in Prosa. In der Versification die das Drama fordert, ist der Verfasser nicht glücklich: ich denke, er erspart sich sie für die Zukunft. Seine Prosa ist lebhaft und wohlklingend.

Vermischte Nachrichten.

(Einges.) Der Theil von Deutschland, aus dem in der neuesten Zeit Klagen über Beamten-Despotismus laut geworden sind, ist auch derjenige, in welchem man am heftigsten über den Misbrauch der Preßfreiheit in andern Ländern schreit, — indeß man oft gegen die Regierungen dieser Länder härtere Dinge zu drucken erlaubt, als gegen jene Beamte gesagt wurden. Die Herren scheinen den Grundsatz zu haben, daß die Priester heiliger sind, als die Altäre, und sind consequent in dem, was sie thun. Wie leicht konnten die öffentlichen Klagen zu ihrer Regierung durchdringen, und diese sich erinnern, daß sie keine gefährlicheren Feinde haben kann, als Beamte, welche sie durch den Misbrauch der verliehenen Gewalt verhaßt machen konnen.

— Der König von Frankreich hat den Landammann von Schwyz, Reding, zum Französischen Grafen gemacht. Ein Blatt fragt: Wie ein Patricier von Schwyz zugleich Französischer Graf seyn, zu den Häuptern eines freien Staates und zu den Unterthanen des Königs von Frankreich gehören kann? — Wenn wirklich eine solche Ernennung den Ernannten zum Unterthan der Französischen Regierung machte, so hätte sie freilich ein leichtes Mittel, sich bald bedeutende Unterthanen in allen Ländern zu verschaffen: aber wurde denn Nelson ein Neapolitanischer Unterthan, als er zum Herzog von Bronte ernannt worden?

— Sind die öffentlichen Anzeigen darüber nicht eine libraische — (Es ist Zeit, daß man die Libratur und die Literatur unterscheide.) — Licenz, so haben sich viele Bewerber um die Prämien gefunden, welche der Buchhändler Brockhaus aussetzte, die eingesandten Dichtungen sind in den Händen der erbetenen Richter, und die Urania auf 1818 wird sie bekannt machen. Das ist recht gut; so kann die nicht-erbetene Kritik den Bekränzten und den Kränzenden ihr Recht widerfahren lassen. Jene Anzeigen können zugleich als warnende Fingerzeige auf die nächste Lieferung der Urania dienen. Man weiß nun, daß die himmlische Muse diesmal bestellte poetische Lohnarbeiten liefern wird.

— Der Fränkische Merkur enthält eine Bekanntmachung, der zufolge die königl. Bairische Staatsschuldentilgungs-Kommission eine Anleihe von drei Millionen Gulden, zu 5 pr. mit einer Provision von ½ bis 1 pr. eröffnet, zur Deckung der Ankaufs- und Transport-Kosten einer beträchtlichen Quantität Getraides im Auslande. Es wird dabei „die Annahme der dafür auszustellenden Obligationen bei allen Zahlungen an königl. Kassen, in dem Maaße, als überhaupt Staatspapiere statt baar Geld, annehmbar sind,“ versprochen. Da Baiern der an Getraide reichste Theil Deutschlands ist, da noch vor ganz kurzer Zeit die Ausfuhr des Getraides von dort nach der Schweiz freigegeben wurde, und gerade jetzt die Preise in Baiern stark fallen, so erregt diese Maaßregel viel Aufsehen, und manche besorgen, sie werde die Theurung zurückführen.

— Eine Französische Zeitung erzählt: ein Maler in London miethete einen Lastträger, ihm zum Modell zu einem Athleten Milon zu dienen, dessen Hände in einen Baum geklemmt waren und der so von einem Löwen zerrissen wurde. Die Hände des Lastträgers werden an einen eisernen Ring befestigt, und der Maler befiehlt ihm, sich anzustrengen, als wenn er sich fürchte und sich losreißen wolle. Er thut es, aber ohne Wahrheit, nur durch Grimassen. Der Maler führt nun einen großen Bullenbeißer herein, und hetzt ihn auf das Model. Jetzt werden die Anstrengungen des letztern höchst wahr; der Maler ist entzückt, und malt und ruft Bravo über Bravo, indeß der Lastträger flucht und schreit. Endlich ist die Stunde verflossen, und der Maler will jenem das Bedungene geben, aber dieser, vielfach verwundet, fordert vor Gericht eine große Summe Entschädigung.

Noch ein Englischer Prozeß von Französischer Mache. Ein junger Musiker brachte einem Mädchen, das er liebte, eine Nachtmusik. Der Vater desselben schüttet ein unsauberes Gefäß über ihn aus. Der Musiker verklagt ihn, aber er antwortet: der junge Mann sey uneingeladen zu ihm gekommen, also offenbar à la fortune du pot.

— Da die Thiere jetzt anfangen so viel Kunsttalent auf den Bühnen zu entwickeln, schlägt ein Franz. Blatt vor, Raben und Elstern, die so gut sprechen lernten, ordentlichen gelehrten Unterricht zu ertheilen und sie dann fliegen zu lassen: so würden sich in der Luft und den Wäldern gelehrte Gesellschaften bilden, die ihren Ruhm selbst von Lande zu Lande trügen.

— Als vor kurzem zu Paris ein Werk erschien: „Von den Spitzbuben in England, ihrer Arglist, ihren Kunstgriffen u. s. w.“ rief ein Franz. Patriot: „Diese verhaßten Engländer! Wird man denn nie aufhören, sie uns als Muster aufzustellen!“

— Drei Buchhändler, ein Franzose, ein Engländer und ein Deutscher haben zusammen die neuen Memoiren der Frau von Stael über eine veraltete Geschichte, für 100000 Frcs. gekauft. Man bewundert den Patriotismus der Dame, die durchaus nicht wollte, daß ihr Landsmann den Schaden allein trüge.

— Des Hn. De Pradt neues Werk „über die gegenwärtige Revolution in Amerika,“ ist erschienen.

— Jetzt zeigt es sich, daß es eigentlich die härteste Strafe war, die man über Buonaparte verhängen konnte, wenn man ihn in Unbedeutendheit fortleben ließ. Er ist in verzweifelndes Hinbrüten versunken; und stirbt so täglich in furchtbarer Marter. Selbst seine Feinde müssen ihm jetzt, wenn sie menschlich fühlen, einen nahen Tod aus Mitleid wünschen.

— „Der Ekel der Beamten“ heißt eine neue Flugschrift in Paris, worin ein Hr. Dossen die Minister und Deputirten angreift, welche auf die Beschränkung der Beamtenzahl dringen. Witzig aber unedel bemerkt die Gaz. de Fr. Hr. Dossen habe nicht immer geschrieen, sondern ehemals ganz leise gesprochen, nehmlich als er Souffleur des Vaudeville-Theaters war. Nun, ein leise sprechender Souffleur ist für das Publikum gar kein verwerflicher Mann; und man kann doch wohl Wahrheiten sagen, auch wenn man Souffleur gewesen ist.

1817. Nro. 132.

Ernst und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Montag, den 10ten März.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Eine ernste patriotische Bemerkung.

„Es ist bekannt, daß der junge Römer, weß Standes er auch war, wenn er zum Manne herangereift, an einem eigens dazu bestimmten Tage sein Knabenkleid ablegte, und von seinem Vater und allen Verwandten seines Hauses begleitet, auf öffentlichem Markte unter den Augen alles Volks, von einem der ersten Staatsbeamten die männliche Toga empfing, und dadurch feierlich in die Gemeinschaft des Staats und der Bürger aufgenommen wurde. Dieser wichtige Tag, durch jede Art von Festlichkeit erhöht, mußte dem Herzen des Römischen Jünglings sich unvergeßlich einprägen, und die heiße Liebe zum Vaterlande, von dem auch er jetzt als einen wichtigen Theil sich fühlte, in ihm gründen und befestigen, welche stets ein Hauptzug im Römischen Charakter gewesen ist. An ein solches Nationalinstitut haben wir Deutschen bisher noch gar nicht gedacht, und bedürfen dessen doch um so mehr, da die Einheit unsers Namens und Volks ja leider nur eine ideale ist, uns im Idealischen deshalb muß festgehalten werden. Wir haben den Akt der Confirmation, welcher uns in die Gemeinschaft der Kirche und der unsichtbaren Welt aufnimmt, wir haben Eidesformeln, welche uns Treue in unserm Geschäft und engern Berufskreise auferlegen; aber eine Einrichtung, die den Jüngling an ein gemeinsames Vaterland binde, und ihm die hohen und heiligen Pflichten ins Bewußtseyn rufe, welche dasselbe schon mit der Geburt ihm auferlegt, hat uns bisher, so seltsam es klingt, noch gänzlich gemangelt. Der Staat pflegt sich nicht eher um den Einzelnen zu bekümmern, als bis er ihn zu seinen Zwecken brauchen kann. Dies ist aber weder gerecht noch weise. Man weiß, daß einen Jüngling nichts mehr hebt und anfeuert, als die Aufmerksamkeit und Theilnahme angesehener Personen für ihn. Und diese ihm bei dem bedeutungsvollen Uebertritt in die männliche Laufbahn öffentlich zu zeigen, würde eben so klug als menschlich seyn. Es sollte daher eine bleibende Einrichtung werden, daß jeder Deutsche Jüngling, wenn er seinen engern Bildungskreis verläßt, in öffentlicher Versammlung einen feierlichen Eid in die Hand der ersten Beamten seiner Stadt oder seines Distrikts ablegen müßte, wodurch er dem Deutschen Vaterlande ewige Treue und jede Aufopferung gelobt, welche sein Ruhm und sein Wohl erheischen sollten. Daß eine solche Feier zur Erhaltung und Beförderung des Nationalsinnes ein mächtiger Hebel seyn müsse, bedarf wohl so wenig einer Erinnerung, als daß der Zeitpunkt des Abgangs von der Schule, von wo an die Bahnen des Lebens vielfach auseinander gehen, hiezu vor allen als der passendste erscheine."

Dieser Vorschlag steht in der Vorrede zu den „Zwei Schulreden, über die Alischwäbische Poesie ꝛc., herausgegeben von Dr. Kirchner zu

Stralsund, 2817." — und macht wohl jede andre Empfehlung dieser trefflichen kleinen Schrift überflüssig.

Die Wasserfahrt.

„Nun traue ich fortan keinem Weibe mehr!" — rief Aloysius aus, als er hörte, daß die Geliebte, in deren Hand er das Schicksal seines Lebens, die Ruhe seines Herzens und alles was ihm auf dieser Erde theuer war, gelegt hatte, eine Convenienz-Heirath machen werde. —

Freilich war der Finanzrath Oberndorf reicher und angesehener als er, und — wie man in Theegesellschaften urtheilte, auch feinerer Weltmann als er: aber — was gehen die Liebe solche Zusendinge an? — Sie fragt nur nach Seelenharmonie und sympathetischen Zusammenklang der Herzen: alles Scheingüter in den Augen des Welt- und Geschäftsmannes, der das Geld als den besten Einklang kennt! — Genug, der Finanzrath führte zur Frau die wunderschöne Philippine heim, und Aloysius war und blieb verlassen.

Was war zu thun? Das Unglück war geschehen! Der Verlust des Herzens ist schlimmer als der Verlust einer Schlacht: diese läßt sich vielleicht gut machen, aber — jenes läßt sich nicht wieder gewinnen. Die beste Partei welche er ergreifen konnte, war allemal, einen klugen Rückzug zu machen. Denn rechtliche Ansprüche gegen sie zu erheben, dazu war er zu stolz und zu delikat; was konnte ihr Besitz und ihre Hand ihm frommen, ohne ihr Herz, das sie ja an einen Andern verschenkt hatte; denn — kann man wohl mit körperlichen Banden Geister zwingen? — Kurz und gut, Aloysius zog sich zurück, und schwieg. — Lange noch schmerzte ihn der Verlust und die erlittene Kränkung: aber seine Vernunft wurde bald Meister über seine Empfindlichkeit.

Wie wohlthätig hat doch der Himmel für die Gemüthsruhe und Zufriedenheit derjenigen gesorgt, denen er es nicht an Beschäftigung fehlen läßt! Nur die Langeweile nähret unsre Sorgen; Geschäftigkeit erhält und stärkt den Muth, im Kampfe mit dem Mißgeschick sich selbst nicht treulos zu verlassen! Und über Mangel an Geschäften durfte auch Aloysius nicht klagen, wohl eher über Mangel an Zeit. Davon weiß nun freilich das moderne Publikum nicht allzuviel zu sagen, da es gewohnt ist, wenn etwa der Dämon der Langeweile ihm eine zu lebhafte Erinnerung an die eine Hauptbedingung unsers Denkens, die Zeit, zuführen sollte, im Nothfall eine Parforcejagd damit anzustellen, um ihren bleiernen Schritt zu beflügeln, und auf ihren Fittigen schneller durch das Leben hinzuschweben. Der Geschäftsmann hat indeß andere Ansichten von den Dingen und Erscheinungen in der Welt, — — und so geht es ihm auch mit der Zeit. Er füllt sie mit seinen Berufsarbeiten aus, und so schwinden ihm die Jahre seines Lebens unbemerkt dahin, und die Vergangenheit steht nun wie eine schwindende Wolke im Hintergrunde da, und verliert sich endlich ganz aus seinem Gesichtskreise, ohne in seiner Seele eine bleibende Spur zurücklassen. Und so suchte auch Aloysius die Leere seines Herzens bald auszufüllen, und freute sich an Selbstständigkeit gewonnen zu haben, was er an Lebensglück verloren hatte.

„Warum bleibst Du aber so kalt und verschlossen? — fragte ihn eines Tages seine Schwester, die sanfte Emma: — Ist denn keine unter den Mädchen und Weibern aus dem Kreise meiner Freundinnen, Deiner Liebe werth?" —

„„Werth oder nicht werth! — rief Aloysius: — Nur für mich sind sie nicht geschaffen!"" —

Emma. Sollte denn keine unter ihnen so viel Anziehendes für Dich haben, daß sie Dein Herz befriedigen könnte?

Al. Daran zweifle ich keinesweges.

Em. Und doch verlangst Du Dir das Glück, zu lieben?

Al. Ja, weil mein Herz das Glück, geliebt zu seyn, dabei vermissen würde. Ein Herz wie das meinige, ist nicht nach dem Sinne der Modewelt, welche nur das Blendende liebt.

Em. Dein Urtheil über unser Geschlecht ist unbillig.

Al. Aber doch natürlich! Hab' ich nicht diese Ueberzeugung theuer genug erkauft?

Em. Nun, nun! Nur nicht zu voreilig! — Einmal ist nicht immer; was Du nicht gefunden hast, das kannst Du ja wohl noch finden. Nur Geduld und Muth: frisch gewagt ist halb gewonnen; Hoffnung läßt nicht sinken; und was seyn soll, das muß endlich werden! —

Und darauf gründete Emma ihren Plan, dem geliebten Bruder die verlorne Ruhe des Herzens wieder zu geben.

Fern von dem Geräusch der großen Welt lebte in stiller Verborgenheit des häuslichen Lebens, eine nahe Verwandte von Emma's Gatten, — Theodora, — nicht schön, aber ausgeschmückt mit jener Anmuth, welche der Abdruck eines gebilde-

ten Verstandes und eines sehr edlen Herzens ist. Und hier fuhr ein Lichtgedanke unsrer Emma durch die Seele: — „Wie, wenn Theodora die Einzige, die Erwählte werden könnte, welche ein getäuschtes Herz zum Glauben an edlere Weiblichkeit zurückzuführen vermöchte!" — Doch wie hätte er einen Augenblick daran zweifeln können? War nicht seine Emma, die liebliche Gespielin seiner Kinderjahre, das schönste Ideal der reinen Weiblichkeit? — Also — es galt nur die Frage: ob ihm selbst ein solches Ideal vom Himmel beschieden sey? — Nur dieses Problem war zu lösen; und Emma beschloß, diesen Plan auszuführen, es koste was es wolle. —

Emma's Gatte rüstete sich eben zu einer Reise auf mehrere Tage, vielleicht auf einige Wochen; und die gute Emma, welche an ihr Haus gefesselt war, war darauf bedacht, während seiner Abwesenheit ihre Umgebungen, so gut sie konnte, zu verschönern.

„Willst Du mir einmal eine Freude machen, — rief sie ihrem Gatten zu, so laß unsre gute Theodora auf einige Wochen zu uns kommen. Du reisest ja durch Meinau, nicht wahr? O, da erzeigst Du mir gewiß die Liebe, und bittest sie, wenn es ihr gefällig ist, mich in meiner Einsamkeit zu besuchen, um einige frohe Tage mit mir zu verleben." —

„„Recht gern, meine Liebe! — erwiederte ihr Gatte. — Aber wie wäre es, wenn Du selbst sie abholen wolltest! Nicht wahr, Du begleitest mich bis Meinau?"" —

Gedacht, gethan! Emma reisete in Gesellschaft ihres Mannes nach Meinau, und besuchte Theodorens Vater, einen ehrwürdigen Greis von heiterer Laune und ungeheucheltem Freundschaftsgefühl. Schon längst hatte sie ihn hochgeschätzt, aber so innig wie sie jetzt den biedern Gastfreund liebgewann, hatte sie früher ihn noch nicht geliebt. Mit jugendlicher Heiterkeit wußte er die theuren Freunde zu unterhalten, und erzählte so unbefangen die Geschichte seiner Jugendjahre, und die mancherlei Abentheuer, welche er in dem siebenjährige Kriege erlebt hatte, und wie so manche dunkle Wolke, welche zuweilen seinen Lebensweg umdüstert hatte, sich wieder aufgehellt und in eine liebliche Morgenröthe der bessern Zukunft verwandelt hatte, daß hoher Muth und jugendliche Lebenslust in aller Herzen einkehrte, und der frohe Greis in der Hochachtung der fernen Freunde immer höher stieg. Doch in eben dem Maaße gewann auch Theodora, die zart- und feinsinnige Theodora, die Zuneigung ihrer Freunde in einem immer höhern Grade, und in Emma's Seele wurde es zur Gewißheit, daß Theodora dazu bestimmt seyn müsse, den geliebten Bruder mit dem weiblichen Geschlechte wieder auszusöhnen.

Innig froh fühlte sich Emma in dem traulichen Freundeskreise, und sie hätte gern die Zeit der Abwesenheit ihres Gatten, in Meinau zugebracht: aber höhere Pflichten riefen sie zurück in ihre heimathlichen Umgebungen, — vor allen aber die Sorge für den geliebten Bruder. Allein sie bat und flehte so innig bewegt, daß Theodora ihr versprach, sie zu begleiten, und ihr Vater gern seine Einwilligung gab. Auch die gute Mutter, die so freundlich und wirthlich für die Erheiterung und Bequemlichkeit der Freunde gesorgt hatte, stimmte von Herzen in die Wünsche Emma's ein, denn sie gewährte ja der lieben Tochter mit Freuden jede angenehme Zerstreuung und Erholung von ihren täglichen Beschäftigungen eines stillen Landlebens. So reiseten die beiden Freundinnen, begleitet von den väterlichen und mütterlichen Segenswünschen, in Emma's Heimath ab. Wie beflügelt rollte der Wagen über grünende Wiesen und durch wallende Saatfelder fort; in den nahen Laubgewölben des schattenreichen Buchen- und Birkenwaldes sangen die Vögel so lieblich und so hold, daß das Herz der Freundinnen in die froheste Rührung versetzt wurde. Der Mond war aufgegangen, und leuchtete aus den dichten Zweigen hervor auf ihren Pfad herab, und endlich — endlich gewahrten sie, vom lieblichen Schimmer des Mondes umflossen, den fernen Kirchthurm, und das Ende ihrer Wallfahrt, wo an der Gartenecke mit verlangenden Blicken — Aloysius der Ankunft der beiden Freundinnen entgegen harrte.

(Der Schluß folgt.)

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

Die Bundeslade. Nr. 1. Frankf. a. M. bei Wilmanns. 1817. Schwerlich errath man, was hinter diesem gezierten Titel zu finden ist. Man konnte auf Aktenstücke schließen, die hier zu gleichsam heiliger Aufbewahrung niedergelegt wurden: aber man würde sich irren. Seite 53. heißt es: „Gute Köpfe können (jetzt) bloß trachten Begriffe ins Leben zu verpflanzen, die aus der Erfahrung, aus der vaterländischen Geschichte und dem

dringenden Bedürfniß der Umstände entnommen sind." Darnach dürfte hier denn der Vorsteher der Landesidole auch getrachtet, und hier neun Anstalten gegeben, die sehr wichtige politische Gegenstände erörtern, und heile, faul und gut gelegte Gedanken enthalten. Ob alle wahr und gelegenlich sind? Das ist hier nicht meines Amtes zu untersuchen. Ueber Hn. von Benz — viele gewandte und geschickte Leder, — sind einige treffende Urtheile gefällt.

Vom Niederrhein, den 19. Februar 1817.

Mehrere Zeitschriften enthalten Klagen hiesiger Correspondenten darüber, daß in hiesen Provinzen so viele Ostpreußen, Märker und Pommern angestellt worden. Es ist wahr, selbst aus den entferntesten Gegenden Preußens sind Beamten hierher versetzt worden. Allein nur die wenigen Mißvergnügten, die lieber den Franzosen noch hierschaft wären, können dies auf solche Weise vergessen und mißdeuten. In der Entfernung mag man daran glauben, allein wir wissen es hier besser, und sind gerührt, daß die bekannten Franzosen-Freunde gern den Mund voll nehmen, und gleich mit solcher Zuversicht sprechen, daß den Menschen gewöhnlich der Muth vergeht, der Sache näher auf die Spur zu kommen, und selbst zu sehen. Wer aber ruhig die Natur der Sache betrachtet, findet Anderes. Im Französisch-Departement hatte gegen 8 bis 900 Beamte. Nach den Aeußerungen der Ausgetretenen Mitstifter, als waren beinah nichts als fremde Beamte angestellt, müßten nun in jedes Departement doch wenigstens 600 oder auch nur die Hälfte der Beamten von dem Rhenen, der Maethe und Sprre gekommen sein. Allein wie ganz anders findet es sich. Gewöhnlich ist ein Regierungs-Departement in Preußen einem ehemaligen Französischen Departement gleich, — ausgenommen das Roer-Departement, welches eins der größten in ganz Frankreich war. — (Die meisten Departements hatten 9 bis 300,000 Einwohner.) In ein solches Regierungs-Departement aber sind höchstens als Fremde hingekommen etwa 4 — 6 Mitglieder der Regierung, 3 — 4 Secretarien, 2 Registratoren, 3 — 4 Vorgesetzten und 2 Cassen-Beamten, höchstens 1 — 2 Landräthe und 3 andre Beamten. Was sind nun 14 — 15 Beamte gegen 600? Mit weniger Menschen kann man wohl nicht leicht eine neue Verwaltungssystem einführen. Wir erinnern uns auch recht gut, wie ganz anders bei der den Franzosen war. Da wurde beinah keiner aus dem Lande angestellt, sondern in den ersten drei in den letzten Stellen sah man nur Franzosen von der Garonne, dem Rhone, der Seine und Marne, die nicht einmal die Sprache verstanden, und ihren Aemtern so wenig gewachsen waren, daß ein Forst-Inspektor im Rhein- und Mosseldepartement ein mit Kohl bepflanztes Feld für jungen Eichen-Anbau erklärt — und die so wenig zu ihren hiesigen Stellen vorbereitet waren, daß ein Tribunals-Richter, den man lobte, daß er als ehemaliger Justiz und Mann der Revolution, jetzt seine Stelle so gut ausfüllen könnte, antworten: „Ah, que voulez vous? J'ai appris la jurgorie en 15 jours; nous autres Français ne sommes pas comme ces carrés!" so nannten sie ihre Administrirten.

Diesen Unwesen wurden die ehemaligen alten Beamten gewichen, die sich durch Studium und Examina in der Pfalz und im Jülichschen Lande ehrenvoll vorbereitet hatten. Sie blieben zurückgesetzt; und nur nach und nach bekam die jüngere Generation Stellen, weil sie mit Gewalt zu Franzosen umgeschmolzen wurde, und kaum mehr ein Deutsches Mark von sich gab. Diese alten Beamten sind es, die allein ein Auge haben zu sehen, und auch wir Recht besitzen wieder herangezogen zu werden: denn sie kennen das Land am besten und der alten und neuen Zeit, das Deutsche und das Französische. Diejenigen, welche erst später herumwachsen, haben sich nicht zu beklagen. Meist waren sie, wenn auch gut begabt, doch nur in Privatbiensten, als Bureau-Chefs u. s. w., und setzen sich jetzt über langgediente Männer und Beamten, die subalternen, dem Staat lange umsonst dienten, und alle Examina, auch den Befreiungskrieg Deutschlands mitmachten.

Wir sind nicht so ungerecht und blind gegen das Bessere, als manche Franzosen-Freunde uns schildern wollen. D.

Vermischte Nachrichten.

Hr. Dupin, ein Franz. Gelehrter, war von der Zuchtpolizei zu Angers, zu einer Gefangnißstrafe verurtheilt, wegen einiger Phrasen seiner politischen Broschüren. Der königl. Gerichtshof hat das Urtheil cassirt, „weil man auf abgerissene Phrasen einer Schrift kein Urtheil begründen dürfe, sondern auf den Geist des Ganzen." (Mit einzelnen, abgerissenen Phrasin hat man wohl eher selbst aus der Bibel die ärgsten Gotteslästerungen zu beweisen vermocht.)

— Die Franz. Zeitungen nehmen die Nachricht zurück, daß die Gemälde-Gallerie im Luxemburg (zum beliebt werden konnte. Die Gemälde lägen noch auf der Erde. Nur ein Saal ist fertig, und er enthält nur eine Reihe von Gemälden.

Der herausgeber erkennt es für Pflicht, nachstehende Berichtigung aufzunehmen; aber er hat auch Pflichten gegen seine geehrten Mitarbeiter und Korrespondenten, und darf sie nicht, wenn sie sich irren, oder selbst beleidigt wurden, Lieblingungen aussetzen. Er kürzt also diese Berichtigung ab. Der berichtigte Artikel ist, wie der Herausgeber der seiner Ehre bezeugt, von einem hochgeachteten Manne geschrieben und eingesandt, der nicht in Weimar lebt, nicht einmal in unsre Nähe.

„In Nr. 204. des alten Freimüthigen ist über Weimar ein Artikel mitgetheilt, worin der Einsender sagt, der „Regierung Gnade hat plötzlich seine Entlassung und den Befehl erhalten, die Bühne nicht mehr zu betreten." Dies ist unrichtig, indem mein Vater noch heute spielt und die Regie führt, weder aber zu seiner Zeit aus Gnade Sr. Königl. Hoh. des Großherzogs, in den Ruhestand treten wird. Zweideutig ist der Ausdruck: „der durch mancherlei Künste und Erwerbsmittel gefaunte und bisher sie unantastbar gehaltene Regisseur. — Der Mann mag seine eigenen Talente gehabt haben, wodurch er bekannt auch unsers Geh. Raths von Goethe Beifall fortdauernd behauptete." Ich fordere den Einsender auf, ungesaumt die Künste und Erwerbsmittel zu nennen, damit das Publikum nicht durch die Zweideutigkeit der Darstellung verführt werde, auf Unrechtlichkeit zu schließen. Wenn es meinem Vater gelang, die 26 Jahre, die er hier gelebt hat, sich den Beifall eines Goethe zu erhalten, so reiget solche — — ihm dieß schönen Kranz noch nicht von den grauen Haaren; kann nur bedauern bei Jemanden, der einen solchen Darstellung ohne Umstand traut. Verdacht erregen.

C. Genast, Großherzogl. Hofschauspieler und Sänger.

1817. Nro. 133.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Dienſtag, den 11ten März.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Die Waſſerfahrt.

(Schluß)

Die holde Emma öffnete den Kutſchenſchlag und ſprang fröhlich dem geliebten Bruder entgegen, und — ernſt und würdevoll trat nach ihr Theodora heraus, in lieblicher Jugendfülle, und begrüßte mit aller Unbefangenheit den Unbekannten, den ihre Freundin Emma ihr nach froher, herzlicher Umarmung als ihren Bruder vorſtellte. Mit ſtaunenden Blicken maß Aloyſius die edle hohe Geſtalt, und ſein Auge hing unverwandt an den holden und geiſtreichen Zügen ihres ausdrucksvollen Geſichts, und bewunderte den Junoniſchen Anſtand der Kommenden; und — wie ein Blitzſtral ſchoß durch ſeine Seele der Gedanke an die dunkle Vergangenheit und eine lichtere Zukunft. Theodora und Philippine gingen in dem magiſchen Lichte der Phantaſie vor ſeinen geiſtigen Blicken vorüber, und — — — Philippinens Bild trat in den Hintergrund zurück.

„Das iſt ein herrliches Mädchen! — rief Aloyſius aus, als er mit ſeiner Schweſter allein und vertraulich beiſammen ſaß. Wäre es möglich, daß Theodora" — — —

„„Siehſt Du, erwiederte Emma, daß Dein Herz noch nicht erkaltet iſt? Das hab' ich wohl gedacht! Aber ſo ſeyd Ihr Männer mit Euren Entſchließungen und Vorſätzen! Ihr haltet nur ſo lange Stich, bis Ihr zum Treffen kommt!""

Sie wollte den Scherz weiter fortſetzen: da trat Theodora wieder herein, und Aloyſius mußte ſein Geheimniß, das ihm die Schweſter ſchon halb entlockt hatte, auf dem Herzen behalten. Aber je näher er ſie kennen lernte, deſto offner und empfänglicher ward ſein Herz aufs neue für die Freuden der Liebe, welche er ſchon für ſich verloren glaubte. Nur in Theodorens Seele lag das dunkle Geheimniß der Zukunft noch verborgen; ſie wußte ſich die geheime Unruhe ihres Herzens nicht zu erklären, und ahnete nicht, in welchen nahen Kreiſen ſich ihre beiderſeitigen Sterne concentriſch bewegten.

Die Zeit des Werdens und der Entwickelung menſchlicher Schickſale, wo alles noch im regelloſen Chaos durch einander kreiſet, und man in geſpannter Erwartung der Dinge die da kommen ſollen, der Zukunft entgegen ſieht, iſt die unruhvollſte und ängſtlichſte Zeit in dem Menſchenleben. Der Geiſt forſcht nach Licht, und das Herz ſehnt ſich nach Befriedigung: doch — wer nur den freundlichen Mächten, die über das Loos des Erdenbürgers walten, mit kindlichem Sinne vertraut, dem ſchließe ſich bald die hellere Zukunft aus dem Schooße der dunklen Vergangenheit und der oft noch dunklern Gegenwart freundlich auf. Liebliche Blumen ſproſſen an ſeinem Pfade ſanft empor,

der Regenbogen des Friedens leuchtet aus der finstern ſich warzen Gewitterwolke zu ihm herniederr, und erleuchtet ſeinen Lebenspfad, und — das Räthſel des Lebens iſt gelöſet. Ein Augenblick iſt oft entſcheidend, und im Stande, das reine, frohe Gefühl des Lebens in dem öden Herzen wieder zu erwecken.

Das Landleben hat ſo viel Anmuthiges und Reizendes für ein unverdorbenes Herz und Gemüth, daß es der lärmenden Vergnügungen der großen Welt nicht bedarf, um ihm volle Befriedigung zu gewähren. Emma wollte ihre Freundin mit den Schönheiten der Gegend bekannt machen, und zugleich eine nahe Freundin beſuchen. Zwei Wege führten nach Wellenthal; der eine ging einen ſteilen Abhang hinan, der andere nähere hingegen führte über einen langen ſchmalen Landſee, und — das befreundete Kleeblatt — — denn Aloyſius durfte dabei nicht fehlen, — — beſchloß und wählte die Waſſerfahrt.

Es war ein heiterer Sommertag; die Sonne ſchien ſo warm, ſo freundlich auf die ſtille Fläche des Sees; leiſe Lüftchen bewegten den klaren Wellenſpiegel, und ſchaukelten den Nachen ſanft die Fluth entlang. Die Bäume und Gebüſche wandelten ſtill an den Schiffenden vorüber. So gleiten die Geſtalten des wechſelnden Lebens an unſerm Horizont vorüber; wir ſehen ſie kommen und gehen und endlich verſchwinden, ohne daß irgend eine einzelne einen bleibenden Eindruck auf unſer Gemüth machen, oder unſre Individualität umwandeln könnte. Nur der Hauptcindruck des Ganzen bleibt; und ſo wie ſich das Bild des reinen Himmels und der Wiederſchein der Blumenflur im magiſchen Lichte auf der ſtillen Fläche des Sees ſpiegelt: ſo drückt ſich das Bild des großen regen Lebens in unſerm Gemüth wunderbar ab, wir halten in dem Veränderlichen das Bleibende und Unwandelbare feſt, um unſern Lebensgang zu erheitern. Die Freundſchaft beut uns Hand und Herz unter allen Stürmen des Lebens, und macht uns ſtark, die Mühen des Lebens zu ertragen, und führt uns endlich zum ſchönſten Ziel.

Unter ſolchen Betrachtungen, vermiſcht mit traulichen Scherzen, war das jenſeitige Ufer erreicht; die Sonne beleuchtete die Kuppel des nahen Kirchthurms; bald langten unſre Reiſenden an dem erwünſchten Ziele an, wo ein freundlicher Zirkel ihrer wartete, und die Stunden unter traulichen Geſprächen beflügelt entfloſſen, bis die Abenddämmerung die Fröhlichen an die Heimkehr mahnte.

Leichte Wolken flogen am Horizonte herauf, und verdunkelten bald die Scheibe des Mondes; die Fläche des Sees wurde unruhiger und trüber. „Laßt uns eilen, ſprach Emma, um das heimiſche Ufer wieder zu erlangen; nur wenige Minuten, und die Ueberfahrt iſt uns verboten.“

„„Sey unbeſorgt! rief Aloyſius aus. — Die Wellen werden uns ſicher hinüber tragen! Ich bin ein guter Schiffer, und — der Nachen trägt mich und mein Glück!““

„Sie haben viel Muth und Selbſtvertrauen! — erwiderte Theodora. Wie aber, wenn uns der Sturm von der rechten Bahn an unbekannte Küſten verſchlägt?“

„„Fürchten Sie nichts! — entgegnete Aloyſius. Das Glück iſt dem Muthigen hold; und am Muthe fehlt es mir nicht. Uebrigens haben wir ja einen erfahrnen Führer! Hab' ich nicht Recht?““

Der Fährmann bejahete es, und verſicherte, es ſey ihm ein Leichtes, ſie glücklich hinüber zu bringen.

„„Und — ſetzte Aloyſius hinzu: mein Arm iſt ſtark, das Ruder zu faſſen, und ich ſteure furchtlos durch die Fluthen des Lebens!““

Der Nachen ſtieß vom Lande und wiegte ſich auf den Wellen; die Wellen ſchlugen höher und immer höher, und der Nachen ſchwankte. Da fuhr der Sturmwind heulend über den See, und die Wogen ſchäumten brauſend über des Schiffleins Rand. Erſchrocken fuhren die Freundinnen zuſammen, und Emma fragte mit banger Beſorgniß: „Wirſt Du auch dein Verſprechen nicht vergeſſen, uns ſicher hinüber zu bringen?“

„„Ich halte Wort! — rief Aloyſius: und bringe meine Lieben glücklich ans Ufer, wenn auch das Schiff den Boden verliert!““

Die beiden weiblichen Weſen waren indeß ihrem Beſchützer allmälig näher gerückt, und hatten ihn endlich in die Mitte genommen. Mit feſtem heftigen Wellenſchlage ſchmiegten ſie ſich leichter an ihn an; und er reichte den Zitternden ſeine Hand, und drückte wechſelsweiſe die ihrige. Theodora blickte ſo hold und freundlich zu ihm hinauf mit dem hellen, klaren Auge, daß es ihm ganz weich ums Herz wurde. Da ſchien der Mond durch die zerriſſenen Wolken und wiegte ſich in der bewegten Fluth; und in ihrem feuchten Auge ſpiegelte ſich ſein Feuerblick; und Luna blickte Beifall herab

auf das ſtille Einverſtändniß ihrer Herzen. — Da brauſete der Sturm, der Nachen ſchwankte und ſtieß auf den Grund; die beiden Freundinnen ſanken mit einem Schrei von ihren Sitzen; Aloyſius hob ſie auf und wollte tröſten. Aber — welch ein Anblick! — Das Waſſer drang unaufhaltſam in den Kahn. Noch war das Ufer nicht erreicht! Da griff Aloyſius nach dem Ruder, und ſteuerte dem Lande zu: da ſank der Kahn! — —

„Wir ſind verloren! rief Theodora. Rettung, Rettung! Wir ſind verloren!“

Und Aloyſius faßte die Zitternde in die Arme, und ſprach: „„Halten Sie Sich feſt an mich, und ich trage meine Theodara ſicher durch die Fluthen des Lebens!““ — Da ſprang er aus dem Nachen, und die Holde war gerettet. Noch einen Sprung wagte er, und — auch Emma war in Sicherheit. Theodora ſtammelte ihm Dank, aber ein Kuß verſchloß ihr den Mund, und ſie erwiderte ihn mit Innigkeit; und die Glücklichen ſtanden da in langer ſprachloſer Umarmung.

Emma brach zuerſt das Schweigen. „Beinahe hättreſt Du Deine Emma vergeſſen, und ſie hätte Schiffbruch leiden müſſen! Was doch die Liebe thut!“

„„Ich habe mein Wort gehalten, verſetzte Aloyſius; ſind wir nicht alle noch zu rechter Zeit ans Ufer gekommen? Und auch ferner werdet Ihr mir vertrauen, Ihr Guten!““

„Wir vertrauen Dir! — riefen beide aus einem Munde; und Theodora ſchloß innig bewegt den Geliebten in die Arme. — —

„Bitt Du nun mit dem weiblichen Geſchlechte ausgeſöhnt?“ fragte Emma den Bruder einſt zehn Jahre darnach im Verſeyn ſeiner Gattin.

„„Daß ich glücklich aus den Stürmen und Fluthen des Lebens gerettet bin, das danke ich Dir, meine gute Emma, am meiſten aber Dir, meine unvergleichliche Theodora.““

H. Burdach *).

Mancherlei.

Wir lernen die Zeitgenoſſen den Charakter eines großen Mannes ganz kennen. Sie buchſtabiren gleichſam an ſeinem Namen, indem er noch beſchäftigt iſt, die Züge deſſelben durch einzelne Handlungen hinzuzeichnen. Erſt der Nachwelt ſteht das bedeutende Wort vollendet da, und ſie ſpricht es ohne Schwierigkeit aus, — falls ſie leſen kann.

— Es giebt Menſchen, deren Phyſiognomie einem ſo unwiderſtehlich die Idee eines Nadelkiſſens aufdringt: man kann ſich nicht enthalten, ihnen etwas aufzuheften. M.

Charaden.

Es können meine beiden erſten kamm
Entbehren meiner letzten beiden,
Und ſchlagen jene ſie ſo lang' auch, bis der Schaum
Auf ihnen ſteht, ſo müſſen ſie es leiden.
Mein Ganzes hängt, als Zeichen, manches Haus
Für Männer, nicht für Weiber aus.

Dem erſten verſchließe, ſonſt beißt es, die Augen,
Das zweite lockt Dichter und Jäger heraus;
Und ſollte zum Ganzen dein Ganzes nicht taugen,
So treibt dich das erſte zum Hauſe hinaus.

*) Anm. Hr. Burdach hat für 1818 einen Muſenalmanach, unter dem Titel „Eos“ angekündigt. Er ladet zu Beiträgen ein, die er an den Verleger, Hn. Buchhändler Rücker zu Berlin, zu ſenden bittet.

Neuigkeiten.

Bücher Chronik.

Die Gefangenſchaft Ludwigs XVI. und ſeiner Familie im Temple. Aus dem geheimen Tagebuche einer erlauchten Mitgefangenen; (Der Herzogin von Angoulême.) Ueberſetzung von dem am 21. Jan. 1817 in Paris erſchienenen Memoiren etc. Berlin, 1817. Bei Duncker und Humblot. —

Der Titel ſelbſt erſchöpft beinah alle Notizen, durch die ſich vorläufig das Intereſſe in Anſpruch nehmen läßt. Wer kann ihn leſen, ohne zu ahnen, wie anziehend und rührend die anſprachloſe Aufzählung der Leiden ſeyn muß, welche dieſe hocherlauchte, dieſe in jedem einzelnen Gliede zugleich ſo liebenswürdige Familie von der barbariſchen Wuthheit roher Volksverführer dulden mußte! — Schwerlich wird ſie jemand, welche politiſche Anſicht auch bei ihm herrſchen mag, durchleſen können, ohne tief bewegt zu werden, von Mitleid und Unwillen. — Die Ueberſetzung iſt fließend und gut. Den Umſchlag ziert eine Abbildung und ein Grundriß des Temple in Steindruck, der ſo gelungen iſt, daß er ſehr zur Empfehlung dieſer Weiſe dienen muß. Freilich iſt der Steindruck wie der Holzſchnitt nur eine Halb-

kunst; aber jener hat den Vorzug, daß die Reinheit seiner Bilder nicht so sehr wie die des letztern, von der Manipulation beim Drucken abhängt. T.

— Bei dem Buchhändler Enslin zu Berlin, (Breite Straße 23.) ist so eben ein mit großer Sorgfalt verfertigtes „Verzeichniß aller medizinischen, chirurgischen, pharmacevtischen und chemischen Bücher, welche von 1750 bis Ende 1816 in Deutschland erschienen sind," fertig geworden. Die meisten dieser Werke sind in der Handlung vorräthig. — Beiläufig gesagt, ein solches Verzeichniß erfordert lange, mühsame Arbeit, und ist ein Werk, das also wie jedes andre Buch den Schutz der Gesetze gegen Nachdruck, in Anspruch nimmt. —

Vermischte Nachrichten.

Ehe die Suspension der Habeas-Corpus-Akte vom Parlament bewilligt war, fragte das Morn. Chron.: Werden unsre Repräsentanten uns wirklich diesen neuen Beweis von der unnachlaßlichen Nothwendigkeit einer Parlaments-Reform geben? — — Eben dieses Blatt macht am 24. Febr. eine ansehnliche Belohnung bekannt, für den der bis Abends 4 Uhr (da die Debatte über jene Suspension angehen sollte,) einen neuen Union-Club, der aber nur aus den gemeinsten Menschen bestehen müßte, anschaffen konnte, (da der alte Union-Club nehmlich schon Tages vorher seine Loyalität im Parlament bewiesen habe.)

— In einem einzigen Londner Gefängnisse sitzen 101 Personen, die ein Todesurtheil erwarten.

— Da die Bäcker zu Paris die Brodte zu 4 Pfund viel zu leicht backen, ist die Verordnung erlassen, daß sie sie zu eben dem Preise verkaufen sollen, als die von zwei Pfund, aber die erstern an Arme, die letztern an Wohlhabende. (So erzählt eine Engl. Zeitung. Wahrscheinlicher ist es, daß die Bäcker eine Entschädigung erhalten, um den Armen das Brodt um den halben Preis zu liefern, was für die Regierung und für die Armen besser ist, als die eigenen Vertheilungen auf Kosten der erstern. In einer andern großen Stadt, wo von einem Unterstützungsverein wöchentliche Brodvertheilungen zu sehr geringen Preisen gemacht werden, mögen viele Armen sich das wohlfeile Brodt gar nicht abholen, weil der Vorrath bis zur neuen Vertheilung hart und ungenießbar wird. Ein Factum.)

— Ueber das Befinden des Lords Murray, der im Wagen des Prinz-Regenten von Glassplittern verletzt seyn sollte, giebt das Morn. Chron. Bulletins in den Formeln, wie man von Schwangern zu berichten pflegt: „Er befindet sich so gut als die Umstände erlauben. — Das Herzklopfen hat etwas nachgelassen."

— Mdme. Hortense Buonaparte wird jetzt für eine Dichterin erklärt. Von ihr, und nicht von ihrem Gatten, soll die kleine Novelle „les Hollandois" seyn, so wie manches unter Segur's Namen bekannt gewordene Gedicht.

Kunstnachrichten vom Niederrhein.

Der herrschende Geist der Vorliebe für das Ritterthum, und das Mittelalter überhaupt, zeigt sich auch hier überall thätig. Alle alte Gemälde, die längst vergessen und weggeworfen und mit Schmutz überdeckt waren, werden von Liebhabern und Kunsthändlern eifrig aufgesucht. Auf Kunstwerth kommt es dabei den meisten nicht an, wenn solche Bilder nur Spuren des Alterthums an sich tragen. Unbedeutende Kapellen und von Städten entlegene Kirchen, wohin sich nie die Kunst verirrte, werden begierig besucht, weil man dort alte Bilder zu finden hofft. Bei Rubens und Van Dyck geht man schnell vorbei, um nach Hemlingen und Van Eyck zu forschen. Gegen diese frommen Christen ist ein Titian und ein Mengs nur ein blinder Heide. Denn den Schein der Heiligkeit muß jetzt alles haben.

Diese beliebte Mode hat aber den Nutzen, daß manche Privat-Sammlungen entstehen, wo mitunter etwas Gutes zu finden ist. Hier wird alles aufgenommen, wenn nur die Haupterfordernisse des neuen Geschmacks vorhanden sind; nehmlich steife eckige Falten in der Draperie, ein dunkelblauer unnatürlicher Hintergrund, kleine Blümchen im Vordergrund, und Mangel aller Anatomie. Besonders müssen die Finger lang, die Schenkel abgezehrt, und die Beine gespreizt stehen. Ist aber gar noch ein Rest von Goldgrund zu sehen, so sind alle Wünsche der neuen Sammler befriedigt.

Ein wahrer Gewinn für die Kunst aber ist die Aufstellung der Sammlung des Professors Walraf in Cölln, und die des Commerz-Richters Bettendorf zu Aachen. Die erstere enthält besonders viele Sachen, die auch wegen ihres hohen Alterthums für die Geschichte der Kunst wichtig sind. Die Letztere aber enthält wahre Kunstschätze, welche man sonst nicht gewohnt ist im Besitz eines Privatmannes zu sehen. Diese Sammlung war vorher in Brüssel und an andern Orten zerstreut; erst vor kurzem hat sie der kenntnißreiche Besitzer in einem sehr passenden Lokale aufgestellt, und ist so artig, Kunstliebhabern gern den hohen Genuß dieser schönen Gallerie zu gönnen. Man staunt, hier Meisterwerke der Italienischen Schule in gleicher Vollkommenheit wie der Niederländischen zu finden, und dürfen deshalb nur die Namen eines Rubens, Van Dyck, Wouvermann, Teniers, Titian, Raphael, Leonardo da Vinci und andre genannt werden. Nur das Beste ist aufgestellt, da die ganze Sammlung, die aus 1500 Gemälden besteht, in einem Privathause kaum Raum genug finden dürfte. Auch die Altdeutsche Schule ist hier in seltener Vollkommenheit zu finden. Hemmling, Van Eyck, Albrecht Dürer, Cranach und Holbein finden sich mehreremale in herrlichen Bildern. Alle diese aber überstralt eine Abnehmung vom Kreuze von Roger van der Weiden, auf Goldgrund in der größten Dimension. Dies Gemälde war für den Königl. Hof von Spanien bestimmt, und schon eingeschifft, als bei Ostende das Schiff scheiterte, und dies Meisterwerk in den Niederlanden blieb, wo es bis zur Bilderstürmerei in der Revolution, die schönste Zierde einer Kirche ausmachte. Jede Gallerie eines Fürsten würde dies Gemälde für eine der ersten Zierden halten. Vor allem Trefflichen jeder Schule aber zeichnet sich die Nacht von Correggio aus. Man hatte bisher nur die in Dresden für die einzige Arbeit dieser Art von demselben Meister gehalten, bis man eine Skizze zur Nacht von Correggio bemerkte, in der die Composition noch vollkommner ist, als in der, welche in Dresden alle Augen auf sich zieht. Lange wunderte man sich, warum Correggio von seinem erstern schönen Plan abgegangen. Nun zeigt es sich, daß dies die spätere verbesserte Arbeit ist, die in einer fürstlichen Haus-Kapelle in Brabant lange den Gegenstand von Erbverträgen ausmachte, bis sie während der Revolution verpfändet und zuletzt veräußert ward.

1817. Nro. 134.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Donnerſtag, den 13ten März.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Die Kirche in dieſer Zeit. Drei Hefte von F. H. C. Schwarz, Doctor und Prof. der Theologie zu Heidelberg. Heidelberg, bei Mohr und Winter.

Die beiden erſten dieſer Hefte wurden 1814, das dritte iſt 1817 in der Abſicht geſchrieben, zu zeigen, wie die Kirche gegenwärtig beſchaffen ſey, und was geſchehen ſollte, um ihren Zuſtand zu verbeſſern. Im erſten Hefte beantwortet der Verfaſſer, nach mancherlei Klagen über das Sinken der Religioſität und den mächtig gewordenen Unglauben, die Frage: was man jetzt thun könne? dahin, daß innerhalb der Kirche die Hauptſache geſchehen müſſe. Die Kirche ſolle erſtlich darauf ſehen, daß ihre Mitglieder ihr wirklich angehören, und alſo diejenigen ausſtoßen, die ſich nur ſälſchlich zu ihr halten: ſie ſolle Disciplin und Excommunication ausüben, (— Der Verf. iſt proteſtantiſcher Geiſtlicher! —) die ſie auch immer als nothwendig erachtet und ausgeübt habe, bis ſie der Weichlichkeit und Unwahrheit, unter dem Namen der Aufklärung, nachgegeben. Dann ſolle die Kirche, die allein durch ihre Geiſtlichen beſtehe, ſich verſichern, daß dieſe rechten Glauben haben, als den einzigen Quell aller religiöſen und kirchlichen Lebens; ob man gleich nicht wiſſe, was man mit den Kandidaten und Predigern anfangen ſolle, die wegen Mangels an rechtem Glauben, außer Brodt geſetzt würden.

Im zweiten Hefte hingegen will der Verfaſſer allen Glaubenszwang entfernt wiſſen. Jedem Gliede der Kirche ſoll es zukommen, ſeiner Ueberzeugung zu folgen, ſeine individuellen Anſichten zu haben, und auch dieſes frei zu bekennen. Der Geiſt der Freiheit ſoll in der Kirche herrſchen, vorzüglich aber ſoll ſie ſelbſt im Ganzen und jedem ihrer Geiſtlichen, frei von der Unterordnung gegen die weltliche Autorität ſeyn. (Der Verfaſſer iſt ein Proteſtant.) Sie ſoll aber auch in ihrem Innern Einigkeit haben. Zu dieſem Zwecke ſoll ein Kirchenrecht abgefaßt werden; eine neue Agende ſoll die Aufgabe löſen, Lehre und Cultus zugleich geſetzlich zu machen und frei zu laſſen; eine Kirchenregierung, und als beſtimmter Theil derſelben, Kirchenzucht ſoll eintreten.

Das dritte Heft beginnt der Verfaſſer mit den Worten: „Die Geiſtlichen ſind das Herz der Kirche.“ Im erſten Heft S. 13 hatte er aber geſagt: „Der Glaube an Chriſtum iſt das Herz der Kirche.“ Da nun die Geiſtlichen und der Glaube an Chriſtum, der auch ohne Geiſtliche exiſtiren kann, nicht einerlei ſind: ſollte der Verfaſſer wohl mit ſich ſelbſt darüber eins ſeyn, was er durch das Wort Kirche bezeichnen will? Wenigſtens hat er es nirgend deutlich geſagt, ob er darunter die gemeinſchaftliche Form des Glaubens

und des Gottesdienstes, oder die Verfassung der Geistlichkeit als eines politischen Körpers im Staate, verstanden hat. Im dritten Hefte ist offenbar das Letzte der Fall. Er thut Vorschläge zur Bildung der Geistlichen. — Er wünscht Seminarien errichtet, worin die Kandidaten, nach Vollendung ihrer Universitäts-Studien, in ihr künftiges Amt eingeübt werden könnten. Die Seminaristen sollen freie Kost und Wohnung, auch wohl noch etwas für ihre übrigen Bedürfnisse erhalten. An den Staat sollen in dieser Hinsicht keine Forderungen gemacht werden. Wäre auch keine geistliche Stiftung aus den unbarmherzigen Zeiten gerettet, so würde sich doch wohl, meint der Verfasser, ein Fonds finden: dieses Zutrauen habe er zu unsern Zeiten. — Sollten etwa wieder die selbst in manchen katholischen Ländern verbotenen Schenkungen auf dem Todbette, an die Kirche, wieder gebräuchlich werden? — m —.

Pariser Spitzbuben und Pariser Polizei *).

Im Schutze der Abenddämmerung und unter einem gewaltigen Regengusse, näherte ich mich mit einer gewöhnlichen Militärfuhre, einem hier zu Lande üblichen zweirädrigen Karren, über Senlis, Louvres, Gonesse und St. Denis, den Ringmauern von Paris. Hatte es mein Fuhrmann mir gleich in dem letzten Etappenorte auf Treue und Glauben versichert, daß er in Paris eben so gut Bescheid wisse, als in seinem väterlichen Dorfe, so erklärte er mir dennoch an der Barriere von St. Denis unumwunden, daß hier alle seine Erdkenntniß ein Ende habe, und er zum erstenmal in seinem Leben die Thürme der Metropole seines Vaterlandes erblicke. Dieses Geständniß setzte mich in nicht geringe Verlegenheit, die eines Theils dadurch noch vermehrt wurde, daß mir der an der Barriere stehende Soldat der Englisch-Deutschen Legion, auf meine Frage, wo sich das Gebäude der Preußischen Commandantur befinde? ganz trocken erwiderte, daß er zu der hier in der Nähe errichteten Biwacht gehöre, und noch keinen Fuß in die Stadt gesetzt habe.

Der heftige Regen nöthigte mich, meinen Fuhrmann zur schleunigen Fortsetzung seines Weges anzutreiben, und die breite Straße der Vorstadt St. Denis hinabeilend, gewahrte ich endlich den Triumphbogen Ludwigs XIV., das sogenannte Thor St. Denis, mit seiner deutungslosen Inschrift: Ludovico magno, die ich lieber mit der bedeutungsvolleren: Vivitur ex raptu, vertauscht hätte. Mein Auge schweifte hier rechts und links auf den Boulevard's umher, wo sich nun plötzlich, mit dem jovialen Thümmel zu reden, das ganze große bewegliche Gemälde, als wenn es von einem Höllen Breugel ausgeführt wäre, vor meinen Blicken entfaltete.

Ein bettelndes, mit dem erhabnen Schwindel
Des vaterland'schen Ruhms beseligtes Gesindel;
Das höchste Misgeton des städtischen Gewühls;
Der Amoretten Schaar in aufgefärbtem Zindel;
Mit allem Ungestüm des hungrigsten Gefühls;
Der spähende Betrug, der mich mit seiner raschen
Gehülfen-Zahl, vertraut willkommen hieß, —
Rief warnend mir ins Ohr: „Verschließ —
Verschließ dein Herz und deine Taschen:
Du bist im Weichbild von — Paris!" —

Noch hallte warnend dieser Ruf in meine Ohren, als ich, die volkreiche Straße St. Denis entlang fahrend, auf den Platz du Châtelet gelangte, wo ich mich plötzlich von einer Masse des lumpigsten Gesindels umringt sah, von dem jeder sich bereit erklärte, auch die leisesten Wünsche meines Herzens zu realisiren. Die Zudringlichkeit dieser Rotte wäre mir in jedem andern Augenblicke lästig gewesen, jetzt aber war mir ihr Anerbieten willkommen, und sogleich gab ich einem von ihnen die Weisung, mich zu der Wohnung unseres Commandanten zu begleiten, die ich denn auch bald auf dem Kai Voltaire in dem Hôtel de la Brisse erblickte. Ich erhielt hier eine Einladung zu einem Quartier, mit der ich mich zu dem Commandanten des eilften Arrondissements nach der Straße Cassette verfügen mußte, von wo ich wieder an die Mairie dieses Arrondissements mit einer neuen Einladung verwiesen ward, bis ich endlich mein Quartier in der Straße du Four der Vorstadt St Germain, in dem Hause des Advokaten D—z, betrat. Mein so später und unvermutheter Besuch schien meinem Wirthe äußerst ungelegen, und seine kalte, erzwungene Freundlichkeit löste sich nur erst dann in herzliche Freude auf, als ich ihn versicherte, daß ich am nächsten Morgen seine Wohnung wieder verlassen wolle. Der früher so Unfreundliche wandelte sich plötzlich

*) Bruchstück aus der noch ungedruckten Schrift: „Randglossen über Paris und die Pariser, im Sommer und Herbste 1815 entworfen von J. D. Symanski."

in den artigſten Franzoſen um. Der ganze Hausſtand war jetzt bereit meine Wünſche zu vollziehen. Alles leiſtete mir Hülfe, um meinen Mantelſack zu leeren und die durchnetzten Sachen zum Trocknen auszubreiten, und dieſe Gefälligkeit ſtieg mit jeder Minute, und erreichte ihren höchſten Grad in dem Augenblicke, als ich meinen Wegweiſer für heute ablohnte und ihn auf morgen früh wieder beſtellte, um mich dann nach meiner neuen Wohnung zu geleiten.

Der dienſtbare Franzoſe fand ſich am andern Morgen pünktlich auf meinem Zimmer ein, und als ich hier meine Sachen geordnet und der ſichern Obhut meines artigen Wirthes anvertraut hatte, eilte ich zur Commandantur, um meine Quartier-Anweiſung, die ich geſtern nur für eine Nacht erhielt, verlängern zu laſſen.

Der dienſtbare Pariſer verſprach, meiner Rückkehr im Vorſaale zu erharren; doch vergebens ſuchte ich ihn hier, als ich nach wenigen Minuten mit der erneuerten Quartier-Anweiſung aus dem Bureau zurückkehrte. Alle Nachforſchungen nach ihm blieben fruchtlos, und niemand von den im Vorzimmer Harrenden wollte meinen Cicerone geſehen haben. Ich nehme mir endlich, des Suchens müde, einen der auf dem Kai haltenden Cabriolets, kehre zu meinem freundlichen Wirthe zurück, und erfahre hier zu meinem nicht geringen Erſtaunen, daß mein Diener, wie ihn Herr D — z nannte, bereits meine Sachen gegen einen artigen Gruß von mir, ſich abgefordert hätte, um ſie nach meinem neuen Quartiere hinzutragen, das ich ſelbſt noch nicht kannte, ja nicht einmal wußte, in welcher Straße ich es erhalten würde. — So deutlich mir es nun auch ward, daß ich durch dieſen Gaunerkniff eines elenden Betrügers um meine Habe gekommen war, ſo entrüſtet ich mich auch immer über die Kurzſichtigkeit meines Wirthes, deſſen ſicherer Obhut ich doch meine Sachen anvertraut hatte, äußern mochte, ſo war Hr. D — z doch nicht im geringſten aus ſeiner Faſſung zu bringen, und aus allen ſeinen Mienen konnte ich das innige Vergnügen leſen, wie wohlthätig es ſeinem Franzöſiſchen Herzen war, ſeinem Feinde vorſätzlich einen Schaden zugefügt zu haben. —

Ich eilte, um dieſen Vorgang anzuzeigen, ſogleich auf die Commandantur zurück, und erhielt von dem Obriſten von Pf — die Verſicherung, daß man unſerer Seits alles anwenden wolle, mich in den Wiederbeſitz meines mir geraubten Eigenthums zu verhelfen. Ich übergehe hier die einzelnen Schritte, welche die Polizei in dieſer Angelegenheit that, und bemerke nur, daß gleich nach dem erſten Verhöre der Polizei-Commiſſarius darin ganz meiner Meinung war, daß Hr. D — z ein eingefleiſchter Buonapartiſt ſey, und weniger aus Dummheit, als aus der Abſicht, mir, als einem Widerſacher der großen Nation, zu ſchaden, jenem Gauner meine Sachen ausgehändigt habe, weshalb denn auch mein Geguer zum Schadenerſatz verurtheilt ward.

(Die Fortſetzung folgt.)

Charaden.

Die erſten drei ſind von den letzten beiden
Im Gange ſind das Gegentheil,
Denn jener Gang iſt ſanft, iſt langſam, und beſcheiden,
Der letztern Gang hat Kraft, iſt laut, hat meiſtens Eil;
Gleichviel, wer vorn, wer hinten ſteht von beiden,
Mein Ganzes kann dadurch nichts leiden.

Die erſten zwei ſind unſre Freude
Im Winter, Frühjahr, Herbſt, allein im Sommer nicht.
Das dritt' entzieht zwar jene dem Geſicht,
Doch ſtellt man's gleichen ſich und jene beide,
So thut das Ganze ſeine Pflicht.

(Die Worte der Charaden in 533: Bordiertecken. Rauchfang.)

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 22. März: „Hamlet," nach Schlegel bearbeitet von Dr. F. Horn.

Von dieſer Ankündigung an, wo der Verfaſſer von der Bank geworfen ſcheint, damit er — weiß der Himmel! nicht überall liebenswerthe, — Ueberlieger und der Hr. Zurechtmacher deſto breiter ſitzen, — bis zur Schlußſcene der Bearbeitung, welche den Vorhang, nachdem alles geſtorben und geſagt iſt, noch ein Paar Minuten ſchweben läßt, damit die Zuſchauer die Todten wegtragen ſehen; ſo wie von manchen Punkten der Darſtellung z. B. der erſten Geiſterſcene, wo die Erblickenden mit Entſetzen dem Geiſte nach der einen Seite hin entgegen ſtaunten, indeß er von der andern, hinter ihrem Rücken auftrat, — dieſe ſich ſo viel Unterhaltendes ſagen, daß der Verf. dieſer Chr. es verſuchen würde, wenn eben dies Darſtellung nicht auch ſo glänzende Seiten gehabt hätte. Alle bedeutende Rollen, — und gerade die bedeutendſten am meiſten, — zeugten für ernſtes, eifriges Studium, und wurden auch einzeln genommen meiſtentheils trefflich aufgefaßt: nur ſchien das Ganze auch heute wieder der Mangel an Einproben zu verrathen, wodurch manche bedeutende Scene ihren Effekt verfehlte.

Ueber die Aufführung der einzelnen Charaktere im nächsten Blatt. Heute nur so viel: vorzüglich vom zweiten Akte an, nachdem der Beifall des Publikums entschieden schien, gab Hr. Wolf den Hamlet sehr lebenswerth; auch wurde er am Ende herausgerufen. Ob er erschien, weiß der Kuk. nicht, der schon zu viel Todte gesehen hatte, um noch einen abzuwarten.

Vermischte Nachrichten.

Die Nachrichten aus Süd-Amerika widersprechen, daß die Bewohner von Tucuman und Peru eine constitutionelle Monarchie wünschten, und die alte Familie der Inca's wieder auf den Thron setzen wollte. Eine Englische Zeitung bemerkt, daß diese Familie einige hundert Jahr älter sey als die Bourbonischer, und auch nur durch Usurpation vom Throne gestürzt wurde.

— Man kennt aus den politischen Zeitungen die Mystification des Sir Sidney Smith, der zur Belustigung der Christinen in der Verbreitung so philanthropisch — Mahlzeiten und Gesellschaftsspiele in Paris veranstaltet. Man sandte ihm im Namen des Pabstes einen ungeheuren Schlüssel und die Stiftung eines neuen Ordens, zu dem er selbst sechs Commandeurs ernennen sollte. Wahrscheinlich sollte das nur ein — sehr sehr ungeistlicher — gesellschaftlicher Scherz seyn: aber die Eitelkeit des Hr. Centre-Admirals war allzu gläubig. Er verfügte die große Begebenheit, und ließ sogar schon die Commandeur-Sternen hergeben haben, ehe es entdeckt wurde, daß man ihn geneckt. — Eine Menge von Zeitungen hatten die Sache ganz ernsthaft nachgesagt.

— Selbst die politischen Zeitungen kommen noch immer nicht auf neuen, wovon zu sprechen, daß in Rom ein Blatt mit dem Leben Genua's und ein Paar Stückchen Cervantinischer Reden erschien sind. Mich eine Begebenheit und welch ein Verbrauch, daß ein Paar alte beschriebene Blätter gefunden wurden, — auf denen eben nichts Alltagswürdiges stehen mag!! Man sollte doch nur kurzweg den Inhalt in irgend einem literarischen Intelligenzblatt bekannt machen; damit selbst jeder ordentliche Secundaner die auf einem sauber geschriebenen Blättchen seinem Exemplar des Livius beilegen konnte, und dann wäre das Wichtigste gerettet. Das praktische Verbinden philologischen Scherzes thut der Schätzung des wahren Mißens Schaden, und fließt aus Einer Quelle mit dem pedantischen, verworrenen und verwirrenden Gelehrten über Gegenstände, die der sicherlesenste Erörterung bedürfen. Daher die trostlosen Constitutionspläne für Deutschland, die damit anfangen zu erzählen, wie weit die Erde von der Sonne, und wie viel sie sey! Daher die Gründe aus dem Tacitus, für diese oder jene Zusammensetzung der künftigen Landstände eines Deutschen Großherzogthums! Weil man ihnen den Unterricht der Söhne mit Zutrauen übergab, glauben manche Leute sich berufen, auch die Väter zu leiten.

— Zwei Merkwürdigkeiten! Die Gaz. de Fr. ergötzt sich wöchentlich ein Paarmal in den gütigsten Schmähungen gegen Voltaire, unterzeichnet von einem Hr. Lourdoueix, an den man schwerlich so viel Stunden nach seinem Tode noch denken wird, als jetzt Jahre für Voltaire's Tode verflossen sind. — In Wien hat man beschlossen, für die dortige öffentliche Bibliothek die beste Ausgabe von Voltaire's Werken anzuschaffen. Es giebt also eine öffentliche Bibliothek in Frankreich, die diese Werke noch nicht besitzt? Ob es wohl eine öffentliche Bibliothek in Deutschland giebt, der man das verweisen könnte?

— Das Journal „Die Zeiten" enthielt im vorigen Oktoberheft „frey eyglise Bemerkungen von einem Officier aus dem Kön. Preuß. Generalstaabe." Der Herausgeber der Zeiten erklärt jetzt: — er habe diese Bezeichnung hinzugefügt; aber sie sey irrig. — — —

— In dem „Promemoria," welches die Kurhessischen Prälaten und Ritter im vorigen Jahr ihrem Fürsten übergaben, fordern sie die Herstellung aller ihrer ehemaligen Vorrechte, und darunter besonders auch der Patrimonial-Gerichtsbarkeit, weil manche Gutsbesitzer dabey jährlich 500 bis 1000 Thaler gewonnen habe. Also Gerechtigkeitspflege um des Geldes willen!

— Der „allgemeine Anzeiger" vom 20sten Febr. meldet, daß allen aktiven oder pensionirten Staatsdienern in Baiern verboten worden, Freimaurer zu werden; denen aber die es schon sind, ist befohlen, den Orden sogleich zu verlassen.

— Ein junger sehr talentvoller Schauspieler in London, Namens Booth, hat sich kürzlich auf eine sehr empfindliche Weise zwischen zwei Stühlen — auf den Boden gesetzt. Die beiden Theater, Coventgarden und Drury-Lane, bewarben sich um ihn. Er trat dem ersteren bei; dann, vielleicht eines Gewinnstes wegen, dem andern; dann kehrte er, weil er sich durch den frühern Contract gebunden glaubte, wieder zum ersten zurück. Das Publikum war aber über dieses Schwanken erbittert worden, und als er am 24. Febr. als Richard der Dritte in Covent-Garden auftrat, pochten die Zuschauer entsetzlich, und blieben ungeachtet seiner pantomimischen Mienen und der endlich auf großen Tafeln hervorgetragenen geschriebenen Vorstellungen, so standhaft dabei, daß das ganze Stück durchgetrieben wurde, ohne daß ein Wort zu verstehen war. Hr. Booth hat darauf eine Rechtfertigung in die Zeitungen gerückt.

— Von Hr. Rhode's Uebersetzung des Ossian's wird so eben eine neue, in jeder Rücksicht neu sicht überarbeitete Auflage besorgt: ein Beweis, daß der einfachste Gedanke der glücklichste war; nehmlich die Gesänge der Skandinavischen Heldenlieder in ihren ursprünglichen Formen nachzubilden, nach sie in strengere metrische Regelmäßigkeit zu zwingen, sondern nach dem Grundgesetze der freien Naturpoesie, jedem Gedanken selbst den Versklang abzulauschen, in welchem er sich dem Ohr und dem Geiste in der neuen Sprache am gefälligsten darbieten liefe.

Vom linken Rheinufer den 25. Februar 1817.

Der Nordrand, welchen die Ueberschwemmung des Rheins im Jahre 1816 über die Bewohner der Niederung in den Rheinlanden brachte, ward den Bürgern des Deutschen Vaterlandes schon früher in diesen Blättern angezeigt. Der Wohlthätigkeitssinn, ein edles Erzeugniß unserer Zeit, welcher in den verhängnißvollen Jahren 1813, 1814 und 1815 so manche Wunde Deutscher Freiheits-Erkämpfer heilte, und noch jetzt so manche Thräne der Noth lindert und trocknet, hat sich menschenfreundlich unserer nothleidenden Landsleute angenommen. Konig und Adel haben gemeinsam gewirkt, thätig gehalfen, und so den heiligen Bund, der unter ihnen besteht, durch Thatkraft bewährt. — Außerordentliche Hülfe war nothig: sie ist dem Lande für seine unglücklichen Bewohner geworden! — Diese Hoffnung belebt jetzt wieder ganze Familien, die ohne Unterstützung dem grausenden Hungertode verzweiflungsvoll entgegen blicken müssen. Dank dem edlen Könige, dem Vater seines Volks, und den treuen Bürgern, die mit wohlthätiger Hand den Unglücklichen halfen!

1817. Nro. 135.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Sonnabend, den 15ten März.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Sprachbemerkungen.

An Sebaſtian.

Vielleicht erinnerſt Du Dich eines tagebuchmäßig zerſtückelten Briefes aus dem vorigen Sommer, in dem Du außer mancherlei anderen Dingen, auch auf Deutſche Sprache kamſt. Du wünſchteſt, wir möchten uns über Deutſche Ausdrücke für wiſſenſchaftliche Begriffe vereinigen, um ſo auch in der Wiſſenſchaft unſerer Sprache die Klarheit ſo viel als möglich zuzuwenden, die ihr durch die leidige Sprachmengerei geraubt wird. Doch wollteſt Du das auch nicht übertreiben. Aber ich muß Dir wohl Deine eignen Gedanken wieder in das Gedächtniß rufen.

„Bei dem hohen Verdienſte, ſchriebſt Du mir, das ſich einige um die Sprachreinigung erwarben, fürchte ich eine große Entartung des Deutſchen Volkes, wenn man gerade jedes Wort durch ein anderes zu verdeutſchen fortfährt, und nicht vielmehr den Begriff feſthält, und durch treffende Umſchreibungen ausdrückt. Mit Unluſt hat mich die neuliche Ankündigung des Krauſeſchen Urwortthums erfüllt. In Kurzem ſind wir auf dem Pfade, wo der Griechiſche Nonnus wandelte. Der Verfaſſer will nicht allein alle fremden Wörter vermeiden, ſondern auch ſo kurz als möglich ſprechen. So ſind denn Wortbildungen entſtanden, die Ungeheuer an Größe und durch die vielen Längen ungemein ſchwerfällig ſind. Wenigſtens von letzterem Fehler war jener Nonnus frei. Hatte er doch ein Ohr, das an Wohlklang gewöhnt, dieſen bei ſeinen Wortbildungen zu erreichen ſuchte! Unſere Sprachfeger haben den Muſen niemals gelauſcht; ſie haben ihrem Sange das Ohr verſtopft. Was nutzt ein gedrängtes Sprechen, wenn dadurch die Rede ihre eigenthümliche Zärtlichkeit verliert, und mit einem Gewande bekleidet wird, das ſteif iſt, und die Schönheit des Körpers entweder ganz verbirgt oder entſtellt? Ich habe nur Einiges beim Leſen der Anzeige unterſtrichen, z. B. „Die allfolgebildliche Entfaltung des Wortvorraths iſt eine weſentliche Eigenthümlichkeit des Urwortthums, die Anwendung der Folgelehre ꝛc. ꝛc. — Großheitlehre, Gebrauchanleitung, Grundlautzeichenthum, Lebenbild, (Lebenkunſt, Lebentrieb, Lebenſtand,) Lebenleitung, Satzganze, Lautganze, die augenfälligſte Schreibart, Vereinmundart, grundlautlich, allvolklich, (vatervolklich,) Wortbildemittel, Wortlinge, Sammſetzlinge, Sammwörter, bruſtlautlich, Begriffbeſtimmniß, grenzlautlich, Sammſetzung, Mehrgliedigkeit u. ſ. w. u ſ. w.“ An Zuſammenſetzungen mit Ur iſt der Verfaſſer unerſchöpflich. Man findet: „Urlinge, Urlinggemäß, Urlautheiten, Urlautzeichenthum, urwiſſenſchaftlich, ſprachurbildlich, urweſentlich, Urſinn, Urtrieb, urzeigen, Urbegründung, urgeiſtig u. ſ. w.“ Gegen mehrere läßt ſich an und für ſich nichts einwenden, auch gegen kindverſtändlich nichts; aber wenn dergleichen Schöpfungen ſich gleichſam

ſagen, — man muß um Schonung der Ohren bitten, man wirft die Schrift mißmuthig hin, die in einem Deutſch ſpricht, das von jeder Anmuth entfernt iſt. Mir wurde bang vor der „innern Selbgenügſamkeit der Deutſchen Volksprache“ und ihrer „ſtetigen unbildlichen Höhergeſtaltung“ und der „Neubildung ureigner Wörter und Redniſſe,“ obgleich der Verfaſſer von keiner „Vorgunſt“ geleitet wird, wie er ſagt. Zu den „vorwichtigen, volkwürdigen, misgemeinen“ Wörtern gab lediglich, wie bei den meiſten andern, die Kurzſprechliebhaberei (um auch ein Wort zu bilden,) Anlaß. Mir hat es immer geſchienen, daß, wenn ein Volk erſt anfängt die Fälle der Rede zu haſſen, bereits auch die des Lebens in völligem Erlöſchen ſey. Nur die Jugend iſt redſelig und das Leben nur in der Jugend; das Alter kargt mit den Worten und blickt mitleidig auf das üppige Treiben der Vorzeit. Wo Kraft iſt, wird nie Geſchwätzigkeit geboren; dieſe iſt eine Tochter des ſchlaffen Sinnes.“

Du haſt Recht, Sebaſtian. Die Jugend iſt redſelig, ohne geſchwätzig zu ſeyn, und das Leben iſt in der Jugend. In ihren friſchen Geſtaltungen weiß ſie das Rechte mit dem Schönen zu paaren. Warum ſollte man denn nicht rein Deutſch ſchreiben können, ohne gerade vor lauter Reinigungsluſt die Sprache ſo zu zerſchneuren, daß ſie dem Tode nahe kömmt? Mit dem Nonnus haſt Du ein Streben der Art verglichen. Lieber, wie kannſt Du das? Und doch gewiſſermaßen. Jener ſophiſtiſirende Poet mag von einer gewiſſen Philoſophie tiefwirkend berührt worden ſeyn; nach ſeiner regen Einbildungskraft hat er ſie für ſich benutzt, und ſo iſt eine Schöpfung entſtanden, die ſich zu weit vom Leben entfernt hat, als daß wir ſie gut heißen könnten, in der wir aber doch ſo manchen trefflichen Seiten unſere Bewunderung zollen müſſen. Er war zu ſehr Philoſoph, um ein Dichter zu ſeyn, und er hatte ein zu tiefes Dichtergemüth, um die kalte Philoſophie fortzubilden. Der Schriftſteller, von dem Du ſprichſt, hat ſich wohl auch an eine Philoſophie gemacht, und iſt in ihr hängen geblieben. Aber nicht das Gemüth hat ſich ihr zugewandt; der Verſtand nur hat ſich mit ihr verbündet, das Kalte mit dem Dürren. An den Nonnus denke ich da nicht, aber an die Scholaſtiker.

An dieſe und an ihren Wortvorrath denke ich denn auch bei den Krauſeſchen Zuſammenſetzungen. Sie mögen alle gut und regelrecht gebildet ſeyn, nur — ein Ungewichter verſteht ſie nicht. Wie z. B. jenen mit ihrem Ens, ſo dürfte es unſerem Landsmanne mit ſeinem Weſen und ſeiner Weſenheit gehen, und mit allen den neuen Worten, die ſich denen anſchließen, dem „Eigenweſentlichen“ und der „Eigenweſenheit,“ dem „Weſengemäßen, Nebenweſentlichen, Lebenweſentlichen, Erſtweſentlichen ꝛc.“ Denn wer verſteht ihm das alles, und ernſtlich gefragt, was ſoll es bedeuten, wenn es gleich im erſten Satze von der Sprache heißt, ſie ſey eins der erſtweſentlichen Werke der Menſchheit? Hieße es ſchlechtweg der erſten, ſchlechtweg der weſentlichen, hieße es der erſten und weſentlichen, auch dann würde ich es verſtehen. Die weſentlichen wären dann, dünkt mich, die zuerſt da ſeyn müſſen; die erſten, die zuerſt wirklich da ſind. Neben einander macht ſich das ganz vortrefflich; aber verſchlungen in einander und abhängig von einander, kommt es mir wunderlich vor. Denn welches ſoll denn nun der Hauptbegriff ſeyn? Sollen die erſtweſentlichen Werke die erſten ſeyn von denen, die weſentlich ſind? Der letzte Sinn ſcheint vernünftiger, allein die Bedeutung ähnlicher Zuſammenſetzungen, z. B. erſtgeboren, möchte für den erſteren ſtimmen, der ſoviel iſt als zuerſt weſentlich. Und ſo iſt es wohl auch gemeint; denn gleich darauf heißt es, „jedes aufſtrebende Geſchlecht müſſe die Sprache in neuem Fleiße veredeln und in ſteigender Lebenkunſt mit höherem Weſentlichen vermehren.“ So wiſſen wir es denn nun; aber wie wenn nun einer von den Philoſophis nichts wüßte, und meinte, was weſentlich ſey, müſſe auch immer zuerſt da ſeyn?

(Die Fortſetzung folgt.)

Pariſer Spitzbuben und Pariſer Polizei.

(Fortſetzung.)

Es würde nicht ſchwer fallen, hier mehrere Gaunerſtreiche der Art, die während meiner Anweſenheit in Paris verübt wurden, zu berühren, jedoch will ich als ein Beiſpiel, wie weit die Frechheit ſolcher Betrüger hier geſtiegen iſt, nur noch nachſtehenden Vorfall erzählen.

In den erſten Tagen des Auguſts reitet ein Engliſcher Officier nach dem Garten des Pallaſts Luxemburg, und giebt einem hier ſich umhertummelnden Knaben ſein Pferd zu halten. Wenige Minuten nachher, als der Officier den Garten betreten hat, naht ſich ein reichgekleideter Diener, der dem Knaben im Namen ſeines Herrn ein Trinkgeld reicht und ſich von ihm das Pferd for-

dert, mit dem er plötzlich in einer der Seitenstraßen verschwindet. Kurze Zeit darauf erscheint auch der Officier wieder, und man denke sich seine Verwunderung, als er vernimmt, daß sein vorgeblicher Diener sich bereits mit seinem Pferde nach Hause begeben habe. Obgleich auch dieser Vorfall bei der Polizei anhängig gemacht wurde, so blieb jener Gauner, eben so wie der Dieb meiner Sachen, trotz aller Nachforschungen, unentdeckt.

Es ist ein karakteristischer Zug an dem Franzosen, daß er, wenn er nun einmal einen Schurkenstreich ausführen will, nicht auf geradem Wege das Ziel seines Vorsatzes zu erreichen sucht, sondern sich lieber des ihm bequemer scheinenden Schleichweges bedient. Auch hierin unterscheidet sich der Französische Spitzbube von dem Englischen, Deutschen und Italienischen, der den offenen Straßenraub und gewaltsamen Einbruch, der sein ausgesonnenen Gaunerei vorzieht. Der Grund hiervon dürfte theils in der verschiedenen Denkungsart dieser Völker, theils in ihrer Verfassung liegen. Der Franzose, behauptet Campe sehr treffend, liebt das Feine und Sinnreiche, wie in allen Dingen, so auch sogar in seinen Lastern. Wenn er daher die Wahl zwischen zwei Bubenstücken hat, wovon das eine Verstand, Klugheit und List, das andere hingegen nur Muth und Körperkraft erfordert, so erklärt er sich sicher für das erste. Es scheint ihm anständiger, seiner würdiger zu seyn. Der Engländer hingegen, — man kann hier auch den Deutschen hinzurechnen, — gerade und offen in allen seinen Handlungen, bleibt dieser seiner Gemüthsart auch im Laster treu. Nach ihm giebt es für einen Mann von Ehre, für einen Britten, nichts Entehrenderes und Schändlicheres, als Betrug und Lügen. Will er also einmal rauben, so verachtet er diese und wählt ohne Bedenken den offenen Straßenraub. Als Straßenräuber wird er zwar gefürchtet, gehaßt und — gehenkt, wenn er sich ertappen läßt, aber nicht verachtet. Der zweite, in der Verschiedenheit der Verfassungen liegende Grund, scheint folgender zu seyn: In England giebt es beinahe gar keine Polizei, oder doch nur eine höchst einfache und schlaffe, in Frankreich hingegen die allerzusammengesetzteste, künstlichste und strengste, die man sich nur denken kann. Dort darf keiner auf bloßem Verdacht hin, wenn dieser auch auf der größten Wahrscheinlichkeit beruhte, verhaftet werden, sondern es muß ein Ankläger da seyn, der sich zum Beweise erbietet, und dieser Beweis muß durch Zeugenaufstellung geführt werden können; hier hingegen dürfen die Polizeibedienten, wie die Regierung, jeden, den sie wollen, auch ohne Ankläger, beim Kopf nehmen und einkerkern, ja sogar verschwinden lassen, ohne daß bekannt zu werden braucht, wo er geblieben ist. Da nun diese scharfe Französische Aufsicht zugleich eine Art von Allgegenwart und Allwissenheit ausübt, indem sie ein Heer von Beobachtern unter allerlei Gestalt durchs ganze Land unterhält, so wird die feinste Gewandheit und List auf Seiten desjenigen erfordert, der sich vor ihr verbergen und ihren Nachforschungen entziehen will. Die Französische Polizei erzieht sich mithin ihre großen Gauner selbst, da der Französische Taugenichts nicht bloß durch natürliche Neigung, sondern auch durch die Nothwendigkeit sich gezwungen sieht, den Betrug der Gewalt, die Gaunerei der Straßenräuberei vorzuziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neuigkeiten.

Am 10ten März wurde in der Garnison-Kirche zu Berlin zum Besten der Verunglückten in den Rheinniederungen, eine Messe vom Baron Poißl, und Mozart's berühmtes Requiem gegeben. Der Kunstgenuß war sehr erhebend, und der Ertrag mag beträchtlich gewesen seyn.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Fortf. über die Darstellung des Hamlet, nach Schlegel bearbeitet von Dr. J. Horn.

Des Herrn Horns Bearbeitung des Shakespearschen Stückes besteht darin, daß er nicht nur Scenen verlegt und weggelassen, sondern sogar ein Paar von eigner Mache hinzugesetzt hat. Ich mag das hier nicht durchzanken, — aber wenn er sich einmal so viel Freiheiten gegen den unsterblichen Dichter erlaubte, warum nahm er sich gegen den sehr sterblichen Uebersetzer wenigstens nicht die, einige der auffallendsten Fehler desselben zu corrigiren? Um nur einen anzuführen: als der Geist den Zusammenhang des Mordes erzählt, rief der Schlegelsche Hamlet auf unsrer Bühne aus: O, mein prophetisches „Gewissen!“ Das ist barer Unsinn, da hier von der That eines andern die Rede ist, mit dem Hamlets Gewissen nichts zu thun hat. Der Shakespearsche ruft: O my prophetick soul! und soul heißt Seele, Geist, u. s. w.

Der Karakter des Hamlet, und beinahe jede Scene in der er auftritt, ist so vielfach beleuchtet und beurtheilt worden, und Herr Weisl der ihn darstellte, studirt seine Kunst so eifrig, und denkt selbst so viel darüber nach, daß man mit Recht annehmen kann, bei jeder Rede, jeder bedeutenden Geberde hatte er Gründe die das Wie? Mit solchen Künstlern zu rechten, ist dem Kritiker, der seine Kunst auch studirt hat, ein Genuß.

Die Waffen sind gleich und ein Sieg bringt Ehre, weil eine Niederlage möglich ist. Leider fehlt hier der Raum zu einem Kampf. Ich muß mich begnügen zu sagen, daß ich Hr. Wolf in vielen Scenen und Momenten bewunderte, daß ich aber aus der Erfahrung weiß, daß Hamlets Person dann am lebhaftesten wirkt, wenn man ihr selbst in den melancholischen Scenen einen kräftigen Charakter giebt. Ich berufe mich dabei auf Hr. Wolf selbst. Das zerrissene Wesen seines Hamlets im ersten Akt, ließ das Publikum kalt; sobald er mehr kräftiges Selbstgefühl zeigte, elektrisirte er. Auch ist Shakespears Hamlet ein kräftiger Mensch: das zeigt vorzüglich sein Muth gegen den Geist, sein Benehmen in der Scene mit seiner Mutter und die fast wilde Laune bei Ophelias todte Leiche, sein rasches Verderben bei Ophelia's Grabe u. s. w. — Eigenthümlich schön, das heißt, wie es von seinem andern Schauspieler sah oder hörte, gab Hr. Wolf die Scene bei dem Schauspiel. Sein Beobachten, die lebhafte Aufgeregtheit, mit der er, als er den Gegner erhascht sah, diesem entgegen stürzte, statt auszuruhen, und es dem Inhalt des Stückes erzählte, und seine Freude als der Plan gelungen war, dünkte mich meisterhaft. Dagegen schien es mir ein Irrthum, daß Hamlet in den meisten Scenen bloß im schlichten, ungeschwärzten Wamms, ohne Mantel erschien. Hamlet als Prinz muß repräsentiren, und der Mantel geh[ö]rt zum Kostume des Stückes, verbeut die Erscheinung. — M. we. Devrient gab Ophelia. Sie war reizend, sie sprach mit Gefühl und durchdacht; sie spielte auch gut. Gleichwohl mo[ch]te ich über einige Punkte mit ihr streiten. Warum fehlte sie bei der feierlichen Versammlung des Hofes im ersten Akt? Sie ist ja die erste Dame des Hofes zu Helsinger. Warum trug sie ein ziemlich großes Schmeelaschen ganz sichtbar in der Hand, als sie zu der Scene mit Hamlet sich beauftragt werden sollte? Ein einzig Kleinod und etwa ein Paar Billets auf dem Busen oder einer Falte der Kleider hervorgelangt, hätte zu den Liebesgeständen hingereicht, die sie wiedergeben will. Dergleichen will nicht zur Scene getragen, sondern mit Heimlichkeit behandelt seyn. Warum gab sie, als sie zum Scheine las, mit dem Buche in der Hand, an die Wand im Hintergrunde? Wenn Hamlet die erste Dame so leise sieht: kann er das für etwas anders als eine absichtlich berechnete Verdrießung halten? Warum endlich trat sie in den Scenen des Wahnsinns so geisterhaft, so schreckend auf? Gerade dann wirkt Ophelias Wahnsinn am meisten, wenn sie bei demselben noch reizender ist, als vorher.

(Der Schluß folgt.)

Bücher-Chronik. (Eingel.)

Niederrheinisches Archiv für Gesetzgebung, Rechtswissenschaft und Justiz-Verwaltung. 1stes Heft Cölln 1816.

Unter diesem Titel erscheint eine neue Zeitschrift, die zwar keine literarische Beurtheilung verdient, da sie wohl kaum außerhalb den Gränzen der Provinz gelesen werden wird, die aber dennoch zu manchen Bemerkungen Veranlassung giebt. Sie zeigt zwar nur das Streben einzelner unbekannter Menschen, die aber Dreistigkeit genug besitzen, ihre Mitbürger zu überreden: nur in der Französischen Gesetzgebung sey für die Deutschen Heil zu hoffen. Wollte man ihnen glauben, so müßte man überredet: die Rheinländer wären durchaus zu Franzosen geworden, und alles Deutsche ihnen verhaßt. Allein, Gott sey Dank, so denkt nur die geringere Anzahl, die Vorliebe vom Franzosenthum hatte. Die Nation ist Deutsch, und will je eher je lieber nach Deutschen Gesetzen beurtheilt werden. Es sollte daher jeder streben, diesen Geist zu benutzen, und uns die Vorzüge des vaterländischen zu zeigen. Statt dessen wird das Volk beunruhigt, und ihm vor Einführung der eigentlichen Gesetzgebung bange gemacht; es werden Besorgnisse erregt, die sonst niemanden eingefallen wären. Denn wer kennt hier das Preußische Recht und das gerichtliche Verfahren? Am wenigsten kennen es die Bearbeiter des vorliegenden Machwerkes, die davon erzählen, wie der Blinde von der Farbe. Es ist tausend gegen eins zu wetten, daß noch keiner ein Allerthäl nach der Preußischen Prozeß-Instruktion durchgelesen hat. Es ist leicht, ein Paar öffentliche Verordnungen abzudrucken, eine weitläuftige Recension voll Personlichkeiten zu schreiben, und ein Paar geistlose Aufsätze aufzunehmen; allein nicht so leicht, den dadurch bewirkten Nachtheilen zu begegnen. Außer dem eben berührten Schaden, das Volk seiner Deutschen Regierung abwendig zu machen, hat dies an sich ganz unbedeutende Geschrede den Nachtheil, daß alle Justiz-Bediente in jener Gegend abgeschreckt werden, jetzt schon die Deutschen Gesetze zu studiren, was ihnen doch so nothig wäre. Doch giebt es nicht überall solche oberflächliche Menschen. Im Trierschen, zu Coblenz und im Nassauischen, beschäftigen sich die Rechtsgelehrten bereits sehr angelegentlich mit dem Studium der Preußischen Gesetze; auch haben sich jene Gegenden immer durch bessere Juristen ausgezeichnet.

Vermischte Nachrichten.

Die Akademie der Wissenschaften zu Paris hat in ihrem Saale den Schauspielern des Th. français eine Bank anweisen lassen. Welch ein Fortschritt der Humanität! Mylord verzeihe sie einen Stuhl. — Die Mitglieder der Akademie haben dafür freien Zutritt im Th. français, wo sie sich wahrscheinlich besser amüsiren werden, als die Schauspieler bei ihnen.

— Ein Schauspieler vom Boulevard hat ein kleines Singspiel für die Pferde der Herren Franconi geschrieben. Diese Künstler (die Pferde oder die Franconi's?) nahmen es mit Dank an; da sie aber fanden, daß er der ganzen Welt „Gottlieb" sagt, baten sie ihn, diese wegzustreichen. Er that es: aber nun war das Stück so platt (aux), daß sie es nicht spielen konnten. Es giebt Stücke wie — Menschen, die gar nichts wären, wenn sie nicht boshaft wären. Ihre Bekehrung ist nicht das Mittel, sie interessanter zu machen.

Vom Niederrhein den 1ten März.

In dem Gefängniß des Kreis-Gerichts zu Cleve saßen mehrere Verbrecher, deren Untersuchung noch nicht beendigt ist. In der vorigen Woche machten sie eine Oeffnung in der dicken Mauer einer 80 Fuß hohen Thurmes, und hatten ein Seil aus ihren Betten und Kleidern verfertigt. Hiermit ließ sich der Verwegenste zuerst herunter, und entkam. Zum Glück bemerkte man noch zeitig genug die getroffenen Anstalten, und verhinderte die Flucht der übrigen. Einige Tage nachher ward das Kreis-Gerichts-Gebäude gewaltsam erbrochen, und alle Corpora delicti, welche zur Ueberführung der Verbrechen führen konnten, wurden gestohlen, und die Untersuchungs-Akten vernichtet.

Das heiße doch Verbrecher-Industrie!

1817. Nro. 136.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Montag, den 17ten März.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Sprachbemerkungen.

An Sebaſtian.

(Fortſetzung.)

Es iſt mir bei dieſem Falle und ſonſt oft in andern Schriften der Art ſehr wahr vorgekommen, was Du bemerkſt, „daß die Luſt zur Kürze, und bei der Reinwalterei die Scheu vor Umſchreibungen, eine unbehagliche Dunkelheit über den ganzen Aufſatz verbreitet hat. So wie der Schriftſteller, um ein Wörtlein zu ſparen, von den erſt weſentlichen Werken lieber ſprach, als von den erſten und weſentlichen, ſo iſt auch Beiwort und Hauptwort häufig auf eine ſehr auffallende Weiſe in ein einziges Hauptwort zuſammen gezogen. Warum, um weniges anzuführen, muß man von Eigenkraft und von Neuwörtern ſprechen, und nicht, wie andere Leute, von eigener Kraft und neuen Wörtern?“

Es gehört dies gewiſſermaßen zu den Umſchreibungen, die Du für ein reines Deutſch empfiehlſt, und die gewiß auch recht fleißig gebraucht werden müſſen. Aber Du wirſt mir auch zugeben, daß, wo es unbeſchadet des Sinnes geſchehen kann, der Begriff immer beſſer und kräftiger in einem einzigen Ausdruck vereinigt wird, als in einem Haufen umſchreibender. Wir kommen da auf das zurück, wovon Du ausgingeſt, auf die Verdeutſchung fremder Kunſtwörter. Dergleichen können in einer wiſſenſchaftlichen Abhandlung nicht ohne die höchſte Unbequemlichkeit, die ſich niemand gefallen laſſen wird, durch Umſchreibungen gegeben werden. Und doch, wie wünſchenswerth wären gerade hier, zumal in Bezirken, die mehr den Menſchen angehen als irgend eine Kunſt, Deutſche allgemein verſtändliche Ausdrücke! Wie viel würde faden Thekenkonverſationen abgehen, dürfte man von Genie und Talent, von Originalität und Individualität, von Sentimentalität und Romantik, von Harmonie und Effekt, nicht anders als Deutſch ſprechen! Wie die Sachen jetzt ſtehen, iſt das nun freilich unmöglich. Ich meine, wenn dergleichen Ausdrücke ſo ſehr von allen beſtimmten Begriffen losgebunden werden, daß ein jeder Geck und eine jede Modedame mit der originelſten Genialität ſie nach Belieben herumdrehen kann, wie ließe ſich da Deutſch abhelfen, als mit einem eben ſo abſcheulich allbeutigen Worte, wovor die gütige Götter unſere Sprache behüten mögen! Was bleibt alſo übrig? Zwei Dinge ſind möglich. Entweder die Ueberſetzung muß ſich nach den fremden, ſo wunderlich verzerrten Ausdrücken richten, und für jede Bedeutung, die man ihnen unterſchiebt, muß ein paſſendes Deutſches Wort gewählt werden. Oder der fremde Ausdruck muß ſich zuerſt bequemen. Man muß ſeine urſprüngliche, oder wenigſtens die im gewöhnlichen Sprachgebrauch der

Gebildeten aufgenommene Bedeutung ſuchen, und ſo dem von Entſtattungen möglichſt gereinigten fremden Ausdruck, einen Deutſchen zum Stellvertreter anweiſen. Der letzte Weg wird der beſte ſeyn, um die Hauptbedeutung zu verdeutſchen; jener ſchafft uns am beſten die eingeſchlichenen Nebenbedeutungen weg. Aber ſelbſt ſolche Verſuche — wie ich ſie hier beſchreibe, ſcheinen ſie ſehr gelinde; wer ſie ausüben will, wird dennoch verkehrt, oder ſcheint doch etwas erſtaunliches zu thun. Geſetzt ich ſagte, Talent ließe ſich etwa durch Geiſteskraft, Geiſtesgabe, oder ſchlechtweg Kraft, Fähigkeit, geben; Genie aber durch Selbſtſtändigkeit: was würde man dazu meinen? Mit dem Talent würde man es noch eher hingehen laſſen, aber mit dem Genie! Selbſtſtändigkeit — Nun, wer der Zucht entlaufen iſt, iſt ſelbſtſtändig! Genie — darin iſt ja alles begriffen. Ich meinte, Genie zeige der, den nur ſein eigner, keines andern Genius leite, und ſo könne man am Ende jedem Menſchen ein Theil Genie zulaſſen, wenn er anders dergleichen haben und nicht lieber von andern borgen will; und wenn das Talent borgen wolle, ſo brauche es durchaus kein Genie mit ſich zu führen; kurz das Talent kam mir etwa ſo vor wie der Stoff, und das Genie wie die Geſtaltung. Aber pfui! werden unſre Genies ſagen, das heiße ja das Genie gemein machen, wenn es ein jeder haben kann. Ei, kommt ein Geiſterer hinzu, das iſt ja auch ganz falſch. Das Wort iſt Franzöſiſch, und im Dictionnaire ſteht génie, Schutzgeiſt, Geiſt, Genie, Naturgabe, Neigung, Kopf, das Eigenthümliche!! Das alles alſo iſt's; folglich ſteckt das Talent ſchon mit darin, und folglich iſt das Genie gar was Rares. Da ſteh' ich dann verblüfft! Aber was kann ich dafür, daß der Franzos ſo iſt; was weiß ich, wo der Franzos das her hat? Der Franzos iſt ein Nagoutmann, ich nicht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Pariſer Spitzbuben und Pariſer Polizei.

(Fortſetzung.)

Es läßt ſich aber auch in der bürgerlichen Verfaſſung des civiliſirten Europa's kaum etwas Künſtlicheres und Zuſammengeſetzteres, und doch in allen ſeinen Theilen genauer Uebereinſtimmendes denken, als die Franzöſiſche Polizei, die ihre Ohren und Hände in dem Thronzimmer des Königes, wie in den Sälen der Vornehmen und in der Hütte des Armen in Bewegung ſetzt. Sie iſt überall zugegen, und keine auf gute oder böſe Folgen denkende That oder Rede geht ihrem ſcharf umherforſchenden Auge und Ohre verloren. Es iſt nicht nöthig hierüber beſondere Belege zu liefern; Deutſchland hat in jener Zeit, als die Franzöſiſchen Heere ſeinen Boden entweihten, auch die Geißel der Franzöſiſchen Polizeigewalt hart empfunden, und jeder Ort unſeres Vaterlandes hat gewiß ein oder das andere Beiſpiel ihrer Tyrannei anzuführen. Wir wollen lieber einen Blick in ihre innere Conſtruktion werfen.

Man kann die Franzöſiſche Polizei füglich in drei Hauptabſchnitte theilen, die unter ſich in enger Verbindung ſtehn. Die police locale ſorgt hauptſächlich für die Reinlichkeit, Geſundheit und Sicherheit der Städte. Die police judiciaire, welche die richterliche Gewalt bei begangenen Polizeivergehen und Polizeiübertretungen handhabt, iſt in Hinſicht der letztern in erſter Inſtanz dem Friedensrichter und Maire der Gemeinde übertragen, deren zweite Inſtanz die Zuchtpolizeigerichte bilden, die zugleich in erſter Inſtanz bei Polizeivergehen, das heißt in ſolchen Handlungen erkennen, die eine Gefängnißſtrafe in einer Beſſerungsanſtalt oder eine größere Geldbuße nach ſich ziehen, und hängt deren zweite Inſtanz wiederum von dem königl. Gerichtshofe, oder in einem Departement, wo ein ſolcher mangelt, von dem Aſſiſengerichte ab, gegen deren Erkenntniſſe in Zuchtpolizeiſachen, und auf Vernichtung der darin ergangenen Urtheile, an das Caſſationsgericht appellirt werden kann. Die Verhandlungen dieſer Gerichtsſtände müſſen, wie alle übrigen Rechtsſtreite, öffentlich und mündlich erfolgen. Den dritten und unſtreitig intereſſanteſten Theil der Franzöſiſchen Polizei aber bildet die haute police oder police générale, die mit allen übrigen Miniſterien in Verbindung ſteht und die größte, unumſchränkteſte Gewalt in Händen hat, und jeder Verbindung, die zum Nachtheile der Regierung zuſammen treten könnte, die größte Macht entgegen zu ſtellen vermag. Ihre Agenten ſind über alle Theile des Reichs verbreitet, und hüllen ſich, um die Gewalt dieſes Polizweiges furchtbarer zu machen, in den dichteſten Schleier der Verborgenheit und des Geheimniſſes. Ihre Anzahl iſt, wie es ſich leicht denken läßt, außerordentlich groß, und haben ſie theils ein feſtſtehendes Gehalt, theils werden ſie nach dem Maaßſtabe ihrer Thätigkeit und geleiſteten Dienſte belohnt. Nur allein in den Händen des Polizeiminiſters und der ihm zugetheilten Räthe ruht das

Namensverzeichniß jener Furchtbaren, die zur Blüthenzeit des Napoleonschen Despotismus selbst in allen andern Staaten Europa's wirksam waren. Ja, man bediente sich damals sogar für die Zwecke der hohen Polizei, Frauen von außerordentlicher Schönheit, die den einzelnen Gesandtschaften auf ihren Sendungen beigesellt wurden, und deren Strebepunkt es war, mit den bedeutendsten Personen der fremden Höfe Liebeshändel anzuspinnen, um so hinter Staatsgeheimnisse zu kommen, zu deren Kenntniß man vielleicht nicht durch Aufopferungen bedeutender Summen gelangen konnte. Buonaparte belegte diese Arte weiblicher Spione mit dem Namen la Cohorte de Cythere, und nie ist die Macht der reizenden Göttin verderblicher benutzt worden, als gerade in diesem Falle.

Eine andre, jedoch bei weitem geringere Klasse der Polizeispione, bilden die sogenannten Mouchard's, die ihre Benennung einem Rektor der Pariser Universität, Namens Mouchi, verdanken, der unter Heinrich II. dem Cardinal von Lothringen wegen gewisser politischer Ansichten auf die Zähne fühlte, und sich bei diesem kitzlichen Geschäfte als ein so großer Meister zeigte, daß man keinen Anstand nahm, in der Folge jedem Wichte seines Gelichters, seinen Namen als Ehrentitel beizulegen. Die Zahl dieser Mouchards beläuft sich in Paris allein auf mehrere Tausende. Sie sind aus allen Ständen der Einwohner gewählt, und die Polizei bedient sich selbst der concessionirten Bettler, die besondere Erlaubnißscheine haben, die Vorübergehenden oft durch die schändlichsten Mittel zur Mildthätigkeit aufzureizen, zur Erreichung ihrer oft — — — — Absichten. Doch das Amt eines solchen Mouchards ist gewiß kein leichtes; es erfordert nicht nur eine große Lokalkenntniß, sondern auch eine eben so große Gewandheit. Er erscheint am Morgen als winselnder Bettler, und setzt am Abende als reichgekleideter Snyer auf. Er speist zu Mittage bei Very, und verzehrt sein Nachtmahl in einer der elendesten Kneipen der Vorstädte. Hier tritt er mit der Miene eines Bewohners der Chaussee d'Antin im neusten Modestaate auf, dort geht er im schlichten, altmodischen Kleide als Einwohner des Marais einher. Als jener mischt er sich naseweis in jedes Gespräch, als dieser pflanzt er sich, einem Einfaltspinsel gleich, schnarchend in eine Ecke, während sein Ohr über das Gespräch der Anwesenden wacht. Ich fand Gelegenheit genug, das Treiben der Pariser Polizei-Spione genau zu beobachten, da mir, in Folge des an mich begangenen Gaunerstreichs, ein solcher Mouchard zugetheilt ward, um dem Diebe auf die Spur zu kommen. Ich bewunderte oft im Stillen die Geschicklichkeit dieses Polizeiagenten, mit der er seinen Charakter wechseln konnte; noch mehr aber ward ich durch seine vielfachen und so ganz verschiedenartigen Verbindungen in Erstaunen gesetzt, die er in allen Theilen der Stadt sorgsam unterhielt. Hier umarmte er einen Professor als seinen Bruder, dort reichte er einem Pförtner als Zunftgenosse die Hand; hier begrüßte er die Frau eines angesehenen Jouveliers als seine vertrauteste Freundin, dort stand eine öffentliche Dirne mit ihm in der innigsten Verbindung. Ueberall, wo er sich nur zeigte, begegnete er Genossen, mit denen er vereint die großen Zwecke der Polizei, für des Landes Wohlfahrt verfolgte, mit denen er diejenigen Bürger der guten Stadt Paris bevbachtete.

(Der Schluß folgt.)

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Hamlet, nach Schlegel bearbeitet von Dr. J. Horn. (Schluß.)

Unter den übrigen Rollen wurden vorzüglich die des Polonius und die des Königs am besten gegeben. Besonders war es trefflich, wie Hr. Beschort, in der ersten, dort sprach, wo Polonius in der Wolke steht, was der Prinz will. Man merkte es dem verständigen Greise an, daß er den Hofmann spielte. Im Ganzen glaube ich, daß Polonius nicht alt genug war; aber das ist recht eigentlich die Schuld des Hn. Bearbeiters: er scheint sehr viel in dieser Rolle gestrichen zu haben. — Hr. Gern d. G. gab den König als eine stattliche, aber nicht edle Erscheinung, und sprach bestimmt, ohne durch Kraft zu imponiren: das ist wohl das Rechte in dieser Rolle. Vorzüglich gut überlegt war sein Spiel in der Scene während des Schauspiels. Die des Gebetes hätte wohl anders geordnet seyn sollen. Der König mußte im Hintergrunde knieen, damit Hamlet sich zwischen ihm und den Zuschauern befunden hatte und lauter sprechen konnte. — Der Geist war eine so kraftige, lebensvolle Erscheinung, daß es nicht recht einleuchtete, warum man ihn für einen Geist ausgeben sollte. Hatte er nicht wenigstens von Kopf zu Fuß über seinen Massen einen Ueberwurf von weißgrauem Flor haben sollen? — Warum der Hofmann Osrik in einer

ganz andern Trocht auftrat, als die übrigen Hofleute, begreift ich nicht. Er steht in Einer Klasse mit Guldenstern, Rosenkranz u. s. w. Erscheint doch auch Schillers Hofmarschall Kalb gekleidet wie der übrige Hof.

Vermischte Nachrichten.

Die. Georges hat sich besonnen und bleibt beim Theater. Ein Glück für das Jach der Koniginnen des Theatre français und für Dlle. Georges selbst. Sie hätte sich schwerlich an die Unbedeutendheit gewohnt, in die sie verdammt wäre.

— Im Jahre 1805 entdeckte man bei Bordeaux zwei Sarkophage von Parischem Marmor, und verreckte Leichen darin. Sie sind mit den Leichen (!!) nach Paris gebracht, und sollen jetzt öffentlich gezeigt werden.

— Frau Knnicke, Stubltermeisterin in einem öffentlichen Garten zu Bourdeaux, hat den Akademiker Jouy, den Hermiten von Guyana, wegen einer Stelle in einer Sittenschilderung von Bordeaux, als Injurianten nach Bordeaux citiren lassen. Das Journ. de Paris meint, wenn er sich stellte, würde er wenigstens für seine künftigen Schilderungen dieser Stadt, wo er nie war, mehr Wahrheit gewinnen.

— Als Ludwig der 14te eines Tages die Treppe hinunter stieg, bemerkte er, daß die Kutsche eben erst vorfuhr. Mit Erstaunen wandte er sich zu seinem Gefolge und rief: „Ich lief Gefahr zu warten!“ Recht glücklich contrastirt die Gar. de Fr. damit eine Aeußerung des jetzigen Königs von Frankreich. Jemand dankte ihm für eine schnelle Entscheidung. Er antwortete: „Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Monarchen.“

— Da manche dürftige Kranke, wenn sie aus dem Lazareth zu Paris entlassen werden, nicht wissen wovon sie leben sollen, hat der Herzog von Angoulême als Anweisungen zur Vertheilung geschenkt, jede auf vier Pfund Brodt monatlich, um, wie das Journal des débats sagt, die Bekrgnisse solcher Unglücklichen zu mildern.

— Es erklärt jetzt in Paris für Bücher und Flugschriften völlige Preßfreiheit: aber das Journal des Buchhandels ist officiell; es zeigt keine den Ministern mißfällige Schrift an, und dann dürfen die andern Zeitungen ihrer auch nicht erwähnen.

— Ein politischer Roman, „die Geschichte der Armada“ betitelt, macht in England seit mehreren Nachtgesprächen Epoche man, daß er von dem verstorbenen Nachtgesprächen Erfinder geschrieben wurde, — nicht gedruckt.

— Das Resultat der Erforschungen des Congo-Stromes ist: daß er wahrscheinlich mit dem Niger zusammenhänge, daß daß darauf kein Vortheil für die Schiffahrt hervorgehe, da er voll von Wasserfällen ist, und etwa nur 100 Engl. Meilen weit befahren werden kann; daß es nicht der Mühe werth ist, das Innere des Landes zu erforschen, da es sehr wenig bevölkert ist, und keine Handlungs-Artikel besitzt. (?!)

Aus der Grafschaft Mark.

Endlich hat sich ein Deutscher Mann der seit einiger Zeit von Deutschen selbst frech gemißhandelten vaterländischen Gesetze und Einrichtungen angenommen, und die Nachtheile der Französischen gezeigt; welches um so nothwendiger war, da man schon schwach genug ist, zu überschen, daß sie uns von einem übermächtigen Volke als Beilagen aufgedrungen waren. Deshalb erhält die in diesen Tagen erschienene Schrift:

„Die Nachtheile des öffentlichen Verfahrens in bürgerlichen „und peinlichen Sachen, und der Anstatt der Geschworenen-„Gerichte, mit einigen Vorschlägen begleitet. Vom Appellations-Rath Treitermann. Düsseldorf, 1817.“

ungetheilten Beifall. Um so mehr, da man uns schon bange machte, wir würden bald die Preußischen Gesetze gegen die Französischen eintauschen; unerachtet wir sie erst vor kurzem los geworden waren, und den großen Unterschied recht sehr empfunden haben. Will man wissen, wie die allgemeine Meinung über die Preußische und Französische Legislatur ist, so komme man zu uns; wir hatten erst die Preußischen, dann in den Jahren der Entiedrigung Deutschlands, die Französischen Einrichtungen. Jetzt, da wir wieder zu den ersten zurückgekehrt sind, müssen wir es am besten wissen, was uns am meisten angemessen ist. Andere, welche die Preußischen Gesetze bloß vom Hörensagen kennen, sollten sich alles Urtheils darüber enthalten; denn sie bringen nichts als einseitige und unzeitige Ansichten hervor, machen den großen Haufen besorgt, und schrecken den besser Unterrichteten ab, wenn er nicht den Muth hat, mit Kraft die Wahrheit zu sagen. Diesen Muth hat der geistreiche Verfasser, und wir sind ihm Dank dafür schuldig; denn er zeigt kurz, aber wahr, alle Nachtheile des Französischen gerichtlichen Verfahrens. Dessen so beschtrabend anspossunte philosophische und philanthropische Ideen er in ihrer ganzen Blöße darstellt. Er zeigt sich als competenter Richter, da man ihm nicht vorwerfen kann, als habe er nicht alles selbst mit angesehen; vielmehr sieht man, daß sein Urtheil durch Erfahrung gereift ist; und was das wichtigste ist, Thatsachen die er anführt, sprechen für die gute Sache.

Aber eben weil es den Franzosen-Freunden nicht möglich sein wird, ihn zu widerlegen, wird man ihn mit der unreinlichen Waffe der Schlechtheit, der Verlaumdung, angreifen, wie wir dies hier seit einiger Zeit in vielen Tages-, Wochen- und Monatsschriften gesehen haben. Man wird schimpfen, was man auch noch von den Franzosen gelernet hat. Es ist unbegreiflich, daß am Rhein unter so gesitteten und kraftvollen Menschen, einzelne Eigenmänner so laut für das Franzosenthum zu sprechen wagen können, da doch der Geist des Volkes gar nicht dazu hinzeigt, vielmehr schon als möglich wünscht, bald ganz Deutsch regiert zu werden. Aber ein Paar Schreier können sehr leicht so viel Lärm machen, daß man die Stimme eines ganzen Volk zu hören glaubt. Solche Schreier und Schwätzer karakterisirt die vorliegende Schrift sehr treffend; und mit Dank wird es überall anerkannt werden, daß ein verständiger und sachkundiger Mann mit Kraft die bessere Meinung aufgestprochen.

N.

Iserlohe, den 27. Februar.

Die Knopffabriken in der hiesigen Gegend liefern zwar so gute Arbeiten wie die Englischen; allein es ist Schade, daß sich dabei ein geschickter Zweig der Industrie einschleicht, nehmlich falsches Münzen. Es circuliren hier öfters falsche Lüneburger Pistolen, Kron- und Laubthaler. Das Gepräge ist gewöhnlich so rein und scharf, daß nicht der entfernteste Unterschied gegen die ächten aufgefunden werden kann. Die Knopfe werden nehmlich oft auf eben solchen Prägeblocken bearbeitet, wie in einer Münze, so daß nichts leichter ist, als hier Münzen, besonders von kleinerer Sorte, nachzumachen.

1817. Nro. 137.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Dienſtag, den 18ten März.

Wahrheit! Wahrheit!
All'les Uebel kommt vom Irrthum!

G. G. Bredow's nachgelaſſene Schriften, mit dem Bildniß und dem Leben des Verfaſſers. Herausgegeben von J. G. Kunisch. Breslau, bei J. Max und Komp. 1816.

Dieſer Nachlaß eines der vorzüglichſten Gelehrten und Köpfe, (was bekanntlich nicht einerlei iſt,) welche die Deutſche Literatur in der neuern Zeit eingebüßt hat, beweiſt vielleicht in gewiſſer Rückſicht mehr als irgend eine ſeiner frühern Schriften, wie viel, wie ſehr viel mit ihm, in einem frühen Lebensalter, verloren wurde. Er ſchrieb ihn während ſeines mehrjährigen, ſchmerzlichen Schmerzenkampfes: welche Stärke des Geiſtes aber gehörte dazu, in einer ſolchen Lage noch dieſen Gebrauch von ſeinem Wiſſen und ſeinem Talente zu machen! —

— Das Leben Bredow's iſt recht gut geſchrieben; nur hätte Hr. Kunisch nicht allzu gerecht ſeyn, hätte er ſich die vielen Andeutungen, was Bredow nicht war, erſparen ſollen. Es giebt gerade jetzt gar manche Hiſtoriker, die hoch einhertreten, und gleichwohl tief unter dieſem hellen, geiſtreichen Denker ſtehn.

Den Anfang der nachgelaſſenen Schriften macht ein kleines Luſtſpiel mit Geſang: „Meiſter Adam.“ Der Held iſt der berühmte poetiſche Tiſchler Adam Billot, der Hans Sachſe Frankreichs, der aber vor dem Deutſchen den Vorzug hat, daß manches ſeiner Geſänge noch im Munde ſeines Volkes iſt, ob er gleich ſchon vor 170 Jahren ſtarb. Man ſchätzt ſein Andenken auch noch in der Franz. Literatur, doch man iſt zu vernünftig, ihm jetzt nachahmen zu wollen. Das Luſtſpiel iſt artig; vielen indeß werden die biographiſchen Nachrichten über Meiſter Adam, die darauf folgen, intereſſanter ſeyn.

Andreas Gryphius, iſt die Ueberſchrift einer lehrreichen biographiſchen Nachricht von dieſem Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts, die einer Bearbeitung ſeines berühmten Schimpfſpiels: „Peter Squenz“ zur Einleitung dient. Bredow hatte bei dieſer Bearbeitung die Idee, die alte merkwürdige Poſſe wieder auf die Bühne zu bringen: es käme auf den Verſuch an, ob ſie, zur Faſtnachtzeit wenigſtens, Glück machte.

Dann folgt wieder eine Biographie und eine kritiſche, reif gedachte Würdigung des Luſtſpieldichters Destouches, der eine freie Ueberſetzung des „poetiſchen Dorfjunkers“ beigefügt iſt, die vielleicht eher als der Peter Squenz auf die Bühne gehörte, wäre nicht Destouches von den Deutſchen Luſtſpieldichtern ſchon gar zu häufig benutzt worden. Schade daß Bredow nicht lieber jene Abkürzung zu einem Akt, die jetzt auf den

Franz. Theatern gegeben wird, als das Original-Stück, überſetzte.

Aus dem Engliſchen überſetzt folgen jetzt mehrere Erzählungen von Oliver Goldſmith und ein Auszug aus Johnſons Abhandlung über Shakeſpear und deſſen Dramen; — dann einige Original-Gedichte, die — allenfalls wegbleiben konnte.

Den Beſchluß macht: „Dionyſios Schilderung des Erdkreiſes; aus dem Griechiſchen überſetzt," in wohlklingenden Hexametern, die leicht und angenehm fließend ſind.

Man ſieht, dieſer einzelne Band iſt eine ganze Bibliothek von intereſſanten Schriften. — Das Bildniß Bredow's gleicht, ſo viel der Verfaſſer dieſer Anzeige ſich ſeiner Züge erinnert; nur ſcheint die krampfhafte Spannung der Krankheit in ihm zu ſichtbar mit dargeſtellt. M.

Pariſer Spitzbuben und Pariſer Polizei.

(Schluß)

Fürwahr, nie habe ich mir das Doppeltanthi des Janus herzlicher erwünſcht, als hier unter den Pariſern, da nach der Verſicherung des ehrlichen Perſius, dem zweiſtirnigen Gotte weder vorne ein Gauner eine Naſe andrehen, noch hinter ihm die Zunge, wie ein durſtender Appuler Hund, ausſtrecken kann, ohne daß jener es gleich gewahrete. Ueberall, wo man ſich auch hinwenden mag, tauſcht hier der Betrug und die Hinterliſt; und jene avidité insatiable und brigandage atroce, die Malby*) als Hauptzüge im Charakter, ſeinen eigenen Landsleuten vorwirft, treten dem Fremden in Paris auf allen Ecken furchtbar entgegen. — Wie ganz anders ſticht dagegen nicht die Ehrlichkeit meiner Deutſchen Vaterlandsgenoſſen ab, die hier eine exoteriſche Pflanze iſt, und die, wie Mad. Stael in ihrem Werke über Deutſchland behauptet, in Sachſen ſo groß ſeyn ſoll, daß, als ein Leipziger an einen von ihm auf einem öffentlichen Spaziergange gepflanzten Apfelbaum einen Zettel mit der Bitte hieſte, ihm keine Früchte zu rauben, man dieſem Ehrenmann zehn, ſage zehn Jahre hindurch, keinen einzigen Apfel ſtahl. Hier konnte denn wohl Mdme. Stael, an die Ehrlichkeit der Franzoſen zurückdenkend, dieſen verſichern, daß ſie mit dem Gefühl der innigſten Hochachtung jenen Apfelbaum betrachtet habe, deſſen Gold man, wenn es der Baum der Hesperiden geweſen wäre, eben ſo wenig als jetzt ſeine Blüthen würde berühret haben. Es gereicht uns aber auch zu keinem geringen Vortheile, daß Mdme. Stael nicht einige Jahre früher Leipzig beſuchte, wo der Magiſtrat noch die Meßfremden durch öffentliche Anſchläge benachrichtigte, daß ſich gewiſſe Leute eingefunden hätten, denen man es nicht an der Naſe, dieſem Polizeipfahl im Antlitze des Menſchen, anſehen könne, daß ſie in Stücken der Ehrlichkeit den Pariſern den Preis abringen wollten. In jenen Zeiten, wo die ſogenannten Weißkäufer auf der Meſſe noch ihr Weſen trieben, würde die gute Dame gewiß nicht in ſolche Exklamationen über die Ehrlichkeit der Deutſchen ausgebrochen ſeyn, und den Leipzigern insbeſondere eine eben ſo ſtrenge Polizeiordnung von Herzen gewünſcht haben, als ich ſie in Paris vorfand.

„Aber Waſſer thut's freilich nicht," heißt es in dem Hauptſtücke über die Taufe, und ſo würden die Franzöſiſchen Polizeigeſetze vielleicht auch nicht das erwünſchte Reſultat erzeugen, wenn nicht der Pfleger des Geſetzes mit Energie über die Aufrechthaltung deſſelben wachte. Unter allen Polizeiminiſtern Frankreichs von d'Argenſon, dem Begründer der neuern Franzöſiſchen Polizei *), den man ſeiner Strenge wegen den Rhadamant nannte, ſelbſt Sartine, Le Noir, Merlin und Regnier nicht ausgeſchloſſen, hat gewiß keiner von allen ſeinem Poſten ſo viele Ehre gemacht, als Fouché. Aber keiner hatte vielleicht auch eine ſolche Schule der Erfahrung durchlaufen, als er, und keiner von den eben genannten wurde von dem Schickſale ſo ſorgſam zu ſeinem Amte gebildet, als Fouché. Buonaparte kannte zu genau die Allmacht, die in den Händen dieſes ſeines Polizeiminiſters lag; er fürchtete ihn mehr, als das Volk über das Fouché wachte, und das er ſo feſt und kurz in ſeinen Zügeln hielt. Nie wäre vielleicht Napoleon zum Kaiſerthrone gelangt, wäre Fouché nicht im Jahre 1804 an die Spitze der Polizeiverwaltung Frankreichs zurückgetreten; und das Anſehen, in welchem Fouché ſtand, als Ludwig XVIII zum zweitenmale in Paris einzog,

*) S. ſeine Observations sur l'histoire de la France in der Lyoner Ausgabe der ſämmtlichen Werke Malby's, Th. I, 143, und Th. II. 55.

*) Die erſte Polizei wurde in Paris im Jahre 1667 von Etienne Boileau eingerichtet, und der Pater Joſeph, verwünſchten Andenkens, der Beichtvater Ludwig XIII. und Richelieu's Mentor, der an Gewiſſenloſigkeit ſeinen Lehrmeiſter bei weitem übertraf, war ihr Reformator.

Anmerk. des Verf.

ergiebt der Umstand, welch einen Einfluß sein Abgang aus dem Ministerio, selbst auf den Cours der öffentlichen Fonds hatte, von denen die Bankaktien plötzlich von 1042 auf 997, und das konsolidirte Drittel von 63 auf 57 fielen u. s. w.

J. D. Symanski.

Mancherlei.

Wohlerwogenes Urtheil! — Zwei Katholiken stritten einst über den Werth der mönchischen Bußübungen. Endlich beriefen sie sich auf den Ausspruch eines Dritten, eines Protestanten, der ihnen schweigend zugehört hatte. „Worin bestehen, fragte er, diese Bußübungen?“ — Nun, in Fasten, Geißeln — „Ich bin mit ganzer Seele dafür!“ fuhr er eifrig heraus. — Wie? Sie? Ein Protestant? — „Et freilich! Die Mönche müssen am besten wissen, was sie verdienen“

— „Woher kommt es doch, fragte Jenny mich gestern, daß die unverträglichen, herrschsüchtigen, gefürchteten Menschen in der Gesellschaft gewöhnlich mehr geachtet werden, als die sanften, anspruchslosen? Man hat diese gern, aber man giebt nicht viel auf sie.“ — Statt zu antworten, führte ich sie ans Fenster, rief ihre jungen Hühnchen zusammen und streute ihnen Gerste hin. Zwanzig Hühner pickten mit freudiger Aemsigkeit die Körner weg, so friedlich, daß sie nicht einmal die Sperlinge verscheuchten, die sich auch einfanden. Plötzlich fuhr aus einem Winkel des Hofes ein Paar hervor, das, wie man wohl sah, nicht älter war, als die übrigen; aber es schlug auf sie mit Schnabel und Flügeln los, vertrieb sie, und verzehrte denn das Futter gravitätisch und langsam. Die Köchin verscheuchte sie, und rief die friedlichen Flüchtlinge zurück. — „So schlachte sie doch, die boshaften Zänker!“ — Bewahre! Diese hier sind zum Schlachten, aber um die wär' es Schade: sie zanken mehr. — „Nun, Jenny?“ — Schon gut, erwiederte sie halb schmollend; aber immer ist die stille Liebenswürdigkeit doch nicht Aeußerung der Schwäche? — „Bewahre!“ sagte ich jetzt. —

— Nicht selten trifft man auf Menschen, die man mit den faulen Eiern vergleichen könnte. So lange man sie verschlossen ihre eingelernte Gesellschaftsrolle oder ihren Geschäftsgang behalten läßt, scheen sie vollkommen andern vernünftigen und rechtlichen Menschen ähnlich. Bringt man sie aber dahin, an etwas lebhafter Theil zu nehmen, ihr Inneres zu verrathen, kurz, hat man sie moralisch angebrochen, so — muß man wenigstens eine Prise fordern.

— Hr. Vanderbourg, als Dichter und als wissenschaftlich, gebildeter, denkender Kopf ausgezeichnet und berühmt, derselbe, der im Mercure de France die bekannte Beurtheilung von Hrn. Müllners „Die Schuld“ schrieb, hat so eben auch eine Recension von einem der trefflichsten Reisewerke, das in der neuesten Zeit in Deutschland erschienen ist, gegeben, nehmlich dem „Tagebuch einer Reise“ *) von der Frau Gräfin von der Recke. Diese Anzeige ist musterhaft geordnet; sie erzählt die Geschichte und den Inhalt des Werkes, läßt vielen seiner hohen Vorzüge Gerechtigkeit widerfahren, und berührt, was Hrn. Vanderbourg nicht lobenswerth schien, mit Hochachtung und Zartheit. Eine Stelle derselben darf indeß nicht ohne Bemerkung vorüber gehn. Hr. Vanderbourg findet es Unrecht, daß die edle Reisende ihre Gedanken als Protestantin über die Indulgenzen, die Cerimonie des Fußwaschens, die in Kirchen verwandelten heidnischen Tempel u. s. w. äußert. Er stellt dagegen die Bemerkung auf, daß ja doch die katholische Confession die schönen Künste begünstige; — (!! Ein sehr oft gehörtes, aber sehr wenig sagendes Argument. Die schönen Künste sind eine Ausschmückung des gesellschaftlichen Lebens; aber wo von höhern Gütern der Staaten und der Menschheit überhaupt die Rede ist, muß man sie so wenig in die Wagschale legen wollen, als die Wandverzierungen in Anschlag kommen, wo von der Brauchbarkeit und Festigkeit eines Gebäudes die Rede ist.) — und wirft dann sanftmüthig die Frage auf: „Wozu den alten Haß zwischen Communionen erneuern, die anfangen in Frieden mit einander zu leben?“ — In Frieden? Und die schauderhaften Vorgänge in Nismes? Und der katholische Dischof in den Niederlanden, der seinen protestantischen Monarchen nicht ins Kirchengebet schließen will, und sich weigert, ein Tedeum für die Geburt des Kronprinzen singen zu lassen? Und die Schriften, in denen mitten in einem protestantischen Lande darauf angedeutet wird, nur das seyen ächte Fürsten, nur solche hätten Gehorsam selbst von ihren Truppen zu fordern, welche der Pabst als wahre Bekenner Christi ansehe; ja, diesem gebühre auch in weltlichen Angelegenheiten die höchste Autorität? Und der Mysticismus, der in tausend Gestalten ver-

*) Eine willkommene Nachricht für die Lesewelt von höherer Bildung des Geistes: der 4te Band des Buches ist unter der Presse.

kappt, den Proteſtantismus immer enger umſchließt, wie die Schlangen den Laokoon? — Nein, wahrlich, ſollte jemals bei dem Proteſtanten — der Himmel verhüte es! — wieder Erbitterung erwachen, ſie würden die Entſchuldigung der Nothwehr haben. — Es iſt wohl an der Zeit, es einmal zu ſagen: jeder vernünftige Proteſtant ehrt die katholiſche Konfeſſion, da ſie ſo großen und ſo geiſtreichen Nationen heilig iſt; aber er iſt aus demſelben Grunde berechtigt, auch für ſeine Konfeſſion daſſelbe Gefühl von Andersglaubenden zu fordern. Der Proteſtantismus macht keine Verſuche, in das Gebiet eines fremden Glaubens einzubrechen: er darf fordern, daß man auch das ſeinige nicht beeinträchtige. — Freilich wiſſen die Proteſtanten ſehr gut das Weſen des Katholicismus, von den Anſprüchen der Hierarchie zu unterſcheiden. — Duldſamkeit gegen die nur ſie ſelbſt berührende Eigenthümlichkeit Anderer, iſt eine Tugend; Duldſamkeit gegen herrſchſüchtige Eingriffe, iſt verdammliche Schlaffheit.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 25. März zum erſtenmal: „Das Conſilium," verſifiziertes Luſtſpiel in 1 Akt von Fr. v. Weißenthurn. — Eine artige Poſſe, deren Hauptſpaß in der Verkleidung der jungen Liebhaberin in eine ältere Mutterrolle, und des Liebhabers in den Anzug eines Arztes vor funfzig Jahren, beſteht. Sie wurde in allen Rollen gut geſpielt, vorzüglich von Hn. Born d. Ä. der den Vater gab, und Mlle. Eppersdorf, welche die alte Amſterin machte: wieder zwei Beweiſe, wie gut es iſt, gewiſſe alte Rollen jungen Künſtlern zu übertragen. Welche? Nun ſolche, deren Wirkung davon abhängt, daß ſie mit Milderung wirklich vorhandener Kraft geſpielt werden.

Hierauf zum erſtenmal wiederholt: „Der Lügner," nach Goldoni von Ehrenberg. — Dies uralte Stück, das vor mehr als 160 Jahr von dem Spaniſchen Theater aufs Franzöſiſche, von dort aufs Italieniſche und Deutſche wanderte, und — immer umgemodelt und verſeinert wurde, ſpielt in ſeiner gegenwärtigen Bearbeitung in Leipzig, und iſt auch in dieſer ſehr unterhaltend. Sie fordert indeß, um ihre volle Wirkung zu thun, daß alle Rollen, die jüngere Schweſter ausgenommen, komiſch geſpielt werden, was um ſo nöthiger iſt, da manche Karaktere ſonſt unangenehm werden, z. B. die des Empfindſamen und ſelbſt die des Eiferſüchtigen. Am lehterhaftеſten gezeichnet iſt wohl der Karakter der erſten Liebhaberin, die ſich auch über ihren Vater und ihren gefühlvollen Verehrer luſtig zu machen ſcheint, ohne ihre Meinung über ſie irgendwo auszuſprechen. Ueberhaupt iſt, nach der Laune Maſſe der Italieniſchen Poſſen, keine einzige Perſon im Stück, für die man ſich eigentlich intereſſiren kann: alle gewähren nur ſo viel Spaß, als dem Verfaſſer eingefallen iſt. Dies iſt der Hauptpunkt, auf welchem der Deutſche Bearbeiter hatte nachhelfen ſollen. — Hn. Erich's eigentliches Fach ſind die Chevalier-Rollen, die große Leichtigkeit und Lebhaftigkeit fordern. Der Lügner gelang ihm ſehr gut; vielleicht hatte er ihn aber nicht blos luſtig, ſondern auch komiſch machen ſollen. Das hatten auch die ernſthaften Liebhaber ſeyn ſollen. Die beiden Väter, dargeſtellt von Hn. Linzelmann und Hn. Born, waren es und belustigten. — Beſtimmung: Hr. Erich hielte, ſo viel ich mich erinnere, in beiden Stücken in derſelben Kleidung. So etwas geht ſonſt für einen Verſtoß, und nicht mit Unrecht.

Vermiſchte Nachrichten.

Der Unterſchied zwiſchen dem Verbrennen eines Folterinſtruments und einem Decret das die Folter verbietet, auf den das Morn. Chron. aufmerkſam machte, hat ſich ſehr augenſcheinlich erwieſen. In Valencia wurde ein Officier am 2ten und 4ten Februar gefoltert, weil man ihn einer Anzeigung gegen die Regierung beſchuldigte.

— Als Gegenſtück zu einem rechnenden Hunde, der in Paris ſein Geld gezeigt, auch wohl in einer Kutſche abgeholt wird, um vornehme Geſellſchaften zu unterhalten, kündigen die Engliſchen Zeitungen jetzt ein gelehrtes Schwein an, das nicht nur rechnet, ſondern auch buchſtabirt, und ſogar jedem ſeine geheimen Gedanken ſagt.

— Nach Amerikaniſchen Blättern iſt in Süd-Karolina ein Duell zwiſchen zwei Frauenzimmern vorgefallen, die ſich einen Mann ſtreitig machten. Er, die unſchuldige Urſache des Duells vorgeſtehend, war bei dem Kampf gegenwärtig; die eine fiel, und er wurde ſogleich mit der andern getraut. — Wer in dieſer neuen Ehe den Hut tragen wird, der erſchöne Mann, oder die Elegerin? Wie ſicher wird er unter dem Schutze dieſer Heldin leben!

Ueber die Iſis des Hrn. Prof. Oken. (Einget.)

Wenn einſt vor Roms, vor Illions Geſchichten,
Der Weltenkreis Dir, Iſis, Weihrauch ſtreute,
Der Herrlichkeit ſich Dir als Prieſter weihte,
Und Deinen Schleier Niemand wagt' zu lichten:

Erhebende, Du wollteſt gnädig richten,
Wenn eines Staubgebornen freche Beute,
Dein Name jetzt ein Schild dem Unſinn leihte,
Der hier erſcheint in Proſa, Bild, Gedichten.

Selbſt unſers deutſchen Bragurs großten Jünger
Beſchimpft Dein Alterspriester mit dem Witze
Des Unſinnds, neidend uns den Preisering. *)

Verzeiht auch ihm, die er ſinnet an die Spitze
Des Wortverwalts ſetzt. Trotz Geiſel, Zeuer, Finger,
Liebt Niemand ihn. — Den Prieſter, Iſis, ſchütze!

*) Eine bittre Kritik Goethe's, auch dem Engliſchen überſetzt, war im vorletzten Heft der Iſis abgedruckt.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Donnerſtag, den 30ſten März.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Sprachbemerkungen.

An Sebaſtian.

(Fortſetzung.)

Solche Wörter, wie ich Dir vorhin nannte, Sebaſtian, muß man wirklich zu verdeutſchen ſuchen; denn ſie ſind keinem Volke eigen, ſie gehören dem Menſchen und der Welt an. Und wenn ich im Deutſchen das Reine lieber ſehe als das Schecki ge, wer wird mir das verübeln? Aber ſonſt laſſe ich gern jedem das Seinige, auch dem Franzoſen, und dem gerade am liebſten; denn was er uns gegeben hat, iſt gewöhnlich ſo böſe, daß wir's gern entbehren, und wollen wir das nicht, wenigſtens das fremde Wort als ein Wahrzeichen des fremden Dings da ſtehen laſſen. Die luſtigen, herz- und haltloſen Geſellſchaftsbeziehungen, die uns von dorten her überkommen ſind, – wollen wir jagen, ſie uns zuzueignen, indem wir das Fremde auch in die Sprache einführen? Wer da will, verehre die Mode, aber als eine Franzöſiſche Göttin! Wem es um den leeren, ſchalen, ermattenden Sinnenreiz zu thun iſt, der amuſire ſich nach Belieben; luſtig ſeyn hat's ein Franzos vom Range gedolmetſcht: Gott bewahre uns in ſolchen Fällen vor Verdeutſchungen! Durch kalte Höflichkeit, durch fade Artigkeit, durch überzuckerten Spott der Geſellſchaft einen Zwang anzulegen, iſt dem Deutſchen fremd; genüren und ennuyiren kann nur ein Franzos, oder wer es ihm nachthut. Man hat neulich nach ſchicklichen Benennungen für unſere weibliche Jugend vielfach geſucht. Das abſcheuliche Mamſell ſollte verſchwinden und mit Recht; denn wenn manches Franzoſengut fratzenhaft ſcheint, ſo war das gar noch eine verzerrte Fratze. Demoiſelle war ein Franzöſiſches Wort; die meiſten ſtimmten dafür, die Töchter des Landes ſollten hinführo Fräulein heißen. Wer aber etwas Deutſches thun will, der muß auch, wo es immer geht, den Schein des Hochmuths meiden. Stimmten die Deutſchen Mädchen in jene Bemühungen ernſtlich mit ein, ſie hätten es gern geſehen laſſen, hätte man ſie fortan Jungfrauen oder, da die Abkürzung ſich geltend gemacht hat, Jungfern genannt. Da das nun aber Schwierigkeiten hat, da aus den Jungfern der alten häuslichen, bürgerlichen Zeit galante Putzdamen und Demoiſelles geworden ſind, was läßt ſich da machen? Die Töchter unſeres Landes, die die alte Zeit mit der neuen zu verbinden wiſſen, mögen darauf antworten.

Ich könnte Dir ein langes Verzeichniß ſolcher Wörter zuſammenſtoppeln, Sebaſtian, von denen ich am liebſten gar nicht höre, die ich aber, ſobald ich die Beutrife hören muß, nur Franzöſiſch hören mag. Ganze Fachwerke aus dem Gebiete galanter Wiſſenſchaften und Künſte möchte ich dahin packen. So die edle Kochkunſt; ſo die Fran-

zöſiſche Tanzkunſt, die nicht, wie die Volkstänze, zunächſt auf das Schöne ihr Augenmerk richtet, ſondern nur mittelbar, wenn es gerade aus dem Amüſement hervorgeht, als welches erſter und letzter Zweck alles Franzöſiſchen Lebens iſt. Doch genug davon. Es iſt das meine Meinung bei allen ausländiſchen Wörtern. Begriffe, die dem Deutſchen Volke eigenthümlich ſind, oder die es mit andern gemein hat, muß es nothwendig auch mit Deutſchen Ausdrücken benennen. Hier thut die Reinigung Noth, doch mit Maaße; was wie eingebürgert und jedem verſtändlich iſt, wollen wir nicht herausjagen. Vom Tabak wollen wir immerhin ſprechen und nicht vom Nieswurzkraut, und eine alphabetiſche Ordnung iſt wohl eben ſo gut und deutlich, als eine abecediſche. Fremde Begriffe aber, die wir nicht haben mögen, oder die uns doch nie ganz eigen werden können, benennen wir auch ausländiſch. Recenſionen ſind Büchnerbeurtheilungen; jeder weiß das, und ſo ſcheint das fremde Wort, ſchon weil es kürzer iſt, beſſer als das längere. Solch Ding iſt aber auch nichts rein Deutſches, haben wir es gleich weit darin gebracht. Die Journaliſtik iſt Franzöſiſch; die dumpfe Gelehrſamkeit, dergleichen ſich zumeilen findet, kommt aus den Lateiniſchen Schulen; der Induſtrieritz — Nun, das Wort iſt halb ausländiſch, alſo wird die Sache wenigſtens nicht uns Deutſchen allein zu Schulden kommen. Und was ſonſt noch durch den langen Gebrauch ſich an den Begriff eines Recenſenten angehängt hat, das heimlich Schleichende, das Schlaffe von hinten Streckende, nach den Winden Tanzende, möchteſt Du, mein Deutſcher Landesmann, und wer es mit Dir iſt, Dir wohl Mühe geben, um Deutſche Worte für ſolche Begriffe zu finden?

Vor zweifacher Verwerdniß hat jedes Volk ſich zu hüten; die eine kommt von außen her, die zweite erwächſt ihm in dem eigenen Schooße. Die Sprache iſt der beſte Spiegel des Volks. Was in dem erſten Punkte vorſtehen iſt, zeigen die Franzöſiſchen Einläufer; über den andern ließe ſich auch vieles ſagen und aus der Sprache beweiſen. Nur wer beſſern will, darf nicht anfangen bei der Sprache; er müßte es verſuchen in das ganze Treiben des Volkes einzugreifen. Es giebt eine Schlafheit, die mit der Unkenntniß gleichen Schritt geht; ſie vermag es nicht zu urtheilen, und vermöchte ſie's, ſie wagte nicht ſich auszuſprechen, aus Furcht vor den Leuten. Sie will aber auch nicht für unfähig gelten, und darum ſucht ſie ſich für alle Fälle zu ſichern, damit es ſich am Ende ergebe, ſie ſtimme mit den Beſten überein. Wo ſolche Geſinnung und Beſtrebung gewöhnlich iſt, muß ſich ihr auch die Sprache bequemen; eine Menge Ausdrücke werden ſich loſe und ſchwankend geſtalten, daß man ſie drehen und wenden kann und ſicher iſt vor dem Erröthen in der Geſellſchaft. Die Geſinnung findet ſich bei den Franzoſen; die Erſcheinung in ihrer Sprache. Das weibliche Geſchlecht, wenn es den ſchönen Beruf zur Thätigkeit überſchreitet und mit Urtheilen über Kunſt und Wiſſenſchaft glänzen will, muß in denſelben Fall kommen, wenn nicht eine ausgezeichnete Geiſtesbildung hinzutritt; das Weib kann die Mißbilligung nicht vertragen, wie der Mann es kann oder doch könnte. Den Weibern kann man das verzeihen; fehlt aber in des Mannes Rede die Beſtimmtheit, ſo iſt es ein ſchlimmes Zeichen. Freundes Benennung iſt etwas ſo Reines und Herrliches, daß jeder Beitrag ſie trüben muß; heute pflegt man bloß von guten Freunden zu wiſſen. Das Wort hübſch iſt ein gutes Wort, gegen das ich an und und für ſich nichts einzuwenden habe. Nicht alle Dinge können ſchön ſeyn, und hieße man alle ſo, es bliebe kein einziges ſchön. Sobald in ſolchen Ausdrücken der Gebrauch ſchwankt, ſobald zeigt ſich auch ein Mangel an Schönheitsſinn im Volke. Und wahrhaftig, Sebaſtian, es iſt mir oft vorgekommen, als hätte man hier einen Grund kleinmüthig zu ſeyn. In Geſellſchaften, die ſich etwas vornehm zu ſeyn dünken, piquirt man ſich natürlich auf Kunſtunterhaltung. Aber wenn es dazu kommt, wie deutlich laſſen ſich die Perſonen oft zeigen, die für alle beſprochenen Gegenſtände ein und denſelben Ausdruck in Bereitſchaft führen. Ob es eine Raphaeliſche Madonna iſt, oder eine gemeine Portraitmalerei, bei der man wenigſtens das Urbild vergleichen kann; ob es ein Götheſches Meiſterſtück iſt oder ein Kotzebueſcher Dreiterhauer, eine Mozartſche Muſik oder ein Leierlied aus dem Kindermädchen: das iſt gleich. Es iſt entweder alles hübſch oder alles ſchön, oder gar prächtig und köſtlich. Dieſes köſtlich iſt auch ein Lieblingswort, aber mehr für die geſchmackvollen Taſchenbuchhelden. Auch iſt es von der neueſten Zeit, in der man gar zu gern von allem nippen und koſten möchte. Daran hängt die Tiefe, das Gemüth, mit dem gar viel Unweſen getrieben wird, und was nicht jonſt noch.

Ich bin abgekommen von Deinem Gegen-

stande, Sebastian, und am Ende ist es so besser, als wenn ich dabei geblieben wäre. Man wird die Ankündigung erst verstehen können, wenn das Urwortthum erschienen ist. Bis dahin fürchte ich durch Mißdeutung jenem Manne Unrecht zu thun, dem es an Fähigkeit zu dem Werke gewiß nicht fehlt, und dessen durchdringendem — oft aber nur zu durchdringendem Willen gewiß Ehre gebührt. Er hat sich selbst Lobredner bestellt, ein halbes Dutzend hoch, vom Konrektor durch die Professoren und Direktoren hindurch, bis zum Kaiserlich Russischen Hofrath, alles von den korrespondirenden Schlüsseln ausgegangen. Das gefällt mir nicht; sieht marktschreiermäßig aus, und wer tüchtig ist, braucht es nicht. Auch mag es wohl anderen nicht gefallen haben; —, der einsichtsvolle, alles Gute kräftig fördernde —, hätte sonst wohl auch mitgesprochen. Manchen kann dergleichen abschrecken, und das gute Werk könnte dadurch leiden; möchten sich daher andre Förderer finden, wie ich es gern seyn möchte in meinem Kreise, und Du gewiß auch, Sebastian.

Lebe dann wohl, mein Freund! Das Schlechte laß uns bekämpfen, das Mittelmäßige bessern, das Gute herbeiführen. Laß uns ringen nach dem Schönen; dem Hübschen wollen wir sein Recht nicht nehmen. Die Perle der Freundschaft wird selten gefischt, seltener benutzet; so wollen wir uns mit den guten Freunden befindet. Wandelt doch Hebe im Olympos; war doch Theseus unter den Lebenden, als Pirithous bei den Schatten schmachtete. P. Disiderius.

Fräulein und Jungfrau.

Dem Zeitgeist und der Deutschheit zu Ehren, hat man verschiedentlich vorgeschlagen, die Französische Modebenennung: Demoiselle, mit dem vornehmen und niedlichen Worte: Fräulein, zu vertauschen, was auch bereits hie und da wohlgefällig eingeführt worden, und oft lächerlich erschien. (So stand z. B. in den Schwalbacher Kurlisten: „Frau N. Lederhändlerin und Fräulein Tochter; Herr Moses Amschel, mit Fräulein Schwester" u. dgl.) Adliche Fräulein könnten aber diese Art von Usurpation für Eitelkeit und Anmaßung halten. Zum Unterschiede der Adelichen und Bürgerlichen, bezeichnete man zwar jene mit dem Fräulein von, und diese mit dem bloßen Fräulein, wodurch denn Beide doch in wirkliche und unwirkliche, gnädige und ungnädige Fräuleins abgetheilt wären, indem wohl ersteren das Ahnrecht der Gnade verbliebe. Warum soll aber das alte schön und wohlklingende Deutsche Wort: Jungfrau nun bei den Gebildeten (vielleicht nur von Verbildeten oder Uebergebildeten) hinweg gebannt werden? So nannten sich vormals auch die adelichen Töchter. — Was man ist und seyn will, muß man auch heißen wollen. Luthers naiver Bibelausdruck Fräulein kann doch nicht dazu verleiten, denn eben sowohl dürfte der Jüngling nun Männlein genannt werden, was Manchem nicht anstehen möchte, wenn ihm nicht Junker oder Junkerlein (auch Jüngelchen) etwa noch aushelfen soll. Bleibe man also bei jenen üblichen Benennungen: Edelfrauen und Fräulein, Frauen und Jungfrauen, und lasse der dienenden Jungfer ihren gebührenden Namen. Die Dame und Madam verschwinde zugleich mit der Demoiselle und Mamsell, wenn sie nicht Französinnen sind. — Die Oesterreichische Benennung der gebildeten Jungfrauen, durch Fräulein, kann hier nicht wohl zum Vorbilde dienen, denn eben so gut müßte denn auch der nicht jedem anständige Herr von N. bis X. Y. Z. eingeführt werden. Musterhaft sind aber die Wiener Verdeutschungen von Komteß und Prinzeß, in Fräulein Gräfin und junge Fürstin.

G—g.

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

Was können die Juden fordern? oder freimüthige Betrachtungen zur Beurtheilung der Bürger-Rechts-Ansprüche derselben in der freien Stadt Frankfurt am Mayn. 1817.

Der alte Streit wird hier mit alten Gründen fortgeführt; doch ist es lobenswerth, daß der Verfasser nur historische und juristische anführt, und sich keine Schmähungen erlaubt. — Eine denkwürdige Erscheinung aber ist es in der Geschichte Europa's, daß zu einer und derselben Zeit man von der einen Seite den Juden die Ertheilung der Bürgerrechte streitig macht, und von der andern sich große, glänzende und ehrwürdige Gesellschaften gebildet haben, die uralten Annalen eben dieses Volkes, durch Uebersetzungen in allen Sprachen auf der ganzen Erde zu verbreiten. Ein Paar Jahrhunderte oder Jahrtausende weiter: welche Gestalt dieser Gegensatz gewonnen haben mag? (Einges.)

Vermischte Nachrichten.

Island hat eine sehr wichtige Bereicherung erhalten. Vor einigen und 40 Jahren hatte man einige Rennthiere dorthin gebracht: diese haben sich ausserordentlich vermehrt, sind aber wild. — Das Dänische Papiergeld hat auf Island keinen Umlauf. Die Isländer bestehen darauf, es nicht zu nehmen.

— „Meine Ansicht der Geschichte, von P. F. J. Müller. Düsseldorf, 1816.“ heißt ein Buch in welchem behauptet wird, es habe vor Tausenden von Jahren nur Ein Reich auf der Erde gegeben, in dem nur Eine Sprache geredet worden. Das Reich habe dem Hause Oestreich gehört, und die allgemeine Sprache sey die Deutsche gewesen. Was man von den Griechen und Römern erzähle, seyen nur ersonnene Lügen, Italien und Griechenland seyen nur von Empörern gegen das Haus Oestreich bevölkert worden, und die sogenannten alten Schriftsteller von Neuern geschmiedet, um glauben zu lassen, daß diese Völker älter seyen, als das Deutsche. Julius Cäsar und August seyen eine Person mit Karl dem Zweiten von Neapel u. s. w. — Und von diesem Buche werden lange höhnende Anzeigen gemacht. Fühlt man denn nicht, wie klein und grausam es ist, Kranke zu verspotten? Nur der Verleger verdiente allenfalls ausgelacht zu werden.

— Eine Anekdote aus dem Anfang des Spanischen Krieges. Den Tag nach dem ersten Aufstande in Madrid ließ Murat den Alcalde der Hauptstadt rufen, und fuhr ihn mit der Frage an: „Wie konnten die Einwohner von Madrid so wahnsinnig seyn zu glauben, sie würden eine so starke Armee, wie die meinige, überwältigen?“ — Ich habe ihnen schon vor drei Tagen gesagt, daß das nicht gehn würde! antwortete der Alcalde. Murat staunte ihn an bei diesem offnen Geständniß des Mitwissens, entließ ihn aber sogleich mit der Erinnerung, ein andermal nur gegen seinen Beichtvater so offenherzig zu seyn.

— Das Morn. Chron. behauptet, die neue Engl. Ambassade nach China, finde dort Schwierigkeiten, angenommen zu werden. Die Chinesen seyen wegen des Krieges mit Nepaul erbittert und argwöhnisch.

— In Irland haben zusammengerottete Haufen arbeitsloser Tagelöhner bei Nacht den Damm des großen Kanals durchbrochen; wie es scheint, in der Absicht, dadurch Arbeit zu erhalten, da der Damm nothwendig hergestellt werden muß, und die veranlaßte Ueberschwemmung großen Schaden gethan hat.

— Ein Dieb, Namens Baker, der am 5ten März zu London gehangen wurde, versicherte auf dem Wege zum Galgen: „dies sey die glücklichste Stunde seines Lebens!“ Ein schreckliches Wort, wenn es nicht im Wahnsinn gesprochen wurde.

— Englische Zeitungen erzählen folgenden Vorgang: Auf ihrer Reise im Mittelländischen Meere lief die Prinzessin von Wales, auf Malta ein, und wünschte die merkwürdigen Gebäude daselbst zu sehn. Der Englische Kommandant schlug es ab, wenn Ihre Königl. Hoheit, da sie eben aus Tunis kam, nicht wenigstens eine zehntägige Quarantaine überstehen wolle. Die Prinzessin machte ihm ernste Vorstellungen, aber er blieb bei seiner Vorschrift. Sie bezog nun wirklich das Quarantaine-Haus, verlor aber schon nach zwei Tagen die Geduld und segelte nach Griechenland.

— Am 15. (27sten) Febr. ist das erste Schiff zu Riga angekommen, und zwar in sieben Tagen von Stettin. Am 20. Febr. (4. März) waren schon 5 Schiffe angelangt. Der Düna-Strom ist nur auf einer Strecke von zehn Meilen von Riga aufwärts gefroren. Weiter hinauf liegt schon eine Flotte von vielen hundert Barken (dort Strusen genannt,) mit Getraide beladen, und erwartet das Aufgehen des Stroms, um zur Stadt zu gelangen.

— Man hat in Pompeji ein antikes Wandgemälde entdeckt, das tanzende Skelette darstellt. Ein sonst sehr geistvolles Blatt bemerkt: diese Entdeckung müsse die Untersuchung, „wie die Alten den Tod abgebildet,“ auf eine unerwartete Weise entscheiden. Das doch wohl nicht! Diese Gerippe stellten ja Todte vor, nicht aber den Tod.

Anzeige.

Diese Zeitschrift geht mit dem Anfange des bevorstehenden Aprilmonates an einen neuen Verleger über, den Herrn Buchhändler Enslin in Berlin. Der Herausgeber glaubt diese Gelegenheit ergreifen zu müssen, sich über Bestimmung und Inhalt dieser Schrift noch einmal zu erklären. Er hat den Vortheil, dabei auf das hindeuten zu können, was sie vor zehn Jahren war, und auf das, was sie jetzt seit mehr als sieben Monaten von neuem geleistet hat.

Ihre Bestimmung ist, an jeder öffentlichen Erörterung über Gegenstände des politischen und bürgerlichen Lebens der Nation, ihrer Literatur und der Kunst, ruhig, unbefangen, aber kräftig Theil zu nehmen, auch wohl solche Erörterungen selber anzufangen; zugleich aber durch sorgfältig gewählte Artikel frohen Inhalts, zu vergnügen.

Sie unterscheidet sich also von allen andern politischen und wissenschaftlichen Blättern schon ihrem Plane nach dadurch, daß sie mit ernster Betrachtung und Rüge, gefällige Unterhaltung zu verbinden sucht; und von allen Unterhaltungsblättern durch das Bestreben, geistvollem Zeitvertreibe wichtige Nützlichkeit beizugesellen.

Diesem Zwecke gemäß bestand ihr Inhalt bisher aus kurzen politischen und wissenschaftlichen Abhandlungen, aus Beurtheilungen neuer Bücher, Karakterschilderungen, Erzählungen, Gedichten und Betrachtungen; eine beigefügte nichtpolitische Zeitung gab eine Chronik der Berliner Bühne, eine Bücher-Chronik, Auszüge aus den neuesten Englischen und Französischen Zeitungen und Korrespondenz-Nachrichten.

In dem Beifall den dieser Inhalt und der Geist desselben bisher erwarb, sieht der Herausgeber eine Verpflichtung, sich kein Ändern im Karakter der Schrift zu erlauben, als Vervollkommnung desselben. Dr. G. Merkel.

Preis und Gang dieses Blattes bleiben unverändert, ausgenommen daß der Unterzeichnete (Breitestraße, Nr. 23.) vom Anfange Aprils an die bisherigen Bestellungen befriedigt, und von dieser Zeit an die neuen an ihn zu senden sind.

Th. Chr. Fr. Enslin.

1817. Nro. 139.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Sonnabend, den 22ſten März.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Mahnung der Zeit an die proteſtantiſche Kirche bei der Wiederkehr ihres Jubelfeſtes. Nebſt einer Nachſchrift an die katholiſche Kirche und deren Oberhaupt. Für Kleriker und Laien von einem Laien. Germanien 1817.

Starke, ergreifende, erſchütternde Worte, in welchen die Sache des Proteſtantismus nicht nur geführt, ſondern zugleich ſo hell beleuchtet wird, daß es ſelbſt manchen eifrigen Bekenner deſſelben zum Blinzeln zwingen wird. Die beſte Karakteriſtik dieſer Schrift geben wohl ein Paar Stellen derſelben.

S 28. u. f. heißt es: „Zum andern möchten wir fragen, ob auch unſer Kultus dem wahren Zwecke der Gottesverehrung hinlänglich entſpreche. Man darf mit Recht annehmen, daß das Mangelhafte in der Form unſrer Liturgie und alles deſſen, was zur gemeinſchaftlichen Religionsübung gehört, und das Bedürfniß einer neuen Reform in dieſer Hinſicht, ziemlich allgemein gefühlt werde. Nur möchten wir denen nicht beiſtimmen, welche meinen, es fehle unſerm Kultus bloß an äußerem Glanze und die Augen feſſelndem Pompe; wenn man ihm alſo nur von dieſer Seite zu Hülfe komme und etwa Gebräuche bei uns einführe, die der Meſſe und den Prozeſſionen in der katholiſchen Kirche ähneln, ſo wäre die Sache ſchon abgethan, und ſo würden ſich unſre Kirchen ſchon anfüllen mit einer Menge von ſchau- und hörluſtigen Seelen. Das Letzte könnte freilich wohl der Fall ſeyn; aber ob dies eine wirkliche Verbeſſerung wäre, dürfte man gar ſtark bezweifeln. Die Anbetung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit möchte dabei wohl eben ſo viel verlieren, als die Tempel an Menſchenfülle gewinnen. Was indeß auch äußerlich dazu beitragen kann, die Feierlichkeit unſrer kirchlichen Verſammlungen zu erhöhen, und die religiöſe Gemüthsſtimmung der Verſammelten zu beleben, ſoll keineswegs verſchmäht werden. Namentlich wünſchten wir dies in Anſehung der Feier des Abendmahls, die durchaus nicht ein bloßes Anhängſel des übrigen Gottesdienſtes ſeyn, ſondern den Charakter einer ſelbſtſtändigen, zur allgemeinen Theilnahme geeigneten, Handlung annehmen ſollte. Auch die Taufe, die faſt zum Privatakte bei uns herabgeſunken, müßte wieder das Gepräge einer öffentlichen und feierlichen Handlung erhalten, ſey es nun im Einzelnen bei der wirklichen Kindertaufe, oder im Ganzen durch Veranſtaltung eines jährlichen Taufffeſtes. Die Predigt muß freilich einen Haupttheil des Gottesdienſtes bei unſern gewöhnlichen Verſammlungen ausmachen; denn dieſe ſollen ja auch zur belehrenden Erbauung dienen. Aber ſie ſollte weniger einförmig und lang ſeyn u. ſ. w.“

S. 43. frägt der Verfasser: „Haben in diesen letzten Zeiten, wo die bürgerliche Zwietracht aus einem fast ganz katholischen Lande auging, und schier alle Bande zwischen Fürsten und Völkern aufzulösen drohte, nicht gerade die protestantischen Völker am treuesten an ihren Fürsten, selbst wenn diese katholisch waren, gehangen, und dadurch die Verträglichkeit des Protestantismus mit der bürgerlichen Ordnung und Ruhe, aufs herrlichste bewährt? Wie kann man also behaupten, daß die künftige Ruhe von Deutschland oder gar von Europa, die Wiedervereinigung der protestantischen Kirche mit der katholischen heische? Und wie wollte man wohl eine solche Vereinigung zu Stande bringen, da beide Kirchen auf ganz entgegengesetzten Prinzipien beruhen? Der Protestantismus betrachtet die Kirche als eine freie, der Katholizismus als eine Zwangsgesellschaft. Jener will nur ein unsichtbares Oberhaupt haben, und sich lediglich an die durch Vernunft und Schrift gegebne Offenbarung halten; dieser will ein sichtbares Oberhaupt haben, dessen untrüglicher Ausspruch erst entscheiden soll, wie jene Offenbarung zu deuten und anzuwenden sey. Zwei solche Parteien lassen sich nicht durch gegenseitiges Nachgeben und Annähern in Ansehung dieser oder jenen Lehrsatzes oder Gebrauchs, sondern nur dadurch vereinigen, daß die eine ihr Prinzip geradezu aufgebe und so ihr ganzes Wesen verläugne. Das hierarchische System, wie es noch immer von Rom aus verfochten wird, steht mit dem Geiste unserer Zeit in einem so schroffen Gegensatze, daß selbst viele Katholiken öffentlich oder geheim dagegen protestiren, mithin dem Prinzipe nach schon halbe Protestanten sind. Wenn aber dessen ungeachtet nur selten ein Katholik zur protestantischen Kirche übertritt, während immer von Zeit zu Zeit einige, und zum Theil nicht unberühmte Männer aus dieser zur katholischen übergehn, und dann mit recht lebendigem Proselytenеifer den Katholizismus empfehlen: so liegt dies einerseits in dem Charakter der protestantischen Kirche, vermöge dessen sie auf den Uebertritt zu ihr, nicht so großen Werth legen, und daher auch nicht so eifrig im Bekehren seyn kann, als die katholische; andererseits aber auch in dem persönlichen Charakter jener Männer, vermöge dessen sie von dem geistigern Kultus zu einem sinnlichern hingezogen wurden, wenn nicht vielleicht noch andre Motive mitwirkten, über die Gott allein richten kann.“ —

Uebersicht der Geschichte der Juden.

Ein Fragment.

Titus überraschte die Nation in ihrem Heiligthume, in dem Augenblicke, da sie sich in dasselbe fromm zusammendrängte, ihr wichtigstes Fest zu begehen. Ihr Kampf um Alles, um Vaterland, Selbstständigkeit und Religion, war lang und entsetzlich; aber auf dem Schutthaufen ihrer Hauptstadt und ihres Tempels ward sie zerrissen, vernichtet. Eine Million Menschen fiel, nach Josephs Berichten, unter dem Schwerdt; 96,000 Gefangene wurden in Bergwerke begraben, an das Ruder gekettet, oder im Circus zu Rom, zum Kurzweil der Herren der Welt, von wilden Thieren zerrissen. Als Sklaven oder elende Flüchtlinge zerstreute sich der übrige Theil des Israelitischen Volks in alle Welttheile, vom China bis nach Portugal.

Wohin sie gingen, folgte den Ueberwundenen Auszeichnung, theils freiwillige, theils aufgedrungene. Sie waren Jahrtausende lang die öffentlichen Bewahrer jener Wahrheit gewesen, welche nur die Weltweisen gewisserer und großer Nationen zu errathen vermochten, ihren Schülern nur zuflüstern durften: der Lehre von einem Gotte. (*) Sie sahen durch diese Lehre selbst eine Religion, die aus der ihrigen entsprungen war, die Weisesten unter den Heiden gewinnen, täglich einen bisherigen Zustand erlangen; sie hatten für ihre Religion gelitten, wurden noch täglich um ihretwillen gedrückt: wie hätten sie nicht mit enthusiastischem Eifer ihr und ihrem Gebrauchthümen anhangen sollen? Vielleicht würden sie sich indeß ausmälig unter die Christen verloren haben, wenn ihnen nicht der Eigennutz gleich nach ihrer Zerstreuung einen brennenden Stempel aufgedrückt hätte. Der ökonomische Despotism, der selbst die Cloake mit Abgaben belegte, sah mit Verdruß durch die Verbannung von Palästina, eine Lücke in den Staatseinkünften entstehn. Sie auszufüllen, befahl er, daß die Juden, in welche Lage sie immer das feindselige Schicksal gedrückt haben mochte, einzeln dieselbe Kopfsteuer erlegen sollten, die sie einst in ihre Hauptstadt zusammengetragen und ihrem Scheinfürsten für den Cäsar entrichtet hatten. Dies Gesetz war mit so viel Strenge beobachtet, daß Suetonius, wie er im Leben des Domitian erzählt, selbst einen neunzigjährigen Greis öffentlich befähigt sah, um auszumachen, ob er zur steuerpflichtigen Religion gehöre. Ist es ein Wun-

der, daß sich Heiden und Christen von aller Vermischung mit den schimpflich Ausgesonderten zurückzogen, sie von allen Staatsämtern ausschlossen u. s. w.? Daß das Selbstgefühl des Volkes Gottes es zu wiederholten verzweiflungsvollen Versuchen sich empor zu helfen, reizte, und es dann, nach jedem Mislingen, immer mehr als der allgemeine Feind betrachtet, immer mehr durch allgemeinen Haß ausgezeichnet ward? Es suchte Trost in den heiligen Büchern seiner Religion, und fand Veranlassung zum Stolz in denselben, zur Verachtung seiner Unterdrücker, wozu das menschliche Herz ohnehin so geneigt ist. Mit ernstem Eifer eilte der Jude daher, seinem Neugebornen das unauslöschliche Zeichen zu ertheilen, an dem er selbst so schwer trug. Mit Fanatismus hielt er über die Gebräuche seiner Religion, und erhob bloße Sitten zu Gewissenspflichten.

Jene Kopfsteuer scheint also den Grund zur Fortdauer ihrer Absonderung gelegt zu haben. Wer immer in den folgenden Zerrüttungen Herr einer Provinz ward, übersah diese Quelle des Einkommens nicht; und versiegte sie auch während des Tumultes selbst, so erinnerte man sich doch bei der ersten eintretenden Stille ihrer wieder, und öffnete sie sorgfältig; denn nichts ist bleibender, als eine einträgliche Finanz-Spekulation. Marmor und Erz sind sehr vergängliche Denkmale gegen ein Steuer-Register.

Als der Christianismus den Thron bestiegen hatte, wuchs das Elend der Juden zu einer noch viel fürchterlichern Höhe an, als jemals vorher. Die Bischöfe setzten ihren größten Ruhm darin, die Religion, aus der die ihrige entstanden war, zu verfolgen, und leider fanden sie nur zu oft bei den Regenten bereitwillige Hülfe dazu.

Die Zeiten der Verwirrung, welche die Anfälle der Nordischen Barbaren über alle Provinzen des Römischen Reiches verbreiteten, gewährte den Juden Erholung. Sie vermehrten sich, sie breiteten sich aus, theilten aber auch überall das Schicksal der unterjochten Völker, unter denen sie lebten. Glebae adscripti konnten sie zwar eigentlich nirgend werden, da sie nirgend eine Heimath hatten, aber jeder Gewaltige bemächtigte sich ihrer nach Belieben, und behandelte sie als Sklaven.

Als die Trümmer des Römischen Staats sich in bleibendere Reiche verwandelt hatten, wurde die christliche Religion in den Europäischen, die muhamedanische in den Asiatischen und Afrikanischen nothwendige Bedingung, um auf Rechte und Freiheiten Anspruch zu machen. Die Juden behielten eine unsichre, schwankende Existenz, und wurden mehr übersehen, als geschützt, aber jetzt kam es ihnen zu statten, daß ihre Nation seit so langer Zeit auf das vivere ingenio war reduzirt gewesen. Sie hatten eine Menge Kenntnisse und Künste erhalten, welche die Christen verloren hatten. Durch diese wußten sie sich überall einzuschmeicheln, sich Ansehn zu erwerben und nothwendig zu machen. Mancher Fürst, dem seine christlichen Unterthanen weniger waren, als seine Jagdhunde, behandelte die Juden mit Schonung, weil sein Leibarzt zu ihnen gehörte. Sie erhielten lange fast allein die friedliche Verbindung zwischen den Nationen, durch den Handel; jede feinere Kunst übten sie, und jede höhere Kenntniß suchte das Volk bei ihnen. Daß man sie noch im vorigen Jahrhunderte so oft als Zauberer verfolgte, daß sie selbst in dem jetzigen so oft als Wahrsager befragt wurden, und noch jetzt die meisten Taschenspieler Juden sind, ist das letzte, ausgeartete, misgestaltete Ueberbleibsel ihres alten wissenschaftlichen und künstlerischen Glanzes.

(Der Schluß folgt.)

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am 19ten März: „Tony," von Th. Körner. — Mdme. Krickeberg spielt die Mestize Babekan (Ein Arabischer Männername!) so trotzig, scharf und eckig, als wir Europäer uns die Afrikaner gewöhnlich denken, also mit Wahrheit für uns, und nach der Zeichnung des Dichters. Auch Tony selbst wurde von Mdme. Devrient mit Feuer und zarter Innigkeit gegeben. Vielleicht bin ich ein andermal so glücklich, auch andern Rollen dieses Stückes Aehnliches nachsagen zu können.

Hierauf zum ersten Male: „Die Lotto-Nummern." Singspiel in 1 Akt, musikalisch componirt von Nicolo Isouard. Eine ausgewanderte Französin in London, die ihr Vermögen verloren hat, widersteht den Heiraths-Anträgen eines Liebhabers, weil sie ihn für zu reich hält. Er macht sie glauben, daß er arm sey; er überredet sie, mit ihm in die Lotterie zu setzen, und endlich täuscht er sie mit der Nachricht, daß sie zusammen eine Quaterne gewonnen haben, deren Betrag er heimlich selbst bezahlen will. Ihre Gesellschafterin hat aber dieselben Nummern besetzt; das Wehklagen derselben verrath die Wahrheit, aber die

Gelichte ist gewonnen, und giebt dem Liebhaber die Hand. — Die Musik erinnert häufig an andre Kompositionen; aber sie ist artig. Mdme. Gelber erwarb sich Beifall durch ihren Gesang; der Rolle auch durch ihr Spiel einen bestimmten Karakter zu geben, suchte sie eben nicht. Hr. Gern d. M. stellte einen Londner Gastwirth deutlich und lustig dar.

Bücher Chronik.

Deutschlands Zukunft in der Gegenwart. Aufsätze von Dr. Ludwig Wachler. Breslau 1817. bei Holäufer. — Eine Rede, und zwar voll Beredsamkeit. Der Verfasser zankt mit dem, was ihm in der Gegenwart roh erscheint; dann zählt er auf, was sie Lobenswerthes zeige, und hofft für die Zukunft viel. Hr. Wachler hat fast überall Recht, und zwar auf eine angiehende Weise. — Merkwürdig ist ein Faktum, das er in der Vorrede anführt. In der Versammlung der „Schles. Gesellschaft für vaterländische Cultur," wurde am 31. Jan. d. J. in einem öffentlichen Vortrage gesagt: „Die Heldenschaaren bei Gros-Beeren und Dennewitz seyen mehr durch den Glauben an den Kronprinzen von Schweden, als durch gottergebenes Vertrauen auf die Rache und durch heilige Begeisterung für König und Vaterland, zum herrlichen Siege geführt worden." Ob der so sprach, schlief auf dem Schlachtfelde nur? — Auch wenn sich so etwas vertheidigen, selbst wenn es sich erweisen ließe, sollte es nicht öffentlich gesagt werden. — Am folgenden Tage war Hr. Wachler nicht mehr Mitglied der Gesellschaft.

— Beiträge zu den Hessen-Casselschen Landtags-Verhandlungen der Jahre 1815 und 1816, von Fr. L. von Berlepsch. Erfurt, 1817. — Ohne sie oder wider die Sache Partei zu nehmen, die in dieser Schrift geführt wird, muß sie der letztern das gegründete Zeugniß geben, daß sie sehr merkwürdig und wichtig sey. Gerade solche Erörterungen über die Vorgänge und Verhältnisse in den einzelnen Deutschen Ländern, geben die reichhaltigsten Beiträge zur Kenntniß des ganzen Deutschlands, und der tausendfachen Gerechtsamen und Interessen, die sich in demselben drücken und klemmen. Vorzüglich muß der letzte Artikel, ein Besuch, worin Dr. von Berlepsch entweder der Lehnverpflichtungen entlassen, oder wieder in Besitz der Vortheile gesetzt zu werden bittet, für die sie gezwungen werden, zu ernstem Nachdenken veranlassen. Der Verfasser darauf war: daß es bei den ersten belassen werde, der Lehnhof aber auf das Andre nicht eingehen könne.

Vermischte Nachrichten.

In London ist eine Beschreibung einer Reise durch Deutschland, Schweden, Rußland und Polen in den Jahren 1813 und 1814 erschienen, und zwar von einem Studenten, Namens James. Nach dem Bericht welchen das Monthly Review darüber giebt, muß sie sehr interessant seyn, was schon die Zeit, in der sie gemacht wurde, beweist. Aus Preußen erzählt es die interessante Anekdote: „In einer kleinen Stadt war während eines Gefechts das Haus einer armen Frau durch eine Preußische Bombe in Brand gerathen. Die Nachbarn eilten herbei zum Löschen, aber die Eigenthümerin rief ihnen zu: „Halt! Geht ihr nicht daß unser Landsleute das Haus angezündet haben? Begreift ihr nicht, wenn sie die Stadt nicht haben können, daß auch die Franzosen sie nicht benutzen sollen? Laßt brennen! Laßt brennen!"

— Der Union-Club zu London, dessen Anklage bei der Gutsession der Hohen Corpus Akte eine so große Rolle spielte, hat seit drei Jahren keine Sitzung, selbst kein Mittagsmahl gehalten, hat keine Jahresbeiträge gehoben, und keine Verbindungen mit andern Clubs.

— Auf dem Petersplatze zu Rom wird nun den großen Obelisk eine Sonnenuhr ins Steinpflaster gelegt, deren Zeiger er seyn wird.

— Bei Wesken in Nordamerika soll ein Meerbrein liegen, der 492 Fuß im Durchmesser hat. Ein Hr. Bendich meint, er könne weder aus dem Monde kommen, noch in der Luft entstanden seyn, sondern möge ehemals ein Trabant der Erde gewesen seyn. Vielleicht beweist er auch nur, daß es auf der Erde selbst Steine der Art giebt, wie die Aerolithen.

— In Paris ist ein Regenschirm erfunden, der alle Bequemlichkeit eines Schreibepults enthält. Man hofft durch eine Verbesserung alles Nöthige eines Putztisches, ferner einen Stuhl, einen Tisch, ein Bett und endlich eine tragbare Küche hinzuzufügen.

— In dem Ballet Paul und Virginie wurden die Zuschauer vor dem Theater Feydeau vor kurzem sehr angenehm überrascht: statt der furchtbaren Meeren die sich auf das Schiff herabsenken sollten, erschien der prachtvolle Palast aus dem Prunkstaat in Cenbrillon.

— In seinem neuen Werke, „über die Colonien ꝛc." giebt Hr. de Pradt allen Europäischen Mächten, welche Colonien in Amerika besitzen, den Rath, sie ohne Weiteres sich selbst zu überlassen, und auf sie Verzicht zu thun, damit die furchtbaren Ereignisse die dort Statt haben, nicht auch Europa erreichen.

Wien, am 12ten März 1817.

Ganz Deutschland wird mit Vergnügen die Nachricht hören, daß der erlauchte Oesterreichische Held, Feldmarschall Carl Fürst von Schwarzenberg, auf dem Wege der Besserung ist. Als ihn ein apoplectischer Anfall befiel, gerieth ganz Wien in die größte Bestürzung. Alles nahm den größten Antheil an seinem Befinden. Sehr gut verstand der Kaiser bekanntlich einen auf diesen Tag bestimmten Kammer-Ball; andre Balle bei den Staatsminister Fürsten Metternich, bei dem Russischen Gesandten Grafen Stackelberg u. s. w. wurden augenblicklich abgesagt. Ganz Oesterreich freut sich nun, daß dieses Unglück drohende Zufall ohne böse Folgen abgelaufen ist. Die Oesterreichischen Journale enthalten jetzt eine Berichtigung eines Irthums in der zu Breslau erschienenen „Biographie moderne ou Dictionnaire de tous les hommes morts et vivans etc." wo dem Feldmarschall Fürst Schwarzenberg vorgeworfen wird, daß er im Jahre 1796 bei Kehl überrumpelt und gefangen worden wäre. Sie sagen: „Feldmarschall Fürst Carl Schwarzenberg ward nie überrumpelt und nie gefangen. Mag hier Namensähnlichkeit oder was immer zum Grunde liegen, so ist es doch äußerst unbesonnen, Nachrichten nachzuschreiben, die einem Namen Makel anhängen, an welchem der Ruhm so denkwürdige Erinnerungen geknüpft hat u. s. w."

1817. Nro. 140.

Ernſt und Scherz;

oder

der alte Freimüthige.

Montag, den 24ten März.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum

Ueberſicht der Geſchichte der Juden.

Ein Fragment.

(Schluß)

Vielleicht wäre es ihnen gelungen, ſich eine bleibende, ehrenvolle Stelle unter den Staatsbürgern zu ſichern, wenn der Fanatismus nicht plötzlich ſeine verheerende Fackel gegen ſie geſchwungen hätte. Die Kreuzzüge erweckten den alten Haß der Chriſten gegen ſie mit erneuerter Wuth. Durch Plünderung der Juden ſuchten ſich manche bekreuzte Fanatiker Mittel zu ihrem abentheuerlichen Zuge zu verſchaffen; durch Niedermetzelung derſelben bereiteten ſie ſich zu den Greueln vor, die ſie in Aſien üben wollten. Die Obrigkeiten ſahen meiſtentheils ruhig zu, und begnügten ſich, das Vermögen der Erſchlagenen zu confiſciren.

Von nun an, vom 11ten bis zum 17ten Jahrhunderte: welche Reihe von Abſcheulichkeiten, die man ſich gegen dies unglückliche Volk erlaubte! Welche abgeſchmackte Veranlaſſungen, die man dazu erſann! Bald ſollten ſie Hoſtien geſtohlen, ſie durchſtochen und verbrannt, bald Chriſtenkinder gekreuzigt, bald den Wahnſinn eines Fürſten veranlaßt, bald auch Brunnen vergiftet haben! Im Jahr 1349 ermordete man ſogar viele Tauſende von ihnen, in der Ueberzeugung, ſie hätten die große Peſt gemacht, die damals Europa durchwüthete. Schimpfliche Abzeichen aller Art wurden auf ſie gehäuft; man ſchloß ſie von faſt allen Gewerben aus; man ſonderte ihre Wohnungen ab, und manche Stadt ſah es für ihr wichtigſtes Privilegium an, daß kein Jude ihren Bezirk betreten dürfe. Die Deutſchen Kaiſer verhandelten ſie als ihre Kammerknechte an die Reichsſtände, die ſie nach Belieben mit ungeheuren Abgaben belegten; ja, bei jeder Kaiſerkrönung forderte man von ihnen den dritten Theil ihres Vermögens, weil, wie es in einer Inſtruktion vom Markgrafen Albrecht von Brandenburg heißt: „Ein jeder Römiſcher König oder Kaiſer den Juden allenthalben im Reich all ihr Gut nehmen mag, dazu ihr Leben, und ſie tödten bis auf ein Anzahl deren (dwenig) iſt.“ Aber indeß man die Unglücklichen ſo zerriß, der Clerus ihnen überall Scheiterhaufen aufthürmte, und der Irrthum der Regenten ſie zu Hunderttauſenden von Land zu Land jagte, leiſteten ſie den handeltreibenden Nationen einen äußerſt wichtigen Dienſt, durch Erfindung der Wechſel. — (??)

Die Projektmacher.

Kein Geſchöpf verdient mehr Mitleiden, als ein unglücklicher Projektmacher, und doch lieſt man nicht ſelten auf ſeinem Geſichte eine Schilderung ſeines Charakters, die zum Lachen bewegt, die ſo karikaturartig ſeine wilden Begierden, ſeine

großen Absichten und Plane verräth, daß man zu glauben bewogen wird, nur Er sey der Einzige, er sey — komischen Anschauens — der Mann, der da kommen soll.

Es sind meistens ihrer eigentlichen Sphäre entrückte Menschen und verunglückte Passagiere auf dem ihnen bestimmten, aber verlornen Lebenswege. Wie vielerlei Schwierigkeiten erfahren diese Leute, wenn sie versuchen, sich über die Grenze zu erheben, die ihnen ihr Glück oder ihr Schicksal anwies. Wie mancher hoffnungsvolle Jüngling ward nicht unrettbar unglücklich, weil er den Rechnenstisch mit der Schaubühne vertauschte? Wie mancher ehrliche Träumer hat wollen Dichter, Philosoph oder auf irgend eine Weise Schriftsteller, Künstler seyn, und gewann nichts, als daß er Bankerot machte und hernach vom — Kopiren leben mußte. Wie viele sind am Planemachen in Verzweiflung oder, was schrecklicher ist, so tief in den Schlamm der Schurkerei gesunken, daß sie auf immer aller menschlichen Hülfe beraubt wurden. Und so weiter.

Es reizt diese Unglücklichen eine solche unzeitige Begierde, große Absichten, große Plane zu schmieden, zu verkünden, auszuschreien, daß man oft in Gefahr kommt, sie für wahnwitzig zu halten, indem sie, ganz in ihren göttlichen Eigenschaften versunken, alle menschlichen Unternehmungen im Vergleich mit ihren Einfällen und Handlungen, geradezu für Thorheiten erklären. Videantur — neueste Philosophen! —

Die unbeschreiblich egoistische Denkungsart dieser Menschengattung stellt uns den menschlichen Verstand von einer traurigen Seite vor, da er durch falsche, schiefe Grundsätze geleitet, durch einen gewissen frommen Eifer angetrieben wird, einen Eifer, der eine wirkliche Seelenkrankheit andeutet. Nicht Warnung der Freunde, nicht Jammern von Weib und Kindern, nicht die Zerstörung des ganzen Lebensverhältnisses, ändert diese Leute; wüthend gehen sie ihren Plänen nach, bis ein Gewaltstoß sie vernichtet.

Der Handwerker, der von diesem Wahnwitz im Gehirn geplagt wird, arbeitet 20 Jahre, um eine Flinte zu erfinden, die ohne Ladung schießt; der Astronom hat keine Ruhe im Bette, weil er eine sich unaufhörlich bewegende Maschine erfinden will; der Chymist rafft seinem Luftgolde nach.

Dies sind die standhaften oder phlegmatischen Projektmacher. Es giebt aber auch veränderliche. Dies sind die Lächerlichsten, die ewig Gallopirenden. Sie jagen schnell nach jedem Fantom; sie sind die Spinne im Gebiete der Natur; sie finden eine herzliche Wonne daran, auf dem wilden, unfruchtbaren Boden der Unwissenheit und Dummheit mit einander in die Wette zu rennen.

Sie sind einer jeden Sache gleich überdrüssig; sie bleiben nicht in den Schranken ihrer eignen Kenntnisse, sondern schweifen immer über ihre Fähigkeiten hinaus. Sie achten es nicht für nöthig, langsam und Schritt für Schritt zu gehen; sondern sie hüpfen von einem Gegenstand zum andern, und fallen, wie schlechte Jäger, von einer Spur auf die andre, und finden wegen ihrer Unbeständigkeit nie die wahre. Sie wissen alles und wissen nichts. In dieser Klasse giebt es viele die großes Unheil stiften, besonders unter den Schriftstellern. Sie nehmen von der Oberfläche jeder Wissenschaft nur den Schaum ab, und geben sich in jeder für Adepten und kompetente Kenner aus. Sie quälen die menschliche Gesellschaft mit ihrer vorgegebenen Wissenschaft, und sinken in die tiefste Unwissenheit hinab, die der menschlichen Natur anstößig ist. Sie besitzen ein Talent in der verkehrten Anwendung der Sachen, und geben ihre Irrthümer für Vernunft und Tiefblick aus. Sie sind Orakel, die jedem Satz eine Auslegung nach Belieben geben, unterdessen daß ihre betrogenen Anbeter ihre prophetischen Aussprüche bewundern. Sie kritisiren alles, weil sie nie das Rechte wissen. Sie geben sich für große Kenner der Naturkraft, suchen sie in jedem Winkel, in jeder Höhle der Erde, wo sie nicht wohnen mag. Sie sehen jedes Werk des Genies mit eifersüchtigen Augen an, und übersehen, wie die betrügerischen Roßtäuscher bei der Untersuchung eines Pferdes, seinen schönen Bau, seine leichte Bewegung; fangen hingegen ein großes Geschrei an, wenn sie ein Fehlerchen am Hinterviertelle finden. Sie wollen die Prosa ausputzen und die Reime verbessern; sie erfinden eine neue Sprache, eine neue Poesie, sprechen aber gewöhnlich am schlechtesten, schreiben verwirrte Dinge und elende Verse, und verderben, verpfuschen alles, worin sie sich mengen. Wenn eine Partei dieser Pfuscher in der gelehrten Welt erscheint, so muß man über ihren Egoism erstaunen. Alles sehen sie mit verachtenden Augen an. Homer muß zittern, Pindar sich verkriechen, Aristoteles wird zu Boden geworfen, wenn sie auftreten. — Wie oft habe ich, wenn ich in der Stille dem lärmenden Beifall, den sie in ihrer erhitzten Einbildungskraft sich selbst geben, zuhörte,

mir das Vermögen gewünscht, den Gegenstand ihrer ungerechten Kritik von den Todten aufzuwecken, und ihn, nur mit seiner einfachen Erhabenheit geschmückt, unter diese ewigen Plauderer zu stellen, um sie mit einem durchdringenden Blick auf einmal zu vernichten! —

O, es ist gewiß ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Charakter eines solchen Projektmachers und dem eines würdigen Künstlers! Jener geht brausend, rasend seinen Gang, bald in Nebeln, bald durch Pfützen; dieser still, einfach, bescheiden, gerade am hellen Mittag in fruchtbaren Ebenen. —

Das Genie stralt wie Sonnenlicht und bedarf des Projektmachens nicht, bedarf es nicht, mit Fingern gewiesen, mit Lärmtrommeln angekündigt zu werden. Wo es immer steht, da leuchtet es, wird fühlbar dem Thoren wie dem Verständigen. Mit Schöpferkraft zaubert es eine neue Welt um sich her, lebt und webt in dieser einzigen, und fühlt seine Größe weniger noch, als der Biber die Weisheit seines Baues. Nie war sein Wirken Folge des Selbstvorziehens vor andern, oder des Selbstanstaunens mit Bewußtseyn. Gang der Natur und Wirken des Geistes entknospen seine Kraft zu Entschluß und That. Es macht keine Diktatorsprätensionen; es gehet still, aber kühn und groß seine Bahn! K—pf.

Bestimmung.

„Armer Freund, Zufriedenheit suchst Du als Bestimmung und kannst sie nicht finden? — Hast Du ein Weib?" — Ein edles Weib, das mir mit seltner Treue zugethan ist. — „Und Kinder?" — Zwei Töchter, das Ebenbild der Mutter. — „Leidest Du Mangel?" — Meine Arbeit lohnt mir mit Ueberfluß. — „Und warum suchtest Du auswärts, was Du in der Nähe hattest?" — Ich ward von Zweifeln hin und her getrieben. — „Hast Du nie etwas Gutes gethan?" — Hie und da wohl etwas. Auch hätte ich vielleicht dessen mehr gethan, wenn ich nicht zu sehr mit Nachdenken über meine Bestimmung beschäftigt gewesen wäre. — „Das Gute, welches Du thatest, gab Dir doch Beruhigung?" — Ja. — „Du besaßest also ein untrügliches Mittel zur Zufriedenheit, Deiner Bestimmung, zu gelangen, und vernachlässigst es, um — in Büchern ein ungewisses zu suchen. Wähntest Du, irgend ein Weisheitkrämer hätte Dir mehr Aufschluß über Deine Bestimmung geben können, als Dein eignes Herz? In Dir selbst wohnte das Orakel, und das vergaßest Du zu fragen, und doch ist es allein untrüglich. Du liefest Gauklern und Possenspielern nach, die mit der Wahrheit einen Schleichhandel treiben und sich für Dollmetscher der Gottheit ausgeben, da sie doch die einfache Sprache der Natur nicht verstehen. Du fandest Beruhigung, Frieden mit Dir selbst, wenn Du Gutes wirktest: wie natürlich ist die Lehre, die daraus fließt!" — — Die Sprache der Natur ist leicht zu verstehen, und wer sie verstehet, kennt seine Bestimmung, aber der Mensch, von kindischer Eitelkeit irre, will nun einmal lieber Charlatanerien entziffern, und dieser Eigensinn, dieser Dünkel kostet ihm nicht selten die Ruhe seines ganzen Lebens. Er stirbt, noch bevor er gelernt hat zu leben. K—pf.

Der Affe am Spiegel.

Fabel.

Ein Affe kam vor den Spiegel. Unwissend, daß dieser seine eigene Gestalt zurückwarf, schlug er mit seinen Pfoten nach dem Glase. „Daß ich Dich zermalmen könnte, Du scheuslich haariges Ungeheuer, rief er erbittert dem Spiegel zu; wie häßlich Du aussiehst!" —

Lachen Sie nicht, strenger Moralist, der, den Sie so bitter tadeln, erspart Ihnen den Spiegel. K—pf.

Charaden.

Mein erstes heißt bei den Berlinern: Nein!
Mein zweites wird bekannt als welscher Fluß Dir seyn;
Mein drittes rennt der Sclav', ist er des Lebens satt
Mein Ganzes eines Heil'gen Namen hat.

Das zweite kann bestehn, wenn auch das erste fehlt,
Allein nicht umgekehrt will ich das erste wissen;
Das erste wird vom zweiten oft zerrissen:
Doch wer den Franziskanerorden wählt,
Der muß das erst', und kann das zweite missen.

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

Ueber stehende Heere und Landwehr, mit besonderer Rücksicht auf die Deutschen Staaten. Von L. A. F. von Liebenstein, Gr. Bad. Oberamtmann. Carlsruhe, 1817.

Der Verfasser behauptet gegen die berühmte Schrift des Hn. von Rotteck, daß nicht Buonaparte, sondern Carnot, 1793. die Conscription in Frankreich eingeführt habe; und daß diese eigentlich die einzige taugliche Maaßregel sey, um wirklich die Nationalmacht wehrhaft zu machen und zu erhalten. Er meint indeß, diese solle in der Landwehr bestehn, und nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl stehender Truppen auf dem Fuß gehalten werden; — dann geht er zu Erörterung, zu Vorschlagen über einzelne Theile der Organisation einer solchen doppelten Nationalmacht über. So weit der Verfasser dieser Anzeige ein Urtheil über die Gegenstände wagen kann, findet er sie sehr lichtvoll behandelt; das aber kann er mit Zuversicht erklären, daß diese kleine Schrift sehr gut und mit reinem Eifer geschrieben ist.

Vermischte Nachrichten.

Aus ununterbrochen aufgezeichneten meteorologischen Beobachtungen über die letzten hundert und zwanzig Jahre, die ein berühmter Gelehrter zu Berlin benutzte, ergiebt sich, daß in dieser ganzen Reihe von Jahren kein einziges dem zuletzt verflossenen glich. Eine Nachricht aus Kopenhagen behauptet dagegen, vor hundert Jahren sey dort gerade ein solcher Witterungwechsel gewesen, als in diesem Jahre, und darauf seyen noch zwei sehr nasse Jahre gefolgt; also werde es jetzt auch der Fall seyn.

— Auch die glänzendste Laufbahn erreicht ihr Ende! Der große Tom Belcher, der unsterblichste Boxer den England jemals besaß, ein Held der fünf bis sechshundert Rippen zerbrach und zweihundert Kinnladen zerschmetterte, ist endlich gezwungen, seinen glorreichen Thaten zu entsagen. Ein Zufall hat ihm den kleinen Finger der rechten Hand verstümmelt. Was sind die Menschen, und was ist alle menschliche Herrlichkeit!

— „Brodt oder Blut!“ schrieen wüthend 3000 Kohlenträger zu Radstock in Somerset. Der Friedensrichter versammelte einige Kavallerie, las die Aufruhr-Akte vor, und ließ vier von den Versammelten gefangen nehmen, worauf sich die Uebrigen zerstreuten.

— Zu der Metromanie, Dansomanie, Melomanie der Französischen Bühnen, ist nun auch eine Mascarademanie gekommen. Man schlagt vor, darauf eine Maniemanie folgen zu lassen.

— Mit scheinbar scherzender Miene, aber doch im Ernst, erklärt die Gaz. de Fr. die sonderbare Witterung hange mit dem Rückgange der Magnetnadel zusammen; und dieser rühre von den Flecken der Sonne her, die lauter Ritzen und Löcher wären. Sie habe durch diese von ihrer anziehenden Kraft verloren, darum weiche die Erde von ihrer Richtung ab. Es ist leicht Erklärungen zu machen, wenn man es mit der Richtigkeit der Thatsachen und der Begriffe nicht genau nimmt.

— Einst, als der Cardinal Mazarin eine neue Steuer aufgelegt hatte, und man in einem Gassenhauer darüber spottete, rief er aus: „Sie singen? Sie werden bezahlen!“ Dies Bonmot ist seit einiger Zeit sehr oft in den Franz. Zeitungen angeführt worden, aber nun ist es in Gefahr, seine Autorität zu verlieren. Ein Gastwirth klagt, eine lustige Gesellschaft habe eine ganze Nacht bei ihm getrunken und gesungen, und doch beim Weggehen nicht bezahlen — können.

— In Paris ist ein Walzer von sechs Bänden erschienen, betitelt: „Biographien Lebender,“ ein Seitenstück zu der Deutschen Fabrik-Spekulation: „Die Zeitgenossen.“ Mit großem Recht erhebt sich das Journal de Paris gegen eine solche Buchmacherei, die immer nur der Partheilichkeit frohnen kann. Man darf überzeugt seyn, daß solche Würdigungen Lebender, in der Regel den Freunden alles Nachtheilige, an Feinden alles Lobenswerthe verschweigen, beinahe unmöglich Werth haben können. Gegen Lebende gerecht zu seyn, dazu gehört eine Reinheit und Stärke des Karakters, die sehr selten ist.

— Die Wirkung des Rufs! Einem Manne, der während der Revolution beständig eine große Rolle spielte als ein schlau berechnender Kopf, der aber jetzt über siebzig ist, begegnete vor kurzem ein Freund auf der Gasse. Erstaunt ihn so gealtert zu sehn, frägt er ihn zutraulich: „Was haben Sie für eine Absicht dabei, so alt zu werden?“ Wenn der Mann einmal stirbt, sagt ein Franz. Blatt, so wird man ohne Zweifel glauben, er habe einen Plan dabei.

Aus Wien.

In Deutschland sind gegenwärtig Schriften über die Insurrektion und die Kriege in Tyrol an der Tagesordnung. „Die Zeitgenossen,“ „Forsters Beiträge zur Kriegsgeschichte,“ die „Biographie Andreas Hofer“ u. s. w. enthalten mehr oder weniger Notizen zu jenen denkwürdigen Geschichten, in denen Andreas Hofer, noch mehr aber der Freiherr von Hormayr eine Hauptrolle spielten. Darum sind viele der Meinung, als sey Freiherr von Hormayr der Verfasser derselben, und wolle sich nun eine geschichtliche Celebrität erwerben, da er seine politische Rolle ausgespielt hat. In der in Baiern erscheinenden Allemania thut ihm sogar einer seiner Freunde den Gefallen, es beweisen zu wollen, daß er wirklich der Verfasser derselben sey, und kann nicht begreifen, wie ein Mann, der die Oesterreichischen Censurgesetze so augenscheinlich übertritt, seine Werke im Auslande drucken zu lassen, zum Historiographen des Hauses Oesterreich ernannt werden kann. Indessen will der Freiherr von Hormayr nichts davon wissen, und sagt, daß ihm die Papiere zu jenen Schriften entwendet worden seyen, als er gefangen von Wien abgeführt worden wäre. — — Hormayr lebt nun in Wien, doch ohne politische Wirksamkeit; dagegen ist der bekannte Roschmann, ebenfalls letzthin Intendant in Tyrol, der mit Hormayr zugleich verhaftet, aber nach einigen Tagen wieder entlassen wurde, gegenwärtig referirender Hofrath. Dr. Schneider, bekannt durch die Insurrektion im Vorarlberg, ist ebenfalls in Wien Appellationsrath. Auch dieser wurde mit *Hormayr und Roschmann* zugleich aufgehoben, aber bald wieder entlassen. Der Tyrolische Held, verdienter, klüger und muthiger als Hofer, Joseph Speckbacher, bekannt durch seine erstaunenswürdigen Schicksale, war vor einigen Monaten als Tyroler Scharfschützen-Major in Wien. Viele der Insurrektions-Häupter Tyrols leben gegenwärtig zu Pera bei Constantinopel, wo sie bei dem kaiserl. Internunzius Stürmer Schutz fanden.

1817. Nro. 141.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Dienſtag, den 25ſten März.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Ueber die feine Welt, als Schule der Bildung und Veredlung des Menſchen.

Die Natur hat den Menſchen nicht, wie das bloße Thier, mit lauter vollendeten Trieben und Fertigkeiten auf die Welt geſetzt, ſondern mit unentwickelten Anlagen und Fähigkeiten, deren Ausbildung ſein eignes Werk ſeyn ſoll: ſo ging unter den vielen theils liebenswürdigen, theils furchtbaren Geſchöpfen, auch ein achtungswürdiges hervor. — In ſeiner kindlichen Schwachheit nimmt ſich die Natur des gewordenen Lieblings mütterlich an; allein kaum iſt er der erſten Pflege entwachſen, ſo entzieht ſie ihm auch ihre leitende Hand. Der Menſch, ohne es zu wiſſen was er iſt und werden ſoll, fängt ſchon an zu ahnen, daß es der Würde ſeiner Geſellſchaft nicht gemäß ſey, öffentlich ſo zu erſcheinen, wie er aus dem Schooße der Natur in die Welt getreten iſt, und von dieſer Ahnung geleitet, fährt er fort ſich zu kleiden, ſich auszubilden, in Hinſicht Andrer Schicklichkeit, in Hinſicht ſeiner ſelbſt Anſtand zu beobachten. Doch dieſes ſchwankende Gefühl für Schicklichkeit und Anſtand erhält nicht eher eine beſtimmte Richtung, die begleitende Schaam überwindet nicht eher ihre Schüchternheit und Verlegenheit, als bis an die Stelle der dunklen Ahnung eine klare Anſicht der Dinge tritt. Mit dieſer geht er nun in jene eigentliche Bildungsſchule, welche es zu ihrem Hauptgeſchäfte macht, das Anſtändige und Schickliche überall zu befördern, und für die allgemeine Denk- und Sinnesart der Menſchen eine allgemeine Richtſchnur anzuweiſen, an die der beſondre Leitfaden für das einzelne Individuum leicht angeknüpft werden kann. Nur in dieſer Schule wird das ſchwankende Gefühl und die von demſelben unzertrennliche Schaam zugleich veredelt, und zu einem vollkommnern Sinn erhoben, der die Menſchen lehrt, ſowohl nach ihrer innern als äußern Geſtalt würdig angethan, und niemals nackt zu erſcheinen, und — das klägliche Nachbeten der Maximen anderer mit edler Freimüthigkeit, die peinliche Verlegenheit mit gefälliger Unbefangenheit vertauſchen.

Man weiß es der feinen Welt wenig Dank, daß ſie ſich der rohen Menſchheit ſo verdienſtlich annimmt: ihr Lohn iſt Undank, Spott und Verachtung. Indeſſen dürfen wir ja nur hingehen in jede andre Bildungsſchule, der Philoſophie etwa, oder der Mathematik, um zu ſehen, wie es allen Schulen nicht beſſer geht als daß diejenigen, welche den ertheilten Unterricht für ihre Aufmerkſamkeit nicht bequem genug finden, über die Spitzfindigkeiten deſſelben ſpotten, ſeinen Nutzen gegen andre in Zweifel ziehn und verdächtig machen, und dem Lehrer für Hochachtung, Geringſchätzung zollen; und dann dürfen wir nur bedenken, welche Aufopferungen der Bequemlichkeit und der Laune

die feine Welt verlangt, welche gespannte Beobachtung der Menschen sie voraussetzt, welche wachsame Aufmerksamkeit auf die feinen Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens und Wirkens sie zur Pflicht macht, sie, die überall schonen und nirgends verletzen will; ich sage, wir dürfen nur dieses bedenken: so beweist jener Unbank, jener Sport, jene Verachtung deutlich genug, daß die Urtheilskraft solcher kräftig scheinenden Jünger, die alles, was die übrige Welt Anstand, Schicklichkeit und Geschmack nennt, über den Haufen werfen wollen, noch ziemlich roh seyn müsse. — Ich deute hiemit indessen nicht auf jene Philosophen, welche die feine Bildung mit tiefen Gründen für ein Uebel der aufgeklärten Zeit ausgeben; nicht auf jene Dichter, welche die feinen Bürger mit gewissenhafter Ueberzeugung als enterbte Kinder der Natur darstellen; nicht auf jene Moralisten, welche die feine Welt mitreist bündiger Erfahrungsbeweise, das Grab der Religion und Tugend nennen: diese darf eine Rede leichten Ganges nicht zu widerlegen hoffen, — also mir ihnen ein Wort zu gelegnerer Zeit; — sondern ich beschränke mich hier eigentlich nur auf die, welche bei jeder Gelegenheit ungebührlich ausschreien: „Unschuld und Natur ist besser als alle Aufklärung und Bildung!“ die nicht wissen, was für ein Unterschied zwischen Unerfahrenheit und Unschuld, zwischen der Natur des Thieres, und der Natur des Menschen ist, und nicht belehrt seyn wollen, daß die Menschheit nicht wie das Thiergeschlecht durch die Natur, sondern durch sich selbst sich vollenden soll; und nicht begreifen können, daß daher die Unschuld und Natur des kindischen Zeitalters, Schuld und Unnatur für das männliche ist.

Eine andre Gattung von Gegnern dieser Schule der feingebildeten Welt, ist jenen gerade entgegengesetzt. Sie haben bei der übermäßigen Abweichung von der Natur, zugleich eine Gleichgültigkeit gegen alle Maximen des Geschmacks und der Schicklichkeit der gebildeten Welt auf die Bahn gebracht, die sie ungebührlich weit getrieben.

Diese Welt, um also auch nicht misverstanden zu werden, die in der Eleganz des Zeitalters ihr Element findet, ist es keineswegs, welche ich als Schule der Bildung und Veredlung anempfehle, da sie als eine misrathne Tochter der wahren Bildungsschule, mit ihrer Mutter, deren Lehren sie verdrehte, weiter keine Gemeinschaft mehr hat, als daß sie sich oft für diese ausgiebt, in ihren Grundsätzen aber so himmelweit von ihr verschieden ist, daß sie ihren Zöglingen Ansichten giebt, die in jeder ehrbaren Schule aufs eifrigste vermieden werden.

Ihre Art über Schicklichkeit und Geschmack zu philosophiren, ist indessen so neu nicht. Es gab Philosophen im Alterthume, welche die Schaam und das Schicklichkeitsgefühl für ein Uebel der Menschheit ansahen, und sich viel Mühe gaben diese Empfindungen zu vertilgen. Wie unwillkührlich erinnert diese Schule nicht an die Klasse der heutigen Reformatoren des Geschmacks, sowohl durch die Aehnlichkeit ihres Gegenstandes, als durch die Manier ihre Ideen geltend zu machen. Das Griechische Salz gab ihnen den Namen Cyniker, sowohl weil sie ihren Grundsätzen durch Bellen und Beißen Eingang verschaffen wollten, als auch weil sie Schaamlosigkeit und Verachtung des allgemein Schicklichen lehrten, ihre Zeitgenossen bewegen wollten die Kleider abzuschaffen, oder wenn die Witterung dies nicht gestatte, sich doch so zu kleiden, wie es die Gemächlichkeit eines jeden für gut fände. Dabei sollte man das Herz immer auf der Zunge führen. — Es liegt aber in der Natur des Menschen, daß Bildung des Verstandes und Veredlung des Herzens nicht gedeihen kann, wenn das Gefühl des Schicklichen und Anständigen vernachlässigt wird, ja daß sie zwecklos seyn will den, weil der Sinn für gesellschaftliches Leben und Wirken mit jenen Gefühlen aufhören, und nichts als jener Geselligkeitstrieb bleiben würde, welchen der Mensch mit vielen Thieren gemein hat. Soll denn unser Adel gegen das Thier, nichts mehr als ein angebornes Vorzug seyn?

Die Bürger der feinen Welt sind auch nicht enterbte, sondern nur mündig gewordene Kinder der Natur; edel und frei gehn sie einher an der Seite ihrer schwachen, aber würdigen Mutter, als ihre wohlgerathnen Kinder. — Kein Grad der Religion und Tugend ist die feine Welt, sondern eine Uebungsschule der Vernunft, des Verstandes, der Urtheilskraft, des Scharfsinnes und des Witzes. — Religion und Tugend sind ihr heilig, werden in ihr geachtet und verehrt, nur kniet sie nicht vor solchen Götzen, die zu verächtlich, und mit solchen Grimassen, die zu pöbelhaft sind. —

(Der Schluß folgt.)

Alwine.

Am brausenden Meer
Des Königs Sohn,
Alwine, der Ringelgelockte,
Mit ernster Gebär
Saß lange schon;
Das Blut in den Adern ihm stockte.

Nun bricht sich die Flut,
Es taucht empor
Valanda, die schönste der Frauen;
Die Woge, sie ruht;
Der Nebelflor
Zerhellet sich über die Auen.

„Was quält Dich für Leid?
Wer sprach Dir Hohn?
Mir kannst Du es sicher vertrauen,
Zur Hilf' ist bereit
Dem Königssohn
Valanda, die schönste der Frauen.

Zum blinkenden Schloß
In Meeres Grund
Bald schwebt' ich Deine hernieder;
Komm, sey Du Genoß;
Du wirst gesund,
Umspielet das Wasser die Glieder.

Es sprudelt hervor
Aus dunkler Kluft
In Vater Oceanes Garten;
Rings sauselt das Rohr,
Rings Blumenduft;
Wir beide, wir wollen sie warten.

Dem Dienste geweiht
Sind Nymphen viel,
Im Garten, im Saal, in der Grotte;
Sie sinnet die Zeit
In frohem Spiel,
In Scherz und in heiterem Spotte.

Geräumig der Saal;
Mit Muscheln bunt
Ergänzen die festigen Wände;
Da tönet beim Mahl
Der Sänger Mund,
Da schlingen zum Tanz wir die Hände.

Dem trauten Gelaß,
Aus Veilchenstein
Ist wonnig die Grotte gebauet;
Das Lager von Moos,
Nicht gar zu klein,
Ward nirgendwo schöner gebauet.

Hier ruhet sich's gut;
O ruhe bald!
Kein Traum aus dem Schlummer Dich reget.
Wann liebende Glut
Im Busen wallt,
Dich mächtiges Sehnen beweget:

So reich' ich Dir hin
Den Becher Wein:
Du kühlest die lodernden Flammen.“
Da schwind't ihm der Sinn,
Er taucht sich ein,
Die Finten, sie schlagen zusammen.

August Wernicke.

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

Ständische Verfassung, ihr Begriff, ihre Bedingung. Von Christian Friedrich Schlosser. Frankfurt am Main, bei Herrmann. 1817.

Endlich werden auch, nachdem der Sturm der politischen Erschütterungen sich gelegt hat, die noch tobenden Wogen in der politischen Literatur sich beruhigen. Von den Deklamationen, den theoretischen Vorschriften, den historischen Schlußfolgen über künftige Verfassungen, wird man zur Erkenntniß und ruhigen Anwendung der einfachen Wahrheit kommen, daß man in keinem Lande der Welt für die Zukunft etwas Besseres thun könne, als das gegenwärtig Vorhandene genau zu untersuchen, das Gute in demselben zu kräftigen und zu beleben; das Nachtheilige zu mildern und zu mildern, bis es verschwindet, und eine Einrichtung festzusetzen, in welcher neue Verbesserungen, so wie neue Fortschritte und Bedürfnisse sie nothig machen, zur Sprache gebracht und bewirkt werden können: aber auch die Form dieser Einrichtung muß nach der Individualität des in jedem Lande Vorhandenen bestimmt werden. — Dies ist auch der vorherrschende Gedanke in der obengenannten Schrift; und von diesem geleitet, trägt der Verfasser eine Reihe heller Erörterungen, kraftiger, edler Gedanken in einer schönen, ruhigklingenden Sprache vor. Das Einzelne zu sichten und zu prüfen ist hier nicht der Ort.

Vermischte Nachrichten.

Da das auf der Spree liegende Badeschiff sich ausgebaut hat, bewilligte Se. Majestät der König dem Erbauer eine beträchtliche Summe als Zuschuß zur Erbauung eines feinernen Badehauses am Ufer des Flusses. Dies steht nun da, aber eine Menge von Stimmen streitet darüber, was es sey? Nur darüber sind alle, selbst der Eigenthümer und der Baumeister einig, etwas Gelungenes sey es nicht; und wer vorübergehe stimme unfreiwillig, obgleich nicht ernsthaft, bei. Wie Unzufriedenheit sagen, soll noch ein andrer Uebelstand und zwar im Innern vorwalten. Dem ursprünglichen Vorschlage nach, sollte dies Badehaus den Vorzug vor dem Badeschiffe haben, daß man sich darin nicht des unreinen Spreewassers bediene, sondern die Bäder sollten aus Brunnen, in welchen jenes Wasser gereinigt durchsickerte, versorgt werden: aber der Boden ist da wo das Haus steht, nicht sandigt, sondern schlammigt, und das Wasser sammelt sich in den gegrabenen Brunnen so langsam, daß es schwerlich hineichen wird.

— Daß der Arzt Rosenfeld zu Konstantinopel, nachdem er 30 Tage der Pest, ungeachtet der vielfältigsten Versuche sich anzustecken zu lassen, widerstanden hatte, endlich doch von ihr ergriffen wurde, scheint zu veranlassen, daß man seine Präservative ganz verachtet. Das ist doch wohl ungerecht. Der Erfolg beweist wohl eigentlich nur, daß er es mit jenen Versuchen zu weit trieb, und seine Mittel, die ihn so lange erhielten, konnen vielleicht hinreichen, jeden der nebenher einige Vorsicht anwendet, aber sich nur solcher Versuche enthält, vollkommen zu sichern.

— In Frankfurt am Mayn, in der Herrmannschen Buchhandlung, erscheint eine neue Deutsche Uebersetzung der Bibel, bei der aber überall die Lutherische Uebersetzung zum Grunde gelegt, und wo sie der Verbesserung bedurfte, diese in Luthers kernhafter Sprache gemacht ist. Ein vollständiger Commentar erhöht den Werth dieser neuen Bearbeitung. Das Ganze wird drei Bande ausmachen, die zusammen etwa 7 bis 8 Gulden kosten. — Beifällig gesagt: die vielen Fehler in Luthers mit so großem Fleiß gemachter Uebersetzung, müssen mancherlei Bewegnisse wegen der Uebersetzungen in so viele außereuropäische Sprachen erregen. Wenigstens von der zu London 1813 erschienenen Uebersetzung des neuen Testaments ins Hebraische, sollen Kenner das Urtheil, daß sie höchst fehlerhaft und großentheils wegen der vielen neugemachten Worte (z. B. für Taufe, welche es im Hebraischen kein Wort giebt,) Juden unverständlich seyn muß. — Der Uebersetzer hat z. B. gleich im Anfange des Evang. von Marcus, mit Luther übersetzt: „Es ist die Stimme eines Predigers in der Wüsten: bereitet den Weg des Herrn u. s. w.“ Der Jude der die Propheten in seiner Sprache gelesen hat, weiß aber, daß die Stelle im Jesaias, die hier gemeint ist, heiße: „Die Stimme des Predigers ruft: In der Wüste bereitet dem Herrn den Weg, und in der Einöde ebnet seinen Pfad *).“ — Was mag alles in den Malayischen, Esthmolischen, Tattarischen, Chinesischen rc. Uebersetzungen stehn!

— In der Schweiz, vorzüglich in Zürich, ist ein Brief im Umlauf, der mit folgenden Worten anfangt: „Ich Jesus, der Sohn Gottes, habe diesen Brief mit eigner Hand geschrieben. Wer diesem widerspricht, soll keine Hülfe von mir zu erwarten haben.“ In der Einleitung wird erzählt, dieser Brief habe in der Magdeburg in der Luft geschwebt; er sey mit goldnen Buchstaben geschrieben, und lasse sich zu dem der ihn abschreiben wolle, zur Erde herab. Die Leser werden zur Frommigkeit ermahnt, und nach dieser gewinnenden Angabe, zu allerlei Unsinn. In dieser Tollheit ist so viel Methode, daß doch wohl endlich die Polizeigerichte sie mit Strenge werden behandeln müssen. — Ein angesehener und wissenschaftlich gebildeter Bürger zu Basel hat sein Amt niedergelegt und seine Besitzungen verkauft, um eine heilige Wanderung zu unternehmen.

— In diesem Winter ist die Donau bei Pesth gar nicht zugefroren.

— Zwischen den Ungarischen und Oestreichischen Literatoren ist jetzt ein Streit darüber, wer am früheisten literarische Produkte hervorgebracht, Oestreich oder Ungarn.

*) Luther hat auch im Jesaias (Kap. 40. V. 3.) seinen Prediger in der Wüste angebracht, weil er hier eine Weissagung auf Johannes den Täufer sah. Koppe dagegen übersetzt richtig.

Gemäldesammlung in Breslau. (Schluß.)

Nun öffnet sich der Tempel des Alterthums. Man glaubt sich nach China versetzt, so grotesk schon und knöchig sprechen uns die Figuren alter Deutscher Kunst an. Gesichter und Physiognomien voll Ausdruck, Gewand und Falten hervorspringend, lebhaftes Kolorit, scharfe Schatten, wenig aber viele Tinten, Füße, Hände, Körper-Form schlecht und unvollendet; wenig, falsche oder gar keine Perspektive: sind der allgemeine Karakter. Sie sind sämmtlich auf Holz und starken Goldgrund getragen, und haben ihres hohen Alters ungeachtet und des Umstands, daß sie Jahre lang mit dichtem Kalk berünchet gewesen, nichts oder wenig von ihrer Lebhaftigkeit verloren. Das älteste ist dokumentirt von 1406, das jüngste von 1580. Eins von 1510 zeigt uns einige Spuren von angewandter Perspektive, obgleich in sehr unvollkommnem Grade.

Den Kranz dieser Immortellen mag ein (wahrscheinlich Jamilien-) Gemälde vom Vater des berühmten Hans Holbein beschließen. Es ist dies ebenfalls auf Holz gemalt, und stellt eine Gruppe von 8 bis 10 Personen verschiednen Alters und Geschlechts, theils stehend, theils knieend um den Leichnam Christi vor. Der Kopf des Greises und der einen jungen, kernigen Mannes, das fromme Gesicht der Aeltermutter und die kindliche Miene der Enkelin, sind die ausgezeichnetesten und ansprechendsten. Zufällig befand sich ein geschickter Arzt in der Gesellschaft, welcher nicht genug die anatomische Richtigkeit des Leichnams bewundern konnte. Wie begnügten uns mit der äußern Form, und bewunderten unter andern die Sorgfalt und Genauigkeit in der Darstellung des Haarwuchses, der Augenbrauen, der Wimpern: jedes Härchen schien gezählt und einzeln ausgedrungen zu seyn.

Außer einigen Künstlerleben verdienen a weitläuf Kunstwerke Erwähnung. Ein Kontrolief von einer Platte Elfenbein, 9 Zoll hoch, 5 Zoll breit, über 3 Zoll dick. Maria sitzend mit Jesus und Johannis im Schooße, herrlich gruppirt und mit unsäglichem Fleiß gearbeitet.

Ferner eine Bildsäule von hartem Serpentin gemeißelt, 6 Zoll hoch. Maria stehend mit dem Kinde, mit vieler Kunst und Zartheit, die geringste Kleinigkeit war nicht unbeachtet gelassen, sogar die Nagel an Zehen und Fingern des Kindes mit Deutlichkeit ausgedrückt. Endlich eine Gruppe von drei weiblichen Figuren aus Alabaster, blos wegen des schönen Gewandes bemerkenswerth.

1817 Nro. 142.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Donnerſtag, den 27ten März.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Ein Brief von Muſäus.

Weimar im Gartenhauſe, den 3. Dec. 1785.

Es iſt ſchon lange mein ernſtlicher Vorſatz geweſen, mich mit Ihnen einmal recht auszuſchwatzen, aber der Himmel weiß, was immer für Nichtswürdigkeiten mir in Weg getreten ſind, die mir dieſes Vergnügen verſagt haben. Heute ſoll mir auch nichts meine Freude verderben. Um deſto gewiſſer zu gehen, habe ich gleich nach Tiſche die Magd mit einem Korb Holz beſrachtet und mich auf meine Villa erhoben, und nachdem bei einem ſehr leidlichem heitern Tage alles um mich her in Ordnung gebracht iſt, die Stube aufgeräumt, das Kanapee aufgeſchüttelt, der Ofen mäßig geheizt, und zum Wohlgeruch die Oberfläche des Altars mit Räucherpulver ſattſam iſt beſtreuet worden, pflanze ich mich mit der Türkiſchen Pfeife auf das Kanapee, wo ich dieſen Brief an Sie bei abgeſchloſſener Gartenthür ungeſtört zu vollenden hoffe. Ja, habe ſo viel in petto das ich Ihnen ſagen möchte, daß ich nicht gleich weiß womit ich anheben ſoll. Es wird am rathſamſten ſeyn, daß ich der chronologiſchen Ordnung folge. Erſtlich den wärmſten Dank für ihren ausführlichen Bericht von der Seereiſe. Nächſt der Odyſſee, die ich vor länger als 30 Jahren mit großer Inbrunſt geleſen habe, hat mich keine Meereſofahrt, ſeitdß die von Cook rund um die Welt, nicht ſo intereſſirt als die Ihrige, denn Sie haben mir gerade das Individuelle derſelben beſchrieben, was ich eigentlich zu wiſſen wünſchte, ihre eignen Empfindungen bei der erſten Seereiſe, die ich keinem von den ehemals hier geweſenen jungen Lief- und Curländern habe abnöthigen können. Aber Sie haben die Kunſt verſtanden, mir Ihre Reiſe recht anſchaulich zu machen, ſo anſchaulich, daß ich alle Ihre Empfindungen in der That mit empfunden habe. Bei dem Schwanken des Schiffs während des Sturmes, wurde die Phantaſie ſo rege, daß alles vor meinen Augen zu ſchwanken ſchien, und ich nach den Armlehnen meines ſybaritiſchen Polſterſtuhls griff, um mich daran feſtzuhalten. Bei der drolligen Beichte des Franzoſen, bebte und bangte mir das Herz, und ich fühlte, daß wenn ich die nämlichen religiöſen Grundſätze hegte, ich ſonder Zweifel das nämliche würde gethan haben; denn nach meinem gegenwärtigen Coſtum würde ich es gewiß nicht an häufigen Stoßgebeten haben mangeln laſſen, wie meine Freunde und Gefährten bei der Waſſerfahrt über den Schwanſee, wie Sie Sich wohl erinnern werden, mir beimeſſen, und welches auch wohl Grund haben mag. So wenig ich bei ruhigem Blute den Stoßgebeten Kraft beilege, ſo iſt doch das eine Schwachheit, die mir noch von der erſten Jugend her anklebt, daß ich bei der geringſten anſcheinenden Gefahr ſogleich dazu meine Zuflucht nehme. Ich habe Ihre Aben-

theuer auf der See, wie Sie also leicht glauben werden, nicht nur sehr oft gelesen und mich ganz in Ihre Lage gesetzt, sondern auch mit Freunden und Bekannten diese Materie vielfältig verhandelt. Dadurch geschah es denn, daß große Nachfrage nach Ihrem Briefe war, und daß ich ersucht wurde, solchen ad actum legendi zu communiciren; er ist also hier gleich am von Haus zu Haus, nachher nach Gotha, und wer weiß wo noch mehr, herumgewandert. Mit vieler Mühe bin ich nun zwar endlich wieder zu dem Besitz desselben gelangt; aber er gleicht einer verblichenen archivarischen Urkunde, oder dem Original des Evangeliums des heil. Markus in Venedig, das nicht mehr lesbar ist: durch so viele Hände ist er gegangen, in so vielen Taschen ist er herumgetragen worden, und nun liegt er in der Schublade meines Schreibtisches im Garten, als eine Reliquie neben Freund — — — Tabakspfeife, die er als Bräutigam angeraucht und mit seinem Namen bezeichnet hat, und die ich Ihrer Frau Schwester verwichenen Sommer daselbst vorgezeigt habe. — — — —

Aber glauben Sie nicht, daß Sie allein Ehre und Würden in der Familie dahin nehmen; auch ich bin emergirt. Zwar in einem so raschen Fluge gehe es nicht mit mir, und bis zum Präsidenten werde ich es wohl schwerlich bringen, aber ich bin doch auch etwas, was ich noch nicht war, da Sie hier bei uns waren. Meine liebe Frau, die eine große Freundin vom Aufgeben ist, würde zu Ihnen sagen: Rathen Sie einmal! Ich inzwischen will die Gabe Ihres sonst unbezweifelten Scharfsinns nicht auf die mistliche Probe stellen, und es Ihnen lieber gerade heraus sagen, daß die philosophische Facultät zu Jena mir die heimliche Freude zubereitet hat, mich zu magistrisiren und mir im Augustmonat das Diplom zuzuschicken. Weil ich nun mit dieser Ehrenwürde nichts anzufangen weiß, es auch ruhmräthig lassen würde, meinen Gönnern und Freunden das Diplom zuzuschicken und meine Magisterwürde auszuschreien, so habe ich den Weg der Bekanntmachung erwählt, daß ich ein Exemplar, nach dem Beispiel der Landesregenten, die ihre Willensmeinung durch Patente, die an die Stadthore angeschlagen werden, zu erkennen geben, in meinem Territorio ad valvas des Gartenhauses inwendig affigiret, wo alle Passanten, die ihre Augen darauf richten wollen, von meiner Magisterwürde zureichende Notiz erhalten. — — —

Sie haben meine Frau auch überrascht mit einem großen und herrlichen Presente von Flache, der ihr so werth und angenehm ist, daß wenn sie nicht bereits eine sehr gute freundliche Gattin wäre, ich Ihnen mehr als meine Frau müßte verbunden seyn, daß Ihr Geschenk auf ihren Karakter also gewirkt hat, daß sie das manierste, liebenswürdigste Weib ist. Sie statter durch mich verbindlichsten Dank ab, und berechnet alle den Gewinn, den sie von dieser Flachsspende zu machen gedenket. Ihr Name soll auf jedem daraus verfertigten Gewebe prangen von feiner rosinfarbner Seide. O Weh, das Papier ist hier zu Ende! Sie müssen einem Schwätzer verzeihen, der kein Ende finden kann und Sie noch mit einer Quartseite belästiget. Freund Hein's Erscheinungen sind vor ein Paar Wochen erschienen, der Verleger ist aber nicht freigebig gewesen; ich habe nicht mehr als 4 Exemplare erhalten, davon ist Ihnen eins gewidmet. Ausserdem hat meine Frau Ihnen auch ein Present zugedacht: das ist meine Büste, die Freund Klauer als ein Probestück bei der diesjährigen Ausstellung der Zeichenschule verfertigt, und wie das Publikum sagt, sehr getreu nach dem Original gebildet hat, welches ich aber nicht glaube; denn ich bin von meiner Physiognomie so eingenommen, daß ich glaube, das Original nehme sich ungleich besser aus als die Nachbildung; wenigstens kann ich mich nicht bereden, daß mich Mutter Natur mit einer so schiefen Nase dotirt habe, als Freund Klauer. — Wenn Ihnen der vierte Theil der Volksmährchen zu Gesichte kommt, so werden Sie den Schauplatz der ersten Geschichte nach Bremen verlegt und sehr viel Locales von dieser Stadt darinnen finden, woraus Sie denn leicht auf die Spur kommen und vermuthen werden, daß ich mit die Anwesenheit Ihrer Frau Schwester bestens zu Nutze gemacht, und wieder mit ihrem Kalbe gepflügt habe. Ich fand in Ansetzung meiner Finanzen einen Defekt von einem Schock Thalern, die mir pour les menus plaisirs unumgänglich nöthig waren; ich reiste also nicht wie sonst gewöhnlich nach Gotha, und schrieb rasch diese 16 Bogen, die ich noch zu rechter Zeit zu Markte brachte. Ich bin in saecula saeculorum

Ihr Musäus.

Ueber die feine Welt, als Schule der Bildung und Veredlung des Menschen.

(Schluß)

Es kann seyn, daß ein Zögling der feinen Welt

auch wider die Heiligkeit der Religion und Tugend frevelt, — denn welche Schule kann für alle ihre Zöglinge stehn, — es kann aber auch von ihm leicht nur so scheinen. Hierüber richterlich zu entscheiden ist nicht die Sache irgend eines Menschen; wohl aber ist es Sache eines jeden, seine Klugheit zwar nicht durch Gift zu bewähren, wie die Schlangen, aber auch seiner Blödigkeit durch die Flucht keine Blößen zu geben, wie die Tauben. Daher ist es die würdigste Forderung der Moral der feinen Welt, überall unsre Klugheit ehrlich, aber auch unsre Ehrlichkeit klug seyn und handeln zu lassen.

Der alltägliche gutmüthige Mensch wünscht daher so sehnlich, um dieser Schwierigkeit überhoben zu seyn, daß doch einer denken und empfinden möchte wie der andre. Allein eine höhere Weisheit hat gewollt, daß die Menschen rein, aber alle verschieden seyn und empfinden sollten. Gleich einer wohlgesetzten Musik, soll das gesellschaftliche Leben aus mannigfaltigen Harmonien bestehn, in denen ein jeder nach seinen Verhältnissen seine Stimme hat, aus denen er aber nicht ungebührlich herausschreiten und die Gefühle der Menschen verletzen sollte. So leuchtet die weise Absicht aus der weisen Einrichtung hervor, und hierauf ruhen die Grundpfeiler der Maximen der feingebildeten Welt.

Manche Menschen dünken sich weise, wenn sie den herrschenden Ton dieses oder jenen Cirkels belächeln und Vorschläge thun können, die dort wieder belächelt werden müßten; manche machen die tiefen Denker, und behaupten die allgemeine Mode sey ein unvernünftiger Zwang, der allgemeine Weltton ein sinnloser Gebrauch; manche wollen ihre Biederkeit darthun, wenn sie Lebensweisen, bei denen ihr unerfahrnes Herz nicht aus ganzer Fülle mitsprechen darf, verabscheuen. Alles das sind kleine Differenzen, welche in der gebildeten Welt leicht aufgelöst werden, in die aber jene nicht oft genug treten; schwer aber ist da aufzulösen, wo die Menschen so selbstsüchtig sind, alles nach sich, sich aber nach keinem stimmen zu wollen. Und unauflösliche Disharmonie ist das gesellige Leben, wenn die Menschen für das, was gegen ihre Ideen ist, nicht nur keine Achtung, sondern auch keine Schonung hegen, und alles andre ohne Barmherzigkeit niedertreten wollen. „Du sollst Deine Tugend nicht verletzen um der Menschen willen; aber auch die Menschen nicht um Deiner Tugend willen," so lautet die Moral der feinen Welt.

Ein Mann von feinen Sitten und hellem Verstande, der alle Fächer der Wissenschaften übersieht, die meisten durchschaut; von jeder Kunst Theorie, von mancher Praxis besitzt; alle Gewerbe kennt, einige versteht; ein Mann, ernst in Geschäften, heiter in Gesellschaften, froh in beiden; geachtet und geliebt von Höhern und Niedern, von Schuldigen gefürchtet und gescheut; niemand erforscht ihn, denn er verbirgt sein Ich; jedem scheint er offen, denn er verbirgt keine Schuld; er findet eine Gattin für das Herz, einen Freund für die Angelegenheiten seines Lebens, einen Wirkungskreis für die Klugheit; er lebt für jedes Verhältniß, als sey er für alle andre nicht da, und ist für alle da, als lebe er für keines allein; ein Mann, der jedem Naturell, jedem Genie, jedem Talente zu seiner originellen Bildung verhilft, wo und wie er kann, für jedermann Billigkeit fordert, nur Gerechtigkeit für sich; ein Mann der oft handelt, wo man ihn nicht wirken sieht, und in dessen Planen Absicht und Erfolg sich begegnen. — —

Wo ist das Original dieses angefangenen Umrisses? — Nirgends vielleicht? — Wenigstens gewiß weder in der Welt jener unmündigen Kinder der Natur, noch unter den Söhnen der Eleganz; denn nur in der feingebildeten Welt kann die große Kunst zu handeln praktisch werden.

Wäre doch die Zeit erst gekommen, wo diese Bildungsschule mit jeder andern verbunden würde; dann stürzte das Reich der Pedanterie und Systemsucht, aus dem nur Egoisten und Fanatiker hervorgehn.

?

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Am nasten März zum erstenmale: „Heinrich der Vierte," von Shakespear, nach Schlegels Uebersetzung bearbeitet vom Baron Fouqué, in 5 Akten, mit Musik vom Freih. v. Miltitz.

Das Haus war voll; Hr. Devrient amusirte es als Falstaff und wurde herausgerufen. Wem dieser Erfolg genügt, der lese nicht weiter: als Kritiker muß der Verf. dieser Chronik etwas weniger Gefälliges sagen. Die Bearbeitung kann er nicht loben, denn sie macht aus dem großen historischen Trauerspiele eine schmale, dünne Einfassung um Falstaff her, und hat gleichwohl auch diesen nur bis zu dem Siege über Hotspur aufgestellt. Schroders Bearbeitung machte bekanntlich aus den bei-

den Stücken, die den Titel Heinrich der Vierte haben, einer; hier hat man den ersten Theil noch beibehalten, so daß der 4te Akt sehr kurz ist, und der fünfte beinahe nur aus Gefechtszenen besteht, die wie gewöhnlich nur Lachen erregten, und während dessen man in der Entfernung eine nichtssagende Musik hörte, die wahrscheinlich sein Musik bemerkt haben würde, hätte sie nicht auf dem Zettel gestanden. — Hr. Devrient hatte als Falstaff seine Rolle, vortrefflich gemählt, auch sein Spiel und Gesang zeugten wieder für sein berühmtes Talent und die dieser Menschen nicht genug studirt zu haben, (sie schlagen z. B. sonst die Arme vor der Brust übereinander, sondern halten beständig die Hände vor der Brust oder dem Bauch; sie gehen nicht wie vorhangenden Schultern und schlenkernden Armen weg, sondern mit geradem Rücken und steif hängenden Armen, an denen nur die rückwärts offenen Hände ein wenig zappeln oder rudern u. s. w.); auch sahen Hr. D. noch nicht alle die komischen Momente der Rede ganz herauszuheben. In dem unübertrefflichen Monolog über die Ehre, wechselte sein Ton nicht genug als Gesang. Doch er in der Szene wo er den Korb macht, nicht ein kleines, gebrechliches Stuhlkissen fand, dem sich einigermaaßen die Gestalt einer Mütze geben ließ, sondern ein großes, viereckiges, mehr als eine Handbreite dickes, das ihm wie ein Brett auf dem Kopfe lag, war wohl nicht seine Schuld. — Der Prinz wurde von Hr. Wolff gemacht, mit steter Laune, mit Kraft und Gefühl; nur an ein Paar Stellen schien ihn eine zu pathetische Modulation der Stimme anzuwandeln. — Percy Hotspur gab Hr. Maurer wie er gepflegt werden muß.

Vermischte Nachrichten.

Der Kaiser von China hat eine Verordnung über die Schutzpocken-Impfung erlassen, und durch Unterzeichnung mit dem rothen Pinsel zu einem Reichsgesetz erhoben.

— Die Gaz. de Fr. sprach vor Kurzem sehr lebhaft ihre Freude darüber aus, daß die Sonne nur noch zwei Flecken habe; aber wie wird sie erschrocken seyn, wenn sie aus den Beobachtungen des Astronomen Bockmann erfahren hat, daß am 10ten März schon wieder 40 sichtbar waren. Sie wird sich aber auch bald wieder freuen können, wenn die jetzt fleckigte Seite der Sonne sich wieder abgewandt hat.

— Hr. Barnerin, der alles zuerst erdacht und gethan hat, mit einem Wort, der Luftspringer, behauptet jetzt, auch die Gas-Erleuchtung erfunden zu haben. —

— Als man am 9ten März nach der Vorstellung der Anbetung, Die Georges heraustrieb, erschien statt ihrer ein Beamter und erklärte, es sey den Schauspielern verboten, solchen Arien zu singen. — —

Vom Niederrhein, den 10ten März 1817.

Unsere Juristen haben einen gewaltigen Schreck bekommen, als sie in dem 12ten Heft der Jahrbücher für die Preußische Gesetzgebung, Rechtswissenschaft und Rechtsverwaltung von dem G. P. R. v. Kamptz, die Ascension der zu Hamm in der Grafschaft Mark 1818 erscheinenen Schrift: Ueber das öffentliche Verfahren in Civilprozessen, und wie bei dessen Einführung die Gerichte im K. Pr. Staate am zweckmäßigsten einzurichten, von F. W. v. Rappard, zu Gesicht bekamen. Sie hatten in der letzten Schrift die schönsten Hoffnungen für ihre Meinung und ihre Vortheile für die Französische Gesetzgebung gefunden, da der Verfasser, ein Preußischer Justizbeamter, sich selbst dafür erklärte. Manche hatten sogar anzuprangern gesucht, daß die darin ausgesprochenen Grundsätze auf diesem Wege bald officiell verbreitet würden; und man vielleicht bald in einem großen Theile von Deutschland die Gesetzbücher Napoleons wieder zu Ehren gebracht sehen würde. Die Nicht-Juristen, also der größte Theil der Einwohner, um derenwillen allein Gesetze, Advokaten und Notarien nothwendig sind, fingen an besorgt zu werden: daß man ihnen wohl die Französische Justizverwaltung lassen könnte. Wie man aber hier über diese denkt, sieht man aus Benzenbergs Werk über Verfassung, wo er sagt: „In Frankreich ist die Vollkommenheit der Rechtspflege bis auf einen Grad gekommen, daß 3 Viertel aller Einwohner völlig rechtlos sind, weil sie nicht Geld und Zeit genug haben, einen Rechtshandel durch alle Formalitäten und Nullitäten hindurch zu verfolgen. „Benzenberg ist unparteiisch und kennt die Herrlichkeiten des Französischen Prozesses. Allein für seine Wahrheitsliebe muß er mit leiden: denn früher nannte man ihn den Mann des Heiles, und konnte kaum Worte finden, ihn würdig zu preisen; jetzt wollen unsre Advokaten und Notarien, seit sie jene Stelle in dem angeführten Werke lasen, nichts Verdienstliches mehr an ihm anerkennen; und da sie nicht im Stande waren, ihn zu widerlegen, sagten sie ihm alles mögliche Böse nach. Denn schon fürchteten sie, man könne durch ihn auf die allgemeine Stimme des Volks aufmerksam werden, die durchaus gegen den Französischen Prozeß ist, unerachtet mehrere Juristen sich alle Mühe gaben, die allgemeine Stimme zu überschreien. Darum war ihnen die Rappardsche Schrift eine willkommene Erscheinung. Besonders solche, die unter dem Französischen Gesetz Richterstellen ohne Arbeit, oder Anwalts- und Notar-Stellen mit unverhältnißmäßigem Gewinn erhalten hatten.

Ueberhaupt sind die Begriffe der Juristen gewöhnlich himmelweit verschieden von den Meinungen des Volks. Dies zeigt sich jetzt bei unsern Nachbarn im Konigreich der Niederlande. Dort haben die besten Rechtsgelehrten ein neues Gesetzbuch entworfen, das gewiß nicht schlecht ist, denn dort giebt es noch Juristen die eine bessere Bildung erhalten haben, als die gewöhnlichen Franz. Rechtsgelehrten; und dennoch haben die Stände, als ihnen dieser Codex zur Begutachtung vorgelegt ward, denselben keineswegs den Wünschen der Nation angemessen gefunden; sondern noch wesentliche Abänderungen nöthig erachtet.

Berichtigung. In Nr. 141. in der Nachricht vom Badewesen, muß es gegen das Ende heißen: „und das reine Wasser," statt „und das Wasser."

Anzeige. Sonnabend, am 29sten März, werden die ersten drei April-Nrn. dieses Blattes in der Enslinschen Buchhandlung, Breitestraße Nr. 25. ausgegeben. Sie enthalten: Eine Beurtheilung der „Aenderungen über die neueste Literatur Oestreichs," von M. — Ein merkwürdiger Traum, von K. — Karoline Herder, geb. Flachsland, von M. — Geschichte der Aufhebung der Leibeigenheit in Esthland. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien, Kopenhagen, der Schweiz und vom Niederrhein u. s. w.

1817. Nro. 143.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Sonnabend, den 29ſten März.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Vertheidigung der öffentlichen Rechtspflege. Von S. F. Merkel. Frankfurt und Leipzig. 1817.

Der Verfaſſer dieſer Schrift hatte länger als zwanzig Jahr in Kaſſel als Advokat das geheime ſchriftliche Prozeßführen geübt, als er unter der Weſtphäliſchen Regierung zu dem mündlichen, öffentlichen Verfahren übergehen mußte. Er kennt alſo beide Arten genau, und giebt der letzten den Vorzug. Bekanntlich überreichte er der Bundesverſammlung ein Geſuch, worin er vier patriotiſche Wünſche vortrug, unter denen auch der war, in Deutſchland überall das öffentliche Plädiren vorzuſchreiben. Ungefähr um eben die Zeit erſchien eine anonyme Schrift: „Gründe für und wider die mündliche öffentliche Rechtspflege u. ſ. w.“ Sie wurde in der Jen. Lit. Zeitung lobend, aber widerlegend angezeigt. In der hier angezeigten Schrift nun bemüht ſich der Verf. dagegen wiederum, die Gründe der Rezenſion zu berichtigen, und zwar ohne das Buch zu kennen, von dem ſie handelt. Angehängt iſt ſeine intereſſante Unterlegung an den Bundestag. —

Was den beſtrittenen Gegenſtand ſelbſt betrifft: die Meinung eines Nichtjuriſten kann wenig Gewicht haben; aber ſeine unbefangene Anſicht des geführten Streites darf doch wohl ausgeſprochen werden. Nach der des Ref., ſtreiten wider die öffentliche Rechtspflege viele, aber geringere Gründe; für ſie, wenige, aber ſehr große. Nicht die unbedeutendſten ſind, daß bei demſelben auch gewiſſenloſe und nachläſſige Sachwalter und Richter, unter den Augen der Parteien und des Publikums handelnd, mehr Antrieb haben ihre Pflicht zu thun; und daß die Prozeſſe dabei ſchnell entſchieden werden, was in neun Fällen unter zehn, faſt ſo viel werth ſeyn kann, als ſie zu gewinnen. — Mag das indeß auf ſich beruhen; aber zur Unterhaltung will ich hier folgende Schilderung beifügen, die zugleich beweiſen wird, daß der Verfaſſer gut ſchreibt. Nachdem er von der Ruhe geſprochen hat, mit welcher ein ſchriftlich plädirender Sachwalter ſeine Prozeſſe führen kann, fährt er fort:

„Wie anders hingegen iſt die Lage des öffentlichen Redners! Ihn kann nur der heiße Drang, des ſchuldloſen Unterdrückten ſich anzunehmen, zur Wahl ſeines Standes beſtimmen, und ihn ſtandhaft darin erhalten. Allerdings mag er ſein und ſeiner Familie Auskommen finden; aber wie weit minder mühſam, wie weit ruhiger, fände er es in zehn andern Ständen! — Er weiß zuvor, faſt jeder ſeiner Gegner wird auch ſein perſönlicher Feind; denn er muß Angeſichts aller ſeiner Gegner ſeinen Vortrag öffentlich halten, nachdem er bis dahin die Rechtsſache von ihrem erſten Urſprung an,

in ſeinem Kopf und Herzen Tag und Nacht herumgetragen, nachdem jeder bedenkliche Umſtand derſelben ihn gemartert, und er ſich nach allen Kräften angeſtrengt hat, ja jedes Pünktchen für ſeine Partei ſorgfältig zu ergründen, zu prüfen und zu bearbeiten. — Jetzt iſt die Gerichtsſitzung eröffnet, in der die wichtige Sache vorkommen ſoll. Er muß von Anfang an zugegen ſeyn. Aber es gehen andre Vorträge voraus, die ihn feſſeln, ihn zerſtreuen wollen, und er muß ſich bekämpfen, nicht zerſtreut zu werden. Jetzt endlich wird ſeine wichtige Sache aufgerufen; jetzt wird der Antrag abgegeben; jetzt wird die mündliche Rechtfertigung, ſeinem Widerſacher gegenüber, begonnen; der Gegenanwalt, nicht minder gerüſtet, redet mit Ernſt und Stärke, mit Feuer, mit unerwartetem Eifer, vielleicht gar mit Bitterkeit; es wird geantwortet, und wieder geantwortet, bis endlich Alles erſchöpft ward. Welche Gemüthsbewegungen ſchon bis dahin für die öffentlichen Redner! — Nun erheben ſich die Richter, und gehn ins Berathſchlagungszimmer. Die Erwartung ſpannt alle Nerven. Während die Richter abweſend ſind, wird im Geſpräche die Sache weiter behandelt. Die Zuhörer, beſonders die, bei ihr nicht betheiligten, andren Anwälte, geben ihre Bemerkungen. Sie faſſen vorläufig den Spruch ab. Sie zeigen dem Sachführer, gegen den er gerichtet iſt, daß er vielleicht ſo und ſo die Sache beſſer behandelt haben würde. Er vertheidigt ſich. Er widerlegt. Giftvolle Blicke werden ihm von der Gegenpartei zugeworfen, die ein wichtiger Mann im Staate iſt. Jetzt nehmen wieder Andere das Wort, und erregen neue Zweifel. Er bebt vor dem Gedanken, daß er wirklich Etwas verſehen haben könne; daß dieſer Umſtand doch wohl nicht den erwarteten Einfluß auf die Entſcheidung habe; daß jener andre dem Gegner doch wohl vortheilhafter ſeyn möge, als es dem Redner anfangs erſchien. Himmel! wenn er doch lieber jenen andern Geſichtspunkt genommen hätte! Dann würde er vielleicht dem Armen, der an den Gerichtsſchranken zittert, ſein kleines Gut, ſein Alles, gerettet haben. Die Stühle im Berathſchlagungszimmer werden gerückt: die Richter nahen; ſie treten wieder in den Saal; der Vorſitzende beginnt das Urtheil zu leſen: ſeine Einleitung iſt unentſcheidend; die Gründe werden aufgezählt; man ſieht noch nicht, wohin das Gericht ſich neige; in Todesverlegenheit harrt der treue Sachwalter auf das entſcheidende Wort; näher und näher kommt ihm der Vorleſende; die Angſt ſteigt noch; endlich ertönt es: der treue Rechtsfreund hat geſiegt! Er eilt zum zitternden Armen, und umfängt ihn, doch nach welcher angſtvollen Bedrängniß, unter welchen Verwünſchungen des Gegners!"

„Aber das Gericht, welches hier ſprach, war nur das erſte. Es giebt ein Berufungsgericht. Dahin wendet ſich der Gegner; ſchnell zwar, aber vollſtändig, erfolgen alle jene Bekümmerniſſe der erſten Aburtheilung nochmals. Unter heißen Pulsſchlägen kommt jetzt der Vorſitzende des Appellationshofes zu dem entſcheidenden Worte des Urtheils, und — wehe! wehe! der treue Sachführer hat ſeinen Rechtsſtreit verloren; die arme Partei bleibt unglücklich; er hatte ſich ſelbſt getäuſcht. — Das unerwartet widrige Urtheil iſt alſo geſprochen, und — aufgerufen wird ſogleich eine nicht minder wichtige Sache, in welcher der Tiefniedergeſchlagene nun, als appellantiſcher Sachführer, von Neuem alsbald reden muß. — Man denke ſich die Lage des geſühlvollen Redners! — Doch der Treue ſoll auch in dem letzten Gerichte obſiegen; welche Bahn voll ängſtlicher Auftritte hatte er zu durchwandeln! Wie weit ſchneller muß ſeine Lebenskraft unterliegen! — Hektor ſinkt bald dahin; der Schriftmacher wird ein Neſtor."

Schweifſterne.

Eine Phantaſie.

Jene Beobachtungen, welche wir dem nun verewigten Schröter verdanken, beſtärken mich immer mehr in der Meinung, daß die Schweifſterne als Weltenblühen, oder doch wenigſtens als noch nicht zur Reife gediehene Wandelſterne angeſetzen werden müſſen. Die von der Regelmäßigkeit der Planetenbahnen ſo ſehr abweichende Bewegung derſelben; ihre, in Verhältniß mit den Wandelſternen, ſo große Zahl; das Flatterhafte, Lockre und Fliegende in ihrem ganzen Weſen, bekundet, wie es mir ſcheinen will, ihre große Jugend!

Flog nicht der Schweifſtern von 1811 gleich einem jugendlichen Reiter auf ſeiner Bahn dahin? Sein frei ſchwebender Lichtmantel; die ſammernde Helle ſeines leuchtenden Kerns; ſein der Schweif, der ſich, wie eine winkende, ungeheure Reiterfeder, 25,000000 Meilen durch den Himmelsraum erſtreckte; die 21000 Meilen im Durchmeſſer haltende Maſſe des Ganzen, — größtentheils, wie es ſchien, ein flüſſiges, durchſichtiges, leuchtendes Weſen, in deſſen Mitte ein — vielleicht — feſterer

Kern, ⅔ des Ganzen einnahm, und wiederum in dieser Kernkugel noch ein durchblinkender, heller Mittelpunkt, der, wahrscheinlich dem Gelben im Ei gleich, das Kostbarste, den Saamen für künftige Geschöpfe enthielt: — so sahen wir den Flüchtigen an uns vorübereilen, und verschwunden einmal, wissen wir es mit Gewißheit nicht, wann er wiederkehren wird. In seinem, man möchte sagen, unbesonnenen Laufe, wagt er, wie die unternehmende Jugend, alles! Nun spielt er in den ihn umfangenden Stralen der nahen Sonne; dann wieder begrüßt er die starrenden Pole unsers Weltgebäudes, den Grenzen eines andern Sonnenreichs sich nahend. Immer lustig, immer munter, sehen wir seine wankende Feder hoch an der Decke des Himmels, wie im Winde spielen, — er mag kommen, er mag gehen!

Wie bedächtlich schreiten dagegen nicht, auf ihren bestimmten Bahnen, die Wandelsterne dahin! Findet sich etwas Lockres und Flüchtiges noch an ihnen: Meer, Dunstkreis und Pollichter, so hat das Festere doch an ihnen ein großes Ueberwicht einmal gewonnen! Die Knochen haben sich von der Fleischmasse, diese vom Blute, und das Blut wieder von dem Nervensafte abgesondert! Wie der kühlere Verstand das Abkreisende (Excentrische) nicht liebt, sondern dieses der glühenden Einbildungskraft der Jugend überläßt: so lächeln jene, bedächtlichen und festern Tritts dahinschreitend, über den Flattersinn des Jünglings.

Siehe da den jugendlichen Gottesgelehrten auf der hohen Schule, wie er in seinen Kanonenstiefeln *) dahin rumpelt! Wie er mit Federbusch, Hetzpeitsche, Raufdegen und klirrenden Spornen die Straßen der Weisheit wandelt, und vergleiche ihn mit einem bedächtlichen, im heiligen Amte stehenden Geistlichen, der, wie es wenigstens ehemals die Sitte forderte, in einer Wolke von Haarlocken, geschmückt mit einem Spanischen Ringkragen, in einem schwarzen Talarüberwurf, würdevoll hinwandelt zur heiligen Stätte!

An einem andern Orte *) habe ich die Schweifsterne, diese wunderbaren Blüthen des großen himmlischen Lustgarten, die Kehrbesen oder Rauchköpfe des Himmelspallastes genannt, und nach Späth sollen sie wirklich dazu bestimmt seyn, die kosmischen Wolken, die wie Spinngewebe hier und dort im großen Sonnengebäude sich anhängen, an sich zu ziehen, oder wie Champagner einzusaugen!

Auch habe ich sie die Reichsposten des Himmels genannt, die vielleicht dazu bestimmt seyn können, den Verkehr zwischen den Bewohnern der verschiedenen Sonnen zu unterhalten und zu befördern. Auch nannte ich sie fliegende Sternwarten! Denn da die Bewohner der Sonne, des ewigen Tages **) wegen, der ihnen zu Theil wird, den Himmel dort nicht beobachten können: so hat die Vorsehung wahrscheinlich für die Herschel und Schröter, welche jene Frühlingswelt bewohnen, diese, nach allen Richtungen den Himmel durcheilende Weltkörper, zu diesem Zwecke bestimmt.

Ist es aber auch ihre Bestimmung, wie mancher glaubt, den Kreislauf des Lichtstoffs in unserm Sternengebäude zu unterhalten, und vielleicht die Ausreißer und Heerflüchtigen unter den Lichtstralen, welche an den Gränzen des Sonnenreichs ein Heer kosmischer Wolken bilden, zu verhaften und wieder heimzuführen zu ihrer rechtmäßigen Herrschaft: so ist ihr Beruf so wichtig als bewundernswürdig! Indessen, was hindert uns alle diese Bestimmungen vereinigt in ihnen zu denken, da die göttliche Vorsehung, bei allem was sie schafft, so viele nützliche Zwecke als möglich zu erreichen sucht!

Edw. Stern.

*) Man verzeihe diese etwas derbe Vergleichung.

*) Zeitung f. d. eleg. Welt, Jahrg. 11. oder 12.

**) Und doch erleben die Bewohner der Sonne auch Nächte, die mehrere Wochen lang dauern. Die Lichtflecke der Sonne erzeugen diese. (?)

Neuigkeiten.

Vermischte Nachrichten.

Wie das Blatt the Times erzählt, waren am 7ten März bei Glasgow 60,000 Menschen versammelt, viele mit Schnappsacken und anderm Reisegeräthe versehen, bloß in der Absicht, nach London zu ziehn, um dem Prinz-Regenten eine Bittschrift zu übergeben. Die Noth würde aber, wie das Blatt mit Recht bemerkt, den ungeheuren Zug unterwegs zu Plünderungen verleitet haben; und einmal auf den Weg des Unfugs gebracht: wo wäre der Haufe stehen geblieben? Bei allen furchtbaren Erschütterungen, hatte die Menge anfangs keine aufrührerische Absichten. Der Volksauflauf, den Cade unter Heinrich dem Sechsten anführte, bestand nur aus 20tausend Menschen, und hatte auch — nur den Zweck, Petitionen zu

übergeben. — Dasselbe Blatt füllt mehrere engspaltende Spalten mit der Geschichte der letzten Stunden eines Mannes, Namens Cashman, an, der wegen des neulichen Tumultes in London, gehangen wurde. Sie enthält gleichwohl nichts Merkwürdiges, wenn man nicht das dasige anstehen will, daß der Delinquent drohete, er wolle in dem Hause, vor dem er sterben sollte, spuken.

Interessenter ist die Widerlegung, welche the Times gegen zwei Berichte über Buonaparte, vom General Montholon und einem von B's Dienern, ausstellt. In diesen Berichten wird behauptet, Buonaparte sey kein Kriegsgefangener und er sey freiwillig nach England gekommen. Dagegen erinnert man, daß er ja nach Amerika segeln wollte, daß er nur deßhalb auf das Englische Schiff gekommen sey, weil die Engländer erklärten, sie würden das Schiff, auf das er sich zur Reise nach Amerika begeben hatte, wegnehmen; und daß der Britische Commandeur, an den er sich ergab, durchaus nichts weiter versprochen hatte, als ihn nach England zu bringen. In der That, es scheint in jenen Berichten, wie ehemals in den Buonapartischen Bulletins, vorausgesetzt, daß das Publikum gar kein Gedächtniß habe, alles für wahr annehmen müsse, was sie erzählen.

— Man hat endlich bei den Pariser Bühnen den Mißbrauch der Freibillets abgeschafft. Manches große Theater soll täglich drei bis vierhundert solche Billets ausgetheilt haben. Wer von den Empfangern selbst herein kam, mußte dafür applaudiren; die übrigen Billets wurden von Weibern, die Boutiquen hielten, wohlfeil verkauft. Es soll Leute geben, die durch Hülfe solcher Billets, gegen eine Summe Geldes förmlich das Glücken oder Mißlichen eines Stückes verbürgten. Das Journal des débats meint, man bleibe den Dichtern und Schauspielern nichts übrig, als Gutes zu leisten. Man wird ja sehen!

— Dasselbe Blatt sagt, zu den gekrönten Thieren, die jetzt Paris in Erstaunen setzten, wolle sich in Kurzem noch ein gelehrter Esel gesellen; aber sie viele würde das wohl nichts Neues seyn. Man sieht, der Witz hat in Frankreich von seiner Feinheit verloren.

— Jaquette hat zu Paris eine Sammlung von Epigrammen herausgegeben, wofür er 200 Frcs. Honorar erhalten hat. Jetzt fordern die Erben des Dichters Lebrun von ihm für die Epigramme, die er vom letztern entlehnte, 6000 Frcs. Entschädigung, was ungefähr 22 Frcs. 22 Cent. für die Zeile ausmachen würde.

— Ein Hr. Tiffot hat zu Paris wieder einen Entwurf zur Einführung einer allgemeinen Sprache gemacht, und zu ihrer Empfehlung behauptet, die Menschen würden einander alsdann verstehen. Ein Blatt meint: das verstände sich von selbst. Es kommt indeß darauf an, was man unter dem Verstehen versteht.

— Die allgem. Zeitung meldet, der Bundestag habe Beschluß gefaßt, die Verhandlungen über die Kriegsmacht des Bundes und über die Kompetenz der Versammlung, geheim zu halten. — —

— Seit dem Jahr. d. J. haben Trautte und Wilig, Eigenthümer der großen Buchhandlungen zu Paris und Straßburg, eine dritte zu London etablirt.

— Ein „Baron Sternberg“ besuchte in Frankfurt a. M. reiche Leute, denen er ein wohlfeil Gestüt zukaufte, und bat sie um Unterstützung, somit werde er sie erschießen. Von erretteten hat er einen Betrüger, aber er irrte ganz erstaunt: ob er etwa hätte Ehre halten, und sich wirklich erschießen sollen?

— Die Garnison hat beschlossen, zum Besten der Armen und zu ihrem eigenen, öffentlich zu fasten, aber mit einem Schein.

— Hr. De Bonald zu Paris trägt in einer eigenen Schrift darauf an, die neuen Auflagen von Voltaire's Schriften zu verbieten. In Genf hat man Rousseau's Denkmal vernichtet, und der Straße die seinen Namen führte, ihren alten, die „Straße des Haarigten,“ wiedergegeben. Das vorige Jahrhundert hieß das aufgeklärte, und die Extreme grenzen.

Aus Cleve, den 13ten März 1817.

Es lassen sich jetzt hier viele Engländer nieder, theils um einige Jahre bei uns zuzubringen, theils auch um sich hier ganz anzusiedeln. Bei Düsseldorf und Neuwied haben sich schon einige derselben Landgüter aufgesucht. Bei ihrer Betriebsamkeit konnten sie vielleicht in der Folge hier Versuche mit der Englischen Cultur anstellen, und wir auch manches von ihnen lernen. Auf dem rechten Rheinufer scheint es ihnen übrigens viel besser als auf dem linken zu gefallen. Dagegen sind die Holländer, welche während der Französischen Besitznahme so häufig zu uns auswanderten, meist wieder in ihr Vaterland zurückgekehrt. Doch kommt man aus Holland noch sehr häufig zum Besuch nach Deutschland; so sagt man dort, wenn man auch von Amsterdam nur nach dem eine Stunde von der Gränze liegenden Emmerich oder Cleve geht; und dies nennt man die Reise nach Deutschland. Man sieht daraus, wie wenig mößt der Holländer zu Lande ist.

In Holland ist der Adel wieder ganz aufgelebt, seit unter dem Landsteuden der Ordre Equestre als solcher wieder mit aufgenommen worden. Ja sogar alle Städte haben ihre alten Stadtwappen an das heraldische Corps einsenden müssen. Dennoch findet in Holland beinahe kein Adelsstolz statt, weil die angesehensten Edelleute Kaufleute werden, und wichtige Stellen im Civil und Militair, in Handen von Bürgerlichen sind, ohne irgend einen Unterschied zu machen; so daß gar kein Mißvergnügen, keine Reibung statt findet.

Der Streit mit der katholischen Geistlichkeit in den Niederlanden, scheint einstweilen beseitigt zu seyn.

Die neue Organisation in dem Königreich der Niederlande ist ziemlich schnell vor sich gegangen, welches durch die Einführung der ständischen Verfassung sehr erleichtert worden seyn mag. Auch erfährt der König persönlich manches, was ihm wohl sonst verheimlicht werden könnte; da er jede Woche bestimmte öffentliche Audienzen ertheilt, wo jeder Zutritt hat, der ihn zu sprechen wünscht, vom Bauern bis zum Millionair, und vom Matrosen bis zum Minister. Auch außer diesen öffentlichen Audienzen kann jeder den König allein sprechen, und braucht sich lediglich deßhalb beim Hofmarschall zu melden. Man sollte glauben, er müsse sehr überlaufen werden; allein der Andrang ist deßhalb nicht so stark, weil es niemand für eine Empfehlung ansieht, sondern für ein Recht, das jedem zusteht.

(Der Schluß folgt.)

Anzeige. Nr. 144. ist noch in der Spenerschen, die folgenden Nrn. sind in der Eulinschen Buchhandlung, Breitestraße Nr. 23. zu haben.

1817 Nro. 144.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Montag, den 31ſten März.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Geſchichte der Ruſſen. Verſuch eines Handbuchs von Johann Philipp Ewers. Erſter Theil. Dorpat, 1816, auf Koſten des Verfaſſers, Berlin in der Realſchulbuchhandlung, Leipzig, bei Kummer.

Der Verfaſſer, ein Schüler Schlözers, der ſich ſo große Verdienſte um die Ruſſiſche Geſchichte erwarb, wurde bekanntlich ſchon vor zehn Jahren von ſeinem berühmten Lehrer mit heftiger Eiferſucht beehrt; mit jener, die noch planvolle Greiſe gegen einen künftigen Erben empfinden mögen, in dem ſie Geiſt und Kraft bemerken, die Frucht ihrer langen Bemühungen zu erndten, und ſie durch ſchöne Ausführung der Entwürfe, an denen ſie lebenslang arbeiteten, in Schatten und Vergeſſenheit zu ſtellen. Sie war gegründet, dieſe Empfindung. Herr Ewers hat die Erndte von Schlözers Saaten und ſeiner eigenen, gewonnen. Er hat den Ertrag, langer, mühſamer Forſchungen zu einem Werke geordnet, das einen unvergänglichen Werth hat.

Dieſer erſte Band geht von den erſten Spuren der Slaven in der Geſchichte, bis zum Anfange der Alleinherrſchaft Peters des Großen. Der Verfaſſer hat dieſe Zeit in vier Räume getheilt. Ohne allen Anſpruch auf fremdartigen Schmuck, — d. i. auf poetiſchen Ausdruck, abſprechende Gefühlsurtheile, Sentenzenmacherei, Prunk mit Gelehrſamkeit und mit ſcharfſinnigem Forſchergeiſt, — einfach aber in gediegenem Vortrage, zählt er die Ereigniſſe jedes dieſer Abſchnitte, wohlgeordnet und ohne leicht bemerkbare Lücken auf, und fügt dann jedem eine Nachricht über Religion, Sitten, Geſetze, Verfaſſung u. ſ. w. hinzu. Das iſt die wahre Weiſe, eine belehrende Geſchichte zu ſchreiben, oder es giebt keine.

Die gegenwärtige muß ſelbſt für Leſer, denen um unterhaltende Nahrung des Geiſtes zu thun iſt, eben ſo viel Reize haben, als für den hiſtoriſchen und den philoſophiſchen Forſcher, da ſie von einer dem ganzen Europa ſo wichtigen Nation, ſo viel Neues und Eigenthümliches zu berichten hat. — l.

Eine Aufgabe für Pſychologen.

Bald nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts machte ein 14- bis 15jähriger Knabe ein Gelegenheits-Gedicht, in welchem unter andern folgende Strophen vorkamen:

Wie, wenn des Himmels ſchrille Lüfte
des Donners wilde Macht bewegt
und, durch den Brand erhitzter Düfte,
den Stamm der Ceder niederſchlägt,

auch alle ihre Zweige schüttern
und sich mit ihr getroffen sehn:
so seh ich hier mit Gram und Zittern,
des besten Vetters Baare stehn. — —

Welch ein Erstaunen hält die Zähren
in ihren vollen Quellen auf?
Was säumt ihr? Fließt, Ihn zu verehren!
Ihr Thränen! geht nur euren Lauf!
Ja! überströmt der Ohnmacht Dämme,
Ja! werdet Zeugen meiner Pflicht!
Denn, ob ich eure Macht gleich hemme,
löscht ihr doch meine Schmerzen nicht. — —

O seelig, wer die Welt verachtet,
die einst mit Tand und Pracht vergeht,
und nur nach einer Ehre trachtet,
die selbst im Tode noch besteht.
Er wird sich selber überleben,
Ihm wird der Christ ein Denkmal weihn,
Und aller Welt die Lehre geben,
der Tugend freyer Knecht zu seyn.

Diese Verse setzten die Verwandten, den Lebenskreis, die ganze Vaterstadt des Knaben in Erstaunen, denn daß er sie selbst gemacht hatte, war erwiesen. Wer die Stärke der Gedanken und des Ausdrucks, und die hohe Korrektheit in beiden würdigen kann, den werden sie auch wohl jetzt noch mit Bewunderung gegen den Knaben erfüllen. Niemand hegte damals Zweifel, daß er einst ein großer Dichter werden würde; und manche Leser werden wohl jetzt noch der Meinung seyn, daß ich hier aus der Jugendzeit eines solchen erzähle. Er erwuchs, er wurde ein Schmuck der Deutschen Literatur: — aber Verse machen mochte und konnte er nicht. Warum nicht? Was wurde er sonst, da er nicht Dichter wurde? Die Erscheinung stehe hier als ein Problem, dessen Lösung ich wünsche. Sie läßt sich aus jenen Versen selbst finden, und würde, glaub' ich, sogar nützlich seyn, da sie Erzieher darauf leiten könnte, manchen Fehlgriff in Beurtheilung andrer hoffnungsvoller Knaben zu vermeiden.

Strinadona.

Ballade nach Ossian.

Es lebte, wie die Sage spricht,
Wo wild die Fluth an Tormoth bricht,
Einst Anemar, Ullin's Sprosse,
Kuthurin's Kampfgenosse.

Voll Muth in Feindesschaaren drang
Der Held im grausen Streite.
Der früh mit wilden Ebern rang,
Erzogen unter Waffenklang,
Der Waffen sich nur freute!

An eines holden Weibes Brust
Genoß der Held der Liebe Lust;
Doch sah' zu Loda's Hallen
Er bald hinauf sie wallen.
Zum bittern Lohn des Daseyns gab
Den Tod ihr Strinadona!
Der Treue senkt' ins Felsengrab,
Das düstre, schwermuthsvoll hinab
Sein theures Weib, Orhona.

Des treuen Gatten Gram entflieht,
Da lieblich ihm die Tochter blüht.
Für sie, die zarte Schone,
Erglühen Tormoth's Söhne;
Doch kennt sie nicht der Liebe Spiel,
Entflieht der Schaar der Freier;
Des Ebers Hohl' ist noch ihr Ziel,
Ihr heißer Wunsch noch Kampfgewühl,
Noch ist der Speer ihr theuer.

Umsonst fleht um der Liebe Lohn
So mancher Held und Königssohn: —
Voll Jammer scheiden alle
Aus Strinadona's Halle!
Dem unbesiegten Mädchen nah'n,
Itherno's Flur entflohen,
Einst Kolgorm und Kolgurfuran
Bethört von eitler Liebe Wahn
Die Brüder flehen, — drohen!

Auf Kolgorm weilt ihr Aug' entzückt,
Sie wähnt sich nur durch ihn beglückt;
Doch — ach, der Seele Frieden
War jetzt von ihr geschieden!
Sie birgt des theuren Jünglings Bild
In ihrem Heiligthume, —
In ihrer Brust; — doch noch verhüllt
Den Brüdern sie, von Schaam erfüllt,
Der Liebe zarte Blume!

Das edle Brüderpaar entflieht,
Von wilder Eifersucht erglüht,
Zum niedern Meergestade
Auf grausenvollem Pfade.

Hier, unter steiler Felsenwand,
Begann der Kampf der Brüder
Um Kurmar's Kind. — Die Sonne schwand,
Noch kämpften sie — von Wuth entbrannt, —
Schon sank die Kraft der Glieder.

Ha, welch ein Kampf! — Auf Kolgorm dringt
Sein Bruder wüthend! — Kolgorm sinkt! —
Es sinkt im Kampfgefilde
Kolgursuran der Wilde!
Die Brüder kehren nicht zurück: —
Schon bebet Strinadone!
Vergebens späht ihr Adlerblick
Nach Kolgorm, — ihres Lebens Glück,
Dem theuren Königssohne!

Sie klimmt, da kaum der Sonne Gluth
Emporsteigt aus der Meeresfluth,
Mit sehnsuchtsvollen Blicken
Hinan den Felsenrücken. —
Sie schaut den blutgefleckten Ort,
Schaut Kolgurms blut'ge Leiche!
Kein Thränenguß, — kein Jammerwort: —
Begeistert ruft sie: „Fort! Nun fort
Zu Loda's düstrem Reiche!

Ihm nach! Dem Heißgeliebten nach!" —
Und springt, wo wild die Fluth sich brach
An schwarzen Felsenwänden,
Hinab — ihr Leid zu enden!
Ihr Vater forscht umsonst nach ihr
Auf Hoh'n, in Felsenschlünden.

Sie weilt nicht dort, sie weilt nicht hier,
Sein theures Kind, — der Mädchen Zier; —
Der Hoffnung Zauber schwinden!

Er naht dem Strande bebend, schaut
Die Tochter bleich, des Todes Braut! —
Hin auf die Heißgeliebte
Sinkt er, der Hochbetrübte!
Am Abend fand der Freunde Schaar
Ihn bleich, — des Todes Beute, —
Barg, wo Othona's Grabmaal war,
Sein Kind und ihn, im Silberhaar,
An der Geliebten Seite!

Kopf.

Mancherlei.

„Unverschämte Creatur, — rief der Schloßvogt einer fleißigen Schwalbe zu, — du wagst es dein schmutziges Nest an unsern marmornen Gesimsen hinzubauen? Fort mit dir!"

„„Ich bringe dem Bewohner Glück und Zufriedenheit;"" zwitscherte bescheiden die Schwalbe. „Prunk und Erhabenheit ist unser Losungs-Wort," entgegnete drohend der Vogt, und zerstörte das Nest. Traurig flogen die kleinen Gäste weiter ins Dorf, einer niedren Hütte zu.

Da ließ bei finstrer Mitternacht aus den Wolken eine donnernde Stimme sich hören und rief: „Kummer den Pallästen!" Und es schwieg der Sturm, und mit des Morgens erstem Purpur-Schimmer lispelte sanft es durch die Wipfel der Bäume: „Friede den Hütten."

Ernst von Heimburg.

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

Ueber das Würtembergsche Verfassungswerk.

Die Augen des ganzen gebildeten Deutschlands sind jetzt auf die neue Gestaltung des Bürgerthums in dem zwar kleinen, aber kräftigen Würtemberg gerichtet. Nachdem früherhin die Stände der Regierung einen Verfassungsentwurf vorgelegt hatten, hat nun die Regierung wieder den Ständen einen Gegenentwurf zur Berathung übergeben, der sich von dem ständischen in manchen wesentlichen Punkten unterscheidet, indem er den Ständen theils mehr, theils weniger gewährt, als diese angesprochen. Zur richtigen Würdigung desselben ist es aber wohl nöthig, zur Quelle zurückzugehn, woraus er entsprungen. Dies sind unstreitig zwei Schriften, welche das Gerücht demselben Hn. v. Wangenheim zuschreibt, dessen gedruckter Brief an den verstorbenen König von Würtemberg, unlängst so viel Aufsehen machte. Sie führen den Titel: „Die Idee der Staatsverfassung in ihrer Anwendung auf Würtembergs alte Landesverfassung, und den Entwurf zu deren Erneuerung, (Frankf. a. M. 1815. 8.)" und: „Ueber die Trennung der Volksvertretung in zwei Abtheilungen, und über landschaftliche Ausschüsse, (1816. 8.) Diese Schriften haben den Hrn. Geheimen Kirchenrath Paulus in Heidelberg, zu einer dritten veranlaßt, welche den Titel führt: „Philosophische Beurtheilung der von Wangenheimschen Idee der Staatsverfassung und einiger verwandten Schriften," (Heidelberg, 1817. 8.) Diese Schrift darf niemand ungelesen lassen, welcher sich nicht nur über das Verfassungswerk in Würtemberg, sondern auch im Allgemeinen über die wichtigsten politischen Streitpunkte, welche jetzt an der Tagesordnung sind, auf eine gründliche Weise belehren will. Der Leser lasse sich nur nicht durch die Form der Rezension, die der Verfasser seiner Schrift gegeben hat, und durch die zuweilen etwas langen Parenthesen abschrecken, das Ganze mit Aufmerk-

ſamkeit durchzuleſen; denn am Ende findet man, gleichſam zur Gemüthserholung, noch eine komiſche Kollegien von Scharfrichter und Witz. Der Verfaſſer ſucht zu beweiſen, daß nicht nur für Deutſchland überhaupt, ſondern auch für das kleine Würtemberg die Verpflanzung des Bayeriſchen Inſtituts der zwei Kammern in mehr als einer Hinſicht Empfehlungswerth ſey, und wie es bei und gerade dem Hauptzwecke, den man dabei im Auge hat, entgegen wirken würde. Man höre doch ja auch dieſe Stimme, ehe man wagt, ein entſcheidendes Urtheil zu fällen, oder wohl gar Hand ans Werk zu legen! K.

Vermiſchte Nachrichten.

Jedes Niederländiſche Handelsſchiff, das in den Texel einläuft, zahlt 5 Gulden, und hat damit alle Abgaben für ſich und die Ladung getheilet, ſagt ein Engl. Blatt; aber die Schiffe die in Antwerpen einlaufen, müſſen einen ſehr hohen Zoll erlegen. Unruhige Belgier ſahen darin einen Beweis, daß man ihren Handel, trotz der Verbindung mit den übrigen Niederlanden, nicht wolle aufblühen laſſen u. ſ. w. Glücklicher Weiſe iſt das Mißfahren bald zur Weisheit des Monarchen gelangt, und die Beſchwerung verboten worden. Manche erklären das Vorgegangene als das Erwachen einer geheimen Partei, das katholiſche Volk Belgiens gegen das proteſtantiſche Batavien zu erbittern.

— Profeſſor Dobereiner hat das Mittel erfunden, aus Waſſer und Kohlen, alſo auf unorganiſchem Wege, Fett hervorzubringen.

— Nachdem die Engl. Oppoſitions-Bl. lange auf die Berufung eines neuen Parlaments gedrungen haben, äußern ſie jetzt die Beſtürzung, ein ſolches ſonne die Ernennung der Einkommen-Taxe bewilligen. —

— In dem durch die politiſchen Zeitungen bekannten Benehmen der Chineſiſchen Regierung gegen die Engliſche Geſandtſchaft, enthüllet ſich wieder einmal der orientaliſche Geiz. Er wird hierbei nicht ſtehen bleiben; vielmehr ſcheint das Vorgefallene eins der vielen Vorzeichen, daß ſich ein Kampf zwiſchen der Kunſtüberfeinerheit Europa's und der Machtüberlegenheit Aſiens vorbereitet, in welchem ohne Zweifel auch Amerika eine Rolle ſpielen wird, und der einen allgemeinen Umſchwung in den Verhältniſſen der Völker des ganzen Erdbodens zur Folge haben muß.

— In London iſt wieder eine „Geſchichte der Jeſuiten,“ erſchienen, und man ruft die allgemeine Aufmerkſamkeit dadurch auf, da das Parlament in Kurzem wieder über die Rechte der Katholiken debattiren wird. Der Ruf dieſes Ordens ſchreint den Katholiken noch ſchädlicher, als er ſelbſt den Proteſtanten gefährlich ſeyn ſoll.

Wien, am 25ten März 1817.

In Wien hat ſich kürzlich auf Anregung des dirigirenden Staatsminiſters Fürſten von Metternich, ein Verein von mächtigen Staatsmännern, reichen Cavalieren und Kaufleuten, zur Unterſtützung der Armen dieſer Reſidenzſtadt und ihrer Vorſtädte bis zum Auguſt 1817 gebildet, wo die zu großen Hoffnungen berechtigende Ernte wahrſcheinlich der großen Theurung Abhülfe verſchaffen wird. Fürſt Metternich übergab dem Monarchen an ſeinem Geburtstage (10. Jän.) den Entwurf dieſes Vereines, und hat um deſſen Schutz, worauf der gütige Kaiſer huldvoll antwortete, daß er dieſen nicht bloß mit Vergnügen gewähre, ſondern daß er der Erſte ſeyn würde, der dazu beſchreibe. Der regierende Fürſt Joſeph von Schwarzenberg, ein Bruder des Feldmarſchalls, iſt Präſident dieſes Vereines. Bei dem erſten Eintritten war ſchon eine Summe von 180,000 Gulden beiſammen; nun werden erſt die weiteren Subſcriptionen eingeleitet, und es iſt nicht zu zweifeln, daß dieſe reichhaltig ausfallen werden. Indeſſen iſt es wenigſtens in Wien nicht ſehr theuer. Lebensmittel ſind häufig und dem Preiſe, nur ſcheint hier und da Mangel an Verdienſt einzutreten, da viele der zahlreichen Fabrikanten ihre Arbeiter abdanken. Aus allen Gegenden der Monarchie laufen die günſtigſten Nachrichten über den vortrefflichen Stand der Saaten ein, und in den Oeſterreichiſchen Gehöften wimmelt es von angekommenen Schiffen mit Lebensmitteln. Waren nicht die Gebirgsgegenden von Ungarn, Galizien, Böhmen und Steyermark mehrere Jahre von Mißwachs heimgeſucht worden, ſo wüßte man in der Oeſterreichiſchen Monarchie nicht von Mangel der Lebensmittel. Auch dem Unweſen der Wucherer, Müller, (in Oeſterreich ein Schimpfname,) Verkäufer und Getraidehändler, wird die Regierung ein Ende machen, ſo wie dem alle Schranken überſchreitenden Luxus der Kunſtente in Wien, die bei den gegenwärtigen Conjuncturen noch einander Ende machen. Die Regierung verfolgt nach und nach ihre Anticipationsſcheine, und conſolidirt ſich ſo immer mehr. Dennoch ſieht man kein Silber im Umlauf! — Die Gewerbleute müſſen aber ihre Erwerbsſteuer in Silber bezahlen, und thaten dies ſehr gern, wenn ſie nur nicht das Silber erſt von Juden kaufen müßten, in deren Händen das meiſte Conventionsgeld iſt, und die damit handeln.

Aus Cleve, den 15ten März 1817. (Schluß.)

Der König der Niederlande ſoll es gern ſehen, wenn man ſich hierſelbſt an ihn wender. Zwar geräth er deshalb nicht in die Verlegenheit der Behörden ein; allein dennoch geht jeder getroſt von ihm, und jeder mit der Ueberzeugung, daß ſeine Sache dem König nicht falſch vorgeſtellt werden konne. Dieſer hat dabei ein bewundernswürdiges Gedächtniß, ſo daß die meiſten, welche ihn ſprachen, glauben, er habe ſich ausdrücklich mit ihrer Angelegenheit beſchäftigt. In kurzer Zeit dieſer viele Humanität des Königs ihn bei ſeinen Unterthanen ſo beliebt machen, wie es der Oeſterreichiſche Kaiſer iſt, der die ſeltne enthuſiaſtiſche Verehrung auch vorzüglich dem Umſtande zu danken hat, daß er den letzten ſeiner Unterthanen hört, und keinem Menſchen den Zutritt zu ihm verwehrt werden darf.

Auch die Preßfreiheit wird in den Niederlanden vom König ſtets ſehr begünſtigt. Beim Frühſtück lieſt er gewöhnlich die Zeitungen. Unſre Nachbarn haben einen Prozeß verhandelt, wie ihn ſeither die Geſchichte vielleicht noch nie ſah, in welchem Mercure surveillant — denunzirten, und bei einem Gericht Mercure surveillant nehmen mußten, welches auch nicht anders Anſpruch Recht nehmen mußten, welches auch nicht anders erkannte, als wenn von [illegible] die Rede geweſen wäre. Der Denunziat wurd verurtheilt.

1817. Nro. 145.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Dienſtag, den 1ſten April.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Hiſtoriſche und kritiſche Andeutungen über die Literatur des Oeſterreichiſchen Kaiſerſtaates, in den Jahren 1815 u. 1816. Wien, 1817.

Licht iſt Macht!

Giebt es noch einen denkenden Menſchen, für den dieſe Wahrheit des Beweiſes bedürfte? — Licht iſt Macht, denn es verbreitet ſie zur Kraft! Auf dieſer Wahrheit beruht die Herrſchaft des kleinen Europa's über die andern Welttheile; auf ihr die Möglichkeit, daß kleine Staaten neben großen fortdauren können; *) auf ihr die Ueberlegenheit der gebildeten Stände gegen die zehnfach zahlreichern ungebildeten. Man beobachte welche geſchäftlichen oder geſelligen, oder häuslichen Verhältniſſe man wolle, — ja, man trete auch nur zu einem Kreiſe ſpielender Kinder: überall wird man offen oder geheim den Geiſtvollern, Verſtändigſtern zuletzt das Wort ſprechen hören. das, auch wenn es nicht das beſte war, gleichwohl das entſcheidende wird. Denn Licht iſt Macht, und daher die am weiſeſten rechnende Politik diejenige, die ſeine Entwickelung ſchützt und befördert, ſo viel ſie vermag. Ließ ſich's möglich machen: ich glaube, einzelne Staaten würden ſogar wohl thun, die Verbreitung der bei ihnen gewonnenen Einſichten und Wahrheiten, wie die der Erfindungen, über ihre Gränzen hinaus, zu erſchweren. *)

Aus dieſem Standpunkte geſehen, hat eine Ueberſicht wie diejenige, die das obengenannte Werk giebt, eine nicht bloß literariſche, ſondern ſelbſt eine politiſche Wichtigkeit, und verdient die aufmerkſame Beachtung aller Klaſſen gebildeter Leſer, beſonders wenn ſie ſo muſterhaft und einſichtsvoll gearbeitet iſt, als dieſe.

Der Verfaſſer fängt damit an, die Oeſtreicher wegen des Vorwurfs zu rechtfertigen, daß ſie an literariſchem Fleiße, wie man ihnen oft vorwarf, hinter den Norddeutſchen zurück ſtänden. Er erklärt, daß dies nicht einem Mangel an Talent und Bildungsfähigkeit zugeſchrieben werden müße, (eine Ungerechtigkeit, die wohl keinem denkenden Kopfe beifallen kann;) ſondern äußern Dingen. — Er zählt alle die Vortheile des Clima's und der Lage der Oeſtreicher auf, und frägt, was dieſe dafür können, wenn ſie „die literariſche Betriebſamkeit nicht herabwürdigen?“ — eine Wendung deren Ironie man ſeinem patriotiſchen Eifer verzeihen muß, beſonders wenn man ſich erinnert, worin die Literatur durch gewiſſe norddeutſche libraiſche Fabrikherren, z. B.

*) So bald die Gedankenüberlegenheit der kleinen Völker über ihre großern Nachbarn aufhört, oder wenigſtens zu ſehr abnimmt, um das Uebermaß derſelben an phyſiſcher Macht aufzuwägen, werden ſie leicht die Beute derſelben. Jede Seite der Weltgeſchichte wiederholt das.

*) Wenigſtens der Entfernung der edelſten Produkte eines Landes, der guten Kopfe, durch eigne Benutzung derſelben, vorzubeugen. Ein einziger ausgewanderter Italiener war es, der Spanien die Herrſchaft über Amerika gab. Eugen und Laudon waren Ausgewanderte u. ſ. w. u. ſ. w.

— — — täglich mehr verwandelt wird. Der Verfasser geht dann zu einzelnen Fächern der Literatur über, schildert die Lage eines jeden derselben im Oestreichischen Kaiserstaate, zählt die einzelnen Schriften desselben, welche in den letzten beiden Jahren erschienen sind, auf, und giebt von den meisten eine kurze, kräftige Würdigung. Vorausgesetzt, daß das Verzeichniß vollständig ist, und die Urtheile gerecht sind: ich wüßte nicht, was dem Leser noch zu wünschen bliebe?

Das theologische Fach hat neun neue Schriften hervorgebracht, und eine zehnte „die Religion in Erklärungen und Gesprächen, von Vogtner," ist zum fünften Male aufgelegt worden. Das wärmste Lob erhält die „Darstellung der katholischen Lehre vom heiligen Abendmal," von Hn. Abt Frint.

Ueber Jurisprudenz und Staatswissenschaft erschienen 46 Schriften, worunter auch mehrere neue Auflagen sind, Deutsch, Italienisch und Lateinisch.

Für Medicin, Chirurgie und Veterinär-Kunde sind dreißig Schriften herausgegeben, unter denen auch eine „Toilette der Grazien" aufgeführt wird. Als vorzüglich wichtig werden neben andern ausgezeichnet, eine akademische Rede: De mente humana, vita physica altiore, und eine Pharmacologia dynamica, beide von Prof. P. C. Hartmann; ein „Versuch einer empir. Darstellung des polarischen Naturgesetzes" von Prochaska; und das Werk „über den ansteckenden Typhus" von v. Hildenbrand.

Das Fach der Geschichte wurde mit 38 Schriften bereichert. Ernste Rüge verdient es, daß manchen darunter fälschlich der Name berühmter Norddeutscher Schriftsteller „zur Täuschung des Publikums" sagt der Verf. vorgesetzt seyn sollen. Als solche werden angeführt: „Wedekinds genealogisches Taschenbuch auf 1816;" „Arndt's Rückblicke auf die neuesten Ereignisse unserer Zeit;" — und „Buchholz, historische Denkwürdigkeiten aus Criminalprocessen der neueren Zeit;" ferner „neuer Plutarch von Buchholz" u. s. w.

Als philosophische Schriften führt der Verfasser nur vier an, und zwar: „Frick's Handbuch der Religionswissenschaft" (Wien) „Elementa Philosophiae von Lykawetz" Brünn) „Psychologia in usum praelectionum" von Rembold, (Wien und Triest,); endlich „Geist Deutscher Klassiker, oder [illegible] Schriften." — — —

Zur Naturkunde erschienen 18 Schriften: für Technologie nur sechs, und zwar sind darunter ein „goldnes Buch für Schuster", ein gleiches „für Schneider", und ein drittes „für Tischler" aufgeführt. Der Verfasser giebt aber eine gutgeschriebne Erörterung über die Wichtigkeit und die Einrichtung des neuen polytechnischen Instituts.

Ueber Oekonomie erschienen 18 Schriften. Unter diesen wird „Trautmanns Versuch einer Anleitung zur Landwirthschaftslehre", auch von Norddeutschen Landwirthen sehr geschätzt.

Ueber Statistik erschienen eilf Werke, unter denen aber auch die bekannten „Miniaturgemälde," die „Gallerie der Nationen," und ein „Verzeichniß der Häuser in [illegible]" angeführt werden.

Der Reisebeschreibungen, die in ganz Oestreich in zwei Jahren erschienen, sind nur sechs, noch dazu ist das eine nur eine Kompilation von Abentheuern, die in ältern Reisebeschreibungen erzählt werden.

Der dichterischen Werke und Sammlungen sind 28, und unter diesen „Göthen's sämmtliche Werke" die der Verleger Cotta, in Wien drucken ließ, um sich wider die dortigen Nachdrucker zu sichern, — eine Maaßregel die vielleicht bald Nachahmer finden und, wenn man dort nur Liberalität der Censur walten läßt, einen großen Theil des buchhändlerischen Gewerbes nach Wien ziehen könnte.

Für das Studium der Deutschen, Lateinischen, Französischen und Italienischen Sprache sind zusammen 13 Werke erschienen; — Jugendschriften 44, unter denen eilf neue Auflagen von Schriften des Hn. Glatz, und 4 neue Bücher von ihm; — Erbauungsschriften 30, unter denen wieder sechs von Hn. Glatz. — Als Unterhaltungsschriften führt der Verfasser nur acht, von zwei Ausländerinnen geschriebene Romane an, die doch wohl auch unter den dichterischen Produkten ihre Stelle haben sollten. Eben so hätten die sechs Flugschriften, die Gelegenheitsschriften und die 30 Taschenbücher, unter die Rubriken ihres Inhaltes oder ihrer innern Form gestellt werden sollen — Der eigentlichen in den verschiedenen Sprachen Oestreichs erscheinenden Kalender sind 74; — der politischen Zeitungen 25; — der wissenschaftlichen oder belletristischen Zeitschriften 28, von denen aber die einzige Literatur-Zeitung die Oestreich besaß, aufhören mußte. Außerdem haben noch sechs politische Zeitungen literarische Zugaben.

[illegible] einem Register ähnlich; aber man schließe daran

nicht auf das Buch, woraus es gezogen wurde, und das selbst das vortheilhafteste Zeugniß für das Fortschreiten der Litteratur ist. Ich wiederhol' es: der Verfasser hat den meisten Fächern interessante Eingänge über die Geschichte und den gegenwärtigen Stand derselben beigefügt, und von den meisten Schriften sehr kräftige gerechte Beurtheilungen gegeben. Nur um nicht boshaft zu scheinen, enthalte ich mich, als Beleg die witzige Würdigung des historisch-romantischen Drama's: „Die Gründung Prags, von Clemens Brentano" abzuschreiben, die zugleich ein helles Licht darauf wirft, wie eine gewisse poetische Schule in Wien betrachtet wird.

M.

Ein merkwürdiger Traum, nebst Bemerkungen darüber.

Da man jetzt Traumdeuterei, Sterndeuterei und andern schon für veraltet gehaltenen Kram wieder ins Leben zurückzurufen sucht, so verlohnt es sich wohl der Mühe in diesem, dem Ernste wie dem Scherze geweihten, Blatte ein Wort über Dinge zu sagen, die auch zu den Zeichen der Zeit gehören. Veranlassung dazu giebt dem Einsender eine neue Schrift des Herrn Dr. Schubert, der früherhin das Publikum mit einer Symbolik des Traums beschenkte, und neuerlich wieder ein sogenanntes „Altes und Neues aus dem Gebiet der innern Seelenkunde" (Leipzig bei Reclam, 1817. 8.) zum Besten gegeben hat. Der Vers. sagt zwar selbst, daß, was er in jener Symbolik geschrieben habe, wohl manchem Misbrauch ausgesetzt seyn könnte (S. 54.), daß die Träume eigentlich aus dem schlechtern Theile unsres Selbst, der wahrhaften Partie honteuse unsres Wesens, kämen (S. 59.) und daß er selbst, wenn er bedeutungsvolle Träume gehabt, meistens etwas kränklich gewesen, besonders am Magen (S. 56.). Indessen erzählt er doch auch in diesem neuern Buche mit einer besondern Wohlgefälligkeit verschiedne bedeutungsvolle Träume, die er oder Andre gehabt, und läßt den Leser in Zweifel, wie eigentlich solche psychologische Phänomene zu beurtheilen seien.

Als ein merkwürdiges Beispiel dieser Art diene folgende hier abgekürzte Erzählung, die Hr. Sch. S. 46. ff. unter der Aufschrift: Wunderbare Lebensführung durch einen Traum, mittheilt, und die als beglaubigt angesehen werden darf, weil sie aus einer „träumenden Familie" herrührt, von welcher Hr. Sch. selbst abstamme und worin mehrmals durch einen Traum ziemlich Bedeutendes voraus erkannt, ja zum Theil sogar entschieden wurde; wie denn auch der hier zu erzählende Traum, nach der Versicherung des Hn. Sch, das ganze Schicksal seiner Familie entschied.

Christian Gottlob Schubert (Vater des Erzählers) war der älteste Sohn eines Rathsherrn und Handelsmannes zu Schwarzenberg im Sächsischen Erzgebirge, und wurde von seinen Eltern zum Handelsstande bestimmt, ungeachtet seine ganze innige Neigung von Kindheit auf dahin ging, zu studiren und Prediger zu werden, und er seine Eltern oft und dringend um die Erfüllung seines Lieblingswunsches gebeten, auch seine Lehrer ihn als ihren besten, fleißigsten, talentvollsten Schüler höchst ungern von der Schule entlassen hatten, um im Laden seines Vaters den Handel zu erlernen. Traurig stand der Knabe hinter dem Ladentische und hatte immer eins seiner lieben Bücher neben sich liegen, um in geschäftsfreien Augenblicken darin zu lesen. Nun träumte einmal der Mutter, ein ernster Mann stände bei ihr und fragte sie, warum sie ihren Sohn vom Studiren abhalte? Ob sie nicht wisse, was für Sünde es sey, besonders in dieser Zeit, wo der treuen, durch innern Beruf von Gott erwählten Arbeiter so wenige wären, einen Sohn vom Predigtamte abzuhalten? Sie solle doch einmal die Vorrede des seligen Luther zu seinem kleinen Katechismus lesen; darin sey es gesagt, welches Unrecht sie und ihr Mann an ihrem Sohne thäten. Am Morgen läßt sich die Mutter vom Sohne Luther's kleinen Katechismus geben. Und siehe da! sie findet zu ihrem Erstaunen wirklich die Stelle, von der ihr der ernste Mann im Traume gesagt hatte, und die nur eine kurze Wiederholung des Hauptinhalts seiner Ermahnung ist. Die Mutter wird nun sehr ernst und nachdenkend, redet mit dem Vater, und beide Eltern willigen endlich ein, daß der Sohn seinem innern Berufe folge. Und der Sohn wurde wirklich einer der wackersten und würdigsten Prediger seiner Zeit.

(Der Schluß folgt.)

Neuigkeiten.

Kopenhagen, den 21. März 1817.

Seit meinem letzten Schreiben, mein Freund, ist freilich eine geraume Zeit verflossen. Allein ich flöße es auch um desto mehr, da an unserm, eben nicht sehr hellen Himmel, den Künstlern des Schauplatzes mehrere Sterne verschiedener Größe und Art indeß erloschen sind. Ich nenne Ihnen nur drei: Salvotti, den

Beherrscher des Tanzes und der Mimik; Doerfom, den beredten Schauspieler; und Kunzen, den Meister des Gesanges. Von diesen Künstlern, — vor der Hand freilich keine Biographien! sondern nur ein Paar Worte des dankbaren, freundlichen Andenkens! Am meisten von dem Tonkünstler, dessen fortdauernde Werke Deutschland zum Theil schon kennt, aber wenigstens sich zueignen kann.

Ueber den ehrwürdigen Veteran Galeotti, mit dem ich nur ein einziges Mal als Opernbichter in näherer Verbindung gewesen bin, kann ich Ihnen weiter sondern nichts mittheilen, als was ein hiesiges öffentliches Blatt berichtet. — „Am 16ten December 1816 starb unser hochverdienter Ballettmeister, Professor Vincenzo Tomaselli Galeotti, Ritter des Dannebrogordens, in einem Alter von ungefähr 84 Jahren. Wunderbar genug, daß er so alt hat werden können, da unser Theater die Heimath des Zugwindes und der Gicht ist. Allein was vermag nicht eine festbestimmte, regelmäßige, frugale Lebensart! Wie Gewissheit kann man indeß sein Alter nicht angeben, weil das Kirchenbuch seines Tauforts in Italien, während der Feldzüge der Franzosen verloren ging."

Nach Dännemark kam er ungefähr im Jahre 1776—17771 und liebte dies von jener Zeit an als sein zweites Vaterland. Ohne Zweifel war er der berühmteste, wie der ruhmwürdigste unter Noverres noch arbeitenden Zöglingen; und alle seine mannichfaltigen geistreichen Plane, Entwürfe, Erfindungen im tragischen wie im komischen Fache, seine herrlichen Situationen und Gruppirungen u. s. w. bewiesen seine lebendige, schaffende Phantasie. Im Jahre 1786, da man vielleicht noch nicht völlig einsah, was man an Galeotti besaß, und man wiederum den berühmten Ballettmeister Sacco ein, der vorher schon zehn Jahre lang im Dienste des Theaters gewesen war, und nun außer zwei kleinen Balletten, den General *** componirte, ein großes Werk, das man hier (sonderbar genug!) im täglichen Leben den General der drei Sterne nennt, und das nun schon lange nicht mehr gegeben wird, weil die Musik sich verlohren hat. Die wichtigsten von Galeottis Balletten sind: Die Macht der Liebe, Laurette oder der bekehrte Verführer, Semiramis (ein minnisches Trauerspiel nach Voltaire, dem mein Herz vor allen seinen Meisterstücken den Vorzug gab, so lange er selbst noch mit unbeschreiblicher Erhabenheit den Geist des Ninus darstellte,) die verlassene Dido, Telemach in Ogygia, (worin er selbst, den Mentor spielend, durch sein wunderbares Hinschweben über das Theater uns meisterhaft ein höheres Wesen verrieth,) Gengiskan, (nach Voltaires orpheiin de la Chine), Lagertha, (nach einer altnordischen Erzählung) Romeo und Julietta, Rolf Blandort, Macbeth, (seine letzte Schöpfung! Sonderbar genug, daß dieser Macbeth die letzte Arbeit aber der hier genannten drei Künstler ward, Galeottis letztes Ballet, Doersoms letzte Uebersetzung, und — Kunzens letzte Tondichtung, die er im Kopfe schon fertig durchdacht, und worin er nur das Thema der Ouverture niedergeschrieben hatte, als der Tod ihn überraschte.) Von Galeottis komischen Werken nenne ich Ihnen nur: den Kesselflicker und die Wascherinnen, was noch heutiges Tages den vielen Freunden des Grotesken empfohlen werden darf; der Teufel ist los! oder die verwandelten Weiber; und — die Launen Amors und des Ballettmeisters, eine humoristische Ausgelassenheit, die mich immer köstlich ergötzt hat, wiewohl sie im Grunde nur ist, was die Franzosen eine pièce à tiroir nennen, wo man bei jedesmaliger Aufführung andere Charakter und Scenen hineinstricken kann. Allein hier, dünkt mich, um desto besser! Von den verschiedensten Nationen, Ständen und Altern ziehen mannichfaltige Paare gleich und gleich in Amors Tempel ein: der göttliche Schalk gebietet ihnen, sich die Augen verbinden zu lassen, und sich einander zu suchen; sobald ihnen nun die Binde wegfällt, sehen sie sich auf das seltsamste gepaart, der alte abgelebte Hofmann mit einer rüstigen Amazone u. s. w. u. s. w. Welche Mannichfaltigkeit von Personen, Gruppen und charakteristischen Tanzen! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Theater in Wien. 10. März.

Müllners Schuld ist noch immer das gefeierte, allenthalben beliebte Stück des Tages. Es fehlt nicht an Nachahmern dieser Gattung von Schicksalstragödien. Ein Hr. Grillparzer schrieb ein Stück, die Ahnfrau, und ein Hr. Deinhardstein ein gleiches: der Schwur! Beide junge Leute, nicht ohne Talente, aber verführt durch den Beifall von Müllners Schuld, wollten auch gleichen Ruhm einernten! Aber von dem auf Deus in nubis ist bei beiden wenig Segen, so wie bei vielen andern Dichtern Wiens, die in allen Oesterreichischen Journalen und Taschenbüchern ihre Sonetten, Charaden, Rondeaussen u. s. w. zur Schau stellen. Der Professor der Aesthetik an der Universität zu Wien, hat gegen diese Herren zwei Epistoln drucken lassen, die ganz ein Wort zu seiner Zeit, und vielleicht noch das Beste sind, was wir von diesem Manne gelesen haben, indessen sind diese Herren in ihrem poetischen Irrthume schon zu weit, als daß etwas bei ihnen fruchten wird.

— Der arme Gwist! Es ist eine neue Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften nebst seiner ausführlichen Lebensgeschichte in London erschienen, und das Edinburgh Review hat die Gelegenheit ergriffen, in einer umständlichen Abhandlung zu beweisen, daß Gwist's Schriften jetzt längst veraltet seyen, ferner aber auch daß sie nicht viel werth waren, und endlich sogar, daß er ein schlechter Mensch gewesen. Das Hauptargument für den letzten Punkt ist die bekannte Geschichte zweier edler und geistreicher Frauenzimmer, von denen die eine sich todt grämte, daß Gwist sie nicht heirathen wollte, und die andre sich darüber abhärmte, daß er sie zwar geheirathet hatte, aber es nicht bekannt machte und auch nicht mit ihr lebte. Sollte die unzerstörbare Leidenschaft von zwei solchen Frauenzimmern als Stella und Vanessa, nicht ein Beweis zum Vortheil von Gwist's Karakter seyn? Ueber die Gründe seines Benehmens hat er sich nie erklärt: wie kann man es also verurtheilen? Gelegt aber auch endlich, es gäbe Grund zu der härtesten Auslegung: welch ein garstiges Geschäft, mehr als 70 Jahre nach dem Tode eines Mannes von glänzenden Talenten, in seiner geheimen Nebengesellschaft herumzuflattern, um ihn in den Augen seiner Nation herabzusetzen, die so lange auf ihn stolz war! Aber dergleichen Erscheinungen sind gewöhnlich in einer gesunkenen Literatur. Man tadelt diejenigen, die man nicht hoffen darf zu erreichen; man will herabziehen, wozu man nicht hinauf kann.

1817. Nro. 146.

Ernst und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Donnerstag, den 3ten April.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Caroline Herder, gebohrne Flarland.

Zu der richtigen Ansicht eines großen Mannes ist es nothwendig, auch seine nächsten Umgebungen zu kennen, diejenigen Personen, mit denen er, wenn er aus seinem eigenthümlichen Geschäftskreise des Geistes trat, die gewöhnlichern Verhältnisse des Lebens genoß oder ertrug. Nur zu oft ist es leider! der Fall, daß diese jenem nicht entsprechen, daß die Schwelle seines Studirzimmers einem ausgezeichneten Denker oder Dichter, die Scheidegränze zwischen Erhabenheit und Gemeinheit wird. — Wenigstens in diesem wichtigen Punkte war Herder, sonst vom Glücke so karg behandelt, reich von ihm begabet worden. Herders Gattin war seiner werth.

Durch Schönheit, Verstand und Bildung hatte ihn das Mädchen angezogen; die Frau beglückte ihn nicht nur durch innigste Liebe und einsichtsvolle Häuslichkeit: ihr Geist wuchs gleichsam an dem seinigen empor, wurde der Vertraute desselben, der ihn auch bei dem höchsten Aufschwunge ganz verstand, und sie benutzte das, nicht etwa um eigne Ansprüche zu machen, sondern dazu, das häusliche und gesellschaftliche Leben, das nur durch sie zu ihm gelangte, nach seinem Karakter und seinem Geistesbedürfnisse zu modeln. Durch sie fand er auch am Theetische und bei der Tafel eine nur leichtere, frohere Fortsetzung des geistigen Lebens, das er am Pulte verlassen hatte. Jeder Freund oder Verehrer ihres Gatten, hatte auch in ihr eine theilnehmende, oft eine mütterlich vorsorgende Freundin; sie selbst schien nicht das Bedürfniß eines Umganges zu haben, der nicht hoch genug stand, auch ihrem Gatten Genuß zu geben. Aber man schließe daraus nicht auf Mangel an Selbstständigkeit in ihrem Geist und Karakter. Mit Entschlossenheit und Feuer trug und ordnete sie alle Sorgen des Hauswesens und der Erziehung ihrer Kinder und legte nur, wenn alles von ihr durchdacht und ausgeglichen war, ihm die Resultate ihres Sinnens und Sorgens zur Bestätigung vor.

Mit dem Tode ihres Gemahls, hatte ihr Leben seine Bedeutsamkeit, seinen Schmuck, sein Glück verloren. Oft klagte sie in vertrauten Briefen, daß ihr Welt und Menschen jetzt so flach und klein erschienen: der fehlte ihr, der durch wenige deutende Worte allem einen höhern Sinn, ein edles Gepräge zu geben vermochte: aber ihr männlicher Geist wurde dadurch nicht gebeugt. In dieser Rücksicht — und in mancher andern — sind folgende Briefe Belege die den Werth eines Denkmahls haben. An wen sie geschrieben wurden, ist gleichgültig; genug, sie werden von den Originalen abgedruckt. Ueber die Ansicht, mit welcher der Herausg. durch solche Briefe etwas nicht Unwichtiges zu geben glaubt, hat er sich früher erklär.

Weimar, den 16. Januar 1804.

Daß Sie an meinem und meiner Kinder unersetzlichem Verlust den größten Antheil genommen haben, das weiß mein Herz, theuerster Freund, und dafür bürgt mir die Achtung und Liebe die Sie dem Seligen geweiht und sie öffentlich an den Tag gelegt haben. Ach Sie hatten ihn ja mit Geist und Seele erkannt. — Von meinem unaussprechlichen Schmerz will ich nicht reden — Der unerwartete Schlag ist mir noch ein Traum: — ich kann es nicht fassen daß dieser Genius, dies unvergleichliche Gemüth von uns geschieden ist.

Wie viel große gute Gedanken wollte er noch ausführen — und mußte bei Arbeiten und Eindrücken die nicht für seine zartfühlende Seele waren, zu Grunde gehn! Wenn ich daran denke so bricht mir das Herz.

Ach daß in Deutschland nicht — — — war, der ihm die Hand reichte und ihn dem hohen Beruf seines Geistes und Herzens allein zu leben, erhielt. O weinen Sie mit mir und den Meinigen. Sie fühlten es selbst — und sagten es laut.

Unter Gottes unerforschlichem Willen mich zu beugen, ist meine schwere Pflicht — ach, er bereite aus diesem Dunkel ein Licht zu meinem Trost.

Theurer, treuer Freund! Zutrauensvoll zu Ihrer unveränderten Freundschaft die Sie für den Seligen, für mich und die Meinigen hatten, komme ich im engsten Vertrauen, in einer für uns wichtigen Angelegenheit zu Ihnen, um Ihren Rath zu erbitten. Unveränderlich gaben wir Ihnen Freundschaft und Achtung redlich zurück, wenn auch manchmal der strenge Maaßstab, meines Mannes, womit er gern seine Freunde maaß, auch Sie streng beurtheilte. — Er achtete von dem Augenblick an, da er Ihre Schrift gelesen und recensirt hatte, Ihren Charakter und Ihren Geist hoch — Er blieb in der Folge theilnehmend, wie Sie sich durch Höhen und Tiefen fortbildeten. So stand er mit Ihnen. Ich thue dies aufrichtige Bekenntniß, damit Sie die Wahrheit wissen, und nicht irre geführt werden. Ehren Sie sein Andenken wie bisher — seine heilige Seele werde nur von den Guten und ähnlich Gesinnten anerkannt und geehrt. — Das Gute, Wahre und Heilige was er that und wollte, wird Gott und die Zeit schützen, wenn auch jetzt eine Rotte es zu Füßen zu treten scheint. — Ewig danke ich Ihnen daß Sie mit solcher Liebe und Achtung seine Geisteswerke öffentlich beurtheilt haben – Auch Sie haben Balsam auf seine wunde Seele gelegt.

Daß sein Geist fortlebe, dazu wird jeder Gute und Edle beitragen. — Die nächste Pflicht hiezu haben seine Hinterbliebenen durch die Herausgabe seiner Schriften. Diese nach seinem Wunsch und durch Beihülfe einiger treuer, in seinem Sinn gebildeter Freunde, wollen wir jetzt veranstalten.

Zwar keine Palingeneſie wie Er sie vor hatte, kann damit vorgenommen werden — er hat aber viele Vorarbeiten zurückgelassen die bei den Werken an Stelle und Ort beigefügt — alte Schlacken vorübergehender Streitigkeiten weggelassen — und wo es nöthig ist, kurze Erläuterung gegeben — seine Grundsätze und Meinungen im reinen Licht, mit seinen eigenen Worten, dargestellt werden.

Eine solche Ausgabe ist seines Geistes und seines Willens würdig. Wir haben hiezu alles in Händen um sie nach seinem Wunsch zu veranstalten.

Bei Einrichtung des Merkantilischen, bedürfen wir jetzt einen Sachkundigen, redlichen Freund und Rathgeber — – Ich habe das unumschränkte Vertrauen, Sie, Sie, rechtschaffener Freund, werden, in unserm Anliegen, Ihrem Rath mir nicht versagen u. s. w.

In den Grundsätzen unterrichtet zu werden, nach denen Autor und Verleger in billiges und gerechtes Verhältniß zusammentreten, bitte ich Sie um Belehrung hierüber, theurer Freund. Sie sind mit diesen Verhältnissen und Grundsätzen bekannt. — Bei Ihrer Freundschaft gegen den Seligen und seine Hinterbliebenen bitte ich Sie, nehmen Sie mein Vertrauen als ein Freund auf.

Als Mutter und Vormünderin unsrer Kinder, von denen die drei jüngsten noch unversorgt sind, werden Sie, wird kein Verständiger es mir verdenken, wenn ich nach meiner Pflicht, aus dem Segen unsres Heiligen, den Vortheil zu erhalten suche, den Er selbst für die Seinigen wünschte, und den ich jetzt wesentlich bedarf u. s. w.

Daß kein Theil beeinträchtigt werde, und jeder nach Recht und Billigkeit sich des Ertrags erfreue, ist die Seele jeden Contracts, und auch unser Wunsch. Der erwerbsame Verleger wird dies zu beider Zufriedenheit einzurichten wissen.

Nochmals bitte ich Sie, reichen Sie mir Ihre Hand, belehren und unterrichten Sie mich. Wir sind in diesem ganzen Geschäft, mit Verlegern zu contrahiren, n e aufs Reine gekommen — wir wollen keinem wehe thun, aber auch nicht gern verlieren — dazu ruft mich jetzt zehnfache Pflicht auf.

Vertrauen Sie mir noch, welches die solidesten, rührigsten und honnetesten Buchhändler

in Berlin sind? Wird wohl ein oder der andre in Compagnie mit Hartknoch gehn, oder nicht?

Mein Mann hat noch ungedruckte wahre Schätze zurückgelassen, die sogleich gedruckt erscheinen sollen, sobald wir mit dem Verleger der Herausgabe eins geworden sind, denn bei diesem allein sollen diese Schriften jetzt herauskommen. Auch über das Honorar dieser, werden Sie mich in der Folge belehren. Der Cid, z. E. liegt völlig fertig, zum Druck bereit.

Ich muß endlich meinen langen Brief schließen. Verkennen Sie mich nicht, Freund, bei dem ich, voll Vertrauen auf Ihre Redlichkeit, Rath suche. Verkennen Sie mich nicht, wenn ich aus den Heiligthümern, den Segen des Seligen für mich und die Kinder zu erhalten suche. Ich habe während der Erziehung derselben große Sorgen gehabt, die zum Theil noch auf mir liegen — ich sehne mich nach Erleichterung.

Recht wehe thut es mir, daß ich Ihnen auf Ihren letzten Brief nicht sogleich wie ich wollte, geantwortet habe — Es erfreute mich so ganz, daß Sie noch der alte wahre Freund sind. Bleiben Sie es ferner, um des heiligen Mannes willen den Sie so liebten.

Carolina Herder.

Darf ich wohl hoffen, bitten, daß Sie mir bald gefälligst antworten mögen?

(Der Schluß folgt.)

Ein merkwürdiger Traum, nebst Bemerkungen darüber.

(Schluß.)

Man sieht leicht ein, daß das Wunderbare dieses Traumes sich einzig um jene Stelle in Luther's Vorrede zum kleinen Katechismus dreht. Hr. Sch. nimmt nämlich an, daß seine Großmutter jene Stelle nie vorher gelesen habe, weil Frauen selten eine Vorrede lesen. Er weiß es also nicht, sondern vermuthet es nur. Aber diese Vermuthung ist doch gar zu schwach. Vielmehr ist höchst wahrscheinlich, daß diese Frau, welche Hr. Sch. wegen ihrer Frömmigkeit rühmt, früher einmal auch die Vorrede zu Luther's kleinen Katechismus gelesen hatte, da das Buch gar nicht selten ist, sich unter den Büchern ihres Sohnes fand, und überhaupt sonst noch mehr als jetzt, zum Jugendunterrichte gebraucht wurde. Hatte sie aber die Stelle auch nur ein einziges Mal gelesen, so konnte ihr dieselbe recht gut im Traume wieder beifallen, da der Inhalt mit den Gedanken, die sie wahrscheinlich am Tage über die ihr so wichtige Angelegenheit ihres Sohnes hatte, so verwandt war, und da man Beispiele genug hat, daß Menschen in einem Zustande, wo ihr Inneres lebhaft angeregt war, ganze Stellen aus früher gelesenen Büchern wörtlich hersagten. *) Der ernste Mann, der der Mutter im Traume erschien, war nichts anders, als der durch ihre Einbildungskraft personifizirte Inhalt jener Stelle, und diese Personifikation war um so natürlicher, da wahrscheinlich die Lehrer des Knaben den Eltern dasselbe gesagt hatten, was der Mann im Traume sagte. Wenn also hier irgend etwas Wunderbares ist, so wär' es bloß der Umstand, daß die Eltern des Knaben einen so vernünftigen Entschluß nicht eher faßten, als bis ein Traum der Mutter sie belehrt hatte, was ihre Pflicht sei. Will man dies eine Schickung Gottes nennen, so ist freilich am Ende alles, was uns Menschen begegnet, eine göttliche Schickung.

Das Beste und Vernünftigste, was Hr. Sch. in der oben angeführten Schrift in Bezug auf solche Träume sagt, ist unstreitig folgende Paränese (S. 6a): „Wenn dir, arme kränkliche Natur, der Affe des Wachens, der Traum, auch zuweilen Erscheinungen jener Art vor die Augen führen und dir dein Zukünftiges enthüllen will: „achte es nicht zu hoch! Dir nützt es nicht, die „Zukunft zu kennen. Du sollst bereit seyn mit „stillem Gemüthe auf Leiden und Freuden, mögen „sie heute kommen oder morgen. Und dann, was „frommt es dich, in dein künftiges Schicksal hinein „zublicken?"

K.

*) Dem Einsender ist ein Fall bekannt, wo jemand in der Fieberhitze ganze Kapitel aus dem neuen Testamente Griechisch hersagte, unerachtet er sie nie auswendig gelernt, und seit seinen Schuljahren nicht wieder im Griechischen neuen Testamente gelesen hatte.

Neuigkeiten.

Aus Wien.

Die vor drei Jahren von dem Bibliothekar Angelo Mai in Mailand in der Ambrosianischen Bibliothek entdeckten und von demselben herausgegebenen Schätze des Alterthums, z. B. mehrere unedirte Briefe des Fronten, Symmachus, Terenz, Cicero, Ulpian, Themistius sind erst seit kurzem in Deutschland bekannt geworden. Die Oesterreichische Regierung zeichnete diesen Gelehrten schon aus, wie sie die Verwaltung der Italienischen Länder wieder übernahm. Besonders machte sich es eine in Wien erscheinende Zeitschrift: die vaterländischen Blätter, zum Geschäfte, die literarischen Bemühungen der Italiener ihren Landsleuten bekannt zu machen, und wenn die Entdeckungen und Lei-

lungen der Italiener bald nicht mehr den Deutschen durch den Umweg von Norddeutschland zukommen werden, sondern wenn sie den Weg durch Süddeutschland nach dem Norden nehmen werden, so ist es größtentheils dem Bestreben dieser Zeitschrift zuzuschreiben. Wer wird es aber glauben, daß ungeachtet der dieser wissenschaftlichen Thätigkeit in Wien, kennen bei dem Buchhändler Geistinger eine Reihe von Lateinischen Klassikern erscheint, die eben so unrecht und verstümmelt als elend gedruckt, der Jugend zur Bildung in die Hand gegeben werden. Der Piarist Schonberger leitet diese Ausgaben, und versorgt als Vorsteher der Gymnasien, die Schuljugend. Es bringt, man in Oesterreich der Jugend Geschmack an der Lektüre des klassischen Alterthums bei! Daß doch immer die geistlichen Orden sich an den klassischen Autoren der Griechen und Römer verfündigten! Die Jesuiten schrieben Noten dazu, die kein Mensch lesen sollte, und ein Piarist verstümmelt dieselben in unseren Tagen, und scheuet sich nicht vor den warnenden Gestalten eines Plinius, Sallust, Tuttop, Horaz ꝛc.

— Das Journal des débats erzählt mit allerlei Anmerkungen, daß der ehemalige Opernsänger Deshayes einen glänzenden Ball gegeben hat, auf dem sehr vornehme Herren und Damen, Fremde und einheimische, nebst allen Tänzern und Tänzerinnen gegenwärtig waren. Es sagt: „In dieser Gesellschaft versammelten sich viele Personen, die ehemals sehr entzweit gewesen waren, sich zusammen zu finden. Aber die Einen lassen sich gütig herab, die Andern erheben sich so sehr sie können, über ihren Stand, und so sind alle gleich. Das ist ein karakteristischer Zug unserer neuen Sitten." Diese Bemerkung kann auch dasür angesehen werden.

— Eine Thatsache, die in diesem Augenblick sie Menschen Werth hat! Vor einigen Wochen erhielt ein bekannter Mann in Berlin, einen Brief aus Warschau, mit der dringenden Frage: ob es denn wahr sey, daß in Berlin die Pest grassire. — Der Befragte antwortete: das lasse sich allerdings nicht läugnen, und er selbst sey vor zwei Tagen daran gestorben.

Musik in Wien.

Bekanntlich ist nach Italien Wien die Heimath der Musik. Kein Haus ist ohne Violine, Guitarre, oder Piano, und der Dilettanten und Kenner, wie der ausübenden Meister eine unzählbare Zahl. Nächstens wird die hier bestehende musikalische Gesellschaft ein Conservatorium gründen, und gab zu diesem Behufe schon einige Concerte, deren Ertrag zur Gründung verwendet wird. Gewohl große Concerte, so wie öffentliche bezahlte Quartetten sind an der Tagesordnung. Beethoven ist noch immer der angebetete Componiteur, eine unserer Produkte sind in allen Händen. Eine eigene musikalische Zeitung giebt wochentlich Nachricht von den musikalischen Erscheinungen Wiens. Mälzels, eines Wieners, neu erfundener Metronometer (Taktsalter) sangt auch in Wien an sein Glück zu machen, nachdem er in London und Paris so günstige Aufnahme gefunden hat.

Kopenhagen, den 11. März 1827.

(Fortsetzung.)

Galeotti genoß sein langes Leben hindurch eine ungestörte Gesundheit; und erreichte sich bis in sein hohes Alter, nicht bloß einer vollkommen Regsamkeit, sondern auch eines jugendlichen Feuers. Hier erzählt das Blatt, das ich vor mir habe, eine Anekdote, der indeß die nächsten Freunde und Bekannten öffentlich widersprechen. „Vielleicht, wird gesagt, hatte er noch gelebt, wenn nicht ein fehlerhafter, in psychologischer Rücksicht höchst unrichtiger Umstand eingetreten wäre. Er wollte nemlich sein Portrait mahlen lassen, weil er die Meinung gefaßt hatte, das Jahr, in dem er sich mahlen ließe, würde er sterben. Im März d. J., an seinem nach Vermuthungen angegebenen Geburtstage, gaben seine dankbaren Schüler ihm zu Ehren ein Fest, wobei man sein Bildniß umkränzte, das man sich ohne sein Vorwissen zu verschaffen gewußt hatte. Kaum ward der Greis des Gemaltes gewahr, als er den stark ergreifenden Eindruck desselben nicht mehr verbergen konnte; und von diesem Augenblicke an kränkelte er." — Er hinterläßt zwei trauernde Tochter. — Seine Ballette waren im eigentlichen Verstande Dichtungen, Tanz- und Geberde-Dichtungen; und die berühmte Künstlerin, Frau Händel-Schütz, hat sie während ihres hiesigen Aufenthaltes nicht genugsam bewundern können. Sie hat noch nur den ersten Act seines Ralf Blaubart in Deutschland gegeben; sondern auch ihr Gatte, der Pr. Schütz, soll den Verbrecherton in einer Schilderung seiner Werke ein verdientes Denkmahl gesetzt haben. Noch vor Kurzem, sagt man, hatte er einen Ruf nach Wien bekommen, wo man, unter seiner Anordnung, verschiedene von seinen Balletten geben wollte: allein seines hohen Alters wegen schlug er dies Anerbieten aus. — Mit einer Art von kindlicher Leidenschaftlichkeit liebte Galeotti die Blumenpflege: und zu dem Ende besaß er in der Nordet Vorstadt Haus und Garten, wo er des Sommers seine glücklichsten Stunden verlebte.

(Der Schluß folgt.)

Brief vom Niederrhein.

In meinem frühern Briefe habe ich Ihnen den Verfall der Schulen in den Rhein-Gegenden schon angekündet. Das wenige was die Franzosen in dieser Hinsicht wieder gut zu machen suchten, war ganz in Französischem Zuschnitt und mehr geeignet den volksthümlichen Charakter ganz zu unterdrücken, als ihn zu beleben. — Und wie hatte sich dies auch wohl mit Französischer Pedantik, mit dem Schwindel einer Universal-Monarchie vertragen können, wozu das fruchtbare Frankreich die Musterkarte liefern sollte!? — Auf diesem weiten Felde der Beobachtung würde ich leicht meinen eigenthümlichen Ideen verlieren können — also zur Sache.

Aus dem Gesagten ist nun freilich schon einleuchtend, daß für die hiesigen Volks-Schulen noch sehr vieles geschehn kann und oder soll, daß noch vieles geschehen muß, wenn dem Deutschen Lande ein echt Deutscher Volksstamm erwachsen soll. — Ein herrliches Feld des Wirkens und Verbesserns, welches der vaterländischen Regierung hierin vorbehalten ist! Belohnend müssen die Folgen erscheinen, — ersprießend für den Staat und daher beglückend für den wirkenden Vaterlands- und Menschenfreund! Denn welche edle Pflanzen können nicht in guten Volksschulen gezogen werden? Giebt es einen bessern, — einen andern Weg das Herz des Jünglings zu veredeln, seinen Geist zu bilden und die Freiheit des Vaterlandes, in dem edlen Sinne der Volksthümlichkeit, schon mit dem künftigen Geschlechte zu verweben?

(Der Schluß folgt.)

1817. Nro. 147.

Ernst und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Sonnabend, den 5ten April.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Caroline Herder, gebohrne Flaxland.

(Schluß.)

Die Gelegenheit, hier eine Blume auf das Grab eines sehr wackern, aber unglücklichen Mannes zu pflanzen, ist zu lockend, als daß ich nicht die Folgen dieses Briefes erzählen sollte. Der Empfänger ließ den verstorbenen Buchhändler Frölich, seinen Freund, zu sich bitten, und zeigte ihm dies Schreiben. Frölich trat, als er ihn gelesen, schweigend an ein Pult und rechnete eine halbe Stunde; dann sagte er: „Meiden Sie der Herdern, daß ich ihr — — — für den Bogen geben kann.“ Das Gebot schien dem Vermittelnden stark, und Frölich merkte ihm seine Ueberraschung an. „Ich werde freilich, setzte er also hinzu, bei der ersten Auflage nichts verdienen; aber ich will bei ihr auch nur für Herders Familie gearbeitet haben.“ — — — Umstände die nicht hierher gehören brachten den Verlag nachher an Hn. Cotta; aber Frölichs edelmüthiges Gebot diente dabei wenigstens zur Grundlage.

Indeß das Geschäft noch mit ihm verhandelt wurde, erhielt der Mittheilende folgenden Brief, der wohl noch karakteristischer ist, als der erste.

Weimar, den 5. März 1804.

Mein theurer verehrtester Freund! Gottlob, die Wolken sind glücklich vertrieben — und die Wahrheit siegt.

Ich lege Ihnen hier die vorläufigen Contracts-Punkte bei — Sie und Müller sehe ich als meine Freunde an, die vereint zu unserm Besten, aber auch nicht zum Nachtheil des rechtschaffenen Frölichs, das Ganze ordnen werden. Wenn der Contract bestehen soll, so muß kein Theil einen überwiegenden Vortheil haben. Dies ist unser Gefühl und die Basis jeden Contracts. — Wir haben daher auf die, am vorigen Posttage in Ihrem Brief gelegenen fernern Puncte Hn. Frölichs, Rücksicht genommen. Sprechen Sie jetzt mit unserm Freund Müller, mit Frölich und seyn Sie unser treuer Freund wie bisher. Wenn bei einem oder dem andern Punct Johannes Müller anderer Meinung ist, so gehn Sie mit ihm hierüber sanft zu Rath — Sie beide müssen unsern Vortheil im Auge haben, und also hübsch einig seyn. — Habt Ihr beide Vorurtheile gegen einander, so wäre es gut, wenn jeder die seinigen im Schatten drängte und Ihr Euch unbefangen ansähet. Müller hat mir nichts gegen Sie geschrieben. Suchen Sie ihn auf, und lernen Sie ihn kennen, mein Lieber. Ich habe ihm geschrieben, daß Sie's werth wären von ihm gekannt zu seyn.

Wenn die Puncte des Contracts geordnet und berichtigt sind, so wird mir Müller oder Sie eine Copie senden, damit wir ihn noch vor dem Abschluß sehen.

Empfehlen Sie mich Hn. Frölich herzlich; sagen Sie Ihm, wir wir voll Vertrauen in seine

Rechtschaffenheit, mit Freuden in das Verhältniß mit ihm treten. Entschuldigen Sie mich daß ich Ihm nicht selbst schreibe; es ist mir unmöglich. Ich hoffe, er wird mir den vorläufigen Puncten zufrieden seyn.

Es sind mehrere Anfragen an uns gekommen, die da würschen, daß u. s. w.

Ich gebe diesen Vorschlag nur auf Veranlassung anderer, Herrn Frölich zur Ueberlegung. Er wird hierinnen die bessere Einsicht haben.

Es ist schon der Anfang mit Abschreiben der Manuscripte gemacht. Hr. Frölich soll bald eins erhalten:

Der Tausch des Schicksals. — Es ist der Ariadne-Libera ähnlich. Er hat es in Schneeberg, bei unserm August aufgesetzt — in der hohen reinen Gebürgsluft — wo es ihm so wohl ward — O Gott, dies traurig-schöne Stück war zugleich Prophezeihung!

Hr. Frölich möge doch bald die Proben von Druck und Papier schicken. Es wird kein geglättetes Papier genommen — und ja keine Ungerischen Lettern. Schöne Deutsche Lettern — etwa wie zu Georg Müllers Reliquien bei Hartknoch.

Leben Sie wohl, Theurer, Edler! — Ach wenn der Selige wüßte, was Sie jetzt für seine Hinterlassenen thun!

Wir alle grüßen Sie zu tausendmalen.

Ewig Ihre C. Herder.

Ueber die Aufhebung der Leibeigenschaft in Ehstland. *)

Am 13ten (25sten) Januar hat zu Reval die feierliche Bekanntmachung der neuen Verfassung für die Ehstländische Bauerschaft statt gefunden. Unsres frühern Versprechens eingedenk, wollen wir einen verweilenden Blick auf die Entstehung, Beschaffenheit und Ausführung derselben richten, da diese Angelegenheit erfreuliche Fortschritte der Humanität beurkundet, und in so fern das Interesse für die theuersten Rechte der Menschheit in Anspruch nimmt. Es kommen uns bei diesem Geschäfte zuverlässige Berichte zu Hülfe. Zuerst ist eine Berichtigung der darüber verbreiteten öffentlichen Nachrichten erforderlich.

Als im verflossnen Jahre nemlich diese merkwürdige Verfassungs-Acte die Bestätigung und Unterzeichnung des Kaisers Alexander erhielt, gaben die Deutschen Zeitungen als Veranlassung zu der Aufhebung der Leibeigenschaft in Ehstland an, daß die dasige Ritterschaft, um die Rückkehr ihres Monarchen aus dem Befreiungskriege würdig zu feiern, sich der erbherrlichen Rechte auf ihre Unterthanen begeben, und dies Anerbiethen im Jahre 1814. zur Kenntniß und Genehmigung des Monarchen gebracht habe. **)

Wir wollen diese historische Unrichtigkeit nicht zu hart rügen, in der Voraussetzung, daß sie um deßwillen verbreitet ward, um einigen Gauen Deutschlands, wo die Erbunterthänigkeit noch in gesegneter Blüthe steht, zu verstehen zu geben, was nach glücklich erkämpfter allgemeiner Freiheit, wohl an der Tagesordnung gewesen wäre. Aus einer geschichtlichen Revision, die zur richtigen Beurtheilung der Ehstländischen Bauerverfassung ohnehin erforderlich ist, wird sich die Widerlegung jener Nachricht beiläufig ergeben. Hierbei sind wir genöthigt, in der Geschichte Ehstlands auf das Jahr 1804. zurückzugehen, wenn wir die verdiente Gerechtigkeit eines besonnenen Fortschreitens in dieser wichtigen Angelegenheit, der dort-gen Ritterschaft nicht muthwillig entziehen wollen.

Im erwähnten Jahre war das Augenmerk derselben darauf gerichtet, über die Verhältnisse des Bauerstandes der Provinz, durch billigere, zeitgemäßere, vornehmlich aber durch festere Bestimmungen seiner Rechte und Verbindlichkeiten, Klarheit zu verbreiten und dadurch jede Willkühr bei Ausübung der gutsherrlichen Gewalt auf gesetzliche Ordnung zu beschränken. Was dazu fördernlich war, erlangte in der Form eines Regulativs die Kraft eines Gesetzes für Herrn und Unterthan. Auch die früher wenig berücksichtigten Privatverhältnisse der Leibeignen unter einander, erhielten rechtliche Bestimmungen. Neu eingeführte Gerichtsbehörden und eine im Jahr 1796 verbesserte Gerichtsordnung, dienten zur Aufrechthaltung dieser für das allgemeine Wohl so wohlthätigen Einrichtung. Das Loos der Erbunterthänigen gewann hierdurch wesentliche Verbesserungen, ohne daß die Bereitwilligkeit der Gutsbesitzer zu noch wesentlichern, er-

*) Eingesandt.

**) S. den Art. des Hamb. Corresp. No. 105, welcher in den meisten andern Zeitungen abgedruckt worden ist, wo es unter andern heißt: Im Jahre 1814 hatte bereits der Adel von Ehstland den Beschluß gefaßt, durch den General-Gouverneur der Provinz, den Erbprinzen von Holstein Oldenburg, Se. Maj. den Kaiser um die Aufhebung der Leibeigenschaft der Bauern in Ehstland zu bitten, in der Ueberzeugung, daß die Rückkehr des großen Befreiers von Europa nicht würdiger gefeiert werden könne, als durch Befolgung Seines erhabnen Beispiels. Der Prinz, mit herzlicher Theilnahme an diesem Beschlusse, brachte das Gesuch vor den Thron. Der Kaiser befahl sogleich Berechnungen zu entwerfen und Verfügungen zur zweckmäßigen Ausführung dieser Maasregel zu treffen. Diese Arbeit ist durch die anhaltende Thätigkeit des Prinzen u. s. w.

schöpft worden war. Das Princip des Fortschreitens in diesem Puncte, hatte nun einmal die Oberhand gewonnen und erwarb sich Anhänger, denen diese an sich zweckmäßige Neuerungen noch ungenügend erschienen. Der Hinblick auf die vortheilhaftre Lage der Landwirthschaft ausländischer Provinzen durch die Aufhebung der Leibeigenschaft hervorgebracht, unterhielt und nährte diese Richtung, die von Zeit zu Zeit auch von Seiten des Staats auf mannigfache Weise neue Anregungen erhielt. Verschiedenheit der Ansichten führte zu — — — — vielseitigem Nachdenken über diesen Gegenstand, woraus sich im Jahr 1811 das Anerbieten zu gänzlicher Aufhebung der Leibeigenschaft, entwickelte, welches der höchste dafür so sehr entschiedne Wille des Monarchen um so williger ergriff, je mehr sich bei Ausführung dieser liberalen Idee, von der Ueberlegung, Vorsicht und Ehrliebe der Ehstländischen Ritterschaft erwarten ließ. In Folge dieses Kaiserlicher Seits genehmigten Anerbiethens, wurden im Frühjahr desselben Jahres auf dem Landtage zu Reval die Bedingungen entworfen, unter welchen die Gutsbesitzer sich zur Verzichtleistung auf die Rechte der Erbunterthänigkeit bereit erklärten. Diese Bedingungen erhielten kurz darauf die höchste Bestätigung und sind als der Grundvertrag anzusehen, in welchem die Grenzlinien der Gerechtsame, auf welche die Ritterschaft Verzicht leistete und derer, die sie sich vorbehielt, verzeichnet waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Frucht- und Blumenhändlerinn.

Kauset doch, ihr schönen Leute,
Kauset doch von meiner Waar'!
Unsrer Fluren reiche Beute
Bieten euch die Korbchen dar!

Lachend winken süße Früchte,
Wohl gereift vom warmen Süd;
Blumen in dem reinsten Lichte
Tausendfarbig aufgeblüht.

Sollte nicht der Duft euch locken,
Den das holde Veilchen haucht;
Nicht des Lenzes Blüthenglocken,
In des Mondes Glanz getaucht?

Schauet hier den Flor der Nelken,
Seht die hohe Blumenpracht!
Kauset bald; — auch sie verwelken,
Wenn der Sommer nicht mehr lacht!

Liebt ihr nicht die zarte Pfirsche,
Leicht verhüllt in weichen Sammt:
Schauet hier die Purpurkirsche,
Die von edler Gattung stammt!

Kauft die bunte Tulipane,
Reizt euch nur der Farben Spiel!
Oder wählet die Cyane,
Die vom blauen Himmel fiel!

Sinas Aepfel, Gold umflossen,
Spenden lieblich-süßen Saft!
Und die Traube, Gluth-entsprossen,
Schafft auf Erden Himmelskraft!

Wo der Blumengeist sich wendet
Auf den schönen Duft allein,
Ist der Schimmer karg gespendet,
Fehlt der Farben bunter Schein!

Darum wählt die weiße Blüthe
Jener Hyacinthen euch;
In dem blumigen Gebiete
Ist nur sie an Duft so reich!

Kostet diese milden Beeren,
Tropfen einer Purpurfluth! —
Was ihr wünscht, ihr mögt's begehren,
Alles geb' ich reif und gut.

Passifloren hoch und luftig,
Stammend aus des Aethers Reich!
Maienglöckchen, zart und duftig,
Und des Meeres Perlen gleich!

Kauset nun, ihr reichen Leute,
Kauft die Frucht- und Blumenwaar'!
Unsrer Gärten schönste Beute
Biet' ich euch so freundlich dar!

Aug. Ruge.

Neuigkeiten.

Kopenhagen, den 11. März 1817.

(Forts.)

Foersom, der Sohn eines Amtsprobsten, war 1776. im Riberstifte gebohren. Mit guten Schulkenntnissen ausgerüstet, bezog er im Jahre 1793. die Universität Kopenhagen. Allein diese Bahn verließ er bald. Um früher zu einer gewissen Unabhängigkeit zu gelangen, worin er mit freierer Herrschaft über seine Zeit, den Wissenschaften und Künsten leben konnte, widmete er sich dem Gewerbe des Buchhandels. Dem jungen Manne darf man es wohl verzeihen, daß er bei diesem Entschlusse sich selbst nicht hinlänglich gekannt, nicht richtig berechnet hatte. Seine Neigung zur Dichtkunst, besonders zur dramatischen Dichtkunst, siegte. Im Jahre 1795. ging er aufs Theater, das hier seine Mitglieder mit bürgerlicher Würde, und einer trostvollen Aussicht in ein sorgenloses Alter belohnt. Dazu schien die Natur ihn indeß nicht berufen zu haben. Anfangs hatte er daher mit körperlichen Fehlern und Mängeln zu kämpfen, mit unschönen Kniebiegungen, die er verbergen lernte, mit ungelenken Schultern, die er in der

Gatte ziemlich beherrschte, mit einem Arme, den er einmal gebrochen hatte, und der nie eine gewisse Steifheit verlor. Gleichwohl zeigte er bald, was Fleiß, Studium, Kritik und Selbstüberzeugung der Natur abgutrotzen vermögen. Nur ein großes Hinderniß, jenes, was Demosthenes soll überwunden haben, das Hinderniß unbiegsamer Sprachwerkzeuge, hat er nie ganz besiegt. Ohne deutliche und geläufig fließende Artikulation läßt sich weder Declamation noch Gesang als gut denken; und dies erste Erfordernis aller Schauspielkunst, wie Klopstock es nannte, gebrach bei Foerstern nie zur Vollendung. Daher gelangen ihm großentheils die leidenschaftlichsten Scenen am besten, weil es ihm dann vergönnt war, einzelne Silben und Worter vorgallen zu lassen. Ueberhaupt giebt es jetzt auf unserm Theater keine vollkommen gut gesprochene Rolle mehr, wie wir sie ehedem von Koffing hörten; während Vieles, sehr Vieles gut gespielt wird.

Um desto auffallender ist es, daß eben dieser Foerstern, begeistert durch Sonderd Ideum, besonders durch die zweite Seite der Einleitung, wie er selbst gestand, es zuerst wagte, auf unserm großen Theater öffentliche Declamationen zu geben: und sie gelangen über alle Erwartung. Die Neuheit der Sache that viel, sein entkommter Enthusiasmus das Meiste. Ganze Abende füllte er Anfangs allein mit den auserwählsten, wiewohl nicht immer deutlichsten Vorträge der verschiedenen Gattungen, wovon gleichwohl das Komische ausgeschlossen war. Nachher hat er Andere um Theilnahme. Nun ist diese Art von öffentlichen Beschäftigungen so ganz herabgewürdigt, daß man oft zu Declamatorien einladet, wo Gedichte, eingeine, aus dem Zusammenhange herausgerissene, tragische und komische Scenen, Musikstücke, und ich weiß nicht, was Alles, in Einem Tone zu einer widerlichen alla potrida zusammengekocht wird. Dergleichen ist nur die eine Partheie Geltgewinn, für das Ganze Geschmacksverderbung.

Zur Schriftstellerei brachte Foerstern Kenntniß, unermüdetes Studium, und nicht geringe Naturgaben mit. Einzelne unter seinen Gedichten stehnen mir sehr schon, wiewohl er sich nicht ganz hütete vor dem Einflusse jener Schule, die Nachahmungsklünstelei, verwunstwidrige Musik, und abergläubische Phantasmagorien aller Art lernt und lehrt. Nützlich ist sein wohlausgearbeitetes Lesebuch für junge Mädchen; und unterhaltend sind seine Taschenbücher für die Schaubühne, seine Sammlungen von Anekdoten aus der Englischen Literatur u. Am meisten rühmt man indeß seine Uebersetzung der historischen Stücke und Trauerspiele Shakespeares, wiewohl sie keineswegs so natürlich und ungekünstelt ist, wie das Original es verlangt. Das Verdienst bleibt ihm immer, daß er der Erste war, der den Hamlet und Lear auf unsre Bühne brachte.

Foerstern war ein wackerer Mensch; und daß er sich rein und gesund erhielt, will um desto mehr sagen, da auf unserm Theater eben so viel moralischer als physischer Zugwind herrschen soll. Seine alte Mutter und seine Familie unterstützte er bis an das Ende seines Lebens: und wiewohl er eine Wittwe mit fünf Kindern hinterließ, so hat er doch den Sohn des verstorbenen Schauspielers Gaadye als beständiger Vater mit erzogen. Seine genannten Bekannten und Freunde, und darunter sehr ehrenwerthe Manner, sprechen noch immer mit der innigsten Achtung und Liebe von ihm. Dies schreibe man auf seinen Grabstein!

(Der Schluß folgt.)

Brief vom Niederrhein. (Forts.)

Schwierigkeiten mancher allerdings wohl die Lösung der Aufgabe haben: wie die Erziehung guter Volksschulen hier, wo die Mittel so sehr fehlen, am leichtesten gelöstet und der Vollkommenheit am nächsten gestellt werden könne? Doch, unübersteigliche Hindernisse mochte ich auch hierin nicht sehen. Das Gute erreicht freilich nicht mit einmal den höchsten Grad der Vollkommenheit; wenn es anders auch ein solches Ideal auf dem Erdrund giebt, was ich vor der Hand noch bezweifeln muß — denn alles in Leben geht einen stufenweisen Gang. Der zu hohe Grad von Schnellkraft — ich meine den, der in einem zu plötzlichen Steigen, schon die Spur des eben so plötzlichen Sinkens in sich trägt — ist dem Bessermerden ein eben so großes Hinderniß, als der unleidliche Schlendergang. Jedem Ziele aber wird eine Bahn gebrochen werden! — Volksschulen müssen allerdings unter dem besondern Schutz und der Pflege des Staats bestehn. Der Staat muß die Lehrer bestätigen und besolden. Wenn das Volk mit der verbesserten Verfassung erst seine Vertreter erhält, wird diesen gewiß auch in dieser Hinsicht ein angemessener Wirkungskreis angewiesen werden. Die Anstalt der Lehrer muß mit der strengsten Prüfung und Gewissenhaftigkeit geleitet, und namentlich auf ihren sittlich moralischen Lebenswandel besonders Rücksicht genommen werden, damit der Jugend, wie dies hier so häufig der Fall ist, nicht in dieser Hinsicht ein Aergernis gegeben wird. — Aber auch die gründlichste Wissenschaft und der Ruf des moralisch guten Mannes, bewahren noch nicht den ersonnenen Beruf zum Jugendlehrer; dieser muß neben den schon entwickelten Eigenschaften, äußere Würde und zugleich ein den jugendlichen Geist gefälligen Benehmen haben, mit einem Worte der Umgang und Knabe muß den Lehrer ehren und lieben können, wenn man Wohlthätig auf sie wirken soll; über seine Liebe zum Vaterlande darf ebenfalls in der öffentlichen Meinung keinen Zweifel obwalten. Eine solche Anstwahl kann freilich nicht einseitig erreicht werden.

(Der Schluß folgt.)

Mittheilungen über die Schweiz.

„In der That, seit ich die Schweiz kenne, kommt mir jene Treuherzigkeit und Dichtungsandrengung, womit mancher Reisebeschreiber in die vollen Akkorde der Sprache will hineingreift, um sich verständlich zu machen, sehr komisch. Jede zweiten sagen rührend vor,“ sagt Spazier in seinen Wanderungen durch die Schweiz, und ich — sag' es ihm nach. Wer die reizenden Ufer der Aar und der Rhone durchwandert, Zürich, Genf's oder der Waldstädte romantische Seen auf leichtem Kahn durchschifft, von dem lustigen Gipfel des Rigi in die unendlichen Fernen niedergeschaut, die Spitze der Jungfrau in ostgem Abendglanze erblickt hat, und den namenlosen Genuß dieser Eindrücke und das Gewicht seiner Empfindungen in Bild und Wort gestalten will, — er findet sie nicht. Glücklich wer ein, wer mehr Mal in seinem kurzen Leben genießen darf, was die Natur Schönes und Großes vor vereinigt hat: doch beneidet ich den nicht, der hier sein Leben verbringen will. Der herrliche Baum und das freundliche Thal, sie antworten dem Herzen nicht, und gefangen in einem Kaste den Raphael's Pinsel und Phidias Meißel gemeinsam hat: es ist Gefangniß.

Die Form des Umganges und des öffentlichen Lebens, dessen Gewinn die Kunst und der zarte Sinn der Frauen sind, ist steif und zeitlos, weil Bildung, Witz und Gemüth es nicht schmücken. Nur eine Ausnahme kenne ich, Zürich, wo Deutscher Sinn heimisch ist, und die Deutsche Kunst schon in ihrer ersten Blüthe so freundliche Pflege fand. Sie hatten noch am Ruhme der Ahnen, und bewahren den Sinn, den Bodmer und Breitinger schufen, nennen sich, ihren Gegner, Lavater und Meister; vergessen nicht, daß Klopstock und Wieland ihre Jugendjahre an ihrem freundlichen See verlebt; und treue Pfleger finden die Kunst an Hirzel und Hottinger, an dem tonreichen Nägeli und den künstigen Künstlern Ludwig Vogel und Hegi.

(Die Forts. folgt.)

1817. Nro. 148.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Montag, den 7ten April.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Ueber die Aufhebung der Leibeigenſchaft in Eſthland. (Eingeſandt.)

(Fortſetzung.)

Vermöge derſelben war den Gutsbeſitzern das Eigenthum an Grund und Boden ihrer Güter vorbehalten, *) ihrerſeits die Anerkennung der perſönlichen Freiheit der Leibeignen ausgeſprochen worden, mit Vorbehalt einer ſolchen aufzuſtellenden Verfaſſung, durch welche die Bauerſchaft auf die Betreibung ökonomiſcher Erwerbszweige beſchränkt und um die Gefahr einer Verringerung der Volksmenge vorzubeugen, zur Landpflichtigkeit (Aufenthalt innerhalb der Grenzen der Provinz) verbindlich gemacht werden ſollte. In allen übrigen Rückſichten ſollte ſie nach Auflöſung der erbherrlichen Verbindung, der Staatsgewalt unmittelbar unterworfen ſeyn, Rechte und Verbindlichkeiten mit andern freien Unterthanen des Rußiſchen Reiches theilen. Weder die Lage der einzelnen Gutsbeſitzer noch der Grad des Wohlſtandes der Provinz im Allgemeinen war geeignet, einer Seits größere Anſopferungen zum Beſten des Bauerſtandes zu verlangen, andrer Seits dergleichen zu gewähren.

Nach Anleitung dieſer Grundſätze eine dem Culturzuſtande und der Lokalität angemeſſene, beiden Theilen erſprießliche, ausführbare Verfaſſung zu entwerfen, dieſe Aufgabe war nunmehr zu löſen übrig. Der Bauerſtand konnte als betheiligter Theil, und vermöge ſeiner Lage und Bildung, bei Entwerfung dieſer Verfaſſung keine Stimme haben. Sein Wohl ruhte mithin in den Händen

welchem aber nichts von Aufhebung der Erbunterthänigkeit vorkomme, wiewohl der Plan recht ſchicklich dazu gewo, ſen wäre.

*) Eine Bauerſchaft ohne Beſitzthum alſo? Allerdings! und zwar von beilaufig 96000 männlichen Seelen an der Zahl, jedoch wohl zu merken, über einen Flächeninhalt von mindeſtens 550 Qu. Meilen auf zahlreichen Gütern verbreitet, deren gelegene Fluren kaum mit ihrer Hülfe, geſchweige ohne dieſe beſtellt werden konnen, mithin außer aller Gefahr etwa aus Mangel ökonomiſcher Beſchäftigung zu darben, übrigens kraft der neuen Verfaſſung im Beſitze des Rechts unbeweglicher Eigenthum ſich zu erwerben, vor der Hand Zeitpachter oder Knechte, einkens, verſetze ſich, durch den Fleiß ihrer Hande, Grundeigenthümer, und als ſolche, Stütze des wahren feſten Wohlſtandes der Provinz und ihrer jetzigen Gutsherren, deren Reichthum im Allgemeinen gegenwärtig nur in ausgedehnten und ergiebigen Fluren beſteht, zu deren Cultur es an nichts als an der erforderlichen Bevolkerung gebricht. Soviel vorläufig zum Trotze vornehmer Beſchützer der Erbunterthänigkeit in Deutſchland, die unter dem Scheine menſchenfreundlicher Beſorgniß, uns etwa gern vorrauniſch eroffnen mochten, daß ihre Erbunterthanen ſich ſo wohl befanden, daß ſie mit jenen freigegebenen Eſthen ſchwerlich tauſchen würden. Wir kennen dieſe Herzenſprache. Sie iſt ungefähr dieſelbe, in welcher der Entwurf zu der Adelskette geſchrieben war, in

derer, die ermächtigt werden sollten, Bestimmungen darüber zu entwerfen. Von Jener entschiedenen Richtung des Willens bei diesem Geschäfte, hing der Charakter der Verfassung, so wie von diesem das Gedeihen derselben in ihren Folgen ab. Bei einem Wirkungskreise innerhalb eben so genau bestimmter als sorgfältig bewachter Gränzen, mußte es natürlich darauf ankommen, dem Einflusse liberaler Gesinnungen so viel Gewicht als möglich zu verschaffen, um den einmal bestätigten Grundsätzen in ihrer Anwendung denjenigen Grad von Ausdehnung zu geben, dessen sie ohne Ueberschreitung der Gränzlinien, ihrer Natur nach fähig waren. Von einem Einflusse entgegengesetzter Art hätte sich wenig Heil zum Besten der beabsichtigten Veränderung hoffen lassen.

Dies war mit wenig Worten der Zustand, in welchem diese Angelegenheit ihre Erledigung erwartete, als der Erbprinz von Oldenburg mit ausgedehnten Vollmachten für diesen Beruf, im Herbst 1811 die oberste Leitung des Civil- und Militairsaches in Ehstland erhielt. Sein Zweck konnte kein anderer seyn, als die Erwartungen des Monarchen und der Provinz, in gleichem Grade zu rechtfertigen. Jedes örtliche Interesse war seiner Lage fremd. Die Leitung der Bauerangelegenheiten verlangte unter andern gerade diese Eigenschaft, schon um des Verte ueus willen. Am Anfange des Jahres 1812 war der unter seinem Präsidio niedergesetzten Commission *) ein von der Ritterschaft ausgearbeiteter Entwurf bereits übergeben worden, als die Französische Invasion die Eröffnung der Arbeiten hinderte, welche erst nach dem allgemeinen Frieden und der Rückkehr des Prinzen, im Sommer 1814 ihren Anfang nehmen konnten. Unter der erwünschtesten Uebereinstimmung gegenseitigen Vertrauens, nahm dieses Geschäft einen so lebhaften Fortgang, daß der umgearbeitete Entwurf, der Ritterschaft auf dem im Februar 1815 eröffneten Landtage zur Beurtheilung übergeben und von ihr angenommen wurde. Eines der ersten Geschäfte des Kaisers Alexander, nach seiner Rückkehr am Schlusse desselben Jahres, war eine sorgfältige Prüfung dieses Verfassungsentwurfs, dem er nach einigen eigenhändigen Veränderungen und vernommenem Gutachten des Reichsraths, am 23. Mai 1816. öffentliche Gesetzeskraft für die Provinz Ehstland ertheilte. Die Einführung dieser Verfassung ist einer besondern Commission übertragen, an deren Spitze sich der Geheimerath und Civilgouverneur Baron von Uexkull befindet.

*) Diese Commission bestand aus dem Presidenten und neun Mitgliedern, wozu vier im Namen des Kaisers, fünfe im Namen der Ritterschaft erwählt waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Voltaire in der Hölle.

Aus dem Mercure de France vom 22. März 1817.

(Vorbemerkung. Wie es sich voraussehen ließ, hat der heilige Feuereifer den eine gewisse Partei in Paris, bei der Nachricht von den neuen Auflagen von Voltairen's und Rousseau's Werken zeigt, auch die Gegenpartei wieder aufgeregt. Selbst der Mercure, sonst so frömmelnd, nimmt jetzt die Partei der Geschmähten. Das ist unter andern in folgendem wohl nicht mißlungenen Aufsatze geschehen.)

„Ich las; Ihr werdet bald errathen, was ich las. — — — Indeß überwältigte der Schlaf meine Sinne. Teufliſche Gestalten, niederwärts züngelnde Flammen, der ganze Aufputz mit dem die Inquisition ihre Opfer zum letzten Gange zu schmücken pflegte, umgaukelten im Traum mein Haupt. Plötzlich erschallt ein rauher, übelklingender, näselnder Ton. Bei diesem Lärmen zittert die Hölle; ein Grab öffnet sich; Voltaire's Schatten erscheint und schreit, indem er sich die Ohren verstopft: „Ach! Patouillet, Nonnotte, Sabatier! Auch hier wollt ihr mir das Gehirn zerquälen? Habt Mitleid mit meinem Gehör! Lasset der ewigen Gerichtspflege und Satan ihr Geschäft! Von den Lebenden sucht Antwort! Auf sie schleudert eure plumpe, harte Schriften! Aber bei dem Himmel, treffen ihr so gewiß seyd! laßt uns arme Leute unsre Verdammniß ruhig tragen. Es ist nicht schön, Todte quälen. Wir sind verdammt, Molière und Jean Jaques und ich: wollt ihr, daß wir zum Uebermaaß noch eure Schriften lesen?“

Wie! rief ich aus: Du laſest? — „Ach, ja! antwortete der Schatten: und unter uns, das ist das einzige etwas starke Misgeschick, das ich in der Hölle erduldet habe. Die Teufel hier sind nicht so schwarz, als man sagt. Es giebt liebenswürdige, geistvolle unter ihnen: Asmodäus, Belphegor; auch berede, ich D. Beelzebub, Lucifer und der Satan des Milton, der saft so viel werth ist, als Homer's Jupiter. Doch ohne von den aufrührerischen Geistern zu sprechen, haben wir

gute Gesellschaft in der Hölle: Corneille, La Fontaine, Racine, Moliere" — —

Ich. Wie, Corneille?

Der Schatten. Ja, Corneille, der große Corneille. Diogenes und Lucian haben mir zwanzigmal seinen Eintritt beschrieben. Anfangs fragte er, warum der Vater des Trauerspiels, der Verfasser des Polyeuct so mishandelt würde? aber die Richter erster Instanz antworteten: „Geh nur! Dein Geist war ein wenig republikanisch. Dein Cid, der Paris entzückte, ergänzte einen Cardinal: und Du willst ins Paradies? Du fährst Dein christliches Stück an. Die Wahl ist nicht glücklich! Der wahre Held desselben ist Severus; Severus der Heide!" Als Corneille das hörte, verschmähte er es, länger zu streiten; stralend von Ruhm, groß wie die Helden die er geschildert, stieg er zur Hölle hinab.

Ich. Und La Fontaine, der gute La Fontaine? Wie konnte dem die Begnadigung entstehn?

Der Schatten. Hätte ich zu entscheiden gehabt, ich hätte ihn zu meinem Schicksal verdammt, bloß um ihn seine Fabeln erzählen zu hören. — Aber die höhern Geister sehn weiter, als wir Physiosophen. — „Ist mein Freund Jouquet hier?" fragte der Gutmüthige den Pförtner." — Ja, antwortet man. — „Gut, macht auf!" sagt La Fontaine. Seine Fabeln unterm Arm, wandelte er herein, ohne zu fragen, warum; und sagte: „Man muß die Natur überall beobachten." — Racine war ein wenig ärgerlich, als er über den Styx mußte Er berief sich auf Athalia und Esther; aber man antwortete ihm: „Auf Ihr Gewissen, Herr Kammerjunker; haben Sie diese Stücke nicht mehr deshalb geschrieben, um der Frau von Maintenon zu gefallen, als um des Heils Ihrer Seele willen? Oben drein, für diese beiden geistlichen Stücke: wie viel andre Ihrer Werke sind mit profaner Liebe gefüllt! Herein also, herein! Unser Befehl heißt: Compelle intrare."

Ich. Und was sagte Moliere?

Der Schatten. O, Moliere sprang mit beiden Füßen hinein. Er schrieb ja den Tartüffe. Auch Montesquieu ist bei uns.

Ich. Montesquieu! Er schrieb in seinem „Geist der Gesetze" doch so orthodox über den Adel und die Privilegien.

D. Sch. Du vergissest seine Späßchen in den Persischen Briefen. Er gehört zu uns. Fenelon — —

Ich. Nun, der wird doch wohl nicht unter Euch seyn!

D. Sch. Erinnere Dich nur seiner Eucharis im Telemach, und vorzüglich seiner Lehren über die Pflichten der Regierungen. Oben drein hatte ihn der wohlwollende Boffuet lebhaft empfohlen; so erhielt er, ein wenig aus Gefälligkeit, den Zutritt als Halbphilosoph. Daß Diderot, D'Alembert, Mably und Raynal hier sind, versteht sich von selbst. Von Plato, Sokrates, Homer, Virgil und Cicero will ich nicht sprechen: sie sind die Patriarchen der Hölle; sie haben uns den Weg gebahnt. Von etwas ausgezeichneten Propheten, haben wir nur den Mahomet; von den Apostein nur Judas, aber der gilt für allzu schlechte Gesellschaft. Niemand geht mit ihm um, und er mag sein Geld in einem Winkel zählen. Die Weiber will ich nicht herrechnen. Fast alle hübsche kommen hier an. Amor und die Grazien scheinen einen Bund mit der Hölle zu haben.

Ich. Aber, sprich! womit vertreibt Ihr Euch die Zeit?

D. Sch. Rousseau singt Hymnen, und schreibt einen Traktat über das Daseyn Gottes. Montesquieu entwirft eine Verfassung für dieses Land. La Fontaine sagt Fabeln her. Moliere macht Comödien: der Ränkemacher und der Angeber sind schon fertig. Ich, nun, ich lasse meine Trauerspiele aufführen. O, Roscius, Garrick, Le Kain, Molé ꝛc.: was sind das für Schauspieler! Auch die rebellischen Geister sind nicht zu stolz, mit zu spielen, und mancher Teufel giebt Talma nichts nach im Oroonan und Orest. — Jean Jaques, wenn er sich der Liebel der Oberwelt erinnert, überläßt sich zuweilen seinem Unwillen. „Mein lieber Rousseau, sagte gestern Moliere zu ihm; Du verabscheuetest die Sitten Deines Jahrhunderts, und die Bösartigkeit Deiner Zeitgenossen; wenn man aber den Todten glauben darf, die täglich ankommen, ist das Menschengeschlecht jetzt um nichts besser; und Deine Verdrossenheit würde jetzt nicht weniger Anlaß haben, gegen die Verderbtheit zu donnern." — „„Ich! sagte Rousseau mit einem verachtenden Wesen; ich beschuldige die Menschen dieses Jahrhunderts nicht, alle Laster zu haben; sie haben nur die der feigen Seelen"" Bei diesen Worten kehrte er uns den Rücken zu, faßte Fabricius unter den Arm, und ging in die Lustgebäsche der Hölle. u. s. w.

Neuigkeiten.

Vermischte Nachrichten.

Die Wiener Theaterzeitung versichert, „Vandyck's Landleben," von Kind, habe in Berlin sehr gefallen. Das ist ein Irrthum. Es ist hier so wenig gegeben worden, als Oehlenschlägers Correggio und Müllner's Yngurd; wohl aber der standhafte Prinz, Klingemann's Faust, Rußfackel u. s. w.

— Hn. Müllner's „Schuld" hat eine Fortsetzung von vorne erhalten. Die Dichterin Th. von Artner zu Wien, hat aus den frühern Begebenheiten die in der „Schuld" erzählt werden, ein Trauerspiel verfertigt, betitelt: „Die That." Ein Paar Proben, die in der Wiener Theaterzeitung mitgetheilt werden, erwecken eine gute Erwartung.

— Hr. Legationsrath Schöll zu Paris giebt einen bis zum 20. Nov. 1815 fortgesetzten „Auszug der Geschichte aller Friedensschlüsse 2c. von Koch," heraus. Er wird aus 8 Bänden bestehen, von denen vom April an, alle drei Monate zwei erscheinen werden.

— Hr. Raynouard, auch als Trauerspieldichter durch seine Templiers bekannt, hat eine lehrreiche Untersuchung über die Romanische Sprache drucken lassen, und wird eine Sammlung echter Troubadour-Gesänge folgen lassen.

— „Der christliche Politiker" heißt ein Buch, das ein Hr. Dallez zu Paris herausgegeben hat. Der Verfasser versichert, er habe es bloß in der Absicht geschrieben, die Revolution zu endigen, und erklärt alle, denen „die Klarheit seiner Ideen und sein fließender Styl" nicht gefalle, für Ränkemacher und Gottlose. Ob er nicht besser thäte, sie geradezu bei den Polizeigerichten zu belangen? Das Journal de Paris wagt nicht zu sagen, daß das Buch bei Le Clere verkauft werde; aber zu finden sey es daselbst.

— Ein Marquis Beauveau erhielt, da er sich in Westindien befand, die Nachricht, seine Frau in Europa sey gestorben. Er heirathet eine andre, und hat schon eine Tochter von ihr, als er erfährt, seine erste Frau lebe noch. Er kehrt zurück zu ihr und dem Sohne, den er mit ihr hat, und wird von der zweiten Gattin geschieden, seine Tochter aber für rechtmäßig erklärt. Jener Sohn stirbt; die Tochter beerbt ihren Vater: — doch nun findet sich jener Sohn wieder, als Obermier und Ludwigsritter. Seine Mutter erkennt ihn nicht an; aber er hofft, die Gerichte werden es.

— In manchen Gegenden Spaniens bringt die Natur das Salz so häufig hervor, daß die Landbewohner es aus den Quellen vor ihrer Thüre schöpfen. Da der Salzhandel aber ein Regale ist, müssen sie so viel Salz versteuern, als sie für sich und ihre Heerden kaufen würden, wenn sie das nöthig hätten. Nur die Bettler waren bisher von dieser Abgabe frei: jetzt aber machen die reichen Geistlichen von San Lucar de Arrameda Anspruch, es auch zu seyn.

Mittheilungen über die Schweiz. (Fortsetzung.)

Basel und alle ihr verwandten Handels- und Fabrikstädte tragen ihre kleinliche Bürgermeisterlichkeit zur Schau und den verächtlichen Geldstolz; und Bern hat von französischer Bildung nichts gewonnen, als einen verdorbenen Dialekt, und in den regierenden Familien eine diplomatische Förmlichkeit, die ihre Hoheit und souveräne Geburt beweisen soll. Wie die Männer dort an den Rechenbüchern, hier an den Memoiren, selbst zu Zahlenbehältern und diplomatischen Aktenstücken geworden sind, so bleibt auch das Gemüth der Frauen, das weder am reformirten Gebetbuch, noch an Kunst und Poesie sich wärmen kann, kalt und frostig. Die kleinlichen Wichtigkeiten, wie die Kaffeekanne gehalten worden, wo sich eine Heirath zu knüpfen scheine, und wie viel Batzen bei letztem Whist verloren gingen, beschäftigen ihren Geist und ihr Herz. Die Wiese ist ihnen nur der Platz, wo man Heu mähet, und der Berg die Heimath des Holzes, das den Kamin wärmt: — die Natur ist stumm, weil die Poesie nicht in ihnen wohnt, die dieselbe beseelt. Auf dem Vierwaldstädter See begegnete uns ein Kahn mit einer gemischten Gesellschaft von Schweizern und Schweizerinnen aus den ersten Familien einer Kantonsstadt, die nach dem Rigi gepilgert waren, und jetzt das Rütli und Tell's Kapelle besuchen wollten, und die Gesellschaft, auf den Wellen des romantischen See's hinschwimmend, im Schooße der reizendsten Natur, an den heiligen Orten, wo ihre Freiheit erwacht ist, hatte — die Karten in der Hand und spielte ihr Whist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Brief vom Niederrhein. (Schluß.)

Auch dürfte es nicht allein mit der jetzigen Staatsverfassung verträglich, sondern auch von wesentlichem Nutzen bei der Auswahl der künftigen Lehrer für die hier zu errichtenden höheren Volksschulen seyn, „wenn ein Ausschuß von Familienvätern niedergesetzt würde, der über die ihm namentlich angeführten Candidaten seine gutachtliche Aeußerung erstattete." Denn wem kann im Besondern die Auswahl der Lehrer wohl wichtiger seyn, als den Eltern, welche denselben die Erziehung und den Unterricht ihrer Kinder anvertrauen müssen? Diese werden, — vorausgesetzt daß sie ihre Pflichten als Eltern erkennen, was man im Allgemeinen wohl annehmen darf — gewiß kein Mittel versäumen, die gründlichsten Nachrichten über die Candidaten einzuziehn. Auch kenne ich in den alten Provinzen des Vaterlandes mehrere Beispiele dieser Art, wo unter mehreren Candidaten, der Schulvorstand und Familienväter für die erledigte Stelle die Auswahl trafen. Nothwendiger dürfte solche Dazwischenkunft aber wohl bei Errichtung von höheren Volksschulen seyn, wie sie uns an mehreren Orten bevorsteht, als da wo die Wahl nur für eine erledigte Schullehrerstelle statt hat. — Auf diese Art dürfte gewiß nicht leicht der Fall eintreten, daß unwürdigen Subjekten die Erziehung der künftigen Volksblüte in den höheren Schulen übertragen würde. — Daß den Lehrern vorzugsweise das Recht auf Versorgung im Predigeramte zugesichert wird, ist eben so weise als gerecht; aber damit ihnen hierin in unserer Gegend auch eine Belohnung erschiene, wäre es zu wünschen, daß die nicht einträglichen Pfarrstellen verbessert würden. *) Denn die Freiheitsverkünder haben den Geistlichen ihre Aecker, wovon die mehresten derselben früher ihre Haupteinnahme hatten, als Domainen eingezogen und sie auf dem öffentlichen Wege der Subhastation in Geld verwandelt, um die immer hungrigen Staatskassen füllen, und die Zahl der Söldlinge und Lauscher befriedigen zu können.

*) Der Lehrerstand ist allerdings einer der beschwerlichsten, so belohnend er auch durch die äußere Achtung, die ihm durchaus gebühret — und durch die Freude über manche wohlgerathene Zöglinge seyn mag. Indeß, die Staatswirthschaft hat im Allgemeinen diese Freude schon im Verhältniß zu der Beschwerlichkeit eines solchen Amtes, bei Feststellung der Gehälter in zu hohe Anrechnung gebracht.

1817. Nro. 149.

Ernst und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Dienstag, den 8ten April.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Ein Pinselstrich zum Gemälde der großen Welt *).

Wie stolz ist man nicht selten, sich unter die große Welt zu rechnen; sagen zu können, auch ich habe in den erleuchteten Raritätenkasten zu gucken die Ehre gehabt? — Man sollte nach dem Entzücken glauben, so Einer habe nun seinen Durst am Genuß der höchsten Vollkommenheit gelabt, habe sich durch dieses Hineingucken in den Besitz alles dessen gesetzt, was Menschenwerth erhöhen, und zu allem Großen und Guten fähig machen kann. Es ist wahr, in den Ohren klingt's hübsch, wenn man von Einem sagt: „Er hat Welt! Er hat die große Welt gesehen!" — Weil's aber die Menschen einmal gewohnt sind, sich der Worte wie der Assignaten zu bedienen, und damit gern bezahlen und sich bezahlen lassen, ohne sich viel um ihren innern Werth zu bekümmern: so kann es wohl nicht schaden, wenn man solche papierne Worte etwas näher — probirt.

„Große Welt" — was heißt das? Prunk, Reichthum, hoher Name? Oder: ein gewisser Standpunkt, wo thätige Kräfte des Menschen in einer außerordentlichen Anstrengung sind? Oder diejenigen Menschen, welche vorzüglich beschäftigt sind, durch große Bewegungskräfte, große Thatsachen und Wirkungen hervorzubringen? Oder — ist vielleicht die große Welt etwas ganz Kleines? — Wir wollen sehen. —

Macht Prunk die große Welt? — so geh' ich zum ersten besten Marionettenspieler, der mit seiner Bude am großen Markt sich producirt, und sehe dann um einen Groschen große Welt genug. Ich sehe da Herren und Damen, wie sie in schönen bunten und goldnen Kleidern figuriren, mit ihren hölzernen Köpfen einander freundlich zunicken, nichts durch eigne Selbstkraft thun, sondern alles, was sie sind, von außen sind; welche, wenn man ihnen die Kleider auszieht, und sie aus dem Kasten hervornimmt, zu Stückchen Holz werden. — Im Ernst: was sind die Sitten, die Ceremonien, die Gesellschaften, die Unterhaltungen der sogenannten Großen oft anders, als maschinenmäßige Zuckungen, nach allerlei Takt und nach einerlei Richtung, ohne dabei geäußerte Thätigkeit der in der Seele liegenden Kräfte. — Etikette soll Weltkenntniß seyn? — So wenig ich den Maler aus dem Geschwätzel der Einfassungen, oder den Dichter aus den Interpunktionen erkennen kann: eben so wenig kann ich die Bewegung und Wirk-

*) Schreiber dieses verwahrt sich hiermit feierlichst, daß er die Sünde nicht begang, Verfasser dieses Aufsatzes zu seyn, sondern daß derselbe ein alter Römer war, der nicht — Deutsch verstand, dieser Aufsatz mithin eine Uebersetzung ist, und bloß um seiner Originalität willen sei übersetzt ward, als Probe, wie ein Heide dachte, der keine elegante Delikatesse drauß.

ſamkeit der großen menſchlichen Kräfte aus todtem Ceremoniel oder ewigem Hin- und Herwehen kennen lernen. Der Sonnenflug des Adlers iſt ein edler Anblick, und ſollte man ihn auch aus dem Geſichte verlieren; aber das ewige Auf- und Niederſchweben der kleinen Herbſtfliegen ermüdet.

Frage einen Jüngling, der ausgeflogen iſt die große Welt zu ſehen, bei ſeiner Zurückkunft, was er geſehen, was er ſich für Kenntniſſe erworben, was er für die Vervollkommnung ſeines Geiſtes gethan habe? — Im Grunde hat er nichts geſehen, wenn er nichts ſah, was ihn zu einem beſſern, edlern Manne, zu einem wirkſamen Rade in der großen Maſchine des Staates oder der Menſchheit machte, und das Meiſte der Art hätte er auch ſo zu Hauſe ſehen können. —

Der wahre Menſch iſt an allen Orten und in allen Ständen einerlei; nur die Formen ändern ſich. Wo der Menſch in der größten Thätigkeit zu den größten Wirkungen iſt, da iſt die größeſte Welt. Daß aber den Geweihten hier wenig ſind, iſt bekannt; und dieſe Geweihten ſind im bürgerlichen Leben nicht ſelten zu Hauſe. Wo die meiſte Natur iſt, da iſt auch die reichſte Fundgrube für Erkenntniß und Erfahrung. Die Natur iſt immer in Wirkung, und dies ſo abwechſelnd, daß jeder Blick, der mit einiger Aufmerkſamkeit auf ſie hingeworfen wird, mit neuen Schätzen zurückkehrt. Und wo wird man mehr Natur finden: in abgezirkelten Geſellſchaften Vornehmer, oder in den gewöhnlichen Bürgerklaſſen, die geradezu gehn, und gemeiniglich nur von den Kräften der unverkünſtelten Naturtrieblust in Bewegung geſetzt wird? —

Die Erziehung und Bildung in der großen Welt, iſt meiſtens nicht ſowohl Entwickelung der im Menſchen liegenden natürlichen Kräfte, als vielmehr fremder Zuſatz, der mit ſeiner Natur oft ſo heterogen iſt, als es dem Glaſe die darauf gemalten bunten Farben ſind. Es mag dies wohl den Augen Mancher ſchön dünken. Allein ſo wie das Glas dadurch eine von ſeinen weſentlichen Eigenſchaften, die Durchſichtigkeit, verliert: ſo verliert auch der Menſch durch den fremden Anſtrich manche natürliche Eigenſchaft, die mit der Durchſichtigkeit des Glaſes große Aehnlichkeit hat. Der falſche Begriff, den man ſich von Artigkeit und feinen Sitten macht, die doch im Grunde oft nichts anders, als Faſeleien, Ziererein und erbetelte — Gallizismen ſind, verurſacht, daß man oft jede Aeußerung der Naturkräfte für etwas Unanſtändiges hält, daß man jeder Empfindung eine andere unnatürliche Richtung giebt. Wenn man ſich denn unter ſolchen verkünſtelten Menſchen befindet, und von ihnen das lernen ſoll, was man zum bürgerlichen Leben nöthig hat: ſo wird man wohl Karikaturen zu Luſtſpielen und Fieldingſchen Romanen abzeichnen können; aber wenig Menſchen, von denen man ſagen könnte: „Euch will ich folgen!“

Der Mann, der mir auf dem Wege durch dies Leben ungeſucht aufſtieß, ward mir meiſtens der willkommnere; er hatte keine Schminke, keine Larve; ſein Erforſchen erwarb mir mehr Kenntniſſe, als eine Menge großer Perſonen im Viſiten-Saale. — So wie auf Theatern alles geſchminkt iſt, ſo ſchminkt ſich jeder, der auf der Schaubühne der Welt eine bedeutende Rolle ſpielen will. Auf Kothurnen ſtolzirt man einher; denn wer hätte ſich nicht ſeiner natürlichen Größe zu ſchämen, wenn er etwas ſeyn will? Das zu ſcheinen, was man nicht iſt, und das zu ſcheinen, was man iſt, ſcheint das Normalgeſetz der großen Welt. — Hier Streben der Kräfte nach Thar, zu unterdrücken, dort Leidenſchaften zu bemänteln, dort in einer kraftloſen Unthätigkeit zu ſchmachten, um ſich deſto bequemer ſchaukeln zu laſſen ꝛc. — dies ſind ungefähr Muſter, nach denen man ſich in der großen Welt moreln kann. Man ſehe dagegen den braven Mann an, der in ſeinem Amte mit tauſend Vorurtheilen umgeben iſt, der, um ſeine verdienſtliche Beſtimmung zu erreichen, tauſend Hinderniſſe bekämpfen muß, und man ſage, ob nicht bei einem ſolchen Thatkraft iſt? Darum iſt's der Mühe werth, nützlich und gut, den gemeinen Arbeiter, der Weib und Kinder mit ſeinem zwei, oft ſchlechte bezahlten Händen zu ernähren hat, zu beobachten, von ihm zu lernen, und an ſeiner Zufriedenheit ein Beiſpiel zu nehmen. Seine Werkſtätte beſuchen, iſt heilſamer als der Prunkſaal der großen Welt, deren Bälle, Aſſembleen, Geſellſchaften meiſt, ſchlechte Schulen der Weisheit, Wahrheit und Klugheit ſind, — die — Doch ein alter Dichter mag dieſen Aufſatz mit einigen wahren Worten ſchließen. Er ſingt:

„Die große Welt!“ die, dacht' ich, mocht' ich ſehen!
Ich ſah, und was? Vergoldete Pygmäen,
Mit Kartenblättern in der Hand. —
Ich hörte — Was? Viel tauſend Kleinigkeiten,
Viel Reden, welche nichts bedeuten,
Nebſt andern Ungereimtheiten; —
Mit einem Wort, die große Welt beſtand
Zum mehrentheils — aus kleinen Leuten.

K.

Mahomed Salavi.

Was erlebt man nicht — in Afrika! Oeffentliche Blätter melden: ein gewisser Blum habe dem Kaiser oder Khan von Marokko Verbesserungspläne, die Seemacht betreffend, einreichen wollen. Nur wollen vor der Hand; der Minister oder Vezier Mahomed Salavi habe den Europäer jedoch über die Gränze bringen lassen.

Vermuthlich ist dieser Blum ein sogenanntes Genie; mithin eine Erscheinung, welche in einem — Afrikanischen — ministeriellen Bureau kein freundliches Entgegentreten hoffen darf. Man breche den Stab jedoch nicht unbedingt über ihn. Er hegte Theilnahme für den Maurenstaat; gleichviel warum, es geschah einmal. Ihm entgingen die Gebrechen der Flotte nicht; er ahnete, daß sie in den nächsten Seekämpfen Niederlagen davon tragen würde; dachte, solche strategische, taktische und technische Umwandlungen zu empfehlen, daß sich die Niederlagen der Zukunft, durch sie wieder in Siege umwandeln könnten. Dies war im Ganzen nicht übel gemeint, und die Absicht an sich hätte man ihm eben nicht verübeln dürfen. So urtheilen wir freilich in Europa.

Doch in jenem Erdtheil stellen die Verhältnisse sich anders. Blum trennte sich von allem Zartgefühl, indem er die eben genannte Absicht äußerte. Sie zeigte ja ein höchst unehrerbietiges Mistrauen gegen die Einsicht der Maurischen Staatsbedienten; und wieder eine unerhörte Anmaßung, als verstände er die Sachen besser. Schicklichkeit legte ihm die Voraussetzung auf: Jene würden, dafern sie andere Einrichtungen nöthig hielten, schon selbst sie ordnen; es würde ihnen nicht an Genialität fehlen, bessere noch zu erfinden, als irgend eine Seemacht hätte. Der Blum war nicht mehr in Europa; muselmännische Offiziere und Minister sind aber stolz.

Meinte der Europäer es in der That herzlich zu dem neugewählten Vaterlande, mußte ihm nicht einfallen, den üblichen Geschäftsgang stören, ehrwürdige Ueberlieferungen der Vorzeit austilgen, das Vertrauen der Nation zum Herkömmlichen, zur Weisheit ihrer Großbeamten, schwächen zu wollen. Hatte er wirklich Geist und Umsicht, durfte seine Vorliebe für Marokko ja nur einen Krieg ruhig abwarten. Er konnte voraussehn, daß nach einigen verlornen Schlachten, Admiralität und Kriegsministerium schon auf heilsame Reformen eingehn würden. Durch Schaden wird man wohl klug, und indem das Klugwerden so vortrefflich ist, konnte Blum's patriotisches Herz seinem neuen Vaterlande nichts lebhafter wünschen, als den so heilsamen Schaden. Die Marokkaner würden den Brunnen schon gebessert haben, wenn nur das Kind zuvor ertrunken wäre; und was ist an einem Kinde gelegen, wo ein Kaiserthum in Rede steht? Man behauptet auch: Noth sey die beste Erfinderin. Trifft es schon nicht immer ein, ließe auch sich fürchten, Afrikaner würden sogar von der schlimmsten Noth nicht erfinden lernen; so könnte man doch um so gewisser voraus bestimmen, sie würden dann zum Nachahmen sich bequemen. Und ahmt Marokko nach, hat daneben die übrigen Afrikanischen Staaten, sammt dem Osmanenreich, zu Verbündeten, kann es die Sache wohl ohne Erfindung, oder Genie, ansehn. J. v. B.

(Der Schluß folgt.)

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

Altrussische Mährchen. Erstes Bändchen. Der Ritter Bulat oder der goldne Kelch und die heilige Krone. Ein Altrussisches Rittermährchen, übersetzt von Johann Richter. Leipzig, 1817. — Aus dem Russischen übersetzt ist dies Mährchen gewiß; sein Alter mag ich nicht untersuchen, aber es ist anziehend und geistvoll unterhaltend.

Vermischte Nachrichten.

Gretchen ist todt, nehmlich die blutjunge, erst 40jährige Elephantin (Man verzeihe das neue Wort, denn es ist gut.) zu Paris. Bei der Leichenoffnung zeigte sich ein Geschwür an ihrer Lunge. Sie wird außerordentlich bedauert von dem Bäcker, dem Gemüse- und dem Heuhändler, die bisher ihre Küche versorgten. Die Modehändler und Putzmacher sind ganz gleichgültig dabei: ein Beweis von Gretchens soliden Grundsätzen. Ob der Branntweinhändler traure, weiß man noch nicht.

— Die Hoffnung, bei dem Abdruck der Türkischen Uebersetzung der Bibel zu Berlin, die Sorgfalt des Hn. von Diez wenigstens einigermaßen durch einen jungen Mann ersetzt zu sehn, ist leider nichtig. Letzterer versteht wohl Hebräisch, aber nicht Türkisch.

— Das Morn. Chron. meint, China würde nicht so trotzig gegen England verfahren, wüßte es nicht, daß auch bei der gänzlichen Ausschließung des direkten Brittischen Handels, doch immer noch durch die dritte Hand das Englische Geld dahin fließen würde. (Denn daß irgend ein Land dieses entbehren könne, das scheint ihm unmöglich.) — Eben dies Blatt giebt triumphirend und im poetischen Ton Nachricht, von den herrlichen Aus-

ſchten, welche, wenn Süd-Amerika einmal befreit, ſich für dieſes und die ganze Welt eröffnen. Als die Krone aller Glückſeligkeit ſtellt es auf, daß dann die Engländer freien Handel dorthin treiben würden.

— Die Gaz. de Fr. theilt eine Antwort des Pabstes an den Biſchof von Gent mit, auf die Anfrage deſſelben: ob er für den König und die königliche Familie ſolle in den Kirchen beten laſſen? — — Der Pabſt bejahet es, wenn der König ſeinen Wunſch darüber äußere, (témoigne son désir,) empfiehlt aber, dabei mit Sorgfalt bei ſolchen Gebeten den Scandal zu vermeiden, den Schwache daran nehmen könnten; (de prévenir avec soin le scandale, qui pourroit peut-être en résulter pour les faibles.) — — — — — — — — Ohne Zweifel wird dieſer Brief auch in den Zeitungen Englands glänzen, wenn wieder über die Emancipation der Katholiken debattirt wird. — Gleich die folgende Nr. deſſelben Blattes enthält das ewig merkwürdige Schreiben Sr. Majeſtät des Kaiſers Alexanders über die Duldung gegen die religiöse Sekte der Duchoborzi, dies Schreiben, das Europa bewundert, und das dem Zeitalter zum Nachruhm dienen wird.

Biographie von Friedrich Ludwig Ämilius Kunzen.

Er war den 24. Sept. 1763 in Lübeck geboren, wo ſein Großvater und Vater ſchon ſeit 1733, als ſogenannte Muſikmeiſter und Kapellmeiſter, muſikaliſche Aemter auf die würdigſte Weiſe verwaltet hatten. Auch in dieſem Geſchlechte ward das Kunſttalent mehrere Glieder hindurch vererbt, eben wie in den Familien Bach, Benda und andern. Sehr früh erwachte unſers Friedrichs Luſt und Anlage zur Muſik. Sein pädagogiſcher Vater, (eben der Adolph Carl Kunzen, den England ſchon als Knaben auf dem Klaviere bewunderte, und dem Dr. Burney ein ſo würdiges Denkmaal errichtet hat,) hatte aus Ueberdruß ſchon lange allen Unterricht aufgegeben, und theilte ihm nur die Elemente und erſten Fertigkeiten des Klavierſpielens mit. Spielen konnte er, ehe er die Noten u. ſ. w. kennen lernte: und ſeine Ausbildung begann mit Selbſtarbeiten und Phantaſien. Der Vater hatte ihn gern um ſich, während er componirte, und der Knabe blieb auch gern, wiewohl es dann hieß: „Aber Fritz, Du mußt ſtille ſeyn!" So ward ſein Nachahmungstrieb geweckt, und dadurch ſein eigentliches Talent in Bewegung geſetzt. Läßt auch angeborner Sinn ſich verkennen oder erſticken? ſagt Pindar. Dieſer entwickelte ſich leichter, als ſeinen Vater 1772 die Apoplexie traf, und er dadurch mehr freie Herrſchaft über ſeine Zeit gewann. Im ſiebenten Jahre begann er bereits, ſeine kleinen Kompoſitionen niederzuſchreiben; der Vater gab ihm keine weitere Anleitung, als daß er ganz laconiſch lobte oder tadelte; die Gründe, warum dieſer oder jener Satz durchſtrichen war, mußte er ſelbſt ergrübeln. In ſeinem eilften Jahre komponirte er einen Choral: „Auf Dich hab' ich gehoffet, Herr!" mit fugirten Sätzen dazwiſchen, der ſich wahrſcheinlich noch unter ſeinen Papieren finden wird. So kann denn Kunzen in ſeiner Jugend als Autodidact betrachtet werden, weswegen er auch in der Folge oft darüber klagte, daß er nicht frühe genug gründlichen Unterricht erhalten habe. Allein des Vaters Wunſch war es von jeher geweſen, er möchte ſeine zeitliche Wohlfahrt nicht bloß von der Tonkunſt abhängig machen; und ſelbſt aus dieſem Grunde, hatte er keinen Fleiß auf Friedrichs muſikaliſche Bildung verwandt. Was dieſer gleichwohl als Kenner und Beherrſcher der Harmonie in der Folge ward, das beweiſen alle ſeine ſpätere Werke. Reichthum an Melodie ertheilt die Natur, Gründlichkeit der Harmonie nur ein mit Fleiß vereinter Verſtand und Scharfſinn.

Schon als Jüngling war Kunzen ein geſchätzter Klavierſpieler. Am Hofe in Ludwigsluſt, der eine kleine vortreffliche Kapelle beſaß, und an mehrern Orten, hatte er ſich hören laſſen. Auch hatte er ſchon einige Concerte für den Flügel, und ſechs Sonaten für das Klavier geſetzt. Gleichwohl hielt er es für Pflicht, ſeines verſtorbenen Vaters Wunſch zu erfüllen, und reiſte im Jahr 1781 nach Kiel, um die Rechtslehre zu ſtudiren. Hier komponirte er mehrere Concerte, ſo wie auch ein Paar Symphonien, und beſuchte Vorleſungen. Allein ſein vertrauter Umgang mit dem Profeſſor Carl Friedrich Cramer veränderte ſeinen Entſchluß, wie ſein Schickſal. Dieſer liebenswürdige Enthuſiaſt für die Tonkunſt, entdeckte ſehr bald ſeinen natürlichen Beruf; forderte ihn auf, das juridiſche Studium bei Seite zu legen, und beſtärkte ihn in dem Vorſatz, ſich ganz der Muſik zu widmen. Eben deshalb nahm er von nun an ſo großen Theil an Allem, was Cramer von Zeit zu Zeit herausgab: z. B. an ſeiner Polyhymnia, einer Sammlung, meiſtens von größeren Tonſtücken im Klavierauszuge; ſeiner Flora, einer Sammlung von kleineren Muſiken, wo man unter andern einzelne Geſänge aus Klopſtock's Barditen, und eine ſehr eigenthümliche Kompoſition von Bürger's Lenore findet; an ſeinem muſikaliſchen Magazine, das Abhandlungen, Kritiken, Nachrichten u. ſ. w. enthielt. Freundſchaft für den Sohn veranlaßte ihn, dem Vater, dem Kanzler Johann Andreas Cramer, ein ſchönes Opfer zu bringen, indem er 91 ſeiner geiſtlichen Lieder in Muſik ſetzte. Sie wurden erſt der Kritik und Berichtigung gelehrter Kenner unterworfen, dann in die Polyhymnia aufgenommen, und damals gerühmt als Beweiſe einer ſehr richtigen muſikaliſchen Behandlung. Sein Entſchluß, ſich ganz der Tonkunſt hinzugeben, gewann ſeine letzte, volle Feſtigkeit, als J. A. P. Schulz, damals Kapellmeiſter in Rheinsberg, im Sommer 1784 ſeinen Freund Cramer beſuchte. Denn dies war gerade die Zeit, da Kunzen den großen Gedanken gefaßt hatte, dem lyriſchen Theile von Klopſtock's Barditen, Tondichtung zu geben; und ſeine begonnene Arbeit verdiente und fand alle mögliche Aufmunterung bei dem geiſtreichen, gelehrten und unpartheiiſchen Kenner.

Gegen das Ende deſſelben Jahres ging er nach Kopenhagen, um bei der Kapelle einen beſtimmten und größern Wirkungskreis zu ſuchen. Hier vollführte er ſeine Kompoſitionen zu Klopſtock's Bardit: Hermann und die Fürſten, die nachher (1790) von Cramer prachtvoll herausgegeben wurden, ein Werk, das in Rückſicht auf Originalität, nach dem Urtheil aller Kenner, den größten Meiſterſtücken an die Seite geſetzt werden darf. Wir bedauern, daß er es nie mit einer vollſtändigen Partitur ausgeſtattet hat! Denn ſonſt erlebten wir vielleicht noch einmal die Zeit, den menſchlichſten und Deutſcheſten aller Deutſchen Dichter, auch auf dem Schauplatze zu hören.

(Die Fortſetzung folgt.)

1817. Nro. 150.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Donnerſtag, den 10ten April.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Ueber die Aufhebung der Leibeigenſchaft in Eſthland. (Eingeſandt.)

(Fortſetzung.)

Dieſe durch den Druck nunmehro bekannt gemachte Verfaſſung, enthält im Weſentlichen eine zwiefache Gattung von Verordnungen, deren erſte die vorbereitende Ordnung der Dinge, — Tranſitoriſches Geſetz, — die zweite den definitiven Zuſtand der Bauerverhältniſſe, — Bauergeſetzbuch, — zum Gegenſtande hat *). Wir wollen zuerſt dieſen letztern als den Zweck ins Auge faſſen; von der erſtern, als dem Mittel zu dieſem Zwecke zu gelangen, ſo viel hierher gehört, am Schluſſe bemerken.

Leibeigenſchaft aufheben, heißt, in ſo fern dadurch ein freier Bauerſtand geſchaffen wird, wo er vorher nicht war, einer Volksklaſſe politiſches, bürgerliches Daſeyn geben. Da in Eſthland ein ſolcher freier Bauerſtand bisher nicht vorhanden war, ſo mußte die Verfaſſung, welche die Leibeigenſchaft aufhebt, ſich auf bürgerliches Recht, Gerichtsbehörden, Rechtsgang, Polizei und alle übrigen Inſtitute erſtrecken, welche dadurch erforderlich werden, daß dieſe der Privatgewalt entzogene Volksklaſſe ein ſolches bürgerliches Daſeyn erhält, und mit dem Staate in einen neuen politiſchen und unmittelbaren Zuſammenhang verſetzt wird. Jene Gegenſtände finden ſich in vier Büchern der Conſtitutions-Akte in ſyſtematiſcher Ordnung behandelt. Der Raum dieſer Blätter geſtattet nur einen Ueberblick der weſentlichen Rechtsverhältniſſe die es Bauerſtandes zu geben. Zu dieſem Zweck eignet ſich das erſte Hauptſtück des erſten Buchs, unter dem Titel: „Grundgeſetze der Eſthländiſchen Bauerverfaſſung“ Einige Erläuterungen, größtentheils aus dem Inhalte der Verfaſſungs-Akte ſelbſt entlehnt, werden das nöthige Licht darüber verbreiten. Dieſe Grundgeſetze ſind folgende:

§. 1. Die Eſthländiſchen Bauern bilden, nachdem der Staat denſelben die weſentlichſten bürgerlichen Rechte zugeſtanden hat, unter den Bewohnern des Eſthländiſchen Gouvernements, einen von Erbunterthänigkeit unabhängigen Bauerſtand.

§ 2. Zu dieſem Stande gehört vom Augenblicke der Bekanntmachung dieſes Geſetzes an: a) ein jeder bisher einem Grundſtücke erbzugehörige Eſthländiſche Bauer, und vererbe ſeine per-

*) Das Original iſt in Deutſcher Sprache in 845 §§. abgefaßt, und hat nebſt der Ruſſiſchen Ueberſetzung geſetzliche Kraft. Eine andere, in der Eſthniſchen Volksſprache durch kundige Prediger verändaltete Ueberſetzung, ſcheint mehr den Zweck zu haben, die Bauerſchaft mit den neuen Verhältniſſen bekannt zu machen, da dieſe Sprache wohl noch nicht den Grad der Ausbildung hat, um geſetzliche Formen darin ſo beſtimmt als nöthig, auszudrücken.

ſtändlichen Rechte für alle Folgezeit auf ſeine Nachkommen beiderlei Geſchlechts, bei dem weiblichen jedoch nur bis zu ihrer Verheirathung, wo ſie dem Stande der Ehemänner folgen.

a) Zwar wird erſt nach Ablauf von 14 Jahren, zufolge des tranſitoriſchen Geſetzes, die Geſammtheit der Leibeigenen in den definitiven Zuſtand der Freiheit übergegangen ſeyn, allein ihr Recht auf dieſen im Laufe jenes Zeitraums ſich erweiternde Verhältniß, datirt ſich vom Tage der Bekanntmachung der Verfaſſungsakte. Der oben ausgeſprochne Grundſatz ſtellt alſo den Fortgang der Verfaſſung politiſch in Sicherheit.

b) Da in den angränzenden Provinzen Eſthlands die Leibeigenſchaft noch beſteht, hat der Fall von Verheirathung des weiblichen Geſchlechts außerhalb des Gouvernements, bedacht werden müſſen. In der getroffnen Beſtimmung liegt ein kräftiges Mittel zur Verhindrung der Ehen mit fremden Leibeignen, mithin zur Beförderung der Volkomenge in der Provinz Eſthland.

§. 3. Zufolge obigen Grundſatzes kann daher der Eſthländiſche Bauer, weder allein, noch mit ſeiner Familie oder ein Glied derſelben, weder getrennt, noch im Zuſammenhange mit einem Gute verkauft, verſchenkt, abgetreten, verpfändet oder ſonſt verbreſcht werden.

Daß hier ſo viele Möglichkeiten des Menſchenhandels aufgezählt und abgeſchnitten werden, wollen wir nicht tadeln. Die Praxis iſt erfinderiſch Gef he zu umgehen. Es heißt hier nicht bloß: superflua non nocent. — Verbriefen entſpricht einem Ruſſiſchen Worte, deſſen Sinn man wiedergeben wollte.

§ 4. Der Eſthländiſche Bauer hat das Recht, ſich Ländereien und anderes unbewegliches Vermögen, zum erblichen Beſitz und Eigenthum zu erwerben.

Alle Entwürfe zur Verbeſſerung des phyſiſchen und moraliſchen Z ſtandes der Leibeignen ohne dieſes Recht, verfehlen ihren Zweck. Liebe zur Landwirthſchaft ohne Erwerbsrecht und Ausſicht auf unbeweglichen Eigenthum, iſt eine hellloſe Forderung, Abneigung dagegen weit natürlicher. Der Landmann läßt ſich die Formel: „Im Schweiß deines Angeſichts ſollſt du dein Brodt eſſen,“ gern gefallen, wenn er hoffen darf, den Boden, dem er es abgewinnt, durch Thätigkeit ſich zuzueignen. Dieſes Erwerbsrecht allein kann landwirthſchaftlichen Erwerbfleiß erzeugen. (Die Fortſetzung folgt.)

Mahomed Salavi.

(Schluß.)

Bium hatte mithin ſehr unrecht, wird es auch — wenn die Zeitungen ſchon davon nichts ſagen, — ohne Zweifel noch anderweitig in der Form verſehen haben. Wollte er gar etwa ſein Glück machen, iſt er ein Narr in folio; denn nur einem ſolchen kann es einfallen, durch Genie bei den Großen — in Afrika — ſein Glück machen zu wollen.

Der Vezier hingegen bekundete ſich wie ein feſter, hochſinniger Mann. Ein Menſch ohne Rang und Bedeutung wollte in das majeſtätiſche Rad des Marokkaniſchen Pragmatismus greifen, erſchüttern, umwälzen, was ſeit Jahrhunderten kraft- und ruhmvoll beſtanden hatte. Nicht dulderte es ein Mahomed Salavi. Vermuthlich beſeelte ihn auch eine gediegene Gemüthlichkeit. Wozu Neuerungen, dachte er; beſitzen wir nicht den Koran? Nur die innere Welt der Moslemin durch Reden der Muſti's, durch Arabiſche Poeſien, im Nothfall durch Opium entflammt, das Gemüth ſiegt, die Idee thut es ihm nicht. Fort mit dem Projektanten über die Gränze.

Immer mild und großmüthig noch; er konnte ihn ja auf eine Feſtung bringen laſſen.

O Himmel, was geſchah aber hernach! Der Khan erzürn'e, und ließ den Miniſter, der das Genie hatte über die Gränze bringen laſſen, ſtranguliren. Nein, ſo etwas konnte nur in Afrika geſchehn!

Noch mehr. Der Dium wird aufgefordert, zurück zu kommen; man verſpricht ihm ein Haus, und tauſend Piaſter Jahrgeld. — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — —

Dieſes Autokraten Sinnesart kann den Europäiſchen Mächten, wenn es immer nicht gelingen wollte, die Berberiſchen Staaten über den Haufen zu werfen, nicht ganz gleichgültig ſeyn.

Dem ſey wie ihm wolle: Mahomed Salavi's furchtbares Schickſal iſt Theilnahme erregend. Es dürfte nicht befremden, wenn es viele Miniſter — in Afrika — mit Schaudern füllte, ihnen Thränen entlockte. Auch in Europa, und bei unbedeu-

tenden Leuten, kann es wehmüthige Empfindungen wecken. Der Mann handelte nach so edlen Prinzipien, und mußte so schmählich untergehn!

Auf den Unterzeichneten hat es mindestens einen wahrhaft tragischen Effekt gemacht. Er hat deshalb sich entschlossen, ein Trauerspiel: „Mahomed Salvi," auszuarbeiten. Gelingt ihm die ästhetische Behandlung nicht recht, wird man das billig der trefflichen Moral willen verzeihen, die so üppig reich aus dem Stoffe fließt, und kaum vergriffen werden kann. In so fern die Nachrichten unvollständig sind, wird man freilich manches aus dem Gebiet des Wahrscheinlichen ergänzen müssen, den Vezier gehörig zu umstellen, sein Handeln zu motiviren u. s. w. Daß man aber auch für den Sultan auf Entschuldigungen Bedacht zu nehmen hat, in so weit es hier angeht, versteht sich daneben. Zu Vermeidung etwaniger Concurrenz sey das hiermit angekündigt. J. v. V.

Ein- und Ausfälle von Johannes Regiomontanus.

Das Industrie-Comtoir zu Leipzig kündigte in einem der Mode- und Neuen Jugendzeitung beigebogenen literarischen Anzeiger im Februarmonde 1817, einen funfzigjährigen und ewigen Wandekalender an. Mir fiel bei Lesung dieser Anzeige die Lobpreisung eines Handlungsdieners ein, der einer Käuferin einen von ihr gewählten Stoff empfahl, und von seiner Güte versicherte, sie könne das Zeug ewig tragen, und sich nachher doch noch ein Unterröckchen davon machen lassen.

— In den ersten Stücken eines Zeitblattes, das den Titel „Gesellschafter" an der Stirn trägt, ist von Dingen die Rede, von denen, der Ueberschrift nach, „in sogenannter guter Gesellschaft nicht die Rede ist. — So muß man ja auch mit Recht die Güte jenes sogenannten Gesellschafters in Zweifel ziehn. T.

Der Flatterhafte.

Flatterhaft, mit holder Miene,
Monat ihr, ihr lieben Mädchen, mich;
Eine flatterhafte Biene,
Und ich bin es scherzlich.

Flatternd in dem Blumenreigen
Holder Schonen, ungetreulich,
Flatter' ich fort, bis ich die Eine
finde, die mich einzig liebt.

J. D. Symanski.

Gnome.

Wer einmal vom Guten nur weicht,
Der findet es nimmer mehr.
Zurück zu werden ist gar leicht,
Gerecht zu seyn ist schwer.

An Manchen.

Er zieht ins Feld hinaus,
Wie's ihm sein Weib befohlen.
Er trägt sein Kreuz zu Haus,
Um sich das Kreuz zu holen.

Miletta. (Nach dem Griechischen.)

Als mich deine Jugend entzückte,
Dich Venus mit Reizen begnadete,
Da liebt' ich vergebens um dich.
Jetzt, da das Alter dich drücket,
Ein knabichtes Bärtchen dich schmücket,
Jetzt liebst du vergebens um mich.

J. D. Symanski.

Nachricht.

Der vierzehnjährige Dichter, dessen Erstlings-Produkt in 144. mitgetheilt wurde, war der nachmals so berühmte Philosoph und klassische Prosaist Engel. Wie aus einer solchen Knospe, eine solche Blüthe und Frucht erwachsen konnte, werden wahre Psychologen wohl erkennen. Auch in jenem Versuche zeigte er sich als Denker, und die höhere Seelenkraft lähmte durch ihre hohe Entwickelung die — zarteren Kräfte.

Neuigkeiten.

Vermischte Nachrichten.

Das Journal de Paris giebt eine lange Beschreibung von der Grundzeichnung, unter der Ueberschrift: Schöne Künste. Hoffentlich sieht es die Anwendung der Steine dabei, nicht stiehlt sie eine schöne Kunst an.

— In der Pariser Zeitschrift: „Der Freund der Religion," wird der Vorschlag gethan, den Maltheser-Rittern, da man ihnen die Insel Corfu nicht gegeben hat, wenigstens den zum Kirchenstaat gehörigen Hafen Porto d'Anzo di Nettuno einzuräumen. Dieser Ort ist aber an Unbedeutsamkeit der Lage nach noch ärger als die Pontinischen Sümpfe. Mit Recht bemerkt das Journal de P. daher wie gehässig ein unwissender Freund seyn könne.

— Die Darstellung des Trauerspiels Germanicus, von dem Syllitten Arnault, hat im Théâtre Français große Kampfe verursacht, weil man im Hauptcharakter eine Schilderung Buona-

parten's zu sehen glaubte. Am folgenden Tage fing ein fast eben so heftiger Kampf zwischen den Journalen an. Man machte selbst auf den Umstand aufmerksam, daß zugleich mit dem Germanicus, das Lustspiel: „Die neue Probe,“ angekündigt worden.

Aus Wien. Ende des Monats März.

Hier vergeht beinahe kein Tag, keine Nacht, wo man nicht von einer Feuersgefahr aus den Umgebungen hört; größtentheils sind Kirchen, Höfe und ansehnliche Privatgebäude ein Raub der Flammen, welches auf die Vermuthung führt, daß eine Raubgesindel, um besser stehlen zu können, den Brand angelegt habe. Gegenwärtig hat es seine Meilen in der Runde um die Hauptstadt, beinahe an zwanzig Ortschaften gebrannt, und die ärmsten Bauersleute ebenfalls hart betroffen. Die Regierung und die Wohlthätigkeits-Anstalten, dann der Verein der adelichen Damen, haben abermals Anlaß erhalten ihre Großmuth zu zeigen. — Wir haben hier in Wien seit Kurzem auch einen Verein zur augenblicklichen Unterstützung und Abhülfe der Nothleidenden. Jedes Viertel der Stadt und jede der hiesigen fünf und dreißig Vorstädte hat seinen eigenen Vorsteher, unter welche die ersten Cavaliere der Monarchie gehören, und seine eigene Kasse und Bezirks-Canzlei. Der Unglückliche und Arme erspart durch diese treffliche Anstalt alle weitschweifige Schreibereien, Suppliken und Amtshandlungen. Er meldet sich; ein Kommissär untersucht seine Angaben auf der Stelle; und in derselben Stunde erhält er Geld, Holz, Kleidung, oder was er bedarf. Den Fonds haben die reichsten Cavaliere, worunter die Fürsten Schwarzenberg, Odescalchi, Graf Ferd. Palffy, Fries, Eszterhazy, Zichy u. s. w. bekannt sind, wohlhabende Bürger, und vorzüglich der Hof, zusammengebracht. Auch im Stillen wird hier viel Gutes gethan. Ein Großhändler in der Jägerzeile (Praterstraße) speist täglich 100 Arme, aber nicht etwa mit Rumforder Suppe, sondern mit Fleisch und Gemüse. Ein Fabrikant auf der Landstraße giebt täglich 200 Kindern eine ihren Kräften angemessene Arbeit in seinem Wollmagazin; die sämmtlichen reichen Gastwirthe haben jeder dreißig Arme zu speisen übernommen; die sämmtlichen Tanzsäle und Theater schenkten reiche Einnahmen an die Dürftigen. Es ist in Wien ein edler Sinn für Wohlthätigkeit heimisch geworden, und diesen Winter wurde mancher Unglückliche gehegt und gepflegt, mancher Kranke gewartet, der unter andern Umständen wohl ein Opfer der Noth geworden wäre. (Der Schluß folgt.)

Biographie von Fr. Ludw. Amil. Kunzen. (Fortsetzung.)

Seine erste Arbeit für Dänemark war wohl eine Composition von Rahbek's Trauercantate bei der Beerdigung des Grafen Thott, dieses gelehrten Beschützers der Gelehrten, im Jahr 1785. Zugleich schenkte er uns eine herrliche Sammlung Dänischer Lieder und Gesänge im idealischen Volkstone, einem Fache, das J. A. P. Schulz gewissermaßen geschaffen hatte, und worin er Kunzen sich selber an die Seite setzte. Im Jahre 1785 — 86 dichtete unser Künstler eine reiche, malerische Musik zu Sander's Verdeutschung der Fischer Ewald's, einem Singspiele, das späterhin einmal zu Berlin sollte gegeben werden, als Friedrich's des zweiten Tod diese Aufführung, wie so vieles Andere, verhinderte. Die vollständige Partitur findet sich noch unter seinen hinterlassenen Papieren. Im Spätjahre 1786 dirigirte Kunzen die Aufführung der Athalia von Racine und Schulz, nach Cramers Uebersetzung, im Pallaste des Grafen Schimmelmann. Da so viele Dilettanten Theil daran nahmen, so kostete dies Unternehmen ihm viele Arbeit; allein es gelang auch über alle Erwartung. Baggesen gab ihm Gelegenheit, seinen jugendlich frischen, lebendigen und anmuthigen Holger Danske oder Oberon zu schreiben, eine Oper, die, ungeachtet einzelner Incorrektheiten, im Ganzen bezaubert, und leider! einer einzelnen Scene wegen, vom Theater verwiesen ist.

Seine Hoffnung, angestellt zu werden, ward indeß immer noch getäuscht. Müde des täglichen Stundengebens, das am Ende alles Genie erstickt, und alle Zeit zu eignen Schöpfungen raubt, reisete er daher im Sommer 1789 nach Deutschland, und im Novembermonat nach Berlin. Im Jahre 1790 wollte Schulz ihn wieder nach Kopenhagen ziehen, und erbot sich daher freiwillig, ihm jährlich 500 Rthlr. von seinem Gehalte zu überlassen; ein freundschaftliches Anerbieten, das Kunzen nach seiner Denkart gleichwohl nicht annehmen konnte. Zu Berlin componirte er im September und Oktober 1790 eine komische Operette: der dreifache Liebhaber. Das Stück ward im Januar des folgenden Jahres aufgeführt, allein nicht wieder gegeben, weil der Text mißfiel. Ein Concert, das er in Verbindung mit andern Künstlern dirigirte, fand ungewöhnlichen Besuch, und die Unterstützung des Hofes. Um dieselbe Zeit legten Reichardt und er eine Musikalienhandlung und Notendruckerei an, so wie sie auch gemeinschaftlich ein musikalisches Wochenblatt herausgaben, das in der Folge von Spazier fortgesetzt ward. Im Herbste 1791 componirte er eine Operette, die böse Frau, welche er für Wien bestimmt hatte, wohin er zu reisen gesonnen war. Allein gerade jetzt erhielt er einen Ruf nach Frankfurt am Mayn, als Musikdirektor des Theaters. Hier lernte er in der ersten Sängerin, einer Schwester des geschätzten Hamburger Schauspielers Zuccarini, ein ganz unverkünsteltes, liebenswürdiges Mädchen kennen; und gleiche Vorliebe für die Gesangmusik, ward das Band ihrer Ehe. Daß es einer solchen Verbindung nie an Harmonie fehlen konnte, ahnt ein Jeder, der dies so oft gemißbrauchte Wort versteht.

Die Weinlese fand in Frankfurt und überall, wo das Stück nachher gespielt ward, denselben allgemeinen Beifall, womit es hier gekrönt wird. Während Kunzen diese Operette schrieb, ließ er das Gerücht verbreiten, er arbeite an einer Oper Cora, (die Ouverture derselben hat man wirklich unter seinen Manuscripten gefunden,) und die Cabale hatte sich bereits gerüstet, und eine Menge Buben mit Nachtwächtergeräth bewaffnet, um jene Oper auszupfeifen. (C'est tout comme chez nous!) Die Weinlese ward indeß zuerst unter einem fremden Namen gegeben, und fand den Beifall aller Parteien, deren es damals nicht weniger als vier gab. Kunzen nannte sich jetzt; und wiewohl die Kabale bei der wiederholten Vorstellung ihre Mannschaft aufgesendet hatte, um den allgemeinen Applaus zu dämpfen, so siegte doch der Werth der Musik. Dessen ungeachtet erhielt Kunzen keine Erhöhung seines Gehalts, keinen Ersatz für seine Arbeit, den man ihm doch versprochen hatte. Daß er im Sommer 1795 einen Ruf von 2000 Gulden nach Amsterdam nicht annahm, weil er in Frankfurt sich auf drei Jahre verpflichtet hatte, (eine Verpflichtung, die gewisse Leute ihm gern erlassen hätten;) beweist abermals seinen festen, edeln Charakter.

(Der Schluß folgt.)

1817 Nro. 151.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Donnerſtag, den 11ſten April.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum

Ueber die Aufhebung der Leibeigenſchaft in Eſthland. (Eingeſandt.)

(Fortſetzung.)

§. 5. Der Eſthländiſche Bauer iſt in bürgerlichen Fällen erſter und zweiter Inſtanz Gerichtsbehörden unterworfen, die aus Perſonen beſtehen, welche zum Theil durch ſeine Wahl zum Richteramte berufen worden, zum Theil von ſeinem Stande ſind.

In bürgerlichen Rechtsſachen giebt es drei Inſtanzen, die im Namen des Kaiſers Recht ſprechen. 1) Das Gemeinde-Gericht, — in jedem Kirchſpiele, — aus einem Gemeinde-Richter, — Grundbeſitzer ohne Unterſchied des Standes — und zwei Beiſitzern aus der Klaſſe der Bauerwirthe, zuſammengeſetzt. (§. 391.) Die Verhandlungen ſind mündlich. (§. 402.) Das Protokoll wird von dem Kirchſpielsprediger (§. 398.) in der Landesſprache geführet. Auch gegen Perſonen von Adel klagt der Bauer vor dieſem Gericht, (§. 383.) jedoch dieß als Vermittlungs-Inſtanz. Die Entſcheidungen geſchehen nach Stimmenmehrheit. (§ 405.) Sämmtliche Richterämter wechſeln von drei zu drei Jahr, und werden durch freie Wahl der Bauergemeinden (§ 392. 393.) neu beſetzt. 2) Das Kreisgericht. Dergleichen ſind in Eſthland drei. (§. 413.) Es beſteht aus einem Kreisrichter, zwei Beiſitzern aus dem Adel- und zwei aus dem Bauerſtande. (§. 416.) Die drei erſtern werden auf dem Landtage, (§. 414.) die beiden letztern von den ſämmtlichen Beiſitzern ſämmtlicher Gemeinde-Gerichte des Kreiſes, (§. 417.) von drei zu drei Jahr neu gewählt. 3) Das Ober-Land-Gericht, als letzte längſt beſtehende Appellations-Inſtanz. Sämmtliche Gerichte ſtehen unter der Ober-Aufſicht des Civil-Oberbefehlshabers der Provinz, der bei gegründeten Klagen über ein unvollſtändiges oder widerrechtliches Verfahren, nochmalige Revision der Rechtsſache anordnen und in bedenklichen Fällen ſodann noch Bericht an den Kaiſer erſtatten kann. (§. 435.)

§. 6. Der Eſthländiſche Bauer kann nur nach vorgängiger Unterſuchung, und zufolge Urtheil und Recht, zur Strafe gezogen werden.

Unter den polizeilichen Einrichtungen kommen §. 229. Fälle vor, wo die Anwendung von Zwangsmitteln erlaubt iſt, um in dringenden Fällen den augenblicklich zu regreifenden Maaßregeln Nachdruck zu verſchaffen. In dieſen Fällen iſt aber weder von Verbrechen, noch Strafe, die Rede. Selbſt in civiliſirten Staaten kann die Polizei dieſe Gewalt nicht ganz miſſen, da

wo die Leibeigenſchaft eben aufgehoben wird, wohl am wenigſten. Bei Verbrechen oder Vergehen und deren Beſtrafung, gilt der aufgeſtellte Grundſatz in ſeinem ganzen Umfange.

§. 7. Die Entrichtung aller öffentlichen Abgaben und Leiſtung aller perſönlichen Verbindlichkeiten, die dem Eſthländiſchen Bauer als Unterthan gegen den Staat in mittelbarer *) oder unmittelbarer Beziehung **) obliegen, iſt durch die Aufhebung der Erbunterthänigkeit keiner Veränderung unterworfen.

Unter den Beſtimmungen über die Promulgation und Anwendung der Bauerverordnungen, hat Kaiſer Alex. mit ſeiner bekannten Großmuth und Regentenweisheit folgendes verfügt: I. Der Eſthländiſche Bauer ſoll, ſo lange es ihm in Gemäßheit des tranſitoriſchen Geſetzes verboten iſt, das Gouvernement zu verlaſſen, (ein Zeitpunkt, der von einer gewiſſen Summe der Bevölkerung abhängig iſt, und noch ſehr entfernt ſeyn kann,) mit keinem andern Abgaben, als die übrigen gutsherrlichen Bauern im Ruſſiſchen Reiche, belaſtet werden. II. Bei allen gerichtlichen Verhandlungen, die einen Eſthländiſchen Bauer während dieſen Zuſtandes betreffen, oder bei der Einſchreibung von Pacht- oder Dienſtverträgen, bei Vermächtniſſen und in allen ähnlichen Fällen, ſoll in Rückſicht der Inviduen aus dem Bauerſtande, eine Befreiung von den Geſetzen über Stempelpapier und Erhebung der Poſchlin ſtatt finden. III. Gleichergeſtalt iſt der Eſthländiſche Bauer, ſo lange es ihm nicht geſtattet iſt, das Gouvernement zu verlaſſen, von der Entrichtung der ſechs Procent Poſchlin (Abgabe von der Kaufſumme) und übrigen Kronsabgaben bei der Acquiſition von unbeweglichem Eigenthum befreit. — Solche Verfügungen dürfen wohl keines Commentars.

§. 8. Der Eſthländiſche Bauer hat das Recht, Verträge über freiwillige Dienſtverhältniſſe, Pacht von Ländereien und andervertige Leiſtungen, mit einem Jeden einzugehen.

§. 9. Zur Gültigkeit dieſer Verträge ſind die Haupterforderniſſe, daß dieſelben auf die vom Geſetze vorgeſchriebene Art und Weiſe geſchloſſen, und daß darin keine Bedingungen feſtgeſetzt werden, die den dem Eſthländiſchen Bauer vom Staate zugeſtandenen Rechten entgegenlaufen.

§. 10. Alle Dienſt- und Pachtverhältniſſe, die ein Eſthländiſcher Bauer eingeht, werden nach dem Inhalte der darüber geſchloſſenen Verträge beurtheilt. Hat derſelbe bei der Pacht eines Grundſtücks, die Leiſtung der auf demſelben haftenden Verbindlichkeiten gegen die Krone oder das Gouvernement, oder ſonſt gegen einen dritten über ſich genommen, ſo muß dieſer Uebernahme im Vertrage ausdrücklich Erwähnung geſchehen. Iſt nichts darüber feſtgeſetzt, ſo liegt dem Eigenthümer des Grund und Bodens die Erfüllung aller Verbindlichkeiten dieſer Art ob.

Alle Privatrechtlichen Verhältniſſe des Bauers mit dem Grundeigenthümer gründen ſich von nun auf Verträge Zwei Gattungen, Pacht- und Dienſtverträge, werden am meiſten in Anwendung kommen. Um Beeinträchtigungen durch Ueberliſtung und Streitigkeiten über die Erfüllung vorzubeugen, ſind für die Form beider Verträge beſondre Vorſchriften feſtgeſetzt. (§ 120 bis 129.) Dienſtverträge müſſen, wenn ſie nicht ſchriftlich abgefaßt ſind, vor zwei Zeugen abgeſchloſſen werden. Beſtimmung der Dienſtzeit und des Lohns gehört zu ihrer Gültigkeit. Mündliche Pachtverträge müſſen vor Gericht und drei Zeugen geſchloſſen und zu Protokoll genommen, ſchriftliche dem Gericht vorgezeigt werden, damit ſie nichts enthalten, was dem Geſetzbuche und der freien Verfaſſung zuwider läuft. Zur gerichtlichen Beſtätigung wird erfordert, daß der Vertrag enthalte: Beſtimmung des Gegenſtandes der Pacht, Art der Benutzung, der Zeiträume, ſeines Zuſtandes, der geleiſteten Caution. Das Geſetz erkennt keine Bedingungen, als die im Pachtvertrage ausdrücklich erwähnt, oder in der Bauerverfaſſung als allgemeine Vorſchriften feſtgeſetzt worden ſind. — Bei dem Dienſtvertrage finden wir der Hausgucht erwähnt, die dem Dienſtherrn, meiſtens auch dem Bauerwirthe über ſein Geſinde zuſteht. Sie iſt zwar ſehr beſchränkt und ihre Uebertretung wird ſtreng geahndet, doch würde uns ihre gänzliche Entfernung noch mehr entfernt haben.

§. 11. In Anſehung ihrer bürgerlichen Verfaſſung theilen ſich die Eſthländiſchen Bauern in Gemeinden, deren Angelegenheiten, gemeinſchaftliche Rechte und Geſammtverbindlichkeiten unter

*) z. B. Wegbeſſerung, doch mit Ausnahm des Materials und der bauern Anfuhren, Kriegsfuhren u. dgl.

**) z. B. Kopfſteuer, Rekrutenſtellung u. dgl.

der Aufsicht von Vorstehern oder Gemeinde-Aeltesten verwaltet und erfüllt werden. Ein jeglicher Bauer muß bei seiner Gemeinde angeschrieben seyn.

(Der Schluß folgt.)

Ein- und Ausfälle von Johannes Regiomontanus.

„Unsere Siege, schrieb einst der Franke Richer Serisy in seinem öffentlichen Ankläger, sind für uns Niederlagen, unsere Eroberungen kommen uns über ihren Werth zu stehen; und, was vielleicht beispiellos in der Geschichte bleibt, unsere Bundesgenossen sind uns nachtheilig." — Die neueste Geschichte bestätiget diese alten Wahrheiten; die Lage der Sieger ist oft trauriger, als die der Besiegten. Auf wie viele siegende Mächte fände nicht das Anwendung, was Hannibal einst an den Senat von Karthago schrieb: „Ich habe die Römer geschlagen, schickt mir Truppen; ich habe Italien geplündert, schickt mir Geld."

— Der Professor Oken in Jena, der Herausgeber der Zeitschrift Isis, bittet bei Einsendung der Beiträge nichts auf den Umschlag zu setzen, als: Drucksachen ohne Werth. Ich befürchte, diese Adresse wird zu vielen Verwechselungen Anlaß geben, und viele Beiträge in die Hände des Redakteurs gewisser Blätter für Geist und Herz bringen.

— Im Reiche der Liebe herrscht eine eben so große Verschiedenheit des Klima's als in Persien, wo man, wie Macdonald Kiemeier berichtet *), in wenig Stunden aus dem Klima von Mompellier von dem zu Sibirien übergeht.

*) A geographical Memoir of the Persian Empire etc. London, 1813.

Stutzerlied.

Ein Liedlein klein,
Wie meine Schöne,
O Leyer, tone
So zart und fein.

War' blöde nicht
Das Kind, ich wette,
Den Apfel hätte
Cythere nicht.

Cytherens Sohn,
Zoll' meiner Liebe
Im süßen Triebe
Der Liebe Lohn.

Still' meinen Schmerz,
Spitz' Deine Pfeile
Und schnell ereile
Des Mädchens Herz.

Und siegest Du,
Winkt die Blondine
Mit holder Miene
Mir Liebe zu;

Leiht mir Gehör,
Füll Deine Spaßchen
Nimm dann dies Gläßchen
Eau de mille fleurs.

J. D. Symanski.

Neuigkeiten.

Aus Wien. Ende des Monats März.

(Schluß.)

Unsere Literatur hat wenig Neues aufzuweisen. „Der Unbefangene" soll wieder unterbleiben. Wir haben in Wien Zeitungen genug, und es will von diesen das Ausland nur selten Notiz nehmen. Seit dem neuen Jahre erscheint die Theaterzeitung von Bauerle elegant und — überaus pünktlich, welches früher nicht der Fall gewesen ist. Ihr Inhalt wurde erweitert, und sie konnte viel besser einen andern Titel führen, da alle Gattungen Beiträge aufgenommen werden. Einige Probescenen von der genialen Dichterin Therese von Artner, der Tochter eines kaiserl. Generals unter dem Namen Theone bekannt, machen als erster Theil der Schuld, „die That," viel Sensation, werden besprochen und bekritelt, und haben durch die Mittheilung das Gute erzweckt: daß die Dichterin ihr Manuscript für 300 Fl. Conv. Geld an den Buchhändler Hartleben in Pesth, einem äußerst unternehmenden Manne, veräußerte. Die Spekulation ist gut. Müllners „Schuld" ist in aller Welt Hände; wer würde nicht von einem Frauenzimmer verfaßt, den ersten Theil derselben aus Neugierde wenigstens besitzen wollen. — Was die übrigen belletrischen Blätter betrifft, hat der Sammler fortwährend sein Publikum, kommt

jedoch gar nicht das Ausland, weil es ein Compendium von allem ist, was in Auskünder-Zeitungen abgedruckt ist. — Man spricht jetzt wieder von einem andern Journal, das ein Herr Kayser herausgeben soll oder will; da aber das Publikum diesen guten Mann höchstens aus einem elenden Almanach für's Lesepostskribler Theater kennt, und seine Beiträge zur hiesigen Theaterzeitung bloß Loberhebungen seiner Leute enthalten, die seinem Geschmacke zusagen, so ist davon nichts zu erwarten; — man glaubt auch, es werde von der Behörde nicht zugelassen werden.

Herr Karl führt seit mit seinen Gastrollen zu erfreuen. Das Publikum meint jedoch: hätte Bäuerle den komischen Kakteer des Strabert nicht geschrieben, so wäre Hr. Karls Ruhm nur sehr einseitig. Nächstens etwas mehr.

Biographie von Friedrich Ludwig Aemilius Kunzen.

(Schluß.)

Reisende Künstler und Kunstfreunde verbreiteten indeß seinen Ruhm, und veranlaßten dadurch einen Ruf nach Prag, der Hauptstadt Böhmens und der Heimath der Musik. Gegen das Ende des Jahres 1794 nahm er diese Einladung an, doch nur unter der Bedingung, daß seine Gattin zugleich als erste Sängerin angestellt ward. Sogleich nach der ersten Darstellung der Weinleserinnen ward er einstimmig herausgerufen; eine Ehrenbezeugung, die damals noch nicht durch Mißbrauch entweiht war. Von seinem Aufenthalte in Böhmen pflegte er in der Folge immer noch mit angenehmer Erinnerung zu reden; und dennoch mußte er dies Land verlassen, als unter Maiden in der musikalischen Declamation, unser J. A. P. Schulz, Kranzheit daher sein Amt niederlegte, und sich ausdrücklich Kunzen zum Nachfolger erbat. Dies geschah im Anfange des Jahres 1795. Die Einladung nach Kopenhagen nahm Kunzen um desto lieber an, da er hier bereits in vielen Familienkreisen bekannt, geschätzt und geliebt war; auch wurde seine Gattin zugleich als königliche Kammersängerin angestellt. Was er nun in den letzten 22 Jahren als Kapellmeister geschrieben, gewirkt, zu Tage gefördert hat, ist mehr in Aller Andenken. Das Wichtigste und Wesentlichste aus der Lebensgeschichte eines Künstlers sieht, sagt man, auf die dauerhafteste Weise in seinen Werken abgeprägt: und darum findet man hier ein ziemlich vollständiges Verzeichniß dessen, was er als Kapellmeister gesetzt oder aufs Theater gebracht hat.

Dramatische Tonstücke.

1. Das Fest in Walhalla, von Falsen, ein Prolog zum Geburtstage des Königs, 1797; wovon Verschiedenes noch immer in allen Gesellschaften gesungen wird.

2. Die Weinlese, eine Operette, von einem unbekannten Deutschen Dichter.

3. Das Geheimniß, in 1 Akt, 1797; sehr beliebt.

4. Dragedukken, (ein wie unübersetzbares Wort, vielleicht: das Puppenkind,) in 4 Akten. Obwohl Text als Musik haben vielen vorherigen Beifall gefunden. Kein Stück von Falsen hat sich so gut auf dem Theater erhalten.

5. Der Jokey, in 1 Akt, 1798.

6. Erik Ejegod, (Erich, der Herzenskenner,) in 3 Akten von Baggesen, 1798; eine bezaubernde Musik, die sich unter andern auch durch meisterhafte Recits vor auszeichnet.

7. Die Stimme der Natur, in 3 Akten, Uebersetzung, 1799.

8. Ossians Harfe, in 2 Akten, eine Deutsche Oper von Kleiber, wahrscheinlich nach einem Plane von Baggesen. Die vollständige Partitur, die hier nie ganz aufs Theater gebracht ist, findet sich unter Kunzens Papieren. Allen unsern eigenmächtigen und unpartheiischen Kennern ist es ein trauriges Aergerniß, daß dies Stück jetzt, nach 17 Jahren, einen literarischen Streit und einen bürgerlichen Proceß zwischen Baggesen und seinen Gegnern veranlaßt hat, worüber ich Ihnen indeß das Denkwürdigste melden werde.

9. Meine Großmutter, (nach dem Englischen,) von Falsen, in 2 Akten, 1801.

10. Die Heimkehr, von Thaarup, (zum Andenken der Seeschlacht am 2. April 1801,) in 1 Akt, 1802.

11. Erasmus, von Sander, in 3 Akten, 1803. Die Komposition ist ein Meisterwerk, dessen Aufführung wir auf unserm Gesang-Theater nur gar zu lange haben entbehren müssen; und das täglich in Deutschland auftreten konnte, da der Verfasser das Stück musikgemäß übersetzt hat.

12. Der Logierende, in 1 Akt, von Kruse, 1803.

13. Dannevindene, (die edlen Mauvenen,) in 3 Akten, von Molter, 1804.

14. Die Hussiten, in 4 Akten, von Kotzebue. Kunzen selbst liebte diese Musik gar sehr, so wie er denn auch zu dem Beifalle des Stückes viel beigetragen hatte.

15. Spritha, (aus der nordischen Geschichte,) in 4 Akten, dem Gerüchte nach von Abrahamson, 1806.

16. Der Kapertyg, in 3 Akten, von Dr. Horn in Norwegen, 1808. Das Stück mißfiel gewissen Großen, weil die Engländer darin so genannt worden, wie sie sich im Dezember 1807 vor Kopenhagen bewiesen hatten.

Anzeige.

Der Herausgeber benutzt die Rückkehr des Frühlings, zur Herstellung seiner Gesundheit, eine Genuß-Reise an den Rhein zu machen. Er ist so glücklich, von Pr. 252. an, seinen geehrten Lesern Herrn Julius von Voß als seinen Stellvertreter ankündigen zu können. Seine literarischen Freunde ersucht er ergebenst, das Blatt auch künftig mit ihrer Unterstützung zu beehren, wie bisher. Er selbst wird ein fleißiger Korrespondent desselben seyn.

Die Beiträge bittet er, an Herrn Buchhändler Enslin zu Berlin, „für den ältern Freimüthigen oder Ernst und Scherz“ adressirt, zu senden, der als Verleger auch die merkantilischen Angelegenheiten des Blattes besorgen wird, so wie die Haude- und Spenersche Buchhandlung, als bisherige Verlagshandlung, die auch den vorigen Vierteljahren noch nachkommen.

Berlin, am 3. April 1817. **H. Merkel.**

1817. Nro. 152.

Ernst und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Dienstag, den 15ten April.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

An den Herrn Landrath Wilhelm von Schütz.

(Eingesandt.)

Sie haben zum 3ten Hefte des 4ten Bandes der A. Müllerschen Staats Anzeigen einen Aufsatz über Secularisation geliefert, worin Sie davon ausgehn: daß die Kirche, sobald sie von Grundeigenthum entblößt sey, untergraben werde. Deshalb, meinen Sie, müsse durch einen öffentlichen Akt sämmlicher Europäischer Mächte symbolisch bekundet werden: daß sie der Kirche Sicherheit, also Landbesitz, wieder zugestehn, und da, wo sie ihn noch hat, ihr denselben lassen wollen.

Hierüber wäre nun, mit der Bibel in der Hand, die Sie sich hoffentlich von Ihrem Freunde A. Müller noch nicht haben nehmen lassen, zu streiten, wozu jedoch hier der Ort nicht ist.

Sie erzählen aber zugleich: daß solche Urkunden der Europäischen Mächte wirklich schon da sind, namentlich der 2ste Artikel der Wiener Congreß-Akte, wodurch Preußen verpflichtet werde, die kirchlichen und geistlichen Gründungen, innerhalb des vom Königr von Sachsen abgetretenen Theils seiner Staaten, in ungestörtem Besitz der Substanz ihrer liegenden Gründe zu lassen.

Sie bezweifeln nicht, daß dieser Stipulation die bestimmte Absicht zum Grunde gelegen, dem Kloster zu Neu-Zelle in der Niederlausitz und dem Stifte Radmeritz in der Niederlausitz ihre Besitzungen zu lassen.

Sie erklären, daß die Tendenz Ihres Aufsatzes sey: auf die Gefahr aufmerksam zu machen, in welcher die Angelegenheiten der Kirche überhaupt, sowohl der katholischen als der protestantischen, schweben, wenn die Versuche, das Kloster zu Neu Zelle aufzuheben, ausgeführt werden sollten.

Die Regierung hat sie aber ausgeführt. Sie hat dem öffentlichen Aergerniß ein Ende gemacht, auf Kosten einer evangelischen Provinz eine Anzahl Mönche zu füttern, deren Daseyn für die Religion und Wissenschaft in einem halben Jahrtausend spurlos vorüber gegangen ist. Denn Sie werden doch einem evangelischen Fürsten und der evangelischen Kirche nicht zumuthen wollen, es den Mönchen als ein Verdienst um die Religion anzurechnen, daß sie die Kloster Einkünfte zur Gewinnung von Convertiten und zur Beförderung des müßigen Wohllebens ihrer Mitbrüder in den Nachbarländern wohlthätig verwendet haben.

Ueber diese Sache wollen wir mit Ihnen auch weiter nicht streiten, denn was fromme und verständige Männer beider Glaubensbekenntnisse als heilsam erkannt, worauf ein gewissenhafter, der Religion treu ergebner König sein Siegel gedrückt, bedarf keiner Erörterung mit Ihnen.

Da Sie aber auch ein Geschäftsmann sind, so dürfen wir uns nicht entziehen, Ihnen einigen

Unterricht im Lesen und Erklären öffentlicher Urkunden zu ertheilen.

Sie behaupten: Preußen sey durch den 22sten Art. der Wiener Congreß-Akte verpflichtet worden, die kirchlichen und geistlichen Gründungen, namentlich auch das Kloster Neu Zelle, in ungestörtem Besitz der Substanz liegender Gründe zu lassen.

Wir wollen Ihnen diesen 22sten Artikel, der mit dem 16ten Artikel des Friedensschlusses zwischen Preußen und Sachsen vom 18. Mai 1815 von Wort zu Wort übereinstimmt, hieher setzen:

> Die Gemeinden, Korporationen, frommen Stiftungen und Unterrichts-Anstalten, welche in den, von Sr. Maj. dem Könige von Sachsen an Preußen abgetretenen Provinzen und Distrikten, oder in den Sr. Kön. Sächs. Majestät verbliebenen Provinzen und Distrikten bestehen, sollen, welche Veränderung auch ihre Bestimmung erleiden möge, sowohl ihre Besitzungen, als auch die Einkünfte, die ihnen nach der Stiftungs-Urkunde zukommen, oder seitdem von ihnen rechtsgültig erworben worden sind, unter beiden Regierungen, sowohl der Preußischen als der Sächsischen, behalten, ohne daß die Verwaltung und die Erhebung der Einkünfte von einer derselben erschwert werden dürfen; jedoch müssen sie in jedem Fall sich den Gesetzen unterwerfen, und diejenigen Lasten tragen, denen in dem Gebiete, worin sie sich befinden, alle Besitzungen und Einkünfte gleicher Art unterworfen sind.

Sie hätten also lesen und treu referiren können und sollen:

1. Daß nicht bloß, wie Sie erzählen, Preußen verpflichtet wird, sondern wechselseitig auch Sachsen.
2. Daß Preußen sich verpflichtet hat:
   den Besitzungen und Einkünften, welche eine der Landeshoheit Sachsens verbliebene Gemeinde, Korporation, Stiftung u. s. w. in dem zur Preußischen Landeshoheit übergegangenen Theile Sachsens hat, nichts zu entziehen.

   So hat sich umgekehrt auch Sachsen verpflichtet.
3. Daß also in der Congreß-Akte gar nicht davon die Rede ist, Preußen zu verpflichten: die unter seiner eigenen Landeshoheit belegenen kirchlichen und geistlichen Gründungen in dermaligem Zustande zu lassen, und namentlich die Mönche zu Neu-Zelle vielleicht noch ein halbes Jahrtausend zu hegen und zu pflegen.
4. Daß hiernach Ihre Vermuthung, als ob man bei dieser Stipulation des Congresses und des Friedensschlusses die bestimmte Absicht gehabt habe, dem Kloster zu Neu-Zelle seine Besitzungen ungestört zu lassen, nicht allein hierdurch von selbst entkräftet, sondern daß auch in den Worten:

   > welche Veränderung auch ihre Bestimmung erleiden möge,

   auf die Möglichkeit einer andern Bestimmung, deren Befugniß, als sich von selbst verstehend, gar keiner Erwähnung bedurfte, sehr deutlich hingewiesen wird.

Wenn Sie übrigens neue Aufsätze an den Hn. Adam Müller einsenden, so versichern Sie ihm gütigst: daß wir, aller seiner Bemühungen unerachtet, doch nicht katholisch werden, eben, weil es uns auf die wahre Freiheit ankommt, die wir uns durch den Privatwillen keines Einzelnen, am wenigsten Solcher, welche von der Vernunft nicht ein Stück Brodt nehmen, abdringen lassen, da sie uns von Gott und seiner Ordnung gegeben worden *).

Wenn Herr Adam Müller aber von unsern Kriegs- und Glaubenshelden spricht, so muß er immer den Hut abziehen, er muß also Friedrich der Große sagen und nicht Friedrich der Zweite. Wir mögen es nicht leiden, daß Jesuiten an unsre todten Helden hinaufkriechen **).

Berlin, den 9. März 1817.

*) In eben diesem Heft der St. A. S. 169. sagt Herr A. Müller: „daß es bei dem Einen, was Noth sey, auf die Restauration wahrer Freiheit ankomme, eines Gesetzes, höherer Absicht als die Vernunft, das sich mit einer Obrigkeit, die ihm durch den Privatwillen der Einzelnen aufgedrungen, aber nicht von Gott und seiner Ordnung gegeben worden, nie und nirgends beruhigen wird."

Giebt es denn noch eine höhere Absicht, als von Gott? Oder von wem haben wir die Vernunft, wenn wir sie von Gott nicht haben?

**) In einem andern Aufsatz S. 165. entblödet sich A. Müller nicht, zu sagen:

> „Erlauben Sie mir die Frage: wie kommt dieses ungereimteste Buch, (Hallers Restauration der Staatswerthschaft,) welches selbst gegen König Friedrich den Zweiten von Preußen gerecht, und sogar gegen den, der sans phrase die von Ihnen personificirte Theorie mit dem Blut seines Königs besiegelte, ich darf sagen, wehe als gerecht ist, u. s. w. Das Ende und der Zweck der Phrase ist der Vernunft, daß Herr v.

Ein- und Ausfälle von Johannes Regiomontanus.

Nach Mensel haben sich dem Heere Deutscher Schriftsteller neuester Zeit auch Fürsten, Leinweber, Korbflechter, Formschneider, Ziegelstreicher und Besenbinder angeschlossen, uneingedenk des Waldspruches: ne sutor ultra crepidam. Was aber am remarkabelsten bleiben dürfte, ist, daß man zu behaupten wagte, Gott selbst habe neulichst der Schaar Deutscher Journalisten sich zugesellt, wie dieses das Märzheft der Schlesischen Provinzial-Blätter von 1814 in einer literarischen Anzeige verkündet. Hier heißt es mit dürren Worten: „Der Nutzen, den dies Blatt — das christliche Wochenblatt, — schon seit 6 bis 7 Jahren gebracht, ist von so großer Wichtigkeit, und mit gerührtem Dank erkennen wir die bisherigen und noch immer fortwährenden Belehrungen des Verfassers. Der Herr, unser Gott, (dessen Werk es ist,) segne auch fernerhin seine Blätter, die er aus Liebe zu den Menschen schreibt u. s. w." Wie es aus jener Anzeige weiter hervorgeht, hat sich der liebe Gott zu seinem Commissionair den Buchbinder Johann Gottlob Seifert, und als Verleger den Lederhändler Johann Caspar Hübner zu Goldberg auserwählt. Fand denn der Allmächtige unter den Buchhändlern keinen, der den Verlag seines Wochenblattes übernehmen wollte? Oder mochte er mit den Deutschen Buchhändlern, die so viel Geist- und Herzloses von Ohnmächtigen drucken lassen, in keine Verbindung treten?

— Jetzt schneiden Professoren in Holz, vielleicht kommt es einst noch dahin, daß man Professoren aus Holz schneidet.

— „Es ist besser ein Bubenstück begehn, sagt Alfieri, als eine schlechte Tragödie schreiben. Nicht alle Schurken zittern, aber gewiß auch nicht alle schlechte Autoren."

— Noch als Herzog von York besuchte Jakob I. den Dichter Milton, und fragte ihn: ob er nicht glaube, daß seine Blindheit eine Strafe des Himmels sey, für die Schriften, die er gegen seinen Vater Karl I. gerichtet habe? Milton erwiederte: „Wenn Ihre Hoheit vermuthen, daß Unglücksfälle, die uns treffen, Zeichen von dem Zorn des Himmels über unsern Wandel sind, wie wäre denn das Schicksal Ihres durchlauchtigen Vaters zu erklären? Des Himmels Mißfallen mit seinen Werken muß, Ihrer Ansicht nach, gegen ihn stärker, als gegen mich, gewesen seyn. Ich habe nur meine Augen, er aber seinen Kopf verloren."

T.

Haller den Herrn von Genz nicht zu den Tugendspiegeln der Zeit gezählt hat, denen er doch sogar Friedrich den Großen beigesellt.

An Belinde.

Mit dem Reiz verklärter Mienen
Eilst Du in der Frommen Schaar,
Mit dem Himmel Dich zu sühnen
An den heil'gen Weihaltar.

Und mit drehender Geberde
Mahnst Du mich im frommen Sinn,
Daß ich mit Dir mich zur Erde
Werfe, schöne Büßerin.

Heiß würd' ich die Hostie küssen,
Mich als Sünder auch kastei'n,
Wäre, Holde, mein Gewissen
Nicht von jedem Frevel rein.

Doch willst Du die kleinste Sünde
Mir aus Liebe zugestehn,
Sollst Du sünder mich, Belinde,
Büßend Dir zur Seite sehn.

J. D. Symanski.

Neuigkeiten.

Fortsetzung vom Rhein.

Tages-Begebenheiten mit und ohne Erläuterung.

Geschrieben in der letzten Hälfte des Märzes.

Straßenraub und Diebstahl sind hier ihrer Natur nach nahe verwandt, und können nicht füglich getrennt bleiben, wiewohl sie sich selbst unter einander nicht trauen, wie dies zum Glück noch bei allen Galgenbrüderschaften der Fall ist. — Wir haben jetzt an beiden Genossenschaften keinen Mangel, — gemordet und todtgeschlagen wird nur zur Abwechselung; — denn gewöhnlich

wird es doch nur als Mittel zum Zwecke betrachtet. Sollte indeß einmal ein solcher Mangel entstehen: so hatten wir diesen wohl hauptsächlich unsern Nachbarn zuzuschreiben, welche uns bisher ziemlich mit allen Arten von Landstreichern ausgeholfen haben. Indeß etwas Außerordentliches darf man nicht in dieser Aushülfe sehen; denn sie gehört einmal zu den nachbarlichen Freundschaftsverhältnissen der politischen Welt. — Und welches bessere Mittel giebt es auch wohl, den Staat von unnützen Kosten und ärgerlichen Menschen zu befreien, als sie dem Nachbar ins Land zu pflanzen oder zu jagen?! Da aber dies Verfahren nun in vielen Ländern schon so lange bestanden hat — und vielleicht noch eben so lange fortbestehen wird: — so sollte man beinahe glauben, daß es auch sein Gutes haben müßte, dessen Untersuchung und Beweis wir aber zu spitzfindig scheint, daher ich hier wir Vergnügen einem Sachkundigern überlasse. — Auch darf man keinesweges bezweifeln, daß das Verfahren seine Vertheidiger findet! —

Unter den in unserer Gegend verübten Mordthaten sind, ihrer unerhörten Scheußlichkeit wegen, die eines jungen Kaufmanns zu Kelln, einer alten Bäuerin bei Kleve, und eines Predigers in Leidth (seit kurzem zu den Niederlanden gehörig), vorzüglich merkwürdig. Jede dieser Mordthaten trägt ganz besondere Spuren der Schauderhaftigkeit und Verruchtheit in sich, und es kann wohl für das Gemeinwesen nichts wünschenswerther seyn, als die niederträchtigen Verbrecher aufzumitteln. Bei der ersten dieser Mordthaten scheint man den Thätern ziemlich sicher auf der Spur zu seyn. Mehrere Personen sind bereits als verdächtig verhaftet, und unter diesen auch ein in Kelln ansäßiger Kaufmann. Eine bedeutende Summe steht auf die Entdeckung der Mörder. Die Untersuchung wird mit der größten Thätigkeit von mehreren Seiten fortgesetzt, und man darf sogar kaum noch zweifeln, daß die Namen der Mörder in Kurzem als gebrandmarkt vor der Welt dastehen werden. — Auf die Ausmittelung der beiden letztern Mordthaten steht kein Preis. — Indeß wollen wir deßhalb noch nicht zweifeln, daß sie mit gleicher Thätigkeit, wie die erstere, betrieben werden; denn der Volksgeist würde dadurch sehr hart beleidigt werden. — Aber nicht jeder Zurist taugt zur Instruktion einer solchen Sache. — Auch gehört zur Ausmittelung solcher Verbrecher eine sehr wachsame und umsichtige Polizei. — Da, wo man in beider Hinsicht Lücken bemerken sollte, müßten diese für solche Fälle jedesmal gerügt und ausgefüllt werden. — Es wäre zu wünschen, daß derartige Verhandlungen durch ein besonderes dazu bestimmtes Blatt öffentlich bekannt gemacht würden; dies würde nicht allein zur Ausmittelung mancher Verbrechen mitwirken, sondern auch den Staatsbürgern zeigen, wie die Beamten ihre Sicherheit sorgfältigen und ihre persönlichen Rechte zu vertreten suchen.

Vermischte Nachrichten.

In Paris hat sich einer von den Tanzlehrern der komischen Oper mit einer Schuldenlast von 500,000 Franken entfernt. Ein Schauspieler verliert dabei 50,000 Fr., welche er Jenem lieh. Von solchen Summen pflegt man beim Kreditwesen Deutscher Künstler wenig zu hören.

„Die beiden Macbeth" heißt ein Stück, welches auf einem Boulevardtheater jetzt mit Beifall gegeben wird. Der Eine geht zu Fuß und kriecht in Westen, der Andere erkämpft zu Pferde und drückt sich nur in Gebärden aus. Laßt sich wohl begreifen: daß dies etwas anderes als Unsinn sein kommt!

— In Nizza auf Corsika werden neulich sechs Straßenräuber hingerichtet. Einige Zeit vor ihrem Tode erboten sich Mitleidige: sie noch zu heirathen. Die Verurtheilten fragten: ob man ihnen auch finden würde, wonach sie Verlangen trügen? Auf erfolgte Zusage, begehrten sie das Herz eines Feindes. — Demungeachtet riefen sie auf dem Wege zum Richtplatz: „Es lebe die Gerechtigkeit!"

— Man schreibt aus England: daß Lord Cochrane eine Reise nach dem östlichen Amerika antreten will. Er sucht 10,000 Pf. St. zu diesem Behuf, verspricht Hypothek und Zins, außerdem noch seinem künftigen Gläubiger die Nutznießung eines reizenden Landhauses, Gartens und Seebades, welche dem Lord gehören.

— Hr. Martainville in Paris, Journalunternehmer, besuchte letzthin, nach einer langwierigen Krankheit, zum Erstenmale wieder ein Kaffeehaus. Ein Freund hatte ihn dahin geleitet, und begunstigte ihr. Martainville sah noch einer Krücke benutzen müssen. Im Kaffeehause setzte er sich auf einen Stuhl, und legte die matten Beine auf den andern. „Gott! ich Thor endlich!" donnerte ihm nun die Stimme eines jungen Mannes entgegen, der zugleich Anstalten traf, den Neuangekommenen zur Erde zu werfen und zu mißhandeln. Dieser vertheidigte sich mit seiner Krücke, bis Wirthin und Aufwarter ihm zu Hülfe eilten. Man erkannte im angreifenden Theil einen der Gehülfen des Verfassers der Tragödie Germanicus, der übrigens im Weggehen noch versicherte: der Journalist werde seiner Rache nicht entgehen. —. Der junge Mann erscheint wie eine Art Hamlet, will den Geist seines Vaters Genugthuung verschaffen, wenn gleich dieser Vater noch lebt. Wäre in Deutschland Sitte, daß Schriftsteller einander Unbill von Journalisten durch Gehülfen faustrechtlich ahnden ließen, so hatte die Natur einen — sehr gesuchten — von ihnen mit einer gar klassischen lebendigen Tragwaffe versehen; nehmlich mit einem Sohn, der sechs Schuh und acht Zoll mißt, folglich einer der größten physischen Männer Teutschlands, vielleicht der größte ist.

— Ein Herr Charon will mit Virgils sämmtlichen Dichtungen vornehmen, was Scarron einst mit der Aeneide that, nehmlich sie travestiren. Eine Probe ist bereits erschienen, die Vorrichtung angebracht. Die Uebertragung des Quos ego der Götter in Gedam, lobt ein Kunstrichter vortrefflich, und sagt hinzu: wenn es Jemanden beliebte, Miltons verlornes Paradies eben so zu behandeln, würde Satan schwören: „Gut! mich hat Teufel!"

1817. Nro. 153.

Ernst und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Donnerstag, den 17ten April.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Ueber die Aufhebung der Leibeigenschaft in Esthland. (Eingesandt.)

(Schluß.)

§. 12. Die Abtheilung in Gemeinden richtet sich nach der Volkszahl und den örtlichen Verhältnissen der Güter und Dörfer, deren Bewohner demnach Guts- und Dorfs-Gemeinden bilden. Die in den Städten dienenden oder wohnenden Esthländischen Bauern machen besondre Stadtgemeinden aus.

§. 13. Als Eigenthümer erworbener, oder Pächter mehrerer an verschiedenen Orten gelegenen Grundstücke, kann ein und derselbe Esthländische Bauer zwar Rechte und Verbindlichkeiten in mehreren Gemeinden haben; in Ansehung der persönlichen Abgaben kann er jedoch nur zu einer, und zwar zu der Gemeinde, in welcher er sich in den Volks Revisionslisten angeschrieben befindet, gerechnet werden.

§. 14. Das Austreten aus einer Gemeinde, um den Wohnort zu verändern und Mitglied einer andern zu werden, ist keiner Beschränkung unterworfen, dafern der Austretende nur seinen Verpflichtungen gegen seine bisherige Gemeinde und bisherigen Gutsherrn Genüge leistet.

§. 15. Zur Aufnahme eines neues Mitgliedes in die Gemeinde, ist die Einwilligung sowohl der Gemeinde selbst, als des Gutsherrn, nothwendig; dem letztern steht auch das Recht zu, von der auf seinem Grund und Boden wohnenden Gemeinde die Ausschließung und Entfernung eines oder mehrerer Mitglieder aus der Klasse der Dienenden zu verlangen, mit der Verbindlichkeit jedoch, daß der Gutsherr, wenn der Gemeinde daraus ein erweislicher Schaden entstelle, und dieser ihm binnen sechs Monaten nach Entfernung eines solchen Gemeinde-Gliedes angezeigt worden ist, diesen Schaden vergüten muß.

Bei dem Verhältnisse der Leibeigenschaft waren die Bauern, in Ansehung der meisten Verpflichtungen, zunächst ihren Erbherrn unterworfen, diese hingegen, rücksichtlich der öffentlichen Obliegenheiten ihrer Unterthanen (Kopfsteuer, Rekrutenstellung und andrer Gegenstände), dem Staate verantwortlich. Die Auflösung der gutsherrlichen Gewalt hebt diese Verantwortlichkeit der Gutsherren auf, und erzeugte das Bedürfniß einer ergänzenden Einrichtung zu Erfüllung jener Zwecke. Dies wird durch Gründung von Bauergemeinden beabsichtigt. Eine Gemeinde ist in diesem Sinne (§ 20.) die Vereinigung der auf den Gütern, oder in den Dörfern, Flecken und Städten des Esthländischen Gouvernements unter gesetzlichen Bestimmungen zusammen wohnenden Esthländischen Bauern, und soll die durch die Aufhebung der Erbunterthänigkeit veränderte gutsherrliche Gewalt, und die

in derselben bestandene Vereinigung der Bauern, ersetzen, und die Besorgung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten erleichtern. — In Ansehung der Kronabgaben der einzelnen Mitglieder liegt der Gemeinde eine Gesammtverbindlichkeit ob, dagegen schützt sie alle ihre Gerechtsame gemeinschaftlich auf dem festgesetzten Wege (§. 60 und 80). Diese Einrichtung ist als eine kräftige Stütze zur Aufrechthaltung der ganzen Verfassung gegen Beeinträchtigungen zu betrachten. An der Spitze der Gemeinden stehen Gemeinde-Aeltesten und Vorsteher, welche von drei zu drei Jahr in ihren Aemtern wechseln, aus und von den Mitgliedern erwählt. Die Organisation der Gemeinden ist sehr bestimmt und genau §. 20 bis 43 behandelt.

§. 16. Dem Gutsherrn verbleibt nach wie vor das vollkommene Eigenthumsrecht an dem Grund und Boden, mehalb ihm auch eine polizeiliche Gewalt über die Gemeinden seines Guts, so wie über die einzelnen Mitglieder derselben zusteht.

Die polizeiliche Aufsicht ist drei von einander abhängigen Polizeigewalten, der Gemeinde-, Guts- und Kirchspiels-Polizei übertragen, und der in ihrer Wirksamkeit bleibenden obersten Landes-Polizei-Behörde — dem Gouvernement der Provinz — untergeordnet. Strafgewalt ist mit der Gutspolizei — die in den Händen der Gutsherrn ist — nicht verbunden. Ihr Wirkungskreis besteht vornemlich in der Aufsicht über die Gemeinde-Polizei, und wo sie bis zur Verhaftung schreiten kann, welches nur mit Zuziehung der Gemeinde-Aeltesten geschehen darf, ist die Auslieferung des Verhafteten an die Landes-Polizei vorgeschrieben (§. 241). Ueberschreitung dieser Gutspolizeigewalt wird mit temporairem oder gänzlichem Verlust dieses Rechts geahndet (§. 244).

§. 17. Kein Esthländischer Bauer kann sich der ihm vom Staat zugestandenen Rechte wieder begeben.

Es hängt also nicht von dem Bauer ab, ob er leibeigen oder frei seyn will. Selbst Verträge, wenn sie zur Erbunterthänigkeit führten, sind ungültig. Eine Verschrift, die als sehr zweckmäßig erscheinen muß.

§. 18. Personen, welchen das Recht zusteht, über sich zu verfügen, ist es erlaubt, durch freiwilligen Beitritt, und mit Vorbehalt des Austritts, Mitglieder dieses Standes zu werden, und haben ihre Erklärung darüber vor der Esthländischen Gouvernements-Regierung abzulegen.

Unstreitig hat der Mangel an Bevölkerung diese Verfügung erzeugt. Für verabschiedete Krieger, welche durch den Militairstand ihre Freiheit erlangen, nach ihrer Entlassung bisher weder Leibeigene noch Bauern waren, wird sie von Nutzen seyn.

§. 19. Ein Esthländischer Bauer tritt aus seinem Stande heraus, und wird der Verbindlichkeiten, die demselben als Esthländischen Bauer obgelegen haben, entbunden: 1) durch Ertheilung eines Freipasses von Seiten der Gouvernements-Regierung; 2) durch Dispensation von Seiten der auf dem Landtage versammelten Ritterschaft; 3) durch Abgabe zum Rekruten, wodurch derselbe das Recht erwirbt, nach Verabschiedung aus dem Kriegsdienste eine beliebige Lebensart zu erwählen.

Diese Bestimmungen beziehen sich auf die im Eingange erwähnte von dem Adel sich bedungene Landpflichtigkeit und Beschränkung des Bauers auf ökonomische Erwerbszweige. Beide Einschränkungen haben in der Verfassung selbst (§. 585-587.) Ausdehnungen zum Vortheile des Bauernstandes erhalten. Sobald nehmlich die Volksmenge der Bauerschaft die Summe von 120000 Seelen männlichen Geschlechts erreicht haben wird, darf der Ueberschuß auch in den Städten des Gouvernements und bei einer bis auf 140000 S. gestiegenen Population auch außer den Grenzen des Gouvernements sich beliebige Erwerbszweige wählen.

Einführung der neuen Verfassung.

Neben der Verfassung, deren liberaler Charakter sich aus den angeführten Grundgesetzen hinlänglich beurtheilen läßt, verdient der Gang der Einführung eine kurze Erwähnung. Es läßt sich hier ebenfalls nur im Umrisse darstellen, bewirkt aber, wie ernst und eifrig man für das Gedeihen der Verfassung besorgt gewesen ist. Am meisten würde bei einer Umgestaltung, wie diese, übereilte Ausführung dieses Gedeihen gefährdet, und vielleicht nicht minder zerstörend, als der plötzliche Gebrauch des Lichtstrals auf die sinnlichen Werkzeuge des Menschen sich äußern kann, in ihren Folgen auf die Leibeignen gewirkt haben. Mittelst einer vorbereitenden Ordnung der Dinge, in welcher das Institut fortschreitend bis zu dem vorgesteckten Ziele sich erweitert, ist mit vieler Umsicht dergleichen Folgen vorgebeugt worden. Für die Dauer

dieſes vorbereitenden Zuſtandes iſt ein Zeitraum von vierzehn Jahren feſtgeſetzt. Die erſten drei Jahre, von der Bekanntmachung des Geſetzes an, ſind beſonders zu der Bildung der Einrichtungen beſtimmt, auf welche die Verfaſſung ſich gründet. Innerhalb des erſten Jahres (1817) geſchieht die Bildung der Bauergemeinden, ſo wie der Bauergerichte und andern Behörden (Einführungsjahr), welche in dem darauf folgenden Jahre zu Ausübung ihrer Verrichtungen fortſchreiten (Gewöhnungsjahr). Im dritten Jahre werden die Bauern eines jeden Gutes nach gewiſſen feſtgeſtellten Grundſätzen in acht Sektionen getheilt, von welchen im Fortgange der Zeit, vom 4ten Jahre an, jährlich eine aus den Verhältniſſen der Leibeigenſchaft in einen nach und nach ſich erweiternden Kreis rechtlicher Befugniſſe tritt, und ſich ſtufenweiſe dem definitiven Zuſtande nähert, in welchem nach Ablauf der erwähnten Zeit die ſämmtliche Bauerſchaft von Eſthland den vollkommenen Genuß der Vortheile erlangt, die in der Verfaſſung begründet liegen.

So viel von einer Verfaſſung, welche der Eſthländiſche Ritterſchaft zu großer Ehre gereicht, und unter dem Schutze Alexanders einem geſegneten Ziele entgegen reift.

Gemengſel.

Kaiſer Carl V. belagerte Metz und Magdeburg vergeblich. Ein damaliger Witzling reimte nun: Die Metz und die Magd, haben Kaiſer Carln den Tanz verſagt.

— 1813 gab es in Br— manche lebhafte Enthuſiaſten für das Landſturmedikt. Sie machten wohl Vorſchläge zu einer noch höheren Energie deſſelben; wie aber die Feinde unerwartet nahten, und noch keine andere Beſtimmungen ergangen waren, änderten Jene ihre Anſicht, und hatten nicht Luſt, wie Aeneas aus dem brennenden Troja zu wandeln. Einige von ihnen ſprachen an einem öffentlichen Orte von einer nothwendigen Deputation, die man an die Behörde ſenden müſſe, um für Br— eine Ausnahme von der Regel zu erflehn. Hr. D. Gr—, deſſen Talent zum Improviſiren bekannt iſt, ſagte: Und wäre ich die Behörde, würde ich ſie beſcheiden:

Was ihr gewollt,
Iſt nun erfüllt;
Der Landſturm iſt kommen
Ueber die Boiern und Frommen;
Ruthen gebunden mit Fleiß,
Für den eigenen Gr—
Kannt ihr nicht ſchmerzlich empfinden,
Drum können Wir euch nicht entbinden,
Dorfer und Städt' zu entzünden;
Stillerut denn nun rüſtig mit Brand
Wüten das eigene Land.

— Wer ſchöpft den Heilquell nicht lieber am Entſprung, als da, wo ſich viele trübe Giesbäche ſchon mit ihm vermeng.en. Warum lieſt man nicht lieber Rouſſeau ſelbſt, als die, welche ſich, wo von Volksvereinen und Jugendbildung die Rede iſt, mit ſeinen Federn ſchmücken. Noch immer gilt von Rouſſeau, was einſt Schüler von Kant und ſeinen Ausſpinnern ſagte:

Wie doch ein einziger Reicher ſo viele Arme ernähret,
Wenn die Königs dan'n, haben die Bettler zu thun.

Anekdote.

Napoleon fragte 1813 einen gefangnen Preußiſchen Offizier um die Zahl des Heeres. Es iſt ſo ſtark wie die Nation, antwortete der Offizier, die ganze Nation iſt unter den Waffen.

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

München unter König Maximilian Joſeph I. Ein hiſtoriſcher Verſuch zu Baierns rechter Würdigung. Von Chriſtian Müller. Zwei Theile. Mainz, 1816 u. 1817.

Dies dickleibige Buch von mehr als tauſend Seiten, iſt in mehr als einer Rückſicht hinter der ſehr vollſtändigen Beſchreibung von München des Hrn. Prof. Eſenmann, einem Handbuch für Reiſende, zurückgeblieben. Der Verfaſſer meinte, in dieſem finde ſich „keine Spur von Pragmatik und Kritik," und ſuchte die ſeine damit zu bereichern, indem er die ſcharfſinnigen Bemerkungen machte: daß an den Münchnerinnen nur eins auszuſetzen ſey, — ein Fehl, den ihre dilihenden, arbeitſamen Schweſtern auf den Almen des Hochgebirges keineswegs mit ihnen theilen, — die Größe des Fußes. Bei vielen iſt's Naturfehler, bei den meiſten Ungeſchicklichkeit der

Schauſpieler, und „Pariſer Kaffee's ſind das freilich nicht, aber Münchner,“ und die hundert Alltagsgeſichter über Weiber und Männer und gewöhnliches Leben, die man ſich überall im Bier- und Weinhauſe zu Kauf giebt, und die aller Orten Getränke mit Fremden zu Kauf giebt, und die aller Orten Waare, halbwahr und falſch ſind. — Wollte man ſich die Mühe geben, alle Widerſprüche aufzuſuchen, die dieß Werk enthalt, ſo würde man zwei Bände erhalten, worvon der eine immer widerlegte, was der andre behauptet; ein Beweis, daß dieß Werk nicht aus der innern Ueberzeugung des Verfaſſers hervorgegangen, oder daß ihm ſelbſt noch reine, klare Anſchauung mangle. — Ein Freund von mir aufgefordert über dieß Werk: „Das, was Müller ſagt, iſt ſattſam neu, und das Neue nach ſattſamer wahr.

Vermiſchte Nachrichten.

Ein neues Werk, Confessions de Mdme *** iſt in Paris erſchienen. Ohne ihrem Geſchlecht zu nahe zu treten, kann eine Frau unmöglich ſolche Bekenntniſſe wie Rouſſeau ſchreiben, wenn es auch Leute geben mochte, die ſie ungemein gern laſen. Die Meiſterin obigen Buchs ſcheint aber nicht ohne den garſtigſten Anſpruch zu ſeyn, der angiebt: wie weit die Weiblichkeit gehen darf. Eines von ihren Bekenntniſſen iſt das folgende: Ihr wurde in der Kirche von einem jungen — und ſchönen — Spanier ein kleiner heftiger Dienſt geleiſtet; plötzlich hob er etwas auf, das ſie hatte fallen laſſen. Sie ſprach nicht mit ihm, ſah ihn erſt — nach acht Jahren wieder. In dieſem Augenblick konnte ſie aber ſich des Ausrufs nicht enthalten: Ho quoi, Monsieur, c'est vous? (Wie, mein Herr, Sie ſind es?) Der Spanier lächelte; ſie erſchrack nun, hielt jedoch für das beſte: die Scene durch ein Lachen über ſich zu enden.

— Die Pariſer Blätter brachen immerwährend von geſtohlenen Muſterungen, von vielen Mühen, die gewiſſe Vornehme an die Gunſt der Krieger ſetzen. Manch Liebchen ergetzen ſie wohl; doch Zuneigung? Ja, konnten ſie dieſelben fragen: Grenadier, weißt du noch, wie wir bei Lodi ſtürmten? Dragoner, wie wir bei Regensburg einhauten? u. ſ. w.

— In der Bremer- und der allgemeinen Zeitung iſt die Rede von einer Ueberſetzung des Nutrimentum spiritus in Berlin, nach Herrn Johns Vorſchlag. Sie heißt: Seelenzulp. Uebrigens iſt der Tadel jener Anſtalt bekanntlich alt, und Friedrich der Große hatte, mit allen die er anordnete, kein Glück bei den Schulaktikern. So bemerkte Bühling vor mehr als vierzig Jahren ſchon: die am Opernhauſe und an der Gewehrmanufaktur in Potsdam, weil ſie von Apoll, Muſen, Muſſan u. ſ. w. ſprachen, konnten — heidniſchen alten Romern ſehr gefallen. Kaiſer Joſeph dem Zweiten ging es aber auch nicht beſſer mit einer Deutſchen, und aller Mythologie ſich enthaltenden. Er eröffnete den Augarten zu Wien für Juden, und ließ den Eingang mit den Worten ſchmücken: „Allen Menſchen gewidmeter Spaziergang von ihrem Schöpfer Joſeph.“ Da ſagten Witzlinge: das Schöpfer hieße ſo viel wie Schafgarnauflöſer.

— Talma, von dem es hieß: er wolle die Bühne verlaſſen, hat ſich eines Andern für die nächſten fünf Jahre bekannt.

— Voltaire's Mariamne, die früher ſchon ſein Glück auf der Bühne gemacht, iſt zum drittenmale hervorgeſucht worden, und abermal gefallen. Eben ſo der Tod Abels von Legouvé, und manche neuere Erſcheinungen ſeit Jahr und Tag, wovon das Journal des débats eine — aber zu unvollſtändige — Ueberſicht enthält. Nachdens wird man auf dem Franzöſiſchen Theater (dem Haupt- und ächten Nationaltheater) geben in Mania du Grandour. Dieſer Titel giebt etwas zu hoffen; die ſogenannten Pointen werden vermuthlich auch nach St. Helena ſtechen.

— Auf folgende Weiſe kündigte man am 1ten April ein Concert in Paris an:

SOIREE MUSICALE de M. Kaufmann, rue des Moulins, No. 28.

On y entendra le Bellovoan, le Cordaulodion, l'Harmonicorde et l'Automate trompette à double son, à huit heures. Prix: 4 Fr.

— Auf einer kleinen Bühne in Paris giebt man le page de Schoenbrunn. Kaſ. hatte nie von dieſem Stück. Goëtz et Engels Edelknabe mit einer ordentlichen Verlegung ſeyn? Es giebt übrigens eine Anekdote von Schoenbrunn, die ein Franzöſiſcher Theaterdichter ſehr auch zu einem Luſtſpielchen verarbeiten konnte. Sehr regent würde es freilich nicht ſeyn, darauf kommt es jedoch bei den kleinen Bühnen ſo ſehr nicht an. Es konnte heißen: Les filles de Schoenbrunn, ou amour et pour. Im Jahre 1809 hatte ſich nehmlich eine hohe Perſon, die jetzt auf der ſüdlichen Halbkugel wohnt, im dortigen Schloße einquartiert. Einmal ſoll ſie zur abendlichen Unterhaltung zwei — Künſtlerinnen (das Fach mage unbenannt bleiben) zu ſich haben rufen laſſen. Sie hatten der hohen Perſon gefallen, wurden — mit getheiltem Herzen — entlaſſen. Daneben war indeſſen die Furcht ſo groß, daß eine bis zum Abentheuerlichen ſchreiende Vorſichtigung vorranging. Nicht eine Stecknadel durften ſie an ſich behalten, um ſie nicht etwa als Mordgeräthe brauchen zu können.

— Das neue Werk des Herrn de Pradt von den Colonien und der jetzigen Staatsumwalzung in Amerika, enthält unter andern folgende, wohl nur wenig bekannte, Thatſache:

Die Spanier hatten ſchon Mexico und Peru in Beſitz genommen, die Portugieſen anſehnliche Niederlaſſungen in andern Erdtheilen geſtiftet, als man in Frankreich noch nicht daran dachte, auch um ſo reiche und bequem anzulegende Erwerbungen ſich zu mühen. Endlich wahnte Coligny daran, und eine Flotte ſegelte nach Florida. Bereits hatten die Spanier das vortrefflige Land entdeckt, doch verſcheut Europaer dort anzuſiedeln. Philipp II. ſandte nun Jahrgange und einige Truppen unter Menendez ab, die Franzoſen auszutreiben. Nach einem ſür letztere unglücklichen Gefecht ließ Menendez die Gefangnen aufhangen, und die Inſchrift dazu ſtellen: Nicht als Franzoſen, als Ketzer.

Carls IX. Miniſterium dachte auf keine Rache, wohl aber ein Gascogner Dominique de Gourgues, der jene seinen Landsleuten widerfahrne Schmach nicht tragen konnte. Er dacht Vermogen, kaufte Schiffe, mmgab ſich mit einer kühnen Schaar, ſegelte nach Florida, griff die Spanier an, wo er ſie fand, und war glücklich. Man vermeilte die Reihe des Hangens, und die neue Inſchrift lautete: Nicht als Spanier, als Mordere. Das Gelingen weckte anderweitigen Unternehmungsgeiſt, und die Franzoſen gelangten in dem Beſitz anderer Colonien. Sie vermag oft auch Jemand, der nicht im Miniſterium oder im Heere glanzt, dem Staate wichtige Dienſte zu leiſten, was Viele nun gar nicht glauben konnen.

1817. Nro. 154.

Ernst und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Sonnabend, den 19ten April.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Proben

aus

Huß, oder Tod für Wahrheit und Ueberzeugung. Ein dramatisches Charakter- und Sittengemälde in fünf Akten. Von Joseph Hillebrand, vormals Professor in Hildesheim.

Motto: Οὐδὲν τὸ δοῦλον πρὸς τὸ μὴ δοῦλον γένος *).
Eurip. Orest. act. IV. v. 1115.

Akt III. Scene 9.

Huß (im Gefängniß). Hieronymus (in Mönchskleidung) **).

Hieronymus
(indem er auf Huß zueilt und ihn umarmen will).

Gottlob,
Daß mir's gelungen, daß ich dich —

Huß (der bestürzt zurücktritt.)

Wen seh'
Ich? — Könnte Täuschung hier Betrug mir spielen?

Hieronymus.

Sey ruhig, lieber Mann, betrachte mich
Genauer nur — ich bin Hieronymus,
Dein Freund!

*) Nichts ist ein sklavisch Geschlecht gegen ein freies.

**) Hieronymus tritt hier nicht zum erstenmale auf, sonst dürfte die folgende Unterredung wohl nicht passend seyn.
D. V.

Huß (gefaßt).

Mein Engel, willst du sagen. Ja,
Der bist du — deine ahnungsvolle Tracht,
Wie der Erscheinung ganze Art bezeugt
Es mir.

Hieronymus.

Du scheinst verwirrt — ein Traum vielleicht
Hat dich verführt —

Huß.

Kein Traum war es, der mich
Bethört; es war des Herzens Wunsch, der mich
Mit hoher Seherkraft erfüllt — und wahr
Bleibt es: Was wir mit reiner Seelenglut
Und fromm ergeben uns gewünscht, trägt oft
Schon der Gewährung Preis in sich.

Hieronymus.

Ich weiß
Der Sprache Sinn nicht zu enträthseln, die
Du führst.

Huß.

Ich glaubt' in dir den Priester schon
Zu sehn, der meines Todes Botschaft mir
Verkündend käm' — ich täuschte mich nicht ganz.
Denn daß der Zufall dich in dies Gewand
Auch wohl ein and'rer Plan gehüllt, giebt mir
Des Vorgefühles Bürgschaft nun.

Hieronymus.

Freund, was

Vernehm' ich? — Hör' mich an, und schnell wird sich
Das Räthsel lösen dem Verstand.

Seit man

Erfuhr, daß ich in Kostnitz angelangt,
Um den gefahrbedrahten Freund zu sehn,
Hat man Besorgniß gleich gefaßt. Denn stets
Ja fürchtet böse That der Freundschaft Bund,
Schaut Arges nur, weil arg sie selber ist,
Späht, lauert, forscht, und wacht und schleicht umher,
Wie das Gespenst der Nacht, was Ruhe sucht
Und nimmer findet, weil der Sünde Quaal-
Gefühl ihm keine Rast erlaubt. — Man hat
In engere Gewahrsam dich gethan;
Wie selbst auch leget nun dies Nachtgeschlecht
Des Unterganges Schlinggeweb'. Andres,
Der fromme Landsmann, der sie unser Heil
Mehr als sie eignes denkt, hat's hinterbracht.
Ihm hatte Peter, der Notar beim Rath,
Der, wie du weißt, der Bosheit Freund nicht ist,
Den Anschlag klug entdeckt und anvertraut,
Nur eil'ge Flucht kann der Gefahr mich noch
Entziehn.

Huß (bewegt).

Muß dieser Strom noch zu der Fluth
Des Jammers, die so hoch mich schon umbraust,
Geleitet werden? — Soll der brave Freund
Der Treue Opfer fallen mit dem Freund?

Hieronymus.

Laß diese Sorge jetzt!

(Mit Innigkeit, indem er Hussens Hand ergreift.)

Um dich zu sehn
Noch einmal, eh von hinnen mich die Noth
Und das Geschick nun treibt, sucht' ich den Weg.
Denn sorgsam hat seit ein'gen Tagen man
Der Haft Versicherung gedoppelt und
Den Zugang Jedermann versagt. Nur wer
In heil'ger Klausnertracht sich naht, darf frei
Zu dir hinuntersteigen. Also will's
Des Kaisers frommer Wunsch, damit das Heil,
Was er verloren dir vermeint, die Weihe
Des reinen Glaubens durch die Kraft des Worts
Und durch des Bußgespräches hohe Macht
In deine Seele wiederkehre.

Huß (lächelnd).

Was
Die Menschen doch uns oftmals Alles nicht
Zu Gute und zu Uebel schreiben, das
In unsern Geist nicht mehr, als in das Herz
Herniederkam!

Hieronymus.

Durch unsern Andres und
Frau Gertrud nun gelang es mir, ein solch
Gewand zu überkommen und verkleidet
Der Wächter Blick zu täuschen.

Huß (ihn umarmend).

Wack'rer Freund,
Der Seel' versagt die Sprache, das Entzücken
Zu strömen hier an deine treue Brust,
Was mit der Allmacht eines Gottes mich
Durchbebt. Zu fremd der Erdenwelt scheint dies
Gefühl, zu nah dem Himmel! Drum verschmäht
Ein irdisches Gewand das edle Kind
Der Engelheimath wohl.

Hieronimus.

O, daß zu schwach
Der Hülfe Kraft mir zugetheilt, daß ich
Den Mann, an dem mein Seyn und Leben hängt,
Nicht retten, nicht einmal vertreten darf!

Huß.

Geliebter, du hast mehr bereits gethan,
Hast Höheres mir schon bewiesen, als
Daß Helfen, Retten noch von Nöthen sey,
Um deines Sinnes unverfälschten Werth
Mir darzulegen. War's die Treue nicht,
Die dich von Prag hierher gesandt? die dich
Gefahren kühn verachten ließ, und selbst
Durch Todesschrecken dich in dieses Grab
Des Freundes niedersteigen hieß? — Das ist
Der Freundschaft wahrer Preis ja nicht, was sie
Vollführt zu Freundes Wohl. — Das Wirken, der
Erfolg liegt in dem Kreis des Zufalls oft,
Der uns bedingt, trägt der Nothwendigkeit,
Die in dem Reich der Zeit tyrannisch herrscht,
Und in den Bann der Weltverkettung selbst
Die frei entworfne That zu legen weiß,
Belastend und erlahmend Fesselwerk.
Was hochgesinnt der Freund und liebevoll
In seiner Menschheit unumschränkten Raum,
Im Heiligthum der Brust verborgen webt,
Ist nur der Freundschaft Kranz. Denn hier ist Herr
Der Mensch. Frei ohne Zwang, allwaltend und
Der Schranken los gebietet er und schafft,
Verwirft und lobt in dieser innern Welt,
Dem Gotte gleich, der über Sonnen lebt,
Der mit dem Wink Unendlichkeiten rasch
Nach seinem Wunsche lenkt. — Ja, der Gedanke,
Den selbst der Mensch im Geist empfängt, der Wille,
Der ihn mit räthselvoller Macht beseelt,
Ihn durch das Graus der Hölle, wenn's geziemt,
Wie durch des Paradieses Fluren treibt,
Gedank' und Wille sind das Elternpaar,
Aus dem der Entschluß sich als Sohn erzeugt.

Nur er kann hochgeboren seyn, nur er
Trägt Adels Stammgepräg', ist einzig nur
Der Ahnen werth, der Himmlischen, auf die
Er sich beruft.

Hieronymus.

Ich steh' verwundernd da —
Denn wie mit Engelzungen tönt die Red'
Aus deines gotterfüllten Herzens Grund. —
O, wo wirkt eine Kraft im All der Kräfte,
Die stärker uns und reiner uns durchdringt,
Der Heiligen Vereine uns gesellend
Mit sanft erhebender Gewalt, als sie,
Die aus der Liebe gleichgestimmtem Chor
Beseligend in unser Wesen strömt? —
Und diese Kraft, dies Harmoniegetön
Soll fürder in mein trunknes Ohr nicht mehr
Die Lust, nicht mehr ins harrende Gemüth
Den Trost an der Begeist'rung Schwesterhand
Mir freundlich führen? — Unbegreifliches
Geschick, das niedrig tückisch uns zerstört
Das lieblichste Geschenk der Seligkeit!

Huß.

Getrost, schon ist dem Sterblichen gar viel,
Ja, Alles schon gewonnen, wenn er sich
Ermuthigt fühlt, vorwärts zu ringen durch
Des Mühsals enggehalt'nen Drang; wenn er
Die Kraft verspürt, die über Zufall ihn
Und Hindernisse gleich gewandt erhebt.
Denn nicht Genuß in süßer Wonneruh,
Nicht des Besitzthums lieblich schöner Stand
Ist Erdenloos — ein dunkleres umfängt
Der Schicksalsurne Rand, doch steht darauf
Für dreisten Spielers Blick in deutlicher
Prophetenschrift die Weisung ausgedrückt
Auf herrlich lohnenden Gewinn. — Drum frisch
Hinein die Hand gefühlt, gezogen und
Von neuem eingesetzt des Daseyns Werth,
Daß für den hohen Einsatz uns dereinst
Der lang gehoffte Preis sich zieh'.

Hieronymus.

Du sprichst,
Wie schwebtest du auf Sternenstufen schon,
Die, zu der Ewigkeiten Zenith dich
Empor zu führen, glühn. Der bessern Welt
Gehörst du an durch dein Gefühl, durch dein
Ergebenes Gemüth. — Doch soll kein Korn
Des viel gestreuten Saamens auf der Erd'
Gefilde milder Frucht entgegen reifen?
Soll einzig Sä'mann nur der Mensch dahier,
Nicht auch der Schnitter seyn? Nur Furchen ziehn
Im mühbelad'nen Joch, nie heimwärts gehn
Im Abendsonnenschein, der Garbe reich
Gefüllte Aehren tragend? Soll auch das,
Was unsre Brust mit Sehnsucht hebt allein
Für diese Welt, was dort vielleicht nicht mehr
Mit gleicher Lust uns rührt, der Freundschaft und
Der Liebe schöner Quell, umsonst hier fließen?
Und seine Silberfluth nur ebnen, daß
Der Seligkeiten Bild wie schau'n, und dann
Im heiß entflammten Durst am Blumenbord
Des Freudenborns, dem reichen Mann der Hölle
Vergleichbar, schmachtend untergehn? —

Huß.

Daß doch
Fast stets die Fülle deines Busens dich
Aus dem Geleise treibt, dein Mund, dem hold
Die Gabe der Beredsamkeit entströmt,
Dem innern Feu'r beständig neue Gluth
Ertheilt, wie Lüftehauch den Funkenblick
Zum Glanzgestrale rasch erweckt! — Ist nicht
Schon Frucht, was du nur Blüthe noch benennst,
Und Aehrengarbe nicht, was Aussaat nur
In deiner Einbildung erscheint? — Soll denn
Der Landmann bloß zum Vollgenuß die Last
Der Erndte seinem Feld' entziehn? nur um
In Winters eng beschränktem Seyn in Ruh'
Das reichgefüllte Korn zu zehren? Soll
Er nicht für Lenzes Zeit, wo neu der Schooß
Der Erde für Empfängniß sich erschließt,
Die schönsten Körner sorglich sparen, daß
Ein jung Gewächs sich stark und jugendlich
Zum frohen Leben aufwärts hebe? — Sieh,
Auch Freundschaft wie die Liebe bieten gern
Uns Beides dar — sie laben uns mit süß
Gereifter Frucht, und bürgen heiter noch
Durch ihrer Sehnsucht Trieb für eine Saat,
Die in dem Lenz zur ew'gen Zeit erblüht
Und winkend auf der Flur des Himmels reift.

Hieronymus.

O, daß auch ich doch der Ergebung Maaß,
Wie du, in meines Wesens wirren Drang
Empfinden könnt', daß mich der Erde Reiz
Nicht mit Sirenenton an seinen Trug-
Bewohnten Busen lenkend zog'! —

(Der Schluß folgt.)

Neuigkeiten.

Bücher Chronik.

Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs im Jahre 1444. Ein historisches Gedicht in vier Gesängen, von J. Gendtner. Basel, 1816.

Der Verfasser erzählt die Fehde der Eidsgenossen gegen Zürich, der Armagnaken Zug, den Kampf an der Birs und den Kampf auf dem Kirchhofe von St. Jakob in reinen, wohlgebildeten Oktave-Reimen, und hat damit den Schweizern, denen ihrer Väter Thaten werth sind, sicher ein angenehmes Geschenk gemacht. Grössere Ansprüche scheint der Dichter selbst nicht zu machen, denn aus einzelnen kräftigen und zarten Bildern und der gewandten Verflechtung mochte man schliessen, daß er wohl etwas Würdigeres zu leisten im Stande wäre, wenn es ihm recht warm und ernst würde.

Vermischte Nachrichten.

Mascna ist auf seinem Gute verstorben, und der Akademiker Rochon in Paris, nachdem seine vier und zwanzigjährige Tochter vier und zwanzig Stunden zuvor den Geist aufgegeben hatte.

— Unter den zehen in Paris verunglückten Singvögeln hieß eins: Plus Heureux que Sage. (Glücklicher als weise.) Ein Kunstrichter sagt: der Verfasser war keins von beiden.

— Herr Kaufmann (aus Dresden) sahe jeden Abend in Paris sein Bellonium, Corbanidion u. s. w. hören.

— Als 1669 die große Oper in Paris gestiftet wurde, erging eine königliche Verordnung, nach welcher jedem Edelmann, jedem adlichen Frauenzimmer und anderen Personen von Auszeichnung, welche darin singen wollten, Geburt, Privilegien und sonstige Rechte unbeschadet verliehen bleiben sollten. Im Journal des débats, wo man sich jetzt dieses Umstands erinnert, wird zugleich bedauert: Gesangen wie damal nicht mehr zu sehen.

— Die Pariser Blätter scheinen oft verlegen, wie sie bei den nun stehenden Festen ihre großen Räume füllen sollen. Das Journal de Paris erzählt unter andern: am letzten Freitag sah man auf der Spazierfahrt nach Longchamp die Schauspielerinnen Lovers, Bourgoin und Jenny Vertpré in glänzenden Wagen, zwei andere, Pauline und Porter, sahen hingegen beschieden in einem halben (einer sogenannten demi-fortune). Wichtiger klingt aber: daß Schneider von großem Ruf (ces tailleurs en grande réputation) ein Verdammungsurtheil über den Mangfang ausgesprochen hatten, indem sie bekannt gemacht: Leute von Ton würden im nächsten Sommer weite Pantalons tragen.

— Von Hrn. Davis, einem Englischen Stallmeister, welcher im Franconischen Circus zum Erstenmale sich kunstreiterisch zeigte, wird gesagt: er habe einen Englischen Tanz zu Pferde so meisterlich vollzogen, wie es nur auf einem Ball hätte gesehen kennen.

— Londner Zeitungen melden: es sey Herrn Northall zu Winchesterton gelungen: den Dampfschiffen eine Einrichtung zu geben, nach welcher sie vier Englischen Meilen mehr als zeit her in einer Stunde zurücklegen können. Ob man in England nicht darauf denken sollte: auch Kriegsschiffe damit zu versehen? Wäre es thunlich, würde ohne Zweifel die Seetaktik eine wichtige Veränderung leiden.

— In London ist ein neuer Roman erschienen, der unterhaltend, und reich mit Menschenkunde ausgestattet seyn soll. Eine schöne, in Indien geborne Dolterin kommt mit einem Erbe von zwei Millionen Pfd. nach London. Sie hat vorausgesetzt, daß ihre Gestalt und ihr Reichthum nicht wenig Freier anlocken würden. Sie nun um desto richtiger beobachten, alle prüfen und den denen behalten zu können, stellt sie sich höchst einfältig und albern. Bei einer solchen nehmen Jene denn keine Larve vor, und sie blickt so lange in die Herzen, bis sie eins nach ihrem Geschmack findet. Dieser Plan ist nicht übel angelegt, und giebt an sich schon eine nicht ganz verfehlte Ausführung zu hoffen.

— Ueber den Gesundheitszustand des Fürsten Schwarzenberg äußert man zu Wien neue Besorgnisse.

Wichtiges für Archäologen.

Die allgemeine Zeitung enthält aus Rom, ersten März, folgendes:

Die Ausgrabung der uralten Aschengefäße und Sarkophage in der Gegend von Albano wird eifrig fortgesetzt. Ihre Form ist roh, und stellt bald Thürmchen, bald wunderliche Häuschen, wie Backofen gestaltet, dar; diese nun finden sich in der aller-verschiedensten Größe, mit Asche und Gebeinen angefüllt; die Oeffnung ist durch einen Deckel verschlossen, welchen Nadeln von Bronze festhalten. Umher und gleichfalls in einigen derselben finden sich Stücke Bernstein, kleine Schilde, Schwerter, Lanzen und Spangen von Erz, Tassen, Lampen und Dreifüße. Die Masse, aus welcher diese Sarkophage und Urnen gebildet sind, ist nicht gebrannte Erde, sondern dem Anschein nach eine Mischung von Erde und Erdpech oder Steinkohlen. Am merkwürdigsten ist es, daß man, um sie aufzufinden, zuerst eine Lage von Peperino, und dann eine dicke Erdschichte durchstechen muß, so daß man offenbar sieht, daß sie von einer Landschichte, wie Herculanum und Pompeji, verschüttet worden sind. Da nun, der Tradition nach, Ascanius seine neue Stadt schon am See von Castel Gandolfo (dem ausgebrannten Vulkan der Gegend) gründete, so muß das Alterthum dieser Gegenstände über den Trojanischen Krieg hinaufgehn, man fremde sich dagegen, wie man will. Die Gesellschaft der Archäologen zu Rom fangt bereits an, über diese Gegenstände Untersuchungen anzustellen, und man kann sehr getheilten Meinungen und heftigen Zwistigkeiten darüber entgegensehn.

— Die Verhältnisse zwischen Spanien und Rom werden bedenklich.

1817. Nro. 155.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Dienſtag, den 22ſten April.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Noch etwas von der neualtdeutſchen Tracht.

Dieſe Tracht — einſt auch, wie alte Gemälde beweiſen, in England, Frankreich und Italien üblich — ſoll bequem ſeyn. Die Allenthalben im kultivirten Europa beliebten Ueberröcke ſind es auch; der runde Hut iſt es noch mehr, wie das ſogenannte Barett, weil jener zugleich Sonnenſchirm und Regendach iſt. Ermeldete Tracht ſoll züchtig ſeyn; die Ueberröcke ſind es auch, ſogar noch etwas mehr, was auch von der Polniſchen und Ruſſiſchen Volkskleidung gelten würde.

Der ſogenannte Frack iſt wieder bequemer als alle Ueberröcke:

1. im heißen Sommer;
2. wenn man reitet, jagt, tanzt u. ſ. w.

Im Kriege iſt dem Soldaten jeder Waffe eine Kleidung nützlich, die ihn am wenigſten beim Laufen, ſchnellen Aufſtehen, oder Bedienen des Schwergeſchoſſes hindert. In allen dieſen Fällen würde ſich die neualtdeutſche Tracht wenig für den Kriegerſtand eignen. Deshalb werfen auch die Türken im Felde den Kaftan ab, und bedienen ſich einer Art von Jacke.

Was gewinnt alſo die Frauenzucht, wenn immer noch Stände übrig bleiben, die in einem kurzen, oder weitausgeſchnittenen Gewand auftreten? Vielleicht um deſto ſchlimmer, wenn dem Mägdlein, dem eine Zeit hindurch nur lange Gewande zu Geſicht kamen, nun ein Huſar, Uhlan, oder ein Fremdling erſcheint.

Die Osmanen entziehen den Blicken des weiblichen Geſchlechts ſorgſam die näheren Umriſſe der Formen, gleichwohl erachten ſie doch nöthig: die Frauenzucht durch wirkſamere Mittel zu fördern; ſie heißen Schloß und Riegel.

Ueberhaupt iſt, was man hier behaupten will, mehr Lachen als Ernſt erregend. Manches ließe darüber ſich ſagen, was ſich nur gedruckt nicht gut ſagt. Dem Reinen iſt Alles rein; das gilt auch von männlicher und weiblicher Kleidung. Ein früherer Dichter ſagte von den, in ſeiner Zeit üblichen, ungeheuern Reifröcken der Modeweiber:

Dieſes ſiebenfache Bollwerk widerſteht nicht ſtets der Luft,
Ob es gleich durch Wallfiſchrippen und durch Reifen furchtbar iſt.

Frauenzucht will ganz andre Grundlagen als obgenannte. Die Erfahrung belegt auch keineswegs: daß es um dieſen Artikel erfreulicher ſtände, ſeit es bei gewiſſen Schriftſtellern Mode geworden iſt, ein Langes und Breites davon zu — reden. Seit zehn Jahren haben ſich in Berlin die D — e bedeutend vermindert. Soll man über dieſe Erſcheinung (oder Verſcheinung) frohlocken? Wir glauben nicht, denn wir müßten uns zugleich über den ſo bedeutend vermehrten Wohlſtand freuen. Soll man ſie auf Rechnung der wirklich vermehr-

ten Frauenzucht stellen? Wir glauben nicht. Der untrüglichste Tugendmesser bleibt hier wohl das Verhältniß der unehlichen Geburten zu den ehlichen. Es pflegte sonst im katholischen Deutschland größer zu seyn, als im protestantischen, was auch nebenher sein Merkwürdiges hatte; so wie denn Berlin immer nach ohne Fündlingshaus bestehn zu können glaubte, Wien dagegen schon lange nicht mehr. Die protestantischen Lande können jetzt aber auch ein namhaftes Verhältniß darthun; in Stettin war es neulich höchst auffallend.

Das beiher. Wozu will man denn eine eigenthümliche, absondernde Tracht bei uns?

Prosaisch wird die Antwort lauten:

Dem Wechsel der Mode zu entfliehn, dem kostspieligen und oft abgeschmackten.

Die Kostspieligkeit dieses Wechsels angehend, steht es ja in eines Jeden Willkühr: Theil daran zu nehmen oder nicht. Zeugmacher, Kleidermacher u. s. w. sind doch unsre Mitbürger; sie hängen an ihrem Vortheil, der wieder mit dem der übrigen zusammenhängt. Immer wird hier anzuwenden seyn, was vom Luxus im Allgemeinen gilt. Seine Uebertreibung ist ein Uebel, seine Abwesenheit — in kunstfleißigen Staaten — aber auch. Seine plötzliche Verminderung, sie mochte nun von Gesetz, Sitte, oder Noth der Zeiten ausgehn, führte nimmer etwas Gutes herbei, ließ nur einige Stände verarmen, ohne andere reicher zu machen. Nach allem weitläuftigen Forschen kömmt man hier immer auf den Satz zurück: ein mäßiger Luxus sey das wünschenswertheste. Einfarbige allgemeine Kleidung drückt ihn schon viel unter die Linie der Mäßigkeit hinab.

Reden wir vom Abgeschmackten im Modewechsel, genießt auch hier die Willkühr ihre guten Rechte. Die Begriffe davon stehen auch nie fest; wie es denn viele Leute — ältere und jüngere — giebt, welche für die neumodige Altkleidung durchaus keinen Angeschmack gewinnen. Ihr Anblick vergnügt sie nur von der kurzweiligen Seite.

Die poetische Antwort, vom Sattel des Pegasus herabgegeben, wird aber mit gar hohen Worten um sich werfen. Als da sind: Griechenland — Rom — was würden Cato, Cicero, Seneca sagen, wenn sie uns erblickten? — ein Rock, ein Sinn: die Deutschen müssen Einmüthigkeit umfangen u. s. w.

Wir wollen unsere Bemerkungen zu diesen Höhen hinaufsenden.

1. Gerade wie man solche Kasaken, Barette und Kragen trug, stand es um Deutsche Einmüthigkeit besonders schlimm.
2. Cato u. s. w. würden freilich über einen neuen Deutschen lachen, meint Ihr aber: über einen Neualtdeutschen nicht? Das könnt Ihr unmöglich meinen.

Nur in Tunika und Toga könnten wir ihren Geschmacksbegriffen gefallen.

Hermann, Dietrich von Bern, Hengist und Horsa, Wittekind lachten ohne allen Zweifel aber auch über neue Deutsche und Neualtdeutsche.

(Der Schluß folgt.)

Proben
aus
Huß, oder Tod für Wahrheit und Ueberzeugung. Ein dramatisches Charakter- und Sittengemälde in fünf Akten. Von Joseph Hillebrand, vormals Professor in Hildesheim.

(Schluß.)

Huß.

Bemerk.

Mein braver Freund! Wie sollen nicht, wie einst
Der Held in der Heroenzeit, als Kinder
Schon in der Wiege kleinem Bretterraum
Die Schlange starken Arms erdrücken, die
Um unsers Daseyns Pfad sich schlingt. Denn nicht
Auf einmal rollt die Zeit des Lebens Rad
Zum Ziele hin. Fest ruht der Achse Kraft,
Doch in des Wechsels Element bewegt
Des Umschwungs Kreisung sich, streift Blumen heut,
Trifft Felsstein morgen, wie's der Zufall will,
Und führt in diesem Folgelauf den Sohn
Des Staubes weiter stets und weiter fort,
Giebt neue Stärkung ihm mit jedem Kreis,
Und bringt ihn so zum End' der Bahn.

Hieronymus.

O, wohl,

Daß ich in diese Gruft herunterschritt,
Um des Vertrauens und des Muthes Pfand
Hinauf ans Sonnenlicht mit mir zu nehmen!

Huß.

Du wirst dort viel von Beiden sicherlich
Bedürfen. Nahre drum, was du jetzt fühlst,
Und schalte sorgsam mit dem hohen Schatz. —

Doch nun eil' schnell von hier, damit man nicht
Zu guterletzt dich noch entdecke und
Dem unvermeidlichen Verderben weih'. —
Ich merke, meines Herzens Puls schlägt jach,
Es zittert jede Fiber mir, da ich
Den Abschiedskuß die jetzt vielleicht — ach ja,
Vielleicht auf immer geben soll!

Hieronymus.

O, Gott,
Befiehl dem Engel meines Lebens nun,
Daß er mich stärkend hebe, stütze, daß
Verzagend ich im Schmerz' nicht untergeh'! —
Wohl mag sich schwer und peinlich von dem Leib'
Die Seele trennen, aus dem Leben, dem
Gewohnten Kreis des Thuns und Fühlens sich
Abscheiden; doch mit grausam schrecklicher
Gewalt reißt von des Freundes Brust der Freund
Sich los auf immerdar!

Huß (wendet sich tröstend zu ihm).

Noch ist nicht Alles
Verloren ja — es steht noch fest der Stamm,
Auf dem die Hoffnung grünt. Ein schwer Geschäft
Wird, ihn zu fällen, wohl den Feinden seyn.
Der Kaiser breitet noch den Schild der Macht
Beschirmend über mich; der Edeln Schwert
Droht stark gezückt der Meuchelmörder Schaar. —
Drum blüht die Hoffnung noch, wir werden uns
Vielleicht bald wiedersehn.

Hieronymus.

Vielleicht, sagst du —
O, dies Vielleicht aus deinem Munde klingt
Mir so vorahnend, so weissagend, daß
Der ew'gen Trennung Urtheilsspruch darin
Sich offenbart! — Ich hoffe nichts, und wenn
Ich jetzt von Dir mich scheide, fühl' ich tief,
Daß es der Abschied ist zur Reise in
Das Jenseitsland. —

Huß.

Zu schwarz malt sich der Rand
Der Zukunft dir, weil du den Blick getaucht
In eine nachterfüllte Gegenwart.
Oft zieht, fast unbemerkt, am Weltensaum
Tief düstern Abends sich ein schmaler Streif
Von hellem Gold, und kündet regem Aug',
Das scharf in weite Ferne sieht, das Bild
Von einem heit'ren Tage an.

Hieronymus.

O, zeig'
Dies Streifchen mir! — Sieh, wie mein Auge forscht!
Anstarren will ich es, vergrößern soll
Es meine Phantasie zum Strahlenmeer;
Erwärmt an seinem sanften Licht soll schnell
Die Zuversicht mir zur Gewißheit wachsen. — —
Ich spüh' umsonst — du schweigst — dein Finger hebt
Sich nicht bedeutend auf? — —
(Indem er voll Bewegung Hussen plötzlich umarmt und dann fortellt.)

So brich denn, Herz,
In diesem Lebewohl! —

Verschiedenes.

Die Preußischen gemeinen Krieger, guten bürgerlichen Herkommens, pflegen jetzt von ihren Offizieren mit der Anrede in sechster Person behandelt zu werden. Ein Paar Rekruten dieser Art wurden neulich einem Hauptmann vorgestellt, der ihnen achtend sagte: Ich bin im voraus von Ihrer guten Aufführung überzeugt. Will man einen Kontrast und Kulturm sser zugleich, für die seit dreißig Jahren zurückgelegten Fortschritte in erwähnter Hinsicht? Bis 1787 gab es im Preußischen Heere sogenannte Garnisonregimenter, zu welchen die übrigen Leute abgaben, und freilich eben keine Auswahl der moralisch besten. Eins dieser Regimenter hieß Kowalski. Man erzählte von einem Hauptmann desselben: er habe jedem Neuling bei seiner Ankunft dreißig — nach Maaßgabe der Phisiognomie auch wohl funfzig — Streiche mit kleinen spanischen Röhrchen ertheilen lassen, und dann ihm bedeutend gesagt: Das kriegtest Du bei mir, ohne was gethan zu haben, denke erst, was Du kriegen wirst, wenn Du was thust!

— Ein Mönch in Polen sagte einmal auf der Kanzel: Woher kömmt der Regen, andächtige Zuhörer? Ihr wißt's nicht, aber ich, ich habe studirt. Er kömmt vom Himmel.

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

Bavaria, oder Volkslieder und Gedichte vaterländischen Inhalts. Verfaßt von J. Sendtner. Erstes Heft. München, 1817.

Während Andere in Rocken- und Kinderstuben die letzten Reste der sogenannten Poesien der Deutschen Vorzeit zusammenholen, ist hier ein Dichter bemüht, die romantischen Sagen aus der Urgeschichte des Baierischen Volkes zu Volksliedern umzubil-

den. Ohne Jene bekehren zu wollen, erkläre ich unverholen das letztere für würdiger und verdienstlicher. Wenn überdies der Dichter so viel Klarheit, zarten Sinn und Gewandheit in der Sprache hat, wie Hr. Sendtner in diesen Liedern beurkundet, so freut man sich der glücklichen Bildungen, die aus solchem Stoffe und unter solchen Händen hervorgehen. Diese Lieder und ihr Sänger verdienen, auch außer dem kleinen Kreise, wo sie vaterländisch genannt werden mögen, bekannt zu seyn.

————ler.

Vermischte Nachrichten.

Herr de Pradt erzählt in seinem neuen Werk von den Colonien und der jetzigen Staatsumwälzung von Amerika:

Die Holländer würden gern Ostindien besucht haben, wüßten aber den neuentdeckten Weg nicht, die Portugiesen hielten ihn geheim. Ein Kaufmann aus Amsterdam war nach Lissabon gegangen, dort sein Glück zu suchen. Er fand es so wenig, daß er vielmehr ins Schuldgefängniß kam, und die Aussicht vor sich hatte, lebelang dort zu bleiben. Heimlich schrieb er nach Amsterdam, und erbot sich, wenn man ihn loskaufen wollte, seinem Vaterlande einen wichtigen Dienst zu leisten. Es geschah beides. Der Kaufmann hatte in Lissabon zu erfahren gesucht, was man in Amsterdam noch nicht wußte, und zeigte den Holländern den Weg nach Ostindien. In vielen Staaten würde man auf einen Abentheurer, der in der Fremde im Schuldthurm säße, schwerlich achten. Vor wenigen Jahren ereignete sich ein merkwürdiger Fall anderer Art. Ein Abentheurer — doch ein hochgenialischer — wollte seinem Vaterlande den Weg zu Sieg und Ruhm zeigen. Nicht gerade das Vaterland, aber einige seiner Beamten, zuckten über ihn die Achseln. Er kam darüber ins Schuldgefängniß zu London. Durch seinen Bruder frei gemacht, eilte er wieder ins Vaterland, vermochte es nicht über sich, an das Ingrata patria, nec ossa mea habebis zu denken. Ueber seinen Eifer des Wegzeigens gerieth er abermal ins Gefängniß und starb darin. Und endlich — wies sich aus, daß er jenen Weg doch gezeigt hatte.

— Robertsons Geschichte K. Carls V. ist neu ins Französische übersetzt von Suard. Catharina II. war eine fleißige Leserin dieser Geschichte.

— Des tiefen Friedens in Europa ungeachtet, kämpft man bisweilen an den Englischen Gestaden. Bewaffnete Mauthfahrzeuge nehmlich mit Einschwärzern verbotner Waaren, die sich ernst zu Wehr setzen. Neulich gab es Todte und Verwundete.

— Herr Cobbet hat London verlassen und geht nach Nord-Amerika. Dies Land gewinnt der guten Köpfe zeither manche.

— Eine Brüßler Zeitung versichert: der Verhaftbefehl gegen den ungehorsamen Bischof von Gent sey nun ausgefertigt. — Der Abt Joers wird in das Gefängniß von Vilvorden abgeführt. Man glaubt, es werde ihm erlaubt werden, sein Journal dort fortzusetzen. Ob seine Ideenrichtung dort sich nicht ändern wird?

— In Italien war der März kälter als der Januar. — Im Toskanischen wüthet ein so ansteckendes Fieber, daß man in den päbstlichen Häfen für alle dorther kommende Schiffe eine vierzigtägige Quarantaine anordnete.

— Man wundert sich in Rom, daß in diesem Jahre sich dort schon der zweite Selbstmord ereignet habe. In Berlin zählen wir nicht selten in einer Woche zwei.

Mittheilungen über die Schweiz. (Fortsetzung.)

Die Erziehung ist großentheils höchst vernachläßigt. In den katholischen Urkantonen, wo der Hirte wohnt, ist es oft schwer zu entscheiden, wer höhere Geistesfähigkeiten habe, der Hirte, der den ganzen Tag über auf dem Bauche liegend, die beiden Hände unter das Kinn gestützt, gedankenlos ins Thal herabschaut, oder die Kuh, die zur rechten Stunde zum Milchfasse kommt und sich auf ihre dumpftönende Glocke gar stolz zu thun scheint. Wie er den Sommer über auf den Alpen gelegen hat, so liegt er den Winter über hinter dem Ofen.

In Städten und Dörfern verbreitet und heget der Geistliche noch den gröbsten Unsinn, der in Deutschland nur mehr aus Büchern der alten Zeit bekannt ist. Die natürliche Folge ist die zügelloseste Rohheit und Leidenschaft. Nur ein Beispiel, das sich während meines Aufenthaltes ereignete!

Ein Landmann, selbst verehlicht, stand mit einer Magd in einem verbotnen Verhältnisse, dessen Folgen sie bald zu verrathen drohten. Noch war ein Ausweg; das Mädchen fand einen gutwilligen Geliebten, und zu ihrer Verehlichung bedurfte es nur noch 50 Fl., um die Abzugssteuer aus dem Kanton zu bezahlen. Aber diese kleine Summe — der arme, schandbedrohte Ehemann wußte sie nicht zu schaffen. In der Nacht vor dem St. Michaelistage begleitete er die Braut nach Hause, mit dem Entschluße, sie, die die Frucht ihres verbotnen Umganges unter dem Herzen trug, von dem Ufer des Vierwaldstädter See's hinabzustürzen. Der Stoß gelang nicht, die Arme fiel landwärts; doch er, er griff schnell nach dem Messer, um sie mit demselben zu ermorden. Die Verzweifelnde rang lange mit ihm, mit dem sie einst die Lust der Liebe getheilt; endlich fühlte sie, von vielen Stichen getroffen, daß ihr Ende nahe sey. Erschöpft stammelte sie noch die Worte: „Christoph, ich sterbe: laß' es, und hilf mir beten, und dann nimm den Thaler, den ich im Sacke habe, und geh'!“ Und der Unmensch betete mit ihr, bis sie verschied, nahm den Thaler, den er noch bei ihr fand, und ging. —

Die Jugend in den Fabrikkantonen wird schon in den Kinderjahren in die Fabrikhäuser gesteckt, und nimmt dort wohl zu an Jahren, nicht aber an Tugend und bürgerlicher Blüthe. Hie und da wird ein Schulmeister für die Wintermonate über gedungen, wie das in der Französischen Schweiz durchaus der Fall ist, und die Jugend lernt den Heidelberger Katechismus lesen. Der Pfarrer taucht alle Sonntage seine liebe Gemeinde ein Paar Mal in den Schwefelpfuhl unter, zieht sie wieder heraus, und schüttelt die Flammen wieder von ihr ab. Bei dem letzten Bußtage erklärte der Prediger in Bern geradezu: daß er sich zwar zwanzig Jahre lang der eindringenden Unsittlichkeit und dem Verderben ihrer Seelen widersetzt habe, aber er sehe, es sey fruchtlos gewesen: er trete darum ab, und überlasse Sodoma seinem nahenden Untergange. (Forts. folgt.)

1817 Nro. 156.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Donnerſtag, den 24ſten April.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum

Briefwechſel zwiſchen einer unglücklichen und einer glücklichen Dame.

(Man ſagt, dieſe Briefe, die ein Zufall dem Einſender in die Hände brachte, wären eine Satyre, er ſelbſt kann es nicht beurtheilen, nur kennt er Damen, die dieſe Briefe wirklich hätten ſchreiben können.)

I.

— — Schloß Rothſtein.

Wer nennt die Kränkungen alle, die ich erdulde! Selbſt meine Feder erdreiſtet ſich, meiner Hand nicht mehr zu gehorchen: ein halbes Dutzend derſelben hab' ich ſchon weggeworfen, und doch kriztzelt die ſiebente nur unleſerliche Worte. Mein Mann — daß ich ihn doch ſchon wieder nennen muß — mein Mann, dieſer kalte Trotzkopf, that nichts weiter, als daß er die Kleine, die in ihrem Bilderbuche neben mir blätterte, nahm und wegführte, weil ich krank wäre. — Sieh, ſo unglücklich bin ich, liebe Alwina! ſo namenlos unglücklich! Angefeſſelt an einen Mann, der ausſieht, wie ein Lafontainſcher Romanenheld, verbannt in eine Gegend, wo meinetwegen ein empfindſamer Schäfer ſchwärmen möchte, aber zehn Meilen weit keine Aſſemblee, keine Redoute, kein Theater, nichts zu ſehen iſt! Wie viel Elend liegt in dieſem einzigen Worte! — Ach, Alwina, wenn ich der wonnigen Stunden noch gedenke, wo die ſchönſten Männer der Reſidenz, Geſtalten wie Apollo und Antinous, um uns ſchwärmten, unſer Witz in ewigen Neckereien blendend hervorblitzte, alle unſere Launen Sklaven fanden, die ſie ertrugen; wo ſo mancher empfindſame Schäfer mit ſtill beredtem Auge aus einer Ecke nach uns hinſtarrte, und ſich zum Zielpunkte unſeres Witzes hergab, und jetzt — alles dahin, bis auf die martervolle Erinnerung daran. Welche Aſſemblee, wo wir nicht geglänzt hätten! Welcher Ball, wo wir nicht Königinnen geweſen wären! Welche Mode, die man nicht gelehrig von uns angenommen hätte! Welche böſe Laune, die man nicht gern uns nachgeſehn hätte! Und jetzt — ich herde bei dem Gedanken, denn die künſtlichſte Ohnmacht mindert nicht auf Augenblicke mehr mein unerträgliches Schickſal. — Ach, wie wirſt Du Dich annuyiren an dieſen Ehrſtandsklagen! Laß ſie doch um alles in der Welt Niemanden leſen; wie müßte man doch über die alles beherrſchende Malina ſpotten, wenn man erführe, wie unglücklich ſie iſt. Wie würde die ſanfte S.... ſich freuen, wenn ſie wüßte, wie ohnmächtig ich, die ihr ſonſt die ſchönſten Triumphe vernichtete, wie ohnmächtig ich geworden bin! — Sag' mir doch, welche Blumen man jetzt auf den Hüten trägt: die Frau unſers Ammanns trägt ein Bouquet von Klatſchroſen; ſie ſoll mir es büßen, wenn ſie mir dies Mal zu-

vorgekommen wäre! Lebe wohl, ich küsse Dich. Schreibe mir bald, und recht viel. Laß mich doch hören, was ich nicht mehr sehen kann. Deine treue

Wallina.

II.

— — —.

Ach, ich bin unendlich traurig, liebe Vorbach, ich weiß mich in meinem Schmerze gar nicht zu fassen! Denke Dir nur, die Siller ist gestorben, und plötzlich gestorben. Wir waren gestern noch im Hause des Staatsraths R... zu Thee; sie war so vergnügt, erzählte mir manches Histörchen von der Staatsräthin, und dergleichen. Ach Gott, was die Staatsräthin eine lächerliche Närrin ist! Sie glaubt, noch alle Herzen erobern zu können, und nimmt es für baare Wahrheit, wenn man ihrem Geschmacke huldigt, ihre Anzüge lobt, ihre Einrichtung bewundert! Nun, wieder auf meine Siller zu kommen: wir gingen fröhlich aus einander, versprachen, uns heute im Hause des — schen Gesandten zu sehn, und — heute Morgens bringt mir mein Mädchen die schreckliche Nachricht, daß meine Siller todt sey. — Ich hätte in Ohnmacht sinken können, so sehr hatte mich diese Nachricht betrübt. O, es ist unaussprechlich schmerzlich, eine Jugendfreundin so unerwartet zu verlieren! — Ich fuhr Nachmittags zu ihren Aeltern, und traf die Leiche noch im Hause derselben. Man hatte ihr das Atlaskleid, das sie sich für den letzten Karneval gekauft, angezogen, und neue weiße Schuhe. Der Kranz, den sie in die Haare geflochten trug, war recht artig gemacht. Ach, ich konnte sie gar nicht recht ansehen; ihr Anblick regte zu martervolle Empfindungen auf! — Aber, findest Du es nicht auch unschicklich, sie so lange im Haus zu behalten? Ich kam dabei recht in Verlegenheit, denn ich hatte mir gar nicht vorgestellt, sie noch dort zu finden, und war auf diese Scene nicht im Geringsten vorbereitet. — Ich wollte heute Abends zum — schen Gesandten, aber nun kann ich doch nicht wohl hin, ohne die Schicklichkeit zu sehr zu verletzen. Um mich zu zerstreuen, will ich Abends die schuldlosen Schuldbewußten sehen: Herr M... spielt den Grafen allerliebst. Lebe wohl, meine Wallina, ich küsse Dich, und will Dir nächstens gern einen launigern Brief schreiben, wenn ich wieder munterer geworden bin. Deine

Allwina.

Noch etwas von der neualtdeutschen Tracht.

(Schluß.)

3. Wenn gleiche Kleidung solche Staatsfestigkeit gäbe, warum gingen denn Hellas und Rom unter? Ah — wir wissens schon. Dort unterschieden Athener, Korinther, Sparter, Theber sich viel zu sehr; die Amphiktionen konnten das nicht wieder zusammenbinden. Und in Rom verdarben die letzteren Imperatoren jene einmüthige Volkstracht. Einer äffte Parther, ein Anderer Gallier und Iberier nach; Herodianus führt allerlei Klage darüber *). Nun so gar arg wird es damit nicht gewesen seyn, und wenn sich die Römer in den letzten Zeiten mehr, und bunter, drapperten, so lag der Grund auch darin: daß sich gewisse Künste und Handthierungen mehr entwickelt hatten. Scheltworte auf solche Entwicklungen enden immer nur mit einem Zurückweisen der Menschheit nach den Wäldern.

Hatten aber die Rom besiegten eine Volkstracht? Vermuthlich wohl nicht, und wer will es mit Gewißheit bestimmen. Die Thierhäute, welche Tacitus den Germanen umhängt, waren nicht Volkstracht, sondern allen Nationen eigen, bei denen es noch keine Zeugwebereien gab. Vermuthlich trugen die Vornehmen unter den Siegern sich wie Römer, die übrigen kamen im Schaafpelz daher, und so ein Hunne, Gothe u. s. w. stahl sich etwas Anderes zusammen. Wenigstens warfen sie die Volkstracht bald ab, wie sie denn in Sitte und Sprache der Ueberwundenen sich bequemten. Und wenn etwa Deziderius der Longobarde späterhin nicht mehr einherging wie Romulus Momillus, so waren auch die Manufakturen Italiens untergegangen.

Ueber die beibehaltene alte Volkskleidung der Türken, Perser, Indier u. s. w. ließen auch manche Betrachtungen sich anstellen, die es klar machen würden: daß, wenn der Geist kräftiger Nationalität einmal ausgezogen ist, die Schneider ihn wahrlich nicht zurückrufen werden.

Alle solche Betrachtungen aber führen nur dahin, die Frage: Kann die alte Volkstracht den

*) Vegetius klagt auch: daß man bei den Legionen den pannonischen Hut, statt des alten Helmes, eingeführt habe.

Deutschen wesentlich nützlich seyn? nicht zu bejahen.

Es giebt aber noch einen Grund, aus dem man sie geradehin verneinen kann.

Erfahrungen belehren darüber auch. Schweden lieferte eine. Gustav III. führte bekanntlich eine Nationalkleidung ein. Sie war zweckmäßig und nicht ohne Geschmack. Auch sie sollte für den Volkssinn Wunder thun. Demungeachtet wurde sie nach etwa dreißig Jahren wieder abgeschafft.

Und das nicht allein, weil die gehofften Wunder ausgeblieben waren, sondern weil die Schweden in eine peinliche Beziehung geriethen, wenn sie im Auslande reiseten. Denn da stand man auf den Gassen still und riß die Fenster auf; und weil das Ungewöhnliche nun einmal zum Lachen reizt, bliebt die Wirkung auch hier oft nicht aus. Wer ließe aber gern über sich lachen! Da blieb den Schweden mithin nichts übrig, als ihre auszeichnende Außenseite so lange zu entfernen, als sie in der Fremde sich befanden. Hörte der König, oder ein für die Kraft und Weihe des Schwedenmantels entflammter Staatsmann davon, gab es Mißbilligung, Vorwürfe unpatriotischen Sinnes, der sich draußen des Vaterländischen geschamt habe. Dies machte Viele der Auszeichnung abgeneigt, es gab Vorstellungen am Thron. Was half die Nationaltracht den Polen, hieß es, und gerade von dem Zeitpunkt, wo Peter I. die Russische befehdete, datirt sich Rußlands höhere Bedeutung. Nun ward die Kehrseite auch besehn, und — die Eigenkleidung verschwand.

Um kein Haar anders würde es den Deutschen gehn, wenn sie im Anzug eines entflohenen Jahrhunderts England, Frankreich, Italien u. s. w. besuchten. Und nichts hat der Deutsche mehr zu fliehn, als gewisse Zierereien; Ernst und Vernunft kleiden ihn schmückend, Zierereien nie.

Der fliegende Fisch.

In Fluten unterlieg' ich schier
Der Albikoren *) wildem Grimme,
Weil ich nur mittelmäßig schwimme;
Und in den Lüften drohet mir
Der Raubervogel heisre Stimme,
Denn ach! ich fliege herzlich schlecht.

Was Du erlernest, lerne recht. v. ***

*) Raubfische.

Verschiedenes.

Der vor einigen Jahren zu Berlin verstorbene Dichter Burrmann liebte kein geheiztes Zimmer, wie streng auch der Winter seyn mochte. Es hatte jedoch seine Gründe, die eine gewisse vornehme Person ahnte, dem Poeten unerwartet einen Haufen Holz vor die Wohnung fahren, selbst spalten und hineintragen ließ. Nun schloß Burrmann einen Vertrag mit einer Soldatenwittwe, die täglich erscheinen und ihm heitzen mußte. Die Hauswirthin bemerkte: daß Jene beim Weggehn mehr Holz zum eignen Verbrauche mitnahm, als sie in Burrmanns Ofen gelegt hatte. Sie zeigte ihm das an, und rieth: eine ehrlichere Aufwärterin zu dingen. Burrmann zeigte sich ungemein aufgebracht über die Meldung, und rief: Wenn die arme Frau das Holz nicht brauchte, würde sie es nicht wegtragen. — Einmal kam auch ein halbnackter Bettler zu ihm, und flehte um Allmosen. Burmann war ohne Baarschaft, warf seine Blicke aber auf einen alten Ueberrock. Er ist bereits so schlecht, dachte er, es ziemt kaum, daß ich ihn noch trage, dem armen Teufel kann er hingegen noch lange gute Dienste leisten. Der Bettler empfing ihn. Als Burmann hernach ausgehn wollte, besann er sich erst, keinen andern Rock zu haben, und mußte vorläufig das Zimmer hüten.

An Friedrich von Raumer.

(Nach dem Lesen seiner Herbstreise nach Venedig.)

So spricht der Mann, der frei die Welt betrachtet,
So klar sich aus, wie er das Leben siehet,
Vom hohen Feu'r der Wahrheit rein durchglühet,
Mit hellem Blick, der keine Schranken achtet.

Ihm gilt nicht Rücksicht, die den Geist umnachtet,
Ihm strahlt das All, wie's höhern Zwecken blühet,
Er strebt hinan, und wie er sich bemühet,
Entfleucht der Wahn, der Resultate pachtet.

Ein freier Denker, strebst Du nach den Höhen,
Wo Franklins Sterne reiner sich entfalten,
Und die Heroen Hella's ewig walten.

Mag sich die Welt in ihrem Wechsel drehen,
Mit Sokrates und Xenophon's Bestreben
Gehst Du, ein Freier, durch das enge Leben.

Kopf.

Neuigkeiten.

Vermischte Nachrichten.

Die langwierigen Verhandlungen im Englischen Parlament über das Haushalten des Gefangenen auf St. Helena, die sich bis auf jede dort getrunkne Flasche Wein ausdehnen, führen immer wieder auf die Frage zurück: was man wohl vor einigen Jahrhunderten unter ähnlichen Umständen würde gethan haben, und setzen die Kultur und Milde im jetzigen. Bei Eduard II. bediente man sich eines ausgelassenen Komma, um schnell — und den Schein doch rettend — an ein gewisses Ziel zu kommen. Er war entthront und gefangen, hatte aber noch eine Parthei, welche der, statt seiner nun regierenden, Königin Besorgnisse einflößte. Sie dachte aber auch als Gattin zartfühlend. Einer von ihren Ergebnen meinte zu wissen, worauf es ankame, und schrieb an den Offizier, welcher den gefangenen König zu bewachen hatte: Eduardum occidere nolite timere bonum est. Das Komma war ausgelassen. Wurde es hinter nolite vorausgesetzt, hieß die Weisung zu Deutsch: Tödtet Eduard nicht, es ist gut ihn zu fürchten. Nahm man des Zeichens Platz hinter timere an, war der Inhalt ganz verändert, und lautete: Fürchtet Euch nicht Eduard umzubringen, es ist gut. Der Offizier — verstand im letzten Sinn. Nothigenfalls hätte der Schreiber sich gar wohl entschuldigen können; es mag dessen aber wohl nicht bedurft haben.

— Am 27. v. M. gab man auf dem Theater zu Brünn: Die Burg Wewichgrod bei Adams-Thal, oder die Blutrache in der Schauerkluft. Vermuthlich hat ganz Brünn schon vorempfindend bei den Anschlagzetteln geschauert.

— Abgeänderte Vorstellungen wegen Katharre, Schnupfen, Husten u. s. w. giebt es Allenthalben, doch neulich las man in Pesth:

Wegen plötzlicher Entweichung der Dem. Schätzel kann die angekündigte Oper nicht gegeben werden.

— Vor kurzem sahe man in Wien auf dem Redoutensaale ein Fechter-Gefecht, zum Vortheil der Invaliden. Es konnte an jene altdeutsche Sitte der sogenannten Klopffechter erinnert haben, nur waren die Unternehmer eitel Franzosen. Nehmlich der Chevalier de St. Martin, Herr Preteaux und Herr Louis Bedrine. Der Kampf ging auf Stoß und Hieb, das Glück war abwechselnd. Auch Dilettanten traten mit auf.

— Für das Theater an der Wien hat Herr Karl Meisl zwei kleine Lustspiele geschrieben: „Meine Frau ist ein Engel" und „meine Frau ist ein Satan." — Nächstens soll auch eine große Oper von ihm erscheinen: „Prinzessin Sauertöpfchen." Hr. von Archenholz bot einmal der Ungerschen Buchhandlung in Berlin mehrere Bogen Büchertitel käuflich an, mit Anheimstellung: die Bücher dann sich von beliebig gewählten Autoren schreiben zu lassen. Diese Spekulation ließe sich auch auf Schauspieltitel anwenden. Hr. Meisl hat in der That auch jene zwei Lustspiele nach Titeln gemeißelt. Denn es giebt zwei Erzählungen von Castelli, welche sie führen. Denn Stoff wählte er nicht, aber jene.

— Die Hungerkuren sollen in England immer beliebter werden. Wenn sie denn so heilsam sind, könnten die Regierungen sie ja in Zeiten der Noth und Theurung, dem ganzen Land anordnen, so wie man bei Friedrich Wilhelm I. compagnienweis zum Rhabarbereinnehmen befehligte. Bei einer Staatshungerkur gewänne man zugleich an allgemeiner Unterthanengesundheit, und übertrüge eine schlechte Ernte. Welche Extreme! Einst sagte das Brownische System: Reizt, eßt Fleisch, trinkt Wein u. s. w.; nun sagt jenes System: hungert. Doch wird man wieder sagen: Eins für diese, das Andre für andre Fälle. Wie viele Fälle möchte es aber auch wieder geben, wo die Sterbenden mit Gellerts Philax ausrufen könnten: Hätt' ich nur nichts eingenommen, wär' ich wohl davongekommen.

— Herr von S***, ein junger talentvoller Mann aus Baiern, hatte vor einiger Zeit eine kleine Schrift über den berufnen Adam Müller — den neusonntagskindlichen — herausgegeben, die Vernünftiges über die Unvernunft an ihn zu glauben sagte. Viel Laune und treffenden Witz entwickelte Hr. von S*** nun in einem Lustspiele: „Die neuen Propheten." Es liegt zum Druck fertig, und wird seine Wirkung nicht verfehlen.

— Der Medizinal-Rath Dr. Graf in München hat durch chemische Untersuchungen gefunden, daß das Uebelbefinden vieler Personen, nach dem Genuß von Brodt aus Korn von der letzten Erndte, nicht dem sogenannten Taumelloch, Mutterkorn, Raden rc. zuzuschreiben ist, sondern der eigenthümlichen Beschaffenheit dieses Getraides selbst, und der darin, wie in mehreren Pflanzen nach nassen Jahren, enthaltenen Blausäure. Die Stärke des Giftes der Blausäure zeigte sich neulich in Stuttgart. Der König hatte mehrere in der dasigen Menagerie befindliche Bären, Wölfe, Affen und Kameele zu Versuchen über die Wirkungen verschiedener Giftarten bestimmt. Nur wenige Quentchen Blausäure in die Nasenlöcher oder den Mund dieser Thiere eingespritzt, hatten, zum Erstaunen der Naturforscher und Aerzte, nach wenigen Secunden den Tod zur Folge. Nicht nur die Nachtheile, die durch den Genuß ungesunden Brodtes entstehen, sondern auch zweckmäßige, einfache, ersparende Mittel, die Brodtheurung minder drückend zu machen, hat der Dr. Graf in einer, allen Staatsverwaltungsbehörden interessanten, Schrift angegeben, die unlängst unter dem Titel: „Oekonomisch-chemische Abhandlung über den Roggen des Jahres 1815—16, und die zweckmäßigsten Mehlmischungen zu einem guten Brodt rc." in München erschienen ist.

— Mit aller Kraft tritt jetzt das Zeitalter der animalischen Dramatiker hervor. Hunde, Esel und Papagoyen sah man schon auf verschiedenen Bühnen Deutschlands und Frankreichs. Jetzt zeigt man in London ein abgerichtetes Schwein, das buchstabirt, liest, Karten spielt, die Stunden angiebt u. s. w. — Ehe man sich's versieht, wird dies Kunstschwein auf der Londner Bühne auftreten, und sein Führer eine Gastrollenreise nach andern Staaten mit ihm unternehmen. Und ehe man sich's versieht, werden auch noch Ochsen, Katzen und Schaafe eine ähnliche Laufbahn beginnen. —

1817. Nro. 157.

Ernst und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Sonnabend, den 26sten April.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Bruchstück aus einem noch ungedruckten dramatischen Gedichte: Körners Tod, oder das Gefecht bei Gadebusch betitelt, und in einer freien Versart bearbeitet von Adolph von Schaden.

Der Schauplatz ist eine wilde waldigte Gegend. Rechts im Vordergrunde steht eine hohe alte Eiche; links liegt eine lange gefällte Tanne an der Erde.

Zeit der Handlung: der 26ste August 1813.

Theodor Körner, Lieutenant im Lützowschen Freicorps, und Graf Hardenberg, Volontair-Offizier in einem Russischen Jägerregiment.

Hardenberg.

So laßt uns nun die kurze Frist
Der Ruhe weihen, denn beschwerlich war der Marsch;
Hier der gefällte Baum — er diene uns zum Sitze.

(Er setzt sich auf die Tanne, die an der Erde liegt.)

Körner

(nachdem er während einer langen Pause die Tanne sinnend betrachtet hat).

Sieh' hier der Künft'gen, und vergang'ner Zeiten Bild.
Die Eiche blüht, — die Tanne ist gefallen! —
Mit jener falschen Freiheit theilt der Stamm sein Loos,
Den schwindelnd einst der blinde Franke setzte.
Nur gar zu bald verwandelte der Freiheitsbaum
In eine Schandsäul' sich der Despotie;
Doch das Gebäude des Tyrannen wankt —
Bald wird es fallen. — Uepp'ger grünt der Baum,
Der Deutsche Baum, — die hohe edle Eiche.

Hardenberg.

Erhabne Bilder sind es nun und immer,
Die deiner Seele Spiegel wiederstrahlt;
Oft wundert' ich mich schon, daß du — Apollo's Sohn —
Des rauhen Kriegesgottes Bahn betreten.

Körner (lächelnd).

Wie du doch einmal wieder sprichst, mein junger Freund!
Verwandter ist sich nichts, als Schwert und Leier.
Im Kampfgewühl, beim blut'gen Todesreigen,
Da wohnt der Poesien höchste Poesie,
Ein heißer Sänger ist ein braver Held.

Doch will ich dir, mein Hardenberg, erzählen,
Was schnell, unwiderstehlich mich bestimmte,
Zu greifen nach dem scharfen Schlachtenschwert.

(Hardenberg steht auf, und hört das folgende mit gespannter Erwartung an. Körner fährt fort:)

Im Norden strahlte schon der Freiheit Licht,
Schon war des Deutschen Königs Ruf erschollen; —
Da zog's mich mächtig hin zum Kriegspanier,
Doch meiner Liebe Flehen macht' mich schwanken,
Ich kämpfte einen Kampf mit Herz und Pflicht.
Im Lager wälzt' ich einsam schlaflos mich, —
Und lange oft nach schwarzer Mitternacht

Schloß Marsberg meiner wilden Eugen Liebe.
Da wurde mir ein sonderbares Traumgesicht:
Im Schlafe sah' ich einen steilen Felsen,
Auf seiner höchsten Spitz' ein Adlernest.
Der alte Aar, mit einem jungen in den Klauen,
Erhob sich plötzlich aus dem Neste himmelwärts,
Und richtete den kühnen Flug zur Sonne. —
Der junge Aar, der scheut der Sonne Licht;
Da stürzt der Alte von der Höhe ihn herab —
Zerschmettert lag das junge Thier am Felsen.

Einmal senkt Vater Aar zum Neste noch sich nieder,
Mit einem zweiten Sohne in den Klau'n,
Beginnt von neuem er der Götter Flug; —
Der jüngre Aar blickt munter, unerschrocken
Der Mutter Sonne muthig ins Gesicht. —
Drauf trägt den theuren Sohn mit großer Sorge
Ins sich're Nest der alte Aar zurück.

Ergriffen war ich wunderbar von diesem Traumgebild';
Ich spring' vom Lager auf, — der Vollmond scheint, —
Sein blasser Schimmer hellet meine Stube. —
Ich warf mich auf den Stuhl beim Arbeitstisch,
Zum Lager trieb mich Müdigkeit bald wieder.
Erkläre, Freund! dir aber mein Erstaunen,
Als ich des andern Tages ein beschrieben Blatt
Von meiner Hand auf meinem Tische finde; —
Dies Blatt — am Abend war es leer gewesen,
Nicht anders konnt' es seyn, ich hatt's vergangne Nacht
Bewußtlos, halb im Schlaf, mit Schrift gefüllt.
Ich nahm es zitternd auf, und las die Worte,
Die ich gewissenhaft dir wiedersagen will:

„Erheb' dich, mächt'ger Aar, hinauf zur Himmelssonne,
Gönn' unter deinen Fitt'gen auch ein Plätzchen mir;
Errang' ich nicht das Glück — nicht diese hohe Wonne,
So stoß, ja stoß den Schwächling — auf ewig von dir.
Hinab, hinab in finstre Nacht mit jedem Feigen,
Denn für den Muth'gen nur ziemt sich des Adlers Steigen."

Hardenberg.

„Ja, für den Muth'gen nur ziemt sich des Adlers Steigen."
Bedeutungsvoll war dieser Traum!

Körner.

Ja wohl —
Es war mein Geist, — es war die inn're Seele,
Die, nicht durch Zufall, also zu mir sprach.

Vergebens fließen nun der Liebe Thränen,
Mich zieh's zum Kampf, zum heil'gen Streit hinaus;
Die Deutsche Schmach, wir werden sie nun sühnen,
Erretten jetzt des edlen Fürsten Haus.

(Die Lützowschen Jäger singen hinter der Scene mit Trompeten- und Hörner-Begleitung, nach der Weise: Feinde ringsum.)

Körners Trinklied vor der Schlacht.

Schlacht, du brichst an!
Grüßt sie im freudigen Kreis
Laut nach Germanischer Weis,
Brüder heran!

Körner (laut in die Scene).
Ja heran, meine Brüder! Kommt heran!
Beweisen sollt ihr bald, daß ihr Germanen seyd.
(Der Hintergrund der Bühne füllt sich mit Lützowschen und Russischen Jägern.)

Körner (zu den Jägern).
Es naht der Feind in überlegner Zahl.
Sagt, brave Jungen! wollen wir es wagen? —

Jäger.
Hurrah! Hurrah *)!

Körner.
Drei Feinde kommen zwar
Auf einen Mann von Lützows wilden Schaaren;
Doch, rüst'ge Kämpen! wollt ihr deshalb zagen? —

Jäger.
Hurrah! Hurrah!

Körner.
Nun wohl — es sey; — wir schlagen!
Der Sang und Wein ermuth'ge euch. Fahret fort!
(Die Lützowschen und Russischen Jäger singen:)

Noch perlt der Wein;
Eh' die Posaunen erdröhnen,
Laßt uns das Leben versöhnen,
Brüder, schenkt ein!

(Die Reuter füllen die Becher, man bringt Körnern und Hardenbergen ebenfalls volle Becher, dann wird mit Singen fortgefahren.)

Gott Vater hört
Was an des Grabes Thoren
Vaterlands Söhne geschworen;
Brüder, jetzt schwört!

(Sie heben alle die rechte Hand in die Höhe. — Lange feierliche Pause. —)

Vaterlands Hort,
Woll'n wir's aus glühenden Ketten,
Todt oder siegend erretten?
Handschlag und Wort!

(Körner und Hardenberg, so wie die Lützowschen und Russischen Jäger, reichen sich die Hände.)

*) Die Trompeten und Hörner fallen jedesmal mit einstimmenden Tönen in dieses Hurrah ein.

Hört ihr sie nahn?
Liebe und Freuden und Leiden!
Tod, du kannst uns nicht scheiden.
Brüder, stoßt an!

(Alle stoßen mit den Bechern an.)

Schlacht ruft: hinaus!
Horch, die Trompeten werben,
Vorwärts, auf Leben, auf Sterben!
Brüder, trinkt aus!

(Alle leeren die Becher. Ein Lützowscher kommt eilig auf die Bühne.)

Der Lützowsche Jäger (zu Körnern).

Es nahet, Herr! des Feindes Wagenburg,
So wie's der Landmann uns vorerst berichtet.

Körner.

Wohlan, so lasset uns das Werk beginnen.
(Er zieht sein Schwert, alle thun ein gleiches.)

Körner
(zu einem alten Preußischen Wachtmeister).

Du, Werner! nimmst das Drittheil meiner Schaar,
Und wirfst dich in des Waldes linke Ecke.
Der Büchse erster Knall — ist das Signal,
Hervorzubrechen, und den Feind zu schlagen.
Du, theurer Hardenberg! du weißt den Plan.
Leb' wohl, bald — ja bald sehen wir uns wieder
Dort draußen auf der grünen Haide, dort,
Wo unsrer Rache blut'ge Opfer fallen,
Dort wo der Todesengel die Trompete bläst.

(Er umarmt und küßt Hardenbergen.)

Noch diesen Kuß! — und wenn's der letzte bliebe!
Es giebt ja keinen Tod für wahre Liebe,
Und keinen Tod für eines Freundes Herz.

(Begeistert:)

Klein ist die Schaar, doch groß ist das Vertrauen
Auf den gerechten Gott!
Wo seine Engel ihre Vesten bauen,
Sind Höllenkünste Spott.
Gebt kein'n Pardon! Kennt ihr das Schwert nicht heben:
So würgt sie ohne Scheu;
Und hoch verkauft den letzten Tropfen Leben!
Der Tod macht alle frei.

(Er geht rasch ab, alle Lützowschen Jäger folgen ihm.)

(Hardenberg allein. Im Hintergrunde die Russischen Jäger.)

Hardenberg.

Verklärter Heiliger in hohen Himmelsschaaren
Erscheinet dieser Deutsche Jüngling mir.
Ein solch Vorbild — der guten Sache dient's zur Stütze,
Hinreichend wirkt der Heros auf die Heldenschaar.
Drum, herber Tod! mußt du ein Opfer haben,
Erkiese mich, und schon' des edlen Sängers nur.

(Zu den Jägern.)

Heut gilt's sich brav zu zeigen, brave Reußen!
Denn große Thaten müßet ihr vollbringen,
Wollt ihr nach gleichem frischen Lorbeer ringen,
Den dieser hehre Jüngling, hoch entzückt,
Jetzt nun mit seinen braven Kämpen pflückt.

(Er geht ab, die Russischen Jäger folgen ihm, im Abgehen ein lautes Hurrah jauchzend.)

Die vier Ansichten der Französischen Revolution.

1.

Welch ein schöner lichtverkündender Aufgang! Sie ist tagender Morgen. Welche lieblich duftende Blüthen der Wahrheit, des Menschenglücks. Sie ist Frühling.

2.

Es wird heiß, was ihre Strahlen berühren, sengt. Sie ist Mittag. Doch herrliche Früchte entfalteten ihre Blüthen schon. Sie ist Sommer.

3.

Trüb, gewitterlich, stürmend. Sie ist Abend, ein furchtbarer Abend. Die Früchte sind herb, sauer, die Hoffnung der Ernte dahin. Sie ist Herbst, Herbst eines traurigen Mißjahrs.

4.

Dunkel und immer tiefer dunkel. Sie ist Nacht. Kalt und immer schneidender kalt. Nicht Holz genug, die Oefen zu heitzen. Werft, wie Khalif Omar, die besten Geisteswerke hinein, Voltaire und Rousseau zuerst. Sie ist Winter.

J. v. B.

Verschiedenes.

Rochefoucaults Kernsprüche haben eine neue Deutsche Uebersetzung gefunden, verdienen es aber auch. Es ist bei weitem leichter ein Trauerspiel nach der Mode zu fertigen, als so einen Spruch.

— Die Göttin der Liebe erhebt ihre heiligen Anbeter, wirft aber die unheiligen in den Unrath.

— Die Folgen des Todes stellt man sich am lieblichsten und verklärtesten vor, wenn man noch recht lange zu leben denkt. Die Fantasie des Kranken bringt die schönen Gebilde nicht mehr auf.

— Es läßt sich beweisen, daß alle Menschenleben am Werth gleich sind. Wir müssen doch ein höchstes Glück und ein tiefstes Unglück annehmen. Das Glück verliert durch den Tod Alles, das Unglück gewinnt durch ihn Alles. Welche Linie nun auch ein Leben zwischen beiden hinzieht; die Geburt bringt immer nur Anwartschaft auf Glück, das man verlieren, und Böses, wovon man befreit werden muß.

Der Jüngling und der Greis.

Jüngling.

Ich fühle Kraft, will sie dem Staate weihn,
Ich lernte Wissenschaft, sie mag mir Flügel leihn,
Doch sey mein Streben edel auch und rein,
Nie will ich Großer Speichellecker seyn.

Greis.

Freund, wirst auf Erden
Nichts werden.

Neuigkeiten.

Aus Nr. 105. der Deutschvolksthümlichen Bremer-Zeitung.

Gramatische Deutschheit.

Neulich deutschten auf Deutsch vier deutschige Deutschlinge deutschend,
Sich überdeutschend an Deutsch, welcher der Deutscheste sey.
Vier, deutschmännig benannt: Deutsch, Deutscherich, Deutscherling, Deutschdich;
Selbst so hatten zu Deutsch sie sich die Namen gedeutscht. —
Jetzt zusammengedeutscht, wettdeutschen sie, deutscher zu deutschen
Deutscheren Komparativ, deutschesten Superlativ.
„Ich bin deutscher als Deutsch! Ich noch deutscherer!! Deutschester bin ich!!!
Ich bin der Deutschestere, oder der Deutschereste!!!!“ —
Darauf durch Komparativ und Superlativ fortdeutschend,
Deutschen sie auf bis zum Deutschesterestersten,
Bis sie, vor komparativisch und superlativischer Deutschheit,
Hatten den Positiv von Deutsch vergessen zuletzt. —

Warnung für Kritiker.

Ein Kritiker, zugleich Lehrer an einer hohen Schule, gab Episteln über Dichter und Dichtkunst unsrer Zeit heraus, worin er fast alles mit ungerechtem Tadel belegte, und selbst Persönlichkeiten einmischte. Dies erbitterte Viele. Nun erschien am 1. April dieses Jahres in einem gelesenen Journal der Stadt ein Lobgedicht auf den Kritiker, das also beginnt:

O, schön und wahr hast du ein Lied gesungen,
Ein Wort zu seiner Zeit gesprochen;
Recht übend, ob der Brut den Stab gebrochen,
Zum Schweigen sie gebracht der Stümper Zungen.
Ein hehres Ziel! Du hast es kühn errungen;
So hast Du schon des Pindus Schmach gerochen,
Es schweigt beschämt ihr übermuthig Pochen;
Laß sie nun fliehn, die Frechen, schaambezwungen.

Recht schön! Doch als das Blatt mit dem Lobliede gehörig unter dem Publikum verbreitet war, machte man erst die Bemerkung, daß der Verfasser seine Galle über den Kritiker in die Anfangsbuchstaben der Verse ausgegossen habe.

Vermischte Nachrichten.

Aus London schreibt man: „Die Schweizerregimenter Watteville und Rolle, welche aufgelöst sind, hatten viele Offiziere, welche bei den vielen Staatsumwälzungen und Regierungswechseln ihre eigentliche Heimath nicht mehr kennen. Die Brittische Regierung hatte schon längst beschlossen, ihnen in Ober-Canada eine Heimath anzuweisen, neben dem halben Sold auch Land. Mehrere wollen nun statt dessen nach Südamerika, um bei den Insurgentenheeren Dienste zu nehmen, deren Sache — man in England zu begünstigen scheint.“ (Allg. Zeit.) Was dürfte 1917 aus Amerika geworden seyn, vielleicht weit früher noch? Zwei ungeheure Reiche, gleichviel mit welcher Verfassung, die einander dann bekriegen. Denn das, sagt Jean Paul, hört nicht auf, bis der ganze Erdball in zwei politische Hälften getheilt ist, und eine erst die andere verschlungen hat.

— Die in London neuerlich erfundene Luftbetten, welche aus großen Rohren von sogenannten Goldschlägerhäutchen in einem leinwandenen Kissen bestehen, und durch einen Blasebalg mit Luft gefüllt werden, sind besonders schwindsüchtigen Personen sehr zu empfehlen, denn diesen gebricht es ja oftmals sehr an Luft.

1817. Nro. 158.

Ernst und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Dienstag, den 29sten April.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Ueber das Lustspiel.

Auch das Lustspiel soll, wie das Trauerspiel, wenn gleich auf einem andern Wege, uns in das höhere, poetisch romantische Leben einführen. Nicht jene platte breite Wirklichkeit, welche uns bei jedem Schritt entgegen tritt, soll darin abgehandelt werden, vielmehr die Idee der wesentlichen Verschönerung des Lebens, welche gegen die Gemeinheit kämpft, und in dem Menschen die Hoheit seiner Natur begreifen läßt. Die Fröhlichkeit der komischen Muse darf also keine niedrige seyn, welche der Fantasie nichts giebt. In ihrem Innern muß vielmehr ein Gefühl von Poesie, ein süßes Versinken in Träumen ruhen, welches uns das Leben nicht etwa breiter oder gedehnter macht, sondern im Gegentheil conzentrirt, und uns auf einen höhern Standpunkt führt.

Jemehr irgend ein Kunstprodukt in die volle Verbindung des Lebens tritt, desto schöner ist das Werk, desto reiner und vollkommener ist sein Sinn. — Der Mensch hat in der Kraft seiner idealen Natur eine vortreffliche Aufgabe. Nichts darf ihn berechtigen, sie fallen zu lassen, wenn gleich das Gemüth oft in zarter Undeutlichkeit in sich zurück kehrt.

Die wirkliche harmlose Freude ist einzig die der Fantasie. Sie weht, wie aus warmen Thälern zu uns herauf, milde werden wir von ihr ergriffen und auf wolkigen Träumen in eine andere bessere Welt hinüber getragen. Wo ist unsere Heimath? Ach, unser Busen ist die Wiege süßer Kinder, die hier nicht leben dürfen. Doch getrost! Sie werden herrlich auferstehen; das sagt uns Glaube und Liebe.

Es ist im Grunde etwas Trauriges mit dem auf Menschenkenntniß gegründeten Scherz, er ist, ich darf es sagen, die Anschauung der Nichtigkeit, der Verworfenheit unsrer sinnlichen Natur, wobei das Göttliche im Menschen ganz verloren geht. — Unser gewöhnliches Lustspiel, was, aus dem Miste des gemeinen Lebens genommen, die Fehler und Absurditäten paradoxer Menschen rügt, und sich dabei statt des Pinsels oft der Kalkquaste bedient, kann nur durch niedrigen Egoismus oder boshafte Schadenfreude, die mehr oder minder unsere Erbsünde ist, gefallen. Unmöglich kann dies der Zweck der Komödie seyn, oder Aristophanes, Plautus, Molière, Shakespeare ꝛc. hätten ihn nicht erreicht. Und wie unterschiede sie sich von einem Possenspiele? — Nicht pöbelhaftes Lachen soll sie bewirken, sondern philosophisches Lächeln, eine süße poetische Stimmung, die durch das Aecht-Komische in der Anlage und in der Ausführung hervor gebracht wird.

Was ist denn aber das Komische? — Ich antworte: der Schein, der für etwas gehalten wird. Nur die Thorheit ist komisch, das Laster

nie. Von dieser einfachen Ansicht sind aber jene ganz weit entfernt, welche den Grund des Lustspiels außer dem Lustspiele suchen, und Belehrung, Besserung u. s. w. darin zu finden meinen. Wie eine platzende Bombe springt der vernichtende Humor im Lustspiele auf, und vernichtet sich, zugleich mit der Zeitlichkeit. Aber das griechische Feuer, womit er gefüllt war, ist eben das Feuer der ewigen unvergänglichen Idee. Zu diesem Humor ist folglich jene ruhige Stimmung der Seele nöthig, durch welche es der Fantasie vergönnt ist, die poetische Seite des Lebens bei einem Objekte aufzufassen. Der Geist soll in sich schauen und das Gold aus seinen eigenen Empfindungen hervorgraben.

Die Italiener waren auf dem rechten Wege, Lustspiele zu dichten. Goldoni zeichnet sich aus, sein Nebenbuhler Gozzi erreicht ihn nicht. Goldoni ahmte nie der crassen Wirklichkeit nach *), er überließ sich willig den Eingebungen der komischen Muse, und führte, wie es seyn muß, den Geist über die Grenzen der beschränkten Welt. Nicht Schilderung alltäglicher Dinge, nicht groteske Uebertreibungen gewöhnlicher Charaktere, nicht subjektive Einzelnheiten, die immer nur als Formeln zu einer allgemeinen Menschenkunde zu betrachten sind, waren der Gegenstand seiner Dichtungen. Er lieferte fantastische Charaktere, die von einem Ende Europa's bis zum andern alle Kinder ergötzen, und jene glücklichen Erwachsenen, welche durch die Fantasie zu Kindern werden können.

Ich bedaure, daß ich hier abbrechen muß, ich hätte noch viel zu sagen! — Wohl dem, welchem der gütige Gott die Kunst selbst in dem Busen legte, er lebt ein seliges Leben. Alle Mächte des Himmels sind über ihm ausgebreitet, und alle Kräfte der Erde dienen ihm. Ihm ist das Verborgene klar geworden, und das Dunkle strahlt in vollem Lichte. In sich selbst gestaltet, blickt er in die fremde Gestaltung, und ergreift sie, wie seine eigene. Die Vergangenheit ist ihm eine liebende Mutter, die Gegenwart umfaßt ihn mit Schwesterarmen, die Zukunft erwartet ihn wie einen Geliebten. — Und einst entfliegt der Geist fröhlich seiner Asche, wie der Phönix; aber seine Kunst bleibt auf der Erde wie ein Heiligthum.

Die Leser werden bald bemerken, daß es mir bei Niederlegung dieser Reflexionen nur darum zu thun war, den Standpunkt zu bestimmen, von welchem man bei Beurtheilung eines Lustspiels auszugehn habe. Aber ein großer Unterschied ist zwischen dem, wie es seyn sollte, und zwischen dem, wie es jetzt ist! Eigensinn und Unkunde haben die mehrsten Lustspieldichter bestimmt, sich damit zu begnügen, Lächerlichkeiten vor die Schranken zu ziehen, und die scharfen Ecken des Unschicklichen abzuschleifen. Und — dies mag ihnen gelungen sey.

Kapf.

*) Auch Goldoni, und nie? Seine Donne pontigliose, Cleisbeen, Spieler, das Weibergeklatsche, der Marktplatz, die Spießbürger (I Rusthegi), die Venetianischen Kochinnen (le Massacre) u. s. w. waren Ideale? Frage d. Herausg.

Der wandernde Schauspieldirektor und ein Neuling.

Neuling.

Herr Direktor, sie suchten in öffentlichen Blättern ein Mitglied. Ich fühle Neigung zur Kunst.

Direktor.

Waren Sie noch nirgend engagirt?

Neuling.

Nein!

Direktor.

Gut! Ich brauche eben Jemand, dem mehr wie ein Fach anzuvertrauen ist. Liebhaber-, Helden-, Charakter-, sogenannte Chevalier-Rollen, ob die letzten gleich nur selten noch vorkommen, und bald den gehörnten Siegfriedsrollen Platz machen dürften.

Neuling.

Was Sie mir zutheilen, werde ich spielen.

Direktor.

Sehr gut! Ungemein nöthig ist mir so ein Mitglied.

Neuling.

Stand ich noch an keiner Bühne, suchte ich durch jahrelanges fleißiges Lesen mich in die Geheimnisse der Kunst zu weihn. Die Theatergeschichte der Griechen, Römer, Spanier — bis auf unsre Deutsche — blieb mir nicht unbekannt. Wo ich belehrende Nachrichten über Le Kains, Eckhofs, Garriks, Schröders, Flecks Spiel auftreiben konnte, studirte ich sie. Iffland, Brockmann, Lange, Eßlair und viele andre in Deutschland, Talma in Paris, habe ich wirklich gesehn.

Direktor.

So? — Hm —

Neuling.

Dann versuchte ich mich auf Liebhaberbühnen etliche Jahre, spielte in all den von Ihnen genannten Fächern. Hier sind einige Blätter, die meinen Leistungen Erwähnung thun. Ich fühle, daß man zu viel sagte, kann aber auch betheuern,

daß ich um keines Rezenſenten Freundſchaft bemüht war.

Direktor.

Ah — verzeihn Sie — wie ſchwach doch mein Gedächtniß iſt. Eben beſinne ich mich, dieſen Morgen ſchon einen Vertrag abgeſchloſſen zu haben. Da thut es mir leid — Sie finden aber wohl, bei ihren Talenten, leicht einen andern Platz.

Reuling.

So empfehle ich mich.

Frau des Direktors.

Aber weshalb nahmſt Du ihn nicht auf? Er hat Geſtalt, Sprachorgan —

Direktor.

Und wo blieb ich? Der ſpielte mich rein todt, ich würde in meinem ganzen Leben nicht mehr applaudirt. H...

Bemerkung.

Im Deutſchen Beobachter Nr. 518. iſt ein Rundſchreiben an die Mitarbeiter befindlich, das feinſinnig ſtolz und edel drein ſteht, aber doch ein wenig ſchielt. Es heißt dort: „Der Beobachter, ſich ſcheidend von allen andern Zeitungen, wird in Zukunft nicht mehr wie dieſe, eine bezahlte Correſpondenz haben.“

„Nur die Gleichgeſinnten ſollen ſich in ihm vereinigen, und das in ihm niederlegen, womit ſie der Welt zu nützen glauben, und von dem ſie wünſchen, daß es unter die Augen der Großen komme.“

„Wir durften nicht hoffen, daß ausgezeichnete Männer ſich mit uns vereinigen würden, wenn ſie glaubten, daß der Beobachter ſich in der Weiſe eine bezahlte Correſpondenz hielt, wie die andern Zeitungen — und ſie beſtanden darauf, daß er bloß aus freiwilligen Beiträgen beſtehen ſolle u. ſ. w.“

Kann der Herr Herausgeber unbezahlte Beiträge erhalten, iſt dieſer Vortheil ihm wohl aus Nächſtenliebe zu gönnen; in ſofern hier jedoch ein Anfall auf bezahlte hervorgeht, iſt er leere Unbill und Nichtigkeit. Alles auf Gottes Erdboden wird bezahlt, vom Regieren und Heerführen an bis zum Topfbinden. Kein ausgezeichneter Mann, keiner, der ſich nicht bezahlen ließe. Steigt er einem hohen Amt vor, ſtreicht er Gehalt ein, beſitzt er Güter, Pacht, oder ſchickt Getraide, Holz, Kartoffeln u. ſ. w. zu Markt. Will er Geiſtesfrucht umſonſt hingeben — weil andere ihm ſchon einbringt, was ihm Noth thut — mag er das; aber es kann nicht das Verlangen: auch Geiſtesfrucht bezahlt zu ſehn, in nachtheiligen Schatten ſtellen. Ausgezeichnet und reich ſtehn nicht immer beiſammen, und der Beobachter könnte nun doch um manche ausgezeichnete Beiträge kommen, ſintemal er ſie nicht mehr bezahlt, um das Herausgebegeſchäft deſtomehr bezahlt zu wiſſen.

— e —

Der Schäfer.

Ihr lieben kleinen Lämmer,
Was ſeyd ihr traurig ſo?
Sie merken's, wie ich meine,
Ihr Schäfer iſt nicht froh.

Es liegt der Stab zu Füßen,
Gefaltet iſt die Hand,
Und nach dem blauen Himmel
Das Auge hingewandt.

Sie kümmert nicht die Weide,
Es bleibet grün der Ort,
Sie konnten ringsum ſchweifen,
Und ziehn nicht weiter fort.

Sie wollen ihrer verſchmachten,
Die Mittagsſonne ſticht,
Das Bächlein rieſelt nahe,
Den Schäfer mahnt es nicht.

Da kommen grauſe Wolken,
Die Wimper wird ihm feucht:
„Dort oben wohnt die meine,
Sie ſchaut auf mich vielleicht.

Und mag ſie auch nicht ſchauen,
So ſchau' ich auf zu ihr,
Wie glänzt in Sonn' und Wolke
Das holde Bild von Dir.“

Und näher rollt der Donner.
Die Blitze flammen roth,
Sie fahren ſtolz hernieder,
Da liegt der Schäfer todt.

Er hat den Stab zu Füßen,
Gefaltet iſt die Hand,
Und nach dem grauen Himmel
Das Auge hingewandt.

A. Wernicke.

Neuigkeiten.

Vermiſchte Nachrichten.

Nach Pariſer Blättern wird Mehul nach Marſeille gehen, theils um ſeiner Concerte zu veranſtalten — welche dort ſehr kurzem ungemein beliebt ſcheinen — theils um die ſüdliche Luft als Heilmittel für ſeine zerrüttete Geſundheit zu athmen. — Nikolini befindet ſich in letzterer Abſicht in Italien, und aber dort bald den Tod.

— Unter den in Paris angekündigten philoſophiſchen Vorleſungen iſt bemerkenswerth: daß auch eine über Kunſt Vernunftkritik an die Reihe kommen wird.

— Mlle. Colonal die jüngere ſpielte neulich die Iphigenia in einer zu ihrem Vortheil gegebenen Darſtellung. 1772 betrat ſie zuerſt die Bühne. Gluken die Worte damal auf ſie:

. . . . . Un dix avec un sopt
. . . . . .
Composis l'âge heureux de ce divin objet.

zählt ſie gegenwärtig zweiundſechzig Jahre.

— Bekanntlich ging Lady Montague zu Conſtantinopel ins Gerall, und Ludwig XIV. — — warf ihr das Gnadentuch zu. Schon zum zweitenmale hat man dieſen — wahrlich nicht ſehr theatraliſchen — Stoff in Paris auf die Bühne gebracht. Doch mit verändertem Namen und verändertem Sinn des Babilcha. Das neuerlich gegebene Luſtſpielchen heißt: Le Mauchoir, ou l'Odalisque volontaire. Der Beifall war geſtellt.

— Die Bühne zu Gabriel-Weſt in London — mit den Pariſer Boulevardstheatern zu vergleichen — gab neulich ein Stück, worin der legte Akt auf dem Meere ſpielt, der natürlichen. Man hatte die Bretter des Theaters entfernt, ein, ſeinen ganzen Raum einnehmendes, Gefäß — in Form einer Baumpflanne — dahin gebracht, und voll Waſſer gegoſſen. Da konnte man nun ſchiffen, ſchwimmen, tauchen, anfern, landen u. ſ. w.

— Im Journal de Paris vom 14. April wird geſpottet:

A Berlin, où nos modes arrivent un peu tard, on guérit encore les gens, ou du moins on les traite par le magnetisme.

Man denke nachdenk in dieſem Blatte eine ſehr auffallende magnetiſche (ohne Behandlung?) fuhren Heilungsgeſchichte zu erzehlen. Es wurde Jemand — der allem Glauben daran ſich auf das hartnäckigſte verſagt hatte — unbegreiflich ſchnell von einem tödtlichen Uebel dadurch hergeſtellt. Weil man eine Wirkung nicht begreift, darf ſie darum nicht auf Wirkung ſo ſeyn.

— Die Gaz. de Fr. enthält einen Brief, worin ſich Jemand über das viele Unglück beklagt, das ihn zu treffen pflegt. Hoffnungsloſen Kranken ſchlägt er als ein unfehlbares Heilmittel vor: ihn zum Erben einzuſetzen. Sein Unglück, bekennet er, würde dann ſchon machen, daß ſie geneſen. Den vielen Regen im Sommer 1816 leitet er aus dem Umſtande her: daß ihm eingefallen ſey, viel Naukling auf Spekulation zu kaufen.

Kopenhagen. April, 1817.

Allerlei.

Unter den Schriften, welche der Jahresbericht verzeichnet hatte, habe ich Ihnen bis jetzt nur eine, die Hertha, genannt. Meinem Urtheile darüber hat man hier widerſprochen, ohne es jedoch zu widerlegen. Beſonders verdrießlich war die Schilderung der Monate in Gruetten. Die Schickſalsſchweſtern führen doch behende, daß meine Warnung zur rechten Zeit vorgekommen war, während ſie einen hoffnungsvollen jungen Dichter nur in Mißverſtehen beſtanden. Die Einkleidung habe ich gerabezu. Und mit Unrecht? Alle rhythmiſchen Formen, welche der Genius einer Sprache nicht in ihrem eigenen Schooße erzeugt hat, ſind ihnen an ſich verdächtig; und wenn bloß die Mode ſie einführt, verwerflich. Eine Epicurei darf man ſich wohl bisweilen erlauben, allein ſie muß doch, wie Alles, Maaß und Ziel haben, und nicht das Eigenthümliche der Nation und Sprache verdrängen. Wie ſehr haben die unnatürlichen Nachahmungen Deutſcher Nachbaſſer ſeit zwei Jahrzehenden unſerer Literatur geſchadet! Wer auf ſeinen eigenen Beinen ſtehen und gehen kann, verabſcheue ſich ſeine Modekrücke aus Deutſchland. Und ich denne liberall eine Charakteriſtik ſolcher einzelnen Monate möglich? Ich zweifle! Tage und Wochen, und Monate ſtehen ſo in einander, daß man ſchwerlich ſagen kann: hier iſt die Gränze. Indeß will ich gern einraumen, daß Thiele's Gemälde, wenn auch nicht treffender, doch wenigſtens bildlicher iſt, als der Ausſpruch jenes fremden Geſellen aus dem Süden: Dänemark hat neun Monate lang einen dunkeln, und drei Monate lang einen grünen Winter. In jedem Falle war die Idee einer ſo mühſamen Ausführung nicht werth. —

Unter den übrigen Zeitgeſchenken zeichneten ſich vorzüglich zwei aus, nehmlich Ingemanns Weihnachtsgaben, und eines (hier!) Nemenioen: Weihnachtsſchers und Neujahrspoſſen, jenes auf eine ſinnvolle, dieß auf die verunglückteſte Weiſe.

Ingemanns Weihnachtsgaben enthalten lauter einzelne Gedichte, einige geiſtliche Feierſprüche, welche die Begeiſterung wahrer Andacht athmen; mehrere ſchöne Lieder, unter denen mir beſonders eins an die Dannebrogsklänge gefällt, endlich ich es wohl componiren möchte; doch großentheils einen Reichthum von Balladen und Romanzen, theils in der Ritterſtandsweiſen, theils in der Spaniſchen Manier. Die letzten angehangte proſaiſche Erzehlung: Chronica von dem Herrn Holland und der Jungfrau Beatricia, ſpricht (leider!) ganz in dem antikirchenſklaviſchen, dürftern, und eben deßhalb verderblichen Geiſte unſers Zeitalters, wie Sie ihn in den neueren Romanen, z. B. in dem Alarikos des unbenannten — — — — — *) u. ſ. w. u. ſ. w., ſo wie auch in den Schickſalsbetrogenen Warners, Müllners u. ſ. w. finden. Wohin wollen dieſe Dichter? Wohin wollen ſie uns führen? Iſt es denn in der That wahr, daß es ein allmächtiges und allblindes Schickſal giebt, das uns unaufhaltſam zum Verderben, das heißt, in die Hölle treibt? Haben Ihre Dichter gar keine helle Anſicht des gegenwärtigen Lebens und künftigen Himmels mehr?

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Ich nenne ihn undeutſch, weil ſein Styl eben ſo undeutſch iſt, wie ſein Name.

Z. D. C.

Anm. Den — einſtweilligen — Herausgeber geht nichts an, was hier geſagt wird. Er hat Eingeſandtes zu fordern, mag er die darin enthalten Meinung theilen oder nicht.

1817. Nro. 159.

Ernst und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Donnerstag, den 1sten Mai.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Almais *).

Kalli und Fano — zwei junge Künstler — fanden sich am Fuße des lampenerhellten Lustschlosses wieder zusammen. Hier sollte auf einem Privattheater des Fürsten zuerst: Der neue Prometheus, ein Trauerspiel, sodann das Monodrama: Pygmalion, gegeben werden, und endlich in einem großen Marmorsaale ein Maskenball Statt finden. Trompeten und Pauken schmetterten von der Zinne des Musentempels herab, die ankommenden Gäste mit Fanfaren begrüßend. Vor glänzenden Equipagen her flogen zierliche Läufer mit Fackeln, elegant gekleidete Damen stiegen aus, nahmen den Arm ihrer stattlichen Begleiter, und wurden von ihnen durch eine gaffende Volksmenge rasch in den Feenpallast hinaufgeführt. Fano sagte zu Kalli:

Hier giebt es reiche Götterfreude
Die Nacht. Auch diese müssen wir
Noch heute durch- und ausgenießen;
Denn mit dem Schlag der ersten Stunde
Des neuen Jahres hält die Post
Vor meiner Wohnung, und ich scheide
Von Dir, Du liebe treue Seele!

Kalli.

Das eben ist's, was mir die Lust
Verbittert. Lieber kost' ich einsam
Die letzten Stunden durch mit Dir.

Fano.

Nicht also, Freund! — Die weisern Alten
Verlieblichten sich selbst den Tod
Durch heitre Bilder; — laß uns schwärmen!

Kalli.

Du willst's. — Woher nun aber Masken
Und Einlaßkarten?

Fano.

Weiter nichts?
Dafür ist längst gesorgt, Du Märchen!
Ich dirigire das Orchester
Im Trauerspiel — im Melodrama
Ist — rathe: wer? — Pygmalion.

Kalli.

Doch nicht Du selbst?

Fano.

Du hast's getroffen.
Am Flügel aber sollst dann Du
Das Schiff im Meer der Töne steuern;
Es giebt da Klippen, wo das Ruder
Mit Kraft gehandhabt werden muß.

Kalli.

Oft schon durchlief ich mit Entzücken
Die Partitur; ich will es wagen.

Die Freunde stiegen in das Orchester hinauf. Fano ergriff mit des Meisters sichrer Ruhe seine

*) Aus einem noch ungedruckten Romane: „Sphinx."

gewaltige Geige, ſtimmte ſie ſchnell, und lief dann mit ſchwebenden Fingern voll blühender Brillanten in leiſen Wollyhantaſien einigemal über die Saiten hin. Kalli hatte indeß neben ihm Platz genommen. Schon war das Schauſpielhaus mit ſchauenden Zuhörern gefüllt. Die Erwartung eines ſeltenen Kunſtgenuſſes bewirkte ungewöhnliche achtungsvolle Stille, und manche Bruſt zarter Schönen fühlte ſich bang bekommen, aus Furcht vor erhaben tragiſchen, erſchütternden Auftritten. Jetzt verkündigten Kanonenſchüſſe die Ankunft des Hofes, und Fano's muſikaliſche Dichtung, die Ouverture, begann. Gleich die erſten ſchauerlichen Accorde feſſelten die Aufmerkſamkeit. Kühnen Harmonien folgten noch kühnere. Schreie des Schmerzens — zarte Töne der Liebe, der Hoffnung, der Freude, des Entzückens, wilde Ausbrüche des Haſſes und der Rache, Pauſen ſtarrer Verzweiflung, und wiederum Aufwallungen der verſchiedenartigſten Leidenſchaften wechſelten und wogten durcheinander. Nach und nach verlor ſich dieſer Tumult von Tönen in ein ſanfter Flüſtern ſeliger Geiſter und — der Vorhang rollte hinauf.

Die Scene ſtellte dar den Markt einer Reſidenz — überall eine wildbewegte Volksmenge in mannigfaltigen Gruppen. Auf einer Rednerbühne über dem Portal eines prachtvollen Tempels ſtand der Oberprieſter, vor Gott und Menſchen Almais — den Helden des Stücks — anklagend der ſchwärzeſten Laſter: der Unkeuſchheit, der Empörung, des Hochverraths und der Ketzerei. Alles, was er vorbrachte, war darauf berechnet, des abergläubigen Pöbels Fanatismus aufzuregen, was ihm auch mit dem größeren Theile deſſelben gelang. Am Schluſſe des heiligen Sermons excommunicirte er den angeblichen Verbrecher durch ein Anathema, welches er unter den gräßlichſten Verwünſchungen über ihn ausſprach. Sodann ermahnte er die Verſammlung mit beweglichen Worten, treu zu bleiben dem geſalbten Haupte, der alleinſeligmachenden Religion und ihren Prieſtern, den ehrwürdigen Stellvertretern des dreieinigen Gottes auf Erden. —

Eine lange Reihe origineller kräftiger Scenen folgte hierauf. Ueberall gewahrte man die kunſtfertige Hand eines vollendeten Meiſters in Darſtellung aus dem Allerheiligſten der Natur genommener Ideen — eines Meiſters, der, ſeines Stoffs mächtig, Leben hervorruft aus todten Elementen, und ſpielend um ſich her Weſen geſtaltet, die reinen Lichtglanz ausſtrahlend durch die Schatten der Wirklichkeit magiſch dahinſchweben.

Aus der ganzen Folge von Erſcheinungen, Handlungen und Reden, die nach einem tiefdurchdachtem Plane mit vortrefflicher Wirkung in einander griffen, ergab ſich, daß Almais einer von jenen ſeltnen Menſchen ſey, die Jahrtauſende oft nur einzeln, oft gar nicht zu erſchaffen vermögen — ein Aeon, der Begründer einer neuen ſchöneren Weltperiode, wie ſie die Vergangenheit nie ſah. In jeder Wiſſenſchaft, die ihn begeiſterte, war er Reformator geworden, gleich einem Wunderſtern aufgehend in tiefer Nacht. Doch nicht ſcharfer Denker allein — auch mit herrlicher Kraft hatte ihn die Bildnerin Natur ausgerüſtet, um mächtig eingreifen zu können in das glühend umrollende Räderwerk der wildbewegten Zeit. Seine gewaltige Hand führte mit gleicher Fertigkeit die Feder, das Schwert, den Commandoſtab und den Zepter. Er war es, der das Vaterland und die Welt rettete. Aber verkannt, geläſtert, gehaßt und verfolgt ward er von der unſinnigen Menge — von Schwärmern, Thoren und Böſewichtern, deren verderblichen Plane er zerſtört hatte. Ihnen geſellte ſich des Clerus wüthender Auswurf. Dieſer für Einkommen, träges Wohlleben und Anſehen fürchtend, erklärte das letzte wichtigſte Werk des großen Mannes: Offenbarungen der Natur, für den Inbegriff ſataniſcher Ketzereien, und den Verfaſſer, als einen Abgeſandten der Hölle, des Scheiterhaufens würdig, während die Edleren und Weiſeren in ihm einen Genius des Lichtes zu erblicken glaubten. Großen Anhang hatte Almais auch beſonders beim weiblichen Geſchlecht. Frauen vom höchſten Range folgten ihm in Magdgeſtalt nach, um ihn, wie einen Heiligen, demüthig zu bedienen. Andre vergötterten ihn aus irdiſcheren Beweggründen; denn auch durch ſein Aeußeres ragte er unter allen Sterblichen hervor. Almaide aber, ein ſchönes Mädchen, liebte ihn mit der reinſten Liebe, ſchwärmeriſch bis zur Aufopferung des Lebens. Ob Almais ihre Neigung erwiedre, wußte ſie nicht gewiß. Zärtlichen Antheil glaubte ſie oft in ſeinen Augen zu leſen; er aber hütete ſich, deutlich zu verrathen, was er für dieſes herrliche Mädchen empfand. Sein erhabner Beruf verbot ihm, ſich durch ſüße Bande an dieſe Welt feſtketten zu laſſen. Er hatte entſtehen müſſen. Almaide erfuhr, daß er im tiefſten Elende umherirre und niemand ſeinen dermaligen

Aufenthalt kenne. Sie beſchloß ihn aufzuſuchen und jedes Schickſal mit ihm zu theilen.

Im zweiten Aufzuge ward das Geſchrei wieder und für ihn heftiger. Ein reiches Gewebe der feinſten Kabalen breitete ſich aus, jetzt wie von unſichtbarer Hand zerriſſen, jetzt wieder feſt ſich zuſammen knüpfend, bis zuletzt die Nachricht eintraf: Almais ſey gefangen und werde des andern Tages hingerichtet werden. Verbrennen ſollten die Henker nach der Enthauptung den Leichnam, und die Aſche ausſtreuen in die Luft. Es glückt Almaiden, den Verurtheilten im Kerker zu beſuchen. Hier giebt es eine unendlich zarte Scene zwiſchen beiden. Almaide beſteht darauf: er ſolle die Kleider mit ihr wechſeln und entfliehen. Er aber verweigert es ſtandhaft, und nimmt alle Kraft der Seele zuſammen, um dem theuern Mädchen zu verbergen, wie ſchwer um ihretwillen es ihm falle, vom Leben zu ſcheiden. Aber es gelingt ihr, einen tiefern Blick in ſein Herz zu thun. Sie entfernt ſich nun zwar auf inſtändiges Bitten aus dem Kerker, ſchwört aber zuvor: wenn ein anderes Mittel zu ſeiner Rettung, das ſie noch verſuchen wolle, auch fehlſchlage, mit dem Geliebten zu ſterben.

Im dritten Akte ſuchen die zahlreichen Freunde des Helden ihn zu befreien, während die Feinde deſſelben alles aufbieten, ſeinen Tod zu beſchleunigen. Der Oberprieſter verſpricht Almaiden, ihres Geliebten Leben zu erhalten, aber um einen zu koſtbaren Preis. Die Entſchloſſenheit ihrer Tugend ſehend, läßt er ſie mit Gewalt in ein unterirdiſches Gewölbe bringen. Da dieſer Böſewicht allmächtig und Wolluſt die Hauptleidenſchaft ſeiner Seele iſt, befürchten die Anverwandten der Unglücklichen das Schrecklichſte. Elvire, ihre Schweſter, eilt zu dem Geſandten eines mächtigen Hofes, der ſich hoffnungslos um ihre Hand bewarb. Sie verſpricht ihm dieſelbe, wenn er Almais und Almaiden zu retten vermöge. Doch vergebens ſind ſeine eifrigſten Bemühungen. Nur ſoviel endlich bewirkt er durch kräftige begeiſterte Fürſprache, daß Beider Leben geſichert wird. Almaide ſoll lebenslang in ein Kloſter eingeſchloſſen, Almais dagegen, nach öffentlicher Brandmarkung auf dem Rabenſteine, mit Staupenſchlag über die Landesgränze gebracht werden. Die Prieſter bereiten ſich indeß, das Volk des benachbarten Landes gegen ihn aufzuwiegeln, und ſenden Meuchelmörder in den nächſten Wald voraus, wo ihre Dolche auf ihn lauern.

Während all dieſer Hergänge erreichte der Enthuſiasmus der Zuſchauer für den Helden, und die Begierde, ihn ſelbſt auftreten, reden und handeln zu ſehn, den höchſten Grad. Denn obgleich von ihm viel erzählt, und alles, was geſchah, durch ſeinen großen Geiſt veranlaßt ward: hatte er doch in eigner Perſon noch immer ſich nicht dargeſtellt. Um ſo wunderbarer ſchienen die Wirkungen ſeines gewaltigen Genius.

(Der Schluß folgt.)

Der Geiſt der Zeit.

Unbemerkt durch ſtille Dunkelheiten,
Leiſ' und langſam zwar, doch ohne Raſt,
Geht unwandelbar der Geiſt der Zeiten,
Bis er dich mit ſtarken Armen faßt;

Bis er mächtig deine Kräfte zügelt,
Deinen Muthes Flammenhauch erſtickt,
Deines Geiſtes Schwingen überflügelt,
Deiner Hoffnung Blüthen niederdrückt.

Mußt du drum ihm widerſtreben,
Nimmer Sklave einer Leidenſchaft,
Mußt du kühn und feurig dich erheben
Zum Geſichte deiner Götterkraft.

Mußt umher der Wahrheit Fackel ſchwingen,
Zu verbannen jeden finſtern Wahn,
In der Tehren Geiſterreich zu dringen,
Zu erforſchen Deines Lebens Bahn:

Sonſt — auf Ewigkeit für dich verloren
Sind die Träume von Unſterblichkeit,
Und du biſt zur Mühe nur geboren,
Und dein Erbtheil iſt — Vergeſſenheit.

Nur der Weiſe geht, ein höhres Weſen,
Ruhevoll, bis er dem Ziele nahe,
Heil'ge Wahrheit! weil er dich erleſen
Zur Gefährtin auf des Ruhmes Pfad.

Er nur folget nicht dem Geiſt der Zeiten,
Huldigt nicht dem herrſchenden Wahl;
Mächtig ſteht er, ſeinen Gang zu leiten,
Freiheit iſt ſein ewiges Symbol.

Und er sieht, von seiner Hand gestaltet,
Aus dem Chaos seine Schöpfung gehn,
Und dem reinverklärten Blick entfaltet
Sich die Schöpfung hehr und groß und schön.

Und — unbildsam sonst dem Schwarm der Thoren,
Folget bildsam ihm der Geist der Zeit;
Götterfreuden blühn im Kranz der Horen
Ihm durch edlere Geschäftigkeit.

Schnell ihm nach, von seinem Werth bezwungen,
Strebt der Zeiten Geist mit raschem Schwung,
Beut ihm einzig seine Huldigungen,
Ihm den Lichtkranz der Vergötterung.

H. Burdach.

Epigramme.

1. Die Gestaltung.

Bildend wehte des Ewigen Geist durchs wildere Chaos;
Keime sproßten — und schnell war sie gestaltet, die Welt.
Ewige Ordnung erhält die Sonnenheere der Schöpfung,
Und mit Sphärengesang tönen die Welten umher.
Wandle drum treu der Natur: dann ordnen sich die Gestalten
Deines Lebens, und hell tönt es wie Sphärengesang.

2. Haß und Liebe.

Warum gab die Natur dir einen Vater? Du Armer! —
Sein unfreundlicher Sinn rottet die Tugenden aus;
Warum rettet sie dich nicht aus den Händen der Mutter?
Ihre Liebe — sie pflanzt jegliches Laster dir ein! —

3. Das Sinngedicht.

Frage.

Mit welchem Rechte nennst du dies ein Sinngedicht?
Wo ist der Sinn? — Ich find' ihn nicht! —

Antwort.

Ward doch der Hain, wie dir bekannt,
A non lucendo — lucus einst genannt!

4. Gleich und gleich gesellt sich nicht.

Frage.

Wie kommt es, daß Herr Urian
Nicht seines Gleichen dulden kann?
Will Einer ihm an Hoheit gleichen,
So möcht' er gar vor Zorn erbleichen! —

Antwort.

Wird doch der Basilisk erstickt,
Wenn er sein eignes Lied erblickt!

H. Burdach.

Neuigkeiten.

Aus Weimar.

Göthe — führt den Scepter über den von ihm, man möchte sagen, geschaffenen und fröhlich gepflegten Staat, über die Weimarsche Bühne nicht mehr. Wie und warum es so gekommen, sind Verhältnisse, die zu keiner Publicität gelangen können; doch das darf und will Deutschland wissen, daß das Haupt einer Anstalt abgefallen ist, die mit diesem Haupte lange der Gegenstand gerechter Bewunderung gewesen war; um so mehr, als aus so kleinen Mitteln so Großes hervorgegangen ist. Wie groß Göthe's Antheil daran gewesen, wird niemand verkennen. — Seit einigen Jahren war das Leben dieser Anstalt matter geworden; doch seit dem neuen Jahre war Göthe mit erneuter Liebe und Kraft daran gegangen, neue Regsamkeit und neue Blüthe hervorzurufen. Er hatte in kurzer Zeit mehrere Stücke mit der ihm eignen Einsicht für das Wohlgefällige und Schickliche umgearbeitet, eingerichtet, aus langer Vergessenheit wieder Manches hervorgerufen, was sonst dem Publikum werth gewesen, als plötzlich die Katastrophe eintrat, und das Publikum erfuhr, daß Göthe nicht mehr an der Spitze stehe. Die ersten schönen Frühlingstage hatten ihn veranlaßt, auf einige Tage nach Jena zu gehen. Dorthin meldete ihm der Großherzog in einem eigenhändigen, höchst gnädigen Schreiben: daß ihn die ihm zugekommenen Aeußerungen überzeugt hätten, daß Göthe von den Geschäften der Hoftheater-Intendanz dispensirt zu werden wünsche, und benachrichtigte ihn, daß er die Hoftheater-Intendanz bereits von dessen Austritt benachrichtigt habe. Der Großherzog äußerte in diesem Handschreiben auch seinen tiefgefühlten Dank für die ausgezeichneten Dienste, die Göthe bei Creirung, Erhaltung und Dirigirung der Theatergeschäfte geleistet hat. Göthe wird aber, nach dem Wunsche des Großherzogs, der fortdauernden Theater-Intendanz seine Einwirkung durch Rath und That, in Hinsicht des Artistischen des Theaterwesens, nicht versagen, wenn er darum begrüßt werden wird; seine, aus dieser Veränderung erwachsende, Muße aber auf die sehr wichtigen Geschäfte der Anstalten für Wissenschaft und Kunst verwenden. — Jedermann ist begierig auf den Aufschwung, den unsere Bühne nach dieser Veränderung nehmen wird. Der Staatsminister Graf Edling, der als Oberhofmarschall auch über die Bühne die oberste Aufsicht führt, ist ein Mann, der viel Geschmack und seinen Sinn besitzt. — Durch den Abgang des alten, allgemein geliebten, Malkolmi, der in Ruhestand getreten ist, der beiden Genast, Vater und Sohn, sind Lücken entstanden, zu deren Ausfüllung wir Hrn. Blumauer bereits bekommen haben, und Hrn. Hunnius noch bekommen sollen. — Die Aufführung des Französischen Drama's: Der Hund des Aubry de Montdidier, hat viel Redens veranlaßt; ein Theil des Publikums sprach seine Mißbilligung mit einer gewissen Heftigkeit und Entrüstung aus, die aber einen Theil desselben, der das Ding nahm, wie es ist, nicht abhielt, das rührende Ding zu schauen.

N. S. Auch dem jungen Göthe ist, wegen seiner überhäuften Kammer-Geschäfte, der erbetene Wiederaustritt aus der Hoftheater-Intendanz zugestanden worden.

1817. Nro. 160.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Sonnabend, den 9ten Mai.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Die Himmelszeichen.

Es ſchlingt ſich um's Leben ein wagiſcher Knoth
Von wunderbaren Gewalten;
Sie zeichnen gebietend dem Kind und dem Greis
Der Schickung unwandelbar ewiges Gleis
Still vor, mit verborgenem Walten:
Und was auch der Sterbliche wirkig beginnt,
Doch keiner dem dunklen Verhältniß entrinnt.

Da breitet des Widders goldenes Vließ
Sich aus im Frühroth der Jahre;
Da lacht dir ein heiteres Paradies;
Doch — was auch die roſige Zukunft verhieß:
Es ſchwindet das Schöne — das Wahre!
Von ferner leuchtet das goldene Land:
Da ſteht du ſchon, — ach! an des Grabes Rand!

Wie einſt am Geſtade der glänzende Stier
Die Königstochter berückte,
Erſt ſchmeichelnd, dann grimmig, die liebliche Zier
Des Vaterhauſes mit wilder Begier
Durch brauſende Fluthen entrückte:
So reißt dich durch Strom und durch Wogengedraus
Der Triebe Gewalt in das Leben hinaus.

Da weil't die ein Zwillingsgeſtirn in der Nacht
Die Bahn durch die Fluthen des Lebens,
Vernunft und Glaube; — die Jdylle macht
Den Pfad dir eben; ſie hütet, ſie wacht:
Doch iſt dein Mühen vergebens,
So reiche die der himmliſche Bote die Hand,
Und führt dich heimlich ins Vaterland.

Wohl manchmal ermattet der heilige Muth,
Den Kampf des Rechts zu beſtehen;
Wohl manchmal erſcheint die himmliſche Gluth,
Das Leben zu wagen für's ewige Gut,
Wenn alles den Krebsgang will gehen:
Doch roſtlos verwirkt! — Wer ſtill bleibt ſtehn,
Wird rückwärts bald ins Verderben gehn! —

Drum wappne dein Herz mit heroiſchem Muth
Und eiſernem Muthe das Leben!
Tritt muthig vor Fürſten und Könige hin!
Des Herzens Beifall iſt hoher Gewinn;
Vor Niemand darfſt du dich ſcheuen!
Wer in ſich ſelber die Menſchheit ehrt,
Der iſt unſterblicher Kronen werth!

Die Jungfrau, Uranie, reicht dir den Kranz,
Gewunden von goldenen Aehren.
Sie zeigt der Gottine harmoniſcher Tanz,
Wie ſich die Stunden in Ebens Glanz
Der himmliſchen Liebe verklären. —
Nur ſchaue dem Reinen und Heiligen nicht
Mit Frevlerblicken ins Angeſicht! —

Wer auf der Vergeltung Wage zu leicht,
Auf Ikaros trüglichem Flügel,
Arm an Verdienst, in die Lüfte steigt,
Vom Wahne verblendet, — des Antlitz erbleicht
In der Wahrheit leuchtendem Spiegel.
Schon überfliegt er die Sonnenbahn,
Und — — stürzt in den brausenden Ocean! —

Ihn wird die Erynne mit wilder Gewalt
Gleich Skorpionen vergiften;
Es rauschen die Stürme, der Donner hallt,
Des Cherubs drohende Stimme erschallt
In eiskalt schneidenden Lüften.
Was Morgens die goldene Hoffnung verhieß:
Schnell schwindet am Abend das Paradies. —

Und wie des Schützen verderbender Pfeil
Die Wälder schneidend durchfliegt,
Wie ragende Eichen der Donnerkeil
Zersplittert, das Wild mit dumpfem Geheul
Den tödtlichen Streichen erlieget:
So schreitet im rothenden Wiederschein
Der Blitze das schnelle Verderben herein.

Zwar wie des Steinbocks entschlossener Muth
Dem drohenden Streiche begegnet:
So sträubt sich der Starke mit kühlem Muth;
Wild rollt in den Adern das glühende Blut,
Wenn's Blitze und Pfeile schon regnet:
Doch eh' er den rettenden Port gewinnt,
Die Zeit entrollt und das Leben verrinnt.

Wie wild sich und schäumend der Strom ergeußt
Aus des Wassermanns ewiger Urne:
So stürmend der Strom des Lebens entfleußt;
Es schreitet gewaltig der Zeiten Geist
Einher auf hohem Kothurne.
Und was du beginnest mit fröhlichem Muth,
Sinkt unter in alles verschlingender Fluth.

Wie Fische, gefangen und schnell berückt
Von dem verderblichen Hamen,
Wie Vögel, im Netze des Jägers verstrickt:
So werden wir plötzlich dahin gerückt; —
Schnell schwanden, die waren — und kamen! —
Wer weise nicht nützte der Gegenwart Glück,
Laßt keine Spuren des Daseyns zurück.

Es walten die himmlischen Zeichen, sie dräun,
Sie lecken aus dämmernder Ferne
Den Menschen ins feindliche Leben hinein;
Sie deuten das Schicksal im Zwielichtschein;
Und was die ewigen Sterne
Im ewigen Wechsel dem Menschen gebracht,
Das ändert und hemmt keine irdische Macht.

Drum rette das Eine, das nie vergeht,
Dein edleres Selbst, aus den Stürmen!
Hell glänzet die Palme, am Ziele erhöht;
Das Wahre, das Rechte, das Gute besteht:
Du mußt es nur pflegen und schirmen!
Frei schaust nu dem Tode ins Angesicht,
Und — schwimmst in der Gottheit ewigem Licht! —

H. Burdach.

Almais.

(Schluß.)

Im vierten Aufzuge zeigte sich im Vorgrunde des Theaters ein Hochgericht — um dasselbe her eine tobende Volksmenge, Soldaten, Trommelschläger, Häscher, Geistliche, Henkersknechte und anderes zur Execution gehöriges Personale. Eine lange Prozession im seltsamen Costüme eines Autodafé's wallte langsam einen Hügel herab, Buß- und Sterbelieder singend. In Mitte derselben, von einigen Freunden in Trauerkleidern umgeben, ging Almais mit festem Tritte — mit jener ruhigen Heiterkeit eines höheren Wesens, welches die Stürme des Lebens nicht zu erschüttern vermögen. Der schönste Mann seiner Zeit, und zugleich einer der geistreichsten, hatte diese Rolle übernommen. Er ragte unter der gesammten Volksmasse königlich hervor, gleich der einsamen Palme im Hain. Bei dieser göttergleichen Erscheinung entstand eine allgemeine Bewegung, sowohl unter den Schauspielern auf dem Theater, als vor demselben unter den Zuschauern. Ein Weib von majestätischem Wuchs, Rhea, die Mutter des erhabenen Sterblichen, tiefverschleiert, in der Tracht einer christlichen Vestale, hatte bisher seitwärts dem Hochgericht sich an einen Platanus gelehnt, versunken in starre Betäubung. Jetzt blickte sie auf, wie aus einem Traume erwachend. In demselben Augenblicke drängte sich Almaidens Schwester mit lautem Geschrei durch die Menge, und klagte der Versammlung: der Oberpriester habe gedroht, das unglückliche Mädchen, welches er noch immer gefangen halte, mit Gewalt zu entehren, da sie seine schändlichen Anträge fortwährend mit Verachtung zurückweise. Nach vollbrachter Gräuelthat wolle er sie ihrem gebrandmarkten Buhlen, wie er Al-

mais nenne, mit Hohn nachsenden. Aber sogleich ergriffen die Häscher Elviren und rissen sie fort. Indes war Almais auf dem Rabensteine angelangt. Sein erster Blick fiel auf die Trauergestalt seiner Mutter, die jetzt den Schleier vom schönen Gesicht zurückschlug und ausrief:

Almais! mußt' ich mit dem Blut
Des Herzens darum Dich ernähren?
O, daß im heißen Quell der Thränen
Das Licht der Augen mir erlöschte!

Almais
(antwortete, sie zu beruhigen:)
Nicht also! Keine Thränen, Freundin
Des Vaterlandes und der Wahrheit!
Einst litt noch größre Schmach am Kreuz —

Aber der Oberpriester, fürchtend, Almais möchte Aller Herzen für sich gewinnen, wenn er weiter spräche, fiel ein:

Nicht sollst Du Deiner Rede Gift
Noch einmal ausstreun in die Seelen
Des Volks. Verruchter, schweig! Soldaten,
Auf! Wirbelt jeden Laut betäubend.
Und, Henker, Ihr! — thut Eure Pflicht!

Die Knechte des Scharfrichters schürten sogleich emsiger in den Flammen, um das Eisen glühend zu machen. Rhea aber sank auf die Knie mit den Worten:

Er ist verloren: retten ihn
Nicht Ihr, des Himmels heil'ge Mächte!

Sie streckte die Arme hinauf zu den Wolken und schien brünstig zu beten. Der Andacht reine Gluth und des Glaubens hohe Begeisterung verklärten ihr Gesicht.

Indes befahl der commandirende Officier den Trommelschlägern zu wirbeln. Kaum aber hatten sie begonnen; so leuchtete unter dem heftigsten Rollen und Krachen des Donners ein Blitz vom Himmel herab und erschlug den Oberpriester, Almais Ankläger, an dessen Seite. Die Trommeln schwiegen. Schauder des Entsetzens ergriffen die versammelte Menge. Nach langer Stille, während welcher Almais mit ausgebreiteten Armen die Augen zum Himmel hinauf richtete, sagte er mit lauter Stimme, auf den Erschlagenen hinzeigend:

So richtet Gott! — Gelüstet es
Euch noch, den Frevel zu vollführen;
Wohlan, so wagt's! Ich bin bereit.

Hierauf scheitelte er die reichen Locken auf der hochgewölbten lichtreinen Stirn. Aber der Henker, bebend, vermochte nicht, das Brandmaal ihm aufzudrücken. Die Gerichtsdiener führten Almais in das Gefängniß zurück, während das erschrockene Volk sich zerstreute, einige in dumpfer Betäubung, andre mit wildem Geheul, alle mit dem Ausdruck der Furcht und des Grausens in den Mienen. Almais Mutter, noch immer auf den Knien liegend, blieb allein auf dem Theater und faltete nun still dankend die Hände, bis der sinkende Vorhang die Betende verbarg.

Im ersten Auftritte des fünften Aktes triumphiren die Feinde des Helden. Die letzte Hälfte des Urtheils ist, der Stimme des Himmels zum Trotz, an Almais dennoch vollzogen worden. Sie haben ihn heimlich des Nachts über die Gränze bringen lassen, und einen Cordon gezogen, der seine Freunde abhält, ihm zu folgen. Ausgesandte Kundschafter bringen die Nachricht: Almais, von Jedermann ausgestoßen, irre schon seit drei Tagen ohne Speise im feindseligen Lande umher — den Meuchelmördern aber sey er entkommen, weil ein tiefer Schlaf sie befallen habe, während er vorüber wandelte. Aus dem Gespräch einiger Soldaten an der Gränze ergiebt sich, daß es der Mutter des Geächteten gelungen ist, sich durchzuschleichen. Almaide, nach dem Tod des Oberpriesters in Freiheit gesetzt, gewinnt durch Bitten, Thränen und Geschenke Andre. Sie erlauben ihr, der Spur des Geliebten nachzueilen.

Nun trat glänzend gerüstet und bewaffnet der Vater des Helden auf, ein herrlicher Greis voll Feuer und Kraft. Androtes auch sucht seinen Sohn, den er unendlich liebt, heftige Verwünschungen ausstoßend über die Bösewichte, die ihn verurtheilten. Er begegnet den Banditen, die Almais ermorden sollten, und nun an des Sohnes Statt den Vater anfallen. Da bestätigt er ihnen warnend den furchtbaren Tod des Oberpriesters, von welchem sie schon gehört, worauf drei ihre gezückten Dolche in die Scheide stecken und abgehn. Um so grimmiger greifen ihn die beiden übrigen an; Androtes aber streckt die Verruchten zu Boden, und bahnt mit dem Schwert in der Faust sich einen Weg in das benachbarte Land.

Nun verwandelte sich die Scene, während der mittlere Vorhang hinaufrollte. Von einem Felsen aus der Ferne schimmerten die Zinnen eines altgothischen Klostergebäudes. Unter ihm ward eine tausendjährige Eiche, in welcher der Sturm sauste,

sichtbar im Mondlicht. Am Fuße derselben lag Almais verschmachtend, auf einer Wurzel mit dem Haupte ruhend. Mühsam richtete er sich empor und sprach:

O, daß ein Tropfen Labung mir
Vom Sternenhimmel niederthaute!
Verlassen — fern von Euch, Ihr Lieben!
Den Kelch des Todes leer zu schlürfen,
Ist bitter. — Daß Ihr um mich wäret —
Daß Ihr nun sanft dem armen Freunde
Die müden Augenlieder schließet!

Erhabenen Blicks, mit gefalteten Händen, noch einmal die letzten Kräfte sammelnd, fuhr er fort:

Ich fühl's, es lösen sich die Bande
Des Irdischen. — Allmächtiger!
Nimm gnädig auf den bald entflohnen Geist.
Ich habe redlich Deinen Willen
Verhan — mein schwerer Tagewerk
Vollendet, wie Du mir befohlen.

Nach diesen Worten sank er erschöpft zurück, und ein Heer höllischer Geister zog hohnlachend und triumphirend auf den Fittigen des Sturmwindes durch die Luft. Eiliger aber folgte Obadon mit feurigem Schwerte ihnen nach. Endlich trat ein Knabe auf, als Engel des Todes, weiß gekleidet. Leise nahend küßte er den Sterbenden auf die Stirn, löschte umstürzend die brennende Fackel aus, und sprach lispelnd mit zarter Stimme:

Die Hölle tobet. — Komm, schöne Seele!
Und schwebe freudig fliegend nun
Mit mir hinauf zum Stern der Liebe,
Wo Palmen reiner Tugend blühen.
Es ist vollbracht. Die Saiten trachern.
Schon keimt ein edleres Geschlecht —
Die Jahre rauschen — Gehe! es weint
Die Nachwelt Perlen frommen Dankes
In des Entschlafnen heil'ge Urne. —

Dies gesagt, verschwand der Engel. Ein vorübergehender Landmann erblickt Almais Leichnam. Er geht ab, um im nächsten Dorfe zu melden, daß ein Todter im Walde liege. Jetzt stürzte mit irren Blicken und zerfleurten Haaren Almaide auf die Bühne. Sie auch fand den Entseelten. Wahnsinnig vor Schmerz warf sie sich neben ihm hin, die nicht mehr athmende Brust des Geliebten mit beiden Armen umschlingend. Dann sprang sie auf in wilden Phantasien umherrasend. Sanfter hierauf prophezeihete sie von künftigen Tagen seliger Liebe, und schlich endlich mit gesenktem Haupte und den Worten: „Er ruft; ich komme!“ — von dem Schauplatz, um — wie sie andeutete — sich in den nahen See zu stürzen. Im Hintergrunde des Theaters begegnete ihr Rhea. Schnell vorübergehend sagte sie zu dieser: „Mutter! dort liegt Dein Sohn. Er ist todt“ —

Rhea fuhr zusammen. Dann wankte sie langsam vorwärts, als wagt sie nicht aufzutreten, als öffne sich ein Abgrund vor ihren Füßen. Jetzt vor Almais stehend, schien sie auf den Ozmyd des Schlafenden zu lauschen. Nach einiger Zeit bedeckte sie mit zusammengeschlagenen Händen die Augen. Wiederum nach einiger Zeit setzte sie sich auf die Wurzel der Eiche, und legte das Haupt des entschlummerten großen Sohnes auf ihren Schooß. In dieser Stellung blieb sie starr sitzen, stumm vor gewaltigem Schmerz.

Große Stille herrschte auf dem Theater. Nach einiger Zeit dämmerte es freundlich in Osten am Himmel. Da hörte man den lieblichen Gesang junger Nonnen, welche die Frühmetten anstimmten, aus der Ferne im Kloster. Indes flatterte der Genius des Todes, der Almais von dieser Erde abrief, Arm in Arm mit der Seele des edlen Entschlafenen der Morgenröthe zu. Beide wurden endlich unsichtbar im Glanze der aufgehenden Sonne — und der Vorhang fiel.

Neuigkeiten.

Vermischte Nachrichten.

Der Korrespondent von und für Deutschland enthält unter dem Artikel: „Schweden,“ eine Schilderung von der gegenwärtigen Lage dieses Königreichs, und seinem Verhältniß zu andern Europäischen Staaten.

— In der Gegend von London wird jetzt ein ungeheurer Ballon in Bereitschaft versertigt, den man vermittelst einer Dampfmaschine zu senken hofft. Dieser Luftschiff ist 70 Fuß lang und 22 Fuß hoch. — Früherhin hatte man blos Wasserschiffe; hierauf erfand man auch Luftschiffe (Luftballons). Gesahrlicher ist eine Reise in diesen als in jenen; doch gefahrlicher noch möchte sie seyn in solchem Dampf- oder Luftschiff, am allergefährlichsten aber, wenn die Maschine überdampft wird, und die Passagiere so plötzlich einige Klafter herabpurzeln.

— Verwehete Banden durchschwärmen die Sierra Morena und die Gebirge von Granada bis zum Meere hin. Sie bestehen aus Einheimischen, ehemaligen Freibeutern und Unzufriedenen. Die Spanischen General-Kapitaine haben Maaßregeln getroffen, diesen Unordnungen zu steuern.

— Der Spanische General Morillo in Südamerika erinnert an die Grausamkeiten eines Cortez, eines Pizarro. Seit er Neugranada betreten, hat er bereits über 600 Menschen aufhangen und von ihnen erschießen lassen, worunter sich 45 aufgezeichnete Personen befanden.

1817. Nro. 161.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Dienſtag, den 6ten Mai.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Ueber die Natur, den Handel und Tranſitohandel des Lorbeers, nebſt einem Worte über die Lorbeerdiebe.

Fragment aus einem nächſtens im Buchhandel erſcheinenden kleinen Werkchen, betitelt: Tiſch- Kanzel- und Gardinen-Predigten eines Nürnberger Polichinellen, herausgegeben von A. v. S.

Verehrteſte Zuhörer!

Welchem unter Ihnen wäre es wohl unbekannt, daß der Lorbeerzweig ſeit den älteſten Zeiten die Belohnung des Heroen, und der Preis iſt, nach welchem unaufhaltſam der Dichter und Künſtler geizt. Auch bei uns Deutſchen behauptet der Lorbeer ſeine Rechte, denn wir waren von jeher große Freunde der Symbole, und ich kenne beinahe kein Gut, um welches raſtloſer und mühſamer gekämpft würde, als um ein kleines Blättchen des geprieſenen Lorbeerbaums. Ich bemerke einige zweifelhaft lächelnde Mienen unter meinen verehrteſten Zuhörern, die mir ſchalkhaft lächelnd ſagen wollen: „Diesmal, kleiner Polichinell! magſt Du denn doch Unrecht haben.“

Ja, ja meine Herren! ich beſinne und korrigire mich. Sie meinen, daß der Beſitz eines gewiſſen Metalls doch von den meiſten Menſchen jenem des dunkelgrünen lieblichen Blattes vorgezogen werde; je nun, Sie können Recht haben.

Ich nehme meinen Faden wieder auf, und beginne Ihnen von der Natur des Lorbeers zu erzählen, was ich ſelbſt davon weiß. Ich beſchränke mich übrigens darauf, von den Lorbeern unſerer Zeit zu ſprechen, denn die Vorzüge jener der Alten zu erörtern, dürfte mich gegen meinen Plan zu weit führen.

Der ſchlanke Lorbeerbaum mit ſeiner duftenden Blüthe und ſeinem lieblichen Laube iſt eigentlich ein Sohn des Südens, und Italien heißt das Land, wo er einſt in der üppigſten Fülle gedieh, doch kommt das Gewächs in jedem Boden und unter jedem Himmelsſtriche fort, wenn es nur gehörig gepflegt und gewartet wird; aber leider wird es in dieſem Punkte nur zu häufig verſehen, und an wie vielen Orten wird der edle Baum der Freiheit nicht zur Treibhauspflanze, oder gar zum Küchengewächſe herabgewürdiget!! — Ich nenne den Lorbeer den Baum der Freiheit, und, wie ich glaube, mit vollem Rechte; denn vollkommne unbedingte Freiheit iſt das erſte Geſetz, welches bei der Pflege des edlen Stammes unverbrüchlich beobachtet ſeyn will, den der leiſeſte Zwang und Druck ſogleich tödtet, oder wenigſtens auf immerhin verkrüppelt.

Die Schwierigkeiten, welche mit der Pflege des eigentlichen Lorbeers verknüpft ſind, brachten die Menſchen auf die Idee, gemeine Pflanzen, ja auch wohl Unkraut, das im ſchlammigſten Boden am beſten fortkommt, für Lorbeer auszugeben. — Sie führten dieſen hohen Gedanken aus, und überlöthten durch eine Liſt ſolch' gemeiner Art richtig den großen rohen Haufen; wer aber die Säcken und himmliſche Geſilde der Geweihten betreten hat, wer nur einmal die Töne der ächten Götterleier vernahm, dem iſt es ein bloßes Spiel, den Pſeudolorbeer vom wahren zu unterſcheiden, und mit Verachtung tritt er jenen an die Erde.

Mit der Vertheilung des ächten ſowohl, als des Pſeudolorbeers, iſt es auch wieder eine ganz eigne Sache. Die ſchönſten und üppigſten Zweige werden gemeiniglich den Herren zu Theil, welche es in der edlen Kunſt, ihre Mitbrüder auf die zweckmäßigſte Weiſe zur Schlachtbank zu führen, am weiteſten gebracht haben, und die man im gewöhnlichen Leben Helden nennt. Mit den kleinern Zweigen bekränzt man die Schläfe der Künſtler, vorzüglich aber derjenigen, welche es verwögen, ihrer Stimme den höchſten Grad der Unnatürlichkeit zu geben, und endlich die kleinſten, halb verfaulten und verwelkten Blüthen ſind zuweilen der Gewinn der Herren Gelehrten.

Man ſollte es kaum glauben, daß mit einem Dinge, wie der Lorbeer iſt, auch Handel getrieben werden könnte, und doch iſt es dem alſo. Was gäbe es aber auch unter die Sonne, das nicht ſchon zum Handlungsartikel herunter geſunken wäre.

Ein Schaafskopf wünſcht Doktor Philoſophiä zu werden, denn der Titel klingt gar wunderſchön, und ein großes D. vor dem Namen, wie zierr das nicht eine Viſitenkarte! — Was hat unſer Schaafskopf zu thun, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen? — Je nun, er wirft irgend einem gelehrten Hungerleider einige Louisd'ors an den Kopf, der arbeitet ihm dafür eine grundgelehrte Diſſertation aus, der Andere bezahlt die Gebühren, und heißt Doktor. Ueber den Handel mit Lorbeern ließe ſich noch gar viel ſagen, denn er iſt einer der ausgebreitetſten von allen.

Der Traufitor, oder jener Lorbeerhandel, deſſen Zweck es iſt, ſein Weſen en passant in fremden Landern zu treiben, iſt ein Prärogativ der dramatiſchen uno muſikaliſchen Künſtler, und es hat mit demſelben ungefähr folgende Bewandniß: Hat ein Künſtler ſich in ſeinem Vaterlande ein Pſeudo- oder wirkliches Lorbeerbäumchen erzogen, ſo tritt oft plötzlich der Fall ein, daß ein nächtlicher Froſt oder ein anderer Zufall die Blätter des Bäumchens ſchnell welken macht, und der Stamm ſelbſt zu verdorren droht. Man kann ſich gar keinen Begriff davon machen, wieviel den Beſitzern an der Erhaltung ihrer Bäumchen gelegen iſt, welchem Umſtande es daher auch zugeſchrieben werden muß, daß ſie in einem ſolchen Falle auf ſchleunigſte zum letzten Rettungsmittel ſchreiten, das iſt, ihrem Bäumchen eine Luftveränderung zu verſchaffen. Die Kur bekömmt in der Regel dem kranken Bäumchen vortrefflich, die Luft des Auslandes erfriſcht es ſo wohlthätig, daß aufs neue friſche Säfte in den ſchon beinahe vertrockneten Stamm ſchießen, und die Krone deſſelben ſchöner als zuvor blüht. In erneuter Schönheit und Glanz bringen ſodann die Eigenthümer ihre Bäumchen in das Vaterland zurück, wo dieſelben neuerdings von Jedermänniglich mit ſtaunender Ehrfurcht gehörig gewürdigt werden. Das erprobteſte und wirkſamſte Mittel, dieſen kranken Bäumlein im Auslande Celebrität zu verſchaffen, iſt unſtreitig das Anpreiſen und Herausſtreichen des fremden Lorbeers in einem ſchöngeiſteriſchen Gartenjournale. Die Zahl der Journale dieſer Art heißt, dem Himmel ſey Dank, Legion; und da in einige dieſer Blätter ausgelernte Meiſter und wackere Geſellen Beiträge liefern, ſo erfreuen ſich mehrere derſelben eines ausgezeichneten Beifalles, der jedoch ſehr oft geſtöret iſt, wenn es nämlich auch naſeweiſen und unbärtigen Lehrburſchen zu häufig geſtattet wird, ihre unreifen Extrements in die Depoſitentammern des Kunſtſinnes und Witzes auszuleeren.

Die Lorbeerdiebe findet man am häufigſten unter den Schriftſtellern. Iſt es irgend einem Herrchen auf eine Art, wie ich ſie vorhin beſchrieb, gelungen, zum Doktorate zu gelangen, ſo wandelt den neugeſtempelten Doktor nicht ſelten die Luſt an, ſich in den ernſten Geſtionen des Kothurns zu tummeln, denn die Philoſophen unſerer Zeit ſind in der Regel tragiſche Thiere. Da es aber nicht ſo ganz leicht iſt, einen Hamlet oder Don Carlos zu ſchreiben, ſo bedienen ſich die traurigen Genies einer ſogenannten Hülfe. Iſt der Wille zur Anfertigung einer Tragödie im kleinen Kopfe des großen Herrchens erſt reif geworden, ſo werden Ideen und Form aus ältern und neuern Meiſterwerken zuſammengeſtohlen, zuweilen ganze

Stellen wörtlich abgeſchrieben, und das Machwerk iſt vollendet.

Da es nun aber mitunter leſende Thiere giebt, welche nur das allerneueſte genießen wollen, und gegen Shakeſpear, Schiller u. ſ. w. aus der Urſache einen Widerwillen haben, weil ihre Werke nicht mehr neu, und die Verfaſſer das Unglück hatten, ſchon vor längerer Zeit zu ſterben, ſo kann es nicht fehlen, daß die Kopien der Lorbeerdiebe Bewunderer finden, und dieſe Herren Diebe genießen ſofort die Früchte ihres Raubes in Frieden und behaglicher Sorgloſigkeit, wenn ſie anders die Kunſt verſtehn, die tonangebenden Gärtnermeiſter in J. oder L. auf ihre Seite zu bringen.

Im gemeinen Leben behauptet man: daß die Diebe, wenn ſie einmal Hunderttauſend Thaler glücklich zuſammengeſtohlen haben, den Galgen nicht mehr zu fürchten haben; ich aber möchte im Gegenſatze ſagen, daß ein Lorbeerdieb, der ſich einmal einer ſogenannten literariſchen Reputation zu erfreuen hat, nicht mehr ſo leicht gewärtigen darf, an den literariſchen Pranger geſtellt, und auf demſelben mit Recenſionenunrath geworfen zu werden.

Doch genug von dem Diebsgeſindel, der Weiſe weiß ſich vor ſelbem zu wahren.

Eine wenig bekannte Anekdote aus Wallenſteins, Herzog von Friedlands, Leben.

Die folgende Anekdote erzählte mir in Böhmen, an der Stelle, wo Wallenſteins Aſche ruht, einer von jenen ehrwürdigen Mönchen, welche ſo gerne von dem unglücklichen, aber großen Herzoge ſprechen, und durchaus nicht zugeben wollen, daß der Held des denkwürdigen dreißigjährigen Krieges an ſeinem Monarchen ein Verräther geworden ſey.

Ob die Anekdote buchſtäblich wahr iſt, dafür kann ich natürlicherweiſe nicht haften, aber intereſſant wird ſie für unſer gebildetes Publikum um ſo mehr ſeyn, da ſie meines Wiſſens noch nirgend abgedruckt zu finden iſt.

Bekanntlich dienten im dreißigjährigen Kriege unter Wallenſtein die Generale Piccolomini und Gallas. Die zwei Herren waren Freunde, und ein Vertrauter Wallenſteins berichtete dem Herzoge eines Tages, daß Piccolomini und Gallas in des erſtern Wohnung in einer verſchloſſenen Stube ſeit geraumer Zeit ganze Nächte zuſammen arbeiteten.

Wallenſtein war nicht frei von Argwohn; er verſprach dem Hinterbringer dieſer Nachricht eine gute Belohnung, wenn er im Stande ſeyn würde, ihm den Inhalt der nächtlichen Unterhaltungen der beiden Generale mittheilen zu können.

Der Denunziant fand Gelegenheit, Piccolomini's Kammerdiener zu beſtechen, und verſteckte ſich an einem Abende, welcher einem ſolchen nächtlichen Rendez-vous vorauging, in einem der Wandſchränke, welche in Piccolomini's Stube ſtanden.

Es wurde Nacht — und die Generale erſchienen. Die Herren ſetzten ſich an den Tiſch, ein Diener brachte einen wohlgefüllten Weinkorb, die Becher wurden gefüllt, der Domeſtik entfernte ſich, und die Thüre wurde abgeſchloſſen. — Der Lauſcher im Wandſchranke ſpitzte die Ohren. Langes Stillſchweigen. —

Endlich greift Piccolomini nach dem Becher. Mit den Worten: Tibi Gallas! (Auf Dein Wohl, Gallas!) leert er denſelben. Gallas antwortet: Gratias Piccolomini! und trinkt gleichfalls.

That und begleitende Worte wurden die Nacht über mehr als hundertmal wiederholt, weiters aber keine Sylbe gewechſelt.

Der Lauſcher im Wandſchranke ärgerte ſich halb zu todt, mußte aber die ganze Nacht aushalten.

Als Wallenſtein am andern Tage den Inhalt der nächtlichen Unterhaltung erfuhr, mag ſie ihm wohl ein Lächeln abgenöthigt, der Lauſcher hingegen ſchwerlich einen großen Lohn für die mühſame Nachtwache empfangen haben. A. v. S.

Die goldne Zeit.

Und fragſt Du noch der goldnen Zeit
Und nach den goldnen Früchten?
Ach, die liegt hinter Dir ſo weit
In goldnen Gedichten!

Und ſoll ſie wieder friſch und jung
Mit ihren Früchten kroßen;
Mußt Du ſie der Erinnerung
Nun in Gedichten mahlen! H. Gebauer.

Neuigkeiten.

Unter den zurückgelassenen Papieren des Hn. Dr. Merkel findet sich ein Brief Sr. Erlaucht des Russ. Kais. wirklichen Geheimen Raths und Senateurs Grafen von Chwostow. Als eine literarische Vertheidigung gebühret ihm Aufnahme; ich lasse ihn aber noch darum abdrucken, weil er den Geist der Russischen Großen, hinsichtlich auf den Werth der Literatur, und auf die ehrenvolle Behandlung verdienstlicher Gelehrten, so bezeichnet.

Der Herausgeber.

Hochwohlgeborner,
Hochzuverehrender Herr Doktor!

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für die Ihrem Schreiben beigefügten Blätter des alten Freimüthigen, der meine Fabeln einer so günstigen Beurtheilung gewürdigt hat. Ich halte es für Pflicht, als ein aufrichtiger alter Dichter freimüthig zu gestehen, daß ich die allerdings richtige Bemerkung über meine Fabel (der Tiger und der Fuchs) mit vielem Vergnügen gelesen habe, und sie bei der ersten Gelegenheit, namentlich bei der bevorstehenden Herausgabe aller meiner Werke, benutzen werde. Indessen erlaube ich mir doch die Gegenbemerkung (obgleich nicht zur Rechtfertigung der Fabel), daß es dem Fabeldichter sehr schwer wird, die Eigenschaften der allegorischen Stellvertreter ganz denjenigen der Personen anzupassen, die durch selbige vorgestellt werden sollen. Es ist wahr, daß wir eine ungünstige Meinung vom Herzen des Tigers haben, allein hegen wir denn eine bessere Meinung vom Herzen des Elephanten oder des Lowen? Der eine Fabeldichter nennt den Lowen grausam, der andere besingt sein sanftes Wesen und seine Großmuth. Indem ich den Tiger als einen guten Minister schilderte, bekümmerte ich mich wenig darum, ob er Tiger oder Elephant hieß. Doch genug hiervon. Es ist mir viel angenehmer, Ihnen, mein würdiger Landsmann! die wiederholte Versicherung meiner Achtung darzubringen, und Sie um die Fortdauer der schmeichelhaften Aufmerksamkeit zu bitten, die Sie im Auslande meinen Werken schenken.

Ihre Verdienste um die gelehrte Welt sind freilich weltbekannt, aber es kann sie doch niemand in größerm Maaße, mit mehr Ueberzeugung anerkennen, als Ihr

aufrichtiger Verehrer und Freund
Graf D. von Chwostow.

St. Petersburg, im Februar 1817.

Vermischte Nachrichten.

Der Tyroler Juweli, vormaliger Adjutant des Andreas Hofer, befindet sich seit Kurzem in Frankfurt a. M. um, wie man meint, ein Gesuch bei dem Bundestage anzubringen.

Das Museum in Frankfurt,

dessen Entstehen dem nunmehro verewigten Fürsten Primas, der in literarischer Hinsicht sich vielleicht bleibendere Verdienste erwarb, als in politischer, zu verdanken ist, gehört unstreitig zu den Vorzügen, die Frankfurt vor vielen andern, weit volkreichern Städten Deutschlands hat. Malerei, Musik und Poesie reichen sich hier geschwisterlich die Hände, und laden alle 14 Tage auf einige genußreiche Stunden ein. Allein auch hier macht man, wie anderwärts, die Bemerkung, daß die wenigsten Menschen, sey es nun aus Ueberbildung, oder aus Mangel an ästhetischem Gefühl, Gefallen finden an den Erzeugnissen der Poesie, und nur die beiden erstgenannten Künste auf liebevolle Anerkennung Anspruch machen dürfen. Besonders sind es die Frauen, welche ohne Musik grausame Langeweile empfinden, und höchstens der komischen Poesie ein halbes Lächeln schenken.

Unter den im Museo aufgestellten Gemälden trifft man mehrere sehr schätzbare, als Eigenthum. Ueberdies herrscht die lobwerthe Gewohnheit, die von Privatleuten sich neu angekauften Gemälde hier einige Zeit zur Schau für Künstler und Kunstfreunde auszustellen. So bewundert man jetzt ein historisches Stück von Wintergerst in Heidelberg, das die Versöhnung Ludwig des Baiern mit Friedrich von Oesterreich vortrefflich darstellt. Die Komposition ist kräftig, die Figuren sind schön und fest gezeichnet.

Die Freunde der Tonkunst und des schönen Gesanges gehen nicht leer aus, indem sich die meisten nach Frankfurt kommenden Virtuosen hier hören lassen. Besonderer Erwähnung scheinen mir die beiden Fräulein Veltheim aus Kopenhagen, die jetzt mit ihrem Vater und einer jüngern Schwester auf einer Kunstreise durch Deutschland begriffen sind, zu verdienen; denn nicht nur hat sie die Natur mit Leibesanmuth und einer zauberischen, melodiereichen Stimme reizend ausgestattet, sondern sie spielen das Klavier auch mit ergreifendem Ausdruck und seltener Fertigkeit. Die Herren Fürstenau ließen sich, der Vater auf der Guitarre, der Sohn auf der Flöte, ebenfalls hören, und ernteten, wie sie es verdienten, durch ihre Gewandheit und Anmuth im Vortrage allgemeinen Beifall ein. Des blinden Violonisten Franz von Conradi und anderer, die uns mit ihren glänzenden Gaben erfreuten, läßt sich aus Mangel an Raum nicht ausführlicher gedenken, und ich füge nur den Wunsch hinzu, daß diese herrliche Anstalt durch kräftige Unterstützung sich immer mehr und mehr erweitern und vervollkommnen möge.

Eheliche Eintracht.

Wie labend schmecken sie der Eintracht Freuden;
Im Ehestand bereits ein halbes Jahr
Beseelet nur ein Wunsch dies Musterpaar,
Der Wunsch, im nächsten halben sich zu scheiden.

1817. Nro. 162.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Donnerſtag, den 8ten Mai.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Altdeutſche Kraft und Grobheit.

König Dietrich hielt ein Turnier zu Worms im Roſengarten. Es geſchah unter dem orient. röm. Kaiſer Juſtinus, der im J. 527 ſtarb, und auf Anſtiftung der jungen Königin Crimhild. Viele mannhafte Ritter zeigten dort auf Roſſen und am Erdboden Muth, Liſt, Gewandheit, Stärke; unter andern der ſtolze Staudenfuß. Aber ein Mönch, Namens Iſanus, aus dem Kloſter Eiſenburg, trug endlich den meiſten Ehrenlohn davon, und es mußte billig Wunder nehmen, da man in den Kloſtern ſich doch wohl nur ſelten mit Leibesübungen beſchäftigt haben wird. Staudenfuß mußte ihm erliegen; noch kämpfte er mit zweiundfunfzig baumſtarken Edlen, deren zwölfe er todt in den Sand warf, und die übrigen, mit Wunden oder Querſchuhen reichlich verſehn, in ſchmähliche Flucht jagte. Nun empfing er aber auch von Königin Crimhild, die Preisvertheilerin war, zweiundfunfzig Kränze von Roſen, und jubelnder Mengen Beifall. Wer hätte nicht denken mögen, ſo ein befriedigendes erhebendes Gelingen müſſe den tapfern Prieſter froh, und demnächſt artig gemacht haben. So ſtand es jedoch nicht um ihn. Er gab der Königin für die Kränze zweiundfunfzig Küſſe, rieb dabei ſie aber mit ſeinem rauhen ſtruppigen Barte ſo unſanft, daß ſie Weh und aber Weh ſchrie, und das helle Blut aus den ſchönen zarten Lippen ſprudelte. Doch ſoll er über die ungeſchliffenſte aller Grobheiten, wovon die Geſchichte meldet, doch bei Poeſie geblieben ſeyn, und geſagt haben:

Alſo ſoll man küſſen ein ungetreue Maid,
Daß ſie auch ſoll wiſſen was ſie gethan vor Leid.

Cruſius part. lib. 8. Henr. Ostordingensis Helden-Buch.

Hofnarrenthum.

Jene Hofnarren aus dem Mittelalter wünſchten die Weiſeſten unſrer Zeit ſchon oft zurück. Gleichwohl dürfte es nicht leicht ſeyn: Künſtler des Witzes, der Laune, der Wahrheit zu finden, die eine ſo ſchwierige Rolle zu geben vermöchten; wenn auch das Gute nicht unerzielt bleiben ſollte, das ſie hervorzubringen geeignet iſt. Ein ganz anderes Leben hat ſich ausgebildet, das Hofnarrenthum — das offizielle — müßte ihm ſich anzueignen verſtehn.

Nehmen wir an: ein bedeutender Fürſt überzeugte ſich, daß ſeinen Blicken die Wahrheit gebrtin ewig entflöhe, daß auch ſeine redlichſten Höflinge und Vertrauten ſie nicht zulaſſen könnten, auch wenn ſie wollten — indem wieder Andere die anſtößige Erſcheinung von ihnen entfernt hielten — und Jener ſtrebte doch nach ihrem Anblick,

verhehlte sich nicht mehr: daß, je öfter und näher dieser Anblick ihm sich darstellen, je mehr auch er ihn fähig machen würde, seinem politisch erhabnen Amte moralisch erhoben vorzustehn; was könnte er für seine Absicht thun?

Lesen, wird man antworten, und freilich lassen die Meister in der Regierungskunst immer gern. Freilich würden auch die ältern Wahrheitsklassiker einem solchen Fürsten gewichtigen Vortheil bieten. Doch immer nicht genug an unbewölkten Rückblicken in die Vergangenheit; er müßte auch die Erscheinungen der Gegenwart ohne Hülle sehn, hören, was die Göttin der Wahrheit zu dem sagt, was den Staat augenblicklich berührt.

Und da steht es mit den neuen Büchern zweifelhaft, und das um so mehr, in je höheren Wogen die papierne Flut strömt, je ärger es mit den Heeren Meinungs-Theorienverwirrungen zugeht. Soll der Fürst seine Umgebung fragen: Was ist's? Behüte! Die kritischen Schriften? Sie klagen unverschämt. Soll er auf gut Glück zugreifen? Es kann ein schlimmes Glück daraus werden. Zwanzig Bücher atmen ihm vielleicht Wahn und Trug entgegen, ehe in einem neuen spärlich das Blümlein duftet, das er sucht.

Ueber manche Dinge können auch Bücher nicht unterrichten, oder viel zu spät. Da erlangt ein fremder außerordentlicher Botschafter Audienz; trägt ewigen Bund an; sein Hof meint es so treu und fromm wie schmähende Täubleins. Des Fürsten Minister der auswärtigen Geschäfte ist entzückt, der Kabinetsrath auch. Nach Jahr und Tag weiß vielleicht das politische Journal jetzt genau: wie der Fürst hinters Licht geführt worden, nur schlimm, daß er nicht vor Jahr und Tag etwas davon ahnte. — Da werden ihm ein Paar Männer zu wichtigen Staatsämtern empfohlen. O das sind Talente, und von einer Umsicht, Gelehrsamkeit, Thatkraft u. s. w. Vielleicht wird nimmermehr ein Wort davon gedruckt: daß man nichts als hausbackne Fruges consumere nati anstelle, wohl gar noch etwas Schlimmeres. — Da wird ein Brigadier, des letzten Scharmützels willen, zum Generallieutenant, Großkreuz des Tapferkeitsordens u. s. w. vorgeschlagen. Welch ein Held! Nun mag die Geschichte die Namen Hannibal und Cäsar streichen. Daß der gute Mann nur bequem von einem ziemlich entlegenen Hügel durchs Fernglas schaute, während seine Brigade sich in die Umstände warf, von den Umständen ihre Weisungen muthig und glücklich nahm, wissen Wenige; ein Schriftsteller erfährt's vielleicht dennoch, möchte es herzhaft schreiben, allein der Censor streicht's. — Da bringe ein Staatsrath einen Entwurf, die Landeseinkünfte zu vermehren. Das ist ein Steuersystem! Die Unterthanen merken gar nicht, daß sie geben, werden reicher, indem sie geben. Daß es eine Bewandtniß damit habe, wie bei den neuen Thoren, welche die Polkwitzer ausbrechen wollten, damit um so mehr Accise einkäme, wird man erst schreiben, wenn die Erfahrung darüber belehrt hat. — Der Fürst will einen Hofdichter; man hat ihm gesagt: Poesie entflamme das Gemüth im Staatskörper; nur die wahre und officielle Poesie, dann habe man Volkssinn, Religion, Tugend, so viel man wolle. Es wird ihm auch ein guter Freund des Oberstallmeisters oder Oberschenken dazu fähig genannt. Pindar, Sophokles, Horaz, Tasso, Cervantes, Shakespear fließen bei ihm in Eins zusammen. Eigentlich würde die Prosa, wäre sie ganz aus der Welt verschwunden, doch bei diesem Dichter wiederzufinden seyn, aber die Literaturzeitungen loben ihn aus Respekt vor dem Hofcharaktertitel, oder auch, weil er's versteht, sich loben zu lassen. — Dem Fürsten wird eine Erfindung vorgeschlagen fürs Heer. Sie ist in der That wichtig; nicht unmöglich: daß man einst Schlachten damit gewinnen könnte, weil Neuheit im Kriege Wunder thut; aber die ernannte Prüfungskommission berichtet unterthänigst ein: es sey eitel dummes Zeug damit.

Genug, auch auf dem Wege der Literatur wird die Wahrheitsgöttin nur selten zum Thron gelangen können; ein Hofnarr als Führer bliebe immer das beste.

Aber welch ein Hofnarr in einem Jahrhundert, von dem man selbst nicht recht sagen kann: ob es närrisch oder klug sey?

Daß es ein kluger Narr seyn müsse, liegt wohl am Tage; hiezu gehört aber viel, im hier gemeinten Betracht unendlich viel. Es würde auch ein feiner Narr, ein redlicher Narr bedungen.

Witzlinge finden sich wohl, die stets das Wort zum Lachen auf der Zunge haben, jeder Sache die spaßhafte oder satyrische Seite abziehn. Uebung bringt es da weit, und man findet allenthalben solche Lustigmacher; auch wohl in der Großen Nähe.

Oft ist ihr Witz aber nichtssagend, streift an der Schaale hin, ohne den Kern zu treffen. Witz

und Wahrheit sind auch nicht immer verwandt, gar oft dagegen Witz und Bosheit. Ein boshafter Hofnarr könnte mehr schaden als nützen.

Ein plumper roher Gesell taugte immer nicht, möchte er auch wirklich hinter seinen groben Formen Geist verbergen. Fürsten sind zu sehr an feine und glatte gewöhnt, der plumpe Gesell würde ihnen bald zuwider seyn; auch sich nicht gegen die feinen Künste, die ihn ohne Zweifel so bald als möglich zu vertreiben suchen würden, halten.

Wäre er nicht redlich, bliebe er es nicht, was könnte er da helfen?

Der Gegenstand ist aber wichtig genug, um vorerst einmal recht ausführlich besprochen zu werden. Aus dem Besprechen wird bisweilen mehr als man dachte. Und wenn auch nicht, so hat die Frage an sich schon ihr denkwürdiges: Wie müßten Sinn, Humor, Vis comica eines Hofnarren unserer Zeiten angethan seyn? J. v. W.

Epigramme.

An einen Verfasser und Schriftsteller.

Klagst über schlechten Gehalt? Bescheidener sind deine Schriften,
Haben gar keinen Gehalt, und dennoch klagen sie nicht.

Der Arzt.

Der Arzt Sempron will sich zur Ruh begeben,
Er kauft ein Gütchen sich, baut seinen Acker an;
Vom Gottesacker lebt' bisher der gute Mann,
Er will nunmehr vom Acker Gottes leben.

Verläumdung.

A.

Die schöne Dorilis, erst Wittwe seit zwei Monden,
Küßt, scherzt und äugelt schon mit Philider, dem Blonden.

B.

Verläumdung ist's, ich kann mein Wort euch geben;
Das that sie schon bei ihres Mannes Leben.

Der schlechte Reim.

Gläubiger.

Mein Herr Poet, bezahl' er mich —

Poet.

Mein Freund, ich zahl' ihm sicherlich,
Doch muß er sich noch eine Zeit gedulden.

Gläubiger.

Mein Herr, das ist ein schlechter Reim auf Schulden! —

Grabschrift eines Schurken.

Hier liegt Morpyr, der Vagabunde,
Der in der letzten Lebensstunde,
Um Jemand noch recht anzuführen,
Den Henker prellt um die Gebühren.

Grabschrift einer Ehefrau.

Daß Fried' in meinem Hause werde,
Schloß sie die Augen zu.
Nun hat sie, Gottlob, in der Erde,
Ich auf der Erde Ruh.

Sprachfehler.

Aus allen Schriften flehlst du Emmerich,
Und nennst dann Schriftsteller dich?
Verbeßre diesen kleinen Fehler,
Und nenn' in Zukunft dich — Schriftstehler.

Der Erzprosaist.

Die Verse haßt er ganz,
(O welch' Intoleranz!)
Und Prosa seinem Geiste nur entkeimt;
Drum ist auch, was er schreibet — ungereimt.

Kurze Rezension.

Den Fehler hat der Dichter Kiel,
Zwei Füße hat er stets zu viel.

Arithmetischer Stolz.

Für zehnmal mehr hält sich Helene,
Seitdem sie Fips zum Manne hat;
Sie hat nicht Unrecht in der That,
Den Eins und Null macht grade Zehne.

Berichtigung.

Daß ihr Gemahl ein Esel sey,
Dies hört man manche Weibchen klagen,
Doch diese denken nicht dabei,
Daß Esel keine — Hörner tragen.

An einen Epigrammisten.

Deine Leier Früchte
Nennst du Sinngedichte;
Doch nennt man dich gradehin
Dichter bloß, doch — ohne Sinn.

Ignaz Goldschmidt.

N e u i g k e i t e n.

Bücher-Chronik.

Praktisches Handbuch für Staats- und Regierungsbeamte, besonders in den Preußischen Staaten, nach Adam Smiths Untersuchung über die Natur des Nationalreichthums. von Friedrich von Cölln. (Eigentlich neue Auflage des Buchs: Neue Staatsweisheit, mit einigen Veränderungen.)

Herr v. Cölln ist ein wenig keuscher Mann, und kann deshalb einem Zeitalter, das sich so züchtig stellt, nicht immer gefallen. Wir wollen jedoch sagen, worin seine Nichtkeuschheit besteht. Die Göttin der Wahrheit ist bekanntlich angethan wie Eva vor dem Fall. Nun traten stets Mengen hinzu mit Schleiern, Schürzlein, Mänteln u. s. w. daß man endlich kaum die Nasenspitze oder einen Fußzeh noch sieht. In Hn. v. Cölln wohnt dagegen eine heiße Neigung, die Gewandstücke wegzuziehn. Dies nahm man einst ihm gar übel, und warf ihm Versündigung am Heiligen vor. Er stritt jedoch, sagte: es sey vielmehr Kultus, die Göttin wolle es so, und wäre nur das erste Aergerniß vorüber gegangen, blieben gute Früchte nicht aus. Daß Hn. v. Cöllns Liebe zur Göttin einst Blüthen und Früchte von Belang erzielt habe, stellen wir auch nicht in den mindesten Zweifel. Gleichwohl mied er späterhin jene Annäherungen, schien zu denken: Wollt Ihr die Schöne, mit der Ihr Euch vermählen solltet, zu einer Vestale drappiren, meinetwegen. Nur bisweilen übte er noch in seinen freimüthigen Blättern die alte Gewohnheit, wo sich denn aber auch in sklavenmüthigen, finstermüthigen und kleinmüthigen Blättern Keuschheitswächter fanden, die ihm ehrbarplumpe Strafpredigten hielten. Doch in vorliegendem Buche hat er einmal gar rüstig wieder Hand ans Werk gelegt. Man darf nicht deshalb erröthen und erschrecken, denn nur von Dingen, nicht von Personen ist die Rede, und besonders im letzten Fall sieht man die Göttin wie eine Hekate. Bekanntlich ist Adam Smith die Losung gewisser Staatsweisheitslehrer. Den Einen besuchten die Geniefunken, er raubte davon wie Prometheus, und that nun, als leuchteten die Blitze aus ihm. Ein Anderer hatte ein großes Talent des Nachdenkens, (nicht im gewöhnlichen Sinn, sondern als Hinterdreindenken genommen,) und konnte es nach Herzenslust entwickeln, wenn er aus Adam Smiths Kalch und Ziegeln neue Baue fertigte. Viele mühten sich nicht einmal so weit, schrieen aber im Chor: Nur Smith, dann regnet das Manna vom Himmel, auf Erden fluthen Milch und Honig, das Paradiesgärtlein ist da. Während des Geschrei's blieb

> Die Göttin tief und dicht verhangen,
> Ja, wär' es nach den Herr'n gegangen,
> Sie hätten an den Mund, der auch sich gerne regt,
> Ihr noch ein Papagenoschloß gelegt.

In vorliegender Schrift aber können wir schauen und vernehmen; der Verfasser stellte auch die ehrwürdige Matrone Erfahrung noch zum Thron der Göttin, und beide verkünden laut: was von Adam Smiths Lehrsätzen für den Preußischen Staat anwendbar sey, und was nicht. Der enge Raum gestattet uns keine weitläuftige Zergliederung. Wir begnügen uns nur anzumerken, daß hier der Smithsche Hauptsatz, nach welchem:

> Jede Regierung die Staatsbürger bei ihrem Eigennutz allein fassen, und es diesen allein überlassen solle, welche Art von Gewerbe sie treiben wollen, sich darum gar nicht zu bekümmern, nur das Recht handhaben, und den Staat gegen feindliche Einfälle schützen solle u. s. w.

gleich zu Anfang mit den Donnerworten angegriffen wird:

> Diese Freiheit des Privat-Eigennutzes müsse am Ende alle Regierung über den Haufen werfen, und den Staat preisgeben; sie müßte die Bedingung, den Feind abzuwehren, unmöglich machen, indem sie mit der Ehre, mit der Pflicht, mit allen höheren edlen Triebfedern der Völker in Widerspruch steht.

Die Kritik des Lehrgebäudes geht im Allgemeinen von der Hauptidee aus:

> daß die Regierung das Summum der Nationalweisheit enthalten, daher die Nationalbetriebsamkeit leiten, oder nur da solche erzwingen müsse, wo die Völker noch in ihrer Kindheit sind. Daß es der Zweck der Individuen der Staaten, und der Menschheit überhaupt sey, verständiger, dadurch freier und selbstständiger zu werden, sich zu entwickeln und dem Ideal der Menschheit sich zu nähern.

Sie wird meisterhaft durchgeführt; den Smithschen, wirklich neuen, wahren und guten Ideen widerfährt indessen auch ihr volles gebührendes Recht; ja sie werden oft noch mehr in den Vorgrund einer richtigen Beleuchtung gezogen, als es selbst von manchen blinden Vergötterern geschah. Vor allem finden wir die Natur der Staatsrente, der stehenden und umlaufenden Kapitalien, die Smithsche Theorie des Geldes, das Verhältniß des landbaulichen und städtischen Kunstfleißes zu einander, die Lehre von Auflagen und Steuern und noch manches Andere, ungemein scharf nach jedem bisher ausgesprochenen Für und Wider abgewogen, eben so lichtvoll als praktisch nützlich dargestellt, und noch mit vielen neuen Gedanken bereichert. Das Buch ist schon in vielen Händen, wie seine zweite Auflage beweist, verdient aber noch in weit mehreren zu seyn. Behandelt es doch die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen im Staate.

Vermischte Nachrichten.

Von dem Stückgießer Henschel zu Kassel wird jetzt eine Kaffeefabrik angelegt, worin der Kaffee, nach einer neuen Erfindung, so zubereitet werden soll, daß man das Kaffeegetränk, mittelst bloßen Aufgießens von heißem Wasser, überall selbst bereiten kann.

— Unlängst verkaufte ein Englischer Matrose seine dreiundzwanzigjährige, hübsche und gesunde Frau auf dem Markt von Smithfield zu London für vier und einen halben Schilling. Eben wollte man in einem nahen Wirthshause die Sache in Richtigkeit bringen, als Verkäufer, Käufer und Verkaufte von Polizeidienern ergriffen und zu einer Magistratsperson geführt wurden. Wahrscheinlich ward der Contrakt dort unterzeichnet und als rechtsgültig bestätigt. — Wie glücklich sind manche Deutsche Frauen, und wie unglücklich manche Deutsche Männer, daß sie nicht einem ähnlichen Gesetz unterworfen sind! —

1817. Nro. 163.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Sonnabend, den 10ten Mai.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Der patriotiſche Kaufmann in Breslau.

In dieſem, jede Minute erwetalichem, Geſchichtchen mögen drei Männer, A, B und C, auftreten.

A war Ehedem Preußiſcher Offizier, und hat 1813 dem Staate ſeine Dienſte für den Krieg wieder an. Er folgte dem Hauptquartier von Dresden nach Bautzen, Görlitz, bis zur Schleſiſchen Gränze. Auf ſeine Briefe, worin er um Anſtellung bat, empfing er keine Antwort. Nach vierwöchentlichem Harren fragte er einen gewichtigen Mann: Habe ich eine Anſtellung zu hoffen? Der Beſcheid hieß wörtlich So lange die Troublen dauern wohl nicht.

Gerade der Troublen halber war A gekommen; er hatte allen Grund zu vermuthen: daß es nachher um ſo viel weniger geſchehn würde. Er bat alſo um die Erlaubniß: zurück nach Berlin gehn zu dürfen, um ſich dort beim Landſturm zu ſtellen, wozu er nach ſeinen Jahren gehörte. Sie ward ihm freundlich zugeſtanden.

Die Franzoſen drängten aber, ſtreiften bereits nach Niederſchleſien, der Poſtenlauf zur Mark endete. A konnte den Weg nach Berlin noch nicht einſchlagen, ging nach Liegnitz. Bald nahten die Feinde auch hier, er ging nach Breslau. Dort hieß es: der Landſturm ſolle die Stadt vertheidigen. A ging zum Major v. Malzahn, ſeinem alten Bekannten, und ſagte ihm: Nach Berlin kann ich nicht, dem Geſetz aber auch in Breslau gnügen; machen Sie, daß ich beim hieſigen Landſturm einen Platz erhalte. Man hob ihn jedoch wieder auf.

Nun blieb für A nichts übrig, als ſich abermal weiter zu begeben. Morgen ſchon erwartete man die Franzoſen, ſchreckliche Gerüchte liefen um. Tauſende von Einwohnern flohen, kein Pferd war mehr zu bekommen.

An einer Wirthstafel hatte A den B kennen gelernt. B war ein junger Offizier, damal außer Dienſt, erwartete aber einem Regiment zugetheilt zu werden, und trug Uniform. Komm n Sie heute Abend um 7 Uhr auf den Markt, ſag e er zu A, ich erhalte Vorſpann, will Sie mitnehmen.

A fand ſich ein, B erſchien nicht. A war kränklich, zu keiner Fußreiſe geeignet, mußte bemerken: Wo 60,000 Menſchen bleiben, bleibe ich auch.

Den andern Morgen rückten die Feinde ein. A ſtand auf dem Markt. Der Schauſpieler, Herr D***, kam auch, A trat zu ihm: Beide theilten ihre Anſichten der niederſchlagenden Erſcheinung einander mit.

Plötzlich ſprang ein kleiner Mann herbei, warf ſich in des Mimen Arm, beklagte die Abſtellung des Landſturms, und wies einen Dolch, den er unter ſein Gilet geſteckt hatte. Wir Einwohner, rief er, ſollten über die Franzoſen herfallen!

Man lobte seinen patriotischen Sinn und Muth, machte ihm aber doch bemerklich, was nahe lag. Der einrückenden Besatzung folgten nehmlich 30,000 Mann mit vieler Artillerie, und bei gar wenigen Einwohnern ließ sich wohl ein ähnlicher Wille voraussehen.

Er ging. A fragte Herren D***: Wer ist das?

„Ein Kaufmann, Namens ***.“

Den andern Abend befand sich A im Stillerschen Garten, und wurde hinausgerufen, weil ihn Jemand zu sprechen verlangte. Erstaunt sah er jenen Offizier, tief verkleidet, ein Tuch vor den Mund.

„Und Sie sind noch nicht weg? Erfahren es die Franzosen, werden Sie ja gefangen genommen.“

Ich war schon in Ohlau, hieß die Antwort. Der Russische General S*** hat keine Nachricht, wie stark der Feind sey, wie er in und um Breslau sich aufgestellt hat. Da erbot ich mich, verkleidet nach Breslau zu eilen, und ihn zu recognosciren.

A mußte wohl befremdet seyn; doch fiel ihm bei: daß ja Schill ähnlicher List sich bedient hatte, daß im siebenjährigen Kriege dem General Winterfeld ein Ingenieur-Lieutenant als Reitknecht folgte, um die Verschanzungen der Sachsen bei Pirna wahrzunehmen, während der General im Hauptquartiere unterhandelte; ja, daß Mathias Hunniades Corvinus, in Bauernkleidung, Lebensmittel ins Türkische Lager brachte, und vor dem Zelte des Veziers feilbot.

D fuhr fort: Ob ich Sie gleich nur seit wenigen Tagen kenne, glaube ich doch Vertrauen zu Ihnen hegen zu dürfen. Nehmen Sie mich in Ihre Wohnung auf, und — stehen Sie mir in meinen Verrichtungen bei.

Die Zumuthung war etwas stark. Dem A drängte sich unwillkührlich das Bildniß eines Sandhäufleins und sechs zielender Französischen Flinten vor die Fantasie.

Er antwortete: Unmöglich können Sie bei mir wohnen. Ich miethete ein Zimmer bei einer Dame. Dort erscheint Besuch. Ihr Geheimniß ist zu ernst, um es Frauenzungen zu überantworten. Doch hoffe ich Ihnen einen sichern Aufenthalt auszumitteln. Das Uebrige — wollen wir sehen.

A dachte an den kleinen Mann mit dem Dolch, einem Werkzeug, das man in unsern Gegenden außer dem Theater selten erblickt. Er schien doch kein bloßer Zungenpatriot.

Deshalb eilte A zu ihm. Herr ***, sagte er, wir kennen einander nicht, doch bin ich überzeugt: man dürfe zu Ihrer Vaterlandsliebe etwas wagen. Es bedarf Jemand eine sehr geheime Wohnung; auch einen Nothwinkel, wo ihn, im Fall von Verrath und Nachsuchung, der Teufel selbst nicht fände; auch einen sichern verschlagnen Boten. Ich müßte irren, wären Sie nicht der Mann, der zu dem Allen Rath schaffte. Ihr Herz fordert Sie gewiß dazu auf, und ohnehin besiehlt das Landsturmedikt allen Preußischen Unterthanen: wo sie es nur können, mitzuwirken, daß man über den Feind Nachrichten erhalte.

Der Mann — wir wollen ihn nun mit C bezeichnen — nahm nicht nur keinen Anstand, sondern freute sich hoch zu dem bedenklichen Antrag. Oben unterm Dach hatte er ein Stübchen, dessen Eingang mit Brettern versetzt wurde, wenn der neue Gast sich hineinbegeben. Ein herrnloser Bedienter wurde an einer Seite mit Geld und weiter verhießnem namhaften Lohn, und an der andern mit Drohung des Schlimmsten, gewonnen und treu gemacht.

D war äußerst verwegen, spazierte die Französischen Linien auf und ab, machte gleichsam bei ihren Wachen und Bereitschaften Runden, zählte ihre Kanonen u. s. w. Vom Elisabeththurm wurden die Läger der Umgegend besehn. In Wein- und Kaffeehäusern die Gespräche Französischer, Sächsischer, Würtembergischer Offiziere belauscht, mit ihnen selbst deren angeknüpft; durch Napoleonischgesinnte Reden ihr Zutrauen, ihre Aeußerungen über die nächsten Absichten, ihnen entlockt. Alles Erfahrne brachte D sodann zu Papier, der Bote schlich damit nach Ohlau, kam von dort mit Aufträgen zurück, ging wieder u. s. w. Dem C — der übrigens auch eine Reise bis Liegnitz und weiter machte, die ihm über 100 Thaler kostete *), und den Hals leicht hätte kosten können — war es, als Einwohner, möglich: den Nachrichtenvorrath des D zu bereichern, und er sparte nicht Geld, nicht Mühe. Sein Eifer trieb es bis zu großer Unvorsichtkeit; denn er vermochte Wirthe und Aufwärter an öffentlichen Orten, auf der Fremdlinge Reden Acht zu geben, und sie ihm zu hinterbringen. Es kam auch dahin: daß manche

*) Und C ist nicht eben reich. — Früher hatte er sich zu einer Offizierstelle bei der Landwehr gemeldet, doch seiner kleinen schwächlichen Gestalt willen keine Aufnahme gefunden.

Breslauer wahrnahmen was vorging, und nicht zu dreist zu ſeyn warnten; doch verrathen wurde nichts.

Man entwarf jedoch einen ausgedehnteren Plan. Die Franzoſen ſtellten ihre Hauptmacht in und zwiſchen den, auf dem Wege nach Strehlen liegenden, Dörfern zuſammen; die Richtung nach Ohlau hatten ſie dergeſtalt vernachläſſigt, daß einſt bei hellem Tage Koſaken durch die Vorſtadt bis zum Thore drangen. Dieſer Umſtand weckte den Gedanken: ein nächtlicher Ueberfall von Ohlau her dürfte wohl thunlich ſeyn. Bis zum ſogenannten Rothkretſcham — kaum eine halbe Meile vom Endpunkt der Vorſtadt — reichte die äußerſte Linie der Koſaken. Hinter ihr konnte ſich die Infanterie unentdeckt ſammeln, um ein Reuterecorps, das in einer Viertelſtunde Breslau zu erreichen vermochte, zu unterſtützen. Einige Infanterie ſchlich wohl durchs Getraide bis ziemlich zur Vorſtadt, wo erſt die Franzöſiſchen Poſten ſtanden. Entweder ſie hatten über das in Ohlau befindliche Corps nicht hinlängliche Nachricht, oder hielten es zu ſchwach, um von daher etwas beſorgen zu dürfen. Ihre Aufmerkſamkeit richtete ſich hauptſächlich nach Strehlen hin, wo Blücher ſtand.

Reuterei zählten ſie wenig, und das bivouakirende Fußvolk würde der in Breslau überfallenen Beſatzung erſt nach mehr als einer Stunde haben zu Hülfe eilen können.

In der Ohlauer Vorſtadt ſtanden Bereitſchaften. Dieſe konnte leichte Reuterei werfen und umgehn. Die Stadt war gegen einen ſogenannten coup de main damal noch ziemlich geſichert; die naſſen Feſtungsgräben noch nicht zugeworfen, die Thore ſtark beſetzt. Aber jene hatten eine ſeichte Stelle, der Taſchenbaſtion gegenüber. Reuter und Fußgänger konnten ſie bequem durchwaten. Den Franzoſen ſchien der Umſtand entgangen zu ſeyn; nur ein Corporal und 12 Mann hielten an jenem Baſtion die Wache. Von da führte eine bloß hölzerne Pforte zur Taſchengaſſe. Hier konnte man folglich leicht in die Stadt dringen, die Wache am Ohlauer Thor in den Rücken nehmen und es öffnen.

Durch ſolchen Ueberfall hätte man nun keinen Hauptſchlag ausführen, aber dem Feinde manchen empfindlichen Schaden zufügen können. Dreißig Kanonen ſtanden am Schweidnitzer Thor,* und warum eine leichte Beute. Vier bis fünf Generale, mehrere andere wichtige Offiziere und Beamte waren in Breslau, und man konnte ihrer habhaft werden. Und die ganze Beſatzung würde ſich wohl um manchen Kopf vermindert haben. Dies war ſchon eines kecken Verſuchs werth.

Es wurde alſo ein Plan entworfen. Der B wollte ſeine Ausführung dem General S*** vorſchlagen, und zu dem Ende in eigner Perſon nach Ohlau. Er hoffte: jener Feldherr würde darauf eingehn, und in der That ſchien er auf die empfangenen Berichte Werth zu legen.

Dem C wurde nichts verheimlicht; wozu auch dieſer treuen Seele. Er wollte jedoch keinen müßigen Zuſchauer abgeben. Ein achtzig bis hundert Bürgersleute könne er doch wohl, ſagte er, die mit dreinſchlügen, wenn nur ein Anderer anfinge. Der D müſſe ihn nur heimlich unterrichten: in welcher Nacht und um welche Stunde der Ueberfall beſchloſſen ſey. Dann lade er, der C, ſolche Männer, unter allerhand Vorwand, theils zu ſich, theils in nahe öffentliche Häuſer. Man gäbe den Waklern wacker zu trinken. Man ſorgte, daß ſie irgend etwas von Gewehr ſchnell abreichen könnten. Fünf Minuten vor dem Beginn des Angriffs würde ihnen eröffnet: warum man ſie verſammelt habe. Mit dem erſten Schuß eilte die Schaar nach der Wohnung des Commandanten, bemächtigte ſich ſeiner und ſeines Generalſtaabs lebendig oder todt; dann ſey kein Befehl in der Stadt, doppelte Verwirrung müſſe bei der Garniſon entſtehn. Die Angreifer müßten ihn ſodann bald verſtärken u. ſ. w.

Man darf unſern C nur kennen, um überzeugt zu ſeyn: daß ſeine Praxis der Theorie Wort gehalten haben würde.

Es kam jedoch nicht dazu, weil eben, als man in Breslau über die Einzelnheiten des Entwurfes berieth, der Waffenſtillſtand eintrat, und die Hauptſtadt Schleſiens von den Feinden geräumt wurde.

Wir mögen bei kaltem Blut einen Entwurf, der da heißem gemacht worden, nicht unbedingt loben. Gingen die Ruſſen *) auf ihn ein, ließ auch ihre bekannte Schnelligkeit und Tapferkeit großen Erfolgen entgegenſehn. Geſetzt aber, man hätte auch dreißig Kanonen genommen, mehrere Generale u. ſ. w. gefangen, ſelbſt ein Paar Tauſend Feinde außer Kampf geſetzt, ſo frägt ſich wieder: ob der hieraus vermuthlich erwachſene Schaden — für den Preußiſchen Staat — nicht jenen Vortheil aufgewogen haben dürfte. Weit ſtärker waren die Franzoſen und Rheinbündner hier immer; die Angreifenden hätten zeitig ihren Rückzug antreten müſſen, und die Franzoſen der Stadt ſich

*) Es befanden ſich aber auch Preußen in und um Ohlau.

wieder bemächtigt; wo denn Plünderung und andre schlimme Uebel um so leichter sie hätten treffen können, wenn an dem Kampf auch Einwohner Theil genommen hätten. Ein geplündertes oder gar verbranntes Breslau hätten aber dreißig Kanonen u. s. w. nicht bezahlt. Darum waren auch B und A der Meinung: die Bürger sollten nur davon bleiben, wogegen der C aber gewaltig protestirte.

Nun, der Plan gelangte nicht zur Reife; ist der C aber wohl unter die ächten oder die Scheinpatrioten zu stellen?

Sollte ein Patriot von Einfluß ihm ein bürgerliches Ehrenzeichen verschaffen wollen, erbietet man sich nicht allein seinen Namen zu nennen, sondern auch glaubwürdige Männer in Breslau nachzuweisen, welchen die näheren Umstände bekannt wurden, und die des hier Erzählten Wahrheit nicht abläugnen können. Der Scene mit dem Dolch wohnte Jemand bei, der jetzt in Berlin lebt, nehmlich der Schauspieler Herr D***.

Exekution der Liebe.

„Wer stiehlt, muß hängen,
Ist alter Brauch,“
Sprach jüngst Mathilde,
Als ich ihr einen Kuß gestohlen;
Und hing mich auch,
Doch nur im Bilde,
An ihren Busen.

Charaden.

1.

Der Sonne heißer Strahl hat vorwärts mich verbrannt;
Aus Rache hab' ich rückwärts ihren Strahl verbannt.

2.

Ein kleiner muntrer Bub' bin ich,
Verwunde Bau'r und König,
Der Stand, das Alter kümmert mich,
Wie das Geschlecht, sehr wenig;
Wenn man das Köpfchen mir zum Schwänzchen setzt,
So bin ein Dingchen ich, das Aug' und Nas' ergötzt.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Zwei neue Stücke sahen wir; von einem lohnt sich wenig zu reden, vom andern mehr als dieser Blätter Raum zugiebt.

Das Gut Sternberg, von Frau von Weißenthurn, hat Interesse, Verwicklung, Witz, Laune, Charakteristik, doch von all dem Genannten auch immer nur wenig. Ein Gutsherr, den man in einer — ohnehin gleich geahnten — Verkleidung das Wirthschaftsführen seiner Leute prüfen sieht, und von allerhand — auch bald vorausgesehene — Mißbräuche und Uebervortheilungen entdecken, kann nicht sehr lebendig anziehen, die Bearbeitung hätte den Stoff denn um ein Gutes noch mehr in dem Geiste behandelt, worin fleißige Nationen ihre rohen Produkte veredeln. Einiges von diesem Fleiße ist geschehn, in der nicht unglücklichen Manier der Verfasserin, die bekannt ist, dem Komischen jedoch nicht eine so gelingende Wirkung zu erschaffen vermag, wie dem Rührenden; was denn auch die Gattung bezeichnet, in deren Kreis allein sich zu bewegen die Verfasserin wohl thun dürfte.

Axel und Walburg ist als Darstellung bei uns neu, gedruckt wurde schon 1810 diese Tragödie bei Cotta. Sie gehört in die Klasse der Schicksalsgemälde und des auf die Bühne gebrachten Kirchenthums. Zu beiden gab Schiller den ersten Impuls, und bald häufte sich die, schon von Horaz mit einem Anathema belegte, Zahl der Nachahmer. Was soll das? Auch beim Guten müßte die viele Wiederholung schaden; es kömmt aber noch darauf an: ob das Gute auch gut verarbeitet wird, und da sind wir an das Sprüchlein duo si faciunt idem non est idem erinnert. Wenn die über Wallenstein, über jene feindlichen Brüder schwebende verhängnißvolle Göttin erhebend rührende Betrachtungen und Gefühle erregt, so kann man sie uns auch wieder als ein Fratzenzerrbild erscheinen lassen, das eitel unholde Grausenschauder weckt. Wenn in Maria Stuart das Religiöse eine bezaubernde Gewalt über die Fantasie übt, die ganze poetische idealische Region der (katholischen) Kirche sich öffnet, des Dichters Fittig auch noch strebt, über das Gegebne sich hinauszuschwingen, dann gelingt ihm das Emportragen des Gemüths; dann muß das kunstsinnige Urtheil bewundern, und wird sich davon Rechenschaft ablegen können. Wo es hingegen nur darum zu thun scheint, Kreuze, Altäre, Gebet u. s. w. beizubringen, muß das, des Oftgesehenen willen schon, an Wirkung verarmen, und um desto schlimmer, wenn man das poetische Mühn gewahrt, den Gegenstand mit Weihe und Verklärung zu umgeben, und er gegen das Mühn sich sträubt. Bei einem Trauerspiel, das wie Axel und Walburg von Anfang bis zum seligen Ende in der Kirche spielt, muß — trotz aller löblichen Einheit des Ortes — den Zuschauern wenigstens die Zeit vor dem bleibenden Anblick des Heiligthums lang werden. (Die Forts. folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der Französische Ehevrokurator Villaume soll, wie öffentliche Blätter anführen, über die Zudringlichkeit mehrerer alten Jungfern in Paris den Verstand verloren haben. Es steht zu erwarten, daß gedachte alte Jungfern das von Hn. Villaume errichtete Heirathsbüreau nun selbst fortsetzen werden; wenigstens dürften sie auf andre Weise schwerlich unter die Haube kommen.

— Im Korrespondenten v. u. f. Deutschland wird, bei der immer mehr zunehmenden Theurung aller Lebensbedürfnisse und dem Zweifel einer diesjährigen ersprießlichen Gemüse-Gärtnerei, der Anbau der gelben Holländischen Teller- oder Mohrrübe sehr empfohlen. Sie ist wohlfeil, wohlschmeckend, liefert dem Landmann, ohne Nachtheil seiner übrigen Früchte, einen guten Ertrag, und kann 4 bis 5 Wochen nach der Aussaat gespeist werden. Kartoffel- und Brachland kann man benutzen, wenn der Saame beim Pflügen mit eingesäet, oder, wenn es die Witterung noch nicht erlaubt, späterhin eingeeggt wird. In Würtemberg sind bedeutende Aussaaten davon angeordnet worden.

1817. Nro. 164.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Dienſtag, den 13ten Mai.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Cäciliens Blüthenzeit.

Aufgeblüht in der Fülle jugendlicher Anmuth, und ausgeſtattet mit den herrlichſten Anlagen, die, unter einem günſtigen Geſtirn entfaltet, dem dunklen Erdenleben Werth und Bedeutung verleihen, erwuchs Cäcilie, die einzige Tochter eines angeſehenen aber nicht reichen Beamten in ***. Wenn ein gebildeter Geiſt mit einem ſehr edlen Herzen in der lieblichſten Harmonie gepaart, wenn eine einnehmende Geſtalt durch feine Bildung für Welt und Leben verſchönt, veredelt und erhöht, die gegründetſten Anſprüche auf ein reines Lebensglück geben, ſo verdiente wohl Cäcilie ein hohes Loos auf Erden.

Gleich einer Frühlingsroſe entfaltete ſich Cäcilie, voll jugendlicher Lebensluſt, unter den Händen einer zärtlich liebenden Mutter, welche es für ihre einzige und höchſte Glückſeligkeit hielt, die ſchönen Anlagen der geliebten Tochter aufs beſte zu entwickeln und zu bilden, um ſie dadurch zu dem Glück, in der Welt eine große Rolle mit Ehren ſpielen zu können, vorzubereiten. Cäciliens Mutter beſaß Verſtand und Einſicht, die Anlagen der Tochter nach ihrem Werthe ſchätzen und würdigen zu können; und Gewandtheit des Geiſtes, um den einmal ins Auge gefaßten Zielpunkt alles ihres Sinnens und Strebens ſtets verfolgen und ſicher treffen zu können; und Cäcilie, mit einem Herzen voll Liebe für die Menſchheit, und mit allen Anſprüchen auf reines Lebensglück, verfehlte dennoch das ſchöne Ziel des Weibes: — durch Liebe zu beglücken und beglückt zu werden. —

Wie doch der Menſchengeiſt oft in leeren Phantomen und unweſentlichen Anſetzungen ſeine Glückſeligkeit ſucht! — Cäciliens Mutter haſchte nach einem Schein von Hoheit und Größe; und ſie, der es der Himmel nicht gewährt hatte, in einem Stande zu leben, in welchem ſie allen andern ihres Gleichen imponiren, und mit den höchſten Ständen in unmittelbare Berührung kommen konnte, ſuchte dieſes glänzende Ziel wenigſtens in ihrer Tochter zu erreichen. Kein anderer Gemahl ſollte erkohren, keinem andern Freier die Wahlfähigkeit zuerkannt werden, als — der mit Sechſen fahren könne. Und gewiß, wenn man Cäciliens Geiſt und Anmuth, wenn man ihr feines Betragen in der Geſellſchaft in Betrachtung zog, ſo mußte man ſie dieſer Auszeichnung für würdig halten; nur Schade, daß die Wirklichkeit nicht allemal unſere Träume aus der Ideenwelt zu realiſiren verſteht! — Die Excellenzen und Hoheiten wollten nicht kommen, um die Hand der ſchönen Cäcilie zu werben.

Hatte denn aber Cäciliens Vater kein Stimmrecht bei der Wahl? — Freilich wohl, in ſo fern er dem gefaßten Beſchluſſe die gehörige Sanktion

geben konnte oder mußte; denn der Mutter Wahlspruch war: „Mein Wille, Dein Rath!“ — Was Ihre mütterliche Hoheit und Herrlichkeit beschlossen hatten, das wurde hinterher dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten, worüber ihr Gatte das Portefeuille führte, zur Bekanntmachung durch die Zeitungen mitgetheilt. Die klügere Vernunft des Vaters hatte freilich mancherlei erhebliche Bedenklichkeiten bei dem so eingeleiteten Plane des Direktoriums, besonders als er sah, daß er sich nicht nach Wunsch wollte realisiren lassen.

Bei so bewandten Umständen war es denn wohl verzeihlich, wenn die Macht der weiblichen Vorsätze und Entschließungen allmählich wankend zu werden begann; man suchte einzulenken, und da die Eidame mit sechs Pferden, die Minister und Geheimen-Räthe nicht kamen, so begnügte man sich mit vier Pferden; und es schien auch, als wolle diese Aenderung von den erwünschtesten Folgen seyn.

Zwei junge Herren von Adel umflatterten eine Weile die schöne Cäcilie, aber sie wurden nicht geachtet, obgleich die Mutter sich durch die adliche Sippschaft geschmeichelt fühlen mochte: denn ihre Absichten waren eben nicht die lautersten bei ihrer Bewerbung um Cäciliens Hand. Sie wußten es nur zu wohl, daß sie mit ihr keine stiftsfähige Nachkommenschaft erwarten durften; allein die reiche Erbschaft, welche Cäcilie von einem alten Onkel zu hoffen hatte, war eine zu einladende Lockspeise für sie, bei ihrem schwankenden Finanzsystem, als daß sie nicht die schöne Braut als Zugabe hatten mit hinnehmen mögen. Cäciliens hellen Blicken war auch diese Absicht nicht entgangen, daher zog sie sich bescheiden zurück, und die Herren entfernten sich, ehe es zu einer bestimmten Erklärung kam.

Der erste, der es mit seinen Bewerbungen ernstlich meinte, war ein Doktor der Rechte. — „Was jetzt noch nicht ist, kann ja wohl noch werden!“ — dachte die Mutter. Wie leicht ist es einem Doktor der Rechte, durch sein Ansehn, durch seine Geschicklichkeit, durch mancherlei Dienste, welche er den Großen und Reichen in ihren rechtlichen Angelegenheiten leistet, zu ansehnlichem Vermögen, Macht und Einfluß zu gelangen, der Person des Fürsten näher zu kommen, und zu dem hohen Range, ohne den man nun einmal nicht leben zu können glaubte, emporzusteigen. Der Doktor war ein feiner und artiger Mann, obgleich nicht schön; indeß, was lag daran, wenn seine Person nur als Mittel diente, Cäcilien die ihrer würdige Auszeichnung zu erringen. Der Doktor Wallenroth war aber auch ein edler Mann, von vielen Geistesvorzügen; er hatte seine Kenntnisse auf Reisen ungemein erweitert, und sein nicht unbeträchtliches Vermögen gewährte ihm die Mittel zu einem anständigen Lebensgenusse; allein er liebte die Verschwendung nicht, und wollte lieber durch einige zeitgemäße Einschränkungen es dahin bringen, daß er in spätern Jahren bequem leben, und seinen künftigen Kindern eine anständige Erziehung geben könne.

Cäcilie fand ihn liebenswürdig, und kam ihm mit offenen Zutrauen entgegen; und in Stunden süßer Vertraulichkeit, wo Wallenroth sich mit ihr über seinen künftigen Lebensplan unterredete, schloß sich sein ganzes Herz gegen sie auf. Mit offner und unbefangener Freimüthigkeit theilte er ihr seine Ansichten von Welt und Menschenleben, seine Ueberzeugungen von häuslicher Glückseligkeit, und seine Wünsche und Hoffnungen mit, daß Cäcilie auch da, wo ihre Meinungen zuweilen von den seinigen abweichend waren, ihn dennoch hochschätzen und lieben lernte. — Wer aber nicht mit ihm einverstanden war, das war — Cäciliens Mutter! So viele Hoffnung sie ihm anfänglich gegeben hatte, so absprechend und spöttisch begegnete sie ihm nun, und suchte sein Ehrgefühl in Anspruch zu nehmen, um ihn zu bewegen, ihre hochfliegenden Pläne mit ihrer Tochter auszuführen. Welchen Ausgang dies am Ende nehmen müsse, daran dachte die Eitle nicht. — Wallenroth verlangte eine bestimmte Erklärung: Ja oder Nein! — Er bat endlich beim Abschiede so dringend, ihn nicht mit vergeblichen Hoffnungen hinzuhalten. Man suchte Ausflüchte; Wallenroth ahnete nichts Gutes, und — reisete ab.

Als er in seiner Heimath angekommen war, schrieb er nochmals recht dringend und liebevoll an seine Cäcilie, und sprach von den Hoffnungen für die Zukunft, von dem Glück ihres künftigen Lebens in stiller Häuslichkeit, frei von dem täuschenden Glanz des Hofes und der großen Welt, daß Cäcilie innig gerührt wurde.

„Was? — rief die Mutter im vollen Eifer aus; — ein solcher Mann wagt es, mir vorzuschreiben, was für Grundsätze ich befolgen soll? Ein Mann will meiner Neigung gebieten? — Er beherrsche, wen er will! Wir wollen ihm zeigen, daß man uns nicht ungestraft beleidigen könne!“

Cäcilie wollte Gegenvorstellungen machen: — Er habe es ja nicht so böse gemeint! — allein die Mutter drohte: alle ihren königlichen Zorn und Ungnade über sie auszuschütten, wenn sie weiter daran denken wolle, eine ihrer unwürdige Verbindung zu schließen. Die Arme, in ihren Hoffnungen Getäuschte, mußte einen förmlichen Absagebrief an den Unartigen schreiben, so wie die Mutter ihn diktirte; und so war ihre Hand wieder frei, nur ihr Herz noch nicht ganz. Sie trauerte um den Verlornen, den sie zwar nicht mit jener Innigkeit geliebt hatte, welche die Frucht der reinen Seelenharmonie zu seyn pflegt, der aber doch ihre ganze Achtung mit hinnahm; und sie konnte lange nicht sein Bild aus ihrem Herzen reißen.

Bald meldete sich ein anderer Freier, der Forstrath Haubold, ein schöner und, wie es den Anschein hatte, recht solider Mann, der durch einen lebhaft betriebenen Holzhandel nach dem Auslande sich bedeutende Verbindungen und reiche Quellen des Wohlstandes eröffnet hatte, und in seinem ganzen Thun und Wesen stets eine glänzende Außenseite zu zeigen wußte. Aber — selbst im vertraulichsten Gespräch schreckte sein Blick oft scheu in sich selbst zurück, und verkündete eine geheime Unruhe seines Herzens, so daß Cäcilien nicht wohl ward in seiner Nähe. Sein ausgebreiteter Verkehr hatte ihn verleitet, einen ungemessenen Aufwand zu machen; man sprach ziemlich laut: er spiele hoch und — unglücklich; ja man sagte sich's ins Ohr: mit seiner Kasse stehe es nicht ganz richtig; daher der scheue Blick, wenn ihn das Auge des stillen Beobachters traf. — Cäciliens Onkel war indes gestorben, der Forstrath spekulirte auf sein Gold; allein es fand sich, bei Eröffnung des Testaments, daß seine Schulden beinahe seinem Vermögen das Gleichgewicht hielten; auch hatte er durch bedeutende Legate den Ueberrest noch mehr geschmälert, und dadurch einen weitaussehenden Prozeß fast mit Gewißheit herbeigeführt, weil der Nachlaß nicht hinreichen wollte, alle Ansprüche zu befriedigen. Der Forstrath wurde kälter: und Cäcilie, welche seinen Charakter nun, wie er war, durchschaute, gab dem goldbegierigen Liebhaber, der mit der reichen Erbschaft nur seine Schulden zu decken gehofft hatte — den Korb.

(Der Schluß folgt.)

Streben.

In ein Stammbuch.

Wie wechselt das Leben Gewand um Gewand,
Die Gleichheit machet ermüden,
Die Götter, sie wollen mit schonender Hand,
Das Bild ist Jedem beschieden.
Doch der strebende Mensch, im eitlen Wahn,
Verirret sich stets von der rechten Bahn.

Was vor ihm liegt, er niemal schaut,
Wonach sein Sehnen und Sorgen,
Den Winden und Wogen er kühlich traut,
Ihm dünkt's in der Ferne verborgen,
Und füllt ihm die Ferne den Busen nicht aus,
Er kehrt nicht mehr in das heimische Haus.

Mit den Himmlischen selber wagt er den Streit,
Er vermißt sich das Glück zu erringen,
Im Kampf entfliehet die köstliche Zeit,
Der Frevel kann nicht gelingen;
Wer willig sich giebt in der Götter Gewalt,
Der findet den Zauber des Lebens bald.

A. Wernicke.

Kleinigkeiten.

1.

Soll nur Liebe die Herzen zum heimlichen Lager vereinen:
Bald ist verwüstet das Feld, still ist die lärmende Stadt.
Ehre gebühret dem Zwang! Durch unauflösliche Ringe
Knüpft er das Menschengeschlecht eines dem anderen an.

2.

Wen sie zum Mann sich ermählt, beschäftigte lange Fortuna,
Endlich mit sichtbarerem Blick reichte sie Momus die Hand.

3.

Jugendlich schön ist das Leben, es reicht uns duftende Blumen,
Aber der finstere Ernst gehet an ihnen vorbei.
Sind sie dahin, und es wiegt sich allein der entblätterte Stengel,
Ach, dann ahnet er erst, daß er sie pflücken gesollt.

4.

Wipfe, der Wind und die Welle, sie sind in beständigem Kampfe,
Aber die grause beherrscht nimmer der stürmende Wind.
Mag er sie vorwärts jagen, zerdreh'n er sie auch in die Weite:
Wandelt sie, ehe er's wähnt, hinter dem Rücken mit Hohn.

A. Wernicke.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

(Fortsetzung.)

Obgedachtes und mehr dieser Art ist hier freilich zu sagen, wahr bleibt hingegen: daß Hr. Oehlenschläger von allen Nachahmern Schillers, und von allen die jetzt mittelalterlich und kirchlich manieriren, wahrlich die reichsten liebwürdigsten Gaben zum Tragödiendichter hat, er auch reine Eigenthümlichkeit würde entfalten können, wäre es ihm darum zu thun. Axel und Walburg blüht von hinreißenden ächt poetischen Blumen; rührendere Situationen haben wenige Trauerspiele in der Welt, und wer ihnen kalt gegenüber stehn zu bleiben vermag, aus dem muß alle menschliche Natur entflohn seyn. Bei dem allen wirkt es nicht recht auf der Bühne. Geschieht es in Kopenhagen mehr, nun so hat die nähere Verwandtschaft und Bekanntschaft mit nordischer Geschichte und Oertlichkeit daran Theil, obschon auch das Fremde und Ferne romantischer anweht, als das Eigne und Nahe. Dem sey wie ihm wolle, in Berlin wirkte die Tragödie bei zweimaliger Darstellung wenig. Beim Erstenmal ließ sich nicht wahrnehmen, daß die Menge ergriffen sey; beim Zweitenmal wehnte in dem halbleeren Hause noch mehr Gemüthskälte, und als nach gesunkenem Vorhang einige Beifallszeichen tönten, erhob man sich von anderen Seiten wider den Beifall. Wie ging das zu? Eine solche Aufnahme ziemte einem Kunstwerk nicht, das in einem so groß alterthümlichen Styl gearbeitet ist, ein Kunstwerk seltnen hochgediegenen Gehalts, das — zum Theil — so trifft, was das Kunstrichterthum der Zeit mindens verlangt, und — zum Theil — auch wieder in holder Originalität zum Gefühle spricht. Man kann die Erscheinung nicht mit Gemeinplätzen abfertigen wollen, als: das Publikum ist durch lose Speise geschmackverdorben, Trauerspiele machen kein Glück mehr, die Berliner sind — und wie es da weiter heißt. Sey das Trauerspiel nur wahrhaft was es soll, und es wird schon seine Theilnehmer in guter Zahl und warmer Lebendigkeit finden. Und die Berliner — warum sollten sie von anderen Großstädtern hier unterschieden seyn? — sind zu rühren, geben der Rührung sich willig hin, wir haben das oft, und im Uebermaaß, an den berufenen Hussiten erlebt. Da weinten die Berliner, sogar — o Wunder! — die Rezensenten. Axel und Walburg ist um noch vieles rührender.

Der Beurtheiler, vorher die Tragödie schon kennend, war gespannt darauf: ob sie Thränen hervorrufen würde. Er wenigstens sah keine. Dies muß seine Ursache haben; und wo konnten wir sie anders suchen, als in den Gesetzen und uralten Erfahrungen über die Theaterwirkung? Da zeigt nun einmal der Verfasser der Hussiten ein Meistertalent, rede man noch so viel ein. Und will man wieder nicht Thränen gerufen sehn, sondern nur das erhabne, geistige Wohlgefallen am Kunstwerk befriedigt, so fragen wir abermal: warum deutete solche Befriedigung sich bei Axel und Walburg nicht an? Aber die Gesetze — die wahrhaften, durch Jahrhunderte erprobten nehmlich — sind so leicht nicht zu umgehn, und wagt das ein Verwegner einmal, muß er die Ausnahme von der Regel auch auf eine gar feine Art zu rechtfertigen wissen. Die uralten legen dem Tragiker die Wahl eines Stoffes auf, in welchem, wenn sich schon die menschliche Natur im Einzelnen am Höchsten darin verherrlicht, doch auch im Allgemeinen wichtige Weltereignisse aufbrechen, und man das Loos über ganze Völker werfen sieht. Nun ist aber Axel und Walburg bei weitem eigentlicher ein elegischer, oder vielmehr ein Romanzenstoff, als ein hochtragischer. An Hakon und seine bedrohte Regierung fesselt man die Theilnahme zu wenig. (Die Fortsetzung folgt.)

Das Städelsche Vermächtniß.

Nur in einer freien Reichsstadt, wie Frankfurt, können bedeutende Vermächtnisse gemacht werden, hore ich oft von ihren Bürgern, und — sie haben Recht! Warum? Weil man hier Achtung und Scheu hat vor dem letzten Willen eines Sterbenden, und seinen Zweck nicht anderen Zwecken, die vielleicht gerade irgend Einem höher, edler und zeitgemäßer erscheinen, aufopfert oder unterordnet. In der Monarchie steht alles unter dem Willen und der obersten Aufsicht des Regenten; hier dagegen ist alles Gemeingut und dem Einzelnen daher unantastbar.

Ein jeder Reichsbürger weiß, daß das, was er zum Nutzen oder zur Verschönerung seiner Vaterstadt thut, nicht wieder durch andere Ansichten niedergerissen und aufgehoben werden kann, sondern daß es immerdar besteht, und durch Nacheiferung vielleicht noch vergrößert und weiter ausgeführt wird. Er hat sich also mit dem, was er Gutes thut, ein bleibendes Denkmaal gestiftet; und wer möchte das nicht gern? Daher finden sich auch in Frankfurt Vermächtnisse, wie sie schwerlich ein anderer Ort aufzuweisen haben dürfte. Nicht allein für Arme und Kranke ist in wohlthätigen Anstalten durch Legate und milde Stiftungen, sondern auch für Kunst und Wissenschaft hat man in reichen Vermächtnissen, fast möchte ich sagen verschwenderisch, gesorgt. Hieher gehört unter andern das Städelsche, das aus 1300000 Gulden besteht, und die Gründung einer Schule für Malerei und Kupferstecherkunst beabzweckt. Zur Ausführung dieses Planes soll ein eigenes Gebäude angekauft, und daselbst aufgestellt werden, was zu diesem Behufe dienet. Eine ansehnliche Sammlung von Gemälden und Kupferstichen hat der kunstliebende Städel, der früherhin Kaufmann war, später als Privatmann lebte, dem Kapital zugleich beigefügt, so daß weiter nichts zu wünschen übrig bleibt, als daß die ernannten Herren Direktoren nicht, wie seither, die Angelegenheit bloß merkantilisch betreiben, sondern bald kräftige Anstalten treffen mögen, dieses schöne Werk in Ausführung zu bringen. Früherhin sprach man, daß Göthe die Leitung dieses Institutes übernehmen sollte; allein jetzt ist alles still davon, und man weiß nicht, ob es bloß Sage gewesen, oder ob Göthe sich des alten Spruches erinnert hat, daß ein Prophet niemals in seinem Vaterlande gilt, und also lieber in Weimar geblieben ist. Sollte ich Jemanden vorschlagen, so wäre es der Professor Dähling in Berlin, der in Theorie und Praxis gleich geübt ist, und ein wahrhaft künstlerisch Gemüth besitzt.

1817. Nro. 165.

Ernst und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Donnerstag, den 15ten Mai.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Der Fels der Liebenden
(in Spanien).

Als Sklave diente treu bei einem Mauer
Ein unbekannter Jüngling seit drei Jahren.
Wohl lang genug für Alle diese Dauer,
So fern getrennt von ihrer Heimath waren;
Jedoch nicht Zartgefühl war's, was ihm fehlte,
Das jene ihn sobald vergessen ließ.
Ach nein! Der Liebe süßer Schmerz, er quälte
Ihn, dem sie goldner Tage Glanz verhieß.
Doch ach, des Maies zarte Jugendträume
Verschwinden oft in ihrem schönsten Keime.

Denn seines Herrschers Tochter holdes Wesen
Erfüllte ihn mit allen Zaubermächten;
Sie hatte lange schon sein Herz erlesen,
Und stumme Klagen weiht' er stummen Nächten;
Doch wie entzückt, als er die Gegenliebe
Einst von des Mädchens zartem Mund empfing.
Was wär' es, das ihm noch zu wünschen bliebe,
Da ihn erfahrner Liebe Glück umfing!
Schon athmet freier er die Rosendüfte —
Wohl ihm! — nicht ahnend jene Schreckensklüfte.

Wohl wackte jeder Morgen neue Triebe,
Und immer inn'ger schmiegten sich die Herzen,
Schon schwuren sie einander ew'ge Liebe,
Selbst treu zu bleiben bei des Todes Schmerzen.

Wohl zeigten sich der Hindernisse Viele,
Mehr als nur je der Lieb' entgegen fliehn,
Und sie erliegen all' dem Schmerzgefühle,
Daß sie des Vaters Rache auf sich ziehn.
Der Vater Herrscher, und der Sohn, sein Diener,
Was war vermeßner wohl für sie und kühner?

So eingewiegt in wehmuthsvolle Freuden
Gedachten sie der ungewissen Lage,
Und immer kehrte der Gedanke Beiden:
Wo Ruhe finden für die Blüthentage?
Doch keine Brücke baut sich jenem Schlunde,
Und keine Seele zeigt den sichern Pfad.
Wohin entfliehen, daß nicht rasch die Kunde
Das Vaterherz mit Zorn erfüllet hat?
Daß wilde Rache endlich sie ereile,
Und schwerer Fluch auf Beiden dann verweile.

Doch wem noch nie der Liebe süße Lasten
Das Herz berühret mit ihren Zauberhänden,
Wen nie die Reize heißer Sehnsucht faßten,
Der konnte nur Gewöhnliches vollenden.
Nur Liebe lieh dem Heldenarm das Können,
Nur Liebe schuf der Tugend Ideal,
Durch sie nur ließ sich Göttliches erkennen,
Und sie belebt die Weisen überall.
Erhabner glänzt durch sie die Fürstenkrone,
Und gankelnd strahlt sie jedem Erdensohne.

In einer Nacht, Muth und Gefahren theilend,
Sieht nur Selene nun die Kühnen fliehen,
Da wanken pfadlos sie und rasch durcheilend
Die rauhen Thäler, ohne zu verziehen;
Schon sahen sie die nahen Felsenwände,
Schon glauben sie den sichern Port erreicht;
Es heben dankend Beide ihre Hände
Zum Himmel hin, der die Gefahr verscheucht,
Schon läßt sich süßer Schlummer auf sie nieder,
Und neue Kraft durchströmt die matten Glieder.

Noch liegt die Liebende im goldnen Traume,
Als Seligkeit ihm schon den Schlaf genommen.
Doch was erblickt er in des Frühroths Saume?
Ein Schwarm von Reutern, die rasch auf ihn kommen.
Mit banger Eil umfängt er seine Holde,
Macht ihr bemerkbar jenen Ritterschwarm,
Der immer näher glühte im Morgengolde,
Bereit sind sie zu sterben Arm in Arm;
Noch eine Rettung einzig war geblieben,
Hin auf den Gipfel streben kühn die Lieben.

Schon sprengt der Vater mit gezücktem Schwerte
Hin an des nackten Felsen jahe Wände,
Als er sich hin zu seinen Rittern kehrte,
Und rasch befahl: daß man nicht Zeit verschwende.
Der soll der Treuste meiner Diener werden,
Der mir den Buben und die Dirne zwingt,
Und ritterlich soll er für die Beschwerden
Belohnet werden, der sie lebend bringt.
So sprach der Alte, bittre Rache schnaubend;
An sichern Lohn ein Jeder nun schon glaubend.

Und rasch von ihren Pferden abgesessen,
Strebt Jeder aufwärts an die jahen Wände.
Jedoch die Liebe macht Gefahr vermessen,
Verzweiflung ward die Waffe ihrer Hände;
Sie werfen Erd' und Stämme nach den Kühnen,
Und nur vergebens klimmen die hinan,
Indeß, da alle Mittel eitel schienen,
Der Vater eines Bessern sich besann:
Er heißt rufen alle Bogenschützen,
Sey's lebend oder todt sie zu besitzen.

Schon spannen sich der Bogen straffe Sehnen,
Es sind der Schützen sicheres Ziel die Herzen,
Den kalten Fels benetzen heiße Thränen,
Und schon umzucken sie des Todes Schmerzen.
Nicht bleibt die Wahl mehr zwischen Tod und Leben,
Schon fliehn die Pfeile hin zum Dschinnistan,
Und schon die Pfeile durch die Lüfte schweben,
Als treue Liebe schönen Tod ersann;
Umarmet stürzen sich vom Fels die Lieben,
Dem kühnen Tod war Liebe treu geblieben.

In der Cypresse dichtbelaubtem Schatten
Umfängt ein stilles Grab sie, wo zuweilen
Sich müde Pilger auf des Mooses Matten
Hinstrecken, und bei Sonnenhitze weilen.
Mit jedes Frühlings ersten jungen Blüthen
Sieht man umschlungen in ein festes Dach
Zwei Bäume neugeschmückt die Scheitel bieten;
Jedoch die Stämme trennt ein wilder Bach.
Daher dem Felsen stets der Nam' geblieben
Seit jener Zeit; er heißt: der Fels der Lieben. H—s

Cäciliens Blüthenzeit.

(Schluß.)

Der dritte Freier war — ein Geistlicher, und noch dazu ein Landgeistlicher. — Ein Landgeistlicher? Der konnte es wagen, ihr, der Hochgebildeten und Gefeierten, unter die Augen zu treten? — Da man mit dem Begriffe eines Landgeistlichen gewöhnlich den Begriff des Linkischen, des Unbeholfenen und Altmodischen, und auf einen gewissen Ideenkreis beschränkten, zu verbinden pflegt. Ob dieser Wahn sich rechtfertigen lasse, oder ob er bloß von Spöttern und Gecken ersonnen sey, die ihre Frivolität mit dem Mantel des guten Geschmacks zu verhüllen suchen? — Genug, der Pfarrer Holzendorf fand nicht Gnade in den Augen der Tochter, und noch weniger in den Augen der Mutter. — „Hm! Gottes Wort vom Lande!“ — rief sie naserümpfend aus, — „Kommt heute wohl gar im Beichtstuhle zur Stadt gefahren? — Sie meinte des Pfarrers alte Staatskarosse, welche er von dem seligen Minister Lambsfeld gekauft hatte.

Doch — diese Parthie war auch nicht ganz zu verachten! Der Pfarrer war nicht leer, und die vollen Kisten und Kasten, welche die selige Mama hinterlassen hatte, standen noch unangerührt da, und sicherten neben dem reichen Einkommen, ihrem Besitzer einen vollen und überflüssigen Lebensgenuß. Ein schönes Wohnhaus, nach alter Art kunstreich und prächtig ausgeschmückt, verkündete den Wohlstand seines Bewohners; und beinahe hätte Cäcilie sich bewegen lassen, dem Pfarrer Holzendorf ihre Hand zu schenken; aber ein Blick auf die steife Lockenperücke und den breiten

zweikrempigen Hut überzeugte sie, daß ihr guter Geschmack hier wohl nicht seine Rechnung finden werde. Sie schwur: keinem Geistlichen ihre Hand zu geben; und der Pfarrer Holzendorf bekam den Korb.

Dies schreckte die andern Freier alle von jedem Versuche ab, sich um Cäciliens Hand zu bewerben; und jemehr sie sich in ihren Wünschen und Hoffnungen getäuscht sah, desto verschlossener ward ihr Herz für die Freuden der Liebe, desto mehr zog sie sich in die Einsamkeit zurück.

Noch einmal versuchte der Bürgermeister Walkerbart aus dem benachbarten Städtchen Heimbach sein Heil, die Spröde zu besiegen. Aber — „den alten Wittwer soll ich heirathen? — rief Cäcilie mit Unwillen aus; — so ein Perückenstock, wie er, suche sich eine alte Jungfer zu seiner Lebensgefährtin!“ —

Cäcilie ging an dem Spiegel vorbei, und — schauerte zurück und erblaßte! — Ein Blick auf diesen unbestechlichen Schönheitsrichter, und sie gewahrte: daß auch ihre Blüthenzeit bereits vorüber sey. In ihm offenbarte sich schon manche Falte, die sich um die sonst immer heitern Wangen zog, und sein strenger Rückblick sprach ihrem jugendlichen Wünschen und Hoffnungen das Todesurtheil. —

„Ach!“ — seufzte Cäcilie. — zu lange habe ich schon gewählt, als daß mir jetzt noch eine Wahl übrig bleiben könnte! — Doch ich trage ja nicht meine Schuld allein; war es nicht meine Mutter, die jeden Freier verschmähte, der nicht mit Sechsen fahren konnte?“ —

„„Je nun, liebes Tantchen! — rief ihr schalkhafter Neffe, der kleine Oswald, der sie ungesehen beborcht hatte, ihr tröstend zu, — wenn nur noch einer kommt, der mit Einem Pferde fahren kann!““

„Kleiner Naseweis! — schmollte Cäcilie ihm entgegen, und zerdrückte eine Thräne, und verbarg hinter der lächelnden Miene ihren Schmerz, welchen der drollige Einfall des Kleinen ihrem Herzen verursachte, — mußt denn auch Du dies arme zerrissene Herz noch tiefer verwunden, das, seiner Schuld sich bewußt, sich selbst den Vorwurf machen muß, den Zweck des Lebens verfehlt zu haben? Doch — ist's nicht so, Kinder und Narren reden die Wahrheit? — Was ist wohl für mich anders zu hoffen, als ein einsames verlornes Leben, voll verfehlter Wünsche und verschwundner Träume! — Das Herz bleibt kalt und verschlossen, es öffnet sich selbst der Freundschaft nicht! — Denn wenn Alles sich seines Glückes freut, wie kann da das wunde Herz sich mit Andern freuen? Es ist für diese Welt so gut wie abgestorben.“ — Und doch war Cäciliens Herz nicht kalt und fühllos geworden: es schlug noch eben so warm und liebend für Anderer Wohl, als in ihrer schönsten Blüthenzeit.

Lange Jahre nachher, da Cäcilie den Schmerz über diese verfehlten Wünsche bereits überwunden zu haben glaubte, besuchte sie ihre jüngern Nichten, welche unlängst mit zwei jungen Landpredigern verlobt waren. Wie staunte sie, als sie jetzt alles ganz anders fand, als zu den Zeiten ihrer Jugend. Damals scheuchten der steife Ton, das gezwungene Wesen, und selbst die fremdartige, mit den Sitten der feinen Welt gar nicht stimmende Sprache, welche die Glieder dieses Standes sich zu eigen gemacht hatten, sie zurück, einem Manne aus diesem Stande ihre Hand zu schenken. Jetzt fand sie, daß die Glieder dieses Standes mit der Zeit fortgeschritten waren, und in allem, was das Leben verschönern kann, es sogar zuweilen andern Ständen zuvorthaten; und sie hätte ihre innige Freude an der geistigen Unterhaltung dieser jungen Männer und an ihrer gesunden Lebensphilosophie gehabt, wenn nicht alles sie zu schmerzlich an die öde Leere ihres Herzens erinnert hätte. „Ach! rief sie aus: hätte ich das gewußt, ich hätte so gut wie Ihr einen Mann aus Eurem Stande gewählt, und wäre glücklich und zufrieden gewesen! Aber — nun ist die Blüthenzeit vorüber, und das Leben ist zergangen, und die schönen Tage kommen ewig nicht wieder, wenn man nicht im schnellen Zinge die Freude hascht, und in sein Leben flicht.“

„Kinder! — rief sie da ihren jüngern Freundinnen zu: — in jedem Stande blüht des Lebens Glück; darum verschmäht das Gute nicht, was Euch die Gegenwart aus ihrer unerschöpflichen Fülle darreicht; es lohnt mit überschwenglichen Entzücken dem, der es mit unbefangnem Sinne sucht, und weise zu genießen versteht!“

H. Burdach.

Auflösung der Charaden in Nr. 163.

1) Regen, Regen. 2) Ems, Ross.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

(Fortsetzung.)

Das sogenannte bürgerliche Trauerspiel hat freilich andern Normen; zu diesen — nicht eben zu preisenden — Gattung gehört Arel und Walburg aber wieder nicht, da zu viel Heldenmüthiges und Ritterliches darin erscheint. Immer wird man von einer dramatisirten Ritterromanze sprechen können, wo eine solche — wie trefflich schon für den Leser ausgearbeitet — gefaßt den Zuschauer nicht genug. Bei Arel und Walburg tritt der Umstand, alle Handlung in der Liebe vorgehen zu sehn, hinzu, Langeweile ernstehen zu lassen. Das Stück wird durch die Oertlichkeit zu einem Französischen, was es übrigens doch ganz und gar nicht ist. Und wenn es in einigen Momenten dem Englisch-ritterlichen Trauerspiel sich nähert, fehlt wieder die hier wirkende Ortsveränderung. In der That würde es mehr gelingen, wenn Nottenglische Gegend, alte Gemächer u. dergl. abwechselten, der Liebenden Tod aber zuletzt im Dom erfolgte. Habe immerhin der Verfasser gesucht, und scheinbar angehäuft, alle Handlung in das Heiligthum gestellt; Alles sich dort begeben zu sehn, Liebesiernen, Hofintrigue, Pfaffenranke, Streitgetümmel u. s. w. muß endlich zurückstoßen. Zu Anfang des vierten Aufzugs wird der Handlungsgang auch durch müßige Reden gehemmt. Hier eine Probe:

Biörn.

Vor Olafs Eyers's Zeit trank man aus Hörnern,
Das Feuer brannte mitten in der Stube;
Da saß der König zwischen seinen Mannen
Hilfrich auf der langen Bank; das Bier ward ihm
Dem Feuer vorangetragen. Das war nach Olaf
Genug, er mußte endlich sich den Sitz
Hoch auf der Gadelbank gar prächtig bauen.
Das Feuer hatte nicht Erlaubniß, länger
Lustig und munter mitten in der Stube
Zu brennen; ward jetzt kümmerlich beiseit
So in ein Loch gestopft; bloß weil nicht mehr
Die zarten Lungen Rauch vertragen konnten.

Knud.

Nun so, er sollt auch auf die Brust.

Biörn.

Was Brust!

Ein wackrer Kerl hat Muth in seiner Brust,
Und hebet sich nicht an Rauch und Nebel viel.
Um auf die Kleider jetzt auch hier zu kommen:
Da hat auch Olaf vieles abzubüßen.
Der Hergott mag es ihm im Grab' vergeben!
Sonst ging der Held in seinem Harnisch, oder
Dem weißen schlichten Rock; jetzt ward die Hose
Mit Gold und Silber um die Lenden ihm
Gestickt, und goldne Ringe um die Waden!
Die weiche Seide reich in Falten ihm
Um Arm und Schulter hing gelegt, obschon
Die Aermel übrigens so knittig waren,
Daß man ein Werkzeug brauchen mußte, um
Sie anzuziehn. So war nun Magnus auch,
Nur auf 'ne andre Art; er war ein Held,
Doch lief er nicht noch schnee Zug in Island
Mit nackten Beinen, als ein Berserker durch
Die Straßen, in dem bunten Rock? und kann er
Sich nicht den Namen Nackthug selbst verdanken? —
Wenn sie mir nur die alten schönen Worter
In Ehren hübsch gehalten, hieß ich's hingehn;
Doch diese Art, aus Bedern hier zu nippen,
Ist eine Unart, die das Vaterland
Früh oder hat in Chmmast bringen wird;
Ein wackrer Geist leert aus sein Maaß,
Und setzt nicht seine Nesse auf den Alis! u. s. w.

Dies paßt ins vorgetragene Ihrl, selbst in gewisse epische Dichtungen, für d.. Tragödie jungegen zu umständlich und kleinlich.

Dann halten auch die tödtlich Verwundeten noch lange Gespräche mit Andern und sich. Wie schön und zweckmäßig auch sey, was sie sagen; es ist unnatürlich, jede die Täuschung zu sehr auf. Walburg sieht aus Gram an dem Leichnam des Geliebten. Den Verfasser lenkte die Sage; Gift und Dolch wollte er als zu abgenutzt nicht benützen, und viel rührender auch ohne Zweifel noch der Tod aus Gram; aber sein so schnelles Erfolgen streitet gegen die Wahrscheinlichkeit. Walburg ahnt den Tod, wird eingesungen vom Ritter Wilhelm. Er soll das Lied von Ritter Ike und Jungfrau Ilse anstimmen, verjagt sie. Sie hat es oft begonnen, nie zu Ende ganz gebracht. Sie sagt:

Die gab Gott eine starkere Natur.
Wohl, lieber Wilhelm! nimm die goldne Harfe,
Und singe mir den Sang von dem Zwergenprinzen,
Dem abgeschiednen Arel gegenüber,
Und sing' Dein Lied zu Ende, während Walburg
Bei seiner Leiche knie, und bete auf
Nicht eher, als das Lied vollendet ist,
Eh' Ilse ihrem Freund gesagt zum Tod.

Hoch poetisch, unendlich rührend, daß sie das sagt, und nun wirklich über dem Liede auch stirbt — aber die Handlung dehnt sich, die Zuschauer sind schon unruhig, die Mühe, welche sie anzuwenden haben, mit dem nicht Einverstandenen sich anzufreunden, Alles das sind Klippen für den letzten Eindruck, und sie hatten zum Theil vermieden werden können.

Man verfehlt hier die Gründe anzugeben: warum Arel und Walburg bei zweien Darstellungen nicht wirkte, wie es sollte, konnte. Damit will man gleichwohl dem poetischen Werth im mindesten nicht zu nahe treten. Nach des hier redenden Beurtheilers Meinung — jeder hat die seinige — steht Arel und Walburg hoch über manches hinaus, was Werner, Korner, Klingemann, Kattenburg und die ihnen ähnlich sind, tragisches geschrieben haben. In Oehlenschläger wohnt die wahre tragische Kraft; sich aber auch zum theatralischen tragischen Dichter auszubilden, die Aufgabe liegt noch zum Theil ungelöst vor ihm; doch nur sein Wille, und er kann es.

(Der Schluß folgt.)

1817. Nro. 166.

Ernst und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Sonnabend, den 17ten Mai.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Ueber Stadt- und Landleben.

Die Freundschaft hat gesiegt. Auch die Macht Deiner Ueberredungskraft, mein Bester, mag das ihrige dazu beigetragen haben, mich nach dem Empfang Deines Briefes von meinen Bekannten zu trennen, und im Herbste auf das Land zu reisen. Ich war offenherzig genug, allen, die mich fragten, meine Absicht zu gestehen, und daß ich mit Nasenrümpfen, Achselzucken, freundschaftlichem Abrathen zu kämpfen hatte, weißt Du vielleicht aus eigener Erfahrung, und glaubst's mir ohne alle Beweise. Ob Du mir aber Standhaftigkeit genug zutrautest, diesem allen zu widerstehen — das lasse mich immerhin bezweifeln.

Ich bin also im Freien, so frei, daß ich mich ganz in der Verfassung zu seyn überzeugt halte, jetzt unpartheiisch zu untersuchen, welche von den streitenden Partheien Recht habe — jene, die das Stadtleben auf Kosten des Landlebens preiset, oder umgekehrt die, welche diesem alle Vorzüge vor jenem einräumt; denn mich fesselte an die Stadt nichts, mir kann auch die neue Lebensart nichts geradezu verleiden. Buch, Pinsel — die einzige Gesellschaft, in der ich mich wohl befinde, nahm ich mit, und alles übrige liegt mir so wenig am Herzen, daß ich unangefochten meine Untersuchung anstellen kann.

Dich ärgert am Stadtleben das Treiben und Drängen, Werfen und Stoßen der Menschen, ihre albernen Ball-, Redouten-, Theater-, Konversations-, Klubbs- und ein anderes Heer von — Streichen, die meistens dahin zielen, einander um das Metall — Geld genannt — zu betrügen. — Du schimpfst auf die unauflösbare Verstrickung städtischer Verhältnisse, auf die Unbequemlichkeiten, die ein freies Leben innerhalb dieser Mauern hindern, auf die Klemmfälle, die alle Augenblicke des Strebenden Luxus einengen, und auf die Sucht, von zerstörerischem Luxus zu zerstörenderem zu steigen. Es ekelt Dich die familiösen Streitigkeiten der Herren, Frauen und Jungfern — oder städtisch gesprochen; Mamsells — ꝛc. an, und Du wünschtest Dich lieber mit Deinem robustesten Bauer prügeln, als ins Handgemenge mit diesen Galanten, Parfümirten ꝛc. kommen. Du — — doch was zähl' ich die Litanei Deiner Klagen auf; kurz, Du hassest aus Gründen das Stadtleben, und wenn ich nicht links sah, so bist Du am Menschen-Ekel krank; denn für eine Folge bösen Menschen-Ekels wird jeder patriotische Städter, jede patriotische Städterin Deine rhadamantische Schilderung ihres hohen Selbst und des Restes nennen, in dem sie hausen. Es kann auch etwas wahres darin seyn, und ich verfahre am gelindesten, wenn ich auch auf Rechnung jener Krankheit schreibe, was sub rosa, Freund — Laune seyn mag. — Daher thust Du denn auch sehr klug daran, wenn Du

Dich in Deine Zelle verkriechst und — griesgramst, oder mit Bauern Dich balgest; vergiß aber dabei nicht, daß Partheilichkeit und Streitsucht oder der egoistische Rechthabergeist in einer Sekte immer garstige Handwerke sind, daß Nichtduldung seinen eigenen Meister strafet, die übeln Folgen ungerecht, welche ein einziger schief gewachsener Kopf selbst über — ganze Nationen bringen kann! — .

Duldung mit anderer Menschen Fehler heischt das Gesetz der Liebe, heischt die Vernunft. — — Der Weise erhält seinen Glanz durch den — Thoren, der sich an seiner Seite blähet, wie der Mond durch den Nachthimmel, und überhaupt wär's wenig — selbst moralischer — Gewinn, wenn alle den geraden Weg nähmen. Jean-Paulisch-lustig müßt' es aussehn, so einen langen geraden Weg all', alle laufen, springen, hüpfen, tanzen zu sehn; aber die hohe reine Schönheit, welche aus die Lustigkeit des genannten Genies, wie ein goldener Himmelsbogen, durch den ätherischen Glanz seiner Fantasie gewoben ist, würde nie erscheinen, bloß — weil ihr der Schatten der Täuschung mangelte. So im Leben auf jenem grade Wege; Täuschungen erhöhen die menschliche Größe! Und darum ist's denn auch eine große Kunst, alles zu nehmen, wie es ist, gerade den rechten Standpunkt zu finden, von wo aus wir alles — und auch das Stadtleben — betrachten müssen, um ruhig zu bleiben. — Wer Menschen sucht, wie sie uns die Bücher schildern, der ermüdet, der wird misvergnügt und glaubt, es sey Fehler des Systems. So betrachtete ich einst das Landleben; in der Hand meinen Geßner streift' ich von einer Landschaft zur andern, von einem Dorfe zum andern, und fand nie das Original zu der schönen Kopie. — —

Ich liebe das Land gewiß, und willst Du anders nicht ungerecht seyn, so mußt Du Dich selbst erinnern, wie sehr mich eine schöne Gegend, ein Wasserfall, eine blühende Wiese, ein schattiger Hain, und überhaupt schon die reine Luft erquickte; wie ich dort so ganz meine muntere Laune behielt, eben so vergnügt im Schnee watete, um einen schädlichen Fuchs zu morden, als wonnetrunken im hohen Grase mich badete, und mit köstlicher Milch die innere Glut kühlte. Zeit und ernstere Beschäftigungen änderten meine Denkungsart im mindesten nicht; ich finde, wie ehemals, die Natur schön im bunten Kleide der Jugend, schön in ihrem Sterbegewande, und ein Jeder, dem halbwege Sinne und Augen und ein wenig Betriebsamkeit verliehen sind, muß es finden; es ist ihm einerlei, in welcher Jahreszeit er lebt. Es giebt heitere Wintertage und trübe Sommertage! — Du magst nun sagen, was Du willst, immer bleibt mir dasselbe — Gesellschaftsethier, überall suchen wir Menschen, und sehen eher den Menschen an, der uns im reizendsten Thale begegnet, als das Thal selbst, und Wasserfall und See, in dem sich das reizendste Gebürge spiegelt. —

(Der Schluß folgt.)

Das optische Theater.

Unter diesem Titel folgen hier einige Schriftstellerstudien in der beschreibenden Gattung, die bekanntlich eine der schwersten ist. Der Verfasser will unbekannt bleiben; das Urtheil mag den Lesern überlassen seyn.

1.

Der Orkan auf der See.

Landschaft am Meere. Es ist der Strand, vor dem sich die Rhede ausdehnt. Auf der einen Seite Fischerboote, hoch ans Land gezogen; auf der andern ein Leuchtthurm, Batterien, und der Flaggenbaum. Die ganze Gegend wüst und baumlos. Der Himmel ist mit schwarzen aufgethürmten Wolken bedeckt; das Meer in Unruhe; schreiend fliegen die Seevögel ans Land. Plötzlich ragen am äußersten Horizonte eine Menge weißer Punkte auf. Sie werden größer und größer; es ist eine Flotte, die immer näher kommt. In dem Augenblicke bricht der Orkan los. Blitz auf Blitz; Schlag auf Schlag; ein Donner, eine Flamme; der Regen in Strömen herab; die Wellen berghoch. Wenig Minuten, und die Rhede ist mit treibenden Schiffen bedeckt. Bald verschwinden sie in den Wogen, bald schweben sie himmelan. Die Masten brechen, die Segel zerreißen, die Seiten öffnen sich. Schiff gegen Schiff geschleudert, eines an dem andern zerschellt, in immer schnellern Kreisen drehend, bis sie der schwarze Abgrund verschlingt.

2.

Die Pyrenäenabend.

Ein liebliches Thal, mit waldbewachsenen Gebirgen eingefaßt; im Hintergrunde hohe schneebedeckte Gipfel im Morgenroth. Alles frisch und thauig, still und einsam. Aber plötzlich werden am Gebirgsrande einige Hirten sichtbar. Es sind Spa-

nier, sie ziehen auf die Weiden hinab. Zuerst die Schaafe, groß und wollreich; der Schäfer mit dem schwarzen Hunde voran. Dann die Rinderheerden, fromm und schön, mit melodischen Glocken um den Hals. Nun der Oberhirt mit Weib und Kind. Er und der älteste Sohn zu Fuß, Frau und Tochter zu Pferd, die Kleinen hinten darauf. Sorgsam beobachtet er die Heerde, während die Frau den Säugling stillt, und die Tochter die Spindel dreht. Drei Knaben beschließen den Zug. Der eine hat den Kochkessel auf dem Kopfe; der andere trägt die Flinte, den Schrootbeutel und das Pulverhorn; der dritte ist mit dem Salzsack bepackt. So bewegt sich alles an dem Gebirge hinab, während die Sonne immer höher steigt, und das ganze liebliche Thal mit seinen Wiesen und Feldern, Reben- und Obstbaumpflanzungen in voller Beleuchtung liegt.

3.

Der Orkan zu Lande.

Westindische Landschaft; Zuckerrohrfelder; Kaffeepflanzungen; Bananen; Cocospalmen; Colonistenhäuser; Negerhütten; alles in düsterem Abendlicht. Die Blätter der Bäume zittern; die Vögel fliegen ängstlich umher; die Neger eilen ihren Hütten zu. Es wird finster; von ferne donnert's; feurige Blitze zucken am Himmel hin. Ein Augenblick, und der Orkan bricht los. Die Erde bebt; krachend zersplittern die Bäume, donnernd stürzen die Wohnungen ein. Staubwolken erheben sich; Trümmer fliegen wie Spreu umher. Eine Wasserfluth stürzt herab, schäumend vom Sturme gepeitscht. Einige Sekunden, und alles ist Nacht, und Erde und Himmel ein brausender Abgrund.

* * *

Was die beschreibende Gattung so schwer macht, ist die gehörige Perspektive, das Zusammenrücken der Momente nach verschiednen Nüancirungen, die Natürlichkeit und Präcision der Zeichnung, endlich die Frischheit und Vollendung des Colorits. Letzteres wird aber keineswegs durch Ueberladung des Ausdrucks erreicht. Im Gegentheil, je schwülstiger dieser ist, desto verworrener bleibt das Bild. Ein andermal weitläuftiger über diesen wichtigen Gegenstand. D. E.

Erzählung.

Die Entstehung des Meerbusens bei Emden.

Vernehmt, was in entfernten Tagen,
Dort wo die Amesis durch weite Triften fließt *),
Und in den Ocean die reiche Fluth ergießt,
Sich bei den Friesen zugetragen:

In des vereinten Volkes Kreis
Erhob sich ein erfahrner Greis,
Und sprach: „Verstärkt den Wall, der unser Land beschirmet,
„Den Wind und Meer und starkes Eis
„Seit manchem Jahre schon bestürmet."
Die Rede überzeugte jeden
Von einer drohenden Gefahr:
„Das hab' ich längst gedacht, fürwahr
„Das heiß' ich wohlbedächtig reden;"
Ruft jeder, der sein Wort vernimmt.
Darauf erhebt der Greis sich wieder
Und sagt: „Nun werde Zeit und Ort bestimmt,
„Der Arbeit Müh' mit weisem Schluß vertheilt.
„Ich bitte, eilet, meine Brüder,
„Eh' euch der Ocean ereilt!"
Er schweigt; — und wie mit brausendem Gedränge,
Wenn Boreas die Wälder regt,
Ein Gipfel an den andern schlägt,
So tönte durch die weite Menge
Manch kräft'ges Wort, manch starker Tritt;
Es hörte keiner, jeder stritt,
Und fern vom weislichen Vereine
Zerstreute sich die Landsgemeine.

Indeß benagten Zeit und Wellen,
Die nimmer ruhn, den hohen Wall;
Des niedern Ufers schwächste Stellen
Verkündeten den nahen Fall;
Nichts ließen sich die Sichern kümmern,
Doch endlich, aufgeregt von wilden Sturmes Macht,
Durchbohrt das Meer um Mitternacht
Den Wall, und überströmt die Trümmern;
Wo blühend Land gewesen war,
Ward bei der Morgenröthe Schimmern
Ein weiter See den Blicken offenbar.

Es lehre euch der Friesen Streit,
Ihr Volker! feste Einigkeit. A***.

*) Unweit des Ausflusses der Ems (von den Römern Amesis genannt) durchbrach, im 13ten Jahrhundert, die See die Dämme, und bildete durch ihre Ueberschwemmung den Meerbusen Dollart. Ehemals befanden sich auf diesem Raume Städte und eine große Anzahl Dörfer. Streitigkeiten wegen Arbeit und Unlosten hatten den Verfall der Dämme verursacht.

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

(Schluß.)

Von dem Kunstsinn, welchen die Aufführung zu ahnen gab, nur Einiges, denn Viel ist eben nicht darüber zu sagen. Außer Ariel und Waldung hörten die übrigen Rollen sich meistens von selbst, wenn wir Ihrer Wohlthun noch ausnehmen. Herr Blume gab den König mit ehrlem, kräftigen Anstand; Herr Gern d. W. den Bischof Erlaub mit hoher Würde; Herr Gern d. S. den gehässigen Mensch Knud so gehässig, wie es ziemte; Alles das ließ sich voraussehn, und wozu eine Erwähnung? Doch bei den zwei Hauptrollen ist entweder ähnliches Lob im Allgemeinen zu spenden, oder die Forderungen müßen auch bringen, wohin der Künstler und die Künstlerin, welche sie gaben, nicht oder kaum zu folgen im Stande sind. Dr. Ardenstein verdirbt seine Rolle; man sagt im gemeinen Leben von ihm: er spielte recht hübsch: d. h. er ist ein recht hübscher junger Mann. Aber er ist auch ein recht hübsches Thema ohne Variationen. Sein May Pierslowini, sein Mortimer, sein Ariel Thorbion, immer dasselbe. Den Normann aus dem zwölften Jahrhundert in seiner Ritterthümlichkeit, Religiosität, rohen Streitkraft und zarten Minnedienst zu einer anschaulichen, die historische Idee lebendig machenden, Einheit zu bilden, galt es hier. Es ist gute Meinung für ihn, wenn man ihm empfiehlt: eben so sorgsam zu sich, wie — in den Spiegel zu sehn. Beides konnte das Herausbilden von etwas Anderem als der nur mit dem Gegebnen beliebenden Selbstheit fordern. Hatte nicht Island sich für jede Rolle einen eignen Blick, Gang, Ton erschaffen? Stellte seine jedesmalige Haltung nicht ein für sich abgeschlossnes, auf jeden anderen gutenntes, Ganze auf? Im dem Ruhm, im sogenannten Liebhaberfach eben so glücklich zu individualisiren, ist noch offne Bahn; warum will sie der junge Künstler nicht betreten, einem bisher unerreicht gebliebnen Ziele wenigstens sich zu nähern? — Madame Schirmer vom Dresdner Theater — die schon eine Reihe lebenswerther Darstellungen hier gab — trat als Waldung auf. Sie hat eine vortheilhafte Theatergestalt, ein wohltönendes, biegsames, viel ausgebildetes Sprachorgan, und die Einsicht einer gebildeten Künstlerin. Nicht ein Wort sprach sie, keine Geberde ging von ihr aus, die man hätte tadeln mögen. Aber etwas, das an Waldung gegeben werden soll, blieb ihr unmöglich. Warum nicht sagen, was einmal wahr ist? Es giebt Mädchenrollen genug, die innerhalb Ehrenraum darstellen können, aber auch einige wieder, die unerläßlich Madchen bedingen. So Waldung. Man fühlt es, weitere Auseinandersetzung ist unnöthig. — Die gothische Kirchenbeleuchtung ist in dem ehrwürdigen Grau, in Behandlung der Gaulen, Gewölbe, bunten Fenster u. s. w. vortrefflich ausgeführt; nur scheint es: man hätte eine tiefere Perspektive gewinnen können.

Vermischte Nachrichten.

Der Doktor Aug. Klingemann, Verfaßer mehrerer dramatischen Werke, legt die artistische Leitung der Braunschweiger Bühne nieder, und wird eine Anstellung im Auslande erhalten.

Neue Art von Duell.

Wir kannten bis jetzt nur Duelle mit Degen oder Pistolen. In Pirkenreut war dies unlängst anders. Ein Krieger und ein Pharmaceut gerieten in Streit. Dieser, unkundig der Waffen, schlug zwei Pillen vor, deren eine vergiftet sein sollte. „Wer steht mir dafür, sagte der Pharmaceut, daß Sie nicht unverwundbar sind, wie Achilles?“ — Und wer weiß, entgegnete der Krieger, ob Sie nicht, wie Mithridates, an Gift gewohnt sind. Einfall und Widerwort hatten die Wirkung, daß der Streit ohne weitere Folge blieb. (Ein ähnliches Geschichtchen erzählte man übrigens Ehedem schon.)

— In einem öffentlichen Blatte heißt es: die Französische Regierung habe bei der Niederländischen neuerdings Schritte gethan, um die Verwendung der Verfaßer des gelben Zwergs und des Liberal aus Belgien zu bewirken; und sey darin von einigen andern Mächten unterstützt worden.

— Nach der Brüßeler Zeitung haben zwei Engländerinnen bei Massena's Beerdigung sehr geweint, ohne ihn jemals gekannt zu haben; — Seinem Leichenzuge folgte nur ein einziger Attachirter, der Herzog von Caigny, der als Marschall, Anstandes halber, nicht füglich zurückbleiben konnte.

— In Süddeutschland regt sich neuerdings ein Auswanderungsgeist, der Rußlands wüste Steppen zum Ziele nimmt, und mehr durch Betrüger und Uebelgesinnte, als durch freien Entschluß, veranlaßt werden soll. Diese benutzen die Leichtgläubigkeit Einzelner und ganzer Familien, denen sie von dem fernern Rußland die reizendsten Bilder entwerfen, und verschern: daß sie bei ihrer dasigen Ansiedelung mit Baumaterialien und Geld unterstützt werden würden. Mochten diese Auswanderungslustigen doch erfahren: daß, nach den neueren Beschlüßen der Kais. Regierung, keinem, wegen Ansiedelung einwandernden, Fremden Geldvorschüsse zu leisten, im Gegentheil die Kais. Gesandten und Konsuln angewiesen sind, solches den Auswanderungslustigen, die sich bei ihnen melden, zu erklären, und sich von denselben förmliche Reverse: daß sie der Kais. Regierung mit keiner Forderung zur Last fallen wollen, ausstellen zu lassen.

— Zu Kassel ereigneten sich vor Kurzem sonderbare Todesfälle. Drei Greise, die seit langen Jahren im freundschaftlichsten Verhältnisse lebten, starben an einem und dem nehmlichen Tage; nemlich: der General von Gohr im 86sten, der Geh. Leg. Rath von Engelbronner im 87sten, und der Hofgärtner Schwarzkopf im 83sten Jahr.

— Die Flotten des Kaisers von Hayti und des Präsidenten Petzion sind von St. Domingo ausgelegelt, um einander zu bekämpfen. Da bei diesem Kampfe keine fremde Vermittelung zu erwarten steht, und auch von jedem der streitenden Theile — aus guten Gründen — wohl vorerwarten werden möchte; so wird derselbe desto erbitterter und hartnäckiger geführt werden, und vielleicht mit der gänzlichen Niederlage des einen oder anderen Beherrschers jener Insel endigen; wahrscheinlich werden sie auch Frankreichs Abschaffen einer Wiederunterwerfung neuerdings geben.

— Der Herzog von Bourbon läßt im Thal von Chantilly ein schönes Gebäude auf, und nennt es Chateau d'Enghien.

1817. Nro. 167.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Dienſtag, den 20ſten Mai.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Mimiſche Virtuoſen und mimiſche Künſtler.

Wer iſt ein mimiſcher Virtuos, und wer ein mimiſcher Künſtler?

Wer die Wirklichkeit, die rohe Natur verſteht, begreift, auffaßt und ſich aneignet; wer fremden vorhandenen Stoff in ſich aufnimmt, und das aufgenommene mit Fertigkeit und Geſchick in mannigfaltigen Formen, Geſtaltungen und Figuren reproduzirt — der iſt ein Virtuos. Einen guten nenne ich den, der natürliche Fähigkeiten zu großen Fertigkeiten ausgebildet — das heißt: ſein Naturell durch Fleiß kultivirt hat. Alles, was in den mittlern, niedrigen und niedrigſten Regionen der Wirklichkeit lebt und ſich bewegt; — alles, was in roher Realität als Gemälde, Zerrbild, Espece und Mißgeſtalt zu ſehen iſt, hat er beobachtet, begriffen, und dergeſtalt feſt aufgefaßt, daß er es wieder darſtellen, andern anſchaulich machen kann. Mannigfaltig iſt die Art, wie er dies vermag; er verſteht es, ſeine Individualität zu verläugnen, doch oft iſt die Maske höchſt geſchmacklos, und überall iſt etwas Manierirtes unverkennbar. Alles Lächerliche, Niedrig-Scherzhafte — alles Burleske, Derneske, Meloſiſche, Burſchilleske gelingt ihm trefflich; er iſt ein ſehr braver Mimus albus, und der Centunculus ſein eigenthümliches Theaterkleid.

Hiemit iſt aber auch ſein Cyklus geſchloſſen. Nur ſo weit ſeine äußern Sinne reichen, iſt die Welt ſein; wohin ſie nicht reichen, für ihn mit Brettern vernagelt. Immer muß er ein Original haben, das er treu oder mit Variationen kopirt; überall bedarf er ein Vorbild, ein Muſter, das er nachzeichnen, und dann die Zeichnung mit und ohne Illumination, wieder aufſtellen kann. Wo das fehlt, vermag er nichts. Hier beginnt das Gebiet des Künſtlers. Gleich dem Promotheus, erfindet und bildet dieſer mit eigener Kraft, was nirgend war, nirgend iſt, nirgend ſeyn wird, — was nur mit ihm entſteht, und in ihm vergeht, — was ihm niemand zeigen, niemand ihn lehren kann. In ihm lebt die Idee, und er in ihr; durch ſie wirkt er, aus ihr, der Ewigen, ſchöpft er, und erſchöpft ſie nie. Rein und klar, ſelbſt geſchaffen, in Fülle, Schönheit, Freiheit, Kraft und Vollendung ſteht vor ihm da das Ideal, was er mit ſeinem Genie erfaßt, und durch ſein Studium ergründet. Sein Wiſſen führt zum Erfinden, ſein Erfinden zum Wiſſen, wechſelwirkend. Was ſein Pinſel entwirft, was ſein Meiſſel geſtaltet, trägt das Gepräge des eigenthümlichen lebendiges Geiſtes, verkörpert in Farben, Formen, Worten und Werken.

Sonach wäre alſo — und das meine ich wirklich — das Nachahmen der Natur Geſchäft des Virtuoſen, der nur im Bezirk der Wirklichkeit ein-

heimisch ist. Darin besteht aber die Kunst nicht. Nur wer das Bürgerrecht erlangt hat im Reiche des Gedankens, im Freistaate der schaffenden Fantasie, der ist ein Künstler. Kapf.

Ueber Stadt- und Landleben.

(Schluß.)

Ich mag den Maler nicht leiden, der die Natur noch so täuschend kopirt, und seine Hand nur an Baum und Stein und Berg übt, dabei aber dem Schönsten vorübergeht — dem Menschen; oft im Bilde schöner, als in der Wirklichkeit — nicht verzerrt von Leidenschaften und Angst und Noth — frei, ruhig. Ich hasse den Menschen, der eine Blume betrachtet in seiner Einöde, und den Genuß nicht erwiedert, den ihm ein Mensch beut; der hat kein Herz, oder ist krank, und der Maler hat kein Auge, denn so bleiben sie immer elende Stümper ohne Kraft, ohne Leben.

Glaube mir, Stadt und Land, mit allem was Du an diesem lobst und an jenem tadelst, stehen im höchsten Gleichgewicht, und Deine Natur- oder Landmenschen liegen, wie der Städter, an Haß, an Verläumdung, an Geiz und Wollust darnieder, und diese Laster sind hier um so fürchterlicher in ihren Ausbrüchen, in ihren Folgen, je weniger Kunst daran gewandt wurde, sie zu ersticken oder ihre Kraft zu schwächen. Verdanke es meiner guten Laune, daß ich mich geneigt finde, meine Erfahrungen Deinem Hypochonder entgegen zu stellen; vielleicht glückt es mir, Dich mit der Stadt auszusöhnen; denn unmöglich überredest Du mich, daß Du bei diesen Vorurtheilen glücklich seyn kannst. — Du magst das Land lieben, den Frühling schön finden, die Blume beriechen, und unter Deinem Birnbaum in der Blüthe von reifer Frucht träumen; sey nur nicht ungerecht gegen den Städter, halte ihn nicht ganz für einen dürren Ast, der nicht einmal grüne Blätter treibt. Rohe Natur bleibt schön für sich selbst, aber angewandt auf uns und die Bedürfnisse des Lebens, taugt sie wahrlich nicht viel. Laß Dein Gartenland liegen und warte, wie viel Blumen und welche es Dir geben wird. Versuch' es, den Kohl, der voriges Jahr ein herrliches Gericht Dir gab, der Natur zu überlassen! — So ist es mit allem, und mit dem Menschen um kein Haar besser; der Naturmensch bleibt ewig das nur halb, was er seyn kann, wird er nicht bearbeitet; und der Acker erzeugt Unkraut, kommt man ihm nicht zu Hülfe.

In gewisser Hinsicht magst Du mit Deinen Klagen über unsre Ball-, Theater-, Visiten ꝛc. Streiche und darüber Recht haben, daß aus unsern Gesellschaften alle Freude, alle Vertraulichkeit verbannt seyen, daß wir ewig da in einem lästigen Zwang erhalten werden, mistrauisch gegen Jedermann sind, und beinahe von jedem Athemzug Rechenschaft geben müssen. Allein, dieser Scheingrund, wohin Du Dich flüchtest, besiegt mich noch nicht, denn wer heißt Dich Orte besuchen, denen die luxuriöse Menge zuströmt, und wo alles der Konvenienz huldigt? Hast Du nicht Seitengäßchen, welche Dich in den Schooß stiller Freuden und zu redlichen Herzen und unbemerkt in Deine — eigene Stube führen? Es wäre Tyrannei, wenn Du andern denselben Geschmack an Freuden aufdringen wolltest, den Du hast, und selbst die Vernunft vermag nicht, hier Gesetze vorzuschreiben, wo einzig herrschender Geschmack und Volkssitte entscheiden. — Luxus ist ein nothwendiges Uebel, das mit der wachsenden Gesellschaft entstand, sich bis auf uns fortpflanzte, und Jahrhunderte nach uns in gleichem Grade, nur in veränderter Form, dauren wird; Luxus hat der Wilde, wie der gesittete Europäer, denn er gründet sich auf Selbstliebe. — Betrachten wir die Spiele der Alten, ihre Triumphe, ihre Götzendienste; finden wir nicht in den Ueberbleibseln ihrer Gebäude noch deutliche Spuren ihres Luxus? Was sind ihre Statüen, Büsten, Grabmäler, die sie sich lebend noch auf allen Märkten und Heerstraßen, so zu sagen, setzen ließen? Wir begnügen uns mit dem leicht bezahlten Gekritzel sterbender Kunst, welche unser Andenken nicht ins dritte Glied verewigen kann — mit einem Diplom, das wir oft den letzten Trümmern unsers Vermögens, und eben so wenig unsrer Thatkraft verdanken, als mancher unsrer Vorfahren seine Statüe seinem Heldenmuthe.

Sieh Dich auf Deinem Lande um, und Du findest in demselben Verhältnisse Luxus, oder wenn Dir's am Namen liegt, größern Aufwand als das Bedürfniß heischt, und mit ihm Stolz, Mistrauen, Neid und alle damit verknüpften — städtischen Laster. So findet sich nur zu bald, daß die Freuden den schönen Anstrich verlieren, in welchem uns das Land, von ferne betrachtet, anreizt, und wir sehen so gut, wie beim Städter, Ausschweifung, Rausch, Wollust und Ekel in sie vermischt. Und — nur eines zu demonstriren — wie nothwendig ist nicht eine bessere Einrichtung des

Dorfschulwesens, aus dessen chaotischen Elend jene Laster keimen! — Es ist kein Traum am Schreibepulte, wenn ich sage, daß die Moralität bei weitem mehr in Anschlag kommen, daß der sittliche Charakter des Landmannes früher gebessert werden sollte, wenn er mit den Erscheinungen in der Menschenwelt zweckmäßiger bekannt gemacht werden soll. Strafen reichen nicht zu, gewissen Ausbrüchen übel geleiteter, nicht gepflegter Sittlichkeit zu steuern; wenn das Uebel nicht mit der Wurzel ausgerottet wird, so bleibt alles nur palliative Kur. —

Betrachten wir auch noch die steifen Zwiste der Landgeistlichen unter einander, ihre Eingriffe in die Hausgerechtigkeit ihrer anvertrauten Schaafe, die Felsenhärter, mit welcher manche auf den Zehend und ihren Accidenzien bestehen, die den Dürftigen oft zur Verzweiflung bringen — und, was ist unbändiger und grausamer — als so mancher Wirthschaftsbeamte? Genug! — Art schlägt nicht von Art, und der Mensch bleibt sich gleich im Tressenkleide, wie im Zwillichkittel! —

So geht es in allem, Bruder! Deinen Stadt-Schurkereien kann ich Land-Schurkereien entgegen setzen, die — eine ächt kollegialische Kompensation bilden. Es liegt nur an uns, wie wir ihnen ausweichen sollen, und — läuft Du Gefahr, in der Stadt todt gefahren zu werden, o wie oft muß' ich dagegen hier einer Kothlake, einem Sumpf mit eben jener Gefahr ausweichen; vergleiche Dich also, Bruder: quisque fortunae faber est, ein jeder schläft, wie er sich bettet, und darf keinen andern anklagen, als sich selbst. Wer eine zu hohe Empfindlichkeit nicht ablegen kann, der mindet sich im schmerzhaften Krampfe auf — einem Rosenlager, wie auf der blanken Erde. Genügsamkeit und Duldung sind die einzige Würze unseres Lebens; wer seine Bühe verbessert, Zimmt und Melken — und wie alle das Gift unserer Küche heißen mag — hinein wirft, der zapfe sich sein Gebräu bis auf den letzten Tropfen ab, wenn es geht, und nehme fürder nur, was ihm taugt. —

Und — noch eins — Freund; weiser, besser habe ich Dich auch noch nicht gefunden, seit Du auf dem Lande lebst; Du drehst Dich von — Täuschung zu Täuschung: sie ist unser Loos, und nur der Weise weiß sie zu benutzen, aber der mächtige Eigendünkel ist das Drehrad der meisten dieser Täuschungen, und er vermag, Dir in der Stadt so gut, wie auf dem Lande, zu betten; Du brauchst dazu nicht mehr, als Dich mit Ruhe und Glückseligkeit täuschen, Dich zu gut für andere Deines Gleichen dünken, und Dich in Deinem Käfig einsperren, daß Niemand zu Dir kommen kann — so bist Du überall einsam. — Ob weise? —, Auch dies, wenn Unthätigkeit und Tod für das gemeine Beste, Weisheit genannt werden darf.

Mein Wagen steht angespannt, ich fahre zurück nach der Stadt, handle nach meinen Kräften, und nehme die Menschen dort, wie ich sie auf dem Lande nehme, für das, was wir alle sind — für schwache Adamskinder, denen es Gott vergeben muß, daß sie sich sein Ebenbild zu nennen wagen. Schiltst Du mich deshalb einen Thoren, und fragst: ob ich in dieser Thorheit glücklich bin, so antworte ich Dir — Ja!

Kapf.

Licht und Finsterniß.

Freudig strebet die Blume zum Licht, dem nimmer gedeihet
Ihrer Bildungen Trieb in der undurchdringenden Nacht. —
Also der Mensch — ist nicht für des Irrwahns Nächte geboren;
Nur im Licht der Vernunft steigt er zum Leben empor.

H. Burdach.

Neuigkeiten.

Correspondenz-Nachrichten.

Wien. April 1817.

Hier wieder etwas Neues, lieber Freimüthiger. Graf Palffy hat die K. K. Hoftheater abgegeben, und der Kaiser hat sie selbst, als eine Anstalt, die als eine nothwendige Stütze der Regierung, um auf Volksbildung und Kunstsinn zu wirken, anzusehen ist, übernommen. Zu diesem Ende ist der würdige Hofrath von Jllijoud als Sachkenner und Handhaber des guten Geschmacks, der Ordnung und des Zusammenwirkens, am Osterfeiertage, durch den Oberst-Cämmerer Se. Majestät, dem Grafen von Wrbna, ebenfalls ein Mann, dessen bloßer Name jeden Kunstfreund entzückt, dem gesammten Theaterpersonal vorgestellt worden, und ihm (dem Personal) seine Obliegenheiten bedeutet worden. Man verspricht sich sehr viel von dieser neuen Reform. Graf Palffy war undreitig zu gut. Die Italienische Oper hat ihm ungeheuren Schaden gebracht, und von den Deutschen Mitgliedern waren einige so boshaft, daß sie alles anwendeten, die zu edlen Cavalier in Verlegenheiten und Geldverlust zu stürzen. Darüber ließe sich so viel sagen, daß alle Directoren der

Welt daraus lernen könnten — doch still davon. Es wird noch eine Zeit kommen, wo so mancher schwarze Unkraut, so manche schändliche Pflichtvergessenheit, so manche Kabale gegen den biedern Graf Pasky, auf eine empfindlichere Weise für die besten Menschen, als hier geschehen konnte, gerügt werden wird.

Im Theater an der Wien geht alles gut. Es ist vor der Hand noch ein Eigenthum des Grafen Pasky, soll jedoch verkauft werden, und bereits um 300,000 Fl. in Silber ausgeboten seyn. — Herr Hensler, der neue Direktor, leitet das Ganze mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit. Diese Bühne, die fünf Jahren, einen monatlichen Schaden von 5 bis 6000 Fl. berechnete, hat unter der neuen Leitung monatlich zweimal so viel Gewinn; das Repertoir enthält bessere Stücke; das Publikum hat mehr Abwechslung; Dekorationen und Kleider, Maschinen und Singwerke ꝛc. sind wo möglich noch anspielender, und doch sind die Auslagen geringer. Kann ein Theater besser exekutiren, als wenn es einen Mann an die Spitze stellt, der neben seiner Klugheit und dem Reichthum an Kenntnissen auch noch ehrlich ist? —

Aus Kopenhagen.

Rechtfertigungen.

Sie finden mein Urtheil über de la Motte Fouqué's undeutschen Styl zu hart? Eine Ungerechtigkeit gegen Andre, mein Freund, würde ich mir um desto weniger verzeihen, je mehr ich selber von meinen Jugendjahren bis in mein Greisenalter Verkennungen und Ungerechtigkeiten aller Art habe erdulden müssen. Hören Sie daher eine nähere Erörterung meiner Worte prüfend und ruhig an! — Ein Freund rühmte mir, der ich sonst keine Zeitschriften lese, vor Kurzem das Allbiner Morgenblatt, (wogegen ich nichts einwandte, weil man einem Manne, wie Cotta, alle Rühmliche zutrauen darf); und zeigte mir zugleich ein Heft, worin jener, über seinen Werth gepriesene, Mann (Fouqué) „der gewaltige Sänger des Nordens" genannt ward, während man ihm eine treue Darstellung des Eilbert absprach. Ein Andrer reichte mir zur Bestätigung einen Roman, worin ein Islander des Alterthums, ungefähr wie ein Ritter aus den Zeiten der Troubadours, die Hauptrolle spielte. Weil man meine Meinung darüber verlangte, nahm ich denn das Buch mit zu Hause. Gleich auf der ersten Seite leidet ein liebendes Paar im mittelländischen Meere Schiffbruch, und schwimmt Arm in Arm bis nach Island. (Ein starkes Stück! wie die Kunstspringer von einem Salto mortale zu sagen pflegen. (Sie erschrickt ihre Augen. (Nach der Analogie von errathen, erreichen, erlangen, erwerben u. s. w. kann das Aufsteigwort nichts anders bedeuten, als: etwas durch einen Schluß herausbringen. Warum nicht öffnen? Das wäre ja ungefähr dieses Deutsch gewesen!) Ihre seidenschwarzen Haare sind unterwegs doch wirklich naß geworden. (Seidenschwarze Haare! Ist denn alle Seide schwarz?) Provinzial-Ausdrücke, wie: inmitten u. s. w. wimmeln dem Leser überall entgegen. Zu einer Zeit, da Schiller noch nichts anderes, als seine drei ersten genialen Jugendarbeiten geliefert hatte, rieth man ihm öffentlich, zuvor Deutsch zu lernen, und er hat es redlich gethan. Denselben Rath sollte unser Herr Baron befolgen! Denn Achtung für die Sprache gehört doch auch zu den Tugenden eines guten Schriftstellers. — Nur noch einen Augenblick Geduld, mein Freund! — Die Liebenden stimmen das Klippengebirge hinan. Weß finden sie hier? Endlich einen herabstrudelnden hellen Felsenbach. Schön! Wie in der Schweiz! Und weiter hinauf? Almenwälder! Almenwälder auf den Hohen Islands? Abscheulich, für diese Entdeckung gehörte dem guten Manne ein Ordenskreuz. Und alle diese Herrlichkeiten auf den beiden ersten Seiten. Sie müssen mir verzeihen, Freund, daß meine Selbstverläugnung nicht weiter, als bis auf die dritte Seite ausreichte! — Dies war also der gewaltige Sänger des Nordens? Doch freilich, gewaltig genug! Denn vermag er nicht die gesammte Natur auf den Kopf zu stellen? — Das Hauptübel der Deutschen und Dänischen modischen Literatur scheint mir, daß man der Fantasterei allzu sehr nachgiebt. Nur die Fantasie stellt man als Alleinherrscherin aus Steuerruder; gebildeten Verstand, gesunde Vernunft, einen mit Gründen berathenden Geschmack u. s. w. wirft man mit dem mächtigen Hebel eines einzigen Wortes: „Schlendrian!" als Ballast über Bord. Daher schreibt und liebt und liest und rühmt man meistens weiter nichts als Romane, wie der Islandier, Schlangenträchter, Riesthes u. s. w.; Erbärmlichkeiten, wie die Thränenquelle; Ammen- und Waisenmährchen; Phantasien und Nachtstücke in Callots Manier u. s. w. u. s. w. Was ist denn auch bequemer und leichter, als sich den geistlosen Beherrschungen eines Traumes willig und ganz hinzugeben? Sie, Freund, werden mir den Unverstand nicht zutrauen, als könnte ich alles Abentheuerliche ohne Unterschied und Einschränkung verurtheilen. Nein, ich lese die Abentheuer der Odyssee fast lieber als die blutige Ilade, und sage mit Voltaire: als Dichtungsarten sind gut, ausgenommen — die langweilige. Der besonnene Geschmack verschmäht das Gewölk nicht, und verwirft nur das Uebermaß. Wer wird seine Gäste Tag vor Tag auf achtzehn Schüsseln lauter Gewölk einladen? Oder wie es verdenken, daß ich wenigstens mich nicht einfinde? Hier wird der Magen, dort das Gehirn verbrannt; und selbst Weissers kraftiger Witz kann die Deutschen Leser nicht mehr heilen. Wir Dänen sind indeß noch mehr zu beklagen, denn unsere jungen Leute verschreiben alle ihre Modethorheiten nur aus Deutschland; und seitdem Heiberg uns verlassen hat, ersinnen wir uns keines Arges mehr, wie Haug und Weissler ihren Zeitgenossen seyn konnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Wir seiten in öffentlichen Blättern von einem Bunde, der seit einigen Jahren von mehreren Mitgliedern verschiedener Deutschen Bühnen errichtet, und durch dessen grösste Verzweigung seiner bisherigen Geheimhaltung entrissen ward. Ein bekannter Künstler in Darmstadt ist der Obere dieses Bundes, der sich Theater-Verein nennt, und nur allein das Theaterwesen Deutschlands zum Gegenstande hat. Die regelmäßig monatlich eingesandten Berichte zieht ein, jährlich mit 300 Rthlr. besoldeter, Sekretair in einen Generalbericht für den Obern zusammen; und alle Operndirektionen erhalten davon eine Abschrift über das gesammte Deutsche Theaterwesen.

1817. Nro. 168.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Donnerſtag, den 22ſten Mai.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Vergangenheit und Zukunft.

Kennen wir den Geiſt, der unſre Jugend beſeelt, ſo können wir auch ziemlich richtig den Gang des nächſten Zeitalters beſtimmen, ſo wie ja der Morgen es uns gewöhnlich ſagt, was wir vom Tage zu erwarten haben.

Mit faſt unumwölktem Blicke würden wir in die Zukunft ſchauen, wenn die Geſchichte ein treues und vollſtändiges Gemälde der Vorzeit uns geſchenkt hätte. Aber oft, Jahrtauſende hindurch, ſitzet ſie ſchweigend auf jenen bemoosten Denkmälern der grauen Vorzeit; oft redet ſie einzelne Worte nur, in Bilder gehüllt, welche kein Scharfſinn unſrer Zeit zu enträthſeln vermag; oft ſind es blutige Spuren, die die verſchwindende Menſchheit, als einen Beweis ihres Daſeyns, zurückließ; oft zertrümmerte Städte und Rieſenſäulen, worauf ihr Fingerzeig uns aufmerkſam macht.

Die Menſchheit gleicht einem Wanderer, der ſich früh am Morgen, als noch Dämmerung die Erde deckte, von ſeinem Lager erhob. Er durchwandelt weite Strecken, ohne die ihn umgebende Gegend deutlich zu erkennen. Erſt dann, wenn er jenen reizenden Hügel erklommen hat, über deſſen Gipfel ſein Weg ihn führt, (wo das Bewußtſeyn, im Anfange ſcheu und blöde wie ein junger Vogel, dann mit Adlerskräfte ſich erhebt,) ſchimmert und tagt es; und nun erkennt er in dieſem Morgenlichte einen Theil des Weges, den er zurücklegte, und eben ſo erblickt er auch nun einen Theil des Pfads, der tiefer ins Leben hinein ihn führet, wie er, in Schlangenkrümmungen dahin ſich windend, endlich in die Schatten eines finſtern felſenumkränzten Waldes ſich verliert.

Eduard Stern.

Erziehung.

Anlagen zu einer gewiſſen Gemüthsart, oder vielmehr die Form, in der ſich der Geiſt des Menſchen bewegen ſoll, bringt jeder auf die Welt. Das Werk der Erziehung geht eigentlich dahin: der Natur, bei Entwickelung des Charakters, hülfreiche Hand zu leiſten.

Denken wir uns eine Gegend — in der Hügel, Bäche, Haine, Thäler, Felſen und Gebüſche auf das mannigfaltigſte abwechſeln — und die irgend ein reicher Mann zu einem Engliſchen Garten umſchaffen will. Iſt er ein Mann von Geſchmack, ſo wird er, was die Natur ihm darbietet, gar herrlich zu ſeinem Zweck anzuwenden wiſſen, und man wird den Garten um ſo ſchöner finden, je mehr Kunſt und Natur ſich die Hände boten, um das Mannigfaltige dieſer Gegend zu einem ſchönen Ganzen zu vereinigen. Die Grundſtriche aber, welche die Natur machte, wodurch im Allgemeinen der Charakter beſtimmt wird, muß

der Erzieher, muß der Gartenkünstler kennen und benutzen, und die leeren Umrisse ausfüllen mit den blühenden Farben des Lebens, oder gleichsam nur mit einem durchsichtigen Flor bedecken. Am allerwenigsten muß er darauf denken, Hügel abzutragen, Thäler auszufüllen, Haine wegzuschaffen, Bäche anders zu leiten; — sondern er läßt diese Grundstriche, welche die Natur bei dem Entwurf des Charakters zeichnete, als ein heiliges Werk unverändert.

Leicht erklärbar ist es, wie Menschen, die eine gleiche Erziehung gehabt haben, sich oft in ihrer Gemüthsart so unähnlich sind. Kinder mit gleichen Anlagen ausgerüstet, und gleich erzogen, müssen sich ähnlich werden. Aber das eine Kind, lebhaft und munter, denkt und empfindet schnell, das andre langsam; das eine ist stätterisch, das andre biegsam und nachgebend; das eine ist blöde und scheu, das andere frei und offen. Behandelt der Erzieher nun beide mit gleicher Härte oder mit gleicher Nachsicht, so ist natürlich, daß die Gemüthsarten solcher Kinder, je länger sie einer gleichen Erziehung genießen, sich immer weiter, wie ein Paar Schenkellinien, die ursprünglich einen Winkel bilden, von einander entfernen müssen. Dies der Grund, warum oft Geschwister sich so unähnlich sind.

Man läßt dem Acker Gerechtigkeit wiederfahren, und behandelt nicht den einen wie den andern. Für den strengen und störigen Boden hat man eiserne Eggen, so wie hölzerne für das mildere Land. Aber ist ein Vater strenge, so durcharbeitet er mit eisernen, schweren Eggen das Herz aller seiner Kinder, ohne zu bedenken, daß jede Gemüthsanlage ihre eigne Behandlungsart verlange. Dann, wenn die Früchte nicht gedeihen wollen, so giebt man der Natur Schuld, und spricht von bösen, tückischen oder leichtsinnigen, jeder Verführung hingegebnen Herzen.

Aber welch' eine schwere Kunst — die Erziehung! Wie verzeihlich zwar ein Mißgriff; wie unendlich groß aber die Nachtheile! Obgleich wir den Acker sehen, und auf mannigfaltige Weise prüfen können, denn er erscheint nie anders, als er ist; so wird von dem erfahrungsreichsten und klügsten Landmann doch mancher Fehlgriff in der Behandlung des Bodens gemacht. Doch dieser Fehler ist das nächstemal gar füglich zu verbessern, und man vergißt den erlittenen Schaden. Aber hat das Herz des Menschen, durch eine unzweckmäßige Erziehung, eine fehlerhafte Richtung einmal erhalten, so kann nur, bei einer zweiten Auflage des Werks, der Fehler verbessert werden, — und man muß es bis dahin verbrauchen, wie es ist.

Eduard Stern.

Das Luftschiff.

Eine Erzählung aus dem Olymp.

Wie stolz du zur Sonne emporsteigst, Wesen einer niedern Welt! Mit Verwunderung und Erstaunen siehst dich der große Haufe, und lärmender Beifall folgt dir nach in hohe Lüfte! Aber du bist nicht ein Gott geboren. Fremde Kraft hob dich von der niedrigen Erde empor, eigne Schwäche stürzt dich wieder hinab in die gewohnte Tiefe. So steigt auch mancher Erdensohn oft über den für ihn geschaffnen Kreis hinaus, und wagt's der Sonne sich zu nahen in seiner Armseligkeit.

Als Montgolfier und Robert und Charles die ersten glücklichen Versuche mit ihren Luftschiffen machten, da hättet ihr Zeugen der Bestürzung seyn sollen, die sich aller unsterblichen Bewohner des hohen Olymps bemächtigte. Die ganze Schaar der seligen Götter versammelte sich um Jupiters Thron, die Frechheit der Sterblichen anklagend.

„Die Erde, rief Juno, hat abermals Riesen geboren! Auf, o mein Gemahl, bewaffne deinen Arm mit zuckenden Blitzen! Rette uns, sonst sind wir alle verloren!“

Das wäre doch sonderbar, antwortete Zeus. — Rufe mir den Merkur.

Er stieg indessen von seinem Thron, und schauete aus einem Fenster seiner göttlichen Burg auf die Erde hinab. Das Luftschiff näherte sich dem Olymp, gleich einem emporsteigenden Gebürge. Er betrachtete es genau durch ein Dollondsches Glas, und sahe auf der Erde zwar eine große Menge Menschen und hörte ihren Jubel; aber keine Riesen sahe er.

Merkur kam nun.

„Eile hinab auf die Erde, geliebter Sohn, sprach Jupiter, und erkundige dich nach den Ursachen des Getümmels; auch frage: was es mit dem aufsteigenden Geschöpfe, das sich dreist unsern seligen Hallen nähert, für eine Bewandniß habe.“

Merkur eilte hinab, und unterrichtete sich sehr bald von allem. Jupiter lächelte, als er dieses erfuhr, und sprach in einem gutmüthigen Ton also zu den versammelten Göttern:

„Wenn's weiter nichts iſt, meine Kinder, ſo ſeyd zufrieden! Warum ſollten wir den Sterblichen eine unſchuldige Freude nicht gönnen?"

Aber Juno fand es ſehr unbeſcheiden von den Menſchen, ohne ihre Erlaubniß — denn ſie iſt die gebietende Beherrſcherin des Luftkreiſes — ſo etwas zu unternehmen. Den Phöbus rief ſie heimlich auf die Seite, und ſprach alſo: Wenn dir an meiner Freundſchaft noch etwas gelegen iſt, o Phöbus, ſo zünde, ſobald ein Sterblicher es wagt, mein Gebiet zu betreten, mit deinen glühenden Stralen das ſtolze Schifflein an. Er muß ein warnendes Beiſpiel gegeben werden — lange hat man des Ikarus trauriges Schickſal vergeſſen! — ſonſt ſind wir ſeligen Götter im hohen Olymp nicht ſicher.

Phöbus verſprach's. Sobald nun der unglückliche Rozier es wagte, ſein luftiges Fahrzeug zu beſtreigen, umfing der Sonnengott ihn mit ſeinen glühenden Stralen. Nun rauchte das ſtolze Schiff, nun ſtieg der Dampf empor, und verzehrende Flammen umloderten das leichte ſtolze Gebäude. Jupiter ſahe dies und zürnte; denn ihm machte dies Schauſpiel, und die Kühnheit der Menſchen, Vergnügen. Aber Pilatre de Rozier ſollte gerettet werden, ſo hatte er es beſchloſſen.

Da mußte Merkur Pilatre's Seele, noch ehe ſie, in gebrechlicher Hülle, die ſchattenreiche Erde berührte, umfangen, und unverſehrt langte ſie dort oben an.

Juno verzog ſpöttiſch ihren göttlichen Mund; aber dies ſchützte ſie ſo wenig wie den Phöbus vor einem harten Verweiſe. Seitdem hat Rozier, zur Unterhaltung der ſeligen Götter, manche Luftreiſe ſchon gemacht, und das Gerüchte ſagt: Vater Zeus habe ihn, in Gnaden, zu ſeinem Hofluftſchiffer ernannt.

Nutzanwendung.

Ein jubelndes Volk ſtürzt keine Thronen um!

Eduard Stern.

Allerlei.

Philipp II. von Spanien ſagte auf dem Todtbette: „der Krieg mit den Niederlanden habe ihm Fünfhundert und vierundſechzig Millionen Dukaten gekoſtet." Und das im ſechszehnten Jahrhundert. Dafür hätte er ganz Spanien in einen hochglühenden Zuſtand ſetzen, und obenein die Niederlande umſonſt behalten können. Vernunft koſtet ja keinen Heller. —

* * *

Marcello Virgilio wollte von einem Narren in Frankreich gehört haben: daß vier gute Mütter vier ſchlechte Söhne hätten. Die Wahrheit den Haß, das Glück dem Uebermuth, die Sicherheit Gefahr, und die Vertraulichkeit Verachtung.

* * *

Kaiſer Friedrich III. wurde gefragt: welche Menſchen ihm die liebſten wären? Diejenigen, antwortete er, die mich nicht mehr fürchten, als Gott.

Der Landſturmmann beim Vordringen des Feindes.

(Erinnerung aus dem Jahre 1813.)

Hoch von dem Kirchenthurm
Läutet die Glocke Sturm!
Hoch von dem Kirchenthurm
Ruft uns der Sturm!
Feindliche Räuber nahn,
Brechen ſich heimlich Bahn,
Meinen nun ſey's gethan;
O eitler Wahn!

Hoch von dem Kirchenthurm
Läutet die Glocke Sturm!
Hoch von dem Kirchenthurm
Ruft uns der Sturm!
Traure nicht Vaterland,
Stark iſt auch Bürgers Hand,
Scharf iſt auch Bürgers Schwert,
Gilt's Weib und Heerd!

Hoch von dem Kirchenthurm
Läutet die Glocke Sturm!
Hoch von dem Kirchenthurm
Ruft uns der Sturm!
Lieb Weib und Kind ade,
Stillt euers Herzens Weh,
Trauet Gott in der Höh,
Geh's wie es geh!

Epigramme.

Die boshafte Buhlerin.

Was nennt die Welt Marien? Wie Unrecht man ihr thut!
Sie meint es zwar nicht Jedermann, doch jedem Manne gut.

Erhöhte Strafe.

Richter.

Zur Strafe meidest du dies Land gleich ohn' Erbarmen!

Delinquent.

O Herr, ich füge ruhig in mein Schicksal mich. —

Richter.

Und deine Frau begleit' ins Elend dich! —

Delinquent.

O Gnade Herr! O Gnade Herr, wir Armen! —

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Die am 12. Mai gegebene Darstellung von Emilia Galotti war ungemein lehrreich. Hätte man junge Mimen anschaulich unterrichten wollen: wie man in dieser Tragedie nicht zu spielen habe, und auch: wie die Rollen darin nicht besetzt werden müssen, sie würden mit manchen neuen Kenntnissen von dannen gegangen seyn. Recht denkwürdige Erscheinungen kamen vor. Madame Schirmer und Herr Devrient spielten vortrefflich, nur müßte weder Emilie mit Jener, noch Marinelli mit Diesem besetzt seyn. Madame Wolf hingegen muß die Gräfin Orsina geben, keine andere als sie; warum es ihr hingegen gefällt, das von Lessing in die Rolle gelegte eiferstichtige Feuer in sühlbare Sanftmuth, das raschphilosophirende Geschwätz in bedächtigen Pathos zu verwandeln, ist nicht einzusehn. Und wieder nicht, warum man den Schatten Samuels im Odoardo rief. Hr. Herbt ist in einem künstlerischen ehrenvollen Ruhestand versetzt worden, und behauptet ihr wahrhaft ehrenvoll; den sollte man aber auch nicht mehr stören. Genug, es gab an den meisten Rollen negative Belehrung genug. Nur Herr Erich verdarb sie wieder, indem er sich fleißig und gelungen bemühte, seinen, ehel sich darstellenden, Hoston zu geben. — Uebrigens paßte auch das heute versammelte Publikum, oder vielmehr der sich laut machende Theil darunter, zu der Vorstellung ungemein. Denn gerade das Vergriffenste wurde am meisten applaudirt. H***.

Bücher-Chronik.

Essay on the origin, history ant principios of Gothic Architecture. By Sir James Hall. Bart. F. R. S. Edinb. London 1813.

Dies Prachtwerk über die Gothische Baukunst ist in Deutschland noch wenig gekannt; es muß aber nothwendig jeden befriedigen, der es kennen lernt. Der Verfasser zeigt, wie aus Holz mit Weidenruthen durch Flechten die ersten Uranfange dieser Bauart bestanden, die jetzt in himmelanstrebenden Pfeilern und Gewölben und Thürmen unsre Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Er erläutert dies nicht nur in den herrlichen, dem Werk beigefügten, Kupferstichen, sondern hat selbst eine Kirche nach seiner Theorie mit vielem Geldaufwand erbaut, die, ebenfalls in Kupfer gestochen, auf den ersten Anblick einem gothischen Dache gleicht, allein doch nur aus runden Balken gebaut, und aus Zweigen geflochten ist.

Aus Kopenhagen.

(Fortsetzung.)

In demselben Hefte des Morgenblattes erfreute mich: Erinnerungen an einige unsrer frühern Schriftsteller, Gellert, Rabener, Weiße (die Leipziger und Sachsen), Uz, Sulzer, Geßner. Gar löblich scheint es mir, daß wir die Wohlthäter unsrer Väter und unserer eigenen Jugend nicht vergessen; und gern widersprache ich daher dem Spanischen Sprichworte: die Dankbarkeit hat ein kurzes Gedächtniß. Wiewohl ich nun des Unbekannten freundliche Gabe mit herzlichem Danke annehme; so wünschte die Ungenügsamkeit sie doch zugleich gehaltreicher, weil es noch 70, 80jährige Greise giebt, die mit jenen Männern lebten. Auch in den Urtheilen stimmen wir nicht immer überein, wie denn das so zu gehen pflegt. Allein ein freimüthiger Umtausch der Gedanken dürfte, wenigstens für mich, belehrend werden. Erlauben Sie daher, daß ich aus der Fremde und Ferne meine Meinung sage, die berichtigt werden mag, falls ich irre!

So scheint mir der ächte Lyriker Uz, der alles aus der klaren Quelle ungekünstelt hinströmen laßt, nicht genugthuend gewürdigt. Unser Biedermann, J. H. L., sagt nämlich: „So sehr die Sprache sich auch seit Uzens Zeiten vervollkommnet hat," — (Wirklich? Seit Schillers letzten dramatischen Werken ungefähr ist die Deutsche Sprache verwildert, wie der Deutsche Geschmack; und die vernachlässigte oder verkünstelte Form der gerühmtesten Modernster kann noch weniger Gutes beweisen, als das Bestreben jener Freunde einer übertriebenen Reinigung, welche 30 Millionen unter ihren einen Hut bringen wollen. Durch Klopstocks, des Zeitgenossen, Oden, Messiade u. s. w. geschah Viel für die dichterische Sprache; durch Lessing, Engel u. A. Viel für die Prosa; durch Voß u. A. Viel für die Rhythmik. Alles dies scheint jetzt größtentheils vergessen und begraben und verloren zu seyn. Ein Deutsches Herculanum! Um noch so vielen großen Mannern eigenthümlich zu scheinen, was sie freilich nicht seyn konnen, erklärstein Ihre neuern Nager zu oft allerlei Arten von Masken, welche jedoch die angebornen Mangel und Ueberflüssigkeiten eben so wenig verbergen konnen, als die bekannte Löwenhaut in der Fabel. Daher diese antik teynsollende Deutschheit, diese natürlich synnlose Nachlässigkeit, dieser manierirte Ton aller Art.) — „so verwohnt wir durch den hohern, genialischen Schwung unsrer neuern Poesie sind, so wird doch eine Auswahl seiner lyrischen Gedichte immer interessiren." — (Einem hohern genialischen Schwung unserer neuern Poesie? Höher als Uzens Odenflug in der Theodicee? Erhabener als der himmlische Zug der Sionitin? Um Apollos und aller Musen willen, mein Freund! ich beschwore Sie, nennen Sie mir diese Ehrenmänner, damit ich ihre Genialität noch vor meinem, hoffentlich baldigen, Ende kennen lerne, und ihre überwundenen Vorgänger von ihnen grüßen konne.

(Die Fortsetzung folgt.)

1817. Nro. 169.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Sonnabend, den 24ſten Mai.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Ueber Töplitz.

Von einem Badegaſt im vorigen Jahre (1816).

(Dürfte, bei der nun wieder anhebenden Badezeit, nützen können.)

So bin ich denn auch ſo glücklich geweſen, bei einem vierwöchentlichen Aufenthalte in Töplitz die berühmten Bäder dieſes Ortes und deſſen herrliche Umgebungen kennen zu lernen. An der großen Wichtigkeit der Bäder habe ich nie gezweifelt. Wenn dieſelben auch nicht ſeit elf Jahrhunderten bekannt ſind, ſo wird ihrer doch ſchon vor 700 Jahren rühmlich gedacht. Sie haben ihren Ruf immer erhalten. Das ſpricht mehr zu ihrem Vortheile, als die Analyſen des Waſſers durch die Chemiker, als die Lobſprüche der Aerzte, die, es mögen ſolche ſeyn, welche beim Bade angeſtellt ſind, oder fremde, immer ein Intereſſe haben, die Bäder zu preiſen. Von den Badeärzten verſteht ſich das von ſelbſt. Aber auch auswärtige ſind froh, wenn ſie von einigen Bädern eine recht vortheilhafte Meinung verbreiten können, damit die chroniſchen Kranken, welche ſie behandeln, Luſt bekommen, dieſelben zu beſuchen, und ſie eine Zeitlang der Fürſorge für jene überhoben werden. Die Töplitzer Bäder ſind wirklich von großer Wirkſamkeit. Das bezeugen in jedem Jahre eine Menge rheumatiſcher und gichtiſcher Perſonen, welche nach kurzer Zeit den völligen Gebrauch ihrer Glieder und die ganze Munterkeit ihrer Kräfte wieder erlangen. Die herrliche Kraft der Töplitzer und anderer wirkſamen Bäder würde noch mehr geprieſen werden, wenn man nicht eine Menge Menſchen zu denſelben ſchickte, die eher jede andere Arzenei, als dieſe mineraliſchen Wäſſer, brauchen könnten; und wenn ſich nicht viele Badegäſte auf eine gewiſſenloſe Weiſe vernachläſſigten. Man will jeden Genuß des Vergnügens mit der Kur verbinden, und verdirbt ſich, wenn nicht Beides, doch die Kur. Auch baden und trinken viele ganz geſunde Perſonen, weil ſie nun einmal zur Geſellſchaft in ein Bad mitgereiſ't ſind; und überlegen nicht, daß ſie zu Hauſe nicht ein Quentchen Rhabarber brauchen würden, aus Furcht, ſich zu ſchaden; und daß eine Badekur auf den Körper ungemein ſtark einwirket. Sie ſchaden ſich oftmals bedeutend, und bringen dadurch die unſchuldigen Bäder in Verdacht.

Die Umgebungen von Töplitz ſind äußerſt reizend. Man kann vier Wochen dort ſeyn, alle Tage gut Wetter haben, und alle Tage früh und Nachmittags ſpazieren gehen, und man wird die Gegenden immer vorzüglich ſchön, die Ausſichten überraſchend, die Anſichten lachend, die Mähe des Steigens nie unbelohnt finden. Das Töplitzer Thal iſt hochhügelig Land, umgeben von ſehr hohen Gebürgen. Viele Hügel, viele Vertiefungen, die Raine der Felder und die Straßen ſind mit Obſtbäumen bepflanzt, die hohen Berge mit Na-

belholz bewachsen; und wo das Holz seit 20 Jahren gerodet ist, wechseln jetzt bis auf die höchsten Punkte Getraidefelder mit den Waldungen, wodurch die Ansichten ungemein verschönert werden. Die hohen Hügel stehen theils einzeln, theils bilden sie Ketten; zwischen ihnen Schluchten. So geht man nicht 50 Schritte, ohne eine andere Aus- und Aussicht zu erhalten, und jede wird wieder an den verschiedenen Tageszeiten durch andere Schatten und Lichter verändert. Die Mannigfaltigkeit in der Einheit, die Verschiedenheit bei einem gleichen Total-Eindrucke kann nicht größer seyn, als in dem Töplitzer Thale. Ganz nahe bei der Stadt gewähren überdies der Schloß- und Tormo-Garten die angenehmsten Spaziergänge. Nichts fehlt der ganzen Gegend zur Erhöhung großer Reize, als Wasser. Es ist sonderbar, daß man selbst große Teiche und kleine Seen zwischen den Hügeln vergeblich suchet. Auf Teiche rechnet man um so eher in einem Lande, wo das Fischessen noch einen Theil des religiösen Cultus ausmacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Zwang.

Eine Erzählung aus der Götterwelt.

Wo du mir auch erscheinst, auf jeglichem Wege weiche ich gerne dir aus! Denn deine Fesseln, golden oder ehern, nie sind sie, die aus freien Menschen Sklaven nur machen, einem frohen Herzen willkommen! Thorheit und Eigennutz, deine eben nicht ruhmwürdigen Eltern, erzeugten dich schon, als kaum die Menschheit sein geboren war, im grauesten Alterthume. Gleich nach deiner Geburt umwickelte die einfältige Mutter deine zarten Glieder, so daß du kein Füßchen rühren, keine Hand bewegen konntest, und vertraute dich einer festverschlossenen Wiege an. Etwas herangewachsen, preßte man deinen Körper in hartanschließende Kleider; deine Haare, nicht in freien Locken wallten sie fliegend um Stirn und Schläfe, sondern zusammengepreßt, nahe an ihrer Wurzel, hingen sie, gleich einem Schulzepter, von deinem Hinterhaupte herunter. Das Vorderhauptshaar, zu einem Berge aufgethürmt, erlag unter der Tyrannei gabelförmiger Nadeln! Dein Vater, der Eigennutz, hielt schon früh und mit Strenge zur Arbeit dich an. Dein lästiges Tagewerk schrieb er selbst dir vor, an jeglichem Morgen. Zitternd nahmst du seine Befehle dann entgegen.

Der väterlichen Herrschaft endlich entwachsen schleppen gleichwohl Ketten und Bande die nach, wo du auch erscheinst. Golden oder ehern — hängen sie lang von deinen Schultern herab, und wer dir begegnet, den fesselst du. Doch das Band, womit du Liebende zu fesseln pflegest, es entreißt die der schalkhafte Amor, und raubte mir diesem das einzige dir, welches Menschen freudig noch aus deinen Händen entgegen nahmen.

Lange sahe Amor mit lüsternen Blicken jene schimmernde Bande, womit bisher der Zwang Verliebte fesselte. Schon hatte er es einige Mal versucht, sie heimlich ihm zu entwenden; ja, er hatte sie sogar schon in seinen kleinen Händen, als der Zwang, dieses wahrnehmend, mit finsterm Gesichte nach ihm sich umsah, und mit Würderichsgewalt sie seinen Händen wieder entriß. Hin nun eilte er zum Jupiter, ihm dies mit thränenden Augen zu klagen. Da antwortete der Göttliche dem weinenden Knaben: wenn du mit List die schimmernden Bande dem finstern Gott entwendest, so sollen sie, beim Styx, ewig dein angehören!

Da lief Amor hin zum Vater des Weins. Oheim! — sprach er — o lieber, bester Oheim, einen Gefallen kannst du mir erzeigen!

„Willst du einen Becher Weins, Kleiner?"

Nicht mir, sondern dem finstern Zwange reiche einen Becher des berauschendsten Nektars!

Nur mag ich mit dem abgeschmackten Geschöpfe mich nicht befassen! — antwortete Bacchus. — Denn mein Gesäufte ist es, wie du weißt, die Bande zu lösen und die Fesseln zu zerbrechen, die er den Sterblichen anlegt. Aber, mein trautes Kind, willst du den schönen Nektar ihm reichen, so will ich dir eine Flasche schenken, unter dessen Kraft er bald erliegen wird.

„Gieb her die Flasche!"

Auf schnellen Füßen eilte der rothwangige Knabe hin zum finstern Zwang. Nicht weit von ihm entfernt, an einem blumigen Hügel hingelagert, zog er den Stöpsel von der Flasche, und rund umher duftete der Geist des köstlichsten Nektars.

Auch mir ein Gläschen aus deiner Flasche! rief der finstre Gott im bittenden Tone.

Nur nicht alles ausgetrunken! — sagte Amor, die Flasche ihm reichend, und drohete schalkhaft mit dem Zeigefinger. — Ich lasse den Nektar dir; aber ehe drei Augenblicke verlaufen, bin ich wieder bei dir.

Dies gesagt, eilet er hin zur Nacht, der Mutter des mohnumkränzten Schlafs. Wenn du mich lieb hast, sprach er, so sende deinen Sohn, den mohnumkränzten Schlaf, hin zum Zwang, der dort oben, am blumigen Hügel, eine Flasche köstlichen Nektars leert.

Freundlich nickte die Göttin der Nacht, und sandte ihren Sohn hin zu dem berauschten Gotte. Auf Fledermausschwingen angelangt bei ihm, streuete er, ihm Kühlung zufächelnd, Mohnkörner in sein schon trübes, mattes Auge. Da ergoß sich unwiderstehliche Müdigkeit durch alle seine Glieder; es senkten sich seine Augenlieder zum Schlaf, und, verschlossen Auge und Bewußtseyn, lag er ausgestreckt auf weichen, blumigen Rasen. Schnell lief Amor hinzu, entriß die Fesseln der Liebe dem Unwürdigen, und eilte mit ihnen hinauf zum Olymp. Golden und stralend, in seinen Händen, schmückte er sie mit Maiblümchen, welche Flora ihm weihete; und Zeus schwur hoch und theuer, daß nun ewig dem Gott der Liebe sie angehören sollten.

Eduard Stern.

Das jetzige Zeitalter.

Wir leben anders als die Väter lebten,
Wir spielen höher und gewinnen nichts;
Sie spielten niedriger und aßen gut,
Sie freuten sich, wie ennuyiren uns;
Wir haben Müh', das Leben zu ertragen,
Was sie entzückte, wieget uns in Schlaf;
Mit einem Worte, heut zu Tage ist
Die Freude kurz, die Langeweile lang. —
Jetzt sind mehr Aerzte, schwächer sind die Körper;
Man schreibt mehr Bücher, kränker sind die Seelen;
Man macht mehr Verse, wen'ger giebt es Dichter;
Man predigt besser, und man handelt schlechter;
Der Mann ist feiner, williger das Weib;
Die Herr'n sind strenger, die Bedienten grober;
Die Freunde lauer, und die Mädchen schlauer;
Die Wirthe höflicher, die Rechnung größer;
Die Stuben theurer, und die Wände dünner;
Die Winter kälter, und die Wälder leer;
Die Biere sauer, und die Weine — süß;
Die Künste häuf'ger, und die Kunst verdorben;
Die Meister selten, viel der Dilettanten;
Theater mehr doch voll — von Komödianten,
Viel Lärm darin, und nichts von hoher Kunst,
Musik die Menge, aber leerer Dunst;
Das Landrecht trefflich, die Prozesse lang;
Der Magen schwach, der Appetit zu stark;
Niemand ist klug, das Schicksal nicht gescheut;
Man lebt nicht lange, und ist lange todt!

(Nach Belieben fortzusetzen.) Karls.

Sonst und Jetzt.

Was die Süße mir genommen,
Hab' ich wieder zwar bekommen,
Aber, Götter, wie entstellt!
Keinen Zug mehr von den alten
Treuen, lieben Wohlgestalten,
Keinen Zug mehr von der Welt.

Sonst so friedsam, so geduldig,
Nur auf sich beschränkt, unschuldig,
Schwebend zwischen Lieb' und Scherz;
Nun so launenhaft, voll Kummer,
Mürrisch, ohne Lust und Schlummer:
Ist das wohl mein altes Herz?

A. Gebauer.

Epigramme.

Bekehrung.

A.

Als er ledig war, wollt' Schlau
Nie an einen Teufel glauben.

B.

Laßt den Freigeist! Seine Frau
Wird ihm schon den Zweifel rauben.

Mythologische Würdigung.

A.

Welch unverdientes Glück genießet nicht Morpyr!
So dumm, und doch gehet von allen Frau'n,
Als wär' er Jupiter!

B.

Mit Recht, Ihr dürft mir trau'n;
Sie ehren in ihm nur — Europens Stier! —

Die eitle häßliche Phyllis.

Euch daur't die eitle Phyllis sehr,
Die täglich sich im Spiegel sieht?
Mich daur't der arme Spiegel mehr,
Der täglich Phyllis Antlitz sieht.

Charade.

Mein Erstes ist Wasser, mein Zweites ist Wein,
Zusammen doch bin ich der trefflichste Wein.

J. Goldschmid

Neuigkeiten.

Vermischte Nachrichten.

Der Mechanikus Kuppler sen. in Nürnberg hat einen Gasbeleuchtungs-Apparat erfunden, der alles leistet, was man fordern kann. Vom schwächsten Lampenlicht bis zum blendendsten Strahlenschein eines Reverbers kann in einem Augenblick das leuchtende Gas, welches der Genannte aus Kronacher Steinkohlen bereitet, überraschen, und eben so schnell wieder verschwinden. Auch hat derselbe eine sehr genaue Berechnung über die Anwendbarkeit der Gasbeleuchtung in Privathäusern angestellt, woraus sich das Resultat ergiebt, daß in 2 bis 3 Jahren die Kosten des Apparats durch Ersparniß der Talglichter vollkommen gewonnen werden.

Wohlfeiles Brodtsurrogat.

Herr Hedenus, Verfasser des Cato, eines so eben erschienenen wahrhaft praktischen Handbuchs der gesammten Oekonomie, ein unterrichteter, thätiger Gutsbesitzer in der Sächsischen Ober-Lausitz, hat Brodt nach Dresden geschickt, welches aus Roggenmehl gebacken ist, mit Zusatz von Queckenmehl, theils zum 3ten, theils zum 4ten Theil, dem Gewicht nach. — Das Brodt soll zwar etwas schwarz, aber immer noch besser gewesen seyn, wie Bergleute und andere Menschen es essen. Herr Hedenus ließ die bekannte Queckenwurzel waschen, wie Hechsel schneiden, dürren, und wie Roggen mahlen. Von einem Dresdner Scheffel solchen Hechsels erhielt er einen halben Scheffel blaulichtes Mehl, welches ein Drittel mehr Brodt gab, als Roggenmehl, aber dessenungeachtet um ein Drittel leichter war, als dieses. Nach dem offiziellen Gebrauche und dem Zuckerstoffe zu urtheilen, muß dieses Queckenbrodt nahrhaft und gesund seyn.

Berichtigung.

(Eingesandt.)

In Nr. 128. des Korrespondenten von und für Deutschland giebt uns ein Schreiben von der Niederelbe die Nachricht: daß Herr Daevel in Hamburg sich mit dem Professor (nicht Doktor) Benzenberg zur künftigen Zusammenherausgabe des Deutschen Beobachters verbunden habe. Jener Berichterstatter beging aber einen Irrthum, indem er der dort in Rede stehenden Runkelrüben-Zucker- und Syrupfabrik, „als noch jetzt sehr blühend," erwähnte. Diese errichtete der Letztgenannte im Jahr 1812 am Rhein, mit einem Prediger in Verbindung; allein mit der verunglückten politischen Spekulation Napoleons auf Rußland scheiterte auch diese finanzielle Spekulation, und die Fabrik erreichte bald darauf ihr Ende.

Aus Kopenhagen.

(Fortsetzung.)

Es dünkt mir doch ein sonderbares Unglück, daß ich auf meiner Lesebahn unter den neueren und neuesten, zum Theil von den Gebrüdern Schlegel aufgeheckten und geformten poetischen Poeten meistens nur verschrobene Köpfe, erkünstelte Originale, platte Nachahmer und fade Genialitäten angetroffen habe. Dichter, wie Korner, der, wahrhaft gegen sich und Andere, kräftig sang; Prosaisten, wie der verkannte Romanendichter August Lafontaine, der mit einer Lilienreinheit des Styls die blühendste Darstellung vereinigt, und einige wenige Andere sind mir selten, Sänger aber von hoherm Fluge, als Klopstock, nie vorgekommen. — „Mir gewahrte eine kritische Vergleichung von Uzens Gedicht an die Freude mit dem Schillerschen viel Vergnügen. In jenem spricht sich der sanft begeisterte, in diesem der feuertrunkne Dichter aus." — (Keine Einwendung gegen diese kurze Charakteristik! Allein halten Sie es für rathsam, zwei so äußerst verschiedene Natur- und Kunstwerke mit einander zu vergleichen, bloß weil sie einerlei Ueberschrift haben? Es giebt viele Sonntage im Jahre. Wie verschieden sind gleichwohl ein Sonntagsabend im Winter, bei einer geselligen Bowle Punsch, und ein Sonntagsmorgen im Frühling, unter den Auferstehungen der Natur! Solche Vergleichungen haben gar zu leicht Ungerechtigkeit gegen den einen, oft gegen beide Gegenstände zur Folge.) Uzens Lied war ein anspruchloser Ausdruck einer wahren Empfindung; Schillers Gesang ein unsingbares Cento kräftiger, ja neuer, aber mühsam hervorgebrachter Gedanken. Auch schreibt es sich nicht aus seinen bessern Zeiten her. Wie beleidigen nicht gleich die ersten Zeilen den guten Geschmack:

Freude, schöner Götterfunken,

Die Freude ein Funken? Sind denn die Götter Kieselsteine, aus denen man Funken schlägt?

Tochter aus Elysium!

Nun eine Tochter? Welcher Aeltern? und aus Elysium? Mich dünkt, Elysium liegt jenseits des Lebens, und der Dichter wollte uns ja schon hier durch seine Freude zur Mitfreude begeistern u. s. w.

(Der Schluß folgt.)

Erklärung.

In der Ostermesse d. J. ist zu Wien bei Anton Pichler erschienen: Juwelen-Kästchen des Frohsinns und der heitern Laune. Vom Herausgeber des Museums des Witzes und der Laune, des Jokus u. a. m.

Da ich nun früher mehrere Bände des Museums des Witzes, der Laune und Satyre (Leipzig, im Ingustrie-Comptoir) herausgegeben, so sehe ich mich, zur Vermeidung aller Mißverständnisse, um so mehr veranlaßt, zu erklären: daß ich an der Herausgabe des erstgenannten Büchelchens keinen Theil habe, als ich auf keinem Fall den Titel Juwelen-Kästchen gewählt haben würde, um nicht in den Verdacht zu kommen, ich hätte dem Publikum Böhmische Steine für Juwelen verkaufen wollen.

Berlin. Karl Müchler.

1817. Nro. 170.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Dienſtag, den 27ſten Mai.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Fedor und Catinka.

Eine wahre Geſchichte.

1.

Fedor, der einzige Sohn eines ſehr reichen Hauſes in Rußland, zu den Zeiten Peters des Großen, hatte ſeine Blicke auf ein Mädchen geworfen, zwar von niedriger Geburt, aber von hoher Schönheit. Immer beſchwor er ſeinen Vater, ſeine Einwilligung dazu zu geben, daß er die ſchöne Catinka als Weib heimführen dürfe; aber immer vergeblich.

Fedor, ſagte der Alte einſtmals, ich ſange an, Dich zu verachten, wenn Du länger noch auf Catinka's Beſitz beſtehſt. Ein Mädchen, in der Dunkelheit eines niedrigen, verächtlichen Standes aufgewachſen —

„Sagt lieber: aufgeblüht! Denn Catinka's Schönheit verdient es wohl, daß Ihr ſie mit einer Blume vergleicht. Wer kennt die Herkunft der Sonne? Beuget ſich nicht die ganze Natur vor ihr? Und dennoch ſteigt ſie an jedem Morgen aus nächtlichem Dunkel empor! — Auch Catinka ſoll den Tag meines Lebens verſchönern. — Was frage ich nach ihrer Herkunft — beuget ſich nur die ganze Natur vor ihr!“

Schöne Redensarten, die eine verblendete, wahnſinnige Liebe Dir einflößt! Iſt es nicht die Pflicht eines jeden Mannes von Ehre, darauf zu ſinnen, wie er den Glanz ſeines Hauſes erhöhe? — Und Du, Fedor, denkſt darauf, durch eine nicht paſſende Heirath den alten Glanz unſers Geſchlechts zu vermindern? — Schäme Dich!

„Das was Ihr Glanz nennt — verzeihe es mir, Vater — ſchenkt unſrem Herzen keine wahre Zufriedenheit. — Wollen wir glücklich ſeyn, ſo müſſen wir uns den Roſenpforten der Liebe nahn, und beſcheiden und demüthig hier um eine milde Gabe flehn! Auch der Reichſte und Vornehmſte iſt ein Bettler, wenn die Liebe ihn mit den Worten: Gott tröſte Dich! — von ſich weiſet.“

Kurz und gut, Fedor, Du entſchließeſt Dich, um Iwanowmens Hand zu werben, oder ich werde es für Dich übernehmen. Keine andre Wahl, die Du auch treffen magſt, erhält je meine Zuſtimmung.

„Denkt an unſern großen Kaiſer! Denkt an Catinka, die er aus dem Staube erhob auf den glänzendſten Thron der Welt!“

Du biſt kein Kaiſer! Und ſteht es nicht in Peters Macht, das Grabmal des Vaters ſeiner Gemahlin mit einer königlichen Krone zu ſchmücken?

2.

Der Fürſt M., Iwanowmens Vater, hatte die frühern Jahre ſeines Lebens am kaiſerlichen Hofe zugebracht. Der große Aufwand, mit wel-

dem er, gezwungen, dort leben mußte, hatte seine Glücksumstände fast zerstört. Er zog sich daher, sobald es füglich anging, auf seine Güter zurück. Fedors Vater, einer der reichsten vom Adel in seiner Gegend, ward mit dem Fürsten bekannt. Des Fürsten Wunsch war es, seine älteste Tochter mit Fedor zu vermählen; daher leitete er die Sache ein.

Unterdessen setzte Fedor seinen Umgang mit Catinka fort. Wenn er auch nicht hoffte, seinen Vater auf andre Gedanken zu bringen, so schien eine, immer wiederkehrende, Kränklichkeit ihn daran zu mahnen, daß des Vaters Tod nicht fern seyn dürfte, und daß eben der Tag, der des Vaters Grab mit Cypressen schmücken, seiner heißgeliebten Catinka den Myrthenkranz reichen würde.

Habe guten Muth, sagte er eines Tages zu seinem holden Mädchen. Mein Vater, der mir zwar das Leben gab, aber nicht gestatten will, daß ich es schmücke mit den schönsten Freuden — leider, er liegt ohne Hoffnung darnieder! Die Trauer um ihn wird nur die eine Hälfte meines Herzens in Schatten hüllen, während die andre, dem leuchtenden Gestirn meiner Lebenstage zugekehrt, in Licht und Freude schweigt. Schäme ich mich auch, Dir's zu bekennen, so bin ich doch nicht im Stande, den Tod meines Vaters nun so tief zu empfinden, als der Kummer um ihn herzergreifend seyn würde, wenn er nicht in meinen süßesten Wünschen mir immer entgegen gewesen wäre.

„Ist Dein Vater ohne Hoffnung krank? Eine ganze Welt voll Freude und voll Schmerz liegt in diesen Worten! — So bin ich Dein, mein Fedor! So geht für uns ein neues, schönes Leben auf, wenn der Stern seines Lebens verschwindet! Aber doch, ich kann's nicht glauben! Immer erscheint mir das Bild der süßesten Hoffnung in Trauer gehüllt! Dunkle Ahnungen steigen in meinem Herzen empor, und es ist mir, als ob eine dumpfe Stimme mir zurufe: Fedor ist für Dich verloren!"

Ist nicht für Dich verloren, meine Catinka! Dem menschlichen Herzen geht es mit seinen schönsten und reichsten Hoffnungen, wie den Eltern mit ihren liebsten Kindern, um deren Wohl sie stets bekümmert sind.

Noch sprachen sie mit einander, als eiligst ein Diener die Nachricht brachte, daß es sichtbar nun mit dem Vater zum Ende sich neige.

„Ihr sollt und müßt zu Hause kommen! Er wünscht Euch zu sprechen."

Ich komme! Geh nur voran! — Und nun zum letzten Mal sinke ich in Kummer an Deine hochklopfende Brust! Sollte mein Vater sterben, so feiern wir, sobald der Anstand es nur gestattet, unser Verlobungsfest. Dann sehe ich weiter keine Thränen aus Deinen Augen rinnen. Lebe wohl!

3.

Der Vater starb. Noch in den letzten Zügen, als ihm bereits die Sprache fehlte, schien er etwas auf seinem Herzen zu haben, das ihn sehr bekümmerte. Denn an der Schwelle des Grabes, zurückschauend auf die Schattengestalten des hingeschwundenen Lebens, erscheinen diese uns in ihrer ganzen Armseligkeit. Wandeln sie aber vor uns her, so kleidet unsre Thorheit sie in Gold und Purpur. — Nun ließ er Feder und Tinte sich reichen; doch waren es wenige und abgerissene Worte, die nur das ahnen ließen, was in seiner Seele vorging.

„E - a - t - i — nka, Ja!"

Dies war Alles, was seine matte Hand niederzuschreiben vermochte; aber es war genug, um daraus zu erkennen, daß jetzt die Härte, mit welcher er dem Sohn das Glück des Lebens abgesprochen hatte, ihm wehe that.

Kaum breitete sich die Nachricht von dem Tode des Vaters aus in der Gegend, als auch der Fürst M. persönlich dem Sohn sein Beileid versicherte. Er ladete freundlichst ihn ein, nach der Begräbnißfeier, um sich zu zerstreuen, auf einige Zeit ihn zu besuchen. Fedor konnte, ohne den Fürsten zu beleidigen, die Einladung nicht gänzlich ablehnen. Aber er schränkte seinen Besuch nur auf einen Tag ein.

(Der Schluß folgt.)

Ueber Töplitz.

Von einem Badegast im vorigen Jahre (1816).

(Fortsetzung.)

Töplitz ist seit dem Brande um vieles besser wieder aufgebaut; die Häuser sind im Innern bequemer eingerichtet. Schön ist seit zehn Jahren aus einem elenden böhmischen Dorfe zu einem ansehnlichen Flecken herangewachsen, und es wird immerfort gebauet; denn jeder Badegast, der das Stein- oder Schlangen- oder Schwefelbad brauchen soll, wünscht lieber in der Nähe, als eine kleine halbe Stunde davon in der Stadt zu wohnen, und den Weg, entweder von der Hitze oder

der Nässe erschwert, mühsam zu Fuße oder theuer im Wagen zu machen. Wer in Töplitz wohnen will, und eins der drei genannten Bäder, vielleicht täglich zwei gebrauchen soll, muß des Gehens und der Ertragung von kleinen Beschwerden gewohnt seyn, sonst wird ihm die Anstrengung mehr schaden als nützen. Wer es bezahlen kann, fährt; und fast scheint es, als wolle man, daß alle Kurgäste fahren und arme ferner nicht hieher kommen sollen. Auf die Fußgänger ist noch gar keine Rücksicht genommen. Der Weg von Schönau nach Töplitz ist nach einigen Stunden starken Regens einer der schmutzigsten, und ohne alles Pflaster. Er läuft an drei, vier Stellen so schmal zwischen den Häusern hin, daß der Fußgänger kaum weiß, wie er den vorbeirasenden Wagen entgehen will, und zumal wegen des schlüpfrigen Bodens in die größte Gefahr kommt.

Ein etwas besserer Fußweg geht zwar von dem Steinbade an hinter Schönau, aber die Menge von Menschen, welche in Schönau wohnt, kann ihn nicht benutzen, und wer in der Stadt am Fürstenhause, Badeplatze u. s. w. wohnt, muß doch herunter und ein Paar sehr böse Stellen überwinden. Es scheint kaum glaublich, daß man an einem so besuchten Orte, nach welchem in diesem Jahre von Badegästen gewiß ein Paar Millionen Gulden gebracht worden sind, nicht einmal für erhöhete und trockene Fußwege neben der Fahrstraße sorgt. Nur längs dem fürstlichen Gemüsgarten ist der Fußweg gesichert. Es wäre eine solche Sicherung um desto nöthiger, da, wie gesagt, die Kutscher nicht schnell, sondern wie Rasende fahren. Es ist dieses der Polizei nicht entgangen; sie hat es durch einen gedruckten Anschlag verboten, aber sie straft die Uebertreter nicht. Das mag zum Theil schwer seyn. Die herrschaftlichen Kutscher gehen mit bösem Beispiel voran. Die Herrschaften haben manchmal die Badestunden überhört, die Frauen sind nicht fertig zum Einsteigen, sie haben ein großes Stück zu fahren, man will von der Badestunde nichts einbüßen; so heißt es dann: Fahrt zu! Die Eitelkeit der Herrschaften und der Kutscher mag ihren Antheil daran haben. Die Lohnkutscher folgen dem bösen Beispiele, und strengen auch wohl aus Eigennutz die Pferde über die Gebühr an. Dasselbe Gespann fährt des Tages sechs-, achtmal hin und her, und der Wagen ist besetzt hin und her. Diesem tollen Fahren sollte mit größerem Ernste, als durch einen bloßen Anschlag, Einhalt gethan werden. Es ist selbst den Fahrenden nachtheilig, den Fußgängern gefährlich, denen, die in der Stadt wohnen, höchst lästig, vielen Kranken angreifend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Der Pater d'Harrouis erzählte: als Pater Bourdaloue in Rouen predigte, verließen die Künstler ihre Werkstätten, die Kaufleute ihre Läden, die Advokaten die Gerichtshöfe, die Aerzte ihre Kranken. Als ich nach ihm dort predigte, brachte ich Alles wieder in Ordnung; kein Mensch verließ mehr seine Geschäfte.

— Ein Abt predigte in St. Merry, und gefiel nicht. Voriges Jahr machte er es besser, sagte de Santeul. — Ei, versetzte ein Anderer, da predigte er ja nicht. — Das meinte ich eben, war Santeuls Antwort.

— Als die Portugiesen einst eine Schlacht verloren hatten, fand man vierzehn Tausend Guitarren auf der Wahlstatt.

Im Frühjahr.

O Sonne, wie erquicklich legst du dich
Um alle Kinder deiner Schwester Erde;
Der Mensch, das Thier wird fröhlicher Geberde,
Ja selbst die todte Pflanze reget sich

Zu neuem Leben, wenn du mütterlich
Mit deinen warmen Stralen sprichst: Es werde
Die Welt befreit von jeglicher Beschwerde,
Und alles lieb' und freue sich durch mich!

Da ist die trübe Winterszeit vergangen,
Der Lenz steht da, die Bäume treiben Blätter,
Das Bächlein rauscht, die kleinen Voglein fangen

Zu singen an; wir Menschen werden Götter,
Und schmecken schon den Himmel hier auf Erden.
O Sonne! was will dort erst aus uns werden?

A. Gebauer.

Auflösung der Charade in Nr. 169.

Rheinwein.

(Wie die vorigen von Hrn. J. Goldschmidt.)

Neuigkeiten.

Chronik der Schaubühne zu Berlin.

Die Oper Zoraide. Text und Musik von Herrn L. Blume.

Als unsre tapfern Kastilien durchdrungen, als die Macht der Mauritschen Heere in Spanien ihren höchsten Gipfel erreichte, traf es sich, daß bei einem Siege, den die Mauren über die Spanier davontrugen, in einem reichen Spanischen Zelte, welches die Beute der Mauren wurde, ein fünfzehnjähriges Mädchen in die Hände der Muselmanner fiel.

Das junge Mädchen ward von den Mauren mit nach Granada geführt, in der mahomedanischen Religion und Gebräuchen erzogen, der Pflege eines berühmten Astrologen vertraut, und ihre Schönheit wuchs mit ihren Jahren.

Bei einem Turnier sah sie der König Ismael und erkor sie zu seiner Gattin.

Vierzehn Jahr nachher brach ein neuer Krieg zwischen den Mauren und Spaniern aus, und hier beginnt die Handlung.

Zoraide ist mit ihren Frauen, so weit es die Stellung des Heeres erlaubte, ihrem Gemahl, den König Ismael, gefolgt. Es nahe dem Spanischen Heere entdeckt sie ihrem Freund und Lehrer, dem Astrologen Almaro, wie diese Schlacht mit ihren eigentlichen Landsleuten alle Bilder der Vergangenheit bei ihr verdrängt — und die Ehre und Macht, die sie genieße, doch nicht den Wunsch bei ihr unterdrücken könne, etwas Näheres über ihre Abkunft erfahren zu mögen, indem ein weibliches Portrait, das sie auf ihrem Herzen trage, doch weiter nichts ahnen ließ, als daß es wahrlich die Züge ihrer Mutter seyn könnten.

Das Getümmel der Schlacht wälzt sich näher, die Mauren kommen den Sieg — mit dem Tode ihres Königs Ismael. Sie haben ihn in dem Gewühle des Gefechts verloren, von feindlichen Scharen umringt und niedergehauen gesehn, und mit dieser Trauerbotschaft kehrt das Heer mit den Siegestrophäen zurück.

Ismael war indessen nur verwundet, und wurde durch den Spanischen Feldherrn Montesinos dem Tode entrissen, der sie seine edle Handlung das Unglück hatte, in die Gefangenschaft der Mauren zu gerathen.

Die Mauren sehren erbittert den Tod des Feldherrn. Zoraide bittet für ihn, und Montesinos giebt ihr, aus Dankbarkeit, das Bildniß seiner Mutter zum Angedenken dieser Stunde. Dies Bildniß, welches an Kette, Fassung, den Zügen selbst, die genaueste Uebereinstimmung mit dem Bildniß hat, das sie an ihrer Brust trägt, ist die Veranlassung, daß sie in diesem Montesinos ihren Bruder erkennt, aus dessen Zeits sie vor 14 Jahren geraubt wurde.

Sie beschließt ihn zu retten mit Gefahr ihres Lebens, bringt in sein Gefängniß, benutzt die Wachen durch ein schmeichelndes Getränk, und entflieht mit ihrem Bruder über die Mauritsche Gränze.

Hier in Sicherheit — finden Bruder und Schwester ermattet in Schlaf. Die Nacht verhüllt sie.

In diesem Augenblick leitet ein Knabe den König Ismael — der sein Leben dem Muthe des Spanischen Feldherrn verdankte — in diese Gegend. Auch er — nach erwachtem vom Gefecht — sitzt sich der Grotte gegenüber, wo Zoraide in den Armen ihres Bruders schläft. Sie trennt und ruft den Namen ihres Gemahls. Ismael wird aufmerksam, erblickt sie in den Armen eines Spaniers und will sie durchbohren — erkennt aber seinen Retter in ihm. — Zoraide überliefert den Armen ihres Gemahls ihren gefangnen Bruder. Versöhnung und Frieden — und der Jubel der ankommenden Mauren beschließt mit Sang und Tanz die Oper.

So der Inhalt, dem eine durch manche schöne Neuheiten und Genialitäten überraschende Musik beigestellt ist. In ihrem leichten Ansprechen scheint sie auch leicht, wiewohl die Kunst bedeutende Schwierigkeiten darin überwunden hat. Die Ouverture (5 dur) mit den Pauken (in S B und C) ergreift durch einen melodischen und harmonischen Reichthum, und im ersten Aufzug reizt besonders ein Duett zwischen Zoraide und Almaro (5 mol hernach E dur) als ungemein rührend und lieblich hervor. Im zweiten glänzet, sich ein dreistimmiger Gesang der gefangenen Officiere (Da dur mit drei Pauken in As Dea und B) in seiner Eigenthümlichkeit und gründlichen Durchführung aus. Im dritten eine Arie des Ismael, ein Terzett, das Finale u. s. w. Kef. nennt nur, was ihm das vorzüglich Gelungene erschien, andere Urtheile heben vielleicht wieder andere Partien aus; daß jedoch Herrn Blumes Musik ein kräftig ausgesprochenes Lob verdient, darüber sind einig, die nicht ohne Sachkunde und Unbefangenheit hörten. Mit vollem Rechte kann man auch dies ansprechende Singspiel auswärtigen Bühnen empfehlen.

Hannover.

Hier hatten wir vor Kurzem einen herrlichen Kunstgenuß. Auf Veranstaltung des Herrn Bischof, Musikdirektors zu Hildesheim, welcher sich durch seine Musikfeste in Frankenhausen, Erfurt und Hildesheim rühmlichst bekannt gemacht hat, bildete sich nehmlich, unter dem besondern Schutze des Herzogs von Cambridge, ein aus den vorzüglichsten Tonkünstlern Niedersachsens, namentlich von Cassel, Hamburg, Oldenburg, Celle, Hildesheim, Clausthal, Hannover u. s. w. bestehender Verein, um hierselbst den Geburtstag des Prinz-Regenten durch Aufführung von großen Tonwerken zu verherrlichen. Der 24. und 25. April, als die auf den Geburtstag des erhabenen Fürsten folgenden Tage, waren zu diesem Musikfeste bestimmt. Am ersten Tage wurden Gottfried Webers Tedeum, die Mozartsche Hymne „Splendente te," und das Ehre aus Haydn's Schöpfung: „Die Himmel erzählen," und nach einer kurzen Pause die dritte Abtheilung des Messias von Handel, mit einer Einleitung auf der Orgel (gespielt von Herrn Schwenke d. j. aus Hamburg), aufgeführt; und am folgenden Tage hörten wir den Frühling und Sommer aus den Jahreszeiten von Haydn; das große Halleluja aus dem Messias wurde wiederholt, mit einer Einleitung auf der Orgel (von Herrn Kapellmeister Buhe aus Cassel meisterhaft vorgetragen), und das Ganze mit der Siegessymphonie von L. von Beethoven (dem zweiten Theile seiner Schlacht bei Vittoria) herrlich beschlossen.

(Der Schluß folgt.)

1817. Nro. 171.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Donnerſtag, den 29ſten Mai.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Fedor und Catinka.

Eine wahre Geſchichte.

(Schluß.)

4.

Wohl glaube ich, hätte Fedors Herz noch nicht gewählt, daß Imanowna's prangende Schönheit ihm Liebe eingeflößt haben dürfte. Aber die Macht der erſten Liebe, wie unbeſchreiblich tief wirkt ſie auf unſer Herz! Sie iſt ein Flötenhall im Sommerabend; die zweite Liebe nur ein Scholast. Und immer ſchwächer, immer leiſer klingt und hallt es nach, bis endlich auch das ſchärfſte Ohr nicht weiß: ob es der Liebe oder Freundſchaft Stimme ſey, die wir vernehmen.

Wenn nun freilich Fürſt M. gegen Fedor über ſeine Abſichten, wie ſich von ſelbſt verſteht, kein Wort verlor, ſo werden wir in der Folge doch ſehen, daß er ſie keineswegs aufgegeben hatte.

Die Wochen der erſten und tiefſten Trauer waren vorüber. Fedor hatte Catinka in dieſer ganzen Zeit nicht geſehn. In der vorigen Gegend war Fedors Liebe zu dem ſchönen Mädchen kein Geheimniß; aber man wußte auch, daß der Vater dieſer Liebe ſtets entgegen geweſen war. Da nun Fürſt M. ſeine Kundſchafter hatte, die ihm treulich alles berichteten, was Fedor vornahm, ſo erfuhr er es denn auch, daß Fedor nächſtens mit Catinka ſich feierlich verloben würde. Es war aber einmal ſein Wunſch: ſeine Tochter an einen jungen Mann zu vermählen, der ein, für die damaligen Zeiten unerhört großes, jährliches Einkommen von 50000 Rubel beſaß. Und ihn in den Grafenſtand zu erheben, koſtete ihm nur ein Wort, nur eine Zeile an den Kaiſer. Die Glücksumſtände des Fürſten waren ſo zerrüttet, daß nur ein reicher Sidam ihn retten konnte.

Der Tag der Verlobung war angeſetzt. Catinka, ſchön geſchmückt, mit ihrer alten Mutter, eines kleinen Krämers Witwe, traf am Abend vor dem Verlobungstage auf Fedors Schloß ein. Zwei mit köſtlichen Steinen verzierte Ringe lagen, zur Einſegnung bereit, auf ſilbernen Tellern. Der Pope war ſchon angelangt, der dieſes heilige Geſchäft verrichten ſollte. Vor dem Altar ſtanden Beide, Hand in Hand, und eben wollten ſie ewige Liebe und Treue ſich geloben, als ein Befehl vom Kaiſer ihm überbracht ward, der dahin lautete:

„daß er Imanowna, die älteſte Tochter des „Fürſten M., ſich vermählen ſolle.“

Fedor antwortete:

Oſſudare wole! Auf Deutſch: Nach des Herrn Willen.

Wie vom Blitzſtral getroffen ſtürzte Catinka an den Stufen des Altars nieder, und entſeelt trug Fedor ſie in ein andres Gemach. Nur mit

vieler Mühe gelang es ihm und der anwesenden Mutter, sie wieder zu beleben.

„Warum mußte ich doch wieder erwachen! Warum mähst Du Dich ein Leben zu erhalten, daß für Dich verloren, für mich nun weiter keine Reize hat?

Catinka begab sich nach diesem Vorgange mit ihrer Mutter in ein Kloster. Denn alle Hoffnung, je an Fedors Seite des Lebens Glück zu genießen, war verschwunden.

5.

Aufs höchste erbittert stellte Fedor sich zur Verlobung mit der seinem Herzen fremden Iwanowna ein. Auch der Tag der Vermählung ward angesetzt; und obwohl nun Fedor krank sich stellte, so half ihm dies zu nichts, sondern mit Gewalt wurde er zum Traualtar geführt. Aber, wie man leicht sich denken kann, eine höchst unglückliche Ehe war die Folge dieses Zwanges. Einmal, in einem Anfall von Zorn und übler Laune, verfolgte Fedor seine, ebenfalls unglückliche, Gattin mit einem Dolche. Glücklich entrann sie der Gefahr, und floh zu ihren Verwandten, die in Polen wohnten; denn ihr Vater war gestorben, und auch Peter und Catharina hatten ausregiert. Peter II. war gerade zu dieser Zeit in Moskau zur Krönung angelangt. Fedor eilte hin zu ihm, und Dolgorucki war's, der ihn zum Kaiser führte. Unverhohlen erzählte er dem Kaiser seine Leiden: daß er nur gezwungen — den Armen eines geliebten Mädchens entrissen — Iwanowna vermählt geworden sey. Der Kaiser hatte gerade mit Dolgorucki's schönen Tochter sich verlobt, und Liebe waltete in seinem Herzen.

Und lebt Catinka noch? — So fragte der Kaiser tief bewegt.

„Sie lebt in einem Kloster noch!"

So soll sie Dein seyn! Geschieden ist Iwanowna von Dir!

Den jungen Kaiser rührte diese Geschichte so, daß er, um künftig ähnliches Unglück zu verhüten, den Entschluß faßte, niemals einem seiner Unterthanen, in Ehesachen, irgend einen Zwang aufzulegen.

6.

Einen kaiserlichen Brief in der Hand, eilte Fedor unmittelbar von dem Throne des Kaisers nach dem Kloster hin, wo Catinka, still und abgesondert von der Welt, bereits vier Jahre schon verlebt hatte. Er ließ ihr sagen: er sey gekommen sie heimzuführen in seine Wohnung. Catinka wollte nicht erscheinen. Ein Traum schien's ihr zu seyn. Endlich vernahm das Mädchen, mit hoher Wonne, das was sich begeben hatte, aus Fedors eignem Munde. Von Freude überwältigt stürzte sie an seine Brust. Sie verließen das Kloster, und Fedor und Catinka genoss'n nun, in stiller Abgeschiedenheit, des Lebens höchste Wonne.

Anmerkung.

Diese Geschichte ist, in ihren Hauptzügen, genommen aus dem „veränderten Rußland, Th. II. S. 108. f. f." Eduard Stern.

Ueber Töplitz.

Von einem Badegast im vorigen Jahre (1816.)

(Fortsetzung.)

Die Noth soll die Menschen überall vereinigen. Hier in Töplitz trennt sie dieselben mehr von einander und macht sie selbstsüchtiger. Das mißfällt mir vorzüglich an diesem schönen und wohlthätigen Orte. Zum Theil ist das nicht zu ändern. Jedermann will baden, viele des Tages zweimal. Man hat diesen Sommer von früh 5 Uhr bis Abends gegen 10 Uhr gebadet. Die vertrautesten Familien werden durch die verschiedenen Badestunden getrennt. Wer zweimal des Tages badet, hat 4—6 Stunden mit seinem Körper zu thun, und vielleicht gerade dann, wenn seine Freunde gern spazieren gingen, oder sich zum geselligen Vergnügen sammelten. Ueber eine solche Ursache von Trennung ist nichts zu sagen. Aber es walten hier noch andere Umstände, welche die Menschen gegen einander einnehmen, bittere Empfindungen in ihnen anregen, und den Unterschied der Stände und des Vermögens auf eine widrige Weise fühlbar machen. Das sollte recht laut und allgemein zur Sprache gebracht werden, weil diese Umstände abgeändert werden können. Den größten Verdruß hat in den letzten Jahren, besonders in diesem, die Vertheilung der Badestunden hervorgebracht. Es sind Personen 4, 6 bis 10 Tage hier gewesen, ohne eine Badestunde zu erlangen. Ich kenne eine Frau, welche nach drei Wochen wieder abgereis't ist, ohne im Schlangenbade untergekommen zu seyn. Es war ihr nur vergönnt worden, in aus-

gesparten halben Stunden ein paarmal zu baden. Auf alle Klagen darüber gegen die Bademeister und die Pächterinnen einiger Bäder ist die immer wiederholte Antwort: der Zufluß der Fremden sey zu groß. Er war heuer allerdings außerordentlich groß, und die Vertheilter der Stunden wurden gewaltig bestürmt, so daß einige Unordnung wohl verzeihlich gewesen wäre. Aber die Unordnung ward durch ihre Schuld, durch die vielfachen Rücksichten ihres Eigennutzes, unerträglich. Das Vorgeben, daß nicht allen Badeliebhabern Stunden zugetheilt werden könnten, ist durchaus falsch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

In Florenz gingen ein Spanier und ein Engelländer über die Straße. Der Großherzog begegnete ihnen, mit seinem Bruder dem Cardinal und einem zahlreichen Gefolge. Als sie vorbei waren, fragte nun der Italiener seinen Begleiter: ob er nicht von dem Glanz dieser Fürsten bezaubert sey? Der Spanier hatte Alles sehr kalt betrachtet. Er ließ die Frage sich mehrmals wiederholen, und antwortete endlich mit gleicher Kaltblütigkeit: En Espanna tenemos quarenta como el Cardinal, dies como el Gran Duque, dos como el Papa, y uno como Dios. Los quarenta son los quarenta Canonicos de Toledo, los dies son los dies Grandes de Espanna, los dos como el Papa son los Arçobispos de Toledo y de Sevilla, y el uno como Dios es nuestro Rey. (In Spanien haben wir vierzig wie der Kardinal, zehne wie der Großherzog, zweie wie der Pabst, und einen wie Gott. Die vierzig sind die vierzig Canonikter von Toledo, die zehne die zehn Granden von Spanien, die zwei wie der Papst sind die Erzbischöfe von Toledo und Sevilla, und der eine wie Gott ist unser König.

— Pontanus hatte viele mittelmäßige, das heißt, schlechte Verse gemacht. Einst fertigte er nachstehende räthselhafte auf ein Loch:

Dic mihi, quid majus fiat, quo pluria demas.

(Nenne mir, was größer wird, je mehr du davon nimmst.)

Scriverius antwortete auf der Stelle:

Pontano demas carmina, major erit.

(Nehmt dem Pontanus Gedichte, und er wird größer seyn.)

— Eines Tages hielt Jemand eine sehr lange Rede an die Königin Christina von Schweden. Als er fertig war, bat sich Vossius eine Gnade für ihn aus. Das ist billig, sagte Christina, und wär' es auch nur deshalb, daß er aufgehört hat.

— Alexander von Paris hat zuerst in einem Französischen Gedicht auf Alexander den Großen zwölfsilbige Jamben, mit einem Einschnitt in der Mitte, gemacht. Daher der Name Alexandriner.

— Ein Italienischer Stegreifdichter, um den sich nur eine kleine Zahl von Hörern versammelt hatte, redete sie an: Pochissimi Signori! (Sehr wenige Herren!)

— Leo Allatius, päbstlicher Bibliothekar, wurde einst von Alexander VII. gefragt: weshalb er nicht den Priesterstand wähle? — Um jeden Tag heirathen zu können, antwortete er. — „Und warum heirathet Ihr nicht?" — Um, sobald ich will, Priester werden zu können.

Grabschrift eines Geizigen.

Der niemals hat in seinem ganzen Leben
Den Armen einen Dissen Brot gegeben,
Giebt nun (so ändert sich der Menschen Sinn,)
Den Würmern seinen Leib zur Speise hin.

J. Goldschmidt.

Räthsel.

Ich glänz' in vielen hellen Farben
Des Friedens und der Eilbe Bild;
Diana schmückt mit mir des Forstes Wild;
Ich mach' in viele Herzen tiefe Narben,
Wenn mich der Sohn Cytherens tückisch spannt; —
Ich war's, durch den, eh noch ein Schwert erstand,
Viel Tausende im blut'gen Kampfe starben;
Und wer den Feind mit Kühnheit überwand,
Dem wollt' ich mich, ihn glorreich zu empfangen,
Indeß durch mich, gefügt von Künstlerhand,
In Harmonie die Lüfte laut erklangen;
Und noch bis heut mach' ich auf weißen Grund
Des Helden Thor der Welt und Nachwelt kund,
Wenn edle Barden würdig ihn besangen.

Karla.

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

Auch einige Gedanken über die Wiederherstellung der protestantischen Kirche. Von Adolph Julius Theodor Kirchhoff, Dr. der Theologie. Leipzig, in Commission bei Rein et C. 1827.

Dieses mit vieler Salbung geschriebene Büchlein, welches den Herren Superintendenten Kühler, Neumann und Diebel gewidmet ist, verdient Aufmerksamkeit, weil vielleicht noch kein protestantischer Geistlicher die in unserm Blatte schon öfters als Zeichen der Zeit angedeutete Hinneigung zum Katholicismus so deutlich und unumwunden ausgesprochen hat.

Nach einigen wohlthun Anspielen auf Friedrich den Großen, den der Verfasser, vermöge eines seltsamen Widerspruchs, dennoch einen vollendeten Staatsmann, einen weisen Gesetzgeber, ein gerechten und kräftigen Wächter der Gesetze nennt, geht er zu Vorschlägen über, um dasjenige zu bewirken, was er Wiederherstellung der protestantischen Kirche nennt. Er findet die Vorschläge der drei Herren Superintendenten, denen er sein Büchlein gewidmet hat, zwar angemessen, aber nicht durchgreifend genug, und verlangt:

1) um consequent zu bleiben, geradezu einen protestantischen Papst, welcher, in voliger Unabhängigkeit vom weltlichen Regenten, das geistliche Regiment in höchster Instanz führe, gleich dem Daïri in Japan;

2) die Ehelosigkeit der Geistlichen, damit sie, frei von allen irdischen Banden, ganz ihren, auf ein höheres Leben gerichteten, Beruf erfüllen mögen;

3) Einführung der Ohrenbeichte, als einziges Mittel, die inneren Gesinnungen der Gemeindeglieder zu erforschen, und dadurch nicht bloß auf äußere Gesetzlichkeit, sondern auch auf wahre Religiosität derselben zu wirken;

4) Anstehung der den geistlichen Gerichten zu verleihenden Kirchenzucht, bis zur Verhängung der Kirchenbuße und Excommunication, mit welcher er z. B. bei Staatsdienern Verlust ihres Amts verknüpft wissen will u. s. w.

Der Herr Verfasser giebt auch nicht undeutlich zu verstehen, daß eine protestantische Inquisition doch so übel nicht sey. Doch er mag hierüber selbst reden:

„Ich bore hier schon die Wortführer aus der Aufklärungsperiode ein Zetergeschrei über Einführung einer protestantischen Inquisition erheben. Jedoch soll es mich, im Bewußtseyn meiner gottreinen Absichten, nicht irre machen, und wenn sie auch von unterirdischen Kerkern und heimlichen Verhaftungen, von Marterkammern, Torturwerkzeugen und Autodafé reden. Mit nichten, meine Herren Aufklärer! Durch Feuer und Schwert will die milde Christus-Religion nicht verbreitet seyn, und nur bei durchaus verstockten Sündern konnte der Versuch gemacht werden, ihnen zum Heil ihrer Seele einen geringen Vorschmack von dem zu geben, was ihrer in jenem Leben erwartet, wenn sie in der Sünde beharren. „Stark gesalzene Speisen ohne Trank dazu, und andere unsinnliche Mittel, würden ihnen die Flammen des höllischen Feuers, auch ohne Scheiterhaufen, ganz anschaulich machen, und manchen starren Sinn beugen. Nur alles im Namen des Vaters der Liebe, und mit höchster christlicher Milde!“

(Der Schluß folgt.)

Hannover.

(Schluß.)

Die Aufführung gelang im Ganzen äußerst gut, welches wir dem Eifer aller Mitwirkenden, und vorzüglich der vortrefflichen Direktion des Herrn Guhr verdanken, welcher auch bei den Stücken, welche Herr Bischof dirigirte, durch sein kräftiges Einfallen mit der Violin zur präzisen Aufführung nicht wenig beitrug. Die Solopartien wurden theils von Dilettanten, unter welchen sich Herr Steinseth aus Hamburg als Bachist, und Herr A. E aus H. durch seine schöne Tenorstimme, besonders auszeichneten, theils von den Mitgliedern des königl. Hoftheaters, Dem. Braun, Dem. Krämer, Dem. Eberhardt (Sopran), Mad. Lüders (Alt), Herr Lehse (Tenor), und Herr Wolterek (Baß), größtentheils recht brav vorgetragen. Die Chöre wurden präzise und mit Kraft aufgeführt, wovon das Verdienst vorzüglich dem Herrn Cantor Cruſius beizulegen ist, welcher sie mit den hiesigen Sängern mit rastlosem Eifer einzuüben hatte, und den Herren Geisler und Gellersthal zuzuschreiben ist.

Wenn, wie man sicher weiß, dies Musikfest nach dem Wunsche des hohen Beförderers, der nicht nur Verehrer der Tonkunst ist, sondern sich auch als Kenner vorzüglich aufgeklärt, ausübt, und die Erwartungen des Publikums noch übertroffen hat, so ist es uns äußerst schmerzlich, vernehmen zu müssen, daß die Einnahme dabei von der Art war, daß Herr Bischof bedeutenden Schaden gehabt hat; welcher ihm jedoch, durch die Liberalität jenes hohen Beförderers der Künste, schon wieder ersetzt seyn soll. Die Kosten, die H. B. bei dieser Unternehmung hatte, wurden dadurch sehr erhöht, daß mehrere Musiker bedeutende Honorare (eins betrug 40 Louisd'or) erhielten. Dabei darf jedoch nicht übergangen werden, daß alle auswärtige Musiker, und auch Hannoveer die sämmtlichen theilnehmenden Mitglieder des Theaters, und von den übrigen Musikern der ausgezeichnete Violoncellist, Herr B....e, und die Herren H...l, St...e, St...pf, S....n, M....n, mit dem rühmlichsten Eifer für ihre Kunst die größte Uneigennützigkeit an den Tag gelegt haben.

Sollte, ungeachtet der Unannehmlichkeiten, welche dem Herr. B. bei dieser Gelegenheit, wie verlautet, durch einige Kunstverwandte verursacht worden sind, derselbe für die Folge ähnliche Aufführungen, denen gewiß jeder musikliebende Verehrer von Niedersachsen mit Freuden entgegensieht, veranstalten, so wünschen wir von Herzen, daß seine Erwartungen auch in ökonomischer Hinsicht dabei nicht mögen getäuscht werden. Den Wunsch, daß in Zukunft nicht solcher Abtheilungen von großen Tonwerken gegeben, sondern ein klassisches Werk ganz mage aufgeführt werden, glauben wir mit den meisten Musikverehrern zu theilen, worauf Rücksicht zu nehmen wir daher Herrn Bischof und jeden Unternehmer großer Musikaufführungen hiemit ersuchen.

H. D.

No. IV.

Literarischer Anzeiger.

Beilage zum alten Freimüthigen vom 29. Mai 1817.

In J. C. Hinrichs Buchhandlung in Leipzig sind eben erschienen und versandt:

Lexicon Latino-Graecum manuale, in usum scholarum, Accedit Index prosodicus auctore J. R. G. Beck A. A. L. L. M. in Schola Portana Prof. etc. 8. 1 Rthlr. 4 Gr. Schreibpap. 1 Rthlr. 14 Gr.

Uebungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. Mit grammat. philolog. historischen Anmerkungen ꝛc. vom Conrector C. G. Koch. gr. 8. 1817. 20 Gr. Schreibpap. 1 Rthlr. 4 Gr.

Daß bei der in den meisten gelehrten Schulen wieder eingeführten Gewohnheit des Uebersetzens aus der lateinischen in die griechische Sprache, bisher ein brauchbares und zugleich wohlfeiles Handwörterbuch häufig vermißt wurde, ist eine Erfahrung, die wohl wenigen Schulmännern fremd seyn dürfte. Diesen Mangel hat der Verfasser von Nr. 1. abzuhelfen gesucht. Seine Absicht dabei konnte nicht seyn, einen großen Reichthum von fertigen Redensarten aufzustellen, noch weniger den Gebrauch einer guten Grammatik beim Uebersetzen entbehrlich zu machen, vielmehr setzt er voraus, daß der Anfänger solche dabei immer zur Hand habe. Nur dem Gedächtniß wollte er durch einen hinlänglichen Vorrath von prosaischen und poetischen Wörtern und Ausdrücken zu Hülfe kommen. Ein, die griechische Prosodie enthaltender, Index von ungefähr 1100 einfachen Wörtern, erhöht den Werth dieses Hand-Lexicons, da dieser Punkt bei den meisten nicht berücksichtigt wurde.

Ueber Nr. 2 urtheilten bereits im Manuscript mehrere Gelehrte vortheilhaft, und ein berühmter Philolog, auf dessen Beifall Leipzig stolz ist, sagte davon: die Schrift sey mit vielem Fleiße ausgearbeitet, und da gewöhnlich die Unterschiede der Bedeutungen, auch Nachweisungen auf die Klassiker und andere philolog. Schriften (besonders die besten Grammatiker neuerer Zeiten), hinzugefügt sind, so müsse sie ungleich nützlicher seyn, als viele früher erschienene. Der billige Preis, bei dem äußerst sparsamen Druck, setzt auch weniger Bemittelte in den Stand, dieses nützliche Schulbuch sich anschaffen zu können, welches zur gründlichen Erlernung der lateinischen Sprache gewiß wesentliche Dienste leisten wird. — Möge daher beiden Schriften eine freundliche Aufnahme und Unterstützung, besonders praktischer Schulmänner, zu Theil werden, die sich für den Zweck der Unternehmung interessiren. Die Verlagshandlung wird ihnen bestmöglichste Vortheile bei der Anschaffung gewähren.

In Berlin bei Th. Chr. Fr. Enslin, Breite Straße Nr. 23, und in allen guten Buchhandlungen zu finden.

In der Buchhandlung von C. F. Amelang in Berlin ist so eben erschienen und in allen übrigen soliden Buchhandlungen, so wie auch auf allen Königl. Preuß. Postämtern zu haben:

Der

Krieg in Deutschland und Frankreich

in den Jahren 1813 und 1814.

Von

Carl v. Plotho,

Königl. Preuß. Oberstlieutenant und Ritter ꝛc.

Drei Theile.

Erster Theil. Mit 26 Beilagen. gr. 8. 479 S. Sauber geheftet 2 Rthlr. 12 Gr. Zweiter Theil. Mit 29 Beilagen. gr. 8. 634 S. Sauber geheftet 3 Rthlr. 16 Gr. Der dritte Theil, mit 29 Beilagen und einem Plane von Wittenberg, ist unter der Presse.

Bei Erscheinung dieses wichtigen Werkes, welchem man mit grosser Erwartung entgegen gesehen, dürfen wir mit Zuversicht behaupten, daß einem wichtigen Bedürfnisse durch dasselbe abgeholfen worden; indem keiner der früheren Herausgeber der Geschichte der letzten Feldzüge auf einem ähnlichen Standpunkte, wie der Hr. Verfasser, welcher als Kommandant des Hauptquartiers Sr. Maj. des Königs von Preußen, den Feldzügen, welche er beschreibt, beiwohnte, sich befunden, noch Gelegenheit zu Sammlungen eines gleichen Schatzes von Materialien gehabt habe.

Der Herr Verfasser hat diese Materialien in systematischer Form eines Tagebuches aller Kriegsheere in 3 Bände geordnet (von welchen die 2 ersten bereits aus-

gegeben, der sie in wenigen Wochen erscheinen wird), mit den täglichen Dispositionen der Feldherren und andern wichtigen Beilagen, den speciellen Eintheilungen der Heere, Verlustlisten ꝛc ꝛc begleitet, welche noch mehr dazu beitragen, dasselbe jedem Militair unentbehrlich und jedem Geschichtsfreunde angenehm und belehrend zu machen.

Eine lichtvolle, einfache und gefällige Schreibart erhöhen den großen historischen Werth dieses Werkes, welcher von Sr. Majestät dem Könige von Preußen dadurch besonders anerkannt wurde, daß Höchstdieselben für die Garde- und Grenadier-Corps über 100 Exemplare ankaufen zu lassen geruhten, damit sie zum Behuf der Studien bei denselben vertheilt sollen.

Homers Ilias und Odyssee
in Umrissen
von
John Flaxmann, Bildhauer.
Vier und sechzig Platten in Folio.

Abdrücke auf Velin-Papier.

Preis: 6 Rthlr. 16 Gr. Preuß. Cour.

Von diesem sehr geschätzten — von Herrn Nieyenhausen in Göttingen gestochenen — Werke, welches bisher noch nicht allgemein in den Buchhandel gekommen ist, habe ich sämmtliche Platten käuflich an mich gebracht, und verkaufe das Ganze, aus 2 Heften bestehend, mit einer kurzen Erklärung, broschirt für den obigen Preis statt des frühern von 10 Rthlr. — Es ist bei mir und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

Th. Chr. F. Enslin in Berlin.
Breite Straße Nr. 23.

Herabgesetzte Preise
von
englischen Büchern,

welche bis Ende des Jahres 1817 bei Enslin in Berlin, Breite Straße Nr. 23, zu haben sind.

Shakespeare, W., Plays, accurately printed from the Text of Mr. Steevens last edition, with a selection of the most important Notes. Vol. I — XX. with 20 prints. 12. 1804 bis 1813. Ladenpreis 20 Rthlr. Herabgesetzter Pr. 12 Rthlr. (Einzelne Bände sind nur im Ladenpreis für 1 Rthlr. zu erhalten.)

Ossian Poems, translated by James Macpherson. 3 Vol. 12. 1805. Ladenpr. 2 Rthlr. 8 Gr. Herabgef. Pr. 1 Rthlr. 8 Gr.

Bloomfield, R., farmers Boy and rural Tales, Ballads and Songs. 2 Vol 8. 1801 und 1803. Ladenpr. 1 Rthlr. Herabgef. Pr. 16 Gr.

Campbell, the Pleasures of Hope, with other poems. 8. 1805. Ladenpr. 12 Gr. Herabgef. Pr. 8 Gr.

Gisborne, F., Walks in a forest. 8. 1802. Ladenpreis 12 Gr. Herabgef. Pr. 8 Gr.

Briefsteller, allgemeiner englischer, oder Muster englischer Originalbriefe für alle, welche diese Sprache lernen wollen. 8. 1804. Ladenpr. 1 Rthlr. 8 Gr. Herabgef. Pr. 16 Gr.

Synonymous, English, or the difference between words esteemed synonymous in the english language. Useful to all who would either write and speak with propriety and elegance. 8. 1804. Ladenpr. 1 Rthlr. Herabgef. Pr. 16 Gr.

Mit dem 1sten Januar 1818 tritt der Ladenpreis für obige, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern in Leipzig erschiene Werke wieder ein, und der Herabgesetzte hat nach dieser Zeit nicht weiter Statt.

Vorbereitungs-Andachten. Ein Erbauungsbuch für gebildete Communikanten. Meist einem Anhange, welcher die in der reformirten Kirche gebräuchlichen Formulare und einige Abendmahlslieder enthält. Danzig bei Krause. 1817. 216 S. 8.

Dieses Andachtsbuch darf den Freunden der Religion und einer vernünftigen Erbauung sehr empfohlen werden. Die Reden zeichnen sich durch eine gebildete Sprache, durch Wärme und Herzlichkeit aus, und werden ihren Zweck gewiß nicht verfehlen. Ungeachtet das Buch durch die angehängten Formulare, wie sie in der reformirten Kirche gebräuchlich sind, sich für den kirchlichen Gebrauch dieser Konfessionsverwandten ganz besonders eignet, ist es doch allen Freunden vernünftiger Erbauung, von welcher protestantischen Kirche sie auch seyn mögen, sehr zu empfehlen.

Leipzig in der Baumgärtnerschen Buchhandlung sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Altrussische Mährchen
von
Johann Richter.
Erstes Bändchen.

Enthält: der Ritter Bulat oder der goldne Kelch und die heilige Krone.

Broschirt 1 Rthlr. 8 Gr.

Rußland hat seine Volkssagen so gut wie andre

Länder nur daß sie bisher bloß im Gedächtnisse aufbewahrt und durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt wurden. Der berühmte Litterator Nicolai Norrikow gab in den Jahren 1780—83 zu Moskau eine Sammlung von Mährchen heraus, aus welchen dieses erste genommen ist. Die russischen Mährchen sind anziehend und unterhaltend, und sollte die Probe, die hier vorgelegt wird, den Beifall der Leser nicht ganz verfehlen, so denkt der verdienstvolle Uebersetzer noch mehrere bekannt zu machen.

Bibliotheca
medico-chirurgica et pharmaceutico-chemica; oder
Verzeichniß

derjenigen medizinischen, chirurgischen, pharmazeutischen und chemischen Bücher, welche vom Jahre 1750 an, bis zu Ende des Jahres 1816, in Deutschland erschienen sind,

und welche man in der Buchhandlung von

Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin,
Breite Straße Nr. 23.

größtentheils vorräthig findet.

Preis geheftet 10 Gr.

Dieses Verzeichniß ist 13 Bogen stark, aus kleiner Schrift gedruckt; — es enthält überhaupt gegen fünftehalbtausend Büchertitel in deutscher und lateinischer Sprache, und zerfällt in 2 Abtheilungen, wovon die Erste die Medizin und Chirurgie, die Zweite aber die Chemie und Pharmazie umfaßt. — Dabei bemerke ich zugleich, daß ich mir immer ein vollständiges Lager aller gangbaren ältern und neuern Bücher aus den genannten Fächern halten werde, um jede Nachfrage auf das schnellste befriedigen zu können. — Den, übrigens gewiß ganz billigen, Preis von 10 Groschen habe ich nur darum festgesetzt, weil Buchhändler-Catalogen, die umsonst zu haben sind, meistens von müßigen Leuten angefordert und verschleudert werden; ich erbiete mich aber, jedem, der ein Buch kauft, was nicht weniger als der Catalog kostet, diesen gratis mit zu geben. —

Th. Christian Fr. Enslin.
Buchhändler in Berlin, Breite Straße Nr. 23.

So eben ist bei mir erschienen:

Elementar-Taktik
für
die Reiterei,
anwendbar für alle europäische Truppen dieser Gattung
von
L. B. von Rottenburg,
Königl. Sächs. Major der Cavallerie und Geh. Kriegs-Rath.
Mit 6 Kupfertafeln in Folio.
Preis: 1 Rthlr. 12 Gr.

Inhalt. Erster Abschnitt: Wahl und Bestimmung des Materials an Menschen und Pferden in Hinsicht auf taktischen Gebrauch.

Zweiter Abschnitt: Soldaten-Reiterei als Grund der ganzen Cavallerie-Taktik (1ste Abtheil. der Mann zum Reiter bestimmt lernt reiten um taktische Bewegungen auszuführen und zu Pferde zu fechten. 2te Abtheil. das zum taktischen Gebrauch bestimmte Soldatenpferd wird hierzu abgerichtet und zugeritten). Dritter Abschn. Elementar-Grundbewegungen und Stellungen der Reiterei bis zur Zusammenstellung der Schwadron, als erster taktisch selbstständiger Cavallerie-Körper.

Das ganze Werk zerfällt in 30 Unterabtheilungen, und lehrt darin die sämmtlichen dem Cavallerieoffizier unentbehrlichen Kenntnisse, alle Gegenstände sind durch die Kupfertafeln aufs deutlichste und genaueste abgebildet. — In einem solchen Lehrbuche schien es fast gänzlich in der neuern militairischen Litteratur zu fehlen, und der Cavallerieoffizier mußte sich größtentheils aus mehreren alten Rathe erholen, weil er selten in einem alles Anwendbare vereint fand; unbezweifelt wird das Gegenwärtige den Wünschen und Bedürfnissen aller entsprechen.

Th. Chr Fr. Enslin in Berlin,
Breite Straße Nr. 23.

Bei Enslin in Berlin sind ferner so eben erschienen:

Benzenberg, Dr., das gegenwärtige Ministerium von Frankreich. gr 8. geh. 6 Gr.

Bibliotheca Autorum classicorum et Graecorum et Latinorum, oder Verzeichniß derjenigen Ausgaben und Uebersetzungen griech. und röm. Schriftsteller, welche von 1700 — 1816 in Deutschland erschienen sind. gr. 8. geh 6 Gr.

Brinken, Fr. v d., der Soldat, in Bezug auf seinen Stand und Dienst; Versuch einer Anleitung zu Unterhaltungen der Officiers mit Unteroffizieren und Gemeinen, mit besonderer Rücksicht auf die königl. Preuß. Cavallerie. 8 (erscheint in 8 Tagen.)

Buchholz, Fr., Beschreibung der Schlachten von Ligny und in belle Alliance gr 8 geh. 6 Gr.

Commersbuch, Berlinisches, 8. broch. 18 Gr.

Düring, G. W. v., Tagebuch über die Belagerung der Stadt Danzig im Jahre 1813. gr 8. 18 Gr.

Journal für Deutschland, historisch-politischen Inhalts, herausg. von Fr. Buchholz. Dritter Jahrgang 1817. 12 Hefte gr 8. 8 Rthlr.

Runge, Dr Aug., Hagen; ein Gedicht. gr. 8. geh. 4 Gr. (in Commission.)

Kleineres

Conversations-Lexikon

oder

Hülfswörterbuch

für diejenigen, welche über die, beim Lesen sowohl, als in mündlichen Unterhaltungen vorkommenden, mannigfachen Gegenstände näher unterrichtet seyn wollen.

4 Theile. gr 8. Preis: 4 Rthlr

Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern. 1813—1815.

Ueber den höchst nützlichen Gebrauch solcher Wörterbücher als das vorliegende ist, ist bei Gebildeten aller Stände niemals Frage gewesen. Nicht nur erklären sie die tausend und abermal tausend Wörter aus fremden alten und neuen Sprachen, die sich in die unsrige eingedrängt haben, und zwar immer fremdartig bleiben, oder nicht mehr zu verdrängen sind, sondern sie machen uns auch die ganz eigenthümlichen Ausdrücke der Wissenschaften, (selbst der philosophischen,) des Handels, der Künste und Gewerbe deutlich, ohne deren Verständigung und im Leben der Zeitungen und der häufig in Umgange mit Andern, vieles völlig fremd und befremdend fremd sogar bleibt, und stellen uns viele in der Geschichte, im Menschenleben und in der Natur und Naturlehre merkwürdige Personen und Sachen auf.

Dieses hiermit empfohlne Lexikon hat mit den hiesigen den nämlichen Zweck, und ist daher für Lehrer in höhern und niedern Schulen, für den Kauf-, Handels- und Gewerbsherrn, für denjenigen und bedachtsame Zeitungsleser, und selbst sogar für Gelehrte, mit ihrem Worte für Jeden geschrieben, der sich über eine Menge unbekannter und fremdartiger Dinge leicht, bequem und in möglichster Kürze unterrichten will. Es vertritt gleichsam die Stelle eines Handbuchs des Wissenswürdigen und Wissenswürdigsten, nur daß es viel bequemer als ein Handbuch ist, und in demselben ohne Suchen, bloß durch Aufschlagen gefunden wird, was man zu wissen begehrt. Ein Hauptvorzug desselben besteht in möglichst reichhaltiger, auf das Neueste Rücksicht nehmender Vollständigkeit, mit der gedrängtesten Kürze vereinigt. Beide liessen sich hier um so eher erwarten, da der Verfasser mit ähnlicher Arbeit schon 25 Jahre beschäftigt war, und seit dieser Zeit zu einem solchen Werke nicht mit Fleiß und Sorgfalt fast alles Nöthige und Brauchbare nachgesammelt hat. — Daß sich dasselbe durch seinen höchst reinen und für den Leser überaus vortheilhaften Druck, durch Güte des Papiers, durch allermöglichste Wohlfeilheit des Preises, durch die Bequemlichkeit leicht in 2 Bände gebracht werden zu können, eben so sehr den Käufern empfehlen wird, als durch Nähe, Gehalt und Bearbeitung des Inhalts, darf der Verleger wohl ohne Anmaßung voraussetzen.

Der Preis für alle 4 Theile ist 4 Rthlr Sächs. oder 7 Fl. 12 Kr. Rheinl.

Sammler erhalten bei 5 Exemplare das 6te gratis.

(In Berlin zu haben bei Enslin, Breite Straße Nr. 23.

So eben ist erschienen:

Correspondenz (entdeckte geheime) des Exkaisers Napoleon Buonaparte von der Insel St. Helena, mit seinen Freunden und Anhängern in Europa und in Deutschland insbesondere. Enthaltend seine freimüthigen Ansichten und Meinungen über die politischen Ereignisse, welche in Europa seit seiner Gefangennehmung Statt gefunden haben, und seine Blicke in die Zukunft. Treu nach den französischen Originalbriefen übersetzt und mit Noten des Herausgebers versehen. 8. Heimburg und Constanz. geh. Preis 18 Gr.

Fern von der Natur gewöhnlicher Fing- und Windschriften, erscheint so eben unter obigem Titel eine Schrift, welche im Felde der Litteratur und Politik als eine hochwichtige Erscheinung zu betrachten ist. Die An- und Aussichten des abgetretenen Korsen sind entschleiert und enthüllet seine Hoffnungsfäden, welche unser Wohl und Weh berühren. Diese Blätter sprechen, rein und unverletzt das Original wieder zu geben; und sollte ein Deutscher erst hinzufügen, daß sie den Antheil aller Deutschen gewinnen müssen? Eine Berichtigung lag nicht im Plane der Herausgabe, allein der sachkundige Herausgeber hat diese Briefe mit Noten versehen, die das Ganze, wo es Noth thut, aufhellen und ergänzen sollen. Zum Schlusse bitten wir auch die Vorrede zu beachten.

In Berlin zu haben bei Enslin, Breite Straße Nr. 23.

Pränumerations-Anzeige.

Ausführlich gedruckte Anzeigen über die Pränumeration auf folgende Werke, nämlich:

Goethes Werke, Groß-Oktav, in 20 Bänden.

— dies. Taschen-Ausgabe in 20 Bänden.

Schillers Werke, Groß-Oktav in 12 Banden.

— dies. Taschen-Ausgabe in 20 Bänden.

Conversations-Lexikon in 10 Bänden.

Pestalozzi's Schriften in 13 Banden.

Sind bei Enslin, Breite Straße Nr. 23., unentgeldlich zu haben, auch hatte diesem Blatte beigelegt.

1817. Nro. 172.

Ernst und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Sonnabend, den 31sten Mai.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Probescenen

aus

Don Juan d'Austria.

Trauerspiel in 5 Aufzügen von Peregrin.

Erster Aufzug. Vierte Scene.

Saal im Schlosse zu Madrid. König Philipp II., der Infant, Don Perez, der Staatssekretär, Don Juan.

König.

Der Plan ergreift mich — die Flotte soll ich dir geben,
Nach dem Brittischen Eiland zu steuern? — Batavien tobet
Wilder als je; wer soll dort das Kommando mir führen? —

Don Juan.

Schicket die Weisheit hin, um klug und verständig zu walten,
Es ist vergebens, Gewalt und Thorheit haben gesieget! —
Soll die kleinere Schaar und ein Feldherr dies Reich dir erhalten?
Nimmermehr! Denn empört ist das Volk, nur Uebermacht drängt es
In die eisernen Schranken zurück. — Doch denkt ihr dies möglich?
Alle Plätze zur See sind in Feindes Hände gefallen,
Und wir schleichen durch Frankreich uns, wie Bettler zum Heerde,
Jenseits den eigenen Feind, das Vaterland selbst zu bekämpfen.

König.

Wie, den kleineren Feind zu erdrücken wären zu schwach wir?
Opferten nun seit Jahren umsonst die blühende Jugend,
Unserer Reiche Kraft? — Wie, wenn auch Brittanien aufwacht?
Wenn das Mutterland selbst im Herzen bekriegt wird? Dann weh' mir! —

Infant.

Haben wir nicht in Granada selbst noch ein frisches Begräbniß
Kaum gedämpfter Volkswuth? — Und die Schlachten im Meere?
Und der Sieg in Tunis? Haben sie Lorbeern getragen?

Don Perez.

Ja im traurigen Zustand liegt sie, die Flotte, darnieder,
Seit das Indische Gold nur dem Krieg' im Ausland gebracht wird.
Theure Siege, so könnt' ich sprechen, unzahlbare Schlachten!

Don Juan.

Scheint es doch, als könnter ihr mir Wunden bloß zeigen,
Gleich dem erbärmlichen Kämpfer, der nie die Palme getragen,
Und nur blutige Striemen zur Schau trägt. — Spaniens Szepter
Ist der Szepter der Welt, und die Hand liegt schwer auf Europa!

König.

Spaniens Szepter ist der Szepter der Welt? — So doch sprachst du? —
Ja, gewichtige Worte! Juan, ich zolle dir Dank; denn
Du hast das Reich mir oft beschützt. — Für jetzt doch erlaube,
Daß ich, was uns frommt, überlege. Die Zeit ist gewendet;
Denn den Glauben selbst nicht mehr glauben, erfrechen sich Menschen,
Und kein Heiligthum deckt des Königs heiliges Haupt mehr.

Hart ist es drum, feststehen am Thron, nicht zu wanken,
Wenn der Gehorsam sich aufbäumt, rasche Jünglinge Waffen
Für das Vaterland nicht, oft gegen den König sie zucken.
Sagt, wohin wohl führet der Aufstand, den Spanische Truppen
Selber erregen? Wenn sie den Feldherrn nach Willen bezwingen,
Hohn ihm sprechen, und dann erst dienen, wenn sie geherrschet? —
Also, Don Juan, dahin! — Und kannst du Flandern mir halten,
Werde ich stets dir Bruder und auch der gnädige Fürst seyn.

Don Juan.

Gönne ein Wort mir nur. Daß Brittanniens Königin nie uns
Unterstütze, daran ist nicht zu zweifeln. — Drum Krieg ihr!
Sollen Englands Flotten einst die unsrigen zwingen?
England Krieg und Vernichtung! so soll der Spanier rufen,
Wie einst der Römer zehnmal rief: Krieg dir, Karthago!
Selbst der Papst scheint nicht ungeneigt, eine Belehnung zu geben,
Ja, vielleicht ist sie schon in dieser Stunde genehmigt.
Philipp, wenn uns das Meer und Europa gehorchet, dann bist du
Erst Karls würdiger Sohn! Nicht die Krone regt mir Begeisterung,
Denn ich habe lange schon ruhig zu schauen gelernt;
Und der Jüngling, der einst mit stolzen Planen nach Malta
Abzusegeln beschloß, um das Mittelmeer sich zu erobern,
Steht vor dem Throne kalt; denn herrschen will ich, nicht prangen!

König.

Ja, in diesem Wort erkenn' ich die fliegende Seele. —

Infant.

Was die Vernunft gebeut, mag der Mensch in glücklichen Stunden
Unternehmen; doch nicht, wie in diesem Falle es scheinet,
Eine Welt zum Kampfe vorfordern, um fester zu gründen
Was schon unbeweglich besteht; denn Spaniens Glieder
Mögen abfallen, es blüht noch immer das glückliche Eiland.
Glieder, nenn' ich, und unbehülfliche Massen die Welten,
Die als Provinzen nicht gern dem kleineren Körper gehorchen.

König.

Doch auch sie will ich halten, und müßt' ich sie ketten mit Eisen!

Don Juan.

Sprachst du nicht einst: Don Juan, du trägst die Krone von England,
Und Maria von Schottland sey die blitzende Leuchte,
Die uns Beide, hellglänzenden Sternen vergleichbar, verherrlicht? —
Nun bist du arm an Hoffnung, reich an kränkelnden Sorgen.

Perez (arglistig klagend).

Wenn der Spanier murrt und die Steuern langsam nur abgiebt,
Wenn die Jugend zwar Krieg, doch das Land nur fleißige Hände
Heischet; wozu der ewige Kampf? Frischen Brand erst zu werfen! —

König.

Mich nur klaget der Haß an, als Quelle ewigen Kampfes,
Ich soll öffnen die Hand und streuen Segen des Friedens!

Don Juan.

Wie, was höre ich? — Ich bin doch in Spanien? Täuschen mich Träume?
Hier, wo das Bürgerblut dampft, und die Wuth fanatischer Mordgier
Tägliche Opfer sich bringt, hier diese heilige Sprache? —
Nun, was säumt ihr? — Warum versagt ihr dem Volke Versöhnung,
Das sich so oft unterwarf, statt Gnade sich Tod nur gebungen,
Und nun dem Wort des großen Königs Vertrauen versagt? —
Ueberdies, wenn die Jugend zum Kampf sich immer mehr opfert,
Wenn die Minen von Peru geleert, und Spanien darbet,
Ernstlich, Bruder, Versöhnung ist dir, nicht Flandern zu rathen.

König (in Wuth).

Donner mein Fluch in die Nacht der Rebellen Schrecken und Tod nach! —
Elend sey ihr Staub, und das Kind, das nicht lebet, sey schon verdorben,
Und die Stimme der Angst, aufrufend vom Abgrund, umtöne
Klagend den Blutstrom hinabgesunkener Städte in Grabnacht! —
Herrsch' ich wohl noch? sprich! Und hab' ich noch Macht? und bin ich noch König?
Rufet mein Wink nicht, mein leisest, befehlendes Wort zum Verderben?
Millionen streiten um mich, und in goldener Rechnung
Kann' ich des Todes Beistand mit wuchernden Zinsen vertilgen.
O der Erbärmlichkeit, die nur fürchten, nicht hassen auch konnte!
Willst du nicht in den Kampf, so mag ein Besserer ziehen!

Don Juan (bitter verbissen).

Nun sprach Seele und Mund; denn wisse — Widerspruch hass' ich.
Widerspruch in den Meinungen kann ich immer verzeihen.
Widerspruch in Gesinnungen nennt der Spanier klug, doch
Deutsche nennen es falsch. Ich bin in Regensburg bürtig,
Mögt ihr die Meinung verzeihen! — Jetzt könnt ihr das Weitre berathen. —
Denn ich ziehe nach Flandern. —

König.

Perez! Ihr wollt mich begleiten!
König von Spanien kenn' ich nur Diener im strengen Gehorsam! —

(Der Schluß folgt.)

Allerlei.

Luther eiferte einst an der kurfürstlichen Tafel gegen die allgemeine Sitte des zu vielen Trinkens, und sagte zuletzt: Da sollten Fürsten und Herren dazu thun (nehmlich: um es abzuschaffen). Aber Herzog Ernst von Braunschweig verstand dies anders, und sagte: Freilich thun wir dazu. Denn wenn wir nicht thäten, wäre es längst abgekommen.

Von diesem unsterblichen Deutschen erzählt der gelehrte Paul Hönn: daß er (was vielleicht wenig bekannt ist) während seiner Bibelübersetzung oftmals in die Werkstätten der Handwerker gegangen und den Spielen der Kinder zugesehen, um von ihnen Ausdrücke zu entlehnen. Bei Uebersetzung des 4ten Kapitels Johannis sey er öfters zu einem vor Wellenberg liegenden Brunnen, der noch jetzt der Luthersbrunnen heißt, gegangen, und habe hier von der an der Elbe liegenden Springquelle Gelegenheit genommen, von dem Samaritischen Brunnen deutlich und einfach zu schreiben. Wenn er Beschreibungen von Opfern übersetzen wollte, ließ er manches Schaaf schlachten, um die Lage und Benennung der Eingeweide gut Deutsch auszudrücken.

— Thomas Hyde in seiner Geschichte der Persischen Religion u. s. w. widerlegt diejenigen, welche behaupten: im Himmel sey die Ebräische Sprache herrschend.

— Philipp II., Graf von Schwarzburg, pflegte oftmals zu sagen: Sollen Fürsten, Grafen und Herren selig werden, so muß es zuvor mit ihnen zugehen, wie mit dem Flachs, so ein gut Gespinnst, Gewirk und Leinwand geben soll. Derselbige muß zuvor gerauft, geraffelt, geröstet, gestauchet, gebleuet, gebrechet, geschwungen, gehechelt, gesponnen, und dann erst gewirket werden. Eben also müssen Herren und Adel zuvor wohl durch die Räffe, Röste, Breche und Hechel des Kreuzes gezogen und gebrochen, gedemüthiget, zahm und mürbe gemacht werden, soll anders Gott etwas Tüchtiges zu seinem Reich aus ihnen machen.

Das Wort Hochzeit, welches in früheren Zeiten nicht bloß die Feier bei einer Eheverbindung, sondern auch jede bedeutende und ausgezeichnete Feier bedeutete, wird am besten abgeleitet von der altenglischen Hoghetide (hohe Zeit, hohe Feier), die man lange Zeit hindurch jährlich als ein Nationalfest, zum Andenken an die allgemeine Ermordung der Dänen im Lande, oder an die Dänische Vesper, feierte. J.

Die Königin Christina von Schweden erlaubte keinem Schweden einen fremden Ritterorden anzunehmen, aus dem ganz seltsamen Grunde: ihre Schaafe müßten von keiner fremden Hand gezeichnet seyn. —

— In der zu Lausanne 1790 erschienenen Geographie par H. des Combes steht viel närrisches Zeug. Nachdem uns der Verfasser von Prag berichtet, daß es 8000 Studenten zähle, fährt er S. 521 fort: „On remarque, dans la petite Prague *), deux choses fort extraordinaires, mais que l'on ne garantit pas: l'une est un peuplier que l'on pretend vieux de plus de mille ans et qui cependant est toujours verd et paroit fort sain. L'autre, c'est qu'on n'y voit jamais point de mouches à la boucherie.“ Woher mag der Verfasser diese Curiositäten genommen haben?

A . . r.

Cölestina.

Aus Perlen, Purpurblüthen, Lilienfammt
Schuf kühn Natur nach Götterphantasieen
Mit allem Reiz, der ihrer Macht verliehen,
Die Lichtgestalt, des Aethers Fluth entstammt.

Aus dunkler Locken mächt'gen Schatten flammt
Der Sterne Licht, die keiner Sonn' entfliehen,
Wo Herz und Geist im Zwillingsstrahl erglühen,
Die edlen Züge Lebensgluth durchflammt.

Die Grazien und Musen schauten mild
Vom Himmelsthron des Lichtes und der Wahrheit
Die Reize Aller in vereinter Klarheit;

Sie schlangen sanft sich um das Götterbild,
Werteifernd nur in liebendem Entzücken,
Mit ihren Gaben herrlich es zu schmücken.

A . . . r.

Auflösung des Räthsels in Nr. 171.

Bogen.

*) Wahrscheinlich ist die sogenannte kleine Seite gemeint.

Neuigkeiten.

Bücher-Chronik.

Auch einige Gedanken über die Wiederherstellung der proteſtantiſchen Kirche. Von Adolph Julius Theodor Kirchhoff, Dr. der Theologie. Leipzig, in Commiſſion bei Rein et C. 1817. (Schluß.)

Man kann hiernach kaum der Verſuchung widerſtehen, die ganze Schrift für eine bittere Ironie auf die katholiſche Tendenz einiger proteſtantiſchen Geiſtlichen zu halten, und die Meinung anzunehmen, der Herr Verfaſſer wolle dadurch warnend andeuten, wohin dergleichen in der Folge führen könne; und doch iſt dieß nicht der Fall. Alles iſt ernſtlich gemeint, wie die ſehr zu beherzigenden Wahrheiten beweiſen, welche von S. 44. an, wo gleichſam der zweite Theil der Schrift anhebt, dem Geiſtlichen ans Herz gelegt werden. Denn hier weicht derſelbe von den gewöhnlichen Grundſätzen der neueren geiſtlichen Oberſiſcher ſo gänzlich ab, daß man wohl ſieht, er ſey ſeiner der Zeiten. Denn er verlangt nicht Geld und Gut, nicht einmal ein ſogenanntes anſtändiges Einkommen, Vorrechte, Beherrſchung von Gemeindeſchulen ꝛc. für die Geiſtlichen, ſondern im Gegentheil eine vorzügliche Theilnahme an allen öffentlichen Laſten, beſonders der Einquartierung, weil nur das dem Geiſtlichen wahres Vertrauen und Liebe bei ſeiner Gemeinde erwirbt, wenn er mit und gleich derſelben lebt, Freude und Leid mit ihr theilt, und fortgeſetzig jede Anſpruchnahme, außer durch einen chriſtlichen geiſtigen Beiſtand, vermeidet. Was er darüber ſagt, verdient geleſen zu werden, beſonders auch der Schluß, wo er eine Skizze in der Schrift eines andern Geiſtlichen trägt, welche eine Aufforderung zu enthalten ſcheint, die verlornen Rechte der Kirche mit Gewalt zu revindicieren, wenn ſie die weltliche Obrigkeit nicht in Güte anerkennen will.

Dieſer zweite Theil des Schriftchens begreift einen Mann von Kopf und Herz, der nicht um irdiſcher Vortheile willen, ſondern aus wahrer Ueberzeugung von der katholiſchen Kirche ſeinen Streben, ein proteſtantiſches Bahnſtreben einführen will. Wir würden die Vermuthung aufſtellen, daß dieſer zweite Theil von einem ganz andern Verfaſſer herrühre, wenn es nicht mehrere Beiſpiele gäbe, daß einem Körper zwei ganz verſchiedene Seelen einwohnen. Wir mochten den Verfaſſer mit Nemen vergleichen, der einen Commentar über die Offenbarung Johannis ſchreib, und ihm aufrichtig wünſchen, daß ſeine zweite Seele bald über die erſte die Oberhand gewinnen möge.

Aus Weimar.

Wie Weimar ſonſt in Kunſt und Wiſſenſchaft ſchon und erzeugte, ſo genießt und lebt es jetzt; ſeiner eigenen Hervorbringungen ſind ſo wenige, daß ich nach einem halben Jahre nur Einen Stoff finde, um mein in Nr. 111. gegebenes Wort zu löſen.

Die **bildende Kunſt** beſitzt eigentlich nur den Hofrath Jagemann, deſſen Talenten jetzt ein würdiger Stoff zur Entfaltung und Verewigung geworden iſt. Die Großherzogl. Badiſche Regierung hat ihn beauftragt, für die neue katholiſche Kirche in Karlsruhe ein großes Altarblatt zu malen, und ihm eine Umgebung zur Aufgabe gemacht; gewiß einer der ſchwierigſten Gegenſtände für die Malerei. Die Skizze dazu hat der Künſtler bereits entworfen. Er hat es verſucht, die Handlung, die ihrer Natur nach in zwei Hälften zerfällt (wie das ſogar auch in der wenigen Gewändern, ſtehen im Kreiſe der Apoſtel, die voll Schmerz und Erſtaunen da liegen, weiſen nach dem emporſchwebenden Heiland und trachten die Apoſtel. Die chriſtliche Myſtologie, die dem Künſtler verklärte Heilande und Engel vorlegt, bietet darin die ſchwierigſten Aufgaben dar; doch wenn der Künſtler immer mit der Begeiſterung und dem Talentaus entwirft, mit dem er den Chriſtuskopf für den Carton im Großen entworfen hat, ſo muß es ein herrliches Bild werden. Ich kann mich nicht entſinnen, in den reichen Süddeutſchen Gallerien jemals einen Chriſtuskopf geſehen zu haben, der mich ſo ergriffen hätte. Dieſer Adel, dieſe Schönheit eines griechiſchen Heros, und dann dieſe Innigkeit, dieſe Milde und der heilige Schmerz chriſtlicher Myſtik! In den großen Augen glänzt eine Welt von Liebe und Herrlichkeit. — Möge die Hand des Künſtlers bei der Ausführung nicht minder glücklich ſeyn!

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus Kopenhagen.

(Fortſetzung.)

Gewähren Sie mir immer noch einigen Raum, mein Freund, und die Erlaubniß, Ihnen meine Meinung über Schillern im Allgemeinen mitzutheilen zu dürfen! Als einem ſtimmen Werthe als Menſch und Dichter gewiß wohl kein Deutſcher und kein „Barenmänig," es wäre denn der tolle Irländer Preſton, der alle neuere Deutſche Dichter unter ſeine kritiſche Guillotine legt, um Männern wie Goethe, Schiller, Bürger, Klopſtock u. ſ. w. auf die nachdrücklichſte Weiſe allen Kopf abzuſtoßen. In Schillers ſchriftſtellerriſchem Leben unterſcheiden wir deutlich drei ſcharf verſchiedene Perioden. Die erſte, jene Zeit der Jugendkraft und Jugendhitze, da er, der militäriſch-pädagogiſchen Sklaverei entflohen, ſich in die Poeſie ſtürzte, wie in das menſchliche Leben. Die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe u. ſ. w. verrathen unter allen ſeinen Arbeiten am meiſten Genie, bieſes Genie, dem noch durchaus der von höheren Kräften (?) gezähmte und gezügelte Geiſt fehlte. Die zweite, die Dresdner Periode, da er Sprache, Geſchichte und Philoſophie eifrig ſtudierte, um ſich ſelbſt aufzubilden, welches ihm auch, auf Koſten jenes ſchöpferiſchen Geiſtes, vollkommen gelang. Man erinnere ſich eines Denkmals verſtehen, bei dem Carlos, der aus zwei völlig verſchiedenen Theilen beſtand, wo der Prinz im erſten, der Freiheitsapoſtel im zweiten die Hauptrolle ſpielt. Eine Amphora ward angelegt: was entſtand daraus? ein Unding. Nun jener Zeit an blieb unſerm Schiller die Eigenheit: in der Poeſie zu philoſophiren, und in der Philoſophie zu poetiſiren. Seine Gedichte trugen mehr den didaktiſchen, als den lyriſchen Stempel.

(Der Schluß folgt.)

1817. Nro. 173.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Dienſtag, den 3ten Juni.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Probeſcenen aus Don Juan d'Auſtria.

Trauerſpiel in 5 Aufzügen von Peregrin.

(Schluß.)

Erſter Aufzug. Fünfte Scene.

Don Juan (nach einer Pauſe).

Finſtere Schwermuth und grimmer Ernſt hat auf ihn ſich gedrungen,
Und der Argwohn ſchafft den düſtern nagenden Zweifel. —
Einmal nur, ja einmal wünſcht' ich ihn lächeln zu ſehen,
Um durch einen Zug den Sohn des Vaters zu kennen.
Nichts ſuchet der Mahn, den Stolz und Eitelkeit zeugen,
Und das verzerrte Bild des Lebens liegt kalt in dem Blicke,
Der — ein Todesſtein verſunkener Freude — hervorſtarrt. —
Iſt es nicht die Wonne, die pocht und jubelt im Säugling?
Streckt der Greis mit halberloſchenem Blicke die Hände
Nicht mit Sehnſucht nach ihr? Und ruft in innerer Tiefe
Nicht ein tauſendfaches Echo zum freudigen Leben? —
Sich ſelbſt Feind, hat er nie gelächelt, und die Koupe des Neides
Ragt am Gerüſte des Lebens in ihm. — Du nennſt mich
Bruder?
Keinen Theil an dir, du haſſender, tödtender Leichnam!
Länger nicht mehr — dein Befehl iſt mir Gift geworden; es
grauet
Aus dem Abgrund herauf die lang verachtete Warnung:
Dich zu fliehen. — Was that ich für dich? Es klagen die Leichen
Noch im verſtummten Geſild bei Mirabella zerſtreuet,
Und das Meer bei Lepanto wälzet noch blutige Fluthen. —
Was begehrſt du von mir? — Das Spaniſche Heer zu verrathen,
Soll ich die rächende Wuth des fanatiſchen Volkes bezwingen,
Das du Nero gezeigt und mit Blut ſchon trunken gemacht
haſt? —
Wer die Kronen empfing', — der mag ſie ſich ſelber bewahren;
Kannſt du, Schwächling, dies nicht, ſo mag ſie nur die entführen,
Denn von jetzt an bin ich entweder Herrſcher von England,
Oder Spanien beugt ſich vor dem beſſeren König!

(Er verläßt in bewegtes inneres Kämpfen.)

Ueber Töpliz.

Von einem Badegaſt im vorigen Jahre (1816).

(Fortſetzung.)

Es wurde in der Stadt an jedem Tage 17, in Schönau 18 Stunden gebadet. Wir wollen durchgehends nur 17 Stunden, von früh 5 bis Abends 10 Uhr, die Mittagsſtunden abgerechnet, zählen. Die Zahl der Bäder beläuft ſich auf 61, ohne die allgemeinen Bäder. Siebenzehn mal 61 giebt die

Summe von täglich 1037 Bädern. Vergleiche ich damit die Zahl der Badegäste, und nehme zum Beweis der Unpartheilichkeit den Monat, in welchem der größte Zusammenfluß von Gästen war, vom 15ten Juni bis zum 16ten Juli, so zähle ich 784 Nummern. Nun stehen zwar unter vielen Nummern zwei, auch drei Personen. Dagegen nehme ich an, daß alle Angekommene vier volle Wochen geblieben, und alle um des Badens willen gekommen sind. Aber unter jenen Nummern sind auch Handelsleute, Fremde, welche nur einige Tage hier verweilen, Badegäste von 8—14 Tagen, welche aus Carlsbad hierher kommen; die wahre Zahl der Badeliebhaber wird daher immer nicht höher als höchstens 800 anzunehmen seyn. Diese ist immer noch um 237 geringer als die Zahl der Badestunden in einzelnen Bädern. Die Personen, welche nicht in die Badeliste eingetragen sind, die ganz armen, bleiben unbeachtet für die allgemeinen Bäder. Bei dieser Rechnung ist allerdings noch keine Rücksicht darauf genommen, daß viele Badegäste zweimal baden; dagegen aber auch keine, daß sehr viele Ehemänner mit ihren Ehefrauen, sehr viele Mütter mit ihren Töchtern zusammen baden, und dadurch immer wieder das gleiche Verhältniß eintritt. Nehmen wir überdies die 237 übrigen Stunden dazu, so wird gewiß jedermann wenigstens eine Badestunde sogleich erhalten, und noch überdies auf die Schwächlichen Rücksicht genommen werden können, welche vor früh 6 Uhr und nach 7 Uhr Abends nicht baden dürfen. Aber es herrschet eine unverzeihliche Willkühr und ein schändlicher Eigennutz. Das Schlangen- und Schwefelbad sind an zwei Weiber verpachtet, welche so viel als möglich durch die erhaltenden Bestechungen zu erübrigen suchen. In dem Steinbade sind ein Paar Bademeister angestellt, um einander zu controlliren. Das hat die Folge, daß beide bestochen werden müssen, wenn Jemand seinen Zweck erreichen will, aber verhindert keineswegs die partheiische und eigennützige Vertheilung der Badestunden.

Ueber die Ungerechtigkeit in den Stadtbädern habe ich am wenigsten klagen hören. In den drei erstgenannten Bädern kenne ich den Gang der Dinge aus eigener, und aus der Erfahrung einer sehr großen Menge von Bekannten. Man eilet, sobald man angekommen ist, sogleich mit einer Hand voll Geld zu den gebietenden Badeherren und Frauen. Sie reden so lange von völliger Unmöglichkeit, bis ihnen das Geld auf eine oder die andere Weise beigebracht oder versprochen ist. Hat man ihre Taxe getroffen, so werden sie geschmeidiger und bewilligen eine unbequeme Stunde. Aber nur unterdessen. Will man nach einiger Zeit eine bequemere, so sehen sie aufs neue auf die krumme Hand, und ist nichts oder nicht genug darin, dann könnet ihr euch müde laufen, ihr behaltet die unbequemere, und nur eine Stunde. Zum Beweis ihrer Unpartheilichkeit berufen sie sich darauf, daß auch Grafen und Freiherren keine Stunde hätten, und man hört diese, oder auch ihre Domestiken, allerdings bisweilen sehr nachdrücklich mit den Bademeistern und Frauen sprechen. Aber die Ursache ihrer Zurücksetzung ist dieselbe, wie bei den Bürgerlichen. Sie haben kein Savoir faire gehabt. Sobald sie das lernen, wird billig auf ihre größern Gaben und andere Verhältnisse Rücksicht genommen. Wer genauer Achtung giebt, sieht doch, daß die Equipagen in den bequemsten Stunden am häufigsten kommen und gehen, und daß die Fußgänger und Silberspender in die frühesten und spätesten Stunden oder in die Stunden verwiesen sind, welche die Spaziergänge unterbrechen. Ich sage: Silberspender; denn die Bestechung ist heuer häufig mit Gold gemacht worden, namentlich von Berlinern, deren eine ungewöhnlich große Anzahl das Bad gebrauchte.

(Der Schluß folgt.)

Mancherlei.

Montesquieu in seinen Briefen an den Chevalier de Bruant (Portefeuille d'un Philosophe. Cologne chez Pierre Marteau 1770.) macht unter andern folgende merkwürdige Aeußerung: „La splendeur d'une Monarchie est passagère. La France tombe dans l'avilissement et la misère, ce siècle l'ancantira, ou elle sera la proye du premier conquérant audacieux.“ (Die Herrlichkeit der Monarchie ist von keiner Dauer. Frankreich sinkt von seiner Höhe in Verächtlichkeit und Unglück herab; noch dieses Jahrhundert wird es vernichten oder dem ersten kühnen Eroberer in die Hände liefern.) Dieser Ausspruch eines der größten Männer des vorigen Jahrhunderts, dessen Riesengeist noch die fernste Nachwelt mit gerechter Bewunderung anstaunen wird, hätte vor manchem andern einer Erwähnung verdient; um so mehr wundert es Ref., in keiner der zahllosen, ihm vorgekommenen, Schriften über die neuern und neuesten Zeitereignisse denselben angeführt gefunden zu

haben. — Man erlaube mir, da einmal von Montesquieu die Rede war, noch eine Bemerkung. Dieser treffliche Schriftsteller hat, besonders in unsern Tagen, auch das Schicksal gehabt widerlegt zu werden. Männer von Geist haben in einige seiner Ideen nicht eingehn zu dürfen geglaubt, haben bewiesen: daß mehrere seiner Sätze, wie er sie aussprach, nicht die Probe halten. Mit Würde und der einem solchen, über alle Lobsprüche erhabenen, Verdienste gebührenden Achtung, stellten sie daher ihre gegentheiligen Ansichten dem Publikum zur nähern Prüfung auf. So bekämpfte z. B. Fr. Buchholz (in den ersten Heften seines vor zwei Jahren begonnenen Journals für Deutschl.) Montesquieu's Lehre von der Theilung der Gewalten (wie schon früher von Buchholz selbst und and. mit mehr oder weniger Glück geschehn war), und sogar seine Ansichten über die Brittische Verfassung, denen doch selbst Burke die größten Lobsprüche ertheilt hat. Doch das ist Alles in der Ordnung, weil jeder denkende, von Autoritäten unbestochne und von Nachbeterei entfernte, Mann von andern Prinzipien ausgehend, auch nothwendig zu andern Resultaten gelangen muß, als seine Gefährten aus dem Gebiete derselben Wissenschaft. Keineswegs aber in der Ordnung ist es, wenn Hr. Adam Müller (in seinen vermischten Schriften über Staat, Kunst und Religion, den Elementen der Staatskunst und den Staatsanzeigen) sich nicht entblödet, Montesquieu der Irreligiosität, Erzketzerei und Flachheit zu beschuldigen. Das größere Publikum, das Hrn. Müllers Schriften und daher seine ganzen Bestrebungen nicht kennt, verlangt denn doch wohl zu wissen, wie ein Schriftsteller dieser Zeit ein solches Verdammungsurtheil über einen Mann auszusprechen wagen kann, der als ein Muster der seltnen Vortrefflichkeit und Universalität des menschlichen Geistes von den Würdigsten unsers Geschlechts betrachtet wird. Der alte Freimüthige, der es sich mit zum angelegensten Geschäft macht, dem bösen Geist der Zeit die offne Stirn zu bieten, und allen Geisterblähern und Lichtausbläsern (um mit dem wackern Deutschen Fehrn Carl Frdr. v. Moser zu reden) entgegen zu arbeiten, hat mehrmals schon unumwunden von den Bemühungen des Hrn. Müller gesprochen, die Ketzer, die in ewiger Verdammniß umherirren, in den Schooß der allenseligmachenden Kirche zu zurückzuführen. Das ist der Schlüssel zu dem ganzen Rathsel! Daher die Erbitterung gegen Montesquieu. Weil der esprit des loix nicht auch, wie die Elemente der Staatskunst, zugleich zum Gebetbuche gebraucht werden kann, und der Name Christus nicht auf allen Seiten mehrmals vorkommt, darum ist Montesquieu irreligiös! Daß Montesquieu nicht als begeisterter Lobredner des Pabstes und der Jesuiten auftritt, darum ist er ein Erzketzer! Daß endlich die Vernunft — nach gewissen Leuten der Hölle scheußlichste Ausgeburt, die wahre Schlange im Paradiesgarten — bei ihm vorherrscht, darin besteht seine Flachheit! —

Ein andres Resultat möchte wohl kein Unbefangner hierüber, auch bei dem sorgfältigsten Lesen, aus Hrn. Müllers Schriften herausbringen; dessen Ehre machenden Haß und Unwillen auf sich zu ziehn, doch ja Niemand für so leicht halte. Er sucht sich wahrlich keine schlechten Feinde. Männer wie Friedrich der Große, Joseph II., Luther, Montesquieu, Kant, Fichte, Frhr. v. Gagern und andre ähnliche, die der gemeine Haufe achtet und verehrt, sind ihm gar sehr zuwider. Heil Euch, Ihr Trefflichen! Das Andenken der wenigen Staatsanzeigenmanufakturisten und Proselyten machenden Jesuiten dieser Tage, wird wie herbstlich fallend Laub verwehen, die Nacht reichlich verdienter Vergessenheit wird sie mit ihren Rabenflügen decken, wenn der Kranz, der Eure Scheitel so würdig umziehe, auch um kein Blatt noch ärmer geworden. Das Licht, das Ihr entzündet, läßt sich nicht vertreiben, und wird, zusammengeballt, zur vernichtenden Flamme, Allen denen verderblich, die in ohnmächtigen Versuchen dagegen anzukämpfen streben! —

Wundern muß man sich, um dieses noch schließlich zu bemerken, daß Hr. Müller den Dichter Werner, der doch mit ihm auf einer Linie in Hinsicht der Bestrebungen steht, alles Talent absprechen ungerecht genug ist. Des haben, unsers Wissens, nicht einmal die erbittertsten Gegner dieses Mannes gewagt. Werner muß sich also wahrscheinlich noch in arger Tücke befinden wegen seiner Weihe der Kraft, (die doch wohl in jedem Betracht besser als die der Unkraft!) vielleicht auch wegen seiner bessern frühern Produkte, in denen er noch sich und andern klar und treu erscheint. So läßt er z. B. in seinem Kreuz an der Ostsee den, in einen Spielmann verkleideten, heil. Adalbert folgende Stelle sagen, die wohl gemacht ist, manchen ein Aergerniß zu geben:

— — — Nur dorten giebt es Ketzer,
Wo sich die Selbstsucht aus dem großen Kreise
Des Alls hinunterzieht in sich — — —
— Nicht am Busen des Unendlichen! —
A . . . r.

Die Eichen und der Pilz.

Auf einem Grund von Moor und Schlamm,
Im Schatten hundertjähr'ger Eichen,
Schoß w[illegible]end schnell ein lockrer Schwamm
Empor, ein Ding aus zweien Reichen.
Da, rief mit lächerlichem Stolz
Der Wicht, ich brauch' nicht hundert Jahre,
Wie dieses plumpe, steife Holz,
So groß bin ich im nächsten Jahre.
Da stürzte Hagel aus der Luft —
Fest standen unsre alten Eichen,
Doch aufgelöst lag da der Schuft,
Für jeden Pilz zum Warnungszeichen.
Z—gd.

Neuigkeiten.

Aus Kopenhagen.

(Schluß)

Die dritte Periode war das Alter seiner Reise, wo er, gleich einem Goldapfelbaum der Hesperiden, herrliche Früchte trug, wiewohl er immer noch selbst in seinen Dramen nur zu oft die breite Redseligkeit des Philosophirens beibehielt. — Irre ich mich nun nicht in der Behauptung, daß Schillers Oden, Lieder, Balladen u. s. w. zu viel bloß Gedachtes enthalten, um für Ergüsse des Gefühls gelten zu können, so darf ich mich auch darüber wundern, daß unsere verdienstvollsten Tonkünstler sie so oft zur die Composition brauchbar gefunden haben. Jener Rundgesang an die Freude hätte schon durch den Umstand abschrecken müssen, daß der Volkgesang immer weibliche Endreime hat, wodurch der Tondichter unvermeidlich zu einem schleppenden und lahmen Schlusse genöthigt wird. Was sagen Sie aber vollends von der Kindermörderin? Ein tragischer Monolog ohne Anfang und Ende, eine Verwickelung ohne Entwickelung, eine Anklage der Vorsehung, worüber wir keine Beruhigung erhalten! Dergleichen sollte weder geschrieben, noch gelesen, noch obendrein gesungen werden. Zwar hat Romberg richtig gefühlt, und einen glücklichen Ausweg gefunden, wofür der Dichter ihm danken muß; er hat nehmlich eine der letzten Zeilen, worin Versöhnung und Vergebung ausgesprochen wird, als Schlußchor wiederholen lassen. Allein das Ganze bleibt von Schillers Seite gleichwohl eine unaufgelös'te moralische Dissonanz. Mit einem Worte, wer den lyrischen Werth seiner Gedichte prüfen will, der muß die Musik zu Hülfe nehmen, so wie ich überhaupt wünschte, daß unsere Dichter die gerechten Forderungen der Tonkunst, und die Tonkünstler das Wesen der Poesie, Rhytmik und Deklamation mehr kennen lernten! — Doch — um zu dem Grundtone zurückzukehren, wovon ich ausging — so danke ich schließlich dem edeln Unbekannten für die mitgetheilte interessante Anekdote, Ulzen betreffend. Treulich spiegelt sie den Geist jener Zeit ab, da die Großen sich nur um das Ausland bekümmerten; da Kästner — selbst Friedrich den Großen tadeln mußte, daß er schöne Geister und Philosophen aus Paris verschrieb. Ein Plato, sagt der Epigrammatist,

Ein Plato lebt in seinem Lande,
Und diesen Plato kennt er nicht.

Tobias Bramble, der Kopenhafener.

Aus Weimar.

(Fortsetzung.)

In den Zimmern fand ich, außer mehreren Kopieen, die der Künstler während seiner Studienjahre in Wien und Rom vollendete, einige treffliche Bilder, als da sind: ein herrliches Portrait von Iffland, herrlich, ungeachtet es flüchtig und nicht einmal vollendet ist; eines von Gothe, das bald nach New-York in Nordamerika wandern wird; und endlich eines vom Staatsminister v. Voigt, gar leicht und gefällig angelegt.

Hr. Hofrath Heinrich Meyer ist noch mit der Vollendung der Ausgabe von Winkelmanns Schriften beschäftigt, und unser geschickte Kupferstecher, Hr. Schwertgeburt, arbeitet viele niedliche Almanachs-Kupferchen. Ein junger Künstler, Hr. Moriz Steinla (sonst Müller), giebt Portraite von einigen merkwürdigen Personen der Reformation heraus. M. Luther und Friedrich, der weise Churfürst von Sachsen, beide nach Lukas Cranach, sind bereits erschienen. Der Künstler ringt noch sehr mit den Schwierigkeiten des Griffels. — Unser Theatermahler, Hr. Beuther (dessen ich schon früher erwähnte, und der gegenwärtig am neuen Theater in Leipzig beschäftigt ist), hat einige Dekorationen radirt und colorirt herausgegeben. Sie sind unstreitig sehr brav.

Außer den wirklichen Künstlern darf ich wohl noch ein Paar Dilettanten nennen, die Herren Schauspieler Lortzing und Holdenmann, bei denen ich recht artige Sachen gesehen habe. Die Zahl unserer Künstler ist durch Hrn. Kaufmann, den geschickten Schüler Canova's, der vor Kurzem aus Rom hieher kam, vermehrt worden.

Die Tonkunst gewährt uns in der herrlichen Oper oft unvergeßliche Genüsse. Conzerte sind selten; außer dem Conzerte des Herrn Romberg und dem zum Besten der Armen hörte ich nichts Vorzügliches. In dem letztern sang die Frau v. Heugendorf die herrliche, klangreiche Arie aus Rossini's Tancredi, der auch bald auf die Bühne kommen soll, und Hr. von Boyneburg wurde als meisterhafter Klavierspieler bewundert. Herr Rauch, der Berliner Klarinettist, blies im Theater während eines Zwischen-Aktes ein Conzert, und zeigte, daß er die Schwierigkeiten seines Instrumentes zu besiegen wisse.

(Der Schluß folgt.)

1817. Nro. 174.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Donnerſtag, den 5ten Juni.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Auszüge von Briefen aus Rom.

1.

Apollo hat aufs neue ſeinen Thron beſtiegen; Laokoon ächzt in ſeiner Niſche; die Muſen ſind wieder eingezogen in die heiligen Säle! Allein unſere herrliche Melpomene (die kolaſſale tragiſche Muſe), der Nil und der Tiber ſind zurückgeblieben. Ich habe mit Thränen in den Augen die Transfiguration an eben der Stelle wiedergeſehn, an der ich ſie ſah, als ſie weggeſchickt wurde, und ſtatt der Freudenthränen, die nun floſſen, Thränen des bitterſten Schmerzes weinte. Was aber mein Herz mit niegefühlter unbeſchreiblichen Wonne überſtrömte, war der Anblick der Madonna von Foligno. O Raphael, o welch ein Bild! Mit Zaubergewalt ergreift es die Seele, und zieht ſie hinauf in himmliſche Höhen. Es iſt mir noch mehr als die Verklärung. Ein heiliger lebendiger Geiſt weht durch das ganze Bild, und durchdringt das Herz. Ein himmliſcher Athem erwärmet und beſeligt dich. Es iſt die Erſcheinung eines Engels aus den Regionen des Lichts! Aber wie ſind die Franzoſen mit vielen unter dieſen Herrlichkeiten umgegangen! Mehr oder minder haben ſolche die rohen gefühlloſen Fäuſte des Vandalismus erfahren, am meiſten die heilige Katharina von Parmeggianino; blendend durch den Glanz der Färbung, den Fluß und die Natur des Colorits. Das müſſen die Barbaren mit Sand abgerieben haben. Alle Schönheit und Wahrheit iſt vertilgt, die Farben aufgelöst, und der formloſe Gipsgrund iſt zum Vorſchein gekommen.

Doch nicht nur von Paris ſind Gemälde zurückgekommen, ſondern auch aus weit entfernteren Regionen, woher bis jetzt jede Rückkehr unmöglich ſchien. Aus den Regionen der Nacht und des Todes. Wie bedauerten wir nicht (wie Sie ſich wohl noch erinnern werden) in der Kirche della Pace den Verluſt des Gemäldes der Sibillen von Raphael (das er dort ein Jahr vor ſeinem Tode al Fresco gemalt), welches ein dicker Salpeterauswig bedeckte, und eine ungeſchickte Hand mit noch dickerer Oelfarbe überhüllt hatte, welche nun geſchwärzt, mit undurchdringlicher Finſterniß alle Herrlichkeit überdeckte, und kaum noch ahnen ließ, welche Schöpfung hinter der Salpeter- und Oelrinde noch verborgen läge. Kommen Sie nun, verehrte Freundin, und ſehen ſie Raphaels Götterbild lächelnd in himmliſcher Klarheit, als ob's erſt geſtern aus ſeinen Händen hervorgegangen wäre. — Sie verlangen die Löſung dieſes Räthſels? Unter des Kunſtgelehrten Camuccinis Aufſicht nehmlich, hat der treffliche Bilder-Reſtorator Palmaroni nicht allein obgenanntes Gemälde von Raphael, ſondern auch den großen Titian von Monte Cavallo (den die Franzoſen nicht mitnahmen, weil ſie ſolchen unwiderbringlich vernichtet

glaubten) wiederhergeſtellt, auch die Gemälde Domenichino's in der Kirche degli Angeli, den Domenichino und Correggio in St. Gregorio Magno, den Leonardo da Vinci in St. Onufrio.

Raphaels Tapeten ſind in den Sälen des Vatikans, hinter der Gallerie der Candalabren aufgehängt, und gewähren einen ganz einzigen Genuß. Was ſagen Sie zu dem Allen? Prüfen Sie noch nicht die Schwingen zu dem tönenden Fluge nach dem heiligen Boden, Ihrem eigentlichen Vaterlande? Gern hätte ich Ihnen noch die Liſte der zu Piß genommenen Kunſtſchätze geſandt; allein mein Freund Georgi hat mir ſolche, nach Römiſcher Sitte, ſeit lange verſprochen.

(Von einem Bildhauer.)

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber Töpliß.

Von einem Badegaſt im vorigen Jahre (1816.)

(Schluß.)

Dieſe Art, Badeſtunden zu erlangen oder von denſelben ausgeſchloſſen zu werden, macht nicht nur die Theilnehmer verächtlich und verhaßt, ſondern auch den Badenden ſelbſt den Unterſchied des Standes, Vermögens und der Gewandheit im Beſtechen und Schmeicheln ſehr ſchmerzlich fühlbar. Bei gleichem Bedürfniſſe bei verhältnißmäßig gleichem und immer ſehr großem Aufwande, ſehen ſich Viele zurückgeſetzt, und Andere ſehen auf dieſe mit großer Selbſtzufriedenheit herab. Jeder muß allerdings für ſich ſorgen. Aber es ſorgt für ſich auf Koſten der Gerechtigkeit und Billigkeit. Die Vorgezogenen beſchuldigen die Zurückgebliebenen, daß ſie es nicht recht anzufangen wüßten; dieſe jene einer größern Schlauheit und Argliſt. Die Armen und die Kranken, welche Niemanden haben, der ernſtlich und klug für ſie ſorge, empfinden die ganze Härte ihres Schickſals, und werden bitter. Das ſollte nicht ſeyn. Das iſt eine Erfahrung, wodurch viele ganz von der heilſamen Kur ausgeſchloſſen, andere durch angeregten täglichen Verdruß um die halbe Wirkung gebracht werden. Für Gerechtigkeit und Ordnung ſollten der humane Fürſt Clary, der Rath zu Töpliß und die Gemeindevorſteher zu Schönau ſorgen. Die Stunde des Meidens und der Zuſtand des Kranken, nicht Geſchenke, Schmeicheleien und andere eigennützige Rückſichten ſollten über das Ertheilen der Badeſtunde entſcheiden, und keine Beſtechung geduldet werden, um ein höheres Pachtquantum zu erpreſſen — oder gewiſſen Leuten eine Begünſtigung zu verſchaffen, weil man ſie ſonſt nicht gehörig zu beſolden oder zu brauchen weiß. Töpliß und Schönau gewinnen ſo viel durch ihre Bäder, daß die Verbindlichkeit doppelt groß iſt, den Hülfeſuchenden Gerechtigkeit widerfahren, und hier, wo Geneſung gefördert werden ſoll, nicht feindſelige Leidenſchaften angeregt werden zu laſſen. Trennen ſich Badegäſte und halten ſich getrennt durch Adel- und Geldſtolz oder Nationalhaß, ſo iſt das ihre Schuld. Daran fehlt es in Bädern ſelten, am wenigſten in dieſer Zeit. Möchten vermeidliche Feindſeligkeiten und Trennungen, welche zugleich in anderer Rückſicht ſo nachtheilig wirken, verhütet werden!

Und ſollte denn die Töpliker Polizei kein aufmerkſames Auge auf die Preiſe mancher Dinge richten wollen? Schändlich iſt der Verkauf des Weines. Faſt in allen Gaſthäuſern bekömmt man halb Waſſer, halb Wein, die Flaſche zu 18 bis 20 gute Groſchen. Man kauft ihn Oſner oder Melnicker. Der elendeſte Oeſterreichiſche Kräher koſtet auf dem fürſtlichen Keller in Torna 15 — 18 gute Groſchen. Trinkbarer Ruſter 1 Rthlr. 12 Gr. — Um 12 Gr. liefern die Böhmiſchen Weinhändler den beſten Oſner bis Dresden, Freiberg, Chemnitz, mit Einſchluß aller Abgaben; weißen zu 24 Gr. Aus einer Flaſche Oſner Wein, wie ihn Feuerriſen von Sebaſtianberg in die genannten Städte für 12 Gr. liefert, mache ich zwei Bouteillen, wie die halbe im Roßzimmer für 15 Gr. verkauft wird. Der Wirth hat demnach an jeder Flaſche 2 Rthlr. Gewinn. So iſt's faſt durchgängig. Franzöſiſcher und Frankenwein iſt gar nicht zu haben.

Noch einen Wunſch werden die Badegäſte, welche in Schönau wohnen, in jedem Jahre laut wiederholen, bis er erfüllt wird; das iſt der Wunſch einer Schlaguhr, welche ſehr füglich auf den Caſernen angebracht werden könnte, und auch ſchon einmal veranſchlagt worden iſt. Man hört die Töpliker Uhr in der Gegend der Schönauer Bäder nicht ſchlagen. Die Uhr der Bademeiſter und Frauen geht jeden Tag anders; die beſten Uhren differiren täglich Viertelſtunden vor- und rückwärts. Jener Eigennutz weiß auch davon Gewinn zu ziehen. Auch für diejenigen, welche in Töpliß wohnen, iſt die ungleiche Abtheilung der Stunden ſehr läſtig. Ordnung und Pünktlichkeit iſt die Seele aller ähnlichen Anſtalten.

Der weise Grieche.

Filipp, König in Griechenland, hatte einst wegen einer Uebelthat einen Mann eingekerkert, dessen Verstand und Weisheit sich über die Gestirne erhoben. Nun geschah es eines Tages, daß dem Könige ein Spanisches Roß angeboten wurde, über dessen Werth der Stallmeister und andere Sachkundige nicht einig werden konnten. Da hob Jemand an: kein Mensch auf der Welt verstehe das besser zu beurtheilen, als der Gefangene. Der König ließ also den Griechen aus dem Gefängniß holen, und befahl ihm: seine Meinung von dem Pferde zu sagen. Der Grieche betrachtete es und sagte: „Herr, das Pferd ist schön, aber man hat es mit Eselsmilch gesäugt.“ Der König, darob verwundert, schickte nach Spanien, um Erkundigung einzuziehn; und es fand sich in der That, daß, da des Pferdes Mutter gestorben war, eine Eselin ihre Stelle vertreten hatte. Der König befahl hierauf, dem Griechen täglich ein halbes Brot zuzulegen. Bald nachher besah der König seine Kleinodien, und sandte abermals nach dem Griechen. Meister, sprach er, Deine Weisheit ist groß, und ich glaube, daß Du Dich auf Alles verstehest. Sage mir, welcher von diesen Edelsteinen bedünkt Dich der kostbarste zu seyn? Der Grieche sah die Steine an, und frug hierauf: welcher davon dem Könige der liebste wäre? Der König zeigte auf einen, den er für den schönsten und seinen Werth unschätzbar hielt. Der Grieche nahm ihn in die Hand, hielt sie ans Ohr, und sagte: „Herr, es ist ein Wurm drinnen.“ Der König hieß den Stein zerschlagen, und man fand wirklich ein lebendiges Insekt in ihm. Da lobte er höchlich den weisen Mann, und befahl, ihm täglich ein ganzes Brot zu reichen. Wiederum nicht lange darauf kam es dem Könige in den Sinn, die Aechtheit seiner Geburt zu bezweifeln. Da der Grieche einmal sein Zutrauen erlangt hatte, so berief er ihn aufs neue zu sich an einen geheimen Ort, und befahl ihm, zu sagen, wessen Sohn er, der König, sey. Der Grieche antwortete: „Herr, welch eine Frage! Ihr wißt ja wohl, von welchem Vater Ihr erzeuget seyd.“ Aber der König sprach: Rede mir nicht nach Wunsch. Ich will, daß Du mir die Wahrheit sagest, wo nicht, so sollst Du eines grausamen Todes sterben. Da hob der Grieche an: „So wißt denn, Herr, daß Ihr eines Bäckers Sohn seyd.“ Als der König solches gehört hatte, ließ er seine Mutter insgeheim zu sich kommen, und bedrohete sie, so daß sie bald die Wahrheit gestand. Nun ließ er den Griechen wieder zu sich führen, verschloß sich mit ihm, und begann: Meister, Du hast mir große Proben Deiner Weisheit gegeben. Ich bitte Dich, sage mir, wie Du das alles weißt. Da versetzte der Grieche: „Herr König, das ist leicht zu sagen. Zuerst, was das Pferd anbelangt, so bemerkte ich, daß es immer die Ohren gesenkt hatte, und das ist nicht Pferdes, sondern Esels Art. Ferner, daß ein lebendiges Thier in dem Steine seyn mußte, erkannt' ich daran, daß er warm war, da sonst alle Steine von Natur kalt sind.“ — Aber woran merktest Du, daß ich ein Bäckerssohn sey? — „Daran, Herr, daß Ihr mich beständig mit Brot beschenktet, das hattet Ihr von Eurem Vater geerbt.“ Da erkannte der König seinen Fehler, stellte den weisen Griechen auf freiem Fuß, und beschenkte ihn nach seinem Verdienste. (M. s. Libro di Nov. etc. In Firence 1724, p. 2.)

Clessamor.

(Nach Ossian.)

Wer wallt, wie Gewölke des Herbstes, vom Meer
Auf schauriger Halde am Lora daher?
Wer schrecket, mit Flammen des Todes im Blick,
Der Sterblichen zagende Söhne zurück?

Es irret durch Nebel der selligen Höh'n
In Wipfeln der Tannen ein Trauergetön;
Es klagen die Geister am moosigen Hang,
Wo Carthon, die Krone der Helden, einst sank.

Es wanket, wie Scheiden des Vollmonds, ein Strahl
Herab von der fernesten Klippe ins Thal.
Moina, du schimmernder lieblicher Stern!
Moina, wie weilst du von Carthon so fern?

Des herrlichen Clessamor denket dein Sinn —
Es schwollen die Segel — kühn zog er dahin
Zu Reuthamirs Hallen, und fernher erklang
Von leuchtenden Felsen der Barden Gesang.

Und als er am düsteren Clutha nun war,
Entstieg er dem Schiffe mit fröhlicher Schaar;
Wie eilte der Krieger von mächtigem Sinn
Am steilesten Pfade der Felsen dahin!

Um Clessamor wogte die Freude des Mahls
Und tönte hinunter zur Ferne des Thals,

Der Jubel der leuchtenden Halle entschwand
Dem Krieger, als vor ihm Moina nun stand.

Wie feuerrothe Strahlen im Wolkengewölk brechen,
So sahe Balclutha den Helden erglühn;
Wie mondlicher Schimmer das Dunkel durchbricht,
Umglänzt ihn, Moina, dein mildernd Licht.

Y***.

Monarchie.

Die Monarchie ist sehr zu loben,
Trotz ihrer Widersacher Lehren;
Auch würde gar kein Streit erhoben,
Wenn Fürsten stets zu loben wären.

Z — gd.

Neuigkeiten.

Aus Weimar.

(Schluß.)

Hr. und Mad. Weichselbaum (geb. Marchetti), die beide das Land der Töne als Künstler des Gesanges bewährt gefunden hat, hörten wir leider auf ihrer Durchreise nicht, da sie nur vor J. K. H. der Großfürstin sangen, nicht aber in der Oper aufzutreten Gelegenheit fanden. — Auch den Freiherrn von Poißl, Kammerherrn des Königs von Baiern, den geistreichen Compositeur der Athalia, Olympiade u. s. w., hatten wir das Vergnügen, einige Tage hier zu sehen. Der Hof behandelte ihn mit der Auszeichnung, die seine Talente verdienen. Kurz vor seinem Hierseyn sahen wir seine Athalia einige Mal mit großem Beifall auf unserer Bühne.

Auf der Bühne erscheint zuweilen eine Neuigkeit, worunter aber, außer Schall's allerliebsten „unterbrochenen Whistparthie" nichts Ausgezeichnetes zu sehen war. Auch ein Paar Gastspieler, Hr. und Mad. Gehring vom Carlsruher Theater, sahen und hörten wir. Das gutmüthige Publikum fing aus Artigkeit doch ein Paarmal zu klatschen an, aber glücklicher Weise siegte, zum Ruhme des bessern Geschmackes in Weimar, doch das Zischen von Andern. Es ist unbegreiflich, wie Correspondenten ihre Geschmacklosigkeit vor ganz Deutschland zur Schau bringen mögen, wie es mit dem Carlsruher der Fall ist, der dies Paar als gar vorzüglich anpreist, und ihnen auf ihrer Reise überall eine freundliche Aufnahme verspricht!

Schillers Todestag wurde durch die Aufführung seines Wallenstein und einen Prolog, von unserm Prof. Riemer gar herrlich geschrieben, gefeiert.

Seit einigen Tagen besitzen wir endlich den langerwarteten Herrn Staatsrath von Kotzebue in unsern Mauern. Viele wünschen und hoffen, er möchte gelegentlich über unsere Bühne sich aussprechen, da es Niemand mit mehr Unbefangenheit könnte, als er.

Vor Kurzem erschien ein kräftiger Aufruf an die hiesigen Bürger, das Armen-Institut zu unterstützen, der große Sensation machte. Den darin enthaltenen Angaben zufolge, steuerten die Bürger nur Einhundertundsechzig Thaler, während die Hof- und Staatsdiener Zweitausendfünfhundert Thaler geben, ungeachtet kaum der vierzigste Theil der Armen der letztern Klasse angehört.

Pf.

Vermischte Nachrichten.

Im Dorfe Henfs bei Meiningen feierte am 15ten Mai der Landmann Hilpert seine goldne Hochzeit, und zugleich das Jubelpaar den beiderseitigen Geburtstag.

— Auf der Französischen Insel Guadeloupe sollen (nach Londner Nachrichten) zwischen den Königlichgesinnten und den Anhängern des Usurpators, deren es allda noch einige giebt, blutige Streitigkeiten vorgefallen seyn.

— Die aus der Missions-Anstalt der Frau von Krüdener hervorgegangenen beiden Schriften geben, zufolge ihrer Tendenz, und was öffentliche Blätter darüber anführeten, der Vermuthung Raum: daß jene schwärmerische Dame vielleicht bald eine Reise nach dem Lande der Hottentotten unternehmen werde, um allda ihren Lehren Eingang zu verschaffen. Wirklich meinte man unlängst: sie werde eine Wallfahrt nach Jerusalem machen, in Gesellschaft verschiedener Jünger und Jüngerinnen, und ihr Bekehrungsgeschäft auf der Reise fleißig fortsetzen. Möge ihnen der immer mehr herannahende Augustmonat keinen Schaden zufügen, und das heilige Grab glücklich von ihnen erreicht werden! —

Anzeige.

Der Unterzeichnete hatte die Herausgabe dieses Blattes nur für die Zeit unternommen, als Herrn Dr. Merkel seine Reisen nach den Rheingegenden und Liefland entfernt halten würden. Doch nahm er als Endpunkt den 1. Juli d. J. an, weil ihm andere Geschäfte die Führung des genannten nicht länger zugeben. Sollte nun bis dahin Herr Dr. Merkel nicht wieder eingetroffen seyn, wird das Blatt vermuthlich zum Stillstand kommen. Deshalb ersucht der U. die auswärtigen Herren Mitarbeiter und Correspondenten: mit ihren gütigen Einsendungen sparsamer zu seyn, und — wenn hierüber bis zum 1. Juli keine anderweitige Bitte erfolgt — sodann vor der Hand damit einzuhalten. Es ist in der That auch ein so reicher Vorrath von Beiträgen angelangt, daß man auf Jahr und Tag versorgt seyn könnte, und mögen die Herren Einsender nicht mißdeuten: wenn es unmöglich blieb, sie alle aufzunehmen. Manche sehr schätzbare befinden sich auch darunter, welche für den Plan des Blattes zu lang sind, und an seiner Tendenz konnte der U. nichts ändern wollen.

J. v. W.

Als Verleger dieses Blattes füge ich der Anzeige des Hrn. von Voß bei, daß ich meinerseits an eine Fortsetzung desselben vom Juli an nicht denken kann, weil mit Ende des Junius der Contrakt zwischen mir und Hrn. Dr. Merkel zu Ende geht, ich mich nicht für befugt halte, ohne seine Einwilligung die Fortsetzung zu veranlassen, und zweifle, daß er bis Ende dieses Monats wieder in Berlin seyn möchte.

Enslin.

1817. Nro. 175.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Sonnabend, den 7ten Juni.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Auszüge von Briefen aus Rom.

(Fortſetzung.)

2.

Palazzuolo (am Albaner See).

Seit voriger Woche bin ich hier, und lebe nebſt einigen andern Künſtlern in klöſterlicher Einſamkeit mit den guten Franziskanern. Schöne Mondabende habe ich ſchon hier genoſſen. Wie ſind die Früh- und Abendſtunden hier ſo feierlich! Wie ſo manche Stätte heiliger Erinnerung überblicke ich hier aus meiner Zelle! Unter mir ruht der geheimnißvolle See mit ſeinen bewachſenen Felsgeſtaden; gegenüber liegt Caſtell Gandolfo — und darüber hinweg blick' ich auf Campagna und Meer! Zur Rechten die heilige Stadt, fern die blauen Berge von Viterbo — und links das Geſtade von Civitavecchia. Sie verſehen ſich gewiß zu mir — ach daß es nicht Wirklichkeit iſt! — Allein nun von Rom. Der Hofrath Bartholdy läßt in ſeinem Hauſe auf der Trinita del Monte (wo Lord Briſtol wohnte) ein Zimmer al Fresco ausmahlen. Overbeck, Cornelius, Schadow und Veith malen jeder eine Wand; die Darſtellungen ſind aus der Geſchichte Joſephs genommen. Die Cartons habe ich geſehn, ſie ſind alle ſehr gediegen. Sie würden Freude haben zu ſehn, welch ein ernſtes Streben gegenwärtig unter den Künſtlern in Rom herrſcht, und wie ſo viele tüchtige Leute auf einem reinern und beſſern Wege nach dem Höchſten ſtreben; ich kann kühn behaupten, daß ſeit jener ſchönen Zeit des 15ten Jahrhunderts nie ein ſolcher reiner Wille und ein ſolcher Ernſt, und gewiß auch nicht eine Vereinigung ſolcher Talente, Statt gehabt haben. Das prunkvolle Weſen der neuen Franzöſiſchen Schule, wie ſchwindet es, wenn man es mit der edlen Einfalt, dem Bedeutungsvollen und Gemüthlichen vergleicht, das die Meiſten wenigſtens zu erreichen ſtreben, und Mehrere mit ſo gutem Erfolg darſtellen. Und dieſer Geiſt ſpricht ſich auch im Leben der Künſtler aus; man lebt nur ſeiner Kunſt, und durch die tägliche Erfahrung belehrt, wie ſchwer es iſt, etwas tüchtiges aufzuſtellen, beurtheilt jeder ſchonend, allein mit ſtrengem Ernſt, die Produktionen des Andern. Aber eben dieſe ſtrenge Kritik iſt nöthig, wenn aus dem vereinten Streben ein glückliches Reſultat für die Kunſt im Ganzen hervorgehn ſoll, und ein kommendes Geſchlecht auf einem Wege fortgehen, der jetzt noch ſehr verworren, und nicht ohne große Anſtrengung zu betreten iſt.

Sie klagen nicht allein über den ſchlechten Frühling und Sommer 1816. Selbſt hier ſollen die Jahre 1814 - 1815 feucht und unbeſtändig geweſen ſeyn, auch war es das entflohene, und dabei ſo kalt, daß man von Aria Cativa gar nichts gewußt hat. — Dagegen aber haben die ſchlechten

Ernten Mangel an Oel und Wein und allgemeine Theurung verurſacht — ja es ſollen in den Gebirgen viele Menſchen vor Hunger umgekommen ſeyn! Auch voriges Jahr ſchien das nicht beſſer werden zu wollen, doch hat die ſpäter eingetretene Hitze alles (zwar um einen Monat ſpäter) getrifft, und die Ernte iſt, Gottlob, ergiebig geweſen. — Können Sie ſich es denken? In Rom ſind vor einiger Zeit alle Bettler aufgehoben worden! Stellen Sie ſich vor, welche Veränderung das hervorgebracht! Mir fehlte ordentlich in den erſten Tagen etwas. Auch die Straßen ſind ſehr gut erleuchtet. Dies alles hat man dem Cardinal Conſalvi zu danken, welcher ſtrenge auf Ordnung hält. Torlonia (der Herzog von Bracciano ſeit 1812) läßt eine Chauſſee bauen, die von der Albaner Straße nach Caſtell Gandolfo führt. Eine Galanterie gegen den heiligen Vater. —

(Von einem Maler.)

5.

Aus einem andern Briefe, ebendaſelbſt.

Sie fragen mich nach neuen Ausgrabungen? Ausgegraben wird nicht viel, wohl aber eingegraben! Die Pfaffen vergraben und verſcharren die Vernunft! Wir wollen ſehen, ob es ihnen gelingen wird, das Rieſenbild der Göttin mit Staub zu bedecken und zu verbergen. So viel ſie bis jetzt auch ſchaufeln, kömmt immer bald ein Arm, bald ein Bein, zuweilen gar der Kopf wieder zum Vorſchein, und der Wind bläst den Staub weg! —

Thorwaldſen iſt ein Gott! Er hat Wunder vollendet. Die Geſtalten ſchweben wie leuchtende Lichterne an dem Himmel der Kunſt. Es iſt ein Glück für dieſelbe, daß dieſer Mann aufſtand, und zwar zu dieſer Zeit; was wäre aus der Kunſt geworden ohne ihn? Was zu den Zeiten Bernini's aus ihr ward. — Zeigen Sie mir in gewiſſen Bildhauerfabriken einen Gedanken, da hingegen bei Thorwaldſen alles ſo ſinnvoll iſt. Dort ſind alle Geſichter eins wie das andere, als ob ſie mit einem Stempel gemünzt wären; hier iſt alles Charakter in hoher, ſtiller Würde. Wo aber iſt dort der Ernſt des Lebens, der Styl der Alten, die Höhe der Kunſt? Welche innere Idee geht aus dieſen gleichgemeiſſelten Werken hervor? Keine der Geſtalten raft: das bin ich! Und nur am Attribute erkennt man den Gott!

(Von einem Bildhauer.)

4.

Aus Rom.

Ueber den milden Winter, der dies Jahr im Norden herrſcht, habe ich mich ſehr gewundert; nach Ihrer Beſchreibung iſt Alles hier kaum weiter, denn obgleich auch wir ſeit dem November ein Wetter und einen Winter gehabt haben, wie ich ihn ſeit ſo vielen Jahren hier nicht erlebte, ſo ſind die Nächte doch kühl, und dies und die Aequinoctialwinde halten die Vegetation zurück. Zwar haben viele Bäume ſchon längſt geblüht, aber manche ſtrecken noch dürre Aeſte durch das junge Grün. Die Feigenbäume haben kaum Knospen, der Weinſtock iſt noch todt — und Regen hatten wir faſt gar nicht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Einfälle.

Ehre iſt ein Lotto, worin die Gewinne meiſtens Wahn ſind, die Nieten hingegen wirklicher Verluſt.

— Liebe raubt uns die Vernunft, giebt ſie aber auch zurück — nach dem Schäferſtündlein. Sie iſt ein Buch in drei Theilen, welche Hoffnung, Genuß und Reue abhandeln. Letzterer iſt oft der Haupttheil.

— Deutſchlands Litteratur iſt mit dem Stall zu vergleichen, worin das Jeſuskind geboren wurde. Man trifft darin Göttliches, Gold, Weihrauch, Myrrhen, Ochslein und Eſelein.

— Das ziemendſte Wappen für einen Staat, der ſich bloß aufs Nachahmen legt, wäre ein Orang Outang.

— Eine Hälfte unſeres Lebens beſteht im Sündigen, die andere im Strafeleiden. Etwas Tugend und Lohn gehn mit drein.

— Trauerſpiele ſollen rühren und erheben. Einige ſchaudern nur an und werfen zu Boden.

— Es giebt Zeiten, wo Weisheit Thorheit wird, und Thorheit Weisheit. Welche Menſchen dann Glück machen, leuchtet ein.

— Der Buchhändler Geiz ſäet meiſtens gar fleißig, um Makulatur zu ernten.

— Wie mag es doch kommen, daß, nachdem — zum Erſtenmale ſeit Tauſend Jahren ernſtlich — wir eine Deutſche politiſche Einmüthigkeit

erlebten, ihr auch gleich eine so wilde litterarische Zwietracht folgt? Federkriege streuten nur zu häufig den Saamen künftigen Schwerterkriegs. Sollte denn auf Deutschland ein Fluch ewiger Zerrissenheit lasten?

An einen jungen Künstler.

Siehst du die hellen
Flüsternden Wellen,
Silbern zum Grün
Holder Gestade,
Schwankende Pfade
Murmelnd durchziehn?

Dann mit Gekose
Dort um der Rose
Dornigen Thron
Schmeichelnd sich bücken.
Beifall ihr nicken,
Blendenden Lohn?

Zu dem Gekose
Beugt sich der Rose
Stolzere Glut;
Will sich den blauen
Wellen vertrauen,
Schifft mit der Flut.

Rose, betrogen
Reißen die Wogen
Tief dich hinab!
Ueber dich schlagen
Die dich getragen
Früh dir ein Grab.

Lob ist die helle
Schmeichelnde Welle
Fluthender Zeit;
Kunst ist die Blume,
Wenn sie am Ruhme
Schwindelnd sich freut.

J. L. M.

Der Abend.

Leicht kräuselt sich der Spiegel
Des Sees, in dessen Fluth
Der grüne Fichtenhügel
Im schwanken Bilde ruht.
Leis', mit gehobnem Flügel,
Bestrahlt von Abendgluth,
Schifft, sich im Stolze blähend,
Der Schwan zum Schilf, das wehend
Um jene Erlen nickt.

Es stimmt des Dorfs Geläute
Nachzitternd durch die Luft,
Das durch des Thales Weite
Zur Abendfeier ruft;
Und nahe, mir zur Seite,
Umhaucht von Blüthenduft,
Rinnt mit beredter Welle
Die frische Wiesenquelle
Hellsprudelnd in den See.

Nur an den Fichtenspitzen
Gab ich den Abendschein
Des Sonnenauges blitzen;
Schon späht mit grellem Schrein
Der Uhu aus den Ritzen
Der Eiche durch den Hain;
Und stummer wird's und stiller,
Der letzte Hänflingstriller
Verhallt im Blüthendorn.

Der Furche Grün verlassend
Steigt bang' die Lerche; sieht
Den Tag, der schon erblassend
Zum Arm des Abends flieht,
Und singt, sein Lob umfassend,
Ihm noch ein Schlummerlied;
Sinkt lautlos dann zur Erde,
Daß sie ihr Borin werde
Von des Geliebten Tod.

Und zitternd schließen stille
Die Blumen ihren Mund; —
Was gäbe wohl die Fülle
Von ihrer Trauer kund? —
Eng in der Damm'rung Hülle
Hüllt sich des Thales Grund
Mit seinem Schmerz, und betet:
Ihr Friedensengel tretet
An des Geschiednen Grab.

Siehst du, mit Sternenkränzen
Geschmückt, ein Gotterbild,
Umschwebt von Gaukeltänzen
Der Träume, nahn, und mild

Mit jenem Kelche glänzen,
Den Lethe's Labung füllt?
Empfang' im Niedersteigen,
O Welt, mit heil'gem Schweigen
Der Ruhe Genius!

F. L. M.

Resignation.

Ringe die Arme dir wund, allmächtiges Schicksal!
Mich soll die flammendste Wuth, das furchtbarste Schwellen
Deiner gigantischen Kräfte
Nimmer besiegen!

Sieh die wehrlose Seele. Gebiete dem Donner
Deines zermalmendsten Zorns, das ruhige Lächeln
Des dich verachtenden Auges
Hinwegzutilgen!

Es gelinget dir nicht. Dort über den Kreisen
Fliehender Schöpfungen strahlt die mächt'ge Aegide —
Eine Sonne des Weltalls —
Schützend hernieder!

Höhne die Mächtige nicht; sie winket mir tröstend —
Aus dem schwindenden Tanz der Welten — mich lehrend:
Meines kleinlichen Daseyns
Kummer verachten.

Neuigkeiten.

Aus dem südlichen Deutschland.

(Eingesandt.)

Wie sonderbar es zuweilen mit Gelehrten-Vokationen gehe, mögen die folgenden Fälle zeigen: Ein Gelehrter an einer Akademie des südlichen Deutschlands erhielt Anträge nach der Universität Hy. Er ging darauf ein, nannte die Bedingungen, unter welchen er die Stelle annehmen würde, und erhielt darauf nach einiger Zeit die Antwort: daß dieselben von der Art wären, daß sich keine Schwierigkeiten fänden; demungeachtet erfolgte darauf die vorläufig schon zugesicherte Ernennung nicht. — Bald darauf erhielt derselbe Gelehrte eine neue Vokation aus den Niederlanden; allein diese ging, obgleich sie auf öffentlichem Wege abgeschickt worden, und auch nach Brüssel die Meldung gekommen war, daß sie richtig abgegangen sey, auf dem Wege verloren; gelangte wenigstens, wie drei Monate später sich zeigte, nicht an die, sie betreffende, Person.

Kopenhagen, den 23sten Mai 1817.

Eine eigenthümliche, bis jetzt in ihrer Art vielleicht einzige Feierlichkeit ward den vorigen Montag, den 19. Mai, auf eine eben so ausgezeichnete Weise veranstaltet; und da ich Kranker ihr nicht habe beiwohnen können, so erlaube ich mir, Ihnen aus einem hiesigen Blatte das Wichtigste darüber mitzutheilen:

Die Jugend des mosaischen Glaubensbekenntnisses ward zu Folge der neueren Gesetze in ihrer Religionskunde öffentlich geprüft. In Ermangelung einer Synagoge (die nehmlich durch die fast allgemeine Feuersbrunst 1795 in Asche gelegt ward, und in der Folge aus wichtigen Gründen nicht wieder aufgebaut ist,) war ein Saal in dem großen Hause Nr. 7. am alten Strande zu diesem Feste eingerichtet. Der Raum war indeß gar eingeschränkt, und nur Einigen von den contribuirenden Mitgliedern der Gemeinde konnten Eingangkarten zugestellt werden. Die Eingeladenen christlichen Glaubens waren der Kanzleipräsident Kaas, so wie auch die gesammten Deputirten der Dänischen Kanzelei, Kopenhagens Oberpräsident und Bürgermeister, der Geheime Kabinetssekretair des Königs, Etatsrath Jessen, die Ehrenmänner, welche bei verschiedenen mosaischen Feierlichkeiten Reden gehalten hatten, und die vom Könige zur Beiwohnung ausdrücklich ernannte Commission. Fast alle Eingeladenen waren zugegen. Den Vorgrund des Saales hatte man zum Gottesdienste eingerichtet; auf einer Erhöhung stand ein einfacher, aber geschmackvoller Altar, an beiden Seiten fanden die Kinder Platz, vorn stand der Rednerstuhl. Im Hintergrunde sah man unter einer Gallerie eine geschmückte Orgel.

Die Feierlichkeit begann mit der Absingung des 33. Psalmes, welche, eben wie nachher die übrigen Psalme, von einem Dilettantenchor auf der Gallerie, unter Begleitung der Orgel und Posaunen, sehr gut aufgeführt ward. Nach der Endigung des Psalmes trat der Katechet Mannheimer hervor, und predigte über Kap. 28., V. 28. im Buche Hiob, bei welcher Gelegenheit der erste Psalm gesungen ward. Nach der Predigt erfolgten die gewöhnlichen Gebete für den König und das Königshaus. Darauf fand nun die Prüfung selbst Statt, wobei der 23. Psalm gesungen, das Gelübde der Jugend abgelegt, und von dem Prediger der Segen über sie ausgesprochen ward. Jetzt hielt der Katechet eine Anrede an die Confirmaten. Ein Hallelujah, der 111. Psalm, ward angestimmt, und die Feierlichkeit mit Segnungen aller dort Versammelten geschlossen.

(Der Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Als ein gutes Mittel, ein sehr hohes Alter zu erreichen, empfiehlt ein Mann in Baden: daß man täglich früh aufstehen müsse. Er führet als Beweis an: daß er eine Liste von 300 Personen besitze, welche ein ungewöhnlich hohes Alter erreichten, und — früh aufstanden. Man wirft den Franzosen und Engländern, besonders in großen Städten, Langschläferei vor. Es muß doch aber unter den Ersteren mehrere Ausnahmen geben; wie hätte jener Mann sonst ein so zahlreiches Verzeichniß von in einem hohen Alter verstorbenen, Personen sammeln können? —

1817. Nro. 176.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Dienſtag, den 10ten Juni.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Auszüge von Briefen aus Rom.

(Fortſetzung.)

5.

Von dem gegenwärtigen Zuſtande der Kunſt hier und im Allgemeinen möchte ich Ihnen recht viel ſchreiben. Es würde ſie erfreuen, zu ſehen, wie mehrere ausgezeichnete Talente dem Einfachen und Gemüthlichen nachſtreben, und welches vorzüglich die gute Periode der Altdeutſchen Schule und die Kunſt des früheren Mittelalters in Italien charakteriſirt. Die Aufhebung der vielen Klöſter im ſüdlichen Deutſchland hat gewiß viel hiezu beigetragen, und durch das Studium und Nachſtreben der vielen Meiſterwerke aus einer beſſern Zeit, wird wieder eine vaterländiſche Kunſt entſtehen, die zum Herzen ſprechen wird, weil ſie aus dieſem hervorgeht. Dieſes Streben, im Gegenſatze mit dem kalten herzloſen Machwerke der Franzöſiſchen Schule, iſt ſchon ausgebreiteter als man glauben ſollte, und da es aus dem tiefinnern Gefühl und Gemüth entſpringt, aus reinem einfachen Sinne, ſo kann es nicht befremden, daß die Bekenner dieſer beſſern Lehre für den Augenblick auf die Vortheile Verzicht thun, die der Künſtler genießt, der durch ſeine Arbeiten den Beifall der Menge gewinnen will. Eben dieſes Entſagen beweiſet für die Reinheit ihres Strebens, und iſt übereinſtimmend mit dem wahren Weſen der Kunſt. So leben unſere ausgezeichneten Künſtler nur kärglich, und ihre Werke ſind von Wenigen geſucht. Um deſto erfreulicher iſt es zu ſehen, daß dieſer Geiſt in Deutſchland an mehreren Orten geweckt iſt, und ſich hier ſchon eine neue Schule bildet, die über kurz oder lang doch das Augenblendwerk der Franzoſen und ihrer Anhänger vernichten wird. Overbeck hat gar herrliche tiefempfundene Compoſitionen geliefert. Sein Bild, Chriſtus im Hauſe der Martha zu Bethania, iſt ganz einzig ſchön. Jetzt arbeitet er an einer Zeichnung, den Tod Leonardo da Vinci's in Franz des Erſten Armen vorſtellend. Cornelius, deſſen Compoſitionen zu Göthens Fauſt jetzt in Deutſchland erſcheinen, hat ein Titelblatt zu den Compoſitionen aus dem Liede der Nibelungen gemacht; dieſes iſt von hoher Poeſie, und ſpricht ſo ganz den Geiſt der Zeiten aus, welche jenes Gedicht ſchildert. Dieſen Beiden folgen Mehrere mit vielem Erfolg. — Rohden hat eine ſehr ſchöne Landſchaft ausgeſtellt, die ich oft und lange anſehe, und immer neue Schönheiten daran entdecke. Im Ganzen ſind die Künſtler hier wieder alle beſchäftigt, und viele auf mehrere Jahre; die Moſaikarbeiter u. ſ. w. nun vollends, weil es hier von Fremden wimmelt, und die Menge doch eigentlich am meiſten Sinn für die Kunſt im Taſchenformate hat.

Vicar hat ein ſehr großes Gemälde bei-

nahe vollendet: Die Auferstehung des Jünglings von Naim.

Es ist wohl das größte Oelgemälde, welches je gemacht ist. Was man von einem Franzosen verlangen kann, ist darin geleistet bis zur Vollkommenheit. Verstand und Auge sind befriedigt, aber ans Herz geht's nicht, so wenig wie die Arbeiten der Italienischen Bekenner der Französischen Schule, die ich nicht nennen will, und die Vicar in diesem Bilde sämmtlich übertroffen hat.

Thorwaldsen erhält eine Bestellung über die andere; er ist der Lieblingskünstler der Engländer, davon hier eine zahllose Menge gegenwärtig ist.

Verstappen und Mauvin haben jeder mehrere sehr brave Landschaften ausgestellt, so auch der Holländer Therlinck. Alle sind beschäftigt; seit Menschengedenken sind nicht so viele Fremde in Rom gewesen, als jetzt.

(Von einem Maler.)

6. Rom, den 1. Jan. 1817.

Es scheint als ob ganz England ausgewandert sey, so viele Britten sind hier! Sie führen sich aber nicht mehr so liberal als sonst auf, mögen aber doch schönes Geld nach Rom bringen. Es ist bedeutend theurer geworden; einige der ersten Bedürfnisse, wie Oel und Wein, sind sehr gestiegen, besonders auch die Hausmiethe, vor allem in der Gegend um den Spanischen Platz. Im Ganzen ist's seit sieben Jahren um ein Drittel theurer geworden.

Im Campo Vaccino wird fortwährend gegraben; am sogenannten Tempel des Jupiter Stator hat man interessante Inschriften aus den ersten Zeiten der Republik gefunden. Auch die Herzogin von Devonshire läßt graben. Die Unsicherheit der Landstraßen ist sehr groß. Theils ist Mangel in den Gebirgen und überhaupt im Lande Schuld daran, theils die Aufhebung der Sbirren, an deren Stelle Gensdarmen getreten sind. Die verabschiedeten Sbirren, ausgelernte Spitzbuben, bilden große Räuberbanden. Es sind Truppen gegen sie geschickt, und es hat förmliche Gefechte gegeben. Man hängt und köpft, aber das Gesindel ist nicht auszurotten. Von Terrazina bis Neapel halten Deutsche Truppen die Straße sauber. Die Theurung ist sehr groß; Getraide ist wenig gewachsen, und Oel fast gar nicht. Der Winter war sehr schön und milde, wir haben schon wundervolle Tage, wie im Frühling, gehabt.

Thorwaldsen hat seine Reise ins Vaterland vom neuem aufschieben müssen; er ist sehr fleißig, und Sie würden erstaunen über die Menge seiner Arbeiten. Er hat sich jetzt sehr ausgedehnt, und neben dem Zimmer, wo er (erinnern Sie sich 1803?) den Jason aufstellte, noch mehrere neu einrichten lassen, so daß seine vielen Werke auch zierlich aufgestellt und gut beleuchtet sind. Er ist mit Bestellungen überhäuft. Die Restauration der Statüen von Aegina, für den Kronprinzen von Baiern, wird vielleicht schon in einem Jahre beendigt seyn; sein Hinzugefügtes ist kaum von der Antike zu unterscheiden, so ist er in den Geist dieses Styls gedrungen. Gegenwärtig arbeitet er an einem tanzenden Mädchen, das zu schweben scheint; und doch ist so viel Fülle in Formen und Gewändern! Ein Amor, der die Attribute der andern Gottheiten als Trophäen zu seinen Füßen hat, und stolz im Gefühl seiner Siege seinen Pfeil betrachtet, ist eben geformt, und scheint mir eines seiner gelungensten Werke zu seyn. „Schön aber sind alle!“ muß ich mit Vater Homer ausrufen.

Im Uebrigen wird hier viel Tüchtiges hervorgebracht, und Sie würden Ihre Freude haben, wenn Sie die Studien der Künstler besuchen könnten. Solch ein Streben, solch ein Wetteifer, aber auch so viele Talente, sind vielleicht seit Langem nicht in Rom beysammen gewesen. Allein im Leben herrscht wenig Einigkeit; und das nicht etwa aus Brotneid oder ähnlichen Ursachen, sondern wegen Verschiedenheit der Meinungen! Die Neukatholiken leben ganz für sich, und haben sich auch in der Kunst enge Schranken gesetzt, aber sie leisten in diesen Viel. Die Bessern unter ihnen suchen das Einfache und Bedeutende, und alles was das Gefühl ausspricht, ihren Werken einzuprägen; indeß die schwächeren Anhänger dieser Schule freilich mehr die Form, als den Geist der Zeit darzustellen genöthigt sind, den sie sich zum Vorbilde aufgestellt haben.

Die Ausstellung der Französischen Akademie ist gerade in diesen Tagen, und da sieht man deutlich, wie so verschieden das Streben ist. Bewunderungswürdig ist das Machwerk der Franzosen! Fertige und korrekte Zeichnung; Sicherheit in der Behandlung der Farben, verbunden mit viel Leichtigkeit, und einem großen Styl in den Gewändern. Allein gesuchte und theatralische Stellungen, wenig Gefühl in den Bewegungen, und im Ganzen weder Gemüth noch Herz ansprechend. — Doch Sie kennen ja diese Schule!

In diesen Tagen der heiligen Woche haben

Ihre Gedanken Sie gewiß oft hervorsetzt. Die Zahl der Fremden ist so groß, daß vielleicht nie seit den großen Jubiläen so viele in Rom waren. Die Wohnungen sind außerordentlich theuer, und daher sehen viele Fremde sich genöthigt, auch sehr entfernt vom Spanischen Platze sich einzumiethen. Man hat in diesen Tagen für einen Miethwagen nach St. Peter 6 bis 7 Scudi gegeben. Nun können Sie sich das Gedränge vorstellen in der Kapelle Sixtini beim Miserere! Am Albanergebirge hat man Urnen und andere Gefäße gefunden, unter der alten uralten Lava, an Form ganz verschieden von den bisher gekannten. Die Antiquare haben viel damit zu thun, und zerbrechen sich die Köpfe darüber. Vielleicht sind diese Gefäße aus einer Zeit, von der keine Geschichte etwas meldet, zumal wenn solche nicht dort vergraben, sondern von der Lava verschüttet worden sind. Im Campo Vaccino (Forum Romanum) fährt man fort zu graben, und auch vor der Porta St. Sebastiano. —

F a b e l n.

Der Mistkäfer.

Ein Käfer, der den Mist bewohnt,
Fand einen todten Schmetterling.
Ei seht, rief er, das schöne Ding,
Mit Gold so reich geschmückt. Es lohnt
Der Müh', den Umstand zu benutzen,
Und mich recht stattlich auszuputzen.
Flugs klebt die schön gefärbte Flügel
Er an den schmutz'gen, steifen Rücken,
Besteigt mit Stolz den nächsten Hügel,
Und ruft den Brüdern: sich zu bücken
Vor einem so vornehmen Herrn.
Nicht also Freund, rief aus der Fern
Ein Käfer. Trotz der schönen Hülle
Erkennen wir, selbst ohne Brille,
Daß du nur Unsersgleichen bist;
Denn an den Flügeln klebt der Mist.

Der Leiermann.

Ich muß dir unbedingtes Lob ertheilen,
Sprach Jemand, dem das Instrument gefiel,
Zum Leiermann. Mit Lust mag ich verweilen
Bei solchen Künstlers süßem Orgelspiel.
Ihr irrt euch, Herr, erwiedert Hans mit Lachen;
Ich wüßte nimmer solch ein Ding zu machen;
Ererbt hab' ich's, und nähre mich davon.
„Wie aber, wenn ein Schaden dran entstünde,
Etwas zerbrüch', und schnarrend wär' der Ton,
Dann besserst du den Fehler doch behende?"
Mit nichten, Herr, erwidert Hans mit Lachen,
Da hab' ich Leute, die zurecht es machen.
„Was ist nun dein Verdienst, beim Licht besehen?"
Daß ich, rief Hans, die Kurbel weiß zu drehen.

Z — gd.

Die Franzosen wie sie sind.

(Nach vieljährigen Beobachtungen.)

Ein Franzos hält sich überall für das erste, vortrefflichste und wichtigste Wesen in der Welt. Dies ist der Hauptzug im Nationalcharakter, der alles übrige erklärt. Ein Franzos bildet sich ein, daß er sich nur zu zeigen brauche, um der allgemeinen Bewunderung gewiß zu seyn. Er glaubt im ganzen Ernste, daß es ihm Niemand in irgend einem Fache gleich thun kann. Lobt er ja einen Fremden, so geschieht dies nur aus Höflichkeit. Im Herzen ist es ihm niemals Ernst.

Der Franzos will immer nur glänzen, der innere Werth ist nichts für ihn. Effekt! Effekt! Darauf arbeitet er überall hin Dies geht wieder aus dem Nationalcharakter hervor; denn ein Franzos will immer aufgereizt seyn. Daher die Leichtigkeit, womit er jeden Eindruck annimmt, und womit er bearbeitet werden kann. Ein Franzos reflektirt über nichts lange, und läßt alles über sein Gemüth hinwegziehn.

Der Franzos hat keine eigentliche Energie, aber erstaunlich viel Reizbarkeit und Lebhaftigkeit. Zu allem, wo es auf Kühnheit und Schnelligkeit ankommt, ist er daher vortrefflich gemacht. Weiß man ihn vollends in Wuth zu setzen, so ist er fürchterlich. Daher so manche wirkliche Großthat, die die Geschichte kennt. Lange kann er indessen nicht in dieser Spannung bleiben; er erschöpft sich zu schnell. Aber nur ein neuer Antrieb, und besonders eine neue Lage, und sogleich ist er wieder bei der Hand. Am Ende freilich, wenn alles verbraucht und alles durchgespielt ist, wird er gänzlich indolent.

Der Franzos ist Alles was man will, weil er im Grunde gar nichts ist. Weder gut noch böse, zeigt er sich ewig wie ein Chamäleon. Er handelt nie nach Grundsätzen, der Augenblick ist Alles bei ihm. Laune, Leichtsinn, Beispiel, vorzüglich aber Langeweile, lassen ihn manches thun, woran sein Herz keinen Antheil hat. Er ist grausam, um zu

imponiren; er iſt ehelmüthig, um Eitelkeit. Seine Liebe verraucht wie Phosphorus; ſein Haß fliegt mit einem witzigen Einfalle davon.

Jeder Franzos eignet ſich einige ſcientifiſche Axiome u. ſ. w. an. Dies iſt ſein Paradepferd, das er jedem Fremden vorzureiten pflegt. Er unterläßt dies nicht und ſollte er die Gelegenheit bei den Haaren herbeiziehen. Ein gleiches thut er mit Moralſentenzen, mit ſentimentalen Tiraden u. ſ. w., die er jedesmal anzubringen ſucht. Allein, man laſſe ſich dadurch nicht täuſchen. Es iſt nichts als Geachtnißwerk.

Nie iſt der Franzos glücklicher, als wenn er etwas Außerordentliches von ſich erzählen kann. Daher das beſtändige Aufſchneiden, das ihm zur andern Natur geworden iſt. Die Franzoſen kennen aber einander, und rechnen immer die Hälfte ab. Es iſt unglaublich, was ein Franzos für Windbeuteleien anhören kann; er giebt ſie aber immer mit Agio zurück.

Der Franzos lebt mehr in der Zukunft, als in der Gegenwart; Projekte machen, das iſt ſein wahres Element. Sobald er etwas hat, mag er es ſchon nicht mehr. Nur immer etwas Anders; auf dieſe Art wird er zu Allem gebracht. Wer die Franzoſen beherrſchen will, muß ihnen ſchöne Worte vormachen, ſie unausgeſetzt beſchäftigen, aber die Zügel ſo ſcharf als möglich anziehn. R—n.

Hans und Kunz.

Hans fällt rechter Hand vom Pferde,
Kunz beſieht des Fremdes Fall,
Und führt linker Hand zur Erde;
So ergeht es überall. A.

Neuigkeiten.

Kopenhagen, den 23. Mai 1817.

(Schluß.)

Der Katechet, Herr Monheimer, der bei unſerer Univerſität Philologie und Philoſophie ſtudirt hat, und jetzt zum Erſtenmale öffentlich auftrat, hielt ſeine Predigt, und befonders ſeine Anrede an die confirmirte Jugend, mit einer Klarheit, Herzlichkeit und Beredſamkeit, welche die ganze Verſammlung hinriß. Die Pfalme waren von dem Kandidaten der Theologie Boye muſikaliſch übertragen, mit Muſik von dem Profeſſor Weyſe. (Den mitgetheilten 23. Pſalm kann ich Ihnen nicht überſetzen, weil er unter der Feder des Dolmetſchers zu viel verlieren würde.)

Auch der übrige Gottesdienſt, die Einſegnung des Predigers aufgenommen, ward Dänisch gehalten, und Alles mit einer Stille und Ordnung vollbracht, die Jeden befriedigen mußte. Wie viele Theilnahme die moſaiſche Jugend bewieſen hat, kann man ſchon daraus ſchließen, daß ſich Mehrere über das geſetzmäßige Alter zur Confirmation freiwillig gemeldet hatten. So ſieht der König und ſeine Umgebung von Rathen die Früchte weiſer Beſtrebungen heran reifen. —

Der Text, den Monheimer gewählt hatte, lautete ſo: „Siehe, die Furcht des Herrn iſt Weisheit; und, vom Boſen ablaſſen, Verſtand.“

Daß eine Veranſtaltung, wie dieſe, mancherlei Betrachtungen veranlaſſen muß, wird Niemanden wundern. Auch in Deutſchland kann es nicht unbekannt ſeyn, daß hier ſeit Jahren eine leidenſchaftliche Polemik gegen die Moſaiten herrſcht. Was hat man nicht alles überſetzt, verhetzende Poſſenſpiele ſo gut, wie gründlich ſeynſollende Abhandlungen! Das Gerücht murmelt ſogar von würdigen Männern, die, ohne es zu wiſſen, im Solde vor- und tückiſcher Juden ſtehen ſollen, und ſo der ungerechten Parteiſüchtelei die Hand bieten. Wozu denn nun aller dieſer Lärm? Die ewige Wahrheit, daß Menſchen, ſie heißen nun Juden oder Jeſuiten, welche einen Staat im Staate bilden, und zu erhalten ſtreben, jedem Volke ſchädlich werden müſſen, dieſe unumſtößliche Wahrheit hat noch kein denkender Beobachter der Zeiten und Staaten geläugnet. Allein nun ſind die Moſaiten einmal aufgenommen. Will man das Verbannungs- oder gar das Todesurtheil über ſie ausſprechen? Unſere Schriftſteller ſind hoffentlich keine Könige von Spanien. Und was denn nun? Die einzige wichtige Frage, worauf es hier ankommt, und die faſt nie, wenigſtens nie beſtiedigend, beantwortet iſt, heißt folglich: wie können die Iſraeliten zuerſt in unſchädliche, und dann in nützliche Mitbürger verwandelt werden? Den einzigen richtigen Weg zum Ziele haben die aufgeklärten Mitglieder der moſaiſchen Gemeinde ſelber gewährt: Veredlung durch verbeſſerten, zweckmäßigen Unterricht. Und nun, wie viel iſt hier nicht durch die vortrefflichen freien Schulen beiderlei Geſchlechts ausgerichtet! Die Reichen und Edelen haben nicht nur ihr Geld, ſondern, was weit mehr ſagen will, ihre tägliche, unermüdete, weiſe Thätigkeit der guten Sache aufgeopfert, um gegen die hartnäckigſten Vorurtheile ihrer eignen Glaubensgenoſſen zu kämpfen. Die Gegenpredier ſind verſtummt, und die Alten zum Theil, wie in Rechahn, durch die Kinder beſehrt. Auch beſitzt die Gemeinde gegenwärtig edle, denkende, talentvolle und thätige Männer, die jeder Nation Ehre machen würden. Wenn alſo die Moſaiten uns auf die ruhmwürdigſte Weiſe entgegen kommen, ſollen wir denn immer noch fortfahren, ihnen neue Hinderniſſe in den Weg zu legen? Chriſtoph Bachmann.

Logogriph.

Ganz ſchall' ich, als Geſangesweiſe,
Zur Ehre deſſen, den ich preiſe;
Und ohne Kopf bin ich, als Fiſch,
Ein gar Gericht beim Mittagstiſch.

Druckfehler. Nr. 175. letzte Spalte, Z. 9. von unten ſteht London für Baden, und Z. 4. letzteren für Erſteren.

1817. Nro. 177.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Donnerſtag, den 10ten Juni.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Die Erzählung vom Andreuccio.

Nach dem Decamerone des Boccacio frei bearbeitet.

Es gab einmal zu Perugia einen jungen Menſchen, der Andreuccio de Pietro hieß, ein Pferdemäkler ſeines Gewerbes. Dieſer, da er gehört, daß zu Neapel ein guter Markt mit ſolchen Statt haben werde, that Fünfhundert Goldgülden in ſeinen Geldſack, und machte ſich, da er noch nie aus Perugia geweſen, mit andern Kaufleuten ſeiner Vaterſtadt auf den Weg. So geſchah es, daß, nachdem der junge Menſch an einem Sonntage unter der Vesper über die Sache mit ſeinem Hauswirthe Rath gepflogen, er ſchon am folgenden Morgen auf dem Markte zu Neapel nach der Gelegenheit etwas zu erhandeln ſich umthat; viel Neues vor Augen habend, von Allem angereizt, und Jedwedes zu kaufen in Willens, ohne jedoch mit irgend einem Verkäufer Handels eins werden zu können. — Um den Leuten aber doch zu zeigen, daß er wohl kaufen könne, wenn er nur wolle, zog er mehrmals, wie Leichtfertige und Unbeſonnene zu thun es wohl an der Art haben, im Beiſeyn der Hin- und Herwandernden, ſeinen Beutel hervor, die Goldgülden darin ſchüttelnd, und emſig in ſeiner Hand her und hin zählend.

In dieſer Beſchäftigung ſtand der Sorgloſe, eben ſeinen Geldſack wieder ausſchüttend, als es ſich ereignete, daß eine junge Sicilianerin — eine von denen, ſo für gar geringen Lohn gern den Männern gefällig ſind — ohne vom Andreuccio bemerkt zu werden, dicht neben ihm vorüberging, und, ſeine Goldgülden ſehend, haſtig zu ſich ſelbſt ſprach:

„Wer wär beſſer daran, als ich Arme, wenn dieſe Goldſtücke mein wären?“

Es befand ſich aber dieſer Donna zur Seite eine alte Dienerin, gleichfalls aus Sicilien gebürtig, welche, da ſie des Andreuccio anſichtig ward, ihre Gebieterin nur eben vorangehen ließ, und ſchnell auf den jungen Menſchen zulief, um ihn mit herzlicher Freude zu umarmen, wozu Andreuccio nicht ein Wort ſagte, während die junge Donna aus der Ferne das Schauſpiel beobachtete, und ruhig ihrer Begleiterin harrte. Nunmehr hatte auch Andreuccio die ſo freudig ihn Begrüßende erkannt, und, nachdem er ſattſam von ihr geliebkoſet, das Verſprechen ihres Beſuchs in ſeiner Herberge ſich aufdringen laſſen; worauf die Alte, da zu weitern Redens jetzt keine Zeit ihr übrig, ihn ſchnell verließ; welches Andreuccio gar gern geſchehen ließ, ſich von Neuem den Verkäufern zuwendend, ohne jedoch an dieſem Vormittage das Mindeſte zu erhandeln.

Die junge Donna indeß, die zuerſt die Baarſchaft des jungen Fremdlings, ſodann aber deſſen

Vertraulichkeit mit ihrer Alten wahrgenommen — um zu erfahren, ob nicht etwa ein Mittel sich auffinden lasse, jene Goldstücke entweder ganz oder zum Theil in ihre Hände zu bekommen begann vorsichtig die Alte auszufragen, wer denn der hübsche junge Mensch sey, den sie so zärtlich herze, von wannen er komme, und zu welchem Ende er hier eingetroffen, auch seit wie lange die Aufwärterin ihn kenne? — Solches erzählte nun das geschwätzige Weib so kurz und bündig, als ihr zu erzählen möglich; fügte hierauf auch die Geschichte hinzu: wie sein Vater ehemals, zusammen mit ihr, erst auf Sicilien, nachgehends aber in Perugia gewohnt habe, nichts vergessend, was über des jungen Menschen Schicksale und Familienverhältnisse Aufschluß zu geben vermochte.

Die junge Sicilianerin, hiedurch völlig eingeweiht in die Bekanntschaft sämmtlicher Vettern und Basen des Andreuccio, bildete, mit einer ihrer Geldgier angemessenen Hinterlist, sofort einen Plan, um dessentwillen die Alte auf den ganzen Tag vollauf der Arbeit erhielt, welches verhinderte, dem jungen Menschen ihrerseits, wie sie versprochen, einen Besuch in der Herberge zu machen. Hierauf bestellte die Falsche eine kleine Dirne, welche zu dergleichen Besorgung dehend abgerichtet war, um in der Abendstunde nach dem Hause zu gehen, woselbst Andreuccio zu herbergen gedachte.

Die listige Dirne fand denselben zufällig allein vor der Thür des Wirthshauses stehend.

Messere, redete sie ihn an, mich sendet eine der schönsten Damen dieses Landes, der heut im Vorbeigehn Eure Gestalt so überaus gefallen, daß sie nicht länger zögern will, Eure Bekanntschaft zu machen.

Dieser Worte mit großer Begierde und innerem Wohlgefallen lauschend — und seiner Meinung nach ein gar schmucker Bursche, bildete Andreuccio nichts Geringeres sich ein, als wie die Donna plötzlich in ihm verliebt worden wäre; gleich als ob außer ihm nicht noch andre hübsche junge Leute in Neapel vorhanden. In dieser Stimmung antwortete er hastig: wie er nicht ermangeln werde zu erscheinen, die Dirne fragend: wann und wo ihre Herrin ihn denn eigentlich zu sprechen begehre? —

Messere, erwiederte das Mädchen, wenn es Euch beliebt mit zu folgen, so will ich Euch hinführen. Meine Herrin wartet Eurer in ihrem Hause. — Worauf Andreuccio, ohne weder seinen Gefährten, noch dem Wirthe eine Nachricht zu geben, schnell ausrief: So geht nur voran, ich werde gleich folgen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein kleiner Beitrag zur Würdigung des weiblichen Geschlechts.

Obschon die Morgenröthe eines bessern Geschicks für das schöne Geschlecht erfreulich aufging, und ein holder Genius der Zeit die Decke von der Männer Augen, die Jahrtausende sie blendete, mit liebender Hand hinwegzog, und sie das Göttliche, den hohen Menschenadel, auch im Weibe ahnen ließ, so war dies dennoch nur ein Ahnen, ein dunkles Gefühl, das sich nicht zu deutlichem Bewußtseyn erhob. So wurde denn noch lange der schöne, helle Mittag verzögert, wo das weibliche Geschlecht in seine wahre Sphäre, in das richtige Verhältniß zum männlichen gesetzt, sich seines eigenthümlichen Werthes, den es auf der großen Weltleiter behauptet, innigst erfreuen kann. Nur noch ein schwaches Echo hallt hie und da wieder von der Stimme der Anwalde des schönen Geschlechts, die mit dem Beginnen des neuen Jahrhunderts auftraten. Eben so verhallten die sanften Griechischen Laute eines Solon und Plato im weiten Universum, als jener durch seine, die Weiblichkeit ehrende, Gesetze, dieser durch sein himmlisches Bild einer reinen, auf Tugend sich stützenden Liebe, nach unzähligen Menschenaltern, zuerst ihre Suffragien für die Anerkennung weiblicher Würde in die Urne der Menschheit warfen. Doch ein edler, kraftvoller Gedanke, eine hohe menschenbeglückende Idee einmal in Worte gefaßt, verschwindet ja nie ganz, und drängt sich oft noch Spätgebornen enthusiastisch vor die Seele. Trage nur Jeder etwas zur Achtung weiblicher Wesen bei, ehre man in ihnen die Menschheit, und beurtheile man sie, nach Verbannung aller, von Jugend auf gegen sie eingesogenen Vorurtheile, mit freiem, unbefangnen Blicke in allen Situationen ihres Lebens; und die häufigen, oft von den empörendsten Ausdrücken begleiteten, Klagen, die man in den gebildetsten Männerzirkeln über sie vernimmt, werden verstummen, oder doch selten werden.

Wenn ich es daher wage, zur Würdigung der schönen Hälfte unsers Geschlechts ein freimüthiges Wort zu sprechen, so geht mein unschuldiges Stre-

ben einzig nur dahin, manche oder auch nur einige Männerseelen zu bewegen, billiger und schonender vom Weibe überhaupt zu urtheilen, und ein dem humanen Geist der Zeit angemessenes Betragen gegen sie anzunehmen. Jeder Erdensohn, den die Wogen des Geschicks bald hier, bald dorthin, bald in die Zirkel niederer, bald in die der höheren Stände führten, wird übrigens leicht ähnliche Erfahrungen machen können, auf die ich mich in der Folge stützen werde.

Wenn man im Ernst behauptet, was ich schon oft behaupten hörte, daß Weiber durchaus nur auf dem Meere der Einseitigkeit und Oberflächlichkeit schwämmen, und höchst selten nur eines vollständigen Urtheils fähig wären, so thut man in der That mehr als etwas Unbilliges. Ich kenne Damen, die eben so richtig, ja oft noch weit gründlicher urtheilen, als Männer. Urtheilsfähigkeit setzt Uebung geistiger, intellectueller Kraft voraus, und ist immer das Resultat strenger, scharfsinniger Betrachtung des zu beurtheilenden Gegenstandes. Man gebe dem Weibe die nehmliche allseitige Bildung des Mannes, und übe seine Kräfte harmonisch und gleichmäßig; so wird es eben so, wie der Mann, zu der freiern, richtigern Ansicht der Dinge gelangen. Man mache nur einen kleinen Versuch mit zwei Kindern beiderlei Geschlechts von gleichem Alter, und führe sie zu einem Gemälde, zu irgend einem Kunstwerke, oder zum erstenmal ins Schauspiel; überraschend werden die Bemerkungen des Mädchens seyn. Obgleich das Ungewöhnliche, der Reiz der Neuheit beide fesselt, so wird die junge weibliche Seele doch alles weit schneller fassen, inniger und tiefer fühlen, und in kraftvollern, lebendigern Worten darzustellen wissen, als der Knabe. Doch eben dieser Knabe übertrifft sie vielleicht im 15ten Jahre, wo seine Urtheilskraft durch Uebung und Unterricht schon zu einer gewissen Reife gediehen ist. Blieben die Weiber in ihrer Bildung nicht zurück, und würde ihre Urtheilskraft unablässig geübt, so würden sie auch höhere Lehren und Vorträge fassen, und in ein Eigenthum ihrer Ueberzeugung und Erkenntniß verwandeln können; ja ich überzeuge mich fest: ein Weib würde dann vielen männlichen Aemtern und Geschäften gewachsen seyn. Dies entging selbst den ältesten Gesetzgebern nicht; allein sie fanden eins der unübersteiglichsten Hindernisse in der zu starken Sinnlichkeit der Männer. Sollte also die Allgemeinheit des weiblichen Geschlechts zu einer entschiedenen Reife des Verstandes nicht gelangen, so möchte ich dies keinesweges dem Mangel geistiger Kräfte und Anlagen zuschreiben, die eben so groß und bildungsfähig sind, als die des Mannes, sondern vielmehr der, dem Weibe von der Natur und bürgerlichen Gesellschaft vorgezeichneten Bahn, und dem dadurch hergeleiteten Unterschiede der Erziehung beider Geschlechter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Epigramme.

Der Sprung.

Noch jüngst der Welt ganz unbekannt und klein,
Trägt Max zur Schau nun schöne Ordensbänder.
Ei, welch ein Sprung! Was mag die Ursach seyn?
„Die Ursach, Freund? Max ist ein Vierzehnender!"

Der Reformator.

Herr Gax will alles reformiren,
Den Staaten neue Formen geben.
Gäb' man das Ruder ihm zu führen,
Es würde sich ganz klar ergeben:
Daß Gax, der hochgelahrte Mann,
Den Gänsekiel nur führen kann.

Deutschland.

Sie wollen dich ganz neu gestalten,
Der Kopf soll vom Apollo seyn,
Herkulisch Schultern, Arm und Bein,
Und Römisch deines Mantels Falten.
Ach nimmer, glaub's, gelingt solch Meisterstück;
Du bist und bleibst — ein schlechtes Mosaik.

Z — gd.

Lied.

Des Schicksals Stirne ward so kraus;
Schon spaht' aus den dunklen Falten
Ein wilder Schmerz nach mir heraus,
Und drauete mit Schreckensgestalten.
Erst blickt' ich flüchtend vor mir hin,
Dann dacht' ich still in meinem Sinn:
Mag's brechen oder halten.

Und siehe, freundlich kam ein Kind
Mit blühendem Blumenstengel;
Es kam so hold, so pfeilgeschwind,
Und wurde zum schützenden Engel.
Sieh, wo es wandelt, blüht die Flur!
Rasch vor der Liebe Götterspur
Fliehn alle Erdenmängel.

Da rührt' es leis' mein Angesicht,
Und Strahlen umglühn mir die Blicke;
Wohin das Auge immer sehe,
Es schauet nun immer zum Glücke.
Kaum wußt' ich noch, wie mir geschah,
Mild lächelnd stand das Schicksal da,
Vergaß die alte Tücke.

J. L. M.

Neuigkeiten.

Aus Wien.

Nachdem am Freitag Abends das Theater an der Wien nicht so glücklich war, durch die ersten drei Wochentage („Montag, Dienstag und Mittwoch, oder Wien, St. Polten und Krems," eine Posse mit Gesang in 3 Aufzügen, zum Vortheile des verdienstvollen Schauspielers und Opernregisseurs, Hn. Sebast. Mayer, zum Erstenmal gegeben,) das Publikum zu vergnügen, das mit vielem Widerwillen von Wien über St. Polten bis Krems geführt ward, so erschien flugs schon am folgenden Tage darauf, Sonnabends am 17. Mai, im Theater in der Leopoldstadt ein Gegenstück, in dem der Verfasser, nicht mit der Qual von drei Tagen zufrieden, es durch drei Monate, aber auf einem viel beschränkteren Terrain, nehmlich nur in der Leopoldstadt zu peinigen beschlossen hatte.

Und es ward an jenem Abende zum Erstenmal gegeben: „Mai, Juni, Juli, oder Leopoldstadt, Jägerzeile und Prater," eine Posse mit Gesang in 3 Aufzügen, von F. Rosenau, dem bekannten Verfasser des „Geistes am Hafnerberge," des Vitzliputzli und mehrerer dergleichen, Musik von Müller, zum Vortheil des Regisseurs Swoboda. Der Inhalt des Stückes ist folgender:

Und es begab sich, daß in der Leopoldstadt und Jägerzeile zwei erzdumme, reiche Privatleute — wie denn der liebe Himmel diese beiden Eigenschaften manchmal so wunderbar zu paaren beliebt — wohnten, deren einer Gansleber und der andere Filnser hieß, und deren jeder ein liebes Tochterlein hatte. Die Tochterleins aber hatten sich ihrerseits auch ihre Liebsten erkiesel, von welchen die Väter — man weiß ja, wie eigensinnig diese manchmal zu seyn pflegen — ein für allemal nichts wissen wollten, ohne jedoch die Freiheit ihrer wohlgerathenen Kinder zu beschränken, die ganz wohlgemuth ihren Liebhabern Rendezvous geben konnten. Und zum Ueberflusse fand sich noch ein Lohnbedienter, mit Namen Schnuferl, der als Herr von Mai den Gansleber, als Herr von Juni den Filnser, und als Herr von Juli die alte romantische Wirthschafterin des Gansleber zu hinterlisten sucht. Den ersten, der eine besondere Passion hat, ein Luftfahrer zu werden, sucht er durch aerostatische Charlatanerie, den zweiten aber, der durch Projekte gerne zu Ehrenstellen gelangen mochte, durch pfiffige Projektsentwürfe, und mitunter auch durch recht maliziose Lügen, zur Heirathsbewilligung der Töchter mit den respektiven Liebhabern zu bewegen; die Wirthschafterin endlich, die Geld hat, als ehliche Gesponsin zu erhaschen. Man kann sehen, wie verschmitzt dieser Mensch zu Werke geht, da er in einer und der nehmlichen Kleidung, in zwei so nahe neben einander liegenden und mit einander befreundeten Häusern, unter verschiedenen Namen seine Rolle spielt; aufs Höchste aber steigt die Bewunderung, wenn man die feine Verschlagenheit dieses Menschen bedenkt, der in einem und dem nehmlichen Hause den Herrn, unter dem Namen Mai, und die sonst, sehr genau mit den Hausverhältnissen bekannte, Wirthschafterin, unter dem Namen Juli, betrügt. Mitunter hat aber dieser Pfiffkus auch seine spaßhaften Stunden, denn er beredet die beiden Liebhaber, sich als Bären maskirt in ein Gartenhaus zu schleichen, wohin sie am hellen Tage in der Leopoldstadt ganz ungenirt als Bären gelangen. Nichtsdestoweniger würde die Sache am Ende doch schief gehen, wenn nicht der Hr. v. Gansleber einen Hauptmann zum Bruder hätte, der verdammt massiv ist, und per Compagnie auch dem Hrn. v. Filnser die Wahrheit in den Bart hinein sagt. Man erkennt allseitig, daß nichts dahinter war, und die vereinigten Paare gehen ins Bierhaus zum grünen Jäger in der Jägerzeile, um das Verlobungsfest zu feiern!!! —

Der geneigte Leser wolle nun selbst ein Urtheil zu fällen belieben, wir greifen ihm bei einer so leichten Arbeit nicht vor. Ungeachtet sich recht vernehmlich vorlaute Zischer hören ließen, so siegte doch das Beifallklatschen, und der Dichter ward gerufen. Da derselbe aber vermuthlich selbst dadurch überrascht war, und mit den Ursachen nicht bekannt seyn dürfte, so will ihm Ref. einige Aufschlüsse geben.

Ref. befand sich nehmlich auf der ersten Gallerie zwischen zwei Nachbarn; jener zur Rechten fing noch vor dem Anfange zu applaudiren an, und versicherte endlich ganz treuherzig: das müsse heut so seyn, weil eine schwarze Kabale gegen den berühmten Verfasser Statt habe; der zur Linken gab dem Ref. am Schlusse eben so freimüthig die Erklärung: das Stück sey zwar ein baarer Unsinn, allein der Verfasser müsse doch herausgeklatscht werden! —

Vermischte Nachrichten.

Aus Frankfurt wird berichtet: daß von allen in der Angelegenheit der dasigen Israelitischen Gemeinde eingegangenen Gutachten nur das der Universität Tübingen zu deren Gunst ausgefallen. Man hofft indessen auf die Entscheidung des Bundestages in dieser Angelegenheit.

— In einem öffentlichen Blatt ist die Rede davon: daß das dreizehnsilbige Wort: „Wörterzusammenzimmerungsunausstehlichkeit" seinen ersten Platz in der Deutschen Sprache einem andern schon ältern Worte habe einräumen müssen, indem man zu Wien seit langer Zeit schon das sechzehnsilbige Wort: „Bergwerksproduktenverschleißcommissionslotterieloose" gehabt habe.

1817. Nro. 178.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Sonnabend, den 14ten Juni.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Die Erzählung vom Andreuccio.

Nach dem Decamerone des Boccacio frei bearbeitet.

(Fortſetzung.)

So geſchahe es denn, daß die Dirne den Verhörten hinter ſich führte, bis zu der Wohnung ihrer Gebieterin; in einer Gegend gelegen, ſo bei dem Schimpfnamen „garſtiger Winkel“ benannt war. Eine Bezeichnung, welche genugſam anſagt, daß kein ehrbarer Theil der Stadt damit gemeint ſey; allein hievon nichts ahnend, vielmehr abwartend, in ein gar ſtattliches Haus einzugehen, zu einem holden, anmuthsvollen Frauenbilde, trat Andreuccio ganz unbefangen in das offne Haus. (Das Mädchen hatte die Dame, vorauslaufend, ſchon gerufen mit den Worten: Hier iſt Andreuccio!) Er ging nun die Stiegen hinauf, und erblickte die Sicilianerin an der oberſten Treppenſtufe, ihn zu empfangen bereit. Dieſelbe war noch ziemlich jung, von ſchlankem Wuchſe, lebhaften ſchönen Angeſichts, ſehr reich und zierlich gekleidet.

Sobald Andreuccio ihr nahe genug war, kam die Dame demſelben mit ausgebreiteten Armen drei Stufen hinab entgegen, fiel ihm zärtlich und wie in heftiges Weinen ausbrechend um den Hals — wobei der Erſchrockne unbeweglich ſtand, und ohne ein Wort herauszubringen; weil das Uebermaaß ihrer Liebkoſungen jedwedes Reden verhinderte. Dann aber rief die Betrügerin, nachdem ſie Stirn und Wangen ihm genugſam mit ihren Thränen benetzet: O mein Andreuccio, ſey mir herzlich willkommen! — Madonna, ich bin erfreut Euch zu ſehen! erwiederte dieſer, halb zweifelnd an der Wahrheit ſo zärtlichen Empfanges. Hierauf ergriff die Schlaue des werthen Gaſtes Hand, ihn zu einem offnen Saale führend; und aus dieſem, ohne ein Wort (wie es ſchien, von Wehmuth gehindert) zu ſprechen, bis in ihr innerſtes Gemach; wo nur Wohlgeruch ſie empfing, von Roſen, Pomeranzen, Granaten, Lilien und anderen Blumenſtauden. Man fand hier ein köſtliches Ruhebett, mit Vorhängen, die in reichen Falten von ſchöngeſchnitzten Pfeilern hinabhingen, der Neapolitaniſchen Sitte gemäß, nebſt anderen ſehr ſchönen und reichen Geräthſchaften. Dieſes befeſtigte den Armen von Neuem in der Meinung, er müſſe nothwendig bei einer der vornehmſten Damen dieſes Königreichs ſich befinden. — Nunmehr aufgefordert, auf einem Ruheſitze, dicht an den Füßen des Bettes, neben der Sicilianerin Platz zu nehmen, erfreute dieſe ſeine Ohren durch folgende Anrede:

„Geſtehe mir, lieber Andreuccio, Du biſt höchlich erſtaunt über die freundſchaftliche Aufnahme, welche Du bei mir gefunden; eben ſo aber auch der Thränen wegen, ſo Du mich weinen ge-

ſehn. Wie könnte dieſes auch anders ſich äußern bei einem der nie mich ſah, und vielleicht auch nie von mir reden gehört hat. Vernimm alſo, daß Dir noch mehr Erſtaunen bevorſteht, als z. B. das über die Entdeckung: ich ſey Deine Schweſter! Denn dieſe biſt Du hier vor Dir, Thränen vergießend über den glücklich entdeckten geliebten Bruder. — Nun Gott mir oder die Gnade erzeigt hat, noch vor meinem Hinſcheiden einen meiner Brüder (wiewohl ich wünſchte, ſie Alle um mich zu haben,) mir zuzuführen — ſo darf ich hoffen, nicht ganz ohne Troſt aus dieſer Welt zu gehen!“

„Sollteſt Du aber von dieſem Umſtande bis jetzt noch nie etwas gehört haben, lieber Bruder, ſo will ich Dir jetzt alles erzählen. Pietro, mein Vater, ſo wie auch Du, ſein Sohn, Ihr Beide wohnter geraume Zeit in Palermo; — mein Vater, von Allen die ihn dort kannten, ſeiner Gutherzigkeit wegen, früherhin wie noch jetzt, von Herzen geliebt. — Doch unter Vielen, welche ihm von ganzer Seele hold waren, blieb meine Mutter in Palermo diejenige, ſo ihm die zärtlichſte Neigung ſchenkte; ſie war eine Dame von vornehmer Geburt, und eben Wittwe geworden. Und obgleich Dein Vater, wie Du ſelber — verzeih — nur gemeinen Standes, und deshalb Ihr Beide ſolcher Ehre in den Augen der Welt nicht würdig befunden werden konnter, ſo gerieth ſie dennoch, von zärtlicher Neigung gefeſſelt, in ſo enge Vertraulichkeit mit Jenem, daß ich, wie Du mich hier ſiehſt, daraus hervorgegangen bin. Kurze Zeit hierauf aber, da für Deinen Vater Umſtände ſich ereigneten, welche ihn zwangen, von Palermo aufzubrechen, und nach Perugia ſich zu begeben, ließ er mich meiner Mutter als ein hülfloſes Kind in ihrem Schooße zurück, ohne jemals (wie mir wenigſtens geſagt ward) weder ihrer noch meiner ſich zu erinnern; daher ich, wenn es mein Vater nicht geweſen, denſelben höchlich tadeln müßte, die Undankbarkeit bedenkend, welche er an meiner Mutter ausübte; nicht zu geſchweigen, daß auch ich, als ſeine Tochter, von keiner Landläuferin noch gemeinen Tagediebin geboren, große Rechte an ſeine Liebe hatte; um ſo mehr, da meine Mutter ſowohl ihre ſämmtlichen Beſitzthümer, als ihre Perſon, ſeinem Willen anvertraut hatte. — Einzig von Liebe angeregt ſo große Opfer ihm bringend, ohne jemals ſpäterhin zu erfahren, wohin Dein Vater gerathen, oder was aus ihm geworden ſeyn möchte. Aber ach, begangene Fehler ſind leichter zu tadeln, als wieder gut zu machen; und verlorne Zeit iſt ſicherer zu berufen, als wieder zurückzurufen. Auch hier zeigte ſich die Richtigkeit dieſer Erfahrung. — Ich war als ein kleines Kind in Palermo zurückgeblieben. Dort wuchs ich heran, ſo wie Du mich jetzt ſieheſt; von meiner Mutter, der noch immer Vermögen genug übrig blieb, einem Edelmann aus Agrigunt zur Gemahlin beſtimmt, welcher aus Rückſicht für meine Mutter, und aus Liebe für mich, in Palermo ſich niederließ. Doch ward er alsbald durch Verhandlungen, welche er, ein eifriger Guelfe, mit unſerm König Karl einzuleiten verſuchte, dem Könige Friedrich dem Erſten verdächtig, ſo daß, nachdem mannichfache Warnungen an uns gelangt waren, unſre Flucht aus Sicilien unvermeidlich ſchien, in einer Zeit, da ich erwarten durfte, zu einer der erſten Damen dieſes Königreichs erhoben zu werden. Jetzt nun, von dort die wenigen Sachen (wenig ſage ich, in Rückſicht des Vielen was ich beſaß), welche ich fortbringen konnte, mit mir nehmend (Landgüter und Paläſte mußten wir im Stiche laſſen), flüchteten wir in dieſes Land; wo wir den König Karl ſo gut für uns geſtimmt fanden, daß er ſich beeilte, durch die Häuſer und Beſitzungen, welche er uns hier anweiſen ließ, einen Theil des Schadens zu erſetzen, welchen um ſeinetwillen wir erlitten hatten; noch fortwährend meinem Gemahle und mir, Deiner Schweſter, große Summen zahlend, wie Du mit eigenen Augen Dich davon wirſt überzeugen können. In dieſer Art leben wir hier nun ſofort an einem Orte, der jetzt auch noch den Vorzug in meinen Augen erhält, durch Gottes Gnade, wenn gleich ohne Dein Zuthun, Dich, geliebter Bruder, hier wieder erhalten zu haben!“

Mit dieſem Ausrufe ihre Rede unterbrechend, umarmte die Falſche den Andreuccio noch einmal, abermals unter Vergießung vieler Thränen, Stirn und Augen des theuern Wiedergefundenen mit zärtlichen Küſſen bedeckend.

(Die Fortſetzung folgt.)

Mancherlei.

Wir tadeln Eitelkeit und Eigenliebe, billigen, loben hingegen Ehrgeiz und Sehnſucht nach Ruhm. Sind nicht jene dieſer Triebfedern?

— Was die Zeitgenossen befinden, darüber können leicht Enkel und Urenkel einst Wehe rufen.

— Die irdischen, ganze Zeitalter regierenden, Göttinnen sind sterblich, und während ihres Lebens dem Blühen und Welken unterthan. Man sehe die schöne Jungfrau heute, und denke sie nach dreißig Jahren, oder erlebe das. Wer es erlebte, denke zurück an die hohe Weisheitsgöttin vor dreißig Jahren, Philosophie genannt, die ihr Zeitalter (in der gebildeten Welt) regierte. Wie blühend schön war sie in ihren Verheißungen von Glückseligkeit. Nun ist eine welke runzlige Beschwester daraus geworden. Der jetzigen wandelbaren Zeitgöttin Gemüth wird es nicht anders gehn.

Anekdote.

Ein P··scher Offizier, aus der Französischen Schweiz gebürtig, wurde seiner vorzüglichen Eigenschaften willen in seinem Regimente hochgeachtet; seine Ehrliebe, sein Dienstfeuer, sein freundlicher Kameradensinn zeichneten ihn aus; doch wollte es ihm nicht gelingen, erhebliche Fortschritte in der Deutschen Sprache zu machen. Einst wurde er in eine andere Stadt versetzt; das Regiment hatte seine Quartiere in mehreren. Er eilte dahin, meldete sich vorläufig und miethete eine Wohnung. Dann sagte er zu dem Befehlshaber dort: Er Oberstwachtmeister, will Sie mich nit gebe Paar Tage Urlaub in mein alt Garnison? Will ich Rathhaus herhole. — Jener sagte: Es wird Ihnen einige Schwierigkeiten machen, doch steht der Urlaub zu Dienst. — Der Offizier hatte seinen Hausrath gemeint.

Die theure Geige.

Der Graf Wenzel von Trautmannsdorf, Kaiser Karl des Sechsten oberster Stallmeister in Böhmen, hatte für einen seiner Musiker, Namens Stezisky, von einem betagten Virtuosen eine Geige von Jakob Steiner, unter folgenden Kaufbedingungen: 300 Fl. für die Geige; alle Jahre ein Kleid mit goldnen Tressen; Offizialentafel; täglich ein Maaß Wein; zum Nebentrunk jährlich 2 Fässer Bier; freie Wohnung, Holz und Licht; monatlich 10 Fl. baar; im Falle der Verheirathung jährlich 12 Scheffel Früchte; für seine alte Base lebenslänglich 6 Scheffel Früchte; und endlich so viele Hasen, als er für seine Küche nöthig hätte. Nun mußte Georg Stezisky ein Solo darauf spielen, und der großmüthige Graf schenkte sie ihm. Es lebte aber der vorige Besitzer dieser Steinerschen Geige noch 16 Jahr, und bezog also aus des Grafen Kasse: baares Geld 300 Fl.; monatlich 10 Fl: 1920 Fl.; Geschenke 100 Fl.; für ein Kleid jährlich 100 Fl.: 1600 Fl.; die tägliche Tafel à 30 Kr.: 2952 Fl.; eine Maaß Wein täglich 12 Kr.: 1168 Fl. 20 Kr.; jährlich zwei Fässer oder 800 Maaß Bier à 4 Kr.: 853 Fl. 20 Kr.; jährlich 6 Schsl Frucht à 3 Fl.: 288 Fl.; jährlich 6 Klafter Holz à 4 Fl.: 384 Fl.; Licht täglich zu 1 Kr: 97 Fl. 20 Kr. Vier Jahre nach ihm lebte noch seine Base, und bezog an Frucht 6 Sch. à 3 Fl.: 72 Fl.; ihretwegen bezog eine arme Wittwe im Städtchen 1 Kl. Holz und 4 Fl. Hausmiethe: 22 Fl.; noch zog diese fromme Frau alle Monate 1 Fl. 30 Kr., und 6 Fl. für ein Nonnen-Skapulier, Kranz und Kerze: 78 Fl. Rechnet man noch dazu 6 Hasen à 20 Kr.: 32 Fl., so beträgt es im Zwanzigguldenfuß die Summe von 9797 Fl. Georg Stezisky starb hernach, und obgleich sich viele Liebhaber zu dieser Geige meldeten, so wollte doch der Erbe, aus Achtung vor dem Grafen, sie nicht verkaufen. Als aber auch dieser bald darauf starb, so brachte sie der damalige kurpfälzische Hofmusikus Zart käuflich an sich, nach dessen Tode der berühmte Konzertmeister Fränzel in Manheim Besitzer davon wurde.

Der Gärtner und der Baum.

O Gärtner, möchtest du mir sagen,
Warum ich den Verlust erlitt?
So sagt' ein Baum, den man beschnitt.
Der Gärtner sprach: „Durch mein Bemühn
Wirst du im Frühling schöner blühn,
Und best're Frucht im Herbste tragen."

Wie manches Nehmen giebt!
Wie manches Zögern eilet!
Wie manches Stürmen liebt!
Wie manch Verwunden heilet!

A···

Epigramme.

Das goldne Kalb.

Als noch Fleisch und Blut du warst, gleich den übrigen Thieren,
Schätzte nicht Israel dich höher als Esel und Schaaf.
Aber als auf der Säule du prangtest, als goldener Klumpen,
Jauchzte das Jüdische Volk, nannte im Taumel dich Gott.

An unsre Judenverfolger.

Daß nicht Abrahams Enkel die heilige Taufe empfange,
Und sich nenne dann Christ, bleibt eu'r einziges Ziel.
O ihr fromme Apostel, verhütet vielmehr, daß nicht Christen
(Was doch täglich geschieht,) Juden gleich werden im Thun.

Der Witz.

Du frägst mich, Freund, was ist der Witz?
Schwer ist die Definition;
Doch dies zu sagen wag' ich schon:
Er ist bald Donner, bald nur Blitz. S—gd.

Auf Rauchenek bei Baden.

Drängt dich das Leben, flieh' hoch zu den hohen Trümmern der Vorwelt,
Und dem ermüdeten Gram sinkt im Verfolgen der Muth.
Unermeßliches beut da die Hand dir zum Bunde der Freiheit,
Ins geöffnete Herz dringt der Friede mit ein.
Nur das Niedre vermag der schwellende Strom zu verheeren,
Am gebietenden Fels schleicht er in Demuth vorbei;
Oder zerschäumt in Wuth, und fliehet schaamroth von hinnen,
Während des Herrschenden Haupt ruhig im Abend erglüht.
Alles Erhabene herrscht! Das fühlten die Väter, und bauten
Im Bewußtseyn der Kraft näher dem Himmel sich an.

Nänie.

Seh' ich die Rose verblühn am liebeglühenden Busen,
Blick' ich trauernd ihr nach, weinend Thränen des Grams!
Nicht ihrem reizenden Tod — sie sank an der Seligkeit Hügeln —
Daß zu sinken wie sie, feindlich mein Schicksal versagt.

Neuigkeiten.

Aus Warschau.

Es thut uns weh und wohl, in den öffentlichen Blättern jetzt so viel von Wohlthätigkeitsvereinen lesen zu müssen. Auch in dem mit Bettlern aller Art überfüllten Warschau hat sich seit einem Jahre ein solcher Verein gebildet, an dessen Spitze sich ein edles Geschwisterpaar, Fürst Adam Czartoryski, der Sohn, und seine Schwester, die Gräfin Zamoyska, steht. Beide haben gleich anfangs zur Begründung dieses Instituts 10000 Rthlr. circa angewiesen, und diesem nachahmungswerthen Beispiele sind späterhin noch einige angesehene Familien gefolgt, so daß das ganze Stiftungskapital gegenwärtig circa 18000 Rthlr. beträgt, was freilich für die hiesige Kraft sowohl, als den Bedarf, eine wahre Kleinigkeit ist. Die Güte der Sache spricht sich in dem bereits errungenen Resultat deutlich aus. Im Februar 1817 waren effektive über 500 Bettler in zwei provisorisch dazu bestimmten Häusern aufgenommen, und außerdem sind noch über 500 verschämte Arme in der Stadt mit Almosen an Geld, Holz und Arzenei unterstützt worden. Die Meinung im Publikum über das Gedeihen des Instituts erfüllt den Menschenfreund mit Kummer. Frühere Anstrengungen dieser Art sind durchaus gescheitert, und daher will man auch dem jetzigen Unternehmen eine verhängnißschwere Nativität stellen, ohne zu bedenken: daß der großmüthige Alexander als ein göttlicher Genius über dieser Anstalt schweben wird, sobald die Gesellschaft nur getrost das, was ihr am meisten Noth thut, zur unmittelbaren Kenntniß dieses Lieblings der Völker bringt. Eine gute Sache muß man nicht halb thun. Daß einer hier sehr zahlreichen Klasse von Einwohnern dieses Institut ein Dorn im Auge ist, läßt sich leicht denken; denn man kann mit Bestimmtheit annehmen, daß durch diese Anstalt dem bürgerlichen Verkehr eine Summe von einer halben Million Poln. Gulden circa für Branntwein jährlich entzogen wird, weil die aufgenommenen Personen fast durchaus, weniger aus wahren Armen, als vielmehr aus unverbesserlichen Säufern bestehen. Auffallend ist der Umstand, daß seit der Unterbringung dieser Leute fast nichts von Feuersbrünsten zu hören gewesen ist, die vorher so sehr an der Tagesordnung waren, und — — doch Basta! Res sacra miser. Künftig ein Mehreres.

A—b.

Vermischte Nachrichten.

Unter der Aufschrift: „Verirrungen unsrer Tage,“ sagt der Europäische Aufseher: Die Vergangenheit kann nicht rückgängig gemacht werden; und doch sucht man Meinungen und Ansichten wieder geltend zu machen, welche die Veranlassung aller der gewaltsamen Erschütterungen gewesen sind, die Europa seit länger als 25 Jahren zerrüttet haben. Man verlangt das Alte, ohne zu untersuchen, ob es auch das Zweckmäßige ist. Man fordert Einrichtungen zurück, die eben so widerrechtlich sind, und glaubt durch die Wiedereinführung der vorigen Anstalten auch die alte Zeit zurückzubringen; allein Alles hat seine Stunde der Wirksamkeit. Ist diese einmal vorbei, so kehrt sie nie wieder. Im Geiste der einzelnen Völker, im Gemüthe der Völker muß das Grund haben, was bestehen und nützliche Früchte tragen soll. Verstößt etwas gegen die öffentliche Meinung, sieht man es für verderblich oder entehrend an, so bringt es nichts als Unheil und Gefahren.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 176.

Psalm.

1817. Nro. 179.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Dienſtag, den 17ten Juni.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Die Kugel.

Das Gefällige der Formen iſt gewöhnlich ſehr relativ, da man ſogar oft zweifelte, daß es eine abſolut ſchöne Form gebe. Im Allgemeinen beruhet aber das Mehr oder Minder des Gefallens an dem Geſtalteten auf den Graden der Symmetrie, des Ebenmaaßes; — eine Ueberzeugung, die jeder Geiſt zur Reife bringen wird, der ſich gehabter ſchöner Bilder, vergleichend, bewußt bleibt.

Ihrer Entſtehung nach ſind die Körper, als Formen, zweierlei Art; entweder haben ſie ſich geſtaltet aus gleichartigen Theilen in beſtimmten Richtungen, und ſo verfährt die Natur, wenn ſie aus dem Flüſſigen ein Feſtes werden läßt, wie z. B. bei der Kryſtalliſirung des Schnees, Salzes u. ſ. w.; oder ſie werden geſtaltet nach dem Willen des Menſchen. So weiß ſich die Kunſt, die göttlich geborene, in einer rohen Geſtalt, z. B. im Marmorblock, eine edlere innen wohnend zu denken, und indem der Künſtler, die ihm heiligen Grenzen ehrend, nur das wegnimmt, was der Zeichnung ſeiner Phantaſie nicht angehört — enthält er ſein Bild.

Nun iſt es höchſt merkwürdig, daß die Natur eine vollendete Kugel nie geſchaffen hat, noch ſchaffen kann, was ſogleich bewieſen ſeyn wird. Wenn ſich nämlich etwas geſtalten ſoll, ſo iſt dazu ein Formbares und ein Formendes, ein Material und eine Kraft erforderlich, deren Kampf der Geſtaltungsakt iſt. Ferner iſt es von vornher (a priori), wie aus Erfahrungen gefolgert (a posteriori), gewiß, daß in der Natur ſtets zwei einander entgegengeſetzte Prinzipien wirkſam ſind; dieſelben, die in tauſend Erſcheinungen mannichfaltig vorkommen, urſprünglich aber nur einfaltig ſind. Abſtoßen und Anziehen — das ſind die gewöhnlichſten und bekannteſten Erſcheinungen jener Prinzipien, bei der Selbſtgeſtaltung alſo ein die Form wollendes, und ein der Form widerſtrebendes. Jede Form iſt aber nur wirklich und anſchaulich durch die Umfläche; die Kanten und Ecken ſind bloß Gränzen ohne körperlichen, und daher auch ohne räumlichen Werth, ſie müſſen nothwendig das Reſultat des plaſtiſch verneinenden Prinzips ſeyn, ſo wie die Flächen der plaſtiſch bejahenden.

Denkt man ſich nun, daß ſich irgend eine Materie zur vollkommenen Kugel formen wolle, ſo iſt einzig und allein die Thätigkeit des plaſtiſch bejahenden Prinzips zu erkennen; denn in allen Richtungen häuften ſich die Theilchen gleichmäßig nur an (vom Anfange um einen Punkt), und auch nicht in einer Richtung wurde ihnen der Zutritt gewehrt, ja nicht einmal in einer Richtung mehr oder weniger angezogen, als in einer andern. Hiernach wäre die Kugel das Abſolute des plaſtiſch bejahenden, des formbaren Prinzips — eine An-

ziehung ohne Abſtufung, und ihr Entſtehen ein Leben ohne Kraft — was der Natur unmöglich iſt; denn die in ihr wirkſamen Prinzipien können ſich in der Welt nie vereinzeln, ſondern nur in der Idee. Man ſagt zwar: die Erde und andere Himmelskörper ſeyen Kugeln *); allein es giebt keine vollkommenen, d. h. die Punkte auf ihrer Oberfläche ſind nicht in allen Richtungen gleichweit vom Mittelpunkt entfernt, ja ſie ſie haben alle noch eine Axe, indem die vollkommene Kugel deren unendlich viele hat.

Es giebt viele, ſich geſtaltet habende Formen, die ſich durch ihren Reichthum an Symmetrie und Maſſe der Kugel auffallend nähern; den Meiſten dürfte nur der Würfel bekannt ſeyn, weil die andern, bei weitem ſchöneren, als das regelmäßige Oktaeder, Rhomben-Dodekaeder ꝛc., faſt bloß Gegenſtände des Phyſikers bleiben. Bei dieſen gilt keine Fläche mehr als die andere, alle Glieder der gleichnamigen Theile ſind von gleichem Werth, und erſcheinen durch ein hohes Geſetz gehalten. Sie haben ſtets mehrere Axen zugleich (der Würfel z. B. drei Flächen- und vier Ecken-Axen), keine ihrer Ecken erinnert an das Spießige der pyramiden- und ſäulenförmigen Geſtalten, keine Fläche an das Breite der Tafeln, und die Kanten ſind nicht mehr ſcharfe Schneiden; genug, das Hauptgeſetz der Symmetrie:

„daß kein Theil für ſich gelten ſoll,“

iſt deutlich ausgeſprochen. In ihrer Entwickelung iſt kein Verdrängen einzelner, ſondern eine Verbrüderung aller Theile begründet.

Aber es giebt eine Geſtalt, im Aeußern von unendlich vielen, gleichen Flächen (als eine uns erſcheinend), Kanten u. ſ. w., im Innern aus unendlich vielen, gleichen Axen zuſammengehalten, an der nicht bloß das Gleichnamige zu einem Ganzen verſchmolz, ſondern an der ſich auch Flächen, Kanten und Ecken auflöſeten. Dieſe, in der Unendlichkeit ihrer Theile beſtehende, Geſtalt iſt die Kugel, das Muſter für die plaſtiſche Bildung einfacher Formen. In und an ihr iſt das Geſetz der Symmetrie vollendet, und ſie enthält bei der geringſten Umfläche die meiſte Maſſe.

Alles Edle, das ſich nach ſeinen eigenthümlichen Anziehungs- und Abſtoßungs-Geſetzen geſtaltete, ſtrebt ihr ähnlich zu werden; die Kryſtalliſationen der edeln Metalle (des Goldes, Silbers ꝛc.), wie die der edeln Steine (des Demants, Spinells, Granats), beſtätigen dies. Eben ſo die Formen der Köpfe edlerer Thiere; doch keines hat einen ſo gerundeten und in Bogen geſchloſſenen Kopf, als der menſchliche iſt; und die klaſſiſchen Künſtler, welche das plaſtiſche Ideal der Natur verſtanden, haben auch in dieſem Sinne — gleichviel, ob mit oder ohne klares Bewußtſeyn deſſen — ihre Götter, mit dem ſchönſten Erfolge, dem Urbilde näher gebracht, indem ſie bekanntlich deren Häupter mehr rundeten, als die der Menſchen.

Aber ſelbſt die Hüften und andere Theile der Kugel ſind gefällig und ſchön, wobei man freilich von allen unedeln Beziehungen abſtrahiren muß. Iſt es doch nicht ohne erhabenen Sinn, daß die Kuppel, die ſchönſte Decke des Hauſes, für die Verehrung eines höchſten Weſens ſey, als wolle man dadurch die Hemiſphäre des Himmels zu ſich herabziehen, um das Göttliche näher, um einen Himmel auf Erden zu haben. — Wir machen noch bemerklich, daß die Kreis- und Wellen-Linien nur Ganze oder Theile der unendlich vielen Kugelkanten ſind. Die Kreislinie iſt die des Ringes, des Kranzes — Symbole der Vereinigung. Der Geometer, der es auch mit Kanten zu thun hat, kann ſich aus dieſen leicht einen Kranz bilden, der ihn an das Panier erinnert, unter deſſen Schutze Kunſt und Wiſſenſchaft fort und fort blühen mögen *).

U. D.

*) Ein großer Geiſt äußerte zu ſeiner Zeit: Mundus est sphaera, cujus centrum ubique, circumferentia nusquam. (Das All iſt eine Kugel, deren Mittelpunkt überall, deren Umfläche aber nirgends zu finden ſteht.)

*) Aus dieſem letzten Zuge erräth man leicht, daß der ſonderbare, viel oder nichts ſagende Aufſatz aus Sachſen eingeſandt wurde.

Der Herausgeber.

Die Erzählung vom Andreuccio.

Nach dem Decamerone des Boccacio frei bearbeitet.

(Fortſetzung.)

Andreuccio hatte jene zierliche und wohlgeordnete Fabel, ohne ſich die mindeſte Störung zu erlauben, in ſeine Ohren eingehen laſſen. — Die Antwort erſtarb ihm auf den Lippen; ihm dünkte, als könne ſeine Zunge nur ſtammelnd hinfort ſich bewegen. Allerdings war ihm erinnerlich geblieben, wie ſein Vater ehmals in Palermo gehauſet, auch war Vieles ihm genugſam bekannt aus deſſen Jugendleben, um willig zu glauben, wie derſelbe zu

jener Zeit Liebesabenteuer eben nicht ungern unterhalten haben mochte. — Hier nun die zärtlichen Thränen sehend, die innigen Umarmungen fühlend, wie konnte er anders, als Worte, auf eine solche Weise bekräftiget, für heilige Wahrheit halten? —

Während die Donna ihre Thränen trocknete, lautete seine Antwort wie folgt:

„Madonna, möge mein Erstaunen Euch nicht allzusehr befremden; denn in der That, der Grund, welchen ich dazu habe, kann nie genugsam Verwunderung erregen. Entweder hat mein Vater von je an geflissentlich vermieden, von Euch und Eurer Mutter zu reden, oder ich bin immer entfernt gewesen, wenn dieses der Fall seyn mochte. Genug, ich würde des Glücks, Euch zu kennen, gewiß für immer entbehren, wenn Ihr selbst nicht in diesem Augenblick so schwesterlich Euch mir ankündigen wollt. Es ist mir aber auf jeden Fall um so lieber, eine meiner Verwandten aufgefunden zu haben, hier, wo ich so wenig Hoffnung hegen durfte, auch nur einen Bekannten zu finden. Auch möge hier es gesagt seyn: Jedwedem Manne, von noch so erhabenen Rang, müßte eine solche Schwester zum Ruhme gereichen, geschweige denn mir, der ich nur noch ein Wicht bin von einem Kaufmann. Doch vergönnt mir noch dies Eine zu fragen: Wie erfuhrt Ihr, daß ich angelangt sey an diesem Orte?"

Die Donna antwortete aber darauf folgendermaaßen:

Dieses geschahe nur erst vor Kurzem durch die Aussage einer armen Wittib, welcher gern ich gestatte — da sie früherhin (wie sie mir wenigstens erzählt,) bei meinem Vater, so in Palermo, wie in Peregia, ihren Aufenthalt gehabt — so oft sie dessen begehrt, in mein Haus zu kommen. Und wahrlich, hätte mich nicht der Gedanke abgeschreckt, daß es ungeziemend sey, ich würde sogleich selbst in Deine Wohnung geeilt seyn, anstatt Dich hieher zu mir einladen zu lassen.

Nach diesem Geständniß begann die Donna genaue Erkundigungen einzuziehen über Andreuccio's andere Geschwister, welche, zu seiner großen Freude, sie sämmtlich bei Namen zu nennen wußte, worauf der junge Mensch sehr bereitwillig und mit höflichen Worten Bescheid gab; um dieses Antheils an seiner Familie willen in noch festerem Glauben bestärkt — da, wo wankender Glaube so ersprießlich gewesen seyn würde.

Es war aber an diesem Abende die Hitze fast unleidlich, und im Gespräche viele Zeit aufgegangen, weshalb die Donna eine Thür öffnete, dem Scheine nach zu ihrer Dienerschaft führend; worauf eine Schaale mit eingemachten Früchten nebst einer Flasche Griechischen Weins aufgetragen ward, wovon Andreuccio reichlich sein Theil genoß, und als er damit fertig, zum Weggehen Miene machte, weil es, wie er sagte, die Stunde der Abendmahlzeit sey, deren er auf keine Weise sich zu enthalten gewohnt wäre. — Doch mit einer Miene, als ob sie darüber ausnehmend bestürzt sey, umarmte die Schöne ihren Gast von Neuem, wie beleidigt ausrufend:

„Nun sehe ich deutlich, wie wenig an Deiner Schwester Dir gelegen ist, da Du an Weggehen denkest, von einer so nahen Angehörigen, welche Deine Augen zum Erstenmale sahen, und aus einem Hause, woselbst Du sogleich hättest abtreten müssen. Nun aber willst Du fort, um in einer Herberge zu Abend zu speisen? Wahrlich, das lasse ich nicht zu! Ich selbst will Dich bewirthen; und wenn gleich mein Gemahl, leider, nicht zu Hause, und verreiset ist, so soll doch wenigstens das Mögliche nicht unterlassen bleiben, Dir an meiner Tafel einige Ehre anzuthun."

Andreuccio, welcher in der That nicht wußte, wozu er sich entschließen sollte, erwiederte ungefähr:

Glaub' mir nur, liebe Schwester, ich fühle gewiß eben so großes Verlangen, bei Dir zu Abend zu speisen, als Du mich hier zu behalten; allein, würde ich nicht eine Unhöflichkeit begehen, wenn ich hier noch länger verweile, und meine Gefährten mir dem Nachtessen mich vergeblich erwarten?

Sie fiel hastig in die Rede, sagend:

„Gott sey Lob und Preis, daß ich nicht so arm an Dienern bin, um nicht Einen derselben hinschicken und Dein Kommen dort abzagen lassen zu können: obgleich ich selbst es gestehen muß, daß es der Höflichkeit noch angemessener seyn würde, wenn Du Deine Gefährten hieher einladetest, um mit uns zu speisen, damit Ihr doch allesammt bei einander geblieben wäret."

Andreuccio hingegen gab zu erkennen, daß, wenn er denn doch ihre Güte durchaus annehmen müsse, er am liebsten bei ihr allein bleiben möchte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Ein Prediger war bei einem seiner Freunde zum Besuch. Der Abend überraschte ihn, und endlich die Dunkelheit der Nacht, so daß er sich genöthigt sah lieber an Ort und Stelle zu bleiben, als in der Nacht, auf äußerst ungebahnten Wegen, Arme und Beine zu zerbrechen. Erwachend am andern Morgen, erschien eine freundliche Zofe vor seinem Bette, die ihn fragte: ob er Kaffee oder Thee zum Frühstück befehle?

Te — quidem vellem! antwortete er.
„Also befehlen Sie Thee?"
Sed pastor sum, itaque cave!
„So werde ich Ihnen sogleich Kaffee bringen!"

Ed. Stern.

An Ida.

Bei Uebersendung einer eisernen Halskette.

Nicht Diamant und goldne Ketten
Sind jetzt der Deutschen Frauen Schmuck;
Das Eisen konnt' allein uns retten
Von dem verhaßten Frankendruck;
Drum soll man hoch das Eisen ehren,
Es predigt uns der Freiheit Lehren.

Das Eisen, als der Freiheit Zeichen,
Geschmiedet in des Kreuzes Form,
Verkünde laut den Deutschen Reichen
Der ächten Deutschheit heil'ge Norm!
So mögen es die Frauen tragen,
Und sich vom heil'gen Kriege sagen!

Neuigkeiten.

Neuer Erwerbszweig.

Die Frankfurther Theater-Oberdirektion, welche auf alle nur mögliche Weise sich, durch Mannigfaltigkeit, Abwechselung und höchste Vollendung der Darstellungen, um das Publikum verdient zu machen sucht; und den sich gesetzten Zweck mit einer Aufopferung und Uneigennützigkeit verfolgt, deren sich nicht leicht ein anderes Theater rühmen kann, hat nun auch den Charakter einer Wohlthätigkeitsanstalt angenommen; dergestalt, daß nicht allein das Schauspielerpersonale sich der Wohlthat einer allezeit schonenden, durchaus gerechten und humanen Behandlung erfreut, sondern daß auch Verarmte und Nothleidende bei unserer Bühne einen erlaubten Verdienst nachsuchen und finden können. So oft nehmlich der Fall eintritt, daß die Direktion einen Schauspieler, Sänger oder Sängerin, in die Reihe der Mitglieder aufzunehmen wünscht, erhalten 10 bis 15 verarmte Bürger ein Freibillet, wofür weiter nichts von ihnen verlangt wird, als daß sie von der Gallerie herab, so wie der neue Schauspieler oder Sänger auftritt, denselben mit Handeklatschen empfangen, während dem Lauf des Stücks mit dieser Beifallsbezeugung fortfahren, und am Ende der Vorstellung nicht unterlassen, den Liebling der Direktion herauszurufen. Eine Verfahrungsweise, die vor jener frühern, die darin bestand, daß ein wachthabender, der Direktion ergebener, Offizier es nicht zuließ, daß irgendwo ein Zeichen des Mißfallens bemerkbar wurde, unendliche Vorzüge hat; sintemal dem Zischen nicht immer zu wehren stand, und dasselbe über das Klatschen weit öfter einen completten Sieg davon trug, wie gegenwärtig, wo von oben herab ein Dutzen Lungen keinen andern Laut aufkommen lassen, wie den ihrer Dankbarkeit für das Freibillet.

Das Parterre, so wie diejenigen Logen, welche den Muth haben, anderer Meinung zu seyn wie die Direktion, sehen zwar ein wenig scheel dazu, daß die Gallerie sich anmaaßt, den Ton anzugeben, und ihnen nicht auch eine Stimme vergonnt seyn soll, wie in andern Städten — indeß, von undenklichen Zeiten her gewohnt sich zu fügen, wagt das Parterre nicht, das Sprüchwort: „Volksstimme, Wahrheitsstimme," Lügen zu strafen; und die Direktion ärntet den Ertrag ihrer Bemühungen.

Aber nicht allein der hiesigen Armuth erwächst aus dem klugen Benehmen der Direktion Vortheil; auch Schauspieler, welche an Talenten verarmt und in Rückstand gerathen sind, befinden sich wohl dabei, und können ohne Furcht auftreten; denn wo wäre eine Pfeife in der Welt, die von Löwenstimmen nicht überschrieen würde; und was gelingt der List nicht, wenn der Langmuth mit ihr wetteifert! Gewiß, das bescheidene Benehmen der Zuschauer verdient eben so große Lobsprüche, wie die zeitherige Machtvollkommenheit der Herren Lerse und Mum. Indeß scheint doch den Herren Actionairs die Möglichkeit einer Verbesserung denkbar, da in der letzten Generalversammlung — wo bei einer Einnahme weit über 100000 Fl., sich ein so geringer Ueberschuß ergeben, daß es so gut wie keiner ist — Herr Georg Brentano zum Mitdirektor ernannt worden ist, ein Enkel der seligen von la Roche, und ein Bruder des als Schriftsteller gleich rühmlich bekannten Clemens Brentano! ein lebhafter, der Kunst mit ganzer Seele ergebener Mann in seinen besten Jahren, der es nicht geschehen lassen wird, daß bei der fernern Leitung der Bühne von andern wie von edlen Grundsätzen ausgegangen, und bei der Annahme eines Schauspielers allein darnach gefragt werde: wie höflich er ist, und — wie wohlfeil.

D — —.

1817. Nro. 180.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Donnerſtag, den 19ten Juni.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Religiöſe Feier des achtzehnten Junius.

Gott iſt mit uns. In ſeiner Hand
Schwebt des Gerichtes Wage;
Verkünde laut es Volk und Land
An dieſem Feiertage!
Zum Tag des Siegs uns ihn er ſah,
Hieß die Gefahr vorüberziehn,
Triumph ward Furcht und Klage.

Bedrohet von dem frechen Trutz
Des Volksverderbers wieder,
War unſer Schirm er, unſer Schutz,
Schlug in den Staub ihn nieder;
Von allen ſeinen Hoh'n herab
— Das Schlachtfeld rings um ihn ein Grab —
Sank er zerſchmettert nieder.

Du warſt, Allwaltender, uns nah'
In dem gerechten Kriege;
Du ward'ſt, der rettend auf uns ſah',
Du führteſt uns zum Siege.
Du machteſt Feindes Trotz zum Spott;
Dein iſt die Ehre, Herr und Gott,
In dieſem heil'gen Kriege!

Zertrümmert iſt des Hochmuths Thron,
Gegeißelt auf Verbrechen.
Verderben trifft den Erdenſohn,
Wagt er's, Dir Sohn zu ſprechen;
Er ſelbſt muß höhlen ſich ſein Grab,
Ihn ziehn zu ſeinem Fall hinab
Die eigenen Verbrechen.

Und Macht und Recht giebſt Du zurück
Gedrückten Fürſtenthronen;
Du gründeſt neu der Völker Glück,
Beſchützeſt, daß ſie ſicher wohnen.
Du nahſt, Vertrauen, Beharrlichkeit,
Bewährest in der Prüfung Zeit,
Hehr, herrlich zu belohnen!

Dich lobe Luft und Erd' und Meer
Klugs auf des Weltalls Runde!
Anbetung ſey Dir, Preis und Ehr'
Aus freier Völker Munde!
Dein Name ſey gebenedeit,
Die Dank und Lobgeſang geweiht
Noch in des Todes Stunde!

Fauſts Verſöhnung mit dem Leben. Cölln, 1816. In der Dumont- und Bachernſchen Buchhandlung.

Dieſe Schrift zeigt aufs Neue, wie weit wir ſchon durch den immer mehr um ſich greifenden

Mysticismus zurückgeschritten sind; und hat das Gute, daß man daran den Grad dieser Modethorheit abmessen kann. Man muß es selbst gelesen haben, sonst glaubt man nicht an die Möglichkeit solcher Behauptungen, wie sie hier aufgestellt worden.

Der Verfasser zeigt, daß der Mensch als ein sehr vollkommenes Wesen aus der Hand seines Schöpfers hervorging, daß er die ganze Leitung der Welt und ihrer Kräfte in seiner Hand hatte, daß er das Vermögen der Erkenntniß und der Liebe im höchsten Grade besaß. Allein er unterstand sich, Betrachtungen über die Gränzen der ersten dieser beiden Kräfte anzustellen — und verlor nun auf einmal alle Erkenntniß. Nach der Meinung des Verfassers kann das Verlorne nur auf dem Wege der Liebe wiedergefunden werden. Wer es auf dem Wege des Erkenntnisses sucht, stürzt ins Verderben, wie Faust.

Mit welcher Salbung dies den gläubigen Seelen vorgetragen wird, mögen folgende Stellen aus diesem heiligen Buche zeigen.

„Im ersten Plane der Menschenbildung, auf der höchsten Stufe menschlicher Vollkommenheit, stand in vereinter Männlichkeit und Weiblichkeit der Urmensch. Das Bewußtseyn und die männlichen und weiblichen Kräfte lagen ungetrennt in der Einheit hoher Erkenntniß, und wehet einzeln in verschiedene Individuen geschieden, noch auch für sich von einander abgesondert. Aller menschliche Geist war da zu einem sehr vollkommenen Wesen in ungetrübter, leidloser Liebe und reinstem Bewußtseyn verschmolzen, und war für die Gottheit, wenn wir sie als höchste männliche schaffende und wirkende Kraft betrachten wollen, eigentlich, was die weibliche Kraft für den Mann ist; er war das Weib Gottes. Gott war die höchste productive Kraft in der Fülle der Weisheit und Erkenntniß. Er schuf, erregte, leitete und beherrschte eine schöne, herrliche Welt mit allen ihren unendlichen Räumen und Kräften; — und als Medium, als Wirkungs- und Reflexionspunkt, als die höchste Erregbarkeit, reizbar und gebärend stand der vollkommene Mensch über der Schöpfung im Mittel zwischen Gott und seiner Welt. Aber der Mensch war damals mehr als Mensch; er war zugleich Weltgeist, Urseele, oder wie er, dem Grade seiner Kraft nach, sonst zu nennen seyn mochte; er war der höchste Gegenstand göttlicher Bestrebsamkeit und Liebe; er war das Haupt, der Vereinigungspunkt aller geschaffenen und schaffenden Kraft, der Uebergang von dem Erregenden zum Erregten, der Moment, worin sich Geist zu Materie verkörperte; er enthielt die Zügel, den ersten Faden, jedes Nerven in sich, den der Schöpfer zu seinen Zwecken mit den Geschöpfen in Bewegung setzen wollte."

„Und dennoch scheint es, daß — so wie der weibliche Geist ein nothwendig integrirender Theil des ganzen menschlichen Geistes ist, und sündigte und gestürzt wurde — so auch der weibliche Körper ebenfalls das Seinige zur Vollziehung des Strafurtheils, nehmlich zur Vermenschung der künftiger Seelen, beigetragen habe. Aber das, was das Weib dazu beiträgt, geschieht nicht in freier Thätkraft und Willkühr, sondern sie wirkt im Gegentheil gleichsam unwillkührlich dazu mit, indem sie nehmlich in Liebe die Wiedervereinigung mit dem von ihr getrennten Manne sucht, sich ihm anschmiegt und hingiebt, um mit ihm zur ehemaligen Einheit sich zu verbinden. Aber dazu ist der Zeitpunkt noch nicht gekommen, im nehmlichen Augenblick, wo die Seelen wieder zu schöner Einheit in einander zu verschmelzen wähnen, regt sich der rächende, stürzende göttliche Zorn mit neuer Stärke, und da die Körper und die Geister sich wieder trennen müssen, entstehen zugleich noch neue Menschenseelen in die Fessel der Materie als Individuen herunter."

— — — „Betrachten wir weiter den Baukünstler" —

„Als dem Menschen die Gottheit noch in unmittelbarer Anschauung vor Augen schwebte, und alle Elemente ihm bestrebet und seiner Willkühr unterworfen waren, da bedurfte es keines Baumeisters; jedes Gestäude mußte sich auf seinen Wink zum schattenden Dach wölben, der Rasen zum sanften Lager für ihn anschwellen."

Doch dies sey genug, um über den Werth des Ganzen urtheilen zu können.

Die Erzählung vom Andreuccio.

Nach dem Decamerone des Boccacio frei bearbeitet.

(Fortsetzung.)

Wirklich machte die Donna Miene, einen ihrer Leute nach der Herberge zu schicken, und hierauf mit abermaligem Geschwätz die Zeit, so viel als möglich, noch weiter in die Nacht hinauszuziehen, erschien endlich eine kleine wohlbesetzte Tafel, auf

welcher Andreuccio, zu seiner größten Freude, eine Fülle der ausgesuchtesten Speisen, sammt einem Weine, der Nektar ihn dünkte, vor sich hingestellt sahe.

Da sie nun gesättigt, und Andreuccio, dem jetzt hohe Zeit zum Schlafengehen es dünkte, von Neuem aufbrechen wollte, betheuerte die Sicilianerin mit einem Eide: wie sie dieses keinesweges zulassen würde, indem Neapel kein Ort, um des Nachts darin allein, zumal ein Fremder, umherzuwandeln; auch sey bereits — da vorhin die Abendmahlzeit durch ihrem Diener im Wirthshause habe abbestellt werden müssen — den Gefährten zugleich hinterbracht worden, daß es mit dem Nachtlager derselbe Fall seyn werde.

Auch jetzt nahm das Schwatzen kein Ende, so daß wohl abermal eine halbe Stunde verflossen seyn mochte, als dem Andreuccio, von der nehmlichen kleinen Dienerin, welche in dieses Haus ihn geleitet, sein Schlafgemach geöffnet wurde; worauf dieselbe, wenn er nichts weiter zu befehlen, eine gute Nacht ihm wünschend, ihres Weges gehen wollte, als ob sie zu den übrigen Kammerfrauen der Donna, um auch schlafen zu gehen, sich begäbe.

Da die Nacht hindurch die Hitze nicht abgenommen, so warf Andreuccio, sobald er sich allein sah, sonder Verzug sämmtliche Kleidungsstücke von sich; den Hauptstücken derselben, worin seine Baarschaft, zu Häupten des Bettes ihrem gebührenden Platz anweisend — dann aber, seiner Gewohnheit gemäß, nach einem Ausgange sich umsehend, um das überflüssige Gewicht seines Körpers, so reichlich durch Speis' und Trank vermehrt, in etwas verringern zu können. In dieser Absicht rief er noch einmal die kleine Dienerin, welche mit ihrer Hand auf eine Tapetenthür in der Ecke des Zimmers deutete, und alsbald wieder vor seinen Augen verschwand.

So geschahe es denn, daß der Arme, nachdem er die Tapetenthür geöffnet, und in guter Zuversicht über ein Schwelle seine Füße gesetzt hatte, auf ein Brett zu stehen kam, welches, dem Gewichte des Eintret nden alsbald nachgebend, von dem Balken, auf welchem es ruhete, wegglitschte, und z sammen mit ihm von der Höhe in eine fast bedenkliche Tiefe hinabsank. — Doch so feind war ihm das Schicksal nicht, daß durch diesen bedenklichen Fall ein ander Leid ihm geschehen durfte, als in unvermeidlicher Nähe von dem endlich erreichten Grund dieses verborgenen Platzes berührt zu werden.

Gedachtes Brett nehmlich — damit das Gesagte des Verständnisses nicht gänzlich ermangele — schwebte über ein schmales Gäßchen, wie man dergleichen oftmals zwischen zweien Häusern erblickt, wo, von einem Gebäude zum andern, zwei Balken gelegt sind.

Also tief in die Gasse hinab sah der Bethörte schmählich sich versunken; zugleich aber von heftigen Schmerzen befallen, hörte man unten herauf angstvoll ihn rufen nach eben jener verschmitzten Dirne.

Allein das boshafte Mädchen war gleich, wie sie den Fall hörte, zu ihrer Donna gelaufen; und Beide befanden sich bereits vor Andreuccio's Lagerstätte, eilfertig seine Kleider durchsuchend, und bald auch die Taschen findend, und das daraus hervorblinkende Gold, welches der Undesonnent, thörichte genug, stets unverborgen mit sich umhertrug.

Dieses eilfertig zu sich gesteckt, als dem sogenannten Bruder von Perugia, durch die Schwester von Palermo, die Schlinge über den Kopf geworfen war, bekümmerte sich Niemand weiter um den Unglücklichen gen — ja die Donna eilte vielmehr, so fest als möglich die Thür zu verriegeln, durch welche er seinem Falle entgegen gegangen.

Des Jammervollen Stimme ertönte nun immer lauter und lauter, doch ohne Erfolg.

(Die Fortsetzung folgt)

Der Ritt durchs Leben.

Bis zum zwanzigsten, ja oft bis zum dreißigsten Lebensjahre reitet der Mensch ein Pferd, genannt: die wilde Leidenschaft. Selbst der so schnelle Lauf einer Eklipse ist ein Schneckengang gegen den Flug dieses Thiers! Tausend Jünglinge stürzen kopflings und bleiben auf der Stelle. Gelangt einer glücklich bei dem Orte an, wo die Männer ihren Trab, zum ernsten Alter hin, beginnen, so sieht schon ein andres Pferd für ihn bereit. Mit Vernunft geht es vorwärts! Indessen bleibt es manchem Jüngling auch, seinen wilden Gaul fernerhin zu reiten. Da begegnet es auch wohl einem und dem andern unter denen,

die sich Männer nennen, daß er einen Burzelbaum mit seinem Pferde macht, und im Morafte stecken bleibt.

Es gelangen daher weniger bei dem Marstall des ernsten Alters an, als sich auf den Weg dahin begaben. Hier aber findet man lauter flinke, ruhige Thiere, und Schritt vor Schritt reiten die Herren langsam ihre Straße. Oft unterbricht noch ein langes Ver— ihren Ritt. Es wird aber auch immer mehr und mehr Abend, der Weg immer schlechter, der Wind stürmischer und schneidend, die Luft rauh und kalt. Es will mit unsern Reisenden nicht nach Wunsch vorwärts gehen. Hier bleibt einer stecken, dort fällt ein andrer in einen Graben, dieser hat seine Peitsche, jener seinen Hut, ein Dritter seine Sporen verloren! Kurz, ein kleines Fähnlein, erfroren und durchnäßt, gelangt endlich vor dem Dunkelwerden bei dem Marstall des Greisenalters an.

Die armen Herren finden hier ein ärmliches Stübchen, einen kalten Ofen, schlechte Aufwartung und wenige Erfrischungen. Dennoch möchten sie gerne hier verweilen. Fast finstre Nacht herrscht draußen! Es plaudert draußen, und der Wind erbraust. Doch es heißt: Vorwärts! Kaum haben sie eine Viertelmeile zurückgelegt, so ist auch schon die Gesellschaft um die Hälfte zusammengeschmolzen. Immer weiter reiten sie, in stockfinsterer Nacht. Das eine Pferd hat Piephacken, das andere den Spath, das dritte hat sich verfangen, das vierte ist lahm, das fünfte ist dumm, das sechste stätisch! Kurz, drei, vier, fünf stürzen auf einmal!

Schlafe wohl, Ihr gute Herren! Auch diese Nacht des Schreckens geht vorüber!

Ed. Stern.

Neuigkeiten.

Vermischte Nachrichten.

Endlich will man in London die oft verlachte und nie beseitigend gelungene Trinkbarmachung des Seewassers zu Stande gebracht haben. Mit einem Pfunde Kohlen gewinnt man sechs Pfund destillirt; eine einzige Maschine liefert fünfhundert Maaß täglich, und das Verfahren ist bei der ungünstigsten Witterung zu bewerkstelligen. Der Geschmack ist zwar einem reinen Quell- oder Brunnenwasser nicht vollkommen ähnlich, doch soll er dem frischen einige Wochen am Bord aufbewahrten gewöhnlichen vorzuziehen seyn. Ist dem wirklich so, wird die Menschheit einen wiederbelebenden Nutzen davon ernten; und das schon, indem man den jetzt für das mitzunehmende Trinkwasser bestimmten Raum nun mit Waaren in beiden vermag. Der Französische Chemiker Clement wird übrigens als Erfinder genannt.

— Herrn J. B. Emmet in Hull gelang es nach mehreren Versuchen, Gas aus Oel zu bereiten, das eben so hell, vielleicht noch glänzender brennt, als das aus Kohlen gewonnene. Es brennt ohne Rauch und Geruch, und kostet weniger als das Oel, was man zu einer ähnlichen Erleuchtung in Lampen nöthig haben würde.

Aus Weimar.

Dem Vernehmen nach wird sich hier noch im Laufe dieses Monats ein Institut bilden, das seit Jahren schon der fromme Wunsch der vielen gebildeten Einwohner Weimars ist. Eine Anstalt, wo die Erscheinungen der Tagesliteratur zu beliebiger Auswahl und Benutzung gesammelt dastehen, ist, um Zeit und Kosten zu ersparen, und doch alles nach seinem Gehalte und seiner Würde kennen zu lernen, ein unumgängliches Bedürfniß in einer Zeit, wo alles erst in Augsburgern mitgetheilt, behandelt und abgemacht wird; wenn es auch früher, wo die Literatur sich langsamer und gemessener bewegte, wohl entbehrlich gewesen war. Es tritt daher eine Gesellschaft zusammen, und bildet in einem angemessenen Lokale, unter der Benennung: Weimarisches Athenäum, ein Institut, wo die vorzüglichern Englischen, Französischen, Italienischen und Deutschen Zeitungen, Unterhaltungsblätter und Zeitschriften zum Gebrauch niedergelegt sind. Die nöthigen Handbücher und Landkarten sollen ihren Gebrauch erleichtern, und die Sammlung derselben allmählig eine für die Zeitgeschichte hocht interessante Bibliothek bilden. Während des Herbstes und Winters über sollen, zur Erholung und Forderung des geselligen Lebens in den geräumlichern Stunden, Concerte, Vorlesungen, und Gesellschaftstage, wo Musik, Tanz und Conversation abwechseln, angesetzt werden. Es werden nicht nur die ersten Hof- und Staatsbeamten, sondern auch Se. Königl. Hoheit der Großherzog u. s. w. selbst, wie das auch an andern Orten bei derartigen Instituten der Fall ist, Mitglieder dieses Institutes werden. Für die Fremden haben solche Anstalten doppeltes Interesse, theils weil man da Gelegenheit, die einem von andern Besuchen und Gesellschaften übrig sind, zubringen, theils auch in diesen Zirkeln leicht neue Bekanntschaften machen kann. — Wir wünschen dieser Anstalt fröhliches Gedeihen!

(Der Schluß folgt.)

1817. Nro. 181.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Sonnabend, den 21ſten Juni.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Die Erzählung vom Andreuccio.

Nach dem Decamerone des Boccacio frei bearbeitet.

(Fortſetzung.)

Da Andreuccio nun allmählig Verrath zu wittern begann, ſo entſchloß er ſich, ohne Weiteres auf eine Mauer zu ſpringen, welche von dem Gäßchen hinüber in die Straße führte; er erreichte dieſe glücklich, und befand ſich nun an der Vorderſeite des Hauſes. — Nur zu gut war dieſes ſeinem Gedächtniſſe eingeprägt, und furchtbarer als zuvor erhob ſich jetzt ſeine wehklagende Stimme, wobei von dem Betrogenen nichts unterlaſſen ward, das Rütteln und Schütteln an der Hausthür noch bedenklicher tönend zu machen; mit herzzerreißendem Klagegeſchrei begleitet, wie von Einem, dem plötzlich ſein Unſtern klar geworden.

Wie wäre es da zu vermeiden geweſen, daß nicht ſolchem Ungeſtüm gegenüber die Nachbaren ſämmtlich geweckt wurden, ſchnell ſich in die Kleider werfend, und ringsumher die Fenſter beſetzend; zugleich aber auch eine der Dienerinnen — wie es ſchien — aus der Wohnung der Donna, noch halb ſchlaftrunken, die Laden öffnete, und laut ſcheltend, zu dem Wüthenden unten, hinausrief:

„Was lärmt denn da ſo heftig?“

Ach, gut daß Eine kommt, erwiederte ſchnell beſänftigt Andreuccio. Kennſt Du mich denn nicht? Ich bin ja der Bruder aus Perugia. Mach' nur gleich die Thür auf!

„Armer Narr, Du wirſt zu viel getrunken haben; geh' und ſchlafe Deinen Rauſch aus, und dann komm wieder Morgen, wenn Du Zeit haſt.“

Was, rief Andreuccio, mit einer Stimme, welche der Zorn von Neuem erhob, Du willſt mich nicht kennen? Du ſollſt mich aber kennen! — Oder wenn es hier Sitte iſt, gleich nach dem erſten Wiederſehen der nächſten Angehörigen zu vergeſſen, ſo mag es drum ſeyn. Schaff' mir nur meine Kleider, welche noch zu Haupten meines Bettes liegen, und dann gehabt Euch wohl — in Gottes Namen.

„Guter Freund,“ ich glaube Du ſprichſt im Traume.“

Dieſes zum Fenſter hinausrufen und die Laden zuwerfen waren Eins. Hiedurch kam nun völlig Licht über die Sache für Andreuccio. Seines Verluſtes gewiß, hörte man ihn toben, als wolle ſein Zorn in Verrücktheit ausbrechen. Mit Schmähungen wenigſtens diejenigen zu erreichen, welche ſo ſchnöde ſeinem Anliegen ſich entzogen, ſahe man ihn nun große Steine von der Erde aufheben, und mit donnerndem Gepolter dieſelben gegen die Thür ſchleudern.

Die schon früher an ihren Fenstern gelagerten Nachbarn, völlig unwissend sich stellend, mit einer Miene, als glaubten sie: wie Jemand aus bösem Willen gegen die Donna gegenüber so schmählich an ihrem Hause tobe; öffneten nun sämmtlich ihre Laden, und nicht anders, als ob ein würdiger Hund aus der nehmlichen Straße alle übrigen Bullenbeißer klaffend hinter sich drein jagt, begann jetzt ein allgemeines Schelten aus allen Häusern der Gegend.

„Das ist ja eine entsetzliche Bosheit, so ließen die lautesten Stimmen sich vernehmen, zu nächtlicher Stunde vor die Wohnung einer ehrbaren Frau zu kommen, so gottlose Worte hervorbrüllend. Auf, Unsinniger, macht daß Ihr nach Hause kommt! Laßt andre Leute schlafen, wenn Euch zu schlafen auch nicht beliebt, und kommt Morgen bei Tage, wenn Ihr hier etwas auszumachen habt. Nur jetzt weiter keine Zänkereien bei Nachtzeit, und damit schlaft wohl!“

Diese Worte aber erhielten noch ein besonderes Gewicht durch eine Gestalt, welche in der Sicilianerin Behausung das Amt der Oberaufseherin — gemeinhin Kupplerin — übernommen hatte. Diese Allgewaltige zeigte sich jetzt an einem der Fenster, mit heiserer Stimme in den tiefsten Baßtönen also rufend:

„Wer ist da unten?“ —

Andreuccio hob erschrocken den Kopf in die Höhe, und ihm däuchte, als sähe er einen ehrenfesten alten Herrn da oben stehen, mit langem schwarzen Barte, wohlbeleibt, und von schlagfertigem Ansehn. Der Mann sahe aus, als ob er nicht ungestraft aus dem Schlafe sich wecken lasse. — Er gähnte zwei bis drei Mal, rieb sich die Augen — und ziemlich kleinlaut antwortete ihm Andreuccio:

„Ich bin ja der Bruder der Donna da drinnen.“

Allein weit entfernt, auf die Antwort des jungen Menschen unter seinem Fenster nur zu hören, schrie der vermeintliche Gebieter mit gräulich klingender Zornstimme:

„Was zögre ich denn noch, und beeile mich nicht, daß ich hinunterkomme, die Bestie da unten so lange zu zerprügeln, als ich sehe, daß noch Athem ist in dem Viehe? — Du trunknes Ungethüm! Zur Nachtzeit umherlaufen wie ein Besessener, die Leute aus dem Schlafe stören — nicht wahr, das sind Deine Heldenthaten? Hüte Dich, Bösewicht, daß ich nicht hinunterkomme, und mit meinen Händen Dich anfasse!“ —

Bei diesen Worten warf die Alte die Fenster zu, daß die Scheiben klirrten, und man vernahm nichts weiter von ihren Reden.

Es entstand eine lange Pause. Andreuccio krahte sich hinter den Ohren; die Nachbarn aber, als ob sie in begütigenden Worten nur darauf dachten, die Sachen zur Ruhe zu bringen, nahmen einer nach dem andern, zu dem Betrogenen gewendet, ganz sanftmüthig das Wort.

„Um Gotteswillen geht, guter Freund, so hörte man von allen Seiten aus den Fenstern leise flüstern. Macht, daß Ihr nach Hause kommt! Euch gelüstet's doch nicht, hier in finstrer Nacht Euch todtschlagen zu lassen? Laßt's gut seyn! Geht mit Gott! Thut's Eures eigenen Bestens wegen!“

Dem Andreuccio war nicht wohl zu Muthe. Er merkte es diesen verschiedenen Stimmen wohl an, daß sie Personen zugehörten, die zum Scheine nur so menschenfreundlich gegen ihn sich gebehrdeten, und eigentlich wohl Gehülfen jener Andern seyn möchten. Im Herzen betrübt, wie nur irgend jemals ein Anderer — alle seine Habe verschleudert — ohne zu wissen, welchen Weg er einschlagen sollte, ging er die Straße nach der nehmlichen Seite hinauf, von welcher das Mädchen hieher ihn geführt hatte, in der Absicht, nur erst die Herberge wieder zu finden.

Da ihm nun zu gleicher Zeit die an seinem Körper haftenden Spuren seines Falles äußerst beschwerlich fielen, so ging sein Verlangen zugleich dahin, an das Meer zu gerathen, um durch ein Bad wenigstens Einem von den Uebeln abzuhelfen, welche ihn beläftigten. Dieses ließ ihn in eine Straße gerathen, Ruga Catalana, welche hoch hinauf in der Stadt gelegen war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein kleiner Beitrag zur Würdigung des weiblichen Geschlechts.

(Fortsetzung.)

Mädchen bleiben gewöhnlich vom 14ten Jahre an ihrer eignen Bildung überlassen, und entbehren in ihrer häuslichen Sphäre die unerschöpflichen Quellen der Kenntnisse und Wissenschaften, die sich dem Jünglinge früh schon öffnen. Ihn reizt überdies eine lockende Außenwelt; auch der

Aermſte kann oft die Vortheile des Reiſens genießen, und ſich Welt- und Menſchenkenntniß einſammeln. Glänzende Hoffnungen jeder Art ſpornen den Jüngling zu unaufhörlicher Thätigkeit an; Menſchen, die mit ihm auf gleicher Bildungsſtufe ſtehen, oder ihm voranreilen, entflammen ihn zu edlem Wetteifer, beflügeln ſeinen Geiſt und halten ſeine Kräfte in beſtändiger Uebung; vom Glück begünſtigt bahnt er ſich einen Weg zu den Häuſern der Großen, und erhält dort einen freiern, unbefangnern Blick in die verfeinerte, höhere Welt; kurz, er kollidirt von ſeiner Jugend an mit unzähligen Weſen in der Menſchenwelt, und gewinnt dadurch Haltung des Geiſtes.

Dieſe Vortheile, die wir minder oder mehr vor den Weibern voraus haben, ſollten Uns billig von kleinlicher Verachtung, und uns entehrenden, Witzeleien zurückhalten, und vielmehr zu den humanſten Geſinnungen gegen ſie leiten. Sie behaupten noch immer in vieler Hinſicht, beſonders durch ihren natürlichen Witz und Scharfſinn, ein gewiſſes Uebergewicht über uns. Mit einem überraſchenden Sprunge ſieht man ſie oft auf den wahren Standpunkt der Sache verſetzt; mit Blitzes Schnelle ſtehen ſie oben, und ſchwingen ſich zu einem treffenden Schluſſe hinauf, zu dem der Denker ſich ſtufenweiſe erhebt. Sollten ſie auch bei näherer Nachforſchung ihrer Prämiſſen nicht allemal ſagen können, wie ſie dahin gelangten, ſo werden ſie ſich doch nur ſelten irren, und wenigſtens immer ſo lange behaupten, als ſie ihrem natürlichen Gefühle, dem innern, feinen, ich möchte ſagen, logiſchen Takte folgen. Gehen ſie aber, wie es wohl auch geſchieht, auf Räſonnement über, wagen ſie ſich an Zergliederung ihrer Schlüſſe und Begriffe, dann verläßt ſie nicht ſelten der gute glückliche Genius, der ſie ſo trefflich leitete. — Welcher gute und nur einigermaaßen gebildete Mann aber wird ihnen da nicht gern durch irgend eine gefällige Wendung ein ſchaamhaftes Erröthen erſparen; wenn er überdies die Erfahrung macht: daß ſie nicht einzig nur durch dieſes Gefühl entſcheiden, ſondern oft ſich ſehr treffend ausdrücken, und ihre Gründe mit vieler Präciſion anführen.

(Die Fortſetzung folgt)

Mancherlei.

Niklas Vogt hat 1814 und 1815 in 3 Bänden ſein hiſtoriſches Teſtament gemacht, woraus wir einige Stellen auszuheben uns die Freiheit nehmen, da das Werk nunmehr zu einer nähern Anzeige in dieſen Blättern bereits zu alt iſt. Wir thun dies um ſo mehr, da Hrn. Vogts bekannte Vorliebe für Buonaparte und die Franzoſen, und ſeine Selbſtgefälligkeit, doch ſo gar groß ſind. Uebrigens nimmt er vom Publikum noch keineswegs Abſchied, und es ſteht zu befürchten, daß er bei längerm Leben noch Codicille zu machen geneigt ſeyn, und ſich überhaupt auf das bekannte Brocardicum juris berufen möchte: voluntas hominum ambulatoria est usque ad mortem. Wenn aber Herr Vogt guten Rath anzunehmen geneigt iſt, legt er die Feder für immer weg, wenn wir ihm offen geſtehn: daß ſein letztes Werk uns als ein wahres Sammelſurium des Abgedroſchenen und Gemeinen erſchienen ſey. Kann Er nichts Beſſeres hervorbringen, ſo ſchweige er hinführo! Das Wahre, was ſein Buch enthält, iſt ſchon von (zum wenigſten geſagt) Hundert Andern beſſer, genauer und geiſtvoller vorgetragen worden. Für junge Geſchichtsforſcher ſoll dies Werk ſeyn! Gegen den Sprachgebrauch iſt es aber, Quintaner ſchon ſo zu nennen, und nur dieſe möchten aus dem Buche etwas lernen können.

Auf der erſten Seite des Vorberichts wird vom Verfaſſer mit Beſcheidenheit verſichert: „daß berühmte Geſchichtsforſcher ſeine Schriften entweder benutzt, oder ihnen die Ehre angethan, ſie neben die Werke des Polybius, Tacitus, Machiavelli und Montesquieu zu ſtellen.“ Iſt das Scherz oder Ernſt? Und welche Geſchichtsforſcher mögen das geweſen ſeyn?! —

1806 reiſ't übrigens der Verfaſſer zu Napoleons Kaiſerkrönung! —

S. 61 lieſt man die gewiß Vielen unerwartete Nachricht: „daß die Franzöſiſchen Schauſpieler mit Verachtung auf die verzerrten Gruppen der Niederländiſchen Schule herabſehn und auf die Griechen verweiſen!!!“

„Das Ballet: der Traum Oſſians, iſt nach S. 65 das ſchönſte Werk der Kunſt, was Hr. V. ſah, eine perſonifizirte Apokalypſie!!“ —

Nach S. 109 iſt „Corneille der Aeſchylus, Racine der Sophokles, und Voltaire der Euripides der Franzoſen.“ (Omne simile!)

S. 133 „wird Condillac der Franzöſiſche Kant genannt.“ Das hat wahrſcheinlich Hrn. V. einmal eine Franzöſiſche Gouvernante geſagt.“

Nach S. 146 „hat Jakobi in ſeiner Schrift an Moſes Mendelſohn und Joh. H. Vogt (wahr-

scheinlich ein Verwandter unsers Verfassers!) erst auf das aufmerksam gemacht, woran es noch aller Philosophie fehlt." (Was mag das seyn? Die Philosophie hat doch in ältern und neuern Zeiten immer rechte Ignoranten unter ihren Bekennern gehabt!)

S. 148 berichtet Hr. Vogt: daß er für die Aschaffenburger Bibliothek einen klassischen Katalog angefertigt habe, der sich noch dort befinde!

Doch genug; denn wir könnten noch aus dem kaum zur Hälfte gebrachten ersten Theile mehr als noch einmal so viel des Seltsamen, ohne sonderliche Mühe, herausfinden, wenn wir nicht das Ermüden der Leser befürchten müßten. Gnügen mag das Wenige, das, verbunden mit dem, was wir oben sagten, in den Stand setzt, deutlich einzusehn, daß aus dem Werke keine einzige neue Ansicht zu schöpfen. Der 2te Band handelt in tiefster Gemeinheit, vom Fürsten und Staatsminister bis zur feilen Dirne, Alles im Staate mit empörender Frivolität und Weibergeschwätzigkeit ab. In dem 3ten ist größtentheils populäre Kriegskunst. Auch davon wird hoffentlich kein Leser viel lesen.

A...r.

Epigramme.

Der bündige Schluß.

Der Hofrath ist ein feiner Mann, ganz ohne Tadel,
(Sprach Frau von Forst zur Tochter,) ja, das däum' ich ein;
Demungeachtet kann er nicht der Deine seyn.
Denn sieh', mein Kind, der Hofrath ist ja nicht von Adel.

Preßfreiheit.

Freiheit der Presse wollt ihr, Autoren, in Deutschland erringen.
Habet ihr aber bedacht, daß schon Unsinn genug,
Selbst wo die strengsten Censurgesetze euch Fesseln anlegen,
Unsere lesende Welt jährlich aus Pressen empfängt? Z—gd.

Neuigkeiten.

Aus Weimar.

(Schluß.)

Eine andere, wichtigere Neuigkeit ist's, daß, wie ich höre, eine Gesellschaft von Weimarischen Gelehrten mit Anfang Juli, unter dem Titel: „Zeitschwingen oder Weimarisches Unterhaltungsblatt," eine neue Zeitschrift beginnen wolle. Was sonst derartiges von Weimar ausgegangen ist, und die Zahl der geistigen Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die noch in Weimar leben, verbürgt, daß es etwas nicht ganz Gewöhnliches seyn werde. Es soll auch mit oder in diesem Blatte eine Gallerie von Bildern der jetzt lebenden Deutschen Historienmaler eröffnet werden, indem jedes Monat eine vorzügliche historische Komposition, in Umrissen gezeichnet, und von den Bemerkungen der Weimarischen Kunstfreunde begleitet, ausgegeben werden soll.

Der Etatsrath von Kotzebue hat seit seinem Hierseyn unsere Bühne bereits mit einem kleinen Lustspiele: „der Freimaurer," beehrt, das recht artig seyn soll, und das wir in wenig Tagen auf der Bühne sehen werden. Pf.

Aus St. Petersburg.

Dieser Tage hatten wir wieder einen Beweis, was sich Theaterdirektionen erlauben können, wenn sie gegen die öffentliche Stimme geschützt sind. Es ist ein Lustspiel in Versen aufgeführt worden (unter den Namen: die Lehre der Heuchlerinnen), worin ein bekannter und geschätzter Schriftsteller, der einzige, der im Jahr 1812 in St. Petersburg sich entschlossen hatte, eine patriotische Zeitschrift herauszugeben, auf die Scene gebracht wird. Die Herren Anstifter dieser niedrigen Rache (d. h. eine Bande junger Laffen, die Schriftsteller seyn wollen, und von einem alten Gecken angeführt werden, der sich eingebildet hat, daß er der wahre Nachfolger Derschowins sey, und daß nur die eigensinnigen Journalisten ihm die wohlverdiente Unsterblichkeit absprechen), hielten es nicht genug, den Mann, den sie lächerlich machen wollten, sehr genau in den Versen des Stücks zu bezeichnen, sondern trieben die Dreistigkeit so weit, den Schauspieler als dessen Karrikatur aufzustutzen. Als der lange, schmächtige Akteur, im blauen Frack, mit einer Brille, die Hände in die Aermel gesteckt, und ohne Puder die Haare glatt gekämmt, auf der Bühne erschien, erscholl von allen Seiten: „Das ist...!" Die lobliche Zunft nahm diese Erscheinung mit einem wüthenden Beifallrufen, der größte Theil des Publikums mit verdienter Verachtung auf. Diese Scene wurde wiederholt, als der Schauspieler mit den Worten: „Mein Journal!" ein blaues Heft aus der Tasche zog. — Das Stück war sehr matt und mittelmäßig, ohne Sinn und Zusammenhang. Als der Vorhang fiel, wurde der Schuljunge, der es geschrieben hatte, von seinen Kameraden, unter der Anführung ihres Mäcens, feierlich herausgerufen! — Der öffentlich beschimpfte, und zum Harlekin vor dem ganzen Publikum gemachte, Schriftsteller muß — schweigen. Wären ihm die Hände nicht gebunden, so hätte sich weder die hochverehrte Direktion, noch die lobliche Schuljugend, so etwas gegen ihn erlaubt. — denn sie kennen seine Feder.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Dienſtag, den 25ſten Juni.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Die Erzählung vom Andreuccio.

Nach dem Decamerone des Boccacio frei bearbeitet.

(Fortſetzung.)

Hier nun ereignete es ſich, daß der in tiefem Sinnen Dahermandernde Zwei vor ſich gehen ſah, die, mit einer Leuchte verſehen, ſich ihm zu nähern ſchienen. Da er nun befürchtete, es möchten Häſcher ſeyn, oder ſolche, die geſonnen ihm Leid anzuthun, ſo ſuchte er ihnen auszuweichen; in ein halbverfallenes Gebäude, das er in der Nähe erblickte, leiſe ſich verkriechend. Doch Jene, als ob ſie an dem nehmlichen Orte ſich mit ihm verabredet, traten ebenfalls in das Gemäuer, wie es ſchien um einiges Eiſengeräth hier abzulegen, welches der Eine von ihnen auf den Schultern trug.

Da ſie nun ſo beſchäftigt waren, ſprach der Eine: Was mag das ſeyn? Ich wittere eine ganz abſonderliche Luft um mich her. —

Nachdem er dieſes geſagt, hob er die Leuchte in die Höhe, und die ſchwachbeleuchtete Geſtalt des klägſichen Andreuccio wahrnehmend, feſt in eine Ecke gedrückt, rief er beſtürzt:

„Wer biſt denn Du?“ —

Andreuccio ſchwieg. Jetzt mit der Leuchte näher kommend, fragten ihn Beide: wodurch er ſo ſchändlich zugerichtet worden? Andreuccio aber erzählte aufrichtig, was ihm begegnet.

Wahrhaftig, der Kerl fängt an zu leuchten, wenn er länger ſo ſteht! rief der Erſte von Jenen, während der Andere, wohlmeinender wie es ſchien, zu Andreuccio mit den Worten ſich wendete:

„Armer Tropf, Du dauerſt mich! Aber glaube meinem Worte: wenn gleich Du ſo vieles Geld einbüßteſt, ſo bleibt Dir doch noch viel Grund, Gott zu danken; eben des Umſtandes wegen, daß Du in jenes Loch hinabfallen mußteſt, und nicht wieder in das Dir bereitete Zimmer zurückkehren konnteſt, weil, wenn dieſes geſchehen, ſie darinnen Dich gemüßlich ermordet hätten; ſo, daß ſammt Deinen Goldgulden auch Dein Leben dahin geſahren ſeyn würde. Und zudem, was kann hinterdrein das Wimmern helfen? — Friſch, raffe Dich auf! Du kannſt, wenn Du ſonſt willſt, zu dieſer Stunde dermaßen viel Gold erwerben, als Sterne am Himmel ſind.“

Hierauf beriethen ſich die beiden Geſellen noch einen Augenblick für ſich allein; alsdann richtete ſich der Eine zu Andreuccio mit dieſen Worten:

„Guter Freund, Du ſieheſt, daß wir auf den erſten Blick Mitleiden mit Dir gehabt. Willſt

Du nun jetzt mit uns gehen, eine Sache ins Werk richten zu helfen, die wir eben im Begriff zu vollführen, so kannst Du Dich darauf verlassen, daß der Schlag, welchen Du machen sollst — indem wir Dir Deinen völligen Antheil am Gewinn gönnen wollen — mehr austragen soll, als Du eben jetzt verloren."

Andreuccio, schon halb ein Verzweifelter, antwortete mit: Ja! —

Es war aber unter Jenen die Rede von dem Grabmale eines Erzbischofs, genannt Meſſere Filippo Minutulo, welchen man in seinem völligen Priesterschmucke beigesetzt, mit einem Rubinring am Finger, der über Fünfhundert Goldgülden geschätzt ward. Diesen Todten zu berauben hatten Jene im Sinne, ihr Vorhaben dem Andreuccio großsprecherisch vorspiegelnd.

So geschahe es denn, daß Andreuccio, geldgieriger als vorsichtig, mit diesen beiden Gaunern eine Straße zog, und zusammen mit ihnen den Weg zur Hauptkirche einschlug. Da er aber noch immer durch seine Nähe Jener Nasen beleidigte, sagte der Eine: Könnten wir nicht irgend ein Mittel ausfindig machen, daß Dieser ein Bad erhielte? Worauf der Zweite antwortete: Das kann geschehen. Wir sind ganz nahe an einem Ziehbrunnen, an welchem ein Eimer befindlich ist, der vermittelst eines Seiles in das Wasser hinab gelassen werden kann; da wollen wir hingehen und schnell schöpfen, um ihn sich reinigen zu lassen. — Glücklich an dem Platze angelangt, fanden sie wohl das Seil, aber der Eimer war in die Höhe gewunden, weshalb sie unter sich einig wurden, den Andreuccio selbst an dem Seile in die Tiefe hinab,ulassen, damit er unten sich säubern, und wenn er dieses vollendet, von ihnen wieder herauf gezogen würde; welches auch unverzüglich in das Werk gerichtet ward.

Es begab sich aber, als eben Andreuccio in den Brunnen hinabgeglitten war, daß einige Männer von der Signoria, theils der Hitze wegen, theils vor Erschöpfung, indem sie einem Flüchtlinge nachsetzten, durstig geworden, an diesem Brunnen Halt machten, um einen frischen Trunk zu schöpfen. So wie aber die beiden Gefährten des Andreuccio dieses Anblicks inne wurden, verschwanden sie mit einem Sprunge von ihren Posten. Die Männer der Signoria dagegen hatten Jene durchaus nicht bemerkt; bereits unten am Rande des Brunnens stehend, legten sie ihr Schilder, Lanzen und Mäntel neben sich auf den Boden nieder, streiften die Aermel ihrer Wämser über den Ellenbogen hinauf, mit starker Faust an dem Seile rüttelnd, vermeinend, es ziehe sich darum so schwer von der Tiefe auf, weil der Eimer mit Wasser gefüllt unten daran hänge. So wie nun Andreuccio im Wasser unten dieses wahrnahm, schwang er, einen Unfall befürchtend, rasch an dem Seile sich in die Höhe; wodurch das Seil dermaßen in Jener Fäuste bewegt ward, daß, von Todesschrecken ergriffen, die von Durst Geplagten, ohne auch nur einen Laut hervorzubringen, den Strick fahren ließen, und aus Leibeskräften davon rannten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein kleiner Beitrag zur Würdigung des weiblichen Geschlechts.

(Fortsetzung.)

Vorzüglich stark fand ich das schöne Geschlecht immer in Schilderungen von Charakteren, und schönen Gegenständen der Natur und Kunst. Dies dürfte man wohl vorzüglich aus der hohen Empfänglichkeit ihrer Imagination herleiten. Sollte ihre Phantasie auch mehr reproductiv als schöpferisch seyn, so leihet sie doch ihren Unterhaltungen einen vorzüglichen Reiz. Es bedarf bei ihnen nur weniger Umrisse, nur einiger Züge, so steht der Gegenstand, der ihrer Seele einst vorschwebte, in den feinsten Nüancen, in dem schönsten, reizendsten Gemälde vor den Augen unsers Geistes da. Alles, was für sie Interesse hat, fassen sie scharf und richtig auf, und die Eindrücke sind bei ihnen dauernd und fest. Ich bin daher gar nicht der Meinung derjenigen, die dem Weibe Mangel an Aufmerksamkeit, und bewußtloses Umherschweifen ihrer Phantasie, beimessen. Hat der zu beobachtende Gegenstand für den Mann nichts Anziehendes, weiß er demselben nicht ein moralisches oder intellectuelles Interesse abzugewinnen; so wird es ihm ebenfalls Mühe kosten, seine Aufmerksamkeit ungetheilt zu erhalten. Wer so glücklich war, den Umgang gesitteter Weiber und Mädchen zu genießen, und in ihrem frohen, schuldlosen Kreise die Tage seines Lebens zu würzen, wird es für ausgemacht halten: daß ihre Zusammensetzungen bündig

und gefällig, ihre Darstellungen treu, und für den Zuhörer fast Anschauung sind.

Eine Gräfin von St. entwarf mir einst in Dresden mit wenigen Worten das entzückendste, treffendste Gemälde von dem Harz, dem Brocken und seinen romantischen Umgebungen, wozu ein Anderer vielleicht 100 Worte nöthig gehabt hätte.

Eine allgemein geschätzte Liefländerin in Leipzig, die von ihrem Vaterlande nur mit Enthusiasmus sprach, schilderte mit vieler Freimüthigkeit, im Beiseyn mehrerer Liefländer, ihren Nationalcharakter so allseitig und treffend, daß, ungeachtet einiger hervorstechenden üblen Züge, mit sogar Einer derselben ins Ohr flösterte: Wahrhaftig, so ist die Allgemeinheit Lieflands! Sie hat das Gute und Edle der Nation, so wie die Schwächen derselben, meisterhaft geschildert.

Sind die Weiber überdies Schriftstellerinnen, so haben ihre Compositionen und Zeichnungen einen besondern Reiz; man fühlt sich dabei sanft in Hella's bildsames Klima versetzt, und vermißt mit Vergnügen die kalte Sprache des Schulgelehrten. Mit reiner Freude erinnere ich mich der heitern, belehrenden Unterhaltungen einer de la Roche, unserer liebenswürdigen Deutschen Schriftstellerinn. Mit welcher Innigkeit und Rührung entfaltete sie mir das gehaltreiche Leben des unvergeßlichen Brucker! Wie bescheiden bemerkte sie dabei: „Wenn ich mir einiges Gute beimessen darf, so rührt vielleicht ein großer Theil desselben vom ehrwürdigen Brucker her, der, als er mich taufte, mich mit einigen Funken seines schönen und großen Geistes beseelte.“ War auch dies nur Sprache des Scherzes, so leuchtet doch hohe Achtung gegen jenen Biedermann daraus hervor. Mit welcher Begeisterung führte sie mich in das jugendliche Leben ihres theuren Wieland ein, wo sich die hohen Anlagen seines schönen Geistes kühn und mächtig entwickelten! In der That, würdiger und edler hörte ich noch nie den Charakter und die Verdienste des ehrwürdigen Veterans des Deutschen Parnasses abwägen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei.

Schlegel sagt an einem Orte: der feinste Witz läge in einem Wortspiele verborgen. Demnach gefiel es dem Herrn Professor Gügler in seiner, unter dem Firma: Luzern, bei Joh. Mart. Anies, im Jahre 1816 erschienenen „chemischen Analyse und Synthese des Markus Luz zu Lauselfingen, einem alchymistischen Versuch von einem Mystiker des 19ten Jahrhunderts,“ recht witzig zu seyn, und den geachteten Protestanten, Professor Dereser, Dereser zu nennen. Die Rache über diesen Spott des katholischen Herrn Gügler übernahm schon vor langer Zeit der bekannte Taubmann, der in dem Namen des Abts Clesel darlegte: daß oft 150 Esel in einem katholischen Geistlichen verborgen lägen, und seinen Beweis dadurch führte, daß er den Namen des Herrn Abts theils in Lateinischen, theils in Deutschen Buchstaben, wie folgt, schrieb: CLesel.

Die Wittwe eines in Wesel im Jahre 1809 erschossenen Preußischen Offiziers an ihren Sohn 1813.

1.

Es sank auf Wesels Wall
Der, dem ich Dich geboren;
Den Vater hast Du dort
Durch feigen Mord verloren.
Dich rufe
Ins Feld,
Mein Sohn,
Sein Blut!
Tras' bis ins Grab ist meine,
Ihn rächen Deine Pflicht!

2.

Dem Vaterlande treu,
Ist schmachvoll er gefallen!
Der Rache Stunde schlägt,
Hörst Du den Ruf erschallen?
Dich ruft
Ins Feld,
Mein Sohn,
Sein Blut!
Tras' bis ins Grab ist meine,
Ihn rächen Deine Pflicht!

3.

Dem Gatten schwur ich: Dich
Zum Rächer zu erziehen!

Du lösest meinen Schwur,
Ich seh' Dein Auge glühen!
Dich ruft
Ins Feld,
Mein Sohn,
Sein Blut!
Treu' bis ins Grab ist meine,
Ihn rächen Deine Pflicht!

4.

Und nun Ade, zieh' hin
Zum Kampf mit Frankreichs Tieger!
Gott führ' Dich einst zurück
Zu mir — doch nur als Sieger!
Dich ruft
Ins Feld,
Mein Sohn,
Sein Blut!
Treu' bis ins Grab ist meine,
Ihn rächen Deine Pflicht!

Stichäpfel.

1.

Kleines erspäh' ich so oft, doch selten erschau' ich das Große;
Scheint's doch, als süh' man's fürwahr hier vor den Großen nicht mehr.

2.

Stehendem Wasser, wie ähnlich doch sind die stehenden Heere,
Denn in verderblicher Ruh werden sie beide leicht faul.
Drum auch lob' ich mir stets das fließende Wasser, doch nimmer
Lob' ich das stehende Heer, wenn es ein laufendes wird.

3.

Deutscher Röcke zu viel, der Deutschen Männer zu wenig.
Sinniges Sprüchlein: das Kleid macht ja hier nimmer den Mann!

4.

Staat und Rath, mir heilige Worte, beide vernehm' ich
Jetzt in dem Staatsrath vereint, glücklich drob preis' ich das Volk.

Johannes Regiomontanus.

Neuigkeiten.

Aus Petersburg.

Der General-Adjutant Jomini, rühmlichst bekannt als einer der ersten Schriftsteller über Kriegswissenschaften, soll jetzt, laut einem Auftrage, an der militairischen Geschichte der Feldzüge 1812—14 arbeiten. Es heißt, daß ihm einige ausgezeichnete Russische Offiziere (namentlich die Herren Buturlin und Murowiew, der Sohn eines vortrefflichen Russischen Schriftstellers, der dem jetzigen Kaiser Unterricht in des Litteratur Rußlands gegeben, gestorben 1817 als Staatssekretair und Kurator der Moskowischen Universität), zugegeben seyen. Diese Herren schreiben die Geschichte der Feldzüge, welche nachher vom General Jomini herausgegeben wird.

Der General-Adjutant Sipiagin, Chef des Garde-Generalstaabes, hat einen öffentlichen Dank des Kaisers für die Einrichtung dieses Staabes erhalten. Es ist dabei eine nützliche und bänderreiche Bibliothek in verschiedenen Sprachen angelegt, und es versammeln sich alle Sonnabend einige ausgezeichnete Offiziere, um sich gegenseitig Aufsätze über militairische Gegenstände vorzulesen, und zu verbessern. Von Neujahr soll von diesem Generalstaabe ein militairisches Journal herausgegeben werden, an welchem vorzügliche Köpfe unter den Militairs Mitarbeiter seyn werden. Ausgezeichnete Schriftsteller und Generale, als die Generale Toll, Jomini, der Geschichtschreiber Karamzin u. a. sind Ehrenmitglieder dieses Vereins, dessen Seele der brave und thätige General Sipiagin ist.

Auf das Jahr 1817 erscheinen in St. Petersburg zwei neue Journale: „Der Russische Einsiedler, oder der Beobachter vaterländischer Sitten," und „die Zauberlaterne." Der unbekannte Herausgeber des erstern hat sich vorgenommen, einen Sittenspiegel seiner Zeitgenossen zu schreiben. In dem „Sohn des Vaterlandes" ist ein Probestück aus dieser neuen Zeitschrift eingerückt — sehr matt und mittelmäßig. Statt lebendiger Darstellung findet man darin eine würzlose, seichte Deklamation. Das erste Heft — es erscheint wöchentlich — ist etwas lebhafter, verspricht aber auch nicht viel. Das zweite Journal heißt: „Die Zauberlaterne, oder das Bild der St. Petersburger Hausirer, Handwerker und anderer gemeiner Handelsleute, in ihrem wahren Kostüme nach der Natur treu abgebildet, und in Gesprächen mit einander vorgestellt." Es soll in monatlichen Heften erscheinen, und jedes drei Abbildungen nebst Beschreibung in Russischer, Deutscher und Französischer Sprache enthalten. Jedes Heft soll mit einer lythographischen Abbildung irgend eines Volksfestes versehen werden. Uns ist noch nichts von diesem Journale zu Gesicht gekommen.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Donnerſtag, den 26ſten Juni.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Die Erzählung vom Andreuccio.

Nach dem Decamerone des Boccaccio frei bearbeitet.

(Fortſetzung.)

Dieſes hätte dem triefenden Andreuccio jedoch beinahe das Leben gekoſtet; denn auch ſein Schrecken, als Jene den Streich fahren ließen, war ſo groß, daß er um ein Haar in die Tiefe des Brunnens verſunken wäre, wo er ohne Hülfe hätte umkommen müſſen.

Sein Glücksſtern aber wollte, daß ihm für dieſes Mal noch kein Leid widerfuhr an ſeinem Leibe, und er unverſehrt, wiewohl höchlich erſchrocken, an den Rand des Brunnens hinauf klomm; um bei dem Anblick von den Mänteln und Schilden, welche, wie er gewiß wußte, ſeine Begleiter nicht mit ſich geführt, von Neuem in angſtvolles Erſtaunen zu gerathen.

So beſchloß er denn in ſeiner Verlaſſenheit, und alles Getöse ermangelnd, wenigſtens dieſen Platz ſofort zu meiden; doch kaum hatte er ſeine Füße in Bewegung geſetzt, und die nächſte Ecke erreicht, als die beiden unheimlichen Geſellen abermals ihm entgegentraten, ſchnell die Straße hinabeilend, um ihn, wie zuvor verabredet, aus dem Ziehbrunnen zu heiſen.

Da ſie den Friſchgebadeten aber nun ſchon wieder auf dem Trocknen ſahen, und zwar ohne ihre Hülfe, ſo fragten ſie: wer denn eigentlich dieſen Dienſt ihm geleiſtet? — Andreuccio, erwiederend, daß er dieſes ſelbſt nicht wiſſe, und nur berichtend, welche Sachen er beim Hinausſteigen am Boden liegend gefunden, machte die Schelme zu lachen, daß, während ſie fortgelaufen, jene Männer von der Signoria die Arbeit für ſie hätten thun müſſen.

Dann aber, ohne Zeitverluſt, weil bereits der erſte Hahnenruf vorüber, die Straße nach der Hauptkirche einſchlagend, gelangten Alle glücklich, und ohne viele Schwierigkeiten, bis zu dem Grabſteine des Erzbiſchofes. Dieſer war von Marmor, und nach einem größeren, als dem gewöhnlichen, Maaßſtabe angefertiget. Sogleich eilten die beiden Gaudiebe, ihre Brechſtangen in Bewegung zu ſetzen: ſo daß es gelang, durch die zwiſchen den Fugen eingedrängten Spitzen derſelben, den ſchweren Sargdeckel in etwas zu lüften; in dem Grade, daß, wenn die Stäben nicht weggezogen wurden, ein Menſch zum Hinein- und Hinauskriechen gerade nothdürftig Platz finden mochte.

Dieſes mühſam vollbracht, fragte der Erſte von den beiden Kirchenräubern: Wer von uns geht nun zuerſt hinein? „Ich nicht!“ erwiederte der Zweite. — Ich eben ſo wenig! rief Jener. — „So muß Andreuccio hinein!“ — Das werde ich wohl bleiben laſſen! ſtammelte dieſer.

Ueber diese Weigerung aber gerieth der Erste so gewaltig in Zorn, daß er mit drohender Gebehrde schrie, zu Andreuccio gewendet: „Was unterstehst Du Dich, hier nicht hinein zu wollen? Bei meiner armen Seele, ich will Dich hinein bringen! Denn wenn Du nicht sogleich Anstalt machst, freiwillig hindurchzukriechen, so versetze ich Dir Eins mit dieser Brechstange, daß, wo nicht lebendig Du wenigstens todt hinunterfahren sollst."

Andreuccio schüttelte sich, und kroch wohl oder übel zwischen den Grabstein hindurch — bei sich denkend: „Die Schurken gehen nur darauf aus, mich bei der Nase herumzuführen; ganz gewiß werden sie, wenn ich ihnen jetzt Alles getreulich hinausgelangt habe, behend sich davon schleichen, ehe ich noch wieder aus dem Leichenzwinger hinaus bin; so daß nicht das Geringste für mich zurückbleibt. Da wäre es wohl gescheut, auch von meiner Seite listig zu Werke zu gehen, und vor Allem des kostbaren Rubinringes — hier zog er denselben der todten Hand des Erzbischofes, nicht ohne Schauder, vom Finger — mich zu versichern."

Hiernächst nach dem Bischofsstabe, der Mütze und den Handschuhen greifend, und die Leiche bis auf das Hemd' entkleidend, reichte er seinen Gefährten diese Sachen hinaus, versichernd: daß nun nichts weiter im Sarge zu finden. Jene aber, behauptend: der Ring müsse noch zurückgeblieben seyn, ermunterten den Andreuccio, nur überall genau nachzufühlen, und alle Furcht fahren zu lassen.

Dieser aber wiederholte seine Betheuerungen, daß er denselben nirgends antreffen könne; wobei er fortfuhr, sich anzustellen — um nur Jene hinzuhalten — als sey er noch immer mit Suchen beschäftigt.

Jene aber zeigten sich nicht weniger hinterlistig; denn während auch sie ihn aufmunterten, sich nur dabei Zeit zu nehmen, und keinen Finger im Sarge unbetastet zu lassen, fühlte Andreuccio, wie plötzlich die Stützeisen unter dem Grabdeckel hinweggezogen wurden, und über seinem Haupte weg Jene eiligst die Flucht ergriffen.

Was in diesem Augenblick der arme, innerhalb dem Sarg Eingeschlossene, in seiner Verlassenheit fühlen mußte, wird der Leser dieser Erzählung wohl am besten sich selbst sagen.

Vergebens versuchte er mit Kopf und Schultern die auf ihn niederdrückende Steinlast zu heben, keine Anstrengung half; so daß, der gewaltigen Schwere wegen, der Sargdeckel den Lebendigen fest auf den Leib des Todten bettete — und wer so ihn gesehen, schwerlich würde haben unterscheiden können, in welcher von beiden Gestalten mehr Leben sich rege, in der des Erzbischofes, oder in der seinigen.

Allein je heller die Besinnungskraft in Andreuccio, je lauter war auch sein Jammergeheul, indem er wohl einsahe, daß hier, sonder Zweifel, dem Einen oder dem Anderen er werde unterliegen müssen. Entweder, wenn Niemand käme ihn zu erlösen, vor Hunger und Moderduft hier umzukommen, oder, wenn ja Einer ihn hervorzuziehen erschiene, als ein Dieb an dem Galgen zu baumeln.

(Der Schluß folgt.)

Ein kleiner Beitrag zur Würdigung des weiblichen Geschlechts.

(Fortsetzung.)

Ich glaube keineswegs dem männlichen Geschlechte zu nahe zu treten, wenn ich den Weibern ein gewisses ausschließendes Eigenthumsrecht auf schöne, harmonische Darstellung, auf Grazie im Ausdruck und gefällige Form, in die sie den Stoff ihrer mündlichen oder schriftlichen Unterhaltungen einkleiden, einräume. Bei ihnen spricht, Alles, sowohl der Mund, als eine der Sache angemessene Aktion und Stellung des Körpers, ihr Auge und ihre Gebehrden, wobei ihnen noch oft eine angenehme Stimme zu Hülfe kömmt.

Durch alles dieses wissen sie oft einem unscheinbaren Gegenstande, den wir der Beachtung nicht würdig gefunden hätten, irgend einen Reiz oder irgend etwas Gefälliges abzugewinnen, jeder todten Form Leben und Munterkeit zu geben, und ihren Einwürfen und Gegenvorstellungen, die sie uns bisweilen zu machen genöthigt sind, das Harte und Beißende zu benehmen. Bei den überraschendsten Einfällen, bei den unzähligen stark kolorirten Bildern, die aus ihrer feurigen Phantasie strömen, verstoßen sie selten gegen das Schickliche; nie werden sie unanständig und plump. So wissen sie uns oft unwillkührlich für sich einzunehmen.

Hierin, bekennen wir es nur offenherzig, steht der Mann im Allgemeinen dem schönen Geschlecht noch sehr nach. Wie oft erlaubt er sich Anspielungen, die, seyen sie auch noch so fein und witzig, Ohr und Herz beleidigen! Wie oft wird er in

seinen Gesprächen rauh und heftig, wenn das Mädchen oder die Frau ihre Gründe mit Bescheidenheit entgegensetzt; wenn sie bei ihrer Ruhe und Gelassenheit noch mehrere Seiten an Gegenständen der Unterhaltung auffindet, und dadurch unwillkührlich ihm ihre Ueberlegenheit fühlen läßt! Heftigkeit führt leicht zur Einseitigkeit; jene kann und will der Mann keinesweges gegen das vermeintlich schwache Geschlecht sich zu Schulden kommen lassen. Einseitigkeit verschwistert sich aber wieder, ehe man sich's versieht, mit einer gewissen Rechthaberei und Intoleranz, die bei ihm endlich in Anzüglichkeit und bitterem Spott ausartet.

Der Mann mache immerhin Anspruch auf Gründlichkeit und Scharfsinn, auf ausdauerndes, unermüdetes Forschen nach Wahrheit, auf Bündigkeit und Kürze, als die Seele des Witzes; nur räume er so viel ein, daß seine Unterhaltungen in geselligen Zirkeln nicht die Urbanität, die Sittsamkeit, und dem ätherischen, erwärmenden Geist athmen, als die der Damen. Ist er aber im Besitz dieser schönen geselligen Tugenden, so dürfte er sie wohl größtentheils dem gebildeteren Theile des weiblichen Geschlechts verdanken.

Man findet diese Ueberlegenheit selbst bei minder gebildeten Frauen der niederen Volksklasse; ja schon einige Spuren unter Kindern weiblichen Geschlechts. Es zeigt sich, wenn Knaben und Mädchen über einen und eben denselben Gegenstand ihre Gedanken aufsetzen, bei den letztern immer mehr Unbefangenheit, Natürlichkeit und Klarheit, die das Ganze erhellet, und mit einem sanftern Reiz umgiebt.

Man mache sich das unschuldige Vergnügen, und lese, wenn man Gelegenheit hat, nur einige Briefe, die zwei ländliche Geliebte unter sich wechseln, mit einiger Aufmerksamkeit durch. Nach berücksichtigter beiseitiger Unkultur, wird man nicht umhin können, der liebenden Bäuerin den Vorzug in der Einkleidung ihrer Gedanken zu geben, und selbst bei dem heftigsten Feuer der Liebe eine natürliche Schaam und Sittsamkeit bemerken. Weniger kann der Ausserkohrne ihres Herzens seine Rusticität verbergen; er stolpert einmal über das andere, und schließt am Ende, wo man es doch am wenigsten erwartet, mit Plumpheit und einem derben vermeintlichen Witz, wenn die Bäuerin noch ein unschuldiges, gefälliges Postscript hinzufügt, um ihrer Herzlichkeit das Siegel aufzudrücken.

Briefe tragen gewissermaaßen, wenn man auf Ordnung der Gedanken, auf Ausdruck und Styl, auf flüchtige, ernste und gerade Federzüge achtet, das Portrait derjenigen in sich, die sie schreiben; und sind immer mehr oder minder reiner Abdruck menschlicher Seelen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei.

Spötter behaupten, die Zeiten wären vorüber, wo ein Orpheus zur Hölle stieg, um seine Eurydice wiederzuholen; ja sie erfrechen sich sogar zu versichern, daß viele Ehemänner unsers Jahrhunderts zum Styx wandeln möchten, um ihre Eurydice'n loszuwerden. Sollte diese Versicherung in der Mehrheit begründet seyn, so will ich jenen Ehemännern einen Weg zeigen, wo sie sich, ohne in die Hölle zu gehn, auf Erden schon auf die rechtlichste Weise von der Welt von ihren Weibern befreien können. Sie dürfen nur mit diesen zu einem Völkchen wandern, das in dem südöstlichen Persien lebt, und die Afganen genannt wird. Unter diesen herrscht der löbliche Brauch, daß alle Verbrechen durch Auslieferung von Weibern gesühnt werden. Dort wird eine abgehauene Nase oder ein abgerissenes Ohr mit sechs Weibern vergütigt; ein ausgeschlagener Zahn mit drei Weibern wieder eingesetzt, und eine Kopfwunde mit einem Weibe geheilt. Demnach darf ja nur ein geplagter Ehemann aus Europa mit seiner theuren Hälfte nach Persien ziehn, dort einem Afganen ein Loch in den Kopf schlagen, und seine Xantippe dem Verletzten als ein Heilpflaster überreichen, so ist plötzlich Beiden geholfen. Nur hüte sich der Europäer, daß der Afgane ihm nicht zuerst eine Kopfwunde beibringt, denn da würde er das doppelt erhalten, was er nicht einfach besitzen möchte. Er nehme sich daher in solchem Falle das Sprüchlein zu Herzen: Bis dat, qui cito dat, nil dat, qui munera tardat. Sollte er aber das Unglück haben, einem Afganen einen Zahn auszuschlagen, und er so verwundern seyn, ihm drei Weiber zu geben, so kann er ihm für die zwei fehlenden auch nach Belieben 2 Rupien zahlen, was in unserm Gelde ungefähr 2 Rthlr. 26 Gr. betragen würde. Wahr-

lich, in Persien gelten und kosten doch die Weiber bei weitem nicht so viel, als in Europa.

Johannes Regiomontanus.

Jakob II. von England war der Proselytenmacherei sehr ergeben. Da er einst in dieser Hinsicht sein Heil an dem Obristen Kirk versuchen wollte, erwiderte dieser ganz kalt: „Ew. Majestät halten zu Gnaden, ich bin auf den Fall einer Religionsänderung bereits versprochen; ich habe mich bei Mahomed schon engagirt!“ — Auf solche Weise wollen wir Sachsen die thörichten Anmuthungen der unter uns sich befindenden Proselytenmacher ebenfalls kurzweg zurückweisen. Das schönste Zeichen unsrer reliaiösen Duldung und unsers unverwüstlichen Langmuths haben wir denselben schon dadurch gegeben, daß wir sie ungeahndet mitten unter uns gegen unsern heiligen Glauben und unsere Religionsheroen renomiren (sit venia verbo!) lassen. Mögen sie, so oft es ihnen beliebt, ihre Pfaffen und Jesuiten finsterer Jahrhunderte würdigen, Fastenpredigten halten — wir achten das nicht, und werden nimmer katholisch! D.r Versuch, uns in die alten hierarchischen Sümpfe zurückführen zu wollen, ist der unglücklichste und nichtigste von der Welt, und des Katholizismus entzückte Lobredner erregen höchstens unser Mitleiden. Bald wird man zu der Ueberzeugung gelangen müssen, daß das durch und durch protestantische Sachsen kein Feld für solche Operationen sey, und daß das Geld eines auswärtigen Staatsmannes für gewisse litterarische Unternehmungen — weggeworfen sey. Sprachfeger, forcirte Mittelalter-Naturen und Mystiker machten bei uns kein Glück; Jesuiten vollends und Proselytenmacher — fallen geradezu durch! — — —

A...r.

Leipzig, den 12. Juni 1817.

Der Namensuchende.

Bergfeen suchest du mit Recht,
Und wählest sie zu allen Namen
Für deiner Melo-Monodramen
Aetherisches Geschlecht.
Zuerst sollt' es Melida seyn,
Dann aber fiel die Lida ein;
Du streichst noch einen Consonanten,
Denn — Ida — ist ein mildes Wort —
Ich bitte, fahr' nicht weiter fort,
Sonst räche sich eine der Verbannten.

A***.

Neuigkeiten.

Aus Leipzig.

Um ein Seitenstück zu manchem Aufsatz, die, gegenwärtig bei Hrn. Petermann, Entrepreneur des Theaters an der Pleiße zu Leipzig, befindliche Leutnerische Gesellschaft betreffend, zu liefern, setzt auch Ref. seine Feder in Bewegung; aber lediglich aus der Ursache, endlich einmal die Wahrheit zu predigen, welche so oft verstümmelt und verzerrt dem neugierigen Publikum zur Schau gebracht wird. Ref. hatte nur einigemal auf einer Geschäftsreise Gelegenheit, in Zittau und Bautzen diese vielbesprochene Gesellschaft zu sehen, und muß bekennen, daß, soviel sich nehmlich mit gesundem Verstande verlangen läßt, Direktion und Personale alles Mögliche thaten, das Auditorium zufrieden zu stellen. In Zittau wohnte ich der Vorstellung von „des Teufels Lustschloß,“ natürliche Zauberoper in 3 Akten, von Kotzebue, nebst Musik von einem gewissen Volkert, bei. Außerdem, daß das Orchester ziemlich mittelmäßig war, und der Inhalt der Musik die unbefangenen Zuhörer dann und wann an mehrere große Meister erinnerte, ging alles gut von Statten. Herr Starkloff sang den Helden des Sujets recht brav. Das übrige Personale war nicht in dem Falle, aber gut einstudirt.

Bald darauf las ich den Zettel eines neuen Stücks, betitelt: „Oybin bei Zittau im Jahre 1347,“ in 5 Abtheilungen, von einem ungenannten Verfasser, nach der Geschichte bearbeitet. Da ich kein Liebhaber von Ritterschauspielen bin, wollte ich erst nicht Notiz davon nehmen; aber das Zuströmen von Schaulustigen, und die Neuheit des Stoffes, reizten endlich auch meine Neugier, und ich ging ins Theater. Das Haus war gedrängt voll. Das Stück interessirte mich, trotz meiner Abneigung, doch, und ich hielt bis ans Ende aus. Die Geschichte war getreu bearbeitet, voll Theatercoups, und mit jugendlicher Phantasie ausgeschmückt. Herr Vogt als Dietrich, Dem. Eckart als dessen Tochter, Herr Steeger als Bürgermeister ärnteten, besonders letztere Beide am Schlusse mehrerer Scenen, verdienten Beifall.

Das übrige Personale war, bis auf Hn. Leutner als Gast, angeblich vom Stettiner Theater, der ehemals brav war, sehr gut einstudirt. Hr. Leutner hatte es jedoch nur seinem zu spielenden Charakter (dem Burgpfaffen) zu danken, daß er nicht gänzlich durchfiel.

(Der Schluß folgt.)

1817. Nro. 184.

Ernſt und Scherz,

oder

der alte Freimüthige.

Sonnabend, den 28ſten Juni.

Wahrheit! Wahrheit!
Alles Uebel kommt vom Irrthum!

Die Erzählung vom Andreuccio.

Nach dem Decamerone des Boccaccio frei bearbeitet.

(Schluß.)

In dieſen trübſeligen Beſorgniſſen verloren, dünkte dem Andreuccio, deſſen Stimme, nach ſo großer Anſtrengung, zu verſagen anfing, als höre er Tritte in den Gängen der Kirche, und ein Geſpräch von Leuten, welche — wenn er nur einigermaaßen ſeinen Ohren trauen dürfe — dasjenige hier zu verrichten in Begriff ſtänden, was ihm ſammt jenen Geſellen bereits zu vollbringen gelungen war.

Weil jedoch die ſo eben in der Kirche Umherwandelnden bemerkt haben konnten, was ſo eben in der Gruft vorgegangen war, ſo verhielt er ſich, nach einigem Beſinnen, vorerſt ganz ſtill auf dem Erzbiſchofe. Es dauerte aber nicht lange, als Worte — aus der Kehle eines Prieſters, wie es den Anſchein hatte — ganz vernehmlich unter dem Sargdeckel zu hören waren:

„Weshalb fürchteſt Du Dich, mein Sohn! Glaubſt Du daß er Dich freſſen werde? — Glaube mir, einem Diener der Kirche, noch kein Todter hat jemals einen Lebendigen verſchlungen.“

Dieſe Anrede vollendet — ſtemmte der prieſterliche Redner ſeine breite Schultern gegen einen Pfeiler des Gewölbes, drehete den Kopf abwärts, hielt den Athem an ſich, ſo verſuchend den Fuß durch die jetzt ziemlich bemerkliche Spalte des Eingangs zu drängen; welches ſo gut gelang, daß Andreuccio unverſehens ſo viel Raum gewann, ſeinen Fuß aufzuheben, denſelben um des Prieſters Wade zu ſchlingen, und ſo gewaltſam daran zu ziehen, daß faſt der halbe Leib der Wade nachzufolgen gezwungen ward.

Gewiß hätte ein ſolcher Griff aus einem Grabmale, nach ſeinem Beine hin, wohl auch den Tapferſten erſchreckt, wie viel mehr nicht einen Pfaffen. — Derſelbe ſtieß ein furchtbares Gebrüll aus, gewaltſam unter dem Grabſteine ſein Bein wieder hervorziehend, während noch Mehrere, zu ſeiner Begleitung gehörend, zuſammt mit ihrem Prieſter, nicht anders zu laufen anfingen, als ob Hunderttauſend Teufel ihnen nachſetzten.

Jetzt aber begab ſich auch Andreuccio, welchem der Umfang des prieſterlichen Beines hinreichend Platz geſchafft, fröhlich — wie Einer, der vom Tode zum Leben eingeht — aus der Gruft hervor, und auf demſelben Wege zur Kirche hinaus, auf welchem er hinein gelangt war. — Es war indeſſen lichter Morgen geworden, und da er auf gut Glück den Weg zu ſeiner Herberge einſchlug, ſo zeigte ſich ihm bald die ſpiegelhelle Meerfluth, an welcher vorüber ſeine Straße ſich bog.

Da er nun endlich auch die Herberge wieder fand, woselbst die treuen Gefährten von Perugia, sammt den Wirthsleuten, die ganze Nacht hindurch angstvoll seiner geharret, und ohne Schlaf verblieben, berichtete er denselben getreulich, was ihm wiederfahren; der Gesellschaft aber, nach Anhörung der Stimmen über des Wirthes Meinung von dieser Sache, ward vollkommen einleuchtend, daß sie nichts Dringenderes zu thun habe, als ungesäumt zum Aufbruche von Neapel sich anzuschicken.

Dieses ohne Säumen vollführend, langten die Kaufleute mit dem Andreuccio glücklich in Perugia wieder an; welcher eines Rubinringes jetzt sich erfreute, da, wo mit neuerhandelten Pferden zu stolziren er sich vorgenommen hatte.

A. v. S.

Ein kleiner Beitrag zur Würdigung des weiblichen Geschlechts.

(Fortsetzung.)

Man sucht oft die vorzüglichen Quellen alles Bösen, aller menschlicher Schwachheit in den Weibern und ihrem Einfluß, den sie auf Erziehung und Bildung des Menschengeschlechts haben. List und Verschmitztheit leiten, nach Vieler Meinung, ihre Handlungen; Treue und Beständigkeit sollen ihnen bloß dem Namen nach bekannte, ihrem Herzen aber ganz fremdartige, Dinge seyn, oder höchstens nur, als Ausnahme von der Regel, bei einigen wenigen Statt finden; ja, Rochefoucault sprach ihnen geradezu die Fähigkeit zur Freundschaft ab. Alles dieses spreche nicht nur die Geschichte der Menschheit, sondern auch die Offenbarung, ganz deutlich aus.

Mit Wehmuth muß es jedes fühlende Herz erfüllen, ja empörend ist es, wenn man wahrnehmen muß, daß religiöser Wahn und herrischer Stolz des Mannes, selbst in den heiligen Mythen der Hebräer, seine Despotie gegen das hülflose Geschlecht von jeher entschuldigt und mit Gottes Finger beurkundet zu finden glaubte. Ihm war das Weib die Ursache des göttlichen Bannstrahles, des Fluches, der über das ganze Menschengeschlecht ausgesprochen worden, weil ihr nach Ausschweifung lüstete, und der erste Teufel ihre Liebe wankend machte. Man sollte kaum glauben, daß man in unsern lichtvollen Zeiten noch ähnliche energische Aeußerungen, und die herabwürdigendsten Urtheile über das weibliche Geschlecht hören könnte; und dennoch vernimmt man sie. Eine Ursache davon glaube ich in den großen und unbilligen Forderungen zu finden, die man an das Weib macht; eine andere in der oberflächlichen Bekanntschaft des männlichen mit dem weiblichen Geschlechte. Viele wähnen ein weibliches Wesen genau zu kennen, wenn sie die Schwächen und Fehler desselben aufgefunden haben — leider! die gemeine und gewöhnliche Menschenkenntniß — weit entfernt, zu überlegen, daß diese leichter in die Augen springen, und offner bei jedem Menschen daliegen, als das innere, unsichtbare Heiligthum der Seele, das sich oft tief verbirgt und dem sinnlichen, flüchtigen Auge des Beobachters entzieht. Einseitige und schiefe Urtheile sind hier unvermeidlich. Endlich trägt die genauere Kenntniß von wirklich fehlerhaften und ähnlichen Geschöpfen, von denen man zu unbedächtig und schnell den Schluß auf alle macht, nicht wenig zu ihrer Geringschätzung und Herabwürdigung bei.

Anzeigen.

Der Todes-Chor, von C. W. Fröhlich. Berlin 1817. — Eine so feste, wie heitre Denkkraft, tiefe, dem Glauben hingewandte Gemüthlichkeit, sinnreiche Fantasie und edler Geschmack stellten dies Werklein zusammen. Ob aber auch in dem, was hier vom Zustand der vom Leben Scheidenden gesagt ist, Wahrheit enthalten seyn mag, ist wohl nicht zu behaupten, da von diesem Wege Niemand heimkehrt. Auch wurde von Schreintod und Starrsucht stets viel geredet und wenig bewiesen. Gleichwohl interessant ist die hier aufgestellte physiologische Hypothese, und rührend die Idee einer Verschnürung des Todesgefühls bei geliebten Sterbenden.

— Chronologisches Taschenbuch der neuesten Geschichte (von 1789 bis 1817), nebst einer Uebersicht der denkwürdigsten Begebenheiten der ältern, mittlern und neuern Geschichte. Herausgegeben von Karl Stein, Königl. Preuß. Hofrath und Professor. Dritte, verbesserte und vermehrte, Ausgabe. Berlin, bei G. Hayn, 1817. — Das fleißig gearbeitete, den Geschichtsforschern so nützliche Buch ist zwar an manchen Orten, und mit vollem Recht, schon gelobt worden; doch halten wir auch diese abermalige Empfehlung keineswegs überflüssig. Bequemer als dies ist dem Gedächtniß wohl nicht zu Hülfe zu kommen, und mittelst des einen sinnig überdachten Werkes gewissermaßen eine ganze historische Bibliothek zu entbehren.

Der Jugendtraum.

Auch mir war ein schöner Lenz erstanden,
Hoffnung strahlte aus dem Frühlingsglanz,
Trübe Nächte, kalte Tage schwanden
Vor dem Strahl der milden Sonne ganz.

Jedem Wesen blühe zart ein Leben,
Dem ein Frühling seinen Zittig schwang;
Traumes Bilder, die es hold umschweben,
Zeigen gaukelnd nach des Lebens Gang.

Aber ach, des Frühlings Sonnen schieden,
Und das Traumbild früher Jugend schwand!
Ruhe flieht den Wankenden hienieden,
Sehnsucht reicht ihm kümmerlich die Hand.

Tugend will der schwache Mensch erringen,
Glaubt vielleicht auch schon errungen sie;
Doch wo Welten sich um Welten schwingen,
Reift sie zu Vollkommenheiten nie.

Träumend schwankt er, doch nicht Jugendträume
Wiegen ihn in lange [illegible],
Blüthen sterben ihm im Jugendkeime,
Und das Leben ist im Traum vollbracht.

Wache Schlummrer, wo die Sonne strahlet,
Du gehörst nur trüben Nächten an,
Träume, die das Jugendland dir malet,
Finde wachend in dem Ocean.

F. Hermes.

Gebrauch der Gegenwart.

O genießt die Gegenwart der Freuden,
Und verscheucht die Sorge eurer Brust!
Ob sie schöne Zukunft mag vergeuden,
Hat bisher kein Sterblicher gewußt.
O genießt des Frühlings Gegenwart,
Dem vielleicht kein beß'rer Sommer harrt!

Freund, genieß des Lebens Herrlichkeiten,
Die so vielfach uns ein Gott geschenkt;
Sie versöhnen mit Vergangenheiten
Dich, der nur an beß're Zukunft denkt.
Was auch Bittres Gegenwart behält,
Wird vielleicht durch Zukunft noch vergällt.

Nimm den Kuß, den dir das Mädchen winket,
Nicht entzückt der Gattin Kuß so sehr;
Und die Hoffnung, die oft strahlend blinket,
[illegible]
Eh man wähnt des Sommers Schwüle nah,
Sind auch schon des Winters Stürme da.

F. Hermes.

Neuigkeiten.

Aus Leipzig.

(Schluß.)

Wir dankten alle Gott, als am Ende des 4ten Akts, nach der wahren Geschichte bezeichnet, von Dietrich der Befehl ertheilt wurde, den Burgvogt, den Felsen hinabzustürzen, und wünschten ihm einen leichten Tod. Im letzten Akt nahm sich die Burg in Brand, und das zweckmäßig angeordnete Gefecht, sehr gut aus; und das Stück wurde den folgenden Tag bei vollem Hause mit Beifall wiederholt. — Bald darauf reis'te ich nach Görlitz, und späterhin die Gesellschaft nach Bautzen ab.

In Bautzen traf ich selbige wieder, als ich gerade auf der Tour nach Dresden durchreiste. Mein Aufenthalt war auf drei Tage beschränkt; und ich kann daher, außer einer einzigen Vorstellung, wenig berichten. Die Gesellschaft gefiel; und das ist bei den Forderungen des Bautzner Publikums gewiß genug. Denselben Tag, als ich in Bautzen ankam, wurde ein ganz neues Stück gegeben. Es hieß: „Wenzeslaus, König von Böhmen, oder die Bestürmung von Budissin," vaterländisches Schauspiel in 5 Abtheilungen, in gereimten Jamben geschrieben, und hatte ein Mitglied der Gesellschaft, Hrn. E. C. Thomas, zum Verfasser. Die am Schlusse jedes Akts vorkommenden Chöre sind, wie ich in Erfahrung brachte, von dem verdienstvollen Compositeur Hrn. Berger in Bautzen. Hr. Vogt als Wenzeslaus, Hr. Thomas als Heerführer der Hussiten, Hr. Arnstein als neuer, und Hr. Stenger als alter Bürgermeister, zeichneten sich vortheilhaft aus; aber schon wieder war Hr. Leutner durchaus nicht anzusehen und zu hören. Er spielte den verrätherischen Stadtschreiber, zerriß die Bande der Freundschaft, der Gesetze, und — der Jamben, die, zum Theil richtig verfilzirt, bei dem ganzen übrigen Personale keinen unangenehmen Eindruck machten. Das Sylbenmaaß kam Ref. ziemlich richtig vor. Phantasie und das Auf-

finden schöner Gleichnisse und Bilder haben auch redlich das Ihrige gethan. Freilich versteht es sich von selbst, daß, bevor der Verfasser es in Druck giebt, das Ganze erst aufs neue von ihm durchgesehen werden muß, damit alles seine gehörige Rundung bekomme. Hr. Thomas erhielt auch, als er im 4ten Akt die Getrennten so tolerant als edel wieder vereinigte, den Verräther der Stadt seinen eignen Mitbürgern zur Bestrafung übersandte, und dann, von Heldenmuth beseelt, den Sturm der Stadt beschließt, wie er abging, ungetheilten Beifall zum Lohne; welches seiner Arbeit sowohl, als seinem braven Spiel, gelten konnte. Wunderbar ergriff mich das Herzerhebende des letzten Chors im 5ten Akt, welches mit den Worten: Herr Gott, dich loben wir! anfängt, und in welchen Hr. Bergt sich als meisterhafter Tonsetzer auszeichnete. Das Orchester executirte vortrefflich, und ich wohnte am andern Tage der verlangten Wiederholung dieses Stücks aufs neue bei. Hier erfuhr ich denn durchs Ungefähr, daß Hr. Thomas' auch der Verfasser des „Oybin bei Zittau," und der Sohn des 1806 zu Leipzig verstorbenen Musikdirektor Thomas sey; und wünsche dem jungen Manne Glück zu seinen Talenten, die ihm, wenn er sie noch weiter ausbildet, wohl zu seinem fernern Fortkommen sehr dienlich seyn möchten.

P . . l.

Nachricht.

Dieses Blatt leidet von jetzt an einen Stillstand; sein gänzliches Aufhören anzukündigen, bin ich nicht ermächtigt; Herr Dr. Merkel hat nur zu entscheiden: ob er ihm einen neuen Anfang begründen will.

Nur während seiner Abwesenheit besorgte ich die Herausgabe, nehmlich aus den vorhandenen und einlaufenden Beiträgen; eigne lieferte ich wenige, damit nicht die älteren Herren Mitarbeiter klagen möchten: ich verträte ihnen den Raum. Was von ihren Beiträgen keine Aufnahme hat finden können, wird Herr Enslin durch Buchhändlergelegenheit ihnen zusenden.

Aus Mangel an Theilnahme (sowohl bei der Lesewelt, als bei namhaften Schriftstellern, die es vielmehr immer häufiger durch Aufsätze ehrten,) dürfte keineswegs das Blatt enden; doch müßte allerdings sein Stifter und Inhaber zugegen seyn.

Wenn dieser jedoch nach Liefland gereiset, und bis jetzt von da nicht zurückgekehrt ist, so leiten ihn ohne Zweifel Beweggründe, die ihm wichtiger sind, als der ungehemmte Fortgang seiner hiesigen Zeitschrift. Das ist einleuchtend genug, weil er zu Riga eine andere, seit Jahren blühende, durch ganz Rußland gangbare und geachtete, herausgiebt. Vielleicht erachtet er seine Gegenwart beim Hauptstamm nöthiger als an der Nebenpflanzung.

Wollen Gegner bei dem Eingehn der letzten Spott erheben, so ist er unzeitig genug, und Herr D. Merkel wird ihn — wenn es ihm der Mühe lohnend dünkt — schon durch seinen berühmten Witz ahnden. Die aber meinen, ihm durch nachgesandte Giftpfeile weh zu thun, treffen ihr Ziel so wenig, daß sie Herrn D. Merkel vielmehr dadurch ergötzen.

Vor zwölf Jahren trat eine Schmähschrift, Testimonia auctorum de Mercelio genannt, ans Licht. Ihr Verfasser hatte Alles zu sammeln gesucht, was nur während des muthigen Heroskampfes, den Hr. D. Merkel für das, was ihm wahr und recht erschien, bis dahin bestanden hatte, gegen ihn gesagt worden. Statt Unmuth zu empfinden, ließ der Angegriffene vielmehr gleich eine launige Rezension des Werkleins drucken, lobte den fleißigen Sammler, wies ihm aber auch noch manche Infektiven nach, die er vergessen hatte, um sie zu einer neuen Auflage beibringen zu können.

J. v. B.